Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 604,773

Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

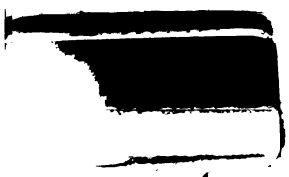
Dr. Armin Kausen

in München.

Digitized by Google

25.9.52 H.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München

Wilhelm Grimme

V. Jahrgang

1908

Digitized by Google

AP
30
.A43
v.5

Digitized by Google

Director's
Liebing
1·11·54
Vols. 5-21

Inhaltsverzeichnis.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge. Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Seite

Der zweite Hardenprozess. — Vom Kriegsschauplatz des Flottenvereins. — Das Habsburgische Bruderreich . . . 3
Das Urteil im Harden-Prozess — Dunkle Punkte am weltpolitischen Himmel . . . 19
Der rote Sonntag. — Wahlrechtskomödie der Freisinnigen. — Der verlassene Keim. — Die Wendung in Marokko . . . 34
Der Skandal von Kassel. — Roerens Rechtfertigung in der II. Instanz. — Parlamentarische dies atri . 50
Delcassé redivivus. — Die Wahlrechtsfrage im Reichstag. — Geschäftigkeit im Blockhause 68
Der Königsmord in Lissabon. — Friedenstauben. — Frhr. v. Stengel als Opfer der Blockpolitik. — Der Hakatismus vor dem Herrenhause 84
Die Entwicklung in Portugal. — Die Anrufung Deutschlands durch die marokkanischen Sultane. — Die Enteignungsvorlage im Preussischen Herrenhause. – Das ruere in servitium auf der Linken . 100
Die Sandschakbahn als Freundschaftsprobe — Französisch-deutsche Zärtlichkeiten Die Kultusdebatte in Preussen — Die Aussichten des Blocks 117
Die guten Katholiken des Liberalismus — Niederlage der Franzosen in Marokko. – Der Sultan als tertius gaudens. — Der neue Finanzsekretär und Staatsminister . . . 130
Des bayerischen Kammerpräsidenten Parlamentsjubiläum. — Hundert Jahre Königliche Post. — Die Enteignungsfrage durchgedrückt. — Wendung in der französischen Marokkopolitik 150
Der Kaiserbrief an Lord Tweedmouth. — Sonstige helle und dunkle Punkte am Welthimmel. — Der Dauernebel im Reich 165
Das europäische Konzert und die Balkanfragen. — Die Lage in Ostasien .— Die innerpolitische Krisis. 184
Das polnische Ragout beim intimen Diner. — Die verbesserte Kolonialpolitik. — Die auswärtige Lage . 200
Ein Presseereignis. — Dreibundfest. — Die mazedonische Frage. — Die Marokkopolitik des Fürsten Bülow. — Tweedmouth und Tower. — Aus dem Blocklager . . . 219
Das Vereinsgesetz durchgedrückt. — Der Prunk in der Politik — Zur auswärtigen Lage 239
Der Sprachenparagraph. — Die Ostereier des Blocks. — Der preussische Landtag. Die Zukunft des Deutschen Flottenvereins. — Fürst Bülow in Rom. — Ein politischer Mord in Galizien 256
Beamtengesetz, Gehaltsvorlagen für Geistliche und Lehrer in Bayern — Der Reichskanzler im Vatikan. Die orientalische Frage 272
Ostsee- und Nordsee-Abkommen. — Italien und die Türkei. — Zur inneren Lage 286
Das Weissbuch der deutschen Schwäche. — Die Aufräumung im Reichstage 304
Das schöne Fest in Wien. — Der Triumph Mulay Hafids in Marokko. — Der vertagte Reichstag . . 321
Marokko in Berlin. — Die kaiserliche Zensur für den Reichstag. — Die preussische Wahlbewegung 337
Unruhe in der hohen Politik. — Mangelhaftes Rechtsverfahren . . . 353
Betriebsstörungen in der Bündnisfabrik. — Die Wahlen in Belgien. — Die Erhöhung der preussischen Kronrente . . . 369
Die Niederlage des Liberalismus in Preussen. — Pfingsten im Auslande 384
Die Trinksprüche von Reval. — Zwanzig Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II. — Der Eintritt des Prinzen von Cumberland in die bayerische Armee 400
Ein warnendes Wort „zur Lage". — Die preussischen Landtagswahlen. — Der „Friede" im Flottenverein 416
Persien und die politische Lage. — Die deutsche Finanzreform. — Die erste Tagung des preussischen Landtags . . . 433
Zweideutigkeit der französischen Politik. — England in Persien und in Mazedonien. — Wieder eine Krisis im Flottenverein 448
Zur internationalen Lage. — Der abgebrochene Eulenburg-Prozess. — Bayerische Gutmütigkeit. — Eine Niederlage der Alldeutschen 481
Die aufgewärmte Verfassung für die Türkei. — Konservative Worte 497
Politische Flitterwochen in der Türkei. — Friedliche Anzeichen. – Blocksorgen 513
Die Eroberung des Luftmeeres. — Rückversicherung beim Zentrum. — Krisen in Konstantinopel . . . 532
Der Düsseldorfer Katholikentag. — Die sozialdemokratische Mainlinie. — Kronberg und Ischl 553
Das Echo der Düsseldorfer Tagung — Noch eine Mainlinie. — Die Niederlage des Franzosenschützlings in Marokko 573
Eine Friedensrede des Deutschen Kaisers. — Marienbad und Marokko 589
Deutschlands Eintreten für Mulay Hafid und die Friedensfrage . . . 606
Marokko und die politische Lage. — Das Vorspiel für die Tagung des Reichstags 627
Der sozialdemokratische Parteitag in Nürnberg. — Die Interparlamentarische Union und sonstige Friedenspfleger . . . 646
Bedenkliche Zwischenfälle im Orient und in Marokko. — Die deutsche Antwortnote. — Ein neuer Vorstoss der Keim-Partei 662
Bulgarien erklärt sich als unabhängiges Königreich. — Der Zwischenfall von Casablanca. — Ministerielle Journalistik 680
Eine gefährliche Woche. — Oesterreich und die nächstbeteiligten Mächte 697
Die Bismarckbüste in der Walhalla. — Noch kein Krieg, aber auch keine Konferenz. — Zur Reichsfinanzreform . . . 713
Der preussische Landtag. — Das englische Gold und die europäische Konferenz 729
Eine Unglückswoche für die deutsche Regierung . . 745
Der grosse Augenblick und das kleine Blockgeschlecht. — Die verpfuschte Casablanca-Sache . . 761
Die schwerste Krisis seit Bestand des Reiches. — Die Präsidentenwahl in Nordamerika 779
Parturiunt montes, renascitur — Bülow. — Die Balkankrisis — Die erste Beratung der Finanzreform 803
Die unsichere Weltlage. — Die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers. — Der Holzkomment in Oesterreich . . . 825
Italien zwischen dem alten und dem neuen Dreibund. — Die Wiederherstellung der Ordnung in Prag. — Der brave Deutsche Reichstag 847
Eine „Kamarilla"? — Die auswärtige Lage. – „Dieser" Reichstag! . . . 872
Die beglückwünschte Türkei. — Dualismus oder Trialismus des Habsburgischen Reiches. — Das verschwindende Kamarillagespenst 892

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

Seite

Ein Jahr vorüber. Bayerischer Rückblick und Ausblick. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . 2
Oesterreich an der Jahreswende. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 4
Aus der Schweizerischen Bundesversammlung. Von Rechtsanwalt Th. Lunke . . . 4
Die Spannung über dem Stillen Ozean. Von Peter Busch 5
Was dem preussischen Justizminister geboten wird. Von Dr Hüllen . . . 6
Nationalliberale Partei und Grossindustrie. Von Redakteur Fehrecke . . . 20
Zur Lage in den Niederlanden 21
† Ministerpräsident Jules de Trooz. Von Peter Wirtz 27
Vom preussischen Landtagswahlrecht. Von Dr. Julius Versen . . . 33
Der Mandatsbesitz der bayer. Zentrumspartei im Lichte der Grossblockidee. Von Dr. M Flemisch, Landtagsabgeordneter . . . 35
Ein nationalliberaler Vorstoss gegen den Deutschen Kaiser Von Redakteur Fehrecke 37
Gegnerische Aufmerksamkeiten für die „Allgemeine Rundschau" Vom Herausgeber 37
Die „Allgemeine Rundschau" und der Flottenverein . 51
Politische Unterrichtskurse Von Georg Buscher . . 52
Ein perfides Denunziantenstück. Von M Braun . . 53
Ungarn u. Kroatien Von Chefredakteur Franz Eckardt 55
Randglossen zur Katastrophe von Kassel. Ein Rückblick und Ausblick. Von Georg H Daub 66
Das Kabinett Schollaert in Belgien. Von Peter Wirtz 69
Kaiserrede eines katholischen Studenten Von cand jur. Otto Hipp . . . 69
Neue Wege in Oesterreich Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 85
Vom bayerischen Landtag. Von N. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 86
Verband katholischer Kriegervereine? Von einem alten preussischen Soldaten 87
Das Ministerium Heemskerk in Holland. Von Pet. Wirtz 120
Vom bayerischen Landtag Von Abgeordneter Osel . 135
Die Sandschakbahn Von Chefredakteur Frz. Eckardt 135
Regierung und Regierungspartei in Baden. Von Redakteur Joseph Schlierf . . . 153
Preussische Orden. Von Dr. J. Versen 154
Krieger- oder Kriechervereine. Von einem früheren Reserveoffizier . . . 163
Opportunität als Richtschnur der Politik. Von Berthold Graf Bernstorff . . . 183
Des Ministerium Beck dritte Aufgabe. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 189
Nochmals der Kaiserbrief. Vor Dr. W Hüllen . . . 202
Der Januskopf des Revisionismus. Von Redakteur Joseph Schlierf . . . 205
Vom bayerischen Landtag. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 218
Die verfehlte Blockspekulation in Baden. Von Redakteur Joseph Schlierf . . . 221
Militärausgleich mit Ungarn. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 221
Vom bayerischen Landtag. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 238
Zur Ehrung Dr. v. Orterers Von F. Wunderl . . . 238
Die Kriegervereinspresse und der „Fall Gröber". Von einem Kriegervereinsmitgliede . . . 261
Der Reichskanzler über die überhandnehmende Unsittlichkeit in Wort und Schrift. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 271
Die Auserwählten. Von Carl von Wartenberg, Oberstleutnant a D. . . . 272
Ein sozialer Minister in Baden. Von Redakteur J. Schlierf 277
Der politische Mord von Lemberg. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 287
Polen, Block und Grundsatztreue. Von Otto Seidl . . 288
Oesterreich-Ungarn zur See. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 302
Der Goethebund präsentiert die Blockrechnung. Von Kurt von Blankenau . . . 303
Deutschlands Fürsten in Wien. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 320
Die „vaterländischen" Arbeitervereine. Von Ernst v. Hartenfels . . . 323
Studententum und Parteipolitik. Von August Nuss 324
Ueberall Krisen in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 335
Vom bayerischen Landtag. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 338
Belgien und der Kongostaat. Von Peter Wirtz . . . 338
Zur Bewegung innerhalb der Kriegervereine. Von Dr. Krueckemeyer . . . 339
Die österreichischen „Gelehrten-Republiken". — Eine ernsthafte Untersuchung. Von Scientificus Austriacus 354
Beeinträchtigungen der Ruthenen im Schulwesen? Von Kasimir v. Konopka, S. J. . . . 355
Student und Parteipolitik. Von Alex Koepchen. — Vom Herausgeber — Von Aug. Nuss 356
Gesta Borussorum. Von Dr. W. Hüllen 368
Nach den Wahlen in Belgien Von Peter Wirtz . . 373
Der französische Offizier und die Deutschen. Von Renard . . . 374
Die preussischen Landtagswahlen. Von Kurt von Blankenau . . . 383
Getäuschte Hoffnungen im Reichslande. — Ein Epilog zur Hohkönigsburgfeier. Von Karl Hänggi 385
Schul- und Lehrerkämpfe in Bayern Von F. Wunderl 386
Antisemitische Streiflichter aus Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 388
Wenn Minderjährige streiken. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 390
Weltmachtpolitik. Von Dr. W. Hüllen 401
Die historisch-ethische Schule in der Nationalökonomie. Zu Gustav Schmollers 70. Geburtstage. Von Dr. jur A. Hättenschwiller . . . 404
Liberaler Byzantinismus. Von Dr. W. Hüllen . . . 415
Polonyi — zum zweitenmal. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 421
Praktische Sozialpädagogik. Von F. Weigl 422
Streiflichter zum Hochschulstreik. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 434
Zum Wahrmundskandal in München. Von Paul Schwerdt . . . 435
Vom bayerischen Landtag Von Abg H. Osel . . . 436
Die dunkle Gefahr. Von Dr. Julius Versen 436
Stahltrust und Staat Von Heinrich Adams 437
Die Ruthenen in Galizien und die Polen in Preussen. Von K. v. Konopka . . . 438
Wird Elsass verloren gehen? Von Friedrich Koch-Breuberg . . . 447
Die Debatte um Schule und Lehrer in Bayern. Von Volksschullehrer F. Wunderl . . . 449
Hochschul-Streiflichter. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 450
Wenn Minderjährige streiken 452
Der deutsch-schweizerische Mehlkrieg und das schweizerische Getreidemonopol Von Rechtsanwalt Lunke 452
Das soziale Studententum. Von Dr Karl Sonnenschein 463
Das akademische Bildungsproblem und die Caritas. Aus einer Studentenversammlung Von cand. philol. Jos. Martin . . . 472
Das protestantische Kaisertum. Von Kurt v. Blankenau 479
Gewerkschaft und Parteipolitik. Von J. Windolph 480
Vom bayerischen Landtag. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 498
Das protestantische Kaisertum. Von einem protestantischen Deutschen . . . 511
Vom bayerischen Landtag. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 512
Direkte Reichssteuern? Von Dr Paul Beusch 514
Die Windthorstbunde marschieren! Von Redakteur Jos. Schlierf . . . 554
Die Liberalen und der bayerische Kultusminister. Von Jos. Geiger, Landtagsabgeordneter 555
Schluss der bayerischen Landtagssession. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 555
Die christlichsoziale Partei der Deutschen Oesterreichs. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 556
Zum Schluss des badischen Landtags. Von Redakteur Joseph Schlierf . . . 576
Das kommunale Wahlrecht der Frauen in Preussen. Von H. Mankowski . . . 577
Zur Kandidatur des Grafen Posadowsky. Ein Briefwechsel. Vom Herausgeber . . . 587
Von Geiseln und von Renegaten. Ein ernstes Wort zur preussischen Polenpolitik. Von Otto Seidl . . 588
Eine agrarische Reichskrise in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 603
Der Streit um das schweizerische Asylrecht. Von Dr. J. Kälin . . . 604
Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform. Von Regierungsrat Karl Speck, Mitglied des Deutschen Reichstags und der Bayerischen Abgeordnetenkammer . . . 625, 645, 663
Das Zentrum und die neue Lage in Elsass-Lothringen. Eine Prognose. Von Chefredakteur Th. Seltz 629

Digitized by Google

Seite

Streiflichter aus Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 648
Zwei wichtige soziale Pflichten der Post. Von Rudolf Lange 650
Ein italienischer Senatspräsident. Von Dr. Jos. Massarette 652
Schonerer und Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 664
Die Tragikomödie Eulenburg. (Brief eines Ausländers) 665
Liberale Uebertrumpfungstaktik. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter 682
Reichslande Bosnien-Herzegowina. Von Chefredakteur Franz Eckardt 695
Noblesse oblige. Zur Charakteristik der liberalen Presse. Von Redakteur Paul Hesslein 696
Ungarns Wahlreform Von Chefredakteur Franz Eckardt, I. Vorgeschichte. II Der jetzige Reichstag. III. Graf Andrassys Entwurf. IV. Die Koalition gegen die Krone 714, 728, 762
Noch einmal der Flottenverein! Von Dr. Julius Versen 715
Zur Münchener Gemeindewahl. Von Oberinspektor Hans Abel 717
Kaiser, Kanzler und — Blockpresse. Vom Herausgeber 743
Das katholische Pfarrbesoldungsgesetz in Preussen unbefriedigend - selbst verletzend. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichtags 744
Zur Nachkommen- und Ehegattenerbschaftssteuer . . 747
Der Riss zwischen der Nation und dem Kaiser. Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter 759
Reichsweinsteuer. Von Wilhelm Haenlein, Weinbergbesitzer 764
Die „öffentliche Meinung" im unentwegten deutschen Liberalismus 768
Und der grosse Moment fand ein kleines Geschlecht? Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter 777
Eine Reminiszenz Vom Herausgeber 778
Zur Lage in Hessen. Von Johannes Wolter 781
Der Entwurf eines Reichsnachlassteuergesetzes Von Frhr. v Pfetten-Ramspau, Mitglied des Reichstags 782
Die Reichsfinanzreform Von Regierungsrat Speck, Mitglied des Reichstags 783, 827
Autokratismus. Von Dr Julius Versen 801
Ist die Kaiserkrisis beendet? Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter 802
Der Regierungswechsel in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 805, 826
Die Wahlen in die Bundesversammlung der Schweiz. Von Th. Lunke, Rechtsanwalt 806
Der Deutsche Kaiser und der König von Preussen. Ein offenes Wort an alle Mitschuldigen der sogen. „Kaiserkrisis". Vom Herausgeber 821
Zur Münchener Gemeindewahl. Von Oberinspektor Hans Abel 828
Franz Joseph I. Von Chefredakteur Franz Eckardt 845
Das militärische Schmiergelderunwesen. Von Dr. W. Hüllen 846
Akademische Vinzenzarbeit Von Dr. Sonnenschein 851
Die Sozialdemokratie und die Dienstbotenbewegung. Von Dr. M. Wagner 894

III. Religiöse und konfessionelle Fragen.

Seite

Religionsgeschichtliche Vorträge. Von Dr. J. Holzner 9
Zum Kampf gegen die antiklerikale Sudelpresse in Italien. Von Dr J. Massarette 37
Nochmals katholische Jugendvereine. Von Dr. Joseph Drammer, Oberpfarrer 45
Der Religionsunterricht in den italienischen Volksschulen. Von Dr. Joseph Massarette 52
Katholisches Gemeinschaftsbewusstsein. Vom Herausgeber 57
Die angeblich neue Lage der katholischen Theologie. Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller 65
Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität Vom Herausgeber — Das Hirtenschreiben des deutschen Episkopats 81
Die Enzyklika Pascendi und die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten. Von Universitätsprofessor Dr. Atzberger 97, 114
Kardinal Richard von Paris. Von G. Rody 101
Die französische Kloster-Milliarde Von Wilh Fromm 102
Katholisches Gemeinschaftsbewusstsein. Von Dr. Alois Wurm 103
Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität. Vom Herausgeber 103
Erteilung der missio canonica an die Lehrer. Von P. Reither 104
Kirche, Liberalismus und akademische „Lehrfreiheit". Vom Herausgeber 113
In eigener und fremder Sache Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis". Von Professor Dr. Karl Braig 148, 164
Merkwürdiges aus dem Lande der Gleichheit, Freiheit und Bruderlichkeit Von Dr Alb. Vogele 153
Die Geistlichkeit und die bevorstehende Wahlbewegung in Frankreich Von Wilhelm Fromm 169
Der Religionsunterricht in den italienischen Elementarschulen. Von Dr. Massarette 170
Hinken wir wieder nach? Von einem Beobachter . . 173
Zum Namensfeste Pius' X. Vorfeier des goldenen Priester-Jubiläums. Von Heinrich Engel 184
Papst-Jubiläums-Feier in Munchen 184
„Placetum regium" in Bayern. Von Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter . . 186
Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Von Nikolaus Follert, Pfarrer 187

Seite

Der Papst und der „Wahrheitssinn" im Modernismus. Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis". Von Professor Dr. Karl Braig 199, 217
Die Münchener Papstjubiläumsfeier. Von F. Wunderl 220
Fünf Fragen an die Männer der Wissenschaft. Von Dr M. Eberhard, Stadtpfarrprediger 240, 258
Christlicher Wunderglaube u. wunderbarer Unglaube. Von P. R. Krause, C. Ss. R. 259
Prof. Wahrmund 262, 275
Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart. Von G. Lindermayr 262
Unwissenheit und Vorurteile vieler gebildeter Katholiken in religiösen und kirchlichen Dingen und Fragen Von Dr. J. Hoffmann 273
Die sachliche Bedeutung der Enzyklika insbesondere für Deutschland. Von Dr. Philipp Kneib, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität Würzburg 276
Soziale Probleme, religiöse Weltanschauung und unsere Studenten. (Ein Studentenbrief mit Anmerkung.) Von Kaplan L. Nieder, stud. cam. . . 288
Katholiken und Deutsche Vereinigung. Von Paul Delbrück 291
Der bayerische Episkopat wider den Modernismus. Vom Herausgeber 301
Zur Inferioritätsfrage, Aphorismen zur Rostschen Broschüre von Dr. Brüning (Trier) 321
Das Papstjubiläum in der deutschen Kolonie Roms Von Dr. Paul Maria Baumgarten 322
Eine Weihegabe für die Dormitionskirche in Jerusalem. Von Dr. Oskar Freiherrn von Lochner . 341
Zur Weiterbildung der Religion Von Dr. A. Strehler 359
Pfingstfeuer. Von Dr. J. Schmidthammer 367
Von Würzburg bis Düsseldorf. Von Dr. Wilh. Maxen 401
Deutscher katholischer Lehrerverband. Von Franz Weigl 402
Die Münchener Tagung der katholischen deutschen Lehrerinnen. Von Anna de Crignis 403
Das Wiener Frintaneum. Von Dr. theol. et phil. Albert Steuner 409
Die Enzyklika Pascendi und der Fortschritt der kath. Theologie Von Prof. Dr. Martin Grabmann 420
Die VII. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul. Von P. R Schaefer, Ss. 423
Wie protestantische Theologen über die katholische Kirche urteilen. Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Von S. Stillger 431
Katholischer Fürsorgeverein. Von Freifrau Freytag-Loringhoven 440
Ueber die Grenzen der akademischen Lehrfreiheit. (Erklärungen des Erzbischofs Dr. von Stein, des Kultusministers Dr von Wehner und des Bischofs Dr. von Henle in der bayer. Reichsratskammer.) 453
Kirche und Intelligenz. Von Dr. M. Eberhard . . . 468
Studenten-Exerzitien Von E. Bernd 475
Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Von S Stillger 482
Die Jugendorganisation in Oesterreich. Von Dr. Th. Grentrup 483
Der Verein vom heiligen Karl Borromäus in den letzten zwölf Jahren. Von Pfarrer Kahlen . . . 487
Ehrliche, aber scharfe Waffen. Von Paul Delbrück 495
Nachklänge zur 18. Generalversammlung des Allgemeinen Cäcilienvereins. Von Prediger Fritz . . .
Einladung zur 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Düsseldorf vom 16. bis 20. August 1908 501
Programm der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Düsseldorf 515
Die verschwundene Kongregationsmilliarde in Frankreich — eine alte Legende. Von Dr. H. Franz . . 516
Russische und andere slawische Volksapologetik. Von Eugen Buchholz 517
Pius X. Von Dr. Mich. Eberhard 530, 551
Reformatio perennis. Von Universitätsprof. Dr. Sägmüller 531
Die christliche Erziehung vom Gesichtspunkte der Güterwelt Von Hofrat Dr Otto Willmann . . . 533
Der Düsseldorfer Katholikentag. Von Kurt von Blankenau 571
Katholikenversammlung und Studententum Von Pfr. Hülster, Redakteur der „Unitas" 572
Katholische Arbeiter in Düsseldorf. Ein Stimmungsbild von Ferd. Metzroth 573
Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Von S. Stillger. 574
Man drehe den Spiess um! Von Dr. Eugen Jäger, Reichs- und Landtagsabgeordneter 575
Staatsform und Katholizismus in Frankreich. Von Albert Dettling 576
Einfache Gedankengänge über Grundsätzliches. Von Paul Delbrück 590
Ein ernstes Wort über katholische Studentenkorporationen in einer heiklen Sache. Von August Nuss 607
Noch einmal die Rückständigkeit des katholischen Volksteils Von P. Steinke 608
Mangel an katholischem Selbstbewusstsein — Ein Wort zur Verbreitung der katholischen Presse. Von Paul Delbrück 628
Katholisches Studententum. Von Universitätsprofessor Dr. G. Hoberg 628
Reformation und Geschichtswissenschaft. Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller 629
Ecce homo. Zum gegenwärtigen Stand der „Christusfrage". Von Dr. J. Holzner 630
Der eucharistische Kongress in London Von Jos. Blotzer, S. J. 643
Das Münchener Gewissen Von Dr. Franz Xaver Hartmann 647
Alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft Von Universitätsprof. Dr Karl Braig . . 649, 665
Religion und Kirche, nicht Politik. — Ein deutliches Wort gegen liberale Falschmünzerei. Vom Herausgeber 659
Mehr Selbstbewusstsein! I. Von Kaplan Clemens II. Von L. Franz 667
Die deutschen Katholiken in London. Von Theodorich Schwabe 668
Nochmals „Das Münchener Gewissen". Vom Herausgeb. 679
Modernismus in der bayerischen protestantischen Landeskirche. Von einem protestantischen Theologen 681

Seite

Eine Turnerhuldigung an Pius X. Von Dr. Jos. Massarette 683
Nochmals die katholischen Studentenkorporationen. Von August Nuss 686
Ein Nach- und Vorspiel zu den österreichischen Hochschulkämpfen. Von Johannes Eckardt . . . 698
Sie haben Angst. Von einem Studentenfreund . . 699
Vom Evangelischen Bunde. Glossen zur Generalversammlung in Braunschweig. Von Abgeordneten Dr. Eugen Jäger 711
Der zweite theologische Hochschulkurs in Freiburg im Breisgau. Von Repetitor Dr Albert Kieser . . 716
Der Sachverstand liberaler Blätter in katholischen Dingen 720
Preussische Kirchenpolitik. Ein Beitrag zur Kölner Kirchengeschichte. Von H. M. Klein 727
Professor Merkles Rede über die katholische Beurteilung des Zeitalters der Aufklärung auf dem internationalen Historikerkongress zu Berlin am 12. Aug. 1908. Besprochen von Dr Adolf Rösch, Ordinariatsassessor und Offizialatsrat 730
Das Gegenstück zur Katholikenversammlung. Von Paul Delbrück 732
Der Akademische Bonifaziusverein. Von Heinrich Stefan 733
Videant consules! Ein Appell an die katholischen Studentenkorporationen. Von Egon Meier, cand phys. und chem. 734
Glühender Hass gegen die katholische Kirche 736
Kardinal Mathieu . Von Albert Dettling 746
Gedanken über den Evangelischen Bund aus Anlass der Braunschweiger Tagung. Von einem deutschen Protestanten 748, 848
Zur Krisis im katholischen Studententum. Von Aug. Nuss 752
Preussische Kirchenpolitik 762
Zur Beurteilung des Aufklärungszeitalters. Erwiderung von Universitätsprofessor Dr. Seb. Merkle. Entgegnung von Dr. A. Rösch 765
Ein Nuntiaturgebäude in München als Jubiläumsgabe für den Hl. Vater 767
Ein sehr starkes Stück gegen das Haus Habsburg. Von einem süddeutschen Protestanten 781
Jubiläumsfeier Pius' X. in Rom. Von Joseph Lortz 807
Die Vereinsamung der christlichen Studentin. Von Maria Norbert 808
Moderner Index der Theologie des Freisinns. Von Martin Probst 828
Eine Heimstätte für die christliche Studentin. Von Frau Ellen Ammann 829
Vereinigung katholischer Studentinnen. Von einem Universitätsprofessor 851
Freistudentenschaft und Weltanschauung 851
Weihnacht. Von Dr. A. Vögele-Schönthal 891
Ein leuchtendes Vorbild echter Toleranz. Von Paulus Wieden 893
„Kämpfe von heute." Von Universitätsprofessor Dr. Karl Braig 895
Die katholische Mission und das Schulwesen in Japan. Von Dr. J. Weig 898
The Catholic Boys Brigade Von Kaplan Drissen . . 899

IV. Allgemeine Kulturfragen, Kunst und Wissenschaft, Literatur.

Seite

Grelle Schlaglichter aus dem „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte". Von einem preuss. Pfarrer 1
Neues aus der Studentenschaft Von cand. med. Alex. Koepchen 7
† Lord Kelvin. Von Ingenieur-Redakteur Karl Hänggi. 8
Amerika als Vorbild öffentlicher Zucht und Sitte. (Nach Prof. Dr. O. Pfleiderer.) 10
Zwei Erklärungen Von Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. und P. Ansgar Pöllmann O. S. B. . . . 11
Innere und äussere Sauberkeit 12
„Landgraf, werde hart!" Im Anschluss an Professor Paulsen von Otto von Erlbach 17
Glossen zum Harden-Prozess. Von Dr. Hüllen . . 18
Stellung und Beruf der Frau in römischen Altertum. Vom Geheimen Regierungsrate Karl Hüfner. 22
Die katholischen Korporationen und der akademische Ehrenschutz. Von Hans Besold 24
Caveant! — Caveant! Ein Mahnwort an die deutsche „Papierwelt" Von J. Hellpart 25
Eine bemerkenswerte literarische Statistik. Von Ferd. Planer 25
Zur Münchener Ausstellung 1908. Von Dr. O. Doering. 26
Vom Büchertisch 28, 77, 108, 138, 193, 209, 226, 247, 280, 296, 312, 690, 766, 834, 853.
Zufluchtsheim des Fürsorgevereins. Von Baronin Freytag-Loringhoven 28
Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe. Von Marie Amelie Freiin von Godin 35, 859
Adam, was hast du aus dem Weibe gemacht? Von O. Jeremias 39
Gemeinsames Land? (Zur Frage des akademischen Ehrenschutzes). Von August Nuss 40
Theologische Novitäten. Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich 41, 517, 669, 689
Bekämpfung des „Schmutzes" mit Rücksicht auf die Jugend. Von F. Weigl 42
Vom Büchertisch. Emmerich von Pfeil: „Ueber den Wassern" 43
Moderne christliche Kunst. (Prof. Gebhard Fugel.) Von Dr. O. Doering 43
Berliner Briefe. Von O. Jeremias 49
Ein Frauenleben der Renaissance. Von Dr. Luzian Pfleger 57
Münchener Kunst. (Winterausstellung der Sezession) Von Dr. O. Doering 58
Altes und Neues aus Tirol. Eine Natur- und Kunstbetrachtung. Von Olga Putz 58

Digitized by Google

Seite

Das prähistorische Erdkastell bei Mayen. Von J. Seb. Hürter . . . 69
Ungehobene Schätze. Von Herm. Herz, Redakteur der „Bücherwelt“ . . . 71
Pädagogisches Interesse an der Bekämpfung der Unsittlichkeit. Von Frz. Weigl . . . 72
Zur Geschichte der sexuellen Pädagogik. Von Universitätsprofessor Dr. Walter . . . 72
Zu den Grundgedanken der Münchener Ausstellung 1908. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter. 74
Die Gerichtspraxis in Fragen der Pornographie. Von Dr. Otto von Erlbach. — Denkwürdige Beratungen des preussischen Abgeordnetenhauses. 88
Alban Stolz. Zu dessen 100. Geburtstag. Von J. M. Schmidinger . . . 91, 104
Ein flammender Weckruf gegen die geschlechtliche Zügellosigkeit. Von Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber . . . 98
Altes und Neues aus der Studentenschaft. Von cand. iur. Joseph Ruby . . . 106
Münchener Kunst. Von Dr. Doering 107, 226, 247, 281, 296, 311, 360, 408, 489
Wichtige Schulfragen in der bayerischen Abgeordnetenkammer. I. Religionsunterricht in der Volksschule. II. Besuch des Schulgottesdienstes. III. Prüfungswesen und geistliche Schulaufsicht. Von Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter . . . 118, 132
Ungehobene Schätze . . . 120
Feldunform. Von einem Offizier . . . 120
Vier Urteile. Ein Beitrag zum Kapitel: Schutz der öffentlichen Sittlichkeit . . . 121
Das Verhältnis des Reiches zur Schule. Von F. Weigl 122
Die Gemälde der Boehle-Ausstellung im Städelschen Institut Frankfurt a. M. Von Wilhelm Haenlein 122
„Studienassessor“ und „Studienreferendar“? Von J. Elmar . . . 123
Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Sektion für Altertumskunde . . . 123
Aus Offiziersgräbern. Ein Weckruf von einem Kameraden . . . 129
Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit? Vom Herausgeber . . . 131
Jl majale nero – Das schwarze Schwein. Der neueste Vorstoss des pornograph. Atheismus. Von Dr. B. Realino-Vero . . . 133
Eingleisige Wissenschaft. Von Dr. Mich. Eberhard 134
Akademische Freiheit. Randglossen zu den Demonstrationen an der Münchener Universität. Von cand. jur. H. Besold . . . 134
Wider den Schmutz. Von F. Weigl . . . 136
Zur Hebung des Standes der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe. Von Karoline Freiin von Raefeldt . . . 139
Zeitungsliteratur. Von Dr. van den Boom . . . 139
Der Gipfel einer laxen Rechtsanwendung. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 147
Die „Akademische Freiheit“ in der bayer. Abgeordnetenkammer. Von Domkapitular Dr. Franz Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter . . . 151
Katholische Studentenkorporationen und katholisches Freistudententum. Von August Nuss . . . 154
Hohe Herren als Jäger. Von W. von Heidenberg . 155
Gegen Schandliteratur und Schandkunst . . . 155
Gedanken und Reflexionen zum 100. Geburtstag des Gottesleugners Dav. Friedr. Strauss. Von Dr. Albert Vögele . . . 166
Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit? Von F. Wunderl . . . 168
Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit? Von Gymnasialprofessor Abr. Böhmlander . . . 168, 190
Der Kampf gegen den Schmutz im badischen Landtag. Von Redakteur Jos. Schlierf . . . 171
Offizierstragödien. Von W. von Heidenberg . . . 172
Das Schmiergelderunwesen im Handelsgewerbe. Von Fritz Wächter . . . 173
Pädagogische Neuerscheinungen Von Franz Weigl 192
„Wahrmund.“ Von Chefredakteur Franz Eckardt 202
Besetzung der Schuldeputation. Rede von Justizrat Hermann Kausen, Stadtverordneter in Köln . . . 204
Anteilnahme des Akademikers an der öffentlichen und privaten Armenpflege. Von H. Schmitz, Referendar . . . 206
Ein hochaktueller künstlerischer Tendenzroman. Besprochen von E. M. Hamann . . . 207
Alarmrufe Von F. Weigl . . . 209
Gedanken über Afrikas Zukunft. Von P. Cyrillus Wehrmeister, O. S. B. . . . 222
Ein Buch über modernstes Christentum. Von Dr. J. Holzner . . . 223
Ehebruch und dessen Strafverfolgung. Von einem ostpreussischen Landwehroffizier . . . 224
Die Telegraphie von Bildern Von Ingenieur Redakteur Karl Hänggi . . . 226
Erneuerung des Studententums. Von Dr. Jos. Holzner 237
Psychiater-Unfug. Von Dr W. Hüllen . . . 241
Praktische Betätigung christlicher Erziehungswissenschaft. Von F. Weigl . . . 242
Paul Beckerts Gemälde „Soziale Versöhnung“. Von Dr. Hans Schmidkunz . . . 242
„Studienassessor“ und „Studienreferendar“. Von Dr. F. Webner . . . 244
Wichtige Tontafelfunde in Kleinasien. Von Dr. Heyes 244
Journalistenlos und öffentliche Meinung. Von Dr. van Riedt . . . 245
Zum Kampf gegen den Schmutz. Ein Schritt zur Besserung. Von Jos. Schlierf . . . 246
Dekorationswesen. Von Dr. Julius Versen . . . 277
Zu den Vorgängen in Rom. Von Dr. Jos. Massarette 278
Dienstboten und Theater. Ein Beitrag zur Dienstbotenfrage von Mary Croonlein . . . 279
Fürst Eulenburg moralisch gerichtet. V. Herausgeb. 285
Allerlei von der Kunst. Von H. Osel, Landtagsabgeordneter . . . 290
Die Görres-Gesellschaft in Bayern. Von Dr. Hans Ros) 292

Seite

„Ueber den Wassern.“ Eine Besprechung von Dr. A. Lohr . . . 294
Rechtspflege da unten und da oben! Von Dr. W. Hüllen 305
Die Görres-Gesellschaft in Bayern. Von Generalsekretär Dr. Cardauns . . . 305
Freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten. Von Prof. Dr. Sägmüller . . . 306
Kommiss-Jargon. (Ein alter Soldat.) . . . 306
Wohnungsfrage und Arbeiterschaft Von Redakteur Fehrenke . . . 307
Katholisches Studententum und Zentrumspartei. Von cand. med. Alex. Koepchen . . . 308
Helen Keilers „Optimismus“. Von Dr. Georg Wunderle 309
Bildende Kunst an den Gymnasien. Von Dr. Schlittenbauer . . . 311
„Sachverständige“ in Unsittlichkeitsprozessen . . . 324
„Selbstherrlichkeit.“ Von Anna de Crignis . . . 325
Ein Beirat für die Theaterzensur in München. Von Dr Otto von Erlbach . . . 326
Englische Wohltätigkeit. Von Theodorich Schwabe. (Bernard Shaw und das Almosen. — Der Mayor von London in Deutschland. — Das Deutsche Hospital. — Einwanderung. — Arme Kinder.) . . 326
Knabengärtnerei Von K. Fellner . . . 328
Bedingte Verurteilung oder bedingte Begnadigung? Eine Frage der Jugendfürsorge. Von Justizrat Wilh. Brüll . . . 340
Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Von Hans Eschelbach . . . 342
P. Theodosius Florentini zu dessen 100. Geburtstag (23 Mai). Von M Kully . . . 343, 359
Zur Eröffnung der „Ausstellung München 1908“. Von Karl Jordan . . . 344
Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 351
Erweichung des Rechtsgefühls Von Dr. W. Hüllen 354
Wolken im Hochgebirge Von Dr Joseph Herbeck 361
Schulradikalismus und Deutscher Lehrerverein. Von F. Wunderl . . . 370
Bühne und Moral Geharnischte Glossen. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 371
Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt. Von Dr. O. Doering . . . 374
François Coppée †. Von P W. de la Porte . . . 375
Duellzwang. Von Dr. Julius Versen . . . 387
Der internationale Anti-Pornographen-Kongress in Paris. Von Wilh. Fromm . . . 390
Zum Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Von Dr. Otto von Erbach . . . 390
Emil Zola. Von P Jordan, Ord. S. Aug. . . . 405
Die Heimarbeitsausstellung in Frankfurt a. M. Von Dr. O. Doering . . . 406
Walchenseeprojekt und Heimatschutz Von B. Eberl 407
Ein ernstes Wort Von einem Studenten . . . 408
Vom Büchertisch. Deutsche Papst-Hymne . . . 409
Wilhelm von Oranien und Kaiser Wilhelms Rede in Wiesbaden. Von Abg Dr. Eugen Jaeger . . . 418
Die Freiheit der Wissenschaft. Von Jul. Seiler, S. J. 419
Vom Büchertisch: Die Staatsbürger-Bibliothek. (Dr. van den Boom) . . . 423
Heil vom Hause Scherl? Von Hermann Herz . . . 439
Ein kräftiges Wort zur rechten Zeit! Von P. Steinke. 453
Allerlei Belletristika. Von E. M Hamann. (D. 455, 484
Münchener Kunst Von Dr. O. Doering. (Sommerausstellung der Sezession. — Die historische Ausstellung des Städtischen Museums) . . . 456
Mahnworte an die Studierenden. (Aus einer akademischen Vorlesung.) Von Universitätsprofessor Dr. Karl Weyman . . . 465
Glaubensgebundenheit und Charakterfestigkeit. Von Universitätsprofessor Dr. L. Atzberger . . . 467
Akademikerkongresse eine „Forderung des Tages“? Von Universitätsprofessor Dr. E Lindl . . . 469
Unsere Stellung zum Zweikampf. Von cand. med. Alex. Koepchen . . . 469
Studententum und Frauenwelt. Von August Nuss 471
Student und Wirtschaftsleben. Zon Dr. F. Graf Degenfeld . . . 472
Persönlichkeitsideal und Korporation. Von Franz Nauen, stud. phil. . . . 472
Studentisches aus dem 4 Jahrhundert. Von Pfr. A. Hülster, Redakteur der „Unitas“ . . . 473
Die Studentenkunst-Ausstellung in Stuttgart. Von Dr. O. Doering . . . 474
Wie amüsiert sich die „moderne“ akademische Jugend? Von P. Reither . . . 474
„Unser“ Konversationslexikon. Von J. B. Hauser. 475
Die Ausstellung München 1908. Von Dr. O. Doering 485, 595, 670
Für Deutschland beschämend . . . 487
Akademische Zeitfragen . . . 496
Entgleisungen in studentischen Zeitschriften. Von einem Alten Herrn einer katholisch studentischen Korporation . . . 498
Woher die öffentliche Unsittlichkeit? Von Dr. Hch. Weertz, Köln . . . 499
Zur Fra Angelico-Forschung. Von Joh. Aufhauser 500
Neue pädagogische Literatur. Von Franz Weigl . 502
Münchener Kunst. (Die Jahresausstellung im Glaspalast.) Von Dr. O. Doering . . . 502
Unterseebote. Von H. Mankowski . . . 503
Natur und Kultur der deutschen Moore. Von Rektor Sander . . . 503, 522
Kunstnotizen. Von Dr. O. Doering . . . 504
Poetisches, Kritisches, Biographisches. Von E. M. Hamann . . . 520
Der Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit . . . 521
Vivat Academia . . . ? Von einem Burschen einer österreichischen katholischen Verbindung . . . 534
Hohe Ziele! Ein Mahnruf an die kath. Studentenschaft von Diakon B. Eberl . . . 535
François Coppés religiöser Entwicklungsgang. Eine Studie von Theodorich Schwabe . . . 535
Düsseldorf Von Joseph Schneiders . . . 537
Gegen „moderne“ Pornokunst. (Reden der Abgg. Frhr. von Freyberg und Osel im bayer. Landtage. — Schlusswort von Otto von Erlbach) . . . 538

Seite

Zur Frauenfrage. Von Helene Pagés . . . 539
Kirchliche Kunst. Von Dr. O. Doering . . . 540, 562
Das neue katholische kirchliche Handbuch. (P. Conzen) . . . 544
Moderne Naturwissenschaft und christliche Weltanschauung. Von Dr. Th. Grentrup . . . 558
Kritik? Von P. M. Hamann . . . 559
Sittliche Niedertracht in „Theatern“. Von P. Reither. 560
Ein Buch für alle Gebildeten. Von Dr. Michael Eberhard . . . 561
Vernichtet — und doch Sieger! Zur Fernfahrt Zeppelins nach Mainz. Von Redakteur-Ingenieur Karl Hänggi . . . 563
„Unser“ Lexikon . . . 564
Gedanken über Ziel und Grenze der Volksbildungsbestrebungen. Von Herm. Herz . . . 578
Verdiente Vorkämpfer gegen den sittlichen Schmutz 579
E. M. Hamann. Von M. Esereth . . . 579
Auch etwas von der Ausstellung München 1908. Von Anton Maier . . . 580
Schulze-Delitzsch. Zur Feier seines 100. Geburtstages (29 Aug.). Von Nik. Kuhn . . . 581
Ein anderes Hauptübel unserer Zeit. Von R. Salis 591
Sonderbare Sittenrichter. (Aus dem Sumpfe der Grossstadt.) I Von P. Reither. II. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 594
Die politische Strömung und Graf L. N. Tolstoi. Von Dr. Konstantin Staub . . . 597, 612
Sittliche Niedertracht in „Theatern“. Von P. Reither 598
Jugendvereinigungen und Heeresdienst. Von einem Landwehroffizier . . . 607
Provinzpresse und Volksbildungsbestrebungen. Kritische Betrachtungen von Georg H. Daub . . . 609
Heilerziehung und Unsittlichkeit. Von F. Weigl. 610
Grossstadtmilieu und Geschmacksverwilderung. Von Hans Besold . . . 611
Die Dachauer Jubiläumsausstellung. Von Dr. O. Doering . . . 613
Der Niedergang der deutschen Sittlichkeit. (Urteile der Presse und Stimmen aus dem Leserkreise.) . 631
Provinzial-Heide- und Moorkultur-Ausstellung zu Osnabrück. Von A. Sander . . . 635
Vom Büchertisch: „Natur und Kultur“ . . . 636
Die Südpolarexpedition Charcot. Von Albert Dettling 652
Die Ausstellung München 1908. Von Dr. O. Doering. III. . . . 653
Kirchliche Kunst. Von Felix Hinzen . . . 671
Rücksichtsloses Einschreiten gegen sittliches Aergernis. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 684
Zum gewerblichen Frieden. Von Dr. N. Brem, Landessekretär des Kath. Volksvereins . . . 685
Neue Gemälde für den Deutschen Reichstag. Von Dr. O. Doering . . . 688
Die Heilmittel des Ahrtales . . . 690
Ein erfolgreicher Protest gegen die Nacktdarstellungen. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 700
Schutz der Jugend vor Schundliteratur und Schundkunst . . . 701
Zur Bekämpfung der Schundliteratur. Von Roman Albert Mell . . . 702
Die deutsche organisierte Abstinenzbewegung in Frankfurt a. M. Von Redakteur Fehrecke . . . 703
Ein Buch für ernste Menschen. Von H. Weinand. 704
Vom Büchertisch: Der Guckkasten . . . 704
Die Erziehung unserer Mütter. Von Helene Pagés. 718
Gegen Schmutzliteratur und Schmutzkunst . . . 719
Aus der Lehrerinnenwelt. Von Anna de Crignis. . 720
Christ und Bühne . . . 720
Die Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz. Von Dr O. Doering . . . 721
Ein Wort zur freistudentischen Bewegung. Von cand. jur. Joseph Ruby . . . 735
Gegen den Missbrauch postlagernder Briefe . . . 736
Die ehemaligen „Scharfrichter“ hoffähig? . . . 737
Zur Alkoholfrage. Von Felix Singer . . . 750
Studentische Gemeinschaftsarbeit. Von Dr. Hermann Bolzau . . . 751
Christliche Kunst Von Dr O. Doering . . . 753
Die liberale Presse und der Kampf gegen die Schmutzliteratur und Schmutzkunst . . . 767
Sexuelle Massenaufklärung. Randglossen zu Prof. Forels Wandervorträgen. Von P. Reither . . . 768
Die Inferioren. Eine Harlekinade aus dem „literarischen“ München. Von Kunz Hartung . . . 769
Das traurigste Kapitel der Kulturgeschichte von heute. Von F. Weigl . . . 784
Kontraste. Ein offenes Wort zur Schulfrage Von H Morin, Kgl Gymnasialprofessor . . . 785
Weihnachtsbücherschau 1908 Vom Herausgeber mit Unterstützung fachkund Mitarbeiter 787, 811, 851, 855. 877
Buntes vom Büchertische Von E. M. Hamann 789, 830
Die sogenannte „Deutsche Wacht“. Vom Herausgeb. 809
Wedekinds „Frühlings Erwachen“ auf öffentlicher Bühne. Von Franz Weigl . . . 810
Der heilige Kampf gegen den Geist der Unzucht. Von Redakteur J. Rix . . . 823
Handel-Mazzettis „Deutsches Recht“. Von Johannes Eckardt . . . 830
Volksbühne Von Dr. Hermann Dimmler . . . 850
Neue Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst. Von Dr O Doering . . . 852
Vom Büchertisch: Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. (M Freimund) . . . 853
Schundliteratur und Jugendkriminalität. Von Rechtspraktikant Otto Hipp . . . 854
Ein Blaubuch zum Schutze öffentlicher Sittlichkeit. Von J. B. Cowley . . . 869
Eine italienische Hochschule in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 871
Bundesrat Joseph Zemp †. Von Th. Lunke, Rechtsanwalt . . . 873
Germania docet. Auch ein Wo tüber „Nacktkultur“. Von Dr. Otto von Erlbach . . . 874
Eduard von Wölfflin †. Ein Wort der Erinnerung. Von Professor Dr. Carl Weyman . . . 874
Christliche Kunst. Neue Werke von Gebhard Fugel. Von Dr. O. Doering . . . 875
Wartburg-Weihnacht. Von Herm. Binder . . . 879

Digitized by Google

Seite
Eine Stichprobe, die Bände spricht 880
Vom Büchertisch: M. Herbert, Volksgeschichten. (M. Freimund.) Gnade und Natur. (Dr. H. Weertz.) Das Kinderbilderbuch (A Rolf) 880
Ein sensationeller Bilderfälschungsprozess. Von Kunz Hartung 881
Ausstellung französischer Gemälde Von Dr. O. Doering 882
Nachlese der Weihnachtbücherschau 896
Vom Büchertisch: Eliud. Roman aus der Zeit Christi von Friedrich Koch-Breuberg. (E. M. Hamann) . 899

V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

Seite
Der neue Kurs. Von Nanny Lambrecht 11
Italienische Reiseeindrücke. Von Gymnasialdirektor Dr. Cramer 12, 26
Zu spät. Erzählung L. von Rafael 75, 92
Der allweise Kritiker. Eine launige Epistel. Von Ansgar Albing 137
Sein Rosenmontag. Skizze von Anton Krieger . . 137
Das alte Lied. Von Georg Heydkamp 156
Gebrochenes Eis. Von Maria Freiin von Perfall . 193
Lang, lang ist's her. Skizze von K. von Ilmenau 224
Der letzte deutsche Florentiner. Von M. Herbert 225
Satans Lachen. Von Anna von Krane 246
Ostern Von Arno von Walden 256
Späte Ostern tragen Blumenkränze. Skizze von R. Fabri de Fabris 264
Eine Stunde mit P. Malinowski. Von Marie Amelie Freiin von Godin 279
Der Sonderling Von Joseph Schneiders 293
Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche. Gesammelt von P. Wg M Ibler 293
Abendandacht. Von F. Rosenberger 310
Der Lenz. Eine Skizze von Maria Freiin v. Perfall. 328
Irmingard. Skizze von Marie Amelie Freiin von Godin 376
Der Wiener Festzug zum Kaiserjubiläum Von Dr. Viktor Naumann 417
Die tote Hand. Von Nanny Lambrech 440
Aphorismen 471
Der Meineidhof. Nach dem Leben erzählt. Von Georg Heinrich Daub 487
Willkommen am Rhein! (Zur 55. Deutschen Katholikenversammlung in Düsseldorf vom 16. bis 20. August 1908.) Von Dr. Ed. Hüsgen 529
Die Friedensglocken. Von François Coppée. Uebersetzt von P. Wg. M. Ibler 613
Der Felsen. Legende von Anna Freiin von Krane 633
Jubelgold. Von Dr. Mich. Eberhard 624
Königin Wilhelmina. Von Dr Grenzmann . . . 651
Ein ewiges Licht am Grabe Dantes. Von Dr. L. Krapp. 687
Bismarcks Einzug in die Walhalla. Von Dr. O. Doering 714
Der Tod des Bajazzo. Skizze von Marie Amelie Freiin von Godin 722
Aphorismen. Von Johannes Mayrhofer 871
Vox clamantis. Von J v. Solm 896
Bei den Opiatki. Weihnachtskizze aus Galizien. Von W. Beck 900
Christnacht. Von Otto Eltermann 901

VI. Poesie.

Seite
Winterklage. Von Franz Hintermayer 7
Gott. Von Arno v. Walden 8
Winterabend. Von Hans Besold 22
Draussen liegt das Land. Von Hedwig Albrecht . 24
In der Dämmerung trautem Schweigen. Von Eugenie Taufkirch 25
Tiefer Schmerz. Von Hans Besold 37
Am Abend. Von Eugen Mack 39
Marchenglaube. Von Fritz Theissen 43
Meine Heide im Schnee. Von Eugenie Taufkirch . 55
Glücksgärtlein. Von M. Herbert 56
Winternebel Von Hans Besold 57
Wintervision. Von Fritz Flinterhoff 71
Entsagung. Von Joseph Schneiders 72
Der Liebe Macht. Von O. Frauenfelder 83
Winterlandschaft. Von Hans Besold 85
Das Marchen. Von Fritz Flinterhoff 104
Dante-Reminiszenzen. 1. Die Neidischen. 2. Tantaliden. Von M Herbert 106
Heimkehr. Von M. Herbert 119
Winterstürme. Von Hans Besold 122
Fastnacht. Von Fritz Flinterhoff 136
Winter im Pärke. Von Hans Besold 137
Erinnerung. Von Anna Wahl 153
Die gesprungene Schale. (Sully Prudhomme, Le vase brisé.) Von Heinrich Jos. Brühl 156
Sehnsucht. Von Karl Junger 168
Vorfrühling. Von Laurenz Kiesgen 170
Mutterglück. Von Fritz Theissen 172
An das Meer. Von L. Rafael 19
Das Glück. Von Fr. Theissen 191
An die Jungfrau Von Seb. Wieser 203
Kahnfahrt in Venedig. Von Arno von Walden . . 205
Mutterschritt. Von M. Hiemenz 206
Mein Kind. Von Fritz Theissen 223
Schon wieder. Von Karl Jünger 225
Mein Erbe. Von Franz Eichert 226
Das Brot. Aus Verdagers Eucharistischen Liedern. Ein Versuch in deutschem Reim von Bernhard Schuler 242
Palmsonntag. Von M. Herbert 244
Klage. Von R. Liegert 245
Am Gardasee. Von Arno von Walden 247
In der Osternacht. Von Josefine Moos 258
Frühling. Von M Herbert 261
Gottes Garten Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. 264
Veilchen. Von Ferdinand Eckert 278
Schmerzen und Liebe. Von Otto Dietenberger . . 279
Die Tröster. Von M. Herbert 291
Der Kirschbaum. Von Friedr. Carlshausen . . . 305
Johannes Fastenrath. Von Hans Eschelbach . . . 307
Maienminne Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. . 308
Heidefrühling. Von Eugenie Taufkirch 309
Lied. Von J. Saller 311
Im Frühling. Von Josefine Moos 323
Frühlingsfreud! Von Seb. Wieser 326
Das tote Vögelein. Von Fritz Theissen 328
Terzett. Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. . . 329
Mai. Von Eugenie Taufkirch 340
Maiennacht. Von Fritz Flinterhoff 348
Christus in Judäa Von Arno von Walden 352
Gott schuf das All! Von Fritz Decker 358
Im Mai. Von Hans Besold 359
Schlafende Lieder. Von B Wöhrmüller 360
Aus der Liebe Wunderland. Von Anna de Crignis 370
Waldeszauber. Von J. Moos 373
Abendfriede. Von Joseph Borst 374
Himmels-Pfingsten. Von Eugen Mack 376
Juninächte. Von Hans Besold 386
Das Leben. Von B. Wöhrmüller, O. S. B. 389
Sonnenlied. Von Leo van Heemstede 403
Frau Nachtigall. Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. 404
Zu Jesus im heiligen Sakrament. Aus Verdagers Eucharistischen Liedern. Ein Versuch in deutschem Reim von Bernhard Schuler 407
Meine Lieder. Von Hans Besold 408
Unter der alten Linde. Von Fritz Theissen . . . 420
Am Wasserfall. Von Josefine Moos 421
Einsamkeit. Von M Hiemenz 422
Schäumende Bäche. Von P. Timotheus Kranich, O.S.B. 423
Mittagfeier. Von P. Timotheus Kranich 438
Sonnenuntergang. Von Hans Besold 439
Die Lebenskrone Von Anna von Krane 440
Juli. Von M. Herbert 455
Julinächte. Von Fritz Flinterhoff 456
Papstlied deutscher Studenten. Von Fritz Flinterhoff 469
Studentenabschied. Von Karl Jünger 470
Versuchung. Von Dr. Hermann Meyer 471
Juli. Von Ernst Thrasolt 482
Türkenbund Von M. Herbert 485
Nachtbild. Von P. Timotheus Kranich 486
Wanderweise. Von Hans Besold 498
Das Lied der Sommernacht. Von P. Timotheus Kranich, O S.B. 501
Die Neideck. Von Th. Metzger 502
Um Menschen sieh' ich! Von Daria Lante 516
Waldeinsamkeit. Von Ernst Thrasolt 520
An den Rhein. Von Fritz Flinterhoff 533
Beati pauperes. Von B. Wöhrmüller, O.S.B. . . . 534
Was ich liebe. Von Josefine Moos 560
Mein Wunsch. Von Anna v. Krane 561
Vertrau dem Herrn! Von Georg Sedelmayr 579
Gewitterschwüle. Von Th. Singolt 581
Lied eines fahrenden Sangers. Von Hubert Nolden 582
Heidestück Von J Saller 593
Sommersonne. Von Eugenie Taufkirch 595
Abend in Beuron. Von Thekla Schneider 597
Heilung. Von Franz Eichert 611
Herbst Von Dr Lorenz Krapp 613
Wandern. Von Fritz Theissen 614
Zum Papstjubiläum. Von Arno v Walden 626
Septembernächte. Von Hans Besold 630
Gnade. Von Thekla Schneider 635
Heimweh. Von Franz Kichert 649
Einsam. Von Th. Singolt 652
Herbst ehnen Von Theo Rossel 653
Alter Schlossgarten. Von M. Herbert 670
Im Herbst. Von Fritz Flinterhoff 683
Maria-Laach. Von M. Klis 687
Dunkle Stunden. Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. 690
Herbststimmung Von Hans Besold 702
Die Georgine. Von Anna von Krane 702
An der Pforte Italiens. Von Arno v. Walden . . . 704
Herbst. Von G. Wittmann 712
Hörst du der armen Seelen Füsse. Von M. Herbert 716
Herbst. Von Fr. Kraus 718
Allerseelentag. Von Hans Besold 730
Zu den Toten will ich geh'n Von Wolfgang Hupf 733
Bergfriedhof. Von Eugenie Taufkirch 735
Herbst in Italien. Von Dr Lorenz Krapp 750
Morgenrot im Herbst. Von Fritz Flinterhoff . . . 751
Herbst im Hag. Von Hans Besold 752
Vergänglichkeit. Von Th. Singolt 754
Spatherbst. Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. . . 760
Spatherbstrosen. Von Frenz Lehner 768
November. Von Pia Carmena 769
November. Von Wolfgang Hupf 785
Stille Tage. Von Arno v. Walden 789
November. Von Gust. A. W. Flaig 790
Nebeltag. Von Anna von Krane 806
Kaminfeuer. Von P. Timotheus Kranich, O. S. B . 809
Immaculata. (Zum 8. Dezember.) Von Eugen Mack 824
Müde vom Spiel. Von Anna v. Krane 829
Gottes Sterne. Von Franz Wulf 853
Vision aus Shakespeare Von Arno von Walden . 855
Vorbei. Von Alhart Graf Preysing 879
Neue Rosen werden blüh'n. Von Wilhelm Gries . . 880
Herzenswinter. Von Joseph Floitgraf 881
Weihnachtgebet. Von Anna von Krane 892
Stille Nacht, heilige Nacht. Von Hans Besold . . . 896
Weihenacht. Von M. Herbert 898

VII. Bühnen- und Musikrundschau.

Wochenbericht von L. G. Oberlaender 13, 29, 45, 61, 77, 93, 109, 124, 140, 157, 174, 193, 209, 228, 248, 266, 281, 296, 312, 329, 345, 361, 377, 392, 409, 424, 441, 457, 489, 504, 523, 541, 564, 582, 598, 614 636, 651, 671, 690, 705, 722, 738, 753 770, 790, 813, 834, 858, 882, 903.
Aus dem Kölner Theater- und Musikleben. Von Professor Hermann Kipper 393, 458, 636, 706, 790,
Rheinische Festspiele. Von Joseph Schneiders (Düsseldorf) 490
Felix Weingartners „Golgatha". Von Hans Besold 294

VIII. Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Von M. Weber, München.

Wochenbericht 14, 30, 46, 62, 78, 94, 110, 125, 141, 158, 175, 194, 210, 228, 249, 266, 281, 297, 313, 330, 346, 362, 378, 394, 410, 425, 442, 458, 490, 504, 523, 541, 564, 583, 598, 615, 637, 655, 672, 691, 706, 723, 739, 755, 771, 791, 814, 835, 859, 883, 904.
Die neuen preussischen und deutschen Reichsanleihen. Von M. Weber 249

IX. Aus ungedruckten Witzblättern.

Seite
„Pater" Paasche. Von Satir. — Le beau monde. Von Ansgar Albing 13
An Satyr. Von W. Elos. — Dem „flotten" Keim ins Album Von Faust. — Blockprogramm u. Parteigrundsatz. Von Bruno Fröhlich 28
Das Grab in Kassel. Von Platen redivivus. — Ovation oder Rebellion — „wie's trefft". Von Fustis. — Die nationalliberale Partei in Preussen. Zur Beruhigung überängstlicher freisinniger Wähler. Die Wiedereinführung der Prügelstrafe. Von Rigoletto. 60
Politische Gespräche Berliner Jungens. Von Faust — Konservativ-freisinnige Fusion. — Die Staatsregierung kann alles. Von Rigoletto 76
Meister Bülows Monolog am Wurstkessel. — Politische Definitionen. — Vornehme Skandalchronik. — Stachel-Aphorismen 108
Marokko! (Ridens.) — Vom Auto (Dr. Weer) 124
Weltpolitik (Ridens). — Reichspost (Dr. Weer). — Eine grässliche Geschichte (Ansgar Albing) 140
Ins Stammbuch der „Jugend" (Otto). — Zwiefach Mass (Reeber). — Der neue Reichsschatzsekretär (Spund). — Polnisches: August Pawelczyk. — Suum cuique (Dr. Weer). — Nasi (Ridens) 157
Aus der physikalischen Chemie des Liberalismus (Ansgar Albing). — Des Schatzsekretärs Klage (Dr. Weer). — Stammbuchverse. An unseren lieben Blockkanzler (Faust). — Erlkönig redivivus. (Weer II.) 174
Der Block (Georg Heydkamp) 209
Finis (Jos. Wach). — Müller-Meiningen (Gg. Heydkamp). — An unsern Gröber (Faust). — Die Teilung der Finanzen (B. Mésange) 226
Zur Enteignungsfrage (Qualmus). — „Bescheidene Mittel" (Georg Heydkamp) 248
Hohe Auszeichnung (Badenia). — Armer Freisinn (Georg Heydkamp) 265
Aus den Briefgeheimnissen eines „freisinnigen" Reichstagsabgeordneten (Ex pago Mosellae) 281
Blockbrüder 296
Neues aus dem Blocklande (Mosellanus). — Nur keine Memoiren (Faust) 312
Aenderung der Reichsverfassung (Rigoletto). — Teufelsdienst (Muck) 345
Der Deutschen Vereinigung ins Stammbuch (Faust) 361
Die höchste Kunst (Rigoletto). — Momentbild aus dem preussischen Wahlkampf (Bull). — Das neueste Münchener Vexierbild (Bernd) 377
Der „Humor" im preussischen Wahlkampfe (Bull). — Preussischer Blocktriumphgesang (Rigoletto). — Algecirasakte (Ridens) 394
Liberales Blockgebet (Quintus). — Aus dem politischen Wörterbuch (Faust) 409
Verbrüderung (Ridens) 424
Der Hochschulstreik in Oesterreich (Perkeo) 441
Ein Rat für die „freiheitlichen" Grazer und Innsbrucker Studentlein! (Perkeo) 457
Oesterreichisches Studentenlied (Ridens) 475
An Eulenburg, den „verlogenen" Kerl" (Misereor). — Das Zauberwort (Pafft) 489
Die Klage der blutigen Rosa (Ridens) 564
Der beleidigte Freisinn (Ridens). — Eine Aktiengesellschaft zur Verteidigung bedrohter Volksrechte (Rigoletto) 582
Zehn Gebote für die Genossen (Ridens) 636
Bernhard, der trauernde Luftschiffer. Von Onkel Nolte 671
Der freie Eulenburg. (Ridens.) — Die hohe Polizei in Tirol. (August.) 689
Der Evangelische Bund in Braunschweig. Ein Zwiegespräch (J. Kellhaus.) — Balkanisches. (Ridens.) 704
Der verhinderte Reichskanzler. (Rigoletto.) — Der unentwegte Franzose. (Ridens.) 753
Aus Neu-Byzanz — Der Sündenbock. (Rigoletto.) — Die gute Reichsfinanzreform (Ridens.) 769
Bernhard, mir graut vor dir! (Perkeo.) 813
Die Ueberfälle auf die deutschen Studenten in Prag. (Ridens.) 834
Das schlechte Gewissen als Spekulationsobjekt. (Rigoletto.) — Bundesgenosse Italiano. (Ridens.) — Aus einer süddeutschen Professoren-Gewerkschaft. (Amarus) 904

X. Echo aus dem Leserkreis.

Seite
Schutz der Jugend vor Schundliteratur und Schundkunst Ein Brief für Eine und für Alle. — Die „Deutsche Juristen-Zeitung" und „Das freie Wort" 752
Freiherr von Stein, Luther und Städtefreiheit . . 813
Der Deutsche Kaiser und der König von Preussen. — Der Schmutzhandel schädigt Deutschlands Ansehen im Auslande. — Mehr Selbstbewusstsein und Selbstachtung. — Die „Deutsche Juristen-Zeitung" und das „Freie Wort". 853
Schmiergelderunwesen beim Militär 876
Der Reichskanzler und die preussische Städteordnung. — Zur Frage der Nachlasssteuer 897

Digitized by Google

J. von Heckel
Kgl. bayer. hof.
Blumenfabrik
München.

Weihnachts-Ausstellung
im Detailgeschäft
Maximilianstr. 43
gegenüber dem Königlichen Hoftheater.

AUGUST BUCHNER, MÜNCHEN
Kunst- und Handelsgärtnerei
Theresienstrasse 92
durch Umnumerierung der Theresienstrasse
jetzt **Theresienstrasse 86.**
Blumenladen: Wittelsbacherplatz 2.
Gartenplastik: Louisenstrasse 58.

Als Weihnachtsgeschenk empfiehlt
Moselwein
zum Preise von 80 Pfennig bis zu 2 Mark fass- und flaschenweise.
Spezialität: Kinheimer. — Versand an Unbekannte gegen Nachnahme.
Peter Joseph Pohl, Weingutsbesitzer, Kinheim (Mosel).

Katholische, streng religiöse französische Dame mit 2 Töchtern nimmt aus humanitären Gründen mehrere schwachbegabte junge Mädchen aus kathol. Familien in treue gute Pflege. Gefl. Briefe erbeten an **Madame Ramet** 61 rue de la post Verte **Candebec les Elbeuf** S. Infr.

Wer geistig arbeitet,

der setzt sich leicht der Ueberanstrengung mit allen ihren schlimmen Folgen aus, wenn er nicht nach richtiger Methode zuWerke geht. Der eine muss sich riesig plagen, um das zu meistern, was der andere ich spielend aneignet. Dann gibt es viele, welche wohl rasch einprägen, aber auch wieder rasch vergessen. Die allermeisten aber wenden viel mehr Zeit und Mühe für ihre Arbeit auf, als eigentlich notwendig wäre. Wenn die Geistesarbeiter zuerst alle ihre Fähigkeiten, die Beobachtungsgabe, die Konzentration usw. sorgfältig entwickeln und ausbilden würden, dann würde ihre Arbeit nicht nur viel flotter von statten gehen, sondern sie würde auch in ihrer Qualität ungeheuer gewinnen. Betrachten Sie die vielen Tausende und Abertausende von Wörtern der verschiedenen Sprachen und Sie sehen, wie viele Verbindungsmöglichkeiten sich durch verschiedenartige Zusammenstellung von nur 25 Buchstaben ergeben, betrachten Sie die Millionen verschiedener Melodien, die aus ein paar Dutzend Noten geschaffen worden sind, und dann werden Sie eine kleine Ahnung von der fabelhaften Zahl der Verbindungsmöglichkeiten bekommen, die sich aus den vielen Tausenden von Eindrücken und Begriffen ergeben, welche in unserem Gehirn aufgespeichert sind. Was anderes ist ein Genie als ein Geist, der im richtigen Augenblicke die richtigen Ideen herausgreift und in Verbindung bringt. Und andere vermögen das nicht, weil ihr Wissen nicht geordnet und nicht jederzeit ihnen so lebhaft gegenwärtig ist, dass sie nur zugreifen brauchen. Wie Sie Ihr Wissen am sichersten ausbauen, ordnen und stets gegenwärtig halten können, zeigt Ihnen am besten Poehlmanns Gedächtnislehre, wie das von Tausenden von Anhängern bestätigt wird. Poehlmanns Gedächtnislehre ist keine Spielerei, sondern eine Lehre, aus der jeder, gleichviel welchen Alters und Standes er sein mag, etwas lernen kann, eine Lehre, welche nicht von vornherein Unmöglichkeiten fordert, sondern Sie ganz stufenweise zum Erfolg führt. — Verlangen Sie Prospekt (kostenlos) von

L. Poehlmann, Prannerstrasse 13, **München C 130.** Poehlmanns Gedächtnislehre wurde ausgezeichet mit: **1 Ehrenkreuz, 3 Grand Prix, 5 Goldenen Medaillen.**

Das seelen- u. gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums m. wundervollem Orgelton. Katalog gratis. **Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.** Illustr Prospekte auch über den neuen **„Harmonista"** Spielapparat mit dem jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.

V. staatl. Kellerkontrolleur untersucht
Weiss- u. Rotwein 70 Pf.
pr. Ltr. u. pr. Flasche mit Glas. Extra schön. Fäss. v. 50 Ltr Kist. v. 12 Fl. an. Probekiste 6 weiss 6 rot. Weingut Eduard de Waal & Sohn, Coblenz 194.

Neu erschienen: Des
Weißen Sonntags Himmelsglück.
Festgabe zur ersten heiligen Kommunion.
Von Cordula Peregrina.
Mit bischöfl. Approbation.
Eleg. Geschenkb. m. Goldschn. ℳ 3.20, sowie in billiger Ausgabe ℳ 2.—
Diese herrliche Poesie ist unstreitig eines der schönsten und praktischsten Geschenke für Kommunionkinder und behält dauernden Wert.
Verlag von **Jos. Thum,** Kevelaer.

Verlag von Jos. Thum in Kevelaer.

Soeben neu erschienen:
J. H. Schütz: **Moderne Phrasen** oder
Wie verteidigt sich der Katholik gegen die modernen Vorwürfe?
26 Kapitel behandeln u. a.:
Rückständigkeit, Index, Intoleranz, Zeitschäden, Wunder, Modernismus, Cölibat, Beichte, Ordensleute usw.
Mit bischöfl. Gutheißung.
Preis nur ℳ 1.25; elegant gebd. ℳ 2.—.

Soeben ist erschienen:
Am großen Ehrentag!
Bekehrungen u. Erzählungen für Kommunionkinder u. Firmlinge von **Emmy Giehrl** (Tante Emmy).
Preis in eleg. Leinenband ℳ 1.50
Hiermit bietet Tante Emmy den Erstkommunikanten ein Geschenkbuch, empfunden mit dem Kindergemüt und geschrieben für das Kindergemüt. Ihr Eltern, leset den Kindern daraus vor, das ist erziehlich im besten Sinne.
Verlag von **Jos. Thum,** Kevelaer.

Digitized by Google

Schwert und Schild.

Schwert und Schild ist der Name eines sehr beachtenswerten neuen Kriegsspieles, das gänzlich verschieden von allen anderen sogenannten Kriegsspielen, wie von allen anderen Spielen überhaupt, sich durch seine Eigenart und Einfachheit auszeichnet. Es ist **viel leichter** zu erlernen als **Schach**, zum mindesten **nicht schwieriger** als Salta, Halma und ähnliche Brettspiele, dabei aber **nie schablonenhaft** wie diese und **vielseitiger als alle vorhandenen Spiele.**

Schwert und Schild ist **absolut modern**, wenn auch nicht in **dem** Sinne wie die „ebenso unterhaltenden wie lehrreichen" **Zeppelin-Spiele** und ähnliche aktuell-spekulative Aufwärmungen der nicht gerade geistreichen **Renn- und Reisespiele.**

Schwert und Schild ist modern, indem es nicht mit groben Typen und Schablonen arbeitet, sondern mit der denkbar größten Verfeinerung und Detaillierung. Gegründet auf die zwei „ewigen" Möglichkeiten der Kriegführung — **Einschließung** des Gegners und Ueberwindung desselben im **Kampfe** — verzichtet es darauf, die Spieler auf Schachbrettregeln festzulegen, überhäuft aber anderseits nicht die Anfänger mit einer verwirrenden Menge von Regeln, wie dies bei anderen Spielen, z. B. bei Alpina der Fall ist.

Mit den einfachsten, selbstverständlichsten Regeln beginnend, führt es die Spieler Schritt für Schritt, ebenfalls mit Regeln, die sich von Stufe zu Stufe mit Notwendigkeit, sozusagen von selbst ergeben, durch eine Reihe von Spielarten zu einer endlichen Entwicklung, die als nahezu **volle Angleichung an die Wirklichkeit** des Kriegs bezeichnet werden kann. Dabei bildet fast jede Spielart für sich ein abgeschlossenes Spiel mit unbegrenzter Fülle der Möglichkeiten. Zwischen die aufsteigenden Spielarten sind „Ruhepunkte" eingeworfen, die besonders dem **kindlichen** Empfinden zusagen. Und auch **Erwachsene**, die das Spiel bis zum Ende durchgeprobt und gelernt haben, werden gerne ab und zu wieder zu den einfachsten Varianten zurückkehren.

Schwert und Schild als Krieg **zu Land** kann in **vierzehn** verschiedenen Spielarten gespielt werden, von denen die sechs ersten in der z. Zt. durch die Firma A. Huber, München, Neuthurmstraße, auf den Markt gebrachten **Ausgabe I** enthalten sind. **Ausgabe I** — obwohl nur sozusagen die **„Elementarschule"** des schließlich auf den Krieg zu Land **und zur See** sich ausdehnenden Spieles — bietet **für sich allein** schon **mehr Anregung** für Jung und Alt als **sämtliche bisherige Spiele. Schach scheidet dabei aus**; denn es ist weniger Spiel als Kunst; es nimmt unter allen Spielen eine **Sonderstellung** ein, die ihm Schwert und Schild nicht streitig machen kann noch will.

Schwert und Schild ist ein wirkliches **Spiel** für Jung und Alt, ein Spiel, das **zum Denken** anregt wie kein zweites, ohne je seinen Charakter als **Spiel** zu verlieren.

Es ist — immer von Schach abgesehen! — ungleich feiner und logischer als **alle** anderen Spiele und bei aller Einfachheit unerschöpflich reich an Anregungen. Unzweifelhaft die interessanteste Spielneuheit, die jemals auf den Markt kam, erscheint Schwert und Schild bei seinem ausgesprochen modernen Charakter dazu berufen, das Spiel der Zukunft zu werden. Wie Schwert und Schild in seinen ersten Varianten Kindern riesigen Spaß bereitet, bietet es in seinen schwierigeren Spielarten Erwachsenen eine Quelle edler Zerstreuung; es ist für Kinder wie Erwachsene zugleich ein Universalspiel, das sich im Fluge die Welt erobern wird.

Das neue „fröhliche Kriegsspiel", das eine ebenso originelle wie willkommene Gabe für Jung und Alt bildet, ist zum Preise von 3.— und 4.— Mark in allen einschlägigen Geschäften oder direkt durch die Firma **A. Huber, München, Neuthurmstraße,** zu beziehen.

Digitized by Google

· Das wertvollste Geschenk für jeden Gebildeten ·

Herders Konversations-Lexikon

· Dritte Auflage · Acht Bände · Reich illustriert ·

In schönen, soliden Halbfranzbänden *M* 100.—,
in feinen Prachteinbänden *M* 128.—.
Hübsches Wandregal in Eiche *M* 18.—, in Nußbaum *M* 20.—

Gegen bequeme Ratenzahlungen (von M 3.— an monatlich) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Prospekte kostenfrei von der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau
Berlin · Karlsruhe · München · Straßburg · Wien · St Louis, Mo.

Alle Vorteile
der *Brille* und des *Kneifers*
vereinigt in sich

Wolffs Optofix Pince-nez

D. R.-Patent angemeldet.

Dieses sehr elegante und äusserst dauerhafte Pince-nez hat sich aufs beste bewährt. Es hält fest und beinahe drucklos auf jeder Nase und kann wie andere Kneifer bequem auf- und abgesetzt werden. Die Gläser stehen jedoch exakt und stabil vor den Augen, wie bei sorgfältig gearbeiteten Brillen. — Allein zu haben in der

Optisch-okulistischen Anstalt
von JOSEF RODENSTOCK, G. m. b. H.
München
Bayerstr. 3

Verordnung genau passender Gläser für jedermann kostenfrei.

Preisliste mit Anerkennungen und Anleitung zur schriftlichen Bestellung gratis.

Zweiganstalten:
Charlottenburg Joachimsthalerstrasse 44
Berlin W. Leipzigerstrasse 101—102.

Wissen Sie! Was wir schenken!
„Exportus"Sitzauflage a. Filz f. Sessel, Stühle, Schemel in Contore u. Privat, verhüt. Glänzendw. u. Durchscheuern d. Kleidg. Tausende i. Gebrauch. Prosp. fr. Preis M. 1.50—8.—
Carl G. A. Peters, Magdeburg 15.

Eifeler Blütenhonig
seit Jahren als vorzüglich anerkannt und beliebt, garantiert naturrein, versendet 4 Pfunddose *M* 4.50, 9 Pfunddose *M* 9.—, franko gegen Nachnahme.
Pfarrer A. Kalt im, Vorsitzender d. Imkervereins, Meyerode, Post St. Vith, Eifel.

Heidelbeerwein
(garant. naturrein) liefert in Fässern von ca. 20 Liter aufwärts zu 40 Pf. per Liter. In Literflaschen per Flasche 55 Pf. (Probepostpaket von 3 3/4 Literflaschen M. 2.40 franko.) Alles gegen Nachnahme. **Hans Kandler jr., Schaching-Deggendorf.**

Ohne Vorausbezahlung
und ohne Nachnahme versenden wir zur Ansicht und Prüfung unsere Colonia-Fahrräder. Vollkommenstes und preiswertestes Rad. Billige Räder schon von 52 Mark an. Ferner empfehlen Fahrradzubehörteile, Colonia-Nähmaschin., Musikinstrumente, photograph. Apparate, Uhren, Waffen etc. Man verlange Katalog.
Colonia-Fahrrad- u. Maschin.-Gesellschaft in Cöln No. 64

Wir bitten unsere verehrten Leser, bei den Weihnachtseinkäufen die in unserer Wochenschrift inserierenden Firmen zu berücksichtigen. — Aber man vergesse auch nicht, bei Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

26000 × 28 = 728000!

Spannend

und interessant muss die Zeitung sein, für welche, wie es bei der Kölnischen Volkszeitung der Fall ist,
26000 Bezieher
im Jahre M. 728000 Bezugsgelder
aufwenden.
Haben Sie die K. V. bis jetzt noch nicht kennen gelernt?
Dann verlangen Sie 14 Tage lang kostenfrei Probe-Nummern. Sie werden dieselbe dann auch nicht mehr missen können.
Verlag der Kölnischen Volkszeitung und Handelsblatt Köln a. Rh., Marzellenstrasse 37—43.

Vornehmer Erwerb für Damen erster Kreise. Sehr lohnend in jeder Stadt. Offert. unter H. V. 24 a. d. „Allg. Rundsch." München.

Bestellzettel

für das I. Quartal 1909 der

„Allgemeinen Rundschau"

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber und Verleger:
Dr. Armin Kausen in München.

Ausschneiden! Ausschneiden! Ausschneiden!

Digitized by Google

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München

Aktiva. **Bilanz am 30. September 1908.** **Passiva.**

	M.	₰		M.	₰
Grunderwerb	3,278,407	53	Aktien-Kapital	9,300,000	—
Gebäude	5,251,047	93	4 % Schuldverschreibungen	4,740,000	—
Maschinen	364,111	14	Hypotheken auf der Mathäserbrauerei	1,816,859	87
Inventar	890,977	79	Hypotheken auf Wirtschaftsanwesen	6,230,333	09
Neubauten	57,367	61	Gesetzlicher Reservefonds	4,831,393	27
Vorräte	2,362,212	49	Spezial-Reservefonds	1,906,071	95
Aussenstände	1,134,138	69	Delkredere-Reserve	800,000	—
Kassa	287,743	75	Reserve f. Gebühren-Aequivalente	87,808	50
Wechsel	79,601	74	Reserve f. Arbeiterwohnungen	100,000	—
Effekten	2,166,600	45	Reserve f. Neubauten	350,000	—
Bankguthaben	3,4[illegible]8,243	57	Reserve f. Beamten-Pensionsversicherung	49,798	88
Hauptzollamt und Magistrat	157,964	30	Arbeiter-Pensions- u. Unterstützungskasse	1,063,931	07
Wirtschaftsanwesen und Grundbesitz	9,720.408	74	Desgl. der Mathäserbrauerei	40,035	06
Ausw. Ausschank-Einricht.	211,621	59	Kautionen und Einlagen	1,766,699	97
Hyp.-Darlehen und sonstige Debitoren	8,218,280	59	Malzaufschlag und diverse Kreditoren	1,136,248	19
			Nicht erhobene Dividenden	820	—
			Schuldverschreibungs-Zinsen	63,260	—
Aval-Konto	328,673	—	Aval-Konto	328,673	—
			Gewinn- und Verlust-Konto:		
			Bruttogewinn M. 3,196,794.33		
			Uebertrag a. d. Vorjahre „ 493.526 11		
			M. 3,690,320.44		
			ab: statut. Abschreibung „ 304,852.38	3,385,468	06
	37,997,400	91		37,997,400	91

In der heute stattgehabten General-Versammlung ist auf Grund des Rechnungsabschlusses vom 30. September 1908 die Verteilung einer Gesamt-Dividende von 20 % beschlossen und deren sofortige Auszahlung genehmigt worden.

Es wird demgemäss von heute an

der Dividende-Coupon Nr. 36 unserer Aktien I. Emission mit M. 60.—
„ „ „ „ 21 „ „ II. „ „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 14 „ „ III. „ „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 9 „ „ IV. „ „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 8 „ „ V. „ „ „ „ 240.—
und „ „ „ „ 2 „ „ VI. „ „ „ „ 240.—

bei der **Bayerischen Vereinsbank in München**

und dem **Bankhause Anton Kohn in Nürnberg**

zur Einlösung gelangen.

München, 17. Dezember 1908.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

F. Mildner. Düll.

Ein herrliches Gebetbuch, das durch seinen engen Anschluß an die kirchliche Liturgie auch den Laien immer mehr mit dem reichen Gebetsschatz der Kirche vertraut macht und so zu den vorzüglichsten Gebetbüchern für katholische Christen gerechnet werden darf, ist

Schotts Meßbuch

der heiligen Kirche (geb. M 3.30 und höer). Der Text ist teils lateinisch mit deutscher Uebersetzung, teils nur deutsch. Eine gekürzte Ausgabe, die nur die Meßgebete für Sonn- und Festtage enthält, ist unter dem Titel „**Oremus**“ (geb. M 2.— und höher) erschienen. In Partien bezogen beide Bücher noch billiger.

Verlag von Herder in Freiburg.

Ia. Harzer

100 nur M. 2.50, versendet franko Nachnahme **G. Schnell, Guben N.-L.**

Goldwaren- & Uhren-

Kauft man nur bei **Jacob** SENIOR

BERLIN 141 Friedenstr.

weil billiger als irgendwo

Ratenzahlung

Kein Preisaufschlag.

Illustrirte KATALOGE

überallhin portofrei

Bestellzettel.

Für das I. Quartal 1909 bestellt:

(Name): .....

Exemplar	Titel	Bezugszeit	Betrag	Zustellgeb.
	Allgemeine Rundschau Wochenschrift für Politik und Kultur in München. (Bayer. Postverzeichnis Nr. 13) – (Reichspostverz. an alphab. Stelle.) — (Oesterr.-ung. Zeitungspreisverzeichn. Nr. 101 a.)	für das I. Quartal 1909	M. 2.40	M. 0.12

Quittung. Obige M. ..... ₰ wurden heute richtig bezahlt.

190 .

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag ein überaus zeitgemässer Mahnruf an das katholische Volk:

Im Kampfe gegen die Unsittlichkeit

Hirtenbrief

der am Grabe des hl. Bonifatius zu Fulda versammelten Erzbischöfe und Bischöfe vom 12. August 1908.

In Heftform, broschiert, 20 Seiten mit zwei Bildern nach Schraudolph und Commans, Gebetbuchformat 8½×12½ cm.

50 Stück M 2,75; 100 Stück M 4,—; 300 Stück M 10,50; 500 Stück M. 16,—; 1000 Stück M. 30,—.

Größere Partien billiger.

Zur Massenverbreitung durch den hochw. Klerus sowie kirchl. und sozial-charitative Vereine sehr geeignet.

B. Kühlen's Kunstverlag in M.Gladbach.

Digitized by Google

Isidor Bach

Spezialhaus I. Ranges
f. fertige Herrenkleidung

Sendlingerstr. 5 □ München □ Sendlingerstr. 5

Schlafröcke aus Double-Velours in grau und braun Mk. 17.— bis Mk. 36.—
aus Phantasiestoffen m. Tuch oder Cordelbes. „ 26.— „ „ 40.—
aus Kamelhaarstoffen m. Seide oder Cordel „ 36.— „ „ 48.—

Morgenröcke aus Double oder Velours mit Cordelgarnierung Mk. 13.— „ „ 36.—
aus Kamelhaarstoffen m. Agraffenverschnürung „ 30.— „ „ 45.—

Samtsaccos a. blauem, braunem u. schwarz. Velvetcord Mk. 27.— bis Mk. 32.—

Hausjoppen aus grauem Loden mit u. ohne Futter Mk. 9.— bis Mk. 24.—

Katalog auf Wunsch gratis und franko.

Abonnements-Einladung

auf die in der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg i. Br.** erscheinenden Zeitschriften:

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter.

Jahrgang 1909. (76. und 77. Band.) Alle fünf Wochen erscheint ein Heft (gr. 8°). Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. — Preis bei Bezug durch die Post oder den Buchhandel für den Band (5 Hefte) *M* 5.40, für den Jahrgang (10 Hefte) *M* 10.80

Die „Stimmen aus Maria-Laach" bringen als populärwissenschaftliche Rundschau über die wichtigeren Fragen und Erscheinungen auf allen Gebieten des Lebens und Wissens verläßliche Orientierung. Klare Begriffe, gesunde, fertige Lebensanschauung, feste Grundsätze, die ganze Folgerichtigkeit gereifter Denker darzubieten — alles erwärmt und belebt von herzhaftem Christenglauben, von ehrlicher katholischer Ueberzeugung —, das ist seit vier Jahrzehnten der „Stimmen" Ziel. — Probeheft kostenfrei vom Verlag.

Literarische Rundschau für das **katholische Deutschland.** Herausgegeben von Dr **Jos. Sauer**, Professor an der Universität Freiburg i. Br. 35. Jahrgang: 1909. — Monatlich eine Nummer. — Preis bei Bezug durch die Post und den Buchhandel für den Jahrgang *M* 10.—

Berücksichtigt alle Wissensgebiete und will so den Gebildeten ein möglichst zuverlässiges Bild von dem regen wissenschaftlichen Leben der Gegenwart vermitteln.

Biblische Zeitschrift. In Verbindnng mit der Redaktion der ›Bibl. Studien‹ herausgegeben von Dr **Joh Göttsberger,** Professor der alttest. Exegese an der Universität München, und Dr **Jos. Sickenberger,** Professor der neutest. Exegese an der Universität Breslau. VII. Jahrgang: 1909.

Jährlich 4 Hefte im Umfang von je 7 Bogen gr. 8°. Preis bei Bezug durch den Buchhandel für den Jahrgang *M* 12.—; einzelne Hefte *M* 3.—

Alois Dallmayr

Hoflieferant
Dienerstrasse 15 **München** Dienerstrasse 15

Nürnberger Lebkuchen

von **F. G. Metzger,** kgl. bayer. Hoflebkuchenfabrik, Nürnberg.

Extrafeine runde Lebkuchen in eleg. Schachteln, 6 Stück sortiert enthaltend.
Große Blechschachtel per Schachtel Mk. 1.70
„ Pappschachtel „ „ „ 1.60
Kleine „ „ „ 1.10

Extrafeine viereckige Lebkuchen in eleganten rundeckigen Blechdosen 6 Stück sortiert enthaltend per Dose Mk. 1.—

		Nr. 6	Nr. 8—
Extrafeine Elisen-Lebkuchen	per Paket à 6 Stück	Mk. —.80	Mk. 1.—
„ Makronen-	„ „ „ à 6 „	„ —.80	„ 1.—
„ Vanille-	„ „ „ à 6 „	„ —.80	„ 1.—
„ Schokolade-	„ „ „ à 6 „	„ —.80	„ 1.—
„ Haßelnuß-	„ „ „ à 6 „	„ —.80	„ 1.—

Feinste Lebkuchen in Paketen à 6 Stück

	Nr.	2	3	4
fst. weiße auf Oblaten per Paket	Mk.	—.25	—.33	—.45
	Nr.	5	6	8	10
fst. braune dickgemandelte „ „	Mk.	—.60	—.80	1.—	1.20
	Nr.	11	12	15	18
fst. glasierte Basler „ „	Mk.	1.50	1.80	2.10	2.40

dieselben in Paketen à 3 Stück . . . . Nr. 24 Mk. 1.80
feinste Magenkuchen in Paketen à 6 Stück . . . . „ 10 „ 1.20
Feinste, reichverzierte große Lebkuchen in eleganten Kartons, sowie Geschenkkistchen mit diversen Sorten Lebkuchen in geschmackvoller Ausstattung je nach Größe.

Feine Nürnberger Plätzchen

Feinste Makronenplätzchen . . . . . per Pfd. Mk. 1.60
„ große Gewürzplätzchen . . . . . „ „ „ 1.—
„ glasierte Pflastersteine . . . . . „ „ „ 1.—
„ Spitzkugeln m. Schokolade-Ueberzug „ „ „ 1.—
Feinstes Nürnberger Allerlei . . . . . „ „ „ 1.—

Vorhänge

Moderne Mull- und Leinenvorhänge, Stores, Rouleaux

∴ **Brise-bise** etc. ∴

Billigste Preise. — Grösste Auswahl.

Gardinen-Spezial-Geschäft

Conrad Müller, München,
Rindermarkt 6.

A. Bachmair, Glockengiesserei, ERDING,

fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. ☐ Langjährige Garantie. Billigste Preise. ☐ Kostenvoranschläge gratis und franko.

Digitized by Google

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Arens, B., S. J., Die selige Julie Billiart, Stifterin der Genossenschaft Unserer Lieben Frau, und ihr Werk. Mit 35 Abbildungen. 8° (XII u. 544) ℳ 5.—; geb. in Leinw. ℳ 6.— Julie Billiart ist eine Heilige unserer Zeit und für unsere Zeit. In ihr steht eine große Katechetin vor uns, die Stifterin einer höchst segensreich wirkenden Genossenschaft.

Schleininger, N., S. J., Die Bildung des jungen Predigers nach einem leichten und vollständigen Stufengange. Ein Leitfaden zum Gebrauche für Seminarien. Neu bearbeitet von K. Rade, S. J. Sechste Auflage. 8° (XX u. 428) ℳ 3 60; geb. in Halbfranz ℳ 5.—

„Die Vortrefflichkeit dieses Leitfadens hat sich hinlänglich bewährt."
(Anzeiger f. d. kath. Geistl. Deutschlands 1906, Nr. 9, über die 5. Aufl.)

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Junfermannsche Buchhandlung Paderborn.

Albert Pape. Editore Pontificio.

Die **Verlagsbuchhandlung** erbittet Angebote geeigneter Manuskripte für eigenen und Kommissionsverlag und sichert gute Honorierung, entsprechende Ausstattung und energischen Vertrieb zu.

Die **Sortimentsbuchhandlung** empfiehlt sich zur prompten Lieferung der gesamten Literatur des In- und Auslandes.

Die **Buchdruckerei,** modern eingerichtet, empfiehlt sich zur Herstellung v Werken, Zeitschriften, sowie von Drucksachen privater und geschäftlicl Natur. Kostenanschläge bereitwilligst.

20000 Geistlichen, Juristen, Aerzten, Lehrern, Studierenden usw. liefern wir auf laufendes Konto ohne Anzahlung und ohne Preiserhöhung **alle Bücher** gegen Monatszahlungen von 3—5 Mark. **Friedr. Kratz & Cie., Stolkgasse 49. Aelteste katholische Versandbuchhandlung Kölns.**

Priorato dulce (süsser Priorswein).

Es gibt keinen besseren, ***preiswerteren,*** *natürlichen Stärkungswein für Blutarme und Genesende als den köstlichen, roten, angenehm süssen* ***Priorato dulce,*** *der auf den sonnendurchglühten Felsenbergen der alten Karthäuser Priorei (span. Priorato), zwischen* ***Ebro*** *und* ***Francoli*** *unweit* ***Tarragonas*** *wächst. —* ***Priorato seco*** *dagegen ist als voller Tischwein zu empfehlen.* ***Priorato dulce*** *1/8 Pipe (57 1/2 Ltr.) 43 M.* ***Priorato seco*** *1/8 Pipe 40 M.* ***Valdepenas*** *und* ***Sauternes*** *(leichte und feine Tischweine) 1/8 Pipe 33 M., alles frei Hamburg exkl. Zoll.* ***Messwein*** *mit erzbischöflichem Beglaubigungsattest, dem feinsten* ***Tokayer*** *gleich, dem* ***schwächsten Magen*** *wohlbekömmlich, 62 Ltr. 45 bis 60 M. Preislisten über* ***ganz alten Portwein, Sherry, Lacrimae, Madeira, Malaga*** *etc. franko.* ***Naturreinheit garantiert.*** *Verzollung in Hamburg. Zahlung in Deutschland. Fassniederlage in Duderstadt, Gropenmarkt 29.*

Franz Fromm, *San Gervasio-Barcelona Spanien.*
Vereidigter Messweinlieferant.

Einbanddecken

für den V. Jahrgang der „Allgemeinen Rundschau"

sind **direkt von der Geschäftsstelle** der „Allgemeinen Rundschau", München, Galeriestr. 35a, Gartenhaus und auf dem **Buchhandelswege zu beziehen.** Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. — Die **Sammelmappen** [mit 3 Klappen] dienen zur Aufnahme eines ganzes Jahrganges.

Preis der Einbanddecken Mk. **1.25,** der Sammelmappen Mk. **1.50** pro Exemplar.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu **Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche** anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** u. a m. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. Stück (20 m lang), Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** durch die guten Leinengewebe.

Steingräber Flügel u. Pianos

MÜNCHEN, Theatinerstrasse 16.

Flügel und Pianinos

in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler. Zahlungserleichterungen.

Vermietungen. — Stimmungen.

Ueber 15,000 Instrumente im Gebrauch.

Glasmalerei und Kunstverglasung

Gerhard Küsters, Paderborn i. W.

Ein hübsches Weihnachtsgeschenk

ist in schöner Packung ein **echter China-Tee,** hochfeine **Qualität** zu bekannt billigen Preisen. **Kein Laden!** **Franz Klein,** Tee-Import, **München Frühlingstrasse 13/I.**

NB. Bestellungen per Postkarte werden prompt ausgeführt.

Jeder Vater,

der seinem Sohne Taschengeld gibt, kaufe ihm eine **Privatbuchführung** mit 11 Konten, die zwei Jahre ausreicht. Höchst praktisch und übersichtlich! Preis 1 M., grösser 2.50 M. Handelslehrer Rehse, Hannover 6.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 1. München, 4. Januar 1908 V. Jahrgang.

An die Freunde der Allgemeinen Rundschau.

Der Herausgeber ist allen, welche ihm bei der Werbung neuer Abonnenten auf irgend eine Weise, sei es durch persönliche Empfehlung, sei es durch Einsendung von Adressen, hilfreich zur Seite stehen, zu herzlichstem Danke verpflichtet und bringt diesen Dank um so lieber zu öffentlichem Ausdruck, als der neue Jahrgang nach allen bisherigen Anzeichen den Abonnentenstand der „Allgemeinen Rundschau" wieder um einen kräftigen Ruck vorwärts bringt. Infolge einer Anregung aus dem Leserkreise wurden jedem ersten Hefte des neuen Jahrganges je zwei Exemplare der Abonnementseinladung (nebst Bestellschein) beigefügt. Wer diese losen Blätter an geeignete Personen aus seinem Freundes- und Bekanntenkreise verteilt, macht sich um die weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" sehr verdient. Kein Baum fällt auf den ersten Streich. Wer heute noch nicht abonniert, kommt vielleicht später um so sicherer. Für Bestellungen auf dem Buchhandelswege möge der Bestellzettel handschriftlich abgeändert werden.

Grelle Schlaglichter

aus dem „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte".

Von einem preußischen Pfarrer.

Wie der Reichskanzler unlängst im Reichstag versicherte, soll es mit der Sittlichkeit bei Zivil und Militär ganz gut stehen — mit wenigen Ausnahmen. Fürst Bülow mag vielleicht, aber nur vielleicht, recht haben, wenn nur das verboten ist, was in dem neuerdings zu so trauriger Berühmtheit gelangten „§ 175" steht. Aber es gibt noch ein anderes Gesetz, das sechste Gebot des Dekalogs. Danach gibt's noch andere und schwere Sünden und Laster, und ist auch das verboten, was man „Verkehr mit Weibern" heißt.

Ein Offizier sagte mir vor nicht sehr langer Zeit, es gebe nach seiner Ueberzeugung unter manchem Offizierskorps kaum einen, der darin intakt sei. Das glaube ich nun gerade nicht. Ich kenne mehr als einen, bei dem das nicht zutrifft, aber ich glaube auch, daß es nicht zu viele sind. Ich getrau mir nicht zu sagen: unter hundert zehn. Selten hat ein Offizier so viel Charakterstärke wie jener Protestant, der sich dem Rennsport vollständig widmete, um nie Zeit zu haben für „Saufgelage" und „Weiber". Wenn von absolut zuverlässigen Gewährsleuten (genauere Angaben stehen zu Diensten) erzählt wird, daß die Kriegsschüler einer Stadt, also angehende Offiziere, in der kurzen freien Zeit am Abend jeweils truppweise bei einer gewissen Person eilig verkehrten, und ein junger Leutnant seinen Untergebenen anriet, sich ein Dienstmädel zu halten und nicht zu den sog. Weibern zu gehen wegen der Ansteckung, so darf man sich nicht wundern, daß in einer kleinen Garnisonstadt einmal am zweiten Weihnachtstage (!) die Bude eines Bordellhalters geschlossen werden mußte, nicht weil keine (gemeinen) Soldaten mehr kamen, sondern weil die Weiber erschöpft waren. Daß Stubenälteste ihre jungen Rekruten vielfach in gewisse Animierkneipen führen, ist bekannt. Es ist zwar, wie manches andere auch, verboten, aber eine Anzeige riskiert nicht leicht einer; denn wer solche Dinge zur Bestrafung meldet, gilt als bigotter, prüder Heuchler und Stänker. Was liegt auch daran?

Daß manche Soldaten tapfer brav bleiben, dafür ein Beispiel. Ein Herr in Berlin ging vor einiger Zeit nachts ½1 Uhr von einer Vereinssitzung nach Hause. In der Nähe der Kaserne sah er, wie ein Soldat einem älteren Herrn eine Mords-Ohrfeige gab, daß der Alte über die ganze Straße torkelte. Er fragte, was denn los sei, und erfuhr von dem Soldaten, daß er dem alten Sünder Antwort gegeben habe auf eine unverschämte Anfrage. Bravo! kann man da nur sagen.

Im allgemeinen halten die jungen Offiziere namentlich diesen Verkehr für eine ganz natürliche, selbstverständliche, notwendige Sache, für ihr gutes Recht, und sprechen darüber als über ganz gleichgültige Dinge, ohne im mindesten zu erröten oder sich zu schämen. Von einem süddeutschen Kadettenkorps wird berichtet, daß bei den älteren Jahrgängen der Dienst der Venus in Wort und Tat so sehr zum „guten Ton" gehört, daß jeder Versuch einer Gegenströmung boykottiert werden würde. Völlig unverdorben bleibe kaum ein einziger.

Und von dem einen Verbotenen geht's zum anderen, bis schließlich die übersättigte Leidenschaft manchmal zu jenen Perversitäten führt, von denen die Welt in letzter Zeit so Skandalöses erfahren hat. Ist der sechste Paragraph des Dekalogs in seiner Gesamtheit nicht mehr gültig, sollte er es dann sein, wenn ein Teil davon in § 175 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches verboten ist? Mit welchem Rechte verbietet das irdische Gesetz etwas, wenn das göttliche dazu kein Recht hat? Ich glaube aber, daß es beim Militär nicht viel schlimmer steht als in vielen sogenannten gebildeten — denn daher kommt das Uebel — Zivilkreisen, besonders akademisch gebildeten Zirkeln.

Wer liest denn hauptsächlich „Simplicissimus" und „Jugend" und „La beauté de la femme" usw.? Aus welchen Lesezimmern sind entschieden christlich gefärbte Zeitschriften und Zeitungen absolut exkommuniziert, mehr selbst als der „Vorwärts"? In welchen Stadtgegenden sind in den Schaufenstern schamlos die nacktesten, verführerischsten Bilder, Statuen, Ansichtskarten usw. ausgestellt? Es sind jene Leute und jene Stadtteile, wo man die gemeinen Hofwohnungen Gartenhaus und den 1. Stock Hochparterre nennt, in W., in vornehmen Vierteln. Mein Freund pflegt deshalb öfters zu sagen, indem er als Beispiel die „Stadt der Gottesfurcht und frommen Sitte" nimmt: „In N. (dem ärmeren Norden) wohnt das staatlich verfolgte Verbrechen, in W. das staatlich konzessionierte Laster". Etwas Uebertreibung, aber viel, sehr viel Wahrheit.

In der „Allgemeinen Rundschau" ist wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob Se. Majestät der Kaiser über deutsche Sittlichkeitszustände, welche weithin im Auslande großes Aergernis erregen (zum Teil gewiß pharisäisches), hinreichend informiert ist. Wer die Verhältnisse am Berliner Hofe und in der Umgebung des Kaisers näher kennt, muß diese Frage unbedingt verneinen. Nur so ist es auch zu erklären, daß Worte und Taten bezw. Unterlassungen sich so sehr widersprechen. Wenn der Kaiser alles rechtzeitig erführe, würde manchmal ein Donnerkeil niedergehen.

Digitized by Google

Ein Jahr vorüber.

Bayerischer Rückblick und Ausblick.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Die Zeit geht ins Land; gestern, heute, morgen, immer neu, immer alt. Kleines und Großes vergeht, ist vergessen. Eine Zeitlang steht einzelnes als Markstein. Immer nur eine Zeitlang. Aber für diese Zeit ist es von Bedeutung. Solch ein Markstein trägt die Zahl 1907. Fast scheint es, als ob es für das Vaterland verhängnisvoll werden sollte; denn dieses Jahr stand unter dem Zeichen der Verhetzung des protestantischen gegen den katholischen Volksteil, und in steigendem Maße schreitet sie fort. Gott sei's gedankt, im Bayerland hat trotz „Wartburg" der gesunde Sinn des gläubig-protestantischen Volkes den Frieden mit uns gehalten. Wir fühlen miteinander als Christen und Bayern und Deutsche. Anders im Reich. Den Riß durchs deutsche Volk zu reißen, blieb dem vorbehalten, der sein Einiger sein sollte, dem Kanzler von Bülow. Nicht Parteimann gegen Parteimann steht heute im politischen Feld, sondern seit Dezember 1906 der Protestant gegen den Katholiken. Just gegen Weihnachten tönt es aus dem antiultramontanen Reichsverband vom Munde eines evangelischen Geistlichen: „Wir müssen uns sammeln und kämpfen, daß die vaterlandslosen Gesellen, die Zentrumsanhänger und Verräter zerschmettert und aus dem Vaterlande gejagt werden, daß, wenn diese Nachricht nach Rom gelangt, ihr heiligster Vater mit dem Schädel gegen die Wand rennt und ausruft: Roeren und Erzberger, gebt mir meine Legionen wieder."

Unter diesem Zeichen entstand der neue Reichstag, der ein Schulbeispiel dafür ist, wie man eine parlamentarische Nebenregierung trotz Verfassung einführen kann. Unverhüllter ist das do ut des und die Hintertreppenpolitik noch nie in Deutschland getrieben worden, und noch nie waren Grundsätze so feil wie heute. Aber: Man kann nur eine Zeitlang 20 Millionen Katholiken politisch ausschalten. Vielleicht allmählich vernichten kann man sie, d. h. ihren Glauben. Doch nur, indem man den Christusglauben überhaupt zerstört. Dann hat Deutschland mit seinen Fürsten einmal bestanden. Es war einmal. Was übrigens der Liberalismus im Reich ohne Scheu mit dem Reichskanzler treibt, macht er in Bayern dem Zentrum und der Regierung zum Vorwurf, wenn letztere verfassungsgemäß regiert. Mit offenen Augen sehen die Uebelwollenden und Mißleiteten nicht. Gerade aus Preußen klingen die häßlichsten Töne gegen den Katholizismus und natürlich gegen das Bayerland.

Und doch: Nicht nur keine Analphabeten haben wir. Das freieste Volk im Reich sind wir Bayern. Wo ist ein besseres Wahlrecht in einem deutschen Staate als das von uns im Jahre 1907 geschaffene? Eben jetzt ist das Reich daran, uns das freie Versammlungsrecht zu Wahlzeiten — zu nehmen. Wo ist das vorwiegend katholische Land, das seine protestantischen Mitbürger nicht nur gleich, sondern z. B. in Gehaltsfragen der Geistlichen besser behandelt als Bayern? Wo sind die Katholiken am Berliner Hof und wieviele Protestanten nehmen dagegen in Bayern zahlreiche Hofämter ein? In Glaubenssachen treu der Kirche, ultramontan, politisch aber frei und duldsamer als andere — das ist das bayerische Volk. Daß es dabei an seinen vaterländischen Idealen festhält, daß es den Männern seines Vertrauens auch bei der letzten Landtagswahl die Treue hielt, ist natürlich; aber eben diese Treue zu Kirche und Vaterland, das ist sein Verbrechen in den Augen derer, denen Christenglaube verhaßt, Treue = Partikularismus ist. Und doch sind das die alten Wurzeln deutscher Kraft; der sog. „Modernismus" auf allen Gebieten aber ist nur ein importiertes buntes Gewächs, ohne Duft, voll süßen Giftes für das Mark des Volkes. Modern ist nur der Inhalt, die Tendenz war schon oft dieselbe.

Wenn es sich übrigens in dem heutigen Kampf gegen den Katholizismus und den im Zentrum politisch organisierten Teil desselben wirklich um den Glauben bei denen handelte, welche die lautesten Rufer im Streite sind! Tatsächlich ist es der christuslose Unglaube, der den Kampf führt. Aber in feiger Weise! Um einerseits die volle Schüssel nicht zu verlieren, anderseits sich Gefolgschaft zu sichern, spielt man den überzeugten Protestanten und Christen, obwohl diesen Leuten der gläubige Protestant innerlich nicht mehr gilt als der Katholik. Weil das noch weite protestantische bayerische Kreise einsehen, deshalb ist der liberale Kampf in Bayern gegen die Schule ohne die gewollte Wirkung geblieben. Freilich, Vorsicht bleibt geboten, denn die liberale Regierungsmaschine ist noch da, ob auch der eine oder andere Lenker einmal anders will. Wenn die neue Kirchengemeinde-Ordnung ein Prüfstein für die Haltung des Staates gegen die Kirche sein soll, so darf ruhig gesagt werden: Kein Josephinisches Ministerium hätte die Macht des Staates über die Kirche besser fixieren können, als es dieser Entwurf von heute will. Will! — Das herrliche „Placet" hat das schwarze Bayern auch noch. Erfreulicherweise wollen sogar liberale Kreise von dieser Daumenschraube nichts mehr wissen. Freilich nur, weil sie glauben, es könnten dann auch bei uns die „Katholiken" zunehmen, die keine mehr sind, ohne daß durch die „Rechtsmittel des Staates" denselben etwa der Brotkorb höher gehängt werden könnte. Solch satte Auchkatholiken aber sind als Sturmböcke oder — Irrlichter für die modernen Kämpfe gegen uns wohl zu gebrauchen. Doch ist der deutsche Katholizismus zu wurzelecht, als daß er dem Schicksal des französischen verfallen könnte. Und der Mißbrauch, den der Liberalismus mit Bischofsworten im Januar trieb, hat Volk und Hirten schließlich nur fester gekettet. Ein Ruhmesblatt in der Geschichte des bayerischen Liberalismus bleibt dieser heuchlerische Mißbrauch nicht. Doch hat er ihnen einen katholischen Pfarrer als Abgeordneten verschafft, der kein ungeschickter Macher ist, aber heute noch mit dem Vorwurf der Unwahrheit behaftet ist.

Der bayerische Partikularismus! Hier ist uns Sünde, was in Preußen Tugend ist. Aber warum sollen denn gerade wir Bayern bloß deutsch und nicht bayerisch sein? Ist doch der Preuße auch ganz Preuße. Es ist echt deutsche Art, am Stamm festzuhalten. Wir haben auch dem Reich von unseren Reservaten schon genug geopfert. Vielleicht zu viel und zu oft, darum ist man an das Nachgeben unserseits schon zu sehr gewöhnt. Man sollte meinen, so schwer verständlich wäre es für unsere norddeutschen Stammesgenossen nicht, wenn Süddeutschland für seine Leistungen zu den Kolonien und der Flotte auch an den Lieferungen beteiligt sein wollte. Für uns ist es kein freudiges Gefühl, das Branntweinmonopol in Aussicht zu wissen, das vermutlich norddeutschen Großbrennern Millionen an Abfindung bringt, unsere landwirtschaftlichen Brennereien dagegen schädigen wird. Was sollen die Angriffe gegen unsere Post und Eisenbahn? Wir haben prozentuell mehr Lokalbahnen und mehr ländliche Telephonstellen als Preußen, und wollen diesen Vorsprung nicht aufgeben. Wir wollen unsere Arbeiter aufbessern, ohne in Berlin zu fragen, und freuen uns, das im Landtag frei tun zu können. Daran wird die Liberale Vereinigung mit ihren Unifizierungsgelüsten noch länger nichts ändern.

Für den Zusammengehörigkeitsgedanken hat erst in den letzten Tagen unser Prinz Ludwig das schönste Beispiel gegeben. Wenn er dabei an die Kanalfreunde die Worte richtete, sie möchten mit ihm trachten, daß auch der Süden den Anschluß an die deutschen Wasserstraßen finde, so ist dies ein berechtigter Appell an Preußen, das endlich das Stückchen Main kanalisieren soll, welches uns den Zugang zum Rhein frei macht. Eine Kleinigkeit für Preußen und doch so viel schwerer zu erreichen als von Bayern Preisgabe von Reservaten. Prinz Ludwig ging nach Berlin, obwohl eben „dort oben" „Einer von da unten" schwer beleidigt wurde und dieser Eine sein Sohn und Bayerns Thronfolger ist. Mit solchen Ueberhebungen will man wohl die Liebe der Bayern wecken? Oder ist des Junkers von Oldenburg Meinung schon so allgemein geworden, daß die Bayern überhaupt nichts zu sagen, sondern zu parieren haben? Ein Volk wie das bayerische läßt sich so nicht behandeln, ohne zu mucken. Da hört bei allen echten Bayern ohne Parteiunterschied die „Gemütlichkeit" auf, wenn man seine Wittelsbacher brüskiert. Das ist in tausendjähriger Geschichte eins und von gleichem Blut, nichts Importiertes. Die alten Herzöge sind heute die Könige, das ist eine rein äußerliche Aenderung. Wo in Bayern einmal andere Töne klingen, darf man sicher sein, daß sie von Eingewanderten, nicht von Eingesessenen ausgehen. Die ersteren nehmen allerdings den Mund auch bei uns oft sehr voll. Der wahrhaft Deutsche aus Bismarcks Zeit wird die Bayern verstehen und nicht schmähen.

Das neue Jahr bringt dem Bayerland und seinem Parlament schwere Aufgaben. Es wird sie mit Gottes Hilfe im Interesse des Vaterlandes und des Volkes lösen. Und dem Reich werden wir geben, was des Reiches ist, aber Bayern bleiben.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der zweite Hardenprozeß.

Er ist noch nicht vollendet, aber das Ergebnis läßt sich bereits überschauen: ein Débâcle des Herrn Harden, des kurzatmigen Triumphators vom Schöffengericht. Alles umgekehrt! Damals konnten Harden-Wittkowsky und sein Verteidiger Bernstein sich nicht genug tun in der Verhöhnung des Grafen Moltke; jetzt sind sie still geworden und lassen von ihren Freunden um jenen Ausgleich betteln, den sie einst abwiesen mit dem Theaterruf: „Lieber ins Zuchthaus". Damals sollte der „Beweis der Wahrheit" bereits glänzend erbracht sein und obendrein noch eine Fülle von Beweisen in der Reservetasche stecken; jetzt versagt bei der Nachprüfung ein Beweisstück nach dem anderen, und es bleibt dem modernen Don Quichotte nichts Besseres übrig, als sich von dem Ehepaar Schweninger in München bescheinigen zu lassen, daß er den Unrat nicht aus den Fingern gesogen, sondern sich in der Klatschstube dieser Familie habe einblasen lassen. Ist diese wunderbare Wendung einzig auf das Eingreifen der Staatsanwaltschaft zurückzuführen? Ich meine, daß eine geschickte Verteidigung Moltkes auch in der Berufungsinstanz des Privatklageverfahrens den wesentlichen Umschwung hätte erreichen können. Darum möchte ich als erste Nutzanwendung auf die Notwendigkeit der Berufung in allen Strafsachen hinweisen. Wie das Berufungsverfahren geordnet wird, ist Nebensache; wenn nur eine vollständige Wiederholung der Beweisaufnahme gesichert ist. Nach den Erfahrungen in der ersten Verhandlung ist die schwächere Partei erst imstande, gegen die robustere oder geschicktere Gegenpartei ihr Recht gebührend zu wahren.

Wo die Wurzel dieses ganzen Skandals steckt, war in der ersten Verhandlung nur angedeutet, ist aber jetzt deutlich erwiesen. Der vulkanische Zorn des Fürsten Bismarck hat uns dieses posthume Süppchen besorgt. Der polternde Pensionär von Friedrichsruh hat seinem Groll gegen den Fürsten Philipp Eulenburg als den vermeintlichen Verräter an dem früher eng befreundeten Hause Bismarck Luft gemacht mit Ausfällen auf die „Liebenberger Tafelrunde", die „Kamarilla der Hintermänner", die „Kamarilla der Kinäden". In den Kreisen, wo man jedes Wort des Heros für eine Offenbarung hielt, verbreitete sich daraufhin nun der Glaube an die Homosexualität der Eulenburgschen Gruppe. Als nun die geschiedene Frau des Grafen Moltke ihr hysterisches Rachebedürfnis in die Welt trug, kam sie mit der „Geschichte" ihrer unglücklichen Ehe in das verwandte Haus Schweninger, und durch den ehemaligen Leibarzt und Hausfreund von Friedrichsruh war alsbald die Verbindung hergestellt zwischen den Klagen der enttäuschten Ehefrau und den Kraftausdrücken des Fürsten Bismarck. Harden, der publizistische Efeu am Hause Bismarck, zog den „pikanten" Stoff kritiklos auf und verarbeitete ihn auf seine Art in den hinterhaltigen „Nachtgesprächen".

Die erwähnten Zornausbrüche Bismarcks verlieren ihre Beweiskraft durch die Erklärung des Ohrenzeugen Liman, eines bismarckischen Redakteurs, daß sie nicht im sexuellen Sinne gemeint gewesen seien, sondern an der Hand der bekannten derben Wendung im Götz von Berlichingen ausgelegt werden müßten. Das Zeugnis der Frau von Elbe, geschiedenen Gräfin Moltke, das in der ersten Instanz zur Ueberraschung aller erfahrenen Beobachter als klassisch gewertet wurde, ist durch die Feststellung der schweren Hysterie entwertet worden; obendrein soll die unglückselige Frau in den jetzigen geheimen Sitzungen ihre Aussagen wesentlich abgeschwächt haben. Auch der eigenartige Sachverständige Dr. Hirschfeld soll jetzt sein Gutachten auf normwidriges Geschlechtsempfinden des Grafen Moltke zurückgenommen haben. Man darf also annehmen, daß den Grafen Moltke in dieser Hinsicht kein Vorwurf trifft; die sonstige Misere seines Familienlebens geht ja die Oeffentlichkeit nichts an. Graf Eulenburg hat unter seinem Zeugeneide jede Homosexualität in Abrede gestellt; seine achtköpfige Nachkommenschaft bildet eine Art von Eideshelfern. Ein Gegenbeweis ist nicht angetreten. Ob er in der angekündigten Beleidigungsklage Eulenburgs gegen Harden versucht werden wird, ist abzuwarten. Vorläufig ist zu erwarten, daß der sexuelle Skandal zusammenschrumpft auf die Verfehlungen, die den Grafen Lynar und Hohenau zur Last gelegt werden und der militärrechtlichen Untersuchung unterliegen. Gewiß ist jede Einschrumpfung des Skandals erfreulich. Doch wird nach Abschluß der Verhandlungen wieder zurückzukommen sein auf die Frage, wie solche entsetzlichen Gerüchte über Personen aus der Nähe des Thrones fast ein Jahrzehnt lang umlaufen konnten, ohne daß gegen das schleichende Aergernis eingeschritten wurde.

Eine unmittelbare politische Bedeutung hat die Kamarilla-Frage. Fürst Eulenburg erklärt in dieser Hinsicht, daß er nur während seiner diplomatischen Amtsstellung mit dem Kaiser über politische Angelegenheiten gesprochen habe, aber nicht als Privatmann. Seit seiner Entlassung im Jahre 1902 will er nur einmal in die Politik hineingezogen worden sein, und zwar durch ein zufälliges Gespräch mit dem französischen Botschaftsrat Lecomte. Darüber hat er nach seiner Angabe in ganz korrekter Weise dem Reichskanzler Bericht erstattet. Das Zeugnis des Fürsten in allen Ehren, — es bleibt aber doch noch Raum genug für eine direkte politische Tätigkeit während der Dienstzeit über den eigentlichen Amtsrahmen hinaus und auch für eine indirekte Tätigkeit während des Ruhestandes. Bekanntlich ist in die Schulgesetz-Katastrophe von 1892 und die Caprivi-Katastrophe von 1894 der Name Eulenburg verquickt. Die Kamarillagerüchte können noch nicht als ausgeräumt erachtet werden, wenn auch die Geschichte über die Marokkokrisis, die Harden in dem ersten Prozeß so selbstbewußt vortrug, sich als ein Roman erwiesen hat, wie wir sie damals gleich einschätzten.

Vom Kriegsschauplatz des Flottenvereins.

General Keim und seine Genossen beharren bei ihrem va banque-Spiel. Sie wollen auf der außerordentlichen Hauptversammlung in Kassel am 19. Januar ihre vermeintliche norddeutsche Mehrheit gegen die fürstlichen Protektoren in Süddeutschland sowie gegen alle anderen gemäßigten Elemente rücksichtslos ausspielen. Den Protektoren wird in den offiziellen „Unabhängigkeits"-Erklärungen durch die Blume angedeutet, was die Keim-Blätter deutlich heraussagen: daß sie höchstens zur Dekoration noch geduldet werden könnten, aber beileibe nicht in der Keimschen Küche ein Wort mitreden dürften. Die große Agitationskraft, welche General Keim in den letzten Reichstagswahlen geübt hat, richtet sich jetzt auf die Bearbeitung der einzelnen Verbände und Mitglieder für die Machtprobe in Kassel. Man verbreitet die Nachricht, daß der Protektor Prinz Heinrich von Preußen und der Kaiser selbst sich „vollständig neutral" verhielten, und sucht unter der Hand diese Neutralität als eine „wohlwollende" für General Keim zu deuten. Beachtenswert ist, daß die Resolutionen der territorialen Verbände in Thüringen zwar ganz kriegerisch klingen, dagegen im Westen mehrfach den Wunsch nach einem Ausgleich enthalten, und daß in der Berliner Abteilung der zersetzenden Agitation Keims entschiedener Widerstand entgegengesetzt wird. Die konservative „Kreuzztg." wirft angesichts der Wirren schon die Frage auf, ob nicht der Flottenverein mittlerweile überflüssig geworden sei. Aber es wäre doch schade, wenn es der Rücksichtslosigkeit Keims gelänge, diese ganz Deutschland umfassende Organisation zur nationalen Belehrung und Anregung zu sprengen und auf einen alldeutschen Parteiverein zusammenschrumpfen zu lassen.

Das habsburgische Bruderreich.

Zu den erfreulichsten Ereignissen des verflossenen Jahres zählt der Abschluß des Ausgleiches in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Bestand dieser Großmacht ist wieder gesichert, und das ist gerade für Deutschland ein großes Glück. Fürst Bismarck hat sogar in der Aufregung von 1866 nicht vergessen, daß Europa das habsburgische Oesterreich als Gegengewicht gegen den Panslawismus nötig hat, und er hat 1879 seine ganze Autorität eingesetzt, um Oesterreich-Ungarn als den einzig zuverlässigen Verbündeten für das Deutsche Reich zu sichern, sozusagen eine politische Ehe der beiden Mächte zu begründen.

Dieses ungeheuer wertvolle Verhältnis wird in Mitleidenschaft gezogen durch die unselige hakatistische Politik in Preußen. Jeder Versuch einer Einmischung in die innere Politik Deutschlands muß entschieden zurückgewiesen werden, mag er im österreichischen Reichsrate oder in der Delegation erfolgen. Doch der Protest enthebt unsere Staatsmänner nicht der Pflicht, die Zeichen der Zeit zu beachten. Durch das grausame Vorgehen gegen unsere polnischen Mitbürger erschweren wir die friedliche Lösung der Nationalitätenfrage in Oesterreich, die zur Erhaltung der verbündeten Großmacht unentbehrlich ist.

Digitized by Google

Oesterreich an der Jahreswende.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Am 18. Dezember 1907 hat das Abgeordnetenhaus, am 21. Dezember das Herrenhaus den Beck-Wekerleschen Ausgleich angenommen: das zweifellos wichtigste Ereignis des Jahres.

Seit dem Jahre 1887 war ein Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch nicht mehr fertiggestellt worden. Im Jahre 1897 sollte Graf Kasimir Badeni den Ausgleich erneuern. Die damals noch einigermaßen mächtigen Deutschliberalen sollten durch Unterdrückung der antisemitischen Bewegung (Dr. Lueger wurde nicht als Bürgermeister von Wien bestätigt, die Autonomie Wiens wurde suspendiert), die Jungtschechen durch die Sprachenverordnungen erkauft werden. Die Folge war ein gewaltiges Anschwellen der christlichsozialen Volkspartei und ein Auflodern des deutschnationalen Radikalismus, die Obstruktion brach im Abgeordnetenhause aus und neun Ministerien fielen ihr zum Opfer: Badeni, Kielmansegg, Gautsch I, Thun, Clary, Wittek, Koerber, Gautsch II und Hohenlohe.

Badeni fiel und mit ihm sein Ausgleichsprovisorium. Nach dem Interim Kielmansegg griff Baron Gautsch zum § 14 der Verfassung, dem Absolutismus-Notparagraphen, um mit diesem den 1887er Ausgleich um ein Jahr zu verlängern. Das war die Ursache seines schnellen Sturzes. An seine Stelle trat Graf Franz Thun, welcher Ende 1898 mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy übereinkam, den mit Graf Badeni bis zum Ablauf der Handelsverträge (1905) vereinbarten Ausgleich in Oesterreich wieder mit Hilfe des § 14 in Kraft zu setzen, in Ungarn mit einer selbständigen königlichen Verfügung; eine Klausel gestattete beiden Regierungen, den Ausgleich über 1905 hinaus zu verlängern. Gegen diese Abmachung sträubte sich besonders die Kossuthpartei, Graf Andrassy sprengte die große liberale Partei, Banffy stürzte, Koloman Szell trat an seine Stelle und vereinbarte mit Graf Thun die „Szellsche Formel", nach welcher die mit Banffy getroffenen Ausgleichsabmachungen bis Ende 1907 gelten sollten, wobei eine Erhöhung der ungarischen Quote um 3 Prozent zugestanden wurde. September 1899 wurde diese Formel durch § 14 der österreichischen Reichshälfte aufgewungen.

Die Ministerien Clary, welches die Badenischen Sprachenverordnungen außer Kraft setzte, und Wittek waren Uebergangsprovisorien, erst Koerber griff wieder in den Ausgleichskampf ein. Thun und Szell hatten abgemacht, es sollten bis Ende 1902 ein neuer Ausgleich und ein neuer Zolltarif ausgearbeitet werden. In der Silvesternacht auf den 1. Jänner 1903 schlossen Koerber und Szell diesen neuen Ausgleich ab, mit dem die beiden Reichshälften bis Ende 1917 zu einem einheitlichen Zoll- und Handelsgebiet verbunden wurden. Koerber hatte versucht, durch großartige Investitionen die Industriekreise für seinen Ausgleich zu gewinnen; da er aber der jungtschechischen Postulatenpolitik nicht nachgab, stürzte ihn die tschechische Obstruktion. Sein Ausgleich wurde bei uns im Ausschusse begraben, in Budapest von der Obstruktion der Unabhängigkeitspartei umgebracht, welche nach den wildesten Kämpfen mit den Ministerpräsidenten Fejervary und Graf Stephan Tisza die liberale Regierungspartei bei den Neuwahlen aufrieb und mit Wekerle, Andrassy, Apponyi und Kossuth selbst zur Regierung kam.

In Oesterreich wurde Freiherr von Gautsch abermals zur Regierung berufen; er versuchte mit der Demokratisierung der Volksvertretung die Obstruktionsgeister zu bannen, fiel aber über seine eigene Wahlreform; Prinz Hohenlohe suchte das Werk fortzusetzen, legte aber nach wenigen Wochen die Ministerpräsidentschaft nieder, weil in einem Streite mit dem Handelsminister Kossuth wegen des autonomen Zolltarifes die Krone sich auf die Seite der Magyaren stellte. Erst dem Nachfolger Hohenlohes, Freiherrn von Beck, ist es gelungen, nicht nur die Wahlreform durchzuführen, sondern auch den Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch zu erledigen. Wenn Kaiser und Volk ihm dankbar für dieses Werk sind, so ist damit nicht gesagt, daß man mit dem Inhalte des Ausgleichs durchaus zufrieden ist, sondern daß man froh ist über die Beseitigung einer Krise, welche jede gesetzgeberische Tätigkeit auf sozialem und kulturellem Gebiete hintertrieb.

Es ist nicht uninteressant, daß das Herrenhaus gerade am 21. Dezember dem Ausgleiche zustimmte, an demselben Tage, an dem vor 40 Jahren die Dezemberverfassung und der Dualismus geboren wurden. Auf diesen Geburtstag wies im Herrenhause der Wortführer der Liberalen, Dr. von Grabmayr, hin. Dieser Altliberale hatte den Mut, das Recht des Volkes auf sittlich-religiöse Schulerziehung im konfessionellen Sinne anzuerkennen, ja davor zu warnen, daß man durch Antastung der jetzigen Ehegesetzgebung den schlimmsten Kulturkampf heraufbeschwöre; das österreichische Volk wolle eine christliche Schule und die Unauflösbarkeit der Ehe, das müssen alle Parteien achten. Nicht Kulturkampf, sondern wirtschaftliche Arbeit müsse die Parole sein.

Das neue Volkshaus, dem ja noch viele Schönheitsfehler anhaften, hat seine erste große Aufgabe gelöst und dann noch das Budgetprovisorium angenommen. Dieses letztere benützte Ministerpräsident Baron Beck, um dem Reichsrate sein Arbeitsprogramm für 1908 und die folgenden Jahre vorzuzeichnen. Wenn die inneren Wirren beseitigt oder doch vermindert werden sollen, muß die Volksvertretung dem Ministerpräsidenten sein drittes großes und schwerstes Werk zu vollbringen helfen: den nationalen Ausgleich in Böhmen, dem der nationale Ausgleich in Steiermark, Kärnten, Tirol und Schlesien dann leicht folgen kann. Aus Böhmen kommen durch Jahrzehnte die nationalen Zwistigkeiten, darum muß dort, nachdem der Ausgleich in Mähren gelungen ist, begonnen werden. Schon taucht auch in den deutschnationalen Köpfen die Ueberzeugung auf, daß das Schicksal der Deutschen Oesterreichs nicht immer mit dem der Deutschen Böhmens identifiziert werden dürfe. Abg. Dr. Steinwender hat das jüngst ausgesprochen. Die alpenländischen Deutschen haben es satt, unter den Obstruktionsfolgen zu leiden, welche von den Sudetenländlern heraufbeschworen werden. Hoffentlich gelingt Baron Beck auch dieses Werk, so daß er dann an seine vierte große Aufgabe schreiten kann: Fortsetzung der sozialen Reformgesetzgebung, vor allem Schaffung der Alters- und Invaliditätsversicherung, Hebung der Industrie, Schutz der Landwirtschaft.

Oesterreich geht mit einem Gefühl der Befriedigung und mit froher Hoffnung in das neue Jahr, welches ihm das sechzigjährige Regierungsjubiläum seines Kaisers bringt.

Aus der schweizerischen Bundesversammlung.

Von

Th. Lunke, Rechtsanwalt, Schaffhausen.

Jeweils am Anfang Dezember eines jeden Jahres tritt in Bern die schweizerische Bundesversammlung zur ordentlichen Wintersession zusammen. Die Tagung der eidgenössischen Räte beginnt dabei stets mit der Geschäftsmäßigkeit einer zur ordentlichen Generalversammlung einberufenen Aktiengesellschaft, deren Mitglieder genau wissen, daß kein Antrag und keine schlechte Geschäftslage die Festsetzung und Verteilung der Dividenden stören wird. Um die stoische, fast vornehme Ruhe und die staatsmännische Sicherheit, welche die Arbeiten der beiden Räte begleiten, könnten uns die nachbarlichen Parlamente wahrhaftig beneiden. Unsere Parlamentspolitik ist Gottlob nicht abhängig von einer schwankenden Blockpolitik und einer zufälligen oder erzwungenen Mehrheit; „große Tage", Krisen und Ueberraschungen sind fast unbekannte Dinge, und so kommt es, daß den Bundesversammlungen auch nicht das Interesse entgegengebracht wird, dessen sich die Volksvertretungen der Nachbarländer erfreuen. Die Glattheit, mit der sich für gewöhnlich die Geschäfte abwickeln, fängt sogar an unheimlich zu werden, und Klagen darüber, daß alles mit der Monotonie einer gutgehenden Maschine abgewickelt werde, häufen sich mehr und mehr. Unzufrieden ist man namentlich deshalb, weil alles und jedes in Kommissionen gesteckt wird, die ihrerseits sich wieder befleißen, einen möglichst einheitlichen Antrag ohne Minderheit den versammelten Räten zu unterbreiten. Diese Sucht, wenn möglich jede Opposition im Keime zu ersticken, mag für die Abwicklung einer reich besetzten Traktandenliste ihre Vorteile haben, führt aber zu steten Kompromissen, und diese unterdrücken selbstredend eine gesunde Polemik und gedeihliche Aussprache.

Die Eröffnung der diesjährigen Dezembersession stand unter dem Zeichen des 3. November. Die Präsidenten des Nationalrates und Ständerates widmeten der Abstimmung Worte hoher Befrie-

Digitized by Google

digung, unterließen es aber nicht, auf die vielen Neinsager mahnend hinzuweisen und empfahlen, die Durchführung der Organisation mit der Marke „Vorsicht" zu versehen. Diese Stimmung zeigte sich auch bei der Beratung des Militärvoranschlages.

Interessanter als die Debatte über die schwebenden militärischen Sorgen ist die Tatsache, daß die Bundesversammlung den bereinigten Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches in der Schlußabstimmung mit Einmut angenommen hat. Durch diesen einhelligen Beschluß ist die Tagung der eidgenössischen Räte eine denkwürdige geworden. Die Präsidenten ließen es sich, trotz einer entgegenstehenden Uebung, nicht nehmen, dieses erfreuliche Resultat mit anerkennenden Worten zu feiern. Für heute mag nur das betont werden, daß der Entwurf nicht bloß eine mehr oder minder glückliche Zusammenstellungsarbeit bedeutet, auch nicht als eine modernisierte Auflage alten römischen Rechtes taxiert werden darf, sondern daß das neue Recht aus dem bestehenden gemeinen Recht herausgewachsen ist unter Berücksichtigung der individuellen Eigenart des Volkes und seiner Rechtsanschauung. Was das neue Zivilgesetzbuch am meisten auszeichnet, sind die edle und hohe Auffassung des Rechts und der sittliche Geist, der das abgeschlossene Werk beseelt. Namentlich im Ehrenrechte treten diese Vorteile hervor. Ungewiß ist, ob gegenüber dem neuen Gesetzbuch die Volksabstimmung gefordert wird oder nicht. Sicher aber ist, daß seine Annahme durch das Volk außer allem Zweifel steht, mag das eine oder andere auch nicht allen entsprechen.

Eine interessante Debatte rief in der Bundesversammlung der Rekurs der christlichen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine hervor. Diese hatten sich an den Bundesrat um Subvention ihrer beruflichen Fachkurse gewandt, wurden aber mit der Motivierung abgewiesen, der Bundesrat könne solche konfessionelle Veranstaltungen nicht unterstützen. Die bundesrätliche Begründung war eine sehr fadenscheinige, der gegenüber der erwähnte Rekurs an die eidgenössischen Räte angestrengt wurde. Der Rekurs wanderte, wie es sich eben von selbst versteht, an eine Kommission diese erzielte ganz wider die Regel keinen einmütigen Beschluß, sondern spaltete sich in eine Mehrheit und Minderheit. Und zwar war der Zankapfel nicht die materielle Begründung des abweisenden Beschlusses des Bundesrates, sondern die formelle Frage, ob die Bundesversammlung kompetent sei zur Behandlung des Rekurses, beziehungsweise ob es gegen einen bundesrätlichen Entscheid eine appellable Instanz gebe, oder ob unsere oberste Vollziehungsbehörde allein entscheiden könne, was verfassungsmäßig zulässig sei und was nicht. Die Mehrheit der Kommission und der Räte verneinte die Kompetenz. Dadurch hat sie den Bundesrat salviert. Das Bedenkliche an der Sache ist nun nicht, daß die christlichen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht subventioniert werden, sondern daß die herrschende freisinnig-radikale Mehrheit das demokratische Prinzip, wonach der Bundesrat der Volksvertretung verantwortlich ist, durchbrochen und Ausnahmen konstatiert hat. In gewissen Fragen der Auslegung der Verfassung hat der Bundesrat also einen Freibrief bekommen, der mit den Grundsätzen der Verfassung selbst nicht harmoniert.

Bei dieser Gelegenheit tat sich die katholisch-konservative Fraktion der Bundesversammlung rühmlichst hervor, indem sie mit glänzender Redekunst für die Minderheit, das heißt für die Arbeitervereine, einstand und für die Kompetenz der Bundesversammlung ihre Lanzen einlegte. Dieses Eintreten für die Interessen des katholischen Volkes hat manchen Nörgler versöhnt, der nur allzugerne in den Ruf einstieß, die katholische Fraktion zeige zu wenig Rückgrat und lasse sich zu leicht ins freisinnige Schlepptau nehmen. Ein Körnchen Wahrheit mag in dem angetönten Vorwurf stecken. Immerhin ist nicht zu vergessen, daß deutsche Begriffe vom Zentrum und dessen Politik nicht auf schweizerische Verhältnisse übertragen werden dürfen. Unsere Abgeordneten sind in erster Linie Vertreter ihrer Kantone und haben vor allem den Wünschen und Interessen ihrer Wähler Rechnung zu tragen, und dann ist nicht zu vergessen, daß wir in der Schweiz eine einheitliche Politik des katholischen Volkes noch nicht kennen, daß vielmehr verschiedene Strömungen nebeneinander hergehen, die nun im Volksverein zusammengefaßt werden sollen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, dann finden sich die gleichartigen Elemente in einer einheitlichen christlichsozialen Partei; diese wird dann auch eine Fraktion gleichen Namens in unserem Parlamente zeitigen, d. h. die bestehende mit dem Volke in innigeren Kontakt bringen.

Die Spannung über dem Stillen Ozean.

Von

Peter Busch.

Kann man wirklich noch von einer Spannung reden, nachdem der amerikanische Kriegssekretär Taft in Tokio so überaus friedsame Worte gesprochen? Man liest sie und glaubt an keine Spannung mehr: es sei ja nur eine kleine Wolke gewesen, die sich über die fünfzigjährige Freundschaft Japans und der Vereinigten Staaten geschoben hätte; ein Krieg zwischen Japan und der Union würde ein Verbrechen gegen die Zivilisation sein, und keines von beiden Völkern wolle einen solchen; beide Regierungen würden jeden Nerv anspannen, um einen Konflikt zu verhindern; beide seien in gleicher Weise von bestem Willen gegen einander beseelt. Das klingt doch so friedfertig, daß es nicht anzugehen scheint, von einer Spannung zu sprechen. Dazu hat Theodore Roosevelt selbst in allerjüngster Zeit so harmlos wie nur irgend möglich erklärt: Es sei angebracht, daß die amerikanische Flotte von Zeit zu Zeit von einer Küste zur anderen geführt würde. So würde auch in einiger Zeit eine Flotte großer Schlachtschiffe nach dem Pazifik aufbrechen und, nachdem sie sich dort aufgehalten, nach dem Atlantischen Ozean zurückkehren.

Aber wenn man genau hinsieht, muß man beinahe an einen Konflikt zweier mächtiger Rivalen glauben, den nur das Schwert zu lösen imstande ist; einen Konflikt, der nach der Ansicht beider Völker auf nationalen Lebensfragen beruht, und den die Weltgeschichte immer auf zweierlei Art gelöst hat: sie ließ eine Partei auf ihre Forderungen verzichten oder das Schwert entscheiden.

Daß in unserem Falle Japan verzichtet, erscheint undenkbar. Der Sieg über Rußland hat ihm seine eigene Kraft gezeigt und es gelehrt, seine Ziele immer höher zu stecken. Es schreitet mit dem frohen Mute und dem stolzen Selbstvertrauen eines Ringkämpfers voran, der in jedem Ringen bisher die Meisterschaft behauptete. Zudem hat Japan sein Bund mit England und sein Abkommen mit Rußland den Rücken frei gemacht; seine Flotte ist glänzend ergänzt und jederzeit schlagfertig, hinter einer ausgesprochenen Kriegspartei stehen alle Männer des Fortschritts und die Masse des Volkes. Ein Nachgeben scheint ausgeschlossen.

Dann wird wohl die Union dem Gegner die Friedenspfeife anbieten! Es will fast so den Anschein gewinnen: man hat die Flotte von Manila zurückgezogen, man beschützt amtlich die von den lieben Kalifornier gequälten Japaner, man hat in der Person von Roosevelts innigstem Vertrauensmanne Taft einen Friedensboten nach Tokio geschickt! Bei all dem aber will man nicht nachgeben, sondern Zeit gewinnen: die Flotte muß erst vervollständigt, die Westküste geschützt werden und der Panamakanal die Seemacht des Ostens dem Westen zur Verfügung stellen, dann mögen die Schiffskanonen das letzte Wort sprechen.

Zum endgültigen Verzichte waren die amerikanischen Hoffnungen denn doch zu groß. Ein Kollege Tafts, der Schatzsekretär Shaw, hat sie vor fünf Jahren also formuliert: Die Union müsse die ganze westliche Halbkugel einschließlich der vom Stillen Meere bespülten Länder und Inseln überwachen. Amerikanischer Wohlstand und amerikanische Tatkraft, dazu der Besitz von Hawai, von den Philippinen und vom Isthmuskanal, sowie die größte Handelsflotte der Welt, die zu erlangen die Vereinigten Staaten bestrebt sein müßten, würden die Herrschaft im Stillen Meere von der britischen auf die amerikanische Flagge übertragen. Seitdem hat man wohl gelernt, daß Japan auf eine amerikanische „Ueberwachung" verzichtet und daß auch China bald ohne sie auskommen wird, aber im allgemeinen hält man auch jetzt noch an der Ansicht fest, die Roosevelt einmal geäußert hat, die Union müsse auf dem Großen Ozean die vorherrschende Macht sein und im laufenden Jahrhundert müsse sich diese Verschiebung der Machtverhältnisse vollziehen.

Da aber diese kühnen Aspirationen den japanischen Interessen direkt entgegengesetzt sind, hält die Spannung an, eine Spannung von riesiger Kraft, weil überaus wichtige Potenzen sie hervorriefen und festhalten. Die Zänkereien über die Fischereiberechtigungen, die Einwandererfrage, die gelegentlichen Keilereien auf Hawai, selbst die Angelegenheiten der Philippinengruppe sind an sich nur Teilfragen, obwohl dieses letztere schon mehr im Kern liegt; die eigentliche Frage, ihr Kernpunkt selbst, ist dieses: Wer soll auf dem Stillen Meere die Vorherrschaft ausüben, Japan oder Amerika? Wer soll, vor allem in seinem westlichen Teile, von den Aleuten bis

Digitized by Google

Neuseeland den Handel, die Industrie, die Schiffahrtslinien patronisieren? Wer soll die ganze Ostküste des asiatischen Festlandes bevormunden? Der Japaner oder der Yankee? Es dürfte bekannt sein, daß Japan eine Art Monroedoktrin aufgestellt hat für Ostasien mit dem Schlagwort: „Ostasien den Ostasiaten!" Will natürlich nichts anderes besagen, als unter japanischer Führung. Die neuere Zeit hat dieser Doktrin eine eigene Verschärfung gegeben und den japanischen Ausspruch gezeitigt: „Der Handel des Orients übt eine große Anziehungskraft auf die Handelsflotten der Welt aus, und unser Land muß für die ganze Welt das Zentrum des gesamten Orienthandels werden! Der amerikanische Besitz der Philippinen und seine energischen Bestrebungen, beim wirtschaftlichen Aufschlusse Chinas mitzuwirken, stören aber diese japanischen Wünsche aufs empfindlichste. Darum hat man gesagt, gleich nach dem Frieden von Portsmouth sei der Krieg gegen die Vereinigten Staaten beschlossene Sache gewesen, und ehe der Panamakanal Neuyork und San Franzisko um Tausende von Seemeilen näher gebracht habe, werde das Ringen entschieden sein. Nach dem neu erwachten Stolze der Japaner tritt noch ein Gesichtspunkt hinzu: Soll die gelbe Rasse der weißen gleichberechtigt sein oder nicht?

Solche Gegensätze lassen sich durch diplomatische Verhandlungen und Noten verschleiern und in ihren Wirkungen zeitweilig paralysieren, aus der Welt schaffen lassen sie sich nicht. Uebrigens geben weitaus die meisten amerikanischen Blätter das auch schlankweg zu, viele gehen noch weiter und erklären ganz offen, der Krieg stehe vor der Türe. So der sonst gemäßigte und im In- und Ausland hoch eingeschätzte Neuyorker „Sun":

„Die Flotte geht nach dem pazifischen Ozean zum Kriege mit Japan. Japan erkennt diese Tatsache und bereitet sich energisch vor. Wenn die Ueberführung der Flotte durchgeführt ist, ist der Krieg unvermeidlich. Es ist geringe oder keine Hoffnung vorhanden, daß der Kongreß wagen wird, den Plänen des Präsidenten entgegenzutreten. Es ist eine der ernstesten Situationen, mit denen das Land je zu rechnen hatte, und das einzig Beruhigende, was wir zu entdecken vermögen, ist, daß die Tätigkeit des Flottendepartements und auch des Kriegsdepartements erkennen läßt, daß man sich der Schwere der bevorstehenden Krisis wohlbewußt ist." Theodore Roosevelt mag diesmal die stolze Flotte, die er zum ersten Male nach dem Stillen Meere schickt, mit bewegtem Herzen gemustert haben; denn vielleicht ist es der Auszug zu einem furchtbaren Kampfe.

Die Japaner scheinen einem Waffengang mit Ruhe entgegenzusehen; denn die Neuyorker „Times" bestätigen, daß sie bei den diplomatischen Verhandlungen sich so anspruchsvoll wie nur irgendwie möglich gezeigt hätten: alle Mittel freundschaftlicher Diplomatie seien von der Washingtoner Regierung bei dem Versuche erschöpft worden, den kritteligen Japanern auf mehr als halbem Wege entgegenzukommen. Aber je gefälliger sich die Vereinigten Staaten gezeigt hätten, desto anspruchsvoller sei Japan aufgetreten!

Und was sich die Diplomaten weiter erzählen, ist dieses: Tafts Mission in Tokio sei völlig verunglückt; es sei kein Gedanke daran, daß Japan je in der Einwanderungsfrage nachgeben werde; es habe sich sogar jede weitere Verhandlung über diesen Punkt ausdrücklich verbeten! Die gewaltige Krisis, die zurzeit das ganze wirtschaftliche Leben der Union bedrückt und lahmzulegen droht, kann die Kriegslust der Japaner nur bestärken. Man sagt ihnen ja — und gewiß mit Recht — nach, daß sie zu warten verständen bis zum rechten Augenblick, dann aber zugriffen mit unheimlicher Energie.

Auf den ersten Blick möchte es überraschen, daß bei der ganzen Angelegenheit keiner der anderen Staaten mit in Betracht gezogen wird, die doch auch große Interessen im Stillen Meere haben, wie Rußland, China, Deutschland, Frankreich und vor allem England. Aber im Ernste kann es sich doch nur um England handeln. Dieses aber ist mit Japan verbündet und sähe es vielleicht nicht einmal ungern, wenn Onkel Sam durch die japanischen Panzer ein wenig Bescheidenheit beigebracht würde. Es käme durch diesen Fall in die angenehme Lage, zum zweiten Male durch Japan einen Gegner, und zwar einen noch gefährlicheren als Rußland, geschwächt zu sehen, ohne daß es selbst auch nur einen Schilling dabei aufgewandt hätte. Denn man weiß an der Themse sehr wohl — trotz aller Redensarten vom Brudervolk und trotz aller Hetzereien gegen Deutschland —, daß der eigentliche Rivale auf dem Weltmarkte und auf dem Weltmeere über dem Atlantischen Ozean zu Hause ist.

Was dem preußischen Justizminister geboten wird.

Von

Dr. Hüllen.

Im heutigen Preußen ist ja manches möglich; aber was der ehemalige Professor Lehmann-Hohenberg[1]) in seinem „Rechtshort", dem „Organ des allgemeinen deutschen Kulturbundes" (Nr. 19/20, Verlag des „Rechtshort", Weimar) der preußischen Verwaltung, insonderheit dem Justizministerium, zu bieten wagt, hätten wir denn doch nicht für möglich gehalten. Er behauptet, daß, wie vor hundert Jahren König Friedrich Wilhelm III., auch Kaiser Wilhelm II. auf dem Gebiet der inneren Verwaltung „eine Bataille verloren" habe; daß es dem Kaiser wohl kaum zum vollen Bewußtsein gekommen, wie groß die Entfremdung zwischen ihm und dem Volke geworden sei, und daß die Besten im Volke bereits die Hoffnung auf die Hohenzollern verloren hätten.

Gegen das Dortmunder Richterkollegium, das den Prozeß gegen den Oberst Häger führte, hatte Lehmann-Hohenberg bereits früher so schwere Anschuldigungen erhoben, daß der „Münsterische Anzeiger" gerichtliche Verantwortung verlangte. Sie ist indes nicht erfolgt. Es gehe das Gerücht, sagt das Münsterische Blatt, der der Parteilichkeit beschuldigte Landgerichtsdirektor Seyffardt habe Klage angestrengt, sie aber wieder zurückgezogen und dann vergeblich den Landgerichtspräsidenten und den Justizminister um Erhebung der Klage gebeten. Jetzt geht Lehmann-Hohenberg noch einen Schritt weiter, ja er geht bis zum äußersten, indem er behauptet, die Voreingenommenheit der Dortmunder Richter habe dazu geführt, die Urteilsbegründung für Berlin zu frisieren. Die Bestrafung des Oberst Häger sei, das habe ein Richter bereits im voraus gewußt, „totsicher" gewesen! Die Begründung des Urteils erscheine als eine Verhöhnung des Rechts, als ein Schlag ins Gesicht der Richterehre, als ein Mangel an Gewissenhaftigkeit und Rückgrat. „Sie bedeutet eine Unanständigkeit, gegen die das deutsche Volk sich wehren muß."

Lehmann-Hohenberg führt dann noch weitere Prozesse an, die ihn veranlassen, von verrotteten Zuständen in der Rechtspflege zu sprechen und dem preußischen Justizministerium andauernde Unfähigkeit vorzuwerfen. Gegen den Justizminister Dr. Beseler werden direkte persönliche Angriffe gerichtet und seine Fähigkeit, dem Könige wie der Gesamtheit zu dienen, wird angezweifelt; der König werde in seinen Entschließungen auf falsche Wege geführt und das Volk verliere die Achtung vor der Rechtspflege; Beseler werde nur Unheil über das Land bringen, er verstehe es nicht, der Korruption den Einzug zu wehren, und werde es auch, nach den gegebenen Proben, nie verstehen; die Korruption sei aber im Anmarsch, wenn der Minister sie auch nicht sehe und alles gut finde. „Es wäre am besten, er verschwände möglichst bald in der Versenkung und mit ihm das ganze System."

Wer die Geschichte der preußischen Justizverwaltung kennt, wird mit mir der Ansicht sein, daß derartige unerhörte Angriffe gegen einen preußischen Justizminister noch niemals gerichtet worden sind. Es liegt im allgemeinen Interesse, daß Lehmann-Hohenberg nunmehr zur Verantwortung gezogen wird; denn wenn der preußische Justizminister sich derartiges ungestraft bieten ließe, wäre man mit ihm fertig! Hoffentlich bleibt uns letzteres erspart, trotzdem nach der Veröffentlichung des „Rechtshorts" bereits zwei Monate vergangen sind. Unbekannt ist sie in Berlin nicht geblieben, denn das Oktoberheft der Lehmann-Hohenbergschen Zeitschrift schließt mit der Mitteilung: „Diese Nummer wird Sr. Exzellenz, dem Königlich preußischen Staatsminister und Minister der Justiz, Herrn Dr. Beseler, mit einem Hinweis auf den Leitartikel „eingeschrieben" zugehen."

[1]) Wegen prinzipieller Differenzen mit dem Kultusminister mußte Lehmann-Hohenberg seine Professur für Geologie in Kiel niederlegen.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ···

Digitized by Google

Winterklage.

Der Winter lastet schwer auf der Natur
Und schwerer noch auf dir, o Menschenbrust,
Längst starb dahin das letzte Grün der Flur
Und auch des Liedes letzte Kraft und Lust.

Müd schweift der Blick ins weite kalte Land,
Ein letzter Schein durchbricht des Himmels Grau.
Dort, wo im Westen, an der Hügel Rand,
Der ferne Wald verdämmert dunkelblau.

Horch! Welche Feiertöne dort verschweben
In Abendluft! Nun stille, heil'ge Ruh. —
Ja so verklingt auch dieses Menschenleben —
Da sank der Tag; ich ging der Heimat zu.

Franz Hintermayer.

Neues aus der Studentenschaft.

Von

cand. med. Alex Koepchen.

Die Erkenntnis, daß der vorwärts strebende Menschengeist an die aus seiner Zeit herausgeborenen Probleme mit frischem Wagemut herantreten und alte Anschauungen gegebenenfalls freudig verlassen oder neue dafür eintauschen müsse, bricht sich allmählich auch unter der Studentenschaft Bahn. Lange schien es so, als hätte die überkommene studentische Bummelromantik, begründet und abzuleiten nur aus dem Ideengehalt vergangener Jahrzehnte, sich ungeschwächt auch in die um gewandelte moderne Welt hinüberretten können. Jedoch wissen wir, daß sich endlich die Kräfte mehren, die dem akademischen Leben mehr als früher Inhalt und Tiefe geben, die den jungen Studenten aus seinem nichtssorgenden Schlendrian herausreißen und ihn in die Kultur- und Geistesarbeit des Tages mitten hineinstellen wollen.

Ein Ansatz zu solcher Auffassung ist das vor uns liegende Flugblatt „Studentische Reform". Herausgeber ist die in Göttingen neu gegründete „Freischar", Zweck und Ziel energische Bekämpfung ja Verdrängung der musenstädtischen — Korps. Trotz dieser etwas einseitigen Tendenz handelt es sich letzterdings um den erneut unternommenen Versuch, das deutsche Studentenleben auf eine modernere Basis zu stellen. Es ist der Weckruf nach Verinnerlichung, das Bemühen, alles Unzeitgemäße aus den akademischen Sitten auszumerzen und dafür die großen religiösen, kulturellen und sozialen, ja politischen Fragen der Gegenwart in die Studentenschaft hineinzutragen. Dem aber ist nach dem Aufruf eine Institution besonders feindlich gesinnt. Sie steht groß und mächtig da, ist nichtsdestoweniger aber die verkörperte Reaktion und noch dazu den übrigen Verbindungen „fast immer Muster" gewesen. Ihr Kampf daher in allererster Linie: Krieg den Korps!

Die Angriffe gelten zunächst den herrschenden Ehrbegriffen. Sie wurden vom Korpsstudententum „veräußerlicht und uniformiert", sind mit unseren heutigen Begriffen jedenfalls nicht mehr zu vereinbaren. Ablehnung daher sowohl der unbedingten Satisfaktion wie auch der Bestimmungsmensuren, Ablehnung, weil unzeitgemäß („veraltet"). Gewiß ein erfreulicher Protest gegen den Duellsport unserer Tage. Leider aber keine prinzipielle Entscheidung. „Einschränkung", nicht aber Abschaffung heißt die Parole. Und das dünkt uns als halbe Maßregel. Die Erkenntnis, daß die Verpflichtung zum Zweikampf mit der Wahrung der persönlichen Ehre unmöglich etwas zu tun hat, kann doch nicht allzu schwer fallen. Sie scheint bei den Freischarlern auch durchgedrungen zu sein, denn sonst wäre ja ihre Charakterisierung des Duells als „Symptom gänzlicher Verflachung", oder als „Höhepunkt rücksichtsloser Begriffsverallgemeinerung" unzutreffend, wenn nicht gar phrasenhaft. Diesem Götzenbild keine Konzessionen, das allein ist würdevoll und konsequent. Auch wäre, wenn überhaupt, so in diesem Punkte, schärfste Präzision am Platze gewesen. Es mußte zum Ausdruck gebracht werden, daß man sich mit der (teilweisen) Ablehnung des Duells gegen die schlagende Studentenschaft überhaupt wende. Als ob etwa die Burschenschaftler z. B. keine „scharfe Klinge" führten! Die werden sich bedanken! Immerhin notieren wir, daß man anfängt, den Duellsport mit unseren Waffen zu bekämpfen. Eine glänzende Rechtfertigung unseres schon vor Jahrzehnten vorgetragenen Standpunktes.

Von den studentischen Gebräuchen sagt die Flugschrift, sie hätten nur „Mode" und „veränderliche Form" bleiben dürfen. Das Korpsstudententum aber habe sie „erstarren und zu einer für sie wichtigen Lebensbedingung werden lassen". Darum wird jeglicher Zwang, wie Kneipkomment und „die scharfe Trennung in Burschen und Füchse" verworfen. Keine en masse-Erziehung, in der alle Anschauungen über einen Leisten geschlagen werden, nicht das Verhältnis von „Lehrer und Schüler", sondern das „gleichberechtigter Freunde". Darum „freier Zusammenschluß" und „sorgsames Eingehen auf die Individualität und das Interesse des Einzelnen". Und das alles auf der Grundlage vollster „Gedankenfreiheit" und „vorurteilsloser Gesinnung" zwecks „dauernder Freundschaft".

Dann tut der Aufruf einen Blick in die Gedankenwelt eines Korpsstudenten. „Man ignoriert dort das die Zeit Bewegende", heißt es, verarbeitet die Jugend zu einem „Typus" und liefert sie einer Welt aus, „die über die Zeiten und Zustände hinausgewachsen ist, in denen dieser Typus herrschen durfte". Darin aber, so lautet das Endurteil, liegt eine „Gefahr für den Kulturfortschritt unserer Nation". Man könnte versucht sein, diesen Anklagen zuzustimmen. Der Ideengehalt eines Korpsstudenten scheint in der Tat äußerst dürftig. Was ist denn sein Ideal! Das Vaterland? Das allein wäre herzlich wenig, denn ein junger Mensch kann nicht den ganzen Tag an sein Vaterland denken. Die Religion? Niemals! Sie zu vertiefen und zu durchdringen, tut man nicht das allergeringste. Wohl aber arbeitet man durch die Duellpraxis und mancherlei andere Dinge im entgegengesetzten Sinne. Das Studium? Zweifelsohne, zumal in höheren Semestern beim — Repetitor. Die Vorlesungen pflegen ja leider mit dem Paukboden oder sonstigen Veranstaltungen zu „kollidieren". Kurz und gut, das Korps kennt kein Ideal, wenigstens kein zeitgemäßes. Es hat keine werbende Kraft, keinen Gedanken, der als vorbildlich erscheinen und uns deshalb innerlich zu sich hinüberziehen könnte. Aus geschäftlichen, aus gesellschaftlichen Rücksichten wird man Korpsstudent. Weil man glaubt, daß dem späteren Fortkommen damit am besten gedient sei. Egoismus und nicht Idealismus ist daher die letzte Triebfeder.

Auch muß man fragen, ob das Korps bei seiner Exklusivität mit der Außenwelt wohl den richtigen Konnex behalten habe. Nach den obwaltenden Umständen ist das kaum zu erwarten. Einmal rekrutieren sich seine Mitglieder fast ausnahmslos aus den wohlhabenden Ständen. Entweder ist der Vater selbst „Alter Herr", oder er sitzt mit vollgespicktem Geldbeutel in irgend einer gesättigten Lebensstellung. Der Sohn wird also in den allermeisten Fällen für die geistigen und sozialen Nöten des Volkes das rechte Verständnis weder haben, noch haben können. Dann aber tut die Korporation nichts, um ihm dieses Verständnis zu erleichtern oder neu zu beschaffen. Sie arbeitet sogar im entgegengesetzten Sinne. Ein Korpsstudent hat gar keine Zeit, sich mit ernsten Dingen zu befassen. Die Korporation und ihre Sphäre nimmt ihn voll in Anspruch. Er lernt das Leben von der heitersten Seite kennen, tut aber keinen Blick in die durch Arbeit und Not abgehärtete Volksseele. Das Korps bildet eine Welt für sich, es ist in seiner Abgeschlossenheit gegen die übrige Studentenschaft, wie überhaupt gegen die Außenwelt, geistig vereinsamt und hat schließlich dasjenige groß gezüchtet, was der Aufruf sehr herb als „Kastengeist" bezeichnet.

Diese Interna wären dem Fernstehenden vielleicht gleichgültig, wenn nicht eines wäre. Der Korpsstudent ist Staatsstudent, und als solcher hat er der Oeffentlichkeit Rede und Antwort zu stehen, ob er mit ihrer Empfindungsweise auch vertraut ist. Es scheint aber so, als ob gerade diejenigen Korpsbrüder, die aus irgendwelchen Gründen für die zukünftige Führerschaft zuerst in Betracht kommen, diese Forderung am allerwenigsten erfüllen. Sie sind oft die wahren Karikaturen eines Studenten, wie sie denn auch dem Mutterwitz des Volkes und der Satire immer wieder als Objekte dienen müssen. Weshalb z. B. gerade diesen Leuten die

Digitized by Google

Kurzsichtigkeit immer nur auf das eine Auge schlagen muß, ist selbst vom medizinischen Standpunkt nicht einzusehen.

Der Aufruf will nun das Seine tun, um den Einfluß der Korps von innen heraus zu brechen. „Austausch wissenschaftlicher und politischer Anschauungen, Behandlung künstlerischer und religiöser Fragen, Uebung der freien Rede, Selbstzucht, Selbstbeherrschung und moralisches Verantwortungsgefühl" lautet sein Programm oder richtiger gesagt, sein Kulturprogramm. Denn um ein solches handelt es sich. Nur fürchten wir, daß die Behandlung politischer und religiöser Fragen für die Freischar zu einer gefährlichen Klippe werden könnte. Diese Dinge beantworten sich schließlich nur nach den verschiedenen Grundanschauungen, die ihrerseits häufig wieder auf die Weltanschauung zurückgreifen. Da sich nun in der „Freischar" alle Richtungen finden sollen, besteht die Gefahr, daß die eine oder andere die Ueberhand bekommt, und wenn sie Probleme genannter Art in ihrem Sinne zu beantworten sucht, Andersdenkende damit verstimmt und ihnen den Aufenthalt in der Korporation schließlich verleidet. Das gilt ganz sicher von religiösen Fragen, sie sind ersprießlich nur unter Gleichgesinnten zu besprechen. In politicis ist zu fragen, wie man sich die Sache denkt. Tätiges Eingreifen in die Politik ist gemäß Universitätsstatut verboten, daher ausgeschlossen. (Reichstagsauflösungen und Reichstagswahlen zählen zu den Seltenheiten.) Akute Tagesfragen im Rahmen einer Korporation zu behandeln, geht aus den oben geschilderten Gründen auch nicht an. Soll aber die Anbahnung besseren Verständnisses für Probleme sozialpolitischer Art gemeint sein, dann freilich sind wir Weggenossen!

Das freimütige Bekenntnis zu einer ehrsamen sexuellen Lebenshaltung ist aller Anerkennung wert. „Selbstzucht, Selbstbeherrschung, moralisches Verantwortungsgefühl" läßt sich schon hören. „Moralisches Verantwortungsgefühl" braucht die Studentenschaft, aber Keuschheitsprinzip wäre uns lieber gewesen. Weshalb, soll hier nicht erörtert werden. Auch wünschen wir, daß sich der Mann fände, der den Mut dazu hätte, die Afrikanermoral innerhalb der akademischen Jugend schonungslos der Oeffentlichkeit preiszugeben. Das Elternhaus hat ein Interesse daran zu erfahren, in welchen Sumpf die Herren Söhne hineingeraten.

Bleibt noch die Schlußfrage, wie sich der katholische Student der Freischar gegenüber zu verhalten habe. Die Antwort ist leicht gegeben, sie kann nur lauten: abwartend. Wenn wir auch in vielen Punkten Gesinnungsgenossen sind, so bleiben doch in anderer Hinsicht — erinnert sei nur an den abweichenden Duellstandpunkt — wichtige prinzipielle Unterschiede bestehen. Zudem aber hat der katholische Student die Anforderungen, die eine veränderte Zeitlage an die akademische Jugend zu stellen hat, längst erkannt und arbeitet schon seit Jahren an ihrer Verwirklichung. Wir wissen freilich, daß in dieser Beziehung auch bei uns nicht alles Gold ist, was glänzt, scheuen uns aber auch nicht, öffentlich auf etwaige Mißstände hinzuweisen und diejenigen zu verlachen, die uns im Uebereifer hieran hindern wollen. Tiefenwachstum, Ausbau der eigenen Organisationen nach innen und nach außen, sei die „Reform" des katholischen Studenten.

Gott.

Die purpurnen Wolken glänzen im Morgentraum,
Wenn still dein heiliger Fuß darüber geht.
Die Sterne strahlen um deines Mantels Saum,
Der allerbarmend über die Welten weht.

Dir blüh'n die Frühlinge in den Talen all,
Dir braust zu Ehren das erntegoldene Land.
Zu deinem Preise donnert der Grundung Schwall,
Die Blitze der Majestät zucken aus deiner Hand.

Dem Tode der Zeit: Du fällst ihm nie zum Raub.
Entkettet der Schranken des Raums geht deine Bahn.
Wir aber werfen uns nieder und beugen zum Staub
Das irdische Haupt und schauern und beten dich an.

Arno v. Walden.

† Lord Kelvin.

Von

Ingenieur-Redakteur Karl Hänggi, Colmar i. Elsaß.

Am 17. Dezember starb im Alter von 83 Jahren Lord Kelvin oder, wie er vor seiner Erhebung in den Peersstand hieß, Professor William Thomson. Mit ihm ist einer der bedeutendsten Bahnbrecher der Naturwissenschaft, mit Helmholtz vielleicht der größte Physiker des letzten Jahrhunderts, dahingegangen. An allen hervorragenden Errungenschaften der Neuzeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete ist er in großem Maße beteiligt, und in mehr als einer Hinsicht sind seine wissenschaftlichen Arbeiten Grund- und Eckstein geworden zu dem durch Technik und Naturwissenschaft neuaufgeführten Gesellschaftsgebäude.

William Thomson ist im Jahre 1824 geboren als Sohn des Belfaster und später Glasgower Mathematikprofessors Dr. James Thomson. Schon als Knabe zeigte er eine hervorragende Begabung für Mathematik und mit 22 Jahren war er schon Professor der theoretischen Physik an der Universität Glasgow. Diesen Lehrstuhl hatte er bis zu seinem Lebensende innegehabt. Die Spanne Zeit von 64 Jahren, die zwischen der Herausgabe seiner ersten und seiner letzten Werke liegt, war ein kontinuierliches Vorwärtsdringen auf dem geheimnisvollen Wege der Erkenntnis der Naturkräfte. Thomson legte diesen langen Weg mit zurück, teils als Schrittmacher und Pfadfinder, teils als tätiger Mitarbeiter, wozu ihn eine bis ins höchste Alter bewahrte, geradezu wunderbare Elastizität des Geistes befähigte. Ein auch nur halbwegs umfassender Hinweis auf das Lebenswerk dieses Mannes würde weit den Rahmen dieser kurzen biographischen Notiz überschreiten. Es soll deshalb nur auf zwei seiner Hauptleistungen hingewiesen werden auf dem Gebiete der Wärmelehre und der Elektrotechnik.

In die Zeit, als Thomson seine Lehrtätigkeit in Glasgow begann, fällt die umwälzende Entdeckung des Energieprinzips durch Robert Mayer und Joule. Diese hatten bekanntlich den Satz aufgestellt: Wärme und Arbeit sind einander äquivalent; beide sind nur zwei verschiedene Formen der Energie. Es steht also die z. B. durch Reibung erzeugte Wärme in einem ganz bestimmten Verhältnis zu der zur Ueberwindung der Reibung aufgewendeten Arbeit. Man hat später diesen Satz den ersten Hauptsatz der Thermodynamik genannt. Anknüpfend hieran und an die schon älteren Untersuchungen Carnots über den sogenannten „Kreisprozeß" beschäftigte sich nun Thomson eingehend mit der Frage nach den Bedingungen, unter denen die Umwandlung der Wärme in Arbeit vor sich geht. So formulierte er unabhängig von Clausius in Bonn (der als der eigentliche Entdecker gilt) ein Jahr später als dieser um 1851 den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. In der von Clausius ausgesprochenen Form heißt er: Wärme kann nicht von selbst von einem kälteren zu einem wärmeren Körper übergehen. Oder angewandt auf unsere Wärmemotoren: Soll Wärme in mechanische Arbeit umgewandelt werden, so muß sie von einem heißen zu einem kalten Körper überströmen. Dabei läßt sich nur ein kleiner Teil der Wärme als Arbeit gewinnen; der übrige Teil, die Entropie, erwärmt den kälteren Körper und geht für die Arbeitsleistung verloren. Ungemein fruchtbar war für Thomson die Erkenntnis dieses Gesetzes. Ueberraschende Konsequenzen zog er daraus durch Uebertragung des Gesetzes auf die Vorgänge im Weltall in seiner aufsehenerregenden Abhandlung über die natürliche Zerstreuung der Energie. Er formulierte den zweiten Hauptsatz, auf die kosmischen Erscheinungen übertragen: Die Entropie des Weltalls strebt einem Maximum zu, d. h. die von den heißeren Weltenkörpern auf die kältern übergeströmte, also nicht mehr rückwandelbare Wärme nimmt stetig zu, bis die Temperaturen im Universum keinerlei Differenzen mehr aufweisen. In diesem Zustand, dem allgemeinen „Wärmetod" der Natur, ist keinerlei Energieauslösung, also auch keinerlei Lebensbetätigung mehr möglich. Diesen Gedanken hat Thomson zum ersten Male entwickelt.

Auf all die weiteren und bedeutenden Arbeiten Thomsons auf dem Gebiete der Wärmelehre kann hier nicht eingegangen werden; es soll hier nur noch daran erinnert werden, daß Thomson es war, der die Kabeltelegraphie über den Ozean ermöglichte. Hier zeigte sich Thomson als Praktiker und Erfinder ebenso groß wie als Theoretiker, denn es waren neben eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen über den elektrischen Zustand des belasteten Kabels eine ganze Reihe praktischer Fragen zu erledigen. Für die erfolgreiche Durchführung des so bedeutenden Werkes erhielt er den englischen Adelstitel. Im Jahre 1896 anläßlich seines goldenen Professorenjubiläums kamen zu seinen Ehren die Männer der Wissenschaft aus allen vier Himmelsrichtungen zusammen. 1892 schon war er zum englischen Peer ernannt worden, wobei er den Namen Lord Kelvin angenommen hatte. Neben diesen englischen Auszeichnungen besaß er deren noch eine ganze Kollektion ausländischer, so u. a. den preußischen Orden pour le mérite und das Großkreuz der französischen Ehrenlegion. Was ihn aber mehr auszeichnete als diese Dinge, war sein lauterer Charakter und seine Bescheidenheit, die schönste Tugend großer Geister.

Digitized by Google

Religionsgeschichtliche Vorträge.

Von

Dr. J. Holzner, München.

Es ist keine Zeit so dunkel, daß sie nicht auch ihre Lichtseiten hat. So hebt sich auf dem düsteren Hintergrunde unseres in religiöser Hinsicht so verlästerten Zeitalters als erfreulicher Lichtpunkt das wiedererwachte religiöse Interesse ab, das sich in verschiedene Formen kleidet. Für den, der mit wachem Auge die Literatur verfolgt, sind sogar mystische Strömungen von bemerkenswerter Stärke vorhanden. Mit diesem Interesse für religiöse Fragen rechneten offenbar die Veranstalter jener fünf religionsgeschichtlichen „populären" Vorträge, die im Laufe des November im „Bayerischen Hof" von bedeutenden Hochschulprofessoren der protestantischen Theologie gehalten wurden. Aber München hat nicht den Erwartungen entsprochen. Nur Professor Tröltsch ist es gelungen, den Saal wirklich zu füllen; sonst gähnten bedeutende Lücken. Es ist das für analoge Veranstaltungen von unserer Seite lehrreich. Wenn man nicht einmal bei der so gut gedrillten, fest zusammenhaltenden protestantischen Bevölkerung angesichts so interessanter Themata, von Trägern so klangvollen Namens behandelt, einen vollen Saal erzielte, so dürften ähnliche Vorträge bei uns erst recht aussichtslos sein. Was soll man auch von einem Großstadtpublikum erwarten, das dermaßen in die „Lustige Witwe" verliebt ist, daß es nahezu an die 300 Male solch schales Zeug über sich ergehen läßt? Jene Vorträge verdienen es jedoch, daß wir sie kurz skizzieren und auf ihre für uns Katholiken so interessante Tendenz prüfen.

Am ersten Abend sprach Professor Cornill-Breslau über „die Religion Israels und die Propheten". Er ist der Verfasser des bedeutenden, jetzt in 6. Auflage erschienenen Werkes „Der jüdische Prophetismus". Die Propheten sind den modernen protestantischen Theologen nicht wie uns Männer mit in die Zukunft gerichtetem Antlitz, die vom Geiste Jahves berührt, die kommenden Ereignisse mit Sicherheit vorausverkünden; denn das wäre ein moralisches Wunder und dafür ist in der protestantischen Theologie kein Platz. Sie sind vielmehr die gewaltigen Träger des Gottesgedankens in Israel, von hoher religiöser Begeisterung, gelegentlich mit einem Stich ins Pathologische, mit der Aufgabe betraut, die Jahvereligion zu einer Anbetung im Geiste und in der Wahrheit zu verklären. Diese allmähliche Entwicklung der Religion Israels von rohen Anfängen bis zur reinsten monotheistischen Form und Vergeistigung, die Deszendenztheorie auf die Religion angewandt, nennt sich „historische Auffassung der Religion Israels" im Gegensatz zur überlieferten christlichen Betrachtungsweise, welche im Alten Testament eine Entwicklung durch übernatürliche Faktoren sieht. Der natürliche Entwicklungsprozeß durchlief nach Professor Cornill folgende Etappen.

Der Bund Israels mit dem Wüstengott Jahve auf Sinai ist rein Moses' Werk, ist Menschenwerk. Schon hier liegt eine unbewiesene Annahme vor. Die Geschichte weiß nichts von einem Lokalkult des Jahve, auf den Moses bei seinem Wüstenzug gestoßen wäre. Die Wahl dieses Jahve war Moses' Meisterstück! Er weckte keinerlei mythologische Vorstellungen. Die zweite Etappe war der Uebergang vom Wüstenleben zum Ackerbau mit dem Einzug ins gelobte Land, auch Moses' Verdienst. Was verstand der Wüstengott Jahve vom Ackerbau? Wohl aber verstand sich Baal, der Gott Kanaans, darauf. Jahve muß sich also mit Baal verbinden. So wird die israelitische Religion ein Amalgam zwischen mosaischer Jahve- und kanaanäischer Baalsreligion. Die drei Hauptfeste mit süßen Broten, eigentlich Erntedankfeste, konnte Israel nur mit „Anpassung" an die Baalsreligion feiern. Es entspinnt sich naturgemäß ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Jahve und dem von Achab in Samaria eingeführten tyrischen Baal. Elias hilft ersterem zum Sieg. Bei dem Zusammenprall mit Assur, 80 Jahre später, wäre mit seinem Volke auch Jahve verloren gewesen, hätte nicht der Prophet Amos Jahve noch rechtzeitig zu einem Gott der strafenden Gerechtigkeit soweit umgebildet, daß gerade das Nationalunglück, das nach der Vorstellung der Alten die Götter mit dem Volke teilten, von ihm als Strafe für die Veräußerlichung der Religion in Opfer und Zeremonien zu kommen schien. Eine bedeutende Entwicklung hat die Gottesvorstellung beim Propheten Osee durchgemacht. Das Wesen Gottes ist Harmonie von Gerechtigkeit und Gnade in der Einheit der Liebe. Der Bund Israels mit Jahve ist ein Liebesbund. Die Religion also Herzenssache, nicht Verstandessache. Isaias gibt dem Gottesbegriff eine universale Spannweite: Jahve ist der Gott und Lenker der Weltgeschichte. Isaias erfaßt zum erstenmal den Begriff „Weltgeschichte"; er ist auch der Schöpfer der messianischen Hoffnung. In Jeremias aber hat die Religion den Höhepunkt ihrer Vergeistigung, ihre sublimste Form erreicht. Kein Kultus, kein äußerer Gottesdienst, kein Opfer, sondern persönliches Herzensverhältnis des Individuums zu Gott: das ist Religion! Als alles politisch zusammenbricht, verkündet er diesen „neuen Bund". Er ist der erste große Beter der Religionsgeschichte.

So zog die Religionsentwicklung Israels an uns vorüber und ein Vergleich zwischen dem Protestantismus, der vergeistigten Form des Christentums, und dem ganz in Opfer und Sakramenten versunkenen Katholizismus drängte sich natürlich dem protestantischen Hörer von selbst auf. Diese unausgesprochene Tendenz hörte man auch bei den andern Vorträgen als mitschwingenden Nebenton heraus. Wir empfingen nicht den Eindruck objektiver, voraussetzungsloser Religionsgeschichte, sondern sehr subjektiver, nach Harnackschem Schema arbeitender Religionsphilosophie. Die Hauptsache mußte man selbstverständlich zwischen den Zeilen lesen. Ueber eine solche Geschichtskonstruktion, bei welcher von der Uebernatürlichkeit der alttestamentlichen Offenbarung keine Rede sein kann, regt sich der neuere Protestantismus nicht mehr auf. Er hat den altlutherischen Bibelglauben längst abgeschworen und sein eigenes Formalprinzip preisgegeben. Darum verschluckt er auch solche Elefanten von biblischen Irrtümern ohne die geringste Grimmasse. Daß sich aber das katholische Lehramt von einem „Engert" nicht auch derlei religionswissenschaftliche „Bären" aufbinden läßt, hinc illae lacrimae!

Prof. Staerk-Jena sprach über „Judentum und Hellenismus". Er griff den geschichtlichen Faden da auf, wo ihn Cornill fallen ließ. Das alte Reich Juda bricht zusammen, da beginnt die Reformation die Forderung der Propheten der Einheit und Reinheit des Gottesglaubens zu verwirklichen. Die spätere Reglementierung der Religion in Satzungen und Dogmen, die Verbindung von Religionsforderungen und bürgerlichem Recht in einem Kodex, die juristische Auffassung von Religion und Moral stellten das Reformationswerk wieder in Frage. Dazu kam der Kulturkampf der Makkabäer, der die Zusammenkünfte und die Absonderung der sog. „Frommen", des Pharisäismus, begünstigte mit seiner Unterdrückung aller freien Regungen des Individuums. Da trat der Hellenismus, jene feine religiös-ethische Kulturmacht in der griechisch-römischen Welt, an das Judentum in der Diaspora heran und verband sich mit ihm zu einem Religionsgemisch, das vom Judentum die religiösen Grundgedanken, Monotheismus, Moralgesetz, Vergeltung, vom Hellenismus die Sehnsucht nach einer Religion des Herzens und nach spiritualistischer Verklärung des Gottesgedankens hatte.

Am dritten Abend: „Hellenismus und Christentum." Das Christentum stand plötzlich in der Welt. Ob es sich aus dem hellenistischen Judentum entwickelt hat oder ob man in dem Durchbrechen der bisherigen religiösen Entwicklungsreihe das Hereinragen eines höheren Faktors anerkennen muß, wurde leider nicht gesagt. Die Rolle des Judentums in dem Amalgamierungsprozeß mit dem Hellenismus übernahm nun das junge Christentum. Die Entwicklung drängt naturnotwendig zu der neuen Mischform des hellenistischen Christentums. Der Hellenismus war auf eine Botschaft gestimmt, die Jesus brachte: persönliche Offenbarung, sittliche Kraft, Garantie für ein ewiges Leben durch Mysterienkult, Befreiung von der Natur. Daneben gab es große Verschiedenheiten: Im Hellenismus ist der Monotheismus Resultat spekulativer Gedankenarbeit, bei Jesus innerstes Erlebnis. Im Hellenismus hohe sittliche Ideen, aber kein Verständnis für das Wesen der Sünde, bei Jesus trotz seines ethischen Optimismus tiefer Blick für die Sünde. Die Entwicklung verlief in drei Stadien: 1. Das Christentum drängt sich dem Griechentum auf, verkündet seine Botschaft in griechischer Sprache, wobei der ursprüngliche Sinn hellenistisch umgedacht wurde. 2. Das Griechentum sucht das Christentum zu absorbieren. Viele Gelehrte kamen zum Christentum aber sie merkten nicht, wie sich das Christentum bei ihnen änderte. Es war ein Triumph für die Religion Jesu, daß sie von den Gottsuchern der damaligen pantheistischen Gnosis so gierig ergriffen wurde, aber zugleich eine der berückendsten Verlockungen. Erlag es dem Zauber der gnostischen Spekulation, so war es um das Christentum geschehen. 3. Aber es erwies sich in diesem Kampfe als der Stärkere. Es kommt zu einem Kompromiß zwischen Evangelium und Griechentum. Aus diesem Bunde entspringt erst eine christliche Theologie mit einer vom Evangelium Jesu ganz verschiedenen, in griechischen Kategorien umgedachten Christologie, mit einer mehr das Magische als das Ethische betonenden Sakramentenlehre, mit einer doppelten Sittlichkeit für die Weltleute und für die Asketen. Das Evangelium konnte keine Macht werden ohne den griechischen Geist. Aber muß diese christlich-griechische Mischform für immer grundlegend sein? Nein, stets wird sich das Evangelium mit den wechselnden Kulturformen einigen.

So der Redner. Man sieht, überall schimmern Harnackische Gedankenreihen durch. Die Entwicklungstheorie liegt auch hier zugrunde. Alles was sich entwickelt, ist notwendig und gut. Das Christentum ist ein synkretistisches Gebilde. Daher die protestantischen Versuche, es von den Elementen der Vergangenheit loszulösen und modern weiterzubilden. Wenn aber die Verbindung eine so innige geworden ist, daß kaum das geschärfte Auge des Kritikers die griechischen und christlichen Elemente zu sondern vermag, wird dann eine solche Operation nicht dem Christentum an den Lebensnerv gehen? Der Kernpunkt der Frage ist aber doch dieser: Sollen wir das Christentum modernisieren? oder sollen wir die moderne Kultur christianisieren?

Der temperamentvollste Redner war Prof. Tröltsch-Heidelberg. Sein Thema: „Die religiöse Frage und der Protestantis-

Digitized by Google

mus." Die Konfessionskirchen führen ein Dasein, fern von den Strömungen des modernen Lebens. Wir brauchen aber eine Religion der Gegenwart. Auf dem Wege der reinen radikalen Wissenschaft gelangt man nicht zu ihr. Wir müssen daher aus dem überkommenen Besitz der Vergangenheit die religiösen Kräfte für die Gegenwart herausholen. Und da ist das Christentum trotz seiner tausendfachen Verunstaltungen noch immer das einzige Kapital, das wir haben. Wir haben keinen Grund, Buddhisten zu werden. Auch die alte Streitfrage: Katholisch oder protestantisch? ist uns heute unverständlich. Ist der Protestantismus veraltet? Trägt er etwas in sich, was über ihn hinausweist? Das ist die religiöse Tagesfrage für den Protestanten. Aus Tröltschs Ausführungen klingt ein entschiedenes Ja! Der Protestantismus Luthers ist etwas ganz Unmodernes, er hat den modernen Staat nicht geschaffen, er ist unschuldig an der modernen Kultur. Er wollte einen neuen geistlichen Staat an die Stelle des verschwindenden mittelalterlichen setzen. Er hat die europäische Menschheit um 200 Jahre in der Entwicklung zurückgeworfen, nachdem die moderne Welt sich bereits in der Renaissance angekündigt hatte. Der ursprüngliche Protestantismus war nur eine traurige Reaktion, nach deren Ueberwindung die moderne Menschheit zu dem zurückgekehrt ist, was vor der Reformation war! „An der ganzen Reformation ist nichts interessant als die Persönlichkeit Luthers" (Goethe).

Das Christentum Luthers reduziert sich für den modernen Protestanten auf vier Grundgedanken:

1. Die Religion des Protestanten besteht im Gegensatz zur katholischen Sakramentsreligion im Glauben allein. Dieser Glaube ist aber nicht der Bibelglaube Luthers, sondern eine von allen Seiten her freigeschöpfte praktische intuitive Kenntnis und persönliche Ueberzeugung. Es ist das Denken Gottes in mir selbst.

2. Die intellektuelle Folgerung daraus ist der radikale, religiöse Individualismus: kein Dogma, kein Gesetz, kein Lehramt, keine Spannung zwischen Glauben und Wissen.

3. Die ethische Konsequenz ist: kein von außen gegebenes Sittengesetz, jeder ist sich selbst Gesetz. Innere Sicherheit und Gemütsruhe. Keine Furcht vor Hölle und Fegfeuer.

4. Diese freie Gesinnungsmoral duldet keine Sonderkreise der asketischen Frömmigkeit.

Dieser neue Weg, den Luther wies, ohne ihn zu kennen, brachte ein neues Ziel, eine neue Fassung des Gottesgedankens. Das Große am Protestantismus ist die Autonomie, mit der er allem gegenübersteht.

Das sind freilich recht taube Nüsse, die Tröltsch seinen Zuhörern geboten hat! Mit dieser Lösung der religiösen Frage ist die christliche Religion überhaupt in Frage gestellt. Bei Luther war noch der Hl. Geist Urheber der Einheit des Glaubens an die Bibel, bei den alten Lutheranern war es der geistliche Staat, bei den modernen Protestanten gibt es kein Prinzip der Einheit mehr, sondern ein Prinzip der Zersplitterung: die Autonomie des Ich. Diese lag allerdings schon im freien Forschungsprinzip Luthers. In Konsequenz dieses Grundgedankens der Reformation ist der neuere akademische Protestantismus „die Religion der subjektiven Willkür". Von da zum religiösen Nihilismus ist nur mehr ein Schritt! Es gibt unter den Katholiken genug naive Optimisten, welche verlangen, wir sollen den Protestanten gegenüber nur das Einigende betonen. Aber wie P. Weiß in seiner „Lutherpsychologie" nachgewiesen hat, gibt es für Katholiken und Protestanten keine gemeinsame Basis mehr, nicht einmal so breit, daß ein einziger Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses darauf Platz hätte. Was der neuere Protestantismus mit uns gemeinsam hat, sind nur mehr gewisse ehrwürdige Worthülsen, wie Erlösung, Gnade, Gottheit Christi, die er aber mit total verschiedenem Begriffsinhalt umgefüllt hat. Der Kollege von Tröltsch, Privatdozent Niebergall-Heidelberg, hat in seinem interessanten Buch: Wie predigen wir dem modernen Menschen?" für die Prediger sogar eigene Methoden ausgearbeitet zum Umfüllen der theologischen Begriffe. Das ist eben die erbärmliche Heuchelei, daß der kirchliche Protestantismus den Prediger zwingt, offiziell sich der alten christlichen Worthülsen zu bedienen, während dieser ganz moderne Begriffe bei sich damit verbindet.

Am letzten Abend sprach Professor Hermann-Marburg über „die religiöse Aufgabe in der Gegenwart".

Redner will die religiöse Frage nicht als Kulturfrage behandeln, sondern als individuelle Frage: Wie stehst du selbst zur Religion? Ist Religion überhaupt etwas Reelles? Diese Frage beängstigt die Gemüter erst seit dem Erwachen der Wissenschaft zur Selbständigkeit im 18. Jahrhundert. Aufgabe der Wissenschaft ist der Nachweis des wirklich Erfaßbaren, des Einfügbaren in den Naturzusammenhang. Gott ist nicht nachweisbar. So wird dem modernen Menschen sein eigenes Leben und die Religion zur Illusion. Wie kann diese innere Unsicherheit überwunden werden?

In drei Formen wird in der Gegenwart das Recht der Religion vertreten: 1. In der Form der Glaubensforderung durch die Kirche. Solche Forderungen sind sinnlos gegenüber einem Menschen, der eine Kluft zwischen seinem Denken und der überlieferten Lehre fühlt. Die Kirche steht im Verdacht, den Glauben im Sinne Voltaires zu fordern: „Glauben heißt etwas für wahr erklären, was man nicht für wahr hält". Die 2. Art ist die wissenschaftlich-apologetische Form des Nachweises, daß es einen Gott usw. gibt. Damit wird nichts erreicht bei Leuten, deren Denken beeinflußt ist von der Art, wie die Wissenschaft das Wirkliche nachweist. Diese Apologeten werden vom Wunsche geleitet, die Religion möchte sich so erweisen lassen. Die 3. Art ist der Versuch, nachzuweisen, daß der Mensch dieser Gedanken bedarf, um sich über das Schicksal hinwegzusetzen. Tiefer kann man die Religion nicht entwürdigen: die Religion hat recht, weil sie uns etwas wert ist, weil wir es wünschen. Das wäre eine „bewußte Illusion", wie Feuerbach die Religion verspottet.

Die Religion will nichts von Beweisen wissen, die ihr Recht begründen. Der einzige Weg zur Religion ist der Weg der Selbstbesinnung. Das Erste ist die einfache Tatsache: wir verlangen, daß wir schon gegenwärtig ein Leben in Wahrheit gewinnen, wir bilden uns ein, ein eigenes Leben zu haben, wir bringen diesen Gedanken nicht los, und doch können wir diesen Gedanken vor uns nicht rechtfertigen, unser Leben wird uns zur Illusion. Die Lösung dieses Konfliktes ist das Erlebnis, das innerliche Sichberührtfühlen durch eine Macht, der wir uns rein anvertrauen, in deren Berührung wir in tiefer Ehrfurcht erschaudern. In diesem Erlebnis gewinnt der Mensch wahrhaftes Leben, innere Einheit und Geschlossenheit, Sammlung zu einer großen Aufgabe unter einem ewigen Lebenszweck. Es kommt für jeden Suchenden der Moment, wo ihm diese Macht entgegentritt. Dann ist die Religion erwacht.

Also sprach einer der maßvollsten Vertreter des Ritschleanismus. Der ganze Gedankengang ist nicht neu, er ist die Quintessenz des aus dem Humanismus und der Kant-Schleiermacherschen Theologie entstandenen Modernismus. Es liegt ihm das πρῶτον ψεῦδος des Agnostizismus zugrunde. Diesen Standpunkt vorausgesetzt, fehlt allerdings der Religion das logische Mittel, sich in der Welt der Tatsachen zu legitimieren. Man muß die der Objektivität beraubte Religion subjektivieren, „vergeistigen", ins Psychologische umdeuten auf dem Wege eines sehr zweifelhaften inneren Erlebnisses. Daß es so nur zu einem sehr verschwommenen Gottesbegriff kommt, daß jeder Wertunterschied zwischen den Religionen wegfällt, daß man dadurch dem Pantheismus die Türe öffnet, zeigt ein Blick in die jüngste Encyclica „Pascendi". Ueberhaupt konnte man auch aus den keineswegs lichtvollen Ausführungen Hermanns den Eindruck gewinnen: Im Zerstören sind diese modernen Theologen sehr deutlich und entschieden. Sobald sie aber positive Wege und Richtlinien zeigen sollen, wird ihrer Rede Sinn dunkel und verschwommen. Für den, der die letzte Enzyklika studiert hatte, war es übrigens interessant zu sehen, woher die Modernisten ihre Ware beziehen.

Amerika als Vorbild öffentlicher Zucht und Sitte.

Professor Dr. O. Pfleiderer, welcher bekanntlich der freieren Richtung der protestantischen Theologie angehört, schildert in Nr. 52 der „Woche" die Eindrücke seiner zweiten Amerikareise. Wir entnehmen dem interessanten Aufsatze die nachstehenden, für den Vergleich mit vielbeklagten deutschen Zuständen höchst bemerkenswerten Schilderungen:

Die Frauen sind in Amerika vom Anfang der Neu-England-Kolonie an die treuen Hüterinnen des puritanischen Geistes gewesen .... Indem sie auf Reinheit und Mäßigkeit, auf Zucht und Sitte im Hause hielten, haben sie diese Tugenden der Gesellschaft von Geschlecht zu Geschlecht eingepflanzt. .... Welchen wohltätigen Einfluß die Hochschätzung der Frauen auf die Wohlanständigkeit des ganzen gesellschaftlichen Lebens ausübt, davon kann man sich in Amerika täglich überzeugen. Das Laster wird freilich auch dort nicht fehlen, aber an die Oeffentlichkeit wenigstens darf es sich nicht hervorwagen, nie und nirgends sich frech zur Schau stellen. Jede Frau kann bei Tag und Nacht ohne männliche Begleitung durch die Straßen gehen, ohne frechen Zudringlichkeiten ausgesetzt zu sein. An den Schaufenstern der Buch- und Kunsthandlungen sieht man nirgends anstößige Schriften oder Bilder aufgelegt. In den Theatern werden zwar viele dumme Possen und haarsträubende Mordgeschichten aufgeführt, aber Obszönitäten und pikante Ehebruchsdramen sind von den Bühnen ausgeschlossen, weil das Publikum sie mit Entrüstung ablehnen würde. Die Zeitungen sind zwar voll von sensationellen Berichten, vermeiden aber alle sexuellen Pikanterien und nehmen keine Ankündigung oder gar Beschreibung von Vorträgen über „freie Liebe, Recht auf Mutterschaft, Recht der Homosexuellen" oder wie sonst das wüste und tolle Zeug heißen mag, das jetzt bei uns die Spalten so mancher Zeitung füllt, die das moralische Gift in die Häuser tragen, um die

Digitized by Google

Seele unseres Volkes und der Jugend zu vergiften. Während hier kürzlich alle Zeitungen voll waren von dem häßlichen Unrat des Hardenprozesses, haben die Neuyorker Zeitungen nur in diskretester Form davon Notiz genommen, indem sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gaben, daß in Berlin so schmutzige Dinge öffentlich verhandelt und in Zeitungen breitgetreten werden, deren Details ihren amerikanischen Lesern mitzuteilen der Anstand verbiete. Ich gestehe, daß ich da mich als Deutscher geschämt und die Amerikaner um ihre puritanische Zucht, die auf Sauberkeit und Ehrbarkeit des öffentlichen Lebens hält, beneidet habe. Hierin vor allem sollten wir von den Amerikanern lernen!"

Zwei Erklärungen.

Von den Hochw. Herren Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. und P. Ansgar Pöllmann O. S. B. gingen der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Erklärungen zu:

I.

„Zur Erklärung des hochwürdigen Herrn P. Ansgar Pöllmann in Nr. 51 (S. 759) habe ich festzustellen, daß ich mich, ehe nur der Titel der neuen Zeitschrift öffentlich genannt war, brieflich an ihn gewandt habe, und zwar unter ausdrücklichem Hinweise, daß ich mit dem Verlage noch nicht abgeschlossen — aber ohne Antwort blieb. Darauf erst gab ich dem Verlage meine Zusage unter ausdrücklicher Betonung, daß ich ein durchaus eigenes, neues Programm befolgen würde, wie das auch in allen jetzt natürlich längst fertigen Drucksachen der neuen Zeitschrift ausgesprochen ist.

München. Dr. P. Expeditus Schmidt, O. Fr. M."

II.

Die Gegenerklärung des Herrn Dr. P. Expeditus Schmidt wird durch nachfolgende Chronologie unserer Streitsache entkräftet.

23. Oktober 1907: Der Inhaber der Alfonsusbuchhandlung, Albert Ostendorff, bittet mich um Erlaubnis, sein neues Organ, als dessen voraussichtlichen Redakteur er bereits Herrn P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. nennt, unter der Flagge „Fortsetzung der Gottesminne" ausgeben zu dürfen. Dieser Brief wird auf Grund gewisser vorausgegangener Korrespondenzen von mir einfach ignoriert, zumal da das Programm im allgemeinen bereits feststag.

5. November: Telegraphische Bitte aus Münster um Antwort.

6. November: Telegraphisch jede Bezugnahme auf die „Gottesminne" verboten.

22. November (laut „Allg. Rundschau"): Mündliche Verhandlung des Herrn P. Schmidt mit Ostendorff in Münster.

28. November: Abdruck der Kundgebung Ostendorffs (unter Nennung Schmidts als Redakteur) in der „Augsburger Postzeitung". Diese Kundgebung war an die Leser der „Gottesminne" gerichtet.

29. November: Mitteilung des P. Schmidt an mich von seinen Verhandlungen in Münster, von der eingelaufenen Erlaubnis des Provinzials und seiner Absicht, nunmehr endgültig zuzusagen. Eine Andeutung des Programms wird nicht gemacht.

Dieser Brief, von der Post in München am 30. November abgestempelt, gelangt

1. Dezember vormittags in meine Hände. Und schon am

5. Dezember wird der Name „Ueber den Wassern" als endgültige Zusage Schmidts in der „Kölnischen Volkszeitung" publiziert. Diese Publikation wurde demnach spätestens am

4. Dezember von München abgesandt, vorausgesetzt, daß sie, statt erst über Münster zu gehen, direkt nach Köln abging.

Demnach blieben für mich zur Beantwortung zweiundeinhalber Tag. Der 1. Dezember war Adventsonntag mit erhöhtem kirchlichen Dienste, am 2. und 3. Dezember hatte ich auswärts photographische Aufnahmen von Kunstwerken zu leiten. Ein mit Arbeit gesegneter Mann, der wie P. Expeditus Schmidt viel außerhalb seines Klosters zu weilen gezwungen ist, kann doch unter gleichen Voraussetzungen seine Fristen unmöglich so kurz bemessen. Damit wird die Wendung in Schmidts Gegenerklärung „... aber ohne Antwort blieb. Darauf erst gab ich dem Verlage meine Zusage" hinfällig. Eine am 4. Dezember von Beuron abgehende Antwort hätte die Entscheidung in München nicht mehr aufhalten können, nach dem 5. Dezember durfte P. Schmidt wohl füglich nicht mehr auf Antwort rechnen.

Meine „Erklärung" enthielt überhaupt keinen Angriff auf den verdienstvollen Franziskanerpater, dem ich noch vor kurzem in der „Gottesminne" einen Essay gewidmet habe, und verlangte ebensowenig, daß das neue Organ in die Fußtapfen der „Gottesminne" treten solle: daß P. Schmidt ein eigenes Programm aufstellte, versteht sich ganz von selbst, nur durfte sich der ausgegebene Prospekt nicht auf mich beziehen.

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

Da den beiden Herren die gegenseitigen Erklärungen mehrere Tage vor dem Druck vollinhaltlich bekannt waren, ohne daß weitere Schritte erfolgten, kann die „Allgemeine Rundschau" mit allem Fug über diese Kontroverse die Akten schließen.

Der neue Kurs.

Von

Nanny Lambrecht, Aachen.

Wenn wir der literarischen Gegenwart den Puls fühlen, so ist nicht zu verkennen, daß das Sehnen nach dem Unbekannten, Nichtirdischen im Alltag der modernen Weltanschauung kreist. Was der Verstand von ihr gefordert hat, blieb ungestillt, wenigstens unbefriedigt. Rückwärts tastend sucht er nun nach einer mystischen Weltverklärung, aus rationalistischen Polypenarmen will er sich retten in die gemütsinnige Umarmung der Romantik. Was aber hat das Gemüt, die Seele mit der modernen Entwicklung zu schaffen? Alle Lebensvirtuosität balancierte auf den Nerven drähten. Man erinnerte sich der Seele nur, um sie anatomisch zu zerstückeln. Infolgedessen konnte die Rückkehr der Modernen sich nicht mehr auf der alten Heerstraße der Göttlichkeit der Kunst vollziehen, nicht mehr zu katholischer Mystik zurück, sondern, in dem bekannten Paroxismus des Gefühls, rückwärts zum Buddhismus, nach einem Ausdruck Hermann Bahrs, der Religion der Dekadence, weil sie die Religion der Nerven sei!

In dieser Rückkehr liegt keine Aufrichtigkeit, sondern wiederum eine Modelaune. Es ist eine Flucht in eine ungesunde Gegend, die bleiche Gesichter und zerstörte Gedanken erzeugt, eine ziellose Flucht vor der überall gähnenden Leere und Verödung. Und kein Führer und Wegwart ist, der in die bestehende Unordnung Reglement brächte. Es ist nur ein Wunsch da und kein Ziel. Viele Köpfe und viel Sinnloses. Nur Flucht und keine Einkehr. Ein ästhetisches Umherstreifen und kein Marschtempo nach Parole. Mystizistische Rückfälle und kein wahrer Kunstglaube. Ein Schlagwetter von betäubenden Worten und kein positiver Sinn. So kann es nicht bleiben, die Schlammwellen des krassen Naturalismus ebben zum romantischen Waldsee zurück, da wird's ein trübes Gewässer, eine Sintflut, auf der die Arche der neuen, geläuterten Kunstrichtung schwimmen soll. Sie heiße: Festlichkeit der Kunst!

Geradewegs zur Romantik zurück wäre eine Uebereilung und das Extreme. Der Boden der Wirklichkeit, den wir uns zu gangbarem Estrich zusammengestampft haben, darf nicht mehr verlassen werden. Romantische Wirklichkeit! Das ist nicht sinnstörend. Die Wirklichkeit ist wie ein Spiegel, dessen „beschauliche" Seite man der Wand zukehrt. So häßlich das auch von außen und dem flüchtig Vorübergehenden sein mag, so voll Glanz und Gleiß und schöner Wunder ist seine Innenfläche. So wird man tief in die spiegelnden Wunder der Wirklichkeit hinein sehen müssen, um nicht nur das zu sehen, was äußerlich und häßlich ist.

Poesie ist Traum und Märchen und Luftschloß. Wenn aus ihr heraus Leben und Wirklichkeit sich loslöst, dann wird sie das Küken sein, das noch die Eierschalen als Geburtsstempel nachschleppt. Es wird aber immer darauf ankommen, wie weit sie um sich die Eierschalen ihrer Herkunft zertrümmert!

Ich denke mir das so: Ein Pegasus kann als geflügeltes Roß mit Würde und Anstand eigentlich nur die luftigen Gefilde durchstreifen, wird aber immer wieder Futter suchend zur platten Erde niedersteigen müssen. Und also sei alle Poesie auch mit einem gewissen Ballast Erdenschwere befrachtet. Sie sei das Luftschiff, das ohne die gefüllten Sandsäcke nicht in die Aether-Regionen gefahrlos segeln kann. Aber je höher es steigen will, desto mehr wirft es von seiner zur Erde niederzwingenden Befrachtung aus. Es wird sich dieser nie ganz entäußern können, ohne nicht in Planetenluft unfruchtbar zu zerstäuben.

So liege denn das Reich der neuen Dichtung zwischen Himmel und Erde. Dem Himmel so nahe, daß des Dichterwaldes Wipfel hinanreichen. Der Erde so nahe, daß sie darin wurzeln! Diese faßliche Kunst soll nicht nur Menschen kneten, sie soll sie auch beseelen! In der flammenden Mittagssonne ein Dunghaufen kann die Idylle nicht beflecken. Man kann ihn wahr zeichnen auch in der Sonnengloriole.

Sei es der neue Kurs! Nicht Seelenanatomie! Sie war niemals Wirklichkeit. Die festliche Kunst soll werden! Romantische Wirklichkeit! Pfadsucher voran!

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Innere und äußere Sauberkeit.

Aus der Provinz gehen der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Zeilen zu: „Eine recht bittere Ironie ist mir gestern begegnet, als ich in die Weihnachtsferien fuhr. Ich las die „Allgemeine Rundschau", und zwar eben den Artikel über die Schmutzliteratur von Otto v. Erlbach. Neben mir aber zog ein k. b. Vaterlandsverteidiger — das „Kleine Witzblatt" aus seinem Königsrock. Ich überdachte nun die Folgen, die dieser Schmutzfetzen haben kann. Derselbe zirkuliert vielleicht in der Heimat unter jüngeren Kameraden als Zeichen der Aufklärung; eine jüngere Schwester erwischt den Schund vielleicht auch, liest und zeigt und erzählt weiter. Wenn solch ein Soldat einen Knopf nicht schön genug geputzt hat, wird er bestraft, als ob daran die Kraft und Tüchtigkeit des ganzen Vaterlandes hinge; wenn er sich aber mit solchem Schmutz körperlich und geistig besudelt, schwächt und krank macht, so schadet das dem Ansehen nicht. „Lieb' Vaterland magst ruhig sein!"

Italienische Reiseeindrücke.

Von

Dr. Cramer, Gymnasialdirektor, Eschweiler.

Nicht eine wohlgegliederte Aufzählung der Herrlichkeiten Italiens, auch nicht ein erschöpfender Bericht über eine Reise in das Land der Orangen und der Makkaroni ist es, was ich hier bieten möchte. Am wenigsten aber möchte ich einen überschwenglichen Panegyrikus singen, der nur in das hellflutende Licht des sonnigen Südens getaucht ist und den Blick auf die umschattete Kehrseite meidet. Einige Eindrücke, die sich tiefer als andere einsenkten, einige Beobachtungen, die ich selber um mich schauend machte, will ich kurz skizzierend hier wiedergeben. Und dabei möchte ich nicht blind an den Vorzügen unserer lieben Heimat vorübergehen und das welsche Land urteilslos preisen: freilich werde ich auch nicht im Sinne derer sprechen, die auf italienischem Boden nichts als das Gefühl des Unbehaglichen und Unzulänglichen in sich verspürten und ihre Anschauung in dem Worte zusammenfaßten: „Nein, wir waren froh, als wir wieder aus dem Lande heraus waren; da hat es uns gar nicht gefallen, da ist es hier doch schöner!" Wer das Ideal einer „Reise" darin sieht, in opulenter Sommerfrische, deren Milieu durch die liebliche Gestalt des befrackten Ganymed gekennzeichnet ist, einige Wochen noch etwas behaglicher als zu Hause sich zu pflegen, der braucht sich in der Tat nicht über die Alpen zu bemühen. Auch wer nach genossener Tafelfreude sich die Mühe nimmt, der Bergbahn sich anzuvertrauen, um „auch oben" gewesen zu sein, mag ruhig nördlich der Alpen, oder besser, in den Alpen selbst, bleiben. Er hat's in den internationalen Zentren wie Luzern und Interlaken bequemer und tatsächlich auch großartiger. Jene Großartigkeit wenigstens, die man gleichsam mit Händen greifen kann, die starrende Majestät der Gletscher und Schneefelder, die himmelragenden Spitzen der Bergriesen oder auch die feierlich erhabene Stille der nordischen Welt, der jähe Felssturz norwegischer Küstenlandschaft und die ganze überwältigende Wucht titanischer Naturkräfte — das ist nicht Italiens Größe. Wer das sucht, der wird — außer an wenigen Punkten südlicher Wunderwelt, wie Neapel — es nicht finden, er wird enttäuscht sein. Und doch ist das Lob italischer Natur nicht eitel! Gewiß ist es nicht jene Schönheit, die der Nordländer meist zu sehen und zu empfinden gewohnt ist. Wer von Bologna nach Florenz fahrend den Apennin kreuzt, wird manch malerisches Gebirgsbild treffen, aber auf großen Strecken wird doch die nackte Zerrissenheit der scharf und eckig ineinandergeschobenen Höhen ein volles Behagen nicht aufkommen lassen. Es fehlt nicht zum wenigsten der Wald, der deutsche Eichen und Buchenwald; die Olivenhaine geben spärlichen Ersatz. Hier würde der deutsche Dichter nicht zu seinem herrlichen Liede begeistert worden sein: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!" Im Altertum, als die Entwaldung nicht so fortgeschritten war, mag das Bild ein anderes gewesen sein. Trostlos nackt und jeder Bodenkultur spottend, stellen die Steilwände, wo oft der kahle, graue, tote Stein durch spärliches, dürres Gras schaut, sich heute an vielen Stellen der Apenninen dar, so z. B. auch auf weiten Strecken nördlich von Monte Cassino. Wer vollends den Zauber lieblicher Flußtäler wie an Mosel und Rhein, Neckar und Mittelelbe sucht, wird seine Erwartungen immer bescheidener spannen müssen. Wenn's nicht gerade Regenzeit ist — und wer reist dann gern! — bieten die meisten Flüsse der Apenninhalbinsel ein kümmerliches Bild. Nachdem schon in der Lombardei breite Flußbette mit viel Steinen und sehr wenig Wasser uns enttäuscht, verstärkt im Apennin etwa der Reno und fast ebenso der Arno den ungünstigen Eindruck. Und nun gar des Tibers schmutziggelbe Fluten! Wo sind die heitern flinken Boote, die zur schönen Sommerszeit naturfrohe Menschen stromauf stromab tragen? Wo die blinkenden Villen, die aus lauschigem Grün hervorlugend sich in der blinkenden Flut spiegeln? Nichts von alledem! In der ewigen Stadt mag man lange warten, bis auch nur ein schwerfälliges Lastboot einsam irgendwo mit unscheinbarer Ladung anlegt. Aber trotz allem wird niemand, der Natureindrücken zugänglich ist, sich den wunderbaren Fesseln italischen Himmels und Landes entziehen können. Der sprichwörtliche Reiz des wunderbar lichten Himmelsblau ist mehr als sentimentale Phrase! Ist doch der Unterschied für uns Nordländer heute mehr als je mit Händen greifbar, da der Blitzzug in kaum mehr als einer Viertelstunde, unter eisstarrenden Höhen hindurch, uns aus drückendem Nebelgrau in sonnendurchleuchtete Gefilde versetzen kann. Und ziehen einmal Wolken über das lasurne Himmelszelt, so verdüstern sie doch nicht lange den Blick, und bald lacht wieder Frau Sonne, zumal im „Garten Italiens", dem Florentiner Bannkreise, oder noch tiefer gen Süden, an den gesegneten Küsten Bajäs oder Neapels, die Horaz schon im Liede pries. Italien ist mehr als alle anderen europäischen Länder ein Land städtischer Kultur gewesen, und — merkwürdig genug — auch der natürliche Vorzug malerischer Lage knüpft sich vielfach mehr an Italiens Städte denn an Punkte des entrückten Land- und Gebirgslebens. Die bella Venezia, die meerumschlungene, zu preisen, hieße Tauben auf den Markusplatz tragen; aber noch markanter für italische Eigenart, für die Verbindung städtischer und landschaftlicher Reize, für den Zusammenklang von Natur- und Volkstum erscheint mir die Königin der Riviera, Genua. Bietet Mailand, von seinem Marmordom und einigen Palästen abgesehen, durchaus das Bild einer modernen Groß- und Industriestadt mit all ihrem betäubenden Wirrwarr wild flutenden Straßenlebens, so ist Genua trotz des in ihm pulsierenden Weltgetriebes das geblieben, was es war, eine Stadt malerischer Schönheit und nationalen Lebens voll stolzer Herrlichkeiten. Der nationale Zug, den wir hier überall, selbst in dem internationalen Gewimmel am Hafen, verspüren, gibt der Stadt einen ganz besondern Reiz. Die Denkmäler und die engen Gassen mit ihren Osterien, die Häuser des Volkes und die gewaltigen Palazzi der Doria und Spinoza, der Balbi und Pallavicini, das alles atmet und lebt in der Sphäre nationaler Eigenart. Und hoch oben auf dem Castellaccio, der trotzigen Zwingburg aus dem Mittelalter, da schweift unser Blick hinab auf das terrassenförmig hingelagerte Häusermeer. In wunderbarer Klarheit grüßt die majestätische, vom goldigen Schimmer der Nachmittagssonne umspielte See, deren blau schimmernde Flut die Last der Kauffahrer und Panzerriesen trägt. Und nach der anderen Seite steigen die kahlen Felsen, die tief grünen Berghaine, die kühngeformten, scharfgeschnittenen Höhen der Apenninen auf; und nahe vor uns hebt sich aus einem Walde düsterer Zypressen die blendend weiße Denkmälerpracht des Camposanto hervor. — Wieder anders geartet ist die Vogelschau auf die Stadt der sieben Hügel. Jener Blick von den kühl umschatteten Ruheplätzen des Monte Pincio auf die ewige Stadt, auf die Peterskuppel und die umsäumenden Höhen ist nicht umsonst immer wieder begeistert gefeiert: ob die Morgensonne verschwenderisch wie mit funkelnden Brillanten das einzigartige Bild umrahmt, ob der goldene Abendhimmel Natur und Menschenwerk mit unsagbar feinem Duft und Schmelz zu harmonischem Ganzen zusammenwebt, immer fühlen wir uns dem Weltfrieden näher als sonst, es ist, als ob der Himmel durch alle Strahlen seines Lichtes eine milde Glückseligkeit atme, die unserem Sinnen und Empfinden sich mitteilt. Hinabsteigend in das Gewühl des Alltäglichen, hineintauchend in die große Pulsader des römischen Straßenverkehrs, den Corso Umberto, fühlen wir uns trotz aller hastenden Unruhe des Völkergewühls von einem gewissen Gefühl des Erhabenen, Würdevollen, Großartigen erfaßt. Aller Völker Zungen tönen an unser Ohr. Ein langbärtiger Missionar von der Südsee schreitet neben dem beweglichen französischen Abbé, die hagere, blonde Miß aus London sticht seltsam ab von der glutäugigen, stolzen Brünette vom Gestade des Ebro. Deutsche Laute klingen dazwischen auf Schritt und Tritt an unser Ohr. Und doch liegt über allem der Zauber nationaler Eigenart, das Ganze ist getaucht in die Atmosphäre römischen Geistes und römischer Geschichte. Wir lassen uns für eine Weile an einem der Tischchen nieder, die das glänzende „Café National" auf dem Bürgersteige aufgestellt hat und die von einer Gesellschaft aller Nationalitäten besetzt sind. Das weltstädtische Kaffeehaus könnte ebenso gut an einem Pariser Boulevard seine eleganten Räume öffnen. Und doch stehen wir ganz in dem magischen Banne italischer, zumal römischer Wesensart. Nur hundert Schritte vor uns erhebt sich die gewaltige Mark-Aurel-Säule, die columna Aurelii, jenes ragende Denkzeichen des römischen Imperiums, jene Säule, die uns Deutsche besonders fesselt durch ihre Skulpturen aus den römisch-germanischen Kriegen der Markomannenzeit, jene Säule, die einem erlauchten Geschlechte des römischen Hochadels, den Colonna, ihren Namen gegeben. Noch heute ragt ihr Palast im Hintergrunde des Säulenplatzes majestätisch auf. Welche Flut der Erinnerungen aus allen Jahrhunderten römischen Lebens dringt da auf uns ein. Inzwischen rollt ein gut Teil des heutigen römischen Adels in leichten, zier-

Digitized by Google

lichen Karossen, auf der gewöhnlichen Promenadefahrt des Spätnachmittags begriffen, an uns vorüber. Gewandt zwischen allem Fuhrwerk und Menschengetriebe hindurch eilen schwarzhaarige, barfüßige, wettergebräunte Burschen, die mit Stentorstimme und mit einem Eifer und Temperament, wie sie nur dem Südländer eigen, die eben aus der Druckerei kommenden Abendzeitungen ausrufen: Tribuna, La Patria, Messaggero klingt uns entgegen; alles in einem Tonfall und mit einer Wichtigkeit, daß uns kühlen Deutschen sofort der Unterschied von der Heimat sinnfällig wird. Gleich darauf kommen zungenfertige jüngere Händler und Händlerinnen mit ihren Korallen, Mosaiksachen, Holzschnitzereien; alle mehr oder weniger zerlumpt, aber doch alle wieder, zumal die Mädchen, mit einer Würde, einer Zierlichkeit und mit einem Formensinne in ihrer dürftigen Kleidung und in ihren Bewegungen, daß wir unwillkürlich zu dem Urteil kommen: diese natürliche Grazie wird nur in einer Atmosphäre geboren, in der sich der heiter lachende Himmel mit dem Genius der Kunst vermählt, auf einem Boden, der durch Antike und Renaissance den Volksgeist zur Anmut schulte. Nicht die Natur und das Land allein wirken hier wie überall auf uns ein: als gleich starker Faktor tritt zu ihnen der Menschengeist und seine Schöpfungen.

Was ist es doch, das den Rheinstrom mit magischem Glanze umwebt? Nur die landschaftlichen Schönheiten? Gewiß nicht! Mindestens ebensoviel wirkt mit der Zauber der Sage und Geschichte, der Bann einer großen Vergangenheit, die feste Kette nationaler Erinnerungen, die an seinen Ufern von der Urzeit an um alle Geschlechter deutschen Stammes ein gemeinsames Band schlingt. Und so ist es mit dem Lande des größten und stärksten Weltreiches, das die alte Geschichte gesehen. (Schluß folgt.)

Aus ungedruckten Witzblättern.

„Pater" Paasche.

Von Kreuznach her berichtet man von einem Funde,
Nach dem implicite ein Dokument
Herrn Dr. Paasche (Himmel, welche Schauerkunde!)
Tatsächlich einen „echten Jesuiter" nennt.

Ist es denn wirklich wahr? hast du den Brief geschrieben,
Auf dem „vertraulich" stand? Es wär' fatal!
Bis heute ist ja das Dementi ausgeblieben,
Und dir, mein Lieber, bleibt nun keine Wahl:

Du mußt hinein! Zieh' an den ultraschwarzen Kittel
Und werd' Noviz im greulichen Verein,
Wo „gute Zwecke heiligen unwahre Mittel"!
Du lieber Himmel, wird sich Hoensbroech freu'n!

Auch die „Societas" mag daß nun jubilieren,
Weil ihr beschert solch' brauchbar „Christkindlein".
Denn du wirst wohl nach solchem Anfang fein florieren;
Dein Name soll nun „Pater Paasche" sein.

Satyr.

Le beau monde.

Sympathie nach verschiedenen Richtungen
Von wegen der tausend „Verpflichtungen"
Verdient die vornehme Welt.
Wiewohl mit der Zunge die meisten
Dem Belial Hofdienste leisten,
So weiß man doch, daß es gefällt.
Ins Gigantische reckt sich das Nichtige,
Zu Atomen zerstäubet das Wichtige.
Beim duftenden Nachmittags-Tee,
Da siehst du die feschen Komtessen
Viel Kuchen und Sandwichs essen
Und lauschen dem noblen Roué.
Man redet mit reger Beteiligung
Von Kirchenreform und von Heiligung
Und mustert die Hüte dabei.
Doch denkt man auch sammelnd der Armen
Und schneidet aus mildem Erbarmen
Dem Nächsten die Ehre entzwei.
Man feiert den modischen Prediger;
Und ist man noch jünger und lediger,
So schwärmt man vom neuen Tenor.
Man spricht von ein Dutzend Novellen,
Von Schnitzeljagden und Bällen
Und zerrt die Skandale hervor.
Man flüstert und flirtet um Huldigung,
Man stichelt, man lispelt Entschuldigung,
Man ärgert sich weidlich und lacht.
Und hat man genügend geschnattert,
Wird eilends nach Hause geflattert
Und Abendtoilette gemacht.
Der Unschuld pikante Verwirrungen,
Die Hochzeit mit folgenden Irrungen
Bespricht man dislret beim Diner.
Um Mitternacht wiegt sich im Tanze
Bei reichem elektrischem Glanze
Die fleißige Haute-volée.
Am Morgen danach, an dem taufrischen,
Da muß man die Nerven sich auffrischen
Und stürzt in den Park und zum Sport.
Doch winket das „Luncheon" in Bälde
Und — daß ich nun gleich es vermelde —
Hernach muß die Gnädige fort:
Sie schwebt nach verschiedenen Richtungen
Und erledigt Myriaden Verpflichtungen
Und kehrt mit Migräne zurück.
Im Klub unterdessen der Gatte
Sucht im Spiel, was früher er hatte;
Das heißt: sein schmähliches Glück.

Ansgar Albing.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Uraufführung der Oper „Don Quijote" von Gg. Fuchs, Musik von Beer-Walbrunn, mußte infolge eines Trauerfalles in der Familie des Kammersängers Feinhals auf den Neujahrstag verschoben werden. In Vertretung des genannten Künstlers sang Breitenfeld von der Frankfurter Oper mit gutem Erfolge den Jochanaan. Den Tanzpart der „Salome"rolle gab Frl. Ornelli vom Stadttheater in Magdeburg. Hier wie in der „Puppenfee" bewies der Gast starkes rhythmisches Empfinden und bedeutendes technisches Können.

Münchener Residenztheater. Ganghofers Schauspiel „Sommernacht" und sein Satyrspiel: „Das Recht auf Treue" hatten bei der Premiere einen lauten Erfolg; bei der Zweitaufführung hielt sich der Applaus bereits in Grenzen. Das Satyrspiel erlebte hier seine Uraufführung, denn man hatte es in Wien, wo die „Sommernacht" schon in Szene gegangen ist, nicht für würdig einer Hofbühne erklärt und die Aufführung verboten. Daß diese Anschauung in München nicht geteilt wurde, ist im Interesse des Ansehens der Hofbühne zu bedauern. Dieser unfeine, mehr als „pikante" Schwank hätte seinerzeit bei den „Elf Scharfrichtern" und ihrem Publikum Furore gemacht, im Kgl. Residenztheater ist er fehl am Ort. „Das Recht auf Treue" ist das Recht des Liebhabers, Liebhaber bleiben zu dürfen. Er muß die Gunst Frau Kunigundens übrigens teils mit dem Ehemann, teils mit dem Kammerdiener teilen. Hirschgeweihe an den Wänden geben zu den derbsten Witzen Anlaß. Herrenkneipenstimmung! Sind hier die Verse derb, so sind sie in der „Sommernacht" oft unerträglich süß. Ganghofers Romanerfolge in Ehren, aber auf der Bühne wirkt er immer unwahr oder zum mindesten erklügelt. Die schöne Gräfin hat während der Abwesenheit ihres Gatten, obwohl sie sich Mutter fühlt, ein Verhältnis angefangen. Der Ehemann kehrt zurück, ahnt, entdeckt, wütet — und verzeiht, um des Kindes willen. Des Grafen Schwester hat einen ungetreuen Mann, er kehrt zurück und sie verzeiht, gleichsam dem Bruder ein gutes Beispiel gebend. Daß dieser Parallelismus die Empfindung des Konstruierten erhöht, ist natürlich. Man hört so viel leidenschaftliche Worte und fühlt doch nicht den Atem der Leidenschaft. Der Gräfin ganzes Handeln und Reden wirkt psychologisch unglaubhaft und abstoßend. Wir können mit der Sünderin nicht Mitleid haben trotz der vielen schönen Verse, die in jener heißen Sommernacht gesprochen werden. Der Erfolg muß bald verblassen. Gespielt wurde gut; Frl. Loffen, Lützenkirchen, Frl. Berndl und Monnard im ersten und Frl. v. Hagen, Höfer, Storm und Basil im zweiten Stücke ließen es an Können und gutem Willen nicht fehlen. (Anmerkung des Herausgebers: Das frivole Genre der Ehebruchsdramen scheint jetzt eine Spezialität des Residenztheaters werden zu sollen. „Barock" ging schon bis an die alleräußerste Grenze. Warum überläßt man diese — um einen Ausdruck der „Allgemeinen Ztg." zu wiederholen — „sehr gewagten" Stücke nicht neidlos dem Schauspielhaus? Der Kassenerfolg ist für eine Hofbühne nicht die Hauptsache. Ein Hof- und Nationaltheater soll den Geschmack des Publikums erziehen und veredeln, nicht dem verdorbenen Geschmacke sich anpassen.)

Münchener Künstlertheater. Nachdem der zwischen dem Verein und der Hofbühne abgeschlossene Vertrag die Allerhöchste Genehmigung gefunden hat, ist der Spielplan bekannt gegeben worden. Es gelangen acht Werke zur Aufführung, welche zu einem Zyklus von sechs Abenden zusammengestellt werden. Das von Max Littmann errichtete Künstlertheater, dessen Bau bereits nahezu vollendet ist, wird während der Dauer der „Ausstellung München 1908" an drei Abenden in der Woche spielen. Die Leitung des Unternehmens wird in Verbindung mit der Hoftheatergeneralintendanz ausgeübt vom Arbeitsausschusse des Vereins Münchener Künstlertheater. Die musikalische Oberleitung hat Felix Mottl übernommen, die dramaturgische Schriftsteller Gg. Fuchs,

Digitized by Google

die technische Maschineriedirektor Klein. Das Orchester stellt das Ausstellungsorchester unter der Direktion Cortolezis; die Requisiten und Kostüme werden unter der Leitung Maler Buschbecks hergestellt. Der Spielplan ist folgender: 1. „Faust" (I. Teil) Musik von Schillings, Bühneneinrichtung von Georg Fuchs, Ausstattung und Dekorationen nach Entwürfen von Fritz Erler. Regie: Alb. Heine. 2. „Was ihr wollt" von Shakespeare. Musik von W. Braunfels. Bühnenbearbeitung: Georg Fuchs. Ausstattung nach Entwürfen von Julius Diez. Regie: W. Runge. 3. „Das Wolkenkuckucksheim" nach den „Vögeln" des Aristophanes von Jos. Ruederer. Musik von A. Beer-Walbrunn. Ausstattung nach Entwürfen von A. Hengeler. Regie: Fr. Basil. 4. „Herr Peter Squenz" von Gryphius. Ausstattung: W. Schulz. Regie: Fr. Basil. 5. „Das Wundertheater" von Cervantes. Ausstattung: Robert Engels. Regie Fr. Basil. 6. „Die deutschen Kleinstädter" von Kotzebue. Ausstattung von Th. Heine. Regie: W. Runge. 7. „Die Maienkönigin" von Gluck. Ausstattung von K. Buschbeck. Regie: A. Fuchs. 8. „Das Tanzlegendchen", Tanzspiel nach Gottfried Kellers Erzählung. Musik von Hermann Bischoff. Ausstattung von H. B. Wieland.

Schauspielhaus. Die Erstaufführung von „Fräulein Josette — meine Frau", ein Lustspiel nach dem Französischen der Gavault und Charvey von M. Schönau, hatte Erfolg. Die Idee des Stückes ist nicht neu; doch ist es geschickt gemacht, wie diese Pariser Erzeugnisse zumeist. Es gehört nun leider wieder zu den frivol-pikanten und sich ziemlich unzweideutig gebenden Schwänken. Es muß jedoch zugegeben werden, daß die zurückhaltende Wiedergabe vieles milderte, wie der Beifall auch hauptsächlich dem guten Spiel galt. Frl. Woiwode, Lackner, Waldau und Raabe boten in der Tat Leistungen, die eines wertvolleren Stückes würdig gewesen wären.

Verschiedenes aus aller Welt. Cosima Wagner feierte am ersten Weihnachtstage ihren siebzigsten Geburtstag. — In Paris findet im kommenden Frühling eine Theaterkunstausstellung statt, welche in lückenloser Reihe die Bühnenausstattung des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vorführen will. — Presbers Bühnenbearbeitung von Calderons „Arzt seiner Ehre" hatte im Deutschen Theater in Berlin weniger Erfolg als kürzlich an der Münchener Hofbühne. — Peter Cornelius' unvollendete Oper „Gunlod" wurde in der Ergänzung Baußners in Magdeburg mit großem Erfolge gegeben. — Eine Oper von Adolf Wallnöfer: „Eddystone" fesselte in Graz, obwohl der Tondichter sich von Wagnerschen Einflüssen nicht frei zeigt. Die Hauptpartie sang der Komponist, welcher an der Grazer Bühne als sehr geschätzter Heldentenor wirkt. — In Prag wurde der „Fliegende Holländer" erstmalig in tschechischer Sprache gegeben. Die Aufführung war künstlerisch hochstehend und der Erfolg bedeutend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Um eine Parallele mit dem Nekrologe des Finanzberichtes pro 1907 zu erhalten, muss auf einen weitabliegenden Zeitabschnitt zurückgegriffen werden. Es waren der ungünstigen Dinge zu viele und der Verlauf des ganzen Jahresabschnittes zeigte von einer äusserst tristen und entmutigenden Zeit in finanzwirtschaftlicher Hinsicht. Der Hauptfaktor und das Moment, das sich gleich einem Faden durch die ganze Finanzgeschichte des Jahres 1907 zieht, bleibt die in so grellen Farben und in so drastischer Weise den europäischen Finanzmärkten heraufbeschworene amerikanische Gefahr. Momentan ist offensichtlich noch wenig Aussicht, von einer dauernden Besserung und Beruhigung dieser einzig dastehenden Finanzkrisis zu sprechen. Es steht jedenfalls fest, dass gerade von Amerika wir noch viele unangenehme Ueberraschungen zu erwarten haben und die kürzliche Mitteilung einer weiteren Zahlungseinstellung und die Steigerung der Zinsraten auf neuerlich fabelhaft hohe Sätze bietet mehr als genügend Grund zur kühlsten Reserve und klugen Vorsicht. Viele Zeichen gehen anderseits schon dahin, dass man auch von Amerika ausgehend an eine langsame Beruhigung denkt. Bei dem bekannten Abhängigkeitsverhältnis aller europäischen Märkte von Amerika ist es klar, dass auch die Wirtschaftslage Europas und speziell der heimischen Gebiete mit dem „up and down" Amerikas innig verknüpft ist.

Den zweiten Punkt, der für das Prognostikon der Wirtschaftspolitik im neuen Jahre gleichfalls und fast noch mehr ausschlaggebend ist, bildet die Beurteilung über die Gestaltung und die Entwicklung der Geldmarktlage. Handel und Wandel insbesonders in unserem verhältnismässig noch jungen heimischen Industriestaat, und im Gefolge damit eng verbunden unsere Börse, wird erdrückt von den fast unerschwinglichen Zinsraten, die unser Zentralnoteninstitut in Anbetracht der verschiedenen, auch in den Finanzberichten der „Allgemeinen Rundschau" bekannt gegebenen Berichte auf so lange Zeit aufrecht erhalten muss. Deutschland ist momentan im grossen ganzen fast nur auf die heimischen Mittel angewiesen, da das Ausland neuerdings wieder die Guthaben zur Rückzahlung gefordert hat. Die Banken und alle Zentralen unserer Geldquellen sammeln nicht nur für Bilanzzwecke alle möglichen Barreserven, sondern versuchen auch im Hinblick auf verschiedene Eventualitäten für neuerliche Anstürme Vorkehrungen zu treffen. Aus diesem Grunde ist es nur zu leicht begreiflich, dass alles Begehren um Gold und Barmittel sich bei unserer Reichsbank konzentriert. Die schlechten Wochenausweise, die auf allen Gebieten eine unliebsame Anspannung und Einengung gegenüber den Vergleichsziffern des Vorjahres zeigen, bilden die nächstfolgende Ursache. Mit nicht geringer Sorge sah man der Regelung und Prolongation für das Jahresende an den Börsen entgegen. Mit Erleichterung konnte man daher konstatieren, dass die allerdings nicht zu grossen Ansprüche glatt, wenn auch zu anormalen teueren Geldsätzen verlängert werden konnten. Inzwischen hat die Geldknappheit und die alles Leben an den Börsen ertötende Geldfrage etwas von der Schärfe verloren und die Privatsätze sind um ein merkliches gesunken. Man darf auch der an dieser Stelle bereits niedergelegten Ansicht wohl Platz geben und dahin argumentieren, dass die derzeitige Besserung am Geldmarkt langsam fortschreitet zugunsten des ganzen Geschäftslebens und damit rückwirkend auf alle Zweige unseres Wirtschaftsverkehrs. In erster Linie wird nach wie vor Gründprinzip bei dieser Anschauung der strikte Hinweis bleiben, dass Restriktion und Einschränkung auf allen Gebieten eingehalten werden muss. Nicht nur unsere so impulsive Industrie, sondern auch die Staatsbehörden und Kommunen werden alles nicht unbedingt Erforderliche bis auf bessere Zeiten zurückzustellen haben. In letzter Zeit machten sich verschiedene Anzeichen geltend, dass die Kurve der Konjunkturbewegung neuerlich nach der bisherigen Konsolidierung aufwärts zu gehen scheint. Vom Eisenmarkt werden nach so langen stillen Berichtswochen endlich neuerliche Anzeichen einer Besserung ersichtlich, indem eine Nachfrage an allen Eisenmärkten und insbesondere seitens der amerikanischen Industrien registriert werden kann. Es ist ersichtlich, dass die eingetretenen Preisermässigungen auf fast allen Gebieten verschiedentlich Käuferschichten angelockt haben. Nach den in den letzten Tagen der Berichtswoche erfolgten scharfen Ermässigungen der Privatsätze in Berlin und London scheint die Besserung der Geldmärkte bereits früher als erwartet einzutreten. Eine baldige Ermässigung der offizielen Raten gehört nicht zu den Unmöglichkeiten.

Das Publikum beginnt auch im Hinblick darauf und vornehmlich in Rücksicht auf die diversen Dividendendetachierungen mit grossen Meinungskäufen, und da es anscheinend überall an greifbarem Material fehlt, konnte endlich einmal wieder von Kursbesserungen gesprochen werden.

Als eine erfreuliche Tatsache am bayerischen Lokalmarkt ist die Mitteilung zu registrieren, dass die Affäre der Bayerischen Bodencreditanstalt Würzburg (es sei auf den Spezialartikel Seite 206 an dieser Stelle hingewiesen) endlich in allgemein befriedigender Weise zur Erledigung gekommen ist. Der Löwenanteil an diesem Erfolge ist bekanntlich dem energischen und umsichtigen Eingreifen des Landtagsabgeordneten Dr. Heim zuzuschreiben, der auch in den neu gewählten und von den bisherigen Parteien unabhängigen Aufsichtsrat kooptiert worden ist. M. Weber.

Am Neujahrstage

wünscht man Glück. Zum vollkommenen Glücke gehört aber vielerlei – unter anderem auch etwas Gutes zum Rauchen. Deshalb wünschen wir Jedem im neuen Jahre die :: feinste Cigarette: ::

„Salem Aleikum!"

Orientalische Tabak- u. Cigarettenfabrik Yenidze", Inh.: Hugo Zietz, Dresden.

Grösste deutsche Fabrik für Handarbeit-Cigaretten. :: ::

☞ **Der Gesamtauflage dieses Heftes ist ein Prospekt der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg beigelegt (Abonnementseinladung der „Stimmen aus Maria Laach").**

Digitized by Google

Königl. Bayer. Hofglasmalerei

F. X. Zettler

Briennerstrasse 23 **MÜNCHEN** Briennerstrasse 23.

Aeltestes, von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern bestempfohlenes Haus.

Voranschläge nach allen Ländern kostenlos

Die

Bayerische Landwirthschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz mit 3¾ % Zins und wenigstens ½ % Tilgung, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden.

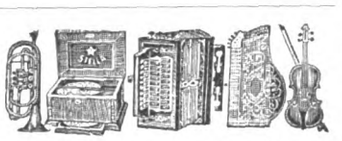
Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

+Schwitzapparate

für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc Zusammenlegbar. Prosp gratis von **P. Bohm,** Berlin 433, Friedrichstrasse 207.



Vorzügliche Musikinstrumente aller Art. Niedrigste Preise. Katalog frei. **Armin E. Voigt,** Markneukirchen 48.

Schwabingerbrauerei in München.

Aktiengesellschaft.

Aktiva **Bilanz der Schwabingerbrauerei am 30. Sept. 1907.** **Passiva**

	M.		M.
Immobilien-Conto	3,039.588.25	Stamm-Aktienkapital-Conto	1,000,000.—
Wirtschaftsanwesen-Conto	3,592,380.39	Vorzugs-Aktienkapital-Conto	1,000,000.—
Maschinen- und Mobilien-Conto	316,272.18	Schuldverschreibungs-Conto	1,000,000.—
Lagerfass-, Transportfass- und Bottiche-Conto	84,953.20	Schuldverschreibungs-Zinsen-Ct.	11,722.50
Fuhrwerks- u. Eisenbahnwaggons-Conto	41,039.55	Hypotheken-Conto I. inkl. angefallenen Zinsen	1,849,302.15
Brunnenanlage-Conto	11,255.51	Hypotheken-Cont. II. (Wirtschaftsanwesen) inkl. angef. Zinsen	2,221,624.58
Vorräte	454,208.—	Immobilien-Reserve-Conto	350,000.—
Kassa-, Effekten- u Wechsel-Conto	86,010 60	Reserve-Conto	200,000.—
Hypothekdarlehen u. div. Debitoren	1,327,542.13	Spezialreserve-Conto	100,000.—
		Hypotheken-Reserve-Conto	184,795.93
		Delcredere-Conto	150,000.—
		Gebühren-Aequivalent-Reserve-C.	35,519.91
		Arbeiterunterstützungs-Conto	10,084.40
		Dividenden-Conto XV.	45.—
		Dividenden-Conto XVII.	2,500.—
		Kautionen und Einlagen	203,177.30
		Hauptzollamt für Malzaufschlag	84,927.25
		Diverse Creditoren und Tratten	386,170.30
		Gewinn- und Verlust-Conto	173,380.49
	8,963,249.81		8,963,249.81

Soll **Gewinn- und Verlust Conto am 30. September 1907.** **Haben**

	M.		M.
An Malz-, Gerste- u. Hopfen-Conto	465,120.24	Per Bilanz: (Saldovortrag vom 30. September 1906)	6,926.85
„ Malzsteuer abzüglich Rückvergütung	196,395.54	„ Bier-Conto	1,370,056.30
„ Löhne, Gehalte, Betriebsunkosten und Reparaturen	342,590.73	„ Pacht-Conto	29,936.65
„ Brennmaterialien, Pech, Eis, Fourage Wasser und diverse Materialien	108.321.38	„ Brauereiabfälle	43,397.03
„ Bieraufschlags-, Steuern-, Assekuranz- u. Zinsen-Conto	164,508.45		
„ Bruttogewinn 1906/07	173.380.49		
Abschreibungen auf Anlage-Conti M. 65,191.84			
Abschreibung. auf Wirtschaftsanwesen-Conto „ 35,733-52			
Spezial-Reserve-Conto „ 40,000.—			
Saldo-Vortrag 1907/08 „ 32,455.13			
M.	173,380.49 1,450.316.83		1,450,316.83

Die statutengemäss ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates, Herr **Alois Anspreuger,** Baumeister und Magistratsrat hier, Herr **Karl Landsberg,** Grosskaufmann in Berlin und Herr Dr. jur. **Karl Eisenberger,** Rechtsanwalt in München wurden in der heutigen ordentlichen Generalversammlung per Akklamation einstimmig wiedergewählt.

München, den 21. Dezember 1907.

Der Aufsichtsrat: **Dr. Eisenberger,** Vorsitzender.

Der Vorstand: **Karl Stahl.**

Wein-Restaurant Schleich

I. Ranges

Weingrosshandlung

MÜNCHEN, Briennerstr. 6

F. A. Crux, Düsseldorf 12, **Versandgeschäft**

in dem bekannten

Crux's Zwieback

und allen Artikeln der Konditorei und Feinbäckerei.

Man verlange die Preisliste.

EINBAND-DECKEN

für den IV. Jahrgang der ‚Allg. Rundschau'

sind **direkt von der Geschäftsstelle** der „A. R.", München, Tattenbachstrasse 1 a, und auf dem **Buchhandelswege** zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. Die **Sammelmappen** (mit 3 Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken u. Sammelmappen pr. Exempl 1.25 M

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben. **Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.**

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. **Ahrburgunder.** Glas u. Kiste frei.

Paul Schmidt, Ahrweiler.

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster **Bedienung.** Bei Barzahlung angemessener **Rabatt,** im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München

Karlstrasse 52/II

Digitized by Google

Wir schlagen jede Konkurrenz!!

RAUCHER! Wollen Sie eine vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarre kauten u. dabei Geld sparen, dann verlangen Sie sofort unsere Spezialmarken

Schmollis	**2.50 Mk.**	**Glückauf**	**3.50 Mk.**
Landwirt	**2.80 „**	**Ideal**	**4.— „**
Fr. Pfalz	**3.40 „**	**Prinz Ludwig**	**5.10 „**

(für 1 Kistchen 100 Stück)

Ideal, 100 Stück Mark 4.—

Illustrierter Katalog gratis und franko. Bei 600 Stück **Zusendung portofrei.** Nachnahmespesen werden von uns getragen. Bei Nichtkonvenienz Retournahme oder Umtausch, **also kein Risiko.**

Genossenschaftl. Zigarrenfabrik, e. G. m. b. H.

Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: „Ihre Fabrikate **recht** empfehlenswert". Winnweiler, 30. 4. 07. Kolb, Pfr. — „**Sehr** zufrieden". Morsbronn, Els., 18. 5. 07. Eug. Syrist, Pfr — „**Bin recht** zufried.". Wahlscheid, Bez. Köln, 29. 5. 07. A. Witscher, 1. Lehrer; u. a. m.

Liebreizend

ist ein zartes, reines **Gesicht**, rosiges, jugendfrisches **Aussehen**, weiße, sammetweiche **Haut** und schöner **Teint**. Alles dies erzeugt die **echte**

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Hervorragende Neuheit für Damen

Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien

Preis portofrei **5.75 M** durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

Deutsche Lebensversicherungs-Bank.

Aktiengesellschaft in Berlin.

Dieselbe schließt unter günstigen Bedingungen **Lebens-Versicherungen, Militärdienst-, Aussteuer-, Alters- und Töchterversicherungen.**

Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar. Kulanteste Bedingung. Prospekte versendet franko u. jede Auskunft erteilt bereitwilligst

Subdirektion München
M. Erhard, Reichenbachstr. 4.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Spanische Tafel-Trauben

saure haltb., Lagfass f. Gesunde u. Kranke, brutto 30 Pfund, netto ca. 21 Pfund 12 M.
„ 60 „ „ „ 40 „ 21 „
Postk. 10 „ „ „ 7 „ 5 „
franko gegen Einsendung oder Nachnahme.

Joseph Kaufmann & Co.
Berlin S. 59.

Nervöse, Geschlechtskranke, Herzkranke

verlangt gegen 10 Pfg Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut **„Westphalia", Lehnitz** bei **Berlin.** Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4-6 Uhr. **Fritz Westphals** Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Umrechnungs-Tabellen des Geldes aller Länder mit Goldwährung

Mark D W	Kronen Ö W	Sterling £	s.	d	Francs
27 =	31,74	1	6	5	33,33
28 =	32,92	1	7	5	34,57

Von 0,05 M. bis 60 000 M. und umgekehrt in 8 Währungen. 2. Auflage. Mark **2.—.**
Gustav Voigt, Merseburg, Verlag.

Bruchleidende heilt aus Mitleid unentgeltl. in 7 bis 9 Tagen. Rückp. **D. K. postl. Wellen** an der Mosel.

ROBERT GUDDEN

Holländische Zigarrenfabrik

GOCH

an der holländischen Grenze.

Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta . . . . . Mark **70**
El Socio Tacito . . . Mark **80**
berühmte Marken.

Kathol. Töchter-Pensionat
Mlle. SCHENKER
Auvernier - Neuchâtel
(Franz. Schweiz.) Prospekt u. Refer.

Kath. Bürger-Verein

in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine naturreinen

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

DEUTSCHE BANK.

Behren-Strasse 9—13. BERLIN W. Behren-Strasse 9—13.

Aktienkapital	**200 Millionen Mark.**
Reserven	**100 Millionen Mark.**
Zusammen	**300 Millionen Mark.**

im letzten Jahrzehnt (1897—1906) verteilte Dividenden: 10, 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12 %.

NIEDERLASSUNGEN:

MÜNCHEN: **Bayerische Filiale der Deutschen Bank, Lenbachplatz 2, Depositenkasse: Karlstr. 21,**
AUGSBURG: **Bayerische Filiale der Deutschen Bank, Depositenkasse Augsburg, Philippine Welserstr. D. 29 (Welserhaus),**
NÜRNBERG: **Deutsche Bank Filiale Nürnberg, Luitpoldstr. 10,**
BREMEN: Bremer Filiale der Deutschen Bank, Domshof 22—25,
DRESDEN: Dresdner Filiale der Deutschen Bank, Ringstr. 10 (Johannesring), mit Depositenkasse in Meissen,
FRANKFURT a. M.: Frankfurter Filiale der Deutschen Bank, Kaiserstr. 16,
HAMBURG: Hamburger Filiale der Deutschen Bank, Adolphsplatz 8,
LEIPZIG: Leipziger Filiale der Deutschen Bank, Rathausring 2,
LONDON: Deutsche Bank (Berlin) London Agency, 4 George Yard, Lombard Street E. C.,
WIESBADEN: Wiesbadener Depositenkasse der Deutschen Bank, Wilhelmstr. 10a.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.
An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- und Auslandes.
Akkreditierungen, briefliche und telegraphische Auszahlungen nach allen grösseren Plätzen Europas und der überseeischen Länder unter Benutzung direkter Verbindungen.
Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen, zahlbar an allen Hauptplätzen der Welt, etwa 1800 Stellen,
Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgend welcher Bedeutung.
Rembours-Akzept gegen überseeische Warenbezüge. Bevorschussung von Warenverschiffungen.
Vermittelung von Börsengeschäften an in- u. ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.
Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung.
Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.
Vermietung von Schrankfächern (Safes) in den für diesen Zweck besonders eingerichteten Stahlkammern.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtlichen Zweigniederlassungen und Depositenkassen amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Postsparkassen-Amte in Wien.

OHNE NOTEN

kein Klavierspiel auf wissenschaftlicher Grundlage, dagegen leichteste Erlernbarkeit nach der **Dolzein**'schen Klavierschule mit vereinfacht. Notensystem. Keine verschied. Notenschlüssel, keine Versetzungszeichen, keine unübersichtl. Hilfslinien. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 ℳ von **A. Dolzein,** Leipzig-Reudn.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Prz. Nr. 1012), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 2. München, 11. Januar 1908. V. Jahrgang.

„Landgraf, werde hart!"

Im Anschluß an Prof. Dr. Friedrich Paulsen.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Prof. Dr. Friedrich Paulsen, der protestantische Berliner Philosoph, dessen bedeutungsvoller Mahnruf „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit" in Nr. 49 (1907) der „Allgemeinen Rundschau", S. 707 ff. und wiederholt in dem Fürstenwort der Nr. 50 (1907), S. 731 ff. hervorgehoben wurde, veröffentlicht in Nr. 1 der „Woche" vom 4. Januar eine zweite Folge dieser ernsten Zeitbetrachtungen. Eingangs stellt er fest, daß der erste Artikel viel Beachtung gefunden und ihm aus allen Teilen Deutschlands Zuschriften eingetragen habe („unter ihnen allerdings auch die üblichen anonymen Schmähpostkarten"), und fährt fort:

Es ist offenbar, daß gegenwärtig in weitesten Kreisen für die wachsende Gefahr, die uns von der Verwilderung der sittlichen Anschauungen auf diesem Gebiet droht, ein starkes Gefühl vorhanden ist, ein Gefühl auch für die Schmach, die dem deutschen Namen von daher unter den Völkern erwächst.

Was die gegenwärtige Lage von allen früheren unterscheidet, das ist nicht das Vorhandensein von Unzucht und Perversität aller Art, sie waren zu allen Zeiten, wenn auch nicht in gleichem Umfang, vorhanden, sondern der Umstand, daß sie öffentlich als eine legitime, von der „Wissenschaft" auch theoretisch gerechtfertigte Lebensbetätigung dargestellt werden. Auf der Bühne und in der Kunst, in der Literatur und in der Presse, in öffentlichen Vorträgen und „wissenschaftlichen" Abhandlungen erscheinen sie als eine wenn nicht normale, so um so mehr interessante Aeußerung des geschlechtlichen Trieblebens, die allgemeine Beachtung zu fordern das Recht hat: das Normale ist ja am Ende das Allgemeine und Langweilige; hier haben wir es dagegen mit dem Ausnahmsweisen, mit dem Distinguierten, ja dem Vornehmen zu tun. Dieser Schein, mit dem das Laster aufgeputzt wird, der Schein des Ungemeinen, des künstlerisch und wissenschaftlich Interessanten, der ist es, der unserer Jugend, vor allem auch der Jugend der führenden Klassen gefährlich wird.

Freilich, auch früher blieben ihr Verführungsreden dieser Art nicht erspart. Aber die Hemmungen waren stärker, überkommenes, sittlich-religiöses Empfinden und vernünftige Betrachtung. Diese Hemmungen hat unsere Zeit niedergerissen; überall, von allen Großgeistern der Zeit hört die Jugend die gleiche Belehrung: die alte Moral und Religion ist tot, sie ist von der modernen Wissenschaft abgetan: die alten Gebote sind überlebte Aberglaubensartikel, wir wissen jetzt, woher sie stammen: sie sind nichts als Autosuggestionen des gemeinen Bewußtseins, das in ihnen Stimmen aus dem Jenseits zu hören glaubt, aus jener „Hinterwelt", mit der das naturwissenschaftliche Denken der Gegenwart längst aufgeräumt hat. Was bedeuten jene Gebote für freie und große Geister? Mögen die Herdentiere sich durch sie gängeln lassen. Wir, die Aufgeklärten, die Wissenden, wir wissen, was davon zu halten ist. — Von solchen Reden gefangen genommen und wie verzaubert — wer wollte denn nicht zu den erleuchteten und modernen Geistern gehören —, ist man dann allen jenen weiteren Zauberkünsten widerstandslos preisgegeben. Verständige Rede gleitet ab, ohne Eindruck zu machen: Philisterweisheit des Alters, was soll sie uns, den Jungen, den Kommenden, denen die Zukunft gehört?" ....

„Wofür kämpft die gegenwärtige Literatur? Unsere Romane, unser Theater? Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, es sei denn für die Freiheit des Trieblebens und etwa für eine kümmerliche Vorstellung von Wahrhaftigkeit, nämlich das Gemeine und Schlechte als das Wesentliche und Wirkliche zu sehen und zu zeigen."

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen konstatiert der protestantische Philosoph das „Sinken des geistlichen Standes", dessen Wirksamkeit „vielfach nur noch dekorative Bedeutung habe". Die pessimistische Auffassung Prof. Paulsens, daß vom geistlichen Stande keine Rettung in den sittlichen Nöten der Zeit zu erwarten sei, dürfte doch nur auf bestimmte, vorwiegend großstädtische, ungläubige und sogenannte freigläubige Kreise zutreffen, welche kirchlicher Einwirkung völlig unzugänglich geworden sind. Der Optimismus gewisser Kaiserreden über den starken christlichen Geist im deutschen Volke sticht allerdings von diesem Pessimismus Paulsens in einer Weise ab, daß man sich immer wieder fragen muß: Wer informiert den Kaiser? Warum erfährt der Kaiser nicht die volle Wahrheit über unsere Zustände?

Prof. Paulsen glaubt ein Surrogat für den sinkenden ethischen Einfluß des geistlichen Standes in der fast in umgekehrter Proportion steigenden Stellung und Wirksamkeit des ärztlichen Standes gefunden zu haben. Er sagt darüber u. a.:

„Daß die Mediziner begonnen haben, als Volkslehrer und Jugendlehrer auf diesem Gebiet tätig zu sein, betrachte ich als ein heilsames Zeichen. Ich hoffe, daß sie auch den Kampf gegen die Verführungskünstler in der Literatur und gegen die Unzuchtindustrie, die sich mit dem Namen der Kunst und Wissenschaft zu decken sucht, aufzunehmen sich entschließen; sie können mehr als alle anderen die Schäden aufdecken, die daher stammen, und wirksam die Notwendigkeit der Repression zeigen."

Die Medizin kann die Religion niemals ersetzen. Aber warnend, abschreckend, vorbeugend kann sie zweifellos auch auf sittlichem Gebiete unendlich viel Gutes stiften. Es erscheint uns nur fraglich, ob die große Mehrzahl der heutigen praktischen Aerzte, namentlich der Großstadtärzte, geneigt sein wird, der Mahnung Prof. Paulsens zu folgen. Daß die bedeutendsten medizinischen Autoritäten sich im Kampfe gegen die unter dem falschem Namen der Kunst und Wissenschaft segelnde Unzuchtindustrie offen an die Seite der vielgeschmähten Sittlichkeitsvereine stellen, hat die von fast sämtlichen medizinischen Kapazitäten unterstützte Vorstellung des Münchener Männervereins und verschiedener Frauenvereine gegen den Aktphotographien-Unfug bewiesen. Aber was hat es geholfen? Aktphotographien dürfen auch heute noch in Münchener Läden ungehindert an jedermann verkauft werden. Die Strafkammer hat erst vor wenigen Wochen einem „Kunsthändler" den Triumph bereitet, daß sie beschlagnahmte Aktbilder trotz entgegenstehenden Sachverständigengutachtens auf Grund eigenen Sachverstandes freigab, mit anderen Worten den offenen Handel mit diesen Bildern richterlich sanktionierte. Namhafte Kunstautoritäten und medizinische Kapazitäten haben sich entschieden gegen den Aktphotographienhandel ausgesprochen. Aber wir haben noch nie gehört, daß eine von diesen Autoritäten, deren Sachverstand wohl auch einer voreingenommenen Strafkammer imponieren könnte, als Gutachter geladen worden sei. Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn etwa

Digitized by Google

die oberste Justizbehörde die „Belästigung" derartiger Sachverständigen nicht gerne sähe. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt — was kaum allgemein bekannt sein dürfte —, daß die Münchener Justiz auch gegen unsittliche Schaufenster-Auslagen neuerdings wieder vollständig versagt hat. Nachdem das Schöffengericht unmittelbar nach jener eindrucksvollen, auch durch die Presse veröffentlichten Vorstellung zwei Ladenbesitzern mit Hilfe des Groben Unfug-Paragraphen einen Denkzettel erteilt hatte, endigte eine weitere Verhandlung mit Freisprechung, trotzdem die Polizei das beanstandete skandalöse Schaufenster hatte photographieren lassen.[1]) Das Münchener Schöffengericht sprach kürzlich auch die Veranstalter eines objektiv unzüchtigen „Herrenabends", bei welchem u. a. unbekleidete Weibspersonen auftraten, mit der Begründung frei, daß „niemand Aergernis genommen" habe, trotzdem auch junge Leute anwesend gewesen waren.

Weshalb wir dies alles erwähnen, ergibt der Zusammenhang. Prof. Paulsen erblickt nämlich nicht nur im ärztlichen Stande, sondern in zweiter Linie auch im Stande der Juristen ein Surrogat für den sinkenden Einfluß des geistlichen Standes. Er erhofft vom künftigen, philosophisch besser zu schulenden Juristenstande, insbesondere vom Richterstande einen stärkeren Schutz des Rechtes und der Sitte, der gesamten sittlichen Lebensbetätigung der Nation. Hierüber sagt Paulsen u. a.:

„Und zu zeigen wäre weiter, **wie groß der Einfluß ist, der vom Gerichtssaal auf die Anschauungen der Bevölkerung von dem, was erlaubt und zulässig ist, ausgeht, vor allem vom Stuhl des Strafrichters. Ist hier laxe Moral zu Hause, wird sie von dem Richter auch nur schweigend geduldet, wenn sie von anderer Seite sich breit macht, so werden leichtfertige Anschauungen von Recht und Sitte sich ausbreiten und die Empfindung der Würde des Amts und der Heiligkeit des Rechts vernichten.** Spricht dagegen vom Richterstuhl die ernste Kraft einer bedeutenden sittlichen Persönlichkeit (es braucht nicht in moralisierender Beredsamkeit zu geschehen, ein gelegentliches Wort genügt), so wirkt sie befestigend und erhebend auf die Denkweise des ganzen Kreises. Und darum wären gerade für das Amt des Strafrichters nur die würdigsten, einsichtigsten, klarsten und in sich gefestigtesten Männer gut genug. Ob in einem Prozeß über mein und dein richtig entschieden wird, ist in der Regel für die Gesamtheit nicht so wichtig, als daß in Strafsachen das gerechte Urteil gefunden wird! Hier wirkt das Urteil unmittelbar Sitten bildend oder auch Sitten zerstörend.

Vielleicht ist dies enge Verhältnis von Recht und Sitte nirgends so sichtbar als an dem Punkt, von dem wir ausgehen: bei den Rechtsnormen, die der Aufrechterhaltung eines Minimums objektiver Sittlichkeit im Gebiet des geschlechtlichen Lebens dienen."

Nachdrücklich wendet sich Professor Paulsen gegen die angestrebte Aufhebung des ominösen § 175 und gegen die ganze Perversenliteratur. Er erblickt in der heutigen Entwicklung mit Recht die große Gefahr, daß „der Verkehr mit Dirnen als eine nicht nur völlig unbedenkliche, sondern schon als sittlich gehobene Form der Triebbefriedigung dastehen würde". Ist nicht als ärgste Folgeerscheinung der jüngsten öffentlichen Skandale etwas Aehnliches heute schon zu spüren? Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Augen hat zu sehen, der sehe — und lese!

Die Schlußausführungen Prof. Paulsens sind besonders beachtenswert:

„Ich berühre noch einen Punkt, wo das richterliche Gewissen allzu nachgiebig zu werden scheint, die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Abbildungen, die § 184 des R.St.G.B. mit Strafe bedroht. Die gesetzlichen Bestimmungen, namentlich mit den Erweiterungen, die der Paragraph im Jahre 1900 erhalten hat, würden wohl ausreichen, bei entschiedener Handhabung den Schmutz in Literatur und Bild vom öffentlichen Markt zu vertreiben; und eine gewisse Reinlichkeit der Schaufenster und der Presse wäre immerhin ein nicht zu unterschätzender Gewinn. **Daß dies Ziel nicht erreicht ist, daß tausend Dinge, man denke an die Aktphotographien oder gewisse Zeitschriften, sich öffentlich breit machen und jedermann täglich vor Augen kommen, die zweifellos unter die Strafbestimmungen fallen, das scheint darauf hinzudeuten, daß es die Rechtsprechung an sich fehlen läßt. Erfreuen sich solche Dinge von Zeit zu Zeit „glänzender Freisprechung", so wird das geradezu als Reklame benutzt, und geringe Geldstrafen werden auf die Geschäftsunkosten geschlagen.**

Ist es die Gewöhnung an die zivilrechtliche Betrachtung, die den Arm des Strafrichters lähmt: Geschäft ist Geschäft, es wird ja niemand Zwang angetan? Vielleicht wirkt sie mit. Stärker aber wird ein anderes Moment sich geltend machen: die Angst, der Freiheit des geistigen Lebens und Schaffens Eintrag zu tun, die Besorgnis wohl auch, dem Vorwurf der Rückständigkeit, des Mangels an Bildung, des Muckertums ausgesetzt zu sein, mit dem unsere Literatur und Presse ein schärferes Vorgehen zu bedenken so bereit sind. Wir stehen immer noch unter der Erinnerung an Zensur und Polizeistock; die Engländer und Amerikaner kennen jene uns hypnotisierende Angst vor dem Einschreiten gegen Unzuchtliteratur und -industrie nicht, sie respektieren die Deckfirma: Kunst und Wissenschaft, für solche Erzeugnisse nicht im mindesten. In England meint man die wirkliche Freiheit des geistigen Lebens zu schützen, wenn man nicht bloß „unzüchtige", sondern auch „unanständige" (indezente) Darstellungen unter Strafe stellt. Mit Recht; die Sicherheit gegen Attentate auf das Scham- und Reinlichkeitsgefühl, wie sie bei uns an allen Straßenecken verübt, wie sie durch Zeitungsannoncen und Kreuzbandsendungen mit appetitreizenden Abbildungen in jedes Haus eindringen, gehört ohne Zweifel nicht minder zu den durch das Recht zu schützenden Freiheiten als die Sicherheit gegen Belästigung durch ruhestörenden Lärm oder üble Gerüche. Ja, hier steht offenbar mehr auf dem Spiel; man denke an die heranwachsende Jugend, die auf allen Straßen schutzlos der Infektion der Phantasie mit obszönen Bildern preisgegeben ist. Also, Landgraf, werde hart!"

Wir haben diesen Ausführungen des namhaften protestantischen Philosophen nichts hinzuzufügen. Seinen Spuren folgen sonst auch solche liberale Blätter, die der Unzuchtindustrie leider nur zu oft Hehlerdienste leisten, nicht nur im Inseratenteile, sondern auch im Text durch gelegentliche Entrüstungskundgebungen gegen diejenigen, welche die Ratschläge Prof. Paulsens in die Tat übersetzen wollen. Nur in einem Punkte können wir Prof. Paulsen nicht ganz beipflichten. Er empfiehlt als Appellationsinstanz gegen allzu rigoristische Handhabung des Rechts ein Kollegium von Sachverständigen, in welches ohne ängstliche Wahl Dichter, Künstler, Aerzte, Erzieher, Schriftsteller, Journalisten zu berufen wären. Aber wer hätte denn diese Instanz einzusetzen, ihre Mitglieder zu ernennen? Prof. Paulsen gibt doch an anderer Stelle selbst zu, daß die von ihm beklagte Umwertung der sittlichen Begriffe von einem großen Teile der Presse, Literatur, Kunst und Bühne gefördert worden ist, und an anderer Stelle empfiehlt er, statt mit Sachverständigen der „Wissenschaft" „lieber einmal mit schlichten Männern und Frauen aus dem Volke Rats zu pflegen". Es gibt allerhand Sachverständige! Vor einer Appellationsinstanz aus „Sachverständigen", wie wir sie zurzeit z. B. in dem bekannten Münchener „Simplicissimus"-Prozeß auftreten sahen, möge uns der Himmel bewahren.

[1]) Von absolut zuverlässiger Seite wird uns mitgeteilt, daß in einer ähnlichen, mit Freisprechung endigenden Münchener Schöffengerichtssitzung der eine der beiden Schöffen die inkriminierten Aktphotographien überhaupt nicht in Augenschein nahm.

Glossen zum Harden-Prozeß.

Von

Dr. Hüllen.

In dem Artikel „Die Heuchlerpresse" (1907, Nr. 48, S. 693) sagten wir voraus, daß sich die Richter nicht finden würden, die das Urteil des Schöffengerichts bestätigten. Wir haben recht behalten: Harden ist zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Ein Teil des vielfachen Schadens, der aus diesem Skandalprozeß erwächst, fällt zunächst auf unsere Rechtspflege. Das eminent öffentliche Interesse dieser Affäre konnte ein Blinder erkennen. Und warum griff die Staatsanwaltschaft auch dann noch nicht ein, als sie den unglückseligen Verlauf des ersten Prozesses gewahrte? Dann wäre das Urteil des Schöffengerichts verhindert worden. Jetzt steht dieses dem der Strafkammer schroff gegenüber. Da fragt man sich: Wo ist nun die Wahrheit, wo liegt nun die Gerechtigkeit? Sollte der Skeptiker den Nagel auf den Kopf getroffen haben, der einmal sagte: Unsere Rechtsprechung gleicht dem Hasardspiel?! Es ist verfehlt, zu hoffen, daß das jetzige Urteil wieder gut machen wird, was durch die früheren Fehler angerichtet worden. Das Aergernis bleibt und wirkt weiter. Und Tieferblickende sagen sich, unsere Rechtsprechung scheint nicht mehr den Zweck zu haben, der Wahrheit und dem Recht zu dienen, sondern nur die Disziplin — im äußerlichen Sinne — aufrecht zu erhalten. Die moralische Kultur muß sich aber — nach

Digitized by Google

Kant — auf **Maximen gründen**, nicht auf Disziplin. Dadurch ist Preußen — trotz **all seiner Fehler** — hoch gekommen. Ein Zeichen des **rücksichtslos ehrlichen altpreußischen** Geistes war es, nichts zu vertuschen und zu bemänteln, sondern gegen Schuldige vorzugehen bis zur äußersten Grenze, **eventuell** bis zur Vernichtung des eigenen Blutserben. So handelte **ein Friedrich Wilhelm I.** Und er wußte, was er tat. Seines **Lebenswerkes Geist** und Wesen stand auf dem Spiel. Und es steht auch **heute noch** auf dem Spiel. Aber es wird untergehen, wenn so weiter **gewirtschaftet** wird. Weshalb ist keine der verantwortlichen Persönlichkeiten den Gerüchten zu Leibe gegangen, die seit fast zwei Jahrzehnten über die Liebenberger kursierten? Weshalb hat kein General den Schlag gegen das die Armee gefährdende Uebel der Päderastie zu führen gewagt?

Das ist das Verdienst Hardens!

In diesem Prozeß gibt's keine Schuldigen. Die wahrhaft Schuldigen sind dort zu suchen, wo man die Lynar und Hohenau entwischen ließ, ohne sie gebührend zu bestrafen. Dagegen denke man daran, wie man die Obersten Hüger und Gaedke behandelt hat! Und ferner einen Rittmeister Graf Rohda, einen Oberstleutnant von Wartenberg usw. Männer mit aufrechtem Charakter und selbständigen Ansichten werden verfolgt und herabgewürdigt, Verbrecher aber behalten Titel und Pension, und bevor ihnen diese verbleiben können, läßt man sie fahrlässig entwischen. Glaubt jemand, daß man ohne den Harden-Prozeß gegen die hochgeborenen Grafen vorgegangen wäre? Die Päderasten hat man nur zu oft entwischen lassen, wenn es sich um Offiziere handelte. Ein Unteroffizier aber wird mit neun Monaten Gefängnis und Degradation bestraft.

In dieser Beziehung wird nun hoffentlich gründlichst aufgeräumt werden. Und das wäre, wir wiederholen es, Hardens Verdienst.

Er hat auch noch manches andere. Wer will beispielsweise seine Hand dafür ins Feuer legen, daß es keine Kamarilla gegeben habe, keine Spur davon?! War Bismarck vielleicht ein Dummkopf? Und wer stürzte den Kultusminister Zedlitz, wer unterminierte Caprivis Stellung, und was weiß Onkel Chlodwig Einschlägiges zu berichten? Man lese Hohenlohes Erinnerungen genau. Sie verdienen es. Ein solches Werk konnte nur in unserer Zeit geschrieben werden, genau so wie der Harden-Prozeß nur in unseren Tagen möglich war. Und die vielen anderen Skandalaffären auch. Fäulnisblasen! „Fast schäm' ich mich, daß ich ein Deutscher bin," schrieb kürzlich der einstige Reichsherold Felix Dahn wehmütig in der „Täglichen Rundschau".

Was Harden beweisen wollte, ist vor Gericht äußerst schwer, fast unmöglich zu beweisen. Zum Teil aber hat es früher in 1000 Zeitungen gestanden. Daß sie es jetzt nicht wahr haben wollen, ist — milde gesagt — ein Zeichen ihres schwachen Gedächtnisses. Harden hat mit seinen Zeugen Pech gehabt. Aber dem Satze, den der Oberstaatsanwalt mit Eifer wiederholte: Quaevis hysterica mendax wurde von medizinischen Sachverständigen mit Recht widersprochen. Selbst wenn Frau v. Elbe hysterisch wäre, braucht sie noch lange nicht eine vollkommene Lügnerin zu sein. Das weiß jeder, der hysterische Personen kennt. An dem Unglück dieser Ehe trägt sicher nicht nur der eine Teil die Schuld. Es sind darüber derartige Widerlichkeiten an die Oeffentlichkeit gedrungen, daß wir aus diesem Grunde eine Rehabilitation des Grafen Moltke für unzweckmäßig halten würden. Oder man hätte ihn nicht sofort aus seiner Stellung drängen sollen, nachdem er sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht Päderastie getrieben. Immer die alte Geschichte! Auf der einen Seite zu weitgehende Nachsicht, auf der anderen Ueberhast und Härte. Vgl. Kotze! Fortiter in re, sed suaviter in modo! wäre besser.'

Herr Dr. Liman, der Verfasser des Buches „Der Kaiser", schwankte als Zeuge auch vor Gericht. Auf dem Papier ist er tapferer. Und nun — last not least — Herr Professor Schweninger! In Entfettungskuren mag er Autorität sein; das ist aber auch wohl das einzige Gebiet, auf dem er es ist. In den für ihn in Frage kommenden Punkten hätte Harden einer Persönlichkeit von hohem moralischen Ansehen bedurft, aber nicht eines Liebesabenteurers, dessen Kirchhofserlebnisse in Romanform „für zwee Marcht fufzig" durch alle Schmieraillienbibliotheken Deutschlands gegangen sind. Nee, so wat! Bismarck hat seinen Leibarzt vor der Oeffentlichkeit rehabilitiert, indem er ihm trotz Widerstandes der Fakultät zum Professortitel verhalf. Auch Harden ist ein schlechter Psychologe. Wenigstens hätten wir ihm in dieser Hinsicht mehr zugetraut. Sein Schicksal aber bedauern wir, da wir ihn als literarischen Koeffizienten seiner Zeit zu schätzen wissen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Urteil im Hardenprozeß.

Vier Monate Gefängnis, und dazu noch die Bemerkung, eigentlich hätte es noch mehr sein müssen, wenn nicht die geschwächte Gesundheit des Angeklagten die Strafe empfindlicher machte. Welch ein Gegensatz zu der glatten Freisprechung durch das Schöffengericht! Hier Berliner Richter und dort Berliner Richter. Kein Wunder, wenn das Ausland teilweise sich nicht mehr zurechtzufinden weiß in der alten Legende von den juges à Berlin. Es wurden Stimmen laut, die das zweite verurteilende Erkenntnis auf einen Druck von oben zurückführen, als Kabinettsjustiz der vermeintlichen Volksjustiz von der ersten Verhandlung entgegensetzen wollten. Im Inlande freilich zweifelt kein Mensch an der vollen Unabhängigkeit und gewissenhaften Sachlichkeit der fünf Richter der Berliner Strafkammer; um so weniger, als der Gerichtshof während der Verhandlungen seine Tüchtigkeit fortgesetzt erwiesen hatte. Aber es ist begreiflich, daß man im Auslande nicht überall für die Mängel der ersten Verhandlung und für das verzwickte Verfahren das richtige Verständnis hat. Das ist bedauerlich, weil es die luftreinigende Wirkung des zweiten Verfahrens beeinträchtigt. Die Schuld liegt an dem verspäteten Eingreifen der Staatsanwaltschaft. Der sonst so beredte Oberstaatsanwalt Isenbiel hatte mit dem Versuch der Selbstverteidigung kein Glück. Das ungeheure Aergernis der ersten Verhandlung hätte zum größten Teil vermieden werden können, wenn das öffentliche Interesse früher erkannt worden wäre. Und nachdem die Unterlassungssünde einmal begangen war, würde es wahrscheinlich noch besser gewesen sein, wenn man erst einmal abgewartet hätte, was der Kläger Graf Moltke aus eigener Kraft vor der Berufungskammer zu leisten vermochte. Man sollte meinen, die Entkräftung der Aussage einer hysterischen Frau und eines befangenen Sachverständigen wäre ihm auch ohne Hilfe des Staatsanwalts gelungen. Auf die Umsicht und Tatkraft unserer Justizverwaltung wirft diese juristische Odyssee kein goldiges Licht. Ferner darf der Kritiker nicht verschweigen, daß der sonst so gewandte Staatsanwalt durch den an sich begreiflichen Eifer, den Fürsten Eulenburg endgültig rein zu waschen, sich zu weit fortreißen ließ, nicht bloß zu einer strafprozessualischen Unvorsichtigkeit. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Hier handelte es sich nur um die Ehre des Grafen Moltke; diese Ehrenrettung war mit um so größerer Durchschlagskraft zu erreichen, je weniger man die geklärte Sache Moltkes mit der noch bestrittenen Angelegenheit Eulenburg in Zusammenhang brachte. Die Verteidiger Hardens suchten ja auch schleunigst durch fortgesetzte Angriffe auf den Fürsten Eulenburg ihre volle Niederlage in der Angelegenheit Moltke zu bemänteln.

Dieser Umstand macht es leider auch unmöglich, schon das ersehnte causa finita zu rufen. Nach den Erfahrungen, die Graf Moltke in der Folterkammer der ersten Verhandlung machen mußte, begreift man erst recht die Scheu des Fürsten Eulenburg vor einer Probe mit unserem mangelhaften Ehrenschutz-Verfahren. Aber wenn das aliquid haeret ausgeräumt werden soll, wird doch wohl noch eine Gerichtsverhandlung nötig sein, um Harden und seinen Verteidigern das Material abzunötigen, das sie noch gegen den Fürsten Eulenburg in Händen zu haben behaupten.

Die volle Klärung wäre um so mehr zu wünschen, da ein Teil der öffentlichen Meinung immer noch alle Worte des großen Bismarck, auch sein Zorneswort, für ein Evangelium hält. Und die grausamen Kraftausdrücke des grollenden Bismarck gegen die „Kamarilla der Kinäden" bilden ja die Wurzel des ganzen Skandals. Dieser Scheltrede des unbändigen Hassers verdankt Fürst Eulenburg die seit anderthalb Jahrzehnten fortwuchernde doppelte Nachrede, daß er geschlechtlich pervers und das Haupt einer Kamarilla sei. Nicht alle werden bereits heute an die Erklärung Limans glauben, daß der Fürst die Schmähworte nicht im geschlechtlichen Sinne gebraucht habe. Es wäre ein großer Gewinn, wenn diese Deutung außer allen Zweifel gestellt oder wenigstens die Unbegründetheit des Bismarckschen Vorwurfes schlagend nachgewiesen würde. Schon deshalb, damit der Verdacht beseitigt werde, daß zu den Jagd- und Reisegenossen des Kaisers ein perverser Mann gehört habe.

Erwünscht wäre es auch, wenn in einem Eulenburgprozeß die noch ungelöste Kamarillafrage funditus behandelt würde.

Digitized by Google

Schon nach der Verhandlung vor dem Schöffengerichte mußten wir bedauern, daß man uns viel Alkovengeheimnisse, aber keine Kamarillageheimnisse serviert habe. In der zweiten Verhandlung hat Fürst Eulenburg die Gerüchte über seinen politischen Einfluß einzuschränken versucht, aber ausgeräumt sind sie nicht, wie wir schon in der vorigen Nummer hervorhoben. Die volle Aufklärung darf das Volk um so mehr verlangen, als durch die sensationelle Rede des nationalliberalen Abg. Bassermann im Herbst 1906 und durch das rätselhafte Verhalten des Fürsten Bülow die Gerüchte von der Kamarilla an Boden und Kraft gewonnen hatten. Die Bemerkung Hardens, daß die Kamarilla ihrer Natur nach ein unnachweisbares Ding sei, ist nicht durchschlagend; jeder Mantel der Heimlichkeit hat Löcher, und auch die feinsten Vertuschungskünste pflegen höchstens auf eine gewisse Zeit vorzuhalten. Das Gerücht von einer Kamarilla gehört auch zu den Partherpfeilen, die der grollende Bismarck gegen den Souverän abschoß, der ihn zu entlassen gewagt hatte. Mit den Ueberbleibseln des Bismarckschen Hasses möglichst gründlich und vollständig aufzuräumen, liegt auch im Interesse der Geschichtswissenschaft. Die Glaubwürdigkeit Bismarcks ist ein Problem von hervorragender Bedeutung. Auch die Interessen der Zentrumspartei werden davon berührt. Nur zu viele Leute glauben noch an die gehässigen Auslassungen des Fürsten gegen unsere Sache und ihre Vorkämpfer.

Die erste Verhandlung vor dem Berliner Schöffengericht gab uns Anlaß, die Schauspielerei des Herrn Harden und seines Verteidigers zu kritisieren. Auch in der zweiten Verhandlung wurde Theater gespielt. Dort in der Rolle des triumphierenden Herkules am gereinigten Augiasstall; hier in der Rolle des frommen patriotischen Fridolin. Aber so lange der Mann unter der Strafe von vier Monaten steht, läßt man die Satire lieber schweigen. Nur muß man der Ansicht entgegentreten, die im Auslande und sporadisch auch im Inlande laut wird: daß in Herrn Harden die Würde und die Freiheit der Presse mißachtet und mißhandelt worden sei. Schon in Nr. 44 dieses Blattes vom vorigen Jahre wurde zutreffend die Gemeinschaft mit der Hardenschen Methode abgewiesen: „Der richtige deutsche Publizist kämpft nicht mit vieldeutigen Anspielungen, sondern sagt klar und faßlich, wen er anklagt und wegen welcher Taten." Die Strafkammer hat nicht ohne Grund „Sensationslust" angenommen. Den Stoff und die Stellung, die ihm der grollende Bismarck verschafft, hat Herr Harden anderthalb Jahrzehnte zu seinem Vorteil ausgenutzt.

Dunkle Punkte am weltpolitischen Himmel.

Der Verfassungskonflikt in Persien könnte das Abendland vollständig kalt lassen, wenn nicht soeben die vielbesprochene englisch-russische Konvention dieses interessante Land zu einem Objekt der diplomatischen Künste gemacht hätte. In Teheran soll Rußland hinter den despotischen Aufwallungen, England hinter dem Parlamentswiderstande gesteckt haben. Dann hätte England den Nebenbuhler überholt, wenigstens vorläufig, bis ein neuer Staatsstreich angezettelt wird. Der Triumph Englands in Persien bekommt für uns einen unangenehmen Nebengeschmack, weil diese Macht ungeachtet aller neuen Friedens- und Freundschaftskundgebungen einen wohlberechtigten deutschen Gewerbebetrieb am persischen Golf gewaltsam stören geholfen hat.

Eine weitere Wolke bildet nach wie vor Marokko, in dem die Franzosen unter den neuerdings so geduldigen Augen Deutschlands ihre Eroberungspolitik mit Gewalt, Geld und List schrittweise fortsetzen. General Drude hat, als er abberufen wurde, schnell noch zwischen Tür und Angel einen bisher verschobenen Vorstoß gemacht. Wenn der Ehrgeiz der einzelnen Generäle die ministerielle Unternehmungslust noch steigert, so wird der deutsche Reichskanzler nicht lange mehr den lächelnden Zuschauer spielen können, ohne die Interessen und das Ansehen Deutschlands aufs Spiel zu setzen. Die auswärtige Politik verträgt nicht so schroffe Frontwechsel, wie sie sich die innere gelegentlich am 13. eines Monats gefallen lassen muß.

Der dritte dunkle Punkt liegt im Westen, — dort, wo er den äußersten Osten berührt. Kaum hat die nordamerikanische Flotte ihre Fahrt in den Großen Ozean angetreten, wo sie vermutlich ewig bleiben wird, da brechen die Gegensätze zwischen Japan und Nordamerika wegen der Einwanderung in die Vereinigten Staaten wieder hervor. Präsident Roosevelt tut das Mögliche zur Beruhigung nach beiden Seiten. Aber er wird bald verschwinden, während die Gegensätze zwischen den beiden Nebenbuhlern im Norden der anderen Hemisphäre auf eine Kraftprobe zwischen dem Sternenbanner der neuen weißen Welt und dem Sonnenbanner der neuesten gelben Welt hindrängen werden.

Nationalliberale Partei und Großindustrie.

Von

Redakteur Fehrecke.

Die nationalliberale Partei im rheinisch-westfälischen Industriebezirk fühlt sich auf die Füße getreten. Im Reichstage nahm unlängst der sächsische nationalliberale Abgeordnete Dr. Stresemann Veranlassung, sich gegen bestimmte eigenmächtige und selbstsüchtige Bestrebungen der rheinisch-westfälischen Großindustrie zu wenden, wobei er ausdrücklich darauf aufmerksam machte, daß er sich in vollständiger Uebereinstimmung mit der Gesamtpartei befinde. Das hat den hellen Zorn der rheinisch-westfälischen Großindustrie hervorgerufen, denn der Generalsekretär des Vereins deutscher Großindustrieller, Dr. Bueck, einer der Träger des unverfälschten Scharfmachertums, hat auf der Jahresversammlung seines Vereins der nationalliberalen Partei angekündigt, daß, wenn diese bei ihrer Haltung gegenüber der rheinisch-westfälischen Großindustrie verharre, die Industrie des genannten Bezirks eine Revision der Stellung zur nationalliberalen Partei vornehmen müsse. Diese nicht mißzuverstehende Aeußerung, der sich sofort der Draht bemächtigte, hat ein gewisses Aufsehen hervorgerufen, hüben und drüben und bei denen, die stets die Auffassung vertraten, daß speziell im rheinisch-westfälischen Industriebezirk die Großindustrie die dortige nationalliberale Partei verkörpere. Erst kürzlich noch prägte der Generalsekretär der rheinischen Zentrumspartei, Dr. Jörg, auf einem Zentrumsparteitag das Wort: Die Hütten- und Zechenparteien sind die Träger der nationalliberalen Partei.

Wer sich im Parteigetriebe der Nationalliberalen in Rheinland und Westfalen auskennt, nahm die Drohung Dr. Buecks nicht ernst, denn daß es je zu einer „Revision der Stellung der rheinisch-westfälischen Industrie zur nationalliberalen Partei" kommen würde, ist vollständig ausgeschlossen; beide sind zwei Brüder in einer Person, die sich allerschlimmstenfalls einmal den Kopf waschen, wenn der eine glaubt, daß seine Interessen vom anderen nicht so wahrgenommen wurden, wie er es gewünscht hatte, die aber im übrigen stets unter ein und derselben Decke stecken und an ein und demselben Strange ziehen. In der Weihnachtsausgabe der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", dem Amtsblatt der rheinisch-westfälischen Großindustrie und Nationalliberalen, sagt denn auch ein „nationalliberaler Führer und Großindustrieller", daß die Bueckschen Aeußerung zwar durch eine nicht unbegründete Mißstimmung hervorgerufen sei, aber er hoffe, daß sich die Verstimmung wieder behebe, denn er fürchte sonst, daß „die Revision zur Konfusion führen" würde! Und ein anderer „nationalliberaler Führer und Großindustrieller" meint, die mißfällige Aeußerung Buecks glaube er „nicht gar zu tragisch nehmen zu dürfen, da die in Aussicht gestellte Revision der Stellung der Industrie unseres Bezirkes zur nationalliberalen Partei Herrn Bueck notwendig zu der Erkenntnis führen muß, daß diese Partei für absehbare Zeit im rheinisch-westfälischen Industriebezirk die einzige politische Vereinigung darstellt, welche für die Großindustrie in den ernsten Kämpfen der Gegenwart und einer voraussichtlich noch recht langen Zukunft, als eine staatserhaltende und den Frieden (!) zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer fördernde in Betracht kommen kann". Damit ist, wenn auch umschrieben, das gesagt, was wir oben behaupteten: die Großindustrie verkörpere die nationalliberale Partei in Rheinland und Westfalen, sie seien zwei Brüder in einer Person, von denen einer auf den anderen angewiesen ist.

Tatsächlich wäre eine Scheidung der beiden streitenden Geister eine große Dummheit. Die Großindustrie bestritt bisher in der Hauptsache die Unterhaltungskosten der nationalliberalen Partei, während diese sich verpflichtete, nach der Pfeife der Großindustrie in wirtschaftlichen und sozialen Fragen zu tanzen. „Daß aber", so schreibt die „Rhein.-Westf. Zeitung" recht interessant weiter, „eine solche Rede im Reichstage gehalten werden konnte, ohne Widerspruch zu finden, hat wesentlich darin seinen Grund, daß es der schwarz-roten Brüderschaft im Laufe der letzten zehn Jahre gelungen ist, den verhaßten Nationalliberalen sämtliche Mandate des größten und wichtigsten Industriegebietes Europas zu nehmen und sie ihren Leuten zuzuschanzen. Bömelburg, Hué, Giesberts, Kirsch und wie sie sonst heißen mögen, wiegen sich jetzt in den Reichstagssesseln als Vertreter der Kreise, die vordem Männer wie Löwe, Berger, Kleine, Beumer, Westermann, Hilbck mit berechtigtem Stolz ihre Vertreter

Digitized by Google

nannten." Wenn die Nationalliberalen fähig wären, aus den Zeitverhältnissen zu lernen, dann müßten sie sich sagen, daß ihre Politik in Verbindung mit der Haltung der Großindustrie selber das Grab schaufelte, in dem jetzt die ehemaligen nationalliberalen Abgeordneten „des größten und wichtigsten Industriegebietes Europas" begraben liegen. Das Zentrum hat seine Position im Industriebezirke gehalten, zum Teil sogar verbessert, auf Kosten der nationalliberalen Partei hat aber die Sozialdemokratie ihre Eroberungen gemacht. Eine „schwarz-rote Brüderschaft" hat im Industriebezirke nie bestanden. Wer das behauptet, sagt bewußt oder unbewußt die Unwahrheit. Der Nationalliberalismus hat systematisch die revolutionäre Partei im Industriebezirke großgezogen. Dort haben der Nationalliberalismus und die Großindustrie die Begriffe Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit aus dem Gesellschaftsvertrag gestrichen. An Stelle der Verträglichkeit und gegenseitigen Achtung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist das Herrentum Kirdorffscher Observanz getreten. Bürger- und Arbeiterrechte werden mit Füßen getreten. Die nationalliberale Presse im rheinisch-westfälischen Industriebezirke treibt eine Politik der Verdummung der Volksmassen und leistet sich dabei eine unverfrorene konfessionelle Hetze, sobald dazu nur irgend welche „Gelegenheit" geboten ist. Es ist ein wahres Glück, daß die Zentrumspresse mit den Auswüchsen der Großindustrie und den Machenschaften der nationalliberalen Partei Fraktur redete und daß noch im letzten Augenblicke die christliche Arbeiterbewegung einsetzte, denn sonst hätte die Sozialdemokratie weit größere Fortschritte im rheinisch-westfälischen Industriebezirke gemacht. Von der Großindustrie und der nationalliberalen Partei war dazu der Boden gut vorbereitet worden. Und dann jammert die „Rhein.-Westf. Zeitung" noch darüber, daß jetzt im Industriebezirke nicht ein einziger Wahlbezirk durch einen „nationalen" Abgeordneten vertreten wird! Mit welchem volksfeindlichen, jeder sozialen Reform schroff gegenüberstehenden Liberalismus man es im rheinisch-westfälischen Industriebezirke zu tun hat, möge statt weiterer Worte uns die „Rhein.-Westf. Zeitung" selber sagen; sie schreibt:

„Die Sozialdemokratie steht der Industrie feindlich, das Zentrum mindestens höchst unfreundlich gegenüber. Seine Anhänger nehmen skrupellos gegen die Arbeitgeber Partei, wenn sie glauben, dabei etwas für ihre engherzigen Zwecke herausschlagen zu können. Kein Bergarbeiterausstand, kein sonstiger Lohnstreit, der die schwarzen Brüder nicht emsig bei der Minierarbeit sah. Noch in jüngster Zeit haben der Knappschaftsstreit und die Steigerbewegung gezeigt, wes Geistes Kinder die Epigonen Windthorsts sind. Sich auf diese Parteien zu stützen, daran hat Herr Bueck jedenfalls nicht gedacht. Auch die den Sozialdemokraten nahestehenden, in der Hetzarbeit gegen die Arbeitgeber ihnen durchaus nicht nachstehenden Christlichsozialen werden schwerlich Kinder nach dem Herzen des Herrn Bueck sein. Also wohl oder übel, ohne die Nationalliberalen wird es vorläufig nicht gehen."

So malt sich die Welt im Kopfe eines „nationalliberalen Führers und Großindustriellen" im rheinisch-westfälischen Industriebezirke! Wahrlich, eine eminente Kulturarbeit ist es, den volksbetrügerischen und volksentrechtenden Nationalliberalismus niederzuringen. In seinen eigenen Reihen macht sich ihm gegenüber eine Mißstimmung geltend. Umsonst reitet die christlichsoziale Partei, in der sich in erster Linie das protestantische Kleinbürgertum und die aufgeweckte protestantische Arbeiterschaft zusammenfinden, im rheinisch-westfälischen Industriebezirke nicht so schnell.

Zur Lage in den Niederlanden.

Von

Peter Wirtz.

Als im Jahre 1905 die Liberalen in den Niederlanden ans Ruder kamen, hieß es allgemein, die der Kuyperschen Reaktion preisgegebene Nation werde in neuer Freiheit aufatmen und eine Reihe sozialer und politischer Reformen erleben, wie sie bis dato noch nicht dagewesen. Nur kurze Zeit dauerte indessen solche Aufschneiderei; denn nur zu bald merkte man, daß die liberal-radikal-sozialistische, unter sich uneinige Mehrheit von 51 Mandaten, gegen welche 49 Mitglieder der christlichen Parteien geschlossen vorgingen, schleunigst abgewirtschaftet haben würde. In den seither verflossenen dreißig Monaten blieb denn auch die parlamentarische Arbeit im großen und ganzen fruchtlos, und auf sozialem Gebiete wurde, trotz aller Versprechen, blutwenig geleistet. Zu großen politischen Debatten kam es nicht, und selbst liberale Organe nannten das Kabinett De Meester, dessen Mitglieder von einem anderen liberalen Blatt Borghesins Drahtpuppen getauft worden waren, kurzweg ein Geschäftsministerium.

Das geschah allerdings nur, um das vollständige Fiasko der liberalen Politik zu vertuschen; denn daß De Meester wenigstens versucht hat, liberale Politik zu betreiben, steht außer Zweifel. Zunächst hatte der Marineminister Cohen Stuart 1906 sich gewissen sozialistischen Wühlereien gegenüber ein bißchen schwach gezeigt und mußte gehen. Dann hatte der Kriegsminister Staal eine von den Radikalen und Sozialisten befürwortete Verringerung der Präsenzstärke vorgenommen, ohne dazu vom Parlamente ermächtigt worden zu sein. Nur mit genauer Not gelang es ihm, im Dezember 1906 von der Zweiten Kammer ein Vertrauensvotum zu erwirken. Die Erste Kammer zeigte sich unversöhnlicher und verwarf im Februar das Kriegsbudget. Das Kabinett nahm infolgedessen seine Entlassung. Neun Wochen lang dauerte die Krisis, und schließlich zeigte sich De Meester bereit, die Geschäfte weiter zu führen. Nur der Kriegsminister nahm seinen Abschied, und an seine Stelle trat General van Raffard.

Das Ministerium De Meester neuer Kurs hatte nunmehr die Hoffnung, gelegentlich der Wahlen für die Provinzialräte, welche die Erste Kammer ernennen und bisheran wie letztere, konservativ waren, einen Umschwung im liberalen Sinne zu erzielen. Die Hoffnung blieb unerfüllt. Die Wahlen gestalteten sich zu einem glänzenden Sieg der christlichen Parteien. Die Erste Kammer blieb mithin konservativ, wie die Strömung im ganzen Lande. Somit schien das Los des Ministeriums endgültig besiegelt.

Trotzdem versuchte De Meester, die bei seinem Regierungsantritt den fortschrittlichen, radikalen und sozialistischen Fraktionen der Mehrheit gemachten Versprechen einzulösen. Es handelte sich darum, dem Wahlrecht eine weitere Ausdehnung zu geben. Hierzu ist aber eine Verfassungsrevision notwendig. Eine solche hat De Meester erst kürzlich beantragt. Da aber eine Umänderung der Verfassung in beiden Kammern eine Mehrheit verlangt, die das Kabinett nie erzielt haben würde, hat es den Anschein, als habe sich die Regierung bei Beratung dieses wichtigen Gegenstandes einen ehrenvollen Rücktritt sichern wollen.

Dazu hat ihr die Zweite Kammer keine Zeit gelassen. Und wiederum war es der Kriegsetat, der sie zu Fall brachte. Im Laufe der Debatte hatte man sich dem neuen Minister ziemlich günstig gezeigt und niemand dachte an eine Krise. Der katholische Abgeordnete van Vlymen erklärte jedoch namens seiner Partei, „die Streitkraft des niederländischen Heeres stehe nicht im Einklang mit den für den Etat verlangten Ausgaben". Als man daraufhin abstimmte, wurde das Budget verworfen. Zwölf Mitglieder der liberalen Mehrheit stimmten gegen den Minister.

Infolge dieses Votums reichte nunmehr das Kabinett neuerdings seine Entlassung ein, und über die eventuelle Lösung der Krisis wird in der Parteipresse heftig polemisiert. Der katholische „Tyid" meint, daß, falls die Krone mit der Weiterführung der Geschäfte die christlichen Parteien betraut, letztere sich ihrer Pflicht nicht entziehen und die von Dr. Kuyper eingeschlagene Politik weiterführen müßten. Demgegenüber meint der „Standard", das Organ Dr. Kuypers, verfassungsmäßig müsse die Regierung aus der Mehrheit der Zweiten Kammer hervorgehen; diese Mehrheit sei aber immer noch liberal, und deshalb könne die Rechte nur dann die Regierung übernehmen, wenn die Liberalen einstimmig erklären, daß sie kein Kabinett mehr zustande bringen können. Der liberale „Nieuwe Courant" redet einem Ministerium, in welchem alle Parteien vertreten seien, das Wort. Einem solchen Kabinett stellt das Blatt ein Programm auf, das sich in dem Wort „Fortwursteln" zusammenfassen läßt.

Dieser Vorschlag dürfte keinen großen Anklang finden, da man nun schon zwei Jahre am toten Punkt steht. Allem Anschein nach wird ein christliches Kabinett ans Ruder kommen. Die Königin hat Dr. Heemskerke, Freund Dr. Kuypers und Führer der Antirevolutionären, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut. In welchem Sinne er die Krisis lösen wird, dürfte uns die nächste Zukunft lehren.

Dank der kräftigen Unterstützung ihrer Freunde hat die „Allgemeine Rundschau" abermals einen beträchtlichen Abonnentenzuwachs erfahren.

Digitized by Google

Winterabend.

Im Ofen knistert das Buchenscheit,
Der Lampe dämm'riger Schimmer bringt
Die Märchenzauber der Jugend her,
Behagliche Wärme durchs Zimmer dringt.

Ich liebe die Winterabende sehr,
Wann auch zum Schaffen die Stunde bannt . .
Es weben sich Farben und Bilder darein,
Daß festlich Gepränge die Wände umspannt . .

Dieweilen ich schaffe, dieweilen ich träum'
Wird draußen Wunder um Wunder kund,
Viel glitzerndes Perlengeschmeide blinkt,
Eisblumen schillern im künstlichen Bund.

Kristalle, zart und von Meisterhand,
Umwinden die Fronnen mit zierlicher Pracht,
Und drüber der Sternrubinen Geleucht
Umfunkelt die Wunder der Winternacht.

Hans Gesold.

† Ministerpräsident Jules de Trooz.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Am Silvesterabend schied plötzlich der belgische Ministerpräsident Jules de Trooz aus diesem Leben. Er hatte, kaum 50 Jahre alt, in der letzten Zeit seine seit mehreren Monaten höchst gebrechliche Gesundheit nicht genügend gepflegt. Bis zur letzten Stunde führte er die Staatsgeschäfte persönlich und ist sozusagen bei der Arbeit gestorben.

Mit Minister De Trooz verliert Belgien einen seiner gewiegtesten Politiker, die katholische Partei einen ihrer tüchtigsten Führer. Er wurde am 21. Februar 1857 zu Löwen geboren, und schon als Student an der katholischen Universität seiner Vaterstadt trat er für das Wohl der Partei in die Bresche. Ein seltenes Organisationstalent legte er als Vorsitzender verschiedener sozialer Einrichtungen an den Tag. Am 26. Dezember 1889 sendete ihn Löwen als Abgeordneten in die Kammer, der er seither ununterbrochen angehörte. Als nach den Juni-Unruhen 1899 auf das Ministerium Van den Peereboom am 5. August ein Kabinett De Smel de Naeyer folgte, übernahm in demselben De Trooz das Portefeuille für innere Angelegenheiten und öffentlichen Unterricht. Im April 1907 kam das Ministerium De Smel de Naeyer infolge von Meinungsverschiedenheiten zwischen der demokratischen und der konservativen Gruppe der katholischen Mehrheit zu Fall. De Trooz gelang es, ein aus beiden Fraktionen hervorgegangenes Kabinett zu bilden; ein Beweis seiner Beliebtheit in der Mehrheitspartei.

Als Minister des Innern hat es De Trooz verstanden, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten und mit allen, auch den katholikenfeindlichsten Gemeindeverwaltungen in gutem Einvernehmen zu bleiben, wie es sogar der freimaurerische Bürgermeister der Stadt Brüssel offen anerkannte. Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 16 vom 21. April 1906 alle gegen die belgische Schulpolitik erhobenen Anklagen zurückgewiesen und dargetan, daß die Katholiken die christliche Schule wie auch den öffentlichen Unterricht allseitig fördern. Was auf diesem Gebiete seit 1899 erreicht wurde, verdankt Belgien in erster Linie dem Unterrichtsminister De Trooz. Besondere Aufmerksamkeit widmete er einer anständigen Besoldung der Lehrer. Seitdem er Ministerpräsident war, hat De Trooz trotz zahlreicher Schwierigkeiten versucht, die Kongofrage in annehmbarer Weise zu lösen. Sie war seine letzte Lebensaufgabe, sagte er, nach deren Verabschiedung er der Politik Lebewohl sagen würde. Der Allmächtige hat es anders gefügt.

Alle Blätter widmen dem verblichenen Minister warme Nachrufe und die liberalen Zeitungen heben nachdrücklich seine Verdienste hervor. Er hatte es verstanden, allenthalben Sympathien zu ernten. Die Presse hatte an ihm einen Gönner, und kein Journalist, welche Politik er auch immer verteidigte, klopfte vergebens bei De Trooz an. Die katholische Partei verliert in ihm eine ihrer tüchtigsten Kräfte, Belgien einen seiner energischsten Verteidiger, die katholische Kirche einen ihrer treuesten Söhne.

Stellung und Beruf der Frau im römischen Altertum.

Vom

Geheimen Regierungsrate Karl Hüfner, Berlin.

Im Kampfe um das Frauenstimmrecht wird in unseren Tagen oftmals die Frage, warum das klassische Altertum trotz seiner freien Verfassungen das Weib rechtlichen und politischen Beschränkungen unterworfen hat, mit dem einfachen Hinweise darauf beantwortet, daß die Frau damals sich in einer unwürdigen und verachteten Stellung befunden habe.

Diese Auffassung, gestützt auf tragische Uebertreibungen des Euripides und mutwillige Scherze der Komiker, von denen das Wort des Plutarch gilt: „Viel lügen die Dichter", ist unzutreffend, mögen wir die Welt der hellenischen oder der römischen Frauen durchwandern.

Mit dem Leben des Weibes im alten Rom soll die folgende Betrachtung sich beschäftigen:

Die Geschichte ist darüber einig, daß die Frau in den ersten Jahrhunderten des römischen Staates hohes Ansehen, große Achtung und viel Ehre genossen hat.

Als im Kriege mit den Volskern die Mutter und Gattin des Koriolan von Rom die Gefahr der Eroberung abgewandt hatten, wurden den Frauen nach dem Zeugnisse des Plutarch viele Huldigungen und Auszeichnungen zuteil. Es erging sogar ein Senatsbeschluß, wonach die Behörden alles das, was die Frauen zur Ehre oder Gnade sich ausbäten, bewilligen sollten. Roms Frauen, bescheiden und groß an Gesinnung, begehrten aber weiter nichts als die Erbauung eines Tempels für „Frauenglück".

Der gesellschaftliche Verkehr des Weibes war in der Stadt des Romulus nie Beschränkungen unterworfen. Wenn uns Sueton berichtet, daß Kaiser Augustus das ganze weibliche Geschlecht von den Athletenvorstellungen strenge fernhielt, so lag der Grund dieses Verbotes in der Kampfesweise der Athleten und nicht in einer sozialen Zurücksetzung der Frau.

Für die Erziehung der Mädchen war in Rom gut gesorgt, sie besuchten öffentliche Elementarschulen. Der Kaiser Antoninus Pius errichtete seiner Gemahlin Faustina zu Ehren eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die den Namen Faustinianerinnen führten. Ein Gleiches tat Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron, zu Ehren seiner Gemahlin Faustina. Diese Mädchenschule führte den Namen: die jüngeren Faustinianerinnen.

In der römischen Familie wurde auf Arbeitsamkeit und häusliche Tugenden der Mädchen gesehen. Sogar die Tochter und die Enkelinnen des Kaisers Augustus mußten auf dessen Gebot Wolle spinnen, wie Sueton bezeugt.

Echte Frauenbildung wurde in Rom geschätzt. Quintilian fordert in seiner „Anleitung zur Beredsamkeit", daß auch die Frauen soviel Bildung als möglich besitzen sollen, und fügt zur Begründung hinzu: „Zur Beredsamkeit der Gracchen trug, wie wir wissen, ihre Mutter Kornelia nicht wenig bei, deren äußerst gebildete Sprache auch der Nachwelt in Briefen überliefert worden ist." Auch Tacitus betont in seinem „Gespräch über die Redner" die große Bedeutung, welche der Bildung der Mutter bei der Kindererziehung zukommt.

Von einer zweiten Kornelia, der Gemahlin des Pompejus, erzählt uns Plutarch: „Sie war in den schönen Wissenschaften gebildet, spielte die Lyra, verstand die Geometrie und hatte es selbst dahingebracht, daß sie mit Nutzen philosophische Vorträge hören konnte. Dabei war ihr Benehmen frei von jenem widerwärtigen affektierten Wesen, wie es gewöhnlich die Folge solcher gelehrter Bildung bei Frauen ist."

Das Weib konnte im alten Rom nicht bloß sich Bildung erwerben, es fand auch Gelegenheit, auf dem Gebiete der Wissenschaften und dem Arbeitsfelde der Kunst praktisch tätig zu werden. Das klassische Rom kannte bereits Malerinnen; schon um das Ende der Republik — etwa 100 Jahre vor Christi Geburt — lebte daselbst eine gefeierte Porträtmalerin; im römischen Altertume übten Frauen schon den ärztlichen Beruf aus, die heilige Anastasia z. B., die unter Diokletian den Martyrertod erlitt, war in der Heilkunde berühmt; die Geschichte nennt uns die Namen von Philosophinnen, denken wir an Porzia, des Brutus Gattin und Katos Tochter, an Helvia, Senekas Mutter, und an Pompeja Paullina, dessen zweite Gemahlin. Das römische Altertum hat Dichterinnen hervorgebracht, erinnern wir uns der Argentaria Polla, der Gattin des Dichters Lucanus,

Digitized by Google

die ihrem Manne bei der Ausarbeitung seiner Pharsalia zur Seite stand; es hat Geschichtsschreiberinnen erweckt — die Tochter des Historikers Cremutius Cordus namens Martia Cremutia gab nach dem Tode ihres Vaters dessen Werke heraus —, es hat Juristinnen zu praktischer Tätigkeit angeregt. Zwei sind sogar im corpus juris erwähnt: der Plotiana, der Freundin des großen Juristen Juventius Celsus, gedenkt die l. 18 D. 29,7 de jure codicill und der Carfania die l. 1 § 5 D. 3,1 de postulando. Diese, von Valerius Maximus Gaja Afrania genannt, die Gattin des römischen Senators Liginius Buccio, war Rechtsanwalt in Rom zu den Zeiten des Julius Cäsar. Sie trat aber vor Gericht derartig auf — Ulpian, der Verfasser der angeführten Gesetzesstelle, nennt sie mulier improbissima — eine sehr freche Frauensperson —, daß ein prätorisches Gesetz von jener Zeit an den Frauen das Recht entzog, für andere vor Gericht Anträge zu stellen.

Die römische Geschichte erzählt uns schließlich auch von Rednerinnen. Hier sei der Hortensia gedacht, der Tochter des großen römischen Redners und Staatsmannes Quintus Hortensius. Diese hielt im Jahre 43 v. Chr., als die Triumviren für den Zweck des Krieges gegen Brutus und Cassius reiche Matronen hoch besteuern wollten, auf dem römischen Forum vor dem Tribunal der Machthaber gegen diese ungerechte Besteuerung eine uns von Appian und Valerius Maximus überlieferte Rede und setzte es durch, daß der größte Teil der Steuern den Matronen erlassen wurde.

Was die Verwaltung der Staatsämter anlangt, so waren die Frauen bekanntlich hiervon ausgeschlossen. In dem Titel des römischen Rechts über die Gerichte — l. 12, § 2 D. 5, 1 — hebt der Jurist Paullus, der dem Staatsrate des Kaisers Alexander Severus angehörte, hervor, daß die Frauen durch das Herkommen gehindert waren, richterliche Tätigkeit zu entfalten, und fügt zur Begründung bei: non quia non habent judicium, sed quia receptum est, ut civilibus officiis non fungantur, nicht etwa, weil sie kein Urteil haben, sondern weil anerkannt worden ist, daß sie keine bürgerlichen Aemter bekleiden sollen.

Wie kamen nun die Römer zur Billigung einer solchen Rechtsübung?

Der römische Staat war ein Militärstaat κατ' ἐξοχήν. Während der republikanischen Zeit wurden die Magistratsbeamten gewählt durch die Volksversammlung. Das römische Staatsrecht unterschied hierbei zwischen Vollbürgern, d. h. solchen, die in Rom steuer- und wehrpflichtig und stimmberechtigt waren, und Halbbürgern, d. h. den in Rom nicht wehr- und stimmberechtigten Bürgern — cives sine suffragio.

Die selbständige Frau war in Rom schatzungspflichtig wie der Mann, aber sie diente nicht mit den „Tribulen".

Wählbar waren nur Männer, die als Soldaten Feldzüge mitgemacht hatten. Der römische Prätor, der am Vormittage noch im Dienste der Themis Recht sprach, konnte am Nachmittage in die Lage kommen, eine Armee kommandieren zu müssen. Das Imperium der römischen Magistrate — Konsuln, Prätoren, Aedilen — umfaßte die Zivil- und Militärgewalt. Darum war ein imperium des Weibes ausgeschlossen.

Weil aber dem so war, konnte auch von politischen Rechten der Frau keine Rede sein.

Politik war für den Römer die Verwaltung und Leitung des Staates, später die Regierung der Welt. Politik treiben hieß an der Regierung teilnehmen oder die Mitwirkung anstreben.

Die römische Politik war ein Kampf, der selten aufhörte, entweder der Parteien unter sich oder des Staates mit anderen Völkern oder ein Streit im Innern und zugleich ein äußerer Krieg.

Die Ausübung politischer Rechte setzte deshalb die Fähigkeit voraus, auch für den Staat das Schwert schwingen zu können. Der römische Wähler mußte Legionssoldat sein oder gewesen sein.

Bei diesem Stande der Dinge kann es nicht wundernehmen, wenn die römischen Frauen den Wunsch nach politischen Rechten nie geäußert, vielleicht sogar in ihrer großen Mehrheit nie gehegt haben. Der Kirchenvater Chrysostomus — geboren 347 n. Chr. —, der die Frage der politischen Rechte der Frau einmal gestreift hat, führt unter diesem Gesichtspunkte folgendes aus: „Da das Leben aus öffentlichen und privaten Angelegenheiten zusammengefügt zu sein scheint, so hat Gott beides so verteilt, daß er der Frau die Verwaltung des Hauses, dem Manne aber alle Angelegenheiten des Staates zugeteilt hat. Das Weib kann nicht den Spieß schleudern oder Geschosse absenden, aber den Rocken kann sie führen, ein Gewebe kann sie weben und alle anderen Geschäfte des Hauses trefflich ordnen, im Senate kann sie ihre Stimme nicht abgeben, wohl aber im Hause, das Gemeinwesen kann sie nicht verwalten, aber das vornehmste Besitztum, die Kinder kann sie gut erziehen, sie kann die unrechten Handlungen der Mägde beachten, auf Zucht bei den Dienern sehen und den Gatten von jeder Sorge dieser Art befreien, indem sie für alles sorgt, was dem Manne weder anständig noch leicht ist, wenn er sich auch darum bemühen wollte."

Nach alledem ist klar, daß der römische Staat Männern politische Rechte gab, welche nötigenfalls mit den Waffen in der Hand Politik machen und ihre politischen Bestrebungen mit dem Schwerte rechtfertigen und verteidigen mußten.

Es ist kein bloßer Zufall, daß Heliogabalus, der weibischte Kaiser, der je den Thron der Cäsaren entehrt und geschändet hat, der einzige unter allen römischen Kaisern war, der eine Frau, seine Mutter, zum Senator machte mit dem vollen Stimmrechte eines solchen.

Sie erhielt im römischen Senate, der in der Blütezeit der Republik nach dem berühmten Ausspruche eines griechischen Staatsmannes eine Versammlung von Königen war, damals aber vom Heliogabalus eine Gesellschaft von Sklaven in der Toga genannt werden konnte, ihren Platz sogar neben den Konsuln und unterschrieb als Zeuge die Senatsbeschlüsse.

Dieser Kaiser, nach dem Geschichtsschreiber Lampridius ein mit dem Purpur bekleidetes Scheusal, errichtete auch einen Weibersenat auf dem quirinalischen Hügel, der vornehmlich Frauenangelegenheiten zu beraten hatte und ebenfalls Senatsbeschlüsse faßte.

Roms Männer waren Weiber geworden, darum war der Frauensenat und eine Frau an der Spitze des wirklichen Senats etwas ganz Natürliches. Man könnte glauben, zu jener Zeit müsse die Frau die größte Achtung und Verehrung genossen haben. Keineswegs. Die hohe Ehrerbietung, von der vorhin die Sprache war, wurde der Frau nur insolange zuteil, als das Familienband, geknüpft durch strenge Eheformen, am festesten war und für unantastbar galt.

Die Tatsache, daß nach altrömischem Rechte die Ehefrau aus ihrer bisherigen, eigenen Familie vollkommen ausschied, dafür in die Familie ihres Mannes eintrat und in das untergeordnete Verhältnis einer Haustochter kam, beweist nicht eine Geringschätzung der Persönlichkeit des Weibes, sondern nur den ernsten Willen des römischen Gesetzgebers, die Familie, die Cicero einmal die Pflanzschule des Staates — principium urbis et quasi seminarium reipublicae — genannt hat, auf einen soliden Grund zu stellen.

Es würde deshalb eine sehr oberflächliche Beurteilung des römischen Kulturlebens verraten, wollte man etwa unter dem Hinweise auf die familienrechtliche Gebundenheit der Frau von einer Knechtschaft des weiblichen Geschlechtes sprechen. Die Geschichte beweist, daß das römische Weib gerade zu der Zeit, wo das Familienband am festesten geschlungen war, großen politischen Einfluß auszuüben vermochte.

Während des zweiten punischen Krieges hatte der Volkstribun Gajus Oppius den Vorschlag durchgesetzt, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze Gold besitzen, keine bunten Kleider tragen und weder in Rom noch in einer römischen Stadt, noch 1000 Schritte davon, ausgenommen zu heiligen Feierlichkeiten, mit einem Zweigespanne fahren dürfe.

Nach der Beendigung dieses Krieges wußten die römischen Frauen zwei Tribunen zu bestimmen, auf Abschaffung des Oppischen Gesetzes anzutragen. Es fand ein heftiger Kampf statt zwischen den Gegnern und den Verteidigern des Gesetzes. Insbesondere trat der ältere Kato als Konsul für das Gesetz in die Schranken. Aber die Frauen Roms standen einhellig zusammen, der Volkstribun Valerius hielt zu ihren Gunsten eine glänzende Rede und, was kein Volk der Erde hätte vollbringen können, setzten die Frauen durch: das Oppische Gesetz wurde aufgehoben.

Die römische Geschichte lehrt aber auch, daß, gerade weil Roms Sitten in der Blütezeit der Republik so strenge waren und deshalb der Frau vom Manne große Achtung entgegengebracht wurde, das Weib in der Ehe sein Glück fand. Denn es ist eine geschichtlich beglaubigte Tatsache, daß zu Rom in den ersten fünfhundert Jahren nach seiner Gründung keine Ehescheidungsklage anhängig gemacht wurde, trotzdem das römische Recht zu allen Zeiten die Ehescheidungsmöglichkeit zuließ. Der Römer sah mit sittlichem Ernste auf die Reinheit des Familienlebens und suchte dabei Verfehlungen der Frau nicht in die Oeffentlichkeit dringen zu lassen.

Digitized by Google

Damit im Zusammenhange stand der Satz des älteren römischen Rechts, daß für Frauen kein anderes Strafgericht existierte als das häusliche. Noch gegen Ende der Republik und zu Anfang der Kaiserzeit trat bei Verbrechen der Frauen das althergebrachte Hausgericht neben dem magistratischen Kriminalgericht in Wirksamkeit. Im Jahre 602 der Stadt wurden nach dem Zeugnisse des Valerius Maximus zwei Frauen wegen Gattenmordes vor den Prätor geladen, dann aber nach dem Spruche ihrer Verwandten — propinquorum decreto — erdrosselt. Und Kaiser Tiberius suchte, wie Sueton berichtet, die republikanische Familiengerichtsbarkeit über Frauen neu zu beleben, offenbar zu dem Zwecke, dem um sich greifenden, allgemeinen Sittenverfall zu steuern.

Mit diesem begann denn auch die Achtung vor dem Weibe zu schwinden. Schon im Jahre 131 v. Chr. konnte der Zensor Metellus Macedonicus im römischen Senate jene merkwürdige Rede halten, die dem Gedanken Ausdruck gab: „Wenn wir ohne Frauen leben könnten, würde keiner von uns eine solche Plage auf sich nehmen". Von jener Zeit an begann die Abneigung der Männer gegen die Ehe feste Wurzeln zu schlagen. Das römische Recht jener Zeit kennt die einfachste Form der Ehescheidung, die heute von vielen so hoch gepriesen wird, nämlich die Lösung des Ehebandes mit gegenseitigem Einverständnis — divortium — und sogar die einseitige Eheaufkündigung — repudium —. In der Kaiserzeit nahmen die Ehescheidungen in Rom derart zu, daß Juvenal sagen konnte: Es gibt für eine Frau acht Männer zusammen in fünf Herbsten, sic fiunt octo mariti quinque per autumnos, daß Seneka, der Philosoph, das Wort prägen durfte: Die römischen Frauen berechnen die Jahre nicht mehr nach den Namen der Konsuln, sondern ihrer Ehemänner, non consulum numero, sed maritorum annos suos computant, und daß Hieronymus uns von einer Frau zu erzählen vermag, die von ihrem 23. Manne begraben wurde, der seinerseits 21 Frauen nacheinander gehabt hatte.

Gegen die Aussprüche dieser Männer läßt sich nicht etwa einwenden, daß sie zu stark aufgetragen hätten. Denn ihre Werke lassen erkennen, daß sie die Frau nach Charakter und Intelligenz gerecht zu beurteilen verstanden. Ein Hinweis auf Seneka mag dies erhärten: In seiner Trostschrift an Marzia führt er aus: „Wer könnte behaupten, die Natur habe den Charakter des Weibes stiefmütterlich behandelt und seine Vorzüge beschränkt? Frauen haben, glaube mir, die gleiche Kraft und gleiche Fähigkeit zu allem Edlen, wenn sie wollen."

Gegen die allgemeine Sittenverderbtheit der römischen Kaiserzeit, von der Juvenal mit prophetischem Blicke voraussagen konnte, sie räche den bezwungenen Erdkreis, kämpfte mannhaft an das römische Recht in seinen großen, unsterblichen Juristen. Diese hielten mit dem Satze: Die Ehe ist die ungeteilte Lebensgemeinschaft, die Gemeinsamkeit göttlichen und menschlichen Rechts an der romulischen Auffassung von der Ehe fest. Der geniale Ulpian, jener römische Jurist, der meines Erachtens die sittliche Seite des Rechtes am tiefsten erfaßt hat, betonte den Gedanken, daß die eheliche Zuneigung mit das Wesen der Ehe ausmacht, matrimonium facit maritalis affectio — l 32 § 13 D 24, 1 —. Dabei erblickte er den Hauptwirkungskreis des Weibes in ihrer Tätigkeit als Mutter und Hausfrau — maximum enim ac praecipuum munus feminarum est concipere ac partum tueri — l 14 § 1 D 21, 1 — und hob zugleich hervor, die Hausfrau unterscheide sich von den übrigen Frauen durch ihre guten Sitten: matrem familias faciunt boni mores — l 46 § 1 D 50,16. Mit solchen Rechtssätzen suchten die großen römischen Juristen die nach altrömischer Auffassung dem Weibe gebührende Achtung wiederherzustellen und dadurch die vollkommene Zerstörung des Familienlebens hintanzuhalten. Was ihnen allein nicht gelingen konnte, vollbrachte der die Sitten belebende Einfluß des Christentums und der Eintritt der Germanen in die antike Welt, die der Frau eine gewisse Heiligkeit zuschrieben und in ihr die Genossin ihrer Arbeiten erblickten und ihrer Gefahren.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. •••

Draußen liegt das Land.

Draußen liegt das Land, wo meine Träume weilen,
Weit draußen, wo der Sehnsucht Ziele steh'n,
Wohin im Fluge die Gedanken eilen,
Wenn sie, die Welt vergessend, wandern geh'n.

Leise zieh'n sie fort, von einer Tür zur andern,
Wie neigt sich grüßend ihnen das Geschick!
Es läßt im Märchenland sich herrlich wandern,
Soweit das Auge reicht, nur Glück und Glück

Draußen liegt das Land, wo alle Träume enden,
Den Weg zeigt dir ein kleiner Hügel an,
Dort hart man dein, mit hilfsbereiten Händen
Empfängt man dich, du müder Wandersmann.

Hedwig Albrecht

Die katholischen Korporationen und der akademische Ehrenschutz.

Von

Hans Besold.

Wenn auch die Frage vorerst noch nicht aktuell ist, verdient sie ihrer Bedeutung wegen doch schon aufgeworfen zu werden. Die Zeit, in der man sich ernstlich mit ihrer Beantwortung beschäftigen wird, ist nicht mehr so unabsehbar. Doch sie soll bereits heute aufgeworfen werden, um jetzt schon einen Ueberblick zu haben, inwieweit sich die einzelnen Korporationen freundlich oder ablehnend dazu verhalten, und um über den prinzipiellen Standpunkt und die Stellungnahme der Allgemeinheit der katholischen Studentenverbindungen hinreichend orientiert zu sein.

Es handelt sich um die Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes. In einer öffentlichen Versammlung der Münchener „Freien Studentenschaft" ist lebhaft hierüber debattiert worden. Die starke Strömung, die in der Finkenschaft unserer deutschen Universitäten ganz auffallend gegen die Satisfaktionsgewährung mit den Waffen in der Hand Front macht, sollte weitere Kreise mitberühren, speziell die Kommilitonen in den katholischen Korporationen; denn sie stellen in diesem Punkte das Gros der hier Interessierten: sie sind prinzipiell gegen die Ehrenverteidigung im Zweikampf. Es frägt sich nun: Wären die katholischen Studentenverbände geneigt, sich in Ehrenhändeln einem Schiedsgerichte zu unterwerfen und die Bestrebungen der freien Studentenschaft in diesem Punkte gemeinschaftlich mit dieser zu verfolgen?

Wie dieses Schiedsgericht sich konstituieren soll, ist vorläufig noch nicht fixiert. Doch geht man eben an die Ausarbeitung der Satzungen, die dem Ganzen die Unterlage geben sollen. Vielleicht könnten an dieser Stelle manche wertvolle Winke gegeben werden, die dem Statutenaufbau und -ausbau von Nutzen sein könnten. Die freie Studentenschaft wünscht aufrichtig die Teilnahme und den Anschluß der katholischen Verbände. So wird sich durch ein gemeinsames Vorgehen, ich möchte sagen, durch ein förmliches Kartellieren in dieser Sache etwas Brauchbares und Dauerhaftes zuwege bringen lassen. Hier verbinden uns gleiche Interessen. Es sei ausdrücklich dabei betont, daß die freie Studentenschaft in keiner Beziehung das Aufgeben prinzipieller Parteieninteressen verlangt. Einer offenen Aussprache über die Stellungnahme zu der Frage der Gründung allgemeiner akademischer Schiedsgerichte an den Universitäten wird der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" gewiß sein Organ gern zur Verfügung stellen.

Nicht nur die Münchener Studenten sind ja daran interessiert. Der große Gedanke wird bei allen deutschen akademischen Bürgern Anklang finden, mögen die Schiedsgerichtsämter selbst wohl auch lokaler Natur bleiben. Dadurch, daß unsere Ehre durch ein gemeinschaftliches Institut geschützt wird, bekunden wir den Geist der nationalen Einheit; wir werden in der „Gesellschaft" als honorig anerkannt werden, auch wenn wir nicht auf Waffen antreten. Es wäre völlig unangebracht, wenn sich die katholischen Korporationen den „Finken" gegenüber eine Reserve auferlegen oder diesen gar mißtrauisch begegnen würden. Sie werden sich der Lösung und Förderung eines gesellschaftlichen Problems sicher nicht entziehen, zumal sie ja selbst der Unkultur des Zweikampfes abhold sind.

Digitized by Google

Caveant! — Faveant!

Ein Mahnwort an die deutsche „Papierwelt".

Von

Jörg Hellpart.

In Nr. 49 vom 7. Dezember 1907 der „Allgemeinen Rundschau" hat Dr. Otto von Erlbach den Regierenden ein ernstes Caveant! entgegengehalten. Aus dem dabei angeführten Paulsenschen Zitat geht, im Zusammenhalt mit der Erfahrung, hervor, daß die Hauptumsturzbewegung in der Moral von der „Papierwelt" Deutschlands ausgeht. Die sorgfältigste Sanierung muß also in erster Linie dieser zuteil werden.

Was heißt das? Nichts anderes als: es gäbe keine perversen Dramen, keine Schundromane, keine Ueberlyrik, keine Zote überhaupt, wenn es keine Verleger gäbe, die derartiges publizierten! An die deutschen Verleger daher ein dringliches Faveant! Negativ: sie sollen nichts aufnehmen, was die sittliche Korruption zu befördern oder auch nur auf dem status quo zu erhalten geeignet ist. Positiv: sie sollen alles in ihren Bereich ziehen und hegen, was dem Aergernis zu steuern vermag.

Gebt uns gute Literatur, und die schlechten Sitten werden verschwinden!

„Ja, „gute" Literatur! Natürlich katholische", höre ich schon manchen „Vorurteilsfreien" feixend höhnen.

Der Einwurf ist selbstverständlich zum Lachen. Aber es erscheint doch auffallend, daß soviele geradezu bedeutende Erscheinungen, z. B. auf dem Gebiete der Belletristik, ohne aufdringliche Betonung ihrer Herkunft dem katholischen Lager entstammen. Ich brauche ja keine Namen zu nennen.

Allerdings sind die Verleger dieser Autoren zumeist nicht besonders glänzend gestellt. Die Ueberzeugung — und hier nicht die religiöse, sondern die sittliche — geht ihnen, wie ihren protestantischen seriösen Kollegen, übers Geschäft.

Aber seltener, viel seltener sind sie geworden, solche Verleger, gleichviel welcher Konfession, im Vergleich zu den vielen, welche nur dem Mammon nachjagen und in gewissenlosester Weise an der Popularisierung des Lasters mithelfen.

Gerne akzeptiere ich es, wenn mir entgegengehalten wird, das seien vielfach keine Leute vom Bau, sondern solche, die mit aller Vorurteilslosigkeit und Skrupellosigkeit ihrer Nichtfachbildung sich à la fin de la fin diesem Berufe gewidmet haben. Dann dürfen sie aber auch den Ehrentitel des Standes nicht mehr führen, dessen Schild sie schänden! Dann mache das gesamte ehrliche Verlegertum Front gegen sie und verbanne sie aus seinen Reihen! Dann verpflichte sich dasselbe, par l'honneur du drapeau nur sittlich einwandfreie Werke zu führen, für die Jugend ungeeignete derselben nicht auszuhändigen und den Winkelverlegern das Handwerk zu legen in jeder zulässigen Form!

Unsere ganze Bildung und Kultur heutiger Zeit ist auch auf dem Verlegerstande aufgebaut, ohne dessen Intervention der Autor nur in verschwindend wenigen Fällen zu seinem Publikum sprechen kann. Um so mehr sei das Verlegertum auf sittliche Hebung der Leserwelt durch Sichtung der Autoren bedacht.

Ja, wir verlangen allen Ernstes eine Zensur der Publikationen wenigstens belletristischer Art, ausgeübt durch den Verleger, aber nicht nach dem geschäftlichen, sondern dem moralischen Erfolg, und daher eine förmliche Erziehung des Verlegers zu seinem ebenso schönen und hochstehenden wie verantwortungsvollen Beruf.

Polizeiverordnungen, Gerichte, Proteste, Vereine — all diese und andere Waffen in dem „Verzweiflungskampf gegen die wachsende sittliche Korruption" (wie ihn Otto von Erlbach richtig charakterisiert) werden in den meisten Fällen bald schartig werden, wenn sich ihnen nicht als wuchtige Unterstützung die geschlossene Phalanx der deutschen Verleger ausdauernd und freudig zur Seite stellt. Das ist der Grund, warum ich an ihre wohlwollende Gesinnung appelliere, in der sie durch ihr Faveant! das mitbauen helfen sollen, was die Regierungen und die Gesetzgebung auf das unablässige Caveant! hin als Bollwerk gegen die immer mehr einreißende Sittenlosigkeit aufrichten müssen und werden — hoffentlich nicht zu spät!

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

In der Dämmerung trautem Schweigen.

In der Dämmerung trautem Schweigen
Träum' ich von kommender Lenzeszeit,
Träum' ich von duftbeschwerten Zweigen,
Die von des Winters Hauche befreit —

In der Dämmerung trautem Schimmer
Tragen die Träume mich tief hinein,
Und es umhüllt mich in meinem Zimmer
Lachender, lockender Frühlingsschein — —

In der Dämmerung trautem Träumen
Duften die Blüten im Lenzgewand,
Die du von fernen Meeressäumen
Sendest als Gruß mir aus fremdem Land!

Siehe! — es haben die holden Gaben
Wonniges Wunder im Winter vollbracht:
Haben den Lenz mir ins Herz getragen
Und aus dem Heim die Dezembernacht! —

Eugenie Taufkirch.

Eine bemerkenswerte literarische Statistik.

In statistischen Zusammenstellungen der meistgelesensten deutschen Romane ist kein Mangel; dagegen ist es unseres Wissens noch kaum versucht worden, auch die lyrische Produktion im Lichte einer solchen Zusammenstellung zu betrachten. Angeregt durch die mir unglaublich scheinende Mitteilung, daß ein katholischer Lyriker (Franz Eichert) mit einer seiner Gedichtsammlungen an der Spitze der „meistgelesensten" Lyriker stehe, nahm ich mir die Mühe, aus Kürschners Literaturkalender 1907 alle lyrischen Werke lebender Autoren, die wenigstens fünf Auflagen erreicht haben, zusammenzustellen. Ich fand zwar die oben zitierte Mitteilung nicht bestätigt, immerhin ergibt sich aber die für das katholische Publikum höchst interessante Tatsache, daß Franz Eicherts „Wetterleuchten" in dieser Tabelle an zweiter Stelle steht, und daß mithin dieses Werk eines katholischen Lyrikers, was die durch die Auflageziffer ausgedrückte Verbreitung und Leserzahl betrifft, die Werke unserer ersten deutschen Lyriker hinter sich läßt. Diese Tatsache stimmt schlecht zu der Klage, daß das deutsche katholische Volk die Werke seiner Schriftsteller nicht lese, am wenigsten aber Gedichte. Anstatt weiterer Worte lasse ich die merkwürdige Tabelle folgen:

	Auflagenzahl
Otto Julius Bierbaum, Irrgarten der Liebe . . .	50
Franz Eichert, Wetterleuchten, 13. Tauf., mit der in die Gesamtauflage einbezogenen Jugendausgabe	16
Richard Dehmel, Ausgewählte Gedichte	12
Detlev v. Liliencron, Ausgew. Gedichte für die Jugend	10
do. Ausgewählte Gedichte	9
Prinz v. Schönaich-Carolath, Dichtungen	8
Marie Madelaine, An der Liebe Narrenseil . . .	8
Hans Benzmann, Meine Haide	7
Martin Greif, Gedichte	7
Detlev v. Liliencron, Kämpfe und Ziele	6
do. Bunte Beute	6
Hans Eschelbach, Wildwuchs	5
Carl Busse, Gedichte	5
Isolde Kurz, Gedichte	5
Rudolf Presber, Aus dem Land der Liebe	5

Es wäre natürlich ganz verfehlt, aus dieser Zusammenstellung irgendwelche Schlüsse auf den literarischen Wert der genannten Werke zu ziehen. Wir wissen alle aus Erfahrung, daß der Erfolg eines Werkes von ganz anderen Faktoren, so z. B. vom Zufall, von der Mode, wie auch von direkt unkünstlerischen Qualitäten, namentlich Sinnenkitzel usw., abhängig ist. So ist z. B. der große Erfolg des Bierbaumschen „Irrgartens" wohl großenteils auf den beispiellos niedrigen Preis zurückzuführen, der nur eine Mark beträgt, während der Normalpreis eines gleich starken Buches mit 4 bis 5 Mark anzusetzen wäre. Eichert verdankt seinen Erfolg unzweifelhaft den politischen, religiösen und sozialen Kämpfen, als deren Herold er auftritt; Marie Madelaine verdankt ihre acht Auflagen wohl auch nur jenen Qualitäten, die der schlecht verhüllten pornographischen Literatur so große Verbreitung verschaffen. Aber immerhin hat uns die kleine Statistik manches zu sagen, was uns bis dahin ganz unbekannt war und woraus wir manche Lehre für die Zukunft ziehen können. Ferd. Planer.

Digitized by Google

Zur Münchener Ausstellung 1908.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Die Bauten für die Ausstellung dieses Jahres sind auf der Theresienhöhe jetzt so weit gediehen, daß man von ihrer Ausdehnung und bei einiger Phantasie auch von ihrer künftigen Wirkung eine Vorstellung erlangen kann. In verständiger Berechnung hat die Leitung vor einigen Wochen eine Vorbesichtigung veranstaltet, deren Ergebnis alle Teile befriedigt haben dürfte. Abgesehen von einer Anzahl weniger wichtiger Gebäude am Eingange fand sich das Haus der Verwaltung im Entstehen begriffen, die riesige Halle 1 bald vollendet, die Hallen 2 und 3 wenigstens in gut vorgeschrittenem Zustande. Auch das kleine Theater, das zunächst nur als Provisorium gedacht ist, aber hoffentlich ein recht langes Leben haben wird, ist schon hübsch weit. Bereits ist die schlichte, fein gezeichnete Außenseite in ihrer Linienführung zu bewundern und insofern vom architektonischen Standpunkte objektiver zu betrachten als späterhin, wenn der schmeichelnde Schmuck der Malerei und Skulptur seine bestechende Wirkung üben wird. Mit der Anlage des Prinzregententheaters im ganzen übereinstimmend, besonders auch im Aufbau des Zuschauerraumes, ist es dazu bestimmt, eine Kulturmission zu erfüllen, insofern es den Beweis erbringen soll, daß auch ohne Aufwand ungeheuerer szenischer Effekte, pyro- und hydrotechnischer Kunststücke dramatische Dichtungen zur Wirkung gebracht werden können, und zwar zu tieferer als ehedem, weil Dichtung und Schauspielkunst durchaus zu ihren Rechten kommen. Aufs innigste wäre zu wünschen, daß dies Unternehmen nicht eine flüchtige Mode, eine leicht erklärliche, aber vorübergehende Reaktion gegen das Uebertriebene, allzu Aeußerliche der jetzigen Bühnenkunst, sondern etwas Bestehendes, in tiefstem Sinne Erziehliches herbeiführen würde. Vielleicht — vielleicht! — mehr sagt der vorsichtige Mensch nicht, indem er allerlei „Aber" einstweilen in der Tiefe eines Geheimfaches in seinem Innern verbirgt.

Das Hauptrestaurant ist bereits ganz gut zu übersehen, namentlich von außen, wo die große (E. v. Seidl zu verdankende) Treppe gegen eine imposante Bassinanlage führt. Weniger auffällig und doch sehr interessant ist die Rückfront mit der im ersten Stock angebrachten Terrasse. — Lebhaftes Interesse erregt endlich die Untergrundstation der elektrischen Bahn. — Den bildnerischen Schmuck werden in dem von der Firma Heilmann und Littmann errichteten Theater außer anderen die Herren Maler Mößel, Bildhauer Professor Waderé, Düll und Pezold ausführen. Bei der Bassinanlage werden wir Skulpturen von Professor Hahn, Ebbinghaus, Bläcker, Behn und Kurz bewundern dürfen. Das Innere des Restaurationsgebäudes harrt der malerischen Ausschmückung durch die Professoren Julius Diez und Herterich, durch Fritz Erler und Becker-Gundahl, das Aeußere der Plastiken von Bermann, Wackerle, Bradl und Albertshofer. Die Münchener Kunst findet, wie man sieht, hier eine Stätte, wo sie ihr mächtiges Können aufs glänzendste bewähren kann.

Das große Unternehmen oder mindestens die Schaffung des dafür bestimmten, ausgezeichnet geeigneten Platzes verdankt die erste Anregung Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Ludwig. Schon in den neunziger Jahren wurde das Gelände der Schießstätte durch den Landwirtschaftlichen Verein erworben und das Projekt einer Halle für dessen Zwecke durch den Architekten Theodor Fischer entworfen. Es folgte 1897 der Ankauf des Pschorrschen Grundstückes (südlich am Bavariapark) seitens der Stadtgemeinde. Nachdem die endgültige Führung des Pschorrringes nach langjährigen Verhandlungen festgesetzt und somit das Ausstellungsgelände in einem Umfange von 23 ha umgrenzt war, folgte die Projektierung der Gelände, zuerst nur für die Zwecke des Landwirtschaftlichen Vereins, dann im weiteren Umfange.

Was in ihnen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden soll, ist ganz speziell Münchenerische Kunst, Münchenerisches Gewerbe, Münchenerische Art der Auffassung und Gestaltung des öffentlichen Lebens. Staatliche und städtische Einrichtungen, Wissenschaft, Erziehung und Gesundheitspflege — weiter das Hoch- und Tiefbauwesen, Wohlfahrtspflege, Verkehrswesen, auch mit Berücksichtigung der historischen Entstehung — das sind einige der Hauptgruppen, denen dann als wichtigstes Element die Leistungen der Hand- und Maschinenarbeit sich anschließen. Ueber allem, was es auch sei, soll der Geist der Kunst schweben; ausgeschlossen soll nichts sein mit Ausnahme des Kunstwidrigen und innerlich Wertlosen, sowie desjenigen, was mit Münchenerischer Art keinen geistigen oder lokalen Zusammenhang aufweist. Den kleinen und großen Erzeugnissen der Volkskunst soll Gelegenheit gegeben werden, sich bekannt zu machen und fruchtbringende Wirkung zu üben; monumentale und bürgerliche Raumkunst, Münchener Architektur überhaupt, private wie öffentliche, werden eine bedeutende Stellung einnehmen. Das Gewerbe ist berufen, sich in jeder nur denkbaren Richtung zu zeigen — das Einzelne kann hier natürlich nicht aufgezählt werden. Dann handelt es sich um das schon erwähnte Theaterwesen, das Vereins- und Sportleben, den für München so wichtigen Fremdenverkehr, den Alpinismus und die öffentlichen Feste. Eigentlich schade, daß das Ausstellungsjahr schon jetzt ist — zwei Jahre später hätte das Oktoberfest seine Säkularfeier dabei veranstalten können. Aber vielleicht wäre dann die Gaudi zu groß geworden. Für sie ist durch einen Vergnügungspark von erklecklicher Ausdehnung und mancherlei Restaurationen ohnedies teilnehmend gesorgt. Nicht minder — um wieder zum Ernst des Lebens zurückzukehren — für einen großen Versammlungs- und Kongreßraum in Halle 3.

Der leitende Gedanke des Ganzen ist ein solcher, den man nur mit lebhafter Zustimmung begrüßen kann, nicht weil er etwa neu wäre, sondern weil etwas, was der verständige, kunstbegeisterte, wirtschaftliche und solide Mensch weiß oder fühlt und aufs dringendste wünschen muß, hier einmal deutlichsten Ausdruck und vorbildliche Gestaltung erhalten soll. Nämlich, daß das wahrhaft Gediegene, Schlichte und Natürliche das Beste, das Schönste und — Billigste ist!

Viele Ausstellungen hat es schon gegeben, aber wenig Gewinn aus ihnen für Kultur und Geschmack, wenig Nachweis und Ueberzeugung, daß Sachlichkeit und Schönheit zusammengehören, sich gegenseitig bedingen bei jedem Werke der Kunst und des Kunstgewerbes, und nun gar bei der Maschinenarbeit. In diesen Beziehungen soll unsere Münchener Ausstellung bahnbrechend wirken. Möchte sie doch den Beweis erbringen, daß solches Zweckmäßig-Schönes auch dem bescheidensten Manne in puncto des Geldes erschwinglich sein kann. Namentlich hierfür haben die bisherigen Ausstellungen nicht gesorgt, das weiß jeder, der sich dort über die Preise anscheinend ganz geringfügiger Erzeugnisse der angewandten Kunst entsetzen mußte. Wenn der wirtschaftlich Schwache die Dinge, die ihn bilden, ihn im täglichen Leben erfreuen und erfrischen sollen, nicht selbst besitzen darf, wenn er nur andere, Begüterte um sie beneiden muß, so verfehlen sie ihre erziehliche Wirkung gerade nach der besten Seite hin.

Italienische Reiseeindrücke.

Von

Dr. Cramer, Gymnasialdirektor, Eschweiler.

(Schluß.)

Jene mächtige, uralte Kultur, die einst unsere Ahnen über den Wall der Alpen lockte, nimmt in ihren jahrtausende alten Zeugnissen und Ausstrahlungen auch uns noch gefangen. Es ist, als ob die Wucht des alten Könnens, die Grandezza und Würde eines alten Kato selbst noch in den heutigen Epigonen und ihren Schöpfungen nachwirkte. In allen Städten, auch in kleinen, überrascht vielfach die palastartige Bauart der Häuser. So verwahrlost, ja so unreinlich und selbst verkommen an vielen Orten manche Bauwerke uns entgegentreten, die Majestät des Wuchtigen und Großartigen ist ihnen nicht abzusprechen. Wo hat man ähnliche Hallen und Treppenbauten wie in den amphitheatralisch ansteigenden Straßenreihen Genuas? Oder zeigen nicht selbst die engsten und unheimlichsten Gassen Neapels einen Zug ins Großartige, fast Geniale? Wirklich, die Vorbilder einer großen Vergangenheit wirken hier nach:

„Ein großes Muster weckt Nacheiferung
Und gibt dem Urteil höhere Gesetze."

Jeder hat jenes malerische Chaos im Bilde gesehen, das die Trümmer des römischen Forums bilden. Als ich aber zum ersten Male vom Campidoglio herkommend von der Höhe des alten clivus sacer, der Straße der Triumphatoren, auf jene Stätte herabschaute, da war ich gebannt von der unerwarteten Großartigkeit der doch scheinbar in wildem Durcheinander übereinander getürmten Massen. Man weiß aus den Abbildungen, daß eine Anzahl Säulen sich aufrecht erhebt; wer aber jede einzelne ins Auge

Digitized by Google

faßt, ist immer wieder überrascht von der Wucht der Abmessungen. Die Kapitäle, die herabgestürzt umherliegen, besonders die „korinthischen", sind so gewaltig, daß sie ein mäßig großes Zimmer fast ausfüllen würden. Einen Vorgeschmack dieses Schauspiels konnten vorher, auf dem Wege nach Rom, z. B. die Säulenhalle von San Lorenzo in Mailand und manche andere Reste geben. Aber in Rom treten diese Ruinen und Spuren nun mit einem Male in einer so verwirrenden Fülle und Massenhaftigkeit auf, daß der Eindruck des Wuchtigen, Imposanten, Bedeutenden ins Unendliche sich steigert und verstärkt. Wie viele Kirchen, zum Teil die größten oder interessantesten — so St. Paul vor den Mauern, St. Klemens, Maria Maggiore — ruhen ganz oder zum Teil auf antikem Säulenwerk, das irgendwoher aus verfallenen Römerbauten geholt war. Und doch, wieviel ist an seiner alten Stelle erhalten: das Pantheon, zwei kleinere Tempel in der Nähe des Tiber, die ragenden Säulen Trojans und Marc Aurels. Und dann die wahrhaft gigantischen Hallen der Kaiserpaläste auf dem Palatin! Turmhoch, in vielen Stockwerken übereinander ansteigend, sind sie ein Ausdruck des alten Cäsarentums, das selbst da Staunen abnötigt, wo äußerer Glanz das Sinken innerer Kraft verdeckt. Vom Palatin schweift der Blick hinüber zu den Riesenhallen der Konstantinsbasilika und dann gar zu den trutzig dunkeln Massen des Kolosseums, des Symbols antik-römischer Größe. Was Rom gleichsam im Lapidarstil in großen Zügen zu uns spricht, das malt mit liebevollem Eingehen in fein schattierender Malerei das wiedererstandene Pompeji uns vor. Es liegt mir fern, oft Geschildertes hier zu wiederholen: Was den innersten Grund der starken Wirkung dieses zu neuem Leben erwachten Stücks der Antike ausmacht, scheint mir die Unmittelbarkeit zu sein, mit der hier die intimsten Aeußerungen privaten und öffentlichen Lebens sich offenbaren, und dann die an sich natürliche, aber doch immer wieder überraschende Uebereinstimmung zwischen jenen Kulturmenschen, die vor annähernd zwei Jahrtausenden in Schlaf gesunken, und uns Kindern der Moderne.

Der Antike reicht die Renaissance die Hand. Man hat oft genug die Nase gerümpft über das bädekermäßige Ablaufen endloser Museen, Galerien, Ausstellungen; aber es hieße einen größeren Stumpfsinn an die Stelle setzen, wollte man an den edelsten Offenbarungen des künstlerischen Genius teilnahmslos vorübergehen. Und muß man sich denn gerade in Museen vergraben, um die herrlichsten und schönsten Kunstschöpfungen zu genießen? War Rom das Haupt der antiken Welt, so übernahm Florenz die unbestrittene Führung in der Renaissance. Die Wunder der Architektur sind nirgends so dicht gedrängt wie hier: Palazzo vecchio und sein Hof, Palazzo Strozzi und Pitti, dazu die großartigen Kirchenbauten, sie sind unerschöpfliche Quellen der Bewunderung und des Genusses. Und mitten darin die Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst, die der kühnsten Phantasie schmeicheln, den höchsten Maßstab der Vollkommenheit herausfordern: ihre Ueberfülle ist so groß, daß sie gar zu einem Bruchteile in offener Halle — der alten Landsknechthalle — statt wie sonst in engen Museen oder anderen Innenräumen sich darbieten. Wer aber einen vollständigen Begriff von dem schier unfaßbaren Reichtum der innersten Vollendung alles künstlerischen Schaffens in jener Blütezeit gewinnen will, der lasse es sich nicht verdrießen, in den Uffizien auch eine Weile den Werken der Kleinkunst, des Kunsthandwerks, zu widmen: der Glanz, die Feinheit, die Mannigfaltigkeit und Kostbarkeit der Arbeiten entzückt und blendet.

Die größte Renaissanceschöpfung Italiens und der Welt freilich spiegelt sich nicht in den Fluten des Arno: es ist der Tiber, der gleichermaßen die Engelsburg, diese Grabstätte heidnischer Kaisermacht, wie auch St. Peters Dom bespült. Es liegt ein tiefer Gedanke in der Tatsache, daß antike Formen, heidnische Baukunst in ihrer Wiederbelebung den Triumph der christlichen Idee verherrlichen. Da haben wir die Krönung aller eigenartigen Reize, die Italiens Boden auszeichnen, weihen, heiligen: Rom ist ewig, es war die Hauptstadt des Cäsaren-Weltreichs, es ist eine Hauptstadt der Christen — in den Tempeln des Heidentums, auf den Säulen antiker Pracht thront der Glanz, die Macht der Religion des Heils. In der Stadt der Cäsaren regiert der Statthalter Christi. Dort das Kolosseum, hier der gewaltigste Kuppelbau, den Menschenhand bisher geschaffen, seine Wölbung beschattet ein Stadtviertel, das mehr Pilger und Neugierige hin- und herfluten sieht als irgend ein anderes des Erdbodens. Die Fahrt zur ewigen Stadt ist allerdings nicht ganz so bequem wie zu anderen Hauptstädten des europäischen Westens. Die italienischen Bahnen sind eben nicht gerade zum Vergnügen eingerichtet. Bekannt ist die Minderwertigkeit der Wageneinrichtungen. Aber das ist das wenigste. Italien ist kein Land der Kohle: das eingeführte Material ist billig und schlecht, qualmt und staubt entsetzlich, zumal auf tunnelreichen Strecken — so zwischen Spezzia und Genua — eine Tortur in vollgepfropften Abteilungen. Geradezu vorsintflutlich muten die meisten Bahnhofsverhältnisse an. Genua — schon mehr französischem als italienischem Kultureinfluß ausgesetzt — hat sich zwar neuerdings stark verbessert; aber selbst in der Hauptstadt des neuen Königreichs sieht es aus wie kaum auf einem deutschen Bahnhof dritten Ranges. Die Bahnsteige wenig sauber (die Reinlichkeitsbegriffe sind freilich überhaupt andere), der Anstrich von Wänden und Türen vernachlässigt; besonders aber fehlen all jene Winke und Einrichtungen, die der Orientierung der Reisenden dienen; so schaut man sich vergeblich nach jenen Tafelsignalen um, deren bewegliche Arme Richtung und Abfahrtszeit der einzelnen Züge ankündigen. Sogar in Mailand — der verkehrsreichen Halbmillionenstadt der betriebsamen Lombardei — hängen an dünnen Drähten einige Tafeln in der Luft, die ein Arbeiter mit einem langen Stock je nach den Zügen aufhängt und wechselt. Von Unterführungen keine Spur: in Pisa und anderswo kann es begegnen, daß man in halsbrechender Kletterei über rangierende Maschinen und Wagen hinwegturnen muß, um vom Bahnsteig in den Zug oder zum Ausgang sich hinüberzuretten. Diese Rückständigkeit hängt zum Teil mit dem mangelhaften Betriebssystem der Bahnen — bis vor kurzem Staatseigentum, aber an Privatgesellschaften verpachtet — zusammen; der tiefere Grund liegt aber in der volkswirtschaftlichen Schwäche des modernen Italiens, die erst in jüngster Zeit einer allmählichen Aufwärtsbewegung zu weichen beginnt. Jenes Land, das einst im Mittelalter zuerst den Geldverkehr, den Kapitalismus entwickelte — man denke an die oberitalischen Städterepubliken und an die sizilische Monarchie des Staufers Friedrich II. —, hinkt heute hinter den anderen europäischen Großmächten, nicht zum wenigsten Deutschland, beträchtlich nach. Wären die Marmorblöcke von Massa und Carrara, die die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen, in „schwarze Diamanten" verwandelt, wie mit einem Zauberschlage würde da eine lebhafte industrielle Entwicklung entstehen, wo heute verträumte Bergnester von der Erinnerung an vergangene Glanzzeit zehren. Die verschwenderische Pracht der Gotteshäuser, die kostbarster Marmor kleidet, zeugt von einer großen Vergangenheit, da Italiens eigenartige Bodenschätze zu machtvollerer Geltung als heute berufen waren. Die Entwicklung der Weltwirtschaft, die den äußersten Westen dem äußersten Osten die Hand reichen lehrte, hat andere Grundlagen volkswirtschaftlicher Blüte geschaffen. Oberitalien ist ja den meisten andern Landesteilen in Gewerbefleiß und Handel vorangeeilt: daran ist nicht zum geringsten Teile deutsches Wesen und deutsche Tatkraft schuld, die seit den Tagen der Völkerwanderung fast ununterbrochen hier gewaltet; schon der Name der Lombardei erinnert ja an deutsche, an langobardische Ahnen; Mailand fühlte der Staufen Macht; Oesterreich behielt dort Besitz und Einfluß bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man rechnet uns heute vor, welche Fortschritte das ganze Land mache: so seien vor 10 Jahren nur 82 720 Fabriken gewesen, die einer Million Werkleuten Arbeit gaben, während jetzt im ganzen 117,257 Industriewerkstätten 1½ Millionen Arbeiter beschäftigen. Aber es ist Tatsache, daß man noch immer weite, weite Strecken Landes durchwandern kann, ohne auch einen einzigen Fabrikschlot zu treffen; das ist ja landschaftlich kein Schaden, indes für die Ausdehnung des Großgewerbes kein besonderes Zeugnis. Umgekehrt trifft man die Hausindustrie vielfach noch in voller Blüte. Was die rasche Vorwärtsbewegung des gesamten Nationalwohlstandes hemmt, ist nicht zum wenigsten die üble Lage der ländlichen Bevölkerung. Es fehlt am freien Bauernstand; die meisten Landleute sind Taglöhner und Knechte. Ja, die meisten dieser Arbeiter sind nicht einmal ständige Knechte, sondern wandernde Proletarier. Selbst im fruchtbaren Kampanien sieht man oft genug Stroh- und Schilfhütten um ein kegelförmiges Gestell errichtet, in denen die Familien dieser Leute hausen: man wird fast an alte Indianerwigwams erinnert. Bisweilen dienen gar Felshöhlen oder alte Bautrümmer als Unterschlupf. Trotz alledem ist eine aufsteigende Bewegung der Nation nicht zu verkennen; möchte sie nur die rechten Bahnen finden!

Einstweilen ist freilich nicht zu befürchten, daß steigender Wohlstand und steigender Komfort jene köstlichen Volks- und Straßenbilder verschwinden lasse, die vor allem Neapels eigenartigen Reiz bilden. Die engen Gassen mit ihren turmhohen Hauskolossen, vom dichten Gewirre der Wäscheseile und der buntfarbenen Laken überspannt und belebt, die milchspendenden Ziegen, die bisweilen in den fünften Stock hinauf ihre Gabe selber bringen, all das schwatzende, spielende, essende, faullenzende, zankende Volk, das vor der Türe auf dem Bürgersteig in größter Unbefangenheit und Natürlichkeit alle Phasen des täglichen Familienlebens vor den Augen des sprachlos staunenden Nordländers sich abspielen läßt, nicht zuletzt die erfindungsreichen Bettler, Händler, Droschkenkutscher, die ihr gutmütiges Opfer suchen — all diese Quellen nie versiegender Unterhaltung und Belustigung werden sobald nicht verschwinden. Sie werden an Reizen wetteifern mit jener Wunderschöpfung der Natur, die im Umkreise des azurblauen Golfes sich offenbart. In unaussprechlich zarte Farbentöne getaucht, steigen die Inseln und Küsten am Horizonte auf; über dem Menschenwerk der Stadthäuser die piniengekrönten Höhen; das Blau der Flut hebt scharf sich ab vom Rot der Felsenschroffen Kapris, vom Grün der Orangenhaine Sorrents, von dem Dunkelbraun des alles überragenden Vesuv — des Vesuv, dessen Rauchsäule wie ein dräuendes Menetekel über dem Menschengewimmel der Großstadt, über dem märchenhaften Zauber der paradiesischen Landschaft schwebt: Tod und lachendes Leben in wunderbarer Verschmelzung! Doch als

Digitized by Google

solle das Licht hier die dunkeln Schatten verscheuchen, hat Mutter Erde die Ruinen, die der feuerspeiende Unhold geschaffen, der Sonne wiedergeschenkt, und in des wieder emporgestiegenen Pompeji Straßen und Hallen wandern dankbar bewundernde, froh genießende Menschen.

Unweit des Vesuv, am laktarischen Berge, haben einst ostgotische Recken im Heldenkampfe den Untergang gefunden — ein Opfer germanischer Wanderlust und germanischen Tatendranges. Aber immer wieder, trotz trüben Schicksals und herber Enttäuschung — ein deutscher Kaisersohn färbte Neapels Marktplatz mit seinem Blute —, zieht es uns über die Alpen zu dem Lande, das unseren Waffen mehr denn einmal erlag, das aber die deutsche Volksseele mit tausend geheimen Fäden umwebt und fesselt. Und es ist recht so! Trotz mancher Schatten entströmt jenem Boden ein Lichtquell, der uns belebt und erfreut, der uns erwärmt und erhebt.

Vom Büchertisch.

„Das deutsche Recht", von Freiin Handel-Mazzetti. Die alte Rechtsbestimmung, welche dem zum Tode Verurteilten das Leben schenkte, wenn er von einem Freien und Schuldlosen zur Ehe gefordert wurde, ist ein Thema, das letzhin viel begehrt war. Die Rumänin Bucura Dumbrava benutzt sie in ihrem Roman „Der Haiduck". Der Preußendichter Wildenbruch behandelt sie in dem Schauspiel „Die Rabensteinerin" und die österreichische Freiin Handel-Mazzetti in ihrer poetischen Erzählung „Das deutsche Recht", welche ihrem neuen Bändchen, bei Kösel erschienen, den Namen gab. Alle diese Autoren bahnen durch diese Lösung ihren verbrecherischen, aber starken Helden den Weg in das bürgerliche Leben zurück, so einen befriedigenden Schluß erzielend. Es wäre interessant, aber zu weit führend, mit welchen verschiedenen Mitteln der Kunst die unleugbare starke Wirkung dieser drei Dichtungen: des Romans, des Dramas und der Ballade, erreicht ist.

Am stärksten ist die Ausdrucksfähigkeit der Rumänin und der Oesterreicherin. Beide sind auch die unverbrauchteren und jüngeren Talente. Wir haben es hier mit der Ballade der Handel-Mazzetti zu tun. Karl Muth vom „Hochland" hat kürzlich in einem äußerst bemerkenswerten und glänzend geschriebenen Essay über moderne Balladendichtung berichtet. Münchhausen, Strauß, Torney und Handel-Mazzetti waren die Besprochenen (er kam dabei auf Liliencron, aber nicht auf Fontane zurück — und doch war Fontane ein Meister der Ballade, ebenso wie der ultramoderne Schaukal). Karl Muth reicht der Freiin von Handel-Mazzetti die Palme der Dichtung für ihre Ballade „Deutsches Recht". Die leisen Bedenken, welche mir beim Lesen des Werkchens kamen, sind ihm zwar auch gekommen; allein er sagt, der literarisch empfindende Leser werde die Schöpfung hoch stellen. Das muß er auch; denn es ist geradezu frappant, wie trotz gesuchter und fernliegender Wörter und Reime, trotz oft absolut erzwungener Versbildung der Eindruck der inneren Wahrhaftigkeit nicht zugrunde geht. Das starke Temperament der Autorin, die große Sinnfälligkeit der Bilder überwinden siegreich die Fehler der Form und triumphieren in prächtiger Anschaulichkeit.

Die Handel-Mazzetti reitet die Sprache, wie man ein störrisches Roß reitet; der Zuschauer hat Aufregung und Genuß dabei; sie fürchtet weder Wälle noch Gräben; wer wagt, gewinnt — denkt sie und sie gewinnt. Unser Hochdeutsch ist ihr zu verbraucht, sie kehrt zu dem mittelalterlichen Dialekt der Donauländer zurück — mit Erfolg und überraschender Intuition. Sie wird in Norddeutschland allerdings unverstanden bleiben; dort sind diese zum Teil köstlichen und prägnanten Ausdrücke, welche einen so großen Reiz ihrer Sprache ausmachen, nur dem Germanisten verständlich. Aber ihren süddeutschen Landsleuten wird sie sein wie die wieder zum Leben erwachte Volksseele — hier, wo sie wurzelt, wird diese neue Dichtungsart Heimat, Anklang und reichstes Verständnis finden. M. Herbert.

Zufluchtsheim des Fürsorgevereins.

Der Katholische Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder, Ortsgruppe München, hat es unternommen, durch Miete eines Hauses in stiller Lage, Rosenheimerstraße 98, Eingang Bazeillesstraße, zunächst für zwölf Schützlinge unter Aufsicht von Schwestern aus dem III. Orden Unterkommen zu schaffen.

Mädchen, welche die Polizeiassistentin schickt, welche von dem Gefängnisse freigegeben werden, welche von der Abteilung aus dem Krankenhause kommen, woselbst sie von der bösen Krankheit als momentan geheilt entlassen werden, finden Aufnahme im Zufluchtsheim des Fürsorgevereins.

Es handelt sich bei der Obsorge für diese Mädchen hauptsächlich darum, dieselben im Asyl vor den Versuchungen ihrer früheren Umgebung zu bewahren, durch feste, aber auch liebevolle Anleitung zu einem geregelten Leben anzuhalten und ihnen die Möglichkeit zu geben, waschen, bügeln, nähen, kochen usw. zu lernen, um sich späterhin ihr Brot auf redliche Weise als brauchbare, einfache Dienstboten oder in anderen Berufen zu verdienen.

Wenn nur das Heim mehr Mädchen aufnehmen könnte, die vertrauend auf Rettung zu später Abendstunde an der Heimpforte klopfen, hungrig, frierend, oft nur in Fetzen gehüllt um Einlaß bitten: „Schwester, nur für ein paar Nächte geben Sie mir Unterkunft, bis ich mir eine Stelle gesucht!" — Die zwölf Betten sind besetzt, die Speisekammer ist schwach gefüllt, was bleibt der Schwester übrig? Ein Stück Brot, manchmal ein Schlafgeld ist alles, was der Bittenden in die Hand gedrückt wird, die Pforte schließt sich hinter ihr und sie ist wieder auf der Straße, von der sie fliehen wollte. —

O ihr Männer und Frauen, erbarmt euch, helft uns mit euren Mitteln eine größere Anzahl dieser Unglücklichen aufnehmen, sie kleiden, sie sättigen zu können, sie vor dem seelischen und körperlichen Untergange zu retten.

Das gegenwärtige Zufluchtshaus kann nur als erste Aufnahmestätte genügen, und so beabsichtigt der Verein ein größeres Heim auf dem Lande mit allen hygienischen Anforderungen der Neuzeit, mit Waschbetrieb, Gartenbau, Geflügelzucht usw. zu errichten. Doch wer wird uns helfen die Bausteine sammeln? Die Eltern werden uns helfen, die Söhne haben, deren ganzes Glück vielleicht von einem dieser Mädchen gefährdet werden könnte; die werden uns helfen, die vielleicht Schuld daran tragen, daß so manches reine Kind auf den Weg des Lasters getrieben wurde. Manchen drückt vielleicht das Gewissen, der diesen Druck durch ein solches Almosen erleichtern könnte; die werden uns endlich auch helfen, die aus höherem Beweggrunde Caritas üben, wo sie können, um Tränen zu trocknen, um Elend zu lindern.

Unser jetziges bescheidenes Heim steht jedermann zum Besuche offen an allen Wochentagen von 10—12 Uhr. Gaben aller Art, auch die kleinsten, werden mit Dank angenommen und können auf Wunsch abgeholt werden. Schriftliche Beitrittsanmeldungen werden auch im Heim des Fürsorgevereins, Rosenheimerstraße 98, entgegengenommen. Baronin Freytag-Loringhoven.

Aus ungedruckten Witzblättern.

An Satyr.

Weil Dr. Paasche ward genannt ein „Jesuwiter",
Meinst du, nun sollt' er „Vater Paasche" sein, —
Mein Freund, ich protestiere mit Verlaub dawider,
Du kennst Professor Paasche nicht, nein, nein.

Der Kutte nicht, doch der „Kultur" ist er ein Träger,
Der seine Pfadgenossen kräftig seifet ein
Ein tänzelnder Barbier, des dicksten Schaumes Schläger —
Der Mann kann höchstens „Bader Paasche" sein.

W. Elos.

Dem „flotten" Keim ins Album.

Du hältst dich für den größten Mann,
Mit deinen forschen Allüren?
Ja, ja, gewiß! Du bist es auch! —
Der Größte — im Treiben und Schüren!

Du glaubst: „Nur ich kann ganz allein
Deutschland zum Ruhme führen?"
Ja, ja, gewiß! Du kannst es auch! —
Kannst es — unsterblich blamieren!

Du meinst, mit deinem Kommandoton
Den Zentrumsturm zu sprengen?
Ja, ja, gewiß! Du kannst es auch! —
Kannst — dir den Kopf einrennen!

Du hältst nur dich für „national",
Nur dich für Flottenleim?
Ja, ja, gewiß! Du bist es auch!
Du bist — der Zwietracht Keim!

Faust.

Blockprogramm und Parteigrundsatz.

Des Freisinns Naumann haschte nach
'nem neuen Wahlrecht. „Fürst und Freund"
Sprach er, „mach keinen Krach,
Im Bad versprachst du's, wie mir scheint."
„Was?!" sprach der Fürst, „fiel mir nicht ein,
Denn ich bin groß und du bist klein."
Herr Naumann drauf: „O Freund und Fürst,
Wie schnell du doch dein Wort verlierst!
Doch sei zufrieden, guter Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Digitized by Google

Des Freisinns Ablaß flehte um
Die Börsenfreiheit, ohne die
Blamiert er sei beim Publikum.
Fürst Bernard schnarrte: „Ablaß, wie?
Laß ab, gieß Wasser in den Wein;
Noch bin ich groß und du bist klein!"
Und Ablaß sprach: „O Freund und Fürst,
Wie du dich fürchterlich genierst!
Doch hier die Hand und bleib' mein Freund,
Wir lassen ab, 's war gut gemeint."

Herr Payer, früher Demokrat
Und Württemberger noch dabei,
Sich ein Vereinsgesetz erbat,
So frei, wie es da unten sei.
Darauf der Fürst: „Du wirst gemein,
Und ich bin groß und du bist klein.
Wenn er nicht allsogleich pariert,
Wird er zur Wache abgeführt!
Bedenk', wir sind in Preußen hier,
Wo ich mit strammer Polizei
Die plebs reaktionär regier'".
Herrn Payer klang's wie — Kuckucksei.
„Ich höre", greint er dann zum Freund,
„Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Der Liberale Bassermann,
Der auf Bestellung Reden hält,
Frug um direkte Steuern an.
Der Fürst ihm in die Rede fällt:
„Versprach ich das in Norderneyn?"
Sieh', ich bin groß und du bist klein,
Das Schwätzen laß und geh nach Haus."
Und Bassermann, fast drüber kraus,
Er flüstert sanft: „Dank, lieber Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint."

v. Liebert aus der Reichspartei
Mit seinem Wahlspruch: „Macht vor Recht!"
Verlangte, daß erlaubt es sei,
Dem Polen — der sich kühn erfrecht,
Die Sprache zu gebrauchen frei —
Als einem ausländ'schen Geschlecht
Zu reißen aus die Zunge fein.
Drauf Bülow groß zum Liebert klein:
„Gewiß, das sei erlaubt, wenn du
Beim Jobbern drückst ein Auge zu."
Und Liebert: „Liebster, bester Freund,
Wir geben nach, 's war gut gemeint!"

Herrn Heydebrand ging das Gesetz
Der Grundenteignung fast zu weit,
Da es die alte Sicherheit
Des eignen Eigentums zersetz';
Doch sei er für die Polenhetz.
Der Fürst ihn von dem Alp befreit:
„Ernst, Tabaksteuern biet' ich dir
Und Schnapsaufschlag, wenn du dafür
Hübsch artig bist. Das mußt du sein,
Denn ich bin groß, und du bist klein."
Erfreut sprach drauf der alte Freund:
„Wir geben nach, 's war gut gemeint."

Und Naumann, Ablaß, Bassermann,
v. Payer, Liebert, Heydebrand,
Die stimmen laut den cantus an:
„Hoch Bülow, Fürst vom Blockesland!
Hör' uns, die wir im Staube schrei'n:
Der Fürst ist groß und wir sind klein.
Wir kennen keinen Grundsatz an,
Dir treu und deinem Blockprogramm."

Bruno Fröhlich.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Der erste Tag im neuen Jahre brachte die Uraufführung des „Don Quijote, des sinnreichen Junkers von Mancha", einer musikalischen Tragikomödie nach Cervantes von Gg. Fuchs. Musik von St. Beer-Walbrunn. Wir haben Fuchs' „Till Eulenspiegel" gesehen, in dem er dem fahrenden Gesellen ein erdrückendes, philosophiebepacktes Felleisen auf die leichten Schultern lud, und in diesem Ritter von der traurigen Gestalt zeigt er wiederum die Neigung, welche er mit den anderen Neuromantikern teilt, Figuren von ausgesprochen epischer Prägung für die Bühne zu gewinnen. Wie jede breite epische Charakterzeichnung, verlor auch diese an Größe dadurch, daß sie auf die Bühne projiziert wurde. Im Hinblick auf die Titelfigur ist die Geschichte des in seiner ehelichen Treue schwankenden Herzogssohnes zu breit geraten, zumal sie auch ohne Don Quijotes täppische Einmischung zu gutem Ende geführt wurde. Käme der Herzog nun nicht auf den Gedanken, Don Quijote durch allerhand Ulk und Verkleidungsszenen von seinem Ritterwahn zu heilen, die Handlung wäre bald erschöpft. Alles andere, wie der groteske Ritterschlag, ist Rankenwerk. Hier in den humoristischen Teilen zeigt der Autor statt derb zupackendes Temperament vornehme Zurückhaltung und hier erscheint die Musik dem Text entsprechend nicht überschäumend genug. Beer-Walbrunn, in Rheinbergers Schule erwachsen, ist darum von moderner Instrumentierung doch nicht unbeeinflußt geblieben. Sein Eigenstes und Eindruckvollstes gibt er in Don Quijotes Gesängen im zweiten Akt, der überhaupt der musikalisch bedeutendste ist. Von wundersamem Klangreiz ist die Stimmungsmalerei der Nacht, und die blühenden Melodien in der Szene zwischen Dorothea und Lucinde stehen auf einer Höhe, die der Tondichter eigentlich erst in dem Schlußchor wieder erreicht. Gar manches andere ist nicht in gleicher Stärke unmittelbar empfunden. Reminiszenzenjägerei ist zwecklos. Schwerer wiegt ein gewisser Mangel an Einheitlichkeit, der aber durch den Text bedingt erscheint. Mottls Direktion war von bekannter Feinfühligkeit, und Anton Fuchs hatte für hervorragend schöne Bühnenbilder gesorgt (übrigens nicht in den bekannten theaterreformatorischen Forderungen des Dichters Georg Fuchs). Wie letzterer oft statt dramatisch malerisch empfindet, dafür war die Kirchenszene ein lehrreiches Beispiel. (Don Quijote erscheint im Rahmen des eingeschlagenen Kathedralfensters.) Alles Lob unserem Feinhals, wie er die Titelrolle sang, spielte und verkörperte; eine Darstellung, die schon als Bild vorbildlich sein muß. Sieglitz' treffsicherer herzlicher Humor gab dem Sancho Pansa, den Fuchs vom getreuen Knappen zum gefräßigen Domestiken degradierte, vollste Bühnenwirkung. Die Damen Burg-Zimmermann und Tordek sangen ihre nicht leichten Partien vortrefflich; ebenso Buysson, Walter und manch anderer in kleinerer Charge waren mit Lust und Können bei der Sache. Beide Autoren und die Sänger wurden oft gerufen. Auch Kränze gab es. Wie lange sich „Don Quijotes" Lorbeer frisch erhalten mag, ist nicht so leicht zu sagen. Zweifellos ist er ein Werk ernsten künstlerischen Strebens, das unsere Anteilnahme und die vollgültige, prächtige Aufführung gewiß verdient hat.

„Die Calderongesellschaft" brachte an ihrem zweiten Theaterabend das Werk eines vielgepriesenen, aber nicht gar oft aufgeführten heimischen Dichters, Martin Greifs Tragödie „Francesca da Rimini". Das Schicksal der unglücklichen Liebenden aus der divina comedia hat schon manchen Dramatiker in seinen Bannkreis gezogen; auch Paul Heyse hat ihn u. a. szenisch behandelt. In der Ansprache, welche der Vorstellung vorausging, erläuterte der verdienstvolle II. Vorsitzende der Gesellschaft, Dr. Pater Expeditus Schmidt O. F. M., in seiner geistvollen und warmherzigen Art die poetischen Schönheiten des Werkes und hob in einer Parallele zwischen Martin Greifs Drama und der Behandlung des Stoffes durch Gabriele D'Annunzio auch die ethischen Vorzüge der deutschen Dichtung hervor. Die Fürstentochter von Ravenna sagt zu, ihre Hand als Unterpfand des Friedens dem Erben von Rimini zu reichen. Zwischen ihr und dem als Werber seines Bruders gekommenen Paolo entbrennt eine heiße Liebe. Doch er hat geschworen, dem Bruder die Braut heimzuführen; nur dessen freiwilliger Verzicht kann die Liebenden beglücken. Doch der rauhe Kriegsmann denkt nicht daran, Francesca freizugeben. So wird sie Lanciottos Weib. Paolo wird verbannt. Die Sehnsucht treibt ihn zurück. Gerne wählten die Liebenden den Tod aus eigener Hand, wenn er nicht göttlicher Satzung widerspräche. So harren sie aus, bis die Mordwaffe des Lanciotto die Unschuldigen niederstößt. In der Exposition von dramatischer Knappheit, in trefflicher Charakteristik und stimmungskräftigen wohllautenden Versen bietet Greif in „Francesca" sein Bestes, und der Erfolg war demgemäß ein solcher, daß die Kunde von ihm dem in Meran krank weilenden Dichter sicherlich eine Freude gebracht hat. Herr Spannagel vom Schauspielhaus hat sich abermals um die Regie verdient gemacht. Die Bühne des Kath. Kasinos bewährte sich wieder gut. Mit den an sich geschickt verteilten dekorativen Einbauten ist aber ein wenig zuviel geschehen. Durch Vereinfachung der Ausstattung, die übrigens auch, nach Vorträgen zu urteilen, im Sinne des geistigen Führers der Calderongesellschaft, Dr. P. Schmidt, wäre, würde man für die Bewegung der Schauspieler mehr Raum gewinnen. Ansehnliches bot Frl. Wuttke in der Titelrolle. Sie und die meisten übrigen sind junge Kunstnovizen, die mit Eifer und Lust bei der Sache waren. Die Herren Erlbeck und Rothenfelder haben sich schon an anderer Stelle bewährt. Die Damen Hollender und Zettl, die Herren Buschhoff, Trost, Schneider und Feyker machten sich noch in größeren Rollen verdient. Lebhafter Beifall lohnte die sich glatt abwickelnde Aufführung, welche recht gut besucht war. Auch mehrere Mitglieder des Königshauses wohnten dem Abend bei, welcher der Calderongesellschaft einen unverkleinerbaren neuen Erfolg brachte.

Digitized by Google

Verschiedenes aus aller Welt. Am 6. Januar feierte der Komponist Max Bruch den 70. Geburtstag Seine Klavier- und Kammermusikwerke, sowie die großen Chöre aus Frithjofssage und Odyssee machen seinen Namen zu einem hochgeschätzten. Die Ouvertüre seiner Oper Lorelei hat erst kürzlich durch das von Pfitzner geleitete Kaimorchester eine Wiedergabe erfahren, die bewies, daß Bruchs Tondichtung sich recht lebensfrisch erhalten hat. — Mit großem Erfolg wurde in Rom Perosis neues Oratorium „Transitus animae" aufgeführt. — Der Komponist des „Evangelimann", Kienzl, hat die Musik zu einem liebenswürdigen Märchenspiel: „Aus Knecht Ruprechts Werkstatt" von H. Voigt geschrieben, das in Graz durch seine schlichte, innige Empfindungswelt gute Wirkung hatte. — Leo Falls neue Operette: „Die Dollarprinzessin" hatte in Hamburg starken Erfolg. Die Musik wird gerühmt. — Das Hoftheater in Dessau brachte Mozarts „Don Giovanni" in der Münchener Rekonstruktion zu ansehnlicher Wirkung. — Zum 100. Male wurde in Freiburg i. B. Mozarts „Figaro" gegeben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Die Zeit eilt. — Eine neue Berichtswoche drängt sich mit bedeutsamen Ereignissen in den Vordergrund. Als unliebsame Neujahrsüberraschung brachte das Kabel die unangenehme Botschaft von der Einsetzung der staatlichen Zwangsverwaltung über einzelne grössere amerikanische Gesellschaften. Es ging deutlich daraus hervor, dass die amerikanischen Verhältnisse die bisher leider ungünstige Rolle auch im neuen Jahre noch nicht ausgespielt haben. Auch Befürchtungen und politische Verwicklungen seitens Amerikas und Japans beherrschten die Tagesordnung der ersten Börsen im neuen Jahre, und es war begreiflich, dass man diese bösen Omen mit Mutlosigkeit und Einschränkung in allen Börsengebieten beantwortete. Um so angenehmer zeigte sich die Entwicklung der Internationalen Geldmarkt-Situation. Die Bank von England überraschte die Finanzwelt mit der Sensation einer Zinssatz-Ermässigung der offiziellen Rate von 7 % auf 6 %. In erster Linie war diese Raten-Ermässigung auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Geldansprüche Amerikas, die bisher unersättlich erschienen, anscheinend für den Moment wenigstens befriedigt erscheinen, indem sogar avisierte Geldbestellungen storniert wurden. Auch der Stundungstermin, den die amerikanischen Sparkassen bei den seinerzeitigen Runs diktiert hatten, ging glatt und ohne Aufsehen vorüber; ein Zeichen also, dass die damalige Angst und die à tout prix-Golderwerbung geschwunden sind. Wie in früheren Berichten an dieser Stelle wiederholt erwähnt wurde, bezweckten die in so raschem Tempo mehrfach erfolgten Zinssatz-Erhöhungen in erster Linie eine Schutzwehr gegen die amerikanischen Geldforderungen. Mit dem Aufhören derselben kann nunmehr an eine Rückkehr von normalen Situationen am Geldmarkte gerechnet werden. Mit kritischen Blicken und peinlicher Zergliederung verfolgt man daher die Wochenausweise unserer Deutschen Reichsbank, wobei ersichtlich der überaus gepannte Status derselben unliebsam erörtert wird. Die Reserve der deutschen haute banque und die gehandhabten Einschränkungen an der Börse bewirkten begreiflicherweise die Konzentration des deutschen Geldbedarfs in Berlin bei der Reichsbank. Die vergleichenden Ziffern des letzten veröffentlichten Ausweises zeigen im Gegensatze zur englischen Kollegin eine unverminderte Anspannung mit Rekordziffern auf allen Abteilungen des Ausweises. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man dieses Moment als ein vorübergehendes bezeichnet, denn aus technischen Gründen erklärt sich ein stets wiederkehrender Rückfluss von Geldern in die Reichsbank in den ersten Monaten des Jahres. Immerhin bleiben die Verhältnisse bei derselben keine zufriedenstellenden, und falls nicht besonders günstige Einwirkungen mitsprechen, werden wir in Deutschland im Gegensatz zu den anderen Geldzentren wohl noch lange Zeit an höheren Zinssätzen zu leiden haben. Der Mangel der auswärtigen Guthabungen bei uns macht sich nach dieser Hinsicht hin gegenüber den Vorjahren äusserst störend bemerkbar. Man erwartet daher mit nicht geringer Hoffnung das Eintreffen von bedeutenden russischen Geldern, wenn auch im Gefolge damit eine neue grosse Anleihe Russlands à la longue nicht abzuweisen ist.

Jede Erleichterung am Geldmarkte wird somit nicht nur seitens der Industrie, sondern in erster Linie von den einzelnen Staaten zur Verwirklichung der verschiedensten Finanzprojekte benützt werden. Ein eklatantes Beispiel hierfür war das am letzten Tage der Berichtswoche bekanntgegebene kurzgefasste Communique des preussischen Finanzministers betreffs Ausgabe einer neuen Anleihe, die am 14. Januar zur Zeichnung aufgelegt werden soll. Es ist klar, dass durch derartige Transaktionen der ohnehin stark geschwächte Geldmarkt und die ganze Konstitution an der Börse mit Besorgnis betrachtet werden Eine äusserst verflaute Verfassung des Rentenmarktes, speziell der heimischen Fonds, war die nächstliegende Folge dieser unangenehmen Ueberraschung von Staates wegen. Das ganze Wirtschaftsleben hängt mit der Geldmarktlage innig zusammen, und vor allem wird bei der Dividenden-Taxation aller Gesellschaften für die nächste Zeit die Geldfrage direkt und allein ausschlaggebend bleiben. Aktiengesellschaften, die mehr oder minder mit fremdem Kapital arbeiten und auf Bankkredite angewiesen sind, werden vorziehen, den Gewinn zu Abschreibungen und Reserven zu verwenden, von Dividendenausschüttungen zu abstrahieren oder solche bedeutend zu reduzieren.

Derartige Kalkulationen gelten unter diesem Gesichtspunkt vorwiegend auch am bayerischen Lokalmarkt bei den Brauereiaktien, bei denen die Investitionen an Immobilien und die derzeitige Lage des gesamten Terrainmarktes einen Hauptfaktor bilden. Par exemple sah sich unter solchen Umständen die Hackerbrauerei München, A.-G., veranlasst, von einer Dividende vollständig abzusehen. Auch die Unionsbrauerei, Schülein & Co., München musste in dem abgelaufenen Jahresergebnis mehrfach Transaktionen in Immobilien berücksichtigen. Die Liquidität aller Brauereigesellschaften lässt sehr zu wünschen übrig, und mit Recht kann auf die Ausführungen in der „Allgemeinen Rundschau" Seite 68, Jahrgang 1907 dieserhalb verwiesen werden. M. Weber.

Danksagung.

Zu meinem 25jährigen Redakteur-Jubiläum am 1. Januar 1908 sind mir aus allen Kreisen, von nah und fern, von neuen und alten Freunden und Gesinnungsgenossen, selbst von manchen, deren Namen mir bisher nicht einmal bekannt waren, aber auch aus anderen Lagern, überaus zahlreiche Glückwünsche und Beweise ehrender Anerkennung zugegangen. Ich sehe mich außer Stande, jedem Einzelnen, wie es mein Wunsch wäre, eigenhändig den gebührenden Dank zum Ausdruck zu bringen. Daher auf diesem Wege ein herzliches „Vergelts Gott" allen, die an dem freudigen Tage meiner so liebevoll gedachten!

München, Januar 1908.

Dr. jur. Armin Kausen,
herausgeber der „Allgemeinen Rundschau".

Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius richtete an den herausgeber nachstehendes Schreiben:

Sr. hochwohlgeboren herrn Dr. Armin Kausen,
Chefredakteur und Verleger der „Allgemeinen Rundschau" in München.

Nontiature Apostolique. München, den 1. Jänner 1908.

Euer hochwohlgeboren,
Verehrtester herr Chefredakteur!

Das silberne Redaktionsjubiläum, welches Euer hochwohlgeboren heute in aller Stille und Zurückgezogenheit zu verleben gedachten, konnte Ihren zahlreichen Freunden nicht verborgen bleiben, und mußte von ihnen gefeiert werden.

Die rastlose, aufopfernde Tätigkeit, welche Euer hochwohlgeboren als Schriftsteller zur Verteidigung der Wahrheit und Aufrechthaltung der Sittlichkeit so segensreich entfalten, bestimmte mich, am 23. Dezember 1907 unserem heiligen Vater, Pius X., über Ihr Redakteursjubiläum zu berichten. Seine Heiligkeit geruhten diesen Bericht, wie aus dem von Seiner Eminenz, dem Kardinal-Staatssekretär Raphael Merry del Val, an mich gerichteten Schreiben vom 27. Dezember Nr. 27371 zu ersehen ist, huldvollst entgegen zu nehmen, und geruhen Euer hochwohlgeboren zur Feier des heutigen Freudentages gern den Apostolischen Segen zu erteilen. Möge dieses wertvolle Zeichen der Liebe und Anerkennung, welches Ihrem verdienstvollen Wirken von seiten unseres heiligen Vaters neuerdings zuteil wird, Euer hochwohlgeboren in Ihren vielen Arbeiten und Mühen, welche Ihre schriftstellerische Tätigkeit täglich mit sich bringt, stets ermutigen und stärken!

Indem ich den Segenswunsch Ihrer guten Freunde: Ad multos annos von herzen wiederhole, verbleibe ich mit dem Ausdrucke vollkommener hochachtung und aufrichtiger Verehrung

Euer hochwohlgeboren ergebenster
† Andreas franciscus frühwirth
Erzbischof von heraclea, Apostol. Nuntius.

Wie soll unsere Unterkleidung beschaffen sein? Die Haut des menschlichen Körpers dient diesem nicht nur als Schutzorgan, sondern hat noch zwei wesentliche Aufgaben: Erstens unterhält sie einen, wenn auch nur geringen Grad des Austausches zwischen der Kohlensäure im Blut und dem Luftsauerstoff — die sogenannte Hautatmung oder Perspiration. Zweitens ist sie das wichtigste Organ für die Wärmeregulierung. Bei Temperatursteigerungen tritt nämlich eine mehr oder minder lebhafte Schweißsekretion ein. Die gebildete Feuchtigkeit verdunstet alsbald und entzieht dabei dem Körper entsprechende, relativ große Wärmemengen, so daß eine schädliche Wärmestauung verhindert wird. Aus diesen beiden Tatsachen ergibt sich eine wichtige hygienische Forderung. Unsere Kleidung muß so beschaffen sein, daß sie einmal eine beständige Luftzufuhr zur Haut unterhält und zweitens eine schnelle Auffangung und Verdunstung des gebildeten Schweißes ermöglicht, ohne dabei die Fähigkeit der Luftzufuhr zu verlieren. Diese beiden Forderungen werden nur durch poröse und zwar am besten durch poröse baumwollene Unterkleidung erfüllt. Die im Sinne obiger Ausführungen fabrizierte Sanitätsrat Dr. Roberische Unterkleidung beweist durch den ihr allseitig zuteil werdenden Beifall die Richtigkeit der ihr zugrunde liegenden Prinzipien. Erhältlich bei Mathilde Scholz in Regensburg B 41½.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Königl. Bayer. Hofglasmalerei
F. X. Zettler
Briennerstrasse 23 **MÜNCHEN** Briennerstrasse 23.
Aeltestes, von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern bestempfohlenes Haus.
Voranschläge nach allen Ländern kostenlos.

Feuerversicherungs-Gesellschaft
RHEINLAND.
Aktienkapital 9 Millionen Mark.
Feuer-, Haftpflicht-, Unfall-, Glas-, Einbruchsdiebstahl-, Wasserleitungsschäden-Versicherung.
Billige Prämien. Vorteilhafte Versicherungsbedingungen.
Vergünstigungsvertrag mit **„Pax"**
Priesterverein für das katholische Deutschland.

Wein-Restaurant I. Ranges **Schleich**
Weingrosshandlung
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

F. A. Crux, Düsseldorf 12, Versandgeschäft
in dem bekannten
Crux's Zwieback
und allen Artikeln der Konditorei und Feinbäckerei.
Man verlange die Preisliste.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft.

Bilanz vom 30. Juni 1907.

Aktiva.

	M.	₰	M.	₰
Forderungen and. Aktionäre für noch nicht eingezahltes Aktienkapital (Solawechsel)			15,000,000.—	
Inländische Effekten:				
Deutsche Staatspapiere	4,657,394.—			
Deutsche Provinzialanleihe	232,500.—			
Ausländische Effekten:				
Staatspapiere	4,011,764.67			
Kommunalanlehen	402,601.13			
Sparkassen- und Bodenkredit-Pfandbriefe	1,332,055.83			
Eisenbahn-Prior.-Obligationen	10,718,503.58			
Diverse	625,377.30		21,980,196.51	
(Wert der Gesamteffekten nach dem Kursstande vom 30. Juni 1907 M 22,111,928.67)				
Hypotheken-Darlehen u. sonstige zinstragende Forderungen			10,390,301.56	
Guthaben bei Banken			6,035,471.27	
Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen			10,192,715.85	
In Aufbewahrung und Verwaltung der rückversicherten Gesellschaften befindliche Prämien-Reserve:				
der Lebensbranche	47,360,166.06			
der Unfallbranche	1,871,302.61		49,231,468.67	
Guthaben bei Versicherungsgesellschaften abzüglich Kreditoren	38,776,004.25			
	4,866,486.18		33,909,518.07	
Guthaben bei Agenturen			238,137.79	
Stückzinsen			90,274.78	
			147,068,084.50	

Passiva.

	M.	₰	M.	₰
Aktien-Kapital			20,000,000.—	
Prämien-Reserve bzw. -Ueberträge:				
Feuerbranche	22,468,354.10			
Unfallbranche	8,069,845.97			
Lebensbranche	49,976,486.19			
Transportbranche	2,393,141.24		82,907,827.50	
Schaden-Reserven:				
Feuerbranche	11,145,779.61			
Unfallbranche	6,329,611.48			
Lebensbranche	698,898.22			
Transportbranche	2,639,292.60		20,813,581.91	
Gesetzlich. Reservefonds	10,000,000.—			
Reserve für unvorhergesehene Ereignisse	5,000,000.—			
Gewinn-Reserve-Konto	3,000,000.—			
Sicherheitsfonds für Kapitalbeteiligung an Versicherungsunternehmungen	1,000,000.—		19,000,000.—	
Bau- und Einrichtungs-Konto			250,000.—	
Guthaben der Retrozessionäre für von uns einbehaltene Lebensversicherungs-Reserven			2,306,208.66	
Sonstige Passiva			86,742.70	
Dividende an die Aktionäre			1,000,000.—	
Vortrag auf neue Rechnung			703,723.73	
			147,068,084.50	

Die Direktion.
C. Thieme.

Die Richtigkeit des Abschlusses bescheinigen wir hiermit auf Grund der Bücher.

Wilh. von Finck. Dr. von Pemsel. Freiherr von Cramer-Klett. Kaempf. Hugo von Maffei.

Messwein Markgräfler
1906er pro Liter zu **56** Pfg.
Fass von 50 Liter an leihweise oder zum Selbstkostenpreis.
Schliengen (Baden). **L. Müller,** Pfarrer.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.

Digitized by Google

EINBAND-DECKEN

für den IV. Jahrgang der ‚Allg. Rundschau'

sind **direkt von der Geschäftsstelle** der „A. R.", München, Tattenbachstrasse 1 a, und auf dem **Buchhandelswege** zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. Die **Sammelmappen** (mit 3 Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken u. Sammelmappen pr. Exempl. 1.25 M

Trierischer Winzerverein, A.-G.

Gesetzl. geschützt. TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert

naturreiner Weine

von der Mosel und von der Saar.

Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten.

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: **Berlin SW. 68**, Zimmerstrasse 29 und **Leipzig**, Löhrsplatz 2.

Richard Wagners Werke

in grosser, schöner Ausgabe für Klavier. Preis des 63 Seiten starken Bandes **2 Mark.**

Inhalt:

Parsifal
Nibelungenring
Tannhäuser
Lohengrin
Tristan
Meistersinger
Fl. Holländer
Rienzi.

Prompteste Lieferung aller weltlichen und kathol. kirchl. Musikalien, auch zur Auswahl.

Buch- u. Musikalienhandlung „Zum Schwarzwald", Schramberg.

Bevor Sie

Möbel kaufen, besuchen Sie gef. mein

reichassortiertes

Möbel-Fabrik-Lager.

Kaufzwang gänzlich ausgeschlossen :: Besichtigung der **14** Schaufenster empfohlen.

HEINRICH GEORG
Möbelfabrik
München, Lindwurmstr. 5
am Sendlingertorplatz.

Schreibmaschine

erstklassiges System, bei Behörden, Industriellen, Kaufleuten und Gutsbesitzern bestens eingeführt und beliebt, wird preiswert abgegeben, auf Wunsch günstigste Zahlungsbedingungen. Gefl. Anfragen beliebe man unt. **M. S. 8** an **Haasenstein & Vogler A. G., München**, zu richten.

ROBERT GUDDEN

Holländische Zigarrenfabrik

GOCH

an der holländischen Grenze.

Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta . . . . . Mark **70**
El Socio Tacito . . . Mark **80**
berühmte Marken.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei

W. ARNIM
Kalligraph und Schreiblehrer
München, Bayerstrasse 10/II.

Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

OHNE NOTEN

kein Klavierspiel auf wissenschaftlicher Grundlage, dagegen leichteste Erlernbarkeit nach der **Dolzein**'schen Klavierschule mit vereinfacht. Notensystem. Keine verschied. Notenschlüssel, keine Versetzungszeichen, keine unübersichtl. Hilfslinien. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 ℳ von **A. Dolzein**, Leipzig-Reudn.

Schwitzapparate

für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc. Zusammenlegbar. Prosp. gratis von **P. Bohm**, Berlin 433, Friedrichstrasse 207.

Jetzt ist es Zeit

einen Versuch mit den 142 köstlichen Bratspeisen ohne Fleisch zu machen, die nach dem **Bratbüchlein** von Frau Luise Rehse herzustellen sind. Preis 70 Pf., gebunden 1 Mark. Kompottbuch 35 Pf.

Handelslehr. **Rehse, Hannover 40**

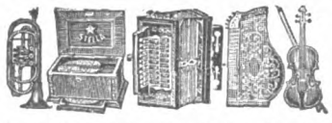
Spanische Tafel-Trauben

lange haltb., Lafsaf f. Gesunde u. Kranke,
brutto 30 Pfund, netto ca. 21 Pfund 12 M.
„ 60 „ „ „ 40 „ 21 „
Postk. 10 „ „ „ 7 „ 5 „
franko gegen Einsendung oder Nachnahme.

Joseph Kaufmann & Co.
Berlin S. 59.

Schiffsjungen

sucht **Heinrich Zabel,**
Altona 154, Gr. Elbstr. 86.



Vorzügliche Musikinstrumente aller Art. Niedrigste Preise. Katalog frei.
Armin E. Voigt, Markneukirchen 48.

Fischer's Dörflinger Bein

ist das **beste Kunstbein** der Welt

Eleganter leichter Gang. Mehrjähr. Garantie.

Kein Wundwerden des Stumpfes mehr.

Amputierte verlangt Beschreibung gratis

F. L. Fischer Freiburg i/Breisg.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Gicht

Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben.

Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.

Die mündelsichere Kreis-Sparkasse Moers

Hauptstelle Hombergerstr. Nr. 58

verzinst **sämtliche,** auch durch **Post** oder **Reichsbank** gesandte Einlagen mit

4 %

(bis zum **3.** ab **1.** dess. Monats).

Geschmackv., eleg. u. leicht ausführb. Toiletten.

WIENER MODE

m. d. Unterhaltungsbeilage ‚Im Boudoir'. Jährlich 24 reich illustrierte Hefte mit 48 farbigen Modebildern, über 2800 Abbildungen, 24 Unterhaltungsbeilagen und 24 Schnittmusterbogen.

Vierteljährlich: K 3.30 = M. 2.80. — Gratisbeilagen: „Wiener Kinder-Mode" m. d. Beiblatte ‚Für die Kinderstube' Schnitte nach Mass. — Als Begünstigung v. bes. Werte liefert die „Wiener Mode" ihren Abonnentinnen Schnitte nach Mass für ihr. eig. Bedarf u. d. ihr. Familienangeh. in beliebig. Anzahl lediglich geg. Ersatz d. Spesen v. 30 h = 30 Pf. unter Garantie f. tadelloses Passen. Die Anfertigung jed. Toilettestückes wird dadurch jed. Dame leicht gemacht. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. der Verlag der „Wiener Mode", Wien VI/2, unter Beifügung d. Abonnementsbetrages entgegen.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 18. Januar 1908. V. Jahrgang.

Vom preußischen Landtagswahlrecht.

Von

Dr. Julius Versen.

Am 10. Januar hat man Gelegenheit gehabt, den Charakter der politischen Füchse vom Block zu erkennen. Ut aliquid fecisse videatur, wurde die Wahlrechtsdebatte im preußischen Abgeordnetenhause inszeniert, und man muß naiv sein wie ein neugeborenes Mondkalb, um sie nicht für eine Farce zu halten. Sie hatte nur den Zweck, den Wählern, in deren Brust der Freisinn seine Spannkraft übt, die Schlafmütze tiefer über die Ohren zu ziehen, nachdem man ihnen vorher etwas Sand in die Augen gestreut. Aaronsohn heißt der freisinnige Wahlrechtsantragsteller. Schon der Name brach dem Pfeil, der auf die Brust der agrarischen Privilegierten und ihres Schutzpatrons Bülow scheinbar gerichtet war, die Spitze ab. Und der zweite freisinnige Antragsteller, der ehemals so machtvoll tönende Barde Träger, blieb unverständlich. Er flüsterte bloß; ob aus Angst oder Greisenhaftigkeit, weiß ich nicht. Der Freisinn aber wird wohl wissen, weshalb er diese beiden Kämpen vorschob. Mit einem Papierwisch schlug der Kanzler sie in die Flucht. Der Pommer von Malkewitz brauchte ihm eigentlich gar nicht mehr zu sekundieren. Es gab nichts mehr mundtot zu machen; denn auch der nationalliberale Krause bewegte nur die Lippen. Die National-Miserablen! Ihre Reden sind nur bewegte Luft, denn kein Mann steht dahinter, nicht einmal ein Männlein. Dann führte noch Oktavio von Zedlitz einen freikonservativen Eiertanz aus, und das Spiel war zu Ende. Der Wahlrechtsantrag verschwand in der Heringstonne des Blocks.

Es ist ein Skandal, ein parlamentarischer Unfug! So wird heute die wichtigste politische Frage, die es in Preußen gibt, im Abgeordnetenhause abgetan! So löst der Block eine große nationale Aufgabe! Nach dieser Leistung könnte Preußen sich eigentlich auch einsalzen lassen. Es scheidet aus der Reihe moderner Kulturstaaten aus. Viel Glück auf dem Wege zur Hyperreaktion! Der Rückschlag aber wird nicht ausbleiben. Die Frage, ob Reform oder Revolution, kann nun vielleicht schneller einer Lösung entgegentreiben, als man glaubt. Goethe dürfte wieder einmal mit seinem Worte recht behalten, daß die Revolutionen von oben gemacht werden.

Das Zentrum hat schon 1873 eine Aenderung des Landtagswahlrechts verlangt; denn mit seiner Bevorzugung des Ostens und platten Landes, mit seiner plutokratischen Tendenz und mit seiner technischen Unzulänglichkeit war es bereits damals ein unzeitgemäßer Hohn auf den Konstitutionalismus, und heute ist es eine politische Ungeheuerlichkeit. Die Oeffentlichkeit der Wahl schließt alle Selbständigkeit aus. Deshalb enthalten sich sehr viele der Wahl, im Osten aber werden „die Leute" wie eine Hammelherde zur Wahl getrieben, oft nach reichlich gespendetem Schnapse. Fürst Bismarck hat einst die preußische Dreiklassenwahl „das elendeste aller Wahlsysteme" genannt. Diese Bezeichnung war gewiß nicht zu scharf für ein Wahlrecht, bei dem 314 149 Wähler aus dem „Volke" keinen Abgeordneten durchbringen, während 324 157 konservative Wähler 143 Abgeordnete bestellen, bei dessen Dreiklassensystem Gleichungen geschaffen werden wie: 120 Geldsäcke = 4000 Intelligenzen = 60 000 Hand- und Kopfarbeiter. Gymnasialprofessoren, Richter und Aerzte, kurz die große Mehrzahl der akademisch Gebildeten wählen in der dritten Klasse, während ein reichgewordener Kuxenspekulant oder Großgrundbesitzer mit Tertianerbildung in der ersten Klasse wählt und damit ein 50mal schwerer wiegendes Recht besitzt. Und fast genau so ist es mit den preußischen Gemeindewahlen. Als im Jahre 1899 eine Reform des Kommunalwahlrechtes unternommen wurde, protestierten die rheinisch-westfälischen Schlotbarone ebenso brutal dagegen wie heute die feudalen Privilegierten gegen jede Antastung ihres Interessenwirtschaftswahlrechts.

Der Satz, den Friedrich Leopold v. Hertefeld schon zur Zeit Friedrich Wilhelms II. aussprach, hat auch im heutigen Preußen noch immer seine Geltung, der Satz nämlich: „Die Politik ist die Wissenschaft des Betruges und wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden." Im Sumpf des potenten Egoismus ist aber schon mancher Staat erstickt. Das kann auch Preußen passieren, dessen Junker à la Malkewitz und Oldenbourg bismärckisch zu sein glauben, wenn sie dreintrampeln. Bismarck machte aber nicht mit seinen Wasserstiefeln Politik, sondern mit dem Kopf, und er hat gesagt: „Daß jedes Individuum, jeder engere Kreis das Maß von Freiheit besitzt, welches überhaupt mit der Ordnung des Gesamtstaates verträglich ist, das zu erreichen, diesem Zweck möglichst nahe zu kommen, halte ich für die Aufgabe jeder vernünftigen Staatskunst." Unter jener Freiheit ist das möglichst zulässige Maß von politischer Betätigung gemeint, das aber durch unser Landtagswahlrecht gerade dem intelligenten und Werte schaffenden Teil der preußischen Bevölkerung vorenthalten wird. Den Urwählern bleibt keine andere Wahl, als sich entweder schlafen zu legen oder zu wählen. Ein sehr erfreuliches Dilemma! Der moderne Staat kann seiner Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn weder die Aristokratie das Volk zur politischen Machtlosigkeit herabdrückt, noch die Demokratie jene völlig überwältigt, sondern wenn beide Potenzen in fortwährendem Ringen miteinander ihre spezifischen Tugenden und Fähigkeiten in den Dienst des Staates stellen. So ist das Römerreich groß geworden, so ist England zur Weltmacht gediehen. Und von diesem Gesichtspunkt aus haben — mutatis mutandis — auch deutsche Mittelstaaten ihr Landtagswahlrecht reformiert. Der „Großstaat" Preußen aber bleibt weiter eine feudale Klitsche und verliert sich im Sumpf der Privilegien- und Interessenwirtschaft, aus dem er vor 100 Jahren nur durch die Stein-Hardenbergschen Reformen gerettet werden konnte. Die Junker haben diese Reformen dann, nachdem das Volk seine Schuldigkeit getan, wieder teilweise zunichte gemacht und bis heute die Klinke der Gesetzgebung in der Hand behalten. Sie denken nicht entfernt daran, den Wunsch des Zentrums, das Reichstagswahlrecht für das Abgeordnetenhaus einzuführen, zu erfüllen, ja, sie möchten am liebsten sogar dem Reichstagswahlrecht selbst zu Leibe gehen. Die Mirbach und Oldenbourg haben dieser Sehnsucht schon deutlich genug Ausdruck gegeben. Vonwegen der Sozialdemokratie! Nun, wer die „Revolution von oben" empfiehlt, verwirkt das Recht, sich über die „Revolution von unten" moralisch zu entrüsten! Gerechtigkeit von oben wäre eine bessere Taktik. Sie ist und bleibt die beste Taktik.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der rote Sonntag in Berlin.

Vor zwei Jahren schon war uns im Januar ein „roter Sonntag" zugedacht worden, als die Sympathie für die russischen Revolutionäre unsere Sozialdemokraten zu Demonstrationen anfeuerte. Damals wurden in Groß-Berlin 80 Versammlungen abgehalten, und zwar mit dem innerpolitischen Etikett der Wahlrechtsfrage; doch statt der erwarteten Parole der Straßendemonstration gab damals die rote Parteileitung die vorsichtige Parole aus: Ruhig nach Hause gehen! Diesmal war die russische Revolution nicht mehr aktuell; um so aktueller jedoch die Wahlrechtsfrage, zu der die preußische Regierung am Freitag im Abgeordnetenhause eine scharf reformfeindliche Stellung eingenommen hatte. Man hätte denken können, die Parteileitung werde jetzt mindestens ebenso vorsichtig sein wie 1906, da die zwischenliegende Reichstagswahl doch wahrlich nicht geeignet war, die Sozialdemokratie übermütig zu machen. Aber wer kann die rote Logik ergründen? Jetzt wurde förmlich und feierlich die Parole ausgegeben: auf die Straße zu gehen! Am Freitag fand eine kleine Vorprobe statt durch Ansammlung vor dem Abgeordnetenhause. Am Sonntag mittag ging die große Vorstellung in Szene, obschon der Polizeipräsident durch eine öffentliche Warnung die Kriegsbereitschaft der Schutzmannschaft bekannt gegeben hatte. Es waren nur 22 Versammlungen anberaumt: 14 in den Vororten und nur 8 in Berlin selbst. Diese wenigen Räume konnten natürlich die sozialdemokratischen Massen nicht fassen und sollten es auch nicht. Man sammelte sich vor den Versammlungslokalen sowie in und vor den 600 Zahlstellen oder an geeigneten Straßenecken, um sich dann zu größeren Zügen in der Richtung auf das Königliche Schloß zusammenzuballen. Auf den Anmarsch gegen das Schloß war die Polizei vorbereitet, und wo die Züge auf die Sperrketten der Schutzmannschaft trafen, war ein kleiner Kriegsschauplatz gegeben. An drei Stellen zogen die angegriffenen Schutzleute blank, es scheint aber nur die flache Klinge in Anwendung gekommen zu sein. Der Minister des Innern gab an, daß unter den 30 Personen aus dem Publikum, die ins Krankenhaus gebracht worden sind, sich kein Schwerverletzter befinde, dagegen von der Schutzmannschaft einer schwer und drei leicht verletzt worden seien. Nach den bisherigen Nachrichten muß man in der Tat anerkennen, daß die Polizei mit der nötigen Festigkeit die Besonnenheit verbunden hat. Die Klagen aus dem Publikum, daß auch harmlose Leute betroffen worden seien, und daß die Polizei gegen eingekeilte, bewegungsunfähige Gruppen vorgegangen sei, tauchen nach solchen Straßenkämpfen regelmäßig auf. Man muß bedenken, daß die Neugierigen rechtzeitig gewarnt worden waren, und daß bei der Zurückdrängung von Massen diejenigen, welche sich in die vorderen Reihen gewagt haben, immer am meisten gefährdet sind. Aus den jüngsten Berliner Erfahrungen wird das neugierige Publikum hoffentlich die Lehre ziehen, daß man bei allen Straßenaufläufen sich abseits halten muß.

Ein energisches Vorgehen der Polizei war um so mehr geboten, als die Straßendemonstration systematisch vorbereitet war, und zwar gleichzeitig auch in anderen deutschen Großstädten. Der Minister des Innern hat auch alsbald im Abgeordnetenhause erklärt, daß die Regierung fest entschlossen sei, jedem Versuch, den öffentlichen Verkehr sowie die Ruhe und Ordnung auf den Straßen ferner zu stören, mit den äußersten Mitteln entgegenzutreten.

Damit beim Schaden der Spott nicht fehle, ist die Pariser Presse bereits daran, die deutschen Sozialdemokraten wegen des ungeschickten und schwächlichen Straßenbummels zu verhöhnen. In der Tat, es fehlt die Uebung, aber es fehlt auch das Milieu, in dem anderwärts die politischen Demonstrationen auf dem Pflaster so üppig gediehen sind. Bei uns herrscht noch die „rückständige" Ansicht, daß man die Stärke einer Partei wohl aus den Stimmzetteln erkennen könne, aber nicht aus der gemischten Gesellschaft, die auf den Straßen sich einen Radau leistet. Und die Polizei hat bei uns zulande das Bewußtsein, daß sie bei der Abwehr solcher Ruhestörungen nicht eine Volksfreiheit bekämpft, sondern einen gemeinschädlichen Unfug.

Das haben die roten Führer am 21. Januar 1906 gewußt und befolgt. Warum haben sie nun am 12. Januar 1908 ihre Massen auf die Straße geschickt, wo nichts anderes als blutige Köpfe zu holen waren? „Die Bewegung ist alles", sagte gelegentlich Bernstein. Man scheint wieder ein Bedürfnis nach kräftigen agitatorischen Reizmitteln zu haben. So prahlt der „Vorwärts" nicht bloß mit der angeblich bereits gelungenen „Eroberung der Straße", sondern kündigt in kindischem Uebermut an, daß dies nur der bescheidene Anfang sei. Man scheint förmlich die gewaltsame Repression herausfordern zu wollen. Welches vernünftige Ziel man dabei im Auge hat, ist für den Bourgeoisverstand ein Rätsel. Klar ist nur, daß die preußische Wahlreform dadurch nicht gefördert wird; ebensowenig die freiheitliche Gestaltung des Versammlungsrechts.

Die Wahlrechtskomödie der Freisinnigen.

Fürst Bülow, der Blockkanzler, hat zwar viele Schwierigkeiten, aber doch auch einiges Glück. Das täppische Vorgehen der Sozialdemokratie erleichtert ihm die Ablehnung einer volkstümlichen Wahlreform. Und die unglaubliche Schwächlichkeit und Dienstfeligkeit der Freisinnigen gestattet ihm, ohne Gefährdung des Blocks in dieser Angelegenheit ganz nach rechts zu schwenken. Soweit wir uns erinnern, ist eine Regierungspartei noch niemals so rücksichtslos abgewiesen und abgefertigt worden wie jetzt die Freisinnigen mit ihrem großmächtigen Antrage auf Wahlreform in Preußen. Von der diplomatischen Watte, die man sonst um ein Nein gegenüber Freunden zu wickeln pflegt, wurde hier kein Flöckchen verbraucht. Eine kurze und krasse Absage an die Einführung des Reichswahlrechts, ja sogar an die geheime Stimmabgabe wurde verlesen. Das einzig entgegenkommende Sätzchen galt nicht den Freisinnigen, sondern den Nationalliberalen, die auf ein Pluralwahlrecht zum Vorteil von „Bildung und Besitz" schöne Parteihoffnungen setzen. Die Freisinnigen dagegen legen mehr Wert auf die Neueinteilung der Wahlkreise behufs Vermehrung der städtischen Mandate; diesen wichtigen Punkt überging Fürst Bülow mit Stillschweigen.

Wenn die Freisinnigen als integrierender Teil des Bülow-Blockes noch etwas männliches Selbstbewußtsein hätten, so würde mit elementarer Kraft der Abmarsch aus dem Blockhause erfolgt sein. Aber nicht einmal ein kräftiges Wort des Protestes kam aus der „schwindsüchtigen Heldenbrust des Freisinns", die schon im vorigen Sommer in dieser Zeitschrift richtig gekennzeichnet wurde. Die „linksliberalen Fraktionsgemeinschaften des Reichstages und des preußischen Landtages" setzten sich als betrübte Lohgerber am Samstag zu einer Beratung nieder und fabrizierten eine lendenlahme Erklärung, die nichts Besseres anzukündigen weiß als einen „Ausschuß zur planmäßigen und einheitlichen Bekämpfung des bestehenden preußischen Wahlrechts". Wenn man nicht recht weiter kann, so bildet einen Ausschuß man. Der Ausschuß wird die Siesta des Fürsten Bülow keinen Augenblick stören. Als im letzten Sommer nach einem improvisierten Fanfarenartikel Naumanns die Freisinnigen erklärten, daß sie auch ohne Wahlreform im Blockdienst bleiben würden, und als sogar der Trompeter Naumann selbst sich zu dieser Fridolinstaktik bekehrte, da war das Fiasko der Sache schon besiegelt. Nur die schroffe Form des Nein kam noch etwas überraschend.

Um der Psychologie des Freisinns gerecht zu werden, muß man freilich beachten, daß es den meisten mit dem Verlangen nach dem gleichen und allgemeinen Wahlrecht gar nicht ernst ist. Sie fürchten den Wettbewerb der Sozialdemokratie und hoffen, bei der Klassenwahl schon Vorteile über die Konservativen erringen zu können, wenn nur der Regierungseinfluß nicht mehr den Konservativen zugute kommt. Darum tröstet sie sehr die wohlberechnete Erklärung Bülows, daß die Regierung bei den bevorstehenden Wahlen „neutral" bleiben werde. Nach unserer Kenntnis der preußischen Landräte werden sie nach wie vor die Konservativen gegen die Liberalen unterstützen. (Allerdings auch gegen das Zentrum, was namentlich angesichts der „nationalkatholischen" Machenschaften im Westen der Monarchie zu beachten ist.) Die angestrebte „Liberalisierung Preußens" wird also bei den nächsten Wahlen schwerlich schon sich erreichen lassen. Ueber die zweitnächsten Wahlen nachzudenken, lohnt sich vorläufig kaum, da bis dahin der Bankerott des Blocks zweifellos eine ganz neue Lage schaffen wird. Für heute verdient verzeichnet zu werden, daß der Kultusminister Dr. Holle sich zum Schrecken der Liberalen für die Verbindung von Schule und Kirche ausgesprochen hat. Der Nachfolger Studts scheint von dem Blockgedanken doch nicht recht durchsäuert zu sein; ebensowenig wie sein älterer Kollege von den Finanzen, Frhr. v. Rheinbaben, der mit Selbstbewußtsein und Geschick seine eigenen Wege geht.

Digitized by Google

Die Wahlrechtsfrage bildet also keine akute Gefahr für den Block, aber sie kommt zu den übrigen schleichenden Leiden dieser Mißgeburt hinzu. Hoffentlich tritt das Ende nicht früher ein, als es dem Zentrum lieb ist.

Der verlassene Keim.

Im Flottenvereinsstreit ist eine Wendung eingetreten, die der Keimpartei wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen ist. Sie hatte fortwährend damit geprahlt, daß Prinz Heinrich von Preußen, der Protektor des Gesamtvereins, und der Kaiser selbst durchaus nicht auf seiten des Prinzen Rupprecht und der Bayern ständen. Aber da erschien in der offiziösen „Norddeutschen" die inhaltsschwere Notiz, daß Prinz Heinrich im Einverständnisse mit Sr. Majestät das Protektorat niederlegen werde, wenn General Keim in der Stellung des geschäftsführenden Vorsitzenden verbliebe. Diese Kundgebung wirkte wesentlich dazu mit, daß die Gruppe von Berlin-Brandenburg mit etwa 120 gegen 70 Stimmen den deutlichen Beschluß faßte, die Zukunft des Vereins verlange den Rücktritt Keims. Die Keimpresse war keck genug, die Richtigkeit der offiziösen Mitteilung anzuzweifeln. Aber da hat nun der Kaiser eigenhändig in der Antwort auf das Huldigungstelegramm des Berlin-Brandenburger Verbandes seine Uebereinstimmung ausgesprochen mit dem satzungsmäßigen Programm der „Aufklärungsarbeit" im Gegensatz zu der Keimschen Agitation. Die Gefahr eines Risses zwischen Nord- und Süddeutschland und einer Divergenz zwischen den Höfen von Berlin und München ist also jetzt glücklich vermieden, wie wir das nach der Anwesenheit der Prinzen Ludwig und Rupprecht in Berlin ja auch nicht anders erwarteten. Die Gefahr, daß der Flottenverein sich spalte, ist aber noch nicht ausgeräumt. General Keim ist imstande, auch gegen die kaiserliche Willensmeinung Front zu machen und seine Gefolgschaft zu einem erklärt politischen und oppositionellen Flottenverein alldeutscher Tendenz zu vereinigen. Vielleicht hofft er immer noch, daß Fürst Bülow für die geleisteten Dienste als Wahlboß sich dankbar erzeigen und dem Keimschen Verein die Teilnahme der Beamten nicht entziehen werde. Sollte aber in Kassel doch ein wirklicher Friede zustande kommen, so würden wir das begrüßen unter der Voraussetzung, daß er von seiten der Keimfreunde ehrlicher gemeint ist und treuer gehalten wird als der Friede von Köln.

Die Wendung in Marokko.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht der französischen Marokkopolitik. General Drude hatte mit seinem Abberufungsschreiben in der Hand noch schnell die Kasbah der Mediunas erobert, um seinem Nachfolger diesen Lorbeer nicht zukommen zu lassen, und in Paris war man gerade dabei, dem Sultan Abdul Asis mit 150 Millionen Francs die städtischen Zölle und wer weiß was sonst noch abzukaufen. Da machten die Ulimas von Fez einen Strich durch die Rechnung, setzten den „verräterischen" Sultan Abdul Asis nach allen Regeln des Koran ab und proklamierten den aufständischen Bruder Mulay Hafid, dessen Sache bis dahin für verloren galt, als Herrn des Khalifats. Man sagt, das sei eine Kriegserklärung gegen die Algecirasakte und das ganze Europa. Vorläufig ist nur die Kriegserklärung gegen die französische Politik sicher zu erkennen. Vielleicht wird Mulay Hafid, wenn er zur Macht gelangt ist, schon auf das übrige Europa Rücksicht nehmen. Die französische Machenschaft droht Unruhe in Europa zu erzeugen. Demgegenüber ist die Revolution in Marokko das kleinere Uebel.

Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe.

Im Auftrage Seiner Exellenz des Herrn Erzbischof Msgr. Mirow danke ich tausendmal allen Lesern der „Allgemeinen Rundschau", deren große Freigebigkeit es mir möglich machte, an Seine Exzellenz 1020.80 frs. und eine mit Paramenten gefüllte Kiste zu senden. Ich habe wohl jedem Spender, dessen Adresse deutlich angegeben war, selbst gedankt, wiederhole hier aber den Ausdruck meiner herzlichen Dankbarkeit. Seine Exzellenz ist tief gerührt über die Gaben und bittet mich, nachdem er nur auf meine Vorstellungen es unterlassen hat, jedem einzelnen zu schreiben, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" in seinem Namen mitzuteilen, daß er am 28. Dezember 1907 für alle Spender eine hl. Messe las und am 29. Dezember für ihre lieben Verstorbenen, und daß er jeden Monat seinen Dank auf die gleiche Weise wird abzutragen suchen. Also noch ein inniges Vergelts Gott!

München. Marie Amelie Freiin von Godin.

Der Mandatsbesitz der bayerischen Zentrumspartei im Lichte der Großblockidee.

Von

Dr. M. Flemisch, Landtagsabgeordneter.

Die Maiwahlen des Jahres 1907 dürfen der Hauptsache nach als Aufklärungswahlen gelten; sie haben dem bayerischen Landtagszentrum eine kaum geahnte Majorität gebracht. Die nächsten nach menschlichem Ermessen im Jahre 1913 stattfindenden Wahlen werden voraussichtlich in einem anderen Zeichen stehen. Das kann man heute schon sagen, ohne eine große Prophetengabe zu besitzen. Nach dem immer und immer wieder und mitunter sehr temperamentvoll geäußerten Willen der liberalen Partei soll schon das nächste Mal alles daran gesetzt werden, um die „ultramontane Uebermacht" in Bayern zu brechen oder doch wenigstens zu erschüttern. Allein die liberale „Stoßkraft" für sich allein reicht zu diesem löblichen Beginnen bei weitem nicht hin. Es bedarf dazu eines ausgiebigen Sukkurses anderer Parteien. Ohne diesen Sukkurs sind die bayerischen Liberalen dem Zentrum gegenüber ohnmächtig. Also Sukkurs! Aber woher? Mit dem Bund der Landwirte und dem Bayerischen Bauernbund war man schon 1907 liiert. Eine Erneuerung des Kompromisses für das Jahr 1913 könnte an dem Besitzstand der Zentrumspartei nichts Wesentliches ändern; vielleicht daß sie uns das eine Mandat in Germersheim und eventuell Ebermannstadt und Hofheim kostete. Es bleiben von den bürgerlichen Minoritätsparteien nur noch die Konservativen. Diese hatten im Jahre 1907 dem Liberalismus die Freundschaft gekündigt. Was sie das nächste Mal tun werden, bleibt abzuwarten. Zentrumsmandate aber würden selbst im Falle eines konservativ-liberalen Bündnisses von diesem nicht tangiert. Mit einem Block einzelner oder auch sämtlicher bürgerlicher Minoritätsparteien ist also dem Zentrum nicht beizukommen. Die Liberalen müssen daher auf ihre zentrumsmörderischen Absichten wohl oder übel verzichten oder aber ihre Kompromißbestrebungen auf eine breitere Basis stellen: ein Antizentrumsblock hat in Bayern unter den jetzigen Verhältnissen nur dann Aussicht auf Erfolg und überhaupt einen Sinn, wenn er auch auf die Sozialdemokratie ausgedehnt wird.

Aber wird es zu diesem „unnatürlichen" Bunde auch kommen? Auf linksliberaler Seite gibt es politische Heißsporne, die nach einer blau-roten Paarung förmlich lechzen. Sie machen in der Oeffentlichkeit auch gar kein Hehl aus ihren Wünschen. Was sagt man jedoch weiter rechts dazu? Zerschmetterung des „reaktionären" Zentrums? Wohl! Aber der sozialdemokratische Kompagnon? Man hat halt doch seine „weiße Weste"; und es geht um die bürgerliche Reputation und die Empfehlung nach oben! Ein verfluchtes Dilemma! Dazu sind die badischen Freunde mit der gleichen Geschichte schon einmal hineingepascht! Auch das gibt zu denken! Wir sehen also: ganz so einfach ist selbst die Theorie in diesem Falle nicht, und die Praxis wird vielleicht noch verzwickter werden. Im übrigen hat die Landtagswahl in Schwabach die linksliberalen Wünsche jedenfalls nicht gefördert. Es ist eine eigentümliche, tragikomische Ironie des Schicksals, daß hier gerade der Mann auf der Strecke blieb, der am lautesten nach der Sozialdemokratie gerufen hatte. Man hatte den ebenso konzilianten wie maßvollen Universitätsprofessor Dr. Geiger-Erlangen dem jungliberalen Robustier und fanatischen Kulturkämpfer Kohl geopfert und glaubte damit ganz besonders glücklich operiert zu haben. Der Effekt war der, daß die Liberalen ein bisher sicheres Mandat an die Sozialdemokraten verloren. Kohl hat in der Agitation die Sozialdemokraten geschont und die Konservativen bekämpft. Die Quittung dafür bekam er von seinen eigenen Leuten ausgestellt. Möglich, daß dieses Desaveu der jungliberalen Politik Kreise zieht, die in ihren letzten Wirkungen sogar eine Antwort auf unsere obige Frage sind.

Doch lassen wir diese Erwägungen! Angenommen, es käme bei den nächsten Wahlen in den Zentrumswahlkreisen tatsächlich zu einer Einigung der Minoritätsparteien mit Einschluß der Sozialdemokratie, so ändert sich das Bild in überraschender Weise. Sehen wir uns einmal die Statistik an:

Von den 133 bayerischen Landtagswahlkreisen und 163 Mandaten gehören gegenwärtig 79 Wahlkreise und 98 Mandate der Zentrumspartei. Zu ihrer Behauptung ist nach § 14 des neuen bayerischen Landtagswahlgesetzes nur die Eindrittelmehrheit notwendig. Allein nach dem Zustandekommen eines Blockes

Digitized by Google

aller Minoritätsparteien in den Zentrumswahlkreisen wird die Entscheidung hier de facto doch von der absoluten Majorität abhängen. Von ihr muß man darum ausgehen, wenn man prüfen will, wieviele Wahlkreise von den Blockparteien bedroht sein werden. Nun hat die Zentrumspartei bei den letzten Wahlen in 71 Wahlkreisen tatsächlich die absolute Mehrheit erhalten. Nur 8 Wahlkreise hat sie mit relativer Majorität gewonnen.

Allerdings ist das Plus über die absolute Mehrheit in den einzelnen Wahlkreisen sehr verschieden. Unter den 71 Wahlkreisen befinden sich 36 solche, in denen das Zentrum mehr als 1000 Stimmen über die absolute Mehrheit erhielt. Diese Wahlkreise stellen 46 Abgeordnete und dürfen für absehbare Zeit als sogenannte „totsichere" Wahlkreise gelten. In weiteren 17 Wahlkreisen betrug das Mehr zwischen 400 und 1000 Stimmen. Auch diese 17 Wahlkreise sollen zum vorläufig sicheren Besitz der Zentrumspartei gerechnet werden. In ihnen sind 22 Abgeordnete gewählt. Zusammen: 53 Wahlkreise mit 68 Abgeordneten.

Es folgen nun 9 Wahlkreise, in denen das Plus der Zentrumsstimmen sich zwischen 200 und 400 bewegt. Hier wird von unbestrittenen Zentrumsdomänen schon nicht mehr gesprochen werden können. Noch weniger ist das bei weiteren 9 Wahlkreisen der Fall, von denen 6 nur mit 100—200 und 3 gar nur mit bis zu 100 Stimmen über die absolute Mehrheit behauptet wurden.

Nehmen wir dazu noch die 8 Wahlkreise, in denen die Zentrumspartei nur mit relativer Mehrheit siegte, so sind das 26 Wahlkreise mit 30 Abgeordneten. Man wird wohl nicht sagen können, daß der Besitz dieser 26 Wahlkreise uns auch dann noch absolut sicher ist, wenn uns in diesen Wahlkreisen die Minoritäten geschlossen gegenüber treten.

In der folgenden Tabelle sind diese Wahlkreise zusammengestellt. Die vierte Spalte gibt die Zahl der Stimmen an, um die der Zentrumskandidat die absolute Mehrheit überschritten hat, bzw. hinter ihr zurückgeblieben ist. Die fünfte Spalte enthält die Namen der in den einzelnen Wahlkreisen in Betracht kommenden Minoritätsparteien. In der dritten Spalte ist die Wahlbeteiligung in Prozenten notiert. Man hat sich gerade in unseren Reihen daran gewöhnt, das Vorhandensein großer Zentrumsreserven zu behaupten. Die Ziffer der Wahlbeteiligung läßt erkennen, wie groß diese Reserven eventuell sind. Allzukühn darf man damit freilich nicht operieren. Denn wer sagt uns denn, daß die der Wahlurne fern gebliebenen tatsächlich Zentrumsleute sind? Und wenn? Was helfen uns diese „Reserven", wenn wir sie nicht mobil machen können? Es ist das ein wichtiger Punkt, dem man einmal ein ganz besonderes Augenmerk zuwenden sollte. Es könnte sonst leicht geschehen, daß diese „Zentrumsreserven" einmal, wenn wir sie am notwendigsten brauchen, im Lager der Gegner auftauchen. Doch nun die Tabelle:

Lauf. Nr.	Wahlkreis	Wahlbeteiligung %	Stimmenzahl der Zentrumspartei im Verhältnis zur absoluten Mehrheit	Gegenparteien
1	Freising . . .	69,0	+ 374	Lib.-Soz.-Bbd.
2	Günzburg . . .	73,7	+ 374	Lib.-Soz.-Bbd.
3	Regen (2) . . .	52,9	+ 341	Lib.-Soz.-Bbd.
4	Sulzbach . . .	69,7	+ 315	Lib.-Soz.
5	Sonthofen . . .	81,3	+ 314	Lib.-Soz.
6	Annweiler . . .	78,5	+ 284	Lib.-Soz.-Lbd.
7	Mallersdorf (2) .	68,3	+ 249	Lib.-Soz.-Bbd.
8	Ebersberg . . .	73,8	+ 220	Lib.-Soz.-Bbd.
9	Eggenfelden . .	68,2	+ 212	Lib.-Soz.-Bbd.
10	Passau (2) . . .	63,5	+ 183	Lib.-Soz.-Bbd.
11	Regensburg I .	83,2	+ 177	Lib.-Soz.
12	Wilshofen . . .	60,3	+ 176	Lib.-Soz.-Bbd.
13	Hofheim . . .	78,9	+ 163	Lib.-Bbd.
14	Kempten (2) . .	71,7	+ 142	Lib.-Soz.
15	Deggendorf . .	60,8	+ 137	Lib.-Soz.-Bbd.
16	Lindau	81,7	+ 88	Lib.-Soz.
17	Ebermannstadt .	74,3	+ 61	Lib.-Lbd.
18	Bamberg I . .	76,3	+ 12	Lib.-Soz.
19	Miesbach . . .	70,2	— 25	Lib.-Soz.-Bbd.
20	Germersheim . .	89,2	— 40	Lib.-Soz.-Lbd.
21	Memmingen . .	86,6	— 82	Lib.-Soz.-Bbd.
22	Traunstein . .	80,1	— 91	Lib.-Soz.-Bbd.
23	Speyer	82,3	— 185	Lib.-Soz.
24	München-Land .	64,8	— 275	Lib.-Soz.-Bbd.
25	Würzburg I . .	75,6	— 370	Lib.-Soz.
26	Augsburg II . .	83,0	— 851	Lib.-Soz.

Aus dieser Tabelle ist zunächst ersichtlich, daß in den 26 Wahlkreisen die Landwirtbündler nur in ganz sekundärer Weise (in 3 Wahlkreisen) und die Konservativen überhaupt nicht in Frage kommen. Es handelt sich in erster Linie um die Liberalen, Sozialdemokraten und Bauernbündler. Die Konstellation dieser drei Minoritäten ist folgende:

1. In 9 Wahlkreisen (Augsburg II, Würzburg I, Speyer, Bamberg I, Lindau, Kempten, Regensburg I, Sonthofen, Sulzbach) kommen als Zentrumsgegner lediglich Liberale und Sozialdemokraten in Betracht. Bei einem Kompromiß haben die beiden in allen diesen Wahlkreisen gute, zum Teil die allerbesten Aussichten. Augsburg II, Würzburg I, Speyer und wohl auch Bamberg I dürfen bei einem kombinierten liberal-sozialdemokratischen Angriff als verloren gelten.

2. In 13 Wahlkreisen (München-Land, Miesbach, Memmingen, Traunstein, Deggendorf, Vilshofen, Passau, Eggenfelden, Ebersberg, Mallersdorf, Regen, Freising, Günzburg) stehen dem Zentrum Liberale, Sozialdemokraten und Bauernbündler gegenüber. Das Hauptkontingent stellen zum Teil die letzteren, zum Teil auch die Liberalen und Sozialdemokraten. Doch liegt die Sache in diesen Wahlkreisen fast immer so, daß zwei Minoritätsparteien ohne die dritte nicht gut etwas ausrichten. Ein gemeinsames Wahlabkommen aller drei dagegen würde dem Zentrum in verschiedenen dieser Wahlkreise sehr gefährlich werden. München-Land, Miesbach, Traunstein und wohl auch Memmingen würden ihnen zur Beute fallen.

Die Bedeutung, die den Sozialdemokraten für den Antizentrumsfeldzug der Liberalen zukommt, ist also in die Augen springend. Sie haben in 24 von den 26 Wahlkreisen ein zum Teil gewichtiges Wort mitzureden; in 8 Wahlkreisen geben sie den Ausschlag. Wahrlich, für einen liberalen Draufgänger, der von Grundsätzen nicht angekränkelt ist und nach dem Rezepte: „Lieber rot als schwarz" seine Mixturen braut, eine geradezu herzerquickende Aussicht. Die Befürchtung, daß die Sozialdemokraten sich vielleicht ablehnend verhalten würden, teilen wir nicht. Sie haben bei den letzten Wahlen das Terrain sondiert und ihre Stimmen gezählt. Sie sind auf die Liberalen zwar nicht angewiesen. Sie haben vielmehr auf den liberalen Wahlfeldern gar nicht zu unterschätzende Chancen. Allein, wenn bei dem Kompromiß der gleiche oder noch ein größerer Gewinn herausschaut, warum sollen sie als praktische Leute das Geschäft nicht machen wollen? Zudem hat ein sozialdemokratischer Führer ja bereits in aller Form die Parole ausgegeben, unter der sich die Minoritäten bei den nächsten Wahlen zusammenfinden sollen. Der für die Allianz bis zu einem gewissen Grad unentbehrliche Bauernbund wird sich nicht prüde stellen. Das ist überhaupt noch nie seine Art gewesen. Und die Epigonen Ratzingers würden schmunzelnd die paar Mandätchen einstecken, die ihnen die liberal-sozialdemokratischen Brüder aus der Zentrumsbeute eventuell zukommen ließen. Also der Gedanke an ein liberal-sozialdemokratisch-bauernbündlerisches Kompromiß für das Wahljahr 1913 ist an sich durchaus keine Absurdität. Und da man, wie überall, so auch im politischen Leben immer mit allen Möglichkeiten rechnen muß, so wird die Zentrumspartei gut daran tun, auch diese Eventualität ins Auge zu fassen und zwar auch dann, wenn sie nur die äußerste wäre.

Dazu kommt noch, daß an neuem Terrain in absehbarer Zeit nicht viel zu erhoffen ist. Unter den sämtlichen Wahlkreisen, die sich gegenwärtig im Besitz der Minoritäten befinden, bleibt die Zentrumspartei nur in 7 Wahlkreisen (Kitzingen, München IV, Landau, Schweinfurt, Homburg, Würzburg II, Simbach) um weniger als 1000 Stimmen hinter der absoluten Mehrheit zurück. Die geringste Differenz beträgt 322 Stimmen. Nur Wasserburg, das das letztemal durch die Uneinigkeit der Zentrumsleute dem Bündler zufiel, wird wohl zurückerobert werden und auch Simbach ist nicht aussichtslos. Die Situation ist also die: das bayerische Zentrum könnte bei künftigen Wahlen, die Realisierung der Großblockidee vorausgesetzt, unter Umständen sehr viel verlieren, aber kaum etwas gewinnen.

Soweit das statistische Material. Gewiß tun es die Ziffern alleinig nicht, wenn die Frage erörtert werden soll, ob dieser und jener Wahlkreis zu halten ist oder nicht. Es müssen sicher noch eine ganze Anzahl von Momenten mit in Anschlag gebracht werden, und schließlich spottet das Wahlglück aller Berechnungen. Allein eine Unterlage zur Orientierung können die Zahlen immerhin bieten, und aus diesem Grunde wurden sie hier mitgeteilt.

Digitized by Google

Tiefer Schmerz.

Ob auch die lachende Stunde weint,
Wann sie zur Nachtzeit wiederkehrt;
Ob auch durch Wolken die Sonne scheint,
Wenn draus der Blitzstrahl niederfährt — —
Kein Schmerz, der wühlend die Gruft durchbebt,
Sucht durch die Menge seine Bahn,
Ob zuckend auch Glut an Wunden klebt,
Sei still und schreite stark voran.

Hans Besold.

Ein nationalliberaler Vorstoß gegen den Deutschen Kaiser.

Von

Redakteur Fehrecke.

Mit welcher Skrupellosigkeit die Freunde des Generals Keim auftreten, beweist in einer geradezu skandalösen Art und Weise die für Keim und die Flottenpanzerfabrikanten durchs Feuer gehende „Rhein.-Westf. Ztg." in ihrer Nr. 36 vom 10. Januar 1908. Das Blatt, das schon manchen Ritt unternommen hat, um Keims kompromittiertes Draufgängertum in Schutz zu nehmen, bemerkt zu der Mitteilung der „Nordd. Allg. Ztg.", Prinz Heinrich von Preußen werde im Einverständnis mit dem Kaiser das Protektorat über den Flottenverein niederlegen, falls General Keim in der Stellung als geschäftsführender Vorsitzender des Flottenvereins verbleiben sollte, folgendes:

„Es ist uns zurzeit noch nicht bekannt, aus welchen Gründen Prinz Heinrich einen so vollständigen Frontwechsel vollzogen hat. Daran aber zweifeln wir nicht, daß die Veröffentlichung in der „Norddeutschen Allgemeinen", die imstande ist, einen ganz unerhörten Druck auf die freie Entschließung der Kasseler Hauptversammlung auszuüben, in allen unabhängig nationalen Kreisen aufs tiefste beklagt werden wird. Wenn Wilhelm II. einmal sein Krügertelegramm als „unglückselig" bezeichnete, dann fürchten wir, wird noch einmal der Tag kommen, wo er auch diese Entschließung ebenso nennen wird. Keim und seine Leute aber können sich trösten. Sie haben ihre Pflicht getan fürs Vaterland und dafür mit vielen Patrioten aller Zeiten und Völker — Undank der Fürsten geerntet. Wenn der Kaiser sie in Ungnade fallen läßt, das Volk wird ihre Verdienste immer ehren und anerkennen. Von neuem öffnet sich die Kluft zwischen Kaiser und Volk, die sich seinerzeit nach der Entlassung und Aechtung Bismarcks so jäh auftat. Freude daran können nur Feinde des Monarchen und des Reiches haben. Aber wie die Männer, die seinerzeit den Kaiser gegen seinen treuesten Diener verhetzten, der Fluch des deutschen Volkes und der Weltgeschichte getroffen hat, so werden auch die jetzigen Ränkespinner ihr Kainsmal für alle Zeiten aufgedrückt erhalten."

Diese scharfen Worte wenden sich, darüber kann niemand im Zweifel sein, direkt gegen den Deutschen Kaiser und diejenigen deutschen Fürsten, die den Terrorismus Keims und seiner Hintermänner satt haben und ihn für die politische Lage verhängnisvoll erachten. Dagegen, daß die „Rhein.-Westf. Ztg." den Kaiser und die in Frage kommenden Fürsten in einen Gegensatz, 1. zu den nationalen Notwendigkeiten des Reiches und 2. zu der Stimmung des deutschen Volkes stellt, muß jeder Deutsche, der von der „Rhein.-Westf. Ztg." als nichtnational hingestellt wird, laut und entschieden protestieren. Der Krach im Flottenverein ist geradezu zu einer unbedingten Notwendigkeit geworden, damit endlich einmal Klarheit und Wahrheit geschaffen werden. Mit eisernem Besen müssen die Trabanten Keims, der nur zu lange die Protektion des Reichskanzlers Fürsten Bülow genoß, zu Paaren getrieben werden. Wenn das nicht der Fall ist, geht die innere und äußere Politik des Reiches, die sich jetzt schon in eine Sackgasse verrannt hat, einer verhängnisvollen Zukunft entgegen.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Gegnerische Aufmerksamkeiten für die „Allgemeine Rundschau".

Vom Herausgeber.

Der Postauslauf der „Allgemeinen Rundschau" erfreut sich seit einiger Zeit einer so zärtlichen Aufmerksamkeit gewisser Block- und Bülowblätter, daß dem Herausgeber schon der Gedanke kam, ob er nicht einem eigens zu legitimierenden Gewährsmanne der Interessentenclique regelmäßig Einblick in die ein- und auslaufenden Postsendungen anbieten sollte. Das würde jedenfalls zur Vereinfachung des Verfahrens dienen. Der freundliche Leser glaubt vielleicht, daß ich scherze. Die nachstehenden Beispiele aus den jüngsten Tagen werden ihn eines Besseren belehren. Am 31. Dezember 1907 schrieben die „Berliner Neuesten Nachrichten" in einem Entrefilet gegen die Leitung des Brandenburgischen Provinzialverbandes des Deutschen Flottenvereins, der „seine Gegnerschaft gegen das Präsidium in eigentümlicher Weise bekunde", wörtlich:

„Die „Tägliche Rundschau" macht Mitteilung von einem Schreiben des Chefredakteurs und Verlegers der ultramontanen Münchener Wochenschrift „Allgemeine Rundschau", Dr. Armin Kausen, in dem er sich gegenüber einem Mitgliede des Flottenvereins, das sich über die giftigen Artikel des Blattes über General Keim und den Deutschen Flottenverein auf einer Postkarte beschwert und sich die weitere Zusendung von Probenummern verbeten hatte, folgendermaßen ausläßt: „In gleichem Posteinlaufe (der die Karte des Flottenvereins-Mitgliedes brachte) fand sich ein Brief vor, in welchem der Generalsekretär des Deutschen Flottenvereins, Hauptausschuß für Berlin und die Mark Brandenburg, wörtlich schreibt: „Mit großem Interesse haben wir Ihre Artikel: „Ein politischer General" und „Einer da unten in München" gelesen. Sie würden uns zu größtem Dank verpflichten, wenn Sie uns 300 Exemplare hiervon zur Verfügung stellen würden." Wozu diese ultramontanen Schimpfartikel verwendet werden sollten, diese Frage ist nicht schwer zu beantworten."

Der tatsächliche Hintergrund dieser „Enthüllung" ist richtig dargestellt. Nur einige launige Wendungen, mit welchen das Schreiben an das so drastisch heimgeschickte Mitglied der Keimgarde gewürzt war, sind von der „Täglichen Rundschau"[1]) aus begreiflichen Gründen unterdrückt worden. Der Hauptausschuß des Flottenvereins für Berlin und die Mark Brandenburg (gez. Hauptmann Roeper) hat um die 300 Exemplare des Heftes Nr. 51 nicht nur gebeten, sondern sie auch erhalten. Unwahr ist nur das von der „Täglichen Rundschau" angehängte Beiwerk. Die „Tägliche Rundschau" und die „Berliner Neuesten Nachrichten" (ob auch andere Blätter diesen Ausfall abdruckten, können wir im Augenblick nicht feststellen) behaupten, es habe sich in dem vom Berliner Flottenvereinsausschuß erbetenen Hefte um „Schimpfartikel", um „giftige Artikel über General Keim und den Deutschen Flottenverein" gehandelt. Jeder Leser kann sich selbst überzeugen, daß beide Artikel keineswegs dem Flottenverein als solchem feindlich gegenüberstanden, sondern im Gegenteil die Interessen eines einheit-

[1]) Zur Kennzeichnung der „Täglichen Rundschau" und ihrer Kampfesweise sei hier aus einem Berichte der nationalliberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 13 vom 13. Januar 1908) über die am 11. Januar in Berlin abgehaltene außerordentliche Generalversammlung des brandenburgischen Zweigvereins folgender Passus mitgeteilt: „. . . nahm Oberbürgermeister Lehmann-Forst das Wort. Seine Amtsgeschäfte erlaubten ihm, nur eine Berliner Zeitung regelmäßig zu lesen, die „Tägliche Rundschau". Deshalb sei er mit dem größten Mißtrauen gegen die Bayern nach Köln gegangen. Er habe damals geglaubt, daß die Bayern verkappte „schwarze Brüder" seien (Heiterkeit), die sich in den Flottenverein eingeschlichen hätten. Um so freudiger sei er überrascht gewesen, in den Bayern stramm nationale, für Deutschlands Größe und Macht begeisterte Leute kennen zu lernen, die mit Recht auch darauf stolz waren, daß sie selbst in bayerischen Zentrumskreisen viele überzeugte Anhänger für den Flottenverein geworben hätten. Das sei eine gute Tat und es wäre bedauerlich, wenn man die wackeren Bayern dauernd verlieren sollte. (Lebhafter Beifall.) Deshalb müsse man General Keim unbedenklich opfern. (Erneuter Beifall.) Kaufmann Buchholz-Schöneberg: In weiten Kreisen, auch Norddeutschlands, sei man empört gewesen, daß in der Charlottenburger Generalversammlung verächtlich von „Einem da unten in München" gesprochen worden sei. (Ruf: Ist nicht wahr! Ist nicht gesagt worden! Hauptmann Roeper: „Ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört!" Großer Lärm."

Digitized by Google

lichen und geschlossenen Deutschen Flottenvereins vertraten. Der Artikel „Ein politischer General“ (Von einem preußischen Offizier) bezeichnete den Flottenverein sogar als „unseren wichtigsten Verein“ und sprach von der „an sich so vortrefflichen Sache, die der Flottenverein zu vertreten hat“. Auch der Artikel „Einer da unten in München“ von Fritz Nienkemper bezeichnete den Flottenverein als „einigendes Band für die Deutschen verschiedener Stämme, Bekenntnisse und Parteien“. Der Versuch, den Hauptausschuß für Berlin und Brandenburg wegen seines Interesses für diese Artikel der „ultramontanen“ Allgemeinen Rundschau zu kompromittieren, ist daher unbedingt verfehlt. In Wahrheit dürfte der genannte Hauptausschuß die Artikel deshalb „mit großem Interesse“ gelesen haben, weil dieselben beweisen, daß auch in Zentrumskreisen der Flottenverein keineswegs a limine abgewiesen wird, daß man nur jede parteipolitische Betätigung desselben streng vermieden sehen möchte.[2])

Ein anderer Artikel, der sich mit dem Postauslauf der „Allgemeinen Rundschau“ beschäftigte, machte unlängst die Runde durch ein halbes hundert bülowtreuer Blätter. Es war aber auch ein ganz sensationeller Fall, ein Reporterstückchen von seltener Pikanterie, geeignet, die Beziehungen der betreffenden Blätter zu einer „unterrichteten Seite“ in das hellste Licht zu rücken. Man denke sich: die Bülowpresse sah sich in die Lage versetzt, das gedruckte Widmungsblatt, mit welchem der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ das Heft Nr. 50 (1907) an den Kaiser gesandt hatte, im Wortlaut zu veröffentlichen. Das betreffende Heft enthielt den Freimütigen Appell an Seine Majestät den Deutschen Kaiser (Aus einem evangelischen deutschen Fürstenhause), der die Bülowpresse schon damals so stark erregte und Kommentare erzeugte, von denen der eine mit dem anderen und dem dritten und vierten in groteskem Widerspruch stand.

Ob die „unterrichtete Seite“ ihre sensationelle Kenntnis von der „gedruckten Widmung“ irgend einem Hüter kaiserlicher Papierkörbe oder gar dem Blockfürsten Bernhard in eigener Person oder wem sonst verdankt, kann dahingestellt bleiben. Daß der Kaiser selbst oder das Zivilkabinett die Notiz in der Presse veranlaßt hätte, ist wohl ausgeschlossen.

Uebrigens sollen unsere Leser nicht um das Vergnügen gebracht werden, die sensationelle Enthüllung in ungekürzter Fassung zu genießen. Hier ist sie:

„Zentrumsumtriebe an deutschen Höfen. Von unterrichteter Seite wird uns geschrieben: Die klerikale „Allgemeine Rundschau“ (Herausgeber Dr. Armin Kausen) hat bekanntlich auf den Reichskanzler einen ungemein heftigen Angriff gerichtet, dessen besondere Würze darin bestand, daß er an den Kaiser selbst appellierte und solchem Appell durch die Behauptung Nachdruck zu verleihen suchte, seine Urheberschaft sei auf ein evangelisches deutsches Fürstenhaus zurückzuführen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat sich mit der Veröffentlichung des plumpen Machwerks nicht begnügt, sondern er hat, wie wir authentisch wissen, die betreffende Nummer seiner Zeitschrift an den Kaiser selbst gesandt. Schwerlich aber ist der Kaiser der einzige Bundesfürst, bei dem Dr. Kausen sich bemüht, die Stellung des Fürsten Bülow zu erschüttern. Denn er schickte dem Kaiser die betreffende Nummer der „Allgemeinen Rundschau“ mit einer gedruckten „Widmung“ deren Anfangsworte lauten: „In tiefster Ehrerbietung dargereicht . . .“ Wahrscheinlich also hat Dr. Kausen die Anschwärzung des Reichskanzlers an allen deutschen Höfen versucht. Daß solche Mittelchen nicht verfangen, selbst wenn zur Erhöhung ihrer Wirksamkeit im wohlpräparierten Hintergrunde ein evangelisches deutsches Fürstenhaus gezeigt wird, davon darf Dr. Armin Kausen, so schmerzlich es ihm auch sein mag, voll und ganz überzeugt sein.“

Dieser „Waschzettel“ fand sich in gleicher Fassung in den „Berliner Neuesten Nachrichten“, im „Dresdener Anzeiger“, im „Leipziger Tagblatt“, in der „Magdeburger Zeitung“, im Magdeburger „Zentral-Anzeiger“, in den „Itzehoer Nachrichten“ usw. usw. Außer diesen Eigenbeziehern der so trefflich „unterrichteten“ Korrespondenz brachten auch noch zahlreiche andere Blockblätter die grausige Entdeckung in ungekürzter oder gekürzter Form zur Kenntnis ihrer Leser. Wir nennen beispielsweise nur die „Münchner Neuesten Nachrichten“, die „Saale-Zeitung“, die „Göttinger Zeitung“, die „Greizer Zeitung“, die „Leipziger Neuesten Nachrichten“. Letztgenanntes Blatt besaß die Naivität zu schreiben, es sei gewiß gut, wenn der Kaiser für alle berechtigten Wünsche zugänglich sei, aber die Einsendung der bewußten Nummer unmittelbar an den Kaiser sei „verwerflich“. Ja, an wen hätte denn der Appell an den Kaiser gesandt werden sollen, wenn nicht an den Kaiser?

Selbst auf die Gefahr hin, daß es gewissen Leuten noch ärger auf die Nerven schlägt, sei bei dieser Gelegenheit verraten, daß das ominöse Heft der „Allgemeinen Rundschau“ längst nicht das einzige gewesen ist, welches mit der Adresse des Kaisers oder des Zivilkabinetts oder des Militärkabinetts seinen Weg nach Potsdam oder an ein anderes jeweiliges kaiserliches Hoflager nahm. Im Bureau der „Allgemeinen „Rundschau“ hat die Unterstellung, daß die gedruckte Widmung etwa ad hoc hergestellt und das böse Heft zur „Anschwärzung des Reichskanzlers“ an alle deutschen Höfe gesandt worden sei, Heiterkeit erregt. Warum haben die so entrüsteten Blockbrüder in den Papierkörben ihrer unterschiedlichen Höfe und Residenzen nicht Nachschau halten lassen? Die Ausbeute wäre nicht groß gewesen. Vielleicht dient es zu etlicher Beruhigung gequälter Seelen, wenn hier festgestellt wird, daß seit beiläufig vier Jahren gedruckte Widmungskartons mit der gefürchteten Aufschrift: „In tiefster Ehrerbietung dargereicht“ bei der Versendung von besonderen Exemplaren der „Allgemeinen Rundschau“ an Mitglieder regierender Häuser oder an Kirchenfürsten ständig in Gebrauch gewesen sind. Der Vorrat ist immer noch so groß, daß Interessenten der Blockpresse Muster zur Verfügung gestellt werden können.

Schließlich noch ein Nachwort zu dem in Frage stehenden freimütigen Appell aus einem evangelischen deutschen Fürstenhause. Verschiedene Blockblätter, deren Namen unter den oben erwähnten leicht wiederzufinden sind, haben sich mit ihren Kommentaren über dieses unbequeme Fürstenwort unsterblich blamiert. Erst versuchten sie, im schreienden Gegensatz zur liberalen „Augsburger Abendzeitung“, das evangelische Fürstenwort als eine — Mystifikation hinzustellen. Als aber dann die „Augsburger Abendzeitung“ in Herzog Paul von Mecklenburg den Verfasser vermutete, fielen sie alle aus der Rolle — fanden den Brief plötzlich furchtbar echt und schalten weidlich über den „jesuitischen Trick“. In Nr. 51 vom 21. Dezember 1907 hat die „Allgemeine Rundschau“ dieses Märchen gründlich zerstört und kurz und bündig konstatiert: „Das Mitglied eines evangelischen deutschen Fürstenhauses, das sich nun zum zweiten Male an die „Allgemeine Rundschau“ wandte, ist weder Konvertit, noch gehört es einer mediatisierten Linie an“. Was haben die vorher so redseligen Blätter darauf geantwortet? Keine Silbe! Die Polemik brach plötzlich ab, und alle waren stumm wie das Grab. Erst die Sensationspost des „Unterrichteten“ gab ihnen die Sprache wieder, um sich über eine Versendung zu echauffieren, die selbst im gelobten Lande des Dreiklassenwahlsystems und des beschränkten Untertanenverstandes noch zu den erlaubten Dingen gehört und nach Bedarf wiederholt werden wird, ohne daß man danach fragt, ob empfindliche Blockhühneraugen davon berührt werden oder nicht. Die Hauptsache bleibt, daß das evangelische Fürstenwort echt und auch vielen Protestanten aus der Seele geschrieben war, wie aus Zuschriften an die „Allgemeine Rundschau“ hervorgeht.

[2]) Nach dem „Berliner Tageblatt“ (Nr. 20 vom 12. Jan.) hätte der Generalsekretär Hauptmann Roeper in der Generalversammlung insofern einen halben Rückzug versucht, als er sich zwar wegen der Versendung der „Allgemeinen Rundschau“ an die Mitglieder verteidigt, indessen geltend gemacht habe, daß er anfangs das Blatt und seinen Charakter nicht genau kannte. Nun, die Artikel, die ihn so lebhaft interessierten, kannte er um so besser! Wenn selbst aufrechte Charaktere wie Hauptmann Roeper vor Fanatikern vom Schlage Hoensbroechs zurückweichen, so ist das nur wieder ein Beweis für die blindwütigen Vorurteile gewisser Berliner Kreise, in denen die Maxime gilt: Ob schuldig oder nicht, der „Ultramontane“ wird gehängt! Uns ist ein Berliner Zeitungsverlag bekannt, der in seiner Redaktion niemanden duldet, der einen katholischen Taufschein besitzt. Im übrigen erlitt Graf Hoensbroech, der für General Keim eintrat und dem Flottenverein das Recht wahren wollte, auch Parteipolitik zu treiben, eine eklatante Niederlage. Nach dem „Berliner Tageblatt“ wurde die Rede Hoensbroechs häufig von Lärm, Widerspruch und energischen Schlußrufen unterbrochen, und die Generalversammlung sprach sich mit großer Mehrheit für den Rücktritt Keims aus.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Probehefte senden wir gratis an jedermann.

Digitized by Google

Zum Kampf gegen die antiklerikale Sudelpresse in Italien.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Zu Beginn des Gerichtsjahres hielt soeben vor dem Appellhof der Substitut des Generalstaatsanwalts, Comm. Francesco Lombardi, eine vielbemerkte Rede, die allen anständigen Elementen aus der Seele gesprochen war.

Mit offenem Freimut beklagte er die von einer gewissen Presse ununterbrochen verübten Verunglimpfungen der Religion, die, wie Redner hervorhob, das schönste Patrimonium der Italiener ist, und deren tiefe Schädigung der schwerste Verlust für ihr Land wäre. „Wehe!“ so rief er aus, „wehe, wenn die Autoritäten vergessen würden, daß ein Volk, das die Religion geringschätzt, ein totes Volk ist.“ Und fügte dann als Beweis dafür hinzu: „Mehr als die anderen können wir versichern, daß das Festhalten an der Religion ein Schutz ist gegen Laster und böse Neigungen, welche die Grundlage von Verderbtheit und Verbrechen sind.“

Es war folgerichtig, daß Lombardi dann zu einer höchst berechtigten Kritik des bestehenden Preßgesetzes überging. Läßt dasselbe doch wegen seiner vielfachen Lücken allzu oft die Justizbehörden im Stich, wenn sie gegen das Treiben gewisser Preßbanditen einschreiten möchten.

Wenn indes Lombardi der Staatsanwaltschaft das Zeugnis ausstellt, daß sie tut, was sie kann, so darf man ein Fragezeichen dahinter setzen. Seit Neujahr prangt an allen Straßenecken wieder eine der unsäglich gemeinen Papstkarikaturen des „Asino“, und darunter ist in großen Lettern zu lesen: „Auch im neuen Jahr wird der „Asino“ in der Welt die Wahrheit verbreiten zum Trotze der katholischen, apostolischen, römischen Lüge.“

Also hier wird die geheiligte Person des Statthalters Christi, des durch das Garantiegesetz als Souverän anerkannten Papstes, verhöhnt und zugleich der Religion der weitaus größten Mehrheit in zynischer Weise der Krieg erklärt.

Aber kein Staatsanwalt rührt sich, obwohl es in diesem Fall an einer gesetzlichen Handhabe gewiß nicht fehlen würde.

Der moralische Mut, der dazu gehört, einzuschreiten und sich den Kotwürfen einer Sudelpresse auszusetzen, der tut eben auch manchem Staatsanwalt not.

Was Wunder, daß die Volksvergifter immer übermütiger werden, da man sie nur selten am Schopf faßt.

Nötig ist vor allem die Beseitigung der Mängel des Preßgesetzes, aber das Lob, das Lombardi der angeblichen Wachsamkeit und Rührigkeit der italienischen Staatsanwälte spendet, kann nicht ohne weiteres unterschrieben werden.

Bekanntlich wurde im Herbst in Rom eine Liga der Familienväter zur Bekämpfung der in der Oeffentlichkeit sich breitmachenden Immoralität gegründet. Erfreulicherweise haben in manchen Städten zahlreiche wackere Männer sich ihr angeschlossen. Dieser Tage erhielten viele Deputierte und Senatoren ein Schreiben der Liga, die weder politischen noch konfessionellen Charakter hat, mit der Bitte um ihre Unterstützung in dem allen anständigen Leuten aufgedrängten Kampf. Eine Reihe von Parlamentariern haben daraufhin ihren Beitritt erklärt.

Am Abend.

Noch einen Blick zum Sternenheer,
Und einen ruhevoll in mich,
Und einen auf des Lebens Meer,
Ein langes Denken, Gott, an dich.

Wie schläft so hold in frommer Nacht
Der friedereich geschied'ne Tag!
Doch immer scheint nicht Sternenpracht,
Oft tut das Herz so herben Schlag.

So sehnsuchtswehe, sturmerregt
Brandet die See drin fürchterlich;
Du hast sonst Leid und Sturm gelegt,
Beschütze, Gott, auch heute mich!

Eugen Mack.

Adam, was hast du aus dem Weibe gemacht?

Das neue Jahr nimmt die schmutzigsten Prozesse des vergangenen, die uns vor der ganzen Welt bloßstellten, mit hinüber. Wenn auch nicht mehr mit der Wucht des ersten jähen Erschreckens, so doch mit der vielleicht fruchtbareren Erkenntnis der Ursächlichkeit, werden die häßlichen Bilder noch einmal vor uns aufgerollt.

Unterdessen sorgt die Chronik des Alltags dafür, daß der erste Eindruck, den wir bei den Skandalprozessen empfingen, nicht verblaßt, daß die Pflicht sich immer schärfer vor die Besonnenen stellt, doch endlich einmal alle Verhüllungen wegzuräumen und die nackten Ursachen vor unseren Blicken offen zu legen. Die Mittel zur Abhilfe geben sich dem vorurteilslosen, klar schauenden Auge ganz von selbst, wie auch die Absicht, nun wirkliche Abhilfe zu schaffen von selbst erstehen muß und wird, wenn noch ein Rest vom Blute unserer Altvordern, deren Sittenreinheit selbst der degenerierten Römer Achtung forderte, in den deutschen Männern steckt. Denn, die unsere heutige Schande hinausgetragen haben, sie, die Spötter und Schadenfrohe vor unsere Türen lockten, sie sind ja nicht der Kern des deutschen Volkes, wenn auch von oben herab und von unten herauf die Mittelstände, der Hort aller Bürgertugenden von jeher, stark umkreist werden.

Die Kindervergewaltigungen, die stillen und offenen Rachezüge abgewiesener Liebeswerber und Freier, die Entdeckungen schamloser Gewerbe zur Begünstigung der männlichen Prostitution als Gegenstück zu dem lange nicht genug geahndeten Mädchenhandel, sind die Staffagen des Alltags, die sich um die Revisionsprozesse gruppieren und täglich neue Bilder zu den alten stellen, die alle eine Gemeinsamkeit haben: den Tiefstand unserer sittlichen Zustände. Es fehlt nicht an Hinweisen auf die Tatsachen, die als Ursache gelten.

Es folgt die natürliche Frage: wo liegt die Schuld, die Schuld, die uns hinabzieht und das Urteil sich auflösender Degeneration preisgibt?

Vor allem in den falschen Moralbegriffen, die das Privatleben des Mannes ganz außerhalb seiner persönlichen Qualitäten stellen, das man eben, als „Schlafzimmergeheimnisse“, noch weiter aus der Perspektive rücken will. An sich wäre nichts gegen dieses letzte Beginnen einzuwenden, wenn unter den modernen Männern nicht eine Veräußerlichung unserer Kultur mit der sich rapid steigernden Habsucht und Habgier durch die einige Zeit günstige Konjunktur von Industrie und Handel ausgebildet hätte. Wenn nicht eine Verrohung des Empfindungslebens und der Brutalität ungezähmter und ungezügelter niederer Instinkte Platz gegriffen und eben diese Zugeständnisse geschaffen hätte.

Ist es je erhört worden das Verhältnis, wie es heute zwischen dem Manne und dem Weibe besteht und bis zu den unnennbarsten Exzessen ausschreitet?[1]) Nicht das unschuldige Kind, nicht die der Auflösung nahe fünfundachtzigjährige Greisin, nicht die Leiche einer jungen Wirtstochter, ja nicht die eigenen Töchter sind mehr sicher vor der wilden Gier männlicher Bestien. Und eine Pornographie, die zu solcher Vertierung erzieht, wird durch die Inseratreklamen in Blättern gefördert, die den deutschen Namen tragen. Man hat die alten Ideale, man hat alle bewährte Tradition über Bord geschleudert, den Ich-Kultus emporgehoben bis er zu solcher Wirklichkeit auslebte, das zum Grauen jeder Verantwortlichkeit werden mußte.

Und wie schon im Paradiese, schob Adam die Schuld auf das Weib. Nicht einmal der Mut für die Folgen der Tat, nicht die Kraft für seine Schuld ist dem „modernen“ Manne geblieben.

Die zunehmende Ehelosigkeit war die erste frappante Erscheinung in der Oeffentlichkeit und die Abneigung gegen Kindersegen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die ungesunden Zustände, der anspruchsvolle Luxus der Frau, wurden als Ursachen vorgeschoben.

[1]) Der Herausgeber hat dem vorstehenden Mahnwort, dessen furchtbarer Ernst nicht zu verkennen ist, gerne die Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ geöffnet. Zur Ehre der gesitteten deutschen Männerwelt, welche weder der Nietzschemoral noch der in den jüngsten Tagen wieder im Kölner Peters-Prozeß so entsetzlich bloßgestellten „Afrikanermoral“ Zugeständnisse macht, sei allerdings die Einschränkung angefügt, daß das leider nur zu weit verbreitete Milieu, das die obige Schilderung rechtfertigt, doch nicht die Allgemeinheit ist. Es gibt noch sittenstarke, aufrechte, auf deutsche Tradition stolze und ihrer würdige deutsche Jünglinge und Männer.

Digitized by Google

O, über diese Heuchelei, die im ersten Stadium und im ersten Hohn müßte den Erstickungstod gefunden haben. Sind es denn nicht die im Besitztum gefestigten, die der legitimen Ehe nicht verlangen? Und sind es nicht der Frauen edelste und reinste, die pflichtbewußten, die entsagungsreichen, sind es nicht die willensstarken, die die Krone ihres Geschlechtes tragen, und die einsam ihrer Wege gehen?

Die Männer, die im kargen Lohne des Tages stehen, retten sich in die frühe Heirat.

Die Frauen, die nur dem Tage leben, die blinde, nutzlose Schößlinge ihres Geschlechtes sind, deren „Dümmlichkeit" amüsiert, werden begehrt, werden auch — — — geheiratet. Weil sie in ihrer lebhaften Gedankenlosigkeit dem Manne das scheinen, was seine Sinne allein noch beim Weibe suchen und vom Weibe verlangen.

Das wohlhabende Weib ist ein Handelsartikel für eine eventuelle Ehe. Ihre Person ist Nebensache, ihre Eigenschaften, ihre Vergangenheit ohne Interesse. Mit ihrer Mitgift werden die bezahlt, die seine Sinne fordern. Und rächt sich ein Weib für ihre Schmach in der Ehe, ruft der männliche Chorus: Welch ein Weib! Sehet dieses Geschlecht!

Nimmer ringt der Mann für das Heim, das einst bergen soll sein Weib in Liebe geworben und die in Liebe Weib ihm geworden, die fröhliche Mutter seiner Kinder! Selig im Besitz der reichen Liebe, die sie alle vereinend umschlingt! Anspruchslosigkeit und freudiger Schaffensmut von beiden Seiten hält die Sorge ferne!

Der moderne Mann will an der reich besetzten Tafel des Lebens seinen Platz, ohne eigenes Ringen, ohne eigenen Kampf, kraft seines Mannesrechts! Durch die Mitgift der nebenbei geduldeten Frau, der er seinen Namen dafür überläßt und eine Abhängigkeit durch das Gesetz, das die Frau zur Beute eines Unedlen macht, statt in den Schutz des Starken zu stellen.

Haben eigener Erfolg und Glückesgunst dem modernen Manne einen Platz an der besetzten Tafel gesichert, dann will er nicht teilen nach ehelichem Gebot mit einem Weibe, die Gefährtin seines Lebens ist. O nein! Er wählt sich die Genossin seiner Gelage ganz nach Willkür und Laune der Stunde, als Geschöpf seiner Gnade, die in übermütigem Taumel die Stunden bezwingt. Wer schämt sich noch solcher Genossin, noch solcher Art verbrachter Stunden, die längst keine heimlichen mehr sind? Nicht einmal Ehemänner scheuten sich, Klagen für Alimentszahlungen ins Haus zu der Ehefrau gebracht zu sehen.

Mit dem Namen der Ehegattin brüsten sich käufliche Frauen in Sommer- und in Winteraufenthalten. Die Tages- und die Stundenzimmer der offenen und Privathotels züchten Pseudoehepaare. Oder aber der Mann fordert in der Ehe in brutaler Rücksichtslosigkeit sein Recht, besteht auf dem Buchstaben des Gesetzes, an Liebe denkt er nicht, so wenig als er sie von seinem Weibe so fordern kann. Gehorsam ist's, was er will, den er braucht. Ihr Männer! So habt ihr das Heiligste entthront, das die Geschlechter in der Ehe binden soll! In der ihr täglich ringen solltet um die Liebe des Weibes und wartend, bis sie sich gewährt in stets neuer, heiliger Scheu!

Solche Gemeinsamkeit trägt die sichern Grundpfeiler der Familie, die Schutz gewährt Frau und Kinder in allen Brandungen des Lebens. Der Mann muß wieder sich gewöhnen, das Dach selbst zu formen, das die „Seinen" birgt vor allen Unbilden von außen. Er muß es tun, aus Achtung vor sich selbst, der er das Haupt der Familie sein will. Er wird es in erhöhtem Maße wieder werden, wenn er sein Weib, die Mutter seiner späteren Kinder, die vorahnend seine Gedanken beleben, in den Reihen jener starken Frauen sucht, die lieber einsam blieben, als ohne Liebe und Achtung zur Ehe zu schreiten. Mit ihnen und durch sie werdet ihr in ein Land der Schönheit schauen, das euch über euch selbst hinaus erhebt. Das Walten des Geistes und der Hände einer solchen Frau zeigt, wo die Größe ihres Geschlechts liegt, die Erkenntnis wird die längst begrabene Ehrfurcht vor dem Weibe wieder erstehen lassen. Neben der Ehrfurcht vor dem reinen, pflichtbewußten Weibe lebt auch die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern wieder auf und die Familie steht wieder auf dem Platze, wie sie die alten Germanen gründeten und das richtig verstandene Christentum aufs Neue sie befestigte.

Es sind die Traditionen unserer Rasse und unseres Bekenntnisses! O. Jeremias.

Gemeinsames Land?

(Zur Frage des akademischen Ehrenschutzes.)[1]

Von

August Nuß.

Vor mir liegt eine Schrift des bekannten Münchener Rechtslehrers v. Amira: „Die Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes."[2] In dieser sehr beachtenswerten Broschüre bespricht Professor v. Amira die Vorschläge, die der Ausschuß der Münchener Freien Studentenschaft zum Zwecke der Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes den Münchener Kommilitonen vorgelegt hat. Auch in anderen deutschen Hochschulstädten wird das Problem des akademischen Ehrenschutzes eifrig erwogen. An einzelnen Orten, so in Freiburg i. B., ist es bereits praktisch gelöst. Als ein echtes Kulturproblem gewinnt es auch weit über die internen studentischen Kreise hinaus allgemeine Beachtung und Bedeutung.

Nach einigen kurzen, aber den Kern der Sache treffenden Bemerkungen über „innere" und „äußere" Ehre beschäftigt sich v. Amira in der genannten Broschüre mit der wichtigen Frage, wie die Verletzung der äußeren Ehre beseitigt werden kann. Er stellt zunächst die unbestreitbare Tatsache fest, daß die staatlichen Mittel zurzeit in keiner Weise ausreichen, um die Ehre wieder herzustellen. Hieraus suchen die Duellfreunde eine Rechtfertigung des Zweikampfes, die Duellgegner eine Reform des Ehrenschutzes herzuleiten. Die Ausführungen des Münchener Gelehrten über die Unzulänglichkeit des staatlichen Ehrenschutzes sind einleuchtend und stellenweise, nämlich da, wo er von den Beleidigungsprozessen spricht, sogar recht aktuell.[3]

Auch die kritische Auseinandersetzung mit dem duellfreundlichen Standpunkt, der im Zweikampf persönlichen Mut und in diesem wieder einen sittlichen Vorzug erblickt, ist trotz ihrer Kürze sehr wirksam.

Da nun aber die „Freie Studentenschaft", an die sich v. Amira in erster Linie wendet, ihrem Programm gemäß eine Parteinahme für oder gegen das Duell sich versagen muß, kann es für sie nur darauf ankommen, „einen Weg zu finden, der es auch dem Duellgegner ermöglicht, in angemessener Weise für seine Ehre so einzutreten, daß ihm die Achtung seiner akademischen Mitbürger gesichert bleibt".

Unter diesem Gesichtspunkt sind die Vorschläge zu beurteilen, welche der Ausschuß der Münchener Freien Studentenschaft zur Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes macht. Sie laufen im wesentlichen auf folgende Bestimmungen hinaus:

Zur Schlichtung und Aburteilung von Streitigkeiten unter solchen Kommilitonen, welche sich freiwillig dem Ehrengerichtsstatut unterworfen haben, werden „Schiedsgerichte" von Standesgenossen eingesetzt. Den Bestimmungen über die Schiedsgerichte wird die Einrichtung eines „Vertrauensmannes" vorausgeschickt. Dieser in vorgerücktem Semester stehende Vertrauensmann „soll die Erklärungen der Kommilitonen über ihre Stellung zur Satisfaktionsfrage, so weit sie gewillt sind, solche abzugeben, entgegennehmen, sie aufbewahren und im gegebenen Momente veröffentlichen". Hierdurch soll es nämlich — und das halte ich für ein sehr wichtiges und beachtenswertes Moment — ermöglicht werden, „daß der Duellgegner seine Stellung zur Satisfaktionsfrage niederlege, lange bevor eine Beleidigung vorliegt". Durch diese Bestimmung soll der Gefahr begegnet werden, daß jemand „wegen Duellverweigerung in einem konkreten Falle als feige, als Kneifer . . . bezeichnet wird". Nur soll der Duellgegner in seiner „Erklärung" angeben, wie er überhaupt Genugtuung zu geben und zu nehmen gedenkt. Eine hierzu geeignete Einrichtung bietet ihm das Schiedsgericht.

Das Schiedsgericht hat die Aufgabe, dem Beleidigten Genugtuung zu verschaffen. Das schiedsgerichtliche Verfahren

[1] Anmerkung des Verfassers: Dieser Artikel war bereits verfaßt und an die „Allg. Rundschau" abgeschickt, bevor mir die Nr. 2 der „Rundschau" mit dem Aufsatz Hans Befolds über das gleiche Thema zu Gesicht kam. Ich freue mich lebhaft über die Anregungen Befolds und kann seine Ausführungen nur befürworten. Er wird aus meinem obigen Artikel heraus lesen, daß die angeschnittene Frage nunmehr aktuell geworden ist.

[2] München 1908, Max Steinebach, Buch- und Kunstverlag, herausgegeben von Robert Theilhaber als Nr. 1 der „Münchener Hochschulzeitung". Preis 0.30 M.

[3] Man denkt auf Seite 8 der Amiraschen Schrift unwillkürlich an den Moltke-Harden-Prozeß!

Digitized by Google

endet durch Zurücknahme der Klage, Vergleich oder Schiedsspruch, nachdem durch das sogenannte Schiedsamt das Verfahren vorbereitet worden ist. Das Schiedsgericht kann mangels genügender Beweise von einem Schiedsspruch absehen.

Der Schiedsspruch kann lauten auf Erklärung: a) daß eine Beleidigung nicht vorliegt, b) daß eine Beleidigung vorliegt. Im letzteren Falle ist auf eine formulierte Ehrenerklärung zu erkennen.

Das Schiedsgericht besteht aus fünf von der Studentenschaft gewählten, mindestens im vierten akademischen Semester stehenden Mitgliedern. Jede Partei ernennt außerdem zwei Beisitzer; diese Bestimmung leuchtet auf den ersten Blick ein; vergrößert sie doch das Vertrauen in die gerechte Loyalität des Gerichtes. Daß die Regelung des Verfahrens einer Schiedsgerichtsordnung vorbehalten bleiben soll, erscheint auch mir gleich v. Amira bedenklich, da ja gerade die Art des Verfahrens der ganzen Einrichtung den Wert verleiht. Die Mitglieder des Schiedsgerichts sind ebenso wie der „Vertrauensmann" zum Stillschweigen verpflichtet.

v. Amira ist im großen und ganzen mit den oben kurz skizzierten „Vorschlägen" der „Freien Studentenschaft" einverstanden. Nur hier und dort macht er, wie ich schon durchblicken ließ, einige Ausstellungen. Auch zieht er die einschlägigen Bestimmungen über das Schiedsgericht der „Deutschen Antiduell-Liga" zum Vergleiche heran.

Dann aber fährt der Münchener Hochschullehrer wörtlich fort:

„Das ganze schiedsgerichtliche Verfahren ist als ein freiwilliges gedacht, das durch seine moralische Kraft die Nichtinkorporierten veranlassen soll, sich ihm zu unterwerfen und welches, wie ich glaube, dies in der Folge auch bewirken wird... Es wäre nun zu wünschen, daß dieser gesunde Gedanke sich soweit durchsetzen möchte, um die Korporationen zu veranlassen, mit der freien Studentenschaft in Verbindung zu treten, damit auf diese Weise vielleicht in nicht zu ferner Zukunft ein gemeinsames Schiedsgericht für die gesamte Studentenschaft geschaffen werde." v. Amira verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung dieses Gedankens entgegenstellen, aber er hofft auf Verständnis, namentlich seitens derjenigen Verbindungen, welche die Satisfaktion mit der Waffe verweigern. Dann zitiert er die Worte, die Dr. Felix Behrend in seiner Schrift: „Der freistudentische Ideenkreis" geschrieben hat:

„Wenn in ständiger, gegenseitiger Anregung und Arbeitsteilung die sämtlichen Gebiete menschlicher Betätigung in regem Wechselverkehr der Studenten während der ganzen Studienzeit durchlebt werden, wenn die verschiedenartigsten Meinungen auf allen Gebieten sich auf diese Weise im Kampfe der Ideen durchringen, so kann sich die Basis ausbilden, auf der das Bildungsproblem zu lösen ist."

v. Amira schließt daran die beherzigenswerte Mahnung zu friedlichem und kameradschaftlichem Verkehr unter den Kommilitonen, zu einem Verkehr „von allen, der nicht durch Eifersüchteleien unter Vereinen, durch Parteigezänk und Verrufserklärungen bedroht wird, zu einem Verkehr, der auf gegenseitiger Achtung beruht!" — — —

Wäre es nicht möglich, daß alle Kommilitonen, einschließlich der katholischen Studentenkorporationen, auf einen gemeinsamen Boden träten, von dem aus gemeinschaftlich an der Verbesserung des reformbedürftigen akademischen Ehrenschutzes gearbeitet werden könnte? Wäre das nicht „gemeinsames Land" für alle Kommilitonen?

Angesichts der Hetze gegen die „unhonorigen" (!) katholischen Studentenkorporationen in den letzten Jahren, die neuerdings eine ruhigere, aber darum nicht weniger gefährliche und eigentümliche Form angenommen hat, möchte man an der Verwirklichung dieses „Ideals" verzweifeln.

Aber, noch gibt es auch im gegnerischen Lager Verständnis und Toleranz! Noch gibt es dort ehrliche Friedensliebe und aufrichtige Gesinnung! Wir verzagen trotz so vieler bitteren Erfahrungen nicht! Schwer ist der Kampf unserer wackeren katholischen Studenten um Achtung und Recht, und noch lange, lange, wird es dauern, bis die Sonne des Rechtes in ihrer ganzen strahlenden Größe über den Gefilden des akademischen Staates für sie aufgeht! Aber, einmal doch müssen die Nebel zerrinnen, einmal doch muß die Dämmerung dem hellen Tage weichen!

Möge der Tag nicht mehr allzufern sein, wo die großen sozialen Probleme unserer Zeit die verschiedensten studentischen Elemente zu gemeinsamer Kulturarbeit erziehen, und wo der Ruf nach Verbesserung des akademischen Ehrenschutzes so vernehmlich und machtvoll durch die akademische Bürgerschaft geht, daß er alle Akademiker als gleichberechtigte, „wohlhonorige" Söhne eines gemeinsamen Vaterlandes zu einträchtigem Wirken versammelt! Unter würdiger Aufrechterhaltung ihrer Grundsätze werden auch die katholischen Studenten ehrliche Weggenossen sein zu diesem — „gemeinsamen Lande"; unter Wahrung ihres Charakters, aber auch unter vornehmer Achtung der ehrlichen Ueberzeugung Andersdenkender werden sie gemeinsam mit allen anderen Kommilitonen treue Mitarbeiter sein an den Werken des Friedens und der Kultur.

Theologische Novitäten.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

„Ich suche Gott und die Seele." Diese Worte des hl. Augustinus kennzeichnen wohl in erster Linie jenes Ringen und Streben, von denen Geist und Herz dieses großen Mannes erfüllt war, sie haben aber gleichzeitig umfassendere Bedeutung, insofern sie einen innersten Drang der allgemeinen Menschennatur in Worte kleiden, der immer wieder den Menschengeist zu bestimmen sucht, Stellung zu nehmen gegenüber den beiden großen Gedanken und Tatsachen: Gott und die Seele. Den Kindern einer Zeit voll gesteigerten religiösen Interesses, wie die Gegenwart es ist, Führer zu sein zu diesen Problemen hin und zu deren Lösung, ist der Leitgedanke mehrerer Schriften, auf welche wir heute zunächst die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.

Gott und die Seele bilden das Leitmotiv, welches zwei Schriften des bekannten Luzerner Professors und Kanonikers, Albert Meyenberg, durchklingt und beherrscht. Seiner Darstellung der Gottesbeweise gibt er die trefflich und packend gewählte Aufschrift: Ob wir Ihn finden? (Brennende Fragen. 2. Heft: Ob wir Ihn finden? Gedankenwanderung durch Großwelt und Kleinwelt, Innenwelt und Außenwelt. Luzern 1907. Verlag von Räber & Cie., 8° 214 S., brosch. M 1.50.) Den Gang der Untersuchung kennzeichnet folgende Zusammenfassung des Autors: „Wir sind von den Ursachen zur Ur-Sache und Urtatsache aufgestiegen — von dem Bedingten zur wirklichen Notwendigkeit — von den Stufen des Unvollkommenen zu dem ewig und rein Vollkommenen — von dem Bewegten im Vollsinne des Wortes zum Beweger, den keine Welle anderswoher berührt — aus der Riesenwelt des Gesetzmäßigen und Zweckmäßigen mit allen ihren Schauplätzen und Heeren — zum Gesetzgeber — aus dem Leben und den Wegen der Völker durch die Weltgeschichte zum ewigen Herrn der Völker. Allüberall wehen, rauschen und donnern Stimmen, deren Klang durch alle Lande geht: Es lebt ein persönlicher Gott." Eine höchst wertvolle Gabe ist es, welche Meyenberg mit dieser seiner neuesten Arbeit den Katholiken deutscher Zunge bietet. Denn auf den Blättern dieser Schrift redet zu ihnen ein Mann, der nicht nur in der Theologie wohlbewandert ist, sondern auch hervorragende Kenntnis in der Profanwissenschaft bekundet, der voll Pietät für die Vergangenheit und ihre Vorzüge auch stets ein offenes Auge und ein warmes Herz für die Bedürfnisse und Forderungen der Neuzeit sich bewahrt, dem klugen Hausvater des Evangeliums vergleichbar, der aus seinem Schatze Neues zutage fördert und Altes. Was er in Vorträgen in Luzern, Zürich, Berlin seinen Zuhörern bot, erscheint hier erweitert und vertieft, namentlich auch durch längere Zitate aus fachmännischen Schriften im Beweisverfahren noch mehr gefestigt. Von der Zugkraft des neuesten Meyenberg legt die Tatsache Zeugnis ab, daß in wenigen Monaten drei Auflagen notwendig wurden.

Dem wichtigen und tiefen Problem der Seele gilt die ebenfalls bereits in 3. Auflage vorliegende Broschüre desselben Autors: Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Homiletisch philosophische Betrachtungen für gebildete Christen. (Luzern 1905. Verlag von Räber & Cie. 8° 55 S., brosch. M 0.75.) Die Abhandlung zerfällt in drei Teile. Im ersten derselben legt Meyenberg die Gedanken der Kirche über die Seele dar. Wir hören: Die Kirche verkündet: es gibt eine Unsterblichkeit, eine persönliche Unsterblichkeit, eine Unsterblichkeit der einzelnen Seelen. Diese Verkündigung geschieht mit der ganzen Wahrheitsautorität der Kirche, und zwar wendet sich die Kirche hierbei an das Wahrheitsinteresse nicht nur ihrer Kinder, sondern auch der modernen Welt überhaupt. Sie erinnert ferner daran, wie sie zu allen Zeiten gegenüber oder in Uebereinstimmung mit den verschiedenartigen Philosophenschulen immer und immer wieder eben diese Wahrheit betonte und nicht ein Pünktchen daran markten ließ. Im zweiten Teil der Schrift vernehmen wir die Exegese des Gotteswortes, welches Christus über die Unsterblichkeit der Seele spricht, während im dritten, umfangreichsten Abschnitt der Broschüre (S. 13—40) das Urteil des gesunden Menschen-

Digitized by Google

verstandes über Geistigkeit und Unsterblichkeit der Menschenseele zur Darstellung gelangt. Die Einwände des Materialismus wie die neueren mehr spiritualistischen Seelentheorien werden hier offengelegt und finden ihre Widerlegung. Meyenberg selber erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit seiner Gedankengänge zu diesem schwierigen Problem. Unseres Erachtens gehört aber seine Broschüre mit zum besten, was dem gebildeten Laien zur Orientierung auf diesem Gebiete dienen kann, zumal ihr Verfasser die große Gabe besitzt, schwierige Gedankengänge in klare Worte zu kleiden und übersichtlich darzustellen.

An dieser Stelle sei auch gleichzeitig noch einiger anderen Schriften des rührigen, schweizerischen Gelehrten gedacht, der allen Besuchern der letzten deutschen Katholikentage in bester Erinnerung steht. Die Rede Meyenbergs auf der Regensburger Tagung, welche die Sicherheit und Weitherzigkeit der katholischen Gottes- und Weltanschauung zum Gegenstand hatte, liegt nach einem erweiterten Manuskript in Broschürenform als Separatabdruck aus dem „Magazin für volkstümliche Apologetik" (3. Jahrgang Nr. 7) vor. (Ravensburg 1904. Verlag von Friedrich Alber. 22 S. brosch. M 0.20).

Um die Neige des Jahres 1905 begann Meyenberg die Veröffentlichung eines Vortragszyklus über brennende Fragen der Jetztzeit. Als erstes Heft dieser Broschürenserie erschien die Schrift: Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst (Luzern 1906, Verlag von Räber & Cie. 8° 92 S. brosch. M. 0.90), deren erster Teil die Rede Meyenbergs auf dem Straßburger Katholikentag enthält, während der zweite Teil eine sehr eingehende Gesamtdarstellung dieses hochaktuellen, vielumstrittenen Themas enthält. Als Anhang ist der Schrift beigegeben ein Essay betitelt: Zwei Dome (das Münster von Straßburg und die Dombauhütten des deutschen Katholikentages). Die Straßburger Rede Meyenbergs gipfelt in der Forderung: „Es ist unsere (der Katholiken) heilige Pflicht, mittelbar und unmittelbar in rastloser kritischer Arbeit und in mutigem positiven Aufbau den edlen Menschengeist zu entfalten für die Ausfahrt und Hochfahrt der Wissenschaft im Vertrauen auf die Harmonie des Glaubens und — ich spreche es schlechthin ohne jeden weiteren Beisatz aus — der Wissenschaft." Die bedeutsamen Ausführungen des zweiten Teiles der Broschüre zeigen auf den eigenartigen Antrieb zur Anteilnahme an der Wissenschaft hin, der in dem lebendigen, gesteigerten Wahrheitsinteresse des Katholizismus selber liegt und führen dann großzügig den Nachweis für die These: Die Anteilnahme an Wissenschaft und Kultur liegt dem Katholizismus im Blut. Daran reihen sich lichtvolle und sichere Ausführungen über die Stellung des Katholiken zur Kunst. Einen Hochgenuß bietet es dem feinsinnigen Sohn der Schweizer Berge in seinen Meditationen über die Kunst und Pracht des Straßburger Münsters zu folgen und seinen großzügigen Schilderungen des Geistes zu lauschen, welcher die Arbeiten des Straßburger Katholikentages beseelte. Die Schriften Meyenbergs sprühen von Geist und Leben: sie sind ausgezeichnet durch Klarheit der philosophisch-theologischen Begriffe, eröffnen neue und reiche Perspektiven und entzücken durch eine glänzend formale Behandlung des Stoffes. In Würdigung all dessen möchten wir unser Urteil über die angezeigten Schriften Meyenbergs dahin fassen: In der Bücherei eines jeden gebildeten Katholiken sollten von den Werken dieses bedeutenden Mannes: „Ob wir Ihn finden?", „Eine Weile des Nachdenkens über die Seele" und „Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst" unbedingt sich finden. Unseren Hochwürdigen Herren Konfratres aber möchten wir überdies zwei weitere Schriften Meyenbergs aufs wärmste empfehlen; es sind dies: „Homiletische und katechetische Studien im Geiste der Heiligen Schrift und des Kirchenjahres", 5. Auflage (Luzern 1906. Verlag von Räber und Cie. XV und 970 S., brosch. M 13.20), sowie die meisterhafte Predigt über den Glauben unter dem Titel: „Eine Blume von den Gräbern der Heiligen" (Luzern 1906. Verlag von Räber & Cie. 8° 36 S., M. 0.50).

Zwei Publikationen des Herderschen Verlages verdienen den Lesern dieser Zeitschrift angelegentlich empfohlen zu werden; wir meinen: „Abende am Genfer See." Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung von P. Marian Morawski, S. J. (2. Auflage, Freiburg 1906, kl. 8° XII u. 257 S., brosch. M 2.50, geb. M 2.80), sowie die „Bekenntnisse des hl. Augustinus" in der Uebersetzung und mit Einleitung des Freiherrn von Hertling (2. u. 3. durchgesehene Auflage, kl. 12° X u. 520 S., Freiburg 1907, brosch. M 2.30, geb. M 3 u. 3.80). Zur Motivierung der Empfehlung des letztaufgeführten Büchleins bedarf es nicht vieler Worte. Sein Inhalt reiht es ein unter die Perlen der Weltliteratur; die Gedanken des Büchleins haben seit ihrer ersten Niederschrift vor etwa anderthalb tausend Jahren durch alle Jahrhunderte bis zur Stunde auf die Geister eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt und sind für sehr viele ein reicher Segensquell geworden. Für die Gediegenheit und Schönheit der Hertlingschen Uebersetzung spricht die Tatsache, daß schon nach Jahresfrist die vorliegenden Neuauflagen notwendig wurden. Die „Abende am Genfer See" erweckten bei ihrem ersten Erscheinen im slawischen Osten ein ungewöhnliches Aufsehen. Das Buch erlebte rasch mehrere Auflagen in polnischer Sprache und wurde in fünf verschiedene Sprachen übertragen. Die deutsche Uebersetzung stammt von dem Ordensgenossen des inzwischen verstorbenen Autors Jakob Overmans, S. J. Die Schrift handelt „von den alten, ewigen Problemen, von denen Eucken sagt, daß sie gerade auf den Höhen unserer Kultur mit ungehemmter Stärke auf uns einstürmen". In sieben Abendunterhaltungen gelangen die folgenden Themata zur Diskussion: Die religiöse Frage in der Gegenwart — Die moderne Wissenschaft und die Religion — Gott und das Uebel — Das Christentum unter den Religionen — Christus — Katholizismus und Protestantismus — Katholische Kirche und Nationalkirche. Keine förmliche Apologie wollte der Verfasser geben, sondern nur „einen kurzen Weg zeigen, auf dem moderne Geister zu den Ueberzeugungen gelangen können, die ihnen not tun", er möchte weiteren Kreisen das vermitteln helfen, was nach den offenen Geständnissen Paulsens und Harnacks die wissenschaftliche Forschung so heiß und so vergeblich gesucht hat: „eine allseitige und vollständig gesicherte Weltanschauung und eine in notwendigen Gedanken befestigte Lebensweisheit".

Mit kurzem Wort sei nur auf eine weitere einschlägige Veröffentlichung des Herderschen Verlags hingewiesen, auf das „Historisch-apologetische Lesebuch für den katholischen Religionsunterricht an den obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung", das den Kanonikus am Kollegiatstift zu Aachen Joh. Wilhelm Arenz zum Verfasser hat (Freiburg 1907, 8° XVI u. 232 S., brosch. M 2.60, geb. M 3.20).

Der Verlag von J. P. Bachem in Köln bietet die vierte Auflage von Erich Wasmann S. J., „Menschen- und Tierseele" (8° 16 S., brosch. M 0.60). Ein sehr reichhaltiges und folgenschweres Gebiet der vergleichenden Psychologie gelangt hier in gedrängter Kürze durch einen berufenen Fachmann zur Darstellung. Zur ersten Orientierung in der berührten Frage leistet die kleine Schrift vortreffliche Dienste und sei darum dieselbe unseren Lesern angelegentlich empfohlen.

Bekämpfung des „Schmutzes" mit Rücksicht auf die Jugend.

Den Männervereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit werden sich im heurigen Jahre besonders die katholischen Lehrervereine als treue Bundesgenossen an die Seite stellen. Für diese Vereine wurde nämlich u. a. als deutsches Verbands-Thema dieses Jahres, das auch bei der Pfingst-Generalversammlung des Kathol. Lehrerverbandes zu Breslau behandelt werden wird, die Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild aufgestellt.

Einer der verdientesten Veteranen der katholischen Lehrer- bzw. Erziehungsvereinsbewegung hat sich auch schon zu der Frage geäußert. Ludwig Auer, der Direktor des Donauwörther Cassianeums, hat in seiner jüngst erschienenen „Erziehungslehre", die in der pädagogischen Bücherschau noch näher zu besprechen sein wird, den modernen „Kultus des Nackten" folgendermaßen gegeißelt: „Es liegt in dem Vorschlag der „Abstumpfung geschlechtlicher Reize durch Gewohnheit" eine Aufgabe der Hoffnung, daß die Keuschheit noch weiter gedeihen könnte. Von diesem Standpunkt aus müßte man sagen, zu helfen ist nicht mehr, die Kinder sind nicht mehr zu bewahren vor der öffentlichen allgemeinen Unzucht: also gibt es keinen anderen Ausweg als sie frühzeitig an das betreffende Gift zu gewöhnen. Wenn einmal festgestellt ist, daß überall die Gefahr einer Arsenikvergiftung existiert, so ist man gezwungen, die Kinder in wachsenden Dosen an Arsenikgenuß zu gewöhnen. Daß Gift immer Gift ist und Gift bleibt, und daß seine Wirkung im Organismus nie „geregelt" werden kann, wird im Eifer solcher Rettungsversuche übersehen." (a. a. O. S. 434).

Es wäre nur wünschenswert, daß aus der durch ganz Deutschland in den katholischen Lehrervereinen nun stattfindenden Behandlung der einschlägigen Frage eine recht rege Unterstützung der „Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" aus pädagogischen Kreisen erstehen würde. F. Weigl.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ...

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

„**Ueber den Wassern**" nennt sich die neue Halbmonatsschrift für schöne Literatur, deren erstes Heft am 10. Januar im Verlage der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff) in Münster i. W. erschienen ist. Herausgeber ist der geistvolle und gelehrte Franziskanerpater Dr. Expeditus Schmidt, der hier zum ersten Male als Leiter eines Literaturblattes auftritt. Der Ostendorffsche Verlag ist auch bei der weiteren Vorbereitung der neuen Zeitschrift, die er anfänglich unbefugterweise als eine Fortsetzung der „Gottesminne" bezeichnete, nicht ganz glücklich gewesen. Diese Einschätzung gebührt auch einem mit dem Porträt des Herausgebers geschmückten buchhändlerischen Prospekt, der sich nicht damit begnügt, die neue Literaturzeitschrift als Ersatz für die eingegangenen Vorgängerinnen, „Literarische Warte" und „Gottesminne", zu bezeichnen, sondern die ganze Gründung mit einer beißenden Polemik gegen den „Gral" einleitet. Oder ist es keine Polemik, wenn bei dieser Gelegenheit aus der „Literarischen Rundschau" mit auffallendem Fettdruck der Satz zitiert wird: „Das jetzt noch allein auf dem Felde der Konkurrenz bleibende Organ vertritt jedenfalls die Interessen der Literaturwissenschaft nicht in wünschenswertem Umfang", und wenn der Verleger dann wörtlich fortfährt: „In die von der bekannten Fachzeitschrift also gekennzeichnete, nur allzu fühlbare Lücke tritt die neue Halbmonatsschrift „Ueber den Wassern" ein". Soll das vielleicht „fruchtbare" Polemik sein im Gegensatz zu der „unfruchtbaren Polemik nach rechts und links", die nach der bestimmten Versicherung des Herausgebers „in diesem Blatte nicht zu finden sein wird"? Wie schwer es dem Herausgeber werden wird, diesen Vorsatz auszuführen, zeigt schon ein Blick in das dem ersten Hefte vorausgeschickte Geleitwort. Aber wir wollen wegen einzelner Spitzen mit dem Herausgeber nicht rechten. Schließlich wird es ja darauf ankommen, wie die Zeitschrift als „scheuklappenfreier Führer" sich auswächst, und ob dem „boshaften Wort" von der „Lauheit und Flauheit der Allzuvielen" Grund und Nahrung gegeben werden wird. Jedenfalls kann Dr. P. Expeditus Schmidt mit vollem Rechte den Anspruch erheben, daß man dem neuen Blatte die nötige Zeit läßt, sein Programm zu betätigen und zu zeigen, was es in seiner Eigenart zu leisten vermag. In einer vom Verlage an die Redaktionen versandten Besprechung wird für das erste Heft eine besondere Nachsicht geltend gemacht: „In der Eile hatte der Herausgeber das ganze Heft fast allein bestellen müssen, ohne daß es ihm möglich gewesen zu sein scheint, einen Stab von Mitarbeitern um sich sammeln zu können." Diesen Wink wird man respektieren müssen; nach Lage der Sache wird die Bemerkung vor allem den verschiedenen kleineren Rubriken gelten. Eine gerechte und objektive Würdigung der neuen Literaturzeitschrift ist naturgemäß erst möglich, wenn eine größere Reihe von Heften vorliegen wird. Eine orientierende Bemerkung entnehmen wir einer zweiten, vom Verleger versandten Besprechung, welche betont, daß es sich um „eine vom christlichen Geiste getragene und erfüllte kritische Zeitschrift" handelt. Es heißt dort: „Ueber den Wassern" will vornehmlich die Kritik in künstlerischer Form pflegen, belletristische und poetische Beiträge dagegen nur als Muster bringen. Für gewöhnlich soll ein Heft drei größere Beiträge erhalten. In den Abteilungen Strandgut, Ausguck, Signale werden kurze, dem Zwecke der Zeitschrift dienende Notizen gesammelt." Das erste Heft enthält als größere Beiträge einen Artikel des Herausgebers: „Die Grundideen der Faustsage und Goethes Lebensdichtung", ferner eine Studie von Laurenz Kiesgen über Ferdinande Freiin von Brackel aus Anlaß der Jubiläumsausgabe der „Tochter des Kunstreiters", endlich eine Uebersetzung von Calderons „Das Leben ein Traum" aus der Feder Richard Zoozmanns. Es wäre gewiß sehr angebracht, wenn alle aufrichtigen Freunde einer gesunden Vertiefung des Literaturinteresses unter den gebildeten Katholiken, auch diejenigen, welche im Lager des „Gral" stehen oder den Leistungen des „Gral" wenigstens volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, der neuen Zeitschrift ohne Voreingenommenheit gegenüberträten. Es wird sich ja zeigen müssen, ob die vielleicht allzu stark betonte Kritik, neben welcher die schöpferische Produktion erst in zweiter Linie stehen soll, eine wirkliche Lücke ausfüllen wird. Der Bedarf an rücksichtsloser, zum Teil ätzender Kritik dürfte auf katholischer Seite vorläufig gedeckt sein. Es fehlt uns weniger an literarischen Pädagogen, als an schöpferischen Künstlern und Meistern. Um so sorgfältiger sollte man sich davor hüten, künstlerische Bestrebungen, auch wenn ihnen noch Mängel anhaften, durch erbarmungslose Kritik abzuschrecken. Unsere „Meistersinger" verdienen jedenfalls eine gleich rücksichtsvolle Behandlung, wie man sie den in anderen Lagern Stehenden so gern zuteil werden läßt. Einer ersprießlichen literarischen Kritik muß auch die wohlwollende Hand und das liebevolle Auge des Gärtners eigen sein, der jedes Blümlein und jedes Pflänzchen, sofern es nicht zum Unkraut gehört, pflegt und behütet. Wenn die neue Zeitschrift ihr Programm in diesem Sinne auffaßt, wird sie bald eine große und begeisterte Gemeinde um sich sammeln. Warten wir ab! Emmerich v. Pfeil.

Märchenglauben.

Wenn du Märchenaugen hast,
Kannst du Wunder seßen;
Ueberall die ganze Welt
Steckt voll Gnomen, Feen.
Und sie kommen zu dir hin
Mit den Wundergaben,
Und du kannst, so oft du willst,
Köstlich dich dran laben. — —
Märchenaugen, — Kinderaugen,
Laß sie dir nicht rauben!
Glücklich, wenn du später noch
Kannst an Märchen glauben.

Fritz Theissen.

Moderne christliche Kunst.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Die Klage, daß die religiöse Kunst auf unseren Ausstellungen zu wenig zu Worte kommt, ist allzu bekannt, als daß sie hier von neuem erhoben zu werden bräuchte. Dabei kann es Leute geben, die einen Anlaß dafür noch nicht einmal im ganzen behaupteten Umfange anerkennen würden. Freilich, werden sie sagen, man sieht nicht viel, aber doch manches. Haben wir nicht Kreuzigungen in Fülle, Wundertaten Christi und der Heiligen, Auferstehungen und ähnliches? Darauf ist zu erwidern: Gewiß finden wir das alles. Spärlich verteilt, zieht es doch gerade wegen seiner Seltenheit die Blicke auf sich. Aber ich erkühne mich zu behaupten, daß der Vorwurf, die religiöse Kunst sei und bleibe das Stiefkind, das man am liebsten ganz ausschließt, dadurch nicht entkräftet wird. Denn was wir von Darstellungen der zuvor gekennzeichneten Art finden, ist nur selten religiöse Malerei, sondern Malerei religiöser Stoffe.

Hierin liegt es. Der religiöse Stoff bietet Anlaß zur geschickten, meinetwegen hochkünstlerischen, ja genialen Verkörperung mächtiger und ungewöhnlicher Charaktere, zur Schilderung von Leidenschaften, von Stimmungen in unendlicher Abstufung; sie gibt Gelegenheit zu zeigen, was man als Aktzeichner, was man als Landschafter, als Luft- und Lichtmaler zu geben vermag; sie benutzt man, um in freier Weiterdichtung der gegebenen Stoffe der eigenen Phantasie Spielraum zu lassen. Der religiöse Stoff bildet für das alles die Unterlage, den Boden, der sich je nach der Begabung und Individualität des einzelnen Künstlers mehr oder weniger ergiebig erweist, und auf dem er die Früchte reifen läßt, von denen er mit seinen Anhängern zehrt. Der eine macht die Bearbeitung solcher Stoffe zu seiner Hauptaufgabe, der andere wendet sich ihnen nebenher gelegentlich zu, und allemal sieht man, daß nur die größten Talente imstande sind, mit dem anspruchsvollen, spröden, ja in gewissem Sinne gefährlichen Stoffe etwas anzufangen. Denn wer wird mit ihm fertig? Mit ihm, der unerschöpflich ist und nicht auszustudieren? Denn dies geht über Menschenkräfte.

Aber zum mindesten nahe gekommen ist dieser und jener im Laufe der langen Jahrhunderte dem, was dem schwachen menschlichen Geiste als höchste Verkörperung des Göttlichen vorschwebt. Und da kommen wir gleich auf ein anderes Gebiet. Ich denke solcher Gemälde, wie sie Michelangelo und Raffael schufen, und ich denke auch gleichzeitig der bescheidenen, herzinnigen Bilder unserer alten deutschen Meister, eines Martin Schongauer, eines Grünewald, eines Dürer, auch Lucas Cranachs, dessen Innsbrucker Madonnenbild so vieltausendfältig nachgebildet ist. Er hat keine Schule damit gemacht, auch nicht machen wollen, auch Schongauer nicht, dessen Kupferstiche doch in weiteste Fernen verschickt wurden, um als Vorbilder für Malereien und Schnitzereien entlegenster Gegenden zu dienen. Man sehe sie nur an und suche, wo eine nach Problemen haschende Schilderung riesiger Charaktere, mächtiger Landschaftsstimmungen und dergleichen steckt. Man wird lange suchen können. Und auch bei Michelangelo, in dessen Sixtinischer Kapelle doch solches leicht zu finden ist, sieht man zugleich, sofern man zu sehen vermag, daß da noch etwas anderes mitspricht, und zwar das gleiche, das bei den bescheidenen Meistern der Vorzeit zu fühlen ist. Denn wenn man's nicht fühlt, man

Digitized by Google

wird es nicht ersagen. Es ist die tiefe Innerlichkeit des Erfassens, die hingebende, alles andere vergessende Frommgläubigkeit, die aus Menschenseelen gekommen ist und Menschenseelen ergreift. Sie erhebt die Kunstwerke über die Gestaltung des religiösen Stoffes zur eigentlich religiösen Malerei. In ihr lebt, aus ihr strahlt die Glut des heiligen Feuers, von dem jene nur den Widerschein gibt — und selbst den noch nicht einmal immer.

Das religiöse Gemälde stellt also einesteils die bescheidensten, anderteils die höchsten Anforderungen. Sie ganz zu erfüllen sehe ich in der Gegenwart noch niemanden auserwählt, so viele auch berufen wären. Ins einzelne zu untersuchen, aus welchen Gründen unsere Altvordern so viele Auserwählte hatten, darf hier nicht unternommen werden. Wir kämen sonst viel zu weit von dem ab, worauf ich hier hinaus will. Zu schwer waren seit den Zeiten des Mittelalters die wechselnden Geschicke der Menschheit, zu übermächtig ist die Gewalt des unabgeklärten modernen Lebens. So umfassend der Blick ins Reich der Realität geworden ist, so eingeschränkt ist er nach dem des Begriffes und der Idee im platonischen und höher hinaus im christlichen Sinne. In dieser Richtung aber war Auge und Sinn der Vorzeit geöffnet. Das religiöse Gemälde der Gegenwart fängt erst allmählich wieder an zu werden. Das ist nicht zu bestreiten, und es gibt die Zuversicht, daß dabei nicht nur die Kunst, sondern die sittliche Idee der Menschheit einer neuen Höhe allmählich entgegengeht. Daß dabei das Kunstwerk sich moderner Formen und Auffassungen bedient, ist ganz natürlich, und nichts anderes, als was in der Vorzeit auch immer geschehen ist. Verfehlt bleibt nur das absichtliche Suchen nach Imitation alter Stilarten. Man darf aber darum nicht jedes gotisierende oder romanisierende Werk a limine verwerfen, wenn es aus innerster künstlerischer Ueberzeugung absichtslos erwachsen ist. Denn nichts ist in der Kunst abzuweisen, außer dem, was unkünstlerisch ist.

Die Absicht, die mich zu diesen Betrachtungen geführt hat, ist, auf einen unserer modernen Maler hinzuweisen, dessen Werk mir dem Begriffe von religiöser Malerei näher zu kommen scheint, als dies bei einer großen Anzahl anderer zeitgenössischer Erzeugnisse der Fall ist.

Es ist Gebhard Fugel, von dem hier die Rede sein soll. 1863 in Ravensburg (Württemberg) geboren, genoß er seine künstlerische Ausbildung auf der Stuttgarter Akademie und siedelte vor 15 Jahren nach München über, in dessen Vorort Solln er sein anmutiges Heim besitzt. Von Anfang an hat er sich der kirchlichen Kunst zugewandt und hält bis auf den heutigen Tag getreulich an ihr fest. In München befindet sich eine seiner bedeutendsten Schöpfungen, die Malerei in der St. Josephskirche. Außer zwei Tafeln auf Seitenaltären schuf Fugel dort die drei Gemälde der Chornische und die Reihe der Stationsbilder. Von diesen sind zwölf vollendet, die beiden letzten existieren bisher erst in Kartons und sollen im Frühjahr 1908 in der Kirche ausgeführt werden. Würde von den vielen Werken des Künstlers nur diese Ausmalung der St. Josephskirche zu München erhalten bleiben, so würde sie doch genügen, um von der Bedeutung Fugels, von der Vielseitigkeit und auch von den Schranken seines Talentes vollständigen Begriff zu geben. Auch zugleich zu zeigen, daß diese Schranken zumeist selbstgewählte sind, deren Beseitigung ihm ernstliche Schwierigkeiten nicht machen würde.

Wer durch die Hauptpforte das Gotteshaus betritt, erblickt im Hintergrunde vor sich das imposante Bild des Hochaltars. Es nähert sich in seiner stilistischen Auffassung der italienischen Renaissance: eine kostbare Halle, in deren Mitte St. Joseph mit dem göttlichen Kinde thront, Heilige im Vordergrunde zur Rechten und Linken. Von dem gemalten Goldhintergrunde heben sich die Köpfe der beiden Hauptgestalten in fast greifbarer Plastik ab. Die Nebenfiguren sind von außerordentlicher Monumentalität: links der hl. Ludwig von Frankreich, der Patron der Pfarrei, der die St. Josephskirche angehört; neben ihm St. Franziskus, der Stifter des Kapuzinerordens, knieend; rechts sehen wir St. Josephs Stammvater, den König David, der die Harfe spielt und St. Benno, den Münchener Diözesanpatron. Die Ueberleitung von einer zur anderen Gruppe bildet ein auf den Stufen zu Füßen des hl. Joseph sitzender entzückender Engel. Die Pracht der Linien und Farben in diesem Bilde, der ganze pathetische Vortrag bewirkt, daß die Wandgemälde rechts und links in ihrer realistischen Art nicht so recht damit zusammengehen wollen; vielleicht wären sie besser zu entbehren gewesen. Sie sind auch etwas reichlich groß, was sich freilich durch die Rücksicht auf die Notwendigkeit erklärt, sie auch vom fernsten Punkte der Kirche erkennen zu können. Immerhin sind es beachtenswerte Leistungen, besonders der rechts befindliche Tod des hl. Joseph; der grünliche Mondschein auf der Flucht nach Aegypten (links) fällt dagegen nach meinem Empfinden aus dem Zusammenklange etwas heraus. Durchaus den Vorzug gebe ich gegenüber diesen letztgenannten Werken den beiden Altargemälden beim Kircheneingange. Schade, daß die übrigen Altäre zum Teil zu diesen und jenen Einwendungen Anlaß geben, der Eindruck der Kirche gehörte sonst zu den schönsten in München. Gegen die beiden Fugelschen Altäre treten sie ästhetisch entschieden zurück. Von diesen zeigt der links die heiligen vierzehn Nothelfer. Ihre Anordnung in engem Raum um St. Christophorus als Mittelpunkt ist hervorragend glücklich und zwanglos, die Zeichnung der Figuren und der Gesichter außerordentlich schön. Schon bei diesem Gemälde sehen wir eine kräftige, gesunde Realistik, die doch nirgends die Grenzen der Schönheit außer acht läßt. Erweist es zugleich Fugels Kunst, größere Figurenmengen zu gruppieren, so hat er sich auf dem Altargemälde rechts auf drei Gestalten beschränkt, von denen eigentlich nur zwei in Betracht kommen. Die Darstellung zeigt die Vision des Kapuzinerpaters St. Laurentius von Brindisi (1559—1619), die dieser in der Gruftkapelle des Kapuzinerklosters vor dem von Peter Candid gemalten Bilde der hl. Familie gehabt haben soll. Dies Gemälde existiert noch auf einem Seitenaltare der St. Antoniuskirche zu München. Fugels Werk zeigt den Vorgang in höchst eindrucksvoller Weise. Die Personen des Heiligen und des Jesuskindes, das als halbdurchsichtige Erscheinung sich zu ihm neigt, sind prachtvoll charakterisiert. Zur Wirkung des Ganzen trägt die Nebenfigur eines in Staunen niedergesunkenen Mönches und die ganze mystische, tiefe Tönung aufs energischste bei. Endlich die Folge der Stationsbilder. Auf ihren Inhalt hinzuweisen ist natürlich unnötig. Hört man heutzutage von dergleichen, so ist ein gelinder Schauder erklärlich. Gehören doch in zahllosen Kirchen gerade die Stationsbilder leider zum Wertlosesten, was sie beherbergen, und wehmütig gedenkt man der wunderbaren Werke, die in dieser Richtung die Kunst der Vergangenheit erschaffen hat. Wenn irgendwo, so ist hierbei Besserung und Aufschwung nötig. Den Fugelschen Gemälden wäre lebhaft zu wünschen, daß sie zur Kenntnis recht weiter Kreise von Geistlichen und Laien kämen, sie könnten eine wichtige erzieherische Wirkung üben. Ganz abgesehen natürlich von dem, was bei andern Stationsbildern handwerksmäßig ist — die Fugelschen Gemälde übertreffen auch bessere Erzeugnisse moderner kirchlicher Kunst, ja in gewissem Sinne ihren Meister selbst. Denn es kann nicht verschwiegen werden, daß Fugel bei manchen seiner Werke den Wünschen seiner Besteller etwas gar zu bereitwillig nachgegeben und eine Selbstverleugnung bewiesen hat, die ein Künstler nie zeigen sollte. Das hat dazu geführt, daß gar manches seiner Gemälde in wichtigen Zügen nicht kräftig, nicht fortgeschritten genug anmutet. Welch ein ungewöhnliches, selbständiges Talent, welche Kraft der Auffassung und Gestaltung ihm eigen ist, zeigt vielleicht am energischsten jenes Jugendbild „Jesus heilt die Kranken", das er noch in seinen frühen Studienzeiten (1886) in Stuttgart geschaffen, und das ihm damals schweren Verdruß eingebracht hat. Er hätte sich hierdurch und durch spätere Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen sollen. In den Stationsbildern der Münchener St. Josephskirche zeigt sich aber diese nachgiebige Art überwunden; sie stehen hoch über vielem, was er sonst geschaffen hat. Nirgend ein weichlicher Zug; die Anklänge an das Nazarenertum, wo sie sich überhaupt noch spüren lassen, vertieft und mit kräftigem, modernem Empfinden gestärkt, daher nicht süßlich, sondern von einer gesunden Zartheit; der Christustypus aller Sentimentalität entkleidet, streng und herbe, von ungewöhnlicher Tiefe der Auffassung; die Seelenmalerei in kräftiger, nirgends theatralischer Charakterisierung, dabei doch das dramatische Element höchst lebensvoll und abwechselnd gestaltet, letzteres um so bewundernswerter, als die Szenen auf das erdenklichste Mindestmaß von Figuren eingeschränkt, daher höchst monumental sind, und jene letzteren beständig wiederkehren. Welche Kunst dem Maler eigen ist, die nächstverwandten Vorgänge dennoch abwechselnd herauszubilden und das Interesse keinen Augenblick erlahmen zu lassen, beweisen wohl am deutlichsten die drei Szenen, wo der Heiland unter dem Kreuze fällt. Höchst reizvoll sind auch die genrehaften Elemente, die Fugel bei seinen Szenen anzubringen liebt, und die mit lapidarer Einfachheit Stimmung machen, ohne danach zu haschen. So die zwei weinenden Kinder auf dem Bilde, wo Simon von Cyrene das Kreuz tragen muß. Eine prachtvolle Figur übrigens dieser letztere und besonders wirkungsvoll als Kontrast gegen den leidenden Erlöser. Daß dieser Simon und

Digitized by Google

auch alle übrigen historisch echtes Kostüm tragen, scheint zwar das Allumfassende des geistigen Inhalts dieser Szenen etwas einzuschränken, dient aber andererseits in nützlicher Weise dazu, ihre Wirklichkeit überzeugend zu machen. Das sehr eingehende historische Studium tritt nirgends störend hervor. Das ist auch bei anderen Werken Fugels anzuerkennen, so besonders bei dem großen Rundgemälde der Kreuzigung in Altötting. Seiner Vorliebe zu architektonischen Hintergründen hätte er vielleicht einige Einschränkung auferlegen dürfen, vor allem darum, weil die Szenen dadurch der Reliefart beraubt werden, die ihnen im übrigen eigen ist, und aus dem Charakter dekorativer Kunst, die hier im Zusammenschlusse mit der Kirchenarchitektur nicht aus den Augen verloren werden durfte, zu sehr in die Art von Tafelgemälden gezwungen werden. Auch haben diese gemalten Architekturen etwas Hartes. Schöner und stimmungsvoller sind die landschaftlichen Elemente und Hintergründe. Fugels Farbe (er hat die Stationsbilder nicht al fresco, sondern mit Kasein auf die trockene Wand gemalt) ist überwiegend tief und volltönig, während sich die Figur des Heilandes als hell leuchtende Partie heraushebt. Das ist auch dort der Fall, wo der Christuskörper als — übrigens trefflich gezeichneter — Akt erscheint.

Uebersieht man das Gesagte, so wird man inne werden, daß Fugel über die meisten der Mittel verfügt, die ich zuvor als erforderlich zur Schilderung religiöser Stoffe bezeichnet habe. Dabei wirken doch seine Werke gleichzeitig als religiöse Malereien. Ich sage dies aus meinem Empfinden, und weiß, daß ich darin mit dem sehr vieler anderen übereinstimme. Das aber liegt an dem deutlich fühlbaren und gerade wegen seiner Absichtslosigkeit tiefer Wirkung gewissen Elemente warmer Glaubenstiefe. Aus ihr heraus erlebt er seine Szenen selbst.

Fugel vernachlässigt die Ausstellungen, und wenn man ihm einen Vorwurf machen darf, so ist es der, allzu zurückhaltend zu sein. Um so gerechtfertigter wird man es hoffentlich finden, wenn an dieser Stelle versucht worden ist, die Aufmerksamkeit auf den verdienten Künstler zu lenken.

Nochmals katholische Jugendvereine.

Von

Dr. Jos. Drammer, Oberpfarrer, Aachen.

Leider komme ich erst heute dazu, auf die Veröffentlichung des Herrn Kaplan Clemens in Nr. 51 bezüglich des Verhältnisses des Verbandes der katholischen Jugendfreunde zu unseren Jugendvereinigungen ein kurzes Wort zu erwidern. Der Einsender möchte freilich die Erörterungen darüber geschlossen wissen, wie aus seiner Antwort hervorgeht. Dies wird aber wohl erst nach meiner Erwiderung möglich sein, da der Satz: Audiatur et altera pars eine Grundlage der christlichen Gerechtigkeit bildet.

Herr Kaplan Clemens gibt zunächst zu, daß er bei der Mainzer Tagung der katholischen Jugendpräsides, gegen die er in der Oeffentlichkeit vorging, gar nicht zugegen gewesen ist, daß er sich vielmehr sein Urteil nur auf Grund von Berichten gebildet hat. Wie bedenklich dieses ist, wird der Herr Verfasser wohl selbst einsehen, denn er wird mir doch Glauben schenken müssen, wenn ich als Mitglied jener Versammlung und aufmerksamer Verfolger der Debatten behaupte, daß jene Frage in der Tat mit Gründlichkeit und Sachlichkeit auf der Mainzer Versammlung behandelt worden ist. Wenn er sagt, er habe bloß auf die Gefahr eines möglichen Zwiespaltes zwischen den in der Jugendfürsorge arbeitenden Kräften hinweisen wollen, so war es zu diesem Zwecke nicht notwendig, gleich mit schwerem Geschütze zu operieren. Einem Jugendpräses standen dazu andere, eher zum Ziele führende Wege offen. Im übrigen bedürfte es dieses Hinweises gar nicht. Gleich nach Schluß der Mainzer Tagung haben wir uns mit dem Präsidium der katholischen Jugendfreunde in Verbindung gesetzt, um einen Weg ausfindig zu machen, die Arbeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge einheitlich zu gestalten. Die Resultate dieser Besprechung zu prüfen, wird Sache des Zentralkomitees der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands sein, welches sich in seiner nächsten Sitzung mit dieser Frage eingehend befassen wird.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Strindbergs kleine Komödie „Mit dem Feuer spielen" und Henry Kistemäckers Schauspiel „Instinkt" fanden beifällige Aufnahme, wiewohl das zweite Stück auch Widerspruch bei manchen Zuhörern auslöste. Als Rezept gegen „romantische Neurasthenie" wird in „Instinkt" ein sehr drastisches Mittel angegeben, nämlich Prügel. Wörtlich genommen klingt der Ausspruch brutal. Sollte mit ihm aber die Weisheit Menanders gemeint sein, daß „der nicht geschundene Mensch nicht erzogen wird", so liegt hierin der Schlüssel zum Verhalten der „Heldin" in beiden Stücken. Diese halben Ehebrüche bei Strindberg und Kistemäckers, die nicht einmal durch große Leidenschaft „entschuldigt" werden können, sind das Ergebnis eines weichlichen Lebens ohne Pflichten. Es ist vielleicht das größte Rätsel in unserer zeitgenössischen Literatur, daß in einer Zeit rastlosen Arbeitens die Herzenskonflikte schlapper Drohnen auf der Bühne solch großen Raum einnehmen. Welch klägliches Geschöpf ist auch der Maler bei Strindberg, der ruhig dem Freunde die Gattin abtreten will, und dieser Liebhaber, der eilends flüchtet, als aus dem Spiel Ernst werden soll, erscheint nicht minder verächtlich. Da nun die junge Frau nichts weiter wie ein kokettes Gänschen, so kann der Zuhörer niemandem seine Teilnahme schenken, und all die superklugen, epigrammatisch zugespitzten Worte des nordischen Grüblers verpuffen wie ein Feuerwerk. Der betrogene Gatte Kistemäckers vermag wenigstens unser Mitgefühl zu wecken. In rastloser Tätigkeit hat sich Dr. Bernon zum größten Chirurgen von Paris aufgeschwungen und in aufopfernder Arbeit lange vergessen, an sich selbst zu denken, bis ihm in seiner Liebe zu Cecile ein spätes Glück wurde. Nun sinkt dieses in Trümmer, er erfährt, daß die Gattin ihn betrügt. Der „Instinkt" nach blutiger Rache wird in ihm wach, die Umstände bereiteln eine Begegnung, die ihn zum Mörder gemacht hätte. Er vermag sich zur Ruhe zu zwingen, schließlich sogar bringt er es über sich, den Feind, der durch höchst unglaubliche Verkettungen mit zerbrochenem Schädel im Schlafzimmer seiner Frau liegt, durch seine ärztliche Kunst zu retten. Heine erhob durch sein geniales Spiel diese Ehemannstragödie zu erschütternder Wirkung. Kalt ließen uns die Deklamationen der halbschuldigen Gattin, obwohl Fräulein Swoboda leidenschaftliche Töne anzuschlagen wußte. Die Handlung weist in ihrem Verlauf oft sehr üble Romanhaftigkeit auf, und die Art, wie der Autor grelle Bühnenwirkung und Spannung erzielt, zeigt nicht den besten Geschmack. In dem Strindbergstücke, das gleichfalls eine feinabgestimmte Wiedergabe erfuhr, trafen besonders Monnard, Rottmann und Frl. Valéry den Ton dieser mit ihrem Gefühl spielenden Bohème am glücklichsten.

Aus den Konzertsälen. Der erste Beethovenabend der Volkssymphoniekonzerte erlitt durch eine Protestszene, welche das Kaimorchester gegen einen ihm mißliebigen Konzertreferenten dem Publikum vorführte, einen höchst peinlichen Zwischenfall. Wie die Dinge heute liegen, ist es wichtiger, das Verhältnis der Musiker zu ihrem Kapellmeister zu besprechen, als die tatlose Kundgebung gegen den Kritiker näher zu erörtern. Es hat sich als Folge jenes Skandals nämlich gezeigt, daß die Orchestermitglieder Herrn Schnéevoigt das Gegenteil von Vertrauen entgegenbringen. In Angelegenheiten, in denen Behauptung so schroff gegen Behauptung steht, ist es schwer die Wahrheit zu ermitteln. Das eine jedoch ist fraglos, diese Kluft zwischen Dirigenten und Orchester ist unüberbrückbar, und damit an ein künstlerisches Zusammenwirken kaum mehr zu denken. Dr. Kaim, der treffliche und aufopferungsfreudige Gründer des Unternehmens, steht vor einer schweren Aufgabe. Das Kunstkomitee der „Ausstellung München 1908" drängt auf verschiedene Verbesserungen innerhalb des Instrumentalkörpers, da dieser als Ausstellungsorchester Verwendung finden soll. Aber was nützen die besten Künstler, wenn sie widerwillig einem Führer folgen? In dieser Situation ist es gleichgültig, ob der Dirigent die großen Fähigkeiten de facto oder nur in der Meinung seines Orchesters nicht besitzt. Daß die Aera Schnéevoigt nicht von gleichem Glücke begünstigt ist wie die schönen Zeiten eines Hausegger, Zumpe, Löwe, Weingartner, ist sicher. Wir haben in unseren Referaten bisher gerne mehr bei den Licht-, als bei den Schattenseiten verweilt, da bei einer mit so großen Opfern gehaltenen Unternehmung Schwankungen unabweisbar sind. Wir hoffen, daß es dem hochverdienten Hofrat Kaim gelingt, der Schwierigkeiten Herr zu werden; denn eine eventuelle Berufung eines auswärtigen Orchesters für eine spezifisch Münchener Ausstellung, wäre für das Ansehen unserer Kunststadt ein unnennbarer Verlust. — In jenem Konzert mit dem Skandalintermezzo dirigierte Schnéevoigt die zwei ersten Symphonien Beethovens, für die das Publikum mit rauschenden Ovationen dankte. Als Solistin bewährte sich die Sängerin Klara Rahn. Cor de Las hat die Leitung des weiteren Zyklus übernommen. Die Eroica und Fidelio-Ouvertüre fanden, von einigen Schwankungen abgesehen, eine packende Wiedergabe. Die Pianistin Hedwig Schöll spielte das (C-dur) Konzert op. 15 mit Empfindung und ansehnlicher Technik. Nachzutragen bleibt die Erwähnung eines von Schillings dirigierten Volkssymphoniekonzertes, an welchem des Tondichters Oedipusprolog und Werke von Berlioz und Liszt eine großzügige Aufführung fanden. Von Schillings in München noch nicht gehörter Oper „Moloch" gelangte unter Leitung des Komponisten der erste Akt an dem „Modernen Abend" des Allgemeinen Deutschen Musikvereins zur Wiedergabe. Die gewaltige, herbe Tonwelt des Komponisten übte eine machtvolle Wirkung aus. Man empfand kaum, daß ein Bühnenwerk im Konzertsaal immer fehl am Ort ist, so daß vielleicht auf den Brettern dieser Akt nicht allzu dramatisch wirken mag. Lud. Heß und

Digitized by Google

F. v. Kraus liehen den Hauptrollen ihre bewunderungswürdigen Stimmen. Letzterer sang auch Hauseggers „Hymnen an die Nacht", Lieder von reizvollster Klangpoesie und Empfindung, welche der Komponist selbst dirigierte. Von ungleicherer Wirkung und bei manch hübschem Detail von dem Ohr oft wenig schmeichelnder Herbheit sind die „Drei Chöre mit Orchester" von Lud. Heß, welche unter der Leitung ihres Urhebers eine vortreffliche Wiedergabe fanden. — Lud. Wüllner hatte als Sänger und als Rezitator des „Hexenliedes" wieder größten Erfolg. Sein Vorzug ist die tiefe Empfindung und deren rastlose Auswertung. Das Wiener Quartett Fitzner hörte man hier erstmalig. Seine Leistung war durchaus beifallswürdig. Neues bot es uns in Dohnanyis op. 15, einem großzügigen und empfindungsechten Werke.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Eröffnungsfeier des neuen Hoftheaters in Weimar nahm in Anwesenheit des Kaisers und des Großherzogs einen glanzvollen Verlauf. Richard Voß' „Frühlings-Märchenspiel" mit Musik von Weingartner fand starken Beifall. Goethes „Vorspiel auf dem Theater", „Wallensteins Lager" und der Festspielakt der „Meistersinger" erfuhren nach Berichten eine glanzvolle Wiedergabe. Das von Professor Littmann-München erbaute Haus findet allgemeine Bewunderung. — Im Berliner Lessingtheater fand die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns Legendenspiel: „Kaiser Karls Geisel" statt. Nach den bis jetzt vorliegenden kurzen telegraphischen Nachrichten brachte der Abend abermals eine Enttäuschung für Dichter und Publikum. — Aus Nürnberg wird gemeldet, daß die Uraufführung von Wedekinds „Musik" im Intimen Theater einen unbestrittenen Erfolg hatte. Das Sittengemälde liegt schon länger in Buchform vor. Aus der Lektüre gewannen wir sehr unfreundliche Eindrücke sowohl in ethischer, wie in ästhetischer Hinsicht. — In „Don Carlos" scheint nach Berichten die Reformbühne des Mannheimer Hoftheaters sich minder bewährt zu haben. Hat Dr. Hagemann unter jüngeren Literaten sehr begeisterte Anhänger, so höre ich von einem erfahrenen Dramatiker über die innere Regie eine recht entgegengesetzte Ansicht. Mögen im Münchener Künstlertheater nur die guten Seiten dieser Bewegung zutage treten. — Die „Komische Oper" in Paris hatte mit Glucks „Iphigenie in Aulis" einen außerordentlichen Erfolg. Die Oper ist seit 1824 in Paris nicht gespielt worden. — In Paris wurde die Aufnahme des Bühnendichters Donnay in die Akademie vollzogen. Seine Rede auf den verstorbenen Historiker Sorel fand viel Beifall. Die Replik gab Bourget in formvollendeter Weise. — „Hans, der Flötenspieler", eine komische Oper von Louis Ganne hatte in Mailand Erfolg. Der Musik wird viel liebenswürdiger Reiz und elegante Instrumentierung nachgerühmt. — Oskar Blumenthals neueste Komödie scheint wieder kein ganzer Treffer zu sein. „Zwischen Ja und Nein" bringt Aristokratie und Künstlerschaft in Anschauungskonflikte, ohne für ihre Lösung wärmere Teilnahme zu finden. Die Aufführung im „Neuen Theater" in Berlin fand im Mittelakt den meisten Beifall. — In Neuyork konnten in letzter Zeit an den Sonntagen die Theater nicht mehr spielen infolge einer verschärften Anwendung eines alten Gesetzes über die Sabbatheiligung. Dieses Gesetz hat nunmehr eine Abänderung erhalten, welche das Spielverbot aufhebt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Die Sensation der Börsenwoche bildete die bereits kurz erwähnte Emission der neuen preussischen Anleihe, die in ihrer ganzen Art ein Novum für den deutschen Anleihemarkt darstellt. Der Modus der Begebung und die Ausschaltung des sonst bei derartigen Gelegenheiten benützten sogen „Preussenkonsortiums", die staffelförmige Art der Verzinsung, die Sperrverpflichtung und die ganz ungewöhnliche Erscheinung, dass bei einer Zeichnung der Betrag der Anleihe nicht genannt wird, boten Stoff genug zu Debatten und erregten Kursfluktuationen unserer sämtlichen Anleihen. Nach dem ersten Sturm der Erregung über die ganz unerwartet gekommene Ankündigung dieser Emission konnten alle Börsenfaktoren sich jedoch überzeugen, dass die Modalitäten hierbei seitens des preussischen Finanzministers geschickt gewählt sind. Besonders der Hinweis, dass Preussen in einem Zeitpunkt der scharfen Gelderleichterung frühzeitig an den Geldmarkt appelliert, signalisiert einen günstigen Verlauf dieser eigenartigen Emission. Von dem Resultat derselben wird es auch abhängen, ob das Reich und andere Bundesstaaten mit ähnlichen Modalitäten bei der Begebung der sicherlich noch zu erwartenden grösseren Anleihen vorgehen werden. Der an dieser Stelle wiederholt gemachte Hinweis, dass jede und auch nur die kleinste Besserung der Geldmarktverhältnisse seitens der Staaten und Kommunen zur Deckung der dringendsten finanziellen Bedürfnisse benützt wird, erwies sich leider als nur zu wahr. Der ersichtliche Wettlauf der deutschen Bundesstaaten und auch Städte: das offenkundige Anleihebedürfnis des Publikums und die kontinuierliche Erleichterung der Zinssätze fieberhaft auszunützen, berührte alle Kreise wenig sympathisch. Württemberg, Baden, Hamburg melden grosse Anleiheemissionen. Das Ausland reflektiert, wie beispielsweise die Stadt Wien, mit erheblichen Millionenanleihen gleichfalls auf das deutsche Kapital. Die nächstliegende Konsequenz ist natürlich eine unliebsame und unfruchtbare Stockung der im Fluss befindlichen Rückkehr der normalen und monitären Verhältnisse. Das so rasche und impulsive Auftreten all dieser Anleihen von deutschen Staaten bringt auch an dieser Stelle den Hinweis, dass es im Interesse der Kursgestaltung unseres Rentenmarktes sicherlich gelegen wäre, wenn sich die einzelnen Staaten auch im Punkte der Anleihebedürfnisse sowohl über deren Rente, als auch besonders über den Zeitpunkt der jeweiligen Emission vorher gegenseitig verständigen würden.

Die Gestaltung des Geldmarktes zeigte eine ununterbrochene Erholung, wenn auch allgemein durchsickert, dass die Emissionsstellen und auch die Finanzbehörden zur Verbesserung der Anleiheresultate die Geldmärkte künstlich unterstützten. Die Wahrnehmung, dass es der Bank von England wiederholt gelungen war, alle Goldimporte an sich zu bringen, und die Meldung der Bankdiskontermässigungen in Frankreich und Oesterreich zeigen jedoch eine effektive Verbilligung der Geldmärkte und eine zuversichtliche Konstellation sämtlicher internationalen Notenbanken. Auch die übrigen Notenzentren sahen sich zur Ermässigung der Zinsraten veranlasst. Lediglich unsere heimische Reichsbank konnte nicht analog den Schwesterinstituten folgen, da die grossen Ansprüche an den deutschen Geldmarkt, der lediglich auf sich allein angewiesen ist, noch stark anhalten und die Ausweise der Reichsbank noch ein erhebliches Plus der Notensteuer repräsentieren. Immerhin wird voraussichtlich sowohl die Bank von England wiederholt und auch unsere Reichsbank im Laufe der nächsten Woche die Ermässigung der Zinssätze vornehmen können. Es war klar, dass mit dem fast zu überhastigen Eintreten der Geldverbilligung auch Börse, Handel und Industrie in allen Schichten nicht nur eine Erweiterung erfahren, sondern auch sämtliche Gebiete einen plötzlichen Umschwung und eine Rückkehr der aufwärtsgehenden Konjunktur bewiesen haben. Es stellt sich auch in dieser Hinsicht immer mehr und mehr heraus, dass bezüglich des Konjunkturrückganges man sich zu übertriebenen Befürchtungen hingab. Die Meldungen lauten auf allen Gebieten sowohl im Inland, wie auch im internationalen Handelsgebiete derzeit durchwegs vertrauensvoller. Das Bedürfnis nach den verschiedenen Konsumartikeln war eigentlich ohnehin nicht unterbrochen gewesen. Nur die Rücksicht auf den Geldstand und die ewigen Klagen in pekuniärer Hinsicht von Stadt und Land haben eine kluge Reserve auf allen Handelsgebieten gezeitigt. Momentan ist überall zu berichten, dass sich die Aufträge neuerdings häufen. Das Anziehen der Preise der Rohmetalle ist das sichtbarste Zeichen einer wirklich eingetretenen Konjunkturbesserung. Die Politik der Bildung von industriellen Verbänden und Syndikaten und die dadurch bewirkte einheitliche Preisfixiernng und Konsumausdehnung der Fabrikate macht sich nach dieser Hinsicht angenehm bemerkbar. Dies dürfte mit die Hauptursache gewesen sein, dass das Jahr 1907, das zu den schwersten Krisenjahren auf dem internationalen Finanz- und Handelsgebiet zählen dürfte, besonders für Deutschlands Handel und Industrie nicht von anhaltenden, ungünstigen Folgen geblieben ist.

M. Weber.

Wer im Winter erkrankt, soll schnell eine rationelle Kur vornehmen und sie nicht bis zum nächsten Sommer verschieben. Dieses richtige Verständnis für rechtzeitiges Einschreiten gegen Störungen im Organismus läßt darum auch die „Winterkuren" immer allgemeiner werden. Für die jetzt so zahlreichen Neurastheniker, für Herzleidende und an Stoffwechselkrankheiten und besonders Verdauungsstörungen Leidende ist das geräuschvolle Leben an der Riviera unbedingt schädlich. Für solche Leidende ist an Stelle der im Winter geschlossenen Badeorte der Besuch eines Sanatoriums ratsam, wobei aber nur eine für Winterkuren speziell eingerichtete Heilanstalt in Betracht kommen kann. Als solche gilt in kompetenten Aerztekreisen das bekannte **Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz)**, dessen gesamte Anlage für den Winterbetrieb fürsorglich eingerichtet ist, und dessen geschützte Höhenlage so günstig ist, daß z. B. die so heilkräftigen Luftbäder selbst von empfindlichen Personen während des ganzen Winters genommen werden können. Ein zu dieser Anstalt gehörender umfangreicher Waldpark bietet auch im Winter bequeme Gelegenheit für Spaziergänge und die sehr wichtigen Terrainkuren, ebenso stehen alle modernen Kurmittel und Apparate der physikalisch-diätetischen Heilmethode zur Verfügung. Eine Spezialität von Oberwaid sind die nach System Lahmann (physikalisch-diätetische Heilweise) bewährten Abhärtungs- und **Wintersportkuren**, durch welche z. B. bei Verdauungs- und Nervenleiden sehr gute Erfolge erzielt werden. Die Behandlung wird von zwei Aerzten und einer Aerztin geleitet, die in der wissenschaftlich begründeten Naturheilkunde langjährige Erfahrung haben. **Winterkuren sind besonders wirksam** gegen Stoffwechselkrankheiten, Nervosität, Blutentmischung (Dyskämie), Schlaflosigkeit, Herzleiden, Magen- und Darmstörungen, Frauenleiden usw. Hierüber, und über die auch im Winter sehr angenehmen gesellschaftlichen Verhältnisse im Sanatorium Oberwaid besagt alles Nähere der von der Anstaltsdirektion kostenfrei zu beziehende ausführliche Prospekt.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33 a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages der **Alphonsusbuchhandlung (A. Ostendorff) in Münster i. W.** betr. die neue Literaturzeitschrift **„Ueber den Wassern"** bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Digitized by Google

Königl. Bayer. Hofglasmalerei

F. X. Zettler

Briennerstrasse 23 **MÜNCHEN** Briennerstrasse 23.

Aeltestes, von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern bestempfohlenes Haus.

Voranschläge nach allen Ländern kostenlos

Als gemeinsames Band der mächtig emporblühenden **katholischen Frauenbewegung** erscheint vom Oktober 1907 ab die

Monatsschrift

Der Katholische Frauenbund.

Wurzelnd in den Grundsätzen des Christentums, will und wird die Zeitschrift die **berufenste Vertreterin** und **Verfechterin** der **Interessen der katholischen Frau** in unserer modernen Zeit sein.

Der **Bezugspreis** ist mit **M 1,50 für das ganze Jahr so niedrig** bemessen, dass jeder, der der Frauenbewegung Interesse entgegenbringt, wes Standes und Berufes er auch sei, die Zeitschrift zu halten vermag.

Bestellungen beliebe man zu richten an die

Geschäftsleitung des Kathol. Frauenbundes

Köln a. Rh., Gereonshof 5.

Den Bundesmitgliedern wird die Monatsschrift regelmässig kostenfrei übersandt.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestr. 10 **MÜNCHEN** 11 Theatinerstr. 11

Wechselstuben am Schlacht- und Viehhof und in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital M 54'285,714.30
Reservefonds „ 44'600,000.—

A. Hypotheken-Abteilung:

Gewährung von **Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit** nach Massgabe eines besonderen Reglements. Die von der Bank auf Grund von Hypothekdarlehen emittierten **Pfandbriefe** sind mit der Unterschrift eines Kgl. Kommissärs versehen, von der Reichsbank belehnbar und als **Kapitalsanlage** für Pupillengelder zugelassen.

B. Kaufmännische Abteilung:

Annahme von **Bareinlagen** zur Verzinsung in laufender Rechnung oder gegen Bankschein;
Gewährung von **Konto-Korrent-Krediten;**
An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden **Banknoten** und **Geldsorten;**
Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Effekten;
Barvorschüsse auf Wertpapiere;
Diskontierung und Einzug von Wechseln, Checks etc.;
Ausstellung von Kreditbriefen und Checks auf alle Länder der Welt;
Ausführung von Börsenaufträgen;
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung;
Aufbewahrung von geschlossenen Depots;
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung!

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**

MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Bruchleidende heilt aus Mitleid untengeltl. in 7 bis 9 Tagen. Rückp. **D. K. postl. Wellen** an der Mosel.

OHNE NOTEN

kein Klavierspiel auf wissenschaftlicher Grundlage, dagegen leichteste Erlernbarkeit nach der **Dolzein'schen** Klavierschule mit vereinfacht. Notensystem. Keine verschied. Notenschlüssel, keine Versetzungszeichen, keine unübersichtl. Hilfslinien. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 ℳ von **A. Dolzein,** Leipzig-Reudn.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei

W. ARNIM

Kalligraph und Schreiblehrer

München, Bayerstrasse 10/II.

Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis. Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

EINBAND-DECKEN

für den IV. Jahrgang der ‚Allg. Rundschau'

sind **direkt von der Geschäftsstelle** der „A. R.", München, Tattenbachstrasse 1 a, und auf dem **Buchhandelswege** zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. Die **Sammelmappen** (mit 3 Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken u. Sammelmappen pr. Exempl. 1.25 M

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München

Karlstrasse 52/II

Digitized by Google

Bayerische Bodencredit-Anstalt, Würzburg.

Bei der heute in Gegenwart eines Notars stattgehabten Verlosung unserer Pfandbriefe sind zur Rückzahlung auf den **1. April 1908** gezogen worden:

Serie I à 3½%

Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 277, 639.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 1637, 2831, 3521, 3775, 4052, 4241, 4478, 4926.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 5428, 5881, 6162, 6799, 7119, 8339, 8795, 9544, 9669, 9803.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 10216, 10258, 10505, 11344, 13635, 13643, 13657, 14531, 14716, 14864.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 15495, 15835, 16268, 16314, 17207, 17218, 18335, 18719, 19938, 19973.

Serie III à 3½%

Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 30992, 31117.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 31616, 31955, 32058, 32444, 32538, 33039, 33580, 33618.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 33941, 34101, 34462, 34958, 34969, 35993, 35816, 35979, 36132, 36244.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 36299, 36573, 36815, 37652, 37835, 37900, 38063, 38233, 38747, 38841.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 39077, 39116, 39534, 40249, 40348, 40632, 41213, 41305, 41695, 41851.

Serie IX à 4%

Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 117101, 117171, 117239, 117280, 117356, 117371.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 117431, 117445, 117520, 117542, 117569, 117842, 117858, 118001, 118155, 118418, 118444, 118456, 118619, 118825, 119002, 119139, 119244, 119263, 119321, 119369, 119591, 119644, 119657, 119757.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 119946, 119952, 120012, 120128, 120434, 120456, 120551, 120670, 120701, 120762, 120902, 121000, 121020, 121038, 121139, 121239, 121452, 121632, 121637, 121827, 121949, 122000, 122035, 122043, 122050, 122122, 122158, 122163, 122170, 122175.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 122272, 122310, 122396, 122428, 122552, 122648, 122664, 122720, 122826, 122900, 122933, 122941, 123035, 123188, 123382, 123404, 123525, 123556, 123697, 123745, 123768, 123888, 123913, 124185, 124278, 124344, 124355, 124195, 124537, 124658.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 124762, 124781, 124959, 124961, 125026, 125132, 125298, 125399, 125444, 125544, 125605, 125749, 125899, 125948, 125990, 126079, 126179, 126262, 126409, 126440, 126494, 126539, 126701, 126708, 126744, 126755, 126960, 127036, 127068, 127148.

Die couponsmäßige Verzinsung endet mit dem **1. Juli 1908.**

Rückständig sind:

Serie I à 3½%

Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 16237, außer Verzinsung seit 1. Juli 1900.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 16328, außer Verzinsung seit 1. Juli 1906.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 3569,
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 5418,
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 11420, 13936, 14257,
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 19325.
} außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

Serie III à 3½%

Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 33858, 36063,
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 38557,
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 40112, 41443,
} außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

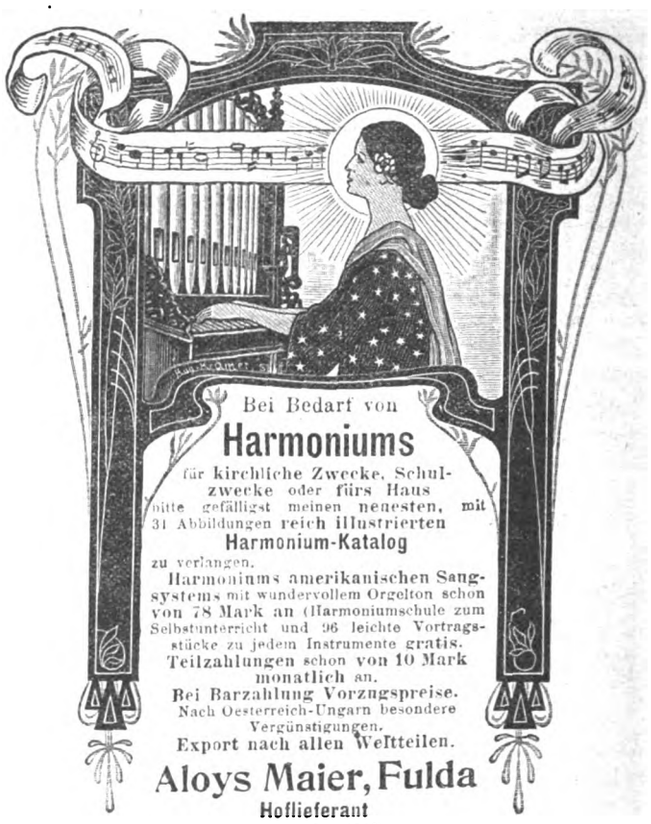
Serie IX à 4%

Lit. A à Mk. **2000.**— Nr. 117234.
Lit. B à Mk. **1000.**— Nr. 117549, 118184, 118684, 119001, 119036, 119203.
Lit. C à Mk. **500.**— Nr. 119978, 120160, 121086, 121307, 121476, 121541, 121858.
Lit. D à Mk. **200.**— Nr. 122611, 124099, 124323.
Lit. E à Mk. **100.**— Nr. 124773, 124888, 124905, 125512, 125968, 126350, 126421, 126911,
außer Verzinsung seit 1. Juli 1907.

Auf die bis zum Verfalltag nicht zur Einlösung gekommenen Stücke wird ein Depositalzins von 1½% vergütet.

Würzburg, den 30. Dezember 1907.

Die Direktion.



Messweine · Markgräfler
Kaiserstühler und Ober-Elsässer
nur aus besten Lagen, garantiert absolut naturrein.

Ia Markgräfler und Kaiserstühler	1904/5er	per Liter	60	Pfg.
Ia do. do.	1906er	„ „	58	„
Ia Ober-Elsässer	1906er	„ „	56	„

auch ältere Jahrgänge etc. nach Preislisten.
Fässer von 50 Liter an leihweise.

Velletri-Rotwein, garant. naturrein, von 30 Litern an, per Liter 95 Pfg.

Verwaltung des Kath. Vereinshauses Freiburg i. B.
Vom hochw. Erzb. Ordinariat Freiburg zur Messweinlieferung vereidigt.

Frühere Jahrgänge zu ermäßigtem Preis!

Wir liefern von jetzt an den kompletten I. Jahrgang (39 Nummern) broschiert zu Mk. 4.— (statt 7.20), in Originalband Mk. 6.30 (statt 9.50); den kompletten II. u. III. Jahrgang (je 53 Nummern) broschiert zu je Mk. 6.— (statt 9.60); in Originalband zu Mk. 8.30 (statt 11.90).

Expedition der „Allgem. Rundschau"
München, Tattenbachstraße 1a.

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. W.

In **sechster,** von P. Lehmkuhl, S. J., besorgter Auflage erschien:

P. Wilmers, S. J., Lehrbuch der Religion, ein Handbuch zu Deharbes Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterrichte. 4 Bände und Sachregister. gr. 8°. **29,80** Mk., gebd. in ½ Franzbde. **35,15** Mk.

Katholik Mainz: Es ist uns kein Werk bekannt, das in gleichem Maße theologische Korrektheit und Gründlichkeit mit edelster Popularität und praktischer Brauchbarkeit vereinigt. — **Büchermarkt, Krefeld** empfiehlt es neben dem Klerus allen gebildeten Laien und schreibt: Eine unglaubliche Fülle des Stoffes tritt uns mit einer Genauigkeit und Klarheit des Ausdrucks entgegen, daß man kaum jemals, auch in ferner liegenden Fragen, ohne befriedigenden Aufschluß nachschlägt.

In **siebenter,** von P. Pülf, S. J., besorgter Ausgabe liegt vor:

P. W. Wilmers, S. J., Geschichte der Religion als Nachweis der göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche. Im Anschluß an das Lehrbuch der Religion. 2 Bde., gr. 8°. Mk. **9,50,** geb. in **2** Halbfranzbände Mk. **12,—.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus Oberbayerische Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 4 München, 25. Januar 1908. V. Jahrgang.

Berliner Briefe.

Als ich den ersten Artikel in Nr. 2 Ihres sehr geschätzten Blattes: „Landgraf werde hart" las, der sich mit der „zweiten Folge" ernster Zeitbetrachtungen des Universitäts-Professors Dr. Friedrich Paulsen-Berlin befaßte, da wurde mein schon länger gehegter Plan, Ihnen Berliner Zustände in durchaus objektiver Schilderung zu übersenden, zur Wirklichkeit, mit der ich auch sofort beginne; wenn auch vorerst nur einzelne Punkte greifend, die in Beziehung zu den Ansichten des obengenannten sehr geschätzten Gelehrten stehen.

Der Hoffnung, die Professor Paulsen auf die Mitwirkung der Mediziner im Kampfe gegen die Unsittlichkeit setzt, stehe auch ich skeptisch gegenüber und wahrscheinlich noch viele andere. Sollte Professor Paulsen der einzige sein, der nichts weiß von der Literatur unbeschäftigter oder halbbeschäftigter Aerzte — die ihre zweifelhaften und auch zweifellosen Produkte mit dem Mäntelchen der Wissenschaft behängen? Die nur darauf berechnet sind, die Lüsternheit zu wecken und zu fördern! Eine Literatur, die ganz besonders unseren jungen Mädchen gefährlich geworden ist dadurch, daß sie das Triebleben reizte, weckte, und eben die Zustände schuf, die ein solches Buch angeblich verhüten sollte!

Weiß Professor Paulsen nichts von jenen Aerzten, die Genuß predigen und nur Genuß? Mir selber hat solcher Gesundheitsapostel, der meine Kinder behandelte, gesagt und mit dem ernstesten Gesicht: „Ich predige den Genuß in jeder Form" usw. Erst lange nachher wurde mir der engere Sinn der Worte klar, und der Herr betrat mein Haus nicht mehr.

Sind nicht gerade die Krankheiten des Geschlechtslebens die ergiebigsten Einnahmequellen für Aerzte der Großstädte? So manche Aeußerung dieser Herren sickert durch die Kreise, für die sie bestimmt war, durch, findet dann ihren Weg in die populären Schriften für „gesundheitsgemäße Lebensweise" und beweist ganz das Gegenteil von dem, was Professor Paulsen von den Aerzten voraussetzt.

Sicher ist, daß diejenigen Aerzte, welche dieser Gelehrte im Auge hat, auch seiner Auffassung entsprechen. Ob es diesen Herren aber gelingt, ihre Kollegen in weniger gesicherter Position zu ihrer „Haltung" zu zwingen? Kann man überhaupt einem Arzt immer Zweideutigkeit nachweisen?

Ist überhaupt der Arzt der einwandfreieste Bekämpfer sittlicher Delikte? Der Psychologe und mehr noch der berufene Pädagoge und manche Frau mit großem, warm fühlendem Herzen und der scharfen Beobachtungsgabe, die vielen eigen ist, erreicht Höheres und vor allem Durchgreifenderes. Ich kenne eine ältere feingeistige Dame, die schon manchen jungen Mann mit einfachen natürlichen Worten zu höheren Begriffen hinüberleitete, und nicht nur in Fragen des Geschlechtstriebs. Auch in religiösen Fragen.

Was nun Prof. Paulsen über den Einfluß des Gerichtssaales auf die Bevölkerung sagt, dem Einflusse des Strafrichters zuschreibt, überrascht mich über alle Maßen. Nicht als ob ich nicht voll und ganz seiner Meinung wäre, daß es so sein sollte! Aber, weiß denn Prof. Paulsen nichts, gar nichts von den Sünden unserer angehenden Juristen, die in Berlin auch die Spatzen von den Dächern pfeifen? Ich meine das sittliche Verhalten der Jus studierenden jungen Herren und der Herren Gerichtsreferendare und Assessoren?

Ich brauche nicht, wie Harden, mich auf unzuverlässige Zeugen — auch eine der neuen deutschen Krankheiten — zu berufen. Meine eigene Beobachtung reicht vollständig und zu weiterer Beweisführung aus. Ich will jetzt auch diese meine traurige Wissenschaft nicht sofort auskramen, dazu wird sich auch noch anderweitig Gelegenheit finden. Ich will nur einen Fall hier zitieren: Er war Assessor von nicht gewöhnlicher Denkungsart, mehr Gelehrter als eigentlich Jurist. Er war so wenig Zölibatär als andere seines Standes, aber er wahrte sicherlich die Form. Es fehlte ihm nie an der Würde, mit der er alles umkleidete. Zufällig hörte ich eines Tages, wie ein Herr, eine fast herkulische Erscheinung, ihn dringend bat, ihm doch bei seinem „Assessor", soll heißen Examen, zu helfen. Unter allen dringenden Argumenten frappierte mich dieses: „Woher soll ich denn etwas wissen? Ich habe doch, wie Sie doch auch wissen, während meiner ganzen Studienzeit nichts als . . . . ." (Der Ausdruck läßt sich nicht einmal andeuten). Seine Bitten waren umsonst. Als der bestürmte Jurist ins anstoßende Zimmer trat, in dem ich mich befand, fragte er: „Sie haben wohl alles gehört? Die Türe stand ja halb offen." Ich nickte ein böses „Ja".

Da kam die Antwort: „Und aus diesem Holz werden Staatsanwälte und Richter gemacht." Ein Jurist, der es sehr ernst nahm mit seinem Beruf, glänzende Examen absolviert hatte, war es, der also gesprochen hatte.

Ich bin nicht allein mit der Behauptung, daß eben dieser Widerspruch zwischen dem Richteramt und den Jugendsünden der Juristen ihnen den klaren Blick trübt zwischen dem Recht und der Tat oder der Sühne und der Schuld. Wie das Volk selbst Parallelen zieht, ist das Allerschlimmste. Man hat auch schon auf das Milieu hingewiesen, aus dem die Juristen meistens hervorgehen, wenigstens die Richter. Nicht selten sind es jene Kreise, die ihrer ganzen Auffassung nach fern dem Empfinden des Volkes stehen, das nicht selten stark abweicht vom gesprochenen Recht.

Daß die Sittlichkeitsdelikte viel zu gering bestraft werden im Vergleich zu anderen, z. B. gegenüber Eigentumsvergehen, darauf ist schon oft hingewiesen worden.

Darin werden wir alle einig gehen mit dem Gelehrten Paulsen, daß die Schraube der Rechtsparagraphen endlich ganz scharf angezogen werden muß gegenüber den Sünden wollüstiger Ueppigkeit, sonst kann niemand uns vor dem völligen Verfall mehr retten.

Der Altmeister Prof. Thoma in Karlsruhe hat auch der Oeffentlichkeit ein herrliches Zeugnis seiner Gesinnung gegeben und den Ausdruck geformt für eine Anschauung, die sicher viele mit ihm teilen in bezug auf die jetzt so beliebten nackten Darstellungen. Sie seien den Richtern warm empfohlen. Wenn diese nackten Darstellungen den Zwecken dienen, wie sie jetzt benützt werden, sind sie längst keine Kunst mehr, meine ich.

Den „grellen Schlaglichtern" aus Nr. 1 werde ich im nächsten Brief einige „Röntgenstrahlen" folgen lassen.

O. Jeremias.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Skandal von Kassel.

Die außerordentliche Hauptversammlung des Flottenvereins hat einen Verlauf genommen, wie wir ihn bedauerlicher uns kaum denken können. Die Brüskierung der Minderheit mit all ihren schlimmen Folgen ist eingetreten, aber die wünschenswerte Klärung und Luftreinigung ist nicht eingetreten. Der einfache Menschenverstand, der an gerade Wege gewöhnt ist, dachte nur an die Alternative: — entweder zieht General Keim sich zurück, um den Fortbestand eines unpolitischen Flottenvereins für ganz Deutschland zu ermöglichen, — oder die mit ihm einverstandenen Mitglieder begründen den politischen Verein ohne Protektoren, ohne Bayern und ohne die übrigen „Leisetreter". Letzteres wäre ein Uebel gewesen, aber man hätte die Scheidung doch wenigstens reinlich nennen können. Offenbar ist es ein größeres Uebel, wenn jetzt die Bayern zur Türe hinausgedrängt sind und dennoch keine Klarheit über die Zukunft des Vereins geschaffen ist. In das Feuer der Zwietracht ist ein ganzer Oeltank ergossen worden durch die raffinierte Taktik des Keimschen Präsidiums.

Also das Präsidium leitet die Verhandlung ein mit der gemeinsamen Rücktrittserklärung. Wäre diese Erklärung nach der Abstimmung erfolgt, so hätte sie einen verbindlichen, endgültigen Charakter gehabt. Vorher abgegeben war sie eine Komödie; denn jedermann wußte, daß die nächste Generalversammlung in Danzig mittels der Keimschen Mehrheit die Wiederwahl besorgen werde. Die Herren vom Präsidium hüteten sich wohl, zu einem Verzicht nach einer solchen Wiederwahl sich zu verpflichten, obschon sie dazu provoziert wurden. Ebenso vereitelten sie den Versuch, schon jetzt die Neuwahl vorzunehmen. Die Kunstpause, welche das Keimsche Präsidium in seiner Geschäftsführung eintreten läßt, sieht wie eine Höflichkeit gegenüber dem Prinzen Heinrich von Preußen und dem Kaiser selbst aus; sie soll es offenbar verhindern, daß Prinz Heinrich die Drohung mit seinem Rücktritt jetzt schon verwirkliche. Diese Drohung ist bekanntlich erfolgt für den Fall, daß General Keim in der Stellung des geschäftsführenden Vorsitzenden verbleibt. Augenblicklich ist er aber nicht mehr in dieser Stellung, und man hat wenigstens bis zu seiner Wiederwahl, die man als einen Neuantritt bezeichnen kann, Zeit zu neuen Einwirkungen auf den Berliner Hof gewonnen. Würden inzwischen die Bayern mit ihrem Protektor Prinz Rupprecht endgültig ausscheiden, so werde sich vielleicht die Solidarität unter den Fürstlichkeiten nicht mehr so wirksam erweisen.

Ebenso raffiniert berechnet war der Zeitpunkt des Rücktritts. Angekündigt vor der Versammlung, aber in Kraft getreten erst mit Schluß der Versammlung. Im anderen Falle hätte die Leitung der Kasseler Versammlung einem Unparteiischen zufallen können. Das wäre, da der Vorstand die angeklagte Partei bildete, gerecht und friedenfördernd gewesen; aber gerade deshalb wollte das Präsidium die Leitung des Prozesses in seiner parteiischen Hand halten. Es hatte sich ja auch eine Maßnahme zur Einschnürung der Redefreiheit ausgeklügelt und ließ dieselbe mit einer Geschwindigkeit, die keine Hexerei, aber Ueberrumpelung war, durch seine Mehrheit annehmen. Es sollte nicht gesprochen werden 1. über die Fürsten und 2. über die Vorgänge vor der Kölner Abmachung. Also gerade das, was die Minderheit für sich geltend machen wollte und mußte, namentlich auch die Charakterisierung des gegenwärtigen geschäftsführenden Vorsitzenden und seine agitatorische Tätigkeit, sollte „ausgeschaltet" werden. Eine so rücksichtslose Maulkorbtaktik einer Mehrheit ist uns in Versammlungen anständiger Männer noch nicht vorgekommen. Der Vorsitzende Fürst Salm enthüllt gelegentlich, daß er an einer Stelle, die er nicht nennen wolle, das Versprechen gegeben habe, die Debatte über die fürstlichen Persönlichkeiten auszuschließen. Welche Stelle kann das sein? Am Berliner Hofe hat man, nachdem die Willensmeinung des Kaisers und seines Bruders bestimmt und öffentlich bekundet worden, gewiß nicht die Absicht gehabt, die Redefreiheit in Kassel zugunsten der Keimpartei einzuschränken. Sollte etwa Fürst Bülow, der bekanntlich dem General Keim zu großem Dank verpflichtet ist, aus dem Arsenal seiner Taktik dem Präsidium Hilfe geleistet haben?

Natürlich mußte der Versuch, die Minderheit mundtot zu machen, die Temperatur der Verhandlungen bedenklich steigern. Ein übriges tat die scharfe Sprache der Keimleute, die vielfach unparlamentarisch wurde; sogar der Vorsitzende machte sich einer Beleidigung schuldig, die er zurücknehmen mußte. Die Stimmung wurde auf einen solchen Hitzepunkt getrieben, daß für einen wohlgemeinten Vermittlungsversuch der nationalliberalen Exzellenz Hamm (Bonn) gar kein Verständnis mehr zu finden war und die denkbar schärfste Resolution, durch die General Keim von seinen wohlbearbeiteten Thüringern sich huldigen ließ, mit der großen Mehrheit der norddeutschen Chauvinisten angenommen wurde. Dadurch erzwang man den Exodus der Bayern, auf den ausgetüftelte „Taktik" zielbewußt hingearbeitet hatte.

Es liegt nun bei den bayerischen Mitgliedern des Flottenvereins, ob sie schon jetzt ein fait accompli schaffen oder — was wahrscheinlicher — in der Organisation verbleiben wollen, bis in Danzig das letzte Wort gesprochen wird. Es frägt sich ferner, ob die besonnenen Elemente in Norddeutschland eine etwaige Wiederwahl Keims in Danzig sich gefallen lassen wollen. Diese Elemente haben sich in Kassel sehr zurückgehalten; der Berlin-Brandenburgische Verband hat z. B. die beschlossene Opposition ruhen lassen, weil das Präsidium „zurückgetreten" sei. Für den Einfluß der gemäßigten Richtung wird es von wesentlicher Bedeutung sein, ob die Beamten und Offiziere auch für den Fall, daß aus der Danziger Verhandlung ein Keim-Verein hervorgeht, die Erlaubnis zur weiteren Teilnahme erhalten. Man darf nicht außer acht lassen, daß General Keim in seiner Selbstverherrlichungsrede sich darauf berief, daß der Blocklanzler Fürst Bülow im Reichstag seine (Keims) Wahlagitation rühmend und dankend anerkannt habe. Es wird hohe Zeit, daß der oberste Reichsbeamte durch ein klares Wort und die entsprechenden Handlungen sich von dem Verdacht reinigt, ein Protektor dieses Keims der Zwietracht zu sein.

Das letzte Wort ist also in Kassel noch nicht gesprochen, sondern soll für Danzig vorbereitet werden. Aber was bisher gesprochen oder getan ist, richtet schon Schaden genug an. Eine neue Mainlinie innerhalb Deutschlands und eine empfindliche Diskreditierung Deutschlands vor dem Auslande! Wenn das „nationale" Politik ist, dann leben wir in einer neubabylonischen Sprachverwirrung. Das Zentrum kann inzwischen stolz darauf sein, daß es trotz aller „Ausschaltung" auch hier in den Mittelpunkt gerückt wird und sich der fast krankhaft gesteigerten Feindschaft eines so gemeingefährlichen Mannes wie General Keim erfreut. Nicht dessen Haß, sondern vielmehr seine Freundschaft ist kompromittierend.

Roerens Rechtfertigung in der zweiten Instanz.

Das Schöffengericht ist Beleidigungsklagen von größerer Bedeutung nicht gewachsen. Sowohl im Fall Moltke-Harden als auch im Falle Roeren-Schmidt hat die Strafkammer Urteile des Schöffengerichts verbessern müssen, und zwar im Sinne einer schärferen Sühne der Ehrenkränkung. In der Klage des Abgeordneten Roeren gegen Geo Schmidt war bekanntlich die Beweisaufnahme vor dem Schöffengericht durchaus zugunsten Roerens ausgefallen; aber das Urteil der ersten Instanz, das für die außerordentlich schweren Beleidigungen des Mannes, des Abgeordneten und des Richters Roeren einen Hundertmarkschein als angemessene Strafe erachtete, entsprach nicht dem Ergebnis der Verhandlung. Das Berufungsgericht hat nun die Strafe vervierfacht, nachdem von der Verhängung von Gefängnis wegen der mildernden Umstände Abstand genommen war, und zugleich in den Urteilsgründen dem vielgeschmähten Abgeordneten entschieden Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der angeklagte Schmidt, so heißt es in dem Urteil, „darf dem Privatkläger den guten Glauben nicht absprechen, daß derselbe bei den von ihm im Reichstage vorgebrachten Beschwerden nach bester Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit des ihm zugegangenen Materials und nach sorgfältiger Prüfung gehandelt hat. Für die Annahme eines Mißbrauches der Reichstagstribüne liegt nicht der geringste stichhaltige Grund vor." Ferner wird im Urteil „festgestellt, daß in dem, was der Kolonialdirektor Dernburg im Reichstage vortrug, auch nicht der Anflug eines Vorwurfs der Rechtsbeugung lag". Damit wird zugleich der Vorwurf der „Nebenregierung" gründlich ausgeräumt. Von hervorragendem allgemeinen Interesse ist die Wahrung der Immunität der Abgeordneten durch das Gericht. Das Gesetz, so wird im Urteil ausgeführt, habe aus sehr wohlerwogenen Gründen dem Abgeordneten Immunität zugesprochen, und man dürfe daher nicht ohne zwingenden Grund den Vorwurf der Feigheit erheben, wenn ein Abgeordneter es ablehne, durch Wiederholung der Angriffe außerhalb des Reichstages Rede und Antwort zu stehen. In der Tat

Digitized by Google

würde den Abgeordneten die pflichtmäßige Kritik von Mißständen in unerträglicher Weise erschwert und vielfach unmöglich gemacht werden, wenn sie genötigt wären, für jedes Wort, das einem Beteiligten unangenehm ist, vor dem Injurienrichter in derselben Weise wie ein unberufen mitsprechender Privatmann einen umständlichen Rechtshandel auf der Anklagebank auszufechten. — Im übrigen bildet die Affäre Roeren-Schmidt nur ein Glied in der Reihe von Blamagen, die seit fünf Vierteljahren die Blockpolitik zu treffen pflegen.

Parlamentarische dies atri.

Auf den 10. Januar mit der schroffen Ablehnung der preußischen Wahlreform ist der 16. gefolgt mit der Annahme des antipolnischen Enteignungsgesetzes. Ein Ausnahmegesetz der allerschlimmsten Art, ein schreiendes Unrecht, eine offenbare Verfassungsverletzung, eine Grausamkeit ohne Aussicht auf Erfolg, ein gefährlicher Präzedenzfall in politischer und sozialer Hinsicht, ein Schandfleck für die deutsche Kultur im 20. Jahrhundert! Die bitterste Satire auf dieses Gesetz wurde unwillkürlich vom Ministertische geliefert mit der Bemerkung, England habe in Irland auch enteignet. Ach ja, in der schmählichen Wirtschaft der Engländer in Irland gibt es noch manches, was eine protestantisierende Gewaltpolitik nachahmen könnte — wenn sie nicht durch die fatalen Nachwirkungen auf das britische Reich bis zum heutigen Tage gewarnt wird.

Wer trotz der Blockverirrungen des Tages auf ein Zusammenwirken der christlichen Volkskräfte beider Bekenntnisse hofft, kann es nicht tief genug beklagen, daß die Konservativen sich zur Annahme der Enteignung haben verleiten lassen. Wenn ihr Rechtsgefühl und ihr christliches Gewissen eingeschlafen waren, so hätte doch ihr agrarisch-sozialer Instinkt sie zurückhalten sollen. Man braucht nicht einmal auf die Sozialdemokraten zu warten; schon eine linksliberale Regierung kann von der Enteignung aus politischen Gründen reichlich Gebrauch machen gegen die konservativen Besitztümer und Machtwurzeln. Die eingefügte Klausel (vorläufig nur 70,000 Hektar) hat weder justifikatorischen noch prophylaktischen Wert. Mit der zuerst geplanten Beschränkung auf einzelne Kreise hatte man einen Fehlgriff gemacht, der nach einigen Wochen bereits von seinen Vätern als solcher erkannt wurde. Der jetzige Versuch, der Ansiedelungskommission zwar die ganzen zwei Provinzen als Grasfeld zu überlassen, aber nur eine Gesamtbeute von 70,000 Hektar zuzugestehen, ist auch ein Verlegenheitsgriff ins Blaue hinein. Jedermann weiß, daß nach diesem Kontingent neue Kontingente verlangt werden, solange nicht der große Krach der hakatistischen Politik eintritt. Wenn der Krach nicht bald kommt, wird die Enteignung das Polentum rettungslos in die Arme des staats- und kirchenfeindlichen Radikalismus treiben. Man merkt schon jetzt, daß die Ansätze zur Emanzipation vom Radikalismus der Korfanty und Genossen wieder zusammenschrumpfen.

Dem Fürsten Bülow haben die Konservativen einen Gefallen getan, aber nicht sich selbst und erst recht nicht dem Staatswohle. Manche vermuten, die eine Hand wasche die andere, und die schroffe Erklärung Bülows gegen die Wahlreform stehe im Kausalnexus mit der Zustimmung der Konservativen zur Enteignung. Wenn in der Tat die einst so mächtige und selbstbewußte konservative Partei von dem Dank des Hauses Bülow für geleistete Block- und Enteignungsdienste ihr Heil abhängig macht, so ist sie bald wieder reif für eine Läuterung im Schmelzofen, wie sie eine solche vor einem Menschenalter hat durchmachen müssen.

Nehmen wir zu den bedauerlichen Vorgängen im preußischen Abgeordnetenhause noch den traurigen Eindruck, den die Verhandlung im Reichstage über das Knappschaftsstatut in sozialpolitischer Hinsicht macht, so kann man wahrlich sagen: Es hat doch sein Gutes, daß das Zentrum von einer Politik dieser Art vollständig ausgeschaltet ist und auch nicht den Schein einer Verantwortlichkeit für die Bülowsche Wirtschaft auf sich zieht. Wer alles in allem nimmt, wird es sehr begreiflich finden, daß wir auf das sporadische Murren und die in der Tasche geballten Fäuste der Freisinnigen keine Hoffnungen bauen, sondern vielmehr wünschen, daß die Zeitgenossen des Blockkanzlers erst gründlich den Topf leeren, in dem die häßlichen „Suppen des Tages" gekocht werden. Die Erbschaft, welche zurzeit anzutreten wäre, ist wahrlich nicht verlockend. Fürst Bülow hat sich als ein Meister in der Unterdrückung aller guten Keime und in der Aufzucht aller gefährlichen Keime erwiesen.

Die „Allgemeine Rundschau" und der Flottenverein.

Die von dem Generalsekretär des Hauptausschusses des Flottenvereins für Berlin und die Mark Brandenburg veranlaßte Versendung von 300 Exemplaren des Heftes Nr. 51 der „Allgem. Rundschau" an die Mitglieder dieses Provinzialverbandes hat außerordentlich viel Staub aufgewirbelt. Der Generalsekretär Hauptmann Roeper geriet sogar in den schnöden Verdacht, daß er selbst der „preußische Offizier" gewesen sei, der den Artikel „Ein politischer General" in Nr. 51 geschrieben habe, daß er also gewissermaßen in eigenem Interesse jene 300 Hefte an die Mitglieder habe versenden lassen. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" kann auf das allerbestimmteste versichern, daß Hauptmann Roeper mit jenem Artikel auch nicht im allerleisesten Zusammenhange steht. Der Verfasser ist ein älterer Offizier der Garde, welcher, wie aus dem Artikel selbst hervorging, Gelegenheit gehabt hat, die Tätigkeit des Obersten Keim (derselbe war nie aktiver General, erhielt aber bei der Inaktivierung Titel und Rang) genauer zu verfolgen. Wir haben im letzten Hefte (Nr. 3, S. 38) die Vorgänge in der Berliner Generalversammlung vom 11. Januar, soweit sie die „Allgemeine Rundschau" betrafen, nach einem kurzen Berichte des „Berliner Tageblatt" behandelt. Einen ausführlicheren Bericht über diesen Zwischenakt fanden wir inzwischen in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 34 vom 12. Januar). Wir möchten auch diesen Bericht unseren Lesern nicht vorenthalten, wenn auch nur, um zu zeigen, wie sehr in einem gewissen Berliner Milieu, durch den Geist der „Täglichen Rundschau" und die ewigen Hetzereien des Evangelischen Bundes beeinflußt, die blindesten Vorurteile selbst intelligenten und gesellschaftlich höherstehenden Personen die klare Einsicht trüben und ein objektiv abwägendes Urteil erschweren, ja unmöglich machen. Nach dem Berichte der „Kölnischen Volksztg." brachte General v. Semplin die Angelegenheit der „Allgemeinen Rundschau" als erster aufs Tapet. Der General scheint aber seine Wissenschaft nicht an der Quelle geschöpft, sondern sich auf gehässig entstellte Zeitungsausschnitte verlassen zu haben. Nur so konnte es auch möglich sein, daß General v. Semplin nach jenem Berichte den bekannten Fürstenartikel (in Nr. 50, S. 731 ff.), der den General Keim und den Flottenverein nicht einmal mit einem Gedanken erwähnte, in diese Flottenvereinsdiskussion hineinzerrte, um mit einem Seitenblick auf den Prinzen Rupprecht von Bayern die völlig deplazierte Bemerkung zu wagen: „Wir lassen uns weder von einem Bayern noch von einem anderen Landsmann in Deutschland belehren." Hier der betreffende Ausschnitt aus dem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 34):

„Ich räume keinem Menschen ein, mich an monarchischer Gesinnung zu übertreffen. Aber wir Märker ziehen die Fürsten nicht in den Staub. Dies ist in der Presse geschehen. Der Redner verliest dann ein Rundschreiben des Hauptmanns Röper aus dem Vorstand des Flottenvereins der Mark Brandenburg, wonach der Verleger der „Täglichen Rundschau", Heinrich Rippler und einige andere Herren, an der Arbeit seien, Delegierte im Sinne Keims gegen den Prinzen Rupprecht zu beeinflussen, und erklärt dazu: Wir brauchen uns nicht orientieren zu lassen. Solche Zuschriften verletzen. (Lachen.) Des weiteren verliest der Redner nach einem Ausschnitt aus dem „Reichsboten" den bekannten Artikel eines deutschen Bundesfürsten in der Münchener „Allgemeinen Rundschau" und erklärt dazu: Wir lassen uns weder von einem Bayern noch von einem anderen Landsmann in Deutschland belehren. (Starker Beifall.)

Hauptmann Röper verwahrt sich dem „Reichsboten" gegenüber dagegen, daß er in irgendeiner Zeitung einen Artikel geschrieben oder einen solchen veranlaßt habe. Er erklärt zur Versendung der betr. Nummer der Münchener „Allgemeinen Rundschau", daß er dieselbe auf Grund eines Zeitungsausschnittes von seinem Ferienaufenthalt aus veranlaßt und sie rückgängig gemacht habe, sobald er die ersten vollständigen Exemplare jener Zeitschrift in Händen gehabt habe.

Ich stehe nicht an, zu erklären, daß es mir außerordentlich leid tat, daß ich in dieser Beziehung vorbeigehauen habe, denn ich sah, in welches Wespennest ich mit der Versendung jener Nummer gegriffen habe. Bei der Verschickung der Artikel aber befanden wir uns in der Abwehr. Wir bekamen auch selber täglich Artikel von verschiedenen Zeitungen zugeschickt, in denen etwas gegen uns enthalten war. Ich weise aber zurück, daß ich mit der Versendung jener Zeitschrift eine Beeinflussung wollte."

Der ganze Zwischenfall ist außerordentlich lehrreich. Wo die „Tägliche Rundschau", der „Reichsbote", die „Berliner

Digitized by Google

Neuesten Nachrichten" e tutti quanti preußische Intelligenz verzapfen und an der „gebildeten Welt" ihr Erziehungswerk verrichten, da gilt immer noch der Grundsatz: catholica sunt, non leguntur. Alles Katholische und alles, was ein Katholik denkt, sagt, schreibt oder druckt, oder was ein Protestant im Organ eines Katholiken drucken läßt, ist von vornherein dringendst suspekt. Und wenn ein ehrenwerter Protestant dabei ertappt wird, daß er derlei suspekte Sachen in seiner Aktenmappe bei sich trägt, dann fällt das ganze „Wespennest" über ihn her, und nur schleunige Flucht und Preisgabe der verdächtigen Papiere kann den Unvorsichtigen vor dem ärgsten Schicksale bewahren. Warum ist man auch „katholisch"? Diese scheele Frage ist selbst verschiedenen Koryphäen des bayerischen Landesverbandes, vor allen dem „antiultramontanen" Freiherrn von Würtzburg und selbst dem hohen Protektor, dem „liberalen" Prinzen Rupprecht, nicht erspart geblieben.

Der Religionsunterricht in den italienischen Volksschulen.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Durch das Gesetz Casati vom Jahre 1859 wurde ausdrücklich bestimmt, daß der Religionsunterricht für alle Schüler obligatorisch ist, ausgenommen jene, für welche die Eltern um Dispensierung eingekommen sind. Die Gemeinden haben dafür zu sorgen, daß dieser Unterricht in der Schule erteilt werde durch Lehrkräfte, die der Provinzial-Schulrat dazu für geeignet hält.

Hat diese Bestimmung noch gesetzliche Kraft, nachdem das Gesetz Coggino von 1877 nur den Unterricht über die Elementarbegriffe der Rechte und Pflichten der Menschen und Bürger verlangt hat? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Durch das Unterrichtsgesetz Coggino wurde das Gesetz Casati nicht völlig abgeschafft, sondern umgeändert. Bei den Debatten über ersteres erklärte Coggino selbst, wie auch der Berichterstatter Pianciani, daß nach wie vor den Gemeinden die Verpflichtung obliege, in den Primärschulen Religionsunterricht zu erteilen. Diesen Standpunkt vertrat auch der Staatsrat in Dutzenden von Fällen.

Trotzdem also noch immer der Religionsunterricht gesetzlich seinen wohlberechtigten Platz im Schulprogramm hat, was natürlich den Antiklerikalen längst ein Dorn im Auge ist, wollte der Unterrichtsminister Rava auf dem Verwaltungswege stillschweigend den Katechismus aus der Schule entfernen, indem er in seiner vor zwei Monaten bekannt gewordenen neuen Schulverordnnng des Religionsunterrichts, als zum Lehrplan gehörig, mit keinem Worte Erwähnung tat. Folgenden dem Gesetz entsprechenden Artikel des alten Reglements ließ er einfach weg: „Die Gemeinden müssen für den Religionsunterricht der Kinder jener Eltern, die es verlangen, sorgen, und zwar an vom Provinzial-Schulrat festgesetzten Tagen und Stunden; sie müssen denselben erteilen lassen durch die zu diesem Zweck geeignet erscheinenden Lehrkräfte oder durch andere Personen, die der Schulrat als geeignet anerkannt hat." Indem so Rava sich vor der Loge beugte und über das Gesetz hinwegsetzte, unbekümmert um die Gewissensfreiheit der großen Mehrheit der Italiener, gab sein Vorgehen Anlaß zu einer allgemeinen Protestbewegung der Katholiken, wobei es sich auch zeigte, daß in weiten Massen des Volkes reiche Kräfte katholisch-kirchlicher Energie verborgen sind, die zu wecken und zu mehren der italienische Volksverein sich zur dankbaren Aufgabe gemacht hat.

Und gewiß wird man zum Teil eine Frucht der zahlreichen imponierenden Kundgebungen der katholischen Staatsbürger in dem Votum des Staatsrats sehen, der am 12. Dezember sich in seiner Mehrheit gegen das als ungesetzlich zu tadelnde Vorgehen des Unterrichtsministers Rava aussprach.

Nunmehr arbeit die Loge darauf hin, durch Gesetz zu erreichen, was durch ihres Lakaien Reglement nicht erlangt werden konnte. Binnen kurzem soll die Kammer zu der noch immer die Gemüter in Aufregung haltenden Frage des Religionsunterrichtes in den Volksschulen Stellung nehmen. Es ist kaum zu erwarten, daß sich eine Mehrheit für die Abschaffung findet.

Unterdessen haben verschiedene antiklerikale Gemeinderäte, so der in Padua, den Katechismus hinausdekretiert. Auch der römische Gemeinderat hat mit 61 gegen 3 Stimmen bei 5 Enthaltungen Parlament und Kammer aufgefordert, möglichst bald durch Gesetz die Schule von jeglichem konfessionellen Unterricht zu befreien. Man darf auf die weitere Entwicklung gespannt sein.

Politische Unterrichtskurse.

Von

Georg Buscher, Aachen-Burtscheid.

Daß die Zentrumspartei vor Jahresfrist aus dem Höllenkampf der Reichstagswahlen sieggekrönt ihr Banner hervorgetragen, verdankt sie in erster Linie wohl der beispiellosen Begeisterung für ihre alten und doch ewig jungen Ideale. Die tiefste Quelle für diese Begeisterung lag in dem Verständnis der Wähler für das, um was es sich bei der Reichstagsauflösung und der Reichstagswahl handelte. Aber nur selten geht eine solche Begeisterungsflut durch die Lande. Es können und werden Wahlzeiten kommen, die nicht mit solch blendendem Licht auch das trübe Auge treffen. Da muß denn in Friedenszeiten vorgesorgt werden. Die Wähler müssen geschult, aufgeklärt, fort und fort belehrt werden. Für die Jungmannschaft der Zentrumsanhänger haben die Windthorstbünde diese wichtige Aufgabe übernommen. Ihr fortwährendes Wachstum nach innen und außen beweist, daß ihre Arbeit ein aufnahmefähiges und fruchtbegieriges Feld findet.

Nun ist's aber nicht überall möglich, einen Windthorstbund ins Leben zu rufen. Leider; aber man muß, um praktisch etwas zu erreichen, mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Ferner muß auch den älteren Parteifreunden Gelegenheit zu weiterer Schulung geboten werden.

Man ist deswegen auf den Gedanken gekommen, die vielerorts bestehenden sozialen Unterrichtskurse der Arbeitervereine und Gewerkschaften auf politischem Gebiet nachzuahmen. Wir haben nach den Reichstagswahlen in unserer Stadt, die noch mit Aachen-Land, nicht Aachen-Stadt, zusammen einen Reichstagswahlkreis bildet, eine Zentrumsorganisation ins Leben gerufen, und diese Organisation will jetzt zur Schulung der Wähler, vor allem der Vertrauensmänner, politische Unterrichtskurse veranstalten. Der Plan hat begeisterte Zustimmung gefunden und der Kursus soll alle 14 Tage stattfinden.

Vielleicht ist es möglich — und deshalb habe ich die Spalten unserer „Allgemeinen Rundschau" in Anspruch genommen — diese Einrichtung auch anderwärts zu versuchen. An Stoff wird es ja sicherlich nicht mangeln, und die Darbietung ist gar nicht schwer. Ich denke mir die Art und Weise eines solchen Unterrichtskursus folgendermaßen: Zu Beginn wird ein Abschnitt eines interessanten Werkes, z. B. des Windthorstbuches von Hüsgen, vorgelesen; dann wird ein nicht allzu langes Referat über eine wichtige Frage (wir beginnen mit der Reichs- und Staatsverfassung) gehalten; daran schließt sich eine Diskussion. Es wird ferner jedesmal über die wichtigeren Vorkommnisse bei den anderen Parteien des betreffenden Bezirkes kurz berichtet, Fragen werden gestellt und beantwortet. Diese ganze Arbeit wird leicht 2 Stunden ausfüllen, so daß bei zeitigem Beginn um ½11 Uhr, wenn der Kursus am Abend eines Wochentages stattfindet, geschlossen werden kann. Gerade hierauf ist Wert zu legen; ist es doch eine allzuberechtigte Klage, daß derartige Sitzungen viel zu lange ausgedehnt werden.

Es muß ferner, soll etwas Praktisches bei der Sache herauskommen, ein festes Programm aufgestellt werden. Vielleicht kann folgendes als Beispiel dienen: Zunächst ist ein allgemeiner Einblick in die Rechte und Pflichten eines deutschen (preußischen, bayerischen usw...) Staatsbürgers zu vermitteln; es wären dann, etwa im Anschluß an das erste Heft der in M.-Gladbach erscheinenden Staatsbürgerbibliothek, Wesen und Ziele der verschiedenen Parteien zu behandeln, natürlich vor allem der Zentrumspartei. Ihre Geschichte, ihre Leistungen, ihre Kämpfe bieten ja Stoff in Hülle und Fülle. Besonders ist hier wiederum Wert zu legen auf eine Popularisierung des Werkes von Hüsgen über Windthorst.

Einen besonderen Wert solcher Unterrichtskurse sehe ich in dem Kennenlernen, Verstehen und Ausgleichen der verschiedenen Standesinteressen. Da alle Zentrumsanhänger, vom Arbeiter bis zum Akademiker, in solchen Kursen vertreten sein müssen, so ist Gelegenheit geboten, den Zentrumsgedanken in der praktischsten Weise zu vertiefen, lebendig zu machen.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß solche Kurse nur der Schulung dienen dürfen; jede Aktion nach außen hin ist streng zu vermeiden; das würde der Sache nur schaden.

Möchten diese Anregungen dazu beitragen, daß man die Sache einmal ins Auge faßt, sie in den einzelnen örtlichen Zentrumsorganisationen, auch in der Lokalpresse bespricht und in die Tat umsetzt.

Digitized by Google

Ein perfides Denunziantenstück

ging Anfang September vorigen Jahres durch die Blätter der südwestdeutschen Ecke, die Katholiken des Saarrevieres mit Empörung erfüllend, vor allem die katholische Lehrerschaft der Kreisschulinspektion I Saarbrücken, in deren Mitte die bis heute noch unbekannten Denunzianten sitzen. Die über das Lokalinteresse hinausgehende Tragik des liberalem „saarabischem Sykophantentume" (Saarpost, 1907 Nr. 194) zum Opfer gefallenen hochedlen Schulrates drückt uns vor ganz Preußen-Deutschland die Feder in die Hand.[1]) Wir hatten von berufenerer Seite schon längst eine vernichtende Kritik in diesen Blättern erwartet.

Zur Selbstbeurteilung des Falles geben wir vorderhand das diesbezügliche Schriftstück wieder. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" brachten in Nr. 227 vom 17. August 1907 folgende Zuschrift von der Saar, die selbstverständlich durch die kirchenfeindliche, liberale Presse ging. Besonders die „Tägliche Rundschau", Nr. 385, weiland Informationsorgan Sr. Majestät, durfte natürlich diesen Wischer von eminent hohem Kulturwert sich nicht entgehen lassen. (Der Sperrdruck findet sich im Originaltexte der „Leipziger Neuesten Nachrichten".) Er lautet:

„Was ein ultramontaner Schulinspektor vom Nationalsinn hält."

„Aus den Kreisen der katholischen Lehrerschaft geht uns unter Nennung der Gewährsmänner eine Schilderung der diesjährigen katholischen Lehrerkonferenz zu, die am 30. Juli im katholischen Vereinshause zu St. Johann stattfand und die zeigt, was für ein Geist und welcher Nationalsinn bei denjenigen katholischen Lehrern herrscht, die im Fahrwasser des Ultramontanismus segeln. Gleichzeitig aber auch, welche Gefahr in der leider immer noch existierenden Institution der geistlichen Schulinspektion liegt, für deren Abschaffung vor kurzer Zeit erst ein Teil des württembergischen Klerus selbst sehr lebhaft eingetreten ist. Wir lassen den Bericht hier folgen.

Bei der diesjährigen katholischen Lehrerkonferenz am 30. Juli im katholischen Vereinshause zu St. Johann hat sich der Kreisschulinspektor Ewald-Saarbrücken gegen zwei von der ihm vorgesetzten Regierung erlassene Verfügungen ein Stückchen erlaubt, das unbedingt öffentlich gebrandmarkt zu werden verdient.

Bei dem Spalierbilden durch Schulkinder in katholischen Gegenden gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers ist es aufgefallen, daß die Kinder in der Mehrzahl mit Fähnchen in den römischen Kirchenfarben (gelb-weiß) erschienen, worauf seitens der Regierung zu Trier an die Kreisschulinspektionen eine Verfügung erging, nach der den Lehrern aufgegeben wurde — wie dies von der Mehrzahl unserer katholischen Lehrerschaft, wenn sie ohne die geistliche Bevormundung wäre, sich wohl von selbst verstanden hätte —, die Kinder bei diesem Anlässen lediglich in den Nationalfarben erscheinen zu lassen. Ferner erging durch eben dieselbe Regierung eine Verfügung, die vorschreibt, daß während des Schullehrganges zehn bestimmte Gedichte patriotischen Inhalts den Kindern beizubringen sind, weil die Regierung die Wahrnehmung machen mußte, daß der im Lehrplan vorgesehene Stoffumfang in Gedichten zum Nachteil der Pflege patriotischer Gesinnung sich immer mehr auf ultramontanes Gebiet verirrte. Auch hier ist lediglich die geistliche Schulaufsicht die alleinige Triebfeder.

Diese beiden Verfügungen wurden durch den Kreisschulinspektor Ewald zunächst mit unverkennbarer Ironie bei der Konferenz zur Verlesung gebracht, wobei die in großer Anzahl anwesenden katholischen Geistlichen (Ortsschulinspektoren) in ein höhnisches Gelächter ausbrachen. Auf dieses Gelächter leistete sich Schulrat Ewald die mehr als bedenkliche Erwiederung: „Sie lachen, meine Herren, ich vermag Ihnen dies aber wirklich nicht zu verargen!"

Für die Königliche Regierung dürfte es allmählich an der Zeit sein, allen Ernstes zu erwägen, was die geistliche unkontrollierbare Schulaufsicht für die Erziehung eines Teiles unserer Jugend an Gefahren für die Volksmoral in sich birgt; anderseits aber werden ihr (der Regierung) wohl Disziplinarmittel zur Verfügung stehen, mit denen sie Autoritätsunterminierungen ihrer Schulaufsichtsbeamten — wie die vorliegende — gebührend zu ahnden wissen wird. Mehrere katholische Lehrer.

Soweit die Zuschrift, deren Inhalt und Ton im allgemeinen wie besonders auch in den von uns unterdrückten Stellen die außerordentlich erfreuliche Tatsache registriert, daß es noch katholische Lehrer gibt, die Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen, und sich nicht von den Netzen des Ultramontanismus umgarnen lassen. Im übrigen spricht der Bericht für sich selbst. Man darf wohl annehmen, daß die preußische Regierung sich des Falles annehmen wird."

Welches ist der Tatbestand? In Wirklichkeit ganz harmlos.

Herr Schulrat Ewald liest bei der Konferenz am 30. Juli mit Ernst und Würde eine Reihe von Verfügungen der höheren Behörden vor. Unter ihnen ist eine, in der der Oberpräsident der Rheinprovinz bestimmt, es dürften bei Kaiserempfängen in Zukunft die Spalier bildenden Schulkinder nur noch Fähnchen in den Nationalfarben tragen, nicht andere, „wie z. B. gelb-weiß, rot-weiß u. a. m.".

Eine zweite Verfügung betraf Gedichte, die fürderhin in den Volksschulen auswendig gelernt werden sollen. Am 18. Mai dieses Jahres hatte die Königliche Regierung zu Trier einen Katalog der auswendig zu lernenden Gedichte aufgestellt. Nachträglich stellte es sich heraus, daß eine Reihe dieser Gedichte in den von der Regierung eingeführten Lesebüchern für die evangelischen wie katholischen Schulen fehlte. Herr Schulrat verlas nun eine diesbezügliche neue Verfügung an die Kreisschulinspektoren: die fehlenden Gedichte sollten den Kindern diktiert werden. Daß die Konferenzteilnehmer über beide Verfügungen lächelten, war nur zu natürlich.

Wir wollen absehen von dem gänzlichen Mangel logischen Denkens, der sich in diesem, von Haß und Hinterlist eingegebenen Wischer offenbart. Das Metier eines Denunzianten ist eben leichter erlernt als das eines klaren Denkers.

„Für die königliche Regierung dürfte es allmählich an der Zeit sein, allen Ernstes zu erwägen, was die geistliche unkontrollierbare Schulaufsicht für die Erziehung eines Teiles unserer Jugend an Gefahren für die Volksmoral in sich birgt." So urteilt man über die Hüter der Volkssittlichkeit! Wer behauptet es? Ein haßerfüllter Apostat? — Ein kirchenfeindliches Blatt, dessen Ignoranz man begreift? — Man traut seinen Augen nicht: — „Mehrere katholische Lehrer." (!!!) Also: Katholiken, — Leute, die Erzieher katholischer Kinder sein wollen, — Lehrer, die das katholische Volk mit seinem Gelde bezahlt. Pfui der Schande! — Wo sind die Beweise? — Wir verstehen da die Worte eines einfachen Mannes, der meinte, solche Lehrer müßten aus der katholischen Schule „hinausgepeitscht" werden.

Das ganze Pamphlet wimmelt von Unwahrheiten. Die hauptsächlichsten:

1. Unwahr ist, daß der ganze Vorfall etwas mit Patriotismus oder Ultramontanismus zu tun hat. In der ersten in Frage kommenden Verfügung ist von „Fähnchen in den römischen Kirchenfarben" gar nicht die Rede, wohl aber von Fähnchen in allerlei Farben. — Die zweite Verfügung, „daß während des Schullehrganges 10 bestimmte Gedichte patriotischen Inhaltes den Kindern beizubringen sind", ist nach der in der „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" (Nr. 216, 2. Blatt) auf einer Protestversammlung von 141 katholischen Lehrern abgegebenen Erklärung überhaupt niemals erlassen worden. Nach dem amtlichen Schulblatt des Regierungsbezirkes Trier (Juni 1907) ist obengenannter Katalog der zu lernenden Gedichte folgender:

Verzeichnis der in den Volksschulen zu lernenden Gedichte.

a) Der gute Kamerad. Einkehr. Schäfers Sonntagslied. Die Rache. Die Kapelle. Schwäbische Kunde. Das Lied vom braven Mann. Das Gewitter. Das Lied vom Feldmarschall. Heinrich der Vogelsteller. Der Wanderer in der Sägemühle. Der reichste Fürst. Reiters Morgenlied. Heil dir im Siegerkranz. Ich bin ein Preuße. Deutschland, Deutschland über alles. Die Wacht am Rhein. Ich hab' mich ergeben. Der alte Landmann an seinen Sohn. Der Mai ist gekommen. Der Mond ist aufgegangen. O wie ist es kalt geworden. Heidenröslein.

b) Des Knaben Berglied. Der blinde König. Der Graf von Habsburg. Des Sängers Fluch. Das Grab im Busento. Der Pilgrim von St. Just. Die Sonne bringt es an den Tag. Erlkönig. Hufeisen. Johanna Sebus. Muttersprache. Lützows wilde Jagd. Hoffnung (Geibel). Am 3. September (Geibel). Die Auswanderer. Die alte Waschfrau. Mein Vaterland (Hoffmann von Fallersleben). Es ist bestimmt in Gottes Rat.

Wir ordnen hierdurch an, daß in allen Schulen die unter a, in den mehrklassischen Volksschulen auch die unter b genannten Gedichte behandelt und auswendig gelernt werden.

Die Lehrpläne sind eventuell dementsprechend zu ändern.

Trier, den 18. Mai 1907.

II. Nr. 4606. Königliche Regierung,
Abteilung für Kirchen- und Schulwesen.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Vorstehender Artikel wurde schon Anfang November vorigen Jahres eingesandt, mußte aber wegen seines Umfanges stets vor dringlicherem Stoffe zurücktreten. Sein Inhalt ist in diesem Augenblick angesichts des Wechsels im Regierungspräsidium zu Trier wieder aktuell geworden.

Digitized by Google

Wie viele von diesen Gedichten sind patriotischen Inhaltes? — Aber vielleicht die fehlenden zehn? Es sind folgende: Des Sängers Fluch. Der Pilgrim von St. Just. Die Sonne bringt es an den Tag. Erlkönig. Hufeisen. Am 3. September (Geibel). Die Auswanderer. Die alte Waschfrau. Es ist bestimmt in Gottes Rat. — Also: auch unter diesen fehlenden zehn Gedichten nur ein einziges patriotisches.

Und da soll der „Stoffumfang in Gedichten zum Nachteil der Pflege patriotischer Gesinnung sich immer mehr auf ultramontanes Gebiet verirrt" haben! Wo bleibt die Wahrheit? —

„Auch hier ist lediglich die geistliche Schulaufsicht die alleinige Triebfeder." Arme Schulaufsicht! Wir wußten bis jetzt nur, daß sie da ist, um die Befolgung des von der Regierung vorgeschriebenen Schulplanes zu überwachen. Doch: Kampf der verhaßten geistlichen Schulaufsicht! Es gibt — Gott sei Dank — „noch katholische Lehrer, die Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen, und sich nicht von den Netzen des Ultramontanismus umgarnen lassen". Drum auf zur Jagd auf das Schwarzwild — wenn das Pulver auch naß und die Büchse vernagelt ist!

2. Unwahr ist die Behauptung, daß Herr Schulrat Ewald die beiden Verfügungen „zunächst mit unverkennbarer Ironie bei der Konferenz zur Verlesung" brachte, „wobei die in großer Anzahl (8!) anwesenden katholischen Geistlichen (Ortsschulinspektoren) in ein höhnisches Gelächter ausbrachen", und „Schulrat Ewald (sich) die mehr als bedenkliche Erwiderung" leistete: „Sie lachen, meine Herren, ich vermag Ihnen dies aber wirklich nicht zu verargen."

Dagegen protestiert die Erklärung der 141 Lehrer in der „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" (Nr. 216, 2. Blatt, vom 14. September), sowie die von vier Lokalschulinspektoren veröffentlichte Eingabe an die Königliche Regierung zu Trier. —

Gerade hier liegt der Kern der ganzen Perfidie. „Crimen laesae majestatis bürocraticae." (Saarpost, Nr. 194). Die Regierung erläßt eine Verfügung, die Eingeweihte nur zu sehr an den „grünen Tisch" erinnert und ihnen darob ein Lächeln abzwingt. Ein lautes Lachen wäre auch kein Verbrechen gewesen. Da ist denn das Vaterland in Gefahr. Seit wann ist denn die Königliche Regierung zu Trier, Abteilung für Schulsachen, „das Vaterland"?

Das ganze Machwerk ist perfid angelegt: Anschwärzung des Vorgesetzten, verbunden mit einem Sturmlauf auf die geistliche Ortsschulaufsicht. Dreimal muß letztere herhalten — ohne inneren Zusammenhang — zur Begründung des Patriotismusmangels und des Vorherrschens des Ultramontanismus unter der katholischen Lehrerschaft.

Das führt uns auf die Fährte der „edlen" Denunzianten. Sie sind nur zu suchen unter der liberalen katholischen Lehrerschaft, den ausgesprochenen Gegnern jeder geistlichen Ortsschulaufsicht. Sie passen in die Gesellschaft der liberalen Katholikenfresserin „Leipziger Neueste Nachrichten." Sie erhalten hier gleich ihr Judaslob. —

Der liberalen „Neuen Saarbrücker Zeitung" ging in der ersten Hälfte des Monats August eine ähnliche Zuschrift von einem katholischen Lehrer zu. In dem richtigen Taktgefühle, daß die Presse nicht der Ort für Denunziationen gegen Vorgesetzte ist, gab sie, was wir allerdings nicht billigen, eine Abschrift des Eingesandt an die Königliche Regierung z. H. des Herrn Landrats weiter. Am 13. und 16. August erscheint Schulrat Dr. Berief zur Vernehmung des Herrn „Ewald und einiger Konferenzteilnehmer". Am 13. August Vernehmung des Hauptlehrers Valerius von Brebach — der schon verschiedentlich in katholikenfeindlicher Weise „rühmlich" hervorgetreten — und des Herrn Rektors Jun aus Quierschied. Die Rektoren Genwo und Meyer in Malstatt konnten wegen Abwesenheit nicht vernommen werden. Herr Rektor Jun erklärte dritten gegenüber, daß er, wie die meisten Konferenzteilnehmer, von der Bemerkung des Schulrates Ewald überhaupt nichts gehört habe. Derselbe scheidet denn auch im folgenden aus.

Das Denunziantenstück in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" beginnt: „Aus den Kreisen der katholischen Lehrerschaft geht uns unter Nennung der Gewährsmänner eine Schilderung . . . zu." Ob es in beiden Zuschriften dieselben waren, wissen wir nicht, erscheint aber höchst wahrscheinlich. Jedenfalls steht fest, daß die eben Genannten überhaupt als Gewährsmänner angegeben sind; denn warum vernimmt der Regierungsvertreter gerade sie?

Anstatt, wie Herr Rektor Jun-Quierschied, eine klare Erklärung abzugeben („St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung", Nr. 222), bringen sie mit falscher Berufung auf § 11 des Preßgesetzes eine geschraubte Berichtigung voll Wortklauberei (ebenda, Nr. 224, vom 28. Sept.), die den Denunziationsverdacht nur bestärkt. Sie rechnen es sich „zur Ehre an", „daß die „St. Johanner Volkszeitung" sie zu liberalen katholischen Lehrern stempelt", erklären es aber für unwahr, daß sie in der Zuschrift an die „Neue Saarbrücker Zeitung" und „wahrscheinlich" auch in dem Artikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten" „als Gewährsmänner angegeben worden sind und in Frage kommen können". Die ganze Art dieser energischen Berichtigung weist darauf hin, daß sie doch mehr Kenntnis von der Denunziantensache besitzen, als ihnen lieb ist. In demselben Atemzuge, in dem sie sich selbst gegen die Denunziation verwahren, können sie es sich nicht versagen, dem verdienten Schulrate und einem Amtskollegen Verdächtigungen zu unterschieben. (!) Eigentümliche Ehrenrettung! Auch die Spezialberichtigung des Rektors Genwo-Malstatt (ebenda, Nr. 224) wegen seines an Schulrat Ewald gerichteten Schmähbriefes („Was du nicht willst" usw.) macht auf die „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung" keinen Eindruck. Sie hält, da der Inhalt des Briefes ihr bekannt ist, ihre Behauptungen aufrecht.

Die Tragik der perfiden Denunziation ist nun Tatsache: der hochverdiente, edle Schulrat ist nach 14½ jähriger Tätigkeit im Saarrevier zum 1. Oktober ds. Js. mit finanzieller Schädigung nach Aarhaus in Westfalen versetzt worden. Der saarabische Liberalismus hat einen neuen Triumph, der zu ihm paßt, — der ihm zum Opfer Gefallene aber durch seine Abschiedsfeier („Saarpost" Nr. 219, vom 21. Sept. 1907) den Beweis unbegrenzter Liebe und Verehrung der gutkatholischen Lehrerschaft, der ihm auf der roten Erde seinen Lebensabend später noch vergolden wird.

Welche Gründe sonst noch die Königliche Regierung zu diesem auffälligen Vorgehen veranlaßt haben, ist uns unbekannt und kommt hier nicht in Betracht.

Daß sie die notorisch als Lüge und infame Verleumdung hingestellte Denunziation „mehrerer katholischer Lehrer" als äußeren Anlaß ihres Handelns nimmt, ist in unseren Augen — Blamage, weil Unterstützung völliger Disziplinuntergrabung. In einer aller preußischen Beamtentradition hohnsprechenden Weise treten aktive Lehrer, preußische Beamte, in einem außerpreußischen Blatte unter dem Schutze der Anonymität gegen ihre vorgesetzte Behörde als Denunzianten auf und verlangen von der Regierung die Einleitung eines Disziplinarverfahrens gegen ihren eigenen aktiven Vorgesetzten. Sie haben sogar die Dreistigkeit, der Königlichen Regierung die Stellung in der Schulaufsichtsfrage vorzuschreiben.

Bisher zierte die preußische Beamtenschaft tadellose Zucht und Ordnung. Dieselben Herren, die sich selbst eingangs ihrer Zuschrift an die „Neue Saarbrückerin" über eine Verfügung der Königlichen Regierung lustig machen, wagen in demselben Momente mit Umgehung des für jeden loyalen Beamten selbstverständlichen Instanzenweges — unter Entstellung des wahren Sachverhaltes — ihre direkt vorgesetzte Behörde desselben Vergehens zu bezichtigen. (!)

Wir fragen: Will die Königliche Regierung weiter ruhig zusehen, daß auf diese Weise an der Disziplin, der Grundfeste des preußischen Beamtentums, gerüttelt wird? Was gedenkt sie zu tun, um solch unerhörtem Vorgehen ganz energisch vorzubeugen? Die Oeffentlichkeit verlangt Aufklärung. Pflicht der Regierung in diesem Falle ist: Disziplinarverfahren gegen die feige Denunziantengesellschaft mit exemplarischer Bestrafung.

Angesichts des auffallenden Stillschweigens der Königlichen Regierung in der ganzen Sache war und ist die öffentliche Frage der Saar-Zentrumsblätter berechtigt:

Wo bleibt die Königliche Regierung, Abteilung für Schulsachen, in Trier?

Hoffentlich bringt der Wechsel im Regierungspräsidium baldige, allseits befriedigende Antwort! M. Braun.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ···

Digitized by Google

Meine Heide im Schnee.

Nun liegt meine Heide im tiefen Schnee,
Im weißen Wintergewand,
Und der Heidehof und der Heidesee
Verschneit im schimmernden Land — —

Als einstmals ich über die Heide ging
In kosender Sommerluft,
Der Himmel voll leuchtenden Sternen hing
Und der Ried voll Blütenduft.

Und ich ging hinein in das Heidehaus,
Das Herz mit Jubel erfüllt,
Und legte den blühenden Blumenstrauß
Still vor meiner Sehnsucht Bild.

Und was ich weit draußen im Weltenkast
Verloren an Glück und Ruh,
Das heilte der Heimat heimliche Rast
Mit lindernder Liebe zu — — —

Nun liegt meine Heimat im tiefen Schnee,
Im flimmernden Winterkleid,
Und es glänzt und es glitzert der Heidesee
Durch die weiße Einsamkeit.

Und die Flocken, sie fallen so wunderweich
Herab auf den steilen Hain
Und hüllen der Heimat frommes Reich
Mit feierndem Frieden ein!

Ich aber stehe im weltfremden Land,
Vom Winter der Welt umweht,
Und denke der Heimat an Riedes Rand
Im leisen, linden Gebet.

Und möchte dahin, wo ein leichter Traum
Meiner Seele Heimat umflicht,
Wo im steilen Hof, wo im trauten Raum
Die ganze Welt für mich liegt . . .!

Eugenie Taufkirch.

Ungarn und Kroatien.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Nachdem die kossuthistische Koalitionsregierung den Ausgleich mit Oesterreich auf zehn Jahre abgeschlossen hat, will sie das Verhältnis Ungarns zu Kroatien endgültig regeln. Diese Regelung verstehen die Magyaren so, daß sie Kroatien zu einer Provinz Ungarns machen und dann magyarisieren wollen. Es wird dabei also die staatsrechtliche und nationale Frage aufgeworfen werden. Ihre rücksichtslose Entnationalisierungspolitik haben die Magyaren gegen alle anderen Nationalitäten Ungarns in so abscheulicher Brutalität bisher betrieben, daß man den Widerstand der Kroaten nur zu gut begreift. Aus ihr entstand denn ja auch die jetzige Krisis. Banus Graf Pejacevic wollte sich nicht zum bedingungslosen Werkzeug der Regierung Kossuth, genannt Wekerle, machen, so wurde er ersetzt durch Banus Rakodczay, der jedoch einen solch geschlossenen Widerstand im ganzen Lande fand, daß er, selbst wenn er ein genialer Staatsmann gewesen wäre, eine Beruhigung des Landes im Sinne seiner Budapester Auftraggeber nicht hätte herbeiführen können. Man hat ihn also kurzerhand abgesetzt und Baron Paul Rauch zum Banus ernannt.

Die Hauptaufgabe des neuen Banus ist, sich eine unionistische Partei zu schaffen, welche eine staatsrechtliche Union mit Ungarn im Sinne der Magyaren beschließen soll. Da der kroatische Landtag aufgelöst ist, und Neuwahlen vor der Tür stehen, wird man ja nicht lange zu warten haben, bis man weiß, ob ihm diese Aufgabe gelingt. Baron Rauch, der als rücksichtslos tatkräftige Natur geschildert wird, hofft bestimmt, daß er eine solche Partei zusammenbringt. In den kroatischen Landtag entsendet der Großgrundbesitz 30 Viriliſten, die den Grundstock seiner Unionspartei bilden sollen. Angenommen — aber nicht ohne weiteres zugegeben —, daß sich diese Dreißig ihm zur Verfügung stellen, und daß er tatsächlich noch mit Hilfe der berüchtigten magyarischen Wahlmache so viele Abgeordnete für sein Programm wählen lassen kann, daß er eine Unionsmehrheit im Landtage erhält, so wird dann der Kampf erst recht losgehen, denn das in keinem anderen Staat zu findende adelige Viriliſtenprivilegium wird dann noch mehr als jetzt das gesamte kroatische Volk für eine Wahlreform begeistern, welche dieses ganz unerhörte Privilegium beseitigt. Aber Baron Rauch ist selbst dieser Viriliſten nicht sicher. Nicht nur das Volk, sondern auch der Adel Kroatiens hat sich in den letzten Jahren immer mehr von den Magyaren abgewendet, je größer der Einfluß der kossuthistischen Unabhängigkeitspartei und des jüdischen Magyaronentums auf die Lenkung der Geschicke Ungarns wurde. Der kroatische Adel, welcher den Winter gerne in Budapest und Preßburg zubrachte, hat jetzt seine Winterresidenz in Agram und in Wien (!) wieder aufgeschlagen, und es ist noch unvergessen, daß dieser Adel mit anerkennenswertem Opfermute die kroatischnationale Presse in ihrem Kampfe gegen das Magyarentum reich unterstützte. Hat doch z. B. Graf Ivan Draskovic, der keineswegs zu den Reichsten gehört, an einem Tage 60,000 K der Presse gespendet. Je mehr der mongolische Adel Ungarns sich mit der Mitgift reicher Judentöchter seine Wappen neu vergoldet, desto mehr zieht sich der arische Adel Kroatiens von ihm zurück.

Da nun die ungarisch-kroatischen Ausgleichskämpfe auch auf Oesterreich einwirken müssen und damit eine erhöhte weltpolitische Bedeutung erhalten, dürfte es nicht ohne Interesse sein, die Vorgeschichte dieser Kämpfe sich ins Gedächtnis zurückzurufen.

Es dürfte genügen, mit dem Jahre 1847 zu beginnen. Damals bestand noch der gemeinsame Landtag, in welchem die Magyaren den Beschluß durchsetzten, daß das Magyarische die ausschließliche Amts- und Unterrichtssprache sein solle; in den „Nebenländern" müsse amtlich magyarisch korrespondiert werden und das Magyarische solle in allen Schulen obligater Unterrichtsgegenstand sein. Darin liegt ja der Kern der magyarischen Entnationalisierungspolitik schon vor uns. Selbstverständlich protestierten die kroatischen Abgeordneten gegen einen solchen Beschluß und wiesen nach, daß Kroatien ein Recht auf die kroatische Amtssprache habe. Für dieses Recht treten sie auch heute noch dadurch ein, daß sie im ungarischen Reichstage sich ihrer Muttersprache bedienen, und der Präsident hat keine gesetzliche Handhabe, sie an der Ausübung dieses Rechtes zu hindern.

Im Jahre 1848 halfen die Kroaten die magyarische Revolution niederwerfen, aber eine staatsrechtliche Regelung des Verhältnisses zwischen Kroatien und Ungarn kam auch jetzt noch nicht zustande. Wohl beschloß der kroatische Landtag 1861 ein Gesetz, welches (Artikel 42) Kroatien das freie Verfügungsrecht über seine staatsrechtliche Stellung einräumt, und Kaiser Franz Josef I. sanktionierte dieses Gesetz — aber es war doch nur ein einseitig beschlossenes Gesetz, welches die Zustimmung der Magyaren nicht fand. Da im Landtage die österreichische Partei mit den Viriliſten eine sichere Mehrheit hatte, forderte der Kaiser im September 1865 die beiden Königreiche auf, ihr staatsrechtliches Verhältnis im gegenseitigen Einvernehmen zu regeln, zu welchem Zwecke die sogen. Regnikolardeputationen gewählt wurden. Wortführer der Magyaren war Franz Deak, jener der Kroaten Bischof Stroßmayer. Der Krieg mit Preußen 1866 unterbrach die Verhandlungen.

Zu den unglücklichsten Folgen der Schlacht bei Königgrätz gehörte wohl die Berufung des mit den verwickelten staatsrechtlichen Verhältnissen des Kaiserstaates an der Donau ebensowenig wie mit der Nationalitätenfrage vertrauten sächsischen Ministers Herrn von Beust. Dieser Mann, der das kleine Sachsen auf falsche Bahnen gelenkt, sollte Ordnung machen in dem großen geschlagenen Oesterreich! Sein Werk ist ja die Zerreißung der Habsburgermonarchie, der Dualismus. Die magyarischen Liberalen schlossen mit den deutschen Liberalen den Ausgleich, an dem der Staat hätte zugrunde gehen müssen, wenn er nicht so unverwüstlich wäre. Man beging dabei den großen Fehler, daß man das staatsrechtlich selbständige (und stets österreichfreundliche) Kroatien von den Ausgleichsverhandlungen fernhielt, obwohl Ungarn vorher niemals Verträge ohne die Vertreter Kroatiens abgeschlossen hatte. Es wäre auch sicherlich im Interesse Oesterreichs gelegen gewesen, Kroatien zu den Verhandlungen beizuziehen, denn Kroatien wäre

Digitized by Google

nie dafür zu haben gewesen, daß die Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien einverleibt worden wären in Ungarn, wie es die Delegationen taten, indem sie die „Unverletzlichkeit der Länder der Krone des hl. Stefan" anerkannten. So spielt auch das heute österreichische Kronland Dalmatien in die kroatische Frage hinein, und Ungarn wird, wenn es erst Kroatien verschluckt hat, auch offiziell Anspruch auf Dalmatien erheben, schon um einen ausgedehnten Besitz am Meere zu haben, von dem es heute ausgeschlossen ist trotz Fiume. Als es dann 1867 nach dem Abschlusse des ersten österreichisch-ungarischen Ausgleiches zur ersten Königskrönung in Budapest kam, nahmen die Kroaten an diesem Feste nicht teil, denn ihr Landtag hatte erklärt, daß er erst dann Delegierte zur Krönung schicken werde, wenn vorher die Regnikolardeputationen das staatsrechtliche Verhältnis mit Ungarn endgültig geregelt hätten.

Darauf wurde der kroatische Landtag aufgelöst, Baron Levin Rauch zum Banus ernannt. Die magyarische Regierung oktroyierte den Kroaten eine Wahlordnung auf und machte auf magyarisch die Neuwahlen, so daß die national-kroatische Opposition auf 13 Mann zusammenschrumpfte. Die adeligen Virilisten stellten sich dem Banus zur Verfügung: ein magyarenfreundlicher Landtag war geschaffen. Die Opposition protestierte gegen die Ungesetzlichkeit der oktroyierten Wahlordnung und gegen den infolgedessen auch ungesetzlichen Landtag, an dessen Verhandlungen sie daher nicht teilnahm. Es wurde eine neue Regnikolardeputation gewählt, die zum großen Teil aus neuernannten Beamten (!) bestand, Präsident war ein königlicher Finanzbeamter, Schriftführer ein königlicher Staatsanwalt, nur der Henker fehlte. Also lauter abhängige Leute. Nur die Grafen Pejacevic und Jankovic konnten einigermaßen als selbständige Männer gelten. Diese Regnikolardeputation brachte 1868 einen Ausgleich zustande, der natürlich den Magyaren entsprach, vom kroatischen Volke aber nie anerkannt wurde; er wurde Gesetz, aber die Kroaten erkennen es bis heute nicht an, weil es von einem ungesetzlichen Landtage beschlossen wurde.

Wenn sich nun die ungarische Regierung streng an diesen Ausgleich gehalten hätte, würde es nicht zu den jetzigen heftigen Kämpfen gekommen sein. Die Kroaten behaupten, der Ausgleich von 1868 sei ein Vertrag, mit welchen zwei selbständige, gleichberechtigte Völker freiwillig eine Staatsgemeinsamkeit eingegangen sind; die Magyaren behaupten, der Ausgleich bedeute den Einheitsstaat. Die Kroaten berufen sich auf den Wortlaut des § 1 des Ausgleichsgesetzes, den wir wörtlich anführen müssen: „Für das Territorium des Königreiches Ungarn gilt die magyarische Sprache als Staatssprache; für das Königreich Kroatien, welches eine politische Nation mit einem besonderen Territorium ist, besteht als Staatssprache ausschließlich die kroatische Sprache." Hier sind Ungarn und Kroatien als gleichberechtigte Königreiche mit verschiedener Staatssprache anerkannt. Die Sprachenfrage wird in den folgenden Bestimmungen dahin geregelt, daß „im ganzen Umfange der Königreiche Kroatien und Slawonien sowohl in Gesetzgebung und Justiz, wie in Verwaltung die Dienstsprache das Kroatische ist" und daß selbst „für die Organe der gemeinsamen Regierungen die kroatische Sprache innerhalb der Grenzen der Königreiche Dalmatien, Kroatien und Slawonien die Dienstsprache ist". Diese gesetzlichen Bestimmungen sind für die Ursachen der jetzigen Krisis von besonderer Wichtigkeit. In den §§ 6—10 des Ausgleiches sind jene Ressorts verzeichnet, welche als gemeinsam zu gelten haben, und unter diesen ist die Gesetzgebung bezüglich des Eisenbahnwesens ausdrücklich genannt. Daraus folgt, daß die Eisenbahnämter in Kroatien gemeinsame Aemter sind und daß nach den oben angeführten Gesetzesbestimmungen des Ausgleiches für diese Aemter innerhalb der kroatisch-slawonischen Grenzen das Kroatische Amts- und Dienstsprache ist. Nun hat bekanntlich die ungarische Regierung dekretiert, daß auf den Staatsbahnen in Kroatien Magyarisch die Amtssprache sei, und um dafür einen Scheinrechtsgrund zu haben erklärt sie, daß die Eisenbahnen Privatunternehmungen des ungarischen Staates, also keine gemeinsamen Unternehmungen seien, was wieder mit den obigen ausgleichsgesetzlichen Bestimmungen im schreiendsten Widerspruche steht.

Es gibt in Kroatien keine Partei, welche an der Einschränkung des Geltungsgebietes der kroatischen Sprache rühren ließe, und indem die magyarische Regierung diese nationale Frage anrührte, in der leicht erkenntlichen Magyarisierungsabsicht, rief sie die antimagyarische Strömung zu neuem Kampfe auf. Die Kroaten werden nie zugeben, daß Kroatien mit Ungarn ein Einheitsstaat sei oder werde. Ihr Verhältnis zu Ungarn ist vom Anfange an ein föderalistisches gewesen und noch heute schwört der König im Krönungseide, nicht nur Ungarns, sondern auch der Königreiche Kroatien und Slawonien Rechte in Kraft zu erhalten, zu beschirmen und zu wahren.

Nun ist man natürlich in Kroatien — und in der gesamten Monarchie — aufs höchste gespannt, mit welchem Programm Baron Paul Rauch, des ersten Ausgleichsbanus Levin Rauchs Sohn, die kroatische Landesregierung antreten wird. Wenn auch — und ganz besonders jenseits der Leitha — Regierungsprogramme nur zu oft dazu da sind, um nicht befolgt zu werden, so wird das Rauchsche Banusprogramm doch bei den Neuwahlen eine große Rolle spielen und entscheidend sein für die Haltung der adeligen Virilisten. Wie sich nun auch die Wahlbewegung unter der Leitung des sehr selbstbewußten und autokratischen neuen Banus, der auf keines der in Ungarn gebräuchlichen Wahlbeeinflussungsmittel verzichten wird, gestalten mag, so ist doch das Eine tote Gewißheit, daß die Aufrollung des nationalen Sprachenkampfes in Kroatien Kossuths unvorsichtigste Tat war — ihm als Handelsminister unterstehen die Eisenbahnen —, zu der er sich von einem Manne verleiten ließ, den die Kroaten Kossuths bösen Geist nicht mit Unrecht nennen: von dem Staatssekretär Szterenyi, der diesen magyarischen Namen um einen Fünfzigkreuzerstempel für den jüdischen Namen Stern eingehandelt hat. Banus Rauchs Programm hat die Billigung der Krone erhalten, sonst wäre er nicht Banus geworden. Wird das Volk diese Ernennung sanktionieren?

* * *

Am 15. Jänner hat Banus Baron Rauch seinen Einzug in Kroatiens Hauptstadt gehalten. Hatte sein unmittelbarer Vorgänger Rakodczay seine Freude daran, daß er unbehelligt nachts das Agramer Banalpalais beziehen konnte, so wollte Baron Rauch bei hellichtem Tage unter allem Pompe seinen Einzug halten. Die Kroaten haben ihm aber einen Empfang bereitet, der weder pomphaft noch fein war, dafür aber der magyarenfeindlichen Stimmung des Volkes deutlich Ausdruck gab. Unter lärmenden Demonstrationen, Pfuirufen und Pfeifen, unter einem Hagel von faulen Eiern und Tüten voll Insektenpulver fuhr der Banus mit starker Polizeibedeckung in das Rauchsche Familienpalais. Den Weg zum Banalpalais sperrten ihm dichte lärmende Volksmassen ab.

Vor dem geladenen Beamten entwickelte am nächsten Tage Banus Baron Rauch sein Programm, welches bei allen Parteien enttäuscht hat. Von den in der magyarischen Presse angekündigten Konzessionen ist nichts darin zu finden. Den Sprachenstreit der Eisenbahnen will der Banus den Regnikolardeputationen überweisen, und die angekündigte Revision des Ausgleiches von 1868 ist nichts anderes als das Zugeständnis eines Rechtes, welches Kroatien längst besaß. Es soll nämlich dem „Sabor" (Landtag) durch den Banus von der ungarischen Regierung das Recht erwirkt werden, selbständig Umlagen einzuführen und Anleihen zu produktiven Investitionen aufzunehmen, ein Recht, welches im Ausgleichsgesetze von 1868 bereits enthalten ist und bisher von den Magyaren dem Sabor nur vorenthalten wurde. Mit solchen „Konzessionen", welche höchstens als Rückzug des magyarischen Fanatismus aufgefaßt werden können, wird Banus Baron Rauch kein Glück haben. Sein Programm ist also keineswegs geeignet, Kroatien den Frieden zu bringen, im Gegenteil: der wildeste Kampf wird sein Erfolg sein.

Glücksgärtlein.

Wenn du ein Glückesgärtlein hast,
Lad' keinen Fremden drein zu Gast.
Das Paradies gehörte zwei'n,
So ließ es Gott von Anfang sein.

Für einen Mann und eine Frau
Schuf Gott die Paradiesesau.
Daß sie darinnen glücklich sind
Als Gottes Kind mit Gottes Kind.

M. Herbert.

Digitized by Google

Kathol. Gemeinschaftsbewußtsein.

Vom Herausgeber.

In Nr. 3 der Literarischen Beilage der „Augsburger Postzeitung" (vom 17. Januar 1908) wird „Eine literarische Gewissenserforschung" angestellt, auf deren mannigfache persönliche und sachliche Beziehungen hier nicht näher eingegangen werden soll. Der Verfasser des Artikels bekennt übrigens ausdrücklich, daß er die „literarische Noblesse" des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" persönlich zu erfahren Gelegenheit hatte. Der Herausgeber glaubt dem Grundsatze, Polemik im eigenen Lager aus den Spalten dieser Wochenschrift so lange auszuschalten, als nicht wichtige höhere Interessen der gemeinsamen Sache in Frage stehen, nach Kräften treu geblieben zu sein, glaubt auch von Freund und Feind wenigstens das Zeugnis beanspruchen zu dürfen, daß er in den verschiedensten Stellungen, in denen er seit fast drei Jahrzehnten für die katholische Sache gestrebt und gestritten, keinen Gedanken höher gehalten hat als das — katholische Gemeinschaftsbewußtsein, in welchem er geradezu sein Lebensziel erblickt. Er tat dies auch zu einer Zeit, als andere, sei es auf religiösem oder politischem, sei es auf literarischem oder künstlerischem Gebiete, zentrifugale Strömungen, Separationen, Sezessionen, Gruppenbildungen entweder selbst anstrebten oder direkt und indirekt unterstützten und förderten. Den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" legitimiert seine ganze Tradition und Vergangenheit, wenn er belehrender Winke über das katholische Gemeinschaftsbewußtsein, und seien dieselben auch in die zarteste und verbindlichste Form gekleidet, in aller Höflichkeit entraten zu können glaubt.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sowohl über die bekannte geschmacklose und unwürdige Reklame des „Morgen" als auch über die gegenseitigen Erklärungen des bisherigen Herausgebers der „Gottesminne" und des heutigen Herausgebers von „Ueber den Wassern" die Debatte endgültig geschlossen. Von seinen Freunden erwartet der Herausgeber zuversichtlich, daß sie ihm Glauben schenken, wenn er versichert, daß ganz besonders auch in der Angelegenheit des „Morgen", welcher das ehrwürdige Kleid des heiligen Franziskus zu einer abstoßenden Geschäftsreklame mißbrauchte, lediglich die Rücksicht auf das katholische Gemeinschaftsbewußtsein seine Schritte geleitet hat. Es standen in diesem Falle Interessen auf dem Spiele, welche durch persönliche Rücksichten nicht beeinflußt werden durften.

Niemand würde sich herzlicher und aufrichtiger freuen als der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", wenn männiglich sich mit ihm zusammenfinden wollte in dem jahrzehntelang betätigten zielbewußten Streben, die fruchtbaren geistigen Kräfte im katholischen Lager zu sammeln, wirkliche und scheinbare Gegensätze und Abweichungen zu überbrücken, der notwendigen und nützlichen Kritik an literarischen und künstlerischen Leistungen bei aller Wahrheit, Offenheit und Ehrlichkeit doch stets den Tropfen echten, herzlichen Wohlwollens beizumischen, der jede Bitterkeit lindert und keinen Stachel der Verärgerung und Gereiztheit zurückläßt. Auf diesem Gebiete ist in neuerer Zeit auf katholischer Seite oft und schwer gefehlt worden. Bewährte, anerkannte Vertreter der christlichen Literatur und der christlichen Kunst, deren Werdegang dornenvoller war, als die Jüngeren auch nur ahnen mögen, haben unter einer nicht immer wohlwollenden, nicht immer maßvollen Kritik schwer zu leiden gehabt. Der gesunde Grundsatz, daß auch die beste Tendenz ohne künstlerische Qualitäten kein Kunstwerk begründet, wurde durch einseitige individualistische Uebertreibung und Abgrenzung der Kunstforderungen manchmal ins Unnatürliche verzerrt. Man war gegen Talente des eigenen Lagers strenger und abweisender als gegen Fremde und grundsätzliche Gegner, ließ Könner im eigenen Revier links liegen und sandte über den nächsten Gartenzaun begeisterte Dithyramben. So ist vieles geworden, was heute beklagt wird. So sind auch Separationen entstanden, die eher heute als morgen beseitigt werden sollten. Wenn jemand an das katholische Gemeinschaftsbewußtsein appelliert, wird er bei dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" niemals vergebens anpochen. Aber diejenigen, welche bisher die erbarmungslose kritische Feder am schärfsten spitzten und in fürchterlicher Musterung ihr Lebenselement zu erblicken schienen, werden doch wohl kaum an sich selbst mimosenhafte Empfindsamkeit entdecken und Schonung heischen, wenn sie irgend einmal in bedingter Form an ihre Sterblichkeit erinnert werden.

Winternebel.

Der Nebel legt sein grauzerfetztes Tuch
Um Wald und Flur mit stummem, bangem Schweigen.
Im feuchten Schilfe flüstert das Gespenst,
Ringsher die Weiden zitternd sich verneigen.

Der Farben Einerlei malt um den Bach
Der Schwermut Bilder, düstergrau gezogen
Die hohe Silberpappel schweigt und friert.
Ich steh gedankenvoll am Brückenbogen — —

Was suchst du, Herz? Dein Sehnen geht nach Licht,
Nach gold'nem Blütenregen, Knospenspringen?
Laß Zeit! Nach nebeldüst'rer Sorgenzeit
Wird jauchzend deine Sehnsucht lichtwärts dringen.

Hans Gesold.

Ein Frauenleben der Renaissance.

Von Dr. Luzian Pfleger, Straßburg.

Il y a fagots et fagots, läßt Molière eine seiner beliebtesten Gestalten sagen. Man kann das variieren: Es gibt Bücher und Bücher. Die einen verschlingt man, und die anderen legt man gähnend beiseite. Nur wenige liest man zwei oder mehrere Male. Die gehören zu den guten. Sie sind selten.

M. Herberts „Vittoria Colonna" gehört in diese Kategorie. Seltsam, daß so ein Buch auf dem Büchermarkt fast unbeachtet liegen blieb. Diejenigen, die kaufen, auch die Ernsten, Stillen, bemerkten es nicht. Nicht ohne Wehmut las ich die Selbstanzeige, welche die Verfasserin vor Weihnachten in dieser Zeitschrift erscheinen ließ. Jetzt, nachdem ich ihr Werk mehrmals und immer mit steigender Freude und Ergriffenheit gelesen, verstehe ich, daß es sie drängte, angesichts des unerklärlichen Schweigens der Oeffentlichkeit, die lesende Menschheit auf das Kind ihrer Muse hinzuweisen. Das, worin ein eigener Teil der Seele festgebannt ist, sieht man nicht gerne dem Staub und den Motten preisgegeben. Sehnsucht erweckend soll es durch die unruhevollen Scharen gehen, Sehnsucht nach allem Hohen und Heiligen, das über den grauen Niederungen des Alltags schwebt.

Die zwei, deren innere Geschicke das Buch uns mit seltenen Kraft offen legt, Vittoria Colonna und Michelangelo, waren Höhenmenschen. In langem Ringen mit sich und der Welt sind sie es geworden. Sie waren Renaissancecharaktere im edelsten Sinne des Wortes. Für den Kulturhistoriker und den Völkerpsychologen gibt es kaum eine merkwürdigere und kompliziertere Menschheitsepoche als die Zeit des italienischen rinascimento mit ihren klaffenden Gegensätzen, ihrem Ringen zweier aufeinanderstoßenden Weltanschauungen. Alles reizt zur Betrachtung, zum Sichversenken in längst verschwundene Zeiten, deren Erben wir sind: Literatur und Kunst, vor allem die Menschen, in denen die reiche Zeit sich widerspiegelt. In Deutschland hat F. X. Kraus Vittoria Colonna weiteren Kreisen vorgestellt. Die kühle Feder des geistvollen Gelehrten, dessen innerstes Wesen sich zu der hoheitsvollen Römerin hingezogen fühlen mußte, hat uns einen feinsinnigen Essay über sie geschenkt; schon früher hat der Historiker A. von Reumont sie in einem geschichtlichen Werke bekannt gemacht.

M. Herbert läßt uns in die Seele Vittoria Colonnas blicken. Es muß wohl stimmen, daß nur eine Frau mit vollendeter Feinheit uns ein so subtil zu behandelndes Seelenleben wie das der Vittoria Colonna entwirren kann. Und daß diese Frau eine kraftvoll männliche Feder führt, gereicht der Schärfe der Zeichnung nicht zum Nachteil. Die tiefgehende Beurteilung und Wertschätzung des Künstlers Michelangelo verrät viel männlich sicheres Empfinden und mehr als gewöhnliches Verständnis, während der Mensch Michelangelo in seinen durch Seelengröße geadelten Beziehungen zu Vittoria nur durch eine fein empfindende Frauenseele uns in so charakteristischer Weise vorgeführt werden konnte. Manche Partien verraten höchste Meisterschaft in psychologischer Darstellung. „Ein Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance" nennt die Verfasserin ihr Werk. Ihre Aufgabe erblickte sie nicht etwa darin, auf Grund der erreichbaren Quellen eine sogenannte historische Monographie mit getreuer Zeichnung des bedeutsamen zeitgeschichtlichen Hintergrundes zu verfassen. Die geschätzte Autorin ist doch zu sehr Künstlerin, als daß sie

Digitized by Google

sich mit der trockenen Leistung des Fachhistorikers begnügt hätte. Sie wollte ein literarisches Werk geben, in dem die Entwicklung des Seelenlebens der bedeutendsten Frau der Hochrenaissance in freier, künstlerischer Form, auf das engste verwoben in das bunte, reichgemusterte Kulturbild des zeitgenössischen Italien, zur Darstellung gelangt. Etwa in der vornehmen, freien Weise, wie Graf Gobineau uns die Renaissancemenschen in seinen dramatischen Szenen gezeichnet hat, nur mehr in der Form epischer Prosa. Der nüchterne Forscher fragt sich zunächst, ob das Zeitkolorit getreu festgehalten ist, ob die eingestreuten Charakteristiken führender Persönlichkeiten — viele sind kleine Kunstwerke — den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Er wird diese Fragen im allgemeinen bejahen. Bei aller Gewissenhaftigkeit in der unentbehrlichen Schilderung des Milieu gehen die Hauptpersönlichkeiten nicht darin unter, Vittoria und Michelangelo, der nach dem Tode des Marchese Pescaro — des Gemahls Vittorias — in so merkwürdiger Weise in den Gesichtskreis der hohen Frau tritt. Jakob Burckhardt, der berühmte protestantische Geschichtsschreiber der Renaissance, hat Vittoria Colonna eine Heilige genannt. Auch diese Seite ihres Wesens ist von M. Herbert gebührend berücksichtigt, aber so, daß auch dem anziehenden, rein Menschlichen seine volle Bedeutung gewahrt bleibt. Sie tritt uns menschlich näher. Ihr großes, reines, leidvolles Frauenleben, das unentwegte Gottsuchen, ihre stetig fortschreitende, sittliche Läuterung erhebt und ergreift uns.

Ein ernstes, reiches Buch für reife Leute, die sich nicht pharisäisch entrüsten über den Freimut, mit dem hier und da an maßgebenden kirchlichen Persönlichkeiten der Zeit berechtigte Kritik geübt wird; ein Buch, das von höchstem sittlichen und religiösen Ernst durchweht ist und das in dunklen Stunden manchem ein lieber Tröster werden kann.

Aus innerem Bedürfnis heraus, nicht der schablonenhaften Pflicht des Rezensenten genügend, gebe ich dies bescheidene Geleitwort dem köstlichen Buche unserer Schriftstellerin auf den Weg. Nur schade, daß es in so ärmlichem Gewande Einlaß begehrt. Festtagsbücher sollen festtäglich erscheinen — und nicht soviele Druckfehler haben.

Münchener Kunst.

(Winterausstellung der Sezession.)

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die kurz vor Neujahr eröffnete Sezessionsausstellung bietet dieses Mal, wie auch im vorigen Winter, Werke von nur drei Meistern statt vieler, und ermöglicht so deren Studium bis ins einzelne. Es sind der in jugendlichem Alter leider dahingeschiedene Philipp Klein, ferner Charles Tooby und Albert von Keller.

Klein, der erst Offizier werden wollte, ist statt dessen unter die Maler gegangen, hat sich ohne Lehrer ausgebildet und in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Wirkens reichste Erfolge erleben dürfen. Er war Mitglied der Münchener nnd Berliner Sezession. Im Alter von 36 Jahren ist er 1907 gestorben. Mit ihm verlor die Kunst einen hochbegabten, fruchtbaren und hoffnungsvollen Vorkämpfer. Mit hervorragender Vollendung impressionistischer Art schilderte er Menschen, Tiere, Landschaften, Stilleben. Er besaß eine vorzügliche Gabe der Komposition, die ihn befähigte, die einzelnen Elemente seiner Kunst zu harmonischen Gebilden zu verschmelzen. In der Stoff- und Gewandmalerei, nicht minder in der Schilderung porzellanener, metallener und ähnlicher Gegenstände, auch von Blumen hat Klein Bedeutendes zu leisten verstanden. Nicht minder war er ein trefflicher, gelegentlich den großen Franzosen fast ebenbürtiger Aktschilderer. Wie er die Tiermalerei zu beherrschen verstand, zeigen mehrere an Liebermannsche Meisterschaft gemahnende Reiterstudien. Die ausgestellten Bilder sind alle aus neuesten Zeiten. Vielleicht gelingt es gelegentlich, von dem bedeutenden Schaffen Philipp Kleins noch eine vollständigere Anschauung zu geben.

Bleibt er für uns immer ein Werdender, dessen weitere Entwicklung sich vorzustellen der Phantasie überlassen ist, so steht Charles Tooby als ein Vollendeter vor uns. Zwar ist das Gebiet seiner Stoffe nicht eben groß, es umfaßt im wesentlichen die Landschaft, die Tierschilderung und das Stilleben. Aber dafür ist er in diese Gebiete aufs tiefste eingedrungen und versteht ihnen die intimsten Reize abzugewinnen. Mit urkräftiger Farbengebung, deren satte Töne er in prächtige Harmonie bringt, zeigt Tooby, wie er die Landschaften im bayerischen Moose oder die Wiesen Englands zu sehen weiß. Bravourstücke in dieser Richtung sind u. a. „Wind und Sonne“ (1901) mit schwerem, zerfetztem Gewölk oder die feingrüne „Landschaft Epsom“ (1898). Von großem Interesse ist es ferner, zu sehen, was das lebende und das tote Tier Toobys künstlerischem Sinne offenbart. In letzterer Beziehung ist ihm jedes Geschöpf recht. Ganz hervorragend sind z. B. Toobys Schilderungen von Kühen und Pferden im Stall und auf der Weide, seine prachtvoll beobachteten Raubtiere, unter denen diesmal namentlich ein schlafender Tiger und eine große Löwin mit ihren Jungen imponiert. Mit besonderer Vorliebe schildert er tote Tiere. Ein Bild, das jeden aufs lebhafteste interessieren muß, ist die „Strecke beim Förster“ (1904). Von wundervollem Reiz ist „Der tote Fischreiher“ (1907) mit seinem herrlichen graublauen Gefieder.

Mit den beiden soeben besprochenen Künstlergestalten hat die dritte keinerlei Verwandtschaft. Albert von Keller ist eine aufs schärfste für sich allein ausgeprägte Persönlichkeit, lediglich auf sich und den eigenen Ideen unerschütterlich beruhend, Einflüssen anderer Kunstrichtungen von Anfang her unzugänglich. Unbeirrt hat Keller, seit er sich anfangs der 70er Jahre zur Geltung zu bringen wußte, seinen Weg geradeaus verfolgt, und jedes seiner Werke, bis zu denen der neuesten Tage, zeigt, wie er rastlos weiter strebt und sich entwickelt. Unermüdlich schafft er sich neue Probleme, neue Gestaltungen seiner Lieblingsthemata, und es scheint, als wäre die Phantasie unerschöpflich, mit der er beispielsweise der „Kreuzigung“, der „Auferweckung der Tochter des Jairus“, dem „Parisurteil“ und anderem immer neue Seiten abzugewinnen weiß, oder mit der er die Gestalt der modernen Weltdame in tausend Variationen wiedergibt. Dazu eine immense Technik, die vor allem im Kolorit ihre höchsten Triumphe feiert. Unlängst habe ich an dieser Stelle bei einer Betrachtung über Gebhard Fugel auf den Unterschied zwischen religiöser Malerei und der Malerei religiöser Stoffe hingewiesen. Kellers Art erfüllt nach meinem Empfinden nur die Bedingungen der letzteren Gattung, diese allerdings in einer Vollendung, wie sie nur wenigen beschieden gewesen ist. Das sieht man am deutlichsten den Kreuzigungsbildern an, deren glänzende Eigenschaften gleichwohl nicht ausreichen, um auch nur einem von ihnen den Platz auf einem Altare zu sichern. Bei vielen von ihnen hindert schon die Hervorhebung des visionären Elementes, das Keller so besonders liebt, sie als Andachtsbilder anzusprechen. Im übrigen dürften solche Themata, durchzittert von Nervosität, ja bis zur Perversität gesteigert, kaum von einem mit solcher überzeugenden Gewalt, solchem das Urteil bestrickenden Reiz gemalt worden sein wie von Keller. In hervorragendstem Maße aber ist dies der Fall bei der Art, wie er die Dame der großen Gesellschaft zu schildern weiß. Nicht ihre Seele, aber ihr Dasein inmitten einer überfeinerten Kultur, ihre Erscheinung, die nur innerhalb raffinierten Milieus und knisternder Seidengewänder denkbar ist. Die koloristischen Reize dieser Schöpfungen sind einfach unübertrefflich. Als hervorragendes Beispiel sei nur das Bildnis der Frau von Kühlmann (gemalt 1889) herausgegriffen, mit der wundervollen hellsilbergrauen Toilette gegen den dunkelviolettgrauen Hintergrund, der die Tapete eines kostbaren Zimmers andeutet. Die Hintergründe sind bei den Kellerschen Porträts niemals bloße Zutat, sondern gehören auch geistig aufs engste zur Charakteristik der dargestellten Persönlichkeit, wie die Begleitstimme in der Musik zur Melodie. Endlich sei noch der Bilder gedacht, in denen Keller die Hochkultur antiken Lebens prickelnd zu schildern weiß. Das Ganze ist eine Sammlung von so großem Interesse, daß man ihre Ausstellung nur aufs lebhafteste begrüßen kann.

Altes und Neues aus Tirol.[1]

Eine Natur- und Kunstbetrachtung.

Von Olga Putz.

Tirol hat eine reich veranlagte Bevölkerung, deren reges Schaffen vollste Berücksichtigung verdient. Als reife Früchte solch emsiger Tätigkeit auf allen Gebieten grüßen uns neben den prächtigen Baudenkmalen untergegangener Zeitalter die Wunder modernster Technik, neben den alten Kunstwerken der Malerei und der Skulptur blühen stolz die Leistungen der jungen Künstlergeneration; neben den liederreichen Minnesängern aus vergangenen

[1] Vgl. auch den Aufsatz unter dem gleichen Titel von derselben Verfasserin in Nr. 42, S. 594 ff. des Jahrganges 1907.

Digitized by Google

Jahrhunderten, einem Oskar von Wolkenstein, einem Walther von der Vogelweide, stehen im Ruhmeskranze die Dichter der Neuzeit — ich gemahne an Hermann von Gilm und Adolf Pichler — und neben den bescheideneren Werken des Kunstgewerbes von einst sind die mannigfachsten, und ich darf kühn sagen: unsterbliche Schöpfungen künstlerischer Industrie erwachsen.

Ein Gang durch das Bozener Museum mit seinen kunstgewerblichen Arbeiten aus alter Zeit und ein Gang durch die Bozener Gewerbehalle mit ihren Schätzen aus neuer Zeit zeigen uns den Fortschritt und den hohen Aufschwung, den die kunstgewerbliche Produktion durch die trefflich eingerichteten und geleiteten Fachschulen, die im ganzen Lande bis in die entlegensten Täler verstreut sind, genommen hat.

Da liegen vor uns ausgebreitet alle Sorten von Geweben, begonnen bei der einfachsten „Tirolerborte" bis zu den kostbarsten Seiden- und Goldbrokaten. Unter Glas geschützt sind wunderbare Spitzen, teils geklöppelt, teils Nadelarbeit in Venetianer Technik, dann wieder irische Häkelspitzen in Zeichnung und Ausführung von zartester Feinheit, größtenteils Erzeugnisse der Schulen von Proveis — einer deutschen Sprachinsel auf einsamer Höhe drüben im Welschland —, vom duftigsten Silberfiligranschmuck bis zum edelstilisierten Schmiedeeisen, von den saubersten Holzarbeiten zum praktischen Hausgebrauch bis zur prunkvollen Bilderschnitzerei für kirchliche und profane Zwecke überblicken wir das ganze Gebiet eines vielgestaltigen, ungemein reichen, kunst- und kunstgewerblichen Schaffens.

Ich muß hier ein warmes Erinnern an den in Meran 1878 geborenen Kunstschnitzer Hermann Steiner einschalten, der, einer Bildhauerfamilie entsprossen, die Rechte studierte, daneben aber aus sich selbst heraus, ohne alle Anleitung zum wirklichen Künstler sich emporgearbeitet und mit seinen Werken einen berechtigten Weltruf errungen hat.

„Der jugendliche Meister" ist zum Führer geworden auf dem Gebiete der Holzschnitzerei, die durch ihn in vollkommen neue Bahnen gelenkt wird.

Die Erfolge, von denen seine Werke in der alten wie neuen Welt begleitet waren — 1904 ist er als offizieller Vertreter seiner Heimatkunst in Amerika gewesen, wo er auf der Weltausstellung in Saint Louis mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde —, brachten ihn auf den Gedanken, gründlich umgestaltend auf diesen Zweig der Kunstindustrie einzuwirken. Diese von Steiner erstrebte neue künstlerische Aera soll der allgemeinen Marktware echte Kunstschöpfungen gegenüberstellen.

Mit der ganzen ihm eigenen Energie trachtet er diesem Ziele zu. Er sammelt talentierte Leute um sich, die er zu Trägern seiner Ideen macht, indem er sie durch eine äußerst einfache Lehrmethode ohne den hergebrachten Ballast grauer Theorien und endloser Vorstudien mitten hinein ins interessante Schaffen führt.

In welchem Sinne er dies letztere auffaßt, lehrt ein Gang durch seine Werkstätte in Meran an der Passerpromenade.

An plastische Darstellungen im Hochrelief: Defreggers Bilder aus den Befreiungskriegen, Adolf Menzels „Flötenkonzert" und eigene große Kompositionen, von denen ich nur „Das Ringen in Tirol" nenne, reihen sich kleinere Werke: Szenen aus dem Tiroler Leben in Haus und Familie, ferner herrliche Frauen-, Männer- und Kinderköpfe, teils Heimattypen, teils solche aus der höchsten Adelsgesellschaft, Porträts voll Geist und Leben. — Ihm zur Seite arbeitet seine Schwester Antonie, die sich auf dem Gebiete der religiösen Kunst mit ihren feinempfundenen und wundersam durchgeführten Holzplastiken einen Namen gemacht hat.

Eine ähnliche Gestalt wie Steiner, d. h. Autodidakt, ist auch Peter Dorner, der „Schlangenschmied" von Waldberg aus dem Pustertal, dessen kunstvolle Schmiedearbeiten berechtigtes Aufsehen erregen. Er wird mit dem Beinamen „Schlangenschmied" belegt, weil er hauptsächlich Schlangen aus Eisen bildet und mit ihnen dann alle möglichen kunstgewerblichen Artikel schafft.

Welch weites Gebiet beherrscht sodann in Tirol die Marmorindustrie und ihre vornehmste Tochter, die Bildhauerkunst!

Ein künstlerisch gestaltender Geist ist neuerdings veredelnd ins Volk gedrungen und hat Männer wie Frauen zur Lösung hoher Aufgaben befähigt.

Bei allen politisch sozialen Kämpfen, die auch in Südtirol die Gemüter gegenwärtig und künftig bewegen werden, bleibt ein unschätzbarer Hort die Tatsache, daß neben den hohen Künsten auch jene schlichteren werktätiger Hände stehen, die von so tiefgehender Bedeutung für die Erziehung des einzelnen wie der Gesamtheit sind. Diese intensive Beschäftigung mit der künstlerischen Industrie verinnerlicht das Gemüt, führt zu Charaktergeschlossenheit, zu Ernst und Bescheidenheit. — Auf dem Kunst- und kunstgewerblichem Gebiete hat sich das Wesen des Tirolers auch freigemacht von jener gewissen Schwerfälligkeit, die ihn häufig abhält, zwischen dem Althergebrachten und den vielumstrittenen Forderungen einer neu orientierenden Zeit das richtige Gleichgewicht zu halten.

Der tatkräftigen Umschau im weiten Reiche künstlerischer Bestrebungen verdankt der Tiroler auch die segensreiche Umstimmung seiner konservativen Art zum Fortschrittlichen auf dem Gebiete der Verkehrstechnik. Kühne Bergbahnen aus jüngst vergangener Zeit bestätigen diesen geistigen Aufschwung und Anschluß an die modernen Weltanschauungen. Ich erinnere an die Linie von Oberbozen, der Mendel, an die Vintschgauer Bahn und auch an die Trasse nach Kaltern. — Wo im Ueberetscher Gebiet die Schätze des Landes: Obst und Wein mühsam auf staubiger, sonnenbeglühter Landstraße fortgeschafft wurden, dort vermittelt jetzt der Schienenstrang den Handel.

Das naturfreudige Gemüt wird darob freilich oft mit Trauer erfüllt, denn manch idyllischer Ruhepunkt ist zerstört, manch intimer Reiz der Landschaft verloren gegangen.

Wir verlassen deshalb auch gerne die Endstation St. Anton, von der aus wir durch eine kühn angelegte Drahtseilbahn in kürzester Frist zum Gipfel der Mendel emporgetragen werden, zu dieser Hochwarte Südtirols, von der man über fruchtreiche, burg- und kapellengekrönte Vorhügel, die träumerische Waldseeen umschließen, eine so köstliche Ausschau genießt. — Hier vergißt man auch alles eitle Weltgetriebe — wie erlöst von schwerem Erdendruck spannt die „Seele weit ihre Flügel aus". — Ich setze mich in der Franz Josef-Hütte, einem Aussichtspavillon unterhalb des kleinen Penegal mitten im Walde gelegen, nieder, lasse die friedliche Stille auf mich wirken und atme mit Begier das duftige Waldaroma. Erdfrische rieselt belebend mir durch alle Adern, das Auge schwelgt in den Farbenakkorden ringsum und in dem vollendeten Rhythmus der sich senkenden und wieder emporstrebenden Wellenlinien der Bergkonturen. Keine Farbe, keine Form ist in diesem großzügigen Landschaftsbilde unvermittelt.

Das ganze Gelände in südlicher und südwestlicher Richtung: die Brenta-, Presanella-, Adamello-, Marmolata- und Ortlergruppe ist vom zitternden Licht der hochstehenden Sonne, das wie ein goldener Strahlenregen die Ferne umflutet, in blendenden Glanz getaucht, so daß ihre blassen Silhouetten sich nur wie ein schwacher Hauch aus dem schimmernden Duft heben, während in östlicher Richtung die Dolomiten: der vielzackige Rosengarten, der zerklüftete Latemar, das Schwarz- und Weißhorn und noch andere unzählige Firnenhäupter über- und aneinander gefügt, in unabsehbarer Reihe scharf umrissen in die klare Luft gezeichnet sind.

Aufs feinste abgetönt in mattrosa, zartblau, dann wieder rot aufleuchtend und purpurgetempert mit stahlblauen Schattierungen, so löst sich dieser mächtige Bergkranz, der hoch und stolz über allem Jammer und allem Kleinlichkeitskram der Welt steht, los vom lichten Schimmer des Tages, bis leises Dämmern über ihn hingleitet und das Dunkel der hereinbrechenden Frühsommernacht ihn umhüllt.

Der Anblick solcher Naturgröße, vor der alle menschlichen Werke in nichts zerfallen, müßte ein Heilmittel für jene Stolzen sein, die sich so erhaben dünken, daß sie andere mit verachtender Kälte strafen.

Ich sitze noch lange sinnend, nachdem das Lichtweben über den Schneescheitel der Berge erloschen ist, im Walde und betrachte die Blumenkelche, die vom Feuerkuß der Sonne geweckt, den Boden zu meinen Füßen bedecken.

Sie hüllen barmherzig den stillen Beschauer in ihre Duftwogen, während aus ihrem leisen Geflüster in mein Gedankenweben die Mahnung klingt: das Köstliche, das ich heute in mich aufgenommen, treu im Erinnern zu bewahren, es bleibt eine erfrischende Wegzehr auf der öden Wanderstraße durch die kalte Welt.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Das prähistorische Erdkastell bei Mayen.

Von

J. Seb. Hürter, Mayen.

Der in den letzten Jahrzehnten im Rheinlande in hervorragender Weise sich betätigende Forschungseifer führte infolge der regsamen Tätigkeit des Geschichts- und Altertumsvereins „Mayen" durch die Freilegung einer vorgeschichtlichen Erdfestung zu einem überraschenden, in jeder Weise erfreulichen Ergebnisse auf prähistorischem Gebiete.

Die prähistorische Geschichtsforschung erstrebt die Feststellung der älteren und ältesten Spuren der Anwesenheit des Menschen auf Erden und leuchtet so in einen Teil der Kulturgeschichte hinein, welcher vor dem Auftreten geschriebener Urkunden liegt. Ihr Gebiet, beginnend mit dem Gewinn der Sprache und endend mit dem der Schrift, wird von der Wissenschaft eingeteilt in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit, so benannt nach dem in diesen verschiedenen Perioden von den Menschen zu Waffen und Werkzeugen benutzten Material, nämlich Stein, Bronze, Eisen. Jede dieser Perioden zerfällt wieder in eine ältere und jüngere. Hier beschäftigt uns die Zeitepoche der jüngeren Steinzeit (endend etwa 2000 bis 1500 v. Chr.), wobei jedoch ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient, daß, abgesehen von der älteren Steinzeit, Mayen und seine Umgebung auch Funde aus sämtlichen übrigen prähistorischen Zeitabschnitten aufzuweisen hat und darin die sichersten Beweise für eine 3000 bis 4000 Jahre alte Ansiedelung von Menschen besitzt.

Eben diese sprechenden Zeugen des grauen Altertums sind es gewesen, die den auf prähistorischem Gebiete rühmlichst bekannten Provinzialmuseumsdirektor Dr. Lehner — Bonn — veranlaßten, jenes Gebiet, in dem einige Steingeräte und charakteristische Scherben als Gelegenheitsfunde sich vorfanden, einer näheren Untersuchung zu unterziehen, welch letztere alsdann zu der ungeahnten Aufdeckung eines Erdkastells aus der jüngeren Steinzeit oder neolithischen Zeitepoche führte.

Dieses Erdkastell liegt in unmittelbarer Nähe der Stadt, zwischen dem Ostbahnhof und dem „Katzenberg" und bestand aus zwei Gräben nebst den dazu gehörenden Wällen und Befestigungsanlagen. Der Hauptgraben, in den Bimssand eingetieft, ist durch Querschnitte auf mehrere hundert Meter bereits erkennbar und umschließt ein einstweilen noch nicht zu begrenzendes Gebiet. Seine Sohle mißt 2 Meter, die obere Weite 3 Meter. An mehreren Stellen ist er unterbrochen durch 5—6 Meter breite Tore, die in das Festungswerk hineinführten. 18—20 Meter hinter dem Hauptgraben ist der „Pallisadengraben" freigelegt, unten 80 Zentimeter, oben fast 1 Meter breit. Dieser bildet einen vollständigen Einschnitt in den Bimssand und ist dadurch sehr leicht erkennbar; denn bis zum Bimssand geht der Schnitt hin und hört dann auf, müßte aber durchlaufen, wenn der Boden nicht schon einmal ausgehoben worden wäre. Hinter dem Einschnitte muß man sich nun in den Boden eingerammte und festgestampfte Pfähle denken, vereinigt durch feste und schwere Holzbalken zu einem dauerhaften Zaune; der Boden selbst wurde zu einem Walle aufgehäuft und dann 18—20 Meter weiter vorne der eben erwähnte Hauptgraben angelegt. Dieser umschloß in elliptischer Form ein Festungswerk, eine Schanze, innerhalb und außerhalb welcher die Leute gewohnt haben. Denn man hat sich nicht immer hinter Wall und Graben verschanzt, sondern nur bei drohender Gefahr zog sich die Bevölkerung mit dem Vieh und der ganzen Habe dahinter zurück.

Woher nun der Beweis, daß wir es tatsächlich mit der jüngeren Steinzeit zu tun haben? Nun, das dokumentieren uns die zutage geförderten, charakteristischen Funde, als: glockenförmige Becher, Töpfe und Schnuröfen statt der Henkel, Tellerplatten mit durch Fingereindrücke verziertem Außenrand, sowie die eigenartigen Steingeräte — alles Funde genau derselben Art wie in Urmitz am Rhein und in Untergrombach in Baden, die einzigen bis jetzt von der Wissenschaft in Deutschland festgestellten steinzeitlichen Festungsanlagen.

Staunen muß man über die Arbeitsleistung dieser Steinzeitmenschen, wenn man bedenkt, daß diese noch ohne jede Kenntnis des Metalls mit ihren ganz primitiven Geräten Tausende und abermals Tausende von Kubikmetern Erde und Bimssand loshackten, aus den Gräben herausschafften und zum Walle aufschichteten.

Aber auch den großartigen, genialen Plan zu einer solchen Festung müssen wir bewundern; denn hier hat nicht jeder, wie auch Dr. Lehner ausdrücklich betonte, ohne Rücksicht auf den Nachbar ein Stück Wall geschaffen, sondern das Ganze ist entstanden nach einem wohlüberlegten Plane und auf Anordnung eines einzelnen oder weniger Menschen, die an der Spitze standen, so daß hier offenbar infolge der großen Einheitlichkeit in der ganzen Veranlagung der erste kommunale Zusammenschluß aus der Zeit des jüngeren Steinalters zu erkennen ist.

In dankenswerter Weise hat die Kgl. Regierung durch materielle Unterstützung es ermöglicht, daß dieses für die urgeschichtliche Heimatkunde der Rheinlande so bedeutende Werk unter der sachkundigen Leitung von Dr. Lehner aus Bonn vollständig zu Ende geführt werden kann.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Das Grab in Kassel.

Lange hört ich grimme Deutsche lispeln dumpfe Klagelieder;
Aus dem Süden klang's nur leise, doch im Norden schallt' es wieder,
Und in Kassel sah ich trauern Scharen tapf'rer Flottenleute,
Die den „flotten" Keim beweinen, der „da unten" arge Beute.

Allzufrüh, unfern der Heimat, mußten hier sie ihn begraben;
Waren nicht mal Zentrumsleute, die den Abschiedsbrief ihm gaben!
Ach, und Antizentrumsleute regen sich nun um die Wette.
Um die „Strömung Keim" zu leugnen, graben sie ein frisches Bette.

Und nun fließen froh und friedlich unpolit'sche Flottenwellen;
In das alte Strombett aber täten sie den Leichnam stellen.
Doch, wenn's gilt, zum zweiten Male wird der Fluß herbeigezogen;
Und im alten Bette schäumen wieder Antizentrumswogen. — —

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Auch im Schlafe wirst du helfen, Antizentrumsfurcht zu mehren!"
Sangen's; und als Antwort aus dem Grab auf diese Lieder
Klang es dumpf gespenstermäßig: „Tröstet euch, ich komme wieder!"

Platen redivivus.

Ovation oder Rebellion — „wie's trefft".

Du fragst, warum denn wohl die Polizei
So unterschiedlich im Attackieren sei,
Ob im Reiche sie oder in Preußen,
Ob der Pöbel, ob die Bourgeoisie um Wahlen sich reißen. . . .
— Ei, ei, des Rätsels Lösung ist leicht fürwahr:
In Preußen, am hellen Tage sogar,
Muß man's staatsgefährlich schon heißen,
Wenn unter freiem Himmel von Wahlen man spricht.
„Wird Mordgesindel sein und rotes Gezücht,
Laßt in die blanken Preußensäbel sie beißen."
Aber wenn man im Reiche bei stockfinstrer Nacht
Vor Fürst Bülow bekannten Wahlspektakel entfacht,
Wird's Patriotismus sein, Nationalgefühl.
Nur mutig hinein, ins gemischte Gewühl!
Kein Polizist, der zur Wache dich schleppt,
Nur gegröhlt und gelärmt, hier wird niemand geköppt,
Nur gepfiffen und kräftig Hurra gebrüllt!
Der Schutzmann indes sein Dürstchen stillt;
Keiner Pickelhaube Glanz das Dunkel erhellt,
Wenn's dem Fürsten nächtlich zu reden gefällt.
Wo des Reichsfriedens fürstlicher Kanzler wacht,
Bleibt Polizei und Verordnung außer Betracht.
Denn Wahllärm bei Tage, glaubt mir's auf Ehr,
Irritiert des Fürsten Nerven gar sehr,
Dieweil finsternächtlicher Wahlradau
Stärkt seinen schwächlichen Körperbau.
Nur wage, du Plebs, beileibe nicht,
Wenn dir's an täglicher Arbeit gebricht,
Des Nachts zu wirken, zu lärmen, zu gröhlen!
War Fürst Bülow dabei, ist alles gut,
Wenn nicht, wird die Pickelhaube nicht verfehlen,
Im Wachtlokale zu kühlen dein Blut.
Mit Recht! Denn was über Tags anarchile Rebellion,
Ist des Nachts nur trunkene Block-Ovation.

Fustis.

Die nationalliberale Partei in Preußen beschäftigt sich mit nachstehendem Protest: „Es ist eine unqualifizierbare Verleumdung, daß die von den Abgeordneten der nationalliberalen Partei im preußischen Landtage so laut bejubelte Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten Fürsten Bülow, Durchlaucht, alias Reichskanzler, eine Wahlreform in Preußen schnöde abgelehnt habe. Im Gegenteil! Die preußische Regierung hat die erheblichsten und einschneidensten Reformen des heute geltenden rückständigen Wahlsystems ins Auge gefaßt. Wie wir unter der Hand erfahren, sollen beispielsweise alle Lokale, in welchen der Preuße sein wichtigstes Bürgerrecht ausübt, künftig vor dem Wahltage mit Kalk oder Leimfarbe frisch getüncht oder neu tapeziert, die Tür- und Fensterpfosten schwarz-weiß in Oel gestrichen werden. Um die umfassendste Oeffentlichkeit für die mündliche Stimmabgabe zu gewährleisten, soll die Wahl überall, selbst auf dem Lande, in möglichst großen Lokalen stattfinden. Die Anbringung von Schallverstärkern vor dem Wahltische ist zulässig. Für die mit einem Zertifikat der Blockparteien legitimierten Zuhörer sind Bänke und Tische mit reichlichem Schreibmaterial bereitzustellen. Durch Auflegung amtlich vervielfältigter Wählerlisten (Rubrik für Abstimmung freilassen!) soll die Kontrolle der Stimmabgabe erleichtert werden. Polizeiorgane haben die Ordnung in und vor dem Wahllokale aufrecht zu erhalten. Wer gegen die Regierung wählt, darf nur notiert, aber nicht abgeführt

Digitized by Google

werden. Die Freiheit der politischen Meinung genießt so den wirksamsten Schutz. Wer an Gehirnerweichung leidet, kann, wenn er auch der ersten Klasse angehört, für seine Person des Wahlrechtes verlustig erklärt werden. Das Gewicht seiner Stimme verfällt eo ipso der Regierungspartei. Der freiheitliche Charakter des preußischen Wahlrechtes wird durch folgenden neuen § 1 sichergestellt werden: Jeder Preuße genießt freies Wahlrecht nach Maßgabe nachstehender Bestimmungen."

Zur Beruhigung überängstlicher freisinniger Wähler hat der Abgeordnete für Stockfischhausen folgende Erklärung erlassen: „Die Besorgnis, es könnte unter der Regierung des Fürsten Bülow eine reaktionäre Strömung in Preußen Einfluß gewinnen, ist absolut unbegründet. Schon im Sommer, als auch ich beinahe nach Norderney eingeladen worden wäre, hat der durchlauchtigste Fürst, unser hoher Gönner, meinen politischen Freunden die feierliche Zusicherung erteilt, daß, so lange er auf seinem Posten bleibe, die Wiedereinführung der Leibeigenschaft in Preußen oder in einem engeren Gebietsteile Preußens ausgeschlossen sei. Hierfür hat der Fürst sein Ehrenwort verpfändet. Das muß uns genügen. Was „da unten" geschieht, geht uns nichts an, aber bei uns gibt es so etwas nicht. Wir bedanken uns für die Uebertragung des rückständigen, plebejischen Wahlrechtes in Bayern auf das eine ganz andere Kulturstufe einnehmende Preußen. Meine Wähler werden sich erinnern, daß auf dem letzten bayerischen Blockparteitage in Nürnberg die Freisinnigen und Liberalen gegen das oberfaule „allgemeine, geheime, gleiche und direkte" Wahlrecht in Bayern protestiert haben. Unsere Freunde in Bayern forderten den Proporz, aber die schwarze Mehrheit hat den Proporz verweigert. Laßt euch also keinen Sand in die Augen streuen. Fürst Bülow hat mit klaren Worten nicht einmal den Proporz verweigert. Nun also! Auch auf seinem Programm steht die Wahlreform. Das muß uns genügen. Bülow bleibt unser Mann, ihm bleiben wir treu und dem Block."

Die Wiedereinführung der Prügelstrafe für Roheitsdelikte, namentlich für unsittliche Attentate auf Kinder und wehrlose Frauen, ist unlängst im Landtage des dunkelsten deutschen Bundesstaates von einem Vertreter rustikaler Hinterständigkeit allen Ernstes empfohlen worden. Selbstredend entstand auf allen wahrhaft fortschrittlich gesinnten Bänken große, begreifliche Entrüstung über einen Vorschlag, der mit den wissenschaftlich geklärten Auffassungen von Humanität, Zivilisation und menschlicher Willensfreiheit unvereinbar sei. Jetzt hat der wissenschaftlich geschulte Liberalismus in seinem nie rastenden Fortschrittstrieb eine Methode entdeckt, welche in sehr radikaler und bei Anwendung modernster Betäubungsmittel durchaus schmerzloser Weise zu demselben Ziele führt, aber den Beigeschmack jener „schlagenden" Brutalität entbehrt, die nur von einem bajuwarischen Dickschädel ersonnen werden konnte. Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" rühmen in Nr. 30 vom 20. Januar 1908 dieses, wie fast alle modernen kriminalpolitischen Maßnahmen, zuerst in den Vereinigten Staaten erprobte „Radikalmittel". Wie das genannte liberale Blatt aus einer demnächst erscheinenden Zeitschrift unter dem Titel „Eine sensationelle kriminalpolitische Neuerung" schon jetzt verraten kann, handelt es sich um eine Maßregel nicht nur der Verbrechenbekämpfung, sondern auch der Rassenhygiene, nämlich um die — Kastration. Zur Verhütung der Vererbung verbrecherischer Anlagen sollen alle voraussichtlich unverbesserlichen Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ihrer Fortpflanzungsfähigkeit beraubt werden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" verbreiten sich mit einer gewissen Wärme über diese Schutzmaßregel. Es sei Nordamerika, und hier wieder zuerst Indiana, vorbehalten gewesen, „den verantwortungsvollen Schritt aus der Sphäre der Gedanken in das Reich der Wirklichkeit zu tun". Durch ein Gesetz vom 9. März 1907 sei angeordnet, daß namentlich unverbesserliche Sittlichkeitsverbrecher durch Kastration für die Gesellschaft unschädlich gemacht werden. Der Artikel preist am Schlusse den demokratischen Geist, der im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten das Wohl der Gesamtheit in konsequentester Weise gegen den einzelnen schütze! Leider haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht verraten, ob den unverbesserlichen Sittlichkeitsverbrechern, welchen der demokratische Geist in Amerika auf diese Weise zu Leibe geht, auch die Vornographen zugezählt werden und die gewohnheitsmäßigen Fabrikanten von „Sauspielen" (eine neue Bezeichnung, die wir der liberalen Münchner „Allgemeinen Zeitung" verdanken), welche das Volk systematisch zur Unzucht verführen und den permanenten Ehebruch als feinste Blüte der Menschlichkeit preisen. Wir sind aufs höchste gespannt, wie Dr. Georg Hirth, der Herausgeber der „Jugend" und Miteigentümer der „Münchner Neuesten Nachrichten", heftiger Gegner der Prügelstrafe, sich über die von seinem eigenen Leibblatte ans Licht gestellte Sensation modernster Kriminalreform äußern wird. In der Zeit der Umwertung aller Werte darf man sich über nichts mehr wundern. Der moderne Liberalismus löst jedes Rätsel im Handumdrehen, und die Extreme berühren sich.

Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Das Influenzawetter und — wie man hört — die große Reiselust verschiedener Künstler haben in der letzten Woche den Spielplan recht erschwert. Die Aufführung der neu einstudierten „Undine" mußte verschoben werden, auch die Wiederholungen der neuen Oper „Don Quijote" verzögern sich, wodurch bei dem Publikum das durch die Besprechungen geweckte Interesse nur zu leicht erlahmt. Als beliebte Oper bei unvorhergesehenen Hindernissen erschien wieder „Zar und Zimmermann". Von Hermann Weil von der Stuttgarter Hofbühne gewannen wir in der Titelrolle einen künstlerisch durchaus günstigen Eindruck. Im Hofschauspiel stellten sich drei Kandidaten vor, Schönfeld (Augsburg) als jugendlicher Held, Schwanneke (Stettin) als junger Liebhaber und Geck, Frl. Terwin (Zürich) als Naive. Es ist zwecklos, auf Details einzugehen, da die Gastspiele zu Engagements nicht führen werden. Letztgenannte ist zwar eine interessante Schauspielerin, aber mehr für eine Bühne von speziell moderner Richtung geeignet. Albert Heine hat eine Berufung an das „Berliner Theater" angenommen. Die Hofbühne verliert in ihm eine der ursprünglichsten, wenn nicht die stärkste Begabung. Für diesen Charakterdarsteller Ersatz zu finden, wird trotz der hohen Gage, die für Heine ausgeworfen war, nicht leicht sein.

Aus den Konzertsälen. Der Verlauf des VII. Kaimkonzertes zeigte Orchester und Dirigent in schönster Harmonie. Die vorausgegangenen Meinungskämpfe schienen die Proben nicht benachteiligt zu haben. Es wurde alles in durchaus ausgefeilter und temperamentvoller Weise geboten. Sowohl Tschaikowskys E-moll Symphonie, für welche wir uns im ganzen doch wenig erwärmen können, als auch Chabriers Rapsodie „Espana" fanden unter Schnéevoigts Direktion eine treffliche Wiedergabe. Das letztgenannte, temperamentvolle Werk ist im besten Sinne dankbar; es erinnert in seiner temperamentvollen Mache oft an die Carmenmusik. Eine neue Erscheinung für uns war der Geiger Ivan Manén aus Barcelona, der mit der klanglich einschmeichelnden, aber musikalisch nicht sehr tiefen Symphonie espagnole von Lalo einen großen Erfolg hatte. Er verfügt über einen berückenden Schmelz des Tones und ist in jeder Hinsicht ein brillanter Techniker. Durch den starken Applaus sah sich Manén zu einer Zugabe veranlaßt. J. S. Bach liegt nun dem Romanen naturgemäß weniger. Der spanische Geiger ist nebenbei gesagt auch als Komponist hervorgetreten, die Dresdener Hofbühne wird demnächst eine Oper von Manén als Première bieten. Am gleichen Abend gaben Hans Hermanns und Maria Hermanns-Stibbe ein Konzert auf zwei Klavieren, das durch die schon in den Vorjahren gewürdigte technische Reife und musikalische Sicherheit der beiden Künstler dankbarste Aufnahme fand. Im Rahmen der Volkssymphoniekonzerte nimmt der Beethovenzyklus seinen Fortgang. Corde Las, welcher für Schnéevoigt die Aufgabe übernommen, erledigt sich ihrer mit großer musikalischer Sorgfalt und liebevollem Verständnis. Mit Recht fand die Pianistin Stockmarr, welche Beethoven technisch wie geistig in hohem Grade gerecht wurde, lang andauernden Applaus. Großen Genuß bereitete uns auch der Klavierabend von Ossip Gabrilowitsch, der über ein ausgedehntes Programm verfügt und alles mit großem Können meistert. Neulich besuchten wir auch das Konzert R. v. Koczalskis. Es war sein achter Klavierabend in dieser Saison und doch wies der Saal wenig leere Sitze auf. Seine glänzende Technik und der weiche, perlende Anschlag verdienten den stürmischen Beifall, wenn auch seine innere Anteilnahme für unser Kunstideal ein wenig zu temperiert anmutet. — Der Vertrag des Kaimorchesters mit dem Musikkomitee der Münchener Ausstellung ist gelöst. So ist unsere Befürchtung, der wir jüngst Ausdruck gegeben haben, zur Wahrheit geworden, daß Fremde an einer Stätte wirken werden, die speziell für Einheimische bereitet war. Dies hätte unseres Erachtens mit allen Mitteln vermieden werden müssen.

Verschiedenes aus aller Welt. Ueber das neue Hoftheater in Weimar, dessen Eröffnungsfeier wir in der vorigen Nummer meldeten, hat sein Erbauer Prof. Littmann (München) eine höchst anregend und instruktiv geschriebene Festschrift veröffentlicht. Das reiche Illustrationsmaterial zeigt uns in mustergültiger Reproduktion Innen- und Außenansichten des künstlerisch ebenso schlichten, wie würdigen Hauses, das auf der Stelle errichtet wurde, an die sich für unsere klassische Literatur so erhabene Erinnerungen knüpfen. Das von Littmann erfundene variable Proszenium macht das Haus geeignet, Oper, Schauspiel und Musikdrama in idealer Form zu pflegen. Wir haben über diese Erfindung schon früher an dieser Stelle gesprochen. Das Parkett ist amphitheatralisch ansteigend, die Proszeniumslogen sind fortgeblieben, Ränge und Logen dagegen beibehalten. Das neue Haus vereinigt somit die Vorzüge des Wagnertheaters mit den repräsentativen Zwecken einer Hofbühne. Ein Abriß über die Geschichte des Weimarer Theaters von Goethe bis zur heutigen Zeit wird auch manchem Kenner der klassischen Periode einiges Neue sagen.

Digitized by Google

Das bei L. Werner in München erschienene Werkchen ist auch ein schöner Beweis Münchener Buchkunst und Illustrationstechnik. — In der nordamerikanischen Stadt Boyertown sind bei einem Theaterbrande mehrere hundert Menschen ein Opfer der Flammen geworden. Der Bau und die Sicherheitsvorkehrungen haben den Anforderungen, welche man heute an eine Bühne stellen muß, nicht im bescheidensten Maße entsprochen. — Der diesjährige Grillparzer-Preis ist von dem Preisgericht einstimmig Artur Schnitzler für seine Komödie „Zwischenspiel" zuerkannt worden; wir können dem auch in München gespielten Stücke solch hohen Wert nicht beimessen. — Im Alter von 62 Jahren ist Holger Drachmann gestorben, der als der bedeutendste Lyriker des heutigen Dänemark gilt. Der Dichter hat längere Jahre in Deutschland gelebt und ist daselbst auch mit mehreren Märchenstücken und lyrischen Dramen auf der Bühne zu Worte gekommen, ohne daß diese sich im Spielplan auf längere Dauer hätten halten können. — Besonderes Interesse erweckte im Stuttgarter Hoftheater die Uraufführung des Musikdramas „Maja" von Adolf Vogl. Der noch junge Tondichter zeigte in diesem Erstlingswerke eine große Begabung, welche sich hohe Ziele gesetzt und an vielen Stellen der Oper bereits Bedeutungsvolles geleistet hat. Die Anregung zur Textdichtung eines Werkes schöpfte Vogl aus Mich. Beers Drama: „Der Paria". — Mit einer neuen Oper ist der trotz seiner 76 Jahre noch schaffensfreudige Karl Goldmark hervorgetreten; er hat an der Wiener Hofoper einen unbestrittenen Erfolg errungen. Das „Wintermärchen" ist frei nach Shakespeare zu einem geschickt gemachten Libretto verarbeitet. Musikalisch am glücklichsten ist der Schäferakt, der sich etwas den älteren Opernformen nähert. Insbesondere für das burleske Element hat Goldmark eine eigenkräftige Melodiensprache gefunden, welche nach den Berichten das Glück des Abends entschied. Von wundersamer poetischer Stimmung ist das Liebesduett Perditas und Florizels. — „Rudolf Schlosser", ein Charakterdrama von K. Strecker, einem bekannten Kritiker, wurde in Berlin mit unfreiwilliger Heiterkeit aufgenommen. — Großen Heiterkeitserfolg dagegen hatte R. Skowronnets Lustspiel: „Panne", obwohl es alte, harmlose Schwanksituationen verwertet. Neu ist nur das die Liebenden vereinigende Automobil. — Der Kaiser hat eine Anzahl Theatervorstellungen für die Berliner Arbeiterschaft angeordnet. — Als Nachfolger Joachims ist der Genfer Geiger Henri Marteau als Leiter der Violinklasse an der Berliner Musikhochschule in Aussicht genommen. Die Verhandlungen sind jedoch noch nicht abgeschlossen. Sowohl als Solist wie als Leiter eines Streichquartetts ist Marteau seit Jahren in den deutschen und ausländischen Konzertsälen als erstrangiger Künstler bekannt. Er hat sich auch bereits einen reichen pädagogischen Wirkungskreis geschaffen. Als Komponist hat Marteau weniger Anklang gefunden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanzwirtschaftliche Rundschau.

Ob Zufall oder präparierte Absicht, jedenfalls aber muss anerkannt werden, dass das Debüt des neuen Reichsbankpräsidenten Havenstein ein glückliches war. Der Verlauf und der Subskriptionserfolg der neuen Preussenanleihe müssen im Hinblicke auf die so viel angefochtenen Details als gut bezeichnet werden. Die erste Massnahme des neuen Reichsbankpräsidenten, die von deutschem Handel und finanziellen Korporationen so sehnsüchtig herbeigewünschte Diskont-Ermässigung, hat dem neuen Leiter unseres Zentralnoteninstitutes begreiflicherweise im nu deren Sympathien gegeben. Mehr als zwei Monate hindurch lastete wie ein Alpdruck der hohe Geldsatz der Reichsbank auf dem heimischen Leben. Mit der eingetretenen Ratenermässigung kann zwar mit etwas normaleren Zeiten gerechnet werden, immerhin bietet aber der nunmehrige Satz von 7½ % für Lombarddarlehen noch Grund und Ursache genug zur weiteren Auferlegung der äussersten Enthaltsamkeit. — Der Verlauf der Berichtswoche stand daher von Anfang an bis zu Ende unter der Einwirkung und Betrachtung der Geldmarktlage. Die Bank von England sah sich neuerdings veranlasst, analog dem Vorgehen der Deutschen Reichsbank eine Herabminderung der Rate vorzunehmen, um so mehr als der diesmalige Ausweis der Neuyorker Banken endlich nach so langer Zeit das Verschwinden der Unterbilanz bzw. die Konstatierung eines Surpluses ergab. Auch die publik gewordenen Daten über den letzten Reichsbankausweis zeigen eine kräftige Besserung des Status derselben und lassen erkennen, dass die aussergewöhnliche Anspannung der Bank im letzten Jahresquartal einer bedeutenden Erleichterung, wenn auch langsam zu weichen beginnt. In allen Kreisen verhehlt man sich nicht, dass die auferlegte Reserve von Börse und den übrigen Faktoren die Hauptursache waren, dass die Geldkalamität, auf die auch in der „Allgemeinen Rundschau" bereits im Frühjahr 1907 rechtzeitig hingewiesen worden war, rascher als man erwartet hatte, verschwindet. Die Interpellation im Reichstage über die hohen Diskontsätze und die dabei zur Sprache gekommenen diversen Vorschläge wurden überall als post festum und vollkommen eindrucksvoll empfunden, weil man sich über deren Zweckmässigkeit von vornherein klar war. Der dabei wiederholt betätigte Vergleich der Geldmarktsituation mit der Lage in Frankreich ist vollständig irrelevant. Das Deutsche Reich hat in den letzten Jahren eine kolossale Bevölkerungszunahme und dadurch eine Vermehrung der volkswirtschaftlichen Ansprüche erfahren, demgegenüber Frankreich fast gar keinen Zuwachs aufweist. Hauptsächlich ist Deutschlands junge industrielle Machtentwicklung zu impulsiv gewachsen gegenüber den verhältnismässig geringen Staatsmassregeln in finanzwirtschaftlicher Beziehung. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Reichsbehörden die offiziell bekanntgegebenen Verbesserungen nach dieser Hinsicht in die Wirklichkeit umsetzen werden. Auch von einer anderen offiziellen Seite, dem preussischen Finanzminister, wurde bei der Erörterung des preussischen Etats die derzeitige Lage der Konjunktur und die Aussichten auf die zukünftige Gestaltung derselben eingehend erörtert. Der Ausspruch des genannten Ministers: „Mass halten ist das oberste Gebot", ist von allen Faktoren des Wirtschaftsgebietes schon seit Monaten beherzigt worden. Immerhin ist dies Memento zur rechten Zeit am rechten Ort gesprochen, denn der, auch an dieser Stelle wiederholt bemerkte, ungestüme Geldbedarf von Städten und Staatsbehörden nimmt immer mehr überhand. Dazu kommt nunmehr auch die auftauchende Wahrnehmung, dass die Industrie und die grösseren Finanzgesellschaften gleichfalls in nicht bescheidener Weise an den offenen Geldmarkt appellieren. Unsere beiden grossen deutschen Schifffahrtsgesellschaften treten mit Forderungen von ca. 70 Millionen vor das Forum der Oeffentlichkeit.

Der hauptsächlichste Grund für die neuerdings missmutig und flau gewordenen Börsen war auch die Befürchtung, dass die unaufhörlich zutage getretenen Forderungen, ganz besonders an dem Berliner Geldmarkt, die normale Entwicklung und Verbilligung der monitären Konstellation verhindern würden. Und wie immer bei ungünstigen Zeitläuften an der Börse, hat auch diesmal Amerika mit unliebsamen Erscheinungen alle Börsenmärkte in Beunruhigung gebracht. Anderseits war trotzdem die Kursentwicklung eine aufwärtsgehende. Angenehm empfunden wurde besonders, dass unter Nachwirkung von günstigeren Rapporten vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt das Standardpapier der Neuyorker Börse, die Aktien des auch an dieser Stelle schon erwähnten Stahl-Trusts, den seit langer Zeit nicht mehr erzielten Rekordkurs von über 30 %, allerdings nur vorübergehend, überschreiten konnten. Die Lage des amerikanischen Geld- und Industriemarktes bleibt nach wie vor ein Warnungssignal für eine zu plötzliche Besserung an unseren Märkten. Die deutschen Börsen werden bei ihrem inneren soliden Aufbau sich in Anbetracht der eingetretenen Geldverbilligung immer mehr und mehr von Amerika und dessen Einflüssen zu emanzipieren versuchen.

Deutschlands Handel und Industrie zeigten in letzter Zeit verschiedentlich äusserst günstige Momente. Die Wirkung des bekannt gewordenen Monatsausweises des Stahlwerks-Verbandes, der eine erhebliche Verminderung der Umsatzziffern und des Absatzgebietes zeigt, dürfte keinen nachhaltigen Einfluss ausüben. Der offizielle Abschluss der süddeutschen Staaten mit diesem Verbande bezüglich Lieferung des gesamten Eisenbahnmaterials, die günstige Entwicklung verschiedener Industriezweige, wie der elektrischen Branche, die grossen Lokomotivbestellungen nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslands bei unseren heimischen grossen Fabriketablissements, und nicht in letzter Linie die eingetretene Besserung am Goldminenmarkt im Vereine mit der tatsächlich vorhandenen vermehrten Goldproduktion, lassen derzeit die Aussichten auf die zukünftige Gestaltung von Handel und Wandel bei uns in nicht zu grauen Farben erscheinen, falls nicht irgend welche politische Verwicklungen störend eingreifen.

M. Weber.

Redaktionspost. An Verschiedene. Auf Grund eines mir aus Frankfurt eingesandten Prospektes der Zeitschrift „Das Freie Wort" muß ich nachträglich feststellen, daß ich bei vorheriger Kenntnis dieses Sachverhaltes die Aufnahme des Inserates allerdings abgelehnt haben würde. Als so überaus gehässig und fanatisch war mir der Inhalt der Zeitschrift bisher nicht bekannt.

Der Herausgeber.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Unsere verehrl. Leser machen wir hierdurch auf den diesem Hefte mit einer angefügten Bestellkarte beiliegenden Prospekt der Firma Fredebeul & Koenen in Essen betreffend die im gleichen Verlage erscheinende „Soziale Revue", aufmerksam. Dieselbe eröffnet soeben ihren 8. Jahrgang und ist somit eine der ältesten und angesehensten Zeitschriften ihrer Art. Für die Gediegenheit des Inhaltes dürfte schon der Name des Herausgebers, des bekannten Verfassers des „Leitfaden für soziale Praxis", hinreichende Bürgschaft bieten.

Digitized by Google

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Niederlage u. Probierstube, :Berlin: Alexanderstrasse 43.

Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau“

Auch zu Geschenkzwecken und für :: Bibliotheken sehr zu empfehlen ::

I. Jahrgang (39 Nummern) gebunden ℳ 5.—, brosch. ℳ 3.—,
II. u. III. Jahrgang (52 Nummern) geb. ℳ 6.—, brosch. ℳ 4.—.
Den IV. (letzten) Jahrgang
liefern wir gebunden zu ℳ 8.—, broschiert zu ℳ 6.—.

Expedition der „Allgemeinen Rundschau“
München, Tattenbachstrasse 1a.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.

Bitte gratis Katalog zu verlangen über das beste **Nutzgeflügel, Bruteier, Geflügelhäuser, fämtliche Zuchtgeräte usw. Geflügelpark in Auerbach** Hessen.

Jagdartikel
Drillinge, Doppelflinten, Gamaschen, Rucksäcke etc.
Katalog mit Abbildungen und Preisen gratis.
Otto I. W., Herm Wigger.

Bruchleidende heilt aus Mitleid untengeltl. in 7 bis 9 Tagen. Rückp. **D. K. postl. Wellen** an der Mosel.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktien-Gesellschaft

Bilanz-Konto am 30. September 1907

Aktiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
Immobilien			5 898 519.44	
Wirtschaftsanwesen I			2 110 981.38	
Wirtschaftsanwesen II			1 060 729.82	
Maschinen			535 608.35	
Elektrische Lichtanlage			28 096.92	
Mobilien			203 358.—	
Flaschenfüllerei			27 324.51	
Fasstagen			270 428.78	
Fuhrpark			70 793.41	
Eisenbahnwaggons			69 414.30	
Mastvieh			5 000.—	
Kasse, Effekten u. Wechsel			71 494.36	
Hypothekdarlehen			6 184 569.22	
Debitoren			668 784.22	
Bankguthaben			385 649.81	
Vorräte				
Bier	564 217.93			
Gerste, Malz und Hopfen	910 238.14			
Diverse	51 237.—		1 525 693.07	
			19 116 445.59	

Passiva.

	ℳ	₰	ℳ	₰
Aktienkapital			6 700 000.—	
Restkaufschilling	1 181 019.55			
angefallene Zinsen	2 952.55		1 183 972.10	
Passivhypotheken einschliesslich angefallener Zinsen				
auf Union, äussere Wienerstrasse	1 757 180.21			
„ „ Kirchenstrasse	35 000.—			
„ „ Wolfgangstrasse	28 206.69			
„ „ angefallene Zinsen	18 245.29		1 838 632.19	
„ Sendlingerstrasse 19	144 137.76			
„ Sendlingerstrasse 20	40 476.11			
angefallene Zinsen	2 807.06		187 420.93	
„ Bauplatz Moosach	23 920.—			
angefallene Zinsen	71.76		23 991.76	
„ Münchener Kindl	1 905 727.40			
angefallene Zinsen	37 472.80		1 943 200.20	
„ Wirtschaftsanwesen I vom Münch. Kindl übernommen	2 048 278.01			
angefallene Zinsen	28 447.46		2 076 725.47	
„ Wirtschaftsanwesen II	707 000.—			
angefallene Zinsen	8 389.97		715 389.97	
Malzaufschlag			325 181.57	
Kautionen und Einlagen	1 931 306.42			
Lieferanten	151 320.54			
Sonstige Kreditoren	106 989.75		2 189 616.71	
Beamten- und Arbeiter-Pensionsfonds			52 608.79	
Reservefonds			125 344.52	
Delcredere-Reserve			660 000.—	
Hypotheken-Reserve			300 000.—	
Spezial-Reserve			122 577.36	
Reserve für Staatsgebühr			70 000.—	
Unerhobene Dividenden			240.—	
Aktienumtausch-Konto			1 317.—	
Gewinn- und Verlust-Konto			600 227.02.—	
			19 116 445.59	

Die in unserer heutigen ordentlichen Generalversammlung für das fünfte Geschäftsjahr unserer Gesellschaft vom 1. Oktober 1906 bis 30. September 1907 festgesetzte Dividende von 5% gelangt von heute an mit ℳ 50 per Aktie bei unserer Gesellschaftskasse sowie bei der Bayerischen Filiale der Deutschen Bank, hier, und der Bayerischen Vereinsbank, hier, gegen Einlieferung des Gewinnanteilscheines Nr. 5 zur Auszahlung.

München, den 16. Januar 1908.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiengesellschaft.

Josef Schülein. **Julius Schülein.**

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), Wolf, Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre, heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten
Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben.
Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.

Digitized by Google

EINBAND-DECKEN

für den IV. Jahrgang der ‚Allg. Rundschau'

sind **direkt von der Geschäftsstelle** der „A. R.", München, Tattenbachstrasse 1 a, und auf dem **Buchhandelswege** zu beziehen. Wirkungsvolle moderne Perga-Decke mit feingetönter Titelpressung. Sammelmappen haben die gleiche Decke. Die **Sammelmappen** (mit 3 Klappen) dienen zur Aufnahme eines ganzen Jahrganges.

Preis der Einbanddecken u. Sammelmappen pr. Exempl. 1.25 M

Fernumzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hofspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

„Volkswart."

Der **„Volkswart"** will als **Organ des interkonfessionellen Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit** alle sammeln, die ernstlich gewillt sind, der öffentlichen Unsittlichkeit mannhaft entgegenzutreten. Sein Kampf gilt jenen gewissenlosen Persönlichkeiten, welche aus niedriger Gewinnsucht und in schändlicher Frivolität freventlich aufs Spiel setzen des deutschen Mannes **Kraft,** der Frauen **Ehre** und die **Seele unserer Kinder!** — Mancher hat bis jetzt seitab gestanden und ohnmächtig die Faust geballt zu der Frechheit, mit der die Schamlosigkeit sich in die Oeffentlichkeit drängte. Der „Volkswart" bietet **jedem** Gelegenheit dafür einzutreten, dass deutsch und sittlich wieder eines werde! Wohlan denn, möge er zum **Volksblatt** werden in Nord und Süd, in Ost und West! Möge er die Unterstützung aller finden, welchen der Glaube **an eine höhere sittliche Weltordnung** aus dem Grunde tiefinnerster Ueberzeugung quillt!

Der „Volkswart" erscheint monatlich. Bestellungen nehmen entgegen (jährlich 2 Mk., vierteljährlich 50 Pf.) die Post und die Expedition des „Volkswart": **Coblenz,** Gymnasialstrasse 2—4.

Die Schriftleitung.

Neue Fastenpredigten!

Die öftere heilige Kommunion.

Sechs Predigten im Anschluß an die Sonntagsevangelien der hl. Fastenzeit.

ca. 80 S. Von **P. Adolf Chwala,** O. M. J. ca. 1 Mk.

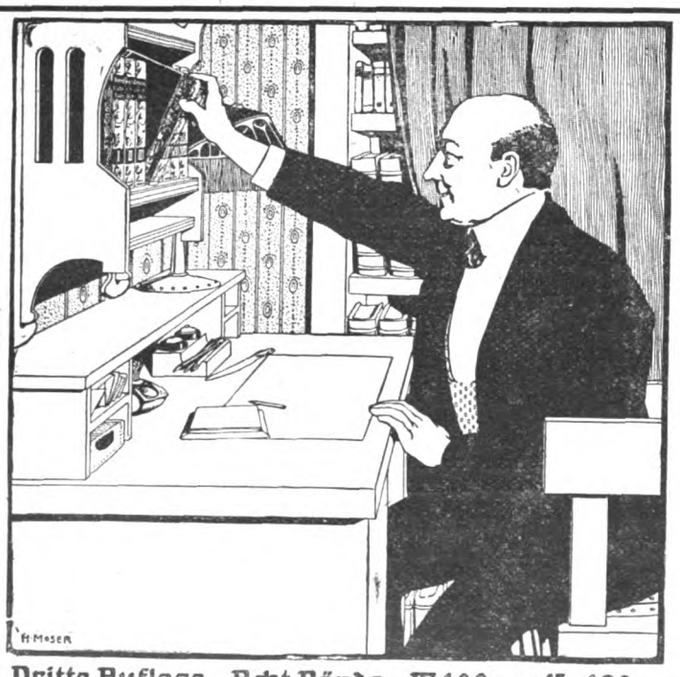
Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Im Anschluß an die bekannten letzten Dekrete des heiligen Vaters und der Konzilskongregation soll in diesem Fastenpredigten-Zyklus in maßvoller Weise auf die Uebung der öfteren heiligen Kommunion hingearbeitet, auf ihren Nutzen hingewiesen werden. Die Anlage ist derartig, daß jede Predigt auch für sich gehalten werden kann, neben eigentlichen andern Fastenpredigten, als bloße Sonntagspredigt.

Ueber unsere früher erschienenen Fastenpredigten von Bellen, Dröder, v. d. Fuhr, Grundkötter, Kolberg 2c., **Fastenliteratur** überhaupt sowie über unsere bestbekannte steht ein ausführliches Verzeichnis kostenlos zu Diensten.

— **Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen i. W.** —

Herders Konversations-Lexikon



Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten !!

Neue Urteile der Presse

Illustrierte Zeitung, Leipzig 1907, Nr. 3363:

„. . es ist darin eine Summe von Wissensstoff verarbeitet worden, der trotz seiner Fülle an Vollständigkeit des Inhalts wie an Zuverlässigkeit der Angaben nichts zu wünschen übrig läßt."

Hochland, München 1907, 1. Dezember:

„Die schöne und wohlbemessene Form ist ein bestätigendes Zeugnis der sachlichen Güte; denn nur wer einen Wissensstoff wirklich beherrscht und durchdringt, vermag ihn auch in Kürze unter Heraushebung alles Wesentlichen klar, deutlich und wohllesserlich darzustellen."

Histor.-polit. Blätter, München, 140. Band, 12. Heft:

„. . . Je kürzer und präziser die Belehrung, desto brauchbarer ist sie. Der Wert eines Konversationslexikons liegt daher nicht in der Stoffülle, sondern in der Stoffbeschränkung. In der diskreten Stoffbeschränkung aber ist Herder Meister."

P. A. M. Weiß O. Pr. in der Literar. Rundschau 1907, Nr. 12:

„. . . Der große Vorzug des Ganzen ist gemessene Kürze ohne Schaden für die Reichhaltigkeit. Dazu tritt die mustergültige Uebersichtlichkeit. Es ist ein Werk aus einem Guß."

Deutsche Literaturzeitung, Berlin 1907, Nr. 49:

„. . . Zum Beleg für die ruhige, ja vornehme Haltung des Lexikons in der Beurteilung verweise ich etwa auf die Artikel über Bismarck, G. Bruno, P. Hoensbroech, Kant, Lessing, Luther, Reformation, Rousseau, Schelling, Spinoza. . ."

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., be... in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft, München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 1. Februar 1908. V. Jahrgang.

Die angeblich neue Lage der katholischen Theologie.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In seiner Rezension über Heiner, Der neue Syllabus in „Theologische Literaturzeitung" 1908, Nr. 1, endet A. Harnack mit dem orakelhaften Satz — wir haben übrigens schon öfters diesen Orakelton an Harnack bei ähnlichen Gelegenheiten bemerkt —: „Wissenschaftlich ist überhaupt nichts über den Syllabus zu sagen . . . Die Katholiken haben wieder einmal eine Leiche an Bord, eine neue schwere Last und müssen zusehen, ob und wie sie sie ertragen können." Wollten wir nun ebenso höflich sein wie der Berliner Gelehrte, oder hätten wir, um mit dem Dichter zu reden, auch Lust zu „naso suspendere adunco", so könnten wir ja auch etwa sagen, daß uns die ganze heutige protestantische Theologie vorkomme wie ein großer Anatomiesaal, in welchem die Herren Theologen noch die letzten Leichenteile von den alten lutherischen Dogmen sezieren und destruieren, oder wir könnten auch sagen, daß diese tausend und abertausend Hypothesen, die an ihre Stelle treten sollen, ebensoviele Leichen von unreifen Kindern seien. Aber der Vergleich ist uns zu geschmacklos.

Ist nun der neue Syllabus und — im Zusammenhang damit — die päpstliche Enzyklika gegen den Modernismus nur eine Leiche? Sind demgemäß die Bücher katholischer Autoren, die Artikel, die darüber in allen katholischen Zeitschriften erscheinen, und einen höchst erfreulichen consensus omnium offenbaren, nur Nekrologe und Leichenreden? Keineswegs! Beweis dessen sind uns die ungezählten Artikel, die auch in protestantischen Organen darüber erscheinen. Wären der neue Syllabus und die Enzyklika „Pascendi Dominici gregis" nur Leichen, so würden diese alle das Wort der Schrift auf sie anwenden „Dimitte mortuos sepelire mortuos suos". So aber hat man den unabweislichen Eindruck, daß dem Rationalismus die Worte des Papstes als Worte kräftigen Lebens erscheinen, denen man Aufmerksamkeit schenken muß, als Worte durchdringend wie ein Schwert, gegen die man sich wehren muß.

Nach alter Gepflogenheit, die man leichtlich auf „Spektators" Zeiten zurückdatieren kann, ist es besonders wieder die „Münchener Allgemeine Zeitung", die in der schwebenden Angelegenheit auf dem Plane erscheint. In ihrer Beigabe „Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" hat sie zunächst in Nr. 36, 1907 einen Aufsatz von Paulsen erscheinen lassen: „Die Krisis der katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands". Dann hat deren Redakteur, von seinen Lesern mehrfach darum gebeten, über das bedeutende Thema noch weitere hervorragende Stimmen zum Worte kommen zu lassen, eine Reihe „führender Geister" aus beiden Konfessionen angegangen, sich „dem Charakter unserer Zeitschrift entsprechend, rein sachlich und ohne kulturkämpferische Tendenz über die neue Enzyklika zu äußern". Bis jetzt sind zum Worte gekommen der katholische Jurist Christian Meurer in Würzburg, der protestantische Dogmenhistoriker Ernst Tröltsch in Heidelberg, der protestantische Kirchenhistoriker Albert Hauck in Leipzig, der katholische Kirchenhistoriker Albert Ehrhard in Straßburg und der protestantische Dogmatiker und Ethiker Wilhelm Hermann in Marburg.

Man könnte nun von vornherein zwei Fragen aufwerfen, ob diese Männer alle „führende Geister" seien und ob das genannte Organ so ganz frei sei von kulturkämpferischen Tendenzen. Aber sie sollen auf sich beruhen bleiben. Wir wollen auch nicht näher auf die Darlegungen von Paulsen, Meurer, Hauck und Hermann eingehen, so sehr man sich dazu versucht fühlen möchte. Bemerkt sei aber, daß durchweg fast weniger der erste, theoretische Teil der Enzyklika behandelt wird, als der zweite praktische, der die Maßregeln gegen die Modernisten enthält, daß sich alles auf die Frage zuspitzt nach der künftigen Stellung und Wirksamkeit der katholisch-theologischen Fakultäten als der Vertreter der katholischen wissenschaftlichen Theologie und damit nach dem Geschick von dieser selbst. Alle betonen mehr oder weniger mit Paulsen, daß die katholisch-theologischen Fakultäten einer entscheidenden Krisis zutreiben, wie sie in solcher Stärke noch nie da war.

Uebrigens drückt sich Paulsen, der über Wesen und Beruf der Universitäten nach Ausweis seiner Schriften fast mehr als irgend einer orientiert ist, doch wieder recht verständig und gemäßigt aus. Er schreibt u. a.:

„Von seiten solcher, die in den Universitäten lediglich Anstalten für wissenschaftliche Forschung sehen, ... wird im Namen der „voraussetzungslosen Wissenschaft" gegen Kollegen protestiert, die nicht unbedingte Freiheit der Gedankenbildung und Lehre haben. Daß die Stellung der katholischen Theologie eine eigentümliche und besonders schwierige ist, ist ohne weiteres zuzugeben. Man vergesse aber nicht: die Universitäten sind nicht bloß Werkstätten der Forschung, sie sind zugleich Bildungsanstalten für wichtige öffentliche Berufe; als solche sind sie überhaupt entstanden: das Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Klerikern, Lehrern, Aerzten, Richtern und Beamten hat sie hervorgebracht. Und dieser Zweck bedingt überall Bindungen: der Professor der evangelischen Theologie kann so wenig als sein katholischer Kollege grenzenlos beliebige Meinungen vortragen; und auch für den Juristen gelten „Voraussetzungen", z. B. daß das Bürgerliche Gesetzbuch nicht bloß ein Haufe Unsinn und Plage sei, sondern eine im ganzen vernünftige Lebensordnung."[1])

Wo das im Wesentlichen der Sache begründet ist, kann der von Paulsen hernach betonte Unterschied das Mehr oder Weniger von Gebundenheit nicht mehr als ausschlaggebend hingestellt werden. Und nachdem die Möglichkeit eines etwa aus den Maßregeln der Enzyklika sich entspinnenden Kampfes zwischen Kirche und Staat und die beiderseitigen Chancen ins Auge gefaßt worden, wird doch anderseits wieder hingewiesen auf die Friedensliebe und den wissenschaftlichen Sinn der deutschen Bischöfe, auf Roms althergebrachte Toleranzpolitik, und Paulsen ruft mit Recht den nimmersatten kulturkämpferischen Streithähnen in Studenten-, Professoren- und anderen Kreisen, die keine Gelegenheit zu verbrecherischem Radau gegen Kirche, Zentrum, Jesuiten usw. glauben vorübergehen lassen zu dürfen, ein energisches „Zurück!" zu. Wo aber Paulsens Artikel so ausklingt, möchten wir doch schon hier fragen, ob es unter diesen Um-

[1]) Dazu bemerkt gut das „Evangel. Kirchenbl.", Nr. 2 vom 11. Januar 1908: „Wer gewohnt ist, unsere liberale Tagespresse und auch unsere liberalen kirchlichen Organe eine abstrakte akademische Lehrfreiheit als das höchste Gut preisen zu hören, dem tun so vernünftige Worte wie Paulsens ordentlich wohl, weil sie gegenüber der üblichen Schwärmerei für die sogenannte reine, freie, voraussetzungslose Wissenschaft dasjenige, was eigentlich selbstverständlich sein sollte, festzustellen wagen."

Digitized by Google

ständen seinerseits nötig war, die Gefahr, in der die katholisch-theologischen Fakultäten, die Wissenschaft der katholischen Theologie, schweben, als so groß und brennend darzustellen.

Doch bleibt im Grunde — trotz aller Palliativmittel seitens der Klugheit der Bischöfe und der Toleranz Roms — die Frage, ob die katholische Theologie durch die Enzyklika gegen den Modernismus wirklich aufs tiefste bedroht ist. Darauf antwortet — um von den anderen, namentlich auch dem bekannten Evolutionisten Tröltsch abzusehen, der seit langem für Religion, Offenbarung usw. eine Entwicklung in ungemessene Sternenweiten träumt — auch der katholische Straßburger Theologe in seinem Artikel: „Die neue Lage der katholischen Theologie" mit einem entschiedenen „Ja". Wenn irgend jemand, so war ja er nach dem Tode Schells durch die neuesten päpstlichen Enuntiationen tangiert als der Verfasser von „Katholizismus und das 20. Jahrhundert", als der unermüdliche Anwalt der Versöhnung zwischen Kirche und moderner Kultur, die doch in ihren Schoße als wesentliche Elemente so viel Agnostizismus, Evolutionismus, ungemessenen Individualismus, Immanenzphilosophie und bloße Gefühlsreligion birgt, was alles in „Pascendi Dominici gregis" proskribiert ist.

Wir lesen nun bei Ehrhard — um von nicht streng zu unserer Frage Gehörigem, namentlich den wenig angebrachten Ausstellungen an dem Ton der Enzyklika, abzusehen — folgendes:

„Was bei diesen Maßregeln in hohem Grade überrascht, das ist zunächst ihre Ausdehnung über die Grenzen des in dem ersten Teil der Enzyklika ausführlich dargestellten Modernismus hinaus auf „Anzeichen und Spuren" des Modernismus, auf Schriften, die vom Modernismus „angehaucht", „angesteckt sind oder ihn fördern", auf „alles, was nach Modernismus schmeckt", auf die Kritik der Kirchenväter und der Scholastik, ja sogar auf das Suchen nach neuen Lösungen (?)*) in der Kirchengeschichte, in der Archäologie und in der Exegese! Damit entsteht die unmittelbare Gefahr, daß jeder Willkür Tür und Tor geöffnet werde; denn was kann nicht alles unter „Anzeichen und Spuren" des Modernismus subsumiert werden? Damit sind wir aber zugleich in die Unmöglichkeit versetzt, die Behauptung unserer Kollegen an den Universitäten, es sei durch die Enzyklika jede historisch-kritische Behandlung der Theologie verpönt, wirksam zu widerlegen" .... In diese Lage wären wir nicht versetzt worden, wenn die Enzyklika den naheliegenden Unterschied zwischen den Synthesen der modernen Philosophie und den Wegen des modernen Denkens gemacht hätte .... Diese Wege muß auch der katholische Theologe gehen, wenn er sich nicht einer Sünde wider den Heiligen Geist schuldig machen will ... Die katholische Kirche der Gegenwart hat wohl ein einheitliches Dogma, sie besitzt aber keine einheitliche Theologie. Es kämpfen vielmehr zwei feindliche Theologien in ihrem Schoß um die Vorherrschaft, die scholastische und die moderne ... Werden nun die praktischen Maßregeln der Enzyklika auch in Deutschland angewandt (wo der historisch-kritischen Betrachtungsweise das Heimatrecht in der Theologie seit Möhler usw. gesichert ist) — und Deutschland ist bei deren Anwendung in keiner Weise ausgenommen —, dann werden auch bei uns der theologischen Forschung die Lebensadern unterbunden werden. Dann werden aber auch alle jene Konsequenzen eintreten, die das einseitige Herrschen der Scholastik in Frankreich und Italien bereits nach sich gezogen hat. Dann werden die katholisch-theologischen Fakultäten auch in Deutschland verschwinden müssen, wie sie in Frankreich und Italien bereits verschwunden sind usw."

Wir fragen nun: Hat Ehrhard im großen und ganzen Recht, indem wir von einigen Nebenfragezeichen absehen, z. B. seiner Begründung des Verschwindens der katholisch-theologischen Fakultäten von den Universitäten Frankreichs und Italiens? Und wir sagen, Ehrhard hat Recht und Unrecht.

Recht: daß die katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten gegenwärtig in einer schwierigen Lage sich befinden, könnte mit gutem Verstand niemand leugnen. Da sie mit dogmatisch gebundener Route zu marschieren haben, so lange sie „katholisch" sein wollen, was sie sein sollen, so werden sie von der heute mehr als je ungebundenen, subjektivistischen, individualistischen, willkürlichen und selbstherrlichen Wissenschaft vor allem auf den Universitäten nie als ebenbürtig anerkannt werden. Und das selbst dann nicht, wenn sich die katholischen Theologen nach der formalen und methodischen Seite hin noch so frei gebärden. Man wird ihnen immer sagen, daß das sachlich schließlich doch nichts verschlage. Weder der scholastisch noch der historisch kritisch gerichtete Professor der katholischen Theologie entrinne seinem dogmatischen Käfig. Das wird man jetzt freilich nach der Enzyklika „Pascendi" uns noch lauter in die Ohren rufen. Und darin hat Ehrhard Recht.

*) Das Fragezeichen ist von uns. Es heißt „nova student".

Aber darin hat er Unrecht, daß er gar nicht davon redet, daß man das schon vorher mit im wesentlichen derselben Berechtigung bei dem ex officio bestehenden Oberaufsichtsrecht des Papstes und der Bischöfe getan hat. Gerade in Tübingen, wo nach ihm die katholische Tübinger Schule der historisch-kritischen Betrachtungsweise das Heimatsrecht in der katholischen Theologie gesichert hat, ist das mehr als anderswo geschehen. In den Kämpfen, welche sich an der Universität Tübingen infolge des württembergischen Konkordats abspielten, wurde schließlich auf Ausschluß der katholisch-theologischen Fakultät aus der Universität angetragen, weil sie nicht im Besitze der Lehrfreiheit sei. Damals ist aber auch von der katholisch-theologischen Fakultät, die namentlich von dem eine scharfe Klinge schlagenden Hefele geführt war, in einem Separatgutachten der Satz ausgesprochen worden: „Das höchste Prinzip ist übrigens nicht die freie Forschung, sondern die Wahrheit und sie erfordert Freiheit von aller Einseitigkeit, also Ergänzung der beiden berechtigten Standpunkte" (Schwäb. Merkur, Nr. 595, Abendblatt, 19. Dezember 1907, in dem Aufsatz von Professor Karl Müller, protestantischer Kirchenhistoriker in Tübingen: „Zur Geschichte der katholischen Professuren in Tübingen"). Wir nehmen von diesem höchst merkwürdigem Worte der genannten Fakultät gern Gelegenheit zu einer schon längst zu machenden Konstatierung. Vielfach und immer wieder wird nur von dem Eintreten der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen für die Freiheit der Forschung, für die historische Kritik, für den Frieden zwischen Kirche und Staat geredet und geschrieben. Was aber ein Möhler, Kuhn, Hefele usw. im Kampfe gegen einen die Kirche fesselnden Staat, gegen eine den Protestantismus allein glorifizierende Wissenschaft, gegen eine die katholisch-theologische Wissenschaft niederknebeln wollende Tendenz getan haben, davon ist überall gar keine Rede — oder höchstens bei einem gewissen protestantischen Kirchenhistoriker Mitteldeutschlands, der diese genannten Tübinger als Mitbegründer des modernen Ultramontanismus charakterisiert. Das mußte doch einmal zur Steuer der Wahrheit und vollen Ehre der Tübinger gesagt sein., Doch das nebenbei! Daß aber Ehrhard so gut wie kein Wort von dem sagt, daß der Kampf gegen die katholische Theologie nicht erst seit dem Erlassungstag der Enzyklika „Pascendi" datiert, darin hat er Unrecht.

Und auch darin hat er Unrecht, daß er nicht etwa auch, wie Paulsen, betont, daß doch noch anderswo sachliche Gebundenheit herrscht: beim protestantischen Theologen, beim Juristen, beim Staatswissenschaftler, beim Mediziner usw. Dahinter können sich die katholischen Theologen in der Hauptsache immer wieder zurückziehen. Sobald eine Wissenschaft sich dem Leben zukehrt, den gegebenen realen Verhältnissen, die sich durch formale Methoden nicht auf den Kopf stellen lassen, sondern zwingend zu berücksichtigen sind, tritt sachliche Gebundenheit ein, so gut wie beim katholischen Theologen, der die Existenz und das Wesen der zweitausendjährigen katholischen Kirche und ihrer Dogmen zu respektieren hat. Am ehesten können auf weiten Strecken die katholischen Historiker über formale Freiheit sich freuen bei ihrem: „Es war einmal". Daß der katholische Theologe in Straßburg sich das von dem protestantischen Philosophen in Berlin sagen lassen muß, will uns nicht gefallen.

Randglossen zur Katastrophe von Kassel.

Ein Rückblick und Ausblick.

Von

Georg H. Daub, Heiligenstadt.

Mit einem gewaltigen Krach ist das „stolze Schiff des Flottenvereins" mit dem Steuermann Keim am 19. Januar auf dem Felsen der Königstreue und Prinzipienfestigkeit der Bayern aufgefahren. Seit Jahresfrist etwa hatte das flottenvereinliche Panzerschiff den alten bewährten Kurs verlassen und machte in Freibeutergeschäften, in der Jagd auf mißliebige Parteien. Das war „nationale Politik", wie sie der Zentrumstöter Keim versteht! Aber die Bayern konnten ihrer Logik trotz der Schmeichelei von der „Stabilisierung des beschränkten Untertanenverstandes" keinen Zwang antun; sie konnten die Keimsche Definition des Begriffes „national" nicht unterschreiben und verlangten deshalb energisch die dauernde Entfernung des Mannes, der in Köln, Essen und Kassel derartig mit Trugschlüssen jonglierte, daß es

Digitized by Google

selbst den keimfreundlichen Blättern ein wenig zu bunt geworden ist. Die „Tägl. Rundschau" hatte Recht, wenn sie am Abend vor der Kasseler Tagung schrieb, daß es sich am 19. Januar um eine Prinzipienfrage handele; und die Süddeutschen bekämpften Keim auch nur um des von ihm inaugurierten Prinzips der agitatorisch-politischen Betätigung des Flottenvereins willen.

Ein gutes und ein böses Prinzip bekämpften sich also in Kassel. Es war ein Schachspiel zwischen Schwarz und Weiß, bei dem Weiß das alte, Schwarz das neue Programm des Flottenvereins darstellt. Der alte Schachspielmeister Keim führte den Sieg der schwarzen Figuren mit seinem System durch, ungeachtet der unerhörten Verstöße gegen die allgemein anerkannten Regeln! Aber ein wichtiges Feld hatten die „Schwarzen" übersehen: das Feld der klugen Selbstbeherrschung der Bayern. Nicht besser war die taktlose Taktik der wilden alldeutschen Chauvinisten zu durchkreuzen als durch die abwartende Haltung der Bayern seit dem Tag der Kasseler Havarie. Der Schachmeister Keim hatte alles darauf angelegt, in Kassel den Bruch perfekt zu machen und sein System „durchzureißen". Aber, es ist ihm nicht gelungen, trotz der Vergewaltigung der Minorität, trotz der schroffen Haltung des Präsidiums, trotz der Brandreden der alldeutschen Ueberpatrioten und trotz des rührenden Schwanengesangs des Bülow-Günstlings in eigener Person: die Bayern taten ihm nicht den Gefallen, aus dem Flottenverein auszutreten. Sie drohten nur — und ließen ihn allein.

Nun soll sich der Tag von München — die Zusammenkunft der Delegierten des bayerischen Landesverbandes — zwischen Kassel und Danzig schieben. Sehr gut; aber dann müssen die bayerischen Delegierten sich noch einmal gründlich klar machen, was Kassel für sie bedeutet hat. Ein geheimnisvoller, einflußreicher Mann, hinter dem fast die gesamte norddeutsche Presse den Fürsten Bülow vermutet, hat dem Fürsten Salm vor dem Tag zu Kassel das Versprechen abgenommen, die Protektorfrage aus der Debatte zu lassen. Aus eigener Initiative gab der Präsident Salm noch einen weiteren „verbotenen Gegenstand" bekannt — nämlich die Besprechung über die Kölner Vorgänge. Wenn nun das Präsidium vor der Kasseler Tagung sich zurückgezogen hätte, wenn ein neuer neutraler Versammlungsleiter in Kassel präsidiert hätte, so wäre wahrscheinlich der Ausschluß dieser dem Präsidium offenbar äußerst peinlichen Gegenstände nicht so übel aufgenommen worden; man hätte gern Milde walten lassen! So aber blieb das Präsidium und reizte dadurch die Bayern, die gerade wegen der Besprechung dieser verbotenen, delikaten Fragen nach Kassel gekommen waren, zur äußersten Erregung. Es wäre interessant, einmal genau festgestellt zu sehen, wie oft die Glocke des Präsidiums zu Kassel erklungen ist, um den bayerischen Rednern ins Wort zu fallen, wenn sie das Unglück hatten, ein derartiges noli me tangere zu streifen! Nicht genug damit: die mundtot gemachten wackeren Schwaben traktierte man nachher mit dem blutigsten Hohn. Keim hatte den traurigen Mut, die Bayern „bettelarm an Beweisen" zu finden, trotzdem man sich ängstlich die Ohren verschlossen hatte, wenn man mit „Beweisen" kommen wollte. . . . .

Kassel war also der Tag unverantwortlichster Herausforderung der Bayern. Goliath-Keim höhnte in prahlerischem Wort den Gegner, trotzdem sein Gehilfe diesem jedesmal in den Arm gefallen war, wenn er ihn erhob, um die Schleuder mit Beweisen abzuschnellen. Kein Mensch zweifelt mehr daran, daß in Kassel um jeden Preis das Tischtuch zwischen Nord und Süd zerschnitten werden sollte. Und dann? Ja, dann wollten die Anhänger des Keimsystems in Danzig in aller Ruhe, ungestört von den grollend daheimsitzenden Bayern, den status quo ante wieder herstellen, das frühere Präsidium wieder wählen und sich freuen darüber, daß die unbequeme Wittelsbacher Protektion ausgeschaltet sei. Warum auch hatte man in Bayern die Rolle des „mahnenden Gewissens" zu spielen versucht? Das, und nur das, sollte von Kassel ab nicht mehr zu befürchten sein. Die Männer, die im Frühjahr 1907 die lustige Jagd auf Schwarz- und Rotwild mitgemacht hatten, wollten sich in Zukunft nicht von „Protektoren" rügen lassen, wenn ihnen Lust zu einer neuen fröhlichen Hatz im Herzen entbrannte. Nur aus diesem Gedanken heraus ist die turbulente Szene zu verstehen, die allen Augen- und Ohrenzeugen des Kasseler Tages unvergeßlich sein wird, als gegen Schluß der Sitzung Fürst Salm den Vermittlungsantrag der nationalliberalen Exzellenz Hamm mit scharfer Stimme als „wertlos für den Vorstand" abwies. In diesem Moment drängten sich Dutzende der Delegierten in Frack und Uniform zum Präsidentenpodium hin, wo der Antrag der Thüringer Verbände erneut verlesen wurde. In eisigem Schweigen verharrten die Bayern, als der Passus verlesen wurde: Die Versammlung spricht dem Präsidium den Dank aus für sein Bemühen, „die Unabhängigkeit des Vereins zu bewahren". Staatsanwalt Troeltsch-Augsburg erklärte, daß er in dieser Wendung eine Spitze gegen den Prinzen Rupprecht erblicke. Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich da, und der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch mancher charakteristischer Aussprüche, die in diesem Augenblick von den Ueberdeutschen, die ihr Kartenspiel durchschaut sahen, ausgestoßen wurden. Und als dann einen Augenblick die Ruhe wieder eintrat, gab der zungenscharfe Staatsanwalt mit erhobener Stimme die Erklärung ab, „er sei befugt, zu versichern, daß für den Fall der Annahme der Resolution der thüringischen Landesverbände in dieser Form ein Verbleiben der Bayern im Flottenverein unmöglich sei".

Zur Steuer der historischen Wahrheit muß hier bemerkt werden, daß der obengenannte Passus in der Thüringer Resolution später abgeändert worden ist, so daß er jetzt lautet, dem Präsidium werde Dank ausgesprochen für die „Förderung des Vereins". Aber in dem Tumult jenes Augenblicks ist diese Aenderung wahrscheinlich auch von seiten mancher süddeutschen Delegierten überhört worden, die sich schon anschickten, unter Protestrufen den Saal zu verlassen. Sie waren zu tief gekränkt, zu brüsk behandelt worden, um in diesem Augenblick noch den fein „ausgeklügelten" Ueberraschungen kühl gegenüberstehen zu können. Ihre Sprecher, der temperamentvolle Frhr. v. Würtzburg, der bedächtige, ehrwürdige Kammerherr v. Spies, der schlagfertige Regierungsrat v. Braun und der beredte, witzige Staatsanwalt Troeltsch, sie hatten über sieben Stunden schweren Stand gehabt, das Präsidium von seinem groben Unrecht zu überzeugen. Mit bewunderungswürdiger Mannhaftigkeit hatten diese Redner all ihren Witz, ihres Verstandes Schärfe und die Kraft ihrer Lungen daran gesetzt, die Mehrheit von ihren vorgefaßten Meinungen zu kurieren; — zum Schluß mußte ihre Kraft erlahmen. Selbst der Sprecher für Brandenburg-Berlin, der Geh. Regierungsrat v. Klewitz-Grunewald, schwieg in der Folge still, nachdem ihm seine Forderung des dauernden Rücktrittes Keims den überschäumenden Zorn der erregten Alldeutschen eingetragen hatte, die ihn einen „Berliner" schimpften, trotzdem er sich später als „Thüringer" vorstellte, — freilich nicht im Sinne der Thüringer Resolution . . . .

Inzwischen aber haben sich die erregten Wogen von Kassel geglättet. Frhr. von Würtzburg goß Oel in die Brandung durch seine Erklärung, daß die Bayern nach wie vor dem Flottenverein angehörten. Man diskutiert noch in den Blättern; man stellt fest, daß die „Sieger von Kassel" eigentlich nur in der alldeutschen, kulturkämpferischen Presse Beifall finden, während das Gros der Blätter die Schuld an dem „Riß", an dem „Leck im Panzerschiff", dem Präsidium zuschreibt; man erörtert die Frage, was die Bayern tun sollen und tun müssen, und schießt schon Brandpfeile ab, um die Bayern in München gehörig in Wut und Glut zu setzen. Man spricht auch viel von einer verworrenen Lage, während doch alle Einsichtigen ganz klar sehen, daß in Kassel sich die Wagschale des Flottenvereins zugunsten der krassen, alldeutschen Chauvinisten geneigt hat.

Wenn also in München tatsächlich die bayerischen Delegierten zusammen kommen, so mögen sie sich klar und kurz die Frage vorlegen, ob sie in Folge auf dem Standpunkt bleiben wollen, daß der Flottenverein zwar ein nationaler Verein zur Förderung der Flottensache bleiben soll, aber keinesfalls ein agitatorisch-politischer Verein zur Bekämpfung oder Förderung einzelner politischer Parteien. Sind sie in dieser Frage einig, dann wird die bayerische Position wahrscheinlich gestärkt durch die Unterstützung von Baden, Württemberg, Elsaß, Brandenburg usw. Man wird dann vielleicht in Danzig das Widerspiel von Kassel erleben: daß nämlich dort die Ueberdeutschen ihrerseits dem gemäßigen Flottenverein den Rücken kehren.

Müßig und töricht ist es, die Sachlage in diesem Augenblick durch die Parteibrille zu betrachten. Wichtiger ist schon die Frage, ob das Fiasko von Kassel tatsächlich den Flottengeneral und Zentrumstöter Keim zur Resignation zwingen wird, was vielfach als sicher gilt. Dann wäre der schneidige Mann allerdings jenem Indianerhäuptling zu vergleichen, der kurz vor seinem Ende noch einmal selbst ein Loblied anstimmt über seine eigenen Großtaten, der noch einmal mit schon erschlaffendem Arm den Tomahawk drohend schwingt, dann aber verstummt, um den Augenblick zu erwarten, der ihn zu seinen Vätern versammelt. So betrachtet ein Teil der sozialdemokratischen Presse

Digitized by Google

die Sachlage, indem sie glauben macht, der Harfner Keim und sein Instrument, der Flottenverein, werde jetzt vom Blockkanzler Bülow rücksichtslos in die Ecke gedrängt, nachdem sie ihre Dienste getan nach jenem bösen 13. Dezember 1906. Das wäre ein tragisches Schicksal für Keim, aber kein unverdientes. Denn es war ein überaus frivoles Spiel, in Kassel die Saat der Zwietracht zu säen zwischen die beiden größten deutschen Bruderstämme! Daß die ruhige Ueberlegung und die bayerische Zähigkeit die völlige Verunreinigung verhinderten, so daß die gemäßigte süddeutsche Richtung des Flottenvereins ihre Trümpfe für München und Danzig noch in der Hand behält, ist aber zum wenigsten das Verdienst dieses Ueberpolitikers.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Delcassé redivivus.

In die kritischen Sommertage von 1905 sind wir plötzlich zurückversetzt worden: die Herausforderung Deutschlands durch Frankreich, das unter geflissentlicher Mißachtung der Würde und der Interessen des angeblich eingekreisten Deutschen Reiches Marokko für sich in Beschlag nehmen wollte, wird auf dem kinematographischen Theater der Tagesgeschichte von neuem vorgeführt. Regisseur: Herr Delcassé, der damals von seinen erschrockenen Landsleuten als Sündenbock in die Wüste „a. D." geschickt wurde und jetzt mit einem Male sich wieder für zeitgemäß hält. Inzwischen haben wir einige Dinge von Bedeutung erlebt, z. B. die Algecirasakte, die Erneuerung des Dreibundes, das weitgehende Entgegenkommen Deutschlands gegenüber Frankreich in der aktuellen Marokkopolitik, die englisch-deutschen Besuchsaustausche. Alles das ficht den neubelebten Delcassé nicht an; er wirft in einer anscheinend improvisierten Rede die zugkräftigsten chauvinistischen Schlagworte in recht sorgfältiger Ausprägung unter das Volk, um den Glauben zu erwecken, daß Frankreich mit England, Italien und Rußland im Bunde der „Hegemonie Deutschlands" ruhig Trotz bieten könne und müsse. Beifallklatschen in der Kammer! Das Echo in der Presse war freilich gemischt; nach und nach wurde die kritische, ablehnende Stimmung stärker. Die französische Regierung hat inzwischen bei der Fortsetzung der Kammerdebatte am Montag Abend durch den Mund des Ministers Pichon die chauvinistische Herausforderung Delcassés unter anhaltendem stürmischen Beifall, an dem sich auch die Sozialisten beteiligten, scharf desavouiert.

Die deutsche Regierung beobachtete zunächst Zurückhaltung, um die mittlerweile erfolgte Erklärung des französischen Ministeriums auch vor dem Scheine einer Beeinflußung zu bewahren. Nur eine halboffiziöse Aeußerung in der „Köln. Ztg." wirft die warnende Frage auf, ob der gegenwärtige Zeitpunkt geeignet sei, die alten Streitfragen auszugraben. Die marokkanische Frage sei noch nicht historisch geworden, sondern könne noch zu manchen Aussprachen zwischen Frankreich und Deutschland führen, die nicht erleichtert würden durch das Anschlagen chauvinistischer Saiten; es scheine auch jetzt noch sich die Ansicht zu bestätigen, daß man mit geschickt vorgetragenem Chauvinismus jederzeit auf französische Hörer Wirkung ausüben werde. — Diese Bemerkungen sind vernünftig, und man kann nur wünschen, daß unsere Regierung sich selbst allezeit davon leiten läßt, wenn die französische Volkspsyche in das politische Kalkul zu stellen ist.

Da Herr Delcassé auf die Zugehörigkeit Italiens zu dem antideutschen Staatenblock gepocht hatte, ist es von Bedeutung, daß die italienische Presse sich verstimmt und abwehrend äußert. Es wird hervorgehoben, daß Italien eine vermittelnde Rolle zwischen England und Deutschland im Interesse des Friedens übernommen habe, aber in keiner Weise, weder aktiv noch passiv, irgendwelche Pläne Frankreichs unterstützen könne, die gegen den Algeciras-Vertrag verstießen.

Die spanische Presse tritt entschieden gegen die Delcasséische Friedensstörung auf. Dort soll sogar in der Kammer der Zwischenfall verhandelt werden; das würde zweifellos zu einer Verstärkung des passiven Widerstandes Spaniens gegen die gegenwärtige Kampflust der Franzosen in Marokko führen. Man muß es ja dem schwachen Spanien hoch anrechnen, daß es trotz aller Versuchungen und auch nach dem jüngsten Besuche des Ministers Pichon in Madrid beharrlich ablehnt, sich in die französischen Abenteuer verstricken zu lassen. Die erwünschte Bremswirkung ist bisher mehr von Madrid als von Berlin ausgegangen.

Das Auftreten Delcassés wird aber auch in Berlin die Frage brennend machen, ob es mit dem geduldigen Zusehen gegenüber dem französischen Tatendrange in Marokko so weiter gehen kann. Fürst Bülow hat im nachsichtigen laisser faire das Höchstmögliche geleistet; manche hatten schon längst gesagt, er habe zu viel Nachgiebigkeit gezeigt, so daß die Algecirasakte schon ausgehöhlt und die Tunisierung Marokkos im planmäßigen Gange sei. Sehr lehrreich ist zweifellos die Tatsache, daß die überaus freundliche Haltung Deutschlands bei Herrn Delcassé und seinen Beifallklatschern keine Dankbarkeit und Artigkeit ausgelöst hat, sondern vielmehr den Glauben, jetzt könne man das anscheinend schwach gewordene Deutschland getrost herausfordern. Im Jahre 1905 war die Furcht ein wirksames Gegenmittel. Das Zuckerbrot, das Deutschland in der letzten Zeit so reichlich anwendete, hat in der erzieherischen Wirkung versagt.

Die Gefahr besteht nicht darin, daß etwa Delcassé in eigener Person auf den Ministersessel zurückkehre. Nach der rücksichtslosen Herausforderung, die er sich jetzt erlaubt hat, könnte das erst in dem Augenblick geschehen, wo Frankreich zum Losschlagen bereit wäre. Aber der Geist Delcassés ist von neuem lebendig geworden, und der kann durch andere, noch nicht belastete Personen in vorsichtigerer Weise seine Betätigung finden. Die Franzosen wissen ebensogut wie wir, daß Herr Delcassé der eifrigste Mitarbeiter und innigste Vertrauensmann des Königs Eduard war zu jener Zeit, als der letztere den Berliner Hof schnitt und um so häufiger die Bahnen nach Paris benutzte. Die Veränderung in dem Verhältnis zwischen Deutschland und dem offiziellen England, die inzwischen in vielbesprochenen Aeußerlichkeiten sich bekundet hat, muß von Herrn Delcassé wohl nicht für vollwichtig erachtet werden, wenn er trotz alledem an das jähe Ende von 1905 heute den alten Faden der Politik der Demütigung Deutschlands anzuknüpfen wagt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Respekt vor der deutschen Politik neuerdings wieder in das Zeichen des abnehmenden Mondes getreten ist. Die zielbewußte Stetigkeit wird immer wieder vermißt. Die wohlgepflegten Finger des Fürsten Bülow treiben zu viel Künstelei, zu viel „Taktik des Tages", sowohl in der äußeren wie in der inneren Politik. Warten wir, ob er das Wiederauftreten Delcassés zu benutzen weiß, um die wünschenswerte Klärung herbeizuführen, — sei es durch einen kräftigen Punkt auf das i, wenn die französische Regierung entschieden den ganzen Delcassé in Wort und Tat abschüttelt, sei es durch einen wuchtigen Protest im anderen Falle.

Die Wahlrechtsfrage im Reichstag.

Daß man trotz aller Zwirnsfäden der Zuständigkeit die Reform des preußischen Wahlrechtes auch im Reichstage zur Sprache bringen kann, hat die Erfahrung soeben gezeigt. Die Verhandlung hätte auch der Reformsache nützlich und dem schroff ablehnenden Blockkanzler sehr unbequem werden können, — wenn nicht die Sozialdemokratie mit ihrer neuen Taktik der Gasse die ganze Aktion verdorben hätten. Der Kanzler war natürlich nicht so ungeschickt, sich diesen schwachen Punkt der gegnerischen Front entgehen zu lassen. Der Kompetenzeinwand hinderte ihn nicht, die sozialdemokratische Interpellation mit einer kräftigen Warnung vor den unbedingt erfolglosen und sehr gefährlichen Straßendemonstrationen zu beantworten. Diese unseligen Krawalle beherrschten nun die ganze Debatte. Die Sozialdemokratie ist unmittelbar verantwortlich für die beiden ersten Aufläufe am 10. und am 12. Januar. Den späteren Aufzug der „Arbeitslosen" will sie nicht veranstaltet haben; aber mitschuldig ist sie doch, da das böse Beispiel und die fortgesetzte Aufreizung in der roten Presse die unbeschäftigten Radaubrüder von Berlin veranlaßt haben, eine Probe auf das angebliche Recht an der Straße zu machen. Wenn die Polizei gleich kräftig dreingeschlagen hat, so erklärt sich das aus der großen Gefahr, die in den systematisch sich wiederholenden Straßenaufläufen liegt. Bei aller Mildherzigkeit muß man doch anerkennen, daß angesichts der aufgehetzten Massen von vornherein ein abschreckendes Exempel statuiert werden mußte. Berlin hat nun einmal, wie die anderen Weltstädte auch, eine Menge von radaulustigen Elementen, die nicht durch gutes Zureden, auch nicht durch kalte Wasserstrahlen, sondern nur durch den Anblick des blutigen Ernstes zur Vernunft zu bringen sind. In London und in Paris (von Petersburg und Moskau gar nicht zu reden) haben auch Regierungen von berühmter Freisinnigkeit gegenüber bedenklichen Straßenaufläufen, sogar gegen Demonstrationen der Weiblichkeit, mit der „brutalen Gewalt" von Polizei und Militär schonungs-

Digitized by Google

los eingegriffen. Unsere Sozialdemokraten werden mit ihrer „Entrüstung" wenig neue Mitläufer fangen. Dagegen könnten sie viel Liberale zu der Erwägung bringen, ob denn ein Wahlrecht, das solche Leute in die preußische Kammer bringen würde, des Schweißes der Edlen wert sei.

Geschäftigkeit im Blockhause.

Unter den Linksliberalen, namentlich in der Freisinnigen Vereinigung, gibt es von altersher Freunde und Befürworter eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie gegen die sogenannte Reaktion, d. h. gegen Zentrum und Konservative. Die Anhänger der „Großblock"-Idee nach badischem Muster wurden durch die schroffe Ablehnung der Wahlreform in Preußen natürlich zu einer Auffrischung ihrer Taktik veranlaßt. In dem engeren Kreise der Freisinnigen Vereinigung, wo die Meinungsverschiedenheiten an der Tagesordnung sind, gab es eine ernste häusliche Auseinandersetzung wegen der Taktik, die nach diesem Affront einzuschlagen sei. Aber die Vertreter der schärferen Tonart drangen nicht durch, obschon sie angeblich in der eigenen Fraktion die Mehrheit hatten. Mehrere engere Fraktionsgenossen drohten mit dem Uebertritt zur Freisinnigen Volkspartei, wenn man wirklich zu einer Absage an den Blockkanzler schreiten würde, und bei den beiden Volksparteien selbst (der Berliner und der schwäbischen) stieß man auf die unentwegte Blocktreue trotz alledem. So bleibt denn Fürst Bülow der weiteren Dienste seines neuen Gesindes trotz des Wahlrechts-Fußtrittes sicher. Es war nichts anderes zu erwarten und auch nicht zu wünschen. Letzteres Wort sei betont, damit man uns nicht mißverstehe, wenn wir der historischen Vollständigkeit halber auf die Tatsache aufmerksam machen, daß die Sozialdemokratie durch ihre neue Radautaktik ihren linksliberalen Gönnern die Annäherung erschwert.

Wenn die Linksliberalen auf jede ernste Aktion gegen die „Wahlrechtsräuber" verzichten, so macht der „Ausschuß", den sie förmlich und feierlich mit vereinten Kräften zur „Agitation" für die Wahlreform eingesetzt, einen etwas komischen Eindruck. Der famose Ausschuß beginnt soeben zu „arbeiten". Sein erstes Werk ist ein schöner Aufruf um milde Gaben zur Deckung der Kosten. Man sieht, die Herren fangen gründlich vom Anfang des Anfangs an. Nach einer Klagezeit von vierzig Jahren ist man jetzt schon zur Erhebung des Klingelbeutels gekommen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir freilich beifügen, daß auch schon eine Broschüre „in den nächsten Tagen" erscheinen soll, drei ganze Bogen stark. Wenn nach diesen Trompetenstößen die Zwingmauern des Dreiklassenwahlrechts nicht einfallen, so geht es nicht mit rechten Dingen zu.

Geschäftigkeit, um diligentiam prästiert zu haben! Das ist auch die Signatur für die Konferenzen zwischen Vertretern der Regierung und Vertretern der „regierenden" Blockparteien in Sachen der Finanz- und Steuerreform. Ach, wie oft und wie fleißig ist da schon konferiert worden! Die Finanzminister der Einzelstaaten haben schon ihre sämtlichen Zähne an der harten Nuß probiert; jetzt tun auch die „maßgebenden" Parlamentarier noch ein übriges — und dennoch wird aus der ganzen Steuerreform vorläufig nichts. Nach dem geheimen Ratschluß der Blockpolitik soll auch nichts daraus werden. Hier ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die bekannte Parole des Blockkanzlers: „Zurückstellen, worüber man im Block nicht einig ist!" — gerade auf die dilatorische Behandlung der Steuerfrage gemünzt war. Die freisinnigen Gehilfen haben schon in Norderney die Zusicherung erhalten, daß diese unangenehme Aufgabe auf die lange Bank geschoben werden solle. Dieses Versprechen soll gehalten werden. Jetzt erst recht, da die Geduld der Linksliberalen in der Wahlrechtsfrage schon auf eine harte Probe gestellt worden ist. Der Schatzsekretär v. Stengel, der preußische Finanzminister v. Rheinbaben und die übrigen Finanzleiter der Einzelstaaten mögen noch so eifrig die dringend notwendige Sanierung der Reichsfinanzen betreiben, es nützt ihnen alles nichts, da in der Blockpolitik der passive Widerstand begründet ist. Man tut so, als wenn man wirklich was tun wollte; aber die Kraftanstrengung gleicht der Arbeit auf einem Zimmervelozipeb, das trotz allen Tretens auf seinem Platze bleibt. Es ist allenfalls denkbar, daß Freiherr v. Stengel aus seiner wohlgefüllten Lade schließlich noch die eine oder andere Steuervorlage einbringen darf. Aber auch das hätte nichts Reelles zu bedeuten, da an die Erledigung im Reichstage für diese Tagung nicht mehr gedacht wird. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben, und die Verschiebung einer so dringenden Aufgabe ist und bleibt ein Armutszeugnis für die anspruchsvolle Blockpolitik.

Das Kabinett Schollaert in Belgien.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

Wie vorauszusehen war, wurde der bisherige Kammerpräsident und Staatsminister Franz Schollaert der Nachfolger des am Silvesterabend gestorbenen Ministerpräsidenten de Trooz. Er hat alle Mitarbeiter seines Vorgängers beibehalten. Daraus geht hervor, daß er an der allgemeinen Politik nichts zu ändern gedenkt. Bekanntlich hatte sich de Trooz der schwierigen Aufgabe unterzogen, ein sogenanntes katholisches Konzentrationskabinett zu bilden, nachdem das Ministerium de Smet de Naeyer infolge von politischen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Konservativen und den Demokraten der katholischen Mehrheit seinen Abschied nehmen mußte. De Trooz hatte sowohl Konservative als Demokraten für sich gewonnen, und der Zwist, wenn er auch nicht ganz verschwand, hatte doch seither gelindere Formen angenommen.

Schollaert war infolgedessen schon darauf angewiesen, frühere Wunden nicht aufzureißen und die von de Trooz eingeschlagene Politik fortzusetzen. Dies dürfte ihm vielleicht noch besser gelingen als seinem Vorgänger, da er sich seit 1901 als Kammerpräsident allseitig beliebt gemacht hat, was auch die Liberalen und Sozialisten unumwunden zugeben. In verschiedene Debatten griff er persönlich ein und legte manche Schwierigkeit bei. Im allgemeinen hielt er sich den Extremen jeglicher Richtung gleich fern und konnte deshalb in ernster Stunde ein versöhnendes Wort sprechen.

Als Regierungsmann trat Schollaert bereits früher auf. Längere Jahre hindurch war er Unterrichtsminister, und das heutige belgische Schulgesetz ist unter der Stichmarke lex Schollaert bekannt. Dasselbe fördert selbstverständlich die christliche Schule, zeigt aber auch für Nichtkatholiken die weitgehendste Toleranz. Bei seinem jetzigen Regierungsantritt schrieb die liberale „Indépendence belge", daß Schollaert der einzige Mann der Rechten sei, der mit Erfolg arbeiten könne, weil er allen Intrigen stets ferngestanden. Ein solches Zeugnis von einem politischen Gegner kennzeichnet den Charakter des neuen Ministers.

Er wird zunächst die jetzt schwebende Kongofrage zu lösen haben. De Trooz hat, kurz vor seinem Tode, den Angliederungsvertrag eingebracht. Ein Teil der Abgeordneten ist mit den vom König gestellten Bedingungen, namentlich bezüglich der Krondomäne, nicht zufrieden. Schollaert, als Vorsitzender des sich mit der Frage befassenden parlamentarischen Ausschusses, hat verschiedentlich in der Angelegenheit in einer Weise Stellung genommen, welche dartut, daß er alle Rechte zu wahren die Absicht hat. Die offizielle ministerielle Erklärung deutet denn auch bereits an, daß einzelne Punkte der Angliederungsnovelle abgeändert werden dürften. Damit haben sich auch die Oppositionsparteien begnügt und erklärt, sie wollten die Angelegenheit redlich und unparteiisch verhandeln. Alles in allem genommen wurde also das Kabinett Schollaert mit Wohlwollen begrüßt. Hoffentlich wird es das allgemeine Vertrauen verdienen und für das Wohl des Landes ersprießlich arbeiten.

Kaiserrede eines katholischen Studenten.[1])

Von

cand. jur. Otto Hipp, München.

Wenn wir uns anschicken, am heutigen Tage nach studentischem Brauch das Geburtsfest unseres Kaisers zu feiern, drängt sich wohl die Frage auf: Was ist das deutsche Kaisertum und was ist uns Wilhelm II.?

Was ist das deutsche Kaisertum? Mit dem Fortschreiten aller Wissenschaften hat sich allmählich die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß alle Erscheinungen in der Welt, also auch die geschichtlichen Ereignisse und Verhältnisse, nicht das Produkt blind waltender Kräfte und Ergebnisse des Zufalls sind, sondern daß bei aller Freiheit des menschlichen Willens im einzelnen die Vorgänge

[1]) Die „antinationale" Gesinnung der katholischen Studentenvereinigungen gehört zu den beliebtesten Schlagworten ihrer Gegner. Die unwahre Phrase bedarf an sich keiner Widerlegung. Dennoch ist es angebracht, von Zeit zu Zeit einen dokumentarischen Beweis des Gegenteils an die breiteste Oeffentlichkeit zu stellen. Aus dieser Absicht heraus bringt die „Allgemeine Rundschau" eine begeisterte Festrede zum Abdruck, die Herr cand. jur. Otto Hipp auf der Kaiserkneipe der Münchener katholischen deutschen Studentenverbindung „Aenania" am 25. Jan. 1908 gehalten hat. — Auf dem von den katholischen Studentenkorporationen in Freiburg i. Br. veranstalteten Kaiserkommers, dem auch eine

Digitized by Google

in der Geschichte aus dem jeweiligen Zeitgeiste, aus den Bedingungen, die in den tatsächlichen Verhältnissen gegeben waren, sich erklären lassen, ja mit innerer Notwendigkeit in die Erscheinung treten. So ist es auch mit dem Begriff „Kaisertum". Von altersher verband sich zwar mit ihm schon der Gedanke an ein machtvolles Volk mit einer machtvollen Herrscherfamilie an der Spitze, ja noch mehr, man dachte dabei an die jeweils führende Nation in den einzelnen Epochen der Weltgeschichte. Wie sich aber die tatsächliche Realisierung dieses Begriffes zeigte, das war nach Zeiten und Völkern verschieden.

Die ersten, welche ein Recht gehabt hätten auf den Titel der Cäsaren, waren wohl die ägyptischen Pharaonen. Ihnen lag der Osten zu Füßen, geistvolle Gelehrte und Priester machten ihnen die Kräfte der Natur untertan, und Werke entstanden, so kühn wie sie sich der Menschengeist nur auszudenken vermag, Werke so gewaltig und erhaben, daß wir trotz unserer heute so hoch entwickelten Technik mit Staunen und Bewunderung vor ihnen stehen und nahezu unsere Ohnmacht solchen Schöpfungen gegenüber eingestehen müssen. Aber jenes Kaisertum, wenn ich es so nennen darf, beruhte auf dem Prinzip der Unfreiheit, des Sklaventums und der harten Fronarbeit. Finsterer Despotismus erstreckte sich von hier aus hinüber auch auf die asiatischen Nachbarreiche und ließ die besten Kräfte des Volkes erstarren und verkümmern.

Dann trat der strahlende hellenische Geist seinen Siegeszug an durch die damals bekannte Welt; es folgt das Kaisertum Alexanders des Großen, des Griechenfürsten auf dem Makedonenthron. Aber wie der griechische Geist in seiner Verfallzeit zu einem blendenden Feuerwerk geworden war, das sprüht und gleißt, aber nicht erwärmt und dauert, so ging auch dieses Reich, aufgebaut auf dem Boden einer überreifen Kultur, mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen.

Ein anderes Volk war inzwischen erstarkt, um die Führung der Welt zu übernehmen. In einem eisernen Zeitalter schmückte sich Rom mit der Cäsarenkrone. Das war das Kaisertum des stolzen römischen Vollbürgers, seine Insignien waren das Feldzeichen der Legionen und der Kommandostab des Imperators. Allein auch dieses Reich war seinem Untergange geweiht, als der unaufhaltsame Verfall der altrömischen Zucht und Sittenstrenge die Ketten lockerte, mit denen die Unterworfenen unter die Gewalt der Sieger gezwungen worden waren. Es kam die Zeit, in der nicht mehr unter dem Tritt der römischen Legionen der Erdball erdröhnte; zwei neue Mächte traten in die Weltgeschichte ein: das Christentum und die Germanen. —

War es Zufall, daß fast gleichzeitig eine neue geistige Macht sich erhob, gegründet auf dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen vor dem göttlichen Gesetz, und daß ein Völkergeschlecht mit urwüchsiger Kraft sich die Herrschaft errang, in dessen einzelnen Stämmen das Volksbewußtsein zur vollen Geltung kam, das Volk in seiner Gesamtheit an der Regierung teilnahm und der Herzog stolz darauf war, nichts anderes zu sein als der Führer seiner Mannen?

Das Naturgemäße war, daß man zunächst an eine Vermählung dieser beiden Ideen dachte, daß man versuchte die Kirche mit dem Staate in eine organische Verbindung zu bringen. Das war das Reich, wie es Karl und Otto dem Großen vorschwebte; allein der Gedanke war zu groß, zu erhaben, als daß er bei der menschlichen Schwachheit zu dauernder Verwirklichung hätte gelangen können. Das auf dieser Grundlage errichtete römische Kaisertum deutscher Nation trug mit jener Idee schon den Todeskeim in sich, wenn schon es infolge der ihm innewohnenden Stärke erst nach jahrhundertelangem Kampf erlag.

Alt und morsch geworden, erlag es dem wuchtigen Angriff des Cäsars aus eigener Machtvollkommenheit, des Herrschers aus eigenem Willen und eigener Tatkraft, es brach zusammen vor Napoleon dem Großen. Jedoch mit seinem Sturz mußte auch sein Werk fallen; es war zu sehr mit seiner Person verknüpft, um ohne ihn Bestand haben zu können.

Alle möglichen Phasen hatte so das Kaisertum durchgemacht: vom Sklavenstaat zum Reich des griechischen Geistes, von der weltumfassenden Herrschaft der Stadt Rom hin zum vergeblich geplanten Gottesstaat des Mittelalters, und zuletzt dann ein Reich, meteorgleich leuchtend und wieder verschwindend wie das Feldherrngenie seines Kaisers, der es ins Leben gerufen — nichts von alledem war von Bestand.

Aber zwei Grundlagen haben sich im Laufe der Zeit als notwendig und zugleich als festes Fundament der Staaten erwiesen: die christliche Religion und das sich selbst verantwortliche freie Volk. Auf ihnen konnte ein neues Kaisertum erstehen, und das lang Ersehnte wurde zur Wirklichkeit auf den Schlachtfeldern Frankreichs im Jahre 1870/71. Auf Grund einer Verfassung, unter Mitwirkung des Volkes bei der Regierung, steht jetzt wieder ein Kaiser an der Spitze der deutschen Staaten.

Doch heute gilt es, nicht allein das deutsche Kaisertum zu würdigen, sondern auch die Person seines Repräsentanten, Kaiser Wilhelm II. Als deutscher Kaiser hat er eine hohe Mission zu erfüllen, und mit Stolz und Freude können wir das Ausland auf ihn verweisen, da er uns in der Tat ein Vorbild ist. Was vor allem unsere Herzen so sehr für ihn gefangen nimmt, das ist das ideal schöne Familienleben, das im Kaiserlichen Schlosse zu Berlin eine trauliche Stätte gefunden hat. Gerade in einer Zeit, in der von gewisser Seite eine Umwertung der sittlichen Begriffe unternommen wird, und man versucht, als sittlich und erlaubt hinzustellen, was bisher als unmoralisch und gemein galt, in einer Zeit, in der an dem Bande der Familie gerüttelt und die Heiligkeit der Ehe untergraben und beschmutzt wird, da ist es für die, welche diesen Strömungen Widerstand zu leisten entschlossen sind, ein erhebendes Gefühl, sich sagen zu können, der Mann an der Spitze des deutschen Volkes ist unseres Geistes, unseres Sinnes. Bietet doch die Kaiserliche Familie ein herrliches Bild von dem, was seit Jahrhunderten als deutsches Familienleben und Familienglück mit Bewunderung in der Welt genannt wurde und worauf nicht zuletzt die machtvolle Stellung des deutschen Volkes beruht, sowie der ruhmvolle Name der deutschen Frau.

Fragen wir weiter, woher nimmt unser Kaiser die Kraft, dem Zeitgeist mit Wort und Tat zu widerstreben, so lautet die Antwort: er schöpft aus dem lebenspendenden Born der christlichen Religion. Glaube und Sitte sind unzertrennlich mit einander verbunden, und nie hat Wilhelm II. ein Hehl aus seiner tief religiösen christlichen Gesinnung gemacht. Bekenntnismut auf dem Kaiserthron — und da sollen die Untertanen hintanstehen und von sich weisen, was ihr Herrscher als die Säule seines Reiches und als unerläßlich für das Blühen der Staaten erkannt hat? Insbesondere sind es wir katholische Studenten, die Grund haben, mit Verehrung zu unserem Kaiser emporzublicken. Sind nicht Sittlichkeit und Religionsübung die Hauptangriffspunkte vieler unserer Gegner? Behauptet man nicht, es sei unmöglich, auf Grund der veralteten Moralbegriffe sein Leben zu führen, behauptet man nicht, die Religion sei überflüssig geworden, höchstens noch gut für Kinder und altersschwache Greise? Wahrlich, wir brauchen uns der Gesellschaft nicht zu schämen, in der wir uns befinden! Die christliche Ueberzeugung war es, die Kaiser Wilhelm bestimmte, fortzufahren auf dem Wege der großen sozialen Gesetzgebung, durch die Deutschlands Arbeiterschaft eine Stellung erlangt hat, wie sonst keine auf der Welt. Aber welch ein Tor auf dem Throne müßte das sein, der sein Volk durch solche Gesetzgebung veranlaßt, Millionen zu opfern, um die materielle und geistige Lage der unteren Klassen zu heben, wenn der Ansporn hierzu, die Pflicht zur Nächstenliebe, ein Phantom ist, wenn es keine Erlösung gibt durch ihn, den wir mit Ehrfurcht nennen Christus den Herrn.

Nicht zu vergessen ist endlich die unermüdliche Arbeitskraft des Kaisers. Voll tiefen Pflichtgefühls widmet er sich ohne Rast den Regierungsgeschäften, und nicht viele wird es geben, die so wenig persönliche Muße finden wie der Höchste im Reiche. Wahrlich, er gibt uns ein schönes Beispiel von Pflichttreue und Selbstzucht!

Voll und ganz sind wir als seine Untertanen verpflichtet, mit tiefem Dank und treuer Liebe unseres Kaisers zu gedenken. Doch fern sei es uns, zu meinen, wir könnten das durch verächtlichen Byzantinismus; nein, ein Mann wie Wilhelm II. will auch über feste Charaktere herrschen. Anderseits, wenn wir Katholiken mit manchem, was nicht so fast der Kaiser, der ja das Beste will, sondern seine Regierung zu bestimmen für gut findet, nicht einverstanden sein können, dann wollen und dürfen wir nicht grollend oder gar in Reichsverdrossenheit beiseite stehen, sondern dann ist es erst recht unsere Pflicht, alles daranzusetzen, um unserer Weltanschauung zum Siege zu verhelfen zum Glücke des Volkes. Ohne Zweifel bedarf der Kaiser treuer und aufrichtiger Freunde. Ihm und dem Reiche ist nicht gedient mit traurigen Elementen, die nicht einmal den Mut zu einer eigenen Meinung haben, sondern er hat Männer nötig, und solche wollen wir einst sein, die, wenn es erforderlich ist, sich nicht scheuen, mit ehrlicher Ueberzeugung auch vor hoher und höchster Stelle zu sprechen ein festes non possumus. Mit solchen Gesinnungen können wir ihm am besten unsere Liebe und Dankbarkeit beweisen, und wenn es uns gelingt, nach Kräften mitzuarbeiten am Wohle des deutschen Volkes, so daß es glücklich und frei fortschreitet auf der Bahn der Kultur, dann wird der Lebensabend des erlauchten Kaiserpaares in goldenem Lichte erstrahlen, indem es sich sonnen kann im Glücke seines Volkes, das wir alle gleich innig lieben. Ihn aber, unseren verehrungswürdigen Kaiser Wilhelm II. und unser teures deutsches Vaterland wollen wir feiern mit einem donnernden Salamander!

Abordnung der Freien Studentenschaft beiwohnte, sprach vor dem Leserkreise der „Allg. Rundschau" wohlbekannte derzeitige Prorektor Prof. Dr. Karl Braig bemerkenswerte Worte. Er führte u. a. aus: „Möge jeder dem Vaterlande eine frische, freudige und unverbrauchte Kraft widmen, wohin ihn auch die Vorsehung stellen mag. Wenn er an dieser Stelle dem Besten seiner Heimat dient, dann wird er sein eigenes persönliches Glück finden. Hoffentlich wird die Zeit nicht mehr allzufern sein, wo die gesamte Studentenschaft wieder gemeinsam den Kaisertag feiert. Die katholische Studentenschaft weiß sich eins auch mit den heute noch nicht anwesenden Kommilitonen in dem Gedanken: das ganze Deutschland soll es sein, ein einig Volk von Brüdern! Möge diese Einheit auch zur Tat werden! Stellen wir alles zurück, was uns trennt, heben wir hervor, was uns eint als Söhne der einen Mutter Germania."

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ...

Digitized by Google

Wintervision.

Wenn brausend durch die Winterlande
Mit Schnee und Eis der Sturmwind zieht,
Dann singt mir oft von fernem Strande
Die Sehnsucht leis ihr Zauberlied.

Und still muß ich die Augen schließen:
Da schau ich in ein Wunderland,
Wo Ströme goldnen Lichtes fließen,
Und leise rauscht die Flut am Strand.

Und wo die Rosen flammend blühen,
Berauschend süße Düfte weh'n,
Des Südens Trauben golden glühen,
In Glanz und Glust die Take steh'n.

Die goldnen Abendfeuer schimmern,
Daran die Beduinenschar;
Darüber hoch am Himmel flimmern
Des Südens Sterne, wunderbar.

Den Saiten wilder schon entsprühen
Der Wüste Lieder bei der Rast;
Die dunklen Augen stolzer glühen,
Und träumend lauscht der fremde Gast. —

Da muß ich weit die Arme breiten
In Heimweh nach dem fernen Süd,
Und von der freien Wüste Weiten
Singt mir die Sehnsucht nimmermüd.

Fritz Flinterhoff.

Ungehobene Schätze.

Von

Hermann Herz, Redakteur der „Bücherwelt".

Vor kurzem las ich in der „Kulturgeschichte des Mittelalters", 2. Aufl. von Dr. G. Grupp, Bd. I das Kapitel Heiligkeit und Wohltätigkeit. Die sehr anschauliche Schilderung des großartig sozialen und caritativen Wirkens heiliger Frauen in der Merowinger Zeit, wie der hl. Radegunde, einer thüringischen Fürstentochter, der hl. Bathildis, einer angelsächsischen Sklavin und späteren Gemahlin des Königs Chlodwig II., sowie heiliger Männer wie Germanus, Cäsarius u. a. m. veranlaßte mich, für den deutschen Klerus folgende Anregung niederzuschreiben:

Im gegnerischen Lager gibt man sich alle Mühe, die Mär von der Kulturfeindlichkeit und Herrschsucht der katholischen Kirche im allgemeinen und von derjenigen des Priestertums im besonderen glaubhaft zu machen und ihr die Gewißheit eines Dogmas zu verschaffen. Was man an Schmutz und Skandal in verwichenen Jahrhunderten und in aller Herren Länder mit großem Fleiß zusammengetragen hat, wird von mehr oder minder gewandten antikatholischen Schriftstellern in leichte Münze umgeprägt und in Form von Broschüren und billigen Lieferungswerken in die weitesten Volkskreise hinabgeleitet. Dank dem Bienenfleiß katholischer und unparteiisch urteilender akatholischer Gelehrten sind derartige Einwände ja entweder widerlegt oder durch eine objektive Schilderung der Zeitverhältnisse in die richtige Beleuchtung gerückt. Aber wem sind diese dicken, teuren Bände zugänglich? Auch ist die Sprache und Darstellung der Forscher oftmals nichts weniger als volkstümlich, packend und zum Weiterlesen einladend. Nicht selten hindert der an sich berechtigte hohe Preis dieser Werke ihre weiteste Verbreitung. Dies gilt z. B. auch von Michael und Janssen.

Ich frage: Ist es wirklich ein Ding der Unmöglichkeit, eine echt volkstümliche, anschauliche Lebensbeschreibung von Personen wie die obengenannten abzufassen? Der Umfang dürfte nicht allzu groß sein, damit nicht die Höhe des Preises der Massenverbreitung im Wege stünde. Man verstehe mich nicht falsch: Keine Heiligenbeschreibungen, worin alle möglichen und unmöglichen Wunder angehäuft werden, wünsche ich, sondern solche, welche das großartige soziale, caritative Wirken dieser Männer und Frauen beleuchten, welche unsere Heiligen oder sonstige große Männer und Frauen der Kirchengeschichte als Menschen ihrer Zeit und in ihrer Zeit zeigen, und die ein getreues Bild der Sitten und Denkart der betreffenden Jahrhunderte geben. Um ein Beispiel aus späterer Zeit zu nehmen: Wer hat eine wirklich volkstümliche deutsche Darstellung der Wirksamkeit des hl. Bernhard von Clairvaux und daran anschließend der immensen Kulturarbeit des Zisterzienserordens geschrieben?

Das wäre eine wirklich praktische, zeitgemäße Apologetik. Aber wer soll die Arbeit leisten? Ich komme damit zu einer Angelegenheit, über die sich viel sagen ließe. Vorerst einmal dieses: Unseren katholischen Gelehrten an den Universitäten liegt eine andere Arbeit ob, die des akademischen Lehrers und Forschers. Allein, wie viele tüchtige Kräfte könnte der Seelsorgerklerus stellen? Gewiß nimmt bei sehr vielen Geistlichen eine richtige Seelsorge den ganzen Mann in Anspruch. Doch wird mir niemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß dieses kaum bei der Hälfte der Pfarreien der Fall ist. Meine Berufsarbeit hat mich mit den Verhältnissen in Nord und Süd, in Ost und West hinlänglich vertraut gemacht, um eine solche Aussage wagen zu dürfen.

Auf Posten nun, die nicht die ganze Kraft eines Mannes beanspruchen, trifft man gar nicht selten Geistliche, die über geradezu staunenswerte geschichtliche und kulturgeschichtliche Kenntnisse (nicht bloß lokalgeschichtliche) verfügen, und die früher an der Universität durch seminaristische Uebungen sich eine tadellose historische Methode angeeignet haben. Sie lassen ihre erworbenen Fähigkeiten vielfach auch nicht brach liegen, sondern bereichern die Diözesanarchive, die anscheinend nur zum Verstauben da sind, mit sehr wertvollen Beiträgen, welche sich die Fachgelehrten zunutze machen, um sie in ein anderes geschichtliches Reliquiar aufzunehmen.

Wäre es nun für die Allgemeinheit nicht viel ersprießlicher, wenn diese Herren in der angedeuteten Richtung arbeiteten? Ob sie's können? Ob sie volkstümlich, packend und anschaulich zu schildern vermögen? Ich will nicht daran erinnern, daß Nietzsche in „Menschliches Allzumenschliches" irgendwo die Ansicht ausspricht, bei nötigem Fleiß und hinlänglicher Selbstzucht müßte jedermann eine leidlich gute Novelle, also auch einen frischen Stil, schreiben können; ich meine: die unvolkstümliche, langweilige Schilderung kommt vielfach davon, daß man sich leider allzusehr an das rein abstrakte Denken gewöhnt hat.

Wer seine Ansichten klar und konkret ausdenkt, über etwas Temperament verfügt und um eine frische Darlegung seiner Gedanken ernstlich ringt, wird dieses Ziel erreichen. Ich kenne mehr als einen, der als stud. theol. in dieser Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hat. Später wurde er Pfarrer in einer geschlossenen Gemeinde mit kaum 500—600 Seelen und ist seitdem verschollen. Woher kommt das? Man wird sagen: Es hat ihm am nötigen Handwerkszeug zum Schriftstellern gefehlt. Er war arm, daher außerstande, sich die notwendigen Bücher zu verschaffen und hat keine Bibliothek in der Nähe gehabt. Ebenso hat es an jeder Anregung und Aufmunterung in seiner Umgebung gemangelt. Sehr berechtigte Einwände, gewiß! Es müßten Bibliotheken für den Klerus eines oder mehrerer Dekanate geschaffen werden, worin zum wenigsten die notwendigsten größeren Sammel- und Nachschlagewerke anzutreffen wären. Ob es überdies einer mehr oder minder straff organisierten Vereinigung der geeigneten Kräfte bedürfte, soll zunächst nicht erörtert werden. Ich möchte bloß die erste Anregung geben.

Selbstverständlich denke ich mir diese Biographien nicht mit allem möglichen gelehrten Ballast beschwert. Sie brauchen auch keine neuen Resultate an den Tag zu fördern, sondern sollen die bereits geleistete, tüchtige, solide Gelehrtenarbeit in gangbare Münze umprägen. Wenn z. B. die ganze Ausstattung und der Preis von G. Baumbergers „Nikolaus von der Flüe" (Kösel, Sammlung illustrierter Heiligenleben) eine Massenverbreitung zuließen, würde ich dieses Werk als meinen Intentionen entsprechend bezeichnen. Wenn man von den erdichteten Zutaten des Autors absieht, könnten Hansjakobs beide Werke „Der Leutnant von Hasle" und „Der steinerne Mann von Hasle" als Vorbilder für volkstümliche Schilderung vergangener Jahrhunderte gelten. Dagegen muß vor jenen volkstümlichen Biographien gewarnt werden, die gewisse Leute, um sich neben ihrem Gehalt noch eine Nebeneinnahme zu verschaffen, in der Weise anfertigen, daß sie in diesem Monat mal einige dickbändige Geschichtswerke für eine Monographie ausschreiben und im nächsten einige naturwissenschaftliche, um auch volkstümliche naturwissenschaftliche Ware für den Büchermarkt zu liefern.

Digitized by Google

Entsagung.

Es zog der Tag die Flügel ein
Und ließ die Sonne Sonne sein,
Die allzu schnell vergkommen. . . . .
Schon ist die Welt verdunkelt ganz.
Es strahlt der Mond mit halbem Glanz
Verschleiert und verschwommen.

Such', Herz, auch du nun Schlaf und Ruh'
Und drück' dem Wunsch die Augen zu,
Kein Glück ist hier vollkommen.
Dem Tage folgt des Abends Schein,
Die Mitternacht folgt hinterdrein,
Dann wird die Sonne kommen.

Und wird es auch erst später Tag . . . .
Wer hätte Nachtigallenschlag
Im Winter je vernommen?
Doch alles kommt zur rechten Zeit;
Nicht nur die Lust, auch Leid, auch Leid
Wird dir zuzeiten frommen.

Josephs Schneiders.

Pädagogisches Interesse an der Bekämpfung der Unsittlichkeit.

Die Unterstützung der Bestrebungen der „Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" wird in pädagogischen Kreisen immer kräftiger. Zu der kürzlich mitgeteilten Stellungnahme des Katholischen Lehrerverbandes kommen drei Kundgebungen aus letzter Zeit. Der Katholische Lehrerverein für Oberschlesien hat nach einem eingehenden Referat von Lehrer Werner einen warmen Appell an die Lehrerschaft erlassen, im Sinne Geheimrat Roerens und Otto von Erlbachs zu arbeiten. Besondere Anerkennung ward dabei der „Allgemeinen Rundschau" gezollt. Der Redner bezeichnete dieselbe der „Oberschlesischen Ztg." (Nr. 11 vom 15. Jan.) zufolge als eine der „angesehensten deutschen Zeitschriften". Der Katholische Lehrerverein Köln Stadt und Land hat in seiner Januarversammlung folgende Resolution angenommen: „Die heute zu Köln im großen Saale des Fränkischen Hofes tagende, vom Katholischen Lehrerverein Köln Stadt und Land einberufene und von rund 250 Personen aus allen Kreisen der Bürgerschaft Kölns besuchte Versammlung protestiert gegen die sich immer frecher und schamloser in die Oeffentlichkeit drängende Unsittlichkeit. Sie fordert alle gutgesinnten und ernstdenkenden Jugend- und Vaterlandsfreunde im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit auf zu energischer Selbsthilfe. Ferner empfiehlt sie dringend die tatkräftige Unterstützung des interkonfessionellen Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Von den zuständigen Behörden erwartet sie im Interesse der sittlich sehr gefährdeten Jugend eine schärfere Handhabung des § 184 des Reichsstrafgesetzbuches und bittet die deutschen Gerichte, bei der Beurteilung der als unsittlich eingeklagten Bücher und Bildwerke nicht auf die Gutachten von Künstlern, sondern auf das Urteil der berufenen Hüter der Jugend: Eltern und Erzieher, Gewicht zu legen."

Endlich bringen Auers „Katholische Schulzeitung" (Nr. 1) und das württembergische „Magazin für Pädagogik" (Nr. 3) folgende Mitteilung: „Einige Mitglieder der Ortsgruppe München des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft beabsichtigen zu der von den interkonfessionellen Männervereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, besonders von Männern verschiedener religiöser und politischer Richtung in Dr. Armin Kausens „Allgem. Rundschau" mit der dieser Zeitschrift eigenen Präzision und Gründlichkeit bearbeiteten Frage der Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild exaktes pädagogisches Material zu sammeln und zu verarbeiten. Es ist hier um Sammlung von besonders zutage getretenen Schädigungen der Jugend, um Schilderung der psychologischen Seite und der erziehungshemmenden Art der Wirkung von unsittlichen Postkarten, Aktphotographien, Kinematographenschmutz, Bücher und Broschüren und ähnliches zu tun. Es wird gebeten, derartige Einzelfälle unter knapper, gewissenhafter Darstellung, wenn möglich noch mit dem angefallenen Beweismaterial zur Bearbeitung einzusenden an die Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft, München, Erhardtstraße 30/0. Auch an dieser Stelle sei letztere Bitte unterstützt! Franz Weigl.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Zur Geschichte der sexuellen Pädagogik.

Von

Univ.-Professor Dr. Walter, München.

In dem Streit, der für und wider die sexuelle Aufklärung der Jugend entbrannt ist, machen die Gegner einer solchen Belehrung vor allem geltend, daß damit etwas Unerhörtes und Neues in die Erziehung hineingetragen, daß damit den Eltern und Erziehern überhaupt etwas zugemutet werde, was lediglich auf das Konto unserer neuerungssüchtigen, alles umstürzenden Zeit zu setzen sei. Damit soll natürlich zugleich der Nachweis der Schädlichkeit solcher Belehrung erbracht sein. Wenigstens glaubt man die vollständige Entbehrlichkeit derselben erwiesen zu haben. Sind bisher die Generationen und Jahrhunderte ohne diese Neuerung zurechtgekommen, hat die geschlechtliche Sittlichkeit in vergangenen Zeiten vielleicht einen festeren Boden besessen als heutzutage, so sei nicht einzusehen, warum wir uns daran die Finger verbrennen und die gefährliche doppelschneidige Waffe zur Bekämpfung der geschlechtlichen Verirrungen zur Verwendung bringen sollen.

Nun ist der Mangel der sexuellen Belehrung, was frühere Zeiten anlangt, wenn wir darunter das absolute Verheimlichen jeder auf das Sexuelle bezüglichen Erkenntnis seitens der Eltern verstehen, wie es heute allgemein in Uebung ist, keineswegs so fest erwiesen, als es den Anschein hat. Es gab Zeiten, in denen eine unbefangene Auffassung und Behandlung des sexuellen Gebietes geübt wurde, und es gibt auch heutzutage Völker, bei denen die unter nördlichem Himmel beliebte Verheimlichung großenteils unbekannt ist.

Und die Geschichte der Pädagogik gibt uns noch weitere Auskunft. Auch in Deutschland stand diese heikle Frage schon einstmals auf der Tagesordnung und wurde mit allem Eifer und vielfach — wenigstens einige Detailfragen — auch mit Glück ventiliert. Die im Aufklärungszeitalter entstandene pädagogische Richtung der Philanthropen, die sich an Rousseau anschloß und zu deren führenden Häuptern Basedow, Salzmann usw. zu rechnen sind, wurde während einiger Dezennien gerade durch dieses Thema in Spannung gehalten. Ursache war wie heute die Angst vor der zunehmenden Entsittlichung der Jugend, insbesondere die Erkenntnis der weiten Verbreitung der geheimen Jugendsünden. Diesem Uebelstande suchte man durch Belehrung der Jugend über das sexuelle Gebiet zu steuern.

So drängte die Sache naturgemäß nach einer historisch-kritischen Untersuchung hin. Wußte man zwar, daß die Pädagogen des 18. Jahrhunderts, vornehmlich die Philanthropen, über dieses Erziehungskapitel gedacht und geschrieben hatten, so war damit noch wenig gewonnen. Was zu wissen notwendig war, war die Art und Weise, wie die genannten Pädagogen die Sache in Angriff nahmen, welchen Weg zur Durchführung sie als den gangbaren bezeichneten, weil wir darin vielleicht den Schlüssel zur Beantwortung der Frage finden können, warum trotz aller Bemühungen die Sache keinen Erfolg hatte. Tatsache ist, daß die Philanthropen nicht allein die Frage der Belehrung, sondern sämtliche Fragen der sexuellen Pädagogik gründlichst durchgedacht haben. Thalhofer hat nun die Arbeit geleistet und eine wertvolle historische Untersuchung über die sexuelle Pädagogik der Philanthropen geboten.[1]) „Wären die damals gewonnenen Erkenntnisse nicht vergessen worden, so stünde man heute nicht wieder am Anfang der ganzen Erörterung mit all den Mängeln, Uebertreibungen und Schiefheiten, die schon damals allmählich abgestreift und überwunden waren." (Einleitung.) Wenn der Verfasser sagt, es sei seltsam, daß gerade in Erziehungssachen so viel tüchtige Wahrheiten und Erkenntnisse immer wieder untersinken und neu gehoben werden müssen, so erbringt gerade seine Untersuchung wenigstens zum großen Teil die zureichende Erklärung für diese „seltsame" Erscheinung.

In zwei Teilen bietet die Arbeit das verhältnismäßig reiche Material, das bei den Philanthropen über sexuelle Pädagogik aufgespeichert war in historisch entwickelnder Darstellung. Was Rousseau, Tissot, Basedow, Salzmann usw. sowie eine Reihe von Aerzten und Moralisten, angeregt durch die Not der Zeit, über sexuelle Pädagogik gedacht haben, wird in anschaulicher Weise dargelegt und zugleich in Zusammenhang

[1]) Die sexuelle Pädagogik bei den Philanthropen. Von Dr. F. X. Thalhofer, Doktor der Philosophie und Theologie. Kempten, Kösel 1907. gr. 8° VI u. 126 S.

Digitized by Google

mit den die damalige Zeit erfüllenden Gedanken gebracht. Vielleicht ist diese Art der Behandlung, die Gedanken jedes einzelnen Schriftstellers über sexuelle Erziehung in je einem Abschnitt vorzuführen nicht die glücklichste von den möglichen gewesen, da dadurch Wiederholungen unvermeidlich wurden. Nach meiner Auffassung wäre die systematische Darstellung des gesamten Gedankenmaterials Gegenstand des ersten und die kritische Würdigung Gegenstand des zweiten Teils gewesen. Die Darstellung nimmt ihren Ausgangspunkt von den Gedanken und Vorschlägen, die Rousseau in seinem „Emil" über den vorwürfigen Gegenstand bietet. Es fragt sich nur, ob nicht auch Rousseau selbst wieder an andere anknüpft, die sich zu dieser Frage geäußert hatten. Gemeinsam ist der ganzen philanthropischen Richtung der Ausgangspunkt, die Selbstbefleckung vor allem der männlichen Jugend. Wie sich guter Wille und erzieherischer Ernst oft mit Einfällen vermischten, die uns heute wunderlich vorkommen, zeigt besonders Basedow. Dabei hatten manche Philanthropen ein scharfes Auge für die ungünstigen äußeren Verhältnisse, die ein Eingreifen der Erzieher in die sexuelle Entwicklung der Jugend, insbesonders eine Belehrung über den Ursprung des Menschen notwendig machten. Dabei ist sehr bemerkenswert, daß ihnen zum Teil schon die Erkenntnis aufging, daß die Erteilung der sexuellen Aufklärung seitens der Schule auf die schwersten Bedenken stoße; wir sehen dies vor allem bei Campe. Auch halten manche die sexuelle Belehrung der Jugend in den höheren gebildeten Schichten für notwendiger als für die einfachen Verhältnisse der niedrigen Stände (S. 28). Heute müßten wir im Hinblick auf die proletarische Jugend der Großstadt auf eine derartige Unterscheidung verzichten. Wo der Arzt spricht, werden natürlich auch die diätetischen Vorbeugungsmittel, die gegen die Jugendsünden zur Anwendung zu bringen sind, mehr in den Vordergrund gerückt. Die Bedeutung, welche das Bußsakrament für die sexuelle Bewahrung der Jugend hat, tritt namentlich in der Tatsache hervor, daß die neuen Ideen einer sexuellen Pädagogik im katholischen Süden Deutschlands weit weniger Beachtung fanden. Hier hatten die Pädagogen, die großenteils Geistliche waren, als Beichtväter reiche Gelegenheit, den Gefährdeten und Gefallenen eine individuelle Seelenleitung angedeihen zu lassen. „Ich will nicht behaupten", bemerkt Thalhofer (S. 36), „daß die Tätigkeit des Priesters im Bußsakrament ein vollständig ausreichendes Mittel sexueller Pädagogik ist; sie kommt vielfach zu spät. Aber sie ist doch ein wertvolles Mittel, schon rein natürlich betrachtet, durch die dargebotene Gelegenheit zu warnen, zu belehren und den Willen zu festigen." Infolgedessen kamen auch gerade viele süddeutsche Pädagogen zur Ablehnung der sexuellen Belehrung.

Wertvoller als die wohl lückenlos gelungene Darlegung des philanthropischen Gedankenmaterials ist die kritische Prüfung derselben, die der zweite Teil der Arbeit bietet. Hier bemerkt der Verfasser mit Recht, unter den mancherlei Gründen, die für die sexuelle Belehrung seitens der Pädagogen beigebracht wurden, sei es am schwächsten mit dem Beweis bestellt, der eine sexuelle Belehrung um bestimmter Bibelstellen willen wünsche (S. 57). Die Mehrzahl der Philanthropen spricht sich für eine frühzeitige Belehrung des Kindes mit Rücksicht auf das Erwachen des Trieblebens aus, dem dadurch zuvorgekommen werden soll.

Gerade die Darstellung der Art und Weise der von den Philanthropen vorgeschlagenen Belehrung läßt die vielen Extravaganzen und Entgleisungen derselben deutlich erkennen. Sie haben in dem an sich vollberechtigten Streben alles, was dem Phantasie und Trieblеben Nahrung zuführen könnte, sorgsam fernzuhalten, vielfach sich vergriffen und Vorschläge gemacht, die ein normales, weniger ein von der Theorie verblendetes Empfinden durchaus abstoßen mußten, z. B. mit der von einigen vertretenen Forderung, daß der Geburtsakt im Beisein anderer Kinder stattfinde, daß diese möglichst an den Anblick des Nackten gewöhnt würden usw. Man begreift derartigen Entgleisungen gegenüber den Hohn Thalhofers: „Wenn solche aufklärungswütige Theoretiker schließlich noch zu der Forderung gekommen wären, auch den menschlichen Zeugungsakt anschaulich vorzuführen, so dürfte man sich nicht allzusehr wundern" (S. 68 f.). An starken Geschmacklosigkeiten ist in dieser Literatur kein Mangel, und wenn Thalhofer sagt, daß man sich nach solcher Lektüre beinahe versucht fühle, die Hände zu waschen und die Nase zu spülen, so ist das vollständig richtig.

Wichtig ist die Darlegung der Anschauungen der Philanthropen über Ursprung, Wert und Pflege des Schamgefühls. Im ganzen traten sie für die Pflege desselben ein, freilich mehr aus Nützlichkeitsgründen und fast ohne jede religiöse Würdigung und Begründung. Die religiösen Motive haben ja die Philanthropen zwar nicht ganz verkannt, aber in ihrer Tragweite und Stellung nicht richtig erkannt. Demgegenüber betont Thalhofer, wie unumgänglich notwendig die religiöse Fundierung aller Erziehung zur Schamhaftigkeit sei. Viel interessante Gesichtspunkte gerade angesichts der heute mit so starken Mitteln der Propaganda betriebenen „Nacktkultur" enthalten die Gedanken des Verfassers über das Verhältnis des Kindes zum Nackten. Hier kommt insbesondere die heute viel erörterte Frage zur Beantwortung, ob das Kind von früh an an den Anblick des nackten Menschenkörpers bei seinesgleichen (z. B. beim gemeinsamen Baden) oder bei Erwachsenen gewöhnt werden soll.

Nun legt sich die Frage nahe, warum der Versuch der Philanthropen, die sexuelle Belehrung zur Einführung zu bringen, gescheitert ist, so daß wir nach mehr als einem Jahrhundert die Frage uns von neuem stellen, wobei wir allerdings an manche Gedankengänge der Philanthropen anknüpfen und daran weiterbauen können. Wie schon einleitungsweise bemerkt wurde, ist diese Tatsache auffallend genug, um daraus die Unzweckmäßigkeit der ganzen sexuellen Aufklärung erweisen zu wollen. Verschiedene Gründe lassen sich dafür geltend machen, daß der Versuch der Philanthropen fehlgeschlagen ist. Solche Gründe liegen in der damaligen Zeit, sie liegen ferner in der ganzen Methode, wie die Philanthropen das Problem anfaßten, in den Mängeln, die hierbei unterliefen und damit die Sache schädigten und vielleicht in Mißkredit brachten. Bei aller Anerkennung des ernsten Strebens und der trefflichen Absicht, welche die Philanthropen leiteten, müssen doch auch die schweren Mängel zugestanden werden, an denen ihr Arbeiten litt.

Zum Teil sind diese Mängel schon aus der Darlegung der Thalhoferschen Ausführungen zu entnehmen. Zu viel Rationalismus und einseitiger Intellektualismus, zu wenig Berücksichtigung des Gefühles und des Trieblebens, Verkennung der wichtigen Erziehungswahrheit, daß der Erzieher im Kinde bereits Gewohnheiten (zur Reinlichkeit, Pflege des Schamgefühles) bilden könne und solle, auch ohne daß das Kind die nötige Einsicht in die Gründe hierfür besitzt (S. 77). Ihrer ganzen Richtung nach, ja der Richtung der Zeit entsprechend mündet die ganze Behandlung der Aufklärungsfrage seitens der Philanthropen in einem wenig wirksamen Appell an den Verstand des Kindes aus, dem man immer wieder die Nützlichkeit des moralischen und die Schädlichkeit des entgegengesetzten Verhaltens vorzudemonstrieren sucht. Höhere Gefühle, insbesondere der Bereich der religiösen Motive, werden fast gar nicht in Bewegung gesetzt. Wohl findet sich mancher Hinweis auf die wunderbar geheimnisvolle Allmacht Gottes, die auch das sexuelle Leben beherrscht, aber eine Fruchtbarmachung dessen, was das positive Christentum an Triebkräften und Hilfsmitteln, an Wahrheiten und Beispielen in sich einschließt gerade in dieser wichtigsten und schwierigsten Erziehungsangelegenheit, der Erziehung des Kindes zur Sittenreinheit, ist dem rationalistischen Denken zum Teil verborgen geblieben. Es sind fast lediglich vage moralische Motive, die bei den Philanthropen zur Verwendung kommen und die, von der Religion losgetrennt, in viele und oft geschmacklose Nützlichkeitserwägungen ausarten. Mit Recht findet Thalhofer den wundesten Punkt der philanthropischen Aufklärungsarbeit in dem Mangel einer vertieften religiösen Auffassung der Probleme (S. 89).

Damit mußte diese Bewegung fast notwendig Fiasko machen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie bei einsichtsvollen, christlich fühlenden Erziehern und Eltern auf einen fast instinktiven Widerstand stoßen mußte. Und der Widerspruch blieb denn auch in der Tat nicht aus schon von den Zeitgenossen der Philanthropen. Das schließt natürlich nicht aus, daß wir uns die wertvollen, wirklich fördernden Gedanken, soweit sich solche in der Literatur finden, zu eigen und nutzbar machen.

Widerspruch und Gegnerschaft mußte auch bei jedem Feinfühligen die derbrealistische, ja oft brutale Behandlung dieses heiklen Problems hervorrufen, in der sich einzelne Erzieher dieser Gruppe gefallen. In der Absicht, dem Gegenstande der Belehrung jeglichen sinnlichen Reiz zu nehmen, griff man zu uns fast unglaublich erscheinenden Versuchen. Dagegen mußte sich das gesunde Gefühl sträuben und nur zu leicht war bei solchen Entgleisungen die Sache selbst schwer in Mißkredit gebracht. Darin sind wohl die hauptsächlichsten Gründe zu suchen, warum die sexuelle Aufklärung, wie sie seitens der Philantropen in voller Wärme der Ueberzeugung geltend gemacht wurde, Ab-

Digitized by Google

lehnung fand. Die bekannte Berliner Lehrerin Marie Lischnowska, die für die sexuelle Aufklärung der Jugend in der Schule im Anschluß an den naturwissenschaftlichen Unterricht eintritt, will freilich in ihrer Schrift „Die sexuelle Belehrung des Kindes" (2. A. 1907) andere Gründe für das Scheitern der philanthropischen Bewegung finden.

Aber es fragt sich, läßt sich mit der von den Philanthropen befürworteten Pflege der Schamhaftigkeit die Forderung der sexuellen Belehrung vereinigen? Dies ist möglich, wenn die letztere in einer Weise erfolgt, die der Achtung des Schamgefühls im Kinde Rechnung trägt. Vor allem hat sich die Aufklärung an ein einzelnes Kind zu wenden, und es sind die Eltern in erster Linie zuständig. Der sexuelle Unterricht in der Schule wird von den Philanthropen größtenteils abgelehnt. Desgleichen wenden sie sich gegen die schriftliche Belehrung. Von größter Bedeutung ist der Appell an das Gefühl, und dafür haben die Philanthropen mit ihrer nüchtern-doktrinären Art nicht das rechte Verständnis besessen. Ausgezeichnetes findet sich bei Thalhofer (S. 92) bezüglich der Belehrung des Kindes über die Mutterschaft, die hier eine psychologische Begründung erhält. Gerade über die Bedeutung der Gefühle, ihr Verhältnis zum Trieb- und Willensleben waren sich die Philanthropen nicht ganz klar, und es fehlt ihnen darum vor allem auch die Einsicht in die Notwendigkeit, gleichzeitig mit der sexuellen Erkenntnis sogen. Schutzgefühle im Kinde zu erwecken, die ein Ausschweifen der Phantasie verhindern sollen. Der Hauptmangel ihrer Belehrungs- und Abschreckungsmethode liegt darin, daß sie durch die bloße Einsicht in die schlimmen natürlichen Folgen von der Sünde abzuschrecken hoffen. Bei manchen zeigt sich ja eine erfreuliche Einsicht in die Wirksamkeit der religiösen Beeinflussung, des Gebets usw. Aber die religiösen Gedanken werden nicht fruchtbar gemacht, es wird nicht gezeigt, wie dieses Denken in Uebung umzusetzen ist (S. 114). Demgegenüber macht Thalhofer bestimmte Vorschläge. Auch die bewahrende Bedeutung des Bußsakraments wird dargelegt.

Die Arbeit wäre unvollständig, wenn nicht auch der Körperpflege in Hinsicht auf das Geschlechtsleben gedacht würde. Ist doch das Seelenleben stark von körperlichen Zuständen, insbesondere pathologischer Natur bestimmt. Die Philanthropen wenden sich daher insgesamt gegen jede Verweichlichung, der sie hauptsächlich die herrschende Unkeuschheit zur Last legten. Neben manchen verwunderlichen Vorschlägen traten sehr vernünftige Gedanken zutage.

Damit hat der Verfasser die Gedankengänge der Philanthropen auf dem sexualpädagogischen Gebiet erschöpfend klargelegt. Zusammenfassend sagt er: Die Philanthropen glaubten hauptsächlich durch Belehrung über die natürlichen Einrichtungen des Geschlechtslebens und über die natürlich schlimmen Folgen eines ungeregelten Geschlechtslebens die Jugend auf rechten Bahnen erhalten und sie vor dem gefährlichen Laster der Selbstbefleckung bewahren zu können. Die Mängel dieser vorwiegend in den Bahnen der Belehrung verlaufenden Erziehungsarbeit lassen sich nicht verkennen. Darüber darf freilich das Bleibende, der wertvolle Kern nicht übersehen werden. Sie haben die Wichtigkeit der Belehrung erkannt und nach einer Methode für dieselbe gesucht. (S. 123). Ja, man muß sogar zugeben, daß wenn auch nicht in vollem Umfang, so sind doch mehr als in den heutigen Schriften von den Philanthropen die sittlich-religiösen Motive und Kräfte verwertet worden.

Damit hat uns der Verfasser einen sehr wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte der Sexualpädagogik klargelegt. Es ist merkwürdig, wie schon vor mehr als einem Jahrhundert den hervorragendsten Pädagogen damaliger Zeit das gleiche Problem auf der Seele brannte, welches heute wegen seiner einschneidenden Wichtigkeit sozusagen zum Tagesthema geworden ist. Die Bemühungen der Philanthropen für eine von berufener Seite ausgehende sexuelle Aufklärung der Jugend dürfen als gescheitert gelten. Wird der heute von so zahlreichen Pädagogen, Aerzten, Theologen zum gleichen Zweck ins Leben gerufenen Bewegung nicht das gleiche Schicksal erblühen? Viele, die der sexuellen Aufklärung (auch der in sehr maßvollen Schranken gehaltenen) ablehnend gegenüberstehen, finden gerade darin Beruhigung. Und in der Tat, die Vorurteile, die dagegen insbesondere auf seiten der christlichen Eltern bestehen, sind zahlreich und erheischen viel Rücksicht, soll nicht die ganze Aktion nur ein Schlag ins Wasser sein. Des Verfassers Studie gibt uns, obwohl rein historischer Natur, doch treffliche Winke, wie wir ein vernünftiges Aufklärungsbestreben vor dem gleichen Geschicke bewahren können. Die Bemühungen der Philanthropen waren keineswegs in jeder Hinsicht einwandfrei und mustergültig. Sie standen allzusehr unter dem aufklärerischen, einem kräftigen positiven Christentum abgewandten Geist ihrer Zeit. Will darum die heutige Bewegung Aussicht auf Erfolg haben, so hat sie vor allem die psychologischen Mängel und doktrinären Einseitigkeiten zu meiden, in denen sich die Aufklärung der Philanthropen gefiel. Und sie hat insbesondere den unersetzlichen Einfluß der Religion und zwar der geoffenbarten christlichen Religion, mehr als dies bei den Philanthropen der Fall ist, ins Auge zu fassen und für die Erziehungszwecke gerade in sexualpädagogischer Hinsicht zu verwerten. Daß es gerade hierin fehlt, habe auch ich in meiner Schrift über „Die sexuelle Aufklärung der Jugend" beklagt. Vor allem müssen wir uns vor der Ueberschätzung der Wirksamkeit der Aufklärung hüten. Hierin sind die Philanthropen in Uebereinstimmung mit der Grundrichtung ihrer Zeit zu weit gegangen, und manche moderne Aufklärungsfanatiker werden gut daran tun, die kritischen Ausführungen Thalhofers zu beherzigen. Aber trotz allem darf man das wirklich Gute und Wertvolle der philanthropischen Gedanken- und Erziehungsarbeit nicht verkennen. Wir pflichten Thalhofer bei, wenn er sagt, was die Philanthropen als Resultat ihres Denkens und Versuchens gewonnen haben, sei für uns nicht ohne Wert, es sei ein Erbe, das wir zum Besten der Jugend zu verwerten haben. Wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet, weil er uns über eine Periode der Pädagogik eingehend orientiert und mit vorsichtiger Kritik urteilt, in der zum erstenmal in weitem Umfang die Frage der sexuellen Belehrung der Jugend zur Diskussion gestellt wurde, und wünschen ihm Glück, daß er auf Grund dieser Arbeit bei einem der ersten Pädagogen der Gegenwart, Prof. Rein in Jena, den philosophischen Doktorgrad sich geholt hat.

Als eine Unterlassung bedaure ich es nur, daß der Verfasser es versäumt hat, eine eingehende Kritik der schon genannten Arbeit von Maria Lischnowska, einer Berliner Lehrerin, zu geben, die ja eine Schrift über „Die gesellschaftliche Belehrung des Kindes" — (2. Aufl., Frankfurt a. M., 1906) — veröffentlichte und ebenfalls einen Beitrag zur Geschichte und Methode des Gedankens zu liefern beabsichtigte. Zu einer solchen Kritik wäre der Verfasser, dessen Arbeit sich zum großen Teil mit dem Gegenstand der Schrift Lischnowskas deckt, berufen gewesen wie kein zweiter.

Zu den Grundgedanken der Münchener Ausstellung 1908.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Sie könnten nachgerade Gemeingut bei uns geworden sein, diese Grundgedanken. Ich brauche sie nicht im einzelnen zu wiederholen. Das Bayernland wird nicht das Industrieland par excellence werden, weil es ihm an den natürlichen Grundbedingungen fehlt. Aber ein Land der Qualitätsarbeit, das kann es einst sein: der Qualität nach technischer Ausführung, der Qualität in künstlerischer Form. Solche Qualitätsarbeit ist das vorzüglichste Mittel, die Persönlichkeit zur Geltung zu bringen und damit das beste Förderungsmittel des Handwerks im Kampf mit der mehr unpersönlichen Massenproduktion der Großindustrie, obwohl selbstverständlich auch die letztere durch die Grundgedanken der kommenden Ausstellung reichste Förderung erfahren wird. Die begeisterten Väter dieser Ausstellungsidee arbeiten mit warmen Herzen daran, ihre Gedanken denen zu vermitteln, die ihnen Form und der Ausstellung ihren Inhalt geben sollen. Sie sind überzeugt, daß die so geschaffenen Beispiele erzieherisch wirken werden, nicht bloß für die Produktion, sondern auch für die Konsumenten — will ich einmal sagen. Und sie werden sich nicht täuschen. Ob aber der zu hoffende Erfolg ein dauernder wird, ob gerade das Volk in seiner Gesamtheit von der hohen Bedeutung der Bestrebungen so erfaßt wird, daß daraus die stets nötige Förderung für die Schaffenden hervorwächst, wenn man nicht Gelegenheit nimmt, das gewiß latent vorhandene Verständnis für das Zweckmäßige und Schöne allgemein zu wecken und zu einem stets gegenwärtigen zu machen? Ich will gleich sagen, wie ich's meine: Ihr begeisterten und

Digitized by Google

kunstverständigen Männer dürft euch nicht damit begnügen, das Handwerk, die Industrie zu lehren, ihr müßt auch an der Wurzel ansetzen, ihr müßt euch auch um die Erziehung des ganzen Volkes in eurem Sinne bemühen. Mit anderen Worten: Schaut euch doch in den Schulen, besonders auf den Mittelschulen um, ob dort das Rechte geschieht, um das Verständnis für die Ideen zu wecken, welche dem Lande neuen Aufschwung geben sollen. Nicht nur die Kunst in das Volk bringen, sie auch aus dem Volk herauswachsen lassen, das ist es, was zu dem innigen Kontakt zwischen Schaffenden und Verbrauchenden führt. Die „Moderne" hat dagegen aus übertriebenem „Persönlichkeitsgefühl" oft gefehlt.

Also: die Lehrpläne für Zeichnen und Kunstunterricht z. B. ansehen. Mit den Augen nicht nur des Künstlers, auch des Erziehers. Die Grundgedanken unserer Ausstellung sind ja ohne die pädagogische Einsicht der Schrittmacher von heute gar nicht zu verwirklichen. Und wie sie eben unzweifelhaft bei der Produktion Erfolg haben, warum sollen sie dann bei der Erziehung hauptsächlich des anderen Teils, der Verbraucherwelt, Halt machen? Vor der Schule? Es wird viel gesündigt im Kultusministerium, obwohl die Liebe zur Kunst den Beteiligten nicht abgesprochen werden kann.

Das Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten Nr. 21 von 1907 gibt auf Seite 282 u. ff. so einen Zeichenlehrplan, der an Zusammenhanglosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Formen, die historisch sich entwickelt haben, dürfen, ja müssen willkürlich auseinander gerissen werden, das plastische Sehen, die Perspektive und Schattenlehre fährt dazwischen herum, und die Farbe wird im Sinne des sich selbst genügenden Dilettantismus behandelt, anstatt die Grundgesetze richtig zu lehren und so Verständnis an Stelle von Gefühlsnebel zu setzen, aus dem eben nur zu leicht Urteilslosigkeit und Unselbständigkeit erwächst. Die Mittelschule hat es nicht mit auserlesenen Kunstjüngern zu tun und hat nicht Künstler zu bilden, aber das Verständnis für die Kunst muß sie wecken. Dabei wird sie freilich gar oft auch der Wegweiser für kommende Ingenieure, Architekten und Künstler sein. An Zeichenlehrplänen sollen nicht Leute mitarbeiten, die Nur-Pädagogen sind, aber auch keine Zeichenlehrer, die selbst Rokoko und Barock nicht auseinander kennen. Nur die tüchtigsten Künstler und die besten Zeichenlehrer sind gerade gut genug, um den Plan festzusetzen, aus dem das Kunstverständnis und die Liebe zum Schönen für unser ganzes Volk erwachsen sollen. Solche Pläne sollten nach Anhörung eines weiten Kreises von Lehrern und Künstlern entworfen werden. Wenn hier nicht auch die Bahnbrecher für unsere Münchener Ausstellung des Jahres 1908 energisch eingreifen, so besteht Gefahr, daß ihre Arbeit den dauernden Wert nicht haben wird, den sie im Interesse des Vaterlandes wahrhaftig schaffen sollte. Indem ich zum Schluß noch darauf hinweise, daß die häufigsten und billigsten Museen für das Volk, die Kirchen und die kirchliche Kunst, für die Lehrplanfabrikanten „Hekuba" gewesen zu sein scheinen, ist dabei nicht der Gedanke eben an die Kirche mir Ursache gewesen, sondern weil, wie schon gesagt, gerade die alten Kultusbauten die Schmuckkästen sind, deren Zugang überall gegeben ist, und welche bis heute noch für Millionen die einzigen natürlichen Demonstrationsobjekte sind, die man auch im Kultusministerium nicht zu übersehen brauchte. Um so weniger, als dieses Ministerium in dankenswerter Weise den manchmal sinnlosen „Kirchenrestaurationen" definitiv den Garaus und stilgerechtes Arbeiten zur Regel gemacht hat. Man pendelt zuviel; die Freunde wahrer Kunsterziehung vermissen das Planmäßige der Arbeit.

Zu spät.

Erzählung von L. Rafael.

Der Geheime Kommerzienrat Lurs saß in seinem Zimmer vor dem Schreibtisch.

Er hielt ein Briefblatt in Händen.

Im Zimmer seiner Frau hatte er es gefunden, am Tage ihrer Abreise. Zerknüllt, zerrissen hatte es an der Erde gelegen, neben dem Papierkorb. Von peinlichster Ordnung, wie der Kommerzienrat sich fühlte, hatte er es aufgehoben, ohne sich etwas dabei zu denken. Mechanisch hatte er es geglättet und unwillkürlich die Blicke darüber hingleiten lassen. Ein Wort war ihm aufgefallen, wieder eins, und dann hatten die Worte sich zur Kette aneinander geschlossen. Er hatte sie lesen und wieder lesen müssen, hatte in sich hineingesogen das Gift, das sie enthielten: Ein tödliches Gift:

„Ich halt's nicht mehr aus, Mutter. Sag', was du willst von der Dankbarkeit, die ich ihm schulde.

Wofür denn?

Er hat mich geheiratet, weil ich ihm gefiel. Er hat mich hineingeführt in sein großes Haus, hat mir das Wirtschaftsbuch in die Hand gegeben, den Staubwedel und — hat mich allein gelassen: „Halt die Zimmer in Ordnung! führe das Haushaltungsbuch; überlege mit der alten treuen Käthe, wie alles am besten und billigsten einzurichten ist. Meine Mutter machte das so und so; frag' die Käthe: die weiß Bescheid!" — Was habe ich von seinem Reichtum?

Kein neues Möbel ist ins Haus gekommen. In der Wohnstube steht noch das alte Tafelklavier, das seine Mutter mit in ihre Ehe gebracht hat. Mein Klavierspiel, mein Gesang, meine Malerei, unnütze Zeitvergeudung nennt er es. Du sagst, Mutter, daß ich versuchen soll, ihn für meine Ideen zu gewinnen?

Es ist umsonst.

An das alte verstimmte Klavier habe ich mich hingesetzt, in der ersten Zeit unserer Ehe, habe gespielt und gesungen. Als ich fertig bin, ein Wort von ihm erwarte, nach ihm umschaue; da — sitzt er vergraben in seinen Handelsblättern und rechnet und notiert sich allerlei: er hatte nichts gehört.

Allein sein, Mutter, immer allein sein in dem alten, grauen, öden Hause — und jung sein, den brennenden Durst in sich fühlen nach allem, was schön und licht und froh ist; den Durst nach Leben, Mutter!

Passenden Umgang zu suchen, rätst du mir?

Wie soll ich das anfangen?

Einigen Familien, Bekannten seiner Eltern, spießbürgerlich-nüchtern, hat er mich zugeführt. Das ist alles. Ins Theater gehen allein? Es schickt sich nicht für eine junge Frau, sagt er!

„Geh mit." —

„Ich hab keine Zeit."

So ist's gewesen all die Jahre.

Da wurden Lievens hierher versetzt in die Garde.

Ich schrieb dir, wie glücklich ich war: der Oberst selbst, seine liebenswürdige Frau, dann Ella und Edith, die Freundinnen aus der Kinderzeit. Endlich mal wieder reden können, wie es einem ums Herz ist. Jeden Tag bin ich hingegangen. Da traf ich den Rittmeister von Plön, und es kam über mich wie ein Rausch. Anfangs sträubte ich mich gegen das Gefühl, welches all meine Sinne gefangen zu nehmen drohte. Noch einmal versuchte ich es, Ewald näher zu treten. Er hatte keine Zeit — auch jetzt keine Zeit: „Geh zu deinen Freunden." Mein Verkehr mit Lievens war ihm lieb: so war er mich los!

Ob ich Plön liebe, Mutter? Ich weiß es nicht! In seiner Nähe empfinde ich, daß ich lebe, und — ich will leben. Mit Sehnsucht warte ich auf das letzte entscheidende Wort von des Rittmeisters Lippen, um dann alles hinter mich zu werfen und ihm zu folgen. Daß er arm ist? Was tut's, wenn man zueinander gehört, sich versteht! Ich verhungere im Hause des Reichtums.

Sein Urlaub ging zu Ende. Er ist fort, ist in eure Stadt zurückgekehrt, in sein Husarenregiment. Ich kann ihn nicht mehr entbehren, ohne ihn nicht mehr leben. Am Donnerstag ist Ball im Kasino dort! — Ich komme, Mutter!" — —

Die Abreise war offenbar der Absendung des nicht beendeten Briefes in den Weg gekommen. Die junge Frau hatte das Blättchen zerrissen und es, wie sie glaubte, dem Papierkorb übergeben. — So — war es in des Geheimrats Hände gefallen. Der hatte den Brief an sich genommen, ihn sorgfältig zusammengelegt, war in sein Zimmer gegangen und am Schreibtisch niedergesessen. Er legte den Brief in einen Umschlag. Mit fester Hand schrieb er auf einen Zettel: „Einlage fand ich in deinem Zimmer und habe sie gelesen. Ich werde die nötigen Schritte tun, die Scheidung einzuleiten. Ewald!"

Dann legte er den Zettel in den Umschlag zu dem Brief und schrieb die Adresse.

Alsbald aber, einem Impulse folgend, zog er den Brief seiner Frau noch einmal wieder heraus, entfaltete und las ihn von neuem. Dem brennenden Weh, der tiefen Entrüstung, die er im ersten Augenblick empfunden, mischte sich nach und nach ein anderes Gefühl: dasjenige des Zweifels, des Zweifels an sich selbst! Zum erstenmal in seinem Leben trat dieses Gefühl an ihn heran.

Er war das einzige Kind seiner Eltern und von Jugend auf in den Fußstapfen seines Vaters gewandelt. Der hatte aus

Digitized by Google

bescheidenen Verhältnissen sich emporgearbeitet, ein großes Vermögen erworben, und bis zu seinem letzten Augenblick kein anderes Ziel gekannt, als die Vermehrung dieses Vermögens. Den einfachen Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen seiner Jugend war er dabei getreu geblieben: ein Ehrenmann durch und durch! Arbeit, Pflichterfüllung war ihm gleichbedeutend mit Glück.

Sein Sohn glich ihm aufs Haar.

Das Haus Lurs war eines der angesehensten in der Residenz. Der Kredit beinahe unbeschränkt, das Vertrauen, welches man ihm schenkte, ein unbedingtes. Er war die ausschlaggebende Stimme bei fast allen großen industriellen Unternehmungen, sein Reichtum mehrte sich von Jahr zu Jahr. Er wurde Kommerzienrat, dann Geheimer Kommerzienrat. Viel hohe Orden lagen in seinem Schrank.

Alljährlich flossen aus seiner Kasse bedeutende Summen in die Anstalten der öffentlichen Wohltätigkeit sowohl wie auch in die Hände der verschwiegenen Armut.

Sein Leben war dahingeflossen wie dasjenige seines Vaters, in Arbeit und Pflichterfüllung. Von seinen Eltern gepriesen als ihr tadelloser Sohn, hatte er geglaubt, mit sich und seiner Lebensführung zufrieden sein zu dürfen. Und jetzt?

„Ich verhungre im Hause des Reichtums", dieses Wort seiner Frau? — —

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Am Tage, da er den Brief gefunden, geschah das Unerhörte: Der Geheimrat kam nicht zur bestimmten Stunde auf sein Bureau. Den ganzen Tag blieb er fern. Als der erste Buchhalter dann in die Privatwohnung ging, in einer wichtigen Angelegenheit mit dem Chef Rücksprache zu nehmen, da hieß es: Entscheiden Sie allein!

Der Geheimrat saß in seinem Zimmer. Er arbeitete nicht, er dachte nur und dachte und kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens. Vor ihm lag die abgegriffene Bibel seiner Mutter. Mechanisch schlug er sie auf. Da fielen die Worte ihm ins Auge:

„Der Mensch lebt nicht vom Brote allein."

Auch hier, auch hier.

Die arme kleine Frau, seine Illa.

Er sah sie wieder in dem weißen Kleid auf dem Ball in ihrer Heimatstadt, jung und reizend.

Er war beinahe zum Herbstgesellen herangereift, ohne je ein Weib geliebt zu haben.

Das Kind mit dem blassen Gesichtchen, den klugen Augen, dem aschblonden Haar, dem hellen, lieblichen Lachen, das Kind, es tat's ihm an. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden.

In die Stadt gekommen, die Illas Heimat war, wie er das zweimal im Jahr zu tun pflegte, um nach der bedeutenden Zweigniederlassung, die er dort besaß, zu sehen, war er wie stets der Zielpunkt der Blicke und Hoffnungen der Mütter wie der jungen Mädchen.

Er sah nur Eine. Er fragte nach ihrem Namen. Die Mutter war Witwe des Majors v. Lancken. Vier Kinder lebten im Hause, Vermögen war nicht vorhanden. Fräulein Illa, die älteste Tochter, erschien zum erstenmal auf dem Ball. Er ließ sich der Mutter, ließ sich der Tochter vorstellen. Er forderte Fräulein Illa zur Quadrille auf. Im Kotillon brachte er ihr den Strauß, walzte mit ihr durch den Saal.

„Du bist verrückt", sagte er sich in der Nacht, die diesem Balle folgte. — Fort von hier! —

Mit dem Frühzuge reiste er in die Residenz zurück. Aber Illa reiste mit ihm dahin. Immer sah er sie in dem weißen Kleide, dem Liebreiz der Jugend. Er hörte ihr helles Lachen. Sie folgte ihm in sein Haus, war neben ihm auf seinem Bureau. Sein Verstand kämpfte einen heftigen Kampf mit seinem Herzen — aber das Herz blieb Sieger!

Bald saß er wieder auf der Eisenbahn: zurück zu ihr!

Er machte der Mutter seinen Besuch. Er sagte ihr von dem Eindruck, den ihre Tochter auf ihn gemacht, und daß es seine Absicht sei, das junge Mädchen zu heiraten. Frau v. Lancken erbat sich Bedenkzeit für ihre Tochter bis zum anderen Tage. Und als dann der Herr Geheimrat nach abermals durchwachter Nacht hinkam, fand er Illa neben der Mutter. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen, ebenso lieblich im Hauskleide wie auf dem Balle. Sie flüsterte, „daß sie es versuchen wolle, ihn lieben zu lernen".

„Mehr verlange ich nicht," erwiderte er. Nach vier Wochen ward Hochzeit gehalten. Die Braut kam ohne Aussteuer. Sogar für das Brautkleid sorgte der Bräutigam. Er setzte der Mutter ein ansehnliches Jahrgeld aus. Begleitet von den Segenswünschen der alternden Frau reiste er mit seiner jungen Gattin in die Residenz. Und dann?

„Er führte mich in sein großes, ödes Haus, gab mir die Wirtschaftsbücher in die Hand und ließ mich allein!" —

Wahr, wahr! Alles wahr! Schuld ich, ich allein, an allem, was geschehen ist. Nur an mich selbst hab' ich gedacht, an das, was meiner Natur gemäß war. Ein Egoist, ein erbärmlicher Egoist. Aber noch ist's nicht zu spät! (Schluß folgt.)

Aus ungedruckten Witzblättern.

Politische Gespräche Berliner Jungens: „Du, Fritze, weeßt du, wat Bülow gesagt hat, als er die Reden vom General Keim in Kassel gelesen hat?" „Nee, aber gelobt wird er'n haben, den wackeren Mann." „Im Gegenteil, Fritze, gescholten hat er und zitiert hat er: Gott schütze mich vor diesen Freunden; denn es tut mir in der Seele weh', daß ich mich in der Gesellschaft seh!" „Bülow is aber doch im Reichstag ganz offen for'n Keim eingetreten und hat'm gedankt for seine Wahlpfiffe." „Macht nichts, Fritze, Reichskanzler fürchtet sich vor „Kamarilla", und — — und dann hat der Keim ooch den „Schwarzen" so viel gute Dienste geleistet, daß sich Bülow mit dem Gedanken trägt, ihn wegen bewußtlosen politischen Hochverrats in Numero Sicher bringen zu lassen; dann wäre er'n wenigstens uf 'ne anständige Weise los!"

„Du, Fritze, weeßt du, wat Bebel gemacht hat, wie er von dem Berliner Straßenrummel las?" „Ich denk', er wird sich gefreut haben!" „Hat er sich auch, Fritze! Weeßt du ooch, warum?" „Ja, weil seine Leute so schneidig fürs allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht eingetreten sind!" „I bewahre, Fritze! Er hat sich gefreut, weil er nicht — dabei war!" Faust.

* * *

Konservativ-freisinnige Fusion. Den liebenswürdigen Bemühungen unseres famosen Grübchenkanzlers soll es nun doch gelungen sein, die schwarze Wolke, welche über dem Himmel der Blockglückseligkeit schwebte, durch einen genialen Coup dauernd zu verscheuchen. Das Unglaubliche wird Ereignis: Die beiden freisinnigen Gruppen werden unter Abstoßung ihrer radikalen linken Flügelmänner mit der konservativen Partei eine Fraktionsgemeinschaft gründen. Einem bekannten wortreichen Freisinnsführer soll es gelungen sein, durch eine herrliche, eindrucksvolle, durchschlagende Rede das Eis der anfänglich sehr lebhaften Opposition gegen das Bülowsche Plänchen sowohl rechts als links zum Schmelzen zu bringen. Ein glücklicher Zufall hat uns einen Fetzen des Stenogramms jener epochemachenden Rede, die übrigens hinter verschlossenen und streng bewachten Türen gehalten wurde, in die Hände gespielt. Soweit wir die nervös hingeworfene Kurzschrift entziffern können, lautet die Stelle etwa so: „. . . . keine Kinder, die über Zwirnsfäden stolpern. Geld ist Macht, und Macht gibt Recht! Lassen Sie sich durch das blöde Schlagwort „Reaktion" nicht schrecken! Ich mache gar kein Hehl daraus: Wenn es sich um meinen Geldbeutel oder um die Sicherung meines gefährdeten politischen Einflusses handelt, bin ich so reaktionär wie der reaktionärste Junker (Murren rechts). Die anwesenden Herren Grafen und Barone werden den kleinen Scherz gewiß verzeihen. Sprechen wir doch frei von der Leber weg! Die grundsätzlichen Unterschiede, die uns trennen, sind nur scheinbare. Jeder von uns sucht seinen wirtschaftlichen Vorteil, und eine Hand wäscht die andere. (Unverständlicher Zwischenruf). Allerdings: Unser Standpunkt auf religiösem (Zwischenruf: und sittlichem) Gebiete ist ein anderer als der der konservativen Partei, wenigstens theoretisch (Starker Widerspruch.) Wollen Sie vielleicht im Ernste bestreiten, daß es in Ihren Reihen nicht wenige gibt, die sich für ihre Privatperson freie Religion und freie Moral vorbehalten? (Widerspruch.) Sie werden mich doch nicht zwingen wollen, Namen zu nennen? Den Wahlspruch „Noblesse oblige" kann man auf vielerlei Art übersetzen. Eine von jeher sehr beliebte Uebersetzung lautet: „Wahre das Gesicht". Das ist es, worauf es ankommt; auch in der Politik! Unsere Fraktionsgemeinschaft soll Sie nicht hindern, gegen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht in Preußen zu stimmen, und uns nicht hindern, unseren alten Programmsatz auf den Leuchter zu stellen. Das kostet niemanden auch nur einen Pfennig. Also wozu sich aufregen? Wenn es gilt, rote Demonstrationen niederzukartätschen, stehen wir unbedingt zu Ihnen. Noblesse oblige! (Große Heiterkeit rechts und links. Verschiedene Altkonservative verlassen unter Protest den Saal.)"

Die Staatsregierung kann alles. Im bayerischen Landtage antwortete der liberale Führer Hessencassel auf eine ironische Anzapfung des niederbayerischen Kollegen Soohne, ob die Regierung die Schulmesse auch eigenmächtig auf halb 3 Uhr nachmittags verlegen könne: „Freilich kann sie das!" Die Staatsomnipotenz geht noch viel weiter. Sie kann dekretieren, daß schwarz weiß, krumm gerade, zwei mal zwei gleich fünf sei. Nur eines muß sie dabei respektieren: die volle Ungebundenheit des Liberalismus, vor allem die Freiheit, — jede Messe zu schwänzen, auch die Nachmittagsmesse. Rigoletto.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert. Von Dr. Heinrich Brück, weil. Bischof von Mainz. Bd. IV, 1: Das vatikanische Konzil und der sog. Kulturkampf in Preußen bis zur Anknüpfung von Verhandlungen mit Rom. Zweite, vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. J. B. Kißling, Münster, Aschendorff, 1907, XIV und 560 S. Schon bei ihrem ersten Erscheinen (1900) hatte sich Dr. Brücks, Bischof von Mainz, Darstellung des Kulturkampfes allgemeine Beachtung gesichert. Nun liegt bereits eine zweite Auflage des Werkes vor, bearbeitet von einem Schüler des am 5. November 1903 verewigten bischöflichen Autors. Dem Herausgeber kam die Fülle neuerschienener Quellenwerke in hohem Grade zugute: die neuen Mitteilungen über Gründe, Verlauf und Einzelheiten des welthistorischen Konfliktes, die wir der zu beträchtlichem Umfange gediehenen Bismarckliteratur, den Denkwürdigkeiten Chlodwigs von Hohenlohe, den Biographien vieler anderer Politiker verdanken, sind zu reichlicher Verwertung gekommen. Dadurch ist denn besonders der pragmatische Gehalt des Werkes bedeutend gewachsen. Das so vervollkommnete Buch sei dem eifrigen Studium aller empfohlen, die durch Kenntnis der ungemein lehrreichen letzten Jahrzehnte die Gegenwart wollen verstehen lernen. Jos. Hensler.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die neueinstudierte „Undine" ist nun in Szene gegangen, und man dürfte sich des guten Erfolges noch mehr freuen, wenn solch einfache, alte Oper nicht bei uns auf Schwierigkeiten stoßen würde, deren Wegräumung immer Verzögerungen in dem Herausbringen der Neueinstudierungen oder Novitäten zur Folge hat. Es ist sicher, daß die Opernleitung eifrig bemüht ist, die Hindernisse zu überwinden; ebenso sicher aber ist es auch, daß diese nicht lediglich in dem rauhen Klima unserer bayerischen Hochebene und den daraus erfolgenden Erkältungen liegen können. Es war das erstemal, daß Kapellmeister Cortolezis mit einer Neueinstudierung betraut wurde, und er hat sich dieser mit Hingabe gewidmet. Er nahm die Tempi oft allzu tristanisierend gewichtig, aber im ganzen bot er, besonders in den zwei letzten Aufzügen, durchaus Lobenswertes. Sanglich das Beste gaben Frl. Tordek in der von ihr sehr anmutig vertretenen Titelrolle und Brodersen (Kühleborn). Dr. Walter gestaltete den Hugo, den wir jetzt nach de la Motte fouqué mit dem stolzer klingenden „Huldbrandt" benennen, mit vornehmer Kunst. Frau Burg-Zimmermanns Bertalda befriedigte sanglich, ohne gerade stärker zu fesseln. Dem Kellermeister lieh Sieglitz seinen trefficheren, herzlichen Humor, und Hofmüller gab den Knappen flott und liebenswürdig. Bender, Lohfing und Frl. Blank bewährten sich bestens. Das Publikum zeigte sich erfreut, die altvertrauten Weisen wieder einmal zu hören. Buschbecks neue Kostüme sind hin und wieder zu ängstlich historisch. Die Dekorationen entbehrten, obwohl nicht durchaus neu, doch nicht einer Spur Schwindschen Geistes, und ich glaube, daß ein allzu raffiniertes Prunkgewand dem alten, lieben Lortzing nicht einmal sonderlich zu Gesicht stünde.

Kgl. Residenztheater. Die jüngste Novität handelt, wie ihre sechs Vorgängerinnen, von einem Ehebruch. Es scheint unseren Dichtern nichts Erfreulicheres mehr einzufallen, und unsere Hofbühnenleitung scheint dem — Abhärtungssystem zu huldigen .... Hans Müller, der Verfasser der „Puppenschule", hat sich im Vorjahre durch seinen Einakterzyklus: „Das stärkere Leben" als ein tüchtiger Könner eingeführt; in dem neuen Schauspiel weiß er am Anfang und am Schluß nicht kräftig genug zuzupacken. Die Mittelakte sind sehr wirksam und brachten dem jungen Wiener Autoren Hervorrufe. Die Frau, welchen ihren Gatten betrügt und sich schließlich vergiftet, vermag nicht viel Mitleid zu erwecken, um so mehr dieser warmherzige, verträumte Idealist, dessen Glück sie zerstört. In letzterem hat Müller eine Gestalt von wirklich erhebender Reinheit des Fühlens geschaffen, und es ist gewiß nicht alltäglich gedacht, worin der Dichter dessen tragische Schuld sieht. Er meint, sie bestände darin, daß der Gatte seine Frau vergöttert habe, statt sie zur Genossin seines Sorgens und Hoffens zu machen. Auch in seiner Kunsttheorie leidet der Direktor der „Puppenschule" Schiffbruch. Er will seine Kunstnovizen so „formen", daß bei ihnen Schauspielertum und Leben zu voller Harmonie wird. Und nun verführt gerade sein Lieblingsschüler, den er zum Bonvivant gemodelt, seine Frau. Kann man wirklich Menschen „formen", kann es vor allem solch gütiger Träumer? Ich glaube es nicht. Müller führt in dem Schauspiel den alten Romantikergedanken „der Einheit der Poesie mit dem Leben" ad absurdum. In Nebenfiguren bringt der Dichter manche flott gezeichnete Gestalt; besonders liebevoll hat er den liebenswerten Charakter von des Schauspielers Tochter, deren Liebesroman als treibendes Motiv in die Handlung eingreift, gebildet. Eine ganz ausgezeichnete Leistung boten Höfer als Idealist mit dem weichen Herzen, Heine als Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, Frl. v. Hagen als interessante Sünderin, Frl. Valéry als liebenswürdige Tochter. Birron traf den Ton des übermütigen Charmeurs und leidenschaftlichen Verführers nicht minder gut wie Letzmann die gedrückte Natur des Hoffnungslosen. Auch sonst wurde unter Runges Regie recht flott gespielt. Die witzelnde Ensembleszene der Exposition bedürfte einiger Abdämpfung. Hat Müller mit der „Puppenschule" keinen ganzen Erfolg, so gehört er doch noch zu den Leuten, die Hoffnungen wecken.

„Die Münchener Literarische Gesellschaft" ließ im Schauspielhause „Lucrezia Borgia", ein Drama von Willy Lang, aufführen. Von solchen Vorstellungen vor Geladenen erwartet man billigerweise nicht jedesmal die Entdeckung eines bedeutenden Werkes; es genügt, wenn eine ringende Dichterseele durch eine Aufführung Förderung findet. In diesem redselig-unerfreulichen Stücke habe ich freilich weder technisch, noch psychologisch oder auch nur sprachlich etwas gefunden, das ein Talent kündet, das so besonderer Bevorzugung wert sei. Langs Kunst reicht nicht aus, um der verbrecherischen Geschwisterliebe etwas von dem quälend Peinlichen zu nehmen, auch Lucrezias Sieg über ihr sündiges Empfinden vermag nicht auszusöhnen. Die Linien ihres Charakters sind zu unsicher gezeichnet. Die Sprache ist oft trivial und oft prätentiös. Die Hofschauspielerin Loffen gab der schwierigen Rolle ihr Bestes. Als Cesare bot Lackner sehr Achtbares. Die übrigen mögen sich mit Herrn Lang streiten, ob er oder sie die Hauptschuld tragen, wenn man ihre Gestalten nicht ohne komischen Beigeschmack empfand. Da die einen klatschten und die anderen resigniert lächelten, darf der Autor sich rühmen, unwidersprochenen Hervorrufen gefolgt zu sein.

Aus den Konzertsälen. Der Kampf um Kaim beschäftigt unausgesetzt die Gemüter. Durch das einmütige Verhalten der Presse (bis auf eine gewisse Ausnahme) und durch die geplante Interpellation im Gemeindebevollmächtigtenkollegium schien es, als könne die Angelegenheit des Ausstellungsorchesters doch noch geregelt werden, wie wir es für das Ansehen unserer Kunststadt und für den hochverdienten Hofrat Kaim für wünschenswert hielten. Infolge des von dem Kaimorchester auf seiner Konzertreise inszenierten Streiks ist für die nächste Zukunft schwer zu prophezeien. Ich habe schon in der vorletzten Nummer die Meinung geäußert, daß das Wirken Kapellmeister Schnéevoigts kein ersprießliches mehr sein könnte. Nachdem das Orchester inzwischen aber mehrmals mit seinem Dirigenten zusammengespielt und dieser Ende Mai ausscheidet, kann das pflichtwidrige Verhalten der Künstler nur schärfste Verurteilung finden. Den ganzen Zeitungskrieg hier zu rekapitulieren, ist nicht unsere Aufgabe. Befremdlich ist, daß das „Musikkomitee der Ausstellung" kein Bedürfnis fühlt, auf schwere Anwürfe zu erwidern. Was über die sogenannte „Pfitznerclique" verlautet, mögen einstweilen diejenigen verfechten, die die Beweise in Händen zu haben glauben. Daß in München ein dominierender „Ring", der für außenstehende tondichterische Erfolge illusorisch mache, bestehe, das beklagen viele; es wäre sehr schön, wenn man von der Unrichtigkeit dieser Ansicht überzeugt würde .... Das achte Kaim-Konzert hatte noch Schnéevoigt und das Orchester in schönstem Zusammenwirken gezeigt. Besonders Brahms C-moll-Symphonie ist, wie mir berichtet wird, hervorragend schön gespielt worden. (Ich war durch eine Première am Besuche gehindert.) Auch Hugo Wolfs italienische Serenade und die Holländerouvertüre fanden gute Wiedergabe. Großen Erfolg hatte die Stockholmer Kammersängerin Svärdström. Ihre Stimme ist schön, ohne sonderlich groß zu sein. In der temperamentvollen Vortragsweise liegt die Charme, welche das Publikum hinriß. — Ueber ein wundervoll ausgeglichenes Stimmenensemble verfügt die Barthsche Madrigalvereinigung, welche viele wertvolle alte Vokalkunst von Palaestrina, Orlando di Lasso u. a. zu Gehör brachte. Die Künstler stammen aus Berlin. Frühere Versuche um Wiederbelebung des Madrigals wurden übrigens vor dreißig Jahren in München (und Regensburg) unternommen. Wir freuten uns, Brodersen, dem trefflichen Bühnensänger, jüngst auch einmal im Konzertsaale zu begegnen. Seine sympathischen Mittel und sein sorgfältig ausgefeilter Vortrag sicherten ihm auch als Liedinterpreten schönsten Erfolg. — Auch der Baritonist E. Hanfstängl zeigte sich weiterhin vervollkommnet. Er fand starken Beifall; an dem Abend war noch der begabte Geiger Closner mit schönem Gelingen beteiligt. Burmesters imponierendes Können wurde auf seinem letzten Abend durch eine Unpäßlichkeit ein wenig beeinträchtigt. Von Klavierabenden sind diejenigen von W. Braunfels und Mabel Martin zu nennen. Die letztere bewährte sich wieder als eine durchaus bemerkenswerte Pianistin. Braunfels' eigenartige starke Begabung ist noch im Wachsen begriffen.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Erstaufführung von Jean Manèns Oper „Acté" hatte an der Dresdener Hofoper großen Erfolg. Die Musik des jungen Komponisten, den wir unlängst als Geigenvirtuose im Kaimsaal kennen lernten, ist nach Berichten von süßem, das Ohr befangen nehmendem Reiz und überraschender Originalität. Die gleichfalls von Manèn verfaßte Textdichtung spielt unter Nero. Acté bezahlt ihren Christenglauben mit dem Opfertode. Die Aufführung wird sehr gerühmt. — Im Pariser

Digitized by Google

Gaîtétheater wurde eine städtisch subventionierte Volksoper eröffnet mit Gounods „Mireille". Im Odéon wurde mit großem Beifall „L'Apprentie" von G. Geffroy gegeben, ein Stück, das besonders durch seine Szenen aus dem belagerten Paris von 1870/71 fesselte. Die realistische Farbigkeit der mise-en-scène wird von der Kritik sehr bewundert. — Capus' Novität „Die beiden Männer", welche im Théâtre français gespielt wird, scheint wiederum ein espritvolles Spiel mit Worten zu sein. — Im Franfurter Schauspielhause begann ein künstlerisch feinabgestimmter Lessingzyklus. — Eine Burleske „Wolkenkratzer" der Münchener Autoren K. Rößler und Lud. Heller fand in Berlin starken Beifall. Viele witzige Einfälle sind, ohne auf die Charakteristik Rücksicht zu nehmen, auf die Personen des Schwankes verteilt. — In Hamburg hatte Siegfried Wagner mit seiner neuen Oper „Sternengebot" einen großen, äußerlichen Erfolg; die Kritik vermag zwar Fortschritte in der Entwicklung des Komponisten nicht recht zu erkennen. — Franz Lehárs neue Operette: „Der Mann mit den drei Frauen" hatte in Wien Erfolg, ohne den Enthusiasmus der „Lustigen Witwe" zu wecken. Der Musik werden sorgfältige Instrumentierung und dankbare Nummern nachgerühmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Während im abgelaufenen und für die Finanzwelt so überaus ungünstigen Jahre 1907 die Situation am Geldmarkte zu den schärfsten Befürchtungen und Konsequenzen der schlimmsten Art Anlass gegeben hatte, steht der Verlauf der bisherigen Entwicklung des Jahres 1908 unentwegt unter dem Zeichen einer überaus hastigen Verbilligung der Geldmärkte. Jede Woche brachte Diskontermässigungen aus allen Ländern, und mitunter waren es sogar zweimalige Ratenreduktionen, die von ein und demselben Institut in auffallend raschem Tempo vollzogen worden sind. Bereits nach vier Wochen kann man nunmehr nach so stürmischen Zeitläuften am Geldmarkte von mehr oder minder normalen Geldsätzen sprechen, wobei selbstverständlich schwerwiegende Einschränkungen nicht ausser acht zu lassen sind. Die Bank von England ermässigte diese Woche den Diskont auf 3 %, das französische Zentralnoten-Institut reduzierte die Diskontrate ebenfalls um $^1/_2$ % auf nunmehr 3 % zu aller Ueberraschung. Das Finale der Woche bildete die mit so grossem Interesse erwartete Zinsermässigung unserer Deutschen Reichsbank, allerdings nur um den Bruchteil eines halben Prozentes. Während man bei dem englischen Institut die Diskontermässigung von nur einem halben Prozent für sicher und genügend erwartet hatte und anderseits bei der Reichsbank dafür gerne eine Ermässigung von einem ganzen Prozent im Auge gehabt hätte, sah sich die Finanzwelt bei beiden Erklärungen enttäuscht. Misstrauen und alle möglichen Kalkulationen für das Für und Wider dieser so unerwartet gekommenen Details hatten zur Folge, dass derart hochwichtige Momente, wenn nicht gerade eindruckslos, so doch ohne jede grössere augenblickliche Wirkung blieben. Die Deutsche Reichsbank hat wohl berechtigte Bedenken, wenn sie dem beschleunigten Tempo ihrer englischen Kollegin mit etwas weniger sanguinischer Taktik folgt; denn die derzeitige grosse Differenz zwischen dem offiziellen Satze von 6 % und dem Privatsatze der Berliner Börse hätte eigentlich die Ermässigung von 1 % zur Erwartung gehabt. Auch der günstige Verlauf der letzten Subskription einiger, wenn auch kleinerer Staatsanleihen zeigte den Geldmarkt in einer frischeren und ruhigeren Bewegung.

Es ist nicht zu verkennen, dass dagegen dem so peinlich empfundenen und unersättlichen Geldbedarf der deutschen Kommunen und finanziellen Korporationen ein natürliches Halt von seiten der Geldabundanz geboten wird. Besonders was die kommunalen Forderungen betrifft, dürfte sicherlich des Guten zuviel getan sein. Die letzthin bekanntgewordenen statistischen Aufzeichnungen nach dieser Hinsicht hin, geben mit Evidenz Anlass zu Mahnungen für Einschränkung und Sparsamkeit. Anderseits ist es gleichfalls nur zu klar, dass die ohnehin äusserst geschwächte Position der Märkte von Städte- und ähnlichen Anleihen andauernd in Beunruhigung versetzt ist, die täglich in der scharfen rückgängigen Bewegung der Kurse unangenehm zum Ausdruck kommt.

Auch das ganze Gebiet unserer heimischen Staatspapiere und in Gefolgschaft damit der Markt unserer Pfandbriefwerte befinden sich trotz der momentanen günstigen Geldmarktbesserung in einer ziemlich desolaten Verfassung. Darüber können die Subskriptionserfolge der letzten Tage nicht täuschend hinwegsetzen, da schon die Furcht vor täglich zu erwartenden Millionenanleihen, die immer noch der Erledigung harren, auf den Markt für die nächste Zeit nicht beruhigend wirken können. Die scharfe Beobachtung all dieser Vorgänge wurde gestärkt durch die wiederholte Wahrnehmung, dass besonders England Ursache und Grund genug habe, die rasche Ermässigung der englischen Diskontrate angenehm zu empfinden. Verschiedene inzwischen vorgenommene Anleihen in London, und besonders die mit kolonialem Charakter, erlitten einen direkten Misserfolg und belasten störend die weitere Entwicklung der Geldmärkte. Es wird daher nicht unrichtig sein, die derzeitige Flüssigkeit und Besserung all der monetären Verhältnisse als mehr oder minder den Tatsachen vorausgeeilt und daher nur als vorübergehende zu betrachten.

Die Gründe dieser so skeptischen Betrachtung mehrten sich im Verlaufe der Berichtswoche. Es war ersichtlich, dass die Hast, die derzeitige Flüssigkeit am Geldmarkte zu benützen, von allen Seiten auf das intensivste betrieben wurde. Einzelne Pfandbriefbanken, wie die Berliner Hypothekenbank avisierten Neuemissionen mit teils 4$^1/_2$ % Pfandbrieftypus. Es bedarf keines besonderen Hinweises auf die so divergierende Tatsache, dass im Moment der Diskontermässigungen die Hypothekeninstitute zu einer Erhöhung ihrer Pfandbriefverzinsung greifen. Die Details, die das Reichsbankdirektorium in der letzten Sitzung des Zentralausschusses bekannt gab, geben gleichfalls Ursache, der Gestaltung des Geldmarktes für die nächste Zeit ein besonderes Augenmerk zuzuwenden. Es war daher nur zu erklärlich, dass die Börsen und die Kursentfaltung von der veränderten Geldmarktlage soviel wie gar nichts profitierten, und verschiedene Meldungen ungünstiger Natur auf die Tendenz und Kursbewegung alleinigen Einfluss hatten. Neuerliche Zahlungsschwierigkeiten und rückläufige Bewegung an der Neuyorker Börse im Verein mit einer schärferen Beobachtung der heimischen Industriebewegung eskomptierten alle anderen Motive. Die Alarmnachrichten von einer Einschränkung der Produktion, sowie von Preis- und Lohnreduktionen in den deutschen Montangebieten wurden eifriger debattiert als der anderseits zur Tatsache gewordene vermehrte Bedarf der Kupfer- und Zinkproduktion bei erhöhten Preisbedingungen. Immerhin darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die eingetretene Verbilligung der Geldmärkte über kurz oder lang dennoch die sichere günstige Einwirkung auf allen Gebieten der Börse haben wird.

M. Weber.

Kapitalserhöhung und Dividendentaxen von Grossbanken. Laut Meldungen an der Börse darf mit einer Kapitalsvermehrung bei der Deutschen Bank gerechnet werden. Diesem Beispiel dürften dann auch andere Berliner Grossbanken folgen. Ob der jetzige Zeitpunkt derartiger Kapitalserhöhungen glücklich gewählt ist, bleibt abzuwarten. Bezüglich der Dividenden, beispielsweise bei der Dresdner Bank, Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) waren vorübergehend ungünstige Taxen erwähnt worden. Die Dresdner Bank hat, was jedoch zu berücksichtigen ist, ihr Filialnetz und den Kundenkreis durch die Münchener und Augsburger Abteilung vorteilhaft erweitert.

Bayerische Vereinsbank München — Nürnberger Bank. Der Fusionsvertrag beider Banken und die Erhöhung des Aktienkapitals der ersteren gelangt zur Ausschreibung.

Berliner Hypothekenbank, A.-G. Die Bank beabsichtigt die Neuausgabe von 20 Millionen 4$^1/_2$%iger Pfandbriefe.

Vom Textilmarkte werden günstige Abschlüsse von Aktiengesellschaften bekannt, z. B. Mechanische Weberei Fichtelbach in Augsburg, Baumwollspinnerei am Stadtbach, Augsburg, Spinnerei A.-G. Klauser, München-Gladbach, Immobilien- und Baugesellschaft A.-G. München: der Sanierungs- und Kapitalserhöhungsvorschlag wird in der Generalversammlung beschlossen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Die Kreissparkasse Moers hat nunmehr tägliche Verzinsung ihrer Spareinlagen, welche schon mit dem Tage der Einzahlung beginnt und am Tage vor der Rückzahlung endet, eingeführt. Der Zinsfuß beträgt wie bisher 4 Prozent.

Das Münchener Reisebureau, J. von Wierzbicki & Co., München, Pacherstraße 4, veranstaltet, wie alljährlich, seine Elite-Gesellschaftsreisen nach der Riviera, nach Italien, Sizilien, Algier-Tunis, nach Athen und Konstantinopel und im Mittelmeer. Nach der Riviera, zum Karneval in Nizza, gehen zwei Reisen und zwar am 14. und 21. Februar ab. Am 29. Februar beginnt die sog. Rekordreise, welche die ganze Riviera, ganz Italien und Sizilien umfaßt. Am gleichen Tage geht eine andere Gesellschaft nach Algier-Tunis. Am 25. März beginnt die Spanien-Marokkoreise verbunden mit einer Mittelmeerfahrt, am 10. April eine Italienreise, bei der das Osterfest in Rom verlebt wird. Genaue Prospekte für diese Reisen sind gratis und franko zu beziehen durch obiges Bureau.

Die „Concordia", Cölnische Lebensversicherungs-Gesellschaft, führte mit dem 1. Januar 1908 neue Versicherungsbedingungen ein, welche dem Entwurfe eines Deutschen Gesetzes über den Versicherungsvertrag vollständig angepaßt sind und demnach den Versicherungsnehmern alle jene Vorteile gewähren, welche der Gesetzgeber denselben hat zuwenden wollen. Ja, die Gesellschaft ist noch über die im Entwurfe ausgesprochenen Verpflichtungen hinausgegangen und hat zu den weitestgehenden liberalen Bestimmungen sich verstanden. Die Bedingungen der „Concordia" sind in bezug auf Unverfallbarkeit und Unanfechtbarkeit die denkbar günstigsten.

Neues über Betonmauersteine. Die vorzüglichen Eigenschaften eines sachgemäß hergestellten Mauersteins aus Beton, diesem Gemisch aus Sand und Portlandzement, sind bekannt. Wenn seiner allgemeinen Einführung bisher in verschiedenen Gegenden Schwierigkeiten bereitet wurden, so ist das in der Hauptsache wohl darauf zurückzuführen, daß die auf den Markt gebrachten Steine ungleichmäßig in bezug auf Druckfestigkeit waren, daß sie auf Maschinen hergestellt wurden, deren Bedienung unzuverlässigen Arbeitern überlassen werden mußte. Diesem Uebelstand abzuhelfen strebte die bekannte Spezialmaschinenfabrik **Leipziger Zementindustrie Dr. Gaspary & Co. in Markranstädt bei Leipzig** an und löste alle Schwierigkeiten durch ihr neu konstruiertes vollständig automatisch arbeitendes Misch- und Stampfwerk für Betonmauersteine. Der teure Brennprozeß ist bei den Betonmauersteinen überflüssig. Die Tagesleistungen der automatisch arbeitenden Mauersteinmaschinen schwanken zwischen 7000—26000 Steine, deren Güte und Zuverlässigkeit der Herstellung speziell Behörden gegenüber weitgehendste Garantien bietet. Die Maschine hilft einem längst empfundenen Mangel ab und ist besonders größeren Gesellschaften zur rationellen Ausbeutung von Sandlagern zu empfehlen. Ihre Anschaffung erfordert eine minimale Kapitalanlage. Wer sich für das neue automatisch arbeitende Misch- und Stampfwerk der Leipziger Zementindustrie interessiert, der sollte die ausgedehnte Fabrik der Firma in Markranstädt besuchen und die Maschine arbeiten sehen. Er hat dort zugleich Gelegenheit, die neuesten und besten Maschinen für moderne Sandverwertung zu besichtigen und erhält jede gewünschte Aufklärung bereitwilligst. Eine reich illustrierte Broschüre über moderne, billige Baustoffe wird jedem Anfragenden von der Leipziger Zementindustrie kostenlos übersandt.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr
Gegründet 1868.
Niederlage u. Probierstube : Berlin : Alexanderstrasse 43.

Ahr-Rotwein
Nur eigenes Wachstum.
Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.
Der Vorstand.

Hervorragende Neuheit für Damen
Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien
Preis portofrei 5.75 ℳ durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

DRESDNER BANK.
Aktienkapital 180 Millionen Mark.
Reserven ca. 52 Millionen Mark.

Filiale der Dresdner Bank in München
Telephon Nr. **4498, 4499, 4500.** Promenadeplatz 6. Telegramm-Adresse: **Dresdbank**

Scheck-Verkehr Führung provisionsfreier Scheck-Rechnungen; Zinsvergütung gegenwärtig 4 %.

Entgegennahme von Bareinlagen
Verzinsung erfolgt zurzeit bei: täglicher Kündigung mit 4%; 1 monatlicher „ „ 4¼%; 3 „ „ „ 4⅓%
Für längere Kündigungsfristen und grössere Beträge bleibt besondere Vereinbarung vorbehalten.

Verwaltung offener Depots unter gesetzlicher Haftung der Bank gegen eine jährliche Gebühr von 30 Pfg. für je Mk. 1000.— Wert, mindestens Mk. 3.—.

Aufbewahrung geschlossener Depots

Vermietung von Stahlfächern (Safes) in dem nach den neuesten Erfahrungen der Technik hergestellten feuer- und einbruchsicheren Tresor.

An- und Verkauf von Wertpapieren
und Vermittlung von Börsenaufträgen an allen Börsenplätzen.

Konto-Korrent-Verkehr Eröffnung laufender Rechnungen, eventuell mit Kreditgewährung.

Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Wertpapieren.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks
auf das In- und Ausland.

Ausstellung von Kreditbriefen auf alle namhaften Plätze der Welt.

Nähere Aufschlüsse werden auf Verlangen gerne erteilt. Auch sind die Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank an deren Schaltern erhältlich — oder werden auf Wunsch zugesandt. —

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau“

Auch zu Geschenkzwecken und für Bibliotheken sehr zu empfehlen

I. Jahrgang (39 Nummern) geb. ℳ **5.**— (statt 9.50), brosch. ℳ **3.**— (statt 7.20).
II. u. III. Jahrgang (52 Nummern) geb. ℳ **6.**— (statt 11.90), brosch. ℳ **4.**— (statt 9.60).
Den **IV. (1907) Jahrgang** liefern wir geb. zu ℳ **8.**— (statt 11.90), brosch. zu ℳ **6.**— (statt 9.60).

Expedition der „Allgemeinen Rundschau“ München, Tattenbachstrasse 1a.

Sichere Kapitalanlage
durch Hergabe von **Hypotheken an I. Stelle** bis zur Hälfte des Wertes geboten. Kapitalisten belieben sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Unterbringung kostenlos. Zinsfuss 4¼ bis 4½% bei halb- od. vierteljährlicher Zinszahlung. **Uebernahme von Verkäufen von Häusern, Fabriken und Grundstücken. — LOOSEN & Co., CREFELD,** Immobilien-Hypothekengeschäft.

Digitized by Google

Pfälzische Bank München

(Neuhauserstraße 6).

Wechselstuben und Depositenkassen:

Frauenstraße 11 (Ecke Reichenbachstraße), Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstraße).

Zentrale in Ludwigshafen a. Rhein. Filialen in **München, Nürnberg, Bamberg, Frankfurt a. M., Mannheim, Neustadt a. d. H., Kaiserslautern, Frankenthal, Landau, Speyer, Pirmasens, Worms, Dürkheim a. d. H., Zweibrücken, Offhosen, Grünstadt, Alzey, Bensheim a. d. B.** und **Donaueschingen.** Aktienkapital M. 50,000,000.— Reserven zirka M. 9,000,000.—.

Erledigung sämtlicher in das Bankfach einschlagender Geschäfte:

Eröffnung laufender Rechnungen mit oder ohne Kreditgewährung.

Beleihung von Wertpapieren.

Trassierungen, Schecks, Anweisungen und **Kreditbriefe** auf alle größeren Plätze des In- und Auslandes.

Wechsel-Diskont und **Devisen-Verkehr.**

Ausgedehnter Inkasso-Verkehr.

An- und Verkauf von Effekten an deutschen und ausländischen Börsenplätzen.

Umwechslung von Coupons, Sorten und ausländischen Papiergeldern.

Wir eröffnen provisionsfreie

Scheck-Rechnungen

unter kulanten Bedingungen und übernehmen

Bar-Einlagen

zur Verzinsung auf tägliche oder längere Kündigung zu günstigen Sätzen nach Vereinbarung.

Wir befassen uns ferner mit der **Aufbewahrung von Wertpapieren** als **I. Offene Depots,**

wobei wir deren vollständige Verwaltung besorgen, und nehmen Wertpapiere, Pretiosen und sonstige Wertgegenstände als

II. Geschlossene Depots

mit oder ohne Wertangabe in Verwahrung.

In unseren nach den neuesten Erfahrungen der Technik erbauten

Tresors

vermieten wir **III. Eiserne Schrankfächer**

unter eigenem Mitverschluß der Mieter in vier verschiedenen Größen. Zur ungestörten Manipulation mit dem Inhalte der Schrankfächer stehen den Mietern im Vorsaale des Tresors verschließbare Kabinette zur Verfügung.

Die Direktion.

Ewig jung

bleibt ein Gesicht mit weißem rosigem Teint, zarter sammetweicher Haut sowie ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten, daher gebrauche man die echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. überall zu haben

Gute Landbutter

neun Pfund zu **M 10.**— franko. **Süssrahm Tafelbutter** per Pfund **M 1.30** franko, versenden per Nachnahme

Geschwister Bayer,
Rittersdorf bei Bitburg-Eifel.

Für jedes Haus, in dem ein Harmonium steht.

Mit dem neuen Harmonium-Spiel-Apparat:

„Harmonista"

(mit 24 Spielknöpfen)

kann jedermann ohne Notenkenntnis

sofort 4-stimmig Harmonium spielen. Preis incl. Liederbuch m. 250 Melodien franko 30 Mk.

Illustrierte Prospekte auch über Harmoniums mit wundervollem Orgelton gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**
(Gegründet 1846.)

Für jedes Familienmitglied, welches nicht spielen kann.

Fernumzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hofspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), **Wolf,** Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre, heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten

Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

SAND IST COLD

Alle Maschinen für Hand und Kraft und Formen in jeder Preislage zur gewinnbringend. Verwertung von Sand, Schlacken, Steinbruchabfällen zu Cementdachziegeln, Wand- und Bodenplatten, Mauersteinen, Röhren, Trögen usw. — Besuch unseres Werkes erbeten. — Spezialmaschinenfabrik

Leipziger Cementindustrie
Dr. Gaspary & Co.
Markranstädt bei **Leipzig.**
Man verlange gratis Broschüre 29.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.

Fertige Gewänder etc.

Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**

F. J. Casaretto, Crefeld, **Südwall 80** Gegründet 1851.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.

Mathilde Scholz, Regensburg B. 41½.

In unserm Verlage erschien:

Marien-Predigten

von **Dr. Philipp Hammer,** Dechant.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

260 Seiten gr. 8°. Preis brosch. 2,70 Mk., gebund. in Halbfranz 4,— Mk.

Was von den Schriften des sel. Dechanten Dr. Hammer überhaupt gilt, daß dieselben geistreich und originell sind, das gilt auch von vorliegenden Marienpredigten. Durch das Ganze geht ein frischer, lebhafter Zug. Namentlich ist es der herzliche, gemütvolle in den Predigten angeschlagene Ton, der rührt und ergreift. Die eingestreuten Beispiele sind mit oratorischem Geschick verwandt. Bei manchen Predigten wird man nicht umhin können, zu gestehen: Dechant Hammer war ein Prediger von Gottes Gnaden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

OHNE NOTEN

kein Klavierspiel auf wissenschaftlicher Grundlage, dagegen leichteste Erlernbarkeit nach der **Dolzein'schen** Klavierschule mit vereinfacht. Notensystem. Keine verschied. Notenschlüssel, keine Versetzungszeichen, keine unübersichtl. Hilfslinien. Probeheft durch jede Buchhandlung sowie geg. Eins. von 2 ℳ von **A. Dolzein,** Leipzig-Reudn.

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.

Paul Schmidt, Ahrweiler.

Wer **Buchführung** erlernen will, damit zu tun hat, ist Lehrer, — Führer, — Ratgeber die • Buchführungs-Unterrichts-Mappe • Lehrb. d. doppelt. ital. Buchf. 8 ausgef. Geschäftsb., 6 Bilanzen- Geb. 4 ℳ, von **E. Voss,** Bücherrevisor, **Rostock i. M.**

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Badewannen

für Erwachsene um M 14.—, dauerhaft, aus verzinktem Blech, liefert

Philipp Trautner,
Marktredwitz.

Betrag mit Bestellung erbeten.

Anerkannt weltberühmt ist meine

Echte Thüringer Wurst!

Machen Sie, bitte, einen Versuch mit einem 10 Pfund-Postkolli für **M. 10.35** franko Nachnahme. Enthält: **Rotwurst** oder **Blutwurst, Presswurst** oder **Sülzwurst, Geräucherte Bratwurst, Leberwurst** und **Cervelatwurst.** Meine Ware ist prima hochfein und anerkannt vorzüglich im Geschmack. **Dauerware,** das ganze Jahr versandfähig; ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **Garantie streng reelle Bedienung.**

Thüringer Wurstwarengeschäft

R. Grübel, **Cabarz bei Gotha** in Thüringen.

Hanfseckstrasse 51 a.

Edle Frauen!

Unterstützet die zeitgemäßen und gemeinnützigen Bestrebungen der drei Frauenvereine durch Ankauf und Empfehlung der Frauenwohlfahrtslose à Mark 1.—

Ziehung 8. Febr. Samstag ohne Verschub

Gewinne:

70 000 Mark

Haupttreffer:

20000 10000 5000 usw.

Frauenwohlfahrtslose à M. 1.— (für Frankatur u. Ziehungsliste 30 Pfg. mehr) d. d. Generalagentur A. & B. Schuler in München, Theatinerstr. 35/II. Man bestelle gratis und franko **„Die kleine Frauenzeitung".**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 10[a]), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 6 München, 8. Februar 1908. V. Jahrgang.

Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität.

Vom Herausgeber.

Die kirchenfeindliche Presse hat über den scharfen Vorstoß des Straßburger Universitätsprofessors Dr. Ehrhard gegen die Enzyklika Pascendi zu früh gejubelt. Ob sie an dem Münchener Theologieprofessor Dr. Jos. Schnitzer, der acht Tage später gleichfalls in der Wochenbeilage der kirchenfeindlichen „Allgemeinen Zeitung" gegen die Autorität des römischen Stuhles Sturm lief, mehr Freude erleben wird, steht dahin. Leider muß einstweilen gesagt werden, daß Prof. Schnitzer sich nicht nur in der Tonart noch bösartiger vergriffen, sondern auch seine ganze Richtung und Denkweise weit bedenklicher bloßgestellt hat als sein Straßburger Kollege, bei dem die bessere Einsicht schon sehr rasch ihre Wirkung tat. Ob es für Prof. Schnitzer noch einen halbwegs annehmbaren Rückzug gibt, erscheint mindestens fraglich. Vielleicht hat er sich auch mit Vorbedacht einen solchen abgeschnitten. Man sprach schon lange davon, daß Prof. Schnitzer keinen großen Wert darauf zu legen scheine, noch länger der theologischen Fakultät anzugehören. Das durch öffentliche Schilderhebungen theologischer Lehrer gegen die päpstliche Autorität entstehende Aergernis läßt sich überhaupt nicht so leicht wieder gut machen.

Die „Allgemeine Zeitung", in deren Wochenbeilage die Aufsätze des Prof. Ehrhard und des Prof. Schnitzer erschienen, kündigt nunmehr an, daß den mit offenem Visier kämpfenden Gelehrten weniger heroische, hinter dem Schilde der Anonymität versteckte Kritiker folgen würden. Den Reigen dieser vorsichtigeren Artikelschreiber eröffnete in Nr. 19 vom 31. Januar ein Anonymus, der seinen zweifelhaften Mut schon dadurch beweist, daß er nicht nur einem vielgescholtenen Wiener Professor „unglaubliche Dinge" unterschiebt, die in mehreren Zeitungen längst bündig und gründlich widerlegt wurden, sondern auch mit hämischen Ausfällen gegen den Freiburger Prorektor Prof. Dr. Karl Braig operiert, der in Nr. 45 der „Allgemeinen Rundschau" vom 9. November 1907 unter seinem vollen Namen eine Fortsetzung seiner „Aphorismen zur Enzyklika" veröffentlichte. Es wird allerdings anerkannt, daß Braig seine Artikel aus persönlicher Ueberzeugung heraus geschrieben habe, aber daneben fehlt nicht die häßliche Unterstellung, daß manche, welche heute gegen den Modernismus sich wenden, auch den Zweck verfolgen, sich nach obenhin zu empfehlen. Man begegnet hier zum ersten Male dem Versuche, denen, die sich öffentlich auf die Seite der Enzyklika stellen, den Makel des Strebertums anzuhängen. Universitätsprofessoren wie Braig und Sägmüller, denen sich nun auch Prof. Heiner (Freiburg) zugesellte, sind über derartige wohlfeile Unterstellungen, die so recht die Sinnesart schwachmütiger Anonymität verraten, hoch erhaben. Als Streber erreicht man heutzutage immer noch mehr, wenn man gegen, als wenn man für die Kirche und den Papst eintritt.

Einen außerordentlich geistreichen Einfall haben die „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 51 vom 3. Febr.) in einem Artikel „Der Vatikan und die deutschen Modernisten" zutage gefördert. Weil die römische „Difesa", „das Leiborgan des Papstes", die Wendung gebraucht haben soll (wir sind augenblicklich nicht imstande, das Zitat nachzuprüfen), Ehrhard sei vom Heiligen Stuhle die Prälatur entzogen worden, „weil er in einer protestantischen Wochenschrift den bekannten Artikel veröffentlicht hat", wirft das liberale Blatt die witzig sein sollende Frage auf, ob die Maßregelung nicht erfolgt wäre, „wenn der Straßburger Theologe seinen Artikel etwa in der katholischen Allgemeinen Rundschau veröffentlicht hätte". Abgesehen davon, daß die Veröffentlichung in der „Allgemeinen Rundschau" ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, hat das römische Blatt mit seiner kurzen Charakterisierung der „Internationalen Wochenschrift" jedenfalls nicht weit fehlgegriffen. Der Grundzug der Wochenbeilage der „Allgemeinen Zeitung" ist durch die lange Liste der protestantischen Berliner Professoren, welche auf dem Titelblatte als ständige Mitarbeiter aufgeführt sind, deutlich genug gekennzeichnet. Ein weißer Rabe anderer Konfession ändert nichts Wesentliches daran. Es ist der „Difesa" nicht eingefallen, lediglich den Ort, an dem der Artikel Ehrhards erschien, zu inkriminieren. Da sie den Inhalt als „bekannt" voraussetzte, dient die Erinnerung an den Ort nur zur Verstärkung des Eindrucks.

Die nach Inhalt und Form bedauerlichen Ausfälle des Professors Ehrhard in der Internationalen Wochenschrift der „Allgemeinen Zeitung" wurden im letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 5 S. 65 ff.) von Professor Sägmüller in einem von der Presse viel beachteten Artikel kurz gewürdigt. Der Artikel ist aus der „Allgemeinen Rundschau" in zahlreiche andere Zeitungen übergegangen. Mit eindringlicher Schärfe setzt sich der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Heiner, ein Fakultätskollege Dr. Braigs, in der „Germania" (vom 1. Febr.) mit Prof. Dr. Ehrhard auseinander. Heiner leitet seine besondere Legitimation zu einer derartigen öffentlichen Stellungnahme aus seinem entschiedenen Eintreten für das Zustandekommen der Straßburger theologischen Fakultät her. Einige markante Stellen aus dem fest zugreifenden Artikel seien hier herausgestellt. Prof. Heiner schreibt u. a.:

„Sein Artikel in der ‚Internationalen Wochenschrift' ist ein Schlag gegen unsere katholische Kirche, der noch lange fühlbar bleibt und ihren Gegnern in beiden Lagern eine wirksame Stütze für ihre Angriffe auf dieselbe bieten wird .... Woher aber ein öffentlicher Professor das Recht und die Pflicht haben will, über, wenn auch nicht kathedrale, so doch gewiß lehramtliche Kundgebungen des Papstes als Richter und Begutachter und gar als abfälliger Kritiker öffentlich aufzutreten, wird Prof. Ehrhard wohl nicht zeigen können. Derartige Anschauungen sind weiter nichts als ein Stück Modernismus im Sinne der Enzyklika. Jedenfalls steht die große Mehrzahl der Kollegen auf einem ganz anderen Standpunkte. Welcher Katholik, so fragen wir uns hier, muß nicht ebenfalls schmerzlich berührt oder empört sein über ein solches Gericht eines Lehrers der Theologie-Studierenden über den höchsten, von Gott eingesetzten Lehrer der katholischen Christenheit? ....

Die Enzyklika richtet sich nicht, wie Ehrhard fälschlich behauptet, gegen die historisch-kritische Theologie als solche, sondern nur gegen jene modernistische, die völlig absieht von dem göttlichen Charakter der Offenbarung, sowie überhaupt des Christentums. Der Modernismus ist eine Häresie und steht deshalb außerhalb der katholischen Theologie und Kirche ....

„Maßregeln" können nur dort Anwendung finden, wo sie ein Objekt haben, und wenn man einen Mißbrauch derselben fürchtet, so involviert eine solche Furcht eine Beleidigung der kirchlichen Autorität, speziell des deutschen Episkopats. Nein, wir

Digitized by Google

deutschen theologischen Universitätsprofessoren fürchten uns vor den praktischen „Maßregeln" in keiner Weise; denn wir sind keine Modernisten im Sinne der Enzyklika, wir sind uns vielmehr bewußt, daß wir unser theologisches Lehramt, das wir von der Kirche erhalten, so auch nach den Gesetzen und dem Geiste der Kirche zu verwalten haben, und deshalb sind wir überzeugt, daß sich nie die Prophezeiung erfüllen wird, daß der Tag kommen wird, „an dem die katholisch-theologischen Universitätsfakultäten Deutschlands in das Grab ihrer alten Schwester hinabsinken werden". Kollege Ehrhard hat den theologischen Fakultäten Deutschlands durch seinen pessimistischen Artikel wahrlich einen schlechten Dienst geleistet. Und sollte aus seiner provozierenden Stellung zur Enzyklika zwischen Staat und Kirche ein Konflikt bezüglich seiner Person entstehen, und dadurch die theologischen Fakultäten in Mitleidenschaft gezogen werden, so wären daran nicht jene schuld, sondern die durch nichts gebotene Stellungnahme des Herrn Kollegen Ehrhard selbst. Wir müssen deshalb schon im voraus alle Folgen von uns Fakultätsprofessoren ablehnen und die Verantwortung dafür ihm überlassen."

Inzwischen hat Prof. Ehrhard selbst durch eine in Nr. 93 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 31. Januar veröffentlichte Erklärung einen sehr bemerkenswerten Rückzug angetreten und der sich an ihn herandrängenden liberalen Presse die Laune gründlich verdorben. Es ist eine müßige Frage, ob die fast gleichzeitig mit der Veröffentlichung dieser Erklärung von Rom aus bekanntgegebene Entziehung des Prälatentitels für Prof. Ehrhard auch erfolgt sein würde, wenn die Erklärung in Rom früher bekannt geworden wäre. Eine solche Titelfrage hat eine recht nebensächliche Bedeutung, wenn in der Hauptsache die Situation wesentlich entlastet ist. Die Erklärung Prof. Ehrhards hat folgenden Wortlaut:

„Als ich den Artikel „Die neue Lage der katholischen Theologie" für die Internationale Wochenschrift abfaßte, glaubte ich nicht, daß er geeignet sei, in weiteren katholischen Kreisen Beunruhigungen hervorzurufen. Um jeden Zweifel in bezug auf meine kirchliche Gesinnung auszuschließen, spreche ich hiermit mein aufrichtiges Bedauern aus, daß meine Ausführungen, die den Interessen der katholischen Theologie in Deutschland dienen wollten, zu Schlußfolgerungen veranlaßt haben, zu denen ich mich nicht bekenne. Besonders schmerzlich empfinde ich es, daß eine Verletzung der Pietät gegen die ehrwürdige Person des Heiligen Vaters darin erblickt wurde. Daß ich die von der Enzyklika verworfenen dogmatischen Irrtümer des Modernismus zurückweise, geht aus dem Artikel klar hervor. Ich stehe durchaus auf dem Boden des katholischen Dogmas und der Anerkennung der kirchlichen Autorität und bin gewillt, unter allen Umständen ein treuer Sohn der katholischen Kirche zu bleiben."

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 87 vom 29. Januar) nimmt an, daß die pessimistischen Ausführungen Ehrhards zu einer Zeit konzipiert, wenn nicht geschrieben worden seien, als die Stellungnahme der deutschen Bischöfe noch nicht bekannt war, und bemerkt weiter: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß Prof. Ehrhard mit Abfassung seines Aufsatzes bis nach Veröffentlichung des Resultates der Beratungen durch den deutschen Episkopat gewartet hätte. Was inzwischen über die Maßnahmen, welche die am 10. v. Mts. in Köln versammelten Bischöfe mit Billigung des Heiligen Stuhles hinsichtlich der Ausführung der Enzyklika-Bestimmungen vereinbart haben, verlautbar wurde, dürfte den in dem Aufsatze des Prälaten Ehrhard zum Ausdruck gebrachten persönlichen Befürchtungen und Interpretationen den Boden entzogen haben."

In der Tat ist das an den Klerus gerichtete Hirtenschreiben, welches durch den Anschluß der bayerischen Bischöfe zu einer einheitlichen Kundgebung des deutschen Gesamtepiskopates geworden ist, in jeder Hinsicht geeignet, übertriebene Schlußfolgerungen aus den Disziplinarverfügungen der Enzyklika Pascendi auf das rechte Maß zurückzuführen. Bei der besonderen Bedeutung dieser Kundgebung für unsere deutschen Verhältnisse dürfte es angezeigt sein, den wesentlichsten Inhalt, die Beziehungen zur Theologie und zu den übrigen Wissenschaften, auch in der „Allgemeinen Rundschau" ungekürzt zu veröffentlichen. Die Hervorhebungen im Text rühren von der Redaktion her.

...„Wohl haben auf ihren (der Enzyklika) Ruf alsbald erregte Stimmen geantwortet, und man hörte eifern über Geistesknechtung und Gewissenstyrannei, über unerträgliche Intoleranz und Freiheitsbindung. Aber wir wissen, was wir davon zu halten haben; wir wissen, daß so nur Menschen reden, welche das Hirtenwort des Vaters der Gläubigen nicht verstehen können oder wollen, oder welche das Rundschreiben mit von Vorurteilen getrübtem Auge, vielleicht nur stückweise oder gar nicht gelesen haben.

Wir dagegen haben aus ihm nur herausgehört den Feuereifer für Wahrung des kostbarsten Erbgutes, für Reinerhaltung des heiligen Glaubens; das klare, scharfe Urteil, welches von höchster Warte aus gefährliche, im Nebel und Dunkel schleichende Geistesstörungen bis auf den Grund und auf den Ursprung durchschaut und ihr eigentliches Wesen aufgedeckt; die heilige Entrüstung über verwegene Versuche, die Substanz des heiligen Glaubens heimlich und hinterlistig mit modernistischen Irrtümern zu durchsetzen, die Autorität der Kirche zu untergraben; den zitternden Schlag eines Vaterherzens, welches um viele seiner Kinder bangt und voll Betrübnis ist.

Darum beansprucht dieses Rundschreiben unseres Hl. Vaters unsere ganze Aufmerksamkeit, und es verpflichtet uns zu dankbarer Annahme und zu willigem Gehorsam. Je tiefer, Ehrwürdige Brüder, Ihr in dieses von einer umfassenden Kenntnis der gegenwärtigen, religiös-kirchlichen Lage eingegebene Schreiben eindringt und die Veranlassungen dazu ohne jede vorgefaßte Meinung, aber von Liebe zur Kirche durchdrungen in Erwägung zu ziehen suchet, desto mehr werdet Ihr einsehen, wie notwendig es war, daß der von Gott gesetzte oberste Lehrer in der Kirche für eine volle, reine und ungetrübte Erhaltung der von Gott mitgeteilten ewigen Wahrheit seine Stimme erhob. Wir wollen uns daher der Wucht seiner Ausführungen nicht entziehen mit der Vorstellung oder dem Vorgeben, als ob dieselben eigentlich nur auf andere Länder zutreffen. Wohl dürfen wir uns dessen getrösten, daß das im Rundschreiben gezeichnete und gerichtete System von keinem katholischen Laien oder Geistlichen in Deutschland in allen Teilen und bis in seine letzten Konsequenzen vertreten und verfochten wird. Aber die Gefahr besteht auch bei uns, daß Ansätze zu solchen falschen Theorien unvermerkt sich einschleichen können ....

Es kann ja nicht verkannt werden, daß ein Geist der Neuerungssucht, des Zweifels und der Verneinung überall mehr und mehr auf das Denken und Forschen auch auf religiösem Gebiet unheilvollen Einfluß zu gewinnen sucht. Dieser Einfluß zeigt sich in der Sucht, neue Formen für das religiöse Bewußtsein zu finden und der Betätigung des religiösen Lebens eine neue Prägung zu geben. Damit verbindet sich die Verachtung des Alten und Hergebrachten, die Geringschätzung der Tradition, mitunter förmliche Ablehnung der gläubigen Hinnahme der Kirchenlehre und der autoritativen Aussprüche des kirchlichen Hirtenamtes.

Manche gefallen sich in dem Streben, die Sicherheit ihrer Glaubensüberzeugung ganz allein auf ihre persönliche Einsicht zu gründen, statt auf Gottes Gnade und die göttliche Stiftung des unfehlbaren Lehramts. Aber damit nicht genug, sie suchen förmlich Anschluß an die Gegensätze, wollen mit ihnen vermitteln auf Kosten der Wahrheit, finden in dem Glaubensinhalt „verlorene Posten", welche man ohne Schaden für das Seelenheil aufgeben könne und solle. Wenn der Forschungstrieb unter Verkennung seiner Kraft und Grenzen sich auf das religiöse Gebiet wagt, richtet er durch eine verkehrte Kritik große Verwüstungen an. Ja, die „freie Forschung" liebt die Gefahr des Irrtums und rühmt sich dessen in dem Wahne, damit dem Fortschritt der Wissenschaft dienen zu können. So schwindet auch in manchen katholischen Kreisen die Sicherheit des richtigen Denkens, die Unbefangenheit der Gesinnung, die Freudigkeit des Glaubens, das Vertrauen zur Kirche und zu den kirchlichen Vorgesetzten.

Gerade das ist charakteristisch bei denen, die einem solchen Modernismus huldigen, daß sie eine krankhafte Abneigung zeigen gegen den einzigen Arzt, der ihnen helfen könnte, gegen die kirchliche Autorität. Sie wollen von ihr nicht behelligt sein. Sie verlangen, daß man ihnen volles Vertrauen schenke, sind aber selbst voll Mißtrauen und scheuer Furcht gegenüber der kirchlichen Obrigkeit. Gegen Mahnungen und Weisungen derselben verhalten sie sich ablehnend; tritt endlich die Notwendigkeit ein, ihnen mit Nachdruck zu begegnen, so klagen sie über Unduldsamkeit und Geistesknechtung und setzen der Autorität die Autonomie des Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns entgegen, während sie selbst überaus unduldsam zu sein pflegen gegen alle, welche anders denken als sie. Sie haben die Achtung und Ehrfurcht vor dem kirchlichen Lehramt verloren und verkennen vollständig sein Wesen und seinen übernatürlichen Ursprung.

Wohl geben manche von ihnen vor und mögen auch selbst es ernstlich glauben, daß sie nur von dem Streben geleitet seien, der Kirche zu nützen, sie in der Welt wieder zu Ehren und Ansehen zu bringen und möglichst viele für das Reich Gottes zu gewinnen. Aber der Kirche kann man nur dann nützen, wenn man ihr gehorcht und sie zur Führerin nimmt. Nur was mit ihr und ihrer Lehre in Uebereinstimmung ist, kann dem Reich Gottes und der heilsbedürftigen Menschheit Segen bringen. Es gibt Gegensätze, welche nicht auszugleichen sind; man kann den christlichen Geist und den gottabgewendeten Weltgeist, Christentum und Antichristentum, Wahrheit und Irrtum nicht miteinander versöhnen wollen; versucht man es doch, so geschieht es meist

Digitized by Google

auf Kosten des eigenen Glaubenslebens. „Moderne" Menschen durch ein modernisiertes Christentum zum Heil führen zu wollen, ist ein vergebliches Unterfangen. . . .

Zu solchen und ähnlichen, auch bei uns zuweilen hervortretenden Symptomen und Ansätzen des Modernismus werden wir noch hinzuzurechnen haben jene leider sich steigernde Sucht, ohne Beruf, ohne richtiges Urteil und ausreichende Kenntnisse überstürzt zu kritisieren und zu reformieren, die so recht die Krankheit unserer Zeit ist und vor keiner Autorität Halt macht, die ehrwürdigsten Institutionen nach dem „modernen Bewußtsein" umformen, in die Organisation und Verwaltung der Kirche einen mit ihr unverträglichen Parlamentarismus und Demokratismus einführen möchte, und sich nicht scheut, in öffentlichen Blättern und Zeitschriften, sogar in kirchenfeindlichen, zur größten Freude der Gegner ihre urteils- und pietätslosen Aeußerungen über kirchliche Obern und Institutionen feilzubieten.

... was uns tief zu Herzen geht, ist die Erfahrung, daß selbst einzelne Priester, angesteckt von dem Geiste der Unzufriedenheit, Kritisiersucht und Verachtung der Autorität, sich soweit vergessen, daß sie in Zeitungen, selbst in kirchenfeindlichen, kirchliche Institutionen und Vorgesetzte einer ebenso unzarten wie ungerechten Kritik unterziehen, die Fahne radikaler Opposition erheben und die Hilfe bei den Feinden der Kirche suchen, um ihre kirchlichen Vorgesetzten einzuschüchtern oder sich Genugtuung zu verschaffen wegen vermeintlich erlittenen Unrechts oder wegen nicht in Erfüllung gegangener Erwartungen. Ihr fühlet mit uns, wie unehrenhaft ein solches Verhalten ist, wie es die Betreffenden brandmarkt, aber auch unseren ganzen Stand bloßstellt, in schwerer Zeit unsere Sache schädigt und unsere Einigkeit schwächt . . .

Wir brauchen Euch, geliebte Brüder, nicht besonders zu versichern, daß wir durchaus einig sind in dem Entschlusse, mit aller Gewissenstreue das unsrige zu tun zur Bekämpfung moderner Irrtümer, welche mit den Lehren Christi in einem unversöhnlichen Widerspruche stehen und offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt die Autorität und Ordnung der Kirche Christi zu untergraben suchen. Wir werden, wie es unsere heiligste Pflicht ist, die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß von den ewigen Wahrheiten weder etwas verloren gehe noch getrübt werde. Hüten wie unseren Augapfel werden wir insbesondere unsere Kandidaten des geistlichen Standes, auf daß sie vorab gründlich und umfassend in den Wahrheiten, die bleiben, unterwiesen werden, auf daß sie diese und nicht veränderliche oder erst in noch unsicherer, fraglicher Entwicklung begriffene Lehren und Anschauungen von Menschen dem gläubigen Volke bieten. Das ist die Sorge, die das Herz unseres Heiligen Vaters erfüllt und die wir mit ihm teilen.

Man könnte aber Papst Pius X. und man könnte uns nicht gründlicher mißverstehen, als wenn man aus seiner Enzyklika oder wenn man aus unserem Hirtenschreiben ein Verbot des Studiums und eine Abmahnung von wissenschaftlicher Forschung herauslesen wollte. Ein wissenschaftlich gebildeter und wissenschaftlich sich fortbildender Klerus ist unser Stolz. Unser Vertrauen und unsere Dankbarkeit wenden sich den Männern der Wissenschaft zu, welche in unseren theologischen Fakultäten und Seminarien mit großem Eifer, im engsten Anschluß an das kirchliche Lehramt unsere Priesteramtskandidaten in das weite Gebiet der Theologie einführen, in allen Zweigen zu weiterer Arbeit anregen und in wissenschaftliche Methoden einschulen. Es ist uns auch eine wahre Herzensfreude, daß das Studium im Leben und in der Tagesordnung unserer Geistlichen seinen Platz behaupte von der Jugend bis zum Alter. Wissen wir doch, daß ein gründliches Studium an sich schon ein Präservativ ist gegen unreife Kritisiersucht, gegen die Ansteckung des Modernismus, gegen das oberflächliche Spielen mit Phrasen, mit unklaren Begriffen, Ideen und Gefühlen, welches heutzutage so viel Unheil anrichtet. Freilich muß es ein gründliches Studium sein, dessen Schwerpunkt beim Theologen und Geistlichen selbstverständlich in die Theologie fällt, in welcher man nie auslernt. Niemand wird sich selbständig und mit Erfolg in den theologischen Wissenschaften erziehen, fördern und lehren können, wenn er nicht durch eine gründliche und systematische Geistesschulung hindurchgegangen ist. Dem Kundigen und Erfahrenen ist es nicht zweifelhaft, daß hierzu die Philosophie und Theologie der klassischen scholastischen Zeit, besonders des großen Aquinaten unentbehrlich sind.

Aber auch die Gebiete der anderen Wissenschaften stehen offen, und nichts liegt uns ferner, als ein „Berühret nicht, kostet nicht, fasset nicht an" (Kol. 2, 21), nichts ferner als kleinliche Bevormundung, als engherzige Freiheitsbeschränkung. Es ist nicht nur unsere Aufgabe, die Offenbarungswahrheiten treu zu bewahren, sondern auch sie mit stets fortschreitender Erkenntnis zu erfassen und darzulegen. Was immer uns hierin fördern und dienen kann, jede Anregung und Bestätigung, jedes neue Licht, jede Erweiterung des Gesichtskreises, jedes sichere Resultat der Wissenschaft nehmen wir dankbar und begierig an und verwerten wir im Dienste der ewigen Wahrheit. Ja, frei und freudig möget Ihr lernend und lehrend Euch bewegen im Reiche des Geistes. Aber Ihr werdet nie vergessen, daß wir der ewigen Wahrheit uns alle in allem unterzuordnen haben; daß diese den Geist nicht bindet, sondern frei macht: Die Wahrheit wird Euch frei machen (Joh. 8, 32); daß durch Warnung vor dem Irrtum die wissenschaftliche Forschung nicht gehemmt, sondern gefördert wird, wie Wegweiser und Wegschranken den Höhenwanderer nicht behindern, sondern behüten; daß die Ueberwachung des theologischen Unterrichtes und der homiletischen und katechetischen Unterweisung des Volkes wie ein unveräußerliches Recht, so eine schwerverbindliche Pflicht des Bischofs ist; daß die missio zum theologischen und kirchlichen Lehramt nur vom Bischof ausgehen kann.

Zu großer Beruhigung gereicht uns Euer Eifer und die Gewissenhaftigkeit, womit Ihr darauf bedacht seid, dem Volke Gottes mit aller Geduld und Lehrweisheit (2. Tim. 4, 2) das gesunde Brot des Geistes, die unverfälschte Speise der durch Christus geoffenbarten und durch die Kirche vermittelten Wahrheit und den Trost der heiligen Schriften (Römer 15, 4) reichlich darzureichen. Harret aus in diesem Eifer und suchet ihn noch zu steigern. Wie notwendig dieses ist, zeigen manche gebildete katholische Laienkreise, deren sich eine gewisse Beunruhigung bemächtigt hat, als sei durch die Enzyklika das wissenschaftliche Streben und die Selbständigkeit des Denkens und Forschens bedroht, und als wolle die Mitarbeit an den Kulturaufgaben der Menschen kirchlicherseits verboten oder unmöglich gemacht werden. Möchten sie doch alle erkennen, wie grundlos solche Befürchtungen sind! Die Kirche will nur einer Freiheit Schranken ziehen — der Freiheit zu irren. Wenn ihre Vorschriften und Weisungen aber mitunter streng und scharf lauten, dann liegt der Grund darin daß sie unbedingt an dem Grundsatz festhält: Die Wahrheit über alles. Zu keiner Zeit ist die Kirche dem wahren Kulturfortschritt entgegengetreten, sondern dem, was diesen Fortschritt hindert: der Unbesonnenheit, der Ueberstürzung, der Neuerungssucht, der krankhaften Abneigung gegen die Wahrheit, die von Gott kommt. Frei und ungehindert können aber wir katholische Christen mit allen unseren Kräften und Talenten eintreten in den friedlichen Wettkampf edler Geistesarbeit, echter Geistesbildung! Mit jener königlichen Freiheit, welche nur die Wahrheit verleihen kann, wollen wir alles, was immer wahr, was ehrbar, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, wenn etwas eine Tugend, wenn etwas eine löbliche Zucht ist (Phil. 4, 8) — freudig umfangen, fördern, uns aneignen, verwerten, und es, bestrahlt vom Lichte des wahren Glaubens, befruchtet durch Gebet nnd die Gnade von oben, als wertvollsten Beitrag in die Kulturarbeit der Gegenwart einfügen! Ja, Ehrwürdige Brüder, jenen suchenden Seelen soll ein wissenschaftlich hochstehender Klerus Führer sein und auch jenen, welche der falsche Glanz einer sich aufblähenden ungläubigen Wissenschaft oder die schillernden Vorspiegelungen des Modernismus irrezuleiten und der heilsamen Zucht des Glaubens und der Kirche zu entfremden droht, — ihrer soll er sich annehmen in aller Geduld und Liebe und sie zu vertrauensvollem Anschluß an die Kirche und ihr Lehramt zurückzuführen suchen durch die Erkenntnis, daß alles Wissen und alle Wissenschaft ohne den Glauben Stückwerk bleibt, die größten Fragen des Lebens nicht lösen, das Licht- und Heilsbedürfnis der Seele nicht stillen kann."

Der Liebe Macht.

Stand am Weg ein dürres Dorngesträuch,
Leer an Rosen und an Dornen reich,
Leer an Liebe wie ein hartes Wort,
Leer an Lenz und Leben und verdorrt.

Wie das alles nur so seltsam kam,
Daß es doch ein Herz gefangen nahm.
Strauch, trag' Rosen, Rosen trage du,
Trage Rosen! bat es immerzu.

Jeden Morgen kam das arme Herz,
Jeden Abend ging es weg im Schmerz.
Strauch, trag Rosen! bat es immerfort,
Rosen, Rosen! war sein einzig Wort.

Einst das Herz in stiller Frühe kam.
Welch ein Anblick, süß und wonnesam!
Rosen, Rosen glühten in den Tag!
Was ein großes Lieben nicht vermag!

O. Frauenfelder.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Königsmord in Lissabon.

Die Metzelei im Konak von Belgrad hat in Lissabon ihr entsetzliches Seitenstück gefunden. Wie dort, so war es auch hier auf die Ausrottung der Königlichen Familie abgesehen. Der Meuchelmord von Belgrad war aus der Halbkultur Serbiens herausgewachsen. Portugal, die einstige Weltmacht und gegenwärtige Schutzbefohlene Englands, gehört in die Reihe der Kulturgreise; das Lissaboner Attentat ist nicht auf übertünchte Barbarei, sondern auf die raffinierte Mordsucht der modernen Ueberkultur zurückzuführen. Vorläufig ist zwar noch keine Klarheit über die Täter und ihre Triebfeder erzielt worden, doch deuten die Umstände auf ein anarchistisches Verbrechen hin. Wenn man der republikanischen Partei Portugals Mordabsichten zutrauen wollte, so hätte man doch eher einen Anschlag gegen den Diktator Franco als gegen den König und seine Söhne erwarten müssen. Denn auch nach Beseitigung des Dom Carlos und seiner beiden Söhne würde die Monarchie in Portugal nicht erloschen sein, da Franco gewiß dem Bruder des Königs, dem Herzog von Oporto, zum Throne verholfen hätte. Als Reserve des monarchischen Systems steht noch Dom Miguel von Braganza im Hintergrunde, der legitime Thronberechtigte in den Augen der Miguelisten, welche die weibliche Erbfolge der Königin Maria della Gloria und deren koburgischen Nachkommenschaft bestreiten, ähnlich wie die Karlisten in Spanien die Herrschaft der christinischen Familie.

Schon die Ereignisse am Tage nach dem Morde haben gezeigt, daß die republikanische Partei von der Bluttat keinen Vorteil haben wird, sondern vielmehr der monarchische Gedanke aus der Prüfung neu gestärkt hervorgeht. Nachdem König Carlos und sein ältester Sohn Luiz Filip unter den Kugeln der Verbrecher gefallen waren, wurde der nur leicht verwundete zweite Sohn Manuel, der im neunzehnten Lebensjahre steht, sofort zum König ausgerufen und sowohl von der Armee als von der hauptstädtischen Bevölkerung ohne weiteres anerkannt. In seiner Antrittsproklamation bestätigt er zwar das Ministerium Franco; aber am folgenden Tage bereits wurde im Staatsrat ein neues Ministerium der monarchistischen Konzentration begründet. Es scheint, daß der bisherige Diktator Franco selbst die Gelegenheit benutzt hat, um mit Hilfe des aufgerüttelten Solidaritätsbewußtseins aller konservativen Elemente einen Uebergang von der Konfliktregierung zu einem neuen konstitutionellen Regiment herbeizuführen.

Franco ist ein Staatsmann von ungewöhnlicher Kraft, dessen Charakterbild vorläufig noch schwankt, von der Parteien Haß verwirrt. Er ist kein Diktator des gewöhnlichen Stils, sondern ein gewaltiger Staatsreformator und Volkserzieher mit idealen Zielen, frei von jenem Eigennutz, der sonst die Tyrannen in den romanischen Ländern kennzeichnet. Er hat Zucht und Ordnung in die Staatsverwaltung zu bringen gesucht, namentlich in die Verwendung der Staatsgelder und in das Aemterwesen. Dadurch brachte er natürlich alle gegen sich auf, welche für sich oder ihre Angehörigen von den Staatspfründen und von der Geldverschleuderung zu profitieren hofften. Ihm persönlich konnte man keinen Bereicherungsversuch nachsagen; um so mehr ritt man auf dem Vorwurf herum, daß er ohne Zustimmung der Kammer die Zivilliste des verschuldeten Königs um eine Million erhöht und die dem König bereits gezahlten „Vorschüsse" niedergeschlagen habe. Demgegenüber sagen seine Anhänger, die Zivilliste in ihrem uralten Satz sei durchaus unzulänglich gewesen gegenüber den Verpflichtungen, welche die Dynastie habe. Unglücklicherweise war König Carlos mit seiner körperlichen Wohlbeleibtheit und seiner seelischen Abneigung gegen ernste Arbeit nicht der Mann, der den Portugiesen genügend hätte imponieren können, um bei der Neuwahl die nötigen Stimmen für die reformatorische Politik zu gewinnen. Viel mehr Ansehen und Beliebtheit genoß der 21jährige Kronprinz, dem man nachsagte, daß er wegen der Politik Francos mit seinem Vater in ernste Konflikte geraten sei. Nun ist aber der Kronprinz zugleich mit seinem Vater dahingerafft worden; der neue König Dom Manuel ist politisch niemals hervorgetreten, also ein sog. unbeschriebenes Blatt. Dieser Umstand erleichtert es dem bisherigen Diktator Franco und seinen Anhängern, sich der Konzentration aller monarchistischen Elemente anzuschließen. Die Entrüstung über die Schreckenstat wird vielleicht die konservativen Kräfte über die zersetzenden Kräfte des Eigensinnes und Eigennutzes hinausheben und zugleich die republikanische Agitation zur Zurückhaltung nötigen, bis die Gefahr des Verdachtes der Mitschuld geschwunden ist.

Friedenstauben.

Die erste heißt Pichon. Der französische Minister des Auswärtigen hat in anerkennenswerter Weise den sich vordrängenden Delcassé abgeschüttelt. Die Worte der ministeriellen Rede waren trefflich gesetzt: das selbstgepriesene Verdienst des Herrn Delcassé um die Befreiung von der „deutschen Hegemonie" wurde entschieden bestritten, die Politik der „Isolierung Deutschlands" rundweg verleugnet, die Heilighaltung der Algeciras-Akte wieder feierlich versichert, die Absicht der Einmischung in die inneren Streitigkeiten Marokkos auf das kräftigste bestritten. Allerdings wurde eine Fortsetzung der Pumppolitik zugunsten Abdul Asis' noch offen gehalten, doch soll auch die eventuelle Anleihe in den Formen der Algeciras-Akte bleiben. Die Kammer in Paris klatschte mit gallikanischer Beweglichkeit den friedlichen Redewendungen Pichons ebenso lebhaft Beifall wie einige Tage vorher den Fanfaren Delcassés. An der Rede Pichons und der Resolution der Kammer kann Deutschland nicht viel aussetzen. Aber die Tatsachen, welche die Franzosen in Marokko durch immer neue Vorstöße schaffen, fordern doch immer noch zur größten Wachsamkeit und Vorsicht auf; ebenso die neuerdings konstatierte Charakterschwäche der dortigen Volksvertretung.

Die zweite Friedenstaube ist in England aufgeflattert. Sowohl die Thronrede zur Eröffnung des britischen Parlaments als auch die ersten Verhandlungen holten endlich das nach, was bei der Anwesenheit unseres Kaisers in England mehrfach vermißt wurde, nämlich die offizielle Anerkennung der hohen friedlichen Bedeutung dieser Begegnung und der Besserung in dem Verhältnis der beiden Völker. Diese amtlichen Kundgebungen sind um so mehr zu schätzen, als die Haltung der englischen Presse gegenüber dem Wiederauftreten des deutschfeindlichen Delcassé nicht recht deutschfreundlich und nicht besonders friedliebend gewesen ist.

Als dritte Verstärkung der Friedenszuversicht sind die Erklärungen des österreichischen Ministers des Auswärtigen in den Delegationsausschüssen zu begrüßen. Frhr. v. Aehrenthal konnte besonders hervorheben, daß es den Regierungen von Wien und Rom gelungen sei, eine größere Herzlichkeit in den Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien herbeizuführen und zu sichern. Es freut uns, wenn Frhr. v. Aehrenthal dazu mitwirkt, den dritten Teilhaber am Dreibund zu einem weniger unsicheren Kantonisten zu machen. Die Herüberziehung Italiens in die Gruppe der Feinde Deutschlands gehört ja als wesentliches Hilfsmittel zu dem System Delcassé, und offenbar war ihm die Verführung seinerzeit in bedenklichem Maße gelungen. Jede Befestigung der Beziehungen Oesterreichs zu Italien ist ein schätzbarer Vorteil für das Gleichgewicht in Europa.

Frhr. v. Stengel als Opfer der Blockpolitik.

Wieder geht einer der alten und bewährten Staatsmänner, weil er in die neumodische Staatskünstelei nicht recht passen will. Frhr. v. Stengel hat seit 1903 das Sekretariat des Reichsschatzamtes verwaltet, nachdem ihm Fürst Bülow (damals noch Reichs- und nicht Blockkanzler) bezeugt hatte, daß er der einzig Dienstfähige sei von jenem Trifolium, das allein eine durchdringende Kenntnis der Reichsfinanzen habe. Die gute Antrittszensur hat Frhr. v. Stengel wahrlich gerechtfertigt. Ihm ist in der kurzen Zeit vieles gelungen, woran seine Vorgänger sich vergeblich abgemüht. Seine Finanzreform nennt man gewöhnlich die „kleine"; aber in Wirklichkeit war die Umgestaltung der Klausel Franckenstein ein bedeutendes Werk, das auch von der parlamentarischen Geschicklichkeit Stengels zeugt. Die neuen Steuern von 1906 sind ungeheuer scharf bekrittelt worden; aber wer über die vermeintlichen oder auch wirklichen Mängel eines solchen Kompromißwerkes spotten will, soll erst einmal den Reichstag zur Bewilligung von 200 Millionen neuer indirekter Abgaben bestimmen.

Warum muß nun diese bewährte Finanzkraft in den Ruhestand treten? Die liberale Blockpresse sagt, Freiherr v. Stengel habe für die neuen Steuerpläne (Branntweinmonopol und Zigarrenbanderolensteuer) gar keinen Anklang und keine Aussichten gewinnen können und sei deshalb nicht mehr der rechte Mann an seinem Platze. Aber die Schwierigkeiten in dieser oder jener Einzelfrage, welche bei der schwierigen Steuersuche unvermeidlich sind, brauchten weder die Einreichung noch die Genehmigung des Abschiedsgesuches herbeizuführen. Frhr. v. Stengel ist Ruhestandskandidat geworden,

Digitized by Google

weil er in einer Zeit, da Fürst Bülow die Verschiebung der Steuergesetzgebung betrieb, zu viel Amtseifer entwickelt und weil er dabei im Verein mit den einzelstaatlichen Finanzministern den Bestrebungen des linken Blockflügels auf direkte Reichssteuern grundsatztreu entgegentrat. Die neuen Staatsstützen des Fürsten Bülow betrachteten ihn als ein wesentliches Hindernis ihrer Finanzpolitik und der Blockpolitik überhaupt. Bei der jüngsten Konferenz mit den Blockführern wird wohl die Diskrepanz der Ansichten und der Stimmungen recht deutlich hervorgetreten sein. Den Ausschlag freilich gab gewiß der Wunsch Bülows, seinen Freunden auf der Linken nach der bitteren Pille der Wahlrechtsablehnung ein Stückchen Zucker zu verabreichen. Den Rücktritt Stengels betrachten die linksliberalen Volksvertreter nicht bloß als eine Genugtuung für sich selbst, sondern auch als ein geeignetes Paradestück für ihre Volksversammlungen. Das sieht wie ein „Erfolg", ein „Triumph" des Blockliberalismus aus und läßt sich zur Beschwichtigung der aufgeregten Wähler trefflich verwerten.

Ob es ein „Erfolg" in diesem Sinne ist, muß sich erst bei der Wahl und der Wirksamkeit des Nachfolgers zeigen. Daß die Steuerreform trotz der schweren Finanznot verschoben werden würde, war schon längst ausgemachte Sache; daran hätte auch Frhr. v. Stengel nebst seinen einzelstaatlichen Freunden bei längerem Ausharren nichts ändern können, nachdem Fürst Bülow diese Taktik in Norderney festgelegt hatte. Wenn nun ein Nachfolger gewählt wird, der in der Reichsfinanzfrage nach links hin gravitiert, so hat der Blockkanzler in der künftigen Tagung mit dem Widerstande der einzelstaatlichen Finanzminister, auch seines preußischen Kollegen von Rheinbaben, zu rechnen. Steht der Nachfolger aber auf dem alten Boden, daß die direkten Steuern den Einzelstaaten verbleiben müssen, so hat er ebenso mit dem Widerstand der neuen Bülowschen Staatsstützen zu rechnen wie der bisherige Schatzsekretär. Es ist also nicht abzusehen, wie der Personenwechsel den festgefahrenen Karren flott machen könnte. Man sieht vorläufig nur, was bei dieser Wendung verloren geht: erstens eine tüchtige Kraft und zweitens eine Portion von wertvollem Vertrauen. Denn die Verabschiedung Stengels wird weithin als eine Gefährdung des bestehenden Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten, als eine Bedrohung für die finanzielle Selbständigkeit der Einzelstaaten empfunden werden. Nicht die beruhigende Lösung einer Krisis, sondern die Verschärfung einer chronischen Krisis liegt vor. Daraus werden wir wohl nicht eher herauskommen, als bis die ganze Blockkünstelei ihr Ende erreicht und einer vernünftigen Sammlung aller positiven Kräfte Platz macht. Bisher zeichnet sich die Blockpolitik nur durch den starken Verbrauch an Männern aus.

Der Hakatismus vor dem Herrenhause.

Noch schärfer als das preußische Dreiklassen-Abgeordnetenhaus pflegt die Linke das preußische Herrenhaus zu verdammen. Aber bei der ersten Beratung des antipolnischen Enteignungsgesetzes hat sich doch wieder gezeigt, daß in dieser Ersten Kammer eine große Summe von Erbweisheit und von Charakterfestigkeit zu finden ist. Die unglückselige Polenpolitik fand dort eine Kritik, die den Ministerpräsidenten und drei seiner Kollegen in eine schwierige Defensive dränge. Nach den wuchtigen Warnungsreden des Kardinals Kopp, des schlesischen Gutsherrn v. Thiele-Winkler und der sachkundigen Oberbürgermeister von Königsberg und Breslau wäre bei einer sofortigen Abstimmung die Enteignung sicherlich gefallen. Jetzt wird in der Kommission und hinter den sonstigen Kulissen mit Hochdruck gearbeitet werden, um die Mehrheit umzustimmen. Auf alle Fälle bleibt aber das gegebene Zeugnis für die Zukunft wertvoll.

Winterlandschaft.

Die Fluren verschneit und die Wälder,
Und Feierstille umher;
In losen, lichtbeckten Scharen
Die Wolken ziehen zum Meer . .

Ihr zieht so eilig von dannen,
Euch hält keine Felsenwand;
Zieht fort und tragt meine Wünsche
Ins leuchtende Sonnenland . . .

Hans Gesold.

Neue Wege in Oesterreich-Ungarn.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In seinem Exposé, mit welchem der gemeinsame Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal, im Budgetausschusse der ungarischen Delegation sein Programm erläuterte, hat er der österreich-ungarischen Monarchie neue Wege gewiesen. „Oesterreich hat nie versucht, sich (im Orient) an die erste Stelle zu bringen," schrieb kürzlich die Athener „Akropolis" und stellte damit besonders dem Grafen Goluchowski, der so lange Jahre unsere Auslandspolitik geleitet, ein beschämendes Zeugnis aus. Sein Amtsnachfolger will den Unterlassungsfehler gut machen und die alte Habsburgermonarchie zu einer wirtschaftspolitischen Großmacht ausgestalten. Das kann er nur, wenn der Staat mit allen auswärtigen Mächten in Frieden lebt, sich im Innern konsolidiert und vor allem die Balkanländer als Absatzgebiet sichert. Das letztere soll dadurch erreicht werden, daß eine direkte Eisenbahnverbindung Wien–Budapest–Sarajevo–Athen–Piräus hergestellt wird, vorausgesetzt, daß der Sultan seine Einwilligung zur Herstellung einer Eisenbahnlinie von Uvac nach Mitrovitza und eines Anschlusses der türkischen Bahnen an die griechischen Bahnen bei Larissa gibt. Baron Aehrenthal scheint dieser Einwilligung sicher zu sein, ohne welche ja sein ganzer Plan nur eine schillernde Seifenblase wäre.

„Die zivilisatorische Erschließung des Sandschaks Novibazar", so führte der Minister aus, „durch die 220 Kilometer lange Transversalbahn, durch welche das bosnische Eisenbahnnetz an die orientalischen Bahnen bei Mitrovitza angeschlossen und eine direkte Schienenverbindung mit der Türkei hergestellt werden soll, steht zunächst auf dem Balkan-Wirtschaftsprogramm der reichsgemeinsamen Regierung. Schon ist der Sultan um die Ermächtigung angegangen worden, die Vornahme der Studien zur Sandschakbahn nach Mitrovitza zu gestatten, welcher Schienenweg die erste Vorbedingung für die Exportentwicklung nach dem Orient bildet." Diese Bahn wird 50 Millionen kosten. Sie muß bei Novibazar ein rauhes, unkultiviertes Höhenplateau überwinden, wird dem bisher unausrottbaren Räuberwesen ausgesetzt sein, daher militärische Bewachung benötigen; sie wird meist nur Agrarprodukte zu verfrachten haben und die Waren an der bosnischen Grenze umladen müssen, da die bosnischen Bahnen nicht normalspurig sind. Diese Bedenken müssen aber schweigen, wenn wir die Konkurrenz Italiens auf dem Balkan aushalten und überwinden, ja wenn wir unserer Industrie neue Wege weisen und neue Absatzgebiete erschließen wollen. Da außerdem eine Bahnverbindung mit Montenegro und dem Skutarisee in Albanien und eine Küstenbahn von Cattaro ins montenegrinische Littorale gebaut werden soll, so erkennt man, daß es dem Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal, tatsächlich darum zu tun ist, unserer Monarchie neue Wege zu einer großangelegten Verkehrspolitik zu bahnen, unserem Handel und unserer Industrie neue Absatzgebiete zu sichern.

Man wird sich daher nicht wundern, wenn die meisten Parteiblätter die Pläne Baron Aehrenthals mit Jubel begrüßt haben. Dieser wird sich aber diesseits der Leitha wohl bald verflüchtigen, wenn man sich die großen Pläne genau durch eine österreichische Brille betrachtet.

Schon durch mehr als zwanzig Jahre widersetzt sich Ungarn dem Ausbau der bosnischen Bahnen nach Kroatien und Steiermark hin, um eine direkte Verbindung Wiens mit Bosnien zu verhindern; es soll nach wie vor der Absatz der österreichischen Industrieerzeugnisse den weiten Weg über ungarisches Gebiet nehmen, Wien soll nur erreicht werden können auf Bahnen, welche der ungarischen Tarifhoheit unterstehen. Baron Aehrenthal hat sein Projekt ja auch Wien—Budapest—Sarajevo genannt, und in dem neuen Ausgleiche mit Ungarn besteht kein Uebereinkommen betreffs Bindung der Tarife im Durchgangsverkehr nach dem Ausland; nur für die Strecken Wien—Semlin und Wien—Orsova ist ein solches vorgesehen. Daraus folgt, da die geplante Bahn nur nach Norden einen Anschluß hat, und zwar nach Brod an die ungarische Staatsbahn, daß die österreichische Industrie mit ihrer Ausfuhr nach Mitrovitza und darüber hinaus in schwerem Nachteil ist gegenüber der ungarischen Industrie. Und wenn man behauptet, gegen Tarifschikanen auf ungarischen Bahnen sei die österreichische Industrie geschützt durch die aus dem Handelsvertrage mit dem Deutschen Reiche in den Ausgleich herübergenommenen Zuführungen pari

Digitized by Google

rätischer Behandlung der Warentransporte, so wissen die österreichischen Kaufleute auf Grund vieljähriger trauriger Erfahrungen, daß solche schöne Erklärungen den magyarischen Regierungsleitern noch nie ein Hindernis gewesen sind, wenn man den Export Oesterreichs erschweren wollte. Dazu kommt noch, daß die Monarchie auf fremdem Territorium nicht die Bahn selbst bauen kann, auch nicht unter der Maskenfirma der bosnischen Landesverwaltung. Darum soll der Bahnbau einem Konsortium Wiener und Budapester Banken übertragen werden. Diese werden natürlich für die teure und wenig rentable Bahn Zinsengarantie vom Staate verlangen, und da Oesterreich auch im jetzigen Ausgleiche eine gerechte Quote noch nicht hat durchsetzen können, so wird es auch bei der Zinsengarantie für die neue Bahn nach dem ungerechten Quotenschlüssel ungerecht mehrbelastet werden. Wenn Baron Aehrenthal also als Oesterreicher auch der österreichischen Reichshälfte wirtschaftlichen Segen von seinen neuen Wegen verschaffen will, so muß er es durchsetzen, daß Oesterreich über Kroatien einen direkten Anschluß nach Mitrovitza erhält und daß die bosnischen Bahnen alle auf Normalspur umgebaut werden.

Bei Berücksichtigung dieser geschilderten Verhältnisse wird man sich nicht wundern, daß die magyarischen Delegierten dem Minister reichlich Beifall spendeten, einen solch „weitblickenden, gerechten" Staatsmann hat unsere Monarchie seit Andrassy nicht mehr gehabt. Baron Aehrenthal scheint es auch besonders darauf abgesehen zu haben, sich das Wohlwollen der Magyaren zu erringen. Er kündigte in seinem Exposé eine sehr notwendige Reform des Konsularwesens an. Fachmännische, kaufmännische gebildete Kräfte sollen den Konsulaten beigegeben werden, die Ehrenkonsule sollen durch besoldete Berufskonsule ersetzt werden; eine sehr vernünftige, von österreichischen Industriekreisen schon seit Jahren verlangte Reform. Und trotzdem haben die Oesterreicher Ursache, diese Reform zu fürchten; denn Baron Aehrenthal kündigte an, daß er die Gesandtschaften und Konsulate möglichst mit ungarischen Beamten besetzen werde. Was das heißt, wissen wir längst. Sechs der wichtigsten Botschaften sind mit Magyaren besetzt, und es ist keineswegs eine Spielerei der Eitelkeit, wenn Herr v. Szögyenyi-Marich bei feierlichen Anlässen in magyarischer Gala beim Berliner Hofe erscheint. Er rückt Ungarn nicht nur durch seine Kleidung in den Vordergrund, sondern begünstigt auch sonst bei jeder Gelegenheit die Magyaren zum Schaden der Oesterreicher, als ob er Botschafter des Königs von Ungarn und nicht des Leiters der Gesamtmonarchie wäre. Aehnliche Klagen kommen aus Bukarest, wo Markgraf Pallavicini bekanntlich bei dem Empfange Dr. Luegers durch den König von Rumänien die Oesterreicher direkt brüskierte. Wenn nun zu den Missionen und Konsulaten hauptsächlich magyarische Kaufleute als Beamte kommen, so bedeutet das eine Förderung der ungarischen Industrie, des ungarischen Handels und eine tendenziöse Schädigung der Interessen Oesterreichs.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß Baron Aehrenthals neue Wege das politische Ansehen unserer Monarchie auf dem Balkan ganz wesentlich erhöhen werden, so haben doch die österreichischen Volksvertreter und besonders die Delegierten alle Ursache, der Geschäftsführung des Aeußernministers scharf auf die Finger zu sehen, damit aus dem politischen Vorteil nicht eine schwere, unheilbare wirtschaftliche Schädigung Oesterreichs entstehe.

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Wir haben nun die Nachmittagssitzungen, während vormittags die Ausschüsse tagen. Letztere sind im Vorteil. Die Nachmittagssitzungen, bis 8 Uhr und noch länger, werden von sehr vielen aber als überaus anstrengend empfunden, um so mehr, als die Luft im Saal eine geradezu fürchterliche ist. Die Klage ist allgemein. Und weil es auch an einem etwas besser ventilierten Wandelgang fehlt, so ist ein so langer Aufenthalt direkt gesundheitsschädlich. Ob diese neue Uebung eine dauernde wird?

Den Etat des Kgl. Hauses und des Aeußern, zu dem auch die Industrie-, Handwerker- und Arbeiterfragen gehören, hat der Landtag hinter sich. So mancher Antrag des Hauses, der dem Handwerk galt, ist im Reichsrat wieder „unter den Tisch" gewandert. Regierungserklärungen genügen aber schließlich nicht immer. So z. B. sollen die Handwerkskammern in Handwerkerfragen mehr als bisher gehört werden. Es wurde konstatiert, daß in Niederbayern nicht einmal Regierungsvertreter zu den Kammersitzungen erscheinen — trotz der bestehenden Anordnung! Hätte es angesichts dieser Tatsache den Herren Reichsräten etwas verschlagen, wenn sie die Abgeordneten durch Annahme ihres Beschlusses unterstützt hätten? Gewissen, zur Abstinenz in diesen Dingen neigenden Regierungsbeamten hätte dieser Nachdruck nur nützen können. Im übrigen zeigte sich die erziehliche Tätigkeit des Zentrums wieder einmal, denn diesmal hatten wir unsere alten Anträge auch als liberale Kinder zu begrüßen — Lehrlingsausbildung, Sicherung der Bauhandwerkerforderungen, Befähigungsnachweis, Höhertarifierung von Mehl, Hausierhandel, Erhöhung der staatlichen Arbeitslöhne und noch manches andere fanden Vertretung. Es ist unmöglich, die reiche Speisekarte des Januar nur mit Namen aufzuführen, lauter Gold war es übrigens nicht. Selbst der Pfarrer von Kirchweidach kam wieder bei der Verlegung des Partenkirchen-Garmischer Bahnhofes. — Und dann hatten wir auch ein bayerisches Reservat zu verteidigen: das Branntweinsteuerreservat. Durch das geplante „Schnapsverkaufsmonopol" ist ihm ein sanfter Tod in Aussicht gestellt. Abgeordneter Frhr. von Freyberg hat in trefflicher Weise, durch den Abgeordneten Speck noch ergänzt, die bestehenden Bedenken zum Ausdruck gebracht. Der Minister will zwar ein „neues Reservat" eintauschen, indem er den bayerischen landwirtschaftlichen Brennern bei der neuen Reichsbranntwein-Schenke einen Vorzugspreis von 5 ℳ vom Hektoliter eingeräumt wissen will = 750,000 ℳ für ein Reservat! Nun, wir werden ja bald wissen, wie der Reichshase läuft. Jedenfalls finden die ostelbischen Großbrenner ihre Rechnung, und die Liberalen sehen die „Liebesgabe" schwinden, das ist heute im Blockzeichen die Hauptsache. Ach, die Bayern da unten!!?

Inzwischen suchen wir in neuen Vorschlägen der Landwirtschaft durch weitere Beseitigung der Bodenzinse zu helfen. Abg. Eisenmann, der alte Förderer dieser Bestrebungen, hat einen Plan ausgearbeitet. Auch die Herren der Freien Vereinigung, nur sagen die nicht: woher das Geld?

Die letzten Tage stehen im Zeichen des Mars. Der Militäretat mit Dr. Casselmann als Referenten beschäftigt das Haus. Freilich, um das Geld brauchen wir uns nicht zu kümmern, d. h. um das Ausgeben, denn das kommandiert das Reich. Vorher — holt es sich dasselbe aber bei uns. Nur die Bezahlung der Militärarbeiter dürfen wir nach eigenem Gusto machen. Dafür wurde Bayern im Reichstag als Muster aufgestellt. Sonderbar erscheint es unsereinem da immer wieder, daß der Liberalismus in Bayern alles so schlecht findet — in Preußen gelten wir als Muster. Doch man kennt die Ursache und wird nicht verstimmt, um so mehr, als wir durchaus keinen „Exodus der Intelligenz" deswegen zu fürchten haben. Mit begreiflicher Neugierde wartete man auf den Vertreter der rekonvaleszenten Kriegsexzellenz, den Staatsrat General von Speidel. Nun, ein Cicero ist er nicht, aber ein ehrlicher Soldat, der an den allseits geachteten von Einem erinnert. Die Sprache dient ihm nicht dazu, die Gedanken zu verbergen und auch das Vermeiden des sehr überflüssigen Säbelgerassels darf als Muster gelten für den Verkehr mit dem Landtag. Den Freunden des Vaterlandes liegt daran, daß die Söhne nicht nur körperlich, sondern auch geistig frisch bleiben, ihre Religion nicht verlieren. Das wußte Dr. Müller-Meiningen, darum gab er hier eine kurze Gastrolle — in Berlin ist er nicht entbehrlich. (?) Aber er war zahmer als sonst. Die Blamage der Linksliberalen hat offenbar seinen Tenor etwas belegt; ganz innen ist der alte Demokrat doch noch nicht gestorben. Scharfe Töne hatte der Abg. Held, insbesondere gegen „Geheimerlasse", die es den Offizieren und Beamten verbieten, sich an Abgeordnete zu wenden. Die beleidigende Stilisierung derselben fand überall Zurückweisung. Sehr lächerlich ist die Bemerkung der liberalen Presse, Frhr. von Franckenstein habe Herrn Held namens der Fraktion abgeschüttelt, weil Held auf die Tatsache hinwies, daß in höheren Stellen der Adel auffallend zunehme. Ueber Statistiken wird nicht abgestimmt, und so haben Held und von Franckenstein natürlich jeder „für sich" gesprochen. Nicht vorteilhaft war Herrn von Speidels Ausspruch, daß man die Söhne von Beamten und Offizieren selbst wieder besonders gerne als Offiziere habe. So wird der Vorwurf von Kastengeist und Inzucht — zu unrecht — mit einem Schein von Recht umkleidet. Der Beschwerden lange Reihe ist sonst die alte, wenn auch manches schon besser geworden ist.

Die Kriegsverwaltung fand prächtige Worte gegen die Sippe der Homosexuellen, und warm klang die Anerkennung der katholischen Ordensschwestern als Krankenpflegerinnen in Krieg und Frieden. Mit 1. Oktober 1908 sollen 3 Kongregationen für Schwerkranke als Pflegerinnen eintreten. Die Diakonissenanstalten haben eine Beteiligung mangels Schwestern abgelehnt. Als Gegengewicht für diese Anerkennung wird dann offiziell bestätigt, daß Lehrer, die den niederen Kirchendienst haben, nicht Reserveoffiziere werden können. Dabei versieht der Lehrer diesen Dienst gar nicht, und bleibt deswegen doch die Tatsache bestehen, daß auch heute hohe Beamte und Offiziere es nicht verschmähen, aushilfsweise Ministrantendienste zu leisten.

Digitized by Google

Abg. Loibl erhielt noch die Zusage, daß der Remonteankauf in Bayern verbessert und die Preise erhöht werden sollten, was durchaus notwendig ist, wenn die Pferdezucht stimuliert werden soll; doch — genug der Einzelheiten. Sie können, wie gesagt, die Hauptfrage nicht mit Nutzen berühren, und so sind auch die sozialdemokratischen Milizwünsche nur Worte. Alle anderen Parteien, inklusive des „nicht nationalen" Zentrums, genehmigten natürlich alles, was verlangt war. — Die planmäßige Wasserversorgung des Jura — von Abg. Held, Heim und Genossen beantragt — fand Zustimmung aller Parteien und leitete zum Bauwesen über. Dann geht es auf den Kultusetat zu. Schon rollt von ferne der liberale Donner im Ausschuß.

Im Nachgang zu dem Artikel „Grundgedanken der Münchener Ausstellung 1908" in Nr. 5, S. 74 möchte ich noch folgendes konstatieren. Die Kritik der Lehrpläne für Zeichnen ist natürlich in erster Linie gegen die Techniker gerichtet, welche diesen Lehrplan herstellten. Die Absicht des Herrn Kultusministers und des Referenten, etwas Besseres als das Bestehende, etwas Einwandfreieres zu schaffen, geht ja schon aus der Tatsache hervor, daß das Ministerium einen neuen Lehrplan ausarbeiten ließ. Aber — bezüglich der Berater hat man sich offenbar vergriffen und den Kreis auch zu enge gesteckt. Deshalb wäre es durchaus kein Rückzug, wenn das Kultusministerium in eine nochmalige Revision der Materie auf Grund neuer und weiter erholter Gutachten eintreten würde.

Verband katholischer Kriegervereine?

Von einem alten preußischen Soldaten.[1])

Seitdem Fürst von Bülow dem Drängen des Liberalismus und insbesondere des sog. Evangelischen Bundes entsprochen und mit Hussa und Hurra die Jagd auf das Zentrum eröffnet hat, lebt Deutschland in einer Krisis ungewissen Ausganges. Vorläufig wird wohl von den Fundamenten des inneren Friedens mehr niedergerissen, als befestigt. So wütet, angeblich aus nationalen, in Wahrheit im letzten Ende konfessionellen Gründen, im Osten ein sinnloser Kampf: Grundfesten der Verfassung, wie die Unverletzlichkeit des Privateigentums, werden niedergebrochen. Vielleicht fliegen bald die Trümmer des konfessionellen und nationalen Friedens in der Ostmark, vom hakatistischen Keil gesprengt, auseinander. Auch Flottenverein und Kriegerbund verfolgen verderblichen Kurs. Vorspanndienste leisten sie in der religiösen Verhetzung der deutschen Stämme. Und doch sind sie bestimmt, der eine, ganz Deutschland zu der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer starken Seemacht zu führen, und der andere, durch Zusammenschluß aller wehrhaften Männer ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der Lebensstellung unter dem Volke Bollwerke gegen die Feinde der bestehenden Staatsordnung aufzurichten. Aber während die Chorführer im Flottenverein auch nach den Wahlen, namentlich durch die Wahl ihres Agitators Keim zu ihrem Geschäftsführer, wenigstens offen bekannten, auch weiterhin Schrittmacher des antikatholischen Blocks sein zu wollen, versucht die Leitung des Kriegerbundes noch in der Nr. 93 ihres Organs „Die Parole" gegenüber klar erwiesenen Tatsachen zu leugnen, Wahlagitation gegen das Zentrum getrieben zu haben. Ja, was mag denn General v. Spitz und die um ihn unter Agitation verstehen, wenn sie sie nicht einmal in ihren Wahlartikeln und den Wahlreden ihrer Verbandsvorsitzenden seit dem 13. Dezember 1906 finden! Wir verweisen nur auf die in der „Germania" vom 11. Dezember 1907 angeführten Tatsachen. Solche Herabwürdigung dieses Bundes zu einem Werkzeug politischer Umtriebe ist weit gefährlicher als der Chauvinismus im Flottenverein. Denn dieser ist doch nur ein neues, dem Volke von außen aufgepfropftes Gebilde, das bei verständiger Leitung vielleicht hätte nützlich wirken können, aber auch ohne wesentlichen Schaden wieder verschwinden kann. Denn Regierung und Reichstag sorgen selbst nach Möglichkeit für die Stärkung unserer Marine. Die Kriegervereine dagegen sind von langher dem besten Kern unseres Volkes entsprossen.

Sie sind aus dem in gemeinsamer Not auf den Schlachtfeldern geläuterten Geist der Kameradschaft geboren, die ein ideales und volkstümliches Band von Mann zu Mann bis hinauf zum obersten Kriegsherrn umschlingt. In diesem Geiste der Mannestreue fühlen wir alten Soldaten uns gewissermaßen unserem Kaiserlichen Herrn persönlich näher gerückt, ob reich, ob arm, ohne Rücksicht auf Konfession und Stand. Wer diese Treue gegen den von Gott gesetzten Landesherrn wahrt, die er im Fahneneid geschworen, der ist im Kriegerbund heimatberechtigt, welcher politischen Richtung er angehören möge! Dieses Fundament der Kriegervereine ist durch die Wahlumtriebe des Bundesvorstands seit dem 13. Dezember 1906 untergraben. Die Verdienste des Generals v. Spitz um das Kriegervereinswesen treten in den Augen vieler Tausend Kameraden und bei Millionen katholischer Bürger in den Hintergrund infolge seiner satzungswidrigen Nachgiebigkeit gegen eine politische Schwenkung des Reichskanzlers zugunsten der Richtung, die es nicht ertragen konnte, daß in Deutschland gerade katholische Männer jahrzehntelang im Parlament zum Besten des Reichs erfolgreich gewirkt haben. Der Zwang zu solchem Parademarsch auf Befehl der Herren in Berlin W., Kurfürstenstraße 97 weisen wir entschieden zurück, auch nachdem man uns zur „Strafe" für unseren berechtigten Widerstand die uns allerhöchst verliehenen Fahnen genommen hat. So haben denn auch manche Vereine und viele Einzelmitglieder, zu denen auch wir gehören, unter Austritt aus dem Bunde es abgelehnt, in ihrer Auffassung von dem politischen Wert ministerieller Maßnahmen durch politisierende Generäle und Majore ꝛc. sich beeinflussen zu lassen. Das Vertrauen zu den gegenwärtigen Leitern des Bundes ist verscherzt. Denn wir sind überzeugt, daß der Wunsch, die Politik möge in Zukunft aus den Kriegervereinen für immer verschwinden, sich nicht erfüllen wird.

Sollen nun aber alle die Kameraden, die es sich nicht haben bieten lassen, daß die Bundesleitung die Zentrumspartei, der sie angehören, als vaterlandslos verdächtigte, sollen sie fortan gleichsam geächtet zur Seite stehen? Der „Germania" wird hierzu unter dem 4. Januar 1908 aus dem Kreise Saarbrücken, in dem der Kriegerverband im Bunde mit dem Flottenverein besonders gehässig gegen das Zentrum gekämpft hat, geschrieben: „Wir meinen angesichts solcher Behandlung könne es für Männer, die doch keine Marionetten sind, nur eine Antwort geben: Heraus aus dem Verband!" Wir nehmen diesen Trutzruf zum Schutz der Mannes- und Bürgerehre mit Genugtuung auf! Heraus also, katholische Krieger, aus den durch Politik verseuchten Vereinen! Schon haben sich ausgetretene Vereine zu einem neuen Verband, dem „Saar-Militärverband" zusammengeschlossen. Folgen wir ihrem Beispiel. Schließen wir einen Bund katholischer Kriegervereine! Diesem Bunde könnten die sonst schon bestehenden katholischen Militärvereine (Mauritius- ꝛc. ꝛc. -Vereine) sich anschließen. Diese Gemeinschaft würde stark genug werden, um ihre staatserhaltende Kraft dem Vaterlande mit Erfolg zu weihen und Königstreue und Kameradschaft zu pflegen, ohne unter die Botmäßigkeit der Katholikenfeinde sich beugen zu müssen. Und nimmt man uns unsere Fahnen, die wir in Ehren und Treue gegen unseren Landesherrn geführt, so schaffen wir uns eigene Fahnen und heften darauf den Wahlspruch: „Mit Gott für Kaiser und Reich, für Wahrheit, Freiheit und Recht!"

Zu prüfen bleibt, welche Ansprüche die infolge des satzungs- und darum rechtswidrigen Verhaltens der Bundesleitung zum Austritt aus dem Bunde moralisch gezwungenen Vereine an das Bundesvermögen erheben dürfen. Ihre Ansprüche an die Sterbekasse beispielsweise würden bei Weiterzahlung der Beiträge wohl ohne weiteres erhalten bleiben.

Schließlich möchten wir noch auf das schroffe Vorgehen des Preußischen Kriegerbundes hinweisen, das die „Germania" am 10. Januar 1908 schildert. Demnach sind 10000 Mann aus dem Verbande ausgestoßen, weil sie die sogen. „Kieler Beschlüsse" wegen Erhöhung der Beiträge abgelehnt haben. Sie wurden von der Kaiserparade ausgeschlossen und mit der Entziehung ihrer Fahnen bedroht. — Der Verband verstößt sogar gegen die Vereinsfreiheit. Denn er muß vor Neugründungen von Vereinen befragt werden und genehmigt diese nur, wenn die neuen Vereine sich seinen Satzungen unterwerfen. Dieser reglementierte Patriotismus bildet dann eben den Boden für die verwerfliche Wahlagitation. Man will in den Kriegervereinen nur Werkzeuge der jeweiligen Ministerpolitik und nicht mehr volkstümliche Verkörperungen des über Ministern und Parteien stehenden kameradschaftlichen Idealismus und der Treue freier Männer gegen den Landesherrn.

So verwüstet die „nationale" Phrase und Mache den wahrhaft nationalen Kern unseres Volkes.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Dem Verfasser verbietet es seine hohe Stellung, mit seinem vollen Namen hervorzutreten.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Digitized by Google

Die Gerichtspraxis in Fragen der Pornographie.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die Praxis der Rechtsprechung in Fragen des § 184 des Strafgesetzbuches hat am 28. und 29. Januar im Preußischen Abgeordnetenhause eine Beleuchtung erfahren, die bei der zutage getretenen Einmütigkeit aller an der Debatte beteiligten Parteien (Zentrum, Konservative, Freikonservative, Nationalliberale) und des Justizministers als ein Lichtblick in der nahezu verzweifelten bisherigen Situation begrüßt werden darf. Namentlich gegen den **unheilvollen Einfluß der sog. „Sachverständigen-Gutachten" auf die Beurteilung pornographischer Erzeugnisse durch die irregeführte deutsche Rechtsprechung** hat das Preußische Abgeordnetenhaus unter Zustimmung des Justizministers nachdrücklich Stellung genommen.

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß tags zuvor, am 27. Januar, das Münchener Schwurgericht in einem Prozeß gegen zweifellose Pornographien auf Grund von „Sachverständigen-Gutachten" wieder einmal zu einem freisprechenden Urteil und zur Freigabe der Mehrzahl der inkriminierten Unflätigkeiten gelangte. Die Begründung besagt, daß die freigegebenen Schriften „in ihrer Grundtendenz künstlerisch-wissenschaftliche Zwecke verfolgten". Hätte man als Sachverständigen auch einen oder mehrere unparteiische Buchhändler geladen, so wäre die ganze verhängnisvolle Fiktion, auf der das Verfahren sich aufbaute, wie ein Kartenhaus zusammengebrochen. Dann würden die Geschworenen und auch die Richter erfahren haben, daß diese mit dem fadenscheinigen Mäntelchen der „Kunst" und „Wissenschaft" beschönigten Schmutzwerke beileibe nicht von Gelehrten und Künstlern — zu Berufszwecken —, sondern weit überwiegend, ja fast ausschließlich von Lebemännern und „Liebhabern" einer gepfefferten Erotik „subskribiert" und gekauft werden. Heute möchte man freilich schon diese eindeutige „Liebhaberei" zu einem „wissenschaftlichen" und „künstlerischen" Interesse umprägen. Der erwähnte Prozeß ist von so eminenter Bedeutung als Schrittmacher auf dem Wege der unaufhaltsam vorwärts dringenden Herrschaft der Pornographie in Deutschland, daß die „Allgemeine Rundschau" in einem eigenen Artikel die Konsequenzen ziehen und den neuesten Unfug der „Privatdrucke" gründlich unter die kritische Lupe nehmen wird. Die wachsende Gefahr pornographischer Verseuchung des deutschen Volkes wird leider noch immer nicht im vollen Maße gewürdigt. Die meisten unterschätzen sie aus purer Unkenntnis, viele aber auch aus einer höchst oberflächlichen und leichtfertigen Lebensauffassung heraus. Vor allem aber ist nicht zu übersehen, daß auch ein Teil unserer Richter — rechtgelehrte Berufsrichter wie Volksrichter — als Kinder ihrer Zeit modernen Theorien und Systemen huldigen, welche dem Geiste, aus dem heraus die Sittlichkeitsparagraphen unseres geltenden Strafgesetzes gedacht und geschaffen wurden, mehr oder minder zuwiderlaufen oder gar direkt entgegengesetzt sind. Solchen Richtern ist es ein Leichtes, ohne Gewissensskrupel und ohne die Klinke der Gesetzgebung die bisher geltenden Begriffe einfach „umzuwerten". Wie heute eine sog. „Wissenschaft" vornehme Diebe zu Kleptomanen stempelt und vornehme Gattenmörder dem Irrenarzt übergibt, so werden aus vornehmen Liebhabern unzüchtiger Darstellungen „Kunstfreunde" und „Bücherfreunde", oder — was noch feiner klingt — „Bibliophilen". Doch darüber eingehender ein andermal!

Das Münchener Schwurgericht und auch die Strafkammer des Landgerichtes München I haben bekanntlich auf dem Gebiete des § 184 einen gewissen Ruf, denn von München hat auch die Freizügigkeit der sog. Aktphotographien ihren Ausgang genommen. Anfangs wurde von den Herstellern und Interessenten noch zur Not der Schein gewahrt, indem man vorgab, daß die Bilder nur zu künstlerischen und kunstgewerblichen Zwecken hergestellt würden. Heute hat man diese heuchlerische Maske völlig fallen gelassen, und Münchener Aktphotographien finden sich massenhaft in Albums, in Zeitschriften usw., welche grundsätzlich für sog. „Nacktkultur" im Leben eintreten, ohne jede Einschränkung auf Kunst und Kunstgenossen, und daneben natürlich für „freie Liebe und Ehe". Daß die Gerichte dieses frivole Taschenspielerstück nicht längst durchschaut haben, gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der heutigen Justiz. Vielleicht kommt es den Richtern, welche neuerdings polizeilich beanstandete Aktphotographien im summarischem Verfahren nach Schema F immer wieder freigeben, gar nicht zum Bewußtsein, welch furchtbare Verantwortung sie auf sich laden. Jedenfalls steht das eine fest, daß die Münchener Aktphotographen heute, gestützt auf Freisprechung und Freigabe, einen schwunghaften Handel nicht nur in ganz Deutschland, sondern bis nach Aegypten, Nord- und Südamerika, Australien, Ostasien usw. betreiben. Von einer Hofbuchhandlung in Kairo erhielt die „Allg. Rundschau" erst in voriger Woche neben anderem skandalösen deutschen Material einen dort ungebeten eingelaufenen Prospekt einer bekannten Münchener Aktphotographienfirma übersandt. Deutschland spielt also auf diesem Gebiete den Lehrmeister selbst für solche Länder und Völker, deren sittliche Anschauungen und Anstandsbegriffe sonst als weniger entwickelt hingestellt werden. Das Schlimmste ist, daß die Händler, gestützt auf die freisprechenden und freigebenden gerichtlichen Entscheidungen, das Gefühl für die Bedeutung und die Folgen ihres Gewerbes völlig verloren haben und sich als bedauernswerte Märtyrer polizeilicher Zensurwillkür betrachten. Wenn dann noch ein Blatt vom Range der Münchener „Allgemeinen Zeitung" neuerdings seinen Beruf darin erblickt, sogar der sittenpolizeilichen Zensur größere Laxheit zu empfehlen, dann stehen nachgerade alle Begriffe auf dem Kopf.

Freilich darf zur Ehre der ernsten und besonnenen Kreise Münchens auch nicht ungesagt bleiben, daß in München die Reaktion gegen den Aktphotographieunfug am stärksten einsetzte. Die von den namhaftesten Autoritäten der Kunst, der Volkshygiene und Medizin unterstützte Vorstellung an die Staatsbehörden ist noch in Erinnerung. Aber merkwürdig genug: von allen diesen Zelebritäten ist noch nicht ein einziger als Sachverständiger zugezogen worden. Zwei der berühmtesten Unterzeichner des Protestes gegen den Aktphotographienunfug sind mittlerweile schon ins Grab gesunken: Prof. Furtwängler, als Kunstforscher eine Weltberühmtheit, und Prof. von Voit, der gefeierte Physiologe. Geheimrat von Voit, dessen hohe Verdienste um die Wissenschaft in den jüngsten Tagen von der ganzen Presse gerühmt wurden, hatte die Vorstellung nur unter der Bedingung unterzeichnet, daß seine Unterschrift zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht werde. Grund? Lediglich der Abscheu vor der eventuellen Aussicht, von einer gewissen Presse haranguiert zu werden.

Im Anschluß an diese Ausführungen seien heute die denkwürdigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, über welche der größte Teil der Tagespresse entweder gar nicht oder nur höchst unzulänglich berichtet hat, im Wortlaute der amtlichen stenographischen Berichte ausführlich mitgeteilt. In der Sitzung vom 28. Januar leitete der hochverdiente Geheime Justizrat Roeren die Debatte durch eine längere Rede ein.

Roeren, Abgeordneter (Zentr.):

Ich möchte einen Mißstand zur Sprache bringen, der schon in anderen Parlamenten von verschiedenen Seiten, von liberaler und von konservativer Seite, als solcher gerügt, aber hier im Abgeordnetenhause noch nicht berührt worden ist, der aber für die Allgemeinheit, für unser ganzes Volksleben von der allergrößten Bedeutung ist. Ich meine den Brauch, der sich bei manchen unserer Gerichte eingeschlichen hat und, wie es scheint, immer mehr an Ausdehnung gewinnt: daß nämlich in den Fällen des § 184 des Strafgesetzbuchs, wo es sich um die Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften handelt, und um die Frage, ob diese Produkte unzüchtig sind oder nicht, regelmäßig sogenannte Künstler und Literaten als Gutachter hinzugezogen werden, und dann auf dieses Gutachten hin das Urteil, und zwar meistens ein freisprechendes, gefällt wird.

Der Abgeordnete Bassermann hat als Vertreter der nationalliberalen Partei im vorvorigen Jahre diese Frage im Reichstage kurz berührt, indem er folgendes anführte: „Ich meine, es sind da in letzter Zeit Erkenntnisse ergangen, Freisprechungen erfolgt, die zu großen Bedenken Veranlassung geben müssen. . . . Insbesondere habe ich kein Verständnis dafür, daß man zur Auslegung des Begriffes unzüchtig noch Sachverständige zuzieht. Da steht mir der juristische Verstand still, da muß der Richter entscheiden, dazu bedarf es nicht der Zuziehung von Literaten, um beurteilen zu können, ob eine Darstellung unzüchtig ist oder nicht." (Sehr wahr! im Zentrum).

Man kann diesen Ausführungen nur vollständig zustimmen, aber ich gehe noch weiter und sage: nicht allein der juristische Verstand, sondern der einfache gesunde Menschenverstand sagt es einem jeden, daß hier dieser ganze Sachverständigen- und Gutachterbeweis etwas vollständig Verfehltes ist. (Sehr richtig! im

Digitized by Google

Zentrum). Man versteht es nicht, was bei dieser Frage eigentlich der Künstler und der Literat zu tun hat. Wenn es sich bei dem § 184 darum handelte, ob ein solches Produkt künstlerisch ausgeführt ist oder nicht, dann könnte man darüber einen Künstler als Sachverständigen hören; aber darum handelt es sich doch nicht. Es handelt sich lediglich um die Frage, ob das Bild unzüchtig ist, d. h. nach der feststehenden Rechtsauffassung, ob dasselbe geeignet ist, das sittliche Volksempfinden zu verletzen oder zur Lüsternheit anzuregen. Das ist die einzige Frage, und diese Frage muß und kann der Richter ebensogut beantworten wie der Künstler. (Sehr richtig! im Zentrum). Das ist eine Frage, die jeder sittlich fühlende Mann, mag er Kaufmann, Gewerbetreibender, Arzt, Richter oder Künstler sein, beantworten kann und muß. (Sehr richtig! im Zentrum). Und wenn ein Richter hierzu nicht imstande ist, dann ist er überhaupt nicht imstande, seines Amtes zu walten. (Sehr wahr! im Zentrum). Aber daß ihm nun erst der Künstler oder Literat vorsagen soll, ob dieses oder jenes Bild, diese oder jene Schrift geeignet ist, das sittliche Volksempfinden zu verletzen, — das geht, wie Bassermann ganz richtig sagt, über den juristischen Verstand, es geht über den einfachen gesunden Menschenverstand.

Diese ganze Inszenierung des Gutachterbeweises ist um so unverständlicher, als in den letzten Jahren doch auch das Reichsgericht wiederholt den übrigens wie gesagt ganz selbstverständlichen Grundsatz ausgesprochen hat, daß es bei der Beurteilung über den Tatbestand des § 184 nicht darauf ankommt, ob das betreffende Machwerk künstlerisch ausgeführt ist, oder nicht, sondern lediglich darauf, welche Wirkung es auf das kaufende Publikum, für welches es bestimmt ist, ausübt. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Meine Herren, das, was das Reichsgericht hier sagt, entspricht ganz den Grundsätzen der Vernunft und der Logik. Nehmen Sie nur einmal an — und das ist gar nicht so aus der Luft gegriffen: es fällt irgend einem Maler oder irgend einem Literaten ein, eine direkte krasse Unzuchtsszene darzustellen. Er tut dies auch, und zwar mit dem ganzen Raffinement einer ausschweifenden Phantasie und der ganzen Technik der Kunst. Dann ist doch das, was er darstellt, eine Unzuchtsszene. Es soll ja auch nach seiner eigenen Absicht eine solche sein. Als solche aber fällt dies Machwerk doch unzweifelhaft unter den § 184, der unzüchtige Darstellungen unter Strafe stellt.

Das sind Grundsätze, die übrigens auch von liberaler Seite vertreten werden. (Sehr richtig!) Insbesondere könnte ich Ihnen Abhandlungen aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" mitteilen, die unverkennbar von sehr sachverständiger Seite herrühren, und in denen es als ganz selbstverständlich bezeichnet wird, daß auch künstlerische Erzeugnisse als strafbar unter den § 184 fallen können. Ob also ein Bild künstlerisch, mit der ganzen Technik der Kunst ausgeführt ist oder nicht, ändert an der Sache nichts; die Frage ist einfach die: ist dies Produkt geeignet, das allgemeine Sittlichkeitsempfinden zu verletzen und zur Sinnlichkeit zu reizen? Und diese Frage hängt nicht von Gutachten des Künstlers oder Literaten, sondern von der eigenen Auffassung und Entscheidung des Richters ab. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Ich will auf die erwähnten Abhandlungen der Presse jetzt nicht weiter eingehen, mich vielmehr darauf beschränken, Ihnen einige sehr prägnante Auslassungen von allgemein bekannten und anerkannten Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst anzuführen. Da ist zunächst Professor Hans Thoma in Karlsruhe, der anerkannte und unbestrittene Altmeister der modernsten freien deutschen Künstler. Nachdem derselbe in seiner denkwürdigen Rede vom 15. März 1906 — denkwürdig nenne ich sie, weil sie gerade von Thoma gehalten ist — in der Badischen Ersten Kammer auf die ungeheure Verbreitung dieses literarischen und bildnerischen Schmutzes und auf die erschreckenden Verheerungen hingewiesen hatte, die dadurch namentlich unter der heranwachsenden Jugend angerichtet werden, wurde er in einem öffentlichen Schreiben aufgefordert, seine Stellung zu der Frage über das Verhältnis der Kunst zur Sittlichkeit anzugeben. Er hat darauf in einem durch die „Münchner „Neuesten Nachrichten" veröffentlichten Briefe zunächst wieder auf die Verheerungen hingewiesen, die durch diesen Schmutz, namentlich durch die zunehmende Verbreitung der sogenannten Aktphotographien unter der Jugend angerichtet werden, und sich dann speziell über die angeregte Frage des Sachverständigenbeweises folgendermaßen geäußert. Er sagt: „Ich würde in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Aerzte berufen; die gehen vielleicht doch von anderen Voraussetzungen aus, als die sind, um die es sich handelt. Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist, was sich schickt, doch noch das Richtige treffen würde. Dieses deutsche Volksgefühl wird wie kein anderes uns zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist." Er meint dann, daß hierzu namentlich die Eltern, Lehrer und Erzieher und ganz besonders die Mütter berufen wären, wenn nicht der Richter selbst das Volksempfinden kennen sollte. Am allerwenigsten seien gerade die Künstler und Aerzte berufen, die hier naturgemäß von ganz anderen Anschauungen und Auffassungen ausgingen.

Diesen Auslassungen Thomas hat sich eine Reihe der hervorragendsten Professoren und Mitglieder der Kunstakademie in München, unter anderen Gebhard Fugel und der Direktor der dortigen Kunstakademie, Ferdinand von Miller, angeschlossen. Der erstere hat sich ebenfalls in einem offenen Briefe über die Frage ausgelassen und dort zunächst erklärt, daß er der Auffassung Thomas vollständig zustimme. Er fordert auf, daß endlich energisch dagegen Front gemacht werde, daß gewisse Firmen sich hinter dem Namen Kunst verschanzen und im großen Publikum, namentlich aber unter der Jugend, den größten sittlichen Schaden anrichten dürfen, und fährt dann fort: „Hier aber sollten nach meinem Dafürhalten nicht Künstler die Sachverständigen bilden, sondern Eltern und Lehrer, sowie jeder anständige und sittlich fühlende Mensch, wessen Standes er auch sei. Möge man endlich mit dem unehrlichen Wort „nur für Künstler" aufräumen, dann werden diese Vervielfältigungen" — er meint damit die Reproduktionen und Photographien, namentlich die Aktphotographien — „sich vor dem Gesetz nicht mehr verteidigen lassen".

In ganz ähnlichem Sinne hat sich wiederholt der leider jetzt verstorbene Literarhistoriker Otto v. Leixner ausgesprochen, und jetzt in letzter Zeit in einer sehr eingehenden Abhandlung der bekannte hiesige Philosoph Professor Dr. Friedrich Paulsen. Das alles sind doch Männer, denen gewiß keiner den Vorwurf der Prüderie zu machen wagt, die aber anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst und Literatur sind. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Auch im bayerischen Abgeordnetenhause ist vor etwa 14 Tagen diese Frage berührt worden. Der bayerische Justizminister v. Miltner hat sich darauf dahin ausgesprochen, daß nicht die Sachverständigen, sondern die Richter selbst die Frage zu entscheiden hätten, ob ein Bild oder eine Schrift als unzüchtig anzusehen sei oder nicht.

Unter diesen Verhältnissen muß es eigentümlich berühren, wenn man nun doch fortwährend in der Presse Berichten begegnet, wonach Händler oder Verleger, die auf Grund des § 184, also wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, unter Anklage gestellt sind, einfach auf das Gutachten von irgendwelchen Künstlern oder Literaten hin freigesprochen worden sind. Abgesehen davon, daß die Anschauungen des Künstlers wegen seiner ganzen Berufstätigkeit, wegen des ganzen Milieus, in dem er ausgebildet ist, in dem er sich bewegt und in dem er lebt, nicht maßgebend sein können für das allgemeine sittliche Volksempfinden, zu dessen Schutz allein doch der § 184 gegeben ist, so ist doch auch für den Angeklagten nichts leichter, als irgend einen minderwertigen Künstler oder Skribenten zu finden, der von vornherein, vielleicht weil er selbst Interessent ist, dahin neigt, jedem Machwerk den pornographischen Charakter abzusprechen. (Sehr richtig! im Zentrum.) Wie weit es mit diesen Sachverständigenbeweisen geht, zeigt ein Bericht, den ich vor einiger Zeit las, wonach als Sachverständiger nun auch der sozialdemokratische Abgeordnete Stadthagen vernommen ist. (Heiterkeit.) Daß der Herr Kollege aus dem Reichstage, der Herr Stadthagen, Künstler ist, habe ich bis jetzt noch nicht gewußt, daß er jedenfalls selbst besondere Autorität auf diesem Gebiete nicht beansprucht, darf ich wohl annehmen; meines Wissens ist er im bürgerlichen Leben Rechtsanwalt außer Diensten, welche Anschauungen er aber auf diesem Gebiete hat, das weiß man aus den Reden, die er damals bei der Verhandlung der lex Heinze im Reichstage gehalten hat.

Nun will ich gewiß nicht von dem Herrn Justizminister verlangen — ich würde damit auch, wie ich fest überzeugt bin und nur wünschen könnte, vollständig abfahren —, daß er in die Unabhängigkeit der Rechtsprechung und der Rechtspflege eingreift. Aber ich meine doch, wenn sich zeigt, daß sich allgemein Mißbräuche in das Prozeßverfahren einschleichen, dann hat der Herr Minister nicht nur das Recht, sondern auch dringende Veranlassung, auf die Abstellung dieser Mißbräuche hinzuwirken. (Sehr richtig! im Zentrum und rechts.) Jedenfalls möchte ich den Herrn Justizminister bitten, doch schon jetzt an die Staatsanwaltschaft die Anweisung ergehen zu lassen, daß da, wo bei den Gerichten an dem von mir gerügten Brauche festgehalten wird, nun auch von der Staatsanwaltschaft wirkliche Autoritäten als Gegengutachter benannt werden und ihre Vernehmung verlangt wird. (Sehr richtig! im Zentrum.)

Wie weit es mit den Freisprechungen auf Grund dieser sogenannten Sachverständigengutachten hin schon gekommen ist, mögen Sie an einigen Photographien, photographischen Aufnahmen nach dem Leben, Aufnahmen lebender Personen sehen, die ich mir erlauben werde, gleich auf den Tisch des Hauses niederzulegen. Diese Bilder sind gerichtlich freigegeben, weil die Herren Sachverständigen ihnen einen besonderen künstlerischen Wert beilegten. Nachträglich sind die Bilder einigen der von mir eben bezeichneten Autoritäten vorgelegt, und diese haben erklärt, daß die Produkte ganz gewöhnliche Unzuchtsbilder seien, die auch nicht den geringsten künstlerischen Wert und Zweck hätten, (hört, hört!) und lediglich darauf berechnet seien, die niedrigsten Triebe zu erregen. Meine Herren, wenn Sie sich diese Bilder ansehen, dann werden Sie zugeben, daß ich recht habe,

Digitized by Google

wenn ich sage: ein einziges dieser Bilder im Besitze einer noch jugendlichen, leicht erregbaren Person muß notwendig die Sinnlichkeit überreizen und zu geschlechtlichen Verirrungen führen, die dann von selbst später das grobe Laster zur Folge haben. Aber diese Bilder sind jetzt nun einmal gerichtlich freigegeben. Sie können deshalb jetzt an jedermann, an Gymnasiasten, Schüler, Kinder verkauft werden. (Lebhaftes Hört, hört). Ja, meine Herren, sie können jetzt sogar in den Schaufenstern ausgestellt werden mit dem Reklamezettel darüber: „Früher beschlagnahmt; jetzt gerichtlich freigegeben!" (Hört! hört!)

Meine Herren, die frühzeitige Erregung des Geschlechtstriebes, die Ueberreizung der Sinnlichkeit muß, wie gesagt, notwendig bei den jugendlichen Personen zu geschlechtlichen Verirrungen und in deren Gefolge zum Laster und den scheußlichsten Perversitäten führen. Das muß die Folge des Besitzes auch nur eines einzigen dieser Bilder sein. Diese Bilder werden aber tatsächlich, wie festgestellt ist, hunderttausendfach, ja, man kann sagen: millionenfach jahrein, jahraus vervielfältigt und über das ganze Land bis in das entlegenste Dorf und bis in die Volksschule hinein verbreitet. (Hört, hört!)

Infolge der Leichtigkeit und der Billigkeit der Reproduktion können die Sachen ohne Aufwand zu sehr billigem Preise — meistens zum Preise von 50 Pf. bis zu 1 ℳ — hergestellt werden und finden dann im ganzen Lande reißenden Absatz. Die Verbreitung ist eine ungeheure, viel größer, als die meisten von Ihnen sich vorstellen. Einigen Anhalt gibt die Masse der Annoncen in den Zeitungsblättern, in denen diese Sachen angepriesen werden als „Aktphotographien", als „photographische Aufnahme nach dem Leben", als „Hochpikantes" u. dgl. Fast in jeder Nummer der meisten unserer Witzblätter und illustrierten Zeitungen wimmelt der Inseratenteil von Annoncen dieser Art, die ihren pornographischen Charakter unschwer erkennen lassen. Otto v. Leixner hat sich die Mühe genommen, nach dem von ihm eingesammelten Material festzustellen, welche Summe jährlich allein für die Annoncen dieser Sachen in Deutschland ausgegeben wird. Er ist zu der Summe von ½ Million gekommen. (Hört, hört!)

Die Summe wird aber noch höher sein. Nach dem mir zugegangenen Material wird sie mindestens jährlich 1 Million betragen. In einem Prozeß, der vor einiger Zeit wegen des § 184 in Süddeutschland stattgefunden hat, ergab sich, daß allein ein einziges dortiges Zeitungsblatt mittlerer Größe allein für Annoncen dieser Art eine Jahreseinnahme von 20,000 ℳ hat. (Hört, hört!) Meine Herren, aus diesen Summen können Sie ungefähr einen Schluß auf die ungeheure Verbreitung dieser Schmutzprodukte ziehen. Diese Summen, allein für Annoncen, würden von den Händlern und Verlegern nicht fortgesetzt jahrein, jahraus verausgabt werden, wenn die Inserenten nicht ihre Rechnung fänden. (Sehr richtig! im Zentrum). Sollen sich diese Ausgaben aber rentieren, dann setzt das einen Vertrieb dieser Machwerke voraus, der in die Millionen und in die Abermillionen geht; denn wie ich eben schon bemerkte, beträgt der Preis des einzelnen Bildes kaum mehr als 50 Pf. oder 1 ℳ.

Meine Herren, hier ist die Wurzel des Uebels, und hier liegt der eigentliche Grund für den doch jetzt von allen Seiten zugegebenen sittlichen Niedergang unseres Volkslebens. (Sehr wahr! im Zentrum.) Wenn eine schon in der Jugend sittlich infizierte Generation heranwächst, dann ist gegen das spätere Laster keine Maßnahme mehr von Erfolg (sehr richtig! im Zentrum); das spätere Laster, die Prostitution, kennt keine Schranken, sie durchbricht alle Dämme und sucht und findet nach der einen oder nach der anderen Richtung hin ihre Befriedigung. In den Städten, namentlich in den größeren, wird über die erschreckende Zunahme der Prostitution geklagt, gegen die man sich kaum noch retten und schützen kann. Man berät dort über die Mittel, die zur Eindämmung zu ergreifen sind. Dort, wo bisher das Bordellwesen bestand, das System der Kasernierung, erhofft man Besserung von der Aufhebung der Bordelle; dort, wo die freie Prostitution, das Reglementierungssystem besteht, glaubt man, sich gegen das Ueberhandnehmen der Prostitution durch Einführung des Kasernierungssystems helfen zu können. Ein Beweis der Ratlosigkeit!

Ja, meine Herren, alle diese Mittel werden nichts helfen; mag man ein System wählen, welches man will, es wird nichts helfen, wenn eine Generation heranwächst, die schon in der Jugend durch den literarischen und bildnerischen Schmutz sittlich vergiftet ist. (Sehr richtig! im Zentrum.) **Soll wirklich Besserung erfolgen, dann ist da die Hand anzulegen, wo der Sitz des Uebels ist. Dann ist dafür zu sorgen und alles daran zu setzen, daß unsere Jugend geschützt wird gegen die Flut von Obszönitäten, die sich derselben auf Schritt und Tritt, in Bild und Schrift geradezu aufdrängen, die das Herz vergiften und zu sittlichen Verirrungen schon in dem zartesten Kindesalter führen.** (Sehr wahr! im Zentrum und rechts.) Trotzdem zeigen die Behörden, gerade auf diesem Gebiete und diesem Mißstande gegenüber, eine Zaghaftigkeit, eine Nachsicht und eine Milde, wie auf keinem anderen Gebiet (sehr richtig! im Zentrum), wie dies auf keinem anderen Gebiet weniger angebracht ist als gerade hier. Man begreift es nicht, wie sich dieser Schmutz offen, unter den Augen der Behörden, so breit machen, und wie das Treiben gewissenloser Händler, Verleger und Skribenten sich immer frecher und dreister gestalten darf, ohne daß dagegen eingeschritten wird. **Ich meine, daß doch gerade der Staat das allergrößte Interesse daran hat, daß die Reinheit des Volkslebens erhalten bleibt.** (Sehr richtig! im Zentrum.) Die Geschichte zahlreicher Völker lehrt uns, daß dem Verfall der Sitten der Bevölkerung der Zusammenbruch der Reiche regelmäßig auf dem Fuße gefolgt ist (sehr wahr! im Zentrum); aber die Geschichte zeigt uns auch, daß die größte und die eigentliche Stärke der Nation in einer sittlich-reinen und deshalb auch an Leib und Seele gesunden Jugend beruht. Deshalb sollte gerade seitens der Behörden zum Schutz unserer Jugend geschehen, was in ihrer Macht steht. Es muß energischer gehandelt werden, als es jetzt geschieht, und wie es von dem gesamten anständigen Teile der Bevölkerung so dringend verlangt wird. (Bravo im Zentrum und rechts.)

Dr. **Beseler**, Justizminister:

Es ist von einem der Herren Redner die Frage der unzüchtigen Schriften und Kunstwerke behandelt worden. Er hat sich darüber beklagt, daß häufig ungeeignete Leute als Sachverständige darüber gehört würden, während er meint, es bedürfe keiner Sachverständigen, sondern diejenigen, welche zu entscheiden hätten, seien die Richter, und die könnten dieser Aufgabe genügen auch ohne Sachverständige zu hören. Das trifft gewiß häufig zu; denn im großen und ganzen handelt es sich um allgemein menschliche Fragen (sehr richtig!) und keine durch besondere Sachkunde zu klärenden juristischen. Aber wir haben unsere Gesetze, denen wir folgen müssen, und das Gesetz bestimmt, daß in dem Verfahren, das unter Zuziehung eines Staatsanwalts im Anklageverfahren vor der Strafkammer stattfindet, das Gericht verpflichtet ist, die vom Angeklagten gestellten Zeugen und Sachverständigen zu vernehmen. Mag also das Gericht noch so wenig geneigt sein zu diesen Vernehmungen, so muß es sie doch stattfinden lassen, wenn es sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sein Spruch für nichtig erklärt wird. Richtig scheint mir der Gedanke, daß, falls ungeeignete Sachverständige zu Wort kommen, man auch solche zuziehen solle, denen man billigerweise mehr Vertrauen und besondere Sachkenntnis, soweit von letzterer überhaupt hier gesprochen werden kann, zutrauen darf. Insofern ist dem Gedanken des Herrn Vorredners, daß die Anklagebehörden dafür sorgen sollten, daß schlechte Gutachten aufgehoben werden durch gute, sehr wohl näher zu treten. (Sehr richtig! rechts.)

Dr. **v. Campe**, Abgeordneter (nat.-lib.):

Meine Herren! Der Herr Justizminister hat schon darauf hingewiesen, daß bei der Frage der Vernehmung von Sachverständigen die Gerichte vielfach eine gebundene Marschroute haben. Es ist durchaus richtig, daß die Gerichte, sofern nur die Zeugen und Sachverständigen geladen sind, wenigstens bei der Strafkammer einfach zur Vernehmung der Zeugen und Sachverständigen gesetzlich verpflichtet sind. Das ist eine ungemein bedauerliche Vorschrift, wie mir scheint, und wer, wie ich, in der Beziehung vielfach praktische Erfahrungen gemacht hat, weiß ganz genau, daß es bei den Beratungen sehr oft wirklich bedauert wird, wieviel unnütze Zeit man vergeudet hat, weil man Beweise erheben muß, die man schlechterdings für überflüssig hält.

Auch ich bin der Meinung des Herrn Kollegen Roeren, daß es in hohem Maße bedauerlich ist, daß es geradezu unbegreiflich ist, daß derartige Bilder, wie er sie hier vorgelegt hat, seitens der Behörde freigegeben worden sind. Ich stimme ihm ferner auch darin zu, daß die Gerichte hier selbst entscheiden können und daß ein Sachverständiger schlechterdings nicht nötig ist. Was unzüchtig ist, muß uns das Gefühl sagen; das muß jeder Mensch wissen, der überhaupt Sinn für Zucht und Anstand hat. (Sehr richtig!)

Sitzung vom 29. Januar:

v. Brandenstein, Abgeordneter (kons.)

Der Abgeordnete Roeren hat eine Anzahl von Bildern vorgelegt, von denen er sagte, sie seien von einem deutschen Gericht als solche erklärt worden, die ohne Strafe verbreitet und verkauft werden können. Alle, die diese Bilder angesehen haben, sind, glaube ich, mit mir der Meinung, daß es geradezu unbegreiflich ist, daß ein Gericht derartige Bilder für erlaubt halten kann. (Sehr richtig! rechts.)

Ich stimme mit dem Abgeordneten Roeren auch in dem überein, was er über die Zuziehung von Sachverständigen gesagt hat. Es ist in diesem Falle offenbar das Unglück gewesen, daß man einen Sachverständigen gehört und dieser die wunderbare Auffassung vertreten hat, an diesen Bildern sei nichts auszusetzen. In Sachen dieser Art ist meiner Ansicht nach ein Sachverständiger vollständig überflüssig. (Sehr richtig! rechts.)

Man braucht bloß diejenigen zu beobachten, welche an den Schaufenstern stehen und sich die Bilder ansehen und diejenigen,

Digitized by Google

welche hineingehen, um sich die Bilder zu kaufen; da wird man ganz genau wissen, ob es sich um Kunstkenner handelt, die Kunstprodukte kaufen, oder um junge Menschen, die sich etwas Unzüchtiges kaufen wollen. Ob ein Bild unzüchtig ist oder nicht, das hängt nicht von dem Hersteller, sondern von der Wirkung des Bildes ab, und ob die böse Wirkung durch den Anblick eines solchen Bildes eintritt, das kann ein verständiger Richter, kann ein verständiger Mann jeder Art mindestens ebensogut oder vielleicht noch besser beurteilen als mancher Künstler von Beruf. (Sehr richtig! rechts.)

Dr. **Beseler**, Justizminister:

Es ist im Hinblick auf die gestrigen Ausführungen über gewisse bildliche Darstellungen darauf hingewiesen worden, daß gewissermaßen ein Freibrief für die allgemeine Verbreitung solcher Darstellungen gegeben sei, nachdem ein Gericht den Angeklagten freigesprochen habe. Das trifft nicht zu; denn **jede neue Verbreitung würde eben eine neue Straftat sein, sobald ein anderes Gericht annimmt, daß die Bildnisse unzüchtige Darstellungen sind. Also ein allgemeiner Freibrief auf die Verbreitung ist mit der Entscheidung eines einzelnen Gerichts nicht gegeben.** Daß Rechtsmittel gegen solche Urteile zulässig sind, ist selbstverständlich. Die Berufung wird es in der Regel nicht sein, da es sich um Urteile der Strafkammern handelt. Ob die Revision, die doch vornehmlich ein formales Rechtsmittel ist, im vorliegenden Falle angezeigt gewesen wäre, entzieht sich meiner Prüfung, weil mir die Sache nicht näher bekannt ist. Die Bildnisse noch einmal daraufhin nachzuprüfen, ob sie, wenn sie anderswo verbreitet würden, zu einem erneuten Einschreiten Anlaß geben müßten, bin ich bereit. Ich würde also dem Herrn Abgeordneten dankbar sein, wenn er diese Bildnisse dem Justizministerium zur Verfügung stellen wollte, damit, soweit die strafrechtliche Verfolgung gegebenen Falles angezeigt ist, Vorkehrungen getroffen werden, damit, falls sie anderswo erscheinen, ein neues Einschreiten stattfindet. Was die Sachverständigenfrage anlangt, so hat mich der Herr Abgeordnete (von Brandenstein) nicht ganz richtig verstanden. Ich habe gestern gesagt, daß meiner Ansicht nach bei Beurteilung der Frage, ob ein Bildwerk unzüchtig sei oder nicht, ein Sachverständiger nicht nötig sei; ich habe nur betont, daß die Vernehmung von Sachverständigen — und ich bemerke: gestellter Sachverständiger — von der Strafkammer erfolgen muß. Ich habe, anknüpfend an das, was der Herr Abgeordnete Roeren sagte, hervorgehoben, daß, wenn Sachverständige gestellt würden, die dem Gericht vielleicht nicht geeignet erschienen, es ja unbenommen bleibe, auch noch andere Sachverständige, denen es mehr Vertrauen schenkt, zu hören; daß das aber nötig sei, habe ich nicht gesagt. Wenn das Gericht ein selbständiges Urteil darüber hat, ist es sein volles Recht, demgemäß zu verfahren, und meiner Meinung nach kann es das in der Regel auch tun.

Krause (Waldenburg), Abgeordneter (freikons.):

Meine Herren, ich kann zugleich im Namen meiner politischen Freunde erklären, daß ich mit einem der Redner des gestrigen Tages, nämlich dem Abgeordneten Roeren, mit dem ich sonst in vielen Fragen, solange wir gemeinschaftlich im Hause gewesen sind, verschiedener Ansicht gewesen bin, völlig übereinstimme. Das ist die Frage, welche die von ihm vorgelegten obszönen Bilder betrifft. Wenn wirklich, wie uns gestern vorgetragen ist, sich sogenannte Künstler gefunden haben, die als Sachverständige bekundeten, daß diesen Bildern ein künstlerisches Interesse innewohnt, so muß ich sagen, das deutsche Volk wird sich von diesen sogenannten Künstlern in seiner großen Mehrheit abwenden und ihnen die Qualifikation als Künstler in jeder Beziehung absprechen. Denn welcher Richtung der Kunst der einzelne zugeneigt sein mag, darüber ist, glaube ich, die große Mehrheit des deutschen Volkes eins, daß es die erste und vornehmste Aufgabe der Kunst ist, in unserem Volk den Sinn für das wahrhaft Schöne zu wecken und zu fördern und dadurch eine erfrischende und veredelnde Wirkung auszuüben auf unsere Lebensanschauungen, insbesondere auf unser sittliches Empfinden. Wenn aber solche Bilder, wie sie uns gestern vorgelegt sind, es deutlich an der Stirn geschrieben tragen, daß sie lediglich darauf berechnet sind, in roher und gemeiner Weise die Sinnlichkeit zu wecken und eine sinnliche Lüsternheit zu erzeugen, und wenn solche Bilder vor allen Dingen unserer heranwachsenden Jugend zugänglich gemacht werden, dann, meine Herren, werden wir wohl und mit uns die große Mehrheit unseres Volkes darin einverstanden sein, daß sie diesem von mir angegebenen vornehmsten Zweck der Kunst nicht dienen, sondern ihm schnurstracks entgegenlaufen; denn sie wollen und können nicht den Sinn für das Schöne in unserm Volke und vor allen Dingen in unserer heranwachsenden Jugend erwecken und stärken, nein, sie reißen das Empfinden für alles Schöne aus dem Herzen unserer heranwachsenden Jugend und setzen an seine Stelle gemeine und niedere Triebe; sie können nicht das sittliche Empfinden unserer Jugend veredeln, nein, sie treten alles sittliche Empfinden mit Füßen, und deshalb können sie einen Anspruch darauf, daß ihnen ein künstlerisches Interesse beiwohnt, unter keinen Umständen erheben.

Meine Herren, wenn aus dem Vortrage des Herrn Abgeordneten Roeren gestern hervorgegangen ist, daß derartige Bilder in großen, in ungeahnten Mengen in unserm Volke und vor allem in unserer heranwachsenden Jugend verbreitet werden, so müssen wir in voller Uebereinstimmung mit Herrn Roeren darin eine ernste und große Gefahr für unser Volk und unser Vaterland sehen. (Sehr richtig! rechts.)

Denn, meine Herren, wenn wir alle darüber einig sind, daß die Hoffnung auf eine dauernde Erhaltung der Größe unseres Vaterlandes in erster Linie darauf beruht, daß in unserem Vaterlande eine körperlich und sittlich und geistig gesunde Jugend heranwächst, dann müssen wir in solchem Tun einen gefährlichen Feind für die Größe unseres Vaterlandes erblicken, da die Folge dieses Tuns sein muß, daß eine unsittliche, eine körperlich und geistig verdorbene Jugend in unserem Vaterlande aufwächst. (Sehr wahr! rechts.) **Dieser Gefahr gegenüber müssen die Behörden des Staates mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln einschreiten.** (Sehr richtig! rechts.) Ich hoffe, daß der Herr Abgeordnete Roeren diese Sache auch beim Etat des Herrn Ministers des Innern, dem ja in erster Linie der Angriff gegen ein solches Treiben obliegt, zur Sprache bringen wird. Ich für meine Person glaube zwar sicher, daß die preußische Strafrechtspflege in dieser für unser Volk so wichtigen Frage nicht versagen, sondern voll ihre Schuldigkeit tun wird. Wenn aber wider Erwarten Fälle eintreten sollten, wo sie versagen sollte, so wird es nach meiner Ansicht eine dringende und wichtige Aufgabe der preußischen Justizverwaltung sein, ihr Augenmerk hierauf zu richten und jedes Mittel in Anwendung zu bringen, **nötigenfalls gesetzgeberische Mittel**, um in dieser Frage unsere preußische Rechtspflege auf der Höhe zu erhalten. Meine Herren, ich glaube, ich kann diesen Punkt verlassen; denn ich habe keinen Zweifel daran, daß **alle Parteien dieses Hauses in dieser Frage vollständig einig sein werden**, und daß auch die preußische Staatsregierung und insbesondere der Chef der preußischen Justizverwaltung in dieser Frage vollständig mit uns übereinstimmt. Das haben ja auch seine Ausführungen gestern und heute uns schon bewiesen.

Alban Stolz.

Zu dessen 100. Geburtstag von J. M. Schmidinger-Donauwörth.

Der 3. Februar 1908 ist Alban Stolz' 100. Geburtstag. In Nord und Süd, in allen Zonen gedenkt man dieses Tages. Die Geburtsstadt und die Todesstadt Alban Stolz' feiern seine Geburtsstunde als eine Glücksstunde für sie, wir alle als die Geburtsstunde einer neuen katholischen Volksliteratur, die uns mit ihm auch einen Hansjakob, Hattler, Kümmel, Bolanden, Auer, Kolping, Herzog, auch die Jungen von heute gebracht, auf die alle von Alban Stolz ein Funken übersprang. Millionen, die Alban Stolz gelesen, besonders vor zwei, drei, fünf Jahrzehnten, sie gedenken der magischen Gewalt, die er über sie ausgeübt.

Heutzutage machen Bücher nicht mehr solche Eindrücke auf das Volksgemüt, wie damals; es sind ihrer zu viele, alle Tage was anderes, neue Modeartikel auch in der Literatur, literarische Eintagsfliegen, künstlich und durch gegenseitige Lobesassekuranzen und literarische Lebensversicherungen aufgebauscht, so daß auch Hilty sagt, er lese kein Buch mehr, das nicht ein Jahr seinen Ruf behalten habe.

Man hat Alban Stolz, einst den populärsten katholischen Schriftsteller Deutschlands, im letzten Jahrzehnt zurücktreten lassen; die „Tendenz" war die Schuld und die Lehre von der Relationslosigkeit der Kunst, als ob es einen Alban Stolz, den großen Poeten, der keine Verszeile geschrieben, gegeben hätte, wenn ihn nicht gerade die Tendenz, volkspädagogisch und apologetisch zu wirken, groß und unsterblich gemacht hätte. Die Ueberschätzung des Romans, der nahezu als einziger Maßstab und Befähigungsnachweis für literarisches Talent aufgestellt war, hat die pädagogisch gefärbte Jugend- und Volksschriftstellerei ins Hintertreffen gebracht.

Doch Alban Stolz' literarische Bedeutung ist festgelegt, weniger von uns Katholiken, wenn man etwa Eichendorff und Hettinger abrechnet, als von den Protestanten. Haben diese auch an dem katholischen Priester und dem „großen Ultramontanen" zeitweilig Anstoß genommen, sie haben ihn, wie Hägele, Alban Stolz' kongenialer Biograph, sagt, vielleicht ebenso viel gelesen als die Katholiken und auch mehr gelobt und bewundert als diese. Wie hat ihn der modernste Sacher-Masoch

Digitized by Google

eingeschätzt? „Nach jeder Richtung eine Zierde der deutschen Literatur, ein geistvoller Schriftsteller, ein großer Poet! Was für ein Deutsch, das er schrieb! Das war wieder die Sprache Schillers und Abraham a Santa Claras und zugleich die Sprache Luthers und Heines! Und wie schalkhaft, wie fein in seiner Ironie, wie köstlich in seinem Humor!“ („Auf der Höhe“, Leipzig, 26. Heft 1883).

Der uns nicht immer wohlgesinnte Hofprediger Stöcker empfahl ihn „zur Gewinnung volkstümlicher Sprache und Anschauung.“[1]) Die „Leipziger Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung“ (Nr. 17, 1893), das Sprachrohr der liberalen Lehrerschaft Deutschlands, das Organ der sattsam bekannten allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, enhält in sechs Spalten einen einzigen Hymnus auf ihn; die „Bayerische Lehrerzeitung“ verstieg sich selbstverständlich nicht so hoch, vergleicht ihn mit den Stützen des mittelalterlichen Katholizismus, mit Bernhard und Bonaventura, stellt seine „schönheitsverklärten, stellenweise geradezu berauschenden „Witterungen“ der Seele“ Augustins Konfessionen ebenbürtig an die Seite, rechnet seine Kalender zu den vollendetsten deutschen Volksbüchern, gleichwertig denen von Justus Möser, Matthias Claudius, Peter Hebel, Jeremias Gotthelf, zählt seine Reisewerke „Spanisches“ und „Besuch bei Sem, Cham und Japhet“ dem Besten gleich, was wir von Löher, Fallmerayer, Steub, Passarge, Gregorovius an Reiseliteratur besitzen. —

Der badische Kreisschulrat Riegel — gewiß unabhängig von Wacker, Lender und Fehrenbach — erklärt in seinem simultanen „Badischen Fortbildungsschüler“ (Nr. 12, 1893), nach 8 Seiten langer Würdigung, daß Alban Stolz in seinen Tage- und Reisebüchern einen Schwung der Darstellung entwickle, wie sie nur Goethe eigen war. Die „Augsburger Abendzeitung“ brachte im „Sammler“ Nr. 14 vom 1. Februar 1908 aus der Feder von Dr. P. L. und ihrem Chefredakteur K. Stolz — einem entfernten Verwandten von Alban Stolz —, einen sehr sympathischen und literarisch wertvollen Artikel, der sich weit über das Niveau der Festartikel anderer Blätter erhebt, wenn auch Einzelbehauptungen unrichtig sind.

Das sind nicht Abschätzungen oder flüchtige Großmutsszenen, von politischen Kompromißgedanken getragen, sondern nüchterne Erwägung; die Macht der Tatsachen und das literarische Gewissen hat sie diktiert.

Nun wird man auch bei uns Alban Stolz höher einschätzen? Wir wollen's hoffen. Freilich muß man erst drüben etwas gelten, bevor man bei uns für voll genommen wird. Ein klassisches Beispiel haben wir ja an Balde, der erst über Weimar durch Herder bei uns zur Geltung kam, aus neuester Zeit auch an Willmann, der erst etwas galt, als über Leipzig, Braunschweig und Berlin sein Ruf reflektierte. Einem schwäbischen Pädagogen und Volkspädagogen, L. Auer, ist's auch so ergangen; erst als Dittes ihn lobte, fand man etwas an seiner damaligen Schrift.

Es ärgerte mich genugsam, als eine deutsche Familienzeitschrift vor Jahren eine Umfrage nach katholischen Lieblingsschriftstellern unter den führenden Katholiken ergehen ließ und keiner Alban Stolz, weder in erster noch dritter Reihe nennen konnte. Hoffentlich wird's besser. Mehr Selbstbewußtsein könnte wahrhaftig nicht schaden. G. Gesell in Chemnitz, der die Kritik in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung“ schrieb, wirke als Protestant und am Ende als . . . Bruder mit der „Augsburger Abendzeitung“ das literarische Wunder Alban Stolz gegenüber! —

Man wird ihn nicht mehr von seinem selbsterrungenen Piedestale werfen; eine Generation, literarisch verbildet, verweichlicht, durch krankhafte Aesthetik verdorben, mag ihn ignorieren, eine andere holt die gewaltige Kraftnatur in dem zwerghaften Körper wieder hervor, erholt sich im Sprühregen seines Humors, lacht ob seiner liebenswürdigen Witze, erbaut sich an seiner trunkenen Gottesminne, weint ob seiner Melancholie, die allen großen Seelen nachzieht, wie die Nebel den Bergriesen.

Aber nicht von seinen Hauptwerken, die der Weltliteratur Ehre machen, auch nicht von seiner „Erziehungskunst“, die Thalhofer und Weigl mit ihren ganz modern gerichteten Erziehungsproblemen erst jüngst neu entdeckt haben, sei die Rede; sie bedürfen keiner Empfehlung; wer sie nicht schätzt, hat ein Manko seiner Bildung und seines Geschmackes ausgewiesen.

Was bereits vergessen, zu seiner Zeit die beste Schuldigkeit getan, in Antiquariaten verstaubt und zum literarischen alten Eisen geworfen werden möchte, in den „Kleinigkeiten“ aber als „Abgelegtes“ glücklicherweise gesammelt ist, das sei nochmals am 100. Geburtstage aufgezeigt: es sind die dünnen Broschüren von 1845—1872, in denen Alban Stolz wie mit glänzenden Damaszenerklingen dem Zeitgeist zu Leibe ging, dem Rongeanismus oder Deutschkatholizismus, seinem Sohne dem Altkatholizismus, dem Liberalismus, dem Staatskirchentum, dem Logentum, der Jesuitenriecherei und -fresserei, die alle miteinander zu Vätern eines neuen geistigen Bastards, des Modernismus, geworden sind. Was Alban Stolz gegen Ronge, Schenkel und Blunschli, mit dem „Amulet gegen jungkatholische Sucht“, mit dem „Kometstern“, mit „Diamant oder Glas“, dem „papierenen Fels“, dem „Mörtel“ und „Akazienzweig für Freimaurer“, mit der „Hexenangst“ gegen Jesuitentöterei geschrieben, es soll wenigstens für die moderne Polemik nicht verloren sein, die offenbar mehr Geist, Humor und Witz vertragen könnte. (Schluß folgt.)

[1]) Vergl. „Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen“, Berlin, Pfeilstücker 1889.

Zu spät.

Erzählung von L. Rafael.

(Schluß.)

„Der Herr Geheimrat will verreisen“, hieß es im Hause. Der Koffer wurde gepackt, der Wagen bestellt.

Er wollte hin: sie durfte nicht in ihr Unglück rennen mit jenem Plön, der, als Zerstörer des Glückes schon mancher Ehe bekannt, einen üblen Ruf genoß. Der Geheimrat hatte schon früher und oft davon gehört, aber nicht darauf geachtet, obschon er wußte: meine Frau sieht ihn jeden Tag den gefährlichen Mann, meine einsame, meine liebliche junge Frau! Er hatte sie gehen lassen, froh, sich in seine Geschäfte und Pläne zu vergraben, seinem „Ich“ zu leben: er trug die Schuld an ihrem Unglück; er mußte sie retten. Jetzt sollte es anders werden. Das Haus wollte er neu einrichten, nach ihrem Geschmack, — licht und freundlich, wollte es der Gesellschaft öffnen, seinem Stande, seinem Reichtum entsprechend! Menschen wollte er an sich heranziehen, die ihrem Drange nach geistigem Leben gerecht zu werden imstande seien. Ins Theater wollte er sie führen, in die Konzerte, in die Galerien. Sie sollte nicht mehr allein sein. Er stand im Begriffe seinen Wagen zu besteigen: zu ihr. Da brachte man ihm ein Telegramm:

„Ich komme heute Abend mit dem D-Zuge um 8 Uhr. Illa“.

Gottlob und Dank; das Unglück war also noch nicht geschehen. Freiwillig kehrte sie zu ihm zurück. Ein Gefühl nie empfundenen unbeschreiblichen Glückes durchströmte ihn. Er bestellte Blumen. Die Eingangstür ließ er bekränzen, den Flur, die Treppen, die Zimmer. Eine fieberhafte Unruhe hatte ihn erfaßt. Zur Eisenbahn, sie in Empfang zu nehmen! Eine halbe Stunde zu früh saß er im Wagen und fuhr durch die hellerleuchteten Straßen der Residenz zum Bahnhof.

Gott sei Dank, es war noch nicht zu spät.

Sie konnte sie nicht alle in den Händen halten die kostbaren Blumen, die man ihr zum Abschied an die Bahn gebracht. Die ganze „erste“ Gesellschaft ihrer Heimatstadt war erschienen, ihr Lebewohl zu sagen.

Wie schade, daß sie schon so bald wieder abreisen, nachdem sie doch erst vorgehabt, mehrere Wochen zu bleiben, klagte man.

Sie nickte und lachte. Sie war in fieberhafter Erregung. Das für sie belegte Abteil erster Klasse war beinahe zur Hälfte mit Blumen gefüllt. „Darf ich bitten, Platz zu nehmen,“ mahnte der Schaffner. Sie umarmte ihre Mutter, reichte allen Bekannten noch einmal die Hand; Dank, Dank für alle Güte. Auf baldiges Wiedersehen! Sie stieg ein. Da stürzte ein Diener heran, einen Blumenstrauß in Händen: Empfehlung von! —? Das Gebrause des sich in Bewegung setzenden Zuges verschlang das Weitere. Ein Winken mit der Hand, mit den weißen Tüchern, und — sie flog dahin durch die schneeverwehte Gegend, der Residenz, dem Hause ihres Gatten entgegen. Mit weit offenen Augen blickte sie hinaus in das Land. Sie sah nichts.

„Gnädige Frau, erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle?“

Da, da stand er vor ihr: hoch, schlank in seiner kleidsamen Husarenuniform und sah sie an mit den Augen, die ihr ins Herz gingen. Und neben ihm stand seine Braut? — Ha, ha, ha, lachte Illa laut und gellend. — Klein, viereckig, grobe Züge, blaße ausdruckslose Augen, blödes, linkisches Benehmen. Seine Braut!

Digitized by Google

Das Herz voll heißer Wünsche, voll jubelnden Glückes; endlich in die Freiheit, hinein, in das Leben, war Illa ihrer Heimatstadt entgegengefahren. Im Hause ihrer Mutter fand sie kein Wort von Plön. Und er wußte doch, daß sie kam. Sie hatte es ihm geschrieben, auf seine Bitte hin. Er wußte, wann sie eintreffen mußte. Sie sandte ihm den Zettel, der ihm sage, daß sie da sei, ihn erwarte. Herr von Plön war nicht zu Hause, hieß es zurück. Es kam auch keine Antwort. Sie konnte ihn nicht treffen. Auf dem Ball aber, da mußte es sich entscheiden. Früh fuhr sie hin, zitternd, fiebernd vor Erregung. Er war noch nicht erschienen. Sie ward umringt, gefeiert als die heimgekehrte schöne Tochter ihrer Heimatstadt, als die Frau des hier am Ort so einflußreichen Geheimen Kommerzienrat Lurs, des Millionärs. Sie tanzte, schien ausgelassen lustig, heimlich blickte sie immer nach der Tür. Er kam nicht. Endlich, sie hatte seinen Eintritt doch nicht bemerkt, stand er vor ihr: Erlauben gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Braut vorstelle?

Was er weiter gesagt, was sie erwiderte, wie sie durch den Abend gekommen war? Sie wußte es nicht. — Dann saß sie im Wagen neben ihrer Mutter. Sie fuhren heim.

„Die Braut ist steinreich, der Vater besitzt Millionen. Plön soll gespielt haben, ganz verschuldet sein, Kind. Ich hörte es erst, nachdem du schon hier warst, hatte nicht das Herz es dir zu sagen, Illa!"

Sie sprach kein Wort. Zu Hause angekommen, schloß sie sich in ihr Zimmer ein: bleib draußen Mutter.

Wie angewurzelt stand sie und blickte vor sich hin. Dann warf sie sich an ihrem Bett nieder, drückte den Kopf in die Kissen, lachte und weinte, daß ihr Körper davon erschüttert ward. Sie zerriß das feine Spitzentaschentuch in ihren Händen, sie warf die Blumen zu Boden und zertrat sie: Weg von hier noch heut. Sie sah nach der Uhr, es war nicht mehr möglich; fast war schon der Morgen da. Einen Tag mußte sie sich noch gedulden. Aber dann? Nach Hause!

Da lag es vor ihr, das graue Haus mit seinen weiten stillen Zimmern, das ihr so öd erschienen war. Ein Asyl des Friedens dünkte es sie jetzt: wär' ich dort, hätt' ich's nie verlassen! Ihr ganzes Leben zog an ihrem Geist vorüber: da war sie als Kind mit den Eltern, bald in dieser Garnison, bald in jener, nirgendwo recht zu Hause. Der Vater durch den Dienst in Anspruch genommen, beide Eltern fast ausschließlich der Geselligkeit lebend. Glanz nach außen, Entbehrung in der Famile. Der Vater ward Major und starb. Jetzt pochte wirklich die Not an ihre Tür. Sie blieben in der Stadt, wo sie am längsten geweilt hatten, wo manche ihnen wertvolle Verbindung angeknüpft war. Sie wußten auch jetzt noch den Schein zu wahren. Dann wurde Illa erwachsen, war zum erstenmal auf dem Ball: sie sah ihren Mann.

„Ich werde versuchen, Sie lieben zu lernen." Wie hatte sie's gehalten dieses Wort, mit welchem sie ihm sich verlobt? Sie hatte ihn für sich haben wollen. Nicht einmal den Versuch hatte sie gemacht, sich seinen Wünschen und Ideen anzubequemen. Für sie sollte er da sein, ihr sollte er seine Arbeit, sein Leben opfern. Sie wollte sich amüsieren, das Leben genießen. Und jetzt in der Stunde, wo alles unter ihr zusammenbrach, dachte sie an sein Haus, dachte sie an ihn! Ihre Mutter ließ sie nicht zu sich hinein; ihr hatte sie nichts zu sagen. Ihm hätte sie sich an den Hals werfen, ihm hätte sie alles vertrauen, bei ihm hätte sie Schutz, Hilfe suchen wollen. Jetzt wußte sie, wofür sie ihm zu danken habe: sie hatte die Heimat gefunden in seinem Hause, in ihm! So ging die Nacht hin, der folgende Tag. Sie ließ niemanden zu sich hinein, sie aß nicht, sie schlief nicht. Mutter, ich reise! halt's geheim! Doch hatte man's erfahren, hatte auch Plön es erfahren. Da lagen die Blumen, die Zeugen ihres Triumphes. Da lag eingewickelt in Seidenpapier der Strauß? — Sie wußte, woher er kam! Sie riß das Papier herunter: Rosen, rote Rosen. Ein Billett drin. Sie öffnete, sie las. „Illa! — Ich mußte mich verkaufen oder meine Uniform ausziehen. Als ich Sie kennen lernte, war es zu spät. Ich war ruiniert! Ich darf Sie nicht herausreißen aus gesicherten Verhältnissen, um mit mir ins Elend zu gehen. Was es mich kostet, davon schweig' ich. Mein Herz gehört Ihnen, solang ich lebe! Plön." . . . Ha, ha, ha, lachte sie wieder laut und gellend. Sie zerriß den Zettel in ganz kleine Stückchen und warf die mit den Rosen zum Fenster hinaus.

„Lug, Trug, Schein erbärmlicher, alles, alles, auch ich! Nur einer nicht, mein Mann!"

„Ewald, Ewald!" Heiße Tränen strömten ihr aus den Augen. „Du bist gut und echt und wahr, nur du allein. Und dich, dich hab' ich verkannt, hab' mich von dir abgewandt, habe dich allein gelassen mit deiner Arbeit, deinen Interessen, deinen Wünschen! Verraten hab ich dich, betrogen! Aber ich will es sühnen! Alles, alles will ich dir bekennen, Anders soll es werden, ganz anders. Auf deine Wünsche will ich horchen, dein Leben will ich mit dir leben. Wäre ich nur erst wieder bei dir."

In rasender Eile fuhr der Blitzzug dahin. Ihr ging es viel zu langsam! Plötzlich hielt der Zug. Wieder eine Station? Sie schaute hinaus. Sie sah nur kahles Feld. Sie öffnete das Fenster. „Warum wird hier gehalten, Schaffner?" „Wir fahren gleich weiter." Wie schwer das war, zu warten. Sie setzte sich nieder, schloß die Augen. Nach Hause, gut machen, sühnen, noch ist's nicht zu spät.

Da brauste er heran: Ein anderer Zug!

Ein furchtbarer Stoß schleuderte sie empor. Ein Krachen war um sie her, ein Sausen, Zischen, Splittern, Rauch und Flammen. Gräßlicher Schmerz raubte ihr die Besinnung. Sie empfand nichts mehr.

* * *

Den Geheimrat Lurs litt es nicht im Wartesaal. Auf dem Perron ging er auf und nieder in fieberhafter Unruhe und Erwartung: eine Verspätung des D-Zuges war gemeldet. Die Minuten dehnten sich zu Stunden. Illa, Illa, wäre sie nur erst bei ihm. Er überlegte, was er ihr sagen wollte.

Da durchlief eine seltsame Unruhe und Bewegung die Reihen des zahlreich wartenden Publikums. Man umdrängte einen Eisenbahnbeamten, der etwas verkündete. Schrecken, Entsetzen war in den Mienen der Lauschenden! Der um 8 Uhr fällige D-Zug ist mit einem andern Zug zusammengestoßen. Zahlreiche Tote; die ganze Tragweite des Unglücksfalles noch nicht zu übersehen. So lautete die Depesche.

Wenige Minuten später fuhr Geheimrat Lurs mit dem eben in jene Richtung abgelassenen Eilzug der Unglücksstätte entgegen.

Zu spät, zu spät! sangen die drehenden Räder.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater wurde unter Mottls Direktion der Ringzyklus gegeben. Die Schwierigkeiten, welche sich jüngst durch Erkrankungen eingestellt, hatten sich glücklicherweise gehoben. Das Gebotene stand größtenteils auf dem Niveau des Festspielmäßigen und rechtfertigte den jubelnden Beifall, mit welchem das volle Haus für die gewaltigen Eindrücke dankte. Da wir Einheimische und Gäste erst im Sommer bei den Spielen im Prinzregententheater würdigten, ist heute ein neuerliches Eingehen auf die verschiedenen Einzelheiten überflüssig. So wie alle einmütig mit ihrem großen Führer zusammenwirken, läßt sich immer Großes an unserer Hofoper erreichen . . . .

Shakespeare an der Hofbühne und im Schauspielhause. Mit dieser Ueberschrift soll weder die kleine Stollbergbühne stolz gemacht werden, noch soll die Parallelsetzung etwa das Kgl. Theater kränken. Ich möchte nur darlegen, wieso die modernen Künstler des Schauspielhauses bei einem Shakespeareversuche in Ehren bestehen, und Gäste, die in Darmstadt und Düsseldorf sich guten Schauspielerrufes erfreuen, im Hof- und Nationaltheater ohne sonderlichen Eindruck bleiben. Wir schrauben in einem kleinen Hause unsere Ansprüche unwillkürlich zurück, wenn nur die Kräfte gut gegeneinander abgestimmt sind. Der Schauspieler braucht seine stimmlichen Mittel nicht zu überanstrengen, er hat es leichter, „natürlich" zu sein, weil er nicht, wie in unserem übergroßen Hause, eines Freskostiles bedarf. Nun sind die Theater in Darmstadt und Düsseldorf zwar größer als das Schauspielhaus; aber doch nicht so, daß ein guter Sprecher sich anstrengen müßte. Holt man die Leute dann an unser Hoftheater, so gibt es zumeist eine Enttäuschung. Unwillkürlich ist man auch nicht mehr mit „anständigen Leistungen" zufrieden, man fordert Individualitäten. Hierzu hat man ja auch an einer ersten Bühne das Recht. — Das Schauspielhaus versuchte sich mit „Was Ihr wollt". Die derb angepackten komischen Szenen wirkten recht lebensvoll, allein die Poesie von Herzog Orsinos Liebesroman trat hinter den Possenulk erheblich in den Hintergrund. Bei Reinhardt in Berlin, dem Herr Stollberg diese Anregung verdankt, soll es jüngst ähnlich gewesen sein. Immerhin bleibt auch dieser zweite klassische Versuch des Schauspielhauses verdienstvoll. Eine ziemliche Anzahl von Wiederholungen ist gesichert. Der Aufführung lag die Bühnenbearbeitung von Dr. Kilian, unserem „kommenden" Hoftheaterdramaturgen, zugrunde. Sie gibt dem Lustspiele bis auf eine Szene die Einheit des Ortes, wodurch sich ein flottes Herunter-

Digitized by Google

spielen ermöglicht. Ferdinand Götz hat wieder mit plastischen Bäumen sehr großzügige Dekorationen geschaffen.

Aus den Konzertsälen. Der Beethovenzyklus des Vereins für volkstümliche Kunstpflege bot in dieser Woche wegen der Reorganisation des Kaimorchesters einen Kammermusikabend. Die beiden Herrn Hofrat Kaim treugebliebenen Konzertmeister Heyde und van Vliet gaben unter Mitwirkung des Pianisten Ruoff Vortreffliches. Das Programm bot Trio (D-dur) op. 70, die Kreutzersonate und Trio (B-dur) op. 97. Das Publikum ehrte die Künstler durch Kränze und demonstrativen Beifall. Als der Jubel kein Ende nahm, richtete Hofrat Kaim einige Dankesworte an die Hörerschaft. Tags darauf trat das reorganisierte Orchester mit einem populärem Konzert an die Oeffentlichkeit, das, wie mir berichtet wird, einen befriedigenden Verlauf nahm und zu neuen Sympathiekundgebungen Anlaß gab. — Das Direktorium der Ausstellung hat nun in der vielerörterten „Affäre" das Wort ergriffen und konstatiert in Uebereinstimmung mit Kaim, „daß die Lösung des Vertrages ausschließlich durch die nach der Ueberzeugung des Direktoriums und des Musikkomitees damals schon schwierig gewordenen Beziehungen Hofrat Kaims zu seinem Orchester und insbesondere durch die in Nr. 3 der „Deutschen Musikerzeitung" angekündigte Sperre des Kaimschen Institutes und die darin empfohlene Lostrennung des Orchesters von demselben veranlaßt wurde". Die Komiteemitglieder ließen sich nicht von den Differenzen zwischen Kaim und einem Münchener Zeitungsorgan beeinflussen und gingen, wie konstatiert wird, mit vollster Objektivität zu Werke.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde ein großes, neues Schauspielhaus, das „Hebbel-Theater", mit einer wertvollen Aufführung von „Maria Magdalena" eröffnet. Die Bühne will neben der Pflege Hebbels ein Theater der Lebenden sein und durch ihre Dramaturgen eifrig nach neuen Talenten suchen lassen. Der Leiter des Theaters ist Dr. Robert, ein früherer Kritiker. — Der Kaiser, welcher in Berlin für die Arbeiter mehrere Vorstellungen geben läßt, wohnte der ersten, die den „Prinzen von Homburg" brachte, bei. — Eine Familientragödie „Hänschen" von Friedr. Drexler fand in Passau bei guter Darstellung eine glänzende Aufnahme. Der Autor wurde nach Berichten mehrmals gerufen. Wir haben dem Werk des begabten Münchener Autoren bereits in einer Buchbesprechung (cf. IV. Jahrgang Nr. 13) eine kürzere Würdigung gewidmet. — In Meiningen fand die Première von Rudolf Genées „Gräfin Katherina" lebhaften Applaus. Der 83jährige Dichter und Shakespeareforscher zeigt sich in dem Stücke noch bei voller Schaffenskraft. — In London verstarb im Alter von 62 Jahren August Wilhelmj, nächst Joachim der berühmteste Geiger unserer Zeit. — Die Große Oper in Paris wurde mit „Faust" unter der neuen Leitung wieder eröffnet. Die Gounodsche Oper ist zwar schon 1292 Mal in Paris gegeben worden, allein zum erstenmal versuchte man der Inszenierung sorgfältig deutsches Lokalkolorit des 16. Jahrhunderts zu geben. Auch musikalisch ist das Werk rekonstruiert worden. — Die Berliner Kammerspiele hatten mit „Hochzeit" von Emil Strauß keinen starken Erfolg. Das Drama predigt egoistische „Rechte" der Jugend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es war vorauszusehen, dass die bei Gelegenheit der letzten Diskontermässigung seitens des neuen Reichsbankpräsidenten bekannt gemachten Gründe, die die Reichsbankleitung dazu bewegt hatten, die Ermässigung des Diskontes nur um $^1/_2$ % vorzunehmen, zu durchaus ungünstigen Betrachtungen über die Geldmarktlage Anlass und Ursache bieten würden. Wie bereits in dem Berichte der Vorwoche in der „Allgemeinen Rundschau" dargelegt wurde, gehen die Anschauungen allgemein dahin, dass die derzeitige Geldabundanz mehr oder minder den Tatsachen vorausgeeilt ist und daher Rückschläge und Einschränkungen aller Art in dieser Richtung zu erwarten sind. Der Status der Reichsbank zeigt immer noch eine verhältnismässig erhebliche Anspannung. Anderseits wird die Leitung der Reichsbank sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass behufs einer weiteren energischen Durchführung der Kontrolle des deutschen Geldmarktes die Diskontpolitik unseres Reichsnoteninstituts sich, wenn auch wider Willen, den derzeitigen Verhältnissen anpassen muss. Die Vorsicht der Reichsbank ist nur zu leicht erklärlich, und zwar umsomehr, als es eine Folge des strikte durchgeführten Systems der Krediteinschränkung auf allen Gebieten war, damit die Kreditsucher in erster Linie auf die Reichsbank angewiesen blieben. Nur zögernd beginnen unsere Grossbanken und sonstige Faktoren der Hautefinance die Gewährung einer leichteren Krediteinräumung zu billigen.

Während vor Monaten unter dem schweren Druck der anormal hohen Diskontsätze die Meinung dahinging, dass bei Eintritt und Wiederkehr von billigen Geldsätzen eine neue und impulsive Aera für Handel und Industrie, besonders für unsere deutsche Wirtschaftspolitik hereinbrechen würde, zeigt der Verlauf der gegenwärtigen Geldmarktsituation das pure Gegenteil. Das Hauptmoment dieser enttäuschten Konstellation bildet die beispiellose Panik und Geldkrisis Amerikas, deren Nachwirkung selbst in den kleinsten Betrieben empfunden wird. Neuerliche Zahlungseinstellungen und Schliessungen von Banken, sowie die allmählichen Vorbereitungen zur bevorstehenden Präsidentenwahl tragen zur vorhandenen Unsicherheit vermehrend bei. Die Rekonvaleszenz in unserem Wirtschaftsleben hat durch diese Situation einen schweren Rückschlag erlitten, von dem gründlich zu erholen nicht nur Tage und Wochen, sondern wohl der Verlauf des ganzen Jahres 1908 notwendig sein wird. Wenn auch einzelne Momente, wie die Konzentration der Auftragsbestellungen bei den Verbänden und Syndikaten und die einheitliche Preisbildung, die Schärfe des Stillstandes in der heimischen Industrie nicht in wirklichem Masse aufkommen lassen, so zeigen doch Faktoren der verschiedensten Art, dass nach wie vor Zurückhaltung und Reserve immer noch genügend zu beachten sind. Ausschlaggebend für diese ungünstige Betrachtung waren die unbefriedigten Meldungen, besonders des Eisenmarktes: Preisermässigungen und Zurückhaltungen in den Bestellungen wurden bekannt. Die Ziffern des Jahresergebnisses des auch an dieser Stelle schon wiederholt genannten gigantischen amerikanischen Stahltrusts geben das Exempel, dass das wirtschaftliche Debacle Amerikas immer noch aufs unangenehmste auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Weltverkehrs verspürt wird.

Der deutsche Montanmarkt musste sich daher einer scharfen Analyse hinsichtlich der zukünftigen Gestaltung unterziehen. Vom rheinisch-westfälischen Gebiet wurden auf verschiedene Meldungen hin grosse Positionen in Engagements dieser Aktien verkauft, und Kursverluste auf diesem Gebiete waren auf der ganzen Linie zu registrieren. Die Börsenkreise glauben jedoch, dass das Kursniveau, besonders der Montanwerte, bereits ein derartiges ist, dass selbst alle möglichen Faktoren der Konjunkturentwicklung genügend eskomptiert sind. — Bei Anhalten der derzeit verbilligten Geldraten ist besonders der Bankwelt neuerdings das Feld zur erspriesslichen Erweiterung und Förderung der verschiedensten Emissions- und sonstigen Projekte geebnet. Unter dem Eindruck dieses Hinweises waren es auch vornehmlich die Aktien unserer Grossbanken, die eine erhebliche Besserung aufweisen konnten. Es dürfte allem Anschein nach die Bewegung in diesen Aktien, denen die Dividende für das vergangene Jahr noch gutkommt, noch nicht abgeschlossen sein. Gerüchte von Interessengemeinschaften der Diskontogesellschaft und der Berliner Handelsgesellschaft, sowie von Deckungen von schon seit langer Zeit bestehenden Blanko-Engagements förderten die Aufwärtsbewegung in diesen Werten besonders. Es ist nicht zu verkennen, dass die Verbilligung des Geldmarktes in erster Linie mit dem geringeren Bedürfnis von Industrie und Handel im Zusammenhang steht, und dass besonders das Anlage suchende Publikum bei den derzeitig günstigen Geldsätzen sich nach so langer Zeit vornehmlich dem Gebiete der heimischen und auswärtigen Renten zuwendet. Von England ausgehend, woselbst an den Börsen alle Gattungen, auch die exotischen und spekulativen Renten, ansehnliche Kursbesserungen erzielten, übertrug sich die Festigkeit am Rentenmarkt auch auf russische und französische Anleihen. Es war erfreulich zu konstatieren, dass auch der Markt der heimischen Staatsanleihen von der Besserung der Fonds erheblich profitieren konnte. Grosse Posten, besonders der Reichsanleihen und preussischen Konsols, sollen vom Ausland in erster Linie als Kapitalsanlage bezogen worden sein.

M. Weber.

Vereinigte Königs- und Laurahütte. In einer ausserordentlichen Generalversammlung soll am 20. Februar die Erhöhung des Grundkapitals um 9 Mill. Mark unter gleichzeitiger Aufhebung der Gründerrechte beschlossen werden. Durch die Lösung dieser Rechte werden den beteiligten Banken erhebliche Gewinnbeträge ausbezahlt.

Die bayerischen Hypothekenbanken (Bayerische Handelsbank, Bayerische Landwirtschaftsbank, Bayerische Vereinsbank, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank) veröffentlichen den Stand der Hypotheken- bzw. Kommunaldarlehen sowie die Höhe der im Umlauf befindlichen Schuldverschreibungen per 31. Dezember 1907.

Bayerische Bankinstitute. Die Bayerische Handelsbank errichtet unter Uebernahme einer alten Bankfirma in Gunzenhausen (Bayern) eine neue Zweigniederlassung. Bayerische Hypotheken- und Wechselbank: Der Aufsichtsrat beschliesst eine Dividende von 13% pro 1907. Filiale der Dresdner Bank, München: Anlässlich der Uebersiedelung in das neue Bankgebäude gibt genannte Bank eine Festschrift mit Illustrationen und Erläuterungen, speziell über den Scheckverkehr, an Interessenten kostenlos zur Ausgabe.

Städteanleihen. Die Städte Regensburg, Barmen u. a. appellieren an den Geldmarkt durch Aufnahme von neuen Anleihen.

Bayerische Brauereien. Aktiengesellschaft Hackerbräu. Die stattgehabte Generalversammlung genehmigte einstimmig die Bilanz. Trotz des ungünstigen Resultates und der Dividendenlosigkeit der Aktien wurde aus den Aktionärkreisen keinerlei Debatte darüber angeregt. Löwenbrauerei München. Die sensationelle Kurssteigerung der Aktien wird mit den verschiedensten Fusionsgerüchten u. a. mit der Paulanerbrauerei in Verbindung gebracht; Definitives hierüber ist jedoch nicht bekannt geworden.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33 a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt betr. „Elixir de Saint-Vincent-de-Paul", ein Spezifikum gegen die Blutarmut (Anamie) und deren Begleit- und Folgeerkrankungen, bei, auf den wir hiermit aufmerksam machen.

Digitized by Google

= Bekanntmachung. =

(§ 23 des Reichshypothekenbankgesetzes.)

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gesamtbetrag der umlaufenden Pfandbriefe am 31. Dezember 1907 . . M. 957,105,600.—

Gesamtbetrag der am 31. Dezember 1907 in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken (nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen) . . . . . M. 965,562,702.19

München, 1. Februar 1908.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.
Abteilung für Hypotheken.

Aktuell! Zur Justizreform!

Soeben erschien in unserem Verlage:

Fragen der Justizreform in Zivilsachen

von **Otto Schmidt**, Landgerichtsrat,
Mitglied des Reichstages und des preuss. Abgeordnetenhauses

Preis 1.— Mk.

„In dem gegenwärtig besonders heftig entbrannten Kampfe über Notwendigkeit und Umfang einer Zivilprozessreform wird die Schmidtsche Schrift sich zur Information über die hauptsächlichsten Streitpunkte als vortrefflich geeignet erweisen. Auch wer mit den Anschauungen des Verfassers nicht übereinstimmt, wird durch die Lektüre neue Anregungen erhalten und genötigt sein, sich mit den von einem so erfahrenen Praktiker und Parlamentarier aufgeworfenen Bedenken gegen die geplante Reform ernsthaft zu beschäftigen und abzufinden."
Heilfron.

Junfermannsche Buchhandlung, Paderborn.

Wein-Restaurant Schleich
I. Ranges
Weingrosshandlung
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Sichere Kapitalanlage

ist durch Hergabe von **Hypotheken an 1. Stelle** bis zur Hälfte des Wertes geboten. Kapitalisten belieben sich vertrauensvoll an uns zu wenden. Unterbringung kostenlos. Zinsfuss 4¼ bis 4½% bei halb- od. vierteljährlicher Zinszahlung. **Uebernahme von Verkäufen von Häusern, Fabriken und Grundstücken.** — **LOOSEN & Co., CREFELD,** Immobilien-Hypothekengeschäft.

Schloss Brohleck bei Brohl a. Rh.
Kath. Knabenpensionat und höhere Schule (VI-II einschl.)

50 Zöglinge, 7 Lehrer; echte Familienerziehung, gründliche Ausbildung, sichere Förderung. Für zurückgebliebene oder schwächliche Schüler vorzüglich geeignet. Herrliche, gesunde Lage. 36 Morg. Park. Pa. Referenzen von Eltern. Prospekte durch die Direktion. **Kleins.**

Bayerische Handelsbank.

Bekanntmachung

nach § 23 des Hypothekenbankgesetzes für den 31. Dezember 1907.

Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe	M. 252,206,900.—
Gesamtbetrag der in das Hypothekenregister eingetragenen Hypotheken nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen . .	M. 254,333,646.25
Von der Gesamtsumme der registrierten Hypotheken kommt der Betrag von . . . . . als Pfandbriefdeckung nicht in Ansatz	M. 282,497.74
Gesamtbetrag der im Umlauf befindlichen Kommunal-Schuldverschreibungen	M. 3,500,000.—
Gesamtbetrag der in das Kommunal-Darlehensregister eingetragenen Kommunal-Darlehen nach Abzug aller Rückzahlungen oder sonstigen Minderungen	M. 4,040,264.38

München, den 1. Februar 1908.

Bayerische Handelsbank.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Spee, P. F., S. J., Trutznachtigall. Nebst den Liedern aus dem Güldenen Tugendbuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Kl. Brentano kritisch neu herausgegeben von A. Weinrich. Mit den Titelbildern der Originalausgabe und der Ausgabe von Brentano. 12° (XL u. 428) M 3.—; geb. in Leinwand M 3.80.

Die Lieder aus dem „Güldenen Tugendbuch" sind, erstmals kritisch herausgegeben, sämtlich aufgenommen, so daß in einem Bande der ganze Dichter Spee geboten wird. Um dem Buche auch in weiteren Volkskreisen Eingang zu verschaffen, erläutern die kurz gehaltenen Anmerkungen heute nicht mehr gebräuchliche Worte und Redewendungen. Beigegeben ist die herrliche Biographie Spees von Brentano und eine literarische Einleitung.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Niederlage u. Probierstube: Berlin: Alexanderstrasse 43.

Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenes Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

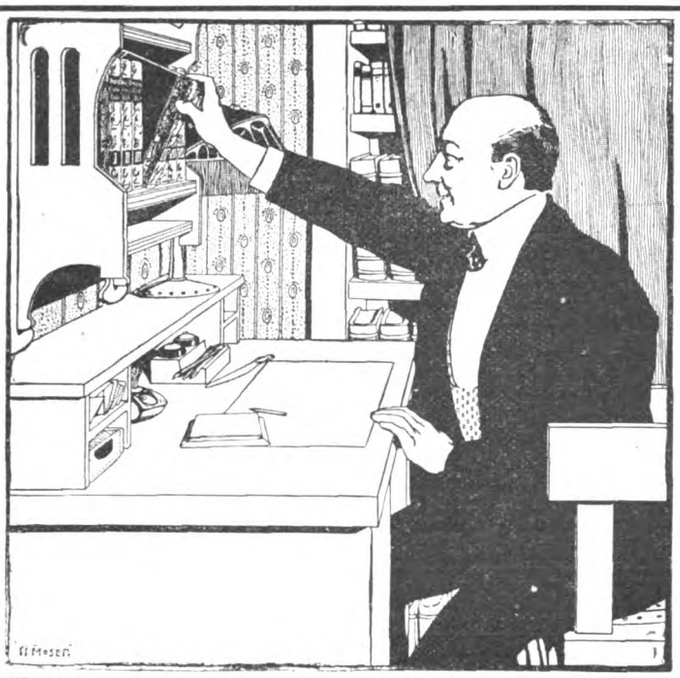
Der Vorstand.

Einzig schön

ist ein zartes, reines **Gesicht,** rosiges, jugendfrisches **Aussehen,** weiße, sammetweiche **Haut** und schöner **Teint.** Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Digitized by Google

Herders konversations-Lexikon



Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten !!

Neue Urteile der Presse

Süddeutsche Monatshefte 1908, 1. Heft:

„. . . Es stellt einen neuen Typ des Konversationslexikons dar: Acht Bände 100 Mark, will sagen: kürzer und billiger als Meyer oder Brockhaus; dabei genau, vielseitig, unparteiisch.

Stimmen aus Maria-Laach, 1907, 10. Heft:

„. . . Die vollständigste, auf allen Gebieten ausgiebig orientierende Enzyklopädie in nur acht Bänden . . , dabei erprobt sich das neue Lexikon im Gebrauch. Ueberall bringt es das Neueste und Beste; es erweist sich als offenbar, daß auf allen verschiedensten Gebieten Meister vom Fach zu Rate gezogen worden sind . . ."

Der Türmer, 1907, Dez.-Heft:

„In Zukunft wird man zu den ersten Enzyklopädien auch Herders Konversationslexikon zählen müssen."

St. Benedikts-Stimmen, 1908, 1. Heft:

„. . . Wir wüßten kaum ein praktischeres Werk für Gebildete, für Priester und Seminaristen, für Studenten und Lehramtskandidaten."

Dr. Rich. von Kralik in der Liter. Weihnachts-Rundschau zum Wiener **„Vaterland" 1907**: „. . Wir empfehlen auf das angelegentlichste das soeben vollendete Herdersche Konversationslexikon als eine Leistung, die weit über die Gesichtspunkte des Geschäftes oder der Bequemlichkeit hinausgeht. Ihre Förderung ist eine Mitarbeit auf dem großen Gebiete katholischer Kultur von unberechenbaren heilsamen Folgen für die weitere Entwicklung."

Katholische theologische Novität!

Soeben erschien:

Predigten für die Feste des Herrn

von Dr. **Philipp Hammer,** Dechant. Erste Abteilung, enthaltend Predigten für Weihnachten, Neujahr, Epiphanie und Namen Jesu-Fest. Mit kirchl. Druckerlaubnis. 355 Seiten gr. 8°. Preis broschiert 3,20 Mk.; gebd. in Halbfranz 4,50 Mk.

Unter den bisher erschienenen Hammerschen Predigten dürften vorliegende, über die Feste des Herrn, den Vorzug verdienen. Vor allem bekunden sie die Geschicklichkeit des Verfassers, einem Thema die mannigfaltigsten Seiten abzugewinnen, es von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu betrachten. Wie alle Hammerschen Predigten, so befolgen auch die vorliegenden eine praktische Tendenz. Hammer verliert nie seinen Zuhörer aus dem Auge; stets wendet er sich an ihn, um ihn zu belehren, zu rühren, zu erschüttern. Sein besonderes Augenmerk richtet er auf das Hauptübel unserer Zeit, den Unglauben, den er unerbittlich aus seinen Schlupfwinkeln jagt und dem er die wuchtigsten Schläge versetzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**
Druckerei des Heil. Apostol. Stuhles.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.

Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**

F. J. Casaretto, Crefeld, **Südwall 80** Gegründet 1851.

Asthma! Vixol??

Jeder **Asthmatiker** verlange unsere neueste Literatur über **Asthma und Vixol** **:: gratis. ::**

Unseren, in allen Staaten patentierten Apparat senden wir allen Interessenten zu einer kostenfreien dreiwöchigen Probe.

Vixol Limited
Merton Abbey
London S.W. 24.

1000-jährige Burg

in kathol. Stadt Westfalens, mit groß. Wohnräumen, Gärten, Wiesen von 3, 54, 30 Hektar, Wasserleitung, waldreiche, gesunde, hohe Lage, habe ich für den billigen Preis von 30,000 Mark zu verkaufen und sofort zu übergeben.
Rendant Kleine, Paderborn.

Das Gute bricht sich Bahn!!

Bestellen Sie vertrauensvoll mit Post-Anw. 9½ Pfund frischgebrannten, reinschmeckenden **Kaffee** franko dort. Marke „Erla" **11 Mk.**, „Mabu" **13.30 Mk.**, „Balhe" **16.50 Mk.** Nachnahme unfrankiert. Garantie: Zurücknahme. **P. M. FRONHOFFS, Hartefeld** bei Geldern an der holl. Grenze.

Thüringer Wurst!

10 Pfd.-Postpaket enthält: 3 Pfd. Sülzen-, 3 Pfd. Knack- und 3 Pfd. Zervelatwurst für **Mk. 10.—** franko per Nachnahme. Alles prima Ware, ff. geräuchert, hochfein im Geschmack. Preisliste frei.

Gebrüder Ortmann
Cabarz bei Gotha 20.

Schiffsjungen
sucht **Heinrich Zabel,**
Altona 154, Gr. Elbstr. 86.

Fabrikant

katholisch, 30 Jahre, vermögend, wünscht sich zu

verheiraten.

Da es ihm an passender Damenbekanntschaft fehlt, bittet er Damen, welche den gleichen Wunsch haben, Adresse der Expedition dieser Wochenschrift einzusenden. Diskretion Ehrensache. Offerten unter **Sch. 100.**

Fern umzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hoffpedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

ROBERT GUDDEN
Holländische Zigarrenfabrik
GOCH
an der holländischen Grenze.
Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta	Mark **70**
El Socio Tacito . . .	Mark **80**

berühmte Marken.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreißbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft, München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 15. Februar 1908. V. Jahrgang.

Die Enzyklika Pascendi und die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten. (I.)

Von

Universitätsprofessor Dr. Atzberger, München.

Von Woche zu Woche mehren sich in Zeitungen und Zeitschriften die Artikel und Abhandlungen über die Enzyklika Pascendi. Dieser Umstand rechtfertigt es sicher, wenn auch die „Allg. Rundschau" wiederholt auf die erwähnte Enzyklika zurückkommt, und zwar diesmal speziell unter einem engeren, ganz bestimmten, in der Ueberschrift kurz bezeichneten Gesichtspunkte. Dabei soll in aller Ruhe nur die Sache im Auge behalten werden, während die Begleiterscheinungen und Folgen mancher Artikel, wie der verletzende Ton, die angeblichen Gewissenskonflikte, die Wirkungen in strafrechtlicher Beziehung u. dgl., hier völlig ausscheiden.

In seinem Werke: „Verfassung und Verwaltung sämtlicher Religionsgenossenschaften in Bayern" (4. Aufl. 1900, S. 313) sagt J. Silbernagl: „Nach dem Dogma von der Fortpflanzung und Bewahrung der Lehre Christi durch den Episkopat unter seinem Oberhaupte, dem Papste, kann niemand in der katholischen Kirche das kirchliche Lehramt in seinen verschiedenen Formen von der Kinderlehre an bis zu den theologischen Disziplinen hinauf ausüben, es sei denn, daß er dazu durch die gesetzmäßige Autorität der Kirche die im Falle der Not nach kanonischen Formen auch wieder entziehbare Mission erhalten habe. Es können daher zu Professoren der Theologie nur solche Persönlichkeiten ernannt werden, denen der betreffende Diözesanbischof die kanonische Mission zu erteilen vermag." Speziell in Bayern soll „nach Ministerialerlaß vom 28. März 1889 bei Anstellung von Professoren der Theologie an den Universitäten vor Antragstellung ad Majestatem neben dem Gutachten der theologischen Fakultät und des Universitätssenates auch ein Gutachten des Diözesanbischofs über den dogmatischen Standpunkt und den sittlichen Wandel der Kandidaten erholt werden." Aehnlich ist die Sache auch in anderen Staaten geregelt, welche an ihren Universitäten katholisch-theologische Fakultäten haben. Die Kirche muß eben überall bei Anstellung von Professoren der Theologie jenes Maß von Mitwirkung verlangen, welches ihrem Wesen und ihrer Glaubenslehre, speziell ihrem Dogma von der aus Papst und Bischöfen bestehenden, von Christus selbst eingesetzten Lehrautorität entspricht. — Es bedarf hier keines Beweises, daß die oben angedeuteten Gründe, welche zu einer Verweigerung der kanonischen Mission einen genügenden Anlaß bieten, auch hinreichen können zu einer nachherigen Entziehung (revocatio) derselben, gleichviel, ob eine solche Entziehung schon statthaft ist ohne ein gerichtliches Verfahren oder erst durch ein wenigstens summarisches Gerichtsverfahren unter etwaiger dem Abschluß dieses Verfahrens vorhergehender Suspension der kanonischen Mission.

Diesen kurz dargelegten Tatbestand muß jeder anerkennen, der ein theologisches Lehramt an einer Universität übernimmt, aber auch jeder, der die Stellung eines Lehrers der Theologie und der katholisch-theologischen Fakultäten überhaupt im Gesamtorganismus unserer Universitäten sachlich und gerecht einschätzen und würdigen will.

Ist nun an diesem Tatbestande durch die Enzyklika Pascendi etwas Wesentliches geändert worden? Zur Beantwortung dieser Frage unterscheiden wir in der bereits herkömmlichen Weise auch hier zwischen dem dogmatischen (theologischen, didaktisch-kritischen) und dem disziplinären Teile der Enzyklika.

Durch den dogmatischen Teil der Enzyklika ist nun an dem mehrerwähnten Tatbestande nichts, aber auch gar nichts Sachliches geändert. Höchstens kann man sagen, daß das Urteil, gewisse neue Lehren seien irrig und verwerflich, das bisher nur theologisch-wissenschaftlich begründet werden konnte, jetzt auch auf autoritative Gründe hin feststehen muß. Sachlich ist im ersten Teil der Enzyklika nichts Neues gelehrt und nichts verworfen, was nicht schon so und so oft gelehrt, bzw. ausdrücklich oder wenigstens einschlußweise verworfen worden wäre. Es verhält sich heute, wie schon oft im Laufe der Kirchengeschichte. Alte Irrtümer leben neu auf, hüllen sich in ein modernes Gewand, nehmen die wissenschaftliche Form und Methode der Gegenwart an. Dadurch wird die Kirche veranlaßt, sie neuerdings abzulehnen und ihnen gegenüber ihre von Gott stammende Lehre neuerdings auszusprechen und geltend zu machen. Die Enzyklika selbst weist wiederholt darauf hin, daß die von ihr verurteilten Irrtümer faktisch schon so und so oft autoritativ und definitiv abgelehnt worden seien.

Zum Beweise des oben Gesagten mag hier genügen, die Anschauungen der Modernisten nur in ihren von der Enzyklika selbst herausgestellten Grundzügen einzig am Maßstabe des Vatikanums einer Prüfung auf ihre Unzulässigkeit zu unterziehen. Der Agnostizismus ist verworfen in der vatikanischen Entscheidung (Sess. III, cap. 2, can. 2), daß das natürliche Licht der menschlichen Vernunft imstande sei, mit Hilfe der geschaffenen Dinge den einen und wahren Gott, unseren Schöpfer und Herrn, sicher zu erkennen. Der Immanentismus ist verworfen dadurch, daß das Vatikanum jede Form des Pantheismus ablehnt (Sess. III, De Deo, can. 3, 4) und speziell die christliche Religion und den katholischen Glauben auf äußere göttliche Beweise und Tatsachen, insonderheit auf Wunder und Weissagungen gegründet sein läßt (Sess. III., cap. 3 can. 3, 4). Mit der sog. vitalen Immanenz ist auch die Permanenz im Sinne der Modernisten abgelehnt. Der Symbolismus ist verworfen, wenn irgendwelche geschichtliche Tatsachen, z. B. die Geburt Christi aus Maria, der Jungfrau, seine Auferstehung usw. als Gegenstand unseres Glaubens hingestellt werden, ferner wenn unser Glaube überhaupt gestützt erscheint auf die Tatsache einer göttlichen Offenbarung als auf seinen inneren Grund und auf geschichtliche Tatsachen (Wunder usw.) als auf äußere Gründe oder Vorbedingungen, ohne die wir die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des Glaubens nicht erkennen können. Der Evolutionismus endlich ist verworfen, wenn das Vatikanum die ganze übernatürliche Ordnung auf eine besondere positive Wirksamkeit Gottes zurückführt (Sess. III, cap. 2. can. 2, 3) und die Grenzen genau umschreibt, innerhalb deren es allein eine Entwicklung der geoffenbarten Glaubenslehre gebe (Sess. III, cap. 4. can. 3). — Der antikatholische Charakter des (nach der Enzyklika) von den Modernisten vertretenen „atheistischen Agnostizismus, des pantheistischen Symbolismus, des naturalistischen Immanentismus, endlich jener Trennung zwischen Glauben und Wissen, welche den intellektuellen Charakter des Glaubens leugnet", wird deshalb auch von Ehrhard („Internat. Wochenschrift", 1908, S. 71) offen und klar bekannt.

Die Quaestio facti, ob die Modernisten wirklich so lehren, wie die Enzyklika behauptet, ist hier nur von geringem Belang. Es mag zugegeben sein, daß durchaus nicht alle das in der

Digitized by Google

Enzyklika auseinandergelegte System in allen Einzelheiten vertreten, schon aus dem Grunde nicht, weil keineswegs jeder als Philosoph und als Gläubiger, als Theologe, Historiker, Kritiker, Apologete und Reformator aufgetreten ist oder auftreten will, ferner um deswillen nicht, weil mancher infolge einer glücklichen Inkonsequenz nicht alle Folgerungen aus seinen Grundsätzen zieht. Als Grundstimmung oder religiös-philosophische Grundanschauung ist aber der Modernismus der Enzyklika nach meinem Dafürhalten leider auch bei uns, namentlich in gebildeten Kreisen, mehr verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Wer aber auch nur in einem einzigen wesentlichen Punkte der in der Enzyklika gezeichneten Theorie anhängt, der muß konsequent mit dem Ganzen der kirchlichen Lehre, speziell mit dem Vatikanum, in Widerspruch kommen.

Manche, wie z. B. Ehrhard, welche in dem dogmatischen Teile der Enzyklika keine Schwierigkeiten finden, sehen schon den Untergang der katholisch-theologischen Fakultäten voraus, wenn die praktischen Maßnahmen des disziplinären Teiles der Enzyklika ins Leben treten. Ein solcher Pessimismus ist aber völlig unbegründet. Eine Art Oberaufsichtsrecht über die Lehrer der Theologie auch an den Universitäten hat die Kirche jederzeit beansprucht und geübt, und sie muß ein solches Recht in bezug auf die Reinheit der vorgetragenen Lehre beanspruchen, ähnlich wie auch kein Staat auf jedes Oberaufsichtsrecht hinsichtlich der Universitäten als Staatsanstalten verzichten wird und verzichten kann. Ist nun aber nicht das genannte Oberaufsichtsrecht der Kirche durch die Enzyklika so verschärft, daß den Theologieprofessoren jene Freiheit genommen erscheint, die sie im Interesse der Stellung ihrer Fakultäten als unbedingte Lebensbedingung benötigen? Die Enzyklika wendet sich naturgemäß an die ganze katholische Welt. Die Verhältnisse der einzelnen Länder und Kirchenprovinzen kann und will sie nicht näher berücksichtigen. Es erscheint nun selbstverständlich, daß da, wo die Anstellung und Entfernung eines Theologieprofessors durch Vereinbarungen zwischen Staat und Kirche geregelt sind, diese Vereinbarungen auch fernerhin bestehen bleiben. Aber können, ja müssen nicht jetzt den Theologieprofessoren jeden Augenblick Schwierigkeiten bereitet werden, welche deren Stellung an den Universitäten untergraben? Wenn nach der Anweisung der Enzyklika selbst künftighin zu offiziellen Zensoren und Aufsichtsräten nur Männer ausgewählt werden, „die durch ihr Alter, ihr Wissen, ihre Klugheit empfohlen sind, und die in der Billigung oder Verwerfung einer Lehre die rechte Mitte einhalten", so ist nicht einzusehen, was hier so arg zu fürchten wäre. Und wenn die Bischöfe Deutschlands die Enzyklika so ausführen, wie jetzt öffentlich verlautet, so ist nicht einzusehen, wie die katholische Theologie und ihre Vertreter an den Universitäten durch die Enzyklika in eine Lage kommen sollen, die von der bisherigen auch nur einigermaßen verschieden wäre.

Freilich, so kann man sagen, die Lage derjenigen Theologieprofessoren, welche der scholastischen Philosophie und Theologie anhängen, mag die gleiche bleiben nach wie vor der Enzyklika. Nicht mehr aber ist die Lage jetzt wie früher für jene Theologen, welche Anhänger der modernen, historisch-kritischen Theologie sind, welche die verschiedenen theologischen und religionswissenschaftlichen Probleme in moderner Form stellt, nach moderner Arbeitsweise behandelt und neue, von den bisherigen abweichende Lösungen bietet oder Lösungsversuche unternimmt. Einer solchen Theologie scheint durch die Enzyklika ein Stich ins Herz versetzt zu sein. Damit sind wir angelangt im Brennpunkte der Schwierigkeiten und Kontroversen hinsichtlich der Enzyklika. Die Lösung der aufgerollten Frage erfordert indes etwas tiefergehende Untersuchungen, die in einem weiteren Artikel angestellt werden sollen.

Ein flammender Weckruf gegen die geschlechtliche Zügellosigkeit.

Von

Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber, München.

Der berühmte Volkshygieniker, Vorstand des Hygienischen Instituts an der Münchener Universität, Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber hat in der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene zu Berlin am 21. September 1907 eine Aufsehen erregende Rede gehalten, welche jetzt in Broschürenform erschienen ist.[1]) Mit ausdrücklicher Genehmigung des Verfassers bringt die „Allgemeine Rundschau" weiter unten einen grundsätzlich bedeutungsvollen Abschnitt aus dieser Broschüre (S. 35 ff.) zu wörtlichem Abdruck.

Mit unerschrockenem Mannesmute tritt der verdienstvolle protestantische Gelehrte, dem niemand den Vorwurf der Rückständigkeit und des Banausentums wird machen können, dem immer schamloser sich geberdenden Umsturz aller sittlichen Ordnung entgegen. Die systematischen Volksverführer, die heute in einer gewissen Modepresse das große Wort führen, werden auf die Peitschenhiebe, die sie und ihren Anhang mitten ins Gesicht treffen, vielleicht mit einem gellenden Wutschrei antworten. Vielleicht auch nicht, damit das irregeleitete Publikum nicht aufgeschreckt wird! Die anständige Presse aller Parteien sollte es als ihre heiligste Pflicht betrachten, dem bedeutungsvollen Weckrufe eines Mannes der Wissenschaft die weiteste Verbreitung zu vermitteln.

Bezüglich der von dem Verfasser entwickelten Kolonisationsvorschläge verweisen wir auf die Broschüre selbst (Einzelpreis 30 Pfg.). Hier seien zunächst einige besonders hervorstechende Bemerkungen aus dem ersten Teile der Schrift kurz mitgeteilt. Die Hauptursachen der hohen Männersterblichkeit in den Städten erblickt Professor Gruber in der geschlechtlichen Ansteckung und im Alkohol. Ueber den Prozentsatz der venerischen Erkrankungen und die Zahl der infolge von Ansteckung in öffentlichen Irrenhäusern aufgenommenen Paralytiker macht Professor Gruber schauerliche Mitteilungen. „Aerzte, welche die Verhältnisse genau kennen, schätzen, daß nur eine kleine Minderzahl der Männer in der Stadt ohne venerische Erkrankung durchs Leben kommt, und es ist eine außerordentlich verhängnisvolle Tatsache, daß in keiner männlichen Berufsklasse venerische Erkrankungen häufiger sind als unter den akademisch Gebildeten. Nach einer kaum anfechtbaren Statistik erkrankt in Berlin alljährlich etwa ein Viertel der akademischen Jugend an Geschlechtsleiden, und in den anderen großen Universitätsstädten dürfte es kaum besser stehen!"

Erschreckend sind auch die auf Zahlenmaterial gestützten Angaben über das massenhafte Aussterben der Familien in der Stadt. Prof. Gruber verweist mit Recht auf das Beispiel der Juden: „Denn es ist bekannt, wie außerordentlich mäßig der nach Väterssitte lebende Jude ist, und ebenso ist es bekannt, wie frühzeitig er die Ehe eingeht und wie treu er sie hält. Und noch eins lehrt uns das Beispiel der Juden. Sie hätten unmöglich diese Jahrhunderte beständigen Kampfes um ihre Existenz überdauern können, wenn sie nicht einen so gesunden, natürlichen Instinkt und eine so bewundernswerte Aufopferungsfähigkeit für die Erhaltung ihres Volkes besessen hätten. Der junge Mann, kaum erwerbsfähig geworden, hielt es für seine Pflicht, seinem Volke unter Entbehrungen und harter Arbeit zahlreichen Nachwuchs aufzuziehen! So wird ein Volk unsterblich!"

„Und nun vergleichen sie damit unsere städtischen Zustände! Durchaus nicht immer ist, ein Kind zu haben, die heiße Sehnsucht kinderloser Gatten. Das Aussterben der Familien erfolgt zum großen Teil gewollt! Man heiratet nicht mehr oder zu spät. Man will keine Kinder mehr bekommen — und Frauen, welche so wünschen, genießen bei uns trotzdem gesellschaftliche Achtung! — oder man will nur eins, allerhöchstens zwei Kinder haben; viel zu wenige also, um mit Rücksicht auf die unvermeidlichen Todesfälle im Kindes- und Jugendalter der Familie die Fortdauer zu sichern. Rücksichtslose Kindererzeugung ist gewiß ein tadelnswerter Unfug, aber ihre Einschränkung in dem Umfange, wie sie sich jetzt mehr und mehr einbürgert und die breiten Massen gewinnt, ist ein Verbrechen am Leben der Nation. Die eheliche Fruchtbarkeit sinkt in unseren großen Städten rapid, in Berlin in geradezu grauenerregender Weise. Im Jahre 1904 betrug sie hier nur mehr 111 auf 1000 gebärfähige Frauen gerechnet, d. h. nur mehr die Hälfte derjenigen vor 30 Jahren (1863 bis 1872 220)."

Sehr nachdrücklich weist Prof. Gruber darauf hin, daß auch ohne die Gefahr der Geschlechtskrankheiten die sexuelle Ungebundenheit verhängnisvoll sein würde. Die Griechen und

[1]) Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene. Im Auftrage des Zentralvorstandes in zwanglosen Heften herausgegeben von Sanitätsrat Dr. K. Beerwald, Berlin. Heft XIV. Kolonisation in der Heimat. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Deutschen Vereins für Volkshygiene in Berlin am 21. September 1907 von Obermedizinalrat Prof. Dr. Max Gruber, München. Erste Auflage. (Erstes bis fünftes Tausend.) München und Berlin. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1907.

Digitized by Google

Römer hätten gewisse venerische Krankheiten nicht gekannt und seien trotzdem an sexueller Entartung zugrunde gegangen, „wie jedes Volk zugrunde gehen muß, welches das Geschlechtliche nur als Quelle des Genusses betrachtet und es nicht als Mittel zur Züchtung eines tüchtigen Nachwuchses mit Ehrfurcht benutzt."

Hier schließt sich der längere Abschnitt an, den die „Allgem. Rundschau" in ungekürztem Wortlaute wiedergeben möchte:

„Ich wollte, ich könnte mit feurigen Zungen reden, dann würde ich meinem Volke zurufen: Geh in dich, mein Volk, und knie nieder vor dem Altar der drei gütigen Hausgöttinnen, denen du alles Gute verdankst, das du jemals geschaffen hast: Glaube, Hoffnung und Liebe! Glaube nämlich an deine eigene Kraft, Hoffnung auf deine Zukunft und Liebe zu deinen Kindern!

Knie nieder und flehe zu ihnen, daß sie deinen Sinn stark machen gegen alle Torheit und dein Herz stark gegen alle verderblichen Begierden!

Reiße aus deinem Herzen den Leichtsinn des Genießens, den deine Erfolge und dein wachsender Reichtum hineingepflanzt haben.

Und wenn du dich so gereinigt und gestärkt hast, dann stehe auf und reinige dein Land, das Erbe deiner Väter, wie einst Jesus den Tempel gereinigt hat, von all dem Gelichter, das sich darauf breit macht, deine Kinder zu verderben.

Vor allem bringe die überlauten Törinnen zum Schweigen, welche von der freien Liebe faseln, ohne zu ahnen, was sie ihrem eigenen Geschlechte damit anrichten würden!

Sperre ins Tollhaus jene Aestheten, die unter dem Titel der Schönheit alles zum ziellosen Spiel machen, ihren Mitmenschen jeden Maßstab für Nutzen und Notwendigkeit der Dinge, jedes Verständnis für Kausalität — ins Moralische übersetzt Pflicht — zu rauben drohen!

Die falschen Propheten aber, die das rücksichtslose „Sichausleben" als Ideal verkündigen, erschlage! Diese Schurken, die, um selbst zügellos leben zu können, jede Zügelung der Triebe für unmöglich und jede Mahnung dazu für Heuchelei zu erklären wagen!

Das kleine Gesindel der bezahlten Marktschreier im Dienste des Alkoholkapitals und des Prostitutionskapitals lasse irgendwo in einem Winkel abtun!

Zertritt auch die ekle Brut der Perversen und Homosexuellen, die mit ihren Lastern auch noch vor dir zu kokettieren sich erfrechen! Laß dich nicht durch falsches Mitleid davon abhalten. Du wirst dabei vielleicht den einen und anderen wirklich Mißgeborenen töten und jedenfalls gar manchen geistig krankhaft Veranlagten, aber auch alle diese müssen sterben, denn sie sind ansteckend![2]) Es soll in Berlin heute schon 50000 Homosexuelle geben; ich werde mich nicht wundern, wenn es morgen ihrer 100000 geben wird!

Hast du diese alle stillgemacht, dann sorge dafür, daß deine Kinder stets die Stimme der Wissenschaft hören können, wenn sich in ihnen die Begierden regen; die Stimme der Wissenschaft, welche genau so wie die transzendente Moral fordert, daß Voraussicht und Vernunft die Herren im Hause sein und bleiben müssen, und lehrt, daß Selbstbeherrschung die Vorbedingung aller Kultur sei!

Um wieder nüchterner zu sprechen: **Die jetzige systematische Irreführung der öffentlichen Meinung durch einen sehr großen Teil der Tagespresse, der schönen Literatur und der sog. Kunstzeitschriften in bezug auf die gesellschaftliche und rassenhygienische Bedeutung sexueller Ordnung ist geradezu einer der verhängnisvollsten hygienischen Uebelstände unserer Zeit; weit verderblicher noch als die niedere Pornographie, welche durch ihre Gemeinheit Naturen aus bess'rem Holze wenigstens bald abstößt.** Aber dies ist süßes, schleichendes Gift!

Wer es mit seinem Volke redlich meint, der müßte sich zu ernstlicher Gegenwehr aufraffen, indem er solche Bücher nicht kauft, solche Theaterstücke nicht besucht, solche Blätter nicht in die Hand nimmt, geradeso, wie er sich verpflichtet fühlen müßte, mit den heutigen Trinksitten unbedingt zu brechen! **Er darf sich durch das Geschrei der Afterkunst-Bohème nicht einschüchtern lassen: der ist noch lange kein Philister, der Dirnenkunst verabscheut, und der noch lange kein Dunkelmann, der behauptet, daß Freiheit und Zügellosigkeit zweierlei seien!**

Es wäre unendlich viel wert, wenn an Stelle der jetzt alles übertönenden Irrlehren die Wahrheit über den Alkohol, über die Geschlechtskrankheiten und über die ganze ungeheuere Bedeutung des Züchtungsproblemes überhaupt immer wieder und wieder verkündet würde.

Wir müssen trachten, der Ueberzeugung von der Verderblichkeit unserer Unsitten und von der Notwendigkeit, sich von ihnen loszureißen, die Festigkeit eines Glaubens zu verleihen! Denn es wird unter allen Umständen einer Willensanstrengung gewaltigster Art bedürfen, wenn unser Volk auf der schiefen Bahn, auf der es zum Verderben gleitet, sich noch zum Stehen bringen will. Predigen wir also unermüdlich!

Ueberschätzen wir aber auch nicht den praktischen Wert und Erfolg der Predigt für sich allein!

Wir müssen uns losmachen von der törichten Vorstellung, als ob jedermann jederzeit jedes Beliebige wollen und tun könnte. Es gibt keinen freien Willen in diesem Sinne. Das Tun des Menschen ist das notwendige Produkt seiner Anlagen und seiner Lebensbedingungen, zu denen auch seine Erziehung gehört. Wir können ihm ein neues Motiv einpflanzen; z. B. indem wir ihm einen Rat geben, eine Einsicht eröffnen, aber dieses Motiv tritt in Wettbewerb mit zahlreichen anderen Motiven, und das Tun des Menschen erfolgt in der Resultierenden aller seiner Willensimpulse.

Für jeden von uns gibt es ein Maß der Versuchung, dem gegenüber unsere Vernunft und unsere moralische Kraft versagen! Darum heißt es ja auch in dem herrlichen Gebete, das allein genügen würde, um den Namen Jesu der Menschheit auf ewig ehrwürdig zu machen: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Wie können wir ein gesundes Geistesleben erwarten, wenn wir den Menschen unter so ganz und gar ungesunde Existenzbedingungen versetzen wie die der Großstadt. Der junge Mensch findet sich fast völlig losgelöst vom Pflanzen- und Tierleben, fast ohne Berührung mit den Naturvorgängen überhaupt, in dem künstlichen Klima der Wohnung und der Stadt; losgelöst vom Boden der Heimat, von dem ihm nichts gehört und von dem ihm sozusagen nur einige Quadratmeter zur Benutzung geliehen sind. Für die ungeheuere Mehrheit gibt es kein wirtschaftliches Band der Familie mehr; keinen gemeinsamen Boden- oder anderen Kapitalbesitz. Fast keine häusliche Verwendung mehr für die Kräfte von Frau und Kindern. Jedes darauf angewiesen, sich außerhalb der Familie Verdienst zu suchen. Die Frau mehr und mehr in wirtschaftlichen Wettbewerb mit dem Manne tretend. Frühzeitig sehr häufig auch räumliche Loslösung von der Familie und von der Heimat. Weitgehende Verschiebung des natürlichen Zahlenverhältnisses der Geschlechter durch die Wanderung. Schlimmer als alles eine weitgetriebene Teilung der Arbeit. An Stelle der Vielseitigkeit und Abwechslung der Arbeit des Bauern mit ihrer Freude am fertigen Produkt eine tödliche Monotonie, die Einschaltung der Tätigkeit des einzelnen in einen vielgeteilten Arbeitsprozeß, wobei der einzelne Arbeiter weder das Rohmaterial noch das Endprodukt zu sehen bekommt und ebensowenig einen Einblick erhält in den ganzen Gang seiner Herstellung. Während des größten Teils seines Tages ist der Städter nur Arbeitsmaschine. Innerhalb weniger Stunden, die er oft dem Schlaf rauben muß, muß er sich die zum Leben notwendigen Lustempfindungen zu verschaffen suchen. Nur hastige, heiße Genüsse sind für ihn da, keine stillen Freuden, die Muße brauchen. Und ein Mensch, der ein solches Dasein führt, soll sich den tausendfachen brutalen und raffinierten Lockungen zum Alkoholmißbrauch und zu wildem Geschlechtsgenuß entziehen, die an allen Ecken auf ihn lauern, soll unbeeinflußt bleiben von dieser Atmosphäre atemloser Gier überhaupt, die er in der Großstadt atmet!

[2]) Dies ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Mein voller Ernst ist es aber, daß die Perversen, welche sich seit einigen Jahren geradezu organisiert haben, über große Geldmittel verfügen, eine Propaganda von erstaunlicher Dreistigkeit betreiben und mit schaudererregendem Erfolge Proselyten machen, mit drakonischen Maßregeln bekämpft werden müssen. Ein Erwachsener, der seine perversen Neigungen nicht unterdrücken kann, ist gemeingefährlich, muß aus der Gemeinschaft ausgeschlossen und durch sichere Verwahrung unschädlich gemacht werden. Es ist eine der gefährlichsten Verkehrtheiten unserer Zeit, daß sie voll Wehleidigkeit ist gegenüber dem kleinsten Unlustgefühlchen des Individuums und gänzlich gefühllos gegenüber den Leiden des Volkskörpers als Ganzes. Und doch müßte jeder einsehen, daß es weit besser ist, daß der einzelne leidet — ob im gewöhnlichen Sinne schuldig oder nicht — als daß die Gesamtheit leidet. Ohne Schmerzen und Leiden geht es nun einmal in dieser Welt nicht ab!

Digitized by Google

Und zu all dem dann noch die städtische Wohnungsnot, welche die Menschen zur Herde zusammendrängt und sie zu einer Herde macht, dem einzelnen wie der Familie keinen genügenden Lebensraum, fast keine Möglichkeit eines von anderen abgeschlossenen Lebens nach dem eigenen Sinn übrig läßt, welche Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, jung und alt, Blutsverwandte und Fremde auf engen Raum zusammenpfercht, jedes häusliche Behagen fast unmöglich macht; die Menschen zwingt, geselligen Verkehr und Vergnügen außerhalb der Wohnung zu suchen, im Wirtshaus, wo sie dem Trinkzwange unterjocht werden!

In dieser Atomisierung der Familie und Verherdung der Individuen liegt die ungeheuere hygienische Gefahr. Man muß sich völlig klar machen, daß die Schädlichkeit der städtischen Wohnungsverhältnisse für die Psyche hygienisch noch weitaus bedenklicher ist als die für den Körper. Die Verkürzung der Arbeitszeit wird so zur Vermehrung der Wirtshauszeit, die Vermehrung des Einkommens zur Vermehrung der Ausgaben für Alkohol und Tabak und Putz und Tand und Tingel-Tangel und Prostitution!"

Seine nun folgenden Kolonisationsvorschläge schließt der Verfasser mit einem beherzigenswerten Appell an den rechten Geist, der die Kolonisten beseelen müsse. „Wir sehen ja, daß auch das Land gegen die Uebel und Verkehrtheiten unserer Zeit keineswegs immun ist. Infolge der Erleichterung des physischen und des geistigen Verkehres verbreitet sich wie das Gute so auch das Schlechte alsbald über alle Teile des Volkes. Schon dringen sexuelle Irrlehren, wie die des Zweikindersystems, bei uns, wie schon früher in Frankreich, ins Landvolk ein." Uns allen, ob arm oder reich, müsse der Gedanke wieder zu Fleisch und Blut werden, daß es für ein Volk keine wichtigere Aufgabe gebe als die Erzeugung einer zahlreichen, gesunden und wieder zeugungskräftigen Nachkommenschaft. Dies ist aber nicht möglich ohne Tugenden.

Die Schlußsätze der Broschüre wollen aus dem Gesichtskreise des protestantischen Gelehrten verstanden und gewürdigt sein. Sie lauten: „Wir Menschen brauchen für unsere Ideen, wenn sie lebendig bleiben sollen, sinnliche Symbole. Das Symbol, welches verdiente, daß wir es uns im Kampfe um eine bessere Zukunft vorantragen lassen, ist schon vorhanden. Die katholischen Völker besitzen es bereits, wenn auch in die Schleier der Mystik gehüllt: die keusche Mutter mit dem Leben sprühenden Kinde auf dem Schoße! Es gibt nichts Edleres auf Erden! „In diesem Zeichen wirst du siegen!" In diesem Zeichen kannst du noch siegen, deutsches Volk, wenn du nur willst!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Entwicklung in Portugal.

Zuerst hatte es den Anschein, als ob der junge König und die befragten Führer der Monarchisten eine allmähliche Ueberleitung eintreten lassen wollten, ohne brüsken Bruch mit der Hinterlassenschaft des ermordeten Vaters und seines Vertrauensmannes Franco. Aber bald lenkte König Manuel in eine Politik der weitgehenden Nachgiebigkeit ein, wobei Franco „ausgeschifft" werden mußte. Ob die Königin-Mutter Amalie oder der neue Ministerpräsident Admiral Ferreira nebst seinen Parteifreunden für diese Schwenkung den Ausschlag gegeben, ist nicht klargestellt; vermutlich ist da ein Einfluß zu dem anderen gekommen, um den 19jährigen Monarchen zum sofortigen Verzicht auf die starke Hand zu bestimmen. Dabei ist der schöne Gedanke der monarchistischen Konzentration auch in die Brüche gegangen. Das Ministerium Ferreira setzt sich nun aus den zwei größeren königstreuen Parteien zusammen und ist als ein Geschäftsministerium zu betrachten; von dem Ausfall der Wahlen wird der künftige Kurs abhängen. Das Bedenkliche bei dieser Entwicklung ist die Wiederkehr der Schmarotzerwirtschaft und der sonstigen landesüblichen Korruption, gegen welche Franco den Kampf aufgenommen hatte.

Der gefallene Diktator hat sich ins Ausland begeben. Er wird jetzt in vielen Blättern als ein feiger Flüchtling verspottet. Eselsfußtritte sind billig, aber nicht schön. Auf dem exponierten Posten neben Dom Carlos so lange auszuhalten, ist doch schon eine anständige Probe männlicher Tapferkeit. Nach der Entlassung durch den neuen König noch in Lissabon zu bleiben, geboten weder Pflicht noch Klugheit. Dem König Manuel ist gewiß die vorläufige Selbstverbannung des Mannes bequemer, als wenn sein Verbleiben weitere Wirren oder gar einen neuen blutigen Zwischenfall veranlaßte. Die melodramatische Szene, in der die Königinwitwe an der Bahre der Ermordeten den Exdiktator in flammenden Worten für die Mordtat verantwortlich gemacht haben soll, ist nicht sehr glaubwürdig. Die Königin hätte mehr den verstorbenen Gemahl als seinen diensteifrigen Minister beschimpft. Wenn ein Dramatiker den Lissaboner Stoff verarbeiten will, so wird er die „tragische Schuld" Francos in der an sich geringfügigen Tatsache finden, daß er die unzulängliche Zivilliste des Königlichen Hauses extra legem erhöht hat. Diese Maßnahme mußte auf sein sonstiges Streben nach Redlichkeit und Sparsamkeit einen Schatten werfen. Der neue König hat den schwachen Punkt erkannt und auf den Genuß der erhöhten Zivilliste bis zum Parlamentsvotum verzichtet. Aber es liegt auf der Hand, daß Franco bei dieser Maßnahme nur dem dringenden Wunsche und Bedürfnisse des Königs Carlos Folge gegeben hat. Soll er dieserhalb gesteinigt werden, so brauchen nicht gerade die Mitglieder des von Franco „sanierten" Königshauses die ersten Steine aufzuheben.

Ueber den Ursprung des Mordanschlages herrscht auch jetzt noch keine Klarheit. Man sagt, es sei für Ende Januar ein Aufstand in Lissabon geplant gewesen, aber von Franco durch rechtzeitige Verhaftung der Führer vereitelt worden; die Erbitterung darüber habe sich in einigen Verschworenen zu dem Plane der Gewaltat gegen die Königsfamilie verdichtet. Auch dabei bleibt es noch rätselhaft, warum man nicht zunächst gegen Franco vorgegangen ist, und warum man außer dem König auch noch den als freiheits- und volksfreundlich bekannten Kronprinzen Luiz Filip erschossen hat. In dem Mangel an realpolitischer Berechnung liegt ein anarchistischer Zug, denn das Wesen dieser Zeitkrankheit besteht in der selbstgefälligen Sucht, durch möglichst auffallende und erschreckende Akte der Zerstörung ohne Rücksicht auf deren nächste Wirkungen eine „weltgeschichtliche Rolle" zu spielen.

Leider muß festgestellt werden, daß die deutsche Sozialdemokratie in ihrer Verweigerung der Beleidsbezeugung nicht vereinzelt dasteht. In Frankreich und Italien haben die Sozialdemokraten ähnliche Proteste sich gestattet, und auffallenderweise hat sogar ein bürgerliches, der italienischen Regierung nahestehendes Blatt, die „Tribuna", die Mörder als Freiheitshelden behandelt. In Ungarn hat das „unabhängige" Magyarentum sich in bedenklichem Lichte gezeigt, als man die parlamentarische Beileidskundgebung unterließ unter dem gesuchten Vorwande, es fehle in Portugal das Parlament, die einzig richtige Adresse. Demgegenüber muß man den gesunden Sinn der Engländer anerkennen; dort machte die Arbeiterpartei der Beileidsadresse des Parlaments keine Schwierigkeiten.

Die Wächter der Ordnung werden sorgfältig beobachten müssen, inwieweit der Mord als politisches Kampfmittel im europäischen Publikum Anklang findet. Die Gefahr wird wahrlich dadurch nicht verringert, wenn in dem betreffenden Lande die Politik des ermordeten Fürsten gar so schnell und auffallend preisgegeben wird.

Die Anrufung Deutschlands durch die marokkanischen Sultane.

Als eine Nachwirkung des Kaiserbesuches in Tanger ist es zu betrachten, wenn sowohl der wankende Sultan Abdul Asis als der Prätendent Mulay Hafid sich an den deutschen Gesandten in Marokko gewandt haben mit der Bitte um Einspruch gegen das Vordringen der Franzosen in Marokko bzw. gegen die Einmischung Frankreichs in den dortigen Thronstreit. Die deutsche Regierung hat „korrekt" antworten lassen: die französische Regierung habe bestimmt versichert, daß sie sich im Rahmen der Algecirasakte halten werde. Nach Inkrafttreten dieser Akte könne Deutschland nicht wohl mehr allein etwas tun. Wenn die marokkanische Regierung sich beschwert fühle, stehe es ihr frei, sich an alle Unterzeichner der Akte zu wenden. Die Kaiserliche Regierung werde aber die geäußerten Wünsche zur Kenntnis der französischen Regierung bringen.

Die Antwort wird wohl der gegenwärtigen politischen Lage entsprechend sein, aber den Marokkanern nicht sehr imponieren. Zu der Annahme, daß Deutschland in erster Linie die Selbständigkeit Marokkos verteidigen werde, hatten sie tatsächlichen Anlaß. Auch nach Unterzeichnung der internationalen Akte hat

Digitized by Google

Deutschland das Recht, aufzutreten gegen Maßnahmen eines Staates, die über den vereinbarten Rahmen hinausgehen. Das Beste an der deutschen Antwort ist die Festnagelung der Erklärung der französischen Regierung, sich bei ihrem Vorgehen im Rahmen der Akte halten zu wollen. Die Tatsachen, die jetzt im Flusse sind, entsprechen zwar nicht diesem Wort; aber die wiederholte Erklärung wahrt doch dem Deutschen Reich wie den anderen Signaturmächten das Recht, zu geeigneter Zeit der französischen Eroberungspolitik Halt zu gebieten. Die Marokkaner müssen freilich Geduld lernen; denn vorläufig gilt in Europa „Ruhe als erste Staatsmannspflicht" und das „bißchen Marokko" als Nebensache. Noch besser kommen die Marokkaner durch Selbsthilfe zum Ziele, indem sie den Franzosen die pénétration verleiden. Es scheint, daß neuerdings die französischen Truppen in der Gegend von Sattat eine empfindliche Schlappe erlitten haben. Das Blutvergießen und der Triumph des muselmännischen Fanatismus ist ja immer zu bedauern; aber solche ernüchternden Schlappen geringeren Umfanges sind doch als das kleinere Uebel zu betrachten im Vergleich zu dem fürchterlichen Unheil, das ein richtiger Eroberungsfeldzug gegenüber der voll entfalteten grünen Fahne mit sich bringen würde.

Die Franzosen können sich über die Art, wie Deutschland die Sultane beschieden hat, wahrlich nicht beklagen. Mögen sie nur nicht durch die rücksichtsvolle Haltung Deutschlands sich gar zu sehr ermutigt fühlen, sondern auch die Warnung beachten, die zwischen den Zeilen zu lesen ist, die Warnung vor einer andauernden Mißachtung der Algecirasakte, deren Einhaltung auch Marokko in einem Appell an die Signaturmächte verlangen kann. Unten am Horizont erscheint da die Eventualität einer neuen Konferenz zur Verwirklichung der Absichten von Algeciras.

Die Enteignungsvorlage im Preußischen Herrenhause.

Der Hakatismus ist keine preußische Sonderangelegenheit, sondern ein Ding von der größten allgemein-politischen Bedeutung, das die Ehre und die Bündnisfähigkeit des Deutschen Reiches berührt, ja auch für die innere Entwicklung sowohl im Staate wie im Reich verhängnisvoll zu werden droht. Die Enteignungsvorlage ist wirklich von größerer Wichtigkeit als die vielbesprochene Wahlrechtsfrage. Darum sind aller Augen jetzt auf das Preußische Herrenhaus gerichtet, wo die Regierung alle Mittel spielen läßt, um einen gefährlichen Widerstand zu brechen. Sollte die Enteignungsvorlage im Herrenhause scheitern, so würde Fürst Bülow sicherlich mit seinem Entlassungsgesuch antworten. Es gibt sogar Leute, die ihm längst den Gedanken zugetraut haben, angesichts der Schwierigkeiten im Blockreich sich einen effektvollen Abgang als hakatistischer Kampfheld in Reserve zu halten. Man tut aber gut, bei ihm eine zähe Freude an Amt und Würden vorauszusetzen, so daß man auf einen sehr ernsten Versuch zur Gewinnung des Herrenhauses rechnen muß.

Die Kommission des Herrenhauses, an die der Entwurf des Enteignungsgesetzes nach der sensationellen Plenarsitzung verwiesen worden, hat in der letzten Woche im Schweiße ihres Angesichtes ein „Kompromiß" ausgearbeitet. Der Kernpunkt ist, der Regierung zur Enteignung alle Grundstücke auszuliefern, die in den letzten zehn Jahren erst erworben worden sind, dagegen den übrigen Grundbesitz, der seit mehr als zehn Jahren sich in der Hand des Besitzers oder seiner Eltern oder seines Ehegatten befunden hat, sowie den Besitz der Kirchengemeinden und der „anerkannten" milden Stiftungen von der Enteignung auszuschließen. Dadurch würden die strebsamen Leute, die sich neuerdings eine Heimstatt aus eigener Kraft geschaffen haben, für „vogelfrei" erklärt werden, und das würde mehr die kleinen und mittleren Besitzer als den Großbesitz treffen. Der Zweck des Gesetzes, der zu seiner Rechtfertigung in den Vordergrund geschoben wurde, nämlich die Ausgestaltung der Ansiedlungsdörfer, denen unverkäufliche polnische Güter wie „ein Pfahl im Fleische sitzen", tritt bei dem Kompromiß ganz in den Hintergrund, die Ansiedlungskommission würde auf dieser Grundlage das Arrondieren vorläufig vergessen und sich auf die Jagd machen müssen nach Grundstücken, die vor 9 Jahren verkauft worden sind und also bald in den „befestigten" Besitz aufrücken würden. Die Kommission hat auch folgerichtig die Beschränkung auf 70000 Hektar sowie die engere Zweckbestimmung gestrichen.

Der Vermittlungsvorschlag kann die Gegner des Hakatismus weder grundsätzlich befriedigen noch praktisch beruhigen. Die Hakatisten selbst sträuben sich gegen die „Halbheit", und die Regierung wird die Frist von einer Woche, die man ihr bis zur zweiten Kommissionslesung gelassen hat, gewiß ausnützen, um weitere Zugeständnisse von der Mehrheit durch List und Druck zu erlangen. Die Mehrheit des Ausschusses hat sich ja auf die schiefe Ebene der Zwangsenteignung aus politischen Gründen verlocken lassen, und nach der Anerkennung des falschen Prinzips gibt es schwerlich einen Halt. Die hakatistische Presse verkündet schon, daß die Opposition der schlesischen Großgrundbesitzer, deren Wortführer Graf Tiele-Winkler war, bereits gebrochen und daß der Wortführer nach Aegypten gereist sei. Die weitere Entwicklung dieses parlamentarischen Spiels wird auch zeigen, inwieweit der Kaiser noch gewillt ist, seine Autorität zugunsten des Hakatismus einzusetzen. Die Nachricht, wonach der Kaiser sich gleichgültig gegenüber dem Schicksal des Enteignungsgesetzes gezeigt habe, sind bisher mit berechtigter Vorsicht aufgenommen worden, da nach inneren Gründen der Zeitpunkt, wo die antipolnische Politik zum Umschlag reif ist, augenblicklich noch nicht gekommen erscheint. Eher darf man vermuten, daß der moralische und reale Fehlschlag der Zwangsvertreibung zu der notwendigen Reaktion den Ausschlag geben werde.

Aber wenn die gegenwärtige Krisis noch nicht das Ende ist, so ist sie doch wohl der Anfang vom Ende der hakatistischen Verirrung. Mögen nur die Polen nicht gar zu ungeduldig werden!

Das ruere in servitium auf der Linken.

Bei den letzten Abstimmungen im Reichstage ist gelegentlich die ausschließliche Blockwirtschaft in Verwirrung geraten. Aber auf solche kleinen Zwischenfälle achtet man jetzt kaum mehr. Im Ernstfalle steht ja doch, wie alle Welt weiß, die linksliberale Gemeinschaft durchaus ad nutum des Blockkanzlers. Das zeigte sich u. a. bei der Abstimmung über den sog. Aggregiertenfonds bei der Militärverwaltung, als die angeblichen Epigonen Eugen Richters das Zentrum bei dem Versuch, die von Richter angestrebte budgetmäßige Ordnung zu begründen, im Stich ließen.

Die Entartung der sog. Demokratie zeigte sich ferner in dem Scherbengericht über die unbequeme Kritik im eigenen Lager. Die früheren Abgeordneten Barth und Gerlach mußten ihre Ausschußstellen im Wahlverein niederlegen, um nicht von einem Ausschußurteil des einberufenen großen Ketzergerichtes betroffen zu werden. Es ist ein wahres Phänomen der politischen Psychologie, diese schnelle Entartung der freisinnig-demokratischen Volkstribunen zu einer Bedientenhaftigkeit, welche bei keiner anderen Partei in Deutschland jemals ein Seitenstück gefunden hat. Fürst Bülow hat diese Fridolinsnaturen offenbar von vornherein richtig eingeschätzt und demgemäß behandelt.

Kardinal Richard von Paris.

Wehmütige Erinnerungen an den verstorbenen ehrwürdigen Erzbischof von Paris ruft Ed. Drumont im „XX. Siècle" wach: Aus denselben blickt nicht sowohl die greise Duldergestalt des Kardinals, sondern auch ein gutes Stück Zeitgeschichte hervor. Er schreibt: Lange Jahre hindurch war der verehrte Kardinal ein Musterbild bischöflicher Tugenden; aber es ist, als wenn diese Heldenfigur seit den Prüfungen, welche die französische Kirche mitmacht, noch mehr aus dem Halbdunkel des Heiligtums hervorträte, und als wenn das Volk jetzt erst gelernt hätte, ihn zu begreifen. Man anerkannte noch mehr das Wirken des Kardinals, weil eine schamlose Regierung ihn aus seinem Hause gejagt hatte, und weil man nunmehr besser den Schatz von Güte verstehen lernte, den seine zarte und edle Seele mit einer gewissen Aengstlichkeit zu verbergen suchte. Es schien, als ob er fürchtete, die Lobeserhebungen der Menschen könnten seine Verdienste vor Gott schmälern.

Ich erinnere mich, als wäre es gestern, der Austreibung des Greisen; Neger und Wilde hätten ihn sein Leben in dem Frieden seines eigenen Hauses enden lassen . . . .

Es war ein erschütternder Augenblick, der uns allen unvergeßlich bleibt, als die beiden Türflügel des Arbeitszimmers des Kardinals sich öffneten. Die Menge, die sich im großen Hofe befand, hörte auf, das Credo zu singen, eine tiefe, tiefe Stille herrschte . . . Tausend Erinnerungen, tausend Gedanken wogten durch unseren Sinn; unser Herz krampfte sich unter einer Angst zusammen, die Gegenwart und Zukunft umfaßte.

Jetzt erschien der ehrwürdige Greis. Zwei Priester stützten ihn, gebückt unter der Last der Jahre trug er nur das rote Käppchen des Kardinals, das einzige Zeichen seiner Würde.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Kommen Sie näher, ich segne Sie alle im Namen Christi!"

Nichts kann beschreiben, wie diese Worte gesprochen wurden. Es war nur ein Seufzer, der aus weiter Ferne erscholl und klang wie eine Detonation der Ewigkeit.

Das langsame Hinabsteigen über die große Treppe glich einem Leichenbegängnis. Sollte man nicht glauben, daß das alte

Digitized by Google

Frankreich, die erste Tochter der Kirche, zu Grabe getragen würde, und daß die treuesten Söhne gekommen wären, um den Sarg zu begleiten?

Die Vertreibung des alten Erzbischofs mit seinen 89 Jahren war nur ein Teil jener Häufung von Schmach, Tollheit und Widersinnigkeit, die das Trennungsgesetz auf den Ruhm Frankreichs geschüttet hat; aber diese Episode verursachte einen stärkeren Widerwillen als anderes, das vielleicht gerade so schmählich war, sie löste in Paris einen Schrei des Unwillens und der Verachtung aus, der mehr noch widerhallte als andere.

Zweifellos, der Erzbischof von Paris gehört zu denjenigen Persönlichkeiten, welche vom Sturm der Zeit zuerst gefaßt wurden. Im Jahre 1848 starb der Erzbischof Affre, getroffen von einer Kugel, als er friedenstiftend auf den Barrikaden zwischen den feindlichen Brüdern erschien. 1857 wurde der Erzbischof Sibour von Verger erdolcht, 1871 erschoß die Kommune von Paris den Erzbischof Darboy, während Paris sich im Aufruhr befand und der Himmel gerötet war von den Flammen des Bruderkrieges.

Der letzte Gewaltakt aber, die Austreibung eines altersschwachen Mannes, der fast nicht mehr aufrecht stehen konnte, hat einen ganz besonderen Charakter, sie stellt gleichsam den niedrigsten Stand der französischen Volksseele dar; sie zeigt, bis zu welchem Tiefstand der Verworfenheit jene Nation gesunken ist, welche ehemals die bewundernden Blicke der Welt auf sich zog, und nun dem Hohngelächter preisgegeben ist, verführt von Freimaurern und Juden. Diesmal wurde das Attentat nicht begangen in einer Art von Zügellosigkeit, während eines Aufstandes oder in der Sinnlosigkeit eines Tumultes. Nein, heute geschah es in vollkommener Ruhe und Korrektheit unter einem Parlament, in welchem Männer sitzen, die nicht mehr die fanatische Sprache eines Couton von 1793 führen, und die sich nach den wilden Reden von der Tribüne zu liebenswürdigem Geplauder im Foyer zusammenfinden. — Wir haben eine Polizei, die zwar nicht verhindert, daß die Leute nachts von den Apachen ermordet werden, die aber immerhin im Mittelpunkt der Stadt einige Ordnung hält; aus ihren Reihen hat man die Mannschaft genommen, um einen Greis aus seinem eigenen Hause zu vertreiben, einen Greis, der kaum mehr gehen kann!

Und über allem lag die herbe Trauer eines Wintertages, die dem Ganzen einen wie selbstverständlichen Rahmen bot.

Die Männer, welche dem Schauspiel beigewohnt hatten, drückten sich die Hand; auch Männer, welche sich bekämpften, ohne Feinde zu sein. Hier einigte alle dasselbe Gefühl des Schmerzes um Vaterland und christliches Bewußtsein. Während alledem war der Kardinal selbst derjenige, welcher am wenigsten von dem Sturm berührt schien. Am anderen Morgen arbeitete er schon wieder mit seinem Koadjutor. . . .

Vierzehn Tage vor seinem Tode hatte er darauf bestanden, persönlich einige Trostworte an jene heldenmütigen Nonnen zu richten, deren Schwestern vor 100 Jahren von der Revolution Achtung gefunden hatten, die aber heute von der Republik von den Krankenbetten des „Hôtel Dieu" vertrieben waren. Der greise Kirchenfürst wollte sie zuletzt noch mit zitternder Hand segnen, mit dem Segen eines Greises, dessen Stirn schon das Siegel der Ewigkeit trug. G. Rody.

Die französische Kloster-Milliarde.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Am Allerseelentage des Jahres 1789 erließ die Nationalversammlung, auf Antrag des Fürsten Karl Moritz von Talleyrand-Perigord, Bischofs von Autun, ein Dekret, welches alle Kirchengüter und geistliche Pfründen zur Verfügung der Nation stellte. Der Antrag wurde mit 568 Stimmen gegen 346 angenommen.

Besagter Bischof war jener abtrünnige Priester, welcher ein Weib nahm und mit allen hauptsächlichsten Phasen der großen Revolution Schritt hielt, je nachdem der Weg vorwärts oder rückwärts ging.

Am 9. April des folgenden Jahres wurden die Kultusausgaben auf 65'400,000 Frs. festgesetzt, welche 48,000 Personen geistlichen Standes zugute kommen sollten und also per Kopf 1360 Frs., ungefähr 2000 M. nach heutigem Werte, ausmachten.

Schon 17 Tage nach Annahme des Antrages des Bischofs von Autun wurden für 400 Millionen Frs. Schatzscheine ausgegeben, welche bei Ankauf von Kloster- und Kirchengütern an Zahlungsstatt angenommen werden sollten.

Die ersten 400 Millionen von Schatzscheinen auf die Kirchengüter waren noch nicht vollständig untergebracht, als am 29. September 1790 ein weiteres Dekret eine neue Auflage von 800 Millionen verfügte. Diese zweite Ausgabe von Schatzscheinen beschleunigte die Verschleuderung der Kirchengüter, welche auf 1200 Millionen geschätzt waren.

An Neujahr 1792 war die erste Milliarde schon verflogen, und das Jahr 1791 schloß mit einer neuen Ausgabe von 200 Millionen Schatzscheinen.

Wenn auch nicht nach diesen Mustern der großen Revolution das Kirchengut gegenwärtig verschleudert wird, so haben sich bei der „Einkämmerung" derartige heillose Zustände eingeschlichen, daß alle Welt, selbst der ehemalige Minister Combes, der eigentliche Vater des Kulturkampfes, entrüstet ist. Nur diejenigen, welche bei der Sache ihr Schäfchen geschoren, teilen diese Entrüstung nicht.

Vor allen Dingen muß aber im Interesse der Wahrheit festgestellt werden, wie es sich mit der gegenwärtigen Kirchengut-Milliarde in Wirklichkeit verhält. Diese „Milliarde" ist ein geflügeltes Wort des verstorbenen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau, welcher in einer Rede, im Jahre 1900 zu Toulouse, von der Kloster-Milliarde sprach und dieselbe zugunsten der Altersversorgungskassen zu verwenden versprach. Das geflügelte Wort soll Waldeck-Rousseau nach Kenntnisnahme eines Berichtes des Finanzministeriums in den Sinn gekommen sein. Dieser amtliche Bericht schätzte die Liegenschaften der geistlichen Orden und Genossenschaften auf 1'071'775,000 Frs.

Nun haben aber die „Juligesetze" von 1901 und 1904 nur die nichtanerkannten Orden und diejenigen Orden und Genossenschaften unterdrückt, welche sich dem Unterricht widmeten. Die Güter dieser beiden Kategorien der Opfer der Juligesetze sind in oben besagtem Berichte auf 267'313,664 Frs., also ungefähr ein Viertel des Gesamtbetrages geschätzt. Die „Einkämmerung" und Schafschur seitens der Liquidatoren konnte sich also nur auf diese Summe von 267 Millionen erstrecken, welche doch auch schon eine recht nette Summe bilden.

Wie dieselben ihre Aufgabe verstanden, erzählt uns nicht etwa der „Univers", das Zentralorgan der Katholiken, der „Gaulois", das Sprachrohr der Orleanisten, das „Echo de Paris", das Leibblatt der Nationalisten, oder etwa die antisemitische „Libre Parole". Die „Humanité", das Blatt des Bürgers Jaurès, das Organ der vereinigten Sozialisten, packt die Leute beim Kragen und steckt ihnen die Nase in ihre gewagten Machenschaften.

Nachdem die „Humanité" daran erinnert, daß bis Ende 1906 von 710 anberaumten Liquidationen nur 115 zu Ende geführt waren, stellt sie nach einem Berichte des Justizministers Briand fest, daß bei Abwicklung der Liquidationen sonderbare Geschichten unterlaufen seien.

Der amtliche Bericht besagt — fügt die „Humanité" hinzu —, daß die Liquidatoren bis Ende 1906 sich von dem Fiskus einen Kostenvorschuß von 8 Millionen auszahlen ließen, obgleich sie bis zur selben Zeit 32 Millionen eingesackt, dem Fiskus aber nur 850,000 Frs. abgeführt hatten. Nehmen wir nur zwei Fälle heraus: Der Liquidator der Marianisten von Paris hatte sich vom Fiskus 484,949 Frs. Vorschuß geben lassen und 985,302 Frs. Einnahmen gehabt. Derjenige der Franziskaner von Paris erhielt einen Vorschuß von 336,391 Frs. und erzielte 752,953 Frs. Einnahmen. Weder der eine noch der andere leistete dem Fiskus auch nur einen Heller Abschlagszahlung, unter dem Vorwande, sie müßten auf ihre Betreibungskosten kommen.

Welcher Art diese Kosten waren, und welche Leute dieselben eingesackt haben, konnte man seit Wochen schon durch die Zeitungen der verschiedensten Parteien erfahren. Bei der Schafschur hatten sich hauptsächlich Advokaten eingestellt, welche durch die Bank entweder der Abgeordnetenkammer angehören oder Sekretäre abgetretener Minister waren. Diese Leute gehören zu jener Sorte von Advokaten, welche man avocats sans causes, d. h. beschäftigungslose Advokaten heißt, und welche man gemeinhin in Deutschland als politische Streber bezeichnet.

Die „Libre Parole" Drumonts hat sich die Expensnote einer kleinen Anzahl dieser Advokaten zu verschaffen gewußt und unterbreitete dieselbe ihren Lesern.

An der Spitze derselben steht ein Mulatte namens Lemery, der aus den Antillen hierhergekommen war und bei dem ehemaligen Justizminister Vallee eine Sekretärstelle innehatte. Lemery berechnete 543 Tagfahrten, für welche er ein Honorar von 131,950 Frs. einstrich. Seine Tätigkeit erstreckte sich auf zwei Gerichtsjahre. Nun hat das Jahr nur 365 Tage, von welchen 58 Sonn- und Feiertage nebst 60 Tagen Gerichtsferien abzurechnen sind. Wie konnte also Lemery in zwei Jahren 543 Tagfahrten mitmachen, während die Gerichtssitzungen nur an 494 Tagen stattfnden? Ein anderer Advokat, der Abgeordnete Renoult von Vesoul, erhielt für eine einzige Tagfahrt 2500 Frs. Nicht weniger als fünf ehemalige Sekretäre des ehemaligen

Digitized by Google

Ministers Millerand haben sich bei der Schur beteiligt. Zwei dieser Sekretäre sind Juden, einer derselben hat für 68 Tagfahrten 26,150 Frs. Honorar berechnet und erhalten; ein anderer sogar 76,350 Frs. Der Prinzipal dieser Herrchen, der Exminister Millerand, hat für 31 Sitzungen 61,000 Frs. berechnet, so daß der einzigen Schreibstube Millerands 192,000 Frs. zufielen.

Vor vier Wochen wurde gelegentlich der Beratung des Staatshaushaltes dieses Treiben aufgedeckt und der Senator Le Prevost de Launay verlangte, daß sämtliche Akten der Liquidatoren dem Rechnungshofe zur Einsicht und Gutheißung vorgelegt werden sollten. Da die Sache aber aus juristischen Gründen nicht durchführbar war, so hat der Senat einen Ausschuß von 27 Mitgliedern eingesetzt, welcher die Abwicklung der „Einkämmerung" zu prüfen haben wird. Die sozialistische „Humanité" und die antisemitische „Libre Parole" haben dem Ausschusse infolge ihrer Enthüllungen die Sache leicht gemacht. Und sollte der Ausschuß ein Auge zudrücken wollen, so wäre dies eine vergebliche Liebesmühe, denn ganz Frankreich weiß jetzt, daß die zugängliche Viertels-Milliarde schon ziemlich in Rauch aufgegangen ist.

Katholisches Gemeinschaftsbewußtsein.

Von

Dr. Alois Wurm.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat in Nr. 4 (S. 57) an meinen Artikel in Nr. 3 der Literarischen Beilage zur „Augsburger Postzeitung" eine Betrachtung über „Katholisches Gemeinschaftsbewußtsein" geknüpft. Der Gegenstand ist so wichtig und drängend, zudem der Herausgeber so loyal und zur Verständigung bereit, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, hier ein Weniges zur Klärung beizutragen.

Unter katholischem Gemeinschaftsbewußtsein verstand ich immer und verstehe ich das lebendige und tatkräftige Bewußtsein, daß uns Glieder der Kirche ein über alles tiefes und starkes, weil unser Heiligstes und Innerstes berührendes Band zu einer wahren Familie, zu einer echten Brüderschaft verbindet. Voraussetzung dafür ist also eine aufrichtige und warme katholisch-religiöse Gesinnung. Mit religiösen Frondeuren läßt sich naturgemäß zu keinem derartigen Verhältnis kommen. Wo die warme, echte und opferfähige Liebe zur Kirche fehlt, ist damit auch der Boden für die Entwicklung eines katholischen Gemeingefühls entzogen. Das ist klar und selbstverständlich.

Wo aber das katholische Gemeinschaftsbewußtsein wirklich vorhanden ist, da quillt aus ihm die nie ermüdende Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Hilfeleistung, zur schonenden Behandlung unserer Schwächen, von denen keiner von uns frei ist, zur kraftvollen Förderung und Verteidigung unserer höchsten gemeinsamen Interessen. Da ist vor allem lebendig eine aufrichtige, männliche gegenseitige Achtung, die durch keine Differenz anderweitiger Ueberzeugungen erschüttert werden kann. Ist unser Gemeinschaftsbewußtsein so schwach, daß es zerbricht, sobald wir bei unseren Glaubensbrüdern auf andere literarische oder künstlerische Wertungen, als die uns geläufigen, stoßen, ist es oberflächlich und äußerlich. Denn dann zeigt es sich, daß es nicht in den religiösen, sondern literarischen und kunstästhetischen Anschauungen seine Wurzeln hat. Oder soll es wirklich von besonderem Gemeingefühl zeugen, wenn wir etwa eine andersdenkende literarische Gruppe unserer Glaubensbrüder öffentlich diskreditieren oder verächtlich abtun? Ich glaube vielmehr, wo wirklich Männer sich im Tiefsten eins wissen, da werden sie im Bewußtsein gegenseitiger Ebenbürtigkeit ihre Differenzen sachlich zum Austrag bringen. Da gibt es kein hochtrabendes Schulmeistern auf der einen und kein nörgelndes Querulieren auf der andern Seite; ein jeder nimmt den anderen so ernst, als er selbst vorausgesetzt genommen zu werden; ein jeder sucht in die Gedanken des anderen mit ehrlichem Bemühen einzudringen, sie von innen heraus zu würdigen, und übereilt sich nicht, seine fertigen Maßstäbe daran anzulegen. Das nenne ich wahres, männliches Gemeinschaftsgefühl.

Dem fehlt es dann auch nicht an Vertrauen. Ich weiß, daß mein Glaubensbruder für die gemeinsame Sache ebenso sehr wie ich sein Wissen und seine Kraft einsetzt, mag sein Weg auch ein anderer sein als der meine. Ich mag mich mit ihm auseinandersetzen, aber es muß in einer Weise geschehen, wie eben zwei im tiefsten Grunde einige Kampfgenossen miteinander verhandeln. Nichts ist verletzender als das schleichende Mißtrauen in die lautere Gesinnung eines Mannes, der dem gemeinsamen Ideal Jahre und Jahrzehnte aufreibender Tätigkeit gewidmet hat. Ein Gemeingefühl, das zu solchen nicht hinzudringen vermag, ist sicherlich noch stark im Gewirre kleiner Einzelinteressen gefangen. Denn wo das Vertrauen fehlt, daß es jeder in der Familie ehrlich und gut meint, kann von eigentlichem Gemeinschaftsbewußtsein keine Rede sein.

Dies ruht endlich auch auf Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Vor allem gilt dies für die literarische und künstlerische Kritik. Eine ernste und strenge Kritik, an uns selbst geübt, ist die Voraussetzung für ein sicheres endliches Vorwärtskommen der Katholiken auf den zwei so wichtigen Gebieten. Das ist der positive Wert der Kritik. Denn die künstlich hinaufgeschraubten Größen werden über kurz oder lang in Staub zusammensinken und der Staub wird voraussichtlich auch das Wertvolle und Hoffnungsreiche bedecken, das in ihnen war. Zudem ist eine wirklich innerliche literarische Bildung unserer gebildeten Kreise nur durch eine gründliche Kritik möglich. Und endlich ist eine Kritik, die an Freund und Feind die gleich strengen Maßstäbe anlegt, eine absolute Forderung des Gewissens. Kein schwächliches Paktieren mit dem Gegner, aber auch keine grundsatzlose Konnivenz gegen unsere Freunde! Möglicherweise beurteilt ein anderer ein Literaturwerk anders; das berechtigt ihn noch keineswegs, einen Schatten auf die Sinnesart des anderen zu werfen. Eben darin dokumentiert sich der Mangel des echten Gemeingefühls. Das fordert nun allerdings, daß man das Bittere, was gesagt werden muß, in so milder Form als möglich sage.

Meines Erachtens muß also das katholische Gemeinschaftsbewußtsein vor allem auf dem Grunde einer gegenseitigen ebenbürtigen Achtung, eines selbstverständlichen Vertrauens aufeinander, einer ehrlichen Wahrhaftigkeit erwachsen. Wo diese freie, frische und gesunde Luft weht, da wird ein jeder zu gegenseitiger Fühlungnahme und Verständigung gern bereit sein.

Wissenschaft und kirchliche Lehrautorität.

Vom Herausgeber.

Professor Dr. Joseph Schnitzer hat seine Lehrtätigkeit an der theologischen Faktultät in München notgedrungen eingestellt. Nachdem der Papst selbst eingegriffen und Professor Schnitzer a divinis suspendiert hatte, war die Frage, ob die in Betracht kommenden Ordinariate (München, Augsburg, Passau, Speyer) den Theologen den Besuch seiner Vorlesungen bereits amtlich und formell untersagt hätten, eine völlig müßige. Es verbietet sich von selbst, daß Theologen nicht länger die Kollegien eines Professors frequentieren können, der sich in einer so maßlosen Form gegen die kirchliche Autorität aufgelehnt hat. Liberale Blätter meinten anfangs, Schnitzer habe nur das Kolleg über Dogmengeschichte eingestellt, werde dagegen seine Vorlesung über Pädagogik fortsetzen. Die „gewaltige Zuhörerschaft", welche dem „gegen Rom" rebellierenden Professor gelegentlich seiner Abschiedsvorlesung „begeisterte Ovationen" bereitete, bestand natürlich weit überwiegend aus solchen, die von katholischer Theologie ungefähr soviel verstehen wie eine Kuh vom Spanischen. Alles, was instinktiv „gegen Rom" marschiert, darunter zahlreiche Juden und Neuheiden, hatte sich in und vor dem auditorium maximum zusammengefunden, um für Schnitzer und gegen den Papst zu demonstrieren. Für eine Vorlesung über das „Vater unser" pflegt sich eine so zusammengesetzte Hörerschaft sonst herzlich wenig zu interessieren, es sei denn, daß man „Simplicissimus"-Witze darüber reißt.

Die liberale Presse wundert sich über das rasche Eingreifen des Papstes, der den Artikel Prof. Schnitzers in der „Internationalen Wochenschrift" noch kaum verbotenus hätte erfahren haben können. Man übersieht dabei, daß dieser Artikel höchstens als letzter Tropfen gelten kann, der ein volles Maß zum Ueberlaufen brachte. Wer Schnitzers Artikel „Legendenstudien" in den „Süddeutschen Monatsheften" gelesen hatte und über einiges andere unterrichtet war, konnte sich höchstens darüber wundern, daß in erster Linie berufene Wächter so lange untätig blieben und die Augen schlossen. In einer Zuschrift an den „Bayerischen Kurier" verwahrt sich Prof. Schnitzer gegen verschiedene ihm vorgeworfene Ketzereien. Die Gottheit Christi

Digitized by Google

leugne er nicht. Er habe nur als Historiker die menschliche Seite Jesu stark und entschieden hervorgehoben. Jesus sei aus seiner Zeit heraus zu verstehen; er habe manche Anschauungen, Hoffnungen und Erwartungen, ja auch manche Vorurteile seiner Zeitgenossen geteilt und darin geirrt. Das sagt Schnitzer nicht etwa von den Jüngern und den Evangelisten, sondern von Christus selbst. Christi Glauben z. B. an die dämonische Besessenheit vergleicht Schnitzer mit den Hexenwahn, meint aber, damit geschehe der Gottheit Jesu kein Eintrag. Diese Meinung dürften nicht viele teilen. Irren ist menschlich, aber nicht göttlich.

Die Reaktion gegen die jüngsten Aergernisse tritt mittlerweile immer kraftvoller in die Erscheinung. Von den namhafteren deutschen Fachtheologen tritt einer nach dem anderen auf den Plan, um die Enzyklika Pascendi gegen ihre Kritiker zu verteidigen. In der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 116 vom 7. Februar) eröffnete Dr. G. Esser, Univ.-Professor in Bonn, eine Artikelserie. Im „Tag" (vom 2. Februar) setzte sich Prof. Dr. Faßbender mit den Gegnern der Enzyklika auseinander. Zur Unterstützung seiner Darlegung, daß keine größere Gebundenheit der Theologen eintritt, als sie auch früher bestand, beruft Prof. Faßbender sich auch auf die jüngsten Darlegungen in der „Allgemeinen Rundschau": „In dieser Beziehung führt Prof. Sägmüller in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau" unter Bezugnahme auf Paulsens Aufsatz in der „Internationalen Wochenschrift" sehr gut aus, daß auch noch anderwärts als beim katholischen Theologen sachliche Gebundenheit herrsche".... Wir vernehmen, daß Prof. Dr. Kneib in Würzburg eine Broschüre über das Thema vorbereitet. Wie man sieht, regt es sich überall zur energischen Verteidigung. Diese aber wird nach Lage der Sache für viele irregeleitete und verwirrte Gemüter Klärung und Beruhigung im Gefolge haben.

Erteilung der missio canonica an die Lehrer.

Von

P. Reither.

In den meisten Diözesen Deutschlands wird den Lehrern stillschweigend die sog. missio canonica, die Berechtigung zur Erteilung des Religionsunterrichts, erteilt. Abgesehen davon, daß in dieser Form eine unangebrachte geringe Einschätzung des bedeutsamen Rechtes der religiösen Unterweisung gesehen werden könnte, ist die stillschweigende Uebertragung an jeden Absolventen eines Lehrerseminars heute auch praktisch nicht mehr empfehlenswert. Es ist ein offenes Geheimnis, daß unter der jüngeren Lehrerschaft vielfach Gleichgültigkeit, manchmal sogar Ablehnung gegenüber den religiösen Wahrheiten und religiöser Uebung besteht. Der in Bayern viel besprochene jüngste Fall, daß ein Lehrerseminarist zur Vorbereitung auf die Kommunion Goethes Faust las und — wenn auch nur in jugendlichem Leichtsinn — gerade die verfängliche Stelle von Gretchens Verführung aufschlug, ist ein interessantes Schlaglicht darauf, welchen Leuten nach Umständen die missio canonica mit ihrem Absolutorium verliehen wird.

Das erzbischöfliche Ordinariat Freiburg ist nun mit einem sehr beachtens- und nachahmenswerten Erlasse herausgetreten, der neben vorzüglichen Bestimmungen über die Erteilung des Religionsunterrichtes an Lehrerbildungsanstalten auch folgendes bestimmt:

„1. Um die Zulassung zur Erteilung des Religionsunterrichtes in der Volksschule von uns zu erlangen, haben die Lehramtskandidaten am Schlusse des 6. Kurses (d. i. des letzten Kurses D. V.) eine besondere Prüfung zu bestehen.

Zu diesem Zwecke sind uns die Nachweise über Heimat, Geburt, Taufe, Fleiß, Betragen und Leistungen in den einzelnen Lehrfächern der Religion vorzulegen. Die Kandidaten werden über ihre Kenntnisse in der Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre, in der Kirchengeschichte, Liturgik und Methodik des katechetischen Unterrichts einzeln geprüft und die Noten gemeinsam von dem Religionslehrer und dem Kommissär festgestellt. Auf Grund der Ergebnisse der Prüfung entscheidet die Kirchenbehörde über die Zulassung zur Erteilung des Religionsunterrichtes in den Volksschulen und in den entsprechenden Klassen der höheren Schulen und stellt den Betreffenden durch Vermittlung des Oberschulrates die Urkunde für die missio canonica aus."

Durch die Prüfung sowohl wie auch durch die Ausstellung einer eigenen Urkunde wird die Bedeutung des hohen und hehren Amtes, die Kleinen in der christlichen Wahrheit zu lehren und zu führen, dem jungen Lehrer sicherlich mehr ins Bewußtsein gebracht als durch die formlose, stillschweigende Zuerkennung. Es ist aber auch die Möglichkeit gegeben, ungeeignete Kandidaten von der Religionslehrstunde ferne zu halten. Deshalb sei wiederholt: Der Erlaß ist nachahmenswert in allen Diözesen!

Das Märchen.

Märchen mit dem Kindermund,
Tust mir deine Wunder kund!
Zauberst gold'nen Sonnenschein
In mein dunkles Herz hinein! —
Leuchtend, wie ein lieber Stern,
Winkst du stets aus weiter Fern;
Führst an deiner goldnen Hand
Mich zurück ins Kinderland!
Nimmst mir ab der Jahre Last;
Setzest mich zur süßen Rast,
Wo in Glanz und Maiengrün
Deine blauen Blumen blühn! —
Märchen mit der goldnen Hand,
Halt mir auf mein Kinderland!
Bin so gerne bei dir Kind,
Muß ich wandern auch geschwind
In die dunkle Menschenwelt,
Die kein Kindersinn erhellt;
Wandern, wandern fern von dir,
Ach, wie gerne blieb' ich hier!
Märchen, traurig muß ich schau'n
Dann zu deinen blauen Au'n —
Nur in meinen stillsten Stunden
Darf ich, ach, bei dir gesunden.

Fritz Flinterhoff.

Alban Stolz.

Zu dessen 100. Geburtstag von J. M. Schmidinger-Donauwörth.

(Schluß.)

Journalisten und populäre Apologeten finden in Alban Stolz' Streitschriften ein Arsenal von Waffen, glatte Kieselsteine für die freche Stirne des modernen Maulheldentums, aufgespeicherten Spott für die Lüge und Bosheit, Wortbilder und Wendungen, die mit einem Schlag die Lacher auf unsere Seite ziehen, womit oft am schnellsten die Federschlacht entschieden und das Rededuell gewonnen ist.

Wenn ein Buch erschiene, in dem die Perlen der Alban Stolzschen Schreibkunst an einer goldenen Schnur gefaßt sind, so rate ich, aus Alban Stolz' unvergleichlichen Polemiken, die nur an Louis Veuillots Federkriegen ihresgleichen haben, ein Brevier für Journalisten und Diskussionskämpfer herzustellen, damit die vielfach lederne, witz- und humorlose Polemik auf dem Papier und Fechtboden der Parlamente und Volksversammlungen eine Befruchtung erfahre.

Es ist nicht wahr, daß Witz, Spott, Sarkasmus nur das Vorrecht der Gegner seien; sie seien auch unser Rüstzeug gegen Bosheit und Niedertracht, wo das kühle Wort, der niederschlagende Beweis, wie Pathos und Thräne des Advokaten als Komödie verlacht werden, um die falsche Behauptung, die Lüge, aufs neue aufzuwärmen.

Auch eines sei Alban Stolz unvergessen: Er stieg vom Katheder zum Volk herab, schrieb Broschüre um Broschüre zur Rettung aus dem Sumpfe des Josephinismus und Wessenbergianismus, zur Verteidigung der Freiheit und der Ehre der Kirche, zur Belehrung, Entflammung und Erziehung des Volkes, obwohl selbst ein Hirscher meinte, ein Professor auf der Höhe der Universität sollte sich mit Kalendern, Broschürchen usw. nicht abgeben, sondern durch Foliantenarbeit die Reform betreiben. Alban Stolz kehrte sich nicht daran, schrieb 12 Jahre an einer kostbaren Volkslegende, 3 Jahre an seiner klassischen „Elisabeth", schrieb 18 Kalender, gründete den Freiburger Gesellenverein, dem sogar ein Bebel angehörte und für dessen Präses dieser Worte des Ruhmes hat; Alban Stolz schämte sich nicht, als Universitätsprofessor seinen Aermel am Rock des Proletariers zu streifen, er gründete den Dienstbotenverein, leitete den Männer-Vinzentiusverein bis zum Tode, liebte, ehrte, arbeitete für das arme Volk, fühlte, litt und stritt mit ihm, behorchte ständig seinen Herzschlag als Professor von europäischem Ruf, als Prorektor der Freiburger Universität, als Ehrendoktor der Wiener Universität, als von einem preußischen König für würdig befundener Kandidat für einen Hermelinmantel und den Purpur einer der größten Diözesen Deutschlands, als ein wahrer praeceptor germaniae durch die Millionen Exemplare seiner Schriften.

Und als politische Niedertracht wieder Luft erhielt durch die Lösung des Konkordates in Baden, als sich eine ganze Meute gegen ihn verschwor, als 18 Professoren — auch Theologen — in einer Petition an das badische Ministerium seine Nichtbestätigung als Universitätsprofessor forderten, als die Tagespresse von Konstanz bis Heidelberg nach dem Büttel und Staatsanwalt gegen ihn schrie, und superkluge, friedselige Freunde in Feigheit von ihm abrückten, um ihre Haut in Sicherheit zu bringen und das Avancement nicht zu gefährden, da stand er — der kleine Mann von Freiburg — fest wie eine Eiche, ungebeugt, ungestürzt, sich im Kugelregen literarischer Feld-

Digitized by Google

schlacht als hörnerner Siegfried fühlend, der „durch eine Allee von Tigern und Teufeln zu schreiten" — wie er selbst sagt — den Mut in sich fühlte. Und diese Prinzipientreue des Mannes, der erst kurz zuvor die letzten Eierschalen einer erbärmlichen Schultheologie durch Askese und Studium gänzlich abgeworfen und durch die ständige Ziselierarbeit an seinem zu Exzessen geneigten Charakter Herr seiner selbst geworden, die ist's zunächst, die uns Alban Stolz so groß erscheinen läßt: Die Prinzipientreue und logische Konsequenz seines Lebens inmitten einer Zeit, die Windfahnentum als höchste politische Weisheit dem Denkträger und charakterlosen Bildungsphilister mit allen Advokatenkniffen und aller Phrasendrescherkunst aufgeschwindelt hat.

Diese Prinzipientreue eines Mannes hat Männer geweckt, denn der Mann erweckt den Mann und Mut den Mut, hat den Boden in Baden mitzubereitet, für das, was jetzt dort sich entwickelte nach einer traurigen Zeit, die Alban Stolz 1854 in seiner Badischen Kirchengeschichte (Kleinigkeiten, 1. Bd., S. 265) beschrieben hat.

Bei der Größe des Mannes als Literat, Poet, Apologet, Volkspädagog ist's dann wieder seine Originalität und selbst Kuriosität, die ihn so populär gemacht; ein Original durch und durch, wie sie immer mehr aussterben, wegen der Quetschmühle und des geistigen Filtriertrichters unseres Bildungssystems. Wie Diogenes mit der Laterne Menschen sucht, müssen wir heutzutage Originale suchen, denn alles ist Kopie, und Kopie so oft nach schlechten Mustern. Wie originell sind Alban Stolz' Schriften, wie originell allein schon ihre Titel! Er liebte es, wie Hettinger sagt, in der Literatur wie auf Fußreisen Seitenwege einzuschlagen, gleichviel, ob er die Richtung kannte oder nicht; er liebte weder im Essen noch in der Literatur „Aufgewärmtes"; er lebte als Professor wie ein Student auf einsamer Bude, konnte Weiberherrschaft nicht leiden und entzog sich selbst dem Haushaltungsregiment seiner Schwester, um ganz unabhängig zu sein; Blutsverwandtschaft galt ihm weit weniger als Geistesverwandtschaft. Vorhänge, Tafeln, reiche Möbel im Zimmer störten seine Denktätigkeit, ein Kanapee, ein gepolsterter Lehnstuhl waren ihm ebenso ein Greuel wie eine Suppe beim Mittagessen. Das Essen sah er als eine Art geheime Schmach an, niemand hat er je zu Tisch geladen oder ein Gläschen kredenzt, obwohl er bei aller Feindschaft gegen den Schnaps und alle Arten Liköre den roten Wein liebte; nie hat er einen abstrakten oder konkreten Pantoffel ertragen, keinen Schlafrock berührt. Er hat nicht geraucht, nicht geschnupft, eine Prise wohl angenommen, um nicht viel Worte der Ablehnung zu machen, um sie dann zu Boden zu werfen; nie hat er als Priester eine Karte — das „Gebetbuch des Teufels" — berührt. Wie er die klassische Musik, die spanische Kunst, die Spanier, die Tiroler, die Bayern, die Schweizer liebte, ist ebenso bekannt wie seine erst spät aufgegebene Abneigung gegen Scholastik und Choral. Daß er die spanischen Stiergefechte verteidigt, haben ihm manche als einzige Sünde angerechnet, die aber doch hier und im anderen Leben nachgelassen werden kann. Wie er mit Hägele und dem Historiker Weiß Wettrennen bergauf hielt, am Röhrenbrunnen sich wusch, wenn er in der abgelegensten Spelunke übernachtete, sich verregnen ließ, auf dem Meere an den Mastbaum sich band, wie er alle abgeweidete Gebiete des Touristenverkehrs floh, auf dem „Imperiale" des Postwagens saß, um Land und Leute wie aus der Vogelperspektive zu studieren, es bedauerte, in Spanien nicht unter Räuber gefallen zu sein, wie er alle Ovationen verachtete, nie Toaste ausbrachte oder annahm, allen Gratulationen zum Namenstag auswich, die Wahrheit auch bei Höflichkeitsformen über alles stellte, keine überflüssigen Titulaturen liebte, alle Begaffung und Bewunderung als literarisches Wundertier verschmähte, nie sich zeigte, wo es hoch herging und alles zusammenlief, wie er ewig den Vatermörder, den borstigsten Zylinder, die Hornbrille trug, aus der er wie eine Meise auf dem Ast uns anblickt und hundert andere Kuriositäten und Originalitäten sind in Hägeles und Schmitts Biographien und in seinem, wie er sagt „leichtsinnigsten Buche", Spanisches, nachzulesen. Daß er ein solches Buch schreiben konnte, nachdem er nur 3 Wochen in Spanien weilte, ist der glänzendste Befähigungsnachweis seines Schauens und Beobachtens wie seines Genies.

Wie er gelebt, gearbeitet, Almosen nach Hunderttausenden zur Verbreitung des Glaubens, zur Verbreitung guter Schriften, zur Linderung aller Sorten von Not gespendet, ohne sich zu nennen, was er als Mann, Christ, Priester, Lehrer, Pädagog und Selbsterzieher war, bis er zum abgeklärten Greise voll innerem Frieden geworden, wie schön er gestorben und wie er seine Lebensarbeit in seiner Grabschrift in einen Satz von ergreifender Glaubensüberzeugung und Glaubensfreude zusammenfaßt, hat sein Schüler, Intimus, literarischer Erbe und Biograph Dr. Jakob Schmitt mit Lenbachscher Porträtierkunst geschildert.

An Alban Stolz' Grab hat mich die Inschrift an dem Weihwasserkesselchen, das ein Tiroler Bauernbursche gestiftet, nicht weniger ergriffen als die selbstverfaßte Grabschrift Alban Stolz': „Aus Dankbarkeit dem größten Wohltäter meiner Seele."

Und wie sollen wir dem Säkularmenschen und Volksschriftsteller, dem „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts" unsere Dankbarkeit beweisen? Ich mache drei Vorschläge:

1. Verbreiten wir seine Schriften im Volke als Immunisierungsmittel gegen alle geistigen, sozialen und pädagogischen Uebel, die Alban Stolz mit Einsatz seines Herzblutes und Drangabe seines Augenlichtes gegeißelt und bekämpft hat, als Immunisierungsmittel gegen aufgewärmten Wessenbergianismus, Deutschkatholizismus, Altkatholizismus, Modernismus, die an unserem Marke fressen, unser Glaubensleben unterwühlen und aushöhlen, unser katholisches Selbstbewußtsein bis zur Selbstvernichtung lähmen und den Charakter in der Beize des schrankenlosen Individualismus und Subjektizismus zerfressen. Lernen wir von Alban Stolz auch wieder etwas mehr Liebe und Ehrfurcht für die Kirche, Durchringung zu klaren Anschauungen, Mut und Courage für den Kampf um die Ehre und der Kirche Freiheit. Lernen wir von ihm auch etwas mehr Aszese und Selbstzucht zur Ueberwindung geistiger Infektionskrankheiten.

2. Denken wir an eine von ersten Künstlerhänden illustrierte Prachtausgabe der Alban Stolzschen Werke, wie sie den Werken des großen protestantischen Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf als Ehrengabe der Schweizer zuteil geworden ist. Und Alban Stolz ist nicht weniger als dieser und das katholische Deutschland kann nicht weniger als die Schweiz.

3. Helfen wir die Albanskirche in Neusatz erbauen, wo Alban Stolz 77 Monate in der Schule des Volkes stand, seine literarische Lebensarbeit vorbereitet und den Plan zu seinem ersten und besten Kalender entworfen hat. Welches Denkmal läge mehr im Geiste des Seligen als ein Gotteshaus? Alban Stolz schließt sein Testament mit der Bitte um ein Vaterunser. Wie könnte die Nachwelt den „letzten Willen" des Verewigten besser erfüllen, als indem sie an der im Leben desselben so denkwürdigen Stelle eine Gebetsstätte errichtet, wo das Vaterunser sowohl in der öffentlichen Opferfeier als im stillen Seelentempel für den Verstorbenen verrichtet wird? Das neue Gotteshaus in Neusatz — das an Stelle der alten Kirche kommen soll, die bei 1600 Seelen nur 300 Kirchgängern Raum gewährt — soll den schönen Titel: St. Albanskirche tragen und den Namen des Seligen verewigen helfen. Wir wissen, daß dieser Gedanke in vielen Herzen lauten Beifall findet, in jenen vielen, welche aus den Schriften des unvergeßlichen Mannes Geistesnahrung, religiöse Erhebung und Trost schöpften und noch schöpfen. Durch den Bau einer St. Albanskirche — nur eine Stunde vom Grabe des großen Katholikenführers entfernt — tragen wir zugleich eine Dankesschuld ab und verewigen das Andenken an den seligen Alban Stolz in wahrhaft hehrer Weise, um so mehr als die armen Bewohner von Neusatz nicht imstande sind, aus eigenen Mitteln ein Gotteshaus zu bauen. Deshalb rufen und bitten wir, wie der Mann zu St. Paulus flehte: „Komm herüber und hilf uns!" [1])

[1]) Siehe den Aufruf zur Erbauung einer St. Albanskirche in Neusatz zu Ehren von Alban Stolz, unterfertigt von Erzbischof Dr. Nörber von Freiburg, Weihbischof Dr. Knecht, Bischof Keppler von Rottenburg und 37 hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Beiträge zur Albanskirche in Neusatz nimmt die Herdersche Buchhandlung in Freiburg, München, Straßburg, Wien entgegen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Dante-Reminiszenzen.

1.

Die Neidischen.

Mit den zugenähten Augen
Sitzen sie vor goldnen Flüssen,
Deren Fluten ihren Händen
Immerdar entgleiten müssen.

Mit den zugenähten Augen
Müssen sie doch immer hören
Ruhm und Los glückseligerer andrer
Von den fernen Engelchören.

Mit den zugenähten Augen
Schau'n sie doch die eigne Blöße,
Schau'n sie doch die eigne Schande,
Schau'n sie doch die fremde Größe.

2.

Tantaliden.

Wir sind des Tantalus Söhne,
Und unser Durst ist groß.
Wir greifen nach goldenen Früchten
Und kosten die Asche bloß.

Wir saßen am Tische der Götter,
Das ist der Sterblichen Fluch,
Nun droht ob unseren Häuptern
Der Schicksalsgöttinnen Zug.

Wir stehen in silbernen Wellen,
Doch treibt uns das siedende Glut
Den Brand unseres Innern zu stillen,
Entweicht uns die kühlende Flut.

Wir haben verloren auf Erden
Und hoch im Olympos den Sitz,
Uns hat gesengt und geblendet
Der funkelnde Jovisblitz.

Wir sind des Tantalus Söhne.
Zutiefst in den Orkus gebannt,
Erschau'n wir mit sehnenden Augen
Das ferne, das leuchtende Land.

Wir kannten die höchste Schönheit,
Wir standen im hellsten Licht,
Wir haben die Krone getragen,
Wo bergen wir unser Gesicht?

Wir herrschten am Throne der Liebe,
Nun stieß uns der Haß in die Not.
Und gleich dem Haupt der Meduse,
So bringt unser Anblick den Tod.

M. Herbert.

Altes und Neues aus der Studentenschaft.[1]

Von

cand. iur. Joseph Ruby, Freiburg i. B.

Mit großer Freude ist es zu begrüßen, daß gegenüber verschiedener Strömungen im heutigen studentischen Leben endlich auch von katholischer Seite in breiter Oeffentlichkeit Stellung genommen wird. So bespricht ein Artikel in Nr. 1, 5. Jahrgang dieser Zeitschrift die Göttinger „Freischar". Wer nun mit den Strömungen, welche gegenwärtig das akademische Leben ergriffen haben, nicht so recht vertraut ist, der könnte versucht sein, diese „Freischar" als etwas Neues und Originelles anzusehen. Wer sich jedoch im akademischen Leben der Gegenwart etwas näher auskennt, für den ist diese Bewegung nur eine sekundäre Erscheinung. Ganz gewiß verdient sie auch als solche unser regstes Interesse und ist wohl der Beachtung wert. Aber als bloßer Ausläufer einer weit allgemeineren und umfassenderen Bewegung hat sie dieser gegenüber in den Hintergrund zu treten. Die Ideale, welche von der „Freischar" gepflegt und wohl auch nach Kräften verwirklicht werden, sind im Grunde genommen freistudentische Ideale und stellen sich dar als zum Teil einseitige und Teilbestrebungen jener großen allgemeinen Bewegung, die sich an den Namen „Freistudentenschaft, Finkenschaft oder Wildenschaft" knüpft.

Diese freistudentische Bewegung entfaltet schon seit Jahren, besonders aber gegenwärtig und an allen deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen, ein so reiches und mannigfaltiges inneres und äußeres Leben, daß es bald unverantwortlich wird, sie immer nur mit Geringschätzen und Achselzucken von der Seite her anzusehen. Sie verdient in ihrem ehrlichen Streben die volle Achtung der großen Oeffentlichkeit, nicht zuletzt auch der katholischen Oeffentlichkeit, was allerdings nur eintreten kann, wenn man sie kennt. Vielleicht tragen die folgenden Ausführungen dazu bei, die Aufmerksamkeit weiterer katholischer Kreise auf sie zu lenken.

Die „Freie Studentenschaft" einer Hochschule stellt sich dar als die Interessenvertretung aller derjenigen Studenten, welche zu keiner studentischen Korporation an dieser Hochschule in einem offiziellen Verhältnis stehen. Die ganze Organisation ist aufgebaut auf dem Vertretungsprinzip, welches zugleich den Inhalt und das Wesen der „Freien Studentenschaften" ausmacht. Naturgemäß sind die Interessen und Anschauungen der einzelnen Freistudenten verschieden. Wenn also die Organisation ihrer Aufgabe gerecht werden will, so darf sie sich nicht auf einseitige Anschauungen festlegen und diese verfolgen. In diesem Fall würde sie ohne weiteres die Berechtigung verlieren, das Vertretungsprinzip für sich aufzustellen. Aus dem Vertretungsprinzip folgt vielmehr mit logischer Konsequenz, daß das oberste Prinzip der „Freien Studentenschaft" sein muß „Toleranz". Hieraus ergibt sich weiterhin als fundamentaler Satz „Achtung vor jeder ehrlichen Ueberzeugung". Die so viel besprochene Satisfaktionsfrage erhält auch von diesem Standpunkt aus ihre Regelung. Die „Freie Studentenschaft" ist ihr gegenüber neutral: dem Duellanhänger stellt sie ihr „Waffenamt", dem Duellgegner ihr „Ehrenschiedsamt" zur Verfügung. Die Organisationen im einzelnen Falle sind an den verschiedenen Universitäten selbst unter verschiedenen Formen durchgeführt. Der ihnen allen gemeinsame Zweck ist aber, den nichtinkorporierten Kommilitonen, die im akademischen Leben bisher stimmlos und damit rechtlos waren, diejenige Stellung zu verschaffen, die ihnen ihrer Zahl nach gebührt. Damit wird die Frage der allgemeinen Studentenausschüsse aufgerollt, weiterhin die „Einheit der gesamten Studentenschaft" einer Hochschule angestrebt. Diese Gedanken verwirklichte zuerst die „Freiburger Freie Studentenschaft", indem sie in dem Gesamtausschuß der Freiburger Studentenschaft zuerst acht, dann 1892 sechzehn freistudentische Vertreter (aus jeder Fakultät vier) zugebilligt erhielt. In dem bekannten Hochschulrummel hat sich dieser Gesamtausschuß wieder aufgelöst. Damit war eine genügende Interessenvertretung der Nichtinkorporierten erreicht.

Dabei blieb man aber nicht stehen. Die heutige freistudentische Bewegung verdankt ihren Ursprung der Leipziger „Finkenschaft". Diese wurde im Januar 1896 nach erbitterten Kämpfen gegründet, und von hier aus traten nun die freistudentischen Ideen ihren Siegeszug an an die Universitäten und Technischen Hochschulen Deutschlands. Auf dem Boden der ursprünglich reinen Interessenvertretung entfaltete sich ein reiches Leben in den freien Studentenschaften. Man benützte die einmal gesammelten Kommilitonen, um sie zu gewinnen und zu begeistern für die Aufgaben eines modernen Studenten, um sie zu Männern zu erziehen, welche den heutigen Bedürfnissen und der heutigen Zeit, in der wir nun einmal leben, ein offenes Auge und liebevolles Verständnis entgegenzubringen. Und heute weht ein idealer Zug durch die freien Studentenschaften, und ein frisches pulsierendes Leben legt ein sprechendes Zeugnis ab von ihrer Existenzberechtigung. In fortschreitender Entwicklung stellen sie einen immer mächtigeren Faktor im akademischen Leben dar, und ihr steigender Einfluß nach allen Seiten macht sie zu einem immer gefährlicheren Rivalen des alten Korporationswesens. Sie ist auf dem besten Wege, ihr letztes Ziel, „zeitgemäße Umgestaltung des akademischen Lebens", zu erreichen.

Zur Verwirklichung ihrer Ideen hat sie sich vorzügliche Einrichtungen geschaffen. Zunächst die „Abteilungen". In den Abteilungen kann man freistudentische Art und freistudentisches Wesen an der Quelle kennen lernen. Hier tritt man sich gegenseitig näher, man schließt sich mit gleichgesinnten Kommilitonen zusammen zur Förderung gemeinsamer Interessen und Bestrebungen, hauptsächlich zur Pflege von Wissenschaft, Kunst, körperlichen Uebungen, Geselligkeit usw. So gibt es Abteilungen für freien Vortrag mit Diskussion, Abteilungen für Musik, Literatur, Wandern, Skilauf usw. Von größter Wichtigkeit für diese Abteilungen ist, daß ihnen jedes vereinsmäßige Gepräge fehlt. Pflichtmäßige geldliche Leistungen werden keine verlangt. Die Deckung der Unkosten geschieht einzig durch freiwillige Beiträge. Große Beachtung verdienen weiterhin „die sozialen Einrichtungen", welche die freien Studentenschaften ins Leben gerufen haben. Selbst schon unter der Studentenschaft sozial wirkend, will sie auch ihre Anhänger anregen zu persönlicher sozialwissenschaftlicher Ausbildung. Diesen Interessen dienen vor allem die „Aemter". Hier gibt es ein Bücheramt, Büchervermittlungsamt, Arbeitsamt, Verkaufsamt für Herbergskarten, Exkursionsamt zur Besichtigung von bedeutenden wirtschaftlichen und industriellen Einrichtungen, Pressamt zu gemeinsamem billigen Bezug der Zeitungen u. a. Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der freistudentischen Bewegung bilden die von ihr eingeführten „Arbeiterbildungskurse" (zuerst ausgeführt von der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Charlottenburger Wildenschaft 1901), womit sie ihren praktischen Blick für die Bedürfnisse des heutigen Lebens bewiesen und sich zugleich ein reiches außerakademisches Arbeitsgebiet erschlossen hat. Dieselbe Charlottenburger Organisation erreichte ihr höchstes Ziel der Wirtschaftspolitik mit ihrem 1903 eröffneten Studentenheim.

Durch Benützung all dieser Mittel, welche die einzelnen Organisationen in mehr oder minder vollkommenem Maße ihren Anhängern bieten, soll der Student sich in edlem Streben „unter

[1]) Der Herausgeber glaubt vorstehende Ausführungen ungekürzt zum Abdruck bringen zu sollen, getreu dem Grundsatze „audiatur et altera pars". Mögen die katholischen Studentenvereinigungen aufs neue zu einer Gewissenserforschung über zeitgemäße Reformen des Korporationslebens veranlaßt werden, zu welchen mancherorts, wie der Herausgeber erfährt, bereits erfreuliche Ansätze zu bemerken sind.

Digitized by Google

Vermeidung aller Exklusivität" zur „harmonischen Persönlichkeit" ausbilden. Die mannigfache Verschiedenheit dieser Mittel ermöglicht es dem einzelnen, seine Persönlichkeit nach „individueller Veranlagung" zu gestalten. Durch besonders kräftige Betonung der Pflicht des einzelnen zur Persönlichkeitsbildung wirkt die freie Studentenschaft nach Kräften mit, dem deutschen Volke „ganze Männer" zu schenken.

Will man die von dieser Bewegung bisher erreichten Erfolge einigermaßen würdigen, dann darf man vor allem nicht außer acht lassen, daß ihr zwei mächtige Faktoren fehlen, die anderen Organisationen in bedeutendem Maße zur Verfügung stehen: straffe Disziplin und große Mittel ideeller und materieller Art. Ihre Erfolge verdankt sie vielmehr „der persönlichen, begeisterten Hingabe einzelner an das Ganze" unterstützt durch relativ geringe „freiwillige Beiträge" ihrer Freunde. Von Zwang und Verpflichtung ist bei ihr keine Rede, „die persönliche Freiheit des einzelnen bleibt von der Organisation aus unangetastet."

Eine bedeutende Stärkung und Festigung erlangt die Freistudentische Bewegung durch den Zusammenschluß der Einzelorganisationen zu dem Verbande der „Deutschen freien Studentenschaft", welcher alljährlich zu Pfingsten zu einem Verbandstag zugleich mit einem allgemeinen studentischen Kongreß zusammentritt. Außerdem findet die Bewegung eine kräftige Förderung und Unterstützung durch die schon zahlreich bestehenden „Verbände ehemaliger Freistudenten"; alles aber zusammengehalten und in möglichst einheitlichem Sinne geführt durch die monatlich erscheinenden „Finkenblätter" deren Auflage heute schon das 13. Hundert überschritten hat. Unterdessen haben sich die freistudentischen Presseverhältnisse in der Weise verändert, daß die bisherigen „Finkenblätter" halbmonatlich als „Freistudentische Rundschau" in weit größerer Auflage herausgegeben werden.

Hier sehen wir also eine Bewegung vor uns, deren große Bedeutung ein Sehender unschwer wird erkennen können. Herausgewachsen aus den modernen Verhältnissen wurzelt sie mit ihren Ideen und Zielen tief darin und hat demgemäß auch einen guten Grund und Boden für ihre Weiterentwicklung. Ohne zu übertreiben darf man auch sagen, daß ihre Forderungen, wie die Betonung der Persönlichkeitsbildung, der sozialen Betätigung u. a. eminent katholische sind, wenn auch die Art und Weise ihrer Verwirklichung in einigen Punkten in scharfem Widerspruch stehen zur katholischen Weltanschauung. Als eine junge Bewegung kann sie leicht in Radikalismus ausarten und besonders können die einzelnen Organisationen, entsprechend den Persönlichkeiten, welche an ihrer Spitze stehen, offiziell Tendenzen verfolgen, welche der katholischen Weltanschauung direkt widersprechen. Bisher gemachte Erfahrungen können dies bezeugen. Was will nun aber auch gegenüber einer solch umfassenden und mächtigen Bewegung, wie sie die freistudentische ohne Zweifel ist, eine Göttinger „Freischar", eine lokale Organisation bedeuten? Dieser Organisation gegenüber ist es noch einigermassen begreiflich, daß man auf katholischer Seite eine abwartende Haltung einnimmt. Ob man aber diesen abwartenden Standpunkt auch der freistudentischen Bewegung gegenüber einnehmen darf, wollen wir noch des Näheren untersuchen.

Ohne auf großen Widerspruch zu stoßen, kann heute wohl behauptet werden, daß das alte studentische Leben mit seinem romantischen Inhalt unwiderruflich dahin ist. Die Erfassung der gegenwärtigen Kulturprobleme erfordert ganze Männer und nüchterne Studenten. Die Freie Studentenschaft ist von dieser Erkenntnis bereits durchdrungen. Können sich die heute bestehenden studentischen Korporationen zu dieser Auffassung nicht emporringen und sich den veränderten Zeitverhältnissen anpassen, dann steht von vornherein fest, wer der unterliegende Teil sein wird. Wenn man heute vielleicht noch gerade keinen Rückgang des Korporationsgedankens konstatieren kann, so doch einen gewissen Stillstand. In weiten Kreisen der Studentenschaft herrscht nicht mehr die Begeisterung für das Korporationsleben wie ehedem. Immer größer wird die Zahl derjenigen, welche „bewußt" und „aus innerer Ueberzeugung" sich keiner Verbindung anschließen. Nun sind auch die katholischen Studenten Kinder ihrer Zeit. Von der allgemeinen Strömung werden naturgemäß auch sie ergriffen und getragen. Und wer ein offenes Auge hat, kann beobachten, daß heute schon eine große Anzahl von Studenten, denen ihre katholische Ueberzeugung keineswegs Nebensache ist, abseits von den katholischen Korporationen stehen, wohin sie doch nach allgemeiner Anschauung gehörten. Die Gründe hierfür näher auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Begnügen wir uns vorerst damit, die Tatsache zu konstatieren. Mit fortschreitender Entwicklung müssen wir weiterhin damit rechnen, daß ihre Zahl immer größer wird. Werden wir bei dieser Sachlage auch noch abwartend zur Seite stehen? — Weiter! Die Erfahrung lehrt, daß solche einzelne katholische Studenten, auch bei gutem Willen, katholisch zu sein und zu bleiben, leicht der Gefahr ausgesetzt sind, dem katholischen Leben für immer verloren zu gehen. Sollen wir dem auch abwartend zusehen? Diese Frage läßt sich nur nach einer Richtung hin beantworten, und zwar mit einem entschiedenen Nein! Wenn es möglich ist, neben den katholischen Korporationen für die katholische Sache neue überzeugte Anhänger zu gewinnen, dann sind wir auch verpflichtet, unsere Kräfte für diese schöne Sache einzusetzen. Und wenn diese katholischen Kommilitonen eben in stärkerem Maße Kinder ihrer Zeit sind, als ihre Freunde in den katholischen Verbindungen, dann muß man eben, um sie zu gewinnen, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung tragen. Das ist der einzige Weg, um die Phalanx der katholischen Studentenschaft zu festigen und zu vergrößern. Daß dies eine wichtige Frage ist und im engsten Zusammenhang steht mit der Frage einer Reform der katholischen Verbindungen, braucht wohl des Näheren hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Wir wollen uns hier nur mit der Lösung des Problems einer Sammlung und Gewinnung der nichtinkorporierten katholischen Kommilitonen beschäftigen. Und hier haben wir glücklicherweise das Stadium einer bloßen Diskussion dieser Frage bereits überschritten. In Verbindung mit den Ausführungen über die freistudentische Bewegung dürfte es auch nicht zweifelhaft sein, welche Art der Lösung hierbei zu wählen ist. Sind wir überzeugt von der Wichtigkeit gerade dieser Bewegung, dann kann eine Antwort nur lauten: Eine Sammlung der nichtinkorporierten katholischen Kommilitonen kann sich nur fruchtbringend gestalten auf dem Boden dieser aufstrebenden Bewegung. Getragen von dieser Ueberzeugung ist man auch in Freiburg i. Br. bereits zur Tat übergegangen. Die dort gegründete „Vereinigung katholischer Freistudenten" verfolgt den Zweck, die katholischen Nichtinkorporierten zu sammeln und gemeinsam als katholische Studenten mitzuarbeiten an der Verwirklichung freistudentischer Ziele und Ideale. Ihren katholischen Charakter beweist sie der Oeffentlichkeit gegenüber durch ihren Namen und, um bescheiden hinzuzusetzen, auch durch ihre Tätigkeit. Durch geschlossenes Auftreten der katholischen Freistudenten wird verhütet, daß die freistudentischen Organisationen Formen annehmen, die der katholischen Ueberzeugung widersprechen, was an sich schon ein bedeutender Erfolg ist. Durch sie werden auch die Katholiken eingeführt in diese große Bewegung und so aufmerksam gemacht auf ihre Bedeutung. So ist zu hoffen, daß der Stillstand oder gar der Rückschritt, dem die katholischen Korporationen bei Beharrung in den alten Formen entgegengehen, durch fortschreitenden Ausgleich auf der andern Seite paralysiert wird.

Die Organisationsform der „Vereinigung katholischer Freistudenten" ist gemäß ihrem freistudentischen Charakter diesem auch angepaßt. Ihr einziger fester Kern ist der aus drei Mitgliedern bestehende Vorstand. Um ihn herum gruppieren sich in freiester Form die Gesinnungsgenossen, zusammengehalten nicht durch Zwang, sondern bloß durch ihre Begeisterung für ihre Sache. Die Kosten der Geschäftsführung werden gedeckt durch freiwillige Beiträge. Daß man auch auf diese Art und Weise Erfolge erringen kann, lehren die bisherigen Erfahrungen. Lust und Liebe zur Sache sind die treibenden Motive zu ihrer Wirksamkeit.

Mögen diese kurzen Ausführungen dazu beitragen, daß die katholische Welt zunächst der allgemeinen freistudentischen Bewegung die gebührende Aufmerksamkeit schenke, dann aber auch, durchdrungen von ihrer Größe und Bedeutung, sich erwärme für die Gedanken, an deren Verwirklichung die Freiburger „Vereinigung katholischer Freistudenten" seit einigen Semestern mit Erfolg arbeitet. Dann wird auch die Stunde gekommen sein, um an andern Hochschulen mit derselben Bewegung einzusetzen und so die Schar derjenigen zu verstärken, welche heute die Träger des katholischen Gedankens an unsern Hochschulen darstellen.

Münchener Kunst.

Die Galerie Zimmermann veranstaltete in der vorigen Woche eine Sonderausstellung von Werken des Hans Schwegerle. Der Künstler betätigt sich als Zeichner, Maler und Bildner kleiner Plastiken. Die letzteren sind zumeist Porträtreliefs von charakteristischer und feiner Durchführung. Ein paar runde Figuren sind da, wovon ein auf einer Maske stehender weiblicher Akt in Silber bereits ehedem ausgestellt war. Die Malereien sind Landschaftsimpressionen von kräftiger Farbenempfindung. Die bei weitem überwiegende Menge des Ausgestellten sind Schwarz-Weiß-Zeichnungen für Buchillustrationen. Gegenständlich sind all diese Sachen derb-humoristisch, zumeist Szenen aus dem Leben von Lausbuben. Die dargestellten Personen sind lustig aufgefaßt und bei aller Karikiertheit doch lebenswahr und scharf geschildert. Die Harmlosigkeit und der Mangel an jeglicher Satire oder Schärfe wirkt angenehm. Immerhin wäre eine etwas bemerkbarere geistige Vertiefung zum Vorteil gewesen. Technisch erinnern viele Blätter an die Art von Julius Diez, auch an manche der humoristischen Blätter von Stuck möchte man denken.

Im Münchener Kunstverein gibt es zurzeit eine interessante Ausstellung japanischer Originalholzschnitte. Eine stattliche Anzahl von Einzelblättern und Sammelbänden veranschaulicht das Aufsteigen dieser Kunst bei dem Volke des Ostens, und auch die Art, wie sie sich in neuerer Zeit von den alten bewährten Ueberlieferungen abzuwenden beginnt. Ueber-

Digitized by Google

raschend weit reichen die ausgestellten Werke in die Vergangenheit zurück. Schon aus der Mitte des 17. Jahrhunderts tritt uns ein Meister Moronobu entgegen, leider nur mit einem Blatt, das aber hinreicht, um diesen Künstler als Vorläufer einer das ganze 18. Jahrhundert hindurch glänzenden Kunstentwicklung darzustellen. Eine strenge, von der europäischen durchaus abweichende Art, flächig zu zeichnen und zu färben und dabei doch das einzelne mit größter Liebe zu beobachten und wiederzugeben, dazu eine Koloristik, deren Vornehmheit gleichfalls dieser ganzen Epoche eigen bleibt. Gegenständlich interessiert jenen Meister, und fast alle nach ihm, das aufs intimste beobachtete Volksleben, wobei unter Volk alle Schichten der Nation zu verstehen sind. Der Darstellung des Menschenlebens ordnet sich die Schilderung der Landschaft bescheidentlich unter. Die vielen technischen Feinheiten und die Verschiedenheit, mit der die einzelnen Künstler ihre Aufgabe erfaßt haben, kann hier unmöglich näher geschildert werden. Diese Meister schufen nicht im mindesten gleichartig, wie es bei flüchtigem Hinschauen scheinen möchte, sondern stark individuell. Wir finden unter ihnen z. B. treffliche Aktzeichner, und die Auffassung betreffend interessieren nicht wenige durch ihren Hang zu Humor und Satire. Von den Künstlern, deren Lebenszeit teilweise oder ganz ins 19. Jahrhundert fällt, ragen Hokusai und Hiroshige besonders hervor. Sie unterscheiden sich von den früheren durch starke Vorliebe für die Schilderung der Landschaft, die sie aus ihrer Nebenstellung zu selbständiger Bedeutung bringen. Nicht übersehen aber läßt sich in ihrer Zeichnung und besonders auch in dem Abweichen von den alten feinen und vornehmen Tönungen der Beginn eines Absteigens von der früheren Höhe. Die Bewunderung, die gerade diesen beiden Meistern heutzutage entgegengebracht wird, erscheint nicht durchgängig in ihrem hohen Maße gerechtfertigt.

Dr. Doering, Dachau.

Vom Büchertisch.

Eine Alban Stolz-Doppelnummer. Zum 100. Geburtstag Alban Stolz' hat die von J. M. Schmidinger, dem temperamentvollen Verfasser des Artikels „Alban Stolz" in Nr. 6 und der vorliegenden Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau", seit 20 Jahren redigierte Jugendschrift „Raphael" eine interessante, reich illustrierte, literarisch wertvolle Alban Stolz-Doppelnummer herausgegeben, die gegen 25 Pfg. auch separat durch die Verlagsbuchhandlung L. Auer in Donauwörth zu beziehen ist. Sie bietet vier prächtige Originalfestgedichte von Leo van Heemstede, dem Herausgeber der „Dichterstimmen", von E. Miller, Professor Wipfli und P. Gaudentius Koch O.C. Die schlesische Schriftstellerin Silesia (A. Siebelt) hat eine flotte Biographie, unsere M. Herbert einen geistvollen Essay über Alban Stolz' „Elisabeth" beigetragen. Berechtigtes Aufsehen erweckt wohl das mitgeteilte Urteil der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung" in Leipzig über Alban Stolz' literarische Bedeutung. Daraus sieht man, daß katholische Rezensenten und Literaturgeschichten sich bisher, von Hettinger und Eichendorff abgesehen, noch ziemlich zugeknöpft über Alban Stolz verhielten; doch haben auch die „Kölnische Volkszeitung" in Nr. 104 und G. Baumberger in den „Neuen Züricher Nachrichten" zum 100. Geburtstag in prachtvollen Artikeln die Reserviertheit aufgegeben und Alban Stolz endlich auch vom katholischen Standpunkte nach dem hohen dichterischen und psychologischen Werte gebührend gewürdigt. Besonderes Interesse dürften auch die zum erstenmal von J. M. Schmidinger veröffentlichten Briefe Alban Stolz' an die bekannte Dichterin und Konvertitin Kordula Wöhler und ihren Vater, den lutherischen Pastor Dr. Wöhler in Lichtenhagen in Mecklenburg, erregen. Alban Stolz war es, der der jungen, feingebildeten Pfarrerstochter die Hand reichte, als sie diese mit Sehnsucht nach der katholischen Kirche ausstreckte, und er nahm sie als seine bevorzugte Geisteskochter gegen moralische Mißhandlung in Schutz und war ihr geistlicher Vater bis zu seinem Tode. Der erste Brief Alban Stolz' an Kordula Wöhler vom 10. November 1867 ist in Nr. 6 des „Raphael" in Autotypie, zugleich als Probe seiner Handschrift, wiedergegeben. Als Illustrationsschmuck bringt die Alban Stolz-Doppelnummer des „Raphael" 3 Bildnisse von Alban Stolz, das Porträt seines Biographen Hägele, Hettingers, Kordula Wöhlers und Ansichten von Bühl.

J. Bernhard.

.. Quartalsabonnement Mk. 2.40 ..
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Aus ungedruckten Witzblättern.

Meister Bülows Monolog am Wurstkessel.

Fort mußt du, Stengel, deine Uhr ist abgelaufen. Gesellen mit ernsten Stirnen kann ich nicht leiden. Die denken zu viel, und grübelnde Mitarbeiter sind mir verhaßt. Dazu ist er auch noch „einer von da unten". Er lächelt immer so eigentümlich, wenn jemand von „Keim" spricht. Neulich stießen zwei Lehrbuben sich in die Seite, als Geselle Stengel von Konflikten im Kaimorchester erzählte. Solche Anzüglichkeiten dulde ich nicht. Einer lachte mir offen ins Gesicht und sagte: „Meister, das ist ja Ihre schwache Seite!" Als ich aufbrauste und ihn zur Rede stellte, entschuldigte sich der Naseweis: „Ich habe ja nur die Musike gemeint." Und dann dieses ewige Pochen auf die süddeutsche Biederkeit, dieses Obachtgeben auf die Güte und Menge des verwandten Fleisches. Ein Wurstkessel ist doch kein Maischbottich. Das ist mir Farcimentum, sagte Bismarck, und der war mehr als ein Stengele. „Die da unten" werden jetzt, um mit Bismarck zu reden, die ganze Maschinerie des Kaukus gegen mich in Bewegung setzen. Alles Brimborium, sagte Bismarck, Papperlapapp, sagte der alte Fritz, und Papa Wrangel meinte: Du mußt dir nicht verblüffen lassen, und gar nix darf dich imponieren. Man wird ja einmal nur geboren, man lebt nur einmal in der Welt, singt der Knappe in „Undine", und wer zuletzt lacht, lacht am besten, sagt ein altes Sprichwort. Das bin auf alle Fälle ich, der Zitatenwurstler; denn sobald der Wurstkessel anbrennt und raucht oder das dividierte Fleisch dem multiplizierten Mehl auffässig wird, dann gehe ich durch die Lappen. Einstweilen aber schnürt Stengel sein Bündel. Im Gehen ruft er quietschvergnügt mir zu: „Soll ich Posadowsky von dir grüßen, Meister?" Was soll das heißen! Der Mann ist auch noch malitiös. Das ist der Dank im Hause Wurstkessel!

Rigoletto.

Politische Definitionen.

Das, was heute kaum beendet
Und für ew'ge Zeit sollt sein,
Morgen, weil der Draht nicht reichte,
Wieder setzt von neuem ein;
Was zerrüttet die Finanzen
Jeden Bürgers ganz enorm,
So etwas, man soll's kaum glauben,
Nennt man jetzt — Finanzreform.

Was gern große Worte präget,
Viel von Volkeswohlfahrt spricht,
Wenn ein Hoher furcht die Stirne,
Winselnd auf dem Bauche liegt,
Was gern was im Knopfloch hätte,
Was vor Schreck ist wie gebannt,
Wenn man drohet mit den „Schwarzen",
Das wird — Freisinn wohl genannt.

Wir sind wir, die Herrn der Erde,
Wir die Blüte der Nation,
Nur gemeines Volk ist jenes,
Das sich plagt um kargen Lohn;
Freilich brauchen wir's bisweilen,
So zum Beispiel bei 'ner Wahl.
Dann zum Danke für die Hilfe
Einen Tritt, heißt — liberal.

„Dein ist mein, doch mußt du hängen,
So du glaubest, mein sei dein."
„Willst du nicht mein Liebchen werden
Hau' ich dir den Schädel ein."
Bambusrohr und Nilpferdpeitsche,
Daß die schwarze Schwarte kracht.
In der kolonialen Sprache
Nennt man das — Kultur gebracht.

Ein'ge grundverschiedne Brocken,
Wie man sie zusammenfand,
Die man gut verpicht, verpappte,
Fest umschnürt mit schwarzem Band;
Das, wenn's auch geriet ins Wanken,
Wieder steif steht wie ein Bock,
Wenn man kräftig spuckt dazwischen,
So ein Ding, das ist ein — Block.

Mehr davon beim nächsten Male,
Doch für heute sei's genug,
Allzuviel soll nicht gesund sein,
Sicher ist's nicht immer klug;
Umgekehrt darfst gern du schimpfen,
Doch bedenk auf jeden Fall:
Ungeschminkt die Wahrheit sagen
Nennt man — antinational.

Schmitt.

Digitized by Google

Vornehme Skandalchronik.

Schöne Dinge hört man so,
Hier und dort und anderswo:
Wie der Mensch sich Ehr' erweist,
Und was wirklich vornehm heißt.
Unter anderem ist noch neu:
Ehebruch und Zoterei,
Händel, Klatsch und Lärm im Haus
Schließen nicht Noblesse aus.

Sonst hingegen! ei, wie zart:
Fein der Teint und sanft die Art.
Auf dem Sportplatz, im Salon
Uebt man strenge Knigges Ton,
Der an Inhalt und Gemüt
Schöne Seelen anerzieht.
Vor der Arbeit Schweißgeruch
Hält man fest das Taschentuch. Ridens.

Stachel-Aphorismen.

Früher sagten die Leute: „Politik verdirbt den Charakter". Heute ist dieses Wort zu schanden geworden. Denn — wo ist in der neuen Aera der Charakter, daß ihn die Politik verderben könnte!?

* * *

Die Minister in Berlin gleichen den Schiffern ohne Steuer und Kompaß. Sie fahren drauf los, ohne zu wissen, wohin und was die nächste Stunde bringt. Drum können auch die, die's wissen wollen, keine Minister bleiben!

* * *

„Im Interesse des Staates" wird den Polen das Eigentum weggenommen. Schön! Können sich nicht manche Staatsmänner zu der Ueberzeugung durchringen, daß die „Enteignung" von Ministersesseln auch „im Interesse des Staates" läge?

* * *

Man hat die Politik „die Kunst des Möglichen" genannt. Heutzutage nennt man sie richtiger: „die Kunst des Unmöglichen."

* * *

Die modernen Frauen gleichen den Schneeflocken. Wenn sie gefallen sind, tritt die Welt sie mit Füßen, und sie zerrinnen dann im Schmutz der Gasse.

* * *

„Moderne Kultur!" Auch so ein Schlagwort, das diejenigen am wenigsten verstehen, die es am meisten gebrauchen. Denn verstünden sie es, so würden sie sich schämen, es auszusprechen. Warum? Weil die „moderne Kultur" einer mit Goldpapier überklebten tönernen Urne gleicht, in der modernde Gebeine ruhen!

* * *

„Gibt es noch einen Gott?" — Wie kann man in unseren Tagen nur so fragen!? Freilich gibt es einen Gott. Es gibt sogar Millionen von Göttern! Das sind die Menschen! Denn heutzutage ist der moderne Mensch sich selbst sein eigener Gott, und gewissenhaft befolgt er das alte Gebot: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben". Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Von den Hofbühnen, an welchen sich kommende Woche die Novitäten drängen (d'Alberts „Tiefland", Wildenbruchs „Rabensteinerin" und Blumenthals „Schwur der Treue"), ist über die letzten acht Tage nur einiges zu berichten. Frl. Terwin von der Züricher Bühne setzte als Franziska in Lessings „Minna" ihr vor ein paar Wochen unterbrochenes Gastspiel fort und wurde auf Grund des guten Erfolges engagiert. Sie ist als Ersatz für das nach Frankfurt gehende Frl. Reubke gedacht. Besteht der Vorzug der letztgenannten Naiven in einer sonnigen Natur, so besitzt die kommende eine viel herbere Note. Da jedoch auch Frl. Valéry uns wieder verläßt, gerade da sie sich hübsch eingespielt hat, kann ja wohl eine Verschiebung in der Rollenverteilung erfolgen. Die Oper, welche am 13. Februar die 25. Wiederkehr von Wagners Todestag mit den „Meistersingern" begehen wird, bot „Tristan und Isolde". Frau Burk-Berger sang erstmalig die weibliche Titelrolle mit starkem Erfolg und in dem Tristan des Herrn Spemann (Darmstadt) machte man eine sympathische Bekanntschaft. Es scheint, daß diese mittleren Hofbühnen mehr Opernkräfte von Qualität als gute Schauspieler bergen. — Unsere Hoftheaterintendanz soll dem Vernehmen nach einen jungen Heldentenor entdeckt haben, der an die Augsburger Bühne einstweilen beurlaubt wird, um sich daselbst die ersten Sporen zu verdienen.

Theater am Gärtnerplatz. Die Uraufführung einer Operette ist heutzutage ein „Ereignis", zu welchem sich viele auswärtige Theaterdirektoren einfinden. Einen „Schlager" sich rasch zu sichern, dies entscheidet oft über das finanzielle Ergebnis eines ganzen Bühnenjahres. Aber auch mittlere Erfolge sind bei der Operette nicht unergiebig, während ein seriöses Kunstwerk mit gemäßigt warmer Aufnahme aus dem Gesichtswinkel des Theaterkassiers tot ist .... Das volle Haus begegnete Reinhardts „Mädchen für alles" mit einiger Zurückhaltung; gewiß wurden verschiedene Nummern da capo verlangt und die zugereisten drei Verfertiger gerufen, aber auch die Bescheidenen schienen nicht so recht begeistert. „Das ist das süße Mädel" sang man einst in allen Gassen, heute läßt der Komponist „Das ist das Mädchen für alles" singen, nun, es klingt ähnlich. Es gibt noch manchen Walzer echt Wiener Genres, insbesondere sentimentale Weisen, die ganz angenehm zu hören sind. Die Textdichter schufen „teilweise nach einer französischen Idee". Hat Ben Akiba wirklich nur „teilweise" recht? Schließlich sind die Badewanne und das Schwimmkostüm auch schon „dagewesen", allerdings auf Brettern von tieferem Kunstniveau.

Aus den Konzertsälen. Hofrat Kaim teilte der Presse mit, daß Artur Nikisch sich vom Herbste an für eine Reihe von Konzerten dem Orchester zur Verfügung gestellt habe, um dem Institute seine Sympathie zu beweisen. Wir freuen uns, daß das Unternehmen diesen bedeutenden Dirigenten gewonnen hat, dessen Name allein schon ihm stärkeren Besuch verbürgt, als ihm in dieser Saison vergönnt war. Auch an dem zweiten volkstümlichen Kammermusikabend wurden die Herren Konzertmeister Heyde und von Vliet stürmisch gefeiert. Gewiß wollte das Publikum damit ihre und August Schmid-Lindners vortreffliche Beethoveninterpretation anerkennen, gleichzeitig aber den treuen Stützen des Kaimschen Instituts von neuem seine Sympathie ausdrücken. Professor Schmid-Lindner war auch mit schönstem Erfolge mit Dukas Es-moll Sonate an dem modernen Abend beteiligt, den Jan Ingenhoven im Odeon jüngst gab. Der talentvolle Dirigent bot mit dem Philharmonischen Orchester Erstaunliches, denn es galt Werke musikalisch zu gestalten, welche an die verdienstliche Kapelle sehr hohe Ansprüche stellen. Lorenzo Perosis „Tema variatis" ist ein wirksames Stück von schöner Klangpoesie und feinsinniger Technik. Gleichfalls Novität war für München die D-moll Symphonie eines anderen Italieners Giuseppe Mortucci, die weniger stark in der Erfindung, aber doch stark empfunden und mit reifer Technik gestaltet ist. Einen erfolgreichen Klavierabend bot zu gleicher Stunde Ernst Riemann, an welchem er sich, wie mir berichtet wird, als ein hervorragender Künstler erwies. Reifste Technik und musikalisches Empfinden stehen in schönster Harmonie. Das reichhaltige Programm wies Stücke von Beethoven, Liszt, Brahms und Schubert auf. Die Aufnahme war eine sehr beifällige. Sehr sympathische Eindrücke hinterließen die Liederabende von Paula Schick-Nauth und Hella Rentsch-Sauer. Beiden ist viel künstlerische Kultur des Vortrages eigen. Ueber die größeren Stimmittel verfügt erstere, in deren Konzert auch Adele Ries von Trzaska sich pianistisch betätigte und freundliche Aufnahme fand. — Bruckners Streichquintett in F-dur und Beethovens Es-dur Quartett op. 127 fanden jüngst durch die „Münchener" eine in jeder Hinsicht geniale Wiedergabe, welche den Abend zu einem restlos genußreichen machte.

Verschiedenes aus aller Welt. Das diesjährige bayerische Musikfest findet zu Pfingsten in Nürnberg unter Felix Mottls Leitung statt. — Das Berliner Lessingtheater hat mit Ibsens „John Gabriel Borkman" einen großen Erfolg errungen. Stärker wie vor Jahren trat hinter den dramatischen Vorgängen das Symbolische hervor. — In Düsseldorf hatte der „Graf von Gleichen", ein Schauspiel von Wilhelm Schneidbonn Erfolg. Der Dichter löst den Konflikt der bekannten Sage tragisch. Die Kritik rühmt die knappe, sichere Charakterzeichnung und die schöne Jambensprache, die für mittelalterliche Romantik, Frühlingsstimmung, Liebe und Glück reichen Ausdruck findet. — In Neapel fand die Erstaufführung von Strauß' „Salome" unter der Leitung des Komponisten eine begeisterte Aufnahme. Gemma Bellincionis Wiedergabe der Titelrolle wird ungemein gepriesen. — In Zürich wurde die Uraufführung von „Masken", eine Einaktertrilogie von Konrad Falke, gegeben. Stärkere Wirkung hatte nur „Julia". Der Konflikt einer Schauspielerin, bei der das eigene Gefühl durch die Hingabe an fremde Dichtergestalten in Verwirrung gerät, ist originell empfunden. Ein zweites Stück erschien der Kritik erklügelt und das Dritte erregte ob seiner ethischen Umwertungen beim Publikum Anstoß. — Im Berliner Schillertheater hatte der „Rote Leutnant" von Hermann Kienzl und Ed. Goldbeck eine sehr freundliche Aufnahme. Das Schauspiel löst den Konflikt zwischen Herz und Pflicht in volkstümlicher Weise. — In Frankfurt hatte ein Kolonial-Lustspiel „Bei uns da drüben" von M. Reimann und Otto Schwartz Beifall. Es ist ein harmlos lustiger Schwank, welcher sich des neuen Milieus mit Geschick bedient, dagegen wird ein ähnliches Stück, „Der Kolonialheld" von H. Werner, das in Leipzig erstmals gespielt wurde, als ziemlich wertlos bezeichnet. — Guten Erfolg hatte in Berlin die Wiederaufnahme von Boieldieus „Johann von Paris" in den Spielplan der Kgl. Oper. Das Werk stellt den Sängern Aufgaben, die ihnen heute recht ungewohnt geworden sind.

München. L. G. Oberlaender.

Digitized by Google

Musik und Theater in Köln. Von den vier Gürzenichkonzerten, die seit meinem letzten Berichte absolviert wurden, sind ein Bruch- und ein Brahmskonzert besonders zu erwähnen. Bruch, ein Kölner Kind, feierte kürzlich seinen 70. Geburtstag und erhielt bei dieser Gelegenheit den hohen Orden pour le mérite. Die Direktion der Gürzenichkonzerte lud ihn ein, eine Abteilung des sechsten Konzertes zu leiten, in dem nur Werke von ihm auf dem Programm standen. Großen Eindruck machten mehrere Messesätze, in denen Bruch sich auf seiner Höhe zeigt. Selbstverständlich fehlte nicht sein berühmtes G-moll Konzert, das der Pariser Geiger Jacques Thibaud spielte.

In dem Brahmskonzert ließ Steinbach unter anderem die tragische Ouvertüre und die E-moll-Sinfonie spielen und den Chor die Fest- und Gedenksprüche singen. Die vereinigten Stadttheater machen den Vätern der Stadt viele Sorgen, indem die Stadt einen Zuschuß leisten muß, wie er nur bei großen Hoftheatern üblich ist. Die Oper brachte als Neuigkeit Soléa, Dichtung und Musik von Isidore de Lasa. Daß das glänzend ausgestattete Werk den gleichen Erfolg haben wird wie seine Messalina, ist kaum zu erwarten, denn das Textbuch ist unklar und die Musik steril. — Das Schauspiel brachte drei Neuigkeiten, nämlich: Der Dieb von Henry Bernstein, alsdann drei Einakter unter dem Gesamttitel Vom anderen Ufer von Felix Salten, die vom Oberregisseur Kienscherf, den wir leider an das Hoftheater in Karlsruhe abgeben müssen, trefflich einstudiert, ein größeres Interesse erregten. Die bedeutendste Novität war das dreiaktige Drama Tantris der Narr von Ernst Hardt, das hier seine Uraufführung erlebte und besonders durch seine kunstvoll gefügte Sprache Anklang fand.

Ende Dezember wurde das Residenztheater wieder unter Leitung des früheren Intendanten Peter Liebig eröffnet mit dem französischen Schwank Fräulein Joysette, meine Frau. Das Personal ist gut, aber man findet noch nicht die richtige Fühlung mit dem Publikum dieses Theaters. Das Metropoltheater brachte als Neuigkeit die Vaudeville-Operette Ein tolles Mädel, die dem Publikum doch etwas über den Spaß ging; und da hat man denn wieder zu der Lustigen Witwe gegriffen und als Gast die erste Darstellerin, die frühere Ilona Sperl, jetzige Baronin von Schönhausen, kommen lassen. Professor Hermann Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Clou der vergangenen Börsenwoche war die sensationelle Steigerung der internationalen Rentenkurse. Die Diskontermässigung in Oesterreich, sowie die Perfektionierung von 200 Millionen Kronen ungarische Investitionsanleihe seitens der bisherigen Rentengruppe lenkte die Aufmerksamkeit der Spekulation in letzter Stunde auch auf österreichische Werte. Nach längerer Zeit konnte sich daher in diesen vernachlässigt gebliebenen Staatspapieren ein wenn auch nur vorübergehendes Interesse etablieren. London, dessen bekannte raschlebige Beweglichkeit und scharfe Beobachtungsgabe die Motive zur Weltbörse bilden, setzte alle Welt in Erstaunen durch eine vehemente Aufwärtsbewegung der englischen Konsols, welches Standardvaleur bekanntlich das Barometer für die ganze wirtschaftliche Konstellation Englands bildet. In wenigen Tagen war eine Steigerung bis zu 4% zu registrieren. Man war überzeugt, dass diese Steigerung last not least auf die Bekanntgabe des überaus günstigen Budgets Englands, mit Ueberschüssen von mehreren Millionen Pfund, zurückzuführen ist. In der Marktlage für russische Anleihen zeigte sich neuerdings auch eine günstige Kursbewegung mit prozentweisen Avancen, wohl im Hinblick auf taktische Vorbereitungen für neue Anleihen, die jedenfalls unter Mithilfe der deutsch-russischen Bankgruppe in Bälde signalisiert werden dürften.

Es war nur zu natürlich, dass mit der Bekanntgabe der portugiesischen Katastrophe das Aufflackern der Bewegung am Rentenmarkt mit einem Ruck erlahmte. Deutschland hat die früheren kolossalen und nachhaltenden Verluste an portugiesischen Werten ziemlich verschmerzt. Die deutschen Interessen an portugiesischen Werten sind nicht mehr belangreich, und auch Deutschlands Handel und die sonstige wirtschaftliche Fühlung mit Portugal sind nicht nennenswert, dass, so beklagenswert diese Untat an sich ist, dieselbe nicht den befürchteten Einfluss ausüben konnte. Sogar die Kursbewegung der portugiesischen Werte, sowohl an den deutschen Börsen, wie an den Hauptmärkten, in Paris und London, wurde nur verhältnismässig wenig von diesen Vorgängen affiziert. — Mit mehr Besorgnis und Interesse verfolgte man allenthalben die Vorgänge in Marokko. Das Gerücht der Mobilmachung eines französischen Kolonial-Armeekorps und die Hereinziehung Deutschlands in den französischen Interessenkampf machten verschiedene Börsenkreise und Faktoren, vielleicht mehr als notwendig, nervös. Nicht mit Unrecht sind daher bereits vor Wochen in der „Allgemeinen Rundschau" an dieser Stelle eventuelle politische Komplikationen und deren ungünstiger Einfluss auf die Wirtschafts- und Börsenlage Deutschlands kommentiert worden.

Zwei Faktoren waren es ausserdem, die einen Einfluss der ungünstigsten Art auf die ganze Marktlage und Kursbewegung nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen internationalen Börsenwelt herbeiführten: die neuerliche, wenn auch nur geringfügige Versteifung der Geldmärkte und die noch ungeklärt gebliebene wirtschaftliche Situation Amerikas. Die vorsichtige Diskontpolitik der neuen Reichsbankleitung scheint mehr als berechtigt. Die letzten Ausweise der Bank von England, der reichsten Geldquelle Europas, beginnen neuerdings die Signatur der Geldmarktverhältnisse zu beunruhigen. Die grosse Differenz zwischen der offiziellen Rate der Deutschen Reichsbank und dem Privatdiskontsatz an den Börsen erlitten gleichfalls eine Verminderung durch die wiederholten Rediskontierungen von deutschen Schatzscheinen an den Börsen. Der vermehrte Geldbedarf unseres deutschen Zentralnoteninstitutes und der Märkte dürfte auf die grossen Summen für die Einzahlung der neuen Anleihen zurückzuführen sein; immerhin wurde bekannt, dass die normalen Rückflüsse bei der Reichsbank sich befriedigend gestalten. — Die Entwicklung der ohnehin äusserst latenten und geschwächten Märkte Amerikas steht nach wie vor unter dem Einfluss der Unsicherheit bezüglich der Zukunft der Industrie und vor allem der erneuten heftigen Angriffe des Präsidenten, diesmal gegen die Korruption des Geschäftsverkehrs. Die Kalkulation über die voraussichtliche Bewegung der Neuyorker Börse und die besonders für unsere Verhältnisse so notwendige Entwicklung der amerikanischen Wirtschaftslage steht unter dem Einfluss der demnächst wohl heftig eintretenden Wahlkampagne in Amerika. Dieser Hinweis im Verein mit der durchaus undurchsichtigen industriellen Lage und der verworrenen Eisenbahnpolitik Amerikas wird genügen, die seriösen Kapitalistenkreise von jedwedem Engagement in amerikanischen Papieren strikt abzuhalten.

Die deutschen Börsen konnten sich dieser Einwirkung und dem Einfluss der Zahlungseinstellung einer Kopenhagener Bank nicht entziehen, um so mehr als in letzter Zeit speziell vom Montanmarkt die ungünstigen Nachrichten überwiegend blieben. Die Betriebsgewinne und Quartalsausweise einzelner Bergwerksgesellschaften sind zufriedenstellend. Die Werke für Fabrikation in Eisenbahnmaterial haben durch die neuerlichen grossen deutschen Staatsaufträge lohnende Arbeit für längere Zeit hinaus gefunden. Die Lage am Eisenmarkte ist seit Anfang dieses Jahres jedoch eine unverändert undurchsichtige. Es macht sich überall noch die Nachwirkung der anormalen Geldmarktlage des vergangenen Jahres höchst schädlich bemerkbar. Die Betriebe sind fast ausnahmslos zu mehr oder weniger grossen Einschränkungen gezwungen, dies um so mehr, als die Preisgestaltung der Rohstoffe, besonders für Kohle und Koks, noch nicht im Einklang mit der Herabminderung der übrigen Preise gebracht worden ist.

Die überwiegende Meinung aus Kreisen von Handel und Industrie geht nach wie vor dahin, dass ein neuer wirtschaftlicher Aufschwung nicht in der kurzen Zeit von Woche zu Woche erfolgen kann, dass aber immerhin durch die günstige Einwirkung der Geldmarkterleichterung eine Besserung in Bälde unausbleiblich sein wird. M. Weber.

Bankaktien. Die Bilanzsitzung der Nationalbank für Deutschland findet am 18. Februar statt. Die Dividende wird 6—6½% (i. V. 7½%) betragen. Am 20. Februar wird die Berliner Handelsgesellschaft die Bilanzsitzung abhalten und voraussichtlich die vorjährige Dividende mit 9% in Vorschlag bringen. Die Dividenden der übrigen Grossbanken dürften betragen: Darmstädter Bank 6% (i. V. 8%), Dresdner Bank 7% (i. V. 8½%), desgleichen auch die Dividende des mit ihr liierten Schaaffhausen'schen Bankvereins. Nur die Deutsche Bank und die Diskonto-Gesellschaft werden die gleiche Dividende wie im Vorjahre von 12% bzw. 9% verteilen können.

Von bayerischen Provinzbanken interessiert besonders die Meldung der Bayerischen Vereinsbank von der Erweiterung des Filialnetzes derselben durch Errichtung von Zweigniederlassungen in Augsburg und Kempten. Privatbankfirmen in diesen Städten werden von der Bank zu diesem Berufe aufgekauft. Es bleibt abzuwarten, ob die in den letzten Jahren so rasch und sogar an den kleinen und kleinsten Plätzen vorgenommene Aufsaugung der Privatbankfirmen vorteilhaft für die Grossbanken sein wird. Die Süddeutsche Bodenkreditbank erhöht ihr Aktienkapital um 3 Millionen Mark.

Bayerische Brauereien. Die in der „Allgemeinen Rundschau" bereits gemeldete starke Kurserhöhung von Löwenbrauerei-Aktien ging im Laufe dieser Woche vollständig verloren. Die Fusionsgerüchte bezüglich dieser Gesellschaft mit anderen hiesigen Brauereien, wie Paulaner-Brauerei, werden der „Allgemeinen Rundschau" als unbegründet bezeichnet und dementiert.

„Anlage und Spekulation" betitelt sich ein Handbuch des Londoner Effekten-marktes, welches von der London and Paris Exchange, Ltd. Basildon House Moorgate Street, London, E. C. an jedermann kostenlos zugesandt wird. Die Broschüre enthält Erläuterungen über die gebräuchlichsten Börsengeschäfte. Dargestellt ist der Hergang bei Transaktionen mit beschränktem Risiko, bei Vorprämien-, Rückprämien- und Stellagegeschäften, bei der Prolongation, bei gedeckten Hausse- und Baisseoperationen. Interessantes Material bieten die Abhandlungen über die Londoner Fondsbörse und die London and Paris Exchange, Ltd.; das deutsche Departement und seine Einrichtungen; die „Londoner Börsenhalle"; die Kapitalsanlage; die Börsenspekulation; die Londoner Kurszettel; die Beschreibungen von Käufen und Verkäufen mit Lieferung von Effekten, ferner der Hinweis auf die Modalitäten der Reklamierung der englischen Einkommensteuer. Der Leser findet ferner Aufschluss über Käufe und Verkaufe mit Teilzahlung, über Vorschüsse auf Effekten, Verlustgrenzen, Namenkürzungen marktgängiger Effekten, englisches Geld, Masse und Gewichte. Angesichts der Tatsache, dass bei Auslandsspekulationen schon viel deutsches Geld verloren ging, ist dem Nichtfachmanne naturgemäss die peinlichste Vorsicht bei derartigen Transaktionen zu empfehlen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt eine Prospektkarte der **London and Paris Exchange, Limited** betr. die Broschüre **„Anlage und Spekulation"** bei, auf den auch eine Besprechung im Finanz- und Handelsteil hinweist.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Wals Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

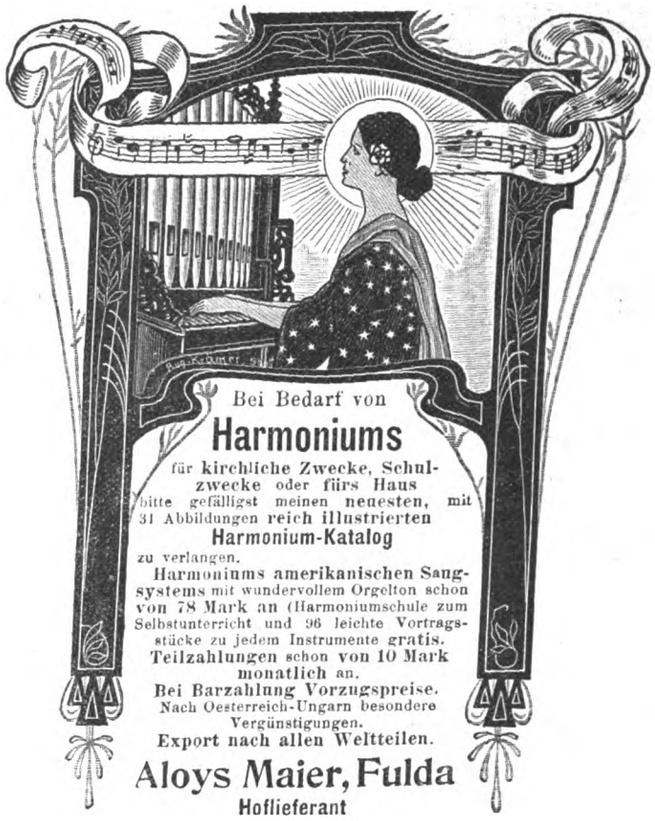
Soeben erschienen! **Soeben erschienen!**
Auch ein Beitrag z. Lösung d. sozialen Frage!
„Baronesse Mizzi."
Sechs dramatische Bilder aus der Gegenwart von
Alexander Halka.
(Gräfin M. Th. Ledóchowska.)
Preis **45 Pfg.**
Für geschlossene Vereine ist mit der Abnahme von 20 Exemplaren das Aufführungsrecht verbunden. Das Aufführungsrecht für öffentliche Bühnen erteilt die St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg.
Bezugsadressen: **St. Petrus Claver-Sodalität München,** Türkenstrasse 15/II. —
„Die Verfasserin weiss in „Baronesse Mizzi" nicht nur einem edlen Zweck zu dienen, sondern versteht es auch, durch reiche Abwechslung in der Szenenfolge die Zuschauer zu fesseln."
(Münchener Zeitung).

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.
Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**
F. J. Casaretto, Crefeld, **Südwall 80** Gegründet 1851.

Weingut im Rheingau
Champagnerkellerei u. eigene Kognakbrennerei
Spezialität: Naturweine und feine Flaschenweine, in Südbayern und Württemberg eingeführt, **sucht** einen tüchtigen u. gebildeten
Vertreter
der in den besten Kreisen verkehren und zu diesen erfolgreiche Beziehungen nachweisen kann. Offerten unter **F. H. 350** an die Exped. der „Allgem. Rundschau", München, Tattenbachstr. 1 a.

Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr
Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein
Nur eigenes Wachstum.
Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reinen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und [illegible] konvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.
Der Vorstand.



Die
Bayerische Landwirthschaftsbank
E. G. m. b. H.
Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3
gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz mit 3¾ % Zins und wenigstens ½ % Tilgung, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden.
Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.
Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.
Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Hervorragende Neuheit für Damen
Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien
Preis portofrei 5.75 *M* durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

Tabernakel
Opferkasten, Geldschränke
in nur bester Ausführung
Bern. Rosemeyer
Lingen a. d. Ems.

Thüringer Wurst!
10 Pfd.-Postpaket enthält: 3 Pfd. Sülzen-, 3 Pfd. Knack- und 3 Pfd. Zervelatwurst für **Mk. 10.—** franko per Nachnahme. Alles prima Ware, ff geräuchert, hochfein im Geschmack. Preisliste frei.
Gebrüder Ortmann
Cabarz bei Gotha 20.

Schiffsjungen
sucht **Heinrich Zabel,**
Altona 154, Gr. Elbstr. 86.

1000-jährige Burg
in kathol. Stadt Westfalens, mit groß. Wohnräumen, Gärten, Wiesen von 3, 54, 30 Hektar, Wasserleitung, waldreiche, gesunde, hohe Lage, habe ich für den billigen Preis von 30,000 Mark zu verkaufen und sofort zu übergeben.
Rendant Kleine, Paderborn.

Digitized by Google

Soeben erschien:

Kirchliches Handlexikon

Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten in Verbindung mit den Professoren **Karl Oilgenreiner, Joh. B. Nisius S. J., Jos. Schlecht** u. **Andr. Seider**
herausgegeben von Professor **Mich. Buchberger**

—— Zwei Bände ——

Mit kirchlicher Genehmigung
Lieferung 26/27: Kappadokien-Koran — Preis M. 1.—
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Berlin u. München **Allgemeine Verlags-Gesellschaft** m. b. H.

Wir schlagen jede Konkurrenz!!

RAUCHER! Wollen Sie eine **vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarre** kaufen u. dabei Geld sparen, dann verlangen Sie sofort unsere Spezialmarken

Schmollis	**2.50 Mk.**	**Glückauf**	**3.50 Mk.**
Landwirt	**2.80 „**	**Ideal**	**4.— „**
Fr. Pfalz	**3.40 „**	**Prinz Ludwig**	**5.10 „**

(für 1 Kistchen 100 Stück)

Illustrierter Katalog gratis und franko. Bei 600 Stück **Zusendung portofrei.** Nachnahmespesen werden von uns getragen. Bei Nichtkonvenienz Retournahme oder Umtausch, **also kein Risiko.**

Genossenschaftl. Zigarrenfabrik, e. G. m. b. H.
Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: „Ihre Fabrikate **recht** empfehlenswert". Winnweiler, 30. 4. 07. Kolb, Pfr. — „**Sehr** zufrieden". Morsbronn, Els., 18. 5. 07. Eug. Syrist, Pfr — „**Bin recht** zufried.". Wahlscheid, Bez. Köln, 29. 5. 07. A. Witscher, 1. Lehrer; u. a. m.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Vom **27. Band** sind bisher erschienen: Heft 1: **Eine Wunderheilung der Neuzeit.** Eine Herausforderung an die moderne Wissenschaft. Von einem Freunde d. Wahrheit. — Heft 2: **Clemens August Freiherr Droste zu Vischering.** Ein Lebensbild von H. Kipper. — Heft 3 u. 4 (Doppelheft): **Moritz von Schwind.** Studie von A. Nideck. — Heft 5: **Die neue Weltperiode.** Zeitgeschichtliche Betrachtungen von Dr. Richard v. Kralik. Preis des Heftes 50 Pfg., Preis des Bandes (12 Hefte) mit Porto 4.60 Mk. bei allen Buchhandl. sowie auch direkt v. Verlag **Breer & Thiemann, Hamm i. W.**

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger)
vormals Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig, errichtet 1830.

Versicherungsbestand über 815 Millionen Mark
Vermögen über 306 Millionen Mark
Neuabschlüsse 1907: Mark 66 056 100
Neues, vorteilhaftes Prämien- u. Dividendensystem
Unanfechtbarkeit · Unverfallbarkeit · Weltpolice

Vertreter: Generalagent Carl Bodis, München, Adamstr. 4/0, Telephon Nr. 6886.

Eine Bitte
an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste
zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

Bernard Stadler
Werkstätten für die gesamte Wohnungs-Ausstattung
Paderborn

Zimmer-Einrichtungen von gutem Geschmack, deren einzelnen Teile gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit u. billig sind, durch Zusammenarbeiten von Künstler, Handwerker und Kaufmann. Verarbeitung bestgepflegter Hölzer, nur allerbeste Polsterzutaten. Maschinenbetrieb zur Ausarbeitung des Holzes; sorgfältiger, handwerksmäßiger Zusammenbau auch der ganz schlichten Stücke. Reichhaltige Auswahl fertiger Einrichtungen jeder Art, Fenster- und Tür-Vorhänge, Teppiche, Zierstücke. Einzelanfertigung in verständnisvoll. Eingehen auf besondre Wünsche. Ausführliche Vorschläge für jede Preislage, Zeichnungen und Entwürfe kostenlos. Kein Preisbuch, deshalb bitte Gewünschtes nach Art u. Preislage angeben.

Für Blumen, Gewächse und auch Gemüsepflanzen
gibt es nach fachmännischem Gutachten kein besseres Nährsalz (Düngemittel) als

Blastalon
gesetzlich geschützt.
In Drogerien, Blumengeschäft., Samenhandlungen und Gärtnereien zu haben.
Chem.-pharm. Laboratorium
Apotheker Schlüter & Co.
Bielefeld.

ROBERT GUDDEN
Holländische Zigarrenfabrik
GOCH
an der holländischen Grenze.
Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta	**Mark 70**
El Socio Tacito	**Mark 80**

berühmte Marken.

Fern umzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hofspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

Wer **Buchführung** erlernen will, damit zu tun hat, ist Lehrer, — Führer, — Ratgeber die **Buchführungs-Unterrichts-Mappe** Lehrb. d. doppelt. ital. Buchf. 8 ausgef. Geschäftsb., 6 Bilanzen- Geb. 4 M, von **E. Voss,** Bücherrevisor, **Rostock i. M.**

Eine kathol. Dame bietet **Knaben dauerndes Heim** auch vorzügl. Pension. Eig. Haus. Offerten unter E. 75 befördert die „Allgemeine Rundschau", München.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1012), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 8 München, 22. Februar 1908. V. Jahrgang.

Kirche, Liberalismus und akademische „Lehrfreiheit".

Vom Herausgeber.

Die „Allgemeine Rundschau" hat vor nicht langer Zeit vom „Heuchler Liberalismus" ein Porträt entworfen, dessen Naturtreue nichts zu wünschen übrig ließ. Liberale Blätter schüttelten sich vor Wut, als sie in diesem unbarmherzigen Spiegel ihr wahres Konterfei erblickten. Aber gebessert haben sie sich nicht, denn das doppelte Maß, mit dem man sich und andere mißt, gehört zum System des Vulgärliberalismus.

Genau vor Jahresfrist war es, als mitten im Stichwahlkampfe um die Reichstagsmandate in München I und II und in Erlangen die liberale Parteipresse mit allen Mitteln rabulistischer Dialektik an die Bischöfe, ja an den Papst appellierte, um einen kirchlichen Wahlbefehl zugunsten der liberalen Kandidaten herauszupressen. Die Münchener „Allgemeine Zeitung", rief damals die — „Jurisdiktionsgewalt" des Erzbischofs an und antichambrierte eifrigst beim Generalvikar. Der Erfolg ist bekannt. Der Liberalismus quittierte dankbar die Wahlhilfe des Münchener wie des Bamberger Erzbischofs. Dann kamen die Landtagswahlen. Die kühner gewordenen Liberalen stellten den katholischen Pfarrer Grandinger als Trutzkandidaten gegen das Zentrum auf. Der Erzbischof von Bamberg machte von seiner „Jurisdiktionsgewalt" Gebrauch und untersagte dem Pfarrer den förmlichen Beitritt zur liberalen Fraktion. Grandinger wurde Hospitant, trat als enragierter Zentrumshasser in Volks- und Wahlversammlungen auf, unterschrieb einen liberalen Antrag gegen die weiblichen Klosterschulen. Im Begriffe, das Aergernis in einer Nürnberger Versammlung fortzupflanzen, findet er jetzt hemmend auf seinem Wege die „Jurisdiktionsgewalt" seines Erzbischofs, der ihm das Auftreten in Nürnberg und die Fortsetzung des dem katholischen Volke gegebenen Aergernisses verbietet. Der Liberalismus ist außer sich, und die liberalen Blätter protestieren in schärfster Tonart gegen den „unerhörten kirchlichen Eingriff in die Rechtssphären des Staates und des Parlamentes". Was man vor Jahresfrist gesprochen und geschrieben, ist alles vergessen. Die „Jurisdiktionsgewalt" der Kirche ist nur in einem Falle berechtigt: wenn sie zum Nutzen des Liberalismus eingreift.[1])

So hat es der Liberalismus stets gemacht: Freiheit für sich, Zwang für die anderen! Die Schlagworte von der unbedingten „Freiheit für alle" sind nur Komödie. Auch die Phrase von der „akademischen Lehrfreiheit", mit der zurzeit in München anläßlich des Falles Schnitzer und des konträr gelagerten Falles Bardenhewer die Luft erschüttert wird, ist Komödie. Was will es heißen, wenn eigens ad hoc eine Münchener Ortsgruppe des Deutschen Hochschullehrertages in Salzburg gegründet wird, um als erste Kundgebung dem von der Kirche gemaßregelten Prof. Schnitzer die Sympathie für die Unerschrockenheit des Bekenntnisses seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung auszusprechen? Die unterzeichneten Herren und ihre Auftraggeber mögen sich der inneren Haltlosigkeit der Phrasen, an denen sie sich berauschen, nicht bewußt sein. Aber wenn sie dafür eintreten, daß jeder Hochschullehrer seine Lehre und die Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeit rückhaltlos und „unbeirrt durch alle von außen drohenden Angriffe" seinen Schülern mitteile, so sind sie gerade in den jüngsten Tagen von ihrem lärmenden Anhang in der Presse und in der Studentenschaft so gründlich wie nur möglich ad absurdum geführt worden.

Es bliebe den Studenten, soweit sie nicht auf dem Boden der katholischen Kirche, ihrer Lehrautorität und Disziplin stehen, unbenommen, eine „Ehrung" für Prof. Schnitzer zu beschließen, vorausgesetzt, daß Professor Schnitzer eine solche Ehrung mit seinen eigenen Gedankengängen für vereinbar hält. Niemand kann aus seiner Haut heraus, und der akatholische und antikatholische Student hat doppelten Anspruch auf Nachsicht, wenn selbst vollausgereifte Lehrer und Meister in Vorurteilen befangen sind, von denen nur vereinzelte weiße Raben, wie Professor Paulsen, sich ernstlich frei zu machen bemüht sind. Wenn also diese Spezies von Studenten das Bedürfnis fühlt, den gegen die kirchliche Autorität frondierenden Professor durch stürmische Ovationen noch mehr zu kompromittieren, so ist das eine Sache, die sie mit Professor Schnitzer selbst ausmachen mögen. Nachdem Schnitzer, wie wir voraussahen, mangels eines regulären Auditoriums seine sämtlichen Vorlesungen eingestellt und durch Erholungsurlaub und Abreise einen angekündigten Fackelzug vereitelt hat, hätte ihm eigentlich die Klugheit gebieten müssen, auch die geplante „Ehrung" durch eine „allgemeine Studentenversammlung" von der Hand zu weisen.[2])

Die studentischen Kundgebungen für Professor Dr. Schnitzer stehen jedenfalls auf dem Boden der mit so großer Emphase verkündeten absoluten „Lehrfreiheit". Aber wie steht es mit den von genau den gleichen studentischen Kreisen veranstalteten tumultuarischen Demonstrationen gegen Professor Dr. Bardenhewer? Die intellektuellen Urheber und Anstifter

[1]) Die liberale Presse veröffentlicht soeben eine doppelte „Verwahrung" an die Adresse des Bamberger Erzbischofs: eine „ehrfurchtvollste" und „ehrerbietigste" des liberalen Hospitanten Grandinger und eine steifnackig-hochfahrende des liberalen Fraktionschefs Dr. Casselmann, der als Protestant im Namen „weitester Kreise des katholischen Volkes", nämlich „aller liberalen Katholiken", spricht. Es dürfte ungetrübte Heiterkeit erwecken, daß Casselmann die „liberalen Katholiken", insonderheit die katholischen Mitglieder der liberalen Fraktion, als „treue Anhänger der katholischen Religion" herausstreicht. Aber jedesmal, wenn es sich um gerechte Ansprüche der katholischen Kirche, um Aeußerungen der höchsten kirchlichen Autorität handelt, findet man diese „treuen Anhänger", diese „guten Katholiken" selbst und durch ihre Organe in Opposition gegen den päpstlichen Stuhl und das kirchliche Lehramt. Vide: Enzyklika! Die „Allgemeine Zeitung" beleidigt den Bamberger Erzbischof auch bei dieser Gelegenheit durch die Unterstellung, daß „dessen Standpunkt oft genug der unserige gewesen ist", wenn er sich auch jetzt zu einer beklagenswerten Stellung habe verleiten lassen. Die „Allgemeine Zeitung" nennt die „liberalen Katholiken" ausdrücklich „gläubige und kirchentreue Männer". In ihren Augen gilt, wie wir jüngst erfuhren, auch der Professor des katholischen Kirchenrechtes in Innsbruck, Wahrmund, noch als verteidigenswerter „Katholik", trotzdem er laut „Salzburger Chronik" am 18. Januar in Innsbruck die katholische Kirche, die Marienverehrung, das Priestertum, die Lehre von der Erbsünde, den katholischen Kult mit den denkbar ärgsten Schmähungen überhäuft hat.

[2]) Die Versammlung wurde übrigens vom Rektor aufgelöst, weil die Veranstalter gleichzeitig einen Protest gegen Bardenhewer vorschlugen. Ein starkes Aufgebot der katholischen Korporationen gab der Versammlung einen im Programm nicht vorgesehenen Charakter.

Digitized by Google

dieser Skandale waren liberale Blätter, welche die Meute erst zurückpfiffen, als die Sache brenzlig zu werden anfing, als der Rektor magnificus den Ruhestörern, die schon am ersten Tage widerrechtlich und mit roher Gewalt in ein von ihnen nicht „belegtes" Kolleg eingedrungen waren, bei der wiederholten Betätigung dieser „Freiheit" am zweiten Tage mit dem consilium abeundi und schließlich mit dem Einschreiten der Polizei drohte.

Hier lag ein flagrantes Attentat auf die „akademische Freiheit", insonderheit auf die „Lehrfreiheit" vor. Man hatte sich den Fall so konstruiert, daß der erst kürzlich zum Geheimen Hofrat ernannte vorigjährige Rektor magnificus die „Lehrfreiheit" seines Fakultätskollegen Professor Schnitzer angetastet und die Kollegialität gegen diesen verletzt habe. Was hatte Professor Bardenhewer verbrochen? Angesichts der hetzerischen Mißdeutungen des vom Heiligen Stuhle unternommenen Schrittes und im Vollbewußtsein der in manchen Köpfen bereits angerichteten Verwirrung hatte der hochangesehene Lehrer es für seine Pflicht erachtet, an die Theologiestudierenden in seinem Kolleg einige Worte der Beruhigung und Klärung zu richten. Bardenhewer verbreitete sich über den Artikel in der „Internationalen Wochenschrift", der den äußeren Anlaß zum Fall Schnitzer gegeben hat, stellte nach seiner Ueberzeugung fest, daß Schnitzer nicht mehr auf katholischem Boden stehe, und ermunterte die jungen Theologen, treu an ihrem Glauben und an der kirchlichen Autorität festzuhalten.

Daß Prof. Bardenhewer durch diese Ansprache von seiner „Lehrfreiheit" einen durchaus korrekten und einwandfreien Gebrauch gemacht, scheint den Demonstranten gar nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Denn der Liberalismus und seine Bundesgenossen von der gewerbsmäßigen Konfessionshetze haben ihnen ja längst als unumstößliches Dogma eingeimpft, daß alle Freiheit stets nur gegen und niemals zugunsten der „römischen Lehre" wirksam sein kann.

Jeder akademische Bürger einer bayerischen Staatsuniversität hat sich aber unbedingt an das zu halten, was in Bayern geltendes Recht ist. Und geltendes Recht ist nach der feierlichen Erklärung des Kultusministers Dr. v. Wehner im Landtage, daß die Lehrfreiheit der Professoren der katholischen Theologie ihre Grenze hat am kirchlichen Dogma, über das einzig und allein der kirchlichen Autorität die Entscheidung zusteht. Nicht nur die Studenten, sondern auch die Professoren, die für Schnitzer und eventuell gegen Bardenhewer demonstrieren, lehnen sich gegen den für die bayerischen Staatsuniversitäten geltenden Rechtszustand auf.

Das Recht des Prof. Bardenhewer, für die dogmatische Korrektheit, auf die er kirchenamtlich verpflichtet ist, und in welcher er staatsrechtlich geschützt werden muß, vor seinen Hörern Zeugnis abzulegen, ist also ein unbestreitbares. Dem bekenntnistreuen Lehrer wurde dieses Recht in einem bedeutungsvollen Augenblicke zur heiligsten Pflicht, nachdem falsche Langmut Jahre hindurch die allmähliche Entwicklung des Aergernisses toleriert hatte.

Denen, welche die „Lehrfreiheit" dadurch feierten, daß sie einen theologischen Lehrer an der Fortsetzung seiner Vorlesungen gewaltsam zu hindern versuchten, blieb als letzter Strohhalm die leere Ausrede, Prof. Bardenhewer habe die Rücksichten der „Kollegialität" verletzt und durch Veröffentlichung seiner Ansprache vom Hörsaale an die Oeffentlichkeit appelliert. Merkwürdig! Als Prof. Schnitzers Brandrede „gegen Rom" unverzüglich den Weg aus dem Kolleg in die liberale Presse fand, war dieser Appell an die Oeffentlichkeit ganz in der Ordnung. Immer die alte Geschichte: Zweierlei Maß — gegen und für die Katholiken. Zu allem Ueberfluß wird uns von Prof. Dr. Bardenhewer ausdrücklich mitgeteilt, daß die Veröffentlichung der Rede in der „Augsb. Postztg." ohne sein Wissen geschehen ist, daß manche Wörter, Wendungen, Sätze unrichtig wiedergegeben sind.

Neu ist die Entdeckung, daß für die „Lehrfreiheit" nun wenigstens eine feststehende Schranke gelten soll, vor der sie Halt macht: die „Kollegialität". Wir vernehmen im Geiste das homerische Gelächter der Auguren, die sich darin auskennen!

Daß es auch noch etliche weitere „kleine" Schranken der Lehrfreiheit gibt — oder dürfte z. B. ein vom bayerischen Staate bezahlter Professor an einer bayerischen Hochschule unbeanstandet den Doppelkönigsmord in Lissabon rechtfertigen oder die Etablierung der Republik in Bayern empfehlen? —, braucht den liberalen Wortmachern und Schaumschlägern ja nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Und wenn jetzt wieder über die Unfehlbarkeit der Papstkirche gewitzelt wird: gibt es etwas Unfehlbareres als einen liberalen Professor? Ein wissenschaftliches „Dogma" löst das andere ab. Ueber dem heutigen Modedogma thront Haeckel. Wehe, wer daran rührt!

Die Münchener Studententumulte gegen Prof. Bardenhewer haben aber wenigstens eine gute Frucht gezeitigt: die Geduld der katholischen Studentenschaft wurde auf eine zu harte Probe gestellt und bäumte sich zu einer imponierenden Gegenkundgebung auf. Man muß die drastische Schilderung des Eindruckes, den diese unerwartete Kraftprobe des katholischen Korpsgeistes hervorrief, in der liberalen „Augsb. Abendztg." nachlesen, denn die Münchener liberalen Blätter halten es mit ihrem System der systematischen „Einseifung" ihres Leserkreises für unvereinbar, hier die volle Wahrheit einzugestehen. Die jugendlichen liberalen Schreier schienen vergessen zu haben, daß es außer den hundert Theologen, die das Kolleg Prof. Bardenhewers frequentieren, auch noch andere überzeugungstreue katholische Studenten gebe. Als die Ruhestörer am Freitag nachmittag vor dem Hörsaale warteten, um dem heraustretenden Professor die Lehrfreiheit durch Johlen, Pfeifen und Pereatrufe begreiflich zu machen, waren sie starr vor Staunen, als aus hunderten junger Studentenkehlen den Korridor und die Treppe entlang „brausende Hochrufe" auf Bardenhewer erklangen und das heisere Geschrill der Berserker dutzendfach übertönten. „So konnte Bardenhewer mit dem Gefühle eines Triumphes abziehen," heißt es im Berichte der „Augsburger Abendzeitung". Dem Verfasser dieser Zeilen fielen dabei Sätze ein, die er nach dem siegreichen Ausfall der Reichstagswahlen und Landtagswahlen an dieser Stelle schrieb, und die dann später vom Abg. Dr. Schädler im Landtage dem Abg. Dr. Casselmann vorgehalten wurden. Die Quintessenz dieser Sätze war: „Wie lange willst du dir diese zweitklassige Behandlung noch gefallen lassen, katholisches bayerisches Volk? Du brauchst nur ernstlich zu wollen, deiner Kraft bewußt zu werden, und die ganze liberale Zwingburg fällt zusammen wie ein toller Spuk. Man muß dich hören und man muß dich auch nach Gebühr beachten und mit dir rechnen, wenn du nur willst!"

Was sagt aber das katholische Volk zu der vom „Bayer. Kurier" verbürgten Nachricht, der Rektor der Universität München habe dem Prof. Bardenhewer schriftlich zugemutet, seine Vorlesungen ins Georgianum zu verlegen, also Fersengeld zu geben und den Radaumachern die Walstatt zu überlassen? In diesem selbstredend mit Entrüstung abgelehnten Vorschlage ist das letzte Ziel des Liberalismus implicite ausgedrückt. Die staatlichen Hochschulen, die das Volk mit seinen Steuern bezahlt, und deren Mittel von der katholischen Kammermehrheit votiert werden, sollen die ausschließliche Domäne der ungläubigen Wissenschaft werden. Die gläubige Wissenschaft soll sich in die Lyzeen und kirchlichen Kollegien zurückziehen. Was sagt das katholische bayerische Volk dazu?

Die Enzyklika Pascendi und die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten. (II.)

Von

Universitätsprofessor Dr. Atzberger, München.

Zwischen den innerkirchlichen Kämpfen der Gegenwart und einer nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit, nämlich der Zeit des Vatikanischen Konzils, besteht auf den ersten Blick ein auffallender Gegensatz. Damals hieß es: Das Alte und nur das Alte hat Anspruch auf Wahrheit und Geltung in der Kirche. Heute lautet der Ruf: Das Alte ist für immer vorüber, dem Neuen, dem Modernen gehört die Zukunft, das Moderne hat Anspruch auf Geltung. Die Kirche selbst muß sich mit dem modernen Denken und Empfinden, mit der modernen Kultur aussöhnen und vertragen, wenn sie weiter existenzfähig sein soll. Im Grunde genommen handelte und handelt es sich aber in den Kämpfen vor vier Dezennien wie in der Gegenwart um Fragen, die so alt sind wie das Christentum und die katholische Kirche, die aber zu allen Zeiten auch wieder neu und modern waren, insofern sie immer wieder in einer neuen Form auftauchten und diskutiert wurden. Diese Fragen betreffen das Verhältnis von Wissen und Glauben, Wissenschaft und Autorität, speziell theologischer Wissenschaft und kirchlicher Lehr-

Digitized by Google

autorität, sie betreffen das Verhältnis des prinzipiell (dem Ausgangspunkte oder Formalprinzip nach) theologischen Erkennens zum profanen Wissen, des Wissens vor dem Glauben und unabhängig vom Glauben zum Wissen aus dem Glauben, sie betreffen endlich das Wesen des Glaubens als eines intellektuellen Aktes, sowie die Möglichkeit und Tragweite des Wissens aus dem Glauben und vor dem Glauben. In weiterer Abfolge betreffen dann die genannten Fragen auch den näheren Inhalt des Glaubens und der Glaubenserkenntnis sowie des Wissens vor dem Glauben. An der Lösung all dieser Fragen haben Kirche und Theologie seit zwei Jahrtausenden gearbeitet. Hier war es nötig, dieselben kurz in Erinnerung zu bringen, weil nur so der Kampf um die Enzyklika in die rechte Beleuchtung gerückt wird. Es ist aber auch nötig, in kurzen Sätzen zu betonen, wie jene Fragen allein beantwortet werden können, solange man prinzipiell auf katholischem Standpunkte stehen will. Die vorgelegten Antworten werden uns dann den Maßstab abgeben zur Beurteilung mancher Angriffe gegen die Enzyklika und den Schlüssel zur Lösung der am Schlusse unseres ersten Artikels aufgerollten Frage.

Ich fürchte von katholischer Seite keinen begründeten Widerspruch, wenn ich sage: Es gibt ein Wissen, ein wahres, bis an die letzten Ursachen und das Wesen der Dinge reichendes Wissen vor dem Glauben, es gibt ein Wissen um den Glauben, um die Voraussetzungen und Vorbedingungen, die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des Glaubens, es gibt endlich ein Wissen aus dem Glauben oder ein theologisches Wissen im engen Sinne, welches von den Glaubensartikeln ausgeht und die im Glauben eingeschlossenen Sätze einzeln herausstellt, deduktiv entwickelt, spekulativ erklärt und positiv aus den Quellen des Glaubens beweist. Die Frage ist aber sofort, ob alle oder einzelne und welche Objekte dieser dreifachen Art des Wissens behandelt werden können ohne den Glauben und unabhängig von demselben, näherhin und deutlicher, ob alle oder einzelne und welche religiösen, christlichen und kirchlichen Materien wissenschaftlich behandelt werden können losgelöst vom Glauben und der Theologie im engen Sinne, ohne daß die Untersuchung prinzipiell ausgeht vom Glauben. Daß die eigentlichen Glaubensgeheimnisse nur unter Zugrundelegung des Glaubens und in diesem Sinne nur von der Theologie im engeren Sinne erschöpfend und sachgemäß behandelt werden können, ist wohl unter Katholiken unbestreitbar. Aber es gibt außerdem zahllose, irgendwie in die Religion und Theologie einschlägige und damit zusammenhängende Dinge, es gibt „eine biblische, eine apologetische, eine dogmengeschichtliche Frage, von denen jede wieder eine Unsumme von Einzelfragen in ihrem Schoße birgt." Wie sollen, wie dürfen künftighin alle diese Fragen behandelt und gelöst werden? Nur nach der Methode und mit den Mitteln der Theologie und der Wissenschaft der Vorzeit, nur auf einem prinzipiell theologischen oder dogmatischen Standpunkte? Keineswegs. Wohl die meisten, wenn nicht alle angedeuteten Fragen können und dürfen jetzt wie früher behandelt werden, ohne daß man von Anfang an (methodisch) von dem sog. Formalprinzip der Theologie ausgeht. Dabei kann und darf der Philosoph und der Historiker, der Kritiker und Exeget alle modernen Mittel der Forschung anwenden und die moderne Arbeitsweise sich aneignen. Sie haben zudem alle ein geradezu unbegrenztes Gebiet von Gegenständen, die mit dem Glauben und der Theologie im engeren Sinne gar nicht oder nur lose sich berühren. Es ist z. B. für den Glauben und die Theologie im engeren Sinne ohne Belang, ob dieser oder jener Kodex älter ist als irgend ein anderer, ob er aus dem 5. oder 6. Jahrhundert stammt, ob diese oder jene Schrift diesen oder jenen Verfasser hat. So gibt es unzählige, von Tag zu Tag sich mehrende Fragen, die für die wissenschaftliche Spezialforschung von Bedeutung sind, für den Glauben und die Glaubenswissenschaft aber kein weiteres Interesse haben.

Wenn aber auch der katholische Gelehrte selbst bei Behandlung religiöser Materien vom Glauben methodisch absehen und nach Arbeitsweise, Hilfsmitteln und wissenschaftlicher Methode ganz und gar modern sein kann, so darf er gleichwohl, um auf katholischem Standpunkte zu verbleiben, drei Dinge nicht aus dem Auge verlieren. Wie das Vatikanum nach dem Vorausgange vieler kirchlichen Entscheidungen ausdrücklich definiert (Sess. III, cap. 3, can. 6), darf der einmal Gläubige in Glaubenssachen mit dem sog. methodischen Zweifel nicht auch den praktischen Zweifel verbinden, d. h. er darf nicht etwa den Glauben, welchen er vom kirchlichen Lehramt empfangen, durch eine wirkliche Aufhebung des Glaubensassenses ernstlich solange leugnen oder in Zweifel ziehen, bis er den wissenschaftlichen Beweis der Glaubwürdigkeit und Wahrheit seiner Lehre vollendet hat. (Die Frage, ob eine Abirrung vom wahren Glauben stets auch eine subjektive Schuld voraussetze, und die weitere Frage, ob solches vom Vatikanum formell definiert sei oder nicht, kann hier außer Betracht bleiben. Vergleiche hierüber Th. Granderath, Constitutiones dogmaticae sacrosancti Concilii Vaticani, 1892, p. 61 8 sqq. Al. v. Schmid, Die Wissensfreiheit im Lichte des Vatikanums, Histor.-polit. Blätter, Bd. 110, S. 857 ff.) Wenn aber dem so ist, dann folgt von selbst, daß für den gläubigen Forscher überhaupt und speziell in theologischen und religiösen Materien die feststehenden Glaubenslehren der Kirche eine negative Norm und Richtschnur bilden, insoferne seine Forschungsresultate gegen die letzteren nicht verstoßen dürfen. Eine solche negative Norm und Richtschnur bilden aber für den gläubigen Forscher nicht bloß die formellen und eigentlichen Dogmen, d. h. die von Gott geoffenbarten und von der Kirche als geoffenbart verkündeten Glaubenslehren, sondern auch jene Lehren, welche das eigentliche Glaubensdepositum als Schutzwall umgeben, die sogenannten res ad integritatem fidei pertinentes, d. h. die logischen Folgerungen aus den eigentlichen Glaubenssätzen und solche Lehren oder Tatsachen, die an und für sich auch durch die Vernunft erkennbar sind, die aber mit der Offenbarung sich innigst berühren, mit ihr in Wechselwirkung treten, deren volle konkrete Geltendmachung und allseitige Entwicklung und Anwendung bedingen. (Vergleiche hierüber das Vatikanum, Sess. III, cap. 4, can. 2 und den Schlußabsatz, ferner S. IV, cap. 4.)

Nunmehr können wir die Befürchtungen und Forderungen Ehrhards in seinem vielbesprochenen Artikel über „Die neue Lage der katholischen Theologie" (Internationale Wochenschrift, 1908, Nr. 3) entsprechend würdigen. Derselbe meint: „Auch für den katholischen Theologen gibt es eine biblische, eine apologetische, eine dogmengeschichtliche Frage .... Diese Fragen fordern aber gebieterisch eine Lösung, und an dieser Lösung kann nur mitarbeiten, wer die neuen Probleme innerlich, seelisch empfindet, ja darunter leidet." Ich frage mich, was mit diesen Worten gesagt sein soll. Ist der Sinn der, daß jeder Theologe sich erst durch einen praktischen Zweifel zu einer festen Ueberzeugung in diesen Problemen hindurchringen muß? Das wäre abzulehnen nicht bloß auf Grund der Enzyklika Pascendi, sondern vor allem auf Grund des Vatikanums. Ob irgend ein Forscher bei derartigen Problemen auch von einem praktischen Zweifel befallen wird und wie er diesen beseitigt, ist Sache seines individuellen Gewissens. Die Behauptung aber, daß nur derjenige an der Lösung der mehrgenannten Probleme mitarbeiten kann, der darunter seelisch leidet, ist eine ungeheuere Uebertreibung und zugleich eine ganz ungerechtfertigte Unterschätzung der Befähigung jener, welche ohne solches Leiden an der Lösung der gleichen Probleme arbeiten.

Ehrhard fordert „die Freiheit der theologischen Lehrmeinungen innerhalb des kirchlichen Dogmas" und „die Anerkennung des Rechtes der theologischen Forschung, sich auf allen Gebieten der theologischen Wissenschaft zu betätigen". Wenn unter kirchlichem Dogma nicht bloß das Gebiet der formell geoffenbarten Glaubenslehren verstanden wird, sondern auch das Gebiet der sog. res ad integritatem fidei pertinentes, wenigstens insoweit die Kirche selbst hierüber allgemein bindende und zugleich unfehlbare Bestimmungen trifft, so kann man dem prinzipiell zustimmen. Freilich tritt einem Dogmatiker sofort noch ein sehr umfangreiches Gebiet von Lehrsätzen vor Augen, die theologisch mehr oder minder sicher sind und von denen sehr viele nur auf die gewichtigsten Gründe hin ohne Verwegenheit, ja ohne Gefahr für den Glauben geleugnet werden können. — Ehrhard meint: „Die katholische Kirche der Gegenwart hat wohl ein einheitliches Dogma; sie besitzt aber keine einheitliche Theologie. Es kämpfen vielmehr zwei feindliche Theologien in ihrem Schoße um die Vorherrschaft: die scholastische und die moderne." Durch die Enzyklika sei nun zwar der Kampf zwischen beiden nicht etwa schlechthin entschieden zu ungunsten der modernen Theologie, denn der Modernismus sei nur eine Richtung innerhalb der modernen Theologie, wohl aber sei in manchen theoretischen Ausführungen der Enzyklika und in ihren praktischen Maßregeln die (ganze) moderne historisch-kritische Theologie in starke Mitleidenschaft gezogen. Darauf sei erwidert: Der Kampf der scholastischen und modernen Theologie, wenn er stattfände, wäre jedenfalls kein innerlich notwendiger. Solange ich auf katholischem Standpunkte stehe, muß ich prinzipiell annehmen, daß es eine

Digitized by Google

Mittellinie gibt, auf welcher der konsequenteste Dogmatiker und der strengste Historiker und Kritiker sich zusammenfinden können. Der „Scholastiker" kann irren in der Abfolge seiner Deduktionen, aber auch der „Historiker" und „Kritiker" kann irren in seinem mehr induktiven Beweisverfahren, und so kann es allerdings zu Kämpfen zwischen beiden kommen. Wie aber die Enzyklika und überhaupt die Kirche nicht alle Meinungen der „Scholastiker" in Schutz nimmt, so verbietet sie nicht im mindesten dem Historiker und Kritiker, in seiner Weise zu arbeiten und zu forschen. Nur muß derselbe in theologischen Fragen das kirchliche Dogma (im oben erklärten weiteren Sinn) als negative Richtschnur anerkennen, solange er auf katholischem Standpunkte bleiben will. Das war stets der Fall, das folgt aus dem Wesen und der Aufgabe der Kirche und ist durch die Enzyklika nicht geändert, geschweige denn erst eingeführt worden. Wenn darum Ehrhard für die Zukunft der historisch-kritischen Theologie in Sorge ist, so legt er der Enzyklika einen Sinn und eine Tendenz unter, die sie weder in ihren theoretischen Ausführungen noch in ihren praktischen Maßregeln hat, oder er kommt in Widerspruch mit sich selbst, indem er hinterher für eine historisch-kritische Richtung Freiheit und Duldung fordert, die in der Linie des vorher als antikatholisch abgelehnten Modernismus liegt. Kurz, nach wie vor der Enzyklika ist eine historisch-kritische Theologie zulässig, solange sie nicht antikatholisch oder modernistisch im Sinne der Enzyklika ist, und eine solche Theologie wird bei uns in Zukunft faktisch auch kaum schärfer beaufsichtigt werden als bisher. Also ist die Lage der katholischen Theologen und der katholisch-theologischen Fakultäten durch die Enzyklika im Grunde keine andere, keine neue geworden. (Vgl. auch den Artikel von Sägmüller in Nr. 5 der „Allg. Rundschau": Die angeblich neue Lage der katholischen Theologie.)

Noch viel weiter als Ehrhard geht Schnitzer in dem Artikel: „Die Enzyklika Pascendi und die katholische Theologie" (Intern. Wochenschrift, 1908, Nr. 5). Wenn man diesen Artikel seines, wollen wir sagen, rhetorischen Beiwerkes entkleidet, dann sind die hier einschlägigen Grundgedanken etwa folgende: Auch Schnitzer schwebt der Unterschied zwischen „scholastischer" und „moderner" Theologie vor, er überspannt aber diesen Unterschied sofort zu einem unvereinbaren Gegensatz beider. Erstere charakterisiert Schnitzer als Thomismus und Traditionalismus. Der Thomismus hinwiederum sei aristotelische Philosophie und Bibel (diese nach dem Verständnis und der Erklärung der Kirche) zusammen mit der sogenannten Ueberlieferung, wie sie den unveräußerlichen kirchlichen Glaubensschatz bilden sollen, dem der hl. Thomas sein klassisches, wissenschaftliches Gepräge, seine blendende Fassung verliehen habe. Der Traditionalismus soll darin bestehen, daß nach dem römischen Absolutismus alle theologische Wissenschaft, aller theologische Unterricht nur ein Tradieren, ein Nachsprechen, ein Wiederholen sein könne. Wie nun die Enzyklika für diesen Scholastizismus und Traditionalismus entschieden eintrete, so breche sie zugleich den Stab über bedeutsame Ideale unserer Zeit, wie Glaubensfreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, die ganze nichtscholastische Philosophie, die historische Kritik und Methode, sie belege mit Acht und Bann die ganze philosophische, apologetische, theologische, historische, kritische Arbeitsweise der modernen wissenschaftlichen Welt. Auf diese Arbeitsweise können aber auch katholische Gelehrte nicht verzichten, wenn sie wissenschaftlich ernst genommen werden wollen. Der bloße Traditionalismus sei für die deutschen Universitäten ein längst überwundener Standpunkt. Unsere Fakultäten wollen und sollen auch Forschungsstätten sein. Die theologische Wissenschaft könne ganz unmöglich die Forschungsgebiete, die sie in Angriff genommen, namentlich ihre kirchen- und dogmengeschichtlichen Studien preisgeben, wenn sie nicht zugleich auf jeden Anspruch verzichten wolle, als wirkliche Wissenschaft angesehen und geachtet zu werden und eben damit auch auf jeden Anspruch, dem Organismus der Universitäten eingegliedert zu sein und zu bleiben, insofern eben nur eine Wissenschaft diesen letzteren Anspruch erheben könne.

Wenn auch nicht mit nackten Worten, so ist doch sachlich in den obigen Ausführungen gelehrt, daß es ein wirkliches, modernes, den Forderungen der Zeit und der Stellung unserer Fakultäten im Organismus der Universitäten entsprechendes theologisches Wissen nur gebe in völliger, nicht bloß methodischer, sondern auch praktischer Unabhängigkeit von jeder kirchlichen Lehrautorität, jedem kirchlichen Dogma und Glauben, so wie diese Worte herkömmlich verstanden werden. Dem aber muß ich mit aller Entschiedenheit widersprechen, und zwar nicht erst auf Grund der Enzyklika und überhaupt nicht bloß vom Standpunkte meiner katholischen Glaubensüberzeugung, sondern auch vom Standpunkte der Wissenschaft aus, und ich schmeichle mir, annehmen zu dürfen, daß meinem Widerspruch prinzipiell nicht bloß meine hiesigen Fakultätsgenossen, sondern auch die Kollegen der übrigen katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands und Oesterreichs zustimmen. Ich habe oben darzulegen gesucht, in welchem Sinne und Umfange es auch ein theologisches Wissen geben könne, das methodisch nicht vom kirchlichen Dogma ausgeht, und wie dieses Wissen ganz und gar modern gestaltet sein könne. Ich habe aber auch negativ die Grenzen angegeben, innerhalb deren allein gemäß dem Vatikanum ein solches Wissen Bewegungsfreiheit genießt. Ich habe weiterhin betont, daß es ein wahres Wissen aus dem Glauben gibt und ein Wissen um den Glauben. Speziell in bezug auf das letztere Wissen sei hier noch hervorgehoben, daß die theologische Disziplin der Apologetik den philosophisch-historischen Beweis erbringen kann für die Vernünftigkeit und Pflichtgemäßheit des christlichen Glaubens, für die Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit der katholischen Kirche und ihres Lehramtes und damit indirekt für die Glaubwürdigkeit des ganzen Komplexes der Dogmen. — Um von dem näheren Inhalte der modernen Theologie hier zu schweigen, steht es weiterhin mit der Natur der Sache wie mit der Geschichte im Widerspruch, wenn Schnitzer lehrt, daß Rom und seine Monsignori, weil vom Hl. Geiste geführt und erleuchtet, sich längst des Vollbesitzes der göttlichen Wahrheit zu erfreuen und von menschlicher Wissenschaft und Gelehrsamkeit völlig unabhängig zu sein glauben. Die Geltendmachung, Erklärung und Anwendung der göttlichen Offenbarung setzt vielmehr neben der allerdings bestehenden Assistenz des Hl. Geistes immer den Gebrauch aller menschlichen Hilfsmittel zur Eruierung der Wahrheit voraus. — Widersprochen muß ferner der geringwertigen Einschätzung des von Schnitzer sog. „Tradierens" werden. Es ist nämlich eine hervorragende Aufgabe unserer Universitäten, nicht bloß der katholisch-theologischen Fakultäten, die Zuhörer mit dem für ihren späteren Beruf unerläßlichen Wissen auszustatten. Für die weitaus größte Mehrzahl der Schüler ist die Universität eine Stätte, an welcher sie für ihren Beruf herangebildet werden. Keineswegs soll damit in Abrede gestellt sein, daß sie auch eine Stätte des Forschens für Lehrer und Schüler sei. — Endlich muß noch widersprochen werden, wenn Schnitzer durch die Enzyklika über „die ganze nichtscholastische Philosophie" den Stab gebrochen sein läßt. Die Modernisten-Enzyklika bezieht sich selber auf das Rundschreiben Leos XIII. Aeterni Patris vom 4. August 1879. Hier wie in vielen anderen Erklärungen hat Leo XIII. klar und bestimmt die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren die Philosophie die Lehren der Alten, speziell des hl. Thomas, festhalten solle, wie sie aber keineswegs die spitzfindigen und weniger vorsichtigen Lehren der Vorzeit nachahmen müsse, wenn sie mit den ausgemachten Lehrsätzen der späteren Zeit nicht übereinstimmen. Auch hier ist also ein Fortschritt möglich und wünschenswert, freilich innerhalb gewisser, auf die Grundanschauungen sich beziehender Grenzen.

Aber, so kann man am Schlusse fragen, mag auch die Enzyklika unsere Lage nicht wesentlich ändern, wird denn nicht durch alle in unserem Artikel als für die Theologie gegeben hingestellten Grenzen deren Freiheit so beschränkt, daß sie in dem Organismus unserer Universitäten keinen Platz mehr einnehmen kann? Diese Frage greift hinaus über die Zwecke des gegenwärtigen Artikels. Es sei nur bemerkt, daß alle Einsichtigen darüber einig sind, daß es keine absolute, völlig schrankenlose akademische Lehrfreiheit geben könne. Wenn darum die Theologie irgendwelche Schranken der Bewegungsfreiheit hat, so ist sie deswegen noch nicht unwürdig, dem Universitäts-Ganzen anzugehören, und sie ist es auch nicht, wenn diese Schranken entsprechend ihrem Wesen und ihrer Aufgabe enger sind als die eines Nichttheologen. — Die Frage, ob die katholisch-theologischen Fakultäten an unseren Universitäten verbleiben sollen, wird übrigens nicht durch gelehrte Erörterungen und wissenschaftliche Tribunale, sonden durch andere höhere Machtfaktoren entschieden. Nur das sei noch bemerkt, daß dem Ansehen unserer Fakultäten ein ganzes Dutzend nur mittelmäßiger Lehrer nach meinem Dafürhalten viel weniger schadet als die neuesten Expektorationen katholischer Theologen. Diese nämlich sind geeignet, die Vorurteile unserer Gegner zu bestärken, aber auch das Mißtrauen der treuen, kirchlich gesinnten Katholiken zu erregen und zu vermehren und so von zwei Seiten her den Fakultäten Schwierigkeiten zu bereiten.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Sandschakbahn als Freundschaftsprobe.

Man kann nicht behaupten, daß der Sandschak Novibazar den Mittelpunkt von Europa bilde, und an sich ist die dort geplante Verbindungsbahn von Bosnien nach dem Aegäischen Meere kein Weltwunder. Aber es scheint doch, als ob die Sandschakbahn, nachdem sie 30 Jahre lang in den Akten des Berliner Kongresses ihrer Geburt entgegengeschlummert hat, jetzt eine zeitgeschichtliche Rolle spielen will. Oesterreich-Ungarn schickt sich an, von einem Rechte Gebrauch zu machen, das es sich schon 1879 geben ließ: ein gutes Zeichen für das gehobene Selbstbewußtsein und die gesteigerte Unternehmungslust der habsburgischen Monarchie von heute, die nach dem Ausgleiche trotz aller restierenden inneren Schwierigkeiten sich lebhaft als Großmacht fühlt und als solche betätigen will. Der Sultan hat mit einer Schnelligkeit, die im Orient als fabelhaft gilt, seine Genehmigung zu der Verbindungsbahn erteilt — woraus man schließen kann, daß in Konstantinopel weder Rußland noch England Trumpf ist. Nun waren die russischen und „verbündeten" französischen Zeitungen offenherzig genug, wegen dieser ersten kleinen Probe der österreichischen Tatkraft Lärm zu schlagen und Einspruch zu erheben, als ob es ein unveräußerliches Recht des Zweibundes wäre, Oesterreich-Ungarn von den natürlichen Handelswegen nach Südosten abzusperren, gleichsam eine chinesische Mauer des Panslawismus auf dem Balkan aufzurichten. Als Frhr. v. Aehrenthal in den Delegationen die wirtschaftspolitische Freiheit der habsburgischen Monarchie verteidigen mußte, hatte er zu gleicher Zeit das Bündnis mit Deutschland zu verteidigen, und jedermann wurde dabei auf die Frage gedrängt: Wohin käme Oesterreich bei der Anmaßung und der Mißgunst der anderen Mächte, wenn es nicht in der Solidarität mit Deutschland einen so starken Halt hätte?

Die handgreifliche Belehrung über die Notwendigkeit und den Nutzen des Bündnisses kam gerade zur rechten Zeit. Denn von slawischer Seite war die preußische Enteignungspolitik gegen Deutschland ausgespielt worden, und diese hakatistische Verirrung hatte auch in weiteren Kreisen die Sympathie für Preußen-Deutschland gefährdet. Die schöne Bemerkung, daß man sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates nicht einmischen dürfe, konnte leider den fatalen Eindruck nicht ganz beseitigen. Bei dem Verhältnis, wie es zwischen den beiden Kaiserreichen besteht, bei dieser Art von politischer Ehe spricht nicht bloß der formgerechte Verstand mit, sondern auch wesentlich das Gefühl, und in dieser Hinsicht muß man mit Bedauern gestehen, daß unsere neueste Politik mit Erfolg wieder zurückgreift auf die alte preußische Virtuosität, sich der Welt von einer unliebenswürdigen Seite zu zeigen. Leider ist obendrein der krampfhafte „Kampf" gegen die schwache polnisch sprechende Minderheit auch nicht geeignet, die Furcht vor der deutschen Macht und Kraft zu erhöhen und so das bekannte Surrogat für den Mangel an Liebe zu schaffen. Wir hoffen natürlich, daß unsere Intimität mit Oesterreich etwas länger dauern wird als der unselige Hakatismus; aber es ist doch eine schätzbare Erleichterung für die kritische Zeit, wenn dieser oder jener Zwischenfall den Zweifelnden und Schwankenden ad oculos demonstriert, wie unentbehrlich den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen das Zusammenhalten gegen die eng verbundenen Gegner von Ost und West ist.

Ein österreichischer Redner meinte, Deutschland müsse sich durch die Unterstützung der österreichischen Balkanpläne jetzt revanchieren für die Dienste, die ihm Oesterreich in Algeciras erwiesen. Nach unserer Ansicht hat Oesterreich in Algeciras nicht bloß für die Verbündeten, sondern auch für sich selbst gearbeitet, als es den Triumphzug der französisch-englisch-russischen Koalition einzuschränken suchte. Bei einer richtigen Solidarität muß man nicht den Saldo in jedem einzelnen Konto mit der Rechenmaschine austüfteln. Wenn Deutschland die habsburgische Orientpolitik zu fördern und zu schützen sucht, so tut es das auch nicht aus selbstverleugnendem Altruismus, sondern in der Erkenntnis, daß die wirtschaftlichen und politischen Erfolge im Südosten beiden Reichen nützen. Die Form der Unterstützung muß den jeweiligen Verhältnissen sich anpassen. Sie kann auch in Gestalt einer Vermittlung, einer Beschwichtigung der russischen Eifersucht wirksam sein.

Die Gerüchte über kriegerische Absichten Rußlands gegenüber der Türkei halten wir für verunglückte Versuche des Bangemachens. Zum Kriegführen fehlt Rußland u. a. das Geld. Den Geldpunkt darf man auch nicht aus dem Auge lassen, wenn von „Kompensationen" gegenüber der Sandschakbahn gesprochen wird, die sich Rußland und sein Anhang durch eine Donau-Adriabahn, nötigenfalls mit Umgehung des vertragsmäßig dem österreichischen Einfluß vorbehaltenen Montenegro, verschaffen wollten. Ein höchst kostspieliger und unrentabler Bahnbau, für den auch König Eduard wohl keine Kapitalien flüssig machen wird. Sollte es doch zu dieser oder einer anderen Kompensationsbahn kommen, so würde Oesterreich sich darüber nicht grämen. Denn tatsächlich bilden die Schienenstränge dort zulande wie in allen halbwilden Gegenden das beste Fundament für Reformen und Ordnung.

Französisch-deutsche Zärtlichkeiten.

So viel Honig ist seit vier Jahrzehnten nicht verbraucht worden, wie jetzt Paris und Berlin sich auf Gegenseitigkeit servieren. Herr Pichon, der Minister der französischen Diplomatie, beehrte das deutsche Antwortschreiben an die marokkanischen Sultane mit einer ganzen Skala von lobenden Eigenschaftswörtern, die von „korrekt" sich bis „herzlich" steigerten. Er und die Kammer halten ja auch vielen Grund, entzückt zu sein von der geduldigen Passivität Deutschlands; ob sie die Mahnung und Warnung verstanden haben, die in dem Schreiben zart enthalten war, blieb zweifelhaft. Dann hielt der Ministerpräsident Clemenceau zu Ehren des aus dem Elsaß stammenden Senators Scheurer-Kestner eine Festrede, die sich im geistreichsten französischen Stil mit nichts Geringerem als der elsaß-lothringischen Frage befaßte. Ueber die gekünstelten Phrasen Clemenceaus ist nun unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." geradezu entzückt. Sie führt aus, daß die Betrachtung Clemenceaus, wenn sie jenseits der Vogesen Beachtung fände, wohl geeignet wäre, die fernere Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden großen Nachbarnationen günstig zu beeinflussen. In die Sprache der praktischen Politik übersetzt, gehe die Rede des Ministers dahin, daß Deutschland und Frankreich ihr Verhältnis zueinander in Fragen, die an sie herantreten, vorurteilsfrei nach dem Stande ihrer wirklichen Interessen regeln sollten; die aktuellen Beziehungen zu Deutschland wolle Clemenceau von dem ständigen Drucke schmerzlicher Erinnerungen befreien. „Wir haben", so ruft das Bülowblatt aus, „bei früheren Gelegenheiten wiederholt ausgeführt, daß der Weg zu einem besseren allgemeinen Verständnis zwischen den beiden Nationen für einander über eine die Erledigung von Tagesfragen fördernde realpolitische Praxis führt, und würden es daher mit Genugtuung begrüßen, wenn die Mahnung Clemenceaus in seinem Vaterlande williges Gehör finden sollte."

Man sieht, der alte Reineke Fuchs hat sich mit Erfolg als Bußprediger des Friedens versucht. Die „realpolitische Praxis" wird freilich den Franzosen wohl nur so lange munden, als sie sich im Stile unserer gegenwärtigen Marokkopolitik des Gewährenlassens hält. Gambetta sagte seinerzeit in bezug auf das Vogesenloch, man müsse immer daran denken, aber nicht davon sprechen. Herr Clemenceau meint, man brauche weder zu vergessen, noch zu schweigen; man müsse nur bei den aktuellen Beziehungen sich nicht in den Schmollwinkel stellen. Freilich, warum sollte man nicht Freundlichkeiten und Geschenke auch aus der deutschen Hand annehmen, wenn keine Verpflichtung damit verknüpft ist? Auf dem Standpunkt der früheren Sara Bernhardt, die erst nach Rückgabe Elsaß-Lothringens in Berlin Komödie spielen wollte, steht doch seit langem schon keine französische Regierung mehr.

Alles mit Maß, auch der Austausch der Zärtlichkeiten. Die impulsiven Franzosen können sonst zu leicht vergessen, daß damals nicht sie, sondern wir die Stärkeren waren. Sie könnten insbesondere in dem Glauben bestärkt werden, daß sie jetzt in Marokko carte blanche hätten, und zwar als Mandatare Europas mit Einschluß des einstigen Gegners von Algeciras.

Die Befürchtung, daß sie die zarten Mahnungen Deutschlands nicht recht verstehen, wird verstärkt durch die Beobachtung, daß sie jetzt mit erneuten Kräften Spanien in die Abenteurerpolitik hineinzuziehen suchen. Es hieß letzter Tage, daß König Alfons eine Landungstruppe zur Ueberfahrt nach Afrika bereit gestellt habe. Jetzt wird berichtet, daß die Abfahrt im letzten Moment vertagt sei. Ein Glück, daß Spanien in Geldnot steckt und das vorsichtige Ministerium den Kostenpunkt gegen den jugendlichen Monarchen ins Feld führen kann.

Bei den Zärtlichkeiten an der Vogesengrenze fällt uns die Geschichte von Delila und Samson ein. Samson darf sich nicht einschläfern lassen; es stehen Philister in Massen auf der Lauer.

Digitized by Google

Die Kultusdebatte in Preußen.

Die Liberalen haben kein Glück mit der Ministerstürzerei. Wie im Reich die Krisis Stengel zu ihren Ungunsten auszuschlagen droht, so sind sie in Preußen durch die Verdrängung des alten Kultusministers Studt aus dem Regen in die Traufe gekommen. Sein Nachfolger Holle hat sich nämlich im wesentlichen auf den Standpunkt Studts gestellt, und das ist für die Liberalen nicht bloß eine herbe Enttäuschung, sondern ein reeller Nachteil, da Herr Holle jünger und kräftiger ist als der schwerbelastete Studt. Ein besonderes Mißgeschick traf den preußischen „Kulturblock" in einem Nebenpunkte, bei dem sie den Hebel der Agitation anzusetzen gedachten. Der Minister hatte sich für das Liegnitzer Verbot der Verbreitung von Haeckels „Welträtsel" und gleichwertiger Bücher durch die Volks- und Schulbibliotheken erklärt. Mit dem Schreckgespenst dieses „staatlichen Index" sollte das Volk aufgeregt werden. Aber siehe da, die Leitung des betroffenen Vereins für Volksbildung erkannte die Berechtigung an, daß die Regierung über die Volksbibliotheken, die sie mit ihrer Autorität und Staatsmitteln unterstütze, auch etwas mitzureden habe. Allerdings wurde das nicht wörtlich zugestanden, sondern durch die Tat, indem der Vereinsvorstand sich mit dem Minister über die Bücherauswahl verständigte. Damit war der agitatorische Hebel abgeglitten. Dem Minister gereicht es zur Ehre, daß er in dieser Frage, wo die Schlagworte von „Wissenschaft", „Geistesfreiheit", „Aufklärung" usw. so viel Verwirrung anrichten, der liberalen „öffentlichen Meinung" zu trotzen verstand.

Der Kern des liberalen Jammers ist die Schulpolitik des neuen Herrn. Dr. Holle hatte schon früher erklärt, daß er die Kirche nicht von der Schule trennen wolle. Demgemäß will er sich auch bei der Ausführung des Schulunterhaltungsgesetzes verhalten, obschon die Liberalen behaupten, bei dem Kompromiß, den sie zur Verabschiedung des Gesetzes geschlossen, sei etwas anderes vereinbart worden. In der Frage der Schulinspektion denkt Herr Holle eine mittlere Linie zwischen den verschiedenen Interessen zu finden in der Weise, daß die technische Schulaufsicht den Kreisschulinspektoren im Hauptamt, also einem Staatsbeamten zufällt, während die Ortsschulinspektion (abgesehen von den Städten mit „Rektoren") den Geistlichen verbleiben soll, jedoch nicht zur technischen Kontrolle des Lehrers, sondern im Sinne eines väterlichen Beirats für den Lehrer. Was aus diesen Ideen wird, ist noch abzuwarten; jedenfalls sind sie den liberalen Wünschen schroff entgegengesetzt. Die Katholiken Preußens müssen gegenüber den Fußangeln, die in dem neuen Gesetz stecken, mit aller Vorsicht auf der Wacht sein, namentlich bei den kommunalen Wahlen. Sie müssen auch mit der Möglichkeit eines liberalen Kultusministers rechnen, wenn die Blockära, in die Herr Holle nicht paßt, andauern sollte.

Die Aussichten des Blocks

sind freilich in der letzten Zeit nicht besser geworden. Auch nüchterne Propheten wollen schon hippokratische Züge der bedenklichsten Art entdeckt haben.

Zunächst steht die Enteignungsvorlage, die zu einem wesentlichen Bestandteile der Bülowschen Politik gehört, noch immer auf dem toten Punkt. Die Herrenhauskommission hat ihre Beschlüsse trotz des Widerspruchs der Regierung aufrechterhalten. Diese Schwierigkeit gefährdet das Ansehen des Blocktanzlers.

Viel schlimmer ist der Bankerott der Finanzpolitik. Fürst Bülow hat auf der Suche nach einem brauchbaren Nachfolger für Stengel sich eine Menge Körbe geholt. Er findet keinen Gehilfen für seine verfahrene Finanztaktik, wohl aber eine stille und scharfe Gegnerschaft im Bundesrat. Fürst Bülow ist schuld an der Verschiebung der dringend notwendigen Finanzreform; um das Odium zu mindern, wollte er die Aufbesserung der Beamten vorwegnehmen, obschon die Mittel dazu noch nicht beschafft sind. Es heißt jetzt, daß der Bundesrat diese Vorlage abgelehnt habe. Sollte sie doch noch kommen, so würde sicher im Reichstag die ganze Falschheit einer solchen Pumpwirtschaft im Banne des Blockliberalismus eine vernichtende Kritik erfahren. Kein Wunder, wenn das Gerücht auftaucht, das Zentrum solle als Retter in der Not wieder eingeschaltet werden und der neue Schatzsekretär werde dem alten Stengel ganz ähnlich sehen.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Wichtige Schulfragen in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

In den geistigen Kämpfen unserer Zeit zwischen den verschiedenen Weltanschauungen steht die Volksschule im Vordergrunde. Speziell in der bayerischen Abgeordnetenkammer knüpfen sich bei den allgemeinen Erörterungen zum Kultusetat die lebhaftesten Parteikämpfe an die Fragen der Volksschule. Dazu kam in den letzten Wochen und Monaten eine gewisse Erregung in katholischen Volkskreisen, hervorgerufen durch verschiedene Bestimmungen in den neuen Schul- und Lehrordnungen, in welchen man ein systematisches allmähliches Untergraben der Grundlagen erblicken zu können glaubte, welche bisher für das bayerische Volksschulwesen maßgebend waren. Aus diesen Verhältnissen heraus war es durchaus angezeigt und sehr zu begrüßen, daß der Referent für den Kultusetat, Prälat Dr. Schädler, diese aktuellen Fragen an die Spitze seines Referates stellte, um damit eine offene Aussprache über die Stellung der Regierung und des Kultusministers und die notwendige Aufklärung für die weitesten Volkskreise herbeizuführen.

Abgeordneter Dr. Schädler richtete an die Staatsregierung folgende drei Fragen:

1. Ist in den in neuerer Zeit erschienenen Lehrplänen für die Volksschulen die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden in der Religionslehre vermindert worden, eventuell inwieweit und aus welcher Veranlassung?
2. Sind Aenderungen in der schulordnungsmäßigen Verpflichtung der Schulkinder zum Besuche des Gottesdienstes beabsichtigt, im Bejahungsfalle welche, insbesondere im Kreise Unterfranken?
3. Sind vom K. Staatsministerium Aenderungen der Vorschriften über das Prüfungswesen an den Volksschulen in Aussicht genommen, eventuell welches sind dieselben?

Mit diesen Fragen war der Kern der gegenwärtig in Bayern aufgeworfenen Schulfragen erfaßt, und es ist wohl auch für die verehrlichen Leser der „Allgemeinen Rundschau" von Interesse, in einem kurzgedrängten Ueberblick die wichtigsten Ergebnisse dieser Diskussionen sich vor Augen zu führen.

I. Religionsunterricht in der Volksschule.

Kultusminister Dr. von Wehner hat gegenüber der ersten Frage des Referenten im Finanzausschusse wie im Plenum der Abgeordnetenkammer eine rückhaltlose offene Darlegung gegeben. An die Spitze seiner Ausführungen stellte er in seiner vielbemerkten Rede vom 10. Februar die Sätze:

„Der Staat würde einen großen Fehler begehen, wenn er der Jugend den Religionsunterricht vorenthalten oder wenn er die Jugend nur in ungenügendem Maße in der Religion unterrichten lassen wollte. Der Staat darf in seinem eigenen Interesse die Jugend nicht religionslos heranwachsen lassen. Daraus würden sich für den Staat selbst die größten Gefahren ergeben. Der Staat muß in seinem eigenen Interesse, soweit es an ihm liegt, beitragen, daß die Jugend in der Religion in ausreichender Weise unterrichtet werde. Der Religionsunterricht ist nicht bloß in religiöser und in sittlicher Hinsicht von der größten Bedeutung, er hat auch große politische Vorzüge. Die bewährten Grundsätze der christlichen Erziehung dürfen aus den Volksschulen nicht verdrängt werden. Die Besorgnisse, die in dieser Hinsicht in der jüngsten Zeit laut geworden sind, sind durchaus unbegründet. Die Staatsregierung steht auf dem prinzipiellen Standpunkt, daß der Religionsunterricht nach wie vor die Grundlage für die erziehliche und unterrichtliche Aufgabe in der Volksschule sein und bleiben muß. Die Regierung wird ehrlich mitwirken, daß der Jugend ein vollkommen ausreichender Religionsunterricht zuteil wird." Der Minister fügte bei, es sei selbstverständlich, „daß die ganze Angelegenheit des Religionsunterrichts nach der theoretischen wie praktischen Seite nicht ohne das Einvernehmen mit den kirchlichen Oberbehörden geregelt werden kann, weil die Fürsorge für den Religionsunterricht verfassungsmäßig eine innere kirchliche Angelegenheit ist. Das schließt aber naturgemäß eine staatliche Mitwirkung schon deshalb nicht aus, weil die Regelung des Religionsunterrichts und des Besuchs des Schulgottesdienstes in den Schulordnungen zu erfolgen hat, Schulordnungen aber staatliche Erlasse sind. Die Bemessung des Religionslehrstoffes, welcher in der Volksschule geboten werden soll, ist Sache der kirchlichen Oberbehörden; die Feststellung der

Digitized by Google

Stundenzahl für den Religionsunterricht aber erfolgt im Benehmen mit den kirchlichen Oberbehörden durch die Regierung."

Die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden war bisher in den einzelnen Regierungsbezirken sehr verschieden bemessen. Sie schwankte zwischen 14 in der Oberpfalz und 28 in der Pfalz. Auch in Niederbayern war die Zahl nicht unerheblich größer als in den übrigen Regierungsbezirken. In der Oberpfalz waren sie von jeher am geringsten; durch die Schulordnung von 1898 ist eine Verminderung der Stundenzahl nicht eingetreten, von kirchlicher Seite ist eine Erinnerung nicht erhoben. In der Pfalz ist für die Landschulen mit gekürzter Schulzeit im Sommersemester die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden etwas vermindert worden; sie ist aber immer noch größer als in allen rechtsrheinischen Regierungsbezirken. In Niederbayern hat die neue Lehrordnung von 1907 teilweise eine Verminderung der Religionsstunden gebracht. Die Ordinariate von München und Passau haben zugestimmt, ebenso die geistlichen Mitglieder der Kreisschulkommission, weil die bisher bestandene größere Zahl in den weitaus meisten Fällen praktisch nicht mehr eingehalten war. In Unterfranken hat bisher eine Neuregelung noch nicht stattgefunden, es liegt nur der Entwurf einer neuen Schul- und Lehrordnung vor, über welchen Verhandlungen zwischen Regierung und Ordinariat gepflogen werden; dieselben haben in bezug auf die Zahl der Religionsstunden bisher zu einer Einigung nicht geführt.

Das Kultusministerium selbst hat zu den Schulordnungen der einzelnen Regierungsbezirke noch keine Stellung genommen. Wohl aber hat dasselbe an die kirchlichen Oberbehörden die Einladung gerichtet, sich nach Tunlichkeit über Vorschläge für eine einheitliche Festsetzung der Wochenstundenzahl für den Religionsunterricht zu einigen. Eine solche Einigung erscheint um so mehr wünschenswert und notwendig, weil im rechtsrheinischen Bayern die Regierungsbezirke mit den Grenzen der Diözesen durchaus nicht zusammenfallen — der Regierungsbezirk Oberbayern z. B. umfaßt den größten Teil der Erzdiözese München und Teile der Diözesen Augsburg, Eichstätt, Regensburg und Passau. Es müßte also ohne eine solche Einigung entweder für den einzelnen Regierungsbezirk oder für die einzelnen Diözesansprengel eine durchaus verschiedene Regelung des Religionsunterrichtes in der Volksschule Platz greifen. Die kirchlichen Oberbehörden haben bisher die Forderungen sehr verschieden bemessen, ohne daß rein sachliche Gründe für eine so verschiedenartige Behandlung zu bestehen scheinen.

Von seiten des Zentrums mußte die grundsätzliche Stellungnahme des Ministers und das praktische Vorgehen desselben zur Herbeiführung einer gedeihlichen Ordnung der Frage als durchaus korrekt nach kirchlichen Grundsätzen und im Rahmen der Verfassung anerkannt werden. Abgeordneter Wörle sprach sicher aus dem Herzen von Tausenden, wenn er betonte, der Minister dürfe für sein offenes Bekenntnis und für die entschiedene Betonung der Notwendigkeit und Bedeutung eines guten Religionsunterrichtes des Dankes zahlreicher Väter und Mütter im Lande und der Anerkennung der christlichen Bevölkerung ohne Unterschied der Konfession sicher sein.

Auch die Liberalen waren sichtlich bemüht, bei dieser Gelegenheit den Vorwurf der Religionsfeindlichkeit von sich abzuweisen. Abgeordneter Schubert pries den Eifer, mit welchem gerade die Lehrer um den Religionsunterricht sich annehmen. Auch Dr. Casselmann verwahrte sich feierlich dagegen, daß die Liberalen die Beseitigung des Religionsunterrichtes anstreben; es müsse demselben der gebührende Anteil in der Schule bleiben, aber man dürfe diese Forderung nicht übertreiben, die Schule müsse die Kinder zu tüchtigen Bürgern erziehen, und deshalb müsse der Lehrer die notwendige Zeit für die weltlichen Fächer haben und dürfe nicht ein zu großes Uebergewicht der Religionsstunden herbeigeführt werden. Dr. Günther glaubte versichern zu können, daß die Aeußerungen über den Religionsunterricht eigentlich nur offene Türen einstoßen; man sei in Bayern im großen und ganzen einig, daß ein Religionsunterricht in der Volksschule stattfinden müsse, nur über das Maß und das Wie sind verschiedene Auffassungen gegeben.

Für die Sozialdemokratie betonte Abgeordneter Dr. Süßheim den Grundsatz: „Religion ist Privatsache"; daraus die Konsequenzen zu ziehen, war jedem überlassen.

II. Besuch des Schulgottesdienstes.

Diese Frage wurde in der Oeffentlichkeit brennend durch Vorgänge in Unterfranken. In diesem Regierungsbezirk bestanden bisher in dieser Beziehung strengere Vorschriften als in anderen Kreisen; in der Praxis wurde mehrfach darüber noch hinausgegangen. Der Kultusminister gab im Finanzausschusse längere Erklärungen ab. Danach hat die unterfränkische Regierung eine Aenderung der bisherigen Vorschriften der Schulordnung über den Schulgottesdienst in Erwägung gezogen und Vorschläge an das bischöfliche Ordinariat Würzburg gemacht. Eine Einigung konnte bisher nicht erzielt werden. Ein Entscheid der Regierung liegt auch noch nicht vor, dieselbe hat sich entschlossen, die Frage in der neuen Schulordnung einstweilen unberührt zu lassen und durch spezielle Verordnung zu regeln, um die Einführung der neuen Schulordnung nicht länger zu verzögern. In den übrigen Regierungsbezirken beziehen sich die Vorschriften über den Besuch des Gottesdienstes nur auf den Besuch einer unmittelbar vor dem Beginn des Vormittagsunterrichtes stattfindenden hl. Messe. In Unterfranken wurde verlangt, daß die Kinder im Advent auch das Rorate besuchen, daß Kinder von Filialschulen an den Pfarrort zum Schulgottesdienst an Werktagen kommen usw. Der Minister erklärte, daß er sich auch in dieser Frage an die bischöflichen Ordinariate wenden werde, um eine gleichheitliche Regelung für die bayerischen Diözesen herbeizuführen.

In dieser Frage gingen Liberale und Sozialdemokraten durchaus einig; der Besuch des Schulgottesdienstes müsse dem freien Willen der Eltern überlassen, ein Zwang dürfe vom Staate nicht ausgeübt werden. Dr. Casselmann erklärte sich grundsätzlich dagegen, daß gegen ein Versäumnis des Schulgottesdienstes mit Schulstrafen eingeschritten werde; diese Bestimmung müsse aus den Schulordnungen gestrichen werden.

Der Kultusminister trat diesen Forderungen ebenso ruhig wie entschieden entgegen. Er führte aus: Aus den Bestimmungen der Schulordnungen über den Besuch des Schulgottesdienstes haben sich bisher im wesentlichen Schwierigkeiten nicht ergeben; die Bevölkerung ist daran gewöhnt und erblickt im geregelten Besuch des Schulgottesdienstes keinen Gewissenszwang. Religiöse Erziehung ohne Betätigung des Bekenntnisses sei eine Halbheit, der Unterricht werde zur leeren Form, wenn sich nicht die Anleitung zur praktischen Religionsübung anschließt. Dabei konnte er unter Berufung auf die Verfassung die Tatsache konstatieren, daß der Verwaltungsgerichtshof in seinen Entscheidungen die Anleitung zur praktischen Religionsübung als notwendig zur Religionserziehung gehörig betrachtet, und auf die weitere Tatsache, daß selbst der liberale Schulgesetzentwurf von 1867 sich auf den Standpunkt stellte, daß in der Schule nicht bloß Religionsunterricht erteilt, sondern auch das religiössittliche Leben nach Anordnung der kirchlichen Oberbehörden gepflegt werden solle. Es handle sich da um eine das innere kirchliche Leben berührende Frage.

Diesen warmen Ausführungen gegenüber betonten die Liberalen, daß in der Schule der Staat Herr sein müsse, die Forderungen der Kirche stünden da mit der Verfassung im Widerspruch. Das Zentrum konnte und mußte auch hier den Standpunkt des Ministers und sein Vorgehen für korrekt anerkennen, es handle sich in der Tat um eine innerkirchliche Frage, welche nicht von der Regierung oder den politischen Parteien allein zu entscheiden ist, in welcher vielmehr zunächst die kirchlichen Oberbehörden maßgebend erscheinen. Es wurde der Appell erhoben, auch die Andersgläubigen möchten in solchen Fragen die katholische Auffassung achten. Für den Katholiken ist die Religion nicht bloß Sache des Gefühls, sondern eine auf dem Dogma beruhende Glaubensüberzeugung, aus welcher die Pflicht der religiösen Betätigung sich ganz von selbst ergibt. (Forts. f.)

Heimkehr.

Hängt mir die alten Bilder auf,
Die mit mir so tröstlich reden!
Schlagt mir die alten Lieder auf,
Die mit mir weinen und beten.

Ich ward so fremd in der fremden Welt!
Mich faßt ein schweres Bangen,
Mich faßt ein heimliches Frösteln an
Und ein tiefes Heimverlangen.

Zu meinen Toten bin will ich geh'n
Und bitten, daß sie vergeben
Die große, schwere Vergessensschuld —
Und wieder mit ihnen leben.

M. Herbert.

Digitized by Google

Das Ministerium Heemskerk in Holland.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

In Nr. 2 vom 11. Januar der „Allgemeinen Rundschau" schrieben wir nach Schilderung der Lage in den Niederlanden: „Allem Anschein nach wird ein christliches Kabinett ans Ruder kommen. Die Königin hat Dr. Heemskerk, Freund Dr. Kuypers und Führer der Antirevolutionären, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut." Fünfzig Tage hat es gedauert, bis Dr. Heemskerk unsere damalige Nachricht offiziell bestätigte. Nach langen Unterhandlungen hat er ein christliches Kabinett zustande gebracht. Von den neuen Ministern gehören drei der antirevolutionären, drei der katholischen Partei an und drei standen bisher der Politik fern.

Der neue Ministerpräsident ist 54 Jahre alt und Sohn des Ministers Wilhelms III. gleichen Namens. Der Ackerbauminister Talma, ebenfalls Antirevolutionär, ist Theologe; als Prediger wie auch als Redakteur des Arbeiterverbandsblattes „Patrimonium" bekämpfte er besonders die Sozialisten und wurde 1901 gegen den Sozialdemokraten Troelstra in die Zweite Kammer gewählt. Der Kolonialminister Idenburg bekleidete den gleichen Posten im Kabinett Kuyper. Der Finanzminister Dr. Kolkman gründete mit dem unvergeßlichen Dr. Schaepman die katholische Fraktion, deren Vorsitz er jetzt noch führt. Der Justizminister Nelissen, ebenfalls Katholik, war bisher Gerichtsrat am obersten Gericht des Landes. Bevers, der katholische Minister des Waterstaat, trat bisher politisch wenig hervor. Er ist seit 12 Jahren Verwaltungsbeamter und Mitglied der Ersten Kammer. Kriegsminister Sabron gilt als ein tüchtiger Militärtechniker; Vize-Admiral Weuthold, Marineminister unter dem liberalen De Meester, behält diesen Posten unter Heemskerk. Jonkheer R. de Marees van Swinderen endlich, der neue Außenminister, ist ein Diplomat, der seinen Botschafterposten in Washington verläßt, um das Auswärtige Amt zu übernehmen.

Die schwächste der drei „christlichen" Parteien, nämlich die der Christlich-historischen, ist in dem Kabinett Heemskerk nicht vertreten, und dieser Umstand lehrt uns, daß man bei Besprechung eines politischen Ereignisses in den Niederlanden die kirchenpolitische Lage des Kalvinismus nicht ganz aus dem Auge verlieren darf. Das neue Kabinett schwimmt in Kuypersch em Fahrwasser. Was das vom protestantischen Standpunkt aus bedeutet, sagten wir gelegentlich des 70. Geburtstages Dr. Kuypers (Nr. 46 vom 16. Nov. 1907): „Hinsichtlich der äußeren Organisation der Kirche huldigt er dem Grundsatz der möglichsten Dezentralisierung. Die reformierte Kirche solle ‚demokratisch, frei, selbständig in der Lehre, im Kultus und ihren Liebeswerken vollständig organisiert sein'. In diesem Sinne hat Dr. Kuyper jahrelang mit solchem Erfolg gekämpft, daß zahlreiche Gemeinden ‚namentlich auf dem Lande sich dem synodalen Joch entzogen und nur solche Geistliche beriefen', die der Kuypersch en Richtung angehörten." Diese Bestrebungen bekämpfen energisch die Christlich-historischen. Zur Zeit seiner Regierung war es Dr. Kuyper gelungen, einen modus vivendi durchzusetzen und auch die Christlich-historischen mit in seine geschlossene Mehrheit aufzunehmen. Seitheit scheint es mit der Einigkeit nicht mehr so klipp und klapp zu gehen. Bei der Abstimmung über den Kriegsetat, der im Dezember das liberale Kabinett De Meester zu Fall brachte, stimmte z. B. der bekannte Parlamentarier Savornin-Lohmann, Führer der Christlich-historischen, mit den Liberalen. Aus dem Umstande, daß die Fraktion im Ministerium nicht vertreten ist, darf man allerdings nicht ipso facto die Schlußfolgerung ziehen, die Partei Lohmanns werde zur Opposition umschwenken. Jedenfalls wird aber dadurch die Lage Heemskerks nicht erleichtert. Denn, wenn auch die Rechte sich geschlossen um die Minister schart, verfügt sie nur über 49 Mandate, während die Linke davon 51 beansprucht, von denen keines für eine positiv christliche Politik zu haben sein dürfte.

Ueber die Projekte Heemskerks wird momentan im Blätterwalde viel orakelt; aber in Ermangelung offizieller Erklärungen wird man gut daran tun, vorderhand den Gang der Dinge abzuwarten. Immerhin sei aber bereits heute hervorgehoben, daß auch in der ernsten liberalen Presse das neue Kabinett gar nicht allzu abfällig beurteilt wird. Liberale Blätter heben sogar hervor, daß sich Heemskerk als Beigeordneter in Amsterdam recht demokratisch zeigte, und daß man von ihm soziale Reformen erwarten dürfte.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Ungehobene Schätze.

Zu dem Artikel unter dieser Ueberschrift in Nr. 5 (S. 71) bemerkt die „Kölnische Volkszeitung" in ihrer Nr. 98 vom 2. Febr.: „Im neuesten Hefte der „Allg. Rundschau" (Nr. 5) gibt der Redakteur der „Bücherwelt", Hermann Herz in Bonn, unter obiger Marke eine beachtenswerte Anregung, der auch viele Geistliche und Laien aus unserem Leserkreise in der einen oder anderen Weise ihre Teilnahme zuwenden werden." Nach einer Wiedergabe der Hauptgedanken des Herzschen Artikels schließt die „Kölnische Volkszeitung": „Diese Anregungen verdienen, in weiteren Kreisen beachtet, besprochen und verwirklicht zu werden. Man braucht die Ausleihbücher der Volksbibliotheken nur zu überfliegen, in Kasernen nur zu beobachten, wie die Soldaten eines jeden bedruckten Stückchens Papier habhaft zu werden suchen und wie eifrig sie die Anzeigen einer Zeitung durchlesen, und man erkennt, wie groß das Lesebedürfnis, nein der Lesehunger des gemeinen Mannes ist. Gerade solche Schriften, wie sie der Schreiber des Artikels in der „Allg. Rundschau" anstrebt, würden nicht nur gelesen werden, sondern müßten für die Zwecke einer gesunden, veredelnden Volksbildung unbeschreiblichen Nutzen stiften."

Felduniform.

Von einem Offizier.

Der Herausgeber dieser Wochenschrift kann es mir bestätigen, daß ich seit einem Jahrzehnt gegen unsere bunten Uniformen kämpfe. Ich gehörte zu den ersten, die dies wagten. Wenn ich es in Kameradenkreisen tat, wurde ich als militärischer Ketzer angesehen und danach behandelt. Manche Vorurteile wurzeln eben sehr tief, besonders wenn die Eitelkeit mit ihnen verbunden ist. Allmählich hatte ich aber doch Erfolg. Zunächst befolgte man meinen Vorschlag, die weißen Handschuhe im Felddienst durch braune zu ersetzen. Besonders energisch wandte ich mich gegen die hohen Stiefel. Sie sollen jetzt durch Schnürschuhe und Gamaschen aus gebräuntem Leder ersetzt werden. Die neue Felduniform für die Infanterie ist grau, mit einem Stich ins Bräunliche, bei den Jägern grünlich. Alles Bunte und Glitzernde, wie Achselklappen, Aufschläge, silberne Achselstücke, blinkende Knöpfe, fällt fort. Die silberne Feldbinde der Offiziere wird durch einen braunen ledernen Gürtel ersetzt. Der Rock hat einen Umlegkragen, und statt der steifen Halsbinde trägt man fortan ein graues Halstuch. Alles vortrefflich!

Aber der Helm bleibt! Was wäre der preußische Soldat auch ohne Pickelhaube! Da zeigt sich das Beharrungsvermögen wieder von seiner schädlichsten Seite. Nichts hindert den Schützen beim Schießen im Liegen — und es wird fast ausschließlich nur noch in dieser Stellung geschossen — mehr als der Helm. Der harte Rand stößt ihm in den Nacken, der Helm rutscht über die Augen. Da legt ihn der Soldat beiseite, und ohne Augenschutz gegen Sonne oder Wind knallt er drauf los. Der Helm hat sich keineswegs, wie behauptet wird, in allen Feldzügen bewährt. Man frage die Patrouillengänger! Im Walde ist er mit seiner Spitze so hinderlich wie nur möglich. Stets stößt man gegen die Aeste. Und der gewöhnliche Helmüberzug ist schauderhaft unpraktisch, denn er macht die Lederkappe zu der gefürchteten Dunstkiepe, auf deren Konto nach militärärztlichen Feststellungen 90 Prozent aller Hitzschläge zurückzuführen sind. Wenn man den Helm nicht abschafft, bleibt auch diese Bekleidungsreform eine Halbheit.

Und bei der Kavallerie soll überhaupt alles beim alten bleiben! Das verstehe, wer will. Eine Kürassierpatrouille ist durch ein scharfes Glas gegen einen dunklen Hintergrund auf 15 Kilometer erkennbar. Sie erfüllt den Zweck der Aufklärung vollkommen. Aber nur für den Gegner. Mit Husaren, Ulanen und Dragonern ist es nicht anders. Trotzdem soll alles beim alten bleiben. Ach ja, die vielgeliebte Buntheit! Ob ein Regiment mit Schnürrock und Pelzmütze attackiert oder in schlichter Gewandung, bleibt sich wohl gleich; die Hauptsache ist, daß der Feind geworfen wird. Den Japanern wurden schon die roten Beinkleider ihrer Reiter verhängnisvoll; sie schafften schleunigst Ueberzüge von unscheinbarer Farbe an. Sollen wir auch erst durch die Not klug werden? Dann müßte an unseren Kavallerieuniformen eben fast alles geändert werden, und das ist im Felde schwer möglich.

Digitized by Google

Vier Urteile.

Ein Beitrag zum Kapitel: Schutz der öffentlichen Sittlichkeit.

In einem offenen Laden an der Schützenstraße in München waren Bücher ausgestellt, deren Titel zu erkennen gaben, daß sie geschlechtliche Dinge behandelten (Kleiner Familienfreund oder Ehe ohne Kinder; Geschlechtsleben des Menschen; des Weibes Blüte und Frucht, Liebe und Liebesglück usw.). Neben diesen Büchern befanden sich in den Schaufenstern und Auslagekästen noch sogenannte Aktphotographien und zwei Rötelzeichnungen, die nackte Frauen darstellten. In dem Schaufenster eines offenen Ladens an der Bayerstraße in München war eine Reihe von Büchern ausgestellt, die, wie sich aus ihren Titeln und Umschlagzeichnungen ergab, sadistischen und masochistischen Inhalt hatten (Sklavenliebe; unter der Peitsche Donna Isabellas; ein Sadist im Priesterrock; die Venuspeitsche usw.).

Das Schöffengericht München I verurteilte die Inhaber der beiden Läden wegen groben Unfugs. In der Begründung des Urteils war ausgeführt:

„Es braucht nicht geprüft zu werden, ob die von den Angeklagten ausgestellten Bücher und Bilder im Sinne des Strafgesetzbuchs unzüchtig sind. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß sie sich in unverhohlener und aufdringlicher Weise auf geschlechtliche Dinge beziehen und daß durch deren Ausstellung auf die Lüsternheit unreifer und ungebildeter Menschen ein Anreiz geübt werden sollte. Das genügt, um den Tatbestand einer Uebertretung des groben Unfugs festzustellen. Sitte und Anstand verlangen, daß in geschlechtlichen Dingen Zurückhaltung geübt, daß nicht ohne Scham und Scheu damit vor die breite Oeffentlichkeit getreten wird. Die Verletzung dieses Gebotes ist geeignet, bei allen anständig denkenden und fühlenden Menschen Aergernis zu erregen. Weitaus die größte Mehrzahl der Bevölkerung fühlt es als eine Verletzung ihres sittlichen Empfindens, wenn sie nackte Darstellungen und Abhandlungen über geschlechtliche Dinge zum Zweck der Anreizung der Lüsternheit öffentlich ausgestellt sehen muß. Dieses Empfinden hat Anspruch auf Schutz. Seine grobe Verletzung gibt Anlaß zu allgemeinem Aergernis. Der Angeklagte T. hat zwar behauptet, die von ihm ausgestellten Bilder und Aktphotographien seien künstlerisch wertvoll. Das Gericht hatte keinen Beweis darüber erhoben. Auch wenn bestätigt würde, daß die Zeichnungen technische Fertigkeit ausweisen, so daß möglicherweise Künstler, die ihr Augenmerk hierauf richten, den Gegenstand der Darstellung bis zu einem gewissen Grade unbeachtet lassen und in ihrem sittlichen Empfinden nicht gekränkt werden, so kommt in Betracht, daß die große Mehrzahl der Beschauer die Bilder nach dieser Richtung zu prüfen nicht in der Lage ist und demgemäß von dem Gegenstand der Darstellung nicht abgelenkt wird. Noch mehr muß das von den Photographien gelten. Daß die Gegend des Geschlechtsteiles mit schmalen Papierstreifen überklebt war, machte die Sache nur schlimmer, indem gerade dadurch auf das geschlechtliche Gebiet hingewiesen und die Neugierde unreifer Personen angestachelt wurde. Die vom Angeklagten Sch. ausgestellten Bücher behandeln Sadismus und Masochismus, also widernatürliche Auswüchse des Geschlechtslebens. Das ergibt sich aus ihren Titeln teils mit unabweislicher, teils mit einer jedenfalls dem erfahrenen Buchhändler nicht entgehenden Deutlichkeit. Wenn auch zu berücksichtigen ist, daß diese Begriffe nicht in sehr weiten Kreisen bekannt sind und daß demgemäß viele Beschauer die Titel der Bücher ohne Verständnis lesen, so ist doch damit zu rechnen, daß immerhin viele Personen diese Begriffe kennen und durch deren rücksichtslose Behandlung vor der Oeffentlichkeit sich in ihrem sittlichen Empfinden verletzt fühlen. Das auf diese Weise erregte Aergernis ergreift so weite Kreise, daß von einer erheblichen Belästigung der Oeffentlichkeit gesprochen werden muß und daß demgemäß der Tatbestand des groben Unfugs auch hier erfüllt ist."

Das Landgericht München I hob das schöffengerichtliche Urteil auf und sprach die beiden Angeklagten frei. Aus der Begründung des Urteils sind folgende Stellen hervorzuheben: „Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, daß die Schriften, Darstellungen und Abbildungen, welche T. ausgestellt hatte, wohl geeignet sind, die Lüsternheit unreifer und ungebildeter Menschen zu erregen. Dem angefochtenen Urteile ist auch völlig zuzustimmen, wenn es ausführt, daß Sitte und Anstand verlangen, in geschlechtlichen Dingen Zurückhaltung zu üben und verbieten, solche Dinge den lüsternen Augen Ungebildeter öffentlich vorzuführen. Mit Recht führt auch das angefochtene Urteil aus, daß weitaus der größte Teil der Bevölkerung es als eine Verletzung seines sittlichen Empfindens erachtet, wenn zum Zwecke der Anreizung der Lüsternheit Abhandlungen über geschlechtliche Dinge und Darstellungen des nackten menschlichen, besonders des weiblichen Körpers öffentlich ausgestellt werden. Die öffentliche Ausstellung einer großen Zahl sadistischer und masochistischer Werke erregt auch zweifellos den Unwillen und verletzt sicherlich das sittliche Empfinden desjenigen Teils des anständigen Publikums, dem Sadismus und Masochismus bekannte Begriffe sind. Das Berufungsgericht ist daher der Anschauung, daß die Art und Weise, wie die beiden Angeklagten ihre Ladenauslagen ausgestaltet haben, einen Unfug darstellt, von dem sich ein anständiger Buchhändler freihalten sollte. Dagegen ist das Gericht, im Gegensatz zum Schöffengericht, der Meinung, daß die geschilderte Handlungsweise der Angeklagten den Tatbestand einer Uebertretung des groben Unfugs nach § 360 Nr. 11 des StGB nicht erfüllt, da im gegebenen Falle die gesetzlichen Voraussetzungen dieser Uebertretung nicht nachgewiesen sind. Der Begriff des groben Unfugs im Sinne dieser Gesetzesstelle setzt voraus eine grobe ungebührliche Handlung, durch welche das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit belästigt oder gefährdet wird, und zwar dergestalt, daß in dieser Belästigung oder Gefährdung zugleich eine Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung zur Erscheinung kommt."

Auf die Revision des Staatsanwalts hob das Oberste Landesgericht in seinem Urteile vom 2. November 1907 das Urteil des Landgerichts auf[1]) und verwies die Sache zu neuer Verhandlung an das Landgericht zurück. Dieses oberstrichterliche Erkenntnis, das berufen ist, der Rechtsprechung auf diesem Gebiete die Bahn zu weisen, besagt im wesentlichen: „Als Verübung groben Unfugs im Sinne des § 360 Nr. 11 des StGB stellt sich jede Handlung dar, durch die das Publikum in seiner unbestimmten Allgemeinheit unmittelbar in grob ungebührlicher Weise belästigt oder gefährdet wird oder werden kann, und zwar dergestalt, daß hierin zugleich eine Verletzung oder Gefährdung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung zur Erscheinung kommt. Das Berufungsgericht ist bei der Würdigung der Sache von dieser Rechtsauffassung ausgegangen: die Begründung seines Urteils läßt jedoch erkennen, daß die Annahme, es liege in der Handlung der Angeklagten keine Verletzung des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung, auf einer unrichtigen Auslegung dieses Begriffsmerkmals beruht. Die Strafkammer hätte ohne Rechtsirrtum das Vorhandensein dieser Merkmale verneinen können, wenn der Begriff des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung beschränkt wäre auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit. Ein Angriff auf den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung liegt aber nicht bloß dann vor, wenn die Handlung des Täters sich als Angriff auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit darstellt, sondern auch dann, wenn der sittliche Anstand auf der Straße, der öffentliche Anstand, durch sie verletzt oder gefährdet ist. Die Strafkammer durfte das Vorhandensein einer Verletzung oder Gefährdung des öffentlichen Anstandes und damit des äußeren Bestandes der öffentlichen Ordnung nicht schon deshalb verneinen, weil die die Darstellungen besichtigenden Passanten dem Gefühl der Kränkung ihres sittlichen Empfindens nicht äußeren Ausdruck gegeben haben. Auf diesem Rechtsirrtum beruht die angefochtene Entscheidung."

In der neuerlichen Verhandlung des Landgerichts wurden die Berufungen der Angeklagten verworfen und das Urteil des Schöffengerichts bestätigt. In der vorigen Woche wurde auch ein Ladeninhaber in der Liebfrauenpassage (Stefan) verurteilt.

[1]) Die Strafkammer des Landgerichts München I hat mittlerweile auch vom Reichsgericht, und zwar in zwei Fällen, Korrekturen erfahren, welche den betreffenden Richtern denn doch den Wunsch nahelegen sollten, baldmöglichst an eine Zivilkammer versetzt zu werden, denn das Ansehen der Justiz leidet gewaltig unter solchen Fehlschlägen. Das Reichsgericht hat sowohl das freisprechende Urteil in Sachen der „Budapester Zotenkompagnie" im Hotel Trefler (Fall Schweinburg), das in Nr. 43 der „Allgem. Rundschau" 1907 (S. 607) scharf gegeißelt wurde, als auch das freisprechende Urteil in Sachen des „Sekt" (Laue) aufgehoben. In beiden Fällen ist entschieden, daß die Strafkammer den Begriff des Unzüchtigen völlig verkannt habe. Im ersten Falle entschuldigte die Strafkammer die grob unzüchtigen Verse mit dem „Volkswitz", eine Auffassung, die vom Reichsgericht als leichtfertig gekennzeichnet wird. Die freigegebenen „Schweinburg"-Verse sind inzwischen bereits eingezogen. An solch schwankender Rechtsprechung muß das Volk irre werden.

Digitized by Google

Winterstürme.

Der Sturm fuhr zur Nachtzeit das Tal hindurch
Mit wildem Johlen und Singen;
Er stahl von den Fluren das Winterkleid
Und scheuchte das Scheltenklingen.

Das Eis im Teiche zerrann im nu,
Die Wälder stöhnten im Schlummer.
Naßfeuchte Felder und nacktes Geäst,
Akkuderakk Leid und Kummer . . .

Der Sturm schlief ein; es wirbelten weich
Mit lautlosem Falle die Flocken
Und hüllten die Täle in warmes Gewand
Beim Klange der Morgenglocken . . .

Beim Brausen des Sturmes erbebte mein Herz,
Als wären Saiten zersprungen;
Es kam das Leid mit wühlender Wucht,
Die Qual war ins Herz mir gedrungen . . .

Den lichtlosen Stunden der Sturmesnacht
Folgt sachte ein kindernder Morgen;
Da schwanden die Leiden; mit sanfter Ruh
Umhüllte der Frieden die Sorgen . . .

Hans Gesold.

Das Verhältnis des Reiches zur Schule.

Von

F. Weigl.

Neuerdings wird in Kreisen des Deutschen Lehrervereins wieder viel Propaganda für reichsgesetzliche Regelung des Schulwesens gemacht. Demgegenüber hat der Katholische Bezirkslehrerverein München nach einem umfassenden Referat den Satz aufgestellt: „Die Forderung eines Reichsschulgesetzes ist aus staatsrechtlichen und pädagogischen Erwägungen, für den konservativen Schulmann auch aus schulpolitischen Gründen abzulehnen." Die Begründung aus der Geschichte der Forderung und aus den verfassungsmäßigen Grundlagen muß der Fachpresse zugewiesen werden; sie findet sich in Nr. 7 ff. der „Katholischen Schulzeitung" von Auer.

Als sehr wünschenswert wurde im Gegensatz zur reichsgesetzlichen Regelung des Schulwesens die Errichtung eines Reichserziehungsamtes beim Reichsamt des Innern bezeichnet. Seine Aufgabe soll sein: „a) jährliche zusammenfassende Darstellung und genaue statistische Bearbeitung der Tätigkeit auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens in allen deutschen Bundesstaaten und vergleichende Gegenüberstellung mit dem Ausland; b) Ausnützung des gewonnenen Materials für Sparten, wie Medizinalpolizei, bürgerliches und Strafrecht, Handels- und Gewerbegesetzgebung, die der Regelung durch das Reich schon unterliegen." Wer einmal versucht hat, eine schulorganisatorische Frage mit wissenschaftlicher Exaktheit unter Zugrundelegung guten statistischen Materials zu bearbeiten, wird die Berechtigung dieses Wunsches anerkennen. Es sind auch bereits analoge Fälle geschaffen durch Aufnahme eines „Beirates für Arbeiterstatistik" im Statistischen Amt, sowie durch Einrichtung des Reichsgesundheitsamtes innerhalb des Reichsamts des Innern.

Für die indirekte gesetzgeberische Wirkung sei nur ein Beispiel angeführt. Seit Jahren wird darauf hingewiesen, wie notwendig die Ergänzung des Kinderschutzgesetzes nach der Seite des sittlichen Kinderschutzes ist, wie die Jugend vor all dem Schlamm und Schmutz in Wort und Bild, der auf allen Gassen und Plätzen, auf dem Schulweg und in der Nähe von Spielplätzen auf die Kleinsten schon eindringt, bewahrt werden müßte. Die Kompetenzen zur Behebung dieses Uebelstandes liegen beim Reiche, bei der Reichsgesetzgebung. Wäre nun nicht zu hoffen, daß ein offizielles Amt, das sich um Erziehungsfragen zunächst zu kümmern hat, bei der heutigen Uebereinstimmung aller Pädagogen und ernsten Männer des Volkes in der Erbitterung über die Jugendverführung die Grundlagen geben würde für eine endliche Regelung dieser Sache von Reichs wegen?

Will der Deutsche Lehrerverein in diesem Sinne Erziehungsfragen in die Kompetenz des Reiches rücken, so findet er gewiß auch die Unterstützung konservativer Schulpolitiker; mit der Forderung eines Reichsschulgesetzes jedoch reist er ins Land der Utopien.

Die Gemälde der Boehle-Ausstellung.

im Städelschen Institut Frankfurt a. M.

Von

Wilhelm Haenlein, Hochheim a. M.

„Ein neuer Heiland der Kunst ist uns erstanden!" Nach dem großen Furore erwartete ich etwas Großes, angesichts dessen man nicht wagt, auch nur bescheidene Einwände zu erheben. Etwa ein Erlebnis, an das ich heute noch mit großer Freude denke: die erste größere Böcklin-Ausstellung, die ich vor 7 oder 8 Jahren in Dresden sehen konnte.

Was sollen jene maßlosen Verhimmelungen? Zunächst schaden sie dem Künstler in zweierlei Hinsicht. Er kommt sich vor, als sei er tatsächlich ein Halbgott, wenn nicht ein ganzer, wie mir ein Frankfurter Kunstmäcen glaubhaft machen wollte. Auch hetzt der Panegyriker kritische Menschen auf die Fehler, die man dann gerne übertreibt.

Ich sage: Boehle ist ein Künstler mit vornehmen Talenten. Suchet einen Zweiten, der solch wundersame Farben herausbringt wie er an seinem Ritter, der seinen gezäumten Schimmel führt. Ueberhaupt seine Schimmel! Es ist zwar eine etwas große Familie, die er uns präsentiert, aber man nimmt sie gerne öfter entgegen, weil sie so schön sind. Welch eminentes Können liegt in der Herausarbeitung der Rüstung des Reitersmannes; welch brillante Tonung der Zügel und des Sattelzeuges!

Aber warum hat der Ritter ein so nichtssagendes Gesicht? Vielleicht weil Boehle keine Köpfe malen kann? O nein, denn das beweist er in dem faszinierenden Porträt „Bauernsohn in Schwarzwaldtracht". Und warum hat der Ritter eine Proletenfaust, die dem Bild direkt schadet? Man verstehe mich recht! Ich liebe keine „weißen Lilienfinger", aber ich weiß eine schöne deutsche Männerfaust zu schätzen.

Ich frage: Warum bei fast allen Bildern die Mißachtung der Hände und Füße? Ich sehe bei einem Bilde nicht auf Dinge, die nach der heutigen Malkunst nebensächlich sein sollen, solange sie nicht störend im Bilde stehen. Aber die Boehleschen Hände und Füße erinnern doch sehr stark an die Wunder, die man an den Oelbildern der Schaubuden auf Jahrmärkten und Messen erleben kann.

Boehle will echt, wahr, ursprünglich sein; das war er. Frühere Bilder zeigen es, manche neuere auch heute noch. Aber bei den meisten, die zweifelsohne in den letzten Jahren entstanden sind, ist Boehle gesucht rauh, ja roh. Da ist nichts naiv Naturgewachsenes mehr; das ist Manier.

Welche Meisterschaft zeigt der junge Männerkopf 1894; und warum dann diese gewollte Einfachheit bei dem Porträt Perron (zweifelsohne aus der letzten Zeit), das nur deshalb einen Rückgang zu verzeichnen hat, weil es gesucht und nicht natürlich ist.

Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, ist Boehle ein Schwarzwälder Bauernsohn. Die drei Porträts, vielleicht Vater, Mutter und Bruder, atmen auch noch reine Waldluft. Der erwähnte Kopf aus 1894 ist anzuschließen. Mag sein, daß er in den Sachsenhauser Apfelweinkneipen wohl der Natur nachgespürt hat, aber dabei seine edlen vornehmen Schwarzwälder Bauern vergaß und nicht auf die Kosten kam. Und doch ist sein Interieur Sachsenhauser Apfelweinstube ein im Licht und in der Farbe meisterhaftes Stück, wenn ich ihm schon des Stoffes wegen Ewigkeitswert auch nicht zusprechen kann, wie man es anderwärts beliebte.

Wunderschöne Bilder sind noch St. Martin mit prachtvoller Winterstimmung und der Ritter auf dem Schimmel mit der wehenden Fahne, und dann Ritter zu Pferd in heitere Taunuslandschaft reitend. Im Vordergrund Weib, Kind und Greis. Das Weib, eine schöne deutsche Frau, ist dem Gaul zu dicht an die Hinterbeine geraten, aber wenn man von dem häßlichen Kinde absieht, gehört wohl das Bild mit zu den besten.

Kinder kann Boehle nicht malen. Ich erinnere nur an die beiden Engelein, die der Muttergottes den Mantel halten, um den vier Ständen Platz zu geben. Das Bild hat im Hintergrund das Lahntal; es hat große Qualitäten, allerdings nicht nach der religiösen Seite, aber auch merkwürdig starke Oberflächlichkeiten. Es hängen viele halbfertige Bilder in der Ausstellung. Zum Beispiel ein geradezu stümperhaftes Werk: Einsiedler mit dem Hirsch. Boehle hat doch gezeigt, daß er etwas Großes leisten kann, wenn er nur will. Warum hängt er dann ein Bild wie Eva, Adam und Kind auf? Und notabene hat die Stammutter einen Spinnrocken zur Seite. Es ist höchste Zeit, daß sie sich ein Kleid webt, um ihren schwammigen Körper zu bedecken. Die drei Menschen sind splitternackt; nicht einzusehen ist dann, warum und wofür Eva spinnt?

Man beliebte Boehle mit dem angeblich ganz großen Max Liebermann in einem Atemzuge zu nennen. Nun wohl: Liebermann zitierte einmal gelegentlich einer Empfehlung von Eduard Grisebach. Es war in der „Neuen Rundschau" 1906, 6. Heft S. 219. Da stand zu lesen: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun. Darin besteht das

Digitized by Google

eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt."

Max Liebermann macht sich diesen Satz zu eigen (wer lacht da!). Ich stelle Böhle weit, weit über Liebermann. Das hat er mir mit einigen Bildern gezeigt, aber Boehle muß arbeiten und malen, seine Kunst als hehre und hohe Gabe achten und lieben, damit der Satz des alten Schiller, von einem Modernen sanktioniert, auch wahr wird. Ueber Boehles Stellung zur religiösen Malerei sage ich vielleicht ein andermal etwas, wenn ich seine Radierungen gesehen habe, die leider verschlossen waren.

‚Studienassessor' und ‚Studienreferendar'?

Von

J. Elmar.

Die norddeutschen Philologen- (Oberlehrer) Vereine haben seit Jahren ihre Wünsche formuliert und auch jüngst wieder durch ihre Vertreter unter dem Vorsitze des Gymnasialdirektors Dr. Mertens-Brühl ihre „Thesen von 1904" erneuert und ergänzt.

An der Spitze steht die alte Forderung nach Gleichstellung mit den Richtern. Die lang ersehnte Gehaltsvorlage wird diese ja wohl endlich bringen (wenigstens von der 2. Gehaltsstufe an) und so „die alte Ehrenschuld" (Fürst Bülow) begleichen.

Auch die übrigen Thesen verdienen zum Teil allseitige Zustimmung, so die Forderung, daß die 1. Hälfte der Oberlehrer den Professortitel erhält und die älteren Direktoren den Titel „Geheimer Regierungsrat", wie die Landgerichtsdirektoren den Titel „Geheimer Justizrat".

Berechtigt ist gewiß auch der Wunsch, daß die Vorsitzenden der Provinzial-Schulkollegien aus den Provinzial-Schulräten hervorgehen und nicht immer Juristen die Verfügungen über Fragen des höheren Schulwesens zu unterzeichnen haben.

Was aber weiten Kreisen nicht gefallen wird, ist der neue Vorschlag, den Kandidaten die Amtsbezeichnung Referendar und Assessor zu geben mit oder ohne den Zusatz „Studien-". Erscheint das nicht als Bettelei bei den Juristen? Was hat denn der Kandidat zu „referieren" und „beizusitzen"? Solche Titel wären inhaltsleere Bezeichnungen, die nur den neidischen Blick nach der Stellung eines anderen Berufes erkennen lassen und den Lehrer noch mehr zum steifen Bureaukraten und Beamten anstatt zum lebenspendenden Erzieher stempeln.

Wahr ist, daß der Titel Oberlehrer durch Verleihung desselben an nichtakademische Lehrer (Seminarlehrer usw.) an Ansehen verloren hat. Man sollte dann aber lieber davon ausgehen, daß es seit Jahrhunderten Gebrauch ist, die Gymnasiallehrer „Professor" zu nennen; sogar Kandidaten werden von den Schülern gewöhnlich „Herr Professor" angeredet. Darum könnte man die eigentlichen philologisch gebildeten Oberlehrer alle Professoren nennen (Gymnasialprofessor, Realgymnasialprofessor usw.) und der ersten Hälfte den Titel „Schulrat" geben. Das paßt geradeso gut wie bei Richtern der Titel Gerichtsrat. Die „Regierungs-Schulräte" sind noch genügend von ihnen unterschieden. Auch die Kollegen, welche Kreisschulinspektoren werden, erhalten ja den Titel Schulrat.

Die Kandidaten könnten dann „Professurkandidat" und die Hilfslehrer „Hilfsprofessor" heißen. So hätten alle eine gemeinsame Grundbezeichnung erhalten.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Sektion für Altertumskunde.

Die Wissenschaft vom klassischen Altertum ist in den letzten Jahrzehnten auf den alten, soliden Fundamenten, verstärkt durch die neuen Erkenntnisse aus monumentalen, epigraphischen, handschriftlichen Quellen, fast gänzlich neu aufgebaut worden, sodass sie heute mitten im modernsten Wissenschaftsbetriebe steht. Sie hat eine noch erhöhte Bedeutung erlangt, seitdem die orientalische Philologie und Altertumskunde sich zu grosser Selbständigkeit entwickelt und der älteren Schwesterwissenschaft zu gemeinsamer Arbeit die Hand gereicht hat. Die Wissenschaft vom ältesten Orient zumal hat auch für die Allgemeinheit ein grösseres Interesse gewonnen, nachdem durch die Babel-Bibel-Erörterung die Probleme der religionswissenschaftlichen Forschung in weiteren Kreisen Beachtung gefunden haben. Die allgemeinen kulturgeschichtlichen Fragen haben sich mit religionsgeschichtlichen Versuchen verquickt, deren moderne Behandlung vielfach destruktiven Tendenzen dient, weil die Nichtbeachtung der christlichen Grundwahrheiten einer ungebundenen Phantasie freien Spielraum lässt.

Es war danach Pflicht der Görres-Gesellschaft, im katholischen Deutschland das Interesse für die Aufgaben der Altertumskunde im weitesten Umfange zu wecken und zu fördern, die vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte zu sammeln und die Forscher in ihren Arbeiten zu unterstützen. Diesem Zwecke dient die auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Bonn (Sept. 1906) begründete, auf der Generalversammlung in Paderborn (Sept. 1907) organisch ausgebaute „Sektion für Altertumskunde", deren Vorstandschaft gebildet wird von den Herren Univ.-Prof. Prälat Dr. J. P. Kirsch-Freiburg, Schweiz als Präsidenten, Univ.-Prof. Dr. E. Drerup-München als Vizepräsidenten, Univ.-Prof. Dr. E. Lindl-München als Schriftführer.

Ihre erste Aufgabe erkannte die neugegründete Sektion in der Herausgabe eines eigenen Publikationsorgans, der „Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums" (im Verlage von Ferdinand Schöningh-Paderborn), die im Auftrage und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben werden von den Universitätsprofessoren Dr. E. Drerup-München (für das klassische Altertum), Dr. H. Grimme-Freiburg, Schweiz (für den alten Orient), Dr. J. P. Kirsch-Freiburg, Schweiz (für das christliche Altertum). Die „Studien" erscheinen in jährlich 4—6 Heften von 4—8 Bogen oder entsprechenden Doppelheften, im Gesamtumfange von jährlich ca. 30 Bogen. Jedes Heft enthält eine abgeschlossene Arbeit und ist einzeln käuflich. Die „Studien" sollen in erster Linie dem Zwecke dienen, einen Sammelpunkt für die katholischen Altertumsforscher zu bilden. Darum sind namentlich auch jüngere Gelehrte hiermit zur Mitarbeit eingeladen.

Inhalt und Ziel der „Studien" werden am besten verdeutlicht durch eine Uebersicht über die bisher erschienenen und zur Veröffentlichung vorbereiteten Hefte. Im ersten Jahrgang (1907) sind erschienen:

Heft 1: Hubert Grimme, Prof. a. d. Univ. Freiburg, Schweiz: Das israelitische Pfingstfest und der Plejadenkult. 132 S. mit 3 Tafeln. Preis M 3.60.

Heft 2: Theodor Anton Abele, Dr. phil. in Strassburg, Els.: Der Senat unter Augustus. VIII, 78 S. Preis M 2.40.

Heft 3/4: Henri Francotte, prof. à l'université de Liège: La Polis grecque. Recherches sur l'organisation des cités, des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne. VIII, 252 S. Preis M 6.60.

Heft 5: Hans Weber, Dr. phil. in München: Attisches Prozessrecht in den attischen Seebundsstaaten. Ein Beitrag zur Geschichte des gemeingriechischen Rechts. 66 S. Preis M 2.—.

Für den zweiten Jahrgang (1908) sind u. a. vorgesehen:

Heft 1 (im Druck): Engelbert Drerup, Prof. an der Univ. München: Ps.-Herodes *Περὶ Πολιτείας*. Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Chr.

Heft 2 (im Druck): P. Simon Landersdorfer, Dr. phil. in Kloster Scheyern (Bayern): Altbabylonische Privatbriefe.

Edgar Martini, Prof. a. d. Univ. Leipzig: Zur indirekten Ueberlieferung des Laertios Diogenes.

Ernest Lindl, Prof. a. d. Univ. München: Beiträge zur altbabylonischen Kulturgeschichte.

Joh. Pet. Kirsch, Prof. a. d. Univ. Freiburg, Schweiz: Die hl. Cäcilia in der römischen Kirche des Altertums.

Ausserdem haben ihre Mitarbeit für die folgenden Hefte, z. T. bereits unter Zusage bestimmter Arbeiten, in sichere Aussicht gestellt u. a. die Herren: Dr. Anton Baumstark in Sasbach, Univ.-Prof. Dr. Ad. Dyroff in Bonn, Gymn.-Prof. Dr. Jos. Fürst in Riedlingen (Württemberg), Univ.-Prof. Dr. Joh. Hehn in Würzburg, Privatdozent Dr. Jos. Hell in München, Dr. Herm. J. Heyes in Bonn, Dr. Alfr. Hoffmann in Neisse, Schles., Dr. C. M. Kaufmann in Frankfurt a. M. Gymn.-Prof. Dr. Bern. Krieg in Rottweil a. N., Univ.-Prof. Dr. Joh. Nickel in Breslau, Univ.-Prof. Dr. Alph. Roersch in Gent, P. V. Scheil, prof. à l'École des Hautes-Études in Paris, Dr. theol. P. Nivard Schlögl, O. Cist., Stift Heiligenkreuz bei Wien, Univ.-Prof. Dr. J. P. Waltzing in Lüttich, Univ.-Prof. Dr. C. Weyman in München, Msgr. Dr. Jos. Wilpert in Rom.

Mit der Herausgabe der „Studien" sind die Aufgaben der Sektion für Altertumskunde nicht erschöpft. Die jährlichen Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft sollen die Mitglieder der Sektion zu belehrenden und anregenden Sitzungen vereinigen, in denen neue Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung vorgelegt und aktuelle Fragen aus dem Gesamtgebiete der Altertumskunde besprochen werden. Mit allem Eifer wird die Sektion für die Verwirklichung des auf der Paderborner Generalversammlung erörterten Projektes eintreten, in Jerusalem ein Institut für orientalische Studien zu begründen. Der Vorstand der Görres-Gesellschaft hat für die vorbereitenden Schritte bereits eine Kommission unter dem Vorsitz des Präsidenten der Sektion, Prof. Dr. Kirsch, eingesetzt. Hiernach wird ferner auch die Subventionierung grösserer wissenschaftlicher Publikationen, die Verleihung von Reisestipendien für besondere Aufgaben der Altertumskunde und dergl. ins Auge gefasst werden können.

Die gedeihliche Entwicklung der Sektion und ihrer Unternehmungen ist jedoch wesentlich abhängig von der Gewinnung neuer Mitglieder der Görres-Gesellschaft. Darum ergeht an alle Freunde der gesamten Altertumskunde unter den Katholiken deutscher Zunge die dringende Bitte, sich als Mitglieder der Görres-Gesellschaft anzuschliesen. Vor allem in den Kreisen der Gymnasialprofessoren und des Klerus, dessen Sympathien der Gründung des orientalischen Instituts in Jerusalem gehören dürften, hoffen wir Verständnis für unsere Bestrebungen zu finden. Wir bitten die neu eintretenden Mitglieder, ihre Anmeldung zur Görres-Gesellschaft zu vollziehen an Herrn Generalsekretär Dr. H. Cardauns-Bonn, Arndtstr. 10. Die an den Arbeiten der Sektion

Digitized by Google

interessierten Mitglieder wollen sich zugleich als Teilnehmer der Sektion bei einem der unterzeichneten Vorstands- und Redaktionsmitglieder melden. Der Jahresbeitrag der Görres-Gesellschaft beträgt 10 Mk., wofür der Jahresbericht mit dem ausführlichen Berichte über die Generalversammlung und drei Vereinsschriften in allgemein verständlicher Form den Mitgliedern geliefert werden.

Der Erfolg krönt das Werk! Wir hoffen, dass wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben müssen. Die Opferwilligkeit der deutschen Katholiken wird gewiss auch für die grossen Aufgaben der Wissenschaft nicht versagen.

Prof. Dr. J. P. Kirsch, Freiburg, Schweiz.
Prof. Dr. E. Drerup, München, Kaiserstr. 33 I.
Prof. Dr. H. Grimme, Freiburg, Schweiz.
Prof. Dr. E. Lindl, München, Theresienstr. 39 I.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Marokko!

Der General Damade
Der drahtet nach Paris:
Nach der letzten Kanonade
Ist uns der Sieg gewiß.

Der Feind ließ auf dem Schlachtfeld
Als Tote Hundertvier,
Er gab darauf das Fersgeld —
Gesund sind alle wir.

Der Feind, das ist kein Zweifel,
Benimmt sich furchtbar frech,
Er wütet wie die Teufel —
Nimmt man ihm etwas weg.

Er weidet seine Schafe
Vor unserm Angesicht,
Und so was fordert Strafe
Und die Revanche nicht?

So kostbare Kamele
Hat er und Rind und Roß'
Und da soll, meiner Seele,
Zusehen der Franzos!

Von Makkaresch bis zur Loire
Ertönen die Vivats schon:
Es lebe die neue Gloire
Der Großen Nation.

Ridens.

Vom Auto.

Es wird gar mannigmal ein harmloser Passant
Von einem rasendschnellen Auto überrannt;
Ob solcher Rücksichtslosigkeit ist man empört:
Der Autler Treiben sei nachgerade unerhört!

Ehrfürchtiger Schauer doch durchzieht des Volks Gemüt,
Wenn in dem Auto sitzt ein Prinz gar von Geblüt;
Der schlichte Mann erstirbt in tiefster Devotion,
Erreicht er lebend nur die Unfallstation.

Dr. Weer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater wurden zum Gedächtnis von Richard Wagners fünfundzwanzigjährigem Todestage am Vorabend „Die Meistersinger" gegeben, eine Aufführung, deren bekannte Besetzung zu neuerlichen Besprechungen keinen Anlaß bietet. Am 13. Februar selbst, für welchen die meisten großen Bühnen des Meisters persönlichste Schöpfung „Tristan und Isolde" angesetzt, wurde bei uns „Undine" gespielt. Eine etwas unglückliche Wahl, die auswärts noch mehr aufgefallen ist als bei uns, und es ist für den Münchener Kunstfreund gar verdrießlich zu lesen, wie fremde Blätter sich darob amüsieren. Wir Einheimische wissen ja, daß unser vielberühmter Tristansänger erst um einige Tage später vom Urlaub heimkehrt und anderes mehr. Auch daß es immer noch nicht möglich war, die Oper „Don Quijote" (seit 1. Januar) wieder aufzuführen, ist bedauerlich. — Mit der Première von Eugen d'Alberts „Tiefland" hatte unsere Oper wieder einmal ihren großen Tag. Gewiß, sehr viele Bühnen sind uns mit der Aufführung dieses zugkräftigen Werkes vorausgegangen, aber ich wage es dreist zu behaupten, einer Wiedergabe, die musikalisch und darstellerisch auf solch hoher Stufe stand, werden sich wenige rühmen können. (Um es nochmals an dieser Stelle zu sagen, alle Schwierigkeiten, die in der Münchener Oper obwalten, liegen nicht in der Qualität der Führer und ausübenden Künstler, sondern lediglich an einigen Herrschaften, welche ihre Sonderinteressen nicht dem Kunstinstitute unterordnen wollen.) D'Albert hat seinen als Pianist erworbenen glänzenden Ruf in vollem Maße sich zu wahren gewußt, als der seither reproduzierende Künstler mit eigenen Schöpfungen hervortrat, und die Bühnenwerke, die er uns schenkte, haben in nicht unterbrochener Steigerung uns künstlerisch zu fesseln gewußt. Die neue Oper hat an Stimmungszauber wie in den dramatischen Szenen eine uns mächtig packende Tonsprache. Der Komponist zeigt sich in der Orchesterbehandlung als charakteristischer und farbenreicher Melodiker, welcher stets mit vornehmen Mitteln zu wirken versteht. Hält er sich von dem modernsten Raffinement in der Mischung der Klangfarben fern, so hat er mit diesen heute bereits den kleineren Meistern zu Gebote stehenden Künsten nicht nötig, ein Stocken der Erfindung zu verdecken. Die Textdichtung von Rud. Lothar (nach A. Guinera) bringt eine geschickt gefügte Handlung im Geschmacke der „Cavalleria", deren verschiedene Unwahrscheinlichkeiten nicht sonderlich stören. Die von Mottl vortrefflich dirigierte und von Fuchs stimmungskräftig inszenierte Oper bot eine ganz hervorragende Leistung Frl. Faßbenders, welche der Gestalt der Marta im höchsten Sinne gerecht wird. Auch Hagen und Brodersen vereinigten sangliches und darstellerisches Können aufs beste. Ist doch die Verführerrolle des letzteren bei minderem Spiel leicht der üble Theaterbösewicht, der uns heute nicht mehr schrecken kann. Den Hirten hat Hagen wundervoll gesungen. Es ist eine Freude, zu hören, wie sich das Organ dieses zukunftsreichen Künstlers immer strahlender entwickelt. Herr Hagen hat in dieser Woche an vier aufeinander folgenden Tagen große Partien gesungen, ein Beispiel schönen Eifers, das von vielen nachgeahmt werden möge. Charakteristische Leistungen boten noch Bender, Lohfing und Fräulein Brunner; aber auch die kleineren Rollen waren gut besetzt. Mit den Darstellern wurde d'Albert wohl zwölfmal gerufen, dann ging der eiserne Vorhang hernieder, und erst die erlöschenden Lichter setzten den Ovationen ein Ende. Mottl hatte den Hervorrufen nicht Folge geleistet. — Auch die Aufführung der Schauspielnovität des Hoftheaters stand unter günstigen Sternen. Der starke Erfolg, den Wildenbruchs „Rabensteinerin" da und dort schon gefunden hat, ist ihr auch hier treu geblieben. Was ist es, das die Geschicke der Raubritterstochter für uns interessant macht, uns, die wir auf die differenziertesten Seelenschilderungen stolz sind, hier mit primitiveren Mitteln vorlieb nehmen läßt? Der starke Theatraliker Wildenbruch, der zugleich eine naive Künstlernatur ist. Man wird den Vielgescholtenen und Vielgepriesenen vielleicht später noch höher schätzen als heute, als den einzigen großzügigen Idealisten, der unberührt von den Kunstmoden des Tages seinen Weg Jahrzehnte hindurch vorwärts schritt, wenn auch seine Bahn nicht in künstlerisches Neuland führte. Deutsche Treue, Mut, Hingebung, inniges Gefühl, starke Liebe und Tapferkeit, all diese Tugenden weiß Wildenbruch in seinen Gestalten so überzeugend zu verkörpern. Der Dichter zeigt den Kontrast dreier Weltanschauungen: des sinkenden Rittertums, des im Besitz stolzen Bürgertums und der in dem jungen Welser verkörperten Kolonisatoren, die bei der Teilung der Erde auch dem Deutschtum sein Recht an fremdländischem Besitz mit Einsetzung der eigenen Person erkämpfen wollen. Frl. Rottmann, welche mit Frl. Berndl in der Titelrolle alternieren wird, gab einen neuen Beweis ihrer starken, kleinere Effekte verschmähenden Kunst. Birrons junger Welser war eine gute Leistung des aufstrebenden Künstlers. Von den übrigen sehr zahlreichen Rollen hatten Höfer, Jacobi und Rottmann besonders Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Auch die Inszene des Herrn Runge konnte voll befriedigen. Man darf hoffen, daß der Erfolg des romantischen Stückes von Dauer sein wird.

Kgl. Residenztheater. Es verdient Anerkennung, wie emsig am Herausbringen von Novitäten gearbeitet wird. Blumenthals „Schwur der Treue" gehört zu den Stücken, die durch ihre leichten, flotten Verse uns bei graziösem Spiel angenehm zwei Stunden unterhalten, ohne unser Interesse stärker zu engagieren. Die Idee des Stückchens ist nicht neu. Eheliche Seitensprünge verlieren den Reiz, wenn man ihnen die Heimlichkeit des Unerlaubten nimmt. Sardou hat es einst in „Cyprienne" gesagt, Aurnheimer und jetzt Blumenthal haben das Motiv in ähnlicher Weise aufgegriffen. Das glänzende Kostüm der Rembrandtzeit hebt die Wirkung der graziösen Verse. Die heiteren mit einer drolligen Pointe gelingen Blumenthal am besten. Wird er seriös, dann klingen die Reime schon konventioneller. Die flotte Regie führte Heine. Storm wurde dem flatterhaften Maler gut gerecht; Frau Swoboda spielte die Claudine sehr liebenswürdig; Basils trockener Humor war just in seinem Elemente. Frl. Hagen, Wohlmuth, Rottmann und Trautsch taten das Ihrige zum freundlichen Erfolge des hübschen Stückchens.

Schauspielhaus. Wenn uns Herm. Bahr nicht ernst kommt, kann sein witziger Kopf uns Vergnügen bereiten. Was in der „Gelben Nachtigall" anderswo als niedliche Bosheit empfunden werden mag, ist für uns nur ulkige Satire auf gewisse Theatergeschäftsleute, wie sie der Konkurrenzkampf in einigen Weltstädten gezeitigt hat. Sensationen wie die zur Japanerin geschminkte Sängerin sind freilich auch München nicht ferngeblieben,

Digitized by Google

man erinnere sich nur an träumende und andere Tänzerinnen, über die manches Wort von wissenschaftlicher Seite später doch vielleicht lieber im Busen verwahrt geblieben wäre. Bahrs Satire geht nicht in die Tiefe, das ist nun einmal seine Art nicht, aber er weiß über die Reklamehelden der Kunst doch manch erheiterndes Wort zu sagen. Ist er doch nicht unberufen, über diese Kreise zu urteilen. Das Publikum nahm die animiert verlaufene Vorstellung dankbar auf, und Direktor Stollberg dankte namens des abwesenden Verfassers.

Aus den Konzertsälen. Die ungünstig gelagerten Premièren hinderten mich, den Novitätenabend im Odeon zu besuchen. Der dritte Akt von unseres unvergeßlichen Herm. Zumpes „Sâvitri" kam, mit Perron, Wallnoefer und Irma Koboth erstklassig besetzt, zur Wiedergabe. Es war, wie mir berichtet wird, ein großer Erfolg. Mag ein Teil der Wirkung auch in dem Gefühl dankbarer Pietät begründet sein, welche wir unserem verstorbenen Meisterdirigenten schulden, so bleibt doch genug übrig, was Beweis bietet, daß auch im Schöpferischen Zumpe eine machtvolle Persönlichkeit gewesen ist. Auch in seinen Liedern sprach der Tondichter durch Perron zu uns. Gg. Stoebers „symphonische Variationen über ein eigenes Thema" werden mir als eine verunglückte Komposition bezeichnet, dagegen zeigte derselbe in Liedern und zwei Violoncellkonzerten frische Begabung. Den Abend leitete Thuilles Frühlingsouverture, eine Jünglingsarbeit des liebenswerten Meisters, ein. V. W. Schwarz dirigierte mit Umsicht und Sorgfalt das verstärkte Tonkünstlerorchester (mit welchem Namen sich Herrn Kaims verabschiedete Mannen bezeichnen). — In der Tonhalle veranstaltete das neugebildete Kaimorchester ein Konzert, dessen Ertrag dem Unternehmen selbst zugute kommen sollte. Das Orchester zeigte unter Cor de Las' Leitung ein gutes Zusammenspiel. Bei dieser Gelegenheit bekam man auch Schuberts unvollendete H-Moll-Symphonie zu hören. Unter Mitwirkung von Frl. Emmy Braun (Klavier), einer Schülerin von Frau Langenhan-Hirzel, gelangten das Chopinsche Klavierkonzert und Liszts Ungarische Fantasie wirkungsvoll zum Vortrag. Die jugendliche Künstlerin verfügt über eine vollendete Technik und einen schönen Anschlag.

Verschiedenes aus aller Welt. In Leipzig interessierte die Uraufführung von Rud. Gottschalls Lustspiel „Die Welt des Schwindels", eine ältere Arbeit des Dichters, in welcher er die Bankherrschaft John Laws auf historischer Grundlage schildert. — Sudermanns „Rosen" hatten in Rom den starken Erfolg, der ihnen in Deutschland bis jetzt versagt geblieben ist. — In Mailand kam es bei der Première von Roberto Braccos „Nellina" zu einer Prügelei zwischen Verehrern und Gegnern des Dichters. Das Stück des auch auf den deutschen Brettern nicht unbekannten Autoren wird als ziemlich schwächlich bezeichnet. — Conried, der Direktor der Metropolitanoper in Neuyork, ist zurückgetreten. Zu seinem Nachfolger ist Gatti-Casazza von der Scala in Mailand ernannt worden. — In Berlin gefiel ein Pariser Sensationsstück „Simson" von Henry Bernstein, in welchem Bonn die Hauptrolle eines skrupellosen Spekulanten spielte. — Ein Oratorium „Reinhart" von Hermann Gilcher hatte bei seiner Uraufführung in Frankfurt a. M. starken Erfolg, obwohl der an Wagner und Schumann gebildete Tonkünstler stärkerer Eigenart entbehrt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Signatur der Börsenwoche prägte sich auch im Verlaufe der letzten Tage nur zu deutlich dahin aus, dass die gesamte europäische Wirtschaftslage trotz allen Widerstrebens nach wie vor in knechtischer Abhängigkeit von den amerikanischen Finanzverhältnissen bleibt.

Es war eine grosse Täuschung, dass man sich der trügerischen Hoffnung hingab, der wirtschaftliche Niedergang in Amerika hätte einer freundlichen Auffassung Platz gemacht. Der amerikanische Finanzmarkt und die voraussichtliche Entwicklung auf dem mannigfaltigen Gebiete der Wirtschaftslage der Vereinigten Staaten hält die gesamte Börsenwelt in Atem. Man kann nicht verleugnen, dass diese Situation des Hangens und Bangens für Handel und Industrie schlimmer ist als etwaige bekannt werdende ungünstige Fait-accomplis. Sachlich ist zu registrieren vor allem der Rückgang der Einnahmen der gigantischen amerikanischen Eisenbahnen und die dadurch gehegte Befürchtung einer ermässigten Rente solcher Werte.

Auch die verschiedentlichen, bereits hier erwähnten Massnahmen des amerikanischen Präsidenten gegen die Trusts und die diversen Interessentenkämpfe zeigen ein betrübendes Bild hinter den Kulissen der Finanzwelt Amerikas. Man kann daher resümieren, dass die Tendenz unserer Börsen und besonders der deutschen finanziellen Verhältnisse, die sicherlich über Gebühr grau in grau charakterisiert sind, nur dann eine rationelle Besserung erfahren, wenn die ersichtliche Abhängigkeit gegenüber den amerikanischen Zuständen endlich abgeworfen wird. Bei einzelnen Branchen, wie z. B. der chemischen Industrie, die mehr oder minder das Hauptabsatzgebiet in Amerika etabliert hat, wird diese unsichere Position Amerikas leider sehr verspürt. Die Neuyorker Börse und in Rückwirkung damit auch der Markt in London zeigten eine äusserst flaue Haltung. Kursverluste von erheblicher Bedeutung sind daher leider wiederum zu registrieren. Es wurde neuerdings bekannt, dass daran insbesondere das deutsche Publikum in grossem Masse partizipiert, ein Zeichen, dass die lauten und wiederholten Mahnungen, die auch an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau" gebracht wurden, ziemlich vergeblich waren. Es kann nicht oft genug betont werden, dass das Eingehen von jedweden Engagements in derartigen Werten ein Risiko von einschneidender Natur bedeutet, und Kapitalisten sollten sich dagegen verschliessen, trotz oft intensiver Aufmunterung. Trotz dieser unerfreulichen Tatsachen darf man sich jedoch der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass die Kursbildung und die ganze Haltung der deutschen Börsen eine bemerkenswerte Widerstandskraft entgegengesetzt und eine nicht zu unterschätzende Belastungsprobe bestanden haben. Es hängt dies sicherlich nicht in letzter Linie mit der wenn auch langsamen, so doch kontinuierlichen Besserung der Geldmarktlage zusammen. Der letzte Ausweis der Deutschen Reichsbank zeigte in diesem Sinne auch eine angenehme Ueberraschung. Die Tatsachen, dass die steuerfreie Reserve der Bank eine Kräftigung erfahren und die Besserung des Statuses weitere Fortschritte gemacht hat, sind Momente von grosser Tragweite. Auch die internationale monetäre Situation war ziemlich zufriedenstellend, dies um so mehr, als bekanntlich grosse Posten der während der vorigjährigen Geldkrisis von Frankreich nach London gegebenen grossen Millionenverleihungen schlankweg zur Abzahlung gelangten. Die neuerliche Besserung der Rentenmärkte war die nächstliegende Konsequenz dieser günstigen Geldmarkt-Situation.

Von einzelnen Gebieten des deutschen Wirtschaftslebens erscheint diesmal besonders der Bankenmarkt bemerkenswert. Die derzeitige Konjunktur dieses Gebietes steht gänzlich unter dem Einfluss der täglich bekannt werdenden Bilanzen, besonders natürlich der heimischen Grossbanken. Vor Jahrzehnten bildete den Massstab und den ganzen Aufbau aller Betrachtungen die Bilanz der Oesterreichischen Kreditanstalt, in welchem Effekt bekanntlich die hauptsächlichsten Engagements, besonders der Spekulation, unterhalten worden waren. Mit dem Verschwinden des Einflusses der österreichischen Verhältnisse auf unser Marktgebiet ging auch das Interesse an diesen Werten verloren. Die Wahrnehmung, dass diese Bank zum erstenmal seit langer Zeit einen Rückgang des Reingewinnes aufweist, und anderseits das Faktum, dass an diesem Gewinn besonders die starke Zunahme des Erträgnisses aus den hohen Zinsenraten beigetragen hat, wird wohl das Charakteristikum der diesjährigen Bankbilanzen bilden. Am Montangebiete, dieser für Deutschland so überaus wichtigen Industrie, scheinen die Verhältnisse eine kleine Wendung zur Besserung zu nehmen. Das Perfektwerden der Vereinigungsbestrebungen in der Zinkproduktion unter Bildung eines Syndikates wird die Produktion und das Absatzgebiet des Zinkmetalls in Deutschland auf eine bessere, sicherlich rationellere Stufe bringen. Auch Deutschlands Handel wird dadurch um einen weiteren Grad von den Allüren des Auslandes unabhängiger gemacht. Die Berichte und Versandziffern des Stahlwerksverbandes im Januar und der Kohlenabsatz des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikates zeigen gleichfalls zufriedenstellende statistische Momente.

M. Weber.

Bankaktien-Markt. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank veröffentlicht den Geschäftsbericht für das abgelaufene Bilanzjahr und betont die günstige Entwicklung der einzelnen Sparten und Unterbeteiligungen dieses unseres ersten bayerischen Bankinstitutes. — Die Bayerische Notenbank nimmt in ihrem Geschäftsbericht Stellung zu der Frage der Erneuerung des Notenbank-Privileges. Es steht zu erwarten, dass im Interesse des bayerischen Handels und auch der Landwirtschaft der Fortbestand des Privilegiums durch die massgebenden Stellen der Reichsregierung gewährleistet wird. Die bayerischen Handelskammern haben sich in diesem Sinne entschieden befürwortend ausgesprochen. — Die Generalversammlung der Anteilseigner der Reichsbank findet am 3. März statt.

Vom Terrainmarkt, welches Gebiet bekanntlich in der Hauptsache von den Geldverhältnissen abhängt, ist der Bericht der Heilmannschen Immobiliengesellschaft München erwähnenswert. Die günstige Statistik der leeren Wohnungen in München und die kommende Ausstellung werden im Verein mit der herrschenden Geldabundanz wohl über kurz oder lang dem sehr darniederliegenden Immobilienmarkt nach so langer Zeit endlich zu einer Besserung verhelfen.

„Ratgeber auf dem Kapitalmarkt." Der flüchtig gewordene Bankier Friedberg in Berlin hat notorisch durch seinen „Ratgeber auf dem Kapitalmarkt" Kunden angelockt, die jetzt um ihr gutes Geld betrogen sind. In der „Allgemeinen Rundschau" ist wiederholt vor unvorsichtigen Spekulationen, namentlich in exotischen Werten und durch Vermittlung ausländischer Banken, gewarnt worden. Ohne eine Firma durch irgend einen Verdacht kränken zu wollen, muss man die Warnung wiederholen: Wer sich in Geldgeschäften nicht sehr genau auskennt, sollte sich durch Anpreisungen ausländischer Unternehmungen nicht verlocken lassen. Es heisst da immer: Die Augen auf oder den Beutel. Also Vorsicht!

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Trierischen Winzervereins, A.-G. in Trier a. d. Mosel, bei, auf den wir hiermit empfehlend aufmerksam machen.

Digitized by Google

Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-Bank.

Gemäss der §§ 19, 20 und 21 des revidierten Statuts ergeht hiermit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Donnerstag, den 5. März d. Js.
vormittags 10 Uhr

im Saale des Bankgebäudes, Theatinerstrasse Nr. 11, II. Stock, dahier stattfindenden ordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes der Direktion und des Aufsichtsrates für das Jahr 1907.
2. Bericht der Revisionskommission, in Verbindung hiermit die Genehmigung der Jahresrechnung, der Bilanz, Verwendung des Reingewinnes und die Erteilung der Entlastung.
3. Antrag zu beschliessen:
   a) Aufsichtsrat und Direktion werden ermächtigt, innerhalb der ihnen geeignet erscheinenden und von ihnen festzustellenden Fristen den Aktionären den Umtausch von je 7 Gulden-Aktien zu fl. 500.— in je 6 neu auszufertigende Mark-Aktien zu M. 1000.— anzubieten.
   b) § 4 des Bankstatuts wird dahin geändert, dass zwischen dem bisherigen Absatz I und Absatz II ein neuer Absatz eigefügt wird mit dem Wortlaute:
   „Aufsichtsrat und Direktion sind ermächtigt, den Aktionären den Umtausch der Aktien zu fl. 500.— gegen neu auszufertigende Aktien zu M. 1000.— in der Weise anzubieten, dass je sieben Gulden-Aktien gegen je 6 Mark-Aktien eingezogen werden."
4. Wahl von 4 Mitgliedern des Aufsichtsrates.
5. Wahl der Revisionskommission nach § 22 des revidierten Statuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz und die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet vom **18. Febr. d. Js.** ab statt:

a) in München im Bankgebäude, Theatinerstrasse 11, I. Stock, Zimmer Nr. 64,
b) in Frankfurt a. M. bei der Direktion der Disconto-Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechtes sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens **17. Februar d. Js. inkl.** im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben liessen, und welche bis spätestens **2. März d. Js. inklusive** ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, dass bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des revidierten Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur Abgabe von 6 Stimmen, der Besitz einer Aktie zu M. 1000.— zur Abgabe von 7 Stimmen, doch kann niemand mehr als 1500 Stimmen für den eigenen Besitz und weitere 1500 Stimmen für Stellvertretung in sich vereinigen."

Die für die Generalversammlung bestimmten Rechenschaftsberichte, Bilanzen und Anträge stehen den Aktionären bei den obenbezeichneten Stellen zur Verfügung.

München, den 18. Februar 1908.

Die Direktion.

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 8.
Lieferant des Georgianums.

CONCORDIA
Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft
Aktienkapital 30 Millionen Mark.
Lebens-, Invaliditäts-, Aussteuer-, Renten-Versicherung.
Höchste finanzielle Sicherheit.
Niedrige Kosten • Günstige Bedingungen
Vergünstigungsvertrag
mit „PAX" Priesterverein für das kath. Deutschland.

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau"
I. Jahrgang (39 Nummern) geb. M. 5.— (statt 9.50), brosch. M. 3.— (statt 7.20).
II. u. III. Jahrgang (52 Nummern) geb. je M. 6.— (statt 11.90), brosch. je M. 4.— (statt 9.60).
Den IV. (1907) Jahrgang liefern wir geb. zu M. 8.— (statt 11.90), brosch. zu M. 6.— (statt 9.60).
Expedition der „Allgemeinen Rundschau"
München, Tattenbachstr. 1a.

Liebfrauenbier
der
Hackerbrauerei in München
In Faß und Flaschen zu haben bei sämtlichen Wirten der Hackerbrauerei und in Flaschen bei den durch Plakate bezeichneten Verkaufsstellen.
Versand nach auswärts in Faß und Flaschen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Cathrein, Viktor, S. J., Die katholische Moral
in ihren Voraussetzungen und ihren Grundlinien. Ein Wegweiser in den Grundfragen des sittlichen Lebens für alle Gebildeten. 8° (XIV u. 546). M 6.—; geb. in Leinwand M 6.80
Die Schrift hält die Mitte zwischen den rein gelehrten Werken, die sich nur an Fachmänner wenden, und den rein volkstümlichen Schriften; sie will allen Gebildeten ein Führer und Wegweiser in den Grundfragen des sittlichen Lebens sein.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.
Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**
F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Wein-Restaurant I. Ranges **Schleich**
Weingrosshandlung
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Digitized by Google

Hotel Union

Katholisches Kasino A. V.
München, Barerstrasse 7.
Telephon 9300.

Neu erbautes und komfortabelst eingerichtetes Hotel. Zentralheizung — Bäder — Lift — Elektr. Licht. Grosse Gesellschafts-Säle, Theaterbühne, Elegante Klubräume. Feinste Wiener Küche.

Wein- und Bier-Restaurant.

Messweine u. Tischweine, Ia. Markgräfler und **Kaiserstühler Weissweine**

garant. naturrein. Fass leihweise. Mild, von feinem Bouquet, aussergewöhnlich billig. Ueber 1000 H. H. Geistliche in Kundschaft.

Ia. 1906er p. Liter von 56 Pfg. an.

Auch ältere Jahrgänge etc. entsprechend billig.

Velletri-Rotwein-Auslese

garantiert naturrein, ärztlich empfohlener Krankenwein (Zeugnisse) p. Liter à 95 Pfg. Auch in Flaschen.

Verwaltung d. Katholischen Vereinshauses Freiburg i. B.

(Vom hochw. Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg zur Messweinlieferung vereidigt.)

Thüringer Fleisch- u. Wurstwaren
sind weltbekannt.

Machen Sie bitte einen Versuch mit einem 10 Pfd.-Postkolli für **Mk. 10.25 frko.** Nachn. Enthält: **Zervelatwurst, Plockwurst, Zungenwurst, Sardellenleberwurst, Mettwurst, Landleberwurst u. Blutwurst.** Meine Ware ist ganz prima hochfein u. vorzügl. im Geschmack. Wer einmal bezogen hat, bleibt stets Kunde. = Sommer- und Winterversand. = Alle übrigen Fleisch- und Wurstwaren nach besonderer Liste.

Vertreter überall gesucht.

Philipp Link, Erfurt
Thüringer Fleisch- u. Wurstwar.-Geschäft.

Fernumzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hoffspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), Wolf, Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre, heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten

Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

Schiffsjungen
sucht **Heinrich Jabel,**
Altona 154, Gr. Elbstr. 86.

Asthma! Vixol??

Jeder **Asthmatiker** verlange unsere neueste **Literatur** über **Asthma und Vixol** :: **gratis.** ::

Unseren, in allen Staaten patentierten Apparat senden wir allen Interessenten zu einer kostenfreien dreiwöchigen Probe.

Vixol Limited
Merton Abbey
London S.W. 24.

Geschmackv., eleg. u. leicht ausführb. Toiletten.

WIENER MODE

m. d. Unterhaltungsbeilage ‚Im Boudoir', Jährlich 24 reich illustrierte Hefte mit 48 farbigen Modebildern, über 2800 Abbildungen, 24 Unterhaltungsbeilagen und 24 Schnittmusterbogen.

Vierteljährlich: K 3.30 = M. 2.80. — Gratisbeilagen: „Wiener Kinder-Mode" m. d. Beiblatte ‚Für die Kinderstube' Schnitte nach Mass. — Als Begünstigung v. bes. Werte liefert die „Wiener Mode" ihren Abonnentinnen Schnitte nach Mass für ihr. eig. Bedarf u. d ihr. Familienangeh. in beliebig. Anzahl lediglich geg. Ersatz d. Spesen v. 30 h = 30 Pf. unter Garantie f. tadelloses Passen. Die Anfertigung jed. Toilettestückes wird dadurch jed. Dame leicht gemacht. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen u. der Verlag der „Wiener Mode", Wien VI/2, unter Beifügung d. Abonnementsbetrages entgegen.

Nervöse, Geschlechtskranke, Lungenleidende

verlangt gegen 10 Pfg. Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut „**Westphalia**", **Lehnitz** bei **Berlin.** Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4—6 Uhr. **Fritz Westphals** Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Keine Nachnahme! Erst prüfen!

Orangenblüten-Honig!!

übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.

Kasche & Martin, Malaga
Spanien (Deutsche Firma)

ROBERT GUDDEN
Holländische Zigarrenfabrik
GOCH
an der holländischen Grenze.
Spezialität: „Handarbeit".

La Estafeta . . . . Mark 70
El Socio Tacito . . . Mark 80
berühmte Marken.

Soeben ist in dritter vermehrter Auflage erschienen:

Die österreichische Sozialdemokratie.

Eine Darstellung ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihres Programmes und ihrer Tätigkeit.

Von **K. Schwechler**
Chefredakteur des „Grazer Volksblatt".

8°. IV und 252 S. — Preis M 2.—.

Innerhalb eines Jahres sind zwei hohe Auflagen dieses Buches vergriffen worden. Das Buch fand in den Blättern der verschiedensten Parteischattierungen eine freundliche Besprechung. Die neue Auflage ist stark vermehrt und die Ergänzungen berücksichtigen die letzten Reichsratswahlen, die Verhandlungen des Volksparlamentes und die neuesten Phasen der nationalen Bewegung in Oesterreich.

:: **Verlagsbuchhandlung** ::
„Styria", Graz und Wien.

Schönschreiben

deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei

W. ARNIM
Kalligraph und Schreiblehrer
München, Bayerstrasse 10/II.
Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis. Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

Wer **Buchführung** erlernen will, damit zu tun hat, ist Lehrer, — Führer, — Ratgeber die • Buchführungs-Unterrichts-Mappe • Lehrb. d. doppelt. ital. Buchf. 8 ausgef. Geschäftsb., 6 Bilanzen- Geb. 4 M, von **E. Voss,** Bücherrevisor, **Rostock i. M.**

ZEITUNGS-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
:: BERLIN O. 27. ::
Illustr. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Fischer's Dörflinger Bein
ist das **beste Kunstbein** der Welt

? Fettleibigkeit Korpulenz ?

Unschädl. aber sicher wirkend
Hayds Entfettungs-Tabletten 2.50
oder **Entfettungstee 1.75.**
Versand: **Hofapotheke Augsburg D.**

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben. **Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.**

Schreibmaschine

fast neu, erstklassiges System, wird zu ermässigtem Preise unter Garantie abgegeben. Auf Wunsch kostenlose Probezeit. Näheres d. **Hausenstein & Vogler A.-Ges. München** unter **M. T. 292.**

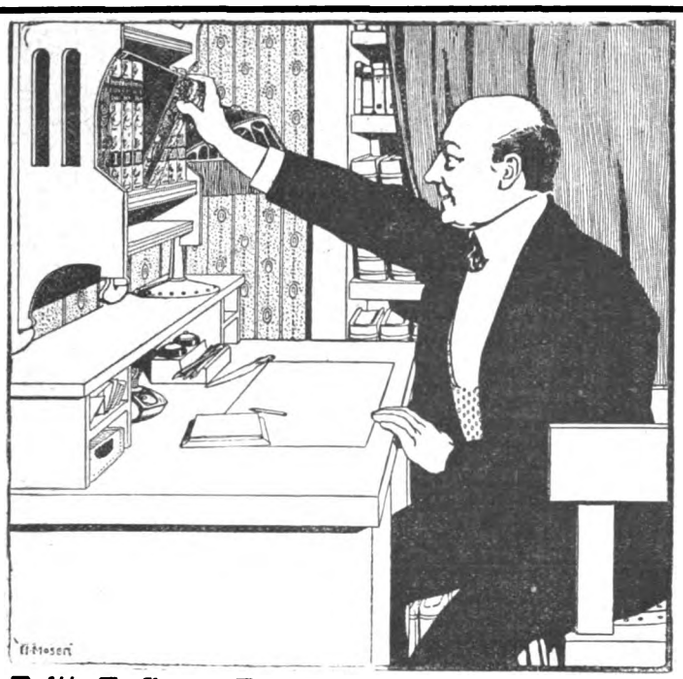
Für mehrere junge Damen

aus guter Fam., die kürz. od. läng. Zeit **in England** zubringen möchten, **Pens. mit Familienanschluss** in kath. engl. Familie. Offert. unt. K. 390 an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstrasse 1a erbeten.

Kath. Bürger-Verein
in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine naturreinen
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Digitized by Google

Herders Konversations-Lexikon



Dritte Auflage · Acht Bände · M 100.— · Kr 120.—

Reich illustriert durch Textabbildungen, viele (zum Teil farbige) Tafeln und Karten!!

Neue Urteile

Hofrat Professor Dr. L. Pastor, Direktor des österr. histor. Instituts in Rom, schreibt unterm **12. Dezember 1907**: „... Meinem früheren Urteil, daß es unter allen ähnlichen Erscheinungen das beste ist, füge ich jetzt noch bei, daß es auch Gelehrten durch seine sorgfältigen Literaturangaben gute Dienste leisten kann. Es ist ein Buch, das nie versagt, eine Fundgrube des Wissens."

Deutscher Reichsanzeiger und Kgl. preuß. Staatsanzeiger, 1907, Nr. 301: „In bezug auf Vollständigkeit des Inhalts, Zuverlässigkeit der Angaben, die Fülle von Beilagen und Abbildungen, technische wie redaktionelle Sorgfalt und solide Ausstattung steht Herders Konversationslexikon keinem anderen nach. Die dritte Auflage hat den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung und den neuen Errungenschaften der Industrie und Technik sorgsam Rechnung getragen.... Die grundlegenden Begriffe Staat, Strafe, Strafprozeß, Strafrecht, Zivilprozeß sind leichtfaßlich erörtert...."

Neue preuß. (Kreuz-) Zeitung, 1907, 24. Dez.:
„... Die konfessionelle Zurückhaltung macht sich angenehm fühlbar. Man darf den mehr als hundertjährigen Verlag zum Abschluß der neuen Auflage wirklich beglückwünschen. Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen haben das schon bei früheren Bänden getan. Oeffentliche Bibliotheken erwerben mit diesem Lexikon ein originales, reichhaltiges Werk, das neben andere gestellt werden kann; private Käufer werden die Handlichkeit als Vorzug schätzen. Im Gebrauch wird es sich zweifellos gut bewähren."

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Niederlage u. Probierstube **: Berlin :** Alexanderstrasse 43.

Gegründet 1868.

Ahr-Rotwein

Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

Freunde der afrikanischen Missionen seien hiermit aufmerksam gemacht auf

„Zaïda, das Negermädchen."

Volksdrama in 5 Aufzügen von Gräfin M. Th. Ledóchowska.

Preis **85 Pfg.**; elegant gebunden: **1,70 Mk.**

„Unter den dramatischen Werken, welche die Antisklavereibewegung gezeitigt hat, scheint uns das vorliegende „Volksdrama" einen der hervorragendsten Plätze einzunehmen."
(„Stimmen aus Maria Laach.")

Das Aufführungsrecht ist von der St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg zu erlangen.

Bezugsadressen: **St. Petrus Claver-Sodalität, München,** Türkenstrasse 15/II.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Oberwaid bei St. Gallen

Sanatorium I. Ranges, schönste und grösste physik.-diät. Kuranstalt der **SCHWEIZ** in wundervoller Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. Aller Komfort. Herrliche Ausflüge. Beste Kurerfolge bei Nerven-, Verdauungs- und Stoffwechsel- und Frauenleiden, ausgeschlossen Tuberkulose und Geisteskranke. Zwei Ärzte u. eine Ärztin. Beste Gelegenheit die Kur mit einer **Schweizreise** zu verbinden. Reich illustr. Prosp. **gratis.** Zu Winter- u. Frühjahrskuren besonders geeignet.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Beste Gelegenheit zum Wintersport. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. E. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft, München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 9. München, 29. Februar 1908. V. Jahrgang.

Aus Offiziergräbern.

Ein Weckruf von einem Kameraden.

Im letzten Jahrzehnt lassen zunehmend unsere Prozesse, deren Mittelpunkt Offiziere sind, eine glückliche taktische Hand vermissen. Wir könnten uns damit trösten, daß die Uhr des Chefs des Militärkabinetts, des Grafen Hülsen-Häseler — er war unstreitig mehr ein von Hülsen als ein Häseler —, bald abgelaufen sei; aber schon muß man fürchten, daß es unter seinem Nachfolger in Sachen der Militärrechtsordnung für die Offiziere doch wesentlich beim Alten bleiben wird.

Noch weiß man nicht, ob und wie die langjährigen Prozesse Hüger und Gädke schließlich enden, noch sind die vielseitig notwendigen Folgerungen aus den Verhandlungen Lynar, Hohenau und Genossen nicht gezogen, da wird die Militärrechtspflege durch das Offiziersdrama in Allenstein vor eine nie geahnte neue Aufgabe gestellt. Und schon hört man die juristische Leisetreterei. Die sonst auf ihre Selbsttätigkeit so eifersüchtige Justitia nimmt ihre Zuflucht zum Psychiater; der ist ja jetzt der Retter in allen Nöten. Vergleiche Arenberg, Hüger usw.

Uns will aber dünken, als ob durch den Zickzackkurs in der Prozeßführung das „natürliche" Rechtsgefühl des Volkes systematisch untergraben werde. Darüber äußert sich treffend der Rechtslehrer von Liszt:

„Ein Staat kann die schwerste Niederlage im Kriege, aber niemals die Zerstörung des Rechtsbewußtseins seiner Bürger ertragen."

Das deutsche Volk ist gebildet genug, um sich in Rechtssachen ein selbständiges Urteil zu verschaffen; auch Mord und Totschlag kann es unterscheiden; es weiß selbst mit „Liebesraserei" manches, aber nicht den Mord eines Kameraden zu beschönigen. Als Volk in Waffen hängt es fest an dem militärischen Autoritätsprinzip, aber es will sich anderseits sein Vertrauen auf eine einheitliche unabhängige Rechtsprechung selbst in Offizierprozessen nicht nehmen lassen.

Nach volkstümlichen Begriffen dürfen auch in Militärrechtssachen Rang und Stand ebensowenig wie Zu- oder Abneigung, Gnade oder Ungnade, Glück oder Unglück mitsprechen. Wer will, so sagt man sich u. a. in Volkskreisen, den im Kampfe um Ehre und Recht anscheinend unterlegenen Offizieren Gädke, Hüger u. a. verargen, wenn sie den Kampf weiterführen?

In der „Germania" las ich hierüber eine ernste, an die aktive und zumal inaktive Generalität gerichtete Warnung: nicht zum Nachteile des volkstümlichen militärischen Autoritätsprinzips und Mitgefühls solche Kameraden, die eben aus den mit allem Pomp und aller Macht ausgestatteten Autoritätsstellen geschieden sind, sobald als gänzlich rechtlos, weniger ehrenwert oder gar als satisfaktionsunwürdig, im Falle Hüger weiter als minder zurechnungsfähig hinzustellen.

Kann einem alten, ehrenhaft gedienten Offizier, wie Oberst Hüger, eine schwerere Kränkung durch die Rechtsprechung zugefügt werden, als

1. die Beurteilung als minder zurechnungsfähig bei Vollbesitz aller Geisteskräfte und
2. die Erklärung als satisfaktionsunwürdig bei voller Ehrenhaftigkeit?

Zu der mißbräuchlichen Heranziehung des Psychiaters hat in seiner letzten Nummer „Der Rechtshort" scharf Stellung genommen. Man könnte sagen: „Der Psychiater ist heut' ein gar guter Mann; er soll helfen, wo keiner helfen kann".

Wer sollte auch die auf 30000 M geschätzten Kosten des Prozesses Hüger bezahlen, wenn der Psychiater nicht diesen „wahnsinnigen" Ausweg fand? Und so ist der Prozeß Hüger der in materieller wie ideeller Hinsicht kostspieligste für den preußischen Staat geblieben, den man im letzten Jahrzehnt in dieser Art geführt hat.

Die Kränkung des Oberst Hüger durch Beurteilung als Querulant ist noch gesteigert worden, indem seine Kameraden ihn als satisfaktionsunfähig und -unwürdig hinzustellen suchten. Gibt es schon für einen gesunden Menschen, der die Verantwortung für seine Handlungsweise tragen will, nichts Grausameres, als für minder zurechnungsfähig erklärt zu werden, so kann man wohl niemand eine schwerere Beleidigung zufügen, als ihn öffentlich für satisfaktionsunfähig oder -unwürdig anzusehen. Und das hat Oberst Hüger vor der Strafkammer in Dortmund am 16. Juni 1906 erdulden müssen.

Mußte nicht ein preußisches Richterkollegium diese Forderung des militärischen Sachverständigen als mit dem Strafgesetze, welches den Zweikampf strikte verbietet, unvereinbar zurückweisen? Ist nicht jeder Bürger von Rechts wegen bei Beleidigungen als satisfaktionswürdig und auch -fähig anzusehen?

So wird Oberst Hüger seine Freisprechung bis zu seinem Lebensende als eine zweifache Hinrichtung, als einen Doppeljustizmord empfinden, wenn nicht ein rettender Psychiater seinen Kollegen superrevidiert und nicht der Kaiser das Urteil des Oberst Wischer annulliert.

Im übrigen wollen wir nicht die Richter, allerdings zum Teil Reserveoffiziere, für die vollständige Entgleisung des kriegsministeriellen Sachverständigen und des Generalleutnant von Cämmerer auf ehrenrechtlichem Gebiete verantwortlich machen. Die übrige Generalität hat ja mit verschränkten Armen der wochenlangen Hinrichtung des Kameraden Hüger beigewohnt. Niemand konnte oder wollte eine Allerhöchste Kabinettsorder vom Mai 1879 kennen, nach welcher mit schlichtem Abschiede entlassene Offiziere nicht ohne weiteres als satisfaktionsunfähig anzusehen sind. In den Veröffentlichungen des „Münsterschen Anzeigers" vom 12. Januar 1906 und der „Breslauer Morgenzeitung" vom 31. Dezember 1907 ist genug hierüber gesagt.

Das Gefühl des erlittenen Unrechts ist jedem Menschen unerträglich; selbst der roheste Neger und der größte Tölpel empört sich hiergegen. Also verlange niemand von einem ehrenwerten preußischen Offizier etwas Unmenschliches. Die Inaktivität bezieht sich nicht auf Verteidigung von Ehre und Recht. Im heutigen erbitterten militärischen Existenz- und Interessenkampfe tauchen unsere Ideale unter; das kameradschaftliche Mitgefühl wird bei den siegreich aus dem Existenzkampfe hervorgegangenen aktiven Kameraden oft seitens der „Inaktiven" vermißt. „Wer fremde Wunden verbindet, heilt die eigenen," so sage ich im Mitgefühl für den schwer gekränkten Mann. Mehr noch als einer Gehaltsaufbesserung bedarf der „preußische" höhere Offizier einer Aufbesserung seiner Rechtslage bei der Verabschiedung.

Aus den Gräbern preußischer, im Frieden gefallener Offiziere hören wir den eindringlichen Ruf:

„Freie Bahn für Ehre und Recht; fort mit der engen militärischen Halsbinde auch bei der martialisch umkleideten Göttin Justitia, dafür desto fester eine doppelte Augenbinde!"

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „guten Katholiken" des Liberalismus.

Wenn es sich um Erreichung bestimmter Zwecke handelt, schreckt der Liberalismus vor keiner Komödie zurück. Seitdem der katholische Renommierpfarrer Abgeordneter Grandinger der liberalen Landtagsfraktion in Bayern als dekoratives Anhängsel dient, ist das Gedächtnis der Casselmann, Müller-Meiningen (Hof) und Konsorten für alle kulturkämpferischen Heldentaten des Liberalismus und Jungliberalismus außerordentlich kurz geworden. Die Herrschaften machen aber ihre Rechnung ohne das katholische Volk, das angesichts der pharisäischen Redensarten, mit denen man dem Erzbischof von Bamberg zu imponieren suchte, dem Liberalismus direkt ins Gesicht lacht. Die Liberalen glauben jetzt in dem Antwortschreiben des Erzbischofs einen rettenden Strohhalm gefunden zu haben, weil der Erzbischof zugibt, daß ihm einige Liberale bekannt seien, welche aus Inkonsequenz oder Mangel an Verständnis der Meinung sein sollen, daß die Zugehörigkeit zur „antipäpstlichen" Kulturkämpferpartei mit der gehorsamen Unterwerfung unter die Gebote der „Papstkirche" vereinbarlich sei. Eine Partei, der ein katholischer Priester unter keinen Umständen angehören darf, ist selbstredend auch kein Aufenthalt für katholische Laien. Der Bamberger Oberhirte hat die grundsätzliche Unvereinbarkeit beider Standpunkte so klipp und klar dargelegt, daß man über diese neueste Fuchsenpredigt des Liberalismus ohne viel Worte zur Tagesordnung übergehen kann.

Niederlage der Franzosen in Marokko.

Die Lage wird kurz und klar beschrieben von einem Franzosen selbst, dem Abg. Jaurès: „Seit einem Monat, seit dem unvorsichtigen, herausfordernden Marsche nach Settat, gibt es für die französischen Truppen nichts als Niederlagen und Gefahren. Gegen dieses Häuflein tapferer Leute, die die Werkzeuge einer unglücklichen Politik sind, hat sich ganz Marokko erhoben. Wenn die Regierung auf diesem Wege fortschreitet, kommt es zur Katastrophe." In der Tat haben sich die Schlappen und Verluste in der dritten Februarwoche etwas arg gehäuft. Die Regierung läßt durch den halbamtlichen Telegraphen erklären, man dürfe nicht vergessen, daß die französischen Truppen nicht bloß mit Nomadenstämmen zu tun hätten, sondern auch mit den geschulten Streitkräften Muley Hafids, die mit Repetiergewehren und Kanonen ausgerüstet seien. Freilich, das hätten vor allem die französischen Befehlshaber „nicht vergessen" sollen, ehe sie den Vorstoß gegen Muley Hafid unternahmen. Und die Drahtzieher in Paris hätten sich vorher überlegen sollen, ob es geraten sei, sich in den marokkanischen Thronstreit einzumischen und mit französischen Truppen dem Gegensultan den Weg nach Rabat und Fez zu verlegen zu suchen. Neuerdings scheint man, durch die blutige Erfahrung belehrt, eine andere Taktik gegenüber Muley Hafid einschlagen zu wollen. Es soll ihm mitgeteilt werden, daß die Vertreter Frankreichs bereit seien, seine Kaids zu empfangen; daran soll sich die väterliche Belehrung schließen, daß er doch nicht in demselben Augenblicke, wo er seine Vermittlung zur Beruhigung der feindlichen Stämme anbiete, die französischen Truppen angreifen lassen dürfe. Soweit wir uns auf die maurische Psychologie verstehen, wird die Predigt der geschlagenen Franzosen dem Thronprätendenten wenig imponieren. Mit Halbheiten und diplomatischen Kunstgriffen ist da nichts zu machen. Entweder müssen die Franzosen sich auf Casablanca und die anderen Hafenplätze beschränken, oder sie müssen die Truppenzahl von 8000 auf wenigstens 80 000 bringen und sich auf einen Eroberungskrieg von einem Jahrzehnt gefaßt machen. Zum Trost sagt man den beunruhigten französischen Familienvätern, andere Nationen hätten in ihren Kolonialkriegen noch schwerere Nackenschläge erlitten. Socios habuisse malorum ist ein Narkotikum, das nichts heilt sondern nur für den Augenblick täuscht auf Kosten der katzenjämmerlichen Zukunft. Deutschland hat auch schon opferreiche Kolonialkriege geführt, aber immer nur für ein Land, das uns nach allen Regeln des Völkerrechtes gehörte und dessen Behauptung ein dringliches Ehrengebot war. Aber ist denn Marokko eine französische Kolonie? Hat Frankreich das Recht, es zu erobern?

Der Sultan als tertius gaudens.

Von den Fehlern der christlichen Mächte profitiert die mohammedanische Welt. In Marokko erstarkt das Selbstbewußtsein der Anhänger des Propheten durch die unbesonnenen Vorstöße der Franzosen, und drüben am Goldenen Horn freut sich der Padischah, daß die Mächte, welche ihn mit dem verhaßten Reformprogramm für Mazedonien drangsalierten, unter sich uneinig geworden sind. Das bißchen Sandschakbahn hat eine Verstimmung zwischen Rußland und Oesterreich, ja eine Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes zuwege gebracht. Nachdem die russische Presse im Verein mit den deutschfeindlichen Blättern Frankreichs und Englands Alarm geschlagen hatte, wurde in St. Petersburg eine halbamtliche Kundgebung erlassen des Inhaltes, Oesterreich habe freilich das Recht zu dem Bahnbau, aber als es dazu die Genehmigung der Pforte erwirkte, habe es die Pforte in ihrem Widerstande gegen das Mürzsteger Programm bestärkt. Dieser Vorwurf läßt, auch wenn er nur in halbamtlicher Form erhoben wird, doch „tief blicken". Es steckt eine bedenkliche Unhöflichkeit dahinter, auch dann noch, wenn man mit unserer „Nordd. Allg. Ztg." annehmen will, die russische Regierung habe aus Rücksicht auf ihre eigenen Panslawisten und auf die Freunde in Paris und London der österreichischen Politik nur halb recht geben dürfen. Wie ernste Wirkungen der Zwischenfall ausgeübt, ersieht man deutlich aus der gewundenen Sprache, welche die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." in ihrer jüngsten Wochenrundschau führt. Sie wagt keine bessere Schlußfolgerung zu ziehen, als „daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Oesterreich und Rußland, die sich vorübergehend gezeigt hatten, keineswegs so schwerwiegender Natur gewesen sind, daß eine unheilbare Verstimmung zwischen den beiden Ententemächten zu befürchten gewesen wäre". Sie erkennt ferner eine gewisse Gefahr und Sprengung des europäischen Konzerts an mit der Bemerkung, diese Gefahr habe bisher „eine mehr publizistische Scheinexistenz" geführt und wäre nicht „schon" als Faktor in die realpolitischen Berechnungen der Diplomatie einzustellen gewesen. „Vorläufig" sei denn auch die in den englischen Blättern aufgetauchte Anregung, das europäische Konzert in der mazedonischen Frage auszuschalten und an seine Stelle eine englisch-russische Aktionsgruppe zu setzen, von den maßgebenden Stellen Rußlands und Englands abgewiesen worden. Das offiziöse Blatt geht auch noch auf die mazedonische Reformaktion selbst ein und deutet an, daß die Bewahrung der Einigkeit unter den Großmächten, die sich Deutschland vor allem angelegen sein lasse, nicht so leicht sei.

Der Sultan und die Paschas sind bekanntlich gegen alle Reformen, namentlich gegen solche, die von den fremden Ungläubigen für die dortigen Ungläubigen gefordert werden. Da hilft nur der Zwang, und dessen Vorbedingung ist die Eintracht der Mächte. Eine schöne Grundlage für die Eintracht bildete bisher das Balkanabkommen, das Goluchowsky seinerzeit mit Rußland abgeschlossen hatte. Jetzt ist diese wichtige Entente ins Wanken gekommen. Durch wessen Schuld?

Sollte man in Petersburg, Paris und London die Entente mit Oesterreich dahin verstanden haben, daß letzteres jenseits seiner südöstlichen Grenzlinie nichts zu sagen, nichts zu suchen und nichts zu schaffen habe, so wäre die Aufklärung dieses Mißverständnisses gewiß nicht zu früh gekommen. Rußland hat es bei Abschluß der Entente und des Mürzsteger Programms gewiß noch anders gemeint. Inzwischen ist aber der englisch-russische Vertrag geschlossen worden und damit die russische Politik unter den verstärkten Einfluß von Gegnern Deutschlands und Oesterreichs gelangt. Die Bündnispolitik des Königs Eduard hat den Boden bereitet, auf dem der gefährliche Vorschlag aufsprießen konnte, eine „englisch-russische Aktion" eintreten zu lassen, das heißt Oesterreich in den Balkanangelegenheiten auszuschalten.

Wie müssen solche Dinge auf den Sultan und seine Minister wirken? Dort weiß man doch, daß Oesterreich sich von seinem südöstlichen Hinterlande nicht abschneiden und auch nicht von seiner Großmachtstellung herabziehen lassen wird. Je schärfer Rußland und seine Verbündeten gegen Oesterreich Stellung nehmen, desto größer wird die Zuversicht des Padischah, daß aus der Zwietracht der Großmächte nach wie vor sein Heil erblühen werde. Warum sollte er dem uneinigen Europa die Zugeständnisse machen, die er dem bisher einig erschienenen Europa vorenthalten hatte?

Wenigstens etwas Gutes hat der leidenschaftliche Widerspruch gegen die 100 Kilometer Sandschakbahn: die Optimisten, welche seit der Kaiserfahrt nach England sich üppig entwickelten, haben eine ernüchternde Lehre erhalten. Wer die Augen nicht

Digitized by Google

krampfhaft zumacht, kann jetzt erkennen, daß das europäische Gleichgewicht noch längst nicht stabil ist, sondern immer noch äußerst labil.

Der neue Finanzsekretär und Staatsminister.

Endlich! Nach vielen Körben ein resigniertes Ja. Herr Sydow, der bisherige Unterstaatssekretär im Reichspostamt, als solcher bereits zur Exzellenz erhoben, hat die Nachfolge im Reichsschatzamt übernommen. Frhr. von Stengel ist in Gnaden und mit kaiserlicher Auszeichnung entlassen; Fürst Bülow hat jedoch das Maß der Ehrung nicht überlaufen lassen, obschon doch die Leistungen Stengels über die Norm beträchtlich hinausgegangen. Man mußte einen tüchtigen und pflichteifrigen Beamten auf den dornigen Posten berufen, weil sich kein brauchbarer Politiker und auch kein Fachmann aus der privaten Finanzwelt werben lassen wollte. Aus dem Bekanntenkreise des Herrn Sydow wird berichtet, daß er mehr aus Zwang als aus Neigung eingesprungen ist. Alle Welt hat seinen Mut bewundert; dazu hat er vielleicht wie Schiller gesagt: Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des preußischen Beamten Schmuck! Ein scharfsinniger Jurist und ein gewandter Verkehrsbeamter braucht noch kein Finanzgenie zu sein; doch muß man abwarten, ob er es nicht wird. Vorläufig sieht es mehr so aus, als ob sich Fürst Bülow einen geschickten Gehilfen zugelegt habe, und da Fürst Bülows Finanzprogramm noch sehr unklar ist, wird man dem neuen Schatzsekretär wohl auch noch keinen finanzpolitischen Heilsplan abfordern können. An demselben Tage, als das lange Interregnum sein Ende erreichte, hat der Reichskanzler mit dem sächsischen Finanzminister im besonderen und den stimmführenden Bundesratsmitgliedern in ihrer Gesamtheit eine Besprechung abgehalten. Leute, die es wissen wollen, erzählen, die Konferenz habe „kein positives Resultat ergeben". Das ist nicht überraschend, da bekanntlich Fürst Bülow in der Finanzfrage mehr zu den Blocklinken als zu den einzelstaatlichen Finanzministern neigt.

Gedenkt der Kanzler etwa mit Hilfe des neuen Schatzsekretärs die „Opposition" im Bundesrat zu brechen? Daran könnte man wohl denken angesichts der organisatorischen Neuerung, die mit dem Wechsel im Reichsschatzamte verbunden worden ist. Freiherr v. Stengel und seine Vorgänger waren nur Vorsteher des betreffenden Reichsamtes, nicht Staatsminister oder Mitglieder des preußischen Staatsministeriums. Herr Sydow hat aber sofort die preußische Staatsministerschaft in seiner neuen Wiege gefunden. Das bedeutet: der Reichskanzler will sich eine weitere Stimme im preußischen Staatsministerium sichern, ein Gegengewicht gegen den nicht immer bequemen preußischen Finanzminister zur Verfügung haben. Soll man das als einen weiteren Schritt zur Imperialisierung Preußens begrüßen? Oder deutet der Vorgang, wenn man den Dingen auf den Grund geht, vielleicht doch eher auf eine Verstärkung des preußischen Elementes in der Reichsverwaltung hin?

Von nationalliberaler Seite ist früher wiederholt darauf gedrungen worden, dem Leiter der Reichsfinanzen eine starke, selbständige Stellung zu geben, einen mächtigen Reichsfinanzminister als Seitenstück zu dem einflußreichen preußischen Finanzminister zu schaffen. Dieses Ideal einer zentralistischen Partei ist durch die neue Ordnung nicht erreicht worden. Das Stühlchen im preußischen Ministerrat tut es nicht; der Schatzsekretär bleibt in seinem Amt nach wie vor Untergebener des Reichskanzlers. Infolgedessen kann er die anderen Ressorts, namentlich die des Krieges, der Marine und der Kolonien, nur dann zur Sparsamkeit nötigen, wenn der Kanzler eine solche Aktion voll und ganz mitmacht. Ebenso kann er in der Steuergesetzgebung nur diejenigen Bahnen einschlagen, die der Kanzler gebilligt hat. Am besten fährt der Schatzsekretär, wenn der Kanzler sich um die Finanzgesetzgebung gar nicht kümmert, wie es bis zum 13. Dezember 1906 die Regel war. Seitdem aber ist Fürst Bülow mit blockpolitischem Dilettanteneifer in die inneren Angelegenheiten hineingeraten, und weil er in der Steuerpolitik mehr auf die Blockpolitik als auf das Reichsbedürfnis Rücksicht nahm, ist jene Zerfahrenheit entstanden, die dem Frhrn. v. Stengel die Weiterarbeit unmöglich machte. Wir können in der bloßen Berufung Sydows noch keinen Ansatz zur Besserung erblicken und deshalb auch nicht den Optimismus teilen, der schon in diesem Frühjahr noch eine Finanzreform erwartet. Es wäre ja schön, wenn jetzt sofort das Defizit beseitigt würde. Auch in unserem Parteiinteresse wäre es sehr erwünscht, da wir die Erbschaft des Blocks nicht eher antreten möchten, als bis er die leidige Steuerfrage erledigt hat.

Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?

Vom Herausgeber.

Die vielmißbrauchten Phrasen von der akademischen Freiheit des Studententums und der unbedingten, schrankenlosen Lehrfreiheit der Professoren sind wohl kaum jemals so gründlich und drastisch ad absurdum geführt worden wie anläßlich der jüngsten akademischen Demonstrationen für den kirchlich gemaßregelten Professor Schnitzer und gegen seinen Widerpart Professor Bardenhewer. Der übliche Dunst und Nebel, mit dem die liberale Presse die Kernpunkte der Sache zu verdunkeln bestrebt war, hat klarere Köpfe selbst im Lager der Kirchenfeinde nicht ganz zu betäuben vermocht. Und so vernahm man denn sogar aus dem Munde junger Studenten, die sich in Versammlungen für Schnitzer und gegen Bardenhewer begeisterten, manche treffende Bemerkung, die in das pharisäische System der liberalen Presse so gar nicht hineinpaßte. Eine von der Münchener Klinikerschaft einberufene Versammlung von Studenten und — — Studentinnen der drei Münchener Hochschulen (Universität, Technische Hochschule, Tierärztliche Hochschule) entlarvte die so viel gepriesene studentische Freiheit als eine geradezu lächerliche Farce, alldieweil diese akademische Freiheit nach dem authentischen Urteil des derzeitigen Rektors den Studenten lediglich zustimmende Ovationen und Ehrungen für die Professoren gestattet, dagegen jedwede Aeußerung des Mißfallens mit den strengsten Maßregeln bedroht. Je mehr die Studentenschaft sich dieses Hohnes auf ihre vermeintliche Freiheit bewußt wurde, um so zahlreicher wurden die Stimmen, welche die wüsten terroristischen Demonstrationen gegen Professor Bardenhewer teils aus prinzipiellen, teils aus sehr nüchternen praktischen Erwägungen verurteilten. Waren doch die muskelkräftigen Heizer der Universität und zwei Dutzend Schutzleute und Geheimpolizisten aufgeboten worden, um den Musensöhnen und Musentöchtern die Schranken der akademischen Freiheit fühlbar zu machen. Der Rektor in eigener Person, durch eine höhere Stelle für die akademische Sicherheit verantwortlich gemacht, entwickelte seine ganze, selbst körperliche Energie, um den Studenten und Studentinnen zu zeigen, daß sie Order zu parieren haben.

Aber auch die unwahre Phrase von der schrankenlosen akademischen Lehrfreiheit hat inzwischen eine geradezu groteske Widerlegung erfahren. Greifbarer hätte nicht bewiesen werden können, daß diese sog. Lehrfreiheit eine äußerst problematische und differenzielle und eigentlich nur ein Privilegium des Liberalismus ist. Man beansprucht schrankenlose Lehrfreiheit für die Leugnung jeder Autorität namentlich auf religiösem Gebiete und möchte diese Lehrfreiheit für das Bekenntnis zu positiver Gläubigkeit und kirchlicher Autorität aufs äußerste beschränken. Selbst ein Kind könnte einsehen, daß, wenn es wirklich eine schrankenlose Lehrfreiheit für die Professoren gäbe, diese für Prof. Bardenhewer genau ebenso gelten müßte wie für Professor Schnitzer und seine Helfershelfer. Aber hier hat die große Pauke der akademischen Lehrfreiheit ein gewaltiges Loch. Die Propheten der schrankenlosen Lehrfreiheit entpuppen sich in der Praxis als die rückständigsten Meinungsterroristen.

Die Vorgänge, die sich am letzten Mittwoch im akademischen Senat abspielten, waren in dieser Hinsicht mehr als beschämend. „Liberale" Senatsmitglieder sollen sich hinterher gebrüstet haben, daß der Wortführer der theologischen Fakultät einfach niedergeschrien worden sei. Er konnte kein Wort zur Verteidigung des Angeklagten Professor Bardenhewer vernehmbar machen und mußte sich begnügen, einfach seinen Standpunkt zu Protokoll zu geben. Und das nennt man akademische Freiheit! Der Senat hat inzwischen an Professor Bardenhewer ein Schreiben gerichtet, in welchem nicht nur der Vorwurf der Unkollegialität gegen ihn erhoben, sondern ihm auch der ganze Radau an der Universität zur Last gelegt wird. Professor Bardenhewer hat, wie wir hören, in einer Vorstellung an das Kultusministerium gegen diese merkwürdige Auslegung der schrankenlosen Lehrfreiheit Verwahrung eingelegt. Es wird sich nun zeigen müssen, ob die bayerische Staatsregierung willens und imstande ist, einen Professor der Theologie, der seinen Lehrauftrag nicht nur vom Staate, sondern in erster Linie von der kirchlichen Autorität hat, vor einem Meinungsterrorismus, der unter der falschen Flagge der aka-

Digitized by Google

demischen Lehrfreiheit segelt, zu schützen. Wie würde es wohl im umgekehrten Falle einer Senatsmehrheit ergehen, wenn in der Volksvertretung eine liberale Mehrheit am Ruder säße?

Es war und ist den Mitgliedern des Senats bekannt, daß Prof. Bardenhewer die Kundgebung, welche er an seine Schüler, also ausschließlich an Kandidaten des künftigen Priesterberufes richtete, nur für diese bestimmt hatte und von der Veröffentlichung des nicht einmal korrekt wiedergegebenen Wortlautes in der Presse peinlich überrascht war. Das hilft aber alles nichts: Prof. Bardenhewer hat das Unglück, autoritätstreuer katholischer Theologe zu sein. Für diese erkennt der Liberalismus keine unbedingte Lehrfreiheit an. Selbst zarte Rücksichten der „Kollegialität" sollen diese Lehrfreiheit einengen. Es wäre interessant, einmal öffentlich festzustellen, ob die Kollegialität auch von liberalen Professoren stets und in halbwegs urbanen Formen geübt wird. Gewisse drastische Wendungen, die in Vorlesungen Münchener Hochschullehrer gegen namhafte Kollegen üblich sind, gehen von Mund zu Mund. Freilich handelt es sich in diesen Fällen nicht um Verteidiger kirchlicher Lehrautorität.

Des Pudels Kern ist und bleibt, daß gläubigen, kirchentreuen Lehrern der Theologie die Gleichberechtigung und Vollgültigkeit von vorneherein abgesprochen wird. Wenn man die Macht dazu hätte, würde man sie aus den Toren der Alma mater kurzerhand hinausweisen. Daß derartige radikale Forderungen in München praktisch nicht vertreten und in wenig mutiger Weise sogar abgeleugnet werden, hat seinen einzigen Grund darin, daß sie unter den heutigen politischen Machtverhältnissen absolut aussichtslos und unausführbar wären.

Wichtige Schulfragen in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

III. Prüfungswesen und geistliche Schulaufsicht.

Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit wurde in der Presse die Frage der Schulprüfungen und damit in unmittelbarem Zusammenhang die Frage der geistlichen Schulaufsicht erörtert. Man befürchtet aus einer Aenderung der bisherigen Prüfungsordnung die Uebertragung von weiteren Kompetenzen an die Bezirks-Oberlehrer und die Kreisschulinspektoren und damit eine allmähliche Aushöhlung und Verflüchtigung der geistlichen Schulaufsicht.

Nach Erklärung der Regierung ist der Stand der Sache folgender: Schon seit einer Reihe von Jahren besteht an größeren Schulen die Gepflogenheit, daß am Ende des Schuljahres nur noch für die oberste Klasse eine Schluß- und Entlaßprüfung vorgenommen wird, während die übrigen Schulklassen während des Jahres einer unvermuteten Visitation unterstellt werden. Der Minister betonte, das sei allgemein bekannt, es sei auch in der Kammer öffentlich erklärt worden, ohne daß ein Widerspruch dagegen sich erhob. Aus Anlaß einer Eingabe des Bayerischen Lehrervereins (1907) wurden die Kreisregierungen beauftragt, in der ordentlichen Jahressitzung der Kreisschulkommissionen für 1907 über diese Frage zu beraten und das Ergebnis ans Ministerium mitzuteilen. Die Kreisschulkommissionen haben ganz übereinstimmend die Reformbedürftigkeit der bisherigen Vorschriften über das Prüfungswesen anerkannt und befürwortet, daß öffentliche Schulprüfungen am Jahresschluß nur für die letzte Klasse, für die übrigen Klassen während des Jahres unangesagt außerordentliche Prüfungen stattfinden. Die Landesschulkommission hat einstimmig im gleichen Sinn beschlossen. Das vorliegende Material soll mit allen Sachäußerungen im Ministerium überprüft und dann ein Entwurf für neue Prüfungsvorschriften ausgearbeitet werden, welcher in der Landesschulkommission einer eingehenden Beratung zu unterziehen sein wird.

In dieser Frage stießen die Gegensätze aufs schärfste gegeneinander wegen des notwendigea Zusammenhanges mit der geistlichen Schulaufsicht. Der liberale Lehrer-Abgeordnete Schubert glaubte konstatieren zu können, daß in keinem Staate so viel in der Volksschule geprüft wird wie in Bayern. Er verlangte Aenderung des Prüfungswesens und Uebertragung der Schulaufsicht an den Lehrerstand selbst. Die geistliche Schulaufsicht sei 1808 in Bayern eingeführt worden, könne also jetzt ein Jubiläum feiern. Damals bestand der Lehrerstand aus ehrsamen Handwerkern, da war es notwendig, daß dem Lehrer der Geistliche als der gebildetste Mann im Orte als Leiter vorgesetzt wurde. Inzwischen hat der Lehrerstand sich so emporgearbeitet, daß er selbst die Leitung der Schulaufsicht in Anspruch nehmen zu können glaubt. „Am Stande unseres blühenden Volksschulwesens sind die Lehrer und Lehrerinnen Bayerns allein schuld."

Dieser von großem Selbstbewußtsein getragenen Aeußerung wurde vom Kultusminister mit größter Bestimmtheit die notwendige Ergänzung beigefügt: So gern er die vorzüglichen Leistungen der Lehrkräfte anerkenne, so müsse er doch auch für alle übrigen beteiligten Faktoren, insbesondere für die geistlichen und weltlichen Schulaufsichtsbeamten wie für die Gemeinden, einen entsprechenden Anteil am Verdienst für den guten Stand unserer Schulen in Anspruch nehmen.

In dieser Frage wurden die Grundsätze des Zentrums vom Abgeordneten Freiherrn v. Franckenstein ebenso warm wie klar ausgesprochen. Das katholische Volk betrachte die konfessionelle Schule als ein unantastbares Kleinod; zu dessen ungeschmälerter Erhaltung gehöre die konfessionelle Lehrerbildung und die geistliche Schulaufsicht. Wenn wir ein blühendes Schulwesen haben, so ist dies neben der Berufstreue der Lehrer auch der reichen und aufopferungsvollen Tätigkeit der geistlichen Schulaufsichtsorgane zuzuschreiben, welche sich außerordentlich große Verdienste um Unterricht und Erziehung der Jugend erworben haben.

Der liberale Abgeordnete Prof. Dr. Günther gab die Quittung, indem er dem Abgeordneten Freiherrn v. Franckenstein dankte für seine Rede nach Inhalt und Form. Dieselbe habe deutlich gezeigt, was man vom Zentrum zu erwarten habe, jede Möglichkeit einer Verwischung und Vertuschung sei bei solcher Klarheit ausgeschlossen. Auch Dr. Günther anerkannte in seiner noblen Art, die von anderen liberalen Vertretern so wohltuend absticht, die Verdienste der Kirche um die Schule. Die Kirche kann nach ihm stolz darauf sein, daß durch ihre stete Mitwirkung die Schule etwas Ordentliches geworden ist, aber sie braucht keineswegs jetzt dasselbe Recht geltend zu machen, welches ihr früher kein denkender Mensch bestritten haben würde. Jetzt steht die Schule auf eigenen Füßen und hat das Recht, auf ihnen zu stehen. „Wir verlangen die Fachaufsicht, weil die Lehrer ein gutes Recht haben, zu fordern, daß sie nicht anders behandelt werden, als andere Bevölkerungsklassen auch: Wir sind prinzipiell für die Fachaufsicht in der Volksschule."

Abgeordneter Schubert hatte sich für die liberale Forderung nach Fachaufsicht auch auf die Forderungen katholischer Lehrer und katholischer Lehrervereine berufen. Unter diesen Umständen mußten die gehaltvollen Ausführungen des Zentrumsabgeordneten Oberlehrer Wörle das größte Interesse von allen Seiten beanspruchen. Sie gehörten wohl zum besten, was in der ganzen Debatte gesprochen wurde. Abgeordneter Wörle erklärte sich zunächst mit den Vorschlägen der Landesschulkommission in bezug auf die Aenderung des Prüfungswesens durchaus einverstanden. Das Hauptgewicht soll künftig auf die unangesagten, außerordentlichen Prüfungen gelegt werden. Bezüglich der Schulaufsicht erklärte er, daß die Fachaufsicht im liberalen Sinne der vollständigen Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht für die Kirche unannehmbar sei; damit ist diese Frage auch für katholische Lehrervereine erledigt. Auf die Frage: „Was ist Fachaufsicht?" ergibt sich eine verschiedene Antwort, je nachdem man das Hauptgewicht auf die Schulerziehung oder auf die Schultechnik legt. Legt man das Hauptgewicht auf die Schulerziehung, so ist als „Fachmann" der Geistliche anzusehen, legt man das Hauptgewicht auf die Schultechnik, so entsteht die Frage, ob in dieser Beziehung der Geistliche oder der Lehrer als der Tüchtigere erscheint. Aus der Erziehungsaufgabe der Schule heraus hat der bayerische Episkopat die geistliche Schulaufsicht als die wesentliche Garantie für den christlichen Charakter die Volksschule bezeichnet. Es ist nicht möglich, den Geist des Unterrichts im Sinne der erziehlichen Wirkung und die Unterrichtstechnik vollständig zu trennen und abzugrenzen; daher ist es auch unmöglich, ohne schwere Schädigung der Interessen der Kirche den Lehrern die gesamte technische Schulleitung zu übertragen. Nach Anschauung des Abgeordneten Wörle kann aber die Lehrerschaft mit Recht eine weitergehende Mitwirkung an der technischen Leitung der Volksschule fordern; das ist auch der Standpunkt des Katholischen Lehrervereins im Gegensatz zum Bayerischen Lehrerverein.

Wörle macht in dieser Beziehung zunächst drei Vorschläge: 1. Die Handhabung der äußeren Schulordnung an größeren

Digitized by Google

Schulkörpern (mit einer größeren Anzahl von Klassen) soll besonderen Lehrern übertragen werden, 2. durch die Bezirks-Oberlehrer sollen öfter Schulbesuche beim fortbildungspflichtigen Lehrpersonal stattfinden, 3. die Zahl der Kreisschulinspektoren soll vermehrt und dieselben auf den Staat übernommen werden. Die Vermehrung sei notwendig, damit alle Schulen, namentlich auch Stadtschulen, alle 5—6 Jahre einmal durch den Kreisschulinspektor visitiert werden können. Als weitere Aufgaben für die Kreisschulinspektoren bezeichnet Wörle die Visitation der Sonntagsschulen und der gewerblichen Fortbildungsschulen. Letztere sind jetzt der Aufsicht von Realschulmännern übertragen. Wörle glaubt hierin eine große Gefahr erblicken zu können, sie werden dadurch zu sehr von der Volksschule losgetrennt, und manche Dinge werden vernachlässigt, die für den einzelnen im praktischen Leben sehr notwendig sind. Ferner haben die Kreisschulinspektoren die Aufsicht über die Präparandenschulen und Lehrerseminare, es obliegt ihnen die Vorbereitung von schultechnischen Gutachten für die Landesschulkommission, die Vorbereitung für die Sitzungen der Kreisschulkommission, die Kontrolle der Fortbildung, die Mitwirkung bei den Seminaraustritts- und Anstellungsprüfungen usw. Diese großen Aufgaben können richtig nur erledigt werden, wenn die notwendige Anzahl von Kreisschulinspektoren vorhanden ist. Dabei wünscht Wörle, daß die Kreisschulinspektoren mit dem geistlichen Distriktsschulinspektor zusammenarbeiten, demselben also ihre Visitationen vorher anmelden; um eine Einheitlichkeit herbeizuführen, wünscht er, daß jährlich Konferenzen der Distriktsschulinspektoren und der Lokalschulinspektoren gehalten werden.

Kultusminister Dr. von Wehner sprach sich bestimmt für Beibehaltung der geistlichen Schulaufsicht aus. Die Besorgnisse wegen allmählicher Beschneidung der Rechte der geistlichen Schulinspektoren seien unbegründet. Er wies dabei auf die bayerische Verfassung hin (sog. Protestanten-Edikt), wonach die Regierung verpflichtet ist, auf protestantischer Seite die Distriktsschulinspektoren in der Regel aus dem Stande der Pfarrer zu nehmen und denselben die zum Wesen ihres Amtes gehörigen Befugnisse ungeschmälert zu erhalten. Es sei selbstverständlich, daß das nämliche für Katholiken beachtet werden müsse.

Auf beiden Seiten wurden in dieser Schuldebatte die letzten Ziele mit voller Offenheit und Klarheit ausgesprochen: Weltliche Schule — konfessionelle christliche Schule! Der liberale Parteiführer Dr. Casselmann betont wieder die Forderung der Simultanschule. Er war dabei so ehrlich, ganz offen einzugestehen: „Daß die Geistlichkeit vielfach gegen die Simultanschule ist, verstehe ich, denn mit der Einführung der Simultanschule fällt die geistliche Schulaufsicht." Ebenso offen fügte er bei: „Wenn wir die Simultanschule verlangen, so fordern wir auch simultane Lehrerbildungsanstalten und simultane Lehrbücher."

Abgeordneter Wörle lehnte die Simultanschule ab gerade aus pädagogischen Gründen. Die moderne Pädagogik stellt als Grundforderung auf die Einheit des Erziehungsgeistes. Dieser fehlt der Simultanschule. Die Simultanschule erschwert das psychologisch-methodische Unterrichtsverfahren, welches anknüpfen soll an den religiös-sittlichen Gedankenkreis, den das Kind aus dem Elternhause mitbringt. In der Simultanschule ist es ferner dem Lehrer unmöglich, seine volle Persönlichkeit zu entfalten; er muß seine heiligsten Gefühle in sich verschließen, um nicht bei anderen Kindern anzustoßen; dadurch wird der erzieherische Einfluß ungemein beeinträchtigt. Daher ist die Simultanschule nicht das Ideal der pädagogischen Wissenschaft. Ideal der modernen Pädagogik ist die Simultanschule ohne konfessionellen Religionsunterricht, also die religionslose Schule, zu welcher Dr. Süßheim sich bekennt.

Mit diesen schönen Worten ist klar gezeigt, um was es sich in der Schulfrage handelt.

Konsequent sind nur die gläubigen Christen mit der Forderung einer konfessionellen christlichen Schule auf der einen und die Sozialdemokraten mit der Forderung einer rein weltlichen Schule ohne Religionsunterricht auf der anderen Seite. Darum dreht sich der letzte Kampf: hie Christentum, hie Atheismus.

Quartalsabonnement Mk. 2.40
Einmonatsabonnement 80 Pfg.

Il majale nero — Das schwarze Schwein.

Der neueste Vorstoß des pornographischen Atheismus.

Von

Dr. B. Realino-Vero.

„Das schwarze Schwein", 60,000 Exemplare in einem Monat; so verkündet der Prospekt der L'amministrazione Notari-Milano; in ganz Europa sollen an allen Universitäten, technischen Schulen, Gymnasien, Lyzeen, in allen großen Restaurants, Cafés, Barbierstuben usw. Reklamezettel verteilt werden. Neben der italienischen wird eine deutsche, französische und spanische Ausgabe angekündigt. Der Verfasser Notari hat wegen pornographischer Schriften bereits mehrmals die unliebsame Bekanntschaft mit den italienischen Gerichten gemacht. Er selbst hält sich für einen bedeutenden Schriftsteller, sein blattgroßes Porträt steht vor dem Titelblatt: Notari — Il majale nero — Rivelazioni e documenti. Es sind weder Enthüllungen noch Dokumente. Der atheistische Tam-Tam hat auch in Deutschland für dieses den Vorkämpfern für ein „Italia pagana" (Heidnisches Italien) gewidmete Buch Lärm geschlagen. Noch ehe es erschienen, schrieb das atheistische „Freie Wort" (Frankfurt 1907, Nr. 18): „Das Werk enthält, wie ich aus den Druckbogen ersehen konnte, die Sammlung aller Dokumente, durch welche hervorgeht, mit welchen Mitteln der Klerikalismus sich die politische und wirtschaftliche Macht zu sichern sucht. Diese Dokumente wirken in ihrem Realismus besser als jede literarische Phantasiearbeit mit künstlerischen Formen." In dem ganzen Buche ist von Dokumenten keine Spur, wenn man nicht Dokumente nennen will Abschreibereien aus bekannten, vielfach mehr als anrüchigen atheistischen Büchern und Machwerken. Alles Schändliche, was je auf Erden geschehen, haben die Priester getan. Il prete (der Priester) als Ehebrecher, Sodomit, Räuber, Mörder usw., das ist kurz der Inhalt dieser „Dokumente". Sexuelle Dinge aus Beichtbüchern (auch wieder aus dem alten Bischof Burkard) werden à la Graßmann-Hoensbroech mit Behagen breitgetreten. Die Päpste sind die größten Scheusale. Durch die Schuld der Päpste, Priester usw. sind ganz genau ausgerechnet 9,723,500 Mordtaten verübt worden. Auf Befehl der Jesuiten hat Gerard den Fürsten von Oranien erdolcht, die Jesuiten haben Barrère, Chastel usw. das Mordmesser in die Hand gedrückt; die Jesuiten haben den Kardinal Tournon vergiftet; sie haben selbst ihren besten Freund Klemens XIII. ermordet usw. usw.

Aus dem schmutzigen Prozeß der hysterischen halbverrückten Cadière werden über dreißig Seiten abgedruckt: Das Schwein wälzt sich gern im Schmutz. Von „dem größten und wichtigsten Dokument für die unersättliche Habsucht des Klerus", „das wegen seiner ungeheueren Wichtigkeit mit der größten Eifersucht von den Jesuiten gehütet wird", will der große Historiker nicht verraten, „wie es in meine Hände gekommen ist, ich werde es dem Leser nicht sagen." Aber „man möge es aufmerksam lesen, und aufmerksam sollen es lesen die Leserinnen, die Mütter und Witwen". Aus diesem wichtigen, geheimnisvollen Dokument druckt der Verfasser über zehn Seiten ab und wendet sich dann mit Emphase an die Minister und den König von Italien, was sie dazu sagen! Ja was soll man zu diesem Schwindel sagen? Das ganze Dokument ist weiter nichts als ein Abdruck aus den allein im 19. Jahrhundert gegen hundertmal auch in italienischer Sprache gedruckten „Monita secreta", den geheimen Verordnungen der Jesuiten. Diese Monita sind aber nun bereits seit ihrem ersten Erscheinen vor fast drei Jahrhunderten (im Jahre 1614) unzählige Male als Fälschung gebrandmarkt worden und werden heute selbst vom Evangelischen Bunde — und das will viel heißen — als Fälschung anerkannt. Das Schönste ist, daß das Frankfurter „Freie Wort" auf den Schwindel hereingefallen und aus den ihm zur Verfügung gestellten Druckbogen des „Schwarzen Schweins" gerade ganze Seiten dieser „Monita" als neue Weisheit für seine Leser abdruckt, denn „das wertvollste Dokument, das Notari reproduziert, sind die geheimen Instruktionen, die der Jesuitengeneral an alle Pater (sic), Provinzialen (von der Redaktion des „Freien Wort" gesperrt) der Welt erlassen hat. Wie dieses sorgsam behütete Dokument in seine Hände hat kommen können, das sagt er uns einstweilen noch nicht." Und diesen Hereinfall hat das „Freie Wort" noch mit großen Worten zu rechtfertigen gesucht. Fürwahr, es muß ein hochgebildetes Publikum sein, dem Notari und seine Tamtamschläger solche Dinge zu bieten wagen.

Digitized by Google

Eingleisige Wissenschaft.

Von

Dr. Mich. Eberhard, Stadtpfarrprediger bei St. Ludwig, München.

Das πρῶτον ψεῦδος des Falles Ehrhard und des Falles Schnitzer liegt nicht auf dem Gebiete des Glaubens, sondern auf dem Gebiete des Wissens. Eigentlich auch nicht auf dem Gebiete des Wissens, sondern genauer auf dem Gebiete der Wissenschaft. Wissen ist Natur und kann nicht gefälscht werden; Wissenschaft ist Kultur und unterliegt der Irrung.

Der Begriff der Wissenschaft entspricht heute nicht mehr der Natur des Wissens. Das Wissen ist die Quelle, die uns unsere Erkenntnisse liefert. Die Wissenschaft faßt die Quelle und leitet sie; die Wissenschaft methodisiert das Wissen.

Die Quelle unseres Wissens, auch unseres Wissens vom Göttlichen, ist aber dreifach: Erfahrung, Intuition und Ueberlieferung. Das Quellgebiet ist demnach ebenfalls dreifach: Welt und Leben, das Geistesinnere, die Ueberlieferung der Vorzeit. Schon Plato und Aristoteles kennen diese Trias; sie sehen nicht bloß Erfahrung aus Welt und Leben, sondern auch die Intuition und die Ueberlieferung als wissenschaftlich vollwertige Quelle an.

Die Wissenschaft soll nun diese Quellen methodisieren; die Kultur soll auf der Natur aufbauen. Es ergäben sich somit drei getrennte gleichberechtigte Sphären der Wissenschaft mit getrennten, aber gleichberechtigten wissenschaftlichen Methoden: die Sphäre der Erfahrungswissenschaften, die Sphäre der Philosophie und die Sphäre des Glaubens.

Unser Zeitalter hat nun die fixe Idee, nur die Erfahrungswissenschaften, deren Methoden allerdings außerordentlich fein kultiviert sind, für wissenschaftlich vollwertig zu nehmen. Die Gelehrten haben ja aus demselben Grunde Anlage zu fixen Ideen wie die Frauen: ein beschränktes Arbeitsgebiet verengt den Gesichtskreis. Dabei haben die Frauen wenigstens eine Ablenkung durch äußere Tätigkeit, während bei den Gelehrten der theoretische Trieb kein Korrektiv durch den poietischen Trieb erfährt.

Diese fixe Idee hat suggestiv auf die Philosophen und Theologen gewirkt. Sie wollten modern sein. Sie verpflanzten darum die Methoden der empirischen Wissenschaften, namentlich die historisch-kritische Methode, auf Böden, auf denen diese Pflanzen nicht heimisch sind und nicht heimisch werden. Es ist nicht einzusehen, wie aus der Erfahrung Weltanschauungsfragen gelöst werden könnten. Wenn Häckel philosophiert, verläßt er eben sein Gebiet. Er kann unmöglich als Naturforscher mit seiner Methode in das Wesen der Dinge eindringen; seine Methode ist ja nur eingerichtet auf die Erscheinungen der Dinge und auf die Gesetze der Erscheinungen. Das Mikroskop kann nicht leisten, was das Teleskop leistet. Noch viel weniger erklärt die Erfahrung, was Spekulation und Glaube erklären können. In dem Sinne war es wohl gemeint, wenn es in der „Corrispondenza Romana" auf die Angriffe Ehrhards zurückschallte: Er versteht nichts von Philosophie und Theologie.

Die Wissenschaft bildet einen gemeinsamen Bahnkörper, auf dem drei Gleise gleichberechtigt nebeneinander herlaufen; auf jedem Gleise werden die Züge, wenn auch in verschiedener Zugsrichtung, tadellos befördert. Es wird geschickte Weichensteller geben, die glücklich Güterwagen des anderen Gleises auf ihr Gleise lenken. Es wird aber auch ungeschickte Weichensteller geben, die Zusammenstöße verschulden, so daß das eigene Gleise zerstört wird.

Die Wissenschaft des christlichen Glaubens benützt das Gleise der Ueberlieferung; es ist ihr eigentümliches Gleise. Weichenstellen ist nicht verboten, sogar gewünscht; allein es muß mit Geschick geschehen; das eigene Gleise darf nicht zerstört werden.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Akademische Freiheit.

Randglossen zu den Demonstrationen an der Münchener Universität.

Von

cand. jur. Hans Besold, München.

Das waren laute Tage in unserer Alma mater gewesen und — leider — auch traurige Tage. Der Fall „Schnitzer" löste eine Anzahl von Radauszenen aus, die den Zulukaffern alle Ehre gemacht hätten; aber das Feldzeichen, das man dabei vorantrug, war die „Akademische Freiheit."

Dieser soviel gedeutete, verunstaltete und bestrittene Begriff — nämlich von solchen, die ihm eine objektive Definitionsberechtigung absprechen — ist in den vergangenen Wochen zur lächerlichsten Karikatur, zur Utopie herabgesunken. Und das bei uns in Bayern.

Und wer waren die Sturmläufer? Man frage nicht: Weit vorwiegend unsere Kollegen von „da droben" aus dem Norden, von denen manchem im Kolleg bereits „schauert", wenn das Wort „katholisch" ausgesprochen wird oder gar erst das Wort „Rom" oder „Zentrum", sodann Kommilitonen, deren eigenartige Nasenwinkel stark für ihre Abstammung sprechen, endlich Ausländer samt weiblichem Anhang, die nicht einmal den Namen des Professors kannten, dem der Radau galt. Das waren also zumeist die Repräsentanten der „akademischen Freiheit", zumeist, schränke ich ein. Denn dazu kamen noch heimische Gruppen, die im suggestiblen Unverstand mitbrüllten.

Und warum? Um auch einmal sich auf unserer Universität bemerkbar gemacht und im Vordertreffen für die „akademische Freiheit" gestanden zu haben. Wahrlich, difficile est satiram non scribere.

Löblich, im höchsten Grade löblich erschien mir als Freistudenten das durchweg korrekte Verhalten und Vorgehen unserer katholischen Studenten. Der gute Kern treibt zur Frucht. Die Scharen, die die Traditionen ihrer Väter auch heilig zu halten wissen und jedem fremden, aufrührerischen, neuheidnischen Geiste feindlich entgegenstehen, sind bei uns stärker, als es gewöhnlich den Anschein haben mag. —

Sonst, wenn Arbeiter Spektakel machen, pflegt die Polizei blank zu ziehen, weil eben so Revolutionen am nachhaltigsten niedergehalten werden. Bei Studenten gibt es solches Eingreifen nicht; das wäre ja gegen die „akademische Freiheit" in deren Betätigung. Man ließ sie also ungestört gewähren in ihren Störungen. Und wieder, man frage nicht nach der Qualität dieser Studenten; zumeist „erste Semester", Heißsporne ohne jeden Ernst bei ihrem Beginnen. Das allein mag vielleicht vieles entschuldigen.

Um ja nicht zu vergessen: auch sonst anderweitig so viel beschäftigte Korps und Burschenschaftler, die „Träger des guten Tons", haben diesmal sich Zeit genommen, occasione data wieder einmal in der Universität sich vorzustellen, vielleicht das erste Mal in diesem Semester, und halfen den Burgfrieden brechen.

Noch ein Wort zur „Lehrfreiheit". Besteht nach den Vorfällen denn eine solche wirklich? Mir scheint das Gegenteil haarscharf bewiesen; denn sonst könnte man einem Gelehrten, der eine berechtigte Kritik übt, und das in Wahrung der Interessen seiner Fakultät, nicht so „unkollegial" und aller Vornehmheit bar mitspielen.

Und die „Schnitzerpresse"? Ich meine die „Münchner Neuesten Nachrichten", die „Allgemeine Zeitung" und Konsorten. Diese Pharisäer haben sich gemäß ihrem Beruf aufgeführt und ihre suggestive Wirkung nicht verfehlt, denn sie sind die ständige und ausschließlich geistige Tageskost der großen Herde der angeblich „Aufgeklärten", der Halbgebildeten und der gedankenlosen Mitläufer.

Das Resümee ist leicht gezogen: der Begriff „akademische Freiheit" hat wieder einmal in seiner Dehnbarkeit die Elastizitätsgrenze überschritten und ist, wenigstens für dieses Semester in München noch, zur Karikatur geworden. Trotz alledem hat sich Gold im Feuer bewährt: Wir haben noch, seien sie inkorporiert oder nicht, echte, überzeugte katholische Studenten, die ganz und voll für die Religion ihres Volkes eintreten und beim Trumpfspiel auch wirklich Farbe bekennen, wenn auch nicht als offizielle Korporation, so doch als vollberechtigte Einzelindividuen.

Digitized by Google

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Beim Kultusetat scheiden sich die Geister. Dabei geht es ohne Scharfschießen natürlich nicht ab. Um einige Prozente zahmer in der Form, bleibt der Liberalismus sich natürlich gleich in der Sache. Ersteres ist vielleicht ein Zugeständnis an den liberalen katholischen Pfarrer. Doch ist es ausgeschlossen, daraus irgend welchen Schluß zugunsten der grundsätzlichen Stellung des Liberalismus zu ziehen. Das führte zu Täuschungen. Wir haben aber sicher nicht die Absicht, Gegensätze durch Worte zu verschleiern. Im übrigen findet das Gefecht außerhalb des Hauses „Fortsetzung", indem ausgerechnet die liberabe Presse den Erzbischof von Bamberg darüber belehrt, wie er sich seinen Priestern gegenüber zu verhalten hat.

Die Grundfragen finden von berufener Seite ohnehin in diesen Blättern ihre Beleuchtung. Nur um den Faden der Handlung nicht abzureißen, darf einzelnes noch festgehalten werden.

Wenn es sich um Universitäten und Gymnasien handelt, haben selbstverständlich die Professoren das Wort. Und sie hatten es gründlich. Auch waren sie ziemlich einig; insbesondere in der Beseitigung mancherlei Beschwernisse an den Gymnasien. Natürlich aber nicht hinsichtlich des Kirchenbesuches. „Man gefährdet durch den Zwang die Religion", so meinten die Vertreter des Liberalismus. Es ist aber wohl richtig darauf hingewiesen worden, daß, sofern man sich zu einer Religion bekennt, sie auch in der Schule zu betätigen ist. Allseitige Zustimmung erregt die Reform des obersten Schulrates. Im Interesse der künstlerischen Erziehung unseres Volkes ist es zu begrüßen, daß die Anregungen des Verfassers, den Zeichenunterricht tiefgehender zu gestalten, ihm Kultur- und Kunstgeschichte zuzuteilen und Vertretung im obersten Schulrat im Hauptamt zu verschaffen, Aussicht auf Verwirklichung hat. Die Zustimmung aus Laien- und Lehrerkreisen beweist, daß die Bedeutung dieses Schrittes richtig gewürdigt wird. Die Alkoholfrage findet als Abstinenzfrage keine Mehrheit, wohl aber die Krüppelfürsorge usw. Der Kampf um die humanistische und realistische Bildung ruft die Schulmänner auf den Plan. In Bayern können die Realisten schon bald alles werden, nur keine Juristen, dazu müssen sie nach Preußen gehen.

Vermutlich werden die kommenden Real- und Volksschuldebatten eine vermehrte Auflage der Widersprüche in der prinzipiellen Auffassung der Schulfragen zutage fördern. Bei alledem bleibt aber die erfreuliche Tatsache bestehen, daß alle Parteien des Landtages in dem Bestreben einig sind, die Bildung aller Schichten des Volkes zu heben, welches Streben seinen beredten Ausdruck u. a. in der einmütigen Ablehnung der Schulgelderhöhung fand.

Das große Ereignis der Woche ist die so lange sehnsüchtig erwartete Veröffentlichung der neuen Gehaltsordnung und Gehaltsaufbesserung für alle bayerischen Staatsbeamten und Staatsbediensteten. Der Unterschied zwischen pragmatischen und nichtpragmatischen Beamten ist grundsätzlich aufgehoben. Die Beamtenaufbesserung bedingt einen jährlichen Mehraufwand von 8'600,000 Mk. Die außerdem in Aussicht genommene Aufbesserung der Geistlichen und Lehrer wird auf jährlich 3½ Millionen geschätzt.

Die Sandschakbahn.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Presse in Rußland, Frankreich und Italien schlägt gewaltig Lärm über den vom österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren, Baron Aehrenthal, angekündigten Bahnbau von Uvac nach Mitrovitza.[1]) Man stellt den Minister, welcher vor Jahresfrist noch als die festeste Stütze des Friedens in Europa gefeiert wurde, als einen gefährlichen Intriganten hin, der die gesamte europäische Diplomatie hinters Licht geführt habe, obwohl unsere Regierung, gemäß den Mürzsteger Abmachungen, den Bahnbauplan den Kabinetten von Petersburg und Rom mitgeteilt hat, ohne irgend welchen Einspruch zu erfahren. Der war auch ganz unmöglich, da unsere Monarchie schon vor mehr als dreißig Jahren die Zustimmung sämtlicher Großmächte zur Erbauung der Sandschakbahn erhalten hat. Darum ist es auch klar, daß diese Bahn in Wirklichkeit nicht die Ursache des Preßlärms sein kann, der gegen den Leiter unserer Auslandspolitik gemacht wird. Der einzige, welcher etwa Einspruch gegen die Bahn hätte erheben können, ist der türkische Sultan, und dieser hat nicht protestiert, ja er hat sogar seine Zustimmung gegeben, so daß heute bereits die finanziellen und technischen Vorarbeiten im Gange sind.

Was soll also der Preßlärm bezwecken? Daß er Baron Aehrenthal von dem Bahnplan nicht abschrecken wird, haben dessen Erklärungen in der österreichischen Delegation deutlich genug gezeigt. Unser Aeußernminister weiß, daß das Deutsche Reich bereit ist, die von Kaiser Wilhelm II. anläßlich der Algeciraskonferenz gelobte treue Bundesgenossenschaft zu halten bzw. uns zu vergelten. Ein Rücktritt von dem so programmatisch angekündigten Bahnbau würde einer Abdankung unserer Monarchie als Großmacht gleichkommen. Es ist also garnicht daran zu denken, daß die neuen Wege verlassen werden, welche Baron Aehrenthal unserer Auslandspolitik gezeichnet hat, mag die Presse noch so sehr hetzen. Man hat ja längst eingesehen, wozu der Lärm dienen soll: es soll die Spannung, welche von 1878 bis zum Tode Alexanders III. zwischen Rußland und Deutschland-Oesterreich bestand, wieder herbeigeführt werden, ein Zustand, welcher allein es England möglich macht, seine Weltherrschaft aufrecht zu erhalten. Es scheint sicher zu sein, daß England diesen Zweck erreicht. Für unsere Auslandspolitik gibt es aber kein Zurück.

Die Sandschakbahn hat eine große verkehrspolitische Bedeutung sowohl auf wirtschaftlichem und politischem, wie auch auf militärischem Gebiet. Sie soll die bosnischen Bahnen mit der von Saloniki kommenden orientalischen Bahn verbinden und einen großen Teil des jetzt über Serbien gehenden Verkehrs auf unsere bosnischen Bahnen überleiten. Zugleich soll bekanntlich von den Bocche di Cattaro eine Bahn nach Süddalmatien und dem montenegrinischen Littorale gebaut werden, um einen Anschluß an Skutari, den Haupthandelsplatz Oberalbaniens, zu gewinnen. Diese Bahn, die ihre Fortsetzung durch Albanien erhalten soll, wäre ein Paroli für die italienisch-serbischen Bahnbaupläne.

Ihre wirtschaftliche Bedeutung wird die Sandschakbahn hauptsächlich in der Erschließung Makedoniens suchen müssen. Das Land ist noch wenig bekannt, das Volk infolge der unaufhörlichen Nationalitätenkämpfe sehr rückständig, der sehr fruchtbare Boden irrationell bebaut, so daß der Ertrag sehr hinter der Ertragsfähigkeit zurücksteht. Der Verkehr ist auf minderwertige Bahnen und ganz unzulängliche Straßen angewiesen und geht in echt orientalischer Weise vor sich. Tüchtige Kaufleute, Kulturtechniker, Ingenieure hätten da ein reiches Feld erfolgverheißender Tätigkeit vor sich. Da die bisherigen bosnisch-herzegowinischen Bahnen trotz ihrer Unzulänglichkeit Betriebsüberschüsse abwerfen (für 1908 sind 1,4 Millionen ins Budget eingesetzt), so ist auf ein Erträgnis der Sandschakbahn auch zu rechnen. Daß ein mit österreichischem Gelde ins Innere von Makedonien hinein gebauter Schienenstrang Oesterreichs Einfluß in dem Lande sehr heben wird, bedarf keines Nachweises. Die wirtschaftliche Bedeutung der Bahn wird natürlich steigen mit dem Wachsen des politischen Einflusses Oesterreich-Ungarns und dem Aufhören der nationalistischen Bandenkämpfe. Baron Aehrenthal hat rechtzeitig erkannt, daß in dem mit Familienbeziehungen geschaffenen Freundschaftsverhältnisse Italiens zu Montenegro augenblicklich ein Riß entstanden ist, und hat das sofort benützt, um unsere Beziehungen zum montenegrinischen Hofe zu bessern, indem er den Bau einer Eisenbahn ankündigte, welche nicht nur dem Fürsten der Schwarzen Berge in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht sehr willkommen sein muß, sondern auch unserer Monarchie gestattet, einen starken Druck auf Montenegro auszuüben. Die Küstenbahn wird nämlich eine militärisch-strategisch sehr wertvolle Linie, weil sie von unserem südlichsten Stützpunkte zu den Quellen der montenegrinischen Macht führen wird und es uns ermöglicht, in kurzer Zeit unsere Militärposten in Süddalmatien zu verstärken und im südlichen Montenegro österreichische Truppen anzusammeln. Wirkt also die geplante Küstenbahn politisch und militärisch auf Montenegro zu unseren Gunsten ein, so die Sandschakbahn auf Serbien, mit dem wir soeben nach einem zweijährigen Zollkriege zu einem Handelsvertrage gekommen sind. Jetzt ist ein militärisches Eingreifen unserer Monarchie auf dem Balkan nur über Serbien möglich. Im Falle eines Krieges mit Serbien wäre unsere im Sandschak dislozierte Infanteriebrigade in größter Gefahr, da sie aus der Heimat nur auf sehr mangelhaften Verbindungswegen Verstärkungen erhalten könnte. Ein Vorstoß aus Bosnien heraus wäre fast unmöglich. Ist aber erst die Bahn bis Mitrovitza ausgebaut, so ergeben sich für Militäroperationen ganz andere, günstigere Verhältnisse, welche vor allem in Makedonien unserer Monarchie ein weit nachdrucksvolleres Auftreten ermöglichen.

Daß diese österreichischen Bahnbauten die Pläne Italiens durchkreuzen, mag ja sein. Montenegro wird sich mit der Zeit von seinem allzu selbstsüchtigen Freunde Italien freimachen und sich unserer Monarchie wieder nähern. Das mag den Staatslenkern auf dem Monte Citorio noch unangenehmer sein, als wenn nun ihr Liebeswerben in Athen auch unerhört bleiben sollte, das zeitweilig erfolgreich zu sein schien. Mit dem Zustandekommen des Mürzsteger Programms, welches ja auch gegen die griechische Propaganda in Makedonien und Albanien gerichtet ist, trat eine Entfremdung zwischen Wien und Athen ein, welche sofort von Italien zu Anbiederungen in Athen benützt wurde, und tat-

[1]) Vergl. „Neue Wege in Oesterreich-Ungarn" in Nr. 6 der „Allgem. Rundschau" vom 8. Februar 1908.

Digitized by Google

sächlich gelang es den italienischen Diplomaten, die Feindschaft der Griechen, welche aus der Bekämpfung des Hellenismus in Albanien durch Italien entstanden war, zu beschwichtigen. Wenn jetzt Baron Aehrenthal mit dem Bahnanschlusse Saloniki-Larissa einen schon lange geplanten Wunsch Griechenlands der Erfüllung näher bringt, so schafft er die Bedingung für ein freundschaftlicheres Verhältnis unserer Monarchie mit Griechenland, und für unsere Balkanpolitik ist es gewiß ein großer Vorteil, wie in Rumänien nun auch in Montenegro und Griechenland gute Freunde zu erhalten und die italienischen Machtbestrebungen auf dem Balkan durchkreuzt zu haben.

Mit der Rückendeckung durch das verbündete Deutsche Reich muß Baron Aehrenthal nun die neuen Wege nach Osten gehen, welche er selbst unserer Monarchie vorgezeichnet hat. In Oesterreich diesseits der Leitha freut sich besonders die Industrie über die tatkräftigere Leitung unserer Auslandspolitik, freuen sich aber auch alle jene Vaterlandsfreunde, welche jahrelang mit Groll der tatenlosen Politik Goluchowskis zusehen mußten. Will aber Baron Aehrenthal seine Politik auch zu den von ihm selbst angekündigten Erfolgen führen, so muß er nicht nur allen Beeinflussungen aus London, Petersburg und Rom sein Ohr verschließen, sondern vor allem jene magyarische Hintertreppen-Nebenregierung beseitigen, welche nie die Interessen der Gesamtmonarchie, sondern stets nur die der Unabhängigkeitspartei Kossuths im Auge hat.

Daß er diese magyarischen Einflüsse nicht wird bannen können, fürchten wir, nicht nur weil er seine ganze Politik allzu magyarenfreundlich eingerichtet hat, sondern hauptsächlich weil beim ersten Falle, wo er den unbeugsamen Leiter der Reichspolitik hätte hervorkehren müssen, vor den bramarbasierenden Schreiereien der magyarischen Berufspolitiker zusammenknickte wie ein federloses Taschenmesser. Auf dem Balkan aber hat nur der Name „Oesterreich" Klang und Einfluß, mit „Ungarn" oder gar „Kossuth" ist dort kein Geschäft zu machen. Erst recht nicht in der hohen Staatspolitik.

Wider den Schmutz.

Von

F. Weigl.

53510 bayerische Männer in Kampfesstellung gegen den Schmutz in Wort und Bild, eine machtvolle Hilfstruppe für die norddeutschen Brudervereine, das ist eine erfreuliche Mitteilung aus dem Rechenschaftsbericht, den der I. Präsident des Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Frhr. v. Freyberg, in der am 21. Februar abgehaltenen Generalversammlung erstattete. Ohne die eindrucksvollen Worte der übrigen Redner abschwächen zu wollen, muß doch gesagt werden, daß die tiefgehendste Wirkung die Beantwortung der Frage: „Warum brauchen wir interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?" durch Herrn Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer, dem II. Vorsitzenden des Deutschen Verbandes, hervorrief. Die ungemein tiefschürfenden Ausführungen werden im Wortlaut in der „Allgemeinen Rundschau" erscheinen.

Mit der Wärme des seine Religion und sein Vaterland, das reine deutsche Volk innig liebenden Mannes sprach darnach Frhr. von und zu Franckenstein über den Ernst der Lage. Er erinnerte zunächst daran, wie nach dem Hardenprozesse wieder etwas von jenem Aufschrecken durchs Land gehe, das der Lex Heinze vorangegangen sei. Weite Kreise werden aus dem Schlaf, in den sie sich diesen Dingen gegenüber einlullen ließen, mit Kraft geweckt. So habe z. B. sogar die „Neue Freie Presse" kürzlich dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die neuerdings stark propagierte Theorie des „Sichauslebens" ihre schweren Bedenken habe, und auch die Ausführungen Paulsens in der „Woche" stünden wohl unter dem Eindruck der letzten Ereignisse. Nicht nur Parlamentarier ergreifen das Wort, auch Lehrer und Seelsorger, die Väter und — sogar die Mütter, unsere deutschen Frauen sehen sich gezwungen, mit Protesten gegen all den Schmutz vorzugehen. Wenn in dieser Situation der Ernst der Lage kurz charakterisiert werden soll, so läßt sich dies tun mit dem Hinweis darauf, daß die Freiheit in Ungebundenheit ausarte. Das ist der Ernst der Lage, daß im Galopptempo der völligen Zügellosigkeit zugetrieben wird. Schon erregen heute Dinge keine Verwunderung mehr, die noch vor wenigen Jahren allgemeine Entrüstung hervorgerufen hätten. Wäre es möglich gewesen, daß z. B. noch vor 20 Jahren Schamlosigkeiten gewöhnlichster Art in Läden ausgestellt worden wären, die sich noch zu den „anständigen" zählen? Wäre damals der offene Vertrieb des Schmutzbuchhandels von heute möglich gewesen? Man denke weiter an die große Verbreitung, die die „Simplicissimus"-Gemeinde findet, selbst in der jüngeren Damenwelt, ferner an die Propaganda der Nudonatioidee, und man muß die „Umwertung aller Werte", besonders die der Freiheit in Ungebundenheit und Zügellosigkeit, bestätigen. Künstlerischen Nuditäten gegenüber ist gewiß jede falsche Prüderie zu meiden; aber bei Konflikten zwischen Aesthetik und Ethik muß die letztere entscheidend sein. Bei dem großen Kultus des Nackten in der Kunst ist auch nicht zu vergessen, daß dabei nicht immer die edelsten Motive mitspielen, vielmehr häufig ein metallischer Ton hereinklingt! Sehr bedeutsam ist der Schlußgedanke des Redners: wenn gar nichts mehr zu retten wäre bei der verdorbenen Generation, so möge man doch an unsere Kinder denken und sich einmal die Frage vorlegen, was ästhetisch erhebender sei: das Auge des verdorbenen Kindes, aus dem schon das Laster schaut, oder das reine, unschuldige Kindergesicht, das noch unberührt ist von dem Gifthauch des sittlichen Schmutzes. Die Sorge um das reine Kinderauge muß uns auf der Wache halten!

Diese ernsten Worte fanden nach der Seite einiger Detailaufgaben wertvolle Ergänzung. So war der Protest gegen die Propaganda der Konzeptionsverhütung gerade im Munde des erfahrenen Arztes (Dr. Amann) und des auch die amerikanischen Verhältnisse überblickenden Mannes (Direktor Sauerwein) bedeutsam. Auch die Beziehung zwischen übermäßigem Alkoholismus und der Unsittlichkeit, die Bildhauer Prugger berührte, ist sehr beachtenswert; nicht weniger der Hinweis von Apotheker Rehle auf den Protest der Leser einer Zeitung gegen anstößige Inserate u. ä.

Der II. Präsident, Dr. Armin Kausen, konnte in seiner Demonstration eines wohlgeordneten reichen Materials, das in verschiedenen Gängen — manchmal recht versteckten Maulwurfsgängen — den Weg ins Volk findet, zeigen, wie der Verein gerade dem Unfug des ungenierten Vertriebes der „Schutzmittel" nachgegangen ist.

Der Hinweis im Schlußwort des Frhrn. v. Freyberg auf den Wunsch des bayerischen Justizministers, die Uebereinstimmung aller Parteien über die Eindämmung der Schmutzflut möge auch auf die Richter die Wirkung nicht verfehlen, verdiente durch alle Hallen der deutschen Justiz mit nachdrücklicher Deutlichkeit gerufen zu werden! Bedauerlich ist, daß die Einmütigkeit aller Parteien in dieser Sache nicht auch in der Presse zum Ausdruck kommt. So ist der Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" über die geschilderte Versammlung in Nr. 90 vom 24. Febr. voll schiefer Darstellungen, mitunter in gehässiger Tendenz den Tatsachen widersprechend.

Das Justizministerium in Bayern hat soeben eine Bekanntmachung erlassen, die besonders Frauen und Kinder schützen will. Sie besagt u. a.: „Die Entscheidung darüber, welche Strafe im einzelnen Falle angemessen ist, steht zwar den Gerichten zu, das Gesetz räumt aber der Staatsanwaltschaft das Recht ein, durch Anträge und Ausführungen auf diese Entscheidung einzuwirken. Hiervon den richtigen Gebrauch zu machen, ist die besondere Pflicht der Staatsanwaltschaft. . . . Kommt sie nach gewissenhafter Prüfung aller Umstände des Falles zu dem Ergebnisse, daß eine strenge Bestrafung des Schuldigen am Platze ist, so hat sie dies bei der Stellung und Begründung ihres Antrags in der Hauptverhandlung mit Nachdruck geltend zu machen. Dabei muß sie in den Fällen der Verübung roher und unsittlicher Handlungen gegen Frauen oder Kinder namentlich auch auf deren größere Schutzbedürftigkeit, auf die Unersetzlichkeit des angerichteten Schadens und auf die Niedrigkeit der Gesinnung, die in der Begehung solcher Handlungen gegen Frauen oder Kinder überhaupt und besonders dann zutage tritt, wenn die Tat unter Mißbrauch eines Abhängigkeitsverhältnisses verübt wird, das gebührende Gewicht legen, um eine die Schwere der Tat entsprechende Bestrafung herbeizuführen, die auch das öffentliche Rechtsbewußtsein als ausreichende Sühne der Tat empfindet."

Angesichts der Zunahme der Sittlichkeitsvergehen ist der Erlaß sehr begrüßenswert; der Kenner der Verhältnisse wird nur bedauern, daß nicht auch für die Verurteilung pornographischer Erzeugnisse in Wort und Bild ähnliche Anweisung erging. Manche Urteile der jüngsten Zeit haben recht deutlich bewiesen, daß eine solche Aufrüttelung des zarteren Gewissens mancher Richter gut wäre!

Fastnacht.

Die goldenen Sterne flimmern
Hoch über der alten Stadt,
Darin seinen Thron der Fasching
Als König errichtet hat.

Nun wandern jubelnd die Menschen
Im bunten Narrengewand,
Nun schimmert's im Glanze der Sterne
Von Flitter und gleißendem Tand.

Und lautes Lachen und Lärmen
Die Straßen der Stadt erfüllt,
Da kommt durch die Nacht gefahren
Ein Wagen, schwarz verhüllt.

Es traben zwei schwarze Rosse
Vorm Totenwagen her;
Und wo sie ziehen vorüber,
Da braust kein Jubel mehr.

Da stehen die Narren und schweigen
Und starren zum Wagen bang:
Verstummt die geklenden Hörner,
Verstummt der wilde Gesang. — —

Bald aber durchbraust die Straßen
Der Jubel wie zuvor —
Doch mancher im Narrengewande
Schlich still aus dem lärmenden Chor.

Fritz Flinterhoff.

Digitized by Google

Der allweise Kritiker.

Eine launige Epistel.

Von Ansgar Albing.

Der Kritiker — wem wäre er nicht bekannt und für wen hätte er sich nicht schon interessiert! Ein jeder von uns hat ihn — und wir alle haben ihn gern. Machen wir aus unseren Herzen keine Mördergrube und geben wir es neidlos zu: der Kritiker ist unser Schatten, unser unzertrennlicher Gefährte, unser fidus Achates, unser aufopfernder Mentor, unsere ablehnende Vorsehung. Wieviel heißen Dank sind wir doch dem Kritiker schuldig! Ohne ihn könnten wir dem verhängnisvollen Wahne verfallen, daß wir wohlmeinende Christen und anständige Staatsbürger, Leute von Urteil und Erfahrung, Sachverständige in unserem Berufe, einigermaßen gebildete und erzogene Individuen — kurz „Menschen" seien. Der Kritiker aber lehrt uns von dem allen das genaue Gegenteil.

Unser religiöses Bekenntnis, so sagt er, ist speckfleckig und unsere politischen Ideen sind gemeingefährlich. Unser Wissen ist Stückwerk und unser Betragen anstößig. Vom Kritiker erfahren wir, daß unsere Geistesprodukte hirnverbrannt, unsere Forschungen lückenhaft und unsere Handlungen übereilt, unüberlegt, verfrüht oder sonstirgendwie unangebracht sind. Der Kritiker erforscht unser Herz und unsere Nieren und siehe da: es ist alles Torheit. Die ganze Welt ist ein großes Narrenhaus, und der Kritiker lehnt sich vorsichtig über die Brüstung einer bessern, fortgeschrittenen Welt, schaut auf unseren elenden Planeten herab, und ruft: „Mein Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Toren, Unmündigen und Kunstpfuscher!" Und dann versetzt er sich mit Aufbietung seines innersten Wesens in einen großen Zorn über die Unzulänglichkeit der elenden Rasse, die es wagt zu dichten und zu trachten oder gar zu schreiben. Und in seinem Grimme entwurzelt der Unfehlbare eine der ragenden Zedern des Libanon, taucht sie ins Schwarze Meer, da wo es am tiefsten ist, und malt seinen Verdammungsukas in riesengroßen Charakteren auf alle weißen Wolkenflächen des Firmamentes, bis diese, getränkt mit schwarzer Galle, herniedertauen auf die blühenden Gefilde, auf denen eine keuchende Menschheit im Schweiße ihres Angesichts den Acker bestellt. Und wenn die Schalen seines Zornes sich entleert haben, und doch noch hier und da ein lebendes Hälmchen emporsprießt, dann sammelt der Titan die Sandmassen der Sahara in den Sack seiner riesengroßen Gewissenhaftigkeit und greift mit beiden Fäusten hinein, um den Inhalt über die verkehrte Welt hin auszustreuen. Und ist auch dann noch nicht jeder Lebenskeim zerstört, so stampft der Gewaltige auf den Boden, und die Erde tut sich auf, um Feuer zu speien und Mensch und Vieh unter glühenden Lavaströmen zu begraben. Wie mächtig und furchtbar ist doch der Kritiker! Zuzeiten freilich, da fühlt auch er sich als Mensch. Dann steigt er von den olympischen Höhen herab, läßt die Donnerkeile zurück und wird wie unsereiner. Dann verbirgt er sich scheu im Dickicht der Wälder, in dunklen Schlupfwinkeln oder hinter den Säulen marmorschimmernder Paläste oder gar hinter dem Herde in der Hütte des armen Mannes. Aber aus seinem Verstecke heraus schießt er unsichtbare Pfeile. Oder aber er hüllt sich in einen unscheinbaren Schafpelz, bettelt als armer Hirte auf der großen Heerstraße des Lebens die Vorübergehenden an, und wenn sie ihn im Rücken haben, fällt er über sie her. In volkreichen Gegenden tritt er auch wohl als Pharisäer auf, in wallendem Prophetenmantel mit Gebetsriemen und klingenden Schellen, mit Honigseim auf den Lippen und dann — trägt er den Dolch verstohlen im faltenreichen Gewande. Den wenigen Einsichtigen erscheint der Zionswächter als Ahasverus, als ewiger Jude; aber diejenigen, die ihn erkannt haben, verfolgt er mit unauslöschlichem Hasse. Denn Er ist der Allmächtige und der Allwissende, und wehe der Kreatur, die ihm nicht willig die Knie beugt. Wie groß und wie furchtbar ist doch der Kritiker! Wahrlich nur der Tor spricht in seinem Herzen: „Ich will nicht dienen." Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und Gott sah, daß sie gut waren. Aber da kam die Schlange und biß sich selber in den schuppigen Schwanz, und siehe, der Kritiker ward geboren, und der Kritiker sah, daß alles schlecht und untauglich war. Und er sprach: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dem Menschen und dem Menschen und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein." Und so geschah es bis auf den heutigen Tag.

Winter im Parke.

Hin durch die Erdenhalden fließen
Des Mondes Silberwellen weich.
Die Azurpracht des Äthers flutet
Hoch überm weiten Schneebereich.

Im Parke liegt das große Schweigen,
Auf allen Ästen sanfte Ruh. . . .
Es knirscht auf halbgefrornem Wege
Der Schnee schrill unter meinem Schuh. . . .

Ich ging am Sommerabend gerne
Gar frohgemut den heißen Pfad —
Es kam der Herbst, die Blätter fielen
Und drüber fuhr das Totenrad.

Nun schlafen meine Jugendträume;
Ich trug sie lang mit froher Lust,
Im Parke saß ich's manchmal flammen
Und dann vergühn in meiner Brust. . . .

Und doch, mir ist's wie großes Ahnen,
Daß sie bald wieder wandeln gehn
Im Blütenkleid der Frühlingstage,
In meiner Jugend Gärten stehn. . . .

Ich schreite weiter meine Wege
Wie einst und laß das Leid zurück;
Beim altersgrauen Schloßgemäuer
Verschwiegen huscht vorbei das Glück. . .

Hans Gesold.

Sein Rosenmontag.

Skizze v. Anton Krieger.

Er ist allein.

Den ganzen Morgen und die lange, lange Nacht ist er allein.

Pap' und Mam' sind gestern abend fortgegangen.

Sie haben die Tür zugeschlossen.

Da war er wieder einmal allein, da schlief er nicht mehr ein auf seinem Lumpenlager. Da sah er den öden Raum voll Gespenster. Da verknisterten im Herdfeuer die letzten Gluten.

Es war schaurig. Und er saß die Nacht über auf seinem Lumpenlager und fror und hustete. Und als der Morgen kam — spät, sehr spät, erhob er sich, schlüpfte in seine Fetzen und setzte sich an den kalten Herd. Er fand ein wenig kalten, schwarzen Kaffee. Den trank er gierig; denn ihn quälte der Durst. Und er aß eine harte Brotkruste dazu.

* * *

Jetzt — jetzt kommt die Sonne.

Wenn die Sonne durchs Fensterchen in das feuchte Erdgeschoß hineinguckt, dann ist's bald Mittag.

Ihn hungert.

Er ist auf einen Stuhl geklettert, weil ihm auf dem rohen Ziegelboden die Füße so kalt geworden sind.

Da steht der arme — bleiche Junge — verträumt — vereinsamt — vergrämt!

Er lauscht . . . Draußen ist frohes Leben . . . Draußen ist — — — Rosenmontag! Alle Leute haben Feiertag! Auch die Kinder! — Er nicht . . . . Warum?

Das Lied, das die Jungen draußen singen, kann er auch!

„O, Susanna, wie ist das Leben doch . . ."

Das „so schön" wird durch einen Hustenkrampf erstickt. Da krümmt sich sein Rücken, und er hält beide Händchen krampfhaft auf der eingezogenen Brust gekreuzt.

Dann klettert er vom Stuhl.

Nun ist der Sonnenfleck auf dem Tisch. Er tritt hinzu und legt seine hageren, blaugeäderten Händchen auf den weißen Schimmer. Der geht immer weiter. Gleich fällt er vom Tischrand auf die Erde. Da stellt er ein Kistchen auf den Tisch. Es hilft nichts. Die Sonne klettert darüber und fällt auf die roten Ziegeln — geht über den Herd.

Digitized by Google

Der Junge sieht dem flüchtigen Sonnenkind nach. Er legt noch einmal die Händchen auf die Herdplatte. Hu, wie kalt!

Es hilft nichts! Muß wandern — immer wandern — hat noch einen weiten Weg. Klettert die schwarze Wand hinauf — ist verschwunden . . . .

Einsam!

Draußen ist Rosenmontag . . . und Pap' und Mam' sind fort.

„Ticktack" ist stehen geblieben. Das Gewicht ist ganz tief unten am Boden. Er darf sie nicht aufziehen . . . Ein bißchen darf er am Kettchen ziehen — ein bißchen — dann spricht die Uhr mit ihm.

Ein bißchen hat er am Kettchen gezogen.

Ticktack . . . ticktack . . . Wie lange noch?

Er starrt mit den großen, leidvertrauten Augen auf das Zifferblatt und lispelt mit bleichen Lippen. Er kann schon die Zeit ablesen; aber nur die ganzen und halben Stunden. Wenn der große Finger strack auf den Boden zeigt, dann ist's „halb". Wenn er wissen will, wieviel Uhr es ist, dann zählt er immer von der I an bis dahin, wo der kleine Finger hinzeigt. Soviel Uhr ist es.

Soweit ist Großmutter mit ihm gekommen. Da starb sie — vor wenig Wochen. Er hat ihr einen Kranz von Immergrün nachgetragen — den einzigen. Und Schnee fiel ins Grab — —

Er gähnt wieder . . . Er schaut nach Brot . . . Vergebens!

Was jetzt?

Kinder wollen Zeitvertreib. An die Kommode darf er nicht gehen. Er macht immer einen Bogen um dieses Möbel. Da ist eine Hexe drin. Die Mam' hat's gesagt.

Er kauert sich wieder in ein Eckchen an die feuchte Wand. Er hustet . . . es schüttelt, es packt ihn. Er schielt mit glänzenden Augen nach der Kommode.

In der Kommode ist auch sein Fleißbildchen, das er einmal, als er noch in die Schule gehen konnte, vom Kaplan bekommen hatte. Sein Fleißbildchen! Großmutter hat es noch weggelegt. Seitdem hat er es nicht gesehen — geküßt. Und all sein Sehnen war bei seinem Fleißbildchen . . . Das war die Liebe schuld . . . Der es ihm gegeben, hatte die armen Kinder lieb. Nur einmal sehen — nur einmal küssen . . .

Und er hebt sich auf und drängt sich vor, als wenn er gegen einen Schwarm von Gespenstern ankämpfe, und ringt sich durch und sinkt vor der Kommode in die Knie, und die zitternden Händchen mühen sich ab. Und Schweiß perlt auf seiner bleichen Stirn.

Einmal . . . einmal . . .

In der untersten Schublade ruht sein Schatz.

Es ist dem Jungen eine harte Arbeit. Die kranke Brust keucht schwer . . . Jetzt kann er schon durch einen kleinen Spalt in die Schublade hineinschauen. Dann — mit einer großen Anstrengung öffnet er sie ganz.

Ein Ruf der Verwunderung . . . Die großen Augen des Jungen staunen die schillernden Farben an, die ihm da entgegenleuchten. Er ist sprachlos. Was mag das sein?

Er liebt die buntigen Farben so sehr — besonders die gelben und blauen . . . Seine Hände tasten liebevoll zart darüber.

Bei all der bunten ungewohnten Pracht vergißt er sein Fleißbildchen. Er hebt das feine Zeug ein wenig empor. Da rasseln hundert kleine Schellchen.

Und er erinnert sich, daß Mam' gestern öfters an der Kommode gestanden und gelacht hat, während er in der Ecke lag.

Das sind Mam's Fastnachtskleider.

Wie schön! Wie schön!

Er nestelt mit zitternden Händen in dem Samt- und Seidenstoff. Die Farben und die Schellen haben es ihm angetan. Sein Eifer läßt ihn jede Vorsicht vergessen.

Die schönen Sachen würden ihm auch gut stehen.

Er findet eine bunte Mütze . . . Blaue, rote, gelbe Streifen wie ein Stern! Er setzt sie auf — zärtlich — lächelnd. Wenn sie doch sein wäre! Er hat gar keine Mütze. . . .

Draußen ist Rosenmontag! Draußen singen sie immerfort: „O Susanna, wie ist das Leben doch so schön!"

Da packt es den bleichen, kranken Jungen. Er tanzt und springt und singt. Er will auch lustig sein — — — in seinem Kerker.

Er hebt das farbige Zeug aus der Schublade.

Wie das glitzert und klingelt!

Stück um Stück legt er an. Es sitzt nicht alles an der rechten Stelle, es hängt so schlaff an dem unscheinbaren Leib des Kindes.

Aber, er ist stolz und schleudert die großen Schlappen von seinen Füßen und rutscht in Mam's kleine, weiche Schuhe . . . . Er hatte gar keine Schuhe . . . .

Wirklich! Die Mütze sitzt ihm verwegen auf dem Kopf! Er tanzt und springt und singt: „O, Susanna! . . ."

Wie das klingelt und rasselt!

Er tanzt, daß ihm der Atem ausgeht. Er hustet. Er rüttelt an der Tür. Hinaus, hinaus will er!

Kleine Seele, Kindesseele, du hast Heimweh! Ein Weilchen noch — — — dann ist dein Rosenmontag!

Die Tür ist unbarmherzig.

Das Fensterchen ist hoch. . . . Aber nicht zu hoch! Er will, er muß zu den Menschen hinaus. Er ist ja auch schön geputzt — ist ja auch ein Fastnachtsgeck . . .

Er hebt den Stuhl auf den Tisch. Er keucht, er hustet, aber es ist gelungen: der Stuhl ist oben.

Nun hinauf!

Das Flitterzeug hindert ihn. Endlich!

Er steht auf dem Tisch — auf dem Stuhl.

Er rastet. Ein neuer Hustenkrampf! Er wankt! Er hält sich an der Stuhllehne fest. Es schüttelt ihn . . . Weh!

Ein jäher Aufschrei! Der Stuhl, der Junge stürzt — — liegt am harten Ziegelboden . . . . stöhnt, verstummt — regungslos . . . .

Da liegt er in seinem bunten Staat — der arme — bleiche Junge — — und eine Blutwelle entquillt dem Munde — — befleckt den Flitter.

Und es sind lauter rote — blutrote Rosen auf dem kleinen Leichnam . . .

Nun ist sein Rosenmontag.

Der Junge ist ganz still und die Uhr auch.

* * *

Und es ist gen Abend.

Draußen vor der Tür lallt eine rauhe Stimme: „O Susanna . . ." Und draußen stößt ein Weib einen Juchzer aus und stimmt mit greller Stimme ein: „ . . . wie ist das Leben doch so schön!"

Endlich haben sie das Schlüsselloch gefunden.

Das Türschloß knarrt!

„'rin ins Vergnügen!" gröhlt der Mann und stößt sein lachend Weib in den öden, feuchten Raum.

„Mach' Licht! Fang' die Kerze an!"

Ja, sie zündeten die Kerze an — die Totenkerze. Es war das erste Licht, das dem armen Kleinen hier geleuchtet.

Pap' und Mam' stehen bei ihrem einzigen, toten Kinde — stumm, erschüttert, entsetzt. — — — — — — — — — — —

Fastnacht ist um . . . . . Aschermittwoch!

Vom Büchertisch.

Die Sendgerichte in Deutschland. Von Dr. theol. Albert Michael Koeniger in München. Erster Band. München 1907. Verlag der J. J. Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl). 203 S. 8°. Ladenpreis 4 M 50 Pf. Das Buch ist in den von Universitätsprofessor Dr. A. Knöpfler herausgegebenen „Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München" erschienen. Der Verfasser ist ein junger Privatdozent der Münchener theologischen Fakultät, aber kein Neuling mehr auf dem Gebiete der kirchengeschichtlichen Forschung. Sein im Vorjahre erschienenes Buch: „Die Beicht nach Cäsarius von Heisterbach" hat in der theologischen Fachwelt ein gewisses Aufsehen erregt. Außerdem liegt von ihm, von ein paar kleineren Arbeiten abgesehen, noch eine Schrift über „Burchard I. von Worms und die deutsche Kirche seiner Zeit" vor. Das vorliegende Thema ist von dem Autor zum ersten Male in einer den ganzen Stoff umfassenden Detaildarstellung behandelt worden und darf auch das Interesse außertheologischer Kreise beanspruchen. Fragen der katholischen Kirchengeschichte haben ja bei den Rückschlüssen, die gerade in unserer Zeit von gewisser Seite mit großer Geschäftigkeit gemacht und zu polemischen Zwecken verwertet werden, immer ein bestimmtes Maß von Aktualität und Gegenwartsbedeutung; und angesichts der Angriffe, die heute dicht und immer dichter auf die „im finstern Mittelalter steckengebliebene" Kirche niedergehen, muß es für den gläubigen Katholiken nicht nur ein Bedürfnis, sondern geradezu eine Pflicht sein, sich in der mittelalterlichen Kirchengeschichte ganz besonders genau und sachgemäß zu orientieren und zu ernster Laienapologetik sich mit ihren Licht- und Schattenseiten vertraut zu machen. Ueber die „Sendgerichte in Deutschland", ihre Entstehung, Verfassung, über das beim Send eingeschlagene Verfahren, über Zeit und Ort desselben, Urteil und Beweis, über ihre sachliche und persönliche Zuständigkeit usw., ihre Verbreitung und Bedeutung im 8. bis 11. Jahrhundert (der Zeit der ungeteilten bischöflichen Sendgerichtsbarkeit) findet man in dem vorliegenden 1. Bande

Digitized by Google

willkommenen Aufschluß. Der Verfasser beherrscht das einschlägige Quellenmaterial, soweit es ihm überhaupt zugänglich war, ebenso ausgezeichnet wie die vorhandene Literatur, und dort, wo die Urkunde schweigt, weiß er mit einer glücklichen Divinationsgabe, aber doch behutsam und umsichtig aufbauend, die Brücke zu schlagen, auf der ihm die Herstellung des Zusammenhanges gelingt. Die Bearbeitung des zweiten und dritten Zeitraumes der Sendgerichtsbarkeit, die durch das Tridentinische Konzil unterschieden werden, steht noch aus. Eine abschließende Würdigung der gesamten Arbeit muß darum auf später verschoben werden. Die vorstehenden Zeilen verfolgen den Zweck, auf den jungen Gelehrten aufmerksam zu machen, der sehr produktiv zu werden verspricht und in der Wissenschaft noch manches Mal genannt werden wird. Zwar kann man nie sagen, wie ein katholischer Theologe unserer Tage sich noch auswächst, wenn ihm eine lange Tätigkeit beschieden ist; soviel aber scheint mir festzustehen: Koeniger ist ein ebenso fleißiger und begabter Arbeiter wie gewissenhafter Wahrheitssucher und vereinigt damit Eigenschaften in sich, die nur Gutes erhoffen lassen. Dr. Flemisch.

Professor Max Littmann: **„Das grossherzogliche Hoftheater in Weimar“**. Denkschrift zur Feier der Eröffnung. München 1908, L. Werner, Architekturbuchhandlung. Diese buchtechnisch hervorragend ausgestattete Publikation wurde schon in der „Bühnenschau“ anläßlich der Weimarer Einweihungsfeierlichkeiten gestreift. Sie gibt auch dem architektonisch nicht ausgebildeten Leser, durch treffliche Abbildungen unterstützt, eine anschauliche Vorstellung von dem vom Verfasser erbauten Hause, welches für Städte mit nur einem Theater, wohl das denkbar vollkommenste ist. Littmann kombinierte mit Geschick die Vorzüge des Amphitheaters mit dem Logenhaus alten Stils. Sein variables Proszenium macht die Bühne gleich geeignet für Tragödie, Spieloper, Musikdrama und Konzert. In Architektur und Ausschmückung zeigt das Bauwerk vornehmen Geschmack und stilsichere Schlichtheit. Der Rückblick auf die Geschichte des Weimarer Theaters bietet in knappen Zügen alles Wichtige. Lebhaft interessiert die bis jetzt unveröffentlichte Niederschrift Coudrays über Goethes Baupläne. Hier entwickelt der Dichter Gedanken über Theaterbauten, die erst in unseren Tagen Verwirklichung fanden. Kein Bühnenfreund wird die Schrift dieses hervorragenden Baumeisters unbefriedigt aus der Hand legen. L. G. O.

Zur Hebung des Standes der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe.

Von

Karoline Freiin von Raesfeldt.

In der Zeitschrift für „Soziale Praxis“ sowie in dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ wurden mit wahrheitsgetreuen Zügen im vergangenen Jahr die Mißstände geschildert, welchen die Dienenden im Gastwirtsgewerbe ausgesetzt sind. — Durchgreifender als diese schriftlichen Anregungen, die zur Abhilfe aufforderten, war die Tat einer edlen, energischen Frau in Stuttgart, die mutig den Anfang zur Reform machte durch tatkräftige Fürsorge für die Kellnerinnen bei städtischen Volksfesten und schließlich durch Gründung eines Kellnerinnen-Fürsorge-Vereins mit Heim in der genannten Stadt. — Ermutigt durch dieses gelungene Vorgehen, beabsichtigen vier Münchener Frauenvereine (Katholischer und Evangelischer Frauenbund, Freundinnen junger Mädchen und Marianischer Mädchenschutzverein) in einem nächst dem Ausstellungsplatz gelegenen Lokal während der Zeit der diesjährigen Ausstellung für die von auswärts kommenden Kellnerinnen ein billiges Unterkommen mit Gelegenheit zu Frühstück und Abendbrot einzurichten. Die Vereine hoffen hierdurch braven Mädchen, welche mit ehrlichem Fleiß ihr Brot verdienen, einen sittlichen Halt zu geben und womöglich, wenn eine Anzahl derselben sich vertrauensvoll an ihre Beraterinnen anschließt, eine Vereinigung der besseren Elemente mit Gründung eines dauernden Heims zustande zu bringen. Erst dann wird es für die Ernstgesinnten möglich sein, gegen die schreienden Mißstände in ihrem Gewerbe, wie die schlimmen Wohnungsverhältnisse, den Mangel an Kündigungsfrist und das übertriebene Trinkgelderwesen (statt festen Lohnes), erfolgreich anzukämpfen. Der Verein für Wärmestuben ist dem Unternehmen sehr zu Hilfe gekommen, indem er hierfür unentgeltlich sein Lokal in der Tulbeckstraße zur Verfügung gestellt hat. Es ist aber zum Gelingen einer behaglichen Unterkunft noch viel Mitwirkung, tätig und finanziell, von Vereinen und Einzelpersonen notwendig. Besonders erwünscht ist das rechtzeitige Bekanntwerden der wohlwollenden Absicht der Vereine, den Mädchen, die hier fremd sind, in allen Anliegen freundlich beizustehen. Es ist durch caritative Schriften vor Jahren der Bericht gegangen von der Fürsorge durch die Mädchenschutzvereine bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung, welche Fürsorge sich als sehr zeitgemäß erfolgreich bewährt hat.

Zeitungsliteratur.

So sehr die Zeitungslektüre Gemeingut der weitesten Bevölkerungskreise der Kulturländer geworden ist, so wenige Leser verhältnismäßig sind orientiert über die geistige und technische Werkstatt, aus der sie hervorgeht, machen sich Gedanken über die Bedeutung und Wichtigkeit der Presse für die Außenwelt. Eine vorzügliche, knappe Einführung in die Kenntnis dieser Dinge vermittelt die kleine Schrift von Dr. Robert Brunhuber: „Das moderne Zeitungswesen“ (System der Zeitungslehre). (Sammlung Göschen, Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1907, 109 S. geb. M 0.80, mit einem Sachregister.) Der Verfasser gibt hier eine wenn auch in aphoristischer und, wie er selbst betont, vielfach nicht ausreichenden Form gehaltene Systematik des modernen Zeitungswesens mit dem Zweck: populärwissenschaftliche Schilderung der feststehenden Ergebnisse. „Zeitung im engeren Sinne ist“ nach ihm „jede in gewissen Zeitabständen erscheinende, einem individuell nicht bestimmten Personenkreis zugängliche Veröffentlichung mit vielseitigem zeitgemäßen, allgemein interessierenden Inhalt.“ Nach diesen adjektivischen Begriffsmerkmalen bringt Brunhuber dann im ersten Abschnitt des ersten Teiles eine leicht verständliche Schilderung der modernen Zeitung größeren Stils, der er im zweiten Abschnitt eine Behandlung des Subjektes des Zeitungswesens, des Journalisten (Redakteure, Unterleiter) folgen läßt. Der zweite Teil betrachtet das Zeitungswesen im Verhältnis zur Außenwelt: Oeffentliche Meinung und Presse; Bildung und Presse; Staat und Presse. Der Schluß würdigt Bedeutung und Wert der Presse. Besondere Beachtung verdienen des Verfassers zutreffende Bemerkungen über Vorbildung und soziale Stellung des Redakteurs (S. 81) sowie die Anonymität der Presse, die er aufgehoben wissen will. In letzterem Punkte kann man allerdings bis zu einem gewissen Grade verschiedener Meinung sein. Alles in allem aber eine recht empfehlenswerte Orientierungsschrift, die auch das historische Moment nicht ganz vermissen läßt. Diesem trägt als Spezialschrift Rechnung die in der gleichen Sammlung erschienene „Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens“ von Dr. Ludwig Salomon (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1907; 186 S. geb. M 0.80). Als Verfasser der anerkannt guten zweibändigen Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches (Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg und Leipzig) war Dr. Salomon gewiß zu dieser Schilderung berufen. Den breitesten Raum nimmt die Darstellung des Zeitungswesens in Deutschland, wobei zugleich auch das österreichische Zeitungswesen mit berücksichtigt wird. Es folgt sodann die Presse des gesamten Auslandes, von dem Lande der Presse vorzugsweise, England, bis zur Presse Arabiens und Indiens. Ueberall wird auf die Anfänge des Zeitungswesens in den einzelnen Ländern zurückgegangen, in der weiteren Darstellung speziell auch nach Möglichkeit die Rolle, welche die Presse des einzelnen Landes im öffentlichen Leben spielt, skizziert und ihre politische Stellung angegeben. Für denjenigen, welcher über den Inhalt einer Zeitung nicht bloß hinwegliest, sondern sie mit Ernst und Interesse vornimmt, möchte man speziell wegen der Darstellung des ausländischen Zeitungswesens die Schrift von Dr. Salomon fast für unentbehrlich bezeichnen. Das Schlußkapitel enthält eine Zusammenstellung der inländischen und ausländischen Literatur über das Zeitungswesen. Weniger die Zeitung selbst, wie man nach dem Titel schließen sollte, als mehr den Journalisten, den Redakteur hat zum Objekt Band V der Gesellschaft „Sammlung sozialpsychologischer Monographien“. Herausgegeben von Martin Bubes: „Die Zeitung“, von J. J. David (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening 98 S. kart. M 1.50, geb. M 2.—). Der Verfasser schildert in mehr feuilletonistischer Form Stellung, Bedeutung und Bestimmung der Journalisten. Was er an Vorbildung verlangt: Geschichte, Sprachen, Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaft wird in gründlicher Weise wenigstens der Durchschnittsjournalist schwerlich in sich vereinen können; für alle diese Einzelfächer wird die große Presse ihrer Spezialisten bedürfen und besetzt sie auch tatsächlich vielfach. Was David über die „Zermalmung der Individualitäten“ durch den Zeitungsgroßbetrieb sagt, über die Unterordnung des Einzelwillens unter den Willen des Unternehmens, wenn man sich so ausdrücken darf, dürfte leider in vielen Fällen zutreffen. Der tiefste Grund für diese Erscheinung dürfte mehr liegen in der eigentümlichen sozialen und wirtschaftlichen Lage des Journalistentums. Im übrigen gewinnt man den Eindruck, daß David allzusehr von österreichischen Verhältnissen abstrahiert; in Reichsdeutschland liegen die Dinge nach mancher Richtung hin doch anders als in Oesterreich. Wie objektiv der Verfasser dem Zentrum gegenübersteht, möge man aus folgendem Satz (S. 50) über dessen Presse entnehmen: „Im Schimpfen und in Verdächtigung des Gegners und seiner An- und Absichten dürften nämlich augenblicklich Zentrumspresse und sozialistische Zeitungen einander ebenbürtig sein.“ Und damit abgemacht, Sela! Registriert seien endlich die Studien über das Zeitungswesen. Prof. Dr. Adolf Koch, dem Begründer und Leiter des journalistischen Seminars der Universität Heidelberg,

Digitized by Google

anläßlich der Vollendung des 20. Seminarsemesters gewidmet von seinen Schülern und Freunden. (Herausgeber und Verleger J. Friedrich Meßner. Frankfurt a. M. 1907. 299 S. M 6.—). Der Band enthält folgende größere Aufsätze: Ueber Journalistik und journalistischer Berufsbildung von Valdemar Langlet-Stockholm; Entwicklung, Bedeutung und Aufgaben der deutschen Fachpresse von Meßner-Frankfurt a. M.; zur Entstehungsgeschichte der modernen Zeitung von Bode-Heidelberg; die Entwicklung des Anzeigen- und Reklamewesens in den Zeitungen von Keller-Essen. Unter den „Spänen" interessieren die Aufsätze das jüngste Kind der Alma mater von Dr. Wettstein-Zürich und Joseph von Görres, Redakteur des „Rheinischen Merkur". Dr. Emil van der Boom.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Weltpolitik.

Am diplomatischen Himmel
Ist immer etwas los,
Und ist es nicht Old England,
So ist es der Franzos.

Der Yankee zieht mit Streitmacht
Nach seinen Kolonie'n,
Er hält die erhabene Predigt
Der Monroë-Doktrin.

Der Russe wetzt den Säbel
Und kitzelt den Türken bloß,
Und kratzt der sich ein bißchen,
Dann schlägt er glücklich los.

Sogar der Italiano
Spielt wieder um das Glück,
Er lost auf Sieg — oder Prügel
Vom König Menelik.

Leicht macht sich's der Franzose,
Er weiß, wozu man's hat:
Wozu ist da Marokko?
Wozu der Diplomat?

Es gilt die kleinste Sorge
Der Wage vom guten Recht:
Ein Land mit Geld ist das rechte,
Was kein Geld bringt, ist schlecht.

Bald sitzt er unter den Palmen
Und schlürft den Mokka dabei,
Als ob seit tausend Jahren
Er Herr des Landes sei.

Dem guten deutschen Michel,
Dem ist das alles Wurst,
Er denkt an gute Freunde
Und an den guten Durst.

Der gute deutsche Michel
Muß haben seine Ruh,
Hat immer sein drollig Gesichte
Und seine Schlafmütz dazu. Ridens.

Reichspost.

Hamecher redet — Krätke schweigt,
Tief Er sich auf die Akten beugt;
Hamecher redet lang und wuchtig,
Der Staatssekretär wird schließlich fuchtig:
„Was redet der denn da für'n Blech!
Ein Postsekretär — 's ist wirklich frech."
Vor Schamröte im Antlitz brennt's
Herrn Reinhold Krättes Exzellenz:
„Daß sich der Mensch doch nicht entblödet....
Höre, Herr, dein Diener redet! — —"

* * *

Im Reichstag Krätke ganz vergaß,
Daß er nicht in 'nem Postamt saß. Dr. Weer.

Eine gräßliche Geschichte.

Der Ritter Wolf von Schlagintweit
Gab seinen Armstuhl einen Ruck,
Nahm aus dem Humpen einen Schluck
Und rief: „Noch eins aus alter Zeit!
Wir sprengten einstmals ho! halloh!
Zum Städtchen Duselbach hinein:
Es sollte drinnen irgendwo
Ein Trödelmarkt und Kirmeß sein.
Des Volks Gejuch, der Fiedel Ton
Verriet das Nest von Weitem schon.
Uns freute, über Stock und Stein
Auf schnellem Roß dahinzufliegen,
Nur kehrten wir nicht gerne ein,
Wo schon Philister abgestiegen.
Uns grauste vor Pedanterie —
Davon war Duselbach nicht frei.
Der Duselbacher, der mit Fleiß
Den alten Schiebekarren schiebt
Im staubigen Ideenkreis,
Daraus es kein Entrinnen gibt,
Der Duselbacher — ungespaßt! —
War uns aus tiefster Seel' verhaßt.
Er schalt uns Ritter heimatlos,
Weil wir im ganzen Land zu Haus',
Er dacht' an seinen Kirchturm bloß,
Wir dachten drüber noch hinaus.
Er zählte still sein blankes Geld.
Und wir? Wir fuhren durch die Welt.
Spießbürgerlich strich er den Bart,
Wenn er am grünen Tische riet,
Und war getrost nach Bürgerart,
Wenn nur sein Huhn am Spieße briet.
Derweilen uns manch harter Strauß
Entbot in Feld und Wald hinaus. —
Wir sprengten also ho! halloh!
Ins brave Städtchen einst hinein:
Am Stadttor schrie man: Mordio!
Die Wächter rannten querfeldein.
Nun setzten wir in scharfem Ritt
Wohl über tausend Bücherkisten,
Wo mitten im Gedankenkitt
Der Zopfgelehrten Gimpel nisten;
Dann trat der Rosse Huf entzwei
Die ganze Krämertöpferei.
Wir packten in dem Unkennest
Die eingefleischten Ratspedanten,
Drauf nahmen wir die Heuchler fest
Und dann die Maurer, die wir kannten.
Und endlich stießen mit Triumph
Die Wucherer wir in den Sumpf.
Den Bürgermeister hängten wir,
Daß er nicht mehr die Leute quäle.
In einem Wuste von Papier
Begrub man manche Schreiberseele,
Ein Stadtspion hing dicht dabei —
Die Musikanten kamen frei.
Wir steckten dann die Stadt in Brand,
Die Asche flog in alle Winde;
Die Stätte — wird nicht mehr genannt,
Damit kein Philolog sie finde.
Das war der Tag von Duselbach!
Nun weint ihm eine Träne nach!"
Der Ritter Wolf von Schlagintweit,
Schaut' auf den Humpen: er war leer.
Dann seufzt' er: „Gute, alte Zeit,
Heut gibt es keine Degen mehr!"

Ansgar Albing.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Auch diese Woche brachte eine Première. Das Lustspiel von Karl Friedrich Feldner: „Der rechte Mann" hebt recht munter und flott an. In den Mitteln nicht neu, bringt es eine ulkige Satire auf politische Wahlgeschäfte. Der letzte Akt ist zu gedehnt; die Lösung zu umständlich. Der freundliche Beifall, den die ersten Aufzüge ernteten, zeigte am Schluß eine kleine Abschwächung. Die Rotstiftstriche einer glücklichen Stunde können dem Werkchen stärkere Wirkung geben; nebenbei gesagt, ein paar aktuelle Anspielungen sollten hierbei auch ruhig getilgt werden. Zwischendurch behandelt der Autor das Verhältnis eines älteren Mannes zu seiner jüngeren Gattin, welche sich noch nicht gleich ihm nach beschaulicher Ruhe sehnt. Diesem Motiv war wohl eine führendere Rolle in dem Stücke zugedacht, als es die schwankartigen Elemente der Wahlkomödie dann zuließen. Gespielt wurde sehr hübsch und flott, insbesondere Basil in der Hauptrolle gab eine durch vornehme Eleganz und feine Komik fesselnde Kunstleistung. (Die Damen Dandler, Valéry und Wimmer, die Herren Höfer, Birron, Leßmann, König, Storm, Trautsch u. a. spielten sehr flott und hübsch.) — Die Generalintendanz hat dem Regisseur Runge die sofortige Annahme einer Stellung am Hebbeltheater in Berlin gestattet. Sein Nachfolger Dr. Kilian, dessen Eintritt zum nächsten Herbst vorgesehen war, wird demzufolge schon zu früherem Termine seine hiesige Wirksamkeit aufnehmen.

Aus den Konzertsälen. Der Verein für volkstümliche Kunstpflege konnte in dieser Woche nun wieder ein Symphoniekonzert an Stelle der Kammermusikabende bieten, nachdem das neue Kaimorchester sich so günstig entwickelt hat. Emmy Braun, welche wir erst kürzlich als eine hochbegabte Pianistin kennen gelernt hatten, hat wiederum sehr starken Beifall geerntet. Ihre schöne Technik und ihr reifes musikalisches Empfinden bewährten sich neuerdings auf das schönste sowohl in Chopins E-Moll-Konzert wie in Liszts ungarischer Phantasie. Das Kaimorchester besitzt nun wieder nahezu fünfzig Mann. Das Zusammenspiel ist sehr gut, manches gelang, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, schon glänzend. Schuberts unvollendete Symphonie hörten wir schon unlängst; eine sehr feine und sorgfältige Wiedergabe erfuhr u. a. die Don Juan-Ouvertüre. Es verdient lebhafteste Anerkennung, welche Resultate Kapellmeister Cor de Las in so kurzer Zeit zu

Digitized by Google

erzielen vermochte. Weniger besucht war leider diesmal der Kammermusikabend. Wie jüngst gesellte sich der Pianist Rueff zu den Konzertmeistern Heyde und van Vliet, um uns durch hochstehende Beethoveninterpretation zu erfreuen. — Charlotte Schloß ist als Bühnensängerin bei dem Münchener Publikum unvergessen. Auch im Konzertsaal kamen die Vorzüge ihres sympathischen Sopranes zu schöner Geltung. Ihr Programm brachte Spohr, Mozart und neue Komponisten. Unter den seltenerer gehörten Liedern seien die frisch empfundenen des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern erwähnt. Schmid-Lindner, welcher die Künstlerin feinsinnig begleitete, bot noch zwei beifällig aufgenommene Etuden von Liszt. — Einen erlesenen Genuß vermitteln uns stets die Liederabende von Tilly Koenen. Es bedarf keiner neuerlichen Hervorhebung ihrer starken Vorzüge. Vortrefflichen Eindruck hinterließ auch die Sängerin Elena Gerhardt. Sie gehört zu den Wenigen, bei denen sich ursprüngliches Empfinden ausdrückt. Ihre Mittel sind, ohne allzu groß zu sein, wohlgeschult und ausgiebig. Als Begleiter hatte die Sängerin Artur Nikisch, dessen hervorragendes Spiel den Genuß des Abends noch erhöhte. — Florizel v. Reuter kennen wir von den Kaimkonzerten. Er ist ein Geiger, der trotz seiner Jugend nicht nur ein starker Könner, sondern auch ein tiefempfindender Künstler ist. Mit gutem Gelingen war der Pianist M. Behrens an seinem Abend beteiligt. Das Münchener Streichquartett bot unter Mitwirkung von Schmid-Lindner (Klavier) und J. Horbelt (Kontrabaß) einen Schumann-Schubertabend, welcher in jeder Hinsicht glänzend verlief.

Die Musik auf der Ausstellung München 1908. Das Musikkomitee veröffentlicht sein reiches Arbeitsprogramm. Das Leitmotiv seines Handelns illustriert am besten der Satz: „Die Tonkunst nicht als müßiger Luxusartikel, sondern als Kulturfaktor, sei es zerstreuend und erquickend, dem täglichen Leben sich gesellend, sei es, das Gemüt aus dem Alltag auf die Höhe genialer Offenbarung geleitend, dies sei letzten Endes der Sinn, aus welchem heraus die Musik auf der Ausstellung ein Wort mitzusprechen hat." Es sind geplant, Konzerte im Freien, ferner in der Halle Unterhaltungs- und Symphoniekonzerte, Männergesangs- und Kammermusikabende.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine bisher unbekannte Komposition von Grillparzer veröffentlicht die „Neue Revue" in Berlin. Er versuchte Verse der Odyssee in der Ursprache zu vertonen. Ueber eine trocken rezitierende Singweise ist der Dichter nicht hinausgekommen. Er bietet also gerade das, was er theoretisch bekämpfte. — In Berlin hatte Rudolf Presbers phantastisches Lustspiel: „Die Dame mit den Lilien" geringen Erfolg. Der als Lyriker und Novellist beliebte Autor müht sich seit Jahren vergebens, auf den Brettern festen Fuß zu fassen. — Eberhard Königs derbgezimmertes Schauspiel: „Meister Joseph" wird von der Berliner Kritik nicht günstig besprochen. Ihre Urteile decken sich mit dem, was wir vor zwei Jahren anläßlich der Münchener Uraufführung über das Stück sagten. — In Berlin starb der Schriftsteller Franz Held. Sein vergessenes soziales Drama: „Manometer auf 99" stand kurze Zeit im Brennpunkt des öffentlichen Interesses, als die Wogen des längst verebbten letzten Sturmes und Dranges am höchsten gingen. — In Berlin gefiel des Dänen Gustav Wied Satyrspiel: „Zwei mal zwei ist fünf". Der Autor ist ein Ironiker wie Shaw; immerhin scheint er im Grunde mehr Glauben in eine Besserung der Menschheit zu setzen als der irische Spötter. — Die Wiesbadener Hofbühne brachte die beifällig aufgenommene Oper eines dortigen Komponisten, Otto Dorn. Der Tondichter der „schönen Müllerin" zeigte sich als vornehmer Musiker, der jedoch wenig melodische Erfindungsgabe besitzt. — Ein Schauspiel „Der Unsichere" von Richard Fellinger, welches im Neuen Theater in Berlin gespielt wird, nennt die Kritik ein nüchterngemachtes Vorstadtdrama mit geschickter Spannung. — In einem Berliner Krankenhause werden künstlerisch wertvolle Konzerte gegeben, welche auf die Patienten von sehr wohltätigem Einfluß sein sollen. — Ein symphonisches Drama „Hero und Leander" von Robert Heger fand in Straßburg sehr günstige Aufnahme.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Handel und Industrie wie auch die Börse und die ganze finanzielle Wirtschaftslage können nicht zur Ruhe kommen. Nach den grossen Erschütterungen und vielfachen Schicksalsschlägen, womit diese Faktoren seit Monaten zu kämpfen hatten, ist überall das Bedürfnis nach Sammlung und Konzentration eingetreten, um sich zu neuen Unternehmungen und frischem Schaffensgeist aufzuraffen. Dieses Uebergangsstadium wird durch alle möglichen Verhältnisse erschwert. In den letzten Tagen machten sich neue ungünstige Eindrücke bemerkbar, von denen besonders die politischen Sorgen in den Vordergrund traten. Die Presse-Erörterungen, zu denen die Fahrt der amerikanischen Flotte nach dem Pazifischen Ozean immer wieder Anlass gab, stellten die Gereiztheit der japanisch-amerikanischen Beziehungen in den Vordergrund. Die Aufrollung der Orientfrage lenkte gleichfalls die Aufmerksamkeit auf die mit so vielen Gewitterwolken verdüsterten politischen Ausblicke. Alarmmeldungen über militärische Vorbereitungen seitens der Türkei und Russlands, und die Möglichkeit eines kriegerischen Konfliktes der beiden Staaten wurden ganz ernsthaft erörtert. Es war nur zu begreiflich, dass die flaue Tendenz und die rückläufige Bewegung bei Beginn der Woche ihren Fortlauf nahmen.

Die undurchsichtige und schwankende Tendenz der Neuyorker Börse bildete gleichfalls ein weiteres Motiv der Missstimmung aller finanziellen Kreise. Befürchtungen über Dividenden-Inhibierungen, die neuerliche Attacke und Erregung am Metallmarkt, insbesonders des Zink- und Kupfermetalls, ungünstige Einnahmen der Bahnen und unbefriedigende Handelsberichte aus der Union bildeten die Ursache einer neuerlichen scharfen Kursentwertung in Neuyork, welches Moment in der Unsicherheit und leblosen Tätigkeit der deutschen Börsen nur zu deutlich ein Spiegelbild fand. Nach diesen Ereignissen auf dem finanzwirtschaftlichen Gebiete Amerikas beginnt man die Meldungen aus Amerika mit einer grossen Dosis Skepsis zu beurteilen. Es war daher nicht zu verwundern, dass gegenüber der zuletzt eingesetzten Besserung sowohl der Effektenmärkte, als auch der scharfen Erholung der Preise für Rohmetalle in Amerika und London vom Kontinent aus grosse Reserve und Beobachtung der weiteren Entwicklung der Zustände betätigt wurden. — Dieser Neuyorker Tendenzumschwung der vorerst mehr oder minder problematischer Natur ist, fand in der Entwicklung der Geldmarktlage eine weitere Stütze zur Konsolidierung der heimischen Märkte. Die Position der Bank von England hat infolge der wiederholten grossen Erwerbungen von respektablen südafrikanischen Goldimporten eine neuerliche Besserung erfahren, und nach den Berichten konnte der Goldbestand dieses englischen Zentral-Noteninstituts weiter erhöht werden. Diese Londoner Gelderleichterung muss auch bei uns sympathisch berühren, da dadurch die Möglichkeit einer neuerlichen Londoner Diskontermässigung in greifbare Nähe gerückt ist. Dass dies von günstigem Einfluss auf die so vorsichtige Diskontpolitik unserer Reichsbank sein muss, ist klar, um so mehr als der neuerliche Ausweis unserer Reichsbank noch erkennen lässt, dass die Rückflüsse sich immer noch in engen Grenzen bewegen. Hierbei kommt ferner in Betracht, dass das Reich fortwährend das deutsche Noteninstitut mit erheblichen Beträgen in Anspruch nimmt, welches Faktum durch die weitere Bestandszunahme der Reichsbank in deutschen Schatzscheinen zum Ausdruck kommt. Es wird einem aufmerksamen Beobachter gleichfalls nicht entgangen sein, dass auch die Lombard- und Wechselbestände der Reichsbank immerhin noch erhebliche sind, und der anormale Zinsfuss der Reichsbank gleichfalls nicht im Einklang zu den Raten der übrigen grossen auswärtigen Notenbanken steht.

Am Montanmarkt konnten diesmal die günstigen Meldungen eine Einwirkung in der Betrachtung der Situation ausüben. Die Nachfrage nach Kohle hält weiter an, und aus den amerikanischen Berichten ist eine langsame Belebung des Eisenmarktes zu ersehen. Eine weitere günstige Auslassung des Stahlwerksverbandes über die Entwicklung seiner Sparten und deren Beschäftigung bewirkte mit den Mitteilungen bei der Generalversammlung der Laurahütte neue Hoffnungen hinsichtlich einer sukzessiven Besserung der industriellen Lage Deutschlands. Es darf jedoch keineswegs vergessen werden, dass die Nachwehen der grossen Verluste auf allen Effektenmärkten aus dem Krisenjahre 1907 auch weiterhin eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Entwicklung der internationalen Gesamtmärkte spielen dürften.

Der Reigen der Bilanzpublikationen der Grossbanken wurde durch die Nationalbank für Deutschland eröffnet. Die Bilanzziffern, sowie der erzielte Gewinn dieser Bank geben deutlich zu erkennen, dass das abgelaufene Jahr dennoch ungünstiger gewirkt hat, als angenommen wurde. Auch die Ziffern der weiter publik gewordenen Bilanzveröffentlichungen rechtfertigen die an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau" niedergelegte Ansicht von einem verminderten Verdienst der Banken im abgelaufenen Jahre. M. Weber.

Bankaktienmarkt. Die Nationalbank für Deutschland, Berlin, veröffentlicht als erste der Berliner Grossbanken ihre Bilanz. Die Bank verteilt 6% Dividende gegen 7½% im Vorjahre. Die Berliner Handelsgesellschaft stipuliert in der Aufsichtsratssitzung für das abgelaufene Geschäftsjahr bei erheblich günstigeren Gewinnziffern die gleiche Dividende wie im Vorjahre mit 9%.

Von bayerischen Banken zeigt der Abschluss der Münchener Industriebank günstige Ziffern und eine erfreuliche Vergrösserung des allgemeinen Geschäftsverkehrs. — In der ausserordentlichen Generalversammlung der Bayerischen Vereinsbank werden die Fusionsverträge mit den verschiedenen Provinzbanken und die Erhöhung des Aktienkapitals der Bank von 7½ Millionen Mark genehmigt. Das neuerliche Aufsaugungssystem von Provinzbanken und Privatgeschäften seitens unserer grösseren bayerischen Bankinstitute wird hoffentlich nicht ungünstig auf die bisherige Liquidität und solide Entwicklung der betreffenden Institute einwirken. Den Aktionären wird es ebenfalls nicht gleichgültig sein, dass mit diesen Expansionsgelüsten auch das Aktienkapital verwässert und die Betriebsspesen sicherlich nicht geringer werden.

Vom Industriemarkte sind zu berichten die günstigen Abschlüsse einzelner erstklassiger Fabriken der Automobilbranche, wie der Adler-Werke vormals Heinrich Kleyer (Dividende 25%), und einzelner Nürnberger Etablissements: der Metallwarenfabrik Bing und der Bayerischen Celluloidwarenfabrik Nürnberg, welch beide Gesellschaften bei reichlichen Abschreibungen die gleiche Dividende wie im Vorjahre zu verteilen in der Lage sind.

Wer Hühneraugen hat, dem ist der gesetzlich geschützte **Hühneraugen-Entferner „Radikal"** (D. R. G. M. Nr. 241642) von Fabrikant **Conrad Hoffinger, München** zu empfehlen. Wie viele Urteile und Anerkennungen beweisen, hat sich dieses vorzüglich erprobte Hühneraugenmittel überall schnell eingeführt. Es ist nur eine einmalige Anschaffung nötig.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II

DER ANKER
Gesellschaft für Lebens- und Rentenversicherungen
Gegründet 1858. **in Wien.** Unter Staatsaufsicht.

Stand der Gesellschaft am 31. Dezember 1906:

Aktiva	**145 Millionen Mark**
Ausgezahlt seit Bestehen .	**273 Millionen Mark**
Versichertes Kapital . . .	**449 Millionen Mark**
Versicherte Rente	**539,000 Mark**

Die Gesellschaft übernimmt Lebens-, Aussteuer- und Rentenversicherungen aller Art unter liberalsten Bedingungen zu billigen Prämien.

Jede gewünschte Auskunft, sowie Prospekte erhältlich durch die

Generalrepräsentanz f. Süddeutschland
in **München, Residenzstrasse 24/II.**

Feuerversicherungs-Gesellschaft
RHEINLAND.
Aktienkapital 9 Millionen Mark.
Feuer-, Haftpflicht-, Unfall-, Glas-, Einbruchsdiebstahl-, Wasserleitungsschäden-Versicherung.
Billige Prämien. Vorteilhafte Versicherungsbedingungen.

Vergünstigungsvertrag mit **„Pax"**
Priesterverein für das katholische Deutschland.

Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G., München,
:: Hofstatt 5 und 6 ::
übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften und Diplomen und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Horvorragendo Neuheit für Damen
Apparat zum Selbst-Vorzeichnen für Stickereien
Preis portofrei 5.75 M durch das Atelier **A. Zschernig, Dresden,** Grunaerstr. 30.

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.
Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**
F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr
Niederlage u. Probierstube : Berlin : Alexanderstrasse 43.

Gegründet 1868.
Ahr-Rotwein
Nur eigenes Wachstum.
Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.
Der Verstand.

Die
Kreis-Sparkasse
Moers
— Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder. —
Hauptstelle: Moers, Hombergerstraße Nr. 58
verzinst sämtliche, auch durch Post oder Reichsbank gemachte Einlagen **schon vom Tage der Einzahlung** ab bis zum Tage vor der Rückzahlung mit
4%
— Reichsbank-Giro-Konto. — Fernsprecher Nr. 24.

Geb. Fräulein aus guter Familie, kath., 35 Jahre, **sucht in feinem Hause**
Vertrauensposten.
Ist fähig, die Hausfrau selbständig zu vertreten; kinderlieb.
Nur Taschengeld, Familienanschluss Bedingung. Gefl. Offerten erbitte an **Frl. J. O., per Adr. Frau A. Trück Wwe., Baden-Baden, Wilhelmstrasse 6.**

SAND IST COLD
Alle Maschinen für Hand und Kraft und Formen in jeder Preislage zur gewinnbringend. Verwertung von Sand, Schlacken, Steinbruchabfällen zu Cementdachziegeln, Wand- und Bodenplatten, Mauersteinen, Röhren, Trögen usw. — Besuch unseres Werkes erbeten. — Spezialmaschinenfabrik **Leipziger Cementindustrie** Dr. Gaspary & Co. **Markranstädt** bei **Leipzig.** Man verlange gratis Broschüre 29.

Thüringer
Fleisch- u. Wurstwaren
sind weltbekannt.
Machen Sie bitte einen Versuch mit einem 10 Pfd.-Postkolli für **Mk. 10.25 frko.** Nachn. Enthält: **Zervelatwurst, Plockwurst, Zungenwurst, Sardellenleberwurst, Mettwurst, Landleberwurst u. Blutwurst.** Meine Ware ist ganz prima hochfein u. vorzügl. im Geschmack. Wer einmal bezogen hat, bleibt stets Kunde. **= Sommer- und Winterversand. =** Alle übrigen Fleisch- und Wurstwaren nach besonderer Liste.
Vertreter überall gesucht.
Philipp Link, Erfurt
Thüringer Fleisch- u. Wurstwar.-Geschäft.

Digitized by Google

Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des kgl. Notars Herrn Geheimen Justizrats **Schmidbauer** wurde heute die 35. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4 %ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera O	zu M. 2000.—	von No.	3029—	4159	alle Stücke, welche die Endnummer 9 tragen; also beispielsweise die Stücke Litera O 3029, 3039 usw.
Litera P	„ 1000.—	„	14009—	19479	„ P 14009, 14019 „
Litera Q	„ 500.—	„	14009—	17449	„ Q 14009, 14019 „
Litera R	„ 200.—	„	16009—	20119	„ R 16009, 16019 „
Litera S	„ 100.—	„	16029—	20219	„ S 16029, 16039 „

B. 3½ %ige Pfandbriefe.

Von den Pfandbriefen:

Litera T	zu M. 2000.—	von No.	3—	863	alle Stücke, welche die Endnummer 3 tragen; also beispielsweise die Stücke Litera T 3, 13 usw.
Litera U	„ 1000.—	„	13—	3473	„ U 13 23 „
Litera V	„ 500.—	„	13—	2813	„ V 13, 23 „
Litera W	„ 200.—	„	3—	4043	„ W 3, 13 „
Litera X	„ 100.—	„	53—	4273	„ X 53, 63 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten, sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Markredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D.** und **Nördlingen** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **S. Rosenbusch**, ferner bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank** in **Elberfeld** und deren **Filialen**, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale** der **Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln.**

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen und 3½%igen Stücke können sofort gegen unverloste 4%ige Pfandbriefe (verlosbare oder unverlosbare) umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen unverlosten Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die unverlosten Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur **Anlegung von Mündelgeld** sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1908.

Bayerische Handelsbank.

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

Lösungen Heinrich Zabel, Dr. Elbstr. 86.

Offeriere naturreinen zu 48 Mk. per Hektoliter.

Rotwein Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Mittlerer Staatsbeamter, kath., 28 Jahre alt, wünscht sich zu

verheiraten.

Gebildete Damen von idealer Gesinnung, die den Wert eines soliden Vorlebens für eine künftige Ehe zu würdigen wissen, wollen Offerten unter **B 3560** an die Expedition dieses Blattes einsenden. Verschwiegenheit zugesichert.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreißbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Tabernakel

Opferkasten, Geldschränke

in nur bester Ausführung

Bern. Rosemeyer

Lingen a. d. Ems.

Angenehm. Erwerb. In allen Orten u. Städten **Damen gesucht,** welche **Lehr-Ateliers** nach d. neuen, leicht fassl. Triumph-Methode für Zuschneidekunst u. prakt. mod. Schneidern eröffnen wollen. Anleitung hierzu gratis. Schülerinnen arbeiten für eigenen Bedarf.

Marg. Neugebauer,

Walpurgisstrasse 4.

Grösstes Atelier in Dresden.

Triumph-Methode 1907 prämiiert: Paris, London, Wien, Rom, Luttich, Brüssel etc. Erste Auszeichnungen.

Nervöse, Geschlechtskranke, Magenleidende

verlangt gegen 10 Pfg. Retourmarke kostenlos Heilanweisung vom Naturpflanzenheilinstitut **„Westphalia", Lehnitz** bei **Berlin.** Viele Dankschreiben. Sprechstunden in Berlin, Invalidenstrasse 34, Montag, Mittwoch und Freitag nachmittag 4—6 Uhr. **Fritz Westphals** Naturprodukte in grösseren Apotheken zu haben mit der Schutzmarke „Rübezahl".

Auskünfte über Vermögen, Ruf, Charakter, Privat-, Geschäfts- und Fam.-Verhältnisse **auf alle Plätze** ausführlich diskret.

Auskunftei „Colonia" Köln.

Digitized by Google

Hotel Union.
Katholisches Kasino A. V.
München, Barerstrasse 7.
Telephon 9300.

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass
zu Originalpreisen der
Zentral-Verkaufsgesellschaft Deutscher Winzervereine
G. m. b. H., Eltville a. Rh.
Man verlange Preisliste.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge 520 m ü. d. M
Stärkste Stahlquellen; höchstwertiges Eisenschwefelmoor aus eigenen Lagern. — Elektr. Hydrotherapie, Massage usw. — Seit Jahrhunderten hervorragende Heilerfolge bei Blutarmut, Herz- u. Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus etc. — Saison ab 15. Mai — Versand. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Oberwaid bei St. Gallen
Sanatorium I. Ranges, schönste und grösste physik.-diät. Kuranstalt der SCHWEIZ in wundervoller Lage über dem Bodensee mit Alpenpanorama. Aller Komfort. Herrliche Ausflüge. Beste Kurerfolge bei Nerven-, Verdauungs- und Stoffwechsel- und Frauenleiden, ausgeschlossen Tuberkulose und Geisteskranke. Zwei Ärzte u. eine Ärztin. Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise zu verbinden. Reich illustr. Prosp. gratis. Zu Winter- u. Frühjahrskuren besonders geeignet.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.
Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Beste Gelegenheit zum Wintersport. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr Wigger, Dr. Klien.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!
Auch ein Beitrag z. Lösung d. sozialen Frage!
„Baronesse Mizzi."
Sechs dramatische Bilder aus der Gegenwart von
Alexander Halka.
(Gräfin M. Th. Ledóchowska.)
Preis **45 Pfg.**
Für geschlossene Vereine ist mit der Abnahme von 20 Exemplaren das Aufführungsrecht verbunden. Das Aufführungsrecht für öffentliche Bühnen erteilt die St. Petrus Claver-Sodalität in Salzburg.
Bezugsadressen: **St. Petrus Claver-Sodalität München,** Türkenstrasse 15/II. —
„Die Verfasserin weiss in „Baronesse Mizzi" nicht nur einem edlen Zweck zu dienen, sondern versteht es auch, durch reiche Abwechslung in der Szenenfolge die Zuschauer zu fesseln."
(Münchener Zeitung).

Gebild. kathol. deutsche Dame mittl. Alters, sehr musikalisch, sprachk., mit Kenntn. im Haushalt, **sucht Stellung als**
Hausdame
Gesellschafterin oder Erzieherin
grösserer Mädchen.
Fr.-Off. unter J M J 50 post rest. **Chaussée de Charleroi, Bruxelles.**

Schreibmaschine
fast neu, erstklassiges System, wird zu ermässigtem Preise unter Garantie abgegeben. Auf Wunsch kostenlose Probezeit. Näheres d. **Haasenstein & Vogler A.-Ges. München** unter **M. T. 292.**

Anerkannt weltberühmt ist meine
Echte Thüringer Wurst!
Machen Sie, bitte, einen Versuch mit einem 10 Pfund-Postkolli für **M. 10.35** franko Nachnahme. Enthält: **Rotwurst** oder **Blutwurst, Presswurst** oder **Sülzwurst, Geräucherte Bratwurst, Leberwurst** und **Cervelatwurst.** Meine Ware ist prima hochfein und anerkannt vorzüglich im Geschmack. **Dauerware,** das ganze Jahr versandfähig; ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **Garantie streng reelle Bedienung.**
Thüringer Wurstwarengeschäft
R. Grübel, Cabarz bei Gotha in Thüringen.
Hanfseestrasse 51 a.

Herzliche Bitte!
Ein mittelloser Theologie-Kandidat bittet edeldenkende Woltäter um gütige Unterstützung, um die Studien vollenden zu können. Herzliches „Vergelt's Gott". Anfragen u. Auskunft unter H. P. 5005 an die Redaktion dieser Zeitung.

Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung, Münster i. Westf.
Soeben beginnen zu erscheinen:
Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erörtert. Ein Broschürenzyklus, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Nikel, Breslau und Univ.-Prof. Dr. Rohr, Straßburg.
Bis jetzt erschienen (weitere Hefte werden rasch folgen):
1. Nikel, **Alte und neue Angriffe auf das Alte Testament.**
2. Nikel, **Der Ursprung des alttestament. Gottesglaubens.**
3. Rohr, **Der Vernichtungskampf gegen das bibl. Christusbild.**
4. Rohr, **Moderne Ersatzversuche für das bibl. Christusbild.**
Preise: 1. 0.60 Mk., 2.—4. je 0,50 Mk.
Der Subskriptionspreis der ersten Folge (12 Hefte) beträgt pro Heft 45 Pfg. = 5.40 Mk. für die ganze Folge.
Bezug durch jede Buchhandlung.
Die Bibl. Zeitfragen wollen in einer auch der gebildeteren Laienwelt verständlichen Form jene biblischen Einzelfragen behandeln, welche gegenwärtig im Vordergrund der Diskussion stehen, und dadurch dem Interesse dienen, welches erfreulicherweise in weiten Kreisen diesen Fragen entgegengebracht wird.

Frostbeulen, aufgesprungene Hände, Flechten, Brandwunden, off. Beine, Hautausschläge, Wundsein (insbes. bei kleinen Kindern), **Wolf, Schweissfüsse, Hämorrhoiden, Ischias, Krampfader- und andere Geschwüre,** heilt schnell und sicher die von hohen Aerzten empfohlene, im In- und Auslande mit höchsten Auszeichnungen prämiierte **Wenzelsalbe** per Dose Mk. 1.—. In all. Apotheken erhältlich oder direkt zu beziehen durch die alleinigen Fabrikanten
Chr. Wenzel & Co., Mainz-Mombach.

Für mehrere junge Damen
aus guter Fam., die kürz. od. läng. Zeit **in England** zubringen möchten, **Penss. mit Familienanschluss** in kath. engl. Familie. Offert. unt. K. 390 an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstrasse 1a erbeten.

Jg. kath. Dame, Tocht. höh. Beamt., vielseit. bewandert, gesellschaftl. gewandt, musikal., mit einig. Sprachkenntn., sucht Engagement als
Gesellschafterin
in fein. Hause. Gehalt u. Antritt nach Uebereink. Off. erb. unt. **St. A. 713** an d. Exp. d. „Allgem. Rundschau", München.

Messweine u. Tischweine, Ia. Markgräfler
und
Kaiserstühler Weissweine
garant. naturrein. Fass leihweise. Mild, von feinem Bouquet, **aussergewöhnlich billig.**
Ueber 1000 H. H. Geistliche in Kundschaft.
Ia. 1906er p. Liter von 56 Pfg. an.
Auch ältere Jahrgänge etc. entsprechend billig.
Velletri-Rotwein-Auslese
garantiert naturrein, ärztlich empfohlener Krankenwein (Zeugnisse) p. Liter à 95 Pfg.
Verwaltung d. Katholischen Vereinshauses Freiburg i. B.
(Vom hochw. Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg zur Messweinlieferung vereidigt.)

Geschäftskrach.
Statt 7—8 Mark nur **2.50** Mark d. grosse Flasche
Sillery Grand Mousseux
steuer- u. frachtfrei, Bahnstation.
Sektkellerei ST. CROIX ... a. M. ...
Elsass.

Buchführung
Gründliche Ausbildung zum **bilanzfähigen Buchhalter u. Kontoristen** garant. mein briefl. Einzelunterricht. Prospekt und **Probebrief umsonst.**
Thews, Magdeburg 10, Beaumontstrasse 14.

Thüringer Wurst!
10 Pfd.-Postpaket enthält: 3 Pfd. Sülzen-, 3 Pfd. Knack- und 3 Pfd. Zervelatwurst für **Mk. 10.—** franko per Nachnahme. Alles prima Ware, ff. geräuchert, hochfein im Geschmack. Preisliste frei.
Gebrüder Ortmann
Cabarz bei Gotha 20.

„Der gute Ton,"
Handb. d. feineren Lebensart, Anstands und guten Sitte. Nach den neuesten Anstandsregeln bearbeitet. Gibt Auskunft über alle Fragen im Umgang und gesellschaftlichen Verkehr. Mk. 2.—.
J. HALLMEIER, Schondorf a. Ammersee 58.

Keine Nachnahme! Erst prüfen!
Orangenblüten-Honig!!
übertrifft jeden Honig der Welt. Garant. absolut naturr. Bienenprodukt! Begeist. Lob von Honigkennern! *10 Pfd.-Dose M. 10.— franko u. zollfrei ins Haus.* Lieferzeit 6 Tage.
Kusche & Martin, Malaga Spanien (Deutsche Firma)

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelm...
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in ...
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 13, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 10. München, 7. März 1908. V. Jahrgang.

Der Gipfel einer laxen Rechtsanwendung.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" vom 8. Februar 1908 (S. 88) wurde ein Münchener Schwurgerichtsprozeß gestreift, der in das Kapitel der sogenannten „Privatdrucke" einschlägig war, die heute mehr öffentlich als geheim das Gift der bedenklichsten geistigen Lustseuche namentlich in sogenannte „bessere" und besitzende Schichten des deutschen Volkes verbreiten. Die Vorgänge dieses Prozesses und ihre Folgen wurden in Nr. 6 bereits in allgemeinen Strichen gekennzeichnet. Daß der angeklagte Herausgeber und auch der Verleger freigesprochen wurden, galt in dem bereits zu einer gewissen „Berühmtheit" gelangten Milieu des Münchener Schwurgerichtssaales fast als etwas Selbstverständliches. Schlimmer und in seinen Wirkungen weit verhängnisvoller war und ist die von dem Gerichtshofe, also von rechtsgelehrten Richtern der Strafkammer, verfügte völlige Freigabe von Werken, die jeder normale, sittlich empfindende Mensch unbedingt als unzüchtig betrachten wird. Wenn ähnliche Gedichte und Geschichten in allgemein verbreiteten Zeitschriften erschienen, würde selbst eine hartgesottene Rechtsprechung kaum die Freigabe für den allgemeinen Verkehr beschließen. Einen Unterschied zwischen der gerichtlich bestätigten Freizügigkeit im einen oder im anderen Falle wird niemand zu entdecken vermögen. Wenn maßgebende Kreise, die zur Regierung oder Erziehung, sei es des Volkes, sei es der reiferen Jugend, berufen sind, von allem genau unterrichtet wären, was auf diesem Gebiete zurzeit sozusagen gang und gäbe ist, so würden sie erschrecken, daß solche mehr als laxe Auffassungen in Deutschland überhaupt möglich geworden sind. Wenn kein allgemeiner Aufschrei der Entrüstung durch die Lande geht, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, daß die große Mehrheit des Volkes diese Dinge nur in dunklen Andeutungen vom Hörensagen kennt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Verfasser dieser Zeilen selbst einem gereifteren Lesepublikum gegenüber, das leider schon über manche Dinge unterrichtet werden mußte, bei Besprechung dieser neuen, unserem Volksgeiste drohenden Gefahr eine gewisse Reserve beobachten muß. Es soll deshalb auch absichtlich vermieden werden, die Titel bestimmter Werke und die Namen und Adressen ihrer Verleger näher zu bezeichnen. Die tatsächlichen Zustände müssen aber umso deutlicher und rücksichtsloser beleuchtet werden.

Die nächste Folge der jüngst vom Münchener Schwurgericht verfügten Freigabe gewisser „galanter Gedichte aus der deutschen Barockzeit" hat heute schon die traurige Frucht gezeitigt, daß im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" für eine dieser unzüchtigen Schriften eine marktschreierische Reklame betrieben wird, die sich, genau wie es bisher bei der Freigabe sog. Aktphotographien geschah, auf eine Reihe namhaft gemachter „Sachverständiger" beruft und zum Schlusse, was die Hauptsache ist, feststellt, daß infolge der aufgehobenen Beschlagnahme „enorme Bestellungen" erfolgen, zu deren Befriedigung mehrere Neuauflagen nötig seien. Ob die Geschworenen und Richter des Münchener Schwurgerichts sich der furchtbaren Verantwortung bewußt gewesen sind, welche sie durch ihre Rechtsprechung auf sich geladen haben? Notabene ist es nicht einmal wahr, daß alle Sachverständigen den „wissenschaftlichen" Wert dieser „galanten", zum Teil direkt schmutzigen Eindeutigkeiten anerkannten. Professor Dr. Muncker und Professor Dr. Voll z. B. haben sich durchaus nicht auf diesen Standpunkt gestellt. Selbst der wahrlich nichts weniger als prüde Schriftsteller Joseph Ruederer empfand die Ansammlung erotischer Elemente „unangenehm". Prof. Dr. Klein freilich hält erotische Erregungen durch ein Werk der Literatur für einen „sehr gesunden" und berechtigten Vorgang. Den stärksten Ausspruch tat jedenfalls der Kunstsachverständige Prof. von Habermann, der auf die Frage des Statsanwalts, warum man gewisse Bilder mit geschlechtlichen Motiven nicht auch auf unseren öffentlichen Ausstellungen sehe, erwiderte, dafür seien nicht Gründe der Kunst und der Moral, sondern der — Konvention maßgebend, die dem Wandel unterworfen sei. Der Herr Professor beliebt also vom christlichen Sittengesetz zu abstrahieren. Natürlich protestierte dieser moderne Künstler mit großer Entrüstung dagegen, daß man der Kunst den Maßstab des „Normalmenschen" aufnötige, vergaß aber dabei, daß die nunmehr für den öffentlichen Verkehr freigegebenen Erscheinungen nicht etwa für die Künstler, sondern für die breiten Schichten der Normalmenschen berechnet sind. Aus der ganzen Beweisaufnahme gewann man den Eindruck, daß, nachdem den sog. „Sachverständigen" die Freigabe von Aktphotographien auf der ganzen Linie gelungen ist, nun als weiteres Ziel auch die Freigabe der gewagtesten gedruckten und gezeichneten Pornographien angestrebt werden soll. Es wird in der Tat immer schöner im Deutschen Reiche! Christliche Sitte und Sittlichkeit ist ein Standpunkt, den man in gewissen Gerichtssälen nicht mehr öffentlich vertreten kann, ohne nicht nur bei Angeklagten und Verteidigern ironischem Lächeln zu begegnen. Die Nietzsche- und Monistenmoral ist heute Trumpf. Eine an Kopfzahl verhältnismäßig kleine Gemeinde zwingt dem deutschen christlichen Volke ihren Willen auf!

Das Bezeichnendste aber ist, daß dem anfänglich versuchten Schwindel, als ob derartige eindeutige Pornographika nur wissenschaftliche Zwecke verfolgten und eigentlich nur für Literaturhistoriker und ernste Forscher bestimmt seien, von Prof. Muncker, vielleicht unbewußt, die Maske vom Gesicht gerissen wurde, indem Muncker erklärte, daß sowohl ihm selbst, als auch anderen Literaturhistorikern z. B. die Existenz einer Wiener Zeitschrift, die sich ausschließlich mit derartigen „Forschungen" befaßte, völlig unbekannt gewesen sei. Ja, ja, die „Bibliophilen"! Wenn die Polizei sich einmal die Mühe gäbe, die Kundenlisten gewisser, mit „wissenschaftlicher" Maske operierenden Buchhändler unter die kritische Lupe zu nehmen, so würde man 99 % „Liebhaber" einer gewissen Pornoliteratur und kaum 1 % wißbegieriger Gelehrter entdecken. Nachdem die in Frage stehenden Erotika für jedermann freigegeben sind, bedarf es allerdings der „wissenschaftlichen" und „künstlerischen" Maskerade nicht mehr.

Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß wir es auch in Deutschland schon zu einer eigenen Zeitschrift („Blätter für Bibliophile") gebracht haben, deren erstes Heft unbeanstandet unter den Augen der Berliner Behörden erscheinen konnte. Die Liebhaber der Pornoliteratur und Pornokunst geben sich hier ein Stelldichein, das ihnen den bequemen Bezug und den Händlern den erleichterten Absatz vermittelt. Auf Einzelheiten läßt sich schon aus Gründen des Anstandes nicht näher eingehen. Es möge die Andeutung genügen, daß auf diesem Wege alles bezogen und vermittelt werden kann, was die niedrigsten menschlichen

Digitized by Google

Leidenschaften an „Literatur“ und teilweise auch an „Kunst“ hervorgebracht haben. Schon seit reichlich zehn Jahren werden in Deutschland alle Pornodrucke und Pornozeichnungen vergangener Jahrhunderte, aber auch solche allerneuester Provenienz, darunter das Hündisch-Gemeinste, was je ein Mensch ersonnen hat, in sogen. „Privatdrucken“ mit Auflagen von angeblich 4—600 (wer kann das kontrollieren?) hergestellt, und zwar zu verhältnismäßig enormen Preisen und in der denkbar luxuriösesten Ausstattung. Und man glaube nicht, daß diese Dinge etwa mit peinlichster Vorsicht nur an sogen. „ernste“ Interessenten abgegeben würden. Heute findet man diese „Privatdrucke“ schändlichster Art ganz offen in Jahreskatalogen, teilweise sogar in Weihnachtskatalogen von großen Buchhandlungen verzeichnet, die sich sonst gerne zu den anständigen zählen. An diesen teueren Werken wird natürlich auf dem Provisionswege ein enormes Geld verdient, und das „non olet“ hat von jeher Charaktere verdorben und ihre Begriffe abgestumpft. Wie von zuverlässigster Seite versichert wird, fanden sich vor einiger Zeit im Jahreskatalog einer erstklassigen Sortimentsbuchhandlung nicht weniger als 40 „Privatdrucke“ des denkbar ärgsten Genres angepriesen. Selbst unter Zugrundelegung der behaupteten beschränkten Auflageziffern kommt man zu dem Resultat, daß bisher mindestens hunderttausend Exemplare der unzüchtigsten sog. „Privatdrucke“ in Deutschland hergestellt und verbreitet wurden. Und da will man uns „Normalmenschen“ vormachen, daß auf diesen literarischen Schweinehandel die Voraussetzungen des § 184 nicht zuträfen? Es ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit, daß Gerichte sich in dieser Weise öffentlich an der Nase herumführen lassen und gedruckte Massenorgien freigeben, die man dem verächtlichen Stande der „Normalmenschen“ nie und nimmer durch die Finger sehen würde. Wo bleibt der Mann, der Ruf und Ansehen genug besitzt, um diese ganze Komödie einmal gründlichst zu entlarven und das Gewissen der deutschen Justiz wachzurütteln?

Der Verlag der bereits erwähnten Berliner „Blätter für Bibliophile“ (Inhaber ist ein 25jähriger junger Mann, der sich berufen fühlt, den Zeiger an der Uhr der deutschen Sittlichkeit richtig zu stellen!) treibt die systematische Irreführung der Behörden bereits soweit, daß er eine „Vereinigung deutscher und österreichischer Bibliophilen“ mit eigenen sog. „Satzungen“ etabliert hat und in § 4 und 5 die Behauptung wagt, daß die Editionen dieser Vereinigung nur für Mitglieder gedruckt und nicht in den Handel gebracht werden, daß außerdem diese Mitglieder ein wissenschaftliches Interesse an den Publikationen haben müssen. Dem gegenüber steht unumstößlich die Tatsache fest, daß der Verlag dieser sonderbaren „Vereinigung“ namentlich für ausländische Adressen seine Angebote nebst höchst eindeutigen Prospekten unverlangt an Buchhandlungen verschickt, welche mit der Firma bisher in gar keiner Verbindung standen. Wenn die Polizei und die Justiz bisher in dem Wahne lebten, daß diesem lukrativen Schmutzhandel nicht beizukommen sei, weil es sich um rein private geheime Verbreitung handelt, so dürften die vorliegenden Beweisstücke sie bald eines anderen belehren. Mit dem üblichen Buchhändlerrabatt von 25 Prozent konnten die unsagbarsten Gemeinheiten ohne Anstand über Leipzig bezogen werden. Seitdem die Polizei diesem gemeingefährlichen Geschäftsvertrieb auf den Fersen ist, wird allerdings in Deutschland etwas mehr Vorsicht angewandt. Bei dieser Gelegenheit sei als Kuriosum noch erwähnt, daß noch vor 8 bis 14 Tagen ein gewisses, dank der Weitherzigkeit der Münchener Strafkammer in den freien Verkehr losgelassenes Werk zeitweilig nicht verkauft werden wollte, ohne daß der Besteller aufs genaueste Namen und Adresse angab. Was also damals noch mit Gift und Dynamit gleichgeachtet wurde, darf heute an jedermann verabfolgt werden!

Oben wurden gewissermaßen als Schulbeispiele ein Münchener und ein Berliner Verlag hervorgehoben. Es gibt aber noch eine ganze Reihe ähnlicher pornobeflissener Geschäftsleute, welche ihren Mitmenschen gegen gute Bezahlung behilflich sein wollen, mit gierigem Rüssel die Jauche und den Kot zu durchforschen. Und wir möchten fast zehn gegen eins wetten, daß, wenn nächstens wieder ein solcher Pornovirtuose vor den Schranken des Münchener Schwurgerichts oder vielleicht auch einer Berliner Strafkammer erscheint, die glänzendste Freisprechung und Freigabe der Lohn des so ungerecht „Verkannten“ sein wird. In Nr. 53 der „Augsburger Abendzeitung“ las man einen Bericht über einen Schwurgerichtsprozeß gegen vier Schriftsetzer nnd einen Maschinenmeister in Kaufbeuren, welche heimlich 200 Abzüge einer pornographischen Broschüre hergestellt und verkauft hatten. Die Angeklagten wurden zu zwei Wochen bzw. einer Woche Gefängnis verurteilt. Dieselben hätten sich nachträglich eigentlich sagen müssen, daß sie „recht dumme Kerle“ seien. Weshalb hatten sie die Pornoschrift nicht im Bereiche des Münchener Schwurgerichts fein säuberlich auf Büttenpapier oder vornehmstes Hadernpapier gedruckt und mit Liebhabereinband in Leder und mit Goldschnitt vertrieben? Warum erschienen sie nicht (vide Münchener „Allg. Ztg.“) mit schmalen weißen Händen und wohlgepflegten Fingernägeln auf der Anklagebank? Dann wäre ihnen zweifellos das Privilegium der „Bibliophilie“ eingeräumt worden, und statt der entehrenden Verurteilung hätten sie eine glänzende Freisprechung mit „wissenschaftlichen“ Pauken und „künstlerischen“ Trompeten erlebt. Unter der Flagge der sog. „Wissenschaft“ und sog. „Kunst“ kann heutzutage nachgerade das Aergste versucht werden, ohne daß es dem deutschen Volke bisher eingefallen ist, zur Geißel zu greifen und die Schänder deutscher Frauenehre und deutscher Männersitte aus dem Tempel hinauszujagen.

Das Gebiet des sog. Sexualismus wird heute mit deutscher Gründlichkeit bis zur letzten Hefe ausgeschöpft. Daß auf der ganzen Stufenleiter des Systems jetzt Doktoren, vereinzelt auch Professoren und sogar Regierungsräte stehen, ist doch der klarste Beweis für die „Wissenschaftlichkeit“ lohnendster Bestrebungen, welche ein bekanntes grunzendes Tier im Wappen führen. Wie weit sich diese einträgliche Forschung verirrt, möge u. a. daraus erhellen, daß in der Berliner Zeitschrift der „Bibliophilen“ allen Ernstes neben einer Sammlung der derbsten deutschen Volkszoten auch eine folkloristische Sammlung gewisser an die Wand gekritzelter — — Abortinschriften angeregt wird. Da die meisten dieser „Sammler“ und „Forscher“ heute schon Doktoren sind, wird man in absehbarer Zeit derlei Themata auch Doktor-Dissertationen zugrunde legen und am Ende gar Pornolehrstühle an unseren Hochschulen errichten. Warum auch nicht? Nur immer konsequent!

Eines bleibt jedenfalls bestehen: § 184 bedroht mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft . . . oder sonst verbreitet, sie zu demselben Zwecke vorrätig hält, ankündigt oder anpreist.“ Das Gesetz kennt keine Ausnahme für „Bibliophile“ oder für „Privatdrucke“. Es handelt sich also nur um die Frage, ob das Gesetz angewandt oder nach freiem Ermessen von Gericht und „Sachverständigen“ suspendiert wird.

In eigener und fremder Sache.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis“.

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Weil es mir im Augenblicke möglich ist, sachliche Fragen durch persönliche Angelegenheiten zu beleuchten, will ich herzhaft eine „Ich-Geschichte“ vortragen.

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ hat in Nr. 6 vom 8. Februar d. J. die Freundlichkeit gehabt, eine Sonderart des Modernismus und des deutschen Reformertums, die sich in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ an das Licht drängt, näher zu zeichnen. Ich hatte nämlich gewagt („Rundschau“ Nr. 45 vom 9. November v. J. Anmerkung), mich über eine gewisse „unsagbar mutvolle Weise“ der literarischen Kritik zu wundern. Das Verwunderliche fand ich darin, daß ein modernistischer Dunkelmann, der „katholischen Universitätskreisen“ angehören wollte, hinter dem „Ofenschirm aus Zeitungspapier“ und „aus dem Schlupfwinkel der Anonymität hervor“ gegen meine Ausführungen über und für das päpstliche Rundschreiben vom 8. September v. J. „keifend und verdächtigend“ zu schmähen für gut erachtete. Solch ein Versteckspiel hielt ich und halt ich für ein Zeichen von „Femininismus“. Nun schlägt sich ein „neuer Abonnent“ der „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 49 vom 31. Jan.) gleich mutvoll auf die Seite der mutigen Namenlosigkeit. Der edle Fechter bemerkt an meiner Beurteilung der Anonymität in wissenschaftlichen Dingen „viel Herzlosigkeit“. Zwar will er nicht bestreiten, daß „gerade Braig seine Artikel aus persönlicher Ueberzeugung heraus geschrieben hat“. Aber der hämische Aus-

Digitized by Google

fall wird doch nicht unterdrückt: „Manche meinen sogar (auch die „persönliche Ueberzeugung" des Anschwärzers?), es wäre jetzt die schönste Zeit, sich nach obenhin zu empfehlen, indem man nun tapfer auf den Modernismus schimpft."

Die „Allgemeine Rundschau" nennt den Versuch, Bekämpfern des Modernismus „den Makel des Strebertums" anzuhängen, eine „häßliche Unterstellung". Ist es, neben anderen überaus wenig ehrenvollen Manifestationen, Machinationen, Ovationen, schon dahin gekommen, will die vornehme Namenlosigkeit nun schon mit den Mitteln der Verdächtigung der „Not der katholischen Wissenschaft" steuern? Will man durch „häßliche Unterstellungen" in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" „den Geist früherer, besserer Zeiten in kommende Zeiten hinüberretten, daß nicht alles verloren geht"? [1])

Uebrigens hat der Vorwurf des Strebertums mich zu einer Gewissenserforschung veranlaßt. Und ich brachte heraus, daß ich allerdings an „Herzlosigkeit" leide. Das Uebel scheint tief mich gegen mancherlei Einsicht abgestumpft zu haben. Nämlich, ich vermag nicht zu verstehen, daß es, obzwar nicht gerade „heroisch", immerhin aber löblich sein soll, aus den Verstecken der Anonymität vergiftete Pfeile gegen den Papst zu schießen und gegen das päpstliche Rundschreiben wider den Modernismus, ja daß derlei Heimtücke gar noch löblicher sein soll als das Vorgehen jener, die sich offen und ehrlich, mit innerer Ueberzeugung und ohne Rücksichtnahme, für den Papst und für das päpstliche Rundschreiben erklären.

In liebenswürdiger Weise haben mir auch die „Hochschulnachrichten" (Heft 208, S. 130) meine Schwachheit bezeugt. In der Rede, die ich am 15. Mai v. J. bei der feierlichen Uebernahme des Prorektorates an unserer Freiburger Hochschule halten durfte, habe ich über das „Dogma des jüngsten Christentums" gesprochen.[2]) Selbstverständlich mußte Kant berücksichtigt werden, der „Philosoph des Protestantismus". Ist doch der Glaubensbegriff des Königsberger Kritikers im wesentlichen die psychologische Voraussetzung der neuesten historisch-kritischen Theologie im liberalen Protestantismus! Nun meint mein Herr Rezensent: „Kant auch nur leidlich gerecht zu werden, ist offenbar dem befangenen Gegner über die Kraft gegangen."

Ich nehme dieses Urteil mit Dank entgegen. Kant ist der Großvater des Modernismus; dessen Vater ist der rationalistische Liberalismus, und ihm gibt es nach Kant Religion nur „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft". Daß aber in Immanuel Kants Grundvorstellung ein Widersinn, der Widersinn des später so genannten Empirismus und Agnostizismus sitzt, das nicht zu sehen geht wirklich über meine Kraft. Ich kann keine Möglichkeit entdecken, einzugestehen, daß die zwei Sätze: „Von Gott vermag die reine Vernunft schlechthin nichts zu wissen", und: „Die praktische Vernunft, vom Bedürfnis genötigt, muß Gott einfachhin glauben" — daß diese beiden Sätze, zusammengehalten, nicht ein Absurdum einschließen. Ich bin völlig außerstande, einzusehen, wie ein blindes Bedürfen (motus caecus) ein sehendes Glauben soll erzeugen, wie aus blödem Sehdrange das Sehen und dazu noch der höchste Sehgegenstand, die Vorstellung vom Göttlichen, soll hervorgehen können. In der Tat, ich bin so herzlos, daß ich es nicht über mich vermag, einen Paralogismus Logik zu heißen, um Kant „leidlich gerecht zu werden", einen Widersinn zu verhüllen, wenn er bei Kant sich als Weisheitsspruch breit macht. Mit Sankt Augustin bin ich überzeugt, daß einzig und allein ein wissensfähiges Wesen (anima rationalis) auch zu glauben fähig ist, und darum bin ich dermaßen hart, daß ich, wenn ich das „Prinzip" der Kantschen Religionsphilosophie: „Du kannst von Gott nichts und auch gar nichts wissen; aber du mußt tun (glauben!), als ob Gott wäre —" zu denken versuche, daß ich dann nicht umhin kann, Mephistos Sang mit zu denken:

„Ein vollkommener Widerspruch
Ist gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren."

Die Selbstprüfung, zu der mir der Vorwurf des Strebertums Anlaß gab, hat mich indessen nicht bloß der zugestandenen „Herzlosigkeit" überführt; die Prüfung hat mir auch die Frage aufgelegt: Was möchtest du denn eigentlich noch werden? Auf die Frage vermochte ich und vermag ich bis zur Stunde nicht die leiseste Antwort zu geben. Freilich, wenn ich mich erforsche: Was möchtest du noch erreichen? — da hab' ich Antworten.

Schon in meiner Gymnasiastenzeit hat mich ein leidiger Ehrgeiz geplagt. Wenn es mir gelungen war, einen mathematischen Satz zu beweisen, eine geometrische Konstruktion zu vollenden, da sagt' ich mir wohl: Nun siehst du zwar die Sache ein; du siehst, daß der Satz richtig ist und daß er richtiger als richtig, bewiesener als bewiesen nicht wohl wird sein können — aber könnte man das Ding nicht noch besser darstellen? Das Verlangen, das Richtige in der besten Form zu erreichen, konnte und kann mir selbst heute noch zur Pein werden. Und dies Verlangen mag — damit komm ich zu fremden Sachen — oftmals eine scharfe Kritik eingeben, auch bei anderen herausfordern.

Aus den vielen Aeußerungen, die mir über die Enzyklika Pascendi dominici gregis zu Gesicht gekommen, haben mir zwei großen Anstoß erregt. Die eine ist die Behauptung: Durch die vom Papst angeordneten Maßnahmen gegen die modernistischen Irrtümer werde der Ehrlichkeit der Forschung zu nahe getreten. Dann die andere Behauptung: Die Freiheit der Wissenschaft ist in Frage gestellt!

Richtig, unanfechtbar richtig find' ich den Satz: Die Ehrlichkeit des Forschers ist die Bedingung, eine unerläßliche Vorbedingung zur Ergründung der Wahrheit auf irgend einem Gebiet. Aber ließe sich der selbstverständliche Gedanke nicht besser und genauer ausdrücken? Man sollte wohl sagen: Die Ehrlichkeit des Forschers, der Forschung ist die unentbehrliche Voraussetzung, die Wahrheit zu finden; nicht aber ist diese sittlich-gebotene Eigenschaft eines Gelehrten — ohne sie ist kein Sterblicher wert, die heiligen Hallen der Wissenschaft zu betreten — nicht ist die Pflicht und ihre Erfüllung durch sich allein die logische Bürgschaft für die Zuverlässigkeit gelehrter Entdeckungen. Also — wenn der Papst modernistische Anschauungen als irrig und verderblich zurückweist, so hat die Verurteilung mit der Ehrlichkeit gewisser Modernisten vorerst nichts zu schaffen. Oder soll die lebhafte Versicherung eines Schriftstellers, daß er „ehrlich", daß er „gewissenhaft" sei, der Annahme Vorschub leisten, sein Werk sei nicht etwa fehlerlos, sondern unfehlbar, unantastbar? Hat Kepler recht gehabt, weil er ein ehrlicher, gewissenhafter Astronom war? Und war Keplers Meister Tycho de Brahe, der nicht recht hatte, kein ehrlicher, gewissenhafter Beobachter?

Mit den vorstehenden Andeutungen wollten wir ein Grundgebrechen des Modernismus berühren, nämlich die verkehrte Schätzung der „Immanenz", die Verwechslung der inneren, subjektiven (moralischen, ästhetischen) Forschungskriterien mit den äußeren, objektiv notwendigen Merkmalen der Wahrheit selber. Es ist einer der verhängnisvollsten Fehler, wenn jemand die Wahrheit glaubt erobern zu können nach Maßgabe des ihm einwohnenden Wahrheitsbedürfnisses und ähnlicher „immanenter" Richtkräfte. Das Nahrungsbedürfnis unterscheidet nicht die Nährstoffe, und niemals vermag das Bedürfnis allein die Stoffe zu schaffen oder auch nur zu beschaffen. (Schluß folgt.)

[1]) Es wird von Atzberger in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 8 vom 22. Februar) betont, „daß dem Ansehen unserer (theologischen) Fakultäten ein ganzes Dutzend nur mittelmäßiger Lehrer viel weniger schadet als die neuesten Expektorationen katholischer Theologen (in Straßburg und München); diese nämlich sind geeignet, die Vorurteile unserer Gegner zu bestärken, aber auch das Mißtrauen der treuen, kirchlich gesinnten Katholiken zu erregen und zu vermehren und so von zwei Seiten her den Fakultäten Schwierigkeiten zu bereiten". Den Sätzen mögen Urteile aus liberalen Kreisen an die Seite treten, woselbst man „vollkommen überzeugt" ist, daß das „modernistische Gezeug" recht wenig geeignet scheine, „wissenschaftlich zu imponieren", und wo man nicht minder überzeugt ist, daß die „bisherigen Auslassungen" katholischer Theologen gegen das päpstliche Rundschreiben nur geeignet sind, „diese Herren selbst" und weiterhin die katholischen theologischen Fakultäten in Deutschland „auf böse Weise zu diskreditieren".

[2]) Vgl. „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie". Zwei akademische Arbeiten. Freiburg, Herder, 1907.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
•• Einmonatsabonnement 80 Pfg. ••

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Des bayerischen Kammerpräsidenten Parlamentsjubiläum.

Der von allen Seiten als objektiver, weitschauender und sachkundiger Präsident der bayerischen Abgeordnetenkammer anerkannte Oberstudienrat Dr. v. Orterer hat zu seinem 25jährigen Parlamentsjubiläum reiche Ehrungen erfahren. Die Vorstände aller Fraktionen, das Präsidium des Reichsrats, der Nuntius, der Erzbischof und der Ministerpräsident beglückwünschten ihn. Frhr. v. Podewils überbrachte als Anerkennung der Krone das Komturkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. Darob ist die liberale Presse erbost, namentlich nachdem auf seiten des Zentrums in der Anerkennung zugleich eine Würdigung der Arbeitsleistung der Partei gesehen wird. Jene Blätter sollen aber nicht vergessen, daß kürzlich der württembergische freisinnige Abg. Payer eine ähnliche Auszeichnung erhielt, ohne daß in der Blockpresse auch nur die geringste Aufregung beobachtet werden konnte!

Hundert Jahre Königliche Post.

Das Verkehrsministerialblatt für das Königreich Bayern bringt in festlichem Schmucke ein Handschreiben zum Abdruck, das Seine Königliche Hoheit der Prinzregent aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der bayerischen Staatspost an Se. Exzellenz den Staatsminister v. Frauendorfer gerichtet hat. Nachdem an die Uebernahme sämtlicher Posten unter König Max Joseph auf den Staat und die inzwischen vergangenen 100 Jahre hingewiesen ist, heißt es in der Allerhöchsten Kundgebung: „Dieser Zeitraum bedeutet für Bayern eine Epoche glänzenden wirtschaftlichen Aufschwungs und im Zusammenhange damit eine Periode aufstrebender Entwicklung seines Postwesens. Den wechselnden Bedürfnissen des Verkehrs stets Rechnung tragend, hat die bayerische Post durch ihr Wirken auf dem Gebiete des eigentlichen Postdienstes wie auch der elektrischen Nachrichtenvermittlung das Aufblühen von Handel, Industrie und Volkswirtschaft erfolgreich gefördert und sich im Wettbewerbe mit den übrigen Postverwaltungen einen ehrenvollen Platz gesichert." Mit dem Jubiläum wurde eine Reihe Allerhöchster Auszeichnungen verbunden.

Das Enteignungsgesetz durchgedrückt!

Das preußische Herrenhaus ist erlegen. Nicht allein dem Druck von oben, sondern auch jenem Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses muß gebären. Mit dem Ansiedelungsfonds fängt man an, mit der Enteignung hört man auf.

Als die Kommission des Herrenhauses durch eine Reihe von Ausnahmen die Zwangsenteignung schmackhaft zu machen suchte, sagten wir in Nr. 7 der „Allg. Rundschau", das falsche Prinzip der Enteignung aus politischen Gründen sei damit anerkannt und auf der betretenen schiefen Ebene werde es keinen Halt mehr geben. In der Tat ist man Schritt um Schritt weiter gerutscht. Erst wurde im Plenum des Herrenhauses der Eventualantrag angenommen, statt der 10jährigen Schutzfrist eine 22jährige (seit Erlaß des Ansiedelungsgesetzes) einzufügen. Dann aber beschloß man endgültig, die Fassung des Abgeordnetenhauses wieder herzustellen, d. h. unter Kontingentierung auf vorläufig 70 000 Hektar den ganzen Grundbesitz enteignungsfähig zu machen, mit alleiniger Ausnahme der Grundstücke der Kirche und der anerkannten milden Stiftungen, soweit letztere schon 22 Jahre als solche bestehen.

Fürst Bülow hatte den schwachen Punkt in der Rüstung der Opposition richtig erkannt. Er betonte: wenn man das Odium der Enteignung auf sich zöge, müßte man wenigstens für den entsprechenden Erfolg sorgen. Also keine Halbheit, die wohl moralische Nachteile, aber keine materiellen Vorteile bringt! Dasselbe Argument hätte freilich der Ministerpräsident im Abgeordnetenhause geltend machen können, als man dort die Summe der Enteignungen auf 70 000 Hektar beschränkte. Aber er hat wohl gedacht, in den ersten paar Jahren habe die Ansiedelungskommission mit den 70 000 Hektar genug zu tun, und dann werde sich eine Erneuerung des vogelfreien Kontingents durchsetzen lassen. Ob es dazu kommen wird, läßt sich heute noch nicht sagen; in dieser Beziehung wird auch das Verhalten der Polen in den nächsten Jahren eine große Rolle spielen. Zurzeit war offenbar bei vielen der Gedanke durchschlagend: um das Fiasko der Ansiedelungspolitik abzuwenden, müsse man der Regierung den letzten Versuch mit der Enteignung ermöglichen und dazu die Vollmachten in der von ihr geforderten Form bewilligen. Die blasse Furcht, daß die „polnische Agitation" triumphieren werde und die Schuld an dieser „Niederlage des Staates" der Opposition zufalle, hat manche Gewissen gebrochen. So gebrochen, daß sogar geborene Hüter des alten und befestigten Grundbesitzes für die Preisgabe der Fideikommisse stimmten. Ein freisinniges Blatt, die „Breslauer Ztg.", zieht daraus folgerichtig den Schluß: „Nach den Grundbesitzern in den Ansiedelungsdistrikten müssen jetzt die Fideikommißbesitzer ganz allgemein darankommen. Die Agitation gegen die fideikommissarischen Mißgebilde muß jetzt mit erneuter Energie aufgenommen und mit dem steten Hinweis auf das Präzedens, das durch die Enteignungsvorlage geschaffen worden ist, geschürt werden."

Die konservative Partei hat in der Tat sich zu einem schlimmen Präzedenzfall verleiten lassen. Nicht bloß ihr Formalprinzip der historischen Gerechtigkeit hat sie verletzt, sondern auch die reale Wurzel ihrer Kraft: die Würde und die Sicherheit des Grundeigentums. Der Verrat am konservativen Heiligtum fällt freilich in erster Linie der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses zur Last. Die hat mit der Regierung das bahnbrechende Kompromiß wegen der vogelfreien 70 000 Hektar geschlossen, gegen das im Herrenhause sich wenigstens eine respektable Minderheit zur Wehr setzte. Das Verhalten der Konservativen im Abgeordnetenhause war so wenig parteigemäß, daß man nach einer besonderen Einwirkung suchte und zu der Vermutung kam, es sei mit der Regierung vereinbart worden: von der einen Seite wird die Enteignung gewährt, von der anderen die scharfe Abweisung der Wahlreform! Natürlich haben die Offiziösen sofort jedes „Tauschgeschäft" in Abrede gestellt; aber man kann „do ut des" treiben, ohne daß die Form eines „Geschäfts" in die Erscheinung tritt. Jedenfalls haben Fürst Bülow und die konservative Partei des Abgeordnetenhauses sich gegenseitig wesentliche Liebesdienste erwiesen.

Nachdem die Gesinnungsgenossen im Abgeordnetenhause (bis auf 2 Ausnahmen) umgefallen waren und der Ministerpräsident die Zustimmung der Krone zu seiner Vorlage besonders betont hatte, war es aller Ehren wert, daß noch 114 Mitglieder des Herrenhauses Nein zu sagen wagten. Die offizielle Abstimmungsliste ergibt 143 Ja, 111 Nein. Im Herrenhause hat man aber wenig Uebung in der namentlichen Abstimmung. Nach den bisherigen berichtigenden Erklärungen hat der Präsident bei der Abstimmung sich versprochen, das Votum des Oberbürgermeisters von Charlottenburg ist falsch gebucht und das Votum des Vertreters der Universität Münster ausgelassen worden. Sonderbarerweise hatten alle diese drei Versehen der Mehrheit einen unberechtigten Vorteil gebracht. Nach den Berichtigungen gibt es drei Nein mehr und zwei Ja weniger, so daß also der „Sieg" nur errungen ist mit 141 weniger 114 27 Stimmen Mehrheit. Eine kleine Mehrheit — trotz der Einpeitschung aller Regierungsfreunde und Polenfeinde! Angesichts der Schwierigkeiten bemerkt die „Kreuzzeitung", das konservative Hauptorgan: „Es ist wohl anzunehmen, daß die preußische Regierung nie wieder mit einer neuen Enteignungsvorlage hervortreten wird." Ein alterfahrener französischer Staatsmann hat bekanntlich gesagt: in der Politik dürfe man niemals „niemals" sagen. Mit den ausgelieferten 70 000 Hektar reicht man natürlich nicht aus. Aber vielleicht stellt sich während der Verdauung dieses Bissens die Erkenntnis ein, daß auch bei fortgesetzter Enteignung der angegebene Zweck nicht zu erreichen ist, vielmehr das Nationalbewußtsein der Polen nur noch lebhafter und zäher gemacht wird.

Was soll dann geschehen? Das mobile Eigentum ebenfalls antasten? Oder zum Angriff auf die Personen übergehen, — durch Deportation oder Expatriierung? Verfolgungsmaßregeln dieser Art kann der robuste Staat Preußen nicht aus eigenem machen, sondern dazu würde ein Reichsgesetz vom Reichstage beschlossen werden müssen. Im Reichstage gibt es aber trotz der Blockpolitik noch keine kakatistische Mehrheit. Das zeigte sich soeben in der Kommission für das Vereinsgesetz, wo der antipolnische Sprachenparagraph abgelehnt wurde. Allerdings sind die freisinnig-demokratischen Blockleute in diesem Punkte schon so arg ins Kompromisseln gekommen, daß man auf das gute Ende nicht wetten kann. Fürst Bülow hat die Linke vollständig umgarnt; man kann nicht unbedingt die Möglichkeit verneinen, daß diese entarteten „Freiheitshelden" sich doch einmal zu Ausnahmegesetzen gegen die Polen verleiten lassen könnten. Dann würden freilich die letzten Dinge noch tausendmal schlimmer als die bisherigen. Hoffen wir, daß diese

Digitized by Google

Heimsuchung uns erspart bleibt. Aber tue auch jeder das Seinige, um die weitere Steigerung des hakatistischen Fiebers zu verhüten. Namentlich müssen die Polen in der berechtigten Entrüstung die Selbstbeherrschung bewahren. Mit Demonstrationen und Kraftproben à la Schulstreik würden sie nur ihren Gegnern Freude machen. Bei ruhiger Haltung in dieser Prüfung darf dagegen mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß der Hakatismus über die 70 000 Hektar nicht hinauskommen und der Feldzug auf den absteigenden Ast geraten werde. Im alten Kulturkampf hat auch das geduldige Ausharren gesiegt.

Fürst Bülow glaubte bei der Debatte die Unabhängigkeit unserer inneren Politik vom Auslande hervorheben zu müssen. Gewiß, Staat und Reich sind ebenso unabhängig wie der private Hausherr in seinen vier Wänden. Aber der vernünftige Hausherr sieht auch bei kritischen Vorgängen in der Familie darauf, daß er sich bei dem Nachbarn nicht verächtlich oder gehässig mache. Wenn das ganze Ausland ringsumher über die Vergewaltigung eines Teils unseres Volkes Mitleid und Entrüstung kundgibt, so ist das doch wenigstens ein ernster Anlaß zur Gewissenserforschung. Deutschland hat leider keinen Ueberfluß an Sympathie, so daß es damit verschwenderisch umgehen dürfte. Auch der Respekt vor der deutschen Macht wird gewiß nicht erhöht, wenn unsere Regierung öffentlich verkündet, wir könnten unsere Ostmarken nicht halten, wenn wir nicht den dortigen Landesverrätern ihr Grundeigentum gewaltsam entzögen. Ein Reichskanzler, der auf der Höhe seiner Aufgabe stände und die weltpolitischen Interessen über den Parteistreit des Tages zu setzen wüßte, müßte den preußischen Hakatisten und ihren Ministern zurufen: Nun lasset genug sein des grausamen und törichten Spiels!

Wendung in der französischen Marokkopolitik?

Allem Anscheine nach sind die Tage des Generals d'Amade gezählt. Er hat kein rechtes Glück gehabt, und die Franzosen haben seit 1870 die Gewohnheit beibehalten, durch flotten Personenwechsel das corriger la fortune zu erstreben. Aus Paris wird berichtet, daß die Regierung mit dem General Liontey, der bisher bei Uschda die Okkupationspolitik mit Erfolg geleitet hat, einen neuen Plan für die Campagne von Casablanca berate. Es soll beabsichtigt sein, die kühnen Streifzüge einzustellen, Casablanca zu befestigen und die festen Positionen bis Ber-Reschid auf der Straße nach Marrakesch vorzuschieben. Wenn Liontey als neuer Stratege nach Casablanca kommt, wird d'Amade gewiß das erwünschte Abschiedsgesuch einreichen. Das bisherige sprunghafte Vorgehen war nicht der Algeciras-Akte entsprechend. Die geplante Befestigung mit der allmählichen Vorschiebung geht nicht weniger auf die einseitige Okkupation des durch Vertragsrecht geschützten Staates hinaus. Aber Deutschland und die anderen Konferenzmächte sehen ruhig zu, wie Frankreich abermals 3000 Mann in Marokko ausschifft. Hoffen wir, daß die Marokkaner widerstandsfähig genug sind, um die Tunisierungsaktion solange aufzuhalten, bis Frankreich selbst der Verschwendung von Menschen und Geld überdrüssig wird.

Richtigstellung zu „Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?"

Der Abschnitt „Die Vorgänge usw." Ihres so überschriebenen Artikels beruht auf in wesentlichen Punkten falschen Informationen. Insbesondere enthält der Passus: „Liberale Senatsmitglieder sollen sich usw." bis „seinen Standpunkt zu Protokoll geben" so viel Unrichtigkeiten als Sätze. Auf Ersuchen des akademischen Senates gebe ich diese Erklärung um so lieber ab, als ich dadurch Gelegenheit bekomme, festzustellen, daß ich der Veröffentlichung derartiger Nachrichten vollkommen ferne stehe, und den Verdacht der „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 99 vom 29. Februar bestimmt abzulehnen, als ob ein Vertreter der theologischen Fakultät eines Vertrauensbruches sich schuldig gemacht hätte.

Dr. Joh. Goettsberger,
Professor der Theologie, z. Z. Senator.

Die „Akademische Freiheit" in der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Von

Domkapitular Dr. Franz Pichler,

Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Der „Fall Schnitzer" hat am 10. und 11. Februar zu lebhaften parlamentarischen Auseinandersetzungen in der bayerischen Abgeordnetenkammer geführt. Der Reigen wurde eröffnet vom liberalen Abg. Professor Dr. Günther, mit anerkennenswerter Noblesse in der Form bei weitestgehender Entschiedenheit in der Sache. Dr. Günther sprach programmatisch die Forderungen bezüglich der akademischen Freiheit aus, wie sie zum eisernen Bestand des heutigen Liberalismus und des „modernen Menschen" überhaupt gehören.

„Keine Hochschule kann gedeihen ohne die Lebensluft und diese Lebensluft heißt Freiheit, absolute Freiheit. Freiheit des Denkens, Freiheit des Lehrens, Freiheit des Unterrichtens und Schreibens, das sind die Prinzipien, von denen jede Hochschule getragen sein muß; sonst kann sie das nicht leisten, was das deutsche Volk mit Recht von ihr fordert..... Diese Freiheit des Lehrens und diese Freiheit des Denkens ist es also, welche nach meiner Ueberzeugung an die Spitze gestellt werden muß, wenn wir von den deutschen und insbesondere von den bayerischen Hochschulen sprechen."

Dr. Günther kam dabei auch auf die theologischen Fakultäten und bemerkte, es seien Zweifel darüber laut geworden, ob die theologischen Fakultäten eigentlich in den Organismus einer Hochschule hineingehören. Günther ist dafür:

„Ich möchte für meinen Teil mich mit aller Entschiedenheit dahin aussprechen, daß ich mir eine Universität ohne diese seit altersher in ihr wohlbegründetes Bürgerrecht besitzenden Fakultäten nicht vorstellen kann. Die theologischen Fakultäten sind ein integrierender Bestandteil des Ganzen. Aber, meine Herren, sie müssen auch so gestellt sein, daß sie ihrer Aufgabe gerecht werden können. Diese Aufgabe des Hochschullehrers ist eine doppelte: Er muß lehren — muß natürlich das Lehren verstehen — und er muß selbst forschen können. Eines von beiden genügt nicht. Wenn er nur lehrt und nicht forscht, so mag er ein recht guter Dozent sein, aber er kann sich bei seinen Studenten keine hohe Achtung erwerben. Wenn er ausschließlich Forscher ist und nicht lehren will, dann gehört er in die Studierstube oder in eine gelehrte Körperschaft, aber nicht auf das Katheder. Diese beiden Dinge gehören unbedingt zusammen. Wenn aber der akademische Lehrer selbst forschen soll, so darf natürlich keine Instanz vorhanden sein, welche ihm in den Arm fällt, falls er zu Resultaten gelangen sollte, die man da oder dort nicht billigen zu können glaubt.... Was wir bekämpfen, ist das, daß von außen her, sei es von seiten des Staates oder von seiten einer anderen Instanz, demjenigen, der ein Forschungsergebnis gefunden hat, eine Schwierigkeit bereitet wird."

Günthers Kollege Dr. Quidde sieht die theologischen Fakultäten schon mit etwas ungünstigeren Augen an. Er ist der Ansicht, „daß die theologischen Fakultäten innerhalb unserer Universitäten ein unerfreuliches Zwitterdasein führen". Auch er ist für volle Freiheit an der Hochschule; das notwendige Korrektiv gegen einen etwaigen Mißbrauch dieser Freiheit findet er in den — Studenten, welche mit „eigenem Urteil und mit dem Streben nach selbständiger Kritik auch dem Professor" gegenüberstehen.

Noch weiter geht der Blockführer Dr. Müller-Hof, nach welchem der Professor nur eine Schranke am allgemeinen Strafrecht findet. Nach Dr. Müller ist da insbesondere kein Platz für die Autorität der Kirche.

„Wenn die Kirche in ihrem Macht- und Autoritätsbewußtsein, in ihrem Autoritätsgefühl und in dem Drange, diese Autorität zu behaupten, andere Anschauungen hat, so darf doch meiner Anschauung nach unter keinen Umständen sich der Staat von solchen Rücksichten leiten lassen. Wenn die Kirche nach ihrer Lehre eine solche Freiheit nicht gewähren kann, dann gibt es bloß einen Weg, hier Klarheit zu schaffen, dann soll die Kirche aus eigenen Mitteln Professoren anstellen, dann ist gerade hier die Trennung von Staat und Kirche das Allernotwendigste.... Dann gehören die theologischen Fakultäten aus der Universität heraus, dann sind sie bloß noch Fremdkörper in unseren deutschen Hochschulen."

Die liberale Vereinigung stimmte Dr. Günther zu, noch lebhafteren Beifall hatte sie für Dr. Quidde und Dr. Müller.

Digitized by Google

Namens der Zentrumspartei konnte der Schreiber dieser Zeilen darauf hinweisen, daß es eine absolute Freiheit für keinen Menschen im Leben gibt, daß auch die Freiheit des Professors ihre natürliche Grenze findet in seiner Aufgabe als Lehrer gegenüber den Schülern, daß insbesondere die Freiheit des Theologieprofessors beschränkt ist durch seine Stellung gegenüber der Kirche. Dr. Casselmann hat in grob-drastischer Weise selbst zugegeben, daß er für den protestantischen Theologen sehr wohl eine Grenze der Lehrfreiheit und selbst der Forschungsfreiheit kennt. Auf die Frage: „Was würde Herr Dr. Casselmann sagen, wenn ein protestantischer Professor der Theologie in Erlangen zur wissenschaftlichen Ueberzeugung käme, daß die Reformation ein schwerer Irrtum war, daß die einzige Wahrheit nur in der katholischen Kirche zu finden sei, wenn er von dieser seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung aus seinen jungen Zuhörern vortragen würde, es sei ihre Pflicht zur katholischen Kirche umzukehren, der Papst sei das von Christus gesetzte Oberhaupt der Kirche usw." hat er durch einen sehr erregten Zwischenruf geantwortet: „Ich würde sagen, das ist ein Narr!"

Und vom Präsidenten darüber zurechtgewiesen, hat er bestätigt, diesen Zwischenruf gemacht zu haben, „als Herr Dr. Pichler von einem protestantischen Theologen sprach, der einen solchen Unsinn gesagt hätte". Also absolute Freiheit der Lehre für den Theologen; sobald er aber zur Ueberzeugung kommt, daß in der katholischen Kirche die Wahrheit ist, dann ist er ein „Narr", der „Unsinn" spricht. Die Frage, ob der Staat einen „Narren" in seinem Lehramte belassen dürfte, braucht wohl nicht gestellt zu werden.

Kultusminister Dr. von Wehner hat in dieser Frage wiederholt seinen Standpunkt fixiert in einer Form, welche, ohne den Rechten des Staates etwas zu vergeben, den Rechten und Interessen der Kirche durchaus gerecht wird. Der Minister bemerkte, daß es in einem geordneten Staatswesen eine absolute Freiheit für niemand geben könne, auch nicht für die Lehrer der Hochschulen. Speziell bezüglich der theologischen Fakultäten führte er aus, „daß die katholischen Theologieprofessoren nicht bloß Diener des Staates, sondern als Priester zugleich auch Diener der Kirche sind, und daß sie als Priester der Autorität des Bischofes in besonderem Maße unterstehen. Auch die Studierenden der Theologie sind als Weihekandidaten dem Bischof in gewisser Beziehung untergeordnet."

Zum Belege dafür berief er sich auf den protestantischen Kirchenrechtslehrer Hinschius, der schreibt:

„Die katholisch-theologischen Fakultäten sind der Natur der Sache nach konfessionelle Lehrkörper, das heißt, es können von ihnen nur Katholiken als Lehrer angestellt und als Privatdozenten zugelassen werden. Das versteht sich, wenn schon die meisten Fakultätsstatuten dies nicht ausdrücklich vorschreiben, der Natur der Sache nach von selbst, da nach der hier maßgebenden katholischen Auffassung nur rechtgläubige Katholiken die katholische Theologie lehren können und dürfen."

Der Minister fährt fort:

„Die katholische Kirche hat eine unwandelbar feste Glaubens- und Sittennorm, welche für die Katholiken so verpflichtend ist, daß jede Abweichung von der dogmatisch festgestellten Lehre in einem wesentlichen Punkt die Lossagung von der Kirche in sich schließt. An die dogmatisch feststehende Grundlage ist der Professor der katholischen Theologie gebunden. Innerhalb dieser Schranken aber ist der wissenschaftlichen Behandlung freier Spielraum gestattet. Der Lehrer ist frei hinsichtlich des wissenschaftlich-systematischen Lehrgebäudes, welches er auf der dogmatischen Grundlage errichten will. An die feststehende Glaubens- und Sittennorm der Kirche ist also auch der katholische Theologieprofessor gebunden. Das Urteil darüber aber, ob ein Lehrer der katholischen Theologie die richtige Lehre der Kirche vorträgt, kann nicht dem Staate, sondern nur der Kirche zustehen. Das ergibt sich aus der Natur der Sache, aus der Natur des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche."

Zur Bekräftigung dieser Sätze beruft sich der Minister auf die öffentliche Erklärung des protestantischen Professors Dr. Paulsen und auf die Motive zum württembergischen Gesetz vom 30. Januar 1862, welche besagen, daß der Bischof sich mit der Staatsregierung ins Benehmen zu setzen habe, wenn er die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ein Professor nicht länger im theologischen Lehramt belassen werden könne, weil seine Lehrvorträge wider die katholische Kirchenlehre verstoßen. Dabei wird in diesen Motiven ausdrücklich anerkannt, daß „das Urteil darüber, ob ein Lehrer der katholischen Theologie die richtige Lehre vortrage, dem Bischof zukomme;" das Urteil des Bischofes sei als maßgebend zu betrachten.

Diese klaren Sätze mußten einen Kulturkämpfer, wie Dr. Müller es nun einmal ist, in Harnisch bringen. Eine Freiheit „innerhalb des Dogmas" versteht er nicht; „das ist die Freiheit des im Gefängnis Internierten, alle Tage noch 12 Stunden spazieren zu gehen." Noch unbegreiflicher ist ihm der Satz, daß das Urteil über die richtige Lehre nur dem Bischof zustehe. „Das sind Grundsätze, die in einen Kirchenstaat gehören, aber nicht in einen modernen weltlichen Staat; . . . die Erklärung des Ministers bedeutet eine Bankrotterklärung des Staates vor der Kirche; ein derartiges System müssen wir auf das allerschärfste bekämpfen im Interesse der freien Wissenschaft und ihrer Pflegestätten."

Diese Sätze wurden von der liberalen Vereinigung mit „sehr richtig" bestätigt; sie kennzeichnen den grundsätzlichen Kampf des Liberalismus gegen die grundlegenden Lehren und Aufgaben der katholischen Kirche.

Abg. Dr. Casselmann hätte namentlich gerne erfahren, ob der Kultusminister die Freiheit der Wissenschaft auch im „Fall Schnitzer" gehörig wahren würde. Auf seine aufdringliche Anfrage kam vom Ministertisch die eisig kalte Antwort: „Das kann ich im voraus nicht wissen, von der Art der Entwicklung hängt die Stellungnahme der Regierung ab. Wenn ein staatliches Eingreifen notwendig sein sollte, so wird die Angelegenheit streng nach Maßgabe der Verfassung und der Gesetze ihre Erledigung finden."

Gegen diese Abfertigung war nun wirklich nichts zu sagen. Noch mehr aber wurde der liberale Führer gereizt durch die Ausführungen des Zentrumsabgeordneten Baron Malsen, der mit dem trockensten Sarkasmus den Liberalen sagte, daß sie sich um Dinge ereifern, für welche ihnen jede Kompetenz und jedes Verständnis fehlt. Er sprach seine Verwunderung aus, daß die Liberalen sich so sehr über den „Fall Schnitzer" aufregen: „Was ist denn bisher geschehen? Der Herr Professor Schnitzer ist a divinis suspendiert worden. Das geht Sie und geht uns und geht den Herrn Minister gar nichts an; zweitens ist, wie man hört, den Theologiestudenten verboten worden, die Vorlesungen des Professors Schnitzer zu besuchen. Ich möchte wissen, was dagegen die Staatsregierung überhaupt machen soll. Warten Sie doch das Weitere ab und kreuzigen Sie den Minister nicht schon, bevor er überhaupt etwas getan hat."

Die liberale Presse war über die Haltung des Kultusministers ganz außer sich. Die „Allgemeine Zeitung" konstatierte: „Der Geist der Regierung ist unzweifelhaft ein anderer geworden... Sollte Bayern jetzt zum Kirchenstaat werden? Man merkt, wie groß die Gefahren sind, die einer freien Wissenschaft in Bayern drohen. Leider merkt man aber auch, daß die Freunde der Freiheit — im Gegensatz zu früheren Zeiten — auf sich gestellt sind."

Schwere Angriffe wurden an diesen beiden Tagen von liberaler Seite gegen die katholische Kirche gerichtet. Aber doch konnten selbst diese Gegner nicht umhin, ein Wort der Anerkennung für die katholische Kirche zu sagen. Abg. Dr. Günther sprach seine Bewunderung aus über „die große imposante Geschlossenheit der katholischen Kirche" und konstatierte:

„Jeder, der die Geschichte kennt, wird zugeben, daß die Verdienste der Kirche außerordentlich hohe sind um die Entwicklung der verschiedenen Schulgattungen, der unteren, mittleren und höheren Schulen, zunächst der höheren Schulen; denn ohne die Kirche wäre eben überhaupt durch die vielen Jahrhunderte, in denen das Menschenmorden als der hauptsächlichste Beruf des Staatsbürgers betrachtet wurde, gar nichts geleistet worden. Hätte nicht die Kirche ununterbrochen in diesem Sinne gedrängt und geschoben und die richtigen Leute gestellt, so wäre gar nichts für die Schule herausgekommen."

Ebenso legte Dr. Quidde in Worten wärmster Anerkennung Zeugnis ab für das hohe Interesse, welches Papst Leo XIII. für die Wissenschaft betätigt hat, und bestätigte aus eigener Erfahrung, „daß in wenigen Archiven der Welt eine solche Freiheit der Forschung bestanden hat wie im vatikanischen Archiv".

Schöne Zeugnisse für die Kirche aus dem Munde ihrer Gegner!

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Merkwürdiges aus dem Lande der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.

Von

Dr. Alb. Vögele.

Erzbischof und Kardinal Richard stirbt arm, während er als reicher Mann einst auf seinen Posten mit einer Rente von 800 000 Fr. aufgezogen war. Warum stirbt der ehemals so reiche Kirchenfürst arm? Weil er sein Vermögen an seine armen und leidenden Mitbrüder verschwendet, zu christlichen Liebeswerken und Wohltätigkeitszwecken verwendet hat. Was ist sein Los, sein Lohn von seiten der Regierung, die die stolzen Worte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" auf ihr Wappen und auf ihre Münzen geschrieben hat?! Man vertreibt den hochbejahrten edlen Priestergreis aus seinem altgewohnten Heim, von Haus und Herd. So lohnt dieses Land seine Edelsten und Besten, die wahren Wohltäter der Menschheit.

Nehmen wir als Kontrast dazu einen sozialistischen Exminister: Millerand. Er hat mit Wenigem begonnen und sich als Advokat in Paris und später als Minister ein Riesenvermögen erworben. Er hat sich eine prächtige Villa in der Rue Mansart zu Versailles angeschafft. Es fällt ihm nicht ein als Sozialisten, Vermögen, Villa oder Garten mit seinen sozialistischen Brüdern zu teilen. Dagegen versteht der kluge Mann mit dem freundlichen Lächeln umso besser, sich aus dem Staatsfiskus zu bereichern: Läßt sich z. B. für 31 Sitzungen bei der Liquidation des Kirchenguts 61 000 Fr. zahlen. Niemand verlangt das auch oder verübelt ihm das. Ihn vertreibt niemand von Haus und Herd, wenn er auch nicht ein Tausendstel von dem, was ein Kardinal Richard, zum Wohl der Menschheit getan.

Wahrhaftig, bei den echten Christen findet man auch die echte Menschenliebe, Gleichheit und Brüderlichkeit; bei den ungläubigen Sozialisten ist der Spruch von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit nur leere Phrase, um die Dummen zu dupieren.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir an die interessante Parallele erinnern, welche das „Journal des Débats" anläßlich des Verzichts des Königs von Schweden auf die Krönung gezogen hat. Da hieß es: „So nimmt das Zeremoniell in den monarchischen Ländern allmählich ab. Die demokratischen Länder heben es sorgfältig auf. So erzählen die Leute, die gern in den republikanischen Ministerien verkehren, mit welchen Umständlichkeiten man dort zum Empfang vorgelassen wird. Vor allem blüht der Luxus bei den sozialistischen Ministern. Da gibt's eine Menge wohldressierter Türsteher, Attachés und Unterattachés. Karl der Große mit seinen 12 Paladinen war nicht feiner umgeben als ein Minister bei uns mit seinen Würdenträgern. Und wie unsere Staatsmänner reisen! In Extrazügen, begleitet von Beamten, die ihnen mit Reden aufwarten. So hat unser altes Europa schlichte Monarchien, während wir eine prunkvolle Demokratie haben." Wenn irgendwo in einem Lande der Satz zutrifft: mundus vult decipi, so in Frankreich.

Erinnerung.

Gern denk' ich der glücklichen Tage
meiner seligen Kindheit zurück,
wo ermattet vom kindlichen Spiele,
die Mutter ans Herz mich gedrückt.

Wo frei von jeglichen Sorgen
die Englein wandeln ich sah —
von Märchen und Sagen noch träumte,
wie glücklich war ich da!

Das war ein Glüh'n, das war ein Sehnen —
der Himmel bog sich licht und weit;
ein Frieden wie aus Palmenhainen
weht mir aus jener seligen Zeit.

Solang' das Herz im Busen schlägt
und die Erinn'rung laut sich regt,
bin ich nicht arm und nicht allein,
sie ist des Lebens Sonnenschein.

Anna Wahl.

Regierung und Regierungspartei in Baden.

Von Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Die Landboten trafen bei Rückkehr in das Rondell einen anders besetzten Regierungstisch vor als bei dessen Verlassen. An die Stelle des Finanzministers Dr. Becker ist der nunmehrige Finanzminister Dr. Honsell getreten, die Stelle des verabschiedeten Ministers des Innern, Dr. Schenkel, wurde durch Freiherrn von Bodman besetzt. In linksliberalen und sozialdemokratischen Blättern wurde diese Besetzung des Ministeriums als der vorhergesagte „Ruck nach rechts" bezeichnet, insonderheit war es der Herr Finanzminister, der zu dieser Annahme Anlaß geben sollte. Herr Honsell ist eben konservativ gesinnt, und das ist im Lande Baden unter dem Zeichen des Großblocks bei gewissen Leuten ein Makel. Freundlicher stellte man sich dem neuen Minister von Bodman gegenüber, der politisch kein unbeschriebenes Blatt war, im Grunde „konservativ" ist, dieser Partei aber, weil zu unbedeutend, nicht, sondern der nationalliberalen Partei angehört. Wenn auch die Stellungnahme eines Ministers eine andere sein mag als die eines Reichstagskandidaten, so lassen sich die Grundsätze beider doch nicht voneinander trennen. Und als Reichstagskandidaten haben wir Herrn v. Bodman kennen gelernt als gut nationalliberal, der besonders in kirchenpolitischer Hinsicht eine scharfe Stellung gegen das Zentrum einnahm.

Selbstverständlich haben die Parteien zu den veränderten Verhältnissen Stellung genommen. Von seiten des Zentrums tat dies in einer groß angelegten, scharf pointierten Rede der Fraktionschef Dr. Zehnter, dessen Darlegungen um so mehr Eindruck machten, als sie von dem „gemäßigten" Herrn Zehnter kamen. In gewissen Köpfen spukte nämlich immer die Ansicht, daß es zweierlei Zentrum gebe in Baden: die „gemäßigte" und die „scharfe" Richtung. Dies Märchen hat seinen Zauber verloren; nach wie vor aber wird es verschieden geartete Temperamente geben.

Herr Zehnter hatte sich nun die einzelnen Minister vorgenommen und dabei gegenüber Herrn v. Bodman mit Bezug auf seine bekannte Stellung zur Präsidentenwahl geäußert, daß das Zentrum zwar von diesem Vorgang sein Urteil nicht bestimmen lassen wolle, aber doch Vorsicht am Platze sei. Diese Vorsicht kann mit Rücksicht auf das Gesagte als begründet angesehen werden; wir möchten sie heute, trotz mancher sympathischer Aeußerungen von der Ministerbank, nicht aufgehoben wissen.

Ein deutliches Wort sprach Herr Dr. Zehnter mit dem Staatsminister v. Dusch, unter dessen Auspizien die Begünstigung der Großblockpolitik stattgefunden hat, der es duldete, daß Amtsvorstände mit sozialdemokratischen Agitatoren oder sozialdemokratischen Kandidaten zusammen operierten. Unter seinen Auspizien ist es auch vorgekommen, daß Minister Dr. Schenkel die bekannte Inquisition gegen die katholische Geistlichkeit in Szene gesetzt hat; er hat ferner die Akten des Gerichts mit einem Wahlerlaß zur letzten Reichstagswahl „verunziert", wodurch die Vorstände der Bezirksstellen aufgefordert worden sind, die „vaterländischgesinnten" Wähler darauf aufmerksam zu machen, daß es ihre Pflicht sei zu wählen, und dem beigefügt war, man solle die Beamten in geeigneter Weise „belehren". Aber auch diese hochoffiziöse amtliche Wahlmache hat in Baden bekanntlich ihren Zweck nicht erreicht, die Regierungspartei zog um ein Mandat geschwächt in den Reichstag.

Im Laufe der Debatten kam es zu sehr bemerkenswerten Aeußerungen der Minister. Staatsminister v. Dusch, der seinerzeit die Schenkelsche politische Richtung obenauf kommen ließ (der die Sozialdemokraten in der Kammer nicht missen wollte), hat jetzt auch seine Zustimmung zu der Bodman-Politik gegeben, die den Sozialdemokraten gegenüber in einer scharfen Absage gipfelte. Ueber v. Dusch könne man, sagte kürzlich launig ein Abgeordneter, den bekannten Lutherschen Ausspruch dahin variieren: „Hier sitze ich, ich kann auch anders!" Früher nannte man das Ministerium Schenkel-Dusch, jetzt wird man es Bodman-Dusch bezeichnen müssen.

Herr v. Bodman prägte das Wort: Ein Sozialdemokrat kann nicht Staatsbeamter sein! Er wolle auch über bzw. neben den Parteien stehen! Der alte, bewährte Brauersche Weg, der aber unter dem Regime Schenkel-Dusch verlassen wurde. Ob er jetzt wieder eingeschlagen wird, bleibt abzuwarten. Die scharfe Absage des Ministers an die Sozialdemokratie hatte natürlich bei den Großblockbrüdern, den Nationalliberalen, wehmütige Gefühle ausgelöst, und der Abg. Obkircher wollte wenigstens das „zarte Pflänzchen des Revisionismus" noch

Digitized by Google

vor dem Zerpflücken retten. Aber Herr v. Bodman war unerbittlich! Der Revisionist Kolb habe einmal gedroht, eventuell „russisch" zu kommen, und das heiße nichts anders als Bombenwerfen usw. Für solche „Pflänzchen" danke man. Später, als die Sozialdemokraten trotz vorherigen „Mißtrauens" Herrn v. Bodman die Friedenshand hinstreckten, wehte der ministerielle Wind nicht so scharf; das erfüllte die Herzen der großblockfreundlichen Nationalliberalen mit hellem Jubel.

Die Verlegenheit der Nationalliberalen bei dem ersten Bodmanschen Vorstoß war um so größer, als die Ersatzwahl im Bezirk Schopfheim bevorstand. Das sollte zwar einer der „sichersten" Bezirke sein, aber die Probe auf das Exempel hielt dieser „sichere" Bezirk nicht aus. Das Zentrum unterstützte den konservativen Kandidaten mit dem Erfolg, daß es zum zweiten Wahlgang kam, bei dem die Sozialdemokraten das Zünglein an der Wage bildeten. Wer nun etwa glauben möchte, die Regierungspartei würde analog der Haltung der Regierung den Sozialdemokraten gegenüber lieber ehrlich fallen im Kampfe, als nochmals sich an Rotliebchens Brust werfen, der hätte jede Wette verloren. Das Großblockbündnis von 1905 fand seine Fortsetzung! Die Sozialdemokraten stimmten nach Abgabe von „Garantien" Mann für Mann für den jungliberalen Kandidaten und „retteten" somit nochmals den „sicheren" Bezirk.

Diese Wahl ist aus verschiedenen Gesichtspunkten interessant. Einmal steht fest, daß die Nationalliberalen ohne Sozialdemokratie kein Mandat mehr zu halten vermögen. Trotz der von Dr. Binz sieghaft verkündeten „eigenen Kraft", mit der er 1909 das Zentrum meistern wollte! Die Wahl hat ferner mit aller Deutlichkeit ergeben, daß wir 1909 wieder mit dem Großblock zu rechnen haben. Die Regierung wird ihn nicht verhindern können und vielleicht auch nicht wollen.

Jetzt kommen wir zu dem inneren Widerspruch: Die Regierung gegen die Sozialdemokratie, die Regierungspartei mit der Sozialdemokratie! Daß die Nationalliberalen trotz Großblockliebe nach wie vor als Regierungspartei betrachtet werden, ist aus einer Aeußerung desselben Herrn Ministers v. Bodman zu ersehen, der sein Vorgehen bei der Präsidentenwahl — die Konservativen für die Liberalen zu gewinnen — damit rechtfertigte, es entspräche der „Tradition des Landes", daß ein nationalliberaler Präsident die Geschäfte des Landtags führe, d. h. daß eben nach nationalliberalen Heften regiert werden soll. Außerdem erklärte Staatsminister v. Dusch: „Es ist die Politik eines gemäßigten Liberalismus, die die Regierung geführt hat (?) und nach wie vor zu führen entschlossen ist." (20. Sitzung vom 29. Januar 1908.) Die Regierungspartei aber schließt munter Bündnisse mit der Sozialdemokratie!

Erkläret mir, Graf Oerindur
Diesen Zwiespalt der Natur!

Die Wahlen von 1909 werden endgültig über das Schicksal der Nationalliberalen entscheiden, auch bezüglich ihrer Stellung zur Regierung. Denn mit einer stark reduzierten Partei kann die Regierung keinen Staat und keine Geschäfte mehr machen. Ein Abgeordneter, der gerne ein derbes Wort spricht, kennzeichnete die Lage so: Der sozialdemokratische Gockel sitzt auf dem liberalen Mist und kräht!

Heiße Kämpfe brachten die Finanzdebatte und das Ministerium des Innern. Dabei fiel auf, daß die Minister (!) gegen das Zentrum nur ein Argument hatten: den Hinweis auf den „Waldmichel". Dieses politische Flugblatt, das nationalliberale und Regierungssünden offenherzig darlegte, haben die Herren Gegner heute noch nicht verdaut. Widerlegt ist auch bis heute noch nicht eine Behauptung! Der Minister des Innern hat sogar jetzt im Examen für Assessoren die Frage vorgesehen, ob der Kandidat auf dem Boden des „Waldmichels" stehe? Nur bei Verneinung wird er bestehen. So im Musterländle Baden. — —

Das Zentrum kann bei Abschluß der Generaldebatten befriedigt auf die letzten Wochen zurückblicken. In der Abwehr leisteten besonders die Abgg. Gießler, Kopf und Dr. Schofer Vorzügliches. Aber warum in der Defensive bleiben? Mit den jungen tüchtigen Kräften zum frisch-fröhlichen offenen Kampf übergegangen, das kann den Eindruck der Sicherheit nur stärken!

Das Zentrum muß stramm weiterarbeiten, ohne nach der Regierungssonne zu eifern; es muß die Politik für des Volkes Wohl, eine „gut bürgerliche Politik" (Dr. Zehnter) zum Gedeihen und Segen des badischen Landes auch weiterhin zur Grundlage haben. Dann wird es unaufhaltsam weiteren Siegen entgegengehen!

Preußische Orden.

In Nr. 18 und 19 des vorigen Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" habe ich mich über den Mißgriff der Verleihung des Ordens Pour le mérite an den General Stössel ausgesprochen. Man fand meine Aeußerungen damals zu scharf. Aber wer hat recht behalten? Das Drama von Port Arthur ist nun beendet; der Schlußakt war das Begräbnis militärischen Heldentums in Rußland. Der General Stössel, dem der Deutsche Kaiser den Orden verlieh, den ein Moltke nach der Schlacht bei Königgrätz erhielt, ist wegen Feigheit vor dem Feinde zum Tode verurteilt worden. Aber man will ihn der Gnade des Väterchens Nikolaus empfehlen. Meinethalben! Mir liegt nichts an Stössel und an der Integrität seines Kehlkopfes, mir liegt auch nichts an den Entschließungen des Zaren. Mein Zweck ist nur, hier vor aller Oeffentlichkeit zu erklären, daß es an verantwortlicher Stelle in Preußen keine Männer gibt, die vor Schritten warnen, die dem Ansehen der Krone und ihren durch eine ruhmvolle Vergangenheit geweihten Institutionen schädlich sein können. Bernhard von Bülow, der Kanzler und Fürst, hat die Voraussicht des verantwortlichen Ratgebers nicht gehabt. Und sehr bezeichnend ist, daß die Blockpresse dieses Manko jetzt verschweigt. Dr. J. Versen.

Katholische Studentenkorporationen und katholisches Freistudententum.

Von

August Nuß.

Der Kenner studentischer Verhältnisse wird durch den beachtenswerten und lehrreichen Artikel „Altes und Neues aus der Studentenschaft" in Nr. 7, 5. Jahrg. der „Allgemeinen Rundschau" nicht überrascht worden sein. Die freistudentische Bewegung ist keineswegs mehr als quantité négligeable zu behandeln, sondern als ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß.

Es ist wahr: das „Freistudententum" ist jetzt modern. Man kann beinahe sagen: es ist die Mode der heutigen studentischen Welt.

Wird es aber die innere Kraft haben, den Kampf gegen die „unzeitgemäßen" Studentenkorporationen mit dauerndem Erfolg aufzunehmen und mit Zähigkeit durchzuführen? Ist die Werbekraft seiner Ideale groß genug, um auf die Dauer die „Begeisterung", die „Lust und Liebe zur Sache" warm zu erhalten? Werden die „modernen Verhältnisse" mit ihren „Ideen und Zielen" mächtig genug sein, daß sie dauernd „einen guten Grund und Boden für die Weiterentwicklung des Freistudententums abgeben" können? Und werden diese Ideen so kräftig und gehaltvoll sein, daß sie auch in den späteren Tagen des Philisteriums ihren Zauber nicht verlieren?

Es steckt gewiß manch Gutes, manch Naturwüchsiges, manch Ursprüngliches in der freistudentischen Bewegung. Ob aber gerade die scharfe Betonung der Freiheit des Individuums und die hohe Bewertung und Auswertung der „individuellen Veranlagung" „harmonische Persönlichkeiten" auszubilden vermögen, erscheint mir zweifelhaft. Ich bin vielmehr auf Grund eigener Beobachtungen der Ansicht, daß die freistudentischen Gedankengänge in vielen Fragen recht einseitig sind und daß die Träger dieser Bewegung namentlich gegenüber andersdenkenden Kommilitonen zu Uebertreibungen neigen, die alles andere sind, nur keine „Vermeidung von Exklusivität". Die Grundgedanken der modernen Freistudenten, wie sie sich namentlich in der markanten Betonung der freien „Persönlichkeitsbildung" widerspiegeln, scheinen mir in jener — auch modernen Weltanschauung zu wurzeln, die man schlechthin „liberale" nennt.

Mit dieser Behauptung will ich keineswegs den Mitgliedern der „Vereinigung katholischer Freistudenten" einen Makel anheften oder sie anschwärzen. Ich will lediglich dem Gedanken Ausdruck geben, daß von unseren Freistudenten, einerlei welcher Richtung, der „starren Gebundenheit" und dem „unmodernen Schematismus" des Korporationswesens die „freie Auswirkung der persönlichen Kräfte" und die „Ausbildung zur harmonischen Persönlichkeit" entgegengesetzt wird. Ich bin aber als nüchterner Student von ehedem so frei, anzunehmen, daß es bei den akademischen Korporationen gerade so gut „freie Persönlichkeiten mit individueller Prägung" geben kann und gibt, als im freistudentischen Lager Leute vorhanden sind, die als „Herdenmenschen" keinen besonders starken individuellen Einschlag verraten. Wir sind halt alle miteinander Menschen! Und wo Menschen sind, kommen Fehler und Schwächen vor.

Zucht und Disziplin und eine gewisse, frei gewählte und selbst gewollte Gebundenheit haben keineswegs naturnotwendig die Vernichtung oder Behinderung der „individuellen Veranlagung" zur Folge. Sie können sie zur Folge haben, wenn sie übertrieben und einseitig angewandt werden.

Digitized by Google

Nun frage ich: Sind unsere katholischen Studentenkorporationen von heute — die anderen akademischen Vereinigungen scheide ich, weil sie hier zunächst nicht interessieren, aus — solche Massenanstalten, daß sie in übertriebener Weise die Freiheit ihrer Mitglieder beschränken und die persönliche und eigenartige Veranlagung des einzelnen zum Schaden der „harmonischen Persönlichkeit" unterdrücken? Wenn auch in Ausnahmefällen einmal die Disziplin hier und dort überspannt werden sollte, so muß doch gesagt werden, daß im großen und ganzen die Persönlichkeit des einzelnen in diesen Korporationen infolge des dort herrschenden Systems keinen Schaden leidet, daß sie vielmehr in echt „harmonischer" Weise ausgebildet wird; denn es wird ihr klar gemacht, daß sie zuerst sich fügen lernen muß, wenn sie später befehlen will.

Und was die „ganzen Männer" betrifft, „welche den heutigen Bedürfnissen und der heutigen Zeit, in der wir nun einmal leben, ein offenes Auge und liebevolles Verständnis entgegenbringen" sollen, so sind gerade die katholischen Studentenkorporationen in der Lage, auf solche Männer hinzuweisen, die aus ihren Reihen hervorgegangen und als „ganze Männer" angesehene „Träger des katholischen Gedankens" nicht nur an unseren Hochschulen, sondern im weiten öffentlichen Leben sind. Die 50-jährige Geschichte des katholischen Korporationswesens und die heutige, von zahlreichen Freunden hoch geschätzte, von den Gegnern so lebhaft angefeindete Stellung unserer katholischen Studentenvereinigungen sind Beweis für ihre Existenzberechtigung auch in unseren Tagen! Ihre Prinzipien sind unabhängig von dem Wechsel der Zeiten. In diesem Punkte lehnen die katholischen Korporationen es ab, „Kinder ihrer Zeit" zu sein.

Was aber die Mittel angeht, die zur Erreichung der unverrückbaren Ziele dienen, so werden auch diese Korporationen mit der Entwicklung der Zeit gleichen Schritt halten und sich nicht als „rückständig" erweisen. Auch sie werden namentlich in sozialer Beziehung genau die Wege gehen, die von den Freistudenten eingeschlagen werden. Auch sie verschließen sich nicht der Ueberzeugung, daß die neue Zeit ganz andere Aufgaben an sie stellt als „das alte studentische Leben mit seinem romantischen Inhalt". „In die Kneipen laufen und sein Geld versaufen", das tut's nicht mehr! Aber unsere Korporationen wollen die schönen Reste des alten romantischen Studentenlebens erhalten und dafür sorgen, daß die Studentenromantik noch nicht „unwiederbringlich dahin" ist! In der Tat gehört ein großes Maß Pessimismus und — man verzeihe mir den Ausdruck — Philisterhaftigkeit dazu, wenn man dem romantischen Burschenleben ein Grablied singt, während noch alte Musenstädte, wie Tübingen, Heidelberg, Marburg, Jena, Gießen u. a., gar nicht daran denken, ihre romantische Herrlichkeit zu Grabe zu tragen. Hier blüht echter Korporationsgeist, hier gedeiht frohes Burschenleben ohne übertriebene Grübelei und sonstigen Griesgram. Und es hat noch niemand nachgewiesen, daß die akademischen Bürger dieser Städte altmodische Menschen und nur halbe Männer wären. Im Gegenteil! Die große Mehrzahl hat es zu etwas Tüchtigem gebracht und stellt auch heute in unserem anspruchsvollen modernen Leben ihren Mann!

Nun werden vielleicht manche Leser denken, ich zöge aus diesen Ausführungen den Schluß: Also ist die freistudentische Bewegung nicht existenzberechtigt; darum weg mit der „Vereinigung katholischer Freistudenten"!

Ich bin jedoch anderer Ansicht, da ich die Existenz verschiedenartiger Geschmacksrichtungen durchaus anerkenne. Wenn ich oben die Schattenseiten des Freistudententums und die Lichtseiten des Korporationslebens mit besonderer Schärfe hervorgehoben habe, so geschah es deshalb, weil ich glaube, daß in dem Artikel des Herrn Joseph Ruby die katholischen Studentenkorporationen im Verhältnis zu den Freistudenten ziemlich schlecht weggekommen sind.

Ich habe gegen die Bewegung der katholischen Gruppe der deutschen Freistudentenschaft nichts einzuwenden, solange sie sich in den ihr durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen hält und zu keinen Uebertreibungen im Sinne eines liberalen Persönlichkeitskultus neigt — liberal hier im weitesten Sinne gebraucht! — Die Versuchung hierzu liegt jedenfalls für einen katholischen „Freistudenten" nicht allzu fern.

Ich sage nun aber weiter: Tatsächlich existiert eine aufstrebende freistudentische Bewegung, die auch katholische Kreise erfaßt hat. Mit dieser Tatsache hat jeder Einsichtige zu rechnen. Durch Zeitungsartikel und große Reden läßt sich eine solche Bewegung nicht bannen. Daß auch katholische Studenten sich ihr anschließen, beweist nur, daß es gute Katholiken auf Deutschlands hohen Schulen gibt, die sich nichts aus den katholischen Studentenkorporationen machen. Solche Glaubensgenossen, an deren lauterer Gesinnung kein Zweifel ist, hat es seit der Existenz dieser Korporationen schon immer gegeben. Daß ihre Schar heute größer geworden ist, liegt allerdings nicht bloß an der modernen Zeitrichtung. Welche anderen tiefer liegenden Gründe hier noch maßgebend sind, dürfte die von dem Herausgeber dieser Zeitschrift in Nr. 7 angedeutete Gewissenserforschung ergeben.

Die heutige Situation ist nun folgende: Wir stehen vor zwei Lagern in der katholischen akademischen Welt: dem Lager der Korporationen und dem der Freistudentenschaft. Die Frage darf nun meines Erachtens nicht so formuliert werden: Katholische Studentenkorporationen **oder** katholisches Freistudententum? Sie muß vielmehr folgende Formulierung erhalten: Katholische Studentenkorporationen **und** katholisches Freistudententum?

Schiedlich-friedlich müssen beide Lager mit einander, jedes mit seinen Mitteln, nach den gemeinsamen durch den katholischen Glauben gegebenen Zielen streben. Dieses Streben darf aber nicht zu einer Macht- und Konkurrenzfrage gemacht werden. Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dillabuntur!

Einstweilen werden die katholischen Studentenkorporationen gut daran tun, gegenüber der noch jungen freistudentischen Bewegung eine abwartende Haltung einzunehmen. Es wird ihnen aber unterdessen nützlich sein, wegen ihres inneren Ausbaues auf Reformen zu sinnen, die, ohne ihren — wenn ich so sagen darf — romantischen Korporationscharakter zu berühren, nicht nur zeitgemäß, sondern auch von sozialem, wissenschaftlichem, kulturellem, moralischem und religiösem Werte sind.

Sollte aber die in unserem Lager entstandene freistudentische Bewegung die „zeitgemäße Umgestaltung des akademischen Lebens" für gleichbedeutend halten mit der allmählichen Verdrängung der Korporationen, auch der katholischen Vereinigungen, so soll sie diese gewappnet finden. Unsere katholischen Studentenkorporationen, deren beide größte Verbände allein zurzeit insgesamt etwa 4660 studierende Mitglieder zählen, sehen nicht so aus, als ob bei ihnen ein „Stillstand" oder gar ein „Rückschritt" zu verzeichnen wäre, den die katholischen Freistudenten im Interesse der guten Sache „durch fortschreitenden Ausgleich auf der anderen Seite paralysieren" müßten.

Hohe Herren als Jäger.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlichte kürzlich den offiziellen Streckenrapport der Königlichen Hofjagd im Hammer-Wusterhausener Gehege und teilte dabei in klassischem Hofstil mit: „Seine Majestät der Kaiser beschränkten den Allerhöchst eigenen Abschuß auf Schaufler und grobe Sauen, von denen ersteren 14, letzteren 43 zur Strecke kamen." Constance M. Hook erzählte vor einiger Zeit im „London Magazine" merkwürdige Dinge von Jagderlebnissen des Kaisers; so begeistert wie jener hochfeudale schlesische Latifundienbesitzer, der ein Denkmal errichten ließ mit der Inschrift: „Hier erlegte Se. Majestät der Kaiser von Deutschland und König von Preußen seine 50000. Kreatur, einen total weißen Fasanenhahn." In Rominten, so erzählt Constance M. Hook, habe der Kaiser hintereinander neunmal auf ein Rudel von neun Hirschen gefeuert und acht davon zur Strecke gebracht. Wir nehmen an, daß der Englishman flunkert. Die ganze Rominter Heide soll nach Hook von einem Telephonnetz durchzogen sein, damit dem Kaiser das Heraustreten der Hirsche auf den Brunftplatz gemeldet, der hohe Jäger im Automobil herangesaust kommen und — stehend aufgelegt — mit Kilometerbüchse und Diopter die Hirsche abschießen kann!

Also Constance M. Hook.

Früher machte man das jedenfalls anders. Wenn der Prinz Friedrich Karl, der große Reitergeneral und Jäger, nach Ostpreußen kam, um Hirsche und Elche zu schießen, war er Tag und Nacht unterwegs, schlich sich an und kroch auf dem Bauche wie ein Indianer und schoß nie über 150 Schritt; dann aber auch fast niemals etwas zu Holze. Eine ganze Woche lang war der rote Prinz, der so bärbeißig aussah und doch unter den Grünröcken der gemütlichsten einer war, hinter einem Kapitalen her; denn er wußte, daß das Bestätigen, Ausmachen und Anpürschen des Weidmanns höchste Lust ist. Auf die Strecke kam's ihm weniger an.

Ein Jäger von solchem alten Schrot und Korn war auch der vor einiger Zeit in Salzburg verstorbene Großherzog Ferdinand IV. von Toskana. Seine zahllosen Jagdtrophäen birgt das Schloß Schlackenwert bei Karlsbad. Er war stolz auf sie, und er durfte es sein, denn er war einer von den Jägern, von denen es im Siebenbürgischen Liede heißt: „Kampierte oft zur Winterszeit in Sturm und Wetternacht, hab überreift und überschneit den Stein zum Bett gemacht." Die schlimmsten Strapazen einer Hochgebirgsjagd waren für den Großherzog kein Hindernis; er schätzte im Gegenteil nur diejenigen Jäger, die solche Beschwerlichkeiten nicht scheuten.

Schade, daß diese alten Jäger und ihre Art aussterben; daß es an dem guten Beispiel für das Weidwerk fehlt. Schon der Altmeister Oskar Horn, der nun auch in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt ist, klagte, daß die Mehrzahl unserer heutigen Jäger aus Schießern bestehe; die Schießwut sei allgemein geworden, seitdem die Zeitungen sich glücklich schätzten, die Schußlisten der großen Herren veröffentlichen zu können. Der Sport sei an die Stelle des Weidwerks getreten.

W. von Heidenberg.

Digitized by Google

Die gesprungene Schale.

(Sully Prudhomme, Le vase brisé.)

Das Eisenkraut welkt in der Schale,
Die von dem Schlag des Fächers sprang —
Ein zarter Streich — kein Ohr im Saale
Vernahm des Sprunges leisen Klang.

Doch langsam hat die leichte Wunde
Am Glase Tag für Tag gezehrt.
Sie machte ungesehn die Runde,
Niemand hat ihrem Gang gewehrt

Der frische Tau wich tropfenweise,
Der Blumen Saft: Ihr Glühn vorbei.
Noch ahnt es keiner. Leise, leise!
Rührt sie nicht an, sie brach entzwei. —

So wird von lieber Hand getroffen
Das Herz bisweilen tief und schwer.
Es bricht von selbst. Dahin sein Hoffen —
Und seine Liebe blüht nicht mehr.

Was weiß die Welt von dieser Wunde,
Die heimlich blutet, wächst und sticht
In eines Herzens tiefem Grunde? —
Es brach entzwei, berührt es nicht. Heinrich Jos. Grüßk.

Das alte Lied.

Von Georg Heydkamp.

Sie war noch halb ein Kind, die Aelteste vom Seilermeister Bund, und er war ihr begegnet wie einer jungen Dame. Und als er sie mit Aufmerksamkeiten überschüttete und immer und immer wieder beteuerte, daß sie die Seine werden müsse, da glaubte sie an ihn.

Freilich, mit der Heirat, da müßten sie noch warten. Sie sei ja noch so jung, erst eben achtzehn Jahre alt. Und es werde viele Mühe kosten, seine Eltern umzustimmen, zumal seinen Vater, der „kolossal stolz" sei.

Sie versprach ihm gern, von ganzem Herzen, ihr selig Glück zu verschweigen, keinem Menschen was zu sagen, auch der Mutter nicht.

Und sie hatte Wort gehalten. — —

Nun war ihr das alles wie ein Traum, als sie mit der Mutter im Bureau des Rechtsanwalts saß und von ihm hörte, Alfred Großmann wolle sie wohl wegen des Kindes abfinden, aber vom Heiraten, nein vom Heiraten, davon habe er „auf Ehrenwort" nie gesprochen; im Gegenteil, er habe das Mädchen nie im unklaren gelassen, daß davon doch bei ihrer ganz verschiedenen Herkunft nie die Rede sein könne. „Er hat mir noch ausdrücklich versichert," setzte der Anwalt mit einem ernsten Blick auf das auffallend hübsche Mädchen hinzu, „er habe von so was nicht mal gesprochen, um — zum Ziele zu kommen. Das würde er mit gutem Gewissen beschwören."

„Aber das kann er doch nicht!" — kam es wie ein Aufschrei über die zuckenden Lippen. Und zwei dicke Tränen quollen aus den großen blauen Augen, deren dunkle Wimpern und Brauen einen aparten Kontrast zu dem blonden Haar bildeten.

Der Rechtsanwalt mochte nicht davon sprechen, was ihm wohlbekannt war, daß Herr Großmann sich binnen kurzem mit einer jungen Dame aus den ersten Kreisen der Stadt verloben würde.

„Wie ist es denn möglich, Herr Doktor? Gertrud hat es mir doch gesagt. Es würde doch auch sonst nie und nimmer vorgekommen sein."

Es war eine verhärmte Frau. Die scharfe Falte an der einen Augenbraue und die tiefen Furchen um den schmalen Mund, sie sprachen von dem endlos bittern Leid der Mutter. Sie hatte den Vater, der in letzter Zeit häufiger noch als früher das Wirtshaus aufsuchte, in seiner maßlosen Wut zurückgehalten, daß kein Unglück geschähe, wenn sie ihm im stillen auch Recht gab. Aber als Dr. Hagen erwiderte: „Ja, Zeugen hat man ja in solchen Fällen nicht, und zu schreiben, dazu war Herr Großmann wohl zu vorsichtig," da griff wieder das Gefühl ohnmächtigen Mitleids heiß an das blutende Herz. Die Unschuld hatte der Ruchlose ihrem Kinde geraubt; nun wollte er ihr auch die Ehre nicht lassen.

* * *

Vor der Zivilkammer des Landgerichts war die Sache „Bund gegen Großmann, wegen Bruch des Verlöbnisses" aufgeworfen.

Dr. Hagen als Anwalt der Klägerin hatte dem Beklagten, der mit seinem Anwalt erschienen war und zur Leistung des ihm auferlegten Eides vor dem Richtertische stand, eindringlich, doch umsonst Vorhaltungen gemacht.

Der Vorsitzende wies den Schwurpflichtigen auf die „Bedeutung und Heiligkeit des Eides" hin. „Wer wissentlich die Eidespflicht verletzt, begeht nicht nur nach christlichem Sittengesetz eine Sünde, sondern auch nach unserem Strafgesetzbuch ein sehr schweres Verbrechen. Sie haben die Vorhaltungen des Herrn Rechtsanwalts gehört; Sie sind bereit den Eid zu leisten?"

„Jawohl, Herr Präsident."

„Ihre Personalien? — Alfred Großmann, nicht wahr? Wie alt?"

„27 Jahre, Herr Präsident."

„Ihr Stand?"

„Ich bin im Bankgeschäfte meines Vaters tätig."

Alfred Großmann leistete den Schwur, den ihm der Vorsitzende vorsprach, mit fester Stimme, unbefangen. „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden . . . So wahr mir Gott helfe." — Er war eine tadellose Erscheinung.

„Welche Anträge werden gestellt?", tönte die Stimme des Vorsitzenden.

„Ich nehme die Klage zurück. — Schicken Sie mir Ihre Kostenrechnung, Herr Kollege." — —

Als ihn die Mutter am Nachmittage aufsuchte und bei der Nachricht nur die Worte „Armes Kind!" über die Lippen brachte, tränenlos, da fehlte auch dem sonst so gewandten Anwalte das rechte Wort. — Es war ja nicht der verlorene Prozeß . . ., es war ein verlorenes Glück.

Dr. Hagen schaute schweigend durch das halb offene Fenster. Es war nach dem langen Winter ein fast sommerlich warmer Apriltag. Und der Pfirsichbaum vor dem Fenster stand schon in voller Blüte.

Gegen Schandliteratur und Schandkunst.

Die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung" schreibt in ihrer Beilage Nr. 29, S. 231, über Auswüchse des deutschen Buchhandels wörtlich: „Der Vorstand des Vereins der Buchhändler zu Leipzig beklagt in seinem kürzlich erstatteten Geschäftsbericht „das Haschen nach Sensation und die tief betrübende Spekulation auf gemeine Instinkte, namentlich auf Verirrungen des Geschlechtslebens. Ebenso wie in den Winkelbuchhandlungen und kleinen Papiergeschäften neben der in Zehnpfennigheften reißend gekauften Detektiv-, Verbrecher- und Abenteurer-Literatur das gleich wohlfeile, aber gediegene, ehrbare Volksbuch nicht aufkommt, so machen sich anderswo die auf kaufkräftigere, jugebildete Kreise berechneten, schein-medizinischen „Belehrungen", die „wissenschaftlichen" oder „künstlerischen" Schilderungen des weiblichen Körpers, die Halbweltbücher breit." Es ist erfreulich, daß aus Buchhändlerkreisen immer lauter der Protest ertönt gegen die pornographische Flut, mit der Deutschland überschwemmt wird. Hier, wenn je, ist richtiges Scharfmachertum am Platze. Es gilt, Verantwortung und Gewissen scharf zu machen. Wer solches Zeug verlegt, druckt, verbreitet, verkauft, in die Auslage stellt, verlangt oder liest, ist kein Gentleman, sondern ein Schweinehund."

Die „Deutsche Tageszeitung" in Berlin, das Organ des Bundes der Landwirte, stützt die Notwendigkeit eines schärferen Gesetzes gegen den Schmutz auf eine Antwort, die das Berliner Polizeipräsidium auf die Eingabe eines Berliner Professors erteilt hat: „Auf die gefällige Mitteilung vom 4. d. M., für die ich bestens danke, erwidere ich Ew. Hochwohlgeboren ergebenst, daß die geltenden gesetzlichen Bestimmungen leider keine Handhabe bieten, gegen die von Ihnen beklagten Roheiten und Schamlosigkeiten in Wort und Bild, wie solche heute dem großen Publikum in öffentlichen Blättern oder in den Auslagen einer Reihe von Buchhandlungen dargeboten werden, auf repressivem Wege vorzugehen oder gar den skrupellosen Verlegern dieser Schandschriften das Handwerk ein für allemal zu legen!"

Ein erheblicher Bruchteil der von der liberalen „Allgemeinen Zeitung" so derb und deutlich gekennzeichneten „Schweinehunde" wäre übrigens auch auf Grund der heutigen Gesetze zu fassen, wenn die Gerichte die Gesetze überall richtig anwendeten, und wenn nicht ein großer Teil der sogenannten liberalen wie der sozialdemokratischen Presse im Namen der „Freiheit" grundsätzlich die schützende Hand über die „Schweinehunde" hielte.

Digitized by Google

Aus ungedruckten Witzblättern.

Ins Stammbuch der „Jugend".

Es quietscht das Schwein, wenn man es zügelt,
Es heult der Hund, wenn man ihn prügelt.
Kein Vieh kam je aus seinem Fell:
Drum wundert mich des Hunds Gebell
So wenig wie der Säue Grunzen, — —
Was anderes ist's bei Hans und Kunzen. Otto.

Zwiefach Maß.

Als Bardenhewer Rektor war,
Nannt' „schwarzen Schurken" ihn die „Jugend"!
Bloß weil er Träger des Talar,
Vergaß man Anstand, Sitt' und Tugend!

Doch wenn ein „Schnitzer" wird gemacht
— Ein Theolog auf falschen Bahnen —,
Wird hell gejubelt, froh gelacht,
Man schwenkt die liberalen Fahnen!

Das schwarze Tuch, das so verhaßt,
Kommt plötzlich dann zu Ehren,
Wenn in den liberalen Kram es paßt,
Wenn falsch sind seine Lehren!

Es wird Parad'- und Musterstück,
Was Grandinger beweist,
Solang er mit Geschick und Glück
Den Liberalismus preist.

Doch wehe, wenn es in sein Horn
Nicht tutet wohlgemut —,
Dann bricht hervor der alte Zorn,
Löst aus: Spott, Hohn und Wut!

Ja, Freund, man hat erkannt dein Ziel,
Wenn du's auch leugnest permanent,
Drum geht es auch, so Gott es will,
Mit dir gar bald zu End'! Reber.

Der neue Reichsschatzsekretär.

Sydow heißt er,
In 'n sauren Apfel beißt er.
Schnaps, Tabak, Petroleum
Gehn ihm jetzt im Kopf herum.
Bier und Wein,
Die laß sein —
Darfst dann auch mein Erbe sein.
Spund.

Polnisches

August Pawelczyk.

Der Pole August Pawelczyk
Ersann jüngst einen feinen Trick.
Da er sich nicht ansiedeln konnt'
Und doch nicht wie ein Vagabond
Durchs Land ziehn wollte kreuz und quer,
Nahm er sich einen Wagen her
Und stellte drin 'nen Ofen auf,
Zog ein mit Weib und Kind — „glückauf!"
Doch kaum hat er „zu Haus" gesessen,
Das Mittagbrot dort warm gegessen,
Erschien die Polizei: „In solchem Kasten
Da darf ein Pole allerhöchstens fasten,
Doch haben nicht 'ne Wohngelegenheit
Mit Feuerung und sonstiger Bequemlichkeit."

Entschwinden sah sein „überirdisch" Glück
Gar schnell der Pole August Pawelczyk.

* * *

Suum cuique.

Ja, „noch ist Polen nicht verloren",
So haben sie tausendmal geschworen,
Jetzt aber wird man — 's ist nicht zu leugnen —
Im Wege Rechtens Polen enteignen.
Und mag es Millionen kosten,
Es gilt das Deutschtum im polnischen Osten.

Im preußischen Herrenhause,
Wo's still sonst wie in 'ner Klause,
Da haben der Kirchenfürst und die Magnaten
Dagegen gesprochen — es waren Taten,
Doch die Bürgermeister und Professoren,
Sie retteten, was beinahe verloren;
Besonders die aus dem Westen
Stützten des Staates Festen.
Mit dankbarem Lächeln grüßte sie Bülow,
Ihm war in den letzten Tagen so schwül — oh! — —

Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Wir halten fest: „Jedem das Sein'!" — Dr. Weer.

Nasi.

O bella gloria:
Cavour, Carducci:
Eur' Ruhm ist schattenhaft,
Eur' Ruhm ist futschi:
Zehn Monat flechten schon
Ganz rabiati
Ewigen Lorbeerkranz
Die avvocati,
Und immer größer wird
Und schöner quasi
Der Ruhm Italias
Und des Herrn Nasi.

O dolce Trápani!
O suol beato!
Welch großer Held ist
Eur' Deputato!
Pöbel und Nobili,
In großer Wut o!
Stechen und hauen
Alles kaputo.
Denn ganz Italia
Ist in extasi
Von Rom bis Brindisi
Um den Herrn Nasi.

Ob eur' Signore
Wird arrestato?
Oder Präsidium
In dem Senato?
Beides auf einmal
Wäre verderblich,
Und euer Ruhm ist
So schon unsterblich!
Nie ist ein Mangel
Für große frasi:
Bald der Herr Menelik,
Bald der Herr Nasi! Ridens.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater hat der von seiner Amerikafahrt heimgekehrte Heinrich Knote als Florestan seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Er hat hier, wie einige Tage später als Tannhäuser, wunderbar gesungen und jubelnde Aufnahme gefunden. Gleichzeitig mit der Fidelioaufführung spielte man drüben im kleinen Hause die „Entführung aus dem Serail". Soll doch diese Oper wieder in die Reihe der Mozartfestvorstellungen eingereiht werden, in welcher wir sie in den letzten Jahren vermißt hatten. Es verdient freudige Konstatierung, daß wieder seit langer Zeit zwei Opernaufführungen am gleichen Abend möglich waren, ohne daß es eines Gastspieles bedurft hätte. Frau Bosettis Constanze ist erstklassig und heute kaum an einer Bühne übertroffen. Dr. Walters Belmonte ist ebenfalls eine vorzügliche Leistung. Zu nennen sind noch Frl. v. Fladung u. die Herren Bauberger, Felmy und Gillmann, dessen Osmin übrigens den so wenig beschäftigten Sieglitz in der humorvollen Charakterisierung nicht erreicht. Seit längerer Pause ging unseres heimischen Tondichters Max Zengers „Eros und Psyche" wieder einmal unter beifälliger Aufnahme in Szene. Als Karnevalsgabe hatte man „Die Fledermaus" (wie seit Jahren) gewählt, sowie „Robert und Bertram". Ich war verhindert, die letztgenannte Posse zu sehen, doch soll diese Aufführung mehr Temperament besessen haben wie diejenige der Operette. „Die Fledermaus" hat mich heuer, ehrlich gesagt, enttäuscht. Dr. Walter, Basil und Geis ließen es an Humor gewiß nicht fehlen; von den Damen gefiel mir lediglich Frau Preuses Orlofsky. Für die Rosalinde war freundlicher Ersatz aus Augsburg herbeitelephoniert worden, und das strebsame Frl. v. Fladung erreichte als Adele doch noch nicht jene flotte Eleganz, die man selbst an Operettenbühnen fordert. Die unverwüstliche Musik rief bei dem vollen Hause animierte Stimmung hervor. Die Besetzung des zweiten Abends (Burk-Berger, Bosetti) mag stärkere Eindrücke gezeitigt haben.

Schauspielhaus. Sudermanns drei Einakter „Rosen" fanden kräftigen Beifall und Widerspruch; aber der Applaus behielt entschieden die Oberhand. Das Beste in diesem von der auswärtigen Kritik bereits stark verzupften Rosenstrauß ist das Scherzo: „Die ferne Prinzessin." Der Gedanke ist nicht ohne Tiefe. Ein Poet schwärmt für die „Ferne" und entflieht enttäuscht, da der Zufall ihn mit der Prinzessin selbst zusammenführt. Nie besitzt die Wirklichkeit die Zauberfarben, mit der unsere Phantasie malt. Die Szene zwischen dem Dichter und der Unbekannten ist von poetischem Reize, den nur wenige ungeschickte Worte stören.

Digitized by Google

Oefter scheint uns der Autor in dem „letzten Besuch" daneben zu greifen; einmal sogar bis an die Grenze, an der das Publikum Ernstgesagtes heiter nimmt. An der Bahre eines im Duell gefallenen Offiziers treten sich eine ehebrecherische Gräfin und ein Mädchen aus dem Volke gegenüber. Von den beiden Geliebten des Toten reklamiert Sudermann das feinere Empfinden für die Stallmeisterstochter. Noch konstruierter wirkt „Margot", deren frivolem Empfinden man den Entschluß zu ernstem Lebenskampfe nicht zutraut. Stollberg hatte die Stückchen geschmackvoll inszeniert; besonders Gutes boten Jessen, Waldau, die Damen Gerhäuser, Woiwode und Lind. In letzterer sehen wir eine starke Begabung sich entwickeln; bedauerlich ist das plötzliche Ausscheiden der noch auf dem Theaterzettel verzeichneten Frau Bardou-Müller. Sie war eine der bedeutendsten Individualitäten der Münchener Schauspielerinnen aller Bühnen.

Aus den Konzertsälen. Das Kaim-Orchester macht günstige Fortschritte. Im Volkssymphoniekonzert gelang die Wiedergabe von Mozarts kleiner Nachtmusik unter Cor de Las' Leitung besonders eindrucksvoll. Als Solist hatte Heyde in Beethovens D-dur-Konzert einen starken und vollberechtigten Erfolg. Auch an dem von dem Pianisten Liebling veranstalteten Abend bewährte sich jüngst das von Max Puchat dirigierte Orchester. Georg Lieblings starke technische und auf Verfeinerung strebende Leistung bewährte sich bei Schumann, Beethoven und Liszt und fand beifällige Aufnahme. — Lydia Hoffmann, welche mit der Sängerin Schunk ein Konzert gab, befriedigte am meisten in dem mit Hermann Klumm vierhändig gespielten Walzer von Brahms. Sie hat musikalisches Empfinden und Geschmack; Eigenschaften, die sich auch bei Chopin gut bewährten. Die Sängerin besitzt keine großen Mittel, aber trefflichen Vortrag. Schillings begleitete seine Lieder; diejenigen von Cornelius und Reger Joseph Schmid; beide mit feinem Empfinden.

Verschiedenes aus aller Welt. In Pauline Lucca ist eine Sängerin gestorben, welche zu den gefeiertsten der sechziger und siebziger Jahre auf den deutschen Bühnen gehörte. Später hat sie noch im Konzertsaal ihre reizvolle Stimme hören lassen. Was die Kunstfreunde ihrer Glanzzeit in so hohem Maße begeisterte, war die reizvolle Harmonie zwischen Spiel und Gesang. Abgesehen von Don Juan, Figaros Hochzeit und Glucks Orpheus, ist die Meyerbeer-Oper ihre eigenste Domäne gewesen. — Das Berliner Schillertheater versucht sich mit nicht völligem Erfolge an Ibsens „Kaiser und Galiläer". — Leo Greiner hat Aristophanes' „Lysistrata" einer die Derbheiten abschwächenden Umdichtung unterzogen. Die Aufführung im Deutschen Theater in Berlin brachte jedoch lediglich der Reinhardtschen Regiekunst Erfolg. — Schönherrs herbes Bauerndrama „Erde" hatte im Wiener Burgtheater eine günstige Aufnahme. Die Kritik schätzt die dichterischen Qualitäten des Werkes sehr hoch ein, doch erscheint es dem Publikum in zu düsteren Farben gemalt. — Die Uraufführung von Kurt Neurodes Konversationsstück „Moderne Diplomaten" fand in Frankfurt a. M. Beifall. Die Handlung knüpft an Intrigen aus den achtziger Jahren an, als die Zeitungen von gefälschten Briefen berichteten, die dem Zaren die deutsche Politik verdächtig machen sollten. Bühnentechnik und Diplomatentreiben geht jedoch bei Neurode auf frühere Tage der Schach- und Winkelzüge zurück. — Ein neues Nationaltheater für Schweden wurde in Stockholm der Oeffentlichkeit übergeben. Man liest lobendes Urteil und herben Tadel. Die Bühne wurde mit Strindbergs Jugendwerk „Meister Olof" eröffnet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Mit dem Verschwinden der politischen Wetterwolken, welche die Nervosität und Unsicherheit der Börsenkreise neuerdings gesteigert hatten, konnte sich, wenn auch langsam, eine etwas ruhigere Tendenz entwickeln. Es ist erfreulich, in welch grossem Masse die Widerstandsfähigkeit und Emanzipation, besonders der deutschen Finanzkreise, sich zu entwickeln beginnt. Es sind Anhaltspunkte vorhanden, dass dieses Stadium, welches den Beginn von besseren Zeitläuften nach den schweren Krisenzeiten charakterisiert, eine kontinuierliche Kräftigung findet. Bei vorsichtiger Kalkulation aller Konsequenzen, die während einer verhältnismässig kurzen Zeit das ganze Börsengebilde und den Aufbau von Handel und Industrie fast im nu zerstörten, wird es sicherlich begreiflich erscheinen, dass die zögernd eingesetzte Besserung der kräftigsten Schonung bedarf. Rückschläge nach jeder Richtung hin in mehr oder minder schärferer Form müssen in den Bereich der Möglichkeit gezogen werden. Zur Besserung dieser Stimmung hat in erster Linie wiederum der Geldmarkt beigetragen, der überall eine Kräftigung erfahren hat, so auch in Deutschland. Die Februarliquidation an den Börsen vollzog sich zu verhältnismässig billigen Sätzen, und Geld wurde gleichfalls relativ kulant angeboten. Diese momentane Geldabundanz ist jedoch nur zu bestimmten Zwecken und in gewisser Form sichtbar, und äusserst begrenzt sind die Kreise, die, wenn auch nur vorübergehend, von dem flüssigen Angebot am Geldmarkt zu profitieren wissen. Die industriellen Kreise und nach wie vor im gleichen Umfange die kommunalen Behörden sind es, die jedwede Erleichterung der Geldmarktsituation durch kräftige Inanspruchnahme des Kapitalmarktes so ziemlich inhibieren. Neuerliche Millionenanleihen verschiedener Städte wurden publik. Dem Kapitalbedarf der Harpener Bergbaugesellschaft, welche durch Neuausgabe von Aktien an den Markt appelliert, folgt nunmehr auch die Bochumer Gussstahlgesellschaft durch eine Neuemission von Obligationen bis zur Höhe von 10 Millionen Mark.

Die Bankausweise der einzelnen Noteninstitute stehen unter dem Eindruck der momentanen Erleichterung des Geldmarktes. Besonders der Deutschen Reichsbank war es ermöglicht, eine steuerfreie Reserve neuerdings zu schaffen, die sogar grösser ist als in der Parallelwoche des Vorjahres. Inzwischen sind die monetären Verhältnisse weiterhin gebessert, was auch zum Teil damit zu motivieren ist, dass ausländisches Kapital und besonders französische Finanzkreise ihre Disponibilitäten nach Deutschland dirigiert haben, um von unseren höheren Leihraten und Diskontsätzen zu profitieren. Der Unterschied zwischen der offiziellen Reichsbankrate und dem jeweiligen Privatdiskontsatze der Börse hat sich weiterhin vergrössert, wenn auch die billigste Rate von etwas über 4% in Berlin nicht aufrecht erhalten werden konnte. Die für diese Woche erwartete Diskontermässigung in London ist unterblieben. Es dürfte mit Bestimmtheit erwartet werden, dass, falls nicht unvorhergesehene Verwicklungen irgendwelcher Art, besonders am undurchsichtigen amerikanischen Finanzmarkte, eintreten, es London und dann rückwirkend auch der Reichsbank ermöglicht wird, mit einer Diskontermässigung, die in Berlin sicherlich wegen der Monatsliquidation und der Erwartung einer weiteren Kräftigung des Bankstatus unterblieben ist, vorzugehen. Die Kalkulation nach dieser Richtung geht jedenfalls dahin, dass die Reichsbank mit diesem Schritte wartet, bis es ihr leichtweg ermöglicht ist, die Diskontschraube tunlichst um ein ganzes Prozent zu lockern. Die auch an dieser Stelle bereits wiederholt erwähnte Vorsicht der Reichsbank hinsichtlich der Geldmarktregulierung Deutschlands wird sicherlich bei etwaigen Rückschlägen nur angenehm empfunden werden.

Die Marktlage der heimischen Industrie, insbesondere von Kohle und Eisen, lässt noch sehr zu wünschen übrig, und dass Konsum und Produktion noch nicht ganz in Einklang gebracht worden waren, beweist die beschlossene Einschränkung der Kohlen- und Koksproduktion durch das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat. Auch die Ziffern und die Daten bezüglich der Förderung und Entwicklung dieses so wichtigen Syndikates bedürfen noch einer grossen Besserung. Anderseits befriedigte die Meldung, dass der Stahlwerksverband seinen Mitgliedern infolge der überraschend zufriedenstellenden finanziellen Ergebnisse des Jahres 1907 eine Abschlagszahlung von über sieben Millionen Mark überweisen konnte. — Die Widerstandsfähigkeit der deutschen Börsen wurde ferner gestärkt durch die günstigen Auslassungen über die Gestaltung der amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Berichte von den Kupfer- und Eisenmärkten Amerikas, die sicher als Gradmesser für die Konjunkturentwicklung angesehen worden sind, etwas besser lauten, und man besonders für Kupfer bezüglich der Preisgestaltung einen Umschwung in Aussicht stellt. Die durchaus verschleierte Konstellation dieser Marktverhältnisse ist genügend bekannt; es dürfte aber zutreffend sein, dass der Konsum für Rohkupfer in der letzten Zeit zugenommen hat, indem vornehmlich die Elektrizitätsgesellschaften die Gelegenheit benützt haben dürften, bei den stark gesunkenen Preisen ihren Bedarf günstig zu decken. Von einer definitiven Besserung der amerikanischen Verhältnisse kann nur von dem Zeitpunkte ab erst gesprochen werden, wenn über den Verlauf der bevorstehenden Wahlkampagne in Amerika etwas Greifbares bekannt ist. — Die Nachrichten von neuerlichen ernsten Finanzkrisen in Japan und die äusserst ungünstig aufgenommene Bilanz der Hamburger Paketgesellschaft — die Dividende wird von 10% auf 6% reduziert — und ferner verschiedene unerfreuliche Vorgänge innerhalb der deutschen Finanzwelt brachten eine durchgreifende Besserung bereits im Keime zum Stillstand.

M. Weber.

Bayerische Banken. Der Abschluss der Bayerischen Handelsbank zeigt ein beträchtliches Wachstum der Bank; die Dividende beträgt wie seit einer Reihe von Jahren 8,05%. — Bayerische Vereinsbank. Auch dieses Institut verteilt die gleiche Dividende wie in den Vorjahren: 9%.

Für Nervöse und Schwache, besonders solche Personen, die sich infolge überstandener Krankheit elend, müde und schlaff fühlen, dürften die großen Erfolge, die durch das seit vielen Jahren rühmlich bekannte **Sanatogen** erzielt worden sind, von großem Interesse sein. Das Sanatogen wird, wie dies aus Aeußerungen und Zuschriften von namhaften ärztlichen Autoritäten hervorgeht, überall dort unschätzbare Dienste leisten, wo eine Kräftigung des Organismus notwendig ist insbesondere dort, wo auch das Nervensystem in Mitleidenschaft gezogen ist. Aber auch bei allen denjenigen, die noch mitten im Kampf um den Erfolg im Leben, sei es auf wirtschaftlichem oder wissenschaftlichem Gebiet, stehen, wird der Gebrauch von Sanatogen die glücklichsten Erfolge zeitigen, da der Organismus durch das Präparat vorbeugend gestärkt und seine Widerstandsfähigkeit außerordentlich gesteigert wird. Wir verweisen auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der **Sanatogen-Werke Bauer & Cie., Berlin SW. 48.**

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vtz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 11. München, 14. März 1908. V. Jahrgang.

Krieger- oder Kriechervereine.

Von einem früheren Reserveoffizier.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man nachweisen, daß im Preußischen Landeskriegerbund Streitigkeiten entstanden sind. Sie sind da und mit ihnen ist zu rechnen. Man hat vorgeschlagen, sie beizulegen; ich verweise in dieser Beziehung auf mehrere Artikel der „K. Vztg." v. 3. März und der „Germania" v. 23. Febr. Zum Vergleich gehören zwei, und zu einem Vergleich, wie er hier vorgeschlagen wird, gehören zwei, die es ehrlich meinen. Die Frage ist: Will der Bundesvorstand einen ehrlichen Frieden? Und darauf ist nach dem, was bis jetzt verlautbart, nicht zu rechnen. Das geht klipp und klar aus der 2. Auflage des Handbuchs für die Kriegervereine von Geheimrat Westphal hervor, des ersten stellvertretenden Vorsitzenden des Preußischen Landeskriegerbundes. Dieser Herr hat es für gut befunden, seinem Buche ein neues (IX.) Kapitel einzufügen mit der vielversprechenden Ueberschrift: „Wie haben die Kriegervereine ihre Pflichten gegen Reich und Staat praktisch zu betätigen?" Die Quintessenz des in diesem Kapitel aufgeführten Eiertanzes ist: „Die Kriegervereine sind unpolitisch den bürgerlichen Parteien gegenüber; sie üben aber eine politische Tätigkeit im Sinne ihrer Satzungen in nationaler Beziehung aus." Ein unpolitischer Verein mit politischer Tätigkeit ist jedenfalls eine derartig interessante Kreatur, daß es niemandem zu verargen ist, wenn er sich solche genauer ansieht. Ein unpolitischer Verein! „Parteipolitik hat in den Vereinen nichts zu suchen" (S. 131), aber „vollkommen falsch" ist es, wenn der Sinn des Wortes: „Politik gehört nicht in die Kriegervereine" der sein soll, „daß alles und jedes, was auch nur an Gegenstände von öffentlichem, nationalem oder politischem Interesse streift, für die Vereine ein Kräutchen „Rührmichnichtan" sein müsse" (S. 131). Wie soll die Vaterlandsliebe und das deutsche Nationalbewußtsein gestärkt werden „ohne Bezugnahme auf öffentliche Angelegenheiten"? Dabei ist es Pflicht der Vereine, bei Wahlen „das schwarz-weiß-rote Banner aufzupflanzen und den Kameraden zuzurufen: Tut eure Pflicht als deutsche Patrioten. Wählt keinen Sozialdemokraten! Wählt im übrigen, wen ihr wollt, . . . wählt Männer, die das Vaterland über die Partei setzen." (S. 132). Das ist nach Westphal „keine Politik, die durch die Satzungen verboten ist" sondern „lediglich Betätigung patriotischer Pflicht." (S. 133). Das ist nicht satzungswidrig, sondern satzungsgetreu. Ein Sozialdemokrat kann nicht Mitglied sein, „den Angehörigen der nationalen Parteien aber . . . kann wohl ein mahnendes Wort zugerufen werden, wenn ihre Partei . . . das vaterländische Interesse vor dem kleinen Parteistandpunkte zurückstehen läßt; aber wenn solche Mitglieder der Parteiparole trotzdem folgen zu müssen glauben, so haben die Kriegervereine das nicht zu verantworten, sondern sie haben die freie Ausübung eines staatsbürgerlichen Rechtes anzuerkennen." (S. 133).

Wie gnädig! Politik — keine Politik; rin in die Kartoffeln, raus aus die Kartoffeln; wie's trefft, bald ist der Katz ein Katz, bald ein Kater. Wer entscheidet denn, was Parteiinteresse und Patriotismus ist, wo beide sich treffen oder kollidieren. Darüber zu urteilen ist selbstverständlich dem hohen Bundesvorstande vorbehalten, der mit seinem Patriotometer eines jeden Herz und Nieren prüft, ob ihr „patriotisches Können" unbewußt im Parteizwang kleingehalten wird", ob sie „Sklaven sind, die als vermeintlich freie Männer sich jeden beliebigen Vertreter im Reichstag gefallen lassen", ob sie „in die Zwangsjacke des Wahlausschusses des Zentrums hereingewachsen sind" usw. — so der sattsam bekannte Stern Schmitz in Trier. Denn es handelt sich um Fragen „von der Wehrkraft zu Wasser und zu Lande und vom Ansehen der Nation nach außen" (S. 132). Und da darf ja „ein mahnendes Wort zugerufen" werden. Nach diesem Rezept kann alles und jedes in den Kriegervereinen traktiert werden; der Bundesvorstand erklärt ad nutum Bernhards irgend eine Tagesfrage für etwas, was das Ansehen der Nation nach außen betrifft — z. B. das kraftvolle Auftreten Bülows in Marokko — und dann wird munter gehetzt — alles von Rechts wegen und durch die Statuten geheiligt. Man soll doch an maßgebender Stelle des Verbandes einmal offen Farbe bekennen: der Kampf geht und ging gegen das Zentrum, man glaubte die Kriegervereine als eine bequeme Wahlschutztruppe für den Bülowismus gebrauchen zu können. Wozu denn alle die Flugblätter, wozu denn die Redensarten der amtlichen „Parole" vom 23. Januar? Aber das ist „ernsthafte nationale Vereinsarbeit" (S. 132), und Herr Westphahl gibt jedem Anhänger des Schlagworts „Keine Politik in den Kriegervereinen" auf, „einmal sorgfältig darüber nachzudenken, wie sie sich denn — abgesehen von dem Feiern patriotischer Feste, deren Wert durchaus nicht unterschätzt werden soll — die Pflege der Vaterlandsliebe und des Nationalbewußtseins eigentlich denken; wie die Vereine anders diese ihre nationalen Aufgaben pflegen sollen, als daß sie nationale Gegenstände in ihren Versammlungen erörtern." Das sagt Herr Westphal alles zur Rechtfertigung seines Standpunktes in puncto: Politik in Kriegervereinen. Die Antwort auf seine Frage sei ihm nicht vorenthalten. „Vorträge und Ausspachen in den Vereinen über die Großtaten unseres Kaiserhauses und der deutschen Fürstengeschlechter in Krieg und Frieden, Aufklärung über die Tätigkeit unserer Regenten auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Hebung des Volkswohles werden lehren, daß das Heil unseres Volkes in der unerschütterlichen Festigkeit des monarchischen Staates beruht, Belehrungen über die ruhmvolle Geschichte des deutschen Volkes, über seine Stellung unter den übrigen Völkern, über seine Leistungen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Handels, der Industrie und des Gewerbslebens werden das Nationalbewußtsein heben und fördern." Diese Antwort gibt dem Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Westphal, Major der Landwehr a. D., vom Jahre 1907 — der Prof. Dr. A. Westphal, Hauptmann der Landwehr-Infanterie, vom Jahre 1899 in seiner Broschüre „Kriegervereine und Sozialdemokratie".

Das mag genügen, um darzutun, was man heute oben bei der Leitung und auch in den Kreisvorständen, den Schmitz, Thiel, Giani usw. denkt, mag dartun, daß man die „Auslegung" der Statuten seitens dieser Herren oben voll und ganz billigt, daß man „in Zukunft genau so seine Pflicht(!) tun wird wie bisher" (S. 133).

Und vor solchem Wollen und Trachten kriechen wir nicht zu Kreuze! Wir verlangen klipp und klar eine Erklärung, daß man das Vorgehen bei der Wahl 1907 seitens der Bundesleitung mißbilligt. Man komme da nicht und erkläre (S. 134), das Verhalten bei der Stichwahl sei nicht zentrumsfeindlich gewesen. Wo sind denn die Kriegervereine ernstlich für einen Zentrumskandidaten ins Zeug gegangen? Vielleicht, um von ähnlichen Dingen zu reden, bei der letzten badischen Landtagswahl? Wir verlangen ferner die Desavouierung und Entfernung der obengenannten Herren. Und wenn man das oben nicht will: gut, dann sollen sie den Krieg haben! Recht muß Recht bleiben.

Digitized by Google

In eigener und fremder Sache.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis".

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

(Schluß.)

Nun die „Freiheit der Wissenschaft"! Rom hat wieder einmal die Freiheit der Wissenschaft gebannt und damit, soviel an Rom liegt, die Wissenschaft zum Tode verurteilt. So liest man und hört man bis zum Ueberdrusse.

In feierlicher Stunde hab' ich den Satz gesprochen: „Die wahre freie Forschung und Lehre, die alle vernünftig-sittlichen Mittel anwendet, um die Erkenntnis an ihr Ziel zu führen, darf durch keine irdische Gewalt niedergehalten werden, weil gar keine Gewalt die Wahrheit, die freigeborene Tochter des ewigen Gottes, niederhalten kann, so wenig als ein Machtspruch der unechten Wissenschaft imstande ist, dem Verkehrten und dem Falschen einen dauernden Sieg über das Gerade und das Aufrechte zu schaffen . . . Die echte Wissenschaft kann nicht leben, wenn sie nicht in reiner Luft und in freier Luft atmen darf."[1])

Hab' ich recht, wenn ich also von der „Freiheit der Wissenschaft" rede? Hab' ich unrecht, wenn ich dagegen meine, der bekannte Satz: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei" — sei ein ganz schiefer Satz, obgleich er in einer gewissen Verfassungsurkunde steht?

Alle Wege, die ein vernünftig-sittliches Wesen wandeln kann, um an ein sittlich-vernünftiges Ziel zu gelangen, müssen der Forschung und der Wissenschaft offen sein, freigelassen sein. Aber wenn und wann immer die Wissenschaft ihr Ziel, die Wahrheit, erreicht hat, ist sie in keiner Weise mehr frei, sondern schlechthin gebunden, und der Forscher ist verbunden, die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nur die Wahrheit vorzutragen und zwar in eindeutigem, nicht in vieldeutigem Wort. Oder kann, darf und muß der Mathematiker, indem er die „Freiheit" seiner Wissenschaft verkündet, sich von den längst erwiesenen Sätzen der Arithmetik und Geometrie losbinden, um neue Entdeckungen zu machen?

Aehnlich, nicht gleich, wie die mathematischen Theoremata verhalten sich die theologischen Dogmata (nicht die Theologenmeinungen). Jene sind die bisher erreichten, durch die Kraft des vernünftigen Denkens festgestellten Formulierungen der mathematischen Wahrheit; diese sind die bisher erreichten, durch die Autorität der kirchlichen Lehrgewalt festgestellten Formulierungen der religiösen Wahrheit. Beide Arten von Dogmen binden aber den Mann der Forschung und die Forschung schlechtweg. Nicht jedoch hindern sie die Freiheit des Weiterforschens. Oder hat es Sinn, zu sagen, frühere, alte Wahrheiten hemmten die Entdeckung neuer, späterer Wahrheiten? Läge Verstand in der Behauptung, die Gesetze der Körperbewegung oder des Luftdruckes beeinträchtigten die „Freiheit" des Gehens, des Fliegens?

Eine andere Freiheit der Wissenschaft als die Bewegungsfreiheit innerhalb von den Gesetzen der Wahrheit gibt es nicht. Und wenn der Papst gegen das Antänzeln und gegen das Anrennen der Modernisten die Gesetze (Dogmen) schützt, welche die Freiheit überhaupt und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung insbesondere stützen, da dient der Papst der echten Erkenntnis und ihrem Fortschritte, so, wie dem Edelsten, wonach die Menschheit ringt, nur gedient werden kann.

Freilich weiß ich sehr gut, welch letzten Sinn in gewissen Kreisen die Forderung der „Freiheit" für die Wissenschaft, der Schrankenlosigkeit für die Forschung hat. Wie viele Vertreter moderner „Sittlichkeitsbestrebungen" nicht die Freiheit auf dem unverrückbaren Grunde des natürlichen Sitten- und Denkgesetzes, sondern Freiheit von dem Gesetze verlangen, so begehrt der Modernismus schlechtweg Freiheit von allen Dogmen, die Befugnis schonungsloser Mißachtung, rücksichtsloser Verachtung der alten christlichen Grundlehren. Die Dogmen, heißt es, sind nun einmal keine mathematischen Axiome, und Kirchendogmen anzuerkennen, verbietet uns die gegen früher veränderte, die moderne „Empfindungsweise".

Was will die Berufung auf die „moderne Empfindungsweise"? Es ist die Berufung eine Verschleierung des Versuches, sich einer wissenschaftlichen Pflicht zu entziehen, der Pflicht nämlich, ohne Rücksicht auf etwaige „Empfindungsweisen", streng sachlich zu prüfen, ob eine kirchliche Lehrgewalt das Recht hat, Dogmen aufzustellen, die Wahrheitselemente der Religion in Lehrsätze zu fassen, dann weiter zu prüfen, ob die Dogmen richtig gefaßt sind. Weil die „moderne Empfindungsweise" sich ängstigt, es möchten bei pflichtmäßiger Prüfung ihr unerwünschte, „unmoderne" Ergebnisse herauskommen, kurz die alten Kirchendogmen möchten richtig sein, darum zieht die Weise sich mit „autonomer Freiheit" auf das Recht ihrer selbst zurück. Was steckt in solch einem Verfahren?

Vor einiger Zeit ward ich gefragt, ob dem Historiker Adolf Harnack, der wieder einmal den Christenglauben nach der „modernen Empfindungsweise" umkehren will, die wissenschaftliche Ehrlichkeit (bona fides) zuzutrauen sei. Eine glatte Antwort auf die heikle Frage ist selber heikel. Immerhin wird folgendes festzustellen sein.

Der Dogmenhistoriker Harnack entwickelt ganz richtig, daß der „Hauptartikel" der Reformation der Lehrpunkt ist: Der Mensch wird gerecht durch das Glauben allein (sola fide) — während es die Grundauffassung der katholischen Kirche ist, nach Paulus und der ganzen Heiligen Schrift: Der Mensch wird gerechtfertigt in dem durch die Liebe lebendigen, wirksamen Glauben (fide caritate formata). Als Festredner entwickelt Harnack aber ganz andere Vorstellungen. Da betont er, daß nicht das Glauben allein der Grund des neuen, vollkommenen Lebens, sondern, daß dies — nicht nach katholischer, sondern nach protestantischer Anschauung!! — die Liebe sei.[2]) Warum solch zwiespältige Aeußerungen?

Soll man etwa sagen: Die Empfindungsweise des Gelehrten gebietet ihm, die „starre Formel" der Solafides-Lehre vorzutragen, während die Empfindungsweise des Redners, wenn er ohne Anstoß belehren und beraten will, ihm erlaubt, die starre Formel zu „erweichen" durch einen Zusatz von Liebe? Soll man dem anfügen, die „Freiheit der Wissenschaft" gestatte den seltsamen Wechsel je nach Maßgabe der „Empfindungsweise"?

Sollten wir eine derartige Freiheit der Forschung und des Vortrages in Anspruch nehmen, so müßten wir gestehen, daß diese Freiheit und die wissenschaftliche Ehrlichkeit (bona fides) uns in den feindseligsten Widerstreit geraten würden. Wir sind überzeugt, mit solch einer Forschungsart hat im Grunde weder die Wissenschaft, noch die Freiheit der Wissenschaft, noch die Ehrlichkeit der Wissenschaft etwas zu tun.

Gegenüber von Darstellungen der Gelehrsamkeit und der Rhetorik, bei denen Verstand und Logik keinesfalls auf ihre Rechnung kommen, ist die Schärfe und die Sicherheit zu preisen, womit die päpstliche Enzyklika die Irrgänge des Modernismus aufdeckt. Beweis und Beispiel sei die Würdigung der neologischen Vorstellungen von der „Offenbarung", worüber ein nächster Artikel handeln soll. Für heute möge den Modernisten, deren oberste

---

[1]) „Dem Andenken an Großherzog Friedrich I. von Baden." Rede bei der Trauerfeier der Universität Freiburg i. B., gehalten in der städtischen Festhalle den 21. Nov. 1907 vom derzeitigen Prorektor (Freiburg, Herder, 1908), S. 16 ff.

[2]) Vgl. das in der Form nicht ganz glückliche, im Inhalt aber wohl unwiderlegliche Schriftchen von Dr. Fritsch-Hamm in Westfalen: „Das christliche Lebensideal und Adolf Harnack" (1907, vom Verfasser zu beziehen). Die vielbemerkte, irenisch gehaltene Rede Harnacks über „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland" ward zur Feier von Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1907 vorgetragen. Harnack hat in seiner Dogmengeschichte den „Hauptgedanken des neuen Evangelii", der Reformationsdogmatik richtig dargestellt, und er hält an dessen Richtigkeit fest. Selbstverständlich hat der Gelehrte nichts beigetragen zu dem Beweise, der Solafides-Gedanke sei richtig. Im Gegenteil, wenn Harnack in der neuen (3. Aufl.) seiner Dogmengeschichte (S. 800) den bleichsüchtigen Satz schreibt: „Diesen Hauptgedanken, daß der Christ nicht aus der Gnade fällt, wenn er sich des Gottes getröstet, der (sola fiducia speciali) Sünden vergibt, und demgemäß einen Haß gegen die Sünde empfindet (der Haßzusatz fehlt in den früheren Auflagen!!), hat die Augustana im 12. Artikel mindestens verschleiert" — so gibt er zu erkennen, daß an dem „Hauptartikel" des Protestantismus etwas der Verschleierung bedürftig ist. Der sittlich durchaus bedenkliche, psychologisch unvollziehbare Satz: „Glaube nur (fide sola), als wären dir die Sünden um Christi willen vergeben, so werden sie dir nicht angerechnet, so fällst du nicht mehr, trotz der Sünden, aus dem Gnadenstand heraus" — ist durch das eine Wort des Herrn bei Mark. 11, 26 verworfen: „Vergebet ihr nicht, so wird auch euer Vater im Himmel eure Sünden nicht vergeben." Ueberaus merkwürdig ist, daß Harnack es tadelnswert findet, wenn die protestantischen Prediger die „starre Formel" der Solafides-Lehre auf ihren Kanzeln „erweichen", also mit „glücklicher Inkonsequenz" sich dem katholischen Lebensideale der im Glauben wirksamen Liebe nähern.

Digitized by Google

Sorge der unbeschränkten, „ehrlichen" Freiheit der Wissenschaften gilt, ein Gedanke nach dem Propheten Goethe empfohlen sein! Ist es auch nicht scharf genug gesagt, so wird es immerhin gesagt, daß es für die Menschenvernunft, die sich fälschlich nur auf die „Freiheit" des „Wortes Gottes in ihr selbst", auf das Recht ihrer „Empfindungsweise" berufen kann, dem Höchsten, der Wahrheit gegenüber eine „Autonomie" nicht gibt, niemals gegeben hat, nicht geben kann. „Nicht das macht frei," heißt es in Eckermanns Gesprächen, „nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen, und wert sind, seinesgleichen zu sein."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Kaiserbrief an Lord Tweedmouth.

Ueber eine höchst einfache und harmlose Sache ist in England ein ungeheurer Lärm gemacht worden, und ein nervöser Lord hat sogar von einem „Kriegsvolk" gesprochen. Lord Esher, der von der regierenden liberalen Partei zum Deputy Governor des Schlosses Windsor bestellt worden, hatte in seinem ungestillten politischen Ehrgeiz ein Schriftstück vom Stapel gelassen, das den gegenwärtigen Admiralitätschef Sir John Fisher gegen das englische Seitenstück zu unserem Keimschen Flottenverein verteidigen sollte. Der eifrige Lord leistet sich zum Schlusse den Satz: „Es gibt in Deutschland vom Kaiser abwärts nicht einen Mann, der nicht den Sturz Sir John Fishers willkommen hieße." Diese ebenso unwahre wie taktlose Bemerkung erregte die Entrüstung unseres Kaisers; Wilhelm II. richtete alsbald an den persönlich befreundeten Lord Tweedmouth, den gegenwärtigen englischen Kriegsminister, einen Privatbrief, in dem er die Verdächtigung Deutschlands zurückwies. Lord Tweedmouth behandelte den Brief des Kaisers nicht mit jener Diskretion, die unter Gentlemen selbstverständlich sein sollte, und so kam die Nachricht von dem Briefwechsel mit einem äußerst boshaften Kommentar in die „Times", die bekanntlich seit Jahren die Hetze gegen Deutschland systematisch betreibt. Es wurde den Engländern vorgeredet, daß der Deutsche Kaiser den Versuch mache, die englische Flottenpolitik zu beeinflussen. Die große Mehrzahl der englischen Blätter (und auch der französischen) war anständig genug, sich nicht mit den groben Ausfällen der „Times" solidarisch zu machen, und viele fanden sogar kräftige Worte zum Schutze der Wahrheit und des Friedens. Doch hielten mehrere Blätter, namentlich konservative, an der Ansicht fest, der Briefwechsel eines fremden Souveräns mit einem englischen Minister sei ungehörig und gefährlich; ja, man forderte sogar Maßregeln zur Verhinderung eines solchen Verkehrs. Der Verdacht, daß Kaiser Wilhelm, der von der deutschen Flotte gesprochen hatte, eine Einwirkung auf den englischen Flottenbau versucht habe, könnte am besten durch die Veröffentlichung des Schreibens in seinem vollen Wortlaut widerlegt werden. Aber die Veröffentlichung ist bisher nicht erfolgt, anscheinend deshalb nicht, weil der kaiserliche Brief mit jener Ungeziertheit, die man in vertraulichen Briefen an Freunde liebt, über befagten Gerngroß Lord Esher sich ausgesprochen hat. Alles in allem genommen, möchten wir auch gar nicht wünschen, daß der Wortlaut noch veröffentlicht würde. Im Unterhause hat bereits die englische Regierung die Erklärung abgegeben, daß es sich um einen Privatbrief handle, der nicht zur Kenntnis des Ministeriums gelangt sei und überhaupt auf das schon vor seiner Ankunft festgestellte Marinebudget keinerlei Einfluß auszuüben vermocht hat. Im Oberhause sollen alsbald Erklärungen von Lord Tweedmouth selbst folgen. Wenn die Deutschenhasser und die von ihnen gezüchteten Germanophoben damit noch nicht beruhigt sind, so können wir sie ruhig ihrem Schicksal überlassen. Das gute Zureden betrachten diese Leute nur als Zeichen von Schuldbewußtsein und Schwäche. Das Nachlaufen nützt nichts; man sage lieber: „Na, denn nicht!"

Was die Beziehungen unseres Kaisers zu ausländischen Staatsmännern angeht, so verlangen wir, daß jeder es als eine Ehre betrachtet, wenn er vom Deutschen Kaiser einen freundschaftlichen Brief erhält. Unser Kaiser hat das Recht, Unwahrheiten über die deutsche Politik in der ihm geeignet erscheinenden Form zurückzuweisen; vor allem dann, wenn man seine eigene Person in das Lügenspiel hineinzuziehen gewagt hat.

Eine andere Frage, die freilich das Ausland nicht angeht, sondern entre nous zur Erörterung steht, ist die: ob es unter den obwaltenden Verhältnissen ratsam ist, daß der Kaiser von dem erwähnten Recht unmittelbar Gebrauch mache und z. B. englische Staatsmänner mit persönlichen Briefen beehre. Andere Monarchen dürfen in dieser Hinsicht freier vorgehen; so pflegt bekanntlich König Eduard den lebhaftesten Verkehr mit französischen und sonstigen fremden Staatsmännern, ohne deshalb Angriffen nach Art der „Times" ausgesetzt zu sein. Aber leider gibt es noch viele und einflußreiche Leute, die uns Deutschen die Gleichberechtigung auf diesem und auf manchem anderen Gebiete (z. B. Handel, Wehrmacht) nicht zugestehen wollen. Was anderen als selbstverständlich zugebilligt wird, legt man den Deutschen (vom Kaiser abwärts) als Uebergriffe aus. — Der an sich kleinliche Zwischenfall wird jedenfalls dazu beitragen, daß die Vertrauensseligkeit, welche seit vorigem Herbst bei uns vielfach allzu üppig emporschoß, auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt werde.

Sonstige helle und dunkle Punkte am Welthimmel.

„Korrekt" ist die zutreffende Bezeichnung für das Verhalten der englischen Regierung, sowohl in Sachen der Flottenrüstung als auch der Balkanfrage.

Bei der Beratung des Flottenbudgets im englischen Parlament (vor der Indiskretion in bezug auf den Kaiserbrief) wurde natürlich der Antrag eines Radikalen auf weitere Einschränkung der Rüstungen abgelehnt. Die jetzt herrschenden Liberalen haben freilich bei den Wahlen Abrüstung versprochen, aber sie können das Versprechen nicht einlösen, da die unbedingte Uebermacht, die wahre Allmacht Englands auf der See sich mit unwiderstehlicher Kraft durchsetzt. Der Minister Asquith speiste die Wähler mit einer inhaltslosen Resolution ab, pries die von England geschlossenen Bündnisse und sagte über den vielbeschrieenen deutschen Flottenbau: Man dürfe weder mit Argwohn noch mit Furcht auf irgend eine Flottenvergrößerung blicken, die einfach dem wirtschaftlichen und militärischen Bedürfnisse eines Landes entspreche, das für eine schnellwachsende Bevölkerung Nahrungsmittel und Rohmaterialien von überseeischen Hilfsquellen besorgen und einen überseeischen Handel schützen müsse. Sehr korrekt, aber nicht übermäßig warm. Da die englische Presse vielfach noch das Recht Deutschlands zur Ausgestaltung seiner Flotte bestreiten will, so heben unsere Offiziösen mit Recht hervor, daß man die deutschen Rüstungen immer noch anders betrachtet und bewertet als die entsprechenden Rüstungen Frankreichs, Rußlands, Nordamerikas, Japans usw. Man möge endlich Deutschland dasselbe Recht zugestehen, was man allen anderen Ländern als selbstverständlich einräume: seine Rüstungen nach Maßgabe seiner eigenen Interessen einzurichten. — In der Tat, Deutschland muß die volle Parität durchsetzen. Wir haben nicht bloß das Recht, eine Flotte zum Schutze unseres Handels zu bauen, sondern auch zu unserer Verteidigung im Kriegsfall.

In der Balkanfrage hat Rußland eine plötzliche taktische Schwenkung vollzogen. Nachdem soeben noch halbamtlich die österreichische Bahn als Hindernis des Reformwerks bezeichnet war, verkündigte eine russische Zirkularnote, daß Eisenbahnen das beste Kulturmittel sind und daß also Rußland sowohl die Donau-Adriabahn als auch sonstige Projekte „diplomatisch unterstützen" werde. Oesterreich hat gegen weitere Balkanbahnen nichts einzuwenden; also kann dieser friedliche Wettstreit ohne Gefahr losgehen. Die kostspielige Suppe wird ja wohl nicht zu heiß gegessen werden.

Schon vor der russischen Note hatte die englische Regierung auch hier „korrekt" Stellung genommen. In beiden Häusern des Parlaments wurde die Angelegenheit besprochen; die Minister erkannten das gute Recht Oesterreichs an und sprachen sich gegen den Vorschlag einer russisch-englischen Sonderaktion aus; dabei wurde aber den russischen Heißspornen noch ein Pflästerchen auf die Wunde gegönnt, indem in höflicher Form ein gewisser störender Einfluß auf die Willfährigkeit der Pforte gegenüber dem mazedonischen Programm als denkbar betrachtet wurde. Im übrigen ging aus den Einzelheiten der Londoner Ministerrede deutlich hervor, daß die Schwächen der Reformaktion ganz wo anders wurzeln als in Sandschak Novibazar. Die Mächte sind sich nicht einig, weder in der Sache noch in der Taktik; die englische Regierung selbst brachte noch eine neue Basis der Reformen in Anregung, nämlich

Digitized by Google

die Einsetzung eines tatkräftigen Gouverneurs. Solange die Pforte nicht die volle Klarheit, Eintracht und Entschlossenheit spürt, wird sie natürlich ihren gewohnten passiven Widerstand fortsetzen. Bestärkt in ihrer Hartnäckigkeit ist sie nicht durch die selbstverständliche Eisenbahnkonzession, sondern durch den Widerspruch gegen dieses österreichische Unternehmen.

Die englische Regierung hat rechtzeitig erkannt, daß der antiösterreichische Vorstoß verfehlt war. Sie hätte schwerlich so schnell und so laut zum Rückzug geblasen, wenn sie nicht die Ueberzeugung erlangt hätte, daß Deutschland in dieser Sache sowohl des Rechts und der Freundschaft halber, als auch im eigenen Interesse unbedingt zu dem habsburgischen Nachbarreiche stehe. Der deutsche Botschafter in London sprach gerade zur Zeit jener Parlamentsverhandlungen in der dortigen Handelskammer und hielt dabei nicht bloß die übliche Schlagsahnenrede der Friedensliebe, sondern sprach auch ungeniert die deutsche Sympathie für das österreichische Vorgehen aus. So ist es recht; man dient dem Frieden am besten, wenn man die feste Entschlossenheit gegenüber allen ungebührlichen Zumutungen deutlich bekundet. Hoffen wir, daß die wertvolle Solidarität zwischen Wien und Berlin, die durch den Sandschak-Zwischenfall verstärkt worden ist, unter der Nachwirkung unserer traurigen Polenpolitik nicht wieder leidet.

Ein dunkler Punkt tauchte am hochpolitischen Horizont auf, als die chinesische Regierung einen Augenblick aus ihrer Lethargie erwachte und einen japanischen Handelsdampfer abfing, der Waffen und Munition in das unruhige Innere des Himmlischen Reiches bringen wollte. Natürlich große Entrüstung im selbstbewußten Japan und ein scharfes Ultimatum. China gibt langsam und stückweise nach. Das vielgepriesene Schiedsgericht, das zur Aufklärung des Tatbestandes sehr am Platze gewesen, wird von Japan rundweg abgelehnt, weil es sich um die „Ehre" der Flagge handle. Kriegsgefahr scheint uns trotz alledem nicht vorzuliegen — weil die nordamerikanische Flotte auf dem Wege nach Ostasien ist.

Mehr als ein dunkles Pünktchen ist es wohl nicht, wenn Rußland die Aufhebung der Klausel fordert, die ihm die Befestigung der Alandsinseln verbietet, und Schweden gegen das künftige Bollwerk vor dem Bottnischen Busen sich wehrt. Deutschland wird hoffentlich den Vorstoß des unruhigen Rußland nicht unterstützen. Wir brauchen keinerlei neues Ostseeabkommen.

Der Dauernebel im Reich.

Immer noch keine Klärung der verworrenen Lage, in welche die glorreiche Blockpolitik das Reich gebracht hat. Der neue Schatzsekretär Sydow hat sich in wohlgesetzter Jungfernrede Schonzeit erbeten, um sich einzuarbeiten. Dieser Zeitverlust ist die unvermeidliche Folge des Personenwechsels. Wer den Wechsel veranlaßt hat, ist für den Zeitverlust verantwortlich. Vielleicht kommt er ihm erwünscht, um die verheißene Verschiebung der Reichssteuern bis nach den preußischen Landtagswahlen mit Anstand verwirklichen zu können. Störend ist nur die berechtigte Unzufriedenheit der Beamten wegen der Verzögerung ihrer dringenden Aufbesserung. Auf Interpellationen von allen Parteien muß die Regierung dieser Tage Auskunft geben über die Vorlagen wegen der Beamtenbesoldungen. Preußen wartet mit der betreffenden Vorlage auf das Reich, und im Reich weiß man nicht, was man will oder kann. Das Reichsvereinsgesetz, das als die herrlichste Errungenschaft der Blockära ausposaunt wurde, sitzt augenblicklich fest auf der Klippe des § 7, und die Regierung droht den Freisinnigen, das ganze Gesetz scheitern zu lassen, wenn die Linke nicht das Verbot der polnischen Versammlungssprache annehme. Eine folgenschwere Probe auf die Dienstwilligkeit des Blockfreisinns! Auch das Börsengesetz will zum Verdruß der Linken nicht vorwärts kommen — trotz der Börsenfreundlichkeit des Herrn Blockkanzlers. Eine Verwirrung, eine Unfruchtbarkeit und Ratlosigkeit, wie man sie vor dem famosen 13. Dezember nicht erlebt hat. Zum Ueberfluß lehrte noch eine öffentliche Reklamation aus Oldenburg, daß die Bundesregierungen unzufrieden sind mit der Bevorzugung Preußens bei der Vorbereitung von Reichsgesetzen und der Mißachtung der „kleineren" Reichsglieder, die sich mit den Entwürfen erst befassen können, nachdem sie als vollendete Vorlagen der Berliner Regierung dem Bundesrat förmlich zugegangen sind. Bekanntlich hat die sonderbare dilatorische Behandlung der Steuerfragen auch viel Verstimmung in dem Kreise der „verbündeten Regierungen" hervorgerufen. Man denkt immer mehr an die „gute alte Zeit".

Gedanken u. Reflexionen zum 100. Geburtstag des Gottesleugners Dav. Friedr. Strauß.

Von

Dr. Albert Vögele.

Am 27. Januar waren es hundert Jahre, daß David Friedrich Strauß in Ludwigsburg, einem Städtchen Württembergs, geboren wurde. Man hat diesen Gottesleugner aus Anlaß dieses Tages auf protestantischer Seite nur zu sehr gefeiert. Wir wollen hier nüchtern das Vergängliche und das Bleibende an seinen Werken sowie sein Charakterbild in Kürze betrachten.

Kein theologisches Werk des ganzen vorigen Jahrhunderts hat eine so durchschlagende Wirkung gehabt wie „Das Leben Jesu" vom Jahre 1835, das der kaum 27jährige evangelische Theologe, damals Repetent am Stift zu Tübingen, verfaßt hatte. Binnen weniger Jahre war es viermal aufgelegt worden. Wenige philosophische Bücher hatten einen solchen Erfolg aufzuweisen wie sein Buch vom Jahre 1872 mit dem Titel: „Der alte und der neue Glaube." Es erlebte in einem halben Jahre sechs starke Auflagen.

Wenn übrigens gleich sein erstes Werk ihm einen glänzenden buchhändlerischen Erfolg gesichert hatte, so hatte es ihn doch um sein akademisches Lehramt gebracht. Daß ein 27jähriger Mann in einer so schwierigen, umfangreichen Frage kein reifes Werk schreiben konnte, liegt auf der Hand. Strauß wandte das schon früher für die Altertumswissenschaft und das Alte Testament angewandte Prinzip des Mythus auch auf die Evangeliengeschichte an. Er leugnete die Echtheit der Evangelienberichte, während doch eine vernünftige, maßhaltende Kritik nicht verkennen kann, daß die Evangelien von Augen- und Ohrenzeugen geschrieben sind. Eine alte Erfahrungstatsache begegnet uns auch hier: man darf nur gegen den Glauben schreiben in etwas verführerischem, glänzendem Stil und man ist gleich berühmt, und das Geschriebene findet reißenden Absatz.

Strauß und mit ihm viele hatten damals gedacht, er habe der christlichen Religion und Kirche den Todesstoß versetzt, er habe mit seiner Feder das Spinngewebe, das die Kirche gleich einer alten Kreuzspinne noch mühsam in morschem Gemäuer aufrecht erhielt, für immer zerrissen. Das Buch hatte ungeheures Aufsehen erregt, auch zahlreiche Gegenschriften hervorgerufen. Daß die Erscheinung des Christentums, welche eine ganz neue großartige Kulturwelt hervorrief, nicht aus Sagen- oder Mythenbildung erklärt werden kann, bedarf für alle Einsichtigen heute keiner weiteren Erörterung mehr. Mythen wirken nicht geschichtbildend, konnten das Antlitz der Welt nicht erneuern, wie faktisch das Christentum es getan hat.

Merkwürdig, wie sich die Zeiten ändern! Damals brachte „Das Leben Jesu" den Verfasser um die akademische Laufbahn. Heutzutage würde die Leugnung der Gottheit, Wunder Christi usw. einen evangelischen Theologen wohl schwerlich mehr um das akademische Lehramt bringen. Im Gegenteil: die meisten protestantischen Theologieprofessoren und Theologen glauben nicht mehr an die Gottheit und Wunder Christi. Das gilt als wissenschaftlich, der Glaube als rückständig. Wenn auch die protestantischen Theologen (namentlich die jüngeren) die theologischen Schriften von Strauß nicht mehr lesen, wohl nur dem Namen nach kennen, wenn sie auch seine Mythenerklärung verwerfen, so teilen sie doch in weitaus überwiegender Mehrzahl die Leugnung der Gottheit und Wunder Christi bzw. den Unglauben mit Strauß. Die protestantisch-revolutionäre Reformtheologie, als deren Mitbegründer Strauß gelten kann, hat weitere Fortschritte gemacht. Die Zersetzung im Protestantismus hat nicht Halt gemacht. Wie man auf protestantisch-theologischer Seite die Leistungen von Strauß würdigt, kann man daraus sehen, daß ein angesehener evangelischer Dekan[1]) schreibt, „daß ‚Das Leben Jesu' von Strauß der ganzen Wissenschaft, die also benannt ist, den Boden bereitete, indem es das Gestrüpp des Supranaturalismus und des Rationalismus verbrannte und die Stickluft der Romantik vertrieb".

Sein zweites Hauptwerk: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (Tübingen 1840—41) stellt die christlichen Dogmen lediglich als Zeitvorstellungen hin, die eine natürliche geschichtliche Glaubensentwicklung zur Voraussetzung

[1]) Dr. A. Bacmeister in der „Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg" Nr. 1 vom 25. Januar 1908.

Digitized by Google

hätten. Die Anschauung, daß die christlichen Glaubenssätze vorübergehende, der jeweiligen Geistesentwicklung entsprechende Geistesprodukte seien, ist mehr als je modern geworden oder, sagen wir besser, ist immer noch modern. Dieser Evolutionsgedanke spukt selbst in den Köpfen „katholischer" Modernisten. Die Dogmen sind ihnen erst durch Reflexion und Evolution entstanden, sind aus den Zeitbedürfnissen und Verhältnissen allmählich erwachsen. Die Ideen eines Darwin, Spencer sind mit der Zeit nur zu sehr auch in die Theologie eingedrungen.*)

In seinem letzten theologischen Werke „Der alte und der neue Glaube" (Leipzig 1872) hat sich Strauß ganz der Darwinschen Hypothese angeschlossen: auf Grundlage der materialistischen Naturforschung suchte er die Metaphysik aufzubauen.

Daß Strauß, der zuerst ein begeisterter Anhänger des Hegelschen Idealismus war, zum Schluß seines Lebens in den platten Materialismus eines Häckel hinabgesunken ist, haben ihm selbst seine besten Freunde, wie der Aesthetiker Vischer, übel genommen.

An Stelle der Religion (des religiösen Trostes) wollte Strauß die Kunst (den künstlerischen Genuß) gesetzt wissen. Dieses Bestreben wird ja jetzt mehr als je wieder von vielen geteilt. Ungläubige Lehrer und Politiker wollen selbst in den Volksschulen den Religionsunterricht von einem ästhetisierenden Unterricht abgelöst wissen, als ob die Kunst je einen Ersatz für die Religion bilden könnte. —

Wenn nun auch einzelne Gedanken, die schon Strauß gehabt hat, immer noch zahlreiche Anhänger finden, so sind doch die Ergebnisse der Straußschen Bibelkritik längst überwunden und mußten auch von seinen früheren Anhängern preisgegeben werden.

Wäre diese theologische Schriftstellerei das einzige gewesen, was Strauß geleistet hätte, so wäre seine Erscheinung wohl von tief eingreifender, aber doch nur vorübergehender Bedeutung; Bleibendes hat er als Biograph und Dichter geschaffen.

Als Biograph hat er sechs große Werke geschrieben über Schubart, Christian Märklin, Nicod. Frischlin, Ulr. von Hutten, Reimarus und Voltaire. Wenn wir diese Männer näher betrachten, so hatten sie alle etwas Geistesverwandtes mit Strauß: sie waren lauter kämpfende, stürmische Naturen. Das Material zu diesen Biographien hat Strauß so vollständig als möglich zusammengetragen und gut und klar verarbeitet.

Wenn man Strauß in seinem intimsten Seelenleben kennen lernen will, muß man seine Gedichte und Briefe lesen. Sein Sohn hat jene als „Poetisches Gedenkbuch" herausgegeben. Hier kann man den Mann in seinem Seelenleben fast durch sein ganzes Leben begleiten und belauschen, insbesondere auch vieles über seine religiöse Entwicklung herauslesen von seinem ersten Gedicht, das mit den frommen Worten schließt:

„Ja, laß mich nimmer reich und mein,
Nur arm und dein, Herr Jesu sein"

bis zu jenen poetischen Ergüssen, in denen so recht der moderne Heide zum Ausdruck kommt. Auch die Tragödie seines häuslichen Lebens spiegelt sich in seiner Poesie. So schildert das Gedicht „Im Konzert", wie er im Dunkeln gramvoll auf der Galerie sitzt und seine Frau unten im Saale beim hellen Kerzenschein, wie die schönen heiteren Töne seine innere Qual nicht verscheuchen können:

„Ich geh' allein, sie geht allein,
Ein jedes nach der öden Zelle."

Interessant ist, wie er in einem anderen Gedicht über Eheschließung und Ehescheidung urteilt:

„Ein Eheband zu knüpfen, rede du nimmer zu,
Da oft, wenn zwei sich hochbeglückt vereinen,
Engel weinen.
Doch wollen Gatten wieder trennen sich,
Da widersprich!
Denn, wenn ein Bund sich löst, da ohne Zweifel
Lachen die Teufel!"

Sehr schön sind seine 15 „musikalischen Sonette" auf Händel, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven. — Wie fein zeichnet er in seinen „Epigrammen aus der Glyptothek" die Gestalten der römischen Cäsaren!

*) Es ist höchste Zeit, daß der Papst mit seiner Enzyklika „Pascendi" eingegriffen hat, sonst würde diese gefährliche und verführerische Idee der Evolution, welche den Modernen und Modernisten als das große Prinzip alles Lebendigen gilt, immer mehr auch in katholische Theologenkreise eindringen und dort Unheil anrichten.

Strauß hatte für das Schöne in der Plastik ein scharfes Auge, wie für den Wohllaut des sprachlichen Ausdruckes und musikalischen Tones ein feines Ohr. Er war ein Meister der Darstellung. Zur weiten Verbreitung seiner Schriften trug nicht zuletzt der ihm eigene schöne und klare Stil bei, welcher freilich auch seine ungläubigen Schriften um so gefährlicher machte.

Bezeichnend für ihn war das Wort, das er zu seinem Freund Ed. Zeller sprach, als er einen Bekannten in einer Dorfkirche Händelsche Fugen prachtvoll spielen hörte, daß er gerne auf sein bißchen Theologie als alten Plunder verzichten würde, wenn er so schön spielen könnte.

Wenn Strauß von der Theologie fern geblieben, wenn er nur als Biograph und Dichter hervorgetreten wäre, wäre es für ihn und viele besser gewesen. Gerade auf diesem Gebiete hatte er kein Glück, wenn er schon gemeint hatte, seine eigentümliche Begabung weise ihn an die Theologie.

Zum Schluß sei noch das Wichtigste aus seinem Lebensgang hervorgehoben und sein Charakterbild skizziert.

Als ihm das akademische Lehramt genommen war, wurde er an die kleine Lateinschule nach Ludwigsburg 1835 versetzt, welches Amt er schon 1836 wieder aufgab. Er privatisierte von da an in Stuttgart und gab sich ganz der Schriftstellerei hin. Später finden wir ihn in Heidelberg, München, Darmstadt und zuletzt wieder in Ludwigsburg. Von seiner Frau lebte er geschieden. Die Ursache der Scheidung ist nicht mit Sicherheit zu eruieren. Die einen behaupten, seine große, fast übergroße Sparsamkeit trage die Schuld daran, die anderen meinen, die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses habe neben anderen Mißstimmigkeiten dazu beigetragen. Soviel ist sicher, daß Strauß bei allem Freisinn, wie es fast immer zu sein pflegt, schließlich doch Protestant blieb, wie der Eingang zum Gespräch über den Kölner Dom und die Vorrede zur Uebersetzung von Huttens Gesprächen beweist. Insofern er das häusliche Glück vermißte und bald in dieser bald in jener Stadt seinen Wohnsitz unruhig aufschlug, bis er zuletzt doch wieder in seiner Vaterstadt landete, erinnert er an Ibsen.

Strauß war ein eigenartiger Charakter. So kühn und scharf er in seinen Schriften als Kämpfer auftrat, so bescheiden und liebenswürdig war er im persönlichen Umgange. Wer sollte es für möglich halten, daß der sonst so radikale Kritiker politisch durchaus nicht auf seiten der Radikalen (selbst in den 48er Jahren), sondern viel mehr auf seiten der Konservativen stand.

Seine Ludwigsburger hatten ihn in den Württembergischen Landtag gewählt. Aber er trat bald aus demselben aus, weil ihm die Stürmer der 48er Jahre mit ihrem rohen, tumultuarischen Wesen zuwider waren. Er war Aristokrat, nicht Demokrat. Mit dem französischen Gottesleugner Renan hatte er zur Zeit des 70er Krieges eine briefliche Auseinandersetzung, aus der sein Patriotismus hervorleuchtet.

Strauß war ein Denker, aber kein tiefer, denn sonst wäre er nicht schließlich bei der Materie als Grund und Ziel alles Seins und Lebens stehen geblieben. Wenn er recht hätte, wäre sein Geist nichts anderes als Materie und Staub gewesen. — — —

Nachdem Strauß den Eckstein „Christus" verworfen und damit den Boden der wahren Weltanschauung unter den Füßen verloren hatte, war's nicht zu verwundern, wenn er von einem philosophischen System in das andere entgegengesetzte verfiel. Würde Strauß jetzt noch leben und sehen, wie der Materialismus immer mehr von allen ernsten Denkern verlassen wird, und welch armselige Rolle Häckel in den eigentlichen wissenschaftlichen Fachkreisen spielt, dann würde er sicher den Materialismus auch wieder verlassen und seine Weltanschauung zum dritten Male ändern. —

Der Menschengeist und das Menschenherz sind unruhig, bis sie ruhen in Gott. —

Am 8. Februar 1874 starb Strauß. Seine letzte Ruhestätte bezeichnet ein schwarzer Block aus Marmor auf dem alten Friedhof seiner Vaterstadt. Kalt wie Marmor war seine Seele in bezug auf Gott und Religion, wenn er auch in anderen Beziehungen nicht ohne Gemütstiefe war.

Im innersten Grunde seines Wesens konnte der Mann bei den glänzenden Gaben seines Geistes doch nicht glücklich sein, denn es fehlte ihm die Religion, die wahre Weltanschauung und der Sonnenschein des Herzens.

.. Quartalsabonnement Mk. 2.40 ..

Digitized by Google

Akademische Freiheit und schrankenlose Lehrfreiheit?

Die sonderbare Auffassung vieler Studenten über den Begriff der „akademischen Freiheit", wie sie aus Anlaß des Falles Schnitzer-Bardenhewer in Nr. 9 der „Allg. Rundschau" bloßgestellt wurde, und die dabei auch gegeißelte Beschränkung der Lehrfreiheit eines überzeugten katholischen Universitätslehrers durch Vertreter „schrankenloser Lehrfreiheit" hat ein interessantes Nachspiel erhalten. Der akademische Senat hat an Professor Bardenhewer ein Schreiben gerichtet, in dem er seine Ansprache in scharfen Worten mißbilligt und Bardenhewer nicht nur Verletzung der kollegialen Rücksichten gegen Prof. Schnitzer vorwirft, sondern auch die Verantwortung für die Tumultszenen in den Räumen der Universität aufbürdet. Zu dem letzteren schweren Vorwurf schreibt der Senat wörtlich: „Sie mußten sich klar sein, daß Sie, weit entfernt, zur Beruhigung der akademischen Jugend beizutragen, Anlaß geben würden zu Szenen, wie sie seit Menschengedenken an deutschen Universitäten unerhört waren."

Prof. Bardenhewer ist die Antwort nicht schuldig geblieben. Bei aller Höflichkeit in der Form, spricht er kräftig und entschieden. Da man ihn verurteilte, ohne ihn zu hören, sieht er sich in die Lage versetzt, „das Urteil des akademischen Senats als sehr verfehlt ebenso höflich wie entschieden ablehnen zu müssen". Das ist die richtige Antwort an die Herren Vertreter der „schrankenlosen Lehrfreiheit", die Bardenhewer noch ergänzt mit dem Beweis dafür, daß er das Recht und die Pflicht hatte, seinen Hörern gegenüber die Aufsätze Prof. Schnitzers einer Kritik zu unterziehen.

Gegen die Unterstellung, ihn für den Mißbrauch der akademischen Freiheit durch die skandalierenden Studenten verantwortlich zu machen, antwortet Bardenhewer mit dankenswerter Klarheit:

„Mit besonderem Nachdruck und nicht ohne innere Entrüstung muß ich schließlich den Vorwurf des akademischen Senates zurückweisen, ich hätte den Anlaß gegeben „zu Szenen, wie sie seit Menschengedenken an deutschen Universitäten unerhört waren". Gegen derartige Anschuldigungen pflege ich mich nicht zu verteidigen, auch dann nicht, wenn sie vom akademischen Senate erhoben werden. Meine Worte hatten den ausgesprochenen Zweck, zu beruhigen, und sie haben diesen Zweck bei denjenigen, denen sie galten, ganz und voll erreicht. Die mehrere Tage später einsetzenden wüsten Szenen, deren sich zu schämen die Ludwig-Maximilians-Universität München freilich alle Ursache hat, sind von ganz anderer, von möglichst direkt entgegengesetzter Seite angezettelt worden. Auch unsere akademische Jugend ist längst darüber im klaren, daß die Triebfeder der gegen mich gerichteten Demonstrationen in dem Hasse gegen alles, was katholisch heißt, zu suchen ist. Der Stellung und der Aufgabe des akademischen Senates würde es entsprochen haben, wenn er mir sein Bedauern darüber ausgedrückt hätte, daß er diese Demonstrationen zu verhindern nicht imstande war."

Die Antwort läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig!

F. Wunderl.

Sehnsucht.

Und wenn ich Sonntags Muße hab,
So geh ich an den Strand,
Es schwimmt ein Schiff den Strom hinab
Wohl in das welsche Land.

Vom Nebel sind die Berge faßt,
Der Rhein geht trüb und hoch.
Schon fiel das Laub zum drittenmal,
Seit er von dannen zog.

O nähm das fremde Schiff mich mit
Wohl in das welsche Reich —
Und fänd ich meinen Liebsten nit,
Wollt sterben alsogleich.

Karl Jünger.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?[1])

Von

Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit? lautet die Frage, über welche Ihnen ein Referat erstattet werden soll. Wer sind die „Wir?", in deren Namen da geredet werden kann? Das sind zunächst die Mitglieder der genannten Vereine, welche im Laufe des vorigen Jahres sich behufs erfolgreicherer Vertretung ihrer Bestrebungen zu einem Verband zusammengeschlossen haben, der sich als interkonfessionell bezeichnet; sie waren und sind überzeugt von dem Ernst der Lage, sie wissen, daß es wie auf anderen Gebieten so auch auf dem des geschlechtlichen Lebens Fragen gibt, die dieser verhältnismäßig leicht, jener nur sehr schwer richtig zu lösen vermag, und daß auch in der Geschichte der Völker auf Zeiten ruhiger Entwicklung aufgeregte, ja sturmbewegte Jahrzehnte folgen. Die einzelnen Mitglieder unserer Vereine haben von ihrer Zugehörigkeit zu diesen Warnung, Mahnung und Stärkung für ihr persönliches Leben. Doch von diesem Segen ist heute nicht weiter zu sprechen.

Aber die Hunderte, welche sich unmittelbar unserer Fahne angeschlossen haben, die Tausende und Zehntausende, welche weiterhin ihr folgen, die Zehntausende und Hunderttausende, welche ähnlichen Vereinen angehören, sie alle fühlen, daß die Gesundheit unseres Volkslebens ernstlich bedroht ist. Die Liebe zu Volk und Vaterland hat all diese auf verschiedenen Wegen ähnliche Ziele erstrebenden Vereine ins Dasein gerufen. Millionen unserer Mitbürger, die äußerlich sich zu keinem dieser Vereine zählen, erkennen im stillen ihre Notwendigkeit an. Am allernötigsten freilich haben ihr Wirken diejenigen, welche ihre heftigsten Gegner sind, die Anschauungen huldigen, deren Betätigung die berühmtesten Kulturvölker ebenso wie einst kräftige Naturvölker zugrunde gerichtet hat. Also wir und alle unsere Volksgenossen brauchen solche Vereine.

Es sei nun nicht davon die Rede, daß manche mit den unserigen verwandte Vereinigungen sich die Pflege der Sittlichkeit zur Aufgabe gesetzt haben, daß andere lediglich die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten anstreben; auf das uns zunächst Liegende, den interkonfessionellen Verband der Männervereine habe ich mich zu beschränken. Der Schrecken über die Gefahren, von denen die Zukunft unseres Volkes, die Jugend, mehr als jemals bedroht ist, hat zur Gründung der beiden Männervereine in Köln und in München geführt; in beiden Fällen sind es Jugendbildner gewesen, deren Wahrnehmungen den ersten Anstoß gegeben haben, andere für das Wohl des Volkes begeisterte Männer haben sich dann der Sache angenommen mit mutigem Wort und mit gewandter Feder. Von katholischer Seite ist die Bewegung ausgegangen; aber die Männer, welche hier in München an die Spitze traten, Dr. Kausen und Dr. Kemmer, erkannten sofort, daß der zu gründende Männerverein ein interkonfessioneller sein müsse, und die am 11. März des vorigen Jahres in Köln versammelten Vertreter von 15 Vereinen erschlossen sich derselben Einsicht.

Seit 22 Jahren gibt es auf evangelischer Seite ein Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit. Es wird herausgegeben von der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine, deren 15, von Kiel bis Stuttgart, neben den Provinzialverbänden von Brandenburg, Sachsen und Posen sich darin vernehmen lassen. Auf der ersten Seite stehen die Schriftworte: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" und „die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten". Die Expedition bezeichnet sich als Geschäftsstelle der Vereine zur Hebung der Sittlichkeit. So rühmenswert dieses Ziel ist, so fest der Boden dieser evangelischen Vereine ist, die Stifter der Männervereine glaubten sich die Aufgabe leichter machen und eine breitere Grundlage suchen zu müssen; sie erstreben zunächst nicht Pflanzung und Pflege der Sittlichkeit, sondern mit Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit wollen sie sich begnügen und dabei liegt ihnen besonders der Schutz der heranwachsenden Jugend, die Eindämmung der Prostitution und die der widernatürlichen Unzucht am Herzen. Es wird niemand in den Sinn kommen, Schäden, die schier so alt sind wie die Menschheit, völlig heilen zu wollen; nur darum kann es sich handeln, daß sie auf ein erträgliches Maß zurückgeführt werden; allein schon zur Erreichung dieses bescheidenen Zieles ist,

[1]) Vortrag, gehalten in der 3. Mitgliederversammlung des Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Professor Böhmländer ist evangelischer Pfarrer und Religionslehrer am Luitpoldgymnasium in München.

Digitized by Google

wie die Dinge in der Gegenwart bei uns liegen, die Mitwirkung einer möglichst großen Zahl von teilnehmenden Kämpfern unbedingtes Erfordernis. Darum brauchen wir interkonfessionelle Vereine.

Man sagt mit Recht: Gute Sitten sind besser als gute Gesetze, und man kann meinen, bei einem Volk, welches des allgemeinen Wahlrechtes sich erfreut, sei die Gesetzgebung Ausdruck der Volksgesinnung. Sind nun gute Gesetze im Bundesrat und Reichstag nicht durchzubringen, so sei damit der Beweis geliefert, daß der sittliche Stand des Volkes sich nicht auf der Höhe der vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen befinde. Wenn die Lex Heinze, von welcher ihr Gegner Maximilian Harden im Jahr 1900 erklärte, daß ihre Paragraphen im wesentlichen belanglos seien und ihre Gefährlichkeit sehr übertrieben werde, Entwurf blieb, so bewies diese Tatsache das Vorhandensein einer starken Minderheit in unserem Volk, der unbeschränkte Freiheit wertvoller erschien als einigen vielleicht da und dort etwas unbequem werdende Zucht. Aber war es gut, daß man damals auf den Vorschlag, der heranwachsenden Jugend den Anblick verführerischer Bilder zu entziehen, nicht einging? Nicht nur Fürsten, auch Völker können sich im Urteil über das, was ihnen frommt, schweren Täuschungen hingeben; es dürfte keine Uebertreibung sein, wenn die Folgen jenes Mißgriffes verhängnisvolle genannt werden. Denn in jedem Volke gibt es eine große, bisweilen sogar sehr große Zahl von Unmündigen, nicht nur von Kindern, die erst erzogen werden müssen, sondern auch von Erwachsenen, die sich bei ihrem Urteil statt von gewissenhafter Erwägung lediglich von ihren Neigungen, Leidenschaften und Abneigungen bestimmen lassen. Es ist wahr, daß die Jugend unempfänglich ist für manches, was das Alter reizt, aber das ist auch wahr, daß die Jugend durch manches gereizt wird, was dem reiferen Alter keine Gefahr mehr bietet. Das Maß des Verführerischen, welches seit dem Jahre 1900 unserer Jugend dargeboten wird, ist so groß, daß besorgte Eltern ihre Kinder kaum mehr davor behüten können, sondern lediglich darauf hoffen müssen, das Uebermaß werde abstoßend wirken. Möchten nicht spätere Geschichtsschreiber gezwungen sein, den Fall der Lex Heinze als ein Jena zu bezeichnen, das unser Volk sich selbst bereitet hat! Aber wenn auch Carneri, der Verfasser des weit verbreiteten Buches: „Der moderne Mensch" meint, die Reue sei bei diesem nicht so entwickelt, wie die Moralisten von altem Schrott und Korn es erheischen, vielleicht täuscht er sich doch! Vielleicht ist doch eine Sinnesänderung und eine Verbesserung des früher abgegebenen falschen Urteils seitens unseres Volkes noch möglich, die dann zu einer entsprechenden Gesetzgebung führt.

Diejenigen, welche in erster Linie berufen wären, auf solche Umstimmung hinzuwirken, sind die Geistlichen der verschiedenen Konfessionen. Aber haben sie noch den dazu erforderlichen Einfluß? Wurde nicht seit Jahrzehnten von Leuten, die absichtlich oder unwissentlich den Umsturz vorbereiten, so sehr gegen diesen Stand gehetzt, daß weite Kreise seinen Worten von vornherein mit Mißtrauen entgegenkommen? Die Sache, um welche sich Geistliche besonders annehmen, erscheint vielen schwachen Gemütern heutigen Tages von vornherein verdächtig. Darum müssen in der Sittlichkeitsbewegung auch solche Vereine Platz finden, die sich gegen die Verdächtigung wehren können, als stünden sie im Dienste eines bestimmten Standes oder einer politischen Partei. —

Der Münchener Männerverein ist von seiner Entstehung an interkonfessionell im weitesten Sinn des Wortes gewesen. Er trug damit den Zeitverhältnissen Rechnung, unter denen wir leben. Die öffentliche Unsittlichkeit will er bekämpfen; das hat zur Voraussetzung, daß seine Mitglieder sich für die Aufrechterhaltung einer bestimmten Art von Sittlichkeit entschieden haben, denn sie müssen einen festen Boden unter den Füßen haben, von dem aus sie kämpfen. Dieser feste Boden ist das christliche Sittlichkeitsideal. „Christlich"? Ist das nicht konfessionell? Es scheint so; aber es muß nicht so sein, es kann auch interkonfessionell verstanden werden, sofern eben das Christliche das wahrhaft Menschliche ist.

Fragen wir vorerst, um was es sich bei diesem Kampf handelt! Unsere Gegner versichern fortwährend, es käme ihnen auf die Sicherung der von der Menschheit in ihrer bisherigen Entwicklung errungenen Kulturgüter an. Dabei stellen sie dem christlichen Sittlichkeitsideal das altgriechische, der Ethik die Aesthetik gegenüber; jene verwerfen sie, für diese begeistern sie sich. F. Nietzsche schrieb: „Sie sind dahin, die Korinthischen Nächte einer Laïs! Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken, er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster!" Maximilian Harden sprach 1900 vom Christentum als von einer überwundenen Weltanschauung und ermahnte, darauf hinzuwirken, daß die moderne Sittenlehre die bisher als einzige Richtschnur geltende ablöse; Hermann Sudermann ließ gleichzeitig sich vernehmen: „Wir sind alle Zöglinge der christlich-judäischen Weltauffassung. Aber wir sind auch Kinder des Hellenentums, das in der Form der Renaissance seinen Siegeszug durch die Welt unternahm." Wenn er fortfährt, diesen „hellenischen Geist aus unserem Kulturleben zu verbannen ist unmöglich", so werden wir ihm in gewissem Sinne beistimmen, aber sofort regt sich unser lebhaftester Widerspruch, wenn er im Ton des Vorwurfs erklärt: „Jene Herren dekretieren: die Sitte wandle sich nicht, sie sei normiert in Bibel und Katechismus!" Mit dem offenherzigsten Gegner möge geschlossen werden, mit Frank Wedekind, von dem wir erfahren: „Die Sünde ist ein mythologischer Begriff."

Aesthetik statt Ethik, schwankendes Gefühl an Stelle gefestigten Willens war stets das Schlagwort sittlich verwerflicher Richtungen: so bei den Gnostikern, den Mystikern, soweit sie bedenkliche Wege einschlugen, den wiedertäuferischen Schwärmern und all den Leuten, die sich für genial hielten und doch verlottert waren. Die vorhin erwähnten Aeußerungen sind Erzeugnisse der naturalistischen Weltanschauung, welche in unserem Vaterland seit 50 Jahren immer zahlreichere Anhänger gewonnen hat. Bis dorthin wurde lediglich die christliche Glaubenslehre bekämpft; die christliche Sittenlehre in der Regel als unübertrefflich gepriesen. Aber mit dem Auftreten des Materialismus setzte das Antichristentum mit aller Kraft ein. Jetzt bildete sich eine neue Weltanschauung, die auf allen Gebieten des Lebens sich durchzusetzen bedacht war, eine Revolution der Gesinnung. Wissen sollte an die Stelle des Glaubens treten. Ein Prophet dieser neuen Weltanschauung für das sexuelle Gebiet ist August Forel, dessen Werk über die sexuelle Frage für keinen geringen Teil unserer akademisch gebildeten Jugend an die Stelle der Bibel getreten ist. Mit rühmlichster Entschiedenheit tritt Forel gegen die Prostitution auf, verdienstlich zeigt er, wie manche Verirrungen des geschlechtlichen Lebens in angeborenen Unregelmäßigkeiten begründet sind; aber sein einseitig naturalistischer Standpunkt verführt die Jugend dazu, über die Ausschreitungen und Ausartungen des angeblich stärksten menschlichen Triebes allzu mild zu denken, und wenn nur die entsprechende Vorsicht geübt werde, an sich Unerlaubtes für ihr gutes Recht zu halten. Wer ihr das wehren wolle, und, wenn er es als Vater, Mutter, Seelsorger, Lehrer noch so gut meint, der ist ihr Feind oder wenigstens rückständig. Und neben Forel tritt für die weibliche Jugend Ellen Key mit ihrer verfeinerten Erotik. Mit Recht macht ihr die Witwe des Philosophen Eduard von Hartmann zum Vorwurf, daß sie in jungen Mädchenherzen Erwartungen groß ziehe, die in der Wirklichkeit niemals Erfüllung finden könnten, und sie spricht die Befürchtung aus, wir hätten eine große sittliche Verwahrlosung zu gewärtigen, wenn die Loslösung des Volkes von der Kirche in zunehmendem Maße fortschreite und wenn man nicht auf dem Boden einer geschlossenen Weltanschauung, als welche sie allerdings das System ihres Mannes betrachtet, die sittliche Autonomie zur Vollkommenheit ausbilde. Was kann und wird aus der gebildeten Jugend unseres Volkes werden, wenn Forel und Ellen Key ihre Herzen erobern?

(Schluß folgt.)

Die Geistlichkeit und die bevorstehende Wahlbewegung in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Frankreich steht am Vorabende der Gemeindewahlen, welchen die Kammerwahlen im Frühjahre 1910 folgen werden. Die Gemeindewahlen werden gewöhnlich als Prüfstein der politischen Wahlen betrachtet, obgleich bei denselben oft ganz andere Fragen als die Politik in Betracht kommen. Immerhin haben sie aber eine gewisse politische Wichtigkeit, weil die Gemeindebehörden bei der Bildung des Wahlkörpers des Senates ein Wort mitzusprechen haben.

Deshalb machen die Katholiken auch jetzt schon Anstrengungen, um bei den Gemeindewahlen ihren Mann zu stellen Leider aber zieht man in getrennten Heerhaufen ins Feld. Wenn es sich dabei darum handeln würde, getrennt gegen den Feind zu marschieren und denselben gemeinsam zu schlagen, ging es noch an. Aber der orleanistische Heerhaufen, welcher unter der Fahne der sogenannten Action française aufmarschiert, will von dem Programm der anderen Heerhaufen nichts wissen und will die Republik „mit allen Mitteln" zum Falle bringen. Die Leute verfügen über bedeutende Mittel und halten in den meisten Städten Frankreichs Versammlungen, wobei immer die Sturmglocke gegen die Republik geläutet wird. Die Action française zählt mehrere ehemalige Dominikaner und auch zwei oder drei aus der Gesellschaft Jesu getretene Priester zu ihren Wortführern. Ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß letztere drei Priester in Wirklichkeit aus der Gesellschaft Jesu ausgeschieden sind, beziehungsweise ausgeschieden wurden, da deren polterndes Auftreten von den Oberen entschieden mißbilligt wurde und schließlich zu deren Austritt führte.

Digitized by Google

Ein guter Teil des Episkopates ist schon lange über besagte geistliche Polterer ungehalten. Aber alle Winke mit dem Zaunpfahl scheinen nichts zu nützen; im Gegenteile, eine in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinende Wochenschrift „La Brigade de fer" wird unentgeltlich im ganzen Lande verbreitet. Die Jakobiner und Freimaurer machen nicht allein den Orden der Dominikaner und die Gesellschaft Jesu für dieses Gebaren verantwortlich, sondern auch den Episkopat und die gesamte Weltgeistlichkeit, obgleich weder die beiden Orden, noch die Kirche etwas mit dem Auftreten der Action française zu tun haben. Da letztere auch in der Diözese von La Rochelle operierte, so hat der Diözesanbischof, Msgr. Eyssautier, sich veranlaßt gefühlt, gegen die Polterer Stellung zu nehmen und dieselbe öffentlich getadelt. Die Note seines Ordinariatsblattes lautet wie folgt:

„Der Priester hat weder die Liebe zur Monarchie noch zur Republik zu predigen. Er hat sich ebensogut mit dem Wohl und Seelenheil der Republikaner als der Monarchisten zu beschäftigen. Würde sich die Geistlichkeit in Handlungen einlassen, deren offenkundiger Zweck ist, mit allen Mitteln die bestehende Regierungsform zu ändern, so würde sie sich selbst und die Kirche mit ihr in die gefährlichste Politik, in eine gegen die Verfassung gerichtete Politik einlassen, von der Leo XIII. und Pius X. abgeraten haben." — „Die Hauptleiter dieser Parteibewegung sind positivistische Gottesleugner, für welche die Religion nur eine „soziale Funktion", ein „notwendiges Rad" ist. Wie wäre es möglich, daß wir uns zu Gottesleugnern gesellen, um das problematische Werk einer monarchistischen Restauration zu beginnen, nachdem wir anderseits gewisse Leute, die zu den Unserigen zählen, getadelt haben, weil sie mit Freidenkern und Protestanten zusammengehen, um das notdringende Werk des Kampfes gegen die Trunksucht aufzunehmen?" — „Dürfen wir uns sagen lassen, daß unter dem löblichen Zwecke, Frankreich zu retten, wir bereit seien „jedes Mittel anzuwenden"? In diesem Falle haben wir unsere Anatheme gegen die portugiesischen Königsmörder in die Tasche zu stecken, denn sie haben nur gehandelt, wie wir handeln würden, wenn wir gegebenenfalls uns auf einen derartigen Grundsatz einließen."

Die drei Gründe erscheinen uns unwiderlegbar. Es sind schon genug Fehler von Geistlichen gemacht worden, welche sich von den politischen Parteien ins Schlepptau nehmen ließen. Die Art, wie wir dieses jetzt büßen müssen, sollte uns doch jede Lust vertreiben, wieder anfangen zu wollen. Lassen wir also der Gegenrevolution den Lauf, wenn dieselbe sich einstellen sollte. Unsere Rolle darf es nicht sein, der „eisernen Brigade" (Anspielung auf antirepublikanische Flugblätter) Mannschaften zuzuführen. Noch weniger dürfen wir die Szene „der Dolchweihe" der Hugenotten aufführen. Im Gegenteil, wir müssen uns bereit halten, mit dem Oelzweig des Friedens in der Hand auf die Barrikaden zu zeigen und, wenn nötig, dabei unser Blut zu vergießen! — „Wir wollen die Rolle der Action française weder besprechen noch tadeln. Dies ist nicht unsere Sache, das geht uns nichts an. Wir bestreiten auch nicht den Wert der Leiter derselben, noch das Interesse ihrer Bemühungen. Aber es ist unsere Pflicht zu verhindern, daß die Kirche in die Sache eingelassen werde. Wenn man daher überall herumläuft und wiederholt in Wort und Schrift versichert, der weitaus größere Teil der französischen Geistlichkeit muntere zu dieser Bewegung auf und unterstütze dieselbe, so wird die Kirche in die Sache gezogen." —

Die Note des Ordinariats hat zwar nicht wie ein Gewitter eingeschlagen, sie hat aber doch luftreinigend gewirkt, denn man hatte nicht den Mut, den Diözesanbischof von La Rochelle anzugreifen, wie es mit anderen Bischöfen geschehen ist, denn Msgr. Eyssautier gehört zu denjenigen Mitgliedern des Episkopates, welche von dem Heiligen Vater seit der Aufhebung des Konkordates ernannt worden sind, und an denen man sich nicht zu reiben wagt. — In ganz anderer und korrekter Weise tritt die Action libérale populaire auf, deren umsichtiger Leiter und Generalpräsident Herr Jacques Piou ist. Die Richtung dieser Gruppe ist durch den „Univers" vertreten, welcher in Rom als das autorisierte Sprachrohr jener katholischen Kreise angesehen wird, welche den päpstlichen Weisungen ein williges Ohr leihen und in loyaler Weise den Kampf aufgenommen haben.

Die Zersplitterung der katholischen Kräfte ist um so bedauerlicher als gerade die besitzenden Klassen der Action française die meisten Truppen liefern. Die bedeutenden Geldmittel, über welche diese Gruppe verfügt, werden nicht allein in unnützer sondern sogar für die Kirche und Geistlichkeit schadenbringender Weise verwendet, wie es die Note des Ordinariatsblattes von La Rochelle so deutlich darlegt.

Der Religionsunterricht in den italienischen Elementarschulen.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Mit großer Genugtuung konnten die italienischen Katholiken die in der Abgeordnetenkammer mit erdrückender Mehrheit erfolgte Ablehnung des Antrags Bissolati begrüßen.

Doch hat damit die hochwichtige Frage des Religionsunterrichts in den Elementarschulen noch nicht die vom weitaus größten Teil der Bevölkerung gebieterisch geforderte Lösung gefunden.

Zum besseren Verständnis sei etwas zurückgegriffen. Im November 1907 kam der Stein ins Rollen durch eine neue Schulverordnung, worin ihr Urheber, der Unterrichtsminister Rava, des Religionsunterrichtes, als zum Lehrplan gehörig, mit keinem Wort Erwähnung tat (vgl. Nr. 4 der „Allg. Rundschau"). Den der bestehenden Gesetzgebung entsprechenden Artikel des alten Reglements, welcher die Verpflichtung der Gemeinden, den Religionsunterricht erteilen zu lassen, betont, ließ Rava einfach weg zur Freude der Loge, deren Großmeister Ferrari im Februar 1907 den Brüdern die Weisung gegeben hatte, auf die religionslose Schule energisch hinzuarbeiten. Ravas Vorgehen war der Anlaß zu einer allgemeinen Protestbewegung der Katholiken. Als nun auch der Staatsrat in seiner Mehrheit dem Unterrichtsminister unrecht gab, da brachte der Sozialist Bissolati die Frage vor die Kammer, indem er beantragte, die Kammer möchte die Regierung auffordern, den Laiencharakter der Volksschulen zu sichern und den Religionsunterricht, in welcher Form er auch erteilt werde, daraus fern zu halten.

Nun hieß es, den berechtigten Forderungen der Katholiken noch lauteren und imponierenderen Ausdruck geben. Je näher die Debatte heranrückte, desto intensiver wurde die Agitation betrieben und die Protestkundgebungen erreichten einen Umfang und eine Bedeutung, die man für unmöglich gehalten hätte.

Da trat plötzlich in den ersten Tagen des Februar die Regierung mit einer neuen Verordnung bezüglich des Religionsunterrichtes hervor. Sie lautet: „Die Gemeinden werden für den Religionsunterricht jener Schüler sorgen, deren Eltern es verlangen, und zwar an den Tagen und zu den Stunden, die der Provinzialschulrat bestimmen wird, und durch die Schullehrer, welche als dazu geeignet angesehen werden und es annehmen oder durch andere vom Schulrat als geeignet angesehene Personen. Doch wenn die Mehrheit der Gemeinderatsmitglieder vom Religionsunterricht nichts wissen will, so kann derselbe erteilt werden im Auftrag der Familienväter, die ihn verlangt haben, von einer Person, die das Diplom eines Volksschullehrers und die Genehmigung des Provinzialschulrats hat. In diesem Falle werden dazu die Schulräume zu der von diesem Rat festgesetzten Zeit zur Verfügung gestellt."

Die offiziöse Note, durch welche diese Bestimmung veröffentlicht wurde, schloß mit der Bemerkung, daß auf diese Weise die Freiheit der Gemeinden, Lehrer und Familienväter gesichert werde. Giolitti, Vertreter einer unentschiedenen, zwischen den Parteien hin- und hergondelnden Politik, wollte alle befriedigen, doch befriedigte er keinen. War auch die auf völlige Abschaffung des Religionsunterrichtes in den Primärschulen hinauslaufende Forderung der Loge durch dieses neue Reglement, im Gegensatz zu jenem Ravas, abgewiesen, so war anderseits den berechtigten Forderungen der Katholiken nur in sehr beschränktem Maße Rechnung getragen. Während das Gesetz den Gemeinden die Verpflichtung auferlegte, den Religionsunterricht erteilen zu lassen, überließ die neue Verordnung dies ihrer Willkür zum Schaden der Katholiken, die dann gezwungen sind, auf eigene Kosten den Katechismus lehren zu lassen, und zwar durch diplomierte und dem vielleicht antiklerikalen Schulrat genehme Personen. So nimmt die Regierung mit der einen Hand zurück, was sie mit der anderen gegeben.

Die Kammerdebatten zum Antrag Bissolati füllten sieben Sitzungen und boten äußerst interessante Momente. Abgesehen von dem mehrmals losgebrochenen Geschimpfe und Gebrüll der äußersten Linken, bewegte sich im allgemeinen die Diskussion auf achtunggebietendem Niveau. Es fehlte nicht an glänzenden Leistungen parlamentarischer Beredsamkeit. Daß man auf fast allen Bänken den Reden von Abgeordneten wie Cameroni, Stoggato, Salandra und Mauri, die für den letzten Rest des christlichen Charakters der Volksschule eintraten, mit gespannter

Digitized by Google

Aufmerksamkeit und hohem Interesse folgte, war bezeichnend für den Standpunkt der großen Mehrheit. In der vorletzten Sitzung entledigte sich Rava der schwierigen Aufgabe einer Verteidigung der neuesten Verfügung des Ministerrats in recht ungeschickter Weise. Doch gelang es am folgenden Tage Giolitti, den schlechten Eindruck wieder zu verwischen.

Zunächst wurde ein Abänderungsantrag Moschini mit 333 gegen 106 Stimmen abgelehnt; derselbe lautete: „Die Kammer betrachtet den Staat als nicht zuständig, irgend einen dogmatischen Unterricht vorzuschreiben, und ist der Ansicht, daß solch ein Unterricht in den öffentlichen Primarschulen keinen Platz finden kann." Der erste Teil des Antrags Bissolati, die Kammer möge die Regierung auffordern, den Laiencharakter der Volksschule zu sichern, wurde mit großer Mehrheit durch Aufstehen abgelehnt. Die namentliche Abstimmung über den zweiten Teil bezüglich der Ausschließung jeglichen Religionsunterrichtes ergab 60 Stimmen für den Antrag und 347 dagegen.

Zum Schluß wurde mit 179 gegen 129 Stimmen die einfache Tagesordnung angenommen mit der Bedeutung eines Vertrauensvotums für die Regierung und der Billigung ihres oben angeführten Reglements. Bei dieser Abstimmung teilten sich die Anhänger des Religionsunterrichtes: manche stimmten mit der äußersten Linken gegen die Regierung, weil sie unter keinen Umständen den in ihrer Verordnung festgelegten Modus der Erteilung des Religionsunterrichtes gutheißen wollten; andere gaben sich mit der vorher von Giolitti abgegebenen Erklärung zufrieden, wonach die bei der Anwendung sich als nötig herausstellenden Abänderungen vorgenommen würden.

So erfreulich auch die entschiedene Abwehr des atheistischen Vorstoßes ist, ein Erfolg, den die Katholiken zum guten Teil ihrem energischen Auftreten verdanken, so dürfen sie doch die Hände nicht in den Schoß legen. Die radau- und verfolgungssüchtigen Scharen werden den Angriff zweifellos wiederholen. Für die Katholiken heißt es, immer bereit sein zur Defensive und gewappnet zur Offensive, um die Berücksichtigung ihrer gerechten Forderungen zu erzwingen. Sie scheinen auch nicht ruhen zu wollen, bis sie dies erreicht. Ende März wird in Genua ein Katholikenkongreß abgehalten, in erster Linie zur Behandlung der Schulfrage. Die kürzlich gegründete „Zentralleitung der Aktion der italienischen Katholiken" spricht die Hoffnung aus, daß bald diesem ersten Kongreß größere folgen werden.

Am 1. März fand in Rom eine von der Diözesandirektion veranstaltete große Versammlung der katholischen römischen Vereine statt. Die zweideutige Haltung der Regierung wurde in einer Tagesordnung getadelt, in der auch zur Ausbildung der Organisation aufgefordert wird, damit katholische Kandidaten bei Gemeinde- wie Kammerwahlen den Anhängern der atheistischen Schule erfolgreich entgegentreten können. Der Hauptredner, Advokat Pericoli, wies auf die in Rom gesammelten 100,000 Unterschriften von Großjährigen zum Protest gegen den Antrag Bissolati hin, während man vor wenigen Jahren im selben Rom kaum 12,000 gegen die geplante Ehescheidungsgesetzgebung zusammengebracht, ein Beweis für die im katholischen Lager werbende Jugendkraft.

Vorfrühling.

Noch liegt der Schnee auf manchem Dach,
Doch weinend tropft er sich zutod.
Die Knospen grünen schon gemach
Und leuchtend kommt das Morgenrot.

Da leidet's mich nicht mehr zu Haus,
Da ist ein Fenster nicht genug.
Ich muß ins freie Feld hinaus
Und Lenzluft trinken Zug um Zug.

So würzig weht mich von der Flur
Der Hauch gebroch'ner Schollen an,
Als hätte heute die Natur
Den ersten Atemzug getan.

Voll Sehnsucht träumt sich in die Pracht
Des Frühlings das beglückte Herz;
Und aus der bangen Winternacht
Die Sonne aufsteigt himmelwärts.

Laurenz Riesgen.

Der Kampf gegen den Schmutz im badischen Landtag.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Erfreulicherweise finden die ernsten Mahnrufe gegen die Verbreitung und Ausstellung unsittlicher Schriften und Bilder ein immer stärkeres Echo. Nicht nur die Presse, sondern auch die Parlamente beschäftigen sich mehr wie früher mit der bedeutsamen Frage, wie am wirksamsten dieser Schlammflut Einhalt getan werden kann. Es bleibt deshalb ein großes Verdienst jener tapferen und unerschrockenen Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt — wir nennen vornehmlich den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" und den Abg. Roeren — und die damit eine echt nationale Tat vollbracht haben. Das Vaterland — wenn auch nicht heute — wird es ihnen einmal, so es gerecht sein will, danken.

Die jüngste Rede des Abg. Roeren im Reichstage hatte den Erfolg, daß auch von nationalliberaler Seite anerkannt wurde, daß eine entschiedene Besserung der Zustände dringend notwendig ist. Dieser Einsicht wird man sich nirgendwo verschließen können, wenn man mit offenen, klaren Augen sich den Schmutz besieht, der heute in das entlegenste Schwarzwalddorf dringt.

Im badischen Landtage haben dies die Zentrumsabgeordneten Amtsgerichtsdirektor Gießler, Postdirektor Schmunck und Oberamtsrichter Wittemann-Donaueschingen zum Ausdruck gebracht. Der Fraktionschef der Nationalliberalen, Abg. Dr. Binz, hatte in der Zweiten Kammer auf die Gefahren hingewiesen, die in sittlicher Hinsicht unserer Jugend und teilweise auch den Aelteren durch die jetzt so sehr überhand nehmenden kinematographischen Veranstaltungen drohen. Der Minister des Innern, von Bodman, erklärte sich auf diese Klage hin bereit, dem Unfug so weit als möglich zu steuern.

Der Abg. Schmunck ergriff nun die Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die oft geradezu „skandalösen Schaufensterauslagen in unseren Städten, die Residenz nicht ausgenommen," hinzulenken. Diese Worte erregten große Bewegung im Hause. Auch Herr Schmunck betonte, daß dies Auslagen seien, von denen man oft mit dem besten Willen nicht sagen kann, daß sie irgend etwas mit der Kunst oder Wissenschaft zu tun haben. Diese Auslagen bieten aber eine stete Gefahr für das unerfahrene Auge unserer Jugend. Diese ärgerniserregenden Schaustellungen seien noch viel schlimmer als die kinematographischen Vorstellungen und zwar aus dem Grunde, weil man den Kindern den Besuch des Kinematographen wohl verbieten, sie aber nicht von dem Besuch der öffentlichen Straßen abhalten kann. Wenn das richtig ist, was ein Karlsruher Blatt schrieb, daß die zurzeit bestehenden gesetzlichen Bestimmungen keine Handhabe(!) gegen die Ausstellung von schamlosen Büchern und Bildern bieten, dann müsse man eben Gesetze schaffen, ehe es zu spät ist. Minister von Bodman erklärte, der Sache neuerdings volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Mittel der Polizei zum Einschreiten sind ziemlich eingeschränkt durch die Auslegung, die der § 184 des Reichsstrafgesetzbuches erfährt.

Der Abg. Gießler bezeichnete es als eine Aufgabe der Polizei, daß sie schützt vor der Unmoral, vor dem Schmutz, der sich weit und breit zeigt; es müsse eine der schönsten Aufgaben der Polizei sein, unsere heranwachsende Jugend sittlich und körperlich gesund zu erhalten, daß sie nicht verdorben wird durch alles das, was man als Schmutz zu bezeichnen pflegt. Alle ernsten Stimmen in Zeitungen, in Zeitschriften, Männer aus allen Kreisen, auch aus Künstlerkreisen — er erinnere nur an unseren hervorragenden Direktor unserer Kunstschule, den wir als eines unseres tüchtigsten Landeskinder verehren, das Mitglied der Ersten Kammer, Thoma — haben sich ernst zu dieser Sache ausgesprochen.

Der Abg. Wittemann stellte fest, daß man auf allen Seiten des Hauses darin einig sei, daß man Schutz vor dem Schmutz herbeiführen müßte, daß man namentlich auch die Jugend schützen müsse gegenüber dem Schmutze, der sich den jugendlichen Augen in den Schaufenstern und Auslagen darstellt. Der Redner wies nun darauf hin, daß sich die regierungsseitige Auffassung bezüglich des § 184 des Reichsstrafgesetz-

Digitized by Google

buches decke mit einer Antwort, die am 4. Februar ds. Js. in Berlin einem Professor, der sich bezüglich der unzüchtigen Schaufensterauslagen an das Polizeipräsidium gewandt hatte, seitens dieser Behörde zuteil wurde. In diesem Bescheide wurde gesagt, daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen eben ein Einschreiten gegen die Roheiten und Schamlosigkeiten in Wort und Bild, die in den Auslagen einer Reihe von Buchhandlungen dargeboten werden, nicht ermöglichen. Abg. Wittemann weist auf eine Entscheidung des höchsten bayerischen Gerichtshofes v. 2. Nov. 1907 hin. Diese Entscheidung wird der Polizei die Mittel an die Hand geben, um hier in dem gewünschten Umfang und in dem gewünschten Maße gegen die skandalösen Auslagen in den Schaufenstern vorzugehen. Diese Entscheidung läßt nämlich den § 360 Ziffer 11 des Reichsstrafgesetzbuches hier zutreffen und ist juristisch durchaus haltbar und unanfechtbar ausgeführt. Wenn also der § 184 des Reichsstrafgesetzbuches versagen sollte, so bleibt der Polizei selbst für ihr Einschreiten und für ein strafendes Vorgehen immerhin noch der § 360 Ziff. 11 des R.St.G. und es wird auf Grund dieser oberstrichterlichen Entscheidung des höchsten bayerischen Gerichtshofs wohl kaum daran zu denken sein, daß etwa Gerichte, die gegen eine derartige Strafverfügung des Bezirksamtes zur Entscheidung angerufen werden, diese Strafverfügungen, bei Vorliegen der tatsächlichen Voraussetzungen, wieder aufheben würden. Es wird auch hier die Bedeutung einer obersten richterlichen Entscheidung sich eben in der Weise äußern, daß mit gutem Erfolge gegen diesen Skandal vorgegangen werden kann.

Es ist zweifellos von großer Bedeutung, daß die Landtage sich mit dieser wichtigen Frage beschäftigen. Wenn der verheerenden Verpestung wirksam Einhalt getan werden soll, so muß im Bundesrat einmal die Initiative hierzu ergriffen werden. Und die Landtage können ihren Einfluß dahin zum Ausdruck bringen, daß dies bald mit Energie geschieht. Die Wucht der Paulsenschen Mahnworte sollte nicht bloß zu denken geben, sie sollte zu raschem Handeln anspornen!

Es gilt die Ideale des Volkes zu schützen, es gilt die Wurzeln der deutschen Eiche vor Fäulnis zu bewahren!

Offiziertragödien.

Von

W. von Heidenberg.

Drei Tage war ich nun schon mit dem schmucken Leutnant von den Ortelsburger Jägern hinter Hasen und Hühnern hergewesen. Aber trotz aller Weidmannsfreude, die auf den weiten Feldern des großen Gutes immer neue Nahrung fand, ließ mein Kumpan doch ab und zu den hübschen Kopf hängen und verpaßte manche Doublette. Es schien ihn etwas zu drücken. Da, am letzten Abend unseres Beisammenseins, als wir müde am Bergeshang lagen, in die sinkende Sonne schauten und der melancholische Friede der Herbstlandschaft uns umfing, machte er seinem gequälten Herzen Luft. Nur andeutungsweise. Aber ich verstand und warnte ihn, warnte ihn so aufrichtig und dringend, wie ich nur konnte. Geholfen hat's leider nicht. Bald darauf gab's in Ortelsburg eine fürchterliche Szene und auf dem Allensteiner Schießstand knallte es. Der Leutnant tot, der Hauptmann schwer verwundet. Ein Jünglingsleben vernichtet, das der Stolz und die Hoffnung eines einsamen Elternpaares war; der Hauptmann um Existenz und Familienehre gebracht. Und der Kommandeur des Jägerbataillons, ein ausgezeichneter Offizier, mußte auch dran glauben.

Das Drama Schönebeck-Goeben hat nun ein noch fürchterlicheres Ende genommen. So furchtbar, wie die ganze Tragödie einzig dasteht in der Sittengeschichte des preußischen Offizierkorps. Ein Hauptmann, der im Frieden der Weihnacht als Ehebrecher in das Haus seines Kameraden schleicht und diesen niederschießt wie einen Hund! Der gemeinste Mord, den es geben kann. Aber gerächt hat man ihn nicht, sondern die Psychiater vulgo Seelenärzte so lange arbeiten lassen, bis der Schuldige die Situation begriff und „trotz schärfster Ueberwachung" Gelegenheit fand, sich durch eigene Abschlachtung dem Gericht zu entziehen. Und die Geisteskrankheit der Frau von Schönebeck ist jetzt evident. So wäre denn diese Tragödie zur Zufriedenheit erledigt. Aber nicht zu allgemeiner. Wie wir über die Militärjustiz und den Unfug der Psychiater denken, werden wir ein andermal deutlich äußern. Augenblicklich kommt's uns nur darauf an, zu erklären, weshalb solche Offiziertragödien möglich sind.

Die Ehebrüchelei wird nicht aufhören, so lange die Ehebrecher nichts zu fürchten haben. Und das Duell mit den paar Jahren Festungshaft fürchten sie nicht. Falkenhagen beispielsweise, der die Frau des Landrats von Bennigsen verführte und diesen erschoß, hat jetzt seine ganz vergnügliche Haft in Weichselmünde abgesessen und kehrt wieder zurück als vornehmer Mann. Ja, eine gewisse Gloriole umschwebt in den Augen der Schneidlinge männlichen und weiblichen Geschlechts gar noch sein Haupt. Welch eine schändliche Verkehrung aller sittlichen Begriffe! Ohne Pension, ohne Uniform und ohne Titel ausstoßen müßte man jeden Offizier aus seinem Stande, der sich die gemeine Ehrlosigkeit des Ehebruchs zuschulden kommen läßt. Ein Peitschenhieb gebührt ihm und nicht eine Waffe, damit er zum Seelenmorde auch noch den physischen Mord hinzufüge. Die abgründige Unsittlichkeit des Duellzwanges leuchtet ganz besonders dann ein, wenn ein Mann in höherem Alter und Vater von Kindern genötigt wird, sich einem raffinierten Banditen zu stellen. Fügt er sich dem Zwange aber nicht, so wird er gesellschaftlich geächtet, ein Schicksal, das doch nach der Auffassung jedes Mannes von natürlichem Ehrgefühl und Rechtsbewußtsein, von Gemüt und Einsicht ganz allein den Schänder seines Hauses treffen müßte. Wann endlich wird's dort oben, wo die Verantwortung für Standesehrbegriffe und den Duellzwang zu suchen ist, in dieser Hinsicht tagen? Zeit wäre es nachgerade, denn die Begriffe von Ehre und Pflicht und Sittlichkeit, die Alt-Preußen zu Groß-Preußen gemacht haben, treten in den Kreisen, die die Stütze von Thron und Staatsautorität bilden sollten, nur noch recht verkümmert in die Erscheinung. Gewissenlose Egoisten züchtet man heute heran, denen kein Mittel zu schlecht ist, um die ihnen drohende Gefahr abzuwenden. Moderne Landsknechte, die wir hier schon einmal gezeichnet haben; die aber noch tiefer stehen als Panduren und kroatische Barabes. Man spreche nicht mehr von einem entschuldbaren Einzelfall. An der Allensteiner Affäre ist nichts entschuldbar. Sie ist das Glied einer Kette, die von Westen nach Osten herüberreicht: von Mörchingen über Forbach, Pirna, Berlin und Gumbinnen an die Alle. Ein alter Offizier schrieb kürzlich der „Straßburger Post": „Es tut not und hängt viel davon ab, daß die Begriffe von Ehre mit Bezug auf Frauen, Spiel und Saufen richtiggestellt werden in einem zeitgemäßen Sinne, weil die daraus sich ergebenden Händel und Verfehlungen noch immer mit einer gewissen Nachsicht und Entschuldigung beurteilt werden." Naturalismus, ruchloses Uebermenschentum und Gottlosigkeit haben es so weit kommen lassen.

Die Allensteiner Tragödie ist auch noch durch folgenden Umstand ermöglicht worden:

Der Major von Schönebeck hat sich von seiner Frau scheiden lassen wollen, aber sein Regimentskommandeur, der Oberst Graf von der Groeben, hat dies zu verhindern gewußt. Um ein Skandälchen zu vermeiden! Auch ein Zeichen der Zeit. In unserer Periode der moralischen Knochenerweichung will niemand mehr eine Verantwortung übernehmen, selbst ein königlich preußischer Oberst und hochgeborener Graf nicht. Man läßt die Dinge gehen und versucht sich durchzuwinden. Nur nicht der Karriere schaden! Alles wird vertuscht und bemäntelt. Bis dann schließlich einmal eine Sumpfblase platzt und einen Riesengestank erzeugt. Dem Herrn Grafen hat seine Methode nichts genützt. Er ist jetzt auch auf der Strecke geblieben. Aber sogar die armen Dragoner sollen gestraft werden; man will das Regiment aus Allenstein in die posensche Polackei versetzen. Was können denn die Soldaten dafür, wenn einzelne Offiziere nichts taugen?

Mutterglück.

Am Dache singt ein Vögelein
Sein kleines Kind zur Ruh,
Und drunten hört im Kämmerlein
Die Frau ihm sinnend zu.

Und nach der Wiege fliegt ihr Glück,
Da liegt ihr Kindlein traut;
Ihr Auge strahlt in Mutterglück,
So oft sie dortbin schaut.

Du Vöglein, das dort singt so lind,
O, ich versteh dich sehr:
Du liebst dein kleines Vogelkind
Doch — meines lieb ich mehr!

Duisburg. Fritz Theissen.

Digitized by Google

Hinken wir wieder nach?

Von einem Beobachter.

Vor reichlich einem halben Jahre veröffentlichte ein gelegentlicher Mitarbeiter, Rektor Hülster-Reinbek, in der „Allgemeinen Rundschau" einen Artikel unter der Marke „Das gedruckte Wort an den rechten Ort". Nachdem er einleitend auf die gewaltige Macht der Presse hingewiesen, machte er den Vorschlag, kirchlicherseits eine Zentralstelle zur Verbreitung der katholischen Tagespresse ins Leben zu rufen. Der „Reichsbote" hatte damals nichts Eiligeres zu tun, als in diesem Artikel eine Verquickung von Konfession und Zentrumspolitik zu suchen, holte sich aber eine blutige Nase, indem der Verfasser in einer „Besser zusehen!" betitelten Notiz nachwies, daß es sich nicht um Zentrumsblätter handle, sondern um die katholische Presse als solche, von deren Verbreitung er eine Festigung der christlichen Weltanschauung erhoffte. Von einem großen Teil der katholischen Presse wurde damals Hülsters Vorschlag sehr beifällig aufgenommen. Aber was ist bis jetzt zur Verwirklichung desselben geschehen? Nichts, gar nichts. Während wir den Schritt aus der Theorie in die Praxis nicht zu tun wagen, haben andere den gezeigten Weg bereits unter die Füße genommen. Folgende Notiz, die wir einem süddeutschen Blatt entnehmen, liefert den Beweis.

Ueber neuere Organisationsbestrebungen auf dem Gebiete evangelischer Preßarbeit hielt der protestantische Pastor Wolf in Witten auf einer Jahresversammlung des Vereins für die innere Mission ein Referat.

Der Redner betonte zunächst die Kraft, die in jeder Organisation bestände. Wo man in der Gegenwart Ideen und Ziele durchsetzen will, da braucht man Organisationen. Auch auf dem Gebiete des öffentlichen Zeitungswesens sei die Macht der Organisation in Anspruch genommen und sie habe nicht versagt. Hätte die materialistische und sozialistische Weltanschauung einen so gewaltigen Einfluß gewonnen, wenn nicht eine wohlorganisierte Presse hinter diesen Ideen stände? Einzelne Preßorganisationen seien allerdings schon auf evangelischer Seite geschaffen, so die vorzüglich geleitete Preßtätigkeit des Evangelischen Bundes und die wohlausgebaute Zeitungsversorgung des Zentralausschusses der inneren Mission u. a. Darauf setzte der Redner die Geschichte und Entstehung des neugegründeten Presseverbandes auseinander, und er legte eingehend die Ziele und Zwecke dieser neuen Organisation dar. Darnach will dieser Verband sämtliche evangelische Pressebestrebungen zentralisieren. Gleichzeitig will dieser Verband als ein Zweig der inneren Mission der evangelischen Weltanschauung zu regelmäßiger und würdiger Vertretung in der vorhandenen politischen Tagespresse verhelfen in der Erkenntnis, daß die Macht des gedruckten Wortes unserem Volke nicht zum Schaden, sondern zum Segen gestaltet werden muß. Der evangelische Preßverband verfolgt keine besonderen kirchen- oder parteipolitischen Tendenzen, er will lediglich für unsere Kirche und für ihre Angelegenheiten mehr Raum in der öffentlichen Tagespresse suchen und dabei auch den Schriftleitungen der einzelnen Tageszeitungen mit orientierenden Berichterstattungen gute Dienste leisten. Zur Durchführung des evangelischen Preßverbandes forderte der Vortragende die Gründung von synodalen Preßkommissionen. Mit einem warmen Appell an die Versammelten, sich der Arbeit an der Presse, die man wohl Zeitungsmission genannt hat, anzunehmen, schloß der Redner seine längeren Ausführungen.

Das süddeutsche Blatt knüpft daran die Bemerkung: „Wir raten dem Katholischen Preßverein in Bayern, sich die Organisation der Protestanten zum Vorbild zu nehmen." — Dieser Rat ist nicht nur an den bayerischen Preßverein, sondern an das gesamte katholische Deutschland zu richten. Wäre seinerzeit der durchaus praktische H.sche Vorschlag in der „A. R." befolgt worden, so brauchten wir uns heute nicht „die Organisation der Protestanten zum Vorbild zu nehmen". So aber hinken wir wieder einmal nach.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Das Schmiergelderunwesen im Handelsgewerbe.

Die Tatsache, daß der Gesetzentwurf über den unlauteren Wettbewerb keine Handhabe bietet gegen das Schmiergelderunwesen im Handelsgewerbe, veranlaßte am 6. Februar in der 8. öffentlichen Plenarsitzung der bayerischen Kammer der Reichsräte den früheren bayerischen Ministerpräsidenten Reichsrat Exzellenz Graf Crailsheim, beim Kapitel Zentralstelle für Handel, Industrie und Gewerbe nach einer tiefgründigen Darlegung des Unfugs die bayerische Regierung aufzufordern, sie möge im Bundesrat darauf dringen, daß der bezeichnete Gesetzentwurf in dieser Beziehung ergänzt wird.

Graf Crailsheim führte u. a. aus: Es handelt sich um die in der Industrie eingerissene Unsitte, daß Fabriken die kaufmännischen und technischen Angestellten von anderen Etablissements und von Großhandlungen bestechen, um sich bei Lieferung von Waren den Vorzug vor der Konkurrenz zu sichern. Diese Unsitte hat einen so großen Umfang angenommen, daß die Gewährung von sogen. Provisionen vielfach als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet wird. Die Sache wurde auch im Reichstag schon besprochen, und das Reichsamt des Innern veranstaltete eine Enquete über den Umfang des Mißstandes und über etwaige Gegenmaßregeln. Die Aeußerungen, die darauf von den verschiedenen Körperschaften eingingen, sind natürlich sehr verschieden, je nachdem in einem Bezirk solche Tatsachen vorliegen oder nicht. Allein es liegen genügende Erfahrungen vor, um zu beweisen, daß der Mißstand ein außerordentlich verbreiteter ist, z. B. in der chemischen, in der Papier-, Bau-, Metallindustrie, im Buchdruckergewerbe, der Konfektionsbranche usw.

Es wird eingewendet, die Industrie könne sich selbst schützen, es sei mißlich, ohne Not in die Freiheit der Bewegung von Handel und Industrie einzugreifen. Allein in dem Verbot einer der Geschäftsmoral widerstrebenden Handlung kann doch unmöglich ein Einengung der Freiheit erblickt werden, und was die Selbsthilfe anlangt, so hat man dieselbe wohl versucht, aber ohne Erfolg.

Eine gründliche Abhilfe ist nur zu erwarten von einer Strafbestimmung, die sowohl die aktive als die passive Bestechung unter Strafe stellt. Diesen Weg schlug England, das Land der weitestgehenden Freiheit für Handel und Industrie, durch ein am 1. Januar 1907 ins Leben getretenes Gesetz bereits ein. Bei uns in Deutschland bestehen bereits Bestimmungen gegen die Bestechung von Staatsbeamten. Wenn es der Staat für notwendig hielt, sich in dieser Weise zu schützen, so sollte er auch der soliden Industrie einen derartigen Schutz nicht versagen. Durch solche Strafbestimmungen wird das Uebel nahezu vollständig mit einem Schlage verschwinden, weil sich wohl jede Firma hüten wird, etwas zu tun, was eine Strafe mit sich bringt, und weil auch solche Firmen, die sich bisher aus Konkurrenzrücksichten genötigt glaubten, den Bestechungsunfug mitzumachen, froh sein werden, nicht mehr mittun zu müssen und von einer unlauteren Konkurrenz frei zu sein.

Die Sache hat aber auch eine fiskalische Seite. Die Mittel, die zur Gewährung von Bestechungen verwendet werden, figurieren natürlich unter den Geschäftsunkosten und mindern den steuerbaren Ertrag des Geschäftes ab. Aber auch die Beamten, die eine solche Bestechung empfangen, werden sich wohl hüten, diese Einnahmen zu fatieren. Auf diese Weise entgehen im Deutschen Reiche jährlich Millionen der Steuerpflicht.

Diese Ausführungen des Grafen Crailsheim waren streng objektiv und durchaus frei von jeglicher Uebertreibung, bedürfen jedoch noch einer nicht zu unterschätzenden Ergänzung. Ueberaus schädlich ist das Schmiergelderunwesen im Zeitungsgewerbe. Die sprichwörtlichen Ministereinkommen gewisser Inseratenchefs und Propagandisten entsprechen durchaus nicht der Vorbildung und der geleisteten Arbeit dieser Herren, sie entstehen nicht selten dadurch, daß diese sich neben ihrem entsprechenden Gehalt noch von den Firmen, mit welchen sie ein Geschäft abschließen, ein Schmiergeld bezahlen lassen. Dies kommt in zweierlei Arten vor. Der bei einem Zeitungsunternehmen angestellte Inseratenchef, der also eigentlich die Interessen der Zeitung zu vertreten hätte, läßt sich von dem Inserenten schmieren und bewilligt ihm dafür höheren Rabatt. Bei einem solchen Geschäftchen figuriert dann natürlich die Klausel, daß der Zeitungsunternehmer nichts davon erfahren darf. Umgekehrt liegt die Sache so: der Propagandist eines Reklameunternehmens, der natürlich auch mit großem Gehalt angestellt ist, läßt sich von einer Zeitung dafür, daß er diese Zeitung seinem Chef zu Inseratenzwecken vorschlägt, „auf die Liste setzt", ein entsprechendes Douceur entrichten. Hier darf der betr. Firmeninhaber von der Sache nichts wissen.

Durch ein solches System wird den soliden Firmen und Verlagsunternehmungen das Wasser abgegraben und es ist nicht immer Zufall, daß man gewisse großzügige Reklamen seit vielen Jahren immer nur in einer unverändert beschränkten Reihe von Zeitungen und Zeitschriften sieht.

Digitized by Google

Es wäre daher, und zwar nicht zuletzt im Interesse des guten Rufes des deutschen Inseratenwesens dringend zu wünschen, daß die Zeitungsunternehmer nicht etwa durch die Aussicht auf einen Inseratenzuwachs ein Auge zudrücken, sondern durch gemeinsame Verständigung dem Unwesen Halt gebieten, und zwar wäre hier der erfolgreichste Weg der private, vertrauliche, vom Verleger zum Reklameunternehmer und umgekehrt. Ohne eine gesetzliche Handhabe, wie sie Graf Crailsheim angeregt hat, wird man jedoch in den meisten Fällen den in Frage kommenden Elementen immer nur von Fall zu Fall das Handwerk legen können.

Fritz Wächter.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus der physikalischen Chemie des Liberalismus.

Das Licht der Aufklärung entsteht bekanntlich, wenn man den Liberalismus zum Glühen bringt. Letzteres geschieht am leichtesten dadurch, daß man ihn eine gewisse Zeitlang den Strahlen einer kräftigen Logik aussetzt. Besonders ist die sogenannte metaphysische Behandlung zu empfehlen. Auf diese reagiert der Liberalismus, welcher nur mit physischen, d. h. sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen einige Affinität besitzt, sofort, indem er zuerst sauer, dann bitter und schließlich leuchtend wird. Setzt man die Behandlung dann noch weiter fort, so bildet sich ein Zustand aus, den man als Paroxysmus bezeichnet. Auffallend und bisher unerklärt ist die dabei beobachtete Erscheinung, daß der Liberalismus im Stadium des Paroxysmus alle toleranten und toleranzähnlichen Elemente ausscheidet. Dies ist deshalb so überraschend, weil der Liberalismus in ruhigem (sog. theoretischem) Zustande hauptsächlich aus Toleranz zusammengesetzt zu sein scheint. Einige Forscher sind der Ansicht, daß es sich hierbei gar nicht um eigentliche Toleranz, sondern um ein ähnlich schillerndes Gebilde handle, welches man im gewöhnlichen Leben Streusand nenne. Letzterer wird, wie auch der Laie sehr wohl weiß, von namhaften Gelehrten als Remedur gegen Sehschärfe angewandt. Im gasförmigen Aggregatzustande heißt der Streusand blauer Dunst. Die montistische Schule hat neuerdings sehr interessante Experimente mit dem Streusande angestellt. Es ist ihr nämlich gelungen, denselben auch in den flüssigen Aggregatzustand überzuführen. In dieser Form wird er als Kulturfirnis in den Handel gebracht und gilt mit Recht als eines der besten Universalheilmittel für innere und äußere Zeitschäden.

Ansgar Albing.

Des Schatzsekretärs Klage.

Seid verschlungen Millionen —
O die Politik der Welt!
Herrlich wär's im Schatzamt wohnen,
Hätte man, ach Gott, nur Geld.
Im Reichspostamt war's so friedlich,
Gelder brachte der Verkehr;
Hier ist's trostlos ungemütlich,
Hier sind alle Kassen leer.
Wird der große Wurf gelingen,
Herr des Defizits zu sein?
Werd' ich gar ein Plus erringen,
Wäre es auch noch so klein?
„Unser Schuldbuch sei vernichtet,"
So rief einstens Schiller aus;
Doch im Amt wird nicht gedichtet,
Der Humor selbst bleibt zu Haus.
Redet man von neuer Steuer,
Reget sich der Reichstag auf.
Manko schließlich ungeheuer —
Schaudervoller Lebenslauf.
Und wo wird des Schatzsekretäres
Letzte Ruhestätte sein?
Ach, an eines Schuldenmeeres
Strande senkt man mich auch ein.

Dr. Weer.

Stammbuchverse.

An unseren lieben Blockkanzler.

„Was du nicht willst, das man dir tu',
Das füg' auch keinem andern zu!" —
Dies Sprüchlein sei dir sehr empfohlen,
Da du enteignest jetzt die Polen;
Doch merk' dir auch das andere recht:
„Unrecht' Gut gedeihet schlecht!"

Faust.

Erlkönig redivivus.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind.
Der Vater heißt Bernard, jedoch der Sohn
Hört auf den Namen „Konstitution".

Mein Sohn, was birgst du bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du die Polen dort nicht?
Die Polen in Kaftan und Pelz vom Schaf?
— Laß dich nicht stören, Kindchen, schlaf!

Komm, liebes Kind, dich uns bewahr;
Das Rechtsbewußtsein im Land wird rar. —
Wir wollen lesen in Büchern schön,
Drin tut deine Lebensgeschichte steh'n.

Mein Vater, mein Vater, und hörst du nicht
Was gerade der Pole zu mir spricht? —
Sei ruhig, mein Kind — ich mache das schon,
Denn ich bin der Vater und du nur der Sohn.

Willst, feiner Knabe, nicht bei mir steh'n?
Schau her, meine Güter sind all' so schön!
Du kannst sie schützen, o komme, mein Sohn,
Sonst naht die Expropriation.

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Enteignet' Volk am düstern Ort?
Mein Sohn, sei mutig, dem tu' ich nicht weh.
Es sind ja nur Fremde vom H. K. T.

Ich beschwöre dich, o hilf mir bald,
Denn, bist du nicht willig, so braucht er Gewalt. —
Mein Vater, mein Vater, o hilf mir noch,
Sonst gehe ich unter, das siehst du doch.

Den Vater grauft es, er rast geschwind;
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreichet das Herrenhaus mit Müh' und Not.
In seinen Händen, das Kind war tot.

Weer II.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Josephine Rottmann hat als „Judith" schon in ihrem Frankfurter Engagement große Erfolge erzielt und so lag es für unsere Hofbühne nahe, das Drama Hebbels einer Neueinstudierung zu unterziehen. Haben wir doch in ihr eine der wenigen Heroinnen, die heute für solche Aufgaben wahrhaft berufen sind. Ihre „Judith" besitzt Großzügigkeit und Empfindungstiefe. Der Gestalt lediglich mit psychologischen Finessen beizukommen, wie es die meisten Schauspielerinnen der Jetztzeit versuchen, rückt die Heldin der alttestamentarischen Apokryphen nur noch weiter aus unserem Gefühlskreise. Das Feuer leidenschaftlichen Empfindens, welches schon durch des Dichters philosophische Spekulationen gedämpft wird, gilt es auf das stärkste zu entfachen, wenn die gigantischen Persönlichkeiten unser Mitgefühl erwecken sollen. Auf diesem Wege hat Frl. Rottmann einen neuen starken Erfolg errungen. Sie soll, wie wir hören, mit einer Indisposition zu kämpfen gehabt haben, doch machte sich keine Beeinträchtigung im Gebrauche ihrer schönen Mittel bemerkbar. Den Holofernes spielte Herr Rottmann. Er übertraf unsere Erwartungen bedeutend. In Maske, Haltung, Mimik und Sprache betonte er in dem blutigen Tyrannen mit gutem Glücke den überragenden Geist. Lützenkirchen, der, nebenbei gesagt, für diese Rolle in hervorragendem Maße geeignet wäre, führte die Regie in durchaus befriedigender Weise. Die Volksszenen könnten in der Gruppierung noch wirkungsvoller gestaltet werden und in den zahlreichen Nebenrollen wurde an Lungenkraft bisweilen zuviel verausgabt. Das Publikum rief die Hauptdarsteller mit starkem Beifall mehrmals vor die Rampe. — Seit der Münchener Premiere des „Lohengrin" sind fünfzig Jahre verflossen und die Hofbühne gedachte dieses Jubiläums durch eine treffliche Vorstellung mit Knote in der Titelrolle. Die kunsthistorische Bedeutung der Münchener Erstaufführung von 1858 liegt in dem Umstande, daß hier der damalige Kronprinz die Eindrücke gewann, die den späteren König Ludwig II. bewog, Wagner in der tiefsten Notlage seines Lebens die rettende Hand zu reichen und die Vollendung seiner Lebensarbeit zu ermöglichen.

Zur Feier von L'Arronges 70. Geburtstag hat das Schauspielhaus des liebenswürdigen Lustspieldichters „Doktor Klaus" einstudiert, dem Beispiele vieler deutscher Bühnen folgend, welche sich aus Anlaß dieses Tages des reichen Schatzes von L'Arronges Werken erinnern. Der Jubilar hat das Tantiemenerträgnis zu

Digitized by Google

einer Stiftung bestimmt. Das ausverkaufte Haus unterhielt sich ganz ausgezeichnet. Das Publikum bedarf gar nicht so stark gewürzter Kost, wie so mancher Literat ihm glauben machen will. Mag einiges an dem Lustspiele verstaubt erscheinen, seine liebenswürdige Lustigkeit wirkt heute noch, und ganz zwanglos weiß L'Arronge seine moralischen Nutzanwendungen einzuflechten. Man hat sie bisweilen hausbacken und alltäglich genannt, aber es spricht eine echt volkstümliche Lebenstüchtigkeit aus ihnen, die gering einzuschätzen wir gewiß keinen Anlaß haben. Das Stück wurde sehr flott und liebenswürdig gespielt, insbesondere fanden die unverwüstlichen Rollen des Dr. Klaus und seines Faktotums in Pevpler und Raabe prächtige Vertreter, aber auch Waldau, die Damen Gerhäuser, Nicoletti u. a. spielten mit bestem Gelingen. — Der Dichter, welcher auch als langjähriger Bühnenleiter in Berlin große Verdienste hat, erhielt zu seinem Ehrentage neben Titel und Orden ungezählte Beweise herzlichen Gedenkens.

Das Musikkomitee der Ausstellung München 1908 hat sich aufgelöst, nachdem es nicht gelungen war, die vom Musikerverband verhängte Sperre zu Bedingungen aufzuheben, welche dem Komitee völlig freie Hand ließ. Das unlängst veröffentlichte große, hochkünstlerische Programm gelangt nun nicht zur Ausführung. Das Tonkünstlerorchester wird lediglich als Gast verschiedene Konzerte geben, ebenso auch andere Kapellen. Von der Gewinnung eines speziellen Ausstellungsorchesters wird jedoch Abstand genommen.

Aus den Konzertsälen Das Volkssymphoniekonzert des neuen Kaimorchesters zeitigte wieder angenehme Eindrücke; wenn die Bläser sich, wie zu hoffen steht, bald so günstig dem Ensemble einfügen wie die Streichinstrumente, so darf man alle billigen Ansprüche als erreicht erachten, denn es ist in kurzer Zeit sehr viel geleistet worden. Der Besuch war leider nicht so günstig, wie zu wünschen wäre. Cor de Las dirigierte die Oberonouvertüre und Mozarts D-dur-Symphonie Nr. 35 in bekannter Sorgfalt und Frische. In Volkmanns Serenade fand Cornelius van Vliet als Solist dank seines herrlichen Violoncellospiels stürmischen Beifall. Einen Klavierabend von Interesse bot der Russe Boris Kamtschatoff. Seine Bedeutung liegt in der Hauptsache auf der Seite brillierender Technik, aber hierin zeigt er eine selten erreichte Meisterschaft.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Hoftheater in Meiningen ist aus noch nicht klargelegten Gründen ein Raub der Flammen geworden; der Brand entstand am Tage, so daß Menschenleben nicht zu beklagen sind. An dies schlichte Bühnenhaus der kleinen Herzogsresidenz knüpfen sich für die Theatergeschichte Erinnerungen von größtem künstlerischen Glanze. Was die Gastspielreisen der „Meininger" für alle Bühnen bedeuteten und wie ihr Einfluß auch heute noch auf jedem Theater von künstlerischer Qualität fortwirkt, das braucht in einem Blatte, das sich an die gebildeten Stände wendet, nicht neuerdings gesagt werden. Der Herzog hat bestimmt, daß ein Neubau aus seinen eigenen Mitteln errichtet werde, ohne die Gelder des Landes in Anspruch zu nehmen. — Der Dichter des Dramas „Erde", Karl Schönherr, wurde von der Bauernfeldstiftung durch eine Ehrengabe ausgezeichnet. — „Lokomotivführer Clauzen", ein Drama von Ernst E. Eberhart, erweckte in Berlin Beifall. Der bis jetzt auf den Brettern unbekannte Autor besitzt, nach Berichten, starkes Talent für Bühnenwirkung. Ohne in dem plastisch gezeichneten Milieu aufzugehen, entwickelt er überzeugend das Schicksal des treuen langjährigen Beamten, der, durch schweren Kummer abgelenkt, Schuld an einem Eisenbahnunglück wird. — Karl Rößlers Stilleben in drei Bildern: „Hinterm Zaun" interessierte in Berlin, obwohl der Autor des „Lebensfestes" hier von minder glücklichem Humor ist. Die Kritik findet, daß seine Satire diesmal einen bitteren Nachgeschmack habe. Dorfschmiere und Hofbühne stellt der Verfasser in Parallele und findet bei beiden die gleiche Würdelosigkeit. Da Rößler lange selbst den Brettern angehörte, so ist es vielleicht gekränkter Idealismus, der ihn so schwere Bitterkeiten schreiben läßt. — In der Pariser Komischen Oper hatten zwei Novitäten Erfolg. „La Habanera", Musik und Dichtung von Raoul Laparra, ist ein düsteres Drama, dessen vorwiegend melodische Musik sich oft zu tragischer Größe erhebt. Weniger günstig wird Marcel Bertrands einaktige Kreuzfahreroper Ghyslaine beurteilt, welche noch die Merkmale einer Anfängerarbeit aufweist. — Zum hundertsten Todestage Haydns findet im Mai 1909 in Berlin eine große Feier statt, über welche der Kaiser das Protektorat übernommen hat.

München. L. G. Oberlaender.

Theater, Musik und Sonstiges aus Köln. Der berühmte Kölner Karneval ist vorbei; begünstigt von gutem Wetter, konnte der große Rosenmontagszug, der mehr durch Pracht als Witz Eindruck machte, sich frei in den engen Straßen entfalten. Der musikalische Schlager war das drollige Lied „Dem Schmitz sing Frau es durchgebrannt!" (Dem Schmitz seine Frau ist durchgebrannt). Vielen Erfolg hatte wieder Frl. Cäcilie Wolfenburg (Kölner Männergesangverein) mit seinem Divertissementchen Die Heinzelmännchen von Köln. Nebenbei bemerkt, unternimmt der Verein in der Osterwoche wieder eine Sängerfahrt nach Belgien und England, und die Handelshochschule macht sogar einen Ausflug nach Afrika. Eine unglückliche Fahrt machte ein holländisches Schauspiel-Ensemble nach „hier", wie die Kaufleute sagen, das vor „gähnend" leerem Hause, wie es in einem Bericht heißt, „Den Kaufmann von Venedig" mit Hollands berühmtesten Mimen Bouwmeester als Shylok aufführte. Der Leitung der vereinigten Stadttheater, die bisher vom Karneval nur wenig Notiz genommen, fiel es diesmal doch ein, daß man der Stimmung des Publikums Rechnung tragen müsse. Es ist ja ein entzückender Moment, wenn in Tantris der Narr die ungetreue Isolde den Siechen — Pestkranken — preisgegeben wird; aber das wollen die fidelen Kölner nun nicht einsehen, sondern finden zum Entsetzen der literarischen Uebermenschen mehr Ergötzen an Schwänken wie Vanne, Mamsell Tourbillon oder der Prinzgemahl, die, an den Karnevalstagen von unserem vorzüglich eingespielten Lustspielensemble gespielt, stets volle Häuser machten. Daß unser Schauspiel überhaupt gut bestellt ist, das haben die Agenten auch herausgefunden und eine ganze Anzahl bewährter Kräfte an höher stehende Bühnen verhandelt. Besonders auf unsere Regisseure haben diese ehrlichen Kunstmakler es abgesehen. Oberregisseur Kienscherf geht nach Karlsruhe, unser ausgezeichneter Heldenvater Otto Borcherdt wird Hoftheaterdirektor in Gera und schleppt eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte und technischer Beamten in die Hauptstadt des Fürstentums Reuß mit. Er denkt wie Leporello: „Kann ja selbst den Herrn spielen, will nicht länger Diener sein." Den ausgezeichneten jugendlichen Liebhaber Lindner hat sich das Kgl. Schauspielhaus in Berlin gesichert. Während das Schauspiel sich immer fortschrittlicher gebärdet, konzentriert die Oper sich mehr rückwärts. Man besinnt sich allgemach darauf, daß vor Wagner auch Leute gelebt, die Musik, schöne Musik, machen konnten. So wurde zunächst die Stumme von Portici neu einstudiert. Das Publikum gewann dabei den Eindruck, daß die Begeisterung unserer Großeltern für die Aubersche Musik, die sogar der große Richard gelten läßt, kein Schwindel, sondern echt war. Auch der Melodienschatz in dem neu einstudierten Verdischen Rigoletto wurde anerkannt. Gounods ebenfalls neu einstudierte lyrische Oper Romeo und Julia fand durch die Mitwirkung des k. k. Kammersängers Franz Naval vielen Anklang. Unseren Opernsternen wird von Intendanten und Agenten schon lange nachgestellt. Hoffentlich gehen sie nicht ins Garn.

Prof. Hermann Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die schwere Krisis des Vorjahres macht sich in ihren Konsequenzen und Begleiterscheinungen auf sämtliche Faktoren und insbesondere auf Handel und Industrie immer noch unliebsam fühlbar. Die verschiedenen, fast täglich auftretenden Zahlungsstockungen illustrieren am besten die tiefgehende Wirkung der auf dem Wirtschaftsleben ruhenden Depression. Bei den bekannten, eng liierten Beziehungen, welche die Börse und die Kapitalistenkreise mit diesen Vorgängen unterhalten, bleibt naturgemäss der Reflex dieser Erscheinungen auf die Entwicklung der Effektenmärkte nicht aus. Eine ganze Reihe von Momenten erinnerte im Verlauf der Berichtswoche mitunter sehr unsanft daran, dass der Rekonvaleszentenzustand immer noch sehr die Tendenz und die ganze Gestaltung von Börse, Handel und Industrie in Atem hält. Vor allem zeigt die bekannte Produktionseinschränkung des Kohlen-Syndikates, dass den geänderten und verminderten Ansprüchen seitens der Produzenten noch nicht in dem Masse Rechnung getragen war, als es für die Entwicklung und Wiederherstellung von normalen Verhältnissen geboten erscheint. Genanntes Syndikat hat sicherlich in Verkennung der ungünstigeren Konjunktur-Situation den unrichtigen Weg eingeschlagen. Die Einschränkung in der Produktion zeigt jedenfalls, dass die Nachfrage nach den Brennstoffen nicht mehr die immer betonte dringende ist, denn trotz dieser Einschränkung weist die momentane Förderungsstatistik eine bedeutende Zunahme der vorhandenen Produktion auf. Die Kohlenmagnate in unseren deutschen Industrierevieren werden also den Verhältnissen Rechnung tragen und die Preise nolens volens dem Bedarf und Konsum entsprechend schliesslich reduzieren müssen. — Unter Berücksichtigung dieser Betrachtungen wirkte die Veröffentlichung der Bilanzziffern für das abgelaufene Geschäftsjahr der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft überraschend günstig, um so mehr als gerade bei dieser Gesellschaft zu gleicher Zeit eine Betriebseinschränkung gemeldet wurde. Die Gesellschaft verteilt nach grossen Abschreibungen 12% Dividende gegen 11% im Vorjahre. Die Börse kalkuliert vielleicht nicht mit Unrecht, dass die Verhältnisse unserer heimischen Montan-Gesellschaften von den Krisenzeiten und deren Nachwirkungen infolge der inneren gesicherten Position und den geschaffenen Reserven nicht in dem erwarteten Masse betroffen worden sind. Hierzu kommt noch die gebesserte Situation des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes, wie überhaupt

Digitized by Google

festzustellen ist, dass im allgemeinen die Berichte, die derzeit von Amerika hinsichtlich der Wirtschaftslage bekannt werden, zuversichtlicher gehalten sind.

Die einzige Hoffnung, dass die momentanen latenten Zeitläufe sich nicht neuerdings in Krisen verwandeln, hegt man nach wie vor in der Entwicklung der Geldmarktverhältnisse. Es ist zu begrüssen, dass sowohl das Londoner Zentralnoten-Institut als auch in Gefolgschaft damit die Reichsbank die offiziellen Raten um je ½ % ermässigen konnten. Die Londoner Bank hat seit Jahresbeginn den Diskontsatz zum vierten Male reduziert. Mit dem jetzt etablierten Satz von 3½% hat sie innerhalb eines Zeitraumes von vier Monaten den Diskontsatz um die Hälfte ermässigt von dem Satz, der infolge der bekannten amerikanischen Goldkrisis und Geldknappheit von der Bank als Schutzwehr errichtet worden war. Die normalen Geldverhältnisse in England dürften damit zum grössten Teil wieder hergestellt sein Da auch das französische Noteninstitut eine baldige Reduktion der Rate vornehmen dürfte, sind so ziemlich die Hauptzentren in puncto der monetären Lage bei ziemlich regulären Situationen rasch und glücklich wieder angelangt. — Innerhalb welcher Zeit dieser Regenerierungsprozess in Deutschland eintreten wird, lässt sich keineswegs übersehen. Die Ziffern der Reichsbankausweise zeigen klar und deutlich, dass diese Bank nach wie vor in Anspruch genommen war, wenngleich die Details des Ausweises eine merkliche Besserung gegenüber der Parallelwoche des Vorjahres ergeben haben. Zu dem grossen Geldbedarf von Handel und Industrie kommen die täglich auftretenden grossen Anleihe-Emmissionen von Kommunen und neuerdings einzelner Staaten, beispielsweise der M 60'000,000.— 4% bis 1918 unkündbaren Anleihe Bayerns.

Die Nachwirkung der hohen Diskontraten des Vorjahres zeigt sich vornehmlich in dem Abschlusse der Deutschen Reichsbank in der Eigenschaft als reines Lombard- und Diskontinstitut. Der Reingewinn der Bank übersteigt den vorjährigen neuerdings um mehr als M 12'000,000.—, und die Dividende erreicht die bisherige Maximalhöhe von 9,89%. — Die Bilanzparade der Berliner Grossbanken wurde fortgesetzt durch die Publikation der Gewinnziffern der Dresdner Bank und des damit verbündeten Schaaffhausenschen Bankvereins sowie der Deutschen Bank. Der Gesamteindruck der beiden ersteren Bankabschlüsse ist im Vergleich zum Vorjahre gleich den der übrigen Banken keineswegs ein besonders günstiger, und besonders die Liquiditätsaufstellung lässt sicherlich in manchen Punkten zu wünschen übrig. Eine Sonderstellung unter den Banken nimmt bekanntlich die Deutsche Bank ein, und die Erwartungen, welche auf die Bilanzziffern dieser Bank gerichtet waren, wurden nicht enttäuscht. Bei grossen Abschreibungen und Reservestellung ist es der Bank ermöglicht, die gleiche Dividende von 12% zu verteilen. Markant ist die neuerliche Steigung des Umsatzes auf den Riesenbetrag von M 91'610,000,000.—, und vor allem die Zunahme der Bankdepositen um M 95'000,000.—. Diese Ziffern beweisen zur Genüge, dass die andauernde Schwarzseherei von einem industriellen Niedergange Deutschlands und Kapitalreichtum sicherlich übertrieben ist.

M. Weber.

Bayerische Banken: Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank. Die Generalversammlung genehmigte sämtliche Vorschläge (13% Dividende und Umwandlung der alten Gulden-Aktien in Mark-Aktien). — Vereinsbank in Nürnberg. Die Generalversammlung fixiert die Dividende auf 10% und beschliesst die Erhöhung des Aktienkapitals um 3 Millionen Mark auf 18 Millionen Mark.

Neue 4% bayerische Staatsanleihe: Die Subskription auf die neue M. 60 Millionen 4% Anleihe bis 1918 unkündbar erfolgt mit 99.60 am 9. März.

Heilmannsche Immobilien-Gesellschaft, A.-G. München. In der Generalversammlung am 5. März 1908 war ein Aktienkapital von 3'810,000 M durch 41 Aktionäre mit 1270 Stimmen vertreten. Eine Gegenüberstellung des jetzigen Status der Gesellschaft mit dem im Prospekt des Jahres 1900 verzeichneten ergibt eine Mehrung der Gewinnvorträge und Reserven um 37¼% des Aktienkapitals, die Summe der Gewinnvorträge per 1907 von 3'107,934 M = 44¼% des Aktienkapitals ergibt auf die sechs Jahre 1902—1907, in denen eine Dividende nicht ausgeschüttet wurde, jährlich 7¼ des Aktienkapitals; der Grundbesitz ist seit 1900 um 2'9,54 Tgw. grösser, der Buchwert aber um 2,3 Millionen Mark geringer geworden und zwar trotz umfangreicher Aufschlussarbeiten. Die Hypothekenschulden sind um 3'379.672 M geringer, die Hypothekenguthaben um 2'248,368 M grösser geworden. In den Aufsichtsrat, dessen Mitgliederzahl auf fünf erhöht wurde, wurde einstimmig Kommerzienrat Friedrich Seyboth neugewählt.

---

140 köstliche Bratspeisen für die Fastenzeit enthält das Bratbüchlein von Frau Luise Rehse; es kostet fein broschiert 70 Pfg., gebunden 1 Mark. Man bezieht es gegen Einsendung in Briefmarken portofrei durch Handelslehrer Adolf Rehse zu Hannover.

Das Reisebureau L. Lyssenhop & Co., Mainz gibt seine Mittelmeerreisen, welche im April und Mai stattfinden, bekannt. Interessenten erhalten auf Wunsch den Prospekt zugesandt. Das Bureau veranstaltet auch Sonderfahrten Paris, London usw.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Prämiiert: München 1876 • Nürnberg 1882 • München 1888 • Paris 1900
Nürnberg 1880 • St. Louis 1903 • Chicago 1890 • Dresden 1906

F. Harrach & Sohn k. b. Hofsilberarbeiter und Ciseleur

Gegr. 1850, MÜNCHEN, Paul Heysestr. Nr. 4

empfiehlt seine Ateliers und Werkstätten zur Ausführung von Kelchen, Ziborien, Monstranzen, Ampeln, Kronleuchtern und sonstigen kirchlichen Geräten in allen Metallen und Stilarten,

Altäre und Reliquienschreine, Tafelaufsätze, Jubiläums- und Festgeschenke etc.

Stilgerechte Restaurierung alter Arbeiten, Neuvergoldungen u. -Versilberungen.

Die

Bayerische Landwirthschaftsbank

E. G. m. b. H.

Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3

gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz mit 3¾ % Zins und wenigstens ½ % Tilgung, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden.

Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.

Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.

Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Eine holländische Dame,

kath., 24 J. alt, aus anges. Familie, deutsch sprechend, bietet sich an als Stütze der Hausfrau oder als Gesellschaftsdame in anges. kath. Familie, ohne irgendw. Gehalt.

Gefl. Offerten beliebe man zu richten unter **M. R. 655** an die Allgem. Annoncen-Expedition A de la Mauc, Azo. Amsterdam.

Herzliche Bitte!

Ein mittelloser Theologie-Kandidat bittet edeldenkende Wohltäter um gütige Unterstützung, um die Studien vollenden zu können. Herzliches „Vergelt's Gott". Anfragen u. Auskunft unter H. P. 5005 an die Redaktion dieser Zeitung.

Wir schlagen jede Konkurrenz!!

RAUCHER! Wollen Sie eine **vorzügliche, wohlschmeckende Qualitätszigarre** kaufen u. dabei Geld sparen, dann verlangen Sie sofort unsere Spezialmarken

Schmollis	**2.50 Mk.**	**Glückauf**	**3.50 Mk.**
Landwirt	**2.80 „**	**Ideal**	**4.— „**
Fr. Pfalz	**3.40 „**	**Prinz Ludwig**	**5.10 „**

(für 1 Kistchen 100 Stück)

Illustrierter Katalog gratis und franko. Bei 600 Stück **Zusendung portofrei.** Nachnahmespesen werden von uns getragen. Bei Nichtkonvenienz Retournahme oder Umtausch, **also kein Risiko.**

Genossenschaftl. Zigarrenfabrik, e. G. m. b. H.

Berg i. d. Rheinpfalz.

Einige Anerkennungsschreiben: „Ihre Fabrikate **recht empfehlenswert**". Winnweiler, 30. 4. 07. Kolb, Pfr. — „**Sehr** zufrieden". Morsbronn, Els., 18. 5. 07. Eug. Syrist, Pfr — „**Bin recht** zufried.". Wahlscheid, Bez. Köln, 29. 5. 07. A. Witscher, 1. Lehrer; u. a. m.

Fernumzüge v. überall nach überall, bill. Verl. Sie Preis-Off. Hofspedit. Hennig & Jahn, Dessau, gegr. 1840.

Jg. kath. Dame, Tocht. höh. Beamt., vielseit. bewandert, gesellschaftl. gewandt, musikal., mit einig. Sprachkenntn., sucht Engagement als

Gesellschafterin

in fein. Hause. Gehalt u. Antritt nach Uebereink. Off. erb. unt. **St. A. 713** an d. Exp. d. „Allgem. Rundschau", München.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben.

Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II

Pfälzische Hypothekenbank
Ludwigshafen a. Rh.

Generalversammlung.

Die **Generalversammlung** der Pfälzischen Hypothekenbank findet

Montag, den 16. März 1908, vormittags 10 Uhr

im Bankgebäude, **Am Brückenaufgang No. 8 dahier,** statt.

Tagesordnung:

1. Bericht der Direktion und des Aufsichtsrats über die Ergebnisse des verflossenen Jahres.
2. Bericht des Aufsichtsrats über die Prüfung der Bilanz.
3. Entlastung der Direktion.
4. Entlastung des Aufsichtsrats.
5. Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinns.
6. Beratung und Beschlußfassung über die an die Versammlung gestellten Anträge.
7. Wahl von Mitgliedern des Aufsichtsrats.

Jede Aktie gewährt das Stimmrecht. Dasselbe wird nach den Aktienbeträgen ausgeübt. Bezüglich der Anmeldung zur Teilnahme an der Generalversammlung, Vorzeigung der Aktien und Ausfolgung der Stimmkarte wird auf § 44 des Gesellschaftsvertrags Bezug genommen.*)

Die Vorzeigung der Aktien kann erfolgen im Geschäftslokale der Bank in Ludwigshafen a. Rh., bei der Rheinischen Kreditbank in Mannheim und deren Zweiganstalten, bei der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh. und deren Zweiganstalten, bei der Bayerischen Filiale der Deutschen Bank und der Bayerischen Vereinsbank in München, bei Herren Gebrüder Klopfer in Augsburg, bei der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M. Von diesen sämtlichen Stellen werden Stimmkarten ausgefolgt.

Die in § 260 Abs. 2 des Handelsgesetzbuches bezeichneten Vorlagen liegen vom 29. Februar lfd. Js. ab in unserm Geschäftslokale zur Einsicht der Herren Aktionäre bereit.

Ludwigshafen a. Rh., den 19. Februar 1908.

Der Aufsichtsrat.

*) § 44 des Gesellschaftsvertrags lautet: Anmeldungen zur Teilnahme an der Generalversammlung sind zuzulassen, wenn sie nicht später als am dritten Tage vor der Versammlung erfolgen. Zur Ausübung des Stimmrechts ist zuzulassen, wer die Aktien spätestens 6 Tage vor dem Versammlungstage bei der Gesellschaft oder bei einer der in der Einladung zur Generalversammlung hierzu bezeichneten Stellen vorzeigt, wogegen ihm eine auf seinen Namen lautende Stimmkarte ausgefolgt wird. Den Anmeldungen zur Teilnahme und zur Erwirkung einer Stimmkarte ist ein Nummern-Verzeichnis der vorgezeigten Aktien beizufügen. Die Direktion ist berechtigt, die Hinterlegung der Aktien zu verlangen; in diesem Falle ist die Ausübung des Stimmrechts von der Hinterlegung abhängig.

Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Die **Dividende** für das

Geschäftsjahr 1907

wurde zufolge heutigen Beschlusses der Generalversammlung auf

M. 111.43 für eine Aktie à fl. 500.— und
„ 130.— für eine Aktie à M. 1000.—

festgesetzt und kann gegen Einlieferung des Coupons Nr. 3 beziehungsweise Nr. 15 erhoben werden in

München bei unserer **Hauptkasse, Theatinerst. 11.**
„ „ „ **Wechselstube am Schlacht- und Viehhof,**
Landshut „ „ **Filiale,** an der **Neustadt 467,**
Pasing „ „ **Depositenkasse, Münchenerstr. 4,**
Augsburg „ der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayer. Diskonto- und Wechselbank A.-G.**
Berlin „ unserem **Hypotheken-Bureau, Kochstr. 53,**
„ „ der **Direktion der Diskonto-Gesellschaft,**
Frankfurt a. M. bei der **Direktion der Diskonto-Gesellschaft,**
Nürnberg bei der **Filiale der Bayerischen Notenbank,**
„ „ „ **Bayerischen Diskonto- u. Wechselbank A.G.,**
„ „ Herrn **Anton Kohn,**
Stuttgart „ den Herren **Doertenbach & Co.,**

ferner bei den **Filialen der Bayerischen Notenbank in Kempten, Ludwigshafen a. Rh., Regensburg, Würzburg** und deren **Agentur in Lindau i. B.** sowie den **Filialen** der **Bayerischen Diskonto- und Wechselbank A.-G. in Bamberg, Bayreuth, Hof, Kulmbach, Regensburg, Schweinfurt, Würzburg** und deren **Depositenkassen in Hersbruck, Kitzingen, Lauf, Neumarkt i. O., Roth i. B., Rothenburg o. T., Schwabach, Uffenheim** und **Weissenburg a. S.**

München, den 5. März 1908.

Die Direktion.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Zum 100. Geburtstag von August Reichensperger (22. März 1908).

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von **Ludwig Pastor.** Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8° (XLII u. 1102) 1899. *M* 20.—; geb. in Leinwand *M* 24.—

„Diese Biographie darf man wohl als einen der lehrreichsten und interessantesten Beiträge zur politischen und geistigen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert bezeichnen, den wir seit längerer Zeit erhalten haben."

(Histor. Zeitschrift, München 1902, Heft 2).

Afrikanische Weine
:: der Weissen Väter ::

hervorragend bekannt wegen ihrer Naturreinheit und Güte. Probekiste von 10 Flaschen zu M 13.50 versenden

C. & H. Müller, Flape Nr. 6, b. Altenhundem i. Westf.

Päpstliche Hoflieferanten.

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.

Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in **Handweberei.**

F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Für mehrere junge Damen

aus guter Fam., die kürz. od. läng. Zeit **in England** zubringen möchten, **Pens. mit Familienanschluss** in kath. engl. Familie. Offert. unt. K. 390 an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstrasse 1a erbeten.

Buchführung

Gründliche Ausbildung zum **bilanztüchtigen Buchhalter u. Kontoristen** garant. mein briefl. Einzelunterricht. **Prospekt** und **Probebrief umsonst.**

Thews, Magdeburg 10, Beaumontstrasse 14.

Digitized by Google

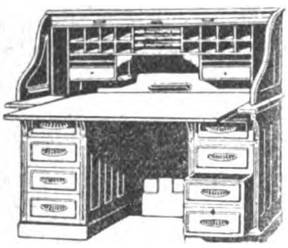
Schwabingerbrauerei in München A.G.

Heute und täglich Ausschank unseres

X-BIERES

bei grossem Konzert

in den festlich dekorierten Räumen.



Erstes Spezial-Geschäft zur **Einrichtung** von **Kontors** und **Herrenzimmer**

Albert Diesbach, Hoflieferant, G. m. b. H. München, Theatinerst. 51. Telef. 501.

Trierischer Winzerverein, A.-G.

Gesetzl. geschützt. TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert

naturreiner Weine

von der Mosel und von der Saar.

Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.

Ausführliche Preislisten zu Diensten.

Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.

Filialen: **Berlin SW. 68,** Zimmerstrasse 29 und **Leipzig,** Löhrsplatz 2.

Geb. Fräulein aus guter Familie, kath., 35 Jahre, **sucht in feinem Hause**

Vertrauensposten.

Ist fähig, die Hausfrau selbständig zu vertreten; kinderlieb.

Nur Taschengeld, Familienanschluss Bedingung. Gefl. Offerten erbitte an **Frl. J. O., per Adr. Frau A. Trück Wwe., Baden-Baden, Wilhelmstrasse 6.**

Cigarren-Spezialitäten

von hervorragenden Qualitäten, feinstem Aroma und mildem Geschmack sind meine **Nr. 60** zu **M. 6.—, Nr. 80** zu **M. 7.20** und **El Astro** zu **M 9.—** per 100 Stück. Ein Versuch führt zu ständiger Kundschaft. — Bei Abnahme von 300 St. franko gegen Nachnahme.

Jos. Endl, Cigarrenhaus MÜNCHEN, Wienerpl. 14.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine naturreinen

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Religiöse Kunstgegenstände

als **Statuen, Kruzifixe, Leuchter, Ampeln, Lourdesgrotten, Heiligenbilder** in allen Größen und Ausführungen mit und ohne Rahmen. Ferner: **Geschenkliteratur, Gebet- und Erbauungsbücher. Billigste Bezugsquelle aller Devotionalien, Rosenkränze, Sterbekreuze, Skapuliere, Weihwasserbehälter, Buchschließen, Medaillen, Gebetbuchmerker, Broschen** ꝛc. ꝛc. — **Lourdeswasser** in Original-Literflaschen mit Verpackung Mk. 1.40.

Preisverzeichnisse gratis u. franko.

Joseph Pfeiffers religiöse Kunst- und Verlagshandlung, Kunstanstalt für Statuen etc. (J. Kaiser) München, Herzogspitalstraße 5 u. 6.

In der Fastenzeit

ist das **Bratbüchlein** von Frau Luise **Rehse** ein wahrer Schatz für jede Hausfrau. Es enthält über **140 köstliche Bratspeisen** ohne Fleisch und kostet **70 Pfg.** — **Kompottbuch 35 Pfg.** Handelslehrer **A. Rehse, Hannover 25.**

Büro „Hansa"

Arbeiten in Maschinenschrift

wissenschaftlicher Art, in den 4 Hauptsprachen.

Adalbertstr. 46/I. Tel. 23666.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft

(Aktien-Gesellschaft).

Bilanz-Konto.

Aktiva. Abgeschlossen per 31. Dezember 1907. **Passiva.**

	M	₰		M.	₰
Kassa-Konto	4,328	22	Aktien-Kapital-Konto	7,020,000	—
Immobilien-Konto:			Hypotheken-Schuld-Konto:		
a) Eigener Besitz M. 7,003,050.34			a) Auf eigenem Besitz M. 1,858,662.49		
b) Konsortial-Besitz „ 3,916,243.17	10,919,293	51	b) Auf Konsortial-Besitz „ 1,261,708.56	3,120,371	05
Hypotheken-Kapital-Konto:			Konto-Korrent-Konto:		
a) Eigene Hypotheken M. 3,293,106.44			a) Diverse M. 51,593.40		
b) Konsortial-Hypotheken „ 394,551.07	3,687,657	51	b) Strassensicherung „ 211,585.67		
Konto-Korrent-Konto:			c) Rest d. Gew.-Steuer für 1907 „ 1,167.57	267,346	64
a) Bankguthaben M. 420,690.86			Konsortial-Beteiligungs-Konto	831,876	38
b) Diverse „ 101,096.16			Hypotheken-Zinsen-Konto:		
c) Kaution „ 10,165.—	531,952	02	Am 31. Dez. 1907 angefallene Stückzinsen per Saldo	11,769	80
Beteiligung an fremden Gesellschaften	534,000	—	Spezial-Reservefonds-Konto	500,000	—
Effekten-Konto	688,217	60	Reservefonds-Konto	583,046	75
Inventar-Konto:			Personal-Exigenzfonds-Konto	10,000	—
Bestand p. 31. Dez. 07 M. 1,544.85			Konto für Abwicklungsreserven	913,104	90
Abschreibung „ 1,543.85	1	—	Gewinn- und Verlust-Konto:		
			Gewinn-Vortr. aus 1906 M. 3,106,152.58		
			Gewinn aus 1907 „ 1,781.76	3,107.934	34
	16,365,449	86		16,365,449	86

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll. Abschluss per 31. Dezember 1907. **Haben.**

	M.	₰		M.	₰
Unkosten-Konto:			Gewinn-Vortrag aus 1906	3,106,152	58
Saläre, Gratifikationen, vertragsmäss. Tantiemen, Drucksachen, Bureau-Miete, Beheizung, Beleuchtung, Porti, Insertion etc. M. 86,838.28			Immobilien-Konto:		
Gewerbesteuer u. Umlag. hieraus „ 2,335.15	89,173	43	Gewinn aus Immobilien-Verkäufen	77,604	75
Effekten-Konto:			Ertrag eigener Grundstücke	18,692	80
Kursverlust	48,288	57	Zinsen-Konto:		
Inventar-Konto:			Vereinnahmte und Stückzinsen abzüglich Passivzinsen per Saldo	44,490	06
Abschreibung	1,543	85			
Bilanz-Konto:					
Gewinn-Saldo	3,107,934	34			
	3,246,940	19		3,246,940	19

Der **Dividendenschein No. 9** wurde als kraftlos erklärt.

München, den 5. März 1908.

Heilmann'sche Immobilien-Gesellschaft (Akt.-Ges.).

Der Vorstand.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 21. März 1908. V. Jahrgang.

Opportunität als Richtschnur der Politik.

Von

Berthold Graf Bernstorff.

Die Schlacht ist geschlagen — die Enteignungsvorlage vom Abgeordnetenhause in der Herrenhausfassung angenommen, und Fürst Bülow kann noch einmal auf seinen Lorbeeren ruhen. Ob er selbst sich wohl auf Lorbeeren fühlt — oder klingen manche der Wahrheiten, die er hat anhören müssen, doch zu gellend in seine Träume? Freilich der Mann, der selbst mit deutschem Grundbesitz nicht belastet ist, der kann wohl die Erregung nicht ganz verstehen, die ihm aus den Reihen der Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes entgegentrat. Und Kapitalvermögen soll ja noch nicht enteignet werden! Aber darüber wird auch Fürst Bülow nicht im Zweifel sein, daß dieser Schritt manchem die Augen geöffnet hat, der bislang gemütlich mit dem Block segelte. Und deshalb möchte man jetzt gerne die Erörterungen über den heiklen Fall abschneiden. Aber das ist vergebliches Bemühen! Zu tief sind die Leidenschaften erregt — und Freund und Feind wollen sich äußern.

Freilich die Zahl der Freunde ist gering — nur die eigentliche Leibgarde des Fürsten, Alldeutsche und Hakatisten, sucht in der „Tageszeitung" und der „Täglichen Rundschau" durch gehässige Verleumdung die Männer zu verunglimpfen, die nach Pflicht und Eid für ihre Ueberzeugung eintreten und Torheit und Unrecht an den Pranger stellen. Sie verherrlichen den Minister Rheinbaben, der den berechtigten Klagen der Polen über nichtgehaltenes Königswort nichts anderes entgegenzuhalten wußte als die Jahre 31, 48, 63 — der aber die Haltung der polnischen Soldaten in den Kriegen von 64, 66 und 70 vergessen zu haben schien.

Diesen wenigen Stimmen gegenüber steht die gesamte ausländische und die große Mehrheit der deutschen Presse — voran die katholischen und legitimistischen Blätter, besonders die „Köln. Volkszeitung" mit ihrem geradezu klassischen Artikel „vae victoribus"! Daneben Vertreter fast aller politischen Nuancen, und unter ihnen besonders die Blätter des Freisinns, der sich ja zu einer energischen Ablehnung dieses unerhörten Rechtsbruchs aufgerafft hatte. Mit diesen, speziell mit der „Frankfurter Zeitung", möchte ich mich etwas beschäftigen.

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt: „Der 27. Febr. ist im Herrenhause ein dies ater geworden — der Umsturz des Rechts hat die feierliche Sanktion erhalten — nicht das Recht, sondern der brutale Machtstandpunkt haben die Entscheidung herbeigeführt. Wichtiger als die wirtschaftlichen Folgeerscheinungen ist für uns der grundsätzliche Gesichtspunkt: die grobe Verletzung von Recht und Gesetz durch die Enteignungsvorlage — die Rechtsverwilderung, die sich durch Nichtachtung bestehender Vorschriften geltend macht." Goldene Worte! Aber ich möchte fragen: Ist denn das die erste Rechtsverletzung, die Preußen und sein Ministerpräsident geleistet haben — und warum ereifert die „Frankfurter Zeitung" sich erst jetzt? Die Enteignungsvorlage beseitigt verfassungsmäßig garantierte Rechte und die „Frankfurter Zeitung" eignet sich zustimmend die Worte der „Germania" an: „Man mag nun die Verfassungsartikel von der Gleichheit der Preußen vor dem Gesetz und von der Unverletzlichkeit des Privateigentums ruhig aufheben — sie haben als Grundrechte ihren Wert verloren!" Ganz gewiß! Aber warum erkannte die „Frankfurter Zeitung" diese Wahrheit nicht schon früher — z. B. nach dem Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907? Damals hatte die „Frankfurter Zeitung" für das verfassungsmäßig garantierte Recht Braunschweigs und seines Fürstenhauses aber kein Wort übrig! — Ist etwa der Boden des Rechts im Reiche ein anderer als in Preußen? — Oder war die Gefahr des welfischen Dolchstoßes in den Rücken Preußens so viel größer als die proklamierte polnische Gefahr? —

Die „Frankfurter Zeitung" ruft den Männern, die der Vorlage in der Hoffnung zugestimmt haben, daß die Wiederholung einer solchen Enteignung ausgeschlossen sein würde, mit Recht zu: der zweite Schritt wird notwendig an den ersten sich anschließen, und ihr habt schon jetzt euch den Widerspruch gegen denselben mit eurer Zustimmung zum ersten abgeschnitten! Diese unanfechtbare Logik der „Frankfurter Zeitung" gilt aber doch nicht bloß für diesen Fall, sondern für jeden Rechtsbruch.

Für jeden politischen Rechtsbruch wird immer derselbe Grund ins Feld geführt — die salus publica oder in moderner Phrase National-Wohl!

Was ist denn aber eigentlich diese salus publica? Wo im christlich konstitutionellen Staate die Grundlage des Staatslebens durch Gottes Gebot und beschworene Verfassungsbestimmungen festgelegt ist, da sind durch diese auch die Schranken und Normen für die salus publica klar gegeben!

Wenn aber diese Grundlage beiseite geschoben — wenn die Opportunität als die einzige Richtschnur für die Politik anerkannt wird —, dann wird die persönliche Meinung der zeitigen Machthaber die salus publica! Und sie bleibt es solange, als sie die Macht haben, ihre Meinung in der einen oder anderen Form zur Geltung zu bringen! Und damit wird der Kampf um die salus publica zum Kampf um die Machtstellung der zeitweiligen Machthaber!

Weil die Polenpolitik auf einem toten Punkte angekommen war, darum mußte die Enteignungsvorlage durchgedrückt werden — damit stand und fiel Fürst Bülow — das war heute die salus publica! Morgen wird vielleicht ein anderer leitender Staatsmann, z. B. Herr Bebel, die Konfiskation alles Privateigentums als rettende Maßregel verfechten — dann ist das salus publica!

Das ist die unerbittliche Logik, die sich aus der heutigen Theorie ergibt, daß nur die momentane Opportunität das Leitmotiv der Politik sein dürfe!

Diese Opportunitätspolitik haben wir eingeleitet mit dem Rechtsbruch von 1866 — wir haben sie besiegelt mit dem Bundesratsbeschluß vom 28. Februar 1907 — die Annahme der Enteignungsvorlage vom 27. Februar 1908 ist nur eine neue Episode derselben Politik.

Und wenn jetzt die „Frankfurter Zeitung" und viele andere Politiker mit dankenswertem Freimut sich gegen diese Enteignungsvorlage wenden, so mögen sie bedenken, daß sie Aussicht auf Erfolg in ihrem Kampfe nur haben können, wenn sie sich gegen das ganze System wenden! Nicht mit dem Abschneiden eines Zweiges ist geholfen, die Wurzel muß heraus.

Digitized by Google

Zum Namensfeste Pius' X.

Vorfeier des goldenen Priester-Jubiläums.

Nun bebt in der metall'nen Brust
Rings aller Glocken Herz,
Ein Jubellied voll heil'ger Lust
Singt laut ihr Mund von Erz.
Mit Wolken wallt der Klänge Chor
Nach Süden hoch vom Dom
Und pocht an deiner Liebe Tor,
Du Vaterherz in Rom.

Manch reines Blütenauge blickt
Aus Kränzen gelb und weiss,
Das seine Festesgrüsse schickt
Dir, hehrer Priestergreis. — —
Viel heller in der Seele glüht
Der Treue gold'ner Stern;
Viel höher unser Beten zieht
Zum ew'gen Thron des Herrn.

Der zum Altar ein Sehnen heiss
Dem Kinde einst geschenkt,
Hat deiner Tugend Blütenreis
In heil'gen Grund gesenkt.
Schier all die Saat im Erdenraum
Traf längst des Schnitters Streich:
Hoch ragt dein stolzer Lebensbaum,
An Himmelsfrüchten reich.

Die Hand, die einst den Kleinen gab
Des Heiles täglich Brot,
Trägt nun des Kreuzes Herrscherstab,
Den ihr der Heiland bot.
Das Haupt, in Demut fromm geneigt,
Krönt heut' des Dreireifs Zier.
Es spricht dein Mund, und staunend schweigt
Die Welt und huldigt dir.

Und schnaubt der Sturm und tost die Flut
Um deinen Felsenthron,
Dann schreckt dich nicht der Hölle Wut,
Nicht Menschenhass und Hohn.
Der auf dein Silberhaar gelegt
Des Priesters gold'nen Kranz,
Führt seine Kirche unentwegt
Zu neuem Sieg und Glanz.

Mög' einst um der Tiara Gold
Der Silberkranz dir blüh'n,
In Sonnenröte, still und hold,
Dein Abendhimmel glüh'n.
Führ' manches Schäflein noch zurück,
Das in der Wüste irrt;
Dann sei der ew'gen Heimat Glück
Dein Teil, o Völkerhirt!

Heinr. Engel.

Papst-Jubiläums-Feier in München.

Die Katholiken Münchens haben den 19. März, den Namenstag Sr. Heiligkeit des Papstes, zur Feier des goldenen Priesterjubiläums gewählt. Die kirchliche Feier erfolgt durch ein Pontifikalamt in der Metropolitan-Domkirche zu Unserer Lieben Frau, dem eine religiöse Vorbereitung durch vier Predigten von P. Benno Auracher und durch eine Generalkommunion der Gläubigen aus der Männerwelt vorausgeht. Se. Königliche Hoheit der Prinzregent hatte die Gnade, sein Erscheinen bei diesem Festgottesdienst zuzusagen. Für die Prinzessinnen des Königlichen Hauses und die übrige katholische Frauenwelt Münchens findet in der Theatiner-Hofkirche gleichzeitig ein Festgottesdienst statt. Die „Allgemeine Rundschau" wird im September, wenn die 50 Priesterjahre des edlen Greises auf Petri Stuhl voll geworden, der Festesstimmung noch in besonderer Weise Ausdruck geben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das europäische Konzert und die Balkanfragen.

Einen Lobgesang auf die Harmonie im europäischen Konzert hat der italienische Minister des Auswärtigen im römischen Parlament gehalten. Der Zufall wollte es, daß gerade am selben Tage der russische Kollege, Herr Iswolsky, die Festigkeit des Gleichgewichts in Ostasien pries. Zwei Friedensreden auf einmal: jam satis!

Was nun das philharmonische Orchester in Europa angeht, so klingt doch noch eine kleine Dissonanz hindurch: England hat sich mit der neuesten Wendung der Balkanpolitik, dem Wetteifer im Eisenbahnbau, noch nicht recht abgefunden. Trotz der Erklärungen, die vorige Woche bereits im Londoner Unterhause gegeben waren, hielt Tittoni es noch für notwendig, gegen die Bedenken der englischen Regierung wegen Beeinträchtigung des mazedonischen Reformwerkes durch die Bahnbauten zu polemisieren. Eigentlich waren doch Rußland, das sich als Protektor der slawischen Balkanstaaten betrachtet, und Italien, das sich zum Schutzengel von Albanien berufen fühlt, schärfer berührt von dem österreichischen Sandschakbahnplan als das britische Weltreich. Und Rußland sowohl als Italien haben durch eine resolute Wendung den Anschluß an den Eisenbahngedanken gefunden. Sie sagen jetzt: „Leben und leben lassen! Bekommen wir die Donau-Adria-Bahn und was sich sonst noch anschließen läßt, so haben wir unseren Teil wirtschaftlichen Einflusses und können Oesterreich seine Ausfuhrlinie nach Saloniki gönnen!" Das meerbeherrschende Welthandelsreich England sollte doch viel schneller noch zum Wohlgefallen an neuen Verkehrsstraßen sich bekehren. Deshalb hatten wir auch die zwar kühle, jedoch korrekte Erklärung im Londoner Parlament als eine redliche Abfindung mit dem neuesten Balkankurse betrachtet. Die Rede Tittonis ließ jedoch leider befürchten, daß noch ein Haar in der Suppe sei. Der Eindruck wird bestärkt durch die Nachricht, daß England tatsächlich den Mächten den Vorschlag unterbreitet hat, von der Türkei die Ernennung eines Generalgouverneurs für Mazedonien zu fordern, und daß die englische Presse diesen Vorschlag als eine Probe für das europäische Konzert hinstellt. Die Kabinette prüfen zurzeit den englischen Vorschlag, der das mazedonische Reformwerk auf eine ganz neue Basis stellen will. Inzwischen wird darauf hingewiesen, daß der Sultan eine besondere Scheu vor einem „Generalgouverneur" habe, da er nach der Erfahrung in Kreta in einem solchen den Vorläufer eines unabhängigen Herrschers sehe. Man kann es ja auch der Pforte nicht übelnehmen, wenn sie sich sträubt gegen die „Abknöpfung" eines großen Teils ihres schon arg zusammengeschrumpften europäischen Besitzstandes. Der englische Vorstoß eröffnet also die Aussicht auf weitere Schwierigkeiten in den Balkanfragen.

Anderseits verdient die englische Regierung Lob für die schnelle und glatte Erledigung der Briefangelegenheit. In beiden Häusern des Parlaments wurde festgestellt und anerkannt, daß der Brief des Deutschen Kaisers an Lord Tweedmouth ein einwandfreies Privatschreiben war, und der Hetzversuch der „Times" unter Anerkennung des hohen Wertes der freundschaftlichen Beziehungen zurückgewiesen. Allerdings muß, um übermäßigen Optimismus zu verhüten, auf die kühle und kritische Haltung des konservativen Redners im Oberhause hingewiesen werden, der noch immer etwas Bedenkliches in dem Vorgang finden wollte. Einen ganz anderen Ton schlug Rosebery an, der frühere liberale Führer, der vor der lächerlichen und krankhaften Art der Deutschenhetze warnte. Hätten alle konservativen Peers und Volksvertreter sich diesen kräftigen Worten angeschlossen, so würde man die Ansicht teilen können, daß die „Times" moralisch vernichtet sei. Aber leider haben die unermüdlichen Hetzer noch immer einflußreiche Gönner, wenn letztere sich auch zurzeit nicht weit hervorwagen. König Eduard soll angesichts der Preßangriffe einen freundlichen Brief an unseren Kaiser gerichtet haben; das ist eine angenehme Nachricht; aber auch darin liegt noch keine Gewähr gegen die Wiederholung solcher Hetzversuche. Vorsicht bleibt geboten. Die Sucht, den Deutschen Kaiser persönlich in die Zeit- und Streitfragen hineinzuziehen, besteht auch außerhalb der englischen Insel. Ein italienischer Politiker beruft sich jetzt auf Aeußerungen unseres Kaisers über Albanien und das Verhältnis der österreichischen und italienischen Interessen auf dem Balkan. Im

Digitized by Google

Anschluß daran wird der bevorstehende Ausflug des Kaisers nach seinen neuen Erwerbungen auf Korfu hingestellt als die persönliche Vermittelung und Ausgleich in der Balkanpolitik, vornehmlich unter den Dreibundmächten. Das sieht wie eine Ehrung des Deutschen Kaisers aus; aber dahinter steckt die alte Gefahr, daß nicht bloß die deutsche Politik im allgemeinen, sondern der Deutsche Kaiser persönlich belastet wird mit der Verantwortlichkeit für den Gang der heiklen Dinge.

Zum Glück darf man nach der kräftigen Rede Tittonis annehmen, daß die italienische Regierung keiner weiteren Vermittelung bedarf, sondern sich in der Balkanfrage mit Oesterreich bereits d'accord befindet. Es war ja aufgefallen, daß Tittonis offiziöse Presse dem Sandschakbahnprojekte, obschon es ihm von der öffentlichen Ankündigung mitgeteilt worden war, zunächst keine Verteidigung angedeihen ließ, während dem russischen Rundschreiben wegen der Konkurrenzbahnen sofort halbamtlich die volle Sympathie Italiens verkündet wurde. Doch wollen wir nach den jetzigen Erklärungen gern annehmen, daß diese vorläufige Zurückhaltung nur eine taktische Bedeutung hatte, um die von Italien gewünschten Kompensationen, insbesondere die Transversalbahn zur italienischen Adria hin, zunächst in volle Sicherheit zu bringen.

Jedenfalls sieht der Dreibund heute unversehrt aus. Ob das europäische Konzert im ganzen die Kraftprobe, vor welche die englische Steuerung im mazedonischen Reformprogramm es stellt, gut bestehen wird, muß man abwarten.

Die Lage in Ostasien.

Der japanisch-chinesische Zwischenfall wegen der „Tatsu Maru" ist nach einer Pekinger Meldung beigelegt. China hat, wie das schon öfter geschah, im Geldpunkte nachgegeben; es zahlt eine Entschädigung an Japan und Liegegelder für den abgefaßten Waffenschmuggler. Dagegen will China die beschlagnahmten Waffen zurückbehalten, und Japan gibt obendrein die Einwilligung, scharfe Bestimmungen gegen den Waffen- und Munitionshandel von Japan nach China zu erlassen. Freilich soll das Territorium von Macao, der Ort des jetzigen delicti commissi, nicht in diese Begrenzung des Waffenhandels einbezogen werden; doch hofft China durch Verhandlungen mit Portugal wegen der Konterbande in Macao zum Ziel zu gelangen. — Der Ausgleich ist in der Form recht nett. In der Sache selbst wird es natürlich beim alten bleiben, d. h. China muß sich die Waffenschmuggler selbst vom Leibe halten. Erfreulich ist nur die Bestätigung unserer Vermutung, daß Japan den Zeitpunkt für einen Vorstoß gegen China noch nicht für gekommen erachtet. Nordamerika setzt der japanischen Großmannssucht einen Dämpfer auf.

Dagegen ist Rußland neuerdings unter die Umschmeichler Japans gegangen. Iswolsky, der russische Minister des Auswärtigen, hielt zum erstenmal in der Duma eine hochpolitische Rede und zwar mit einer verblüffenden Freundlichkeit gegenüber dem einstigen Gegner. Es handelte sich um die Begründung des Antrages, die russische Gesandtschaft in Tokio zu einer Botschaft zu erheben. Der Vorschlag bedeutete an sich schon eine Huldigung vor der neuen Großmacht; er wurde es noch mehr durch die offenherzige Erklärung, daß Rußland bei seinem Vordringen in die Südmandschurei und auf Kwantung sich „übernommen" gehabt habe, und daß es nunmehr endgültig sich auf den Besitzstand gemäß dem Frieden von Portsmouth zurückziehe. Eine solche Desavouierung der eigenen Politik, die zu einem opferreichen Kriege geführt hat, besitzt den Reiz der Neuheit. Der Widerstand der Japaner gegen die übermäßige Expansion Rußlands wird nachträglich als berechtigt anerkannt. Herr Iswolsky verdient eigentlich den Nobelschen Friedenspreis; denn durch dieses drastische Exempel wird besser als durch lange Reden klargestellt, daß hinter der „Ehre" und den „Lebensinteressen des Staates", womit man die mörderischen Kämpfe zu begründen pflegt, in vielen Fällen weiter nichts steckt, als eine Ueberschätzung der eigenen und eine Unterschätzung der gegnerischen Kräfte und Interessen.

Die innerpolitische Krisis.

„Krisis" ist ein schweres Wort; aber es wird schon von vielen bisher begeisterten Anhängern des blockpolitischen Kunststückes auf die gegenwärtige Lage angewendet. Der Karren ist so verfahren, daß man keine andere Lösung mehr sieht als Beschleunigung der preußischen Landtagswahlen mit der Hoffnung, daß deren Ausgang eine neue Orientierung der inneren Politik ermöglichen werde.

Die Antworten auf die zahlreichen Interpellationen wegen der versprochenen Erhöhung der Beamtengehälter haben auf viele vertrauensselige Gemüter wie ein kaltes Sturzbad gewirkt. Aber die Logik der Tatsachen hat sich ganz regelrecht abgespielt. Daß die Finanzreform in diesem Frühjahr nicht zustande kommen solle, könne und werde, haben wir schon im vorigen Sommer dargelegt. Die Verschiebung der Finanzreform führte zu der Verschiebung der Besoldungsreform. Allerdings hätte das Reich die Gehaltserhöhungen ebenso gut oder ebenso schlecht vorschußweise bestreiten können wie das Trostpflaster der Teuerungszulagen oder wie die 150 Millionen für Kolonialbahnen usw.; aber die Beamtennot wollte man als treffliches Vorspann für die Steuervorlagen nicht missen. Man hätte auch wohl die preußischen Beamten vor den Reichsbeamten bedenken können; aber dann wäre das Vorspann halbiert worden. Die „Taktik" kennt keine Gemütsbewegungen. Die Beamten sind freilich sehr verstimmt, weil weder ihre Notlage noch das feierlich gegebene Versprechen berücksichtigt wird; die Unzufriedenheit der Beamten ist aber bei dem öffentlichen Wahlverfahren in Preußen für die Regierung nicht gefährlich, und bis zu den Reichstagswahlen hofft der Prestidigitateur wieder alles in Ordnung zu bringen. Bis dahin müssen die Beamten Opfer bringen vor dem goldpapierenen Kalbe auf dem Blockaltar, den die meisten von ihnen selbst haben errichten geholfen.

Die gespannte Lage ist anscheinend noch verschärft durch die Kommissionsbeschlüsse erster Lesung zum Börsengesetz. Da hat sich, wie die liberale Presse zähneknirschend verkündet, ein „konservativ-ultramontaner Antiblock" aufgetan. Richtig ist, daß die alte Mehrheit, die das Börsengesetz geschaffen hatte, das Verbot des Börsenspiels in Getreide und Mehl wieder in die Vorlage eingefügt hat, ebenso das Terminregister, und die lex imperfecta durch Strafbestimmungen ausgestaltet hat. Aber die Börse braucht deshalb noch nicht demonstrativ flau zu machen. Es handelt sich nur um Kommissionsbeschlüsse und zwar der ersten Lesung; die Regierung hatte sie sofort als unannehmbar bezeichnet. Auf die Charakterfestigkeit der Konservativen kann man ja seit der Annahme der Enteignung keine Häuser mehr bauen. Also muß man die Sache als einen Beitrag zu der jetzt im Schwange befindlichen „Taktik" betrachten. Fürst Bülow wird zu dem Zeitpunkt, der ihm passend erscheint, den Linksliberalen sagen: Was gebt ihr mir, wenn ich euch die Erleichterungen für eure geliebte Börse durchdrücke? Do ut des! Früher nannte man das „Kuhhandel"; jetzt ist es der Kern der „nationalen" Staatskunst. Nun frägt sich freilich noch, ob das Börsengesetz schon jetzt als Kaufpreis für die freisinnige Zustimmung zu dem § 7 des Vereinsgesetzes (Sprachenverbot) hingegeben werden könnte, oder ob man es aufheben will, damit es noch als weiteres Vorspann für die Steuergesetze verwertet werde. Im letzteren Falle würde außer der Finanzreform und dem Börsengesetz auch noch das Vereinsgesetz auf die lange Bank geschoben werden. Die vielbeschrieene erste ordentliche Tagung des Blockreichstags wäre dann mit der vollständigen Unfruchtbarkeit behaftet. Den schlechten Eindruck dieses eklatanten Unbefähigungsnachweises scheuen sie freilich; aber was ist zu machen? Das Vereinsgesetz mit dem hakatistischen § 7 durchzudrücken, wird vorläufig wohl nicht gehen. Allerdings ist die große Mehrzahl der Freisinnigen Volkspartei (Eugen Richter!) schon zum Umfall bereit. Aber Dr. Träger erhebt noch öffentlich Einspruch, die schwäbischen Demokraten können auch ihr Gewissen noch nicht betäuben, und die Freisinnige Vereinigung ist wenigstens noch nicht ganz reif für eine Ausnahmegesetzgebung. Bei der kleinen Blockmehrheit liegt bei den wenigen Dissenters die Entscheidung.

Wenn auch in dieser Beziehung noch verhandelt wird, so ist doch mit der höchsten Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Fürst Bülow die Landtagswahlen möglichst frühzeitig anberaumen wird. Eine halbamtliche Kundgebung will soeben den Glauben erwecken, daß das gar nicht so schnell ginge. Der verdächtige Versuch kann die Einsichtigen nur noch bestärken in der Vermutung, daß die Wahlen vielleicht noch vor dem angeregten Junitermin, also schon im Mai stattfinden könnten, wozu eine Auflösung vor Ostern den Weg bahnen würde.

Politiker und Blätter von der Rechten haben schon von einer „Isolierung des Freisinns" im Wahlkampfe phantasiert. Nein, der Freisinn wird schon Hilfe finden, hier von den Nationalliberalen, dort von den Sozialdemokraten und in den Kreisen, wo er gegen das Zentrum steht, sogar von den Konservativen und der Regierung. Das Zentrum dagegen wird nur auf seine eigene Kraft angewiesen sein. Sogar die angeblich verbreitete Verständigung mit den Polen in Oberschlesien möchten wir nicht vor dem Abend loben, da die Radikalen à la Korfanty noch mächtig sind. — Hilf dir selbst, Zentrum! Darum rechtzeitig an die Arbeit!

Digitized by Google

„Placetum regium" in Bayern.

Von

Domkapitular Dr. Pichler, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Die bayerische Staatsregierung hat für die päpstliche Enzyklika „Pascendi dominici gregis" das Placet erteilt. Darüber ergaben sich lebhafte Erörterungen in der Presse, welche ihren Niederschlag auch in der Abgeordnetenkammer fanden. Die liberale Presse hatte erst gejubelt, daß der Erzbischof von München das Placet nachgesucht und damit dessen Rechtsbeständigkeit anerkannt habe; bald aber ergaben sich gerade in diesen Kreisen sehr ernste Bedenken, daß der Kultusminister nun auch die Enzyklika vollziehen müsse — „ein solch gefährliches Schriftstück"!

Darüber Klarheit zu schaffen, war der Zweck einer Anfrage, welche der liberale Parteiführer Dr. Casselmann am 10. Februar in der Abgeordnetenkammer an den Kultusminister Dr. v. Wehner richtete. Er betonte es sei

„unbedingt notwendig vom Herrn Staatsminister zu erfahren, welche Wirkung er der Placeterteilung beilegt, ob die Herren recht haben, die sich nach meiner Auffassung fälschlich unter Berufung auf Erklärungen früherer Staatsmänner dahin aussprachen, daß der Staat durch die Placeterteilung nun diese Enzyklika auch in ihrem disziplinären Teil vollziehen müsse, oder ob die Auffassung richtig ist, die ich vertrete und die dahin geht, daß der Staat, die Krone, durch Erteilung des Placet sich in gar keiner Weise des Rechtes begeben hat in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob sie oder er den weltlichen Arm der Kirche leihen will oder nicht, zu prüfen, ob es im staatlichen Interesse liegt, ob es ein Eingriff in die staatliche Rechtssphäre, überhaupt in die staatliche Interessensphäre ist, wenn im einzelnen dieses brachium saeculare gegeben wird. Meine Herren! Wir müssen die klare Antwort des Herrn Ministers haben, weil wir sonst der Gefahr entgegengehen, daß in der Tat im gegebenen Falle ein wichtiges Kronrecht preisgegeben worden wäre; ich sage, wenn meine Auffassung nicht richtig wäre, denn unmöglich kann sich die bayerische Krone damit abfinden lassen, daß man ihr zumutet, unbesehen jede Forderung der Kurie, soweit sie den Vollzug dieser Enzyklika betrifft, befriedigen zu müssen."

Namens der Zentrumsfraktion gab Schreiber dieser Zeilen folgende kurze Erklärung ab:

„Was unsere grundsätzliche Stellungnahme in bezug auf das Placet anlangt, so darf ich im Namen meiner politischen Freunde folgende Erklärung abgeben:

Das von der Kirche niemals anerkannte und durch das vatikanische Konzil ausdrücklich verworfene placetum regium ist bereits im Jahre 1817 durch das mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossene Konkordat seitens der Krone Bayerns preisgegeben worden und einseitig konnte es rechtlich nicht wieder eingeführt werden.

Unbeschadet dieser unserer prinzipiellen Auffassung haben wir schon im Jahre 1889 erklärt, daß selbst vom Standpunkte der Verfassungsgesetze aus die Ausdehnung des placetum auf die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche nicht gerechtfertigt ist."

Dann wurde darauf hingewiesen, daß selbst liberale Blätter eine recht bedenkliche Seite am Placet finden. Der „Fränkische Kurier" z. B. hat geschrieben:

„Der Fall zeigt zur Evidenz, wie überflüssig, ja schädlich eine derartige Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten sich erweist. Je eher dieses verrostete Inventarstück in die Rumpelkammer verschwindet, desto besser."

Kultusminister Dr. v. Wehner hat am 11. Februar in programmatischer Weise über das Placet sich geäußert. Seine Bemerkungen waren für die Beurteilung dieser staatskirchenrechtlichen Frage in Bayern so interessant, daß sie hier im wesentlichen wiedergegeben werden dürfen. Er führte aus:

„Das Placetum regium ist in der bayerischen Verfassung zweifellos begründet. Nicht bloß in der II. Verfassungsbeilage sondern auch in der Verfassungsurkunde selbst und zwar in Tit. IV § 9 wird es normiert. Keine Regierung, wie immer sie auch gebildet sein mag, wird die Bestimmungen über das Placetum regium ignorieren können. Die Verfassung verlangt nur, daß Gesetze, Verordnungen und sonstige Anordnungen der Kirchengewalt nicht ohne vorgängige Einsichtnahme und das Placet des Königs verkündet und vollzogen werden dürfen. Hinsichtlich der Verkündung kirchlicher Erlasse ist allerdings die verfassungsmäßige Bestimmung durch die inzwischen völlig geänderten Verhältnisse überholt worden. Die gesteigerte Oeffentlichkeit namentlich infolge der Entwicklung der Presse, hat es mit sich gebracht, daß kirchliche Anordnungen längst in der ganzen Welt bekannt sind, ehe eine amtliche Veröffentlichung der betreffenden Erlasse in Bayern erfolgt und ehe deshalb die Anwendung des Placets überhaupt nur in Frage kommen kann. Die verfassungsmäßigen Bestimmungen haben so in dieser Hinsicht tatsächlich ihre praktische Bedeutung verloren.

Dagegen kommt der weiteren Bestimmung hinsichtlich des Vollzuges kirchlicher Anordnungen auch heute noch eine Bedeutung zu. In dieser Beziehung gibt das Placetum regium dem Staate das Recht zu prüfen, wofür er der Kirche den weltlichen Arm leihen soll. Die Staatsregierung sieht das Placetum an als das Korrelat der Schutzpflicht, welche dem Staate der Kirche gegenüber obliegt. Die Schutzpflicht würde dann zessieren, wenn ein dem Placetum regium unterliegender Erlaß vor der Veröffentlichung seitens der Bischöfe des Landes das Placet nicht gefunden hat. Die Folge wäre, daß die weltliche Gewalt zum Vollzuge eines solchen nichtplazetierten Erlasses nicht mitwirken darf. Die Erteilung des Placets beseitigt das verfassungsmäßige Hindernis für den Vollzug.

Ein durch die Macht der Verhältnisse so eingeschränktes Placet steht auch mit dem Konkordat Art. XII nicht im Widerspruch. Denn dieses verlangt, soweit es hier einschlägig ist, nur das Recht der freien Publikation kirchlicher Erlasse. In dieser Hinsicht, in bezug auf die Publikation aber hat, wie erwähnt, das Placet inzwischen längst jeden praktischen Zweck verloren.

Auch mit dem katholischen Dogma steht das Placet, wie es in Bayern auf Grund der Verfassung gehandhabt wird, nicht im Widerspruch. Durch die Constitutio dogmatica de ecclesia Christi wurden die Meinungen derjenigen verurteilt und verworfen, welche behaupteten, die vom Apostolischen Stuhle oder unter seiner Autorität zur Leitung der Kirche erlassenen Konstitutionen hätten keine Kraft und Gültigkeit, wenn sie nicht durch das Placet der weltlichen Gewalt bestätigt würden. Der bayerischen Regierung liegt es aber ferne zu behaupten, daß solche Konstitutionen ohne das Placet der weltlichen Gewalt keine Kraft und Gültigkeit hätten. Die bayerische Regierung bestreitet nicht, daß solche Kundgebungen der höchsten kirchlichen Autorität für das Gewissen auch der bayerischen Katholiken schon mit der Publikation in Rom verbindlich sind. Die bayerische Regierung gesteht demnach auch den nichtplazetierten Konstitutionen des Apostolischen Stuhles für das interne Forum volle Kraft und Gültigkeit zu. Sie ist verfassungsmäßig nur gehindert zum äußeren Vollzug solcher nicht plazetierter Erlasse der Kirche den weltlichen Arm und damit die staatlichen Zwangsmittel zur Verfügung zu stellen. Es ist aber gewiß nicht unbillig, daß die Kirche, welche die staatliche Mitwirkung zum Vollzuge ihrer Erlasse in Anspruch nimmt, diese Erlasse rechtzeitig der Regierung vorlegt, damit sich die Regierung schlüssig machen kann, ob sie plazetieren und so zum Vollzuge mitwirken kann oder nicht. Dieses Prüfungsrecht, mag man nun es Placet oder sonstwie nennen, ist im Wesen der staatlichen Souveränität begründet. Dieses Prüfungsrecht ist in anderen Staaten anders geregelt und kann vielleicht auch in Bayern im Laufe der Zeit einmal anders geordnet werden; aber verzichten kann auf dieses Prüfungsrecht keine Regierung.

Die zweite Frage, die zu beantworten ist, ob das verfassungsmäßig begründete Placet gegenüber der jüngsten Enzyklika „Pascendi Dominici gregis" Anwendung zu finden hatte. Ich muß sagen, daß, wenn irgend ein päpstlicher Erlaß das Placet erfordert, so ist es dieses Rundschreiben, und zwar gerade wegen der im praktischen disziplinären Teile getroffenen Maßnahmen und Anordnungen der kirchlichen Verwaltung und Disziplin.

Eine weitere Frage drängt sich auf, die Frage, ob die Regierung das Placet nicht auch hätte verweigern können. Meine Herren! Nach der Verfassungsurkunde, und zwar nach Tit. 4 § 9 der Verfassungsurkunde und nach § 50 der II. Verfassungsbeilage darf die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nie gehemmt werden. Die Staatsregierung hatte demnach die Frage zu prüfen, ob die Enzyklika vollständig innerhalb des eigentlichen Wirkungskreises der geistlichen Gewalt sich bewegt, wie er in der Verfassung festgelegt ist. Diese Frage war zu bejahen, und damit erschien auch eine Beeinträchtigung staatlicher Interessen durch die Enzyklika nicht gegeben. Die Enzyklika ist in ihrem ersten, mehr theoretischen Teile ein Ausfluß des obersten kirchlichen Lehramtes, in ihrem zweiten, praktischen Teile trifft sie Maßnahmen der kirchlichen Verwaltung, der kirchlichen Disziplin, und sie ist in dem zweiten Teile ein Ausfluß der kirchlichen Gesetzgebungs- und Jurisdiktionsgewalt. Der Zweck der ganzen Enzyklika ist die Reinhaltung der kirchlichen Lehre namentlich von dem Einflusse einer nach der Auffassung des Oberhauptes der Kirche falschen Philosophie. Hätte die Staatsregierung das Placetum verweigert, so wäre damit die Kirche, die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise gehemmt worden oder hätte wenigstens gehemmt werden können und die Regierung hätte dann nicht im Sinne der Verfassung gehandelt. Auch Professor Dr. Meurer in Würzburg hat erst jüngst öffentlich die Auffassung vertreten, daß die Regierung das Placet nicht verweigern durfte.

Die vierte Frage, die sich in diesem Zusammenhang ergibt und auf die namentlich der Herr Abgeordnete Dr. Casselmann ein besonderes Gewicht gelegt hat — denn er hat sie wiederholt an

Digitized by Google

mich gerichtet — war die: Welches sind die Wirkungen der Erteilung des Plazets? Inbezug auf diese Frage muß ich mich zunächst negativ ausdrücken und sagen: „Wenn das Plazet im einzelnen Falle nach der Verfassung notwendig, aber nicht erteilt ist, so darf die weltliche Gewalt zum Vollzuge des nichtplazetierten Erlasses nicht mitwirken. Die Erteilung des Plazets beseitigt das verfassungsmäßige Hindernis für den Vollzug kirchlicher Erlasse und begründet für die kirchlichen Stellen den Anspruch auf den staatlichen Schutz, auf die staatliche Mitwirkung nach Maßgabe und im Rahmen der Verfassung, insbesondere des § 51 der II. Verfassungsbeilage. Ob die allgemeinen Voraussetzungen für die staatliche Mitwirkung im einzelnen Falle gegeben sind, das hat die Regierung in jedem einzelnen Falle zu prüfen. Die wesentliche Wirkung des erteilten Plazets ist also die, daß für die Anwendung des § 51 der II. Verfassungsbeilage, für den darin der Kirche zugesicherten Schutz freie Bahn geschaffen, daß damit die Fessel des § 58 der II. Verfassungsbeilage für den Vollzug aus dem Wege geräumt ist."

So Kultusminister Dr. von Wehner am 11. Februar 1908. Diese Ausführungen erhalten die richtige Beleuchtung zur Würdigung ihrer Bedeutung für die Beurteilung der kirchenpolitischen Lage in Bayern erst durch Zusammenhalt mit den Erklärungen, welche im bayerischen Landtag unter dem Ministerium Lutz 1889/1890 abgegeben wurden.

In den Plenarsitzungen vom 6. bis. 8. November 1889 stand ein Antrag der Zentrumsfraktion zur Diskussion, die Regierung wolle aussprechen, „daß das Placetum regium im Sinne des § 58 der II. Verfassungsbeilage auf Glaubens- und Sittenlehren sich nicht erstrecke."

Abg. Joseph Geiger, damals Vorsitzender der Fraktion, hat bei Begründung des Antrages ausgeführt, „daß selbst auf dem Boden der II. Verfassungsbeilage die Ausdehnung des Placetum auf Glaubens- und Sittenlehren der katholischen Kirche nicht gerechtfertigt sei;" seit Erlaß der Verfassung sei niemals eine lehramtliche Entscheidung plazetiert worden, auch das Dogma von der unbefleckten Empfängnis wurde nicht plazetiert; erst unter dem Ministerium Lutz wurde der alte Rechtsboden verlassen und eine einseitige Interpretation der Verfassung herbeigeführt.

Minister Dr. von Lutz hat am 6. November sofort in langer Rede erwidert, deren Hauptsätze waren:

„Seit 20 Jahren halte ich an der Rechtsanschauung fest, daß das Plazet nach der bayerischen Verfassung sich auch auf Glaubenssachen beziehe; seit 20 Jahren habe ich meine Verwaltung darnach bemessen . . . Ich bin nicht der Autor des Religionsediktes, ich bin nur der Vollstrecker desselben . . . Niemand von uns denkt daran, mit dem Plazet in den Glauben einzugreifen; niemand denkt daran oder hat je daran gedacht, ein Dogma der Kirche zu kritisieren, zu gestatten oder zu verbieten, daß es gelehrt werde u. dgl. Das Ziel des Plazets ist nur, der Staatsregierung die Freiheit zu gewähren, daß sie prüft, in welchen Fällen und wofür sie der Kirche den weltlichen Arm zur Verfügung stellen soll, und ob sie das in einem konkreten Fall tun kann, ohne das Staatsinteresse zu gefährden . . . Was die Frage betrifft, wie weit das Plazet angewendet werden darf, so statuiert die Beilage II § 38, wie weit sich die Staatsoberaufsicht erstreckt. Dieser Paragraph formiert allerdings kein Plazet, aber er bildet doch die Grundlage für das Plazet. Soweit der § 38 reicht, soweit reicht das Staatsoberaufsichtsrecht, und wir werden dann sehen, daß ebensoweit das Plazet reicht. Dieser Paragraph statuiert nun ganz deutlich, daß sich das Staatsoberaufsichtsrecht, Aufsichts- und Schutzrecht auch auf Glaubenssachen bezieht."

Am 8. Nov. hat Minister Lutz ausgeführt, daß das Plazet für die vatikanischen Dekrete nicht erteilt werden könnte.

„Wenn das Plazet erteilt wird, übernimmt die Regierung die Verpflichtung, das vatikanische Dekret in allen Fällen zwangsweise zum Vollzug zu bringen, in welchen ein solcher Vollzug angezeigt erscheint und von den kirchlichen Organen verlangt wird. Nun, daß ein solches Vorgehen mit den Erwägungen und Entschließungen sowie mit dem Verhalten der deutschen Regierungen im Jahre 1870 nicht vereinbarlich wäre, das brauche ich nicht zu wiederholen. . . Ich drücke das, was ich hier im Sinne habe, damit aus, daß die Regierungen das Vatikanum als staatsgefährlich erklärt haben und noch auf diesem Standpunkt stehen." (Stenogr. Bericht Bd. 4, S. 155—159.)

Am 21. März 1890 kam Minister Frhr. von Crailsheim als Stellvertreter des schwerkranken Ministers von Lutz bei der Generaldebatte zum Kultusetat auf die Frage zurück und bemerkte u. a.:

„Wenn ein Glaubenssatz, welcher früher nicht mit dogmatischer Kraft bekleidet war, im Laufe der Zeit unter den Schutz des kirchlichen Anathems gestellt wird, so entspricht es der Natur der Sache, daß auch die Staatsregierung von Fall zu Fall zu erwägen hat, ob für diesen nunmehr erst mit dogmatischer Kraft auftretenden Glaubenssatz die staatlichen Zwangsmittel zu seiner Durchführung zur Verfügung gestellt werden sollen."

An späterer Stelle hat Minister von Crailsheim auch Bedenken gegen die Plazetierung der vatikanischen Dekrete geäußert; das hätte zur Folge, „daß alle Konsequenzen, welche sich aus den vatikanischen Beschlüssen auf staatlichem Gebiete ergeben, sofort anerkannt werden müßten und daß die Staatsregierung zu ihrer Durchführung die Staatsgewalt zur Verfügung stellen müßte. Es ist schwer zu übersehen, welche Konsequenzen aus den vatikanischen Beschlüssen sich auf staatlichem Gebiete ergeben würden" (Stenogr. Ber. Bd. V, S. 435 u. 453).

Zur Würdigung der damaligen Situation sei bemerkt, daß schon Minister Lutz 1889 ein Entgegenkommen gegen die Kirche eingeleitet hatte und daß durch Ministerialentschließung vom 15. März 1890 die Altkatholiken als aus der kath. Kirche ausgeschlossen anerkannt worden waren, weil sie die katholische Lehre vom Primat des Papstes und von der unbefleckten Empfängnis Mariä leugneten; ihre Stellung zur päpstlichen Unfehlbarkeit wurde nicht in Würdigung gezogen, weil ja das Plazet für das Vatikanum nicht gegeben war. Eine genaue Vergleichung des Wortlautes der damals und jetzt abgegebenen ministeriellen Erklärungen läßt klar ersehen, inwieweit dieselben übereinstimmen und von welchem Punkte ab sie diametral auseinander gehen. Entscheidend sind hier besonders die Sätze, in welchen Kultusminister Dr. von Wehner nachweist, daß das Plazet im Sinne der Verfassung gegenüber einer Entscheidung des kirchlichen Lehramtes nicht verweigert werden könnte, ohne daß die Kirche in ihrem eigentlichen Wirkungskreise würde gehemmt werden. Damit ist die frühere Haltung der bayerischen Regierung gegenüber den Lehrentscheidungen des vatikanischen Konzils preisgegeben. Daß mit der Erteilung des Plazets der Staat nicht ad nutum ecclesiae auf seine Rechte verzichtet, spricht Minister von Wehner deutlich aus und auch Dr. Cassel-mann bewegt sich auf demselben Boden. — Auf eine Würdigung des Plazets selbst einzugehen, besteht hier kein Anlaß.

Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Von

Nikolaus Follert, Pfarrer.

Am 7. Mai 1902 wurde im preußischen Herrenhause die Frage über das Verhältnis der evangelisch-theologischen Fakultäten zu dem Prinzip der freien Forschung erörtert.

Generalsuperintendent Dryander erklärte: „Die Freiheit der theologischen Forschung sei eine Existenzbedingung der evangelischen Kirche."

Gegenüber dieser Aeußerung Dryanders bemerkte das Hauptorgan der konservativen Partei, die „Kreuzzeitung":

Als Existenzbedingung seiner Kirche hat der Herr Christus jedenfalls etwas ganz anderes angegeben als die freie Forschung der theologischen Professoren, welche seine Diener vorbilden sollen, damit sie seine Herde weiden. Er hat seine Kirche allein auf den Felsen des gläubigen Bekenntnisses zu ihm, dem Sohne des lebendigen Gottes, und damit selbst gegen die Pforten der Hölle sicher gestellt. Das ist der große articulus stantis et cadentis ecclesiae. Mit ihm ist nicht „eine", sondern die, die absolute, die unerläßliche Existenzbedingung der evangelischen Kirche gegeben. Will man neben diesen Felsen noch ein paar Holzpflöcke zur Stütze verwenden — immerhin! Aber man soll nicht den Felsen zum Holzpflock und den Holzpflock zum Felsen machen wollen. Der Eindruck aber, daß dies in der Herrenhaussitzung am 7. Mai 1902 geschehen ist, daß dort die amtlichen Vertreter der evangelischen Kirche das absolute Recht des Glaubens gegenüber dem relativen Recht des historischen Urteils haben zu kurz kommen lassen, dieser Eindruck hat weithin in christlichen Kreisen, wie wir bezeugen müssen, erschreckt, verwirrt, erbittert.

Man hätte in Erwiderung auf die ernste und ruhige Darlegung des Freiherrn von Durant ein kräftiges Wort von den berufenen obrigkeitlichen Personen der evangelischen Kirche gegen

Digitized by Google

die grundstürzenden Irrtümer der Zeit erwartet. Statt dessen sei mit einer nicht gewohnten Schärfe die Verwaltungsmaxime dahin präzisiert worden: „Jeder bestehenden Richtung, soweit sie wissenschaftlich legitimiert ist, freien Raum zu geben." Dr. Loening, der Jurist, habe wenigstens anerkannt, daß es auch für die evangelisch-theologische Wissenschaft eine Schranke gebe. Die anderen Herren dagegen stimmten in dem Prinzip überein, das der Kultusminister aussprach: „Es liegt im Wesen der evangelischen Freiheit, daß der theologischen Forschung keine Grenzlinie gezogen werde, bei der man sagen darf: bis hierher und nicht weiter." Das sei im Zusammenhange der Debatte, in welcher es sich um die freie Forschung der Lehrer handelte, denen die künftigen evangelischen Geistlichen zur Ausbildung anvertraut würden, geradezu verblüffend und erschütternd.

„Freie Forschung!" Das ist der Götze! Und dabei ist es eine auf allen geistigen Gebieten eingestandene Tatsache, daß es eine absolut freie Forschung nicht gibt und nicht geben kann. Will man sie nur für die Theologen reklamieren? Aber gerade hier ist die sogenannte freie Forschung so unfrei wie nur möglich. Wer glaubt denn noch, daß die Resultate der modernen Theologie „Resultate freier Forschung" sind? Voraussetzungen, Prämissen, Hypothesen usw. sind es. Eine Weltanschauung, derjenigen der Heiligen Schrift diametral entgegengesetzt, wird als Maßstab für alles an die Offenbarung des Wortes Gottes angelegt. Es heißt im vorhinein: Jesus kann nicht von der Jungfrau Maria geboren sein; Jesus kann nicht Wunder getan haben; Jesus kann nicht leibhaftig auferstanden sein; Jesus kann nicht gen Himmel gefahren sein; Jesus kann nicht Gottes Sohn gewesen sein; Jesus kann nicht persönlich vom Himmel wirken und vom Himmel kommen zum Gericht. Und warum nicht? Weil das unsere Metaphysik nicht erlaubt! Das nennen wir Voreingenommenheit, Befangenheit, Unfreiheit. Und das gegenüber der Offenbarung Gottes, die, von allen Buchstaben abgesehen, doch jedenfalls eine Weltanschauung darstellen und darbieten will. Das heißt den Meister meistern. Wer aber das tun will, der vertritt nicht eine „Richtung innerhalb der christlichen Religion", der lehrt eine andere Religion. Der Unterschied ist nicht gradual, sondern fundamental. „Sie reißen den Grund um."

Was sei nun, so fragt die „Kreuzztg." zum Schluß, erreicht durch die Freigabe einer solchen freien Forschung! Man wolle das Volk bei der Religion erhalten, mit ihr versöhnen, für sie gewinnen. Man habe es verloren. Zumal die Welt der Gelehrten sei ihr völlig entfremdet. Die Weisheit der Welt sei einmal wieder zuschanden geworden. Jeder, der die heutigen kirchlichen Zustände schildere, fange damit an, daß er die Irreligiosität der „gebildeten Klassen" schildere.

Man hat das Gewissen des Volkes verwirrt. Der Herr Kultusminister meint zwar, die evangelische Kirche sei stark genug, das Gift auszuscheiden; aber wie viele unsterbliche Seelen unterdessen das Gift tötet, scheint er nicht zu ahnen. Der Allerweltsglaube, d. h. der Unglaube hält seinen Einzug in die Gemeinde. Man ruft den Spott hervor, und zwar vom „Vorwärts" an bis zur „Köln. Volksztg.", die beide es nicht begreifen können, wie ein Reich so zwiespaltig in seinem Innern sein kann. Und endlich: man türmt einen Berg von Unwahrhaftigkeit auf in der Kirche, der sie erdrücken muß. Ja und nein zugleich, Offenbarung und natürliche Entwicklung zugleich, Gottes Wort und Menschensündlein zugleich, jenseits und diesseits zugleich — das kann selbst die evangelische Kirche nicht zugleich tragen.

Um was hat es sich im Jahre 1902 gehandelt? Es handelte sich, wie Frhr. von Durant in der denkwürdigen Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 7. Mai 1902 sagte, um Schutz der zukünftigen Diener der Kirche „vor einer Revolution von oben", es handelte sich für die „evangelische Kirche" um Reinerhaltung des Glaubens an die Gottheit Jesu Christi, wie Durant in seiner zweiten Rede damals betonte.

Um nichts anderes handelt es sich augenblicklich für die katholische Kirche: Auch sie will „ihre heiligsten Güter wahren", die Reinheit des Glaubens steht für sie auf dem Spiele.

Papst Pius X. und die Bischöfe von Straßburg und München fordern von den Professoren der katholischen Theologie nichts anderes, als was Frhr. von Durant und die „Kreuzzeitung" von den Professoren der protestantischen Theologie forderten. Und wie beurteilt die „Kreuzzeitung" das Verfahren der katholischen Kirchenbehörden gegen Ehrhard und Schnitzer? Vor einigen Tagen schrieb sie: „Man wird zu entscheiden haben, ob es sich mit der Würde des Staates verträgt, Professoren außer Tätigkeit zu setzen, die von der Kirche zugelassen waren und jetzt von ihr als nicht mehr rechtgläubig bezeichnet werden, obgleich in ihrer Lehre sich nichts geändert hat... Die katholische Kirche wird nicht verkennen können, daß sie bei rücksichtsloser Geltendmachung ihrer Ansprüche auf einen Punkt stoßen wird, wo der Staat seine Beamten in Schutz nehmen muß, und daß das Interesse des Staates an den katholischen theologischen Fakultäten seiner Hochschulen nicht so groß ist, als das Interesse an der Wahrung seines Ansehens." Wie schwer fällt es den Nichtkatholiken, gegen die katholische Kirche dieselben Grundsätze anzuwenden, die sie sonst angewendet wissen wollen?

Herr Stöcker steht genau auf demselben Standpunkte wie die katholische Kirche: In Nr. 9 der „Reformation" vom Jahre 1902 schrieb er über die Verhandlungen des Herrenhauses betreffs der theologischen Fakultäten:

„Der springende Punkt ist der, daß der Staat mit Zustimmung der obersten Kirchenbehörde theologische Lehrer beruft, deren religiöse Stellung — die Zuhörer, wenn sie sich ihr anschließen, amtsunfähig macht. Auf den Universitäten ist die moderne Theologie im höchsten Ansehen; in der Kirche kann ein moderner Theologe, der seine Ansicht offen bekennt und amtlich, etwa in der Predigt auch nur die übernatürliche Geburt oder die Himmelfahrt Christi leugnet, sein Amt nicht behalten. Darin liegt vom staatlichen Standpunkt aufgefaßt der Widersinn unserer theologischen Ausbildung, und auch vom kirchlichen Gesichtspunkte aus gesehen eine große Gefahr, eine Gefährdung der evangelischen Wahrheit wie der persönlichen Wahrhaftigkeit. Ein ähnlicher Zustand existiert nirgends sonst. Es wäre unmöglich juristische Professoren anzustellen, die ihre Zuhörer lehren, daß Eigentum Diebstahl ist. Man denkt nicht daran sozialistische Lehrer zu berufen, obwohl doch der Sozialismus eine anerkannte wissenschaftliche Richtung ist und für die Volkswirtschaft auf jeden Fall nützlicher als die moderne Theologie für die Kirche. Mehr als 100 Jahre sind vergangen, seit die Homöopathie besteht und auf einigen Gebieten der Medizin — große Erfolge aufzuweisen hat; aber bis heute ist noch kein Professor der Homöopathie an eine preußische Universität berufen. Wenn auch der Kultusminister erklärte, alle Richtungen der Wissenschaft, soweit sie legitimiert seien, müßten berücksichtigt werden, in gleicher Weise Luft und Licht haben, so ist das auffallenderweise nur in der Theologie durchgeführt. Und gerade hier ist die moderne Wissenschaft so grundstürzend, wie sie nur sein kann. Wir leugnen keineswegs, daß sie durch ihre Forschungen der Schrifterkenntnis wie der Wissenschaft mancherlei Förderung gebracht hat; aber es ist uns unzweifelhaft, daß sie so, wie sie in ihren linken Vertretern vor uns steht, mit der Existenz der evangelischen Kirche unvereinbar ist. . . . . Diese Stellung wäre zu ertragen, wenn es sich um unwesentliche Differenzen handelte. Aber der Streit gilt heute dem ganzen Bestande des seit 19 Jahrhunderten bestehenden Christentums. Es sind überall ausschließliche Gegensätze: Offenbarung und Evolution, Wunder und Kausalgesetz, Wort Gottes und religiöse Schriftstellerei, schließlich der lebendige Gott und ein deistischer Gottesglaube, der im Grunde nur eine moralische Weltordnung ist. Daher ist es undenkbar, daß diese Widersprüche, wie Dr. Dryander meinte, sich in einer höheren Einheit ausgleichen. Daß diese Richtungen in der Kirche nebeneinander bestehen und sich vertragen sollen, ist übermenschlich. Auch würde es nichts nützen. Wie Freiherr von Durant ganz richtig sagte, ist mit dem kirchlichen Glauben und der Religiosität des Volkes die Einheitlichkeit der evangelischen Landeskirchen auf das härteste bedroht. Nur daß das Wort „bedroht" ein viel zu milder Ausdruck ist. Die Einheitlichkeit ist zerstört. Auf der Synode, wo man durch Gesetz beieinander sein muß, tagt man notgedrungen zusammen; in den Pfarrvereinen, die der Beruf zusammenbindet, hält man notdürftig zusammen; gegen gewisse Feinde der Kirche, nicht gegen die schlimmsten geht man kümmerlich zusammen. Aber eine Einheitlichkeit der Aktion gegen Welt und Unglauben ist unmöglich. Und dabei herrscht, durch die Verschiedenheit der Richtungen hervorgerufen, oft eine so hämische Parteifeindlichkeit unter den theologischen Gegnern, daß an christliche Brüderlichkeit nicht zu denken ist.

Auch der „Reichsbote" nahm gegenüber den Verhandlungen im Herrenhause vom 7. Mai 1902 einen durchaus katholischen Standpunkt ein. Er brachte anfangs Mai 1902

Digitized by Google

einen Artikel: „Die evangelische Kirche und die Freiheit der Wissenschaft." Zunächst lobt er den Frhr. v. Durant, daß er „den so schwer auf der evangelischen Kirche liegenden Gegensatz eines Teiles der theologischen Universitätsprofessoren mit dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche" zur Sprache brachte. Dann führt der „Reichsbote" seinerseits aus, daß auch er es mit der Freiheit der Wissenschaft halte, daß der Protestantismus ein großes Maß von Freiheit ertragen könne, aber — auf Erden habe alles seine Grenzen, auch die Freiheit der Wissenschaft, und diese Grenze liege da, wo es sich um die Grundlagen und die Existenz der Dinge: des Staates, der Gesellschaft und der Kirche handelt.

„Mögen immerhin diese Grenzen nicht mit mathematischer Sicherheit und Bestimmtheit im einzelnen abzustecken sein — in der Kirche sind sie durch die bekenntnismäßigen Heilstatsachen markiert — aber das Leben wird sie immer zu ziehen wissen, und im Kampfe zwischen Wahrheit und Unwahrheit werden sie im Hause der Entwicklung immer erkennbar werden. Ueberläßt der Staat in schrankenloser Freiheit die Ausbildung seiner Beamten sozialrevolutionären Professoren, so würde er sich dann genötigt sehen, die jungen Juristen, die mit sozialrevolutionären Anschauungen zu ihm kommen, zurückzuweisen, denn er kann doch unmöglich Revolutionäre zu Hütern seines Rechtes und seiner Ordnungen berufen; aber welche bösen Konflikte würden dann entstehen! Die zurückgewiesenen Juristen würden mit Recht klagen: Warum habt ihr uns solche Lehren gegeben? Erst laßt ihr uns in diesen Anschauungen erziehen, dann weist ihr uns zurück! — Andere würden vielleicht, um darüber hinweg ins Amt zu kommen, eine staatsfreundliche Gesinnung heucheln! Welche Beamten würde dann der Staat bekommen! Genau so liegt die Sache bei der Kirche, wenn radikal ungläubige Professoren die jungen Theologen ausbilden, welche die Kirche nicht als ihre Geistlichen verwenden kann, weil sie den Glauben der Kirche nicht bekennen und darum die Aufgaben derselben nicht erfüllen können! Bei einer künstlichen Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Religion, die jetzt manche machen, um sich über den Gewissenskonflikt hinwegzuhelfen, kann sich die Kirche nicht beruhigen; denn sie braucht Geistliche, die von ganzem Herzen das Evangelium predigen können; sie kann solche nicht brauchen, die mit dem Kopfe Antichristen sind, die aber, um in den Dienst der Kirche kommen zu können, sich eine Religion und einen Glauben zurecht machen, der von dem tatsächlichen Inhalte des Evangeliums nichts mehr in sich hat, weder den persönlichen Gott, noch den wirklichen Christus, wie ihn die Bibel und die Bekenntnisse der Kirche bekennen und die sich dann mit allerlei angepaßten, aber inhaltslosen Redensarten um den tatsächlichen Inhalt des Evangeliums herumdrücken und so sich selbst und die Gemeinden täuschen. An diesem Punkte sind wir aber leider tatsächlich angelangt. Es läßt sich nicht leugnen, daß zahlreiche junge Theologen so von der Hochschule kommen und Prediger werden wollen. Beugt sich die Kirche vor ihren Ansprüchen, so verzichtet sie auf ihren Beruf, Haushälterin über Gottes Geheimnisse, eine Feste der Wahrheit und Predigerin des Evangeliums zu sein. Das hieße aber für die Kirche, sich selbst aufgeben; denn sie ist nicht dazu da, ein Sprechsaal für allerlei Menschen- bzw. Professorenmeinungen zu sein, sondern um das durch Christum, die Apostel und die ganze Geschichte der Kirche längst klar und bestimmt festgestellte und nicht erst durch die wissenschaftliche Forschung zu entdeckende Evangelium von Christo der Welt zu verkündigen mit seiner ganz bestimmten Ausschließlichkeit, daß es kein Heil gibt außer Christo.

Diese Ausschließlichkeit beruhe darauf, daß das Evangelium mit der Bedeutung seiner Heilstatsachen göttliche Offenbarung sei. Hier liege, wie Frhr. v. Durant richtig hervorgehoben hat, die Grenze, wo die Freiheit der Wissenschaft Halt machen müsse. Denn darauf beruhe die ganze Existenz und Berechtigung der Kirche. Gebe sie diesen Anspruch, den nicht sie, sondern den Christus und die Apostel erhoben haben, auf, so gäbe sie das Christentum auf. Darüber könne gar kein Zweifel bestehen.

Das sind also die Anschauungen der führenden Geister des orthodoxen Protestantismus über das Verhältnis der Kirche zu den theologischen Fakultäten an unseren Universitäten. Eine bessere Rechtfertigung der katholischen Anschauung über diese Frage und das Verhalten Pius' X. und der Bischöfe können wir uns nicht wünschen. Was der „evangelischen Kirche" recht ist, muß der katholischen Kirche billig sein!"

Des Ministerium Beck dritte Aufgabe.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Als Ministerpräsident Baron Beck an die Spitze der Regierung Oesterreichs trat, stellte er sich vier große programmatische Aufgaben: Wahlreform für den Reichsrat, parlamentarische Erledigung des Ausgleiches mit Ungarn, nationaler Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen und Fortführung der durch die ein Jahrzehnt tobende Obstruktion unterbrochenen Sozialreform. Für die letzte und wichtigste Aufgabe bildet die Lösung der drei ersten die unerläßliche Vorbedingung. Die Wahlreform und der ungarische Ausgleich sind gelungen; nun müssen noch die nationalen Reibereien beseitigt werden, dann ist die Bahn frei für ein normales Arbeiten des Reichsrates, dann können die großen sozialen Reformarbeiten in Anspruch genommen werden, welche das Volk so dringend verlangt.

Die Vorarbeiten für die Lösung seiner zweiten Aufgabe, Herbeiführung des nationalen Ausgleiches, ließ der Ministerpräsident bereits fertigstellen, als noch das Interesse der Parteien gefesselt war durch die Verhandlungen mit Ungarn; vor die Oeffentlichkeit wollte er damit erst treten, wenn der Ausgang der Landtagswahlen in Böhmen bekannt wäre. Böhmen ist ja seit jeher die Quelle aller nationalen Streitigkeiten, und so oft auch schon die alpenländischen Deutschen darauf gedrungen sind, es sollten doch nicht immer die gesamtstaatlichen Verhältnisse von der jeweiligen nationalpolitischen Lage in den Sudetenländern und besonders in Böhmen maßgebend beeinflußt werden, so ist doch bis auf den heutigen Tag der nationale Kampf in Böhmen ausschlaggebend geblieben für die Tätigkeit im Abgeordnetenhause. Werden doch die deutschen Landsmannminister (Prade, Peschka) nicht aus den Parlamentariern der deutschen Alpenländer, sondern aus denen der gemischtsprachigen Sudetenländer entnommen. Nun haben die böhmischen Landtagswahlen zwar eine nationale Verschiebung des Kräfteverhältnisses für den Prager Landtag nicht bewirkt, denn der Verlust des einen deutschen Mandates von Budweis an die Tschechen kann, so bitter er mit Recht empfunden wird, doch nicht allzusehr ins Gewicht fallen. Aber — und das ist die Hauptsache — es sind in den Landgemeinden die doktrinär-liberalen Jungtschechen fast ganz von den Agrariern aufgerieben worden, und wenn die tschechischen Agrarier auch den Jungtschechen an radikalem Nationalismus nicht sonderlich nachstehen, so haben sie doch eben als Agrarier, als Vertreter des Bauernstandes, mehr das Bedürfnis, mit ihren deutschen Standesgenossen in Frieden zu leben und soziale Reformen herbeizuführen, als die meist aus Advokaten, Beamten und Professoren bestehenden jungtschechischen Politiker. Der tschechische Landsmannminister Praschek ist ja ebenso ein Bauer wie der deutsche Landsmannminister Peschka, und mit Zustimmung dieser beiden und des gesamten Ministerrates hat die Regierung in einem offiziösen Blatte ein „Communiqué" veröffentlicht, in welchem angekündigt wird, daß die Regierung selbst die gesetzliche Lösung der Sprachenfrage in die Hand nehmen werde.

Der Urgrund aller nationalen Streitigkeiten ist § 19 des Staatsgrundgesetzes, nach welchem jeder österreichische Staatsbürger berechtigt ist, bei jeder staatlichen Behörde sein Recht in seiner Muttersprache zu finden. Hätten die Deutschliberalen, als sie diesen Paragraphen in die von ihnen gemachte Verfassung aufnahmen, wenigstens das Deutsche als Staatssprache festgelegt! Jetzt aber hat jeder Tscheche — um nur bei Böhmen zu bleiben — das Recht, von jedem Gerichte in Böhmen in tschechischer Sprache verhört bzw. abgeurteilt zu werden. Auf Grund dieses Paragraphen machen nun tschechische Advokaten tschechische Eingaben bei deutschen Gerichten und verlangen eine tschechische Erledigung. (Jüngst hat der Oberste Gerichtshof in einem solchen Falle dem tschechischen Advokaten gegen das deutsche Gericht in Eger recht gegeben.) Die Folge davon würde sein, daß alle Staatsbehörden mindestens doppelsprachig sein müßten, und da die junge deutsche Intelligenz sich bisher geweigert hat tschechisch zu lernen, während die tschechischen Studenten aus Deutsch maturieren, so würden in einigen Jahren die deutschen Beamten aus allen staatlichen Behörden durch tschechische verdrängt sein. Daraus ersieht man, daß die ganze nationale Frage in erster Linie eine Beamtenfrage — allerdings auch eine Kultur- und politische Machtfrage — ist, welche am einfachsten gelöst werden könnte, wenn jeder Mittelschüler (Gymnasiast und Realschüler)

Digitized by Google

gezwungen würde, die zweite Landessprache zu lernen. Da das nun aber nicht im Handumdrehen zu erreichen ist, muß die Regierung nach einer anderen Lösung suchen. Da die Tschechen seit einigen Jahren sich wieder auf ihr nebulöses „Staatsrecht der Wenzelskrone" des 17. Jahrhunderts steifen, während die Deutschen nur der Verfassung des Jahres 1867 Rechtsgültigkeit zusprechen, so muß die Regierung einen Mittelweg suchen. Die Deutschen verlangen nationale Selbstverwaltung in einer nach nationalen Gesichtspunkten zu schaffenden Kreiseinteilung; die Tschechen behaupten darin eine Zerreißung ihres „Königreiches" zu sehen und bestehen rücksichtslos auf der Gemischtsprachigkeit aller Behörden. Und auch da muß ein Mittelweg gefunden werden. Die Deutschen sind in Böhmen die Minderheit (2/5 zu 3/5), aber in ihren Händen ruht die Industrie und der Handel, bei ihnen ist die höhere Kultur — ein Faktor, den keine Regierung unberücksichtigt lassen kann.

Ministerpräsident Baron Beck kündigt nun an, daß er mit den Parteiführern und unpolitischen Sachverständigen die Grundzüge für ein Sprachengesetz beraten will, nur wünschte er, daß inzwischen auf dem nationalen Kriegsschauplatze Waffenruhe eintrete und daß die Parteien ihm auf halbem Wege entgegenkommen, dann hofft er, den „mittleren Weg" schon zu finden. Es wird keinen ehrlichen Oesterreicher geben, welcher nicht wünschen würde, daß dem Ministerpräsidenten dieser Erfolg beschieden sein möge; aber es wird auch kein Kenner der Verhältnisse optimistisch diesen Bemühungen gegenüberstehen. Es türmen sich schier unüberwindliche Schwierigkeiten auf, und man muß bedenken, daß schon acht Regierungen sich an der „böhmischen Frage" verblutet haben. — Wie werden sich nun die Parteien zur Regierung stellen? Die Tschechen haben dem Ministerpräsidenten bereits erklärt, daß sie mit der größten Entschiedenheit ihren Grundsatz vertreten werden: Im ganzen Königreich Böhmen müssen tschechische Eingaben angenommen und tschechisch erledigt werden. Kein Zugeständnis könne sie von dieser Kardinalforderung abbringen. Die Liberalen, welche als tertii gaudentes immer die besten Geschäfte — im Beamtentum, in der Politik und auf der Börse — gemacht haben, wenn die Völker sich streiten, rollen natürlich der Regierung Steine in den Weg, indem sie verlangen, es müsse der „ganze Ausgleichskomplex" auf einmal erledigt werden, während Baron Beck „mit der Geduld des Pflügers" Schritt für Schritt vorgehen und seinem Ziele näherkommen will. Ihre Blätter suchen auch die „Deutschfreiheitlichen" (Deutsche Volkspartei, Agrarier und Radikale) gegen die Christlichsozialen zu hetzen, denen sie „Deutschbewußtsein" und nationale Verläßlichkeit absprechen, zur selben Zeit, wo der deutsche Landsmannminister Peschka dem (christlichsozialen) Minister Dr. Geßmann schreibt, er möge sich dafür einsetzen, daß eine Vereinigung aller deutschen Parteien zustande komme. Die „Reichspost" erklärt, die Christlichsozialen dürften als stärkste deutsche Partei bei dem Verständigungsversuche nicht passiv bleiben, sie seien sich ihrer Verantwortlichkeit dafür, daß der Besitzstand der Deutschen in Böhmen verteidigt werden müsse, vollauf bewußt; keine der nationalen Parteien dürfe auf Eroberung ausgehen, sonst würde man nie zum Frieden kommen. — Daraus ersieht man, daß die Parteien trachten, nationale Blocks zu gründen, um mit größter Macht dem Gegner Erfolge streitig zu machen. Es wird der Ministerpräsident seiner ganzen staatsmännischen Klugheit und Schlauheit bedürfen, um trotzdem den mittleren Weg zu finden.

An das Meer.

Des Himmels Blau drang tief zu deinem Grunde
Und trug des ewigen Lichtes Kunde
Hinein in deine dunkle Gruft.
Da ließest du dein brausend Schäumen.
Ein wundersames Wonneträumen
Nahm dich dahin: Des Friedens Luft.
So liegst du still, vom Aetherblau umschlossen.
Wo Luft und Welle ineinanderfloßen,
Nicht eine leise Regung zeigt es an.
Ganz aufgelöst in wunderbarer Einheit
Der Tiefe Dunkel und des Himmels Reinheit:
Glück, das ein Menschenherz nicht fassen kann.

L. Rafael.

Warum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit?

Von

Gymnasialprofessor Abraham Böhmländer.

(Schluß.)

Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichtsforschung, so meint sie, hätten der Bibel und dem auf ihr ruhenden Christentum den Garaus gemacht. Da ist es bedeutsam, daß in den letzten Jahren zwei Männer aufgetreten sind, die nicht von christlichen Voraussetzungen ausgingen und doch zu der entschiedensten Forderung kamen, die christliche Sittlichkeit müsse festgehalten werden: F. W. Förster in Zürich und F. Paulsen in Berlin. Wie einst Kant und Fichte, so ist auch Förster von seiner sittlichen Gesinnung aus zu religiösen Forderungen gelangt und F. Paulsen, als Professor Vertreter der idealistischen Form des Monismus, hat bekanntlich gegen Ende des vorigen Jahres in der vielgelesenen „Woche" Anschauungen kundgegeben, die, von heißer Liebe zu unserem Volk eingehaucht und von ernst-sittlichem Geist getragen, auch bei den strengsten Mitgliedern unserer Vereine herzlichste Freude und innige Dankbarkeit erregt haben werden. Sollen, dürfen wir solche Bundesgenossen in unserem Kampf verschmähen? Wir haben es nicht getan und wir werden es nicht tun. Mit aufrichtigster Hochachtung begrüßen wir sie vielmehr und bitten sie um ihre Mithilfe. Wir ehren es, daß diese Männer zu dieser Ueberzeugung sich durchgerungen haben und mutige Bekenner derselben geworden sind. Wie ist ihnen das möglich gewesen? Es ist ihnen deshalb möglich, weil das Gottesgebot, welches die geschlechtlichen Verhältnisse regelt, nicht auf Willkür beruht, sondern in der Beschaffenheit des einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft begründet ist. Ohne Keuschheit und Zucht lassen sich Gesundheit, Achtung und Selbstachtung nicht bewahren. Das Zeugnis solcher Männer ist uns von höchstem Wert für die große Menge derer, die in ihrem Glauben wankend geworden sind. Darum brauchen wir Interkonfessionelle Männervereine.

Aber die große Mehrzahl unserer Mitglieder steht auf dem Boden einer christlichen Konfession, glaubt, daß es eine Erkenntnis der Wahrheit gibt, die wir göttlicher Offenbarung verdanken. Wir besitzen aus Senekas Feder eine Schilderung der sittlichen oder vielmehr unsittlichen Zustände im römischen Kaiserreich, die so düster gehalten ist, wie nur irgend möglich. Ihr stellt sich ein ganz ähnliches Bild im ersten Kapitel des Briefes St. Pauli an die Christen zu Rom an die Seite. Mit erschütterndem Ernst wird dieser Zustand zurückgeführt auf die Undankbarkeit gegen den Gott der Offenbarung, und als eine Strafe wird der dem Polytheismus zugrunde liegende Pantheismus, die Verwechslung Gottes mit der Natur, des Geschöpfes mit dem Schöpfer, bezeichnet. Indem wir an einen persönlichen Gott glauben, der die heilige Liebe ist, wissen wir die Sittlichkeit fest in ewigem Grund verankert, und es ist Ausdruck auch unserer Ueberzeugung, wenn Kant sagt: „Ohne einen Gott und ohne eine für uns jetzt nicht sichtbare, aber gehoffte Welt sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstand des Beifalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung." Das ist die Regel; gewiß gibt es Ausnahmen; es gibt Pantheisten, die durch ernsteste Sittlichkeit sich auszeichnen; aber ob das nicht ein wertvollstes Erbe christlicher Erziehung und Einfluß christlicher Umgebung oder Wirkung anderer selten günstiger Umstände ist? Der Spinozist Schleiermacher wenigstens sagte von sich offenherzig: „Was wäre ich ohne die Brüdergemeinde geworden?" Ein genialer Lump, dürfen wir in seinem Sinne antworten. Mag Paulsen in seiner Erörterung der Zukunftsaufgaben der Philosophie davon reden, daß der Glaube scheinbar vernichtet sei durch die Wissenschaft, so räumt er doch, wie Goethe, sofort ein, daß alle großen Bewegungen im Leben der Menschheit religiösen Ursprungs waren, und daß der Glaube gleichwohl am Leben bleibe als stärkste der Lebensmächte. Dem läßt sich die Frage anreihen: Sollte Gott kleiner geworden sein, weil es uns gelungen ist, mit Hilfe des Fernrohres und des Mikroskopes etwas von der Welt des unendlich Großen wie des unendlich Kleinen zu ahnen? Stehen in der Gegenwart der Harmonie zwischen Glauben und Wissen vielleicht größere Schwierigkeiten entgegen als jemals früher, wir können nicht warten, bis die Wissenschaft, deren Arbeit manchmal der einer Penelope gleicht, zu einem unumstößlichen Ergebnis gelangt ist; jeden Tag sollen wir richtig leben, damit unser Dasein und unser Ende nicht durch eigene Schuld ein trauriges werde; dazu bedürfen wir ewiger religiös-sittlicher Wahrheit. Diese Ueberzeugung ist den an der Bibel als der Urkunde göttlicher Offenbarung und an ihrer Kirche festhaltenden Protestanten mit den Katholiken gemeinsam; wenn verschiedene Auf-

Digitized by Google

fassungen zumal über den Heilsweg und über die Lehre von der Kirche vorhanden sind, gemeinsam ist der Glaube an den dreieinigen Gott und an eine jenseitige Welt mit ihrer Vergeltung; von einer Verschiedenheit der Weltanschauung kann nur reden, wer die Konfessionen verhetzen will.

Interkonfessionelle Männervereine brauchen wir, damit auch Angehörige der liberalen Partei in ihnen viele Plätze besetzen. Man kann die Gewalttätigkeit, ja Grausamkeit, mit der ein Kalvin in Genf aufgetreten ist, scharf verurteilen; das wird man zugeben müssen, daß aus seiner Schule Männer hervorgegangen sind, die mit Begeisterung und mit Ausdauer den ererbte Volksrechte verachtenden Despotismus bekämpften; die Freiheitshelden der Niederlande, Englands, Schottlands, wie unduldsam sie auch gegen Andersdenkende gewesen sind, sie waren erfüllt von Glauben und sittlichem Ernst. Oftmals haben die Liberalen Englands sich frömmer und sittlicher gezeigt als die dortigen Konservativen; ihnen ist es zu danken, wenn heute auch unser Volk weitgehenden Anteil an der Bestimmung seiner Geschicke besitzt. Aus der Zeit der Puritaner wollen wir lernen, daß durch Gesetze wohl bis zu einem gewissen Grad das Umsichgreifen der Unsittlichkeit ferngehalten werden kann, daß aber auf diesem Weg nicht zu weit gegangen werden darf, wenn nicht ein schlimmer Rückschlag erfolgen soll. Als ein Unglück ist es zu betrachten, daß unser deutscher Liberalismus sich vielfach mehr nach dem Muster des religionsfeindlichen französischen als nach dem des englischen Liberalismus gebildet hat und daher teilweise eine Schutztruppe für die von uns bekämpften Bestrebungen abgab; aber der verdienstvolle Artikel Otto v. Erlbachs in Nr. 6 der „Allgemeinen Rundschau" eröffnet einen hoffnungsvollen Ausblick, soferne der darin enthaltene Bericht über eine Sitzung der preußischen Abgeordnetenkammer vom 29. vor. Mts. die wesentliche Uebereinstimmung des Zentrumsabgeordneten Roeren, des aus der liberalen Partei hervorgegangenen Justizministers Beseler, des zu den Nationalliberalen zählenden v. Campe mit dem Konservativen v. Brandenstein und dem Freikonservativen Krause betreffs der Gerichtspraxis in Fragen der Pornographie aufweist.

Die Männervereine beschäftigen sich nicht mit Politik. Nie ist von dieser in unseren öffentlichen Versammlungen oder in Ausschußsitzungen die Rede gewesen. Aber welche Stellung politische Parteien unseren Bestrebungen gegenüber einnehmen, muß doch einmal gefragt werden. Da ist nun die sozialdemokratische Partei diejenige, von deren Presse früher vielfach gerühmt wurde, daß sie von unsittlichen Anzeigen sich frei halte; anderseits muß in Erinnerung gebracht werden, daß auf einem im Jahr 1900 zu Hamburg über den Goethebund abgehaltenen Diskussionsabend Frau Helene Steinbach, eine bekannte sozialdemokratische Rednerin, die Erklärung abgab, ihre Partei habe durch Beihilfe bei der Beseitigung der lex Heinze der Freiheit einen Dienst geleistet. Die Geschichte lehrt, wie zu allen Zeiten die Parteien des Umsturzes die Prostitution und verwandte Erscheinungen zur Vorbereitung der Ausführung ihrer Pläne benutzt haben; die Greuel, welche in dieser Hinsicht während der französischen Revolution bisweilen sogar an heiliger Stätte verübt wurden, sind allbekannt; wieviele von den russischen Terroristen und Terroristinnen vor Vollbringung ihrer Schreckenstaten ein wildes Leben führten, ist oft genug berichtet worden. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Angehörige der besitzenden Klassen in bezug auf geschlechtliches Leben keine besseren Ratgeber als den vorhin genannten Forel kennen, denselben Forel, der in einem hier gehaltenen und dann gedruckten Vortrag über sexuelle Ethik sagt: „Deine Pflicht ist es, nachdem die Wissenschaft dich darüber aufgeklärt hat, deinen Nachkommen mehr Glück und mehr sozialen Wert zu schaffen, als wir heute besitzen. Hierzu mußt du in erster Linie die alles korrumpierende private Geldherrschaft bekämpfen". (S. 29.) Man kann sein Leben lang ein Gegner des Geldprotzentums gewesen sein und doch bei dem Jubel, mit dem Forels Ausführungen von wohlhabenden und reichen Leuten belohnt wurden, bedauernd sich mit Recht denken: Wen Gott verderben will, dem nimmt er den Verstand.

Indem die Interkonfessionellen Männervereine gegen sittliche Fäulnis in unserem Volk kämpfen, machen sie sich, ohne Politik zu treiben, doch um die innere Politik unseres Vaterlandes verdient. Und für diese, wie für die äußere arbeiten sie durch unerbittliche Aufrechthaltung des Satzes, daß in unseren Kolonien keine andere Sittlichkeit zur Geltung kommen darf als die, welche bisher in der Heimat als die allein berechtigte anerkannt war. Ein ehemaliger Schüler, der in den letzten Jahren als Missionskaufmann an der Goldküste tätig war, erzählte mir vor einigen Wochen, ein Arzt habe ihm mitgeteilt, 80 Prozent der dortigen Eingeborenenbevölkerung seien syphilitisch krank; er selbst sagte, das sicherste Mittel Eindruck auf die Neger zu machen sei dies, daß man von den bei ihnen getriebenen Lastern sich freihalte, daß man die Fähigkeit der Selbstbeherrschung betätige. Was nützt uns manche unserer Kolonien, wenn infolge alter und neuer Laster die Ureinwohner allmählich aussterben? Wir haben ein sittliches Recht auf diesen Besitz nur so lange als wir sagen können, die Bewohner sind durch den Verkehr mit unseren Landsleuten besser und glücklicher geworden.

Ist das Zusammenwirken von Angehörigen verschiedener Konfessionen in demselben Vereine möglich? In Essen ist es bisher gelungen, hier in München ebenso. Allen kann man es ja nicht recht machen. Es sind einzelne Austritte aus dem Verein erfolgt, weil wir nicht streng genug waren, andern erscheinen wir vielleicht zu weitgehend. Wenn auch die Kirche uns die höchsten Sittlichkeitsideale vor die Seele stellt, die Behandlung der sittlichen Fragen, wie wir sie betreiben, kommt in erster Linie dem Staat, dem Vaterland zugut. Man wird sagen dürfen, wir haben bisher in den Ausschußsitzungen voneinander gelernt, die Künstler und die Vertreter der anderen Stände, auch die Theologen, die Katholiken und die Protestanten. Durch das Erstreben gemeinsamer Ziele lernten wir uns gegenseitig besser verstehen und würdigen. Das Trennende wird zurückgestellt, das Einigende betont. Wir sind Kinder desselben Volkes, dessen Not wir fühlen. Wir wissen, daß weder die Protestanten noch die Katholiken für sich allein imstande sind, im Reichstag die Gesetzgebung in dem für das Gelingen unserer Bestrebungen erforderlichen Sinn umzugestalten und eine entsprechende Ausführung der erreichten Bestimmungen zu sichern. Wird unsere Arbeit gelingen? Lassen Sie sich statt der Antwort noch kurz ein Gespräch erzählen, das vor mehreren Jahren zwei Mitglieder Ihres Ausschusses miteinander hatten. Der eine meinte, er und manche seiner näheren Bekannten schätzten den Hofprediger Stöcker sehr hoch, weil er immer noch Hoffnung für unser Volk habe und arbeite; zu dieser Hoffnung befähige ihn seine Vaterlandsliebe. Darauf erhielt er vom andern den Bescheid: „Ich habe keine Hoffnung mehr, aber ich arbeite weiter, weil ich muß. Wessen Vaterlandsliebe ist größer?" Lassen auch wir uns Carlyles jetzt viel erwähntes Wort gesagt sein: „Arbeiten und nicht verzweifeln!" Vor 37 Jahren besaß das Reich ein Kapital von fünf Milliarden, jetzt sind bald ebenso viele Milliarden Schulden vorhanden; die Verluste an religiösem und sittlichem Kapital sind vielleicht noch größer. Mängel und Laster hat es stets gegeben; daß in der Gegenwart die unteren Stände die goldenen Tage ihres Zukunftsstaates nur von einem völligen Bruch mit der ganzen Vergangenheit erhoffen und die mittleren und höheren Stände vielfach auf die Sophisterei von der Umwertung aller Werte hören und dadurch gegen den Ansturm der anderen innerlich widerstandsunfähig werden, das macht die Lage so hochbedenklich. Um so nötiger ist der Zusammenschluß aller, die wünschen, daß unser Volk auf der Höhe wahrer Kultur bleibe, welche es dem Christentum verdankt. Um die Lösung sittlicher Aufgaben handelt es sich in den Männervereinen. Möchten die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse ohne das Geringste von ihrer eigenen Ueberzeugung zu opfern, mit vereinten Kräften an diesen Aufgaben arbeiten und das, was sie trennt, Gott anheimstellen, dann haben sie, wie auch der Ausgang sei, ihre Pflicht getan und den Erfolg nicht selbst vereitelt.

Das Glück.

Auf leicht bewegten Wogen,
In märchenhafter Pracht,
Kommt dort das Glück gezogen
Mit seiner vollen Pracht.

Dort hält's! — Mit vollen Händen
Fortuna streuet aus.
Wie hascht man nach den Spenden
Und trägt sie froh nach Haus! —

Zu der beglückten Stelle
Flieg hastig ich hinab — —
Schon schwimmt's dort auf der Welle,
Das Glück — fuhr eben ab.

So war es immer, — immer!
Stets hielt's am andern Ort!
Das Glück erreicht ich nimmer,
Kam ich, — so schwamm es fort.

Fr. Theissen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Pädagogische Neuerscheinungen.

Von

Franz Weigl.

„Erziehung zur christlichen Freiheit", diesen Gedanken hat Ludwig Auer zum leitenden Prinzip seiner soeben erschienenen „Erziehungslehre" (gr. 8° 455 S. 4 M) gemacht. Auer ist in unserer Zeit mit Willmann zu vergleichen. Wie dieser mit Recht als Altmeister der katholischen Erziehungswissenschaft gefeiert wird, so verdient Auer diesen Ehrentitel als Erziehungspraktiker. In der kritisch-suchenden, reich verzweigten Lehr- und Erziehungstätigkeit von vier Dezennien hat Auer als Volksschullehrer, Lehrer und Leiter des Erziehungsinstitutes Cassianeum (zuerst in Neuburg a. D., heute in Donauwörth) und als Direktor all der damit verbundenen geschäftlichen Einrichtungen, besonders einer großen Druckerei, eines Verlags und Sortiments einen außergewöhnlich großen Schatz von pädagogischer Erfahrung gesammelt. Auf diesem reichen Lebensinhalt baut er nun seine Erziehungslehre auf, die nicht nur für den Fachmann sondern für alle Eltern, namentlich auch für alle Sozialpolitiker von größtem Interesse ist. Es kann an dieser Stelle keine erschöpfende Darstellung des Inhaltes gegeben werden, ich muß mich mit einigen Andeutungen begnügen. Vor allem ist die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des ganzen Werkes zu loben, die durch die Gruppierung aller Erziehungsmaßnahmen um den Gedanken der christlichen Freiheit garantiert ist. Dieser Aufbau verleiht dem Werke auch Originalität. Sehr dankenswert ist das stete Bedachtsein auf die Praxis; viele Beispiele und Anwendungen auf das tägliche Leben ermöglichen jedermann die sofortige Verwertung. Ebenso beachtenswert ist der sozialpädagogische Einschlag des Werkes; was Auer von der Bedeutung des Heims für die christliche Erziehung, von den mannigfachen Einflüssen der Umgebung auf das Kind, von der Beziehung aller pädagogischen Einwirkung zum Leben — dem natürlichen und übernatürlichen — sagt, ist zum Teil in dieser starken Betonung noch nirgends gesagt worden, verdient aber in unseren Tagen besonders ernste Würdigung. Bei aller Festigkeit in den prinzipiellen Grundlagen ist gesundem Fortschritt das Wort geredet. Auer hat einen großen Grundsatz seinem ganzen Schaffen zugrunde gelegt: „Mein Feldzugsplan war, im Kampfe gegen die Feinde der katholischen Volkserziehung, stets der, ihnen in allem Wahren, Guten Nützlichen vorzukommen, sie zu überflügeln und ihnen keinen anderen Angriffspunkt übrig zu lassen, als die christliche Wahrheit." (S. 96.) So ist dieser katholischen Erziehungslehre recht weite Verbreitung zu wünschen, namentlich aber auch recht viel Anwendung in der Praxis. Der Besprechung der von Auer aufgestellten Grundsätze stellen sich seine sehr empfehlenswerte „Katholische Schulzeitung" und seine Wochenschrift für christliche Erziehung „Monika" in Dienst. Erstere hat beim Jahreswechsel den 40. Jahrgang fertig gemacht und letztere zur gleichen Zeit den 40. Jahrgang begonnen.

Während Auer den christlichen Charakter der Erziehung besonders betont, unterstreicht eine andere bedeutendere Neuerscheinung ihre nationalen Aufgaben. Universitätsprofessor Rein hat in Verbindung mit einer Reihe von vielgenannten Schulmännern u. a. Prof. Förster-Zürich, Dr. Gaudig-Leipzig, Landmann-Jena, Dr. Wabst-Leipzig, Dr. Ziehen-Frankfurt, im Verlag von J. F. Lehmann-München ein zweibändiges Werk „Deutsche Schulerziehung" (XIV und 634 S. 9 M) erscheinen lassen, dessen Ziel Rein selbst folgendermaßen umschreibt: „Das Werk hat sich zur Aufgabe gestellt, zu zeigen, was die Schule zur Weckung und Stählung des vaterländischen Sinnes im Dienste der volkstümlichen Kultur, die ein Teil der Menschheitsentwicklung ist, tun kann und tun soll." Es ist von großem Interesse, eine Reihe hervorragender Pädagogen heute von diesem Standpunkt aus die Erziehungsfragen besprechen zu hören. Hat doch der Gedanke der nationalen Erziehung im abgelaufenen Säkulum stark an Zugkraft gewonnen. Basedow konnte noch schreiben: „Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten"; aber bald nach ihm haben Philosophen, Pädagogen und Staatsmänner wie Fichte, Freiherr von Stein, Sailer, Diesterweg, Herbart den nationalen Gedanken der Erziehung einverleibt. — Mit allen den heute modernen Büchern, die von verschiedenen Autoren mehr oder wenig unabhängig voneinander bearbeitete Aufsätze bringen, teilt auch das vorliegende Werk den Mangel, daß absolute Geschlossenheit der Darstellung vermißt wird. In mehreren Beiträgen kommt der protestantische Standpunkt der Autoren sehr zur Geltung. Es sind auch nicht alle gleichwertig. Eine der besten Arbeiten ist zweifellos die von Förster-Zürich, der die „ethische Jugendlehre" behandelt und dabei auch zum ersten Male dankenswerte Details über seine Methode des ethischen Unterrichtes bringt.

Von Prof. Rein liegt auch der 6. Band seines „Enzyklopädischen Handbuch der Pädagogik" (Langensalza, Beyer & Söhne, 4° VIII und 927 S.) vor. Ich kann nur die früher an dieser Stelle ausgesprochene Empfehlung wiederholen. Wer nach den stattlichen Bänden mit ihrer vorzüglichen technischen Ausstattung greift, wird in jeder erzieherischen Frage Bescheid finden. In manchen Artikeln ist wohl protestantische Auffassung vertreten, aber sie wirkt nicht aufdringlich. Auch sind katholische Gelehrte, so besonders Willmann zur Mitarbeit herangezogen worden. Daß Willmann gerade die historischen Arbeiten zugewiesen wurden, ist sogar sehr anerkennenswert. Er bringt u. a. in dem vorliegenden Band einen Artikel über „katholische Pädagogik", der eine Lücke in der so überreichen pädagogischen Literatur ausfüllt. Seltsamerweise gibt es nämlich bis heute keine Arbeiten, welche eigens die katholische Pädagogik nach ihrem besonderen Charakter behandeln. Willmann zeigt nun den sozialiven und positiven Charakter des Katholizismus in bezug auf die Erziehung; er bespricht die Eigenheit der katholischen Familie, der katholischen Gemeinde und der katholischen Orden; er fixiert ferner die katholischen Erziehungsprinzipien, durchwandert die katholische Erziehungslehre und stellt schließlich die Bedeutung des Studiums der katholischen Pädagogik klar. Dieser Artikel allein ist die Ausgabe für den Band der Reinschen Enzyklopädie wert!

Nicht nur den Lehrer und Arzt sondern auch den Sozialpolitiker wird das „Schulhygienische Taschenbuch" (8° 384 S., geb. 4 M), das soeben bei L. Voß in Hamburg erschien, interessieren. Eine Reihe von schulhygienisch wohl informierten Kräften behandelt alle einschlägigen Fragen, darunter u. a. allgemein bedeutsame, wie Ernährung, Kleidung, Zahnpflege, nervöse Zustände, Kriminalität der Schulkinder, heilpädagogische Fürsorge, Zwangserziehung, gewerbliche Kinderarbeit usw. Der auf diesem Gebiet wohlbekannte Spezialverlag hat keine Opfer für vortreffliche Ausstattung gescheut und kommt namentlich auch mit 9 Abbildungen im Text und 1 Tafel dem Veranschaulichungsbedürfnis entgegen.

Der Verlag Kösel-Kempten hat soeben den Bericht über den letzten Münchener Katechetischen Kurs, über den die „Allgemeine Rundschau" schon berichtet hat, dem Buchhandel übergeben. Da alle Vorträge im Wortlaut wiedergegeben wurden und auch die Diskussionen Aufnahme fanden, ist es ein stattlicher Band (8° IV, 562 S.) geworden, der dem methodischen Schaffen unserer katholischen Katecheten alle Ehre macht.

Mit einer äußerst geschmackvoll ausgestatteten Festschrift berichtet der unter dem Protektorat Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern und seiner hohen Gemahlin, Ihrer Königlichen Hoheit Maria de la Paz, stehende St. Marien-Ludwig-Ferdinandverein über die Arbeit von 50 Jahren. (Thalhofer Dr. F., „Der St. Marien-Ludwig-Ferdinandverein 1857—1907." München, C. A. Seyfried & Co. 8°. 77 S.) In München-Neuhausen und auswärts hat der Verein in mehreren Anstalten eine große Zahl von Kindern, denen der Segen einer guten Familienerziehung versagt ist, für den Lebenskampf vorbereitet. Was das Buch über den kleineren Interessenkreis und den Festcharakter hinaus wertvoll macht, ist der letzte Teil: eine knappe Darstellung der Ziele und Wege unserer Anstaltserziehung. In allen deutschen katholischen Anstalten, namentlich den vielen von Klosterfrauen geleiteten Instituten verdient das Beispiel der von Thalhofer geleiteten Anstalt Nachahmung. Er sammelt am Anfange eines jeden Monats die mit der Erziehung speziell beschäftigten Klosterfrauen mit der Oberin um sich zu einer Abendkonferenz. Hierbei wird ein Rückblick auf die Ausführung und Ergebnisse der letzten Monatsarbeit geworfen, für die nächsten Wochen werden die Erziehungsziele aufgestellt und einzelne Fragen eingehender besprochen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hierdurch die Pflege mancher Kindertugenden, wie Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Reinheit, Hilfsbereitschaft, die Belebung eines wirklichen Gebetsgeistes bei den täglichen Gebeten u. ä., wesentlich gefördert wird. Auch die — gerade der „Lernschule" gegenüber — recht wichtige Willensbildung läßt sich in solchem Zusammenarbeiten bestens fördern. Bildet doch die Anstalt mannigfache Gelegenheiten zur Einstellung des Gemüts in jene Stimmungen, die das Wollen günstig beeinflussen. Sittliche Bildung der Kinder im Sinne der Förster'schen Ideen („Lebenskunde", „Jugendlehre"), befruchtet von der Religion als dem Umfassenderen, das den ganzen Menschen ergreift, läßt sich gerade in der Anstaltserziehung vielfach praktizieren. — Die Ausstattung des Buches entspricht dem feinen Geschmack, der alle Werke des bekannten „Jugendblätter-Verlags" auszeichnet.

Schließlich darf ich eine Neuerscheinung aus meiner eigenen Feder erwähnen: „Gedächtnis und Memorieren" (Heft 19 der „Pädagogischen Zeitfragen", München, Höfling 8° 60 S. 80 Pf.). Die Arbeit kennzeichnet die moderne Bewertung von Gedächtnis und Memorieren, betrachtet sie psychologisch und nach ihrer Bedeutung, um schließlich aus diesen Erwägungen Winke für die Unterrichtspraxis abzuleiten.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Digitized by Google

Gebrochenes Eis.

Von

Maria Freiin von Perfall.

Allvater hatte seine Wintervorbereitungen beendet. Die Tiere hatten dichteres Haar zum Schutz gegen die Kälte; die Bäume hatten ihren Laubschmuck abgeworfen, so daß der Schnee jetzt die Wipfel nicht mehr zu sehr beschweren konnte. Ueber die lebensvollen Ströme und Flüsse aber, die nimmerrastenden, hatte er eine dicke Eisdecke gelegt, um diese, seine besonderen Lieblinge, über die schlimme Zeit hinwegzutäuschen, in der sie nicht mehr durch lachendes Land eilen konnten.

Nun lag tiefe Winterstille über dem schneebedeckten Lande. Alles war in schweren Schlaf versenkt. Nur unter den Eisschichten der Flüsse gurgelten und rauschten gedämpft die Wellen, wie die Menschenherzen oft schlagen und pochen unter der eisigen Ruhe der äußeren Erscheinung. —

Langsamen, schweren Schrittes kam der alte Müller dem Flusse entlang und blieb sinnend am Ufer stehen. Reizte ihn die unwandelbare Ruhe der glatten Eisfläche oder der Gedanke an das rauschende Leben, das er darunter verborgen wußte? Er konnte die Lust nicht bezähmen, die Decke zu sprengen. Lange mühte er sich vergebens; doch mit der Anstrengung wuchs auch sein Eifer und endlich löste sich krachend ein Stück Eis. Eilig drängte das Wasser aus der Oeffnung, hastig schoben die Wellen nach und stauten sich, das Gurgeln wurde lauter.

Eine Weile sah der Müller dem Wasser zu, das zu ihm hindrängte; dann ging er weg. Sein Spiel war aus. — Gebrochenes Eis, — gebrochene Herzen, das hat weiter keinen Reiz. —

Die kleinen Wellen beleckten die starre Eiskruste ringsherum. „Ist der Frühling gekommen?" fragten die Zurückgedrängten. „Nein", seufzten die ersten, „es ist Winter, so tiefer Winter, daß es niemehr Sommer werden kann!" — Die armen, kleinen Wellen, sie hatten das bisher nie gekannt. —

Als der Abend niedersank, da ging Allvater durch das schweigende Winterland, und als er zu den schluchzenden, betrogenen Wellen kam, da machte er ihre Tränen erstarren und deckte sie doppelt fest mit dem weißen, schimmernden Eise. — — —

Der milde Frühlingswind wehte schmeichelnd über die Täler und hatte den starren Fluß fast ganz bezwungen. Nur wunderte er sich, daß an der einen Stelle sein verführerisches Werben so lange auf Widerstand stieß. Doch schließlich glaubten die kleinen Wellen seinem ehrlichen Lockruf und stürzten den Schwestern nach. Nun war alles Leben, Wonne und Sonne! „Seid nur frisch und munter!", riefen einige Uebermütige, „nun wollen wir uns an dem Müller rächen!" Und jauchzend stürzten sie kopfüber fort und fielen über das bemooste Mühlrad her, das noch von seiner Winterfessel nicht befreit war. Fluchend kam der Müller gelaufen und jammerte über den angerichteten Schaden. „Das ist der Frühling!" kicherten ihm die blitzenden Wasser zu, und in tollem Uebermute spritzten sie dem über sein Rad Gebeugten den weißen Gischt über den Kopf. „Alter Müller, das ist Frühlingstaufe!" — Die kleinen Wellen hatten sich ängstlich in die Mitte geschmiegt.

Nun eilten sie alle weiter, überall den Frühling verkündend. Doch faßt alles wußte die frohe Botschaft schon. Kleine Schneeglöckchen und goldene Schlüsselblumen hatten sich schon in Menge eingefunden. In einer stillen Bucht rasteten die kleinen Wellen und erzählten den tieferrötenden Gänseblümchen, wie schwer sie diesen Winter betrogen worden waren. Doch die wilden Wasser drängten nach und neckten: „Denkt euch nur, ihr Schwestergänse, den alten Müller im Tale haben unsere Kleinen für den Frühling gehalten!" — Da lachten die Goldsterne und die Anemonen, daß sich ihre schlanken Blumenleiber wiegten und die kleinen Leberblumen, die immer so ganz in den Frühling verliebt waren, richteten ihre schwärmerischen, blauen Augen nach oben: „Wie man nur „ihn" verwechseln kann!" Verwirrt schieden die kleinen Wellen von der Bucht, während die Gänseblümchen ihnen mit Tränen in den großen Augen nachsahen. —

Ueberall erzählten die Großen von dem Wintererlebnis der Kleinen, und alles lachte; denn alles war in der seligsten Frühlingsstimmung. — Ueberstandenes fremdes Leid wird selten ganz verstanden. — Nur die alten Weiden schüttelten ihre Häupter über die Geschichte. „Daß der Uebermut und die Unbesonnenheit des einen immer wieder dem anderen Leid bringen muß", seufzten sie und sahen wehmütig auf einige von wilden Buben gestümmelten Gefährten. — Der Fluß ging brausend weiter, und wo er an einer Mühle vorbeikam, da riß er eine Planke weg: damit die Sippschaft Frühling und Wasser kennen lerne! — Dann ging es sorglos weiter. —

Die Bauern im Tale, der alte Müller an der Spitze, berieten sich über die Errichtung eines Wehrs, um den großen Schaden des Wassers im Frühling ein andermal zu verhindern. Nach einigen, nur im Kostenanschlag sich widersprechenden Auseinandersetzungen wurde der Vorschlag angenommen.

Wenn ich in klaren Sommernächten das Wehr so mächtig rauschen höre, dann bewundere ich doch die stolze Natur, die auch in Fesseln noch mächtig und edel ist. — Und leise klingt mir's im Ohre nach — die schluchzenden Wellen, die um ihren Frühlingstraum betrogen wurden.

Vom Büchertisch.

Biblische Zeitfragen, gemeinverständlich erläutert. Ein Broschürenzyklus, herausgeg. von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. Rohr-Straßburg. Erste Folge Heft 1—4. Preis 60 Pf. bzw. 50 Pf. pro Heft. Subskriptionspreis für die erste Folge (12 Hefte) 5.40 M (pro Heft 45 Pf).

Ueber die ungeheuere Bedeutung der biblischen Frage in dem großen Kampfe unserer Tage für oder wider Christus ist sich jeder Einsichtige klar, da die Autorität der biblischen Bücher im ganzen in Frage gestellt wird und damit die historische Grundlage der christlichen Weltanschauung. So ist es erklärlich, daß das Bedürfnis der Aufklärung über diese die theologischen Fachgelehrten im ausgedehntesten Maße beschäftigenden Fragen in immer weitere Kreise dringt und sich nicht mehr auf die Theologen allein beschränkt. Die bibl. Zeitfragen wollen diesem Bedürfnis nach Aufklärung dienen und die biblischen Einzelfragen, die heute im Vordergrund des Interesses stehen, dem Verständnis weiterer gebildeter Kreise näher bringen. H.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Hoftheater bot als Festvorstellung anläßlich des Geburtstages des Prinzregenten unter Franz Fischers Leitung eine vortreffliche Aufführung von „Tristan und Isolde" mit Knote und Frau Burk-Berger in den Titelrollen. — Aus Kreisen der Studentenschaft wurde an den Generalintendanten eine Adresse gerichtet, in welcher dieser gebeten wird, Ernst von Possart zu einem Ehrengastspiele einzuladen. Es ist, soviel ich höre, Aussicht vorhanden, daß wir den genialen Darsteller noch einmal auf den Brettern begrüßen dürfen.

Aus den Konzertsälen. Im Kaimsaale wurde nunmehr die Reihe der Abonnementskonzerte wieder aufgenommen, und wenn man die schwierige Lage des neugebildeten Orchesters berücksichtigt, wäre es unrecht mit der Anerkennung des Geleisteten zurückzuhalten. Die angekündigte Haydnsche Symphonie wurde noch in letzter Stunde vom Programm gesetzt und mit der Mozartschen vertauscht, die wir schon im Volkssymphoniekonzert gehört hatten. Kapellmeister Schneevoigt, welcher laut Anschlag die Proben geleitet hatte, war „verhindert" und Herr Cor de Las sprang für ihn ein. Er löste seine Aufgabe mit der Sorgfalt und Umsicht, die wir an ihm stets schätzen. Der Dirigent wurde mehrmals gerufen. Händels Konzert D-Moll für Streichkonzert kam sehr wirkungsvoll zum Vortrag. Als Solisten begrüßte man neben Adolf Hempel, der G. A. Ritters E-Moll-Sonate für Orgel in bekannter Meisterschaft spielte, einen sehr beachtenswerten Sänger. Felix Senius, den Wolfgang Ruoff vortrefflich begleitete, ist ein Tenorist mit sehr schönen Mitteln und trefflicher Schulung. Gleich mit Beethovens Adelaide gewann seine kultivierte Vortragsweise den stärksten Beifall des Publikums, der sich bei den Schubert- und Brahmsliedern noch steigerte und den Künstler zu einer Zugabe veranlaßte. — Das dieswöchentliche Volkssymphoniekonzert brachte Beethovens Ouvertüre zum Ballett: „Die Geschöpfe des Prometheus" und Mozarts Jupiter-Symphonie; sowie unter Mitwirkung des vortrefflichen Pianisten Schmid-Lindner Beethovens Es-Dur-Konzert op. 73. Der Solist, der wiederum ganz Ausgezeichnetes leistete, wurde vom Publikum stürmisch gerufen und mit einem Lorbeerkranz ausgezeichnet; aber auch das Orchester bot Gutes. Wir haben schon neulich hervorgehoben, daß die Geiger sehr Tüchtiges leisten. Die Bläser hielten sich im ganzen recht wacker. Es sind fast alle sehr junge Künstler, an die man heute noch nicht die strengsten Maßstäbe anlegen darf. — Der letzte Kammermusikabend der „Böhmen" bot unter Mitwirkung von Vollnhals (München)

Digitized by Google

Brahms' G-Dur-Quintett op. 111 und Mozarts Quintett in G-Moll, sowie Schumanns Streichquartett op. 41. Das prächtige Zusammenspiel, die Klangschönheit und die musikalische und stilistische Reife zeitigten wieder Eindrücke stärkster Art und ungetrübtesten Genuß. — Kapellmeister Schneevoigt ist nunmehr von seiner Stellung im Kaimschen Kunstinstitute definitiv zurückgetreten.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Schauspieler und die Hofkapelle des abgebrannten Meininger Hoftheaters werden Gastspielreisen unternehmen. Der Neubau des Bühnenhauses soll beschleunigt werden. — Henri Marteau, der Nachfolger Joachims an der Hochschule für Musik in Berlin, gründet mit dem Cellisten Hugo Becker ein neues Quartett. — Die Ausführung eines Schillerdenkmals für Nürnberg wurde Adolf von Hildebrand übertragen. — Wagners „Rheingold" ging in der Lemberger Oper zum ersten Male in polnischer Sprache in Szene. Die Aufführung hinterließ starke Eindrücke. — Sehr günstige Kritiken berichten über die Coblenzer Uraufführung der „Heiligen Katharina", Drama von Alice Liebling, Musik von Georg Liebling, dem bekannten Pianisten. — Ein in London zusammengetretenes Komitee will 200,000 £ sammeln, von denen die eine Hälfte für ein Shakespearedenkmal in London, die andere zu einer im internationalen Interesse gelegenen Förderung der Shakspeare-Bestrebungen verwendet werden soll. Die Konkurrenz wird auf Künstler der englisch sprechenden Nationen beschränkt; man erwartet aber die finanzielle Beteiligung auch des übrigen Auslandes. — Die bulgarische Literaturgesellschaft zu Sofia soll im nächsten Jahre aus Anlaß ihres vierzigjährigen Bestehens in eine Akademie der Wissenschaften umgewandelt werden. — Professor Bernhard Scholz wird nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit von der Leitung des Dr. Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M. zurücktreten. Sein Nachfolger ist Professor Iwan Knorr, welcher schon längere Jahre zu den Lehrern dieses Institutes gehört. — Im Stuttgarter Hoftheater wurde Aubers „Schwarzer Domino" neueinstudiert. Kapellmeister Dr. Obrist hat die Oper mit Rezitativen versehen. Die Textdichtung wurde von störenden Zutaten späterer Zeit befreit und etwas aufgefrischt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„In unserem elektrischen Zeitalter verlaufen wirtschaftliche Krisen rascher als früher." Dieser Passus, den die Deutsche Bank in ihrem Geschäftsbericht über die Konjunkturbetrachtung publiziert, erscheint auf alle Gebiete zutreffend. Bei Kalkulation des Werdegangs in der von harten Schicksalsschlägen verfolgten wirtschaftlichen Position aller Länder scheint sich eine sukzessive, wenn auch ganz langsame und ruhebedürftige Sammlung vorzubereiten. So knapp die Auslassungen in den bisher erschienenen Geschäftsberichten unserer deutschen Grossbanken hinsichtlich der Beurteilung der momentanen finanzwirtschaftlichen Situation sind, so geht doch aus allen diesen Skizzierungen hervor, dass wirtschaftliche Krisen rascher als früher verlaufen und vergessen werden. Dieses Moment trifft jedenfalls in erster Linie bei den impulsiven und überaus raschlebigen amerikanischen Verhältnissen zu. Es erscheint für europäische Begriffe fast widersinnig, dass in der kurzen Zeit von wenigen Monaten derartige finanzielle Tragödien und Affären der schlimmsten Art mit dem heutigen Tage als nicht vorhanden betrachtet, und die vehementen Kursreduktionen und sozialpolitischen Auswüchse vollkommen vergessen sein sollten. Man kennt ja zur Genüge, was auch an dieser Stelle in der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt hervorgehoben wurde, dass Amerika, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" reich ist, nicht nur an grossen Kulturschätzen und mannigfaltiger Arbeitsbetätigung, sondern, was niemals ausser acht zu lassen ist, an Ueberraschungen jeder Art, sogar solcher der unangenehmsten Art. Die Entwicklung eines Landes nimmt allerdings auch in schlimmen Zeiten ihren Fortgang. Wenn bekannt ist, dass die Importziffern Amerikas verminderte sind, so müssen die vorhandenen Waren doch verbraucht und ersetzt werden. Auch der Konsum kann bei der grossen und verschiedenartigen Bevölkerung Amerikas nur für eine gewisse Zeit aus monetären Gründen zurückgehalten werden. Die Export- und Importziffern Amerikas belehren uns wiederholt, dass das Land die Politik der Restriktion und Kräftigung verfolgt. Wie auf den Warenmärkten ersichtlich ist, wird der amerikanische Geldmarkt auch die Schäden, die er durch seine forcierte Inanspruchnahme im Vorjahre an Verwirrungen und haltlosen Zuständen in Europa geschaffen hatte, in nicht zu ferner Zeit wettmachen. Der Verlauf der Neuyorker Börsen bewies evident, dass die Zustände an diesem Weltmarkte sowohl hinsichtlich der Interessennahme als was das Vertrauen betrifft, eine Wendung zum Besseren genommen haben. Die Woche schliesst in fast ununterbrochener Reihenfolge von gebesserten Kurstendenzen in Neuyork und London. Zurückzuführen ist dieser Tendenzumschwung vor allem auf die gefährdete Taktik der Staatsbehörden hinsichtlich der amerikanischen Bahnen, wobei nach wie vor die Fäden der Präsidentenwahl gewichtig zu berücksichtigen sind. Die Wiederaufnahme der Zahlungen von seinerzeit insolvent gewordenen grossen Depositenbanken zeigen gleichfalls einen Stimmungswechsel der amerikanischen Verhältnisse. Günstige Saatenstandberichte aus Amerika veranlassten die europäischen Börsen, diesen gebesserten Auslassungen willig Folge zu leisten. Es zeigt sich dabei, dass die europäischen Effektenmärkte immer noch das andauernde Abhängigkeitsgefühl in sich haben. Der nach dieser Hinsicht bewirkte starke Reflex des Tendenzumschwunges kann daher bei geänderten Situationsberichten aus Amerika sehr leicht in die frühere Lethargie und Unlust zurückfallen.

Neben der Entwicklung der amerikanischen Situation bleibt das Hauptaugenmerk aller Faktoren in gleich grossem Masse auf die Gestaltung und den Ausbau der Geldmarktverhältnisse nicht nur Deutschlands, sondern auch aller in Betracht kommenden Länder gerichtet. Die Wahrnehmung, dass es den ausländischen Noteninstituten mühelos gelingt, die Reserven zu stärken und die ankommenden Goldvorräte zu sammeln, und anderseits das nur langsame Verschwinden der latenten und immer noch angespannten Position der Deutschen Reichsbank, geben der so vorsichtigen und reservierten Diskontpolitik unseres heimischen Zentralnoteninstitutes vollkommen Recht. Von diesem Standpunkt aus ist daher die erfolgte Diskontermässigung der Reichsbank als ein äusserstes Entgegenkommen zu betrachten, welches dem Handel und der Industrie entgegengebracht werden konnte. Es wird selbstverständlich nicht ausbleiben, dass die Reichsbank à la longue von dem derzeitigen Goldstrom nach London, wenn auch nur indirekt profitieren wird. Es ist Aussicht genügend vorhanden, dass besonders ausländisches Geld bei den derzeitigen hohen Raten Deutschlands weiterhin Unterkommen sucht und selbstverständlich auch findet. — Dabei herrscht in allen Teilen Deutschlands eine rege Emissionstätigkeit aller beteiligten Kreise. Das Resultat dieser fast täglich auftretenden Subskriptionseinladungen wird de facto wohl eine Verringerung der derzeitig bei den Banken angesammelten beträchtlichen Depositengelder sein, die durch die verschiedensten Anleihen Unterkunft finden werden. Eine neue Anleihe des Deutschen Reiches in wohl beträchtlicher Höhe und Emissionen verschiedener Bundesstaaten und Kommunen werden bei nächster Gelegenheit gleichfalls an den Geldmarkt appellieren. Die Besserung des deutschen Geldmarktes ist daher mit nicht zu grossem Optimismus aufzufassen, wobei noch die vermehrten Bedürfnisse zum bevorstehenden Quartalwechsel zu berücksichtigen sind.

M. Weber.

Bayerische Banken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank gibt wie im Vorjahre eine instruktive Broschüre über ihre Einrichtungen und über verschiedene, für alle Kapitalistenkreise interessante Details zur Ausgabe. In diesem gefällig ausgestatteten Heft befinden sich nicht nur übersichtlich die einzelnen Sparten der kaufmännischen und Hypothekenabteilung, sondern auch akute Aufstellungen über Rentabilitätsberechnung von Effekten. Das Buch steht Interessenten auf Wunsch kostenlos zur Verfügung

Bayerische Handelsbank. Der Geschäftsbericht gibt ein zufriedenstellendes Bild über die Entwicklung der Bank, wenn auch ersichtlich war, dass die Bank durch Abschreibungen und Verluste bei einer nahestehenden Brauerei grosse Gewinnbeträge investieren musste. Hinsichtlich der vermehrten Unkosten bei allen bayerischen Banken sei auf die vorjährige Besprechung an dieser Stelle hingewiesen, dass durch die Errichtung von Filialen den Banken erhöhte Betriebskosten entstehen.

Die Münchener Industriebank genehmigte in der Generalversammlung die Regularien und die Auszahlung einer Dividende von 6% gegen 5% im Vorjahre.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen a. Rh. Der Aufsichtsrat beschloss in der Sitzung vom 10. März, pro 1907 eine Dividende von 5 Prozent in Vorschlag zu bringen. Die Generalversammlung findet am 6. April statt.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt (Kärnten)** bei, auf den wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

Studienanstalt und Pensionat
BERLIN-STEGLITZ, Fichtestr. 24, früh. Berlin Potsdamerstr. 91.
Dir J. N. ECKES
begründ. 1883, staatl. beaufsichtigt. Schnellste Vorbereitung f. alle Klass., Einjährige, Primaner u. bes. Abiturienten, auch ältere Berufe. In den letzt. Jahren 74 Abiturienten, 264 Primaner, Einjähr. etc. bestanden. Empfohl. v. der hochw. Geistlichkeit, Herrn Armeebischof Dr. Vollmar, Sr. Durchl. d. Fürsten Radziwill, Centrumsabgeord., Direktoren etc. Vorzügl. Pension, zwei vornehme, eigens zum Pensionat einger. Villen mit gross. Garten in herrl., gesunder Lage. Prospekt durch den Begründer u. Direktor Eckes.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.
Kgl. bayer. Hoflieferant
K. k. österreich. Hof-Schirmfabrik
Grösste Auswahl in
Sonnen- u. Regenschirmen
Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1013), i. Buchhandel u. d. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3860. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 28. März 1908. V. Jahrgang.

Der Papst und der „Wahrheitssinn" im Modernismus.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis".

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Zu dem Schwächsten, was gegen das päpstliche Rundschreiben über den Modernismus geäußert worden ist, gehört die Schlußbetrachtung, die Adolf Harnack dem Aktenstück in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" widmet" (Nr. 9 vom 29. Februar); und unter den vielen, vielen Sätzen nebst Sätzchen, die Adolf Harnack schon geschrieben hat, sind die allerschwächsten wohl jene, die das Schlußwort des Gelehrten in der Modernistensache bilden.

Wie weiß Harnack seine Endgedanken über die Angelegenheit zusammenzufassen, die zufolge der Aufmerksamkeit, die sie erregt hat und wach hält, zu den allerbedeutsamsten Ereignissen der Gegenwart zählt? Unterziehen wir die Ausführungen des Berliner Historikers einer kritischen Besichtigung!

Was Harnack über die Fakultäten der katholischen Theologie, über deren erwünschte Belassung an den Universitäten oder über deren etwaige Beseitigung vorträgt, letzteres im Hinblick auf Wirkungen wie „Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei", welche die von der Enzyklika angeordneten Maßnahmen in der Zukunft vielleicht haben könnten — die flüchtig hingeworfenen Bemerkungen halten wir für bedeutungslos. Prinzipielle Auseinandersetzungen über das Daseinsrecht unserer Fakultäten im Verbande der Universität oder über eine mögliche Pflicht höherer Mächte, die katholische Theologie von der Universität zu verweisen, treffen wir nicht an. In opportunistischen Redensarten betont Harnack: „Es gehören die katholisch-theologischen Fakultäten unter der Voraussetzung, daß ihre Professoren es ehrlich meinen, an die Universitäten, auch wenn sie über Kirche und Papst so denken, wie das Vatikanum verlangt." Zwar, wird angefügt, sind es „Vorurteile", die dem katholischen Theologen aus seinem Bewußtsein entspringen, einem Organismus — der Kirche — anzugehören, „der der Organismus des Guten und Sittlichen sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, der die Menschheit umspannt und beinahe so alt ist wie unsere Zeitrechnung". Zwar sind es Vorurteile; allein die katholischen Vorurteile verdienen doch immerhin „wahrlich so viel Schonung und Geduld wie Velleitäten, Idiosynkrasien und blinde Dogmen", die sonst im Kampfe der Geister ertragen werden müssen.

Hätte Harnack sich prinzipiell zur Sache aussprechen wollen, dann hätte er zeigen müssen, nicht obenhin nur behaupten dürfen, inwiefern die Ueberzeugungen der katholischen Theologen „Vorurteile" sind, vielleicht erträglicher als andere Vorurteile. Wohl stoßen wir auf den Satz: „Es gibt kein Regnum externum des Guten und es hat nie ein solches gegeben", d. h. es gibt keine äußere Auktorität (sichtbare Kirche — auch keine Bibel?), die über Wahr und Gut zu befinden hat. Dieser Satz mag Harnacks Meinung ausdrücken; aber die Annahme, durch den Vortrag der Meinung sei eine allgültige Wahrheit ausgesprochen oder sei der Beweis einer derartigen Wahrheit erbracht, ist doch nichts weiter als ein „Harnacksches Vorurteil", das auch jene ertragen müssen, die von seiner Falschheit überzeugt sind. Harnacks Meinung ist nur die individuelle Einkleidung eines allgemeineren Vorurteils, welches bekanntlich sagt: Die „Vernunftautonomie des Menschenatoms" ist oberste Quelle, Norm und Instanz der religiös-sittlichen Wahrheit. Ein Dafürhalten indessen, der religiöse Subjektivismus, eine Auswirkung des Protestantismus, sei das Alleinrichtige und Alleinberechtigte, im Gegensatze zu der katholischen Anschauung, die mit der Ueberzeugung von der gebietenden Auktorität einer objektiven, äußeren und innerlich wirksamen, der göttlichen Wahrheit steht und fällt — solch ein Dafürhalten des rationalistischen Liberalismus ist ein erweisbar verkehrtes Glaubensdogma, kein Erkenntnisprinzip.

Es wird ein Zusatz gemacht und gesagt: Niemand habe die „Krisis", welche durch die Enzyklika veranlaßt worden, dazu benutzt, den Ruf nach Entfernung unserer Fakultäten von den deutschen Hochschulen zu erheben; in Preußen verlange niemand von den maßgebenden Beteiligten nach einem neuen Kulturkampfe, weder der Staat noch die Bischöfe noch die Professoren; in Bayern sei, wenn man auch den Ausgang der Dinge noch nicht kenne, dieselbe Zurückhaltung, schon im Hinblick auf die Gefährdung benachbarter Länder, das Wünschenswerte. Dieser Zusatz hat mit Wissenschaft nichts zu tun; er ist der Ausdruck opportunistischer Zuversicht, opportunistischen Verlangens nach Ruhe. Mißbilligt soll das durchaus nicht sein. Wir sehen in der angedeuteten Haltung die Empfehlung „praktischer, ziviler Toleranz". Aber, wie gesagt, Wissenschaft, prinzipielle Stellungnahme ist das nicht. [1])

* * *

[1]) In derselben Nummer der „Internationalen Wochenschrift", die Harnacks „Schlußwort" zu der Enzyklika Pascendi dominici gregis bringt, gibt Friedrich Paulsen einen „Rückblick und Ausblick" unter dem Titel „Rom und die deutsche Theologie". Der Verfasser meint u. a.: „In zwei weiteren Punkten herrscht dieselbe Einstimmigkeit. Der erste: Wir wollen keinen Kulturkampf. Auch auf der protestantischen Seite ist danach nicht das mindeste Verlangen; das Recht des Katholizismus auf sein religiöses Eigenleben wird rückhaltlos anerkannt. Der zweite: Wir wollen die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten; die Voraussetzung hierfür ist allerdings die Anerkennung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung, natürlich innerhalb der Grenzen, die durch den Glauben der Kirche gezogen sind. Werden die Fakultäten zu bloßen seminaristischen Einpaukanstalten herabgedrückt, dann sind sie als Glieder einer deutschen Universität nicht möglich, dann hat auch der Staat an ihrer Unterhaltung kein Interesse mehr." In seinem ersten Artikel hatte Paulsen („Internationale Wochenschrift" Nr. 36 vom 7. Dezember 1907) gegen die „durchaus nicht erfreuliche Aussicht" auf einen Kulturkampf die mehr als nur opportunistische Wendung gebraucht: „Die Schwächung einer so bedeutsamen sittlichen Macht, wie es die katholische Kirche in Deutschland ist, kann niemand erwünscht sein; sie wäre ein Verlust für das ganze Volksleben; auch würde der Kampf die nationalen Empfindungen in weiten Kreisen der katholischen Bevölkerung wieder schwächen. Also wir wünschen und wollen den Frieden . . ." Der Gedanke ist in dem „Rückblick und Ausblick" zwar nicht wiederholt, aber auch nicht zurückgenommen. Dagegen wird mit dem ganz unphilosophischen Satze geendigt: „So wenig die große mathematisch-naturwissenschaftliche Flutwelle im 17. Jahrhundert durch die Bedräuung Roms aufgehalten wurde, so wenig wird sich die historisch-kritische Flutwelle durch ein Machtwort der Kurie eindämmen lassen." Unphilosophisch ist diese Weissagung insofern, als nicht die mathematisch-naturwissenschaftliche „Denkweise" im 17. Jahrhundert, sondern die erweisbaren mathematisch-naturwissenschaftlichen

Digitized by Google

„Was den Inhalt der Enzyklika betrifft, die die Krisis hervorgerufen hat, so kann ich", führt Harnack zum Thema aus, „die scharfe Kritik, der sie in der „Internationalen Wochenschrift" unterzogen ist, fast durchweg unterschreiben und muß mich auch denen anschließen, die dazu noch ihre besondere Unvereinbarkeit mit unseren deutschen Verhältnissen beleuchtet haben. Ich glaube aber die ausgesprochenen Urteile in einer Richtung verschärfen, in einer anderen zugunsten der Enzyklika ergänzen zu müssen."

Was der Berliner Gelehrte zugunsten der Enzyklika bemerkt, ist nicht viel und nur in etwa neu. Harnack meint, freilich ganz mit Unrecht, seit langer, langer Zeit sei jetzt einmal von höchster katholischer Stelle nicht die Machtfrage, sondern die Wahrheitsfrage in den Mittelpunkt der Dinge und der Interessen gerückt worden. Nicht um die Herrschaft des Papsttums, sondern um die des Glaubens, um die Weltanschauung handle es sich in der Enzyklika; der Papst wolle die Gewissen der Seinigen aufrütteln; um das Seelenheil der Gläubigen gehe es dem Papste wirklich und um die Vorbedingung dafür, um den rechten Glauben und um die rechte Theologie, so wie eben „er — der Papst — sie versteht".

Das nun sei, wird hervorgehoben, „ein erfreuliches Moment", wenn auch der Versuch, den Modernismus zu widerlegen, „kläglich" ausgefallen sei. Immerhin hätte dieser Versuch „einige unvermeidliche Schatten und Fehler der modernen Wissenschaft nicht ungeschickt benutzt"; auch hätte der Papst auf die „Abgründe", welche die moderne Wissenschaft umgeben, „nicht ohne Recht hingewiesen".

Die herablassenden Bemerkungen, die sauer lächelnd anerkennen, daß der Papst in seinem Pflichtbereich dem Modernismus gegenüber „nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen" arbeite, machen den Eindruck gelehrtester Naivität, naivster Gelehrsamkeit. Wie würde das Zeugnis wohl aussehen, wenn ich von Adolf Harnacks Sachen rühmen wollte: „Sie sind recht zahlreich und nicht ohne Aufbietung eines erträglichen Stiles geschrieben, der freilich in Harnacks letztem Aufsatz mancher Verbesserungen bedürftig scheint"? Nun, dieses Zeugnis, auf den Gehalt oder Ungehalt der Harnackschen Bücher, Reden und Aufsätze bezogen, würde fast denselben Eindruck vollendetster Harmlosigkeit hervorbringen, den das Zeugnis erweckt, welches Harnack den päpstlichen „Kenntnissen" ausstellt.

Indessen — und das ist der Punkt, den wir herausstellen möchten —, so harmlos das Lob erscheinen will, das Adolf Harnack dem Papst und dem päpstlichen Rundschreiben wider den Modernismus spendet, so schlimm, um nicht das schärfste Wort zu gebrauchen, ist der Tadel, der von Berlin aus nach Rom gerichtet wird. Das Lob ist sicherlich nicht begehrt worden, und der Tadel wird schwerlich gefürchtet werden; beides kann wohl nur Verstimmung, und zwar in den verschiedensten Lagern, nirgends aber eigentliche Aufklärung wirken.

Adolf Harnack sieht in der jüngsten Enzyklika des Papstes alle mögliche „Rückständigkeit in bezug auf das Wesen des Wahrheitssinnes und der Wissenschaft".

„Die Enzyklika wirft nicht nur der ganzen modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hin, sondern sie ist sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, wie er sich immer sicherer entwickelt hat. Er aber, und nicht diese oder jene wissenschaftliche Erkenntnis oder auch ihr ganzer Komplex, ist unser höchstes Gut. Die Enzyklika steht nicht nur auf der Weltanschauung des 13. Jahrhunderts — das wäre etwas verhältnismäßig Geringes —, sondern sie ist vielmehr der Ausfluß eines Geistes, der sich gegen das intellektuelle und sittliche Gewissen, welches wir erworben haben, verhärtet hat. Dadurch steht sie tief unter Thomas, von Augustin nicht zu reden. Diesen minderwertigen, feindlichen Geist mit allen loyalen Mitteln zu bekämpfen, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere heilige Pflicht, und niemand soll unsere Geduld so verstehen, als wollten wir uns auch in bezug auf diesen Kampf gedulden."

Sind das nicht schwere Anklagen? Sind das nicht Vorwürfe ehrenrührigster Art? (Schluß folgt.)

Wahrheiten (zwar nicht über Rom, doch über die „Bedräuung" durch römische Theologen) gesiegt haben. Desgleichen würde nicht von der „historisch-kritischen Methode", sondern von erwiesenen geschichtlichen Wahrheiten ein künftiger Sieg zu erhoffen sein. Freilich besteht hier die von Paulsen gänzlich übersehene Schwierigkeit, daß die beweisende und sieghafte Kraft der mathematischen Wahrheit eine wesentlich andere ist als die Macht der geschichtlichen Wahrheit (von den entsprechenden „Methoden" gar nicht zu reden).

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das polnische Ragout beim intimen Diner.

Das Blockschifflein ist wieder einmal mit Ach und Krach über eine von den vielen Sandbänken hinweggekommen. Halb zog er sie, halb sank sie hin, nämlich die Blocklinke in die Arme des hakatistischen Kanzlers. Herr v. Payer mit seinen sogenannten Demokraten spielt die Hauptrolle in diesem Umfallstück. Was man nach den kräftigen Brusttönen der linksliberalen Presse kaum noch für möglich hielt: die Zustimmung zu einer Beschränkung der polnischen Versammlungssprache, ist von dem geschickten Vogelsteller noch vor Ostern erreicht worden. Es hat freilich mehrfacher vertraulicher Konferenzen und auch eines intimen Diners bedurft. Seit Norderney ist das System der Tafelpolitik, das bisher dem hochpolitischen Gebiete eigen war, auf die inneren Geschäfte übertragen worden. Ein intimes Diner macht willige Diener. — Das Kompromiß zum Sprachenparagraphen ist — technisch betrachtet — ein monströses Gebilde, das nach unserer Erinnerung den Rekord der Künstelei hält. Die Prozentualrechnung und die zwanzigjährige Galgenfrist werden hiermit in das Rechtsleben eingeführt. Die Freiheit steht und fällt mit dem 60. Hundertstel der Sprachgenossen im landrätlichen Kreise; aber die 60 Prozent müssen von „alteingesessener" Bevölkerung gebildet werden, damit nicht etwa Leute, die von der Freizügigkeit Gebrauch machen, ihr Naturrecht im Reisesack mitnehmen. Bisher pflegte man entweder mit der einfachen Mehrheit zu rechnen oder im Falle einer qualifizierten Mehrheit mit $^2/_3$ oder $^3/_4$, der Bruch $^{60}/_{100}$ oder $^3/_5$ ist eine Neuerung in der staatsrechtlichen Algebra. Wie man gerade auf diese Ziffer gekommen ist, weiß nur das Konvivium, dem die Rechte der Bürger als Ragout fein serviert wurde. Warum das bruchstückweise Recht auf Gebrauch der Muttersprache gerade 20 Jahre und keine Minute länger dauern soll, ist auch nur den Teilnehmern an dieser Ausknobelung bewußt. Der Germanisierungsprozeß, dessen Stagnation nach mehr als hundertjährigen Versuchen soeben noch kläglich festgestellt wurde, soll nach Ansicht des Blockfreisinns in den nächsten zwei Jahrzehnten zum gedeihlichen Abschluß gebracht werden, so daß es dann einer nichtdeutschen Versammlungssprache nirgends mehr bedarf.

Alle Bemäntelungen helfen nicht: die Preisgabe des Prinzips, der Durchbruch der Rechtsgleichheit und die Vergewaltigung der naturgemäßen Sprachenfreiheit sind mit Händen zu greifen. Die vorübergehende Schonung in einem willkürlich abgegrenzten Teile des betroffenen Gebiets ändert nichts an der grundsätzlichen Verwerflichkeit des Beschlusses, der für eine nahe Zukunft das Sprachenverbot voll und ganz in Kraft treten läßt. Die sog. Wahlversammlungen sind freilich noch ausgenommen; aber wenn man als solche nur die Beratungen der Reichstags- und Landtagswähler in der kurzen Frist zwischen der Bekanntmachung des Wahltermins und dem Wahlakt gelten läßt, auf die dann eine fünfjährige Karenzzeit einsetzt, so ist das ein Tropfen auf den heißen Stein. — Halbheit ist ein zu schöner Name für diese verschmitzte Bruchrechnung. Vom realpolitischen Gesichtspunkt erscheint die Sache als ein grober Mißgriff. Man zieht das Odium der Verfolgung der Muttersprache zum Vorteil der radikalen Agitatoren auf sich und erreicht gar nichts. Die Enteignungsmaßregel sieht doch noch nach einer Keule aus, wenn auch der Schlag daneben gehen wird; das Sprachenverbot, mag es ein ganzes oder ein prozentuales sein, ist nur eine Nadel, mit der man den Feind reizen, aber nicht erlegen kann. Die Polen werden das Vereinsleben, die Agitation von Mund zu Mund und die Presse um so eifriger und erfolgreicher ausnutzen. Oder will man vielleicht noch ein neues Diner riskieren, um die Blockdemokraten für eine Novelle zum Preßgesetz zu gewinnen, wonach nichtdeutsche Zeitungen nur in Kreisen mit 60 Prozent altsässigen Polen, und zwar nur bis 1928 erscheinen und gelesen werden dürfen? Im „Prinzip" wäre das Jacke wie Hose.

Herr v. Payer sucht das demokratische Gewissen zu betäuben mit der Behauptung, das Kompromiß sei das kleinere Uebel, das man sich gefallen lassen müsse, um dem größeren Uebel des sofortigen allgemeinen Sprachenverbots auf dem Wege der preußischen Landesgesetzgebung zu entgehen. Demzufolge ist es kinderleicht, die Blocklinke in eine Zwickmühle zu bringen und ihr alle möglichen Freiheitsbeschränkungen abzupressen. Zu Drohungen mit „noch schlimmeren" Landesgesetzen oder Verwaltungsmaßregeln ist bei unseren verzwickten Kompetenzverhältnissen oft genug Gelegenheit. Nun, nachdem Fürst Bülow das Vereinsrecht auf die

Digitized by Google

Tagesordnung des Reiches gebracht, kann Preußen noch weniger als bisher mit einem partikularen Ausnahmegesetz gegen die polnische Versammlungssprache vorgehen. Und sollte es doch geschehen, so hätte die Reichsgesetzgebung die Macht, damit aufzuräumen. Jetzt besorgt die Blocklinke selbst, was sie angeblich in Preußen verhüten will.

Die Umfallhelden verwahren sich krampfhaft gegen den Vorwurf des „Kuhhandels". Von einer Verkoppelung mit dem Börsengesetz sei gar nicht gesprochen worden. Es gibt Lieder ohne Worte und Geschäfte ohne Beurkundung. Wenn der zugezogene preußische Handelsminister nicht vom Börsengesetz gesprochen hat, so wird er wohl vom Frühlingswetter geplaudert haben. Und die Börse selbst war gewiß die reine Dichterhalle, als sie auf das Sprachenkompromiß hin ihre Verstimmung wegen der Gefährdung des Börsengesetzes aufgab. Ebenso hat die konservative Presse lauter Windbeutelei getrieben, wenn sie während der intimen Verhandlungen zum § 7 von der „Brücke der Verständigung" in der Börsenfrage redete. Wir werden ja sehen, welche Riemen für die Börse aus der polnischen Haut sich schneiden lassen. Allerdings wird das Börsengesetz noch etwas hinausgeschoben werden. Zunächst, um das Gesicht zu wahren. Vielleicht auch benutzt man es noch als Vorspann für die Steuergesetze — was der umgefallenen Linken wohl zu gönnen wäre.

Das Ganze bestätigt nur die Diagnose, welche in dieser Zeitschrift schon im Sommer der schwindsüchtigen Heldenbrust des Freisinns gestellt wurde. Von diesen dienstthungrigen Knechten kann Fürst Bülow wirklich alles erlangen, wenn er die Peitsche der Drohung mit einer neuen „Zentrumsherrschaft" kombiniert mit dem Zuckerbrot des intimen Diners am Herrschaftstische.

Recht komisch ist der Glaube der Blockfridoline, daß sie dem Zentrum einen fürchterlichen Aerger bereiteten bei jeder Verlängerung des Lebens des Blocks. Ach nein, die Erbschaft ist zurzeit nicht so, daß wir sie antreten möchten. Wir haben Zeit, uns die Wege erst ausräumen zu lassen.

Die verbesserte Kolonialpolitik.

Die gute Sache kann auch ohne äußere Hilfsmittel sich durchsetzen. Wer hätte nach der Katastrophe vom 13. Dezember und nach dem Blockjubel der Wahlnacht gedacht, daß der angebliche Bahnbrecher Dernburg schon in diesem Frühjahre die Kolonialpolitik des Zentrums als sein und der Reichsregierung Programm hinstellen würde? Natürlich will man das Etikett des Zentrums nicht sehen lassen. Aber tatsächlich ist Herr Dernburg bei seinen gründlichen Studien in der Schätzung und Behandlung der Eingeborenen zu jenem Standpunkt gekommen, den das Zentrum stets vertreten hat, und den seine früheren Bewunderer, die Herren Liebert und Genossen, eifrigst bekämpfen. Die resolute Wendung nach genommener Einsicht ist ehrenvoll für den Kolonialsekretär und hoffnungsvoll für die künftige Entwicklung. Zugleich fällt ein Streiflicht zurück auf die Mache vom 13. Dezember. Der Krach wegen der Kolonialsachen war nur Mittel zum Zweck: Fürst Bülow brauchte eine Krisis und benutzte den unerfahrenen Mitarbeiter, um sich den Anlaß zu verschaffen. Es werden noch mehr Leute erkennen, daß in dem Zentrumsprogramm doch viel Wahres und Gutes steckt, was sich auf die Dauer nicht ausschalten läßt. — Wenn in der Kolonialpolitik die Gesichtspunkte der Menschlichkeit, des Christentums, der Gerechtigkeit und Besonnenheit sowie der volkswirtschaftlichen Weitsicht wieder mehr zur Geltung gelangen, so wird das nicht bloß für das Ansehen Deutschlands und für seine zukünftige Entwicklung vorteilhaft sein, sondern auch auf das gegenwärtige innerpolitische Leben vorteilhaft zurückwirken. Die Gegensätze mildern sich, die Vorurteile schwinden und die Opferwilligkeit, auf welche die Kolonien noch so sehr angewiesen sind, wird gesteigert. Auch die tendenziöse Fabel von der beabsichtigten „Wehrlosmachung" wird ihre gemeinschädliche Wirkung verlieren. Neuere Kämpfe in Südwestafrika und in Kamerun haben das erbauliche Schauspiel einmütiger begeisterter Teilnahme des ganzen Reichstags herbeigeführt.

Herr Dernburg kann, wenn er so fortfährt, zum Hebel einer fruchtbaren, wirklich nationalen Sammlungspolitik werden. Wenn er so fortfährt und nicht gestört wird!

An die Bemerkung des Abg. Erzberger, daß auch der Neger eine unsterbliche Seele habe, hat sich ein skandalöser Zwischenfall geknüpft. Die für jeden Christen selbstverständliche und heilige Wahrheit wurde mit Hohngelächter von links und von der Journalistentribüne aufgenommen. Der freisinnige Abgeordnete Müller (Meiningen) machte den Abg. Dr. Gröber darauf aufmerksam, daß die Journalistentribüne sich eingemischt habe, und als Herr Gröber in seiner begreiflichen Erregung ein derbes Wort gebrauchte, das nicht gegen die Presse im ganzen, sondern gegen die schuldigen Störenfriede gerichtet war, beeilt sich derselbe Freisinnige, das Kraftwort Gröbers, das nur in der nächsten Umgebung gehört worden war, den Pressevertretern ins Ohr zu blasen. Darauf inszenierten die Blockjournalisten im Verein mit den sozialdemokratischen und ausländischen Pressevertretern eine Arbeitseinstellung. Eine gerecht abwägende Erklärung des Reichstagspräsidenten genügte den Demonstranten nicht. Sie wollten auch nicht einsehen, daß sie erst Sühne für die von der Tribüne begangenen Ausschreitungen, die Ursache des ganzen Aergernisses, zu geben hätten, ehe sie Sühne für ein allzukräftiges, privates Wort des Protestes fordern könnten. Die „Ehre" des journalistischen Standes ist da in die Hände von Personen gelangt, die für die Vertretung der Gesamtheit weder richtig legitimiert noch vollkommen befähigt sind. Die übereilte „Kraftprobe" wird, wenn der Reichstag fest bleibt, nicht zum Vorteil der Presse ausschlagen. Der Reichstag kann die Zeitungsberichte länger entbehren als das Publikum. Das Nichtberichten steht im Gegensatz zu der Natur der Presse und zu dem unveräußerlichen Recht der Abonnenten. Aber es wird im allseitigen Interesse liegen, wenn man bald eine Formel des friedlichen Ausgleichs findet. Das wäre sogar ein kleines Diner wert. Unbedingt aber muß es wieder Sitte werden, daß die Grundwahrheiten des Christentums im ganzen Reichstag, die Tribünen eingeschlossen, den gebührenden Respekt finden, auch bei äußerlichen oder innerlichen Nichtchristen. Zudem muß es ein Ende haben mit der Unsitte, die seit den kritischen Dezembertagen von 1906 in Schwung gekommen ist: daß die Tribünengäste im Reichstag mitspielen wollen.

Die auswärtige Lage.

Die hochpolitische Rede, die man vom Fürsten Bülow zu Anfang dieser Woche erwartete, können wir leider in der vorliegenden Nummer nicht mehr besprechen, da der Feiertag den vorzeitigen Redaktionsschluß bedingt.

Eine erfreuliche Nachricht kommt von Konstantinopel: Der Sultan hat nunmehr die Mandate der mazedonischen Reformorgane bis zum 14. Juli 1914 verlängert. Darüber hatten die Mächte mehrere Monate lang mit der zähen Hohen Pforte verhandeln müssen. Die gegenwärtige Regelung zeigt, daß die von England festgehaltene Befürchtung, der Sultan werde infolge der Konzession der Sandschakbahn dem Reformwerk entgegentreten, unbegründet war. Das rechtzeitige Einschwenken Rußlands, Italiens und Frankreichs scheint doch den Sultan belehrt zu haben, daß er bei einer Spekulation auf die Zwietracht der Mächte schlecht abschneiden würde. Die englische Regierung hat bekanntlich inzwischen den Mächten den Vorschlag eines Generalgouverneurs unterbreitet. Dieser Gedanke mag auch wohl als Schreckschuß in Konstantinopel gewirkt haben. Jetzt wäre es gewiß am besten, den Antrag zurückzuziehen und alle Kraft auf die weitere Wirksamkeit der bestehenden Reformorgane zu konzentrieren. Zurzeit ist aber ein Verzicht Englands auf die Erörterung des neuen Planes noch nicht gemeldet.

Die Lage in Marokko, so müssen selbst unsere franzosenfreundlichen Offiziösen konstatieren, „bleibt nach wie vor ungeklärt". Trotz einem großen Blutbade, das die „Kulturtruppen" Frankreichs wieder einmal angerichtet haben. Zum Glück scheint die Nachricht, daß Frankreich auch noch die Häfen von Saffi und Azammur besetzen wollen, nicht korrekt zu sein; Frankreich soll nur den Sultan Abdul Asis zur Besetzung dieser Plätze angeregt haben. So lange sie ihm nicht das nötige Geld dazu auf den Tisch legen, ist die Anstiftung wohl unschädlich. Im übrigen ist eine Wendung in der französischen Marokkopolitik noch nicht zu erwarten; das Ministerium Clemenceau hat trotz aller Anfeindungen vonseiten des Herrn Combes und seiner Genossen sich wieder einmal ein fulminantes Vertrauensvotum verschafft.

In Rußland hat der Duma-Ausschuß mit 19 gegen 14 Stimmen die für 1908 verlangten Kredite für den Bau von Linienschiffen abgelehnt. Den Beschluß darf man aber nicht als das Ende der russischen Seerüstungen betrachten. Es spielte eine wesentliche Rolle, daß man vor der Genehmigung neuer Schiffe eine Reorganisation des Marineministeriums und einen vollständigen Flottenbauplan verlangt. Mit Zugeständnissen auf diesem Gebiete wird Stolypin wohl durchsetzen, daß auch Rußland sich an dem allgemein üblichen Wettrüsten weiter beteiligt. Das ist für seine Gläubiger bedrohlicher als für seine Nachbarn.

Digitized by Google

Nochmals der Kaiserbrief.

Von

Dr. W. Hüllen.

Diese Angelegenheit ist keineswegs „so höchst einfach und harmlos", daß man in der bisher beliebten Weise darüber hinweggehen könnte. Vielmehr muß man mit allem Nachdruck fragen, wie nach den vielen schlimmen Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht schon hinter uns haben, der Brief an Lord Tweedmouth überhaupt noch geschrieben werden konnte. Man weiß doch, welch eine ungeheure Last von sittlicher Verantwortung, die Deutschland dann aber nicht tragen konnte, die Krüger-Depesche uns auferlegt hat; welche Verstimmung das Swinemünder Telegramm in Bayern hervorrief; wie die Sekundantendepesche allgemeines Aufsehen zur Folge hatte und die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttern half; wie der kaiserliche Briefwechsel mit dem Marschall Boisdeffre unser Prestige an der Seine schwächte usw. Zur Vorsicht mahnende Präzedenzfälle wären also schon zur Genüge vorhanden, um die nötigen Schlüsse daraus ziehen zu können und ziehen zu müssen, wenn in unserer Presse der nötige Tiefblick und Mut dazu vorhanden wäre. Aber nur an wenigen Stellen fanden wir einen Hinweis darauf, daß der Weg über die deutsche Botschaft in London hätte gehen müssen, um die Aeußerungen des Lord Esher zurückzuweisen. Auf diesem Wege wäre man wohl auch zu der Erkenntnis gekommen, daß jene Aeußerungen gar keiner Zurückweisung bedürft hätten, da sie einfältig und abgeschmackt waren. Man brauchte aus diesem englischen Wanzenstich keine politische Affäre zu machen.

Auch muß man fragen, weshalb der verantwortliche Ratgeber in Berlin wieder übergangen wurde. Wilhelm II. ist doch nicht nur Kaiser „von Gottes Gnaden", sondern auch Kaiser eines konstitutionellen Staates und nach traditioneller Hohenzollernauffassung lediglich der erste Diener des Staates, der für seine Handlungen dem ganzen Volke verantwortlich bleibt. Seinen Rechten stehen in noch viel höherem Maße Pflichten gegenüber, die, wie die „National-Zeitung" treffend bemerkte, ihn daran erinnern sollten, daß er selbst beim besten Willen nicht immer in der Lage sein könne, alle Konsequenzen seines Handelns klar zu überschauen, weshalb er in wichtigen Fällen die Meinung seines verantwortlichen Ratgebers einzuholen geneigt sein müßte. Da der Kaiser dies nicht tut, kann man nur folgern, daß der Fürst von Bülow es nicht verstanden hat, sich seinem kaiserlichen Herrn gegenüber die Position zu verschaffen, die einem Reichskanzler eignet und gebührt. Früher war das anders. Ein Bismarck ließ sich nicht übergehen, er wußte die Rechte und Kompetenzen seines Amtes zu wahren, sogar einer Königin von England gegenüber, als diese durch unverantwortliche Briefschreibereien an Kaiser Wilhelm I. seine Politik zu beeinflussen sich bemühte. Damals war die hohe Persönlichkeit des Monarchen auch stets gedeckt, und er kam nicht in die Verlegenheit, sich von der Presse Arroganzen bieten lassen zu müssen, wie jetzt Wilhelm II., dem nach dem Wunsche der „Times", des „Daily Graphic" usw. das Londoner Parlament eine Belehrung über englisches Verfassungswesen hätte erteilen sollen. Wenn unsere Presse mehr politisches Selbstgefühl besäße, so hätte sie ganz allgemein jene englischen Dreistigkeiten gebührend zurückweisen müssen. Aber gerade der offiziöse Teil derselben hat sie ruhig verkostet und verdaut.

Diese Briefaffäre liefert mithin wiederum den traurigen Beweis dafür, daß der Respekt, den Deutschland sich früher im Auslande zu verschaffen verstanden hat, dahin ist, und daß im Inlande der allzu großen Selbständigkeit oben die nachgiebige Schwäche unten ganz und gar entspricht. So darf die Angelegenheit nicht als höchst einfach und harmlos, sondern sie muß vielmehr als bedenklich und traurig eingeschätzt werden. Ob nun endlich bei uns der von allen wirklichen Staatsmännern befolgte Grundsatz Shakespeares: „Mit Schweigen treibe Politik" zur Geltung kommen wird? Zu wünschen wäre es nach dieser Briefsensation unbedingt und unter allen Umständen. Und der Herr Reichskanzler sollte sich nicht bloß mit der Einrenkung gestörter internationaler Beziehungen begnügen, sondern auf dem Gebiete der Auslandspolitik nach positiven Leistungen streben. Oder will er diese seinem Nachfolger überlassen?

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

„Wahrmund."

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In Wiesbaden wurde 1827 der Jude Adolf Wahrmund geboren, der sich später katholisch taufen ließ, ein Orientalist von bedeutendem wissenschaftlichen Rufe und Professor an der Wiener Orientalischen Akademie wurde. In seinen Werken geißelte er das Judentum mit einer Schärfe, welche dem radikalsten Rassenantisemiten Ehre gemacht hätte. Er zeugte einen Sohn, welcher Ludwig getauft wurde, sich als Jüngling und Mann ausschließlich in katholischen Kreisen bewegte, sich in die Leo-Gesellschaft aufnehmen ließ und auf Verwendung des Fürstbischofs Simon von Brixen und des (jetzigen) Landeshauptmanns von Tirol Dr. Kathrein die Lehrkanzel für katholisches Kirchenrecht in Innsbruck erhielt. Anfangs blieb er auch als Universitätsprofessor noch „katholisch", nach und nach aber schloß er sich dem liberalen Klüngel an und glaubte durch diesen seine Stellung so gefestigt zu haben, daß er die Maske abwerfen und seinem innersten Drange, als einer der hervorragendsten antiklerikalen Klopffechter anerkannt zu werden, nachgeben konnte.

Seine „große Tat" vollführte er am 18. Januar, indem er in einer von Sozialdemokraten, alldeutschen Studenten und „holder" Weiblichkeit besuchten Versammlung in Innsbruck einen Vortrag hielt über „Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft". Da dieselbe Rede am 20. Januar in Salzburg gehalten werden sollte, schickte ich in die Innsbrucker Versammlung einen verläßlichen Berichterstatter, und als Professor Wahrmund am Montag, 20. Januar, um 8 Uhr hier seine Rede loslassen sollte, lag ein ausführlicher Auszug derselben bereits in der „Salzburger Chronik" gedruckt vor. Das gab dem Kirchenrechtslehrer die Veranlassung, die gröbsten Gehässigkeiten gegen die katholische Kirche hier unausgesprochen zu lassen und aus seiner im Münchener Wartburg-Verlage veröffentlichten Rede auszumerzen. Widersprochen wurde die Richtigkeit des in der „Salzburger Chronik" veröffentlichten Auszuges von keiner Seite. Trotz dieser Ausmerzung enthält die Wahrmundsche Broschüre solch schamlose Ausfälle gegen die katholische Weltanschauung, daß die Wiener Staatsanwaltschaft die Flugschrift beschlagnahmte und das Landesgericht die Beschlagnahme bestätigte, weil darin „Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche verspottet und herabgewürdigt werden", ein Vergehen, welches nach § 303 des Strafgesetzbuches mit Arrest von einem bis zu sechs Monaten gestraft wird.

Die Katholiken Oesterreichs sind es gewohnt, daß sie von in- und ausländischen Apostaten und Akatholiken in Reden und Schriften in ihren heiligsten Gefühlen verletzt werden, ohne daß ein Staatsanwalt sich zum Schutze ihrer „vom Staate gesetzlich anerkannten Kirche" pflichtgemäß aufrafft. Wenn letzteres aber doch einmal geschieht, so kann man sicher sein, daß die Katholikenhetze ganz außergewöhnlich frech betrieben wurde. Es ist daher wohl auch kein Wunder, daß diesmal sich die gesamte katholische Oeffentlichkeit erhob, um gegen Wahrmunds Gotteslästerungen und Verspottungen Widerspruch zu erheben. Man hätte es bei dem Proteste aber vielleicht bewenden lassen, wenn Wahrmund, welcher den Katholizismus schon als Leiche erklärt, das Gottesdasein leugnet, über Marien- und Heiligenverehrung aufs unanständigste spottet, nicht Lehrer des katholischen Kirchenrechts an einer Hochschule wäre. Im „heil'gen" Land Tirol doziert ein Mann katholisches Kirchenrecht, welcher die Existenzberechtigung der katholischen Kirche bestreitet! Das ging doch selbst den gemütlichen Oesterreichern über das Maß des Erträglichen hinaus. Von allen Seiten wurde Remedur verlangt. In Innsbruck wurden Sühneandachten und Protestversammlungen abgehalten, die christlich-sozialen Abgeordneten beschwerten sich beim Statthalter, daß ein überwachender Beamter dem Vortrage Wahrmunds beiwohnte, ohne einzuschreiten, ja ohne die Anzeige wegen Gotteslästerung zu erstatten. Christlich-soziale Abgeordnete gingen zum Ministerpräsidenten, und Baron Beck erklärte ihnen am 13. März, daß er die von Wahrmund begangene Beleidigung der katholischen Kirche aufs schärfste verurteile, und daß die Katholiken sich mit vollem Rechte tief verletzt fühlen müßten. Selbst der liberale Parteimann Unterrichtsminister Marchet verurteilte Wahrmunds Hetzerei und stellte ein entschiedenes Vorgehen gegen ihn in Aussicht.

Selbstverständlich rottete sich alles, was sich „freisinnig" und „antiklerikal" nennen läßt, zusammen, um ihrem neuen Heros aus dem Stamme Juda den Rücken zu decken. In der gesamten liberalen Presse, bürgerlicher und proletarischer Couleur,

Digitized by Google

wurde für Wahrmund das Recht der „freien Forschung, der freien Wissenschaft, der freien Meinungsäußerung" begehrt. Als ob ihm irgend jemand dieses Recht streitig gemacht hätte! Die Professoren der Universitäten verwahrten sich gegen eine Maßregelung Wahrmunds, welche die Lehrfreiheit antasten werde. Moritz Benedikt von der „N. freien Presse", Willy Singer vom „N. Wiener Tagblatt", Dr. Isidor Kanner von der „Zeit", Lippowitz vom „N. Wiener Journal", Dr. Adler von der „Arbeiter-Zeitung", kurz, ganz Preßisrael maßte sich an, daß es zu befehlen und die eigensten Angelegenheiten der Katholiken zu regeln hätte, während die Katholiken selbst zu schweigen hätten. Was geht es auch das katholische Volk an, wer mit seinem Steuergelde als Lehrer der Jugend im katholischen Kirchenrechte angestellt wird! Dieses Toben der Judenpresse, welche den Fall Wahrmund als Keil zwischen die christlich-sozialen und die freiheitlichen Deutschen zu treiben sich bemüht, wurde selbst dem Obmann des Deutschnationalen Verbandes im Abgeordnetenhause Dr. Chiari zu arg, aber sein Mahnen zur Ruhe fand in der liberalen Presse keinen Widerhall.

Während man nun wartete, welche Maßnahmen die Regierung gegen Wahrmund ergreifen werde, nahm sich der apostolische Nuntius Fürst Granito di Belmonte der Sache an. Er machte dem Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal einen Besuch und trug ihm dabei „le désire" vor, daß Wahrmund von seiner Stelle als Lehrer des katholischen Kirchenrechtes enthoben werde. Einem Redakteur des „Vaterland" machte er davon Mitteilung; so kam die Sache in die Oeffentlichkeit. Baron Aehrenthal schrieb dem Unterrichtsminister Dr. Marchet einen Privatbrief, teilte ihm die Unterredung mit dem Nuntius mit und fügte hinzu: „Ein bestimmtes Petit hat der apostolische Nuntius aus diesem Anlasse nicht vorgebracht." Dieser Brief wurde im offiziösen „Fremdenblatt" veröffentlicht und hinzugefügt: „Wäre der Vertreter Sr. Heiligkeit darüber hinausgegangen, um ein konkretes Petit in einer Angelegenheit zu formulieren, worüber die Entscheidung den österreichischen Organen vorbehalten ist, so hätte Freiherr v. Aehrenthal, auf diese Zuständigkeit hinweisend, eine Vermittlung nicht übernehmen können." Demgegenüber erklärte wieder der Nuntius im „Vaterland", daß er tatsächlich ein „Petit" gestellt habe, „on joue avec des mots", wenn man anderes sage. Es sei ihm aber ganz ferne gelegen, sich in die inneren Angelegenheiten des österreichischen Staates einzumischen, er habe sich nur um die rein religiöse Seite der Sache gekümmert; er sei in Wien, um die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, und werde von seiner Forderung nicht abgehen; er habe, ohne erst in Rom anzufragen, einfach seine Pflicht getan und erwarte jetzt ruhig, was die österreichische Regierung tun werde.

Dieses Eingreifen des Nuntius, dessen Berechtigung dazu nicht bestritten werden kann, wird natürlich zugunsten Wahrmunds ausgebeutet. Es wird jetzt behauptet, die Regierung dürfe nicht dem Verlangen der Katholiken nachgeben, da sie sonst den Schein erwecke, als ob sie der Pression einer auswärtigen Macht nachgebe. Ministerpräsident Baron Beck hat zwar einem Redakteur des „N. Wiener Tagblatt" erklärt, der Schritt des Nuntius habe nichts Auffälliges an sich; es komme sehr häufig vor, daß ein ausländischer Vertreter bei Ereignissen, welche die von ihm vertretene Macht interessieren, sich an den Minister des Aeußern um Aufklärung oder zum Zwecke gewisser Mitteilungen wende, die dann vom Minister des Aeußern der betreffenden Staatsregierung übermittelt werden. Aber das beirrt die gesamte Freisinnspresse nicht; was sonst „sehr häufig vorkommt", darf sich der Vertreter des Papstes nicht erlauben, so dekretiert Preßisrael. Anderseits wird behauptet, Nuntius Fürst Belmonte sei nicht gerne in Wien, er wünsche daher diese Gelegenheit zu benützen, um abberufen zu werden; anders könne man es nicht erklären, daß er dem österreichischen Minister des Aeußern in der Presse den Vorwurf der Unaufrichtigkeit mache: on joue avec des mots. Daß es dem Nuntius ausschließlich um die Vertretung der religiösen Interessen der katholischen Kirche zu tun ist, scheint man nicht einsehen zu wollen.

Sehr interessant ist die Stellungnahme des christlich-sozialen Ministers Dr. Geßmann in einer Wiener Wählerversammlung. Nachdem er die Art und Weise, wie Professor Wahrmund solche bedeutsame religiöse Fragen behandelt, als unwürdig eines ernsten und wissenschaftlich gebildeten Mannes dargetan hatte, fuhr er fort:

„Nunmehr erscheint aber die Sache durch das Eingreifen des hiesigen Vertreters des Heiligen Stuhles kompliziert. Es liegt mir gewiß ferne, über die Intervention dieses hohen kirchlichen Funktionärs in meiner Stellung als Mitglied der Regierung irgend ein Urteil zu fällen, wohl aber ist meine Partei genötigt, auch gegenüber dieser neuen Phase der Angelegenheit ihre Haltung zum Ausdrucke zu bringen. Jedermann wird es als selbstverständlich finden, daß Fürst Belmonte sich als Katholik durch die gehässigen Aeußerungen Professor Wahrmunds auf das tiefste verletzt fühlen muß, zumal er als Vertreter des Papstes am Wiener Hofe ist, desselben Papstes, der durch die Reden Wahrmunds in der rohesten Weise verunglimpft worden ist. Die Aeußerung des Nuntius wird als die Aeußerung eines angesehenen Ausländers gewiß die gebührende Beachtung finden müssen. Es ist jedoch nach meiner Ueberzeugung eine mißverständliche Auffassung, diese Aeußerung als eine diplomatische Aktion zu betrachten, da meiner Ueberzeugung nach für eine solche keine Berechtigung vorliegt. Mögen die inneren Wirren in unserem Vaterlande Oesterreich auch noch so große sein, die christlich-soziale Partei hat das Vertrauen und das nötige Pflichtgefühl, dieselben auf dem zuständigen Gebiete einer Entwirrung zuzuführen. Schließlich aber möchte ich, gewiß im Namen von vielen, mein Bedauern darüber aussprechen, wenn es der unwürdigen Hetzerei eines Reklamehelden gelingen sollte, das österreichische Parlament von ernster Arbeit abzuhalten und sich selbst, statt der wichtigsten staats- und volkswirtschaftlichen Fragen, auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion zu setzen." — Gewiß: es braucht nur die österreichische Regierung ihre Pflicht zu tun, welche die Katholiken zum Schutze ihrer Religion zu verlangen berechtigt sind und auch verlangen werden, und die christlich-soziale Partei wird Manns genug sein, um diese Pflichterfüllung eventuell zu erzwingen.

Zum Schlusse noch zwei Bemerkungen. Erstens: Professor der Theologie an der Universität Innsbruck, Leopold Fonck, hat in einer Flugschrift nachgewiesen, daß Wahrmund seine Ausfälle gegen die katholische Kirche abgeschrieben hat aus den von Pilatus-Naumann zur Genüge charakterisierten Büchern des Exjesuiten Hoensbroech, aus Haeckels „Die Welträtsel" und aus sozialdemokratischen Hetzschriften, ohne jemals seine Abschreibequellen zu nennen. Das ist die „freie Forschung", das die „Wissenschaft" Wahrmunds, für welche sich die ganze „Freisinns"-Presse ins Zeug legt. — Und zweitens: Die ganze Wahrmundgeschichte ist ein neuerlicher Beweis für die Berechtigung des Abwehr-Antisemitismus. All die Hetze, welche in Oesterreich gegen die katholische Religion und Kirche getrieben wird, geht von getauften oder ungetauften Juden aus, und selbst die von den lutherischen Prädikanten des Evangelischen Bundes über die Grenze gebrachte „Los von Rom"-Hetze hätte kein Vierteljahr andauern können, wenn die Juden ihr nicht mit ihren Zeitungen zu Hilfe gekommen wären. Wir in Oesterreich beglückwünschen unsere Glaubensbrüder im Reiche, daß sie diesen Abwehr-Antisemitismus heute noch nicht nötig haben; mögen sie vor seiner Notwendigkeit auch bewahrt bleiben!

An die Jungfrau.

Ich möchte singen der Liebe Lied;
Was zagst du, liedfrohe Kehle? —
Von heiligem Schauer ist durchglüht
Die tiefste Tiefe der Seele.

Drum knie ich nieder, o Jungfrau mild,
Und neige mein Haupt in Schweigen
Vor deinem jungfräulich schönen Bild —
So kann meine Lieb ich dir zeigen.

Ich möchte geben der Minne Sold
Und muß in Trübsal weinen.
Ich hab nicht Silber, ich hab nicht Gold,
Von all den Schätzen — keinen.

So nimm mein Herz, o Jungfrau hold,
Da betend mein Haupt ich neige.
Die Träne, die jäh mir niedergerollt,
Die sagt, warum ich schweige.

Seb. Wieser.

Digitized by Google

Besetzung der Schuldeputation.

Rede von Justizrat Hermann Kausen,
Stadtverordneter in Köln.

Eine prinzipielle Darlegung über die Besetzung der Schuldeputation gab in der Kölner Stadtverordnetensitzung kürzlich Justizrat Kausen. Er erörterte die noch nicht geklärte wichtige Frage, ob altkatholische Pfarrer in allen Orten der Schuldeputation als Mitglieder anzugehören haben und führte u. a. aus:

Nach der Auffassung der Königlichen Staatsregierung soll neben dem katholischen Pfarrer auch der altkatholische Pfarrer geborenes Mitglied der Schuldeputation sein. Diese Auffassung wird, soweit Stadtgemeinden in Betracht kommen, aus folgender Bestimmung des § 44 des Gesetzes hergeleitet: „Hierzu treten: der dem Dienstrange nach vorgehende oder sonst der dem Dienstalter nach älteste Ortspfarrer der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche.“ Da schwerlich an irgend einem Orte zwei altkatholische Pfarrer vorhanden sind, so bedeutet die Auffassung der Königlichen Staatsregierung in ihrer praktischen Anwendung, daß jeder altkatholische Pfarrer Preußens von Rechtswegen irgend einer Schuldeputation angehört.

Ich darf wohl der Vermutung Ausdruck verleihen, daß das Staunen über die so geschaffene Sachlage nirgendwo größer sein wird als in den Kreisen der altkatholischen Pfarrer. Von den Geistlichen der evangelischen Landeskirche und der katholischen Kirche tritt nur ein kleiner Bruchteil von Rechts wegen in die Schuldeputation ein, den anderen christlichen Bekenntnissen, wie Mennoniten, Altlutheraner, Herrenhuter usw., ist jede Berücksichtigung von Gesetzeswegen untersagt, dagegen tritt der ganze altkatholische Klerus wie ein Mann in die Schuldeputationen ein.

Ich polemisiere hier nicht gegen irgend einen Antrag, aus Billigkeitsgründen, etwa mit Rücksicht auf die an irgend einem Orte vorhandene große Zahl altkatholischer Volksschüler, einen altkatholischen Geistlichen in die Schuldeputation zu wählen. Diese Frage beschäftigt uns nicht und hat auch schwerlich in Köln praktische Bedeutung, da die Zahl der altkatholischen Volksschüler hier eine ganz verschwindende ist. Es handelt sich heute nur um die Frage, ob das Gesetz selbst den Eintritt eines altkatholischen Pfarrers in die Schuldeputation für alle Orte angeordnet hat, an denen ein solcher zu finden ist.

Die Auslegung, welche die Königl. Staatsregierung dem § 44 gibt, ist so unhaltbar, daß ich bis zur Stunde nicht verstanden habe, wie jemand auf eine solche Auslegung verfallen kann.

Fassen wir zunächst den Wortlaut ins Auge: „Der dem Dienstrange vorgehende Ortspfarrer der evangelischen Kirche und der katholischen Kirche.“

Das Wort Kirche erscheint in beiden Fällen in der Einzahl. So oft ich nachrechne, bekomme ich immer nur 2 als Gesamtzahl heraus, niemals 3 oder 4.

Nun wäre es ja immerhin möglich, daß man nachweisen könnte, das Gesetz oder der sogenannte Gesetzgeber habe, obschon nur von einer katholischen Kirche die Rede ist, dennoch zwei katholische Kirchen anerkennen und als gleichberechtigt hinstellen wollen. Ich sage, dies wäre immerhin möglich, obschon eine solche Art der Gesetzessprache sicherlich im höchsten Grade tadelnswert wäre, und obschon ich stark bezweifle, daß das Reichsgericht sich auf die Berücksichtigung einer solchen, dem allgemeinen Sprachgebrauch widersprechenden Gesetzessprache einlassen würde.

Unter allen Umständen muß aber eine solche sprachwidrige gesetzgeberische Absicht, wenn sie Berücksichtigung beanspruchen will, bei der Vorberatung des Gesetzes so deutlich in die Erscheinung getreten sein, daß man sagen kann, alle gesetzgebenden Faktoren: Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Krone seien hierüber einig gewesen. In den mir zu Gebote stehenden Materialien des Gesetzes ist aber mit keiner Silbe eine derartige Meinung zum Ausdruck gekommen.

Die Theorie von den zwei katholischen Kirchen ist mir vor einigen Wochen zum erstenmal begegnet. Die preußische Verfassung sprach in dem Artikel 15 von der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche. Dieser Artikel ist bekanntlich im Jahre 1873 aufgehoben worden, weil er dem beabsichtigten Erlasse der Maigesetze im Wege stand. Die Frage nach der rechtlichen Stellung der Altkatholiken hat mit dieser Aufhebung nichts zu tun. Dagegen bildet diese Frage den Gegenstand des Gesetzes vom 4. Juli 1875, welches die Rechte der altkatholischen Kirchengemeinschaften an dem kirchlichen Vermögen ordnet. Dies Gesetz kennt altkatholische Gemeinden neben katholischen Gemeinden, aber es kennt keine zwei selbständigen katholischen Kirchen, denn sonst wären seine Bestimmungen, die sogar den dauernden Mitgebrauch kirchlicher Gebäude regeln, geradezu widersinnig.

Ob die Bestimmungen dieses Gesetzes der Billigkeit entsprechen, habe ich nicht zu untersuchen, für unsere Frage hat das Gesetz nur insofern Bedeutung, als es die staatliche Auffassung von der rechtlichen Stellung der Altkatholiken wiederspiegelt.

An dies Gesetz knüpften sich in den siebenziger Jahren die bekannten Streitfragen.

Von der einen Seite wurde geltend gemacht, daß die Altkatholiken aus der katholischen Kirche ausgeschieden seien, und daß deshalb auch altkatholische Gemeinden nicht als katholische Gemeinden angesehen werden können.

Von der entgegengesetzten Seite wurde dagegen der Standpunkt eingenommen, daß die Beschlüsse des Vatikanums der Rechtsgültigkeit entbehrten, und daß deshalb die Altkatholiken sich noch innerhalb der katholischen Kirche befänden.

Dieser Streit ist im Laufe der Jahre eingeschlafen, weil die Altkatholiken sich in ihren neuen Gemeinden selbständig einrichteten, und weil der Altkatholizismus sich immer weiter von dem im Jahre 1870 eingenommenen religiösen Standpunkte entfernte, so daß heute sogar die Altkatholiken selbst den früheren Standpunkt, daß sie noch zu der im Jahre 1870 in Preußen bestehenden katholischen Kirche, welche von der Verfassung die römisch-katholische genannt wurde, gehörten, nicht mehr einnehmen können. Bereits am 15. März 1890 hat der bekannte bayerische Kultusminister v. Lutz durch Ministerialentschließung ausgesprochen, daß die Altkatholiken als aus der katholischen Kirche ausgeschlossen zu betrachten seien, weil sie zum katholischen Dogma eine gegnerische Stellung einnähmen. Ihre Stellung zum Vatikanum blieb dabei außer Frage. Diese Auffassung hat sich allgemein durchgerungen. Demgemäß werden auch in Preußen die Zuwendungen des Staates an die altkatholischen Gemeinden im Staatshaushalt nicht in dem die katholische Kirche behandelnden Titel, sondern in einem besonderen Titel angeführt.

Die Rechtslage hinsichtlich des Eintritts der altkatholischen Pfarrer in die Schuldeputation ist deshalb heute die folgende:

Betrachtet man entgegen meiner Auffassung die altkatholischen Gemeinden noch als Teile der katholischen Kirche, was aus den verschiedensten Gründen zu verneinen ist, so tritt der altkatholische Pfarrer unter der Bedingung in die Schuldeputation ein, daß er der älteste ist. Die letztere Voraussetzung trifft in Köln nicht zu; es braucht daher nicht untersucht zu werden, was in einem solchen Falle weiter geschehen könnte.

Betrachtet man dagegen die altkatholischen Gemeinden nicht als Teile der katholischen Kirche, so kommen ihre Pfarrer nach § 44 in keiner Weise in Betracht.

Dagegen ist die Theorie von den zwei katholischen Kirchen, welche unter dem Namen einer katholischen Kirche verborgen sind und rechtlich als zwei zählen, obschon nur von einer die Rede ist, der bisherigen Rechtsentwicklung vollständig fremd, und ich spreche den Wunsch aus, daß die Kgl. Staatsregierung sich selbst von der Unhaltbarkeit ihrer Auffassung überzeugen möge. Sie wird dabei auch berücksichtigen müssen, daß dieselbe Frage in den Landgemeinden auftauchen kann. Hier tritt das Irrige der Auffassung der Kgl. Staatsregierung noch stärker zutage, indem hier der Wortlaut folgender ist: „aus dem dienstältesten Pfarrer der evangelischen Landeskirche oder der katholischen Kirche, zu deren Pfarreien die Schulkinder gehören.“ Ich mache ferner noch darauf aufmerksam, daß das Gesetz auch da, wo es von den konfessionellen Schulen spricht, immer nur zwei Arten konfessioneller Schulen, nämlich katholische und evangelische, und nicht etwa drei oder vier Arten erwähnt. Hätte die Absicht bestanden, trotz alledem die altkatholische Kirche unter dem Namen der katholischen Kirche in dem Sinne einzubegreifen, daß darunter zwei katholische Kirchen verstanden seien, so hätte dies ausdrücklich erklärt werden müssen.

Ich stelle deshalb namens meiner Freunde den Antrag, die Stadtverordnetenversammlung wolle die Verwaltung ersuchen, eine ausdrückliche Entscheidung der Aufsichtsbehörde über die Frage, ob der altkatholische Pfarrer neben dem katholischen Pfarrer auf Grund des § 44 in die Schuldeputation einzutreten hat, herbeizuführen.

Ohne formellen Antrag wird diese Entscheidung erfreulicherweise herbeigeführt werden, da Oberbürgermeister Wallroff erklärte, in dem Bericht an die Regierung den von Justizrat Kausen vertretenen Standpunkt mitzuteilen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau“

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Der Januskopf des Revisionismus.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Das „Pflänzchen Revisionismus" treibt in Baden gar eigenartige Blüten. Auch der passionierteste Botaniker wird den Kopf schütteln darob. Einmal zeigt es die knallrote, grelle Farbe des Radikalismus, ein andermal das rosarote, zarte Leuchten liberaler Farben in blendender Schattierung! Wenn wir die Redeschlachten im Badischen Landtag (zweite Kammer) Revue passieren lassen, dann tritt uns dieser Farbenwechsel des Revisionismus, wie er besonders in dem Abgeordneten Kolb seine Vertretung hat, wiederholt entgegen.

Der Ausspruch des Ministers des Innern, v. Bodman: „Ich bin der Ueberzeugung, daß ein Sozialdemokrat nicht Staatsbeamter sein kann, und ich finde es auch tief bedauerlich, wenn sich bürgerliche Parteien zur Wahl eines Sozialdemokraten in den Landtag entschließen", hat bei den Sozialdemokraten zuerst eine Flut von Vernichtungsreden veranlaßt. Der Abg. Kolb betonte wiederholt, daß die Sozialdemokratie den neuen Ministern genau so mißtrauisch gegenüberstehe wie den alten, „weil wir wissen, es ist für uns nichts Besseres nachgekommen".

Die Fanfare klang aber bald in eine Schamade aus! Denn wohin sollte es führen, wenn durch allzu radikale Allüren die Nationalliberalen kopfscheu und nicht mehr zum Großblock 1909 zu haben wären! Herr Kolb begriff die Situation, wie er auch seinerzeit als „großherzoglich-sozialdemokratischer Leichenbitter" die verfahrene Karre wieder in Ordnung zu bringen suchte. Herr Kolb rechnet zu sehr mit realen Dingen, als daß er nicht die Abkehr der Nationalliberalen vom Großblock für die Sozialdemokratie jetzt als zu früh betrachtete. Wenn sich die nationalliberalen Wähler in den roten Netzen erst einmal so verfangen haben, daß sie nicht mehr los können, dann kann die nationalliberale „Partei" ruhig abschwenken. Aber jetzt gilt es den „Einheitsgedanken" zu fördern — die Weltanschauung ist ja dieselbe —, und die Sozialdemokraten müßten sehr ungeschickt sein, wenn sie nicht die fetten Hasen, die man in ihre Küche jagt, einzufangen wüßten. Deshalb die Friedensschalmei von demselben Herrn Kolb geblasen: — „Ich kann hier nur erklären, was ich früher schon getan habe, daß der Vorwurf, wir wollten den gewaltsamen Umsturz der heute herrschenden Gesellschaft herbeiführen, absolut unberechtigt ist. Wir stehen grundsätzlich auf dem Boden der sozialen und der politischen Reform." Den „revolutionären" Charakter will er nur theoretisch gelten lassen.

Und dann kam Herr Kolb dem Minister entgegen und „revidierte" sein Mißtrauensvotum. Er gestehe, daß er den Eindruck habe, daß der Herr Minister „ehrlich bestrebt ist", das Beste zu wollen, daß er ein durchaus gerecht und loyal denkender Mensch ist, der auch uns (den Sozialdemokraten) gegenüber Gerechtigkeit walten lassen will. Dann verwies er auf die Rede v. Bodmans am 24. Februar, welche die Sozialdemokraten überzeugt habe, daß auch der Minister den gerechten Forderungen dieser Partei und den Darlegungen, die sie im Landtag für ihre Ziele und Bestrebungen zum Ausdrucke bringen, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der Minister habe gesagt, er müsse sich auf den Boden des Bestehenden stellen und in freiheitlicher und wirtschaftlicher Beziehung arbeiten zum Segen des Volkes. Bei Befolgung dieses Programmes würde er die allerbeste Stütze an den Sozialdemokraten finden. Auch diese stellen sich auf den Boden des Bestehenden, wollen an das Bestehende anknüpfen und von hier aus weiter arbeiten. Auch die Sozialdemokraten wüßten, daß man nicht das historisch Gewordene einfach über den Haufen werfen und etwas ganz Neues an dessen Stelle setzen kann, daß alles sich im Fluß befindet und daß das Bestehende weiterentwickelt werden muß. Die Sozialdemokraten seien der Ueberzeugung, daß die ganze Bewegung, in der wir uns befinden, schließlich im Sozialismus enden wird. Daß die Sozialdemokraten weiter gehen mit ihren Anträgen als die bürgerlichen Parteien, ergebe sich aus ihrem Programm; aber niemals habe die Sozialdemokratie Anträge gestellt, die undurchführbar, die utopisch, die nicht zu verwirklichen sind. Merkwürdigerweise hat das Organ des Herrn Kolb diese Aeußerungen nicht gebracht.

Diese friedlichen Worte Kolbs werden wohl bleiben, was sie sind: schöne Worte. Denn schon kurze Zeit nach dieser Melodie klang es wieder in anderen Akkorden, und zwar im „Volksfreund", dem Blatt des Herrn Kolb. Unter der Ueberschrift: „Ein Gottesgnädling hingerichtet" hatte jüngst der sozialdemokratische Hamburger „Hafenarbeiter" einen Artikel über den Königsmord in Portugal gebracht, der an Gesinnungsroheit und Gemeinheit nichts zu wünschen übrig ließ; sprach er doch von „allerhöchstem Fettklumpen", „in seinem Fett erstickten fürstlichen Unhold" u. dgl.! Und wie stellte sich dazu das „zarte Pflänzchen Revisionismus", wie der nationalliberale Führer Obkircher die Kolbsche Richtung benannte? Der Karlsruher „Volksfreund" schrieb wörtlich:

„Die Sprache in dem Artikel des Hafenarbeiterorgans ist wohl etwas derb, aber desto leichter verständlich. Immerhin zeigt der Artikel eine erfrischende Offenheit und ist sachlich absolut zutreffend. Es ist dasselbe, was selbst bürgerliche Zeitungen schon geschrieben haben, nur in anderer Form. Die Portugiesen werden wohl Gründe gehabt haben, warum sie ihre „dicke Majestät" mitsamt „hochdero" Sprößling auf dem denkbar schnellsten Wege so prompt in ein „besseres Jenseits" spediert haben."

Der nationalliberale Mannheimer „Gen.-Anz.", eines von den wenigen Blättern, die dem Großblock abhold sind, bemerkte boshaft, wenn er nicht irre, sei der „Volksfreund" ein Blatt, das „manchen bürgerlichen Politikern" als auf die revisionistische Richtung der Sozialdemokratie eingeschworen gelte, die so kreuzbrav sei, daß die „bürgerlichen" Parteien mit ihr gut zusammenarbeiten könnten. Es sei nun eine recht nette Ueberraschung, in diesem revisionistischen Blatte „eine Rechtfertigung des Mordes aus politischen Gründen" zu finden und eine Verteidigung der wildesten demagogischen Geschmacklosigkeiten. Als ein „ganz eigentümliches Pflänzchen" erscheint der Revisionismus hier. Die Hoffnungen auf die Revisionisten zerfließen von Tag zu Tag mehr in nichts. Die Adresse, an welche diese Mahnungen gerichtet sind, ist in Mannheim zu suchen, wo das „zarte Pflänzchen Revisionismus" sorgsam im Hausgarten gepflegt wird.

Aber auch der Herr Minister des Innern, der auf die Kolbsche Friedensrede hin der Hoffnung Ausdruck zu geben glauben mußte, „daß die zarte Blume des Revisionismus sich zur herrlichen Blüte entfalte", wird über diese Blüte gewiß nicht entzückt sein.

Kahnfahrt in Venedig.

Die Wogen zitterten, als ging ein Traum
Mit weichen Schritten über ihren Schaum.
Vom Lido drangen Lichtesstreifen weiß,
Die Ruder tauchten ein eintönig-leis.
Stern zog an Stern, und unermeßlich weit
Stand drüber hoch noch dunkle Einsamkeit.
Und Stern an Stern sah spiegelnd aus dem Meer,
Als ob auch drunten Ewigkeit noch wär'.

Da zog ich ein die Ruder, und mein Mund
Sprach winkenlos: „Schau auf, schau ab zum Grund!
Von Ewigkeit spricht hoch das Sternenheer,
Die Ewigkeit gähnt unter dir im Meer.
Und du fährst mitten, jähem Tod geweiht,
Hin zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.
Gleich einem Seil, in dunklen Raum gespannt,
Geht deines Lebens Weg durchs Erdenland.
Schaust auf du, dehnt der Raum sich endlos weit,
Stürzt du, umfängt auch dort dich Ewigkeit.
O Rätsel, furchtbar und erkenntnisschwer:
Die Ewigkeit umschließt dich ringsumher —
Der Ewigkeit entrinnst du nimmermehr."

Und weiter glitt mein Kahn mit dunklem Klang,
Vom Land scholl Jubel, Lachen und Gesang.
Ins Meer stets weiter ging des Bootes Lauf,
Versäumte Zeit stieg klagend vor mir auf.
Und drüberher hing duftend, schwül an Pracht,
Geheimnisernst des Südlands Sommernacht.

Arno v. Walden.

Digitized by Google

Anteilnahme des Akademikers an der öffentlichen und privaten Armenpflege.

Von H. Schmitz, Referendar.

In der heutigen Zeit hört man immer und immer wieder das Wort „sozial"; man sucht durch Organisation der niederen Stände und eine geeignete Gesetzgebung den sozialen Mißständen abzuhelfen; es gilt als Ehrenpflicht des Gebildeten, an den sozialen Bestrebungen Anteil zu nehmen oder doch nicht ganz interesselos an ihnen vorüberzugehen.

Indem man aber die niederen Stände organisiert, zieht man nur jene Personen in Betracht, die noch fähig sind, vereint mit anderen sich selbst den Weg zu bahnen. Die ganz Schwachen aber bleiben am Wegrand liegen. Indem man soziale Gesetze gibt, beachtet man jene nicht, für welche die Gesetze schon zu spät kommen. Organisation und Gesetz sollen die Schäden oder deren Anwachsen verhüten; die geschlagenen Wunden zu heilen, ist Aufgabe der Armenpflege. Der öffentlichen und der privaten Armenpflege gehört dieses Feld. Beider sollten sich die Akademiker mehr als bisher annehmen. Die Arbeit auf diesem Gebiete bietet gegenüber der eigentlichen sozialen Tätigkeit den Vorteil, daß hier der Mensch dem Menschen besonders nahe tritt. Und gerade dieses Moment ist von hoher Wichtigkeit. Denn bei Rede und Gegenrede lassen sich leicht und oft Vorurteile ausräumen, welche die Angehörigen verschiedener Volksklassen gegen einander hegen. Wenn der Wohlhabende dem Armen im Geiste der christlichen Nächstenliebe gegenübertritt, so mag manches verbitterte Gemüt sich aufrichten in neu erwachendem Glauben an Gott und die Menschen. Und so gewinnt die Armenpflege neben dem materiellen auch einen ideellen, ja religiösen Wert.

Gewaltig ist das Gebiet der öffentlichen und privaten Armenpflege. Ihre Fürsorge beginnt bei der Geburt und endet mit dem Tode. Die Fürsorge für die Wöchnerin eröffnet die Kette. Das unmündige Kind findet Aufnahme in den sogen. Krippen, während die Mutter der Arbeit nachgeht; an diese reiht sich die Bewahrschule. Der Schulpflichtige findet Erholung und Kräftigung in den Ferienkolonien. Beim Austritt aus der Volksschule greift die Jugendfürsorge ein. Sie vermittelt geeignete Lehrstellen und sammelt die Jugendlichen in Vereinen. Sie geht den Gefährdeten und Gefallenen nach bis in die Spitäler. Dem Straffälligen hilft die Armenpflege den Weg zu einem besseren Wege finden. Dem Obdachlosen bietet sie ein Heim. Dem Kranken, Arbeitslosen oder beschränkt Erwerbsfähigen gewährt sie Unterstützung. Der Greis findet noch eine Wohnung und schließlich sorgt die Armenpflege auch für ein angemessenes Begräbnis. In allen Lebenslagen kann der Armenpfleger auch durch seinen Rat seinen Schutzbefohlenen von großem Nutzen sein.

Inwiefern sich öffentliche und private Armenpflege in die gesamte Arbeit teilen, läßt sich im einzelnen nicht ohne weiteres angeben. Zu beachten sind aber jedenfalls folgende Gesichtspunkte. Erstens gibt die öffentliche Armenpflege, ausgeübt von der Gemeinde, nur das Existenzminimum, und ist es oft erwünscht, daß darüber hinaus die private Armenpflege ergänzend eintritt. Zweitens ist es wünschenswert, daß durch die Caritas eine religiös-sittliche Einwirkung auf die Unterstützten ausgeübt wird. Drittens ist es unter Umständen geboten, daß die Caritas an Stelle der öffentlichen Armenpflege eingreift, um z. B. den Eintritt der mit der letzteren verbundenen rechtlichen Nachteile zu verhindern.

An der öffentlichen Armenpflege nimmt man praktisch als Armen- oder Waisenpfleger teil. Privatdozent Weber betont in seiner Schrift über das Armenwesen, auch die höher gebildeten Männer sollten nicht zu stolz sein, in den Dienst der Armenfürsorge zu treten. Das geistige Niveau und das Ansehen der Pflegerschaft können nicht hoch genug stehen. Besonders die Studenten seien häufig recht geeignete Armenpfleger, zumal sie aus dieser Tätigkeit für ihr ganzes späteres Leben reiche Anregung entnehmen werden, die ihnen im Hörsaal nie geboten werden könnte. Dasselbe gilt auch für private Armenpflege. Daher ist die aktive Teilnahme der Akademiker an unseren caritativen Vereinen dringend geboten. Vor allem kommt hier der Vinzenzverein in Betracht, der vor 75 Jahren von jungen Akademikern gegründet wurde. Ihm liegt statutengemäß kein christliches Liebeswerk fern. Und so wird denn von seinen Mitgliedern sowohl die Hausarmenpflege als auch die Fürsorge für Jugendliche, für Gefangene, für Obdachlose usw. ausgeübt. Er würde gewiß noch mehr leisten, wenn diejenigen Kreise, aus denen er hervorgegangen, sich mit ihrem Jugendmut und ihrem Sinn für organisierte und moderne Arbeit mehr als bisher beteiligen würden. Die Erfüllung dieses Wunsches wäre gerade für dieses Jubeljahr zu hoffen. Es scheint sich aber auch schon zu regen. Neben die bestehenden akademischen Vinzenzvereine in Straßburg und Freiburg i. Schw. sind kürzlich solche in Bonn und Münster getreten. Ein vom Sekretariat für soziale Studentenzirkel herausgegebenes Flugblatt über „Akademische Vinzenzarbeit" wird hoffentlich das Seine zur weiteren Interessierung der akademischen Kreise für diesen Verein tun.

Sehr empfehlenswert wäre, besonders für die Ferien, folgendes, das auch einen Ersatz für das bieten würde, was unter dem Namen Settlements rühmlich bekannt ist. Ich meine, unsere jungen Akademiker sollten einmal für kurze Zeit in einer Wohltätigkeits- oder Wohlfahrtsanstalt Wohnung nehmen und hier mit dem Leiter der Anstalt an der ganzen Tätigkeit zuschauend oder auch mitarbeitend Anteil nehmen. Auf katholischer Seite kämen Gesellenvereinshäuser, Erziehungsanstalten usw., dann aber auch das vom Vinzenzverein errichtete Obdachlosenhaus in Köln in Betracht. Selbstverständlich wäre man nicht auf die katholischen Anstalten beschränkt. Jedenfalls wäre dies eine gute Gelegenheit, einen interessanten Ausschnitt aus dem Menschenleben kennen zu lernen. Endlich möchte ich noch die Teilnahme an dem Verein katholischer Jugendfreunde befürworten. Doch der Akademiker wird neben der Praxis, vielleicht vor derselben, die Theorie pflegen wollen. Daher möchte ich es nicht unterlassen, auch einige Literaturangaben zu machen.

Die öffentliche Armenpflege behandeln vortrefflich Münsterberg, „Die Armenpflege", Liebmann 3.— M, Weber, „Armenwesen und Armenfürsorge", Sammlung Göschen 0.80 M, Brandts, „Das deutsche Armenrecht", Caritasverband 0.90 M; ferner sind noch die Schriften des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit" zu erwähnen. In den Büchern von Münsterberg und Weber wird auch die private Armenpflege besprochen. Die protestantische Wohltätigkeit (Innere Mission) ist Gegenstand der Bücher von Wurster und Hennig „Was jedermann von der Innern Mission wissen muß", Kielmann 1.50 M und von Hennig, „Taten Jesu" 3.50 M.

Die Heilsarmee ist in der „Sozialen Kultur" 1906 vom katholischen Standpunkt behandelt; eine kurze Orientierung bietet Colze, „Die Heilsarmee und ihre soziale Arbeit", Heft 33 der Sammlung „Socialer Fortschritt" 0.15 M.

Auf katholischer Seite fehlt leider ein Buch, welches das gesamte Gebiet in befriedigender Weise darstellt. In Betracht kommen außer den vom Caritasverband für das katholische Deutschland herausgegebenen Schriften, welche mit Ausnahme von Professor Faßbenders sehr zu empfehlender Broschüre „Volkspflege und Laienapostolat" nur Einzelfragen erörtern, nur das „Sozial-caritative ABC", Kühlen, 0,30 M, und „Matern, Wegweiser durch das Gebiet der christlichen Caritas", Frauenberg.

Ueber den Vinzenzverein orientieren die Statuten (0,20 M) und das Handbuch des Vereins (1.50 M), beide im Verlag des Vinzenzvereins in Köln, Händelstraße 41, erschienen.

Außerdem sei noch auf die zwei katholischen caritativen Zeitschriften, die „Caritas" (3 M) und die „Bayerischen Caritas-Blätter" (2 M jährlich) hingewiesen.[1])

Zum Schluß möchte ich mutatis mutandis mit Weber folgendes betonen: „Zweck dieser Ausführungen soll sein, den Willen zur Tat zu stärken. Im Verkehr mit den Armen wird man empfinden, wie oft der in unseren Tagen fast vergötterte Gesetzesparagraph versagt und versagen muß, wenn es gilt, menschliche Not zu lindern, eben weil in so manchen Fällen der Notstand nicht ein „soziales", sondern ein „individuelles" Problem ist. Es scheint mir eine ernste Notwendigkeit zu sein, daß die deutsche Wissenschaft sich klar macht, wie wichtig die Probleme sind, die auf dem Gebiete der Armenfürsorge der Lösung harren. Soziale Hilfe ist gut, individuelle Hilfe ist besser."

[1]) In diesem Zusammenhang sei allen Interessenten das soeben im Volksvereinsverlag, M.-Gladbach (1908, 1. bis 3. Tausend, Preis 50 Pfennig) von Dr. Carl Sonnenschein herausgegebene Broschürchen „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" aufs wärmste empfohlen. D. Red.)

Mutterschritt.

Die Türe geht um Mitternacht,
Und Schritte kommen sachte, sacht,
Das kommt mit schwerem Muttertritt,
Sie bringt ja all ihr Lieben mit.

Ich mache still die Augen zu,
Weiß selber nicht, warum ich's tu,
Da zittert's leise durch den Raum:
„Du armer Bub, ich trag' es kaum."

Und wieder Stille, lange, lang,
Mein Herz geht seinen ruhigsten Gang,
Und wieder Schritte sachte, sacht,
Daß nicht ihr armer Bub erwacht.

Ich horch' so still dem lieben Gang,
Wie er sich tappt durchs Zimmer bang,
Ich fühl's am schweren Muttertritt:
„Sie nimmt ja all dein Sorgen mit."

M. Hiemenz.

Digitized by Google

Ein hochaktueller künstlerischer Tendenzroman.

Besprochen von E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

April/Juni 1907 erschien in der „Köln. Volksztg." ein Feuilleton, das den Leserkreis einigermaßen in Atem hielt — ein Erstlingsroman, der in hervorragender Weise das Goethewort illustrierte: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Und wo ihr's packt, da ist's interessant". Zum Schlusse nahm die Redaktion öffentlich Stellung zu dem Abdruck des freilich für unreife Köpfe weder beabsichtigten noch passenden Werkes und tat dessen dichterische, soziale, moralische wie religiöse Bedeutung nachdrücklich kund. Zu Weihnacht gab dann der Verlag der „Kölnischen Volkszeitung" die Erzählung in Buchform heraus, indem er den stattlichen Band unter Betonung an die Spitze seiner diesjährigen prosaepischen Veröffentlichungen stellte: Gesa Plitt. Roman von M. Scharlau.[1]) Wer hinter diesem zum erstenmal auftauchenden Autorennamen steht, wurde bisher nicht bekannt; jedenfalls ist's ein lebens- und welterfahrener Charakter erstklassiger Güte, zugleich ein ursprüngliches, künstlerisch bereits stark entwickeltes schriftstellerisches Talent.

Schwere Krankheit hinderte mich an Ausführung der Absicht, rechtzeitig vor Weihnacht M. Herberts „Vittoria Colonna" und M. Scharlaus „Gesa Plitt" an dieser Stelle zu beurteilen. Inzwischen hat die erstgenannte Kunstschöpfung hier tiefere Bewertung erfahren, und mir erübrigt somit nur die Besprechung des letztgenannten Buches. Im Gegensatze zu dem Herbertschen wurzelt es mitten in der deutschen Jetztzeit, auf die es so detaillierende wie umfassende, so mannigfache wie anregende, oft wuchtige ja erschütternde Beleuchtung wirft. Immer aber geschieht dies unter einer großen einheitlichen Idee und Vergleichsziehung, die sich für das richtige Erfassen des gesellschaftlichen, auch kirchlichen, des Gesamt- und Einzellebens als hochwichtig erweist. Eben deshalb gehe ich im folgenden ausführlicher auf „Gesa Plitt" ein.

Schon der Name deutet nach dem deutschen Norden. Im ländlichen Milieu treffen wir die Hauptgestalt der Handlung: ein Pariasproß, der bis jetzt nur des Daseins Bitternis kannte. Seit der Geburt Waise eines armen verlassenen Weibes, ißt sie das Brot des Hungers, der unverschuldeten Schande, der grausamen Willkür. Dem mählich sich erhellenden Bewußtsein dünken Tod oder Gefängnis bald ein begehrenswertes, weil erlösendes Ziel. Als die gemeinen „Pflegeeltern" verhaftet und abgeführt werden, verdingt die Gemeinde das schulpflichtige Mädchen, nach dessen vorübergehendem Aufenthalt im Armenhause, unentgeltlich an einen um seiner verschlagenen Roheit willen berüchtigten Landwirt. Brutale Entbehrung, Ueberlastung, Quälerei wird abermals des „Pfleglings" Anteil, letztere zumal durch den halbwüchsigen Sohn des Bauern. Plötzlich zuckt in dem halb tierischen Burschen die ekle Lust auf; vor seinem jähen Ueberfall flieht das Kind, bricht unterwegs zusammen, wird bewußtlos zurückgebracht. Krank, ohne Arzt, ohne Pflege, schmachtet Gesa in enger, dunkler Kammer, bis die junge Pastorin des Dorfes, auf sie aufmerksam gemacht, den Weg zu ihr erzwingt, sie befreit und, mit Zustimmung ihres Mannes, adoptiert. Wenige Monate genügen zum ungeahnten Aufblühen der ursprünglich reichen Natur des Mädchens. Der gütig sorgsame Unterricht des „Vaters", die zärtlich hingebende Erziehung der „Mutter" bringen, wie im Nu, alle Keime des Guten zu herrlichem Gedeihen. Auch das mystisch religiöse Moment in ihr dringt ans Licht. Die Pastorin Walter hat einen starken Zug zum Katholizismus, der nun auf dies ihr anvertraute Gemüt, diesem unbewußt, unter ihrer unmittelbaren und mittelbaren Führung übergeht. Gesa entwickelt sich körperlich, geistig und seelisch zu hold kraftvoller Schönheit. Mit der ganzen ihr angeborenen Leidenschaftlichkeit umklammert sie das Wesen der Mutter.

Der erste Abschluß ihrer so glückselig verwandelten Jugend: die Konfirmation, naht heran. Da erkrankt die Pastorin und siecht langsam dem Tode entgegen. Die Sterbende übermacht Gesa ihr Erbe: „Liebe Jesum, er sei der Mittelpunkt deines Lebens. Bete aus tiefstem Herzen zu ihm; suche sein Kreuz zu lieben und es mit ihm zu tragen. Forsche nach der Wahrheit und verschließe dich ihr nicht. „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt." Dann folgt eine Botschaft an den katholischen Geistlichen, der vor Jahren in das Herz der noch Unvermählten die ersten Strahlen der Heilswahrheit leitete; darauf die Selbstübergabe der scheidenden Seele an den gekreuzigten Heiland. Diese letzten Vorgänge prägen sich wie mit unauslöschlicher Flammenschrift in Gesas Gedächtnis.

Der wilde Schmerz nimmt sein Recht, aber in Gegenwart des gebeugten Vaters zwingt sie ihn nieder. Ganz im stillen hält sie Totenandacht im Geiste der Kirche, allmorgendlich am Grabe, allabendlich in ihrem Zimmer vor einem selbsterrichteten Altärchen, in der Mutter Lieblingsbuch: „Das Leben der Heiligen", versenkt. Einmal überrascht sie Pastor Walter. Erschreckt ob der drohenden „Gefahr", entschließt er sich schweren Herzens zu ihrer Entfernung in neue Verhältnisse. Ein zweites, diesmal liberales Pastorat tut sich ihr freundlich auf. An seinem regen, ziemlich oberflächlichen geselligen Treiben nimmt sie bald lebhaft teil; doch wirkt das Andenken, der Einfluß der Mutter in ihr fort. Wo sie kann, tritt sie protestantischen Vorurteilen entgegen; einen jungen freisinnigen Vikar, der sie verehrt, bekehrt sie zu gerechterem Urteil, während er in ihr ein neues Interesse: das für soziale Frauentätigkeit, weckt.

In das junge Herz dringt triumphierend die Liebe ein. Gesas stürmische Gegenneigung fliegt Reinhard von Gröben zu, einem edlen Offizier aus altem Geschlecht. Die Zustimmung seiner Eltern weiß er, wenn auch nicht leicht, zu erringen. Als er diejenige Pastor Walters erbitten kommt, bricht alles irdische Glück auf immer für ihn zusammen: Gesas uneheliche Geburt verbietet die Möglichkeit dieser Verbindung.

Der Vater ruft die ahnungslose Tochter heim. Sein bebender Mund kündet ihr den Schiffbruch ihres holdesten Traumes. Auch jetzt wendet sie sich zu Gott, aber aus der tiefen Not des inneren Menschen hebt sich heißer, marternder Zorn: „Ein Makel haftet an deinem Leben, für den du nichts kannst; du bist verachtet ohne Schuld."

Sie liest die Abschiedszeilen des Geliebten, der in ausländischen Dienst tritt — eine zweite, aber diesmal herbe und dunkle Wendung vollzieht sich in ihr. Nach Stürmen lähmender Hoffnungslosigkeit und wilder Verzweiflung gewähren Erinnerung, Gebet, Arbeit, Fürsorge ihr Linderung, momentanes Vergessen. Auf den Barmherzigkeitswegen der Mutter leuchten ihr neue Erkenntnisse auf. Sie folgt ihnen und beschließt, Krankenpflegerin zu werden.

Nun beginnt ein unerbittliches, aber ästhetisch stets noch zulässiges und in sich tiefmoralisches Aufrollen sozialer Mißverhältnisse.

Im „Elisabethaus" vom Roten Kreuz, wo Gesas jetziger Wirkungskreis einsetzt, strebt gerade, trotz der Tüchtigkeit des (protestantischen) Anstaltsgeistlichen, der lebenweckenden Frömmigkeit der Oberin und der Treue ihrer Anhängerinnen, ein schlimmer Geist empor: der der Weltlichkeit, Oberflächlichkeit, Koketterie, Liebelei, Intrige. Die eifrige Ankömmlingin zwar lebt ganz ihrem Beruf. Aber als die Oberin, umringt von kleinem Stabe, nach häßlicher Szene gezwungen austritt, um zur Diakonie überzugehen, bleibt Gesa zurück: aus Furcht vor neuen Verhältnissen und im Gefühl schwanker Heimatlosigkeit, bedingt durch Pastor Walters zweite Heirat.

Unter der neuen Oberin und dem neuen Geistlichen herrscht bald ein lebenslustiger, „liberal"-fortschrittlicher Ton in der Schwesternschaft vor. Gesa trifft jäh die Nachricht vom Tode ihres Geliebten; trotz verzehrender Trauer bleibt sie ihrer Pflicht getreu. Als Oberleiterin einer Frauenbaracke macht sich auch an sie widerliche Frechheit, seitens des behandelnden Arztes, heran. In glühende Empörung mischt sich ihre peinliche Beschämung. Dazu kommt die wachsende Niedergeschlagenheit über die Unzulänglichkeit der ihr hier gebotenen religiösen Nahrung. Sehnsucht nach dem markigen, heilig einfachen Glauben der Mutter steht in ihr auf, aber sie weiß, daß er ihr bereits entschwand. Durch körperliche Ueberbürdung, Nervenüberreizung und ungenügende Selbstpflege erkrankt sie. Eine der Schwestern verführt sie zum heimlichen Morphiumgenuß: Entlassung aus der Anstalt ist die Folge.

Den Weg ins „Vaterhaus" sieht sie versperrt. Sie geht nach der Großstadt, deren Gefahren sich sofort an sie drängen. Geängstigt, verschüchtert, findet sie Verwendung in einer „vornehmen" Privatklinik. Gute Bezahlung, freundliche Behandlung werden ihr zuteil. Aber das Laster umgibt sie. Von dem dunklen Hintergrund hebt sich doppelt leuchtend ihr Gesinnungsadel, ihre Reinheit.

Ein von ihr gepflegter verheirateter Offizier, dessen Aeußeres sie schmerzlich und erregend an den toten Geliebten erinnert, sucht das selten schöne, kluge Mädchen mit Beihilfe der sittenlosen Vorsteherin Kornelia Vollert zu umgarnen. Im Gedächtnis an die Mutter und Reinhard hält Gesa ihm und dem ganzen vergiftenden Einfluß des Hauses stand, bis sie der Morphiumsucht immer rückhaltloser verfällt. Da sinkt und sinkt sie. Ein letztes inneres Aufraffen treibt sie auf den Todesirrpfad, der sie vor dem Entsetzlichen, dem absoluten Fall ohne seelische Liebe, bewahren soll.

Da trifft sie das Erbarmen Gottes. Durch innere und äußere Umstände in ihrem Vorhaben gestört, wird sie von beiden, halb unbewußt, in eine katholische Kirche, in eine feierliche Maiandacht geführt. In dem amtierenden Geistlichen erkennt sie Pastor Brenk, den Freund ihrer Mutter. Sie nähert sich ihm, bringt ihm der Sterbenden unvergessene Botschaft. Er wird ihr Retter und Führer. Im „Sankt Annenkrankenhaus" beginnt, nach plötzlichem physischen Zusammenbruch und wochenlanger unmittelbarer Lebensgefahr, unter der treuen Pflege Grauer Schwestern ihre bald sieghaft fortschreitende körperliche und seelische Genesung. Nach gründlicher Vorbereitung kehrt sie zurück in den Mutterschoß

[1]) Köln a. Rh. Verlag und Druck von J. P. Bachem. 419 S. Geh. M 5.—. Original-Salonband M 6.—.

Digitized by Google

der Kirche. Dann findet sie bei einer vornehmen edlen Frau ein endgültiges Heim mit einer Fülle segensreicher Pflichten. Sie nimmt eifrig teil an den caritativen Bestrebungen der katholischen Frauenbewegung, bewährt sich vorzüglich, wird nach 7 Jahren städtische Waisenpflegerin und — „ein solches Amt gibt Mut" — hervorragende propagandistische Rednerin des katholischen Frauenbundes. „Durch Gottes Gnade und Ihre treue Hilfe, mein hochverehrter Vater," schreibt sie an Pastor Brenk, „bin ich froh und frei geworden. Jetzt will ich schaffen und wirken, so lange es Tag ist."

Dieser Inhaltsabriß übermittelt einen kaum annähernden Begriff von dem außerordentlichen Stoff-, Personen- und Ideenreichtum des Buches. Sprachlich springt sofort das markig Präzise vor. Oft stimmungsgetragen, erhebt sich die Diktion nicht selten zu mitreißendem, bisweilen zu hochdramatischem Schwung. — Von künstlerisch leuchtender Kraft ist die Naturschilderung. Ein paar nun wuchtige, nun feine Striche, und man sieht sie vor sich: die wogenden Getreidefelder, die blumigen Knicks, das Moor verklärt von bläulich schimmerndem Duft, die endlos weite Heide, das verregnete, verstürmte Park- und Straßenbild. Auch das Milieu, ob nordisch bäuerisch, ob klein- oder großstädtisch, erfährt gute Zeichnung, nicht zuletzt das differenzierte evangelische Pastorat. Von auffallend scharfer und umfassender Beobachtung zeugt die Vorführung zahlreicher, oft grundverschiedener Charaktertypen aus den betreffenden vielfach gegliederten Kreisen: vom brutalen, rohen, grob hinterhaltigen oder listig verschlagenen bis zum gutherzig knorrigen und feinsinnig gemütsweichen Landbewohner; vom glatten, innerlich hohlen bis zum vollwertigen Kulturmenschen; vom Vergnügungs- und Luftjäger bis zum opferwilligsten Heilandsjünger.

Lobenswert ist die Anlage und die — im ganzen — steigernde Fortführung der Handlung. Letztere umschließt, wie das Leben selbst, ein Auf und Ab der Intensität äußerer und innerer Stimmungen und Geschehnisse. Aber technische, ästhetische und rein ethische Ausgleichung und Harmonisierung im künstlerischen Sinne findet unverkennbar statt. Einzelne Szenen könnten durch mühelose „fachmännische" Kunstgriffe in der Spannung noch gehoben, andere räumlich ökonomisiert und auch stilistisch gefeilt werden, wie denn überhaupt gelegentliche kleine technische Unbeholfenheiten fast rührend auf das „Erstlingswerk" deuten. Eine empfindliche Unterlassung weist die Darstellung der Verhältnisse im „Elisabethaus" auf: die Zeichnung einer der mehrfach erwähnten pflichttreuen Schwestern (außer Gesa) hätte nicht übersehen werden dürfen. Am schwächsten wirkt die eigentliche Liebesepisode. Erst nach deren Katastrophe setzt das Vollinteresse des Autors wie des urteilsreifen Lesers wieder ein.

Das den Fluß der Ereignisse störende reflexive Moment ist so gut wie ausgeschlossen. Dagegen stockt die Handlung ein paarmal über der an sich freilich stets interessanten sozialen Beleuchtung. Der Dialog ist natürlich-einfach, der in ihn zu Anfang verwobene niederdeutsche Dialekt echt, das Platt auch in seiner Uebertragung bezeichnend.

Gesunder, tiefgründiger Sinn beherrscht das Ganze. Das zeigt vor allem die lebensprühende Charakteristik. Wir sehen sofort: Seelenanalyse, psychologische Motivierung, organischer Charakter-Auf- und -Ausbau ist M. Scharlaus starke Seite.

Zug um Zug wächst die Hauptgestalt vor uns in die Höhe; in der ganzen, durch Gesas Lebensverhältnisse notwendig komplizierten Zeichnung klafft nicht die kleinste Lücke. Dabei keine Tüftelei; alles unbedingte, imponierende Einheitlichkeit. Wie die später so kraftvoll in der Heldin zur Geltung kommende Mütterlichkeit durch Gesas heimliche Pflege des todkranken Bauern, des Vaters und Großvaters ihrer Peiniger, angedeutet und geweckt wird; wie das erste an ihr Herz schlagende „Mein liebes Kind!" die ganze einstige Liebe zur zweiten Mutter und dadurch ihre eigene zwiefache Rettung anbahnt; wie die neue Lebensatmosphäre ihr wahres Ich wunderähnlich hervorlockt und entfaltet, ohne daß die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit künftiger schwerer Irrungen sich ausschließt oder verdeckt: das alles hat eine unvergleichlich zartfühlende Hand mit intuitiver Zielsicherheit entwickelt. Wie ferner diese Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sich unter dem Ansturm seelischer und leiblicher Not, fremder und eigener Schuld erfüllt; wie das mählich ersterbende Echo aus dem Eden der Jugend und der reinen Liebe, aus dem Glaubens- und Tugendleben der Mutter sie doch immer wieder vor der tiefsten Schmach, endlich vor der Vernichtung bewahrt und sie der beseligenden Erlösung, der neu geschenkten und neu errungenen Menschenwürde zubringt: auch das wird, bis in die letzten Gründe und Konsequenzen, künstlerisch überzeugend dargetan.

Neben Gesa ist, mit Recht, Anna Walter der sorgsamst durchgeführte Charakter, der alle übrigen an Liebreiz der Seele überstrahlt. Ergreifenderes kann man kaum lesen als die Ausgestaltung ihres tiefinnerlich bewegten Daseins: ihr heldenhaftes Anstreben der Wahrheit; ihr Leid unter der wachsenden Entfremdung des Gatten, unter der dauernden Trennung von der Mutterkirche und deren Gnadenschätzen; ihr Ausströmen heiliger Liebe; ihr alle Sehnsucht stillendes gottseliges Ende. Dieses reine, mildheroische Leben verrät menschlichem Auge kaum einen Makel. Lange nach seinem irdischen Abschluß zieht es leuchtende Spuren zur ewigen Heimat — Pfadweiser durch Nacht zum Licht, aus Kreuz zur Krone.

Auch Pastor Walter ist ein Edelmensch, wenngleich robusteren Einschlags. Ein Mann lauterer Gesinnung, großherzigen, auch zarten Taktes und schönen Betätigungsdranges, liegen alle seine Mängel nach der Temperaments- und Einsichtsseite, nach der Richtung unvollendeter Selbstentäußerung und -erforschung.

Eine Art idealer Ergänzung zu ihm bildet der katholische Pastor Brenk. Uebertrieben feinfühlige Scheu vor unzeitigem Eingriff in fremden Werdegang haftet ihm an und wird, indirekt, Ursache von Anna Walters tragischem Schicksal.

Ein furchtbares Beispiel verstockt trotziger Abkehr vom Heilswege bietet der abgefallene Priester, dessen qualvolles Hinscheiden der Autor mit hoher künstlerischer Gewalt darstellt.

In Parallele zu diesem Unglücklichen steht die Vollert. Schnöde Weltlust hat sie dem Glauben ihrer Kindheit abgelockt, sie jedoch, trotz gegenteiligen Anscheins, nicht durchaus verderbt. Gesas unerschrockene Kundgebung verehrender Liebe zu der katholischen Kirche und deren heiligen Menschen bewirkt ihre erste tastende Einkehr; der Tod des unausgesöhnt bleibenden Priesters, ihre gleich darauf folgende heiße Angst um Gesa, endlich eine Aussprache mit Pastor Brenk verursachen ihre scharf-psychologisch motivierte fruchtbare Buße.

Auch die mehr im Hintergrund gehaltenen Personen sind meist kräftig herausgearbeitet. Ein näheres Eingehen verbietet uns der Raum.

Lebhaftes Interesse verdient die eigenartig fesselnde Behandlung der konfessionellen Motive. Augenscheinlich ist der Verfasser nicht nur hüben, sondern auch — in erster Linie vielleicht — drüben gut zu Hause. Helle Streiflichter fallen auf die in Orthodoxie und Liberalismus mannigfach gegliederte und gespaltene lutherische Pastorenwelt, auf Sekten- und Vereinswesen, auf uralte Glaubensreste und hypermoderne Vernebelung, auf krasses und gemäßigtes Vorurteil, auf vielklare Einsicht, ursächliches Gute und ideale Bestrebung verschiedener Art. — Des Autors ehrliches Ringen nach möglichster Objektivität tritt uns überall entgegen. Seine heiße, fast scheint es: sehnsüchtige, wiewohl alles andere als blinde Liebe aber gilt der katholischen Kirche als der „göttlichen Anstalt des Heils", deren feste Geschlossenheit, deren Unwandelbarkeit auf Grund des Autoritätsprinzips er gegenüber der „traurigen Zerrissenheit" der protestantischen Kirche preist. — Eine herrlichere Auffassung katholischen Priestertums als die M. Scharlaus findet sich nicht leicht.

Die künstlerische Hauptaufgabe der Darstellung ist der Auf- und Ausbau eines Charakters, der einerseits unter schwer hemmenden, anderseits unter auserwählt fördernden Vorbedingungen durch Schmerz, Entbehrung und Versuchung, durch Leidenschaft und Sünde zu wachsender lichtvoller Festigkeit, zu reicher Betätigung vollbewußter Gotteskindschaft gelangt. Die Behandlung dieses Hauptproblems vollzieht sich auf aktuell sozialer, auf kulturhistorischer Zeitbühne und begreift demgemäß eine ganze Reihe von Unterproblemen in sich: Zunahme der aufdringlich „allgemeinen" Unsittlichkeit, Bedrückung und Schutz des gesetzlich vaterlosen Kindes, Armenpflege und Fürsorge, Frauenbewegung, freie Berufs-, interkonfessionell und konfessionell genossenschaftliche Krankenpflege usw.

Nachdrücklich unterstrichen erscheint das Problem der auch bei uns bedrohlich vorschreitenden Morphiumsucht. Diese furchtbar demoralisierende Leidenschaft, die auch Gesa in erster Linie dem sittlichen Verfall preisgibt, grassiert bekanntlich in nicht wenigen Krankenpflegekreisen.

Ob auch dem Verfasser nicht selten schier hörbar das Herz vor Jammer und Empörung pocht: sein aus der Tiefe und Fülle der Erfahrung und Menschenkenntnis heraus gewachsenes Werk ist kein Anklageroman schlechtweg. Davor bewahrt es seine künstlerisch ausgelöste große leitende Tendenz, die alle Geschehnisse auf ein gewaltiges befreiendes Gesamtziel richtet: die suchende und findende Liebe Gottes, die in unermüdlichem Erbarmen auch den am äußersten Verderbensrande hintaumelnden Sünder zurückzureißen und zu retten vermag, wenn nur noch einmal in ihm ein reuiges, sehnendes Erinnern an göttliche Führung aufdämmert; die das nach ewiger Wahrheit, nach göttlicher Vereinigung lechzende Herz trotz unüberwindbar scheinender Hemmnisse unmittelbar an sich zu ziehen weiß, um es zu beseligen für alle Ewigkeiten. — Neben dieser Hauptidee läuft eine zweite parallel: die Gegenüberstellung der katholischen und der protestantischen Kirche, ihre Wertung auf den Grad der ihnen innewohnenden Lebenskraft hin.

Wahrlich, „hochaktuelle künstlerische Tendenzromane" wie dieser tun uns not: Großtaten vermittelnder, heroischer Liebe. Sie erfassen und verbreiten heißt ein reformatorisch gutes Werk tun.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Alarmrufe.

Von

F. Weigl.

Unter dem Titel: „Un cri d'alarme" berichtet „Le XXe Siècle" (Nr. 46), der belgische Staatsminister Jeune habe an den Justizminister im Namen der Liga gegen die Unsittlichkeit eine Vorstellung eingereicht, die von allen Direktoren und Direktricen der Erziehungsanstalten und allen Vertretern des öffentlichen Unterrichts Brüssels in ihrer amtlichen Eigenschaft unterzeichnet ist, und scharfes Einschreiten gegen den Schmutz in Wort und Bild fordert. Die genannte katholische Zeitung drückt ihre Befriedigung darüber aus, daß die von der katholischen Presse seit Jahren vertretene Forderung nun auch offizielle Unterstützung findet. Aehnlich ist sodann der Alarmruf, der von Bremen kommt. Die liberal-freisinnige „Weserzeitung" (Nr. 22031) spricht mit Offenheit von einer „Schweinerei", die sich breit mache und von „dem Strom des Schmutzes, der sich draußen in breiten Gossen einherwälzt". Sehr beachtenswert ist folgende Bemerkung:

„In den Parlamenten ist jetzt wieder eine Bewegung dagegen bemerkbar geworden. Ihr ist der Einwand entgegengesetzt, das Unzüchtige könne auch jetzt schon genügend verfolgt werden; die Gesetzesparagraphen seien da, man möge sie nur anwenden. Es ist kaum zu denken, daß das richtig ist. Dann müßten ja Staatsanwälte und Polizei in Bausch und Bogen ihre Pflicht versäumen, was man ihnen doch am Ende nicht vorwerfen darf."

Zum Schluß fordert die Zeitung Gesetzesparagraphen, „die das Gemeine mit verdienter Strafe treffen".

Ein dritter Aufschrei ob des Anwachsens des Schmutzes kommt aus der Schweiz. „Die Ostschweiz" (Nr. 16) berichtet von der Gründung einer „Interkonfessionellen Vereinigung zum Schutze der Sittlichkeit". Wir freuen uns dessen und reichen all den Mitkämpfern freudig die Hand.

Wie not es tut, das Gewissen der Allgemeinheit, die öffentliche Meinung durch unermüdlich erklingende Alarmrufe aufzurütteln, das zeigen die Buchhändlerprospekte und die sich immer noch mehrenden Klagen von Privaten, die mit Schmutzprospekten belästigt werden. Ein Verlag zeigt Schmutzliteratur den Wiederverkäufern mit dem Titel an: „31 Mark Verdienst bei 5 Mark Auslage". Diese 520 Prozent Gewinn werden ja manchen schwankenden Zeitungs-, Kiosk-Verkäufer und „Buchhändler" veranlassen, den Schmutz sich beizulegen und zu vertreiben. Ein anderes Mittel, den Buchhandel für die Verbreitung des Schmutzes zu gewinnen, ist der, Ausgaben von pornographischen Werken mit harmlosen Titeln und Umschlägen zu liefern. So schreibt ein Verleger im Buchhändlerprospekt: „Vielfachen Wünschen entsprechend, habe ich neben der bunt broschierten Ausgabe eine einfach broschierte Ausgabe ohne das bunte Bild (!), nur mit Aufdruck des Titels, in weißer Folie herstellen lassen, die gewiß denjenigen Herren Kollegen willkommen sein wird, welche sich mit Rücksicht auf ihre Kundschaft (!) von der einfachen Ausgabe einen größeren Absatz versprechen." So werden die verschiedensten Schleichwege versucht, den Schmutz zu verbreiten.

Wie Private zu ihrem Aerger mit Schmutzprospekten belästigt werden, zeigen verschiedene Beschwerden, die laut werden. So schreibt uns der Leiter eines theologischen Konvikts, daß ein Verleger sich nicht scheute, in sein Haus Prospekte unter anderem über „Männerfreundschaft und -Liebe" zu senden; von anderen Anstalten kommt die gleiche Klage. In ein Erziehungsinstitut wurden Prospekte über die verschiedensten sexuellen Perversitäten gesendet. Endlich müssen wir es auch als sehr ungeziemend bezeichnen, wenn man katholische Geistliche andauernd mit der Ankündigung eines großen Werkes über das sexuelle Leben belästigt, wie unter Vorlage des Prospektes von einer großen Zahl von Adressaten in verschiedensten Gegenden geklagt wird. Die 31 Seiten Petitdruck umfassende Inhaltsübersicht läßt das Werk wirklich als eine „Enzyklopädie aller Unsittlichkeiten" erkennen. Eines müssen wir allerdings anerkennen, die „Geschäftsgewandtheit" des Verlegers, der den Prospekt an die Geistlichen mit einem aufgeklebten roten Zettel versendet, der folgende Notiz enthält: „Dieses Buch zeichnet sich durch erfreuliche Objektivität gegenüber der katholischen Kirche aus! Siehe z. B. S. 105 die Aeußerung: Es ist eine große Ungerechtigkeit, wie sie von einigen modernen, kulturgeschichtlich wenig gebildeten laienhaften Schriftstellern beliebt wird, besonders die katholische Kirche für das Hervortreten dieses sexuellen Elementes in Kultur und Dogma verantwortlich zu machen usw." Sollten für diese Stelle wohl alle katholischen Geistlichen das Buch anschaffen? Mag es auch für eine Polizei- oder Justizbehörde oder für den Arzt interessantes Nachschlagematerial enthalten, so soll man doch Geistliche mit der Ankündigung verschonen, denen man vor Jahren mit Unrecht so Schlimmes über „Liguorimoral" zurief. Namentlich muß man aber flammenden Protest dagegen einlegen, daß solche Werke in die breitesten Kreise getragen werden — wofür uns auch Beweise vorliegen — und daß so über alle Einzelheiten der Unzucht und Sittenlosigkeit, der sexuellen Perversität und Zügellosigkeit Detailunterricht an jedermann erteilt wird.

Die Alarmrufe können nicht oft genug ausgestoßen werden, und es können der Männer und Frauen, die in denselben einstimmen, nicht genug werden, wenn das erreicht werden soll, was einzig helfen kann: völlige Umstimmung der gesamten öffentlichen Meinung!

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der Block.

Ein schwächlich Kind von jeher war's, rhachitisch,
Nun aber ist sein Zustand wirklich kritisch;
Lag's an der Eltern ungesunden Paarung,
War's Folge gar von mangelhafter Nahrung?
Der Vater lächelt müde, resigniert,
Schon lange er nicht mehr, wie einst, zitiert.
Und wenn des Knaben Ende man beweint,
Lucanus auch im Kanzleramt erscheint? —

Georg Heydkamp.

Vom Büchertisch.

Th. Walter: „Klavierspiel ohne Noten." Eine interessante Erfindung, deren Anwendung unschwer zu erlernen ist. Stücke von nicht zu großen Ansprüchen, können in dieser Methode leicht gelernt werden. Die Erfindung ist in erster Linie für den musikalischen Hausbedarf gedacht und wird sicherlich viele Freunde finden. — **A. Dolzein: „Vereinfachtes Notensystem ohne Schlüssel."** Die Schwierigkeit für den Anfänger Baßschlüssel mit Violinschlüssel zusammen zu spielen, ist beseitigt. Die Lage des Tones wird durch Ziffern angedeutet, die angeben, in welcher Oktave der Klaviatur der Ton liegt. Das System vermag die Zeilen (die Töne der Skala) auf fünf zu reduzieren (hier und da bedarf es auch sechs). Vor allem beim Klavier dürfte Dolzeins System sich bewähren.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Calderongesellschaft veranstaltete die Aufführung eines patriotischen Festspieles „In Treue fest" zu Ehren des Prinzregenten. Die Vorstellung im Festsaale des Hotel Union wies wiederum einen glänzenden Besuch auf; vom Kgl. Hofe waren Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand und die Prinzessinnen Klara und Maria del Pilar erschienen. Historische Bilder aus Bayerns ruhmvoller Vergangenheit bietet die von dem Grafen Bruno von Holnstein aus Bayern in schwungvollen und empfindungstiefen Versen verfaßte Dichtung. Die Strophen dienen jeweils zur Einführung eines lebenden Bildes. Nachdem ein Ritter uns in anschaulichen und begeisterten Versen die Befreiung des deutschen Heeres durch Otto von Wittelsbach in der Veroneser Klause zum inneren Erlebnis geführt, sahen wir in einer reizvoll gestellten Gruppe den Sieger an der Spitze seiner Bayern, von Barbarossa begrüßt. Kriegsfanfaren aus dem 12. Jahrhundert erhöhten die historische Stimmung. Der Schlacht von Mühldorf gilt die zweite Szene. Das Bild zeigt Ludwig den Bayer, wie er dem besiegten Gegenkaiser ritterlich Gut und Freiheit wiedergibt. Zwischen das Pathos vaterländischer Geschichte hat nun Graf Holnstein ein liebliches Idyll eingeschaltet zum Preise der Schönheit unserer heimischen Alpen. Ein reizvoll arrangierter Reigen von Elfen, Zwergen und Alpenblumen läßt die Sagenwelt des Gebirges aufleben. Kurfürst Max Emanuels Erstürmung Belgrads führt uns auf die ernsten Pfade der Historie zurück, insbesondere die in Brand geschossene Stadt ist perspektivisch von großer Wirkung. Das durch ein Dorf ziehende Aufgebot der Oberländer und die Sendlinger Bauernschlacht bieten die Motive zu den folgenden, mit besonderem Beifall begrüßten Bildern. Vor Sedan führen die drei letzten Szenen. Auf dem Schlachtfeld dämmert der Abend, Geistliche und Nonnen mühen sich um die Verwundeten und Sterbenden. Die Musik spielt die bayerische Gebetshymne. Dann

Digitized by Google

sehen wir die um das Wachtfeuer gelagerten Soldaten. Noch liegt der schwere Ernst der Tage über ihnen und findet in ihrem Liede „Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod" ergreifenden Ausdruck, bis in der Schlußszene „die Begrüßung von der Tanns" der Jubel ob des gemeinsam mit den deutschen Bruderstämmen erstrittenen Sieges begeisterten Ausdruck findet. Der Epilog stellt eine in zündenden Rhythmen gehaltene Huldigung unseres allverehrten Regenten dar. Unter den Klängen der Nationalhymne erhob sich zum letzten Male der Vorhang. Um die Büste des greisen Herrschers wurden die Heldengestalten der Dichtung nochmals sichtbar. Lebhafter Beifall lohnte den Verfasser und die Hauptdarsteller für den gebotenen schönen Abend. Unser unvergessener früherer Hofschauspieler Stury hat sich um die Regie verdient gemacht. Die lebenden Bilder hat Graf Courten, der bekannte Maler, mit glücklichstem Gelingen gestellt. Das Arrangement der Tänze ist Miß Rice zu danken. Die Kapelle des Leibregiments spielte unter Höggs Direktion sehr flott und zündend. Von ihren auch musikhistorisch sehr interessanten Stücken konnten wir nur das wenigste hervorheben. Leider läßt der Raum nicht zu, den Damen Steinhäusser, Schmid-Breitenbach, Komtesse Fedrigatti und Hassow, sowie den Herren Graf L. Courten, Eichhorn, Baron Laßberg und Nestor Lampl für ihre deklamatorischen Leistungen mehr wie ein Kollektivlob zu widmen. Die Calderongesellschaft darf mit dem neuen Erfolge zufrieden sein.

Das Hoftheater hat Liszts „Legende der heiligen Elisabeth" einer Neueinstudierung unterzogen, die unter Fischers Leitung mit der stimmlich sehr schönen Vertretung der Titelrolle durch Frl. Fay einen großzügigen Verlauf nahm. — Das aus Studentenkreisen angeregte Gastspiel Possarts kommt nicht zustande. Wie verlautet, wünscht unser ehemaliger Bühnenleiter ein für allemal davon Abstand zu nehmen, um jede Beunruhigung des Hoftheaterbetriebs und jede falsche Deutung einer Stellungnahme zu diesem auszuschließen. Das Publikum wird diese Entscheidung bedauern, zumal ein Gastspiel kaum falsch „gedeutet" werden könnte.

Theater am Gärtnerplatz. Die Première von Rudolf Dellingers Operette: „Jadwiga" brachte der Bühne einen stürmischen Erfolg. Sie darf sich dessen rühmen, denn er ist nicht mit den billigen Mitteln der Operettenschablone errungen. Das Werk erfordert an sanglichem Können sehr viel, und Frl. Linda und Herr Gruber wurden den schwierigen Partien in glänzender Weise gerecht. Ist das Stück doch in mehreren Teilen mehr komische Oper wie Operette. Eine reiche und immer klangschöne Melodienfülle strömt durch die feinsinnig instrumentierte und allem Banalen abholde Partitur, der nur der Pedant einige leise Anklänge an des nämlichen Komponisten „Don Cesar" verübeln wird. Dellinger, bei dem Betreten des Dirigentenpultes von dem Orchester mit einem Tusch begrüßt, leitete sein Werk selbst. Er wußte aus der Kapelle über das Gewohnte Hinausgehende herauszuholen. Das Libretto von Hirschberg und Pohl bringt im Milieu Polens im 17. Jahrhundert eine nicht immer wahrscheinliche Handlung von Räuberromantik und Herrscherglanz, die neben lyrischen Stellen auch derbhafte Komik bietet, ohne zu ihrer Wirkung Schlüpfrigkeiten oder unfeine Witze zu bedürfen. Das Publikum, das angeblich derlei „verlangt", vermißte nichts. Selten haben wir einen so stürmischen und herzlichen Beifall gesehen, dem die Kritik sich ohne stärkere Einschränkungen anschließen darf. — In indischen Tänzen lernten wir an der gleichen Bühne Ruth St. Denis kennen, welche sehr starken Applaus fand. Die Künstlerin verfügt über eine nicht gewöhnliche Grazie und ein seltenes rhythmisches Feingefühl. Große Geschmeidigkeit und sehr ausgebildete Technik setzen sie instand, ihren Intentionen nuanciertesten Ausdruck zu verleihen. In mimischer Hinsicht ist sie weniger abwechslungsreich. — Der Allgemeine Musikerverband hat über das Gärtnertheater (und die Berliner Komische Oper) die Sperre verhängt. Wie im Falle Kaim halte ich die Maßregel für nicht gerechtfertigt und schadenbringend für die Kunst.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin beabsichtigt die Schauspielerin Meta Illing ein englisches Theater zu gründen, welches moderne englische und amerikanische Stücke spielen soll. — Im Berliner Hebbeltheater nahm Runge, der frühere Regisseur der Münchener Hofbühne, mit der Inszenierung von drei Strindbergstücken seine neue Tätigkeit auf. Seine Regie findet in der Presse sehr lobende Würdigung. — Die „Salome" von R. Strauß ist in Rom mit großem Erfolge zur Aufführung gelangt. — In Paris fand ein Sittenstück von Capus gute Aufnahme. „Wer verliert, gewinnt" schildert demoralisierte Journalistenkreise. — „Publikum kann leicht beschafft werden" steht auf der Reklamekarte einer Dresdener Konzertagentur. Das klingt fast humoristisch und wirft doch ein grelles Schlaglicht auf die Misere unseres Konzertwesens. — Im Mannheimer Hoftheater hatte die Uraufführung von Falckenbergs „Doktor Eisenbart" eine sehr freundliche Aufnahme, wiewohl manche gewagte Szene einen Teil des Publikums stark verstimmte. Für das Stück kam die Reformbühne des Mannheimer Bühnenleiters nicht in Anwendung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Parole und das Leitmotiv für die Kursgestaltung an den internationalen Börsen und für die Entwicklung der Wirtschaftslage aller Verkehrspunkte von Handel und Wandel gehen von der Neuyorker Börse aus. In dem fortgesetzten, natürlichen Wechsel der Erscheinungen und Strömungen auf diesem Gebiete bleibt anscheinend bis auf weiteres eine günstige Entwicklung vorherrschend, welche die amerikanischen Verhältnisse, wenn auch mit vielen Einschränkungen und Vorbehalten, in etwas hoffnungsvollerem Lichte erscheinen lässt. Die Neuyorker Börsentage zeigten lebhaftere Umsätze und eine langsame Wiedergesundung der Effektenmärkte. Es kann daher in den Bereich der Möglichkeit gezogen werden, dass die Erstarkung des Wirtschaftsorganismus in den Unionstaaten — unvorhergesehene Fälle ausgeschlossen — weiterhin Fortschritte machen wird, obgleich ungünstige Eisenbahnausweise und die Erklärung von geringeren Dividendenerträgnissen mit anderen Momenten noch genügend die Folgen der vorhergegangenen wirtschaftlichen Ueberhitzung zeigen.

Auch der weitere Hauptfaktor, der bestimmend die Börsentendenz und die Märkteentwicklung beeinflusst, die Situation am Geldmarkt, erfuhr in der abgelaufenen Berichtswoche eine günstigere Auffassung und Beurteilung. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass es den auswärtigen Geldzentren, und in erster Linie dem Londoner Noteninstitute fortwährend gelingt, die Goldreserven zu verstärken und die Goldimporte an sich zu ziehen. Der Bank von England war es trotz der verstärkten Geldansprüche zum Quartalschluss möglich, die Rate von 3½% auf 3% zu reduzieren. Diese fünfte Diskontermässigung des englischen Noteninstitutes im Laufe dieses Jahres illustriert jedenfalls die überraschend schnelle Wandlung, die sich auf dem internationalen Geldmarkt, dessen Zentrale nach wie vor der Londoner Platz bildet, vollzogen hat. Die weitere Verbilligung der englischen Rate bildet ferner einen Beweis der Zuversicht, die sich in der Beurteilung der Entwicklung der noch vor wenigen Monaten vollkommen zerrütteten internationalen Geldmarktsituation zeigt. Dem nunmehrigen englischen Satz von 3% ist schon deshalb ein besonderes Gewicht und eine spezielle Bedeutung beizulegen, weil derselbe zuletzt im Jahre 1905 und nur in der kurzen Spanne Zeit von 3 Wochen in Kraft war, also in den impulsiven Finanzjahren 1906 und 1907 nicht bestanden hat.

Es ist begreiflich, dass sich nach diesem Vorgehen der englischen Bankleitung alle Blicke nach den Beschlüssen des Direktoriums der Deutschen Reichsbank richten. Der letzte Reichsbankausweis hat allerdings dem deutschen Noteninstitut eine kräftige Erhöhung der steuerfreien Reserve und des Metallvorrates gebracht, und auch die übrigen Konti des Ausweises zeigen eine Besserung. Trotzdem ging aus den Ausführungen des Reichsbankpräsidenten in der letzen Zentralausschussitzung hervor, dass ungeachtet dieser Erleichterung und fortschreitenden Kräftigung die Lage derselben als eine immer noch gespannte bezeichnet werden müsse. Ferner wurde klipp und klar erklärt, dass eine Herabsetzung der Bankrate in Deutschland schon im Hinblick auf den bevorstehenden Quartalsbedarf zurzeit nicht in Frage kommen könne. Die Leitung der Reichsbank bemüht sich sicherlich, die anormalen Zustände und die grosse Differenz in der Entwicklung der Geldmärkte in England gegenüber Deutschland zugunsten der heimischen Beteiligten zu bessern, und Hilfsmittel, wenn auch sekundärer Art, sollen beabsichtigt sein. Die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren und andere Massnahmen der Reichsbank sind im Interesse einer Verstärkung der Goldreserve des Institutes in Erwägung gezogen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass in nicht zu ferner Zeit endlich auch den deutschen Geldverhältnissen die gewünschte Erleichterung blühen dürfte. Diese Besserung wird wohl erst nach längerer Zeit, wenn von einer andauernden Erleichterung überhaupt gesprochen werden kann, bemerkbar sein.

Einen Hauptgrund der latenten und unsicheren Situation an den Börsen bilden auch die ziemlich hochgespannten Erwartungen hinsichtlich der in Bälde publik werdenden Meldungen über den Geldbedarf des Reiches. Was die heimische Industrie betrifft, so leiden alle Märkte unter der eigenmächtigen Preisdiktatur der Rohstoffverbände. Die Forderungen von Preisermässigungen, besonders der Kohlenpreise, mehren sich, und die schlechten Absatzverhältnisse, die eine solche Preisreduktion rechtfertigen, geben ein Spiegelbild unserer industriellen Konjunktur. Statt der rationell wirkenden Preisregulierung nehmen die Werke Betriebseinschränkungen und Lohnreduktionen vor, und die Folge dieser verfehlten Massnahmen ist ein langer, anhaltender Krankheitszustand von Deutschlands Industrie. Hierzu kommt noch die keineswegs zu unterschätzende bevorstehende Bewegung im deutschen Baugewerbe bzw. eine allgemeine Aussperrung in dieser Branche. Auch die innere politische Situation lässt bei uns sehr zu wünschen übrig. Alle Kreise stehen momentan unter dem Banne der erwartenden Entscheidung wichtiger für die Börsenwelt in Betracht kommender Gesetzesvorlagen. Die derzeitige Einschränkung und Reserve an den Börsen zeitigt natürlich eine verminderte Einnahme für das Reich, was in dem Rückgange der Einnahmen aus Effektenstempel von zirka 6 Millionen im Monat Februar gegen die gleiche Zeit im Vorjahre ersichtlich ist.

M. Weber.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1012), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 4. April 1908. V. Jahrgang.

Der Papst und der „Wahrheitssinn" im Modernismus.

Aphorismen zu der Enzyklika „Pascendi dominici gregis".

Von

Professor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

(Schluß.)

Wie kann Harnack auf der anderen Seite von Duldung reden gegen uns katholische Theologen, die wir doch alle, wollen wir katholische Theologen sein, auf dem dogmatischen Boden der Enzyklika stehen? Muß Harnack nicht, wenn es ihm mit seinen Anklagen ernst ist, und wenn er weiß, was er mit seinen Vorwürfen meint, müßte Harnack nicht doch die „Polizei" aufrufen, welche die Wissenschaft gegen „Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei" besitzen soll? Inwiefern denn unterscheidet sich von den aufgezählten schönen Eigenschaften der Mangel des Wahrheitssinnes oder gar der Versuch, gegen den Wahrheitssinn tödliche Streiche zu führen? Es erscheint uns überaus schwer, beides miteinander zu vereinigen, den Kampf gegen einen „sittlich minderwertigen", also gegen einen bewußten Widersacher des Wahrheitssinnes und die Duldung desselben Widersachers. Kann ein „Geist" des Widerstandes gegen den Wahrheitssinn es zugleich „ehrlich" meinen? Wir halten den von Harnack beschworenen „Geist" für den Anfang eines Lasters; ein Laster aber zu bekämpfen und zugleich zu dulden, wäre für uns „sittlich minderwertig".

Woher wohl die bitterböse Beurteilung rühren mag, die Adolf Harnack dem Inhalte der päpstlichen Enzyklika angedeihen läßt? Wir glauben, das ist leicht zu sagen. Verhaltener Zorn und Aerger haben dem Kritiker die Feder geführt. Harnack vor anderen ist bei dem Modernismus zu Gevatter gestanden. Darum trifft die Verurteilung der Modernisten, denen vorgehalten wird: „Ihr kommt auf der Bahn des Antichristianismus dort an, wo der Liberalismus der Kritik oder die Kritik des Liberalismus lange schon sich befindet" — den gegenwärtigen Hauptvertreter dieser Kritik selbstverständlich in die Seele. Daß nun aber Harnack, statt die Richtigkeit des Urteils anzufechten, zu der überaus gewöhnlichen Wendung greift, die Sittlichkeit des Richters zu schmähen, ist nicht Wissenschaft, sondern — ein starkes Stück![1])

Was denn ist es um den „Wahrheitssinn" selber, den „wir" uns erworben haben, und gegen den der Papst sich „verhärtet" haben soll? — Da fallen mir die zierlichen Verse des Grafen Platen ein:

„Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her.
„Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her!
„Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund:
„Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her."

Das Bild von der Lilie — wer es zu zart findet, mag dafür eine Sumpfdistel nehmen! — wollen wir für die moderne Wissenschaft verwenden. Der Grund, in dem sie wurzeln soll, ist die geschichtliche Erfahrung und die exakte Beobachtung. Der Stengel, in dem die moderne Wissenschaft emporwächst, ist die historisch-exakte Kritik. Was das Blumenhaupt hin- und herwiegt, ist der suchende Wahrheitssinn, und der liebliche Gedanke in dem Köpfchen ist die Wahrheit. Nun möcht' alles in Ordnung sein, wüßten wir nur genau zu sagen, was der Wahrheitssinn und was die Wahrheit der modernen Wissenschaft ist. Das weiß ich aber nicht und weiß niemand zu sagen, am wenigsten die moderne Wissenschaft selber. Und wenn ich statt Wahrheit „lieblicher Gedanke", statt Wahrheitssinn etwa „liebliche Anpassung" an den lieblichen Gedanken sage, so bin ich kaum klüger.

Kurz, der moderne Wahrheitssinn und die moderne Wahrheit, dessen Ziel, sind, nach den Andeutungen der modernen Wissenschaft, im Grunde nichts als mehr oder minder liebliche Wunschgebilde, welche die „Autonomie der Vernunft" hin- und herzudrehen sich abmüht „nach der Methode der historisch-exakten Kritik". Der Versuch, etwas Allgemeingültiges dabei zu erreichen, muß als hoffnungsloses Beginnen bezeichnet werden; denn da jede Vernunft jedes Menschenatoms autonom ist, kann keine gehalten sein, die Gebilde einer anderen anzuerkennen, noch kann eine gebietende Allgemeinvernunft über den Einzelträgern von Vernunft zuzulassen sein. Es muß also jeder Vernunft ihre Wahrheit und ihr Wahrheitssinn belassen bleiben.

Wie mag da Harnack von einer „Erwerbung" des Wahrheitssinnes usw. reden? Und mit welchem Rechte darf der Kritiker den von ihm etwa erworbenen Wahrheitssinn zum Modell für andere machen wollen? Welch eine willkürliche Anmaßung, welch eine grundlose Selbstüberhebung liegt nicht vielmehr in dem Bestreben eines Menschenatoms, einem anderen seinen Wahrheitssinn abzusprechen, oder einen fremden Wahrheitssinn dem eigenen gegenüber als „sittlich minderwertig" brandmarken zu wollen! Hat denn der moderne Kritiker mit seiner gewalttätigen Berufung auf sein exklusives „Regnum internum", sein „Gefühl" des Guten, das ja auch seine moderne Illusion sein kann, sich nicht selber die letzte Möglichkeit zerstört, einen allgemeingültigen Maßstab der Beurteilung, die unerläßliche Vorbedingung allgemeiner Urteile, zu gewinnen?

Wir meinen also, wenn Harnack sich selber und seinen „Wahrheitssinn" versteht, dann muß er einsehen, daß er über

[1]) Harnack redet sich selber Mut ein, indem er mit frostiger Reminiszenz die Weissagung ausspricht: „Nubicula est — transibit! Es mag auch eine dicke, schwarze Wolke sein, die schweres Unheil über unser Vaterland heraufführt — den Fortschritt der Dinge kann sie nicht aufhalten." Harnack erwartet also das durch die päpstliche Enzyklika bedrohte (!) Heil unseres Vaterlandes endgültig von seinem und vom katholischen „Modernismus" (des nun mit der Excommunicatio maior belegten Abbé Loisy?). Worauf sich wohl dieser Glaube stützen mag? In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat Dr. Casselmann auf die Frage: Was wäre von dem protestantischen Theologen zu halten, den seine „freie Forschung" zur Anerkennung der katholischen Wahrheit zurückführen würde? in grob-drastischer Weise geantwortet: „Ich würde sagen, das ist ein Narr!" („Allgemeine Rundschau" Nr. 10 vom 7. März). Der Liberalismus stützt mithin seinen Glauben, es sei die Wahrheit bei dem Protestantismus, im letzten Grund auf die — Psychiatrie, die dem Manne, der die Wahrheit im Katholizismus finden wollte, auf Befehl oder nach Wunsch zu bescheinigen hätte, daß er ein „Narr" sei, der „Unsinn" schwatze. In den siebziger Jahren hat ein liberaler Professor seinen Glauben an die Richtigkeit der liberalen Weltanschauung auf die — Ueberlegenheit der protestantischen Militärmächte in Europa gebaut. Harnacks letzter Glaubensgrund ist nicht der „Wahrheitssinn" der historisch-kritischen Methode, sondern sein, Harnacks „Gefühl" für sein, Harnacks Regnum internum des Guten. Wir lassen jedem sein „Gefühl", um das sich ja kein Fremder zu kümmern braucht, und sagen mit dem hl. Paulus: „Ich weiß, wem ich glaube" (2 Timoth. 1, 12).

Digitized by Google

den Wahrheitssinn eines anderen, und wäre dieser der Papst, mit seinen völlig subjektiven Wert- und Geschmacksurteilen zu befinden, nicht befugt, weil gar nicht befähigt ist.

Wie unklar sich Harnack über seine eigene Redensart vom „Wahrheitssinn" ist, der im Unterschiede von „wissenschaftlicher Erkenntnis" dieser oder jener Art als unser „höchstes Gut" und als etwas „Unverwüstliches" gepriesen wird — das „liebliche Hin und Her" in den Köpfen oder der Köpfe?! —, das geht daraus hervor, daß der Kritiker den Wahrheitssinn im Modernismus nicht in dessen „System", sondern in dessen „Erkenntnis (also doch Erkenntnis?), Gesinnung und Methode" sehen will. Harnack verwechselt hier skrupellos drei Dinge miteinander: die historisch-kritische Methode (ein Werkzeug der Wissenschaft), die Gesinnung, den Wahrheitssinn, d. h. die Gewissenhaftigkeit des Forschers bei der Anwendung des Werkzeuges, und endlich das (mögliche oder tatsächliche) Ergebnis der Forschung. Kann man sich angesichts solch „wissenschaftlicher" Vermengungen verwundern, wenn man bemerkt, wie Harnack es mühelos über sich bringt, dem Papste den „Wahrheitssinn" abzustreiten, weil der oberste Lehrer der Kirche die historisch-kritische Methode der neuen Zeit zwar ganz unberührt läßt, auch den „Wahrheitssinn" der Neuerer nicht näher untersucht, aber vermeintliche, nämlich unkirchliche, falsche, verderbliche Resultate der Neuerer als solche kennzeichnet und verwirft? Ueber solche Wahrnehmung kann man sich nicht verwundern, wohl aber darüber, daß derlei Kritik sich für Wissenschaft hält und für Wissenschaft ausgibt, wobei der Kritiker auf seinen unfehlbaren (??) „Wahrheitssinn" pocht.

Adolf Harnack meint, die Hoffnung, es werde die römisch-katholische Kirche selbst sich dereinst als Kuppel über zahlreiche und verschiedene Wohnungen wölben, und sie werde ihren Gläubigen, Geistlichen und Theologen einmal „größere" Freiheit (die Freiheit wohl, an den Christus der hl. Evangelien und zugleich an das ebionitische Christusbild Harnacks zu glauben??) in der Wissenschaft zugestehen — diese Hoffnung möge der Vorsichtige „phantastisch" nennen; schlechthin unmöglich sei sie nicht. Wir sind der Ueberzeugung: Wer etwa den sämtlichen religiösen Denominationen gestatten wollte, ihre Kapellchen rings um die katholische Weltkirche anzubauen, und wer dann hoffen möchte, es werde sich dereinst Ein „Wahrheitssinn" gleichsam als Schirmdach über das Ganze breiten, der hegt ganz sicher phantastische und unmögliche Hoffnungen. Entweder wird die Eine Kirche einig sein, durch Wahrheit frei und in Freiheit wahr — oder sie wird nicht sein!

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Die letzte Zeit hat einige sehr bemerkenswerte Aenderungen für Bayern gebracht. Wie allmählich die Welt aufgeteilt wird, so schreitet auch die Aufteilung Bayerns bezüglich des für den Bergbau benutzbaren Geländes fort, und zwar so rasch zugunsten des privaten Bergbaues, daß der Staat Eile hat, nicht zu spät zu kommen. Die Sperre für Mutungen in Preußen usf. trieb das Kapital nach Bayern, und im Jahre 1906 mit der ersten Hälfte 1907 wurden fast 800 Mutungen eingelegt, gegen 135 in den beiden Jahren 1904 und 1905. Dabei handelt es sich auch für die Privatindustrie bloß um Zukunftsicherungen, keineswegs um rasche Erweiterung des privaten Bergbaues, also um Spekulation auf die ferneren Zeiten. Nun hat die Abgeordnetenkammer einen Gesetzentwurf angenommen, der aus einem Antrag Frank-Weiden des letzten Landtages herauswuchs und dem Staat eine sog. Anschlußmutung sichert, sobald ein findig gewordener privater Schürfer die Mutung (Verleihung) nachsucht. Damit kann der Staat, ohne selbst findig gewesen zu sein, sein Bergeigentum entsprechend vergrößern und sichern, um im Interesse der Allgemeinheit der Spekulation des Privatbergbaues mit seinen ausgebildeten Syndizierungsbestrebungen event. entgegentreten zu können. Bayern ist damit nicht so weit gegangen, die Privatindustrie künftig vom Bergbau ganz auszuschließen wie Preußen. Es schuf kein Monopol, aber es sicherte sich seinen Platz an der Sonne des vaterländischen Bodens. Und da der Staat in den letzten Jahren viel rascher an den Abbau ging als die Privatindustrie, hat er auch den Beweis geliefert, daß er zum mindesten mit demselben Recht wie die letztere sagen kann, er passe sich mit dem Bergbau dem Bedürfnis soweit möglich an.

Ein weiterer Fortschritt liegt auf politischer Seite: die Einführung des Proporzes auf dem Gebiete der Gemeindewahlen. Von einer Erweiterung des Kreises der Wahlberechtigten mußte man z. B. absehen, da der Zensus in den neuen Steuergesetzen erst zu fixieren ist. Man wünscht, daß in allen Gemeinden von 4000 Einwohnern aufwärts bereits in diesem Jahre proportional gewählt werden soll, während in kleineren Gemeinden die Frage fakultativ bleibt, solange nicht $^1/_5$ der Berechtigten den Antrag auf Einführung des Proporzes stellen. — So geht es in dem „rückständigen" Bayern, diesem von den ultramontanen Finsterlingen „regierten" „Schandfleck" Deutschlands, sempre avanti, und in der nordischen Erbpachtintelligenz mit ihrer Blockherrlichkeit — schilt man weiter über uns.

Der „Etat des Innern" ist überhaupt reich an Material. Und der Minister des Innern muß ein kleiner Posadowsky sein, dabei Landwirtschaftsminister, Polizeiminister, Oberste Baubehörde usw. Herr von Brettreich stellt aber auch seinen Mann und ist dabei von einer Gründlichkeit im Antworten, die wohl nicht von allzulanger Dauer sein wird. Von prinzipieller Bedeutung ist, daß der Minister das teure System beseitigen will, das, alteingerostet — die höchsten Beamten zu Schreibern degradiert. Stenographen und Schreibmaschinen — event. auch gen. fem. sollen abhelfen. Auch bei den äußeren Behörden. Dazu dann etwas Telephon statt Papier, am rechten Ort einen Kaufmann statt des Juristen und wir hätten uns im besten Sinne „modernisiert".

Im Genossenschaftswesen kriselt es leider ein wenig. Das Arbeiten nach „der Parole von oben" ist gut, aber man muß nicht bloß das Stichwort, sondern auch den Inhalt kennen, sonst wird man oft ganz zu Unrecht „ein tüchtiger Beamter und befördert". Die Verhandlungen haben im übrigen keinen Zweifel gelassen, daß alle Parteien dem neuen Ressortchef ihr Vertrauen entgegenbringen. Es ist nur zu wünschen, daß die fortschrittlichen Ideen in der Staatsverwaltung überall das rechte Verständnis finden, auch in der Arbeiterversicherungsfrage.

Fortschritt! Er kam in ganz unerwarteter Weise von der Reichsratskammer. Sie hat zwei Seelen in ihrer Brust. Da ist der Graf zu Törring und rechnet der obersten Forstverwaltung einwandfrei vor, daß sie wenigstens jährlich um 10 Millionen Mark mehr „Holzgelder" einnehmen könnte, wenn sie endlich von ihrer überlangen Umtriebszeit abkommen und sich dem Beispiel der übrigen süddeutschen Staaten anschließen würde. Um aber erst auf den normalen Stand zu kommen, muß sie etwa 30 Jahre lang um $19^1/_2$ Millionen Mark mehr fällen als heute. Die Sache hat eingeschlagen und stirbt nicht mehr, obwohl bisher die Abgeordnetenkammer vergebens im gleichen Sinne Anregung gab. Es fehlte Graf Törrings Material. Deshalb verzeihen wir ihm den Vorwurf, das Zentrum im Reich sei schuld an dessen verfahrenen Finanzen, hoffen aber, daß, wenn er erst einmal die Geschichte der Finanzpolitik des Reiches ebenso gründlich kennt wie die Arbeit der Forstverwaltung, seine Rede anders lautet.

Rückschritt! — Die andere Seele — von der „oberen Kammer". Und merkwürdigerweise sind es liberale Herren, die der Kompetenz der Kammer der Abgeordneten auf den Leib rücken. Graf Moy, Frhr. von Würtzburg, von Auer möchten das Petitionsrecht, das Antragsrecht „des Hauses" einschränken, da es in Widerspruch mit der Verfassung stehe. Dabei unterstellte man, es sei besonders in der Arbeiterfrage etwa die Parteirücksicht das Ausschlaggebende, und hatte den Geschmack, die Abgeordneten an ihren Eid zu erinnern.

Die Einigkeit der Abgeordneten in der Abwehr dieser Insinuationen hat hoffentlich ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie wird die Ausführungen der Reichsräte Frhr. von Soden und Graf von Crailsheim sehr wesentlich ergänzen. Der Abgeordnete Geiger hat staatsrechtlich und an der Hand des Tatsachenmaterials bewiesen, daß ein Antragsrecht, welchem seitens der Krone Zustimmung oder Ablehnung gegenübersteht, kein Eingriff in Kronrechte und keine Verfassungsverletzung sein kann. Natürlich ändern sich aber in 90 Jahren die Zeiten und das Arbeitsgebiet.

Zuzugeben ist, daß die Arbeiterfragen einen breiten Raum in den Arbeiten des Landtags einnehmen. Allein, hier gibt es eben viel nachzuholen. Allerdings darf anderseits dem Staat nicht mehr zugemutet werden, als er leisten kann. Denn auch die Rücksicht auf die anderen Stände fordert ihr Recht. Im allgemeinen sollte aber nicht vergessen werden, daß kein Stand so rasch seine ganze Einnahme wieder völlig für Nahrung, Kleidung und Wohnung ausgibt als der Staatsdienerstand aller Klassen. Und daß dadurch Handwerk und Landwirtschaft das meiste zurückerhalten — alles, bis auf den Tribut an den Hausherrn —, kann nicht bestritten werden. Graf Törrings Forstantrag, der die Einnahmen aus den Forsten um 10—20 Millionen Mark jährlich erhöhen will, indem er rationelle Waldwirtschaft verlangt, zeigt übrigens den Weg, um fast ohne Steuererhöhung die diversen „Aufbesserungen" vornehmen zu können. Das neue Fischereigesetz hat die Tendenz, die Berufsfischerei und ihre Organisation zu fördern, und findet glatte Annahme. Ihm folgen land- und forstwirtschaftliche Fragen, die einen breiteren Raum einnehmen dürften. Man sieht es gibt Abwechslung und — da sollen wir im Juli fertig werden?

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein Preßereignis.

Die im 111. Jahr stehende Münchener „Allgemeine Zeitung", die von Johann Friedrich Cotta begründet wurde und zu ihren ersten Mitarbeitern Schiller und Goethe zählte, hat mit 1. April als Tageszeitung ihr Erscheinen eingestellt. Auf süddeutschem Boden gewachsen — sie erschien zuerst in Tübingen, dann in Stuttgart, Ulm, Augsburg, München —, werden die Ueberbleibsel des einst so stolzen Blattes, eine Wochenschrift, nun ganz der Berliner Firma Scherl zufallen. Schon 1907 hatte diese Firma pachtweise die Zeitung übernommen, aber mit so geringem Erfolg, daß nunmehr die endgültige Auflassung erfolgen mußte. Die katholische Presse hat keinen Grund, mit besonderer Trauer oder auch mit besonderer Freude das liberale Organ scheiden zu sehen.

Dreibundfest.

Unter diesem Titel kann man die Monarchenbegegnung in Venedig und den Besuch des deutschen Reichskanzlers in Wien zusammenfassen. Durch die Rede Tittonis im italienischen Parlament war der Boden für den unmittelbaren Verkehr der verbündeten Monarchen von Deutschland und Italien trefflich vorbereitet worden. Es herrscht zurzeit ein Einklang zwischen Rom und Berlin-Wien, wie er immer sein sollte, aber nicht gerade immer gewesen ist. Der Nachgeschmack von der Algeciras-Nuß macht sich nicht mehr bemerklich, und in der Balkanfrage, die jetzt das hochpolitische Repertoire beherrscht, hat Italien in anerkennenswerter Weise den vollen Anschluß an die österreichische Politik betätigt — trotz der Quertreibereien des englischen Ministeriums. Die Monarchenbegegnung in Venedig hatte das Einverständnis nicht zu schaffen, sondern nur zu besiegeln. Auch der deutsche Reichskanzler wird noch den Fachkollegen Tittoni im Frühjahr besuchen. Vorläufig ist Fürst Bülow nach Wien gegangen, um bei Gelegenheit der Erwiderung des Aehrenthalschen Besuches das Nähere über die Balkanpolitik im besonderen und das bestehende Bündnis im allgemeinen zu besprechen. Es wird besonders bemerkt, daß Fürst Bülow vor der Audienz beim greisen Kaiser Franz Josef eine halbstündige Unterredung mit dem Thronfolger Franz Ferdinand gehabt hat. Hoffentlich verstummen darnach die böswilligen liberalen Preßstimmen, die in kulturkämpferischer Tendenz das Märchen zu verbreiten suchen, daß der Thronfolger für das deutsch-österreichische Bündnis weniger Sinn haben werde. Es tritt ja immer klarer zutage, daß die Gemeinsamkeit der beiden Kaiserreiche eine unbedingte Notwendigkeit und ein großer Segen ist. Dieser politischen Ehe droht keine Gefahr von seiten der „Klerikalen" oder Konservativen, sondern vielmehr von verschiedenen radikalen Elementen, wie sie z. B. hinter der „Los von Rom"-Bewegung stecken, und auch von dem blinden Eifer der preußischen Hakatisten.

Die mazedonische Frage.

Fürst Bülow hielt kurz vor den erwähnten Begegnungen im Deutschen Reichstag die übliche hochpolitische Rede zu seinem Etatsposten. Etwas weniger üblich, aber doch recht erwünscht war die ausführliche Ergänzung durch den neuen Staatssekretär des Auswärtigen v. Schön. Die Reden boten etwas mehr als süßliche Friedenslimonade. Unter der höflichen Einwicklung wurden recht ernste Mahnungen und Warnungen an verschiedene Adressen gerichtet. Zunächst an die Adresse der englischen Regierung wegen ihres neuen Vorschlags in Sachen der mazedonischen Reform. „Unsere Bestrebungen", sagte Fürst Bülow, „sind gerichtet einerseits auf die Erhaltung der Einigkeit unter den Mächten, anderseits auf die Zustimmung der Pforte zu den vorgeschlagenen Reformen. Man kann von uns keinen Enthusiasmus erwarten für Maßnahmen, die wir nicht für wirksam oder die wir gar für gefährlich halten." Die englische Presse hat sehr wohl verstanden, daß in diesen Worten eine recht scharfe Kritik des englischen Vorschlags steckt. Ein „Generalgouverneur", wie ihn England beantragt, muß sowohl bei den Mächten, wie bei der Pforte Widerspruch finden, da die Folge dieser Einrichtung die Lostrennung Mazedoniens vom türkischen Reiche sein würde. Die Londoner Regierung hat, wie jetzt bekannt wird, zum Ueberfluß auch noch vorgeschlagen, den Generalgouverneur auch finanziell unabhängig von Konstantinopel zu machen, indem die Mächte ihm sein Einkommen garantieren sollen. Obendrein wird noch eine erhebliche Verminderung der türkischen Truppen in Mazedonien beantragt. Wenn Deutschland und die nächstbeteiligten Mächte gegen so radikale Neuerung Bedenken haben, so entspringen dieselben nicht der Sympathie für die „türkische Mißwirtschaft", sondern der Sorge um den Frieden. Mit Recht führte Fürst Bülow aus, daß der Grund des dortigen Uebels nicht vorzugsweise in dem Gegensatz zwischen Christen und Mohammedanern liegt, sondern in den erbitterten Kämpfen der verschiedenen christlichen Nationalitäten untereinander, von denen sich jede die Suprematie in Mazedonien und für den Fall der Beseitigung der Oberhoheit der Pforte einen möglichst großen Anteil des Gebietes sichern möchte. In der Tat, die Entzündung dieses wirren Erbschaftskrieges würde die Aufrollung der ganzen hochgefährlichen orientalischen Frage bedeuten. Hat die englische Regierung sich das vorher klar gemacht? Es scheint fast, als ob sie zu „Großem" entschlossen sei; denn in dem soeben ausgegebenen englischen Weißbuche heißt es: „In bezug auf die von Oesterreich-Ungarn und Rußland zum Ausdruck gebrachte Meinung, daß der jetzige Moment für neue Vorschläge nicht geeignet sei, bemerkt Grey, daß die Lage in den mazedonischen Vilajets ein sofortiges und wirksames Einschreiten erheische." Grey spricht dann weiter von „anarchistischen Zuständen" und von „Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden der Bevölkerung". Das lautet sehr tatendurstig; aber man muß doch bedenken, daß in England jetzt die liberale Partei herrscht und zu deren Traditionen der philantropische Jammer über armenische oder mazedonische Greuel gehört. So etwas gefällt den Parteigenossen. Die praktische Politik des Auswärtigen wird aber nicht von der liberalen Partei, sondern von König Eduard gemacht. Und dieser schlaue Schachspieler läßt sich nicht von Gefühlswallungen leiten, sondern von kaltblütiger Berechnung. Darum ist es von entscheidendem Wert, daß Rußland, Oesterreich-Ungarn, Italien und Deutschland auf der Grundlage, die Fürst Bülow soeben entwickelte, feste Stellung gegen den englischen Plan genommen haben. Die Londoner Regierung findet also trotz aller vorhergegangenen Bündnismacherei in diesem Punkte einen geschlossenen Abwehrbund sich gegenüber. Da Frankreich zurzeit in Marokko mehr als genug zu tun hat, würde England bei der Eröffnung des türkischen Konkurses auch nicht einmal auf die Zustimmung dieses Herzensfreundes rechnen können. Der englische Vorstoß wird also vorerst unschädlich verpuffen. Inzwischen ist ein Teil der englischen Presse wieder eifrig dabei, Deutschland als den Störenfried hinzustellen. Der vorliegende Fall soll den vernünftigen Engländern zeigen, daß sie nicht in die Weite zu schweifen brauchen, wenn sie Friedensstörungen aufspüren wollen.

Die Marokkopolitik des Fürsten Bülow.

In der erwähnten Rede vom 24. März richtete der deutsche Reichskanzler auch höfliche, aber sehr deutliche Warnungen an die französische Adresse. Er stellte zunächst fest, daß von allen Rednern aus dem Reichstage „die sehr unbefriedigende Lage in Marokko" berührt worden sei, und zwar mit mehr oder weniger starken Vorbehalten hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der militärischen Operationen Frankreichs und der Vereinbarkeit derselben mit Wortlaut und Geist der Algeciras-Akte. Darauf sagte Fürst Bülow wörtlich:

„Es ist gewiß richtig, daß die Algeciras-Akte alle Beteiligten gleich bindet. Es ist weiter richtig, daß wir im Interesse unseres Handels darauf zu achten haben, daß die wirtschaftliche Gleichberechtigung nicht verletzt und daß unsere wirtschaftlichen Interessen in Marokko nicht mißachtet werden. Die Wichtigkeit dieser Interessen ist von auen Herren, auch von dem Herrn Abgeordneten Bebel betont worden. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß die Ausführung wichtiger Bestimmungen der Algeciras-Akte durch die Unruhen in Marokko und durch die dortigen Thronstreitigkeiten gehemmt worden ist. Die französische Regierung kann sich nicht darüber beklagen, daß wir in Verkennung dieser Umstände die Algeciras-Akte in kleinlicher oder engherziger Weise ausgelegt hätten. Wir wollen das auch künftig nicht tun, erwarten aber auch, daß man in Frankreich die Akte in dem gleichen friedlichen und freundlichen Geiste beobachtet und ausführt." (Lebhafter Beifall auf allen Seiten.) Das klingt recht nett; es frägt sich nur, ob die „Erwartung" sich bewährt, daß Frankreich bei seiner immer weiter greifenden Penetration zur rechten Zeit „friedlich und freundlich" Halt machen und ungeachtet der aufgewendeten Blut- und Geldopfer sich mit dem wohlabgemessenen Mandat von Algeciras begnügen werde. Wir geben zu, daß die jüngste Warnung von der Berliner Seite etwas kräftiger ist als die früheren sanften Winke; aber ob sie mehr ausrichten wird gegenüber dem französischen Tatendrange

Digitized by Google

und der „Logik der Tatsachen", ist doch noch sehr zweifelhaft. Vielleicht ist das jetzige Spiel des laisser faire „feiner" als das scharfe Durchgreifen zu Delcassés Zeiten; leider aber nicht ohne das Risiko der vollendeten Tatsachen. Der Staatssekretär v. Schön deutete nachher an, daß Deutschland seine Methode deshalb geändert habe, weil von Frankreich auf die Delcasséschen Pläne verzichtet worden sei. Ist wirklich die Delcasséssche Politik tot oder schlummert sie nur? Möge es bei einem etwaigen Wiedererwachen für Deutschland nicht zu spät sein!

Tweedmouth und Tower.

Wenn wir die Auslassungen des Reichskanzlers in Sachen des Tweedmouth-Briefes recht verstehen, so hat unser Kaiser in dem Schreiben an den befreundeten englischen Staatsmann recht kräftig und gründlich seine Meinung gesagt.

Wie leicht allerdings eine unmittelbare Aeußerung des Monarchen zu Mißverständnissen und unangenehmen Zwischenfällen führen kann, hat neuerdings wieder im Falle des Personenwechsels in der Berliner nordamerikanischen Botschaft sich gezeigt. Als Nachfolger des bisherigen Botschafters Mr. Tower war schon im vorigen Herbst der Dr. Hill bezeichnet worden, und zwar unter dem Agrement der deutschen Regierung. Im Gespräch mit Herrn Tower selbst oder mit Herren der Botschaft scheint nun der Kaiser das höfliche Bedauern über den Fortgang dieses sehr beliebten und sehr repräsentationsfähigen Vertreters der Vereinigten Staaten in Worte gekleidet zu haben, die von Freunden Towers oder vielleicht auch von Gegnern Hills dahin ausgedeutet wurden, daß Mr. Hill, dem weniger Geld und auch wohl weniger Neigung zur glänzenden Repräsentation beschieden sei, sich auf dem Berliner Posten nicht recht wohl fühlen werde. Diese Ausnutzung der kaiserlichen Bemerkung hat in Nordamerika eine unliebsame Erregung hervorgerufen und ist auch von der sonstigen deutschfeindlichen Presse tendenziös verwertet worden. Fürst Bülow hat sich genötigt gesehen, in Washington eine amtliche diplomatische Erklärung abgeben zu lassen, in der es heißt: „Nachträglich waren allerdings Zweifel darüber entstanden, ob sich Mr. Hill auf dem Berliner Posten wohl fühlen würde; diese sind jedoch behoben worden, so daß der Entsendung des Mr. Hill auf den Berliner Botschafterposten durchaus nichts im Wege steht und er nach wie vor ebenso wie jeder andere einwandfreie Vertreter, den der Präsident Roosevelt empfohlen hätte, in Berlin willkommen ist." Das amtliche Zugeständnis von „nachträglich entstandenen Zweifeln" muß eine gewisse Besorgnis wegen dieses Zwischenfalles erwecken. Deutschland ist ringsum in der Welt von einer so aufmerksam und rührigen Korona von Gegnern und Neidern, von Hetzern und Mißtrauischen umgeben, daß das allerhöchste Maß von Vorsicht zur unbedingten Notwendigkeit wird.

Aus dem Blocklager.

Der Journalistenstreik im Reichstag gehört auch in dieses Kapitel; er war im Grunde nur ein Vorstoß gegen das „ausgeschaltete" Zentrum. Die demonstrierenden Journalisten hofften daher aus inneren Gründen (vielleicht auch aus äußeren) auf die Unterstützung durch den Blocklanzler. Aber es machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, daß die Fraktionen im Reichstag trotz aller Parteigegensätze in diesem Punkte zum parlamentarischen Hausrecht und zu ihrem Präsidenten standen. Infolgedessen mußte Fürst Bülow die Erwartung der Journalisten, daß er seine hochpolitische Rede nicht vor der leeren Pressetribüne halten werde, bitter enttäuschen. Nachdem die ausständigen Führer Verständigungsversuche übermütig vereitelt hatten, einigten die Parteien sich dahin, die Sache unter sich zu erledigen, indem Herr Abgeordneter Gröber wegen des unparlamentarischen Zwischenrufs die „verehrten Kollegen" um Entschuldigung bäte, nicht aber die Pressetribüne, die ja auch in ihrer Gesamtheit gar nicht beleidigt war. So wurde die Sache beigelegt, ohne daß in dem stenographischen Berichte überhaupt der Heldentat der Berichterstatter irgendwelche Erwähnung geschah. Die Ausständigen brauchten drei Stunden heißer Beratung, um sich darüber klar zu werden, daß sie weiter nichts zu erreichen vermöchten, und sie suchten ihren Rückzug zu decken mit der groben Unwahrheit, daß der „Druck der Fraktionen" Herrn Gröber zu der Erklärung gezwungen habe. Ach nein: die Fraktionen waren klüger wie der „Pressebloc".

Fürst Bülow hielt bei seinem Etat auch eine innerpolitische Rede, die der Kritik des Reichstagswahlrechts gewidmet war. Der Reichskanzler ist eigentlich nicht dazu da, eine verfassungsmäßige Einrichtung des Reiches öffentlich anzugreifen. Er fügte freilich hinzu, daß die verbündeten Regierungen nicht an eine Aenderung des Wahlrechtes dächten. Der Zweck der Rede war allem Anscheine, den Freisinnigen die „brüske Ablehnung" des gleichen und geheimen Wahlrechts für Preußen nachträglich etwas zu versüßen. Natürlich nur durch unverbindliche Redewendungen. Aber auch davon sind die vom Dienstfanatismus beseelten Freisinnigen schon entzückt.

Etwas Reelleres bietet ihnen das angebahnte Kompromiß zum Börsengesetz. Diesmal sollen zu Ehren des Blockgötzen die Konservativen umfallen. Der „Kuhhandel" ist schon im Gange. „Hilfst du meinen Hakatisten, helfe ich deinen Börsenspekulanten." Die Grundsätze sind in der Garderobe abzugeben.

Die Münchener Papstjubiläumsfeier.

Obwohl die am Josephstag in München veranstaltete Papstjubiläumsfeier zunächst lokalen Charakter trug und dem eigentlichen Jubeltag um ein gut Stück Zeit vorauseilte, soll doch auch an dieser Stelle erzählt werden von dem Glanz, der über den ganzen Veranstaltungen lag.

Vormittags zogen die katholischen Vereine mit ihren Fahnen in festlichem Zuge zur Frauenkirche zum Gottesdienst, den Se. Exzellenz Erzbischof Dr. v. Stein zelebrierte. Reicher Blumenschmuck prangte in der ganzen weiten Kathedrale. — Militär bildete im Innern Spalier, und Hofoffizianten empfingen die Kgl. Hoheiten: die Prinzen Ludwig, Rupprecht, Karl, Franz, Ludwig Ferdinand, Herzog Christoph und die Würdenträger. Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent fuhr in großer Generaluniform im Galawagen am Hauptportal an. In seiner Begleitung befanden sich Generaladjutant v. Haag, Flügeladjutant Generalmajor v. Reschreiter, sowie die Herren des Kammerdienstes Freiherr v. Eichthal, Dr. Freiherr v. Pöllnitz und Freiherr v. Massenbach. Dem feierlichen Gottesdienste wohnten noch bei: der päpstliche Nuntius Dr. Frühwirth, die Gesandten Freiherr v. Friesen, v. Velics, v. Schlözer und v. Moser, die Standesherren, die obersten Hofchargen, die Staatsminister mit Baron v. Podewils an der Spitze, die päpstlichen Geheimkämmerer Graf Saedt, v. Fugger-Kirchberg und Graf Bopp v. Oberstadt, zahlreiche Reichsräte, Staatsräte, Landtagsabgeordnete, Vertreter der Stadt und der Hochschulen, die Herren des Festkomitees. — Um 11 Uhr fand in der St. Kajetanshofkirche ein vom Stiftspropst Dr. v. Türk zelebriertes Pontifikalamt für die Damen der Hofgesellschaft statt, zu dem Frau Prinzessin Ludwig, die Herzogin von Calabrien, die Prinzessinnen Adelgunde, Wiltrud, Helmtrude, Therese, Klara und Herzogin Karl Theodor erschienen waren.

Mittags 1 Uhr gab der päpstliche Nuntius eine Tafel, bei welcher Staatsminister Freiherr v. Podewils einen Toast auf Se. Heiligkeit den Papst ausbrachte, während der Nuntius in ungemein herzlichen Worten Se. Kgl. Hoheit den Prinzregenten feierte.

Der hohe Träger des Vertrauens Seiner Heiligkeit ließ es sich auch nicht nehmen, abends zu der im Hotel Union veranstalteten Festversammlung zu erscheinen. Diese Feier gestaltete sich zu einer machtvollen Kundgebung der katholischen Bayernhauptstadt. Das Königliche Haus war durch eine größere Zahl von Prinzen und Prinzessinnen und durch den Thronfolger Se. Kgl. Hoheit Prinz Ludwig vertreten, ebenso nahmen der Adel, die höchsten Beamten, geistliche Würdenträger und Parlamentarier teil; der 1. Bürgermeister der Stadt hatte sich mit den katholischen Bürgern Münchens zusammengefunden zu einer großartigen Huldigung. Der 1. Vorstand des Kath. Kasino, Frhr. v. Moreau, betonte mit Recht in den einleitenden Worten, wie das Beispiel des greisen Regenten eine erhebende Wirkung auf den ganzen Charakter des Festes ausgestrahlt. Zu hohem Fluge der Gedanken und des warmen Fühlens für den ehrwürdigen Stellvertreter Gottes auf Petri Stuhl riß nun der Festredner Rechtsanwalt Rumpf alle Anwesenden fort. Er feierte Papst Pius X. besonders in seinem Programm: „Omnia instaurare in Christo", das Bedeutung habe auf dem Gebiete des Intellekts, des Erkennens und des Glaubens, aber auch für das ganze weite Feld der sittlichen Kultur. Nachdem die Huldigung verklungen war, in die die Rede ausklang, wurde ein Huldigungstelegramm abgesandt, das in den folgenden Tagen herzliche Erwiderung fand. Kniend empfing die Versammlung den durch Se. Exzellenz den Herrn Erzbischof Dr. v. Stein gespendeten päpstlichen Segen zum Abschluß der glanzvollen und eindrucksreichen Kundgebung der Münchener Katholiken. F. Wunderl.

Digitized by Google

Die verfehlte Blockspekulation in Baden.

Von Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Das Schicksal meint es nicht gut mit den Nationalliberalen in Baden. Nachdem es vorbei war mit der „glanzvollen Vergangenheit der Väter", ging es rapide abwärts auf der schiefen Ebene und heute gibt es kein Halt mehr! Als sich das Volk anschickte, die Sünden des Nationalliberalismus mit reichlichen Zinsen heimzuzahlen, als die Wahlen zum Reichs- und Landtag mit jeder Periode die Mandate desselben reduzierten, versuchte man dem morschen, absterbenden Parteikörper frisches Blut zuzuführen. „Jungliberalismus" hieß das Elixier! Das war der erste Schritt. Die Hoffnungen, die vom Altliberalismus auf ihn als „Sauerteig" gesetzt wurden, haben sich erfüllt, aber in anderer Weise, als erwartet. Heute ist der Jungliberalismus, der sich zu einer Partei in der Partei herausgebildet hat, das enfant terrible der Nationalliberalen. Ihm ist es zu verdanken, daß die Partei heute so weit links geraten ist, daß die nationalliberale Partei auf einen Punkt angekommen, der bei einzelnen, einsichtigen Parteigenossen Grauen und Schrecken hervorruft.

Der Kleinblock in Baden wurde gebildet, als die Nationalliberalen das Selbstgefühl verloren, als sie den Boden unter den Füßen gewaltig zu schwinden bemerkten. Die Linksliberalen konnten aber die notwendige Stütze nicht bieten; wo nichts ist, kann nichts geholt werden. Das galt von jeher! Der zweite Schritt war getan, warum nicht auch den dritten riskieren? Und so wurde der Großblock, der die rote Internationale mit den waschechten, allein „Nationalen" brüderlich vereinte, geschaffen.

Noch einmal schien die alte „Herrlichkeit" aufzublühen, noch einmal versuchte man nach außen hin den Schein zu wahren, als ob noch „eigene Kraft" etwas vermöchte. Doch der Schein trügt. Heute wird zur Um- und Einkehr gerufen, und wenn es ihrer auch noch wenige sind, die sich dieser undankbaren Aufgabe unterziehen, sie tun es mit Ausdauer — und dem Bewußtsein der Aussichtslosigkeit! Die Geister, die der Nationalliberalismus rief, wird er nicht mehr los, er ist unter den Block geraten und die Gefahr des Erdrücktwerdens ist unabwendbar.

Schon vor einiger Zeit wurde im „Schwäb. Merkur" (Nr. 75, v. 15. Febr. 1908) ausgeführt, daß die nationalliberale Partei des Reichs (mit ihrer ausgesprochenen Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie) in Baden zurzeit fehlt! Die übeln Folgen des Großblockbündnisses äußern sich sowohl in der Landespolitik wie auch in der Reichspolitik. Das Organ der Parteileitung (!) mache ganz offen für die Wiederholung des Stichwahlbündnisses und sonstiges Zusammengehen Stimmung. Die jetzige Leitung der nationalliberalen Partei hält sich im engsten Anschluß nicht nur an den Linksliberalismus, sondern auch an die Sozialdemokratie, der gegenüber sie durch ihre bisherige Haltung und nicht unverschuldet (!) eingetretenen Notlagen jede Stoßkraft eingebüßt hat. — So zu lesen in einem nationalliberalen Blatte, das ferner feststellt, daß der Abbröckelungsprozeß in beängstigendem Maße fortdauert.

Und dies ist tatsächlich der Fall! Der Karlsruher jungliberale Verein hat sich jüngst wieder mit aller Offenheit dahin ausgesprochen, daß es dem Zentrum gegenüber nur ein „sicheres" Mittel gebe, das sei die bewährte Großblockpolitik. Die Sozialdemokraten wurden als „wertvolle Bundesgenossen" (!) und „schätzenswerte Leute" bezeichnet. Wer wird sich da noch wundern, wenn die roten „Brüder" immer üppiger werden? Der sozialdemokratische „Volksfreund" verzeichnete diese Kundgebung mit behaglichem Schmunzeln und gibt die treffende Antwort: „Wir möchten nur wünschen, daß die Jungliberalen ebenso wertvolle Bundesgenossen wären; aber gerade in wirtschaftlicher Beziehung versagen die Jungliberalen ebenso, wie ihre politischen Vettern, die Nationalliberalen."

Während so mit Zuckerbrot und, wenn nötig, mit der Peitsche die Nationalliberalen von den Sozialdemokraten links getrieben werden — die Absicht liegt ja klar zutage — gehen die Linksliberalen — mit Erfolg — im nationalliberalen Teiche fischen. Der „liberale Zusammenschluß" macht immer größere Fortschritte, die Kosten tragen die Nationalliberalen. So wurden kürzlich in Offenburg die Nationalliberalen zu einer demokratischen Versammlung eingeladen und ihnen hinterher die Einzeichnungsliste zur Mitgliedschaft präsentiert. In Achern (bei Offenburg) wurde eine Firmenänderung des nationalliberalen Vereins in einem liberalen „Volksverein" vorgenommen — eine Nachahmung des Volksvereins für das kath. Deutschland — und in Baden-Baden gründeten die Liberalen (Jungliberale, Nationalliberale, Demokraten und Freisinnige) einen „gesamtliberalen" Volksverein. Die Patenrede hielt ein sehr weit linksstehender Demokrat, der den Reichs-Bülowblock in den Orkus wünschte, dafür den Großblock nach badischem Muster empfahl. So verblaßt das nationalliberale Parteischild immer mehr und nimmt stetig ein grelleres und kräftigeres Rot an. Die jungliberalen „Bad. Nachrichten" in Achern konstatieren auch bereits, daß die Sozialdemokratie den ernstlichen Willen gezeigt habe, an der Spitze der bürgerlichen Linken gegen die vereinigte Reaktion anzukämpfen. Also der Liberalismus unter sozialdemokratischer Führung!!

Die nationalliberale „Konstanzer Ztg.", der gute Verbindungen mit dem neuen Minister des Innern nachgesagt werden, gibt sich zurzeit auch alle erdenkliche Mühe, zur Selbstbesinnung und Selbständigkeit der Nationalliberalen aufzurufen, sich nicht herzugeben zu einem allgemeinen „öl- und gewürzlosen Parteisalat" (wie in Baden-Baden), sondern das „glanzvolle Vergangene" aufs neue zu erwerben. Es sei wirklich bedrückend, immer und immer wieder hören zu müssen, daß nur in Anlehnung des Linksliberalismus des Nationalliberalismus Heil wieder erstehe. Nicht rechts wolle auch sie, aber Selbständigkeit und Besinnung auf sich selbst, ohne die die nationalliberale Partei zugrunde gehe.

Der Amtsverkündiger in der schönen Constantia wird seine Partei vor diesem Schicksal nicht bewahren können. Er kommt mit seinen Warnungsrufen zu spät! 1905 machte auch die „Konst. Ztg." den Großblockrummel in seligem Entzücken mit. Dort wäre die Warnungstafel: Halt vor dem Absturz! angebracht gewesen. Die Blockspekulation der Nationalliberalen war eine verfehlte; sie sind zwischen die Blockmühlsteine geraten und langsam, aber sicher erfüllt sich ihr selbstverschuldetes Schicksal. Nach rechts sind alle Brücken abgebrochen und der ministerielle Traum sowie der „neue Kurs", der zweifellos eine „konservativ-liberale" Paarung anstrebt, ist in Baden ein Ding der Unmöglichkeit.

Militärausgleich mit Ungarn.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Das Streben der unter Kossuths Kommando stehenden magyarischen Koalition geht bekanntlich dahin, Ungarn ganz von Oesterreich loszureißen und einen magyarischen Nationalstaat zu gründen. Jedes Mittel dazu ist ihnen recht und jede Gelegenheit willkommen. Wenn irgend eine Krisiswolke auftaucht, wird sie benutzt, um von der Krone „nationale" Zugeständnisse zu erpressen; natürlich nicht zugunsten der nichtmagyarischen Mehrheit der Bevölkerung, sondern zugunsten der magyarischen Minderheit. Und alle nationale Zugeständnisse sollen zunächst die Deutschen, Slawen, Rumänen magyarisieren. In der Schule fängt die Zwangsmagyarisierung an, in der Armee wird sie fortgesetzt. Dazu soll die magyarische Befehlssprache auch in jenen Regimentern der gemeinsamen Armee eingeführt werden, welche sich in Ungarn rekrutieren und in Ungarn stationiert sind. Wohin es führen muß, wenn die einheitliche Kommandosprache beseitigt wird, liegt auf der Hand: Zerreißung des Heeres in zwei Teile, die des gemeinsamen Kommandos entbehren. Und daß auf die Zweiteilung des Heeres eine völlige Zerreißung des Reiches folgen muß, sieht jeder ein. Darum auch der bis jetzt unbeugsame Widerstand des Kaisers gegen alles Drängen der Kossuth-Koalition und darum die Zähigkeit, mit welcher der österreichische Reichsrat sich gegen Zugeständnisse an die Magyaren sträubt.

Schon vor Jahren erhoben die Magyaren die Forderung der „nationalen" Kommandosprache. Da bei den slawischen und magyarischen Regimentern, welche ihre nationale Regimentssprache zum Verkehre der Offiziere mit den Mannschaften haben, kaum 80 deutsche Kommandoworte im Gebrauch sind, so sieht man leicht ein, daß von einer Germanisation durch die Armee bei einem vernünftigen Menschen nicht die Rede sein kann. Die liberale Partei Tiszas

Digitized by Google

versuchte, einen Kompromiß mit der Krone herbeizuführen, stürzte darüber und die Koalition begann den Kampf mit der Krone. Im April 1906 kam der bekannte Pakt zustande, nach welchem sich die Koalition verpflichtete, ihre nationalen Forderungen zurückzustellen und das allgemeine Wahlrecht einzuführen, während die Krone zugab, daß die Erhöhung des Rekrutenkontingentes dem neuen Reichstage des allgemeinen Wahlrechtes vorbehalten bleiben solle. Die gemeinsame Regierung behauptete nun, daß der Ausbau der Wehrmacht nicht länger hinausgeschoben werden dürfe. „Die Armee verdorrt", seufzte Reichskriegsminister FZM. Schönaich in der österreichischen Delegation. Das wissen auch die Magyaren sehr gut und darum setzten sie bei diesem Punkte wieder ihren Erpressungshebel an. Ein magyarischer Politiker gestand unumwunden ein: „Was wir anstreben, können wir nur unter Franz Josef erreichen", und da unser Kaiser im hohen Greisenalter steht, so setzen die Magyaren alle Hebel an, um *jetzt* — vor allem vor der ihnen aufgetragenen Wahlreform — ihr Ziel zu erreichen. Würden sie, so rechnen sie, nationale Zugeständnisse in Heeresfragen erzielen, so könnten sie mit einer solchen „Errungenschaft" auch beim allgemeinen Wahlrecht siegesgewiß in den Wahlkampf ziehen.

Und schon hatte es den Anschein, als ob die Magyaren auch in der Heeresfrage ihren Willen durchsetzen sollten. Da riß die „Reichspost", welche von allen Wiener Blättern am konsequentesten den großösterreichischen Standpunkt vertritt, mit kühnem Griff den Schleier entzwei, mit dem man die Packeleien zwischen der gemeinsamen Regierung und den Magyaren zu verhüllen bemüht war. Die konservativen Herrenhausmitglieder verbanden sich mit den christlich-sozialen Abgeordneten in der österreichischen Delegation und diese Koalition bekämpften mit rücksichtsloser Entschiedenheit die geheimen Abmachungen mit den Magyaren. Die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhne sollte der Schacherpreis für nationale Zugeständnisse werden, dem ist jetzt ein Riegel vorgeschoben worden, den Baron Aehrenthal und FZM. Schönaich nur wegschieben können, wenn sie wortbrüchig werden und verschwinden wollen.

Im Mai werden die Magyaren die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhne bewilligen *müssen*. Inzwischen stellt die Heeresleitung ein Programm für ein neues Wehrgesetz zusammen, welches der Uebergang zu zweijähriger Dienstzeit werden soll. Vor allem soll die Artillerie reorganisiert, die Festungsartillerie vermehrt und eine Gebirgsartillerie formiert werden. Das verlangt für das *gemeinsame* Heer eine Erhöhung des Rekrutenkontingents um 22,000 Mann, bei der österreichischen Landwehr um 4740, bei der Honved um 3000 und bei den Tiroler Landesschützen um 730 Mann, so daß sich das gesamte Kontingent der Landwehr auf 19,420 Mann stellen würde. Dieses betrug bis 1903 10,000 Mann, seither 14,500 Mann. Sollte diese Erhöhung, auf welche Ungarn keinen Einfluß ausübt, nicht zustande kommen, so müßte bei der Landwehr die dreijährige Dienstzeit statt der bisherigen zweijährigen eingeführt werden. Unsere Landwehr ist der einzige Teil der österreichischen Wehrmacht, welcher in den letzten Jahren eine Ausgestaltung erfahren hat, während bei der gemeinsamen Armee die Magyaren jede Ausgestaltung unmöglich machten. Heer und Kriegsmarine stehen noch immer auf der Kontingentshöhe von 1869: 103,100 Mann, von denen 59,014 auf Oesterreich, 44,086 auf Ungarn entfallen. Die vom österreichischen Reichsrate bewilligte Erhöhung mußte bekanntlich rückgängig gemacht werden, weil sie im ungarischen Reichstage obstruiert wurde. Man darf sich daher wohl nicht wundern, wenn in der österreichischen Delegation der Plan auftauchte, es solle unsere treffliche Landwehr, welche trotz ihrer nur zweijährigen Dienstzeit der gemeinsamen Armee vollkommen ebenbürtig ist, unter gleichzeitiger Einführung der Invaliditätsversicherung für alte Landwehristen zu einer (zweiten) österreichischen Armee ausgestaltet werden, damit wir, falls es 1917 tatsächlich zu einer Zweiteilung der Monarchie käme, den Grundstock für eine von Ungarn ganz unabhängige Armee schon hätten. Einstweilen ist an die Realisierung dieses Planes nicht zu denken, das wäre ja ein Keileintreiben in die Heeresgemeinsamkeit, das den Magyaren willkommenste Mittel zum Heeresdualismus, zur vollständigen Zerreißung der Monarchie.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Gedanken über Afrikas Zukunft.

Von

P. Cyrillus Wehrmeister, O. S. B.

Ueber die Zukunft Afrikas läßt sich kaum etwas Sicheres sagen, zumal für Afrika das Sprichwort gilt: Es kommt alles anders als man denkt. Aber Gedanken lassen sich doch darüber machen und ein denkender Mensch denkt auch voraus.

Afrika hat aufgehört ein dunkler Erdteil zu sein. Man vergleiche nur eine Karte dieses Landes aus den sechziger Jahren mit einer neuen. Damals war außer den Küstengebieten fast alles weiß und heute gibt es kaum mehr ein Fleckchen, das nicht kartographisch aufgenommen ist. Das Dampfroß eilt über ehemals verlassene Steppen und über mächtige Brücken und auf den großen Seen des Innern verkehren die Dampfschiffe fast so regelmäßig wie an unseren heimischen Gestaden. Das Land ist verteilt und nun was jetzt?

Der Weiße will das Land für sich, will seine Schätze heben und auch, wenn möglich, eine neue Heimat suchen. Ueberall da, wo das Klima ihm das Leben ermöglicht, wird das Land in absehbarer Zeit in der Hand von Weißen sein, es wird sich Handel und Verkehr entwickeln wie in Europa. Freilich nicht ganz so. Manches wird afrikanisch bleiben müssen. Das Land erfordert eine nüchterne Lebensweise, ruhiges Blut und starke Nerven; nicht jeder kann darüber verfügen und wer es nicht kann, den wirft das Land früher oder später wieder aus oder es verschlingt ihn.

Niemals wird man der Neger bei der Arbeit entbehren können: denn dieselbe Arbeitsleistung wie in Europa ist für einen Weißen auf die Dauer unmöglich. Darum entsteht die brennendste Frage: Was wird mit den Eingeborenen geschehen? Sie werden nicht so wie die Indianer in Amerika einfach in die Ecke gedrückt und etwa auf die unfruchtbaren Wüsteneien wie auf Reservationen angesiedelt werden können, sondern man will sie und muß sie als Arbeitskräfte gewinnen. Darüber herrscht in Kolonialkreisen kein Zweifel, im Gegenteil denkt man viel zu einseitig an ihre Ausnützung als Arbeitskraft. Man fragt sich nur: wie nütze ich ihn am besten aus, und mancher denkt wohl auch mit Wehmut an die vergangenen Zeiten, wo die Pflanzer ihre Felder sehr billig durch Sklaven bearbeiten lassen konnten. Anderseits kann man es auch einem Pflanzer nicht verargen, daß er Arbeiter erzwingen will, wenn die Arbeit eben drängt und er auch um Lohn keinen Arbeiter gewinnen kann.

Schulbildung der Neger hilft diesem Mangel sicher nicht ab, denn je mehr Kenntnisse sie zu besitzen glauben, um so weniger Lust zur Arbeit haben sie, es ist ja auch in vielen Fällen in Europa so. Man sieht sich darum nach Zwangsmitteln um und wünscht, die Neger müßten gezwungen werden, eine bestimmte Zeit zu arbeiten. Gezwungen gegen Lohn oder ohne Lohn? das ist die weitere Frage. Eine höhere Besteuerung zwingt allerdings zu mehr Arbeit, ist aber nicht gerecht, wie überhaupt Arbeitszwang zugunsten anderer. Ihm aber Lohn und Reichtum aufdrängen, ihm Bedürfnisse anerziehen, damit er Arbeit sucht, ist ebenso verfehlt, wie seinen Geist mit allen Errungenschaften der Kultur auf einmal zu beglücken.

Sehr leicht ist die Frage allerdings nicht. Zunächst wird man sich hüten müssen, seine Anforderung an Negerarbeit zu hoch zu schrauben und darf nicht erwarten, daß der Neger das ganze Jahr von früh bis spät angestrengt arbeite; dazu hat er weder die physische noch moralische Fähigkeit, wenigstens die erste Generation nicht. Wenn sich in ihm das Gefühl geltend macht, daß er als Sklave behandelt wird, dann bildet sich auch Sklavensinn in ihm aus, Stumpfsinn, tierische Selbstsucht und Auflehnung. Ohne Wahrung seines peinlichen Gerechtigkeitsgefühls ist an eine planmäßige Erziehung des Negers überhaupt nicht zu denken.

Wenn man ihm aber Lohn für zwangsmäßig gelieferte Arbeit aufdrängt, was fängt er damit an? Seine Bedürfnisse sind bald befriedigt und den anderen Teil wird er vertändeln, verlieren und wegwerfen.

Man wird sich auf den Standpunkt eines gütigen Herrn stellen müssen. Eines „*gütigen*", d. h. der Neger muß fühlen, daß man es gut mit ihm meint; das fühlt er auch bald und damit gewinnt er Vertrauen, auf dem man fußen kann. Der Neger wird dann anhänglich und treu wie ein Kind. Aber immerhin auf dem Standpunkt eines *Herrn*; denn der Neger ist noch unerzogen und hat dringend Führung nötig. Mit

Digitized by Google

übermäßiger Humanität und Sentimentalität kommt man wahrlich nicht weit bei ihm. Sentimentale Güte verachtet er als Schwäche. Kein urwüchsiges Naturvolk ist sentimental. Auch die christliche Liebe, das höchste Ziel aller Erziehung, liegt nicht im Gefühl, sondern in einem wohlerzogenen, starken Willen. Für die Erziehung der Neger als eines kindlichen Naturvolkes gelten dieselben pädagogischen Grundsätze wie für unsere einheimische Jugend: kluge Berücksichtigung ihrer Verhältnisse, Gerechtigkeit und Geduld, Einheitlichkeit und Konsequenz und — last not least — eigenes Beispiel.

Ueber die innere Kraft des Christentums, speziell der katholischen Religion mit ihrem reichen Gottesdienst und ihren für die Erziehung wie erschaffenen Sakramenten brauche ich hier nicht weiter mich zu verbreiten. Davon, inwieweit es dem Christentum gelingt, seinen Einfluß gegenüber dem heimlich schleichenden Mohammedanismus und dem Heidentum entgegenzutreten und sich siegreich zu behaupten, wird die Zukunft Afrikas abhängen.

In dem Erziehungsplane der Neger wird unter allen Umständen das Christentum eine wichtige Rolle einzunehmen haben und von ihr wird schließlich die Zukunft Afrikas abhängen. Es ist nun zwar nicht zu verwundern, wenn solche, die selbst das Christentum über Bord geworfen haben, von einem Christentum der Neger nicht viel wissen wollen und es kann verhängnisvoll werden, wenn sie diese seine Rolle verkennen. Die christliche Lehre pflanzt dem Neger ein höheres Leben ein, sie setzt ihn gleichsam selbst in ein fruchtbareres Erdreich: in die Erbschaft eines unvergänglichen Erbes im Himmel und im Hinblick darauf wird er sich zu vielem erschwingen können, wozu er sich sonst nicht erschwingen könnte (ebenso wie bei uns).

Man wird dem Neger ferner eine sichere Existenz verschaffen müssen, Hungersnöten vorbeugen, eine rationelle Bewirtschaftung seines eigenen Besitztums lehren und damit Liebe und Freude zur Seßhaftigkeit beibringen müssen. Schiller hat so gern die Idee in seine Gedichte verflochten, daß Seßhaftigkeit und Ackerbau die Grundlage jeder Kultur gewesen sei. Warum sollte das bei den Negern anders sein?

Aber wenn man dem Neger etwas nachdrücklich zu seinem Besten verhilft, warum sollte man dann nicht auch dem Haupthindernis für den Eingang der christlichen Lehre, der Vielweiberei, einen Damm entgegensetzen? Wäre das gegen Sitte und Regel der Neger, aber sie zur Arbeit zwingen nicht? Man könnte z. B. für jede Mehrzahl von Frauen eine gewisse Steuer erheben.

Vorstehendes war längst geschrieben, als mir die jüngsten Reichstagsreden Dernburgs und Erzbergers zu Gesicht kamen. Die Rede des Staatssekretärs hat mich äußerst sympathisch berührt; von den Anregungen des Herrn Erzberger schien mir besonders wichtig der Wunsch nach moralischer Unterstützung der Missionen. Als das Christentum in unserer deutschen Heimat eingeführt wurde, da waren die Kaiser mächtige Förderer der Missionen, und es ist schwer auszurechnen, wie die Missionäre damals ohne diese Förderung fertig geworden wären. So wenig äußerer Zwang in der Missionierung am Platze ist, der ja in früheren Jahrhunderten auch bisweilen praktiziert wurde, so wichtig ist auch, daß die Träger von Kreuz und Schwert einträchtig zusammenarbeiten. Hierzu ist zuerst guter Wille auf beiden Seiten nötig, der über zahlreiche Schwierigkeiten besser hinweghilft als manche Bestimmung. Das Christentum bei den Negern in Mißkredit zu bringen und so die Missionsarbeit zu untergraben, wäre für „einen, der Macht hat", doch auch für einen solchen, der keine hat, keine Kunst, aber auch kein Heldenstück. Das Liebäugeln mit dem Islam dürfte für das Vaterland ebensowenig Gewinn bringen wie dem Christentum.

Mein Kind.

Dein Auge gleicht dem Sterne
So mild und rein;
Wie oft, — ach wie so gerne
Schau ich hinein!
Draus strahlt der Unschuld Reine
So engelgleich.
Wie wird bei ihrem Scheine
Das Herz mir weich! — —
O Gott, in deinem Himmel
Erhör' mein Fleh'n:
Laß es im Weltgetümmel
Nicht untergeh'n!

Fritz Theissen.

Ein Buch über modernstes Christentum.

Von

Dr. J. Holzner.

Der Kampf um die religiösen Grundprobleme hält seit geraumer Zeit alle irgendwie religiös interessierten Geister in Atem. Nicht um ein einzelnes Dogma handelt es sich. Die ganze bisherige Auffassung des Christentums ist zum Problem geworden. Es kommt darauf hinaus, ob ein neues religiöses Zeitalter mit neuen religiösen Grundbegriffen und Orientierungen anbrechen soll. Der moderne Geist im Gewand der Kant-Schleiermacherschen Religionsphilosophie pocht an die Kirchenpforte. Er will getauft werden, aber ohne Verpflichtung auf das Credo! Selten war der Wogengang der religiösen Kämpfe ein so stürmischer wie im verflossenen Jahre. Da hat Pius X. in seiner großzügigen Enzyklika weithin sichtbar ein Fanal errichtet, das die ganze Situation erhellt. Und nun kommen von verschiedenen Seiten die kleineren Scheinwerfer, um bald diesen, bald jenen Punkt des ausgedehnten Kampffeldes zu beleuchten.

So begrüßen wir u. a. auch die neueste, bereits in 2. Ausgabe erschienene Schrift des bekannten Freiburger Apologeten Prof. Karl Braig: „Modernstes Christentum und moderne Religionspsychologie". (Herder 1907, 150 S., 4 M. Der Preis ist, wie bei Herder häufig, leider zu hoch gegriffen!) Das Buch enthält zwei akademische Arbeiten: Die letzte Prorektoratsrede des Verfassers, „Das Dogma des jüngsten Christentums", und die Festschrift zum 81. Geburtstag des Großherzogs Friedrich I. von Baden über „den Ursprung der religiösen Vorstellungen und die Phantasie". Beide Arbeiten gehen zwar zeitlich der Enzyklika voraus, behandeln aber in ihrem Geiste mit großer Erudition die philosophischen Grundlagen des neuesten Religionsbegriffes im Modernismus und gewisse Voraussetzungen dazu in der Religionspsychologie dreier deutscher Philosophen: Feuerbach, Lange und Wundt. Von aktuellem Wert ist namentlich die erste Arbeit. Sie bietet eine gesättigte Darstellung der modernen Immanenzreligion, welche die protestantisch-liberale Theologie mit Hilfe der agnostischen Philosophie Kants und der neueren Bibelkritik als das „Wesen des Christentums", als „das Christentum Christi", als die Reformreligion der Zukunft herausdestilliert hat. Wer weiß, wie schwierig es ist, die in der neuesten Literatur überall wie erratische Blöcke zerstreut herumliegenden Gedanken unserer Modernen in ein System zu bringen, wird dem Verfasser dankbar sein für die hier geleistete, unter einem sorgsam geglätteten Stil verborgene Arbeit. Braigs Kritik an dieser neuesten Fassung des Christentums geht von einem vierfachen Gesichtspunkt aus: inhaltlich ist sie eine humanistische Verwässerung desselben, schon von Strauß und Renan als der „neue Glaube" dem „alten Glauben" gegenübergestellt; geschichtlich hat sie keinen organischen Zusammenhang mit dem ursprünglichen Christentum, sondern höchstens mit abgestorbenen Sondermeinungen der gnostischen Sekten; philosophisch krankt der neue Religionsbegriff an derselben Alogie wie der Gefühlsglaube Kants. Vom apologetisch-theistischen Standpunkt aus ist das jüngste Christentum wegen seines prinzipiellen Verzichtes auf einen theoretischen Gottesbegriff gegen den Monismus hilflos.

Die zweite Arbeit ist eine feine Kritik der Versuche von drei namhaften deutschen Religionsphilosophen, die religiösen Vorstellungen aus den Eingebungen der kranken Phantasie (Feuerbach) oder aus der eine ideale Ergänzung der sinnlichen Welt durch das Uebersinnliche suchenden dichterischen Phantasie (Lange) oder aus der personifizierenden Apperzeption der erfahrungsmäßig kontrollierbaren Phantasie (Wundt) herzuleiten. Feuerbach hätte meines Erachtens diese eingehende Berücksichtigung nicht verdient. Als Religionspsychologie werden doch die auf keiner empirischen Basis ruhende Spekulationen eines Feuerbach ebenso wie die eines Lange heutzutage nicht mehr ernst genommen. Die Veranschaulichung von Langes Denkfehler an der geometrischen Analysis scheint mir mehr geistreich als klar. Um so mehr erfreut einen die prächtige Kritik an Wundts Hypothese. Hier zeigt sich der Noëtiker Braig von seiner besten Seite. Drei Grundfehler der schwersten Art stellt Braig bei Wundt fest: die freischaffende, mythologische Phantasie, welche im Dienste des religiösen Gefühls zwischen der sinnlichen Erscheinungswelt und der sittlichen Welt eine Uebereinstimmung herstellen soll, ist eine willkürliche Konstruktion des Agnostizismus. Wundts „personifizierende Apperzeption", mit deren Hilfe dann die Phantasie nicht etwa bloß „die Einkleidungsformen für das Göttliche" spinnt, sondern das

Digitized by Google

eigene Ich in das Objekt hineinprojiziert, dieses also personifiziert, das Personifizierte vergöttlicht und so mit Verachtung des Kausalprinzips den Inhalt des Göttlichen aus sich frei herausschafft, ist eine logische Ungeheuerlichkeit. Der dritte Grundirrtum bei Wundt ist seine monistische Aktualitätspsychologie, die das Sein der Substanzen aus den substratlosen, substanzerzeugenden Tätigkeiten ableiten will, ähnlich wie sie eine „Gesamt-Aktualität", einen „Gesamtwillen" aus den Einzelwillen hervorgehen läßt.

Wer Braigs geistreiche Art kennt, wird auch bei diesem Buche auf seine Rechnung kommen. Ueberall feinsinnige Anspielungen, überraschende Zusammenhänge. Aber diese espritvolle Ader ist für den Verfasser auch eine Gefahr, der er nicht immer entgangen ist, den Gedankenfluß zu unterbrechen, den Faden nicht mehr dort aufzunehmen, wo er ihn fallen ließ, einen Gedanken nicht bis in seine letzten Konsequenzen fertig zu denken, wegen des umrankenden Beiwerks den Hauptgedanken nicht so plastisch für den Leser herauszuarbeiten, wie er dem Verfasser vorschwebt. Daher auch die übermäßig langen Anmerkungen. In dem Bestreben, alles zu sagen, wird die Darstellung zuweilen etwas überladen.

Aktuell ist vor allem dies: Wer es noch nicht weiß, dem wird es an Braigs Buche klar, daß der vielberufene Modernismus auf deutschem Boden seine stärksten Wurzeln hat. Eine gerade Linie führt von Spinoza über Kant, Schleiermacher, Ritschl, Harnack zu den Modernisten. Der Modernismus hat in romanischen Köpfen nur seine besondere Färbung gewonnen. Protestantische, neukantianische Religionsphilosophie (Aug. Sabatier), irregeleitete Mystik (Tyrrell), religiöse Romantik (Fogazzaro) und historischer Kritizismus (Loisy) haben in ihm eine merkwürdige Mesalliance eingegangen. Häresien kommen überhaupt nur durch illegitime Paarung zustande, so die Gnosis durch eine Paarung des Christentums mit dem Hellinismus. Bei der französischen und italienischen Klarheit des Denkens ist es auch von vornherein unwahrscheinlich, daß eine so verschwommene Immanenztheologie bodenständiges Produkt dieser Länder sei. Diese „blaue Blume" gedeiht eigentlich nur unter dem deutschen Philosophenhimmel. Schon vor mehreren Jahren hat ein französischer Jesuit in zwei Broschüren auf die „infiltrations Kantianes" hingewiesen. Woher es nun kommt, daß der Modernismus gerade in Frankreich und Italien so aufgeschossen ist, daß die deutsche protestantische Literatur gerade in den Köpfen der jungen Theologen jener Länder, in denen die spekulative Theologie so einseitig vorherrscht, so viel Unheil angerichtet hat? Prof. Ehrhard begründet es mit der „geistigen Unterernährung" in theologischen Bildungsanstalten romanischer Länder. Ich möchte mir das garstige Wort nicht aneignen. Denn man könnte den Hieb zurückgeben und sagen, die „geistige Ueberernährung" mit unverdauten Fachkenntnissen ohne fundamentale Durchbildung, wie sie anderswo unter dem Monde herrscht, führe zum gleichen Ziel. Indessen etwas Wahres ist daran. Ich erinnere mich noch lebhaft des niederschlagenden Eindruckes, als ich zum erstenmal die Bibliothek eines italienischen Diözesanseminars betrat. Aus den öden Bücherregalen sahen einige verschämte Kompendien melancholisch herab, und wenn nicht kurz zuvor aus dem Nachlaß eines Wohltäters die Kirchenväter von Migne angekommen wären, so wäre der Anblick vollends trostlos gewesen. Das war aber nicht etwa Folge der Bildungsfeindlichkeit, sondern der grenzenlosen Armut, von der wir an der Staatskrippe genährte Deutsche keine Ahnung haben. Freilich, was wunder, wenn nach solcher geistiger Diät bei begabten jungen Leuten die Gier nach der verbotenen Frucht sich doppelt einstellt? Vielleicht darf man auch auf einen sozialen Faktor hinweisen. In solchen Ländern nämlich, wo dem besten Teil des Volkes das politische Kampffeld verschlossen ist, wo die natürlichen Verkehrsadern zwischen Klerus und Volk zum Teil unterbunden sind, wo also das Blut, in seinem gesunden Kreislauf gehemmt, mehr als sonst die Köpfe erhitzt, wo die öffentliche, praktische Tätigkeit der Geistlichen wie in Frankreich solange von oben beargwöhnt wurde, werden sich da nicht selbstverständlich die regsameren Geister auf inner-religiösem wissenschaftlichen Gebiete Luft machen? Irgendwo müssen sich die Geister austoben! Nur daß auf theoretischem Gebiete die Verirrungen gefährlicher sind, während das soziale praktische Leben in sich selbst das Korrektiv trägt.

Noch einen naheliegenden Schlußgedanken, wenn er auch über den Rahmen einer Besprechung hinausgreift! Wir dürfen solch breite Strömungen, wie sie der Modernismus darstellt, nicht einfach damit abtun, daß wir sagen: Es ist Häresie! Also caveto! Gewiß ist es Häresie, — das öffentlich festgelegt zu haben, ist das große Verdienst der letzten Enzyklika — aber es wäre ohne Gewinn für die Kirche, die Häresie bloß als moralische Schuld ihrer Urheber zu würdigen. Wie im physischen Leben, so tritt auch im Geistesleben nichts ohne hinreichende Ursache auf. Wie die Offenbarungswahrheiten nicht ex abrupto direkt vom Himmel gefallen sind ohne Anknüpfung und Vorbereitung, so hat auch jede Irrlehre, die in der Kirche aufgetreten ist, ihre natürlichen Faktoren, ihre Voraussetzungen und, ohne daß sie es will oder weiß, eine gottgewollte Bestimmung. Diese aber erreicht sie nur dann, wenn man sie nicht bloß unter dem dogmatisch-moralischen Gesichtspunkt der Rechtgläubigkeit, sondern auch vom pragmatischen Standpunkt aus betrachtet, kurz, wenn man aus der Kirchengeschichte lernt. Es läge wenig Nutzen darin, solche Geistesströmungen lediglich als Werk des Lügengeistes hinzustellen, ohne nachzudenken, ob nicht vielleicht zeitgeschichtliche Faktoren, Mißstände und Mängel im kirchlichen Leben, im Lehrbetrieb der theologischen Wissenschaften, zu starke Veräußerlichung des religiöseu Lebens u. a. vorhanden sind und an diese Mängel der Lügengeist angeknüpft hat. Bestand nicht lange Zeit die theologische Vorbildung hüben mehr in Juxtaposition von positiven Kenntnissen, drüben in bloßer Repristination der Scholastik? „Frage nicht, was besser sei!" Das Ideal Leos XIII. ist vielleicht noch nirgends, außer in Löwen, erreicht. Die Zeitdiagnose durch die letzte Enzyklika ist wertvoll; aber erst, wenn die Quellen und Voraussetzungen des Modernismus richtig erkannt sind, wird eine dauernde Blutreinigung möglich sein. Mögen unterdessen ähnliche Schriften wie die oben besprochene von Prof. Braig, wie Dr. Decurtius' „Brief an einen jungen Freund" in der Monatsschrift für christliche Sozialreform, wie Meyenbergs Artikelserien in der „Schweizerischen Kirchenzeitung" weitere Klärungen bringen! Aus Braigs Arbeit geht jedenfalls dies hervor: Gefühl, Phantasie und eine nicht an fixen Punkten orientierte Kritik sind schlechte Ratgeberinnen und blinde Führerinnen in Sachen der Religion. Caeci sunt et duces caecorum!

Ehebruch und dessen Strafverfolgung.

Von einem ostpreußischen Landwehroffizier.

Nachdem besonders die „Augsburger Postzeitung", die „Germania" und andere Zentrumsblätter, aber auch die „Frankfurter Zeitung", in verdienstvoller Weise geholfen haben, die Flut von Seifenbrühe, welche zum Reinwaschen der schuldigen Teile der Allensteiner sogen. Tragödie verschwendet worden war, einzudämmen, ist es nun noch notwendig, einer Anregung folgend, auf den Schlußabsatz des Artikels „Offizierstragödien" in Nr. 11 zurückzukommen. Wir wollen ihn vom rechtlichen Standpunkt beleuchten und seiner subjektiven Schärfen entkleiden.

Daß der Ehebruch auf ehrenrechtlichem Wege leider nur selten strafbar ist, setzt man als allgemein bekannt voraus, wenigstens kenne auch ich hierüber kein Ehrengesetz. Dieselbe Auffassung kennzeichnet Ernst Graf Reventlow in einem auch heute noch beachtenswerten Artikel in „Hardens Zukunft" vom 20. Februar 1904.

Unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch bedroht in dem wenig bekannten und noch weniger zur Anwendung kommenden § 172 den Ehebrecher nur dann auf Antrag hin mit Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten, wenn die Ehe wegen des Ehebruches geschieden worden ist. Dringend wünschenswert wäre daher auch die Aufnahme des Ehebruchs als Strafverschärfungsgrund beim Zweikampf durch Einsetzung von Gefängnisstrafe statt Festungshaft gegen den schuldigen Teil.

Macht man nun dem Kommandeur der Allensteiner Dragoner den Vorwurf, er habe zu Unrecht den Antrag des Majors von Schönebeck auf Ehescheidung nicht gebilligt, so war es dem Verfasser darum zu tun, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den neuzeitlichen Unterlassungsfällen des Dragonerkommandeurs und des Kommandeurs des Regiments der Gardes du Corps festzustellen. Beide haben doch nach allem, was bisher unwidersprochen durch die Zeitungen bekannt geworden ist, den § 147 Militärstrafgesetzbuch, den Pflichten-Kodex des militärischen Staatsanwalts, ganz außer acht gelassen. Vergleiche hierüber „Germania" Nr. 63. Wer die Entwicklung solcher Ehebruchsaffären von der ersten Vermutung

Digitized by Google

bis zum bestimmt geäußerten Verdachte und dem darauffolgenden scharfen Krache verfolgt hat, der weiß, wie nur der Regimentskommandeur durch rechtzeitiges Einschreiten und durch rücksichtslose Trennung der einzelnen Teile den Unschuldigen aus seiner fürchterlichen Zwangslage befreien kann. Unberührt bleibt bei all unseren Ueberlegungen die unumstößliche katholische Ueberzeugung von der kirchlichen Unlösbarkeit der Ehe; es handelt sich hier nur um die gerichtliche Scheidung im Sinne des § 172. Man frage sich doch nur ernstlich, um wieviel glimpflicher die Fälle Lynar und Goeben für das Ansehen des Offizierstandes verlaufen wären, falls die Kommandeure im Sinne des § 147 Militärstrafgesetzbuches rechtzeitig eingegriffen hätten! Im Vorausfehen, Vorausfühlen und Vorauswirken besteht der Haupteinfluß des Leiters eines Offizierkorps. Schwer mag es auch tüchtigen Kommandeuren, wie einem Grafen von der Groeben und Frhrn. von Richthofen, heutzutage sein, aber doch nicht unmöglich, solchen Katastrophen im Offizierkorps verantwortungsfreudig vorzubeugen. Und verzweifelt hart liegt in drei bekannten Fällen des letzten Jahres beim entdeckten Ehebruche die Wahl zwischen Zweikampf — Selbstmord und Fahnenflucht. Wer will noch angesichts solcher Tatsachen die fürchterliche Zwangslage „aller" Beteiligten leugnen! Die Kunst zu urteilen, zu redigieren und auch zu regieren besteht in der Fähigkeit, das Subjektive vom Objektiven zu trennen. Wir beurteilen nur noch die Tat mit ihren Folgen und nicht die Täter. Das sollte man sich auch in den chemischen Waschanstalten für moderne Gebrechen und Verbrechen aller Stände und alle Berufsarten merken. Noch nie hat man versucht, auf dem Wege der Mohrenwäsche das gesunde Recht, Sittlichkeits- und Religionsempfinden so zu erweichen, wie im Falle Allenstein. In dieser Hinsicht war der Artikel in Nr. 11 als logisch scharf mit Genugtuung zu lesen. Wenn man seinen Anregungen folgte, würde in Zukunft viel Trauriges verhindert werden können.

Lang, lang ist's her.

Skizze von K. v. Ilmenau.

Wir gingen durch den Wald. Langsam und gewunden zog sich der Pfad den Berg hinan. Rascher ging der Atem und unruhiger pochte das Herz. Wir waren in Gedanken und darum schwiegen wir.

Er war mein Bruder. Ich schaute zu ihm hinüber. Ein heller Schein lag auf seinem Gesicht. Ja, er war glücklich. Er hatte eine sichere Stellung und eine schöne Braut — und ich? Nun, ich war jung, und die Welt stand mir offen. So meinte ich wenigstens damals.

Endlich waren wir am Ziel. Ein kleines Häuschen im Walde, von wildem Wein umrankt, lachte uns entgegen. Freudig kam seine Braut herausgeeilt und sie küßten sich. Ich fühlte mich überflüssig. Eine kleine Laube stand hinter dem Häuschen. Da saß ihre Schwester. Ich hatte sie nie gesehen, aber ich erkannte sie gleich. Magnetisch zog es mich zu ihr hin. Wir sprachen nicht viel, wir hatten genug an unserer Nähe. Es war, als kännten wir uns schon längst. Auch über mich kam das Glück. Ich wußte selbst nicht, wie es kam — unsere Lippen fanden sich zum Kusse. Sie hatte noch nie geküßt, ich fühlte es.

Fast jeden Tag saßen wir jetzt beisammen in der Laube und sie sang mit ihrer leisen, sanften Stimme. Sie war so still, so sinnig. Es waren schöne Stunden. —

So verging der Sommer und ich mußte scheiden. Eine Träne schimmerte in ihrem Auge und ihre Lippen bebten leise; da küßte ich sie wieder. Sie liebte mich, das ward mir klar. Doch ward mir so weh' ums Herz, ich wußte nicht warum.

Im Frühling kam ich wieder. Sie war ganz anders als vorher; sie lachte und scherzte, aber sie sang nicht mehr. Sie war mir fremd geworden.

Nur einmal noch sah ich sie wie früher; sie sang: „Lang, lang ist's her". Das hatte sie noch nie gesungen. Sie weinte und ich küßte sie wieder.

Da erfuhr ich es; sie war mit einem anderen verlobt. Warum? — Ich fragte nicht. — Ich habe sie nicht wieder gesehen. — —

Der Abendwind streicht mir kühl über den Scheitel. Mich fröstelt. Ich bin alt und einsam geworden in jungen Jahren. Das hat sie getan. — „Lang, lang ist's her."

Der letzte deutsche Florentiner.

Von

M. Herbert.

In Köln starb in voriger Woche Johannes Fastenrath. Sein Begräbnis war ein fürstliches. Gekrönte Häupter weinten an seinem Sarge. Aber auch andere weinten um ihn, schlichte Leute der Feder, in deren Leben er die Blumen der Anerkennung trug — das Licht neidloser Güte.

Selbst vom Glück gesegnet, fern von Not und Leid wollte er Glück spenden. Selbst ein Liebhaber der Schönheit — baute er der Schönheit einen Thron. Was edel und groß war, liebte und verstand er. Seine Begeisterung für das Edle, das vornehm Menschliche, Gute und Wahre, war eine große, helle Flamme. Tausende haben sich daran die Hände und die Herzen gewärmt.

Seine Liebe galt Spanien und Deutschland, er hat diese Länder durch ein Band des Verständnisses einander näher gebracht. Er beherrschte das Spanische wie das Deutsche. Er hat unsere Klassiker ins Spanische übersetzt — ihren Namen im spanischen Volke bekannt gemacht. Das war das Verdienst des Gelehrten, des Literarhistorikers.

Das Werk des Aestheten, des Schönheitskundigen, des Idealisten waren die Blumenspiele in Köln, das Werk eines Mediceers, eines kunstliebenden Florentiners. Mag sein, daß die Blumenspiele nicht ganz das geworden sind, was sie sollten, mag sein, daß unter dem Gepränge großer Namen und offizieller Toaste, der geistige Inhalt — zuweilen — gelitten hat, alles Menschliche hat seine Schwächen — aber es bleibt das unbestreitbare Verdienst Fastenraths, daß er es verstanden hat, mitten in einer Zeit nüchternster Prosa, unerbittlicher Selbstsucht, mitten in einer Zeit des Kampfes ums Brot eine so ganz dem Idealen und Geistigen dienende poetische Feier zu veranstalten. Es lag ein unvergeßlicher Glanz über diese provencalischen Feste mit ihrer Blumenkönigin, ihren Meeren von duftenden Blüten, ihren schönen Frauen, ihren Liedern und Fanfaren, ihrer Preisausteilung an die Sänger der Liebe, des Glaubens, des Vaterlands.

Es lag auch ein unvergeßlicher Glanz auf jenen so herrlich geschmückten Räumen des Fastenrathschen schier fürstlichen Heims, das er so gerne seinen Gästen öffnete.

In diesem Heim war alles geehrt, das edel und schön war. Da stand die Büste der Droste an hervorragendem Platze. Da streifte das Auge über Bilder und Miniaturen, über kostbare Erinnerungen an Spaniens uralte Kultur.

Ich sah bei Fastenrath unter anderen Schätzen auch eine Handschrift der hl. Theresia.

Das Haus enthielt eine Riesenbibliothek, eine grandiose Sammlung alles Wunderbaren, Interessanten. Es ist in Wahrheit ein Mediceerheim. Selten hat ein Mensch mit seinem enormen Reichtum soviel Glanz in das Leben anderer gestreut, als Fastenrath es tat. Er war eine großmütige, eine expansive Natur. Er scheute weder das gute Wort, noch die gute Tat. Die Enttäuschung legte er mit philosophischem Lächeln beiseite.

Die große Liebe, welche bei seinem Tode im Herzen so vieler aufflammte, war nur der Widerschein seiner eigenen Menschenliebe. Er hatte ein warmes, ein nie ermüdendes, ein begeistertes Herz.

Ach, von wie vielen kann man das heute sagen? Deshalb ist sein Verlust ein so erschütternder, ja ein unersetzlicher. Deshalb wird er von denen nie vergessen werden, die sich einmal an dem gewaltigen Elemente seines Lebensfeuers erwärmen durften.

Schon wieder.

Ich habe schon wieder ein Liedlein gemacht,
Das war im wohlduftigen Walde.
Die Vöglein haben mir's zugesagt
Und die Blumen an Rain und Halde.

Ich habe schon wieder ein Liedlein gemacht,
Nun bin ich froh und voll Friede.
Was je ich geduldet, gedacht und gelacht,
Verstreut ich, versang ich im Liede.

Karl Jünger.

Digitized by Google

Münchener Kunst.

Einer Bereicherung wichtigster Art dürfen unsere staatlichen Sammlungen sich erfreuen. Die Nichte Adolfs von Menzel, Fräulein Margarete Krigar-Menzel, hat den Graphischen Sammlungen und der Neuen Pinakothek 60 Werke ihres Oheims überwiesen. Von diesen sind 14 Gemälde und 50 Zeichnungen. Erstere konnten bisher der Oeffentlichkeit noch nicht zugänglich gemacht werden, und werden daher an dieser Stelle erst bei künftiger Gelegenheit zu besprechen sein; von letzteren sind 44 im zweiten Schausaale der Graphischen Sammlung seit einigen Tagen ausgestellt. Es sind überwiegend Bleistiftzeichnungen, einige sind auch in Gouache, in Kreide und in Oel ausgeführt. Eine große Anzahl von ihnen läßt uns Menzels Befähigung nach der Seite der Architekturschilderung bewundern. Wie erklärlich, sind sie zunächst auf malerische Wirkung berechnet, geben aber auch dem Architekten hinlänglichen Begriff von den technischen Eigenschaften der Gegenstände; und auch der Kunstgewerbler wird Stücke, wie z. B. ein schmiedeeisernes Gitter oder den Schalldeckel einer Kanzel nicht ohne Nutzen betrachten. Die Erklärung für diese Erscheinung gibt Menzels Grundsatz, daß Genie und Fleiß sich decken — ein Satz, der für die Beurteilung des Meisters und seiner Art wohl sehr wichtig ist, fürs Allgemeine aber anfechtbar sein dürfte. Von ausgezeichneten Architekturschilderungen nenne ich einen Durchblick zwischen zwei Dorfhäusern, einen Hof mit Schreinerwerkstatt (1892), einen Hof in Würzburg (1892), und ganz besonders den entzückenden Aufgang zu einer Kirche (1894). Sehr abweichend ist die Technik auf einer Gouache-Zeichnung von 1852, die den Blick aus einem dunklen Kreuzgange in das helle Innere einer Kirche darstellt. Auch landschaftliche Studien sind vorhanden, so eine Partie vom Starnberger See und die Gasteiner Berge. Die Hauptsache sind die figürlichen Studien. Eine ganze Menge stellt Einzelheiten von Händen, Füßen und Köpfen dar, sehr viele bieten auch Abgeschlossenes. Darunter die hübsche Charakterschilderung eines älteren Mannes und eines Liebespaares unter dem Titel „Unschlüssig — Schlüssig“ (1903). Ferner eine Studie aus der Kgl. Oper (1873) mit den Bildern Kaiser Wilhelms I. und seiner Gemahlin, gezeichnet auf der Einladungskarte zur Galavorstellung. Prächtig ist auch ein bärtiger Mann in bequemer Haltung (1902), sehr fein eine lesende Frau bei Lampenschein (1882); überaus erfreulich ist das Doppelporträt von Menzels Schwester und ihrer Freundin (1851). Erstere hat er ein anderes Mal auch im Bett liegend dargestellt. Dann verdient das Bild Meissoniers Erwähnung, den Menzel in seinem Gartenatelier in Poissy gezeichnet hat. Ueberaus charakteristisch sind die Schilderungen von Hermann Krigar, Menzels Schwager. Er schildert ihn einmal im Kniestück, den Hut auf dem Kopfe, ein anderes Mal, wie er in Partenkirchen 1859 angekleidet auf dem Bette Siesta hält. Für Menzels Art, die Form aufs schärfste zu beobachten und sie zur Hauptsache seiner Darstellung zu machen, sind alle diese Blätter im höchsten Grade lehrreich.

Dr. Doering (Dachau).

* * *

Die eben eröffnete Frühjahrsausstellung der Sezession zeichnet sich durch so große Vielseitigkeit aus, daß es schwierig ist, in dem an dieser Stelle verfügbaren engen Raume auch nur das Wichtigste flüchtig zu erwähnen. Die Plastik beschränkt sich diesmal auf ganze zwei Stücke. Dafür sind aber die Abteilungen der malenden und zeichnenden Künste um so reichhaltiger bestellt, und vor allem letztere ist es, die der Ausstellung diesmal das besondere Gepräge verleiht. Nicht weniger als dreißig Nummern umfaßt die Sondergruppe Max Liebermannscher Zeichnungen und Radierungen.

Fast zwei Drittel der 376 Nummern umfassenden Ausstellung bestehen aus Gemälden. Auch unter ihnen sind zwei Sondergruppen, von denen weiter die Rede sein wird. Einzelne Werke von Bedeutung schickten u. a. Helene von Beckerath, H. Gröber, Habermann, J. Kühn jun., Nißl, A. Weisgerber. Von Landschaften sind sehr viele vorhanden, unter ihnen eine Fülle geradezu glänzender Leistungen. So von Winternitz, C. Reiser, A. Lamm, R. Pietzsch, H. Pleuer, H. v. Hayek, G. Golovkof und S. Filipkiewicz. — Eine Sondergruppe ist da von Ch. Landenberger, eine andere Sondergruppe ist die von gegen sechzig Werken einiger französischer Meister. Es ist keine leichte Arbeit, sich durch sie durchzufinden, noch weniger, bei sehr vielen die Schönheit zu entdecken. P. Bonnard schildert allerlei Szenen des menschlichen, besonders des großstädtischen Lebens. Bei H. Roussel tritt das Koloristische viel stärker hervor. F. Vallotton zeichnet mit außerordentlicher Kühle und verzichtet vielfach auf naturalistische Durchführung der farbigen Ideen. Aber gerade in diesen Eigenschaften offenbart sich ein großzügiges Element, das der dekorativen Absicht dieser Stücke kräftig zu statten kommt. Dieselbe Kühle der Auffassung ist aber auch seinen Porträts eigen, und diesen fehlt dadurch, so gut sie sonst sind, das eigentliche pulsierende Leben. Endlich Vuillard. Auch seine Stärke liegt im Dekorativen. Sie ist noch bedeutender als die des Vallotton und im Besitze wesentlich anderer Ausdrucksmittel. Man begreift, warum dieser Meister den Franzosen als einer ihrer bedeutendsten modernen Landschafter gilt.

O. Dach.

Die Telegraphie von Bildern.

Von

Ingenieur Redakteur Karl Hänggi, Colmar.

Die Versuche, photographische Bilder mittels des elektrischen Stromes zu übertragen auf weit entfernte Strecken, reichen ziemlich weit zurück. Aber der oft vernommene Ruf: Eureka! verstummte zumeist rasch, wenn es galt, Tatsachen vorzuweisen. Erst dem Münchner Professor Korn war die Lösung des Problems tatsächlich gelungen und zwar handelt es sich hier nicht nur um eine theoretische Lösung, sondern um eine solche, die eventuell in die Praxis eingeführt werden könnte. Professor Korn blieb jedoch mit seiner Lösung nicht allein. Auf ganz anderem Wege als er, ist Ende vorigen Jahres ein junger Franzose namens Bellin ebenfalls zum Ziel gekommen. Es möge im folgenden gezeigt werden, mit welchen Hilfsmitteln beide dazukamen, über Strecken von Tausenden von Kilometern das Bild irgend eines Gegenstandes zu telegraphieren.

Wie beim Fernsprecher durch die Schallwellen in der elektrischen Leitung Stromimpulse hervorgerufen werden, die dann an der Empfängerstation wiederum in Schallwellen umgewandelt werden, so gilt es hier beim Uebertragen von Bildern durch die hellen und dunkeln Stellen derselben regelmäßige Stromschwankungen zu erhalten, die an der Empfängerstation eine Lichtquelle beeinflussen, durch die sodann das Bild auf eine lichtempfindliche Platte aufgezeichnet wird. Professor Korn erreicht dies auf folgende Weise: Das Bild ist auf Film photographiert und wird um einen gläsernen Hohlzylinder gelegt, der in drehend-fortschreitender Bewegung vor dem Lichtpunkt einer Sammellinse durchgeführt wird. Auf diese Weise beleuchtet der Lichtpunkt (konzentriertes Licht einer Nernstlampe) nacheinander beliebig kleine Teile des Bildes; an seinen hellen Stellen, da also, wo der Film durchsichtig ist, wird das Licht in das Innere des Glaszylinders dringen, während es durch die anderen Stellen entsprechend ihrer größern oder geringern Dunkelheit, mehr oder weniger aufgehalten wird. Im Innern des Zylinders trifft aber das Licht auf eine in den elektrischen Stromkreis eingeschaltete Selenzelle, die die Eigenschaft hat, ihren elektrischen Widerstand entsprechend ihrer Belichtung zu ändern. Hell beleuchtetes Selen leitet den elektrischen Strom gut, während unbelichtetes ihm fast absoluten Widerstand bietet. Auf diese Weise erhält man im elektrischen Stromkreise beim Vorbeiführen des Bildes vor dem Lichtpunkt regelmäßige Stromschwankungen, die den hellen und dunkeln Stellen des Bildes genau entsprechen.

Diese Stromschwankungen werden nun dazu benutzt, um an der Empfangsstation eine nach dem Prinzip des Galvanometers gebaute Blendevorrichtung zu betätigen, die das mit konstanter Helligkeit leuchtende Licht einer Nernstlampe genau entsprechend den Stromschwankungen, d. h. also auch entsprechend den hellen und dunkeln Stellen des zu übertragenden Bildes mehr oder weniger abblendet. Das in seiner Helligkeit so veränderliche Licht wird nun durch eine Linse in einen Punkt gesammelt und vor diesem Lichtpunkt ein zylindrisch zusammengerollter, lichtempfindlicher Film vorbeigeführt in genau derselben Weise und mit derselben Geschwindigkeit, wie das zu übertragende Bild am Sender. Auf diese Weise wird durch den Lichtpunkt das Bild auf den Empfänger-Film aufgezeichnet.

Das ist das System von Professor Korn; auf die Schwierigkeiten, die er überwinden mußte speziell in bezug auf die sog. „Trägheit“ des Selen, auf die Schwierigkeiten der Wahl der richtigen Größenverhältnisse usw. kann hier nicht eingegangen werden. Die von ihm erreichte Vollkommenheit der übertragenen Bilder ist an bekannten Veröffentlichungen zu konstatieren.

Auf einem wesentlich anderen Prinzip beruht das System der Bildertelegraphie, das der erst dreißigjährige Franzose Bellin am 19. Dezember vorigen Jahres der Société Française de Photographie in Paris vorführte. Bellin geht von der Tatsache aus, daß eine Bichromat-Gelatineschicht, die zu photographischen Zwecken dem Lichte ausgesetzt war, das Lichtbild sozusagen en relief gibt. Die hellen Stellen desselben sind vertieft, die dunkeln sind erhaben. Von dem telegraphisch zu übertragenden Bild wird eine solche Platte präpariert und zylindrisch aufgerollt. Um nun die Stromimpulse als Träger des Bildes zu erhalten, läßt Bellin einen feinen Stift über die Bildwalze laufen, ähnlich wie beim Phonographen die Tonwalze unter einem Stifte durchläuft. Der Stift ist durch eine geeignete Hebelverbindung mit einem sehr kleinen elektrischen Widerstand in Verbindung, derart, daß entsprechend den Schwingungen des Stiftes auf der Bildwalze, hervorgerufen durch die erhabenen und vertieften (dunkeln und hellen) Stellen ein Kontakt auf dem Widerstand gleitet und so dem Bilde entsprechende Stromschwankungen hervorruft.

An der Empfängerstelle wird durch diese Stromschwankungen ein Spiegel-Oszillator bewegt, der ein Lichtbündel auf eine Glasscheibe projiziert. Diese Glasscheibe ist von links nach rechts verschieden durchsichtig; zwischen völliger Undurchsichtigkeit und völliger Durchsichtigkeit liegen eine Reihe von Zwischenstufen.

Digitized by Google

Je nachdem nun der Stift auf dem zu übertragenden Bild über eine helle oder eine dunkle Stelle streift, wird das Lichtbündel des Oszillators eine helle oder eine dunkle Stelle der Glasplatte passieren. Hinter dieser Glasplatte sammelt eine Linse das so veränderliche Licht in einen Lichtpunkt, der das Bild dann auf einen lichtempfindlichen im selben Sinne wie das Bild bewegten Zylinder aufzeichnet.

Bellin braucht also nicht besondere elektrische Eigenschaften eines Körpers (Selen) wie Professor Korn, sondern alle Elemente seiner Konstruktion sind in der Optik und Elektrotechnik tagtäglich angewandte Dinge, freilich in ungemein kleinen Dimensionen. Das könnte in bezug auf Dauerhaftigkeit in eventuellem praktischem Betrieb sein System als minderwertig gegenüber dem Kornschen erscheinen lassen. Die von Bellin reproduzierten Bilder sind durchweg sehr deutlich; bei den letzten Versuchen in Paris wurden dieselben auf eine Entfernung von 1717 Kilometer übertragen. Es wurde das Leitungsnetz der Telegraphie dazu benutzt.

Daß sich bis jetzt irgend eine Gesellschaft um praktische Verwendung der Erfindungen bemüht hätte, ist uns nicht bekannt.

Vom Büchertisch.

Alexander Halka: „Zaida, das Negermädchen." Volksdrama in fünf Aufzügen. Salzburg, Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität. — Der Ertrag dieses Dramas ist dem Werke der Sklavenbefreiung gewidmet. Unter dem Pseudonym Halka verbirgt sich, wie wir hören, Frau Gräfin Ledochowska, die verdienstvolle Generalleiterin der Claver-Sodalität In plastischen Szenen gibt sie Schilderungen aus dem Wirken der Heidenmissionen in ihrem geistigen Kampfe gegen heidnischen Aberglauben und Sklavenhandel. Man verfolgt den Verlauf der Handlung mit Spannung bis zum Ende. — **„Baronelle Mizzi."** Sechs Bilder aus der Zeit. Salzburg 1907. Verlag der St. Petrus Claver-Sodalität. Preis 50 h, 45 Pf., 50 Centimes. Die traurigen Verhältnisse eines gedrückten Handwerkerstandes und die Nichtigkeit fashionablen Gesellschaftslebens charakterisiert A. Halka in flott geführten Szenen, welche das Milieu des Salons wie der Proletarierwohnung mit gleicher Anschaulichkeit schildern. Das Stück wird auch auf der Bühne eines günstigen Eindruckes gewiß sein. — r.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Finis.

Da stand er vor dem Block in tausend Nöten,
Den er gezeugt in einer trüben Stunde,
Vor seinem Machwerk will er schier erröten,
An seinem Ehrgeiz brennt die grimme Wunde.

Die Journalisten wollten auch nicht künden,
Was er entnahm frisch dem Zitatenschatze; —
Will sich denn alles gegen mich verbünden!
Bald bin, Lucanus, ich auch für die Katze!

Er neigt das Haupt, berennt den Block im Eifer,
Man hört kein Schrei'n und höret kein Gewimmer,
Und ob dem Stoße meldet sich kein Keifer, —
Der faule Block nur ging dahin — in Trümmer.

Joseph Wach.

Müller-Meiningen.

Der Gröber sprach ein grobes Wort;
flugs zur Tribüne trug es fort
und aus dem Kraftwort ohne Weil
mit Lust schnitzt einen giftigen Pfeil
der Müller, der im ganzen Land
als — Freund der Presse wohlbekannt.

Nun streikt' der Journalisten Chor,
stand trotzig vor des Reichstags Tor;
berichten wollt' man fürder nicht,
wenn Gröber nicht zu Kreuze kriecht,
und ging darüber auch am End
zugrund das ganze Parlament.

Geschäftig gleich als Mittelsmann
bot Müller-Meiningen sich an,
doch ward er — — „höflichst abgelehnt" — —
Verwundert nun der Gute stöhnt:
„Bin ich denn nicht im ganzen Land
als größter — Pressefreund bekannt?"

Georg Heydkamp.

An unsern Gröber!

Ein Urschwab bist du und deutsch dabei,
Du hassest die Leisetreterei,
Gradaus und ehrlich, wenn's sein muß, „saugrob", —
Du bist halt ein echter, ein richtiger „Schwob." —
Dies Verslein sei dir in Ehrfurcht geweiht
Für deine urschwäbische — Deutlichkeit!

Faust.

Die Teilung der Finanzen.

(Eine Parodie.)

Verteilt das Geld! rief stolz von seinen Höhen
Des Blockes Vater seinen Mannen zu,
Und seid ihr alle notdürftig versehen,
Dann haltet wegen Deckung Ruh'.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es reget sich geschäftig jung und alt.
Der Admiral läßt eiligst Schiffe „sichten",
Herr Einem mehrt das Heer alsbald.

Herr Dernburg sorgt für seine Kolonien,
Herr Moltke weist mit Gold die Polen aus. — —
Beamte, ungezählte, läßt man ziehen
Enttäuscht und ärgerlich nach Haus.

Doch halt, denkt man, die könnten „muffig" werden,
Drum gibt man jedem den Vertröstungssold.
Die Wahlen sind nicht fern; es macht Beschwerden,
Wenn dann das Heer der „Diener" grollt.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
Naht der Dozent, er kam aus weiter Fern:
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Wo warst Du denn, als alles man verteilet?
Sprach Bülow, und es klang wie leichter Spott.
Ich hab', spricht jener, in der Schul' verweilet
Und dort gelehrt: Das Königtum von Gott!

Ich war berauscht, entzückt von dem Gedanken,
Wie schön es klingt, wenn Jugend Hurra schreit.
Wo das ist, können Throne nimmer wanken,
Da steh'n sie fest für alle Zeit!

Was tun? spricht Bülow; alles weggegeben ....
Vielleicht im Herbst .... vielleicht .... vielleicht .... 's kann sein ....
Mein Sohn, von Idealen sollst du leben;
Nur der Genuß ist wirklich — rein!

B. Mesange.

Mein Erbe.

Mein Knabe mit den schmalen Wangen
Und mit den Augen, still entzückt —
Dir hat ein heimliches Verlangen
Sein Siegel auf die Stirn gedrückt.

Wenn deine Blicke scheu sich flüchten
Zur Waldnacht aus dem Sonnentag,
Ich fühl's, es bebt ein dunkles Dichten
Durch deines Herzens kleinen Schlag.

Bald zittern durch dein kindlich Scherzen,
Durch alles Jauchzen deiner Brust
Die fremden, tiefgeheimen Schmerzen
Mit ihrer tiefgeheimen Lust . . .

Und lausch' ich deines Herzleins Singen —
O wie sein Ton mich heiß durchfährt:
Auch dich wird einst das Schwert durchdringen,
Der Dichtung schmerzlichsüßes Schwert!

Franz Eichert.

Digitized by Google

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater gastierte Herr Montor vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg als König Philipp und Mephistopheles. Es waren vorwiegend günstige Eindrücke, welche ich von ihm in dem Schillerschen Drama gewann, im „Faust" jedoch wurde ich enttäuscht. Nicht daß die Leistung gering gewesen wäre, kommt doch der Künstler von einem Theater, dessen Durchschnittsniveau zu den am höchststehenden der Bühnen deutscher Zunge gehört. Was ich an seinem Mephisto vermißte, war das Dämonische. Welch ein Reichtum in den Darstellungs- und Charakterisierungsmitteln bei Heine, den Montor ersetzen soll! Insbesondere von matter Wirkung war die Schülerszene, die doch, schon rein theatralisch genommen, so dankbar ist. Von Auerbachs Keller an schien der Gast wärmer zu werden; sein Bestes bot er wohl in den Szenen mit Frau Marthe. Seine Aufnahme seitens des Publikums war recht freundlich, wiewohl um einige Grade kühler wie im „Don Carlos". Ist die Intendanz geneigt, einem Engagement näherzutreten, so würde sich doch noch ein Probespiel in einer modernen Rolle empfehlen. Die übrige Besetzung der Stücke ist größtenteils recht gut. Birrons Carlos ist eine sehr schöne Leistung; als Posa zeigte Rottmann, die in letzter Zeit von der Kritik schon mehrfach betonte günstige Entwicklung, auch sein Faust bewies, daß der Künstler um seine darstellerische Aufwärtsbewegung strebend bemüht ist. Neben den bewährten Vertreterinnen der Königin und der Eboli durch die Damen Berndl und v. Hagen ist noch als neu Höfers charakteristischer Großinquisitor zu nennen. Eine prächtige Leistung ist Frl. Reubkes schlicht und tief empfundenes Gretchen. Die Inszenierung der Goetheschen Dichtung darf befriedigen. Einige Bühnenbilder (vor dem Stadttore und die Domszene) sind von hervorragender Schönheit. Gretchens Zimmer würde durch die große Dimensionen verkürzende Einbauten leicht an Intimität gewinnen. In der kurzen Waldszene dürften sich Faust und Mephisto nicht dem gemalten Prospekt so nahe stellen, da sich dadurch perspektivische Verzeichnungen ergeben. Daß Gretchens böses Gewissen, von einer unsichtbar bleibenden Person gesprochen, stärker wirken würde, als wenn es materiell in Erscheinung tritt, scheint mir sicher.

Kgl. Residenztheater. Ibsens „Baumeister Solneß" wurde zum ersten Male gegeben. Man hat das tiefgründige Werk hier schon an anderer Bühne gesehen, aber nunmehr hat es eine Darstellung gefunden, welche seinen schwierigen Anforderungen in höchstem Grade gerecht wird. Schade, daß uns fast alle in Bälde verlassen, die hier Ausgezeichnetes boten. Heine, der gerade für die Regie Ibsenscher Werke feinstes Empfinden besitzt, Monnard, der die psychologisch so überreich ausgestattete Gestalt des Baumeisters mit so warmem Leben durchdrang, daß kein kühler Rest von Symbol übrig blieb, und Maja Reubke. Die Hilde mag ihr im Grunde nur da individuell liegen, wo sie als Repräsentantin der Jugend in das Haus des Baumeisters tritt, aber wie sie die Rolle durchführte, bewies von neuem ihr bedeutendes Können. Aus den übrigen ragte Chlotilde Schwarz' schlichte, rührende Frau Solneß hervor. Wie in allen Altersdramen Ibsens tragen die Gestalten der Dichtung einen Januskopf, deren eine Hälfte die Züge ihrer bürgerlichen Existenz, die andere die hartgemeißelten Linien eines Symbols aufweist. „Solneß" behandelt die Tragödie des genialen Künstlers, der nach des Dichters Glauben nur mit dem Verzicht persönlichen Glückes den Erfolg seines Schaffens zu erkaufen vermag.

Aus den Konzertsälen. An den Rücktritt des Herrn Kapellmeisters Cor de Las knüpfte sich ein Federkrieg zwischen ihm und dem Kaimschen Institute. Es liegt für uns kein Anlaß vor, auf diese Meinungsdifferenzen einzugehen, da eine Kritik an den Angelegenheiten doch nichts zu ändern vermag. Das zehnte Kaimkonzert dirigierte Hofkapellmeister Peter Raabe (Weimar). Das Publikum bereitete dem hier beliebten und verdienstvollen Dirigenten einen frohen Empfang. In der Tat wußte er aus dem Orchester, dessen Besetzung ja noch verschiedene Ungleichheiten aufweist, sehr viel herauszuholen. In Haydns Symphonie Le midi gelang vieles sehr hübsch. Als Solistin des Abends bewährte Frau Langenhan-Hirzel als Chopininterpretin ihre Meisterschaft. Das Publikum zeichnete sie wie Herrn Raabe durch lebhaftesten Beifall aus. — Das Münchener Streichquartett schloß die Konzerte dieser Saison mit einem Abend, welcher sich auf der Höhe der vorausgegangenen hielt. Als trefflicher Gast des ausgezeichneten Ensembles spielte Kammermusiker Wagner in dem Klarinettenquintett von Brahms.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wurde ein Verband deutscher Bühnenschriftsteller ins Leben gerufen, welcher die Rechte der Dramatiker nach dem Vorbilde der Pariser Gesellschaft dramatischer Autoren wahren soll. Zum ersten Vorstand wurde Max Dreyer gewählt. — Zur Erlangung von Entwürfen für die Neubauten der Stuttgarter Hofbühnen (Opernhaus und Schauspielhaus) wurde ein Preisausschreiben und gleichzeitig eine Einladung für im Theaterbau erfahrene Architekten erlassen. Von den besonders aufgeforderten Baumeistern abgesehen, steht der Wettbewerb lediglich in Württemberg ansässigen oder geborenen Architekten offen. Die neuen Rezitative zu Aubers „Schwarzer Domino", welche an der Stuttgarter Hofbühne günstige Aufnahme fanden, sind von dem dortigen Hofkapellmeister Erich Band. In unserem jüngsten Berichte wurde infolge einer irrigen Meldung der Württembergische Hofkapellmeister Obrist als ihr Urheber genannt. — In Berlin wurden die „Hugenotten" einer ebenso künstlerisch sorgfältigen, wie historisch echten Neueinstudierung unterzogen, für welche der Kaiser, der bereits der Generalprobe beiwohnte, lebhaftes Interesse zeigte. — Liliencrons Drama „Die Rantzau und die Pagwisch" hatte in Berlin keinen Erfolg. Der Lyriker ist den Bühnenanforderungen gegenüber ein Fremdling. — Kammersänger Brucks brachte an dem von ihm geleiteten Theater in Metz eine von ihm komponierte Oper erfolgreich zur Aufführung. Die Musik des sich im Stil der großen Oper bewegenden „Herzog Reginald" wird gerühmt. — In Posen wird ein Theater von Professor Littmann (München) erbaut. Die Kosten belaufen sich auf zwei Millionen. — In Detmold wurde die Gründung einer fürstlichen Hofkapelle und eines Konservatoriums, sowie die Errichtung eines Konzerthauses beschlossen. — In Frankfurt a. M. hatte „Der Wanderer", ein lyrisches Drama von G. Macchi, Musik von Marco Enrico Bossi, eine recht freundliche Aufnahme. Der Italiener, welcher die Instrumentation aufs glücklichste meistert, redet völlig die musikalische Sprache der modernen Deutschen, der er manche eigenartige Wendung abgewinnt.

München. L. G. Oberlaender.

Bei den Osterhasen. (Hotel Union.) Die Kinderspiele von Käthe Joël erfreuen sich im neuen Heim der gleichen Beliebtheit wie bisher im Volkstheater. Kein Wunder, denn was die Dichter komponierten — die auch mit Liebe der Regie walteten — und den Kindern bringen, das ist wirkliche Poesie, das ist prächtigster Sonnenschein, ein Stückchen heiterster Natur, das aus lachendem Kindermunde von der Bühne in die Kinderherzen quillt. Sie haben aber auch ganz entzückend gespielt. Es wäre wirklich zu wünschen, daß auch anderswo die Kinderspiele, und vor allem die von Käthe Joël, hingebende Pflege finden möchten. Franz Rothenfelder.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die noch in aller Erinnerung ausgeprägten desolaten finanziellen Schwierigkeiten und insbesondere die kolossalen Kursrückgänge, Zahlungsstockungen und Inhibierungen in der amerikanischen Union hatten seinerzeit mit Recht in allen Kreisen Entsetzen über die Konsequenzen dieser Verwirrungen erregt. Umsomehr sind heute das Erstaunen und die auftauchenden Zweifel gerecht, welche der fast unentwegten Aufwärtsbewegung der alle Märkte beherrschenden Neuyorker Börse entgegengebracht werden. Die These, dass in Anbetracht der weit solideren Prinzipien und der bereits Jahrhunderte bestehenden Organisation der europäischen Wirtschaftsmärkte und nationalökonomischen Grundlagen derartige Fluktuationen bei uns zu den unmöglichen Dingen zählen, ist nicht von der Hand zu weisen. Trotzdem sind nicht nur sämtliche Börsenplätze und Effektenmärkte von diesen Neuyorker Bewegungen influenziert, sondern auch Handel und Industrie, Landwirtschaft und Geldpolitik Europas stehen unter dem direkten Einfluss von dem Wohl und Wehe der amerikanischen Situationsberichte. Bekanntlich lieben die Yankees die Ueberraschungen, besonders die der grellsten Art. Daher war es nicht zu verwundern, wenn Präsident Roosevelt seine bisherige Angriffstaktik und Politik gegenüber den grossen industriellen und Verkehrsunternehmungen Amerikas änderte. Auch für eine Besserung der Wirtschaftslage in Amerika mehren sich die Symptome. Der Jahresbericht des gigantischen Stahltrusts zeigt mit seinen Gewinnen Einnahme-Rekordziffern und meldet gleichzeitig, dass die Geschäfte der Gesellschaft auch im neuen Jahre eine erhebliche Besserung aufweisen. Gute Saatenstandberichte und gebesserte Zahlungsbilanzen geben weiterhin Gewähr für eine langsame Gesundung, welche wohl augenscheinlich am besten mit exemplifiziert wird durch die Meldung, dass bei Wiedereröffnung einer im Vorjahre zwangsweise geschlossenen Neuyorker Depositenbank in der ersten halben Stunde Depositen im Werte von über 4 Millionen Mark zur Einzahlung gelangten. Einen weiteren Hauptfaktor, welcher auf die Tendenz hervorragend einwirkte, bildete die bedeutende Besserung der Metallmärkte, besonders von Kupfer und Zinn.

Für die zukünftige Gestaltung der Wirtschaftsmärkte wäre wünschenswert, dass die geschilderte Besserung in nicht zu hastigem Tempo Fortschritte macht. Es hat sich wiederholt schon bestätigt, dass besonders im Wirtschaftsleben das alte Sprichwort gilt: „Es ist nichts schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen". Von der merklichen Besserung, die in London und Paris freudig aufgenommen wurde, nahm man an den deutschen Börsenplätzen nur in ganz verschwindendem Masse Notiz. Während ferner Amerika, trotz erhöhter Ansprüche an den Geldmarkt, immerhin flüssig bleibt, und London und Paris sogar auswärts Geld in Pension geben, blieb

Digitized by Google

die Geldmarktsituation in Deutschland unverändert: die stets ungewisse und unsichere. Die Differenz zwischen dem Londoner Privatdiskont und der Berliner Tagesrate ist eine unvermindert grosse. Die Geldknappheit an den deutschen Plätzen erfuhr gegen Ende des Märzmonats eine weitere Verschärfung durch Kündigungen von Leihgeldern der Börse seitens der Seehandlung. Dass dieser Vorgang die unklare Situation an den deutschen Börsen weiterhin hemmte, war ohne weiteres klar. Die Vermutungen, dass damit die ersten Vorbereitungen zu der mit Bangen erwarteten grossen Anleihe des Reiches und neuerdings auch Preussens getroffen worden waren, bildet kein günstiges Omen für den Erfolg derselben. Mit der Erwartung dieser grossen Reichsanleihe geht Hand in Hand eine weitere Verfassung unserer erstklassigen heimischen Fonds. Die Verfassung dieses Anlagemarktes hängt, wie man wiederholt beobachten kann, mit der Ueberschätzung der deutschen Kapitalskraft zusammen. Woche für Woche häufen sich die Millionen Kommunalbedürfnisse aller Teile Deutschlands. Dazu kommt noch durch die grossen Kolonialbahnforderungen — der gesamte Bedarf beziffert sich bekanntlich auf rund 150,000,000 M — eine neue Konkurrenz in punkto der Subskriptionen, und voraussichtlich auch ein neuer Typus des Rentenmarktes in Form von Reichskolonialanleihen.

Man wird trotzdem nicht fehlgehen, wenn man glaubt, dass die unerfreuliche Verfassung des deutschen Geldmarktes nach Befriedigung der Quartalsbedürfnisse von der fortschreitenden Erleichterung der internationalen Geldmärkte endlich profitieren wird. Die Einschränkung der industriellen Tätigkeit, die fast überall zu registrieren ist, konnte eine durchgreifende Verbilligung der deutschen Geldsätze noch nicht aufkommen lassen.

Die heimische Industrie wird sicherlich von den grossen Bedürfnissen Preussens für den Ausbau der Eisenbahnen und die Erweiterung des Betriebsmaterials, wofür laut Sekundärbahngesetz über 500 Millionen Mark gefordert werden, auf manchen Gebieten erheblich profitieren. Der Tendenzumschwung der deutschen Börsen wurde durch die Ausführungen in den Generalversammlungen der deutschen Grossbanken hinsichtlich der Aussichten des laufenden Jahres hervorgerufen. Eine gedeihlichere Zukunft und eine langsame Besserung der industriellen Situation werden, sicherlich mit Recht, erwartet. Auch die Meldungen über die Beilegung des drohenden Baugewerbestreikes befriedigten.

M. Weber.

Bayerische Landwirtschaftsbank. Die Generalversammlung setzte die Dividende auf 4% fest. Erwähnenswert ist neben dem erfreulichen Geschäftsgang auch der Beschluss, nunmehr Pfandbriefdarlehen auf Basis 4% Pfandbriefe auszugeben.

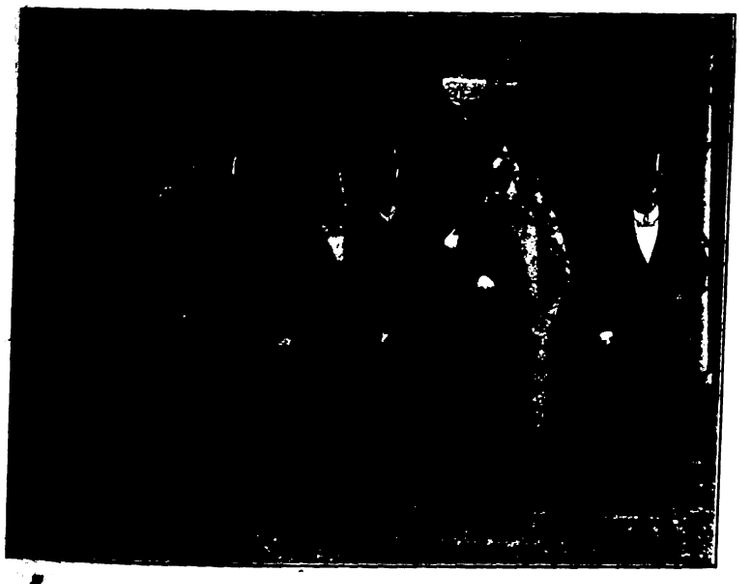
Süddeutsche Bodenkreditbank. Die Generalversammlung genehmigte neben 8% Dividende auch die Erhöhung des Aktienkapitals um 3 Millionen Mark, begründet durch die Ausdehnung des Hypothekengeschäftes.

Commerz- & Diskontobank Hamburg-Berlin. In der Generalversammlung dieses Institutes wurden die Anträge mit einer Dividendenverteilung von 5 1/2% laut Ausschreibung in der heutigen Nummer genehmigt.

Bayerische Handelsbank. Gemäss Beschluss der Generalversammlung gelangt eine sofort zahlbare Dividende von 8,05% zur Verteilung.

Pfälzische Hypothekenbank, Ludwigshafen a. Rh. Die Generalversammlung genehmigte einstimmig die Vorschläge des Aufsichtsrates. Es kommt für das Jahr 1907 eine Dividende von 9% mit Mk. 90.— pro Aktie sofort zur Auszahlung. Die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt.

Gisela-Verein, Lebens- und Aussteuer-Versicherungsanstalt, A.-G. Dem vorliegenden, sehr übersichtlichen und mit zahlreichen Detailnachweisungen versehenen Geschäftsberichte des Gisela-Vereins ist zu entnehmen, daß derselbe im Jahre 1907 auf dem Gebiete der Aussteuer- und Volksversicherung ganz besondere Erfolge erzielt hat. Durch eine Neuproduktion von 28,010,690 Mk. Versicherungskapital ist der Versicherungsstand auf 161,637,357 Mk. Versicherungskapital, verteilt auf 164,187 Polizen, angewachsen. Diesem Wachstume entsprechend sind gegen das Vorjahr gestiegen: die Prämieneinnahmen um 656 167.05 Mk. auf 7,245,465.84 Mk., die Zinseneinnahme um 252,955.91 Mk. auf 2,801.453.64 Mk., die Prämienreserven und Uebertrage um 3,907,004 77 Mk. auf 56,402,258.57 Mk. Im Jahre 1907 wurden fällige Versicherungen im Betrage von 3,744 · 84 Mk. ausgezahlt. Der Reingewinn beziffert sich auf 382,963.92 Mk. und ermöglicht die Zuführung einer Dividende von 6 Prozent der vollen Jahresprämie an die bezugsberechtigten Versicherten. Im Dividendenfonds der Versicherten erliegen nunmehr 909,239.87 Mk., welche vermehrt um den aus dem Reingewinne pro 1908 zu erwartenden Zuwachs im Jahre 1909 zur Barversendung an die Versicherten gelangen. 124 ehemals bei dem Gisela Verein versichert gewesene Mädchen erhielten anläßlich ihrer im Jahre 1907 erfolgten Verehelichung aus dem Fonds zur Ausstattung armer Mädchen Stipendien zugewiesen Auf diese Weise entschädigt der Gisela-Verein diejenigen Eltern, welche das zugunsten ihrer Töchter begonnene Vorsorgewerk wegen Verarmung nicht fortführen konnten. Daneben besteht im Gisela-Verein auch eine Wohlfahrtseinrichtung zugunsten arbeitsunfähig gewordener Agenten und Inkassanten, sowie deren Witwen und Waisen, welche eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet. Die Verwaltung ist bemüht, nach allen Seiten ausgleichende Gerechtigkeit zu üben und hat zu diesem Behufe in den genannten Fonds mustergültige Einrichtungen getroffen.



Se. Majestät König Friedrich August von Sachsen in der Spezialmaschinenfabrik für Sandverwertung Leipziger Zementindustrie Dr. Gaspary & Co., Markranstädt.

Seine Majestät den König Friedrich August von Sachsen näher mit der modernen Sandverwertung bekannt gemacht zu haben, dessen kann sich die Spezialmaschinenfabrik für Sandverwertung Leipziger Zementindustrie **Dr. Gaspary & Co., Markranstädt** bei Leipzig rühmen. Als einzige sächsische und grösste Firma der Welt in dieser Branche hatte sie dieser Tage die Ehre, den sächsichen Monarchen in ihrem Werk als Gast begrüssen zu dürfen. Im Vestibül des nur aus Sand und Zement erbauten Verwaltungsgebäudes von den beiden Chefs der Firma ehrfurchtsvoll empfangen, überreichten Seiner Majestät hier auch zwei achtjährige Mädchen je ein Blumenbukett und sagten dabei Verschen her, die sich auf den Wirkungskreis der Firma bezogen. Hierauf wurde der hohe Herr von den Chefs in das in der ersten Etage gelegene Empfangszimmer geleitet. In dem angrenzenden Mustersaal liess sich Seine Majestät einen ihn in die Industrie einführenden Vortrag von dem einen der Chefs halten. Es interessierten den Monarchen zwei 25 und 28 Jahre auf dem Dache gehangene, noch tadellos erhaltene Zementdachziegel, und die an einem kleinen Musterdach demonstrierte, der Firma patentierte Sturmsicherung der Dachziegel.

SAND IST GOLD

Als erster trug sich der Herrscher in das im Empfangszimmer ausliegende goldene Buch der Firma ein. Hierauf trat man den Rundgang durch die Fabrik an. Unser Bild zeigt uns den König im eifrigen Gespräch mit den Chefs begriffen, das Verwaltungsgebäude verlassend, um sich über den Hof hinweg nach der Maschinenfabrik und Zementwarenfabrik zu begeben. Seine Majestät besuchte zuerst den im neuen Shedbau befindlichen Teil der Maschinenfabrik und betrat darnach die Zementwarenfabrik. An Hand der in Tätigkeit vorgeführten Maschinen konnte sich Seine Majestät sehr gut ein Bild von der Entwicklung der Zementwarenindustrie machen. Seine wiederholten Fragen bewiesen, dass er das grösste Interesse zeigte. Ein lebhafter Meinungsaustausch entspann sich an der Kniehebelpresse „Triplex“ für ein- und mehrfarbige Fussboden- und Wandplatten; mehrere Male musste der Arbeiter seine einfachen Handgriffe wiederholen. War es hier die saubere Musterung der Platten, welche den Monarchen interessierte, so erregten weiterhin der grosse Druck der hydraulischen Kraftpressen für Trottoirplatten seine Bewunderung. Ueber die schnelle Arbeit der Wand- und Tischschleifmaschinen äusserte er sich anerkennend, ebenso über den Steinbrecher. An grossen, bis zu 20 cbm in der Stunde liefernden Betonmischern ging der Weg vorüber zu den Dachziegelmaschinen. Am einfachen Schlagtisch bis zu der mit den modernsten Einrichtungen versehenen Dreisternmaschine wurde dem Monarchen die Entwicklung der Zementdachziegelindustrie vorgeführt. Weiter sah der hohe Gast die Herstellung von Treppenstufen in den Columbusformen und von Betonhohlblöcken in modernen Blockmaschinen. Dann kam man zur Zementmauersteinfabrikation. Der einfache vier Steine gleichzeitig liefernde Apparat „Zwerg“, die vollkommenere Pioniermaschine für sechs Steine gleichzeitig und die vollendete Pioniermaschine für eine Tagesproduktion von 5000 Steinen bei vier Mann Bedienung, zeigten auch hier wieder dem König die Entwicklung dieses Zweiges der Sandverwertung. Als einen grossen Fortschritt der Maschinentechnik bezeichnete Seine Majestät das 12 Steine gleichzeitig fabrizierende, automatisch arbeitende Misch- und Stampfwerk für Betonmauersteine. Weiter sah der Herrscher die Herstellung der Kanalisationsrohre in den Columbusformen und die Fabrikation der für die Landwirtschaft so wichtigen Drainröhren auf der Drainrohrmaschine „Viktoria“. Mit der Druckfestigkeits-Prüfungsmaschine wurde in Gegenwart des Monarchen ein 1/4 Jahr alter 1:6 gemischter Betonmauerstein geprobt. Die ersten Risse zeigten sich bei dem hohen Druck von 270 kg auf den qcm. Unter Hochrufen der spalierbildenden Arbeiter verliess Seine Majestät diesen Teil des Werkes und begab sich, am Versandraum, der Tischlerei, der Dreherei und dem Farbenwerk vorübergehend, nach dem Ausgang. Mit Händedruck verabschiedete sich der Monarch von den beiden Chefs, in anerkennenden Worten äussernd, dass ihm die Firma Dr. Gaspary & Co. mit ihren Erläuterungen über die Sandverwertungsindustrie etwas Interessantes und Sehenswertes geboten hätte.

Digitized by Google

Ist Ihre Verdauung in Ordnung?

Wissen Sie, wie **Magenkatarrh, Magenkrampf, Magengeschwüre, Magenerweiterung, Magenkrebs, stinkender Atem, Leberleiden, Gallen-, Nieren- und Darmleiden, hartnäckige Verstopfung, Gicht etc.** entstehen?

Leiden Sie z. B. öfter an Aufstoßen, Uebelkeit, Sodbrennen, Verstopfung, Hämorrhoiden, Störungen in der Geschlechtssphäre, Schwindelanfällen, kalten Füßen, Mattigkeit, Koliken, Blutungen, Appetitlosigkeit, bleichem Aussehen, Erbrechen oder Brechreiz, üblem Geruch aus dem Munde, belegter Zunge, Diarrhöe, Gasbildung im Magen- und Darmkanal, Kopfschmerzen, Magen- und Leibschmerzen usw.

Lesen Sie dann unbedingt unsere Abhandlung

Magenleiden und ihre Folgen!

Sie führt den Beweis, daß die meisten Erkrankungen des menschlichen Organismus in innigem Zusammenhang stehen mit den Funktionen des Verdauungsapparates, sie wirft grelle Schlaglichter auf die zahllosen Sünden, die bisher bei der Behandlung von Magenleiden begangen wurden, und zeigt mit bezwingender Logik den Weg zur einfachen, sicheren Hilfe. Sie zeigt, wie man dem Uebel an die Wurzel geht! Wir senden diese Broschüre

vollkommen unentgeltlich und franko an jedermann.

Fordern Sie dieselbe noch heute per Karte.

Apotheker A. Lincke, G. m. b. H.
Berlin-Steglitz D. 92.

Königl. Belg. Staats-Postdampfer

LONDON

via OSTENDE-DOVER

3 mal täglich. 3 Stunden Ueberfahrt.

Kürzeste und interessanteste Route zwischen

Süddeutschland und England.

Direkte Fahrkarten auf allen Hauptstationen, sowie auch in den meisten Reisebureaus, woselbst Prospekte und Auskünfte unentgeltlich.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schäfer, Dr J., Professor der Theologie am Priesterseminar in Mainz, **Die Evangelien und die Evangelienkritik,**

der akademischen Jugend und den Gebildeten aller Stände gewidmet. 8° (VIII u. 124) *M* 1.40; geb. *M* 2.—

Das Büchlein orientiert über die Frage, wie unsere Evangelien entstanden sind und welche Glaubwürdigkeit sie den Einwänden der modernen Kritik gegenüber beanspruchen können.

Pfälzische Hypothekenbank.

Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.			Passiva.		
1. Inventar		ℳ 100.—	1. Aktienkapital		ℳ 17,000,000.—
2. Kasse, Reichs- und Notenbank		„ 1,375,428 56	2. Hypothekenpfandbriefe		
3. Wechsel		„ 508,464.20	à 3½% ℳ 275,129,300.—		
4. Effekten		„ 978,604 50	verloste „ 2,000.—	ℳ 275,131 300.—	
5. Debitoren in Kontokorrent			à 4% ℳ 81,917,600.—		
Guthaben bei Banken	ℳ 6,477,800.99		verloste „ 6,900.—	„ 81,924,500.—	„ 357,055,800.—
Lombard-Darlehen	„ 211,810 85		3. Kommunal-Obligationen à 4%		„ 1,144,300.—
Zinsen- und Annuitäten-Rückstände	„ 100,982.47		4. Kapital-Reservefonds		„ 6,630 000.—
Zinsen und Annuitäten fällig am 1. Januar 1908	„ 3,576.481 81	„ 10,367,076.12	5. Reservefonds II		„ 1,075,000.—
6. Hypotheken-Darlehen		„ 373,485,895.25	6. Reservefonds III		„ 100,000.—
Hiervon im Hypothekenregister eingetragen	ℳ 370,093,471.67		7. Kreditoren in Kontokorrent		„ 419,838 10
7. Kommunaldarlehen, sämtlich im Kommunaldarlehensregister eingetragen		„ 2,559,671.35	8. Unerhobene Gewinnanteilscheine		„ 360.—
8. Bankgebäude		„ 170,948.97	9. Unerhobene Zinsscheine		„ 2,153,731.25
9. Wertpapiere d. Beamtenunterstützungsfonds		„ 749,368.92	10. Konto für gemeinnützige Zwecke		„ 11,068 33
10. Hypothekenpfandbrief-Anfertigungs-Konto Stempel auf erstmalig noch nicht ausgegebene Hypothekenpfandbriefe und Kommunal-Obligationen		„ 27,852.—	11. Beamten-Unterstützungsfonds-Konto		„ 749,407.87
11. Zinsen aus Darlehen berechnet p. 31. Dez. 1907		„ 1,185,587.53	12. Zinsen-Reserve		„ 389 444.46
			13. Provisions-Reserve		„ 117,202.84
			14. Disagio-Reserve		„ 176,593.95
			15. Hypothekenpfandbrief-Zinsen berechnet per 31. Dezember 1907		„ 1,628,349.50
			16. Gewinn- und Verlustkonto		
			Vortrag von 1906	ℳ 180,646.12	
			Gewinn pro 1907	„ 2,577,254.98	„ 2,757,901.10
		ℳ 391,408,997 40			ℳ 391,408,997.40

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.			Haben.		
1. Geschäftskosten			1. Vortrag aus dem Jahre 1906		ℳ 180,646.12
Allgemeine Unkosten	ℳ 284,510.17		2. Wechsel- und Effekten-Zinsen		„ 178,189 95
Steuern und Umlagen	„ 223,467 28		3. Kontokorrent-Zinsen		„ 267.814 93
Pfandbrief-Anfertigungs- und Begebungskosten sowie Stempelabgabe	„ 306,758.46	ℳ 814,735 91	4. Hypotheken-Darlehens-Zinsen		„ 15,401,945 36
2. Abschreibung auf Inventar		„ 759.77	5. Kommunal-Darlehens-Zinsen		„ 100,437 73
3. Abschreibung auf Effekten		„ 59,060.—	6. Provisionen		„ 168,226.34
4. Hypothekenpfandbrief-Zinsen		„ 12,617,291 75			
5. Kommunal-Obligationen-Zinsen		„ 47,511.90			
6. Gewinn-Saldo		„ 2,757,901.10			
		ℳ 16,297,260 43			ℳ 16,297,260.43

Ludwigshafen a. Rh., den 24. Februar 1908.

In der heutigen Generalversammlung wurde die **Dividende** für das Jahr 1907 auf **9% = ℳ 90.— für jede Aktie** festgesetzt, welche sofort ausbezahlt werden.

Ludwigshafen a. Rh., den 16. März 1908.

Pfälzische Hypothekenbank.
Die Direktion.

KELCHE
Monstranzen
etc. liefert bestens
Franz Wüsten
Kgl. Sächs. Hoflieferant
Cöln a Rh.
— Hunnenrücken 28. —

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben.
Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25. Bayern.

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen** für **auswärtige**, am Platz beschäftigte **Kellnerinnen** geboten.

Anmeldung Arbeitsamt
Zweibrückenstrasse 10.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 1.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1013), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 11. April 1908. V. Jahrgang.

Erneuerung des Studententums.

Von

Dr. Jos. Holzner.

Nun soll es aber doch mit aller Macht Frühling werden, auch in der deutschen Studentenschaft! Erneuerung des Studententums, Durchdringung mit sozialem Geist, soziale Studentenarbeit! so lauten die neuen Schlager. Auch das 1907 von Dr. Karl Sonnenschein ins Leben gerufene „Sekretariat für soziale Studentenzirkel" in München-Gladbach hat bereits in Form von ausgezeichneten Flugblättern in die katholische Studentenwelt Versuchstauben ausgeschickt, ob es nicht bald Zeit wäre, aus der bisherigen Verschalung überlieferter studentischer Formen herauszutreten und auf dem Boden sozialer Wirksamkeit Fuß zu fassen. In diesen Flugblättern, „Studenten und soziale Welt", „Soziale Ferienarbeit", „Akademische Vinzenzarbeit", sind die neuen Ideen, Interessen, Pflichten, Betätigungen, welche einen neuen Lebensinhalt des studentischen Daseins bilden sollen, von der geistvollen Feder Dr. Sonnenscheins zum erstenmal scharf umrissen. Tiefer motiviert und entwickelt sind sie in dem neuesten Broschürchen des gleichen Verfassers: „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 1908). Wir wollen im folgenden mehr den Geist, aus dem das Büchlein geschrieben ist, als seinen Inhalt kennzeichnen.

Daß das akademische Korporationswesen, den Bedürfnissen einer entschwundenen Zeit entstammend, heutzutage zum Teil entartet und inhaltslos geworden ist, wird kein Verständiger leugnen. Mit treffender Satire hat mir jüngst ein befreundeter Universitätsprofessor aus Belgien, Dr. van Cauwelaert, der seit Jahren im Sinne der neuen Studentenbewegung arbeitet, mit bezug auf die deutschen Hochschulverbindungen geschrieben: „sie sind wie das Heidelberger Faß: förmlich imposant, aber inhaltlich leer". Und weil inhaltlich leer, darum wirken sie vielfach nur wie schallverstärkende Resonanzböden für gedankenlose Phrasen, die von außen hineingerufen werden. Die letzten Februarereignisse in München haben das bewiesen. Unsere Studenten singen von Freiheit und Liebe, von Tyrannenhaß und Männerwürde; aber das ist alles „moonshine", wie der Engländer sagt. In der Kulturkampfzeit, ja, da hatten unsere katholischen Studenten Ziele, wert dafür zu leben. Und tüchtige Mitstreiter gingen aus ihren Reihen hervor. Aus den Knappen wurden Ritter! Aber die Zeiten sind vorüber, da ein Bischof rufen konnte: „Gott sei Dank, man braucht Gewalt!" Man begann, mit nichtigen Spielereien die Zeit zu vertrödeln. Instinktiv fühlt die junge akademische Welt das Bedürfnis nach ähnlich packenden Idealen, nach neuen zeitgemäßen Zielen. Es gärt überschüssige Kraft in ihren Köpfen und Herzen. Und das ist gut so: denn wo es nicht gärt, gibt es keinen neuen Wein. Andere Zeiten, andere Ziele!

Da erweisen sich nun die sozialen Probleme und Gedanken als diejenigen, welche den studentischen Bestrebungen und Organisationen einen neuen geistigen Inhalt geben können und sollen. Allerdings war von sozialer Gedankenrichtung und von sozialem Verantwortlichkeitsgefühl bis jetzt noch wenig zu merken. Wie unberührt vom modernen Leben die Empfindungswelt des modernen Studenten ist, zeigt die Tatsache, daß kein einziges Studentenlied einen sozialen Einschlag hat, geschweige denn daß es ein soziales Studentenlied gibt, nachdem doch eine ganze Literaturperiode des jüngsten Deutschland vorwiegend sozial gestimmt war. Also mächtige Organisationen, aber ohne Inhalt und unfruchtbar; und doch wieviel wäre daraus zu machen! Doch es rumort bereits im Faß. Das ist die Lage.

Die soziale Mitarbeit der Akademiker betrachtet Dr. Sonnenschein nicht als eine Frage für sich, sondern als wichtige Voraussetzung und Ausschnitt aus der großen Kulturfrage der Stellung der Gebildeten überhaupt zum sozialen Leben. Und mit Recht! Erst im vorigen Jahre hat ein bekannter katholischer Schriftsteller in München unter dem Pseudonym Pankratiastes in den „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" ein viel zu wenig beachtetes „Aktionsprogramm der deutschen Katholiken" aufgestellt, das uns weitausschauend zur Verwirklichung eines herrlichen nationalen Kulturideals im katholischen Sinne aufruft, wofern wir Katholiken in der Zukunft nicht noch mehr aus dem Kulturleben der Nation ausgeschaltet werden wollen, als dies Dr. Hans Rost in seinem jüngsten Buche teilweise schon für die Gegenwart nachgewiesen hat. An einem solchen christlichen Zukunftsprogramm arbeiten kann aber nur ein sozial geschulter Katholizismus, der den lebenden Zusammenhang mit dem Volksganzen immer tiefer fühlt und erfaßt, der sich nicht fachlich und beruflich einkapselt und weltverdrossen abschließt.

Darum muß eine frische Agitation und Werbung für die in unserer christlichen Kulturauffassnng schlummernden sozialen Gedanken, für eine soziale Denkrichtung schon in der Studentenwelt einsetzen. Unser Kulturideal ist die entsprechende Anteilnahme sämtlicher Volksschichten an den materiellen und ideellen Gütern der Menschheit. Es handelt sich nicht darum, an die Stelle des früheren Blutadels, der sich immer mehr überlebt, eine Aristokratie der Bildung zu setzen mit der Absicht, in einem Wolkenkuckucksheim von der misera plebs sich abzuschließen und als Herrenmensch den Rahm abzuschöpfen. Es gilt, das Kulturniveau des ganzen Volkes in seiner ganzen Breite zu heben. Daraus erwächst denen, die an Bildung oben stehen, die soziale Pflicht, jenen, die unten stehen und auf deren breiten Schultern sie hinaufgestiegen sind, die Hände hinunter zu reichen. Jener Volksteil wird in Zukunft der einflußreichste sein, der das tiefste soziale Verständnis und Interesse hat. Wollen wir also einen wirklich auf der Höhe der Situation stehenden, fest in die Geschicke der Nation eingreifenden katholischen Gebildetenstand, so muß jetzt der Geist des katholischen Studententums, ähnlich wie es bereits bei den Nichtkatholiken geschieht, sozial gestempelt und interessiert werden. Parteipolitik wird nach wie vor den Gereiften, den Erwachsenen verbleiben; aber vorbei sein muß die Zeit melusinenhafter Abgeschlossenheit der jüngeren Akademiker, in der sie nur die glänzende phänomenale Außenkultur, die fertigen Produkte, aber nicht die eigentlich reale Seite, den Maschinenraum des sozialen und wirtschaftlichen Lebens mit der ihm eigentümlichen Denk- und Lebensweise kennen lernen. Unser öffentliches Leben ist wie ein seenhaft erleuchtetes Riesenwarenhaus, von dessen Betrieb derjenige keine Ahnung hat, der nicht seine Bureaux, Lager- und Maschinenräume gesehen hat. „Das geistige Interesse, der Respekt vor den Bestrebungen, das Mitempfinden und der ernste Versuch, sich über die soziale Welt Rechenschaft zu geben," nennt Dr. Sonnenschein den Kernpunkt der sozialen Studentenarbeit. Als Mittel und Form derselben kommt in Betracht: Besuch nationalökonomischer Vorlesungen und Seminare, Privatstudium, sozialwissenschaftliche Abende von Korporationen, die akademischen Bonifazius- und Piusvereine, sozialcaritative Vereinigungen, wie sie bereits an sechs Hochschulen

Digitized by Google

u. a. in München, bestehen, kleine soziale Privatzirkel und Freundeskreise als Keimzellen größerer Organisationen, akademische Vinzenzvereine (bisher 3) oder wenigstens Mitarbeit an örtlichen Pfarrkonferenzen nach dem Vorbild mancher Finkenschaften, studentische Arbeiterkurse, um die sich Ing. W. Wagner besonders verdient gemacht hat und in denen die Studenten durch Erteilung von Unterricht in anregenden Verkehr mit intelligenten Arbeitern treten, endlich Ferienvereinigungen mit Besprechung und Besichtigung der vorhandenen sozialen, kommunalen, caritativen und industriellen Einrichtungen, lebendiger Verkehr und Gedankenaustausch mit Vertretern der arbeitenden Stände.

Wie nun die kritische, proletarische Umgebung, wie die einzelnen Berufe, wie der Bildungshunger der arbeitenden Klasse, wie das einfache Gerechtigkeitsgefühl vom zukünftigen Führer und Berater des Volkes eine soziale Orientierung seiner Interessen und Studien fordern, das alles hat Dr. Sonnenschein prächtig auseinandergesetzt. Auf den letzten Punkt, auf die „Restitutionspflicht", wie es der Verfasser nennt, möchte ich namentlich hinweisen. Unsere Gebildeten müssen einsehen lernen, daß sie nicht umsonst ohne Gegenleistung vor vielen Tausenden das Privileg haben, an den Quellen der Bildung und Wissenschaft zu sitzen. Sie haben innerhalb des Volksganzen nur darum diese Bildungsmöglichkeiten, weil die unteren wirtschaftliche Werte schaffenden Volksschichten auf ihren Atlasschultern sie tragen und nach dem Prinzip der Arbeitsteilung ihre Kräfte freistellen zur Schaffung höherer geistiger Werte, auf die alle ein Anrecht haben. Was also die geistig brach liegende Masse an materiellen Gütern dem Gebildeten bietet, muß dieser dem Volke in Form von Bildungswerten ersetzen. Diesen gegenseitigen Güteraustausch verlangt die soziale Gerechtigkeit. Wer das vergißt, sei er Gelehrter oder Beamter, ist noch nicht reif für unsere Zeit. Solche Grundüberzeugungen müssen Gemeingut unserer zukünftigen Gebildeten werden. — Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um weiteste Kreise auf die Bestrebungen und Schriften Dr. Sonnenscheins aufmerksam zu machen. Das genannte „Sekretariat", das nur Ideengemeinschaft mit dem Volksverein verbindet, ist in zuvorkommendster Weise bereit, Ratschläge zu erteilen, Studienpläne auszuarbeiten, Literatur zu vermitteln.

Es liegt jetzt an unseren jungen Akademikern, sich von diesen Gedanken anstecken zu lassen. Ich bin kein Prophet und keines Propheten Kind, aber ich glaube, die Zeit wird kommen, da wir deutsche Katholiken wiederum um unsere Existenz kämpfen werden. Da brauchen wir Zukunftsreserven. Und die beste ist ein für soziale Kultur begeisterter, mit dem Volke innigst verketteter, katholischer Gebildetenstand. Ich zweifle nicht, unsere Studentenschaft wird mit der ihr innewohnenden Begeisterung die neuen Ideen aufgreifen, wenn sie einmal zum Bewußtsein der Größe der Zeit und des Ernstes der Stunde erwacht ist. Sie wartet nur auf einen, der zu ihr von diesen Dingen in der Sprache der Jugend zu reden weiß. Und der ist ihr, wenn ich nicht irre, in Dr. Sonnenschein erstanden. Es knospet ein neuer Frühling. Die Knospen werden zu schönen Früchten reifen, wenn nicht der kalte Reif philiströser Bedenken auf die Blüte fällt.

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

In einem Lande, das fast zur Hälfte noch aus landwirtschaftlicher Bevölkerung besteht, ist es selbstverständlich, daß die Interessen der Landwirtschaft einen breiten Raum einnehmen. Groß- und Kleinviehzucht, Weideverhältnisse, Seuchengefahr, Obstbaum-, Bienen- und Geflügelzucht, landwirtschaftliche Standesvertretung sind Lebensfragen dieses Berufes, und ein Austausch von Meinungen und Erfahrungen zwischen Staatsregierung und Volksvertretung, wobei die praktischen Erfahrungen der letzteren sicher wertvolles Material bieten, ist von Nutzen. Daß dabei die Allgemeinheit ihre Rechnung findet, wird ohne weiteres verständlich sein, denn es handelt sich doch in erster Linie um Verbesserung der Produktion, um vermehrte und verbesserte Viehzucht und damit um die Hauptfaktoren der Volksernährung. Wenn dabei scharfe Worte gegen die derzeitige aus einem freien Verein bestehende Standesvertretung fielen — gegen den Landwirtschaftlichen Verein — so ist das für Eingeweihte ebenso verständlich, wie die Tatsache, daß der Vertretung auch Verteidiger erwuchsen. Es genügt, festzustellen, daß man in der Schaffung einer gesetzlichen öffentlich rechtlichen Vertretung durch Landwirtschaftskammern im Landtag einig ist und die Regierung hierbei sich nicht ausnimmt. Ob vor den Ferien, die am 10. April beginnen, noch viel mehr als der Etat der Landwirtschaft zur Verhandlung kommt, wird sich zeigen. Die Wissenschaft wird in Bayern gründlich in den Dienst der Landwirtschaft gestellt. Die Agrikulturbotanische Anstalt, die Moorkulturanstalt und das Kulturingenieurwesen fanden weiteren Ausbau. Das letztere wird endlich wirklich verstaatlicht, nachdem diese Beamten bisher unter den Kreisverwaltungen standen. Eine bedeutsame Frage hat dabei der Abg. Ankenbrand berührt: die Schaffung von Einheitsämtern, um die Divergenz und Doppelarbeit zwischen Bauämtern und Kulturingenieuren zu beseitigen. Eine Lösung konnte die Frage natürlich nicht finden, ob sie aber verschwindet, ist fraglich. Als Novum taucht die liberale Stellung zur Landwirtschaft auf. Sie ist größtenteils eine schwache Kopie der Stellung der als „Lederhosenpartei" so oft und lang aus liberalen Kreisen verspotteten Zentrumspartei. Dr. Heim bezeichnete den Fraktionsredner in Sachen der Landwirtschaft als „freikonservativen Flügel". Im übrigen lassen sich natürlich die bayerischen Bauern durch die neue Fahne nicht von ihren altbewährten Vertretern abbringen; die katholischen bleiben dem Zentrum, die protestantischen den Konservativen treu, denn sie kennen die Vergangenheit aller Parteien. Für die „Unbefangenheit" der Liberalen ist es übrigens bezeichnend, daß sie die weitere Errichtung von landwirtschaftlichen Mittelschulen mit allgemein mittelschulmäßiger Ausbildung verlangen für die „angehenden Landwirte, die später als Großgrundbesitzer vorbildlich wirken" sollen. Der Großgrundbesitz umfaßt 0.09 % der bayerischen Wirtschaftsfläche und beginnt mit 100 ha. Es sind etwa 600 Betriebe. Dabei haben wir neben einer Reihe landwirtschaftlicher Mittelschulen noch eine landwirtschaftliche Akademie und eine landwirtschaftliche Abteilung der Kgl. Technischen Hochschule. Unsere „Pälzer Landsleut" werden nun auch vollgültig in der Eisenbahndebatte vertreten sein. Und — alle, alle kamen! Der reinste „Pälzer Kreistag". Die Verstaatlichung der Pfalzbahnen bringt vermehrte Etatarbeit. So hatten wir die Leistungen der Pfälzischen Eisenbahnen für das Jahr 1908/09 und die gesetzliche Regelung der Verwendung des Pfalzbahnfonds, die an den Staat übergehen, zu besprechen, und ganz natürlich kamen dabei die Lokalschmerzen genau so zum Ausdruck wie im diesseitigen Bayern. Der Herr Minister rieb sich etwas an der „Redseligkeit", die ganz besonders auch dem Pfalzbahnpersonal galt. Allein das Personal wird dem diesseitigen gleich behandelt, und noch manche Verbesserung, die der sachkundige Abg. Cadau anregte, steht in Aussicht. Wenn am 28. April die Tagung wieder beginnt, soll auch noch im Mai die Quälerei der Abendsitzungen weitergehen.

Zur Ehrung Dr. von Orterers.

Die fünfundzwanzigjährige Parlamentsjubiläumsfeier des kraft- und machtvollen Führers im katholischen Leben Dr. von Orterer mit der Auszeichnung von Allerhöchster Stelle, von der hier schon berichtet wurde, hat glanzvolle Festveranstaltungen zur Folge gehabt: erst in der Fraktion, dann im Wahlkreise des Jubilars (Ingolstadt), endlich im Kath. Männerverein St. Ludwig zu München, dem Dr. von Orterer gleichzeitig 25 Jahre angehört. Die letztgenannte Ehrung wurde besonders bedeutungsvoll durch die Festrede von Prälat Dr. Schädler, der in großzügiger Weise ein Bild des Werdens und des Schaffens Dr. von Orterers entwarf von den ersten Anfängen seiner politischen Tätigkeit an hindurch durch jene großen und schweren Zeiten, da Windthorst in ihm seinen kongenialen Mitkämpfer erblickte bis zur Gegenwart, die Dr. von Orterer zu den verantwortungsreichen, von ihm — selbst nach dem Urteile der Gegner — musterhaft geführten Präsidialgeschäften des bayerischen Landtags rief. Dr. von Orterer ist zudem der unbestrittene geistige Führer des bayerischen Zentrums. Einheit und Weisheit, Einheit und Klugheit waren stets die Grundzüge seiner Taktik. Wir folgen Dr. von Orterer, weil er durch und durch Parteimann ist, Zentrumsmann mit Leib und Seele, wir folgen ihm, weil wir in ihm sehen den praktisch-katholischen Mann im Denken und Handeln. Diese Festrede war eine vorzügliche Einleitung für die Ehrung, die der St. Ludwigsverein bereit hatte. Der Vorstand desselben, Hofstukkateur Biersch, überreichte mit herzlichen Worten ein Jubiläumsdenkzeichen, worauf Dr. von Orterer so recht aus seinem Innersten heraus dankte. Jedem Hörer mußte es warm ums Herz werden bei den Erinnerungen an die schweren Zeiten, in denen es galt, unsere großen Ideale, besonders die Freiheit der Kirche, zu verteidigen, und es mußte der Wunsch als Gebet zum Himmel steigen, der große Politiker und treue Katholik möge für kommende Kämpfe noch recht lange in voller Kraft erhalten bleiben.

F. Wunderl.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Vereinsgesetz durchgedrückt.

Nur vier Abgeordnete von der Blocklinken haben den Mut gehabt, offen gegen den ominösen Sprachenparagraphen des Vereinsgesetzes zu stimmen. Außerdem haben zwei ungenannte Abgeordnete ungültige Zettel abgegeben; aller Wahrscheinlichkeit sind das auch zwei „Männer" von der Blocklinken, die nicht wagten, einen Neinzettel unter den Augen der Fraktionsvögte abzugeben und ihr Gewissen durch einen Strich auf den Jazettel zu beschwichtigen suchten. Ferner stimmten zwei Antisemiten mit Nein, während zwei Konservative und ein Antisemit sich der Abstimmung enthielten. Der stramme Blockzwang hatte die Absplitterungen auf dieses ungefährliche Maß beschränkt. So konnte der Antiblock trotz einer beispiellos starken Präsenz die Mehrheit nicht erringen. Es standen 196 Ja gegen 177 Nein; die Differenz von 19 Stimmen genügte, um den Deutschen Reichstag zum Handlanger des unseligen preußischen Hakatismus zu machen.

An dieser Stelle wurde schon vor 14 Tagen gesagt: Von seinen diensthungrigen Knechten auf der Blocklinken könne Fürst Bülow alles verlangen, wenn er die Peitsche der Drohung mit einer neuen „Zentrumsherrschaft" kombiniere mit dem Zuckerbrot des intimen Diners am Herrschaftstische. Es ist leeres Geschwätz, wenn die „Sieger" sagen, das Zentrum sei durch die Abstimmung am 4. April furchtbar überrascht und geknickt worden. Ueberrascht sind wir höchstens durch die ungescheute Offenherzigkeit, mit der die schrankenlose Opferwilligkeit vor dem Altar des Blockgötzen durch den Paraderedner der Linken, den schwäbischen Demokraten a. D. v. Payer, förmlich proklamiert wurde. Damit dieses Geständnis nicht mit den Tagesblättern verweht, sei aus der vielgepriesenen Meisterrede Payers folgendes hier wörtlich verzeichnet:

„Wir haben nicht die Absicht, unsere Organisation, wie es unausbleiblich wäre, auseinanderfallen zu lassen. Wir wollen auf der Bahn weitergehen, auf der wir uns bisher bewegt haben, und deshalb wollen wir den verbündeten Regierungen weder einen Grund noch einen Vorwand geben, uns auszuschalten, zurückzustellen und auf die Seite zu schieben zugunsten anderer."

Deutlicher kann man nicht bekennen, daß die Ueberzeugung der Blocktaktik geopfert wird, und daß die „Freisinnigen" überall nachgeben wollen, wenn die Regierung mit der Ausschaltung des Blocks und der Einschaltung des Zentrums droht. Nicht einmal einen Vorwand zum Rücktritt vom Block wollen die Fridoline auf der Linken ihrem Herrn und Gebieter zu geben wagen.

Die Erklärung Payers, die durch die Tatsachen vollauf bestätigt wird, beleuchtet die gegenwärtige Lage so hell und grell wie nur möglich. Es gibt keinen Freisinn und keine Volkspartei mehr; die um Müller (Meiningen), Payer und auch um Naumann sind nationalliberal geworden. Reden wir nicht mehr von der neuen Blockmehrheit, sondern betrachten wir die alte Kartellmehrheit von 1887 als auferstanden. Sie ist nur an der Zahl etwas schwächer als das Angstprodukt der letzten Bismarckschen Auflösungswahl.

Es hat freilich eines starken Druckes bedurft, um das Gros der drei „freisinnigen" Parteien zu dem Sprunge über diesen Stock zu bewegen. Aber es ist den Blocktaktikern gelungen. Die vereinzelten Absplitterungen haben gewiß ihre Bedeutung, die sich namentlich bei den nächsten Reichstagswahlen zeigen wird; aber für die nächste Zukunft macht das nichts aus. Die Versuche des früheren Abgeordneten Dr. Barth, den Acheron gegen die parlamentarischen Götter in Bewegung zu setzen, können ebenfalls den Schlaf Bülows und seiner Trabanten vorläufig nicht stören. Auch wenn die Dissenter aus der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft austräten, würde der Block, zu denen die Dissenter der Rechten natürlich zurückkehren, noch immer die absolute Mehrheit des gesamten Reichstags umfassen. Das Blockschiff ist also wieder flott. Das Börsengesetz wird gewiß nicht mehr Schwierigkeiten machen als das Vereinsgesetz, da die Rechte sich der Verpflichtung gegenüber der Vorauszahlung der Linken bewußt bleiben wird. Fürst Bülow wird auch mit neuem Mute an die Reichsfinanzreform herangehen; er weiß ja, daß die Payer und Genossen um keinen Preis ihm einen Vorwand zur Auflösung des Blockdienstvertrages geben wollen. Also werden wir den Krug noch eine Weile zum Wasser gehen sehen, ehe er bricht.

Ferner müssen wir, um nicht überrascht zu werden, uns klar machen, daß die Reichstagsmehrheit in das hakatistische Fahrwasser sich hat lotsen lassen. Auch das hat in seiner erquickenden Offenherzigkeit der Paraderedner Payer eingestanden. Früher verschanzte er sich hinter der Ausrede, sein Kompromiß in der Sprachenfrage sei eigentlich polenfreundlich, da es die Polen von dem drohenden radikalen Sprachenverbot der preußischen Gesetzgebung bewahre. Jetzt ist er schon so „staatsmännisch" geworden, daß er erklärt, die polnische Bewegung stehe doch in einem frappanten Widerspruche zu dem „nationalen" Standpunkte, den „wir" einzunehmen hätten, und er könne verstehen, daß die preußische Regierung zurzeit nicht gewillt sei, ihrerseits von den Machtbehelfen in diesem Kampfe etwas aufzugeben. Es wäre kein Wunder, wenn Fürst Bülow aus diesen Bekenntnissen einer bekehrten Seele die Einladung heraushörte, noch weitere Machtbehelfe vom Reichstag zu verlangen, z. B. in bezug auf die Presse.

Die süddeutschen Wähler müssen es sich besonders merken, daß die Blockleute (mit der knappen Mehrheit von 15 Stimmen) auch den Antrag des Zentrums zu Falle brachten, der diejenigen einzelstaatlichen Freiheiten, die über das neue Reichsgesetz hinausgehen, erhalten wollten. In aller Form wurde da die Freiheit der gleichmacherischen Einheit geopfert, obschon der Fortbestand dieser besseren und wirklich berechtigten Eigentümlichkeiten dem Ganzen nicht zum Schaden, sondern zu Zier und Vorteil gereicht hätte.

Zum Sprachenparagraphen gab der Staatssekretär des Innern beschwichtigende Versprechungen über die Schonung „loyaler" (nicht-polnischer) Fremdsprachler in gewerkschaftlichen Versammlungen. Aber die Gestattung von Ausnahmen ist Sache der Landesregierungen. Wie kann der beredte Reichsbeamte für deren Verhalten garantieren?

Die Verhandlungen im Reichstage waren sehr lebhaft, stellenweise höchst erregt. Das war durch die Wichtigkeit der Sache und die geringe Stimmendifferenz bedingt. Natürlich war es der Blocklinken unangenehm, daß ihr so eindringlich die Wahrheit gesagt wurde. Es muß jedoch entschieden zurückgewiesen werden, wenn der Aerger der Entlarvten sich Luft macht in Vorwürfen reger „Obstruktion". Das Zentrum ist nicht so töricht gewesen, eine aussichtslose „Obstruktion" zu treiben, d. h. durch allerhand Mittel der Verschleppung und Geschäftsbehinderung die Abstimmung unmöglich zu machen. Es hat nur eine gehörige Diskussion verlangt, und als die Blockführer im Anfang den Versuch machten, durch vorzeitige Schlußanträge die Redefreiheit zu erwürgen, erhob man dagegen Protest durch den Antrag auf namentliche Abstimmung. Bei einer derartigen Abstimmung über den Blockantrag auf Schluß der Debatte wurde Müller (Meiningen), der Ritter von der komischen Gestalt, von seinen eigenen Parteigenossen in Stich gelassen, so daß der Blockantrag durchfiel. Als durch diesen Schaden die übereifrigen Herren etwas klüger geworden waren und der Diskussion mehr Raum ließen, ging der Geschäftsgang glatt ab. Das unbegründete Schelten über „Obstruktion" wegen einer ganz loyalen Opposition ist aber bezeichnend für die Gemütsverfassung, in welcher sich die politischen Emporkömmlinge des Augenblicks befinden.

Der Prunk in der Politik.

Die Angelegenheit Hill ist äußerlich beigelegt; innerlich ist sie leider nicht ganz ausgeräumt. Präsident Roosevelt hat die Erklärung der deutschen Regierung, die wir in der vorigen Nummer erwähnten, für genügend erachtet, um Herrn Hill nach Berlin entsenden zu können, und Herr Hill will auch mit seinen „bescheidenen Mitteln" den Berliner Posten antreten. Aber man vermutet, daß er nicht lange dort bleiben werde. Es geht ihm wie einem Manne, der ohne seine Schuld der Anlaß zu einem Mißklang in der Tafelrunde geworden ist; an seiner Person haftet die Erinnerung an etwas Unliebsames, er fühlt das und bleibt nicht länger, als er muß. Obendrein hat die nordamerikanische Regierung in ihre „Schlußnote" den Satz eingeflochten, es läge ihr ganz besonders daran, zum Ausdruck zu bringen, daß der Besitz nur bescheidener Mittel kein Hindernis für die Beförderung zu den höchsten Stellen bilde. Die Spitze dieses Satzes wird nicht abgestumpft, sondern nur höflich umwickelt durch die beigefügte Nutzanwendung, der dortige Kongreß müsse nun endlich für die Vertreter im Auslande angemessene Dienstwohnungen bewilligen.

Die Prunksucht ist neuerdings mehrfach als eine gefährliche Zeitkrankheit bezeichnet worden; auch vom Ministertisch aus hat man Zivil und Militär gewarnt vor dem kostspieligen Aufwand. Die weisen Worte werden besser wirken, wenn das gute Beispiel von oben sie unterstützt. Wir stecken leider noch tief in der Anschauung, daß ein Mann in den höheren Stellungen repräsen-

Digitized by Google

tieren müsse wie ein Millionär. Das gilt besonders für die diplomatische Laufbahn, aber keineswegs für diese allein. Wer ohne Zuschuß und Privatvermögen auf sein Diensteinkommen angewiesen ist, gilt als armer Teufel und unberufener Eindringling. Früher waren die höheren Stellen den Aristokraten vorbehalten; jetzt den Plutokraten, den wirklichen oder scheinbaren. Ein mittelloses Genie à la Bismarck könnte heutzutage nicht hochkommen, wenn es nicht zugleich ein glänzendes Pumpgenie wäre. Die prunkvolle Repräsentation wird in verhängnisvoller Weise überschätzt. Manche Prachtliebhaber glauben, sie verträten dabei feudale Herrlichkeit und romantische Erhabenheit; aber bei Licht besehen ist es nur ein Tanz um das goldene Kalb, den prosaischen Götzen der Aktienzeit. Bei dem Uebergewicht der äußeren Mittel gedeiht nicht die Kultur, aber wohl die sogenannte Vernunftehe.

Der Staat kann unmöglich seinen höheren Beamten so viel zahlen, als sie im gesellschaftlichen Wettbewerb mit den Millionären verbrauchen können. Was nötig ist zu einer vernünftigen Lebensführung, muß er ihnen bieten, und wenn Nordamerika nicht einmal für eine anständige Botschafterwohnung gesorgt hat, so ist das sehr unrecht. Wollte der Staat über das Maß der vornehmen Einfachheit hinaus noch große Repräsentationszulagen bewilligen, so würde das nur den Prunk und Luxus weiter in die Höhe treiben helfen, also keine nachhaltige Erleichterung der minderbemittelten Talente herbeiführen. Die Heilung des Uebels kann nur von innen heraus erfolgen. In den beteiligten Kreisen muß die Erkenntnis durchdringen, daß das Prunken und Protzen mit dem überlegenen Reichtum unfein ist; daß insbesondere eine Nation im Auslande besser repräsentiert wird durch einen Mann von Geist, als durch einen Verschwender von Geld. Die wahre Vornehmheit wird aber den Sieg über die Geldvergötterung um so eher erringen, je mehr an der obersten Stelle des Staates der innere Wert vor dem glänzenden Scheine, die solide Einfachheit vor der gleißenden Prachtentfaltung bevorzugt wird. Deshalb möchten wir an der Hoffnung festhalten, daß die Gerüchte von einem Antrage auf Erhöhung der Zivilliste sich als eine unzeitgemäße Reporterfabel erweisen. Auch nach Erledigung der Reform der Beamtengehälter wird es notwendig sein, sowohl den Beamten selbst als denen, die sich deren Lebenshaltung zum Muster nehmen, durch Wort und Beispiel das Bewußtsein zu stärken, daß der weise Hausvater sich nach der Decke strecken muß und daß er bei einer mäßigen Lebenshaltung mehr wahre Ehre und mehr Glück erntet als mit belastendem Prunken und Glänzen.

Zur auswärtigen Lage.

An dem Pelz der französischen Marokkopolitik wird wieder ein wenig gewaschen, ohne ihn naß zu machen. Die deutsche Regierung hat in Paris darauf aufmerksam machen lassen, daß durch die neuen französischen Truppensendungen abermals die Leichterfahrzeuge von Casablanca dem dortigen Handel entzogen würden. Darauf hat die französische Regierung die Einstellung von Barkassen versprochen, womit wir wieder einmal „befriedigt" sein müssen.

Zu den Balkanfragen wird berichtet, daß zurzeit in London der russische Botschafter und die englische Regierung über eine Verschmelzung der russischen und der englischen Reformvorschläge beraten. Die englischen Vorschläge, welche die Souveränität des Sultans gefährden würden, hat bekanntlich Fürst Bülow in seiner Reichstagsrede scharf kritisiert. Die russischen Vorschläge sind im Prinzip von den nächstbeteiligten Mächten gebilligt worden, da sie auf die Empfindlichkeit der Türkei kluge Rücksicht nehmen. Ihr Kernpunkt ist die Heranziehung aller europäischen Großmächte zu dem Werk, das bisher Rußland und Oesterreich nach der Mürzsteger Verabredung betrieben. Gegen diese „Internationalisierung" ist ja grundsätzlich nichts einzuwenden; aber praktisch geht die Sache nur vorwärts, wenn das vergrößerte Konzert ebenso einheitlich bleibt wie bisher das Duo von Mürzsteg. Der gute Wille Englands muß sich bei dem Verschmelzungsversuch zeigen; von dem „Generalgouverneur", den die englische Regierung dem Sultan zumuten wollte, darf nichts übrig bleiben.

Mr. Asquith wird in London Premierminister an Stelle des siechen Campbell-Bannerman. Das hat nicht viel zu bedeuten, wird aber die Hoffnungen der Irländer auf die liberale Partei wohl noch weiter herabdrücken. In der hohen Politik ist König Eduard sein eigener Premier.

In Rom ist die improvisierte Komödie eines Generalstreiks als Protest gegen ein Vorgehen der Straßenpolizei schnell zu Ende gekommen.

Fünf Fragen an die Männer der Wissenschaft.

Von

Dr. M. Eberhard, Stadtpfarrprediger, München.

Berlin bläst zum Abmarsch. München wird vermutlich Order parieren und sich an Harnack und Paulsen (Internationale Wochenschrift, Nr. 9) anschließen. Die Ansichten von der „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft" und der „Freiheit der Forschung" sind protestantischerseits in ein geklärteres Stadium getreten; vielleicht dienen die folgenden Fragen eines Katholiken, bei dem und jenem Menschen, der guten Willens ist, eine weitere Klärung herbeizuführen.

1. Frage: Darf der Mann der Wissenschaft Weltanschauung haben?

Harnack schließt seine Vorlesungen über das Wesen des Christentums: „Meine Herren! Die Religion . . . ist es, die dem Leben einen Sinn gibt, die Wissenschaft vermag das nicht.... Es ist eine herrliche Sache um die reine Wissenschaft, und wehe dem, der sie gering schätzt, oder den Sinn für die Erkenntnis in sich abstumpft! Aber auf die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu gibt sie heute so wenig eine Antwort wie vor zwei- oder dreitausend Jahren." Der Mathematiker Gauß sagte einmal: „Es gibt viele Fragen, auf deren Beantwortung ich einen unendlich viel höheren Wert legen würde als auf die mathematischen, z. B. über Ethik, über unser Verhältnis zu Gott und über unsere Zukunft." Er bestätigte damit die Meinung Kants: „Die Fragen: ob die Welt einen Anfang und eine Grenze ihrer Ausdehnung im Raum habe, ob es irgendwo und vielleicht in meinem denkenden Selbst eine unteilbare und unzerstörliche Einheit oder nichts als das Teilbare und Vergängliche gebe, ob ich in meinen Handlungen frei oder, wie andere Wesen, an dem Faden der Natur oder des Schicksals geleitet sei, ob es endlich eine oberste Weltursache gebe, oder die Naturdinge und deren Ordnung den letzten Gegenstand ausmachen, bei dem wir in allen unseren Betrachtungen stehen bleiben müssen: das sind Fragen, um deren Lösung der Mathematiker gern seine ganze Wissenschaft dahingäbe; denn diese kann ihm doch in Ansehung der höchsten und angelegensten Zwecke der Menschheit keine Befriedigung verschaffen."

Derartige Urteile aus Gelehrtenkreisen können beliebig vermehrt werden. Ich glaube, daß die Antwort auf die erste Frage lauten wird: selbstverständlich; der Mann der Wissenschaft ist Mensch; er darf nicht nur, er soll sich Antwort geben auf die großen Lebensprobleme; sonst ist er ein geistiger Embryo.

2. Frage: Gehören Weltanschauungsfragen an die Universität?

De facto wird an den Universitäten ein erbitterter Kampf um Weltanschauungen geführt; de iure läßt sich nicht leugnen, daß an einer Universitas die Fragen des Universums behandelt werden sollen; die Universität würde sonst jene Fragen vernachlässigen, die „die höchsten und angelegensten Zwecke der Menschheit" betreffen.

3. Frage: In welche Wissensbetriebe sind Weltanschauungsfragen zunächst einschlägig?

In Philosophie und Theologie. Philosophie und Theologie haben also vom Standpunkt der Weltanschauung aus ihren Platz an der Universität. „Die Religion ist es, die dem Leben einen Sinn gibt, die Wissenschaft vermag das nicht." Aber nicht bloß vom Standpunkt der Weltanschauung, auch vom Standpunkt der Wissenschaft.

Harnack faßt den Begriff der Wissenschaft zu eng. Kann sich echte Wissenschaft nur auf Erfahrung, nicht auch auf Intuition und Ueberlieferung aufbauen? Wer zündet dem Genie die Fackel an? Doch nicht die Erfahrung! Ist das Dogma keine Erkenntnisquelle? Man stelle sich einmal ernstlich diese Frage vor Raffaels Disputa. Wissenschaft methodisiert das Wissen; je nach dem eigentümlichen Ursprung des Wissens muß es auch eigentümlich methodisiert werden. Eine Revision der modernen Erkenntnistheorie würde auch von diesem Standpunkte aus für die Philosophie und Theologie an der Universität Platz schaffen.

4. Frage: Ist es überhaupt möglich, im exakten Wissensbetrieb von der Weltanschauung unbeeinflußt zu bleiben?

Mommsen selbst mußte einräumen, volle Voraussetzungslosigkeit sei ein nie erreichbares Ideal: „Religiöse, politische und soziale Ueberzeugungen bringt ein jeder von Haus aus mit. Es kann darum auch dem wahrhaften Katholiken daraus kein Vor-

Digitized by Google

wurf gemacht werden, daß seine Weltanschauung und also auch Forschung und Lehre ihm durch seinen Glauben beeinflußt wird, vorausgesetzt immer, daß er sich selber gegenüber wahrhaftig bleibt und nichts aussagt, was sein Verstand als falsch erkennt." In der Tat bringt es die Einheit des menschlichen Bewußtseins mit sich, daß die Begriffe und Grundsätze, oft in unbewußten Unterströmungen, vielfach ineinander greifen und notwendig das Urteil über die einzelnen Dinge beeinflussen.

Wo immer in einem Fache Rezeptibilität für Weltanschauungsfragen gegeben ist, wird der Einfluß der Weltanschauung sich geltend machen; ganz unempfänglich ist fast nur die Mathematik mit ihren Tochterwissenschaften. De facto finden fast alle Professoren, welchem Fach sie immer angehören, zur rechten Zeit ein Ventil, an dem sie ihre Weltanschauung herausströmen lassen, sei es als blendenden Witz, sei es als beißenden Spott, sei es als väterliche Ermahnung, sei es als flammende Entrüstung.

5. Frage: Ist bei einem katholischen Professor die Voraussetzung Mommsens gegeben, daß er sich selber gegenüber stets wahrhaftig bleiben könne?

Man befürchtet, der Katholik werde nicht frei und unbefangen forschen; sein religiöser Standpunkt werde ihm, auch wenn er ein ehrlicher Charakter sei, einen Streich spielen. Ei, warum denn nur der Katholik, warum nicht auch der Protestant, der Jude, der Anhänger des atheistischen Kredo?

Glaube und freie Forschung sind ein Problem, aber kein unlösbares. Sie sind vereinbar. Es gibt Sätze, hinter denen ein ewiges Fragezeichen steht. Dieser Satz läßt sich ruhig mit einem Punkte beschließen.

Die Forschung muß Freiheit haben. Es gibt ein Freisein von innerer und von äußerer Nötigung. Offenbar erhebt die Forschung den Ruf nach Freiheit nur mit Bezug auf äußere Nötigung, denn innerlich ist die Forschung nicht frei, sondern gebunden. Sie ist materiell gebunden durch den Stoff, formell durch die Wahrheit. Der Stoff als solcher kann für die Forschung nie Schranke sein, sondern nur Gegenstand. Und bei aller Freiheit will die Forschung Wahrheit. Wahrheit, nicht Freiheit, ist ihr oberstes Gesetz, ihr höchstes Gut.

Wenn der Stoff als solcher die Freiheit der Forschung nicht aufhebt, kann auch die Glaubenswahrheit an sich als Stoff keine Feindin der freien Wissenschaft sein. In der Tat werden fast keine Stimmen laut gegen die liberal-protestantischen Fakultäten. Der Grund ist einfach: Diese Herren behandeln die religiösen Wahrheiten nur als Wissensstoff; sie gehen an den Stoff heran als reine Historiker, Kritiker, Philologen oder als Philosophen. Den Glaubenscharakter ihres Stoffes anerkennen sie nicht, sondern deuten die religiösen Wahrheiten so gründlich aus, daß das Wissen den Glauben völlig absorbiert. Der Glaubenscharakter ist ihrer Forschung keine Schranke, weil er für sie einfach nicht existiert.

Anders die orthodox-protestantischen Fakultäten oder Professoren. Sie werden nicht mehr als wissenschaftlich vollwertig betrachtet, denn ihnen ist die religiöse Wahrheit nicht nur Wissensstoff, sondern Glaubensstoff. Sie stehen also dem Stoffe nicht mehr frei gegenüber, sondern sind durch eine Macht gebunden, die dem Wissen äußerlich ist; sie sind unfrei infolge einer vis, einer unbefugten Gewalt, die in das Heiligtum der Forschung eingreift.

Ganz schlimm endlich steht es mit den katholischen Theologen; sie sind nicht nur durch den Offenbarungscharakter des Glaubens gebunden, sondern überdies durch das kirchliche Lehramt, das der vorwärts drängenden Forschung jederzeit in die Zügel fallen kann. Harnack wirft der letzten Enzyklika vor, daß sie tödliche Streiche gegen den Wahrheitssinn zu führen sucht, und konstatiert, daß Staat und Universitäten in der Duldung der katholischen Fakultäten „das Aeußerste" ertragen und konzedieren.

Das Problem „Glaube und freie Forschung" zerfällt demnach für uns Katholiken in zwei Probleme, in das Problem des objektiv Gegebenen und in das Problem der Autorität.

Die erste Schwierigkeit liegt ausgedrückt in der Frage: Behindert etwas objektiv Gegebenes die Freiheit der Forschung? Man wird uns antworten: Solange das objektiv Gegebene sich im Rahmen eines bloßen Gegenstandes hält, nein; sobald das objektiv Gegebene sich den Charakter einer Norm beilegt, ja. Ich entgegne: der Stoff ist nicht nur Gegenstand, sondern durch die Idee, die in ihm liegt, zugleich Norm. Der Stoff hat von Natur aus normativen Charakter; er gibt dem Wissen nicht nur Inhalt, sondern auch Bestimmung. Wissen heißt: erkennen, was wahr ist. Bloße Freiheitsentfaltung gegenüber dem Gegenstande ist Kraftverschwendung: Anima neque nihil sequendo neque stultitiam sequendo potest ad sapientiam pervenire. Das Wahre ist der Terminus, bei dem die freie Forschung anlangen muß; die Seele ist innerlich veranlagt für ein zu Erkennendes, für ihr „Gut". Die Freiheit ist nur eine Eigenschaft des Triebes nach Wahrheit: sie kann sich darum nur auf Grund dieses Triebes, innerhalb der Grenzen der Natur dieses Triebes betätigen. (Schluß folgt.)

Psychiater-Unfug.

Von

Dr. W. Hüllen.

Ich habe selten in meinem Leben so ironisch gelacht wie über einen Artikel im „Tag" aus der Feder des Karlsruher Privatdozenten Willy Hellpach zur Zeit des Hau-Prozesses. Der eifrige Herr ästimierte die Geschworenen als bornierte Bauern und die Richter als Ignoranten. Er aber und der Professor Aschaffenburg aus Köln, der dem ci-devant Rechtsanwalt freundschaftlich die Hand drückte, sie beide verstanden die Sache; sie ganz allein. Mit dem Ausruf „wir Seelenärzte!" warf sich Willy Hellpach in die Brust, daß man die Nähte seiner Weste auf 1000 Kilometer krachen hörte.

Den Oberst Hüger erklärt ein Psychiater für besessen vom Querulantenwahn. Seitdem sind Jahre vergangen, und die vielen Freunde des übrigens in Westfalen allgemein verehrten Oberst freuen sich, daß er mit seinen 67 Jahren über eine körperliche und geistige Rüstigkeit verfügt, die die Garantie gibt, daß er auch mit 90 Jahren seine fünf Sinne noch vortrefflich beisammen haben wird. Hoffentlich wird der Herr Oberst so alt, auch zur Freude seiner Feinde, denen er noch manches zu sagen hat.

Es ist, als ob seit Eduard von Hartmann gewisse Leute, die sich in Verlegenheit befinden, die Devise auf ihre Fahne geschrieben hätten: was man sich nicht erklären kann, sehe man als Unbewußtes an. Manche wollen sich aber auch manches nicht erklären. Deshalb ließ man den Hauptmann von Goeben aus einer Psychiaterhand in die andere gehen. Deshalb steckte man den Prinzen von Arenberg in eine Heilanstalt. Deshalb ließ man die Silberservice stehlende Fürstin Wrede durchschlüpfen. Aber bedauernswerte kriegsfreiwillige Gefreite, denen die südwestafrikanische Sonne das Gehirn ausgebrannt, locht man wegen einiger Exzesse monatelang ein und degradiert sie.

Darin liegt die Hauptgefahr des Psychiater-Unfugs. Klassenjustiz auch hier. So sagt sich wenigstens das Volk. Will man nicht begreifen, wohin das führt? Das muß doch allmählich einen Grimm gegen unsere Rechtspflege erzeugen, der die letzte Spur von Achtung vor ihr vertilgt. Und dergleichen kann kein Staat, mag er auch noch so festgefügt sein, auf die Dauer ertragen. Kürzlich sagte ein alter Herr von Adel im „Tag" mit Bezug auf die Minierarbeit der Psychiater: „Jede Schuld fordert ihre Sühne. Das Gesetz des Landes soll seine Bürger schützen, seine Ausführung darf aber nicht im Stiche lassen. Das ist das allgemeine Gefühl, und dieses Gefühl muß im Bewußtsein des Volkes wurzeln bleiben." Nun höre man sich mal im Volke um, wie es über die Psychiaterjustiz denkt. Man wird da merkwürdige Dinge erfahren. Aber daß der Hauptmann Goeben unzurechnungsfähig gewesen sei, glaubt kein Mensch. Und nun erscheint gar noch im ehrengerichtlichen Verfahren gegen den Grafen Hohenau der Psychiater auf der Bildfläche. Da kann man schon von einer Paranoia psychiatrica sprechen! Merkwürdig, daß man nicht auch dem Oberst Gaedke die seelenärztliche Wohltat hat zuteil werden lassen. Der Mann leidet doch offenbar an verschiedenen Wahnen, als da sind: Ideologenwahn, Renitentenwahn, Titelwahn, Schreibwahn, Kriegsministerverfolgungswahn usw. Weshalb wollte man dann nicht? Sollte es sich in diesem Falle um einen Wahn der Kriegsräte, auch eines Wirklich Geheimen, handeln?

Doch Scherz beiseite, die Sache ist ernst, bitter ernst und voller Gefahren. Man bilde sich nicht ein, daß man das Volk täuschen und das natürliche Rechtsgefühl noch länger ungestraft verletzen darf. Sollte es doch geschehen, dann muß man den Verantwortlichen zurufen: dieser Wahn ist kurz, eure Reue aber wird eine recht lange sein!

Digitized by Google

Das Brot.

Aus Verdagers Eucharistischen Liedern.

Ein Versuch in deutschem Reim von Bernhard Schuler.

Bevor der Heiland kam zum Sterben,
Gedacht er huldvoll seiner Erben. —
Hat einer je ein Herz wie er?
Kein Opfer dünkte ihm zu schwer,
Ja, seine Liebe sondergleichen
Will uns das Allerhöchste reichen.

Er gibt ein duftend Brot,
Gibt eine Engelsspeise
Den Seinen in der Not,
Bezahlt mit hohem Preise.
Gleich Bronnen fließet Glut
Aus diesem höchsten Gut.

Sein Fleisch, sein Blut, sein Leben,
Was sollt' er mehr noch geben?
Sein Leib, jungfräulich rein,
Taucht in die Seele mein.
So sind wir auserlesen,
Zu kosten Gottes Wesen.
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot,
Im Leben gib es und im Tod!

Es birgt die Gottesspeise
Stets Unvergänglichkeit
Auf unsrer Pilgerreise
Für alle Ewigkeit. —
Maria ward erkoren
Von ihr das Brot geboren;
Die süße Himmelswabe
Ist ihres Herzens Gabe.

Ein Manna ist's, gegeben
Für dies und jenes Leben.
Und Rosen, Lilien sprießen,
Wirst du das Brot genießen. —

Lob, Preis sei ohne End'
Dem heil'gen Sakrament!
Gib, lieber Gott, uns dieses Brot
Im Leben gib es und im Tod!

Praktische Betätigung christlicher Erziehungswissenschaft.

Die süddeutsche Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft hat sich zunächst die praktische Fruchtbarmachung der wissenschaftlichen pädagogischen Erkenntnisse besonders zur Aufgabe gemacht. In der Zeit vom 15. bis 24. Juli wird der Verein mit einem der Fortbildung von Lehrern, Katecheten und Schulinspektoren dienenden Unternehmen heraustreten, einem Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene, der in München veranstaltet wird. Universitätslehrer (Dr. Willmann, Dr. Förster-Zürich, Dr. Lange-München, Dr. Specht-München), Verwaltungsbeamte und Schulpraktiker reichen sich die Hand in der Vortragstätigkeit bei dem Kurs. Zu dem wissenschaftlichen Interesse, das weite Kreise herbeilocken wird, treten soziale und caritative Erwägungen, die mit der Sorge für Schwachsinnige, Blinde, Taubstumme und Krüppel, sowie mit der Bestellung der besten gesundheitlichen Bedingungen im Schulbetrieb verknüpft sind. Von großem Interesse sind die mit dem Kurs verbundenen Führungen durch alle einschlägigen Schulen und Anstalten, sowie die Demonstrationen. Das genauere Programm, das von der Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft (München, Erhardstr. 31/I) gratis erholt werden kann, soll nicht nur in Süddeutschland, sondern überall, wo deutsche Zunge klingt, Beachtung finden. Was es verspricht, eine Einführung in das wissenschaftlich wie praktisch-sozial gleich bedeutsame Gebiet zu geben, wird es sicher halten! F. Weigl.

Paul Beckerts Gemälde „Soziale Versöhnung".

Von

Dr. Hans Schmidkunz, Berlin-Halensee.

Die Vernachlässigung der christlichen Kunst in unserer gegenwärtigen Kultur weiterer wie auch engerer Kreise fordert immer wieder zu Gegenwirkungen heraus. Zwar die ältere Zeit läßt sich davon scheinbar ausnehmen. An Beliebtheit der Madonnen von Raffael u. dgl. m. fehlt es nicht. Allein derartige Kunstwerke gelten bei den gewöhnlichen Kunstfreunden ungefähr soviel wie weltliche; manchmal trifft man sogar auf eine Bevorzugung der „menschlichen" Madonnen vor den „kirchlich gebundenen". Eine etwas billige Frömmigkeit reicht so weit, daß wenigstens in manchen Häusern derartige klassische Kunstwerke durch Reproduktionen verehrt werden. Weniger günstig steht es um die Kenntnis und Berücksichtigung all dessen, was außerdem mehr als anderthalb Jahrtausende an christlicher und gar erst spezifisch kirchlicher Kunst geleistet haben; und die Vernachlässigung solcher Kunst in der Plastik bedeutet zugleich einen nationalen Gefühlsmangel.

Die christlichen Künstler vergangener Jahrhunderte, zumal in der klassischen Renaissancezeit, hatten um ihre Kunst im großen ganzen nicht erst zu kämpfen; vielmehr ist es vorwiegend die triumphierende Kirche, welche sich in dieser Kunst ausspricht. Etwas anders wird es schon in der Zeit der sogenannten Reformationen, zumal mit der Kunst der Barocke. Nach einiger Zeit verflachen diese, gerade durch besondere Energie ausgezeichneten Züge der christlichen Kunst. Es kommt die Zeit des Rokoko, der Aufklärung, der Verwischung von Gegensätzen. Ein Wellental in der Entwicklung des Christentums ergibt auch ein Wellental in der des christlichen Kunstlebens.

Erst im vorrückenden 19. Jahrhundert wird die Sache anders. Nun tauchen einige Künstler auf, die mit wenig äußerer Förderung, doch um so inniger aneinander und an die kämpfende Kirche angeschlossen, die Traditionen älterer Zeit wieder aufnehmen. Es bedarf hier keiner historischen Skizze dessen, was die sogenannten Nazarener, was dann die besonders durch E. v. Steinle vertretene Frankfurter Kolonie, und was ganz besonders ältere Düsseldorfer geleistet haben; nicht zu vergessen den faktischen Erfolg, der einige Zeit lang gerade den letzteren beschieden war. Heute nun sieht es so aus, als wären diese Episoden kaum dagewesen und hätten nicht so weitergewirkt, wie sie es tatsächlich haben. Die Nationalgalerie in Berlin ergibt ein deutlich sprechendes Beispiel für diese Täuschung. Ein Mann wie Karl Müller ist dem Gedächtnis anderer als einiger Fachleute und vielleicht noch etlicher frommer Familien so gut wie entschwunden; gerade noch E. Deger und F. Ittenbach werden zur Not genannt. Unsere gewöhnlichen Kunstgeschichten, ausgenommen etwa gerechtere Bestrebungen von Cornelius Gurlitt, eilen über diese Episoden mit einem beinahe ängstlichen Schritte hinweg.

Nun erst die Gegenwart! Wie schwer es die christlichen Künstler unserer Zeit haben, erfährt man wohl nur aus privaten Quellen. Daß darunter nicht nur die Personen, sondern auch die Künste selbst leiden, ist wohl leicht einzusehen. Wenn der Künstler bestenfalls seine äußeren Erfolge in Andachtsbildern oder dergleichen findet, welche ihm ein entgegenkommender Verlag abnimmt, so ist für ihn eine wahrhaft künstlerische Entwickelung so gut wie ausgeschlossen und eine falsche Entwicklung sehr naheliegend. Aber nicht nur weitere Kreise vernachlässigen die christliche Kunst, sondern auch engere Kreise tun es insofern, als die bloße Industrie Herrin des Marktes ist. Wie energisch sich dagegen die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" und die „Gesellschaft für christliche Kunst" mit ihren mehrfachen Veröffentlichungen u. dgl. m. stemmen, bedarf wohl an dieser Stelle keiner Betonung; allein solche Gesellschaften brauchen erst selbst wieder Hilfe, um von sich aus genügend helfen zu können.

Für weitere Kreise dürfte an dieser Sachlage die bemerkenswerteste Seite die sein, daß ein gedrückter Zustand religiöser Kunst auch innerhalb der rein weltlichen Kunst drückend wirkt. Parallel jener Vernachlässigung geht eine Vernachlässigung der seelischen Gestaltungen in der Kunst überhaupt. Wir ersticken im rein Malerischen; ja noch mehr: wir müssen fürchten, daß auch das Malerische selbst zurückgehen wird, wenn es weiterhin aus einem bloßen Mittel zu dem Zwecke selbst gemacht wird. Wir ersticken auch in Landschaften und bestenfalls in genrehaften Darstellungen.

Digitized by Google

Nicht daß diese Spezialitäten der Kunst verachtet oder getilgt werden sollten! Sie finden ihren richtigen Platz als Ergänzung der nach höheren Problemen strebenden Kunst. Größte Künstler haben derartiges keineswegs mißachtet, sondern es vielmehr im ganzen ihres künstlerischen Wirkens mitberücksichtigt und mit ihrem anderswo bereicherten Können wiederum bereichert. Gerade daran aber fehlt es heute, wenn beispielsweise die Landschaft und gar noch belanglose Besonderheiten in dieser das Gesamtleben zahlreicher Kunstkräfte ausmachen.

Indessen ist Nachsicht auch gegenüber alldem am Platze. Die religiöse Kunst, wie sie lange Zeit hindurch geübt worden, trägt selbst einige Schuld daran. Es hat sich eine falsche Frömmigkeit breit gemacht, welche zuerst auf Fernerstehende und schließlich auch auf Zugehörige abstoßend wirkt. Der religiöse Wert eines Bildes liegt nicht in unnatürlichen Gesichtern und Handhaltungen, sondern vielmehr in einer Ergänzung schlichter Natürlichkeit durch etwas Höheres. Diese schlichte Natürlichkeit ist aber nicht zu entbehren. Mit den heiligen Gestalten finden wir die uns so nötige „Gemeinschaft der Heiligen" dann am ehesten, wenn wir sie als menschlich verwandt mit uns fühlen und erkennen. Gerade sogenannte Heiligenbilder bedürfen besonderer künstlerischer Ansprüche.

Dazu kommt noch die naheliegende Meinung, als müsse Mystisches auch mystisch dargestellt werden. Das heißt: der Charakter des Mystischen muß getroffen werden, doch die Darstellungsweise selbst muß das Gegenteil davon sein. Es ist gewiß nicht zuviel ästhetisiert, wenn wir auch abgesehen davon in der Kunst verlangen, daß alles, sogar das Unbestimmte und Unklare, mit rücksichtsloser Bestimmtheit und Klarheit dargestellt werde. Mag sich ein Künstler in irgend ein dogmatisches Geheimnis, wie etwa in das der Trinität, mit noch soviel Bescheidung gegenüber dem Undurchdringlichen vertiefen: seine Darstellungsweise muß doch das, was er nun einmal vom Inhalt erfaßt hat, mit überzeugender Deutlichkeit vorführen. Daran haben es große Künstler auch nicht fehlen lassen. Unter denen, die sich speziell an solche Stoffe herangewagt haben, wird man vielleicht sogar eine weitgehende Klarheit speziell in den Konturen ihrer Gestalten finden.

An der Hand dieser verschiedenen Kennzeichnungen christlicher Kunst und ihrer Schicksale treten wir einigermaßen vorbereitet vor ein Kunstwerk, das zu den wenigen Ausnahmen von der gegenwärtigen Mißachtung christlicher Kunst gehört, und das noch besonders die Eignung besitzt, auch Fernerstehende für sich zu interessieren. Sein Gegenstand ist sogar nicht einmal direkt religiös, sondern mehr weltlich-menschlich, jedoch allerdings mit einer direkt religiösen Auffassung des gegebenen Problemes. Ursprung, Bedeutung und Ziel der menschlichen Arbeit sind das Thema, das sich Paul Beckert für seine „Soziale Versöhnung" gestellt hat. Der Künstler war bereits als Porträtmaler sowie durch einige Kirchenbilder zu Ansehen gelangt. Sein neues Werk konnte gegen Ende des Jahres 1907 zu München kennen gelernt werden und war jetzt in Berlin bei Keller & Reiner längere Zeit ausgestellt; im Sommer dieses Jahres soll es auf der großen Berliner Kunstausstellung gezeigt werden.

Wenn man in paradoxer Weise übertreiben will, so kann man den Satz aussprechen: „Alle Monumentalkunst mißlingt." Wenigstens in der Beschränkung auf die neueste Zeit entfernt sich dieser Satz gerade nicht allzuweit von dem, was der Kunstbeurteiler mindestens auf Grund einiger Erfahrung verantworten kann. Eine Landschaft, ein Stilleben u. dgl. m., zumal wenn sich's um irgend eine „malerische" Kleinspezialität handelt, mißlingt nicht so bald oder nur dann, wenn der Künstler schon recht sehr ungeschickt ist. Stellt er sich Aufgaben, die weit darüber hinausliegen, und bearbeitet er sie mit beträchtlich mehr Geschick als ein anderer seine kleineren Aufgaben, so zeigt eine einfache Erwägung, daß er sehr leicht relativ weniger leistet, als etwa der Landschafter. Es wird nicht viele Monumentalwerke, zumal in der Malerei geben, die sich so ganz restlos bewundern lassen; man denke etwa sogar an manche Kritik über Michelangelo.

Nun erst die neueste Zeit und die Gegenwart! Von Cornelius an, durch die Namen Overbeck, Führich, Steinle usw. hindurch, besitzen wir Monumentalgemälde (oder sagen wir bescheidener: Großmalereien), die auch vielen ihrer treuesten Freunde keine volle Befriedigung gewähren. So wird es nicht zu verwundern sein, wenn heute mancher ein Landschaftchen oder Genrestückchen mit größerer Befriedigung betrachtet, als ein so anspruchsvolles Werk, wie wir es gerade vor uns haben. Anspruchsvoll auch für das gegenständliche Verständnis!

In der Mitte des stark über Mannesgröße hohen Bildes und als die wichtigste und betonteste Partie der vorwiegend symmetrischen, mit Kontrasten aufgebauten Anlage erblicken wir eine im Glanz erstrahlende Gestalt vor uns, mit dem Kelche des Altarssakramentes in der Hand. Unter ihr und zu ihr aufblickend sehen wir zwei Männer einander die Hand reichen: einen Arbeitgeber und einen Arbeiter. Man fühlt mit, wie jener auf diesen vertrauensvoll einspricht, und wie dieser über ein noch nicht ganz zu bannendes Zweifeln hinaus doch im Aufblicke zu der glanzvollen Gestalt die Ueberwindung seines Zweifels findet. Eine starke Ausdruckskraft des Künstlers war bestrebt, diese beiden Figuren ein gut Stück über bloße Illustrationskunst hinauszuheben. Links von diesem Mittelstücke sehen wir in etwas skizzenhafter Darstellung die erste Familie, schon außerhalb des Paradieses; rechts als Seitenstück dazu die heilige Familie in einer analogen Haltung des Arbeitens. Diese beiden Teile des Bildes stehen auf den Abschlüssen der unteren, architektonisch gehaltenen Partie, die aus einem Dunkel durch bereits helle Girlanden den Grund für die obere Bildhälfte legen. In dieser führen rechts über der heiligen Familie Engelsgestalten von bekannter deutscher Romantik, mit Rosengewinden u. dgl., hinauf zu dem Gipfel des rundbogig abgeschlossenen Gemäldes. Ihn bezeichnet das Kreuz mit dem davor segnend schwebenden Erlöser. Entsprechend den Engelsgestalten rechts ist auf der linken Seite ein Sturz der Verdammten durch Sankt Michael (Patron Deutschlands) dargestellt. Diese gesamte obere Hälfte führt von jenen bereits erhellten Ranken mit immer stärkerer Lichtfülle hinauf zu dem beinahe blendenden Gipfel des Ganzen.

Was man das „religiöse Lichtproblem" nennen könnte, ist hier soweit meisterlich durchgeführt, daß nur noch mit der Gefahr einer Unklarheit in der Zeichnung zu rechnen bleibt. Inmitten all dieses Glorienlichtes scheint uns doch die Zeichnung nicht klar und deutlich genug durchgeführt; die feinen Abstufungen des Lichtes und der Farbe fluten über die Umrisse in einer ähnlichen Weise hinweg, wie bei manchem Rezitator oder sonstigen Sprecher die wohllautenden Vokale über die Bestimmtheit der Konsonanten hinwegfluten. Wir senken den Blick hinab zu der unteren Hälfte des Bildes und müssen uns hier ebenso in dämmernden Lichtern zurechtfinden, wie wir es oben im Lichtglanze mußten. Reliefartige Felder, vorwiegend grünlich gehalten, zeigen unter der ersten Familie die Geschichte vom reichen Prasser und unter der heiligen Familie eine Darstellung der christlichen Caritas. Weiterhin ergänzen kleinere Reliefs, wie beispielsweise von dem den Gänsen vorlesenden Fuchse, die gemalte Architektur, welche diese untere Hälfte kräftig gliedert. Außerdem steht in der Mitte der kleineren Felder links und rechts je ein Doppelmedaillon: einerseits Marx und Lassalle, anderseits Bischof von Ketteler und Pastor von Bodelschwingh darstellend.

Den untersten Teil des Gemäldes nimmt in der Mitte eine Skizzierung der Revolutionsfurie ein, flankiert von zwei Karyatidengruppen. Entsprechend jenen beiden Doppelmedaillons versinnlichen die einen Karyatiden die revolutionären, faustballenden Arbeiter, die anderen hingegen die in Geduld und Gläubigkeit harrenden. Auch in der unteren Partie wiegt die skizzierende Andeutung mit einer Vorherrschaft von Licht und Farbe über die Konturenschärfe vor. Sollte das Gemälde, wie man wahrlich wünschen kann, für ein öffentliches Gebäude in einem noch größeren Format ausgeführt werden, so würde der Künstler es wahrscheinlich leichter haben, auch die Zeichnung noch bestimmter und noch weniger abhängig von der so manche religiöse Kunst trübenden Weichheit und Süßlichkeit zu vollenden.

Wir gleiten mit dem Blicke wiederum von unten nach oben und fühlen auch den Aufstieg aus irdischem Jammer zu himmlischem Segen so eindringlich und einheitlich durch künstlerische Mittel ausgeprägt, wie der Künstler überhaupt es versteht, seine Mittel in den Dienst großer und schwieriger Geistesprobleme zu stellen. Farbe und Licht tragen uns bei ihm himmelwärts.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Palmsonntag.

Die Palmenzweige naßen wie ein Wald.
In dichte Nebel hüllt der Weihrauch ein
Das Schiff des Doms. Des Frühlings Sonnenschein
Wirft durch die Fenster Regenbogenglanz.
Und feierlich die Priesterstimme schallt:
Procedamus in pace.

In tiefem Frieden walken sie entlang,
Die noch dem Weltenerlöser gläubig sind.
Ja tief im Frieden walken Greis und Kind,
Als wär's die Straße von Jerusalem.
Und hell und selig tönt ihr Grußgesang:
Hosanna in excelsis.

Und wieder werfen sie die Kleider hin
Zu seinen Füßen! All ihr träges Leid,
All ihre Hoffart, ihre Sündigkeit
Dem Ueberwinder ihres Seelentods,
Und jubelnd ihre Stimmen froh erbrüh'n:
Benedictus, qui venit in nomine Domini!

Gesegnet sei, der uns erlösen will.
Hosanna ihm, der unsre Sünde trägt,
Hosanna ihm, der unsre Lasten wägt.
Dem heil'gen König der Barmherzigkeit.
Und sieh! Im weiten Dome wird es still,
Denn weiß und licht als himmlische Vision
Erscheint der Herr und geht dem Volk voran,
Ihr großer König und ihr Schmerzensmann,
Gehüllt in seiner Unschuld Strahlenkleid.
Und segnet sie und schaut sie liebreich an,
Denn er ist wahr und wirklich Gottes Sohn:
Hosanna in excelsis. M. Herbert.

„Studienassessor" und „Studienreferendar".

Von Dr. F. Webner.*)

Zu dem unter obigem Titel in Nr. 8 der Zeitschrift vom 22. Februar d. J. erschienenen Ausführungen über eine Aenderung der Rangbenennung der höheren Lehrer möchte ich mir einige Worte der Entgegnung gestatten.

Verfasser nimmt Anstoß an der gewünschten Umwandlung der Titel „Lehramtskandidat" zw. „Hilfslehrer" in Studienreferendar und -Assessor und schlägt dafür „Professorkandidat" und „Hilfsprofessor" vor. Als Begründung führt er an, daß jene Titel eine „Bettelei bei den Juristen" und zugleich „inhaltleere Bezeichnungen" wären.

Hierbei spielen aber doch andere Momente eine Rolle. Dieses Streben auch nach äußerer Titelgleichstellung ist wohl nicht so ganz unberechtigt, solange einmal Rang und Titel in unserem Vaterlande von so bedeutendem Einfluß sind wie jetzt. Warum soll, wenn alle Anwärter der höheren Beamtenlaufbahnen (Justiz, Verwaltung, Post, Forst usw.) die Titel Referendar und Assessor führen, dem angehenden Oberlehrer die gleiche Bezeichnung nicht zuteil werden? Zu „referieren" und „beizusitzen" hat doch schließlich ein Forst- oder Postreferendar (-Assessor) ebensoviel oder ebensowenig wie ein Hilfslehrer. „Referendar" heißt weiter nichts als einer, über dessen Tätigkeit Bericht erstattet werden muß, also ein noch in der Ausbildung Befindlicher, und der Hilfslehrer ist ebensogut „Beisitzer" im Lehrerkollegium wie der Regierungs- oder Gerichtsassessor im Kollegium der Räte seiner Behörde. Dazu stoßen mich aber noch die von Herrn J. Elmar gebrachten Ersatzbezeichnungen geradezu ab; „Professorkandidat" ist doch eine allen jetzigen Bemühungen um Abschaffung der Fremdwörter hohnsprechende Neubildung.

Ferner halte ich auch die Einführung des Titels Professor für alle akademischen Lehrer für nicht glücklich. Ich möchte vielmehr den „Professor" dem Hochschullehrer vorbehalten wissen. Zudem bedeutet doch dieses Aufgeben des Titels Oberlehrer nichts weiter als ein erneutes Aufrücken in der großen Titelreihe. Wie lange denn? und die Seminaroberlehrer folgen! Zur Unterscheidung genügt meiner Meinung völlig Gymnasial- (Real-) Oberlehrer als Titel. Aendert man das ganze Titelsystem der höheren (akademischen) Lehrer, so wäre ich für: Studien- (Schul-) Referendar, Studienassessor, Gymnasialoberlehrer, Studien- (Schul-) Rat; dieser letzte Titel für die 1. Hälfte der Oberlehrer.

*) Die Redaktion gibt dieser Entgegnung aus Billigkeitsgründen Raum, erklärt aber damit die Diskussion als endgültig geschlossen.

Wichtige Tontafelfunde in Kleinasien.

Von

Dr. Heyes, Bonn.

In den letzten Jahrzehnten sind verschiedene eigenartige, dem alten Orient entstammende Archive gefunden worden. Sie bestanden aus gebrannten Tontafeln, die mit keilschriftlichen Urkunden bedeckt waren. Es war im Winter des Jahres 1887 als ägyptische Fellachen beim Graben nach Altertümern zu Tell el-Amarna in Aegypten eine gewaltige Menge derartiger Tafeln zutage förderten, die in großen Tongefäßen über drei Jahrtausende geruht hatten. Sie enthielten diplomatische Schriftstücke, die zwischen den Pharaonen Amenophis III. und Amenophis IV. aus der 18. Dynastie und asiatischen Machthabern gewechselt worden waren. Die historischen Aufschlüsse, die sie uns über Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. bieten, sind von der größten Wichtigkeit. Eine Anzahl ähnlicher Keilschrifttafeln fand der protestantische Bibelforscher Sellin in den Ruinen der israelitischen Stadt Thaanach am Südrande der Ebene Jesreel.

Alle diese Funde werden in Schatten gestellt durch die Urkunden, die bei den letztjährigen Schürfungen zu Boghaz-köi in Kleinasien gewonnen worden sind. Diese Ruinenstätte liegt fünf Tagereisen östlich von Angora, jenseits des Kysyl-irmak, dem Halys der Alten, und bezeichnet die Stelle, wo die Hauptstadt des alten Chetiterreiches gestanden hat. Sie zog sich zum Teil einen Bergabhang hinauf und war stark befestigt. Die Umfassungsmauer mit ihren Türmen und Toren stand auf einem mächtigen Erdwalle, dessen allmählich sich abflachender Abhang mit Steinen gepflastert war. Auf der Wallböschung befand sich eine auch mit Türmen versehene Vormauer. Durch den Wall führten hier und da Poternen, das heißt schmale aber hohe mit Kragsteinen überwölbte Gänge, die im Kriege als Ausfallspforten dienen konnten. Die Ueberreste von vier Tempeln und einem Palaste, die untersucht wurden, geben uns ein Bild der chetitischen Bauweise, die von der mesopotamischen und ägyptischen verschieden ist. Wer das Ruinenfeld der ehemaligen sehr ausgedehnten Stadt mit ihren gewaltigen Bauwerken und trutzigen Mauern überschaut, kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie einst in Kleinasien eine bedeutende Rolle gespielt hat.

In einer jeden Zweifel ausschließenden Weise bestätigen dies die hier gefundenen Keilschrifttafeln, die in ihrer Mehrzahl bei den durch den Assyriologen H. Winckler in den Jahren 1906 und 1907 vorgenommenen Ausgrabungen zum Vorschein gekommen sind und der Zeit von 1400—1200 v. Chr. angehören. Sie entstammen zwei Archiven, von denen das eine in einem Tempel, das andere in einem Gebäude, dessen Charakter noch nicht näher bestimmt ist, sich vorfand. Wenn auch wie bei der berühmten durch Layard zu Kunjundschik gefundenen Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal ein bedeutender Teil der Urkunden, die hier aufgespeichert waren, als verloren betrachtet werden muß, so sind doch noch mehrere tausend derselben auf uns gekommen. Ihr Inhalt, über den Winckler in der Orientalistischen Literaturzeitung 1906, Sp. 621 ff. und im 35. Heft der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft (Dezember 1907) nach einer flüchtigen Durchsicht berichtet hat, übertrifft auch die größten Erwartungen, die man gehegt hatte. Die Dokumente sind entstanden unter sieben aufeinander folgenden chetitischen Königen, die mit den Herrschern von Aegypten, Babylonien, Assyrien, Mitani, Syrien, Cypern usw. in diplomatischem Verkehr standen. Unter den Staatsverträgen, die in den Archiven deponiert waren, befindet sich auch ein Duplikat des aus ägyptischen Inschriften längst bekannten Vertrages, den Ramses II. mit dem chetitischen König Hattusil abschloß. Eine Unsumme neuer Erkenntnisse wird uns durch die Urkunden vermittelt. Was uns die Tell el-Amarna-Tafeln erzählen, wird durch sie bestätigt und in reichem Maße ergänzt. Sie erweitern um ein bedeutendes unser Wissen auf dem Gebiete der vorderasiatischen und ägyptischen Geschichte im zweiten Jahrtausend v. Chr., geben uns wichtige Aufschlüsse über politische Konstellationen unter den alten Kulturstaaten, liefern dem alttestamentlichen Bibelforscher ein große Ausbeute und belehren uns über Herkunft und Namensverwandtschaft einzelner Völker.

Besonders erwähnt sei ein den neuen Funden zu verdankendes wissenschaftliches Ergebnis von außerordentlicher Tragweite, auf das der Historiker Ed. Meyer in den Sitzungs-

Digitized by Google

berichten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1908, S. 14—19) die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Bei Verträgen, die zwischen dem Chetiterreiche und dem Lande Mitani im nordwestlichen Mesopotamien abgeschlossen wurden, werden als Schirmer der Abmachungen neben Göttern Babyloniens und der beiden Vertrag schließenden Länder in der Mitani-Abteilung noch genannt Mithra, Varuna, Indra und die Zwillingsgottheit Nasatya. Die hier erwähnten Gottheiten sind dieselben, die damals, wie aus der vedischen Literatur hervorgeht, in dem 400 Meilen weiter östlich gelegenen Indien religiöse Verehrung genossen. Daraus geht deutlich hervor, daß die Bevölkerung Mitanis, wenigstens zu einem großen Teile, mit derjenigen Indiens enge verwandt, also arischer Abstammung war. Dasselbe gilt von den Bewohnern des iranischen Hochlandes. Bei letzteren trat eine wohl um das Jahr 1000 anzusetzende Weiterbildung der gemeinsamen Religion ein, die darin bestand, daß Varuna als höchster Gott verehrt, Mithra als populäre Gottheit weiter geduldet und Indra sowie Nasatya zu Teufeln (daeva) degradiert wurden. Der anfänglich gemeinsame Besitz derselben religiösen Anschauungen ist ein untrüglicher Beweis dafür, daß diese Völker ursprünglich ein Ganzes bildeten und dasselbe Ländergebiet — sei es nun das Gebiet des Oxus und Jaxartes, sei es ein weiter nach Norden gelegenes — innehatten. Von hier sind sie dann, wahrscheinlich in den ersten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, ausgewandert nach Süden, Südosten und Südwesten. In den getrennten Wohnsitzen ist alsdann, wie nicht anders zu erwarten war, eine Differenzierung der Religion und Kultur entstanden. Das Vorhandensein von Ariern in Mesopotamien nach 1500 v. Chr., die natürlich unter einer älteren Bevölkerung angesiedelt zu denken sind, war schon vor mehreren Jahren aus dem arischen Gepräge von Namen syrischer und mesopotamischer Potentaten, die uns in den Tell el-Amarna-Briefen begegnen, geschlossen worden. Wenn wir noch die Frage aufwerfen, in welchem Verhältnis die Chetiter zu den arischen Völkern stehen, so muß dies als ein verwandtschaftliches bezeichnet werden, da wie letztere so auch erstere der großen indogermanischen Völkerfamilie angehören.

Der wissenschaftliche Wert der der Trümmerstätte von Boghaz-köi entnommenen Urkunden läßt sich erst ganz und voll ermessen, wenn sie vollständig durchgearbeitet sind, was noch längere Zeit erfordern wird. Das aber kann nach den Ausführungen Winklers schon jetzt als feststehende Tatsache gelten, daß die altorientalische Forschung durch sie in ein neues Stadium eintreten wird.

Klage.

Nun naht auf leichten Sohlen
Der junge Frühling bald;
Schon grünt's und blüht's verstohlen
In Flur und Feld und Wald.

Und milde Lüfte wehen.
Es regt sich weit und breit
Erwachen, Auferstehen
Zu neuer Herrlichkeit.

Im Lindenbaumgeäste
Da zogen gestern ein,
Als frühe Frühlingsgäste
Zwei hohle Vögelein.

Die locken und die singen
Und sind voll Seligkeit.
Das Herze will mir springen:
Nun kommst du, Frühlingszeit.

Und weckst in meinem Herzen
Aus karger Rast und Ruh
Die alten, tiefen Schmerzen,
Fügst neue noch hinzu.

Läßt mich Vergangnes schauen
Denn einst zur Frühlingszeit
Mein Sehnen, mein Vertrauen,
Mein Sorgen war geweiht.

Wo zwischen hohen Bäumen
Am Hügel, weltenfern
Erschien in sel'gen Träumen
Der Liebe goldner Stern.

Wo in dem stillen Haine
Zwei Augen mich beglückt,
Auf die im Sonnenscheine
Zwei Küsse ich gedrückt.

Wo unser Glück begonnen,
Und wo es kaum erwacht
Zu bitt'rem Schmerz zerronnen
In einer Frühlingsnacht.

Seit jener trüben Stunde
Durchzuckt mein müdes Herz
Bei neuer Frühlingskunde
Der alte, tiefe Schmerz.

Mögt auch ihr Vöglein singen
Und jubeln volker Glück;
Kein Frühling kann mir bringen
Mein einst'ges Glück zurück.

K. Liegert.

Journalistenlos und öffentliche Meinung.

Zur sozialen Lage der Redakteure und Journalisten bringt der ehemalige protestantische Pfarrer und nationalsoziale Parteisekretär Martin Wenck in der „Patria", Jahrbuch der Hilfe 1908, einen bemerkenswerten Beitrag. Einleitend weist er dabei auf die Tatsache hin, daß in den wirtschaftlichen und sozialen Kämpfen der Gegenwart die einzelnen Berufsstände für die Bedeutung der Presse als Vertreterin und Verfechterin ihrer Berufsinteressen, ihres Wohles und Wehes, ein recht großes Verständnis haben, daß aber umgekehrt diese Berufsstände dem Wohl und Wehe der Vertreter der Presse, der Redakteure, Journalisten und Schriftsteller nur ein ganz geringes Interesse zumuten. Für diese sonderbare Erscheinung führt Wenck ein interessantes Beispiel an. Welche Flut von Druckerschwärze ist — und zwar mit reichem Erfolg! — so frägt er, im letzten Jahre verbraucht worden, um die öffentliche Meinung von der Notwendigkeit der Teuerungszulagen an die Beamten zu überzeugen, Steigerung der Arbeitslöhne zu erreichen und die Verteuerung fast aller Verkaufswaren zu rechtfertigen, nachdem diese Verteuerung bei den Lebensmitteln eingesetzt hatte. Wo aber hat eine dieser Interessengruppen — denken wir z. B. an die Beamten — auch nur mit einem Wort etwa in irgend einer Resolution daran gedacht, daß diese Männer, die für sie in der Presse wirken — ebenso unter der Verteuerung leiden und daß die „öffentliche Meinung" darum auch für ihre Besserstellung eintreten solle?

Den tiefsten Grund für diese Eigentümlichkeit sieht Wenck mit Recht darin, daß eben den Redakteuren das Mittel für ihre Interessenvertretung nicht zur Verfügung steht, das sie selbst den anderen Klassen für deren Interessenvertretung in so reichem Maße zur Verfügung stellen — die Presse. Deshalb will er eben das Patria-Jahrbuch für die Aufklärungsarbeit über die soziale Lage der Redakteure und Journalisten speziell unter den Gebildeten benützen und erledigt sich hier dieser Aufgabe mit vielem Geschick. Ohne tatsächliche Fehler nach irgend einer Richtung hin beschönigen zu wollen, weist Wenck in überzeugender Weise nach, daß die Vorurteile, die man in weiten Kreisen der Gebildeten den Redakteuren und Journalisten sowohl hinsichtlich ihres Könnens wie ihrer gesellschaftlichen Bewertung entgegenbringe, völlig grundlos sind, daß es eben jene Vorurteile sind, die sich wohl aus manchem erklären, doch in keiner Weise unbedingt rechtfertigen lassen. Der gewissenhafte, gebildete Journalist übt eine gesellschaftliche Funktion aus, die an Bedeutung derjenigen anderer akademischen Kreise nicht nachsteht und in manchem gar wesentlich übertrifft. Daraus zieht Wenck mit Recht die Konsequenz, daß die öffentliche Meinung auch verlangen soll, daß dieser Stand der Redakteure auch wirtschaftlich und sozial nicht ungünstiger gestellt sein darf, als der der akademischen Berufe.

Und da zeigt sich gleich auf den ersten Blick — dem Eingeweihten nichts Neues —, daß an dieses Postulat die Lage der überwiegenden Mehrzahl der Redakteure und Journalisten bei weitem nicht heranreicht. Trifft das einmal bezüglich des materiellen Auskommens zu, das vielfach nicht die von Wenck geforderte Arbeitslust, Ruhe, Besonnenheit und Gelassenheit aufkommen lassen kann, die die Voraussetzung bilden muß für ein freies, selbständiges Urteilen über die Geschehnisse des öffentlichen Lebens und dessen bewegende Kräfte, so zeigten besonders oft die Unsicherheit der Stellung und die Mißstände des Arbeitsverhältnisses die bestehenden Kontraste. Den tiefsten Grund für diese Mißstände darf man mit Wenck wohl am richtigsten erblicken in der kapitalistisch-großindustriellen Entwicklung, den ein wesentlicher Teil unseres modernen Zeitungswesens genommen hat, das sich seiner hohen Aufgabe eines Erziehungs- und Bildungsmittels der großen Masse nicht bewußt geblieben, sondern dessen Tendenz in erster Linie auf den finanziellen Gewinn gerichtet worden ist. Diese vornehmlich der „Geschmacks"-Richtung der breitesten Massen angepaßte Presse mußte schließlich auf das Gesamt-Preßniveau schädigend zurückwirken. Einmal bezüglich der Qualität der Redakteure, sodann ab— auch insofern, als die sogenannte Sensationspresse eine empfindliche Schädigung der ernsthaften Presse bedeutet, die wieder eine Verschlechterung der Lage der hier wirkenden Redakteure mit sich bringt. Viele ernsthafte Preßunternehmungen würden ganz gewiß den Wünschen der Redakteure und Journalisten nach einer Verbesserung ihrer sozialen Lage gerne entgegenzukommen bereit sein, wenn die Konkurrenz der Sensations- und ähnlich gerichteter Presse ihnen dieses nicht erschwerte.

Wir übergehen die Mittel, die Wenck zur Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Redakteure angibt; es sind deren nur wenige; die Hauptsache wird die Selbsthilfe tun müssen. Um so eindringlicher ist sein Appell an die öffentliche Meinung, an die gebildeten Kreise des Volkes: „Sie fordern mit Recht eine vom ideellen Gesichtspunkte geleitete, von charaktervollen Männern hergestellte Presse, die nicht niedrigen Instinkten des Volkes als Sprachrohr dient, die auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, bei politischen, wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen, künstlerischen Fragen auf einem Achtung gebietenden Niveau steht. Dann müssen diese Kreise aber auch die Forderung erheben, daß man die Träger der

Digitized by Google

Presse rechtlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich so stellt, daß sie diesen Anforderungen gerecht werden können. Sie müssen jene charakterlose, sensationslüsterne, von rein geschäftlichen Gesichtspunkten ausgebildete Presse bekämpfen. Sie dürfen es sich nicht verdrießen lassen, aus dem eigenen Geldbeutel heraus Opfer zu bringen, indem sie die billige Presse aus ihrem Hause weisen und kostspieligere Abonnements bezahlen. Sie müssen selbst auf die Pflicht einer sozialen Besserstellung der Journalisten hinweisen, dem offen Ausdruck verleihen, und die Vorurteile gegen den Journalistenstand bekämpfen. Damit werden sie eine nicht nur für die Journalisten selbst, sondern für das ganze Volksleben wichtige soziale Frage lösen helfen."

Das sind wahrhaft zutreffende Worte, von denen man nur wünschen möchte, daß sie auch allerseits vor allem durch eine Unterstützung der ernsthaften Presse seitens der gebildeten Kreise ihre Beachtung finden möchten. Dr. van Riedt.

Zum Kampf gegen den Schmutz.

Ein Schritt zur Besserung.

In Nr. 11 der „Allg. Rundschau" vom 14. März haben wir berichtet von der Stellungnahme mehrerer Zentrumsabgeordneten im Badischen Landtag (Zweite Kammer) gegenüber dem Schmutz, der sich in Schaufenstern usw. breit macht. Der Erfolg hat sich nun erfreulicherweise recht bald eingestellt. In Nr. 100 vom 28. März 1908 bringt die amtliche „Karlsruher Zeitung" folgende offiziöse Verlautbarung:

„Entsprechend den bei der Beratung des Budgets des Innern aus der Mitte der Landstände mehrfach geltend gemachten Wünschen sind die Großh. Bezirksämter seitens des Ministeriums des Innern angewiesen worden, den vielfach bedenklichen Auswüchsen der zahlreichen kinematographischen Vorführungen ihre ernste Aufmerksamkeit zuzuwenden, die in Betracht kommenden Kinematographenunternehmen einer scharfen Ueberwachung, falls nötig auch im Wege einer vorherigen Prüfung der beabsichtigten Darbietungen zu unterziehen und alle Darstellungen, die in sittlicher oder sonstiger Beziehung zu beanstanden sind, auf Grund des § 63 R.St.G.B. zu untersagen. In gleicher Weise soll gegebenenfalls auch gegen Stereoskope, Mutoskope und ähnliche Schauautomaten vorgegangen werden.

Weiter werden die Bezirksämter veranlaßt, in Fällen, in denen Schaufensterauslagen Anlaß zur Beanstandung unter dem Gesichtspunkte des § 184 R.St.G.B. bieten, das Erforderliche vorzukehren und in geeigneten Fällen auch ein Einschreiten auf Grund des § 360, 11 R.St.G.B. in Erwägung zu ziehen."

Auf die schlüpfrigen, kinematographischen Darstellungen hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst des nationalliberalen Abgeordneten Dr. Binz. Wenn alle Parlamente der Bundesstaaten auf diesem Wege weiterarbeiten und sich stets eine einsichtige, mit klaren Augen den Schaden überblickende Regierung findet, wie es hier der Fall, so müßte doch bald eine Besserung der derzeit krassen Zustände zu erwarten sein.

Jos. Schlierf, B.-Baden.

Satans Lachen.

Von

Anna von Krane.

Als der Herr zum Tod geführt wurde, trauerte die ganze Schöpfung um ihn, nur die Menschen freuten sich, denn in ihrer Brust waren die Herzen zu Stein geworden.

Grauenhaft sahen sie alle aus, die sich da zur Hinschlachtung des Gotteslammes drängten. Ein heißes Licht glühte in ihren Augen, wutheiser waren ihre Stimmen, gleich Raubtierklauen ihre drohenden Hände.

In ihrer Mitte aber weilte einer, den sie nicht sahen, den aber die Engel Gottes mit Schaudern beobachteten, dessen ungeheurer schwarzer Schatten sich aus dem heulenden Volk aufreckte, schwärzer noch als die Nacht der Sonnenfinsternis.

Satan war tätig gewesen, er hatte vieles vollbringen helfen. Mit Judas war er in Gethsemane gewesen. Sein abgrundtiefes Auge hatte feurig geloht, als der Menschensohn mit einem Kuß verraten wurde. Der Höllenfürst hatte unhörbaren Beifall dem hohen Rat geklatscht, als der den Herrn verurteilte, und als er den verzweifelten Judas mit einem kaltherzigen: „Da siehe du zu!" in den Tod jagte. Nachher, als die purpurgeschmückte Gestalt mit der Dornenkrone dem Volke gezeigt wurde und sogar der gleichgültige Pontius Pilatus ein mitleidiges Wort für den Gemarterten fand, da tönte in den totheischenden Wutschrei des Pöbels noch ein tiefer Unterton, der grauenhafter war als alle menschlichen Laute. Der gefallene Erzengel murrte gegen Gott, der Fürst der Finsternis schrie gegen das Licht!

Dann führte Satan seinen Triumphzug nach Golgatha hinaus und die Menschen gehorchten ihm blindlings, denn durch Adams Sünde waren sie seinem Dienste verfallen.

Nun war das Opfer beinahe vollendet. Die bleiche, blutüberströmte Gestalt lag mit ausgebreiteten Armen auf das Kreuz hingestreckt, der Henker griff nach dem Hammer ... Da blickte er sich suchend um, denn seine Gehilfen reichten ihm keine Nägel. Der Knecht hatte sie in einem offenen Korb mit den andern Werkzeugen getragen und sie waren im Gedränge herausgefallen.

Ein Ruf getäuschter Wut entrang sich Hunderten von Kehlen. Woher in der Eile neue Nägel hernehmen? Den Verhaßten nur mit Stricken an das Kreuz zu binden, schien den Wolfsherzen zu milde. Schon wollten einige Dienstbeflissene nach der Stadt zurückeilen, um das Nötige zu holen, während ihr Opfer in der peinvollen Lage liegen blieb, da drängte sich ein Mann nach vorne und hielt triumphierend eine Handvoll langer spitzer Nägel zur Höhe.

„Ich habe es wohl bemerkt, wie sie verloren wurden, da habe ich sie alle aufgehoben!" stammelt er ganz atemlos vor Hast unter dem Beifalljohlen der Zuschauer.

„Wackerer Kerl!" Der Henker klopfte dem Manne wohlwollend auf die Schulter. „Du bekommst auch ein paar Shekel von mir. Kannst auch jetzt noch mithelfen, das Kreuz aufrichten, wenn ich soweit bin. Es ist schwer, da sind viele Arme notwendig."

Der Mann nickte und sah gleichgültig zu, wie der Henker die schlanke Hand des Opfers aufriß, sie auf den Kreuzbalken niederdrückte und mit harten Schlägen den ersten Nagel hindurchtrieb.

Das Blut spritzte hoch auf und ein konvulsivisches Zittern lief durch die Glieder des Herrn. Die wohltätige Betäubung, die für kurze Zeit seine Sinne gefangen gehalten hatte, wich plötzlich. Sein Mund verzog sich, er öffnete die Augen ...

Ihr Blick traf den freiwilligen Helfer, da machte der eine Bewegung nach rückwärts und schob einen der Knechte vor sich.

„Wird dir's übel? Kannst du kein Blut sehen?" lachte der Henker, indem er die linke Hand des Herrn annagelte.

Der Mann murmelte etwas Undeutliches, blieb aber in seiner gedeckten Stellung. Da rief eine gellende Weiberstimme aus dem Gedränge:

„Der hat auch alle Ursache gehabt, sich zu verstecken. Hat ihn doch der Rabbi Jesus vom Aussatz befreit."

„Oho, oho . . .!" Das überraschte sogar den Pöbel und man betrachtete sich den Mann, der die Nägel so dienstwillig aufgehoben hatte.

„Ist das wahr? Warst du krank? Hat er dir geholfen?" kam's von allen Seiten.

Der Gefragte schwieg, die gellende Weiberstimme aber fuhr fort und überschrie das Geräusch der Hammerschläge, mit denen das Opfer vollends ans Kreuz geheftet wurde.

„Ich weiß, daß es wahr ist. Habe ich nicht sein Elend gesehen? War er nicht schon halb verfault bei lebendigem Leibe? Wohnte er nicht bei den Schakalen in verlassenen Gräbern? Und hat ihn nicht der Rabbi geheilt, daß er wieder ein Mensch unter Menschen sein darf? Laßt ihn nein sagen, wenn er es wagt!"

Dumpfes Murren des Volkes brauste durch die Luft, der Mann aber, dem die Blicke nicht gefielen, mit denen er gemustert wurde, rief:

„Hört ihr denn nicht an der Stimme, daß es eine Aussätzige ist, die da spricht? Die sich unter die Gesunden eingeschlichen hat, um sie zu verderben und ehrliche Menschen zu verleumden? Steinigt die Unreine, die es wagt, so gegen das Gesetz zu freveln! Das wird sie wohl auch von ihrem Rabbi, dem Mesith (Gesetzbrecher) gelernt haben!"

Ein wilder Schrei antwortete dieser kühnen Aufforderung, denn der Instinkt der Selbsterhaltung war getroffen. Ohne mehr an die Anschuldigungen des Weibes zu denken, wendete sich alles gegen die Unreine, die es wagte, trotz dem Verbot in die Nähe Gesunder zu kommen.

Digitized by Google

Wie eine Welle ebbte die Volksmasse von der Stelle zurück, wo eine verhüllte Frauengestalt stand. Man trieb sie mit Steinwürfen zur Flucht und ließ sie fortlaufen, so weit es ihre geschwächten Kräfte gestatteten. Als sie aus der Menge entfernt war und am Wege zusammenbrach, des Schicksals gewärtig, das sie nur zu gut kannte, traten ein paar Männer hinzu mit hastig aufgelesenen Feldsteinen im Arm. Aus sicherer Entfernung ließen sie ihre Wurfgeschoße durch die Luft sausen, von geübten Händen geschleudert und bald war das Werk getan. Wie eine totgeschlagene Ratte lag das Weib in seinem Blut am Wege . . .

In der Zeit aber stieg das Kreuz mit dem Angenagelten langsam zur Höhe, von vielen kräftigen Armen gehoben. Es schwankte hin und her und wurde dann in die bereitete Grube hineingestoßen und mit Keilen fest eingetrieben, daß es nicht umfallen konnte.

Nun stand es als Merkzeichen hoch und düster in der dunstigen trüben Luft und aller Augen hingen an ihm . . .

Brüllende Schreie tierischen Triumphes begrüßten den Anblick. Die schwere Luft erbebte vor dem Toben.

Dicht vor dem Kreuze, mitten unten den Henkern aber stand der Mann, der die Nägel gefunden hatte, breitspurig aufgestellt, die Hände in die Seiten gestemmt und schrie mit. Er hatte bei dem Aufheben des Kreuzes geholfen und nun wünschte er sich heimlich Glück, daß alles für ihn so gut abgelaufen war. Mußte gerade dieses Weib heute unter dem Volk sein? Dieses Weib, daß neben ihm in der Höhle hauste, als er noch ein Ausgestoßener war!

Er dachte, sie nie wieder zu sehen, nachdem er sich damals fortgeschlichen hatte, um den wundertätigen Rabbi aufzusuchen. Und als er ihn geheilt hatte und die Priester ihn rein befanden, da ging er allen Aussätzigen meilenweit aus dem Wege, um nie mehr von ihnen erkannt zu werden. Kein Mensch sollte wissen, daß er je zu ihnen gehört hatte!

Kein Mensch sollte aber auch heute wissen, daß er einmal dem Verurteilten nahe gestanden hatte, es ging ja ums Leben, wenn man den Nazarener anhing! Und da mußte dieses Weib aufstehen und ihn vor allem Volk bloßstellen! Ein Glück, daß er den guten Einfall gehabt hatte, sich so rasch des unbequemen Mahners zu entledigen!

„Zum Wohl, Bruder!" grüßte ihn der Henker und hielt ihm eine Kürbisflasche mit Dattelbranntwein hin. Der Mann nahm und trank. Ach, das tat wohl! Er trank in tiefen Zügen und leerte fast die halbe Flasche, ehe er sie zurückgab.

Dann aber fuhr er zusammen und starrte vor sich hin mit weitaufgerissenen Augen . . .

Vor ihm tauchte ein schreckliches Antlitz aus dem steigenden Düster auf! Das Antlitz war menschenähnlich, nur größer und gewaltiger und doch niedriger und tierischer. In fahlem Eigenlicht stand es vor dem Entsetzten. Man sah den Körper nicht, der dazu gehörte, der verschwand im Schatten.

Hatte das Antlitz Augen oder lohten gedämpfte Flammen in den Kraterhöhlen unter den Brauen? Die Nüstern bebten in grausamer Gier, das Gebiß fletschte wie die Giftzähne einer Viper, auf der Stirne thronte furchtbare Macht . . .

Und das Angesicht lachte! Es lachte in grauenhafter Freude und nickte dem Zitternden Beifall zu.

Der Mensch wendete sich mit schlotternden Gliedern an die Umstehenden. „Was ist das? Seht ihr nichts?" röchelte er.

„Ha, ha, der starke Branntwein ist dir zu Kopf gestiegen, da sieht man allerlei Dinge!" kam's höhnend zurück. „Geh nach Hause und schlafe deinen Rausch aus!"

Er verlangte nichts Besseres, er drängte fort. Von schlechten Witzen geleitet drückte er sich durch das Volk und wankte hinweg. Aber das schreckliche, lachende Antlitz ging mit ihm . . .

Wo er sich hinwendete, war es vor seinen Augen, es lockte ihn, es zog ihn bei allem Grauen, so daß er ihm willenlos folgen mußte mit stierem, verblödeten Blick.

Er dachte nichts mehr, er fühlte nichts mehr, er wußte nicht wo sein Fuß hintrat, noch welchen Weg er einschlug, er taumelte wie ein Trunkener und ging dabei immer weiter.

Endlich kam er in die Oede, in die Wildnis, und vor ihm lag ein tiefer sumpfiger Weiher.

In den stürzte er und ertrank . . . Satan aber lachte . . .

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Am Gardasee.

Die Mandeln duften rings am blauen See.
Manchmal kreist eine Möve durch die Höh'.
Manchmal ein Boot. Es gleitet still vorbei,
Und windverweht von fern ein Schifferschrei.

O Tage, feierlich und wonneschwer!
Gesteh's, mein Herz, du hast kein Wünschen mehr!
Und wie ein Kahn, der ruht in stiller Bai,
Ruhst du im Frieden deiner Träumerei. Arno v. Walden.

Münchener Kunst.

Die **Gesellschaft für christliche Kunst** veranstaltet zurzeit eine Sonderausstellung von Werken des Bildhauers Professor Heinrich Waderé. Die Darbietung ist bedeutend reichhaltiger, als es im ersten Augenblicke den Anschein hat. Sie enthält nur eine geringe Zahl ausgeführter Werke und eine kleine Reihe bildhauerischer Modelle, aber außerdem eine Fülle von Photographien und Abbildungen. Alles zusammen gibt sowohl von der Fruchtbarkeit dieses Talentes als auch von seiner Eigenart und Vielseitigkeit interessante Kunde. An sich ist dies nichts Neues. Aber in der Zusammenstellung und Vergleichung liegt die Wirkung. Da ist ein treffliches marmornes Bildnisrelief des Prinzregenten Luitpold. Im starken Gegensatze dazu steht die reizende Bronzebüste einer „Giulia" aus dem Museum zu Straßburg. Eindrucksvoll ist eine bronzene Bavaria, eine Ehrengabe zum Jubiläum des Ministers v. Feilitzsch; nicht minder auch eine Pallas Athene, ein Geschenk der Deutschen Kunstgenossenschaft zu Bismarcks 80. Geburtstage. Die Figur steht in sehr monumentaler Haltung da, in der Rechten die Lanze, in der erhobenen Linken eine Viktoria. Von kirchlichen Kunstwerken verdient ein prächtiger stehender St. Georg lebhaften Beifall. Die Absichtlichkeit archaistischer Auffassung macht sich fühlbar bei zwei Reliefs mit je drei stehenden, sehr streng nach Art der frühen Gotik stilisierten Heiligenfiguren; die Werke sind Modelle für den Hochaltar der St. Bennokirche. Etwas schwer, weil der Vergleich mit der Zwanglosigkeit alter Werke nahe liegt, wirkt ein Relief mit der Anbetung der hl. Drei Könige. Die größten Eindrücke erzielt Waderé mit seinen Grabdenkmälern, von denen eines mit einer wundervollen weiblichen Gestalt für den Münchener Ostfriedhof bestimmt ist. Von größter Schönheit ist ferner ein Grabmal mit der halb knienden Gestalt eines Kindes mit einem Kranze in der Hand, der Hintergrund ein mächtiger Steinblock. Zu den schönsten Kunstwerken gehört das klassisch feine und poetische Grabdenkmal für Maler Gysis. Die Medaillen, von denen die Erinnerungsstücke für die hl. Sakramente hervorzuheben sind, interessieren durch delikate Kleintechnik. Dr. Doering (Dachau).

Vom Büchertisch.

Simon v. Montfort von L. van Heemstede. (Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung.) Zu den geborenen Dichtern der Gegenwart gehört unzweifelhaft Leo Tepe van Heemstede, welcher der katholischen Welt mit seinem Drama Simon v. Montfort wieder ein wertvolles literarisches Geschenk gemacht hat. Edler Calderongeist verklärt das Werk. Die klassische Beherrschung der deutschen Sprache, in deren feincharakterisierende Formen der Inhalt des ritterlichen Schaustückes gegossen ward, ist doppelt anerkennenswert, da der Autor ein geborener Holländer ist. Ohne uns durch langatmige religiöse Abschweifungen zu ermüden, führt Heemstede den Kreuzzug gegen die Albigenser, deren Fanatismus im 13. Jahrhundert mit unerhörten Gewalt- und Greueltaten gegen die römisch-christliche Kirche wütete, in packenden Szenen vor. Der historische Stoff sorgt für lebendige Handlung in der Exposition, der Schürzung und Lösung des Knotens. Persönlicher Ehrgeiz führt Schuld und Untergang des Helden Montfort herbei, indem derselbe schließlich für seine eigene Erhöhung statt für Gottes hl. Sache kämpft. — Die einzige Frau, welche in dem kriegerischen Drama eine Rolle spielt, ist die Himmelskönigin Maria. Mit weihevoller Zartheit hat der Dichter „die Rosenkranzidee arabeskenartig um irgend eine Szene in jedem Akte sich ranken lassen" durch das Auftreten des hl. Dominikus, der nur mit der geistlichen Waffe des Gebetes gegen die Zerstörer des religiösen und bürgerlichen Friedens streitet. Uns Katholiken rührt diese feine Verherrlichung der Jungfrau-Mutter in gleichem Maße, als uns die zynische Art und Weise, in der mancher Moderne den Kult der Venus literarisch ausschlachtet, mißfällt. „Simon von Montfort", dem wir auch Bühnenerfolge wünschen, gehört in die Bibliothek jedes gebildeten Katholiken. A. de Crignis.

Digitized by Google

Aus ungedruckten Witzblättern.

Zur Enteignungsfrage.

Wie aus sicherer Quelle verlautet, ist am 1. April ds. Js. aus Berlin nachfolgende Verfügung an sämtliche preußische Oberpräsidenten zur weiteren Beförderung versandt worden: Wir haben in Erfahrung gebracht, daß, infolge des heutigen veränderten Rechtes, sich bei der Behandlung des Gedichtes von Curtmann „Der König und der Müller" Schwierigkeiten ergeben. Wir verfügen deshalb, daß in den neuen Auflagen des Lesebuches das Gedicht wegzulassen ist. In den alten Auflagen ist das Gedicht zu überkleben. Qualmus.

„Bescheidene Mittel."

Mr. Hill,
sei still;
du mußt nicht klagen:
in unseren Tagen
regiert die Welt
allein das Geld.
's ist nicht genug,
daß einer klug;
und wer gelehrt,
wird nur geehrt
vor anderen Proleten,
hat er Moneten.
Das Herz auf dem rechten Fleck
hat nur der Mann mit dem Scheck.
Der Sack voll Dukaten
macht den Diplomaten.

Am Golde hängt,
nach Golde drängt
doch alles. —
Jeden Falles:
werter Roosevelt, [Welt,
schick keinen Botschafter in die
und wäre sein Geist noch so groß,
dessen „Mittel bescheiden" bloß.
Denn das Amt gibt schon den Verstand,
hat man nur das nötige Geld zur Hand.

Du aber, Mr. Hill,
— wie Gott will.
Du kluger Bote vom Kapitol,
in Berlin — „fühle dich wohl!" —

Georg Heydkamp.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater fand aus Anlaß der silbernen Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin Ludwig Ferdinand eine Festvorstellung statt. Das Haus erstrahlte in weißblauem Glühlichte und bot mit seinen festlich gekleideten Besuchern das an solch Galaabenden gewohnte glanzvolle Bild. Der Prinz-Regent ließ sich durch Prinz und Prinzessin Ludwig vertreten. Da fast vor Jahresfrist Prinz Arnulf seinen 25. Hochzeitstag beging, dem bald sein unerwarteter Tod folgte, so war es für den Regenten zu schmerzlich, persönlich zu erscheinen. Als das hohe Jubelpaar die große Königsloge betrat, wurde es von brausenden Hochrufen begrüßt und das Orchester spielte die Hymne, der die Ouvertüre zum „Waffenschmied" sich unverzüglich anschloß. Die Aufführung von Lortzings liebenswürdiger Oper nahm unter Röhrs Leitung einen flotten animierten Verlauf. Sieglitz sang seinen Stadinger mit gewohnter Stimmpracht. Dem herrlichen Liede „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar" fügte er eine Strophe an, in der er des frohen Tages gedachte und das Wirken des hohen Paares pries, welches künstlerische und wissenschaftliche Arbeit so harmonisch mit rastloser Betätigung von Werken der Menschenliebe zu vereinigen weiß. Die nach der gefühlsinnigen Melodie gesungenen schlichten Worte wirkten gleich einer Improvisation und lösten dadurch besonders starken Beifall aus. Frau Bosettis liebliche Marie, sowie Brodersens, Geis' und Walters lebenswarme Gestaltungen sind von früher bestens bekannt.

Für die Faustaufführungen im **„Künstlertheater"** der Ausstellung werden demnächst die Proben beginnen. Mit dem 1. April tritt der neue Dramaturg und Regisseur Dr. Kilian seine Stelle an. Neben verschiedenen Engagementsverlängerungen gibt die Intendanz bekannt, daß Frau Monnard-Giesecke, Herr Beder vom hiesigen Schauspielhaus, der Aachener Opernsänger Schreiner, der Solotänzer Blauvalet (Dresden) und der Chordirektor Zengerle (Metz) für die Hofbühne verpflichtet wurden. Frau Monnard-Giesecke gehörte bereits als Naive von starkem Talente während mehrerer Jahre dem Ensemble mit günstigstem Erfolge an. Mit großem Bedauern vernehmen wir, daß Lina Lossen, die sentimentale Liebhaberin unserer Hofbühne, eine starke und entwicklungsreiche Begabung, ab 1910 für das Berliner Lessingtheater gewonnen wurde.

Kgl. Residenztheater. Zum erstenmale erschien Bernard Shaws Schauspiel „Candida". Dem Stücke folgte „Wie er ihren Mann belog." Der lustige Einakter des gleichen Autoren stellt eine scherzhafte Ironisierung der „Candida" dar und konnte somit in dem Zusammenhange eine stärkere Wirkung tun wie früher. Der Abend nahm einen recht amüsanten Verlauf. Shaws Technik des Verblüffens, mit der wir ja nun reichlich bekannt sind, wirkt immer von neuem auf das Publikum, und gerade wenn der Verfasser am „ernstesten" ist, belächelt er die Menschen am meisten. Auf Shaws Einseitigkeit, in jeder Gefühlsäußerung Pose zu erblicken, habe ich früher schon hingewiesen. Er ist ein witziger Kopf, der unterhält. Mit dem Fallen des Vorhanges erscheint mir aber jede Wirkung vorüber. Die Darstellung war unter Basils Regie vorzüglich. Er sowohl wie die Damen Dandler und Schwarz; Birron, Höfer und Leßmann boten so Charakteristisches, daß sie den Stücken die beste Aufnahme sicherten.

Schauspielhaus. Die Novität „Wolkenkratzer" nennt sich etwas anspruchsvoll eine „amerikanische Komödie." Sprechen wir lieber von einem Schwank, in dem das Protzentum der Emporkömmlinge eine lustige Verspottung erfährt, und wir können ohne große kritische Einwendungen den starken Erfolg bestätigen. Ludwig Heller, der auch als Regisseur und Darsteller tätig war, wurde durch seinen neuen Dichterkompagnon Rößler auf ein künstlerisches Niveau gehoben. Wir kennen letzteren ja bereits aus seinem „Lebensfest" als einen sprühenden Humoristen. Der letzte Akt fällt — wie das ja zumeist die Regel ist — ein wenig ab, aber das Stück bietet so viel wirklich komische Szenen und dankbare Rollen, daß man in der Aufführung sehr heitere Stunden verlebt. Auch sei hervorgehoben, daß die Verfasser auf alle unfeinen Scherze Verzicht leisten. Das Stück erfordert einen großen Teil des Schauspielensembles. Es kann deshalb auf die durchwegs flotten und charakteristischen Leistungen leider im einzelnen nicht eingegangen werden. Eine das Milieu glücklich charakterisierende Inszene unterstützte sie bestens. Die beiden Autoren wurden mehrmals gerufen.

Aus den Konzertsälen. Mit Freude wird man überall die Nachricht aufnehmen, daß sich eine Zahl ansehnlicher und opferfreudiger Persönlichkeiten zusammengeschlossen hat, um die Verhältnisse des „Kaimorchesters" einer Gesundung entgegenzuführen. Von diesem Komitee, welches die für München als Musikstadt so bedeutungsvolle und einschneidende Frage zu lösen sich das Verdienst erwerben will, nennt die Tagespresse die Herren Oberbürgermeister Dr. von Borscht, sowie die Reichsräte Freiherr von Cramer-Klett, Graf Moy und Freiherr von Soden, sowie Frau Bardow, die dem Kaimschen Unternehmen schon früher eine opferwillige Freundin gewesen ist. Von dem Stande der Verhandlungen und Arbeiten ist einstweilen die Oeffentlichkeit nicht offiziell unterrichtet. Ich halte es darum für verfrüht, mit einer Flut von Ratschlägen das Institut zu überschütten, wie dies die Münchener Tagespresse tut. Wenn in diesen Artikeln die Verdienste des Herrn Hofrat Kaim zu gering angeschlagen werden, so erscheint dies mir sehr unrecht. Man sollte über diesen Winter unseres Mißvergnügens frühere Glanzzeiten nicht vergessen! Ob eine Verschmelzung des neuen mit dem alten Orchester möglich und ob es wünschenswert ist, das vermögen nur diejenigen zu entscheiden, welche die verschiedenen Charaktere kennen und beurteilen können. — Der Konzertmeister des Kaimschen Institutes Cornelius van Vliet wurde als Solocellist an die Wiener Hofoper verpflichtet. Man wird den reichbegabten jungen Künstler in München vermissen. — Das Rebnerquartett aus Frankfurt a. M., welches sich vor kürzerem sehr erfolgreich hier eingeführt hatte, verstärkte in der Wiedergabe von Werken von Schubert, Beethoven und Debussy aufs vorteilhafteste die gewonnenen günstigen Eindrücke. — Ebenfalls sehr erfolgreich verlief der Abend der Bläservereinigung des Hoforchesters, der neben Beethovenschen Werken Schumann wenig gespielte Variationen Op. 46 für Klaviere, Horn und Celli und Hummels bravourös wirkungsvolles Septett in mustergültiger Wiedergabe brachte. — Verschiedene Solisten sind uns schon mehrfach bekannt, so Dr. Bülau und Erika Rausch als ansehnliche Geiger, sowie die Pianistinnen v. Trzaska und Gerlach. Neu war uns die Sängerin Mary Roß, die über gute Mittel verfügt und noch Entwicklungsmöglichkeiten aufweist.

Verschiedenes aus aller Welt. Georges Ohnet, der Verfasser des vielgespielten „Hüttenbesitzer" feierte den 60. Geburtstag. — Zum Direktor des Stuttgarter Konservatoriums wurde Max Pauer, der bekannte Pianist, ernannt. „Schiller-theater" nennt sich ein neues Münchener Unternehmen, welches an Sonn- und Feiertagen klassische Dramen zu volkstümlichen Preisen bieten will. Paul Erlbeck wird die Vorstellungen, die am 12. April mit „Wilhelm Tell" beginnen, leiten. Dramaturg ist Dr. P. Expeditus Schmidt gewonnen. — Anläßlich des Weltsprachenkongresses in Dresden beabsichtigt der Schauspieler Emanuel Reicher eine Aufführung von Goethes „Iphigenie" in Esperantoübersetzung. — „Der gute König", ein historisches Lustspiel von Auernheimer gefiel in Wien. Frischer Witz und Grazie lassen alte Motive neu erscheinen. Die Berliner Kammerspiele hatten mit Hoffmannsthals „Der Tor und der Tod" und des Russen Dymows „Nju" einen mittleren Erfolg. Zarte Treibhauspflanzen welken im Rampenlicht. — Ein elsässischer Bildhauer Ringel d'Ilzach hat die neun Symphonien Beethovens durch Büsten allegorisch darzustellen versucht, eine Aufgabe, die natürlich nicht zu lösen ist.

München. L. G. Oberlaender.

Digitized by Google

Nr. 15. 11. April 1908. Allgemeine Rundschau. Seite 249.

Die neuen preussischen und deutschen Reichs-Anleihen.

(Zeichnungs-Prospekt in heutiger Nummer.)

Das unter der Führung der Deutschen Reichsbank und der Königlich Preussischen Seehandlung bestehende Konsortium, dem auch die Königliche Hauptbank in Nürnberg und die anderen im Vorjahre bei dem gleichen Anlass beteiligten Bankfirmen angehören, übernahm heute von den beiden Finanzverwaltungen 250 Millionen 4% Deutsche Reichs-Anleihe und 400 Millionen 4% Preussische konsolidierte Staatsanleihe. Beide Anlehen sind bis 1918 unkündbar, und werden dieselben am **11. April 1908** zum Kurse von **99.50%** zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt. Für Stücke, die unter Sperrung bis zum 20. Oktober 1908 in das Reichs- bezw. Preussische Staatsschuldbuch eingetragen worden sind, wird der Zeichnungspreis auf 99.30 festgesetzt. Das genannte Konsortium übernimmt ausserdem von der Preussischen Finanzverwaltung 200 Millionen 4% Schatzanweisungen, fällig am 1. April 1913; letztere werden jedoch nicht zur öffentlichen Subskription aufgelegt.

Die Drahtmeldung über diese Finanztransaktion überraschte nicht bloss die Börsen, weil man bezüglich des Zeitpunktes der Emission beruhigtere Geldmarktverhältnisse glaubte abwarten zu müssen, sondern weil die grossen Beträge die seitherigen Taxen der Emission weit hinter sich lassen. Der erste Eindruck dieses aussergewöhnlich hohen Gesamtbetrages wurde auch dadurch ungünstig beeinträchtigt, weil der von Preussen beanspruchte Betrag den Bedarf des Reiches weit übersteigt. Man hegt dadurch mit Recht die Vermutung, dass die Geldbedürfnisse des Reiches mit der obengenannten Summe noch nicht vollständig erschöpft sind. Es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, dass das Reich im Laufe dieses Jahres mit einer weiteren grossen Summe an die Finanzkraft des Sparkapitals appellieren wird.

Bei eingehender Betrachtung der Bedingungen wird man jedoch ohne weiteres dem Subskriptionserfolge ein günstiges Prognostikon stellen können, schon im Hinblick auf den gewährten festen 4% Anleihe-Typus, der für eine Reihe von 10 Jahren seitens der Finanzverwaltungen unkündbar festgelegt ist. Nachdem auch dem Bankenkonsortium zwischen Uebernahmekurs von 98.40 und Zeichnungspreis von 99.50 eine grössere gewinnbringende Marge gegenüber früheren Anleihen verbleibt, wird jedenfalls von der gesamten Bankwelt für das Unterbringen der Anleihe kräftig Propaganda gemacht werden, so dass sicherlich grosse Käuferschichten herangezogen werden dürften. Bezüglich des momentanen Zeitpunktes ist immerhin zu berücksichtigen, dass der rasche Entschluss der Subskription jedenfalls deshalb gestellt worden ist, um der täglich auftauchenden Konkurrenz, den erheblichen Kommunal- und auch industriellen Anleihen zu begegnen. Mit der Beendigung der Quartalsansprüche wird der Geldmarkt sicherlich schon in Bälde erheblich erleichtert und dadurch die Reichsbank den Diskontsatz voraussichtlich um ein ganzes Prozent ermässigen können. Dies Moment ist für den sicherlich ohnehin guten Zeichnungserfolg der Anleihen von besonders grosser Bedeutung, wobei noch in Betracht kommt, dass sich die verschiedenen einzelnen Termine auf die Anleihen, erstmals am 21. April, auf die lange Frist bis zum 25. Oktober verteilen. Die von dem Konsortium fest übernommenen Schatzscheine dienen vornehmlich zur Erneuerung der schwebenden Schulden. Jedenfalls wird speziell das Ausland auf diese kurzfällige Schuld reflektieren. M. Weber.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der springende Punkt, welcher das Charakteristikum der Signatur der heimischen Börsenmärkte bildete, war die überraschende Publikation der neuen deutschen Anleihen, deren Details im vorstehenden Separatartikel und in dem in dieser Nummer veröffentlichten Prospekt ersichtlich sind. Die Chancen über den Subskriptionserfolg dieser überaus grossen Beträge werden im allgemeinen günstig beurteilt. Man ist in Börsenkreisen der Ansicht, dass nicht nur das inländische Kapital und vornehmlich die bei den Grossbanken aufgehäuften grossen Depositengelder Verwendung finden werden, sondern dass auch ausländisches Kapital sich hervorragend an der Zeichnung beteiligen wird. Immerhin ist die Wahrnehmung zu registrieren, dass im Austausch der neuen Anleihen die Kurse der heimischen Renten, insbesondere von 3%igen Fonds in der letzten Zeit erheblichen Kursabschlägen unterworfen waren. Man wird diesem Umstand wohl sicherlich auch dahin Rechnung tragen, dass besonders in letzter Zeit erheblich grosse Beträge für industrielle Gesellschaften benötigt worden waren. Grosse Millionen-Anleihen gelangten im Laufe der Woche zur öffentlichen Zeichnung. Neben 30 Millionen Mark 4½% Schuldverschreibungen der Hamburg-Amerika-Linie wurden 15 Millionen Mark der Lahmeyer Elektrizitätswerke und verschiedene andere ähnliche Beträge dem Publikum offeriert. Es ist nur zu begreiflich, dass unter diesem Ansturm solch hochverzinslicher und dabei immerhin eine gewisse Bonität besitzenden Schuldverschreibungen der Kurs der ohnehin sehr vernachlässigten Staatsrenten bedeutend zu leiden hatte. Was besonders die Kurserhöhung aller Renteupapiere erschwerte, bildete das unerfreuliche Moment, dass grosse Beträge, die mehr oder minder für das Ausland bestimmt sind, investiert wurden. So hatte die neue 5% Chinesische Anleihe einen äusserlich starken Zeichnungserfolg, und auch die subskribierten Obligationen einer rumänischen Petroleumgesellschaft werden, allerdings unter dem Interesseeinfluss der Deutschen Bank, schlankweg untergebracht worden sein.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, dass die Situation und die Entwicklung der deutschen Geldmärkte nicht nur keine entschieden durchgreifende Besserung erzielt haben, sondern dass auch die erwarteten Rückflüsse nach dem Quartalswechsel nicht die erhoffte Verstärkung der Geldzentralen aufweisen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass im Hinblick auf die ausserordentliche Erleichterung, die die Geldmärkte auswärts und besonders in London aufweisen, rückwirkend auch für Deutschland eine Besserung erzielt wird. Der Effekt ist nach wie vor der, dass wir vornehmlich auf ausländisches Geld und auf die Launen der internationalen Gelddispositionen angewiesen bleiben. Die fortwährende Erleichterung des englischen Privatsatzes, der inzwischen die billige Rate von fast 2% erreicht hat und die inzwischen eingetretene verlangsamte Verstärkung der einzelnen Positionen der Reichsbank werden es der Leitung des genannten Institutes ermöglichen, die Reduktion des offiziellen Satzes, wahrscheinlich um ein volles Prozent eintreten zu lassen. Man wird jedoch nicht fehlgehen, wenn man diese Massnahme nicht als die Folge der tatsächlichen Verhältnisse zugrunde legt, sondern um dem Subskriptionserfolg der 850 Millionen Anleihen eine günstige Basis vorzubereiten. — Das Geld bleibt in Deutschland nach wie vor äusserst knapp; Handel und Industrie und ein grosser Teil des Geschäftslebens bauen sich noch viel zu viel auf fremdem Kredit auf. Solange derartige Geldsorgen in Deutschland vorherrschend sind, werden auch die Börsen und deren Faktoren nicht von einer ungetrübten Zuversicht und kontinuierlichen Besserung sprechen können. Die von Staats wegen getroffenen verschiedenen Bestrebungen, die auf eine Erleichterung des heimischen Geldmarktes zielen, werden fortgesetzt. Die Einführung des inzwischen angenommenen Scheckgesetzes, die Vorbereitung zu dem geplanten Postscheckverkehr und die beabsichtigte Erhöhung des Silberumlaufes in Deutschland sind zwar immerhin zugunsten der deutschen monetären Verhältnisse, jedoch in ihrer Wirkung wohl nur von sekundärem Einfluss.

Nicht nur die Geldmarktverhältnisse erfahren wider Willen momentan eine günstigere Beurteilung, sondern auch bezüglich der Situation des heimischen Industriemarktes drängt sich an den Börsen eine zuversichtlichere Auffassung durch. Während die sachlichen Meldungen über die Gestaltung des Industriemarktes erfüllt sind von Produktionseinschränkungen, Feierschichten und Arbeiterentlassungen, erfahren die hierbei in Betracht kommenden Industriewerte eine nicht unbedeutende Kursbesserung. Allenthalben gehen die Börsenkreise in ziemlich zielbewusster Weise über diese markant bleibenden Exempel einer darnieder liegenden Konjunktur als „tempi passati" hinweg. Der hauptsächlichste Grund dieser emanzipierten Befestigung liegt in den mehrfach äusserst optimistisch gehaltenen Auslassungen der industriellen Verwaltungen bei den Generalversammlungen unserer leitenden Montanes und Banken, welche alle in mehr oder minder unverblümter Form die schlechten und ungünstigen Momente in den Kursen mehr als eskomptiert betrachten. Es bleibt natürlich auch in dieser Beziehung bestimmende Voraussetzung, dass Amerika, welches neuerdings berunruhigende Meldungen und Kursberichte gesandt hat, nicht wiederum als Störenfried der europäischen Wirtschaftslage auftaucht. M. Weber.

Bayerische Bank für Handel und Industrie München. Aus dem Reingewinn im abgelaufenen Geschäftsjahr stehen bei grossen Abschreibungen und Reservestellungen 5% Dividende (wie i. V.) zur Verfügung der am 27. April stattfindenden Generalversammlung.

Hauswirtschaftliches Seminar und Haushaltungsschule, München. In dem im Juli 1907 eröffneten hauswirtschaftlichen Seminar „Prinzessin Arnulf" in München, Römerstraße 14, finden die Neuaufnahmen am 1. Oktober statt. Die Anstalt, welche sowohl nach der unterrichtlichen wie nach der hygienischen Seite allen modernen Anforderungen entspricht, steht unter staatlicher Aufsicht und bildet in einem 1½jährigen Lehrgang sowohl Haushaltungslehrerinnen mit staatlichem Abschlußexamen aus, wie junge Damen der höheren Stände in der angegliederten Haushaltungsschule zum Beruf der Hausfrau bzw. Hausbeamtin in einem einjährigen Lehrgang mit dem Abschluß eines fakultativen Hausexamens. Der praktische Unterricht mit den in Verbindung stehenden theoretischen Fächern: Haushaltskunde, Nahrungsmittellehre, Buchführung wird von Haushaltslehrerinnen erteilt, welche in den Seminaren des Pestalozzi Fröbelhauses und des Lettehauses in Berlin ausgebildet sind. Die Fächer: Chemie, Physik, Bürger- und Gesetzeskunde, Hygiene des öffentlichen Lebens werden von männlichen Pädagogik, Gesundheitslehre, Handarbeit, Gartenbau von weiblichen Fachlehrkräften erteilt. Den Schülerinnen wird Gelegenheit geboten, die sozialen Einrichtungen wie die Kunstschätze Münchens und im Sommer die schöne Umgebung kennen zu lernen. Drei Monate nach Eröffnung war die Anstalt vollbesetzt und mußten zahlreiche Anfragen abgewiesen werden. Da nur eine beschränkte Zahl von Schülerinnen aufgenommen wird, sind baldigste Anmeldungen für die Herbstaufnahme erforderlich. Satzungen werden verschickt durch die Leitung des Seminars: Römerstr. 14. München. Wir verweisen auf das Inserat in der heutigen Nummer.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Vierprozentige Deutsche Reichs- und Preussische consolidierte Staatsanleihe.

— Unkündbar bis 1. April 1918 —

Von den auf Grund gesetzlicher Ermächtigung jetzt seitens der Finanzverwaltungen des Reichs und Preussens auszugebenden **vierprozentigen** Anleihen haben übernommen:

1. Die **Reichsbank**, die **Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank)**, die Bank für Handel und Industrie, die Berliner Handels-Gesellschaft, S. Bleichröder, die Commerz- und Discontobank, Delbrück Leo & Co., die deutsche Bank, die Direktion der Disconto-Gesellschaft, die Dresdner Bank, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co., die Mitteldeutsche Creditbank, die Nationalbank für Deutschland, der A. Schaaffhausen'sche Bankverein, sämtlich zu Berlin, sowie Sal. Oppenheim jr. & Co. zu Cöln, Lazard Speyer-Ellissen und Jacob S. H. Stern zu Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne, die Norddeutsche Bank in Hamburg, die Vereinsbank in Hamburg und M. M. Warburg & Co. zu Hamburg, die Allgemeine Deutsche Creditanstalt zu Leipzig, die Rheinische Creditbank zu Mannheim, die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Bayerische Vereinsbank zu München, die Königliche Hauptbank zu Nürnberg, die Ostbank für Handel und Gewerbe zu Posen und die Württembergische Vereinsbank zu Stuttgart den Nennbetrag von

Zweihundertfünfzig Millionen Mark Reichsanleihe,

2. die **Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank)** und ebendieselben Firmen den Nennbetrag von

Vierhundert Millionen Mark Preussische Staatsanleihe,

und legen beide Beträge gemeinschaftlich unter den nachstehenden Bedingungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung auf. Die Anleihen werden mit vier vom Hundert jährlich verzinst; die Zinsen werden am 1. April und 1. Oktober bezahlt.

Berlin, im April 1908.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. Maron.

Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank).
Krech. Lottner.

Bedingungen.

1. Die **Zeichnung** findet

am Sonnabend, den 11. April d. J., von 9 Uhr vormittags bis 1 Uhr mittags

statt bei: dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere**, der **Seehandlungs-Hauptkasse** und der **Preussischen Central-Genossenschaftskasse**, bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und den **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung**, bei der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihren **sämtlichen Zweiganstalten**, sowie ferner bei:
der **Bank für Handel und Industrie**, der **Berliner Handels Gesellschaft, S. Bleichröder**, der **Commerz- und Disconto-Bank, Delbrück Leo & Co.**, der **Deutschen Bank**, der **Direction der Disconto-Gesellschaft**, der **Dresdner Bank, F. W. Krause & Co. Bankgeschäft, Mendelssohn & Co.**, der **Mitteldeutschen Creditbank**, der **Nationalbank für Deutschland** und dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein**, sämtlich zu **Berlin, Sal. Oppenheim jr. & Co.** zu **Cöln, Lazard Speyer-Ellissen** und **Jacob S. H. Stern** zu **Frankfurt a. M., L. Behrens & Söhne**, der **Norddeutschen Bank in Hamburg**, der **Vereinsbank in Hamburg** und **M. M. Warburg & Co.** zu **Hamburg**, der **Allgemeinen Deutschen Creditanstalt** zu **Leipzig**, der **Rheinischen Creditbank** zu **Mannheim**, der **Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank** und der **Bayerischen Vereinsbank** zu **München**, der **Ostbank für Handel und Gewerbe** zu **Posen** und der **Württembergischen Vereinsbank** zu **Stuttgart** und bei den in **Deutschland belegenen Haupt- bzw. Zweigniederlassungen dieser Firmen**.

2. Die aufgelegten Anleihebeträge werden ausgefertigt für die Reichsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 1000, 500, 200 Mark, für die Preussische Staatsanleihe in Schuldverschreibungen zu 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200, 100 Mark, beide mit Zinsscheinen über vom 1. April d. J. laufende Zinsen.

3. Der **Zeichnungspreis** beträgt:
   a) für diejenigen Stücke, die unter Sperrung bis 20. Oktober 1908 in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind **99,30** Mark für je 100 Mark Nennwert.
   b) für alle übrigen Stücke **99,50** Mark für je 100 Mark Nennwert.
   Die Eintragung in die Schuldbücher erfolgt gebührenfrei.
   Stückzinsen werden in üblicher Weise verrechnet.

4. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5 % des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, welche die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preussische Staatsbank) vertreten die Stelle der Effekten.
   Den Zeichnern steht im Fall der Reduktion die freie Verfügung über den überschiessenden Teil der geleisteten Sicherheit zu.
   Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben.
   Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:
   „Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den jetzt aufgelegten 4 % Reichs- bzw. Preussischen Staatsanleihen

nom. M. _____ **Deutsche Reichsanleihe**

nom. M. _____ **Preuss. Staatsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, welcher mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.*)

*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Digitized by Google

*) Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Soweit meine Zeichnung bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, dass statt Reichsanleihe auch Preuss. Staatsanleihe oder statt Preuss. Anleihe auch Reichsanleihe zugeteilt wird.*)

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die unter Sperrung bis 20. Oktober 1908 für mich in das Reichs- oder Staatsschuldbuch einzutragen sind.

Ich bitte um Zuteilung*)
von Stücken, die bis 20. Oktober 1908 der Sperre unterliegen.

Ich bitte um Zuteilung*)
von freien, d. h. keiner Sperre unterliegenden Stücken.

Als Sicherheit hinterlege ich ..... "

Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.

5. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung dergestalt, dass zunächst die Schuldbuch-Zeichnungen, sodann diejenigen Zeichnungen vorzugsweise berücksichtigt werden, für welche der Zeichner sich, ohne Eintragung ins Schuldbuch, einer Sperre bis zum 20. Oktober 1908 unterworfen hat; im übrigen entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
Anmeldungen auf bestimmte Stücke können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.

6. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Anleihebeträge vom 25. April d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:

30 %	des	zugeteilten	Betrages	spätestens	am	20. Mai d. J.
15 %	„	„	„	„	„	25. Juni d. J.
15 %	„	„	„	„	„	20. Juli d. J.
10 %	„	„	„	„	„	20. August d. J.
10 %	„	„	„	„	„	25. September d. J.
20 %	„	„	„	„	„	20. Oktober d. J.

zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 1000 Mark einschliesslich sind bis 20. Mai d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muss an derselben Stelle erfolgen, welche die Zeichnung angenommen hat.

7. Wird die Zahlung im Fälligkeitstermine versäumt, so kann dieselbe noch innerhalb eines Monats unter Berechnung einer Vertragsstrafe von 5 % des fälligen Betrages erfolgen. Wird auch diese Frist versäumt, so verfällt die hinterlegte Sicherheit.

8. Soweit nicht sogleich Schuldverschreibungen verabfolgt werden können, erhalten die Zeichner vom Reichsbank-Direktorium bzw. von der Königlichen Seehandlung (Preussische Staatsbank) ausgestellte Interimsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Schuldverschreibungen wie auch die Interimsscheine den Erwerbern erst vom 20. Oktober 1908 ab ausgehändigt.

Pax

Priesterverein f. d. kath. Deutschland.

Vergünstigungsverträge für

Leben-, Feuer-, Unfall-, Einbruchdiebstahl-, Glas-, Haftpflicht- u. Wasserleitungsschäden-Versich.

mit der

Concordia, Cöln. Lebens-Vers.-Gesellsch.

und der

Feuerversicher.-Gesellschaft Rheinland.

Die Herren Confratres werden im eigenen Interesse sowie **im Interesse der** Allgemeinheit des kath. Klerus höflichst gebeten, **vor Abschluss** einer Versicherung sich zu wenden an **die Zentrale des „Pax"** in **Köln a. Rh.**, Komödienstrasse 8.

Eine Bitte

an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodrick & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

Jeder, der seine freie Zeit ausnützen will, erhält Prospekt für eine einträgliche Beschäftigung.
Fritz Oderich, Hamburg 3,
Schlachterstrasse 9.

Offeriere naturreinen
Rotwein zu 48 Mk. per Hektoliter
Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

10 Promenadestr. 10 **MÜNCHEN** 11 Theatinerstr. 11

Wechselstuben am Schlacht- und Viehhof und in Pasing.

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835.

Bar einbezahltes Aktienkapital M 54'285,714.30
Reservefonds „ 44'600,000.—

A. Hypotheken-Abteilung:

Gewährung von **Darlehen gegen hypothekarische Sicherheit** nach Massgabe eines besonderen Reglements. Die von der Bank auf Grund von Hypothekdarlehen emittierten **Pfandbriefe** sind mit der Unterschrift eines Kgl. Kommissärs versehen, von der Reichsbank belehnbar und als **Kapitalsanlage** für Pupillengelder zugelassen.

B. Kaufmännische Abteilung:

Annahme von **Bareinlagen** zur Verzinsung in laufender Rechnung oder gegen Bankschein;
Gewährung von **Konto-Korrent-Krediten;**
An- und Verkauf von Wertpapieren, fremden **Banknoten** und **Geldsorten;**
Einlösung von Coupons, Dividendenscheinen und verlosten Effekten;
Barvorschüsse auf Wertpapiere;
Diskontierung und Einzug von Wechseln, Checks etc.;
Ausstellung von Kreditbriefen und Checks auf alle Länder der Welt;
Ausführung von Börsenaufträgen;
Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung;
Aufbewahrung von geschlossenen Depots;
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung!

Gebild. solides Fräulein

wünscht in feinem Hause eines alleinstehenden Herrn die Führung des Haushalts zu übernehmen. Schönste Empfehlungen. Freundliche Anfragen erbitte unter **M. M. 8.** an die „Allgemeine Rundschau", München, Tattenbachstr. 1a.

Büro „Hansa"

Arbeiten in Maschinenschrift

wissenschaftlicher Art,
in den 4 Hauptsprachen.

Adalbertstr. 46/I, München.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II

Stoffe zu Kirchenparamenten, Fahnen.
Fertige Gewänder etc.
Nur durchaus **solide** preiswürdige, selbstgefertigte Fabrikate in Handweberei.
F. J. Casaretto, Crefeld, Südwall 80 Gegründet 1851.

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Dresdner Bank.

Die von der fünfunddreißigsten ordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre für das Jahr 1907 auf 7% festgesetzte Dividende kann gegen Einlieferung der **Dividendenscheine Nr. 35 resp. Nr. 20** mit

Zweiundvierzig Mark pro Aktie à M 600
und **Vierundachtzig Mark pro Aktie à M 1200**
von heute ab

an **unseren Kassen** in **Dresden** und **Berlin**, ferner an den Kassen unserer übrigen Niederlassungen in **Altona, Augsburg, Bautzen, Bremen, Bückeburg, Chemnitz, Detmold, Emden, Frankfurt a. M., Freiburg** i. B., **Fürth, Greiz, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Lübeck, Mannheim, Meißen, München, Nürnberg, Plauen** i. V., **Zwickau** i. Sa.,
bei dem **A. Schaaffhausenschen Bankverein** in **Köln** u. **Berlin**, sowie dessen übrigen Niederlassungen in **Bonn, Duisburg, Düsseldorf, Krefeld, Neuß, Rheydt, Ruhrort, Viersen,**
„ der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt** in **Leipzig,**
„ „ **Württembergischen Vereinsbank**) in **Stuttgart,**
„ „ **Württembergischen Landesbank**)
„ „ **Deutschen Vereinsbank**) in **Frankfurt** a. M.,
„ dem Bankhause **L. & E. Wertheimber**)
„ „ Bankhause **Veit L. Homburger** in **Karlsruhe,**
„ „ **Magdeburger Bankverein**) in **Magdeburg,**
„ „ Bankhause **F. A. Neubauer**)
„ „ Bankhause **A. Levy** in **Köln,**
„ der **Rheinischen Bank** in **Essen, Mülheim** a. d. R. und **Duisburg,**
„ „ **Märkischen Bank** in **Bochum,**
„ „ **Oberschlesischen Bank** in **Beuthen** O.-S.,
„ „ **Mecklenburgischen Bank** in **Schwerin** i. M.,
„ „ **Oldenburgischen Landesbank** in **Oldenburg** i. G.,
„ „ **Ostbank für Handel und Gewerbe** in **Posen,**
„ „ **Aktiengesellschaft von Speyr & Co.** in **Basel,**
erhoben werden.

Dresden, den 31. März 1908.

Direktion der Dresdner Bank
E. Gutmann. G. Klemperer.

Bayerische Bank für Handel und Industrie München.

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hiemit zu der am **Montag den 27. April d. J.,** vormittags 10 Uhr, im Sitzungssaale der Bayerischen Bank für Handel und Industrie in München, Lenbachplatz 4, stattfindenden **10. ordentlichen Generalversammlung** ergebenst eingeladen.

Tages-Ordnung:

1. Vorlage des zehnten Geschäftsberichts, sowie der Bilanz und des Gewinn- und Verlustkontos für die Zeit vom 1. Jan. 1907 bis 31. Dezbr. 1907.
2. Beschlußfassung über die Bilanz und Verwendung des Reingewinns.
3. Beschlußfassung über die Erteilung der Entlastung an Vorstand und Aufsichtsrat.

Diejenigen Aktionäre, welche in der Generalversammlung stimmen oder Anträge zu derselben stellen wollen, haben gemäß § 18 der Statuten ihre Aktien oder den über deren Deponierung bei einem deutschen Notar lautenden Hinterlegungsschein spätestens fünf Tage vor der Generalversammlung, den Tag der Hinterlegung und der Generalversammlung nicht mitgerechnet, bei einer der nachbezeichneten Stellen, nämlich:

in **München, Bamberg, Fürth, Nürnberg** und **Würzburg** bei den **Kassen unserer Gesellschaft,**
bei der Bankkommandite **Gebrüder Klopfer,**
in **Augsburg** bei dem Bankhause **Gebrüder Klopfer,**
in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie,**
bei der **Nationalbank für Deutschland,**
in **Darmstadt** bei der **Bank für Handel und Industrie,**
in **Frankfurt a. M.** b. d **Filiale der Bank für Handel u. Industrie**
bei dem **Bankhause Gebrüder Bethmann,**
in **Gotha** bei d. **Bank für Thüringen, vorm. B. M. Strupp, A.-G.**
in **Mainz** bei dem **Bankhause Bamberger & Co.,**
in **Meiningen** bei der **Bank für Thüringen, vormals B. M. Strupp, Aktiengesellschaft,**
in **Neustadt a/Hdt.** bei dem **Bankhause G. F. Grohé-Henrich**

zu hinterlegen, wogegen Stimmkarten von den Depotstellen ausgehändigt werden.

München, den 28. März 1908. **Der Vorstand.**

DRESDNER BANK.

Aktiva. **Bilanz für 31. Dezember 1907.** **Passiva.**

Aktiva		ℳ	₰
Kassa-Konto:			
Bestand an Bar, Coupons und Sorten		49 436 849	55
Wechsel-Konto:			
Bestand abzüglich Zinsen		217 645 918	—
Konto-Korrent-Konto:			
Verfügbare Guthaben bei Banken u. Bankiers		31 837 022	—
Effekten-Report-Konto		42 513 853	50
Waren-Report-Konto		7 807 654	15
Lombard-Konto		14 096 377	45
Vorschüsse auf Waren u. Waren-Verschiffungen		38 274 214	05
Dauernde Beteiligungen bei fremden Banken		27 994 759	30
Effekten-Konto		56 153 442	20
Konto-Korrent-Konto. Debitoren:			
a) Banken und Bankiers durch Effekten gedeckt	Mk. 55 232 015.50		
b) sonstige Debitoren, durch Effekten und andere Sicherheiten gedeckt	„ 272 867 957.95		
c) ungedeckte Debitoren	„ 126 721 699.75	454 821 673	20
außerdem Aval-Debitoren Mk. 32 361 155.90			
Konsortial-Konto		48 376 813	50
Immobilien-Konto:			
Bankgebäude Dresden, Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Nürnberg, Fürth, Hannover, Bückeburg, Mannheim, Detmold, Plauen i. V., Chemnitz, Emden, Freiburg i. Br.	Mk. 14 685 000.—		
Neubau-Konto Berlin, Hannover, München 2c.	„ 4 475 623.50		
Diverse Grundstücke	„ 1 409 640.70	20 570 264	20
Pensions-Fonds-Effekten-Konto		2 437 860	40
König-Friedrich-August-Stiftung-Effekten-Konto		96 937	50
		1 012 063 639	—

Passiva	ℳ	₰
Aktien-Kapital-Konto	180 000 000	—
Reserve-Fonds-Konto	41 800 000	—
Reserve-Fonds-Kto. B	9 700 000	—
Verzinsliche Depositen	224 845 411	30
Konto-Korrent-Konto Kreditoren	323 699 114	40
Akzept- und Scheck-Konto	209 491 706	15
außerdem Avalverpflichtungen in Höhe von Mk. 32 361 155.90		
Dividenden-Konto: Unerhobene Dividenden	29 361	—
Pensions-Fonds-Konto	2 478 121	35
König-Friedrich-August-Stiftung	100 290	90
Uebergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander	413 701	60
Reingewinn	19 505 929	30
	1 012 063 639	—

Dresden, den 31. Dezember 1907.

DRESDNER BANK.

E. Gutmann. Arnstädt. G. Klemperer. Mueller. L. von Steiger. Nathan. Schuster.

Geschäftskrach.
Statt 7–8 Mark nur **2.50** Mark d. grosse Flasch
Sillery Grand Mousseux
steuer- u. frachtfrei Bahnstation.
Sektkellerei ST. CROIX ... a. M. ...
Elsass.

:: Jeder Vater ::
der seinem Sohne Taschengeld gibt, kaufe ihm eine Privatbuchführung, mit Konten, die zwei Jahre ausreicht. Höchst praktisch und übersichtlich! Preis 1 M.
Handelslehrer **Rehse**
Hannover 95.

Chefredakteur Dr. Armin Kausen. Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Pfälzische Bank.

Netto-Bilanz per 31. Dezember 1907.

Aktiva.	M.	₰	Passiva.	M.	₰
Kassa, Coupons, Sorten, Giro-Konto Reichsbank, Notenbank etc.	4,577,813	03	Aktienkapital	50,000,000	—
Wechsel und Devisen	22,238,734	06	Ordentl. Reservefonds	8,649,813	94
Guthaben bei Banken u. Bankhäusern	11,994,785	60	Spezial-Reservefonds	200,000	—
Vorschüsse auf Effekten und Waren	40,331,910	80	Delkrederefonds	607,825	88
Debitoren in laufender Rechnung	80,049,652	90	Geleistete Avale M. 6,946,755.48		
Debitoren für geleistete Avale M. 6,946,755.48			Tratten und Akzepte	44,507,436	48
Konsortialbestand	2,846,127	68	Depositen- und Spar-Einlagen	32,267,458	70
Effekten	13,441,641	08	Kreditoren in laufender Rechnung und Scheck-Rechnung	41,841,652	06
Kommanditarische Beteiligungen	422,000	—	Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander	18,860	31
Aktiv-Hypotheken und übernommene Restkaufschillinge	1,695,182	06	Passiv-Hypotheken	1,918,000	—
Bankgebäude, Immobilien u. Mobilien	6,906,717	29	Dividenden unerhoben	17,781	—
			Beamten-Pensions- u. Unterstützungsfonds	979,751	49
			Dividenden pro 1907 und Konto a nuovo	3,275,123	92
			Vortrag auf neue Rechnung	220,860	72
	184,504,564	50		184,504,564	50

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1907.

Soll.	M.	₰	Haben.	M.	₰
Geschäftsunkosten inkl. Tantièmen des Vorstandes und der Filialdirektoren	1,796,310	84	Gewinn-Vortrag vom Jahre 1906	218,188	68
Gewinn-Saldo	3,414,466	03	Ueberschuss auf:		
			Zinsen- und Diskont-Konto	3,106,229	74
			Provisions-Konto	1,594,690	66
			Effekten- und Konsortial-Konto	110,116	87
			Coupons- und Sorten-Konto	50,304	96
			Devisen-Konto	111,845	96
			Sonstige Gewinne	19,400	—
	5,210,776	87		5,210,776	87

Genehmigt in der ordentlichen Generalversammlung vom 6. April 1908.

Die Dividende für das Geschäftsjahr 1907 wurde von der heute stattgehabten ordentlichen Generalversammlung auf 5% festgesetzt und es gelangen demnach die Dividendenscheine unserer Aktien pro 1907 mit

M. 30.— für die Aktien à Mk. 600.—
„ 60.— „ „ „ „ „ 1200.—
„ 50.— „ „ „ „ „ 1000.—

sofort zur Auszahlung und zwar in:

Ludwigshafen a. Rh. an unserer Couponskasse, sowie bei unseren sämtlichen Zweigniederlassungen in Frankfurt a. M., Mannheim, München, Nürnberg, Neustadt a. H., Kaiserslautern, Landau, Speyer, Pirmasens, Zweibrücken, Bad Dürkheim, Frankenthal, Grünstadt, Bamberg, Alzey, Worms, Osthofen, Bensheim, Donaueschingen und bei unsern Depositenkassen in Homburg (Pfalz), Lampertheim und Landstuhl.

Berlin { bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein,**
„ der Direktion der **Disconto-Gesellschaft.**

Frankfurt a. M. { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Direktion der Disconto-Gesellschaft.**

Köln bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein.**

München { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Bayerischen Handelsbank.**

Nürnberg { bei der **Pfälzischen Bank,**
„ „ **Kgl. Hauptbank** sowie bei sämtlichen Kgl. Filialbanken in Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing, Würzburg.

Karlsruhe bei Herrn **Veit L. Homburger.**

Stuttgart bei der **Kgl. Württembergischen Hofbank,** G. m. b. H.

Regensburg bei den Herren **Hugo Thalmessinger & Co.**

Den Dividendenscheinen ist ein Nummernverzeichnis beizufügen.

Ludwigshafen am Rhein, den 6. April 1908.

Die Direktion.

KELCHE
Monstranzen
etc. liefert bestens
Franz Wüsten
Kgl. Sächs. Hoflieferant
Cöln a Rh.
— Hunnenrücken 28. —

Schönschreiben
deutsch u. latein., Rundschrift, Kopfschrift, Schnellschrift, Lackschrift, Steilschrift usw. erlernt man in kürzester Zeit sicher bei
W. ARNIM
Kalligraph und Schreiblehrer
München, Bayerstrasse 10/II.
Feinste Unterrichtserfolge. Prospekt gratis. Anfertigung kalligraphischer Arbeiten. Separatunterricht zu jeder Tageszeit.

In einer Stunde
lernt man das **vereinfachte u. verbesserte Notensystem** der **Dolzein'schen Klavierschule.** Zahlreiche melodiöse Etüden, Sonatinensätze etc. in allen Tonarten u. im Original-Tonsatz berühmter Meister, beliebte Opernmelodien, herzige Lieder, gefällige Tänze u. Märsche. Gemeinverständl. Musiklehre. Probeheft durch jede Buchhdlg. sowie geg. Eins. v. 2 M. direkt v. A. Dolzein, Leipzig-Reudn.

Gratis und franko
verlange jeder Hundebesitzer Prospekt über Hundepflege, Zucht, Heilmittel für sämtl. Krankheiten, wie Räude, Staube etc., sowie Verfahren für die Herstellung von Hundekuchen usw. Versandgeschäft
‚Germania' Witten a. d. R. I.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete **St. Antonius Gicht- und Rheumatismusöl** beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung M. 5.—. Zahlreiche Dankschreiben.
Pharm. Laboratorium von Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.

Anerkannt weltberühmt ist meine
Echte Thüringer Wurst!
Machen Sie, bitte, einen Versuch mit einem 10 Pfund-Postkolli für **M. 10.35** franko Nachnahme. Enthält: **Rotwurst** oder **Blutwurst, Presswurst** oder **Sülzwurst, Geräucherte Bratwurst, Leberwurst** und **Cervelatwurst.** Meine Ware ist prima hochfein und anerkannt vorzüglich im Geschmack. **Dauerware,** das ganze Jahr versandfähig; ein Versuch führt zu dauernder Kundschaft. **Garantie streng reelle Bedienung.**
Thüringer Wurstwarengeschäft
R. Grübel, Cabarz bei Gotha in Thüringen.
Hanfsackstrasse 51 a.

Kath. Bürger-Verein
in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Werkstätte für kirchliche Kunst
Gold. Medaille Nürnberg 1896 **Josef Stärk, Nürnberg** Gold. Medaille Nürnberg 1896
empfiehlt sich zur Ausführung von **Kirchenausstattungen, Renovationen** auf dem Gebiete der **Bildhauerei** in Holz und allen Steinarten u. Marmor, **Malerei** und **Architektur.**

Garantiert reiner Bienenhonig
10 Pfund Postkolli . . M. 8.50
4 Pfund Postdose . . M. 4.50
Versandgeschäft ‚Germania' Witten a. d. R. I.

Digitized by Google

Königl. Belg. Staats-Postdampfer

LONDON

via OSTENDE-DOVER

3 mal täglich. 3 Stunden Ueberfahrt.

Kürzeste und interessanteste Route zwischen

Süddeutschland und England.

Direkte Fahrkarten auf allen Hauptstationen, sowie auch in den meisten Reisebureaus, woselbst Prospekte und Auskünfte unentgeltlich.

Literar. Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz), Augsburg.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Antonius von Henle
Bischof von Regensburg

Der Ephesierbrief des hl. Apostels Paulus.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. XV u. 368 S.

Brosch. Mk. 6.80, in Leinwand gebd. Mk. 8.—.

Der berühmte Tübinger Theologe Paul von Schanz († 1905) schrieb zur ersten Auflage vorstehenden Kommentars: „Der Kommentar beruht auf gründlichen philologischen und archäologischen Kenntnissen, ist aber nirgends pedantisch oder überladen, sondern mit wohltuender Wärme für den erhabenen Gegenstand und den grossen Apostel geschrieben. Er zeigt eine glückliche Verbindung des wissenschaftlichen Ernstes und der religiösen Begeisterung, bietet reiche Belehrung und mannigfache Anregung für das geistliche Leben und für die Ausübung des geistlichen Amtes, falls man sich nur die Mühe nicht verdriessen lässt, ihn etwas zu studieren."

Literarische Rundschau 1891, Nr. 1, S. 9.

Hausfrauen und Bräute! Gedenket der Handweber!

Sie bitten um Abnahme von Tischtüchern und Servietten, Thee- und Kaffeegedecken, Hand-, Küchen-, Scheuer- und Staubtüchern, Bettzeugen in weiß und bunt, Leinwand in allen Breiten, Taschentüchern, Hemden- und Schürzenstoffen usw. Auf Wunsch alles fertig genäht und gestickt. Vollständige Aussteuern! Viele lobende Anerkennungen! Muster und Preise und Waren von Mk. 20 Wert an franko.

Handgewebte reinleinene prima Jacquardtischtücher, mittelfeinfädig, Karo-, Steinchen-, Stern- oder Maiglöckchenmuster, 115×125 cm groß das Stück Mk. 2.45, 115×150 cm Mk. 2.95, 130×130 cm Mk. 3.—, 130×165 cm Mk. 3.75, 130×200 cm Mk. 4.50, 130×265 cm Mk. 6.—, 130×300 cm Mk. 6.75, 130×330 cm Mk. 7.50, 130×375 cm Mk. 8.45, 150×165 cm Mk. 4.40, 150×200 cm Mk. 5.25, 150×230 cm Mk. 6.15, 150×285 cm Mk. 7.50, 150×330 cm Mk. 8.75, 150×400 cm Mk. 10.50. Passende Servietten 65×65 cm das Dutzend Mk. 9.—. Bei Bezugnahme auf dieses Blatt 2 Prozent Rabatt.

Vereinigung Lausitzer Handweber, G. m. b. H.
Geschäftsführer P. Dachs zu Linderode N.-L. 96.

J. B. Fensterer, München, Perusastr.

Kgl. bayer. K. k. österreich. Hoflieferant Hof-Schirmfabrik

Grösste Auswahl in

Sonnen- u. Regenschirmen
Spazierstöcken deutschen, englischen u. französischen Genres

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen Kleidungsstücken. Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch Lee-Krägen. Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. München, Löwengrube 8.
Lieferant des Georgianums.

DER ANKER

Gesellschaft für Lebens- und Rentenversicherungen

Gegründet 1858. **in Wien.** Unter Staatsaufsicht.

Stand der Gesellschaft am 31. Dezember 1906:

Aktiva	**145 Millionen Mark**
Ausgezahlt seit Bestehen .	**273 Millionen Mark**
Versichertes Kapital . . .	**449 Millionen Mark**
Versicherte Rente	**539,000 Mark**

Die Gesellschaft übernimmt Lebens-, Aussteuer- und Rentenversicherungen aller Art unter liberalsten Bedingungen zu billigen Prämien.

Jede gewünschte Auskunft, sowie Prospekte erhältlich durch die

Generalrepräsentanz f. Süddeutschland
in **München, Residenzstrasse 24/II.**

Eine Bitte
an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".

Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**

Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste

zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 48

Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.

Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.

Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Prz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 18./19. April 1908. V. Jahrgang.

Ostern.

Von

Arno von Walden.

Der gedankenvollste der modernen Dichter, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, hat das Bild Christi in einer leuchtenden Vision aufgefangen. Abend ist es, und er sitzt am Strande Syriens. Das Abendrot bricht sich in den Wellen. Da scheint es ihm, als ob die Flut lebendig würde, als hallte Glockenklang vom Meergrund, als blitzten goldene Türme und Zinnen herauf, als lägen verschollene Städte dort unten. Und da steigt sein Leben vor ihm empor: was war es? Eine Todeskarawane der Schmerzen, ein Fiebern um toter Träume willen. Und der Ruf entringt sich ihm:

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sündflut gerauscht.

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

Das Lied ist typisch für viele unserer Zeit. Sie finden den Heiland, den sie im Drang des Lebens vergessen und verloren hatten, nur mehr auf dem Wege der Kunst. Es sind die Vielen — ihre Zahl ist Legion —, denen der Erlöser weder etwas Geliebtes noch etwas Gehaßtes ist, die ihm nur gleichgültig gegenüberstehen, in deren innerem Sein er keinen Lebenswert mehr bildet. Sie stehen dem Kampf ums Kreuz kühl gegenüber, mit abweisender Geste. Beruf, Geistesrichtung, Ueberfülle der Arbeit lassen das Erlöserbild in ihnen verschwimmen.

Der Theologe erreicht diese Geister nicht. Und kleidete er seine Schlüsse in noch so schlichte, verständliche Form: es führen keine Brücken von ihm zu jenen. Es fehlt ihnen im hastenden, atemlosen Drang der Alltagsarbeit die Zeit, über ihr Gebiet hinaus noch die keineswegs geringe Geistesarbeit auf sich zu nehmen, um den schweren, anstrengenden Gang theologischer Wissenschaft nachzugehen. Wer aber am ehesten noch Zutritt zu ihren Pforten hat, ist der Künstler.

Vielleicht drei Viertel der Gebildeten unserer Tage gehören dazu. Wer weit draußen im Leben steht, muß sie noch zahlreicher schätzen. Es sind die Männer und Frauen vor allem, deren ganzes Sein verzehrender Arbeitsdrang ist, die ihren Beruf voll ausfüllen, die Fanatiker ihrer Pflichten. Die französische Dichtung, Bourget und Coppée voran, hat die Tragödie dieser Menschen oft behandelt. Wir in Deutschland kennen das Problem in der Literatur noch kaum. Wir sehen schwächer.

Der einzige Osterglockenklang dieser Geister, die gut und stark ihrem innersten Kerne nach sind, ist die Kunst. Ihr geben sie sich hin. Die Kunst wirkt wie ein Blitz, sie reißt hin, sie entfaltet ihre Wirkungen im Momente.

Nicht lange, schwere Geistesarbeit, die jene Geister nicht leisten können, weil der Kampf ums Dasein ihre Kräfte fast restlos verzehrt, ist bei ihr nötig wie bei der wissenschaftlichen Erörterung, um zu überzeugen, zu entzünden. Ein Bild in einer Galerie, ein Lied, ein Roman: sie sind rasch genossen. Sie gewähren Abspannung nach aufreibender Arbeit des Tages: — und Ruhe, Erholung, Abspannung: das ist es ja, was jene Menschen so bitter ernst brauchen.

Ein Eindruck, der von der Kunst her über jene Menschen kommt, wirkt wie ein Blitz der Offenbarung. Wenn sie müde und abgespannt am Abend rasten, es ist am ehesten noch ein Dichterwerk, wonach sie greifen. Und dessen mühelos übernehmbare Gedanken wirken in ihnen weiter, sie bilden eine geistige Parallelströmung zu jener, die ihr Beruf von ihnen verlangt.

Es ist ein Hoheprieſteramt, was die Kunst an jenen Menschen vollziehen kann. Sie ist es, die sie fast allein im Zusammenhalt mit den Idealen ihrer Kindheit halten kann. Freilich nur jene Kunst, die von Strahlen ewiger Sterne durchleuchtet ist.

Die Kunst unserer Zeit — auch soweit sie nicht positiv gläubig ist — hat eine Ahnung dieses Hoheprieſteramtes in sich. Es gab kein Zeitalter, in dem die Kunst so oft und heiß an das Mysterium des Glaubens rührte. Ja, die Gestalt Christi selbst wandelt durch eine weite Reihe der Dichtungen. Die einen setzen ihn — dem Realismus des Uhdeschen Heilandsideals gleich — in das Leben unserer Zeit, sie kleiden ihn ins Gewand von heute. Ein Max Kretzer läßt ihn im „Gesicht Christi" durch Berlin wandeln, in ernster strenger Größe, sichtbar allen denen, „die in dieser Welt des absterbenden Glaubens den Hunger der Seele über den des Leibes stellen". Er begegnet den in bitterster Not durch die Straßen Berlins irrenden hungrigen Kindern, er tritt in die arme Stube des Arbeiters, der an der Leiche seines Kindes Wache hält, er geht mit dem jammervollen Trauerzug, in dem der Vater die Leiche des verhungerten Kindes auf einer Karre zum Kirchhof fährt. Und da erkennt ihn plötzlich einer — nein, Hunderte: „Der Herr Jesus". „Zum erstenmal stand die Menge still, berührt von den Füßen des Ewig-Einzigen, der gekommen war, zu sehen, ob sein Blut gefruchtet habe."

Oder aber die Dichter lassen ihn erscheinen wie ein altes, ehrwürdiges Gnadenbild, das um Mitternacht im Tempel zu reden beginnt in schweren, altertümlichen Wendungen.

Fast kein Bedeutender aber kommt an ihm vorbei. Ein Rodin meißelt sein schmerzzerfurchtes Erlösergesicht, ein Klinger stellt ihn hin mitten in den lachenden, rauschenden Olymp und läßt ihn als königlichen Sieger über versinkende Griechenherrlichkeit dem alternden, sterbenden Zeus erscheinen; ein Hildebrand, Slevogt, Gebhardt bannen ihn in Stein oder Bild. Sudermann läßt ihn im Hintergrunde seiner schwülen Johannestragödie einherwandeln, Hauptmann ruft nach ihm in der Versunkenen Glocke, auf daß er — ein Jüngling — in den Maien niedersteige, Ibsen, Rostand, Lagerlöf, Wickström, Wilbrandt, Falke, ja selbst der potenzierte Diesseitskünstler Liliencron erschauern unter seiner Vision.

Gewiß: nur in dämmerhaften Umrissen, ja oft verzerrt sehen sie sein Bild. Sie formen sich ein eigenes Heilandsideal, das brüchig ist wie sie selber. Und ein zorniger Aufschrei erfaßt uns oft, wenn wir ihr Gebaren betrachten, wenn ein

Digitized by Google

Frenssen, der es besser wissen müßte, bewußt ein falsches Hilligenlei vor uns erbaut. Aber hüten wir uns anderseits vor zu harter Strenge. Wenn einer an den Pforten eines Tempels rüttelt, ist es vielleicht nicht immer der dämonische Drang zum Sakrileg, was ihn treibt; es kann auch der schmerzliche Schrei sein: „Laß mich ein!“ Und wenn einer verdurstend im Wüstensand liegt, rettet ihn vielleicht auch schales, brackiges Wasser; rettender freilich wäre das klare Wasser der Quelle, die aus dem Felsen in der Wüste springt. Es haben sich versprengte Reste jenes großen Christusheimwehs, das aus der tiefsinnigen Weisheit von der anima naturaliter Christiana sich erklärt, doch auch vielleicht in diese Dichtungen verirrt. Brechen wir nicht wahllos den Stab: auch diese Künstler suchen vielleicht hart und ehrlich um die Wahrheit. Noch künden sie die Wahrheit nur in Stammellauten, in gebrochener Sprache, mit harten und falschen Worten vermengt. Aber schon das glühende Suchen ist viel. Furchtbarer ist die Gleichgültigkeit, die tödliche, erstarrte, versteinernde Lethargie. Aus diesen Suchern sind schon Geister hervorgegangen wie Paul Bourget, in dessen grandiosem Werk „Ehescheidung“ ein Triumph gläubiger Kunst und ein Werk von sozialer Bedeutung, von hinreißender Wucht erwachsen ist.

Und vergessen wir nicht: auch aus ihren Werken dringt vielleicht manchmal ein Blitz zu jener breiten Schar, von der wir im Eingang redeten, jenen im Grunde edlen und starken Menschen, die die furchtbar gesteigerten Arbeitsforderungen unserer Zeit zu einem Sklaventum ihres Berufs verdammten, die noch schlimmer daran sind als jene irrenden Sucher: — noch schlimmer, weil die bleierne Gleichgültigkeit über ihnen lastet, die völlig tötet. Wohl führt dann ein Halbblinder den völlig Erblindeten, aber er führt ihn vielleicht aus dürrer, menschenloser Oede in die volkreiche Stadt, wo der Arzt seiner harrt, der ihm das Licht wiedergibt.

Vielleicht hat diese Kunst doch noch ein Gutes, vor allem bei jener breiten, endlosen Schar, in die sie vorzugsweise dringt. Sie weckt dort verschollene Erinnerungen, vergangene heilige Stunden. Sie ist kein reintönender Osterglockenklang, aber selbst das herbe Läuten ihrer zersprungenen Glocken kündet doch wenigstens, daß es ein Ostern gibt. So trägt vielleicht auch sie bei zur schwersten Aufgabe der Kirche, die es für unsere Zeit gibt: zur Wiedereroberung der gebildeten Welt.

Freilich: völlig wird dies Riesenwerk, dessen Größe verzweifeln lassen möchte am Gelingen, niemals der Kunst glücken. Weder jener suchenden Kunst, noch der gläubigen Kunst, die das letzte Ziel gefunden hat. Die Kunst reißt das Herz hin, sie besiegt das Gemüt; aber hinter den Wallungen des Herzens steht noch kühl wägend der Verstand. Und auch er verlangt sein Eroberungswerk.

Und hinter allem, über allem steht zuletzt der Kern des Problems: das Dogma von der Gnade.

Aber warum sollten wir verzweifeln an diesem Eroberungswerk, dieser größten Aufgabe der Kirche unserer Tage. Die Osterglocken klingen — der Frühling blüht auf — die Erde wird jung — bald wird es maien. Und das Verjüngerungswerk der Natur hebt unsere Seele höher und gibt uns Hoffnung auf jenes höhere Verjüngerungswerk, das seit Leo XIII. die Devise des Papsttums für unsere Zeit ist: auf das restaurare omnia in Christo.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Sprachenparagraph.

Zur schmählichen Haltung des Blocks in der Sprachenfrage ist ein Antrag von Interesse, den die Zentrumsfraktion am 11. April in der bayerischen Abgeordnetenkammer eingebracht hat. Er lautet: „Die Königliche Staatsregierung wolle dem gegenwärtig versammelten Landtag einen Gesetzentwurf vorlegen, in welchem auf Grund des § 12 Absatz 3 des am 15. Mai 1908 in Kraft tretenden Reichsvereinsgesetzes den fremdsprachlichen Einwohnern Bayerns bezüglich des unbeschränkten Gebrauchs ihrer Muttersprache in öffentlichen Versammlungen die größtmöglichste Freiheit gewährleistet werde.“ — Man darf auf die Haltung der bayerischen Liberalen in dieser Sache wohl sehr gespannt sein!

Die Ostereier des Blocks.

Wie zu erwarten war, ist außer dem Vereinsgesetz auch das Börsengesetz von der etwas verkleinerten, aber doch ausreichenden Blockmehrheit durchgedrückt worden. Darob herrscht im Blockhause ein bacchantischer Jubel, wie er auf dem Kolumbusschiffe bei der Sichtung des Landes nicht größer gewesen sein kann. Man erkennt aus dem Aufschrei der erlösten Brust, wie arg die Zweifel an der Leistungsfähigkeit der sogenannten konservativ-liberalen Paarung bis in die zwölfte Stunde hinein gedrückt haben. Wie ein Weltwunder wird der Mit- und Nachwelt verkündet, daß der Block überhaupt etwas geleistet habe, sogar zwei Gesetze auf einmal, siamesische Zwillinge. Ob die Gesetze einen guten oder schlechten Inhalt haben, ist Nebensache. Alles wird jetzt vom parteitaktischen Standpunkt beurteilt, nicht mehr sachlich. Wenn die regierenden Parteien die Schwäche ihrer unsachlichen Politik fühlen, so suchen sie den Anschein zu erwecken, das Zentrum sitze hinterm parteitaktischen Ofen, — das Zentrum sage Nein, obschon es mit dem Inhalt der Gesetze einverstanden sei. Die Ungeschickten, zu denen auch die Offiziösen gehören, wiederholen sogar die alberne Behauptung, das Zentrum habe aus Parteiwut Obstruktion getrieben. Wer etwas kennt von dem parlamentarischen Geschäftsgange, der kann sich an seinen fünf Fingern abzählen, daß die beiden Gesetze heute noch nicht verabschiedet wären, wenn die Minderheit zu wirklicher Obstruktion gegriffen hätte. Und wie das Zentrum über den Inhalt der Gesetze denkt, haben u. a. zwei treffliche Reden ganz klargestellt: die des Abg. Gröber über die Schattenseiten des neuen Vereinsgesetzes und die des Abg. Herold über die Versäumnisse und Fehlgriffe der Rechten bei der Börsengesetzgebung. Diese beiden Reden sollte man als Flugblätter möglichst weit verbreiten.

Das Vereinsgesetz bringt natürlich gewisse Fortschritte gegenüber dem bisherigen Landesrecht in Preußen, Mecklenburg und sonstigen rückständigen Bundesstaaten. Aber es bringt auch Rückschritte gegenüber dem bisherigen Zustand in Hessen, Württemberg und anderen freieren Bundesstaaten. Es ist noch zuviel Bevormundung und Polizeiwillkür darin. Namentlich ist das gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungswesen, das in unserer Zeit für die christlich-soziale Schulung der jungen und Organisation der erwachsenen Arbeiter im Gegensatz zu der sozialdemokratischen Agitation von so ungeheurer Bedeutung ist, nicht sicher gestellt vor antisozialen Behörden. Vollends unmöglich wurde unseren Freunden die Zustimmung durch den unseligen Sprachenparagraphen, der sowohl hakatistisch als auch antisozial ist. — Nachdem die Konservativen und Landbündler auf dem Wege des Kuhhandels in die Verantwortlichkeit für das neue Börsengesetz geraten sind, wollen sie an diesem Wechselbalg immer neue Schönheiten entdecken. Doch bezeichnenderweise entdecken die Börsenspekulanten ihrerseits auch herrliche Vorzüge. An der Fondsbörse in Berlin hat man es mit einer demonstrativen Hausse gefeiert, daß das verhaßte Börsenregister beseitigt, die Terminspekulation den eingetragenen Kaufleuten freigegeben und sogar der Terminhandel in Bergwerks- und Fabrikenteilen ermöglicht ist. An der Produktenbörse, wo zuerst wegen der „grundsätzlichen“ Aufrechterhaltung des Verbots des Getreideterminhandels von Streik geredet wurde, hat man inzwischen eingesehen, daß sich auch in Getreide und Mehl trefflich spielen läßt, wenn alle Erzeuger, Bearbeiter, Händler und Beleiher von Getreide von dem Verbot des Terminhandels ausgenommen sind. Die dekorativen Strafbestimmungen gegen das reine Differenzspiel hofft man schon umgehen zu können. Das neue Börsengesetz hätte sowohl für die landwirtschaftlichen Interessen, wie für die solide Gestaltung des Handels im allgemeinen viel vorteilhafter werden können, wenn die Konservativen und namentlich die Vertreter des Bundes der Landwirte ihrer Ueberzeugung getreu geblieben und die bereite Hand des Zentrums festgehalten hätten. Es ist ganz klar, daß die Zentrumspartei wegen des Inhalts dieser beiden Gesetze schließlich mit Nein stimmen mußte — auch dann, wenn es gar keinen Block gäbe. Natürlich sieht jede Partei lieber Gesetze, die ihre Zustimmung finden können. Doch trotzdem irren die Blockblätter sehr, wenn sie glauben und behaupten, das Zentrum fühle sich in seiner Ausgeschaltetheit und „unfruchtbaren Opposition“ höchst unwohl. O nein, unfruchtbar war die Wirksamkeit des Zentrums in der letzten Reichstagstagung wahrlich nicht. Was Gutes in den beiden Gesetzen ist, verdankt das deutsche Volk wesentlich der Tätigkeit des Zentrums. Was das Vereinsgesetz angeht, so konnte der Abg. Dr. Gröber feststellen, „daß alle diese leider nicht genügenden Fortschritte in

Digitized by Google

einzelnen Fragen auf Beschlüssen der Kommission in erster Lesung beruhen und dem Zusammenstimmen von Freisinn, Zentrum, Polen und Sozialdemokraten (gegenüber den rechtsstehenden, polizeifreundlichen Parteien) zu danken sind". Beim Börsengesetz ging die Entwicklung einen ähnlichen Weg; in der ersten Kommissionsberatung half das Zentrum der Rechten, sehr energische Beschlüsse wegen Aufrechterhaltung der bisherigen Kautelen durchzusetzen. Diese Beschlußfassung machte die Börse und deren Gönner auf der Linken bescheidener; sonst würden die Zugeständnisse an die Börse schließlich noch viel größer geworden sein. Man sieht, auch das „ausgeschaltete" Zentrum kann sich erheblich verdient machen um den Gang der Gesetzgebung und tut es auch. Wenn die Blockpolitik nach Ueberwindung dieser Hügel an den Berg der Finanzreform kommt, werden wir weiteres vom Einfluß des Zentrums erleben. Vorläufig sei nur daran erinnert, daß die Zentrumspartei im preußischen Abgeordnetenhause vor zwei Jahren, als das Schulgesetz von der Kartellmehrheit gemacht werden sollte, eine ähnliche Flankenstellung innehatte und durch ihr geschicktes Verhalten viel beigetragen hat zu den Garantien, die dort bei allen übrigen Mängeln des Gesetzes für die religiös-sittliche Erziehung gerettet worden sind.

Der preußische Landtag.

Vor Ostern ist noch der Schluß der Landtagssession ausgesprochen worden. Anfangs Juni beginnt schon der komplizierte Akt der Neuwahl. Dabei werden wir das interessante Schauspiel genießen, daß die Blockparteien, die soeben noch im Reichstag ihr Verbrüderungsfest mit so großem Hallo gefeiert haben, sich in scharfem Kampfe in die Haare geraten. Die Liberalen wollen die konservative Machtstellung in Preußen brechen, und zwar zu dem doppelten Zweck, die Regierung weniger agrarisch und mehr kulturkämpferisch zu machen. Sie hoffen dabei auf die Gunst des Fürsten Bülow und so auf eine veränderte Haltung der bisher konservativ gerichteten Beamtenschaft. Die Konservativen scheinen den Ernst dieses Ringkampfes um die Macht in Preußen noch nicht recht erfaßt zu haben. Sie bleiben noch bei dem alten Zeitvertreib der Polemik gegen das Zentrum. Und schließlich werden sie dem Himmel heiß danken, wenn es im künftigen Landtag wieder ein starkes Zentrum gibt, welches das erforderliche Gegengewicht gegen den Liberalismus herbeizuführen vermag.

Die Zukunft des Deutschen Flottenvereins.

In der letzten Zeit hatte die alldeutsche Presse kräftig vorzuarbeiten gesucht für die Wiederwahl des Generals Keim auf der Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins, die im Juni in Danzig stattfinden soll. Auf dieser Seite wollte man rücksichtslos auf eine Sprengung des Vereins hinarbeiten; auch im Falle, daß General Keim in Danzig nicht die Mehrheit erhielte, sollte er das Oberhaupt der Radikalen werden, indem letztere aus dem alten (zum „Grammophon" der Regierung herabgesunkenen) Verein austräten und einen agitatorischen „Volksverein" ohne Protektoren usw. bildeten. Nun hat am 12. April in Berlin die Sitzung des Vorstandes des Deutschen Flottenvereins stattgefunden, die sich mit der Vorbereitung der Danziger Hauptversammlung zu befassen hatte. Was über deren Beschlüsse bisher veröffentlicht worden ist, läßt erkennen, daß Keim und die Alldeutschen nicht die Mehrheit des Vorstandes hinter sich haben. Es wurde mit Mehrheit folgende Resolution beschlossen:

„Gemäß § 2 seiner Satzungen ist der Deutsche Flottenverein ein Verein, der zwecks Schaffung einer starken Flotte vaterländische Aufgaben zu verfolgen hat und über den Parteien und Konfessionen steht."

Keim und zwei andere Mitglieder des alten Präsidiums gaben die Erklärung ab, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen eine Wiederwahl nicht annehmen könnten. Trotzdem wurde von den Thüringer Landesverbänden, die bekanntlich schon vor der Kasseler Tagung als Avantgarde Keims sich hervorgetan hatten, der Antrag auf Wiederwahl des alten Präsidiums aufrecht erhalten. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt, und eine Kommission zur Vorbereitung der Wahl des neuen Präsidiums eingesetzt.

Diese Haltung der Vorstandsmehrheit läßt erwarten, daß der Bayerische Landesverband sowie die besonnenen norddeutschen Zweigvereine bis zur Danziger Tagung im Gesamtverein bleiben und an der Hauptversammlung teilnehmen können. Freilich ist noch keine Sicherheit gegeben, daß es in Danzig nicht doch noch zu einer Spaltung kommen kann. Die Erklärung Keims, eine Wiederwahl nicht annehmen zu können, muß man mit Vorsicht aufnehmen. Sollte er in Danzig unter dem Titel der Höflichkeit wiedergewählt werden, so wird er wohl die „Verhältnisse" so verändert finden, daß er doch annimmt und so die Gemäßigten samt den Protektoren zum Austritt zwingt. Und wenn die Kandidatur Keim dort in der Minderheit bleibt, so ist zu erwarten, daß er und sein Anhang die Sezession vollziehen. Die Resolution des Vorstandes ist nicht so klar und entschieden, daß sie Ueberraschungen ausschlösse. Die keimfreundliche „Tägliche Rundschau" nennt sie ein Verlegenheitsprodukt. Man darf auch nicht vergessen, daß Fürst Bülow seinem Wahlboß Keim Dankbarkeit schuldet.

Fürst Bülow in Rom.

Der Besuch des deutschen Reichskanzlers bei den weltlichen und geistlichen Autoritäten in Rom ist eine erfreuliche Erscheinung für alle Freunde des Friedens. Auffallend ist aber das Bestreben der Offiziösen, die aktuelle Bedeutung der Besuche herabzudrücken. Im Gespräch mit den italienischen Staatsmännern soll angeblich die Balkanfrage keine Rolle spielen. Nun sind freilich die mazedonischen Reformanträge in der umständlichen Beratung der Kabinette auf dem gewöhnlichen Wege begriffen; aber warum sollte nicht die erfreuliche Aussprache der leitenden Staatsmänner das erfreuliche Einverständnis in der Balkanpolitik unter den Dreibundmächten fördern helfen. Ferner heißt es, der Reichskanzler werde bei seinem „natürlichen" Besuche im Vatikan weder von den Polen noch vom Zentrum sprechen; die Begleitung der Fürstin Bülow kennzeichne schon den unpolitischen Charakter des Besuches. Ein italienisches Blatt bezeichnet sogar den Besuch im Vatikan als eine bloße Formalität. Wir erachten es auch für selbstverständlich, daß Fürst Bülow dem Vatikan ebensowohl seinen Besuch macht, wie es der Deutsche Kaiser bei jeder Anwesenheit in Rom in so feierlicher Weise tut. Die gegenwärtigen parteipolitischen Wirren in Deutschland haben damit gar nichts zu schaffen, da das Zentrum eine politische Partei ist und der Hl. Stuhl sich in die innerpolitischen Angelegenheiten nicht einmischt. Also braucht die Unterhaltung das Zentrum nicht zu berühren; ob aber von den kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands gesprochen werden wird, haben die Offiziösen wohl nicht zu bestimmen. Die Polenfrage gehört an sich auch nicht zu den Verhandlungsgegenständen; aber die Besetzung des Erzbistums Gnesen-Posen ist noch in der Schwebe, und die Versuche der deutschen Hakatisten, auch die katholische Geistlichkeit in die bitteren Kämpfe hineinzuziehen, werden gewiß im Vatikan nicht unbemerkt geblieben sein. Immerhin macht es keinen erhebenden Eindruck, wenn die Kulturkämpfer hüben und drüben so eifrig dabei sind, die Bedeutung des Besuches im Vatikan herabzudrücken.

Ein politischer Mord in Galizien.

Ein junger Ruthene hat am Sonntag den Statthalter von Galizien, Grafen Potocki, in Lemberg erschossen, zugestandenermaßen aus politischen Motiven, um die angebliche Bedrückung der Ruthenen bei den letzten Wahlen zu rächen und einen Systemwechsel zugunsten der ruthenischen Minderheit zu erzwingen. Das abscheuliche Verbrechen wird diesen Zweck gewiß nicht erreichen, sondern eher die Lage der Ruthenen noch verschlechtern. Unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." begleitet die Nachricht mit folgender Bemerkung:

„Wie man auch die von den herrschenden Polen gegenüber den Ruthenen in Galizien beobachtete Haltung beurteilen mag, unter allen Umständen wird die Mordtat als verwerfliches Kampfmittel bezeichnet werden müssen, dessen Anwendung, wie zu hoffen ist, auch von der Mehrheit der Ruthenen nicht gebilligt wird." — Wenn die deutschen Offiziösen nicht so tief im Polenhaß steckten, so würden sie sich der kritischen Bemerkung über die Haltung der galizischen Verwaltung wohl enthalten haben. Die Zurückhaltung in dem Urteil über innere Angelegenheiten eines fremden Staates ist bei einem so traurigen Zwischenfall ganz besonders geboten. Am allerwenigsten sind die deutschen Hakatisten berufen, anderen Leuten Milde in der Behandlung einer nationalen Minderheit zu empfehlen. Die scharfen Gegensätze zwischen dem polnischen und dem ruthenischen Bevölkerungsteil in Galizien sind ja sehr zu beklagen. Aber die deutschen Offiziösen und deren Auftraggeber sollten lieber ihre Sorge darauf richten, daß nicht in preußischen Landesteilen unter den verschiedenen Nationalitäten, die auf das Zusammenleben angewiesen sind, eine ähnliche Entfremdung und Verfeindung Platz greift. In Oesterreich liegen die Dinge in dieser Beziehung viel schwieriger wegen des bunten Gemisches der Nationalitäten. Bei uns sind die Schwierigkeiten weniger durch die Natur der Dinge als durch die Leidenschaften und Fehler der Politik herbeigeführt worden.

Digitized by Google

In der Osternacht.

Das Bächlein erwacht
In der Osternacht,
Reibt sich plätschernd den Schlaf aus den Augen
Und spricht: „Was soll mir der Schlummer taugen?
Winter war gar so trüb und lang,
Nun kommt der Frühling mit Sang und Klang."
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Ruft es jauchzend den Bergen zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Die Drossel erwacht
In der Osternacht.
Regt in heimlicher Wonne die Schwingen,
Süß und schmelzend beginnt sie zu singen.
Hell klingt in den Lüften ihr Morgenlied;
Der Westwind streicht über Halm und Ried,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Trägt er die Botschaft dem Tale zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Das Veilchen erwacht
In der Osternacht,
Hört noch halb umfangen von Träumen,
Die Drossel schlagen, den Waldbach schäumen,
Und flüstert: „Ist es schon an der Zeit?"
Flink probiert es sein neues Kleid,
Und durch die tiefe, nächtliche Ruh,
Raunt es den Halmen und Gräsern zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Die Glocke erwacht
In der Osternacht,
Kündet's jubelnd den schlummernden Landen:
„Wachet auf! Der Herr ist erstanden!
Der starke Held über Leben und Tod!
Im Osten dämmert das Morgenrot."
Und in die träumende Feierruh
Ruft es die Glocke den Schläfern zu:
„Ostern ist da,
Halleluja!"

Josefine Moos.

Fünf Fragen an die Männer der Wissenschaft.

Von

Dr. M. Eberhard, Stadtpfarrprediger, München.

(Schluß.)

Der Unterschied zwischen Wissen und Glauben besteht nicht darin, daß der Glaube ein objektiv Gegebenes kennt, das Wissen nicht, sondern darin, daß zwar beide ihr objektiv Gegebenes haben, daß es aber dem Wissen als terminus ad quem, dem Glauben als terminus a quo dient. Den normativen Charakter des Gegenständlichen leugnen, heißt in letzter Instanz den Unterschied des Gegenständlichen vom Subjektiven leugnen, heißt das Wahre zur Selbstkonstruktion des Subjektes machen, heißt mit einem Wort den Dualismus aufgeben und sich zum idealistischen Monismus bekennen.

Uebrigens kann die Glaubenswissenschaft im methodischen Zweifel den Weg der weltlichen Wissenschaft betreten; sie führt damit kein Scheinmanöver aus; es ist ein wahres εὕρηκα, das sie ruft, ein wahrer wissenschaftlicher Fund.

Interessant ist übrigens das Geständnis Harnacks: „Weit verbreitet ist im Protestantismus der Argwohn, solche Voraussetzungen, wie sie von katholischen Theologen gehegt würden, könnten gar nicht wirkliche Ueberzeugungen sein! sondern entstünden nur aus blinder Unterwerfung und verdienten daher keine Schonung." Harnack teilt dieses Vorurteil nicht. Es ist in der Tat Vorurteil, freventlicher Argwohn. Wir Katholiken haben gewiß Autoritäten, Glaube und kirchliches Lehramt; allein wir haben auch den Grundsatz: Omnis auctoritas extrinseca resolvitur in intrinsecam. Der Glaube ist meinetwegen wie ein Pulver, das man einnimmt; das Pulver ist anscheinend etwas Totes, und doch ist es lebenhaltig und lebenspendend; es steckt in ihm der Geist des verordnenden Arztes und der Keim der Gesundung. So sehen wir den Glauben (und wie gleich angedeutet wird, auch das kirchliche Lehramt) an. Der Glaube ist etwas objektiv Gegebenes und darum der Persönlichkeit Aeußerliches. Aber er ist „pulverisierte" göttliche Weisheit, genommen aus dem Innenleben des dreifaltigen Gottes, und das ist der Grund, warum er im höchsten Grade persönlichkeitsbildend ist für den, der ihn wirklich als göttlichen Samen in sein Innenleben aufnimmt. Goethe schreibt einmal ein merkwürdiges Wort an Rat Schlosser: „Die Charaktere, die man wahrhaft hochachten kann, sind seltener geworden . . . Ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntnis, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist, ihrer Wissenschaft."

Man könnte nun einwenden, bei uns Katholiken würde etwas als gegeben angenommen, was nicht zuzugeben sei: die Wahrheiten der Offenbarung seien eben nicht etwas objektiv Gegebenes. Es ist Sache der Apologetik, die Tatsache der Offenbarung zu erhärten. Und dieser Nachweis gelingt. Die Apologetik beseitigt nicht alle Zweifel, aber sie beseitigt die vernünftigen Zweifel; was an Zweifeln bleibt, ist unvernünftig, d. h. derart, daß es meine Vernunft nicht hindern kann, der Annahme der Tatsache der Offenbarung meine Zustimmung zu geben. So kommt es, daß der Glaube ein Akt freier Zustimmung ist, während das Wissen aus Einsicht in die Gründe mit innerer Notwendigkeit erfolgt.

Der Glaube ruht nach seiner apologetischen Seite hin auf denselben Voraussetzungen, auf denen alle Wissenschaft basiert, auf den obersten Denkprinzipien. Er teilt mit der Wissenschaft die Voraussetzungslosigkeit, die allein einen Sinn hat, nämlich, daß die Wissenschaft nichts voraussetzen darf, was nicht im eigentlichen und strengen Sinne gewiß ist.

Paulsen will denn auch das Brüderpaar Glauben und Wissen nicht auseinanderreißen. Er schreibt: „Wir wollen die Erhaltung der katholisch-theologischen Fakultäten; die Voraussetzung hierfür ist allerdings die Anerkennung der Freiheit wissenschaftlicher Forschung, natürlich innerhalb der Grenzen, die durch den Glauben der Kirche gezogen sind."

Auch Harnack konzediert „Freiheit im Dogma"; allerdings mit einem schweren Seufzer, den wir ihm lebhaft nachfühlen; schon diese Konzession ist ihm übergenug. Es bleibt also noch als Hauptfeind Rom, der Kurialismus, das kirchliche Lehramt.

Da ist zu unterscheiden zwischen Freiheit der Forschung und Freiheit der Lehre. Die Freiheit der Forschung duldet keine Schranke. Sie ist ein absolutes Gut, insofern Wahrheit und Gewissen auf das Absolute gehen. Wo die Wahrheit nicht als etwas Absolutes, sondern als etwas Relatives, nicht als etwas objektiv Gültiges, sondern als eine zeitgeschichtliche, bedingte Erscheinung betrachtet wird, wo ferner das Teilchen Vernunft, das wir in uns tragen, als letzter Erklärungsgrund des Gewissens angegeben wird, da kann man nicht reden von der Freiheit der Forschung als von einem absoluten Gut, da darf man auch nicht im Namen der Freiheit der Forschung absolute Forderungen stellen.

Die private Forschung steht aber in einem gewissen Gegensatz zur öffentlichen Vermittlung des Gefundenen, zur Lehre. Die Lehre als solche ist kein absolutes Gut, sondern ein Teilgut des Staats- und Kirchenwohles, in dessen Rechtssphäre sie eingreift. Weil die Lehre als solche nur ein relatives, auf das Staats- und Kirchenwohl bezügliches Gut ist, ist es angemessen, daß aus Gründen des Staats- oder Kirchenwohles eine Lehre nicht vorgetragen werde; Opportunitäts- und andere Gründe mögen hier hereinspielen. Das Kind nährt sich von Milch, der Erwachsene von fester Speise; anders ist die Nahrung des Gesunden, anders die Nahrung des Kranken. Auch die Menschheit, auch die Christenheit hat verschiedene Zustände; die Lehre muß den Zeitbedürfnissen, den Ständen usw. Rechnung

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei allen deutschen Postanstalten (Bayer. Postverzeichnis Nr. 14a), i. Buchhandel u. d. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion u. Verlag: Dr. Armin Kausen, München, Tattenbachstraße 12. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau.

Generalvertretung für den Inseratenteil: Rosenhoff & Co., München, Pfeufbachstr. 3. — Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Expedition: München, Hofstatt 5. Telephon 858.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

Mitarbeiterverzeichnis.

Achleitner Artur, Geh. Hofrat, Professor, München.
Arens Wilhelm, Chefredakteur der „Westdeutschen Volkszeitung", Hagen.
Baumgarten, Dr. Paul Maria, Prälat, Rom.
Braig, Dr. Karl, o. Professor an der Universität Freiburg i. B.
Braun, Dr., Domkapitular und Dompfarrer, Würzburg.
Brüning, Dr. W., Archivar, Aachen.
Buck, Stadtpfarrer, Waldenburg (Württbg.).
Cahensly, Reichs- u. Landtagsabgeordneter, Präsident des St. Raphaelsvereins zum Schutze kath. Auswanderer, Limburg.
Clemens B., Schriftleiter des „Archivs für Lehrerbildung", Liegnitz.
Collet Franz, Redakteur, Sterkerade.
Cüppers Ad. Jos., Rektor, Redakteur der ‚Kath. Zeitschrift für Erz. und Unterricht', Ratingen.
Daller, Dr. von, Prälat, Lyzealrektor, Landtagsabgeordneter, Freising.
Denk, Dr., K. Rat, Chefredakteur des „Deutschen Hausschatz", Regensburg.
Destouches Ernst von, kgl. Archivrat und Stadtarchivar, München.
Dresemann, Dr. Otto, Redakteur der „Kölnischen Volksztg.", Köln.
Dyroff, Dr. A., o. Professor an der Universität Bonn.
Eggert Ed., Oberjustizrat, Stuttgart.
Eltermann Otto, Cleve.
Endres, Dr. Joseph, Lyzealprofessor, Regensburg.
Englert, kgl. Gymnasialrektor, Dillingen.
Erzberger M., Redakteur, Reichstagsabgeordneter, Berlin.
Eschelbach Hans, Schriftsteller, Köln.
Frank, Regierungsrat, Landtagsabgeordneter, München.
Franziß, Dr. Franz, Professor, München.
Frick Philipp, Redakteur und Schriftsteller, München.
Fritz Joh., Pfarrer, Stirn bei Pleinfeld.
Fürst Max, Kunstmaler, München.
Funder, Dr. F., Chefredakteur der „Reichspost", Wien.
Fuß, Dr. B. J., Schriftsteller, Meersen-Maastricht.
Gallinger, Stadtpfarrer, München.
Gasser, Dr. P., Wien, Salvatorianakolleg.
Gassert, Dr. H., Freiburg i. B.
Gassner Joseph, Direktor der K. K. Staatsoberrealschule, Görz, Küstenland.
Geiger Joseph, Oberstlandesgerichtsrat a. D., Landtagsabgeordneter, München.
Gerber J. B., Pfarrer, Landtagsabgeordneter, Eltershausen.
Gerstenberger Lib., Redakteur des ‚Fränk. Volksblatt', Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Würzburg.
Giehrl Ludw., Hauptzollamtskontrolleur, Landtagsabgeordneter, München.
Gießler, Amtsgerichtsdirektor, Landtagsabgeordneter, Mannheim.
Grauert, Dr. Hermann, o. Professor an der Universität München, Mitglied der Akad. der Wissenschaften.
Hagelstange, Dr. Alfred, Kustos am Germanischen Museum, Nürnberg.
Hamann E. M., Herausgeberin der „Christlichen Frau", Gößweinstein.
Hehn, Dr. theol. et phil. J. F., a. o. Professor an der Universität Würzburg.
Held Heinrich, Chefredakteur des „Regensburger Morgenbl.", Regensburg.
Heim, Dr. Georg, Reallehrer, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, Ansbach.
Heubach, Dr. Ernst, Direktionsrat im Staatsministerium für Verkehrsangelegenheiten, München.
Hoberg, Dr. G., o. Professor an der Universität Freiburg i. B.
Hoeber Karl, Gymnasialoberlehrer und Redakteur der „Akademischen Monatsblätter", Straßburg i. Els.
Hoermann Frz., Fachlehrer an der Kreisbaugewerkschule Kaiserslautern.
Holzapfel, Dr. P. Heribert, O. F. M., München.
Huck, Dr., Pfarrer, Lehen bei Freiburg i. B.
Hülskamp, Dr. Fr., Prälat, Herausgeber des „Liter. Handweiser", Münster i. W.
Huppert, Dr., Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", Köln.
Jäger, Dr. Eugen, Verleger der „Pfälzer Zeitung", Reichs- und Landtagsabgeordneter, Speyer.
Kaelin, Dr. Johann, Redakteur d. ‚Zürcher Nachr.', Zürich.
Katscher, Leopold, Wien.
Kaufmann Karl Maria, Privatgelehrter, Frankfurt a. M.
Keiter Therese (M. Herbert), Schriftstellerin, Regensburg.
Kohl Ant., Stadtpfarrer, Landtags- u. Reichstagsabgeordneter, Dietfurt.
Krueckemeyer, Dr., Chefredakteur, Danzig.
Kuhn Hermann, Schriftsteller, Paris.
Kümmel Konr., Msgr., Chefredakteur des „Deutschen Volksblatt", Stuttgart.
Künstle, Dr. K., a. o. Professor an d. Universität Freiburg i. B.
Lange J. A., Chefredakteur der „Oberschlesischen Volkszeitung", Ratibor.
Leher Heinrich, K. Wirkl. Rat, Schriftsteller, München.

Digitized by Google

Leitenberger Otto, Schriftsteller, München.
Lohr, Dr. Ani., Redakteur d. „Literarischen Warte", München.
Lochner von Hüttenbach, Dr. Frhr. Oskar, Lyzealprofessor, Eichstätt.
Marcour, Dr. Ed., Chefredakteur der „Coblenzer Volksztg.", Reichstags- und Landtagsabgeordneter.
Massarette Joseph, Abbé, Redakteur des ‚Luxemburger Wort', Luxemburg.
Mayr, Dr. Georg von, Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., o. Professor an der Universität München.
Naumann, Dr. jur. Viktor, Schriftsteller, München.
Nienkemper Fritz, Schriftsteller, Zehlendorf-Berlin.
Ommerborn C., Rektor, Charlottenburg.
Opitz, Superintendent a. D., Dresden-Neustadt.
Orterer, Dr. von, Oberstudienrat, Gymnasialrektor, Präsident der Bayer. Abgeordnetenkammer, München.
Ortmann, Dr. Franz, Konstantinopel.
Osel Heinrich, Hauptzollamtsoffizial, Reichstagsabgeordneter, München.
Otto Heinrich, Verleger der ‚Niederrheinischen Volksztg.', Präsident des Augustinus-Vereins, Krefeld.
Pastor, Hofrat Dr. Ludwig, o. Professor an der Universität Innsbruck.
Paulus, Msgr. Dr. theol. Nikolaus, München.
Pestalozza, Graf von, Rechtsanwalt, Nürnberg.
Pfeiffer Maximilian, Kgl. Sekretär an der Staatsbibliothek, Bamberg.
Pfleger, Dr. Lucian, Münster i. W.
Pichler, Dr., Geistl. Rat, Domkapitular, Reichs- und Landtagsabgeordneter, Passau.
Planer, Dr. Alfons, Redakteur d. ‚Bayer. Kurier', München.
Plaßmann, Lektor an der Universität Münster i. W.
Pöllmann, P. Ansgar, O. S. B., Herausgeber der ‚Gottesminne', Beuron.
Popp, Dr. Josef, Redakteur, München.
Porsch, Dr., Justizrat, Vizepräsident des Preußischen Abgeordnetenhauses, Breslau.
Praxmarer, Dr., Pfarrer, Friedberg.
Reeb Jakob, Gymnasialprofessor, Landtagsabgeordneter, Zweibrücken.
Reimeringer Fr., Dr. theol., Redakteur der ‚Kempener Zeitung', Kempen.
Reindl Max, Dr. jur., Direktionsrat im Staatsministerium für Verkehrsangelegenheiten, München.
Reitz Conrad, Pfarrer und Schriftsteller, Knottenried.
Renz, Dr. B. Klara, Herausgeberin d. ‚Völkerschau', München.
Retzbach, Dr., Domkustos, Freiburg i. B.
Rink, Dr. H., Redakteur der ‚Augsb. Postztg.', Augsburg.
Rody, Dr., Pfarrer, Östrich.
Rody Georg, Rektor am Marienhospital, Düsseldorf.
Roeren Herm., Geh. Justizrat, Oberlandesgerichtsrat, Reichs- und Landtagsabgeordneter, Köln-Lindental.
Rosenbeck H., Rechtspraktikant, Augsburg.
Rost, Dr. Hans, Leiter der Wohnungsenquete, Augsburg.
Rübsam, Dr. Joseph, Fürstl. Thurn und Taxis'scher Archivrat, Vorstand der Hofbibliothek, Regensburg.
Rumpf August, Rechtsanwalt, München.
Sägmüller Joh. B., Dr., o. Professor an d. Univ. Tübingen.
Scapinelli, Karl Conte, Schriftsteller, Redakteur der ‚Literarischen Warte', München.
Schädler, Prälat Dr. Franz, Domdekan, Reichs- und Landtagsabgeordneter, Bamberg.
Schanz, Dr. von, o. Professor an der Universität Tübingen.
Scheuffgen, Dr. Franz Jakob, Domprobst, Trier.
Schmid, Dr. Alois von, Prälat, Geheimrat, o. Professor an der Universität München.
Schmid, Dr. Andreas, o. Professor an der Universität München, Direktor des Georgianums.
Schmidkunz, Dr. Hans, Berlin-Halensee.
Schmidt, Dr. P. Exp., O. F. M., Lektor, München.
Schmidt von Ekensteen, Marie, Schriftstellerin, München.
Schmitt Franz Jak., Architekt, München.
Schnettler K., Pfarrer, Redakteur der ‚Sonntagsblumen', Bellefeld.
Schott, Anton, Schriftsteller, Hinterhäuser (Böhmerwald).
Schuler B. J., Oberpflegamtsrat, Würzburg.
Seidenberger, Dr. J. B., Gymnasialprofessor, Friedberg.
Siben, Dr. Julius, Landtagsabgeordneter, Deidesheim.
Sieberz Paul, Chefredakteur d. ‚Bayer. Kurier', München.
Spahn, Dr. Martin, o. Universitätsprofessor, Straßburg.
Speck Karl, Oberzollrat, Reichstagsabgeordneter, München.
Spieker J., Oberlehrer, Gelsenkirchen.
Steinle, Dr. Alfons Maria Ritter von, Frankfurt a. M.
Stillger S., Beneficiat, Straubing.
Stölzle, Dr. Remigius, o. Professor a. d. Universität Würzburg.
Tann, Freiherr von der, Chefredakteur des ‚Neuen Münch. Tagblatt', München.
Teibler Hermann, Musikschriftsteller, München.
Tepe Leo van Heemstede, Herausgeber der ‚Dichterstimmen', Oberlahnstein.
Thomassin Charles, Schriftsteller, München.
Trimborn Karl, Justizrat, Reichstagsabgeordneter, Köln.
Uppenborn F., Stadtbaurat, Direktor der städtischen Elektrizitätswerke, München.
Vögele, Dr., Pfarrer, Schönthal.
Walter, Dr. Franz, o. Professor a. d. Universität Straßburg.
Walterbach Karl, Redakteur des ‚Arbeiter', München.
Weber, Dr. Anton, Lyzealprofessor, Dillingen.
Weber, Dr. Val., o. Professor an der Universität Würzburg.
Weilbächer, Dr. Paul, Generalsekretär des Augustinus-Vereins, Kempen.
Weinand, Prälat Dr. Jos., Gymnasialprofessor, Aachen.
Werthmann, Geistl. Rat Dr., Vorstand des Deutschen Charitasverbandes, Freiburg i. B.
Willmann, Hofrat Dr. Otto, Universitätsprofessor i. P., Salzburg.
Wörnhör, Msgr. Joh. Ev., Hofstiftskanonikus und Gymnasialprofessor, München.
Wurm, Dr. Hermann Jos., Pfarrer und Redakteur der ‚Academia', Hausberge.
Zimmermann, P., S. J., Baaksem, Roermond.
Zimmern, Dr., Domkapitular, Landtagsabgeordneter, Speyer.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: A. Rouenhoff in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei, Akt.-Ges. beide in München.

Digitized by Google

tragen. Dem inneren Wahrheitsgehalt einer Lehre wird durch die Untersagung als solche noch nicht präjudiziert; es wäre auch nicht möglich, dem Geiste Handschellen anzulegen. Inwiefern durch die kirchliche Inhibition einer Lehre etwa eine Modifikation des aufgestellten Grundsatzes eintritt, wird gleich gezeigt werden.

Dem Katholiken ist die Wahrheit ein absolutes Gut, kein Kirchengut. Der Katholik glaubt, was Gott geoffenbart hat. Gott, das Absolute, ist ihm Motiv des Glaubens, nicht die Kirche. Die Kirche stellt ihm die Wahrheit nur zu glauben vor. Aber sie verpflichtet doch zu glauben? Gewiß. Und das ist keine Belastung des Gewissens, kein Eingriff in das innerste Heiligtum des Menschen? Nein. Es ist unmöglich, daß Heiligtum wider Heiligtum steht. In der Tat hat der Katholik das Gefühl, daß mit dem kirchlichen Lehramt nicht eine profane Hand ins Heiligtum langt, sondern daß der Herr des Heiligtums einen Diener mit seinem Auftrag in sein Eigentum schickt. Denn dem Katholiken ist nicht nur die Offenbarung eine göttliche Wahrheit, sondern auch die Kirche eine mit göttlichen Vollmachten ausgerüstete Institution. Wir meinen, Freiherr von Hertling habe einen richtigen Ausspruch getan, als er sagte: „Das aus übernatürlicher Quelle strömende innere Leben der Kirche ist gegen jede Anzweifelung sicher gestellt durch die Tatsache selbst, daß es besteht und fortwirkt durch die Jahrhunderte." Daß wir Katholiken übrigens keineswegs jeden Bronnen, der in der Kirche aufquillt, als übernatürliches, göttliches und darum unfehlbares Wasser der Lehre betrachten, davon haben die wenigsten Protestanten eine Ahnung, weil sie unsere Dogmatik nicht studieren. Hören wir einen Kurialisten über die römischen Kongregationen.

Der Jesuit Pesch schreibt (Instit. prop. ad S. Theol. S. 312 unten): „Wie wir oben gesagt haben, daß man dem Bischofe gehorchen müsse in Sachen des Glaubens und der Sitte, so ist hier zu sagen, daß man den Dekreten der Kongregationen beistimmen müsse mit einer religiösen Zustimmung oder mit einer Zustimmung, deren formaler Beweggrund die höchste religiöse Autorität ist, wenn auch nicht die unfehlbare. Man darf also a) negativ, nicht just deswegen die Zustimmung verweigern, weil die Autorität nicht unfehlbar ist; b) man muß positiv den Entscheidungen der Kongregationen solange zustimmen, bis es sich positiv herausstellt, daß sie geirrt haben. Weil aber die Kongregationen an und für sich keinen absolut sicheren Beweis für eine Lehre abgeben, deshalb darf man, ja unter Umständen muß man, über die Gründe der Lehre Nachforschungen anstellen. Auf diese Weise nämlich wird es geschehen, daß entweder die Lehre, um die es sich handelt, allmählich von der ganzen Kirche angenommen und so zum Grad der Unfehlbarkeit erhoben wird, oder daß allmählich der Irrtum aufgedeckt wird. Denn da jene religiöse Zustimmung sich nicht auf metaphysische Sicherheit stützt, sondern auf eine moralische im weiteren Sinne, schließt sie nicht alle Furcht eines Irrtums aus, und sobald daher genügende Motive des Zweifels sich einstellen, wird die Zustimmung klugerweise aufgeschoben; allein solange solche Motive nicht zutage treten, genügt die Autorität der Kongregationen, die Zustimmung zu befehlen."

Diese nämlichen Richtpunkte lassen sich ohne weiteres anwenden auf die Entscheidungen des römischen Papstes, die er nicht in der Vollgewalt seiner Autorität erläßt, und auf die Entscheidungen der anderen kirchlichen Vorgesetzten, die nicht unfehlbar sind. Der Gehorsam des Verstandes hat nämlich ein viel größeres Gebiet als die Sphäre der fides divina und der unfehlbaren Gewißheit. Wie steht es nun mit dem Satze, daß die römischen Monsignori den Heiligen Geist für sich in Anspruch nehmen?

Sollte aber ein Professor mit einem eigentlichen Dogma in Konflikt kommen, so darf er sicher sein, daß er geirrt hat, nicht das Dogma. Es ist unmöglich, daß der Geist der Wahrheit sich widerspreche; und doch ist es in der Voraussetzung ein Geist, der spricht durch das doppelte Organ der Kirche und der Vernunft. Es bleibt dem Professor dann nichts übrig, als entweder seinen Irrtum anzuerkennen oder aber der Kirche die Gabe der Unfehlbarkeit abzuerkennen. Er wird sich auf sein Gewissen berufen; und wir werden auch in dem irregeleiteten Gewissen eines wahren ehrlichen Forschers ein Heiligtum sehen, leider nicht das Heiligtum des wahren Gottes, sondern eines falschen Gottes. Umgekehrt erwarten wir, daß man auch unserem Heiligtum, dem katholischen Denken und Fühlen gegenüber, sich anständig benimmt.

Was ich mit meinen Fragen und Antworten bezweckte, war, nachzuweisen, daß es sich bei den Schlagworten: „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft" und „Freiheit der Forschung" nicht um Wissenschaft, sondern um Weltanschauung handle. Die Wissenschaft, d. h. das, was man heute als Wissenschaft definiert, gedeiht bei jeder Weltanschauung. Es wäre sogar leicht, aus der Defensive in die Offensive überzugehen und zu beweisen, daß eine positive Weltanschauung den wissenschaftlichen Betrieb in mancher Beziehung fördert.

Es ist unehrlich und unwissenschaftlich, mit Schlagwörtern zu operieren, die auf die Masse der Halbgebildeten und Unreifen berechnet sind. Es ist unklug und bloßstellend, im Namen der „Wissenschaft" eine Kompetenz zu beanspruchen, die der Wissenschaft einfach nicht zukommt: „Die Wissenschaft vermag das nicht." Es ist gefährlich und verantwortungsvoll, auf diese Weise in den Studierenden und im Volke Kräfte lahmzulegen und Keime zu ersticken, die nur in der Atmosphäre einer positiven Weltanschauung gedeihen, und so den religiösen, sittlichen und nationalen Niedergang des Volkes herbeizuführen. Ich weiß nicht, ob der bayerische Löwe seine Tatze aufhebt und das Gebrüll des Verwundeten ausstößt; wundern würde ich mich nicht.

Christlicher Wunderglaube und wunderbarer Unglaube.

Von

P. R. Krause, C. Ss. R., Bochum i. W.

Jedes Zeitalter hat seine gesunden Anschauungen und seine Extreme, ein beständiger Wechsel herrscht hierin, so daß der Menschengeist durch die Reaktion gegen einen Auswuchs oder eine Uebertreibung auf das entgegengesetzte Extrem verfällt. Im frommgläubigen Mittelalter entsprach es der ganzen Veranlagung der Völker, die durch die Kraft und Fülle des übernatürlichen Christenglaubens und seiner Segnungen Heil und Frieden gewonnen hatten, kindlichen Sinnes das Uebernatürliche und Wunderbare hinzunehmen. Streng abwägende Kritik und scheues Mißtrauen lag damals den Geistern fern; aber je mehr die bloß vernünftig-natürliche Auffassung zurücktrat und je weiter der fromme Glaube, ob begründet oder nicht, sich vorwagte und an Terrain gewann, um so schärfer und nachhaltiger mußte auch nach Jahrhunderten die Reaktion einsetzen und in unserer Zeit scheint das entgegengesetzte Extrem seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Daß es sich um ein Extrem handelt, zeigt allenthalben die übergroße Empfindlichkeit der Vertreter unserer Wissenschaft, wenn nur irgend eine Kundgebung zugunsten dogmatischer Lehren erfolgt, zeigt die frenetische Begeisterung der studierenden Jugend, wenn es gilt Demonstrationen zu veranstalten gegen Hochschullehrer, die sich eine Kritik rationalistischer Anschauungen und Professoren gestatten, ihr Enthusiasmus für andere, die gegen den Glauben überhaupt oder den Glaubensinhalt in die Schranken treten.

Noch mehr aber zeigt sich das Einseitige und Uebertriebene dieser Richtung, wenn man sieht, wie leicht alles Glaubensfeindliche, alles das Uebernatürliche Leugnende auf Beifall und Anerkennung selbst ernst zu nehmender Kreise rechnen kann, wenn es sich nur den Mantel der Wissenschaftlichkeit umhängt, mag es auch bei näherem Zusehen unbegründet, unbeweisbar, vielleicht sogar absurd sein. Dagegen gilt es fast als Axiom, daß das Uebernatürliche, d. h. das Göttliche, nicht Gegenstand der echten Wissenschaft sein könne und die darauf bezüglichen Disziplinen zu Unrecht einen Platz an den Universitäten behaupten, während es sich doch in der Geschichte und in der Philosophie mit der größten Wissenschaftlichkeit als wirklich erweist. Hieraus erklärt sich auch die gewaltige Aufregung, welche die letzte Enzyklika des Hl. Vaters gegen den Modernismus bei den Andersgläubigen und Ungläubigen, sowie bei kurzsichtigen Katholiken, die mehr oder minder im Banne des Zeitgeistes waren, hervorgerufen hat; denn dieses Rundschreiben ist eine Betonung und Verfechtung des wissenschaftlichen Charakters des geoffenbarten Glaubens und der übernatürlichen Begründung und Ordnung unseres Verhältnisses zu Gott, eine Verwerfung des bloßen Naturalismus und der seichten Gefühlsreligion, die keineswegs auf echte Wissenschaftlichkeit Anspruch machen können.

Wie manches wird unter dem Aushängeschild moderner Wissenschaft angestaunt und als bare Münze hingenommen,

Digitized by Google

was bei näherem Zusehen aller Wissenschaft Hohn spricht. Jede Art der Kritik wird gläubig hingenommen, alle negativen und niederreißenden Ergebnisse des sogenannten Forschens mit Jubel begrüßt, während die Kritik der Kritik allein als unwissenschaftlich verpönt ist. Wehe dem, der die Resultate der Kritik in Zweifel zu ziehen wagt, er wäre rückständig, bigott, ein Finsterling.

Vor allem ist das Uebernatürliche, das Wunderbare, unmittelbar auf Gott Hindeutende ein Angriffspunkt für die extremnaturalistische Richtung an unseren Hochschulen geworden. Atheisten oder Deisten sind ja vielfach die Koryphäen moderner Wissenschaft, was wunder, daß sie möglichst viele für ihre Ansichten zu gewinnen suchen und zwar bis in die weitesten Kreise des Volkes hinab. Letzten Herbst noch wurde in Bonn ein religionswissenschaftlicher Kursus für evangelische Volksschullehrer und Lehrerinnen gehalten und unter der Devise: Zeitgemäße Reform des Religionsunterrichtes ein Feldzug gegen das Wunderbare in der christlichen Glaubensgeschichte eröffnet. Es wird für den gebildeten Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" nicht ohne Interesse sein, den Gedankengang eines dieser Wunderleugner kritisch zu verfolgen, um sich einmal recht bewußt zu werden, welch unwissenschaftliche Ansichten durch die Teilnehmer jenes Kursus christlichen Volksschülern vermittelt werden sollten. Neues bietet allerdings der Kursus in bezug auf Wunder und Wunder glauben nicht, es sind alte, längst ausgefahrene Gleise, die der betreffende Redner zu Bonn einhielt und die deswegen nicht neu und modern werden, weil sie mit Wegweisern im Jugendstil versehen sind.

„Die Objektivität der Wunder ist der modernen Wissenschaft gleich mit Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes", so lautet das erste Axiom, das, unter die Lupe genommen, dem kritischen Auge kein Merkmal der Wissenschaft bietet, sondern ein unbewiesenes und unbeweisbares Postulat bleibt, eine leere Behauptung ohne Grundlage. Ein wirkliches Wunder ist seiner Begriffsbestimmung nach eine Wirkung, die nicht durch die gewöhnlichen natürlichen Ursachen, sondern durch ein besonderes Eingreifen Gottes hervorgebracht wird. Wenn nun auch ein Wunder die Kräfte der erschaffenen Natur übersteigt, so ist es doch weit entfernt, eine Wirkung ohne Ursache zu sein. Erkennt man überhaupt noch Gott als die erste, die All-Ursache an, die allein allen anderen natürlichen, d. h. erschaffenen Ursachen ihre Ursächlichkeit verleiht, dann ist es absurd, bei einem unmittelbaren Eingreifen dieser ersten Ursache von einer Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes zu reden.

Fragen, ob Gott Wunder wirken könne, heißt eben nichts anderes als fragen, ob der Allmächtige und vollkommen Unabhängige in seinem Wirken allseitig abhängig sei von seinen Geschöpfen, so daß er nichts tun könne, es sei denn durch diese, und nichts auf andere Weise bewirken könne wie diese, und nichts Größeres und Schwierigeres leisten könne als diese; heißt fragen, ob die Gesetze, nach denen seinem freien Willen entsprechend diese arbeiten, auch für ihn, den unendlich Freien, ausnahmslos bindend sind, so daß ein Abgehen davon für ihn nicht denkbar wäre. Wer das aber behauptet, schlägt aller Logik ins Gesicht, indem er von Gott zu gleicher Zeit und im gleichen Sinne dasselbe bejaht und verneint.

Ungereimtheiten zu glauben, nimmt die glaubensscheue Wissenschaft gern in den Kauf, wenn sie nur keine Wunder zu glauben braucht. Wie erklärt nun der Bonner Lizentiat die Wunderberichte geschichtlicher Dokumente, vor allem der vier Evangelisten? Man muß nur Worte finden können, um die Begriffe und Tatsachen umzuwerten, dann läßt sich alles erklären. Die objektiv-historische Erklärung der Wunder nennt er die kindlich-naive, die Verneinung und Leugnung der wunderbaren Vorgänge ist ihm eine Erklärung auf rationalistischer Grundlage, die allegorische und symbolische (gleichnisartige) Deutung sind ihm nur Mittel, den objektiven Tatbestand der evangelischen Erzählung so umzumodeln, daß vom Wunder nichts übrig bleibt als eine simple Moral. Wie wenig das der historischen Kritik entsprechen kann, fällt ihm nicht auf. Christus hat ja in seiner Lehre und in seinem Leben viele Gleichnisse angewandt, aber sie auch als solche gekennzeichnet, so daß es hinfällig und ungerechtfertigt ist und Eulen nach Athen tragen heißt, auf der Suche nach Gleichnissen auch noch die geschichtlichen Tatsachen seines Lebens sich in Allegorien verflüchtigen zu lassen. Wer zudem im Wirken des Gottmenschen, mag es sich nun kundgeben wie es will, immer und immer nur wieder Moral entdeckt, der stellt dadurch seiner Auffassungsweise ein geistiges Armutszeugnis aus, mag er auch noch so viel mit Poesie und Frömmigkeit und ihrer notwendigen Verbindung im Glaubensleben prunken. Wem der Gottes- und Christusglaube nur Gefühlssache ist, der mag ähnliche Theorien annehmen, die zur Folge haben, daß die Religion als Lehrgebäude und Stütze der Sittlichkeit wie ein ungreifbares Wolkengebilde, ein gehalt- und gestaltloser Nebelschleier in der Luft hängt. Solche Denker machen den Glauben, Frömmigkeit und Religion zur reinsten Fata Morgana, die in den herrlichsten Farben prangt, die lebendigsten Bilder aufrollt, die größten Vorteile zu bieten scheint, aber unfehlbar in nichts zerfließt und grausam enttäuscht, wenn man sie als Wirklichkeit verwenden will. Und mag jemand noch so anspruchslos sein und noch so genügsam in seinen Forderungen wissenschaftlicher Gediegenheit der Glaubensgrundlagen — nicht einmal ein Kamel findet in einer solchen Wüstenoase Labung für seinen Durst.

So wissen wir denn schon, woran wir sind, wenn jener protestantische Pfarrer seinen Zuhörern zu Bonn versichert: „Es ist nicht festzustellen, welches der wirkliche Tatbestand bei den Wundererzählungen des Evangeliums ist. Dem frommen Glauben bleibt hier das Feld freiester Entschließung." Zu bedauern sind jene armen Evangelischen, die sich bei einer solchen Grundlage noch zu einem frommen Glauben entschließen. Wo die geschichtliche Grundlage fehlt, da fehlt die Glaubwürdigkeit, und nicht Glaube, sondern Leichtgläubigkeit und Aberglaube kann dabei noch bestehen. Solche Zumutungen stellt kein katholischer Theologieprofessor an seine Hörer; man würde ihm zurufen: Meister, wo ist deine Logik geblieben?

Im Handumdrehen werden sodann die einzelnen Wunder Christi erklärt oder vielmehr geleugnet. Besessenheit, Blindheit, Taubheit, Lähmung und ähnliche Erscheinungen werden alle auf hysterische Neurose zurückgeführt und auf natürlichem Wege geheilt. Aussatzheilung und Totenerweckung sind unmöglich, lassen also nur eine allegorische Deutung zu, ebenso zeigt uns der Sturm auf dem Meere und seine Beschwichtigung durch Christus nur sein Gottvertrauen und seine Ruhe in Gefahren, wodurch er auch seine Jünger beruhigte. Durch eine solche Deutung hat nach unserem Dozenten die Geschichte nur gewonnen. Daß doch die einfältigen Evangelisten dies noch nicht erkannt haben und uns einen wirklichen Herrn über Wind und Wellen vorführen, nicht bloß einen allegorischen! Die Speisungswunder und die Verklärungsgeschichte stellen nur innere Vorgänge dar, die Hochzeit zu Kana „erregt sogar Anstoß, weil Jesus helfe, um bacchantischer Lust Vorspann und Dienst zu tun," also auch eine Allegorie. Dasselbe gilt von den Wundern am Leben Jesu bei seiner Geburt und bei der Auferstehung: Allegorien.

Recht lehrreich ist noch eine allgemeine Ausführung des betreffenden protestantischen Theologen. Er bemerkt: Der Grund für die Wundererzählungen ist bei allen Völkern ein psychologischer: Man will seine Helden verherrlichen. So müssen wir uns auch in die fromme Gemeinde der ersten Christen hineinversetzen, um ihre dankbare Absicht und Gesinnung nachzuempfinden, ihren Herrn mit den herrlichsten Farben zu malen und mit allem Wunderbaren zu umkleiden. Fürwahr, eine fromme Gemeinde, wohl nur aus Pseudo-Jesuiten bestehend, mit dem Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, daß sie in ihrer dankbaren Absicht und Gesinnung den Herrn mit herrlichen und wunderbaren Farben bemalen, die der fromme Pastor des zwanzigsten Jahrhunderts als Lügengewebe hinwegfegen muß. Oder sollte es nicht umgekehrt viel wahrer sein: Der Grund für die Wunderleugnung ist vor allem ein psychologischer, man will nicht glauben, man will die Gottheit Christi nicht anerkennen, und so müssen wir uns in die Absicht und Gesinnung solcher Dozenten hineindenken, um zu verstehen, weshalb sie um jeden Preis alle wahren Wunder vom Herrn entfernen wollen. Das nennt man „historisch vorgehen, nicht bloß fragen: was sagt der Bericht, sondern auch: wie ist er entstanden," d. h. nach unserem Gewährsmann: erfunden.

Sein letzter Rückhalt, der Anfang und das Ende seiner Beweisführung ist ja immer dasselbe πρῶτον ψεῦδος Wunder sind unmöglich. Sind sie eben möglich und wie andere Dinge, die wirklich sein können, glaubwürdig bezeugt, dann kommt man nicht prinzipiell mit der Frage: wie sind sie erfunden? Daß unter solchen Voraussetzungen namentlich das Johannesevangelium ihm unangenehm ist, welches gerade aus den geschichtlichen Wundern Jesu Gottheit erweist, kann leicht begriffen werden; der Gegensatz zu den Synoptikern, der hervorgehoben wird, ist leicht zu überbrücken, denn wenn auch die Wunder von Christus zum Beweise seiner Gottheit gewirkt wurden, so schließt das

Digitized by Google

nicht aus, sondern vielmehr ein, daß er sie aus brennender Nächstenliebe wirkte, denn Gott ist die Liebe.

„Es gibt nur eine Welt und ein Geschehen darin, das regelmäßige nach Willen und Ordnung Gottes. Der Wunderglaube drängt Gott aus der Natur heraus. Durch Gebete kann Gottes Wille nicht gewandelt werden, wohl aber das Herz des Menschen, der dabei zu Gott aufwärts steigt." Wurmstichig sind auch diese letzten Stützen der Wunderleugner und aller Wissenschaftlichkeit bar. So etwas kann nur jemand behaupten, der eine kindlich-naive Auffassung von Gott hat, wie von einem Wesen, das sich in der belebten und unbelebten Natur eine Maschine erbaut hat, auf der allein es zu arbeiten versteht und sonst nicht, gleich einem armen Drehorgelspieler, der nur eine beschränkte Zahl Melodien der Reihe nach aus seinem Instrument hervorlocken kann, nicht aber wie ein Virtuos auch freihändig sein Piano oder seine Geige ohne Notenblatt nach Wunsch und Willen benutzt; dem Gott nur das Gewicht ist, welches die Zeiger der Uhr sich in eintönigem Gang weiter drehen macht, der überhaupt eine freie Herrschaft Gottes über die Natur nicht anerkennt, in pantheistischen Ideen befangen ist oder einem öden Deismus das Wort redet, der bei Gott kein Interesse für die Menschen und keine besonderen Beziehungen zu ihnen zuläßt.

Kindlich-naiv ist die eben erwähnte Vorstellung vom unendlichen Wesen, als ob Gott, der gestern allen Ernstes wollte, daß eine Krankheit zum Tode führe und für sie kein natürliches Heilmittel mehr sei, heute, durch Bitten eines Menschen bewogen, seinen Willen ändere und das Leben wunderbar verlängere. Eine solche primitiv-kindliche Auffassung des ewigen und unveränderlichen Gottes kann allerdings mit einem Wunder nicht fertig werden, nicht wegen eines logischen Widerspruches im Wunder selbst, sondern wegen einer mangelnden Erkenntnis im eigenen Verstand; die Wunder sind nämlich ebenso von Ewigkeit in den Plan Gottes aufgenommen und beschlossen wie die Naturkräfte und ihr Wirken, die er als Welt ins Dasein gerufen hat. Seine Vorsehung und seine Wirksamkeit ist nur eine, mag sie nun Wege gehen, die der enge Menschenverstand als gewöhnliche oder als außergewöhnliche bezeichnet. In diesem Sinne ist der Grundsatz zulässig: „Es darf keine Scheidewand zwischen dem im regelmäßigen Naturverlauf sich kundgebenden Willen Gottes und dem unregelmäßigen, die Naturgesetze durchbrechenden Wirken Gottes aufgebaut werden." Wer daher wirkliche Wunder prinzipiell leugnet, der leugnet Gottes Allmacht, seine Freiheit und seine Vorsehung. Darum hat Rousseau recht, wenn er sagt: Die Frage selbst, ob Gott Wunder wirken könne, ist nicht nur absurd, sondern gottlos.

Da nun einmal die Möglichkeit der Wunder feststeht, so sind Wunderberichte nicht anders zu beurteilen als jedes auffällige und außergewöhnliche geschichtliche Ereignis, das hinreichend verbürgt werden kann. Wie wenig aber uns Katholiken unabhängig vom Dogma ein Zwang auferlegt wird, wunderbare Begebenheiten außerhalb der hl. Geschichte des Alten und des Neuen Testamentes zu glauben, zeigt uns eine Ausführung Pius' X. am Schlusse seines Rundschreibens gegen die Modernisten: „Wenn es sich darum handelt, ein Urteil zu fällen über fromme Ueberlieferungen, so ist stets zu bedenken, wie große Vorsicht hierin die Kirche anwendet, so daß sie dergleichen Erzählungen nicht zu drucken erlaubt, es sei denn nach ernster Prüfung und mit der von Papst Urban VIII. verlangten Erklärung; und selbst wenn dies geschieht, behauptet sie damit nicht die Wahrheit der Tatsache, sondern verbietet nur nicht das zu glauben, was infolge vernünftiger Gründe als glaubwürdig erscheint. Solche Erscheinungen oder Offenbarungen werden also vom Apostolischen Stuhle weder gebilligt noch auch verworfen, sondern es wird nur erlaubt sie frommgläubig hinzunehmen mit bloß menschlichem Glauben, gemäß der durch Zeugnisse und Denkmäler gestützten Ueberlieferung."

Hierin liegt wiederum der klarste Beweis, daß der wahre Glaube der freien Forschung niemals hindernd in den Weg tritt, es sei denn, daß sie von falschen Voraussetzungen ausgeht oder sich einer verkehrten Methode bedient, eine Tatsache, die jeden Katholiken mit berechtigtem Stolz erfüllen kann.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Frühling.

Von meines Lebens steiler Gipfelwand
Schau ich hinab in meiner Jugend Land,
Wo träumende Täler sich breiten
In Schweigsamkeiten. —

O pflückt mir einen Schlehdornblütenstrauß
Von meiner Heimat Rainen früh im Märzen,
Und von dem Hügel überm Elternhaus
Ein Silberzweiglein junger Saalweidkerzen.

Ich will die nebelgrauen Wege geh'n,
Wo Jännerschneen noch in den Furchen liegen,
Mit junggewordnen Augen wieder seh'n
In Pappelkronen goldner Kätzchenwiegen.

Und den Verheißungsschimmer trink ich ein,
Der auf den Wäldern weit und traumverloren
Erzittert wie ein lichter Ahnungsschein,
In allerjüngster Lenzesnacht geboren.

Ich will noch einmal still wie dazumal
Auf meiner Kinderschuhe leichten Sohlen
Hinwandern unbemerkt im fernen Tal
Und mir die ersten, weißen Glocken holen.

M. Herbert.

Die Kriegervereinspresse und der „Fall Gröber".

Von einem Kriegervereinsmitgliede.

Die „Parole", das amtliche Organ des Deutschen Kriegerbundes, hat eine regelmäßige Abteilung für „Tagesgeschichte". Dies Plätzchen wird neuerdings auch dazu benützt, den Grundsatz, daß keine Politik gemacht werden soll, sondern nur „Winke" gegeben werden dürfen, in mehr oder weniger latenter Form durchzuführen. Mit derartigen „Winker"flaggen wird auch in dem „Falle Gröber" gearbeitet. In Nr. 24 S. 236 schreibt die „Parole": . . . Die gesamte in- und ausländische Presse hat sich mit den deutschen Kollegen eins erklärt . . . Die . . Abgeordneten verhandeln . . . hinter der . . . Scheidewand, die das Schimpfwort des Zentrumsabgeordneten Gröber aufgerichtet hat. Was diese Beleidigungen noch zehnmal schlimmer erscheinen läßt, und, abgesehen auch von allen anderen Erwägungen und Beweggründen, die Entrüstung der Journalistenkreise vollauf rechtfertigt, ist der Umstand, daß jenes Schimpfwort — „Saubengels" — nicht etwa ein ungebildeter junger Mann, sondern ein Abgeordneter ausgestoßen hat, der Landgerichtsdirektor und 54 Jahre alt ist. Die Einigungsversuche sind gescheitert, weil der Abgeordnete Gröber sich weigert, die Beleidigung in der üblichen Form zurückzunehmen."

Im Rekrutenunterricht wird den jungen Soldaten immer und immer wieder eingepaukt, daß eine der ersten soldatischen Tugenden die Wahrhaftigkeit ist. Der Herr Chefredakteur der „Parole" scheint diese Schule nicht durchgemacht zu haben; denn wenn man dazu übergeht, in solcher Weise einen Gegner zu attackieren, wie es die „Parole" tut, dann hat man auch die Pflicht, voll und ganz über die Tatsachen zu berichten, über welche man „berichtet". Aber kein Wort davon. Die „Parole" verschweigt zunächst, bei welcher Gelegenheit die Aeußerung gefallen ist. Sie weiß nichts davon, daß sie gefallen ist, als der Abgeordnete Gröber annehmen mußte und angenommen hat, daß die Betonung des christlichen Standpunktes der deutschen Kolonialpolitik den Grund zu dem Gelächter gewisser Journalisten abgab. Sie weiß nichts davon, daß auf der Journalistentribüne auch zugestandenermaßen gelacht worden ist. Sie weiß auch nichts von der famosen Rolle des Herrn Abg. Müller-Meiningen. Nein, von alledem nichts — das einzige Faktum ist das „Schimpfwort". Und wozu, frage ich, die Betonung des Titels und des Alters des Herrn Gröber? Hält die „Parole" ihre Leser für so dumm, daß sie nicht wissen, daß ein bestimmtes Alter zum Gewähltwerden in den Reichstag erforderlich ist? Wozu also? Der Zweck ist zu durch-

Digitized by Google

fichtig? Das Hetzen ist der „Parole" Selbstzweck, und mit Vergnügen wird die Gelegenheit am Schopfe ergriffen, um dem Zentrum eines zu applizieren. Die „Parole" weiß auch des weiteren nichts davon, daß Herr Gröber selbst schon vor einiger Zeit von der Journalistentribüne aus unterbrochen wurde, sie zitiert lediglich mit einem Worte den Bengel mit dem „schwäbischen Superlativ" statt das ganze Diktum anzugeben: „Das waren dieselben Saubengel wie neulich bei mir." Das alles hat die „Parole" nicht nötig! Sie weiß auch nicht, daß Herr Gröber von Anfang an bereit war, den Konflikt aus der Welt zu schaffen, daß dies aber an den unannehmbaren Bedingungen der Journalistentribüne scheiterte. Denn für gewöhnlich nimmt zuerst der die Beleidigung zurück, der zuerst beleidigt hat; bei der „Parole" ist das aber anscheinend nicht „üblich".

Aber damit nicht genug! In Nr. 25 — Seite 245 — wird weiter „berichtet": „Der Konflikt .. ist .. beigelegt worden .... Die Fraktionen des Reichstags haben den Abgeordneten Gröber veranlaßt, wegen seines Schimpfwortes bedingungslos um Entschuldigung zu bitten. Daß ihm gestattet wurde, dieser Abbitte eine Begründung vorauszuschicken, hat nur einen Wert als „goldene Brücke" und ändert nichts an der Tatsache, daß die Abbitte vollständig war; für die Presse liegt kein Anlaß vor, den Kampf fortzusetzen. Sie hat die Genugtuung erhalten, auf die sie berechtigten Anspruch hatte, und damit ist die Angelegenheit erledigt." Und zwar, soweit sie die „Parole" betrifft, in einer geradezu vornehmen Art. Davon, daß am 23. März Herr Gröber an den Präsidenten ein Schreiben richtete, worin er sich zu einer Erklärung im Reichstage bereit erklärte, davon ferner, daß diese Erklärung den Wünschen der Journalisten weit mehr entgegenkam, als die zum Schluß abgegebene, davon endlich, daß die Journalisten diese Erklärung ablehnten — von alledem weiß die „Parole" nichts. Auch ist der „Parole" unbekannt, daß die Entschuldigung an den Reichstag gerichtet war. Die „Köln. Zeitung" — ja eine geistige Anverwandte der „Parole" — schrieb u. a.: Herr Gröber . . . kann sich . . . „nicht dazu aufschwingen, diejenigen, die er beleidigt hat, die Journalisten, um Entschuldigung zu bitten, sondern erklärt ausdrücklich, daß er sich nur an seine „verehrten Kollegen", die Abgeordneten wende." Aber nichtsdestoweniger: die Entschuldigung ist „vollständig" und „bedingungslos", von den Parteien wird „gestattet" eine „goldene Brücke" zu bauen. „Die Presse" hat „Genugtuung erhalten". Als ob die Presse beleidigt gewesen wäre: die Aeußerung ging doch nur gegen diejenigen Herren, welche zuerst beleidigt hatten, deren sich nachher in falschem Solidaritätsgefühle „die Presse" annahm.

Alles in allem: es ist Zeit, daß der verehrten „Parole" scharf auf die Finger gesehen wird; die letzten Ereignisse im Emslande zeigen deutlich, wohin der Ritt der Kriegervereine bzw. ihrer verantwortlichen Leiter gehen soll: gegen das Zentrum. Und da ist es die Pflicht der Zentrumspresse, auf derartige Verdrehungen und bewußte Stimmungsmacherei, wie sie die „Parole" in den Nummern 24 und 25 enthält, rechtzeitig aufmerksam zu machen und dagegen Einspruch zu erheben.

Prof. Wahrmund.

Von Prof. Dr. Wahrmund ging der „Allgemeinen Rundschau" aus Wien nachstehende Richtigstellung zu:

Die Nummer 13 Ihrer Wochenschrift vom 28. III. lfd. Js. bringt auf Seite 202 einen Artikel mit der Ueberschrift: „Wahrmund. Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg," dessen Anfang lautet: „In Wiesbaden wurde 1827 der Jude Adolf Wahrmund geboren, der sich später katholisch taufen ließ und Professor an der Wiener Orientalischen Akademie wurde. In seinen Werken geißelt er das Judentum mit einer Schärfe, welche dem radikalsten Rassenantisemiten Ehre gemacht hätte," — und der mit den Worten schließt: „Wir in Oesterreich beglückwünschen unsere Glaubensbrüder im Reiche, daß sie diesen Abwehrantisemitismus heute noch nicht nötig haben; mögen sie vor seiner Notwendigkeit auch bewahrt bleiben!"

Diesen Auslassungen gegenüber erwarte ich von Ihrem Wahrheits- und Rechtsgefühl, daß Sie der folgenden Berichtigung die Aufnahme in eine der nächsten Nummern Ihres Blattes nicht versagen werden, da dieselbe sich lediglich an das im Obigen berührte Sachliche hält.

Ich bin am 10. Juni 1827 zu Wiesbaden von beiderseits deutschen und protestantischen Eltern geboren, deren Vorfahren durch viele Generationen Handwerker und Kleinbauern, zum Teil auch Seeleute in holländischen Diensten gewesen sind, wurde evangelisch getauft, habe von 1845—1848 in Göttingen neben protestantischer Theologie auch klassische und orientalische Philologie studiert und bin schon im Herbst 1848 als Hauslehrer nach Oesterreich (Vorarlberg), im Sommer 1850 nach Wien gekommen, wo ich seitdem meinen dauernden Wohnsitz gehabt habe. Die katholische Taufe habe ich nicht empfangen, sondern bin, wie schon im Anfang meines Wiener Aufenthaltes, so auch noch heute, wo ich am Abschluß des 81. Lebensjahres stehe, Mitglied der evangelischen Gemeinde Augsburger Konfession, habe aber eine Katholikin geheiratet und, um ihre Empfindung zu schonen, eingewilligt, daß die Kinder katholisch getauft würden. Karrière machen zu wollen, lag überhaupt nicht in meiner Art, und was man so nennt, ist für mich nie bestimmend gewesen.

Was meine antisemitische Tätigkeit betrifft, die im Jahre des großen Krachs 1873, und eben durch diesen veranlaßt, begonnen hat, so war ich nie ein Verfechter des „radikalen Rassenantisemitismus", habe es vielmehr sowohl als Schriftsteller wie als akademischer und als Privatlehrer stets für Pflicht gehalten, in Erörterung des Einschlägigen das Intelligibele hervorzukehren, weil in allen menschlichen Dingen Geist und Ideen die Vorherrschaft führen sollen, ganz unzweifelhaft aber in Ausübung des Lehrberufes. Im übrigen ist mein Antisemitismus allerdings abwehrender Natur gewesen, und ich wüßte auch nicht, wie dies hätte anders sein können, da die Aufgabe darin bestand, die eingerissene Semitenherrschaft zu brechen und ihre Wiederkehr abzuwehren, was ja auch im Zeichen der „vereinigten Christen" unter Führung Dr. Karl Luegers, als Bürgermeister, soweit gelungen ist, daß der „Befreiungskampf Wiens" schon überall auf der Erde, wo es Not tut, als Vorbild gepriesen wird.

Wien, 9. April 1908.

Dr. Adolf Wahrmund,
k. u. k. o. Prof. i. P. und k. k. Reg.-Rat.

Die nunmehr festgestellte Tatsache, daß das katholische Kirchenrecht an der Universität Innsbruck bisher von einem Protestanten gelehrt wurde, setzt dem „Fall Wahrmund" die Krone auf. Wäre es überhaupt denkbar, daß z. B. an der Universität Halle ein katholischer Professor mit staatlichem Lehrauftrag protestantisches Kirchenrecht dozierte und in dieser seiner Eigenschaft als Kirchenrechtslehrer bei einem katholischen Verleger ein Pamphlet gegen die protestantische Landeskirche veröffentlichte?? Fände sich irgendwo ein katholisches Blatt, das dieser Monstrosität die Stange hielte?

Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart.

Von G. Lindermayr, Augsburg.

Gewiß ein interessantes Thema, das Dr. Rost in einer Broschüre mit dem angeführten Titel, die bei Bachem in Köln (2 M) erschienen, behandelt. Wirtschaftlicher Niedergang, Inferiorität, Unfähigkeit des Katholizismus im modernen Erwerbsleben, sind einige der Schlagworte, die man immer wieder in kirchenfeindlichen Zeitungen, Büchern, Broschüren und Flugblättern lesen kann. Meyenberg, der hochgefeierte Redner, hat der Broschüre eine programmatische Einführung vorausgeschickt. In seiner geistreichen Weise zeigt er die Zusammenhänge zwischen dem Kulturbefehl der Genesis und dem Kulturprogramm Christi bis zum Syllabus Pius' IX. und der Rosenkranzenzyklika Leos XIII. vom Jahre 1893. Innerlichkeit und Aszese, kirchliches Leben und religiöser Sinn stehen dem irdischen Kulturstreben durchaus nicht hindernd im Wege. Ein energischer Aufruf an die deutschen Katholiken zur regsten Anteilnahme an dem gegenwärtigen Aufschwung der Gesamtkultur und eine ernste Gewissenserforschung ist die Broschüre Dr. Rosts.

Die Statistik ist eine ernste, hochernste und rücksichtslose Wissenschaft, der wir dankbar sein müssen, wenn sie uns die Augen öffnet über gewisse Wunden und tote Punkte, wenn sie uns auf dem einen oder anderen Gebiete eine absteigende Kurve rücksichtslos nachweist, wo wir eher eine Linie nach oben erwartet hätten. Die Katholiken Deutschlands sind unter dem Einfluß

Digitized by Google

geschichtlicher, geographischer und politischer Verhältnisse tatsächlich vielfach in ihrer Anteilnahme an dem gegenwärtigen Aufschwung der Gesamtkultur zurückgeblieben. Die Ursachen dieser sog. Inferiorität deckt Dr. Rost auf und schlägt Abwehrmaßregeln vor. Im Wesen des Katholizismus, der alle Gewähr für die größte Kulturhöhe in sich schließt, liegt die sog. Inferiorität nicht. Der Grund ist die größere Armut der deutschen Katholiken. Ein großes zuverlässiges Tatsachenmaterial erläutert das. Es handelt sich also hier um einen Versuch, die ganze Inferioritätsdebatte auf das Wirtschaftsleben hinüberzuführen. Dem Verfasser erscheint es besonders wichtig, auf die Bessergestaltung der materiellen Lage der Katholiken in Handel und Verkehr, in Industrie und Gewerbe hinzuarbeiten.

Dr. Rost führt das Programm seiner Schrift im einzelnen in sechs Abschnitten durch: der Anteil der Katholiken am Reichtum; der Anteil der Katholiken am Studium; die Ursachen der sog. Inferiorität; die grundsätzliche Stellung der katholischen Religion zur materiellen Kultur und zum Geistesleben; Anzeichen des wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwunges der deutschen Katholiken; Maßnahmen im Kampfe gegen die Inferiorität. Ferner ist einige Literatur angegeben. Die einträglichste und lukrativste Berufs- und Gewerbeart ist, wie erwiesen, der Handel; dem folgt die Industrie und zuletzt die Landwirtschaft. Eine genaue Scheidung des Anteils der Konfessionen an diesen verschiedenen Berufsarten werden erst die Resultate der Berufs- und Gewerbezählung von 1907 bringen. Der Verfasser mußte seine Untersuchung auf Elsaß-Lothringen, die Stadt Frankfurt und das Großherzogtum Baden beschränken. Er kommt zu dem Resultate, daß die Katholiken an den gewinnbringenden Berufsarten Handel und Industrie bedeutend weniger beteiligt sind, als es nach der konfessionellen Anteilziffer der Fall sein sollte.

Der Reichtum der verschiedenen Konfessionsgruppen kann durch nichts besser erkannt werden als durch die staatlichen Steuersummen. Der Verfasser erläutert dies durch die Zahlen von Berlin und Frankfurt. Bezüglich Baden kommt der Verfasser zu dem Ergebnis: Der protestantische Kapitalienbesitzer in Baden verfügt im Durchschnitt über das doppelte, der jüdische über das dreizehnfache Kapital, welches der Katholik versteuert und welches der Kapitalrentensteuer unterliegt. Die Grund-, Häuser-, Gefäll-, Gewerbesteuer und die Anschläge der Einkommensteuer zeigen, daß die Katholiken den beiden anderen Konfessionen bedeutend nachstehen, wenngleich hier die Unterschiede weniger erklecklich sind. Ebenso zeigt eine Statistik der Sparkassenbücher, daß die protestantischen Regierungsbezirke in höherem Maße an der Volkssparsamkeit beteiligt sind als die katholischen. Für Bayern fehlen zahlenmäßige Anhaltspunkte. Der Verfasser glaubt aber namentlich aus den Beobachtungen in Augsburg das gleiche feststellen zu können. Dürfen diese Teilergebnisse verallgemeinert werden? Wenn ja, dann ist die unanfechtbare Tatsache gegeben, daß die Katholiken einen viel geringeren Grad von Wohlstand und Reichtum aufzuweisen haben, als ihrem Anteil an der Bevölkerung entspricht. Damit ist die Ursache gegeben, warum die Katholiken auch hinsichtlich des mittleren und höheren Studiums nicht den entsprechenden Anteil erreichen. Erstaunlich niedrig ist das Kontingent, das die Katholiken zu den Hochschulprofessoren stellen. Von 197 bayerischen Hochschulprofessoren waren 1896 84 Katholiken einschließlich der Theologieprofessoren an den Universitäten, 109 Protestanten und 4 Israeliten, d. i. 43% Katholiken, 55% Protestanten, 2% Israeliten, während der Bevölkerungsanteil 71, bzw. 28% beträgt. Ueber die Konfessionsangehörigkeit der landesangehörigen Hochschüler sind Angaben nicht vorhanden.

Das Statistische Jahrbuch von Bayern für 1907 ermöglicht auch hier Schlüsse, die nicht gerade zugunsten der Katholiken sprechen. 1905/06 stammten 9,6% der Studierenden der Universität München von Eltern, die der Land- und Forstwirtschaft angehören, 18% gehören zur Berufsabteilung Industrie und Baugewerbe, 25,7% zu Handel und Verkehr, 35,6% zum öffentlichen Dienst einschließlich der Pensionisten und 11,1% sonstigen Berufen und Berufslosen (Rentnern). Das Verhältnis war:

	Universität Würzburg	Universität Erlangen	Technische Hochschule	Forstliche Hochschule Aschaffenburg
Land- und Forstwirtschaft	14,3%	6,9%	8,3%	32,4%
Industrie und Baugewerbe	20,6%	18,9%	30,9%	17,6%
Handel und Verkehr ...	25,1%	22,0%	32,2%	10,8%
Oeffentlicher Dienst	32,6%	44,0%	23,1%	33,8%
Sonst. Berufe u. Berufslose	7,4%	8,2%	5,5%	5,4%

Zahl der Studierenden, deren Eltern zur Berufsabteilung gehören:

		Land und Forstwirtschaft	Industr. u. Baugewerbe	Handel und Verkehr	Öffentl. Dienst	Sonstige Berufe u. Berufslose
Lyzeen	1901/02	34,5	28,5	14,9	16,6	5,5
	1905/06	38,7	29,1	12,8	13,7	5,7
Tierärztliche Hochschule	1901/02	11,8	22,5	20,6	38,6	6,5
	1905/06	19,0	19,0	19,6	29,3	13,1
Akademie für Landwirtschaft und Brauerei Weihenstephan	1901/02	17,1	32,5	16,2	21,6	12,6
	1905/06	25,0	36,5	15,4	14,1	9,0
Akademie der bildenden Künste	1901/02	7,4	38,3	24,7	22,4	7,2
	1905/06	9,3	38,2	24,7	21,9	5,9
Akademie der Tonkunst	1901/02	3,1	27,7	23,8	37,5	7,9
	1905/06	2,3	30,1	25,1	36,4	6,1

(Die Zahlen von 1901/02 sind für das Wintersemester, die Zahlen von 1905/06 für das Sommersemester.)

Für Bayern kann Dr. Rost feststellen: An keiner Mittelschule kommen die Katholiken ihrem Bevölkerungsanteile nahe. Das gleiche gilt nach den angeführten Zahlen auch für die Hochschulen. Land- und Forstwirtschaft stellen zu den Hochschulen einen im Vergleich zu den anderen Berufen verhältnismäßig geringen Prozentsatz. Das Gros der kath. Bevölkerung Bayerns gehört aber der Berufsgruppe Land- und Forstwirtschaft an. Ebenso sind in Elsaß-Lothringen, Hessen, Baden, Württemberg die Katholiken in der Beteiligung am Studium numerisch zurückgeblieben. Am ehesten sind die Katholiken noch zu finden an den Gymnasien, welche die notwendigen Vorbereitungsschulen für die höheren geistigen Berufe, namentlich für den Seelsorgerberuf sind. Diese einigermaßen günstige Lage wird aber sofort abgeschwächt durch den großen Ausfall von Abiturienten durch das Studium der Theologie. Am wenigsten kommen die Katholiken zur Geltung in den Schulen, welche für das praktische reale Leben vorbereiten.

Wie kommt es, daß der kath. Bevölkerungsteil in Deutschland ärmer an materiellen Gütern und anteilsloser am Wissenschaftsbetrieb ist als der protestantische und israelitische Volksteil? Dr. Rost sucht die Ursachen in drei Momenten, in der geographischen Verbreitung der Konfessionsbevölkerung, in der historischen Entwicklung des Kultur- und Geisteslebens im Laufe der verflossenen Jahrhunderte und in der sozialen und politischen Gestaltung der neuzeitlichen Lage. Die Protestanten und Juden sind in viel höherem Maße Stadtbewohner als die Katholiken. Die gewinnbringenderen Gewerbe haben ihren Standort meist in den Städten. Die Katholiken sind dagegen in höherem Grade Landbewohner und Ackerbautreibende. Die Bildungsgelegenheit ist also für die Katholiken, abgesehen vom härteren Kampf ums Dasein, nicht so groß. Die Bildungsstätten stehen den Katholiken weniger leicht und nur kostspieliger offen. Für Bayern wird diese den Katholiken ungünstige, weit zurückreichende Schulpolitik klar nachgewiesen. Bei den historischen Gründen kommt in Betracht die systematische Verdrängung der Katholiken aus den höheren, einflußreichen Stellungen namentlich in Preußen. Bayern krankt heute noch an den Wirkungen der Säkularisation.

Bei den sozialen und politischen Gründen kommt in Betracht die staatliche Bevorzugung der Protestanten in den höheren Beamtenkategorien (System Crailsheim in Bayern), die durchaus ungenügende und minderwertige Besoldung der kath. Geistlichkeit. Der Pfarrer in Bayern hat im Durchschnitt den Gehalt eines Oberbriefträgers. Ein weiterer Grund liegt in der politischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte seit der Entstehung des Kulturkampfes. Viele tüchtige Kräfte nimmt das öffentlich politische, journalistische und soziale Leben in Anspruch. Ein Hauptgrund liegt nach Dr. Rost in der Grundstimmung des kath. Volkes, in der unbewußten Unterschätzung des Wertes von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur des Katholizismus überhaupt. Das kath. Volk hat einen bedeutend größeren Anteil an den Kultusstiftungen als an den Wohlfahrtsstiftungen. In Bayern ist das Land die eigentliche Domäne der Kultusstiftungen. Könnte sich ein Umschwung in der Gesinnung der Bevölkerung anbahnen lassen, wonach an Stelle der vielfach überflüssigen und toten Kultusstiftungen Stiftungen für lebendige Zwecke, für den Albertus-Magnusverein, für die Görresgesellschaft, für Studierende kath. Konfession auf Gymnasien und Universitäten treten würden —

Digitized by Google

der Nutzen für die kath. Kirche, für den Kampf der kath. Weltanschauung um ihren Platz an der Sonne, der von so vielen christentumsfeindlichen Kämpfern umzingelt und verdunkelt wird, dieser materielle und geistige Gewinn würde ohne Zweifel eine neue Aera katholisch-wissenschaftlichen Lebens in Deutschland heraufziehen lassen. Als letzten Grund führt Dr. Rost an die Lauheit und den Mangel an energischem Eifer der einsichtigen gebildeten Kreise. In einer Erörterung der grundsätzlichen Stellung der kath. Religion zur materiellen Kultur und zum Geistesleben schildert Dr. Rost den Katholizismus als das Kulturideal, in dessen Wesen es durchaus nicht begründet ist, wenn die Katholiken geringeren Anteil an der materiellen Kultur und am Geistesleben haben, als ihnen gebührt. Es wird dann der Nachweis geliefert, daß die Katholiken auf allen Gebieten in einer erfreulichen Aufwärtsbewegung begriffen sind, dank der politischen Organisation des Zentrums im Reiche sowohl wie in den Bundesstaaten, so daß für eine ruhige, innere, kulturkampffreie Entwicklung des gesamten Lebens in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung Gewähr gegeben ist. Das Ceterum censeo der deutschen Katholiken aber lautet, alle Kräfte aufzurütteln, um ihren materiellen Besitzstand zu erhöhen, durch Pflege der höheren Studien und der Wissenschaft den Einfluß des Christentums, der kath. Religion in allen Gesellschaftsschichten zu vertiefen und so dem Katholizismus im Kultur- und Geistesleben jene Bedeutung zurückzugewinnen, die ihm infolge seines Wahrheitsgehaltes und seiner Schönheits- und Kraftfülle gebührt. Dr. Rost erwähnt unter den Mitteln und Wegen, die zu diesem Ziele führen, die Tätigkeit der Katholikentage. Die Frage der Inferiorität darf nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Im Laufe des kommenden Winters soll in allen kath. Vereinen und Organisationen Deutschlands unser Thema wenigstens in einem ausführlichen Vortrage mit Diskussion und Reformvorschlägen behandelt werden. Die größeren Tagesblätter sollen einen Aufruf bringen, der auf die Notwendigkeit solcher Maßnahmen hinweist. Drei Organisationen weist der Verfasser eine führende Rolle zu bei Lösung dieser Aufgaben: der Görresgesellschaft, dem Volksverein für das kath. Deutschland und dem Verband kath. kaufmännischer Vereine.

Notwendig ist ferner ein besseres solidarisches Zusammenhalten der katholischen Geschäftswelt, Unterdrückung von Neid und Mißgunst, größerer Wagemut, Nachahmung jüdischer Vorzüge solider Art. Was Dr. Rost hier ausführt, ist aller Beachtung wert. Ebenso notwendig wäre ein solidarisches Zusammenhalten der katholischen Gelehrtenwelt. Es können auch innerhalb des Katholizismus verschiedene Geistesrichtungen bestehen ohne gegenseitigen Kampf bis zur Vernichtung; den Gegnern des Katholizismus bereitet das Freude. Wenig Freude davon haben aber alle wohlmeinenden Katholiken. Auch da etwas mehr Liebe und weniger Mißgunst. Große Aufgaben im Geschäftsleben weist der Verfasser den katholischen kaufmännischen Vereinen zu. Einen besonderen Appell richtet der Verfasser an den katholischen Klerus, das altherkömmliche ideelle Privileg, den Nachwuchs gebildeter katholischer Elemente zu fördern, sich zu wahren. Ferner mahnt der Verfasser, es möchte ein Umschwung in der Gesinnung des katholischen Volkes herbeigeführt werden dadurch, daß der Opfersinn der wichtigsten Aufgabe, der Ueberwindung der Inferiorität, sich zuwendet durch Errichtung sozialer Wohlfahrtsstiftungen. Den Reichtum zu fördern ist imstande die Antialkoholbewegung, eine Kulturtat ersten Ranges. Klerus und einsichtige Laien müssen auf unserer Seite viel energischer in der Reform des Alkoholgenusses zu Werke gehen. Der kath. Priester sollte schon aus Idealismus so gut wie ganz alkoholenthaltsam sein. Die kath. Religion verbietet alle Schlaffheit im wirtschaftlichen, alle Trägheit im geistigen Leben. Es ist eine ernste Gewissenserforschung, die Dr. Rost anstellt. Möge sie namentlich auch in den führenden Kreisen der Katholiken Deutschlands die gebührende Beachtung finden und zu einer regen persönlichen Kleinarbeit Anlaß geben. „Unsere kath. Kirche, deren Vergangenheit mit ihren herrlichen Domen, ihren Kunstdenkmälern, ihren Kulturerrungenschaften, mit ihren Segnungen für die Völker und den Einzelmenschen ein beredtes Zeugnis ihrer kulturellen Kraft und Höhe darstellt, muß durch die Energie und den Idealismus ihrer Mitglieder zu einem machtvollen Einfluß auf allen Gebieten des Lebens gebracht werden, damit der tiefe Inhalt ihres Wesens an Wahrheit, Schönheit, Kraft und Glück unserem Volke teilhaftig werde. Der letzte Rest inferioren Verhaltens der deutschen Katholiken muß untergraben werden. Das ist die Zielrichtung und das brennendste Problem der Katholiken Deutschlands für die nächste Zukunft."

Gottes Garten.

Von osterfrohen Siegen
Klingt's in die Welt hinaus —
Die grünen Gräber schmiegen
Sich eng ums Gotteshaus.

Ich seh' den Heiland wandern
Durchs stille Gartenland,
Von einem Grab zum andern
Mit Blumen in der Hand.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Späte Ostern tragen Blumenkränze.

Skizze von R. Fabri de Fabris.

Es war ganz still in dem großen Zimmer. Die Vorhänge waren herabgelassen; ein kräftiges Feuer warf roten Glast durch die Marienglasscheiben des Ofens, und ein feiner Duft von blühenden Hyazinthen kam vom Fensterbrett. Draußen heulte der Ostwind sein Kriegslied und warf in höhnischer Herausforderung eine Handvoll gefrorenen Schnees nach der anderen gegen die Scheiben. Man war schon in der Karwoche; aber der Winter war noch einmal mit ganzer Kraft zurückgekehrt.

Vom Schreibtisch zwischen den Fenstern kamen jetzt die kritzelnden Laute einer eilig geführten Feder. Es war wie hastiges, leidenschaftliches Einsprechen auf irgendeinen Machthaber, der nicht hören will. Die Schreiberin hatte den Kopf tief auf die Arbeit gesenkt. Das Lampenlicht fiel auf ein feingeschnittenes Profil; aber die Wangen des jungen Mädchens waren schmal und blaß, und um die Augen lagen dunkle Schatten, wie Nachtwachen, Ueberanstrengung und Sorgen sie in die Menschengesichter zeichnen.

Leise öffnet sich die Türe. Eine alte Magd tritt ein und hält der Dame ein beschmutztes Blatt hin.

„Die Kohlenrechnung, Fräulein Anna!" Es klang wie unheilvoller Schicksalsspruch.

„Pst, Lena! Mutter ist endlich eingeschlafen." Besorgt blicken beide in die Ecke beim Ofen. Da liegt in ihrem Krankenstuhl die gelähmte Mutter. Es ist ein trauriges Bild. Die eine Gesichtshälfte der Kranken ist schrecklich verzogen, die linke Hand gekrümmt, fast formlos.

„Der Mann wartet, Fräulein"...

Seufzend nahm Anna ein Zwanzigmarkstück aus einem Fache des Schreibtischs. Es war ihr letztes. Die Neujahrsrechnungen und die Miete hatten alle Barmittel verschlungen. Nun mußte sie schreiben, schreiben, um den Lebensunterhalt für sich und die Mutter zu bestreiten; denn die wenigen Privatstunden, die sie gab, reichten bei weitem nicht. Und der Vater, der Landarzt gewesen, war doch schon zehn Jahre tot. Damals war Anna sechzehn Jahre alt gewesen. Wenn sie an diese letzten zehn Jahre ihres jungen Lebens dachte, war es ihr, als lese sie in einem alten Buche ernste Geschichten von Traurigkeit und Angst, von Not und Verlassenheit. Nur wenige helle und freundliche Blätter waren in diesem Lebensbuche.

Anna hatte das Lehrerinnenexamen gemacht. Eine feste Stelle hatte sie nicht annehmen können, weil die Pflege der schon seit Jahren kränkelnden Mutter sie ans Haus band. Die Freunde ihres Hauses hatten ihr Nachhilfe- und Privatstunden verschafft. Aber, wie das so zu gehen pflegt: allmählich verlor sich die Teilnahme an dem traurigen Schicksale der Familie des Dr. Braun, und die Schülerinnen verloren sich auch zum großen Teil; denn die verwöhnten und empfindlichen jungen Dinger saßen nicht gerne in demselben Zimmer mit der gelähmten Frau.

So hatte Anna auf andere Erwerbsmittel sinnen müssen. Ihre Lehrer hatten einst ihre blühende Phantasie, ihren gewandten Stil gelobt. „Ich will kleine Feuilletons für Zeitungen und Zeitschriften schreiben," hatte sie gedacht. „Vielleicht glückt es."

Im letzten Sommer hatte sie zu schreiben angefangen, ohne Rat, ohne jede Kenntnis von Dingen des Schriftstellertums. Sie schrieb die Gedanken und Bilder hin, die auf sie einstürmten, ungezwungen und ungesucht, so wie die Blume ihren Duft gibt und der Vogel im wilden Wald sein Lied singt. Sie schrieb am späten Abend und in der Nacht, wenn der Krankendienst ihre Hände freigab. Und während des Schreibens erlebte sie ihre Feierstunden. Eine neue Welt stand auf ihren Ruf da, und die Gestalten, die darin wandelten, waren ihr wie teure,

Digitized by Google

längst gekannte Freunde. In diesem Reiche der Schönheit war alles, was ihr fehlte, waren Friede und Ruhe und Sonne daheim. Die häßlichen Alltagssorgen durften ihre verzerrten Gesichtszüge dort nicht zeigen. Die Schaffensfreude, die geheimnisvolle Welt der Dichtung, waren die hellen und freundlichen Blätter in Annas Lebensbuch gewesen.

Aber dann kam eine Zeit, in der die Sorgen doch anfingen, auch in diese Feiertagswelt hineinzuspuken. Das war, als die an verschiedene Blätter gesandten Manuskripte mit höflicher Ablehnung zurückkamen und sie von anderen gar nichts mehr hörte.

Ein einziger Redakteur hatte Zeit und Menschenfreundlichkeit genug gehabt, der jungen Anfängerin zu schreiben, daß ihre Arbeiten zwar hübsch und gewandt seien, daß ihnen aber jede persönliche Note fehle.

Ja, die persönliche Note! Die Eigenart!... Wie ein Alb senkte sich die grausame Erkenntnis auf die Brust des Mädchens. Der Mann hatte recht. Sie hatte es selbst wohl dunkel gefühlt: ihr Stil war zu hübsch und glatt; ihre Arbeiten waren Dutzendware gewesen. Der Stil der begabteren höheren Tochter. Und mutlos war ihr das Heft mit der zurückgesandten Arbeit aus der Hand gesunken, und sie hatte bittere, hilflose Tränen geweint. Ach, wenn man ihr doch helfen wollte! Sie schrieb ja nicht um eiteln Ruhm: sie schrieb ja nur um das tägliche Brot.

Sie hatte solch starkes Hoffen auf diese letzte Arbeit gesetzt. Und nun war alles vorbei. Schon lange war sie in ihren alten, abgetragenen Kleidern gegangen; nun würde sie hungern und selbstverständlich die alte Lena entlassen müssen. An Schreiben war dann freilich nicht mehr zu denken. Aber das schien ihr plötzlich merkwürdig gleichgültig. Sie würde ja doch nur eine Stümperin sein.

Es war alles schwer und tot in ihrem Herzen. Die schöne Feiertagswelt lag versunken; die Erinnerungen an bessere Tage quälten ihr Hirn, und das hohe Lied der Hoffnung von einer schönen Zukunft war ein Märchen gewesen, ein Märchen mit schönen, falschen Augen. Erst jetzt fühlte sie, was diese Hoffnung ihr gewesen war. Was dem Verirrten der Anblick traulichen Herdfeuers in menschlicher Behausung, was dem Heimwehkranken die Glockengrüße der Heimat, was dem in banger Dunkelheit Wandelnden das goldene Himmelslicht. Und nun stand sie ganz allein, ein schwaches Mädchen, im Kampf mit dem Leben, dem steinernen Riesen ohne Herz und ohne Sinne. Er würde sie zermalmen in seinen harten Armen. Die Angst der Verlassenheit schüttelte ihre Glieder. War denn niemand da, ihr zu helfen? War denn kein Gott im Himmel mehr?... War er denn nicht der Vater der Witwen und Waisen?... Sollte ihr Leben denn eine einzige bange, dunkle Fastenzeit sein ohne den erlösenden Sonnenmorgen des Ostertags?...

Eine zeitlang saß sie so da, erstarrt in hilfloser Verzweiflung. Aber ihr besseres Gefühl und ihr fester Christenwille halfen ihr endlich, die finstern Geister zu verscheuchen.

„Gott ist da und hält uns alle in seiner Hand. Er weiß, warum ich leiden muß. Ich will demütig sein und nicht klagen."

Und sie versuchte an diesem Abend das letzte Mittel, das ihr geblieben schien: sie schrieb an den wohlwollenden Redakteur, schilderte ihm ihre Lage und bat ihn, eine kleine Uebersetzung aus dem Englischen doch aufzunehmen. Vielleicht würde er es aus Mitleid tun... Der Gedanke trieb ihr das Blut heiß in die Schläfen. War sie nun nicht soviel wie eine Bettlerin geworden?... Aber Armut muß lernen, durch niedrige Türen zu gehen.

Nun saß sie an diesem Abend und schrieb, schrieb, als mache sie einen verzweifelten Wettlauf mit dem Schicksal.

Draußen waren jetzt Schritte auf dem Flur.

Eine wohltönende Männerstimme, dazwischen die helleren Laute der alten Magd.

„Der Sanitätsrat!" Ein Gemisch von Freude und Unbehagen durchfuhr das junge Mädchen. Er war so oft gekommen in den letzten Wochen und hatte doch schon vor so langer Zeit erklärt, daß der Mutter nicht zu helfen sei. „Ich muß doch ab und zu nach dem Rechten sehen bei Mutter und Tochter," entschuldigte er seine fortgesetzten Besuche. Und seine beiden mutterlosen Töchterchen brachten der Kranken oftmals blühende Blumen und frisches Obst. Mit ihm war jedesmal ein wenig Sonne in Annas traurigen Tag gekommen. Aber allmählich hatte sich in den Trost und die harmlose Freude, die ihr die Besuche des gütigen Mannes brachten, eine bange Besorgnis geschlichen. Sie hatte mit beschämtem Herzen die Entdeckung gemacht, daß sie mit heimlicher Sehnsucht auf die Zeit seines Kommens gewartet, daß sie sich über den Klang seiner Stimme, den treuen Blick seiner Augen, den Druck seiner Hand innig gefreut hatte.

„Nur das nicht, lieber Gott, nur die Demütigung und Qual einer unbegehrten hoffnungslosen Liebe nicht". Sie machte ein paar Schritte vorwärts. Dann befiel sie ein heftiger Schwindel.

Jäh sprang Anna auf, den Gast zu empfangen. ..

„Es ist nichts," wollte sie sich ermannen, „ich habe ja heute nicht zu mittag gegessen." Aber sie hörte das Blut in ihren Ohren rauschen und sah die Gestalt des Mannes wie in einem Nebel. Und undeutlich, aus unbekannten Fernen kamen die Worte an ihr Ohr:

„Wie bleich Sie sind, Fräulein Anna! Sie dürfen sich nicht aufreiben!"... Dann sah und hörte sie nichts mehr.

Als sie zu sich kam, kniete die alte Lena da und rieb ihr die Hände; der Arzt stand über sie gebeugt, den Ausdruck sorgender Liebe in den Augen, und vom Fahrstuhl der Mutter kam hilfloses Wimmern. Da raffte Anna sich gewaltsam auf und versuchte tapfer aber mit todblassen Lippen über diese erste Ohnmacht ihres Lebens zu scherzen. Aber der Arzt zwang sie, ein Glas Wein zu trinken und einen Bissen zu essen. Und als die Magd sich in ihre Küche zurückgezogen hatte, nahm er ihre beiden Hände und sah ihr voll ernster Liebe in die Augen. Da mußte sie die ihrigen niederschlagen, und ihr blasses Gesicht glühte plötzlich wie eine Rose.

Der Sanitätsrat aber sagte in merkwürdig bewegtem Tone: „Anna, so etwas darf nicht wieder vorkommen. Der Gedanke, daß — seine Stimme zitterte — Ihnen etwas zustoßen könnte, macht mich unglücklich. Sie haben doch gewiß gemerkt, wie teuer Sie mir geworden sind"... — — „Anna," fuhr er nach einer Pause fast flüsternd fort, „willst du meine liebe Frau sein, die Mutter meiner Kinder?"...

Ihre Schwäche war wohl noch so groß, daß sie nicht gleich zu antworten vermochte; aber was er in ihren Augen las, machte ihn froh und glücklich. Und sie wehrte ihm nicht, als er sie fest in seine Arme zog.

Später am Abend gestand sie ihm scherzend:

„Weißt du auch, daß du eine verunglückte Schriftstellerin heiratest, eine ohne „eigene Note"?"

Da zog er sie lachend in seine Arme:

„Deine Eigenart genügt mir vollkommen, Liebling. Ich habe sie in deinem echt frauenhaften Walten erkannt. Das ist mir lieber als aller Schriftstellerruhm der Welt."

Nun war die lange, bange Fastenzeit für Anna vorbei. Ihr Osterfest war spät gekommen; aber nun guckte es mit blanken Augen in ihr Stübchen, und es trug den Kranz aus blühenden Blumen, den nur verdientes Glück den leidgeprüften Menschenkindern zu winden versteht.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Hohe Auszeichnung.

Unter Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Zustandekommen des Reichsvereinsgesetzes wurde dem Reichstagsabgeordneten Müller-Meiningen eines von den Stuhlbeinen verehrt, die jüngst vom Kronprinzen während seines Unwohlseins im Potsdamer Palais (Berl. Lok.-Anz. Nr. 182, 8. April) gedreht wurden. Wir gratulieren! Badenia.

„Armer Freisinn."

Der Freisinn saß so froh bei Tisch
Bei Bülow dem Zitator
Und dachte an den Nachtisch nicht,
An Bülow den Diktator;
Zum Nachtisch saure Aepfel gab's
— längst war die Lust vergessen,
Und schließlich hat der Freisinn (schwapps!)
Gar „aus der Hand gefressen". Georg Heydkamp.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Bühnen- und Musikrundschau.

Im **Hoftheater** erschien nach längerer Pause wieder Kloses „Ilsebill". Die dramatische Symphonie übt noch unverminderte starke Wirkungen aus, so daß eine größere Berücksichtigung des Werkes im Spielplan in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. Als Gast erschien aushilfsweise Bolz (Stuttgart), der sich schon öfters hier als tüchtiger Tenorist erwiesen hat. — Die Oper „Don Quijote", deren Wiederholung durch Urlaubs- und Krankheitsverhältnisse seit Januar sich verzögert hatte, erschien jüngst wieder einmal auf dem Spielplan. Diese Vorstellung war nur möglich durch Frl. Faßbenders Einspringen, welche in kurzer Zeit die Lucinda lernte, eine sehr anerkennenswerte Tat, zumal sich kaum Gelegenheit bieten wird, die gelernte Partie auszunützen.

Aus den Konzertsälen. Als Solist des 11. Kaimkonzerts hatte Arrigo Serato, ein Geiger von bravouröser Können und starkem Empfinden, bedeutenden und wohlverdienten Erfolg. Daß ein Italiener in der Auffassung Beethovens mit uns Deutschen nicht in allen Punkten übereinstimmt, dürfen wir dem Künstler nicht zur Last legen. Die Leitung des Konzertes (sowie des kommenden letzten) hat Ferdinand Löwe (Wien) übernommen. Der ausgezeichnete Dirigent, welcher hiermit an der Stelle seiner früheren Tätigkeit wieder erschien, wurde von dem Publikum sehr gefeiert und seine zwingende Persönlichkeit wußte aus dem Orchester das zurzeit Möglichste herauszuholen. Das Programm enthielt die Egmont- und Coriolanouvertüre und Beethovens C-Dur-Symphonie. — Der Liederabend von Joseph Loritz brachte uns mancherlei Neues. Wenn auch nur die Kompositionen von Trunk und Mauke sich einer strengeren Bewertung würdig erweisen, so war es doch verdienstvoll, wenn der treffliche Sänger einmal noch nicht gehörte Sachen zum Vortrag brachte. — Sehr erfolgreich gestaltete sich der letzte Liederabend von Ludwig Heß. Das harmonisch zusammengestellte Programm und die ausgezeichneten sanglichen und vortragstechnischen Qualitäten des beliebten Künstlers bereiteten ihm wieder eine jubelnde Aufnahme.

Verschiedenes aus aller Welt. Das diesjährige Shakespearefest zu Statford-on-Avon wird am 20. April beginnen und drei Wochen lang dauern. „Maß für Maß", „Richard III.", „Heinrich V.", „Romeo und Julia" und „Hamlet" werden mit ersten Kräften der englischen Bühnen zur Aufführung gelangen. — In Berlin starb der Hofkapellmeister Joseph Sucher, ein Dirigent von hervorragenden Qualitäten, dessen Name mit der Geschichte der Kunst Richard Wagners immer verbunden bleiben wird. — Die Wiesbadener Hofbühne hat „Lohengrin" in einer historisch wie malerisch sehr bemerkenswerten Neuausstattung herausgebracht. Die Vorstellung konnte bereits als Probe zu den Festspielen, zu welchen der Kaiser erwartet wird, gelten. — Saint-Saëns' musikalisch nicht sehr bemerkenswerte Oper „L'ancêtre" blieb in Prag ohne besonderen Erfolg. Die Textdichtung von Lassus wird ungünstig beurteilt. — „Ariane und Blaubart" von Maeterlinck, Musik von Paul Dukas, fand in der Wiener Volksoper nur eine mittlere Aufnahme. Die Kritik kennt die eigenartige Stimmungsmalerei und die leuchtenden Farben der Orchestersprache an. Bühnenkräfte und Publikum befanden sich aber in ihnen ungewohnter Sphäre. — Ludwig Fulda hatte mit einer Novität, die in Hamburg zur Aufführung kam, abermals keinen durchschlagenden Erfolg. „Der Traum eines Glücklichen" nennt sich das Schauspiel, in dem einem Ehemann die Treue seiner Gattin suggeriert wird. Dank der Hypnose bleibt er also ein „Glücklicher". — Die Münchener Musikalische Bibliothek ist durch Schenkung in den Besitz der Stadt übergegangen. — In Antwerpen hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche allsommerlich deutsche Theatervorstellungen mit ersten Kräften veranstalten will. — Aus San Remo wird der große Erfolg einer Opernpremiere, „Jocelyn" von L. M. Tedeschi, gemeldet. — In Straßburg hatte „Varia", eine Oper von Albert Gorter, sehr günstige Aufnahme. Gorter, der vormals in Karlsruhe Felix Mottls Mitarbeiter war, dirigierte sein Werk selbst, welches sehr wohlklingende Melodien besitzt und teilweise leitmotivisch gearbeitet ist. Die Textdichtung hat der Tondichter nach Michael Beers bekanntem Drama geschickt verfaßt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

War es reiner Zufall oder gut vorbereitete Absicht, dass die Emission der neuen grossen heimischen Anleihen und die definitiv genehmigte Börsengesetzvorlage sich in einer Woche erledigten? Jedenfalls sind mit der Perfektionierung dieses Gesetzes die immerhin zweifelhaft gewesenen Resultate dieser Zeichnungen um ein Bedeutendes gebessert worden. Es ist nicht zu verkennen, dass ein derartiger Umschwung für einen vollen Zeichnungserfolg unbedingt notwendig war. Abgesehen von der nicht eingetretenen und doch so bestimmt erhofften Besserung am Geldmarkt waren es vornehmlich die direkt feindselig gehaltenen Finanzartikel des Auslandes, besonders aus England, welche das ausländische Kapital von einer Zeichnung der Anleihen abhalten wollten. Der wahre Grund dieser Intention wird wohl in der Befürchtung der auswärtigen Haute-Finance zu suchen sein, dass durch eine zu starke Beteiligung des ausländischen Kapitals an diesen Anleihen sich der internationale Geldmarkt zugunsten Deutschlands wesentlich verschieben würde. Es wird zu erwarten sein, dass der, wenn auch überaus grosse Betrag der Anleihen vom Inland und den heimischen Kapitalistenkreisen gezeichnet wird. Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass der heimische Geldmarkt in letzter Zeit durch die verschiedensten Staatsanleihen und Kommunalbedürfnisse fortwährend beunruhigend in Anspruch genommen wurde. Immerhin aber ist zu registrieren, dass alle Anleihen und insbesondere die in letzter Zeit subskribierten industriellen Obligationen schlankweg plaziert wurden. Die deutsche Geldmarktsituation wird auch diese neue Kraftprobe gut überstehen. Durch diese Staatsanleihen, die mehr oder minder in feste Hände, insbesondere der vielen Sparkassen gelangen, werden bedeutende Beträge flüssig gemacht, so dass die Anleihen auch indirekt einen günstigen Einfluss auf die weitere Entwicklung der monetären Verhältnisse haben werden.

Die nunmehr eingetretene und seit langen Jahren von allen Faktoren der Börse, Handel und Industrie so sehr gewünschte Aenderung des Börsengesetzes hat, wie nicht anders zu erwarten war, das ganze Börsengebilde von Grund auf verändert. An Stelle der bisherigen Lethargie und Mutlosigkeit trat mit einem Schlage erhöhte Tatkraft, vermehrte Bewegungsfreiheit und vor allem gestärkte Unternehmungslust. Die Depression, welche schon so lange auf den deutschen Börsen lastete, kann selbstverständlich nicht mit einem Schlage verschwinden. Immerhin dürfte sich für die nächste Zeit, wenn auch mit vorübergehenden Rückschlägen zu rechnen ist, eine erhöhte Belebung der Märkte entwickeln, und so den deutschen Börsen wieder der Platz eingeräumt werden, welcher in wirtschaftlicher Beziehung und in Ansehung der heimischen Industrie denselben gebührt. Die erste Konsequenz der veränderten Sachlage werden vor allem erhöhte Umsätze und widerstandsfähigere Märkte sein, und das deutsche Publikum wird, wenn auch sukzessive, so doch sicherlich bald in vermehrtem Masse von den auswärtigen Börsen abgelenkt und sich den heimischen Märkten zuwenden. Es ist dies schon Grund genug, vom fachmännischen Standpunkte aus betrachtet, mit der Situation zufrieden zu sein. Erhöhte Einnahmen aus den Effektenstempelumsätzen werden dies schon von der praktischen Seite beweisen. Auch die Geldmarktverhältnisse werden durch Wiedereinführung von Termingeschäften für Industriepapiere, erheblich gewinnen und grosse Beträge, welche bisher in den Kassawerten investiert waren, werden nunmehr indirekt Handel und Industrie zufliessen.

Was die Einzelheiten des Verkehrs in der abgelaufenen Woche betrifft, so sind die fulminanten Kurssteigerungen, welche durch die Erweiterungen der Interessentenkreise und durch die Deckungen von grossen Decouverts entstanden sind, vor allem auf dem Gebiete der Bergwerksaktien zu suchen. Vorsichtige Beobachter und eingeweihte Kreise an den Börsen werden sich jedoch nicht der Wahrnehmung verschliessen können, dass besondere sachliche Gründe für die eingetretene Besserung am Montanaktienmarkt nicht vorlagen. Die Berichte aus der Industrie zeigen deutlich, dass die Lage derselben immer noch die gleich schwierige ist. Neben diesen Berichten kam vornehmlich als abschwächendes Moment in Betracht, dass die preussische Staatseisenbahnverwaltung von den gemeldeten Auftragsorders in Schienen und Schwellen eine beträchtliche Summe bei den Industriekreisen widerrufen hat. — Es war natürlich, dass von dem Tendenzumschwung in erster Linie die Bankaktien Nutzen ziehen konnten; denn mit der nunmehr zu erwartenden Regsamkeit und Wiederbelebung der Märkte werden die leitenden Banken vornehmlich profitieren, und zwar um so mehr, als man bereits von verschiedenen grosszügigen Projekten spricht, die die heimische Industrie einer Neubelebung zuführen dürften. Besonders sei hier erwähnt die geplante Elektrisierung der bayerischen Staatsbahnen. Dadurch werden den deutschen Elektrizitätsgesellschaften erhöhte Aufgaben gestellt, und darum wurde auch auf diesem Aktiengebiete im Laufe der Woche eine grosse Haussebewegung bei scharf anziehenden Kursen inszeniert. Die hoffnungsvolle Stimmung an den Börsen kann nur dann energisch um sich greifen und erhalten bleiben, wenn allen Kreisen stets in Erinnerung bleibt, dass vor nicht langer Zeit Krisen ernster Art die Tagesordnung beherrschten. Auch jetzt bildet die immer noch prekäre Lage des Geldmarktes in Deutschland Grund genug zur Vorsicht und streng einzuhaltender Einschränkung.

M. Weber.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen. Der Generalversammlung wohnten 87 Aktionäre bei, welche M 12·603,600 Aktienkapital mit 21006 Stimmen vertraten. — Die Regularien wurden abgesehen von 30 Stimmen (2 Aktionäre), die sich gegen die Entlastung aussprachen, einstimmig genehmigt. Die Dividende kommt mit 5% sofort zur Auszahlung.

Die Polzeinsche Klavierschule mit vereinfachtem Notensystem bietet Gelegenheit zur schnellen und gründlichen Erlernung des Klavierspiels in anregendster Weise. Die äußerst leichte Erlernbarkeit und Uebersichtlichkeit des neuen Notensystems ermöglichen mit verhältnismäßig geringer Mühe ein Eindringen auch in solche Tonwerke, welche vielen Dilettanten bisher verschlossen blieben. Eingehende Erläuterungen, sowohl zum praktischen Klavierspiel als auch zur Musiktheorie, sowie die stete Wiederholung des Lehrstoffes am Ende jedes Heftes durch Frage und Antwort gestatten jedem Strebsamen, sich nach dieser Schule mit Erfolg auch durch Selbstunterricht auszubilden.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 25. April 1908. V. Jahrgang.

Der Reichskanzler über die überhandnehmende Unsittlichkeit in Wort und Schrift.

Das „Deutsche Adelsblatt" berichtet in Nr. 15 vom 12. April: Gemäß Beschluß des letzten Adelstages hatte der Vorstand in einer Eingabe (vom 16. März 1908) den Herrn Reichskanzler gebeten, zu veranlassen, daß baldtunlichst:

„1. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch durch Aufnahme von Bestimmungen ergänzt werde, durch welche die Urheber und Verbreiter öffentlicher Preßerzeugnisse, in denen die Sittlichkeit durch Wort oder Bild verletzt oder gefährdet wird, mit Gefängnisstrafe bedroht werden.

2. Der § 184 des Strafgesetzbuches dahin verschärft werde, daß die daselbst vorgesehene Zulässigkeit der bloßen Geldstrafe fortfällt."

Daraufhin ist dem Vorstande unter dem 31. v. Mts. vom Herrn Reichskanzler nachstehender Bescheid zugegangen:

Von dem mir mitgeteilten Beschlusse des XXVII. Adelstages vom 12. Februar d. Js. habe ich mit Interesse Kenntnis genommen. Die Deutsche Adelsgenossenschaft kann sich versichert halten, daß die Bestrebungen, welche auf die Bekämpfung der Unsittlichkeit in Wort und Bild gerichtet sind, meine volle Anerkennung finden, und daß ich auch in der Folge gern bereit bin, sie nach Möglichkeit zu fördern.

In dieser Richtung hat auch die Reichsgesetzgebung bisher schon einzuwirken gesucht. Durch das unter großen parlamentarischen Schwierigkeiten zustande gekommene Gesetz vom 25. Juni 1900 ist eine Neuregelung der Materie erfolgt, die gegenüber dem früheren Rechtszustande zu einer nicht unwesentlichen Verbesserung der Strafbestimmungen geführt hat. Gerade der § 184 des Strafgesetzbuches ist durch eine Ausdehnung der Strafbarkeit auf bloße Vorbereitungshandlungen zur Verbreitung unzüchtiger Schriften erheblich erweitert worden und auch die dort angedrohten Strafen haben eine beträchtliche Verschärfung erfahren. Dadurch sollte ermöglicht werden, gegen die Verbreitung unzüchtiger Schriften schon in einem früheren Stadium einzuschreiten und auch schwerere Ausschreitungen mit der gebührenden Strenge zu ahnden.

Ob das geltende Recht mit Rücksicht auf die bei der Anwendung jener Vorschriften gemachte Erfahrung im Interesse der Bekämpfung der Unsittlichkeit einer weiteren Ergänzung bedarf, wird bei der bereits in Angriff genommenen Revision des Strafgesetzbuches von neuem in Erwägung genommen werden. Ich habe Anordnung getroffen, daß die mit der Ausarbeitung eines vorläufigen Entwurfs für ein neues Strafgesetzbuch betraute Kommission von den Vorschlägen in dem Beschlusse des XXVII. Adelstages Mitteilung erhält.

Einen durchgreifenden Erfolg der Bestrebungen, die auf eine Besserung der vorhandenen Uebelstände hinzielen, kann ich mir übrigens nur versprechen, wenn die öffentliche Meinung sich mehr und mehr der schweren Schäden bewußt wird, die insbesondere der heranwachsenden Jugend aus der überhandnehmenden Unsittlichkeit in Schrift und Bild drohen. Ich begrüße es daher, wenn die Deutsche Adelsgenossenschaft sich auch weiterhin zur Aufgabe stellen will, in diesem Sinne auf die öffentliche Meinung einzuwirken.

gez. Bülow.

Soweit der Bericht des „Deutschen Adelsblattes". Zu dem durch Sperrdruck hervorgehobenen Schlußpassus des Reichskanzlers sei die Randbemerkung gestattet, daß die öffentliche Meinung, soweit sie gleich der Deutschen Adelsgenossenschaft die Aufgaben der Staatserhaltung und der Volkswohlfahrt im christlichen Sinne unterstreicht, über die hier in Frage stehenden furchtbaren Schäden längst einig und im klaren ist. Derjenige Bruchteil der „öffentlichen Meinung" aber, der bisher unter dem unheilvollen Einfluß einer Richtung stand, die auf parlamentarischem und politischem Gebiete am kürzesten durch den Namen Dr. Müller-Meiningen-(Hof) gekennzeichnet ist, dürfte der „Einwirkung" des Reichskanzlers vielleicht zugänglicher sein als derjenigen der Deutschen Adelsgenossenschaft. Diese dem Reichskanzler zurzeit sehr nahestehenden Kreise waren und sind bis zur Stunde der Haupthemmschuh aller ernstlichen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Und was nützt schließlich der immer und immer wiederholte Aufschrei der öffentlichen Meinung, wenn eine sich schnurstracks widersprechende Jurisdiktion fortgesetzt die öffentliche Meinung verwirrt, und wenn sich an den wichtigsten Stätten der Justiz Richter finden, deren Sprüche den Professionspornographen nur zur Reklame und zum verzehnfachten Absatz dienen. Hier liegt das Hauptübel.

Im übrigen dürften noch mehrere Jahre darüber vergehen, bis die Strafrechtsreform durchgeführt und in Vollzug gesetzt sein wird. Sollen und wollen die berufenen Organe des Staates die furchtbaren Krebsschäden mit offenen Augen bis zu jenem Zeitpunkte weiterwuchern lassen? Kann eine geistige, eine sittliche Pest nicht weit verhängnisvollere Folgen haben als leibliche Pestepidemien, gegen die man stets mit Notmaßnahmen einschreitet? Oder sind die „berechtigten Interessen" der Pornographenzunft kostbarer als die Erhaltung der sittlichen und körperlichen Kraft und Gesundheit der Jugend und des Volkes? Warum entscheidende Schritte gegen ein so handgreifliches Unheil immer wieder vertagen und ad tabulas graecas verschieben? Selbst der gute Ruf des Deutschen Reiches leidet darunter, daß heute mit Recht gesagt werden kann, Deutschland marschiere auf dem Gebiete der pornographischen Produktion an der Spitze. Der Schreiber dieser Zeilen hat in den jüngsten Wochen Gelegenheit gehabt, im ganzen Mittelmeergebiet zahlreiche Städte Südösterreichs, Italiens, Siziliens, selbst Griechenlands zu durchstreifen. Ueber die allgemeinen sittlichen Zustände dieser Städte und Länder soll kein Urteil gefällt werden. Aber die Tatsache verdient laut und öffentlich festgestellt zu werden: Nirgendwo habe ich schamlose Bilder und Darstellungen mit einer solchen Ungeniertheit und Selbstverständlichkeit in öffentlichen Schaufenstern ausgestellt gesehen, wie das jetzt in Deutschland gang und gäbe geworden ist. Im Auslande würde man uns offen ins Gesicht lachen, wenn wir zur Beschönigung des bis jetzt vielfach beliebten Gehen- und Geschehenlassens die Behauptung wagten, die Staatsgewalt sei dagegen zurzeit vielfach machtlos und müsse warten, bis das große Werk der allgemeinen Strafgesetzreform durchgeführt sei. Soviel für heute! Ueber die jüngsten Reichstagsdebatten ein andermal!

Dr. Otto v. Erlbach.

Digitized by Google

Die Auserwählten.

Von

Carl von Wartenberg, Oberstleutnant a. D.

Den Deutschen Reichstag bilden die Erwählten des Volkes. Sind diese aber auch die Auserwählten? Man muß es bezweifeln. Wie wenig würdig benahm sich der Reichstag in dem Konflikt zwischen dem Abgeordneten Herrn Gröber und den Vertretern der Presse auf der Journalistentribüne! Nicht sein Verdienst war es, daß er nach acht Tagen beendet wurde. Hätte Fürst Bülow nicht das Bedürfnis empfunden, in der Beratung des Etats des Reichskanzleramtes sich in den üblichen Phrasen über Fragen der auswärtigen Politik zu ergehen, und hätte er hierzu nicht der Unterstützung der Herren auf der Journalistentribüne bedurft, die seine Banalitäten zu allgemeiner Bewunderung in die Welt hinaustragen sollten, ich wette, der Konflikt würde noch eine weitere Woche angedauert haben.

Noch weniger wahrte das „hohe Haus" den Charakter der Auserwählten in jener Sitzung, in der ein Abgeordneter der äußersten Linken die empörende Behandlung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes erneut zur Sprache brachte. Nicht Gebilde der Phantasie führte er vor, indem er erzählte, wie man auf dem Truppenübungsplatz in Westfalen in der Senne mit ihnen umgegangen war. Der Vertreter der preußischen Heeresverwaltung mußte bestätigen, daß die Reservisten und Landwehrleute weit über das zulässige Maß angestrengt und von einzelnen Offizieren in unerhörter Weise beschimpft worden waren. Wie nahmen aber die Auserwählten die Ausführungen des oppositionellen Redners auf? Nun, als er die Schimpfwörter aufzählte, die die Mannschaften über sich hatten ergehen lassen müssen, ohne daß sie sich hätten wehren können, da gab es im „hohen Hause" ein fröhliches Lachen, da vergnügten sich die Herren Volksvertreter, um den Ausdruck des äußerst zuverlässigen Berichterstatters eines unserer angesehensten Blätter zu gebrauchen, geradezu „königlich". Wer noch nicht eines jeden Gefühls für Sitte und Anstand verlustig gegangen ist, wollte seinen Augen nicht trauen, als er solches zu lesen bekam. Den Männern, denen das deutsche Volk die Vertretung seiner Rechte und Interessen den Gewalthabern gegenüber anvertraut hat, ist es ein „königlicher" Genuß, zu hören, wie die Verteidiger unseres Vaterlandes, die das Gesetz zur abermaligen Uebung im Waffenhandwerk einberufen hatte, bei der Erfüllung dieser wahrhaftig nicht leichten Pflicht in wehrloser Lage beschimpft wurden. Eigentümlich geartete Leute, diese Volksvertreter!

Es ist dringend zu wünschen, daß das „königliche" Lachen des Reichstags auch zur Kenntnis aller unserer Mannschaften des Beurlaubtenstandes gelangt. Auch sie haben in weit überwiegender Mehrzahl die vergnügten Herren bei der letzten Wahl mit ihrem Vertrauen beehrt. Wenn es wieder einmal zum Wählen kommt, werden sich unsere Reservisten und Landwehrleute dann sicherlich die Männer, die um ihre Stimme bitten, etwas näher ansehen und nur solche von ihnen in den Reichstag schicken wollen, die nicht nur ein lebhaftes Gefühl für den deutschen Soldaten angetanen Schimpf, sondern auch den Mut besitzen, dieses Gefühl in der deutlichsten und schärfsten Form nach oben hin zum Ausdruck zu bringen, Männer, die Erwählte und Auserwählte zugleich sind.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Beamtengesetz, Gehaltsvorlagen für Geistliche und Lehrer in Bayern.

Dem bayerischen Landtag ist am Karfreitag der Entwurf eines Beamtengesetzes zugegangen, welches im ganzen 230 Artikel enthält; ferner eine Denkschrift über die Aufbesserung des Einkommens der katholischen und protestantischen Geistlichen; endlich eine Denkschrift über die Aufbesserung der Volksschullehrergehalte und die damit zusammenhängenden Fragen. Der gesamte Mehrbedarf für Aufbesserung des Einkommens der katholischen und protestantischen Geistlichen beträgt 3'800,750 M. Der gesamte Mehrbedarf zugunsten des Lehrpersonals an den Volksschulen für 1909 beträgt 4'450,000 M.

Das Beamtengesetz ist die wesentliche Ergänzung des vor einigen Wochen erschienenen Gehaltsregulativs der einschlägigen Berufskategorien. Die Aufbesserung der Geistlichen beschränkt sich auf die eigentlichen Seelsorgsgeistlichen, die der Lehrer baut das Schulbedarfsgesetz von 1902 durch Erhöhung und Verdichtung der Alterszulagen weiter aus.

Der Reichskanzler im Vatikan.

Wer die offiziösen Auslassungen über die Audienz des Fürsten Bülow beim Hl. Vater verfolgt, empfängt den Eindruck, daß man gar zu gern den Vatikan gegen das Zentrum ausspielen möchte. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Trauben etwas zu hoch hängen. Die Unterredung hat gerade denjenigen Abschluß gefunden, den die Zentrumspresse vorausgesehen hatte: die Stellung des Zentrums zu der gegenwärtigen Regierung im Deutschen Reich und in Preußen ist eine innerpolitische Angelegenheit, in die sich der Hl. Stuhl nicht einmischt. Wir dürfen darauf hinweisen, daß bereits in der vorigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau" auf Seite 257, vor der Audienz, derselbe Grundsatz hier als selbstverständlich hingestellt worden ist. Streng genommen hätte Fürst Bülow das parteipolitische Thema überhaupt nicht anschneiden sollen. Er hat aber vorgezogen, über die ausgesprochene kirchliche Angelegenheit der Besetzung des Gnesen-Posener Erzbistums sowie über die Polenfrage überhaupt diplomatisches Stillschweigen zu beobachten, dagegen die sogenannte Zentrumsfrage anzuschneiden. Das Kanzlerorgan, die „Nordd. Allg. Ztg.", berichtet darüber in der Wochenrundschau in folgender Form:

„Ebenso können wir bestätigen, daß die Oppositionsstellung der Zentrumsfraktion im Laufe der Unterhaltung gestreift worden ist, jedoch nur in dem Sinne, daß beide Teile, der Reichskanzler wie der Vatikan, es nicht als ihre Aufgabe betrachten, die weitere Haltung der Zentrumsfraktion irgendwie zu beeinflussen. Es herrschte vielmehr Uebereinstimmung dahin, daß es dem Zentrum selbst überlassen bleiben müsse, ob es in seiner gegenwärtigen Stellung verharren wolle, die durch katholische Interessen jedenfalls nicht geboten und ebensowenig zu erklären ist."

Aus der letzten Wendung klingt schon sehr deutlich das Bestreben heraus, die „katholischen Interessen" gegen das Zentrum auszuspielen. Noch deutlicher wird das durch folgende Sätze des offiziösen Blattes:

„Papst und Kurie können sehr wohl, und zwar im Einklang mit den Wünschen unserer Regierung, sich jeder Einwirkung auf die Zentrumspolitik enthalten und trotzdem die Empfindung haben und auch äußern, daß die Abstimmung der Zentrumsfraktion vom 13. Dezember 1906 und andere seitdem hervorgetretene Einzelheiten der Fraktionspolitik vom Standpunkt der katholischen Interessen nicht als Muster politischer Weisheit anzusehen sind. Die Zentrumspresse würde ihre Leser täuschen, wenn sie in ihnen den Glauben zu unterhalten versuchen wollte, daß die Politik der Fraktion seit dem 13. Dezember 1906 Seiner Heiligkeit oder der Kurie Freude bereite."

In rei memoriam geben wir diese Auslassungen wörtlich wieder, da sie beweiskräftig sind für den Versuch der Regierung, die politische Haltung einer deutschen Partei zu beeinflussen durch die Vorspiegelung von „katholischem Interesse" und von angeblichen Stimmungen im Vatikan. Es wiederholt sich ein mehrmaliger Versuch des Fürsten Bismarck. Als 1871 die Zentrumsfraktion soeben sich gebildet hatte, wurde durch Vermittlung des bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen alsbald dem Hl. Stuhle suggeriert, daß die Existenz dieser oppositionellen Partei die katholischen Interessen gefährde. Als gegen Ende der siebziger Jahre die Verhandlungen mit dem Nuntius Masella in Gang kamen, erklärte die deutsche Regierung, die Verständigung mit dem Hl. Stuhle wegen der Maigesetze habe für sie wenig Wert, wenn Rom den Einfluß auf die Haltung des Zentrums in Abrede stelle. Und als 1887 der aditus ad pacem sich auftat, spielte Fürst Bismarck die „katholischen Interessen" in Rom aus zu dem Zweck, durch den Hl. Stuhl das Zentrum zur Annahme des Septennatsgesetzes zu bewegen. Alles schon dagewesen. Die Frage, um die es sich damals und jetzt handelte, ist die: Soll das Zentrum sich zur charakterlosen Liebedienerei gegenüber der Regierung bestimmen lassen, wenn man die „katholischen Interessen" nach der Methode von „Zuckerbrot oder Peitsche" in Anwendung bringt? Die Wählerschaft des Zentrums hat diese Frage, als ein Mächtigerer sie stellte, schon mehrfach in voller Einmütigkeit und Entschiedenheit beantwortet, und zwar in dem Sinne: Unser staatsbürgerliches Recht lassen wir uns nicht durch ein Linsenmus abkaufen

Digitized by Google

noch durch Drohungen mit Entziehung des Linsengerichts abpressen. Wir wollen die religiös-sittlichen kirchlichen Interessen schützen, aber nicht bloß die katholischen, sondern die des ganzen Christentums, und nicht auf dem Wege des Bettels, sondern durch zielbewußte Entfaltung unserer Kräfte im konstitutionellen Staatsleben und im Kulturleben der Gegenwart überhaupt. Darum halten wir in rauhen wie in guten Tagen an der Zentrumspartei, die außer den religiös-sittlichen auch unsere politischen Interessen vertritt.

Bei den Wahlen vom Januar 1907 hat ja der Block einen numerischen Erfolg errungen, aber nicht über das Zentrum. Dessen Wählerschaft war sich trotz aller Versuche der Irreführung und Verwirrung sofort klar darüber, daß es auf die Lähmung des im Zentrum organisierten Volksteils abgesehen sei. Daher dieser Widerstand von elementarer Wucht und zäher Ausdauer, der einen wahren Triumph des Zentrumsgedankens herbeiführte. Es mutet uns nicht sehr männlich an, wenn die Offiziösen die Sache so darstellen wollen, als ob das Zentrum in dem Abwehrkampf gegen die neuere Koalition seiner Gegner sich leiten lasse von kleinlicher Animosität gegen die erhabene Person Sr. Durchlaucht. Wenn ein Nachfolger Bülows dieselbe Politik treiben wollte, würde das Zentrum dieselbe Haltung ihm gegenüber bewahren. Den negativen Personenkultus haben wir nicht einmal zu den Zeiten des gewaltigen ersten Kanzlers getrieben; jetzt ist die Versuchung dazu wirklich minimal. Die Person ist nichts, die Sache alles. Darum wird es dem Reichskanzler auch nicht viel helfen, wenn die Offiziösen dem Fürsten Bülow eine schöne Zensur aus dem Vatikan anzurühmen suchen. In Kurienkreisen, so heißt es da, werde besonders anerkannt, daß Fürst Bülow sich nicht abhalten lasse von der Erfüllung der Pflichten an der Spitze eines paritätischen Staatswesens, und der „sehr herzliche" Empfang liefere den Beweis, daß der Papst und der Kardinalstaatssekretär den Fürsten Bülow nicht als „Feind der katholischen Kirche und der katholischen Interessen" betrachte. Die Zentrumspresse behauptet auch keineswegs, daß Fürst Bülow bereits einen neuen Kulturkampf begonnen habe. Sie weist nur darauf hin, daß zu der neuen, alleinherrschenden Regierungspartei auch die Kulturkämpfer als integrierender Teil gehören und daß darin eine Gefahr für den konfessionellen Frieden liege, daß ferner die hakatistische Politik, von der man in Rom vorsichtig geschwiegen hat, die katholischen Interessen bedroht, und daß endlich in Preußen die bisherige Kirchen- und Schulpolitik gefährdet ist, wenn die liberalen Stützen des Blockkanzlers unter der Gunst der neuen Verhältnisse die Uebermacht bei den Wahlen erlangen. Von diesen mittelbaren oder künftigen Gefahren konnte man im Vatikan nicht sprechen. Der Kanzler des Deutschen Reiches und Ministerpräsident von Preußen muß dort, solange die diplomatischen Beziehungen und die Hoffnungen nicht gebrochen sind, in aller Ehre und Freundlichkeit empfangen werden. Wir wünschen aufrichtig, daß es noch recht lange so bleiben möge. Nur täten die Offiziösen gut, dem feierlich verkündeten Grundsatz der Nichteinmischung des Vatikans in das politische Parteileben auch selbst treu zu bleiben und nicht im gleichen Atem den Versuch zu machen, die Höflichkeit des Vatikans zugunsten der Blockpolitik auszuspielen. Glauben die Offiziösen, daß ihr Minister nicht ohne Hilfe von jenseits der Berge fertig werden kann? Die Zentrumspartei dagegen hat Selbstbewußtsein genug, daß sie sich auf die eigene Kraft verläßt, ohne auch nur den Versuch zu machen, das erhabene Oberhaupt der Kirche irgendwie dem Staube des politischen Parteigetriebes auszusetzen.

Die orientalische Frage.

Die Ankündigung, daß Fürst Bülow in Rom keinen hochpolitischen Arbeitsstoff vorfinden werde, hat sich nicht bewahrheitet. Die alte Geburtsstätte der beunruhigenden Fragen hat auch jetzt ihre Fruchtbarkeit bewährt. Ex oriente curae. Die italienische Regierung hat sich gerade während der Anwesenheit des deutschen Reichskanzlers zur Vorbereitung einer Flottendemonstration gegen die Türkei veranlaßt gesehen, und am Freitag hat der russische Minister des Auswärtigen in der Duma eine Rede über die orientalische Frage gehalten, die unter all den üblichen Redeblumen eine nachhaltige Verstimmung wegen der österreichischen Sandschakbahn durchblicken läßt. Italien will sich irgendwo zwischen dem Aegäischen Meer und Kleinasien ein Faustpfand verschaffen, um die Pforte zu der bisher versagten Genehmigung von italienischen Postanstalten in der Türkei zu nötigen. Auch in Rußland herrscht krampfhafter Aktionsdrang.

Unwissenheit und Vorurteile vieler gebildeter Katholiken in religiösen und kirchlichen Dingen und Fragen.

Von

Dr. J. Hoffmann, München.

Wer Gelegenheit hat, in verschiedener Stellung mit Katholiken der gebildeten Stände in Beziehung zu kommen, wird die Erfahrung machen, daß unter ihnen in Dingen, die das religiöse Leben sowie die Vergangenheit der Kirche und ihre heutige Lage berühren, sehr große Unwissenheit und sehr schlimme Vorurteile herrschen.

In Nr. 45 und 46 der „Allgemeinen Rundschau" vom Jahre 1905 haben wir die Ursachen für die Tatsache festgestellt, daß unsere Mittelschulen immer weniger religiöse Charaktere hervorbringen. Im folgenden wollen wir die Frage behandeln: Woher kommen die Unwissenheit und die Vorurteile der gebildeten Katholiken in kirchlichen Dingen, und wie ist dieser betrübenden Erscheinung in etwa abzuhelfen?

Woran liegt die Schuld? Geht sie auf die Mittelschule zurück oder liegt sie in der Zeit, nachdem diese ihre Tore hinter den Schülern geschlossen hat?

I.

Auffallend muß es erscheinen, daß nicht selten auch gutgesinnte Katholiken den Anschein erwecken, als ob sie auf eine weitergehende Unterweisung unserer Mittelschüler in der Religionslehre nur wenig Wert legten. Es komme nicht so sehr auf das Wissen an, als auf das sittlich-religiöse Handeln. Wir gestehen gerne zu, daß wir letzteres gleichfalls entschieden für die Hauptsache halten, ohne jedoch ersteres gering zu schätzen. Auf das Wissen wird das Leben sich aufbauen. Das Wort Karls des Großen an Bischof Langulf bewahrt seine Geltung: Obgleich es mehr ist zu handeln als zu wissen, so muß man wissen, um handeln zu können. Wer keine Kenntnisse hat, dessen religiöses Leben ist einer mächtigen Stütze beraubt; ein solcher Katholik wird weder sich noch anderen über seinen Glauben Rechenschaft zu geben vermögen; dieser ist kein obsequium rationabile (vernünftiger Gottesdienst).

Dabei reden wir keineswegs einer theologischen Ausbildung unserer Mittelschüler das Wort; sie sollen nicht Theologen en miniature werden. Zu betonen ist deshalb in unserem Unterrichte gerade dasjenige, was zum praktischen religiösen Leben gehört. Unter den übrigen Wahrheiten müssen dann die Grundlehren des Christentums bevorzugt werden, sowie diejenigen Tatsachen, deren Kenntnis die Zeitverhältnisse fordern. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es sicherlich auch zu billigen, daß die Schüler aus ihrem Wissen in der Religionslehre und aus der Befähigung darüber Rechenschaft zu geben Noten erhalten und daß ihnen am Schlusse ihrer Studien an den Mittelschulen eine Prüfung abgenommen wird.

Durch positives Wissen werden die Schüler befähigt, Angriffe auf ihren Glauben und das religiöse Leben abzuweisen, mögen diese vom Un- oder Irrglauben ausgehen. Auch lernen sie diese Vorstöße im voraus kennen. Es wurde in letzter Zeit wiederholt bekannt, daß protestantische Religionslehrer an Mittelschulen ihre Schüler über den „Ultramontanismus" und seine „Verderblichkeit" eingehend unterweisen, daß sie dieselben ihre Gedanken über die katholische Kirche usw. niederschreiben lassen. Diesen Spuren wird der katholische Religionslehrer allerdings nicht folgen und seine Zöglinge nicht zu einem solch fertigen Aburteilen über Andersgläubige anleiten.

Welche Schuld an den mangelhaften religiösen Kenntnissen der gebildeten Katholiken trifft etwa die Schule? Abgesehen von der Religionslehre steht der ganze Unterricht im Dienste heidnischer oder doch profaner Ideen. In der Klassikerlektüre und dem hierfür vorbereitenden Unterrichte wird keine Beziehung zu christlichen und katholischen Gedanken hergestellt. In der Literatur und bei Behandlung der neueren Klassiker werden falsche Auffassungen geradezu großgezogen; man denke an die historischen Dramen von Schiller, Goethe usw.; man vergegenwärtige sich Lessings Nathan den Weisen. So bildet sich im Geiste der jungen Leute ein Grundton aus, der während ihres ganzen Lebens bei Beurteilung geschichtlicher Personen und Tatsachen die Dominante ausmacht. Auch katholische Lehrer und Bücher, die als solche gelten wollen, kommen entweder selbst nicht über falsche Anschau-

Digitized by Google

ungen hinaus, trotzdem sie einen guten Willen bekunden, oder sie sind aus Rücksicht auf den paritätischen Charakter unserer Anstalten so zurückhaltend, daß sie die katholischen Grundsätze völlig beiseite lassen. So liegt alle profane Unterweisung außerhalb der religiösen Sphäre, und es darf bereits mit Genugtuung erfüllen, wenn sie nicht direkt eine falsche Auffassung katholischen Lebens in Vergangenheit und Gegenwart begründet. Das Emporleiten des Unterrichts ins Gebiet der ewigen Wahrheiten der Religion fehlt gänzlich.

Dasselbe gilt, vielleicht in noch höherem Grade, von der Lektüre der Schüler. Die Schülerlesebibliotheken unserer Anstalten tragen großenteils akatholischen Charakter. In „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten" I., II. und III. Jahrgang wurde die Zusammensetzung der Schülerlesebibliotheken an den westpreußischen Gymnasien in statistisch-, paritätisch- und kritischer Beleuchtung gezeigt. In einer Reihe von Artikeln wurden zudem Proben aus manchen auch für katholische Schüler bestimmten Büchern vorgelegt, die in der Seele der Jugend Abneigung, ja Verachtung gegen die Kirche hervorrufen müssen. Es wird hier festgestellt, daß auf 100 evangelische Schüler etwa 310 evangelische Bücher, auf 100 katholische nur 40 katholische Bücher treffen (III. Jahrg. S. 89). Eine Untersuchung dieser Bibliotheken in Bayern dürfte nach dieser Seite hin, wenn die unter geistlicher Leitung stehenden Anstalten ausgenommen würden, kein günstigeres Resultat bringen.

Mit Dank ist es deshalb zu begrüßen, daß eine Verordnung des bayerischen Kultusministeriums vom 23. Januar 1904 die Rektorate der Mittelschulen anwies, Bücher, die geeignet sind, das sittliche oder religiöse Gefühl zu verletzen, aus den Schülerbibliotheken zu beseitigen und Sorge zu tragen, daß solche in Zukunft ferngehalten werden. Diese Bestimmung scheint nun nicht allerorts zu gefallen: verlangte doch bei der neulichen Beratung des Kultusetats der liberale Abgeordnete Buttmann, bei der Auswahl der Bücher für die Schülerbibliotheken soll „die Schnüffelei" nach konfessionellen und sittlichen Anstößlichkeiten unterlassen werden. Man wird sagen dürfen, den Geist der Kirche, ihre großartigen Einrichtungen und Tätigkeiten, ihre Verdienste um die Menschheit lernen die Schüler aus den Lesebibliotheken unserer Anstalten wohl nur mangelhaft kennen.

Wie aber steht es mit der Lektüre, die den Schülern das Elternhaus bietet? Wir kennen Familien, die den Anspruch erheben gut katholisch zu sein, in denen die Kinder zu Weihnachten oder zu anderen Festzeiten ausschließlich — nicht mit Absicht — akatholische Literatur erhalten. Mit dieser nehmen sie unter der Autorität der Eltern fast täglich Entstellungen und Verdächtigungen katholischer Vergangenheit und katholischer Einrichtungen in sich auf. Dazu kommt noch eine auf gleichem Standpunkte stehende Tagespresse, von der nach Anschauung der Eltern die heranwachsende Jugend bereits Kenntnis nehmen muß.

Dieses ist vielfach die geistige Nahrung unserer Schüler. Welche Entwicklung kann hieraus hervorgehen? Werden die Dornen wohl Trauben tragen? Aber, wird der Religionsunterricht nicht imstande sein ausgleichend und heilend zu wirken? Wohl wird der Religionslehrer manchem entgegenarbeiten und bei einzelnen Schülern auch einen positiven Grund legen können. Es bedarf hierzu allerdings Ausdauer und eines klaren Blickes, um zu erkennen, wo die Wunde am klaffendsten ist.

Es läge nahe die Frage zu erörtern, ob die Lehrpläne und die Lehrbücher diesem Bestreben des Religionslehrers Vorschub leisten. Nur weniges sei bemerkt. Wir haben hierbei vorzüglich bayerische Verhältnisse im Auge, die denen in anderen Ländern ja im allgemeinen gleichen. Am notwendigsten ist eine gründliche Belehrung und Befestigung der Schüler in den Hauptwahrheiten der Religion. Dem tragen Lehrpläne und Lehrbücher Rechnung. Doch enthalten die Katechismen auch manchen überflüssigen Stoff und sind in Form und Darstellung schwierig. Die größeren Lehrbücher leiden zudem daran, daß sie allzusehr die schulgemäße formelle Vollständigkeit erstreben. Damit aber bleibt zu wenig Raum übrig zur besonderen Hervorhebung dessen, was die Zeitverhältnisse zu besprechen fordern. Indes sei ausdrücklich anerkannt, daß sich auch hierin eine Wendung zum Besseren angebahnt hat.

Hauptsächlich aus der Geschichte wird die Kirche bekämpft; darum müßte ihr an unseren Mittelschulen besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden. Doch gerade sie findet im Lehrplane zu geringe Berücksichtigung. Der Rest der Religionsstunde, wenn ein solcher bleibt, kann ihr gewidmet werden. Sie erheischt zudem eine ganz eigene Behandlung. Nicht kann es darauf ankommen, möglichst viele Einzelheiten dem Schüler vorzulegen; diese werden bald spurlos seinem Gedächtnisse entschwinden. Es müssen vielmehr jene Tatsachen und die großen Gesichtspunkte ausgewählt werden, die eine Verteidigung der Kirche bilden gegen Anschuldigungen und die ihre Tätigkeit ins richtige Licht setzen und ihre grundlegenden Institutionen als im göttlichen Plane gelegen zeigen. Dieses halten wir für ein ganz wesentliches Moment in der Lehrtätigkeit des Religionslehrers an Mittelschulen. Dabei ergibt sich für ihn ganz von selbst die Gelegenheit, die Behandlung kirchlicher Verhältnisse und Personen, die im übrigen Unterricht Platz greift, heranzuziehen, sie eventuell zu berichtigen und dem Bilde von der kirchlichen Vergangenheit einzufügen. Damit wird auch eine teilweise Konzentration des gesamten Unterrichtes geschaffen, deren Mangel ja ein wesentlicher Schattenpunkt in unseren heutigen höheren Lehranstalten bildet.

Es ist dieses gewiß keine leichte Aufgabe für den Religionslehrer. Besteht wohl Hoffnung auf ihr Gelingen? Die Umstände werden hier entscheiden Es kann das Gestrüppe zu viel und zu tief gewurzelt sein, als daß es bei der geringen Zeit, die zur Verfügung steht, völlig ausgerottet werden könnte; vielleicht verbirgt es sich auch vor dem Religionslehrer, daß er es gar nicht kennt. Ist dasselbe gar schon von frühester Zeit im Elternhause gepflanzt worden, dann wird seine Stimme meistens die Stimme des Rufenden in der Wüste sein. Diese Schüler werden in dem Vertreter der Kirche nur zu leicht den Advocatus sehen, der pro domo spricht und dessen Aufgabe und Pflicht es ist, die Kirche zu verteidigen. Gegen etwaige Mißdeutungen sei ausdrücklich bemerkt, daß der Katechet bei Lösung dieser Aufgabe es als eine erste Forderung der Pädagogik erkennt, in keiner Weise das persönliche oder wissenschaftliche Ansehen irgend eines Erziehungsfaktors zu beeinträchtigen.

Kenntnis und richtige Auffassung der christlichen Religion werden wohl bei gar manchen Mittelschülern gering bleiben, weil sie gleichgültig sind oder weil sie zudem bereits durch sittliche Vergehen, denen sie anheimgefallen, oder durch schlechte Gesellschaften, in deren Netze sie geraten sind, für die Wahrheit unempfänglich wurden. Auf viele paßt das Wort der Schrift: „Der sinnliche Mensch aber faßt nicht, was des Geistes Gottes ist; denn es ist ihm Torheit und er kann es nicht verstehen, weil es geistig beurteilt wird" (1. Kor. 2, 14). Ihre Herzen gleichen dem Wege, auf den der Same gefallen ist; sie werden denselben nicht aufnehmen und einwurzeln lassen.

II.

Dennoch dürfen wir sagen, daß die meisten Schüler beim Weggange von einer Mittelschule ein gewisses, wenn auch bescheidenes Maß von religiösem Wissen erlangt und auch eine Fähigkeit zur Beurteilung hierher gehöriger Fragen sich zu eigen gemacht haben. Es ist aber unausbleiblich, daß dieser Erwerb wieder verloren geht, wenn er in der folgenden Zeit nicht weitergebildet wird, sondern wenn vielleicht direkt an seiner Grundlage gerüttelt wird. In solcher Lage aber befinden sich die meisten jungen Leute, welche die Mittelschulen verlassen haben. Ich brauche diese beklagenswerte Tatsache nicht weiter auszuführen, sie ist allbekannt. Die wichtige Frage wäre aber, wie könnte dem abgeholfen werden? An ihrer Lösung hat die Allgemeinheit der Katholiken ein großes Interesse. Nicht schwer ist es, die Mittel zu benennen, die Heilung zu bieten geeignet wären; die Schwierigkeit liegt jedoch darin, wie die fraglichen Kreise sich gewinnen ließen dieselben zu gebrauchen. Sehen wir etwas näher zu.

Es kommt vor allem die ordnungsgemäße Belehrung durch Predigt und durch religiöse Schriften in Betracht. Da ist es jedoch Sitte geworden, daß der gebildete Mann den Besuch der Predigt für seine Person und für seinen Stand als etwas Ueberflüssiges, ja Unpassendes betrachtet. Auch für den gläubig Gebliebenen bildet die stille hl. Messe die ganze religiöse Sonntagsfeier. Doch zeigt die Erfahrung, daß bei außergewöhnlichen Vorträgen, besonders wenn ein berühmter Redner auftritt, der Besuch auch seitens der Gebildeten gut ist. Darum wird es eine wichtige Pflicht der Kirchenbehörde sein, dafür Sorge zu tragen, daß solche Vorträge von Zeit zu Zeit abgehalten werden. Weiter wäre es von Nutzen, wenn in den größeren Städten wenigstens ein Prediger aufträte, der auch religiöse Tagesfragen und kirchengeschichtliche Tatsachen in einer die Gebildeten anziehenden Form behandelte. Wir sehen, daß dort, wo dieses geschieht, der Erfolg nicht ausbleibt. Als unablässig sprechende Prediger aber erweisen sich gute, religiöse Bücher. Doch für diese

Digitized by Google

haben unsere gebildeten Katholiken wenig Geld und keine Zeit. Die Anforderungen, welche die Hausbibliothek nach anderer Seite hin stellt, läßt für jene nichts mehr übrig. Daher ist es um so notwendiger, daß auf sie bei jeder passenden Gelegenheit dringend hingewiesen werde und daß derartige Bücher im einzelnen genannt und empfohlen werden. Ein Apostolat erfüllen diejenigen Katholiken, die bei jeder Gelegenheit, wenn sie an junge studierende oder studierte Leute oder an Familien ein Geschenk machen wollen, ein Buch geben oder ein solches beifügen. Dazu eignet sich der Tag der ersten hl. Kommunion, der hl. Firmung, der Hochzeit. Auch Weihnachten und Namensfeste bieten Veranlassung, solche Geschenke zu gewähren. Mangel an hierzu geeigneten Büchern besteht nun keiner mehr. Wir können hier nicht einzelnes aufführen; Aufschluß gibt z. B. der jährlich erscheinende „Literarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands". Große Verdienste erwirbt sich der Münchener Volksschriftenverlag.

Eine sehr wichtige Aufgabe erfüllen eine Reihe von periodisch erscheinenden Zeitschriften. Die Not der Zeit hat mehrere ins Leben gerufen, die speziell der Aufklärung über religiöse Fragen und der Zurückweisung von Anschuldigungen und Verleumdungen dienen, die gegen die Kirche erhoben werden. Dazu gehören: „Apologetische Rundschau" und „Magazin für volkstümliche Apologetik". Daneben bestehen Zeitschriften, die sich zwar einen weiteren Rahmen gesteckt haben, damit aber auf ausgedehnterem Gebiete ähnliches erreichen; wir nennen „Allgemeine Rundschau". Diese und ähnliche Publikationen könnten die Quellen werden, aus denen die gebildeten katholischen Kreise weitere Belehrung und religiöse Anregung erhielten. Notwendig aber wäre, daß ihr Interesse hierfür gewonnen würde. Insbesondere sollte in Predigten auf diese Lektüre aufmerksam gemacht werden. Ein Geschenk in Form von einem Abonnement für ein Quartal oder ein Jahr an Freunde und Schutzbefohlene würde diesen Zeitschriften gewiß in den meisten Fällen neue Freunde erwerben. Die daraus entstehenden Opfer müßten die Katholiken um so eher zu bringen geneigt sein, wenn sie die ungeheueren Summen beachten, die unsere Gegner jahraus jahrein für Schriften und Broschüren aufwenden, welche die christliche Weltanschauung bekämpfen und die katholische Kirche herabsetzen. Von den Feinden sollten wir lernen.

Welche Macht aber stellt erst die Tagespresse dar! Man kann wohl sagen: Wer die Leser hat, hat die Zukunft. Die katholische Zeitung darf es nun nicht als einzige Aufgabe betrachten, die Tagesneuigkeiten zu registrieren, sie muß auch nach Bedürfnis in Fragen, die das religiöse Leben und die Kirche angehen, Vorurteile zerstreuen, Irrtümer berichtigen und Zweifelnde belehren. Wie steht es aber mit der Verbreitung der katholischen Presse? Beschämend ist die Antwort, welche die Abonnentenziffern der Zeitungen verschiedener Richtungen ergeben. Wüßte man es nicht ohnedies bereits, sie würden bekunden, daß viele katholische Familien, auch solche, die gläubig sind, keine katholische Zeitung haben; diese holen ihre Anschauungen und Belehrungen über kirchliche Fragen aus farblosen oder gar kirchenfeindlichen Preßerzeugnissen. Durch solche tägliche Lektüre aber wird nicht nur ein kirchenfremder Geist großgezogen, sondern auch Geringschätzung und Mißachtung gegen die Kirche begründet: Man schämt sich schließlich, einer solchen „zurückgebliebenen", „lichtscheuen", ja „moralisch tiefstehenden" Religion anzugehören.

Im Verkehre mit unseren gebildeten Kreisen müssen wir es daher immer betonen und auch beweisen, daß die katholische Presse und Literatur doch nicht so inferior ist, wie man sie hinzustellen beliebt. Damit dieses auch offenkundiger hervortritt, ist es die Pflicht aller treuen Katholiken, an ihrer Hebung nach Kräften mitzuarbeiten. Hier aber fehlt es nicht wenig gerade bei solchen, die besonders dazu befähigt wären. Bescheidenheit und Bequemlichkeit sind zwei gleich zu fürchtende Feinde. Auch den berechtigten Wünschen der Zeit müßte Berücksichtigung zuteil werden. Wohl können unsere Presse und unsere Literatur keine „neuen Gedanken" und „fortbildende Ideen" vertreten, die dem Katholizismus und überhaupt der positiven Religion in ihren letzten Konsequenzen die Wurzel abgraben, aber dieses darf nicht hindern, daß sie einem von der Kirche anerkannten Fortschritt dienten und auf allen profanen Gebieten auf der Höhe der Zeit stehen. Um dieses zu erreichen, wäre es auch Pflicht katholischer Gelehrten, ihr Wissen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Eine Anklage, die man von gläubigen gebildeten Laien oft hören muß, ist die, daß geistliche Professoren der höheren und höchsten Schulen nur sehr wenig hier mittun. Zeitgemäß wie kein anderes Werk war deshalb die Gründung des Preßvereins. Seine Sorge um Verbreitung der guten Literatur und Errichtung von Bibliotheken und Lesehallen wird auch an den gebildeten Katholiken nicht spurlos vorübergehen; nur muß auf sie Rücksicht genommen werden.

Schließlich kommen noch Vereine in Betracht, zunächst solche für die Studierenden an den Hochschulen und dann überhaupt für die gebildete Jugend. Viel ist sicherlich auf diesem Gebiete geschehen, und gerade in München ist die Zahl der Mitglieder dieser Vereine eine stattliche; doch könnte sie mindestens noch drei- bis viermal größer sein. Wer angehende Akademiker und überhaupt junge gebildete Leute auf diese Vereine aufmerksam macht und sie dafür gewinnt, dient sicherlich unserer Sache. Gewiß gibt es auch hier noch viele Wünsche zu erfüllen; zu diesen gehört gerade der, daß häufiger in Vorträgen Fragen behandelt würden, die zur Bildung und Befestigung der christlichen Weltanschauung dienten. Solche Themata sollten von Philistern und auch älteren Aktiven in Verbindung von Philisterium und Aktivitas eingehend erörtert werden. Das Fachstudium läßt ja meistens den einzelnen Mitgliedern keine Zeit sich mit diesen wichtigen Dingen zu beschäftigen; darum müßte mit solchen Vorträgen eine Ergänzung eintreten. Auch eine nach dieser Richtung ausgewählte Bibliothek sollte jede Korporation besitzen; einen bevorzugten Platz dürfte Herders Konversationslexikon einnehmen. Sehr dankenswert ist es, daß viele Verleger größerer katholischer Zeitungen diese an katholische Vereine umsonst senden. Damit wird ein doppeltes erreicht. Die Vereinsmitglieder verfolgen die Verhältnisse auch im Lichte katholischer Auffassung und werden in der Mehrzahl für später wohl auch Freunde dieser Zeitungen bleiben.

Eine ernste Angelegenheit ist es sicherlich, dahin zu wirken, daß die gebildeten Katholiken in religiösen und kirchlichen Dingen ein genügendes Wissen besitzen und daß sie vor unrichtiger Beurteilung auf diesem Gebiete geschützt werden. Daher ist eine möglichst ergiebige Unterweisung der Mittelschüler in diesen Dingen neben der Anleitung zur praktischen Betätigung der Religion erforderlich. Der Religionslehrer hat die wichtige und schwierige Aufgabe, das Gestrüpp falscher Anschauungen auszuroden und den Baum der Wahrheit aufzupflanzen; eine Erleichterung in dieser seiner Tätigkeit kann er finden, wenn Lehrplan und Lehrbücher dieses hohe Ziel gleichfalls im Auge behalten. Mittel und Wege, damit die Abiturienten höherer Lehranstalten die Kenntnisse, welche sie mitnehmen, sich bewahren und sie vertiefen, dürften zur Genüge vorhanden sein. Jeder Katholik aber muß es als seine Pflicht betrachten, nach Vermögen mitzuwirken, daß sie bekannt und benützt werden. Wenn die Lehren und Einrichtungen der Kirche, sowie ihre Vergangenheit gerade von den höheren Ständen genügend kennen gelernt und richtig beurteilt würden, dann müßte sie an Achtung und Einfluß gewinnen. Nur Unwissenheit und Vorurteile entfremden ihr die Menschen.

Wahrmund.

Von unserem Mitarbeiter Chefredakteur F. Eckardt in Salzburg erhalten wir folgende Zuschrift:

Professor Adolf Wahrmund sen. berichtigt in Nr. 16 der „Allg. Rundschau", daß er von protestantischen deutschen (also wohl arischen) Eltern abstamme. Die Behauptung, daß er als Sohn eines Juden geboren sei, fand ich in der „Wiener Allgemeinen Zeitung", welche ein so ausgesprochenes Judenblatt ist, daß sie im Wiener Volksmund das „Rabbinerblatt" heißt. Eine Richtigstellung Professor Adolf Wahrmunds in diesem Wiener Blatte habe ich bis heute nicht gefunden.

Die Redaktion der „Allg. Rundschau" möge mir also den Irrtum verzeihen; man sieht, daß man einem Judenblatte nicht einmal dann glauben darf, wenn es über einen seiner erklärtesten Lieblinge schreibt. Wenn dann die „Allg. Rundschau" schreibt, ein Protestant lehre in Innsbruck katholisches Kirchenrecht, so hat sie sich durch Wahrmund Vater zu einem Irrtum verleiten lassen; denn Wahrmund Sohn, der Katholikenhasser und von der jüdischen Freimaurerpresse erst zum großen Gelehrten und freien Forscher erhobene und jetzt schon abgeschüttelte Innsbrucker Professor, ist dem Taufschein nach Katholik.

Hochachtungsvoll

Salzburg, 15. April 1908. F. Eckardt.

Digitized by Google

Die sachliche Bedeutung der Enzyklika insbesondere für Deutschland.[1]

Von

Dr. Philipp Kneib, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität Würzburg.

In der Frage nach der Bedeutung der Enzyklika wird unterschieden zwischen einer Bedeutung für das Kultur- und Geistesleben innerhalb des Katholizismus und für das Kultur- und Geistesleben überhaupt. Auch mit Bezug gerade auf Deutschland wird sie besonders besprochen. Wir geben zunächst hier nur die allgemeinen Bemerkungen darüber, weil wir des Näheren auf die Fragen: „Enzyklika und Wissenschaft", „Enzyklika und theologische Fakultäten" noch werden zu sprechen kommen.

„Der 8. September, der Tag der Enzyklika Pascendi dominici gregis ist ein Schicksalstag des Katholizismus und damit wohl auch des europäischen geistigen Lebens. Die Enzyklika wird von vielen Seiten angesehen als ein Akt römischer Intoleranz. Man habe sich in Rom auf Grund verschiedener bedenklicher theologischer Bücher eine Gefahr eingebildet für die Kirche und darauf mit übermäßigem Eifer losgeschlagen. Aber die Sache steht doch anders und sehr viel ernster. Vom Standpunkt des Kurialismus und des strengen katholischen Dogmas aus bestand in der Tat eine wirkliche Gefahr. Der Katholizismus war in eine innere Gärung geraten, die völlig derjenigen entspricht, in welche die protestantischen Kirchen durch die ‚moderne Theologie' und durch das Eindringen der modernen Lebenselemente geraten sind."[2] — „Für den deutschen Staat hat sie (die Enzyklika) in ihrem Hauptinteresse weniger Bedeutung; denn hier lebt nicht so viel von dieser Reformbewegung wie namentlich in Italien und Frankreich. Die besten der deutschen katholischen Theologen halten sich in historischer Forschung auf unschuldigen Gebieten. Einen ‚dogmatischen' Materialismus gibt es hier nicht, und die geistreichsten Leute behalten ihre Gedanken für sich. . . . . Außerdem sind bei uns nicht wie in den romanischen Ländern die geistig führenden und doch religiöses Leben begehrenden Schichten von Hause und Natur her katholisch. Für die deutschen Staaten sind daher mehr die Ausführungsbestimmungen der Enzyklika von Bedeutung, die ganz von jener Reformbewegung absehen und jedes geistige Leben aus Vorsicht lieber überhaupt zerstören, nur um desto sicherer ein häretisches zu verhindern. . . . Die katholische Demokratie als Ganzes wird unmerklich immer gröber, massiver, bildungsfeindlicher, haßerfüllter und intransigenter werden."[3]

„Aber die eigentliche Bedeutung der Enzyklika liegt auf dem viel allgemeineren Gebiete des geistigen Lebens, der europäischen Kultur überhaupt. Wer hier seine Hoffnung auf eine innere Erneuerung und Vertiefung des Katholizismus setzte, wird sich bescheiden müssen. Von vielen freilich wird dieses Ergebnis mit Jubel begrüßt. Sie hoffen auf einen damit eingeleiteten Zusammenbruch des Katholizismus, ja, sie glauben das Ende des Christentums damit in greifbare Nähe gerückt. . . . . Andere hoffen Ernten für den Protestantismus. . . . ."[4]

Troeltsch selbst meint, solche Zukunftsperspektiven seien der Natur der Sache nach sehr unsicher. Er hat recht. Die seinigen sind es natürlich auch. In der anderen Behauptung: „Der Katholizismus konnte noch vor kurzem im Geist und Sinn der Religion Dantes sich erneuern und er wird es nun schwerlich mehr können,"[5] spricht er etwas sehr allgemein. Es wäre das „Wie" einer „Erneuerung" klar herauszustellen, und dann auch zu zeigen, daß diese Möglichkeit nach dem Erlaß der Enzyklika eine Unmöglichkeit geworden ist. Uebrigens ist der Ausdruck Erneuerung des Katholizismus ungeschickt gewählt. Es gibt eine Erneuerung der Katholiken durch die geistigen und kulturellen Kräfte der katholischen Religion; eine Erneuerung der Religion selbst gibt es nicht, sondern nur ein Ausbau ihrer Grundgedanken in der Richtung des modernen Lebens, soweit es Licht und nicht Schatten ist. — Troeltsch glaubt ja doch selbst: „Die Wahrheit freilich, das, was am Christentum ewige religiöse Kraft ist, wird nicht untergehen.

„Am 8. September haben in Dantes Himmel alle Heiligen trotz ihres Aufblickes zum unwandelbaren Gotteskreise um der Erde willen geweint. Auf der Erde selber aber wird uns nichts anderes übrig bleiben, als ehrlich und entschlossen den Weltanschauungskampf gegen einen Katholizismus aufzunehmen, der für den Geist der modernen Welt keinen Platz mehr hat. . . . . Nur wäre es gut, wenn dieser Kampf mit Gerechtigkeit . . . . . geführt würde."[6]

Nun ist ja gerade das die große Frage, was am Christentum ewige Wahrheit ist. Sicherlich wurde die Antwort auf diese Frage für den Katholiken durch die Enzyklika nicht verändert. Sie bleibt dieselbe vorher wie nachher. Warum also gerade am 8. September 1907 die Heiligen in Dantes Himmel weinen sollten, bleibt unverständlich. Nur wenn sie vorher nie aufmerksam waren auf katholisches Leben und nur, wenn sie außerdem in der von Troeltsch vorausgesetzten Stimmung sich befanden, in einer ganz im Sinne der Enzyklika modernistischen nämlich, nur dann sind ihre Tränen erklärlich. Führen wir doch nur den Kampf, von dem unser Gewährsmann redet! Wenn wir von der Wahrheit unseres Glaubensinhaltes überzeugt sind, dann bleibt uns nichts übrig, als diesen „Weltanschauungskampf" aufzunehmen. Wird er auf beiden Seiten mit Gerechtigkeit geführt, so kann er wohl nur gute Folgen haben. Die Behauptung, daß die besten der deutschen katholischen Theologen in historischer Forschung sich auf unschuldigen Gebieten halten und daß im Katholizismus die geistreichsten Leute ihre Gedanken für sich behalten, ist von Troeltsch nicht belegt. Wir können sie also einfach übergehen.

Da in Deutschland in Schriften der Modernismus nicht vertreten wird, so wirft man auch hie und da mit besonderer Schärfe die Frage auf: „Was will die Enzyklika . . . . . für unser deutsches Vaterland?"[7] Man denkt an das versteckte Ziel, in Maßregeln gegen romanische Häretiker die Wissenschaft der deutschen Akatholiken zu treffen. Die Antwort ist einfach. Man könnte zunächst fragen: Warum soll an Deutschland ein Erlaß für die Gesamtkirche nicht ergehen? Und wenn dieser Erlaß durch wirkliche Vorkommnisse in Frankreich, Italien, England, Amerika begründet ist, warum soll er nicht an die Gesamtkirche sich richten dürfen? Noch mehr. In Deutschland ist die verurteilte Religionsphilosophie entstanden und groß geworden. Wie fest sie gerade in Deutschland Wurzel gefaßt hat, zeigen die bereits oben erwähnten Ausführungen Herrmanns, auf die wir eigens zurückkommen werden, zeigt ein Blick in die moderne protestantische Literatur. Auch der katholische Theologe ist ständig in Kontakt mit diesen Anschauungen. Für ihn ist die Enzyklika ein energischer Aufruf zur Aufmerksamkeit. Wie notwendig diese Warnung auch für Deutschland war, zeigt die vielfache entschiedene Stellungnahme gegen die Enzyklika in der „Internationalen Wochenschrift", zeigt der Fall des Theologieprofessors Dr. Schnitzer in München, über dessen Person kein Urteil gefällt werden soll. Ihn hat die Enzyklika zum entscheidenden Schritt gebracht. Ob er aber der einzige ist, der nur in der Aufgabe von Dogmen, welche die Kirche festhält, und in der Annahme von Ergebnissen der rationalistisch-protestantischen Theologie eine Harmonie von Glauben und Wissen herstellen zu können glaubt? Was bei ihm wirklich ist, kann bei anderen nicht unmöglich sein. Das Rundschreiben der deutschen Bischöfe über die Enzyklika Pascendi weist ebenfalls auf die Gefahr hin, daß Ansätze zu solchen falschen Theorien unvermerkt sich einschleichen können.

Noch eine andere Bemerkung möchte ich hier nicht unterdrücken. Sie bezieht sich auf eine Beobachtung, die mir außerordentlich wichtig erscheint. Aus dem, was verschiedene Nichtkatholiken, insbesondere Professoren der protestantischen Theologie über die Enzyklika in der „Internationalen Wochenschrift" geäußert haben, ergibt sich deren Anschauung, vor dem Erscheinen der Enzyklika hätten katholische Theologen modernistische Ansichten mit kirchlicher Treue für vereinbar halten können. Für sie hat nun die Enzyklika insofern klärend gewirkt, als sie jetzt wissen, daß jeder katholische Theologe, der katholischer Theologe bleibt, ein Gegner des Modernismus ist, und als sie nicht in Versuchung kommen werden, zu unterscheiden zwischen angeblich bis zum Modernismus hin Fortschrittlichen und zwischen Reaktionären, die eben deswegen dafür wären gehalten worden, weil sie ihre Gegnerschaft gegen den Modernismus auch ohne Enzyklika offen bekannt hätten. Auch in dieser Beziehung hat die Enzyklika gerade für Deutschland eine Bedeutung.

---

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers aus: „Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus. Dargestellt im Anschluß an ihre Kritiker. Mainz 1908. Verlag von Kirchheim & Co." (V. Abschnitt). — [2]) Troeltsch, H. 1, Sp. 16, 17. — [3]) Sp. 23. — [4]) Sp. 24, 25. — [5]) Sp. 26. — [6]) Sp. 26. — [7]) Meurer, H. 2, S. 49.

Digitized by Google

Dekorationswesen.

Von

Dr. Julius Verfen.

Vor kurzem las ich die sinnreiche Bemerkung: „Jetzt ist nur noch zweifelhaft, ob Graf Hohenau mit oder ohne Orden in das homosexuelle Genesungsheim einzieht." Ja, ja, am Dekorativen ist heut alles gelegen!

Wohin aber der neuzeitliche Ordenssegen, richtiger Ordensregen, führt, das ersehen wir aus der Etatsüberschreitung für 1906/07 in dem Ressort Ordensverleihung: Etatsansatz 220,000 Mark, Etatsüberschreitung sage und schreibe: 165,000 Mk. Das ist eine nette Kostenberechnung für die erstmalige Stillung des Ehrgeizes unserer Blockleute, zumal der Freisinnigen. Wie vielen Veteranen und Beamten hätte mit diesem Gelde geholfen werden können! Es gibt eine aktive und passive Korruption, und ihre Stiefschwester, aufgepäppelt durch eine nicht einwandfreie Methode, ist die Dekorationssucht. Wie der Mensch nun einmal ist, neigt er ohne Rücksicht auf seinen Bildungsgrad zu eitler Selbstsucht und übertriebener Wertschätzung von Aeußerlichkeiten. Im heutigen Dekorationswesen bildet sich indes ein staatlicher Mißbrauch dieser menschlichen Schwäche heraus. Anstatt entgegenzuwirken, wird diese Sucht noch angereizt und in unreiner Kultur großgezogen. Sogar beim Ewig-Weiblichen.

An sich ist ja das Dekorationswesen keine spezifisch deutsche Unsitte; man findet es auch anderswo, beispielsweise im Lande der papiernen Egalité. Bei uns nimmt es aber allgemach in grotesker Weise überhand. Man muß die Naturgeschichte mancher Frühstücksorden kennen!

In Preußen scheint die Liquidation der Generalordenskommission zu einem regelrechten Bankerott führen zu sollen. Und nicht der Dekorierte allein hat die Kosten zu bezahlen, sondern auch der nicht dekorationswürdige Steuerzahler. Deshalb liegt es im allgemeinen Interesse, zu wissen, wie man Orden verteilt.

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtnismedaille bekamen Leute, die nie die Ehre gehabt hatten, unter dem „alten Herrn" auch nur einen Tag zu dienen. Weswegen verband man nicht bei dem späteren Entschlusse, den Kriegsteilnehmern von 1870/71 dieselbe Medaille zu gewähren, einen Ehrensold damit? Im Rheinlande hat man noch jetzt die gut versorgten Invaliden und Veteranen aus napoleonischer Zeit mit der St. Helena-Medaille und dem daran geknüpften Ehrensolde im Gedächtnis. Das hätte vorbildlich sein sollen!

Sieht man, wie ich dieser Tage, einen Gendarmen mit der wie ein Fünfmarkstück großen, apfelsinengelben Medaille und mit der unscheinbar kleinen silbernen Rettungsmedaille, verliehen für die denkbar schönste Heldentat, dann steigen auch dem legalen preußischen Staatsbürger eigentümliche Gedanken über Wert und Unwert von Dekorierungen auf.

Der Vergessenheit muß hier die lippe-detmoldische Einzugsmedaille entrissen werden, die in bezug auf Farbenpracht und Aufschrift als erfolgreiche Konkurrentin preußischer Erfindungen bezeichnet werden konnte. Wer waren die Beglückten? Alle, die den Einzug des Fürstlich-detmoldischen Regentenpaares im Jahre 1896 mitansehen durften, d. h. soweit sie männlich oder wahlberechtigt waren. Beneidenswerte Landeskinder!

Ueber die stählerne Chinamedaille oder den Tippelskirch-Orden, wie böse Leute sie nannten, wollen wir nicht reden. Wir werden nicht gern malitiös.

Aber einen Vorschlag zur Güte möchten wir doch machen. Man vermeide in Zukunft, einen Orden wie den Schwarzen Adler an einen Spiel-Fürsten, das Großkreuz des Roten Adlers mit Brillanten an kompromittierte Minister, den Pour le mérite an russische Helden und heidnische Japse zu verleihen! Das hat doch mehr Verlegenheiten und Schaden, als Genugtuung und Nutzen gestiftet. Jedenfalls vergesse man nie, daß es bedenklich ist, durch Ordensverleihungen an die Schwächen der Menschen statt an die natürlichen, starken Seiten des Pflicht- und Ehrgefühls zu appellieren. Wo soll denn die volkstümliche Hochachtung vor Rettungsmedaille, Pour le mérite und Kriegsdekorationen bei dem unlautern Wettbewerb mit dem großen „Spielwarengeschäft" bleiben? Hoffentlich führt das Defizit der Generalordenskommission zur zeitweiligen Einstellung in Ordenssachen.

Vom geschäftigen Patriotismus zum Geschäftspatriotismus ist nur ein Schritt. Ich warne untertänigst davor. Vielleicht nimmt man sich Württemberg zum Vorbild. Dort liegt die Austeilung des Ordenssegens in Händen des Gesamtministeriums.

Ein sozialer Minister in Baden.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Der unvergeßliche Posadowsky hat in gewissem Sinne ein Gegenstück gefunden; zwar nicht in Preußen und im Reiche: Baden hat es aufzuweisen. Der Minister des Innern, Frhr. v. Bodman, hat gelegentlich einer Interpellation wegen der Arbeitskammern und der Arbeitslosenfrage ein sozialpolitisches Bekenntnis abgelegt, das bei allen Parteien ungeteilte Zustimmung fand. Gewiß ein parteipolitisches Novum. Ob diese Zustimmung bei allen Parteien echt war, werden wir weiter unten sehen.

Der Minister erklärte, daß zwar die Regierung zu dem dem Bundesrat zugegangenen und auch in der Presse erörterten Gesetzentwurf betr. Arbeitskammern eine endgültige Stellung noch nicht genommen habe. Bekanntlich handelte es sich bei dieser Frage darum, ob Arbeitskammern oder Arbeiterkammern zu errichten seien. Er für seine Person halte die Errichtung von Arbeiterkammern für das nächste und dringendste Bedürfnis. Die sozialdemokratischen Interpellanten bekamen hierbei einen wohlgezielten Hieb weg mit dem Hinweis, daß die Sozialdemokratie noch vor nicht sehr langer Zeit die jetzt von ihr verworfenen Arbeitskammern selbst gefordert (1900) und sogar dem Reichstag einen vollständig ausgearbeiteten Gesetzentwurf vorgelegt hat, daß also schroffes Auftreten gegenüber denjenigen, die den Arbeitskammern als Vermittlungsinstanz vor Arbeiterkammern als reinen Standesvertretungen den Vorzug geben, nicht angebracht sei. Ueber eine so wichtige Frage könne man sich doch ohne alle Erregung ruhig und ernst unterhalten.

Die Hauptfrage, ob Arbeiterkammern oder Arbeitskammern, kann man verschieden beantworten, je nachdem, was man will. Will man eine Standesvertretung für die Arbeiter, wie sie die Landwirtschaft, das Handwerk, der Handel, die Aerzte haben, dann muß man Arbeiterkammern verlangen. Will man aber eine Einrichtung, wie sie die Kaiserliche Botschaft (4. Febr. 1890) für wünschenswert erklärt hat, eine Einrichtung, in welcher Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam ihre Angelegenheiten beraten und sich gegenseitig aussprechen, dann muß man Arbeitskammern fordern. Der Minister sprach hier die bemerkenswerten Worte, daß die Arbeiterkammern das nächste und dringendste Bedürfnis seien und sich aus diesen Arbeiterkammern die Arbeitskammern weiter entwickeln können. Es könne sich aber auch umgekehrt aus einer Arbeitskammer eine Standesvertretung für die Arbeiter entwickeln. Es wird sich das ganz von selber geben, es werden die Arbeitervertreter sich über die Fragen, welche sie berühren, zunächst unter sich verständigen, es wird eine gesonderte Beratung und eine gesonderte Abstimmung, wenn sie auch jetzt noch nicht vorgesehen ist, ganz von selber in gewissen Fragen Bedürfnis werden. Wenn man Arbeiterkammern nicht jetzt schon bekommen könne, so kann man auf dieser Grundlage versuchen, die Arbeitervertretung zu organisieren. Der Regierungsentwurf gebe die Möglichkeit — allerdings sei eine Umgestaltung nötig — auch eine Standesvertretung der Arbeiter zu schaffen.

Als verfehlt betrachtet es der Minister, für die Vertretung der Arbeiter die Arbeiterausschüsse zur Grundlage zu nehmen, weil diese nicht obligatorisch, nur da und dort bestünden, und auch nur in der Industrie vorhanden seien. Die Arbeitskammer müßte auf eine breitere Grundlage gestellt werden, sie muß noch andere Klassen von Arbeitern umfassen als nur Industriearbeiter, es müsse das Handwerk einbezogen werden, da die Gesellenausschüsse keine genügende Vertretung der Arbeiter des Handwerks sind. Ob man so weit geht, auch die Handelsangestellten, die Privatangestellten einzubeziehen, oder ob man diesen eine besondere Vertretung einräumt, wie es in Aussicht genommen ist, und wie es mit den Arbeitern der Landwirtschaft zu regeln sei, das wird eine spätere Sorge sein. Auch bezüglich des Wahlverfahrens bekundete der Minister eine gesunde Auffassung. Die Kammer sollte gebildet werden auf Grund von allgemeinen, direkten, geheimen Wahlen nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, auch sollte man den Arbeiterinnen ein Wahlrecht geben. Als wahlfähiges Alter könne man die Volljährigkeit akzeptieren, könnte sich aber auch mit dem 25. Lebensjahr begnügen. An die Berufsgenossenschaften sollten die Arbeitskammern nicht angeschlossen werden. Damit stellt sich der Minister auf den Standpunkt der christlichen Arbeiterschaft. Die Berufsgenossenschaften sollten lediglich die Grundlage für die Einteilung

Digitized by Google

der Arbeitskammern bilden. Die Hauptsache ist, daß neben einer territorialen Grundlage auch die fachliche Gliederung stattfinden muß. In der Kostenfrage müsse eine Teilung eintreten zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern, oder zwischen den Arbeitgebern und dem Reich, vielleicht auch dem Einzelstaat. Jedenfalls sei es gerechtfertigt, daß das Reich oder der Staat einen Teil der Kosten trägt, da der Staat ja auch einen Teil der Kosten der anderen beruflichen Vertretungen übernommen hat.

Mit diesen sozialpolitischen Anschauungen und Empfindungen kann man ebenso einverstanden sein, wie mit der Stellung des Frhrn. v. Bodman zur Frage der Arbeitslosenversicherung.

Auf der zweiten Landeskonferenz der christlichen Gewerkschaften Badens in Offenburg am 29. März sprach sich Gewerkschaftssekretär Tremmel-Mannheim dahin aus, daß aus prinzipiellen und Zweckmäßigkeitsgründen im gegenwärtigen Moment Arbeitskammern den Arbeiterkammern vorzuziehen seien. Nur dann würde ein wirkliches Friedensinstitut geschaffen zum Ausgleich der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitern.

Zur Arbeitslosenversicherung meinte v. Bodmann:

Nach den von der Regierung seit 1905 gemachten Erhebungen in Baden könne da von einem eigentlichen Notstand nicht die Rede sein, nur das Baugewerbe liege darnieder. Außer dem teuern Geld und der Bodenspekulation sei die durch Ablauf der Tarifverträge verursachte Unsicherheit der Frage schuld. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollten sich in beiderseitigem Interesse bald verständigen. Die Regierung wirke auf staatliche und kommunale Notstandsarbeiten hin. Zur Frage der staatlichen Arbeitslosenversicherung teilte er mit, daß ein ministerieller Erlaß bis zur staatlichen Regelung den großen Städten die örtliche Versicherung empfohlen habe.

Selbst die Nationalliberalen hatten an diesem sozialpolitischen Glaubensbekenntnis des Herrn v. Bodman ihre Freude. Der Abg. Wittum bemerkte, der Minister imponiere ihm durch seine Haltung mehr, als es „geistreiche Reden" vermochten. Das war eine Spitze gegen Dr. Schenkel, den Vorgänger des Herrn v. Bodman. Der nationalliberale „Mannh. Gen.-Anz." zweifelt in Nr. 130 vom 18. März sehr die sozialpolitische Fähigkeit der Nationalliberalen an und betont, daß v. Bodman den Beweis erbracht habe, daß „man" liberal sein könne, auch wenn einem Kampf gegen die Sozialdemokratie oberster Leitstern ist. Eine recht boshafte Bemerkung! Und dann spricht das Blatt den sehr bezeichnenden Satz aus: „Es ist keine zufällige Erscheinung, daß im badischen Landtage unter den Liberalen herzlich wenige Sozialpolitiker sitzen", und empfiehlt den badischen Nationalliberalen heilsame Lehren daraus zu ziehen, daß ein scharfer Gegner der Sozialdemokratie zugleich der beste Sozialpolitiker seiner Partei sein könne!

Veilchen.

Sie ist ganz still gestorben
Und niemand hat es geseh'n.
Wir schliefen. — Sie wollt' uns nicht stören,
Ganz leise nur von uns geh'n
Und als wir am Morgen erwachten,
Lag sie so friedlich da;
Sie lächelte, fast als spräch' sie:
„Verzeiht mir, was geschah!"

Es war ums Fest Allerseelen.
Die Rosen blühten nicht mehr.
Nur Astern und Chrysanthemen
Streuten wir um sie her.
Und sie liebte doch die Rosen,
Wenn sie glühend flammten vom Strauch;
Gepflückt hat sie selten eine —
So hielt sie's im Tode auch!

Und wie sie im Leben abseits
Sich steckte von Zank und Gewühl
Und die Sonne nur liebte, wenn milde
Und wärmend sie schien, nicht schwül:
So ruht sie auch nicht am Wege,
Nicht wo der Stolz sich bläht
Und prunkend aus goldenen Worten
Nach bewunderndem Neide späht.

Ganz hinten an der Mauer
Ein einfach Steinkreuz steht,
Und niemand als die Liebe
Zum Efeubügel geht.
Nur einmal im Jahr, da ist dort
Ein wonnelames Weh'n,
Wenn scheuverschämte Veilchen
Drauf, ihr nur duftend, steh'n.

Könnt' sie, sie würde bitten:
„Tut weg doch diese Zier!"
Doch muß sie's geschehen lassen —
Sie kommen von selber zu ihr.

Ferdinand Eckert.

Zu den Vorgängen in Rom.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Bei einem Bau war ein Maurer tödlich verunglückt, einer, der weder Anarchist noch Sozialist gewesen. Trotzdem legten die Helden des Umsturzes, denen der Arme im Leben ferne gestanden, Hand auf die Leiche, um wieder eine der seit einiger Zeit sich häufenden Straßenkundgebungen veranstalten zu können.

Es wurde ein Zirkular verteilt, worin es hieß, wieder sei ein Menschenleben der ausbeuterischen Gier des Kapitals zum Opfer gefallen, und zur Beteiligung am Leichenzug aufgefordert wurde, „als Protest gegen jene, die fette Gewinne einstecken, aber das Leben des Arbeiters mißachten".

Der bedauernswerte Verlauf ist bekannt. Vom Spital aus sollte sich der Zug auf verkehrsreichem Umwege über die Piazza Venezia und durch die Via Nazionale nach Roms Nekropole des Campo Verano bewegen, damit so die Reihen der Proletarier mit Fahnen und Kränzen sich besser entfalten und der Bourgeoisie mehr imponieren könnten. An der Piazza del Gesu fanden sie aber den Weg durch die bewaffnete Macht versperrt. Mit dieser Eventualität war gerechnet worden. Soeben, als der Sarg in den statt des Kreuzes einen roten Blumenstrauß tragenden Leichenwagen geschoben wurde, hatte einer der Häuptlinge schmunzelnd gesagt: „Wollen sehen, ob die Häscher den Mut haben werden, sich uns entgegenzustellen. In Apulien dürfen sie schießen, wagen es aber in Rom nicht. Wir sind 2000." Als ein Verwandter des Toten verlangte, daß der Kondukt den gewöhnlichen Weg nehme, wurde ihm von einem „Roten" barsch geantwortet: „Der Tote gehört uns. Wir tun nach Belieben." In Voraussicht eines Zusammenstoßes hatten manche der „Leidtragenden" sich mit Steinen versehen.

Der Entschluß, sich den Durchgang zu erzwingen, war denn auch im Nu gefaßt. Daß Polizei und Militär von der Waffe Gebrauch machen würden, durften die Straßenhelden für ausgeschlossen halten, nachdem sie so oft schon bei ihrem lärmvollen Treiben nur auf geringen Widerstand gestoßen waren. Sie fühlten sich sicher in ihrer Haut und wollten den Uniformierten um so nachdrücklicher am Zeug flicken. Man ließ den Leichenwagen auf den Kordon anrennen, schlug mit Stöcken und Fahnenstangen auf die Wachmannschaft ein und bombardierte sie mit Backsteinen, die, wie auf Bestellung, der rasenden Menge auf drei Karren zugeführt wurden. Mit jedem Augenblick stieg die blinde Wut der Stürmer. Polizisten und Soldaten hielten wacker stand, wiewohl manche von ihnen aus tiefen Wunden bluteten. Aber es war doch vorauszusehen, daß sie bald der Uebermacht erliegen würden. Und was dann? Zu welchen Exzessen hätten dann wohl die Sieger sich fortreißen lassen? „Nach dem Quirinal!" schrien einige der Wütendsten. Da erklangen mehrere Trompetenstöße als Aufforderung auseinanderzugehen. Es half nichts, steigerte aber noch die Wut der Menge. Nun krachten Schüsse. Fast automatisch hatten die Mannschaften von Revolver und Gewehr Gebrauch gemacht. Eine furchtbare Panik ergriff jetzt die Helden; sie stoben in wilder Flucht auseinander. Vier Personen wurden gleich getötet oder starben bald nachher. Darunter ein Unbeteiligter, der zufällig Zeuge des schmählichen Kampfes geworden war. Verwundet waren etwa 15 Zivilisten und 30 Polizisten.

Wer objektiv urteilt, muß den Vorwurf, als habe die bewaffnete Macht in frivolster Weise Blut vergossen, als durchaus unberechtigt zurückweisen. Ein Teil der moralischen Verantwortung belastet jene Behörden, die es bisher unterließen, gegen die sich als Herren der Straße geberdenden Umstürzler entschieden Front zu machen. Wohin die Fahrt dieser sogenannten Volksparteien geht, haben die bei der Leichenfeier für die Gefallenen vom Stapel gelassenen blutigen Brandreden wieder einmal mit klarster Deutlichkeit gezeigt. Weder Gott noch Herrn! Der König ist ihnen so verhaßt wie der Papst. Sie streben der Anarchie, der sozialen Revolution zu.

Zwei Tage dauerte in Rom der als Rache für „den am Volk begangenen Verrat" proklamierte Generalstreik, der sich nach der Absicht des leitenden Komitees über das ganze Land erstrecken sollte, was indes nicht erreicht wurde. Daß dadurch gerade die ärmeren Klassen am empfindlichsten getroffen werden mußten, fiel bei den führenden Volksbeglückern nicht in die Wagschale. Manifestiert muß eben werden.

In der Deputiertenkammer wurde auf sozialistischer Seite mehrfach betont, daß die Wurzel solcher Konflikte in dem Mangel

Digitized by Google

einer Erziehung der Volksmassen zu suchen sei. Wer sich darüber unterrichten will, wie die italienische Sozialdemokratie sich ihrer erzieherischen Aufgabe widmet, sehe sich nur eine Nummer des an allen Straßenecken sich ungestraft breit machenden „Asino" an. Und da klagen diese Volksvergifter über die ihren Opfern mangelnde Erziehung!

Dienstboten und Theater.

Ein Beitrag zur Dienstbotenfrage von Mary Croenlein.

In unseren Stadttheatern können wir eine eigentümliche, zur Wehmut stimmende Beobachtung machen. Auf den Plätzen und in den Logen der vornehmen Welt sehen wir häufig junge Mädchen, unverkennbar dem Dienstbotenstand angehörend. Als Lückenbüßerinnen sind sie da, die gnädige Frau hat anderweitige gesellschaftliche Verpflichtungen; das Abonnement ist bezahlt, da macht man mal dem Mädchen eine Freude und die sitzt dann den Platz ab. Möchte man sich einerseits freuen, daß die Herrschaften ihren Angestellten ein Vergnügen gönnen, so kommt einem anderseits doch das Bedenken, ob diese Art der Erholung nicht eine große Gefahr für das Sittlichkeitsgefühl der Dienstboten in sich trage.

Auf die Tendenz des Stückes wird von seiten der Herrschaft leider keine Rücksicht genommen, ob dies nun aus Unwissenheit, Leichtsinn oder Gleichgültigkeit geschieht, das möge dahingestellt sein.

Ist nun aber der Besuch unserer modernen Bühnenstücke mit ihrer berechnenden Sinnlichkeit und ihrer abscheulichen Erotik sogar für den Gebildeten, den sittlich starken und gestählten, eine gewisse Gefahr, um wieviel mehr für ein schwaches Mädchen, vielleicht ein unschuldiges Kind vom Lande, das noch keine Ahnung hat von dem Treiben der großen Welt.

Mit strengen Begriffen von Gut und Bös, von Recht und Unrecht kommt es in die Großstadt, und mutig wehrt es die Gefahren ab. Da wird ihm die Freude eines Theaterbesuches gemacht. Es sieht nun in einem Stück unserer Modernen all das, was es bisher als verboten gekannt hat, als erlaubt und natürlich hingestellt und was ihm von sorgender Mutterliebe als hoch und heilig dargestellt wurde, das sieht es in den Kot gezogen und verächtlich gemacht.

Anfangs wird das Mädchen staunen, es wird in Gewissenskonflikt kommen; aber die Theaterbesuche wiederholen sich, die sinnbetörende Lust ist geweckt und es ist umgeben vom verpestenden Gifthauch einer schwülen Sinnlichkeit. Langsam werden die ernsten Lebensanschauungen freier — die Gelegenheit zur Befriedigung sinnlicher Wünsche ist in der Großstadt groß — und nun ist's zum vollen Verderben nur noch ein Schritt. Das ist die folgerichtige Psychologie. Nun kommt die Klage der Herrschaften über die Unzuverlässigkeit, über die sittliche Verkommenheit der Dienstboten, die ehedem so treu und besorgt, so gewissenhaft und brav gewesen sind. Es ist ganz gewiß nicht pessimistisch gedacht, wenn man die Gedankenlosigkeit, mit der Herrschaften ihre Mädchen in die absurdesten Aufführungen hineinschicken, als einen Umstand bezeichnet, der mithilft zur Korruption des ganzen Dienstbotenstandes.

Abgesehen vom christlichen Standpunkte, gebietet schon das bloße Humanitätsgefühl, daß man dem Dienstboten, der all seine Kraft in den Dienst einer Herrschaft stellen muß, eine Erholung gönnt, wo er gesunde Unterhaltung findet und moralische Kraft schöpfen kann. Für ein Vergnügen, wobei sie dem physischen und psychischen Untergange entgegengehen, werden die Dienstboten ihrer Herrschaft wenig Dank wissen.

Eine christliche Frau aber sollte bedenken, daß sie ihr Mütterlichkeitsgefühl und ihre Sorge auch auf den Dienstboten zu übertragen hat. Auch dieser hat eine unsterbliche Seele, und es ist ihre heilige Pflicht, für deren Wohl zu sorgen. Auch für diese wird sie Gott einmal Rechenschaft geben müssen, wenn diese verloren ginge durch ihre Schuld und Gleichgültigkeit.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Schmerzen und Liebe.

Einst hörte ich in sonndurchwärmten Jugendtagen
Den weisen Mund der treubesorgten Mutter sagen:
Die Lieb' aus fernem Märchenland,
Das Leid, das eure Mutter fand —
Das wünsch ich euch;
Denn Schmerzen und Liebe machen reich.

Noch seh ich mit der zarten Hand, der bleichen,
Die Mutter liebvoll über Stirn und Wangen streichen
Den Flachskopf kosend mit der Hand,
Derweil ich lächelnd vor ihr stand.
Ihr Glück so weich,
So liebzerflossen, tränenreich.

Sie ist nun tot, schon längst zur Ruhe eingegangen,
Die Worte, die sie sprach — sie leben. Mit Bangen
Dacht ich ans sonn'ge Märchenland
Wo sich zu treuer Liebe fand
Der Schmerzen Weh
Als trügrisch-holde, herbe Fee.

Seitdem bin müde ich, ist alt das Herz geworden,
Mein Leben spielt nicht mehr mit trunknen Liebesworten.
Die Lieb', von der die Mutter sprach,
Den Schmerz, der mir mein Herze brach,
Das Märchenland —
Ich hab sie alle wohl gekannt.

Otto Dietenberger.

Eine Stunde mit P. Malinowski.

Von

Marie Amelie Freiin von Godin.

„Pater Malinowski!"

Ich blickte freudig überrascht auf, denn ich hatte nicht geahnt, daß ich den berühmten Oblaten in jenem Salon treffen würde, nicht einmal geahnt, daß er jetzt in München ist.

„Seit wann sind Sie denn in Deutschland", war meine erste Frage, „kann man Sie in Südwestafrika wirklich entbehren?"

Und als Antwort ein vergnügtes, behagliches Lachen. „Wie das wohl tut, lachen zu können", meinte der Pater, — „in Afrika wird man schrecklich ernst — außer man amüsiert sich mit den Hottentotten und denen ist in den Kriegsjahren das Lachen vergangen." — „Die Hottentotten! Entsetzliche Menschen, nicht wahr?"

Wir steckten, wie leicht zu ersehen, schon mitten im Verhör.

Da öffneten sich die Augen meines Gegenüber groß und nachdenklich: „Gerade im Gegenteil, begabt, mutig, sehr dankbar, nie vergißt der Hottentotte eine Wohltat. Ich habe das Volk sehr gerne. Erst vorgestern erhielt ich einen Brief von einem meiner Hottentotten, der nicht begreift, wie ich das Leben von ihnen allen getrennt so lange aushalten kann."

Später erwidert Pater Malinowski auf eine Frage: „Morenga? das war ein prächtiger Mensch, einer meiner besten Freunde, intelligent, kühn und aufopfernd. Fragen Sie doch unsere Offiziere, was sie von ihm halten. Wie habe ich ihn gut gekannt! Und dann erzählt der Pater ein tolles Reiterstücklein des Hottentottenführers, ein Ritt an der Front der deutschen Truppen vorbei, die ein solches Wagnis für ausgeschlossen hielten und die Reiter als Verstärkung ansahen, so daß Morengas Tollheit wirklich gelang und seine Leute sich mit den Bewohnern der angegriffenen Hottentottenstadt noch rechtzeitig in die Berge flüchten konnten. Kurz nach diesem Reiterstück — im Frühjahr 1905 — wurde Pater Malinowski zum ersten Male zu Morenga gesandt, um mit ihm wegen seiner Unterwerfung zu verhandeln. Seine Bemühungen scheiterten aber an dem Mißverständnis eines in Afrika neueingetroffenen Truppenteiles, um nach wiederum einem Jahre erneuert und zum größten Teile, freilich nicht mit allen Stämmen von Erfolg gekrönt zu werden."

„Jetzt ist Morenga tot; es hat mich immer gefreut, daß er wenigstens im Kampfe gefallen ist. Weiß der liebe Gott, wie viele Messen ich für Jakob Morenga gelesen habe!"

Schlicht, einfach und doch außerordentlich anschaulich erzählt Pater Malinowski das alles. Man glaubt ihn mit eigenen Augen zu sehen, wie er sein Pferd durch fast unzugängliche Gebirgsschluchten hetzt, um die Hottentotten rechtzeitig in ihren Verstecken aufzufinden. „Ich dachte damals keinen Augenblick daran, daß

Digitized by Google

ich vom Pferde stürzen könnte, hieb nur auf mein Tier ein, um es mehr und mehr anzutreiben — heute wundere ich mich, daß mir nichts geschehen ist."

Dann ein anderes Bild, an das man gerne glaubt, wenn man mit ihm plaudert. Pater Malinowski tanzt mit den Hottentotten! „Wie oft habe ich das getan — gerade als sei ich einer der Ihrigen, gekleidet wie sie, nur zu oft schmutzig wie sie". Und als der Pater das erzählt, lacht er abermals von ganzem Herzen.

Ich konstatiere wieder einmal, daß Menschen, die Außergewöhnliches geleistet haben, oft so ganz und gar nicht außergewöhnlich aussehen, daß ihnen das befriedigende Bewußtsein, der eigenen Aufgabe gewachsen zu sein, eine vergnügte Behaglichkeit verliehen hat. Die liest sich aus jedem Zuge des breiten, freundlichen Gesichtes, aus den lebhaften, gütigen und fast ein wenig übermütigen Augen des Oblaten. Ich habe Pater Malinowski im Verdacht, daß er Freude an seinen Abenteuern hat, so herzlich leid ihm um alles Elend und allen Schmerz ist.

Wir hören weiter, hören, wie es hoffentlich möglichst viele von Ihnen in einem Vortrag des Paters in München kurz nach Ostern hören werden — und in vielen Städten Deutschlands, die er im Laufe des Sommers besuchen wird — gar viel von Land und Leuten in Südwestafrika, von den Farmern und den großen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen und die ihnen Klima- und Höhenverhältnisse fast unüberwindlich stets bereiten werden — und immer wieder von den Hottentotten. Pater Malinowski hat sich nur deshalb ein Jahr von ihnen getrennt, um in Europa die nötigsten Mittel für seine Mission zusammenzusammeln.

Lächelnd erwähnt der Pater den Kronenorden und den Roten Adlerorden, die ihm für seine Verdienste verliehen worden sind — geht dann auf Dernburg und seine Eingeborenenpolitik über: „Wenn seine Pläne durchgehen, dann ist meiner tiefsten Ueberzeugung nach die Kolonie gerettet — denn der Weiße wird in Deutschsüdwest nie schwere Arbeit ertragen können. Wir brauchen die Eingeborenen; schon darum, wenn nicht aus Menschlichkeit, müssen sie geschont werden. Wenn freilich Dernburg im Reichstag sagte, die Missionare sollten nicht nur das „ora" sondern auch das „labora" bedenken, so stoßt er offene Türen ein, denn es wird keinem Missionar einfallen, damit zu beginnen, dem Hottentotten von Gott und der Kirche zu predigen, wenn doch sein ganzes wirtschaftliches Leben umgestaltet werden muß, um überhaupt eine kirchliche Gemeinde begründen zu können." Daran anknüpfend, schildert der Pater, wie er Monate in den Hütten der Hottentotten gelebt, ihnen von Fall zu Fall zu ihrem Rechte verhalf, ihre Lage zu bessern suchte, sie in praktischen Dingen belehrte, ehe sie auch nur erfuhren, daß er Priester ist. Heute noch widmet er sich der Wohlfahrt ihrer Seele und der Wohlfahrt ihres Leibes.

„So kommt es, daß ich selbst unter Heiden und Protestanten bekannt bin von einer Grenze des Landes zur anderen, bekannt, und von allen, die meiner bedürfen, aufgesucht, obwohl die protestantische Mission 100 Jahre alt ist und wir erst ganz kurz im Lande sind."

„Auch mit den Offizieren unserer Truppen", so sagt der Pater zum Schluß, „war ich befreundet, kam mit allen trefflich aus" — da horche ich auf, weil mir diese Worte den Schlüssel zu seinem Wesen und zu seinem Wirken zu enthalten scheinen: „Jedem Einzelnen möchte ich gerecht sein, denn mir ist das Schrecklichste, irgend jemand zu verletzen, zu beleidigen". Ich verstehe nun, daß das Geheimnis seines Einflusses gerade auf dieser Liebe beruht, die sicherlich übernatürlichen Einschlag hat, aber zum größten Teil gewiß aus warmem, sorglichem, persönlich-menschlichem — darum so gewinnenden, vertrauenerweckenden Wohlwollen besteht.

Münchener Kunst.

Eine sehr interessante Ausstellung bietet in diesem Monat die **Galerie Heinemann.** Sie hat dem am 9. Januar d. J. dahingeschiedenen Wilhelm Busch eine Ehrung bereitet, die tatsächlich zum erstenmal vor aller Augen beweist, daß dieser Meister einer solchen wahrhaft würdig war. Was die Welt bisher von ihm gekannt hat, ist ein Bruchteil, und zwar nur ein kleiner und nicht der beste dessen gewesen, was Busch erdacht und gebildet hat. Gedenkt man seiner Werke, so stellt man sich nichts anderes vor, als jene herzlich komischen, meist harmlosen, manchmal tendenziösen Bildchen und Verse in allerlei Büchlein und auf Bilderbögen. Jetzt sehen wir, daß das alles nur entstehen konnte auf dem Boden feinster poetischer Lebensauffassung und eines Malertalentes, das bei weitem über gewöhnliches Maß hinausging. Daß Busch als Poet nicht nur ein Humorist gewesen ist, sondern auch ernster und tiefer Regungen fähig, das hat er durch die Schriften seines späteren Alters bewiesen. Die Feinheit seiner Begabung als Zeichner, die Vornehmheit, mit der er Gesehenes wiederzugeben verstand, der tiefe Ernst, mit dem er beobachtete, das alles lernen wir erst aus der jetzigen Ausstellung kennen. Sie zeigt mit ihren über tausend Blättern, mit welcher Eindringlichkeit, mit wie heißem Bemühen Busch das Innerste der Natur zu erfassen suchte, mochte sie belebt oder unbelebt sein. Landschaft, Architektur, Pflanzen, Tiere, der lebende und tote Mensch, alles ist ihm als Gegenstand schärfster Beobachtung gleich willkommen gewesen, und seine zeichnerische Begabung brauchte vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken. Wilhelm Busch ist auch als Schöpfer von Oelgemälden und -Skizzen höchst fruchtbar gewesen. Auch das ist eine Ueberraschung, die diese Ausstellung weiteren Kreisen zu bieten vermag. Wer hat davon gewußt? Wer etwas von seiner genialen Art, Landschaften, Tiere und Menschen mit wenigen Pinselstrichen in eindringlicher Charakterisierung auf die Fläche zu werfen? Wer etwas von dieser Festigkeit des Blickes und der Hand, wodurch Busch an die Seite bester Impressionisten getreten ist? Wer ahnte etwas davon, daß alle jene Eigenschaften in Busch vereinigt waren, und einzelnen seiner Werke einen Rang gleich nach denen mancher alter Niederländer gaben? Das alles ist zu Lebzeiten des Mannes, der, sich selbst nicht genügend, in freiwillige Einsamkeit ging, verborgen geblieben. Die jetzige Ausstellung erwirbt sich das Verdienst, dem merkwürdigen Künstler — leider zu spät — zu gerechter Beurteilung zu verhelfen. Eine Veröffentlichung ausgewählter Werke aus den hier zusammengestellten müßte noch sehr wesentlich dazu beitragen. Vielleicht darf dieser Gedanke hier angeregt werden.

Aehnliche Aufgaben der Pietät gegen einen dahingeschiedenen Künstler, freilich einen, der von dem zuvor Besprochenen unendlich verschieden war, dienen die in den Salons von Zimmermann und Brakl veranstalteten Ausstellungen von Werken des niederländischen Impressionisten Vincent van Gogh. Er ist 1853 geboren und hat 1890 im Wahnsinn Selbstmord begangen. Von ihm kann man sagen, wie von Hamlet „O welch ein edler Geist ward hier zerstört". Eine Reihe von über 100 Gemälden und Zeichnungen. Alles nur Skizzen, denn zur Vollendung brachte er sie nicht, die er in heißem Kampfe sich selbst abgerungen hat. Sie zeigen, welch ein riesenhaftes Können, welche künstlerische Tiefe hier verloren gegangen ist. Sie als den Höhepunkt moderner Kunst anzusehen, wie es von mancher Seite versucht wird, davon kann freilich aus äußeren und auch aus inneren Gründen keine Rede sein.

Dr. Doering, Dachau.

Vom Büchertisch.

Index Romanus. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher, desgleichen aller fremdsprachlichen Bücher seit dem Jahre 1870. Von Dr. theol et phil. Albert Steumer, 3. vermehrte Auflage. Osnabrück, G. Pillmeyers Buchhandlung (Jonscher) 1907. Preis geheftet 1,30 M, gbd. 1,90 M. Das Werkchen hat bereits in den ersten zwei Auflagen weithin eine günstige Beurteilung erfahren bis in die katholischen Reihen hinein. Die auf der Innenseite des Umschlags verzeichneten Preßstimmen (z. B. in der „Straßburger Post" und im „Tag") bestätigen es. Auch an Gegnern hat es nicht gefehlt. Den Anonymus im „Zwanzigsten Jahrhundert" fordert der Verfasser im Vorwort zur dritten Auflage auf, mit offenem Visier sich ihm zu stellen und Sache (d. h. Buch) von Person zu trennen. Im übrigen ist bei einer gerechten Würdigung der Zweck des Buches zu berücksichtigen. Es will, wie der Verfasser in Auflage 3 S. 25 hervorhebt, nicht als streng wissenschaftliches, literarisch-historisches Monument gewertet werden, ebensowenig wie sein Vorbild, der amtliche römische Index, sondern weitere Kreise mit der Einrichtung und dem Umfange des kirchlichen Indexgesetzes bequem bekannt machen. Diesem Zwecke dient das Werk vollauf und wird somit neben den für Fachkreise berechneten Werken von Hollweck, Ph. Schneider und J. Hilgers als leicht und übersichtlich orientirendes Nachschlagewerk zu Rate gezogen werden können. Der Verfasser ist kein einseitiger Bewunderer der gesamten Indexbestimmungen und streift in maßvollen Ausführungen (S. 12) die Laienbewegung der jüngsten Zeit hinsichtlich des Index. Ohne der kirchlichen Behörde zu nahe zu treten, hält er es nicht für ausgeschlossen, daß im Einzelfalle nicht gerade ein heilsamer Gebrauch von dem Bücherverbote gemacht wurde. — In der Einleitung ist ein geschichtlicher Gang durch die christlichen Jahrhunderte von den Tagen des hl. Paulus an bis in die neueste Zeit unternommen, um das Verhalten der Kirche gegenüber bedenklichen und verwerflichen Schriften zu zeigen. Apologetische Gesichtspunkte sind voraufgeschickt. Es folgt in dem weiteren Teile des Buches die Namhaftmachung und Erklärung der wichtigeren Indexbestimmungen. Den Schluß bildet die alphabetische Tabelle der auf den Index gesetzten Bücher. Die Ausstattung ist von der „Straßburger Post" als eine ausgezeichnete gerühmt worden. Auch wir wollen nicht anstehen, den klaren, gefälligen Druck und das vornehme Gewand hervorzuheben. Einzelwünsche machen wir nicht geltend, sondern geben der Erwartung Ausdruck, daß in der Tat sich das Büchlein als das erweist, wofür Direktor Dr. Löschhorn in den „Mitteilungen aus der historischen Literatur" (XXXV., Nr. 148) es empfohlen hat, als eine praktische, für den gebildeten deutschen Katholiken durchaus hinreichende Uebersicht.

Digitized by Google

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus den Briefgeheimnissen eines „freisinnigen" Reichstagsabgeordneten.

Soeben weht uns ein günstiger Frühlingswind zwei Briefe auf den Schreibtisch, welche gleich Röntgenstrahlen das „Rückgrat" einer besonderen Menschengattung und gleichzeitig die politische Lage grell beleuchten. Die Menschenspezies heißt: Freisinnige Reichstagsabgeordnete. Der erste Brief lautet:

„Berlin, deutscher Reichstag, den 6. April 1908.

Meine liebe Friedericke!

Das waren herrliche, denkwürdige Stunden! Ich habe mit Ihm persönlich — denke dir: persönlich! — zu sprechen die hohe Ehre gehabt. Ach, diese Grübchen! Dieses scharmante, bezwingende Lächeln! Und wie er von der Börse so begeistert sprach und dann wieder das Agrariertum so überzeugend lobte! Diese Vielseitigkeit, Friedericke. Diese Nonchalance, mit der er über die schwierigsten und heikelsten Fragen in launigem Zwiegespräch hinwegtänzelte. Und wie hing ich mit meinem treuen Freunde M. M. — na, du kennst ihn ja von wegen seiner lyrischen und dramatischen Gedichte! — an den schelmischen Lippen des großen Mannes. Und da hätten wir widerstehen können? Nimmermehr! Die Eiskruste schmolz von unseren Herzen, und wir sagten zu allem: Ja! Hatten wir nicht recht, meine Teure? Wozu auch undankbar sein bei so viel Gnade! Nur keine Prinzipienreiterei, wenn man nicht fest genug im Sattel sitzt! Du verstehst mich, liebe Friedericke. Vereinsgesetz, Börsengesetz — alles geschluckt! — Ich freue mich schon aufs nächste — intime Diner! Wollte nur, du wärest auch dabei. Kommt auch noch, — wenn du einmal adelig bist. Daß dies geschieht, dafür laß mich sorgen!

Auf Wiedersehen! Mit herzl. Gruß und Kuß!

Dein treuer Fridolin."

Darauf die Gattin:

„X . . . ., den 8. April 1908.

Mein gutes Männchen!

Deine begeisterten Zeilen haben mich ganz berauscht. Ich dachte gleich an unseren seligen Freund Eugen Richter und bedauerte, daß er dies alles nicht mehr hat erleben können. Wie hätte er sich gefreut! Ich glaube, er hat sich in diesen Tagen vor lauter Freude im Grabe herumgedreht. Fahrt nur so fort, in Berlin, damit ich recht bald — adelig werde! Ach ja! Grüße mir bitte M. M., den „Ueberdichter". Ich lasse ihm besonders dafür danken, daß er uns Frauen mit der ihm eigenen Galanterie im Vereinsgesetz die „erste Frucht der Blockpolitik" in den Schoß geworfen hat.

Ich muß schließen, lb. Fridolin. Ich muß in die Küche. Sonst brennt mir noch der Braten an. Ich will ihn heute zur Feier des Tages mit schwarz-weiß-roten Bändchen garnieren!

Leb wohl, Fridolin, und sei herzlichst gegrüßt und geküßt von deiner ewig treuen und dankbaren Friedericke."

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. „Die weiße Dame", welche wir längere Zeit in unserem Spielplane vermißt hatten, erschien in teilweise neuer Besetzung unter Cortolezis gewandter und sorgfältiger Leitung in einer flotten und beifällig aufgenommenen Aufführung. Die Rolle des George Brown ist eine alte Glanzleistung Walters. Sein chevalereskes Spiel und seine fangliche Kultur bieten durchaus erfreuliches. Sehr sympathisch sang Frau Burg-Zimmermann die Anna. Sieglitz' Gaveston ist darstellerisch und sanglich gleich vortrefflich. Als Jenny befriedigte Frl. Brunner. Hofmüllers Dikson und Frl. Blanks Margarethe sind von früher bekannt; zu ihnen gesellte sich Lohfing in der kleinen Rolle des Friedensrichters. — Mit Bedauern hören wir, daß die Première von Debussys „Pelleas und Melisande" auf längere Zeit vertagt worden ist, obwohl schon viele Proben und Studien auf das Werk verwendet worden sind. Ob wir die interessante Novität heute oder etwa erst im Herbst hören, ist von sekundärer Bedeutung. Das Betrübliche ist, daß die besten Intentionen der Opernleitung so oft auf unüberwindbare Hindernisse stoßen. Ein altes Lied freilich, doch bleibt es immer neu. Nunmehr sind die Proben zu Schillings „Moloch" in Angriff genommen worden, der im Juni in Szene gehen soll.

Das Künstlertheater hat sich, wie mitgeteilt wird, bei den Proben als sehr akustisch erwiesen. Den musikalischen Teil der Vorstellungen wird das Philharmonische Orchester übernehmen, welches Kapellmeister Cortolezis dirigieren wird, abgesehen von den Aufführungen, welche Felix Mottl selbst leitet. Das Künstlertheater verfügt über ein versenktes Orchester für eine Besetzung in der Stärke des sog. „Mozartorchesters" (30 bis 40 Spieler). — In diesen Tagen ist der „Almanach für das Spieljahr 1906/07" seitens der Generalintendanz zur Ausgabe gelangt. In dieser Zeit wurden in den Kgl. Theatern 553 Vorstellungen gegeben. Im Kgl. Hof- und Nationaltheater wurden 189 mal Opern und 87 mal Schauspiele gespielt, im Residenztheater 9 Opern- und 244 Schauspielvorstellungen gegeben, im Prinzregententheater entfallen auf die Oper 22, und 2 Aufführungen auf das Schauspiel. Von Premièren wurden 3 Opern und 21 Schauspiele zur Aufführung gebracht.

Münchener Festspiele. Für die Richard Wagner- und Mozart-Festspiele, welche in der Zeit vom 1. August bis 14. September stattfinden, ist die Mitwirkung folgender Künstler vorgesehen: der Damen Blank, Bosetti, Brunner, Burg, Zimmermann, Burk-Berger, Faßbender, Fay, Gmeiner v. Fladung, Höfer, Koboth, Koch, Morena, Preuse-Matzenauer, Tordek und Ulbrig, sowie der Herren Bauberger, Bender, Brodersen, Buysson, Feinhals, Felmy, Geis, Gillmann, Hagen, Hofmiller, Knote, Kuhn, Lohfing, Schreiner, Sieglitz und Dr. Walter. Zu diesen Münchener Künstlern gesellen sich als Gäste die Damen David (Köln), Hempel (Berlin), Plaichinger (Berlin) und Wittich (Dresden), sowie die Herren Breuer (Wien), Briesemeister (Berlin), Burgstaller (Neuyork), Gura (Schwerin), Kraus (Berlin), Slezak (Wien), Whitehill (Köln) und Zador (Berlin).

Wie in den Vorjahren, überwiegt, wie dies auch aus Gründen eines geschlossenen Gesamteindruckes wünschenswert ist, die heimische Künstlerschaft. Die Gäste sind erstrangige Kräfte, welche bei unseren Festspielen sich bereits rühmlich bewährt haben.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Kaimkonzert der Saison dirigierte wieder Ferdinand Löwe (Wien). Der glänzende Dirigent vermochte diesmal noch stärkere Wirkungen zu erzielen, insbesondere in Schumanns zweiter Symphonie op. 61 und in dem Meistersingervorspiel. Wußte er so oft die Künstler des neuen Orchesters gleichsam über ihre sonstige Leistungsfähigkeit hinauszuheben, so gelang es ihm anderenteils, da und dort vortretende Schwankungen auszugleichen. Frédéric Lamonds großzügige Interpretation des Beethovenschen Es-dur-Konzertes hatte stürmischen Beifall. So fand die Reihe der Abonnementskonzerte doch noch ein bei weitem harmonischeres Finale, als man vor kurzem hatte hoffen dürfen. Mögen wir bei Beginn der nächsten Wintercampagne im Kaimschen Institute wieder ein Orchester vorfinden, das die hohen Aufgaben, die ihm im Münchener Kunstleben gestellt sind, voll zu lösen vermag. — Der nach Wien übersiedelnde Konzertmeister des Kaimorchesters Cornelius van Vliet zeigte sich in seinem Abschiedskonzert wieder als glänzender Cellist von großer Tonschönheit und trefflichem musikalischen Verständnis. Als Mitwirkende hatte er die bekannte Pianistin Langenhan-Hirzel gewonnen. Aus dem Programm war uns neu eine Suite von Saint-Saëns, deren musikalisches Gehalt indessen nicht sonderlich groß ist. Das Publikum ehrte den Scheidenden durch starken Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Oper „Cherubim" von Massenet erlebte in Magdeburg ihre erste deutsche Aufführung. Die Musik wird als sehr graziös und temperamentvoll beurteilt. — Ohne rechten Erfolg blieb in Frankfurt a. M. die Uraufführung der „Meisterin" von Johanna Wolf. Es ist ein Drama kleinbürgerlicher Romantik mit brutalen Derbheiten. Mit Literatur hat dieser Mechanismus ganz nach Bedarf auf- und abgehender Personen, nach dem Urteil namhafter Kritiker, recht wenig zu tun. Das Schauspiel der Hamburger Schriftstellerin ist für den sogen. „Volksschillerpreis" vorgeschlagen. — „Der Schrittmacher", ein Lustspiel von Iwan Welitschko, wurde im Kgl. Schauspielhaus in Berlin gegeben. Die Presse meint, daß man solch harmlose Erzeugnisse nicht vom Auslande zu beziehen brauche. Dies entspricht dem Urteil, das wir seinerzeit bei der Münchener Première fällten. — Im Théâtre Français in Paris hatte „Simone", ein Thesenstück von Brieux, durch seine glänzende theatralische Wirkung einen starken Erfolg. — An der Dessauer Hofbühne wurden Gumppenbergs: „Verdammte" günstig aufgenommen. — Das von Gustav Mahler feinsinnig vollendete Opernfragment Webers: „Die drei Pintos" hatte in Lübeck einen künstlerischen Erfolg, der jedoch trotz großer Schönheiten des Werkes eine Dauer nicht erhoffen läßt. — In Florenz enttäuschte Testonis Drama „Rossini", welches lose Episoden aus dem Leben des Tondichters zu einem Stücke zusammenfügt. Zacconi spielt die Titelrolle. — „Frau Holda", eine Oper von Max Egger, errang in der Wiener Volksoper eine sehr freundliche Aufnahme. Die Musik ist nicht immer originell, aber liebenswürdig und klangschön. Das Libretto hat der Komponist nach Rudolf Baumbachs Dichtung geschaffen. — In Paris wurde eine Theaterausstellung eröffnet, welche an Künstlerportraits, Szenenbildern, Modellen und Marionetten viel historisch und künstlerisch Interessantes bietet.

München. L. G. Oberlaender.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Digitized by Google

Finanz- und Handels-Rundschau.

Im Mittelpunkt der Erörterungen und des Einflusses auf die Kursgestaltung an den deutschen Börsen stand das Resultat der Subskription der neuen deutschen Anleihen. Es ist wohl schon seit langer Zeit über keine Subskription so viel gesprochen und debattiert und das definitive Ergebnis einer Subskription so spannend erwartet worden, als es diesmal der Fall war. Es kam hierbei vornehmlich in Betracht, dass das Ausland, speziell England, es an gehässigen Angriffen auf die ganze finanzielle Situation Deutschlands während der Subskriptionszeit nicht fehlen liess. Unter Berücksichtigung dieser heftigen Angriffe wird das Resultat der Zeichnungen sicherlich alle seriösen Beurteiler des Finanzwesens befriedigen, wenn auch die anfänglichen Meinungen und Erwartungen nicht völlig in Erfüllung gingen. Jedenfalls ergab sich eine faktische Ueberzeichnung des grossen Hundertmillionenbetrages. Besonders in Betracht zu ziehen ist, dass auf die sogen. Schuldbuchzeichnungen, also Zeichnungen mit absolut sicherer Grundlage hinsichtlich der Plazierungsfrage, allein schon ein so grosser Betrag plaziert wurde, dass die Anleihe als vorzüglich klassiert angesehen werden muss. Auch der Zuteilungsmodus der Subskribenten zeigte klar, dass der Plazierungsfrage der Anleihen ein besonderes Schwergewicht zugrunde gelegt worden war, da auf die freien Zeichnungen lediglich die Hälfte der subskribierten Beträge zugeteilt wurde. Das Anleihekonsortium hat sich nach kurzer Arbeit zur Auflösung mit einem erheblichen Nutzen für die Mitglieder desselben von ca. ½ % bereit erklärt, und damit ist wohl zur Hauptsache das grosse Streitobjekt und Novum auf dem Gebiete der Anleihesubskription ad acta gebracht worden.

Dass Deutschland in den letzten Monaten fast täglich erhebliche Summen Stadtanleihen und Industrieobligationen aus eigener Kraft untergebracht hat, und dass auch bei dieser Anleihe nicht die Hilfe des ausländischen Kapitals in Anspruch genommen wurde, zeugt von einer gewaltigen Aufnahmefähigkeit des deutschen Geldmarktes! — Unter Berücksichtigung dieser Momente wird es auch begreiflich erscheinen, dass die Geldmarktkonstellation sich nicht in dem Masse gebessert hat, wie es seitens mancher Faktoren der Börse gewünscht worden war. Insbesondere mussten die Rückflüsse bei der Reichsbank eine erhebliche Einengung erfahren. Da auch die übrigen Konti des Reichsbankausweises eine durchgreifende Besserung bis jetzt nicht erzielen konnten, wird die so sehr erwartete Ermässigung des Reichsbankdiskontsatzes vor den Feiertagen unterbleiben. Immerhin dürfte feststehen, dass es der Leitung unseres heimischen Notenzentralinstitutes sicherlich in der nächsten Woche ermöglicht wird, eine Reduktion der Raten — allerdings wohl nur ½ % — zu betätigen.

Wie bereits im vorigen Bericht der „Allgemeinen Rundschau" erwähnt wurde, steht und fällt die Besserung der deutschen Börsenmärkte mit einer Erstarkung der Geldmarktlage, und vor allem in der ruhigen Entwicklung der industriellen Rekonvaleszenz. Die in der Vorwoche anlässlich des perfekt gewordenen Börsengesetzes eingetretene Besserung erwies sich, wie hier bereits erwähnt worden, leider als kurzlebig. — An Stelle der Jubel-Hausse trat rasch ein ernüchternder Zustand, und die Kurserhöhungen gingen, soweit solche nicht als rasche Zwischengewinne von der Spekulation eingeheimst waren, fast durchaus wieder gänzlich verloren. Es erwies sich klar, dass die Besserung nur eine allmähliche sein könne, und vor allem das Gros des Publikums und die sogen. zweiten Käuferschichten die eingesetzte Kursbesserung fortsetzen und erhalten müssen. Solange jedoch diese Erweiterung der Interessennahme an den Börsengeschäften fehlt, ist jede auch noch so geschickt in Szene gesetzte Belebung und Kursmanipulation verfrüht und ohne viel Effekt.

Einem Beobachter an den Börsen wird es trotzdem nicht entgehen, dass die Konstellation der Märkte seit einiger Zeit eine bedeutend gebesserte geworden ist. Falls die bisherige Emanzipation der deutschen Börsen gegenüber vielen ungünstigen Momenten, die immer noch vorliegen, weiter anhält, kann man wohl per Saldo auf eine, wenn auch unterbrochene Aufwärtsbewegung der deutschen Börsen rechnen. Die Korrektur der Kurse hängt jedoch nach wie vor von der immer noch unsicheren finanziellen Lage Amerikas ab, und gerade auf diesem Gebiete wurden hinsichtlich Geldbeschaffung einzelner Bahnen neuerdings „echt amerikanische" Verhältnisse fühlbar.

M. Weber.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank. In der Generalversammlung wurde die Gewinn- und Verlustrechnung nebst Bilanz pro 1907 genehmigt und die vorgeschlagene Gewinnverteilung beschlossen, so dass aus dem Gewinne von 1'171,189.03 M an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank als einzige Aktionärin wieder wie im Vorjahre eine Dividende von 650,000.— M abgeführt wird. Die beiden statutengemäss aus dem Aufsichtsrate ausgeschiedenen Mitglieder, Herr Reichsrat von Auer, Exzellenz und Herr Reichsrat von Maffei, wurden wiedergewählt und an Stelle des infolge Ablebens aus dem Aufsichtsrate ausgeschiedenen Herrn Otto Grafen v. Holn-tein wurde Exzellenz Hr. Albrecht Graf v. Seinsheim, Kgl. Kämmerer, Oberst-hofmarschall, Oberst à la suite der Armee, Exzellenz, neu in den Aufsichtsrat gewählt.

Bekanntmachung.

In der Kgl. Hofbrauhaus-Restauration am Platzl, der Kgl. Hofbrauhaus-Kellerwirtschaft an der inneren Wienerstrasse und der Kgl. Hofbrauhausfiliale zum Lohengrin an der Türkenstrasse beginnt der Ausschank unseres

Sommerbieres am 18. April 1908

und jener unseres

Mai-Bockbieres am 1. Mai 1908.

Der Versand in Flaschen erfolgt durch das unterfertigte Amt, innere Wienerstrasse 5/0, Telephon 1299.

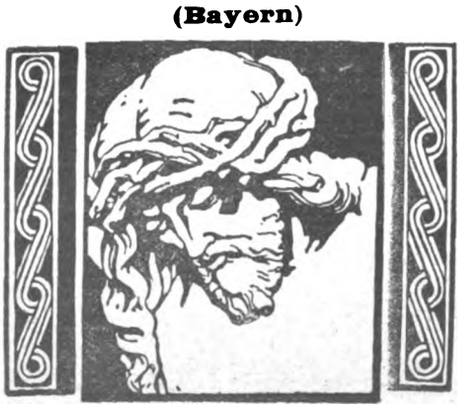
Kgl. Hofbrauamt München.

Kirchliche Kunstanstalt

Gegründet - 1775 - **Gg. Lang sel. Erben** Gegründet - 1775 -

Oberammergau

(Bayern)



Altäre
Betstühle
Kanzeln
Kommunionbänke
Krippen
Kreuzwege
Kruzifixe
Missionskreuze
Heiligenfiguren

Kataloge gratis und franko.

Geschäftskrach.

Statt 7—8 Mark nur **2.50** Mark d. grosse Flasch

Sillery Grand Mousseux

steuer- u. frachtfrei Bahnstation.

Sektkellerei ST. CROIX ... a. M. ...

Elsass.

„Der gute Ton,"

Complimentsb. d. feineren Lebensart, Anstands u. guten Sitte. Nach den neuesten Anstandsregeln bearbeitet. Gibt Auskunft über alle Fragen im Umgang und gesellschaftlichen Verkehr. Mk. 2.— gbd.

J. HALLMEIER, Schondorf a. Ammersee 58.

Garantiert reiner Bienenhonig

10 Pfund Postkolli . . M. 8.50
4 Pfund Postdose . . M. 4.50

Versandgeschäft „Germania" Witten a. d. R. I.

Für jedes Haus, in dem ein Harmonium steht.

Mit dem neuen Harmonium-Spiel-Apparat:

„Harmonista"

(mit 24 Spielknöpfen)

kann jedermann ohne Notenkenntnis

sofort 4-stimmig Harmonium spielen. Preis incl. Liederbuch m. 250 Melodien franko 30 Mk.

Illustrierte Prospekte auch über Harmoniums mit wundervollem Orgelton gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda** (Gegründet 1846.)

Für jedes Familienmitglied, welches nicht spielen kann.

Prima Bierfilze!

Unübertroffen an Güte und Dauerhaftigkeit.

Format □ und ○

pro Dutzend **90 Pfg.**, bei gr. Abnahme billiger. Nur zu erhalten vom **Versandgeschäft GERMANIA, Witten a. d. Ruhr,** Gerichtstr. Nr. 4

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1018), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 2. Mai 1908. V. Jahrgang.

Fürst Eulenburg moralisch gerichtet.

Vom Herausgeber.

Der Feldzug Maximilian Hardens gegen den Hauptmatador der „Liebenberger Tafelrunde" stand längere Zeit im Zeichen einer eklatanten Niederlage. Der Eidschwur des Fürsten Eulenburg, er habe niemals sog. homosexuelle Neigungen gehabt und sich nie einer widernatürlichen Schmutzerei schuldig gemacht, hatte alle dahinzielenden Anklagen glatt ausgeräumt. Da Harden mit so großer Sicherheit aufgetreten war und sich eines niederschmetternden Belastungsmaterials gerühmt hatte, war es nur zu begreiflich, daß nach diesem Ausgang allerlei geraunt und gewispert wurde, als sei es bei dem plötzlichen Verpuffen der sensationellen Affäre nicht ganz säuberlich zugegangen.

Wer Maximilian Harden auch nur einigermaßen kannte, mußte das Unsinnige solcher Verdächtigungen von vornherein einsehen, mochte er auch über manche minder löblichen Eigentümlichkeiten des unverbesserlichen Poseurs, der sich eben erst wieder mit ehrendem Händedruck von seinem verurteilten Beleidiger verabschiedete, noch so scharf urteilen. Die „Neue freie Volkszeitung" in München, ein Organ des Bauernbundes (nicht, wie einige norddeutsche Zeitungen fälschlich annehmen, ein sozialdemokratisches Blatt), machte sich zum Sprachrohr jener schimpflichen Unterstellung und behauptete, Harden habe sich von dem „Liebenberger" mit einer bedeutenden Geldsumme abfinden lassen, und der Zeugenbeweis, den er im Berliner Prozeß gegen den Fürsten Eulenburg angeboten hatte, sei nur fingiert gewesen. Aus dem Beleidigungsprozeß gegen den zu einer entsprechenden Geldstrafe verurteilten Redakteur des Münchener Blattes ist nun Maximilian Harden glänzend gerechtfertigt hervorgegangen. Um so schwerer belastet steht Fürst Eulenburg da. In Berlin war nach dem Selbstentlastungseide des Fürsten Eulenburg die Vernehmung von Belastungszeugen unterblieben. Vor dem Münchener Schöffengerichte dagegen gestaltete sich das Verhör der beiden Zeugen, eines Milchhändlers, früheren Soldaten, (Riedl) und eines Starnberger Fischers (Ernst), der als Verwalter der Eulenburgschen Villa heute noch in dessen Diensten steht, zu einer großen Sensation. Der Rechtsbeistand des immer noch krank darniederliegenden Fürsten, Geheimrat Lämmel, dürfte mit seiner in der „Deutschen Tageszeitung" kundgegebenen Annahme, daß die beiden Zeugen im Münchener Prozeß einen Meineid geschworen und den vormaligen Grafen Eulenburg, preußischen Gesandten in München, erdichteter Schmutzereien beschuldigt hätten, in objektiv urteilenden Kreisen ziemlich allein stehen. Sind aber die eidlichen Aussagen dieser Zeugen wahr, dann ist Fürst Eulenburg nicht nur moralisch gerichtet, sondern auch eines Falscheides verdächtig, der sich durch silbenstecherische juristische Distinktionen zwischen den völlig oder nicht ganz erschöpften Voraussetzungen des § 175 kaum wird bemänteln lassen. Denn jene fortgesetzt verübten schamlosen, naturwidrigen Handlungen gehören wahrlich zu den ärgsten „Schmutzereien", von denen der Fürst sich durch seinen Eidschwur zu reinigen versuchte. Nun soll der Rechtsbeistand des Fürsten in einem Interview, das von der „Berliner Zeitung" mitgeteilt wurde, schon jetzt für mildernde Umstände plädiert haben. Es wird ihm der ungeheuerliche Ausspruch in den Mund gelegt: „Gott ja, es ist traurig und gewiß höchst verwerflich, aber kommt das nicht häufig vor? Ist die Jugend eines Mannes, der durch eine Kadettenanstalt, ein Alumnat oder Aehnliches gegangen ist, frei davon?"

Unser Zitat ist der Nr. 194 der „Münchner Neuesten Nachrichten" entnommen, welche in Nr. 197 von einer Richtigstellung eines anderen Passus des Interviews (durch eine Erklärung Lämmes in der „Deutschen Tageszeitung") zu berichten wissen, aber den oben zitierten Satz bisher unwidersprochen ließen. Um so lauter und entschiedener soll an dieser Stelle gegen eine derartige verallgemeinernde Verdächtigung, ganz besonders soweit sie Alumnate, also katholische Priesterseminare, betrifft, Protest erhoben werden. Auch die Kadettenanstalten dürfen es sich gewiß verbitten, daß sie ganz allgemein als Brutstätten widernatürlicher Unsittlichkeit hingestellt werden. Wir nehmen einstweilen wohl nicht mit Unrecht an, daß der zitierte Wortlaut von dem diensteifrigen Interviewer nach eigenem Geschmack „frisiert" worden ist. Aber selbst in abgeschwächter Form bleibt eine schwere Beleidigung namentlich gegen die förmlich bei den Haaren herbeigezogenen Alumnate bestehen.

Während der ominösen Zeugenverhöre vor dem Münchener Schöffengerichte war die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Sittlichkeit ausgeschlossen. Das hinderte aber nicht, daß der ganze widerwärtige Schmutz mit fast allen Einzelheiten in einem großen Teile der Tagespresse mit epischer Breite aufgetischt wurde. Welch entsetzliches Aergernis muß daraus entstehen! Ein angesehenes süddeutsches Mitglied des Reichstags wendet sich in einer Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau" mit geharnischten Worten gegen diesen Unfug, von dem leider auch einige Organe der Zentrumspresse nicht ganz freizusprechen seien: „Uebrigens benimmt sich die Presse zum Teil wieder skandalös in der Eulenburg-Sache; alle Details werden wiedergegeben, damit nur ja wegen des einen Verurteilten zweitausend weitere angesteckt werden." Diese von begreiflichem Unmut diktierten Worte enthalten ein großes Korn Wahrheit. Gewiß kann die Tagespresse an derartigen Sensationsfällen nicht stillschweigend vorübergehen. Aber dem Verständigen genügt eine vorsichtige Andeutung; es ist nicht nötig, daß schamlose Manipulationen mit einer Ausführlichkeit erzählt werden, welche die direkte Pornographie schon fast mit dem Aermel streift.

Die anständige Presse sollte wenigstens jetzt noch in eine ernste Gewissenserforschung eintreten, ehe das Uebel weiterfrißt. Mancher Redakteur wird stutzig werden, wenn er in ruhiger Stunde gewisse drastische Schilderungen aus dem Münchener Verhör in den Spalten seines Blattes nachliest und sich die Frage vorlegt, welche Wirkung solche Eindeutigkeiten auf die Phantasie eines heranwachsenden Sohnes, einer jungen Tochter haben können. Was man in einer Gesellschaft selbst vor gereifteren Herren und Damen nicht ungescheut in dieser ungenierten Form erzählen würde, gehört auch nicht in eine Familienzeitung. Der Skandal ist nicht zu Ende; darum ist es heute noch an der Zeit, der gewissenhaften Presse ein ernstes Halt zuzurufen.

Daß der Deutsche Kaiser von der neuen Wendung der Eulenburg-Affäre sehr nahe berührt wird und sich sofort eingehendsten Bericht nach Korfu übermitteln ließ, versteht sich nach Lage der Sache von selbst. Es fällt ein tiefer Schatten auf den Kreis, den der Kaiser so lange Jahre mit dem höchsten Maße seines Vertrauens und seiner persönlichen Freundschaft beehrte. Der „Troubadour" hat schon in jener Zeitperiode, in welche die eidlich bezeugten „Schmutzereien" fallen, einen starken politischen Einfluß entfaltet, den man heute vergeblich ableugnet.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ostsee- und Nordsee-Abkommen.

Schaumklößchen auf der Suppe sind recht nett, nur darf man sie nicht als gleichwertig mit den Bratenstücken hochpreisen wollen. In den zwei Abkommen, die uns zu Ostern beschert sind, steht in breiter Feierlichkeit verbrieft, was wir bisher für selbstverständlich gehalten haben: nämlich, daß von den sieben Küstenstaaten keiner die Absicht hat, über den Besitzstand der anderen herzufallen. Wenn die gemeinsame Negation der Raubabsichten schon als großer Erfolg der Friedensdiplomatie ausgerufen wird, so zeigt das nur, daß trotz aller Haager Kongresse und interparlamentarischer Konferenzen die internationale Rechtssicherheit und das gegenseitige Vertrauen noch krückenbedürftig sind.

Das Ostseeabkommen ist von Rußland angeregt worden. Man vermutet, die russische Diplomatie habe auf diesem Wege den vertraglichen Ausschluß der Befestigung der Aalandsinseln aus der Welt schaffen wollen. In dem neuen Abkommen steht aber nichts von diesen Inseln, sondern es wird nur der status quo in seiner Gesamtheit verbrieft. Sollte Rußland etwa auf dem Wege der „Auslegung" die Befestigungsfreiheit sich verschaffen wollen, so würde der neue „Friedensfaktor" seinen angeblichen Beruf verfehlen. Vorläufig scheint man aber in Schweden das russische status quo-Gelöbnis beruhigend zu finden. Ebenso erklärt die dänische Presse ihres Vaterlandes Stellung für geklärt und gesichert. Jedenfalls war es nicht Deutschland, von dem eine Bedrohung Dänemarks hätte ausgehen können. Uns erscheint es beachtenswert, daß die Ostsee-Abmachung nur von Deutschland, Rußland, Dänemark und Schweden unterzeichnet ist, worin die Erklärung liegt, daß in der Ostsee außer diesen vier Anliegern keine andere Macht etwas zu sagen hat.

Das Nordsee-Abkommen ist von Deutschland angeregt worden. Ein sachliches Bedürfnis auf deutscher Seite haben wir nicht entdecken können. Unsere Offiziösen reden freilich davon, daß in schwächeren Nachbarstaaten mit dem „Schreckgespenst deutscher Eroberungspläne" Mißtrauen gesät worden sei. Aber gerade weil diese Hetzereien so vollständig jedes Grundes entbehrten, braucht Deutschland sich zur förmlichen Bekundung seiner Redlichkeit nicht zu drängen. Vielleicht wirkte der Wunsch mit, nach so vielen Eduardschen Bedürfnissen ohne Deutschland die Weltgeschichte auch einmal mit einer deutschen Bündnisunterschrift zu bereichern, und sogar mit einer solchen neben der englischen und französischen. Man hat den Begriff Nordsee so weit ausgedehnt, daß außer Deutschland, Dänemark, Schweden, Holland und England auch noch Frankreich Platz auf der gemeinsamen Redlichkeitsurkunde gefunden hat. Belgien ist nicht herangezogen worden, weil seine Neutralität und Integrität schon anderswo verbrieft ist.

Einige Pariser und Londoner Blätter meinen, die Vereinbarungen bekundeten nur den guten Willen der Unterzeichner und würden keinen Wert mehr haben von dem Tage an, wo dieser gute Wille verschwände. Darauf erwidern unsere Offiziösen: Der gleiche Vorbehalt gelte mutatis mutandis für jedes internationale Abkommen, da die Vertragstreue stets die stillschweigende Voraussetzung bilde. Gewiß; deshalb haben auch die Verträge „auf ewige Zeiten" keine große realpolitische Bedeutung. In der Beschränkung zeigt sich der Meister der Vertragskunst: Beschränkung auf eine Frist und einen Inhalt, die den Wortbruch bei einem Paziszenten möglichst unwahrscheinlich machen. Wenn eine der beteiligten Mächte sich zu einem Eroberungskriege entschließen sollte, so würde sie über den Kreidestrich des Abkommens von 1908 schon hinüberkommen. Auch die gut gemeinte Vorschrift, daß man im Falle der Bedrohung des status quo in neue Verhandlungen eintreten solle, wird nicht viel helfen, wenn der böse Wille die Uebermacht hat. Die Abkommen sollen dem englisch-französisch-spanischen Mittelmeervertrage nachgebildet sein; einige sagen, sie seien sogar noch inhaltreicher, da im Mittelmeervertrag die gegenseitige Gewähr für den Besitzstand nicht so klar ausgesprochen sei. In der Tat war der Mittelmeervertrag, soweit er bekannt geworden ist, einem hohlen Ei sehr ähnlich; darum hatten auch viele den Verdacht, daß entweder noch geheime Abmachungen dahinterstecken, oder daß König Eduard bei dieser Schmiedearbeit gestört worden sei und sich mit einem Scheinprodukt habe begnügen müssen. Die Abkommen über die nördlicheren Meere machen aber auch den Eindruck, daß ihre Unterzeichner den schönen Schein zu schätzen wissen. Verträge, deren bestes Prädikat die Unschädlichkeit ist, sollte man wenigstens nicht als eine neue Verankerung des Weltalls anpreisen.

Wenn es auf den realpolitischen Wert ankommt, so sticht die einfache Grenzregulierung zwischen der deutschen Kolonie Kamerun und der französischen Nachbarschaft die ganzen großmächtigen Ost- und Nordsee-Urkunden aus.

Italien und die Türkei.

Der Klügste gibt nach; die Türkei muß in der Regel der klügste Teil sein. Als die italienische Flotte zu der angedrohten Pression am Morgen des Ostermontags sich in Bewegung gesetzt hatte, traf alsbald von der Hohen Pforte die Genehmigung der heißersehnten fünf italienischen Postämter auf türkischem Boden ein. Die Pforte versprach den Italienern die Parität auf dem Postgebiete, aber sie behielt sich das Recht vor, die gesamte fremde Postwirtschaft anderweitig zu regeln. Mit dem Vorbehalt war Italien einverstanden, erhob aber gleich noch drei weitere Beschwerden, von denen die eine als höchst brennend bezeichnet wurde, nämlich die Freiheit der tripolitanischen Küstenschiffahrt. Die Türkei gab auch darin nach, obschon in Tripolis die Wurzel des Mißtrauens gegen Italien zu suchen ist. Der Sultan kann es noch nicht verwinden, daß ihm Tripolis von Italien langsam „abgeknöpft" wird, wie Tunis von Frankreich und Aegypten von England. Bei der Unzuverlässigkeit der türkischen Post ist ja eine gewisse Selbsthilfe geboten. Aber daß in den fünf größten Verkehrsstädten jede Großmacht ein besonderes Postamt unter eigener Flagge habe, ist des guten etwas viel. Man sollte einen einheitlichen Auslandsdienst organisieren im Einvernehmen mit der Türkei und unter angemessener Entschädigung für den Portoausfall. Sollte künftig wieder einmal Italien gegenüber dem kranken Mann sich als kriegslustigen Helden aufspielen wollen, so möchten wir bitten, die Demonstration nicht gerade bei einem Besuche des deutschen Reichskanzlers vorzunehmen. In Berlin hat man aus gutem Grunde an der Brüskierung der Türkei kein Wohlgefallen. Vielleicht eher in England, wo Asquith, der Nachfolger des schnell verstorbenen Campbell-Bannerman, mit seinem aufgefrischten Kabinett mehr imperialistische Aktionslust haben soll. Doch ist dort die Stimmung auch schon wieder etwas gedrückt, da der neue Minister Winston Churchill eine verblüffende Niederlage in dem Standard-Wahlkreise Manchester erlitten hat. Inzwischen wird über die mazedonische Reform immer noch verhandelt. Aus der vielseitigen Rede Iswolskys schöpft jeder Honig nach seiner Tendenz.

Zur inneren Lage.

„Viel Geschrei und wenig Wolle" war die Signatur des Parteitages der Freisinnigen Vereinigung zu Frankfurt. Ein höfliches Tadelsvotum gegen die Fraktion wegen des Sprachenparagraphen im Vereinsgesetz erhielt nur ein Viertel der Stimmen. Der frühere Abg. Barth und einige Genossen von der charakterfesten Minderheit traten darauf aus der Partei aus; aber die dissentierenden Reichstagsabgeordneten blieben drin, und das ist für den Blockkanzler die Hauptsache. Die zwischen Freisinn und Sozialdemokratie eingequetschte Gruppe Barth kann höchstens bei den nächsten Reichstagswahlen eine gewisse Rolle spielen. Vorläufig aber steht fest, daß Fürst Bülow von den Freisinnigen und schwäbischen Demokraten im Reichstage alles erreichen kann, was er unter der Drohung des Blockkrachs fordert. Darum ist es auch höchst gleichgültig, wie die Verlegenheitsresolution von Frankfurt zur Frage der Reichsfinanzreform stilisiert war. Viel wichtiger ist in dieser Hinsicht der Besuch des Reichsschatzsekretärs in München.

Die Nationalliberalen haben auch getagt. Ihr Wahlaufruf spricht es klar aus, daß ihre Partei die „Führung" übernehmen will in dem Feldzuge zur Liberalisierung Preußens, vor allem in der Schul- und Kirchenpolitik. Die Konservativen aber sehen größtenteils den Ernst des Kampfes noch nicht ein.

Das Zentrum in Preußen ist dagegen wacker an der Arbeit. Der klare, inhaltsreiche und markige Aufruf der Zentrumsfraktion des Landtages bringt unseren Freunden eindringlich zum Bewußtsein, daß diese Landeswahlen von entscheidender Bedeutung sind — „zumal unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen". Es gilt, die Uebertragung der Blockpolitik auf Preußen und die Auslieferung der Schule und der Kirchenpolitik an den Liberalismus zu verhindern. Das Zentrum steht auf sich selber ganz allein. Es wird aber hoffentlich sowohl mit dem offenen Gegner fertig werden als auch mit den verkappten Angreifern im Rücken, der sog. Deutschen Vereinigung, die zum Werkzeug der Blockpolitik gemacht wird.

Digitized by Google

Der politische Mord von Lemberg.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die Hochflut sensationeller Drahtnachrichten aus Galizien ebbt ab, die hochgehenden Wogen nationaler Erregung beginnen sich zu glätten, die journalistischen Wellen verlieren ihren glitzernden und blendenden Schaumkamm und zurück bleiben die alles sensationellen Beiwerkes entkleideten Tatsachen, welche allein ein klares Bild des entsetzlichen Statthaltermordes von Lemberg gewähren, welcher den Palmsonntag Galiziens so ruchlos entweiht hat.

Der Statthalter Graf Andreas Potocki, der reichste unter den reichen nationalpolnischen Aristokraten und der höchste kaiserliche Beamte, berufen, im Namen des Monarchen die Landesregierung des Kronlandes „Königreich Galizien und Lodomerien" zu leiten, wird in seinem Empfangssalon von dem jungruthenischen Studenten Miroslav Siczynski wie ein räudiger Hund niedergeschossen. Nicht etwa, weil der Student von dem Beamten einmal gekränkt und beleidigt worden wäre, nein, der Mörder kennt sein Opfer persönlich so wenig, daß er die Ausführung des Mordes auf der Straße nicht wagt, weil er den Statthalter nur einige Male flüchtig gesehen und darum fürchtet, er könne einen falschen treffen. Um ja recht sicher zu gehen, bewirbt er sich um eine Audienz, und als er dem Opfer seiner Mordgier und seines Nationalhasses Aug in Auge auf nur wenige Schritte Entfernung gegenübersteht, knallt er kaltblütig den Vertreter des „polnischen Systems" nieder. — —

Das ruthenische Volk umfaßt rund 40 Prozent der Gesamtbevölkerung Galiziens, das polnische etwa 48 Prozent, das jüdische mehr als 11 Prozent; der Rest verteilt sich auf Deutsche (200,000), Tschechen usw. Die Polen wohnen im Westen, die Ruthenen im Osten. Ebenso wie im selbständigen Polen verfiel auch das an Oesterreich gekommene Galizien der Adelsherrschaft, welche dem Volke um so drückender wurde, als der Schlachtschitze nie selbst mit dem Volke verkehrt, sondern immer nur durch seinen Hausjuden. Der gesamte Handel lag und liegt auch heute noch in den Händen der Juden, so daß weder Schlachtschitze noch Bauer ein Stück Vieh oder einen Sack Getreide kaufen oder verkaufen kann ohne Vermittlung der Juden. Der polnische Adel war in der österreichischen Monarchie stets „staatserhaltend", wodurch er für das passive Galizien große Vorteile aus dem Staate herauszupressen verstand. Dem hat auch der deutschliberale Zentralismus Rechnung getragen, indem er seinen zentralistischen Neigungen an den Grenzen Galiziens Halt gebot.[1]) Da man die Stimme der Polen für den Ausgleich mit Ungarn, für die Schaffung der Dezemberverfassung brauchte, wurde dem galizischen Unterrichtsrate eine Sonderstellung eingeräumt, und der Justizminister Dr. Herbst erließ im Februar 1868 eine Verordnung über den ausschließlichen Gebrauch der polnischen Sprache im Parteienverkehr bei den galizischen Gerichten, wodurch auf ein Hauptkriterium des Schmerlingschen Zentralismus, auf die allgemeine Geltung der deutschen Amtssprache, Verzicht geleistet wurde. Ein Jahr später wurde die allgemeine Polonisierung aller Gerichte, Aemter und Behörden Galiziens verfügt.[2]) Daraus folgte natürlich die vollständige nationale Unterdrückung der Ruthenen, die um so leichter gelang, als die Polonisierung des ruthenischen Adels bereits seit dem 17. Jahrhundert eine vollendete Tatsache war, das Volk also seiner geborenen Führer entbehrte. Die agrarische Mißwirtschaft und der despotische Uebermut der Schlachta verursachten es, daß der Haß gegen die volksfremden Unterdrücker sich unter den Ruthenen von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte.

Ein Hauptfehler der österreichischen Regierung war es gewesen, daß man die zur Zeit des selbständigen Polen stets getrennt gehaltenen Wojwodschaften Rotrußland (Ostgalizien) und Klein-Polen zu einer Verwaltungseinheit, zum Kronlande „Königreich Polen", zusammenlegte. Damals hätte man bei der nationalen Unbefangenheit die Ruthenen zu einem eigenen Völkchen auf ihrem östlichen Territorium machen können. Daß man das versäumte, ja selbst das Polnische als „besseren Dialekt" in den spärlichen ruthenischen Schulen einführte und so die Ruthenen zu polonisieren suchte, das sind Fehler, welche heute bei der Herrschsucht des polnischen Nationalismus kaum mehr gutgemacht werden können.

Von nationaler Selbstverwaltung der anderen haben die Polen nie etwas wissen wollen gleich den Magyaren im benachbarten Ungarn. „Alles für uns, nichts für die anderen." Auch die neue Wahlkreiseinteilung für den Reichsrat mit dem allgemeinen gleichen Wahlrechte benachteiligt die Ruthenen. Alle Aemter sind in den Händen der Polen. Die Ruthenen besitzen keine Hochschule, keine Mittelschulen, keine fachliche Fortbildungsanstalten. Ja, man gestattete den ruthenischen Studenten nicht einmal die Ablegung des akademischen Gelöbnisses an der Lemberger Universität in ihrer Muttersprache, was 1906 zu den bekannten Krawallen und dem Hungerstreik der verhafteten ruthenischen Studenten führte, an dem auch der Mörder des Statthalters Grafen Potocki sich damals beteiligte. Noch ärger ist im ruthenischen Ostgalizien das nationale und wirtschaftliche Elend des Volkes. Dort leben 93 Prozent der Bevölkerung vom Ackerbau. Der Boden gehört dem polnischen Adel oder dem jüdischen Wucherer, der Bauer ist zum Hörigen dieser beiden Blutsauger hinabgesunken. Daß es dabei mit der Volksbildung traurig bestellt ist, versteht sich wohl von selbst, tritt aber recht grell in die Erscheinung, wenn der polnische Präsident des galizischen Landeskulturrates sich nicht scheut, öffentlich auszusprechen, die Bauern dürften keinen Zutritt zu den Schulen haben, denn (!) sie seien verpflichtet, das Vieh zu hüten! Daraus erklärt sich auch, daß die Ruthenen bis vor kurzem keine rein ruthenische Volksschule hatten, während sie vor 1868, das heißt vor der oben angeführten Verordnung des deutschliberalen Ministers Dr. Herbst, mehr (nationale) Volksschulen hatten als die an Kopfzahl stärkeren Polen.

Dazu liefert ein Wiener Tagblatt folgende den Tatsachen entsprechende Beleuchtung: „Es gibt in Galizien 700,000 schulpflichtige Kinder, für die einfach keine Schulen vorhanden sind. Der ruthenische Feldarbeiter erhält nur einen Lohn von 40 bis 50 Heller, und der wird oft nur in Form von Anweisungen auf Pappendeckel ausbezahlt, die der jüdische Schnapswirt einlöst. Die intime Verbindung des polnischen Adels mit den jüdischen Geschäftsleuten hat dem Volk schwer geschadet. Alle Stände, besonders die Bauern, sind den Beutejägern, den Blutsaugern, den zu festen Cliquen zusammengeschlossenen Hausjuden, Propinatoren (jüdischen Pächtern der Schnapsschankregale), Bankiers und Schacherern wehrlos ausgeliefert. Es genügt anzuführen, daß schon von 1874 bis 1892 über 43,000 Bauerngrundstücke in Galizien an Juden übergegangen sind."

Wenn man diese Verhältnisse ins Auge faßt, begreift man die Hungerstreiks und die Massenauswanderung; denn überall erwartet den galizischen Bauer ein menschenwürdigeres Geschick, als er in der Heimat nach menschlicher Voraussicht erwarten darf. Man wird sich nicht wundern über das Entstehen der altruthenischen Partei, welche nur Russen sein, die großrussische Sprache einführen, die Religionsunion rückgängig machen und das polnische Wesen im ruthenischen Volke von Grund aus ausrotten will. Man wird die Ziele der Jungruthenen verstehen, welche an der Union festhalten und die jetzige Sprache ausbilden wollen. Man wird, wenn auch diese beiden Parteien sich aufs bitterste bekämpfen, ihr gemeinsames Streben nach nationaler Gleichberechtigung ihrer Sprache, nach einer eigenen Hochschule, nach ruthenischen Verkehrs- und Kultureinrichtungen verstehen und — man wird den tatsächlichen Hintergrund, die wahren Ursachen jenes entsetzlichen Palmsonntagverbrechens vor sich haben, welches kein vernünftiger Mensch entschuldigen wird, welches aber begriffen werden muß, wenn seine Wiederholung ausgeschlossen sein, verhindert werden soll.

Graf Potocki fiel durch die Kugel des Mörders nicht als Graf Potocki, auch nicht als Statthalter, sondern als der vornehmste Vertreter des „polnischen Systems" und wird deshalb auch von seinen Konnationalen als „polnischer Martyrer" gefeiert. Es ist richtig, er war ein sehr tatkräftiger Vertreter der Interessen der herrschenden polnischen Adelspartei, aber er war ein ehrlicher Beamter seines Kaisers und aufrichtig bestrebt, dem ruthenischen Volke das Elend zu mildern und auf Gerechtigkeit beruhenden Frieden zu bringen. Die beiden letzten Akte, die er kurz vor seinem gewaltsamen Tode unterzeichnete, legen Zeugnis davon ab. Es ist eine tragische Ironie, daß der Vertreter der nationalen Versöhnungspolitik dem aufbrausenden Nationalfanatismus zum

[1]) Vgl. Charmatz „Deutsch-österreichische Politik". Leipzig, Duncker & Humblot. 1907. Seite 104.

[2]) Nebenbei: ein weiterer Beweis für die unheilvolle Wirkung des zentralistischen Deutschliberalismus. Noch weiter wollte das Ministerium Adolf Auersperg gehen. Es wollte den Polen den Unterricht vollständig, die zivile Strafgesetzgebung in ihren wichtigsten Teilen ausliefern und ein eigenes Landesbudget für Unterrichts- und Verwaltungszwecke gewähren. Die Ausführung dieser Absichten scheiterte nur an der Unersättlichkeit der polnischen Schlachta.

Digitized by Google

Opfer fiel. Freilich, die Ruthenen beurteilen ihn anders. Sie machen ihm zum Vorwurf, daß auch er den kulturellen Bestrebungen ihres Volkes entgegengearbeitet und ihnen den Beschwerdeweg zur Zentralregierung nach Wien erschwert habe, ja, er habe sogar die russischen Altruthenen gegen die österreichischen Jungruthenen unterstützt, um beim Streite der beiden ruthenischen Parteien das Polentum zum tertius gaudens zu machen. Aber das ist bis jetzt nicht erwiesen. Die österreichische Regierung wird sich der Pflicht gegenüber dem ruthenischen Volke nicht länger entziehen und die Wühlereien russischer Terroristen, welche sich in Galizien niedergelassen haben, nicht fortwuchern lassen dürfen, wenn sie den politischen Mord nicht zu einer ständigen Einrichtung in Oesterreich werden lassen will.

Polen, Block und Grundsatztreue.

Von

Otto Seidl, München.[1])

Es sind in der Nationalitätenfrage hauptsächlich zwei verschiedene Anschauungen, die einander schroff gegenüberstehen. Sie wollen beide das Beste für das eigene Volk, haben beide Anspruch auf Anerkennung ihrer nationalen Absichten, gehen aber auseinander in der Bewertung der Rechte des Einzelmenschen.

Die eine sieht in dem Vorhandensein fremdsprachiger Bevölkerung von vorneherein einen Schaden, einen, den man heilen kann und soll. Je größer die Zahl und je stärker das Sonderbewußtsein der Fremdvölker ist, desto größer sei die Gefahr für den Staat, desto dringender seine Pflicht, die fremdsprachigen Bestandteile durch Polizeimaßregeln, durch die Schulpolitik, durch das Verbot der Muttersprache in öffentlichen Versammlungen zur herrschenden Staatssprache zu bekehren und dem herrschenden Volke anzugliedern. In England spreche man eben englisch, also solle in Deutschland nur deutsch gesprochen werden. — Man übersieht, daß viele Millionen wertvoller deutscher Stammesgenossen in alter und neuer Zeit sich im Ausland angesiedelt haben und dort nun auf das Wohlwollen der herrschenden Volksstämme angewiesen sind!

Die andere Anschauung bestreitet dem Staat, d. h. wenigstens dem modernen Staat, das Recht, seine fremden Völker im freien Gebrauch ihrer Muttersprache zu beschränken, und befürchtet von der sogen. „Sprachenteignung" eine Schädigung des Staatsgedankens und der Staatsaufgaben. Die Sprachenteignung ist eben ein Unrecht, so gut wie jede Art von Gewissenszwang, von religiöser Bedrückung. Es handelt sich um den Raub an einem sittlichen Erbgut, für das der gewaltsame Anschluß an die Staatssprache keine „volle Entschädigung" sein kann, weil eine solche zwangsweise Bekehrung immer mit einem schweren sittlichen Schaden, mit einer Zerstörung menschlich edler Gefühle verbunden ist. Wer aus eigener Arbeit an sich selbst sich eine religiöse Ueberzeugung errungen hat, sei sie nun bejahend oder verneinend, der wird nicht einen anderen zwingen wollen, diese Ueberzeugung zu heucheln. Aehnlich muß jeder, der die deutsche Sprache wahrhaft liebt und im Sinne der Grimm, Uhland, Wackernagel heilig hält, dagegen Einspruch erheben, daß das traute Vätererbe an Fremdlinge verschleudert werden soll, denen man ihr Eigenstes entreißen möchte.

Durch seine Zustimmung zum Sprachenverbot im Vereinsgesetz hat der Linksliberalismus bekundet, daß er auf die unbedingte Verteidigung der Menschenrechte verzichten will. Allerdings ist wenigstens einem Teil des Freisinns eine wahrheitsgemäße Aufklärung in der Polenfrage erwünscht. So wurde die Annahme des Antrags Brandys ermöglicht, der die „Untersuchung der politischen Verhältnisse der polnischen Bevölkerung" forderte. Diesen Antrag mußte der Bülow-Block verwerfen, 1. weil er von den Polen ausging, 2. weil er die preußische Polenpolitik gewissermaßen unter die Oberaufsicht des Reiches gestellt hätte. Die Polen können nun ihren Gegnern sagen: „Wir haben ein gutes Gewissen, aber ihr habt die „Aufklärung", das Ergebnis einer unparteiischen Untersuchung zu fürchten!" Vor aller Welt stehen so die Polen als „Unschuldslämmer" da!

Das Zentrum ist in der Beratung des Sprachenverbots nicht „umgefallen", obwohl es gegen die Polen erbittert sein mußte, die ihm fünf seiner schönen oberschlesischen Mandate kürzlich entrissen haben. Das Zentrum ist nicht für den Freisinn eingesprungen, als er sich noch gegen den § 7 sträubte; es hat seine Grundsätze nicht verletzt, obwohl es durch einen „Handel" den „verhaßten Block" hätte sprengen können. Ich bin ein entschiedener Gegner des Ultramontanismus; aber ich fühle mich verpflichtet, diese Grundsatztreue ehrlich anzuerkennen.

Es ist für mich, einen langjährigen Leser und Anhänger der „Hilfe", der ich mich mit Gymnasiastenbegeisterung an den „Lehrer Deutschlands", Friedrich Naumann, angeschlossen hatte, tieftraurig, daß man in Frankfurt uns nun sogar noch verboten hat, die Verletzung der freisinnigen Grundsätze zu „bedauern"! Ducken sollen wir uns und heucheln!

Dabei wäre aber der „Block" gar nicht einmal in die Brüche gegangen, wenn der Freisinn festgeblieben wäre. Denn der Block ist erst dann futsch, wenn das Zentrum für eine Regierungsvorlage stimmt, gegen die der Freisinn ist. Wenn der Freisinn in der Hohkönigsburgfrage oder in der Reichsfinanzreform den Konservativen die Gefolgschaft kündigt, dann könnte das Zentrum einspringen, dann wäre der Block gesprengt.

Eine politische Folge der vielgerühmten „Blockpolitik" wird es sein, daß aus der freisinnigen Wählerschaft eine Abwanderung nach links stattfindet. Tröstlicher Ersatz wird nicht fehlen: die konservativen Wähler müssen sich doch sagen, daß die Freisinnigen im Reichstag so treu konservative Politik getrieben haben, daß die Aufstellung konservativer Gegenbewerber überflüssig geworden ist.

Der deutsche Parlamentarismus wird böse heruntergebracht dadurch, daß die vielen freisinnigen Abgeordneten, die ihren sozialdemokratischen Stichwählern versprochen haben, gegen jedes Ausnahmegesetz zu stimmen, für den § 7, dieses ausgesprochene, in der eigenen Presse als solches bezeichnete Ausnahmegesetz gestimmt haben. Die Regierung sieht nun, daß sie alles durchsetzen kann, auch ein Entrechtungsgesetz, welches die überwältigende Mehrheit des Volkes und — im Grunde ihres Herzens — die entschiedene Mehrheit des Reichstags mißbilligt. Die Regierung macht die Erfahrung, daß sie auf ein paar liberale Redensarten hin dem „deutschen Bürgertum" alles bieten darf!

Durch das Sprachenverbot werden vor allem auch die gemäßigten und „reichstreuen" Polen „unschuldig" mitgetroffen. Sie, die ihr Volk zum Verzicht auf seine Träume allmählich erziehen wollten, müssen nun, wo es an die Muttersprache geht, zu unentwegten Preußenfressern werden. Wenn Björnson an Kulerski schreibt, die Polen seien nun verloren, so bedenkt er nicht die ungemeine Zähigkeit und Lebenskraft des heutigen Slawentums. Aber allerdings, die dumpfe Verzweiflung unterdrückter Bürger bedeutet keine „Sicherung des preußischen Staates"!

Soziale Probleme, religiöse Weltanschauung und unsere Studenten.

(Ein Studentenbrief mit Anmerkung.)

Von

Kaplan L. Nieder, stud. cam.

Vom Rheinland her kamen kürzlich folgende Zeilen an mich, die ein bisher spröder Student unter dem Eindrucke der Broschüre von Dr. Karl Sonnenschein „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" sich gleichsam von der Seele geschrieben hat. Ich gebe alles geradeso wie ich es bekam:

Frühlings Erwachen.

(Ein Brief über soziale Studentenarbeit)
von einem bisher Unberührten.

Geliebter Mentor!

Medias in res. Oft hast Du Dich heiß bemüht, mir auch nur ein kleines Etwas von sozialem Interesse zu entlocken. Damals vergebens. Doch haben Deine Bekehrungsversuche den Boden gelockert zur Aufnahme eines andern, dem es gelungen ist, die Eisrinde um mein Herz aufzutauen. Dr. Carl Sonnenschein in M.-Gladbach hat zu Beginn des Frühlings ein Büchlein in die Studentenwelt gestreut, das wohl geeignet ist, junge Keime und Triebe hervorsprossen zu lassen.

Als mir vor nicht gar langer Zeit sein Broschürchen: „Kann der moderne Student sozial arbeiten?" in die Hände kam, ging ich mit einiger Neugier daran. Nun, nachdem ich es gelesen, muß

[1]) Die „Allgemeine Rundschau" gewährt dem Verfasser, der sich als Anhänger des abgesprengten Flügels der Freisinnigen Vereinigung, aber als „entschiedenen Gegner des Ultramontanismus" bekennt, in der vorwürfigen Frage gerne Gastfreundschaft.

Digitized by Google

ich bekennen: der Mann versteht das Starstechen. Sonnenscheins Geistesstrahlen wirkten so intensiv, daß es mir bei meiner „Wanderung auf den Höhen der Menschheit" bald zu heiß wurde unter dem dickpelzigen Mantel des horazischen Odi profanum vulgus, mit dem ich mich gegen jedes Wehen aus tieferer Schicht zu schützen vermeinte.

Doch das erscheint mir nicht als Hauptverdienst Sonnenscheins, daß er so schön für die große Sache werben kann und alle Bedenken gegen die soziale Mitarbeit der Studenten zerstreut (vgl. bes. Kap. 8 S. 20); für mich war es von größerem Wert, daß er mir den richtigen Gesichtspunkt gezeigt, unter dem die ganze Frage betrachtet werden muß. Bisher hatte ich eine höchst einseitige Auffassung. Soziale Arbeit dünkte mir, wenn nicht gerade ein Herablassen, so doch ein Geben auf der einen Seite, auf der andern nur ein Nehmen ohne Gegenleistung. Sonnenschein hat mit Nachdruck auf den richtigen Standpunkt hingewiesen, auf die Gegenseitigkeit, die zwischen Studenten und Volkstum herrschen muß. Wie herzlich spricht er von dem Werte, den die Mitarbeit der Studenten für diese selbst hat: „Im Sturm innerer Krisen, im Werden und Gären der Weltanschauung hat jene stille, seelenvolle Tätigkeit, hat der ritterliche, aufrichtige, herzvolle Verkehr mit Mitmenschen, hat der Einblick in den bittern Lebensernst, in die Welt violetter Farben, der Träne und des Leides, einen unbeschreiblichen läuternden Wert. Wenn sich daneben die Kenntnis der Kraft stellt, die im Volksleben sich auswirkt, und die Achtung vor der Arbeit des Proletariats, dann gibt es einen guten Klang, eine christlich-humane, ideale, soziale Jugend."

Ja, eine soziale Jugend, das ist es, was wir wünschen und erstreben. Und einerseits dieser Wunsch, anderseits das seelenvolle Gut, das aus der Gegenseitigkeit entspringt, rechtfertigt auch das Verlangen, für das Sonnenschein mit so warmen Worten wirbt, die Teilnahme an der Caritas der Vinzenzvereine. Hier kann der Student viel tun, für sich und das Volk. Hier kann er, ob seine Begabung und Veranlagung dazu groß oder klein ist, „Sonne sein und Sonne spenden", und dazu beitragen, den „Lichtberuf" der Caritas zu erfüllen. Und wenn das Volk sieht, daß der Student nicht nur Worte hat, sondern selbst zu ihm kommt, um zu helfen und zu lindern, wenn man ihm vielleicht ansieht, daß er selbst nicht auf Rosen gebettet ist, dann gibt es wohl ein Bündnis zwischen Volk und Studenten, das die reichsten Früchte verheißt für die Zukunft.

Denn in diesem gegenseitigen Bündnis ist das Fundament enthalten zu einer Entwicklung, die Sonnenschein, wenn auch nicht ganz ausdrücklich ausgesprochen, so doch im Keime in seiner Schrift eingeschlossen hat: Persönlichkeit und Volkstum. Fritz Lienhard ist in seinen „Neuen Idealen" mit heißen Worten für die nämliche Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst, der Dichtung eingetreten. Dürfen wir davon nichts erwarten auf dem sozialen Gebiete? Die gemeinsame, ineinandergreifende Entwicklung von Persönlichkeit und Volkstum ist die goldne Bulle, die den Freibrief enthält für die soziale Wohlfahrt.

Das ist das Endergebnis und Endziel, nach dem wir streben. Der Weg dazu muß früh betreten werden. Der Student hat dazu die beste Gelegenheit. Für uns katholische Studenten ist es geradezu Pflicht. Wir haben die Religiosität auf unsere Fahnen geschrieben. Zu den religiösen Pflichten gehören auch die gegen unser Volk. Ist das zuviel verlangt von einem modernen Studenten? Sonnenschein gibt die Antwort: „Wir wollen kritisch-soziales Denken, damit positiv-soziale Arbeit später folgen könne"; denn „das geistige Interesse, der Respekt vor den Bestrebungen, das Mitempfinden und der ernste Versuch, sich über die soziale Welt Rechenschaft zu geben, ist der Kernpunkt dessen, was wir soziale Studentenarbeit nennen." — — —

Ueber dieses klare Echo aus dem Studentenwald darf sich der hellstimmige Herold freuen. Es scheint auch dorthin durchgedrungen zu sein, wo bisher soziale Abgeschlossenheit oder wenigstens Gleichgültigkeit, eiskalte Höhenschroffheit oder verträumte Waldeinsamkeit beliebt waren. Ueber solchen Weck- und Werberuf freuen sich alle schaffensfreudige Katholiken; ganz besonders aber jene, die schon früher in der eigenen Studentenzeit erwacht sind, und zwar geweckt durch andere soziale Frühaufsteher im eigenen Lager, oder auch durch die sozialen Erschütterungen, die sie in der nächsten Umgebung spürten, meist sogar am eigenen Elternhaus. Warum sollen wir hier diese alte Art katholischer Studenten nicht besonders in Betracht ziehen? Aus ihnen schöpfen wir die Hoffnung, mit der wir die neue Art erwarten. Ja, viele Studenten, die aus dem katholischen Teile des deutschen Volkes hervorgegangen sind, haben frühzeitig soziales Verständnis gezeigt und soziale Tätigkeit entfaltet: Der Gesellenpräses, der Bauernvereinspfarrer, der Genossenschaftspfarrer, der Arbeiterkaplan — das sind lauter soziale Gestalten, die meist schon als Gymnasiasten die ersten Wurzeln ins soziale Vereinsleben getrieben haben; ja sehr viele sind geradezu aus diesem Boden emporgewachsen. Und wie ist es mit den vielen akademisch gebildeten Laien, die an so vielen Orten in ganz Deutschland seit Jahren sozial tätig sind? Geht einmal ihrem Werdegang nach! Meist als blutjunge Studenten sind sie zusammen mit befreundeten Geistlichen in das Milieu der unteren Schichten mutig eingetaucht, oder, was bei sehr vielen zutrifft, sie sind an Hand ihrer Freunde aus diesen unteren Schichten emporgetaucht, haben sich in die Höhe gearbeitet, sind aber ihrem Wurzelgrunde treu geblieben. Das ist kein Geheimnis — ja vielfach rühmt man sich dessen. Was ein Nachteil schien für den katholischen Volksteil und seine Studenten — nämlich seine Rückständigkeit im Reichtum —, das wurde für ihn ein machtvoller Antrieb zur sozialen Betätigung; was an ihm als spröde, kulturhemmende Dehnungslosigkeit und als ungenießbares Hartbrot erschien — nämlich die unveränderliche Gleichheit von Glaubensinhalt und Glaubenspflicht für Student und Schulkind, Professor und Proletarier —, das bildet geradezu das Geheimnis seiner einzigartigen Befähigung zur neuesten Kulturaufgabe: Klärung und Ausgleich in der sozialen Gärung eines wohl fast zur Hälfte proletarischen 60-Millionenvolkes. Der katholische Volksteil hat das richtige soziale Lebensblut einer einheitlichen, alles durchdringenden Lebensauffassung und Weltanschauung.

Wer sich das so recht anschaulich machen will, der vergegenwärtige sich nur einige Gruppen- und Einzelbilder aus dem neuzeitlichen Leben des katholischen Deutschlands:

1844 besprachen sich an der Münchener Universität zwei alte Studenten über zeitgemäße soziale Vereinstätigkeit: der eine ein ehemaliger Schustergeselle und der andere ein adeliger Jurist und ehemaliger Kürassieroffizier. Später: Gesellenvater Adolf Kolping und Arbeiterbischof Frhr. von Ketteler!

Aus dem neueren katholischen Studentenleben sind Männer hervorgegangen, die vaterlandsfroh und kirchentreu in den sozialen Zeitaufgaben mit voller Energie arbeiten, wofür uns der Kölner Justizrat Karl Trimborn ein Typus ist.

Ein anderes Bild: Hält da vor Jahren in einem Arbeiterverein ein Kesselheizer, ermutigt durch seinen Präses, einen Vortrag über die Arbeiterenzyklika Leos XIII. Einige Jahre darauf sprach derselbe Mann beim Katholikentag in Essen in einer Riesenversammlung von Leuten aller Erwerbs-, Vermögens- und Bildungsstände über die „Mitarbeit der deutschen Katholiken beim sozialen Ausgleich". Demonstrativer Beifall — und ebenso wie der deutsche Kardinal Fischer von Köln reicht auch der hochgewachsene römische Kardinal Vannutelli herzlich die Hand dem stämmigen Manne aus dem Arbeiterstande — — Joh. Giesberts.

Wir könnten diese Bilder beliebig vermehren besonders auch aus der süddeutschen Arbeiter- und Bauernbewegung. Immer wieder wird uns der Gedanke entgegentreten, der aus dem Schlusse des Studentenbriefes spricht: Wenn wir gebildete Katholiken uns auf unsere Weltanschauung besinnen, dann empfinden wir die soziale Arbeit alsbald als eine zwingende Pflicht. Es ist kein bloßer Zufall, daß an der Spitze des größten katholischen Vereines für sozialen Ausgleich in Deutschland, „des Volksvereins", ein Fabrikbesitzer steht: Franz Brandts in M.-Gladbach.

Aus der katholischen Weltanschauung heraus ist es dann auch zu begreifen, daß katholische Studenten für die Vertiefung der Einsicht in den Zusammenhang zwischen den sozialen Zeitaufgaben und der religiösen Lebensauffassung eine Spezialvereinigung gegründet haben für die in den religiösen Grundfragen Gleichgesinnten — ohne Ausschluß des Gedankenaustausches mit Andersgesinnten — nämlich: die sozialwissenschaftlich-caritative Studentenvereinigung.

Der Tübinger Privatdozent Wilhelm Ohr, der herzhaft und mit erfrischender Ehrlichkeit, freilich nicht ohne Herbheiten für den überzeugten Katholiken, die deutschen Studenten auffruft zur Erneuerung, deutet ebenfalls mit fester Hand auf die sozialen Probleme und den Kampf um die Weltanschauung (Bavariaverlag, München 1908): „Was wußte der alte Student von den bleischweren Worten: Arbeiterfrage, Bodenfrage, Sittlichkeitsfrage? Ja, was wußte er vom Ernste der Krisis auf dem Gebiete der Weltanschauungen?"

Dabei fällt es ihm gar nicht ein, katholische Studenten durch verzuckerte Bosheiten an sich zu locken und sie dann meuchlings „kalt" zu machen: nein ganz offenherzig spricht er es aus: 1. Der Ultramontanismus ist in der Tat eine große Gefahr für unsere Kultur. 2. Jeder Kampf gegen Rom, der mit falschen Waffen geführt wird, ist vom Uebel, da er den Ultramontanismus nur stärkt. 3. Daher ist ein eindringendes

Digitized by Google

Studium des Katholizismus jedem zur Pflicht zu machen, der in dieser Frage urteilen und mithandeln will.

Ich wollte, ein so kernhafter Gegner wie Herr Ohr hätte Zeuge sein können jener echt katholischen Versammlung, die gerade hierher paßt zu dem Thema: Soziale Probleme, religiöse Weltanschauung und Studenten. Es war die IX. Allgemeine Verbandsversammlung des Münchener Caritas-Verbandes im Hotel Union am 18. Februar, wo in Gegenwart des sozialpolitisch durchaus bewährten Wittelsbacher Prinzen Ludwig und des arbeiterfreundlichen apostol. Nuntius Msgr. Frühwirth, sowie einer wohlerprobten Schar von Caritasfreunden aus allen Berufsständen — Herr Archivrat Dr. Jos. Weiß als ehemaliger begeisterter katholischer Korporationsstudent die zahlreichen katholischen Studenten aufrief, neben den sozialwissenschaftlichen Studien auch den caritativen Einrichtungen und Tätigkeiten Aufmerksamkeit zu schenken, damit immer mehr die Gewissenspflicht gefühlt werde, alle Kräfte in den Dienst des gesunden aber auch des kranken sozialen Lebens zu stellen. Unter lebhafter Zustimmung der Anwesenden sagte er wörtlich:

„Daher bereitet es uns eine besondere Freude, heute so viele Söhne unserer Alma Mater hier begrüßen zu können. Bildung ist ja wie Reichtum nur ein Amt, ein Leben, das im Dienste des Ganzen verwaltet werden muß, um das Ganze zu halten, fortzuentwickeln und zur Blüte zu entfalten. Von dieser Pflicht kauft man sich nicht los durch ein Almosen; auf jene Gaben, auf Talente, Beredsamkeit, sozialen Einfluß, wirtschaftliche Kraft und hohe Stellung hat die Gesamtheit ein Recht.

Zwei Feinde sind es, die unserem Volke und Vaterlande drohen: Der konfessionelle Hader und der Klassenhaß. Auf dem sozialen Frieden, dem guten Verhältnis der Klassen zu einander beruht die Einheit, die Existenz der Nation. Und darum sage ich: Der ist ein guter Patriot, der mit all seiner sozialen und caritativen Kraft darangeht, den Klassenhaß zu mildern und verschwinden zu machen."

Ein Mann wie Herr Ohr wird gewiß nicht verbittert sein, wenn auf dem Boden der römisch-katholischen Weltanschauung Akademiker gedeihen, die so denken und vor allem — so wirken.

Wie sagt der katholische Student in seinem Briefe? „Zu den religiösen Pflichten gehören auch die gegen unser Volk."

Allerlei von der Kunst.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Wo es stand, weiß ich gerade nicht mehr, aber gelesen habe ich in der letzten Zeit davon: Von der sogen. Bauern- oder Volkskunst nämlich. Hat da einer von den „Sachverständigen" so von oben her darüber geurteilt und gemeint, das Naive sei eben nur der Mangel an Können bei den Dorfkünstlern, den Malern, und Schnitzern und Töpfern usw. Ja, wenn sie es besser könnten oder gekonnt hätten, dann wäre etwas anderes daraus geworden, und daher ist also die Pflege der Volkskunst im bisherigen Sinne — eine Dummheit hat er nicht gesagt, aber so ähnlich gemeint war es sicher. Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen und jeder Kunstschriftsteller sein eigenes Evangelium, und jeder findet dafür eine gläubige Gemeinde in heutiger Zeit. Die chronische Denkfaulheit macht es der Oberflächlichkeit gar leicht, Blech für Gold auszugeben und wenn schon Gelehrte wegen jedes Körnleins, das sie fanden, heute öffentlich wie der Gockel auf dem Mist ihre Scharen zusammenkrähen, obwohl sie selbst noch gar nicht wissen, ob das Körnlein auch genießbar ist, da mag man um so mehr Nachsicht mit jenen haben, die auf dem Gebiete der Kunst nach eigenen Rezepten gackern, denn hier herrscht am meisten die Meinung und nicht die Tatsache. Das war schon oft so. Schrieb doch beispielsweise ein F. Schlegel im Januarheft der „Europa" 1803 bereits etwas wie das Gegenteil von dem, das mein „Sachverständiger" — wüßte ich doch den Namen! — verzapft. Nun, mit F. Schlegel kann er sich nicht messen, sonst hätte ich seinen Namen behalten. Und Schlegel schrieb: „Von der neueren Schule, die durch Raffael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michelangelo bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst abzuleiten." Schlegels Evangelium war das der „Präraffaeliten". Vorbei; genau so wie bis in die neueste Zeit das Maxim: „das Gegenständliche in der Kunst ist gleichgültig", die Uebertreibung Ruskins ablöste: „das Bild, das mehr und edlere Gedanken enthält, und wären sie noch so unbeholfen, ist ein größeres und besseres Bild, als eines, das weniger und minder edle Gedanken enthält, wenn diese auch noch so schön dargestellt wären." Männer, wie der ernste Tode, der das Gute Ruskins vertritt, und Meier Gräfe, der wiederum der Darstellung — dem Impressionismus — die erste Stelle einräumt, sind neueste Beweise, wie so sehr flüssig alles in den Kunstanschauungen ist. Doch, da hätte ich beinahe Adler mit Spatzen verglichen, die à la Kerr eben bloß Wortgeklingel dem Klüngel zu lieb in Druckerschwärze vertont zum besten geben. Der, dessen Name ich nicht mehr weiß, obwohl ich nun glaube, ihn in den „Münchner Neuesten Nachrichten", der Monopolfabrik für „moderne Größen", gelesen zu haben, ist auch ein solcher, der so obenhin Worte drechselt, wo ein liebevolles Versenken in die Volksseele erste Forderung wäre. Altmeister Reeber sagt einmal: „Schön ist die Idee in der Erscheinung"; also etwas Subjektives, wobei er allerdings ästhetische Normen nicht unbeachtet läßt. So ist mir's in Erinnerung. Nun muß man nur die naiven Ideen des Volkes in Sachen der Kunst zu kennen und verstehen suchen, dann wird man begreifen, warum auch die naive Darstellung ihm „das Schöne" ist. Uebrigens ist die Forderung, welche von der breiten, nicht übersättigten Volksmenge an die Schönheit eines Volkskunstwerks gestellt wird, durch einen besonderen realistischen Zug ausgezeichnet: sie verlangt Charakteristik. Erinnere ich mich da an einen „hl. St. Florian" eines Künstlers (natürlich an der Akademie), dessen Löschgefäß bei allen sonstigen Vorzügen des Bildes zu klein war. Da sprach ein Bäuerlein: Der ist nichts, der kann nicht löschen. Sehe man doch die Lieblingsblumen unserer Dorfkünstler an: die Nelke, die Rose, die Tulpe, die Margaretenblume. Bei aller Schlichtheit die charakteristische Wiedergabe und die volle Farbe. Und bei den Flachreliefs und Kerbschnitten an den alten Bauernhöfen innen und außen, sei es eine Tierfigur, ein Ornament, da haben wir dieselbe Erscheinung. Man „kennt", was der Darsteller will. Die einfache, unverkünstelte Natur, das hauptsächliche an Form und Farbe ist die Bedingung, wenn das Volk in seiner übergroßen Mehrzahl Freude am Dargestellten haben soll, die dauernd ist, weil nicht im Innern das unbestimmte Gefühl entsteht: das verstehe ich nicht. Ohne gerade Prophet zu sein, ist zu erwarten, daß Siebenmalgescheite dazu sagen: Dann hebt das Volk, sein Verständnis, sein Kunstbewußtsein, zeigt, erklärt ihm die wirkliche Kunst, da wird sich die „Rückständigkeit" — ein Hauptschlagwort aller Einfaltspinsel von oberflächlicher Bildung und oft zweifelhaftem Besitz — verziehen. — Ja doch, bildet das Volk nur mehr, aber nicht über seine Bedürfnisse und die Möglichkeit, die erworbene Bildung zu benützen, denn sonst ist entweder diese Bildung bald dem Rauch gleich verflüchtigt, oder sie weckt die Unzufriedenheit mit dem Los und ist damit das Ende vom Glück. Komischerweise werden diese Bildungsapostel gerade hinsichtlich der Kunst durch die Tatsachen selbst aber auch lächerlich gemacht. Die Uebersättigten, deren Umgebung eine Sammlung des gepriesenen „höheren" Schönen, ja des Schönen schlechtweg ist, haben am meisten Hunger nach Naturkost, und so trachten sie gar häufig, durch Stücklein der geschmähten naiven Volkskunst ihren verstimmten Kunstmagen wieder einzurichten, wie jene Bauerndoktoren, die den Schlemmern das Wasser und Schwarzbrot verordnen. Laßt doch dem Volk seine Kost! Man muß es leider wahrhaftig ganz vernünftigen Leuten zurufen.

Ein Schuster kann ein herrlicher Poet sein — wie Hans Sachs. Aber so wenig deswegen jeder Schuster ein Dichter ist, ebensowenig ist jeder Künstler fähig, in allen Fragen der Kunst, der Moral, der Erziehung mitzureden. Der Unfug aber besteht heute, und selbst Minister machen ihn mit. Sehr vernünftige Leute sind der Meinung, der sei der beste Porträtist, dem nicht nur die Form gelingt, sondern der auch die Seele zu geben weiß, sei er Menschen- oder Tiermaler. Dieselben Leute aber nehmen gar keinen Anstand, in jenen Kunstfragen, bei denen die Seele erst rechte Bedingung für das Gelingen ist, in den Aufgaben der kirchlichen Kunst, notorische Glaubensspötter mitreden und -taten zu lassen. Wenn alle Kunstprotzen von heute noch voll Scheu und Staunen vor den Schöpfungen der Künstler des ††† Mittelalters stehen, so ist es doch nur deshalb, weil sie dort nicht nur das Materielle, sondern den Geist noch verspüren, den Geist, der aus tiefreligiösem Sinn in den Pinsel und den Meißel floß. Aber woher soll denn der brillante Zeichner, aber farbenskalenarme, kalte, berechnende monistische Herr Stuck gerade heute die Berechtigung herleiten, in kirchlichen Kunstfragen das entscheidende Wort zu sprechen, oder Herr Habermann mit dem ewigen Weib mit der Häckelnase? Farbenfreude, religiösen Geist und Leben braucht die kirchliche Kunst, denn sie ist der andere Teil, der „akademische" wenn man will, der Volkskunst, die natürliche Kunstausstellung jedes Dorfes. Einem Minister, der so brillante Kneipzeitungen zeichnen kann (in ehrenhaftem alten, nicht zotig modernem Sinne), der sonst auch etwas von der Kunst versteht, sollte man das eigentlich nicht sagen müssen. Was liegt denn daran, wenn Dr. Hirth schimpft, falls seine Größen nicht gehört oder auch — nicht versorgt werden; mag er sie bei seinem „Formenschatz" behalten — wenn Clio wieder Säkulargeschichte schreibt, werden viele „Baumeister" von heute bloß als Maurer erscheinen. Sie werden sich mit der Konstatierung begnügen müssen, kleine Bausteine eingefügt zu haben, und wer weiß, ob auch nicht die ausgewechselt werden, wie die Bilder in — der neuen Pinakothek. Darüber vielleicht ein andermal oder anderwärts nach den Gedanken Ludwigs I.

Digitized by Google

Die Tröster.

Die Lebenden sind unsre Tröster nicht,
Sie schleppen ihrer eig'nen Tage Pein.
Sie fühlen sich wie wir enttäuscht, allein
Und gehen streng mit uns in das Gericht.

Die Toten sind's! Sie ließen uns zurück
Ein mild Verstehen, weit und grenzenlos
Für deiner Einsamkeiten hartes Los.
Unendlich rein und gütig ist ihr Blick.

Die Toten sind's! An graue Kirchenwand
Hat einer seines Herzens Süßigkeit
Hinaufgezaubert und sich selbst befreit,
Und führt dich so in deiner Sehnsucht Land.

Aus ew'gen Versen kommt uns Seelentrost.
Da schrieb ein stiller Mensch, der litt wie du,
Die schwere Sehnsuchtsqual in sich zu Ruh
Und hat dein fernes Herz für sich erlost.

Und einer haut aus einem starren Stein
Ein weißes Grabmal, das wie Trostgebet
Den Wanderer voll großer Majestät
Ermahnt ein gottergeb'ner Mensch zu sein.

So kommst du zu Entsagung durch Versteh'n,
Durch tiefes Mitleid wird dein Herz geweiht,
Du darfst aus dieser armen, engen Zeit
Ins Schicksal aller Menschenkinder seh'n.

Die Lebenden sind unsre Tröster nicht,
Sie schleppen ihrer eig'nen Tage Pein.
Sie fühlen sich wie wir enttäuscht, allein
Und gehen streng mit uns in das Gericht.

M. Herbert.

Katholiken und Deutsche Vereinigung.

Von

Paul Delbrück.

Schon die Ueberschrift wird manchem die bekannte entrüstete Frage in den Mund legen: Muß denn aber ein Katholik nun gerade Zentrumswähler sein? Darauf die einfache Antwort: Jeder mag mit sich selbst ausmachen, welcher Partei er glaubt beitreten zu sollen; aber es wird doch noch wohl erlaubt sein zu prüfen, was für einen Katholiken klug gehandelt ist.

Jedenfalls sollte man von einem gebildeten Katholiken erwarten, daß ihm die Geschichte des noch so jungen neuen Deutschen Reiches kein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch sei. Wenn nun diese Geschichte uns Katholiken ein tiefes Mißtrauen gegen die Regierung und gegen die liberalen Parteien unseres Vaterlandes geradezu aufzwingt, so ist das nicht unsere Schuld. Freilich weisen heute Regierung sowohl wie Liberalismus den Gedanken an einen Kulturkampf weit von sich; im letzten Wahlkampf und auch nachher haben wir das oft genug gehört. Man spricht sogar von unehrlichen Machenschaften des Zentrums, das in bewußter Lüge seinen katholischen Wählern das Schreckbild eines neuen Kulturkampfes an die Wand male.

Dagegen aber fragen wir: Ist wohl ein urteilsfähiger Mensch verpflichtet, den Friedensversicherungen einer Regierung zu trauen, die nur gezwungen den Kulturkampf abgebrochen hat, weil sie fühlte, daß der Schnitt ins eigene Fleisch ging? Oder ist wohl ein urteilsfähiger Mensch verpflichtet, den Sirenentönen des „Heuchler Liberalismus" zu trauen, der bei jeder Verhandlung über den „Toleranzantrag" eine Kulturkampfsdebatte zu inszenieren weiß, bei der er deutlich zeigt, wie er mit allen Fasern seines Herzens danach verlangt, in die alten Bahnen zurückzulenken, wenn er nur die Macht hätte, die Regierung noch einmal mitfortzureißen? Uebrigens hält die Regierung selbst uns immer wieder unsere Gefahr klar vor Augen durch die oft schreiende Imparität in der Behandlung der Katholiken. Da drängt sich einem doch die Ueberzeugung auf: Im günstigen Augenblicke werden alle schönen Worte vergessen sein, und die harmlosen Katholiken, die sie geglaubt haben, verdienen dann den Spott, der dem Schaden nicht fehlen wird.

Natürlich würden auch dann noch die Worte der Regierung und des Liberalismus triefen von lauter Wohlwollen und Liebe gegen die Katholiken. Der Kampf würde sich beileibe nicht gegen die echten Katholiken richten, sondern nur gegen die verhaßten „Ultramontanen". Daß nun aber mehr als 90 Prozent der sich katholisch nennenden deutschen Reichsbürger „ultramontan" sind und darin nicht einmal eine Schande finden, das ficht ein liberales Urteil nicht an. Denn was echt katholisch ist, das entscheidet allein die hohe Staatsregierung, geradeso wie sie in den siebziger Jahren das abtrünnige Häuflein der Altkatholiken als die echten, rechten Katholiken hinstellte. Der Papst war ja nun freilich anderer Ansicht; aber wie darf ein Papst sich anmaßen, die katholische Religion besser zu kennen als die preußische Regierung, die es sogar fertig bringt, durch protestantische Beamte Prüfung abzuhalten in der katholischen Religion?

Aber was haben denn diese Ausführungen mit der Deutschen Vereinigung zu tun? Hat sie doch gerade den konfessionellen Frieden und alles, was dazu gehört, als einen Hauptpunkt ihres Bestrebens in ihr Programm aufgenommen! Ganz gewiß, und das ist ein Punkt, in dem nicht nur jeder Katholik, sondern jeder deutsche Bürger freudig dem Programm zustimmen soll. Das ist auch der Punkt, der manche Katholiken und auch manche wohlmeinende Protestanten der Deutschen Vereinigung zugeführt hat.

Aber nun der Weg zu diesem Ziele! Wer bessern will, forscht doch zunächst, wo das Uebel steckt. Wer stört denn in Deutschland den religiösen Frieden? Bei der Prüfung dieser Frage wäre man zunächst auf den Evangelischen Bund gestoßen, der seine Hetzapostel von Stadt zu Stadt schickt, sogar noch über des Landes Grenzen hinaus nach Oesterreich hinein. Man wäre dann weiter auf eine gewisse Sorte von Zeitungen gestoßen, deren Zahl nicht klein ist, die jahraus, jahrein mit wahrem Behagen alle Skandalgeschichten zusammentragen, um sie gegen die katholische Kirche auszuschlachten. Gewiß, in einem so zahlreichen Stande, wie es der katholische Priesterstand ist, sind nicht nur Lichtseiten. Aber welcher anständige Mensch sammelt denn allen Schmutz, nur um das Vergnügen zu haben, ihn seinen katholischen Mitbürgern ins Gesicht zu schleudern? Aber was Wahres auf dem ganzen Erdboden zu finden ist, genügt diesen „vornehmen" Blättern nicht einmal. Wahre Lügenfabriken für diese schmutzigen Artikel scheinen irgendwo zu bestehen und diese Zeitungen zu bedienen, die das unglaublichste Zeug aufnehmen, wenn ihm auch die Lüge an der Stirn geschrieben steht, die aber zu einem Widerruf niemals oder höchst selten sich erschwingen. Bei weiterem Suchen nach den Ursachen des religiösen Zwiespaltes wäre man dann schließlich auch bei der Regierung selbst angelangt, die durch ihre schon erwähnte Imparität den Katholiken fortwährenden Anlaß zur Klage gibt.

Ein reiches Arbeitsfeld für eine Vereinigung, die dem konfessionellen Frieden dienen will! Das wäre einmal eine nationale Tat, auch ohne daß das aufdringliche Phrasengeklingel, das in letzter Zeit in nachgerade kindischer Weise mit dem Worte „national" umspringt, seinen zweifelhaften Segen dazu gäbe.

Aber merkwürdig! Von alledem scheint die Deutsche Vereinigung nichts zu wissen. Ja, wir müssen sogar sehen, daß Leute, die in dieser Hinsicht kein reines Gewissen haben, mit dieser harmlosen Vereinigung sympathisieren und fraternisieren, just so, wie sie es früher mit den Nationalkatholiken getan haben. Diese Leute können natürlich der Deutschen Vereinigung den wahren Feind zeigen, und so richtet denn diese auch ihre ganze Kraft gegen — das böse Zentrum.

Und da sollte allerdings für jeden Katholiken eine ernsthafte Prüfung ansetzen, nicht ob er als Katholik den guten Grundsätzen jenes Programms der deutschen Vereinigung zustimmen darf, wohl aber, ob er Entsprechendes von ihr erwarten kann, und vor allem, ob es wohl klug ist, die Partei zerstören zu helfen, die ganz allein bisher in stets zuverlässiger Weise für unsere heiligsten Güter eingetreten ist; die in sturmbewegter Zeit die Feuerprobe bestanden hat; der ganz allein wir das bescheidene Maß von Freiheit verdanken, das wir jetzt genießen; bei deren Schwächung die heißen Wünsche und Begierden, die in den Schmähungen gegen „Klerikalismus und Ultramontanismus" oft genug einen nur mit Mühe verhaltenen Ingrimm offenbaren, ungehindert die Maske abwerfen und als

Digitized by Google

rücksichtslose Feindschaft gegen alles Katholische zuerst, dann aber auch gegen alles Uebernatürliche überhaupt sich offenbaren würden.

Ist es wohl noch notwendig darauf hinzuweisen, daß der Kampf der politischen Parteien immer mehr zu einem Kampf der Weltanschauungen sich auswächst? Unserer Jugend kann nicht genug empfohlen werden, die Geschichte des Kulturkampfes zu studieren, damit sie aus den parlamentarischen Verhandlungen der damaligen Zeit die brutale Rücksichtslosigkeit kennen lerne, mit der die „nationale" Mehrheit die Minderheit vergewaltigte und das Recht ihrer katholischen Mitbürger höhnend mit Füßen trat. Bei diesem Studium wird sich unser politischer Nachwuchs ganz sicher dafür bedanken, um der schönen Augen der Deutschen Vereinigung willen die mächtige Partei schwächen zu helfen, die allein von solcher Behandlung uns befreit hat und allein vor solcher Behandlung uns zu bewahren imstande ist.

Gewiß kann eine so große Partei wie das Zentrum, das wie keine andere geradezu alle Stände zu vertreten hat, in Einzelfragen leicht einmal von den Wünschen des einen oder andern oder auch vieler Wähler abweichen, besonders wo bei Standesfragen die Partei das Ganze im Auge haben muß, während der Wähler die Interessen seines Standes stärker betont. Aber jeder ehrlich Abwägende wird sich sagen, daß er mit der Stellungnahme anderer Parteien, denen er sich etwa anschließen könnte, noch weit häufiger in Widerspruch geraten müßte. — So mag auch der eine oder andere Zentrumswähler im Dezember 1906 der Ansicht gewesen sein, es sei besser, die für die Kolonien geforderten Millionen zu bewilligen. Aber nun gleich mit den „nationalen" Parteien dem ganzen Parlamentarismus die Knochen auszubrechen und sich auf den Standpunkt zu begeben, es sei der Regierung ohne Prüfung einfach zu bewilligen, das heißt denn doch von dem Bürger eines konstitutionellen Staates allzuviel verlangen; dann brauchten wir überhaupt keine Volksvertretung mehr.

Und dieser verwässerte und rückgratlose Parlamentarismus scheint auch das Ideal der Vereinigung zu sein, die sich mit dem kräftigen Epitheton „deutsch" geschmückt hat. Zum Beweis nur eine Frage: Woher sonst die vielen Regierungsleute in den Unterschriften, woher sonst die ausnehmende Gunst der Regierung?

Und solch schwachen Händen sollten die deutschen Katholiken ihre höchsten Interessen anvertrauen; diese Interessen, die einen jahrzehntelangen schweren Kampf gefordert haben, für deren erfolgreiche Wahrung auch die stärkste und mutigste Partei nicht immer vollkommen hinreichte?

Es war kein Zentrumsmann, sondern Maximilian Harden, der die folgenden Worte niederschrieb: „Narren wären die deutschen Katholiken, wenn sie vor gründlicher Sinnesänderung ihrer protestantischen Mitbürger die zur Wahrung ihrer Rechte geschaffene politische Organisation preisgeben wollten. Wenn morgen der Zentrumsturm zertrümmert wird, dann wird es nach wiederum 25 Jahren keinen katholischen Reichsgerichtsrat, Regierungsrat, Landrat mehr geben".

Der letzte Satz sei den katholischen Reichsgerichtsräten, Regierungsräten, besonders aber Landräten zu ernster Beherzigung warm empfohlen.

Die Görres-Gesellschaft in Bayern.

Von

Dr. Hans Rost, Augsburg.

Ein frischer unternehmungsfreudiger Zug geht durch die Reihen der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Was Säkularisation und Kulturkampf den deutschen Katholiken an materiellen Gütern und geistigem Besitzstande geraubt haben, das sucht die Görres-Gesellschaft auf dem Gebiete der Wissenschaft wieder allmählich einzuholen. Schien es eine Zeitlang, als ob das innere Leben und der Drang zum Ausbau der Organisation in der Görres-Gesellschaft ein allzu ruhiges Dasein habe, so ist seit den letzten zwei Generalversammlungen ein tüchtiger Schritt nach vorwärts gemacht morden. Heute ist keine wissenschaftliche Disziplin mehr vorhanden, welche in der Görres-Gesellschaft nicht eine Pflegestätte gefunden hätte. Die Theologie als Wissenschaft ist von der Tätigkeit der Görres-Gesellschaft ausgeschlossen. Seit Jahren bereits blüht eine historische und eine philosophische Sektion, welche beide vorzügliche, in Fachkreisen sehr anerkannte Jahrbücher herausgeben. Außerdem ist eine Sektion für Altertumskunde gegründet worden, welche bereits drei wertvolle Veröffentlichungen hat erscheinen lassen; die Errichtung eines archäologischen Instituts in Jerusalem ist geplant. Ebenfalls hat sich eine naturwissenschaftliche Sektion konstituiert; ferner ist die Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaften neu aufgelebt und hat namentlich durch den Beitritt des katholischen Juristenvereins an Mitgliedern und Bedeutung gewonnen. Außerdem unterhält die Görres-Gesellschaft ein historisches Institut in Rom, welches sehr wertvolle Arbeiten zutage fördert. Alle Sektionen veröffentlichen teils Jahrbücher, teils eigene Publikationen. Als Vereinsgaben erscheinen jährlich drei Hefte mit allgemein interessierendem Inhalt. So stellt die Görres-Gesellschaft die Verkörperung der Interessen und Bestrebungen der deutschen Katholiken auf dem Felde wissenschaftlicher Forscherarbeit dar.

Bedeutende Gelehrte aus Juristen- und Hochschullehrerkreisen, einige medizinische und naturwissenschaftliche Universitätsprofessoren, tüchtige Historiker und Philosophen haben sich an die Spitze der Sektionen gestellt. Für die kommenden Jahre ist, allem Anscheine nach, innerhalb der Görres-Gesellschaft ein reges und fruchtbares Leben zu erwarten. Dieser zu begrüßende Aufschwung ist aber nur dann möglich, wenn sich die Mitgliederzahl entsprechend hebt und wenn die finanziellen Unterlagen sich kräftig stärken. Den deutschen Katholiken muß die Ueberzeugung noch viel lebhafter und nachhaltiger ins Bewußtsein treten, daß die Görres-Gesellschaft in dem Kampfe der Weltanschauungen die Schildträgerin der Kultur des Katholizismus darstellt. Wollen die deutschen Katholiken es erreichen, daß das Uebergewicht der Protestanten und Juden in den verschiedensten Wissenschaftszweigen eine erkleckliche Schwächung erfährt, so müssen sie mit allen Mitteln der Görres-Gesellschaft unter die Arme greifen. Sollen wir in dem durchaus inferioren und unwürdigen Zustande verharren, daß auf Deutschlands Universitäten, welche zum Teil noch von katholischen Stiftern zugunsten der Kultur des Katholizismus gegründet wurden, in weltlichen Fächern kaum zwei Hände voll positiv gläubiger Katholiken wirksam sind? Sollen wir die wissenschaftliche Arbeit vorwiegend den Andersgläubigen überlassen? Nicht im Wesen der katholischen Religion ist es gelegen, wenn die Katholiken heute ins Hintertreffen geraten sind. Alle Kulturfortschritte bauen sich in der Hauptsache auf materiellen Grundlagen, auf dem Reichtum auf. Durch Säkularisation und Kulturkampf sind die Katholiken beraubt und ärmer geworden. Wir sind daran, diese Wunden allmählich zu überwinden. Die Görres-Gesellschaft trägt seit mehr als einem Vierteljahrhundert das Banner des Katholizismus in die wieder zu erobernden Gebiete der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit. An den Katholiken ist es gelegen, diese Gesellschaft zu unterstützen und dadurch dem Katholizismus zu seinem ihm gebührenden Ansehen als Kulturfaktor zu verhelfen. Wieviel Aufklärungs- und Werbearbeit noch hier nötig ist, zeigt der immer noch viel zu geringe Mitgliederbestand. So zählte die Görres-Gesellschaft im abgelaufenen Jahre erst 3531 Mitglieder und 918 Teilnehmer.

In einzelnen Diözesen ist wacker an ihrer Verbreitung gearbeitet worden, so hat die Diözese Paderborn allein ihren Mitgliederstand um 500 vermehrt. Im heurigen Jahre findet die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Regensburg statt. Da mag es wohl für uns Bayern einmal gut sein zu untersuchen, welche Aufnahme wir der bedeutsamen und vorwärtsstrebenden Organisation bei uns gewähren können. Folgende Zahlentabelle gibt einen Ueberblick über die Verbreitung der Gesellschaft in Bayern. Sie zählte im Jahre 1907

	Mitglieder:	Teilnehmer:
Diözese Augsburg	108	30
Erzdiözese Bamberg	27	21
Diözese Eichstätt	39	7
Erzdiözese München-Freising	153	49
Diözese Passau	40	9
„ Regensburg	68	21
„ Speyer	31	4
„ Würzburg	59	5
im ganzen	525	146

Ueber die geringfügige Anteilnahme der Bayern an der Görres-Gesellschaft ist man eigentlich überrascht. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt 3531, so daß Bayern mit seinem vorwiegend katholischen Charakter nur eben mit einem Siebtel beteiligt ist. Das ist viel zu wenig und für die heuer in Regensburg tagende Generalversammlung vorläufig kein allzufreudiger

Digitized by Google

Willkommgruß. Im allgemeinen muß hervorgehoben werden, daß der katholische Klerus in Bayern bezüglich der Görres-Gesellschaft wohl anerkennenswerte Opfer bringt. Doch gibt es noch recht viele Geistliche, auch solche in guten Stellungen, welche noch nicht zur Görres-Gesellschaft gehören. Hier und vor allem bei den Laien muß von seiten der Freunde und Gönner der Görres-Gesellschaft in begeisterter und unentwegter Weise agitiert werden. Unsere Freunde mögen sich einmal die obigen Zahlen in ihrer Geringfügigkeit ansehen. Wir haben dabei namentlich die Städte im Auge, welche nur ganz ungenügende Kontingente zu der Schar der Angehörigen der Görres-Gesellschaft liefern. Die nachstehenden Ziffern sind fast beschämend, wenn man bedenkt, daß in fast allen genannten Städten Gymnasien, Real- und sonstige Bildungsschulen, Klöster, geistliche und weltliche Behörden vertreten sind, und daß sie trotzdem eine so schwache Anteilnahme an den Bestrebungen und Zielen der Görres-Gesellschaft zur Schau tragen.

So zählt nach dem Jahresbericht vom Jahre 1907 in der Diözese Augsburg: Augsburg 26, Dillingen a. D. 9, Donauwörth 1, Kempten 5, Lindau i. B. 2, Neuburg a. D. 2, Wörishofen 1, Landsberg 1 Mitglied. Orte wie Füssen, Neuulm, Pfronten u. a. zählen überhaupt kein Mitglied der Görres-Gesellschaft. In der Erzdiözese Bamberg hat die Stadt Bamberg gar nur 12 Mitglieder, Nürnberg bloß 2, Erlangen 2, Ansbach 1, Lichtenfels 2 Mitglieder. Völlig fehlen Städte wie Hof, Bayreuth, Forchheim, Weismain, Scheßlitz, Fürth. Eichstätt weist 19 und Neumarkt 2 Mitglieder auf, alle übrigen Städte, wie z. B. Ingolstadt fehlen. In der Erzdiözese München zählt Freising 19, Landshut 4, München 90, Garmisch 1 Mitglied. Orte wie Rosenheim, Traunstein, Weilheim, Partenkirchen, Berchtesgaden sind nicht vertreten. Passau zählt 20, Amberg 4, Kelheim 1, Regensburg 23 und Straubing 8 Mitglieder. In der Pfalz weisen Deidesheim 2, Frankenthal 3, Kaiserslautern 2, Neustadt a. H. 1, St. Ingbert 1, Speyer 12, Zweibrücken 2 Mitglieder auf. In der Diözese Würzburg tragen Aschaffenburg mit 9 und Würzburg mit 28 Mitgliedern den Löwenanteil, während Kissingen 2, Lohr 1 Mitglieder aufzählen und Schweinfurt, Klingenberg, Münnerstadt, Neustadt a. S., Ochsenfurt, Marktbreit u. a. überhaupt nicht vertreten sind. Auch die Ziffern der Teilnehmer sind in den einzelnen Orten nur geringfügig.

Die Diözese Paderborn hat im vorigen Jahre der Görres-Gesellschaft allein eine Zahl von Mitgliedern zugeführt, deren Höhe der von ganz Bayern gleichkommt. Das katholische Bayern darf hier nicht zurückbleiben. Mögen alle berufenen Vertreter der Interessen des katholischen Deutschlands mutig und begeistert die Werbetrommel rühren, damit der Görres-Gesellschaft bei ihrer heurigen Tagung ein würdiger Empfang bereitet werden kann.

Der Sonderling.

Er war nicht jung, nicht schön, nicht reich,
Von Freund und Lieb verlassen.
Sein Wort war hart, sein Herz war weich
Und nie geneigt zum Hassen.

Die Sorge kam, die Not, die Pflicht;
Er rang um Leib und Leben
Und doch und doch vermocht' er's nicht,
Dem Bettler nichts zu geben.

Nie stand er in der ersten Reih',
Er war und blieb der Letzte;
Und ließ und ließ den Schuft vorbei,
Der seinen Platz besetzte.

Man hieß ihn einen blöden Tropf
Mit weiten, leeren Taschen:
Das Glück umkreiste seinen Kopf
Und er wollt' es nicht haschen.

Was wollt' er denn, der Narr, der Tor?
Was hat er denn erworben? . . . .
Ein Himmelsrufen traf sein Ohr,
Da ist der Narr gestorben . . . .

Josepha Schneiders.

Japanische Sprichwörter und Sinnsprüche.

Gesammelt von W. M. Ibler.

Sprichwort — wahres Wort. Die Sprichwörter, welche meistens in knapper Form eine Wahrheit zum Ausdrucke bringen, geben uns einen Einblick in die Anschauungen und den Charakter eines Volkes. Die Japaner, wie die meisten ostasiatischen Völker (Chinesen, Koreaner usw.) besitzen eine große Menge meist sehr treffender und interessanter Sprichwörter. Im folgenden geben wir davon eine Auslese, indem wir zu weniger leicht verständlichen einige Worte der Erklärung oder ein entsprechendes deutsches Sprichwort beifügen:

1. Die Liebe ist gewaltig wie der Tod, Eifersucht grausam wie das Grab.
2. Ein Frosch im Brunnen weiß nichts vom großen Weltmeere.
3. Selbst Kobo-dai-schi [1]) macht einen Schreibfehler. („Selbst der Weiseste kann sich irren.")
4. Auf Bäumen sucht man keine Fische.
5. Viele gehen nach dem Schatzberge und kehren mit leeren Händen heim.
6. Schwalben und Sperlinge verstehen nichts von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse.
7. Von der Klinge aus bildet sich der Rost. (Selbstverschuldetes Unglück. „Jeder ist seines Glückes Schmied.")
8. Auch der Fuß des Leuchtturmes ist finster.
9. Ueber ihre eigene Person sind auch Wahrsager im ungewissen.
10. Reue kommt nicht vor der Tat.
11. Unbedacht fällt in den Graben.
12. Weidenzweige bricht kein Schnee. (Nachgiebigkeit.)
13. Für den Mund ist kein Tor gemacht.
14. Wenn die Henne kräht, stürzt das Haus zusammen. (Ungewöhnliches Ereignis.)
15. Wenn du Eile hast, mache einen Umweg. („Eile mit Weile".)
16. Wenn man von einer Sache spricht, die man im nächsten Jahre ausführen will, lacht der Teufel.
17. Wenn der Bissen durch den Schlund gegangen ist, ist die Hitze vorüber.
18. Der Ehebund der Mandarinenenten ist innig. (Die Mandarinenenten gelten in Japan und China als das Symbol der ehelichen Liebe und Treue.)
19. Wenn der Teufel nicht zu Hause ist, wird große Wäsche gehalten. (Tut man sich gütlich. — „Wenn die Katze nicht zu Hause, tanzen die Mäuse.")
20. Wenn von dem Abwesenden die Rede ist, zeigt sich sein Schatten.
21. Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.
22. Biedere Leute haben viele Kinder.
23. Aus Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.")
24. Der Löwe schickt sein Junges ins Tal; lasse das Kind reisen, welches du liebst. (Außer Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)
25. Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon billiger. (Weil er verzogen ist.) (Mon ist die kleinste japanische Scheidemünze; zirka 1/4 Pfennig.)
26. Erziehung ist besser als gute Familie.
27. Smaragd und Kristall glänzen nur, wenn geschliffen.
28. Erdbeben, Donner, Feuer und den Vater muß man am meisten fürchten.
29. Selbst die Krähe vergilt die Wohltaten der Eltern. (Kindliche Dankbarkeit.)
30. Das kalte Wasser (die Erfahrung) des Alters ist wertvoller denn Schildpatt.
31. Auch das Besteigen des höchsten Berges beginnt vom Tale aus.
32. Selbst einen Weg von hundert Meilen tritt man nur mit ei em Schritte an.
33. Wähle Geduld und Höflichkeit zu Reisegefährten.

[1]) Einer der größten Gelehrten Japans.

Digitized by Google

34. Richte dich nach dem Orte, wohin du gehst.
35. Beachte anderer Leute Sitten und bessere die eigenen.
36. Sei nicht wie der Rabe, welcher den Kormoran nachahmt. (Wer nachahmt, was er nicht versteht, gerät in Verlegenheit.)
37. Ein trauriges Gesicht stechen die Bienen.
38. In ein Haustor, wo man lacht, kehrt das Glück ein.
39. Berate dich mit einem anderen und wäre es nur dein eigenes Knie.
40. Ein Fremder in der Nähe ist besser als ein Verwandter in der Ferne.
41. Beurteile Menschen nicht nach ihrem Aeußeren, ein Pferd nicht vor dem Ritte.
42. Selbst ein Bauer, der ein Packpferd führt, sieht in guten Kleidern anständig aus.
43. Auch der Färber trägt weiße Beinkleider.
44. Ungeschliffene Edelsteine glänzen nicht.
45. Verachte die Geringen nicht; auch ein Zoll langes Insekt hat einen halben Zoll Verstand.
46. Mancher kommt zwar in Lumpen, aber sein Herz ist von Brokat.
47. Rechtlichkeit und Schamgürtel sind unzertrennbar.
48. Im Haupte des Rechtschaffenen wohnen die Götter.
49. Wer sich mit Zinnober abgibt, wird rot. („Wer Pech angreift, besudelt sich.")
50. Ein wahres Wort ist nicht immer schön, ein schönes Wort nicht immer wahr. (Gleichwie es selten Komplimente gibt ohne alle Lüge, so gibt es selten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lessing.)
51. Eine gute Medizin schmeckt bitter.
52. Höflichkeit wird, wenn übertrieben, zur Unhöflichkeit.
53. Klöße sind besser als Blumen. (Primum est vivere!)
54. Wenn man hungrig ist, schmeckt nichts ekel. („Hunger ist der beste Koch.")
55. Krankheit kommt durch den Mund.
56. Die Zeit ist wie ein Pfeil.
57. Der Trunkene kann seinen Charakter nicht verbergen.
58. Warte nicht mit dem Brunnengraben bis du Durst hast.
59. Gewaschene Kleider sind besser als geborgte.
60. Hüte dich vor schönen Weibern wie vor rotem Pfeffer.
61. Ein gutes Herz ist besser als ein schönes Gesicht.
62. Was man gerne tut, darin wird man bald geschickt.
63. In der Stunde der Not betet man zu den Göttern.
64. An billigen Sachen verliert man Geld.
65. Besorgnis führt nie zur Ueberlegung.
66. Sei nicht um 1 Mon besorgt und unbekümmert um hundert.
67. Geld ist der Feind der Welt.
68. Rücke die Mütze nicht vor des Nachbars Haus zurecht. (Erklärung: Vermeide den Schein.)
69. Es gibt auch Insekten, die Wasserpfeffer lieben. (Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten.)
70. Ein gefüttertes Seidenkleid nimmt man auch im Sommer geschenkt. („Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.")
71. Auch ein Götze wird zornig, wenn man ihm dreimal über das Gesicht fährt.
72. Wenn man nichts säet, geht nichts auf!
73. Man kann aus der Blüte erkennen, ob der Baum Früchte trägt.
74. Wein ist der Besen, mit dem man die Sorgen auskehrt.
76. Niemand ist mehr zu fürchten, als ein Dummkopf.
76. Es gibt kein Mittel, den Dummen klug zu machen.
77. Die Wände haben Ohren.
78. Die Lüge ist der Anfang der Diebe.
79. Gestern ein tiefe Stelle im Flusse, heute eine seichte. (Von schnell sich wendenden Dingen gesagt.)
80. Das Leben ist wie ein Licht vor dem Winde.
81. Zuviel verzehrt den Körper.
82. Heftigkeit ist Verlust. („Blinder Eifer schadet nur".)
83. Auch mit einem Bissen kann man sich die Backe verbrennen. („Kleine Ursachen, große Wirkungen".)
84. In schweren Zeiten ersteht zumeist ein Held.
85. Warte schlafend auf das Glück.
86. Wenn du Gift nimmst, lecke den Teller mit ab. („Age, quod agis! Was du tust, tue ganz!")
87. Bleibe nicht zu lange aus, denn Abwesende werden täglich fremder.
88. Die Macht der Verhältnisse ist wunderbar.

Felix Weingartners „Golgatha".

Von

Hans Besold, München.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist es, daß unsere modernen Tonkünstler zurzeit bei ihren Operntexten und Musikdramen mit Vorliebe an biblische Vorgänge anknüpfen. Man mag es Zeitgeschmack nennen; es gehört nämlich wirklich „Geschmack" dazu, diese in der bizarr verrenkten Ausgestaltung auf die Bühne gebrachten Vergewaltigungen zu beklatschen und zu beglückwünschen. Oder sollte man Straußens „Salome" bei glimpflicher Beurteilung apokryph, legendär nennen können? Ich finde die ganze Auffassung verwegen, um nicht zu sagen persiflierend.

Gegenwärtig beschäftigt sich Felix Weingartner, den offenbar die Lorbeeren des Dichter-Komponisten Wagner nicht schlafen lassen, mit der Fabrikation eines Operntextes zu „Golgatha". Im Münchener „Neuen Verein" hielt er die Vorlesungen seiner zur musikalischen Ausarbeitung bestimmten zweiteiligen Christus-Bühnendichtung. Es sollte wohl eine Art Reklame für das erst zu erzeugende Tonwerk sein. Weingartner als Tonkünstler in Ehren, aber Weingartner als Dichter — ein mitleidiges Bedauern! Schließlich bleibt es ja jedem Komponisten unbenommen, seine Texte selbst zu „schreiben". Aber dabei darf er gar nie außer acht lassen, daß er dem Volke so viel Achtung schuldig ist, in diesen Texten „heilige Güter" unangetastet zu lassen, sie aber nicht womöglich gar zu travestieren, bis zur Unkenntlichkeit zu verzerren, dem Ganzen das verruchte Brandmal der Zeit aufzudrücken, es auf eine materialistisch-sinnliche Wirkung zuzuschneiden.

Weingartner beginnt mit dem Konflikt zwischen Johannes dem Täufer und dem Hause des Herodes. Hauptheldin des ersten Teiles ist — Salome. Er überholt dabei schon Dagewesenes noch um ein Erkleckliches. Jochanaan bekommt Salome und ihre Mutter Herodias in seine Gewalt. Er läßt Salome, die seine Sinne gefangen nimmt, nicht steinigen. Am königlichen Hof wird der Betörte zum streng abweisenden Asketen, was ihm sein Leben verwirkt. Weingartners Erfindungsgabe beginnt sich weiter zu entfalten. Salome und Jesus ist die neue Kombination: Judas, der Geliebte der Salome und Freund des Herodes, führt das buhlerische Weib zu Jesus; dieses wird durch dessen Erscheinung derart fasziniert, daß sie sich „Mirjam" taufen läßt. Judas erkennt ebenfalls bewundernd den Messias an. Schluß des ersten Teiles: Verkündigung des Gottesreiches durch den Heiland in aufgeputztem Wortschwall. Der erste Teil umfaßt drei Akte.

Zweiter Teil; ebenfalls drei Akte. „Mirjam" muß das Streben der Messiasanhänger dartun, in Jesus den Wundertäter zu verhimmeln. Nun leistet die Renansche Wundererklärung unserem „Dichter"komponisten dankbare Ausbeute: Jesus wird um Wunder gebeten. Salome-Mirjam läßt den kranken Lazarus scheintot werden und ihn dann durch ihren Meister auferwecken. Jesus muß das arglos als wirkliches Beglaubigungszeugnis vom Vater hinnehmen und fordert begeistert die Seinen zum Zuge nach Jerusalem auf. Zweiter Akt: Jesus im Tempel und Vertreibung der Händler, Jehuda-Judas fordert den Meister auf, sich zum König proklamieren zu lassen und der Welt seine Macht kund zu tun. Von Jesus zurückgewiesen, verrät er ihn dem Hohen Rat und will ihn so zur Offenbarung seiner göttlichen Kraft zwingen. Das trägt Judas die Stellung eines Ratsmitgliedes ein. Salome will den Meister warnen, wird aber von ihrem Liebhaber durchbohrt. Sie stirbt und (!) nimmt das Geheimnis des Auferweckungswunders mit sich ins Grab. Beim Abendmahl tritt Judas als Versucher vor den Herrn, sich der Welt endlich zu offenbaren; Jesus aber spricht ihm die Jüngerschaft ab, was seine Gefangennahme zur Folge hat. Dritter Akt: Petri Verleugnung, Verurteilung durch Pilatus, Kreuztragung und Tod auf Golgatha. —

Weingartner häuft eine Erfindung auf die andere, will durch Unwahrscheinlichkeiten, Tatsachenverstümmelung und groteske, bisweilen plump wirkende Kombinationen Effekte haschen und die ganze unnatürliche Kongludination soll mit Tonwellen umkleidet werden. Evangelienstellen werden in unglaublicher Zusammenstellung verquickt.

Es läßt sich hier nur weniges hinzufügen. Jedes ehrliche Urteil wird dahin gehen, daß die ganze Dichtung von Grund aus verfehlt ist. Das ist kein Heiland, wie wir ihn kennen und wünschen, bei dem sich Zwiespalt an Zwiespalt reiht. Es sind ganz bedenkliche Manieren, die in solcher Stoffverwertung, oder

Digitized by Google

besser gesagt Stoffbeschmutzung, unsere neueren Bühnendichter bei Lösungsversuchen derartiger Probleme zur Schau tragen. Pikanten Reiz der Neuheit, Effekthascherei, verbunden mit pointierter Verhöhnung des Guten, marktschreierische Reklame, das alles muß heute ein „modernes, bühnenfähiges" Werk aufweisen können. Ein Faustschlag ins Gesicht des moralischen Wohlanstandes und des tief gewurzelten Volksglaubens. Oder will uns Felix Weingartner Jesus wohl „menschlich näher bringen"?!

„Ueber den Wassern."

Eine Besprechung von Dr. A. Lohr.

Einen „scheuklappenfreien Führer" ins Feld der schönen Literatur den deutschen Katholiken zu sichern, stellte sich Dr. P. Expeditus Schmidt O. Fr. M. vor einem Vierteljahre ans Steuerruder einer neuen Literaturzeitschrift, in der er „über den Wassern" der Gruppenbildungen geruhigen Herzens das wirbelvolle Schrifttum der Gegenwart kritisch beobachten wollte. Der Versuch war insofern gewagt, als jetzt eine Reihe von Zeitschriften und Zeitungen der Nationalliteratur gegen früher vermehrte und einsichtsvollere Beachtung schenken und im „Gral" bereits eine auf katholischem Boden stehende starkverbreitete literarische Zeitschrift vorhanden ist. Aber anderseits mußte auch erwogen werden, daß das Organ des „Gralbundes" doch so stark an eine landschaftlich und auch ihrer Kunstrichtung nach mehr oder minder abgeschlossene Gruppe gebunden war, daß der Wunsch, eine Literaturzeitschrift zu gründen, die allen Seiten und Richtungen unseres so vielgestaltigen Literaturlebens gerecht zu werden trachtete, ohne Zweifel berechtigt war.

Ich persönlich habe die neue Gründung um so freudiger begrüßt, als P. Expeditus, der ehemalige eifrige und wackere Mitarbeiter an der „Lit. Warte", augenscheinlich an die Traditionen anknüpfte, die seinerzeit meine eigene Gründung verkörpert hatte. Das Geleitwort zum ersten Heft ließ es zwar etwas an Klarheit über Inhalt und Geist der neuen Zeitschrift fehlen; auch mochte die Art, wie der neue Redakteur sich in Gegensatz zu seinen Vorgängern zu setzen suchte und sich in der Fähigkeit, Erfahrungen zu verwerten, in aller Bescheidenheit mit seinem Landsmanne Lessing verglich, gelegentlich ein flüchtiges Lächeln erwecken; aber die anfängliche leise Skepsis mußte bald einer wachsenden Anerkennung Platz machen und jetzt — nach 6 Heften — darf man sagen, daß sich die Zeitschrift stetig aufwärts zu entwickeln scheint.

Besondere Aufmerksamkeit wendet „Ueber den Wassern" dem biographisch-literarischen Essay, dem literarischen Porträt, zu. So hat gleich im 1. Heft L. Kiesgen anläßlich der 25. (Jubiläums)-Ausgabe der „Tochter des Kunstreiters" der Freiin F. v. Brackel in einer anerkennenden Skizze über ihre literarische Tätigkeit seine Verbeugung gemacht. Im 2. Heft unternimmt F. Castelle einen ansprechenden Gang durch das Dichterleben G. Falkes, in dem nur die Beobachtung nicht tief genug eingedrungen ist. Derselbe Castelle macht uns im 3. Heft in lebhaft zustimmender, aber nicht kritikloser Art mit Eicherts Lyrik bekannt; seine Bemerkung, Eichert habe unser künstlerisches Gewissen geweckt und unsern Sinn von der Goldschnitt- und Erbauungslyrik, an der die katholische Dichtkunst erstickt sei, abgewandt, möchte ich aber doch nicht unterschreiben. Heft 4 bringt mehrere biographisch-literarische Nachrufe, so einen von Rozycki über den polnischen Malerpoeten Wyspianski und einen von dem modernen Kraftliteraten und Schlachtenschilderer Karl Bleibtreu — der letzthin auch wieder einmal die sog. „Shakespearefrage" durch eine neue Hypothese „gelöst" hat — über die literarisch unbedeutende, aber pikante und darum gelesene englische Romanciere Ouida. Wichtiger ist Th. Schwabes Studie über Alban Stolz, die zwar dieses eigenartigen Mannes Art und Wesen nicht in organischer Entwicklung und allseitiger Erfassung zeigt, dafür aber durch verständnisvolle und scharfe Hervorhebung seiner literarischen und menschlichen Besonderheiten entschädigt.

Im 5. Heft widmet Tony Kellen der von ihm entdeckten Nanny Lambrecht eine warmgehaltene Würdigung. Talent und Kraft sind bei dieser Dichterin entschieden sehr bedeutend. Aber ihre Geschichten sind fast alle überhitzt und auch der Stil ist meist maniriert, gesucht, zu wenig natürlich. Mir scheint, diese „christliche Viebig" suche ihr Vorbild zu überviebigen. Die Klara Viebig bleibt klarer, natürlicher, großzügiger, erdhafter und erzielt dadurch breitere und größere Wirkungen. Hoffentlich findet sich die Lambrecht immer mehr aus ihrer Ueberhitzung zu schönem Maß zurück, ohne an Stärke der Empfindung und Glut der Anschauung einzubüßen. Ihr belletristischer Beitrag „Madonnenluft" in Heft 5 und 6 zeigt die Vorzüge wie Schwächen ihrer Kunst in charakteristischer Weise. Knapp, aber treffend ist im 6. Heft Schmidt-Grubers „Lichtenberg im 20. Jahrhundert"; H. Herrmanns „Stefan George und die Formkunst" orientiert mit freundlichem Verständnis für die Eigenart dieses dekadenten Wieners, erschöpft aber das Thema nicht genug.

An literarhistorisch bemerkenswerten Beiträgen seien P. Expeditus' „Grundidee der Faustsage und Goethes Lebensdichtung" und R. Zoozmanns neue Calderonübertragung „Das Leben ein Traum" 1. Akt, mit Einleitung vom Herausgeber, genannt. Weniger bedeutsam scheinen mir die beiden Auslassungen zum Thema „Heine": Poccis „Lieder à la Heine" mit Kommentar im 2. Heft und R. Schaukals „Ueber H. Heine". Der letztere Wiener Pretiöse, dessen Gehaben fast an literarisches Gigerltum streift, hat auch in Heft 4 ein vor 4 Jahren erschienenes Nichts in Versen zu „hochbegabter Eigenart" hinaufgelobt. Und damit wäre ich bei der rein kritischen Seite der Zeitschrift angelangt, die ich leider nur wenig preisen kann. Kritische Artikel oder Zusammenfassungen scheinen nicht beliebt zu sein. Ich fand nur Kiesgens Beitrag „Erwachen der Legende", der nach einer feinsinnigen Einleitung einige neue Legendenbücher bespricht. Hackemanns „Gottfried Kellers Frauengestalten" gehört wohl noch unter die Etikette „literarhistorisch" und zeichnet sich durch Mangel an Kritik aus. Im „Ausguck" werden nur wenige Bücher besprochen, und da scheint noch der Zufall eine Hauptrolle zu spielen. Der „Ausguck" muß aber im Gegenteil weit und umfassend sein; er darf nicht nur zuweilen einen kleinen Ausschnitt aus dem Literaturmeere bieten, sondern soll vielmehr alles Wesentliche aus der gesamten Produktion unter kritische Uebersicht nehmen. Es dürfte doch auf die Dauer kein normales Verhältnis sein, wenn man aus Organen wie dem „Lit. Handw." oder den literarischen Beilagen unserer ersten Tagesblätter, bei denen die Nationalliteratur nur einen Teil des Programms ausmacht, mehr über die werdende Literatur erfährt, als in einem speziellen Fachorgan. Meiner Ansicht nach will der Literaturfreund vor allem über das ganze Literaturleben der unmittelbaren Gegenwart so gut und eingehend wie möglich orientiert sein; wenigstens ich habe dieses Bedürfnis und glaube auch, daß zum Beispiel das „Lit. Echo" nur seiner guten literarischen Orientierung seinen Erfolg verdankt. Ich würde daher raten, im Rahmen des Ausgucks regelmäßige kritische Referate über literarhistorische, novellistische, lyrische und dramatische Neuheiten zu bringen, die vielleicht die Einzelerscheinung im Zusammenhang mit ähnlichen Schöpfungen und mit dem Gange der ganzen Entwicklung zeigen und so über das Mißliche der Einzelbesprechung emporheben könnten. Auch dem Ueberblick über das literarische Leben und Treiben, wie es sich in den Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen auslebt, wäre rege Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Sehr gut gefällt mir an der Zeitschrift, daß sie im Gegensatz zur „Lit. Warte" und zur „Gottesminne" halbmonatlich erscheinen kann. So wird der Kontakt des Redakteurs mit seinem Leserkreis ein engerer und wirksamerer. Auch daß „Ueber den Wassern" so viel Nachdruck auf das literarische Porträt legt, dürfte ein Vorzug sein — freilich nur unter der Bedingung, daß die Porträtisten auch zu charakterisieren und anzuregen verstehen. Auch besteht da die Gefahr, allerlei Talentlein mit zuviel Weihrauch zu beräuchern. Von großem Wert ist ferner, daß der derzeitige Schriftleiter mit weitem Verständnis den verschiedensten Aeußerungen des Literaturlebens gegenübersteht, ohne seinem grundsätzlichen Standpunkt in der Lebensauffassung irgend etwas zu vergeben. Ja, er weiß sogar eigenartige moderne Schriftsteller wie Bleibtreu und Schaukal in den Rahmen seiner Zeitschrift als Mitarbeiter einzufügen, ohne der Gesamtrichtung seines Organs zu schaden. Es gewinnt sogar an Kolorit dadurch, wenn auch nicht immer an Gehalt.

So haben wir denn in „Ueber den Wassern" eine Literaturzeitschrift, die geeignet erscheint, den Boden, den andere vor ihr beackert und vorbereitet, zu weiterer Fruchtbarkeit anzuregen und in stetiger Entwicklung ein Organ zu werden, das Kenntnis unseres nationalen Schrifttums und damit Liebe und Verständnis dafür im katholischen Deutschland zu verbreiten und der Ausgleichung konfessioneller Gegensätze in der Literatur durch Anbahnung wechselseitigen Kennens und Verstehens zu dienen bestrebt ist. Ich glaube auch, daß die Entwicklung der katholischen Gemütslage in den letzten Jahren Fortschritte gemacht hat und daß die Dichtung jetzt nicht mehr in dem Umfange wie früher einerseits als Erbauung oder Verderbnis, anderseits als Zeitvertreib für die müßige Stunde aufgefaßt wird, sondern allmählich als wichtiges Mittel innerlicher Bereicherung, Entwicklung und Abklärung, als ein Quell, aus dem Schönheit und innere Wärme dem Genießer zufließen können, von vielen erkannt wird.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Wissenschaftliches Arbeiten. Beiträge zur Methodik des akademischen Studiums. Von Dr. phil. et theol. Leopold Fonck, S. J., o. ö. Professor an der Universität Innsbruck. (Druck und Verlag von Felizian Rauch) Innsbruck 1908. Preis 2.20 Mk. (ungeb. Dieses sehr beachtenswerte Werk zeigt in anregender Sprache den Weg, auf dem eine gediegene wissenschaftliche Arbeit entsteht. Es ist eine Beantwortung aller methodologischen Fragen, die sich uns bei einer Veröffentlichung aufwerfen. Der zweite Teil (die Methode des wissenschaftlichen Arbeitens) enthält eine solche Fülle praktischer Winke, daß ihn auch der alte Praktiker mit großem Nutzen lesen wird. Da das Buch in seiner Anlage das Muster einer wissenschaftlichen Veröffentlichung ist, sei es besonders der jungen akademischen Welt zum Studium empfohlen! Jos. Rid.

Ein volkstümliches Hausbuch edelster Art stellt „Unser Bayerland" von Dr. O. Denk und Dr. J. Weiß dar, von dem die „Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H." in München soeben eine billige Volksausgabe in 15 Lieferungen zu je 50 Pfg. in der löblichen Absicht veranstaltet, dadurch dem Buche die wohlverdiente Verbreitung in den weitesten Kreisen des bayerischen Volkes zu ebnen. Von Bayern für Bayern geschrieben, zeichnet sich „Unser Bayerland" bei übersichtlichster Anordnung des Stoffes durch seine überaus klare Darstellungsweise und fesselnde Anschaulichkeit ebensosehr aus wie durch seine glänzende und reiche, technisch vollendete Illustration. Möge das treffliche Werk im ganzen Lande, vor allem bei der heranwachsenden Jugend, begeisterte Aufnahme finden und dem Bücherschatze jedes bayerischen Hauses zur bleibenden Zierde einverleibt werden. K. S.

Münchener Kunst.

In den Räumen des **Kunstvereins** hat eine unlängst neu zusammengetretene Künstlergruppe, die sich „Die Achtundvierzig" nennt, ihre erste gemeinsame Ausstellung veranstaltet. Die Gruppe, die sich aus Mitgliedern der Münchener Künstlergenossenschaft zusammensetzt, bezweckt nicht etwa die Einführung irgend einer neuen Richtung, sondern sucht für ihre Mitglieder die Möglichkeit, mit neueren und älteren Werken sich der Oeffentlichkeit gegenüber ausreichender als auf den großen Sammelausstellungen zur Geltung zu bringen. Man darf den jetzigen Erfolg lebhaft begrüßen. Eine Anzahl der großen Berühmtheiten (Defregger, Willroider, Grützner u. a.), aber auch eine Reihe bedeutender mittlerer Größen bieten Werke, die in ihr intimstes Können Einblick gewähren. Dr. Doering (Dachau).

Aus ungedruckten Witzblättern.

Blockbrüder:

Der Freisinnige: Die Freiheit lieb' ich allezeit,
Den Rückschritt liebest du.
Reaktionär mag ich nicht sein.
Drum laß mir meine Ruh!
Ich mag nicht das Vereinsgesetz!
— Das ein für allemal!
Denn du bist ja konservativ,
Doch ich bin liberal.

Der Konservative: Und wenn du das Gesetz nicht magst,
Kommst selbst du nicht zum Ziel,
Das gerne du erreichen möcht'st
Beim edlen Börsenspiel.
Und willst du nicht, gehst du kaput
Schon bei der nächsten Wahl.
Denn ich bin ja konservativ
Und du bist liberal.

Der Freisinnige: Nanu, wie heißt? Das Börsenspiel —
Das wär' so übel nicht! —
Jedoch der Sprachenparagraph
Nach Vergewalt'gung riecht.
Das andre ließ sich machen schon,
Das ist mir ganz egal.
Denn du bist ja konservativ
Und ich bin liberal.

Der Konservative: Gib mir den Polenparagraph,
Dann kannst du fixen flott!
Ein jeder bringt sein Schäfchen heim
Und leidet keine Not.
Im ganzen nämlich ist auch mir
Wurst das Prinzip total.
Und doch bin ich konservativ
Und du bist liberal.

Der Freisinnige: Wie viel Prozente willst du han?
Sie seien gerne dein.
Denn will man machen ein Geschäft,
Dann muß gehandelt sein.
Wer kaufen will, mein lieber Freund,
Muß sehen, daß er zahl'.
Dafür bist du konservativ
Und ich bin liberal.

Der Konservative: Mit 60 bin zufrieden ich —
Dann bin ich lieb mit dir.
Ach komm' in meine Arme, ich
Vergeh' vor Sehnsucht schier!
Laß das Prinzip Prinzip nur sein
Und mach' dir keine Qual!
Denn ich bleib stets konservativ
Und du stets liberal.

Beide: Wie wonnig ist der Honigmond
Im Block so zuckersüß;
Wie wonnig, wenn du mich, ich dich
Beim Blockdiner begrüß!
Kuhhandel solls Panier stets sein
Im deutschen Reichstagssaal!
Wie's trefft, sind wir konservativ,
Wie's trefft, auch liberal.

ex pago Mosellae.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Als König Kandaules in Hebbels „Gyges" und als Gerichtsrat Brack in „Hedda Gabler" stellte sich Herr Steinrück von dem Deutschen Theater in Berlin recht vorteilhaft vor. Er ist ein sehr gewandter, technisch fertiger Schauspieler, der gut zu charakterisieren weiß und eine repräsentative Bühnenerscheinung besitzt. Vor allem aber haben seine Gestalten eine individuelle Färbung, und das erscheint mir das wichtigste, denn an Künstlern, die einen Typus einwandfrei hinstellen können, ist ja kein Mangel. Allein sie lassen kalt. Wenn Steinrücks „Jago", wie anzunehmen ist, gleich stark fesseln wird, dann ist das Engagement des Künstlers zu empfehlen. Seine Sprache klingt bisweilen etwas norddeutsch in der Akzentuierung, aber das ist Sache der Gewöhnung, die uns nur im Anfange auffallen wird. Den Gyges spielte erstmalig Herr Kalkum. Es war eine sehr sorgfältig ausgearbeitete und beifallswürdige Leistung; man darf die weitere Entwicklung des Künstlers mit Interesse erwarten. Die Rhodope Frl. Berndls ist durch das fesselnde Spiel und die glanzvolle Repräsentation von neuem zu rühmen. In dem erwähnten Ibsendrama standen neben Frau Swobodas sehr tüchtiger Hedda und Rottmanns treffend charakterisierendem Tesman die zwingende Gestaltung des genialen Alkoholikers durch Lützenkirchen und die rührend vorsorgliche Tante Jule der Frau Conrad-Ramlo im Vordergrund. — Die Oper absolviert zurzeit unter Mottls Führung den Ringzyklus bei gewohnt ausverkauftem Hause in fast durchwegs meisterlicher Besetzung. — Anläßlich der Tonkünstlerversammlung wird Mottl im Juni die „Trojaner" von Berlioz an einem Tage, Klose's „Ilsebill" und Schillings „Moloch" im Prinzregententheater dirigieren. — Der Spielplan des „Künstlertheaters" ist nunmehr im Einvernehmen mit der Generalintendanz definitiv festgesetzt worden. Nach einer Eröffnungsfeier am 17. Mai findet am 19. die Erstaufführung von Goethes „Faust" (I. Teil) mit Musik von Schillings in Ausstattung Fritz Erlers unter Heines Regie statt. Das weitere Programm haben wir schon im Beginn des Jahres veröffentlicht.

Schauspielhaus. Ich habe es schon des öfteren darzulegen versucht, wie wenig an Wedekinds Kunst übrig bleibt, wenn wir uns die das Publikum verblüffenden Sexualprobleme des voraussetzungslosen Bohemiens wegdenken. Die Uraufführung seiner Jugendarbeit: „Die junge Welt" gab den Beweis davon. Wie trivial, langweilig und unkünstlerisch mutet diese Komödie an, in der Wedekind fünf Mädchen der Ehe entgegenführt. Abseits der Heerstraße in Provinzstädtchen mag da und dort noch eine brave, alte Tante wohnen, die unberührt von den Nöten der Zeit über die Frauenfrage so kindisch ulkt wie Wedekind, der Literatur-Revolutionär. Ein im Geschmacke der Witzblätter gesehener Dichterling sorgte ein wenig für Belustigung, zumal Waldau seine ganze, starke Kunst für ihn einsetzte.

Schiller-Theater betitelt sich ein neues Münchener Unternehmen, das vorerst an Sonn- und Feiertagen Klassikervorstellungen bei billigen Preisen vermitteln will. Ein sehr zahlreiches Publikum hatte sich zur Eröffnungsvorstellung eingefunden. Dr. P. Expeditus Schmidt, der begeisterte Anwalt edler Kunst, hielt eine zündende Ansprache. Darauf ging „Wilhelm Tell" in Szene. Paul Erlbeck, der bewährte Rezitator und Leiter des Unternehmens, bot in der Titelrolle eine gute Leistung. Frz. Rothenfelder

Digitized by Google

gab den Melchthal sehr lebensvoll; im übrigen darf man die Damen Baader, Körner, Oswald und Uebelacker sowie die Herren Böckel und Berger noch hervorheben. Das Publikum zeigte sich sehr beifallsfreudig. Man darf hoffen, daß es dem verdienstvollen, volkstümlichen Unternehmen Erlbecks seine Gunst dauernd schenkt, so daß dieses eine reiche Entwicklung zu nehmen vermag.

Verschiedenes aus aller Welt. Die neue Hofbühne in Weimar hat an den Ostertagen eine neue Einrichtung des „Faust" zur Aufführung gebracht. Regisseur Weiser hat die beiden Teile der Dichtung in je zwei Abschnitte zerlegt, von denen die des ersten Teiles in je fünf, die des zweiten in je drei Aufzüge geteilt sind. Die neuen Dekorationen werden außerordentlich gerühmt, ebenso das Gretchen der bayerischen Hofschauspielerin Schneider, Grubes Faust und Weisers Mephisto. Felix Weingartners neue Faustmusik hält sich diskret, wie es das Wortdrama erfordert. Ihr gereicht vor allem technisches Geschick und Bühnensinn zum Vorteil. Im zweiten Teil des „Faust", in dem die Dichtung der Tonkunst größere Selbständigkeit einräumt, fehlt es Weingartners Komposition stellenweise an Kraft und Tiefe. Manches gefiel durch Klangschönheit; die Erlösungsszene enttäuschte. Dies sind wenigstens die Eindrücke, die man aus den Referaten zahlreicher nach Weimar entsandter Kritiker gewinnt. — Auch in Hamburg ging die gewaltige Dichtung vor kurzem in einer sehr bemerkenswerten, künstlerischen Aufführung in Szene. Es sind gerade hundert Jahre, daß zur Leipziger Ostermesse der vollendete erste Teil des Goetheschen „Faust" zum ersten Male im Buchhandel erschien. — In Lille wurde ein künstlerisch hervorragendes Schubertfest begangen. Hierbei wurde die große C-moll-Messe erstmalig in Frankreich zu Gehör gebracht. — Die Société J. S. Bach in Paris gewinnt immer mehr an Boden. Sie ließ nun die Matthäus-Passion durch die Amsterdamer Oratorienvereinigung „Tonkunst" aufführen, die große Begeisterung weckte. Die Wiedergabe wird als mustergültig bezeichnet. — In Colmar hatte die Uraufführung von Karl Hänggis Drama: „Das letzte Belenopfer" starken Erfolg. Ein Nocturno aus dem Wasgenwald nennt der junge Dichter sein dramatisch wirksames Werk, welches den Sieg des Christentums über die heidnische Welt in einer sich spannend abrollenden Handlung verherrlicht. Die Tochter des Druiden rüstet in sturmdurchtobter Sonnwendnacht das Opfer. Aus dem Tale ertönen Glockenklänge, das Zeichen einer neuen Zeit, der auch schon die Seele der jungfräulichen Priesterin angehört, doch unter väterlichem Zwange ist sie noch gefügig, das heidnische Opfer zu vollbringen. Als sie in dem Herbeigeschleppten den Mönch im Tale erkennt, sinkt sie zu seinen Füßen. Der alte Priester tötet seine Tochter. Da zerschmettert ihn ein Blitzstrahl. Die Fesseln des Mönches werden gelöst und im Frührot des Tages fleht der Bote des Christentums den Segen auf die Welt herab, der seine Lehre, die Liebe bringen will. Der junge Dichter, der geprüfter Ingenieur und Redakteur des „Elsäßer Kurier" ist, wurde vielmals gerufen. — Ohne stärkeren Beifall blieb in Breslau die Uraufführung der Oper „Die Brüder" von Joseph Wenz, Musik von Viktor Boschetti. Die Handlung ist straff und knapp gestaltet, aber der Tondichter vermochte ihren dramatischen Anforderungen nach Berichten nicht in allen Punkten zu genügen. — Die Hofbühne in Kopenhagen brachte ein Drama von Hjalmar Bergström: „Das goldene Vließ" heraus, welches die Jugendzeit Thorwaldsens behandelt. Das Publikum fühlte sich nur teilweise befriedigt. Das kgl. Theater, in welchem das Stück gegeben wurde, ist noch dasselbe Haus, in dem der Bildhauer vom plötzlichen Tode ereilt wurde, als er einer Vorstellung beiwohnte. — Julius Bittners „Rote Gred" hatte in der Wiener Hofoper den nämlichen schönen Erfolg, wie kürzlich bei der Urpremiere in Frankfurt a. M. — Im Argentina-Theater in Rom wurde ein Apparat aufgestellt, in welchen der Zuschauer durch Einwurf von Kugeln seinen Beifall oder sein Mißvergnügen kundgeben kann. Dieses Scherbengericht ist künstlerisch natürlich eine zwecklose Spielerei, durch die nur der Rest naiven Kunstgenusses noch Einbuße erleidet.

München. L. G. Oberlaender.

Redaktionspost.

Gegenüber verschiedenen Anfragen diene zur Kenntnis, daß der Herausgeber von seiner längeren Auslandsreise zurückgekehrt ist und seine Tätigkeit im vollen Umfange wieder aufgenommen hat. — Das kleine Druckversehen im Leitaufsatz der letzten Nummer (S. 271, 2. Spalte) wird der aufmerksame Leser schon selbst korrigiert haben. — Es muß statt tabulas graecas heißen: calendas graecas.

·· Quartalsabonnement Mk. 2.40 ··
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Frage, ob es der Deutschen Reichsbank gelingen würde, den überaus lästigen hohen Zinssatz von 5½ % zu ermässigen, beschäftigte alle finanziellen Interessenten und beherrschte vollkommen den Einfluss auf die Börsenlage sowie die Weiterentwicklung der industriellen Kreise. Die einzelnen Ziffern der Wochenausweise des Zentralnoteninstitutes wurden daher scharf unter die Lupe genommen. Erst gegen Schluss des Monats wurde eine zunehmende Kräftigung der Reichsbank-Aktiven bemerkbar, so dass die Erwartung einer baldigen Ermässigung der Zinsrate in greifbare Nähe gerückt ist. Die Hoffnung auf eine Lockerung der Diskontschraube in Deutschland wird sich jedoch lediglich auf ein halbes Prozent beschränken. Als wichtigste Tatsache auf dem Gebiete des internationalen Geldmarktes ist zu registrieren, dass nach langer Zeit Amerika endlich begonnen hat, Gold an Europa zurückzuzahlen. Die bisherigen Goldexportziffern, die auf etwa 8 Mill. Dollars geschätzt werden, dürften voraussichtlich in Bälde eine bedeutende Vergrösserung erfahren. Es ist nun natürlich, dass hiervon alle europäischen Geldzentren profitieren werden, und hoffentlich wird auch die Reichsbank entsprechende Vorbereitungen getroffen haben, rechtzeitig sich einen Teil dieses Goldimports aus Amerika zu sichern. Es wird dieses Moment unter Umständen den wichtigsten Grund zu einer rascheren Verbilligerung der monetären Situation in Deutschland und der Rückkehr von normalen Verhältnissen innerhalb unserer heimischen Geldmarktlage bilden. Die eingetretene Zurückzahlung der im Vorjahre so scharf forcierten und à tout prix betätigten amerikanischen Geldforderungen bildet gleichfalls ein günstiges Omen für die Gesundung der Verhältnisse in Amerika, da diese Goldexporte bisher ohne jede Einwirkung sowohl auf die Geldverhältnisse selbst, wie auch auf die Effektenbörsen Amerikas geblieben sind. Im Gegenteil bilden die feste Tendenz und die scharfe Aufwärtsbewegung der amerikanischen Effektenmärkte eine breite Basis für die kontinuierlich-widerstandsfähigen deutschen Börsen. Ein grosser Teil der im Vorjahre an diesen äusserst spekulativen Werten erlittenen Verluste konnte in letzter Zeit erfreulicherweise wett gemacht werden.

Diese gebesserte Situation der internationalen Geldmarktsituation kann jedoch nicht Grund genug bilden, der Zukunft ein durchweg günstiges Prognostikon zu stellen. Die Praxis lehrt zur Genüge und besonders die letzten Wochen zeigten zur Evidenz, dass jede auch noch so geringe Erleichterung der Geldmärkte von allen möglichen Faktoren zur Befriedigung der Geld- und Anlagebedürfnisse verwendet wird. Nachdem die letzten deutschen Anleihen trotz der vielen Gefahren und Klippen unter Dach und Fach gebracht worden sind, zeigen sich bereits Vorboten von Meldungen über grosse Anleihen Russlands und Ungarns.

Die Tendenz an den deutschen Börsen ist schon seit längerer Zeit eine bemerkenswert feste. Viele der ungünstigen Momente blieben fast wirkungslos und ohne jeden Einfluss auf die Kursgestaltung der einzelnen Märkte. Die Phasen der Konjunkturschwankungen sind besonders in Deutschland so gründlich miterlebt worden, dass der Boden zu einer gesunden Aufwärtsbewegung genügend präpariert ist. Auch das niedrige Kursniveau auf fast allen Effektenkategorien regt sukzessive zu neuen Käufen an, und die Vorbedingung einer, wenn auch langsamen Kurserholung der Börsen — die Heranziehung von weiteren Käuferschichten — scheint sich mit der Zeit an den deutschen Märkten zu verwirklichen. Einer besonderen Aufmerksamkeit in der abgelaufenen Berichtswoche erfreuten sich die Werte der elektrischen Branche, auf welchem Gebiete bekanntlich Deutschland führend und seitens des Auslandes auch nicht annähernd erreicht wird. Diese Branche profitiert vor allem durch die verbilligten Herstellungskosten des Hauptrohmaterials, des Kupfermetalles sowie der aussichtsreichen zukünftigen Beschäftigung bei der Umwandlung der Dampfeisenbahnen in den elektrischen Vollbetrieb. Diesem Vorgehen Bayerns scheint sich auch Preussen anzuschliessen. Auch in der chemischen Industrie sind bemerkenswerte Anfänge zur Besserung vorhanden. Am Montanmarkt sind derzeit die günstigen Berichte sowohl hinsichtlich des Absatzes als auch der Preisgestaltung überwiegend. Es ist also wahrzunehmen, dass Deutschlands Handel und Industrie beginnt, sich wieder wie in früherer Zeit wirksam zu regen.

M. Weber.

Ermässigung des Reichsbanksatzes. Am 27. April wurde der Satz der Reichsbank um ½ % auf 5 % ermässigt.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank gibt im Inseratenteil ihren Herren Aktionären bekannt, dass der genehmigte Umtausch der Gulden- in Mark-Aktien in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1908 stattfindet.

Der heutigen Nummer liegt ein **Zigarren-Prospekt** bei von der seit 1882 bestehenden, wegen ihrer preiswerten und reellen Lieferungen bestens bekannten Firma **Paul Rausch in Bremen.** Wir machen unsere Leser besonders darauf aufmerksam.

Digitized by Google

Am 1. Mai wird das

Krumbad

wieder eröffnet.

Das Krumbad, die Adelheidsquelle, bei Krumbad in Schwaben, erfreut sich eines *fünfhundertjährigen Rufes* und hat in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen, so dass Erweiterungsbauten notwendig wurden. Die besten Erfolge weist es auf in der *Rekonvaleszenz* nach schweren Krankheiten mit zurückgebliebenen Exsudatmassen jeder Art. Nach schweren Anfällen von **Gicht und Rheumatismus, Leber- und Drüsenleiden, Gelbsucht und Gallenleiden;** bei **Schwächezuständen** der verschiedensten Art. Genauen Aufschluss gibt der *Prospekt,* welcher von der Badeverwaltung gerne zugesandt wird.

Das Bad liegt in lieblichster Hügellandschaft mitten in prächtigen Wäldern, 550 Meter über dem Meere.

Das Krumbad wird von Erholungsbedürftigen immer wieder gern aufgesucht, das bei **sorgfältigster Verpflegung und Bedienung ein Körper und Geist erquickendes Ruheplätzlein bietet.** Die Preise sind billigst. Nächste Bahnstation ist Krumbach. Eigene Post- und Telephonverbindung im Hause. Die Bedienung besorgen Ordensschwestern der St. Josephs-Kongregation in Ursberg. Alle Anfragen wollen gerichtet werden an die

Badeverwaltung Krumbad b. **Krumbach** (Bayern).

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirtg. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Garmisch-Partenkirchen, Hotel und Pension Sonnenblick (bayer. Hochgebirge). Wind- und staubgeschützt. Großartigen Blick auf die Zugspitze und Umgebung. Schattiger Garten. Kahnfahrt. Eigene Badeanstalt. Balkons.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve. System Kneipp. Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. — Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos **Dr. med. Becker.**

• Neu eröffnet! 1. Juni 1908. •

Sanatorium für minderbemittelte Lungenkranke am Haustein

im Bayerischen Wald ca. 800 m ü. d. M.

Herrl. geschützte sonnige Südlage; ausgedehnte Nadelholzwaldungen; prächtiger Ausblick. — Zentralwasserheizung, elektr. Beleuchtung, Lift. Nächste Bahnstation Deggendorf i. B.

Winter und Sommer geöffnet.

Leitender Arzt: Dr. med. **Hohe.**

Zweiter Arzt: Dr. med. **Landgraff.**

Anmeldungen b. **Vereinsbureau, München, Salvatorstraße 16/0,** vom 1. Mai an bei der **Sanatoriumverwaltung bei Deggendorf.**

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt **FELDAFING** am Starnbergersee. **Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt**

Hotel Kaiserin Elisabeth

I. Ranges

Herrliche Aussicht auf See u. Gebirge. Pension von M 5.— aufwärts. Vor- und Nachsaison grosse Preisermässigung. Bes.: **G. Kraft.**

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45.

Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Kneipp'sche Kur im Jordanbad bei **Biberach** (Württemberg) Linie Ulm—Friedrichshafen. **Das ganze Jahr besucht.** Schöne, ruhige Lage, dicht an groß. Waldungen. 540 m ü. M. Gr. Komfort im Kur- u. Badehaus, bes. i. neuerb. Kurhaus mit neuer Einricht. Elektr. Licht. Lift. Mäß. Preise. Prosp. kostenfrei d. d. Kurärzte **Dr. J. N. Stützle** und **Dr. Ehmann.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Bad Lippspringe i. Westf.

(Bahnstation.)

Das unter Leitung von katholischen Ordensschwestern stehende

Erholungsheim St. Marienstift

in gesundester Lage direkt am Tannenwald, hat mit dem 1. April d. J. auch ein

Kinderheim

eröffnet und hält sich Eltern und Aerzten bestens empfohlen.

Anmeldungen richte man an die **Oberin.**

Bad Brückenau • Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Fichtelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach. 3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Digitized by Google

NEUENAHR

Heilanzeigen:

Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Gallensteine, Zuckerkrankheit, **Gicht,** Rheumatismus, Erkrankungen der Atmungsorgane.

Kurmittel:

Bade- und Trinkkuren, Bäder jeder Art, Inhalatorien, Fangobehandlung.

Wohnung:

Kurhôtel, einziges Hôtel in unmittelbarer Verbindung mit dem Badehause, ausserdem viele gute Hôtels und Privatpensionen.

Illustrierte Broschüre gratis und franko durch die

Kurdirektion Bad Neuenahr

Rheinland.

GARMISCH.

Hotel, Pension und Bad Sonnenbichl

in herrlichster, sonniger und geschützter Lage am Südabhange des Kramerberges mit prächtigem Blick auf das gerade gegenüberstehende gesamte Wettersteingebirge mit Zugspitze. Großer, schattiger Garten. Anstoßender Hochwald mit überraschend schönen Spazierwegen. Sechzig zumeist mit Balkons versehene, aussichtsreiche Zimmer. Elektrische Beleuchtung. Großer, prächtiger Speisesaal. Glasveranda. Vollständige, modern eingerichtete Badeanstalt nebst Schwimmbassin mit regulierbarer Wasserwärme. Köstliches Trinkwasser aus eigener nahegelegener Quelle. Molkerei und Equipagen im Hause. Schattige Promenade nach Garmisch (10 Min.). Täglich mehrmalige Stellwagenfahrt dorthin und nach Bahnhof Partenkirchen (Fahrpreis 20 bzw. 30 Pfg.). Kahnfahrt und Fischereigelegenheit. Vollständige Pension von 5 Mark an. Wegen äußerst günstiger Lage schon zum Aufenthalt im Mai vorzüglich geeignet. Mai, Juni und September Preisermäßigung. Ausführliche Prospekte mit vielen Empfehlungen versendet

C. BADER.

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**

MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.** **Spezialität: Talare** in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.** Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 8.

Lieferant des Georgianums.

Kurhaus Neusatzeck

im Schwarzwald

Stat. Ottersweier b. Bühl

Bäder, Telephon, Post. Ruh. gesunde Lage; ausgedehnte Tannenwälder; lohnende Ausflüge; katholische Kirche. Aufmerksame Bedienung durch Schwestern. Pension inkl. Zimmer 4—6 Mark. Auskunft durch die Oberin.

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr

Gegründet 1868.

Niederlage u. Probierstube: **Berlin:** Alexanderstrasse 43.

Ahr-Rotwein

Nur eigenes Wachstum.

Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.

Der Vorstand.

Bad Salzschlirf

:: St. Bonifatiushaus ::

Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause.

Näheres durch die Oberin.

:: Bienenhonig ::

garantiert rein

10 Pfd. Postkolli . . 7,75 Mk.
5 Pfd. Postdose . . 4,00 Mk.

per Nachnahme. **Versandgeschäft „Germania“,** Witten a. d. R. I.

Zigeunergeige mit Löwenkopf, Prachtstück, herrl. Ton, nur 15 M verk. J. Brysch, Zabrze 2.

4%

Zinsen vergütet die **mündelsichere**

Städtische Sparkasse zu Moers

für sämtliche Einlagen bei Tagesverzinsung. Einzahlung durch Post oder Reichsbank.

In einer Stunde

lernt man das **vereinfachte** u. **verbesserte Notensystem der Dolzein'schen Klavierschule.** Zahlreiche melodiöse Etüden, Sonatinensätze etc. in allen Tonarten u. im Original-Tonsatz berühmter Meister, beliebte Opernmelodien, herzige Lieder, gefällige Tänze u. Märsche. Gemeinverständl. Musiklehre. Probeheft durch jede Buchhdlg. sowie geg. Eins. v. 2 M. direkt v. A. Dolzein, Leipzig-Reudn.

Offeriere naturreinen **Rotwein** zu 48 Pfennig per Liter.

Alphons Marxer, Zabern i. Els.

+Schwitzapparate

für den Hausgebrauch gegen Rheumatismus, Influenza etc. Zusammenlegbar. Prosp. gratis von **P. Bohm,** Berlin 433, Friedrichstrasse 207.

Gratis und franko

verlange jeder Hundebesitzer Prospekt über Hundepflege, Zucht, Heilmittel für sämtl. Krankheiten, wie Räude, Staube etc., sowie Verfahren für die Herstellung von Hundekuchen usw. Versandgeschäft **„Germania“** Witten a. d. R. I.

Hotel Union

Katholisches Kasino A. V.

München, Barerstrasse 7.

Telephon 9300.

Neu erbautes und komfortabelst eingerichtetes Hotel. Zentralheizung — Bäder — Lift — Elektr. Licht. Grosse Gesellschafts-Säle, Theaterbühne, Elegante Klubräume. Feinste Wiener Küche.

Wein- und Bier-Restaurant.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Auf Grund des in der Generalversammlung vom 5. März a. c. gefassten, vom Bundesrat und der Kgl. Staatsregierung genehmigten und im Handelsregister eingetragenen Beschlusses bieten wir hiermit den Herren Aktionären den Umtausch ihrer Gulden- in Mark-Aktien an und geben hierzu Nachstehendes bekannt:

1. Der Umtausch findet in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Dezember 1908 statt.
2. Der Umtausch kann nur dann vollzogen werden, wenn 7 Gulden-Aktien zusammen oder eine durch 7 teilbare Anzahl von Gulden-Aktien von einem und demselben, gehörig legitimierten Inhaber (S. Ziffer 4) eingeliefert werden; gegen je 7 Aktien à fl. 500.— werden je 6 neuauszufertigende Aktien à Mk. 1000.— ausgereicht; überschiessende Aktien werden wieder zur Verfügung gestellt.
3. Es muss den Herren Aktionären selbst überlassen bleiben, durch börsenmässigen Ankauf ihren Besitz behufs Herbeiführung der Umtauschfähigkeit zu komplettieren; ebenso kann der Umtausch einzelner Stücke nach wie vor nur durch börsenmässigen Kauf und Verkauf bewerkstelligt werden. Die Bank stellt ihre Vermittlung hierfür gerne zur Verfügung.
4. Die eingereichten Aktien müssen auf den Namen des Umtauschenden im Aktienbuche eingetragen oder es muss der Umtauschende durch eine zusammenhängende Reihe von rechtsförmlichen Indossamenten legitimiert sein; die dagegen auszufertigenden Mark-Aktien werden von der Bank auf den Namen des Umtauschenden ausgestellt.
5. Erfüllungsort ist München; sämtliche Porti gehen daher zu Lasten des Umtauschenden. Im Übrigen ist der Umtausch vollständig kostenfrei.
6. Die börsenmässige Lieferbarkeit der neuen Stücke an der Münchener Börse wird bald möglichst erwirkt werden.

München, im April 1908.

Aufsichtsrat und Direktion der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Kl!

Der **kathol. südd. Studentenverein Alemannia** beehrt sich seine verehrten H. H. Ehrenmitglieder, Philister, ia. u. a. Vereinsbrüder zu der am 2. Mai, 8 h c. t. im **Kneiplokal, Brunnstrasse 7,** stattfindenden

Semester-Antrittskneipe

freundlichst einzuladen.

I. A. D. B. C.
Wilhelm Frank, philol. × **Joseph Amrhein,** math. ××

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen** für auswärtige, am Platz beschäftigte **Kellnerinnen** geboten.

Anmeldung Arbeitsamt
Zweibrückenstrasse 20.

:: Jeder Vater ::

der seinem Sohne Taschengeld gibt, kaufe ihm eine Privatbuchführung mit Konten, die zwei Jahre ausreicht. Höchst praktisch und übersichtlich! Preis 1 M.
Handelslehrer **Rehse**
Hannover 25.

Büro „Hansa"
Arbeiten in Maschinenschrift
wissenschaftlicher Art,
in den 4 Hauptsprachen.
Adalbertstr. 46/I, München.

ZEITUNGS-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin SO. 16, Rungestr. 25-27.
Illustr. Broschüre, Referenzen [illegible] *franko.*

Bedeutende Preisermässigung für frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau"

I. Jahrgang (39 Nummern) geb. M. **5.**— (statt 9.50), brosch. M. **3.**— (statt 7.20).
II. u. III. Jahrgang (52 Nummern) geb. je M. **6.**— (statt 11.90), brosch. je M. **4.**— (statt 9.60).
Den IV. (1907) Jahrgang liefern wir geb. zu M. **8.**— (statt 11.90), brosch. zu M. **6.**— (statt 9.60).

Expedition der „Allgemeinen Rundschau"
München, Tattenbachstr. 1a.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 [illegible] in dichterer Strickart 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, [illegible] Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. [illegible] und Muster gratis.

Mathilde Scholz, Regensburg B.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreissbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter Stoffneuheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Butter!

Molkerei-Genossen[illegible]
liefert wöchentlich [illegible]
allerfeinster Qualität [illegible]
Tonnen zu [illegible]
Erstlingssendung [illegible]
Anfragen [illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hamm[illegible]
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in [illegible]
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 9. Mai 1908. V. Jahrgang.

Der bayerische Episkopat wider den Modernismus.

Vom Herausgeber.

Die in Freising versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns haben unter dem 23. April 1908 an den ihnen unterstehenden Klerus einen gemeinsamen Hirtenbrief gerichtet, der — dem Beispiele des Fuldaer Hirtenschreibens des übrigen deutschen Episkopates folgend — sich öffentlich und feierlich zu den Grundsätzen und Lehren der Encyklika Pascendi bekennt und geeignete praktische Folgerungen zieht.

Daß die liberale Presse über das Hirtenschreiben herfällt, ist so selbstverständlich, daß man es kaum zu erwähnen braucht. Die Heftigkeit der Angriffe beweist höchstens, daß die eo ipso-Gegner von der entschiedenen, einmütigen Sprache des bayerischen Gesamtepiskopats unangenehm überrascht sind. Man hatte ja immer wieder versucht, dem einen oder anderen bayerischen Kirchenfürsten eine gewisse Konnivenz gegenüber liberalisierenden Ideen nachzusagen, und ergriff begierig jeden Strohhalm, der diese Vermutung zu stützen schien. Eine schier endlose Kannegießerei in der jüngsten Nummer eines liberalen nunmehrigen Wochenblattes, das sich jahrelang als berufenen Mentor der kirchlichen Autorität, zeitweise sogar als deren gelegentliches Sprachrohr aufgespielt hatte, liest sich angesichts des vorliegenden Hirtenschreibens fast wie ein Ausfluß unfreiwilligen Humors, bearbeitet nach dem Rezept: Je weniger man über eine Sache weiß, um so langatmiger kann man darüber schreiben. Alle, die sich über Zweck und Tagesordnung der Freisinger Bischofskonferenz vergeblich den Kopf zerbrachen, werden durch den Hirtenbrief wider den Modernismus weiteren Nachdenkens überhoben, denn diese Frucht der Freisinger Besprechung ist eine Tat, welche, obgleich für jeden kirchentreuen Katholiken an sich sozusagen eine Selbstverständlichkeit, andere etwaige Beschlüsse in Schatten stellt.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" kennzeichnen den Hirtenbrief als „hochbedeutsames Aktenstück", das „den vollen Sieg des römischen Kuralismus auch in der katholischen Kirche in Bayern beurkunde". Das liberale Blatt beleidigt seine leider nur zu zahlreichen katholischen Abonnenten durch eine ebenso seichte und anmaßende wie gehässige Kritik eines Dokumentes, dessen vornehmste Unterzeichner, die Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg, als ehemalige Universitätsprofessoren sich von solcher Seite eine Belehrung über die Wissenschaft und über die Grenzen der freien Forschung am allerersten verbitten dürfen. Mit bloßen Phrasen glaubt man einen Standpunkt niederrennen zu können, der, wie die „Allgemeine Rundschau" unlängst in Nr. 12, S. 187 (in dem Artikel „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig") nachwies, in der Hauptsache auch von den führenden Geistern des gläubigen Protestantismus vertreten wird. Freilich ist die liberale Presse an jenen unbequemen Nachweisen mit vorsichtigem Schweigen vorübergegangen, damit der „gegen Rom" künstlich zusammengeleimte „Block" nicht vorzeitig aus den Fugen gehe.

Wie unehrlich die liberale Presse gegen den Hirtenbrief polemisiert, dafür nur ein Beispiel. Das Hirtenschreiben empfiehlt dem Klerus ein eingehendes Studium der Encyklika Pascendi, fügt aber hinzu, es sei „nicht möglich und nicht notwendig, dem gläubigen Volk den Wortlaut der Encyklika auseinanderzusetzen". Was machen die „Münchner Neuesten Nachrichten" daraus? Sie unterschieben dem Episkopat die Behauptung, es sei nicht notwendig, „den selbständigen Denkern in der katholischen Kirche" den Wortlaut der Encyklika auseinanderzusetzen. Wer solche Kampfmittel nicht verschmäht, mit dem läßt sich überhaupt nicht ehrlich streiten. Auch noch eine andere irreführende Wendung des liberalen Blattes sei kurz berührt. Aus der an den Klerus gerichteten Mahnung: „Meidet die Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften" wird die Schlußfolgerung gezogen: „Die Priester sollen nicht kennen lernen, was sie verdammen müssen." Nun heißt es aber in dem Hirtenbriefe unmittelbar nach der Aufforderung zum eingehenden Studium der Encyklika ausdrücklich: „Tut dies, um selbst die nebelhaften Phantasiegebilde des Modernismus genau kennen zu lernen."

Was die Warnung vor der Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften bezweckt, ist jedem, der die Verhältnisse kennt und den Entwicklungsgang gewisser Schwarmgeister und ihrer Preßorgane namentlich im geistigen Mittelpunkte Bayerns seit etwa einem Jahrzehnt verfolgt hat, sofort klar. Da und dort ist eher durch allzu große Langmut und Nachsicht als durch übertriebene Strenge gefehlt worden. Manche Verwirrung in den Köpfen junger Theologen wäre vielleicht verhütet worden, wenn das Verbot oder die unzweideutige kirchenamtliche Kennzeichnung gewisser Zeitschriften früher ergangen wäre. Heute ist dieses Verbot oder diese Warnung für den theologischen Nachwuchs kein Novum mehr. Die „insonderheit" an die Kandidaten des künftigen Priesteramtes gerichtete Mahnung hat aber für den gesamten Klerus offensichtlich nicht etwa den Charakter eines absolut verpflichtenden Verbotes. Ein Priester, der nicht nur aus Neugier oder zum Zeitvertreib, sondern als Gelehrter aus ernstem wissenschaftlichen Interesse, etwa gar zum Zwecke öffentlicher Widerlegung, die modernistische Presse und Literatur genau verfolgt, wird gewiß weder gegen die Encyklika des Heiligen Vaters noch gegen den Hirtenbrief des Episkopates verstoßen. Die Warnung der Oberhirten richtet sich naturgemäß vor allem gegen den ansteckenden Einfluß des gegen jede kirchliche Autorität und Tradition sich auflehnenden, rebellischen und unehrerbietigen Geistes, der die ganze modernistische Bewegung kennzeichnet.

„Hochbedeutsam" wird das Hirtenschreiben in den Augen der liberalen Presse ganz besonders auch durch die an geeigneter Stelle eingeflochtene feierliche Kundgebung für den unbedingt aufrecht zu erhaltenden konfessionellen Charakter der Schule. Hier hat der bayerische Episkopat die Achillesferse des Liberalismus getroffen, der schon auf eine allmähliche Lockerung des Prinzips an maßgebenden kirchlichen Stellen gehofft zu haben schien. Der Passus lautet wörtlich:

„Es drängt uns daher, bei dieser Gelegenheit gemeinsam Euch zu beschwören, Eure pflichtgemäße Tätigkeit und Euren Eifer in der Schule zu verdoppeln, um schon hier in die Herzen der Euch anvertrauten Kinder den Grund zu einer klaren und richtigen Auffassung der christlichen Hauptlehren zu legen.

Dabei werdet Ihr aber auch bestimmt allen Bestrebungen entgegenzutreten bereit sein, durch welche der konfessionelle Charakter der Schule verwischt oder ganz beseitigt würde. Andernfalls würde die Gefahr der religiösen Verschwommenheit und Unklarheit in den Hauptlehrpunkten der christlichen Wahrheit erfahrungsgemäß für euere Katechumenen sehr nahe gerückt."

Digitized by Google

Angesichts der hohen Wichtigkeit der Kundgebung seien auch aus den direkt gegen den Modernismus gerichteten Ausführungen einige charakteristische Hauptstellen im Wortlaut festgehalten. Der bayerische Episkopat, als dessen Vertreter der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Bamberg in diesen Tagen in Rom weilt, um dem Heiligen Vater Bericht zu erstatten, läßt sich u. a. also vernehmen:

„Für die Erkenntnis der höheren Wahrheit, zumal der geoffenbarten, hat der Sohn Gottes in seiner Kirche ein oberstes Lehramt bestellt, das mit untrüglichem Munde die wahre und unverfälschte Lehre Christi verkündet und neuaufgetauchte Irrlehren und falsche Meinungen ohne Umschweife als solche kennzeichnet und verurteilt. Auch in der allerjüngsten Zeit hat, wie ihr wisset, der Heilige Vater seines Amtes als oberster Lehrer der Kirche gewaltet gegenüber neu auftretenden sehr bedenklichen wissenschaftlichen Theorien und verwegenen Behauptungen, die namentlich in Frankreich und Italien einen aufnahmsfähigen Boden und ihre eifrigsten Vertreter und Anhänger gefunden haben. Er hat in einer umfangreichen, tiefdurchdachten Encyklika „Pascendi dominici gregis", die schweren Irrtümer und Angriffe gegen die Substanz des christlichen Glaubens — die Lehren des sogenannten Modernismus — der Welt deutlicher vor Augen geführt und auf das schärfste zurückgewiesen. Es ist dies ein System von Lehren, durch welche das gesamte Glaubensbewußtsein der Christenheit in Frage gestellt und statt seiner der Versuch mit einer anderen, den wandelbaren Zeitwünschen entgegenkommenden religiösen Entwickelung gemacht wird. . . . .

Auf hoher Warte stehend, hat der Heilige Vater mit untrüglichem Seherblicke rechtzeitig die furchtbare Gefahr erkannt und die unumgänglich notwendigen Maßnahmen ergriffen, um das durch das Gemisch neuer und alter Häresien drohende Unheil von der kirchlichen Gemeinschaft abzuwehren. Unerschrockenen Mutes, gleich dem Apostelfürsten Petrus, trat er offen vor die Welt, um seine ganze Autorität für die Unverletzlichkeit und Ehre der gottgeoffenbarten Wahrheit einzusetzen, und um dieses wahrhaft apostolischen Freimutes, um dieser höchsten Sorgen für das ewige Heil der Menschen willen hat er sich für alle folgenden Zeiten des ungeteilten Beifalls aller treuen Bekenner der christlichen Wahrheit versichert. Auch Ihr, geliebte Brüder, traget mit uns dieses unauslöschliche Dankgefühl gegen ihn im Herzen. Es ist nicht zu leugnen: der Heilige Vater deckt in seiner Encyklika Pascendi die Irrgeisterei, die Trugschlüsse, die Winkelzüge und Machenschaften des Modernismus schonungslos auf und verfolgt sie bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel. Dagegen ist er weit davon entfernt, die Wahrheit, wo immer sie sich findet, in irgend einem ihrer Punkte lehramtlich zu verdunkeln oder ihre Erkenntnis und Bezeugung in Wort und Schrift hintanzuhalten. Ja, mit seinen ernsten Mahnungen und Warnungen hat er nicht die Freiheit der Wissenschaft oder die Freiheit des Forschens nach Wahrheit etwa treffen und unterdrücken wollen; nur der Freiheit des Irrens wollte er vorbeugend entgegenwirken. Die Kirche, welche zu allen Zeiten und auf die verschiedenste Weise die Wissenschaft und das Wissen gepflegt und gefördert hat, ... kann keine Feindin der Wissenschaft sein. Immerhin aber erweist sie sich und bleibt sie eine Gegnerin der falschen, der Scheinwissenschaft, eine dauernde Bekämpferin der Unwahrheit und der vermessenen Täuschung überall und zumal auf dem weiten Gebiete der Religion. Die katholische Kirche wird nie hemmend auftreten gegen die Freiheit der Lehre der Wahrheit überhaupt.

Was indessen die subjektive Lehrfreiheit bezüglich der Fragen der Religion betrifft, so hat sie sich der objektiven Kirchenlehre stets anzugleichen. Die Kirche selbst ist nicht eine beliebige wechselnde Gestaltung: deshalb will und kann sie auch nicht eine Willkürform ihrer feststehenden Lehre irgendwie zulassen; sie muß vielmehr zufolge ihrer Natur jedem Eigenwillen der Lehre, mag er schwärmerisch oder rationalistisch vorgehen, mit Festigkeit entgegentreten. Immer muß sie von jenen, welche zumal in ihrem Auftrage die christliche Wahrheit vorzutragen haben, verlangen, daß die ungeschmälerte katholische Lehre zum Ausdruck komme. Sie muß daher die Bürgschaft haben, daß die zu bestellenden Lehrorgane aufrichtig bemüht sind, stets die unverfälschte kirchliche Wahrheit zu verkünden; sie muß auch die Sicherheit dafür besitzen, daß diese die erforderliche Vorbildung haben und auf den höheren Stufen des wissenschaftlichen Vortrags sich als theologisch gründlich gebildet erweisen. Und die Kirche muß ferner auch eine gewisse Garantie haben, daß ihre Lehrorgane sittlich unbescholten und wahrhaft christusgläubig seien. Denn bei dem Mangel der einen oder anderen der Vorbedingungen würde sie die missio canonica nicht erteilen.

Ehrwürdige Brüder! Nach der ernsten Mahnung des Hl. Vaters in der mehrerwähnten Encyklika meidet die Lektüre modernistischer oder von dem Modernismus angesteckter Schriften! Insonderheit sollen jene Jünglinge, welche einmal der Gnade des Priestertums teilhaftig werden wollen, derartige Preßerzeugnisse, seien es Tagesblätter oder Zeitschriften und Bücher, stets von sich weisen; denn solche Druckwerke werden in der Encyklika noch für gefährlicher erachtet, als unsittliche, weil gerade sie die Wurzel des christlichen Lebens vergiften.

Geliebte Brüder! Seid besorgt, zu wahren die Einheit des Geistes in dem Bande des Friedens. „Ein Leib, ein Geist, wie ihr auch berufen worden in einer Hoffnung eures Berufes." Diese weihevollen Worte des hl. Apostels Paulus seien uns allezeit gegenwärtig in unserem verantwortungsvollen Berufe! Darum suchet nicht Neuerungen anzustreben, durch die das rechte Verhältnis zwischen Bischöfen und Priestern zu untergraben versucht wird. Dazu würden gewisse Priesterversammlungen, Kongresse zu zählen sein, die nach Art der Modernisten zum großen Schaden der kirchlichen Gemeininteressen eine Art Regiment über die kirchlichen Obern einführen wollen. Seid jedoch ernstlich bemüht, die kirchlich gutgeheißenen, sozialen caritativen und der religiös-christlichen Hebung dienenden Vereine nach Kräften zu fördern."

Oesterreich-Ungarn zur See.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Habsburger Monarchie ist schon infolge ihrer geographischen Lage nie ein Seehandelstaat gewesen. Nur im Süden hat sie Meeresküsten, die Fluten der Adria bespülen einen kleinen Teil ihres Gebietes. Freilich gab es eine Zeit, wo die Adria zu den wichtigsten Seestraßen gehörte und auf dem Mittelmeere sich der Weltverkehr abwickelte, eine Zeit, in welcher die Adriastadt Venedig der Mittelpunkt dieses Weltverkehrs war. Noch heute findet man an der Küste Dalmatiens, in allen ihren Häfen und Städten ruinenhafte Reste einer hohen Blütezeit des Reichtum spendenden Seehandels. Wie ärmlich erscheint dagegen die Jetztzeit! Ein Jahrhundert beherrschte der Löwe von San Marco die Adria, jetzt liegt er im Todesschlafe, aus dem es kaum ein Erwachen geben wird. Oesterreich verpaßte den günstigen Augenblick, in dem es die Adria wieder zum Ausgangspunkt einer weit reichenden Seepolitik und einer großzügigen Balkanpolitik hätte machen können. Seine innerpolitischen Wirren, die in jeder Hinsicht unfruchtbaren nationalen Kämpfe und der Mangel eines weitblickenden und zielführenden Staatsmannes an der Spitze unserer Auslandspolitik schlossen die Monarchie nach und nach von der Weltpolitik aus und der Widerstand der Magyaren gegen jeden planmäßigen Ausbau unserer Marine — Ungarn grenzt ja nur mit dem zu Kroatien gehörenden Hafen Fiume ans Meer — bewirkte, daß wir den Seeweltverkehr immer mehr anderen Staaten überlassen mußten, so daß wir diesbezüglich heute unter den Großmächten der Erde an letzter Stelle stehen. Die kräftigere Vertretung unserer ausländischen Interessen, vor allem die Förderung unserer Balkanpolitik unter dem jetzigen Aeußernminister werden unsern Seehandelsverkehr und unsere Marine in den Vordergrund des Interesses rücken und daher eine kurze Besprechung derselben willkommen erscheinen lassen.

Unser Gesamt-Außenhandel ist in dem Jahrzehnt 1896 bis 1905 um 41 % gestiegen (von 3,2 auf 4,5 Milliarden), während zu gleicher Zeit der des Deutschen Reiches sich um 66, der Englands um 38, der Frankreichs um 28, der Rußlands um 23 % hob. Der Hauptsache nach besorgt dieser Handel die Einfuhr von Rohstoffen für industrielle Zwecke und für den direkten Konsum, sowie die Ausfuhr von Fabrikaten. Der Anteil unseres Seehandels an diesem Außenhandel betrug 1896 16 % und hob sich bis 1905 nur auf 18 %. Gegenüber der Hebung des Gesamt-Außenhandels um 41 %, also nur eine klägliche Zunahme, so daß man behaupten kann, der Anteil des Seeverkehrs an unserem Außenhandel ist im ganzen Jahrzehnt fast stationär geblieben. Die Einfuhr zur See ging sogar in dieser Periode von 19,77 % auf 19,09 % der Gesamteinfuhr zurück, während die Ausfuhr zur See sich von 12,55 auf 16,7 % der Gesamtausfuhr hob. An dem Wachsen des Seehandels ist vor allem der Verkehr mit den außereuropäischen Ländern beteiligt. Die Einfuhr aus ihnen stieg in der angezogenen Periode um 167 Millionen, gleich 43 %, die Ausfuhr dorthin um 83 Millionen, gleich 52 %.

Die wenn auch nur geringe Zunahme unseres Seehandels hat auf alle Zweige der Werteerzeugung günstig eingewirkt; nicht nur die Industrie, die hauptsächlich an der Einfuhr beteiligt ist, aber auch in der Ausfuhr eine stete Zunahme ihres Absatzgebietes erkennen läßt, sondern auch die Landwirtschaft mit ihren Nebengewerben zieht Nutzen besonders aus dem Ausfuhrhandel zur See. Teilweise geht unser Seehandel,

Digitized by Google

der in den österreichischen Häfen und Fiume sich nicht genügend entwickeln kann, auch über fremde Häfen, wobei besonders Bremen und Hamburg als Umschlagplätze in Betracht kommen. In den österreichischen Häfen stieg von 1896—1905 der Schiffahrtsverkehr von 11,7 auf 16 Millionen Tons (37%), der Wert der verfrachteten Güter von 1901—1905 von 324 auf 444 (37%) Millionen in der Einfuhr und von 328 auf 405 Millionen (23%) in der Ausfuhr. Diese Zunahme kann sich mit der der anderen Seehandel treibenden Mächte freilich nicht messen, aber sie zeigt doch einen günstigen Ausblick auf die Weiterentwicklung unserer maritimen Handelszukunft.

Einen ganz besonders erfreulichen Aufschwung hat seit 1895 unsere Reederei genommen. Die Bautätigkeit betrug 1895—1899 jährlich durchschnittlich 8 Schiffe mit 6980 Tons, 1900—1904 stieg diese Zahl auf 16 Schiffe mit 15 613 Tons und erreichte 1905 schon 27 Schiffe mit 16 402 Tons. Während sich in demselben Jahrzehnt der Zuwachs der Durchschnittswerte im Deutschen Reiche auf 76%, in England auf 18,4%, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf 68%, in Frankreich auf 5% und in Italien auf 187% belief, hatte Oesterreich eine Zunahme von 238 Prozent zu verzeichnen. Da die Zunahme des Tonnengehaltes (Deutsches Reich 83%, Italien 216%, Oesterreich nur 134%) nicht in entsprechendem Verhältnisse mit der Zunahme unserer Schiffszahl steht, so ersieht man, daß unsere heimischen Stapel noch an Leistungsfähigkeit zu wünschen übrig lassen. 1900—1904 16 Schiffe mit 15 613 Tons und 1905 27 Schiffe mit nur 16 402 Tons!

Den Hauptwarenumsatz haben österreichischerseits Triest mit durchschnittlich 1860 Millionen, Spalato mit 950 Millionen und ungarischerseits Fiume mit 1500 Millionen. Daraus ersieht man, daß Ungarn für seinen einzigen Hafen weit intensiver sorgt als Oesterreich für die seinigen. Die Erschließung des Hinterlandes durch neue Bahnbauten und die großartigen Investitionen des Staates werden Triest in den nächsten Jahren zu großem Aufschwunge verhelfen auf Kosten des Durchzugsverkehrs zu den reichsdeutschen Ausfuhrhäfen Bremen und Hamburg.

Die Ausgaben für unsere Kriegsmarine sind in dem Jahrzehnt 1893—1903, für welches mir Vergleichsdaten vorliegen, zwar ganz erheblich gewachsen: von 25,3 auf 51 Millionen = 103%. Wenn man damit aber die Ausgabensteigerung jener Staaten vergleicht, welche 1893 schon eine entsprechende Seemacht hatten, die uns heute noch fehlt, so sieht man erst, wie weit unsere Monarchie auf diesem Gebiete noch zurück ist. Großbritanniens Marineausgaben stiegen in demselben Jahrzehnt von 343 auf 866 Millionen Kronen (153%), die des Deutschen Reiches von 96 auf 248 Millionen (158%), die Italiens von 89,6 auf 120 Millionen (34%), die der Vereinigten Staaten von Nordamerika von 151 auf 406 Millionen (169%).

Von großem Interesse ist für den Marineausbau das Jahr 1907. England steht natürlich mit 3 Linienschiffen zu 18 000 Tons, 4 Panzerkreuzern (3 zu 17 250, 1 zu 14 600 Tons) und 5 Torpedobootszerstörern obenan; dann kommt Frankreich mit 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer und 7 Torpedobootzerstörern; Rußland mit 1 Linienschiff, 1 Panzerkreuzer, 4 Torpedobootzerstörern; Italien mit 1 Linienschiff und 1 Panzerkreuzer und ganz zuletzt Oesterreich-Ungarn mit nur 2 Torpedobootszerstörern. Steigert unsere Monarchie nicht das Tempo beim Ausbau seiner Kriegsmarine, so wird es bald aufgehört haben, eine Mittelmeermacht zu sein. Das muß auch auf die Handelsmarine von Einfluß sein.

Wenn Oesterreich seinen Außenhandel in dessen erfreulicher Entwicklung genügend schützen will, wenn es seine Position auf der Adria, welche ihm Tegetthoff bei Lissa erkämpfte, mindestens aufrecht erhalten will — mit einem Worte: wenn es im Kriege und im Frieden seinem Adria- und Balkanrivalen Italien gewachsen sein will, so muß es ganz andere Aufwendungen für seine Kriegsmarine zu tragen den Mut haben. Und das wird vielleicht möglich werden, da der Ausgleich mit Ungarn für zehn Jahre zustande gekommen ist und die Hoffnung besteht, daß die Wahlreform in Ungarn einen Reichstag gebiert, welcher etwas mehr gemeinsamkeitfreundlich sein wird als die jetzige revolutionäre Kossuth-Koalition.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Der Goethebund präsentiert die Blockrechnung.

Von

Kurt von Blankenau.

Vor acht Jahren, bei den Kämpfen um die lex Heinze, entstand der Goethebund in Berlin und fand damals großen Anklang bei der asphalttretenden Halbbildung. Als die Freiheit für das Nackte gerettet war, schlief der Goethebund ein, dagegen regten sich immer mehr wackere Männer verschiedener Parteirichtungen, um der Ueberschwemmung des Landes durch den als „Kunst" etikettierten Schmutz entgegenzuwirken. Jetzt auf einmal erhebt sich der Goethebund zu einer „Protestversammlung". Was ist denn geschehen, das seinen Protest herausfordern mußte? Zahlreiche Redner vermochten in ihren kunstvoll gedrechselten Sätzen keinen packenden Tatbestand anzugeben. Ja, was den eigentlichen Daseinszweck dieses Nuditätenschutzbundes angeht, so mußte der zum Fluchen berufene Prophet Balaam-Muther den Segen aussprechen über eine berechtigte Konfiskation von Schweinereien. Das plötzliche Erwachen des Goethebundes erklärt sich nur durch die Wahlagitation in Preußen. Der „entschiedene" Liberalismus will dort den Konservativen die Macht entreißen, und für diesen Entscheidungskampf wird alles mobil gemacht, was Beine hat. Daher versucht sich auch der Goethebund in Politik. Zwei „flammende" Redner, der unvermeidliche Naumann und Prof. v. Liszt, forderten zum Hinabsteigen in die parteipolitische Arena auf. Um gegen die „Reaktion" Stimmung zu machen, wurde der ganze kulturkämpferische Kaffeesatz der letztjährigen Parlamentsverhandlungen mit einer neuen Brühe übergossen: von dem abgegangenen Kultusminister Studt und dem nicht mehr ganz jungen Schullastengesetz bis zu der längst ausgepreßten Zitrone des Liegnitzer Vorstoßes gegen die monistische Propaganda des Vereins für Volksbildung. Natürlich wurden auch Syllabus, Encyklika und Professorenfreiheit behandelt. Dieser Punkt wird besonders die Zentrumswähler interessieren. Denn aus diesen Verhandlungen ersieht man klar, was die Preußen zu erwarten hätten, wenn der Liberalismus am 3. Juni siegen sollte. Ein Kulturkampf nach den alten Rezepten von Falk-Hinschius-Gneist wurde da förmlich und feierlich angekündigt. Der Reichstagsabgeordnete Professor Dr. Stengel (Greifswald) regte an: wenn die katholische Kirche den Theologiestudenten den Besuch der Vorlesungen von freigesinnten Professoren verbietet, so solle der Staat den in den Priesterseminaren ausgebildeten katholischen Geistlichen die Ausübung des seelsorgerischen Amtes verbieten oder wenigstens seine materielle Unterstützung versagen. Das wäre die Wiederholung des ersten Maigesetzes von 1873 oder „wenigstens" des Brotkorbgesetzes von 1875! „Freiheit" nennt man es, wenn man an der theologischen Fakultät „freigesinnte", d. h. mit ihrer Kirche zerfallene Professoren züchtet und dann die künftigen Diener der Kirche zwingt, deren Vorlesungen zu besuchen. Wahrscheinlich werden die Sozialdemokraten das Amendement stellen, möglichst viele zukunftsstaatliche oder anarchistische Professoren auf die staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Lehrstühle zu berufen und die künftigen Staatsbeamten in diese „freigeistigen" Kollegien hineinzutreiben.

Die Stengelsche Rede sollte von allen Zentrumswählern, auch außerhalb Preußens, wohl beachtet werden. Sie ist auch den Mitläufern der „Deutschen Vereinigung" zu empfehlen.

Ferner muß gerade in dieser Zeitschrift, die an dem Kampfe gegen den Schmutz sich so lebhaft beteiligt, die Rede des Professor Muther (Breslau) wegen eines bedeutungsvollen Zugeständnisses erwähnt werden. Herr Muther kam zurück auf den sogenannten Breslauer Fall wegen angeblicher Beschlagnahme der Reproduktion von zwei Kunstwerken (Venus von Giorgione und Gruppe von Begas), um dazu wehmütig zu bemerken:

„In Wahrheit hat es sich da um eine sehr verwickelte Sache gehandelt, und ein Anlaß zur Entrüstung liegt nicht vor. Die beiden Kunstwerke dienten nämlich nur als Titelblatt für eine blödsinnige Serie ekelhafter Nuditäten „Berlin bei Nacht". Ich will daher keine fulminante Rede über das Recht des Nackten in der Kunst daran anknüpfen. Wir können es den Staatsanwälten solchem allererbärmlichsten Schund gegenüber nicht übelnehmen, wenn sie mit dem Schmutz auch ein Kunstwerk beschlagnahmen; denn wer es zusammen mit den erbärmlichsten Kokottenbildern kauft, bezeugt ja selbst, daß auch das Meisterwerk für ihn nur ein unanständig entblößtes Weibsbild ist."

Digitized by Google

Was Professor Muther weiterhin über die Sinnlichkeit in der wirklichen Kunst ausführte, wollen wir dahingestellt sein lassen, um an sein vorstehendes Geständnis die Frage zu knüpfen:

Sollten nicht endlich alle anständigen Elemente aus den verschiedenen Parteilagern sich einigen können auf dem hier vorgezeigten Boden:

gegen den erbärmlichsten Schund und die ekelhaften Nuditäten von Kokottenbildern u. dgl. das Volk und namentlich unsere Jugend zu schützen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Weißbuch der deutschen Schwäche.

In Marokko spitzen sich die Dinge immer schärfer auf Okkupation und Protektorat zu. Der französische Ministerpräsident Clemenceau hat nicht aus reinem Altruismus die Fahrt nach London bei Gelegenheit der Beisetzung Campbell-Bannermans gemacht. Er hat gewiß die Zustimmung des Bundesgenossen eingeholt zu den entscheidenden Beschlüssen über das „Gesamtvorgehen" in Marokko, die alsbald nach seiner Rückkehr das Pariser Kabinett im Verein mit Liautey zu fassen sich anschickt, während Abdul Asis mit französischer Geld- und Waffenhilfe den Weg nach Fez gegen seinen brüderlichen Nebenbuhler zu erzwingen sucht. Zum Ueberfluß hat noch der „Temps", der trotz aller Desaveus der Regierung nahesteht, unserem Reichskanzler vorzuschreiben gewagt, man dürfe in Berlin Abgesandte von Mulay Hafid auch nicht einmal inoffiziell zuWorte kommen lassen, da das ein „unfreundlicher Akt" gegenüber Frankreich wäre.

In dieser Blütezeit des französischen Unternehmungsgeistes veröffentlicht die Berliner Regierung das Weißbuch über Marokko, das auf 208 Seiten der Welt die detaillierte Schilderung von der unbegrenzten Vertrauensseligkeit und dem ewigen Zurückweichen Deutschlands, sowie von dem zähen, zielbewußten, rücksichtslosen Vordringen Frankreichs zur Eroberung Marokkos gibt. Nicht einmal die enragierten Blockfreunde des Fürsten Bülow werden Wohlgefallen finden können an diesem Bilde von dem Krebsgang der deutschen Politik. Es kann uns nur wehmütig berühren, wenn die Marokkaner in ihrer Bedrängnis sich an die fliegenden deutschen Fahnen von Tanger erinnern und bei Deutschland anfragen, ob denn das Eindringen der Franzosen dessen Genehmigung finde. Ihre Petition gegen Frankreich wird einfach an Frankreich überwiesen und ihnen anheimgestellt, sich gefälligst an die Gesamtheit der Algecirasmächte zu wenden, was sie natürlich in ihrem gesunden Menschenverstand unterlassen. Die Tatsachen, die in dem Weißbuch belegt werden, sind ja in der Hauptsache nicht neu. Was frappiert, ist einerseits die unerschöpfliche Kunstfertigkeit der Franzosen in hohlen Beschwichtigungsphrasen und anderseits das unaufhaltsame Hinabrutschen Deutschlands auf der schiefen Ebene des laisser faire, laisser aller. Nur in einem einzigen Punkte hat Deutschland etwas wie einen Erfolg errungen, einen negativen Erfolg, da man den allzu voreiligen Plan einer reinen französisch-spanischen Polizeitruppe für die Häfen unter Ausschluß der in Algeciras vorgesehenen Marokkaner hat fallen lassen. Das heißt: vorläufig. Wenn ein großer Teil des Landes okkupiert und der Sultan ein französisches Dekorationsstück geworden ist, wird sich die Polizeifrage schon nach dem Pariser Belieben lösen lassen.

Deutschland hat sich durchweg darauf beschränkt, um Schonung der deutschen Handelsinteressen zu bitten. Auch noch am 12. März d. J., als die Entsendung von 4000 Mann Verstärkungen nach Casablanca in Berlin bekanntgegeben wurde, hatte unser Staatssekretär v. Schön nichts einzuwenden gegen den „Gang der Ereignisse", sondern nur die „Bitte" um möglichste Schonung unseres „schon wesentlich beeinträchtigten Handels" zu wiederholen. Wer nun aber etwa denkt, daß die Franzosen zum Dank für unsere politische Entsagung auf dem wirtschaftlichen Gebiete uns etwas Entgegenkommen bewiesen hätten, der ist sehr im Irrtum. Nein, sie gehen ungescheut auch auf die wirtschaftliche Tunisierung hinaus. In Sachen der drahtlosen Telegraphie, der Wahl eines Ingenieurs für die öffentlichen Arbeiten in Marokko, der Hafenbauten von Larrasch, der Kanalisation von Tanger — überall wird den deutschen Interessen und Wünschen zäher Widerstand geleistet.

„Nix to seggen in Marokko" — das ist die Lage Deutschlands, wie das Weißbuch sie amtlich photographiert. Schritt für Schritt sind wir zurückgewichen. Und vergebens suchen wir irgend eine Andeutung von dem Linsenmus, das uns etwa für den Verzicht ein wenig hätte entschädigen können. Frankreich steckt langsam und sicher Marokko ein; wir aber hängen neben das schöne Bild von der Kaiserlandung in Tanger die kalligraphische Ausfertigung der Nord- und Ostseeabkommen.

Die Aufräumung im Reichstage.

Während der Reichstag noch schnell die sog. kleinen, aber zum Teil kostspieligen Vorlagen aufarbeitet, hat man dem deutschen Volk in der Budgetkommission die erschreckende Ankündigung gemacht, daß für die fünfte Milliarde der Reichsschulden bereits Vorsorge getroffen ist. Diese fünfte Milliarde darf man bereits als Wirklichkeit behandeln; aber das gilt leider nicht von dem schönen Plan der Einschränkung und der Tilgung der Schulden, den dieselbe Budgetkommission einmütig aufgestellt hat. Die neuen Regierungsstützen vom Freisinn hatten zwar das richtige Gefühl, daß zur Verwirklichung dieses Planes Geld gehört, viel neues Geld, und daß sie als allezeit gehorsame Diener des Blocks dasselbe zu bewilligen haben würden. Darum sträubten sie sich zuerst, obschon doch der Kampf gegen die Pumpwirtschaft zu den alten Ueberlieferungen des Freisinns gehört. Schließlich stimmte aber auch die Linke zu, wahrscheinlich getröstet durch die Erwägung, daß nicht alles so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist. Ein freikonservativer Abgeordneter tat den lapidaren Ausspruch, es sei überhaupt unmöglich, ohne Schuldenmachen zu regieren. In der Tat, unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland scheint es unmöglich zu sein. Der Drang zu neuen Aufwendungen ist in den oberen Regionen, wo man an den Wert des Geldes einen ganz anderen Maßstab legt als in den erwerbstätigen Kreisen, so groß und für geschmeidige Kanzler à la Bülow so unwiderstehlich, daß man damit rechnen muß, die Vermehrung der Einnahmen werde nicht zur Verminderung der Schulden, sondern vielmehr zu neuen Ausgaben führen. Soll es wirklich zu einer regelmäßigen Tilgung kommen, so müssen wir zum mindesten einen äußeren Zwang einführen, nämlich dadurch, daß die Anleihen nicht mehr als unkündbar abgeschlossen werden, sondern die Erwerber der Staatspapiere den Rechtsanspruch auf Auslosung und Rückzahlung erhalten. Allerdings gibt auch dieser Tilgungszwang, der in Preußen und im Reich seit den Tagen des findigen Bismarckschen Finanzministers von der Heydt aufgegeben worden ist, noch keine volle Sicherheit; denn man kann schließlich mit der Linken pumpen, was man mit der Rechten zurückzahlen muß. Der Bundesrat könnte, wenn er auf dem Posten wäre, die Pumpwirtschaft wohl ausräumen; aber die Mitglieder des Bundesrats treiben eine Florian-Politik; wenn man ihre direkten Landessteuern nur in Ruhe läßt und überhaupt ihre Landesfinanzen von den Reichsfinanzen „reinlich scheidet", dann kann ihretwegen die Reichskasse abbrennen. Die Reichseinnahmen von 1907 aus den Zöllen, Verbrauchssteuern, Stempelsteuern, Post- und Reichseisenbahnen waren nicht erfreulich, im Zusammenhange der gesteigerten Ausgaben sogar beängstigend. Aber trotzdem bewilligt der Block frischweg neue Ausgaben: für eine Lloydlinie nach einer unfruchtbaren Kolonie jährlich 1/2 Million, für Ostmarkenzulagen 1 Million, für Kolonialbahnen noch ein paar Dutzend Millionen. Dazu die allerdings sehr notwendigen 23 1/2 Millionen Teuerungszulagen. Alles ohne vorherige Deckung!

Die Ostmarkenzulage von Reichs wegen ist ein neuer Beweis für den Sieg des Hakatismus im Reichstag. Die Blockfreisinnigen suchen ihr Gewissen zu beschwichtigen mit der Behauptung, es sei kein politischer Korruptionsfonds, weil die Unwiderruflichkeit der Zulage festgestellt sei. Erstens sind nicht alle Prämien, die ohne Widerruf gegeben werden, gut, und zweitens steht im Gesetze nur: Unwiderruflich während des Etatsjahres. Der Freisinn ist hakatistisch und überhaupt nationalliberal geworden.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Rechtspflege da unten und da oben!

Von

Dr. W. Hüllen.

Bayerische und preußische Rechtspflege werden im Anschluß an den Prozeß Harden in der Justizzufluchthütte zu München vielseitig verglichen und beleuchtet. Mit Recht wird den Juristen „da oben" in Berlin der Vorwurf gemacht, einem homosexuell Verdächtigen den fraglichen Reinigungseid voreilig abgenommen zu haben. Als der Liebenberger im Brandt-Prozesse ganz unnötig und unaufgefordert seine eidliche Aussage erweiterte und dadurch die Stimmung der Stunde im Gerichtssaale auch gegen Brandt verschärfte, fand sich niemand unter diesen Berliner Juristen, welcher an der Ueberschreitung des Beweisthemas bei der Eidesleistung Kritik übte. Alles war des Lobes voll im Juristenblock. Der indirekte Zweck der Uebung war erfüllt. Der Jude sollte verbrannt werden. Und man wähnte, dies hochpatriotische Ziel mit drei Nasenlängen passiert zu haben. Nun naht der bösartige juristische Katzenjammer. Gar ein Freund des Kaisers, Ritter des Schwarzen Adlerordens, ein Fürst usw. gerät in den Verdacht, einen glatten Meineid geleistet zu haben. Was mag, in Erinnerung an einen Ausspruch Friedrichs des Großen, der Kaiser da unten in Korfu beim Durchlesen des stenographischen Protokolls, falls es unzerschnitten in seine Hände gelangt sein sollte, über die preußische Justiz und deren Priester gedacht haben? Wir können diese vorwitzige Frage weder in der einen noch in der anderen Richtung beantworten.

Zur Sache muß man bemerken: Wäre es nicht weit besser, homosexuelle grundsätzlich nicht zu vereidigen oder nur eine eidesstattliche Versicherung ihnen abzunehmen? Geheimnistuerei und Unwahrhaftigkeit sind ja viel mehr als bei einer hysterischen Frau das Element, in dem die Homosexuellen vegetieren. Mit welchem Rechte hat man Frau von Elbe im zweiten Hardenprozesse nicht vereidigt? Damals wollte man das Volk glauben machen, einem hysterischen Weibe sei nichts zu glauben. Einem Homosexuellen messe ich indes noch weit weniger Glaubwürdigkeit bei als einer hysterischen Person, einem Alkoholiker oder Morphiumsüchtigen. Keine Macht der Welt würde mich als Richter zur Abnahme eines Reinigungseides von einem homosexuell auch nur Verdächtigen bewegen können.

Alle Bedenken gegen die Fixigkeit bei Abnahme von Eiden nach Berliner Art werden so wieder mit einem Schlage wachgerufen. „In der Fixichkeit", hört man nach Onkel Bräsigs Art die Juristen „da unten" sagen, sind die Herren „da oben" uns stets übergewesen, aber in vorurteilsloser Besonnenheit wir ihnen. Das klingt hart, ist aber wahr! Nach dem natürlichen Rechtsgefühle steht die Bewertung des Eides eines Homosexuellen im umgekehrten Verhältnis zu Rang und Würde. Der Fürst oder Graf verliert ja viel, sehr viel, zuweilen alles, wenn er den Reinigungseid nicht leistet, der einfache Fischermeister wenig oder nichts. Trotzdem spreche ich hier nicht von Klassenjustiz; in dem Isenbielschen System liegt „Zweckmäßigkeits-", kürzer „Zweckjustiz". Zur Handhabung der modernen Rechtsordnung gehört nun einmal, die Staatskanäle, um nicht zu sagen Kloaken, durch Beleidigungsprozesse zu reinigen. Siehe Akten Peters-Gruber, Peters-Bennigsen, Schmidt-Roeren, v. d. Groeben-Reuter; Offiziersprozesse Hüger, Gaedke und die folgenden.

Machtlos gleitet in diesen Verfahren unter Vertauschung der Rollen der reinigende Staatsbesen, die Autorität und Würde aus der Hand des Staatsanwalts in die des Rechtsanwalts und Psychiaters. Und aus dem Reinigungseide eines Fürsten ist durch den Selbstbelastungseid eines Fischermeisters für die preußische Zweckjustiz eine unabsehbare Katastrophe hereingebrochen. Es ist dies ein erster Erfolg im Kampfe des deutschen Volksrechts gegen die Handhabung eines preußischen Juristenrechtes, des natürlichen Rechtsgefühls gegen das künstliche.

Hier hilft jetzt keine Beseitigung einzelner Personen, der zeitigen Träger des Systems. Nein, das ganze System muß fort! Dann können wir auf den Berufsleichenstein des Oberstaatsanwalts schreiben: „Hier ruht für die Zukunft ein Vertreter preußischer Zweckjustiz." Mehr subjektive Aufschriften überlassen wir Oberst Gädke und anderen Patienten des Doktor Isenbiel. Er gleicht einem juristischen Doktor Eisenbart, der die Leut' kuriert nach seiner Art.

Und nun die dem Liebenberger bisher so dienstwillige Presse! Der „da unten" dämmert es nunmehr, aber die hier oben möchte immer noch gern den Kopf in den Sand stecken und dabei gleichzeitig von hinten gegen die Münchener Richter ausschlagen. Viel Vergnügen! Der „Kreuzzeitung" und „Post", der „Täglichen Rundschau" und „Deutschen Tageszeitung" werden eines schönen Tages die Augen nicht bloß auf-, sondern wohl noch übergehen.

Mittlerweile ist nach einem bedenklich langen Zaudern, das von der unbeeinflußten öffentlichen Meinung einhellig höchst ungünstig beurteilt wurde, gegen den gefürsteten Grafen die Voruntersuchung wegen Meineidsverdachtes eröffnet worden. Das gepreßte Volksgewissen atmete förmlich auf bei dieser Nachricht. Das öffentliche Rechtsbewußtsein wird ängstlich darüber wachen, daß nun auch wirklich rücksichtslos und ohne Ansehen der Person und der gesellschaftlichen Stellung gegen den Mann vorgegangen werde, der nicht nur dem geschriebenen Gesetz hohngesprochen, sondern indirekt auch dem Ansehen der Rechtspflege einen so unheilvollen Schlag versetzt hat.

Das häßliche Wort von der preußischen „Kabinettsjustiz" ist in neuester Zeit wiederholt aus der Vergessenheit aufgetaucht. Liberale Blätter meldeten unter dem 4. Mai: Der Kaiser habe sich seiner Umgebung gegenüber sehr deutlich dahin ausgesprochen, daß die Justiz dem Fürsten Eulenburg gegenüber keinerlei Rücksicht nehmen dürfe. Man scheint die in dieser sensationell aufgebauschten Selbstverständlichkeit versteckte kränkende Insinuation gar nicht empfunden zu haben.

Die Görres-Gesellschaft in Bayern.

Die Redaktion empfing nachstehende Zuschrift: Indem ich der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" verbindlich danke für die Aufnahme des Artikels von Herrn Dr. Hans Rost „Die Görres-Gesellschaft in Bayern" (Nr. 18 vom 2. Mai S. 292), kann ich mich nur dem Bedauern des Herrn Verfassers anschließen, daß die Mitgliederzahl der Gesellschaft in Bayern verhältnismäßig schwach ist. Auch im laufenden Jahre hat sich hierin nicht viel geändert. In den ersten drei Monaten werden in der Erzdiözese München-Freising etwa 25 Mitglieder beigetreten sein, im übrigen Bayern zusammen wahrscheinlich noch weniger, und diesem bescheidenen Zuwachs steht noch ein kleiner Abgang durch Tod und Austritt gegenüber.

Möchte doch auch in Bayern der auf der Paderborner Generalversammlung beschlossene Versuch, durch Bildung von Diözesan- und Ortsausschüssen eine erhebliche Steigerung der Mitgliedschaft herbeizuführen, guten Boden finden. Aus langjähriger Erfahrung weiß ich, daß solche Versuche die beste Aussicht auf Erfolg haben, wenn eine geschickte und eifrige Persönlichkeit die Sache in die Hand nimmt. Vor Jahren gewann der 1898 verstorbene Stiftsvikar Dr. Ebner allein in der Diözese Regensburg 150 neue Mitglieder und Teilnehmer, und aus Düsseldorf erhielt ich neulich eine „erste" Zuwachsliste mit 3 Ehrenmitgliedern und 55 Mitgliedern, fast sämtlich Laien. Das wäre auch anderswo möglich, sobald die richtigen Leute sich der Werbearbeit annehmen. Namentlich sollte man nicht versäumen, angesehene Laien dafür zu gewinnen; denn noch immer stellt die Opferwilligkeit und das wissenschaftliche Interesse des Klerus zum Mitgliederstande ein ganz unverhältnismäßig großes Kontingent.

Irrig ist leider die Annahme des Artikels der „Allgemeinen Rundschau", daß die Generalversammlung 1908 in Regensburg stattfinden werde. Dies war allerdings die Absicht des Vorstandes, und bezügl. Verhandlungen waren bereits eingeleitet, aber von Regensburg selbst wurde, und zwar mit guten Gründen, der Wunsch geäußert, für dieses Jahr auf die Ausführung des Gedankens zu verzichten. Es besteht gute Aussicht, daß sie nur bis zum nächsten Jahre verschoben ist.

Dr. Cardauns,

Bonn. Generalsekretär der Görres-Gesellschaft.

Der Kirschbaum.

Vor meiner Tür im weißen Glühen
Ein junger Kirschbaum steht,
Um den im stillen Abendglühen
Ein eigen Leuchten weht. — —

Wie eine klare Kinderseele,
Umleuchtet süß und leis
Von reinem Licht ohn' irdsche Fehle,
So straßt du Baum im Weiß.

Friedr. Carlshausen.

Digitized by Google

Freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In der Debatte über die Lage der katholisch-theologischen Fakultäten infolge der Encyklika gegen den Modernismus wurde auf der einen Seite eine ungemessene Lehr- und Lernfreiheit der Universitäten verkündigt, auf der anderen aber betont, daß doch auch die anderen Fakultäten so gut wie die katholisch-theologische durch die gegebenen Verhältnisse in Wirklichkeit und Leben gebunden seien. Die Katholiken konnten sich hierbei an den Berliner Philosophen Paulsen anlehnen; denn wenn sie für sich allein etwas sagen, pflegt es in der Regel von vornherein und an sich schon mit höchst beleidigender Süffisance als inferior und minderwertig zurückgewiesen zu werden, so vernünftig es auch sein mag, was sie behaupten. Es dürfte daher nicht ganz ohne Wert sein, wenn wir noch auf einen anderen protestantischen Gelehrten in der Frage verweisen, nämlich auf den Göttinger Philosophieprofessor und Geheimen Regierungsrat Julius Baumann. Dieser faßt in seiner Schrift: Für freie Universitäten neben den Staatsuniversitäten, 1907, S. 50 ff. das Ergebnis eines längeren Exposés dahin zusammen:

„Die Staatsuniversitäten sind mehr Fachschulen zur Vorbereitung für wissenschaftliche Berufsarten mit gelehrter Bildung als Stätten freier wissenschaftlicher Forschung im vollen Sinne des Wortes. Dies ist kein Vorwurf gegen sie; auch keiner gegen die Unterrichtsverwaltung. Denn da der Staat große Aufwendungen für diese Heranbildung macht, wird er stets auch fragen: in welcher Art vorgebildete Männer sind im Interesse von Staat, Kirche, Gesellschaft (mit Bezug auf Aerzte, Rechtsanwälte) nach der Ansicht der maßgebenden Kreise von Regierung insbesondere und Volksvertretung am wünschenswertesten. Freiheit der Wissenschaft ist in den deutschen Verfassungen mehr den einzelnen Staatsbürgern garantiert als auf den Staatsuniversitäten nach deren besonderen Zwecken voll durchführbar. Ist vollfreie Wissenschaft Bedürfnis, so müssen sich einzelne unabhängig von den Staatsuniversitäten derselben widmen, und geht das nicht ohne Gemeinschaft, so müssen freie Universitäten (das Wort heißt ja eigentlich Korporation) sich organisieren."

Die Prämissen zu diesem Schluß bilden die Detailnachweise für die einzelnen Fakultäten, z. B. daß — um von der katholisch-theologischen als selbstverständlich ganz abzusehen S. 5 ff. — auch auf der protestantisch-theologischen als Vorbereitungsanstalt zum Kirchendienst die religiösen Fragen nicht wissenschaftlich befriedigend behandelt werden könnten, daß diese vielmehr den Betrieb einer allgemeinen Religionswissenschaft erforderten, aber nicht so, daß Christen oder im Christentum aufgewachsene Lehrer über ihre und andere Religionen berichteten, sondern es müßte Gelegenheit gegeben werden, daß jede Religion selbst zum Worte käme durch geborene Hinduisten, Buddhisten usw. (S. 12). Für die juristische Fakultät wird bewiesen, daß bei unbeschränkter Forschungs- und Lehrfreiheit die bestehende Gesetzgebung, die sozialen Einrichtungen, die Strafrechtspflege mit Zulassung der extremsten Ansichten und Gegenansichten verhandelt werden müßten (S. 18 ff.) usw. Das alles treibt im angegebenen Sinne auf freie Universitäten neben den unfreien Staatsuniversitäten hinaus.

Wir sind nun keineswegs der Anschauung Baumanns. Aber es freut uns, einmal einem ganz konsequenten Denker unter den Propheten der unbeschränkten akademischen Lehr- und Lernfreiheit begegnet zu sein, der den ganzen Nonsens dieser Tiraden ans Tageslicht stellt und die gegen die katholisch-theologischen Fakultäten vom Standpunkt der absoluten Freiheit aus abgeschnellten Pfeile gegen die Schützen selbst, ergraute Professoren wie grasgrüne Füchse, zurückschleudert.

Es steht überhaupt noch manches in der Schrift, was den übertriebenen Kult und die vielfach so hohlen Phrasen über Wert und Leistungsfähigkeit der Universitäten korrigiert. Dabei kann sich der Göttinger Professor auf manchen Kronzeugen berufen. Von Bismarck führt er das Wort an: „Für die Jungen ist die Universität die heilloseste Anstalt. Sie lernen nichts als ihre Gesundheit verwüsten und ein nichtsnutziges Leben führen." (S. 52). Gustav Lohn schreibt: „Bis zur Stunde kann das preußische Regierungsassessorenexamen nach allgemeinem Zugeständnis niemand bestehen, der nicht durch Einpauken dazu abgerichtet ist. Die tiefste und breiteste wissenschaftliche Bildung reicht dafür nicht aus, da es sich um diese hier überhaupt nicht handelt. Die Fragen richten sich auf allerhand empirisches Detail, das der Gelehrte nicht im Kopfe sondern in den Büchern hat." (S. 57 f.) Nach Mallach suchen alle auf der Universität gebildeten Chemiker den Doktorgrad zu erwerben, namentlich auch die, welche sich der Praxis widmen wollen. Die letzteren bilden die überwiegende Mehrzahl der Chemiestudierenden.

Das sind lauter Worte, geeignet zur Abkühlung auf der Seite, wo man vor Kampfes- und Angriffslust auf die katholischen Theologen brennt, zur Erfrischung, Aufrichtung und Ermutigung der Angegriffenen.

Kommiß-Jargon.

Ein alter Soldat schreibt uns: Im Reichstag ist darüber Klage geführt worden, daß Reservisten mit Schimpfworten, wie „blödsinniges Kamel", „gemeine Hammelherde" und dergleichen belegt worden sind. Wenn diese Klage auch von sozialdemokratischer Seite kam, so kann ich doch nicht behaupten, daß sie unbegründet wäre. Man muß jedes Verdienst anerkennen, und es ist das Verdienst der sozialdemokratischen Partei, gegen den rohen Ton in der Armee, der Anrufungen aus dem Tierreich beliebt, zuerst Front gemacht zu haben. Anlaß dazu gab vor zwanzig Jahren die wörtliche Mißhandlung von übenden Lehrern, die von jungen Leutnants als Fibelhengste tituliert worden waren. Ueber einen solchen Ausdruck kann man schließlich lachen, wenn man besonders gut aufgelegt ist; bei Beschimpfungen aber, wie „Rotzbengels", „Mistböcken" und schlimmeren, die sich nicht wiedergeben lassen, wie ich sie vernommen habe, hört jede spaßhafte Auffassung auf, denn da fängt die pure Gemeinheit an. Derartige Malträtierungen mit Verbalinjurien sind zudem bodenlos dumm; denn sie vernichten jedes Ehrgefühl und untergraben die Disziplin. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß in Schimpf-Kompagnien die meisten Vergehen gegen die Vorschriften und schwere Achtungsverletzungen vorkamen, auch aus dem Grunde, weil sich zu den Mißhandlungen mit Worten häufig körperliche hinzugesellten. In einem solchen Falle passierte es, daß ein Soldat seinem Hauptmann, der ihn unter vier Augen anging, mit dem Gewehrkolben drohte, und daß der Hauptmann diese Drohung ruhig einstecken mußte. Ja, es ist vorgekommen, daß malträtierte Leute aus Rache ihre Unteroffiziere in der Dunkelheit überfielen und verprügelten. Die Erschießung des Rittmeisters v. Krosigk — ein meines Wissens beispielloser Fall in der preußischen Armee — ist ja auch auf ähnliche Ursachen zurückzuführen.

Das wüste Schimpfen hat gar keinen Zweck. Es verwirrt die Leute und macht sie obstinat. Ein vernünftiger Vorgesetzter wird es sich angelegen sein lassen, die Dienstfreudigkeit auf alle Weise zu vermehren. Die Korporalschaften und Kompagnien, in denen es am ruhigsten zugeht, sind denn auch allemal die besten. Und wenn in ihnen der Hauptmann bei besonders triftiger Veranlassung mal dreinfährt, dann wirkt es auch und wirkt lange nach.

Das Schimpfen beim Militär hat noch die weitere schlimme Folge, daß sich viele Söhne des Volkes den Kommiß-Jargon selber angewöhnen und ihn in ihr Zivilleben übertragen. Sie schimpfen dann in ihrem Beruf auf Untergebene und zu Hause auf Frauen und Kinder. Die aus der Kaserne auf den Gutshof übertragene falsche Schneidigkeit hat nicht wenig zur Landflucht der Arbeiter beigetragen, und schon mancher Ehemann hat sein Familienglück durch den beim Militär erlernten rohen Ton schwer geschädigt, ja, oft gänzlich untergraben. Auch in der Schule richtet dieses Wesen Unheil genug an. Nicht minder ist die vielbeklagte Unfreundlichkeit und Barschheit mancher Beamtenkategorien darauf zurückzuführen, die es verschuldet, daß weite Volkskreise dem Beamtentum feindselig gegenüberstehen und ihrer Mißstimmung über falsche Behandlung seitens desselben bei Wahlen durch sozialdemokratische Stimmzettel Ausdruck geben.

Aus diesen Tatsachen kann man ersehen, daß der rohe Kommiß-Jargon nicht bloß ein spezifisch militärisches Uebel ist, sondern in weitem Umfange schädigend wirkt. Er muß daher von den maßgebenden Stellen auf alle Weise bekämpft und unterdrückt werden. Das sind wir unserer kulturellen und sittlichen Bildung schuldig. Und der Offizier vor allem darf niemals vergessen, daß er zugleich Volkserzieher sein muß, wenn er seiner verantwortungsvollen Pflicht gerecht werden will.

Digitized by Google

Johannes Fastenrath.[1]

Die Orgel dröhnt, die gold'nen Harfen klingen,
Der herbe Duft des Lorbeers füllt die Hallen,
Und in den Lüften rauscht's wie Adlerschwingen.
Nur Einer fehlt uns. — Schwarze Flore wallen
Von seinem Bilde, das wir still bekränzen
Mit Frühlingsblumen, die von Tränen glänzen.

Denn er war gut! — Des Lebens schönste Blüte,
Womit er gerne jung und alt erfreute,
Sieghaft in seinem Herzen wuchs sie: echte Güte,
Die ihre Gaben über alle streute.
So war sein Dichten und sein ganzes Leben
Ein Glücklichmachen und ein frohes Geben.

Wie war er jung! — Des Lebens ernste Ziele
Verlor er nicht. — Doch aus des Alltags Frohne,
Ein Troubadour, rief er zum Blumenspiele;
Denn Frohsinn ist des Lebens schönste Krone,
Und wahre Freude, rein und auserkoren,
Die wird aus tiefstem Ernste nur geboren.

Ihm war die Kunst zum Gottesdienst geworden,
Zum Lebenswerk im Dienste der Kamönen!
D'rum rief er uns in wuchtigen Akkorden
Den Wahlspruch zu: „Dem Wahren, Guten, Schönen!"
Denn allem Niedern fremd und allem Kleinen,
Warm schlug sein Herz dem Großen und dem Reinen.

Ihm, dem des Glückes hellster Stern geleuchtet,
Blieb nicht der Blick für fremdes Leid verschlossen,
Und dankbar sich jetzt manches Auge feuchtet,
Das Tränen sonst in bitt'rer Not vergossen.
In seinem Namen lindert man die Schmerzen,
Unsterblich lebt er d'rum in unserm Herzen!

D'rum tönt, ihr Harfen, duftet süß, ihr Blüten,
Sein Name soll durch unsre Lieder klingen,
Und sein Vermächtnis wird man treulich hüten,
So lang auf Erden deutsche Dichter singen.
Denn wer dem Volk sein Bestes hat gegeben,
Der, ob er starb, der lebt ein ewig Leben!

Hans Eschelbach.

[1]) Die diesjährigen Kölner Blumenspiele gestalteten sich zu einer Gedenkfeier für ihren verstorbenen Stifter, den bekannten Schriftsteller und Uebersetzer Hofrat Dr. Johannes Fastenrath. Der Verstorbene, der sich um den Austausch deutscher und spanischer Literatur besonders verdient gemacht hat, bestimmte, daß von seinem großen Vermögen dreihunderttausend Mark festgelegt werden, deren Zinsen — wenigstens 12,000 Mark jährlich — zur Unterstützung notleidender Schriftsteller oder ihrer Hinterbliebenen gebraucht werden sollen. Da zu erwarten ist, daß auch die Gattin des Verstorbenen letztwillig ein großes Kapital zu gleichem Zwecke bestimmen wird, so ist mit der Fastenrathstiftung endlich für Deutschland der erste, nachahmenswerte Schritt getan, die deutschen Dichter und ihre Hinterbliebenen vor Not zu schützen.

Wohnungsfrage und Arbeiterschaft.

Von

Redakteur Fehrecke.

Die Lösung der Wohnungsfrage liegt in erster Linie im Interesse der Arbeiterschaft. Wer sich von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen will, der bewege sich einige Zeit in den Industriezentren mit ihren Tausenden schaffenden Arbeitern. Es ist effektiv eine Wohnungsnot vorhanden, die sich äußert in einem Mangel an gesunden, praktisch eingerichteten Wohnungen, in der Mietshöhe, in den Mietssteigerungen, im Wohnungswechsel, im Schlafstellenunwesen und in den überfüllten Wohnungen. Nach der allgemeinen Ansicht der Wohnungsstatistiker ist der Wohnungsmarkt normal, wenn rund 4% der Wohnungen aller Gattungen freisteht. Nicht immer wird dieser Prozentsatz auch nur annähernd erreicht. Die statistischen Erhebungen speziell fast aller Großstädte beweisen dies. Hamburg hatte, um nur einige Zahlen zum Belege anzuführen, 1880 3378, 1890 25,543 und 1898 34,000 fehlende Wohnungen. Um dort der Wohnungsnot einigermaßen zu steuern, mußten u. a. Keller und Ställe als Wohnungen abgetreten werden, und in diesen „Wohnungen" hausten in einem einzigen „Zimmer" 6—14 Personen. In den Landgemeinden hat die Wohnungsnot mehr oder weniger ebenfalls einen bedenklichen Charakter und Umfang angenommen. Die Höhe des Mietpreises steht nur zu oft in einem ungesunden Verhältnis zum Einkommen, verschlingt doch die Wohnungsmiete der Arbeiterfamilien in Groß- und Kleinstädten 25—30% des Lohnes. Die Kostspieligkeit der Wohnung wird durch den öfteren Umzug, der allein schon mit nicht geringen Kosten verknüpft ist, und durch den die Möbel verschlissen werden, aufs höchste getrieben. Eine Eiterbeule in der Wohnungsfrage ist das Schlafstellenunwesen, zu dem gerade die arbeitende Bevölkerung mit Rücksicht auf die hohen Mieten getrieben wird, und welches Professor Schmoller zu dem scharfen Ausspruche veranlaßte, die Gesellschaft nötige die unteren Schichten des Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit zwingender Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei, das unsere Vorfahren schon Jahrhunderte hinter sich hätten. Zu all dem Elend kommt noch das Kapitel der überfüllten und ungesunden Wohnungen. Nach den von der Stadt Breslau gemachten Erhebungen waren dort im Jahre 1895 von 88,397 untersuchten Wohnungen 3012 = 34‰ übervölkert. Und Dr. Ernst Cahn stellte für Bayreuth auf Grund amtlichen Materials fest, daß 74,4% der untersuchten Wohnungen nur ein heizbares Zimmer ohne Küche und 16,6% ein heizbares Zimmer mit Küche hatten. 91% der Arbeiterwohnungen hatten also nur ein heizbares Zimmer. In Essen[1]) waren 1900 von je 1000 Wohnungen mit nur einem Wohnraume 83,5 übervölkert, 100,2 ungenügend, 806,3 knapp, von je 1000 Wohnungen mit zwei Wohnräumen 87,3 übervölkert, 97,3 ungenügend, 777 knapp. Erst unter den Dreizimmerwohnungen fanden sich solche, die den Ansprüchen genügten.

Die Hauptursachen der Wohnungsnot sind das schnelle Anwachsen der Gemeinden und die in ihnen betriebene Spekulation in Grund und Boden. Das rheinisch-westfälische Industriegebiet ist dafür der sprechendste Beweis. Es zählte 1860 nur 27,000 Bergarbeiter, heute aber über 300,000, zu denen sich noch weitere 300,000 Hütten- und Metallarbeiter gesellen. Die Entwicklung der Städte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet war eine geradezu amerikanische. Es zählten z. B. Duisburg 1871 30,520, 1905 192,227 Einwohner, Bochum 1871 21,193, 1906 125,000 Einwohner, Gelsenkirchen 1867 5030, 1906 152,000 Einwohner. Kein Haar anders ist es in den rheinisch-westfälischen Landgemeinden: Gladbeck hatte 1900 12,000, 1906 27,000 Einwohner, Hamborn 1890 7300, 1906 80,000 Einwohner. Mit dem Grund und Boden wurde ein unerhörter Schacher getrieben. Nach Dr. Boldt[2]) wurden in Dortmund für ein Haus, das 1889 70,300 M kostete, 1904 220,000 M gezahlt, ein anderes Haus kostete 1874 9900 M, es wurde 1904 aber für 160,000 M veräußert.

Die Volksgesundheit muß unter der Wohnungsnot außerordentlich leiden. Robert Koch erklärte gerade die überfüllten Wohnungen der arbeitenden Bevölkerung als die eigentliche Brutstätte der Tuberkulose. Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose im Jahre 1901 nahm daher eine Entschließung an, in der er sich dahin aussprach, daß Ueberfüllung der Wohnräume, mangelhafte Ventilation, Feuchtigkeit und allgemein ungesunde Zustände in den Häusern der arbeitenden Klassen dazu beitragen, die Aussichten auf Heilung der Schwindsucht zu verringern, die Veranlagung zur Krankheit und die Ausbreitung der Krankheit selbst zu fördern. Und der im Herbste 1907 in Berlin abgehaltene 14. Internationale Kongreß für Hygiene und Demographie genehmigte eine Resolution, in der der Kongreß eine durchgreifende Wohnungs- und Bodenbesitzreform für eine unentbehrliche Forderung der Volksgesundheitspflege erklärte. Lechler[3]) hat durchaus recht, wenn er sagt, daß eine Regelung der Wohnungsverhältnisse ihren Einfluß auf bessere Gesundheit, auf raschere Heilung von Krankheiten und auf längere Erhaltung der Körperkraft ausübe und würde nach dieser Richtung eine Herabminderung der für die Versicherungsanstalten notwendigen Ausgaben im Gefolge haben; die Lösung der Wohnungsfrage bilde eine Ergänzung zur Arbeiterversicherung.

Im engsten Zusammenhange damit steht die Sittlichkeitsfrage. Schlechte Wohnungen sind der Sittlichkeit gefährlich. Das gilt namentlich von dem bereits angeführten Schlafgängerunwesen. Bürgermeister Lange-Bochum[4]) äußert sich darüber

[1]) Hirsch, Kommunale Wohnungspolitik.
[2]) Die Zuwachssteuer.
[3]) Nationale Wohnungsreform.
[4]) Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen in deutschen Großstädten. II. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 31.

Digitized by Google

in einer erschütternden Weise: Auf den industriellen Werken werden die Arbeiten abwechselnd in Tages- und Nachtschichten verrichtet, und es ist fast zur Regel geworden, daß, während der verheiratete Arbeiter außerhalb seiner Wohnung im Schweiße seines Angesichtes den Unterhalt für sich und seine oft zahlreiche Familie erwirbt, der in Kost und Logis aufgenommene unverheiratete Mitarbeiter sich zu Hause bei der Familie befindet. Hier kommt es vor, daß er die Abwesenheit des Familienhauptes benutzt, das Weib seines Kost- und Logiswirtes, sowie die unmündige Tochter desselben zu verführen und dadurch namenloses Unglück über die Familie bringt. Abgesehen davon, daß dadurch eine vollständige Demoralisation in einer solchen Familie eintreten muß, müssen oftmals Kinder des zartesten Alters Zeugen der Verworfenheit und Schande der eigenen Mutter sein; sie werden dadurch unwillkürlich zu geschlechtlichen Ausschweifungen sich verirren und in sittlicher Hinsicht verkommen oder früher oder später daran zugrunde gehen. Der betrogene Ehegatte sucht sich über den Verlust der ehelichen Treue durch die Branntweinflasche zu trösten. Er vernachlässigt seine Arbeit, sich selbst und seine Familie, wird abgestumpft, sinkt von Stufe zu Stufe und fällt schließlich der öffentlichen Fürsorge anheim. Das ist ein Bild von vielen, die das Kost- und Schlafgängerwesen zeitigen.

Welche Maßnahmen sind zur Förderung des Kleinwohnungsbaues zu treffen? Der Beantwortung dieser Frage muß vorausgeschickt werden, daß der Schwerpunkt der Wohnungsförderung in den Händen der Kommunen liegt. Von ihrer Initiative in der Bekämpfung der Wohnungsnot hängt sozusagen alles ab. Die Gemeinden müssen in erster Linie bestrebt sein, recht viel Grund und Boden zu billigen Preisen aufzukaufen, um dadurch dem Bauspekulantentum ein Paroli zu bieten. Ferner müssen die ungesunden Wohnungsviertel mit ihren unansehnlichen Straßen und Häusern saniert werden. In jenen Bezirken muß die Kommune preiswerte und gesunde Wohnungen herstellen und diese, wenn möglich, in eigene Regie nehmen, unter der Voraussetzung, daß die Gemeinde keinen Eigennutz dabei entwickelt. Will eine Gemeinde von dem Regiesystem nichts wissen, dann muß sie in ausgedehntem Maße die gemeinnützigen Bauvereine oder Baugenossenschaften unterstützen. Dies kann recht vielseitig geschehen: durch Verkauf von städtischem Gelände zu billigen Preisen, durch Ueberlassung von städtischem Terrain mittels Erbbauverträge, durch Anlage von Straßen, Be- und Entwässerung, Beleuchtung, durch Stundung von Straßenbaukosten oder durch Erlaß von Straßenbaukosten, ferner durch Behilflichsein bei Beschaffung von Anlehensgeldern, durch finanzielle Beihilfen oder endlich durch Uebernahme von Aktien. Dieselben Vergünstigungen sollten auch Private gewährt bekommen, die sich zur Aufgabe stellen, das Kleinwohnungswesen zu fördern. Es wäre bei der Unterstützung namentlich der Bauvereine und Baugenossenschaften durch die Gemeinden besonders erfreulich, wenn letztere die ersteren dazu bestimmen würden, keine Einfamilienhäuser zum Verkauf an Arbeiter zu bauen, sondern lediglich zum Vermieten. So sehr wir es begrüßen, wenn auch eine Arbeiterfamilie ein eigenes Besitztum hat, so sehr raten wir davon ab. Bei der heutigen teuren Bauweise ist ein Arbeiter, der nicht über ein gewisses Vermögen verfügt, bei einem Hauskauf gezwungen, Zinsen und Baukapital resp. Hypotheken jahrzehntelang abzuzahlen. Um das möglich machen zu können, muß er nolens volens sich und den Seinen das Geld vom Munde absparen, oder er greift, um sich über Wasser zu halten, zum — Kost- und Schlafgängerunwesen. Ferner ist zu berücksichtigen, daß ein Arbeiter, der „Hausbesitzer" ist, in seiner Freizügigkeit beschnitten wird, was ihm in staatsbürgerlicher und wirtschaftlicher Hinsicht zu großem Nachteile gereicht. Aus sozialem Pflichtbewußtsein stellen — und das sollte wohl zu denken geben — eine ganze Anzahl Werke z. B. im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ihren Arbeitern nicht zinsfrei auf Abzahlung 1000 M und mehr zum Bau von eigenen Arbeiterfamilienhäusern zur Verfügung.

Um die Wohnungsnot ganz nach den örtlichen Verhältnissen regulieren zu können, ist es vor allen Dingen unerläßliche Bedingung, daß die Gemeinden ohne jede Ausnahme regelmäßig eine Wohnungsstatistik veranstalten und sie durch ein „Wohnungsamt" bearbeiten lassen. Jede Gemeinde sollte ferner eine von Fachleuten geleitete Wohnungsinspektion ihr Eigen nennen, die im Wohnungswesen stets nach dem Rechten zu sehen hätte. In der Bekämpfung der Wohnungsnot müssen die Kommunen herzhaft zugreifen. Sie leisten dann ein Stück Kulturarbeit, die den Gemeinden auch in finanzieller Hinsicht zugute kommt.

Maienminne.

Schon spielt der Lenz im Walde
Mit Blumen weiß und blau;
Es lacht und lockt die Halde
Wie eine schöne Frau.

Und ferne Glocken läuten
Vom Morgenhimmel her . . .
Ich kann es nimmer deuten,
Mir wird das Herz so schwer.

Ein großes Heimverlangen
Geschleicht mir Herz und Sinn,
Als küßte meine Wangen
Die Maienkönigin.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Katholisches Studententum und Zentrumspartei.

Von

Cand. med. Alex Koepchen.

Manchem wird schon die Ueberschrift als ein Aergernis erscheinen. Es wird nicht wenige geben, die den Versuch, den jungen Studenten zu irgend einer Partei in Beziehung zu setzen, gleich von vornherein als ebenso unklug wie taktlos ablehnen. Insbesondere gibt es unter den katholischen Kommilitonen gar viele, die deshalb, weil sie katholische Studenten sind, noch längst keine „Zentrumsstudenten" sein wollen und sind. Aber gerade deshalb sind diese Zeilen geschrieben. Vorweg sei bemerkt, daß nachfolgende Ausführungen nur dem einzelnen Studenten und nicht irgend welcher Korporation gelten.

Auch der Allerängstlichste wird zugeben, daß der Student, wenn auch keine Parteipolitik, so doch wenigstens Politik treiben soll. Deshalb Politik treiben soll, weil diese heutzutage zur allgemeinen Bildung gehört und gerade die gedankliche Verarbeitung der zahllosen politischen Probleme das jugendliche Gemüt ungemein bildet und erweitert. Nun wird sich aber auf die Dauer niemand mit politischen Fragen beschäftigen, ohne auch zu denjenigen Faktoren Stellung zu nehmen, die diesen Dingen ihre spezifische Färbung geben und das ganze öffentliche Leben beherrschen: den politischen Parteien. Und so wird auch der katholische Student sich über kurz oder lang dieserhalb die Gewissensfrage stellen müssen.

Was soll ihn nun veranlassen, sich zugunsten der politischen Zentrumspartei zu entscheiden? Zunächst die Frage nach der Weltanschauung. Sie ist für jegliche Parteibildung Ausgangspunkt und Grundlage. Daraus folgt für den katholischen Kommilitonen, daß er sich nur einer Partei seiner Weltanschauung, also einer Partei mit ausgesprochen positiv christlichem Programm anschließen kann. Das ist nicht nur logisch, sondern auch durchaus notwendig. Denn die tatsächlichen Verhältnisse liegen doch so, daß im Kampf zwischen Glaube und Unglaube, zwischen positivem Christentum und Indifferentismus der politische Zusammenschluß aller gläubig gesinnten Elemente eine unabweisbare Notwendigkeit geworden ist. Das braucht man übrigens einem katholischen Studenten, der den Hauch einer fremden Weltanschauung oft genug am eigenen Leibe verspürt hat, nicht erst zu sagen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist es ohne weiteres klar, daß ein katholischer Student kein Sozialdemokrat sein kann. Seitdem diese Partei gemäß August Bebel das Himmelreich „den Engeln und den Spatzen" überläßt, anderseits auch alles tut, um diesen Grundsatz in die Praxis umzusetzen, ist für ein gläubiges Gemüt in ihren Reihen kein Platz.

Betreffs der Liberalen ergibt sich folgendes Bild: Schon das liberale Grundprinzip, der Satz von der individuellen Freiheit ist, so schön er klingt, für den Katholiken unannehmbar. Deshalb unannehmbar, weil nach katholischer Ueberzeugung allem menschlichen Handeln, auf welchen Gebieten es sich auch betätigen möge, durch göttliche Gesetze unverrückbare Schranken gezogen sind. Indem also der Liberalismus diese Umgrenzung des menschlichen Willens nicht gebührend anerkennt und folgerichtig die Parole der „völkerbeglückenden" individuellen Freiheit in den Vordergrund seiner Werbearbeit stellt, beweist er, daß er unserem Denken möglichst fremd ist. Ebenso unannehmbar ist für den

Digitized by Google

Katholiken der liberale Staatsgedanke. Die absolute Omnipotenz des Staates auf allen Gebieten können wir aus Gewissensgründen nicht unterschreiben. Es wird sich vielmehr der katholische Student als Anhänger des christlichen Staates bekennen und demgemäß in allen Dingen, die das Verhältnis von Kirche und Staat angehen, beispielsweise in Fragen der Ehegesetzgebung und besonders der Schule, mit sonst gleichgesinnten, liebwerten liberalen Kommilitonen keine politische Gemeinschaft bilden können. Auch erhebt der Liberalismus keinen Anspruch darauf, als ausgesprochen christliche Partei zu gelten. Er kann es auch nicht, weil eben in seinem Lager „aufgeklärte" Vertreter selbst der allermodernsten Geistesrichtungen ebenso eifrig wie ungestört an der Arbeit sind. Und erst seine Tätigkeit, seine blamable Vergangenheit! Ueberall und zu allen Zeiten ist der Liberalismus der Kirche feindlich gewesen. In Frankreich haben seine Schleichwege — angeblich um den Laiencharakter der Schule zu wahren — das Land entchristlicht. In Oesterreich kämpfen seine Vertreter für die glaubenslose „freie Schule", bei uns zu Lande — wie lange noch? — für die Simultanschule. In Italien und anderen Ländern soll auf sein Geheiß das Volk ohne Religionsunterricht aufwachsen. In Deutschland schürt er die Zwietracht der Konfessionen, lebt von ihrem Hader, und wo sich im Schoße eines christlichen Bekenntnisses irgendwo innerkirchliche Streitigkeiten erheben, da bläst schadenfroh der Liberalismus mit vollen Backen in das Feuer! Er steht prinzipiell immer auf seiten der Gegner der Kirche, mag es sich nun um einen Wahrmund oder um einen Schnitzer handeln. Noch mit dem Makel des Kulturkampfes behaftet, beschert er unseren Hochschulen den akademischen Freiheitsrummel, hetzt die Studenten gegeneinander, spricht den katholischen ihre Existenzberechtigung ab und — wirbt hinterher um ihre Stimmen! — Das Verhältnis zur konservativen Partei gestaltet sich wesentlich einfacher. Da diese sich unbestrittenermaßen auf christlicher Grundlage aufbaut, so ist es klar, daß ein katholischer Student, ohne seiner religiösen Ueberzeugung etwas zu vergeben, ihr angehören darf. Gleichwohl klingt es befremdend, wenn, wie noch die jüngsten Ereignisse gezeigt haben, einige ihrer Mitglieder, vielleicht auch mehr als man glaubt, einen etwas sonderbaren Duellstandpunkt einnehmen. Doch muß anerkannt werden, daß unsere Gegnerschaft zu den konservativen Parteien sich hauptsächlich auf weltlich-politische Meinungsverschiedenheiten gründet.

Damit kommen wir zum deutschen Zentrum. Es ist die einzige Partei, die den religiösen Anschauungen des katholischen Studenten voll und ganz gerecht wird: Keine Partei hat ein so ausgesprochen christliches Programm, als das Zentrum. Keine Partei ist so energisch für die berechtigten Interessen der deutschen Katholiken — auch seiner Studenten — eingetreten, als das Zentrum. Keine Partei zählt deshalb gläubige Katholiken in größerer Zahl zu ihren Wählern, als das Zentrum. Der Anschluß an das Zentrum ist daher für den katholischen Studenten durchaus naheliegend und vernünftig. Wir verweisen aber auch auf sein Programm. Erfahrene Parlamentarier haben es durchgedacht, Politiker wie Windthorst, Mallinckrodt, die Gebrüder Reichensperger und Lieber an seiner Verwirklichung gearbeitet. Seitdem ist das Zentrum, die große christlich-soziale Volks- und Verfassungspartei, unaufhörlich bestrebt, die Reichsorganisationen im Sinne eines gesunden Fortschritts weiter auszubauen. Große Erfolge, namentlich aus den neunziger Jahren, stehen ihm hierbei zur Seite. Seine Wirtschaftspolitik kennt weder liberale Parteidoktrinen, noch sozialistische Verelendungstheorien. Seine Sozialpolitik ist ein Programm für sich und hinterher für die Blockparteien vorbildlich geworden: Keine einseitige Interessenvertretung, sondern die Politik des sozialen Ausgleichs auf mittlerer Basis unter der freudigen Mitarbeit aller Berufsklassen! - Das nennt man nationales Wirken durch die Tat. Dabei ist das Zentrum eine Volkspartei im besten Sinne des Wortes, demokratisch, ohne demagogisch zu sein, alle Stände und Berufe umfassend. Ein ganzer Volksteil steht in ihm zusammen, politisch mündig und zu fruchtbringender Arbeit gewillt, zusammengeschmiedet durch eine gemeinsame Weltanschauung und den allumfassenden, lebenswarmen Zentrumsgedanken!

Und so meinen wir, daß derjenige, der durch eigene Gedankenarbeit zum Zentrum gekommen ist, sich dessen wahrlich nicht zu schämen braucht. Möchten deshalb die katholischen Studenten aus freiem Entschluß, aber stolz und aufrecht unter Anschluß an den Windthorstbund den Weg gehen, den viele Kommilitonen schon vor ihnen gegangen sind: den Weg zum deutschen Zentrum.

Heidefrühling.

Nun schneit es weiß und rosenrot
Von allen Blütenzweigen,
Und überm hellen Heideland,
Bis an des Riedes dunklen Rand
Ruht feierliches Schweigen.

Nur manchmal, manchmal flüstert's leis
Hin über Wald und Wiesen. — —
Das ist des Lenzes Liebeslied,
Das wonnesam die Welt durchzieht,
Den Heidehang zu grüßen.

Dort steht ein Haus, verträumt und traut,
Umrankt von Wein und Winden,
Und wenn das Mondlicht silberweiß
Herniederfließt und flimmert leis
Im Laub der Heidelinden — —

Dann ruht mein Glück in süßer Ruh,
Umkost vom Frühlingstriebe,
Es lächelt in leisem Traum hinein
Und träumt gar heimlich im Mondenschein
Von Lenz und Maienliebe!

Eugenie Taufkirch.

Helen Kellers „Optimismus".

Von

Dr. Georg Wunderle.

Optimismus und Pessimismus haben sich von jeher um den Sinn des Weltdaseins gestritten. Vielleicht ist es ein Zeichen gerade unserer Zeit, wenn sich der Pessimismus mehr und mehr in ernsten Köpfen festsetzt. Ganz abgesehen von jenen Gestalten desselben, die im kleinen Leben so häufig als Unzufriedenheit mit dem persönlichen Geschick und im großen Lebenskreise der Staaten als Formen des Sozialismus auftreten, gewinnt der Pessimismus als kulturtheoretische Anschauung fortwährend an Vertretern. Das ist eine im Kern berechtigte Reaktion gegen die Auswüchse des modernen Kulturlebens, sie bleibt im Rechte, wenn sie sich gegen die von der rein technischen Seite desselben drohende Gefahr der Veräußerlichung des heutigen Lebens überhaupt wendet. Sie leistet dann auch eine wertvolle positive Arbeit, wenn sie die in der technischen Kultur verborgenen Willenswerte aufzeigt und ethisch fruchtbar zu machen sich müht. Fr. W. Förster hat auf diesem Gebiete das Beispiel einer kulturfördernden Tätigkeit gegeben. Wesentlich schroffer und feindlicher ist neuerdings der berühmte Berliner Nationalökonom Werner Sombart gegen die moderne Kultur aufgetreten mit Aeußerungen, die vielfach an den radikalsten Pessimisten unserer Zeit, an Tolstoi, erinnern. Wenn Werner Sombart fragt: „Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? ... Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt?" so könnte Tolstoi in bitterem Sarkasmus — nach einem seiner bekanntesten Aussprüche zu schließen — antworten: „Höchstens dazu, um das Elend des menschlichen Daseins noch elektrisch zu beleuchten." ... Dieser unversöhnliche Pessimismus ist ungesund und führt in seiner äußersten Konsequenz auf eine Anschauung, die dem Rousseauschen Natürlichkeitsoptimismus nicht ferne steht. Und der ist ein Feind des wahren Fortschritts. Zum Glück glauben noch viele bedeutende Menschen an einen solchen Fortschritt auf der Grundlage der modernen Kultur. Dieser Glaube macht das Wesen der Auffassung aus, wie sie Helen Keller in ihrem Büchlein „Optimismus" (Stuttgart, bei Robert Lutz) darstellt.

Wer würde gerade in ihr, der Taub-Blinden, eine Optimistin suchen? Und so leuchtend und warm ist ihr Optimismus, daß auch eine weitgehende Skepsis ein wertvolles Stück übrig lassen muß. Dazu kommt ihre Stimme eben aus dem Lande, wo die moderne technische Kultur sich am energischsten durchgesetzt hat, wo Industrie und Kapitalismus jedes ideale Streben in ihren Bann zwingen sollen. Allerdings, gerade aus diesem Lande hatte Europa schon den Ruf Emersons vernommen, und drum mag bei dessen Kennern das Staunen über Helen Kellers

Digitized by Google

„Optimismus" minder groß sein. Dadurch verliert das Büchlein indes seinen Wert keineswegs; es ist mit großer — man möchte fast sagen zu großer — Belesenheit geschrieben; reizvoll in der Darstellung, originell in der Auffassung des Ganzen spiegelt es uns trefflich die einzigartige Persönlichkeit der Verfasserin. Es gliedert sich in drei Essays: Innerer, äußerer, praktischer Optimismus. Der innere Optimismus Helen Kellers bedeutet keine träge Ignorierung des Uebels in der Welt, der Schwierigkeiten und Hindernisse für das Gute; er beruht „nicht auf der Negation des Bösen, sondern auf einem frohen Glauben, daß das Gute überwiegt, und auf dem mächtigen Willen, immer mit dem Guten Hand in Hand zu arbeiten, damit es mehr und mehr vorherrschen möge. Ich suche, so bekennt sie, die Kraft zu stärken, die mir Gott verliehen hat, in allem und jedem das Beste zu sehen und dieses Beste zu einem Teil meines Lebens zu machen." Und wie herrlich ist Helen Keller das gelungen! Hat sie nicht, nachdem ihre geniale Lehrerin in die Finsternis ihrer Seele ein machtvolles „fiat lux" hineingerufen, mit aller Anstrengung ihres Willens und im festen Vertrauen auf den Erfolg das aufglimmende Licht der Erkenntnis angefacht und zu einem glänzenden Wissensstrahl entflammt? Ihr Optimismus allein hat ihren Geist dem Dunkel entrissen und ihr die Welt im wahren Sinne erobert. Die Taubblinde kann sich jetzt der Naturschönheiten erfreuen, sie ist fähig, Kunstwerke, besonders solche der Plastik, zu genießen, sie weiß sich mit Menschen zu verständigen und betreibt wissenschaftliche Studien nicht ohne Erfolg, wie ihre Werke bekunden. Die Welt der Wirklichkeit, die diesem Wissen entspricht, ist für sie freilich weniger das, was ihr die beschränkte Sinneswahrnehmung zuführt, als vielmehr das Reich des Denkens und Wollens, in dessen Beherrschung sie sich durch die Masse der Sinneseindrücke minder gehemmt fühlt als ihre vollsinnigen Mitmenschen. Daher ihre ausgesprochene Neigung zum Platonismus: „Die Dinge, die ihr seht, hört und fühlt", ruft sie uns zu, „sind nicht die Wirklichkeit der Wirklichkeiten, sondern unvollkommene Manifestationen der Idee, des Prinzips, des Geistes; die Idee ist die Wahrheit, das übrige ist Täuschung. Wenn dem so ist, so kennen meine Mitmenschen, die im Vollbesitz ihrer Sinne sind, keine Wirklichkeit, die nicht ebenso gut im Bereich meiner Erkenntnis liegt."

Wir müssen diesen Standpunkt als einseitig bezeichnen; er offenbart sogar eine sehr pessimistische Hinwegsetzung über die unmittelbar reale Sinnenwelt. Praktisch verfährt Helen Keller nicht so streng konsequent damit; denn ihr „praktischer Optimismus" verachtet die sinnliche Realität keineswegs: sie strebt sich in ihrer Sinneserkenntnis zu vervollkommnen, erwirbt sich alle ihr möglichen Fertigkeiten und sucht den vernünftigen Lebensgenuß, so gut sie es vermag, zu steigern. Sie freut sich, anderen Unglücklichen, Tauben, Blinden und Schwachsinnigen zu einem menschlichen Dasein verholfen zu sehen, und rühmt, gleichsam im Namen aller ihrer Leidensgenossen, jene echten Menschenfreunde, deren Mitleid und Energie Bürgen für die Erfolge dieses Optimismus sind. Hier vergißt sie des edlen Don Bosco nicht und erhebt seine Verdienste um die armen Findelkinder, während sie sonst dem Geiste besonders des mittelalterlichen Katholizismus nicht völlig gerecht zu werden vermag.

Den praktischen Erfolg des Guten beurteilt Helen Keller nach der Geschichte der Menschheit und nicht zuletzt nach der Entwicklung ihres eigenen Lebens. Die übermäßige Betonung dieses Moments mag man ihr mit Grund zum Vorwurf machen; man mag ihr auch die Fähigkeit absprechen, das Problem des Pessimismus von ihrem persönlichen Standpunkt aus erschöpfend zu behandeln, da sie infolge ihrer Lage unmöglich imstande sein kann, die Macht des Uebels im großen Weltganzen wie ein Vollsinniger zu bewerten. So wird Helen Kellers Optimismus im allgemeinen durch die nüchterne Betrachtung der Dinge etwas herabgestimmt werden müssen; eins aber wird die Kritik wohl anfechten aber nicht zerstören können: ihre echt christliche Ueberzeugung, daß bei der vernünftigen Ordnung in der Welt eine schließliche Ueberwindung des Bösen zu erhoffen ist. Der Optimist müht sich darum in keinem Falle vergeblich; seine Arbeit gilt der „Harmonie zwischen dem Geiste des Menschen und dem verheißenden Geiste Gottes. Seine Werke sind gut."

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Abendandacht.

Von

F. Rosenberger.

Es ist Abend geworden. Durch die bunten Scheiben der hohen Kirchenfenster flutete gedämpft der letzte Schein des Tageslichtes. Mild lag er auf Mariens Altar. Die zwölf Sterne um ihr Haupt blitzten und funkelten in reichem Kerzengeflimmer. Fromm glühten die Rosen, schimmernd leuchteten die Lilien, stark dufteten die Maienglöckchen, die fromme Hände ihrem Bild zu Füßen gelegt. Feierliche Weihrauchwolken durchzogen den hohen Kirchenchor, umschwebten die Gestalt der Himmelskönigin. Vor ihr auf Knien lag die betende Menge.

Wie Himmelsklänge durchtönten die Worte der lauretanischen Litanei den Raum, erfüllten jedes Herz mit süßen Schauern der Andacht. Du Trösterin der Betrübten, bitt für uns! Du Heil der Kranken, bitt für uns! Du Zuflucht der Sünder, bitt für uns. Wie Schluchzen und Seufzen der Erdenwelt erhoben sich die Stimmen, um in heiligem Notschrei zu flehen: O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme, ach, erbarme dich unser! Der Gesang war verhallt. — Vom Altar her tönte die Stimme des jungen Priesters. Müde, traurige Worte, wie sie einer findet, der viel Leid getragen, der das Lächeln der Jugend verlernt hat in atemlosen Bangen und Weh um sich und in sich. Wie wenn dein Mütterlein gestorben wär oder dein Herzenslieb in weißem Sterbefeierkleid läge, und man dich tröstete mit milden Worten. Wie der linde Frühlingswind die starrenden Kristalle schmilzt, die der Nordsturm des Winters aufgehängt hat. Mir war es, als verblaßte alle Pracht des Gotteshauses diesen müden, milden Worten gegenüber, als wär mein Herz eingetaucht in unsägliches Weh. Denn auch ich kannte den Schmerz. Und die Stimme des Priesters erhob sich im Flehen und bebte im leidenschaftlichen Fordern und stürmischem Verlangen, als gelte es den Gang nach Golgatha, als müßte er das Flehen und den Schrei der Welt tragen vor Gottes Thron. Wie einer, der in höchster Todesnot schreit, so schrie diese Priesterseele für sich und die Seinen um Erlösung und Gnade. Und heiße, heiße Tränen fielen nieder aus meinen Augen und auch mein Herz schrie mit um Erlösung und Gnade. Vater unser, der du bist im Himmel! Vater! Vater! Aus Schmerzensnächten rufe ich zu dir, du Ewiger, du Heiliger! Ach Maria, hilf auch du!

Und unser Flehen drang durch die Weihrauchwolken, teilte die schwere Decke der Wölbung, zerriß die Wolken des Himmels. Da stand sie selbst, die Himmelskönigin — sie stand auf goldener Wolke, lächelnd, milde, die Mutter der Barmherzigkeit. In der Hand trug sie einen blühenden Strauß von Rosen. Lächelnd schaute sie nieder durch Wolken und Decke und Weihrauch auf die Betenden vor ihrem Altarbild, auf den jungen Priester, der die Arme ausstreckte nach ihr. Jahre und Jahrhunderte waren vergangen, seit das Schwert des Schmerzes auch ihre Seele durchdrungen hatte; lange war es her, seit sie das Leid der Menschen geteilt und verstanden hatte — drunten auf der fernen Erde. Aber nicht fremd, nicht kalt war sie geworden, was Tränen, was Schmerzen bedeuten, das wußte sie wohl. Wie sie leiden, drunten, sprach sie rasch. Niemand soll leiden, der mich angefleht! Ich will sie glücklich machen, sie und ihn; das Köstlichste will ich ihnen schenken, was die Erde bietet, duftende, blühende Rosen, goldenen Sonnenschein. Rosen der Liebe, Sonnenschein des Glückes, der Zufriedenheit. In verschwenderischer Fülle streute sie Blüten um Blüten hernieder, Ströme von Licht fluteten in die Kirche hinab. Und sieh', milde Ergebung drang in die Herzen, wehmütige Hoffnung streckte die Wurzeln aus und blühte empor. Doch nicht bei allen, denn hart sind die Herzen und untreu die Seelen. Der Priester aber sprach mit erschöpfter Stimme und geschlossenen Augen das Schlußgebet. Vor ihm lag ernst und gerade seine Pflicht, seine Seele schaute den Weg, den schweren, und sein Herz blieb still. Der Himmel aber hatte sich geschlossen. Maria wandte sich zu ihrem Sohn, der still der Mutter zugeschaut. „War's so recht, mein Sohn?" Wohl recht, doch nicht bei allen. Schau hin, o Mutter, einen tröste ich, denn zu groß ist sein Sehnen nach Frieden. Und siehe, drunten flammten die Kerzen auf dem Hochaltar, drunten klang das alte, alte Segenslied, drunten blitzte die Monstranz mit dem Heiland selbst ins Dunkel der Kirche hinein. Still kniete der Priester vor seinem Herrn und Gott. Seine Seele brannte. So viele Straßen gehen ins Leben hinein, Straßen, vom Sonnenschein erhellt, Straßen mit Rosen bestreut. Ach, Herr, was ich sinne

Digitized by Google

und trachte, du weißt es von ferne, aus tiefem Tal schreit hilflos meine Seele: Zu dir, zu dir in Ewigkeit! Und der Priester segnet das Volk. Dann kniet er nieder und beugt sein Haupt. Vom Himmel aber schaut der Herr und Maria, seine Mutter. Und vor dem Priester wird es licht und hell und klar, und blühende Wiesen sieht sein Auge, und mitten im Licht steht der Herr, das Haupt voll Blut und Wunden, reicht ihm die Hände und ruft — und ruft.

Noch immer kniet der Priester, noch immer blitzt die Monstranz am Altar. Ein leises Raunen. Ein letztes Funkeln vom Altare her, wie ein letzter Segen. Dann sinkt der Priester um. Sein Herz steht still. — Gottes Erdenglück! —

Ich aber weinte und war doch glücklich. Denn wir hatten ihn lieb, jenen Priester, und selig war er gestorben.

Münchener Kunst.

Durch die Klüfte und Engen der einigermaßen berühmt gewordenen Bedingungen, die für den Wettbewerb um die künftigen bayerischen Postwertzeichen gestellt waren, haben nicht weniger als 219 Bewerber sich mit gegen 1100 Entwürfen durchzufinden versucht. Der hiermit bewiesene Mut ist nur wenigen gelohnt worden, und diese müssen es auch noch hinnehmen, daß man ihre Leistungen recht kühl beurteilt. Der erste Preis (von 1000 M) ist überhaupt nicht vergeben, sondern in der allgemeinen Prämiierungskasse verblieben, die ihn nur in kleinen Portionen wieder von sich gab. So wurden die insgesamt zur Verfügung stehenden 3500 M geteilt in drei Preise zu je 400 M, zwei zu 275 und zehn zu 175 M. Die Gewinner der drei ersten waren O. Hupp in Schleißheim, K. Throll und W. Schalk aus München. Letzterer bietet einen recht indifferenten Merkurstab, die beiden anderen den bayerischen Löwen mit und ohne Wappen — allerdings in recht interessanter und verschiedenartiger Auffassung und Zeichnung. Dasselbe, nicht gerade tiefsinnig erdachte Thema variieren auch die Träger der zweiten Preise, Julius Diez und Max Dasio, sowie verschiedene Prämiierte der dritten Klasse. Bequem genug hat sich's bei der letzteren ein Bewerber gemacht, der schlankweg die Bavaria des Peter Candid vom Hofgartentempel nachempfindet. Die übrigen dritten Preise sind, wie sich nicht streiten läßt, recht tüchtigen Arbeiten von selbständiger Erfindung und guter Durchführung zugefallen. Sie stehen nach meinem Empfinden weit über dem meisten, was sonst geliefert wurde, ja auch über den Arbeiten des ersten und zweiten Preises. Ich nenne die Namen Börsch, Jughard, Staudinger, Daenert, Römer. Außer den preisgekrönten Entwürfen ist dann noch eine Anzahl anderer zur engeren Wahl gestellt. Unter dem, was gar nicht berücksichtigt worden, ist Gutes und Schlechtes. Letzteres leider in einer Menge, die sich für München nicht schickt. Welche Entwürfe zur Ausführung kommen werden, ist noch unentschieden. Ging' es nach mir, so wählte man unsere alte schöne Marke, die wir mit allen Ehren und auch nicht kunstwidrig geführt haben! Aber damit mag es nun werden, wie es will. Daß Bayern einmal das allem Bureaukratismus widersprechende Beispiel gegeben hat, für eine Aufgabe von solchem Interesse und solcher Eigenart den Wetteifer der gesamten Künstlerschaft zu entfachen und die in solcher Angelegenheit der Staatsverwaltung getroffene Entscheidung der öffentlichen Kritik zu überlassen, ist eine rühmliche Tat und eines modernen Staates würdig.

Von der hochherzigen Stiftung, die die Nichte Adolf von Menzels dem bayerischen Staate durch Ueberweisung von 60 Werken ihres Oheims gemacht hat (vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 14), sind jetzt auch die Gemälde ausgestellt, 16 an der Zahl, und somit ist diese Spende nunmehr in vollem Umfange zu überblicken. Was München gewonnen hat, bezeichnet ja nicht große Höhepunkte im Schaffen des kleinen großen Meisters, gibt aber einen trefflichen Einblick in seine Entwicklung immerhin an Beispielen bedeutender Art. Die Gemälde zeigen Menzels überaus vielseitige Begabung, sein Talent haarscharfer Beobachtung und strengster Wiedergabe, alles verquickt mit einer Technik, die ans Wunderbare grenzt. Sie erweisen alles, was ihm eigentümlich war, dabei aber auch von neuem den Umstand, daß Menzel ein Mann höchst kühler Reflexion gewesen ist. Die Lichtpfeile seiner Kunst vergoldeten die Gegenstände, aber erwärmten sie nicht. Als Beispiel betrachte man das „Bildstöckl bei Salzburg", ein simples Kruzifix an einem von großen Bäumen umrauschten und umgrünten Bergpfade. Ich muß bei diesem subtilen Werke unwillkürlich denken, was unser alter, herrlicher, tief poetischer Spitzweg aus demselben Motive geschaffen haben würde. Der Vergleich ließe sich auch auf viele andere dieser Werke ausdehnen; er rückt die Sache ins wahre Licht. Aber deswegen bleiben diese Menzelschen Gemälde freilich Meisterwerke, an deren großen Eigenschaften zu mäkeln unberechtigt wäre. Als ganz hervorragende Leistungen seien nur herausgegriffen: Das Bildnis von Menzels Schwester (1847), „Adam und Eva", das „Chorgestühl" (1868) und die durch brillante Luft- und Lichtschilderung fesselnden Stücke „Salonkonzert" (1851) und „Inneres einer Kirche in Innsbruck".

Dr. Doering (Dachau).

Bildende Kunst an den Gymnasien.

In Bayern werden die Lehrer der philologisch-historischen Fächer auch aus der Archäologie geprüft. Die Schöpfer der Prüfungsordnung gingen jedenfalls von der Ueberzeugung aus, daß ein volles Verständnis der Antike ohne tiefer gehende Kenntnis ihrer Kunst unmöglich sei. Diese Binsenwahrheit gilt natürlich auch für den Unterricht an den humanistischen Gymnasien. Die Schulverwaltungen hätten daraus schon längst die Konsequenzen ziehen sollen. Nicht bloß die unvergänglichen Werke der schönen Literatur, auch die erhabenen Schöpfungen der bildenden Kunst sind ein wesentlicher Bestandteil jener ideal gerichteten Geisteskultur, welche uns die Alten als teueres Vermächtnis hinterlassen haben. Sie kennen, verstehen, liebend nachempfinden ist unerläßliche Bedingung für die volle Erfassung des Altertums, das gehört zum Wesen der humanistischen Geistesbildung. Das Gymnasium ist aber auch eine nationale Anstalt. Es soll die Jugend befähigen, das Wesen unserer Nation in seinen kraftvollsten und edelsten Aeußerungen zu erfassen. Darum soll die deutsch-nationale Kunst im Gymnasialunterrichte den gebührenden Platz einnehmen. Das Gymnasium ist eine Stätte historischer Bildung. Diese wird am sichersten und wirksamsten erzielt durch die ursächliche Betrachtung des Werdegangs in der Kulturentwicklung der Menschheit. Diese Betrachtung kann und darf nicht vorübergehen an den großen Epochen der Kunst. Sonst fehlte ihr ein notwendiger Lebensnerv. Aber nicht gelehrtes, antiquarisches Wissen soll vermittelt werden, sondern lebendiges Nachempfinden der Formenschönheit und läuternden Wirkung der Meisterwerke in Architektur, Plastik und Malerei. Auch aus einem eminent erzieherischen Zwecke. Die ideale Richtung unseres höheren Bildungswesens, die Deutschland in Wissenschaft und Technik zu so ungeahnten Erfolgen geführt, soll eine wesentliche Vertiefung und Stärkung erfahren. Das ist durchaus notwendig in einer Zeit, in welcher der Umfang unserer materiellen Kultur und das daraus resultierende Prinzip der Utilität neben das alte ein neues, realistisches Bildungsziel gesetzt haben. Unser Volk soll und darf nicht einseitig werden. Darum muß ihm neben der propulsiven Kraft der neuen Richtung das alte Bildungsideal in unverminderter Macht erhalten werden, gestärkt und erweitert durch den Zuwachs ethisch-ästhetischer Erziehung durch die bildende Kunst, ein unüberwindlicher Damm gegen die hochgehenden Fluten des immer weiter sich ausbreitenden nackten Realismus.

Diese und ähnliche Gedanken bewegen in den letzten Jahren immer mehr und mehr die Gemüter ernster Pädagogen. Aber, soweit ich die einschlägige Literatur kenne, hat sie niemand mit so gründlicher Erkenntnis der bildenden und erziehenden Kraft der Kunst, niemand mit so tiefem Verständnis für die ideellen Forderungen unserer Zeit, niemand mit so klarem Einblick in die Seele des modernen Menschen, niemand mit so warmer Begeisterung für das Schöne, niemand mit so tiefer Liebe zur Gymnasialjugend und niemand mit so praktischem Sinne für die Art ihrer Verwirklichung vorgetragen wie Gymnasialprofessor Dr. Adalbert Ipfelkofer in einem jüngst bei J. B. Lindl in München erschienenen Werke, betitelt „Bildende Kunst an Bayerns Gymnasien". Meine Ausführungen haben die leitenden Ideen des Buches wiedergegeben; seinen wahren Wert und den Genuß, den diese Arbeit eines feinsinnigen Schulmannes gewährt, vermögen sie nicht zu vermitteln. Jeder Freund unserer studierenden Jugend lese persönlich das Werk und helfe für seinen Teil mit zur Verwirklichung der darin niedergelegten Gedanken!

Dr. Schlittenbauer.

Lied.

Paar alte Bäume
Von Blüten weiß;
Paar alte Lieder,
Spielet ein Greis.

Paar alte Häuser
Voll Sonnenschein;
Paar alte Gärten
Voll Äbelein.

In vollster Jugend,
Lächelnd wie nie,
Lugt durch die Zweige
Frau Poesie.

J. Sattler.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Geschichte der Philosophie, im Grundriß dargestellt von Dr. Matthias Hamma, weiland Repetent am Königl. Wilhelmsstift in Tübingen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (XVI u. 84 S.) M 1.20. Theissing, Münster. — Die neue Auflage dieses erstmalig unter dem Titel „Geschichte und Grundfragen der Metaphysik" bei Herder (Freiburg) erschienenen Werkchens ist der erste Versuch eines jungen talentvollen Anfängers, sich auf dem literarischen Gebiet einzuführen. Es zeugt von gutem, kritisch wertenden Blick des Herausgebers, daß er gerade das Hammasche Buch der Vergessenheit entriß. Ein lehrreiches, klar geschriebenes Kompendium der Geschichte der Philosophie liegt hier vor uns, durch Fußnoten, die der Herausgeber besorgte, für den Gebrauch in der Hand des Studierenden wesentlich verbessert. Manche Handbücher und Repetitorien der Geschichte der Philosophie beschränken sich auf eine bloß skizzenhafte Darstellung des Stoffes. Hamma bietet mehr, viel mehr. Das eingehende Studium seiner Schrift vermittelt eine vielfach vollauf genügende Kenntnis der Grundzüge der einzelnen philosophischen Systeme und Schulen. Manche Ausführungen, z. B. über Augustinus, sind kleine Kabinettstücke. Man braucht nicht in allweg, z. B. bezüglich der Stellung der Philosophie zur Theologie, sowie des über die Neuscholastiker (S. 80, 81) Gesagten, mit Hamma eines Sinnes zu sein; gleichwohl wird man in seinem Buch Weite des Blickes, gründliche Stoffbeherrschung und klare Darstellung anerkennen müssen. H.

„Der hl. Bernhard von Clairvaux", ein Lebensbild, herausgegeben von P. Tezelin Halusa O. Cist. Dülmen 1906. Laumannsche Verlagshandlung. 308 Seiten. Preis 3 M (3.60 Kr.). Das hübsch ausgestattete Buch bietet nicht nur eine erbaulich unterhaltende, sondern auch eine theoretisch und praktisch belehrende und wirksam anregende Lektüre. Es gewährt dem Leser insbesondere einen interessanten Einblick in das musterhafte Ordensleben des hl. Bernhard und seiner zeitgenössischen Ordensbrüder und gibt dadurch auch eine ebenso klare wie dankenswerte Orientierung über die im Sinne der katholischen Kirche beobachtete Klosterdisziplin. Sechs wohlgelungene Vollbilder erhöhen den Wert der vortrefflichen, für das katholische Volk geschriebenen Biographie, die jedoch auch jeder Gebildete mit Interesse und Nutzen lesen kann. Da der Verfasser sich zunächst an „die breiteren Schichten" der deutschen Katholiken wenden will, so vermeidet er mit Recht jeden Aufwand von wissenschaftlichem Apparat. Anmerkungen u. dgl. würden in einer Volksausgabe nur störend wirken. Nichtsdestoweniger bietet uns P. Tezelin eine Arbeit, die in populär-wissenschaftlicher Darstellung auf der Höhe der modernen Geschichtsforschung steht. Die Gliederung des reichlichen Materials in 54 kleinere Kapitel und ein wertvoller Anhang zu einer kürzeren übersichtlichen Charakteristik des Heiligen erleichtern die Lektüre und halten das Interesse des Lesers bis zum Schlusse lebendig. Welt- und Ordensleute werden in dem Buche eine ebenso interessante wie belehrende und anregende Lektüre finden. Möge das Buch erreichen, was es bezweckt: Aufklärung und Förderung in der theoretischen und praktischen Religiosität.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Neues aus dem Blockland.

Das Blockland liegt in merkwürdiger Gegend; sie ist sehr gebirgig und daher schwer zu passieren, da liegen links der Trachenberg, der Bieberstein und der Rieseberg, rechts der Buddeberg, der Finkenstein und der Sonnenberg. Aber alles überragt die stolze Oldenburg mit dem Wachhorst und dem Varenhorst; sie steht auf einem trutzigen Treuenfels. Drei Dörfer liegen in dem Lande, das Gersdorff, das Wommelsdorf und das Stubbendorf; zwischen ihnen zieht sich das Langerfeldt und das Winterfeld hin. Durch sie fließt der Schwabach, welcher auf der Delbrück überschritten werden kann.

An die Zeit, da noch einige Einwohner unabhängige freie Hofbesitzer waren, erinnern der Potthoff und der Eickhoff. Der erstere Eigentümer soll sogar heute noch mit dem neuen Regime nicht ganz zufrieden sein; er hat sogar für seinen Hof noch einen eigenen Hofer angestellt, der desselben Geistes verdächtig ist wie er; neulich, als es wieder einmal Differenzen gab, wurde sein Gegner und dessen Anhang aber des Hofers Meister; seither nennt man den Sieger Hoffmeister. Alles das deutet darauf hin, daß die Höfe allmählich Höffel werden und ihre Bedeutung verlieren. Die Hörigen — und ihrer sind viele — nennt man auch Hausmänner.

Die Fauna ist nicht sehr reich. Da ist ein Kaphengst, der aber nur einen Hufnagel hat und daher sehr vorsichtig auftreten muß. Da sieht man ferner einen zahmen Raab, einen furchtsamen Haas und einen Hahn, der zuweilen sein Kikeriki erschallen läßt. Der Bärwinkel erinnert daran, daß früher auch einmal wilde Tiere da waren. Obwohl — dem steten Nebbel zum Trotze — im Blocklande ewiger Sommer herrscht, ist die Gegend in jeder Beziehung recht unfruchtbar: auf einem einsamen Stengel wächst ein Dohrn; zuweilen sticht dieser.

Die Zucht ist stramm: ein Herzog hat zwei Vogt und einen Schultz, mit denen zusammen er in Richthofen Recht spricht. In politischer und nationaler Beziehung herrschen manche Unklarheiten; denn obwohl alles Slawische stark verpönt ist, wohnt doch ein Böhme im Blockdorf, und obwohl man behauptet, daß man mit jeder Regierung durch dick und dünn gehen müsse, spielt man den „Wilde'n und gebärdet sich Roth und Rother. Aber so schlimm wie's aussieht, wird's wohl nicht sein.

Eine besondere Sehenswürdigkeit ist die Kompromißmühle. Sie wird nebst zwei „Müller"n und einem Sielermann bedient von einem Kaufmann, der sich vorzüglich aufs Handeln verstehen soll; die Besetzung des Postens soll aus guten Gründen geschehen sein. Die Maschine dient zum Gefügigmachen Obstinater und zur Erzielung prinzipientreuer Mehrheiten. Ist jemand renitent, so liebert ein Trautmann so lange mit ihm, bis er sich sein Horn abgestoßen hat, sei es nun ein Schellhorn oder gar ein Ahlhorn. Auch ein Lieber Mann steht bereit, den Renitenten so lange zu beschwichtigen, bis er mittut. Ist er so weit, so wird er in den Keller geführt, wo die Maschinerie sich befindet; denn viel Licht kann sie nicht vertragen. Damit sie nicht entzwei geht, wird das von ihr zu bearbeitende Material vorher von einem Pfundner genau abgewogen. Dann kann die Sache losgehen. Auf einem „Kämpf"er ruht ein Träger, der mit einem Wölzl in Verbindung steht. Diese walzt alles platt. Ist irgend etwas noch uneben, so wird es von einem Dröscher geglättet. Unangenehme Anhängsel werden schnell mit einer Scherre abgetrennt; im Notfall steht für schwere Fälle noch eine Heckscher zur Verfügung. Dann noch ein kühner Griff mit einem Dietrich, ein Kolbe bringt die Sache in Bewegung; noch ein Storz und mit einem kräftigen Rupp geht es aus der Maschine heraus. Noch einmal wiemert die Maschine; auch diesmal wird sie keinen Fehlhauer tun. Da — der letzte Damm ist überwunden und alles Kreht: Heyl und Sieg. Doch meist ist es Quarck, was herauskommt.

Sinnig ist auch die Einrichtung der Feuerwehr; denn hie und da reißt es Funken. Wenn nun ein kleiner Heydebrand sich zur Hohenlohe auswächst, dann gibt flugs der Zindler ein Zeichen und alsbald naht der Löscher, der aus dem Fischbeck das Wasser der Beruhigung schöpfen kann, sofern er nicht vor Aufregung den Kopsch verloren hat. Mosellanus.

Nur keine Memoiren.

Schreibt nichts von euren Taten,
Ihr kleinen Diplomaten!
Ihr wäret große Toren
Und ganz gewiß blamoren!

Laßt nur von eurer Presse
Euch mit Akkuratesse
Beräuchern und verehren! —
Wer will es euch verwehren?

Für eins doch müßt ihr sorgen! —
Laßt euch nur recht behorchen,
Daß man euch interviewet:
Wie ihr von Ruhme triefet!

Drum laßt die Memoiren!
Ihr könnt die Müh' euch sparen!
Nur dürft ihr nicht verzichten,
Euch jetzt schon groß zu dichten!

Zitieret nur geläufig,
Geistreichelt nur recht eifrig!
Dann seid ihr, — welche Ehre! —
Die trefflichsten — „Causeure".

Wer seinen „Ruhm" beizeiten
Sucht selber zu verbreiten,
Der kann sich ruhig sparen
Das Schreiben von — Memoiren.

Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Die Neueinstudierung des Dreyerschen „Probekandidaten" fand Beifall, wiewohl mir manche Farbe an diesem kleinen Uriel Acosta im Mecklenburgischen Schulhause schon recht verblaßt erschienen. Bei aller Bühnengewandtheit läßt sich nicht verkennen, daß der Konflikt nur ganz äußerlich geknüpft ist. Der Autor nimmt als erwiesen an, daß naturwissenschaftlicher Wahrheitsdrang eo ipso zu religiösen Kämpfen führen müsse. Ich habe vor kurzem einen Roman von Max Dreyer gelesen, „Ohm Peter", ein stilles, feines Buch, ganz abseits von der Phraseologie des vielgegebenen Stückes, in welchem der Dichter doch tiefere Blicke in die Natur getan, wie sein mittels des Mikroskopes Welträtsellösender Lehramtskandidat. Die Aufführung durfte befriedigen, wenn auch nur Raabes verkrachter Gutsbesitzer über gutes Mittelmaß hinausragte. Der Kandidat bedarf mehr Feuer des Temperaments und die gar so grotesk charakterisierten Schulmeisterlein müßte man in der Darstellung mildern.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Eintrittspreise des Münchener Künstlertheaters sind den Ring-Abteilungen des amphitheatralischen Zuschauerraums entsprechend in Abstufungen von 2.50 M bis 7.50 M festgesetzt. Die Karten berechtigen von 12 Uhr mittags gleichzeitig zum Besuche der Ausstellung. Bei den Premieren

Digitized by Google

treten besondere Eintrittspreise in Kraft. — Im deutschen Volkstheater in Wien interessierte die deutsche Uraufführung von Bernard Shaws „Liebhaber", einem Stücke, das Ibsens Vererbungstheorie verspottet und vor 15 Jahren zur Zeit seiner Entstehung aktueller gewirkt haben würde wie heute. — „Ramon, der Abenteurer", eine Groteske von Ernst Prange und Willy Rath fand in Berlin gute Aufnahme. Das Stück ist eine Satire auf die Detektivliteratur, doch scheint die Absicht der Verhöhnung dieser dramatischen Geschmacklosigkeiten nicht in allen Akten klar genug herausgearbeitet worden zu sein. Viele gute Einfälle und amüsante Scherze riefen bei dem Publikum dennoch freundlichste Stimmung hervor. — In Berlin gastierte in Dramen von Herman Heijermans eine holländische Truppe, welche durch ihr schlichtes natürliches Spiel sich Freunde erwarb. — Im Berliner Opernhause wurde erstmalig Reznicels Oper „Donna Diana" gegeben. Die Musik zeigt viel Frische des Empfindens und ansehnliches Können. Die melodische Erfindung ist gefällig und liebenswürdig. Das dem Textbuche zugrunde liegende spanische Lustspiel des Moreto, welches noch vor zwanzig Jahren an den deutschen Bühnen viel gegeben wurde, hat in seinen pointenreichen Reden und Gegenreden in der Vertonung gelitten. Die Titelrolle erfordert neben sanglichem auch stattliches darstellerisches Können. Hierin genügte nach Berichten die Aufführung nicht völlig. — Das Nürnberger Stadttheater hat seine Winterspielzeit eine durch illustre Gäste gehobene Aufführung des Nibelungenringes geschlossen. Im Schauspiel brachte die genannte Bühne Goethes „Faust". Man hatte den ersten Teil auf zwei Abende verteilt und gab den stark gestrichenen zweiten am dritten Abend. Die Kritik bezeichnet die Darstellung des Mephisto als die beste Leistung und rühmt die stimmungskräftigen Bühnenbilder. — Die diesjährige Generalversammlung des Bühnenvereins findet vom 2. bis 6. Juni in Koburg statt. In Bremen werden Maifestspiele Wagnerscher Werke geboten. — Die Generalversammlung der deutschen Shakespearegesellschaft in Weimar war sehr gut besucht. Die Festrede hielt Professor Morsbach aus Göttingen über „Shakespeare als Mensch". Den ersten Preis für die Bearbeitung des ausgeschriebenen Themas Hamlet auf der deutschen Bühne erhielt Professor Alexander v. Weilen (Wien), den zweiten Hofschauspieler Winds (Dresden). Während den internen Verhandlungen kam es zu einem Konflikt, der jedoch später beigelegt wurde. — In Rom gefiel die Premiere von „Don Procope", einer komischen Oper von Bizet. Sie ist eine Anfängerarbeit des berühmten Carmenkomponisten, in welcher sich noch starke Einflüsse Donizettis und Rossinis bemerkbar machen. Dank ihrer Frische und Grazie gefiel die Oper, welche damit zum ersten Male in Italien aufgeführt wurde. — Max Regers neue Komposition „Der 100. Psalm" wird in Jena anläßlich des 350 jährigen Jubiläums der Universität zur Uraufführung gelangen. Der Komponist wurde kürzlich zum Mitglied der schwedischen Akademie ernannt. — Monnet-Sully, der Doyen-Societair der Comédie française, gastierte mit einer Truppe in Berlin, ohne stärkere Eindrücke zu hinterlassen, da die klassische Schauspieltradition unserem deutschen Empfinden zu ferne liegt. — Die Berliner Philharmoniker konzertierten mit großem Erfolge unter der Leitung von Richard Strauß in Paris.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die vor Jahren aufgeworfene Sentenz, die rasch populär und international wurde: „Wir befinden uns in einem elektrischen Zeitalter" scheint sich in bezug auf die Entwicklung und die Weitergestaltung des Gesamtbildes von Börse und deren Faktoren zu verwirklichen. Die Eindrücke wechseln von Woche zu Woche. Auf stimmungsvolle Berichte und scharf anziehende Kurserhöhungen folgen im Nu Meldungen der ungünstigsten Art, und die ganze Kursbewegung geht daher spurlos an dem Gros des Publikums vorüber, nur flankiert von Zwischengewinnen, die die ohnehin sehr zusammengeschrumpfte Berufsspekulation still und klanglos en passant einheimst. Es war daher nicht zu verwundern, wenn die bereits gemeldete Diskontermässigung der Deutschen Reichsbank auf 5% keinerlei Eindruck machte, im Gegenteil man von dieser Zinsreduktion als längst eskomptiert schlankweg zur Tagesordnung überging, um sich anderen und wichtigeren Momenten zuzuwenden. Diese vorgenommene Diskontermässigung, welche die vierte innerhalb dieses Jahres bildet, konnte schon deswegen nicht den üblichen Einfluss auf die Gesamtwirkung der Börsen und insbesondere auf die Geldmarktsituation ausüben, weil alle Faktoren längst die Ueberzeugung gewonnen haben, dass dergleichen geringe Ermässigungen ohne praktische Wirkung auf die Geldmarktlage in Deutschland sind. Von einem wirklich leichten Geldsatze kann auch bei der ermässigten Rate immer noch keine Rede sein. Ein praktisches Beispiel hierfür ist der Ertrag aus der Wechselstempelsteuer, die noch keine Reduktion gegenüber den Ziffern des Vorjahres aufweist, woraus ersichtlich ist, dass Deutschlands Handel und Industrie noch viel zu viel mit fremdem Kredit arbeiten. Im Vergleich zu den vorjährigen anormalen Verhältnissen, nicht nur was den Rückgang in der Industrie, sondern auch besonders was die exorbitanten und unerreicht gewesenen Zinssätze des Vorjahres anbelangt, ist momentan eine ersichtliche Besserung zu registrieren. Es ist zu hoffen, dass die geringere Beschäftigung während des Konjunktur-Rückganges und die dadurch herbeigeführte Verlangsamung der wirtschaftlichen Tätigkeit mit der Zeit dazu führen wird, den heimischen Geldbedarf mit dem effektiv vorhandenen Vorrat an Barmitteln und flüssigen Geldern in Einklang zu bringen. Gegenüber den ausländischen Diskontsätzen befindet sich Deutschland immer in ersichtlich ungünstigem Verhältnis. Es wird geraume Zeit verstreichen, bis in Deutschland die vor Jahren vorhanden gewesenen parallelen Verhältnisse wiederkehren werden. Die vielfach zum Ausdruck gebrachte Meinung, dass bei uns auf eine beträchtliche Gelderleichterung in diesem Jahre noch zu rechnen ist, wird wohl äusserlich skeptisch aufzunehmen sein. Alle Faktoren werden gut tun, wenn sie auch weiterhin, insbesondere in der Ausdehnung und Erweiterung der industriellen Betriebe, die tunlichste Restriktion walten lassen.

Als dunkelster Punkt im Börsengebilde gilt wohl die Vernachlässigung des Rentenmarktes. Trotz aller Bestrebungen zur Kurserhöhung dieser Kategorien beherrschen unerfreuliche Kursverschlechterungen fast aller heimischen Rentenwerte die Tagesordnung. Vorgänge, wie solche dieser Tage an der Münchener Börse zu registrieren waren, und wobei par exemple die Bayerischen Landeskultur-Renten, also Effekten, welche der Bayerischen Staatsanleihe an Qualität gleichstehen, an einem Tage um über 1% im Kurse geworfen wurden, sollten der Konsequenzen wegen unterbleiben. In Anbetracht, dass ein verhältnismässig geringer Betrag genügte, den aussergewöhnlichen Kurssturz dieser Staatsanleihen herbeizuführen, war man in Börsenkreisen sehr erstaunt, dass von Staats wegen nicht eine intervenierende Kurskorrektur vorgenommen werde. Solche Vorgänge, sowie das seit Monaten wahrzunehmende Moment, dass auch die Kurse unserer übrigen heimischen Staatsrenten fast ohne jede durchgreifende und derartige Kursrückgänge verhindernde Interventionen sind, drängen immer wieder den Gedanken auf, ob nach dieser Richtung nicht ein Radikalmittel zur Besserung der Verhältnisse anzuwenden ist. Eine Verpflichtung der grossen Banken und besonders unserer Sparkassen usw., einen Teil der Reserven bzw. der disponiblen Mittel in Stocks von Rentenwerten anzulegen, wurde schon öfters diskutiert und ist momentan sicherlich mehr als gerechtfertigt. Es wäre ein grosses patriotisches Verdienst der derzeit von der deutschen Bundesregierung einberufenen Geld- und Bank-Enquetekommission, nach dieser Richtung hin greifbare Vorschläge und Anregungen zu geben. Solche Mittel, und sei es auf Kosten eines seitens der Haute-Bankkreise gefürchteten Depositengesetzes, wären im Interesse der einzelnen Staaten sowie des Reiches selbst zu begrüssen und ungemein wichtiger als all die vielen Vorschläge, Beratungen und Diskussionen, welche sich an diese Enquetekommission sicherlich anschliessen werden. — Dass die Zeiten für unsere Renten sowie für das ganze Reichsbudget ernst zu nehmen sind, beweisen ferner die dieser Tage beratenen Feststellungen über die Verweisungen von allgemeinen Ausgaben auf neue Anleihen. Mit eigentümlichem Unbehagen verfolgt man die sich immer mehr anhäufenden Schulden von Millionen und neuen Milliarden des Deutschen Reiches. — Die neuen Goldzuflüsse aus Amerika und ferner die eingetretene Besserung in der Beurteilung der amerikanischen Verhältnisse vermögen diese Anschauung nicht im Handumdrehen zu beseitigen. Auch die Hoffnung, dass die Gesundung der Geldverhältnisse durch eine gute Ernte unterstützt werde, ist noch zu weit entfernt und unbestimmt. M. Weber.

Das K. Erziehungsinstitut Albertinum (früher Erziehungsinstitut für Studierende) in München gibt im Inseratenteil der vorliegenden Nummer die Aufnahmebedingungen bekannt.

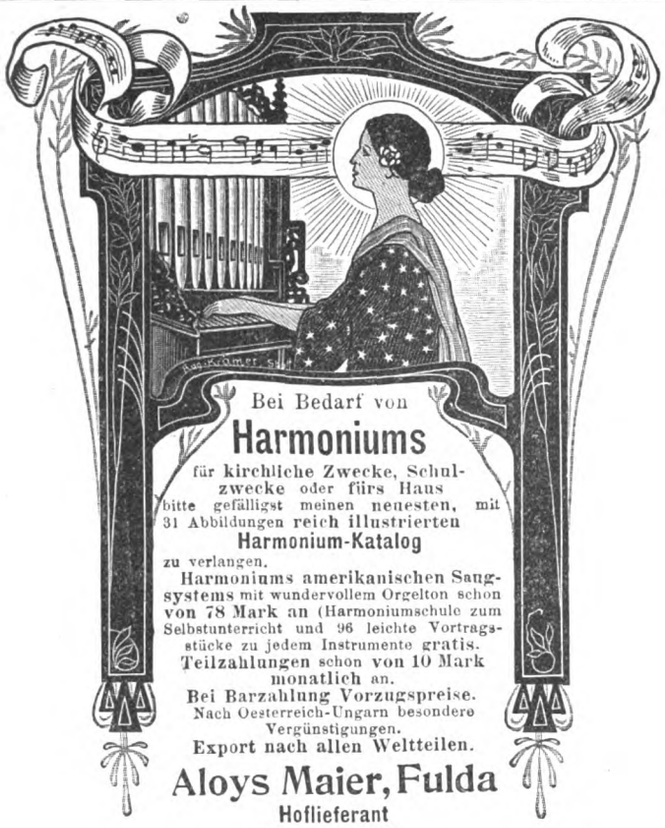
Viele Millionen gehen alljährlich dem deutschen Nationalvermögen verloren. Der Raucher zahlt, wenn er ausländische Cigaretten raucht, einen weit höheren Betrag, als für die gleichen Qualitäten, welche von erstklassigen deutschen Firmen geliefert werden. — Zu den an erster Stelle stehenden deutschen Cigarettenfabriken zählt die Firma „Yenidze"-Dresden, welche zurzeit etwa 1300 Arbeiter beschäftigt und mit dieser stattlichen Zahl an der Spitze der deutschen Cigarettenfabrikation steht. Unter peinlicher Kontrolle werden hier ausschliesslich rein orientalische Tabake verarbeitet, die, um ihre volle Qualität zur Geltung kommen zu lassen, meist schon viele Jahre lang lagern, bevor sie ihrer Bestimmung übergeben werden. Unter dem Namen Salem Aleikum bringt die Firma „Yenidze" seit reichlich 10 Jahren eine Spezialmarke heraus, deren Absatz von Jahr zu Jahr grösser geworden ist. Den ausgezeichneten Ruf verdanken diese Cigaretten den sich stets gleichbleibenden Qualitäten, wie sie besser nicht geboten werden können. — Warum also teure ausländische Fabrikate rauchen, wenn das Inland bessere, bzw. ebensogute zu billigerem Preise bietet!

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus empfiehlt sich bei Anschaffung von **Paramenten, Fahnen usw.** unter Zusicherung billigster u. reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach Möglichkeit.

Max Altschäffl, München
Karlstrasse 52/II



Bei Bedarf von
Harmoniums
für kirchliche Zwecke, Schulzwecke oder fürs Haus bitte gefälligst meinen neuesten, mit 31 Abbildungen reich illustrierten
Harmonium-Katalog
zu verlangen.
Harmoniums amerikanischen Saugsystems mit wundervollem Orgelton schon von 78 Mark an (Harmoniumschule zum Selbstunterricht und 96 leichte Vortragsstücke zu jedem Instrumente gratis.
Teilzahlungen schon von 10 Mark monatlich an.
Bei Barzahlung Vorzugspreise.
Nach Oesterreich-Ungarn besondere Vergünstigungen.
Export nach allen Weltteilen.
Aloys Maier, Fulda
Hoflieferant
(gegründet 1846).

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.
Soeben erschien:
Lehrbuch der Dogmatik.
Von **Dr. Thomas Specht,**
Professor der Theologie am k. Lyzeum zu Dillingen und b. geistl. Rat.
Mit kirchl. Druckgenehmigung. 2 Bände gr. 8°.
Preis brosch. 16 M., in hochelegantem Halbleder geb. 20 M.
Die Kritik hat das Werk als ein Ereignis dogmatischer Korrektheit bezeichnet und dem Buche eine glänzende Zukunft und weiteste Verbreitung vorausgesagt. Ein Hauptvorzug besteht darin, daß das Werk die Mitte hält zwischen den kürzeren Kompendien und den großen Werken über Dogmatik von Heinrich-Gutberlet, Pohle usw. Der kristallklare Fluß der Lehre, eine wahrhaft erquickende und dankenswerte dogmatische Korrektheit und Präzision zeichnen das einzigartige Lehrbuch aus.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Wein-Restaurant I. Ranges **Weingrosshandlung** **Schleich**
MÜNCHEN, Briennerstr. 6

Der Mayschosser Winzerverein zu Mayschoss a. d. Ahr
Niederlage u. Probierstube : Berlin : Alexanderstrasse 43.

Gegründet 1868.
Ahr-Rotwein
Nur eigenes Wachstum.
Grösster Weingutsbesitzer Deutschlands, empfiehlt seine **reingehaltenen Ahrrotweine nur eigenen Wachstums.** Preislisten und Proben frei. Nichtkonvenierender Wein wird kostenlos zurückgenommen.
Der Vorstand.

Die
Bayerische Landwirthschaftsbank
E. G. m. b. H.
Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3
gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden mit 3¾ % oder 4¼ % Zins und mindestens ½ % Tilgung.
Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.
Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.
Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Eine Bitte
an die verehrten Leser der „Allgemeinen Rundschau".
Unterstützt durch den direkten Einkauf von **Schlesischen Reinleinen** die armen Handweber im Riesengebirge. **Landeshut** in Schlesien ist berühmt durch seine guten **Leinenwaren. Verlangen Sie Muster und Preisbuch portofrei über**
Schlesische Reinleinen u. Hausleinen, das Beste
zu Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche, Hand- und Taschentücher, Tischgedecke, weisse und bunte Bettbezüge, Flanell, Pique, Barchend, Schürzen und Hauskleiderstoffe usw. von der höchst reellen christlichen Firma:
Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei **Landeshut** Schlesien No. 43
Schlesisches prima Hemdentuch 82 cm breit, per Stück (20 m lang) M. 10.—, M. 10.80, M. 11.80 und M. 13.—, per Nachnahme. Zurücknahme nicht gefallender Waren auf unsere Kosten.
Zahlreiche Anerkennungen von hochw. Herren Geistlichen, Lehrern, Anstalten und Hausfrauen aller Stände.
Jedes Metermass wird abgegeben, von 15 Mark an postfrei.

CONCORDIA
Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft
Aktienkapital 30 Millionen Mark.
Lebens-, Invaliditäts-, Aussteuer-, Renten-Versicherung.
Höchste finanzielle Sicherheit.
Niedrige Kosten • Günstige Bedingungen
Vergünstigungsvertrag
mit „**PAX**" Priesterverein für das kath. Deutschland.

Digitized by Google

Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt **FELDAFING** am Starnbergersee. Prachtvoller Frühjahrs-Aufenthalt

Hotel Kaiserin Elisabeth

I. Ranges

Herrliche Aussicht auf See u. Gebirge. Pension von M 5.— aufwärts. Vor- und Nachsaison grosse Preisermässigung. Bes.: G. Kraft.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Garmisch-Partenkirchen, Hotel und Pension Sonnenbichl (bayer. Hochgebirge). Wind- und staubgeschützt. Großartigen Blick auf die Zugspitze und Umgebung. Schattiger Garten. Kahnfahrt. Eigene Badeanstalt. Balkons.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve. System Kneipp. Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad

Grosse Erfolge bei Blutleere, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden,

Bad Steben

Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht und dgl. Prospekte gratis durch die Kgl. Badeverwaltung.

bei Hof.

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Bad Brückenau - Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektrischem Licht, Lift etc.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügliche Küche. Sämtliche Bäder im Hause. Täglich hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch **den Vorstand.**

Rhöndorf a. Rh.

Dr. Euteneuer's Kuranstalt.

Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Fichtelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach. 3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley, Hausen-Blens.**

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen **Aussehens**, einer weißen, sammetweichen **Haut**, eines reinen, blendendschönen **Teint**, sowie gegen Sommersprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Bad Salzschlirf

:: **St. Bonifatiushaus** ::

Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Butter! Butter!

Molkerei-Genossenschaft Werfte liefert wöchentlich 40 bis 50 Ztr. Butter allerfeinster Qualität in 100 u. 50 Pfd.-Tonnen zu marktgemäßen Preisen. Erstlingssendungen per Nachnahme. Anfragen erbittet D. O.

NEU! NEU!

Auto-Hektograph

Neueste Erfindung, 50—70 Abzüge produzierend. Unentbehrlich für Wirte und Geschäftsleute. Preis 5 Mk. Anweisung gratis. Nehme gerne retour, falls nicht gefällt.

Versandgeschäft „Germania", Witten a. d. R. I.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Hotel Union.

Katholisches Kasino A. V.

München, Barerstrasse 7.

Telephon 9300.

Verkauf von Weinen in Flaschen und im Fass zu Originalpreisen der Zentral-Verkaufsgesellschaft Deutscher Winzervereine G. m. b. H., Eltville a. Rh.

Man verlange Preisliste.

Digitized by Google

Geheilt von Gicht, Gelenkreissen und Rheuma

durch

Rheuma-Tabakolin, „Marke Elgol“ D. R. W. No. 55,801

hergestellt durch Extraktion aus den Bestandteilen der Tabakpflanze, **nur äußerliche Anwendung**, absolut unschädlich, ohne jegliche Nebenwirkung auf Herz, Magen, Gehör 2c. Von vielen Aerzten empfohlen. Hunderte der glänzendsten Anerkennungen.

Einer von den vielen, die durch dieses Mittel geheilt sind, schreibt unter dem 31. Oktober 1906:

Nachdem ich im Monat April und Mai 1902 einen schweren, fast 8 Wochen andauernden Gichtanfall in den Ballen der großen Zehen an beiden Füßen überstanden hatte, kam mir Ihr Inserat, „Tabakolin“ betreffend, in die Hände. Ich ließ mir sofort ein Päckchen kommen und setzte dasselbe nach Vorschrift an.

Im November desselben Jahres wurde ich wieder von einem furchtbaren Gichtanfall heimgesucht, welcher sich nicht allein auf die Fußballen beschränkte, sondern sich auf die Mittelfußknochen sowie auf die Fuß- und Kniegelenke an beiden Beinen ausdehnte. **Ich litt furchtbar.** An die in meinem Besitz befindliche Mixtur „Tabakolin“ dachte ich nicht mehr. Alle vom Arzte zur Linderung der Schmerzen gegebenen Verordnungen — kalte Umschläge, heiße Umschläge, kalte Wassergüsse 2c. auf die kranken Stellen, Schwitzen, Moorbäder u. s. w. u. s. w. — halfen gar nichts. Salicylpulver hatte ich so viele genommen, daß ich von deren Folgen fast das ganze Gehör verloren hatte. Nach einem dreiwöchigen Leiden sind die Schmerzen eines Tages nachmittags derart furchtbar gewesen, daß ich den Tod als Erlösung begrüßt haben würde. In dieser Not fiel mir plötzlich der Besitz des von Ihnen bezogenen Mittels ein und ich veranlaßte meine Frau, auf die kranken Gelenke mit „Tabakolin“ getränkte Lappen zu legen. Dieselben wurden aufgelegt in dem Gedanken, daß es nicht schlimmer, wie es war, werden könne. **Die Wirkung war aber eine geradezu wunderbare.** Nachdem die Kompressen, welche, damit die Feuchtigkeit länger anhält, mit Verbandstoff (Gummistoff) bedeckt und das ganze mit leichten Binden umwickelt waren, **kaum 3 Minuten lagen, hörten die Schmerzen merklich auf.** Ich wagte kaum zu atmen, weil ich befürchtete, daß auch durch die leiseste Körperbewegung das Schmerzgefühl sich wieder verschlimmern könne. Aber **von Minute zu Minute wurde der Zustand besser.** Als meine im Nebenzimmer sich aufhaltenden Angehörigen mein ihnen leider so gewohntes Stöhnen nicht mehr hörten, kamen dieselben ganz erschreckt zu mir, in dem Glauben, ich sei plötzlich gestorben. Mein Zustand wurde nach einer Stunde derart, daß ich zu essen verlangte. Nach **einer weiteren halben Stunde hörten die Schmerzen vollständig auf. Der Schlaf — seit 3 Wochen zum erstenmal — stellte sich ein,** und ich verbrachte eine traumlose Nacht, **ohne jede Fiebererscheinung** und ohne die sonst stets eingetretene übelriechende Schweißabsonderung. **Nach drei Tagen konnte ich das Bett verlassen und ohne Schmerzen gehen.** Die in den Gelenken noch vorhanden gewesene Schwäche war nach einigen Tagen gänzlich verschwunden. Appetit und Schlaf blieben normal gesund.

Daß es sich nicht etwa um eine zufällige, von Ihrem Medikament unabhängige Besserung gehandelt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß bei kleineren Rückfällen eine Auflage eines mit „Tabakolin“ getränkten Lappens genügte, um das Uebel im Keime zu ersticken. **Geschwulst und Röte an den befallenen Gelenken verschwinden sofort und die Schmerzen hören auf. Diesen Beweis habe ich in mehreren Fällen.** Beim Eintreten eines Anfalles lege ich die dünne Kompresse auf, lege die gewöhnliche Fußbekleidung an und bekümmere mich nicht weiter um die Sache. Gelegentlich einer militärischen Uebung im vergangenen Jahre verspürte ich nachts gegen 3 Uhr heftige Schmerzen im Ballen der großen Zehe des rechten Fußes. Ich legte auch auf die gerötete und schon etwas angeschwollene Stelle die Kompresse, schlief ruhig weiter, zog früh 6 Uhr die Reitstiefel an und war bis 10 Uhr im Sattel, ohne auch nur mehr den geringsten Schmerz zu verspüren. Im letzten Monat, August, machte ich eine 14tägige Fußwanderung durch den Schwarzwald. In St. Blasien übernachtend, trat auch gegen 4 Uhr nachts ein kleiner Anfall ein. Nach der gewohnten Behandlung stand ich um 6 Uhr früh auf und machte den Fußmarsch durch das Albtal nach Albruck — 29 Kilometer — ohne jedes Unbehagen. Kurz, nach den von mir mit „Tabakolin“ gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen hat **das sonst so gefürchtete Gichtleiden jeden Schrecken für mich verloren.** Wo ich auch bin, habe ich stets ein Fläschchen der Mixtur bei mir und diese hat bisher nie versagt. Die Wirkungen des Medikamentes auf die Haut sind auch angenehm. Nach kurzem Aufliegen der Kompressen wird die Haut ganz weiß und weich und es stellt sich ein starkes Jucken ein.

Nach meiner Ueberzeugung hat das „Tabakolin“ — wenn die Ansicht der Aerzte, daß die gichtischen Schmerzen durch Ablagerung harnsaurer Salze entstehen, richtig ist — die Wirkung, **die Salze durch äußere Behandlung der kranken Stellen zu lösen,** weil sonst eine so **schnelle, sichere** und **mit keinen unangenehmen Begleiterscheinungen verbundene Heilung gar nicht möglich wäre.**

Die geschilderten Erfahrungen sind nicht allein von mir gemacht worden, sondern **alle Personen,** welche auf meine Empfehlung „Tabakolin“ angewandt haben, **haben die gleich günstigen Wirkungen empfunden.** Alle früher von mir schon benutzten anderen Mittel hatten gar keinen Erfolg. (Hierunter befanden sich auch die von Apotheker G .... in M ..... in den Handel kommenden Pillen. Von diesen habe ich für mindestens Mk. 80. — verbraucht).

Ich freue mich, von diesen günstigen Erfolgen Mitteilung machen zu können.

Hochachtungsvoll **JENTSCH**, Postmeister.

Rheuma-Tabakolin Marke „Elgol“ in Originalkartons à M. 4.—. 2 Kartons franko. Broschüre von Dr. Einfeldt gratis.

Gustav Laarmann, Fabrik pharm. Präparate, Berlin S. 59, Dieffenbachstr. 37.

General- und Versanddepot: Alstertor-Apotheke, Hamburg 90, Ferdinandstr. 79.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. E. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 1018), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 16. Mai 1908. V. Jahrgang.

Deutschlands Fürsten in Wien.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Im Spiegelsaale des kaiserlichen Schlosses zu Schönbrunn war am 7. Mai das neue Deutsche Reich durch seine Fürsten erschienen, um dem ehrwürdigen Nestor der europäischen Herrscher zu huldigen. Der König von Preußen führte als Deutscher Kaiser für seine fürstlichen Bundesgenossen das Wort: „Weit hinaus über die Grenzen der Habsburgermonarchie beugt sich die Welt in Verehrung und Bewunderung vor der ehrwürdigen Gestalt Eurer Majestät."

Den Blick zurück in die Geschichte des deutschen Volkes! Oesterreich und sein aus der deutschen Schweiz stammendes Herrscherhaus haben viel gewirkt und viel gelitten für das Abendland und besonders für die Deutschen. Mit welch furchtbaren Opfern schlug Oesterreich den Ansturm der Muselmanen zurück und rettete so die westeuropäische Kultur! Oesterreich und ein Habsburgerprinz zeigten dem verzweifelnden Europa, daß der für unbesiegbar gehaltene korsische Eroberer auch in offener Feldschlacht überwunden werden könne, und von Oesterreich aus begann der siegreiche Befreiungskampf, welcher von den deutschen Landen die napoleonische Schmach tilgte.

Kaiser Franz legte die deutsche Kaiserwürde nieder, welche 400 Jahre dem Hause Habsburg zugestanden. Der Wiener Kongreß mit dem Deutschen Bund stellte zwar den Einfluß Oesterreichs auf die Geschicke des deutschen Volkes wieder her, und Wien mit seiner glanzvollen Vergangenheit und seiner uralten Kultur war wieder der Mittelpunkt der Deutschen, aber die innere Zerrissenheit konnte nicht beseitigt werden. Je mehr Oesterreich sich selbst zu einem befestigten, abgerundeten Staatswesen entwickelte, desto tiefer wurde die Kluft, welche sich zwischen ihm und der preußischen Großmacht auftat, und als es 1866 zum Bruderkriege kam, wurde Oesterreich mit der „Stoß ins Herz"-Politik des „Blut- und Eisen"-Mannes das Verbleiben im Deutschen Bunde unmöglich gemacht. Und wenn ein österreichischer Staatsmann damals geglaubt haben sollte, es werde noch einmal die Führung der Deutschen an die Habsburger wieder übergehen, so machte die Kaiserproklamierung in Versailles diesem schönen Wahne ein Ende für immer.

Es ist undenkbar, daß Kaiser Franz Josef dieser geschichtlichen Tatsachen sich *nicht* erinnert haben sollte, als ihm der Besuch des Kaisers des neuen Deutschen Reiches und dessen souveräner Bundesgenossen angekündigt wurde. Und ein Herrscher von dem echten ritterlichen Menschheitsadel, wie er unserem viel und schwer geprüften Jubelkaiser eigen ist, kann die Selbstüberwindung so weit treiben, daß er all die bitteren Kränkungen beiseite läßt, welche ihm die politische Entwicklung Europas in den sechzig Jahren seiner Regierung zugefügt hat. Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß der Deutsche Kaiser, als er die Fürsten des Reiches einlud, mit ihm Oesterreichs Kaiser zu huldigen, dem Bedürfnisse seiner ehrlich-offenen ritterlichen Gesinnung folgte, den weltgeschichtlichen Kämpfen zwischen Hohenzollern und Habsburgern einen versöhnenden Abschluß zu geben, der an Erhabenheit und Herzlichkeit einzig dasteht.

Aus den einstigen Gegnern sind treueste Bundesgenossen geworden. Kaiser Wilhelm sagte es: „Drei Generationen deutscher Fürsten haben sich heute um Eure Majestät versammelt ... und sind, die *treuen Freunde und Verbündeten* Eurer Majestät, hierher geeilt, um Zeugnis abzulegen von den herzlichen Gefühlen inniger Freundschaft und Anhänglichkeit, die uns für Eure Majestät beseelen, und bewegten Herzens bringen wir unsere Huldigung dar dem *edlen Herrscher*, dem *treuen Bundesgenossen*, dem *mächtigen Hort des Friedens*, auf dessen Haupt wir den reichsten Segen Gottes herabflehen."

Und die Erwiderung des greisen Trägers der Habsburgerkrone ist für diesen so charakteristisch, daß sie in ihren wichtigsten Sätzen hier festgehalten werden muß, sie ist gewissermaßen ein Programm: „... Dieser Beweis Ihrer mir so überaus *teuren Freundschaft* ... wird zu den kostbarsten Erinnerungen meines Lebens gehören ... Ich darf in diesem, mich in hohem Maße beglückenden Akte herzlichster Zuneigung wohl die *feierliche Kundgebung des monarchischen Prinzips* erblicken, dem Deutschland seine Macht und seine Größe verdankt. *Auch Oesterreich-Ungarns Kraft liegt in diesem Prinzipe*, und in der Treue und der unwandelbaren Liebe meiner Völker habe ich stets neue Zuversicht geschöpft, um den mir obliegenden schweren Pflichten gerecht zu werden. Die Tatsache, daß es mir heute vergönnt ist, eine so große Anzahl deutscher Fürsten um mich versammelt zu sehen, ist auch die ausdrucksvollste Bestätigung des zwischen uns seit beinahe dreißig Jahren bestehenden *engen und unerschütterlichen Bundesverhältnisses*. Dieser Tag bestärkt mich in der frohen Erwartung, daß dieses *nur friedliche* Ziele verfolgende Bündnis den gleichen Bestrebungen der anderen Mächte wirksam zur Seite stehen und seine Aufgabe bis in die fernste Zukunft voll erfüllen wird."

So verkündet nach den reichen Lebens- und Regentenerfahrungen einer sechzigjährigen Kaiserzeit der Herrscher des mitteleuropäischen Doppelreiches: *Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich garantieren der Welt den Frieden in Europa*, und diese beiden Staatswesen werden stark bleiben, solange das *monarchische Prinzip* in ihnen herrscht — eine Kundgebung, wie sie imposanter, gewichtiger und erfreulicher kaum noch gedacht werden kann.

Kaiser Franz Josef I. hat sich stets als deutscher Fürst gefühlt, wenn er auch mit gleicher Liebe und gleicher Fürsorge der anderen Nationalitäten seines weiten Reiches sich annimmt. Die Deutschen sind auch heute noch der Kitt, welcher die Habsburgermonarchie zusammenhält, und wenn es unter den Deutschen auch Politiker gibt, welche meinen, dieses alte Reich gehe in Trümmer, weil sie es so haben möchten, so beweist doch wohl auch ihnen der Fürstenbesuch zu Schönbrunn, daß Oesterreich trotz Sturm und Wetter im Innern eine festgefügte Macht geblieben ist, mit welcher die mächtigsten Staaten rechnen müssen. Einem zerbröckelnden, dem Untergange geweihten Staate hätten die Fürsten des Deutschen Reiches nicht solch hohe Ehre erwiesen, als welche die Huldigung am 7. Mai 1908 von allen Völkern des Habsburger Reiches empfunden und gewürdigt wird.

Aller Welt wurde an diesem denkwürdigen Donnerstage kundgemacht: Das Kriegsbeil ist endgültig und für immer begraben, das Bündnis zwischen Habsburg-Oesterreich und Hohenzollern-Deutsches Reich ist aufs neue besiegelt und der Weltfriede von den mitteleuropäischen Kaiserreichen garantiert, so weit letzteres in *ihrer* Macht liegt. Mit hoher Befriedigung werden die Völker Oesterreichs und Deutschlands diese mächtige Kundgebung hören und die Deutschen hüben und drüben werden sich hier aufs herzlichste freuen.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das schöne Fest in Wien.

Auch dem geschicktesten und erfahrensten Festdenker und -leiter gelingt nicht immer die tadellose Durchführung seiner Idee. Hier oder da will es mit den Formen nicht recht klappen, und namentlich wird durch ein Uebermaß leicht die Wirkung beeinträchtigt. Auch wegen der Huldigungsfahrt der deutschen Herrscher zum diamantenen Kaiserjubiläum in Wien wurde von manchen Freunden einige Besorgnis in dieser Hinsicht gehegt, während die Feinde Deutschlands die Hoffnung verrieten, daß auch für diese festliche Demonstration das Wort gelten möchte: Allzu scharf macht schartig. Aber nach dem Wiener Fürstentage vom 7. Mai kann auch der sonst hurrascheue Chronist mit Behagen feststellen, daß die Veranstaltung in Wien in der vollkommensten Weise gelungen ist.

Der Dreibund kam zu seinem Recht, indem der König von Italien in einem Gratulationstelegramm an Kaiser Franz Josef sich der Beglückwünschung durch den Kaiser Wilhelm assoziierte. Es zeugt von richtigem Takt, daß man sich auf diesen Austausch zweier herzlicher Depeschen beschränkte, um der deutsch-österreichischen Intimität an diesem Tage ihr Sonderrecht zu lassen. Die Bezeichnung „großdeutsches Fest" finden wir gerade in der Presse jener alldeutschen Heißsporne, die hüben und drüben mit dem gefährlichen Gedanken der Annektierung der deutschen Provinzen Oesterreichs gespielt haben. Diese Leute, die sonst mit dem Namen Bismarcks zu krebsen suchen, wollten hier in einem wesentlichen Punkte den Meister korrigieren. Bismarcks Politik konnte man „kleindeutsch" nennen, solange sie auf die „reinliche Scheidung" hinausging. Aber der eiserne Kanzler nahm rechtzeitig aus dem anscheinend unterlegenen großdeutschen Programm den Kernpunkt in seine Aktion auf, indem er aus den Ruinen des alten deutschen „Bundes" das Bündnis mit Oesterreich hervorwachsen ließ, ein Bündnis, das die von den früheren Großdeutschen ersehnte Konzentration der deutschen Dynastien und ihrer Völker in einer neuen Form verwirklichte. Die Form hat sich bisher — nahezu ein Menschenalter voll scharfer Proben hindurch — gut bewährt. Die Huldigungsfahrt des Deutschen Kaisers und einer Reihe der Bundesfürsten nach Wien hat in der schönsten und durchschlagendsten Weise gezeigt, daß der Bündnisgedanke, zu dem Bismarck in der wohlberechneten und zähe verteidigten Mäßigung nach Königgrätz den Keim legte, und dem er 1879 in schwerem Kampfe die förmliche Anerkennung erzwang, noch heute in voller Blüte steht. Von seiten der hohen Gratulanten wurde in richtigem Gefühl das Bündnis nicht in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr die Person des kaiserlichen Jubilars. Kaiser Franz Josef aber bewies sich ebenso als Meister des Taktes und der politischen Weisheit, indem er die Innigkeit und die Unerschütterlichkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses in seinen Dankesreden besonders kräftig betonte. Die wirksamste Wendung war die vom wahren „Herzensbedürfnis". Das soll eben der Vorzug des deutsch-österreichischen Verhältnisses sein, daß es nicht bloß von der verstandesmäßig abgewogenen Zweckmäßigkeit, sondern von dem geschichtlich und kulturell begründeten Herzenstrieb der Herrscher und der Völker gehalten wird. Ob die Gefühlsschonung überall gewahrt worden ist, z. B. auch in dem neudeutschen Hakatismus, mag heute pro praeterito unerörtert bleiben, wenn nur die Nutzanwendung nicht verloren geht. Die Eigenart der deutsch-österreichischen Beziehungen rechtfertigt die Bezeichnung als Familienfest. Auch für die große Mehrheit der Bürger auf beiden Seiten war es ein solches. Ein Familienfest im engeren Sinne war die Zusammenkunft der Oberhäupter der größeren und kleineren Staaten, die vom alten Deutschen Reich her eine große Gemeinschaft bilden. Insofern war es ein glücklicher Gedanke unseres Kaisers, die deutschen Bundesfürsten zur Teilnahme einzuladen, und es muß besonders betont werden, daß die hämische Andeutung in der feindseligen Presse, die Bundesfürsten würden dort als „Vasallen" eine weniger schöne Rolle spielen, ganz gründlich zuschanden gemacht worden ist. In der ungezwungensten Weise wurde in Rede und Gegenrede sowie in allen Aeußerlichkeiten der Würde der Fürsten vollauf Rechnung getragen, so daß ein wirklich familiäres Verhältnis ungetrübt zur Erscheinung gelangte. Kaiser Franz Josef benützte mit Recht und Geschick die Gelegenheit, um dem monarchischen Prinzip einen feierlichen Ausdruck zu geben. Der Hinweis auf die Dynastie als Hort der Einheit, der Sicherheit und der Wohlfahrt des Staatswesens hat natürlich für die habsburgische Monarchie in ihrer schwierigen Zusammensetzung eine ganz besondere Bedeutung. Namentlich in einer Zeit, wo die magyarischen Sonderbestrebungen sogar auf das Jubelfest des greisen Herrschers einen gewissen Schatten werfen.

Wünschen wir dem Kaiser Franz Josef noch einen langen Lebensabend in Gesundheit und Geisteskraft, damit er seine vielerprobte Kunst des Ausgleichens und Sammelns auch an den neueren Schwierigkeiten bewähren kann. Das schöne Fest deutsch-österreichischer Solidarität sei ein Omen für Jahrhunderte!

Der Triumph Mulay Hafids in Marokko.

Nur mit Vorbehalt darf man Akt nehmen von den neuesten Nachrichten aus Marokko, wonach die große Mahallah, die Abdul Asis mit französischem Gelde für seinen Zug nach Fez in Gang gebracht hatte, zu seinem brüderlichen Gegner Mulay Hafid übergegangen ist, und dessen Einzug in Fez unmittelbar bevorsteht. Zufällig kam die Nachricht von der entscheidenden Wendung gerade am Montag nach Berlin, als die Abgesandten Mulay Hafids zu dem inoffiziellen Empfang bei einem Legationsrat sich anschickten. Es war vielleicht kein bloßer Zufall, daß der Empfang um einen Tag verschoben wurde mit der Begründung, ein nachträglich eingereichtes Schriftstück in arabischer Sprache müsse erst im orientalischen Seminar amtlich verdeutscht werden. Die Dolmetscherei kann schnell oder auch langsam betrieben werden, je nach Bedarf. Freilich ist es gut, wenn die Regierung vor dem Empfange schon weiß, ob sie es mit einem Abenteurer des Tages oder mit dem künftigen Sultan von Marokko zu tun hat. Wenn Mulay Hafid wirklicher Herr im Lande wird und die deutsche Regierung sein Vertrauen hat, so läßt sich vielleicht noch manches wieder gut machen, was nach Ausweis des Weißbuches bisher versäumt war.

Der vertagte Reichstag.

Man braucht ihm keinen Nachruf zu widmen. Sogar die Blockpresse bringt es nicht fertig, für die Leistungen dieser Blocktagung Begeisterung zu erwecken. Eine Masse von Gesetzentwürfen wurde schließlich in einem wahren Automobiltempo erledigt; aber diese Nummern waren nicht imposant und die summarische Verabschiedung erst recht nicht. Die Signatur der Tagung bleibt das Vereinsgesetz mit seinem Sprachenparagraphen, das die Umwandlung des Freisinns in eine unbegrenzt dienstwillige Regierungspartei besiegelte.

Was der Sprachenparagraph zu bedeuten hat, wird uns nochmals recht klar gemacht durch die preußischen Ausführungsbestimmungen. Für alle anderen Minderheitssprachen, — für die litauische, masurische, wendische, französische, ja sogar für die vor kurzem noch heftig befehdete dänische Sprache werden weitgehende Ausnahmen von der Regel des Sprachenparagraphen zugelassen, nur gegen die Polen wird die ganze Schärfe des neuen Gesetzes angewandt. Ein deutlicher Beweis, daß all das Gerede von technischen Schwierigkeiten wegen der Ueberwachung nur Vorwand war und ein nacktes Ausnahmegesetz des Hakatismus vorliegt. Die preußische Regierung scheint das die Polen auch recht kräftig fühlen lassen zu wollen. Die Polen lassen sich aber nicht einschüchtern. Der „realpolitische" Erfolg der hakatistischen Politik ist vorläufig, daß die Polen wieder an die Seite des Zentrums gedrängt sind, dem sie bei früheren Wahlen mit mehr Eifer als Klugheit in die Flanke fielen. Jetzt haben wir ein regelrechtes Abkommen für die Landtagswahlen zwischen Zentrum und Polen, was für die Abwehr der liberal-kulturkämpferischen Machtprobe in Preußen von großem Wert ist. — Nebenbei zeigen die Ausführungsbestimmungen, daß die freisinnige „Errungenschaft" des Ersatzes der besonderen Anzeige einer Versammlung durch die öffentliche Bekanntmachung gar nichts wert ist. Die preußische Verwaltung will diese Bestimmung benützen, um den regierungsfreundlichen Blättern Inserate zuzuwenden; denn nur die auserkorenen „Amtsverkündiger" sollen eine wirksame Bekanntmachung vermitteln können.

In den letzten Aufwasch-Sitzungen des Reichstags hat hier und da die Blockmehrheit versagt. Man darf aber die Seitensprünge in Einzelheiten nicht schon als Vorzeichen des Zerfalls buchen. Am interessantesten ist der Sieg des Talers gegen den Einspruch der Regierung. Aber da zeigte sich die Widerstandskraft der Rechten im Verein mit den alten wirtschaftspolitischen Freunden. Die Konservativen haben sich mehr Selbständigkeit bewahrt als die Freisinnigen, die tatsächlich „alles schlucken". Vermutlich auch die Steuergesetze im Herbst.

Digitized by Google

Zur Inferioritätsfrage.

Aphorismen zur Rostschen Broschüre von Dr. Brüning, Trier.

Vor einigen Wochen erschien bei Bachem unter dem Titel „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart" eine Broschüre, deren Besprechung eine größere Anzahl bemerkenswerter Aufsätze hervorgerufen hat, welche zum Teil über den Inhalt des Buches referierten, zum Teil auch kritisch-praktische Betrachtungen brachten. Der Verfasser legt nun in seinem Vorwort Wert darauf, „zunächst zuverlässiges Tatsachenmaterial zu liefern". Zu diesem Zwecke hätte er meines Erachtens mehr bringen müssen, als er gebracht hat. Wenn auch die amtlichen Quellen in mancher Beziehung spärlich fließen; aus vielem Etwas wird stets ein Viel und wer suchet, der wird auch finden. So sagt Dr. Rost z. B. auf S. 60: „Von einschneidender Bedeutung für unser Problem ist ferner die Geistlichkeit beider Konfessionen nach zwei Seiten hin .... Um ein Bild der Volkswirtschaft zu gebrauchen, kann man sagen, das protestantische Pfarrhaus ist ein starker Produzent für gebildete Berufe, das katholische ein starker Konsument." Irgend einen ziffermäßigen Beleg für diesen zweifellos richtigen Satz bringt der Verfasser an dieser Stelle nicht. Und doch ist so manches Material da, das hätte beigebracht werden können. Nehmen wir zunächst das evangelische Pfarrhaus. Nach Cron „Glaubensbekenntnis und höheres Studium" lieferten die badischen Protestanten den Hochschulen des Großherzogtums in einem Zeitraum von zirka 25 Jahren (1869—1893) 2728 Studenten. Von diesen stammten aus dem evangelischen Pfarrhause 236; 190 von ihnen gingen zur Universität, 46 zur technischen Hochschule. Von den 190 widmeten sich 75 dem Studium der Theologie, der Rest von 115 ging zu Laienfächern über, welche also im ganzen 161 Studenten aus dem Pfarrhause erhielten. Von der Gesamtzahl der protestantischen Studierenden hatten also zirka 8,6 % protestantische Geistliche zu Vätern. — Nach einer bei Rost selbst (S. 43) mitgeteilten Tabelle studierten im Jahre 1898 an deutschen Universitäten 435 elsaß-lothringische Studenten evangelischer Konfession. Von diesen stammten 44 — also genau 10 % — aus dem evangelischen Pfarrhause. — Weiter ein Beispiel aus Preußen. Greifen wir das Sommersemester 1902 heraus. Da ergibt sich denn, daß an Reichsinländern auf preußischen Universitäten 10,623 Evangelische studierten. Von diesen entfielen auf die

evang.-theol.	Fakultät	1161	Studenten
juristische	„	3413	„
medizinische	„	1565	„
philosophische	„	4484	„

Von den Vätern dieser Studierenden waren im Hauptberufe evangelische Geistliche 981. Auf die Fakultäten verteilt sich diese Menge so, daß entfallen auf die

evang. theol.	353	medizin.	154
juristische	189	philosoph.	285

Von der Gesamtzahl der evangelischen Studenten stellen somit die Geistlichen zirka 9,2 %. Für die einzelnen Fakultäten berechnet, ergeben sich — in obiger Reihenfolge — zirka 30 %, 5,8 %, 9,8 % und 6,3 %. Soviel von der Produktion des evangelischen Pfarrhauses. Nun zum Konsumenten, zum katholischen Pfarrhause. Während wir eben sahen, daß das erstere „für den Protestantismus eine sichere Quelle" ist, „aus der ihm viele Gebildete erstehen", müßten wir Katholiken unsere Theologen „direkt als ein minus in Rechnung setzen, nicht etwa bloß deswegen, weil sie für den Laienberuf verloren sind, sondern noch mehr deswegen, weil sie durch den Zölibat auf den Aussterbeetat gesetzt sind." (Vgl. Tanner in der „Passauer theol.-prakt. Mon.-Schr.", Bd. XVI, Heft 11, S. 696). Und hier bietet sich uns ein recht reichhaltiges Material. Fangen wir im Südwesten an. Im Sommersemester 1907 studierten auf deutschen Universitäten 174 katholische elsaß-lothringische Theologen. Man darf annehmen, daß weitaus die größte Zahl von ihnen von elsaß-lothringischen Gymnasien kommt, wie man ebenso anzunehmen berechtigt ist, daß die Zöglinge des Metzer Klerikalseminars — zirka 140 — von diesen Anstalten abgegangen sind. In dem Jahrzehnt 1890—1900 haben nun — cf. Rost, S. 41 — in Elsaß-Lothringen die Reifeprüfung bestanden 1313 Katholiken; das würde für den genannten Zeitraum aufs Jahr zirka 130 katholische Abiturienten ergeben; heute mag der Satz etwas höher sein. Berücksichtigt man nun die Zahl der Studienjahre, so ergibt sich, daß jährlich etwa 70 junge Studenten der Theologie erforderlich sind, um die oben genannten Zahlen zu erreichen. Daß dabei nicht allzuviel für die Laienberufe übrig bleibt, ergibt sich ohne weiteres. Einen Schritt nach Osten, nach Baden! Innerhalb des obenerwähnten Zeitraumes von 25 Jahren bezogen badische Hochschulen 3166 badische Katholiken. Von ihnen gingen 715 zur technischen Hochschule. Von der Gesamtzahl wandten sich 758 dem Studium der Theologie zu (nach Cron a. a. O.), das sind rund 24 %. Wie gewaltig der Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken hier ist, beweist wohl am besten die Tatsache, daß von den Abiturienten, die zur Universität gingen, bei den Evangelischen 17,7 % angehende Theologen waren, bei den Katholiken dagegen 31,0 %. Auch für die späteren Jahre läßt sich an der Hand der Mitteilungen des Bad. Statist. Jahrbuchs ähnliches nachweisen (cf. u. a. Rost, S. 48). Auch in Württemberg absorbiert das Studium der katholischen Theologie viele Kräfte. Genau läßt sich das Verhältnis der Gesamtabiturienten zu denjenigen, welche katholische Theologie zum Gegenstande ihres Studiums machen, allerdings nicht feststellen. Immerhin aber kann man auf Grund der amtlichen Angaben über die Konfession der Schüler aller Oberklassen einerseits und der Zahl der Oberprimaner anderseits die Zahl der katholischen Abiturienten in Württemberg auf jährlich zirka 180—190 schätzen. Nun sind in den Jahren 1891—1901 in der Diözese Rottenburg jährlich im Durchschnitt 38 Kandidaten der Theologie ordiniert worden. Aus diesen Zahlen kann man daher seine Schlüsse ziehen. Es bleibt von Süddeutschland noch Bayern übrig. Von den 828 katholischen Gymnasialabiturienten Bayerns gingen nach Tanner (a. a. O. S. 696) 240 = 28,99 % zur Theologie über. In Mitteldeutschland ist Hessen auf zirka 70—75 katholische Gymnasialabiturienten zu schätzen; von diesen studierten 1906/07 13 Theologie. Für Preußen mögen folgende Ziffern genügen:

	Kathol. Abiturienten	Theologiestudierende
1886/87	833	253
1891/92	1100	435
1902/03	1625	439
1903/04	1764	478
1904/05	1902	505
1905/06	1989	485
1906/07	2070	478

Nimmt man die fünf letzten Jahre, so erhält man unter 9350 Abiturienten katholischer Konfession 2385, die zur Theologie übergehen, das sind 25½ %.

Auch in den überwiegend protestantischen kleinen Staaten und im Königreich Sachsen steht es ähnlich; es sind pro Jahr zu schätzen

	die Abitur. kath. Konf.	die Studenten kath. Theologie
in Sachsen auf	zirka 15—17	zirka 5
in den anderen Staaten auf	zirka 45—50	zirka 15

Von diesen 15 dürften etwa 8—10 auf Oldenburg fallen; regelmäßig dürfte ferner Weimar mit einem beteiligt sein. Die Schätzung für die kleineren Bundesstaaten bezieht sich, wie mitgeteilt sei, auf die erste Hälfte der neunziger Jahre.

Vielleicht nimmt der Verfasser der eingangs erwähnten Schrift Veranlassung, manche von ihm nur andeutungsweise herangezogenen Gesichtspunkte bei einer Neuauflage auszuarbeiten; an Material fehlt es nicht.

Noch auf dreierlei sei aufmerksam gemacht. Bei der Anführung der Tabellen über den Besuch der Töchterschulen finden wir unter anderem:

Hessen	mit 305	Schülerinnen	= 13.0,%	der Gesamtzahl
Baden	„ 964	„	= 28 1,%	„ „
Württemberg	„ 352	„	= 7.9,%	„ „

An die Zahlen knüpfen sich Betrachtungen über den schlechten Besuch. Dieser läßt allerdings zu wünschen übrig, allein so schlimm, wie Rost es darstellt, ist es nun doch nicht; die gesamten Privatanstalten mit ihren Schülerinnen sind nicht berücksichtigt, ein Umstand, der die Prozentzahlen ganz bedeutend verschlechtert.

Dann wird wieder Sparkassenstatistik getrieben — faute de mieux. Diese Sparkassenbuchstatistik ist ein recht zweifelhaftes Hilfsmittel. Für Preußen mag sie stimmen, für Bayern im großen und ganzen auch noch; aber für Baden nicht. Denn dort weisen für 100 Einwohner die Landeskommissariate

Konstanz	25,0	Kassenbücher	auf bei ca.	88 %	kath.	Bevölkerung
Freiburg	24,1	„	„ „ „	64 %	„	„
Karlsruhe	23,5	„	„ „ „	55 %	„	„
Mannheim	20,0	„	„ „ „	45 %	„	„

Digitized by Google

Hier stimmt die Rechnung also gar nicht; je mehr Katholiken, desto mehr Kassenbücher. Deshalb sind die Aeußerungen Rosts (S. 36) zum mindesten mißverständlich, wenn er sagt: „Wenn es . . . für Preußen seine Richtigkeit hat, daß die protestantischen . . . Gegenden . . . reicher sind als die katholischen, so gilt diese auf der Grundlage der Zahl der Sparkassenbücher erhärtete Beobachtung auch für Baden, das wir an anderer Stelle näher untersuchten."

Dann das letzte: Rost sagt (S. 40) „wenn wir unsere Nachweisungen auch auf Süddeutschland beschränken, so wollen wir auch einen flüchtigen Streifblick zuerst nach Preußen senden". Folgt dann eine kurze Notiz über die preußischen Abiturienten 1905. Ich meine: entweder man läßt Preußen ganz weg — die kurzen Aphorismen S. 40, 56 und 61 bringen keine Uebersicht — oder aber man berücksichtigt Preußen demnächst ausführlich; für die Schulstatistik wenigstens liegt auch ein außerordentlich reichhaltiges Material vor.

Das Papstjubiläum in der deutschen Kolonie Roms.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Durch gottesdienstliche Veranstaltungen in der deutschen Nationalkirche der Anima wurde die Feier des Papstjubiläums von der deutschen Kolonie würdig eingeleitet. Am Sonntag morgen fand in der Nationalkirche des Campo Santo ein feierliches Pontifikalamt statt und nachmittags wurde der von Monsignore Lohninger erbaute herrliche Pilgersaal, als bleibendes Andenken an das Papstjubiläum, feierlich seinem Zwecke übergeben. Der Protektor der Anima, Kardinal Merry del Val, der österreichische Botschafter mit Gemahlin, der preußische und bayerische Gesandte, die Bischöfe von Fulda, Hildesheim, Triest, St. Gallen, Sutri und Nepi, die ganze deutsche Prälatur, Vertreter der deutschen Kollegien, die deutsche Kolonie, Deputationen und Pilger aus der Heimat, kurz eine vielhundertköpfige Schar hatte sich zu diesem erhebenden Festakte eingefunden. Monsignore de Waal begründete in herzlicher Weise eine Huldigung für den Jubelpapst, Monsignore Lohninger eine solche für den Deutschen Kaiser und den Kaiser von Oesterreich, die ihre lebensgroßen Porträts, in Oel gemalt, für den neuen Saal geschenkt hatten, und Dr. Göller vom preußischen Historischen Institut, Präsident des Lesevereins, ließ nach feinschattierter, eindrucksvoller Darlegung der Bedeutung der deutschen Kolonie Roms den Kardinalprotektor Merry del Val und den heimatlichen Episkopat hochleben. Zum Schlusse erhob sich der frühere Rektor der Anima Monsignore Nagl, jetzt Bischof von Triest, um im Namen des Staatssekretärs für die herrliche Begrüßung zu danken. Die Scuola Gregoriana, unter Leitung von Monsignore Müller, tat ihr Bestes, um verständnisvoll ausgesuchte Chöre zu Gehör zu bringen. Die würdige Feier hinterließ den schönsten Eindruck und hat die deutsche Kolonie mit einem praktischen, großen und schönen Festsaal bereichert, wofür Monsignore Lohninger warmer Dank gebührt.

Am Montag, morgens um 11 Uhr hatte der Heilige Vater das römische Damenkomitee für Seine Jubelfeier, viele Bischöfe, die aus Deutschland und der Schweiz herbeigeeilten Diözesanvertretungen der Damen sowie die deutsche Prälatur und Vertreter aller Kreise der ansässigen Deutschen in Rom zu sich in den Konsistorialsaal befohlen, um die Jubiläumsgeschenke entgegen zu nehmen, die die Frauen und Jungfrauen in Deutschland und der Schweiz Ihm zu Füßen zu legen beschlossen hatten. Nachdem Pius X. alle zum Handkuß zugelassen hatte, wurde eine Ansprache verlesen, in der der Papst gebeten wurde, die Paramente, Kirchenwäsche, Kelche, Monstranzen, Ziborien, Missionskoffer usw. als Huldigung zum Jubiläum annehmen, sie dann besichtigen und segnen zu wollen.

In längeren Ausführungen betonte der Papst in seiner Antwort, daß er sich noch lebhaft erinnere, daß dieselben Länder, die heute so reiche Gaben darbrächten, vor zwei Jahren schon erhebliche Mengen von Paramenten für die zerstörten Kirchen Kalabriens ihm geschenkt hätten. Doppelt müsse er sich also wundern, daß, wie er gehört habe, jetzt noch viel größere Mengen und viel kostbarere Sachen eingelaufen seien. Herzlichster Dank gebühre allen, die so treu und unverdrossen mitgearbeitet hätten, um den Herrn in der Brotsgestalt zu ehren. Alle segne er von Herzen und wünsche ihnen Gottes reichsten Segen. Gerne folge er der Einladung, die Ausstellung zu besichtigen; er habe sich darauf gefreut, das in Begleitung der Damen selbst tun zu können.

Dann erhob sich der Heilige Vater, nahm noch die Spenden des Peterspfennigs entgegen, dessen Sammlung ein recht erfreuliches Ergebnis gezeitigt hat, und begab sich unter Vorantritt der Damen und gefolgt von den Herren in die Galleria delle Carte Geografiche. Die Galerie ist 160 m lang, reichte aber nicht aus, um alle Paramente unterzubringen, so daß noch ein großer Saal hinzugezogen werden mußte.

Die deutschen und schweizer Damen hatten sich alle bei den Ausstellungen ihrer betreffenden Diözese aufgestellt, so daß sie, als der Heilige Vater, von der Präsidentin, Frau Baumgarten, geführt, ihre Schätze in Seine Hände übergeben konnten. Nur ganz wenige Sprengel hatten sich aus diesen oder jenen Gründen nicht beteiligen können. Als besonders bedeutsam und reich müssen die Gaben der deutschen Schweiz, von Rottenburg, Freiburg im Breisgau, Münster und Breslau bezeichnet werden.

Ein Triumph deutscher Handarbeit, deutschen Fleißes und deutschen Geschmackes ist heute morgen gefeiert worden, so daß Kardinal Ferrata, die Herren vom Gefolge des Papstes und dieser selbst die Solidität und Schönheit der zahllosen Gegenstände, unter denen die Gold- und Silbersachen, die Spitzen, die feingestickte Altarwäsche und eine große Anzahl von Meßgewändern in älterem und neuerem Schnitt hervorragen, nicht genug rühmen konnten.

Der Heilige Vater hob wiederholentlich hervor, daß er alles gerne und mit Freuden annehme, die Verteilung der Gegenstände aber voll und ganz in die Hände des deutschen Damenkomitees lege. Wenn sie ihm einen kleinen Teil zur persönlichen Verwendung überlassen wollten, so würde ihn das recht freuen. Alles solle als Geschenk des Jubelpapstes an die bedürftigsten Gemeinden verteilt werden, worunter in erster Linie diejenigen von Deutschland und der Schweiz berücksichtigt werden müßten.

Diese feierlichen Aeußerungen des Papstes sind darum wohl geeignet, manches Mißtrauen zu beheben, als ob die Heimat und ihre Bedürfnisse bei solchen Anlässen nicht genügend berücksichtigt würden.

Die Leutseligkeit und herzliche Freude, die der Hl. Vater während des ganzen, langen Rundganges bezeugte, beglückte die Veranstalter dieser hochbedeutsamen Kundgebung zum Priesterjubiläum Pius' X. in höchstem Grade.

Die Missionsvereinigung deutscher Frauen und Jungfrauen, die in so erfreulichem Wachstum begriffen ist, hatte sich auf Veranlassung des römischen Damenkomitees entschlossen, ihre von Jahr zu Jahr umfangreicher werdende Ausstellung heuer ausnahmsweise in Rom zu veranstalten. Unter der kundigen Leitung von Fräulein Schynse wurde nun neben der eben erwähnten Ausstellung, aber völlig selbständig und getrennt davon, diejenige der Missionsvereinigung in übersichtlicher und geschmackvoller Weise hergerichtet. Der Protektor, Kardinal Ferrata, stellte die Damen, die von Prälat Forschner aus Mainz geführt wurden, dem Hl. Vater vor, der warme Worte der Aufmunterung und Anerkennung an sie richtete. Und als er ihre Ausstellung betrat, sprach er in unverhohlener Weise seine Genugtuung darüber aus, daß der Heidenmissionen in seinem Jubeljahre in so reicher Weise gedacht worden sei. Das sei um so bemerkenswerter, als die Vereinigung doch erst wenige Jahre bestehe. Er wünsche und erwarte, daß sie sich immer mehr entwickeln und immer festeren Fuß fassen möge, weil sie den Blick nicht auf bestimmte Einzelheiten, sondern auf das Ganze gerichtet halte.

Zum Schlusse sei erwähnt, daß der Verein katholischer Lehrerinnen Deutschlands sich in so hervorragender Weise an der deutsch-schweizerischen Ausstellung und an der Sammlung des Peterspfennigs beteiligt hat, daß das vielen zum Vorbild und Muster gereichen kann. Als der Heilige Vater an diesen Teil der Ausstellung kam, richtete die erste Vorsitzende des Vereins, Fräulein Pauline Herber aus Boppard, umgeben von zahlreichen Vereinsmitgliedern, einige Worte an ihn und überreichte ihm die Adresse des Vereins. Der Papst dankte hochbefriedigt und bemerkte auf Fräulein Herbers Bitte, den von Freiin von Oer gemalten Kreuzweg selbst behalten zu wollen, daß er dafür einen geeigneten Platz im Vatikan aussuchen werde.

Am Dienstag fand zum Abschlusse unserer Jubelfeier eine musikalische Aufführung im Campo Santo statt.

Unter den aus Deutschland eigens herbeigeeilten Herren nenne ich den Grafen Droste zu Vischering, Prälat Professor Hitze, Erbprinz von Löwenstein und Monsignore Werthmann von Freiburg.

Digitized by Google

Im Frühling.

Ein Streifen verwildertes Gartenland
Mit nickenden Dolden am Mauerrand,
Das Pförtchen verwittert, ich schlüpfe hinein:
Gott grüß dich, mein Eden, im Sonnenschein!

O lachende Frühlingsherrlichkeit!
Die schimmernden Pfade mit Blüten beschneit,
Es duftet der Flieder, die Tulpen glüh'n.
Auf schwellender Moosbank im Wiesengrün
Lausch' ich in tiefem, beglückendem Schweigen
Dem Vogelgesang in den Hecken und Zweigen
Und schaue verträumt in das blaue Gezelt.

— — — — — — — — — —

Da füllt mir die Seele unnennbare Lust,
Da wird es mir plötzlich mit Wonne bewußt:
Wie reich ist das Leben, wie schön ist die Welt!

Josefine Moos.

Die „vaterländischen" Arbeitervereine.

Von

Ernst v. Hartenfels.

Auf dem „nationalen" Acker des Fürsten v. Bülow „keimt" manches neue Kraut, dessen Zweck und Wert erkennbar ist, noch ehe es recht Früchte gereift hat. Zu diesen Gebilden gehören die sogenannten vaterländischen Arbeitervereine. Das Wochenblatt dieser Vereine, die „Deutsche Treue", bezeichnet sie selbst als eine Folge der letzten Reichstagswahlen. Der neue Arbeiterbund sollte sich gegen die Sozialdemokraten richten: Das Bürgertum wollte die politische Herausforderung der roten Partei, so heißt es in der Vorgeschichte des Bundes, nicht mehr ertragen und brach ihren Einfluß im Reichstag. Um wie viel mehr hätten da nicht die Arbeiter, insofern sie deutsch, monarchisch und kirchlich gesinnt seien, Veranlassung, den Einfluß der Sozialdemokraten als unerträglich zu betrachten. Ganz unsere Ansicht. Es ist auch selbstverständlich, daß der Bund, wenn er in diesem Sinne wirken will, verspricht, mit den konfessionellen Arbeitervereinen ein freundliches Verhältnis anbahnen zu wollen. Denn diese Vereine sind ja doch auch deutsch und monarchisch und kirchlich. Aber sind dann nicht die vaterländischen Arbeitervereine entbehrlich? Sie verneinen das; sie wollen auf dem Gebiete der Arbeitervereine eine Lücke entdeckt haben und diese ausfüllen. Sie wollen nämlich „alle zu Kaiser und Reich stehenden deutschen Männer, die zu Unternehmern in einem Lohn- oder Gehaltsverhältnis stehen, ohne Unterschied ihrer kirchlichen oder parteipolitischen Stellung zum Kampf gegen die Sozialdemokratie vereinigen". Sollte dies gelingen, so würde damit aber doch nicht eine Lücke ausgefüllt, sondern es würden alle deutschen, monarchischen und kirchlichen Arbeiter „vereinigt" werden. Das ist aber bei den abgrundtiefen wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Gegensätzen in Deutschland unmöglich. Das sieht der Bund wohl im stillen auch selbst ein, aber er merkt nicht, daß das „nationale" Mäntelchen, in das er sich hüllt, von dem häufigen Gebrauch durch andere Kartellmacher und sonstige politische Gründer so verschlissen ist, daß es die Blößen dieser neuesten Gründung nicht deckt. In Wahrheit handelt es sich eben nur um ein Manöver im Sinne der Blockpolitik, durch das viel weniger die Sozialdemokraten als das Zentrum und die katholischen Arbeiter getroffen werden sollen. Wie sehr sich nämlich der Bund der „vaterländischen" Arbeiter gegen die katholischen Vereine richtet, ergibt offensichtlich der Inhalt der bisherigen Nummern der „Deutschen Treue". Zwar haben die konfessionellen Arbeitervereine auch im allgemeinen nicht den Beifall dieses Blättchens, die protestantischen Vereine aber werden doch nicht besonders getadelt. Es heißt von ihnen sogar, ihrem Anschluß an den Bund stehe kein Hindernis entgegen; sie würden vielmehr durch ihren Beitritt auch wirtschaftlich sich eine Stellung sichern. Die katholischen Vereine erhalten eine solche liebe- und vertrauensvolle Einladung, an der „vaterländischen" Krippe teilzunehmen, nicht. Nun ja, „katholisch" heißt ja seit dem 13. Dezember 1906 soviel wie antinational, mithin gehören katholische Arbeiter nicht in den Bund vaterländischer Arbeiter!

Nicht anders stellt sich der Bund und seine „Deutsche Treue" zu den christlichen Gewerkschaften. Er will ihnen gegenüber in seiner Werbetätigkeit zwar freie Bahn haben, weil sie ihn schlecht behandelt hätten. Angriffe richtet das Bundesblättchen aber nur gegen „ultramontane" Gewerkschaften. So enthält das „Wort an die evangelischen Arbeitervereine" in Nr. 4 des Blattes folgende Liebenswürdigkeiten eines „evangelischen Christen": Die Anklagen gegen die Burbacher und Völklinger Hüttenwerke nach den Reichstagswahlen wegen Bekämpfung der christlichen Arbeiter seien ein Machwerk der christlichen Gewerkschaften aus dem Saarrevier, welche von ultramontanen Blättern und Parteisekretären geleitet würden. Diese ultramontanen Führer seien bezahlte Futterschneidemühlen für Zentrumswahlen. Die Verbrüderung mit der ultramontanen Arbeiterbewegung habe nur geschadet und habe das ultramontane Nebenregiment gestärkt. Und ferner: Die Boten der Gladbacher Jesuitenschule scheine man endlich entbehren zu können. Hier würden die geheimen Giftquellen aufgeschlossen. Katholische Arbeitersekretäre brächten unter der Firma „Christliche Gewerkschaft" die schwersten Gefahren. Es läge alle Veranlassung zur Warnung der evangelischen Arbeiter vor. Dann Glückauf zu einer Blockpolitik auch unter den evangelischen Arbeitern und ihren vielen tausend Freunden.

Aehnlich eifert die „Deutsche Treue" an anderen Stellen gegen den „Ultramontanismus". Beispielsweise, weil er die protestantischen Arbeiter gegen die Nationalliberalen auf die Beine bringen wolle. Es wird auch offen ein Keil zwischen die christlichen Gewerkschaften mit der Schlußfolgerung getrieben, es gehe aus den Auseinandersetzungen auf beiden Seiten dieser Gewerkschaften hervor, daß eine wirtschaftliche interkonfessionelle Vereinsbildung bei den in Deutschland herrschenden Zuständen unmöglich sei. Mit diesem Satze verurteilt eben der Bund sein eigenes Bemühen. Denn gerade er will ja angeblich die Arbeiter auf breitester interkonfessioneller Grundlage zusammenführen und wirtschaftlich heben. In Wirklichkeit will er das, wie wir gesehen haben, freilich nicht, sondern nur den Zusammenschluß aller protestantischen Arbeiter, soweit sie nicht Sozialdemokraten sind. Das Ideal des Bundes ist ein Corpus Evangelicorum der deutschen Arbeiter, als teilweiser Unterbau für den protestantischen Reichstagsblock. Dieser Arbeiterblock müßte dann natürlich auch politisch gut ausbalanciert sein, damit er nicht umkippt. Auch das hat der Bund bestens bedacht und seinen Schwerpunkt in das nationalliberale Lager verlegt. Ausgerechnet dahin auch deshalb, weil er damit die dauerhaftesten und schärfsten Katholikenhasser für sich gewinnt. Die Nationalliberalen sind ja auch die „Generalpächter von Bildung und Besitz", mit deren kapitalistischen Zielen der Bund mehr naiv als realpolitisch aussichtsvoll die Arbeiter aussöhnen will. So wird es verständlich, daß der Bund für die Herrenmoral des Herrn Kirdorff, dessen soziale Verdienste er rühmt, eintritt, indem er meint, Herr Kirdorff habe in seiner Rede beim Festmahl des Zentralverbandes deutscher Industrieller mit Recht den Herrenstandpunkt vertreten, weil er ihn nur gegen die richte, die ihn herausforderten. Das heißt mit anderen Worten, die „Herren" haben zu entscheiden, ob die Arbeiter sich ihrem Willen zu unterwerfen haben. In derselben Richtung bewegt sich das von dem Bundesblättchen nach einem Ausfall gegen die Partei, mit der man „in Domsakristeien Wahlgeschäfte abschließt", wiedergegebene Loblied auf die nationalliberale Organisation, die im nationalen und freiheitlichen Sinne für Bildung und Besitz eintrete. Nichts sei weniger freiheitlich als der Siegeszug der Sozialpolitik der Posadowskyschen Richtung, der die polizeiliche Zwangsjacke der Staatsfürsorge und anderseits den Terrorismus der Gewerkschaften gebracht habe. Zweifelsfrei gehe jetzt durch das Volk eine frische Brise im Sinne des Blocks. Es handle sich um die Zukunft der nationalliberalen Partei, deren große Verdienste sie dazu bestimmten, in der ernsten Lage der Gegenwart eine vermittelnde Rolle zu spielen. Wir meinen, diese Andeutungen genügen, um den Bund „vaterländischer" Arbeitervereine als eine neue Truppe zum Kampfe gegen das katholische Volk zu erweisen. Für besonders gefährlich halten wir sie zunächst nicht. Unsere katholischen Arbeiter sind doch wohl politisch geschult genug, um zu wissen, daß die Propheten aus dem nationalliberalen Lager für uns falsche Propheten sind. Gleichwohl wird man die Weiterentwicklung dieser neuesten Blockhilfstruppe sorgsam im Auge behalten müssen.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés, verlange man aus Prinzip stets die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Studententum und Parteipolitik.

Von

August Nuß.

Auf Herrn Koepchens Artikel in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" nur einige flüchtige Gedanken zur Erwiderung.

Soll der Student, der noch nicht wahlmündig ist, aktiv und praktisch Parteipolitik treiben? Nein! Dazu hat er weder Beruf, noch Fähigkeit, noch Zeit. Er soll studieren. Soll auch an den Strebungen und Bewegungen der Zeit nicht achtlos vorübergehen. Er soll Fühlung zu nehmen und zu halten suchen mit den Gedankengängen der ihn umgebenden Welt. Neben seinem Fachstudium soll er auf dem weiten Markt des großen öffentlichen Lebens Umschau halten, ohne sich zum „lauttönenden" Herold und zum „Rufer im Streite" aufzuwerfen. Auch hier soll er lediglich — studieren. Dafür heißt er „Student". So soll er sich positive Kenntnisse sammeln, um dann später gegebenenfalls im öffentlichen Leben seinen Mann stellen zu können. Das — passive — Studium der Politik schadet dem jungen Herrn Studiosus nichts, wohl aber die aktive Beteiligung an dem Kampfe in der parteipolitischen Arena. Dem Studium der reinen Tages- und Parteipolitik ziehe ich für die heutige studentische Welt das intensive Studium der sozialpolitischen Probleme vor. Hic Rhodus, hic salta! Mehr soziales Interesse! Mehr sozialpolitisches Verständnis! Das ist heute eine der ersten „Forderungen des Tages", — auch, ja gerade für die junge akademische Welt. In bestimmten Grenzen wird auch von ihr positive soziale Mitarbeit gefordert. Ich meine: Mit der gewissenhaften und gründlichen Erfüllung der sozialen Pflichten hat der Student vorerst genug zu tun. Hier zeige er seine Kraft!

Ist ein Student wahlmündig geworden, so hat er meines Erachtens das verfassungsmäßige Recht und die staatsbürgerliche Pflicht, von Fall zu Fall aktiv Parteipolitik zu treiben, so gut wie jeder andere Staatsbürger. Ob er hierbei eine führende Rolle spielen will, mag er mit seinem Gewissen ausmachen und mit seinen Standespflichten.

So viel zu der prinzipiellen Frage, ob ein Student Parteipolitik treiben soll.

Zum Schluß noch eine Bemerkung:

Gar mancher katholische Student sieht beim Gegner nur Splitter, im eigenen Lager aber lauter Balken. Gar mancher katholische Student nährt sich täglich nur von der Kost liberaler Zeitungen und Witzblätter à la „Simplicissimus" und „Jugend"! Die katholischen Blätter seien ihm, sagt er, zu einseitig und — rückständig. Woher kennt er sie? Zumeist nur aus der Kritik der Gegner. Diese Art Politik zu „studieren", ist einseitig und — unehrlich. Sapienti sat!

„Sachverständige" in Unsittlichkeitsprozessen.

Vor der Strafkammer des Landgerichts München I wurde am 5. Mai im sogenannten objektiven Verfahren wieder einmal ein Prozeß gegen ein mit grob unsittlichen Stellen gespicktes Buch verhandelt. Der Ausgang war aber ein anderer als in der ominösen Schwurgerichtsverhandlung, über die in Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 147 ff.) berichtet werden mußte. Das Gericht ließ sich von den Gutachten der lediglich zur Entlastung geladenen „Sachverständigen" diesmal nicht imponieren und erkannte auf Einziehung von elf objektiv unzüchtigen Stellen des Buches. Der interessante Verlauf der Verhandlung rechtfertigt eine nähere Wiedergabe. Wir folgen dabei dem Berichte der Nr. 128 der liberalen „Augsburger Abendzeitung":

„Vor einiger Zeit erschien im Verlage von Piper & Co. dahier (München) ein Werk, „Tagebuch einer Dame", in welchem geschildert wird, wie eine Dame aus der Gesellschaft zur Dirne herabsinkt. Die Staatsanwaltschaft beanstandete den Inhalt des Buches und erhob gegen den Verfasser, den Münchener Schriftsteller Dr. Rüttenauer, und die Verleger Anklage wegen Vergehens wider die Sittlichkeit. Die Strafkammer lehnte die Eröffnung des Hauptverfahrens gegen die Beschuldigten ab, worauf das objektive Verfahren eingeleitet wurde.

In der nun vor der 1. Strafkammer stattgehabten Verhandlung erklärte der Sachverständige Professor Dr. Muncker, das Buch habe in gewissem Sinne einen wissenschaftlichen Wert. Es sei die Tagebuchform gewählt, weil in dieser die Heldin über ihre Gefühle und Regungen möglichst offenen Aufschluß geben könne. Die Verhältnisse, unter denen sie zur Dirne werde, werden rücksichtslos dargestellt. Dabei werde die Heldin keineswegs glorifiziert, es werde vielfach angedeutet, daß sie ein Opfer ihrer Schwäche werde. Der ruhige Leser erkenne, daß der Verfasser einen Fall von seelischer Krankheit darstellen will. Diese Absicht schließe nichts Unsittliches in sich; das Buch sei durchaus nicht pornographisch, wenn es auch kein künstlerisches Werk sei und verschiedene psychologische Unmöglichkeiten enthalte. Eine Geschmacklosigkeit müsse das Hereinziehen religiöser Momente genannt werden, eine Roheit sei die Schilderung verschiedener Personen, in denen man bekannte Münchener Schriftsteller erkenne. Hervorzuheben sei, daß das Buch verschiedene hübsche Naturschilderungen enthalte.

Schriftsteller Joseph Ruederer führte aus, das Buch sei nicht pornographischer Art. Er glaube an die Absicht des Verfassers; er verfolge künstlerische Ideen; daß er sie erreichte, möchte er nicht behaupten, doch offenbare sich in dem Werke ein starkes schriftstellerisches Können. Die Heldin sei eine hysterische Person, deren Psychologie so plump geschildert sei, daß demgegenüber das Künstlerische zurücktrete.

Staatsanwalt Link führte in seinem Plädoyer aus, der Begriff des Unzüchtigen sei dem gesunden Menschen ohne weiteres klar, und von Männern, die, wie die Juristen, trotz aller gegenteiligen Meinungen dem öffentlichen Leben nahestehen, könne man dies um so mehr behaupten. Unzüchtig sei im gegebenen Falle das Leben der Heldin und die Art der Darstellung; es würden Zoten verwendet, um den Entwicklungsgang der Heldin zu schildern. Die Frage, ob es eine Norm für die Sittlichkeit gebe, müsse er bejahen. Diese Sittlichkeitsquellen seien das Alte und das Neue Testament, auf denen sich der moderne Staat aufbaue. Er halte die Meinung der Sachverständigen in allen Ehren, allein sie stünden außerhalb der großen Volkskreise, die ein solches Werk wie das „Tagebuch einer Dame" als unzüchtig verwerfen. Durch die Einziehung des Buches werde dem Kunstschatze der Welt nichts geraubt, wenn es freigegeben werde, würde es nur die sittliche Verkommenheit fördern. Die Staatsanwaltschaft wäre in der Lage, eine Reihe von Gegensachverständigen zu benennen, doch sei es schwer, diese zu Gericht zu bringen, weil sie ihre Ansicht vor der Oeffentlichkeit nicht bekunden wollen. Da es nicht möglich sei, einzelne Teile des Buches auszuscheiden, wenn man es nicht unverständlich machen wolle, beantrage er das ganze Buch einzuziehen und die zu dessen Herstellung benützten Platten unbrauchbar zu machen.

Die Vertreter der Interessenten, die Rechtsanwälte Dr. Wilhelm Rosenthal und Dr. Pflaum traten der Auffassung des Staatsanwaltes über die Notwendigkeit der Vernehmung von Sachverständigen entgegen und kamen zu dem Schlusse, daß die Tendenz des Werkes keine unsittliche sei, denn die einzelnen Schilderungen seien notwendig, um erklärlich zu machen, wie eine Dame der Gesellschaft zur Dirne herabsinken könne; eventuell würde es sich empfehlen, nur das eine Blatt mit der beanstandeten Zeile zur Einziehung zu bestimmen.

Die Strafkammer entschied, daß elf Stellen des Buches einzuziehen und die zu ihrer Herstellung benützten Platten unbrauchbar zu machen seien. Das Gericht anerkannte, daß große Partien des Buches nicht zu beanstanden sind, und ließ es dahingestellt, ob ihm ein literarischer oder künstlerischer Wert beizumessen, ob es von sittlicher oder unsittlicher Tendenz getragen sei. Ein beträchtlicher Teil des Buches enthalte Schilderungen der Liebesabenteuer der Heldin, und in breiter Ausmalung auch verschiedene Vorgänge aus dem Geschlechtsleben derselben. Diese Schilderungen treten aus dem Gesamtinhalt des Buches hervor, sie seien objektiv unzüchtig und geeignet, das sittliche Empfinden weiter Leserkreise zu verletzen."

Der Bericht und die Entscheidung bedürfen kaum eines Kommentars. Die nicht nur in der Presse, sondern auch im preußischen Abgeordnetenhause (vgl. den Artikel „Gerichtspraxis" von Dr. Otto von Erlbach in Nr. 6, S. 88 ff.) und im deutschen Reichstage erhobenen schweren Bedenken gegen den Einfluß der sogenannten Sachverständigengutachten auf die Beurteilung pornographischer Erzeugnisse durch die irregeführte deutsche Rechtsprechung können auf die Dauer nicht ohne Wirkung bleiben. Bei dieser Gelegenheit eine vorläufige Antwort an die Adresse des Abg. Dr. Müller (Meiningen), der in der Reichstagssitzung vom 30. März 1908 das Landgericht München I, dem anzugehören er die Ehre habe, und das Schwurgericht München gegen kritische Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" verteidigen zu müssen glaubte. Dr. Otto von Erlbach wird in einer der nächsten Nummern der „Allgemeinen Rundschau" bemerkenswerte jüngste Vorgänge im Kampfe gegen die Pornographie im Zusammenhange würdigen. Heute sei lediglich fest-

Digitized by Google

gestellt, daß Abg. Dr. Müller (Meiningen) der „Allgemeinen Rundschau" mit Unrecht den Vorwurf machte, sie habe (vgl. Stenographischer Bericht, Reichstag, 134. und 135. Sitzung, Montag, 30. März 1908, Seite 4466 c) „unter anderem verlangt, daß Richter, die in solchen Dingen judizierten — es war eine Reihe von Urteilen mitgeteilt, in denen das Münchener Gericht abwich von dem Urteil des Obergerichts —, so rasch wie möglich von der Strafkammer an die Zivilkammer versetzt werden möchten". Jeder Urteilsfähige kann diese Wendung des wortreichen Freisinns-Führers nur in dem Sinne verstehen, als habe die „Allgemeine Rundschau" eine Versetzung ohne und gegen den Willen der betreffenden Richter, also sozusagen eine Art Strafversetzung „verlangt". In einer Fußnote zu dem Artikel „Vier Urteile" in Nr. 8 vom 22. Febr. 1908 (S. 121) heißt es aber lediglich: „Die Strafkammer des Landgerichts München I hat mittlerweile auch vom Reichsgericht, und zwar in zwei Fällen, Korrekturen erfahren, welche den betreffenden Richtern denn doch den Wunsch nahelegen sollten, baldmöglichst an eine Zivilkammer versetzt zu werden, denn das Ansehen der Justiz leidet gewaltig unter solchen Fehlschlägen." Das ist ein sehr erheblicher Unterschied, über den der Abg. Dr. Müller (Meiningen) nicht so leichtfertig hinweghüpfen sollte. Ein Reichstagsabgeordneter ist verpflichtet, eine Zeitung oder Zeitschrift, die er angreift, zum mindesten genau zu zitieren und weder etwas hinzuzufügen noch etwas wegzulassen, wenn dadurch der Sinn entstellt und künstlich in pejus „korrigiert" wird. Die Unabsetzbarkeit des Richters ist ein Grundsatz, der in der „Zentrumspresse" einen vielleicht zuverlässigeren Schutz findet als in den Reihen jenes „Freisinns", der heute von bisherigen Kampfgenossen des Verrates an freiheitlichen Grundforderungen angeklagt wird. Einer Justizbehörde, welche einen Urteilsspruch mit Versetzung ahnden wollte, würde die „Allgemeine Rundschau" nachdrücklich auf die Finger klopfen. Etwas anderes ist es, wenn ein Richter selbst einsieht, daß seine Fähigkeiten auf einem anderen Gebiete liegen.

„Selbstherrlichkeit."

Von

Anna de Crignis, München.

Am 18. Mai 1906 gab Ellen Key ihren ersten Vortragsabend in München. Noch heute sehe ich die feine Erscheinung der kleinen, alten Dame vor mir: wie sie in ihrer eleganten schwarzen Robe ans Stehpult rauschte, dann den Duft eines dort liegenden Blütenstraußes einsog, vornehm mit den wohlgepflegten Händen posierte und hierauf das meist aus Damen bestehende Publikum einem minutenlangen Studium unterzog. Totenstille herrschte im großen Saale des „Bayerischen Hofes", bis Ellen Keys helle, einschmeichelnde Stimme den Bann brach durch die Worte: „Verehrte Anwesende." Ihr Thema lautete: Geselligkeit und Ethik. Zu Beginn sprach sie den für Christen inhaltslosen Satz: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst." Die einzelnen Teile ihrer langen Rede verband sie geschickt durch Brücken von eigener Mosaik sowie zahlreichen Sentenzen, welche ihre ungeheure Belesenheit offenbarten. Geselligkeit müsse geistig anregen und körperlich wohltun. Nichts überraschte mich mehr von der Verfasserin des Buches „Lebensglaube", in dem sie das Verblühen des Christentums, dessen vollständigen Bankrott zu beweisen sich anmaßt, als daß sie den leuchtendsten Redeschmuck ihres Vortrages — unserer Bibel entnahm, z. B. als sie über jene Geselligkeit sprach, welche wir durch die Liebe oder Freundschaft genießen können, „wo der eine sehr ehrfurchtsvoll das Gefühl des anderen wie ein Altarlicht emporhebt zu einer Höhe, die er sich selbst nicht zugetraut hätte" . . ., oder wenn sie die Sitte der Araber, dem Fremden Brot und Salz zu reichen, eine Art Sakrament, ein Liebesmahl nannte . . ., oder als sie ausführte, Sabbatstimmung müsse in die Geselligkeit gebracht werden. Ueberhaupt lief ihr ganzer Vortrag auf das Christengebot hinaus, das sie selbst zitierte: „Was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen auch tun!"

Am Schlusse ließen sich junge Leute zu exaltierten Lobreden hinreißen; reife, an jahrelanges Studium gewöhnte Menschen zeigten sich jedoch etwas enttäuscht: von dieser weltberühmten Volksrednerin hatte man sich eine wissenschaftliche Konferenz statt einer Salonplauderei und neue Gedanken erwartet; so aber hatte sie die wärmste Wortmalerei dem Christentum und die größten Schlager berühmten Männern entnommen.

Dieser Vortrag trat doppelt lebendig vor meine Seele bei Lektüre einer neuen Abhandlung von Ellen Key, betitelt „Das Gemeingefühl der Selbstherrlichkeit", siehe Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1907, Nr. 17.

In ihrer Rede hatte sie betont: „Die Geselligkeit und die Gesellschaft muß die Solidarität und die Individualität vertreten", im Essay verficht sie dieselben Sätze aber mit Voranstellung des Individualismus: „Ich bin in erster Linie für mich da, in zweiter Linie für die Menschheit. Unsere Lebensbedürfnisse können wir nicht anders als im Zusammenhang mit dem Ganzen befriedigen." Dann leitet sie zu dem Kernpunkt ihres Strebens und Wirkens über: „Der Individualist will eine persönlich geschaffene Religion und Ethik." Wie sehr lehnt sie sich da an ihr Ideal Friedrich Nietzsche an! Radikal atheistisch, bekriegt sie wie er das Christentum und besonders die Kirche. Philosophie des irdischen Lebens vertritt bei beiden die Stelle der Religion. „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein", phantasierte der Zarathustraprediger. Aber seine Jüngerin Ellen Key übertrumpft ihn noch. Hören wir den Schlußgedanken ihres Essays: „. . . Wenn dieses der Menschheit zur zweiten Natur geworden ist, dann wird eine Mutter, wenn ihr Sohn ihr dann noch mit Parzivals Frage naht: Was ist Gott? ihren Blick in den seinen versenken und antworten können: Du!" — — — Als ich diese Stelle das erstemal las, mußte ich lächeln, so naiv kam sie mir vor; das zweitemal fiel mir das Märchen ein: „Mann und Frau im Essigkrug." Das drittemal stand diese schwedische Schriftstellerin als der verkörperte Hochmut vor mir, und ich fand ihren Haß gegen unsere Religion der Demut natürlich.

Die kleinen Menschlein, die armseligen Sterblichen, die Sünder läßt sie zu Gottheiten avancieren! Nur gut, daß die ewige Majestät des wahren, einen, persönlichen Gottes zwischen seinem und dem menschlichen Geiste einen Grenzwall errichtet hat, an dem irdischer Hochdünkel scheitert.

Der Wilde, einer gesunden Ahnung folgend, schafft sich einen Götzen als Ding außerhalb seiner selbst; der „modernste" Kulturmensch betet sich selbst an! Ein Wesen, das geboren wird, sich entwickelt und stirbt! Ein Geschöpf, das Tag für Tag hundert Torheiten und Irrtümer begeht, das müde, krank und unglücklich sein kann! „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott", fragt Goethe; „ermangeln ihm nicht ebenda die Kräfte, wo er sie am nötigsten braucht?" —

Der metaphysischen Kunst des Russen Dostojewsky entsproßte der Roman „Die Dämonen", in welchem der Nihilist Kiriloff sich schließlich erschießt, um Gott zu werden.

O, Dostojewsky, wie schade, daß Fräulein Key erst jetzt entdeckt hat, daß der Mensch eigentlich ein Gott ist; sonst hätte Kiriloff, dein Held, mit seiner Sehnsucht nach Vergöttlichung, ruhig leben bleiben können! Gerade in diesem russischen Werke tritt uns das „Menschliche, Allzumenschliche" plastisch vor Augen und gewährt einen Rückschluß auf alle Menschen. Und diese sollen „Gott" sein?! Unwillkürlich kommt mir die Herzeloide des Mittelalters, die Parzival das Lichte vom Finstern unterscheiden lehrt, logischer vor als die moderne Ellen Key.

Ich glaube, daß Goethe, den diese Dame als zweites Ideal verehrt, mit ihrer Gottesansicht kaum einverstanden gewesen wäre. Er sagt: „Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt. Das ist mein Gott." — Derselbe Goethe charakterisiert unser Verhältnis zu dem unbegreiflichen Gott; er nennt den Menschen „ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Lassen wir uns nicht wankend machen durch die vergoldete Phraseologie dieser modernen Heidin! Es ist nur ein Gott. „Von Gott geht alles aus; in Jesus Christus hat alles seinen Mittelpunkt, durch ihn geht alles zurück auf Gott." — (P. Bonaventura.) Das Christentum regelt auch die Stellung zwischen Gott und Mensch: letzterer ist nicht mehr als ein abhängiges Geschöpf, wennschon die Krone der Schöpfung; er ist nicht Gott selbst, aber kraft seiner unsterblichen Seele ein Ebenbild Gottes und soll ein Tempel des hl. Geistes sein. Wie sagt Schiller? „Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in einem Kranze — Der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich."

Digitized by Google

Einen Beirat für die Theaterzensur

hat die Polizeidirektion in München ins Leben gerufen. Dem Beirate gehören folgende Herren an:

Oberstudienrat Dr. v. Arnold, Hofschauspieler Friedrich Basil, Universitätsprofessor Dr. Cornelius, Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. Crusius, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Graf Du Moulin-Eckart, Schriftsteller Alex. Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, prakt. Arzt Dr. K. Graßmann, Universitätsprofessor Obermedizinalrat Dr. v. Gruber, Schriftsteller Dr. Max Halbe, Professor Ad. v. Hildebrand, Studienrat Dr. Kerschensteiner, Universitätsprofessor Hofrat Dr. Kräpelin, Universitätsprofessor Dr. v. Müller, Universitätsprofessor Dr. Muncker, Gymnasialrektor J. Niclas, Generalintendant a. D. v. Possart, Schriftsteller Joseph Ruederer, Oberregisseur a. D. J. Savits, Oberbibliothekar Dr. Schnorr v. Carolsfeld, Professor Anton Stadler, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Sulger-Gebing, Professor an der Technischen Hochschule Dr. Voll, Schriftsteller Wilhelm Weigand, Intendant a. D. Geh. Hofrat von Werther.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" sind von der Zusammensetzung des Beirates sehr befriedigt und meinen, dieselbe verspreche ein recht gedeihliches Wirken, „gedeihlich" im Sinne einer weitherzigeren Handhabung der Zensur. Anders kann es vom Standpunkte der „Neuesten Nachrichten" nicht gemeint sein. Wir enthalten uns eines Urteils über die Wirksamkeit dieses Beirates, bis wir greifbare Früchte seiner Arbeit gesehen haben. Der Zensurbeirat ist, so wird bekanntgegeben, in Kommissionen eingeteilt, die bereits Gelegenheit hatten, sich zu einer Reihe von Bühnenwerken verschiedenster Gattung zu äußern.

Was die Zusammensetzung des Zensurbeirates anbelangt, so hat die Polizeidirektion es mit einer Aengstlichkeit, die wir zwar verstehen, aber nicht billigen, sichtlich vermieden, auch nur eine einzige Persönlichkeit zuzuziehen, welche notorisch auf dem Boden derjenigen Richtung und Weltanschauung stünde, die in der bayerischen Gesamtbevölkerung nun einmal die vorherrschende ist. Das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß eine Reihe vortrefflicher Männer, die durch ihre unerschrockene öffentliche Stellungnahme gegen gewisse Exzesse bestens legitimiert sind, in dem Beirate anzutreffen ist, wenn sie auch nur einen relativ kleinen Bruchteil bilden. Mit besonderer Genugtuung begrüßen wir verschiedene Autoritäten der medizinischen Wissenschaft und Volkshygiene, namhafte Kenner der menschlichen Psyche. Bei einzelnen Namen fragt man sich allerdings vergeblich nach dem Befähigungsnachweis für das Ehrenamt eines Theaterzensors, wenn nicht etwa z. B. für einen Historiker die scharf ausgeprägte „antiklerikale" Tendenz allein schon die ethisch-ästhetische Qualifikation ersetzt. Es könnte auffallen, daß die in den Beirat berufenen Bühnenschriftsteller ausnahmslos der modernen „freien" Richtung angehören, wie auch die zugezogenen Literatur- und Kunstsachverständigen schon dadurch gekennzeichnet sind, daß sie in gewissen Prozessen der letzten Zeit mehr oder minder Anschauungen vertraten, welche — von persönlichen Freisprechungen ganz abgesehen — zur Freigabe von Erzeugnissen führten, die von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und verfolgt waren.

Daß wir unter diesen Umständen in das Vorschußlob der „Münchener Neuesten Nachrichten" nicht einstimmen können, liegt auf der flachen Hand. Es hätten sich auch in München noch Männer finden lassen, welche, ohne der Einseitigkeit, des Muckertums oder ähnlicher minder schöner Eigenschaften verdächtig zu sein, vermöge ihrer Tradition, ihrer positiven Leistungen und ihrer gesamten Geistesrichtung ein gewisses Gegengewicht gegen übermächtige moderne „freie" Strömungen hätten bilden können. Der Mangel dieses Gegengewichtes vermindert unsere Zuversicht, aber im übrigen wollen wir, wie schon gesagt, die Wirksamkeit dieses Zensurbeirates als objektive Zuschauer geduldig abwarten. Im großen und ganzen wird wohl alles bleiben, wie es war.

Dr. Otto von Erlbach.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ···

Frühlingsfreud!

O Frühlingsfreud, wenn deine Knospen springen,
Da schwillt der Hoffnung junger Blumenflor,
Die Herzen flammen wie verjüngt empor —
O Frühlingsfreud! Das gibt ein neu Gelingen!

Und ist mir manche Knospe aufgesprungen —
So ist mir manche Blume hingewelkt.
In Hoffnungen hab' ich schon oft geschwelgt —
Was ich erhoffte, ist mir oft mißlungen.

Doch will das Herz den Mut nicht sinken lassen,
Solang ein Frühlingshauch es neu umweht,
Mag tausendmal der Knospen Rot erblassen.

Und wenn des Lebens letztes Rot vergeht,
So laßt zum letztenmal mich Hoffnung fassen:
Ich weiß, daß dann ein Frühling neu ersteht.

Haunersdorf. Seb. Wieser.

Englische Wohltätigkeit.

Von

Theodorich Schwabe.

Bernard Shaw und das Almosen. — Der Mayor von London in Deutschland. — Das Deutsche Hospital. — Einwanderung. — Arme Kinder.

„Sozialismus für Millionäre" — das macht sich ebensogut wie etwa „hölzernes Beil". Aber Bernard Shaw hat ein Heftchen als Flugschrift der wissenschaftlich-sozialistischen Fabian Society geschrieben, das diesen Titel trägt. Shaw, der in Paradoxen glänzende, alles herunterreißende, Shakespeare tief verachtende, Helden aller Art tötende, sich selbst hoch verehrende englisch-irische Bühnenschriftsteller.

Was sollen die Millionäre mit ihrem Geld anfangen? Eine zu wichtige Frage, als daß nicht eine eigene Schrift darüber geschrieben werden müßte. Shaw hat sie geschrieben, und nicht zu unrecht. Carnegie, allerdings ein Amerikaner, nimmt täglich über 160,000 M ein; dem Herzog von Bedford, dem ein großer Teil des Londoner Bodens gehört, bringt, so sagt man, jede Minute 20 M. Er kann mit seinen 29,000 M täglich nicht an Carnegie hinanreichen, aber am Ende kann er und die Seinen nicht alles essen, er stirbt wohl auch eines Tages, und so hat Shaw recht, wenn er fragt: Was soll der Millionär mit seinem Gelde anfangen?

Für seine Kinder sorgen? O das wäre, sagt der englische Schriftsteller, ganz verkehrt: „Will man die Laufbahn eines jungen Mannes verderben, seine Energie vernichten und seinen Charakter schwächen, so ist klar, daß es dafür kein sichereres Verfahren gibt als ihm zu gewähren, was man „Unabhängigkeit" nennt, worunter man eine völlige und verächtliche Abhängigkeit von der Arbeit anderer versteht. Jeder Millionär, der seine Millionen in der üblichen Weise seiner Familie hinterläßt, setzt seine unschuldigen Nachkommen dieser Gefahr aus, ohne ihnen irgend einen Vorteil zu verschaffen, den sie sich nicht weit wirksamer und glücklicher durch eigene Arbeit, unterstützt durch einen schönen Eintritt ins Leben, verschaffen können." Das stimmt ungefähr mit dem was Carnegie sagt: „Nichts ist so wahr, als daß der „allmächtige Dollar", in Millionen an Töchter und Söhne vererbt, zum allmächtigen Fluche wird."

Weit vernünftiger sei es, Almosen zu geben aber — und nun fährt Shaw fort —, nicht für Arme und Krankenhäuser. Krankenhäuser sollen nur etwas bekommen, wenn sie Studienzwecken dienen; den Komiteen für Arme Unterstützungen zu geben, könne allenfalls noch hingehen, aber den Armen unmittelbar dürfe nichts geschenkt werden. Denn Krankenhäuser zu halten, Armen zu helfen sei Pflicht der Gemeinschaft, und ein Reicher solle diese Pflicht nicht abnehmen. Man solle dem Armen und Kranken nicht das geben, was er braucht, sondern was er brauchen sollte und nicht begehrt. Der Erziehung, dem Unterricht soll der Reichtum dienen, wie der von Cecil Rhodes; die Gaben,

Digitized by Google

die für geistige Bedürfnisse, für Erziehung, Gelehrsamkeit, vaterländische Zwecke gespendet werden, wirken auch wieder auf die materielle Lage zurück. Und wer es als Luxus verpönen wollte, Bedürfnisse zu wecken, die einstweilen nicht da sind, nicht Begehrtes begehrenswert zu machen, dem erklärt Shaw: „Wer aus dem Luxus von gestern das Bedürfnis von heute macht, ist ein ebenso großer Wohltäter wie der, der bewirkt, daß da, wo früher nur ein Scheffel Weizen wuchs, jetzt zwei Scheffel wachsen. Er hat Energie geschaffen und vereinigt, anstatt sie nur einzeln zu verstreuen und hat sie auf dem im Grund einzig möglichen Weg geschaffen: durch Weckung neuer Bedürfnisse."

Ich will auf eine prinzipielle Erörterung dieser „großzügigen" Philosophie, so leicht sie auch wäre, nicht eingehen. Solche Anschauungen auszusprechen, ist äußerst bequem, wenn man in einem warmen Salon sitzt, eine gute Zigarre raucht oder ein schottisches Beefsteak mit einer Flasche kräftigen Weines vor sich stehen hat. Oder wenn man, wie es bei Shaw der Fall ist, um eine Hundertpfundnote sich nicht viel zu kümmern braucht. Gemüt war ja noch nie die Sache Shaws. Für andere Menschen ist das Schriftchen höchstens ein Beweis mehr dafür, daß in England sich recht verschiedene Ansichten über Wohltätigkeit geltend machen. Weit mehr als in Deutschland, wo das englische System, Wohltätigkeitsanstalten, besonders Krankenhäuser zum großen Teil durch freiwillige Gaben zu unterhalten, weder geliebt noch gepflegt wird. Daher staunen Engländer, die Deutschland kennen lernen, wie bei uns Irrenhäuser, Spitäler und ähnliche Anstalten vielfach ohne Appell an die öffentliche Wohltätigkeit sich halten können. Als im vorigen Sommer der Lord-Mayor von London mit anderen Herren Deutschland besucht hatte, berichtete er nachher in einem englischen Blatt über seine Eindrücke: „Ich war, sagt er, wieder (in der Irrenanstalt Buch bei Berlin) mit Staunen und Bewunderung darüber erfüllt, daß die Deutschen es fertig bringen, alle diese vorzüglichen Etablissements zur Linderung menschlichen Leidens aus den Steuern zu erhalten (er meint damit wohl auch die Beiträge der Leidenden). Ich konnte nicht umhin, mich unserer eigenen klagenden Bitten um Privatfonds zu entsinnen, die nötig sind, um derartige Einrichtungen zu erhalten, und ich bin absolut nicht sicher, ob nicht die Steuer eine modernere und verständigere Einnahmequelle ist, als die Subskriptionslisten, die bei Gelegenheit der Essen zugunsten von Spitälern, Irrenhäusern und Waisenhäusern herumgereicht werden. Derartige „Festlichkeiten" sind in Deutschland unbekannt."(?)

Wie es in England näherhin gemacht wird, möge uns der Jahresbericht 1906 einer Londoner Anstalt zeigen, die unserem vaterländischen Empfinden besonders nahe geht, des Deutschen Hospitals, das im Jahre 1845 hauptsächlich für Kranke gegründet wurde, die deutscher Abstammung sind oder die deutsche Sprache reden. Diese große und hochgeschätzte Anstalt liegt in Dalston, einer der ärmsten Gegenden des Nordostens Londons, ist mit Apotheke, Rekonvaleszentenheim und protestantischer Kirche verbunden und verfügt über 130 Betten, von denen im Berichtsjahr durchschnittlich 118 stets belegt waren. Die Krankenschwestern kommen aus Sarepta bei Bielefeld. Es versteht sich von selbst, daß Kranke jeder Konfession aufgenommen werden und zwar, wie in den meisten englischen Spitälern, umsonst und ohne jegliche Empfehlung.

Das erste, was an diesem 174 Seiten starken Rechenschaftsbericht auffällt, ist die fast unübersehbare Zahl der Geber. Von Kaiser und König, von fast allen regierenden deutschen Fürstlichkeiten, den Senaten der deutschen Seestädte, den Botschaftsbeamten in London bis zu all den Tausenden bürgerlicher „Steuerzahler" — Protestanten, Juden, Katholiken, alle sind hier vereinigt. Die Spitzen der deutschen Kolonie in London gehören zum Präsidium, der Apparat, um Gaben zu sammeln, ist oder scheint wenigstens mir großartig.

Wie kommt nun das Geld für eine solche Anstalt zusammen? Die gewöhnlichen Ausgaben für 1906 betrugen 11,125 Pfd. Sterl. (222,560 M), die Einnahmen 10,778 Pfd. Sterl. (215,580 M). Woher kommen diese Einnahmen? Ich führe sie so kurz als möglich an, um in die Maschinerie eines Londoner Hospitals einen Einblick zu verschaffen. Also:

Jährliche Subskriptionen (ein Pfd. Sterl. = 20 M)	1568	Pfd. Sterl.
Schenkungen gesammelt für das Jahresfestessen	4060	„ „
Schenkungen während des Jahres	189	„ „
In Büchsen gesammelt	184	„ „
Beitrag vom Kosherküchenkomitee	100	„ „
Ertrag der Matinee im Apollotheater	150	„ „
Ueberschuß aus einem Konzert	100	Pfd. Sterl.
König Eduard-Hospitalfonds	200	„ „
Hospitalsonntag-Fonds	590	„ „
Hospitalsamstag-Fonds	181	„ „
Aus angelegtem Eigentum	2924	„ „
Bezahlungen von Patienten, die Privatzimmer hatten	490	„ „
Verkauf von alten Materialien, Wäsche	26	„ „
Verkauf von Ansichtspostkarten	11	„ „

Dazu nur wenige Bemerkungen. Man sieht, wie zum Jahresessen, das in den Statuten eigens vorgeschrieben ist und meist von einem englischen oder deutschen Großen präsidiert wird, nicht weniger als 81,200 M zusammenkamen. Der König Eduard-Hospitalfonds wurde vom König im Jahre 1897 gegründet in der Absicht, die Londoner Spitäler zu unterstützen; der König drückte bei der Gründung die Hoffnung aus, es möchte gelingen, jährlich 150,000 Pfd. Sterl., 3 Millionen M aus ihm zu ziehen. Im Jahre 1906 betrugen die Einnahmen bereits 130,000 Pfd. Sterl. Carnegie hat dem Fonds 100,000 Pfd. Sterl., ein Lord Mount Stephan das Doppelte, ein Samuel Lewis 250,000 Pfd. Sterl. zugewiesen. An einem Sonntag des Jahres wird überall für die Hospitäler gesammelt, daher die Summe aus dem Hospitalsonntag-Fonds. Was die Patienten, die nicht eigene Zimmer innehatten, freiwillig bezahlten, läßt sich nicht kontrollieren. Es kann bei den Schenkungen während des Jahres, auch bei den jährlichen Subskriptionen und denen zum Festessen sein, auch bei den Büchsensammlungen, die im Hospital selbst 152 Pfd. Sterl., 3040 M einbrachten, auch bei den Hospitalsonntag-Gaben. Auf alle Fälle dürfte es sehr wenig sein. —

Auf den Zwiespalt der Meinungen, ob private freiwillige oder öffentliche zwangsweise Fürsorge, weist auch die Debatte hin, die um die letzten Weihnachtstage über „unterernährte Kinder" geführt wurde. Die Armut in London ist eben groß, trotz der Summen, die ihr steuern wollen. Man hat schon das englische Verwaltungssystem dafür haftbar gemacht, aber ich glaube großenteils zu unrecht. Wenigstens heutzutage zu Unrecht. Daß es in London soviel und so außergewöhnliches Elend gibt, könnte man allerdings, um nur das zu betonen, der Regierung insofern auf die Rechnung schreiben, als nach der Ansicht mancher das englische Asylrecht zu weit geht. Auf den „freien Boden Englands" wandern Tausende ein, die nichts haben und voraussichtlich niemals etwas besitzen werden. Angesichts des englischen Fremdengesetzes von 1905 könnte man vielleicht das bestreiten. Allein das genannte, streng gehandhabte Gesetz, eine der letzten Taten des aggressiv-jingoistischen Flügels der Unionistischen Partei unter Balfours Regierung, ist, als die Liberalen gesiegt hatten, wesentlich gemildert worden. Der neue Staatssekretär des Innern Herbert Gladstone stellte das Asylrecht wieder her.

Mit der großen Einwanderung hängt ohne Zweifel zum Teil auch die Frage der „unterernährten Kinder" zusammen. Am 21. Dezember v. Js. las man in den „Times" einen Aufruf von vier hochangesehenen Männern, Rosebery, Rothschild, Avebury und von Arthur James Balfour, dem früheren konservativen Ministerpräsidenten. Es hieß darin, durch einen Education Act von 1906 sei es dem Londoner Grafschaftsrat gestattet worden, jedem Steuerzahler 4 Pf. aufzulegen, damit in den 946 konfessionellen und konfessionslosen Schulen, die unter seiner Aufsicht stehen, arme Kinder im Fall der Not gespeist werden können. Der Grafschaftsrat habe beschlossen, von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch zu machen, weil bisher zu diesem Zweck freiwillige Beiträge in genügender Höhe geflossen seien. Statistische Aufstellungen ergaben 18 272 bedürftige Kinder der genannten Art, für sie seien 30—40,000 M nötig je nach der Härte des Winters und dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit. Die Begründung für die Bitte um Beiträge ist eigentümlich: „Wir halten es nicht für billig (fair), daß diese Last auf die gesamte Körperschaft der Steuerzahler gelegt werde, die ohnehin ihre Steuern schon so schwer tragen. Auch könnten Tausende von armen Eltern, wenn sie sehen, daß sie selbst für die Unterstützung ihrer Nachbarkinder zahlen müssen, versucht sein, dem Staat auch ihre eigenen aufzulegen." Und noch ein Grund: „Diese neue Steuer würde vielleicht Folgen haben, die jene, welche den Fortschritt des Sozialismus beobachten, nicht ohne ernste Besorgnis betrachten können."

In der gleichen Nummer des „Times" ergreift auch der Sozialdemokrat Hyndman das Wort. Er verlangt sozusagen Speisung aller Schulkinder — eine Vorahnung des Zukunftsstaats. Die Leitung der „Times" selber nimmt zu der Frage

Digitized by Google

in einem langen Artikel Stellung, Hyndmans Forderungen ablehnend, die Bitte der vier warm befürwortend.

Ich habe diese Debatte erwähnt, weil auch sie in die Art und in die Beweggründe englischer Wohltätigkeit einen Blick tun läßt. Ganz ideal kann man diese Beweggründe ja nicht wohl nennen. Aber auf Grundsätze kommt es im Leben weniger an, als auf frische und kräftige Taten.

Knabengärtnerei.

Von

K. Fellner.

Die „Soziale Kultur" veröffentlicht in ihrem Januarheft 1908 einen Artikel „Knabengärtnerei", worin an Hand eines Beispiels aus England gezeigt wird, von welch großem praktischen wie auch erzieherischem Wert es wäre, wenn in unseren Schulen in den Mußestunden eine Anzahl Knaben in der rationellen Bearbeitung eines Gärtchens, namentlich in Gemüse-, dann auch Blumenzucht, unterrichtet werden könnten. Es ist in jenem Artikel die Rede von einem Herrn Rooper, Schulinspektor in Southampton, der in der Nähe der Stadt ein nicht gerade fettes Stück Ackerland für diesen Zweck erwarb, dasselbe 12 Schülern zur Bearbeitung übergab, zuerst zur Verbesserung und dann zur Bebauung. Der Garten ist in 12 gleiche Teile geschieden, jedem Knaben ein Teil. Ein Jahr hindurch erhalten dieselben dreimal in der Woche je eine Stunde theoretischen und praktischen Unterricht im Gartenbau. Ihre Parzellen bebauen alle mit den gleichen Gemüsen, um so den Wetteifer anzuregen. Die Produkte verkaufen sie, der Erlös gehört zur Hälfte ihnen, zur andern Hälfte der Schule für die Sämereien, die Werkzeuge u. dergl. Diese Tätigkeit setzen die Knaben zur Freude ihrer Eltern in ihrem Hausgärtchen fort, und der Einwand, daß sie dadurch ihre Schularbeiten versäumen, trifft nicht zu, denn sie arbeiten fleißiger als früher, aus Furcht, es möchte ihnen sonst ihre so lieb gewordene Beschäftigung nicht mehr gestattet werden.

Dieser Artikel veranlaßt mich auch an dieser Stelle auf eine solch eminent soziale und erzieherische Tätigkeit aufmerksam zu machen. Wie in der Stadt dadurch manch kleines Plätzchen trefflich ausgenützt werden könnte, so wäre auch auf dem Lande Gartenkultur nur zu wünschen. Unsere Landleute legen in der Tat Wert darauf, einen Garten zu besitzen, allein so klein der Platz, so groß ist oft der Wirrwarr. Wenn aber unsere Knaben von 10—12 Jahren, die sich in dieser Zeit schon betätigen wollen, auf eine rationelle Gartenkultur durch praktische Beispiele hingewiesen würden, ließe sich wohl sehr viel machen. Ich will nicht davon reden, daß eine Mannigfaltigkeit der Gemüse eine Verbesserung der Kost bedeutet und damit an manchen Orten zum Kapitel „Dienstbotenfrage" gehört; ich will nur anführen, daß eine solche Gartenkultur ein nicht zu unterschätzendes Mittel ist, unseren Landleuten die Liebe zur „Mutter Natur" wieder zu erwecken, die bei ihnen vielfach in ein stumpfes Hinnehmen der Naturerscheinungen verblaßt ist, Liebe zur Natur, diese erste Stufe zu einem höheren geistigen Standpunkt.

Ein anderer großer Vorteil würde sich aus Knabengärtnereien dadurch ergeben, daß die Kinder den Nutzen, Segen und inneren Wert der Arbeit kennen lernen. Es entsteht ein edler Wetteifer zwischen den Knaben, der sich noch fortsetzt, wenn sie herangewachsen sind, bei der großen Bewirtschaftung der Felder.

In der gleichen Weise und aus den gleichen Gründen wäre wünschenswert die Pflege von Obstbäumen, die in der Form von Spalierbäumen nicht nur eine treffliche Bekleidung der nackten Häuserwände, sondern auch eine ergiebige Einnahmequelle für viele bilden könnte.

Von welch hohem moralischen Wert aber wäre es erst, wenn die von den Knaben gezogenen Gartenprodukte Verwendung fänden in den Suppenschulen (die hoffentlich auf dem Lande noch mehr Eingang finden werden), wenn so die Knaben sähen, wie sie hier im kleinen ihren Beitrag leisten zum großen Problem der Volksernährung.

Von welcher Seite wir also die Sache betrachten, immer zeigen sich uns eine Menge von Vorteilen. Nur einen Haken scheint die Sache zu haben, nämlich woher die Herren Pfarrer und Lehrer, denn diese kämen doch vorerst nur in Betracht, die Zeit nähmen zu diesem Unterricht. Ich meine, mit gutem Willen läßt sich auch hier viel erreichen, und wo es nicht geht, also in größeren Ortschaften, lassen sich vielleicht andere Persönlichkeiten finden. Bei der großen Liebe zu unserem Volk, die ja noch allenthalben in den Kreisen des Klerus und der Lehrerschaft lebt, dürfen wir vielleicht hoffen, schon bald von dem Betrieb einer Knabengärtnerei Nachricht zu erhalten.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Das tote Vögelein.

Verstummt sind alle Lieder,
Vorbei ist jede Lust;
Nie kehrt der Frühling wieder
In diese kleine Gruft!

Maiglöckchen läutet leise
Zur Ruh dem toten Freund;
In seiner treuen Weise
Steht Primelchen und weint. —

Ruh' sanft im Erdenschoße,
Waldsänger du! — Ade!
Mög' eine weiße Rose
Dir streu'n den Blütenschnee! — —

Ach! — Meines Liedes Singen
Wird bald verstummen auch ...
Mög's leise dann verklingen
Wie dein's — — im Frühlingsbauch!

Fritz Theissen.

Der Lenz.

Eine Skizze von Maria Freiin von Perfall.

Nun pfiffen es buchstäblich die Spatzen am Dach, daß der Lenz gekommen sei! Die Welt ward wirklich mit jedem Tag schöner! Das war ein Keimen und Blühen, ein sehnsüchtiges Regen und ein stilles Genießen im goldenen Abendglanze der scheidenden Sonne! Aus tausend Blütenkelchen leuchtete die Frühlingswonne, aus ungezählten Vogelkehlen tönte der Frühlingsjubel! Und das Herz tat sich auf — weit auf, um all das Leben und Glück in sich aufzunehmen, um sich ganz davon erfüllen zu lassen, — ein köstlicher Schatz, alle Tage, selbst die grauesten, zu vergolden! — Wenn es auch Leid gab auf der Welt, so war das jetzt vergessen, und die Seele hatte nur ein Empfinden, daß es Glück, viel Glück gibt, das nun jeden Morgen mit uns neu erwachen wird. — Der Lenz ist gekommen! — —

Horch! — Da zittert ein Glockenton durch die Luft — bang und klagend — das klingt nicht lenzesfroh, das will mich wieder zurückrufen aus wonnigen Träumen in das wechselvolle Alltagsleben.

Ich frage einen des Weges Kommenden und erhalte die kurze Antwort: „Der Lenz ist tot!"

Eisigkalt legt sich's da auf mich — ein dumpfer, erschütternder Schmerz.

Und die Sonne versank mit einem Male, der Vogelsang schwieg und über die gesenkten Blumenköpfchen ging es wie leises Zittern. — —

Die Sterbeglocke verstummte. —

Da besann ich mich. — Der Lenz? — Ja, so hatte der greise Fischer drunten am See geheißen. Ich war längere Zeit weg gewesen und hatte den Alten darüber fast vergessen.

Er war ein schlichter, alter Mann gewesen, mit dem ich mich öfters zu unterhalten pflegte. Dann erzählte er mir bis zurück auf seine Kindertage, als er, ein kleines Bürschchen, der Stolz und die Freude der Seinigen war.

Mit sechs Jahren wußte er schon, daß die kleinen Mädels eine furchtbare Angst haben vor nassen Schnecken rückwärts an den Hals gelegt. Seiner halbtauben Großmutter schrie er ganz unglaubliche Geschichten ins Ohr, von kühnen Floßfahrten und von seinen erstaunlichen Erfolgen, wenn ihn der Vater zum Fischen mitnahm. Nach seinen Noten befragt, erklärte er sie immer mit einem Finger der ausgestreckten Rechten, während die Linke am Rücken ungesehen die übrigen Zahlen ergänzte.

„Schön wie der junge Lenz!" — das sagte hier vielleicht nicht viel; aber die Dorfschönen waren doch alle verliebt in den kräftigen, sonnengebräunten Burschen mit den blauen Träumeraugen und den schwellenden, roten Lippen. Er heiratete aber nur eine, die blonde Marie, auch ein Fischerkind. Die verstand doch das Geschäft und das ist die Hauptsache.

Lenz war ein fleißiger Mensch, der sich an schönen Sommermorgen manch blankes Silberstück aus dem See holte; dabei sparsam und nüchtern. Der See, dessen Grenze für ihn die

Digitized by Google

Grenze der Welt bedeutete, den kannte er wie seine Tasche, und wenn eine Welle den schäumenden Kamm hob, dann wußte er sofort, wie es mit „ihren Launen" stand.

Als er schließlich das Fischen aufgeben mußte, übernahm sein Sohn das Anwesen. Lenz flickte aber lange noch die Netze mit einer Gewandtheit, die man seinen krummen, alten Fingern nie zugetraut hätte. So saß er auf der Bank vor dem mit sinnigen Bildern von den wunderreichen Fischfängen in der Bibel bemalten, alten Hause, die Pfeife rauchend, eine Wollmütze auf dem Kopfe, in Hemdärmeln und einer leuchtend roten Weste. Im Dorfe genoß er ein großes Ansehen als Wetterprophet, und seinen Enkelkindern imponierte er sehr durch die Erzählungen aus seiner Jugend, wobei die Kinder sich um mindestens ein Jahrhundert zurückdachten. Nun war sein schlichtes Leben beendet, und der Lenz hätte es wohl nie gedacht, welch erschütternden Eindruck mir die Todesnachricht machen würde! — —

Zwei Tage später ging ich zu seiner Beerdigung. Es war ein wunderbarer Frühlingsmorgen, so klar und rein, und die Lerchen sangen ein jubelndes Auferstehungslied! Alles ringsumher strebte dem Leben, dem Lichte entgegen, sonnenwärts im Vollgefühle jugendlicher Kraft! —

Ich betrat den kleinen Dorffriedhof. Unter der Sakristeitüre tauchten die roten Röcke der Ministranten auf. Die Buben rissen an den Glockensträngen, daß sie beinahe von dem Seile in die Höhe gehoben wurden. Mit übermütigen, lachenden Gesichtern läuteten sie den Lenz zu Grabe.

Indessen füllte sich der Gottesacker mit schwarzen Gestalten und mit Kindern, die irgend ein Stück alten Flors um den Hals gewickelt hatten, das entschuldigte dann vollständig die roten Röckchen und blauen Strümpfe. Alles drängte sich um das frischaufgeworfene Grab gegen den See zu. Der Pfarrer räusperte sich; tiefe Stille trat ein, nur die Frauen griffen noch schnell nach den Sacktüchern; denn der Lenz war allgemein beliebt gewesen.

Kurz und schlicht war die Grabrede für den ehrengeachteten Lorenz Thalmeier, der hier geboren war, hier gelebt und gewirkt, beziehungsweise gefischt hatte und nun im Alter von 73 Jahren hier gestorben war. Ein mehrstimmiger Grabgesang beneidete den Lenz, der nun „am schönsten Strande ausruhen" dürfe. Mein Blick glitt über den spiegelklaren See, der so duftend und verlockend vor uns lag, und mir genügte einstweilen der heimische Strand noch vollständig!

Als mich am späten Nachmittag mein Weg an dem Friedhofe vorbeiführte, da wollte ich doch dem alten Freund in seinem neuen Heim einen Besuch machen. Nun war es ganz still um ihn, der Grabhügel bedeckt mit Frühlingsblumen. Traurig schmiegten sich die goldenen Himmelsschlüssel an den Boden und die weißen Anemonen küßten die dunkle Erde, unter welcher der Lenz schlummerte.

Ja, Lenz und Leid, Frühling und Friedhof, sie sind doch nicht so weit voneinander zu trennen, wie wir es in glückberauschter Stunde wähnen; bilden sie doch zusammen den Inhalt und die Grenzsteine einer kurzen Spanne Zeit, eines flüchtigen Menschenlebens! —

Sinnend schritt ich heimwärts. Die scheidende Sonne küßte den rot erglühenden See, ein leichter Windhauch trug mir den süßen Duft schlaftrunkener Blüten entgegen, ein Frühlingsgruß, der mir die düsteren Gedanken schmeichelnd von der Stirne wischte und mir ins Ohr flüsterte: „Der Lenz ist nicht tot!" Lange Erwägungen und banges Grübeln sind nicht seine Sache. Nach schweren Kämpfen freut er sich seiner Herrschaft. Er will alles schön gestalten, Wunder wirken, in lachende Augen sehen, die Vergangenheit vergessend, ohne Frage an die Zukunft! — Die träumende Erde überschüttet er mit bunten Blumen: „nun sorge für sie!" In die zagenden Menschenherzen wirft er die goldenen Pfeile der Sehnsucht nach Glück und Liebe: „nun laßt das Fragen und macht, daß euer Leben noch schöner werde, als eure Träume es waren!" —

Terzett.

Kommt ein kleiner Fink geflogen,
Setzt sich auf den Ast,
Den der Frühlingswind gebogen
Bis zum Brechen fast.

Schlägt mit seinen bunten Schwingen
Keck den Takt dazu:
Hörst du, Herz wir wollen singen,
Wind und Fink und du!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male: „$2 \times 2 = 5$", Satirspiel in vier Akten von Gustav Wied. Die Leute, die immer in eilfertiger Bewunderung hinter dem Allerneuesten herlaufen, mögen in dem Werke des „Dänischen Shaw" allerhand Tiefes entdecken oder wenigstens so tun. Ich kann nicht finden, daß das Spiel für unsere Bühne einen Gewinn bedeutet. (Ob diese schwülen, eindeutigen Süßen Mädel-Szenen ferner auf ein Hoftheater gehören, dies ist noch eine besondere Frage für sich. Ich glaube, sie verneinen zu müssen.) Die Auflösung der als Locktitel dienenden sonderbaren Rechenformel ist etwa folgende: Wenn es sich um das Glück handelt, läßt man fünf gerade sein, denn die Menschen sind in ihren Prinzipien wie die Windfahnen. So sehen wir in dem Stücke eine Anzahl nur lose zu einer Handlung verbundener Leute Charakter und Gesinnung wechseln und einen wegen unsittlicher Bücher bestraften Schriftsteller über alles lachen. Wied will wohl in diesem Manne den Vertreter eines sich über die Geschehnisse erhebenden Humors darstellen, aber ein Witzbold ist noch lange kein lachender Philosoph. Daß man an dem vielen Lachen den Toren erkenne, meint schon ein lateinisches Sprichwort. Es liegt ja gewiß die Uebertreibung in den Kunstabsichten der Satire, wenn aber den Charakteren jede Lebensmöglichkeit genommen wird, dann verfehlt sie ihr Ziel. Das Publikum schien sich nicht übel zu unterhalten. Es wollte auch bei dem vielen Lachen auf der Bühne kein Spielverderber sein. Es hielt sich an das Groteske oder Frivole einiger Szenen, wie z. B. Herrn Abels Heiterkeit in der Gefängniszelle und sein fröhlicher Gleichmut, als er die Geliebte auf einer Untreue ertappt. Schließlich jedoch ermüdet uns das Spiel, einmal durch die Unklarheit seiner Ziele und noch mehr durch die saloppe Technik des Aufbaues. Gespielt wurde unter Basils Regie sehr gut; ich glaube wenigstens nicht, daß man diesen leblosen Figuren mehr Leben geben kann. Basil versteht die schwere Bühnenkunst überzeugenden Lachens. Monnard gelingt sie wohl schwieriger, wiewohl er in diesem haltlos schwankenden Bohemien sonst viel Charakteristisches gab. Sehr Gutes boten Höfer, König, Schröder und Trautsch. Sympathisch wirkten die Damen Dandler, Reubke, Ramlo und Schwarz. Frl. v. Hagen liegt burschikose Keckheit nicht recht. Ein drollig unmöglicher Jüngling wurde von Schwanneke einwandsfrei gegeben. Auch die kleineren Chargen waren angenehm besetzt. Der Beifall hielt sich in den Grenzen freundlicher Anerkennung und galt wohl hauptsächlich der Darstellung.

Theater am Gärtnerplatz. Lehárs neue Operette ist nun zu uns gekommen. So stürmisch von einem ausverkauften Hause auch der „Mann mit den drei Frauen" empfangen wurde, ein Erfolg von der Durchschlagskraft der „Lustigen Witwe" ist es nicht gewesen. Dabei ist die Musik durchaus nicht schlechter. Lehár, der ja als Opernkomponist begann, hat nie seine Sehnsucht nach feinerer künstlerischer Wirkung ganz verleugnet. In den musikalischen Mitteln ist er noch gewählter geworden. Die Tonsprache klangschön, die Melodien sehr liebenswürdig, das Orchester in den Farben oft geradezu modern. Leider ist der Text undramatisch und belanglos. Julius Bauer ist eine Wiener Lokalgröße des Feuilletons. Man merkt es nur an mancher witzigen Wendung. Der Operettenheld hat in Wien eine Gattin und in Paris und London „Bräute". Also eine tüchtige Dosis Ehebruch, ohne viel Phantasie gemacht, und schließlich reumütige Rückkehr zu Weib und Vaterstadt. Sollte dieser so bekannt gewordene Komponist, der doch sicher mit Textdichtungen überlaufen wird, nichts Besseres finden können? Die Aufführung war gut. Eine neue Sängerin, Frau Behrens-Linke, bereitete uns eine angenehme Ueberraschung.

Ein Wohltätigkeitsfest zugunsten der wirtschaftlichen Frauenschule in Geiselgasteig wurde an zwei aufeinanderfolgenden Abenden bei sehr gutem Besuche im Hotel Union abgehalten. Carl Maria von Webers liebenswürdige „Preciosa", die man heute nur noch selten hört, wurde auf der Bühne des Kasino sehr hübsch unter der Leitung des Kapellmeisters Schwarz und der Regie der Hofschauspielerin Klothilde Schwarz aufgeführt. Fräulein Beller-Nusch gab in der Titelrolle eine sehr ansprechende Leistung, in die weiteren Chargen teilten sich begabte Theaterschüler und Damen und Herren der Gesellschaft. Die Vorstellung fand verdienten Beifall. In einem von Maler Krainer arrangierten Kabarett wurden unter der Leitung der Hofschauspielerin Swoboda und des Kammersängers Schuegraf allerhand Gesangsvorträge geboten. Am zweiten Abend trat u. a. die künstlerisch stark überschätzte Brettldiva Irber auf. (Anmerkung des Herausgebers: Daß man bei einem unter den Auspizien der Prinzessin Maria de la Paz und der Herzogin Karl Theodor stehenden Feste am zweiten Tage als sog. „Kabarettdiva" auch eine Mary Irber auftreten ließ, deren Name durch verschiedene Skandalprozesse den Kreisen der „Gesellschaft", zumal der Aristokratie, eindeutig genug bekannt sein müßte, war nicht nur eine Geschmacklosigkeit, sondern ein direkter Skandal, zumal in einem Saale, mit dem die Traditionen des edlen Grafen Konrad von Preysing aufs engste verknüpft bleiben. Solche Vorgänge gehören auch zu den Dingen, die man draußen so gerne als „echt münchnerisch" bezeichnet.)

Digitized by Google

Aus den Konzertsälen. Professor Schmid-Lindner hatte zu seinem einzigen Klavierabend dieses Jahres ein zahlreiches Publikum angezogen, welches seiner technisch und an musikalischem Verständnis so hoch stehenden Kunst allerstärksten Beifall spendete. Das reiche Programm brachte außer Werken von Beethoven, Bach, Busoni, Rachmaninow und Rubinstein auch solche Münchener Künstler. Sehr fein und vornehm wirkte H. C. Schmids beifälligst aufgenommene Tondichtung. Auch die Stücke aus Beer-Walbrunns Reisebilder gefielen mit gutem Rechte. Die Bagatellen von Walter Braunfels wußten durch ihr eigenkräftiges Temperament zum mindesten lebhaft zu interessieren. — Ludwig Heß leitete mit hervorragendem Gelingen den sehr anregend verlaufenen Abend der Konzertgesellschaft für Chorgesang, welche Liszts Graner Messe und Bruckners 150. Psalm mit dem Hoforchester zur Aufführung brachte, zwei Werke musikalischer Höhenkunst, die man nicht ohne größte Eindrücke hören kann. Die sangliche und orchestrale Wiedergabe war eine durchaus imposante. Die Altistin Elsa Schünemann (Berlin) zeigte sich auch in Hugo Wolfs geistlichen Liedern als Sängerin von Geschmack und Können. An Stimmumfang erschien der Sopran von Frau Cahnbley-Hinken (Köln) minder ausgiebig. Vortrefflich wirkte Benders kraftvoller Baß und Haberls schöner Tenor. Die feinsinnige Orgelbegleitung Prof. Maiers verdient Hervorhebung. Das Publikum nahm die Darbietungen mit Begeisterung entgegen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Wien wurde am 75. Geburtstage von Johannes Brahms ein von Prof. Weyr modelliertes Denkmal des Meisters enthüllt. Das künstlerisch günstig beurteilte Monument stellt den Komponisten sitzend dar. Eine die Musik allegorisierende Frauengestalt lehnt am Sockel. — Die Wiener Singakademie beging ihr fünfzigjähriges Jubiläum durch eine glanzvoll verlaufene Feier. — Der Neubau des Hoftheaters in Meiningen wurde dem dortigen Hofarchitekten Behlert übertragen. Der Zuschauerraum wird zwei Ränge und ein amphitheatralisches Parkett erhalten. — Die Hofoper in Dresden brachte die Uraufführung von Gerhard Schjelderups lyrischem Drama „Frühlingsnacht". Die eigenartige Musik bietet in Lyrik und Seelenmalerei viel Feines. Das von dem Komponisten selbst verfaßte Libretto ist von naiver Romantik, auch vermag der Norwege die deutsche Sprache dichterisch nicht völlig einwandsfrei zu behandeln. — In Prag interessierte die Aufführung von Alfred Ebenhochs „Anno Neun" und „Johann Philipp Palm". Der Autor ist österreichischer Ackerbauminister. — Hans Müllers im Winter in München uraufgeführte „Puppenschule" gefiel im Wiener Burgtheater hauptsächlich durch Sonnenthals hervorragendes Spiel. — Eine Festaufführung von Liszts „Heilige Elisabeth" fand in Linz statt. Eine zahlreiche Hörerschaft war herbeigeströmt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der englische Ministerpräsident führte in seiner Unterhausrede über den Handel und die Finanzen Englands aus, dass Englands auswärtiger Handel nach Umfang und Wert im Jahre 1907 die Rekordziffer erzielt habe. Besonders bemerkenswert waren die Mitteilungen, dass der Ueberschuss für das abgelaufene Finanzjahr ein derartiger sei, dass die englische Staatsschuld in dieser Periode um annähernd 18 Millionen Pfund zurückgegangen sei. Es sei anzunehmen, dass auch im laufenden Jahre die Staatsschuld um einen gleich grossen Betrag geringer würde, so dass bereits im Jahre 1909 die englischen Finanzen auf den günstigen Standpunkt und Betrag reduziert werden könnten, wie solche vor zwanzig Jahren zu verzeichnen gewesen waren. Der Hinweis des genannten Ministerpräsidenten, dass das Resultat ein äusserst günstiges sei, und zwar im Hinblick darauf, dass andere, darunter erste Staaten Jahr um Jahr sich gezwungen sähen, Anleihen aufzunehmen, ist im Auslande sicherlich verstanden worden. Die weiter gemachte Mitteilung, dass England denke, direkte Steuern mit grossen Einnahmequellen zu reduzieren bzw. ganz aufzugeben — beispielsweise die Zuckersteuer — ist gleichfalls markant. Von diesen Momenten genügt jede Tatsache für sich allein, vom Standpunkte der deutschen finanziellen Konstellation aus betrachtet, um den ungünstigen Vergleich mit Deutschland herbeizuführen. Die in Betracht kommenden Faktoren werden sicherlich von diesen englischen Ausführungen peinlichst berührt sein und in Parallele mit wehmütigen Gedanken der Entwicklung der deutschen Wirtschaftslage die schlechteste Note ausstellen. Es ist noch in aller Erinnerung, von wie vielen Eventualitäten im vorigen Monat das Zeichnungsresultat der grossen Staatsanleihen abhängig war, und wie schon nach kurzer Zeit der durchsichtige Erfolg trotz der schwierigen Sperrverpflichtung von rückgängigen Kursen der Anleihe abgelöst wurde. Es ist ferner die Wahrnehmung interessant, dass in den ersten 4 Monaten dieses Jahres die erfolgten Emissionen Deutschlands sich auf rund 2½ Milliarden erstreckten. Schon wiederholt wurde an dieser Stelle die Tatsache registriert, dass besonders den Kommunen und Städteverwaltungen ein grosser Teil von Deutschlands Verschuldung zuzuschreiben ist. Der immer und immer neu auftretende Bedarf der Städte scheint noch nicht zur Erledigung gebracht zu sein. Neuerdings appellieren sowohl die Stadt München mit 15 Millionen Mark wie auch andere kommunale Finanzverwaltungen an den Geldmarkt. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich ausgeschlossen, dass in Deutschland, wie es in England der Fall ist, ein Stillstand oder Rückgang in dem Anleihebedürfnis zu erwarten ist. Neue Anleihen und Emissionen vermehren von Tag zu Tag die Schuldenlast und erschweren nicht nur Deutschlands früher so rührige Goldpolitik, sondern verschlechtern auch allenthalben den heimischen Emissionskredit. Das Ausland sieht diese Schwierigkeiten, und die nächste Konsequenz ist das Fernbleiben ausländischer Gelder, welche Deutschland mit Vorliebe und auf lange Zeit überlassen worden waren. Zu dem gesteigerten Verbrauch innerhalb Deutschlands selbst kommt die Avisierung neuer Anleihen für die Kolonialbahnen.

Unter diesen Umständen bleibt die Geldmarkt-Situation die gleich ungeklärte. Trotz der zu beobachtenden ungünstigen Konjunkturlage von Handel und Industrie und des geringen Geldbedürfnisses dieser beiden Faktoren sind die Geldmarktverhältnisse die gleich angespannten und ungewissen. Das Geld ist nach wie vor äusserst knapp, und an der Börse das Wechselangebot wie in früheren Zeiten unverändert stark, so dass der Privatsatz der deutschen Börsen immer noch unentwegt nach oben tendiert. So lange diese Verhältnisse andauern und sich für Deutschland keine neuen Geldquellen finden, wird auch nicht von einer definitiven Wiederkehr gesunder und normaler Verhältnisse gesprochen werden können. Die Ziffern der Reichsbankausweise sind allgemein wenig befriedigend, wenn auch der Status im Vergleich zum Vorjahre eine geringe Besserung aufweist. Alle europäischen Geldzentren bemühen sich eifrigst, die grossen Goldimporte, besonders aus Amerika, an sich zu ziehen. Bislang hatte lediglich die ohnehin sehr geldflüssige Bank von Frankreich die grössten Chancen in der Erwerbung des aussereuropäischen Goldes erzielt.

Ein weiter ausschlaggebendes Moment für die Entwicklung der deutschen Börsen bildete die Haltung der amerikanischen Effektenmärkte. Es ist ersichtlich, dass mit dem günstigen Erfolge verschiedener Bonds-Emissionen in finanzieller Hinsicht eine Besserung eingetreten ist. Was vor allem in Betracht kommt, ist, dass das geschwundene Vertrauen beginnt, sich sukzessive wieder einzustellen. Es sei jedoch an dieser Stelle wiederholt vor einem Optimismus gegenüber Amerika eindringlichst gewarnt. — In den Berichten aus der heimischen Industrie zeigen sich die grössten Widersprüche, besonders was den Geschäftsgang des deutschen Montanmarktes anbetrifft, welches Gebiet bekanntlich als das Barometer für die deutsche industrielle Lage zu bezeichnen ist, scheint eine Besserung noch weit entfernt zu sein.

M. Weber.

Königl. Bayer. Stahl- und Moorbad Steben. Das Bad Steben ist, seitdem es die Eisenbahn besitzt, und der bayer. Staat die dortigen Einrichtungen und Anlagen wesentlich erweitert und verbessert hat, in stetem Aufschwunge begriffen. Seine immer mehr erkannten Heilerfolge äussern sich bei Blutarmut, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, schwacher oder geschwächter Konstitution, Nerven- und Rückenmarkskrankheiten, Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht u. dgl. Die durch Reichtum an Kohlensäure und Eisengehalt ausgezeichneten Stebener Mineralquellen sind für den Trink- und Badgebrauch einzig in ihrer Art. Von vorzüglicher Beschaffenheit und Wirkung sind aber auch die Moorbäder, zu denen das Moor dem kohlensäure- und eisenhaltigen Boden in nächster Nähe entnommen und auf deren Bereitung die grösste Sorgfalt verwendet wird. Die Badeeinrichtungen sind musterhaft. Ein herrlich angelegter ungefähr 30 Hektare umfassender Park schliesst sich an die Kuranstalt an und verbindet sie mit dem Walde. Die völlige Abgeschiedenheit vom städtischen Verkehr, wie die ozonreiche Höhenluft — Bad Steben liegt 581 m über der Meeresfläche — machen den Aufenthalt für Ruhebedürftige besonders angenehm und wertvoll. Für gute, allen Anforderungen entsprechende Unterkunft und Verpflegung ist durch zwei staatliche Hotels, durch Pensionen, Gasthäuser und zahlreiche Privatquartiere wohl gesorgt. In dem kgl. Kurhotel wurden in jüngster Zeit durch umfangreiche Umbauten neue Restaurations- und Gesellschaftsräume mit Zentralheizung zu behaglichem Aufenthalte, auch an kühleren Tagen, geschaffen. Neue Wohnhäuser mit guten Fremdenzimmern sind entstanden. Nach einem umfassenden Plane ist die bisherige Rohrkanalleitung durch eine Bad und Ortschaft durchziehende Schwemmkanalisation mit Kläranlage ersetzt. Die Saison beginnt am 16. Mai und endigt am 30. September. Der stärkste Besuch fällt in die Zeit von Mitte Juli bis Mitte August. Wer daher dem Andrange ausweichen will, wird gut tun, seinen Kuraufenthalt vorher oder nachher zu nehmen. Bad Steben ist Endstation der bayer. Staatsbahn Hof—Marxgrün—Bad Steben; ferner besteht durch die preussische Staatsbahn Triptis—Lobenstein—Marxgrün eine direkte Verbindung mit Norddeutschland. Die neue Bahnstrecke Eichicht—Lobenstein hat den Anschluss von Jena, Weimar, Erfurt, Gotha u. a. her wesentlich verkürzt. Prospekte versendet kostenlos die Kgl. Badeverwaltung Steben.

Die Firma **Lyra-Fahrrad- und Nähmaschinen-Werke, Richard Ladewig, in Prenzlau** versendet jetzt ihren diesjährigen Prachtkatalog über Lyra-Fahrräder, Radfahrerbedarfsartikel und Sportartikel, Uhren, Waffen, Nähmaschinen usw. Der gute Ruf der Lyra-Räder ist weltbekannt. Die Geschäftsprinzipien der Lyra-Fahrradwerke sind so solid und reell, daß wir unsern Lesern nur empfehlen können, Gratiszusendung ihres für jeden Radler wertvollen, fachmännisch angelegten reichillustrierten Hauptkataloges zu verlangen. Die Lyra-Fahrräder sind 1905 mit der goldenen Medaille prämiiert worden.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt über ein von der **„Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H., München und Berlin SW. 48"** vorbereitetes großartiges Werk **„Himmel und Erde,** unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball" bei, auf den wir besonders aufmerksam machen.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2,40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Ord. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 23. Mai 1908. V. Jahrgang.

Ueberall Krisen in Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Es nützt nichts, die Augen dagegen zu verschließen, die Tatsache steht fest: Ministerpräsident Freiherr v. Beck wackelt bedenklich. Dieser weitsichtige, kluge, genau berechnende Staatsmann, welcher die durch zehn Jahre für unmöglich gehaltenen Riesenwerke der Wahlreform für den Reichsrat und den Ausgleich mit Ungarn parlamentarisch durchgeführt hat, befindet sich in Krisen, aus denen selbst seine Schlauheit einen Ausweg nicht scheint finden zu können. Sehen wir hier ganz davon ab, daß er in seiner dritten großen Lebensaufgabe, Herbeiführung des nationalen Ausgleiches in den Sudetenländern, noch keinen entscheidenden Schritt hat tun können; eine Frage, die durch ein Menschenalter von liberalen und konservativen Ministerien nicht gelöst werden konnte, wird auch der genialste Staatsmann nicht in ein paar Monaten befriedigend lösen. Die Krise, welche ihm jetzt die bittersten Sorgen macht, hat er sich selbst geschaffen, indem er nach den Neuwahlen des 14. Mai 1907 die parlamentarischen Parteien nicht nach ihrer wahren Stärke und Volkskraft in seine Rechnungen einsetzte. In der liberalen Bureaukratie aufgewachsen, wähnte er, die Fundamente seiner Regierung im politischen Liberalismus suchen zu müssen, obwohl dieser im Volke aller Nationalitäten längst ausgespielt hatte. Statt seinem Kabinett eine feste Stütze durch die christlichsozialen Deutschen, Slowenen, Tschechen und Italiener zu geben, nahm er aus den kläglich zusammengeschrumpften Deutschliberalen und Deutschnationalen, den liberalen Tschechen und radikalen Tschechischagrariern seine parlamentarischen Minister. So baute er auf Sand, und nun kommen Stürme, denen sein Haus nicht standhält.

Weil die Regierung nicht den Mut aufbringt oder aufbrachte, dem Abgeordnetenhause eine reformierte Geschäftsordnung aufzuoktroyieren, ist sie heute gezwungen, ihre eigenen Vorlagen, die sogenannten Staatsnotwendigkeiten, mit Dringlichkeitsanträgen der in ihr ministeriell vertretenen Parteien zur Verhandlung zu bringen. Auf diesem Wege mußte sie das Haus zwingen, sein wichtigstes Recht, die Beratung des Staatsvoranschlages, regelrecht auszuüben, und auf diesem Wege mußte auch die Rekrutenbewilligung für die Landwehr erzwungen werden. Zur Annahme der Dringlichkeit schreibt die Geschäftsordnung eine Zweidrittelmehrheit vor. Der deutsche Agrarier Graf Kolowrat hatte es übernommen, die Landwehrrekrutenbewilligung dringlich zu beantragen. Am 13. Mai kam es zur Abstimmung, die Regierung siegte, aber nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen. Das ist ein Merks für den Ministerpräsidenten. Wären die Sozialdemokraten vollzählig zur Stelle gewesen, die Dringlichkeit wäre abgelehnt gewesen.

Die sonderbarste Rolle spielten hierbei die Deutschliberalen: sieben Mann stimmten für die Regierung, drei stimmten dagegen und die restlichen fünf liefen davon. Und für diese sieben Mann hat Baron Beck ein Ministerportefeuille hergegeben! Die Partei der Judenliberalen war nie verläßlich; daß sie für die durch ihren Parteimann Marchet „gezierte" Regierung nur ganze sieben Mann aufbrachte, ist der beste Beweis, wie sehr der Ministerpräsident sein Kabinett auf liberalen Flugsand aufgebaut hat.

* * *

Mit dem Unterrichtsminister Dr. Marchet ist der Wahrmund-Skandal, der sich zu einer bedrohlichen Krise für die ganze Regierung auswächst, innig verbunden. Als bekannt darf ich voraussetzen: die skandalöse Rede und Flugschrift des Kirchenrechtslehrers, den Proteststurm der Tiroler, das Versprechen des Ministerpräsidenten vom 13. März, die ganze Strenge des Gesetzes gegen Wahrmund walten zu lassen, wenn das Gericht gesprochen, die Verurteilung des Oberlandesgerichtes durch Bestätigung der Beschlagnahme der gotteslästerlichen Rede und die Erklärung des Unterrichtsministers, daß Wahrmund nichts geschehen werde. Die neueste Phase des Skandals ist aber in diesen Blättern noch nicht besprochen worden.

Der Sturm im katholischen Tirolervolke drohte zum Orkan zu werden. Statthalter Freiherr v. Spiegelfeld wußte, daß es kein Spaß sei, als die Mannen drohten, sie kämen „mit ihren Büchsen nach Innsbruck", wenn der Gotteslästerer nicht von der Universität entfernt werde. Der Senat beschloß und gab bekannt, daß er aus Angst vor Krawallen, bei welchen das Militär das letzte blutige Wort sprechen könnte, die Vorlesungen Wahrmunds über Kirchenrecht für das laufende Sommersemester sistiert habe. Gegen diese Verfügung der autonomen Behörde, welche aus lauter „Freisinnigen" zusammengesetzt ist, beschlossen nun die ebenso freisinnigen Studenten zu streiken, d. h. nicht nur selbst den Vorlesungen fernzubleiben, sondern auch die Professoren durch Krawalle zu hindern, Vorlesungen zu halten. Halbreife Burschen, welche noch nichts sind, das Geld ihrer Eltern verzehren und auf die Hochschule geschickt sind, um zu lernen, wollten bestimmend in den Gang der inneren Politik eingreifen, wollten ihren knabenhaften Willen dem Senate, dem Unterrichtsminister, der Regierung aufzwingen. Und um Oesterreich vor aller Welt lächerlich zu machen, paktierten die Professoren — wenn sie auch vom Streiken abrieten — mit den gegen das Studium streikenwollenden Studenten und unterwarfen sich dem Diktat ihrer Schüler, indem sie diesen versprachen, daß alle Senate der Hochschulen gemeinsam die Lehrfreiheit Wahrmunds schützen würden. Es fehlt nicht an Stimmen, welche öffentlich in Innsbruck und Wien den Streik, die Demission des Innsbrucker Rektors v. Scala, die Zurücknahme dieser Demission, die im frechsten Tone gehaltene Eingabe der „freiheitlichen" Studenten an den Senat usw. für eine zwischen den Professoren und den Studenten abgekartete Komödie erklären. Das will ich nicht entscheiden, aber der „Reichspost" muß man recht geben, wenn sie schreibt: „Es wird einem übel, wenn man jene Faktoren, die berufen und verpflichtet wären, wenigstens die akademische Würde zu wahren, wenn sie schon im übrigen versagen, als Beteiligte oder gar Urheber einer würdelosen Posse sieht, um eine Pression zu üben, da man den Mut, gegen die Unterrichtsverwaltung offen zu rebellieren, nicht aufbrachte."

Wo der Mut zu offenem Auftreten fehlt, fängt man an zu kompromisseln. Rektor v. Scala fuhr nach Wien und schlug dem Unterrichtsminister vor: „Wahrmund soll nach seiner Rückkehr vom Urlaub eingeladen werden, ein in den weiteren Rahmen des Kirchenrechtes fallendes Kolleg zu lesen, und soll außerdem das kirchenrechtliche Seminar beibehalten." Und die „N. Fr. Presse", das Parteiblatt Dr. Marchets, behauptet, dieser hätte das Kompromiß angenommen. Wenn sich das bewahrheitet, so ist das eine so freche Herausforderung nicht nur des katholischen Tirol, sondern der gesamten Katholiken Oesterreichs, daß man wohl nur an-

Digitized by Google

nehmen kann, Dr. Marchet suche nach einem besonders effektvollen Abgange, welcher seinen Chef in eine neuerliche gefährliche Krise stürzen müsse. Die christlichen Parteien werden den Kabinettschef an sein Wort vom 13. März erinnern, daß die volle Strenge des Gesetzes gegen Wahrmund walten solle, wenn das Oberlandesgericht ein verurteilendes Verdikt gefällt. Das Wenn ist zur Tat geworden. Also: Wort halten! Oder: die Tiroler Christlichsozialen haben mit aller wünschenswerten Deutlichkeit dieses Oder erläutert: „Man würde uns Tiroler in die rücksichtsloseste Opposition zwingen, wenn man in Wien und Innsbruck dergestalt umfiele."

Am Freitag und Samstag (15. und 16. Mai) wurde es aufs neue klar, was die ganze, von der Judenpresse angefachte und immer wieder angeblasene „Bewegung" der freiheitlichen Studenten (und Professoren) bezweckt. Auf der Wiener Technischen Hochschule erschienen am Freitag drei katholische Studenten in Couleur, wie gewöhnlich. Das betrachteten einige freiheitliche Radaustudenten als „Provokation in Angelegenheit der Wahrmundaffäre" und forderten die Katholischen auf, die Hochschule zu verlassen. Diese begaben sich zum Rektor um Schutz ihrer Freiheit und ihres Rechtes. Der Rektor verhandelte mit den „Freiheitlichen", welche den Katholischen nur dann das Verlassen der Hochschule gewähren wollen, wenn jene „Couleur ablegen". Diese weigerten sich natürlich, auf ihr Farbenrecht zu verzichten. Als sie aber schon 2½ Stunden im Rektorat zurückgehalten worden waren, und da angesichts der kolossalen Uebermacht jeder Widerstand nutzlos gewesen wäre, entschlossen sie sich unter Protest zur Ablegung der Farben und begaben sich unter Vorantritt eines Beamten vor die Aula, von den Spottgesängen und dem Gejohle der wortbrüchigen Freisinnigen begleitet und bis zur Wiedner Hauptstraße verfolgt. Als sie hier die Elektrische besteigen wollten, nahm ihnen der Beamte die ihnen im Rektorate geliehenen Hüte ab, um sie barhäuptig dem Spotte des Studentenpöbels auszusetzen. Sofort hieben die mit Knütteln versehenen freiheitlichen Studenten nach alter Gewohnheit auf die wehrlosen katholischen Studenten ein, besonders ein „Noriker" wurde übel zugerichtet. Endlich gelang es den Ueberfallenen, bis zur Elektrischen vorzudringen, doch als sie den Wagen besteigen wollten, wurden sie von den akademischen Plattenbrüdern vom Trittbrett herabgezerrt und neuerlich geprügelt. Dreihundert gegen drei! Welch ein Heldenmut der Radaustudenten!

Die freisinnigen Techniker beschlossen, am nächsten Tage zum Bummel auf die Universität zu ziehen, um zu verhindern, daß dort die katholischen Studenten in Farben erscheinen. Also ein wohl überlegter Ueberfall! Der Rektor der Universität bekam Angst und verbot den Technikern das Betreten der Universität. „Zugleich beschwöre ich die gesamte Studentenschaft dafür einzustehen, daß keinem ihrer Kollegen hier (!!) das mindeste Unrecht zugefügt wird", und der Rektor fügt dieser seiner Beschwörung die Drohung hinzu, daß jeder, der auf akademischem (!!) Boden seine Hand gegen einen Studierenden erhebe, „die Wiener Universität auf immer verlassen muß". Nachdem ihm aber einige „Freiheitliche" das Versprechen gegeben hatten, daß es nicht zu Unruhen kommen werde, wurde auch den Technikern das Betreten der Universität gestattet.

„Hier", „auf akademischem Boden" blieb es ruhig. Als aber die katholischen Verbindungen abzogen, fingen die „Freiheitlichen" — wie gut sie doch ihren Rektor verstanden hatten! — die Keilerei an und setzten sie fort bis zum Schwarzspanierhof, in welchem „Norika" ihre Bude hat, und den ein starkes Aufgebot Wache vor den anstürmenden „Freiheitlichen" schützen mußte. Stürmen wollten sie das Tor, um die Noriker zu „verhauen". Also nichts weniger als Straßenauflauf und Gewalttätigkeit. Dabei kam es — ich zitiere absichtlich wörtlich den Bericht der jüdischen „Zeit" — „zu größeren Konflikten mit der Polizei, in deren Verlauf Stockschläge hageldicht auf die Helme der Sicherheitswachleute niedersausten ... Nachdem der Kampf längere Zeit hin- und hergewogt hatte, traten die deutschnationalen Studenten mit der Polizei in Verbindung, um Vereinbarungen wegen des Abzuges zu treffen. Es wurde gefordert, daß zuerst die Polizei abziehe, worauf die deutsch-nationalen Studenten den Platz verlassen wollten. Die Verhandlungen führten schließlich dazu, daß sich die Polizei zurückzog und die Studenten ruhig in die Aula zurückkehrten. Dort wurde noch die Losung ausgegeben, daß sich sämtliche freiheitlichen Hochschüler am Montag, 10 Uhr vormittags, in der Technik treffen sollten." — Daß die Polizei von studentischen Wegelagerern sich prügeln läßt, dann mit diesen paktiert und nach deren Forderung zuerst abzieht — wo in aller Welt wäre eine solch selbsterniedrigende Haltung der Polizei sonst noch denkbar?!

Kein Wunder, daß den Radaustudenten die Frechheit immer mehr wächst und daß sie für Montag Krawalle auf der Technik vorbereiten. Die Dekanatskonferenz der Technik hat zwar auf öffentlichem Anschlag die Vorfälle am 15. Mai bedauert und die „dringende Bitte" (!!) an alle Hörer gerichtet, solche Ausschreitungen zu meiden. Zugleich aber hat Rektor Vortmann erklärt, er werde die katholischen Couleurtechniker, welche nur 10 Mann stark seien, ersuchen, in der nächsten Zeit nicht in Farben zu erscheinen, denn da (!!) sie die Minderheit seien, müßten sie nachgeben. Der Rektor scheint also zu meinen, daß eine Minderheit einer rauflustigen Mehrheit zuliebe auf ihr gutes Recht verzichten müßte. Darauf werden die katholischen Verbindungen wohl nicht eingehen.

Auch die Grazer Universität hatte am Samstag ihre Krawalle. Ein „Karoline" sollte öffentlich promovieren und hatte sich dazu die christlichsozialen Abgeordneten Hagenhofer, Huber, Wagner und etwa 200 Bauern seiner Heimat eingeladen. Jedem Promoventen steht das Recht zu, seine Freunde zu der Feierlichkeit einzuladen, und wenn diese Freunde dem Bauernstande angehören, so werden die deutschen Bauern wohl eine deutsche Hochschule durch ihren Besuch nicht verunehren. Nicht die Universitätsbehörde, nicht der Rektor, sondern die deutschnationalen Studenten verweigerten den geladenen Gästen des Promoventen den Zutritt zur Universität und schlugen auf die Bauern ein. Diese ließen sich das natürlich nicht gefallen, es kam zu großen Schlägereien, in welche auch die Sicherheitswache eingriff. Schließlich mischte sich auch der Rektor drein, verbot den Gästen des Promoventen den Eintritt in die Universität, und als Abg. Hagenhofer dagegen sich verwahrte, sagte der Rektor die Promotion ganz ab. Als daraufhin der Promovent mit seinen Gästen abzog, eröffneten die deutschnationalen Studenten ein Steinbombardement auf sie. Die Abgeordneten begaben sich zum Statthalter, Beschwerde zu führen, daß den geladenen Gästen, bloß weil sie Bauern waren, der Eintritt in die Universität mit Gewalt verweigert wurde. Und der Rektor erließ sofort eine Kundmachung, nach welcher keine öffentlichen Promotionen mehr stattfinden sollen.[1])

Es ist selbstverständlich, daß diese Vorfälle in der christlichsozialen Partei eine große, tiefgehende Verstimmung gegen das Ministerium Beck hervorgerufen haben, welches mit verschränkten Armen den Skandalen zusieht, durch welche das gesamte katholische Volk bis aufs Blut gereizt wird. Wenn Baron Beck mehr Wert auf die 7 Mann Marchets und auf die Judenpresse legt, als auf die 96 Mann Dr. Luegers, so kann er es ja einmal versuchen, wie weit er ohne diese 96 kommt, selbst wenn er sich im Jubeljahr des Kaisers dafür die 87 Sozialdemokraten sollte eintauschen wollen. Aus dem Wahrmundskandal ist eine Marchet-Krise geworden, welche das ganze Ministerium Beck verschlingen kann.

* * *

Zu alledem kommt noch eine Krise in der gemeinsamen Regierung. Minister Baron Aerenthal und Finanzminister Schönaich haben bekanntlich der österreichischen Delegation ihr Wort verpfändet, daß die Delegationen im Mai noch zu einer Tagung zusammenberufen werden, und daß dann die Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhnungen mit rückwirkender Kraft bis zum 1. Januar 1908 beschlossen werde. Wekerle hatte dazu seine Zustimmung gegeben. Kossuth und seine Partei bestehen nun darauf, daß diese Erhöhung nur gegen nationale Zugeständnisse für das Heerwesen zugestanden werden dürfe, und Wekerle macht darum jetzt die größten Schwierigkeiten. Er will um jeden Preis die österreichische Delegation demütigen, um damit den verblaßten Glanz seiner Regierung den Magyaren gegenüber aufzufrischen. Die österreichische Delegation besteht darauf, daß die beiden gemeinsamen Minister ohne alle Deutelei und Sophisterei ihr Wort halten. Im Kronrate am Samstag wurde keine Verständigung erzielt. Siegt Wekerle, so fallen Aehrenthal und Schönaich und vielleicht Beck mit. Krähen überall!

[1]) Der Artikel wurde am Sonntag, den 17. Mai geschrieben, also vor den Ereignissen in Innsbruck, wo am Montag wegen Zusammenstößen von „deutschfreiheitlichen" und katholischen Studenten die Universität vorübergehend geschlossen und die katholische Studentenschaft von den „Freiheitlichen" förmlich belagert wurde.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Marrokko in Berlin.

Der inoffizielle Empfang der Abgesandten Mulay Hafids in Berlin wäre vielleicht wärmer ausgefallen, wenn schon festgestanden, daß Mulay Hafid der Herr Marokkos und Abdul Asis eine machtlose Puppe in den Händen der Franzosen geworden sei. Doch konnten die Marokkaner auch so mit dem Empfang zufrieden sein. Ihre Kollegen, die in Paris geblieben, fanden alle Türen verschlossen, auch die inoffiziellen; in Berlin fand die Gesandtschaft doch wenigstens Gehör und eine höfliche Antwort, woraus sie den wertvollen Schluß ziehen können: Deutschland macht sich nicht mit der Person des Abdul Asis solidarisch. Natürlich war die Antwort des empfangenden Legationsrates so diplomatisch gehalten, daß Deutschland für alle Fälle freie Hand behält und Frankreich mit keinem Worte brüskiert wird. Doch liegt in dem Vorgange selbst die höfliche, aber eindrückliche Bekundung, daß Deutschland nicht gesonnen ist, sich unbedingt dem französischen Vorbild und Wunsche anzuschließen, sondern sein Recht in Kraft erhält.

Der Zwischenfall gehört in die Reihe der sanften und freundlich verhüllten Mahnungen und Warnungen, die unsere Diplomatie nach Ausweis des Weißbuches von Zeit zu Zeit nach Paris gerichtet hat. Der Eindruck des neuesten Winkes wird wesentlich davon abhängen, ob Mulay Hafid bald einen durchschlagenden Erfolg hat. Nach den neuesten Pariser Nachrichten scheint sich die erste Meldung von dem glatten Uebergang der ganzen Mahallah in das Hafidsche Lager nicht zu bestätigen, vielmehr ein scharfer Kampf entbrannt zu sein, der die Mahallah des Abdul Asis in harte Bedrängnis gebracht habe. Zum Troste lassen sich die Franzosen melden, daß ihre Truppen im Südosten von Marokko, bei Bu Denib, einen neuen Erfolg errungen hätten. Neuerdings setzt man gerade auf das Vordringen von der algerischen Seite her die größten Hoffnungen; dorthin reist auch der mit der obersten Leitung der Aktion beauftragte General Lyautey. In Frankreich regt sich zwar hier und da Widerspruch wegen der ungeheuren Opfer, die das marokkanische Abenteuer fordert; aber die Gemeindewahlen, die soeben stattgefunden haben, zeigen keinen Rückgang der regierungsfreundlichen Parteien; die konservativen Gegner des gegenwärtigen Regiments haben nichts gewonnen, die sozialistische Opposition ja sogar einiges verloren. Aus dem freien Willen des Volkes heraus ist also in nächster Zeit eine Wendung zum Besseren nicht zu erwarten, weder in dem inneren Kulturkampfe, noch in der auswärtigen Eroberungspolitik.

Bei solchen Verhältnissen muß die deutsche Staatskunst vorsichtig vorgehen. Sollte der Zeitpunkt für eine schärfere Hervorkehrung der deutschen Rechte und Interessen gekommen sein, so braucht doch die Wendung nicht in aufreizender Schroffheit zu erfolgen. Darum halten wir es auch für verfehlt, wenn die Alldeutschen in Berlin jetzt Volksversammlungen veranstalten, die das Verhalten unserer Regierung gegenüber Frankreich agitatorisch beeinflussen sollen, wie in ähnlicher Weise während des Burenkrieges in der Haltung gegenüber England versucht wurde. Die damalige Agitation ist offensichtlich zum Schaden Deutschlands ausgeschlagen.

Eine Wendung in einer neueren kaiserlichen Rede von dem „Respekt", den sich Deutschland sichern müsse, hat man als Ankündigung einer energischen Marokkopolitik deuten wollen. Es ist bedenklich, aus solchen allgemeinen Sentenzen und Mahnungen weitgehende Folgerungen für eine Einzelheit herauszupressen. Für die Hebung des Respekts vor Deutschland ist allerdings noch viel zu tun und auch manches Versäumte nachzuholen. Das wichtigste in dieser Hinsicht ist, daß wir Maß halten lernen, sowohl in der Bezeugung von Liebe (wie z. B. gegenüber England und Frankreich), als auch in der Ansage von Widerstand.

Die kaiserliche Zensur für den Reichstag.

Nach dem schönen Fest in Wien hat der Kaiser die Einweihung der neugeborenen Hohkönigsburg im Elsaß und die Enthüllung des Denkmals Wilhelms I. von Oranien in Wiesbaden vollzogen. Die Ansprachen griffen nicht in die Tagespolitik ein. Daß in der Festrede von der Hohkönigsburg die staatsrechtliche Zukunft Elsaß-Lothringens nicht erwähnt wurde, war selbstverständlich; nur Illusionspolitiker konnten eine Proklamation zu der unreifen Autonomiefrage erwarten. Mit der Tagespolitik befaßte sich dagegen ein Telegramm, in dem der Kaiser dem Reichskanzler sein Wohlgefallen über die verflossene Tagung des Reichstags ausdrückte. Bisher pflegten solche Belobigungen nur zu erfolgen, wenn Parlament und Regierung etwas Außerordentliches geleistet hatten, z. B. ein Bürgerliches Gesetzbuch oder einen neuen Zolltarif. Die jüngste Tagung hat aber keine Berge, sondern nur Hügel geschaffen. Wenn trotzdem eine glänzende Zensur von höchster Stelle veröffentlicht wurde, so verrät das eine besondere Genugtuung über die Tatsache, daß die Blockmehrheit nach dem Gewitter vom 5. Dezember überhaupt noch lebens- und arbeitsfähig geblieben ist. Es bestätigt sich, was allen Einsichtigen vom Anfang an bekannt war, daß der Kaiser durchaus auf dem Boden der Blockpolitik steht. Der Block hat vorläufig von oben her nichts Unangenehmes zu befürchten. Sehr beachtenswert ist jedoch der Hinweis des Kaisertelegramms auf die großen Aufgaben, die noch bevorstehen, d. h. auf die Reichsfinanzreform. Der Kaiser spricht die Hoffnung aus, „daß sie in gleicher Weise einem erfolgreichen Ende zugeführt werden. Die Aussichten auf eine gedeihliche Lösung der Finanzfrage haben sich freilich inzwischen nicht verbessert. Die Taktik des Vertagens läßt sich jedoch nicht noch ein weiteres Jahr durchführen. Hic Rhodus, hic salta! Sollte dieser Sprung gelingen, so dürfte die Blockmehrheit wohl bis zu den nächsten Wahlen gesichert sein; doch dann hat sie ausgesprungen.

Die preußische Wahlbewegung.

Obschon die bevorstehende Landtagswahl von entscheidender Bedeutung ist, und alle Parteien sich demgemäß anstrengen, kommt doch kein flotter, frischer Zug in die Wählermassen. Das liegt an dem jämmerlichen Wahlsystem. Wer auf die politische Erziehung des Volkes bedacht ist, muß die gründlichste Wahlreform wünschen. Das verzwickte Wahlsystem verschuldet auch gekünstelte oder geradezu unnatürliche Wahlbündnisse. Bei den Reichstagswahlen kann man in dem ersten Wahlgange seine Kraft auf eigene Faust probieren und hat für den Fall der Stichwahl noch Zeit zu Kompromissen. Bei dem indirekten Verfahren mit dem unsicheren Spiel der Wahlmännerauslese ist man zu vorzeitigen Kompromissen ohne Kenntnis des wahren Stärkeverhältnisses versucht. Dahin drängen auch die mehrsitzigen Wahlkreise. So ist es in der Umgebung Berlins zu einem Bündnis der beiden Antipoden gekommen, der Freisinnigen und der Konservativen, die sich die voraussichtliche Beute von drei Mandaten zu eins und zwei teilen wollen. Viel natürlicher sind die mehrfachen Verbrüderungen der Freisinnigen mit den Nationalliberalen. Aber alles das ist ein Hohn auf die bombastische Versicherung der Freisinnigen, daß sie die Erringung des Reichstagswahlrechts für Preußen als das Leitmotiv und höchste Ziel ihrer Wahlarbeit betrachteten. Für sich und die verwandten Liberalen die Mehrheit zu erringen, das ist ihr Ziel. Und wenn der Liberalismus die Macht hat, so wird er zunächst die konfessionelle Schule und die christliche Volkserziehung zu bekämpfen suchen. In zweiter Linie wird man dann das Wahlrecht modifizieren nach den Rezepten der Nationalliberalen, der ausgesprochenen Plutokraten, und zwar in der Richtung, daß die Vorherrschaft des Liberalismus dauernd gesichert wird. Daraus sieht man schon, daß die Parole des gleichen Wahlrechtes nur ein Köder an der „demokratischen" Wahlangel ist. Das Zentrum in Preußen müßte auf beiden Augen blind sein, wenn es sich durch die Wahlrechtsfrage zur Unterstützung von Linksliberalen verlocken ließe. Früher, als noch eine Fortschrittspartei im Sinne Eugen Richters auf der Linken saß, konnte das Zentrum deren Kandidaten hier und da als das kleinere Uebel betrachten. Jetzt aber, in der Blockära, ist der Fortschritt und der Freisinn nur ein Nationalliberalismus unter anderem Deckblatt. Jede Verstärkung des vereinigten Liberalismus schädigt die parlamentarische Stellung des Zentrums und dessen Interessen. Auch im Punkte der Wahlreform; denn nach dem liberalen Wahlsiege würde die Entscheidung über die Wahlfrage bei den Nationalliberalen liegen, während bei der Erhaltung des konservativen Besitzstandes das Zentrum die ausschlaggebende Stellung hat.

Zu den vielen schwebenden „Fragen" hat sich neuerdings noch die der Leichenverbrennung gesellt. Ein Urteil des obersten preußischen Verwaltungsgerichtshofes hat das polizeiliche Verbot der Leichenverbrennung für rechtsgültig erachtet und in der Begründung die Unvereinbarkeit dieser Bestattungsart mit dem geltenden Staats- und Reichsrecht ausgesprochen. Daraus folgt, daß die Agitation unserer Feuerbestatter nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu ihrem Ziel gelangen kann. Wer klug ist, richtet seine Wahl einfach nach der Parole ein: Für die christlichen, gegen die „aufgeklärten" Kandidaten!

Digitized by Google

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Im bunten Lauf zog's nach den Osterferien wieder vorüber: Finanzetat, das Füllhorn der Arbeiteranträge, der Forstetat, und bei aller Fülle der Arbeit entsteht plötzlich ein großes Loch in den Plenarsitzungen: Die Ausschüsse haben den Präsidenten im Stich gelassen. Wer aber glauben wollte, daß die unfreiwilligen Ferien arbeitslos gewesen wären, der täuscht sich. Im Gegenteil! Arbeit in den Ausschüssen und Fraktionen früh und spät und — mit Erfolg.

Im einzelnen rollte der Finanzetat so ziemlich das ganze Steuergebiet, die Schuldenwirtschaft des Reiches, die Emissionsfrage auf, und der Referent Freiherr von Haller — übrigens ebenso fleißig wie tüchtig — brachte es mit seinen ach so gründlichen Auseinandersetzungen schließlich so weit, daß es seinen sozialistischen Parteifreunden selbst zuviel wurde. Das Referat und die Diskussion sind übrigens eine Fundgrube für junge Juristen und Verwaltungsleute, nicht weil alles akzeptabel ist, wohl aber, weil es Anregung zu den verschiedensten Studien gibt. Von besonderer Bedeutung ist die Ablehnung direkter Reichssteuern durch die Regierung und die Mehrheit — wozu in Bayern — die Liberale Vereinigung gehört! Die Verbesserung der Verteilung der Matrikularbeiträge findet bei der Regierung wenig Gegenliebe, da der etwaige Maßstab des direkten Steuersolls zu ungleich sei. Sonst verlangt der Abg. Speck, daß der bewegliche Faktor, den die Matrikularbeiträge im Reichshaushalt bilden, absolut nicht beseitigt werden darf, wenn nicht ein Ersatz für dieses Bewilligungsrecht geschaffen wird. Da begab sich hier Herr Dr. Casselmann auf das Glatteis der Finanzpolitik, die ihm gar nicht „liegt". Und so mußte er sich von den Abg. Speck und von Haller bittere Wahrheiten ob der vermeintlichen Wirkung und Aufhebung der Klausel Franckenstein sagen lassen: keine Aufhebung, nur ein Ersatz der ausgeschiedenen Zölle durch Materialsteuer und Branntweinverbrauchsabgabe innerhalb der Ueberweisungssteuergruppen der Klausel ist erfolgt. Im übrigen ist es doch etwas kindlich, dem Zentrum einerseits zuzurufen, es habe die Reichsschulden mitgemacht, und anderseits ihm als „unpatriotisch" vorzuwerfen, daß es nicht alles unbesehen in Blockmanier schlucken will. Das paßt in Volksversammlungen — in den Landtag nicht.

Eine Vereinheitlichung der Emissionen von Staatsanleihen ist nicht zu erreichen, denn hier sind der widerstrebenden Interessen zu viel, ebenso erklärt Minister von Pfaff den Weg Dr. Heims nicht gangbar, bei Anleihen etwa nur einen Teil an ein Konsortium zu begeben und den Rest an die Kgl. Bank, da sich kein Konsortium die Konkurrenz Dritter gefallen lassen wird. Dann Rentamtsschmerzen die Menge und Klagen über das Vermessungswesen, wobei der Verfasser dieses nicht ohne allseitige Zustimmung den häßlichen Titel der Zentralstelle „Katasterbureau" durch „Landesvermessungsamt" verdeutscht wissen möchte.

Breiten Raum nahmen Arbeiterinteressen, das Dienstbotenwesen und die Gesindeordnung in der Verhandlung ein. Ohne auf die verschiedenen Fragen der Wohnräume, der Freizeit, des Dienstbuches, des Koalitionsrechtes usw. einzugehen, darf wohl hervorgehoben werden, daß die Mehrheit des Landtags an dem tatsächlichen Unterschied zwischen Dienstboten und Arbeitern und deren Stellung zur Familie mit den hieraus sich ergebenden Konsequenzen festhält. Der Satz Lilly Brauns: „Unser Hauptziel muß sein, die Dienstboten aus dem Haushalt herauszubringen und aus dienenden zu freien gewerblichen Arbeiterinnen zu machen; zu diesem Zweck muß der Privathaushalt seiner Auflösung entgegengeführt werden", beleuchtet hinlänglich die andere Richtung, die gottlob noch die — mindere ist.

Der Forstetat hatte für dieses Jahr eine noch weit höhere Bedeutung als sonst. War doch der Antrag des Grafen zu Törring-Jettenbach wie ein Blitzstrahl in die dunklen Forsten des Bayerlandes gefahren und hatte ungeahnte Altholzbestände aufgehellt, deren Nutzung zur gebieterischen Notwendigkeit geworden ist. Darüber wurde schon kurz berichtet. Das Zentrum zog die Konsequenz, indem es zunächst einmal eine reine Mehreinnahme von 6 Millionen Mark beantragte und durchsetzte. Ebenso ging es dem Liebling „Jagden" etwas an die Nerven, indem deren Einnahmen zunächst um 30,000 M erhöht wurden, um ausgiebigere Verpachtung wertvoller Jagdbezirke des Staates an Stelle des Regiebetriebes zu setzen, ohne den Forstmann von der Jagd trennen zu wollen. Die übliche Begleitung des Blitzes blieb nicht aus: der Sturm. Und er hat schon als Anfang einen der kräftigsten Stämme des Altholzes der Forstverwaltung entwurzelt: den Oberforstdirektor, dessen Verdienste auf dem Gebiete der Organisation ob der Versäumnisse auf dem Gebiet der Waldnutzung ganz in Vergessenheit kamen. Mit ihm wird die Pflege des Jägerlatein aus dem Munde des Forstmannes im Landtag verschwinden — freilich nicht das sonst gleichwertige „Latein" anderer. Die Hauptsache bleibt: Graf Törring hat die nachhaltige und ausgiebige höhere Nutzung unserer bayerischen Forsten in Fluß gebracht und die Forstverwaltung von der unzulässigen bisherigen Betriebsweise überzeugt. Und nun ging bereits Freiherr von Stotzingen, der Bauernführer in Baden, unter Berufung auf Törring mit eingelegter Lanze gegen die dortige Forstbehörde vor. Wir wünschen ihm guten Erfolg.

Gleichzeitig mit dem Etat steht eine Denkschrift über die Organisation der Forstverwaltung zur Behandlung. Für heute den Hinweis, daß es sich um Vermehrung der Kompetenz und des Einflusses der Forstämter auf den Betrieb handelt, um Verringerung der Schreibarbeit und Entlastung der mehr selbständig gedachten Forstzentralstelle durch Abgabe von Kompetenzen an die Regierungsforstabteilungen, die zugleich ebenfalls eine mehr selbständige Fassung erhalten sollen. Bleibt eigentlich nur die Angst, daß „unten" die Neigung zum „kleinen Pascha" entsteht, aber — wir haben ja noch einen Landtag, der oft nicht ohne Nutzen „Kammergericht" ist.

Ein Antrag auf freiheitliche Durchführung des neuen Vereinsgesetzes, eingebracht vom Blockvater, ausgerechnet von Dr. Müller-Meiningen, ist für die nächste Zeit ein Kabinettstück. Eben aber steht im Vordergrund eine Interpellation Köhl-Gerber, welche die Machinationen der Ansbachergruppe (Frankfurt) gegen die Mehrheit der Würzburger Bodenkreditanstalt betrifft. Die Abgeordneten Dr. Heim und Dr. Freiherr von Haller fällten ein vernichtendes Urteil über diese Herren, denen es um einen Millionenfischzug aus den Taschen des bayerischen Volkes zu tun sei, indem sie erst die Aktien und Pfandbriefe möglichst schlecht machen und im Kurs werfen, sodann billig aufkaufen wollen. Nachher Kündigung der Hypotheken, die voll eingehen, und der Raub von 14 bis 30 Millionen ist gelungen.

Dabei kamen Geschäftspraktiken zur Sprache, die den Staatsanwalt beschäftigen dürften. Dr. Heim wünschte, daß auch die Kgl. Bank Beitrittserklärungen zum Schutzverein entgegennehme, und hofft, daß die Richter rasch Recht sprechen werden. Die Staatsregierung schloß sich der Kritik gegen Ansbacher energisch an, und allerseits wurde konstatiert, daß gar kein Anlaß vorliege, wegen des Besitzes von Aktien oder Pfandbriefen der Würzburger Bodenkreditanstalt beunruhigt zu sein. Ein schlagendes Beispiel hierfür geben die Ansbacher selbst. Obwohl die Aktien 130 standen, man ihnen schließlich 180 bot, sie gaben sie nicht ab. Doch nicht, weil die Bank so schlecht ist? Man kennt nun die Absicht dieser Leute, und einen Dr. Heim beslicht man nicht. Im übrigen ist diese Ansbachergeschichte ein beschämendes Beispiel dafür, wie in einem modernen Rechtsstaat die Uebermacht und der Uebermut des Kapitals am hellen Tag gegen die Kleineren ausgeübt werden kann. Der Samstag war ein Feiertag, aber nur für das Plenum, zu Ehren der Eröffnung unserer Münchener Ausstellung 1908. Schließlich darf nicht unterlassen werden noch festzustellen, daß der Zentrumsabgeordnete Heinrich Held sein vorzügliches Referat über das Beamtengesetz und die Gehaltsordnung abgeliefert hat. Es ist eine klare und gründliche Arbeit, deren Versuch, „innerhalb der verfügbaren Mittel" die gerechteste Verteilung zu suchen, wohl objektiv als einwandfrei bezeichnet werden kann.[1]) Wer kann es aber allen recht machen?

Belgien und der Kongostaat.

Von

Peter Wirtz-Brüssel.

In Belgien dreht sich bekanntlich die Politik seit mehreren Monaten um die Kongofrage. Wir haben in einem längeren Artikel (Heft 52, 1907, S. 775 ff.) die Vorgeschichte der heurigen Debatte erörtert und angedeutet, daß die endgültige Angliederung des afrikanischen Staates an Belgien über kurz oder lang erfolgen dürfte.

Der im Dezember 1907 von dem verstorbenen Ministerpräsidenten De Trooz eingebrachte Angliederungsvertrag stieß auf heftigen Widerspruch, weil er die, mit dem hergebrachten belgischen Verwaltungssystem nicht ganz im Einklang stehende, Krondomäne beibehielt. Auch der jetzige Ministerpräsident Schollaert erachtete das Abkommen als nicht zufriedenstellend und nach längerer Verhandlung mit der Kongoregierung konnte er im März einen

[1]) Auch in der liberalen Presse findet das Referat des Abg. Held eine durchweg sehr günstige Beurteilung. Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 136) bemerkt: „Es ist im allgemeinen eine sachlich-gediegene Arbeit". Die „Münchener Neuesten Nachrichten" schreiben, das Referat sei „unstreitig eine fleißige und gediegene Arbeit". Das liberale Blatt meint, die von dem Abg. Held beantragte ergiebigere Aufbesserung der mittleren und unteren Kategorien würde ganz gewiß die Unterstützung aller Liberalen finden, will aber die Mittel dazu nicht durch Abstriche an den Aufbesserungen der akademisch gebildeten „höheren Beamten" beschafft wissen. Irgendwelche Benachteiligung des „beamteten akademischen Mittelstandes", wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" sich ausdrücken, liegt dem Zentrum jedenfalls sehr fern.

Digitized by Google

neuen Vertrag einbringen, der die Krondomäne fallen ließ und zu äußerst günstigen Bedingungen Belgien eine der besten Kolonien Afrikas übermachte. Die dem Projekte beigegebenen offiziellen Dokumente beweisen, daß die finanziellen Lasten, die Belgien aus der Angliederung erwachsen, durch die Aktiva des Kongolandes aufgewogen werden. Belgien verpflichtet sich zwar, König Leopold als Dankesbezeugung gewisse Summen zur Verfügung zu stellen; allein im Vergleich zum Reichtum der Kolonie ist das Opfer klein und für die gesunden Staatsfinanzen durchaus nicht schwerwiegend. Vom internationalen Standpunkt aus werden Belgien als Kolonialmacht, da es ein neutraler Staat ist, auch keine Schwierigkeiten entstehen.

Man hätte annehmen dürfen, die Kongofrage würde von den belgischen Parlamentariern, da sie nicht zur Parteipolitik gehört, nicht zu parteipolitischen Zwecken ausgeschlachtet. Dem war aber nicht so. Die Sozialisten benützten die Angelegenheit zu heftigen Angriffen auf die Monarchie, deren Werk der Kongostaat ist. Eine Handvoll radikaler Politiker suchten die Frage im Wahlkampf zu verwerten. Die Angliederung wurde von einer katholischen Regierung eingebracht, und weil für die Radikalen alles, was von Klerikalen gemacht wird, von vornherein nichts taugt, machten sie ihre Wähler glauben, die Katholiken führten das Land durch hochtrabende Kolonialpolitik zum moralischen und materiellen Ruin. Auch vor nichtswürdigen Unwahrheiten wurde dabei nicht zurückgeschreckt. Die Angriffe wurden übrigens von zuständiger Seite zurückgewiesen. Nicht nur sämtliche Mitglieder der Rechten, sondern auch die Mehrzahl der liberalen Abgeordneten stellten sich auf die Seite der Regierung. Ja, selbst der sozialistische Führer Vandervelde befürwortet die Kolonialpolitik. Ein radikales Blatt erkennt denn auch unumwunden an, die öffentliche Meinung sei kongofreundlich.

Das zeigte auch klar und deutlich die bis 2. Juni vertagte Kammerdebatte. Von den Kongofeinden wurden die aus England herübergeholten Verleumdungen ein weiteres Mal breitgetreten. Die Sozialisten mußten sogar die jüngste Tochter des Königs in die Debatte ziehen, um die Monarchie zu bekriteln. Nur wenige wirklich ernste Bedenken wurden laut. In einem Punkte waren dieselben gerechtfertigt, nämlich bezüglich der Behandlung der Eingeborenen. Hier hat aber der Ministerpräsident und nach ihm der Justizminister feierlich versprochen, daß eine wirklich humanitäre und positiv christliche Kolonisierung am Kongo eingeführt werden soll. Damit sollten sich doch ernste Politiker zufrieden geben und abwarten, wie sich die Dinge gestalten werden, wenn einmal der Kongofreistaat belgische Kolonie geworden sein wird.

Zur Bewegung innerhalb der Kriegervereine.

Von

Dr. Krueckemeyer, St. Johann.

Die infolge des parteipolitischen Verhaltens des preußischen Landeskriegerverbandes und verschiedener Kreiskriegerverbände bei den letzten Wahlen entstandene Austrittsbewegung und Bildung neuer, in Wahrheit unpolitischer Vereine und Verbände nimmt nach wie vor ihren ungestörten Fortgang. Am ersten und am stärksten hat die Bewegung im Saarrevier eingesetzt, wo die politischen und konfessionellen Gegensätze besonders scharf sind. Hier erfolgte auch der erste Austritt und die erste Neugründung. Bereits am 17. Februar 1907 wurde hier in Dudweiler unter dem Namen „Militärverein Dudweiler" ein eigener Verein gegründet. Weitere Neugründungen und Austritte in den Kreisen Saarbrücken, Merzig und Saarlouis folgten. Die Gesamtzahl dieser außerhalb der Kreiskriegerverbände bestehenden Vereine dürfte die Zahl 40 bereits überschritten haben. 30 derselben haben sich mit einer Gesamtmitgliederzahl von über 3500 in einem eigenen Verbande, dem Saarmilitärverband, organisiert. Bald schlug die Bewegung aber auch in andere Gegenden über. An der Mosel, auf dem Hunsrück und an der Ems geschah dasselbe wie im Saarrevier. Die Vereine an der Mosel und auf dem Hunsrück schlossen sich zu einem „Krieger- und Militärverband für Mosel und Hunsrücken" zusammen, während die emsländischen Kriegervereine bereits vorher einen engeren Anschluß aneinander gefunden hatten.

Die Behörden suchten anfangs die neue Bewegung mit Gewalt zu unterdrücken durch Erlasse und Verfügungen, die den neuen Vereinen ihre Existenzberechtigung bestritten, ihnen das Recht der Fahnenführung entziehen wollten, die Beteiligung an patriotischen Feiern untersagten, sie dem Vereinsgesetz zu unterstellen suchten usw. Es folgte das Verbot der Beteiligung an Kaiserparaden und die Entziehung der Fahnenbänder durch eine Ministerialverfügung vom 3. Dezember 1907. Durch alle diese Schritte konnte die neue Bewegung aber nicht aufgehalten werden. Im Gegenteil, sie wuchs immer weiter, und es wurde nur unnötigerweise böses Blut erregt.

Zu Beginn des Jahres beschäftigten sich auch die Parlamente mit der neuen Bewegung. In der Budgetkommission des Reichstages kam am 14. Januar eine Interpellation des Abgeordneten Erzberger zur Verhandlung, und am 28. Februar hielt der Abgeordnete Roeren im preußischen Abgeordnetenhause eine äußerst eindrucksvolle Rede, die sich ebenso wie die Interpellation Erzberger über die ungerechtfertigten Bedrückungen der neuen Vereine durch die Behörden verbreitete und Einstellung derselben verlangte. Minister v. Moltke verurteilte offen die vorgekommenen Schikanen gegenüber den neuen Vereinen, erklärte eine dahingehende Verfügung an die ihm unterstellten Behörden erlassen zu haben und gab der Hoffnung auf eine Beseitigung des bedauerlichen Zwiespaltes Ausdruck. Der Erfolg dieser hier vom Minister erwähnten Verfügung zeigte sich darin, daß von diesem Zeitpunkte ab die bisherigen Nadelstiche der untergeordneten Behörden unterblieben. Sie befleißigten sich in dankenswerter Weise auch den neuen Vereinen gegenüber strenger Neutralität. Vereinzelt wurden auch die früheren ungerechtfertigten Verfügungen zurückgenommen, so seitens des Bürgermeisters von Losheim.

Durch ihre einseitige Stellungnahme den neuen Vereinen gegenüber hofften die Behörden nicht nur einer weiteren Zersplitterung des Kriegervereinswesens Einhalt zu tun, sondern sie glaubten auch, so die ausgetretenen Vereine in die Kreiskriegerverbände zurückführen zu können. Von einzelnen Bezirkskommandos wurden sie dabei eifrig unterstützt, indem nicht nur die Mannschaften auf den Kontrollversammlungen zum Eintritt in die alten Kriegervereine aufgefordert wurden, sondern auch auf die Reserveoffiziere durch besonderes Rundschreiben — so seitens des Bezirkskommandos Saarbrücken — in diesem Sinne einzuwirken gesucht wurde. Beides ohne nennenswerten Erfolg.

Und dennoch wäre eine Beilegung des ganzen Zwistes schon vor Jahresfrist verhältnismäßig leicht zu erreichen gewesen. Und es ist dies auch heute noch der Fall. Verlangen doch die ausgetretenen Vereine nichts anderes, als daß seitens des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände der statutarisch festgelegte Charakter der Kriegervereine als unpolitischer Vereine auch offiziell anerkannt werde, und daß demgemäß die Vorkommnisse bei den Wahlen ausdrücklich mißbilligt und gleichzeitig Garantien gegen eine Wiederholung ähnlicher Dinge in der Zukunft gegeben werden. Unter diesen Bedingungen wären die ausgeschiedenen Vereine auch heute noch, wie sie schon wiederholt erklärt haben, zu einem Wiedereintritt in den Landeskriegerverband bzw. die einzelnen Kreiskriegerverbände bereit. Notwendige Voraussetzung hierbei wäre natürlich, daß die ausgetretenen Vereine bei ihrem Wiedereintritt alle Rechte und Privilegien wieder erhielten, die sie früher besaßen, und daß auch die inzwischen neu gegründeten Vereine als gleichberechtigt anerkannt und aufgenommen würden. Dazu will man sich aber seitens des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände nicht verstehen. Man glaubt sich augenscheinlich etwas zu vergeben, wenn man das verübte Unrecht eingesteht und wieder gut zu machen sucht. Bei einem solchen Verhalten des Landeskriegerverbandes und der einzelnen Kreiskriegerverbände ist natürlich jede Einigung ausgeschlossen.

Und doch möchte auch der Landeskriegerverband, der keineswegs das Gefährliche der bestehenden und sich stets erweiternden Spaltung verkennt, sehr gerne den Zwist beigelegt sehen. Er hat in der Hinsicht schon verschiedene Schritte getan. Der letzte bisher war die Entsendung seines Vorstandsmitgliedes, des Geheimen Kriegsrats und Vortragenden Rats im Kriegsministerium Dr. Romen an die Saar und an die Mosel — und wohl auch an die Ems? — zwecks Einleitung von diesbezüglichen Verhandlungen. Auf Einladung des Herrn Dr. Romen fand zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Saarmilitärverbandes, Herrn Kollmansperger, am 4. April eine Besprechung in St. Johann (Saar) statt, in der Herr Kollmansperger unter den oben von mir angeführten Bedingungen die Bereitwilligkeit der ausgetretenen Vereine zum Wiedereintritt in den Landeskriegerverband ausdrückte. Herr Dr. Romen seinerseits

Digitized by Google

erklärte, über die ihm vorgetragenen Beschwerden mit Herrn General v. Spitz Rücksprache nehmen zu wollen, und er gab auch seiner Mißbilligung über das Geschehene sowie über das parteipolitische Verhalten des Kreiskriegerverbandsvorstandes Ausdruck. Herr Dr. Romen hat also augenscheinlich den guten Willen, eine Versöhnung zustande zu bringen. Dagegen will der Vorstand des Saarbrücker Kreiskriegerverbands von einer solchen nichts wissen, denn in einer am selben Tage (4. April) mit Herrn Dr. Romen abgehaltenen Besprechung lehnte er es einstimmig ab, an die ausgetretenen Vereine auch nur den Wunsch nach einem Wiedereintritt zu richten. Er verlangt vielmehr, daß die ausgetretenen Vereine zuerst selbst einen solchen Wunsch aussprechen und außerdem noch sich den ihnen vom Vorstand zu stellenden Bedingungen unterwerfen. Eine Berechtigung zu ihrem Austritte erkennt der Vorstand den Vereinen nicht zu, und die neugegründeten Vereine will er überhaupt weder anerkennen noch aufnehmen. Nur den einzelnen Mitgliedern derselben stellt er den Wiedereintritt anheim. Das ist eine schroffe Ablehnung jeder Versöhnung. Daß der Saarmilitärverband mit seinen 3500 Mitgliedern sich darauf nicht einlassen kann, liegt auf der Hand.

Die Verhandlungen des Herrn Dr. Romen in St. Johann hatten übrigens noch ein sonderbares Nachspiel. Ueber den letzten Teil derselben, die Besprechung mit dem Kreiskriegerverbandsvorstand hatte auch die „Köln. Volksztg." in ihrer Nr. 320 berichtet und dabei die auch von mir hier vertretene Stellung eingenommen. Ueber den ersten Teil, die Besprechung des Herrn Dr. Romen mit dem Vorsitzenden des Saarmilitärverbandes, hatte sie indessen kein Wort verlauten lassen. Daraufhin erhielt sie seitens des Preußischen Landeskriegerverbandes folgende von ihr in ihrer Nr. 360 (20. April) abgedruckte Berichtigung:

„In Nr. 320 Ihres Blattes (Morgenausgabe vom 10. April ds. Js.) befindet sich ein Artikel mit der Ueberschrift: „Zur Verständigung in den Kriegervereinswirren." Jeder, der diesen Artikel liest, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Wirkliche Geheime Kriegsrat Dr. Romen seitens des Königlichen Kriegsministeriums nach Saarbrücken gesandt worden sei, um mit den aus dem Kreiskriegerverbande Saarbrücken ausgetretenen Vereinen zu verhandeln. Dies entspricht jedoch nicht den Tatsachen. Wirklicher Geheimer Kriegsrat Dr. Romen, der gleichzeitige Beisitzer im Vorstande des Preußischen Landeskriegerverbandes, ist lediglich in unserem Auftrage nach Saarbrücken gereist, um mit dem Vorstand des Kreiskriegerverbandes Saarbrücken zu verhandeln. Wir bitten Sie freundlichst, die Notiz dementsprechend richtig stellen zu wollen."

Daraufhin veröffentlichte die „St. Joh.-Saarbr. Volksztg." (Nr. 99 v. 30. April) den Wortlaut des erwähnten Schreibens des Herrn Dr. Romen an den Vorsitzendes des Saarmilitärverbandes, unter gleichzeitiger Angabe des Hauptinhaltes der gehabten Besprechung, wodurch natürlich die „Berichtigung" des Preußischen Landeskriegerverbandes glänzend widerlegt war. Man fragt sich unwillkürlich, weshalb der Preußische Landeskriegerverband eine solche „Berichtigung" in die Welt sandte, um so mehr, als bis dahin von einer Verhandlung des Herrn Dr. Romen mit den ausgetretenen Vereinen kein Wort verlautbart war.

Am 5. April hatte Herr Dr. Romen eine Besprechung mit dem Vorsitzenden des „Krieger- und Militärverbands für Mosel und Hunsrücken", Herrn Herges-Sproß in Bernkastel, zu der Herr Herges-Sproß ebenfalls auf besondere Einladung des Herrn Dr. Romen zwecks Verhandlung „in einer wichtigen Kriegervereinsangelegenheit" erschienen war. Der Wortlaut des Schreibens und der Inhalt der Verhandlung wurden auf dem am 3. Mai in Cues stattgehabten Delegiertentag des Verbandes bekanntgegeben. Auch hier wurden seitens des Verbandes die berechtigten Beschwerden zur Sprache gebracht und die prinzipielle Bereitschaft zum Wiedereintritt in den Landeskriegerverband, den Herrn Dr. Romen befürwortete, ausgedrückt. Leider habe früher der Kreiskriegerverband die seitens des neuen Verbandes für einen Wiedereintritt gestellten Bedingungen abgelehnt. Auch hier ist also, wie in Saarbrücken, eine Versöhnung an der Hartnäckigkeit des Kreiskriegerverbandes bzw. seines Vorstandes gescheitert. Ein praktisches Resultat haben die Verhandlungen des Herrn Dr. Romen also nicht gezeitigt. Sie haben aber wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie mit aller Deutlichkeit gezeigt haben, wo eigentlich die Zersplitterer des Kriegervereinswesens sitzen. Es sind diejenigen, die die Kriegervereine ihren eigentlichen Zwecken entfremden und sie ihren politischen Sonderbestrebungen dienstbar machen wollen.

Mai.

Ueber schimmernde, blaue Weiten
Schweift mein Auge mit stillem Glück,
Und mein Herz träumt von Frühlingszeiten,
Träumt von Sonne und Seligkeiten,
Träumt von Maien- und Märchenglück. — —

Fernher erklingen Vesperglocken
Volk in das lichte Land hinein,
Und sie erzählen ohne Stocken,
Daß die Weltenweiten froßlocken,
Weil der Fürst des Frühlings zog ein.

Wie ein Fürst aus den Feenlanden
Kommt er herab in stolzer Ruh,
Löset des Winters letzte Banden,
Decket die Keime, die auferstanden,
Mit seinem Krönungskleide zu.

Und er spendet, wie Fürsten spenden,
Aus seines Reichtums Sonnensold
Liebesgaben mit vollen Händen,
Perlenfunkelnde Pracht ohn' Enden
Ueber Hecken und Halden hold.

Und die Herzen, die wintermüden,
Streift er mit seinem Zauberstab,
Daß sie im Duft der Maienblüten
Finden den frühlingsfroßen Frieden,
Bergen ihr Leid in ein Blumengrab. — —

Ueber die schimmernden blauen Weiten
Schweift mein Auge mit feuchtem Glück,
Und mein Herz denkt der fernen Zeiten,
Da es genossen Seligkeiten,
Die ihm kein Mai mehr bringt zurück!

Eugenie Taufkirch.

Bedingte Verurteilung oder bedingte Begnadigung?

Eine Frage der Jugendfürsorge.

Von

Justizrat Wilh. Brüll, Aachen.

Der bedingte Strafaufschub mit dem Ziele auf Straferlaß hat sich besonders bei erstmaliger Verfehlung Jugendlicher allenthalben bewährt. In fast allen Kulturstaaten ist die richterliche bedingte Verurteilung eingeführt, in den deutschen Einzelstaaten gilt dagegen die bedingte Begnadigung auf dem Verwaltungswege. Die Frage, welcher dieser beiden Formen des bedingten Strafaufschubes der Vorzug zuzuerkennen ist, wird fast durchweg zugunsten der anderwärts geltenden bedingten Verurteilung entschieden, weil der Richter in der mündlichen Verhandlung den Angeklagten am klarsten erschauen und auf denselben durch Vorhaltungen und Ermahnungen am nachhaltigsten einwirken könne.

Die richterliche bedingte Verurteilung ist materiell eigentlich eine bedingte Freisprechung. Vergeht sich der Jugendliche binnen gesetzter Frist nicht wiederum gegen das Gesetz, so gilt die Verurteilung als nicht ergangen. In dieser künstlichen, den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Fiktion soll die eigentliche Heilkraft der bedingten Verurteilung liegen. Die Strafpredigt des Richters allein wird keine dauernde Besserung bewirken, „Jugend hat keine Tugend", und der von vornherein in sichere Aussicht gestellte Straferlaß muß das jugendliche Gemüt weniger nachdenklich gestalten. Straferlaß erfordert mehr als bloße Straffreiheit während einer kurzen Frist, er ist bedingt durch gute Weiterführung in jeder Beziehung, durch positive Erfordernisse, nicht bloß durch wohlweislich vermiedene Rückfälligkeit während der „Bewährungsfrist".

Eine Beaufsichtigung der Weiterführung ist vonnöten, aber bei der richterlichen bedingten Verurteilung nicht möglich,

Digitized by Google

da der erkennende Richter den Delinquenten nach der mündlichen Verhandlung aus dem Auge verliert. Er kann ihn nicht etwa nach der Bewährungsfrist von neuem wieder vor Gericht stellen und nun entscheiden, ob für die frühere Tat heute der Betreffende die früher festgesetzte Strafe wirklich erhalten soll.

Man könnte einwenden, mit dem weiteren Verfahren könne der Vormundschaftsrichter betraut werden, aber dann hätte ja meist auch nicht der erkennende Strafrichter, sondern ein anderer Richter die Entscheidung schließlich in der Hand. —

Die bedingte richterliche Verurteilung kann also nur von vornherein mit „straffreier Führung" operieren, nicht aber gute Weiterführung in jeder Beziehung bedingen, sie kennt keine und kann keine Ueberwachung der Bewährung im übrigen kennen. Mit dem Urteil und der „Straffreiheit" ist der Fall erledigt.

Anders bei der bedingten Begnadigung. Hier wird der Angeklagte vom Gericht verurteilt und der Gnade des Königs empfohlen. Die Justizverwaltung behält den Verurteilten im Auge während des Strafaufschubes bis zur eventuellen Begnadigung. Der bedingungslos verurteilte Angeklagte muß die Bestrafung voll und ganz empfinden. Ein bloßer Schuldspruch oder die direkte Eröffnung im Urteil selbst, daß die Strafe nur bedingungsweise festgesetzt ist, kann eine gleich starke Wirkung nicht haben. Bei der bedingten Begnadigung kann nur noch im innern Dienst Strafaufschub und bei guter Weiterführung in jeder Beziehung Erlaß der Strafe eintreten. Bis an das Staatsoberhaupt geht die Sache. So hat der vom Gericht verurteilte Jugendliche nur noch einen letzten Hoffnungsschimmer, seine bürgerliche Integrität völlig zu wahren. Auch hier kann übrigens der Richter gebührend durch Ermahnung und durch Fürsprache einwirken. Der Täter muß dementsprechend alles daran setzen, sich ernstlich zu bessern, er darf nicht bloß straffrei bleiben und sich sonst vielleicht nicht bewähren in Haus, Schule, Kirche und Gemeinde.

Die Ueberwachung ist nötig, bei dem sofortigen richterlichen Strafaufschub bloß nicht möglich; sie ist in objektiver und unauffälliger Weise bei der bedingten Begnadigung ausführbar, indem die Strafvollstreckungsbehörde den Verurteilten im Auge behält, und gerade bei Jugendlichen wird sie leicht sichere Auskunft bei Vormündern, Waisenrat, Seelsorgern und Lehrern erhalten. Hat der jugendliche Verurteilte sich gut geführt, dann, aber auch nur dann, ist er des Straferlasses würdig.

Wenn auch die bedingte Begnadigung Ueberwachung und damit viel Schreibwerk erfordert, so ist das „des Schweißes der Edlen wert". Handelt es sich doch um Besserung der Jugend und um verhältnismäßige Abnahme der Kriminalität für die Zukunft. Die bedingte Begnadigung muß als wirksamer auf die Besserung jugendlicher Delinquenten erscheinen. Diese Form des bedingten Strafaufschubes paßt bei uns vielleicht besser als anderswo, die Form bestimmt sich nach dem Gefühl, Kulturzustand und der Verfassung des einzelnen Volkes. Eine Anlehnung an das Gnadenrecht, die administrative Form, hat bei uns nicht so viel theoretische Bedenken wie die „bedingte" Verurteilung, dagegen mehr praktische Vorteile gegenüber der — „bedingten Freisprechung".

Eine Weihegabe für die Dormitionskirche in Jerusalem.

Von

Dr. Oskar Freiherrn von Lochner.

Im Meisteratelier des Professors Fritz v. Miller, in welchem schon so manch poesievolles Prachtwerk der Goldschmiedekunst erstand, steht eben ein eigenartiges Weihegeschenk seiner Vollendung entgegen, das in Bälde weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden wird. Es ist die Votivgabe der Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern, bestimmt für die neue Sionskirche, die sich auf der Stätte des Hinscheidens Mariä, welche die deutschen Katholiken der hochherzigen Schenkung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers verdanken, erheben soll.

Die neue Kirche wird ähnlich der alten Marienkirche Karls des Großen als oktogonaler Zentralbau errichtet. Um den hohen Mittelraum schließen sich neben dem Chore noch 7 Kapellen zum Kranze. Die erste nächst dem Chore wird dem hl. Willibald, dem ersten deutschen Bischof, welcher selbst nach dem heil. Lande gewallfahrtet, geweiht sein. Sie soll nun auch diese Weihegabe erhalten, welche nach längeren Beratungen zwischen Professor v. Miller, Architekt Renard (dem Erbauer) und dem Vorstande der Genossenschaft als ein frontaler, dekorativer Lichtträger entworfen wurde, der in den Eingangsbogen der Willibaldskapelle zu hängen kommen soll.

Die Grundfigur dieses eigenartigen Lüsters ist ein Balkendreieck von einem weiteren, zur Grundseite parallelen Balken, welcher sechs Leuchter trägt, überhöht. Die Mitte des Dreiecks ist von einem Tazenkreuze ausgefüllt.

Ueber die breiten Balken sind 60 Wappen von Familien des bayerischen katholischen Adels (Email auf Silber) verteilt. Die Zwischenräume sind mit Reliefs von Engeln, Tauben, Adlern und geflügelten Löwen, mit reichglänzenden Halbedelsteinen und Kristallen, und mit feinen, in der Zeichnung stets wechselnden Filigranornamenten ausgefüllt. Die 6 kräftigen Leuchter sind ebenfalls in reichster, stets variierter Ornamentik gebildet.

Große Kristallknäufe schmücken die oberen Enden. Unten hängen in kräftigen, geschmiedeten Metallringen, etwas größer als die erwähnten Wappen, jene der Vorstandschaft nach dem Stande von 1906. Es sind die Urwappen: Franckenstein, La Rosée, Pfetten, Lerchenfeld, Hertling, Soden, Aretin.

Dies alles bildet einen glänzenden Rahmen für das mit Steinen und Filigran besonders reichgeschmückte Mittelkreuz, auf welchem sich noch ein köstliches Madonnenrelief findet. Maria auf der Mondsichel hält das Gotteskind im Schoße, welches segnend sein Händchen erhebt.

Es ist das Motiv der Patronin Bayerns, der Schirmherrin der Genossenschaft, der Herrin der neuen Sionskirche.

Die Gesamtstilisierung nähert sich dem spätromanischen Stile, welchen der Architekt für den Neubau gewählt. Die Rückseite der schönen Weihetafel, wenn wir sie so nennen dürfen, zeigt die Namen der einzeln beteiligten Adeligen, entsprechend den Schilden, und auf dem Kreuze die eigentliche Weiheinschrift eingegraben:

Von der
Genossen-
schaft
katho-
lischer
Edelleute in Bayern
in andächtiger Verehrung der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter
Maria
als Weihegabe in die
Sions-
kirche zu
Jerusalem
gestiftet
1906.

Am Rand des Kreuzes steht: Fritz von Miller fec. 1906—8.

Leider ist es nun ohne Abbildungen nicht möglich, weiter auf die Feinheiten dieses mit so reicher Phantasie in allen Formen, mit solcher Liebe für die kleinste Einzelheit ausgedachten und ausgeführten Kunstwerks einzugehen, noch weniger die warme Farbenwirkung des Ganzen, den Reiz des wechselnden Metalls, der buntschillernden Steine, der in kostbarstem durchscheinenden Email leuchtenden Wappenschilde zu beschreiben: zu schildern, wie das alles nur als farbensattes Ornament die „goldene Madonna" umrahmt. Immer wieder werden wir neue, feine Details, immer neue Schönheiten bei der Einordnung derselben in den Raum gewahr.

Es ist ein herrliches Werk, dessen satter Prunk durch die strenge Stilführung und Komposition zu feierlichem Ernst erhoben wird.

Die hohen Mitglieder der Genossenschaft werden wohl in erster Linie mit Stolz dies edle Werk aus den Händen des Meisters in Empfang nehmen. Aber auch außerhalb dieser Vereinigung wird jeder Katholik, jeder Bayer, ja jeder Freund deutscher Kunst und deutscher Heimat dies Weihgeschenk mit Freude betrachten, besonders einst jene, welchen es vergönnt sein wird, im Heiligen Lande dieses Grußes treuer deutscher Herzen an die Gottesmutter gewahr zu werden.

Möge diese Schöpfung als Bekenntnis innigen Glaubens allen zum Heil gereichen, die an ihrem Werden mit so viel Liebe Anteil genommen, und deren Wille es der allerseligsten Jungfrau geweiht!

Digitized by Google

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Von

Hans Eschelbach.

Im Verlage von G. J. Göschen in Leipzig sind soeben in sieben Bänden die gesammelten Werke von Prinz Emil von Schönaich-Carolath so billig erschienen, daß ihre Anschaffung auch dem Minderbemittelten nicht schwer fallen dürfte.

Zu einer eingehenden Würdigung der Werke dieses wahrhaft gottbegnadeten Dichters reicht der Raum bei weitem nicht, aber das Herz drängt mich zu einem Werberufe wärmster Art für die Werke eines Mannes, der dem Volke einen Schatz an Schönheit, Lebensweisheit und Herzensgüte schenkte, wie sonst kein anderer Dichter. Mich persönlich hat kein Werk der Dichtkunst so gepackt, wie die manchmal etwas weltfremden Werke dieses Meisters, dem die Kunst Gottesdienst, innerster Beruf, alles ist. Er ist ein wirklich Vornehmer und Großer, ein Einsamer, der dem Schönen dient und das Gute tut, ein Mann, den eine ganze Welt von den Artisten trennt, die sich heute als Versjongleure in den modernen Zeitschriften breit machen.

Unter den Lyrikern unserer Tage steht Schoenaich unbedingt an allererster Stelle; auch seine großen episch-lyrischen Gedichte sind Meisterwerke, wie wir sie vergebens bei anderen zeitgenössischen Dichtern suchen. Als Versdichter alle Formen von der volkstümlichsten bis zur kunstvollsten mit Leichtigkeit beherrschend, ein Reimkünstler und Sprachgewaltiger wie kein Zweiter, findet er für seine tiefgründigen Gedanken und für seine heißen Empfindungen Ausdrucksformen, die der Pracht alter Brokatgewänder gleichkommen. Er ist so ganz er selbst in jeder Zeile, daß er mit keinem anderen verglichen werden kann. Vorgänger hat er keine gehabt, Nachahmer dafür aber um so mehr gefunden; man entdeckt aber sofort jeden Flicken des gestohlenen Schoenaichschen Brokats auf dem unechten Theaterputz dieser Nachahmer, die ihm wohl die exotischen Reime und einige Formen stehlen können, denen er aber jederzeit zurufen dürfte: Du gleichst dem Geist, den du begreifst; nicht mir!

Der zuletzt in Haseldorf in Holstein lebende Dichter wurde am 8. April 1852 in Breslau geboren, war einige Zeit Offizier in einem elsässischen Dragonerregiment, besuchte bei seinen Studien in Zürich die Vorlesungen Gottfried Kinkels und machte wiederholt große Reisen nach Amerika, Aegypten, Tunis und den Mittelmeerländern. 1878 erschien seine erste Gedichtsammlung, die ebenso originell und so ganz getragen von seiner innersten Persönlichkeit war, wie seine erste Novelle „Tauwasser". Zwei Jahre später folgten seine nunmehr in achter Auflage vorliegenden „Dichtungen", ein Jahr später seine „Geschichten aus Moll". Nach zehnjähriger Pause schrieb er die Novelle „Bürgerlicher Tod". 1896 folgte das Novellenbuch „Der Freiherr — Regulus — Der Heiland der Tiere", dem 1902 neue Novellen „Lichtlein sind wir" folgten. 1907 erschienen „Gedichte", die schon vier starke Auflagen erlebt haben.

Zunächst seine Dichtungen in Prosa. Sie sind weltfremd und verraten in jeder Zeile den Vollblutdichter, der den Romanschreiber von heute nicht einmal als Halbbruder anerkennen kann, obschon dieser ihm technisch vielleicht überlegen ist. Am lauten Alltag geht der Dichter vorüber. Er verlegt seine Stoffe gern in Zeiten, die vom Zauber der Romantik umwoben sind, weiß aber hier Stimmungsbilder von seltenem Reiz zu schaffen. Alle seine Prosadichtungen sind mehr oder weniger der rein künstlerische Ausdruck eines innerlichen Erlebnisses. Das gilt besonders von der einzig schönen Novelle „Tauwasser". Man kann sie nicht lesen, ohne dem Dichter selbst nahe zu treten; man fühlt, daß die Hand noch zuckte, als sie diese Geschichte schrieb. Daß der Dichter aber auch über alle Mittel realistischer Kunst verfügt, hat er in der Skizze „Die Kiesgrube" bewiesen. Nach dem Lorbeer des Wirklichkeitsschilderers hat er sonst wohl nie gerungen — er sah das Leben stilisiert unter großen Gesichtspunkten und ging immer seine eigenen Wege. Daß es menschlich und künstlerisch ein Aufwärtssteigen war, dafür zeugen am besten seine Versdichtungen, unter denen „Angelina", „Don Juans Tod" und „Die Sphinx" durch Genialität und Tiefe der Gedanken, Innnigkeit der Empfindung, Kühnheit und Farbenpracht der Bilder und Vollendung der Form den ersten Platz verdienen. Nie ist die wahrhaft andächtige Bewunderung der Schönheit und das tiefe Künstlerleid über die Niedrigkeit der Welt, die das Schöne und Schuldlose zu beflecken und in den Staub zu zerren sucht, in so tiefergreifende und dichterisch so berauschende Worte gekleidet worden, als in „Angelina":

O Schönheit, Schönheit, Danaergeschenk!
Weh jedem, dem dein leuchtend Stirngehenk
Als blitzend Stigma ward ums Haupt geschlagen!
Weh ihm, dem Kind, das ausgesendet ward,
Ein reiches Kleinod wunderseltner Art
Durch einen Wald, einsam bei Nacht, zu tragen!

Wohl zieht es aus, singend im Abendrot!
Es kehrt nicht heim. Am Morgen liegt es tot,
Erwürgt, beraubt, im fröstelnden Gehege.
Auf blassem Mund sein letztes Seufzen starb:
Ihr gabt ein Gut mir, das mich früh verdarb —
So muß ich enden nun seitab vom Wege!

O Schönheit, Schönheit, goldnes Samenkorn
Von Gott gestreut, daß über Sand und Dorn
Die Saat des Guten segensvoll erstünde;
Wie kommt's, daß Schmerz als dunklen Keim du hegst,
Die Massen nur zu finstrer Gärung regst,
Zu Aufruhr, Leidenschaft, Begier und Sünde?

O Schönheit, Schönheit, letzter Wiederschein,
Abglanz des Edens! Ach, du bliebst allein
Der Erde treu! Du konntest von dem Weibe,
Von Edens blauer Blume lassen nicht,
Du folgtest ihr und wardst das Tempellicht,
Das ew'ge Licht im staubentkeimten Leibe!

Neben solch grandiosen Strophen schrieb der Dichter volkstümliche Verse von unvergänglicher Schönheit:

Es trägt wohl jeder Schmerzen
Um ein geliebtes Blatt,
Das Gott aus dem tiefsten Herzen
Ihm einst gerissen hat.

Dieser Mann, dem nichts Menschliches fremd blieb, ging durch große Stürme den Weg zur Vollendung, und so führte auch ihn die Sehnsucht nach dem Wahren, Schönen und Guten durch Tränen, Staub und Dornen zuletzt zu Gott:

Durch Erdenschönheit und Rosenflor
Will ich den Kranz aus Lenzestagen
In letzten Liedern heimwärts tragen
Zu Gott empor.

Mit diesen Worten schließt er seine Dichtungen, er, der größte Lyriker, der seit Jahrzehnten im deutschen Dichterwalde gesungen.

Mitten in dieser Arbeit erreichte mich die Kunde, daß die heimwehkranke, lichtsuchende Seele des großen Dichters, der lange ans Krankenlager gefesselt war, den letzten Weg „Zu Gott empor" gefunden habe. Er, der einst „die weißen Paläste der Träume hochgetürmt" und zuletzt noch geschrieben hatte:

Wir wollen vom Haupt uns streifen,
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.
Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,

ist heimgekehrt zum Urquell aller Güte und Schönheit. Er hinterließ dem deutschen Volke, das er mit ganzer Seele geliebt, Werke edelster Art, die es als sein Nationalgut heilig halten wird. Aus diesen Werken wird die Jugend Begeisterung, der Mann Kraft, der Unglückliche Trost, der nach Schönheit Dürstende Erquickung und der Wahrheitssucher tiefe Erkenntnis schöpfen. Möge denn dieser Weck- und Werberuf, der auch die Fernstehenden zu dem lauteren Lebenswasser echter Dichtkunst führen soll, nicht ungehört verhallen; denn auch von dem Lebenswerk dieses großen, aus den Niederungen des Lebens aufwärts führenden Künstlers gilt der Nation gegenüber immer noch die Dichtermahnung:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Digitized by Google

Maiennacht.

Nun ruht ein milder Friede
Rings auf der Maienpracht;
Nur Wellen, nimmermüde,
Zieh'n murmelnd durch die Nacht.

Die Wellen sprüh'n und gleißen
Im Silbermondenschein,
Und Wellen zieh'n und reisen
Ins Mainland hinein.

Sie zieh'n durch grüne Auen,
Wo Frühlingsblumen blüh'n,
Und hoch am Himmel, dem blauen,
Die weißen Wölkchen zieh'n.

Wer doch mit euch könnt ziehen
Zum lieben deutschen Rhein,
Wo schön're Blumen blühen
Im goldnen Sonnenschein;

Und wo noch Herzen schlagen,
Wie nirgends froh und frei,
Und wie in alten Tagen
Noch blüht die deutsche Treu;

Wo schöne Sagen umschweben
Den burgenumkränzten Strom,
Und aus der Flut sich heben
Viel Städte mit grauem Dom;

Und wo in Sonnengluten
Der Rhein zieht schimmernd fort,
Als sprühte aus den Fluten
Der Nibelungenhort.

Fritz Flinterhoff.

P. Theodosius Florentini

zu dessen 100. Geburtstag (23. Mai).

Von

M. Kully, Olten (Schweiz).

Ohne Zweifel gehört der Kapuzinerpater Theodosius Florentini, der seinerzeit ein König der Liebe war, zu den markantesten und zugleich anziehendsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts — ein Idealist und doch ein Mann der Tat, ein Mönch in armseligem Habit und christlicher Sozialist, der heute Klöster und morgen Fabriken gründet. Vielen seiner Zeitgenossen war er ein psychologisches Rätsel — ein emanzipierter Bettelmönch, getadelt als fanatischer Zelot, aufgeklärter Philantrop, von einigen sogar als schlauer Heuchler, der unter der Maske der Gemeinnützigkeit den Protestantismus bekämpfe — von allen aber bewundert wegen der Originalität und Kühnheit seiner Pläne und Werke auf sozialem Gebiet.

Was war der verblichene Kapuziner in Wirklichkeit? Gewiß ein Mann von Eigenart, der seine Wege ging, ein universeller, schöpferischer Geist, mit einem Adlerauge, das die Bedürfnisse des Volkes klar erschaute, eine providentielle Natur, ein Säkularmensch, der dem schweizerischen Katholizismus als kräftigste Stütze einst gedient und ihm mit weithin schallenden Weckruf die sozialen Ziele und Wege gewiesen. P. Theodosius war Jugend- und Volksbildner im besten und weitesten Sinn des Wortes, ein Stratege auf dem Felde der Caritas, und zwar ein Bahnbrecher nach der praktischen Seite hin, ein Bettelmönch mit weltmännischen Umgangsformen, der sich mit der gleichen Sicherheit in den Salons der haute volée bewegte, wie in den Krankensälen oder im Armenhause. Der Mönch war ein ebenso feuriger Patriot, wie treuer Sohn seiner Kirche, dem, wie wenigen seit Nikolaus von der Flüeh, es gelang, sogar unseren Gegner durch Beispiel, Reden und Taten, wahre Ideen von katholischer Lehre, Liebe und Opfersinn beizubringen.

Wenn auch die Wiederkehr seines 100. Geburtstages zunächst in der Schweiz stärkere Erinnerungs- und Festeswellen aufwirft, so wird sein Name auch über die Grenzpfähle hinaus mit Ruhm genannt werden. In Deutschland ist er kein Unbekannter — wiederholt war der Kapuziner in den 50er und 60er Jahren Gast und brillanter Redner der Generalversammlungen des Piusvereins. Die ältere Generation mag sich noch erinnern an die imposante Gestalt mit dem großen, weißen Bart, den feurigen Augen und den edlen Gesichtszügen — das Urbild eines Mönches, der die seltene Kunst besaß, über die Herzen zu herrschen.

P. Theodosius war von Geburt ein Welscher, von Erziehung ein Deutscher. Im äußersten, östlichen Winkel der Schweiz, hart an der Tirolergrenze, im romantischen Münstertale, das ins tirolische Etschland ausmündet, stand seine Wiege, hervorgegangen aus einer biederen, tiefreligiösen sog. Priesterfamilie, die der Kirche 17 geistliche Personen geschenkt. Seine Heimatgemeinde Münster, eine katholische Oase in der Diaspora, hat im Laufe zweier Jahrhunderte 78 Priester und 35 Klosterfrauen hervorgebracht — ein wahrhaft priesterliches Volk! Sein Geburtsjahr (23. Mai 1908) fällt zusammen mit dem zweier kongenialer Menschen und Arbeiterfreunde, Manning und Schulze-Delitzsch, und dem des bekannten Berliner sozialen Pathologen Johann Wichern. P. Theodosius war eine überreich begabte, tatkräftige, feurige, mitunter überschäumende Natur, wie die Wildbäche seiner Heimat, ein Kind der Freiheit.

Es war in der verhängnisvollen und wirrnisreichen Zeit der vierziger Jahre, da der obskure Kapuzinerpater, wie ein Prophet, als Schwertträger der Ecclesia militans mit einem Riesenprogramm in die breite Oeffentlichkeit trat. Seinem scharfen Auge waren die großen Fortschritte des Protestantismus in Schul- und Armenwesen nicht entgangen. Der Radikalismus, in der Schweiz zur politischen Macht gelangt, wollte sein Erbe sichern, bemächtigte sich deshalb der Schule. Rousseauschen Geist in dieselbe verpflanzend, war derselbe ernstlich bestrebt, das strahlende Bild des göttlichen Pädagogen aus ihr zu verbannen. Ein Gegengewicht — die blühenden Jesuitengymnasien und die ausgezeichnet wirksamen katholischen Kantonsschulen waren den Stürmen und dem unglücklichen Ausgang des Sonderbundkrieges zum Opfer gefallen — damit wissenschaftlich katholisches Streben an der Wurzel getroffen, die höchsten kulturellen Werte bedroht. Dazu gesellte sich eine auffallende, wenn auch erklärbare Inferiorität der katholischen Urkantone auf dem Gebiet der Schule und der Armenpflege — es fehlten das Verständnis und auch die Geldmittel bei den Enkeln Tells. — — — Auf der anderen Seite sah Theodosius, wie die Caritas mehr mit der kalten Hand der Humanität, aus natürlichem Mitleid, gesetzlicher Notwendigkeit, oft auch als ein höherer Sport geübt wurde und mancherorts ausschließliches Monopol des kirchenfeindlichen Staates oder religiös-indifferenter Gesellschaften war. Es galt daher, das der Kirche und dem Christentum (in Schule und Armenhaus) entrissene Terrain zurückzuerobern und ihrem Einfluß wieder zu unterstellen. — Theodosius mitleidsvollem Herzen entging nicht die beklagenswerte Lage der „zu spät Gekommenen beim Gastmahl des Lebens" — mit Wehmut erfüllte ihn das ungeheuere Trümmerfeld des Pauperismus und dessen schlimme Begleiterscheinungen. Des weitblickenden Kapuziners allseitig soziales Empfinden blieb nicht beim sozialen Verständnis, bei fruchtlosem, sentimentalem Gejammer über das Mißgeschick des Menschen stehen — es mußte in die soziale Tat umgesetzt werden. Das ist es gerade, was die Größe P. Theodosius ausmacht: einerseits ein scharfes Erfassen der vorhandenen Mißstände in ihren tiefsten Ursachen, anderseits ein geniales Organisationstalent, das Weg und Mittel erkannte zur Erreichung der größtmöglichen Erfolge. Dazu kam die Macht, der faszinierende Einfluß seiner Persönlichkeit, in deren Bann jeder stand, der mit ihm in Berührung kam.

Was umfaßte sein Programm? Er selbst gesteht: „Die überhandnehmende Demoralisation und Irreligiosität kann nur durch die gleichen Mittel bekämpft werden, durch die es verbreitet wurde, nämlich durch Schule und die Armenpflege" — deshalb sein Schlachtruf: sittliche Wiedergeburt, Erneuerung katholischen Volkslebens durch Erziehung und Bildung auf christlicher Grundlage — Christo in pauperibus — christliche Armenfürsorge. Das Problem ist alt — die Art der Lösung desselben durch P. Theodosius war neu. Die soziale Therapie und Technik verstehend, wurde er als Pädagoge, Philantrope und Soziologe zum Reformator, unvergleichlichen Lehrmeister und Wegweiser für den kirchlichen Katholizismus der Schweiz, dem er das Bewußtsein für die Schönheit christlicher Caritas erschloß, dessen „soziales Gewissen" er geweckt und auf das er für immer befruchtend eingewirkt hat. Aller spätere Fortschritt ruht auf theodosianischem Fundament, ebenso wie er Leiter, hinreißender Herold, Haupt, Herz und Seele aller seiner Unternehmungen war.

Nach einer freiwilligen Verbannung als „politischer Verbrecher", die er in Frankreich verbracht hatte, in die Heimat zurückgekehrt, trat der zum Pfarrer der Bischofsstadt Chur ernannte Bettelmönch auf als Reorganisator katholischer Schulen, Organisator von Armen-, Pfründner- und Rettungsanstalten, als Gründer von Spitälern und Genossenschaften für Schul- und Krankenpflege. Letztere sind religiöse und weibliche. Es war ein glücklicher Griff, daß P. Theodosius die Frau in den Dienst seiner sozialen und caritativen Bestrebungen stellte — sie, die von Haus aus bedürfnisloser, der persönlichen Aufopferung bis zur Heldenhaftigkeit geneigter und der religiösen Begeisterung vielfach zugänglicher ist, als der Mann. Damit machte er der leidenden Menschheit die Unsumme von Liebe, die im Frauenherzen schlummert, mobil und wies zugleich einem beschäftigungslosen Jungferntum ein neues und herrliches Feld der Arbeit — ein eminent sozialer Gedanke. Das führt uns zu jenen zwei Großtaten, die als monumentale Schöpfungen seines genialen Geistes aus dem wunderbaren Lebensbilde des Kapuziners hervorleuchten, und in denen uns sein Lebensprogramm gleichsam verkörpert entgegentritt — es sind das Lehrschwestern-Institut von Menzingen und das Institut der Barmherzigen Schwestern von Ingenbohl, die heute einen internationalen Ruf genießen. Beiden Genossenschaften gab er selbst das Gesetzbuch, das für sich allein ein Denkmal eines scharfen Geistes, großer Klugheit und Weisheit und tiefer Frömmigkeit bildet. Menzingen zählt heute gegen 1100 Schwestern, tätig in 3 Lehrerinnen-Seminarien, 7 Töchterpensionaten mit weit über 1200 Schülerinnen, 260 Volksschulen mit 14565 Kindern, 62 Kleinkinderschulen, 33 Armen- und Waisenanstalten mit über

Digitized by Google

1000 Pfleglingen, 30 Arbeiterinnenheimen und 6 Stellenvermittlungsbureaus. Das Seminar im Mutterhause ist eine Musteranstalt auf der Höhe der Zeit und erfreut sich des ungeteilten Vertrauens von Klerus und Eltern im In- und Auslande. Seit 1883 tragen die Schwestern christliche Bildung und Erziehung bis zu den Heiden (9 Stationen im südafrikanischen Staate Umtata). Um dem erwachten Bedürfnis nach höherer Frauenbildung zu genügen, gründete Menzingen in Freiburg i. d. Schw. die „Akademie vom heiligen Kreuz", an der 17 Universitätsprofessoren Vorlesungen halten.

Noch weit sichtbarer ruhte der Segen Gottes auf der Schwesterkongregation von Ingenbohl, die P. Theodosius mit 12 Schwestern ins Leben rief. Heute beläuft sich ihre Zahl auf **4679**, verteilt auf 8 Provinzen: Schweiz (340), Baden-Hohenzollern (164), Oesterreich (136), Steiermark (49), Tirol-Vorarlberg (35), Böhmen (55), Mähren (40), Slawonien (24).[1]) Welch Riesenerfolg ist der Initiative eines einzigen Mannes und dazu eines Bettelmönches entsprungen! Die Schwestern rekrutieren sich aus folgenden Ländern und Nationen: gegen 1300 aus der Schweiz, über 1700 aus Deutschland, darunter aus Baden allein gegen 1100, Württemberg und Bayern je gegen 300 — der Rest aus Oesterreich-Ungarn und zwar über 600 aus Böhmen und Mähren, 200 aus Ungarn und Slawonien, etwa 500 aus Tirol und Steiermark, sogar Istrien und Dalmatien sind vertreten. Entsprechend der Mahnung des Stifters: „kein Werk der Nächstenliebe darf ausgeschlossen sein", erfreuen sich Waisen (in 73), Arme (128), Kretinen, Taubstumme und Blinde (12), Kranke in privater Pflege und Spitälern (352), Pfründner und Greise (23), Sträflinge, Arbeiterinnen, Studienanstalten (28)[2]) des barmherzigen Wirkens der Theodosianischen Schwestern. Seit einigen Jahrzehnten arbeiten dieselben auch auf dem niederen und höheren Unterrichtsgebiet, und zwar in 5 Lehrerinnenseminarien, 25 Pensionaten, 163 Kleinkinder-, 108 Arbeits- und 96 Volksschulen. Eine der vornehmsten Schöpfungen von Ingenbohl ist die bekannte Krankenanstalt „Theodosianum" im Zentrum der Diaspora, in Zürich. — Wenn der Leser mit der Gotthardbahn von Goldau über Schwyz nach Brunnen fährt, grüßt ihn beim Ausgang des hochromantischen Muotatales von anmutiger Höhe herab ein gewaltiger Häuserkomplex, der die ganze Gegend bis zu den Ufern des Vierwaldstättersees beherrscht. Es ist das großartige Mutterhaus von Ingenbohl — dort thront die Königin „Caritas", das Geisteserbe des Großen von Assisi treu behütend. Von hier aus nehmen die Engel der Barmherzigkeit ihren Flug in die Welt, um die kranke Menschheit zu trösten und schließlich selber gebrochen an physischer Kraft totmüde zum Sterben heimzukehren. Dort oben liegt auch die letzte Ruhestätte des getreuen Jüngers des seraphischen Heiligen, P. Theodosius. (Schluß folgt.)

Zur Eröffnung der „Ausstellung München 1908".

Von Karl Jordan.

Am Samstag, 16. Mai, ist die mit so lebhafter Propaganda und Reklame vorangekündigte „Ausstellung München 1908" programmäßig „eröffnet" worden. Der Prinz-Regent nahm mit dem Hofe und der ganzen offiziellen Welt an dem Festakte teil, der aber leider durch programmwidrige Regenströme sehr beeinträchtigt wurde. Man sah viele verdrießliche Gesichter und hörte selbst von „hohen" Lippen manch ungnädiges Wort, alldieweil für die Eventualität eines verregneten Festaktes kaum die primitivsten Vorbereitungen getroffen waren.

Ein anderer „Regen", der in Gestalt von Orden und Titeln vorschußweise über die tätigsten Mitglieder der Ausschüsse niedergegangen war, löste die verschiedensten Wirkungen aus, je nachdem man zu den „Betroffenen" oder „Uebergangenen" gehörte. Von den letzteren sollen einige erheblich verschnupft sein. Wie immer, waren neben den wirklich verdienten leitenden Köpfen auch zweckbeflissene „Gschaftlhuber" zum Handkuß gekommen. Der Volkswitz bemächtigte sich auch sofort eines zufällig am gleichen Tage zum „Kgl. Kommerzienrat" beförderten Schweinemetzgers (die amtliche Umschreibung lautet: Fleisch- und Wurstwaren-Fabrikant). Es muß aber konstatiert werden, daß dieser jüngste Zuwachs der bayerischen Kommerzienräte außer Zusammenhang mit der „Ausstellung München 1908" steht. Die Entwertung des bayerischen Kommerzienratstitels ist durch die kürzlich neu eingeführten „Geheimen Kommerzienräte" kaum wettgemacht.

Es war eigentlich ein starkes Stück, eine „Ausstellung", die in den wichtigsten Teilen kaum im Rohbau fertig ist, am 16. Mai „pünktlich" zu eröffnen. Darüber, was das „Wichtigste" solcher Ausstellungen ist, sind die Meinungen allerdings geteilt. Wer den Schwerpunkt in das den Zahlungsfähigsten reservierte, zum Spielbeginn fix und fertig hergestellte Künstlertheater oder in das prächtige Hauptrestaurant mit seinem großartigen, durch moderne plastische Gruppen belebten Wasservorwerk und vielleicht noch in den „Vergnügungspark" verlegt, wird schon jetzt auf seine Kosten kommen, wenn auch der letztere, ein „Oktoberfest" in Permanenz, erst wenige offene „Buden" zeigt.

Die eigentliche Hauptsache, die Ausstellung, ist so polizeiwidrig unfertig, daß man ihre Rückständigkeit auch durch die schönsten „Potemkinschen Dörfer" nicht zu verhüllen vermochte. Um das Entree einigermaßen menschenwürdig zu gestalten, hatte man in den letzten Tagen Militär requiriert. In den Hallen sieht es noch wüst und leer aus. Man hätte mit der Eröffnung der Ausstellung getrost bis zum 16. Juni oder noch länger warten können, wenn eine übereifrige Stimmungsmache nicht schon seit Monaten in die Welt hinaus posaunt hätte: Die „Ausstellung München 1908" wird pünktlich am 16. Mai fertig und vollendet sein. Von einer leitenden Persönlichkeit ist sogar noch vor ein paar Wochen öffentlich die stolze Versicherung abgegeben worden, im wohltuenden Gegensatz zu allen bisherigen Ausstellungen werde die „Ausstellung München 1908" als erste am Eröffnungstage fix und fertig sein. Krasser ist wohl selten ein Prophet durch die Tatsachen widerlegt worden. Das einzig „Fertige" an der Ausstellung war die Liste der praenumerando verliehenen Auszeichnungen.

Indessen möge man aus diesen kritischen Glossen draußen keine voreiligen Schlüsse ziehen. Wenn die Ausstellung einmal wirklich fertig ist, wird sie vor allem dem Münchener Kunstgewerbefleiß ein Zeugnis ausstellen, das sich — trotz mancherlei Bizarrem, Gesuchtem, Nur-„Modernem" — vor aller Welt wird sehen lassen können. Schon jetzt lautet das Urteil über die Gesamtanlage des Ausstellungsparkes und der für dauernde Zwecke errichteten Hallen übereinstimmend günstig. Das Hauptrestaurant mit seinem auch akustisch wohlgelungenem Saalbau und seinen praktischen Nebeneinrichtungen wirkt nach außen und im Innern durchaus vornehm und gediegen. Doch wir wollen einem späteren Sonderbericht nicht vorgreifen.

Die Eröffnungsfeier verlief nicht ganz ohne Mißklang in des Wortes ureigenster Bedeutung. Denn was soll es heißen, wenn in dem weit überwiegend katholischen München, der Residenzstadt der katholischen Wittelsbacher, Glockengeläute von den Türmen der protestantischen Kirchen — und nur dieser — die Auffahrt des Regenten zur feierlichen Eröffnung einer Ausstellung begleitet! Ohne sich vorher der Einwilligung der maßgebenden katholischen Kirchenbehörde zu versichern, hatte man eigenmächtig feierliches Glockengeläute aller Kirchen in das Programm eingesetzt. Das erzbischöfliche Ordinariat verweigerte die Genehmigung, und da das protestantische Oberkonsistorium ohne Vorkenntnis dieser ablehnenden Stellung die Genehmigung erteilt hatte, erlebte man das Schauspiel, daß im Verhältnis zur Ausdehnung der Stadt sehr dünne Glockentöne sich in den Donner der Kanonen mischten. Bei einiger Voraussicht und Besonnenheit hätte sich dieser peinliche Zwischenfall vermeiden lassen. Daß die protestantische Kirchenbehörde sich isolierte und bei ihrer isolierten Stellung verharrte, wird auch in gut protestantischen Kreisen bedauert, zumal selbst protestantische Pfarrer es lieber gesehen hätten, wenn bei dieser Gelegenheit die Glocken ihrer Gotteshäuser nicht in Anspruch genommen worden wären. Die Grundsteinlegung des Deutschen Museums in Gegenwart des Kaisers und der festliche Zug des Kaisers durch die Stadt war ein ausnahmsweiser Präzedenzfall, auf den man sich nicht berufen kann. Sonst müßten künftig die Kunstausstellungen und die Oktoberfeste auch mit allen Kirchenglocken eingeläutet werden. Der Gedanke mag ja denen sympathisch sein, welche in einer nebelhaften Zukunft die profanierten Kirchen in den Dienst der allgemeinen Volksunterhaltung stellen möchten. Im übrigen haben die amtlichen kirchlichen Stellen der Ausstellung gegenüber keineswegs eine unfreundliche Stellung eingenommen. Das beweist schon der Umstand, daß der apostolische Nuntius, Msgr. Frühwirth, an der Spitze des diplomatischen Korps, dessen Doyen er ist, nicht nur der feierlichen Eröffnung beiwohnte, sondern mit den übrigen Gesandten auch zum Festbankett am Abend erschien, wo er zur Rechten des Prinzen Rupprecht Platz nahm.

Beim Festbankett in der Ausstellung brachte Ministerpräsident Freiherr von Podewils als Ehrenvorsitzender des Direktoriums den Toast auf den Prinz-Regenten aus. Oberbürgermeister Dr. von Borscht, Geheimer Hofrat, feierte als Vorsitzender den Prinzen Ludwig, der schon vor 16 Jahren mit rühmlichem Scharfblicke die heutigen Anlagen anregte. Ihm zu Ehren werden die großen Ausstellungshallen künftig den Namen „Prinz-Ludwigshallen" tragen.

Prinz Ludwig, der zugleich Ehrenpräsident der „Ausstellung München 1908" ist, antwortete in einer hochinteressanten Rede, die durch ihre ungeschminkte Offenherzigkeit von den bei solchen Anlässen üblichen Zweckreden vorteilhaft abstach. Der Prinz führte aus:

„Der Herr Oberbürgermeister hat mich schon heute vormittag und auch jetzt wieder in Zusammenhang mit der Ausstellung gebracht. Ich nehme ja gerne einen Teil des Verdienstes auf mich, ich nehme mit Dank den Namen der Ausstellungshallen

[1]) Die Zahlen in den Klammern bedeuten die Anstalten. [2]) desgl.

Digitized by Google

an, den ich erst heute erfahren habe, aber ich sage, was ich habe tun können, war nur, anzuregen.

Ich bin einer der Aeltesten hier, ein geborener Münchner, und ich glaube, es werden nicht mehr viel ältere, wirklich geborene Münchner hier sein wie ich. Und ich kann sagen, ich habe die Entwicklung der Stadt im letzten halben Jahrhundert mit eigenen Augen verfolgt, habe mich gefreut über vieles, habe mich aber auch über recht viel geärgert, wo man Gutes und Schönes verunstaltete. Da habe ich die Bauten König Ludwigs I. im Auge: Zur selben Zeit, als man dem großen König zu Ehren Feste feierte, hat man einen Teil seiner eigenen Bauten verdorben. Nicht lange vorher wurde das Siegestor, das ja ganz frei stand, mit Mietkasernen umbaut und der schöne Abschluß der Ludwigstraße, die ja ungemein einfach, aber gerade durch ihre Einfachheit wirkt — jedes Haus mit einem Portal und gleichmäßig mit zwei, höchstens drei Stockwerken hoch —, der ist verdorben. Glücklicherweise ist das bei den Propyläen nicht geschehen. Da hat ein erst vor kurzem verstorbener Ehrenbürger der Stadt, Lenbach, das Seine dazu getan, daß die Umgebung der Propyläen möglichst erhalten wurde, wie der große König es gewollt.

Nun denke ich an einen anderen Bau des Königs Ludwig: die Bavaria. Wenn es so fortgegangen wäre, wie es den Anschein hatte, so wäre die Bavaria rings umbaut worden mit lauter Häusern und sogenannten Villen nach dem Pavillonsystem. Wie das aussehen würde, können Sie sich denken. Wir sind aber alle recht froh, es nicht zu sehen. Da kam mir nun der Gedanke — ich hatte ihn schon längst erwogen: es sollten ringsherum Parkanlagen sein, und die Bavaria sollte freistehen für alle Zeiten. Aber Parke allein zu schaffen, dafür war bei dem teueren Grund und Boden die Zeit zu spät. Das hätte man vor achtzig Jahren tun sollen. Aber seien wir froh, daß die Bavaria allein den Hintergrund bildet. Dadurch zeichnet sie sich gegen viele andere Denkmäler aus, daß sie freisteht und keine Gebäude hinter sich hat, wobei das Gebäude dem Denkmal und das Denkmal dem Gebäude schadet.

Aber das war es nicht allein, das mich veranlaßte. Ich tue ja lange mit, und ich tue mit in der Ueberzeugung, daß so und soviele Ausstellungen in München nicht mehr gegangen sind. Der Grund war ein sehr naheliegender und einfacher. Ich bin ja noch Zeuge der Erbauung des Glaspalastes. Die erste Ausstellung, die eine Industrieausstellung war, war im Jahre 1854. Ich war auch Zeuge des Schreckenstages, an dem es hieß, der Glaspalast stürze ein. Der steht aber noch und hat allen Stürmen getrotzt. Seitdem er den Künstlern ausschließlich übergeben worden ist — was ich ja den Künstlern von Herzen gönne, denn dadurch ist ja die Jahresausstellung gesichert, — seit der Zeit fehlt für alle anderen Zweige ein derartiger Ausstellungsbau. Und die Folge war, daß, wo wir auch recht schöne große Ausstellungen hatten, sie finanziell alle recht schwierig waren.

Dem sollte abgeholfen werden, und da kam mir der Gedanke einer ständigen Ausstellung. Wohin die nun? Ich habe zunächst damals, als die alte Schießstätte aufgehoben werden mußte, den Landwirtschaftlichen Verein veranlaßt, das Areal der alten Schießstätte zu erwerben — eine Sache, die auch nicht so ganz leicht ging, weil es immerhin ein etwas gewagtes Unternehmen war. Sie wissen, wie jämmerlich — verzeihen Sie dies Wort — seit Jahren die Landwirtschaft in der Ausstellung beim Oktoberfest untergebracht war.

Der Landwirtschaftliche Verein hat sich bereit erklärt, das Anwesen zu erwerben und dann wurde von der Stadtvertretung mit ihm ein Vertrag abgeschlossen, wonach er seinen Grund und Boden an die Stadt abtrat, unter der Bedingung, daß von ihm darauf Ausstellungen veranstaltet werden dürfen. Sie haben sich überzeugt, daß der nordöstliche Teil der jetzigen Ausstellung für die Landwirtschaft, zu der auch Blumen- nnd Preisreitkonkurrenzen gehören, sich eignet. Nun ist der Gedanke der: die Ausstellung soll sich für alle Zwecke eignen, und es ist ein schöner Gedanke, daß die Stadt München sich entschlossen hat, die erste Ausstellung als speziell Münchnerische zu veranstalten. Die Stadt München hat ja die größten Opfer gebracht, teilweise durch die Erwerbung des Grundes, durch die Bauten; sie bringt große Opfer dadurch, daß sie die Ausstellung beschickt. Mögen diese Opfer reiche Früchte bringen. Möge insbesondere die erste Ausstellung zeigen, und zwar der ganzen Welt, was die Stadt in Kunst und Wissenschaft, in angewandter Kunst zu leisten vermag.

Früher hat man immer nur von einer Kunststadt München gesprochen. Das ist ja etwas sehr Schönes. Aber es hilft nichts, wir müssen auch eine Industriestadt werden. Wir sind auf dem besten Wege dazu. Die Ausstellung wird auch zeigen, was der Handel in der Stadt München bedeutet, sie wird aber auch zeigen, was bisher geschehen ist und was geschehen kann. Sie wird aber auch zeigen, was wir alle fühlen und was insbesondere die Fremden fühlen, d. i. was die Stadt für die öffentlichen Einrichtungen: Gesundheitspflege, Wasserversorgung usw. geleistet hat. Wir finden diese Dinge selbstverständlich, aber, als sie eingeführt wurden, waren sie es durchaus nicht, sie sind mit Mühen erkämpft worden; sie haben viel Geld gekostet, und das Geld ist nicht vergebens gewesen.

So wünsche ich auch, daß es bei unserer Ausstellung sein möge, daß die Stadt als solche belohnt werden möge durch die zukünftigen Ausstellungen und auch die Aussteller, indem sie Bestellungen erhalten. Wenn nämlich die Aussteller für ihr vieles Geld keine Geschäfte machen, dann sind sie ausstellungsmüde. Diese Ausstellungsmüdigkeit war auch eine der größten Schwierigkeiten, die auch bei uns zu überwinden war. Ich kann nur den Münchnern meine volle Anerkennung aussprechen, daß es gelungen ist, daß die Stadt München allein diese große Ausstellung veranstaltet. So erhebe ich mein Glas mit dem Rufe: Alle diejenigen, die sich um die Ausstellung verdient machten, sie leben hoch!"

Am Nachmittag der Eröffnung fand in der Residenz eine Hof-Galatafel von 110 Gedecken statt, während welcher der Regent auf das Gelingen der Ausstellung toastete.

Am Sonntag ging auf der Reformbühne des Künstlertheaters „Faust, I. Teil" mit einer Musik von Schillings in Szene. Die „Allgemeine Rundschau" wird über diesen Versuch objektiv berichten, wenn die trüben Wasser einer von der bekannten Lobes-Assekuranz in der Presse gewaltsam „gemachten" Begeisterung um jeden Preis sich in etwa geklärt haben. Ein „tonangebendes" Blatt ließ das „Weltereignis" gleich durch drei Federn besingen. Solcher Zwangssuggestion unterliegen die meisten in unserem „gebildeten" Publikum. Aber nicht alle — lassen sich das selbständige Denken abgewöhnen.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aenderung der Reichsverfassung?

Wie ein drahtloses Telegramm aus Berlin uns meldet, schwebten in den letzten Tagen zwischen den Blockführern lebhafte Unterhandlungen auf dem Drahtwege. Um einem Wunsche des Reichskanzlers zuvorzukommen, bereitet die Freisinnige Volkspartei für den Herbst eine Aenderung der Reichsverfassung vor. Der einzige Artikel lautet: „Nach Schluß einer jeden Session werden die kaiserlichen Zensuren über die Arbeiten und Beschlüsse sowohl des Reichstags als des Bundesrats durch den Reichskanzler veröffentlicht. Diese Zensuren unterliegen weder dem Rekurs noch der öffentlichen Diskussion. Dem Kaiser steht das Recht zu, eine bereits vertagte Session zu schließen." Der freisinnige Antrag stößt in den Reihen der Konservativen auf unerwarteten Widerstand. Man fürchtet die Folgen der nächsten Wahlen: Zusammenbruch der Blockmehrheit oder vollen Sieg der freisinnigen Reaktion. Rigoletto.

Teufelsdienst.

Du armer Teufel, hast nichts zu lachen —
Täglich zu füllen den Höllenrachen
Mit Menschenseelen, ist ohne Frag'
Selbst für den Teufel viel Müh' und Plag'!

„Einst hatt' ich freilich viel zu tun,
Jetzt kann ich in der Hölle ruh'n;
Heut' tun meine Arbeit moderne Weiber,
Gelehrte, Poeten und Zeitungsschreiber." Muck.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Münchener Künstlertheater wurde auf Einladung seines Erbauers Professor M. Littmann einige Tage vor Eröffnung der Ausstellung München 1908 einer Besichtigung durch die Münchener Presse unterzogen. Das schmucke Haus liegt an der Hauptverkehrsstraße des Ausstellungsparkes und schmiegt sich dem architektonischen Gesamtbilde äußerst glücklich ein. Die farbige Tönung der Fassade, Terrakottaschmuck und die vor dem Gebäude hochragenden Zypressen erregen eine kontemplative Stimmung. Der Kassenflur ist einfach, aber sympathisch gehalten. Die Anlage der Garderoben, wie des amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerraumes kann man mit einem Worte ein Prinzregententheater im kleinen nennen. Es enthält 642 Sitzplätze. Herr Professor Littmann hielt den Geladenen einen Vortrag über die Entwicklung des deutschen Amphitheater, das in einem unausgeführt gebliebenen Plane des genialen Schinkel vor 90 Jahren seinen ersten Wegbahner gefunden hat. Semper hat diese Ideen später aufgegriffen; Wagner sie in seinem Bayreuther Festspielhaus erstmalig zur Ausführung bringen lassen. Die von Littmann erbauten Häuser des Prinzregententheaters und des Charlottenburger Schillertheaters haben dem Gedanken neuerdings volle Geltung verschafft. Das Künstlertheater will weitergehen. Es erstrebt eine Reform der Bühnenausstattung an. Seine Schöpfer halten es, um mit Schinkel zu reden, für eine „Barbarei, die ganz gemeine und physische Täuschung zum Gipfel der Kunst zu erheben". An Stelle der naturalistischen Szenengestaltung soll eine reliefartige, symbolisch andeutende treten, da die alte Theatermalerei oft

Digitized by Google

unmögliche Perspektiven ergibt. Die Besucher dieser Vorbesichtigung waren etwas enttäuscht, da sie zum mindesten die Vorführung einiger Dekorationen hatten erwarten dürfen, allein der Vorhang blieb geschlossen. Wenige Tage vor dem zur Praxis werdenden Kunstprinzip wird es wohl wertlos sein, zu den neuen Ideen theoretisch Stellung zu nehmen. Nur auf einige Folgerungen, die Littmann in seiner uns überreichten Denkschrift zieht, sei eine kurze Erwiderung gestattet; ich glaube nicht, daß die perspektivischen Verzeichnungen der Guckkastenbühne die Schuld tragen, wenn unsere „erlesensten Geister" sich von der Bühne zurückzogen; ebenso wenig wie man meines Erachtens das dramatische Epigonentum zu einem Teile dem — Architekten zur Last zu legen ist. Haben wir doch gerade im verflossenen Jahrhundert gesehen, wie das größte dramatische Genie dieses Zeitalters sich das seinen Kunstzwecken gemäße Haus erkämpfte. — Das Kunstwerk würde, befreit von der ablenkenden Ausstattung, ungleich gewaltiger wirken wie ehedem. Das ist der Standpunkt Laubes gewesen, der die „Tapeziererkunst" verachtete. Littmann glaubt, durch dies Beispiel würden auch unsere Dichter wieder menschliche Charaktere und Leidenschaften al fresco malen. (?) Die Neigung unserer Heutigen, den Schwingungen der Seele bis in ihre feinsten Verästelungen nachzugeben, liegt in der Richtung unseres wissenschaftlichen Forschens begründet, auch ist unsere kulturelle Entwicklung der Bildung großzügiger Charaktere nicht günstig. Ein äußerer Anlaß kann Kunstpoesie züchten, aber keine Dramatik, die zwingende Bahnen weist; aber dies sind Sorgen der Zukunft! Einstweilen will die neue Bühne uns Goethes „Faust" zeigen, dessen Aufführung trotz guter Lösungen bis heute noch eine der problematischsten Aufgaben der Theater geblieben ist.

Aus den Konzertsälen. Die Gesangsschulen von Frau Röhr-Brajnin und A. Henneberg veranstalteten kürzlich Schülerabende. Bei Frau Röhr wurde im Vorjahre Frl. Ulbrig „entdeckt", neben ihr haben die Damen Gräbner und Schultheß schon in der Oeffentlichkeit sich bewährt. Sehr schönes Material besitzen die Damen Autenrieth und Rapp. Günstige Eindrücke hinterließen auch Frl. Herberger und Frau Brünings, dann wären noch die Damen Heinke, Müllner, Klopenheimer und Wolf zu nennen. Frl. Henneberg brachte sehr sorgfältig einstudierte Opernfragmente. Besonders Interesse bot Cyrill Kistlers sehr glanzvoll ausgestattetes und von den Damen Helo und Megzena liebenswürdig gespieltes Bühnenidyll „Im Honigmond", welches für München noch neu war. (Die Bühneneinrichtung des Katholischen Kasinos bewährte sich hier wiederum sehr günstig.) Neben den Genannten zeigten die Damen Baader und Hasse, sowie Carl Sturm Fortschritte. Gertrud Dressels Variationen von Proch mußten da capo gegeben werden. Vorher hatte die junge Koloratursängerin als Martha auch fortschreitende Routine gezeigt. Maria Bertens Wiedergabe der Susannenarie wurde beifällig aufgenommen, und die Lucia in den Cavalleriaszenen gab Ziska Wörner sehr lobenswert.

Verschiedenes aus aller Welt. In Königsberg in Pr. wurde unter starker Beteiligung das erste ostpreußische Musikfest abgehalten, welches unter Mitwirkung erster Solisten Werke von Bach, Beethoven, Brahms und Schubert darbot. — „Der letzte Wendenkönig", ein Trauerspiel von Joh. v. Wildenbradt, welches einen Konflikt des noch an heidnischen Anschauungen hängenden Wendentums mit dem Christenglauben behandelt, fand bei seiner Dortmunder Uraufführung starken Beifall. — Bei den Maifestspielen in Prag wurden Zumpes Sâwitri und Schillings Moloch durch das Ensemble des Schweriner Hoftheaters erfolgreich aufgeführt. Das Berliner Lessingtheater gastierte in Prag mit Hauptmanns „Pippa" und „Hedda Gabler" von Ibsen. — In Frankfurt a. M. wurde ein Renaissanceeinakterzklus die „Großen und die Kleinen" von Moritz Goldschmidt bei der Uraufführung mit geteiltem Beifall aufgenommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Scharfe Kontrasterscheinungen und diametrale Tendenznachrichten bilden die Begleiterscheinungen des abgelaufenen Berichtabschnittes. Seit langer Zeit waren zwei aufeinanderfolgende Börsenwochen sowohl hinsichtlich des Verkehrs als auch bezüglich der ganzen Kursbewegung nicht so grundverschieden, wie man diesmal zu vergleichen Gelegenheit hatte. Alle Lethargie und müde Tendenz war in impulsive, haussierende Situation verwandelt. Wiederholt schon konnte man derartigen Szeneriewechsel an den Börsen wahrnehmen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese häufigen Tendenzwandlungen und geänderten Kursbewegungen an allen Börsen als eine nervöse Nachwirkung der überstandenen Krisenzeiten betrachtet. — Einen natürlichen Kreislauf in der Etablierung normaler Verhältnisse bildet in erster Linie die Wiederkehr von gesicherten Geldverhältnissen. In allen Ländern, also am gesamten internationalen Geldmarkt, waren Schwierigkeiten zu überwinden, und daher sind auch so viele und bedeutende Momente zu einer dauernden Besserung erforderlich. Die bereits signalisierte Erleichterung am internationalen Geldmarkt machte wiederum, speziell in London, weitere Fortschritte. Vor allem waren es die erneuten Geldimporte, welche die Positionen der englischen und französischen Zentralnoteninstitute in glänzende Verfassung brachten. Als wichtigster Faktor bei einer günstigen Betrachtung der zukünftigen Situation gilt die Wahrnehmung, dass nach langer Zeit endlich grössere Beträge vom Ausland nach Deutschland gegeben worden sind. Es wird der Reichsbank dadurch möglich sein, gleichfalls bedeutend gekräftigtere Ausweise zu publizieren. Die Meldung, dass die Berliner Haute-Banque der Reichsbank aussereuropäisches Geld — man spricht von 15 Millionen Mark — zuführt, wird bei einer nicht mehr lange ausbleibenden Zinsratenreduktion in Deutschland ausschlaggebend sein.

Wie bei allen durch die Krisenzeiten entstandenen ungünstigen Ausflüssen, so wird man auch von der monetären Situation in Deutschland nicht von heute auf morgen von einer durchaus gebesserten und vor allem gesicherten Lage sprechen können. Rückschläge und Zuckungen am Geldmarkt werden für Deutschlands zukünftige wirtschaftliche Konstellation immer wieder in Betracht zu ziehen sein. Neben den Kommunen, welche täglich an den Geldmarkt appellieren, sind in der abgelaufenen Berichtswoche verschiedene industrielle Unternehmungen mit diesbezüglichen Forderungen hervorgetreten. Kapitalerhöhungen und finanzielle Investitionen einzelner grosser Werke, z. B. der Rheinischen Stahlwerke, Berliner Elektrizitätswerke und andere Emissionen zeigen, dass auch der Geldbedarf der Industrie, jede, auch die geringste Besserung der Geldmarktverhältnisse Deutschlands zu absorbieren beginnt. Man tut daher gut, einem Optimismus nicht zu grossen Spielraum zu lassen. Im Zusammenhang mit der Erleichterung des Geldmarktes hat sich erfreulicherweise das Interesse für die Rentenwerte gehoben. Das Publikum ist mit der wahrgenommenen Gelderleichterung aus der Zurückhaltung herausgetreten; an der Börse macht sich allgemein ein lebhaftes Interesse kund, umfangreiche Käufe, besonders in deutschen Reichsanleihen und den Renten der deutschen Bundesstaaten werden in langer Reihe vorgenommen. Dieser Faktor verdient nicht nur hinsichtlich der Kursbesserung erwähnt zu werden, sondern auch vom nationalen Standpunkt aus, weil der Befestigung unserer heimischen Rentenkurse bedeutende Konsequenzen innewohnen. Das Ausland, besonders Frankreich und England, haben mit grossem Misstrauen die schlechte Verfassung und Situation des deutschen Rentenmarktes verfolgt und unangenehme Schlüsse hinsichtlich einer prekären Lage Deutschlands gezogen. Das erhöhte Interesse an festverzinslichen Werten ist dem Einfluss der gebesserten amerikanischen Verhältnisse zuzuschreiben. Es ist den auf finanziellem Gebiete mehr oder minder skrupellosen Yankees gelungen, die Börsen in einen wahren Hausse-Taumel zu bringen. Grosse Kursgewinne wurden auf diesem rein spekulativen Gebiete erzielt. Den Amerikanern ist es auch spielend gelungen, Hunderte von Millionen Dollars von Bonds amerikanischer Eisenbahnen schlankweg unterzubringen. Den konkreten Vorteil dieser so impulsiven Besserung, die ohne sichtbaren Grund von Tag zu Tag Fortschritte macht, bilden für die deutschen Börsen grosse Kursgewinne. — Trotz der widersprechenden Meldungen aus der Industrie ist das derzeitige Kursniveau der deutschen Industriewerte ein derartiges, dass all die ungünstigen Faktoren als eskomptiert gelten. Jedenfalls wird für die deutschen Börsen die in Bälde erwartete Diskontermässigung in England und auch seitens der Reichsbank eine starke Anregung zu weiteren Kurserhöhungen bilden.

M. Weber.

Bayerische Handelsbank München. Die Bank hat durch Uebernahme von grossen Privatfirmen in Regensburg und Würzburg ihr Filialsystem nunmehr auf 19 bayerische Plätze verteilt. Die Bank erhofft durch diese neuerliche Ausdehnung vor allem eine Erweiterung des Pfandbriefabsatzes.

Das K. Erziehungsinstitut für Studierende in Landshut gibt im Inseratenteil die Aufnahmebedingungen bekannt. Wir machen Eltern und Vormünder auf dieses Institut aufmerksam. In äußerst ruhiger Lage mit Gartenanlagen entspricht es in ganz besonderer Weise den Anforderungen, die wir an eine Erziehungsanstalt im modernen Sinne stellen. Wer genötigt ist, seinen Sohn zum Besuche des humanistischen Gymnasiums in fremde Hände zu geben und über die Wahl der Bildungsstätte im Zweifel ist, sehe sich genanntes Institut an, in welchem musikalisch veranlagte Knaben auch reichlich Gelegenheit zur Weiterbildung finden, oder verschaffe sich einen Prospekt, den die Direktion auf Wunsch versendet.

Die Firma A. Ad. Bietzschel, G. m. b. H., München, hat, wie uns mitgeteilt wird, ihr Stammkapital um 100,000 M erhöht. Hand in Hand gehend damit hat eine erhebliche Vergrößerung der Fabrikräumlichkeiten stattgefunden, sowie eine Erweiterung der fabrik-technischen Einrichtungen. Durch Aufstellung einer Anzahl neuer Maschinen wird bekannte Firma weiter in die Lage gesetzt, besonderen Wert auf sorgfältige Ausführung ihrer Erzeugnisse sowie prompte Lieferung ihrer photographischen Apparate zu legen.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ...

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 30. Mai 1908. V. Jahrgang.

Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die politische Satire konnte sich unlängst eines Falles bemächtigen, der, nur äußerlich betrachtet, einer gewissen Situationskomik nicht entbehrte, aber aus inneren Gründen nicht ernst genug betrachtet werden kann. Der Herausgeber eines Münchener Wochenblattes („Kritik"), gegen den ein Verfahren auf Grund des § 184 Ziff. 3 des R.-Str.-G.-B. (Ankündigung von Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch) eingeleitet worden war, erstattete gegen die Münchener Polizeidirektion Anzeige wegen des gleichen Vergehens, weil das beanstandete Inserat über Gummiartikel angeblich auch in dem von der Polizeidirektion herausgegebenen Münchener Adreßbuch enthalten sei. Für die Polizeidirektion war die Sache zweifellos um so peinlicher, als das Vorgehen gegen die „Kritik" kaum ohne Mitwirkung der Polizeidirektion erfolgt war. Indessen ist die Frage der Verantwortlichkeit für den Inhalt des sog. Adreßbuches doch ein wenig anders gelagert, als man aus den schnell bereiten Pfeilen einer „witzigen" Satire schließen konnte. Abgesehen davon, daß eine eigene polizeiliche Adreßbuchredaktion besteht, die aber hier gar nicht in Frage kommt, ist das Handels- und Gewerbe-Adreßbuch herausgegeben von der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern und erscheint unter einer besonderen Redaktion. Wie es im Vorwort zum Adreßbuch heißt, ist das Handels- und Gewerbe-Adreßbuch „nur aus Zweckmäßigkeitsgründen dem polizeilichen Adreßbuch beigebunden". Es wäre daher für die Polizeidirektion ein leichtes gewesen, den Hieb zu parieren, vor allem aber auch auf den großen Unterschied hinzuweisen, der zwischen der listenmäßigen Aneinanderreihung von Firmen nebst Aufzählung der von ihnen geführten Waren und den eigentlichen Annoncen (Anpreisungen in auffallender Form und Satzanordnung) besteht. (Vgl. hierüber auch Reichsgerichtsentscheidung Bd. 37, S. 143.) Jedenfalls sollten die verantwortlichen Leiter des Adreßbuches aus dem blamablen Zwischenfall die Lehre ziehen, daß künftig auf die betreffende Rubrik ein vorsichtigeres Augenmerk gerichtet werde.

Wie hat sich aber die Staatsanwaltschaft aus der Affäre gezogen? Sie stellte das Verfahren gegen das erwähnte Wochenblatt ein und erklärte aus den gleichen Gründen auch die gegen das Adreßbuch erstattete Anzeige als erledigt. Nach übereinstimmenden Preßberichten heißt es in der Begründung:

„Die Prüfung der Sachlage hat ergeben, daß sich mit Rücksicht auf die Fassung des Inserates und den Mangel besonderer Umstände, die auf einen unzüchtigen Gebrauch der angepriesenen Waren hindeuten, sowie mit Rücksicht darauf, daß der übrige Inhalt und die Tendenz des Blattes als einer zur Besprechung von Tagesereignissen bestimmten Wochenschrift in keinerlei Wechselbeziehung zu dem Inserat selbst steht, der Tatbestand eines Vergehens wider § 184 Abs. 1 Ziff. 3 R.-St.-G.-B. weder in subjektiver noch in objektiver Beziehung nachweisbar erscheint."

Man müßte die Fassung des Inserates kennen, um sich über den erstangeführten Grund ein sicheres Urteil zu bilden. Zweifellos ist aber die Staatsanwaltschaft, als sie das Verfahren einleitete, über den offensichtlichen Zweck des Inserates anderer Ansicht gewesen. Neu und eigenartig ist jedenfalls der zweite Grund, wonach zur Strafbarkeit nach § 184 Ziffer 3 eine Wechselbeziehung zwischen der allgemeinen Tendenz eines Blattes und dem beanstandeten Inserat erforderlich wäre. Demnach dürften also alle „zur Besprechung von Tagesereignissen bestimmten" Blätter ohne Skrupel und ohne Gefahr Gummi-Inserate veröffentlichen? Wie steht es aber z. B. mit den Programmanzeigern der sog. Brettlbühnen, welche die betreffenden eindeutigen Inserate unmittelbar neben oder über einem Programm der derbsten Zoten- und Ehebruchs-„Piecen" veröffentlichen, ohne daran gehindert zu werden? Besteht hier auch „keinerlei Wechselbeziehung" zwischen dem Inserat selbst und dem Inhalt und der Tendenz des Blattes, d. h. des Bühnenprogramms?

In der Handhabung des § 184 Ziffer 3 scheint überhaupt eine immer laxere Auffassung Platz zu greifen. Nach der Strafgesetznovelle vom 25. Juni 1900 wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen bestraft, wer .... „Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publikum anzeigt oder anpreist". In jedem Strafgesetzkommentar kann man über diese „Gegenstände" und ihre Zweckbestimmung das Nötige nachlesen. Der Gesetzgeber hat den ganzen gemeinschädlichen Unfug der marktschreierischen Anpreisung sogenannter Präservativs u. dgl. treffen wollen, und das Reichsgericht hat wiederholt entschieden, daß in strafbaren Inseraten der angepriesene Gegenstand keineswegs offen genannt zu sein braucht. Es genügt sogar, wenn Schriften, in denen solche Gegenstände offen genannt und empfohlen werden, auf Bestellung nach einem angezeigten Preisverzeichnis (Katalog) abgegeben werden (Reichsgerichtsentscheidung Bd. 36, S. 139, Bd. 38, S. 292).

Demnach fällt jede öffentliche Ankündigung oder Anpreisung aller derartiger Kataloge, wenn auch die Ankündigung selbst durch irgend einen Kunstgriff maskiert ist, unter den § 184, Ziffer 3. Die Staatsanwaltschaft des Landgerichtes München I scheint hierüber anderer Ansicht zu sein, wie aus der Begründung einer Spezialentscheidung in einem verwandten Falle hervorgeht. In dieser Begründung heißt es nämlich:

„§ 184 Ziffer 3 R.-St.-G.-B. verbietet die Ankündigung oder Anpreisung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, nicht schlechthin, sondern dem Publikum gegenüber; er hat die Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit zum Zwecke. Während es im allgemeinen allen Verkäufern erlaubt ist, ihre Waren auch solchen Personen anzukündigen, die ein Bedürfnis zum Ankaufe dieser Waren nicht zu erkennen gegeben haben, und durch diese an die Allgemeinheit gerichtete Ankündigung auf ihre Waren und auf die Verkaufsgelegenheit überhaupt erst aufmerksam zu machen und die Kauflust zu erwecken, will der § 184 Ziff. 3 St.-G.-B. verhüten, daß in gleicher Weise die Allgemeinheit auf das Vorhandensein, Beschaffenheit und den Preis der zu unzüchtigem Gebrauche bestimmten Artikel hingewiesen wird. Unter „Publikum" im Sinne des § 184, Ziff. 3 St.-G.-B. ist also nicht etwa die Gesamtheit der Käufer oder Kauflustigen, sondern im Gegenteil die Gesamtheit der Personen zu verstehen, die noch keine Kauflust gezeigt haben; denn nur diese können sich durch die Anpreisung solcher Artikel in ihrem sittlichen Empfinden verletzt fühlen und nur eine an diese Personen gerichtete Anpreisung kann als eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit betrachtet werden."

Im weiteren Verlaufe des in Rede stehenden Bescheides führt die Staatsanwaltschaft u. a. noch aus, es könne „als allgemein bekannte Tatsache bezeichnet werden, daß die empfängnis- und ansteckungsverhütenden Mittel einen sehr wesentlichen Teil der Waren darstellen, die in solchen hygienischen Geschäften geführt werden." Hört! hört!

Die Staatsanwaltschaft führt überhaupt die Verteidigung des Beschuldigten mit einer wahren Akribie und Finesse. Dennoch

Digitized by Google

dürfte die Schlußfolgerung sich nicht als stichhaltig erweisen. Ob der Händler die von ihm feilgehaltenen „Gegenstände zu unzüchtigem Gebrauch“ unmittelbar durch ein eindeutiges oder verfängliches Inserat dem Publikum anpreist, oder ob er mittelbar durch ein auf den ersten Blick mehr oder minder unverfängliches Inserat das Publikum anlockt, um ihm dann die vielleicht gar nicht gewünschten „Gegenstände“ durch Vorlage oder Einsendung von Katalogen oder dergleichen anzupreisen, ist in der Wirkung einerlei. Unseres Erachtens macht sich ein Händler in beiden Fällen gleich strafbar. Der letztere Fall dürfte sogar der weit schlimmere sein, weil hier unter Umständen eine direkte Verführung vorliegt. Der von der Staatsanwaltschaft freigegebene Katalog einer bekannten Münchener Firma für „moderne Hygiene“ wirkt durch die ganze Form und Fassung seiner massenhaft gehäuften Anpreisungen und namentlich durch die teilweise geradezu skandalösen belehrenden Illustrationen im höchsten Grade gemeingefährlich. Dabei wendet sich das in allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften anzutreffende verfängliche Inserat („Wer seine Frau lieb hat und vorwärts kommen will, verlange gratis und franko meine illustrierten Prospekte“ usw.) in augenfälligster, die Neugier aufs höchste reizender Weise an dasjenige „Publikum“, welches oben von der Staatsanwaltschaft gekennzeichnet ist.

Was helfen aber schließlich alle Strafgesetzparagraphen, wenn sie nicht mit voller Schärfe zur Anwendung gebracht werden? Die Aufgabe der Staatsanwaltschaft ist es nicht, einem Beschuldigten seine Maschen des Gesetzes zu zeigen, durch die er vielleicht noch entschlüpfen könnte, sondern mit fester Hand zuzugreifen, um im Sinne und Geiste des Gesetzes jedem Versuche, das Gesetz künstlich zu umgehen, entgegenzutreten. Die Formulierung gewisser Inserate ist aber ein mit Händen greifbarer Versuch, dem § 184 Ziffer 3 eine Nase zu drehen. Wenn derartige notorische Umgehungen des Gesetzes zulässig sein sollen, wieso und warum hat man denn den sog. „Massenfen“-Inseraten, soweit sie in versteckter Form dem in § 184 Ziffer 4 verbotenen Zwecke dienten, ein für allemal den Garaus gemacht?

In bezug auf die in unglaublichen Massen verbreiteten Anpreisungen sog. Verhütungsmittel kann man den zur Pflege der Justiz berufenen Organen nur immer wieder zurufen: „Landgraf, werde hart.“ Die demoralisierende Begünstigung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs wiegt in unseren Augen tausendmal schwerer als die Verminderung der Ansteckungsgefahr. Zudem wird durch den statistisch nachgewiesenen rapiden Rückgang der Geburten und das zunehmende Aussterben ganzer Familien die Popularisierung der im § 184 Ziffer 3 angedeuteten Mittel zu einer großen Gefahr für die Kraft und den Bestand der Nation. Seit Jahren mehren sich die Klagen, daß eine profitgierige Industrie auch die Landbevölkerung mit diesen schändlichen Reklamen überschüttet, daß gewisse Broschüren in den Dörfern oft von Haus zu Haus kolportiert werden. Wohin soll das führen? Sind den berufenen Wächtern der Volkssitte und der Volksgesundheit diese Dinge nicht bekannt?

Zum Schlusse noch eine kurze Abschweifung auf einen betrübenden Fall, der mit dem Thema wenigstens insofern zusammenhängt, als er ein grelles Licht auf die verderblichen Wirkungen jener unsittlichen Literatur und Lektüre wirft, gegen welche unsere Rechtspflege sich bisher so außerordentlich nachsichtig und weitherzig erwies. Die Strafkammer des Landgerichts München II verurteilte einen katholischen Pfarrer und Schulinspektor zu 6½ Monaten Gefängnis, weil er als Vorstand der Armenpflege aus angeblichem wissenschaftlich-medizinischem Interesse an entkleideten armen Kindern gewisse Untersuchungen vornahm. Die sozialdemokratische „Münchner Post“ glaubt den traurigen Fall gegen die ihr so sehr verhaßten „Sittlichkeitsapostel“ ausschlachten zu können, indem sie schreibt:

„Der Herr Pfarrer hat aber weder den „Simplicissimus“ noch die „Jugend“ gelesen. Auch war er nicht durch . . . ., durch Gummiartikel oder die moderne Literatur verdorben. Was wir der sittlichen Münchener Polizei und den adeligen und bürgerlichen Tugendwächtern im bayerischen Landtage zur gefälligen Kenntnisnahme submissest hinübergeben.“

Die „Münchner Post“ scheint den Verlauf der Verhandlung nicht genau genug verfolgt zu haben. Nach dem Berichte der „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 144 vom 21. Mai) führte der Angeklagte zu seiner Verteidigung an, er sei durch ein anthropologisches Werk und

„durch die Lektüre sinnlicher Bücher

zu anthropologischen Studien angeregt worden“. Auch aus einem anderen liberalen Blatte sei noch eine interessante Stelle zitiert. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 240 vom 21. Mai) berichten:

„Das Gericht ist der Ueberzeugung, daß die heute gemachten Angaben des Angeklagten über die Motive seiner Handlungsweise keinen Glauben verdienen. Damit will er seine Handlungen nur beschönigen und unter dem Deckmantel medizinischer oder wissenschaftlicher Neigungen hat er seinen geschlechtlichen Neigungen nachzukommen gesucht.“

Unter dem Deckmantel medizinischer oder wissenschaftlicher Interessen bringt ein gewissenloser Teil des deutschen Buchhandels, dem der glänzende Geschäftsgewinn aus geistiger Prostitution minder schmutzig zu sein scheint als der aus leiblicher Prostitution, fort und fort ganze Wagenladungen von unsittlicher Literatur und sogenannter „Kunst“ unter das Volk. Sogar den aus den stinkendsten Kloaken der Bordell-„Literatur“ hervorgezogenen und als sogenannte „Privatdrucke“ unter der zahlungsfähigen Lebewelt aller Zonen verbreiteten Pornoschriften hat die deutsche Justiz bisher einen Freipaß gewährt, weil sie sich durch den frechen „Deckmantel wissenschaftlichen Interesses“ täuschen läßt und einen lukrativen Handel, der mit 25 bis 50% Buchhändlerrabatt auf dem gewöhnlichen Wege über Leipzig „arbeitet“, der ganze Lager dieser literarischen Schweinekost „vorrätig hält“ und an Bekannte oder vermutete „Liebhaber“ schon seit Jahren Proben versendet, als dem § 184 Ziffer 1 nicht unterworfen tatsächlich privilegiert. Wie lange soll dieses himmelschreiende Aergernis noch fortdauern?

Das Privilegium der „Zahlungsfähigen“ scheint auch sonst immer merkwürdigere Blüten zu treiben. Wie die „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 23. Mai (Nr. 242) melden, hat am Dienstag den 19. Mai im Mozartsaal zu Berlin vor einem „ungeheuren Publikum“ eine „eigenartige Vorstellung“ stattgefunden, bei der die Akteure (beiderlei Geschlechts) in lebenden Bildern „vollkommen nackt“ auf der Bühne erschienen. Ueber den „künstlerischen“ Wert dieser Schaustellung spricht sich auch das genannte liberale Blatt sehr geringschätzend aus. Das „ungeheuere Publikum“ bestand, um der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, nur aus „Geladenen“, die aber 20, 15, 10, 8 Mk. Entree bezahlten. „Ein ausgezeichnetes Geschäft“ — heißt es in dem Berichte, der übrigens aus Nr. 104 der Korrespondenz „Die Information“ entlehnt ist. Ob eine solche Komödie hingenommen werden würde, wenn Arbeiter oder Arbeiterinnen die Veranstalter wären? Oder wenn es sich um eine Umgehung der Ausnahmegesetze gegen die Polen oder eine sonstige Maßnahme preußischer Staatsraison handelte? Der neuheidnische Geist triumphiert mehr und mehr über christliche Zucht und Sitte. Das ist des Pudels Kern.

Christus in Judäa.

Durch Judäas stille Lande,
Durch der Erntefelder Weh'n
Seh' ich ihn im Lichtgewande
Oft im Traum vorübergeh'n.
Lehrend, segnend, Rat erteilend
Wandert er die Flur entlang,
Tote weckend, Kranke heilend —
Jubelruf folgt seinem Gang.

Und es rauscht das Korn in Aehren,
Wo sein Fuß vorübergeht;
In der Sonne Glutverklären
Schwillt die Traube windumweht.
Selbst die züngelnde Tarantel
Birgt sich tief in dunkler Schlucht;
Wo geweht sein weißer Mantel,
Wendet sich der Wolf zur Flucht.

Doch er geht in Morgengluten
Immer weiter, heiß erharrt.
Ihn umbranden Menschenfluten,
Deren Herz erschüttert ward.
Reueschmerz netzt ihm die Pfade,
Alles Dunkel wird zum Licht,
Selbst die Sünder streift die Gnade,
Die aus seinem Herzen bricht.

Arno v. Walden.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Unruhe in der hohen Politik.

Mulay Hafid rüstet sich in Mekines zum Einzug in die nahe Hauptstadt Fez. König Eduard rüstet sich zu einem Besuch bei dem russischen Zaren. Diese Nachrichten wirkten wie Hechte in dem Karpfenteich der öffentlichen Meinung.

Die Erfolge Mulay Hafids haben sogar die kühnen Optimisten von Paris, die Herren Pichon und Clemenceau, nachdenklich gestimmt. Man hat dort offiziös eine neue Orientierung der französischen Marokkopolitik als möglich hingestellt. Natürlich waschen die Minister, die sich mit dem käuflichen Schwächling Abdul Asis solidarisch gemacht hatten, ihre Hände in Unschuld und klagen über die mangelhafte Information seitens der Geschäftsführer in Marokko. Wer weiß, ob nicht auch die Kammermehrheit im Gefühl ihrer Mitschuld sich an der Komödie mit den untergeordneten Sündenböcken beteiligt? Vielleicht benutzt man auch schnell noch die Gelegenheit, um einen konzentrischen Vorstoß gegen Fez zu versuchen und so möglichst vorteilhaft faits accomplis vor der etwa notwendigen Bekehrung zu schaffen.

Inzwischen lenkt der neue Reiseplan des unermüdlichen Bündnisschmiedes im Umherziehen die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt. Man traut dem König Eduard nicht zu, daß er bei seiner Höflichkeit nur höflich sein wolle. Ueberdies sollen beide Potentaten bei der Begegnung in Reval von hochpolitischen Beamten begleitet sein. Also wird gefolgert: es geht etwas vor; man weiß nur nicht, was. Rußland will eine neue Anleihe in England unterbringen, meinen einige. Aber König Eduard ist nicht so altruistisch, um wegen des russischen Pumpes sich zu bemühen, wenn nicht Rußland ihm eine entsprechende Gegenleistung bietet. Eine Verschmelzung der englisch-französischen Entente mit dem französisch-russischen Bündnis zu einem westöstlichen Dreibunde als Gegengewicht gegen den mitteleuropäischen Dreibund könnte schon als lohnendes Reiseziel gelten. Sollte damit nur die alte „Einkreisung Deutschlands" in neuer und verbesserter Form allgemein begründet werden, oder soll die orientalische Frage jetzt von den beiden früheren Nebenbuhlern England und Rußland gemeinsam angeschnitten werden? Die enge Heranziehung Rußlands an den englisch-französischen Konzern könnte auch auf die Marokkopolitik zurückwirken, indem der sonst sich ankündigende Einspruch Deutschlands gegen die fortgesetzte Eroberungspolitik auf eine festgeschlossene Koalition von Gönnern Frankreichs stoßen würde. Dabei ist zu beachten, daß Italien sowohl in Balkan- als in Marokkoangelegenheiten ein unsicherer Kantonist des Dreibundes ist. Man sieht, der Sommer wird nicht übermäßig langweilig werden. Die deutschen Staatsmänner haben Gelegenheit genug, die neuverkündete Kunst der Respekterzwingung zu üben.

Mangelhaftes Rechtsverfahren.

Wir kommen nicht heraus aus den Sensationsprozessen, die leider zumeist auch Schmutzprozesse sind. Zweimal war bereits in Berlin über die vita sexualis des Grafen Moltke und nebenbei seines Freundes Philipp Eulenburg unter Aufhebung aller Gardinen ausführlichst verhandelt worden. Dann gab es ein Nachspiel in München, bei dem „Schmutzereien" des Fürsten Eulenburg aus den achtziger Jahren enthüllt und ihm die Anklage und Verhaftung wegen Meineids besorgt wurde. Mit dem dadurch vorbereiteten Skandalprozeß Eulenburg wird es aber noch nicht abgetan sein. Auch die Angelegenheit Moltke kommt noch einmal zur Verhandlung; denn das Reichsgericht hat soeben das gegen Harden ergangene Urteil (6 Monate Gefängnis wegen Beleidigung des Grafen Moltke) aufgehoben und die Sache an dasselbe Landgericht Berlin I zurückverwiesen. Der ganze grauenhafte Schmutz wird also noch wenigstens zweimal aufgerührt werden.

Woran liegt die Schuld dieser gemeinschädlichen Wiederholung ärgerniserregender Gerichtsverhandlungen? Man schilt gern auf die Strafprozeßordnung. Aber die denkbar besten Prozeßregeln würden nicht helfen können, wenn sie nicht richtig angewendet werden. Im Falle Harden-Moltke war der erste Fehler, daß die Staatsanwaltschaft nicht von vornherein diese Verhandlung von eminentem öffentlichen Interesse in ihre Hand nahm. Als nach den wahrhaft skandalösen Verhandlungen vor dem Schöffengericht endlich die Staatsanwaltschaft eingriff, war eine ganz besondere Gründlichkeit in der Sache und Vorsicht in den Formalien angezeigt. Doch die Staatsanwaltschaft vertraute zu sehr auf den Reinigungseid des Fürsten Eulenburg, und die Strafkammer machte ein Versehen bei der nachträglichen Zusatzvernehmung eines Zeugen sowie in der Abfassung des Schuldspruches. Diese beiden Versehen führten zur Nichtigkeit.

Mancher hatte gedacht, die Revision werde eine endgültige Entscheidung treffen über die vielumstrittene Frage, ob in dem Falle, daß die Staatsanwaltschaft nachträglich ein im Gange befindliches Privatbeleidigungsverfahren in ihre Hand nimmt, die Sache wieder von vorne, in der ersten Instanz beginnen muß oder in dem vorgefundenen Stadium zu übernehmen und weiterzuführen ist. Das Reichsgericht hat die Klärung in diesem wichtigen Punkte nicht gebracht; der erkennende Senat sagt: Wenn der Angeklagte Harden gewollt hätte, daß auf die erhobene öffentliche Anklage gegen ihn nicht in erster Instanz, sondern in der Berufungsinstanz verhandelt werde, so hätte er den Gerichtsbeschluß auf Einstellung des bisherigen Privatklageverfahrens anfechten müssen; das habe er nicht getan, und deshalb sei die erste Sache nicht mehr rechtshängig gewesen, als das zweite Urteil ergangen. Es lag also ein Versehen des Verteidigers Justizrat Bernstein vor, und dank dieser Unterlassung wäre die Klippe der Zuständigkeit glücklich umschifft worden — wenn nur nicht die Strafkammer sich nachher zwei kleine Blößen gegeben hätte. Erstens hatte man vergessen, einen Zeugen, der ein paar Tage nach seiner Hauptvernehmung nochmals aufgerufen wurde, auf den geleisteten Eid ausdrücklich hinzuweisen. Der Zeuge wird sich gewiß von selbst bewußt gewesen sein, daß er unter Eid aussage; was da unterlassen wurde, war also nur eine kleine Formalität. Doch der oberste Gerichtshof hat ganz recht, wenn er alle Formen, die für die Abgrenzung von eidlichen und uneidlichen Aussagen Bedeutung haben können, auf das peinlichste gewahrt wissen will. Die andere Rüge, die für durchschlagend erachtet wurde, tadelte es, daß Harden bei der Anwendung des § 186 (üble Nachrede) auch noch aus § 185 (wegen formaler Beleidigung) verurteilt worden war. Ein Rechtsirrtum, der im vorliegenden Falle vermutlich keine praktische Bedeutung gehabt hat. Man sieht, daß Kleinigkeiten große Prozesse zunichte machen und zur Wiederholung von umständlichen Verhandlungen zwingen können. Im vorliegenden Falle leider auch zur Wiederholung von höchst anstößigen Verhandlungen. Herr Harden tritt infolge der Enthüllungen von München und der Entscheidung von Leipzig jetzt wieder sehr stolz und sicher auf; er bereitet in seinem Blatte schon eine neue prozessualische Sensation vor, indem er mehrere Mitglieder der zu neuer Entscheidung berufenen Strafkammer als befangen hinstellt. Durch die vorläufigen Erfolge braucht man sich nicht blenden zu lassen. Ueber den politischen und sittlichen Wert des Hardenschen Enthüllungsfeldzuges und über die eigenartige Taktik, die er und sein Verteidiger dabei eingeschlagen, wird schließlich noch zu reden sein, wenn die wechselreiche Sache ihre endgültige Erledigung gefunden hat.

Das deutsche Rechtsverfahren hat bisher hierbei schlecht abgeschnitten. Zum Ueberfluß haben wir auch in Karlsruhe noch ein unerbauliches Nachspiel gehabt zu dem sensationellen Mordprozeß Hau. Ein Redakteur, der in dem Zweifel an der Schuld Haus unbesonnenerweise die Tochter der Ermordeten verdächtigt hatte, ist zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden. Zu seinem Unglück hatte er sich zum Verteidiger den Rechtsbeistand Hardens, Justizrat Bernstein, erkoren und wurde durch dessen Uebereifer in eine große Beweisführung verstrickt, die auf ein Wiederaufnahmeverfahren zugunsten Haus hinzielte. Es zeigt sich da wieder, daß in unserem Prozeßwesen dem angeklagten Beleidiger ein viel zu großer Spielraum zum Vorbringen von allen möglichen Dingen aus dem Leben und aus der Umgebung der beleidigten Person gegeben ist. Wer einen Strafantrag wegen einer Beleidigung stellt, muß darauf gefaßt sein, daß sein ganzer Lebenslauf bis in die intimsten Heimlichkeiten wie in einem Kinematographen vorgeführt werde. Wird diese Freiheit von dem Angeklagten oder seinem Verteidiger unvorsichtig ausgenutzt, so kann sie dem Angeklagten selber schädlich werden, wie das sehr hohe Strafmaß in diesem Falle zeigt. Ein Jahr Gefängnis mag ja am Platze sein, wenn man verleumderisch in den stillen Frieden eines Mädchens einbricht. Aber wenn die Frage nach den Beziehungen der betreffenden Persönlichkeit zu dem Falle Hau schon in der breitesten Oeffentlichkeit erörtert ist, so kann man den Redakteur, der in blindem Eifer die Debatte fortsetzt, wohl etwas milder behandeln. Auch sollte das berechtigte Interesse der Presse nicht so kategorisch geleugnet werden. Es ist ja erwiesen, daß im Falle Hau auch von offizieller Seite die Presse mehrfach benutzt worden ist. Ferner hatten sich bei der Vorbereitung und bei der Durchführung des Prozesses gegen Hau gewisse Mängel gezeigt.

Digitized by Google

Erweichung des Rechtsgefühls.

Von

Dr. W. Hüllen.

Im Augenblick der Verhaftung des Fürsten Eulenburg hätte man erwarten sollen, daß die Versuche, die öffentliche Meinung irrezuleiten, endlich eingestellt würden. Aber nein. Wie langsam ringt sich doch die Ueberzeugung von dem objektiven Erfolge Hardens aus dem Volke, das sie von vornherein gehabt hat, in das Publikum und in die Presse durch, die sich sonst auf die Selbständigkeit ihres Denkens so erhebliches einbilden. Es fehlt hier eben an dem Vermögen, sachlich zu urteilen. Eine Erscheinung, die unsere geistige und sittliche Integrität in wenig erfreulichem Lichte zeigt. Diese innere Dekadenz, die ist gerade das bedenklichste und gefährlichste Produkt unserer heutigen Zustände. Und sie verbirgt sich unter einem Schwulst von Pathos und Sentimentalität.

Man stößt sich an der Kampfesweise Hardens und schiebt ihm unlautere Motive unter. Wer hat sich denn nun als der Vornehmere erwiesen? Etwa Eulenburg, der keine Bedenken trug, zur Vernichtung seines Gegners einen Meineid zu schwören? Hier liegt der Kernpunkt der ganzen Affäre, und hier sollte die moralische Entrüstung einsetzen, wenn man ihrer in Wahrheit noch fähig wäre.

Aber man verschone von jetzt an das Volk mit Erweichung seines ihm verbliebenen natürlichen Rechts- und Sittlichkeitsgefühls, etwa mit sehnsuchtsvoller Erwartung des Psychiaters oder gar des Selbstmordes. Und mit welchem Rechte darf man von einer Zwangslage beim Eide und von Verjährung von Jugendsünden sprechen?

Im Gothaischen Hofkalender ist zu lesen: dem Grafen Eulenburg wurden in den Jahren 1880 bis 1886 sechs Kinder geboren, und zwar fünf zu Starnberg, als er preußischer Geschäftsträger in München war. Das sagt genug.

Die Unerfahrenheit jugendlicher Söhne des Volkes, an dessen Kernhaftigkeit man seine Freude haben kann, hat dieser hochgestellte Mann zu Sünden benutzt, die die Bibel mit ewigem Fluche belegt. Kann dergleichen verjähren? Ich habe mir immer sagen lassen, auf dem Gebiete der Ehrenhaftigkeit eines Mannes gebe es keine Verjährung. Und das ist gut so. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln."

Ob Oberstaatsanwalt Isenbiel allein mit dem Justizminister Beseler oder noch mit dem Fürsten Bülow gemeinsam die schwere Verantwortung für die Erhebung der öffentlichen Klage im zweiten Hardenprozeß trägt, kann jetzt der öffentlichen Meinung gleichgültig sein. Dank der Finessen des hl. Bureaukratius hat sich ja der Blockkanzler durch eine Aktennotiz für alle Fälle gesichert. Das öffentliche Interesse ist aber durch diesen schließlichen Eingriff der Staatsanwaltschaft hinreichend erwiesen und bekundet. Nun komme man nicht, wo die überladene Schutt- und Müllkarre sich festgefahren hat, mit sentimentaler Verdrehung christlicher Tendenzen, wie: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet." Wer hat denn Harden fälschlich gerichtet, und wer hat denn die Justiz auf ihren Irrpfaden mit Jubel begleitet? Als die Existenz Hardens in Frage kam, da schwieg alles Mitgefühl. Und hat Harden den Fürsten vernichtet? Hat dieser in einer Gesinnung, für die wir die richtige Bezeichnung noch eine Zeitlang aufsparen wollen, es nicht selbst getan?

In einem derartig komplizierten und erbitterten Rechtskampfe, in dem man Duellforderung, Ehrenrat, Diskreditierung und Eid als Kampf- und Rechtsmittel einsetzt gegen einen in dieser Hinsicht wehrlosen Gegner, wird vielleicht eine herausgegriffene Einzelhandlung Hardens vor einer einseitigen Kritik nicht bestehen können. Als tatsächlich wahrhaft hat sich Harden aber erwiesen, und das muß uns hier genügen.

Wer es gut meint mit dem Sittlichkeits- und natürlichen Rechtsempfinden des deutschen Volkes, der darf schon jetzt Harden das Zugeständnis machen, daß er, gleichviel, aus welchen Motiven, für uns mehr geleistet hat, als mancher berufene Führer.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••
•• Einmonatsabonnement 80 Pfg. ••

Die österreichischen ‚Gelehrten-Republiken'.

Eine ernsthafte Untersuchung.

Von

Scientificus Austriacus.

„Sie glauben nicht, wie schwer es ist, diese Gelehrten-Republiken zu regieren," soll der österreichische Unterrichtsminister Dr. Marchet mit Bezug auf die Universitäten zu dem Reichsratsabgeordneten Kemetter vor kurzem gesagt haben.

Armer Unterrichtsminister! Schlimme Gelehrten-Republiken! Den Unterrichtsminister lassen wir vorläufig beiseite, wenden wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich den Gelehrten-Republiken zu.

D. h. den österreichischen. Denn unter den vielerlei Gelehrten-Republiken des Erdkreises bilden unsere österreichischen eine ganz besondere Spezies, die deshalb auch durchaus eine gesonderte Behandlung beansprucht.

Gelehrten-Republiken? Wer sind denn die Gelehrten, aus denen diese Republiken sich zusammensetzen? Offenbar diejenigen, welche die Geschicke dieser Republiken in Händen haben, sie lenken und leiten.

Das sind bei der species austriaca der Gelehrten-Republiken die Studenten. Ein- und Absetzung des Rektors, ob ein Professor oder Privatdozent qualifiziert ist zum Dozieren, ob ein Professor von seinem Amt enthoben werden soll, ob ein Student zur Promotion zugelassen werden kann, welche Studenten überhaupt zur Universität zugelassen werden sollen: dieses und noch vieles andere entscheiden bei der species austriaca allein die Studenten. Von welch tiefer Weisheit und aufopferungsvoller Objektivität diese Entscheidungen stets diktiert sind, zeigt die Tatsache, daß, sowohl unter Studenten als Professoren, die Zahl der wertvollen Erwerbungen aus den Reihen des auserwählten Volkes Gottes immer stärker wird, die rückständigen arischen Bewerber dagegen schonungslos zurückgewiesen werden, es sei denn, daß ihnen durch ein Attest eines der Organe dieses auserwählten Volkes, insbesondere der sog. „Neuen Freien Presse", bezeugt wird, bei einiger Nachsicht könnten sie vielleicht doch noch neben den jüdischen Geistesgrößen sich sehen lassen.

Nicht zum mindesten sind diese glänzenden Erfolge auch der besonderen Regierungsform zu verdanken, die von den Herren Studenten eingeführt wurde. Entsprechend dem streng wissenschaftlichen Charakter der Gelehrten-Republik bedient man sich nämlich auch zum Regieren nur der demonstratio, zu deutsch „Beweisführung". Da indes die zu Regierenden, nämlich das Professorenkollegium und zu Zeiten der rückständigere, d. h. katholische Teil der Studentenschaft, vielfach von staunenswerter Begriffsstützigkeit sind — was durchaus nicht den Herren Studenten zur Last gelegt werden kann —, so mußte auf die höheren Formen der Beweisführung verzichtet und ausschließlich zu den drei Formen der demonstratio, 1. ad oculos, 2. ad aures, 3. ad terga gegriffen werden. Insbesondere durch die schlagende Kraft der letzteren werden hier die höchsten und tiefsten Weltanschauungsfragen, an denen seit Jahrtausenden die Weisen aller Völker vergebens gearbeitet, in überraschender Weise gelöst. Man sieht also, bis zu welch glänzender Höhe der Entwicklung diese Art der Gelehrten-Republiken es gebracht hat. — Ergänzungsweise muß noch hinzugefügt werden, daß die dritte Art der demonstratio, die ad terga, bis jetzt zwar nur bei rückständigen katholischen Studenten zur Anwendung gelangte. In den maßgebenden Kreisen der Studentenschaft ist man indes der Ansicht, daß durchaus kein prinzipielles Hindernis bestehe, diese Art auf Wunsch und Erfordernis auch bei den Professoren und höher hinauf zu verwenden.

Neben den Herren Studenten befinden sich an diesen Gelehrten-Republiken immer auch noch eine gewisse Anzahl Professoren. Als unpraktische Stubengelehrte oder kraftlose Mummelgreise oder als beides zugleich sind sie indes zur eigentlichen Leitung der Gelehrten-Republiken durchaus unfähig. Wenn auch — ein lästiges Ueberbleibsel aus früheren Zeiten — einer von ihnen immer noch alljährlich zum rector universitatis erwählt wird, so ist es doch unumgänglich notwendig, daß ein ad hoc eingesetzter „Hochschulausschuß" sich des Gewählten fürsorglich annehme, damit er nicht zu viele Dummheiten mache. Wenn er die Sache aber zu arg treibt, erklärt der Hochschulausschuß einfach, daß er die Verantwortung dafür nicht länger tragen könne, worauf der Rektor gehorsamst in der Versenkung verschwindet.

Auch in anderer Hinsicht ist bei der species austriaca der Gelehrten-Republiken das Verhältnis von Studenten und Pro-

Digitized by Google

fessoren ein von dem in anderen Gelehrten-Republiken herrschenden verschiedenes. Während anderswo die Studenten von den Professoren Qualifikationsnoten erhalten, werden solche Noten bei der species austriaca von den Studenten an die Professoren verliehen. Da diese species eben noch in den Anfangsstadien ihrer Entwicklung sich befindet, so geschah das bis jetzt nur von Fall zu Fall. Man plant aber, das Verfahren in feste, regelmäßige Formen zu bringen. Unter den Professoren gibt sich auch schon ein reger Wetteifer zur Erlangung der besten Noten kund; insbesondere tun sich hierin die Professoren von Laska, Brandthild und Nereb in besonderer Weise hervor. In den maßgebenden Kreisen der Studentenschaft wird indes dieses Uebermaß schon etwas unangenehm, als Streberei, empfunden, und die ist einem rechtschaffenen Studenten niemals sympathisch gewesen. Es ist deshalb noch durchaus unsicher, wem die erste Note zuteil werden wird.

Uebelwollende Gemüter heben höhnend hervor, daß die beiden Namen „Studenten" und „Gelehrten"-Republik gar nicht zu einander passen. Das ist indes ganz nach der Denkweise des reaktionären Klemens Brentano, der als Universitätsstudent in Jena von einem anderen Studenten ein „dummer Junge" geheißen wurde und darauf nichts anderes zu erwidern wußte, als dieses: das wisse er schon lange, daß er das sei, deshalb gerade habe ihn sein Vater ja zur Universität geschickt. Das war eine ganz blöde Auffassung. Angefüllt mit der ganzen schweren Last von Gelehrsamkeit, die so und so viel Jahre Volksschule, Bürgerschule, Gymnasium oder Realgymnasium verleihen können — eine schwere Last, die in Zukunft durch eine erleichterte Matura noch mehr erschwert werden wird —, weitergebildet durch unzählige Kneipen und Frühschoppen: hat jeder Student das volle Recht auf den Namen eines „Gelehrten". Der Name „Student" ist auch nur ein anachronistisches Ueberbleibsel aus früheren Zeiten. Die Studentenschaft war selbst schon auf dem besten Wege, hier Wandel zu schaffen, indem sie den Namen „Doktorand" (d. h. jemand, der Doktor zu werden hat) einführte. Die Beseitigung dieser Bezeichnung durch eine Verfügung der Unterrichtsverwaltung zeugte von vollkommener Verständnislosigkeit gegenüber der modernen Entwicklung, und es wird energisch gefordert, daß diese Verfügung ehestens rückgängig gemacht werde.

Das muß um so nachdrücklicher gefordert werden, als die ganz exzeptionelle geistige Reife der Studentenschaft offiziell schon dadurch anerkannt worden ist, daß, während überall sonst im Staat zur Teilnahme an der Regierungsgewalt die Volljährigkeit erforderlich ist, von dieser Forderung hier Abstand genommen und die Zügel der Regierung der Gelehrten-Republiken vertrauensvoll in die Hände der Minderjährigkeit gelegt wurden, die — was nämlich zu beachten ist! — nur eine körperliche aber keine intellektuelle ist. —

Das sind, in ihren Hauptzügen, unsere österreichischen Gelehrten-Republiken. Sie bilden unseren Stolz und unsere Hoffnung. Professoren, Rektoren und Unterrichtsverwaltung sind in verständnisvoller Liebe und Sorgfalt bemüht, diesen neuen „Typ" in seiner Eigenart sich immer mehr entwickeln zu lassen. Die Vorteile dieser neuen Form der Dinge sind so in die Augen springend, daß selbst die allzeit rückständigen Katholiken sie begriffen und beschlossen haben, in Innsbruck, wo sie zufällig in der Majorität sind, sich kräftigst für dieselbe einzusetzen, eine Bundesgenossenschaft, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt — — „wer weiß, wie das noch enden mag!"

Nur das Ausland verharrt bisher noch in verständnisloser Ablehnung. Der Rektor der Münchener Universität hatte selbst die unglaubliche Geschmacklosigkeit, als vor einiger Zeit der Versuch gemacht wurde, auch dorthin die neue Bewegung zu verpflanzen, mit erhobener Stimme den Studenten zuzurufen: „Wir wollen hier keine österreichischen Zustände!" (sic!!)

Bei uns dagegen ist die Bewegung Gottlob schon so stark geworden, daß sie nicht mehr aufzuhalten ist. Man plant bereits, sobald sie an den Universitäten sich etwas konsolidiert hat, sie auch auf die Gymnasien und in weiterem Verlaufe auch auf die Bürger- und Volksschulen auszudehnen. Nur hinsichtlich der letzteren machen sich einige ängstliche Stimmen geltend, welche den Beginn des zehnten Lebensjahres als Grenze gesteckt wissen möchten, eine Sache, über die sich streiten läßt. — In konsequenter Durchführung der ganzen Reform soll dann künftig an den Universitäten das Kolleg über Pädagogik aufgelassen und dafür ein solches über Pädokratie eingerichtet werden.

Bei der Unsicherheit unserer politischen Zustände ist es leider nicht vollständig sicher, ob das Ministerium Marchet auch diesen Teil der Unterrichtsreform noch durchführen wird. Geschieht das aber auch nicht, so wird es doch ein Blatt ewigen Ruhmes in der Geschichte dieses Ministeriums und der Gelehrsamkeit überhaupt bilden, die neue Ordnung de
an den Universitäten zu voller Blüte entwickelt zu haben.

Daß die Durchführung solch großer Werke mit Mühsal verbunden ist, begreift sich leicht, und wir haben volles Verständnis für die Seufzer des Herrn Ministers. Außer mit dem Bewußtsein, Großes erreicht zu haben, möge er sich aber auch mit dem Gedanken trösten, daß — alles einmal ein Ende hat, auch ein Ministerium Marchet.

Beeinträchtigungen der Ruthenen im Schulwesen?

Nach der amtlichen Statistik vom 10. Schuljahre 1902/03.

Anläßlich der Ermordung des Statthalters von Galizien, des Grafen v. Potocki, durch einen ruthenischen Studenten, wurde viel über die Beeinträchtigungen des ruthenischen Volkes im Schulwesen in Galizien von seiten der Polen geschrieben. Ob diese Anklagen auf Wahrheit beruhen, werden uns am besten folgende Ziffern zeigen.

Zunächst in bezug auf die Volksschulen.

Die Bevölkerung von ganz Galizien beträgt nach der letzten Zählung[1]) vom Jahre 1904 7'591,556, davon sind 3'988,702, d. h. also 55 Prozent, Polen und 3'074,449 oder 42 Prozent Ruthenen. Oeffentliche Volksschulen[2]) gibt es 4551; davon sind 2407 polnisch und 2144 ruthenisch (mit ruthenischer Lehrsprache). Während es also 914,253 Polen mehr gibt als Ruthenen, haben doch die Polen zwar 263 Schulen mehr als die Ruthenen, aber proportionell zur Einwohnerzahl besitzen die Polen 345 Schulen weniger, als sie verhältnismäßig haben sollten.

In all diesen Volksschulen wird der Religionsunterricht von 1658 ruthenischen Geistlichen in ruthenischer Sprache erteilt, während nur 1451 polnische Religionslehrer in den polnischen Schulen tätig sind.

In bezug auf die Gymnasien können sich die Ruthenen auch nicht beklagen. Allerdings gibt es weniger ruthenische Gymnasien (6) als polnische (36), doch genügen sie vollständig für die Bedürfnisse der Ruthenen. Gäbe es nämlich so viele ruthenische wie polnische, so würden sie leer stehen. Das beweist das Schülerverhältnis in den schon bestehenden ruthenischen Gymnasien (17,022 polnische, gegen 3165 ruthenische Gymnasialschüler).

So gab es z. B. in Lemberg (die Ruthenen wollen Lemberg zu ihrer Hauptstadt machen) im Jahre 1901/02 5 Gymnasien: ein deutsches, ein ruthenisches und drei polnische. Das ruthenische zählte nur 592 Schüler, während in einem der polnischen 784, im zweiten 826, im dritten 924 Schüler waren. Dasselbe Verhältnis wie in Lemberg ist auch in anderen Städten Ostgaliziens.

An den Realschulen, zu denen auch die Ruthenen freien Zutritt haben, studieren 2004 Polen, 176 Ruthenen, 28 Deutsche. Dasselbe Verhältnis findet man in anderen Lehranstalten: z. B. in den Lehrer- und Lehrerinnenseminarien gibt es 2343 polnische Schüler gegen nur 108 ruthenische.

Dazu ist zu bemerken, daß sogar in den polnischen Lehranstalten für die Ruthenen der Religionsunterricht in ruthenischer Sprache erteilt wird, soweit dieses nur möglich ist; in der Tat wird an 19 polnischen Gymnasien für die Ruthenen die Religion ruthenisch doziert und von ruthenischen Geistlichen, die den Titel staatlich anerkannter Religionslehrer tragen.

Betreffs der Lemberger Universität verdient noch erwähnt zu werden, daß sie im Jahre 1902/03 2414 Hörer hatte, darunter 1756 Polen = 73 Prozent und 637 Ruthenen = 26 Prozent. Unter den Ruthenen ist übrigens eine große Anzahl von Studenten aus Rußland gebürtig. Auf dem Polytechnikum, das die Ruthenen ebenso wie die Polen besuchen dürfen, kommen auf 100 Schüler nur 7 Ruthenen.

Kasimir v. Konopka, S. J.

[1]) Cf. Hartleben, Weltlexikon für Geographie und Statistik 1908.
[2]) Cf. Bericht von der Sitzung des österreichischen Parlaments am 6. Mai 1908 über Volksschulen.

Digitized by Google

Student und Parteipolitik.

Herr cand. med. Alex. Koepchen schreibt:

In Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichte ich einen Aufsatz, der die Beziehungen des katholischen Studenten zu den verschiedenen politischen Parteien behandelte.[1]) Es wurde darin ausgeführt, daß der katholische Student in konsequenter Durchführung seiner religiösen und politischen Grundsätze mit einer gewissen Notwendigkeit zum deutschen Zentrum kommen müsse. Mit Fug und Recht wurde daher das Zentrum als diejenige Partei bezeichnet, der er vernunftgemäß allein angehören könne. Indem der Artikel das im einzelnen nachzuweisen suchte, konnte er seiner ganzen Fassung nach keinen anderen Zweck haben, als den studentischen Leser zu selbständigem politischen Denken anzuregen. Der katholische Student sollte sich über sein Verhältnis zu den einzelnen Parteien einmal klar werden und in diesem Zusammenhang insbesondere die Beziehungen seines inneren Menschen zur Zentrumspartei prüfen. Hierüber mit sich ins Reine zu kommen, ist für jeden eine ebenso schwierige, wie unumgänglich notwendige Sache, und ich hatte geglaubt, daß an dem fraglichen Artikel, der dem einzelnen hierbei zur Hand gehen wollte, niemand Anstoß nehmen würde. Mittlerweile hat Herr Aug. Nuß in Nr. 20 dieser Zeitschrift Widerspruch erhoben. Er kann es aber nur, indem er, über den Rahmen des ursprünglichen Themas hinausgehend, nun seinerseits eine Frage aufwirft, die ich selbst mit keinem Wort berührt hatte, die Frage nämlich: Soll und darf der Student auch praktische Parteipolitik treiben? Und nur insofern, als er diese seine Frage mit einem „prinzipiellen" Nein beantwortet, soll ihm hier entgegengetreten werden. Ueber die Sache selbst sind wir uns ja einig. Auch Herr Nuß hat die dargelegten Gründe, die den katholischen Studenten logischerweise zum Zentrum führen sollten, in keiner Weise zu erschüttern versucht.

Also der Student soll keine Parteipolitik treiben. Sogar „prinzipiell" nicht. Nun, Prinzipien aufzustellen ist immer eine recht mißliche und gefährliche Sache, und man tut gut, damit möglichst vorsichtig zu sein. Und so wollen wir es auch in unserem Falle halten. Denn daraus, daß dieser oder jener Student sich mit politischen Fragen nicht beschäftigen will oder kann, folgt noch lange nicht, daß nun ein anderer unter allen Umständen dasselbe tun soll. Eines schickt sich nicht für alle, und deshalb wollen wir das „prinzipiell" lieber gleich von vornherein streichen. „Prinzipiell" sollen sich nur Korporationen nicht mit Politik befassen; was der einzelne in dieser Beziehung für tunlich erachtet, ist lediglich Sache seiner individuellen Veranlagung. Wen diese in die politische Arena hinabruft, der wird hier geradezu sein Lebenselement finden, und deshalb hat niemand das Recht, hier gar eine „prinzipielle" Schranke aufzurichten.

Aber wo soll denn der Student die Zeit dazu hernehmen? Ach ja, der arme Mann, so beschäftigt wie er ist sonst keiner! Wozu der nicht alles „Zeit" finden soll, und, wie man weiß, auch „Zeit" findet. Er fragt sich nur, ob dasjenige, was er außerhalb seines Studiums alles anstellt, wirklich so wichtig ist, daß es nicht durch Wertvolleres teilweise ersetzt werden könnte. Kurz und gut, wer den guten Willen zur Mitarbeit mitbringt, der wird auch als vielbeschäftigter Student noch die notwendige „Zeit" dazu finden. Woher sollen denn die anderen Stände, die den ganzen Tag über im Joch sind und doch mit anfassen, die „Zeit" hernehmen? Außerdem ist es wirklich nicht so sehr viel, was man eventuell „opfern" müßte: Alle drei bis vier Wochen einige Abendstunden im Windthorstbund oder Volksverein, hin und wieder ein Vortrag mit entsprechender häuslicher Vorbereitung und — wenn es ganz schlimm kommen sollte! — zu Wahlzeiten eventuell ein paar versäumte Kollegien. Letzteres, damit man nicht aus der Uebung kommt. Ob das noch zu machen ist?

Völlig nichtig ist die Einrede der mangelnden „Fähigkeit". Sie stellt die tatsächlichen Verhältnisse nahezu auf den Kopf. Gerade der Student ist durch seine gediegene Vorbildung zu politischer Arbeit besonders befähigt. Er bringt eben den Unterbau eines soliden Allgemeinwissens, den andere Leute sich erst mühsam schaffen müssen, gleich von vornherein mit und hat daher vor sonst gleichalterigen Personen ungemein viel voraus. Wer aber bescheidenerweise trotzdem noch nicht an seine „Fähigkeit" glauben will, der kann sich dieselbe im Windthorstbund in kürzester Zeit erwerben. Von da bis zum „Rufer im Streit" oder „lauttönenden Herold" ist dann noch ein weiter Weg. Glücklicherweise sind die Alten ja auch noch da, und solange die noch „auf dem Damm" sind, wird auch der geschulteste Nachwuchs seinen „Befähigungs"nachweis in stiller Arbeit erbringen müssen.

Weshalb der Student zum Politisieren keinen „Beruf" haben soll, ist erst recht nicht einzusehen. Daß er die „Fähigkeit" und Gelegenheit dazu hat, wurde eben gezeigt. Wenn nun mit der individuellen Veranlagung noch Lust und Liebe zur Sache hinzukommen, dann dürfte schließlich auch der „Beruf" nicht fehlen. Aber der Student hat sich längst daran gewöhnt, an sich einen besonderen Maßstab anzulegen. Daß andere Sterbliche, aus welchem Stande sie auch hervorgehen mögen, für die als richtig erkannten politischen Ideale auch einzutreten haben, erachtet man als selbstverständlich, zumal ja auch die akademischen Stände davon keinen Schaden zu haben pflegen. Aber dem Herrn Studio, vor allem dem katholischen, darf man bei seinem mangelnden „Beruf" mit so etwas nicht kommen, der hat andere Aufgaben. Der kennt nichts von jenem brennenden Verlangen, die eigene gute Sache voranzubringen, nichts von jenem Feuer der Begeisterung, das, in uns allen lodernd, auch andere mitentflammen möchte. Und dabei kann weder Polizei noch Universität uns die politische Mitarbeit verbieten! Ueberdies wird es niemandem einfallen, nun jedermann vor den Parteiwagen spannen zu wollen. Wer dazu nicht taugt, mag seiner Wege gehen. Wer aber durch seine ganze Geistesrichtung, durch Talent und Begabung auf dem politischen Boden geradezu wurzelt, dem halte niemand „prinzipielle" Bedenken unter die Nase, der soll und darf tun, was er nicht lassen kann! — Nicht immer führt der Weg über sozialpolitische Probleme. Gerade die Besten werden sich zunächst den Weltanschauungsfragen zuwenden und daraufhin die Tätigkeit der verschiedenen Parteien zu prüfen suchen. Für den Anfang politischer Tätigkeit einen bestimmten Termin, etwa das „wahlmündige" Alter, festsetzen zu wollen, ist natürlich gänzlich verfehlt. Jeder wird wohl selbst am besten bestimmen können, wann er sich „mündig" fühlt.

Und so bleibt bestehen, daß der politischen Arbeit unserer Studenten nichts im Wege steht. Wir im Zentrum können auf die Mitwirkung intelligenter Kräfte nicht verzichten, besonders, da diese dem Gegner in viel ausgiebigerem Maße als uns zur Verfügung stehen. Man sehe sich nur einmal die liberalen Jugendvereine an. Die stecken voller Studenten, und es ist bisher noch keinem Menschen eingefallen, die parteipolitische Arbeit dieser Herren nicht in vollem Umfange anzuerkennen! Unseren Organisationen fehlt leider die akademische Jugend. Und das kommt daher, daß wir bisher zu bang und zu vorsichtig waren, um sie zu werben. Möchten wir in dieser Beziehung vom Gegner etwas lernen. Und so treten auch wir, ebenso wie die anderen Parteien, mit dem Recht der guten Sache vor die studierende Jugend, „suchend, wen wir verschlingen können". Wer sich nach seinem Dafürhalten uns geistesverwandt fühlt, der möge sich anschließen und, wenn er dazu gewillt und befähigt ist, mit anfassen. Die Handhabe bietet zweckmäßigerweise der Windthorstbund.

Dem Herausgeber ist es ein Bedürfnis, klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß ihm die vorstehenden Gedanken aus der Seele geschrieben sind. Er möchte aber auch annehmen, daß die Anschauungen der Herren Aug. Nuß und Alex Koepchen in der praktischen Konsequenz keineswegs so weit auseinanderliegen, wie es den Anschein haben könnte. Was Aug. Nuß verlangt, wäre für die Allgemeinheit — Ausnahmen wird auch er an sich schon gelten lassen — zweifellos der Idealzustand, das theoretisch Beste. Aber wir leben nun einmal in einer Welt der rauhen Wirklichkeiten, und namentlich

[1]) Ein rheinischer Freund der „Allgemeinen Rundschau" beanstandet in dem Artikel Koepchens die allzu milde Beurteilung der Konservativen, indem er schreibt: „In kirchenpolitischer Hinsicht haben die Konservativen zur Beendigung des Kulturkampfes mitgewirkt. Aber der Staat soll das alleinige Recht besitzen, kraft seiner Souveränität sein Verhältnis zur Kirche zu ordnen. Die Konservativen werden die Staatsgewalt den entgegenstehenden Ansprüchen der katholischen Kirche gegenüber unterstützen. Das Tivoliprogramm (1892) hat gar die Stelle über die Revision der Maigesetze gestrichen. 1904 ließen sie erklären, sie seien nie für eine Aufhebung des § 1 des Jesuitengesetzes; sie sind auch gegen den Toleranzantrag. 1906 bei der Beratung des Volksschulgesetzes sind die Konservativen auch erheblich von dem Grundsatze, daß die Schule konfessionell sein soll, abgewichen und haben dadurch der Simultanschule eine breite Türe geöffnet."

Digitized by Google

wir Katholiken waren vielleicht noch niemals auf allen Linien derart in die Abwehrstellung gedrängt wie gerade jetzt. Nicht überall nimmt der Haß und die Mißachtung gegen uns, die nackte Rechtsbeugung so brutale Formen an wie in Frankreich oder da und dort in Italien oder in sogenannten deutschfreiheitlichen Hochschulkreisen Oesterreichs oder in der unmittelbaren Einflußsphäre des deutschen Evangelischen Bundes. Mit Krallen und mit Sammetpfoten sucht man uns zu Boden zu drücken, an die Wand zu pressen und „auszuschalten". Das sind Ausnahmezustände, die auch Ausnahmemittel zur Abwehr erfordern. Dies wird zur doppelten Notwendigkeit, wenn wir die Schlachtordnung der Gegner überblicken.

Während der Liberalismus mit vollen Backen gegen die — nicht vorhandenen — akademischen Jungzentrumsorganisationen polterte und den katholischen Studentenkorporationen wegen ihrer angeblichen politischen Tendenz geradezu die Existenzberechtigung absprach, hat derselbe Liberalismus mit der ihm eigenen Heuchelei „antiultramontane", politisch liberale Kampfvereinigungen an den Hochschulen ins Leben gerufen, hat derselbe Liberalismus keine politische Wahl vorübergehen lassen, ohne die Studentenschaft zu Wahlschlepperdiensten auf die Schanzen zu rufen.

Und was geschah in der allerjüngsten Zeit? Am Tage des Inkrafttretens des Reichsvereinsgesetzes wurde beispielsweise in München ein flammender Aufruf an die Jugend und an die Frauen gerichtet, der alle, die das 18. Lebensjahr überschritten haben, zum Eintritt in irgend eine politische liberale Vereinigung aneifert. Zahlreiche Studenten haben dieser Aufforderung sofort Folge geleistet. Soll man nun auf überzeugungstreuer katholischer Seite aus theoretisch berechtigten, idealen Erwägungen untätig zuschauen, wie die Reihen der Gegner sich abermals verstärken und verdichten? Sollen wir die Studenten, die durch Tradition und Erziehung zu uns gehören, ohne Versuch einer Gegenwirkung, ihre Neugier und ihren Wissensdrang in Versammlungen und Konventikeln befriedigen lassen, in denen es zum „guten Ton" gehört, die politische und zugleich die religiöse Ueberzeugung ihrer Väter und ihres ganzen bisherigen Milieus mit verleumderischem Schmutz und mit Beschimpfungen zu überhäufen? Eine solche freiwillige Abstinenz wäre politischer Selbstmord.

Es geschieht ohnehin z. B. in München kaum das Dürftigste zur Gegenwehr gegen die am hellen Tage mit rastlosem Eifer betriebene vielgestaltige Minierarbeit. Ein Kandidat der katholischen Theologie, der vor kurzem in einer Studentenversammlung die Konvikte und Seminare gegen Verdächtigungen im Stile des Hintertreppenromans energisch und wirksam in Schutz nahm, ist fast ein weißer Rabe. Man hat jetzt sogar eine eigene studentische Vereinigung zum „Studium" des „Ultramontanismus" gegründet, um den Haß gegen das Zentrum und gegen jede politische Geltendmachung der Katholiken zu verschärfen und zu vertiefen. Kein Liberaler hat auch nur mit einem Flüsterlaut Anstoß daran genommen.

Der Herausgeber glaubt den Verfasser des Artikels in Nr. 20 hinreichend zu kennen, um rebus sic stantibus seiner Zustimmung zu folgender Formulierung gewiß zu sein: Die politische Passivität der katholischen Studenten darf niemals so weit gehen, daß sie Beschimpfungen ihrer politischen Familientradition aus studentischem Munde stumm, und ohne mit der Wimper zu zucken, hinnehmen. Durch das gesetzliche Recht, das schon Achtzehnjährigen den Beitritt zu politischen Vereinigungen gestattet, hat die Altersgrenze der politischen Mündigkeit ohnehin eine gewisse Verschiebung erfahren. Ob man darin einen Gewinn erblickt, ist eine Frage für sich. Aber mit der Tatsache muß realpolitisch gerechnet werden. Der Liberalismus hatte in den Wahlkämpfen diese erweiterte Altersgrenze schon präokkupiert.

In akademisch gebildeten Laienkreisen hatte der Liberalismus von jeher einen weit breiteren Boden als die Zentrumspartei, und ist bestrebt, dieses Uebergewicht nicht nur zu erhalten, sondern mit allen Mitteln zu verstärken. Die urwüchsige Kraft der breiten Volksmassen, auf welche das Zentrum sich in erster Linie stützt, ist wahrlich nicht zu unterschätzen. Aber es würde schließlich doch zu einer Lebensfrage für die Partei werden, wenn sie unter den Gebildeten an Terrain verlöre, statt zu gewinnen. Der durchschlagende Sieg des Zentrums bei den Kölner Gemeindewahlen der jüngsten Tage (das Zentrum hat jetzt im Kölner Rathause 28 Mandate gegenüber 17 Liberalen) wäre undenkbar, wenn in Köln nicht die gebildeten Schichten mit den breiten Volksmassen in geradezu mustergültiger Organisation zusammenhielten und praktische Wahlarbeit verrichteten. Soll aber der gebildete Mann sich aufrichtig für das Zentrum begeistern, so muß er diese Begeisterung gewissermaßen mit der Muttermilch einsaugen, und sie darf auch während der Studentenzeit, wann die Begeisterungsfähigkeit in der höchsten Blüte steht, durch des Zweifels Bläße nicht ernstlich angekränkelt werden.

In einem Punkte kann man Herrn August Nuß gewiß rückhaltlos zustimmen: Zu einer „führenden Rolle" eignet sich der Student selbst dann nicht, wenn besondere Begabung und Beruf ihn zum Politiker vorausbestimmen sollten. Aber wer noch nicht Führer sein kann, darf doch zur Truppe gehören! Wäre es ein Verstoß gegen irgend ein „Prinzip", wenn katholische Studenten, die das Zeug dazu in sich fühlen, an politischen Kämpfen regen Anteil nehmen, so müßte der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich einer argen Sünde schuldig bekennen, denn er hat Mitte der 70iger Jahre, als die Wogen des Kulturkampfes hoch gingen und die Reihen derer, die mit der Feder für die Rechte der Kirche und die Interessen des katholischen Volkes eintraten, noch dünn gesäet waren, schon als Student in jungen Semestern für rheinische Zeitungen begeisterte Artikel geschrieben, die auch der Sachkunde nicht ganz entbehrten. (Damals fehlte auch auf keinem studentischen Pius-Kommers neben einem Toast auf den Episkopat ein Hoch auf das Zentrum.) Die Zeiten sind andere geworden, und unsere Presse kann einer aktiven politischen Mitarbeit aus studentischen Kreisen gewiß entraten. Aber eine früh geweckte Begeisterung könnte weder die Presse noch die Partei entbehren, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Auch der akademische Bürger hat den Drang, nach irgend einer Seite politischen Anschluß zu suchen. Und wenn man ihm auf unserer Seite keine Gelegenheit bietet oder gar dringend abrät, so wird er auf die bestrickenden Suggestionen und Einflüsterungen anderer politischer Parteien um so leichter reagieren.

Herr August Nuß schreibt zu obigen Darlegungen:

Ohne auf alle Einzelheiten der vorstehenden Ausführungen Koepchens und des Herausgebers einzugehen oder zu ihnen Stellung zu nehmen, erkläre ich mein Einverständnis mit der vom Herausgeber im zweitletzten Absatz versuchten Formulierung des streitigen Standpunktes, wenn der Beitritt Achtzehnjähriger zu politischen Vereinigungen als Eintritt in eine politische Schule gedacht ist, die lediglich der politischen Belehrung und Aufklärung, dem passiven politischen Studium, nicht aber der praktischen und aktiven Beteiligung an den politischen Tageskämpfen dient. Ich bin der Ansicht, daß meine Auffassung in ihren praktischen Schlußfolgerungen die Herren Studenten keineswegs zum politischen Selbstmord verurteilt. Wenn ein Student die politischen Vorgänge wirklich studiert, aufmerksam beobachtet und sich darüber belehren läßt, so kann von einer Selbstentmannung keine Rede sein. Nur soll er nicht aktiv und praktisch in die Tagespolitik eingreifen. Sollten andere diesen Fehler, der ja gerade von unserer Seite so oft und scharf gerügt worden ist, begehen, so brauchen wir nicht das gleiche zu tun. Wenn ich im übrigen auf eine ausführliche Polemik verzichte, so geschieht es lediglich im Interesse der gemeinsamen Sache, der wir ja alle nach bestem Wissen und Gewissen dienen wollen. Ich weiß, daß ich durch diesen Verzicht auch einem lebhaften Wunsche des Herausgebers Rechnung trage. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, erkläre ich ausdrücklich, daß ich nach wie vor an meinem in Nr. 20 dieser Zeitschrift dargelegten Standpunkt festhalte. Derselbe läßt sich in seinen praktischen Konsequenzen sehr wohl mit der oben angedeuteten, von mir genauer umgrenzten Formulierung Dr. Kausens vereinen. Ich schließe mit dem Wahlspruch: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas!

Aug. Nuß.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Gott schuf das All!

Die Sonne glüht es mit goldenem Strahl,
Der Mond versprüht es mit silbernem Glanz,
Und leuchtend flimmert's der Sterne Kranz:
Gott schuf das All!

Der Donner dröhnt es mit ehernem Schall,
Die Blitze zucken's in grellter Glut,
Und tobend heult es des Windes Wut:
Gott schuf das All!

Ins Tal tief tost es des Gießbaches Fall,
Weithin verkünden's die Berge ins Land,
Des Meeres Woge trägt's rauschend zum Strand:
Gott schuf das All!

Laut jubelnd zwitschern's die Vöglein all,
Der Blüten Kelche duften es mild,
Und rein aus Kinderaugen es quillt:
Gott schuf das All!

So zeugt's und kündet's der Erdenball
Und ihn umwölbend das Firmament,
Der Mensch in Ehrfurcht erschauernd bekennt:
Gott schuf das All!

Fritz Decker.

P. Theodosius Florentini

zu dessen 100. Geburtstag (23. Mai).

Von

M. Kully, Olten (Schweiz).

(Schluß.)

Dem nach Vertreibung der Jesuiten in der katholischen Schweiz allgemein empfundenen Bedürfnis nach einer höheren, ausschließlich katholischen Lehranstalt trug er Rechnung durch Gründung des Gymnasiums von Schwyz, mit Real- und sechsklassiger Industrieschule, das heute 35 Professoren mit gegen 600 Schülern zählt.

An all diesen Werken hängt ein gewaltiges Stück Lebenskraft, Geistesarbeit und Menschenliebe — nicht weniger ein ebenso großes Stück finanzieller Operationskunst, ausgeübt durch einen Bettelmönch, der oft mit leeren Taschen das Kühnste unternahm. Drei Quellen standen ihm zur Verfügung — er hat sie ergiebig ausgenützt: Virtuosität im Betteln, unbegrenzte Kredit-Aktienzeichnung; versagten alle drei, so half ihm ein schrankenloses Gottvertrauen. — — —

Mit der gleichen Wärme und Hingabe trat der vielseitige Mönch an die Lösung des sozialen Problems, die Arbeiterfrage, heran. Eine Feuerseele voll Liebe für alle Klassen von Hilfsbedürftigen, wollte er mithelfen, die damals schon in materieller wie geistiger Hinsicht bedrohte Existenz des Arbeiters zu verbessern. Aus Erfahrung — als echter Apostel war er stets auf der Straße — durch seine philantropischen Anstalten kannte er den vierten Stand, die Tragödie des stumpfen, qualvollen Arbeiterdaseins, ohne Aktiven, mit den ethischen Passiven an eigenem Herd, Familientum und geistiger Oede. Ganz besonders erbarmte ihn, den großen Kinderfreund, die schauerlichste Nummer in der Schreckenskammer des Industrialismus, das „arbeitende Kind", die frühreife, unkindliche Jugend. Es gab damals noch kein Schutzalter. Er sah aber auch die Verwüstungen des Unglaubens, der sog. „Aufklärung", die ein gewisser Kapitalismus als vom Pfaffenjoch befreiende Morgengabe der armen Fabrikbevölkerung gebracht. Die Entprofanation des ganzen wirtschaftlichen Lebens, der ungeheuerliche Gedanke, daß ein sittenloses, wirtschaftlich verelendetes Volk heranwachse, trieben ihn auf die Walstatt — er wurde Arbeiterapostel, christlicher Sozialist oder in heutiger Währung „Christlichsozialer" und zugleich Großindustrieller, er, der arme Mönch. Welch scheinbarer Widerspruch? Hier zeigt sich aber auf das eklatanteste wirkliche Genialität, indem ein Bettelmönch es gewagt, sich der neuern Zeitideen auf volkswirtschaftlichem Gebiet zu bemächtigen. Wie der große Mainzer Bischof Frhr. v. Ketteler in Deutschland, so wurde P. Theodosius für die Schweiz Bahnbrecher und kühner Pionier auf diesem Gebiet.

Das soziale Reformprogramm, das er in die Tat umgesetzt, ist ebenso kühn wie originell und tief durchdacht — das Meisterwerk eines christlichen Soziologen —, es enthält nichts von Katheder weisheit noch von extremen Postulaten eines Individualismus oder Sozialismus, nichts von den schwärmerischen Ideen so mancher Volksbeglücker — wenn man etwas modifiziert haben möchte, so wäre es vielleicht die zu große Dosis Optimismus. Er selber hat seine Ideen, Wege, Ziele und Methode in einem naturwüchsigen Referat, gehalten auf der Jahresversammlung des Pius-Vereins in Frankfurt 1863, niedergelegt — ein apostolisches Wort, ein Dokument von historischer Bedeutung, das einen Ehrenplatz in der Geschichte der sozialen Frage verdient — in der Grundrichtung übereinstimmend mit der etwas detaillierteren Programmrede des edlen Emanuel Frhrn. v. Ketteler vom Jahre 1869.

P. Theodosius ist die „Arbeiterfrage" vorwiegend eine religiös-ethische. In der sozialen Therapie vertritt er den goldenen Mittelweg — man kann sagen, den des Solidarismus. — Er plädiert für ein Zusammenfühlen und Zusammenwirken der gesamten Menschheit. Das ergibt sich dem Kapuziner naturgemäß aus dem Begriff der Sozietät, der universellen Menschheitsfamilie, der inneren Gleichberechtigung im Menschentum, nicht weniger aus der allgemeinen Regeneration der Menschheit mittels der Erlösung und der Neugestaltung des Individuums, der Familie und des Staates durch das Christentum. Aeußerst anschaulich illustrierte er in der genannten Rede, wie die katholische Kirche zu allen Zeiten diesem Solidarismus Rechnung getragen. Auf dem sozialen Gebiet muß „das Wesen, das Treibende, das Belebende die christliche Caritas" sein — „wir müssen christliche Gesinnung, christliche Liebe, christliche Arbeitsamkeit in die arbeitende Klasse hineinbringen". „Die Fabriken sind keine Sünde, auch die Maschinen nicht."

„Christianisierung der Fabrik" wird seine Parole: „Sind in früherer Zeit so viele Klöster Fabriken geworden, warum sollten nicht einmal Fabriken Klöster werden." — Nebst den ideellen Mitteln zur Hebung des Arbeiterstandes empfiehlt er als absolut notwendige die materiellen Korrelate, und zwar „die Arbeiter müssen arbeiten", es muß für Arbeit gesorgt werden. Dazu muß noch kommen die Selbsthilfe durch Assoziation — „Assoziation und Arbeit auf christlichem Boden, durchdrungen von christlicher Liebe". P. Theodosius verlangte Berufsverbände: Arbeiter-, Gesellen- und Meistervereine. Jede Einseitigkeit lag ihm fern. Die Bedürfnisse des Mittelstandes und der Gewerbetreibenden sollten ebenso berücksichtigt werden wie die der Arbeiter. Er war für Gründung von Sparkassen, Vorschußkassen, die Idee des Raiffeisensystems schwebte ihm damals, in den 50er Jahren, schon vor. Er empfahl „zur wohlfeileren Anschaffung der Lebensmittel" die Konsumvereine. Besonders lag ihm die Gründung einer katholischen Kreditbank sehr am Herzen. — Für die Reichen postulierte er vermehrtes Verständnis und Rücksichtnahme gegenüber den kleinen Leuten. Ziel und Frucht katholischer sozialpolitischer Wirksamkeit erblickte er in der Versöhnung durch Gerechtigkeit und Liebe. „Nicht der Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, sondern ein rechtmäßiger Friede zwischen beiden" — ein echt Kettelerscher Gedanke.

Um die Fabrikjugend vor sittlicher Verderbnis zu bewahren, gründete er an Fabrikorten sogenannte Kinderasyle, die unter Leitung seiner Schwestern standen. Er ist auch Schöpfer der Arbeiterinnenheime, deren es heute in der Schweiz über 50 gibt unter Aufsicht Ingenbohler- und Menzingerschwestern. Durch dieselben kommt wieder religiöses Leben in weite Kreise des Industrialismus.

Schon Ende der 40er Jahre führte der Bettelmönch in den bündnerischen Talschaften die Hausindustrie, Weißstickerei und Strohflechterei ein, beschäftigte Knaben für eine Zündholzfabrik, betrieb mit seinen Schwestern als Werkführerinnen die Seiden- und Wollweberei, verband das Waisenhaus in Ingenbohl mit einer Druckerei und Buchbinderei. Zeugnis für den elastischen, fast amerikanischen Unternehmungsgeist legen ab seine zwei großen Fabriken: die Tuchfabrik in Böhmen und die Papierfabrik im Rheintal. Dieselben gewährten neben Arbeitern auch Waisenkindern Arbeit, Unterricht und Nahrung. Der durch die Fabrikarbeit erzielte Gewinn sollte nicht nur dem Besitzer, sondern auch den Arbeitern zugute kommen: Industrie ein Mittel zur Wohltätigkeit, eines seiner wirtschaftlichen Ideale. Leider blieb die Rentabilität aus. Theodosius mußte die bittere Erfahrung machen, daß in der Industrie das Interesse ein wichtigerer Faktor ist als die Philantropie. Seine Fabriken — sie bilden die Tragik im Leben des Kapuziners — bleiben aber Denkmale einer großen sozialen Idee und einer christlich sozialen Tat; die Wohlfahrt von Besitzer und Arbeiter war ihr Ziel, solidarisches Gemeingefühl in christlicher Liebe der Weg: in magnis voluisse sat est gilt von ihnen. Eines haben sie an bleibendem Wert geschaffen, daß man katholischerseits sich mehr auf industrielle Unternehmungen warf und daß mancher hochherzige Fabrikant, das Beispiel des Paters nachahmend, den berechtigten Wünschen seiner Arbeiter mehr Aufmerksamkeit widmete — wir erinnern nur an den Fabrikbesitzer Franz Brandt in M.-Gladbach. So erwies sich der Kapuziner auch auf wirtschaftlichem Boden als ein Lichtverbreiter zu einem besseren Ziel und Streben.

Digitized by Google

Die katholische Schweiz verehrt in P. Theodosius den größten Förderer ihres Vereinswesens — er gab die mächtigsten Impulse zur Gründung des Pius-Vereins, der heute als kathol. Volksverein in 500 Sektionen nahezu 60,000 Mitglieder zählt. Ihm hinterließ er sein soziales Erbe.

Er ist auch der Ahnherr der Inländischen Mission (analog dem Bonifatius-Verein), die alljährlich mehr als 160,000 Franken zur Hilfeleistung unserer Glaubensbrüder in der Diaspora aufbringt. Als Generalvikar des Bistums Chur gründete und förderte P. Theodosius die zur großen Entwicklung gelangten Diasporapfarreien Winterthur, St. Moritz und Zürich. — Theodosius bürgerte nach Verbannung der Jesuiten das Exerzitienwesen in seinem Orden ein und verschaffte den Volksmissionen die Popularität beim Volke. Unermüdlich war er für Volksaufklärung in Wort und Schrift tätig, förderte die Presse. Geschätzt und gefeiert war er als origineller und hinreißender Kanzelredner wie als machtvoller öffentlicher Redner, der es wie selten einer verstand, mit Gewandtheit, Ruhe und Würde und auch mit Humor Andersgläubigen über Katholisches Rede und Antwort zu stehen. Von engherzigen Protestanten war er verschrieen als ein Hannibal ante portas — das hinderte ihn nicht, auf freundschaftlichem Fuße mit ihnen zu stehen. Was er in der letzten Abendstunde seines Lebens einem protestantischen Geschäftsmann ins Stammbuch geschrieben: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas — war der getreue Ausdruck seines Verhaltens gegen Protestanten. Dementsprechend war auch das Vertrauen, das er bei ihnen genoß.

Bei der so vielseitigen Beschäftigung fand der Kapuziner noch Lust und Liebe zu schriftstellerischer Arbeit. Bleibende Verdienste erwarb er sich durch die gänzliche Umarbeitung des „Goffine" — er ist dessen 2. Schöpfer und erwarb dem massenhaft verbreiteten Unterrichtsbuch die Berühmtheit und Popularität des „Canisi" (heute die 65. Auflage). Ein wahrer Hausschatz ist sein „Leben der Heiligen Gottes", zum größten Teil entstand das Manuskript im Eisenbahncoupé und Postwagen.

Seine Landsleute, die Bewohner von Münster, verpflichtete er sich zu großer Dankbarkeit durch die Verbauung der Wildbäche, ein Werk, das er als Unternehmer und Bauherr durch das System der Talsperre ausführte — der Kapuziner ward zum Ingenieur.

Welche Vielseitigkeit und Kraftentfaltung — dem Volke ein lucerna lucens et ardens — transit benefaciendo.

Wir stehen vor einer Kulturarbeit, die uns Bewunderung und Staunen abringt. Das anerkennen Freund und Feind. Man muß schon zu den großen Philantropen des Mittelalters zurückgreifen, um Aehnlichem zu begegnen, oder in der Neuzeit auch zu einem Vinzenz von Paul, Ozanam, Don Bosco und Kolping. Wir haben eine Hünengestalt vor uns, eine Lichtgestalt seiner Zeit, von der das große Shakespeare-Wort volle Geltung hat: He was a man, take him for all in all — ein großes Leben, segensreich in seinen Fernwirkungen, Orientierung und Ansporn den späteren Generationen. Es ist nicht übertrieben, was ein liberales Blatt über diesen Mann sagt: „Theodosius war eine so machtvolle, auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, daß er als Papst oder Kaiser ein gutes Stück Geschichte gemacht haben würde."

P. Theodosius' Leben und Werke sind ein glänzender Beweis für die Opferfähigkeit des katholischen Priestertums und die Heilskraft des Christentums. Sie bilden aber auch ein schlagendes Dementi gegen die behauptete sozial-ökonomische Impotenz der Kirche und ihrer Vertreter, zugleich ein feierliches Dokument für die konkurrenzlose Kraft des unverfälschten Christusglaubens, wie ihn unsere Kirche noch heute festhält.

Noch eins. Ungefähr zur nämlichen Zeit, als der Kapuziner an die Verwirklichung seiner Pläne herantrat, fiel in einem unserer Kleinparlamente von seiten des Klosterstürmers und späteren Kulturkämpfers Augustin Keller das freventliche Wort: „Wo der Schatten eines Mönches hinfällt, da wächst kein Gras mehr." Ein Sohn des hl. Franziskus, ein Bettelmönch, hat diese aller Geschichte hohnsprechende Behauptung Lügen gestraft. Wo der arme Ordensmann hinkam, da keimte und sproßte sogar aus Ruinen neues Leben. Damit hat er auch den Beweis erbracht für die kulturelle Befähigung kath. Orden oder Kongregationen in unserer noch so fortgeschrittenen Gegenwart. Sie bewähren sich als Sauerteig, die unsere wirtschaftlichen Gegensätze zu überbrücken vermögen — ihre tätige Nächstenliebe ist heilsamer Balsam auf die klaffende Wunde des Klassenhasses.

Schließlich erblicken wir in des Mönches Wirksamkeit ein Menetekel für Gegenwart und Zukunft, fortzuarbeiten an der Ausbildung der sozialen Therapie — an der sozialen Versöhnung durch die einzig dauernd erfolgreichen Mittel: lebendiger Christusglaube und allseitige, tatkräftige Christusliebe. Sie allein — beides auch die Leuchttürme im Leben unseres edlen Priestermönches, kühnen Soziologen, gewaltigen Organisators und siegreichen Feldherrn in Schule und Armenhaus — vermögen den sozialen Frühling, den Millionen von Menschen ersehnen, herbeizuführen.

Im Mai.

Im Garten stehen die Märchen alt
Im Blütengewand und Rosen im Haar.
Die langen Beete gaukelt entlang
Von Dolde zu Dolde ein Falterpaar.

Die Tulpen glüh'n; Resedenduft
Ein zarter Windhauch trägt vorbei.
Die Drossel sitzt im Laubgewind,
Singt wonnetrunken hinein in den Mai.

Der Efeu grünt. Ein Sonnenstrahl
Spielt um die Nische; daraus so mild
Von tausend Sternen übersät
Schaut gütig ein Madonnenbild . . .

Es flammt mein Jugendtraum am Weg,
Ich darf ihn wieder wandeln seh'n . . .
Ganze ferne von staubiger Straße her
Hör' ich des Lebens Wasser geh'n . . .

Hans Gesold.

Zur Weiterbildung der Religion.

Von

Dr. A. Strehler, Zehlendorf.

Das Wort, das Kaiser Wilhelm am 15. Februar 1903 im Anschluß an die Bibel- und Babelvorträge an den Vorsitzenden der Orientgesellschaft geschrieben, läßt die Geister nicht zur Ruhe kommen. Ueberall sieht man emsige Arbeit, die christliche Religion weiter und „höher" zu bilden, einen neuen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus Christentum und moderne Weltanschauung zu einer Einheit verschmolzen werden könnten.

Den neuesten und wohl schärfsten Vorstoß nach dieser Richtung hat Professor Delitzsch gemacht durch zwei in der Lessinggesellschaft zu Berlin gehaltene Vorträge, welche jetzt unter obigem Titel im Druck erschienen sind. (Stuttgart, Deutsche Verl.-Anstalt, 1908.)

Er beteuert in der Einleitung, nicht als Philosoph oder Naturforscher sprechen zu wollen, sondern nur als schlichter Forscher auf dem Gebiete der Geschichte, der Sprachen und Religionen des Morgenlandes. Sein Ziel sei die Weiter- und Höherbildung, vielleicht Rückbildung, nicht Umsturz des Christentums, der Weg dazu die voraussetzungslose theologische Wissenschaft.

Es lohnt sich der Mühe, kurz seinem Gedankengange zu folgen, um zu erkennen, ob er dieses Ziel erreicht hat, ob er diesen Weg gegangen ist.

Die Religion ist ewig, aber ihre Ausgestaltungen sind zeitlich und eben deshalb dem Wandel unterworfen. Diesen Satz hält er für so sicher und ausgemacht, daß er sich nicht einmal die Mühe gibt, seine Richtigkeit zu beweisen. Dieser Wandel, so fährt er fort, ist nun, wie allüberall in der Welt, eine Entwickelung vom Niederen zum Höheren, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Aeußeren zum Inneren. Das Judentum, als der älteste Zweig der drei monotheistischen Religionen, zeige diese aufsteigende Entwickelung besonders in seinem Opferwesen. Im Anfange gleich den Heiden dem äußeren Opferdienst hingegeben, zeige es im Laufe der Jahrhunderte eine Tendenz der Verinnerlichung, das Betonen der Herzensfrömmigkeit, ja einen scharfen Gegensatz gegen alle äußeren Gesetzeswerke. Die Führer dieser Richtung nach innen sind die Propheten, während ein eigens geweihter Priesterstand den tieferen Stand der äußeren Opfer festzuhalten suchte.

In vollkommenster Uebereinstimmung mit den Propheten und deshalb im Gegensatz zu den Priestern fuhr Jesus von Nazareth fort, die Religion „Israels im Sinne ihrer Verinnerlichung weiterzubilden". Die Bedeutung Jesu liege also nicht darin, daß er neue, übernatürliche Lehren verkündet, sondern in der Art und Weise, wie er die alten Lehren der Propheten der Welt zum Bewußtsein gebracht hat. Denn „so wirksam, so die ganze Welt ergreifend und jeden einzelnen noch heute persönlich packend" habe noch niemand vor ihm gepredigt.

Digitized by Google

Die wichtigste Stelle für das Verständnis Jesu und seiner Lehre sei Mark. 12, 28—34, wo er den Glauben an den einen Gott und das Gebot der Nächstenliebe nicht nur über die Opfer stellt, sondern sie für die Hauptpfeiler des Gottesreiches erklärt. Möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Jesus als Galiläer nicht rein jüdisches Blut in seinen Adern trug und in seinen Vorstellungskreis fremdländische Ideen aufgenommen hatte.

Und noch eine zweite Weiterbildung der jüdischen Religion vollzog Jesus von Nazareth. Er erhob die National- zur Weltreligion, den Nationalgott zum Herrn aller Völker. reilich in diesem Punkte rang er anfänglich noch mit sich selbst (Joh. 4, 22 u. Matth. 15, 26), aber schließlich trug doch auch in ihm das Höhere den Sieg davon. Diesen Höhepunkt bezeichnet Joh. 4, 21. Damit wäre allerdings der Beweis geliefert, daß die Propheten des A. B. sich über die Natur des Messiasreiches geirrt hatten, aber das sei später den Evangelisten in bezug auf die Person Christi ebenso ergangen. Das Hauptübel sei damals wie jetzt die Unkenntnis der hebräischen Sprache und der ganzen orientalischen Anschauungsweise. Dieser Unkenntnis verdanken die hauptsächlichsten kirchlichen Dogmen ihre Entstehung. So erstens die Trinität. Im Gegensatz zum hl. Paulus personifizierte man die unpersönliche Gotteskraft und setzte sie als dritte Gottheit neben Vater und Sohn. Zweitens: die Lehre von der Gottheit Jesu. Er selbst kennt sich nur als den Menschensohn, und wenn er sich Gottessohn nennt, so tut er es im Sinne eines Adoptivsohnes nach Ps. 2. Drittens: die jungfräuliche Geburt aus Maria. Die Berufung auf Is. 7, 14 sei eine Verirrung. Der Stammbaum bei Matthäus und Markus gefälscht. Eine 1892 auf dem Sinai entdeckte, 200 Jahre ältere Handschrift sage ganz klar: Joseph zeugte Jesum. Viertens: die Schöpfungsgeschichte. Sie sei nichts weiter als eine Ueberarbeitung babylonischer Volkssagen. Fünftens: Gottes Sprechen mit den Menschen und seine Wundertätigkeit. Sie verdanken beide ihr Dasein der Nichtkenntnis orientalischer Ausdrucksweise und Phantasiearbeit.

Dasselbe sei schließlich zu sagen von der Auferstehung Jesu und der Erklärung des Abendmahles.

Also die „Umkehr vom trinitarischen zum unitarischen Christentum, vom dogmatischen zum historischen Christus erscheint als die Grundvoraussetzung einer heilsamen Weiterbildung der christlichen Religion". Was bleibt denn da noch übrig vom spezifisch Christlichen? Die Betätigung der Nächstenliebe! Besser wäre es, wenn die Kirchen, anstatt Stätten der Predigt zu sein, Zentralpunkte würden der organisierten Nächstenliebe an Armen, Kranken, Notleidenden, Obdachlosen. Das sei wahrer Gottesdienst, das höchste Christentum! So weit der Festredner. —

Uns will scheinen, daß in Prof. Delitzsch zwei Seelen wohnen. Die eine offenbart sich in seinen wissenschaftlichen Vorlesungen über sein Fachstudium, die andere in seinen Volksreden. Ist er in ersteren nur der schlichte exakte Forscher, der ohne Voreingenommenheit wissenschaftlich Erkanntes vorträgt, so tritt er in letzteren als der Religionsphilosoph auf, der sich sein System zusammenkonstruiert, mag es sicheren Resultaten einer anderen Wissenschaft widersprechen oder nicht.

So lernten wir ihn in seinen früheren Vorträgen kennen, so tritt er uns in seinem letzten Debut entgegen. Er scheint wohl selbst gefühlt zu haben, daß es hier um seine theologische Voraussetzungslosigkeit schlecht bestellt war, da er sich mehrfach veranlaßt sah, uns derselben zu versichern.

Sein ganzes System der Weiterbildung der christlichen Religion ist nichts anderes als die Uebertragung des Darwinschen Entwicklungsgedankens auf das religiöse Gebiet! Ist das nicht reine Willkür und Voraussetzung? Gerade die Weltgeschichte, die er wiederholt als die Weltrichterin anruft, lehrt, daß mit dem Eintritt Christi in die Welt ein ganz neues, übernatürliches Element in die Religion gekommen, etwas, was nie und nimmer als eine kontinuierliche Entwicklung des Judentums angesehen werden kann. War diese Tatsache Prof. Delitzsch wirklich unbekannt? Und wie willkürlich springt er mit den Texten um! Wie greift er einseitig diejenigen heraus, die für seine Ansicht sprechen, während er andere, die das Gegenteil beweisen, unberührt stehen läßt! Hierher gehört auch das Hineinkorrigieren seiner Ansichten in bestimmte Stellen, die ihm widersprechen. Daß er mit einer einzigen genialen Handbewegung, dem Hinweis auf die Phantasiearbeit der Orientalen, nicht die Wunder aus der Hl. Schrift herausbringt, wird er wohl selbst nicht im Ernst glauben. Sehr zu verwundern ist es endlich, daß er in bezug auf die Schöpfungsgeschichte noch immer auf seinem alten Standpunkt steht. Hat er denn nie etwas gehört von einem Nikel, König, Jeremias und Keil, die alle entgegengesetzter Meinung sind?

In Summa: Keine wissenschaftliche Arbeit, sondern rhetorische Komposition! Darum mußte er auch zu einem Resultate gelangen, dem wir völlig verständnislos gegenüberstehen. Die wahre, logische Weiterentwicklung der christlichen Dogmen gelangt doch zu einem ganz anderen Resultat. Möchten unsere katholisch-theologischen Fachgelehrten diesem Umsturz überall den wahren Fortschritt entgegenstellen! Der Besitz der Wahrheit soll weniger eifrig machen als das Ringen nach ihr. Fachleute können mit einem einzigen Vortrag mehr erreichen als Dilettanten mit zehn. Die religiöse Not ist groß: Res venit ad Triarios!

Schlafende Lieder.

Tönten einst so saitenfein,
Wehe, weh' —, sie schliefen ein,
Schlummern in der Seele tief,
O, daß einer wach sie rief',
Die verwunschnen Kinder.

Nur in wacher Sommernacht
Rührt es sich und flüstert sacht,
Ach, sie reden irr im Traum
Von dem Glück am Himmelssaum,
Und dann lausch' ich lange.

Erst der ew'ge Maientag
Sie vom Banne lösen mag.
Wenn die Sphärenharmonien
Durch die müde Seele zieh'n,
Werden wach die Lieder.

G. Wöhrmüller.

Münchener Kunst.

Professor Hierl-Deronco hat soeben eine Reihe von acht Bildnissen Sr. Heiligkeit des Papstes Pius X. vollendet. Die Bilder kamen für wenige Tage im Kunstverein an die Oeffentlichkeit, um dann in Rom zur Ausstellung gebracht zu werden. Der Künstler ist darauf ausgegangen, die Eigenart und die Tiefe dieses hohen und merkwürdigen Charakters in möglichster Schärfe und Vielseitigkeit wiederzugeben. So schildert er die Persönlichkeit Sr. Heiligkeit im täglichen Leben, beim Spaziergange und bei den verschiedenen Amtshandlungen bis zur Erscheinung der größten Repräsentation. Ueberall die Darstellung höchster Würde, verbunden mit Lebendigkeit; bewundernswert ist die geistige Analyse, vor allem die Wiedergabe des weltabgewandten Blickes. Dabei kommt die hinreißende Liebenswürdigkeit, der von der ganzen Persönlichkeit ausgehende Zauber überzeugend zur Geltung. Es ist äußerst interessant und größter Anerkennung würdig, wie der Künstler der aus einer Menge von Gründen sehr schwierigen Aufgabe Herr geworden ist. War doch schon die Zeit der Sitzungen außerordentlich eingeschränkt — nicht mehr als vier Stunden sind im ganzen dafür zu erlangen gewesen. Für die Nachwelt werden diese Papstporträts höchst interessante Urkunden sein. In moderner Zeit ist keiner der Päpste in solcher Weise künstlerisch studiert worden. Koloristisch sind die Bilder von außerordentlichem Reiz. Einem mit blauem Hintergrunde möchte ich den Vorzug vor den übrigen geben, bei denen die warmen und starken Töne überwiegen. Namentlich beherrscht das Rot bei verschiedenen dieser Gemälde die Stimmung. Zu voller Wirkung werden die Bilder erst gelangen, wenn sie aus ihrer Zusammenhäufung im engen Raume heraustreten werden, um jene Prachträume zu schmücken, für die sie berechnet sind.

* * *

In Dachau ist die seit einiger Zeit betriebene Einrichtung einer modernen Gemäldegalerie, die den Entwicklungsgang der Dachauer Kunst darzustellen bestimmt ist, in erfreulichem Fortschritte begriffen. Zumal ist es der Energie der Vorstandsmitglieder des Museumsvereins, der Maler Stockmann, v. Hayek und Pfalz, zu danken, daß schon jetzt eine große Zahl von Werken bedeutender Künstler zur Verfügung gestellt worden ist, die ihre Entwicklung und ihren Ruhm ihren Beziehungen zu Dachau verdanken. Wir finden dabei außer einigen Namen der älteren Zeit (u. a. Chr. Morgenstern) viele der größten Modernen. So Hölzel, Dill, Keller-Reutlingen, Thomann-Zürich, Geffken, Müller-Dachau, Vetter, Zügel, Schramm-Zittau, Bürgers, auch die drei obengenannten; außerdem noch eine Menge von anderen. Die Galerie wird Ende August eröffnet werden. Dr. O. Doering (Dachau).

Digitized by Google

Wolken im Hochgebirge.

Von

Dr. Joseph Herbeck.

Die Wolken waren nahe meiner Hütte. Manchmal stieg ich empor, sie zu finden, manchmal kamen sie herunter, mich zu besuchen. An heiteren Tagen waren es leichte Wölkchen, welche die Dämmerstunden liebten. Morgens bei der ersten Helle schwebten sie über den feuchten Wiesen und schienen zu überlegen, wo sie das Himmelsblau verschleiern sollten; aber mit dem Wachsen des Tages flatterten sie nur um einige Felsklippen, die Sonne speiste sie auf, wie die Führer sagten. Des Abends, aus irgend einem Schlund kommend, gondelten sie um die Spitzen, ließen sich von der Sonne matt vergolden oder rosafarben malen und dann waren sie wieder dem Blick entschwunden. Uebrigens möchte ich schwören, daß die wahren Wolken jede Verwandtschaft mit solchen ableugnen oder höchstens von diesen wie von verirrten Schäfchen reden. Die wahren Wolken: sie sind der Ozean, der in der Luft hängt und auf den Wind wartet, um als Regen herabzurauschen.

Mir ist es noch nicht ausgemacht, ob Berge und Wolken einander freundlich oder feindlich gesinnt sind. Das eine Mal herzen die Wolken das Gebirge mit mütterlicher Zärtlichkeit, sie blicken auf dasselbe mit dem feuchtglänzenden Blick der Liebe, sie krönen die Gipfel mit Heiligenkränzen; das ander Mal rücken sie wie Krieger vor, stürmen gegen die Zinnen, schleudern Blitze oder überziehen alles mit Frost und Eis.

Ich weiß nicht: sind sie schöner liebend oder im Zorn? Von den Wolken kann ich reden; denn ich bin lange bei ihnen gewesen. Die einzeln schwebende Wolke ist meist ungemein dicht. Es soll nur ein Windstoß kommen; in wie viele Bänder und Ränder zerreißt er sie dann, die wehenden Fetzen finden und suchen sich, Rauchfäden, Spinnengewebe, Libellenflügel flattern davon. Manchmal rauchte eine Wolke matt aufwärts wie von einem ersterbenden Feuer ausgehend, sie hatte keine Kraft und verlor ihre Eigenfarbe. Dann kamen wieder schnelle Segler in beträchtlicher Höhe, die gegen die höchsten Gipfel wie ein Widder stießen. Ja, mit der Sonne nehmen sie den Streit auf. Kurz vor einem Gewitter habe ich sie batterienweise aufmarschieren sehen.

Einst sah ich zwei Heere sich sammeln, die Schlachtordnung treffen, vorrücken und sich zurückziehen. Um was sie streiten? Wohl um den Streifen lichten Himmels, der über dem blanken Spiegel des Tegernsees sich bog und der sie trennte. Der Streit konnte ein verzweifelter werden, die Ungewißheit dauerte einen ganzen Tag. Die Ketten der Kampflustigen verdichteten sich. Von der einen und der anderen Seite wurden Kundschafter ausgeschickt. Die Leute drunten im Tal warteten sehnsüchtig, ermattet von Hitze, auf glücklichen Ausgang des drohenden Kampfes, auf Erfrischung ihrer Kräfte, auf triefenden Segen für ihre Fluren. Die Glocken auf den Kirchtürmen läuten ein paarmal wie beschwörend, die Wälder knirschten unter dem Druck des über sie hinfegenden Windes; die Schwalben erniedrigten ihren Flug.

Bei den Wolken aber war es ein Kommen und Gehen, die Hoffnung der Menschlein wurde enttäuscht. Anderntags waren die Heere entschwunden, der Himmel war heiter und Glut herabsendend wie gestern.

Indes sind so plötzliche Friedensschlüsse rar und von kurzer Dauer. Meistens kommt es in später Nachmittagsstunde zur Schlacht. So näherten sich eines Tages gen vier Uhr abends die Wolken der Erde, ich stand über ihnen, beobachtete von meinem sicheren Observatorium als richtiger Kampfrichter. Ich sah zu meinen Füßen ein graues Meer, in das die Sonne ihre Strahlen ohne Reflexe versenkte. Die unermeßliche rauchige Fläche wogte wie eine zitternde Lagune. Manchmal durchirrten sie bleich kolorierte, zuckende Streifen, die Wirkung eines Blitzes in der Tiefe. Ab und zu tauchten rötliche Schlangen auf; dumpf donnerte es durch die dichte, neblige Masse, fast in einem fort; dann und wann stärkere Schläge; dabei ein Geruch nach Schwefel und wie von aufgerüttelter Erde. Ein paarmal öffnete die große, graue Fläche furchtbare Abgründe, in welche Sonnenstrahlen wie Speere hineinfielen, und wiederum schlossen sich plötzlich die ungeheuren Tiefen. Durch diese Risse hindurch hatte ich die bange Erde gesehen, Hügel und Wälder und weiße Bauernhöfe, von Regenschleiern umwallt, und den schwer atmenden See.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels und Cafés verlange man aus Prinzip die „Allgemeine Rundschau". Stetes Tropfen höhlt den Stein!

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der „Deutschen Vereinigung" ins Stammbuch.

Ihr hasset das Zentrum und wollt es vernichten!
Gebt's zu und erzählt keine Klatschgeschichten!
Viel richtiger und viel wahrer,
Viel ehrlicher und viel klarer
Heißt es im stillen bei euch doch zweifellos:
„So etwas sagt man nicht, man tut es bloß."
Ihr suchet dem Zentrum beim Wahlkampf in Preußen
Das ein' oder andre Mandat zu entreißen!
Ob's euch gelingt? Wir haben doch Zweifel!
Die Wähler, scheint's, jagen euch alle zum Teufel.
Man glaubt euch ja doch nicht die schöne Parole:
„Wir dienen ganz selbstlos dem deutschen Wohle!"
Die Phrase vom „blinden Herdentrieb"
Vor euch schon mancher Prahlhans schrieb.
„Die breite, die urteilslose Masse",
Sie spottet der eitel geblähten Grimasse.
Die „Deutsche Vereinigung" merk' sich den Spruch,
Der gibt ihr vielleicht doch zu denken genug:
Deutsch ist offen und ehrlich und grad,
Deutsch ist kluger, besonnener Rat,
Der „Deutsche Michel" ist abgetan
Von jedem vernünftigen deutschen Mann.
Undeutsch ist Falschheit und Hinterlist,
Undeutsch ist alles, was unehrlich ist! —
Hieraus mögt ihr das Recht erkennen,
Euch „Deutsche Vereinigung" stolz zu nennen.
Das Aushängeschild „Die deutsche Wacht",
Gehört zu den Dingen, worüber man lacht.

Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. Goethes „Faust" in der neuartigen Inszenierung hatte einen guten Erfolg zu verzeichnen. Ob dieser bei einem größeren Publikum nachhalten wird, wenn die eifrigen Reden der Reformer und ihrer Propheten verhallt sind, das bleibt abzuwarten. Ich gewann von der Erlerschen Inszenierung einige starke Eindrücke. Gar manches indessen ist mir auf altgewohnter Bühne schon eindringlicher vor die Augen geführt worden; einiges, das mir malerisch nicht mißfällt, erscheint mir dennoch für die Versinnlichungen der Goetheschen Szenen verfehlt. Mit wenig Mitteln hat Fritz Erler für den „Prolog im Himmel" den Schauplatz geschaffen. Vom lichten Himmelsgrunde heben sich die gigantischen Gestalten der Erzengel ab. Hier ist alles bedeutend, unbegrenzt, majestätisch. Dann die Szene im Dom. Ein machtvoller Pfeiler, Kerzen, ein Stück Bogen, alles andere verschwimmt in einem mystischen Dunkel, aus dem im matten Glanze ein paar Lichter aufleuchten. Man fühlt, daß dort hinten sich ein weites Kirchenschiff dehnt, und mit wenigen Menschen ist die Illusion einer Menge gegeben. Endlich die Walpurgisnacht: alles ist nur schattenhaft andeutend, wieder ist der Schein des sich weitdehnenden Raumes gewahrt. Letzteres ist auch im Osterspaziergange der Fall, und doch halte ich diese Dekoration zwar für geistreich ersonnen, aber für verfehlt. So sieht nicht die frühlingsahnende Natur aus, die die Bürger aus den Toren ihrer Stadt lockt. Das ist eine Matte im Hochgebirge, wie Segantini sie so gerne malte. Auf ihr ziehen die verschiedenen Gruppen reliefartig vorbei; man denkt an den Fries einer antiken Vase. Als lebendes Bild betrachtet zwar reizvoll, in der Bewegung aber sehr gezwungen und unnatürlich. Von den intimen Szenerien ist Auerbachs Keller zu loben. Wenig gefällt mir die Studierstube in ihrer nüchternen Leere, die Faust doch „vollgepfropft" nennt. Auch Gretchens Zimmer ist viel zu kahl. In Frau Marthens Garten anderseits will Erlers Dekorationskunst zu üppige Blüten treiben; dieser Laubgang führt zu einem Schlosse. Der Garten der armen Witwe war wohl anders. Erlers Entwürfe erstrecken sich auch auf die Kostüme. Er hat im ganzen etwas frei geschaltet. Gretchen sah aus wie eine Malerin von München-Schwabing. Es störte mich nicht, weil Frl. Loffen ergreifend spielte; aber einen Grund für diese Kostümreform weiß ich nicht zu sagen. Auch bei den anderen war zumeist mit der traditionellen Kleiderordnung gebrochen worden. Man braucht keinen großen Wert darauf zu legen. Bei größerer Personenzahl auf der Bühne erscheint mir die geringe Tiefe nachteilig. Die Beleuchtung der Gesichter war oft zu schwach, um die Mimik zu erkennen. Kein Zweifel ist, daß die neue Bühne durch ihre stärkere Konzentrierung des Gesichtsfeldes an die Darsteller schwierigere Aufgaben stellt als die altgewohnte Szene. Sie wurden indessen durchwegs gut gelöst. Heines genialer Mephisto ist noch einfacher geworden, und Lützenkirchens Faust eine sehr erfreuliche Leistung. Die Regie lag in Heines bewährten Händen. Gg. Fuchs' Bearbeitung macht oft Striche, über deren Berechtigung sich streiten ließe. In der Bühnenmusik, die Max Schillings geschrieben hat, erwies dieser sich als

Digitized by Google

echter Künstler, der nie die Rechte des Dichters mißachtet. Er unterstützt lediglich den letzteren mit vornehmen und diskreten Mitteln. So ist denn der erste Versuch des Künstlertheaters nicht ohne reiche Anregungen geblieben. Man darf gespannt sein, wie sich anderen Aufgaben gegenüber die neuen „andeutenden" Dekorationsprinzipien bewähren. Es fehlt nicht an Phantasten, die schon heute allen alten Dekorationskram ins Feuer werfen wollen. Nun, dies werden besonnene Bühnenleiter sich noch sehr zu überlegen haben.

Kgl. Residenztheater. Der Spielplan des Hofschauspieles wird durch das Künstlertheater auf der Ausstellung stark beeinflußt. Es wird für den Sommer eine Anzahl kleinerer Stücke in Aussicht genommen, welche wenig Darsteller erfordern. Als die Generalintendanz mit dem Verein Künstlertheater einen Vertrag abschloß, wonach letzterem die Mitglieder der Hofbühne zur Verfügung gestellt wurden, habe ich diesen Modus als einen Ausweg begrüßt, denn der erste Plan des Vereines, ein besonderes Ensemble zusammenzustellen, schien mir finanziell beunruhigend und auch künstlerisch nicht gefahrlos. Mißlich bleibt es freilich, wenn die Kgl. Bühne in ihren eigenen Aufgaben durch das Künstlertheater behindert wird. Der erste Premierenabend dieser Art hinterließ keinerlei tiefe Eindrücke. Als Regisseur zeichnete Dr. Kilian, unser neuer Dramaturg. Daß er die dramatischen Kleinigkeiten flott und sauber herausbrachte, durfte man von vornherein für selbstverständlich halten. „Ein Sonnenstrahl" von Robert Wach ist eine wenig interessante Episode aus einem Forsthause mit grell theatralischem Schluß; „Die Frage an das Schicksal" eine Plauderei aus dem Schnitzlerschen Anatolzyklus. Das Schauspielhaus hat uns vor Jahren mit den wirkungsvollsten dramatischen Feuilletons aus der Jugend dieses Wiener Lebemannes bekannt gemacht. Sie gehören auch besser dorthin. Fuldas Schauspiel: „Die Zeche" ist mit scharfem Blick für das Bühnensichere gemacht. Herr Höfer spielte die Hauptrolle, einen Roué, vortrefflich, so daß man fast für den verlieberten Alten Teilnahme empfinden konnte, wenn auch der Dichter in Fulda wenig zu Worte kommt.

Aus den Konzertsälen. Anläßlich der Eröffnung der Ausstellung fand eine Festaufführung von Beethovens Neunter Symphonie statt, welche, von einem festlich gestimmten Publikum besucht, unter Mottls genialer Leitung in höchstem Maße eindrucksvoll verlief. Unser Hoforchester spielte mit hinreißender Wirkung und die Chöre wurden durch den Lehrergesangverein und den Lehrerinnensingchor in großzügiger Weise zum Vortrag gebracht. Hervorragendes boten auch die Solisten Lud. Heß, F. v. Krauß, sowie die Damen Kraus-Osborne und Stronck-Kappel. Das Konzert fand im Odeonsaale statt und nicht in der Ausstellung. Man durfte sich hierüber wundern. Hatte man doch früher so oft gelesen, daß auch zur Abhaltung ernster Konzerte daselbst mit Räumen bestens vorgesorgt werde.

Unter dem Namen „Konzertverein München" hat sich nun ein Verein gebildet, der sich die Erhaltung, Fortführung und künstlerische Ausgestaltung des Kaimschen Konzertinstitutes zur Aufgabe macht. Als Dirigent ist Ferdinand Löwe gewonnen, welcher vom Herbst dieses Jahres ab diese Münchener Tätigkeit mit der Leitung des Wiener Konzertvereins verbindet. Den künstlerischen Teil der Direktion hat Hofrat Dr. Kaim, den administrativen Karl Koch inne. Ein Ausschuß des Vereins beschließt über Maßnahmen von größerer Bedeutung. Der Verein, welcher den Kaimsaal auf 20 Jahre pachtete, erhielt bedeutende pekuniäre Zuwendungen; er hat auch die Gründung einer Unterstützungs- und Pensionskasse für die Mitglieder des Orchesters in Aussicht genommen. Der Konzertverein wird im Laufe des Winters zwölf große Abonnementskonzerte, ferner die bisherige Anzahl von Volkssymphonie- und populären Abenden abhalten. Die Vorstandschaft besteht aus Major Frhr. v. Crailsheim, Rechtsanwalt Maurmeier, Frau M. Barlow und Geh. Kommerzienrat G. Sedlmayr. So ist das für Münchens musikalisches Leben so bedeutungsvolle Konzertinstitut dank der Hilfe opferfreudiger Kunstfreunde aus der schweren Krise gesundet hervorgegangen, und wir dürfen einer Periode rühmlicher Aufwärtsentwicklung entgegensehen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Paris starb der 1812 geborene Dichter Francois Coppée. Von seinen dramatischen Arbeiten hatten „Le Passant" und der auch in Deutschland vielfach aufgeführte „Geigenmacher zu Cremona" den größten Erfolg. Coppée begann seine dichterische Laufbahn als Lyriker. Bekannt wurde er besonders durch seinen „Streik der Schmiede", in welchem er für die Lage der Arbeiter sein warmherziges Empfinden dokumentierte. Sehr zahlreich sind seine Novellen und Romane. In „la bonne souffrance" schildert der Dichter seine Rückkehr zum katholischen Glauben. Coppée gehörte seit 21 Jahren der französischen Akademie an. — Der Wiener Raimundpreis wurde einem jungen Dichter Kurt Frieberger zuerkannt. Dessen Erstlingswerk: „Das Glück der Vernünftigen" wurde im vorigen Jahre im Raimundtheater erfolgreich gegeben. Das Preisgericht rühmt an dem Volksstücke die Charakterzeichnung und die dichterische Anlage des Ganzen, Vorzüge, welche die technischen Mängel aufwiegen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach wie vor bildet die Geldfrage das ausschlaggebende Moment für die Entwicklung der Effektenmärkte und die Weitergestaltung von Handel und Industrie. Mit mikroskopischer Genauigkeit werden alle Tatsachen registriert, die zu einer Besserung oder Verschlechterung der monetären Verhältnisse beitragen könnten. Nicht nur in Deutschland sondern auch in den übrigen Geldzentren Europas, in England und Frankreich, sowie auch in Amerika bildet die Diskontpolitik der Zentralnoteninstitute den Brennpunkt des ganzen wirtschaftlichen Verkehrs. Das allseitige Bestreben der Thesaurierung von Gold in den Reservoirs der Noteninstitute hält in unverändertem Masse an. Dadurch ist es gelungen, in verhältnismässig rascher Zeit günstige Ausweise und hauptsächlich flüssige Geldbestände zu erzielen. Was besonders die Verhältnisse bei der Deutschen Reichsbank anbetrifft, so sind auch bei diesem Institut so ziemlich alle Vorbedingungen für eine in Bälde zu erwartende Diskontermässigung gegeben. Durch Vermittlung der deutschen Banken konnte man neuerdings sich grosse Goldimporte sichern. Der Privatdiskont an den deutschen Börsen ist endlich nach langer Zeit unter 4% gesunken, und das Ausland beginnt im vermehrten Masse durch Ankäufe von Wechsel- und Effektenposten ausländisches Geld bei uns zu investieren. Es war vorauszusehen, dass die letzten Ausweise der Reichsbank eine weitere kräftigere Besserung zeigen konnten. Die einzelnen Ziffern bilden im Vergleich zur Parallelzeit des Vorjahres ein günstiges Zeichen, dass es nunmehr auch Deutschland gelungen ist — selbstverständlich unter besonderer Einwirkung der erwähnten Goldimporte —, sich endlich von den lästigen Fesseln der fast sprichwörtlich gewordenen deutschen Geldknappheit frei zu machen. Es wird eine Frage von Tagen sein, dass sowohl in England wie auch seitens der Reichsbank eine weitere Lockerung der Diskontschraube um 1% bzw. ½% vorgenommen wird. Für die heimische Wirtschaftslage, insbesondere für Handel und Industrie, bildet die Diskontermässigung eine Lebensfrage, und aus diesem Grunde wird der Diskontpolitik der Reichsbank ein ganz ausserordentliches Gewicht beigelegt. Immerhin ist in Betracht zu ziehen, dass mit dem Monatsende und mit dem immer näher kommenden Semesterschluss auch die monetären Ansprüche grössere werden. Hauptbedingung bleibt nach wie vor eine strikte Einschränkung und Restriktion auf allen finanziellen Gebieten.

Dass die Leitungen der Noteninstitute einer Zinsreduktion bisher entgegengetreten sind, dürfte hauptsächlich in der etwas ungeklärten politischen Situation in Marokko und vor allem in den derzeit weniger unsicheren Verhältnissen der amerikanischen Börsensituation zu suchen sein. Die voraussichtlich zu erwartende grosse und ausgiebige Rekordernte Amerikas wird jedenfalls Veranlassung geben, den Rest der amerikanischen finanziellen Verschuldungen an Europa abzutragen und die Unbilden der letzten Krisis gänzlich verschwinden zu lassen.

Die andauernde Besserung der internationalen Geldverhältnisse kommt natürlich allen Effektenmärkten und insbesondere den Rentenwerten ausserordentlich zu statten. Zu registrieren ist, dass das ausländische Publikum sich für alle Gattungen der festverzinslichen Fonds und ganz besonders für die russische Anleihe im grossen Masse interessiert hat. Auch die deutschen Kreise zeigen fortgesetzt grossen Bedarf für alle Anlagepapiere, und namentlich bleiben alle inländischen Anleihen bei knappem Material stark gefragt, so dass die alten Syndikate ihre Bestände ausverkaufen konnten. Unter diesen Umständen konnten die Emissionen der verschiedensten Anleihen gute Resultate erzielen, und die Emissionen von Städteanleihen profitierten gleichfalls von der derzeitigen günstigen Konstellation des Rentenmarktes. Stark war auch die Nachfrage nach den Pfandbriefen, insbesondere den 3½%igen Werten unserer Pfandbriefinstitute. Eine stärkere Plazierung derartiger Werte dürfte in erster Linie eine Besserung des sehr darniederliegenden Immobilien- und Baumarktes bewirken. In Rückwirkung damit wird auch der Montanmarkt und insbesondere der Stahl- und Eisenmarkt durch eine erhöhte Bautätigkeit profitieren. Bereits aus den letzten Wochenberichten war ersichtlich, dass die Zurückhaltung der Käufer von Roheisen und Fabrikationsstoffen beginnt, einer wenn auch sehr langsamen zuversichtlichen Besserung in der Tendenzbetrachtung Platz zu machen. Es ist klar ersichtlich, dass der ganze Kreislauf der wirtschaftlichen Lage in direkter Abhängigkeit von der Geldmarktsituation bleibt. Mit einer stabilen Besserung derselben wird sich auch eine Gesundung der heimischen industriellen Situation kräftig Bahn brechen.

M. Weber.

Adelige Eltern, deren Söhne ein humanistisches oder ein Realgymnasium besuchen und dabei eine standesgemäße Erziehung erhalten sollen, seien auf die in dieser Nummer enthaltene Bekanntmachung des K. B. Adeligen Julianums zu Würzburg aufmerksam gemacht.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 6. Juni 1908. V. Jahrgang.

Pfingstfeuer.

Von

Dr. J. Schmidthammer.

Das Feuer spielt als Symbol in der Religion und im Leben eine große Rolle. Der Hl. Geist hat es geradezu zu seinem Sinnbilde erwählt. Es ist etwas Reinigendes, Läuterndes, aber auch etwas Vernichtendes, Hinwegfegendes in diesem Element. Wir leben just in einer aufgeregten, brennenden Zeit; sie hat viel Feuerbrände in Händen, und das Feuer dürfte ihr richtiges Symbol sein. Ignis ardens! Brennende Fragen überall. Flammende Feuerzeichen religiösen Kampfes auf den Tiroler Bergen und in den geweihten Tempeln der Wissenschaft. Dem Doppeladler wird es heiß im brennenden Nest. Rauchende Trümmer und ausgebrannte Stätten kirchlicher Kultur in Frankreich. Wetterleuchten im Orient. Viel Rauch im deutschen Parlament, dem „würdelosesten" seit Menschengedenken, das zu einem lodernden Autodafé aller freiheitlichen Grundsätze der Mehrheitsparteien geworden ist. Stellenweise zu prasselnden Flammen aufschlagender Haß gegen die Kirche. Aufqualmendes Feuer widernatürlicher Leidenschaften, das aus Gerichtssälen und aus einer gewissenlosen „Literatur" in schmutzigen Schwaden die zivilisierte Erde mit Gestank erfüllt.

So brennen heute allenthalben gar viele und verschiedene Feuer, aber es sind keineswegs heilige Pfingstfeuer. Wo ist aber, wenn wir Katholiken im eigenen Kreise Umschau halten, jenes edle Pfingstfeuer der christlichen Liebe, das Christus zu entfachen kam? „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was wünsche ich anders, als daß es brenne!" Ich weise hin auf jenes „theologische Kartoffelfeuer", wie es Dr. Heim charakterisiert hat. Der Wanderer, der des Weges zieht, könnte es ja ruhig abseits brennen lassen, wenn die Sache nicht ihre ernste Seite hätte. Ist es wirklich zu rechtfertigen, wenn Theologen, wenn Priester zum Gaudium aller Uebelgesinnten solch unheilvolles Feuer anfachen und in die Gerichtssäle tragen, bloß um ihre eigenen Kartoffel zu braten? Es ist nicht der „odor Christi", der in den letzten Monaten von Würzburg aus über die katholische Welt hingezogen ist, sondern ein ganz anderes Parfüm, das an den „Wiedehopf" erinnert, um in Merkles geschmackvoller Terminologie zu reden. Konnte man dieses Schauspiel dem katholischen Volke nicht ersparen? Einst hatte die Kirche nach der Weisung des hl. Paulus die Streitsachen der Kleriker sich selbst vorbehalten und diesen verboten, sich vor dem weltlichen Gericht herumzubalgen. Dieses privilegium fori mußte bei geänderter Zeitlage weichen; aber wo ist der Geist, der es geschaffen hat? Jeder edle Katholik, der diese Verhandlungen der letzten Monate las, hat sie „mit brennender Scham" gelesen und sich gefragt: Cui bono? Wem ist damit gedient? Einer Fakultät? Ich bezweifle es. Noch ein solcher Pyrrhussieg und ihr Ansehen ist unheilbar kompromittiert. Vielleicht einer Einzelperson? Aber die allgemeine Empfindung ist die: der moralisch Unterlegene war gewiß nicht der juristisch Unterlegene. Was die Legende vom hl. Johannes erzählt, daß er aus dem siedenden Oelkessel verjüngt und schöner herausgekommen, als er hineingestiegen, kann man leider bei diesen Vorgängen von keiner Partei sagen. Peocatur intra muros et extra. Es gibt eben Imponderabilien, die man im Gerichtssaal nicht zählen, messen, wägen kann, deren Vorhandensein sich aber doch aufdrängt. Das ist der Eindruck außerhalb der Würzburger Atmosphäre, in der manche das richtige Augenmaß zu verlieren scheinen.

Noch eins! Ein wahrheitsliebender Theologe kann die heikelsten und peinlichsten Fragen behandeln. Es kommt nicht auf das Was an, sondern auf das Wie. Wenn je, so macht hier der Ton die Musik. Das ist schließlich eine Frage des Taktes und der Liebe. Die richterliche Entscheidung aber hierüber, über rein theologische Interna, ob ein Professor in einer der Würde und Aufgabe des Theologen nicht entsprechenden Weise vorlese, vor ein Laiengericht zu bringen, ist doch sehr bedenklich. In der Konsequenz dieses Vorgehens würde es liegen, daß schließlich auch die Amtstätigkeit einer kirchlichen Behörde, eines Bischofs, einem vielleicht sehr merkwürdig zusammengesetzten Laiengericht zur Beurteilung unterstellt würde.

Um also nicht das größere Uebel dem kleineren vorzuziehen, hätten diese Dinge der Oeffentlichkeit erspart werden sollen. Es wäre nun höchste Zeit, diesen unseligen Bruderkampf auf beiden Seiten aufzugeben. Wieviel Zeit, Energie, Ehre und wissenschaftliche Arbeit geht dadurch verloren! Wir sollten nicht so schlechte Exegeten sein, den Herzenswunsch Christi in sein Gegenteil zu übersetzen: „Kindlein, zerfleischet einander!"

Das gleiche möchten wir im wissenschaftlichen Kampfe der Zeit auch den Uebereifrigen der sog. „strengen Richtung" zurufen. Hier hat bereits ein Kompetenterer, der geistvolle Erzbischof von Lemberg, Teodorowicz, mit klassischer Kraft des Ausdrucks, die an Bossuet erinnert, ein richtendes Wort gesprochen: „Schädlich muß ich diejenige Methode nennen, die die wahren Kämpfer um die Sache Gottes durch ihre kleinlichen Verdächtigungen entmutigt, . . . die eben durch ihre Taktik den Feind füttert. Wir müssen uns eben deshalb hüten, mit dem Reformkatholizismus einen jeden berechtigten Gedanken, einen jeden Aufschwung, dem die Kirche in verflossenen Jahrhunderten so vieles verdankte, zu vermengen. Desto weniger aber sollen wir unbefugte und unkritische Richterstühle errichten und vor dieselben jeden zitieren, der uns nicht genehm ist, und auf diese Weise unsere privaten Rechnungen aus der öffentlichen Kasse, wo das Gemeinwohl der Kirche niedergelegt worden ist, begleichen; am allerwenigsten sollen wir ins katholische Lager eine Art von Strebertum verpflanzen, wo der Maßstab für die bessere Sorte von Katholizismus der unversöhnlichere Geist ist, der den Mangel an theologischer Bildung mit dem feilen Geschrei zu ersetzen sucht" (Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" 1. Oktober 1907). Optime! Aus solchen Worten atmet wahrer, katholischer Pfingstgeist.

Warum sich Brüder mit solchem Eifer befehden, während es doch gemeinsame heiligste Interessen zu wahren gibt? Die Ursache ist jener liebloseunerleuchtete Eifer, der sich so gerne der Kirche an den Chormantel hängen möchte. Dabei ist es eine auffallende Erscheinung, daß gerade Laien, sobald sie sich das theologische Zensorenamt aneignen, oft am engherzigsten urteilen und gleich nach dem Scheiterhaufen rufen. Dieser Zelotismus, der in seinem schwachen Glauben an die Kulturmacht der Kirche dieser nicht mehr, wie einst, die Kraft zutraut, die neuheidnische Kultur von innen heraus zu bekämpfen, alle weltlichen Kulturgebiete sauerteigartig zu durchdringen, der grollend abseits steht, wo nicht die ausgesprochen kirchliche Etikette herausgehängt wird, auch dieser kleingläubige Geist ist so eine Art Häresie, wenn auch mehr des Herzens als des Verstandes.

Digitized by Google

Katholisch ist nach unserer Auffassung die innerste, vitale Tendenz, sich auf allen Kulturgebieten expansiv auszubreiten, sich überall gleichsam einzunisten, sich von allen Schranken, die nicht im Dogma liegen, zu entschränken, in alle guten und neutralen Kulturbestrebungen einzudringen wie die Luft, deren man sich nicht erwehren kann. Nehmen wir an, wir wollten eine hermetisch abgeschlossene, rein katholische Kultur züchten und die Demarkationslinie genau innehalten ohne wissenschaftlichen Zwischenhandel mit den außerkatholischen Kulturkreisen; welch ein armseliges Sonderdasein würden wir fristen! Dazu müßten wir uns noch selbst bis aufs Blut besteuern. Wir brauchen unsere großen katholischen Organe und Organisationen. Aber sie ziehen ihre Kraft und Lebensfähigkeit aus dem beständigen Wechselkontakt mit der umgebenden Kulturwelt, durch das beständige auf andere einwirken und auf sich einwirken lassen.

Also fort mit aller Engherzigkeit und kleinlichen Streitsucht! Mehr augustinischer Geist, augustinische Weitherzigkeit und Liebe tut uns not. Dilatentur spatia caritatis! Laßt uns der sich gegenseitig verstehenden Liebe Raum geben! Auf diesen Grundton war die Antrittsenzyklika Pius' X. gestimmt: „Um alles in Christo zu erneuern, dazu ist nichts wirksamer als die Liebe. Nicht im Schrecken des Erdbebens ist der Herr." Derweil mit manchem unnützen Gezänk Kraft und Zeit vergeudet wird, liegen ringsum Gebiete, auf denen es gewaltiger Anstrengungen bedarf, um der anstürmenden Hochflut zu wehren und bereits angestauten Morast hinauszufegen, nahezu brach und verödet. Wie unendlich vieles wäre aufzubauen und zu erneuern gerade in demjenigen Milieu, in welchem akademische Aergernisse den größten Schaden anrichten.

Es scheint allmählich besser zu werden. Von einer wohltuenden Versöhnlichkeit ist die Vorrede zu Professor Kiefls neuestem Buche eingegeben: „Die Stellung der Kirche zur Theologie von Hermann Schell." Wenn man im katholischen Lager in diesem Geiste weiterarbeitet und sich zu verstehen und zu verständigen sucht, dem, der abweichender Meinung ist, bis zum Beweis des Gegenteils wenigstens die bona fides zubilligt, nur dann ist an eine wirksame Abwehr der verheerenden Zeitschäden von seiten der Kirche zu denken. Möge der Hl. Geist jenes edle Pfingstfeuer in die Herzen senden, von dem es im Psalm heißt: „Die Liebe macht ihre Boten zu Sturmwinden und ihre Diener zu Feuerflammen."

Gesta Borussorum.

Von

Dr. W. Hüllen.

Wenn sich ein katholisches Blatt, beispielsweise die „Kölnische Volkszeitung", ein Urteil über Politik und Art des Kaisers erlaubt, dann schreit die nationale Blockpresse wuterfüllt auf, und die „Tägliche Rundschau" notiert hämisch: Das ist ultramontaner Patriotismus!

Stellen wir doch mal fest, wie jetzt unter dem Eindruck gewisser Beklemmungen ebendieselbe Presse über den Kaiser urteilt. In Nr. 21 der „Zeitfragen", Sonntagsbeilage der „Deutschen Tageszeitung", vom 24. Mai lesen wir, daß der tiefe Niedergang des deutschen Ansehens notorisch sei, und daß sich wohl auch der Kaiser genug Unbefangenheit bewahrt habe, um diese Sachlage zu erkennen; desgleichen die schweren Schatten, die über unserer Gegenwart lagern. Dann wird von dem Zug ins Mystisch-Romantische gesprochen, der immer stärker im Wesen des Kaisers hervortrete, und von seltsam anmutenden Schwärmereien; zwischen ihnen und dem bitteren Ernst der Gegenwart klaffe ein tiefer Gegensatz auf. Dadurch werde den Gegnern der Krone ein nur zu willkommener Stoff zur Verspottung geboten; den „Simplicissimus" könne man heute mit Recht den „Vorwärts" der Gebildeten nennen. Und niemand in der Umgebung des Kaisers finde sich, der in schuldiger Ehrerbietung, aber mit männlicher Offenheit dem Bedauern über diese unserem Geschick so schwer zum Schaden gereichenden Züge Ausdruck gebe. Als Nachgeschmack all der rauschenden Festlichkeiten, des Prunkes und Pompes, die wir erleben, bleibe für den ernsthaften Vaterlandsfreund nur das herbe Urteil übrig, das über den ersten preußischen König dessen großer Geschichtsschreiber gefällt hat: „Es war die Summe seines Lebens, daß die anderen Mächte sich daran gewöhnten, daß man Preußen nicht zu fürchten und nicht zu scheuen brauche, daß man es mißachten und mißbrauchen dürfe."

Dieser Vergleich paßt schlecht zu der Verheißung, die der Kaiser zu Beginn seiner Regierung im Kreise der brandenburgischen „Edelsten der Nation" gab: „Herrlichen Tagen führe ich euch entgegen!"

Aus den Spalten der „Kölnischen Zeitung" erklang dieser Tage auch eine laute Klage über unsere auswärtige Politik, obwohl gerade dieses Blatt sich bisher immer den Anschein gab, als ob es mit ihr außerordentlich zufrieden wäre. Damit kann die „Kölsche Matant" natürlich niemand täuschen, der da weiß, was die Deutschen im Auslande denken und empfinden. Sie fühlen es nur zu sehr, daß unsere Diplomatie unzulänglich ist und das Ansehen Deutschlands draußen untergräbt. „Dauernde Schwäche, stetes Zurückweichen", heißt es in dem Artikel der „Kölnischen Zeitung, „verletzt die Ehre des Reichs, steigert den Uebermut unserer Feinde und beschwört dadurch gerade die Gefahr herauf, die man vermeiden will." Das mag schon stimmen. Zumal, wenn man den Feind unterschätzt und sich einbildet, ihn bluffen zu können. Die Franzosen sind heute bessere Psychologen als wir. Und vor allem zielbewußter. Was hat uns die Tangerfahrt genützt, und was nützt uns die Algecirasakte? Die Antwort darauf gibt uns in Nr. 213 des „Tag" vom 24. Mai der Generalmajor a. D. und ehemalige Platzkommandant im Flottenverein Keim. Er philosophiert: „Marokko? Für einen Deutschen, der in nationalen Fragen etwas kitzlich ist, keine besonders erfreuliche Marke. Die Sache hat schon längst einen tragikomischen Beigeschmack bekommen. Das diplomatische Augurentum lächelt, wenn das Wort Algeciras fällt..." Die Frage, ob Frankreich alleiniger Regisseur in Marokko bleiben wird, macht dem inaktiven Herrn Kopfzerbrechen. Und die alldeutsche Presse flucht und wettert auf unsere verdammte Friedensliebe, die uns davon abhält, Frankreich wegen der „offenen Tür" in Marokko binnen 24 Bierminuten den Krieg zu erklären. Das hieße, meinen zur Abkühlung die „Hamburger Nachrichten", auf eine Torheit eine Dummheit pfropfen. Kurz, aber deutlich. Kein besseres Mittel, als zu Fallières und Eduard, die sich augenblicklich in den Armen liegen, auch noch den Nikolaus zu gesellen. „Wenn wir uns auf England und Rußland stützen, sind wir unbesieglich," sagte einst Gambetta zu seinen Vertrauten. Es scheint, als ob unsere neupreußische Staatskunst das Kunststück fertigbringen wird, Frankreich diesen geheimsten Herzenswunsch zu erfüllen.

„Einkreisung von außen — Schmutzkrisis im Innern — so beginnen wir den Sommer des Jahres 1908."

Wer sagt das?

Die „Tägliche Rundschau". Des Kaisers unzerschnittenes Leiborgan.

Eine lehrreiche Glosse zu dem Diktum der „Täglichen Rundschau" liefert der Scherlsche „Tag", der früher so unentwegt für Eulenburg und Isenbiel eintrat. In Nr. 214 vom 26. Mai veröffentlicht der juristische Mitarbeiter des „Tag", A. Brückmann, einen Artikel „Dies ater. Zum Erkenntnis des Reichsgerichts in Sachen Eulenburg-Harden." Darin ist zu lesen: „Mit tiefer Beschämung stehen wir vor dem Bild der Verwüstung, das Prozeß und Urteil der Strafkammer bieten . . . Dem Geist (der preußischen Strafprozeßordnung) ist es gleichgültig, ob die Wahrheit von heute die Lüge von morgen sein wird oder könnte . . . Dieser Geist dürstet nur nach der sicheren äußeren Grundlage für die Erfüllung der augenblicklichen Gerechtigkeit. Er schlägt mit derselben Unbekümmertheit durch Vernichtung eines unbequemen (!) Urteils dem Rechtsbewußtsein eines ganzen Volkes ins Gesicht, wie er gegen einen schwerkranken Angeklagten (Harden) verhandelt, nur um augenblicklich die Sache zu erledigen . . . Dieser Geist überschlägt sich in eitler Selbstgefälligkeit, wenn mit Hilfe der Form und Formel ein tiefgehaßter Angeklagter zur Strecke gebracht ist und die augenblickliche (!) Gerechtigkeit zu einer orgiastischen Feier geladen werden kann . . . Der 22. Mai 1908 ist ein Dies ater der preußischen Strafjustizpflege geworden . . . So kann es nicht weitergehen. Irgend etwas ist hier doch furchtbar faul im Rechtsstaat Deutschland oder Preußen-Deutschland . . . Der klatschenden Münchener Ohrfeige des Oberlandesgerichtsrats Mayer, der nur ein paar Zeugen vernahm, die der (Berliner) Direktor Lehmann abgelehnt hatte, ist sehr schnell diese völlige Niederlage unserer preußischen Justizbeamtenpflege gefolgt."

Das dürfte genügen. Herr Brückmann ist übrigens selbst Berliner.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Betriebsstörungen in der Bündnisfabrik.

Meistens behalten die Pessimisten recht; aber zeitweise verläuft eine Sache wider Erwarten gut. So hat die französische Regierung uns soeben mit einem angenehmen Einlenken in der Marokkopolitik überrascht, und obendrein hat der Meinungsaustausch in der Presse, der sich an den Besuch Fallières in London knüpfte, das Gespenst eines anglo-franco-russischen Dreibundes hinter die Kulissen gescheucht.

Frankreich hat in Berlin förmlich Mitteilung gemacht von den neuen Instruktionen für den General d'Amade, die auf eine allmähliche Räumung des Schauiagebietes hinzielen. Das bedeutet den Verzicht auf die Eroberungsversuche im Südwesten Marokkos, von Casablanca aus. Von der Lage im Osten, in den Gebieten neben Algerien, wird nicht gesprochen; es fehlt auch die Angabe der Termine für die Zurückziehung der westlichen Truppen. Aber man muß nicht zuviel auf einmal verlangen. Eine bedeutsame Wendung ist eingetreten, welche nicht bloß für Marokko, sondern auch für Europa die Friedensaussichten verbessert. Frankreich wahrt sich die Möglichkeit einer Verständigung mit Mulay Hafid, dessen Einzug in Fez allerdings noch auf sich warten läßt, und zugleich gewinnt Frankreich wieder die Fühlung mit der Algecirasakte und deren Garantiemächten, vor allem mit Deutschland, dessen Geduld durch die Eroberungsperiode auf eine sehr scharfe Probe gestellt war. Ist das nur den Erfolgen Mulay Hafids zuzuschreiben und vielleicht der Befürchtung, daß die französische Kammer angesichts der wachsenden Schwierigkeiten das kostspielige Abenteuer satt bekommen haben könnte? Oder hat die deutsche Diplomatie zu dem inoffiziellen Empfange des Abgesandten Mulay Hafids noch eine Mahnung in Worten nach Paris gerichtet? In etwas deutlicheren Worten, wie sie zu der Karlsruher Kaiserrede vom gebührenden Respekt paßten? Die Oeffentlichkeit kennt nur die Tatsache des Einlenkens der französischen Regierung. Damit können wir auch zunächst zufrieden sein, indem für alle Fälle eine Stärkung des Rechtsbodens gewonnen ist, von dem aus wir die Tunisierung Marokkos bekämpfen.

Die Erklärung über die Rückwärtskonzentrierung Frankreichs in Marokko bildet ein beruhigendes Vorspiel zu den großen Erörterungen über Ententen und Bündnisse, die sich an die Begegnungen der Staatsoberhäupter in London und in Reval knüpften. Der Verlauf dieser lebhaften Preßdebatte hat die Beruhigung noch gefördert. Es hat sich zum ersten Male ein kräftiger Rückschlag geltend gemacht gegen die Bündnismache, die König Eduard seit seiner Thronbesteigung so unermüdlich betreibt. Die „Entente" mit Frankreich ist populär in England; sie darf cordiale sein und sogar in dem Trinkspruch beim Besuch des französischen Präsidenten als permanente bezeichnet werden; aber ein regelrechtes „Bündnis" findet weithin scharfen Widerspruch. Und erst recht wird ein Bündnis mit Rußland perhorresziert. Es ist sogar im Parlament zu scharfem Protest gegen den Staatsbesuch des Königs beim Zaren gekommen, — wegen der „blutbefleckten Despotie". Einen wesentlichen Beitrag zu der Ernüchterung hat der „Temps" geliefert, der als ein Sprachrohr der französischen Regierung gilt. Darin war zur Bündnisfrage der Gedanke entwickelt, daß die englische Bundesgenossenschaft erst dann der Republik helfen könne, wenn England seine Landmacht so weit entwickle, um im Kriegsfalle ein Hilfsheer in Frankreich landen lassen zu können. Die 100,000 Mann, die seinerzeit Herrn Delcassé behufs einer Landung in Schleswig-Holstein versprochen sein sollen, scheinen also den Franzosen noch nicht zu genügen. Was nützt ihnen ein Bündnis, wenn es nicht den Revanchekrieg ermöglicht? In der Hoffnung auf das russische Bündnis sind sie lange genug hingehalten worden. Die Forderung ist also begreiflich. Aber ebenso begreiflich ist das entrüstete Nein von der englischen Seite. Dagegen bäumt sich das englische Selbstbewußtsein und der englische Abscheu gegen Militärdienst. Nun entdeckt man auch, daß ein förmliches Bündnis eine lästige Bindung herbeiführe, die für die Selbstbestimmung des Landes durch seine jeweilige Volksvertretung gefährlich werden könne.

Ist das eine Erleichterung für die deutsche Politik, die unter den Versuchen der Einkreisung und Ausschaltung zu leiden hat? Oder sind die „Ententen", die in London gefeiert wurden und in Reval gepflegt werden sollen, ebenso gefährlich wie „Bündnisse"? Unsere Staatskunst wird gewiß wachsam bleiben müssen, nachdem sie neuerdings sich den Schlummer aus den Augen gewischt hat. Doch immerhin darf man feststellen, daß die vielgepriesene Bündnismache jetzt von des Gedankens Blässe angekränkelt erscheint.

Die Wahlen in Belgien.

Am 4. Sonntage im Mai hat wieder die Teilerneuerung der belgischen Kammern stattgefunden. Das Ergebnis stellt sich in Summa so: die katholisch-konservative Mehrheit geht in der Zweiten Kammer um 2 Stimmen zurück, während sie im Senat um 2 Stimmen anwächst. Die Sozialdemokratie wächst in der Zweiten Kammer um 4, im Senat um 3 Stimmen. Der Liberalismus geht in beiden Kammern zurück, dort um 2 Stimmen, hier um 5 Stimmen. Wenn man das Uebergewicht der Zweiten Kammer über den Senat in Betracht zieht, so hat die Regierungsfähigkeit der katholisch-konservativen Mehrheit eine weitere Schwächung erlitten; ihr Uebergewicht, das bis 1904 sich auf 26 Stimmen belief, dann auf 20 und vor zwei Jahren auf 12 sank, ist jetzt auf 8 Stimmen zusammengeschrumpft. Kann eine Regierungsmehrheit von 87 gegen eine Opposition von 79 die Geschäfte weiterführen? Ja, aber nur, wenn sie einig ist und bleibt. Sonst droht eine Ministerkrisis, Auflösung der Kammer und allgemeine Neuwahl. Die Besorgnisse wegen der Zukunft werden aber gemildert durch die Erwägungen: 1. Die katholisch-konservative Mehrheit hatte diesmal mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu schaffen, die in der Eigenart des Königs Leopold und insbesondere in der verfahrenen Kongoangelegenheit wurzeln; hoffentlich sind die schlimmsten Steine des Anstoßes bis 1910 aus dem Wege geräumt. 2. Der Liberalismus ist quantitativ und moralisch so heruntergekommen, dagegen die Sozialdemokratie auf dessen Kosten so gewachsen, daß bei einer Krisis das Volk vor der engeren Wahl zwischen einer konservativen und einer roten Regierung stehen würde. 3. Sollten doch die Gegner vorübergehend die Macht erlangen, so würde die gesicherte katholisch-konservative Mehrheit im Senat die schlimmsten Gesetze verhindern können. Es gäbe dann eine ähnliche Lage, wie sie zurzeit in Holland besteht, wo der Senat eine Mehrheit von Antirevolutionären und Zentrumsleuten besitzt, während in der Zweiten Kammer die Liberalen und Sozialdemokraten mühsam eine schwache Regierung stützen; nur würde in diesem Falle in Belgien die Sozialdemokratie die tonangebende Stellung haben.

Unsere Freunde in Belgien brauchen also noch nicht zu verzagen, wenn auch gewisse Symptome von Altersschwäche bei der bereits 24 Jahre regierenden Partei nicht zu bestreiten sind. Der gewöhnliche Jungbrunnen einer ermatteten Partei ist die Heimsuchung durch ein gegnerisches Regiment. Vielleicht kann bei der katholisch-konservativen Partei Belgiens, die in der beispiellos langen Regierung eine so außergewöhnliche Lebenskraft bewiesen hat, schon die ernste Gefahr eines solchen Regiments einen Verjüngungsprozeß von innen heraus in Gang bringen.

Die Erhöhung der preußischen Kronrente.

Aus Reichsmitteln soll eine Dotation für den kaiserlichen Hof nicht erfolgen, versichern uns die Offiziösen. Von der preußischen Zivilliste schweigen sie und bestätigen dadurch das Gerücht, daß eine Erhöhung der Kronrente (jetzt 15¾ Millionen) auf die Tagesordnung des neuen Landtags kommen werde. Das wäre eine schlechte Vorbereitung für die nächsten Reichstagswahlen, die unter Umständen schon vor 1912 stattfinden können. Gerade der treue Anhänger des monarchischen Gedankens müßte einen solchen Antrag bedauern, da alsdann die Stimmung des Volkes in scharfen Gegensatz zu der prunk- und prachtliebenden Richtung des Hofes treten würde. Der Finanzminister v. Rheinbaben würde einen besonders schweren Stand haben, da er s. Z. mit großem Beifall die Mahnung zur weisen Selbstbeschränkung im Aufwande an das ganze Volk gerichtet hat. Von oben muß das gute Beispiel kommen. Sonst steuern wir in eine plutokratische Entwicklung des öffentlichen Lebens, die noch schlimmer wäre als alle Plutokratie im Dreiklassenwahlrecht. Fürst Bülow könnte hier einmal wieder sich ein Verdienst durch Verhindern erwerben. Oder soll die Sache an die Triarier des preußischen Herrenhauses kommen, wo neuerdings der gute Geschmack und die alte Biederkeit sich gelegentlich eines überraschenden Anhangs erfreut. (Vgl. z. B. den Protest gegen die Verschnitzelung des Grunewaldes und die starke Opposition gegen die Enteignung.)

Digitized by Google

Schulradikalismus und Deutscher Lehrerverein.

Von

F. Wunderl.

Als in der Pfingstversammlung des Deutschen Lehrervereins vor zwei Jahren Bremer und Hamburger Lehrer den Schulradikalismus für den Deutschen Lehrerverein proklamierten, da hat man im Deutschen Lehrerverein und besonders in einzelnen Zweigvereinen, so im Bayerischen Lehrerverein, aus Opportunitätsgründen die hanseatischen Lehrer abgeschüttelt und nach außen sich den Anschein gegeben, als wollte man mit ihnen und ihren Ideen nichts zu tun haben.

Doch das Ackerland des Deutschen Lehrervereins war damals schon für den Radikalismus reif, man wagte nur noch nicht, die Frucht öffentlich zu zeigen. In der kurzen Spanne von zwei Jahren aber ist sie jetzt so stark herangewachsen, daß das schützende Gesträuche fallen konnte, und daß man sich nicht mehr scheut, öffentlich zu bekennen, was man bauen will.

Den letzten Anstoß zur offenen Proklamierung des Schulradikalismus gab dem Deutschen Lehrerverein das Vorgehen der Regierung gegen die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung wegen seines Vertriebes antichristlicher Werke. Bei diesem Vorgehen fielen auch scharfe Angriffe auf den Generalsekretär der genannten Gesellschaft, Lehrer a. D. Johannes Tews ab, der gleichzeitig einer der Hauptführer des Deutschen Lehrervereins ist. Um ihren Freund zu decken, erließen die 22 Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Lehrervereins eine Erklärung, in der sie u. a. sagten:

„Weite Kreise kennen Joh. Tews, unseren langjährigen hochverdienten Mitarbeiter, als einen der hervorragendsten Vertreter des Volksschullehrerstandes und haben oft feststellen können, daß sein Schulprogramm in allen wesentlichen Grundzügen auch das des Deutschen Lehrervereins ist."

Und zum Schluß:

„Zugleich nimmt der unterzeichnete Geschäftsführende Ausschuß Veranlassung, seinem bewährten Mitarbeiter Joh. Tews die wärmsten Sympathien für seine schulpolitische Tätigkeit auszusprechen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß er auch in Zukunft der unermüdliche Anwalt der deutschen Volksschule sein wird."

Da in dieser Erklärung der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Lehrervereins das Schulprogramm von Tews „in allen wesentlichen Grundzügen" zu dem seinigen macht, verweist die „Zeitschrift für christliche Erziehungswissenschaft" in Nr. 16 mit Recht auf Tews programmatische Schrift: „Schulkämpfe der Gegenwart" (Leipzig, Teubner), in der er namentlich seine Stellung zum Religionsunterricht und zur religiösen Schulerziehung klarlegt. Tews schreibt dort:

„Wenn die Schule den Religionsunterricht erteilt, so soll sie ihn nicht anders erteilen als die übrigen Lehrfächer, d. h. in völliger Freiheit, nur gebunden durch die anerkannt am höchsten stehenden Dokumente und Persönlichkeiten der religiösen Literatur und der religiösen Wissenschaft. Die Schule soll lehren, was ist, sie soll die Lehren aller Zeiten und aller Völker, soweit das in ihrem bescheidenen Rahmen möglich ist, zur Darstellung bringen [1]) und, wenn sie das Kind nicht in jeden Tempel hineinführen kann, so ihm doch einen Blick auf das, was in den geheimnisvollen Räumen sich verbirgt, eröffnen ... Aber die Frage des Schülers nach dem, was wirklich ist! Wie soll der Lehrer ihr gegenüber sich stellen? Ich meine, daß er rundheraus erklärt: Es gibt Leute, die alles das, was in den einzelnen Religionssystemen gelehrt wird, glauben, und solche, die es nicht glauben ... Das Kind kann weiter den Lehrer fragen, ob er selbst glaube. Auch diese Frage zu beantworten, darf kein Lehrer, der das Vertrauen der Kinder beansprucht, ablehnen. Er mag ruhig seinen Glauben oder Unglauben bekennen. (!) Das kann ihm schon deswegen in dem Urteil des Kindes nicht schaden, weil es sich beide Male in einer großen und gleich guten (!) Gesellschaft befindet ... Daß ein solcher Religionsunterricht kein konfessioneller ist, bedarf keiner weiteren Darlegung, aber er ist auch nicht das, was man gewöhnlich als allgemeinen Religionsunterricht bezeichnet. Er geht nicht wie dieser an den Unterscheidungslehren, überhaupt nicht an den Dogmen vorbei. Im Gegenteil, er schildert jede Religionslehre in ihrer Eigenart so anschaulich als möglich. Die Dogmen sind ihm zunächst gleichwertige Erscheinungsformen (!) in der religiösen Kultur. Er steht dazu nicht anders, als die Kunstgeschichte zu den verschiedenen Stilarten und Kunstformen, oder wie der naturgeschichtliche Unterricht zu den einzelnen Formen des Naturlebens. Im ganzen stelle ich mich also, soweit es den Inhalt des Religionsunterrichtes angeht, auf den Standpunkt der Denkschrift der Bremer Lehrerschaft, die aller Voraussicht nach im Laufe der Zeit in der deutschen Volksschullehrerschaft und darüber hinaus sich Anerkennung und Zustimmung erwerben dürfte."

Tews ist mit dieser Forderung im Anschluß an die Bremer Monisten weit über die früheren Forderungen des Deutschen Lehrervereins unter Dittes und Scherer hinausgegangen; er macht den Schulradikalismus der Bremer zu seinem Programm, und mit ihm tut dies der Deutsche Lehrerverein, der ja in allen „wesentlichen Grundzügen" Tews zustimmt. Angesichts dieser Lage muß man wieder die bange Frage erheben: Wie steht es mit der Mehrzahl unserer Lehrer? Werden sie auch diesem neuen, nun offen bekannten Programm Heeresfolge leisten?

Nun ist die Zeit gekommen, wo jeder positiv gläubige Lehrer sagen muß: Ich kann nicht mehr! An den katholischen Lehrer- und Lehrerinnenvereinen, wie an den evangelischen, liegt es, die Gewissen der Lauen und Gleichgültigen wachzurufen und ihnen unverhüllt das Endziel der Reise des Deutschen Lehrervereins zu zeigen. Schon rühren sich die evangelischen Lehrer. Männer, die durch Jahrzehnte hindurch dem Deutschen Lehrerverein die Treue gehalten haben, die, wie Aug. Grünweller, der Herausgeber der „Deutschen Lehrerzeitung" [2]), schreibt, „stets den Anschluß an den Deutschen Lehrerverein warm empfohlen haben, weil sie an eine gewisse Solidarität der Berufs- und Standesinteressen glaubten", selbst solche evangelische Lehrer sagen nun:

„Es kann nur eine Losung geben für alle positiv gläubigen Elemente des Deutschen Lehrervereins: Heraus aus diesem Verein."

Wenn alle gläubigen Lehrer den Ernst der Lage verstehen, wenn die gläubigen Protestanten sich in evangelischen Lehrervereinen sammeln, wie die wackeren katholischen Lehrer und Lehrerinnen in den norddeutschen katholischen Lehrer- und Lehrerinnenvereinen, wenn dann auch einmal die gläubigen katholischen Lehrer Süddeutschlands, besonders Bayerns, die Zeichen der Zeit erfaßt haben und ihnen gerecht werden, dann mag wohl auch zwischen den katholischen und evangelischen Lehrervereinen eine Koalition zustande kommen, die unbeschadet der Unabhängigkeit der Vereine eine große Heeresmacht darstellt aller positiv gläubigen Pädagogen gegen die hanseatische Macht. Heute schon sammelt aber auch der Verein für christliche Erziehungswissenschaft alle Mitstreiter, und seine Aufgaben sind in gegenwärtiger Zeit ungemein weittragende. Der Schulradikalismus ist gut organisiert, mögen die positiv gesinnten Kräfte nicht zurückbleiben!

[1]) Das ist die „Religionsgeschichte" der Hanseaten! D. V.

[2]) Nicht zu verwechseln mit der „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung", die Organ des Deutschen Lehrervereins ist.

Aus der Liebe Wunderland.

Mit dem Amorettenspiegel,
Leichtgeschürzt, voll Talmiwert —
Ohne Ewigkeitensiegel
Naht die Liebe, die begehrt.

An der Gruft die Passiflore,
Eine Heldin, die nicht klagt,
Wandelt aus dem Freudentore
Stumm die Liebe, die entsagt.

Mit der Anmut goldner Treue,
Hand und Herz zum Gruß bereit,
Segnet, heilt und gibt aufs neue
Seelenliebe, die verzeiht.

Anna de Crignis.

Digitized by Google

Bühne und Moral.

Geharnischte Glossen von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 20 vom 16. Mai (S. 326) wurde die Zusammensetzung des von der Münchener Polizeidirektion ins Leben gerufenen Beirates für die Theaterzensur unter die Lupe genommen. Die „Allgemeine Rundschau" ist mit dieser ungeschminkten Kritik bisher fast isoliert geblieben. Die „Augsburger Postzeitung" sprach in Nr. 124 vom 27. Mai ähnliche Gedanken aus. Was man in der liberalen Presse an kritischen Bemerkungen zu lesen bekam, war in erster Linie Spott und Hohn für die — „Allgemeine Rundschau". Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 137 vom 15. Mai) versuchte unsere Beschwerde, daß auch nicht eine einzige Persönlichkeit zugezogen sei, welche der in der bayerischen Gesamtbevölkerung nun einmal vorherrschenden Richtung und Weltanschauung angehöre, dahin zu verdrehen, als hätten wir die Zuziehung bestimmter, von der „Augsburger Abendzeitung" namhaft gemachter Zentrumsabgeordneten verlangt. Das ist uns gar nicht eingefallen. Eine solche, die Tatsachen in ihr Gegenteil verkehrende Kampfesweise sollte die „Augsburger Abendzeitung" neidlos der „Jugend" und dem „Simplicissimus" überlassen. In Nr. 20 ist ausdrücklich betont: „Es hätten sich auch in München noch Männer finden lassen, welche, ohne der Einseitigkeit, des Muckertums oder ähnlicher minder schöner Eigenschaften verdächtig zu sein, vermöge ihrer Tradition, ihrer positiven Leistungen und ihrer gesamten Geistesrichtung ein gewisses Gegengewicht gegen übermächtige moderne „freie" Strömungen hätten bilden können."

Uebrigens enthielt sich auch das genannte liberale Blatt nicht aller Kritik, nahm vielmehr von der „allerdings eigentümlichen, wenn auch nicht überraschenden Tatsache" Akt, „daß unter den neuen Kunstrichtern sich zwar manche befinden, deren Zusammenhang mit der Bühne auch bei genauerer Betrachtung kaum erkennbar ist, daß dagegen unter ihnen kein Vertreter jenes Berufes sich befindet, der sich am intensivsten mit den Darbietungen der Bühne, ihrer Würdigung nach künstlerischen ästhetischen und sittlichen Gesichtspunkten befaßt, nämlich der Theaterkritik." Schließlich meinte gar die „Augsburger Abendzeitung": „Und wenn die „Allgemeine Rundschau" sich dahin resümiert und resigniert: „im großen und ganzen wird wohl alles bleiben, wie es war," so können wir ihr auch darin zustimmen."

Heute muß die „Allgemeine Rundschau" selbst diese Erwartung als einen übertriebenen Optimismus widerrufen. Es bleibt nicht einmal alles, wie es war, sondern es wird schlimmer unter der Mitwirkung des Zensurbeirates. Die Polizeidirektion läßt sich von ihren neuen Kunsträten in pejus korrigieren. Man faßt das „gedeihliche" Wirken des Zensurbeirates offenbar im Sinne der „Münchner Neuesten Nachrichten" und ihrer Gefolgschaft auf. Beweis dafür ist die überraschende Kunde, daß als erste Frucht der Tätigkeit des Zensurbeirates die bisher von der Münchener Polizeizensur verbotenen Stücke „Frühlings Erwachen" von Frank Wedekind und „Das Tal des Lebens" von Max Dreyer nunmehr freigegeben sind und demnächst auf dem ständigen Repertoire des Schauspielhauses erscheinen werden. Es wird also nicht allzulange dauern, dann kann man auf dem Theaterzettel lesen: Zum 50. Male: „Frühlings Erwachen". — — —

Ein den Theaterverhältnissen nahestehender Freund der „Allgemeinen Rundschau" schrieb uns noch am 28. Mai: „Vorerst kann ich noch gar nicht daran glauben, daß die Kommission wirklich Wedekind begutachtet hat. Ich meine: es ist bloß ein von der Clique losgelassener ballon d'essai. Ob die Polizeidirektion sich zu solcher Unvorsichtigkeit hinreißen läßt und sich derart eine Blöße gibt, bezweifle ich." Durch direkte Erkundigung an maßgebender Stelle wurde inzwischen festgestellt, daß der „Frankfurter General-Anzeiger", dem die Rolle zugefallen war, den „ersten Erfolg" des neuen Zensurbeirates der Oeffentlichkeit zu verkündigen, zuverlässig unterrichtet war. Die polizeiliche Freigabe der beiden Stücke ist authentische Tatsache. Manch einer, dessen Name auf der Liste des Beirates steht, wird von dieser Tatsache außerordentlich wenig erbaut sein. Oder sollten wir uns darin täuschen?

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 51 vom 21. Dez. 1907 (S. 760) aus dem Vorworte des Goldmannschen Buches „Vom Rückgang der deutschen Bühne" über den Wedekind-Kultus einige markante Stellen wiedergegeben. Die erste Großtat des Zensurbeirates zwingt uns, wenigstens eine dieser Stellen hier in extenso zu wiederholen, wobei gleich vorgemerkt sei, daß die „Frankfurter Zeitung" damals (Dezember 1907) diese Charakteristik aus der Feder Paul Goldmanns mit der Bemerkung begleitete, es mache sich „nicht bei den Schlechtesten ein steigender Widerwille gegen den steigenden Sexualschlamm unserer Literatur und Oeffentlichkeit geltend".

Vernehmen wir nun nochmals Paul Goldmanns Urteil über „die schlimmsten Ausartungen der Erotik" Frank Wedekinds und speziell über das von der Münchener Polizeidirektion — wahrscheinlich als besonderes Zugstück für die Besucher der „Ausstellung München 1908" — freigegebene „Frühlings Erwachen":

„Vom Künstlerischen ist in Wedekinds Werken noch weniger zu finden, als vom Moralischen. Vor zwei, drei Jahrzehnten fand man die erotischen Kühnheiten der französischen Ehebruchs-Dramatiker verblüffend. Man war der Ansicht, daß sie bis hart an die Grenze des Möglichen gingen. Das klingt wie eine kindliche Mär aus der guten alten Zeit. Wir haben seitdem gehörige Fortschritte gemacht. Die Grenze des Möglichen ist bis weit ins Unmögliche hinein erstreckt worden, und die französischen Ehebruchsdramen nehmen sich wie Vorstellungen für die reifere Jugend aus, im Vergleich mit dem, was Wedekind und ähnliche moderne Bühnenschriftsteller uns auf dem Theater gezeigt haben. Bei Stellen, bei denen die französischen Dramatiker den Vorhang fallen zu lassen pflegten, spielt ein Drama von Wedekind ruhig weiter. Während aber die französischen Dramatiker ihre erotischen Kühnheiten stets in einer feinen, künstlerischen Verarbeitung darboten, nimmt sich Wedekind nicht die Mühe oder ist nicht fähig zu einer solchen Verarbeitung und bringt einfach die Sache selbst auf die Bühne. Er arbeitet nicht mit künstlerischen, sondern mit den rohesten stofflichen Wirkungen. Und in der sattsam bekannten Heubodenszene aus „Frühlings Erwachen" bekommt man ganz einfach den Beginn des Geschlechtsaktes selbst zu sehen."

So urteilt ein Literatur- und Bühnenkenner, dem gewiß niemand den Makel des Banausentums und der Rückständigkeit anhängen wird. Der Münchener Zensurbeirat urteilt anders, und die Polizeidirektion beeilt sich, ihr früheres Urteil, das einer gewissen, in München „tonangebenden" Libertiner-Clique höchst mißfällig war, schleunigst zu widerrufen. Difficile est satiram non scribere.

Man wird sich darauf einzurichten haben, daß auch auf anderen verwandten Gebieten bald wieder eine sogenannte „freiere" Luft wehen wird. Es wurde ja schon lange gemunkelt, daß der heutige oberste Leiter der Münchener Polizeidirektion mit großer Nachsicht Strömungen gegenüberstehe, welche den Grundlagen christlicher Ethik, auf denen der bayerische Staat auch ferner ruhen soll, den Krieg erklären. Nachdem durch die erste Entscheidung des Beirates die Probe aufs Exempel gemacht ist, darf man offen aussprechen, was für viele der erste frappierende Eindruck der seltsamen Zusammensetzung dieses Zensurbeirates gewesen ist: Die Polizeidirektion hat sich der öffentlichen Meinung und auch solchen hohen Stellen gegenüber, deren Ohr doch auch einmal eine nicht eigens präparierte Information erreichen könnte, eine spanische Wand geschaffen, hinter der sie sich jederzeit verschanzen kann. Wer den respektvollen Schauer kennt, mit der in München sogar sonst selbständige Naturen in Demut ersterben, wenn irgendein erborgter Fetisch von „Kunst", „Wissenschaft" und „Literatur" auf möglichst hoher Stange herumgetragen wird, hat für die suggestive Zauberkraft des „Zensurbeirates" volles Verständnis. Es ist das genau dieselbe Geschichte, wie mit den in Fragen der sogenannten konventionellen, herkömmlichen, d. h. christlichen Moral „freidenkenden" sogenannten „Sachverständigen", welche par ordre du mufti bei allen Prozessen gegen Afterliteratur und Afterkunst den Gerichten und dem p. t. Publikum in möglichster Reinkultur vorgeführt werden.

Der von ernsten Männern der verschiedensten Grundanschauungen beklagte sittliche Verfall der Bühne macht also in München abermals einen Ruck nach abwärts. Auch die königlichen Bühnen haben sich dank den „Satirspielen" nicht als immun bewährt. Was man aber Ludwig Ganghofer, dem erklärten Liebling gekrönter Häupter und gleichzeitigen Eideshelfer des „Simplicissimus", nachsichtig gestattet, wird man Frank Wedekind nicht leicht versagen können.

Eines kommt aus dem anderen, und, „weil's gleich ist", sollte man doch alle falsche Zaghaftigkeit beiseite setzen und mit einem kecken Griff ins volle Menschenleben neben den gefälligen

Digitized by Google

Handlangern die eigentlichen Männer vom Bau, die Frank Wedekind, Max Dreyer, Arthur Schnitzler, unseretwegen auch Dr. Georg Hirth, Michael Georg Conrad, Th. Th. Heine, Peter Schlemihl, Hans Kaspar Gulbransson, E. Thöny nebst Henry Vallé und Mary Irber dem Zensurbeirate einverleiben. Und wenn alle Stricke reißen, wäre ja auch der Münchener Zweigverein des Deutschen Monistenbundes noch in Reserve. Um die Homogenität in allem Einschlägigen zu sichern, brauchte man nicht einmal ein halbes Dutzend der derzeitigen Zensurbeiräte wieder in Ruhestand zu versetzen.

Die eine neue Aera inaugurierende erste Großtat des „Zensurbeirates" in der königlichen Haupt- und Residenzstadt München ist ein direkter Hohn auf die gesetzgebenden Körperschaften in Bayern, die doch auch in „Kulturfragen" nicht ganz ausgeschaltet sind, wenn auch eine gewisse Presse, die gerne im Namen des Gesamtliberalismus spricht, obgleich auch unter den Liberalen nicht wenige in diesen Dingen anderer Meinung sind, es so dekretieren möchte. Wir sind überzeugt, daß die erdrückende Mehrheit der Abgeordnetenkammer und der Reichsratskammer bis in die Reihen der Liberalen hinein z. B. über die polizeiliche Genehmigung eines Stückes wie Wedekinds „Frühlings Erwachen" anderer Ansicht sein wird, als der famose Zensurbeirat und dessen vorsichtiger Schöpfer und Urheber.

Wir sprachen oben von den Grundbegriffen christlicher Ethik, auf denen der bayerische Staat bisher geruht hat. Dieselben sind im wesentlichen gleichbedeutend mit den sittlichen Grundsätzen des Dekalogs, die ein großer Teil unserer nichtchristlichen Mitbürger mit uns gemein hat. Sind aber diese Grundbegriffe — Heiligkeit der Ehe, Verwerflichkeit der außerehelichen Geschlechtsverbindung usw. — noch in voller Geltung, genießen sie diejenige öffentliche Achtung und denjenigen wirksamen Schutz, welche den festen Willen bekunden, daß an den Grundsäulen nicht gerüttelt werden soll, und daß Verfehlungen auch wirklich als Verfehlungen eingeschätzt werden? Ein Blick in die meistgelesene hauptstädtische Presse — man braucht nicht etwa nur an den „Simplicissimus" und die „Jugend", die von der großen Welt mit Gier verschlungenen Spezialorgane der propagandistischen Verneinung jener Grundbegriffe, zu denken — belehrt uns eines anderen. Und wer sich der Mühe unterzöge, einen Rundgang durch die meistbesuchten Theater niederen Ranges — heute nennt man sie „Brettlbühnen" — zu machen, wo die gebildete und halbgebildete, die reife und halbreife Jugend der zahlungsfähigen Stände Kopf an Kopf sich drängt, der würde erschrecken über die zynische Frechheit, mit der hier mit gefälliger Zulassung einer hohen Polizei jene ethischen Grundbegriffe, Sitte und Anstand förmlich mit Füßen getreten werden. Aber noch mehr! Im fashionabelsten Saale der Stadt, in demjenigen des „Bayerischen Hof", wird von Zeit zu Zeit dem „feineren" Publikum beiderlei Geschlechts, wobei wieder die sogenannte gebildete Jugend vorwiegt, ein förmlicher Unterricht in der Verachtung und Nichtachtung jener Grundbegriffe christlicher Ethik erteilt, ohne daß die als Hüter von Zucht und Sitte bestellten Organe sich irgendwie merklich darüber aufregten. Erst in der vergangenen Woche hielt Ellen Key im „Bayerischen Hof" wieder einmal einen stark besuchten Vortrag über ihre „neue Sexualethik", welche auf die „staatliche und gesellschaftliche Anerkennung der freien Liebe" hinausläuft. Der sozialdemokratischen „Münch. Post", auf deren Bericht (Nr. 123 vom 30. Mai) wir uns stützen, gehen die Reformideen Ellen Keys noch längst nicht weit genug; sie meint, es stecke in allerlei Konzessionen an alte Gesetzestafeln noch zuviel Bourgeoistum. Aber bei einer gewissen „modernen" Bourgeoisie findet Ellen Keys Evangelium der „freien Liebe" begeisterten Anklang. Schreibt doch die „Münch. Post", daß Ellen Key ihre Gemeinde geradezu „inflammiere", daß ihre Jünger und Jüngerinnen einen dichten Kreis um sie bilden, als habe eine Mutter ihre Kinder um sich versammelt. Daß diese Predigt der „freien Liebe" von einem erheblichen Prozentsatz der sog. gebildeten Jugend auch in die Praxis übersetzt wird, sieht jeder, der nicht mit Scheuklappen bewaffnet ist.

Von alledem und von noch vielem anderen, was in der bayerischen Hauptstadt in voller Oeffentlichkeit sich fort und fort abspielt, scheint man aber in denjenigen Kreisen bis hoch hinauf, welche an der Erhaltung der Grundpfeiler sittlicher Ordnung das allergrößte Interesse haben sollten, kaum eine schwache Ahnung zu haben. Derweil die öffentliche Kampfpropaganda der geschlechtlichen Ungebundenheit in hellen Flammen auflodert, könnte man die öffentliche Verteidigung der „alten Moral", soweit sie aus dem Innern der Kirchen heraustritt, fast mit einem schwelenden Talglicht vergleichen.

Warum wir in einem Artikel über „Bühne und Moral" dies alles erwähnen? Nun weil es sehr wesentlich zum Thema gehört. Die „neue Moral" bzw. Unmoral, die mit behördlicher Erlaubnis auf den Bühnen höheren und niederen Ranges einer genußgierigen Menge gepredigt wird, ist nicht etwa eine akademische Theorie, nicht etwa ein pikanter Gelegenheitseinfall eines Schwankdichters, sondern eine zielbewußt vorwärts drängende, immer neues Terrain erobernde, sehr ernst zu nehmende sittliche Umsturzbewegung.

Denjenigen aber, welche aus bedauerlicher Unkenntnis heute noch geneigt sind, lästige Mahner nur mit halbem Ohr anzuhören, weil sie der Meinung sind, es sei „nicht so schlimm", werden eines Tages die Augen übergehen, wenn die Saat, die seit etwa einem Jahrzehnt immer dreister in empfängliches junges Erdreich gestreut wurde, vollends in die Halme geschossen sein wird und Früchte zeitigt.

Den obersten Staatsbehörden möchten wir eine kleine, aber ernste Frage vorlegen: Hätten auch Stücke, in denen der Fürstenmord oder die Konfiskation des Privateigentums mit zynischer Frechheit gepredigt würden, Aussicht auf die gefällige Erlaubnis der Polizeizensur? Wohl kaum, denn hier käme die äußere Autorität und das Interesse von Kapital und Besitz in Frage und nicht „bloß" die sog. Geschlechtsmoral, an der so viele, die den äußeren Schein wahren, innerlich und heimlich selbst krank sind. Wer selbst Vergnügen an gewissen Dingen hat, kann sich nicht, wenn er kein vollendeter Heuchler ist, im nächsten Augenblicke mit gestrenger Amtsmiene darüber entrüsten. Da liegt oft, wenn auch nicht immer, der Hase im Pfeffer. Menschenfurcht und die Sucht, um jeden Preis „modern" zu erscheinen, besorgen das Uebrige.

Ein ausgesprochen liberales Organ, die „Straßburger Post", hat erst vor kurzem (in Nr. 493 vom 8. Mai) unter dem Titel „Sexualismus auf der Bühne" Wahrheiten ausgesprochen, welche wir allen, die es angeht, zu ernstester Gewissenserforschung empfehlen möchten. Die „Straßburger Post" knüpft zunächst an gewisse Skandalprozesse der jüngsten Zeit an, die in ihrer feineren Wirkung furchtbar seien, weil infolge der Oeffentlichkeit der Gerichts- und Zeitungsdebatten die Vorstellungskraft und das Gemütsleben gezwungen werden, sich in die Regionen sexueller Entartung zu begeben, und weil bis zur unreifsten Jugend hinab ein Stoff hindurchsickere, der den Fäulnisbazillen vergleichbar sei. Das liberale Blatt fährt dann wörtlich fort — wir bitten die Lobredner und Beschöniger des jüngsten Streiches der Münchener Bühnenzensur um aufmerksamstes Gehör —:

„Und erhebt man seine Stimme gegen die Oeffentlichkeit und den ausschreienden Ton dieser Verhandlungen, so wird man als „reaktionär", als „prüde", als „ungebildet", als „kunstfeindlich" im Namen des Fortschritts angegriffen und verdächtigt. Jetzt steht die Sache so, daß selbst künstlerisch unverdächtige Menschen gegen den wirklichen Schmutz in der Literatur öffentlich kaum noch etwas zu äußern wagen. Man will nicht beschimpft werden. Dafür hat sich aber ein falsches Pathos eingeschlichen, das nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen den tatsächlichen Uebeln und den völlig verfehlten Verhandlungsformen, in denen diese feinen Fragen an die unfeine Oeffentlichkeit gezerrt werden. Und besonders merkwürdig wirktes, wenn man uns freien modernen Menschen betitelte Autoritäten zitiert: der und der habe gesagt, das und das sei ein höchst moralisches und vortreffliches Stück.

„Als eine solche verfehlte Verhandlungsform, sexuelle und ähnliche umstrittene Fragen, die zarte und reife Seelenkunde voraussetzen, in die breite Oeffentlichkeit zu ziehen, betrachte ich die Gestaltung dieser Fragen auf den Brettern, die der Kunst und Dichtung dienen sollen. Wenn dies Prinzip, wie es in der **Aera Wedekind** vorherrschend geworden ist, noch ein Weilchen weitergeht, so steht der schönen Aufgabe nichts weiter im Wege, nun auch die homosexuelle Frage und das ganze Register dieser Art „künstlerisch zu gestalten". Und auch dafür wird sich pathetische Reklame finden; auch dies wird man

Digitized by Google

als Gebietserweiterung künstlerischen Schaffens begrüßen. Denn dem Künstler ist bekanntlich alles erlaubt; er gestalte es nur mit „echter Kunst".

„Wer dies Prinzip, das der Naturalismus in die Literatur einführte, unbefangen durchdenkt, dem muß etwa zumute werden, wie unserem Altmeister Goethe, als er einige Jahre vor der französischen Revolution die schamlose Halsbandgeschichte erfuhr. „Schon im Jahre 1785", erzählt er in den Annalen, „hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution schon längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei." Goethe, der so viel, z. B. in den Gesprächen mit Eckermann, von den Dämonen spricht, ahnte, daß diese Kräfte und Triebe bald in einem ganz ungeheuerlichen Maße herausbrechen und alle Scham, Sitte, Ehrfurcht zertrümmern würden. Da sind größere Dinge im Spiel, als daß sie von Moralismus oder Liberalismus in Zeitungen und Goethebünden gelöst werden könnten. Der Dämonismus oder die Nervenzerrüttung, die hierbei in Frage kommen, sind außerordentlich ernste Menschheitsfragen; die guten und großen Menschen, die der Menschheit Führer zu sein suchten, hatten je und je genug damit zu tun, das Edle und Geistige im Menschen zu stählen und zu stärken. Und in diesen Dienst hat sich in allen bedeutenden Epochen uns Menschen auch die Kunst gestellt, tendenzlos, ansteckend mit Kräften des Lichtes, mit „Sonnenenergie", nach des Chemikers Ostwald schönem Wort — nicht mit Staub und Fäulnis."

Das alles sagt nicht etwa die „Allgemeine Rundschau" und ihr so vielen amtlichen Stellen außerordentlich unbequemer Otto von Erlbach, das sagt die als Organ des Liberalismus wohl akkreditierte „Straßburger Post". Ob's etwas helfen wird? Die meisten werden es mit gerunzelter Stirne, einige auch mit einem Seufzer, zu dem übrigen — — ad acta legen. Einzelne vielleicht aber auch nicht! Und wenn es gelingt, allmählich immer mehr ernste Männer und Frauen aus ihrer Gleichgültigkeit, aus ihrer untätigen Lethargie aufzurütteln, dann hat der unbequeme Mentor, dem lichtere, idealere Aufgaben unendlich mehr Befriedigung gewähren, der sich aber durch den kategorischen Imperativ auf der einmal betretenen Bahn der erkannten Pflicht rastlos treiben läßt — unbekümmert um ungnädige Mienen und ungeduldige Gesten, wie um wohlfeilen Spott und Hohn — wenigstens nicht ganz vergeblich gearbeitet.

Waldeszauber.

Wie hält mich wundersam umfangen
Des Waldes stiller Zauberbann,
Erquickend weht um Stirn und Wangen
Sein kühler Friedenshauch mich an.

Mag fern des Lebens Brandung tosen,
Mich lockt sie nicht — ich bin gefeit —,
Umrankt von Farn und wilden Rosen,
Ruh' ich in Weltvergessenheit.

Im Tannengrunde will ich lauschen
Des scheuen Wildes flücht'ger Spur,
Dem Vogelsang, dem Quellenrauschen,
Dem regen Pulsschlag der Natur.

Und streif' ich durch das Laubgewinde,
Durchforschen will ich jeden Spalt —
Ob ich das Glück, das Glück nicht finde:
„Vielleicht wohnt's irgendwo im Wald!" —

Josefine Moos.

Nach den Wahlen in Belgien.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Mit Ausnahme der Sozialisten, dürfte keine der politischen Fraktionen Belgiens mit dem Ausgang der parlamentarischen Wahlen vom 24. Mai zufrieden sein. Die Wahlen finden in Belgien nach dem Listenskrutinium, bei Anwendung des Pluralvotums und der Verhältniswahl statt. Die Kammer wird alle zwei Jahre, der Senat alle vier Jahre zur Hälfte erneuert. Diesmal fanden Wahlen für beide Häuser in den Provinzen Ost-Vlaanderen, Hennegau, Lüttich und Limburg statt. Die Kammer besteht aus 166 Mitgliedern. Davon waren vor dem 24. Mai 89 Katholiken, 45 Liberale, 31 Sozialisten und ein Daensist. Zur Neuwahl standen 81 Mandate, die bisher innehatten 39 Katholiken, 19 Sozialisten, 22 Liberale und der Daensist. Der Senat besteht aus 111 Mitgliedern; der Prinz Albert ist de jure Senator. Von den 110 übrigen waren 61 Katholiken, 39 Liberale, 10 Sozialisten. 53 standen zur Neuwahl, aber 13 wählen am 21. Juli die Provinzialräte, und jetzt kamen nur 20 Katholiken und 20 Liberale in Betracht.

Das Wahlresultat ergibt für beide Kammern folgende parteipolitische Schattierungen. Die neue Deputiertenkammer wird aus 87 Katholiken, 43 Liberalen, 35 Sozialisten und einem Daensisten bestehen. Die katholische Mehrheit fällt also von 12 auf 8 Stimmen. Der neue Senat wird aus 64 Katholiken, 35 Liberalen und 12 Sozialisten bestehen. Die katholische Mehrheit des Senats steigt demnach von 14 auf 17 Stimmen. Die Katholiken gewinnen also drei Mandate im Oberhaus, verlieren aber zwei im Unterhaus. Im großen und ganzen kann man also nicht behaupten, daß die Wähler gesinnt sind, der Mehrheitspartei den Rücken zu drehen, wie vor den Wahlen von den Liberalen und Sozialisten hinausgeschrien wurde.

Ernste Vorwürfe können ja auch der katholischen Mehrheit nicht gemacht werden. Seit 25 Jahren nahm Belgien einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung auf allen Gebieten. Seit 1886 schließt der ordentliche Etat stets mit Ueberschuß ab, trotzdem 175 Millionen aus dem außerordentlichen Etat ins Ordinarium hinübergenommen, verschiedene Lebensmittel zollfrei erklärt, keine einzige neue Steuer, mit Ausnahme derjenigen für Alkohol, geschaffen und bedeutende Ausgaben für soziale Zwecke gemacht wurden. Die Staatsschuld diente zu öffentlichen Arbeiten, deren Ertrag die Zinsen der Schuld zählt. Die gegen die klerikale Schulpolitik erhobenen Anklagen haben wir in diesen Blättern eingehend zurückgewiesen. Auch der Vorwurf, für die Arbeiter sei so viel wie gar nichts geschehen, ist aus der Luft gegriffen. Viel wurde für die Arbeiter getan; allein die soziale Gesetzgebung muß den Sitten des Landes angepaßt sein, und das läßt sie uns Deutschen oft als minderwertig erscheinen. Wenn auch noch viel zu erreichen ist, tut hier die katholische Partei mehr, als irgend eine andere politische Fraktion Belgiens je zu leisten imstande wäre. Die stets von neuem aufgetischten Klagen über klerikale Intoleranz und Rückständigkeit brauchen wohl kein weiteres Mal widerlegt zu werden.

Bei den diesjährigen Wahlen wurde hauptsächlich die Kongofrage gegen die Katholiken ausgespielt. Die genaue Sachlage ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" bekannt, und die von den Radikalen und Sozialisten ihren Wählern vorgetragenen Anklagen sind im großen und ganzen unbegründet; aber auf die unvernünftigen Massen machen Schlager wie neue Steuern, diplomatische Konflikte, Entsendung belgischer Soldaten nach Afrika, auch wenn sie, wie hier, vollständig erlogen sind, stets wieder Eindruck.

Da haben wir einen Grund der sozialistischen Erfolge, die man übrigens nicht überschätzen darf. Das Mandat in Lüttich verdanken sie Uneinigkeiten der Katholiken, das in Huy der Rückkehr von Wählern, die ihnen bei früheren Gelegenheiten abtrünnig geworden waren. Die übrigen Sitze wurden ihnen von den Liberalen geschenkt.

Aus Haß vor dem Klerikalismus schlossen nämlich die liberalen Monarchisten und Manchesterleute mit den sozialistischen Republikanern und Umstürzlern ein Wahlbündnis ab, laut welchem sie auf einer und derselben Liste als Kandidaten standen. Die Folge davon war, daß die gemäßigten Liberalen für die Katholiken, die Radikalen für die Sozialisten stimmten. Das Ende vom Lied war der Verlust zweier Mandate der Liberalen zugunsten der Sozialisten. Besser kann doch wohl die Tatsache

Digitized by Google

nicht illustriert werden, daß die Liberalen für die Sozialisten die Kastanien aus dem Feuer holen und im Radikalismus immer mehr versumpfen, während die Katholiken allein dem Umsturz einen widerstandsfähigen Damm entgegenstellen.

Diesen Damm noch weiter zu verdichten, ist die nationale Pflicht der Katholiken, wenn sie nicht überflutet werden wollen. In dieser Beziehung haben sie bei der verflossenen Wahl vielleicht ein bißchen gesündigt. Die belgischen Konservativen können sich immer noch nicht dazu bequemen, ihre Politik in wirklich christlich demokratische Bahnen zu lenken. Zwar ist die Spannung zwischen Demokraten und Konservativen in der katholischen Fraktion nicht mehr so groß wie vor einigen Jahren, und in dem jetzigen Ministerium Schollaert herrscht sogar das demokratische Element vor; aber hie und da kommt es doch noch zu peinlichen Auftritten. So konnte bei den jetzigen Wahlen in Lüttich und in Tongern eine Verständigung nicht erzielt werden, und in diesen beiden Distrikten gingen zwei katholische Mandate deshalb verloren. Hoffentlich wird das für die Zukunft belehrend wirken. In Mons dagegen, der bisherigen Hochburg des Liberalismus und des Sozialismus, feierten die Katholiken Triumphe, weil dort ihre Politik auf praktischer, echt christlich-sozialer Basis fußt. Wie in Mons muß es überall gemacht werden, wenn die Katholiken mit verjüngter Kraft arbeiten und weitere Erfolge erzielen wollen. Das ist um so notwendiger, als die Radikalsozialisten, wenn sie ans Ruder kämen, Belgien eine neue Auflage des Combismus bescheren würden.

Abendfriede.

Es schwebt die Nacht mit leisem Fuß
Von dämmerblauen Gipfeln;
Der Sonne goldner Abendgruß
Spielt kispelnd in den Wipfeln;
Ein Reh tritt hin zum Waldesrand
Und staunt hinaus ins stille Land,
Das sanfte Ruhe bettet.

Wie ist die Erde schön und gut:
Ein schlummernd Kind mit Rosenwangen.
Das Traumlied rauscht im Grund die Flut,
Und Friede hält die Welt umfangen.
Viel Engel durch die Lande zieh'n,
Und unter ihrem Fuß erblüh'n
Das Glück, der Lenz, die Liebe.

Joseph Horst.

Der französische Offizier und die Deutschen.

Aus Dijon schreibt ein eifriger Leser der „Allgemeinen Rundschau": Deutsche Staatsangehörige sollen in Casablanca einem französischen Offizier einen Paß oder einen Geleitsbrief vorgezeigt haben, worauf dann der betreffende Offizier nichts besseres zu tun gewußt habe, als das Schriftstück zu bespucken. — —

Dagegen protestiert der „Progrès", das republikanische Organ der Côte d'or: Daß deutsche Zeitungen voll Entrüstung diese Affäre aufgegriffen haben, sei ein Beweis nicht nur von Unehrlichkeit, sondern vielmehr noch von außerordentlicher Unwissenheit. Unehrlichkeit, weil die Sache offenkundig falsch sei, Unkenntnis hinsichtlich des Charakters, des Geistes, der die französische Armee beseelt. —

Mag sich die Sache zugetragen haben in dieser Art und Weise, mag sie tatsächlich Erfindung lügnerischer Phantasie sein, beides ist ja zu bedauern, und ich wüßte nicht, welches mehr — — einerlei, das französische Blatt kleidet seinen Protest in allgemeine Ausführungen, die beachtenswert sein dürften.

Unkenntnis werfe man den Franzosen vor, Unkenntnis mit Sitten und Gebräuchen anderer Völker, und gerade die Deutschen erhöben zumeist diesen Vorwurf. Haben sie denn, sie vor allem, Grund dazu? Kennen die Deutschen die Franzosen denn soviel besser, kennen sie dieselben überhaupt? Wollte man der Sache auf den Grund gehen, man käme zur gegenteiligen Ansicht, daß nämlich die Franzosen Deutschland besser kennen, mehr sich bemühen, diese Kenntnis zu erlangen und auszubilden. Das neue Reich, geboren aus französischen Niederlagen, hat zu ernsten Studien veranlaßt, während man sich jenseits des Rheins kaum dermaßen mit Frankreich beschäftigt habe. — — Ja, Böswilligkeit, Gemeinplätze, aus Voreingenommenheit geboren, leiteten in Deutschland die öffentliche Meinung über die französischen Nachbarn. — Dies beweise aufs neue die Art und Weise der Behandlung dieses Falles. —

Das französische Blatt ergeht sich dann in folgende Ausführungen: „Man ignoriert in Deutschland zu sehr, daß die moralische Kraft unserer Armee in unseren Offizieren, in ihrer Erziehung begründet liegt. Vermag in Deutschland der Träger eines gutklingenden Namens ohne Mühe die Epauletten zu erlangen, so bleibt es für den Bürgerlichen ein schwer erreichbares Ziel; in Frankreich vermag auch der Sohn dürftigerer, wenig angesehener Herkunft jenes Ziel zu erreichen. Mancher Aristokrat, mancher reiche Sohn kann die Auszeichnung eines Kameraden armer Herkunft beneiden. Unser Offizierkorps ist tatsächlich eine Elite. Es gibt Ausnahmen. Doch gewisse Ereignisse kommen nicht vor, können sich nicht ereignen, weil sie bei uns von niemand geduldet würden. Unsere Offiziere besitzen Achtung vor einander und vor allem — Selbstachtung. Unsere Offiziere wissen zu unterscheiden, was ihrer würdig und was unwürdig ist . . . .

Die Skandale vor Gericht, die von Zeit zu Zeit sich in der kaiserlichen Armee ereignen, die offenkundig werden trotz aller Bemühungen, sie zeigen deutlich den Geist, der die deutsche Disziplin beherrscht. Man erträgt solche Skandale, man möchte sie beinahe entschuldigen. — So mag man dazu kommen, bei dem französischen Offizier gleiche Allüren zu vermuten . . . . In Wirklichkeit ignorieren uns die Deutschen: sie glauben, daß unsere Offiziere trinken und spielen, wie so viele der ihren; während doch der Ernst des Lebens, der Wunsch ein gutes Beispiel zu geben, alle beseelt bei uns, die die Epauletten tragen."

Wieweit diese Ausführungen berechtigt sind, soll heute nicht untersucht werden. Aber man sollte an denselben nicht stillschweigend vorübergehen.

Renard.

Von der Hessischen Landesausstellung zu Darmstadt.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die Eröffnung der Ausstellung am Samstag, den 23. Mai, erweckte mit ihren Begleitumständen lebhaft die Erinnerung an den Einweihungsakt, mit dem acht Tage zuvor die Münchener Ausstellung der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Den ganzen Tag regnete es in Strömen, und der Zustand der Wege war für die Festtoiletten nicht vorteilhaft. An München erinnerte ferner auch die Unfertigkeit der Ausstellung. Aber diese ist schließlich ein so allgemeines Merkmal solcher Veranstaltungen, daß dabei wohl irgendein noch unerforschtes Naturgesetz walten mag. Ein paar Dinge waren dagegen in Darmstadt nicht zu finden, ob zum Vorteil gegenüber der Münchener Ausstellung, mag der Beurteilung des Lesers anheimgestellt bleiben. So zum Beispiel hat man schon bei den Vorbereitungen von den Bemühungen der Reklame nur wenig gehört und gesehen. Es fehlten auch die niedlichen Loseverkäuferinnen, die infolge ihres zudringlichen Benehmens so sympathisch wirken. Und ein Vergnügungspark ist schon gar nicht da. Daß man in Darmstadt auf den Beifall des Publikums keinen Wert legt, ist mir gleichwohl sehr unwahrscheinlich; ich glaube vielmehr, daß man dort schon so weit ist, sich seiner sicher zu wissen. Das Wort „Beifall" möchte ich dabei nicht durchweg mit dem Begriff „Zustimmung" identifiziert sehen. Aber gerade der Widerspruch, der stellenweise herausgefordert wird, macht ja lebendig und wirkt förderlich. Auf keinen Fall läßt sich bestreiten, daß das Ganze einen Zug großer Vornehmheit trägt, einen Ernst und eine Strenge der Sachlichkeit erweist, die zur Anerkennung zwingt.

Die Ausstellung hat einen stattlichen Umfang. Sie ist in zwei Hauptgebäuden untergebracht, deren eines auf dem Gipfel eines Hügels — der sogenannten Mathildenhöhe — von einem riesigen Aussichtsturm überragt wird, das andere am Fuße der Anhöhe durch seine in die Breite gehende Anlage bestimmt ist, zu jenem das Gegengewicht zu liefern. An diese beiden mächtigen Gebäude lehnen sich mehrere Mustergärten, eine kleine Friedhofsanlage, das Gebäude der Architekturausstellung, während seitwärts ein großer Komplex sich ausdehnt, wo drei größere Villen und sechs kleinere Wohnhäuschen in Gartenanlagen verteilt sind.

Digitized by Google

Das Ganze ist so angeordnet, daß überall das malerische Prinzip gewahrt bleibt, allenthalben neue interessante Gruppierungen das Interesse gefangen nehmen.

Der zuvor erwähnte Turm führt allgemein den Namen „Hochzeitsturm", weil er zur Erinnerung an die Vermählung des Großherzoglichen Paares errichtet worden ist. Der Entwurf ist von Professor Olbrich. Die Wirkung ist eine überaus massige, schon infolge des dunklen Backsteinmaterials, dessen Flächen durch die Fensterreihen der einzelnen Geschosse und das dabei verwandte Sandsteinmaterial kräftig unterbrochen werden. Der eigentümliche Abschluß mit fünf pyramidal aufsteigenden Halbkreisen dürfte nicht jedermanns Sache sein. Wer beim Turmbau beflissen ist, die Tradition zu verlassen, findet in der Lösung der Spitze Schwierigkeiten, die bisher noch nirgends sich ganz haben besiegen lassen.

Das Ausstellungsgebäude, aus dem jener Turm emporsteigt, beherbergt die Werke der freien Kunst. Hier finden wir eine über 400 Nummern umfassende Vereinigung von Oelgemälden, Zeichnungen und graphischen Arbeiten. Dazu kommt ein halbes hundert Skulpturen. Sensationen bringt diese Kunstausstellung nicht, befriedigt aber durch eine Fülle sehr vortrefflicher Leistungen, über deren Auswahl ersichtlich ein strenges Gericht gewaltet hat. Hervorzuheben sind Gemälde von A. Beyer, E. Bracht, H. Heinz, L. v. Hofmann, A. Noack, Schmoll von Eisenwerth, O. Ubbelohde, H. v. Volkmann. Von Künstlern, die in München leben, erwähne ich u. a. M. Kern, K. Küstner, Ph. O. Schäfer, P. Weber. Auch eine kleine Harburger-Gruppe fehlt nicht. Von Plastiken kann an dieser Stelle nur auf Arbeiten von R. Cauer, A. Gaul, L. Staudinger, Georg Busch-München hingewiesen werden.

Das große untere Ausstellungsgebäude (von Professor Albin Müller) birgt in einer Unzahl nicht durchweg übersichtlich angeordneter Räume die Werke der angewandten Kunst. Was die Beherrschung des Raumes, geleitet von zum Teil höchst ungewöhnlichen neuen Auffassungen, heutzutage zu leisten vermag, davon erhält man hier ein überaus reichhaltiges Bild, dem es ebensowenig an schönen wie an wunderlichen und befremdlichen Seiten fehlt. Eine Menge dieser Zimmer, Säle, Hallen, Dielen, Loggien, Ruheräume, Höfe, Bäder, Flure, Gänge und Gärten zeigen das Bestreben nur allzu deutlich, um jeden Preis anders sein zu wollen als Seitheriges. Dafür erfreuen aber viele dieser Räume auch durch eine Solidität und abgeklärte Schönheit, der man Kraft genug wünschen möchte, um jene anderen gesuchten Absonderlichkeiten allmählich aus dem Felde schlagen zu können. Durchgängig ist anzuerkennen, daß bei dem Entwurf der Einzelheiten wie der Gesamtbilder der Grundsatz der Materialgerechtigkeit und Zweckmäßigkeit befolgt worden ist, teilweise freilich so weitgehend, daß darüber der Eindruck freundlicher, warmer Wohnlichkeit verloren geht. Von den schönsten Räumen nenne ich den für das Justizgebäude in Mainz bestimmten Schwurgerichtssaal, einen Lesesaal für das Isenburger Schloß, einen Musiksaal mit goldbraun polierter Wandvertäfelung, ein Ankleidezimmer mit gesticktem Wandfries in Seidenstoff, ein Speisezimmer, dessen Wände unten mit grünem Stoff bespannt, oben weiß sind mit Golddekor. Die Gärten der gesamten Ausstellung zeigen Anlage nach durchaus architektonischen Grundsätzen, Großzügigkeit und dekorative Wirkung. Sehr viele Einzelheiten der Ausstellung der angewandten Kunst stammen von Professor Müller, andere von den Architekten Koch, Stief, Krug, Wickop, Lebach, Professor Olbrich u. a.

Die Architekturabteilung bringt eine Fülle von Abbildungen solcher Bauten, die unter der Leitung der Großherzoglichen Staatsregierung neuerdings entstanden sind. Ferner solche von Schöpfungen privater Künstler. Ihrer gibt es in Hessen eine gewaltige Menge. Bekanntlich sind auch die beiden großen Berliner Meister, Messel und L. Hoffmann, aus Hessen gebürtig. Von den trefflichen Leistungen der hessischen Baukunst und insbesondere von ihrer Fähigkeit, den Privatwohnbau sinngemäß und künstlerisch herauszuarbeiten, geben neun ausgeführte Bauten der Ausstellung Zeugnis. Drei von ihnen sind größere Villen, sechs Arbeiterhäuser. Letzteren gebührt zweifellos der Vorzug. Hier ist keine Spur von Künstelei, noch von gesuchter Einfachheit, sondern alles wirkt natürlich, freundlich und gemütlich. Eine schlichte Familie müßte sich in einem solchen Hause recht von Herzen wohl fühlen können.

Nicht vergessen sei zum Schluß noch einer kleinen Friedhofsanlage, die ein paar auserlesene, in Material und Form befriedigende Denkmäler darbietet. Allen Bestrebungen, die der bisher jämmerlich darniederliegenden Friedhofskunst aufhelfen können, muß man aufrichtige Sympathie entgegenbringen.

François Coppée †

Von

P. W. de la Porte.

Der im Alter von 68 Jahren in Paris verblichene Akademiker François Coppée war wohl der volkstümlichste aller zeitgenössischen Poeten Frankreichs. Zum ersten Male trat er 1866 mit dem „Reliquaire" (Reliquienschrein) an die Oeffentlichkeit, und wenn auch hier der Anfänger zuweilen noch unbeholfen herumtappt und dabei ein gewisser Hang zum jugendlichen Pessimismus vorherrscht, verrät das Werk ein nicht zu unterschätzendes Talent. Auf den „Reliquienschrein" folgten eine Reihe zärtlicher und trauriger Gedichte, welche, wenn ihnen auch manchmal der große dichterische Hauch abgeht, eine seltene Vollendung der Zeichnung und lebhaftes Kolorit aufweisen. Allmählich hatte der Dichter sein eigentliches Genre gefunden, und er hat dasselbe auch bis ans Ende nie ganz verlassen. Irgend eine rührige Szene in einfachen und gedrängten Rahmen kleiden, ein Erlebnis in einigen kurzen Sätzen skizzieren, namentlich dem Kleinleben Freud und Leid ablauschen und seine Beobachtungen in glockenreiner Sprache und formvollendeten Versen niederlegen, war Coppées Geheimnis. Wie kein zweiter verstand er es, ein glückliches Ereignis zu dramatisieren oder eine Träne auf bleicher Wange zum Gegenstande seiner Strophen zu machen. Die dürftigen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, bis in die kleinsten Einzelheiten zu schildern und vor dem Volke aufleben lassen, war seine Kunst und auch der Grund seines Erfolges. Gerade dieses Volk, das an der Poesie eines Viktor Hugo oder eines Lamartine verständnislos vorüberging, begeisterte sich an den einfachen und melancholischen Weisen des Sängers der „Intimités", „Humbles", „Cahier rouge" usw. Seine wuchtigen Monologe, so „Grève de Forgerons", fanden einen ebenso großen Erfolg wie seine 1878 veröffentlichten „Recits et Elégies", in denen Legenden und geschichtliche Episoden knapp und reizend wiedergegeben werden.

Den ersten Triumph vor der breiten Oeffentlichkeit brachte Coppée der Einakter „Le Passant", der 1869 im Odeon einen selten gesehenen Erfolg erzielte und auch für Sarah Bernhardt, die als Debutantin die erste Rolle spielte, bahnbrechend war. Der „Passant" gefiel wegen seiner poetischen Frische und der Natürlichkeit der Handlung, denn ein dramatisches Meisterwerk ist es nicht. Auch Coppées spätere Dramen, so „Severo Torrelli" (1883), „La Guerre de 100 ans" (1895), die „Jacobites" (1895), „Pour la Couronne", ernteten großen Beifall, weil sie in tadellosen, klangvollen, harmonischen Versen geschrieben, in ihrer klaren, einfachen Darstellung und Handlung eine große Theaterkenntnis aufweisen, besonders aber, weil sie eine Reaktion waren gegen die naturalistischen, moralisch seichten Modedramen.

In seinen Romanen und Erzählungen tritt stets die in den „Humbles" beobachtete Melancholie zutage. Bemerkenswert ist bei Coppée, daß ihn die Triumphe nie bei der Vernachlässigung der Form ertappten. Alles, was Coppée schrieb, ist form- und stilgerecht. Stets blieb er ein vollendeter Künstler. Auch hatten ihn, den der „Passant" endgültig der Sorgen überhoben, so daß er eine Beamtenstelle im Kriegsministerium niederlegen konnte, um sich nur der Literatur zu widmen, seine Erfolge nicht übermütig gemacht. Er, der seit 1884 der französischen Akademie angehörte, war allen jüngeren Poeten und Schriftstellern ein treuer Freund und Berater. Als Mensch war Coppée nie ein Feind der Religion, lebte aber den größten Teil seines Lebens religiös indifferent. 1898 kehrte er in den Schoß der Kirche zurück und war seither ein glaubenstreuer Katholik. Sein bei dieser Gelegenheit geschriebenes Buch „Bonne souffrance" trägt den Stempel einer gesunden christlichen Philosophie.

Frankreich verliert in Coppée einen der besten Vertreter der Literatur. Man behauptet, der Dichter sei vlämischen Ursprungs. Seine Werke bestätigen dies in gewissem Sinne. Coppée hat, so dürfte es scheinen, den intimen christlichen Charakter und die vollendete Technik der vlämischen Meister mit dem Pariser Esprit und der französischen Lebhaftigkeit verschmolzen. Da liegt vielleicht das Geheimnis der Originalität des Dichters.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ...

Digitized by Google

Himmels-Pfingsten.

Dort oben blüht ein Garten,
Wo Gottes Gärtnerhand
Der Blümelein wird warten
Im ewigen Frühlingsland.
Mich sehnt's der Stund' entgegen,
Da mich die Liebe pflückt,
Und Gott mit reichem Segen
Mich in den Garten schickt,
Vor dem die Zeit erschauernd
Und sterbend stille steht,
Wenn Ewigkeiten dauernd
Singen ihr Pfingstgebet.

Eugen Mack.

Irmingard.

Skizze von Marie Amelie Freiin von Godin.

Irmingard Hettner lag unter einem Fliederstrauch; Wärter und Arzt hatten sie vor einer Stunde dort in einen bequemen, breiten Strohstuhl gebettet.

Irmingard hielt ihre durchsichtigen Hände über der seidenen Decke lose verschlungen, vergrub das blonde Köpfchen tief in die weichen Kissen und blinzelte zu den Blüten auf. Die Zweige des Fliederbusches waren mit schweren, dunkelvioletten Blumendolden ganz beladen, und die Blüten prangten in ihrer höchsten Entfaltung, so daß, ging ein leiser Windhauch durch das Gezweig, einzelne Blumensterne auf die Liegende niederglitten. Durch die Blätter und Zweige aber, durch das Rotviolett der Dolden strahlte und gleißte lichtdurchtränkt das Blau des Himmels, und die Sonnenstrahlen sprangen, nachdem sie alle Hemmnisse von Laub und Astwerk siegreich überwunden, über Irmengard hin. Insbesondere ein Lichtfunke war es, der gar nicht mehr von ihr ließ; er tanzte beständig von ihrem blonden Haar, das er in funkelndes Gold verwandelte, über ihr bleiches Gesicht, bis zu den schmalen, zarten Schultern, um die ein weißes Wolltuch geschlungen war.

Der tanzende Lichtstrahl allein brachte Leben in dies durchsichtige Mädchenantlitz, er allein schien sich des herrlichen Tages zu freuen. — Irmingard ertrug das Licht und die Schönheit und das Fest in der wonnevollen Natur um sie, wie es ihr beschieden worden, ihr ganzes junges Leben zu tragen als eine Qual, weil sie zu schwach, zu matt, zu hoffnungslos war, diese Freudigkeit mitzuempfinden.

Vielleicht tat ihr mit einem Male der Gegensatz weh zwischen der schwellenden, jauchzenden Pracht dieses Tages und ihrem Elend; denn sie wendete plötzlich das Haupt ein wenig auf die Seite, um dem hüpfenden Strahle zu entkommen, der die Lust dieser Stunde voll Sonnenschein und Blütenpracht so übermütig, so bezwingend verkörperte — sie blickte vom Fliederstrauch hinweg, jenseits des Parkweges, auf den sonnigen Abhang mit den großen Beeten weißer Rosen, die eben ihre ersten Knospen entfalteten — auf das blaue Meer, das sich am Fuße der Anhöhe uferlos dehnte; es war das Meer heute glatt und friedlich, schien ein Kristallspiegel aus fleckenlosem Azur; nur ab und zu ein kleines weißes Segel unterbrach seine sehnsüchtige Unbeweglichkeit.

Das Mädchen verfolgte eines dieser Schifflein, wie es die Fluten durchschnitt, bis es schließlich weit, weit in der Ferne ganz in der Sonne und ihrer Glorie unterzutauchen schien. Da schloß Irmingard die Augen und um ihren Mund zuckte jählings ein bitterer, fast wilder Schmerz. Wie oft hatte sie sich in den letzten Tagen von der Lebenspracht des Gartens, die ihr weh tat, zu der Ruhe der See und wieder von der weichen Sehnsucht des Meeres, die ihr ins Herz schnitt, zu der Zerstreuung des Parkes geflüchtet.

Am liebsten hätte sie sich und ihr hoffnungsloses Elend in ein dunkles Gemach vergraben — aber sie sprach nicht davon — denn wer hätte von all den Gesunden um sie das jemals auch nur begriffen?

Von Tag zu Tag, mit der Herrlichkeit des Frühlings dieser gesegneten Gegend, wuchs ihre Pein, und nun schien ihr, daß selbst Gebet, längst die Zuflucht dieses traurigen Herzens, ihr nicht mehr Friede und Ergebung zu bringen vermöchte.

„Irmingard," schreckte sie eine Männerstimme aus ihrer Versunkenheit auf, „ich komme eben an, um dich zu besuchen."

Sie heftete ihre dunkelblauen Augen träumerisch auf des Jünglings klargeschnittenes, junges Gesicht, auf seine hohe schlanke Gestalt, als habe sie Mühe, sich mit ihm zurechtzufinden. Dann aber lief eine feine Röte über ihre Züge: „Herbert — du!"

Er setzte sich auf den Rasen neben ihre niedere Lagerstatt: „Ja, ich," entgegnete er, und seine Stimme zitterte ein wenig, „hatte ich denn nicht versprochen zu kommen?"

„Als ob die Menschen ihre Versprechen hielten!"

„Vielleicht nicht alle, aber ich, Irmingard!"

„Ich freue mich sehr," sagte sie leise. Da ergriff er ihre beiden Hände: „Liebe, kleine Cousine!"

Nun aber war etwas in seinem Ton, was sie heute nach all dem übrigen noch zu ertragen zu schwach war. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und wie ein Hauch kam es jammernd, trostlos über ihre Lippen: „Wäre ich doch schon tot!"

Er erbleichte: „Irmingard!" Aber sie ließ sich nicht beirren, sprach immer rascher, mit dem Eifer der Verzweiflung, überwand selbst das schmerzliche Hüsteln, das ihr das Reden so bitter erschwerte: „Ja, ja, tot — dann wäre ein Ende. Was ist das Leben für mich gewesen? Ein einziger, großer Schmerz und ein großes Verzichten. Herzzerreißend ist mein Leben gewesen."

„Irmingard!"

„Laß mich! Sah ich nicht meine Mutter sterben, so wie ich jetzt sterbe — und dann meine beiden Schwestern — zuletzt meinen Bruder — weiß ich nicht seit Jahren, daß mich das gleiche erwartet, — daß ich dafür gezeichnet bin?"

„Irmingard, Irmingard!"

„Ja, das gleiche! Dies gleiche Hinsiechen mit der fürchterlichen Hoffnung, die trotz allem immer wieder erwachen will und jedesmal trostloser erstickt, vernichtet wird, mit der entsetzlichen Müdigkeit, die in die Adern kriecht, schwer wie Blei und immer näher zum Herzen kommt — und mit dem Fieber, der brennenden Sehnsucht, die immer wieder nach ein bißchen Glück verlangt. Ich weiß kaum, warum ich dir das alles sage, in der ersten Stunde, in der du bei mir bist, fast in der ersten Minute — ich muß! Vielleicht treibt mich wieder das Fieber. Verstehe doch, daß ich verlangen muß, tot zu sein."

„Nein, nein, das will ich nicht verstehen."

„Dir erginge es an meiner Stelle wie mir! Sehe ich denn nicht an den Augen der Meinen, daß ich verurteilt bin, wenn ich's nicht selber wüßte — an den Augen meines Vaters, der nun dies furchtbare Schauspiel gerade wie ich zum fünften Male erlebt — und der mit seiner jungen Frau dennoch das Leben liebt. Wer versteht mich, wer hat mich gern? Niemand! Denn diesen beiden, denen bin ich nur der Schatten in ihrem Glück, der letzte Rest einer Vergangenheit, die sie vergessen wollen. Weiß der Himmel, ob sie mich nicht hassen!"

„Irmingard!"

„Einmal muß ich es sagen. Ich kann sie nicht sehen ohne Schmerz, denn sie genießen alles, was ich werde verlassen müssen, was ich nie besitzen werde — wie sie's genießen, mit jeder Faser ihrer glückgierigen Herzen. Herbert, Herbert, mir scheint, ich könnte alles ertragen, wenn ich nur ein einziges Mal geliebt worden wäre, wenn nur einem einzigen Menschen auf der Erde mein Tod ein Schmerz wäre und keine Erlösung."

Da griff der junge Mann an ihrer Seite wieder nach ihren beiden Händen: „Irmingard, sieh mich an!"

Sie gehorchte und sah ihn an und begriff aus der grenzenlosen Traurigkeit seiner Augen, aus dem Zucken seiner Lippen, was er ihr sagen wollte, noch ehe er sprach.

„Irmingard, ich liebe dich lange, lange schon!"

„Du?"

„Lange! — Lieb dich mit der ganzen Kraft meines Herzens und schwieg, um dein Leid nicht zu erschweren — nun aber mußt du's wissen!"

Während er sprach, kam trotz allem in seinen Augen ein freudiges, glückliches, strahlendes Leuchten, das überwand ihr Mißtrauen, er könnte nur aus Erbarmen gesprochen haben.

Langsam und sachte hob sie die Hand und legte sie um seinen Hals: „O, dann nimm mich in deine Arme", bat sie.

Voll sorgsamer, ehrfürchtiger Zärtlichkeit tat er ihr den Willen: „Sieh mich weiter so an, die Welt ist schön," sagte Irmingard, „der liebe Gott ist gut — und du bist lieb, lieb; ich weiß nun, daß du gekommen bist, um mich nicht allein und fern von dir sterben zu lassen. Nun ist die Bitterkeit von meinem Herzen!"

Digitized by Google

„Irmingard, Irmingard," schluchzte er, aber sie wiegte sanft ihr blondes Haupt. „Es kann nicht mehr lange dauern, denn ich bin todmüde — so schwach, so schwach! Du wirst später glücklich werden, auch ohne mich — aber, du wirst mich nie vergessen und ich hatte doch nun auch eine Liebe, die ganz mein war." Sie spielte liebkosend mit seinen Haaren, und er küßte sie. „Du wirst mich auch küssen, wenn ich sterbe, und deine lieben, lieben Augen werden wie heute auf mir ruhen — und ich will dann später über dir wachen, ich werde für dich bitten. O, ich hab dich lieb und ich danke dir."

Sie weinten zusammen — nicht aus Schmerz, aus Glück, Wehmut. Sie wußten, daß das Leid ihrer harrte, aber sie wollten es auf sich nehmen, um der reinen, trostreichen Seligkeit willen, die ihnen in dieser Stunde beschieden worden war.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Die höchste Kunst.

Ich bin der König Eduard,
Verblüff' die Welt auf meine Art,
Mach' Politik auf Reisen,
Um andere einzukreisen.
Im Nebenamt zum Zeitvertreib
Schaff' ich zum Schmucke für den Leib
Stets neue Modewerte,
Verschone nur die Bärte,
Dieweil die neue Schnurrbart-Tracht
Mein Neffe Hohenzollern macht.
Stöcke, Röcke, Knöpfe, Hosen,
Krawatten, Schuh' und andere Chosen
Erfinn' mit viel Geschmack und Chike
Ich, Eduard, genannt der Dicke.
Horcht auf, so ihr noch nicht vernommen
Die Prachtidee, die mir gekommen:
In Seitenbreite fürder walte
Die Hosenmodebügelfalte!
Allüberall mein Lob erschallt,
Ich bin berühmt bei jung und alt
Als Kunstmäcen in allen Zonen,
Wo moderechte Menschen wohnen.
Den anderen Künsten Ehr' und Gunst —
Die höchste bleibt die Schneiderkunst. Rigoletto.

Momentbild aus dem preußischen Wahlkampf.

Dem Vernehmen nach steht Herr Amtsgerichtsrat Bresgen aus Bonn im Begriffe, nachstehende Berichtigung zu veröffentlichen: „Es ist unwahr, daß ich in einer liberalen Wahlversammlung zu Godesberg am 21. Mai die Wendung gebraucht habe: ‚Die Schwarzen muß man vor den Bauch treten.' Zur Widerlegung dieser schmachvollen Unterstellung berufe ich mich auf das Zeugnis des Vorstandes des Zentrumsvereins Godesberg, der mir in einem Flugblatt ausdrücklich bescheinigt, daß ich **nur** gesagt habe: ‚Die Schwarzen, die vaterlandslosen Gesellen, muß man treten, wo man sie trifft. Reißt den Pfaffen die Kutten herunter, es steckt nur Heuchelei drunter; unter die Füße mit ihnen!' Dies zur Ehre der liberalen Partei und zur Steuer der Wahrheit."
Bull.

Das neueste Münchener Vexierbild.

Die „Ausstellung München 1908" ist eröffnet. Als Magnet für das Fremdenpublikum aus aller Welt sind etwa hundert Feste in Aussicht genommen. Alles, was kreucht und fleucht, was irgend einen in Worten ausdrückbaren „Sport" treibt, was schwimmen, reiten, laufen, turnen, boxen, stemmen, auteln, radeln, rodeln, schießen, rudern, segeln, kegeln, ballen, Tennis spielen, skaten, rauchen, fliegen, reden, dichten, malen, meißeln, formen, bauen, blasen, flöten, streichen, singen, mimen, tanzen oder auch nur hören, schauen, Auge, Nase und Mund aufsperren kann, wird sich in diesem Sommer in München generalversammeln und ein Stelldichein geben. Im Vergnügungsparke sind die Herrlichkeiten von zwanzig Oktoberfesten überboten. Für Gelegenheiten zum Trinken und Essen ist in großartigster Weise vorgesorgt. Wasserkünste, Beleuchtungszauber und Feuerwerke tun das übrige. Einer der Hauptmacher der „Ausstellung München 1908" soll gewettet haben, daß den Besuchern alle fünf Sinne derart berauscht werden, daß sie die Hauptsache, nämlich den Besuch der „Ausstellung", völlig vergessen. Es soll aber doch schon einige geben, welche einigermaßen ärgerlich nach der „Ausstellung" gefragt haben. Seit drei Tagen sind vier starke, nüchterne Männer, von Polizeihunden begleitet, unterwegs, um die Ausstellung zu suchen. Dem ehrlichen Finder ist eine hohe Prämie zugesichert. Man ist auf das Resultat der Expedition allgemein gespannt. Bernd.

Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. „Daß Erler im Silhouettenstil stark ist, habe ich bei diesem Zeichner nie bezweifelt," schreibt mir ein bekannter Aesthetiker von Ruf, und so entspräche mein Bericht ganz der Vorstellung, die er sich aus der Ferne von der Faustinszene gemacht habe. Ich erwähne dies als Beispiel, daß eine ruhige, objektive Betrachtung fast immer zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Wenn aber aus den regelmäßig ausverkauften Vorstellungen des „Faust" auch mancher hochgebildete Mann enttäuscht das Haus verläßt, so dürfte dies in erster Linie in etwas überhitzten Berichten liegen, die da und dort zu lesen standen, und die die größten Erwartungen weckten. Ich sehe daraus, daß ich nicht unrecht tat, als ich einen etwas nüchternen Ton anstimmte. Im ganzen wird kein Besucher, der, wie ich, die Szenen von intimem Charakter zumeist als nicht gelungen betrachtet, einige imposante Raumwirkungen übersehen, welche sicherlich da und dort Früchte tragen werden. Anläßlich der Tonkünstlerversammlung wurden Glucks „Maienkönigin" und das „Tanzlegendchen" mit Musik von Bischoff gegeben. Für das Schäferspiel der Gluckschen Frühzeit bot die Inszene keine Schwierigkeiten. Sie lag diesmal in den Händen eines Bühnenpraktikers, Buschbeck, welcher sich den Reformideen gut anzupassen wußte und allerliebste Silhouettenwirkungen erzielte. Die gestutzte Gartenhecke würde durch eine leise Andeutung der Maienzeit minder pedantischen Charakter haben. Die geschmackvollen Kostüme hielten sich streng in den Formen der Zeit. Werden nun solche Singspielchen sich hier lebenskräftiger erweisen als an „höfischen Prunkbühnen", für die sie doch einst geschaffen wurden? Ich meine, sie werden überall da noch wirken, wo sie für ihre zarten Reize ein aufnahmebereites Publikum finden, das bei Festspielen natürlich frischer und williger ist als im gewohnten Theaterbetrieb. Mottl dirigierte das Werk mit stilsicherer Feinheit. Gespielt und gesungen wurde von den Damen Bosetti, v. Fladung und Preuse, sowie von den Herren Bauberger und Walter aufs liebenswürdigste. Die Regieleitung lag in Prof. Fuchs' bewährten Händen. — Gg. Fuchs hat das Tanzspiel nach einer alten Legende mit Bühnengeschick entworfen. Wir kennen das „Tanzlegendchen" hauptsächlich aus G. Kellers liebreizender Erzählung. Nach den Aufzeichnungen des hl. Gregorius war Musa von Kind auf von solcher Tanzlust bewegt, daß sie sogar der Jungfrau Maria tanzend ihre Verehrung zollte. Die Madonna sandte zu ihr den König David, der ja auch einst selbst vor der Bundeslade getanzt hatte, mit der Weisung, Musa möge dieser Lust entsagen, dafür werde sie einst im Reigen der Seligen tanzen dürfen. Musa folgt dem Gebote. Bei ihrem frühen Tode erscheint der König David und führt sie vor aller Augen vor den Thron der Madonna. Hans Beatus Wieland gab den irdischen Szenen einen Zug mittelalterlicher Naivität, den himmlischen mit der weitgedehnten, in ihren Konturen im Weihrauch verflimmernden Goldkuppel Erhabenheit. Durch den statt der üblichen Nebelschleier verwendeten Vorhang wurde das Bildmäßige des Eindruckes bei der himmlischen Erscheinung verstärkt. Allerdings gibt diese Gardine, so lange sie geschlossen ist, der Szene einen gar primitiven Charakter, von dem ich zweifle, daß er sich auf der Bühne des Alltages heute behaupten kann. Die Musa tanzte Frl. Bergmann vorzüglich im Sinne jener neueren Vertreterinnen dieses Faches. Ich möchte diese Kunstart kurz philosophisch vertiefte, aber auch beschwerte Antike nennen. Die die Handlung erklärenden unsichtbaren Chöre blieben leider unverständlich, es wird dies aber nur denjenigen stören, der mit dem Gange der Legende sich nicht vertraut weiß. Bischoffs Musik ist von edler Melodik und findet besonders für die Himmelschöre würdigen und ergreifenden Ausdruck, welcher auf das Publikum sichtlich von starker Wirkung war. Cortolezis dirigierte das „Philharmonische Orchester", das im Künstlertheater sich zu erfreulichsten Leistungen emporgehoben hat, mit liebevoller Sorgfalt. Die Chöre wurden von Mitgliedern des Lehrergesangvereines und des Lehrerinnensingchores sehr rein gesungen.

Aus den Konzertsälen. Der Ortsausschuß der Richard Wagner-Stipendienstiftung veranstaltete, wie alljährlich, ein Konzert zur Feier des Geburtstages des Meisters. Ob es zu solchem Anlasse gerade wünschenswert, Gelegenheitswerke ohne stärkeren künstlerischen Wert aufzuführen, erscheint mir zweifelhaft. Weder der vom Lehrergesangverein unter Cortolezis Leitung gut wiedergegebene Chorgesang anläßlich der Bestattung C. M. v. Webers, noch die aus gleichem Anlaß mit Benutzung von Euryanthemotiven komponierte Trauermusik zeigt Wagner auf der Höhe seiner Kraft. Die im populären Sinne wirkungsvolle „Poloniaouvertüre" aus dem Jahre 1836 enthält zuviel Konzessionen an den Alltagsgeschmack. Sehr viel günstiger repräsentierte sich die Auswahl des ersten Teils. Allerdings, die Legende von Wilhelmj zeigte den genialen Geiger als keine starke Komponistenpersönlichkeit. Beethovens Egmontouvertüre aber unter Mottls Leitung hatte die Veranstaltung stimmungskräftig eingeleitet. W. Braunfels brachte Bachs Konzert in D-moll, von den Geigern des Hoforchesters begleitet,

Digitized by Google

in durchaus stilsicherer und hochstehender Wiedergabe. Maud Fay sang Spohrs Jessondaarie sehr glanzvoll. Man sah wieder, daß das Hervorragendste, was diese Künstlerin bieten kann, eben außerhalb des Musikdramas liegt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das renovierte Klassikertheater in Lauchstädt wird durch eine Vorstellung von Goethes „Iphigenie" neu eingeweiht. Ein Kunstfreund trägt die Kosten. — Eugen d'Alberts „Tiefland" wurde im Zeitraum von sieben Monaten in der Berliner Komischen Oper hundertmal gegeben. An anderen deutschen Bühnen ist die Novität in der verflossenen Saison 222 mal in Szene gegangen. Seit langem hat ein Werk von künstlerischem Werte sich nicht so viele Freunde gewonnen. Zur Jahrhundertfeier der Stadt Barmen werden musikalische und dramatische Festaufführungen vorbereitet. — In Suresnes bei Paris wird ein Altersheim für dramatische Schriftsteller erbaut. Baron Heinrich von Rothschild hat die Kapitalien für dies Unternehmen gestiftet. — In Leipzig wurde ein von Professor Seffner geschaffenes Denkmal Bachs enthüllt. Der Feier schloß sich ein Musikfest an, auf dem u. a. die Matthäus-Passion mit hervorragendem Gelingen aufgeführt wurde. — Kurz nach seinem 70. Geburtstage ist Adolph L'Arronge gestorben. Die Stücke des liebenswürdigen Lustspieldichters behaupten sich in dem Spielplan der deutschen Bühne und werden noch manches Jahr durch ihren treuherzigen Humor alt und jung erfreuen. Im Herbste werden es 25 Jahre, daß L'Arronge das Berliner Deutsche Theater eröffnete, das im Bühnenleben lange eine führende Rolle unter seiner Leitung inne hatte. — In Berlin wurde eine Tragödie „Die ersten Menschen" von O. Borngräber erfolglos gegeben; sie ist eine Dilettantenarbeit, welche Kains Brudermord einen erotischen Konflikt zugrunde legte, der aufs peinlichste berührte. — In Mailand gefiel die Uraufführung von Benellis Renaissancedrama „La maschera di Bruto", das allerdings sittlich gewagte Motive enthält. — In Altdorf werden heuer wiederum mehrere „Tell"-Aufführungen stattfinden. Die Mitwirkenden sind fast ausschließlich der heimischen Bevölkerung entnommen. — „Der Tod des Herrn", Oratorium in zwei Teilen für Soli, Chöre, großes Orchester und Orgel von Dr. Pater Hartmann von An der Lahn-Hochbrunn erlebte in Amberg mit großem Erfolge seine Uraufführung. Die Presse preist die hohe Begabung des rühmlichst bekannten Tondichters aus dem Franziskanerorden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Verschiedene widrige und scharf akzentuierte Momente vereinigen sich, um das Börsen-Kursgebäude in allen Ländern schon vom Beginn dieser Berichtswoche an auf das heftigste mitzunehmen. Dazu bildeten unsichere Tendenzen allerorts das Charakteristikum an den Effektenmärkten. Vor allem war es der exzessive Charakter der Neuyorker Börse, welcher diese Bewegung inszenierte. Bei dem bekannten und immer noch im gleichen Masse bestehenden direkten Abhängigkeitsverhältnis der kontinentalen Märkte war es nicht zu verwundern, dass, abgesehen von anderen Begleiterscheinungen, alle Märkte, besonders die deutschen, heftig in Mitleidenschaft gezogen wurden. Aus börsentechnischen Gründen hielt man eine Abwärtsbewegung der Neuyorker Märkte für unausbleiblich. Die momentanen Bewegungen in Neuyork haben einen derartigen unsicheren und unbeständigen Zickzackkurs angenommen, dass man neuerdings beginnt, mit vermehrtem Misstrauen der jeweiligen Konstellation dieses amerikanischen Finanzplatzes zu begegnen. Man kann nicht oft genug — wie es auch an dieser Stelle wiederholt geschehen ist — auf die unsolide und durchaus spekulative Situation der amerikanischen Märkte hinweisen. Diesen wiederholten Warnungen wird es in erster Linie wohl auch zuzuschreiben sein, dass ein grosser Teil der bisherigen deutschen Interessenten es vorgezogen hat, die Bestände an derartig unsicheren Werten abzustossen. Ein deutliches Memento für die amerikanische Wirtschaftslage bilden die steten Mindereinnahmen der Eisenbahnen.

Es ist nicht abzusehen, ob bei der extremen Art der amerikanischen Verhältnisse von heute auf morgen der Umschwung einer Besserung eintritt. Es ist gleichfalls unklar, ob die wirtschaftliche Situation Amerikas rascher, als man glaubt, die schweren Wunden der letzten Krisenzeit durch neuerliche grosse Ernteergebnisse und grosse Exportgelegenheiten in wirtschaftlich günstige Zahlungsbilanzen umzuwandeln in der Lage ist.

Ein Spiegelbild dieser Situation, wenn auch in bedeutend verkleinertem Masse, bilden die wirtschaftlichen Situationsberichte aus der heimischen Industrie. Ein gut Teil der ungünstigen Börsenlage bildete in Deutschland eine neuerdings ungünstige Betrachtung der industriellen Situation. Es war nicht zu verkennen, dass die Ausblicke und Chancen einer zu baldigen Besserung von Deutschlands Handel und Industrie verfrüht, um nicht zu sagen allzu optimistisch waren. Den Kernpunkt der Abwärtsbewegung an den deutschen Börsen bildete der Montanmarkt, und eine schrille Disonanz war hierbei speziell der scharfe Rückgang der Aktien der Phönix-Bergbau-Gesellschaft. Entsprechend dem allgemeinen Niedergang in der Konjunktur hat sich ganz besonders der Geschäftsgang bei diesem grossen Unternehmen in empfindlicher Weise verschlechtert. Es zeigen sich gerade bei dieser Gesellschaft die grossen Krebsschäden, die mit einer zu raschen und daher ungesunden Vergrösserung und Expansion verknüpft sind. Die ungünstigen Berichte über die voraussichtliche Dividende — man sprach von 10—12% gegenüber 17% im Vorjahre — sind zwar nicht begründet bzw. momentan verfrüht. Immerhin wird mit dem Faktor zu rechnen sein, dass nicht nur die soeben erwähnte Gesellschaft, sondern das gesamte Gebiet am Montanmarkt — sei es Kohle oder Eisen — unter den Nachwehen der momentanen Uebergangszeit noch sehr zu leiden hat. Zu dieser allgemein ungünstigen Position des Montanaktienmarktes traten noch die Schwierigkeiten in den Bestrebungen der Kartellbildungen nach Scheiterung der geplanten verschiedenen Verkaufsverbände.

Die Praxis lehrt zur Genüge, dass es auf dem Finanz- und Handelsgebiete gleichfalls verfehlt ist, sich allein von den pessimistischen Situationen beherrschen zu lassen. Die Berichte von den amerikanischen Eisenmärkten beginnen eine zuversichtliche Situation zu melden. Angesichts der fortschreitenden Besserung der Geldverhältnisse werden die Faktoren an der Börse sich bald von den oben geschilderten ungünstigen Momenten emanzipiert haben. Die seit langer Zeit erwartete Diskontermässigung der Bank von England auf nunmehr 2½% ist unter der Einwirkung einer grossen Geldflüssigkeit neben gebesserten Wechselkursen erfolgt. Der Satz, der über 3 Jahre nicht mehr bestanden hat, wird sicherlich auch für Deutschland den angenehmen Einfluss einer Diskontermässigung der Reichsbank in Bälde mit sich ziehen, wenn auch nicht ausser Betracht zu lassen ist, dass laut den Aeusserungen bei der letzten Reichsbank-Zentralausschuss-Sitzung die Verhältnisse unseres heimischen Noteninstitutes immer noch nicht die besten sind. Von der bestehenden Geldabundanz profitierten neuerdings im vermehrten Masse sämtliche Rentenwerte, und neben den ausländischen Fonds, wie russischen und österreichischen Werten, erzielten auch die heimischen Staatsanleihen erhebliche Kursavancen.

M. Weber.

Die Postabonnenten der „Allgem. Rundschau"

ersuchen wir, etwaige Beschwerden über **unpünktliche Zustellung** uns ungesäumt mitteilen zu wollen. Der ordnungsmässige Weg ist natürlich die Reklamation bei derjenigen Postanstalt, welche das Abonnement entgegengenommen hat. Da aber in letzter Zeit die uns unmittelbar mitgeteilten Beschwerden über unregelmässige Lieferung der „Allgemeinen Rundschau" namentlich aus Norddeutschland sich in auffallender Weise gehäuft haben, legen wir besonderes Gewicht darauf, über alle derartigen Fälle möglichst genau und rasch unterrichtet zu werden. Von Reklamationen, welche nur an die Postanstalten gerichtet werden, erhält unsere Geschäftsstelle im allgemeinen keine Kenntnis. Die „Allgemeine Rundschau" wird regelmässig jeden Mittwoch um die gleiche Zeit zur Post aufgeliefert, muss also in näher gelegenen Orten am Donnerstag, in den entferntesten Orten des Inlandes spätestens am Freitag in den Händen sämtlicher Postabonnenten sein. Wo dies nicht der Fall ist, sollte bei den betreffenden Postanstalten energisch reklamiert und, wenn keine Abhilfe erfolgt, uns stets Mitteilung gemacht werden. Ist der Donnerstag ein gesetzlicher Feiertag, so erfolgt die Auflieferung zur Post bereits am Dienstag.

Verlag und Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau"
München, Tattenbachstrasse 1a.

Pilgerreise nach Lourdes. Mit der im Inseratenteil näher beschriebenen Lourdesreise beendigt der Pilgerführer C. Liebl in Waldsee seine 25. Reise nach Lourdes und ladet daher zum letztenmal zur Beteiligung freundlichst ein.

Bad Steben b. Hof, Bayern. Die alten, treuen Kurgäste stellen vorwiegend den Besuch. Sie haben erprobt, wie sehr die Wirkung der Stebener Bäder und Quellen durch die ländliche Ruhe in der herrlichen Höhenluft des Frankenwaldes gefördert wird. Mehr und mehr machen sich diese Vorzüge aber auch Erstbesucher zunutze. Der große und schöne Kurpark ist wiederum um eine ansehnliche Fläche in nächster Nähe des Bades vergrößert worden und in dem Kgl. Kurhotel sind neue, geschmackvolle und durch eine Zentralheizung auch an kühleren Tagen behagliche Restaurations- und Gesellschaftsräume geschaffen worden.

Das städtische Erziehungsinstitut Traunstein konnte im vorigen Jahre auf 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Seit Errichtung des modern ausgestatteten Neubaues im Jahre 1892 zählt dasselbe zu den höchstfrequentierten Instituten. Einen Hauptvorzug bildet das subalpine Klima des Luftkurortes mit seiner reinen, ozonreichen Luft, welche besonders bei der heranwachsenden Jugend kräftigend auf den Gesamtorganismus wirkt. (Siehe das heutige Inserat.)

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1018), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 13. Juni 1908. V. Jahrgang.

Die preußischen Landtagswahlen.

Von

Kurt von Blankenau, Berlin.

Es bleibt beim alten im preußischen Abgeordnetenhause, soweit es sich um die Arithmetik handelt. Was jedoch das Ansehen der Parteien und ihr Gewicht in der politischen Wagschale angeht, so haben die vereinigten liberalen Parteien eine große Schlappe erlitten, die Konservativen und das Zentrum einen großen Erfolg errungen. Der Einzug von einem halben Dutzend Sozialdemokraten in das bisher ganz ungerötete Haus wird Salz und Pfeffer in die Gerichte bringen, aber das Menü nicht ändern.

In den Wahlozean schiffte mit tausend Masten der eroberungslustige Liberalismus, still auf dem geretteten Boot des knapp behaupteten Besitzstandes kehrt in den Hafen ein enttäuschter Greis. Es scheint fast, als ob der Liberalismus auch noch etwas numerische Einbuße erleiden wird, da die Nationalliberalen noch in einem Dutzend ihrer alten Wahlkreise auf der Kippe stehen. Aber auch wenn diese Kreise gerettet oder ihr Verlust gedeckt werden sollte, bleibt doch die empfindliche Niederlage bestehen. Denn erstens waren 10 neue Mandate geschaffen worden, und zwar in Gegenden, wo die Nationalliberalen und Freisinnigen sich heimisch fühlten. Auf die neuen Sessel werden sich jedoch teils Zentrumsleute, teils Sozialdemokraten setzen. Zweitens (und das ist die Hauptsache) — der vereinigte Liberalismus war mit klingendem Spiel und geschwenkten Fahnen zur Erstürmung der „reaktionären" Bastille, zur Vernichtung der „konservativ-klerikalen Mehrheit", zur Begründung einer neuen liberalen Aera ausgezogen. Der Rückzug ohne Erfolg, mag er auch leidlich „geordnet" aussehen, bedeutet eine verlorene Schlacht.

Preußen hat sich wieder als das Land der Beharrlichkeit erwiesen. Einige nennen es das Land der Rückständigkeit. Das starke Beharrungsvermögen mag zwei Seiten haben; unsere Gesinnungsgenossen im übrigen Reich werden heute ihren Blick gern auf die gute Seite richten: auf den Fortbestand der christlich gesinnten Mehrheit. Das ist des Wahlpudels Kern: die christliche Weltanschauung behauptet und verstärkt sogar ihr Uebergewicht über die unchristliche und antichristliche Weltanschauung. Die christliche Volkserziehung in der konfessionellen Schule darf für die nächsten fünf Jahre in Preußen als gesichert gelten. Das ist viel, das ist sehr viel in einem Staate, wo die Katholiken nur ein Drittel bilden.

Preußen hat seine (berechtigten oder unberechtigten) Eigentümlichkeiten. In anderen Bundesstaaten hat die Wahlrechtsfrage zu einem starken Wellenschlag in den Gemütern geführt. Preußen hat das jämmerlichste aller seit 60 Jahren erprobten Wahlrechte, und doch ist die dortige Volksseele nicht ins Kochen zu bringen. Fürst Bülow hatte als Ministerpräsident die Wahlreform abgewiesen mit einer Schroffheit, die außerhalb Preußens kaum verstanden werden konnte. Die preußischen Konservativen hatten im Wahlkampf aus ihrer Feindschaft gegen die Wahlreform gar kein Hehl gemacht. Trotzdem vermochten die Freisinnigen, die mit der Parole der Uebertragung des Reichstagswahlrechts fischen gingen, den Konservativen keinen Abbruch zu tun. Die Nationalliberalen schnitten mit der Parole der halben Reform auch noch schlechter ab als die „reaktionären" Verfechter des alten mangelhaften Wahlrechts. Man sagt nun freilich, das bestehende Wahlrecht sei so schlecht, daß es den Unwillen der Wähler nicht zum Ausdruck kommen lasse. Aber in der dritten Wählerklasse, wo gerade die „Entrechteten" unter sich sind, hätte doch der Wille der Massen, wenn er ernstlich für die Uebertragung des Reichstagswahlrechts erhitzt gewesen wäre, den Konservativen vielfach Schwierigkeiten machen müssen. Es ist nicht geschehen, und damit wird der Realpolitiker (wohl oder übel) rechnen müssen. Auch der Einzug von einem halben Dutzend Sozialdemokraten wird daran nichts ändern. Im Gegenteil, bis in das Fraktionszimmer des Blockfreisinns hinein wird sich die Ansicht verstärken, daß bei dem gleichen Wahlrecht eine Ueberflutung durch die Sozialdemokratie zu befürchten sei.

Ebenso wie die Wahlrechtsparole hat der sogenannte Blockgedanke versagt. Von einem Zusammengehen der im Reichstag verbündeten Blockparteien war nur ganz sporadisch etwas zu spüren. Dem Vater des Blocks wäre es gewiß angenehm gewesen, wenn die Liberalen eine gewisse Anzahl von Mandaten gewonnen hätten und so die konservative Machtstellung etwas geschwächt worden wäre. Das Gegenteil ist eingetreten: die Konservativen sind stärker und selbstbewußter heimgekehrt, und diese preußische Fraktion der Konservativen ist jetzt noch mehr als früher verschieden von der konservativen Reichstagsfraktion, die vorläufig noch am Blockwagen mitzieht.

Uebrigens war der entscheidende Gesichtspunkt für die Landtagswahlen nicht die Stellung zum Reichstagsblock, sondern eine neue Blockidee, für die ein freisinniger Rhetor den passenden Namen geprägt hat. Ein Kulturblock von Zedlitz bis Kopsch, d. h. eine Vereinigung der Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen zur Erzwingung einer liberalen Schul- und Kirchenpolitik, sollte eine neue Aera in Preußen eröffnen. Die reizende Idee des Kulturblocks hat bei den preußischen Wählern versagt.

Versagt hat ferner der Einfluß von „aufgeklärten" Beamten, auf den die Liberalen so große Hoffnungen gesetzt hatten. Sie dachten, die Gunst des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten für die Blockpolitik im Reichstag, die feierliche Erklärung desselben über die Unparteilichkeit des Regierungsapparates werde endlich das Monopol der Konservativen auf die Beamtengunst in den östlichen und mittleren Provinzen brechen. Aber die Beamtenschaft hat ihre Haltung nicht geändert. Jedenfalls ein Zeichen, daß die strebsamen Elemente kein großes Vertrauen auf den Bestand der Blockpolitik haben.

Versagt hat anderseits auch die Agitation der Sozialliberalen, d. h. der Gruppe Barth-Breitscheid, die sich von dem Blockfreisinn abgewendet haben wegen dessen Verrates an den freiheitlichen Grundsätzen und unter dem Namen „Demokratische Vereinigung" eine neue Partei, in Anlehnung an die gemäßigten Sozialdemokraten, zu begründen versuchen. Im kritischen Punkte der Schulpolitik würden diese Leute zum Kulturblock gehören, wie ja auch die Sozialdemokraten selbst die Verweltlichung und Entchristlichung der Schule unterstützen. Es braucht uns also keineswegs Kummer zu machen, daß die Sozialliberalen gar kein Mandat erreicht haben, nicht einmal eine anständige Zahl von Wahlmännern in irgendeinem Kreise. Die Moral aus dieser Tatsache ist, daß der Block nicht von links her, sondern nur von rechts her durch den Aufschwung des konservativen Selbst- und Pflichtbewußtseins aus den Angeln zu heben ist.

Versagt hat endlich (um auch Kleinigkeiten nicht zu übersehen) voll und ganz die kostspielige Organisation der sog.

Digitized by Google

„Deutschen Vereinigung", der Schöpfung des Oberpräsidenten Frhrn. v. Schorlemer-Lieser und des Marquis v. Hoensbroech. Der geräuschvolle Apparat zur Bekämpfung des Zentrums hat nichts erreicht, hat dem Triumphwagen des Zentrums nicht einmal ein merkbares Steinchen in den Weg zu schleudern vermocht. Es war eine Ironie des Schicksals, daß diese Veranstaltung, die zur Einfangung von Katholiken für den gouvernementalen Konservatismus ins Leben gerufen war, ihre erste Arbeitsprobe leisten mußte bei einer Wahl, die von vornherein auf eine Interessengemeinschaft des Zentrums mit den selbstbewußten Konservativen hinwies. Das Fiasko der Deutschen Vereinigung ist zugleich ein Fiasko des Blockkanzlers, in dessen Diensten die Gründer am Rhein sich bemüht hatten.

Wo sind denn nun, nach all diesen versagenden Einflüssen, die positiven Triebkräfte zu suchen, welche das Wahlergebnis hervorgebracht? Einerseits der christliche Gedanke und der Sinn für die religiös-sittlichen Interessen, der namentlich die Zentrumswähler zu so herrlichen Leistungen begeistert hat. Anderseits der gesunde Parteisinn, das Ehrgefühl und der Selbsterhaltungstrieb in den angegriffenen Parteien. Das Zentrum hat die Probe seines Lebenswillens und seiner Lebenskraft, die es im Januar 1907 bei den Reichstagswahlen abgelegt, wiederholt. Jetzt sollte nicht bloß das Zentrum, sondern auch die konservative Partei ausgeschaltet werden, und sie hat gezeigt, daß sie sich nicht ausschalten läßt, auch wenn der vereinigte Liberalismus unter der Gunst des Blockkanzlers mit dem größten Kraftaufwand ihre Ueberwindung versucht. Die Widerstandskraft der beiden christlichen Parteien ist glänzend bekundet worden, und damit wird sogar Fürst Bülow rechnen müssen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Niederlage des Liberalismus in Preußen.

„Von Zedlitz bis Kopsch, — da steht der Feind. Ihm kein Pardon!" So sagte der treffliche Trimborn in seiner Wahlrede zu Köln. Wo ist der Kulturblock von Zedlitz bis Kopsch geblieben? Vor den Wahlen zählten die Freikonservativen, Nationalliberalen und Freisinnigen im preußischen Abgeordnetenhause rund 180 Stimmen unter 433. Sie zogen aus, um die Mehrheit für ihren Kulturblock zu erobern. Sie kehren heim mit 152 sicheren Mandaten und der Beteiligung an 25 Stichwahlen, und das gilt für ein vergrößertes Haus mit 443 Sitzen. Also auch bei dem günstigsten Verlauf der Stichwahlen erleidet der Kulturblock einen gewissen absoluten Rückgang und einen stärkeren relativen Rückgang, was nach dem Le Boeuffschen Eroberungsmanifest eine eklatante Niederlage ausmacht.

Die heftig berannte „konservativ-klerikale Mehrheit" ist noch da, ja sie kehrt verstärkt zurück. Das Zentrum (bisher 96) hat bereits 100 Mandate sicher und kann noch bei 8 Stichwahlen sein Glück versuchen. Die Konservativen werden quantitativ nicht viel profitieren; aber es genügt auch, wenn sie nur an Qualität zunehmen, da sie bisher schon 142 Sitze unter 433 innehatten. Also rund 250 von 443 Abgeordneten stehen grundsätzlich auf dem christlichen Boden. Hoffentlich wird diese Mehrheit, die von der Linken als „reaktionär" gescholten wird, in den religiösen und Schulfragen als christlicher Block den Kulturkämpfern festen Widerstand leisten. Wir wollen auch auf positives Zusammenarbeiten von Zentrum und Konservativen hoffen, namentlich in der Mittelstands- und Agrarpolitik. Ein förmliches „Bündnis" für die gesamte Geschäftsführung wird sich freilich aus der konservativ-klerikalen Entente noch nicht entwickeln können, so lange die Konservativen nicht mehr Sinn für Freiheit und Volksrechte (auch der Polen) gewinnen und betätigen.

Die Konservativen hatten und haben in Preußen die maßgebende Stellung, in noch viel schärferem Sinne als bis zum Dezember 1906 das Zentrum im Reichstage. Das Zentrum konnte im Reichstag nur eine Arbeitsmehrheit mit Hilfe von rechts und eine Abwehrmehrheit mit Hilfe von links bilden. Die Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause können zwei Arbeitsmehrheiten bilden: eine mit dem Zentrum und eine mit den Nationalliberalen und Freikonservativen. Vor etlichen Jahren sah es so aus, als ob schon die Rechte für sich allein (Konservative und Freikonservative) die Mehrheit würden erlangen können, so daß sowohl das Zentrum als auch die Nationalliberalen der Ausschaltung ausgesetzt wären. Die Gefahr dieser einseitigen Herrschaft nach dem Vorbilde der früheren „Landratskammer" ist vorübergegangen. Eine festgeschlossene, monopolisierte Mehrheit gibt es nicht.

Vielleicht denkt man hier oder da, Fürst Bülow könne doch immer noch den Versuch machen, behufs Ausschaltung des Zentrums im Abgeordnetenhause einen Block à la Reichstag aus der Rechten und den Nationalliberalen zu begründen (die Freisinnigen wären dabei entbehrlich). Ja, wenn das ginge, so hätte er es gewiß schon vor den Wahlen getan. Die preußischen Konservativen sind aber viel selbstbewußter und spröder als die konservativen Reichstagsabgeordneten, und nach der siegreichen Wahl ist das Selbstbewußtsein noch gewachsen. Ferner bestehen zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen in Preußen scharfe Gegensätze, sowohl in idealer als in materieller Hinsicht, nicht bloß in Sachen der Weltanschauung, sondern auch in Sachen der Weltausnützung. Bei den preußischen Konservativen ist Fürst Bülow durchaus keine Autorität; im Gegenteil, auch von denen, die im Reichstage vorläufig mit dem Block gehen zu müssen glauben, mißtrauen viele dem Blockkanzler von ganzem Herzen. Die Linksliberalen hatten sich ja große Hoffnungen gemacht, daß die Gunst des Fürsten Bülow ihnen bei den Wahlen Beamtenhilfe verschaffen würde. Damit haben sie sich arg verrechnet; die Verwaltungsbeamten haben nach wie vor am Strange der Konservativen (im Westen der Nationalliberalen) gezogen. Die ostelbischen Landräte usw. kümmern sich nicht um die Herzenswünsche des vergänglichen Ministerpräsidenten, sondern folgen der Tradition und ihren sozialen Instinkten.

Bei den Zentralbehörden kann ein liberalisierender Ministerpräsident mehr ausrichten als bei den Kreisbehörden. Hätte der Kulturblock beträchtliche Erfolge errungen, so würde Fürst Bülow gewiß dafür gesorgt haben, daß im überaus mächtigen Unterrichts- und Kultusministerium ein Ruck nach links, eine Rückkehr zu dem Falkschen System eingetreten wäre. Das Schulgesetz von 1906, das gerade noch vor Eintritt der Blockära fertig geworden, wäre dann in solcher Weise ausgeführt oder vielleicht sogar „ergänzt" worden, daß die seinerzeit unter dem Drucke der Flankenstellung des Zentrums zurückgesetzten Wünsche des Liberalismus (Simultanschule, Ausschaltung der Geistlichen usw.) nachträglich ihre Erfüllung hätten finden können. In der Abwendung dieser Gefahr liegt der Hauptwert des Wahlausfalls.

Die Vertreter der christlichen Weltanschauung haben (ohne oder gegen den Ministerpräsidenten) die starke Mehrheit behauptet, obschon der Staat zu $^2/_3$ protestantisch ist. Bei den Zentrumswählern hat offenbar das religiös-sittliche Bewußtsein durchweg den Ausschlag gegeben für die siegreiche Wahlaktion. Auch bei einem Teile der Konservativen. Es wäre aber ein gefährlicher Optimismus, wenn wir glauben wollten, die ganze Gefolgschaft der Konservativen ließe sich bei der Wahl von der christlichen Glaubensüberzeugung und den religiösen Interessen zielbewußt leiten. Es spielen dort andere Einflüsse eine sehr große Rolle: die berufsständischen Instinkte der Grundbesitzer und der mit ihnen verquickten Beamtenschaft, die Interessen des Mittelstandes, der Gegensatz des platten Landes gegen die Großstädte und deren Asphaltliberalismus. Wer die Wahlerfolge bis in ihre Wurzeln verfolgt und dabei noch in Betracht zieht, daß die konfessionelle Hetze des Evangelischen Bundes sowie die hakatistische Verirrung die christliche Gemeinbürgschaft gefährdet, der wird sich nicht in der falschen Sicherheit wiegen, als ob die christliche Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause auf absehbare Zeit gesichert sei. Es muß weitergewacht, gesorgt, gestrebt, gerungen werden mit treuer Tapferkeit und zäher Klugheit, damit nicht der jetzt zurückgeschlagene Liberalismus doch wieder Terrain erobere.

In Summa ist die preußische Landtagswahl von 1908 ein hoffnungsvolles Vorspiel für die nächste Reichstagswahl. Der Einzug von 6 Sozialdemokraten in das Abgeordnetenhaus stört diesen Eindruck nicht; diese wenigen Vertreter einer tatsächlich großen Partei können nicht gefährlich werden, wohl aber anregend und klärend wirken, namentlich wenn sie in den religiös-sittlichen Angelegenheiten ihre Geistesverwandtschaft mit dem Liberalismus bekunden.

Pfingsten im Auslande.

Wenn wir in Preußen eine liberale Kammermehrheit erhalten hätten, so würde nicht bloß ein Kampf um die Volksschule, sondern auch ein Kulturkampf an den Hochschulen ent-

Digitized by Google

brannt sein. In Oesterreich sehen wir, was der Liberalismus aus der Universitätsfreiheit zu machen weiß. Aus den Schimpfereien eines fanatischen Professors Wahrmund haben sich unter einer schwachen Regierung und einem liberalen Professorentum wahre Zustände des Faustrechtes entwickelt, die jetzt in einem terroristischen Streik der liberalen Studentenschaft gipfeln. Die tschechischen Jünglinge der Aufklärung machen mit, und diese handeln wenigstens politisch zielbewußt. Denn das tolle Treiben geht auf eine Sprengung der deutschen Gemeinbürgschaft im Reichsrat, auf die Schwächung des Deutschtums in Oesterreich hinaus. So eine Ochlokratie der grünen Radaujugend ist nicht einmal in Rußland erhört worden. Ein Erzherzogtum für einen Mann!

Damit die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich nicht zu eng werde, hat der Pariser „Temps", der als inspiriert gilt, sich eine Ungezogenheit erlaubt aus Anlaß der harmlos höflichen Trinksprüche, die bei dem Besuche des Schwedenkönigs in Berlin gewechselt worden sind. Der „Temps" will den Schweden verbieten, sich als gute Freunde Deutschlands zu bezeichnen. Unsere „Nordd. Allg. Zeitung" bemerkt, es sei „unbedacht, den Staaten Europas, die außerhalb der großmächtlichen Gruppen bleiben, die Vormundschaft zu enthüllen, die man im Namen des erträumten französisch-englisch-russischen Trios über sie errichten möchte." Man könnte fast vermuten, daß hinter dem Ausfall ein Aerger steckt über das Sträuben Schwedens gegenüber dem russischen Wunsche nach Aufhebung der Nichtbefestigungsklausel für die Alands-Inseln. Vielleicht hört man davon etwas nach der Begegnung von Reval. Im übrigen ist zu beachten, daß der versprochene Rückzug im Südwesten von Marokko nicht recht vorwärts geht und neuerdings ein Vorstoß Lyauteys von Südosten her gegen das Tafilet angekündigt wird.

Erfreulich war eine Rede des italienischen Ministers Tittoni, welche in der Orientpolitik sich an den österreichisch-deutschen Standpunkt der Erhaltung der Türkei entschieden anschloß.

Getäuschte Hoffnungen im Reichslande.

Ein Epilog zur Hohkönigsburgfeier von Karl Hänggi.

Noch selten gab eine offizielle Feier so viel Anlaß zu Mißstimmung als die so gründlich verregnete Feier der Einweihung und Uebernahme der Hohkönigsburg durch den Kaiser am 13. Mai. Mißgestimmt waren die Veranstalter der Festlichkeiten, weil der abscheuliche Regentag den als Mittelpunkt der Feier gedachten historischen Festzug so ziemlich ganz um Eindruck und Bedeutung brachte; verstimmt die Teilnehmer, daß ihre wochenlangen Bemühungen und Vorbereitungen für eine breitere Oeffentlichkeit umsonst waren (wenn man von den photographischen Aufnahmen für die „Woche" absehen will!); schlecht gelaunt die Abgeordneten und die einheimische Presse wegen ihrer geradezu unbegreiflichen Zurücksetzung, ärgerlich das Publikum über die strengen Absperrungsmaßregeln und die dadurch bedingten Verkehrsstörungen, und enttäuscht schließlich die Politiker, die zu Recht oder Unrecht bestimmt irgend eine Kundgebung des Kaisers zugunsten Elsaß-Lothringens erwarteten.

Dazu kommt noch, daß schon wochenlang vorher in der Presse der Streit tobte um die Frage, ob die Burg durch den kaiserlichen Architekten Bodo Ebhardt auch sinn- und stilgemäß wieder aufgebaut worden sei. Stand man schon von Anfang an den Plänen Ebhardts in Sachverständigenkreisen skeptisch gegenüber, so wurden erst recht eindringliche Zweifel laut, als kurz vor der Feier der Einweihung der Straßburger Verleger Heitz mit einem Holzstock und einer Elfenbeinschnitzerei an die Oeffentlichkeit trat, die angeblich die alte Burg darstellen, dabei aber ein wesentlich anderes Bild ergeben, als es die heute wieder aufgebaute Burg bietet. Doch diese kunstgeschichtlichen Auseinandersetzungen interessieren uns hier nicht weiter. Wir stehen vor der Tatsache des vollendeten Wiederaufbaues der Burg und können unter dem immerhin mächtigen, stark künstlerischen Eindruck, den sie auf den unbefangenen Wanderer ausübt, ganz ruhig die Frage offen lassen, ob die alte Ruine den Berggipfel stimmungsvoller krönte, als es die neue Burg tut.

Uns interessiert lediglich die politische Seite dieses Burgbaues, und um diese voll würdigen zu können, müssen wir seine Geschichte etwas zurückverfolgen.

Die Ruine hatte früher der Stadt Schlettstadt gehört; von ihr erhielt sie der Kaiser im Jahre 1899 zum Geschenk. Erregte diese Tatsache damals schon begreifliches Aufsehen, so noch mehr der Vorschlag einflußreicher Kreise um die Regierung, die Ruine wiederherstellen zu lassen, und zwar auf Kosten Elsaß-Lothringens und des Reiches je zur Hälfte. In der Tat legte bald darauf der Architekt Bodo Ebhardt die Pläne zur Restaurierung vor nebst einem Kostenanschlag, dessen Gesamtsumme sich auf 1'400,000 M belief, und im Jahre 1901 traten die Regierungen in Straßburg und Berlin an den Landesausschuß bzw. an den Reichstag mit entsprechenden Forderungen heran.

Es ist klar, daß das Verlangen der Regierung, einen Privatbesitz des Kaisers auf Kosten der Steuerzahler zu restaurieren, in vielen Kreisen auf lebhaften Widerstand stieß. In dem sonst so stillen elsaß-lothringischen Landesausschuß, dem „Notabelnparlament", gab es in der Sitzung vom 28. Februar 1901, als die Bewilligung der ersten Rate auf die Bausumme auf der Tagesordnung stand, erregte Debatten.

Die Kommission hatte mit 9 gegen 4 Stimmen bei 2 Enthaltungen dem Plenum vorgeschlagen die Summe zu bewilligen, unter der Bedingung, daß der Reichstag den im Reichshaushaltplan vorgesehenen Kredit ebenfalls bewillige. Außerdem wurde von der Kommission als Resolution vorgeschlagen: Der Landesausschuß spricht die Erwartung aus, daß weitere Forderungen für den Bau, insbesondere auch wegen Ueberschreitung des Kostenanschlags, nicht an das Land gestellt werden, und daß die Kosten für die Unterhaltung oder für eine etwaige Ergänzung des Baues nicht vom Lande getragen werden.

Schon diese Resolution zeigt, daß die Volksvertretung nicht leichten Herzens an die Bewilligung der Mittel ging. Um welchen Preis die Mehrheit es tat, und auf welche Weise der damalige Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, v. Puttkamer, diese zu gewinnen wußte, geht aus der taktisch naiven Erklärung des Sprechers der Lothringer, v. Jaunez, hervor. Dieser betonte, die Lothringer würden für die Ausgabe stimmen in der Hoffnung, daß der sogenannte Diktaturparagraph aufgehoben werde, und daß die Regierung auch sonst all die Ausnahmemaßregeln beseitige, durch die Elsaß-Lothringen sich gegen die übrigen Bundesstaaten zurückgesetzt fühle. Diese „Hoffnung" kam natürlich nicht von ungefähr, sondern sie war durch gründliche Kulissenarbeit vorsorglich geweckt und genährt worden. Man war aber sogar noch weiter gegangen. Allzu geschäftige Freunde der Regierung hatten in den Couloirs das Gerücht verbreitet, daß der Staatssekretär v. Puttkamer demissionieren werde, wenn der Kredit nicht bewilligt würde. Also die Drohung einer Ministerkrise mußte noch Mittel zum Zweck werden; für so außerordentlich wichtig hielt die Regierung die Bewilligung des Geschenkes an den Kaiser. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf die damaligen politischen Zustände im Reichslande, daß v. Puttkamer in seiner Rede für die Hohkönigsburgvorlage unverblümt und ungeniert den Kuhhandel fördern zu dürfen glaubte. „Auch ich hoffe, daß das .... von der großen Mehrheit des Hauses betätigte Entgegenkommen und bewiesene Vertrauen seine guten Früchte tragen wird. Der Herr Statthalter wird lebhafte Genugtuung empfinden, auf diese entgegenkommende Haltung hinweisen zu können." Das waren seine Worte. Und sie wirkten.

Vergebens protestierten gegen einen solchen unwürdigen Kuhhandel um wohlerworbene Volksrechte der greise Abgeordnete Pfarrer Winterer und der temperamentvolle Abgeordnete Wetterle, letzterer in einer vielbemerkten Rede. All die zum Scheine von der Regierung vorgeschobenen Gründe von der „Hebung des Fremdenverkehrs", von „kulturhistorischen Interessen" usw. tat er mit der einen Bemerkung ab, daß sich wohl keine zwei Mitglieder des Hauses zur Bewilligung der 700000 M bereit gefunden hätten, wenn z. B. die frühere Eigentümerin der Burg oder irgend eine kulturhistorische Gesellschaft aus obengenannten Gründen Geld zur Restaurierung verlangt hätte. Da hätte man die Forderer auf den Weg einer privaten Sammlung, Lotterie usw. verwiesen. Es unterliegt also wohl keinem Zweifel, daß rein politische Erwägungen die Regierung bewogen, den elsaß-lothringischen Steuerzahlern das Hohkönigsburg-„Geschenk" abzunötigen. Offenbar glaubte der Herr Staatssekretär v. Puttkamer durch einen solchen „offensichtlichen Beweis der Loyalität der wiedergewonnenen Brüder" sich an höchster Stelle in das beste Licht zu stellen. Leider

Digitized by Google

erreichte er durch seine Taktik das Gegenteil. Bei der Beratung des im Reichsbudget-Voranschlag geforderten Kredits für die Burgrestaurierung wurde sein Versuch, politische Maßnahmen in Elsaß-Lothringen mit der Hohkönigsburg-Vorlage in Verbindung zu bringen, durch den Staatssekretär des Inneren, Grafen Posadowsky, in auffällig deutlicher Weise abgelehnt. Wie sehr das Vorgehen v. Puttkamers verschnupft hatte, zeigte sich beim nächsten Kaiserbesuch in Straßburg. Der Staatssekretär für Elsaß-Lothringen wurde in der auffälligsten Weise geschnitten, und kaum ein Vierteljahr später, im Sommer 1901, war sein Abschiedsgesuch bewilligt..! Die Diktatur aber fiel beim Kaiserbesuch im nächsten Jahre durch den bekannten kaiserlichen Erlaß datiert: „Hohkönigsburg, den 9. Mai 1902."

War also doch der Burgbau ein politisches Tauschobjekt geworden? Für ein schönes Geschenk konnte der Kaiser durch Gewährung lang erhoffter politischer Rechte danken, nicht aber durfte ein Staatsmann durch Versprechen dieser Rechte als Gegenleistung das Geschenk zu einem unfreiwilligen machen. Anderseits freilich wehrte man sich damals in weitesten elsässischen Kreisen dagegen, daß die Abschaffung der Diktatur durch die Hohkönigsburg „verdient" wurde, und man sah in der Tatsache, daß der Erlaß von dorten kam, lediglich ein Stück Dekorum!

Der Bau der kaiserlichen Burg ging seinen Fortgang, nicht ohne daß es jedes Jahr bei der Bewilligung der Einzelraten wiederum einige Auseinandersetzungen gegeben hätte. Schärfere Formen nahmen diese jedoch im Jahre 1906 an, als die Regierungen in Straßburg und Berlin mit einer Nachtragsforderung von je 425,000 Mark entgegen allen Versprechungen kamen, da sich die vorgesehenen Mittel als unzureichend erwiesen hätten. Trotz lebhafter Opposition und trotz der im Jahre 1901 beschlossenen Resolution wurden die Summen genehmigt.*) Und somit war das Geschenk an den Kaiser für Elsaß-Lothringen und das Reich auf 2¼ Millionen Mark zu stehen gekommen. Außerdem soll, wie der „Elsässer" (Straßburg) erst in den jüngsten Tagen mitteilte, die Stadt Schlettstadt die Bausteine umsonst geliefert haben, deren Wert wenigstens auf 100,000 M geschätzt wird.

Im Hinblick auf solche Leistungen ist es begreiflich, daß die Politiker, die seinerzeit in Erwartung politischer Vorteile für das Geschenk an den Kaiser stimmten, ganz sicher irgendeine Kundgebung von der Hohkönigsburg herab erwarteten. Und konnte es für die Optimisten weniger sein als die Gewährung der Autonomie, der Gleichberechtigung Elsaß-Lothringens mit den übrigen Bundesstaaten? Mißtrauischere Leute und bessere Kenner der Verhältnisse und preußischer Hartnäckigkeit spannten freilich ihre Wünsche nicht so hoch. Aber auch in diesen Kreisen hat man wohl in Erinnerung an den Erlaß von 1902 irgend etwas erwartet, um so mehr, als die Deutsche Botschaft in Paris die französischen Journalisten mit bedeutsamen Andeutungen nach der Hohkönigsburg zur Einweihungsfeier schickte. Auch die Anwesenheit des Staatssekretärs des Innern v. Bethmann-Hollweg konnte Hoffnungen wecken. Aber alle wurden getäuscht, die mehr erwartet hatten als etwa die Ernennung des elsässischen Barons, Unterstaatssekretär Zorn v. Bulach, zum Schloßhauptmann des neuen Kaiserschlosses! Mag man heute in der elsaß-lothringischen Presse auch erklären, man habe nicht zu bedauern, daß die heiß verlangte Gleichberechtigung nicht in Form eines Gnadengeschenkes von der Hohkönigsburg kam, so verschließt man sich doch nicht dem Eindruck, daß, wenn die Autonomie jetzt nicht kam, sie wohl noch lange nicht kommen wird, trotz der vor einiger Zeit erfolgten schönen Worte des Reichskanzlers. Eine solch wichtige Sache erledigt sich nicht an jedem Werktag; dazu gehört im allgemeinen und unter Kaiser Wilhelm II. insbesondere ein „feierlicher Anlaß". Wann wird der nächste sich präsentieren?!

*) Im Reichstag sprach und stimmte das Zentrum gegen die Nachtragsforderung. Der Freisinn aber, der die erste Hauptforderung abgelehnt hatte, stimmte für den Nachtragskredit; er war ja inzwischen „Regierungspartei" geworden!

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ···

Juninächte.

Die schwülen Juninächte locken in den Park,
Wo wilde Gluten sprühend um die Eschen schwanken.
In weichen Klangakkorden fährt es durch die Luft —
Auf kühler Moosbank häng' ich sinnend an Gedanken.

Was doch der tote, längst begrab'ne Jugendtraum
Um mich so sehnend spannt die märchenweichen Schwingen,
Was doch schon längst verwehte Rosentage noch
Um mich die Feuerarme glückverheißend schlingen . .

Horch, horch, ein ferner Donner grollt mit Richterzorn:
„Dich ruft das Leben, laß dein Klagen um die Toten!"
Schon wühlt der Sturmwind in dem heißen Fliederduft,
Wie einst, als mir ein junges Glück die Hand geboten . .

Hans Gesell.

Schul- und Lehrerkämpfe in Bayern.

Von

F. Wunderl.

Die bayerische Lehrerschaft ist gegenwärtig an der Kampfesarbeit für ihre materielle Besserstellung. Sie teilt dies Arbeitsgebiet im Augenblick mit allen Beamtenkategorien, denen durch eine neue Vorlage die Angleichung des Einkommens an die gesteigerten Bedürfnisse, an die Lebensmittelpreise und die Auslagen für Wohnung usw. gewährleistet werden soll. Von allen Seiten kann man bei dieser Gelegenheit scharfe Stimmen hören, den Aufschrei Unzufriedener, die mehr verlangen. Wer wollte diese Stimmen tragisch nehmen? Diese ruhige Auffassung muß auch manch hartem Wort aus Lehrerkreisen gegenüber gelten, und es war nicht immer glücklich, daß die Presse des öfteren die nötige Ruhe verloren hat. Alles hat jedoch seine Grenze, und gegen die scharfen Stimmen und harten Worte muß protestiert werden, wenn sich mit ihnen Tendenzen verquicken, die über die materielle Seite hinaus — zu ideellen Prinzipien übergreifen.

Dies ist in Bayern geschehen beim Kampfe der Lehrer um ihre materielle Besserstellung. Der Kath. Bezirkslehrerverein München hat in der Sache klar gesehen, indem er in einer Resolution besagt:

„Der Kath. Bezirkslehrerverein München begrüßt es mit dem Ausdrucke aufrichtigen Dankes, daß die K. Staatsregierung in der jüngsten Denkschrift über die Aufbesserung der Volksschullehrergehalte die Verstaatlichung der Volksschule entschieden abgelehnt und die hohe Wichtigkeit des Volksschullehrerberufes durch anerkennende Worte und wohlwollende Berücksichtigung der Dezemberpetition der Lehrervereinigungen gewürdigt hat. Er bedauert die bei den jüngsten Kundgebungen über die Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer in Wort und Schrift zutage getretene Verquickung mit radikalen Tendenzen, die sich u. a. in Sympathiekundgebungen für grundsätzliche Anträge der äußersten Linken, in versteckten Drohungen mit dem Einfluß auf das Kind und in Angriffen auf die Rechte der Kirche äußerten."

Die Verhandlungen und Kundgebungen in der Gehaltsfrage haben auch bereits in der Abgeordnetenkammer ihr Nachspiel gehabt; wir können so die parlamentarischen und außerparlamentarischen Vorkommnisse gleich in einem Zuge besprechen.

Der Katholische Bezirkslehrerverein München spricht von Zustimmung zu grundsätzlichen Anträgen der Linken. Diese ist erfolgt in einer Protestversammlung, die, von mehr als 3000 Lehrern besucht, in München stattfand. Dort wurde der zur Versammlung erschienene sozialdemokratische Abgeordnete mit „stürmischem Beifall" begrüßt, während selbst die liberalen Abgeordneten nur „lebhaften Beifall" erzielten. Zur Rede gestellt über solch unglaubliches Gebaren, erklären nun die maßgebenden Kreise, der Beifall habe nicht dem Sozialdemokraten und seiner Partei gegolten, sondern dem Antrage derselben. Um so schlimmer, muß ich dazu sagen; denn man weiß, daß der sozialdemokratische Schulantrag auf Verstaatlichung der Schule und Entrechtung der Kirche in derselben hinausgeht. Der liberale Abgeordnete Bühler hat denn auch im Landtag, wie Abg. Oberlehrer Wörle treffend konstatierte, ein Schulprogramm entwickelt, das

Digitized by Google

sich dem sozialdemokratischen wesentlich nähert. Es wurde dies zwar bestritten, aber schließlich bestätigte es einer, der es wohl am besten wissen muß, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, Segitz, selbst, indem er sagte: „Anerkennen muß ich, daß die Ausführungen des Kollegen Bühler sich mehr und mehr freieren Auffassungen über das Volksschulwesen nähern, als wir früher von den Liberalen gewohnt waren."

Zur Entrechtung der Kirche führte auch die Anschauung, die Schubert in der Abgeordnetenkammer vertreten hat: „Es wird nicht eher Frieden werden, als bis die Schule für sich ist und der Lehrerstand der Schule allein gehört." Und noch schärfer präzisierte dies Dr. Müller-Meiningen, wenn er ausführte, „daß die Menschen für das Jenseits nicht durch die Schule heranzuziehen seien". Damit ist die religionslose, die rein weltliche Schule proklamiert.

In solchen Tagen sieht man, wie notwendig es ist, daß das christliche Volk die rechten Vertreter seiner Anschauungen in die Parlamente wählt, in diesen Tagen muß man dankbar sein für Streiter, die der Schulfrage auf den Grund sehen, in diesen Tagen dokumentiert sich die Notwendigkeit katholischer Lehrervereine, die über dem Rufe nach Brot die Prinzipien nicht übersehen. Gewiß ist es richtig, was ich anderwärts des öfteren gesagt: Die katholischen Lehrervereine sind zusammengeschweißt durch die Gewissensmacht idealer Prinzipien, durch die Gewissenseinheit ihrer Mitglieder in diesen Dingen; sie sind keine Vereine, die zunächst um Brot schreien und über alles immer den Standesgedanken stellen, deshalb sind sie auch in Zeiten, wo mit materiellen Zielen ideelle verquickt und erkämpft werden wollen, die Hüter der christlichen Schulideen.

Daß man auch ohne radikale Tendenzen das fordern kann, was dem Lehrerstand nach Recht und Billigkeit zugehört, zeigt ebenfalls die Resolution des Katholischen Bezirkslehrervereins, die in den wesentlichen Punkten der finanziellen Wünsche mit den Forderungen der Gesamtlehrerschaft übereinstimmt. Oberlehrer Wörle hat auch die Vertretung dieser in der Tagespresse ausführlich wiedergegebenen Wünsche (vergl. „Augsb. Postztg." Nr. 129) zugesagt. Befremdend ist, daß ab und zu auf seiten des Zentrums hier Meinungen geltend gemacht werden, die eine richtige Wertung der Aufgaben und Arbeiten des Lehrerstandes völlig verkennen. Ich denke hier z. B. an die vom Referenten über das Beamtengesetz, Abg. Held, vertretene Anschauung, eine Angliederung der Lehrer an Klasse 17 sei nicht tunlich, weil die Lehrer alljährlich lange Ferien und täglich nur fünf Stunden Schule zu halten hätten. Dabei ist übersehen, daß die Arbeit in der Schule mit ihren höchsten Anforderungen an die geistige Spannkraft nicht ohne weiteres mit jeder anderen Arbeit verglichen werden kann, ferner, daß doch jeder gewissenhafte Lehrer mit der „Vor- und Nachbereitung", wie der technische Ausdruck lautet, namentlich mit aufreibenden Korrekturen, wenigstens täglich zwei Stunden weiterer Arbeit hat, endlich daß die Ferien nicht der Lehrer, sondern der Schüler wegen da sind.

Die jüngsten Kundgebungen haben auch die Frage über den Einfluß der Regierung auf die Lehrerpresse aufgeworfen. Der Würzburger Lehrer Beyhl, der bei seinem Auftreten in der erwähnten Münchener Versammlung mit dem täglichen Einfluß der Lehrer auf „eine Million Kinder, auf eine halbe Million künftiger Staatsbürger" gedroht hatte — nebenbei bemerkt, ein Wort, das trotz aller Besänftigungsversuche nun selbst Dr. Casselmann als eine „Entgleisung" brandmarkten mußte —, schreibt in seiner „Freien Bayer. Schulztg." ungefähr in dem gleichen Tone, möglichst noch einige Nuancen schärfer. Nun verlautete, daß von seiten der Kreisregierung gegen Beyhl vorgegangen würde, worauf natürlich die Freunde Beyhls in der Kammer sofort den Kultusminister interpellierten, der übrigens die klare Antwort nicht schuldig blieb. Exzellenz v. Wehner führte aus:

„Der Abg. Segitz hat gemeint, außerhalb der Schule sei der Lehrer so frei wie jeder andere Staatsbürger. Ich sage nein! (Oho! bei den Liberalen und Sozialdemokraten.) Nein! (Abg. Timm: Unverschämt! — Vizepräsident Fuchs: Ich rufe den Abg. Timm zur Ordnung!) Das ist nicht unverschämt, das ist meines Amtes. Der Lehrer hat als Redakteur die Pflichten eines in öffentlichen Diensten stehenden Schulmannes zu beachten, er hat auch außerhalb der Schule Pflichten zu üben und Rücksichten zu nehmen. Materiell stehe ich hinsichtlich der Würzburger Angelegenheit auf dem Standpunkt: die unterfränkische Kreisregierung hat in Wahrnehmung ihrer Pflichten die Frage zu prüfen, ob nicht dienstliche Verfehlungen eines Lehrers inmitten liegen, und ob ihr Einschreiten nicht veranlaßt sei."

Jeder ruhig Denkende muß diese Haltung anerkennen, die übrigens ihr Analogon bereits vor einigen Jahren in der Leipziger Schulbehörde und der sächsischen Regierung gegenüber dem Redakteur eines dortigen Schulblattes gefunden hat.

Und nun die bange Frage: Wie soll es enden? Mehrere Redner der Mehrheitspartei haben in der Kammer keinen Zweifel gelassen, daß die Stimmung für die Gehaltsvorlage der Lehrer sehr ungünstig ist. Auch in bauernbündlerischen und konservativen Kreisen, ja selbst in liberalen Bürger- und Beamtenkreisen sammelt sich Unmut gegen die Lehrer an. Wir hoffen jedoch, daß die maßgebenden Kreise sich bei der endgültigen Entscheidung nicht durch die „Stimmung" beherrschen lassen, vielmehr der einmal anerkannten Notwendigkeit der Lehreraufbesserung gerecht werden. Daß dies geschieht, darf wohl aus den Worten des Referenten, Prälaten Dr. Schädler, geschlossen werden, die er in seiner großzügigen, selbst von der sozialdemokratischen „Münchener Post" kürzlich anerkannten, hervorragenden Vertretung seines Gebietes, zum Abschluß des behandelten Kapitels gesprochen hat. Er meinte, es würde niemand den Lehrern verargen, daß sie eine Verbesserung ihrer Lage herbeizuführen suchten, aber die Kritik, wie sie von Lehrern angewendet wurde, sei nicht die Kritik eines abgeklärten Mannes. Trotzdem sei es falsch zu erklären, das Zentrum sei nun auch Gegner der ganzen Lehreraufbesserung.

Das Traurigste in diesem Kapitel bayerischer Schulgeschichte ist, daß der in der letzten Nummer geschilderte Schulradikalismus der deutschen Lehrervereine auch im Süden schon seinen festen Boden hat. Möge es der Regierung, die den radikalen Zielen ihr klares Veto entgegenhält, gelingen, namentlich durch den Einfluß auf die Erziehung der jungen Lehrer, die Macht des Umsturzes zu dämmen!

Duellzwang.

Von

Dr. Julius Versen.

Ein Freund von mir, schlank gewachsen wie eine Tanne und im guten Sinne „schneidig" wie nur je einer, diente als Einjähriger in einem ostelbischen Regiment, das hohe Anforderungen stellte. Seine Vorgesetzten legten ihm nahe, aktiver Offizier zu werden. Aeußerer Umstände halber wurde nichts daraus. Er übte als Unteroffizier und Vizefeldwebel und stellte sich schließlich zur Wahl. Aber sein hochmögender Bezirkskommandeur, vielleicht ein verkappter evangelischer Bundesbruder, hatte ausspioniert, daß mein Freund „Alter Herr" einer katholischen Studentenverbindung war. „Wie stehen Sie zum Duell? — Würden Sie eine Forderung annehmen oder nicht?" — „Wenn der Herr Oberst mich so fragen, muß ich als Katholik antworten: Nein." — In militaribus war mein Freund damit erledigt. Und er hat sich darüber geärgert und gegrämt, denn er war Soldat mit Leib und Seele.

Dieselbe Chose haben wir jetzt in Mainz mit dem Rechtsanwalt erlebt, der zwei katholischen Korporationen angehört hat. Läßt sich eine größere Ungerechtigkeit denken? Die Betreffenden dienen, plagen sich und schwitzen, opfern Zeit und Geld pro patria et rege, erringen sich die Qualifikation und am Ende werden sie nicht für den Offiziersstand würdig befunden, weil sie Männer von Ueberzeugung sind!

Erzieht man auf diese Weise dem Throne treue Stützen? Man sollte meinen, er habe sie nötig, gerade in dieser Zeit der Charakterlosigkeit und Gesinnungsfrivolität. Der in der verflossenen Woche in Pest abgehaltene erste internationale Antiduell-Kongreß hat doch wahrlich bewiesen, daß man diese Bestrebungen nicht mehr vornehm ignorieren kann.

Eine derartige Behandlung des Prinzips des Duellzwanges Reserveoffizieraspiranten gegenüber ist über alle Maßen unvernünftig, und Bezirkskommandeure, die sie sich gestatten, sollte man schleunigst „abschlachten", wie der betreffende terminus technicus im Offizierjargon lautet. Man sollte doch abwarten, ob die Betreffenden jemals in die Lage kommen, ein Duell anzunehmen. Nach meiner sehr reichhaltigen Erfahrung sind es Persönlichkeiten, die durch hohes Taktgefühl gesellschaftliche Konflikte zu vermeiden wissen. Doch nein, man kann sie nicht brauchen. Den Libertin aber, der einen Ehebruch mit einem Pistolenknall repariert, hält man für würdig. Heißt das nicht alle Moral-

Digitized by Google

begriffe und vor allem die Ehrauffassung des natürlich empfindenden Menschen auf den Kopf stellen! Die Folgen davon sehen wir ja, erleben wir ja fast allwöchentlich. Dahin muß es kommen. Und es wird noch immer schlimmer werden; denn die von äußerer Schneidigkeit verdeckte Immoralität ist wie die Wasserpest in den Teichen, wie der Schwamm im Hause. Es sind Uebel, denen man nicht beikommen kann.

Und noch eins ist bei der Zurückweisung des Mainzer Rechtsanwalts zu bedenken. Als der Zentrumsabgeordnete de Witt vor zwei Jahren einen ähnlichen Fall im Reichstage zur Sprache brachte, gab der Kriegsminister die Erklärung ab, daß die Bezirkskommandeure angewiesen worden seien, die Offizieraspiranten über ihre Stellung zum Duell nicht mehr zu befragen. Wie ist denn die neuerliche Ueberschreitung der Kommandogewalt möglich? Und wie denkt man höheren Orts über die Remedur im Mainzer Fall?

Sehr erhebliches Aufsehen hat letzthin auch die Duellaffäre zwischen einem Hauptmann Klebs und dem schlesischen Geheimrat und Rittergutsbesitzer Schultz-Nieborn gemacht. Da sollte das Duell gar als Rechtsmittel dienen, obwohl es gerade als solches in letzter Zeit überall Bankrott gemacht hat. Der hier gegenüber dem Geheimrat, einem 64jährigen Mann, gemachte Versuch eines Ehren- und Duellzwanges muß als überaus verwerflich bezeichnet werden. Er ist leider seitens Untergebener (Korpsstudenten) gegenüber Vorgesetzten schon häufig vorgekommen. Man will den Vorgesetzten lahmlegen, ihn abdrängen von amtlichen Maßnahmen, Beleidigungsklagen usw. Zuweilen liegt allerdings nicht die Absicht vor, die äußerste Konsequenz zu ziehen, sondern es handelt sich nur um eine versteckte Drohung gegen den Vorgesetzten.

Der schlesische Geheimrat ist in seiner schriftlichen Abwehr gegen die Zumutungen des Hauptmanns Klebs zu weit gegangen. Er hätte den Offizierstand aus dem Spiele lassen und die Beleidigung auf seinen Gegner beschränken sollen. Da war sie angebracht. Richtig aber ist, daß die Auffassung über das Duell Wandlungen durch das fortschreitende Lebensalter unterworfen ist. Selbst alte Korpsstudenten, Generale usw. greifen nicht mehr so leicht zur Pistole, wie sie es als junge Männer getan hätten, beherrscht von den Zwangsvorstellungen ihres Milieus. Wenn sie aber in höherem Alter vernünftig zu denken gelernt haben, hätten sie auch die sittliche Verpflichtung, mit der Auffassung über Ehren- und Duellzwang in ihren Kreisen aufräumen zu helfen und die Jugend vor dieser Gefahr durch Belehrung zu schützen. Das wäre doch wohl Christenpflicht!

Antisemitische Streiflichter aus Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Wer die jeweilige politische Lage in Oesterreich recht beurteilen will, darf seine Augen vor den unheilvollen Einflüssen nicht verschließen, welche das moderne Judentum ausübt. Wenn Oesterreich heute das klassische Land des Antisemitismus ist, so hat das natürlich seine guten Gründe. Während im Deutschen Reiche ein Großteil der Katholiken und besonders der Zentrumspresse vom Antisemitismus noch nichts wissen will, gibt es in Oesterreich keinen arischen Katholiken, mag er welcher Nationalität oder welcher politischen Partei immer angehören, der nicht antisemitisch wäre. Die nichtjüdische Presse ist einschließlich des sogenannten „feudal-klerikalen" Wiener „Vaterland" antisemitisch, wenn auch die ausgesprochen katholischen Blätter sich vom unchristlichen Rassenhaß freihalten. Selbst in der fast ausschließlich von Juden geleiteten Sozialdemokratie, welche man mit Recht eine Judenschutztruppe nennt, regt sich der Antisemitismus, so daß dem Abg. Schuhmeier, dem Herausgeber und Redakteur des meistgelesenen sozialdemokratischen Blattes („Volkstribüne" in Wien), gestattet werden mußte, bisweilen in Wort und Schrift zu antisemiteln. Es ist schon aus Raumrücksichten ausgeschlossen, hier die gesamte antisemitische Bewegung Oesterreichs Revue passieren zu lassen, es mag genügen, aus den jüngsten Tagen einige besonders markante Erscheinungen herauszugreifen.

Der Fall Schmid.

Der RRA. Schmid ist Mittelschulprofessor und als Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses der Nachfolger des jetzigen Ministers Dr. Geßmann im Referate über die Landesvolks- und Mittelschulen. Er kennt den Einfluß der Juden auf den Mittel- und Hochschulen und stellte daher im Budgetausschusse den Antrag, die Regierung solle aufgefordert werden, gegen die außerordentlich überhandnehmende Verjudung der Mittelschulen dahin aufzutreten, daß die Zahl der jüdischen Mittelschüler dem Prozentsatze der Juden an der Gesamtbevölkerung entspreche. Dieser Antrag wurde angenommen. Daß darüber ganz Preßisrael in Tobsucht geriet, braucht nicht weiter beachtet zu werden; die vom Abg. Schmid vorgebrachten statistischen Tatsachen dagegen sind von um so größerem Interesse, da sie beweisen, daß unsere sämtlichen Intelligenzberufe (mit Ausnahme des Priestertums einer vollständigen Verjudung entgegengehen. Die nationalen, sittlichen, wirtschaftlichen Schäden, die aus einer solchen Depossedierung der arischen Völker entstehen müssen, liegen jedem, der sehen will, auf der Hand.

Für die Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen, höhere Handelsschulen, Lehrerbildungsanstalten) sind zu sehr die örtlichen Verhältnisse maßgebend, als daß sie eine feste Unterlage für ein bestimmtes Urteil abgeben könnten. Darum sei nur beispielsweise auf einige wenige Gymnasien hingewiesen. In Wien, welches ja vielfach tonangebend für das Reich ist, haben die Gymnasien 33 % Juden, in einem sogar (in der Leopoldstadt 78 %. In Brünn haben die beiden deutschen Gymnasien 35 und 54 % jüdische Schüler, die tschechischen 0 %. In anderen mährischen und böhmischen „deutschen" Mittelschulen erreicht die Verjudung eine noch höhere Prozentzahl, in Mähr.-Ostrau in einzelnen Klassen bis zu 98 %. Aehnlich sind die Verhältnisse in Galizien und Bukowina, nur in den deutschen Alpenländern ist es besser.

Ein richtiges und genaues Bild von der Verjudung der Intelligenzberufe bieten die augenblicklich so viel besprochenen Hochschulen, für welche ja die Mittelschulen das Material liefern. Man halte sich bei allen nachfolgenden Angaben vor Augen, daß die Juden 5 % der Gesamtbevölkerung Oesterreichs ausmachen (9 % in Wien, 10 % in Brünn). Wenn Dr. Lueger auf dem Katholikentage in Wien 1907 die Parole von der Wiedereroberung der Hochschulen für das christliche Volk ausgab, so leitete ihn dabei hauptsächlich der Gedanke, daß der weiteren Verjudung Einhalt getan und den katholischen Studenten die Gleichberechtigung erkämpft werden müsse. An der juridischen Fakultät Wiens befinden sich neben 13 Ariern 10 Juden als Professoren. Die wichtigsten Fächer, bürgerliches Recht, Familien- und Eherecht, werden in Wien von 2 Juden und 1 Christen, in Prag nur von Juden vorgetragen. Noch mehr haben sich die Juden der medizinischen Fakultäten bemächtigt; charakteristisch für das Fortschreiten dieser Verjudung ist diese Fakultät der Prager deutschen Universität: von 20 ordentlichen Professoren sind 7 Juden, von 22 außerordentlichen 10, von 17 Privatdozenten 11 Juden. Die Folgen sieht man dann in jeder Stadt, am ärgsten aber in den Wiener Kliniken und Spitälern, wo praktiziert zu haben ja für eine ausgezeichnete Empfehlung in der späteren Privatpraxis gilt. So sind in der Wiener Poliklinik 50 %, im Franz Josef-Ambulatorium 84 % der Abteilungsvorstände Juden; im Allgemeinen Krankenhause waren 1906 von den Primarärzten 25 %, von den Assistenten 40 %, von den Sekundarärzten 53 % Juden; im Wiedener Spital von den Primarärzten 83 %, von den Assistenten 66 % und von den Sekundarärzten 92 % Juden.

„Wie der Acker, so die Rüben." Im Jahre 1904 machten an den deutschen Universitäten Oesterreichs die Juden unter den Studenten 26 % aus (5 % Bevölkerungsanteil), an der medizinischen Fakultät Wiens sogar 61,3 %, ja in Einzeljahrgängen 80 %. An der juristischen Fakultät der Prager deutschen Universität machen die Juden 21 % der Schülerzahl aus, obwohl ihr Bevölkerungsanteil in Böhmen nur 1,40 % beträgt. Die ganz natürliche Folge ist, daß die gebildeten Stände immer mehr verjuden zum Unheil für die christliche Urbevölkerung. Die Juden und ihre Presse sind es ja auch, welche immer wieder die Skandale an den Hochschulen anzetteln und anblasen, sie sehen ihre terroristische Cliquen-Herrschaft bedroht und solchem Uebel können sie nur steuern, wenn sie die deutschen Parteien an den Universitäten und im Reichsrate stets gegeneinander aufhetzen. (Vgl. den derzeitigen Generalstreik.)

Der Fall Feilbogen.

Es ist natürlich nur ein Zufall, daß jene zwei „Gelehrten", welche im Auslande den österreichischen Namen so namenlos bloßstellten, Juden waren. Ich meine die Herren Eysler und Feilbogen. Der erstere, welchen die „großen" Zeitungen als

Digitized by Google

einen Stern erster Güte am Himmel der Geschichtsforschung feierten, wurde in einer öffentlichen Bibliothek Italiens beim Bücherdiebstahl ertappt und zu 40 Tagen Gefängnis verurteilt. Dr. Eysler ist schwer reich, sein Vermögen beträgt fast eine Million, trotzdem hat ihm Unterrichtsminister Dr. Marchet ein Reisestipendium aus den Steuergeldern des Volkes verliehen, während arme katholische Studenten mit ihrem Stipendiumgesuch abgewiesen wurden. Zum Danke dafür kam der österreichische „Gelehrte" als abgestrafter Bücherdieb nach Oesterreich zurück.

Ueber den Fall Feilbogen hat vor kurzem die „Piusvereins-Korrespondenz" aus Rom „absolut authentische" Mitteilungen erhalten. Zu der Ostermesse des Papstes in der Sixtina hatte der Majordomus Msgr. Bisletti nur an solche Personen Einladungen ausgegeben, welche er persönlich kannte, bei den Einladungen, welche die Botschaften und Gesandtschaften verlangten, mußte er sich auf deren Diskretion verlassen. So hat auch der preußische Gesandte dem Großherzogspaar von Mecklenburg-Schwerin die Einladungskarte verweigert, weil sie protestantisch seien. Die österreichische Botschaft verlangte noch zuletzt in solch kategorischer Art hundert Einladungen, daß Msgr. Bisletti glaubte, sie nicht abschlagen zu dürfen, dafür mußte er aber, um ein Gedränge in der Kapelle zu vermeiden, hochgestellten Katholiken Einladungen abschlagen.

Ostersamstag am Abend hatte Msgr. Bisletti keine Einladungen mehr. Da wird ihm spät abends gemeldet, es sei ein österreichisches Paar im Vorzimmer mit einer besonderen Empfehlung des Botschafters Grafen Szecsen, welches durchaus der Ostermesse des Papstes beiwohnen wolle. Da sie tatsächlich eine vom Botschafter unterschriebene Empfehlung hatten, gab ihnen Msgr. Bisletti eine Karte, welche ihnen den Eintritt in die Sixtina ermöglichte. Als am Sonntag die Oesterreicher zur Kommunion gingen, fiel eine große rotblonde Frau durch Mangel an Sammlung auf. Ein Mann folgte ihr und kniete an ihrer Seite nieder. Sie streckten neugierig die Köpfe vor und beobachteten den Hl. Vater, wie er die Kommunion austeilte. Es kam die Reihe an sie. Unmittelbar nach Empfang der hl. Hostie griff die Frau mit der rechten Hand zum Munde, nahm „etwas" heraus, warf es zu Boden und ging, darüber hinwegschreitend, zu ihrem Platze zurück. Der Mann bückte sich, hob „etwas" auf, welches er in seine zusammengefaltete Einladungskarte legte, und folgte ihr auf seinen Platz zurück. Die Frau fiel den Oesterreichern, unter denen sich auch der ehemalige Minister Graf Goluchowski befand, wegen ihres impertinenten, triumphierenden Gesichtsausdruckes auf. Man brachte die beiden in die Sakristei, wo das Weib erklärte, es hätte die Hostie verschluckt, sei aber gerne noch einmal zu kommunizieren bereit, „wenn es den Monsignore freue". Das Ehepaar legitimierte sich als der Professor Dr. Feilbogen von der Wiener Exportakademie nebst Frau, welcher zu „wissenschaftlichen" Studien nach Italien beurlaubt war. Daß Feilbogen und Frau Juden sind, ist natürlich nur „Zufall", daß er aber nach seiner Rückkehr nach Wien sich bereit erklärte, „sich zur Sühne taufen zu lassen", zeigt die Frivolität, von welcher dieser „Gelehrte" beseelt ist.

Der Fall Theimer.

Die arische Schriftstellerin Kamilla Theimer hat vor zehn Jahren bei dem durch und durch jüdischen „Neuen Wiener Tagblatt" eine Frauenbeilage eingeführt und für diese auch bis heuer geschrieben, war also auch zehn Jahre ständige Mitarbeiterin dieses Blattes. Das allein ist wohl Grund genug zu der Annahme, daß sie keine Antisemitin ist. Im Herbst 1907 veröffentlichte sie eine gegen den Antisemitismus gerichtete Schrift „Antisemitismus und Nationaljudentum", in welcher sie nachzuweisen suchte, daß der Antisemitismus ausgerottet werden könne, wenn die Juden an sich selbst jene Eigenschaften ausrotteten, welche heute den Vorwand zum Antisemitismus abgeben. Als besondere Quelle des Antisemitismus bezeichnete sie (mit Fug und Recht) die „N. Fr. Presse". Wohl um sich ein besonders auszeichnendes Lob von Judenseite zu holen, schickte sie das erste Exemplar ihrer Schrift mit einem höflichen Begleitschreiben an den Wiener Oberrabiner Dr. Güdemann, welcher ja vor einigen Jahren zu den Hauptgründern der „Zeit" gehörte, deren Gründung er für notwendig erklärte, weil die „N. Fr. Presse" die Interessen des Judentums zu wenig vertrete. Wie erstaunt mag Kamilla Theimer gewesen sein, als sie zur Antwort einen mit unflätigen Beschimpfungen der katholischen Kirche garnierten Brief erhielt, aus welchem folgende Sätze besonders charakteristisch sind: „Aus Rache dafür, daß die Christen einen Juden als Gott verehren müssen, machen sie alle anderen zu Teufeln ... Das Christentum befindet sich in der unbefriedigten Lage des Hermaphroditen ... An dem Feuer des Judenhasses kocht die Kirche ihre Suppe". Die Folge dieser Broschüre war die Entlassung der Schriftstellerin, welche bei keinem liberalen Blatte Wiens mehr als Mitarbeiterin ankommen konnte. Der Feuilleton-Redakteur der „N. Fr. Presse" z. B. hatte ihr gesagt: „Freiwillig drucke ich nichts von einem Christen."

Dieser Fall zeigt aufs krasseste die Unduldsamkeit des modernen Judentums: weil die im Dienste des Judentums arbeitende Schriftstellerin in einer gegen den Antisemitismus gerichteten Flugschrift in bester Absicht den Juden einige heilsame Wahrheiten sagt, wird sie unbarmherzig brotlos gemacht. Dafür erhält sie vom Oberrabiner einen Brief, welcher ein außerordenlich interessantes Dokument für den unausrottbaren Haß ist, mit welchem das Judentum dem Christentum und den arischen Arbeitsvölkern gegenübersteht. Welcher Sturm der Entrüstung und der Wut würde wohl durch den gesamten jüdischen Blätterwald brausen, wenn ein Priester der katholischen Kirche in ähnlichen Worten über die jüdische Religion sich ausließe, wie es Dr. Güdemann in dem Briefe an Kamilla Theimer über die katholische Kirche getan hat.

Der Fall „Moriah".

Der oben dargelegte „Fall Schmid" hatte die Lemberger jüdische Zeitschrift „Moriah", welche hauptsächlich für die Jugend bestimmt ist, in helle Raserei versetzt und zu einem Aufsatze begeistert, in welchem es heißt: „Es werden katholische Orgien während der Unterrichtsstunden beginnen .... Das katholische Rezept ist ein Rezept tierischer Denkungskreise .... Wird die hl. Dreieinigkeit bei der Aufklärung der Frage behilflich sein, wie in einem winzigen Staubteilchen das ganze Dasein, die Materie, die Seele, die Gottheit enthalten ist? Das ist die neue katholische Inquisition. Die Geistlichkeit der katholischen Kirche besteht aus christlichen Henkern, aus Henkern der jüdischen Nation ... Es wird noch eine Zeit kommen, daß in Oesterreich in polnischen Schulen schwarze Geister schwarze Messen zelebrieren werden, und die jüdische Jugend wird der ausgelassenen katholischen Idee zum Opfer fallen ..."

Der Zionistenklub führte diese Sätze, welche der Staatsanwalt konfisziert hatte, in einer Interpellation an und immunisierte sie dadurch. Um das zu erreichen, griff er aber zu einem gemeinen Schwindel: er fälschte die Unterschriften der jüdischen Abgeordneten Mahler und Straucher und brachte nur auf diese Weise die zu einer Interpellation notwendige Zahl von Unterschriften auf. Als die beiden Abgeordneten den Präsidenten Dr. Weiskirchner von der Fälschung in Kenntnis gesetzt hatten, zog dieser die Interpellation vom Justizminister zurück und verleibte sie dem Archive ein „als ein ewiges Denkmal, wie hier in diesem Hause in der illoyalsten Weise vorgegangen wird".

Es ist übrigens nicht uninteressant, daß der Zionistenklub eine Interpellation der ruthenischen Radikalen unterschrieb, durch welche ein konfiszierter Artikel immunisiert werden sollte, welcher den Lemberger Erzbischof Grafen Szeptycki angriff, weil dieser in einer Predigt den galizischen Statthaltermord verurteilt hatte. Das läßt die Deutung zu, daß die Zionisten den politischen Mord billigen, wenn dieser an katholischen Ariern verübt wird, während sie nicht genug Entrüstung aufbringen können, wenn in Rußland Pogroms vorkommen, welche nichts anderes als politische Mordtaten sind. — —

Das Leben.

Viel Wege wandern durch die Welt,
Und Menschen geh'n auf allen Wegen.
Der jubelt froh wie seiner Maid
Dem Morgensonnenlicht entgegen,
Der andre schleicht zum düstern Wald,
Der Ekel treibt ihn und die Not,
Die Kinder tanzen Ringelreih'n,
Und an die Türe pocht der Tod.
Da stockt und krampft das Herz sich drinn:
O Leben, sag' mir deinen Sinn!

P. Wöhrmüller O. S. B.

Digitized by Google

Der internationale Anti-Pornographen-Kongreß in Paris.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

In der Woche vor Christi Himmelfahrt trat zu Paris ein Anti-Pornographen-Kongreß zusammen, zu welchem sich über hundertfünfzig Teilnehmer aus aller Herren Ländern zusammengefunden hatten. Die Pornographie und ihre Bekämpfung sind in Europa und Amerika zu einer Tagesfrage geworden, die früher oder später sich in eine Lebensfrage umgestalten könnte.

Die Schand- und Schundliteratur dringt in alle Kreise und wird sogar in den Kasernen verbreitet. Es war wirklich ein Gebot der Not, einen derartigen Kongreß abzuhalten. Die Sitzungen fanden im sogenannten Sozial-Museum neben der Basilika der Heiligen Klothilde statt.

Neben den hundertfünfzig auswärtigen Gästen hatten sich zahlreiche Vertreter der verschiedenen Gesellschaften eingefunden, welche die Bekämpfung der Immoralität und Hebung der Religion und Sittlichkeit zum Zwecke haben.

In der Eröffnungssitzung hielt der Senator Bérenger, welcher schon seit Jahren in Wort und Schrift die Pornographie und öffentliche Immoralität wacker bekämpft, die Eröffnungsrede.

„Die Geschichte erwähnt zahlreiche Beispiele — sagte der Redner — von Völker-Verderbnis, die durch die allgemeine Zuchtlosigkeit herbeigeführt wurde. Jetzt ist aber das Verderbnis groß und allgemein geworden." —

Der Senator führte schauderhafte Beispiele an und ist entrüstet, daß Pseudo-Gelehrte, verdächtige Schriftsteller und schamlose Zeichner und Maler sich herausnehmen, im Namen der Kunst zu sprechen, wenn sie wegen ihrer Schamlosigkeiten vor Gericht gezogen werden. Er bezeichnet die Verbreitung der Schand- und Schundliteratur als Ursache des ganzen Uebels.

Verschiedene ausländische Vertreter sprachen über die Bekämpfung in ihren betreffenden Ländern. In der Nachmittagssitzung sprachen Vertreter aus Italien, Belgien und Holland und berichteten über die Ausbreitung des Uebels in ihrer Heimat. Abends fand ein Meeting im weitläufigen Sitzungssaale der Wissenschaftlichen Gesellschaften der Rue Danton, neben der medizinischen Fakultät, statt, bei welchem der Advokat Barboux, der Senator Lamarzelle und Marc Sanguier, der eifrige Gründer und Vorsitzende der Sillonisten, der Vereinigung junger christlicher Demokraten, das Wort nahmen.

Barboux sprach über die soziale Gefahr der Pornographie, während Lamarzelle das Thema der Bekämpfung behandelte. Er verspricht sich blutwenig von einer gerichtlichen Verfolgung und hofft alles von der individuellen Bekämpfung, welche allein erfolgreich sein könne.

Am zweiten Tage prüfte der Kongreß zwei Hauptfragen: 1. Soll die Verfertigung, das Angebot und der geheime und öffentliche Verkauf sittenloser Bilder und Schriften durch internationale Maßregeln bekämpft werden? 2. Soll die Kompetenz des Richters über die Verfertigung auch über Angebot und Verkauf im Auslande sich ausdehnen können?

Beide Fragen wurden im bejahendem Sinne erledigt.

Georges Lecomte, der Präsident der Gesellschaft französischer Schriftsteller, nahm das Wort, um in energischer Weise jedwede Gemeinbürgschaft mit der Pornographie abzulehnen. Leider hat er aber ausdrücklich eine Ausnahme für Zola gemacht, dessen Werke er als eine Kundgebung prächtiger Lebenskräfte bezeichnet, welche in ihrer Gesamtheit Werke einer sehr gesunden Literatur seien!

Der „Univers" ist über diese Erklärung entrüstet; das leitende Katholikenblatt sagt Herrn Lecomte recht bittere Wahrheiten und weist dabei auf die hauptsächlichsten schlüpfrigen Werke Zolas hin.

Die Rede von Lecomte hatte einen bedeutenden Teil der Zuhörerschaft stark verschnupft. Glücklicherweise brachten die Reden von Lamarzelle und Marc Sanguier den Gang der Sitzung wieder ins Gleichgewicht. Das Endresultat des internationalen Kongresses ist die Erstellung einer internationalen Vereinigung aller Antipornographischen Vereine und Gesellschaften.

Für unsere Verhältnisse ist es bezeichnend, daß alle tonangebenden Blätter, selbst die nationalistischen Hauptorgane, welche geschworene Feinde Zolas sind, die Rede Lecomtes, sei es mit Begeisterung, sei es mit Lob, besprechen. Als Gegenstück schweigen sie die trefflichen Ausführungen des wackeren Marc Sanguier völlig tot.

Zum Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ist seit Jahren eine Spezialität der „Allgemeinen Rundschau", die ihr viele Anfeindungen, offene und anonyme[1]) Schmähungen, aber noch weit zahlreichere Anerkennungen und Ermunterungen eingetragen hat. Die „Allgemeine Rundschau" fühlt daher eine gewisse Verpflichtung, ihre Leser über bemerkenswerte neuere Ereignisse auf diesem Kampfplatze mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu unterrichten. Daß diese Artikel und Berichte keine Lektüre für die unreife Jugend sind, um deren Schutz es sich in erster Linie handelt, sollte kaum eigens betont zu werden brauchen. Wir begrüßen mit Freuden jeden Lichtstrahl in dem schmutzigen Nebel, der zurzeit noch fast unbehindert über dem einst so gerühmten „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" sich breit machen darf. Unlängst konnte die „Allgemeine Rundschau" („Vier Urteile", Nr. 8 vom 22. Februar, S. 121) über ein bemerkenswertes Urteil des Schöffengerichts München I berichten, das vom Landgericht aufgehoben, aber nach entsprechender Korrektur durch das Oberste Landesgericht bei der zweiten Berufungsverhandlung bestätigt wurde. Heute liegen abermals einige zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit erlassene Urteile des Schöffengerichts München I vor. Wir folgen in der Hauptsache dem Berichte in Nr. 264 der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 6. Juni und haben nur die Ausführungen des Amtsanwalts und des Verteidigers an der Hand des „Neuen Münchener Tagblatt" vom 5. Juni (Nr. 157) in genauerer Fassung ergänzt:

Auf eine bei der Polizeidirektion eingelaufene Anzeige hin wurden aus den Schaufenstern der Rudolf Wagnerschen Kunsthandlung am Maximiliansplatz eine Reihe von Farbendrucken und photographischen Reproduktionen von Gemälden und Skulpturen, sämtliche den nackten Menschenkörper darstellend, beschlagnahmt. Das Amtsgericht erließ gegen Wagner einen Strafbefehl auf 50 Mk. Geldstrafe, „weil er durch auffallendes Ausstellen einer großen Anzahl von Nuditäten in seiner Auslage groben Unfug verübte". Gegen diesen Strafbefehl erhob er Einspruch, und es kam der Fall nun vor dem Schöffengericht München I unter dem Vorsitz des Oberamtsrichters Riß zur Verhandlung. Es wurde konstatiert, daß unter den beschlagnahmten Bildern sich Reproduktionen erster Meister befanden. Der Verteidiger des Beklagten, Rechtsanwalt Dr. Rotschild, stellte an den als Zeugen erschienenen Polizeibeamten die Frage, nach welchen Prinzipien die Polizei bei derartigen Beschlagnahmen verfahre, und ob die damit betrauten Organe künstlerische Bildung besitzen. Das Gericht lehnte diese Fragestellung einem Antrage des Amtsanwalts Assessors Zetlmeier entsprechend ab.

In längeren Ausführungen beantragte schließlich der Amtsanwalt, gegen den Angeklagten wieder die im Strafbefehl erkannte Strafe auszusprechen. Nach neuester Rechtsprechung stelle ein Angriff auf öffentliche Sitte und Anstand einen Eingriff in die öffentliche Ordnung und damit eine Uebertretung des groben Unfugs dar. Eine Ausstellung von Nuditäten in so auffallender Menge und an einem so verkehrsreichen Platz bedeute aber einen groben Angriff auf den öffentlichen Anstand, da diese Ausstellung nicht nur Kunstverständigen, sondern auch Frauen und Kindern zugänglich sei.

Der Verteidiger plädierte auf Freisprechung des Angeklagten. Die Ultramontanen seien die geistigen Urheber dieser Prozesse, die gegen die Kunst sich wenden. Unverstand werfe Reproduktionen erster Kunstwerke in einen Topf mit zweifelhaften Aktphotographien. Ein Sturm der Entrüstung gehe durch die gesamte Künstlerschaft[2]) über das unerhörte Vorgehen der Polizei

[1]) Der Artikel „Bühne und Moral" in Nr. 23 veranlaßte wieder einen ebenso feigen wie schmutzigen Tropf, durch ein anonymes Pamphlet zu bekunden, daß er sich getroffen fühlt.

[2]) Der Angeklagte Wagner ist übrigens derselbe „Kunsthändler" Wagner, der im Frühjahr 1907 im Schwurgerichtsprozesse gegen den zu 7 Monaten Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilten Pornographienhändler Geißmeier von diesem als „Sachverständiger" geladen war, als solcher aber energisch abgelehnt wurde, nachdem der Schwurgerichtspräsident in einer dramatisch bewegten Szene dem „Sachverständigen" Wagner dessen völlig unbekleidete Porträtphotographie mit einer an einen Herrn gerichteten Widmung vorgezeigt hatte. Für einen solchen Mann wird nun vom Verteidiger „die gesamte Künstlerschaft" angerufen! Das Traurigste an der Sache ist, daß die Schaufenster dieses „Kunstladens" schon seit Jahren den gleichen Zustand aufwiesen, der jetzt endlich zur Verurteilung geführt hat. Allen Aufforderungen

Digitized by Google

gegen wahre Kunst. Wenn die Polizei in ihrem Vorgehen gegen „Nuditäten" konsequent wäre, so müßten über Nacht all die herrlichen Schöpfungen moderner Bildhauerkunst im Ausstellungspark beseitigt und in die Isar geworfen werden.

Der Vorsitzende sah sich veranlaßt, eine Aeußerung des Verteidigers aufs entschiedenste zurückzuweisen, daß die Ausführungen des Ministers im Landtag über derartige Prozesse offenbar ihren Eindruck auf die Richter nicht verfehlt haben.

Das Gericht erkannte gegen den Angeklagten auf eine Geldstrafe von 50 Mark eventuell fünf Tage Haft. Aus der Urteilsbegründung sei hervorgehoben, daß das Gericht annahm, es könnten auch die hervorragendsten Kunstwerke zur Verletzung des öffentlichen Anstandes mißbraucht werden, wenn sie dem Publikum in einer Weise vorgeführt werden, die auf die niedrigen Instinkte wirken soll. Durch die reihenweise Zusammenstellung der Bilder habe der Angeklagte diese Absicht kundgegeben und sich so eines für einen Kunsthändler sehr verwerflichen Fehlers schuldig gemacht. Es sei keineswegs schon eine Verletzung des öffentlichen Anstandes, wenn in einem Schaufenster eine Darstellung des Nackten ausgestellt ist; die Nudität als solche könne durchaus künstlerisch wirken; wenn aber ein Kunstwerk unter Betonung der Nudität vorgeführt wird, so liege ein grober Unfug vor, wie er schlimmer gar nicht gedacht werden könne.

Im Anschluß daran wurde noch gegen die Kunsthändler Wilhelm Keller und Georg Roser Verhandlung gepflogen, die sich durch die gleiche Handlungsweise des groben Unfugs schuldig gemacht haben sollen. Das oben zitierte liberale Blatt berichtet darüber ziemlich tendenziös: „Während der erstere im Hintergrund seiner Auslage ein wirklich sehr zweifelhaftes Aktbild ausgestellt hatte, handelte es sich bei Roser neben zwei kleinen pikanten Bildern Pariser Salons um Reproduktionen künstlerisch hochstehender (?) Werke, darunter solcher aus der „Jugend". Das Gericht verurteilte Keller zu 20 ℳ eventuell zwei Tagen, Roser zu 10 ℳ eventuell einem Tag Haft."

Einige ausfällige Bemerkungen des Verteidigers Dr. Rotschild (nomen est omen) bieten uns erwünschten Anlaß, eine aktenmäßige Feststellung nachzuholen, welche schon längere Zeit in unserer Mappe ruht. Rechtsanwalt Dr. Rotschild suchte die Sache so darzustellen, als ob gegen die raffinierte, absichtlich gehäufte, reihenweise Straßenschaustellung von reproduzierten Nur-Nuditäten „ein Sturm der Entrüstung durch die gesamte Künstlerschaft" gehe. Die Antwort mögen ihm zwei anerkannte Größen im Reiche der Kunst und auf dem Gebiete der Aesthetik erteilen.

Prof. Hans Thoma, der gefeierte Altmeister der freien deutschen Kunst, sprach sich in einem offenen Briefe über diese Frage wörtlich folgendermaßen aus:

„Das Vervielfältigen von nackten Bildern und ihre Zurschaustellung in der breiten Oeffentlichkeit hat vielleicht auch dann seine Bedenken, wenn das Original von einem der größten Künstler gemacht ist. Jedenfalls haben Michelangelo, Tizian, Rubens ihre Werke nicht gemacht in der Absicht, daß es ein guter, gangbarer Artikel für einen unserer findigen Verleger werden soll. Diese Nachbildungen geben ja doch nur das Gegenständliche des Kunstwerkes und rauben ihm alle Weihe, die das Original hat. Beinahe bin ich überzeugt, daß diese großen Meister nicht etwa gegen die Konfiszierung einer Nachbildung ihres Werks aus einem Schaufenster Protest erheben würden, sondern gegen ihre profanierende Schaustellung."

Der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, der in seinem Werke über die Aesthetik, Band 2, der Freiheit der Kunst eifrig das Wort redet, sagt nichtsdestoweniger (S. 453):

„Der unreifen Jugend sind Kunstwerke fernzuhalten, welche die Gefahr einer Verwirrung des sittlichen Urteils mit sich führen, sei es, daß sie einer ästhetisch verwerflichen Kunstrichtung angehören, sei es, daß sie ästhetisch gerechtfertigt sind, aber so beschaffen, daß sie in einem unreifen Publikum reale außerästhetische Gefühle unsittlicher Art erregen. So wenig Aktbilder nach unbekleideten Modellen im Freien auf öffentlichen Plätzen geduldet werden können, ebensowenig das Aushängen der Reproduktionen gewisser Kunstwerke von anerkanntem Wert.... Die geschäftliche Spekulation pflegt bei laxer Handhabung der Sittenpolizei mit Vorliebe stets die ... Sinnenreize unter ästhetischer Einkleidung zum Gegenstand ihrer Ausbeutung zu wählen, und gegen solchen geschäftlichen Mißbrauch der ästhetischen Flagge kann darum nicht streng genug vorgegangen werden. Diejenigen, denen es ernst ist mit der Würde und Reinheit der Kunst, werden darin niemals eine Beschränkung der Freiheit der Kunstübung zu sehen vermögen, sondern nur diejenigen, denen die unbedingte individualistische Freiheit einschließlich der Freiheit zur rücksichtslosen Ausbeutung der Roheit und Dummheit als höchster Grundsatz gilt!

Rechtsanwalt Dr. Rothschild, der heute noch glaubt, der Kampf gegen den öffentlichen Nuditäten-Unfug gehe nur von den „Ultramontanen" aus, scheint die Vorgänge im öffentlichen Leben sehr ungenau zu verfolgen oder durch eine gefärbte Brille zu betrachten. Sonst müßte ihm bekannt sein, daß speziell in München der Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit auf interkonfessioneller Grundlage ruht und Männer verschiedener Bekenntnisse und Parteirichtungen umfaßt. Er müßte auch wissen, daß vor noch nicht langer Zeit im deutschen Reichstage der liberale Vertreter von München I, Rechtsrat Wölzl, der als Hospitant der nationalliberalen Partei angehört, nachstehende sehr beherzigenswerte Erklärung abgegeben hat, die wir nach dem amtlichen stenographischen Bericht über die 134. Reichstagssitzung vom 30. März 1908 wörtlich zitieren:

„Meine Herren, trotz aller Polemik und trotz aller Meinungsverschiedenheiten, die aus der Rede des Herrn Abgeordneten Dr. Müller (Meiningen) gegenüber seinem alten Antagonisten, dem Herrn Abgeordneten Roeren, herausklangen, glaube ich doch, eine erfreuliche und ja allerdings selbstverständliche Uebereinstimmung beider dahin konstatieren zu dürfen, daß zum Schutze unserer Jugend gegen den überhandnehmenden Schmutz der Unsittlichkeit das Möglichste und viel mehr als bisher geschehen müsse. (Sehr richtig! in der Mitte.) Das gilt leider von den verschiedensten Gebieten der modernen Literatur und Kunsterzeugnisse, und ich für meinen Teil muß sagen, daß jeder sittlich ernst denkende Mann nur voll und ganz Wort für Wort das unterschreiben kann, was Herr Abgeordneter Roeren letzthin im preußischen Abgeordnetenhause und hier in seinem Kampfe gegen die Unsittlichkeit gesprochen hat. (Lebhaftes Bravo in der Mitte.)"

Auf das in einem gewissen Zusammenhange damit stehende Thema der Prostitution übergehend, bezeichnete der liberale Reichstagsabgeordnete für München I die von ihm so lebhaft unterstützten Bestrebungen des Abg. Roeren geradezu als einen „von allen Seiten gebilligten Kulturkampf".

Noch ein anderer liberaler Redner sprach sich im Reichstage in ähnlichem Sinne aus: der Nationalliberale Dr. Junck, der gleichzeitig im Namen des Freisinnigen Dr. Mugdan eine Erklärung abgab, die für München doppelt bemerkenswert ist, weil die in Rede stehenden Aktbilder sämtlich vom Landgericht München I freigegeben waren. Nach dem Stenographischen Bericht über die 108. Sitzung des Reichstags vom 25. Februar führte Dr. Junck u. a. aus:

„Wenn der Herr Kollege Roeren an Herrn Dr. Mugdan die Frage gerichtet hat, ob er denn wünsche, daß Bilder, wie sie hier vorgezeigt worden sind, seinen Kindern oder den Kindern anderer in die Hände gegeben würden, so bin ich, nach Rücksprache mit Herrn Dr. Mugdan, in der Lage, darauf mit einem vernehmlichen „Nein" zu antworten (hört! hört! in der Mitte und rechts), wie mir überhaupt Herr Dr. Mugdan versichert hat, daß er mit mehreren Ausführungen des Herrn Roeren durchaus einverstanden sei. Ich darf wohl persönlich hinzufügen: wenn ich jemals sehen sollte, wie ein dritter meinen Kindern solche Bilder vorlegte, so würde ich wahrscheinlich zu einem Akte der Selbsthilfe schreiten, der mich vielleicht mit den Behörden in Konflikt bringen, vor dem ich aber trotzdem nicht zurückscheuen würde! (Bravo! rechts.) ... Das eine gebe ich ohne weiteres zu: wenn sich unter den Bildern Exemplare befanden, auf denen stand, daß sie von den Gerichten freigegeben[3]) worden seien, so muß ich das angesichts dieser Bilder als **einen entschiedenen Fehlspruch**, als **ein Versagen unserer Justiz** bezeichnen. (Sehr gut!) Die Frage ist aber die: sollen wir deswegen zu einer Aenderung der Gesetzgebung schreiten? Ich meine, gerade der von dem hohen Hause durch einen Kompromiß verabschiedete § 184a des Strafgesetzbuchs sollte für die Fälle der Vergiftung von Kindergemütern genügen, **wenn er nur energisch angewendet wird.** (Lebhafte Zustimmung.) Mit einer energischen Anwendung sind meine Parteifreunde und ich persönlich von ganzem Herzen einverstanden; wir wünschen nichts sehnlicher, als daß der Staat von der Waffe, die ihm hier zugunsten der Kinder

der Polizei, freiwillig seine Auslagen zu säubern, hat Wagner hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt. Es ist tief beschämend, die Hände der Justiz oft Jahre lang gelähmt zu sehen, derweil unabsehbares Aergernis angerichtet wird.

[3]) Die von Roeren vorgelegten Bilder waren nach eigener Versicherung der Händler, die uns von amtlicher Seite bestätigt wurde, sämtlich vom Landgericht München I freigegeben.

Digitized by Google

in die Hand gegeben wird, auch einen energischen Gebrauch macht. (Lebhafter Beifall.)"

Man komme uns nicht mit dem Einwande, im Reichstage sei nur von Aktphotographien die Rede gewesen. Abgesehen davon, daß der liberale Abgeordnete Wölzl-München I ausdrücklich von „Kunsterzeugnissen" dieser Sorte sprach, ist es außerordentlich bezeichnend, daß eine Verteidigung (hier nicht persönlich, sondern als Sammelbegriff gemeint), die früher die öffentliche Schaustellung von Aktphotographien im Namen der hohen Kunst durch dick und dünn rechtfertigte, jetzt plötzlich „zweifelhafte Aktphotographien" in einen gewissen Gegensatz zu den Reproduktionen wirklicher Kunstwerke zu bringen sucht. Bald so, bald so, wie's trefft!

Uebrigens haben in der Reichshauptstadt Berlin selbst, am Sitze des deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, die bezüglichen Verhandlungen kaum die mindeste Wirkung gehabt. Abgesehen von dem skandalösen Vertrieb sogenannter „Privatdrucke", der jetzt in Berlin sein Zentrum hat und dem Gesetz eine Nase dreht, ist die Aktphotographie in Berlin durch nackte Darstellungen auf der Bühne bereits übertrumpft. Diese schamlosen Schaustellungen dauern mit Erlaubnis der Polizei[1]), wie wir einem Feuilleton von Richard Nordhausen in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 263 vom 5. Juni) entnehmen, auch im begonnenen Monat Juni munter fort. Richard Nordhausen, der gewiß der Prüderie absolut unverdächtig ist, fällt über diese Berliner Schaustellungen folgendes Urteil, das auch den eingefleischtesten Fanatikern einer „freien Kunst" zu denken geben sollte:

„(Preis des Platzes 15, 10 usw. Mark). Der Verein „Die Schönheit" fordert uns auf, all die Prachten der Nacktheit reines Herzens und ohne Hintergedanken zu genießen. Weshalb nicht auch ohne Operngucker? Ich fand .... den stickigen Saal recht erfreulich gefüllt. Die teueren (ganz vorne gelegenen) Plätze waren sogar ausverkauft. Ob alle 15- und 10-Mark-Herrschaften durchaus reinen Herzens und ohne Hintergedanken waren, konnte ich nicht feststellen .... Man wird nicht ohne Grund die Berliner Teilnehmer an solchen Festen der Nacktheit mit jenen Schaubegierigen auf eine Stufe stellen, denen Herr Lépine [Polizeipräfekt] in Paris soeben die Freude verdorben hat. Alle Entblößungen vor Tausenden, unter welchen Vorwänden sie immer geschahen, **sind bislang geradezu urkundliche Beweise des Niederganges gewesen. Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat.**"

Wenn wir diese Sätze eines sehr frei denkenden Mannes mit Genugtuung notieren, so soll damit dem Blatte, in dessen Spalten sie sich vorfinden, wahrlich kein Lob gespendet werden. Denn es gibt — wenigstens in Süddeutschland — kein Blatt, das mit zynischerem Behagen fort und fort ohne Unterlaß (erst wieder in einem Feuilleton vom 5. Juni) einen „pikanten" Beitrag nach dem anderen veröffentlicht und das Schamgefühl der Geschlechter systematisch und zielbewußt untergräbt.

Laut den „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 264 vom 6. Juni, wurde vor dem Landgericht München I auch eine Anklage verhandelt, welche in das in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 351 ff.) unter der Ueberschrift „Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit" behandelte Kapitel einschlägt. Hier der Bericht:

„Ein hiesiger Kaufmann, der in seinem Geschäfte die verschiedenen Gummiwaren führt, hatte früher auch „Gummiartikel" durch Plakate an seinen Schaufenstern zum Ankaufe empfohlen und dem Worte „Gummiartikel" mehrere Frage- und Ausrufungszeichen angefügt. Diese Zeichen entfernte der Kaufmann, als er aus Zeitungsberichten entnommen hatte, daß die mit Fragezeichen versehenen Aufschriften als strafbare Ankündigung unzüchtiger Mittel zur Verurteilung der betreffenden Firmeninhaber geführt hatten, derartige Ankündigungen ohne Zeichen aber straflos geblieben waren. Die Polizei erstattete aber gegen den Kaufmann Anzeige, und die landgerichtliche Strafkammer kam auch zu einer Verurteilung desselben wegen eines Vergehens nach § 184 Abs. 1 R.-St.-G.-B. zur Geldstrafe von 5 M., da ein Plakat mit der bloßen Aufschrift „Gummiartikel" nach der ständigen Judikation des Reichsgerichts als eine verbotene Ankündigung von Gegenständen, die zu unzüchtigem Gebrauch dienen, zu beachten ist."

Das Urteil des Landgerichts München I stützt sich auf wiederholte Entscheidungen des Reichsgerichts. Das Reichsgericht hat auch wiederholt entschieden, daß verschleierte Inserate über Gummiartikel und Einschlägiges ebenso strafbar seien wie offene Anpreisungen. In München scheint man aber die Schaufensterreklame schärfer anzupacken als die noch weit bedenklicheren, in Nr. 22 der „A. R." (S. 351 ff.) näher gekennzeichneten Inserate, welche eine Verführung der breiten Massen zu den unnennbarsten Dingen vermitteln. Warum dieses zweierlei Maß? Juristische Haarspaltereien sind auf keinem Gebiete weniger am Platze.

[1]) Viele werden sich schon oft vergeblich gefragt haben, weshalb in Berlin, allwo in Sachen der Polizei und der öffentlichen Ordnung das Machtgebot des Kaisers alles gilt, der immer üppiger ins Kraut schießende Nuditätenkult mit einer Duldsamkeit behandelt wird, die von gewissen Schaufenster-Razzien, die nach dem Heinze-Skandal auf direkte Wünsche des Hofes zurückgeführt wurden, so kraß wie nur möglich absticht. Es ist an der Zeit, die Gründe, die offen zutage liegen, einmal mit ungeschminkter Deutlichkeit zur Sprache zu bringen. Ein Hauptagitator für den Nuditätenkult ist der Berliner Bildhauer Harro Magnussen, dessen radikale Anschauungen in den Geleitsworten und Prospekten zahlreicher Nuditäten-Albums als zugkräftige Geschäftsreklame und als Deckung gegen die Polizeizensur prompt ihre Wirkung tun, auch in Form von „Sachverständigen"-Gutachten schon manche Freisprechung und Freigabe herbeiführten. Dieser Harro Magnussen steht beim Kaiser in hoher Gunst und wurde erst vor zwei Jahren, als gerade der Widerstreit wegen der Popularisierung (denn hier liegt der Schwerpunkt) der öffentlichen Nacktdarstellung in höchster Blüte stand, mit einem preußischen Orden ausgezeichnet. Gewisse für die öffentlichen Sitten verantwortlichen Stellen scheinen diese Auszeichnung als einen Wink aufgefaßt zu haben. Anderes kam hinzu, und allmählich wehte auch in sehr hohen Beamtenregionen ein Wind, der gewisse preußische Autoritäten sich mit Namensunterschrift für eine radikale Nacktkultur begeistern ließ. Im vorigen Jahre kam es dann im gemischten Freibad am Wannsee zu den bekannten Skandalszenen. Schon seit Jahr und Tag finden auf Grund öffentlicher Zeitungseinladungen Nacktzusammenkünfte in engeren Zirkeln statt, und in diesem Jahre ist es nun endlich zu den nackten Schaustellungen in einem großen Saale gekommen, die Richard Nordhausen als „geradezu urkundliche Beweise des Niederganges" anspricht. Wir sind felsenfest überzeugt, daß weder der Kaiser noch die Kaiserin über die volle Tragweite aller dieser Vorgänge hinreichend unterrichtet ist. Aber daß der Einfluß Harro Magnussens und anderer die naturgemäßen Bedenken, die sich noch vor zehn Jahren am Berliner Hofe sehr stark geltend gemacht haben würden, zurückgedämmt und ausgeschaltet hat, steht außer allem Zweifel. Harro Magnussen ist für seine Person Künstler, und wir tasten seine ehrliche Ueberzeugung nicht an. Aber was dem Künstler in Ausübung seiner Kunst erlaubt ist, schickt sich deshalb noch längst nicht für alle Stände und Klassen und für die breiten Schichten. Auch unter den Regierenden werden viele es lieber mit Hans Thoma als mit Harro Magnussen halten, der aus den Grenzen seines Berufes weit hinaustritt und höchst verderbliche Wirkungen gezeitigt hat. Die Freundschaft des Hofes mit dem Hause Magnussen datiert schon von der Zeit her, als der Vater des heutigen Kaisers noch Kronprinz war. Harros Bruder Lorenzo weilte so oft am Hoflager in Kiel, daß man ihm in seiner Heimat Schleswig den Scherznamen „Kronprinz" beilegte. Heute sonnt Harro sich in der kaiserlichen Gunst, die als Deckschild für einen von smarten Geschäftsleuten marktschreierisch ausgemünzten Nackkult herhalten muß.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Eine Volksoper?" Der Gedanke der Gründung einer Münchener Volksoper, welcher in München hier schon seit Jahren erörtert wird, nimmt greifbare Formen an. Ein Bedürfnis nach Opern bei volkstümlichen Preisen ist fraglos vorhanden. Dies beweist schon, mit welchen Opfern an Zeit und Geduld oft um die wenigen billigen Plätze der Hofbühne gekämpft wird, wobei nur ein geringer Teil der sich viele Stunden vor Kassenöffnung Aufstellenden in den Besitz einer Karte gelangt. Billige Preise mit annehmbaren Kunstleistungen zu vereinigen, das ist freilich ein gar schwieriges Problem. Wie man hört, soll die Vereinfachung der Inszenierung (in der Art des Künstlertheaters) zur Lösung beitragen.

Prinzregententheater. Aus Anlaß der Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins öffnete unsere Generalintendanz das sonst dem Dienste des Wagnerschen Dramas geweihte Haus für Klose, Schillings und Berlioz. Die Ehrung war verdient, das ist der allgemeine Eindruck, den das musikverständige Publikum von diesen von Mottl glanzvoll geleiteten drei Aufführungen empfing. Was Felix Mottl früher in Karlsruhe und später in München für die in ihrer französischen Heimat heimatslosen „Trojaner" von Berlioz getan hat, habe ich seinerzeit an dieser Stelle rühmend gewürdigt. Im Festspielhause erschienen nun die beiden Teile als eine lediglich durch eine Ruhestunde unterbrochene Einheit, und so wurde dem letzten Wunsch des toten Tondichters, dessen Verwirklichung ihm kaum möglich schien, Er-

Digitized by Google

füllung. Konnten wir früher unseren regulären Trojaneraufführungen noch eine verbesserte Ausstattung wünschen, so ist auch diesem Postulat auf das schönste Genüge geschehen. Die Besetzung war die frühere. Leistungen, wie Frau Preuses Kassandra und Frl. Faßbenders Dido, wurden auch von diesem kritischsten Festspielpublikum als ganz hervorragende empfunden. In Kloses „Ilsebill", welche auf der Wagnerbühne noch großzügiger wirkte, zeichneten sich Frau Burk-Berger und Herr Hagen rühmlich aus. Inmitten dieser Aufführungen stand die Première von „Moloch". Schillings vornehm empfundene und an musikalischer Erfindung reiche Oper fand bei den Fachleuten wie bei den übrigen Hörern stärksten Beifall. Emil Gerhäusers Festdichtung fußt auf Hebbels Fragment, welches der Dichter nicht vollendete, da seine Pläne über seine künstlerische Kraft gingen. Das Götzenbild des „Moloch" wird aus dem zerstörten Karthago in ein fernes Barbarenreich gebracht. Es ist freilich ein Ungläubiger, der lediglich aus weltlichen Zwecken den Kult nach der äußersten Thule verpflanzt, dennoch bringt der Moloch den Barbaren den Segen der Kultur. Auf Einzelheiten der zwar herben, aber großzügigen und oft erhabenen Musik kann heute nicht näher eingegangen werden. Feinhals, Bender, Hagen und die Damen Preuse und Ulbrig boten starke Leistungen. So verlief der musikalisch-dramatische Teil der Tonkünstlertagung, an großen Eindrücken reich.

Künstlertheater. Es ist eine ganz gewaltige Arbeit, die zurzeit von unseren Hofbühnen und ihren Dependancen (wenn der Ausdruck gestattet ist) in diesen Wochen geleistet wird. Gleichzeitig mit „Was Ihr wollt" im Künstlertheater ging die oben erwähnte Molochpremière und im Kgl. Residenztheater Kruses Verslustspiel „Standhafte Liebe" mit freundlicher Aufnahme in Szene. Dr. Kilians Bühnenbearbeitung des Shakespearewerkes, welches wir jüngst im Schauspielhaus sahen, ist nach meiner Ansicht derjenigen des Herrn Gg. Fuchs vorzuziehen. Letzterer braucht zahlreichen Szenenwechsel, während Kilian, ohne Shakespeare Zwang anzutun, beinahe eine Einheit des Ortes herzustellen weiß. Die reizvolle Ausstattung rührt von Jul. Diez her. Gegenüber einer einseitigen Betonung des köstlichen Ulkes soll der für unser Empfinden etwas verblaßte romantisch-lyrische Teil des Spieles durch Farbenzauber neuen Schimmer erhalten. Die neue Bühne bringt die Aenderung des Schauplatzes ohne viel „Dekorationskram"; gleich bleibt stets das Meer, das im Hintergrunde blaut. Vieles war sehr schön, wenn ich auch der Lehre der „Reliefwirkung" immer noch nicht, wie ihre Verfechter wollen, allgemeine, ausschließliche Gültigkeit zuzuerkennen vermag. (Ich habe mir in „Ilsebill" zur Aufgabe gemacht, mich mit den perspektivischen Wirkungen mit größter Aufmerksamkeit zu beschäftigen und trotz der großen Tiefe der Bühne keinen Moment gefunden, in dem auch das schärfere Auge störende Eindrücke gehabt hätte.) Heines Regie war glänzend. Seit langem hat man in unserem Hofschauspiel Shakespeare so vortrefflich nicht spielen sehen; ich möchte nur kurz Basils, Höfers und Monnards brillante Leistungen hervorheben. Braunfels' bescheidene Bühnenmusik verrät vornehmes Künstlertum.

Die Konzerte des Tonkünstlerfestes standen an Stärke des Eindruckes erheblich hinter den musik-dramatischen Darbietungen zurück. Nicht als ob die Wiedergabe der Werke nicht eine ausgezeichnete gewesen wäre. Obrists Leitung des württembergischen Hoforchesters verdient kaum minder Lob wie Mottls Direktion des bayerischen. Ludwig Heß als Sänger sowohl wie als Dirigent der Konzertgesellschaft für Chorgesang, das Ahnerquartett, das Russische Trio, das Münchener Streichquartett, Sängerinnen, wie die Damen M. van Lammen, Schünemann und v. Welden und die Sänger Haberl und Gmür boten Vortreffliches, allein die Kompositionen waren in ihrer überwiegenden Zahl von nur geringem Werte. Sehr viel technisches Können trat fast überall hervor, oft auch starke musikalische Intelligenz und künstlerischer Geschmack, aber selten wirkliche Erfindung und Eigenart. Das Beste boten meines Erachtens Schillings und Hausegger, welche beide ihre Werke selbst dirigierten. Des ersteren Glockenlieder für Tenor und Orchester sind von reizvoller Melodik, Feinheit der Technik und Reichtum des Empfindens. Eine starke Persönlichkeit spricht aus Hauseggers „Sonnenaufgang", ein Freiheitssang nach G. Keller. Kraft des Gefühls ist ihm eigen. — Die Symphonie P. v. Klenaus versprach anfänglich Gutes, zeigt im ganzen jedoch mehr Talent technischen Charakters. E. Schelling spielte seine suite fantastique für Klavier und Orchester brillant. Die temperamentvolle Arbeit, welche amerikanische Volksweisen geschickt verwendet, beweist viel Können. J. v. Gilses Symphonie „Erhebung" ist sehr reizvoll instrumentiert und stimmungskräftig; gleiches läßt sich von Jos. Krugs Waldsees symphonischer Dichtung „Der goldene Topf" (nach E. T. St. Hoffmann) sagen. Von geringerem technischen Geschick ist K. Bleyles gut erfundener Flagellantenzug. Die „Messe des Lebens" von F. Delius ist die umstrittenste Darbietung gewesen. Es steckt Talent und viel Können in ihr, aber auch viel Unausgeglichenes. Die Kammermusikveranstaltungen brachten für Marteaus Kammersymphonie eine deutliche Ablehnung. Der geniale Geiger hat als Komponist kein Glück, besser schnitten mit Streichquartetten K. Pottgießer und R. Lederer ab, die sich beide als geschmackvolle Künstler erwiesen. W. Braunfels spielte seine gut erfundenen Klavierstücke (Bagatellen und Studien) glänzend. Talent zeigt K. Ehrenbergs Sonate für Violine und Klavier op. 14, die Ahner und Schmid-Lindner mit Bravour vortrugen. Einen starken Eindruck empfing man von P. Juons Trio-Caprice op. 39. Ein rassiges Künstlertemperament spricht aus dem Werke. Die Liederkomponisten Kämpf, Moisisovics, Schindler und Vollerthun boten geschmackvolle Vertonungen, ohne durch besondere Eigenart im guten oder im schlimmen Anlaß zu weiteren Bemerkungen zu geben.

Gärtnerplatz. Beifällige Aufnahme fand die Uraufführung einer Operette: „Die Paradiesvögel" von Willner und J. Wilhelm. Die Musik ist von Ph. Silber. Ein neuer Mann, aber ach, keine neuen Melodien. Er weiß die üblichen Wiener Tanzrhythmen und sentimentalen Weisen zu schreiben, und seine Librettisten verbinden nicht ohne Geschick rührsame Volksstückmotive mit Operettenhumor. Das Publikum bekundete seine vollste Zufriedenheit.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Wiener Stadtrat beschloß, Schuberts Geburtshaus anzukaufen und in seiner alten Gestalt zu erhalten. — Die neunte Tagung des Schweizer Tonkünstlervereins fand unter großer Beteiligung in Baden (Aargau) statt und bot fesselnde Konzertdarbietungen. — Ein künstlerisch sehr befriedigender Verlauf des Ersten Deutschen Kammermusikfestes wird aus Darmstadt berichtet. — Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat den Preis für die beste Arbeit über Schiller im Urteile der deutschen Nachwelt Dr. Albert Ludwig in Lichtenburg zuerkannt. — Russische Opernaufführungen hinterließen in Berlin geringe Eindrücke, da die Kräfte nur mittelmäßige Schulung aufwiesen. Stärker interessierte das Ballett des kaiserlichen Marientheaters aus Petersburg. — Stilgebaurs „Moralischer Teeabend" fand bei der Genfer Uraufführung geringes Interesse. Das Publikum hatte vom Verfasser des vielgelesenen „Götz Krafft" mehr erwartet.

München. L. G. Oberlaender.

Musik und Theater in Köln. Die Theatersaison hat mit dem 1. Juni vorläufig ihren Abschluß gefunden. Das Opernhaus hat während der 9 Monate über 50 verschiedene Werke zur Aufführung gebracht. Darunter — streng genommen — nur eine Neuheit, „Soléa" von Isidore de Lara, dem Komponisten der so erfolgreichen „Messalina". Jedoch wollte „Soléa", trotzdem daß die Heldin — eigenhändig eine Kanone abfeuerte, nicht einschlagen. Die zweite Novität „Gioconda" von Ponchielli ist schon so alt (Mailand 1876), daß man sie als Novität kaum erklären kann. Mehr Glück hatte die Leitung mit einigen Neueinstudierungen, wie Aubers „Stumme von Portici", in der Rita Sacchetto die Fenella spielte, ferner Glucks „Orpheus und Eurydike" mit Charlotte Huhn, die sich jetzt in Köln niedergelassen hat, in der Titelrolle. Das Schauspiel brachte manche Neuigkeiten, darunter mehrere Uraufführungen, so u. a. Herbert Eulenburgs „Ullrich, Fürst von Belderb". Mit Schluß der Saison verliert das guteingespielte Schauspiel mehrere ausgezeichnete Mitglieder. Der vortreffliche Oberregisseur Otto Kienscherf vertauscht Köln mit Karlsruhe, der Heldenvater Oskar Borcherdt folgt einem Ruf als Direktor an das neugegründete Hoftheater in Gera und nimmt von hier einen Generalstab tüchtiger Kräfte mit. Der talentierte jugendliche Held und Liebhaber Emil Lindner ist an das Kgl. Schauspielhaus in Berlin engagiert. Also muß wieder für Ersatz gesorgt werden. Das Metropoltheater ist, nachdem es an die 60 mal den „Fidelen Bauer" gegeben, auf Reisen gegangen. Deshalb ist Köln doch nicht ohne Theater, denn das Sommertheater an der Flora hat sich wieder aufgetan, und im Residenztheater gibt das Linsemann-Ensemble mit Nina Sandow als Gast die alte Dumassche Sittenkomödie „Demi-Monde". — Die Gürzenichkonzerte haben in der Charwoche mit Bachs Matthäuspassion und dessen grandioser „H-moll"-Messe ihre Aufführungen beschlossen. Als wichtigstes musikalisches Ereignis ist die Sängerfahrt zu bezeichnen, die der Kölner Männergesangverein nach Belgien und England unternommen hat. In den Konzerten, die der Verein bisher in Antwerpen, Brüssel, Manchester und London gegeben, hat er seinen alten Ruf bewährt und neue Lorbeeren geerntet. Am Rheine gibt es jetzt einen einzigen Festtag, und die Nachbarstädte in der Runde leisten sich Festvorstellungen jeder Art. Dagegen fällt das diesjährige Musikfest in Düsseldorf aus, weil Prof. Buths infolge von Mißverständnissen mit dem Musikfestkomitee sein Amt als städtischer Musikdirektor niedergelegt hat und die Mitglieder (der Chor) des Musikvereins seine Mitwirkung verweigerte. Es ist das kein Unglück, indem die Musikfeste sich überlebt haben. Inzwischen rüstet sich Köln zu den diesjährigen Festspielen, die in den nächsten Tagen im Opernhaus beginnen sollen. Trotz der recht ansehnlichen Preise ist das Haus schon jetzt ausverkauft.

Prof. H. Kipper.

Digitized by Google

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der „Humor" im preußischen Wahlkampfe.

Der Bonner Amtsgerichtsrat Bresgen hat bekanntlich in einer „nationalen" Wahlversammlung in Godesberg den Ausspruch getan: „Die Schwarzen, die vaterlandslosen Gesellen, muß man treten, wo man sie trifft. Reißt den Pfaffen die Kutte herunter, es steckt nur Heuchelei drunter; unter die Füße mit ihnen." Hocherstaunt über die „häßlichen Hetzer", welche sich durch die „ehrlichen", „anfeuernden Worte" eines „alten patriotischen Kämpfers" verletzt fühlten, erließ der nationale Wahlausschuß in Godesberg eine Flugblatterklärung, in der unter anderem zu lesen ist: Gerichtsrat Bresgen habe in jener Wählerversammlung zu später Stunde nur eine „Bierrede" geschwungen, und jene niedlichen „Anfeuerungen" seien Ausflüsse seiner „Ehrlichkeit" und seines „warmblütigen rheinischen Humors". Wenn eine solche Interpretation gang und gäbe wird, kann es in der rheinischen Musenstadt noch recht fidel werden. Zum Beispiel: X hat von Y gesagt: „Den Kerl muß man treten, wo man ihn trifft. Reißt ihm die Fetzen vom Leibe, denn er ist ein Heuchler; unter die Füße mit ihm." Vor das Schöffengericht gestellt, wird X freigesprochen mit der Begründung, sein prächtiger rheinischer Humor verdiene freudigste Anerkennung. Dem übelnehmerischen Kläger Y geschehe nur recht, wenn er zur Strafe für die „häßliche Verhetzung", die in der Klage liege, die Kosten zu tragen habe. Nutzanwendung: Wenn ein deutscher Zentrumsmann von einem „Nationalen" eine Ohrfeige erhält, soll er mit artigem Knix sich für die ihm widerfahrene Ehre bedanken. Ob auch umgekehrt? Ja, Bauer, das ist ganz was anders! Bull.

Preußischer Blocktriumphgesang.*)

Erdacht und gemacht in der Dichterwerkstatt
Dr. Müller-Meiningen & Cie.

Die neue Zeit begonnen hat,
Es freut sich baß der Demokrat;
Wer liberal, wer Freisinnsmann,
In Preußens Gunst sich sonnen kann.
Dem König sind wir alle gut,
Wenn er nur unsern Willen tut.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

Geschlagen ist der Feinde Heer.
Man läßt die Ohren hängen sehr.
Der Junker und der Pfaffen Brut
Ist dezimiert, und das ist gut.
Neuliberal sprießt jetzt die Saat,
Altpreußentum gewesen hat.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

In Kirch' und Schul', in Welt und Haus,
Der Block treibt alle Teufel aus,
Die „Personalien" nebenbei
Die korrigiert er frank und frei.
Wer jetzt nicht liberal pariert,
Wird unbarmherzig kujoniert.
Hurra, hurra, Viktoria!
Herrn Kopschs Kulturblock ist nun da!

*) Obiger Abdruck stellt eine Rarität dar. Dieser Hymnus auf den unausbleiblichen Sieg des liberal-freisinnigen Kulturblocks bei den preußischen Landtagswahlen war zum sofortigen Massengebrauch bei Siegesbanketten in Berlin und in der Provinz bestimmt, speziell auch für nächtliche Zusammenrottungen vor dem Schloß und in der Wilhelmstraße. Am Wahltage spät abends kam plötzlich Gegenorder: Ganze Auflage einstampfen, kein Stück ausgeben! Der Zufall fügte es, daß unser Mitarbeiter Rigoletto auf der Straße ein Papier aufhob, das einem heftig gestikulierenden, durchgefallenen liberalen Wahlmanne aus der Rocktasche fiel. Es war die Siegeshymne, von der sonst niemals etwas in die Oeffentlichkeit gedrungen wäre.

Algecirasakte!

Da hielten sie die Konferenz,
Geheime Rät' und Exzellenz,
Sie schrieben viele Bogen naß
Und brauchten manches Tintenfaß.

War das ein wichtiges Getu'!
Man hatte kaum mehr seine Ruh;
Fast tagte sie in Permanenz,
Die Algeciraskonferenz.

Und worin soviel Weisheit steckt,
Hat solchen heitern Schlußeffekt:
Der ganze Diplomatentrick
Ist bloß ein bess'res Narrenstück.

Denn wie in einem Narrenspiel,
So treibt's jetzt jeder, wie er's will,
Und von den Akten bleibt uns nur
Ein dickes Bund Makulatur.

Ridens.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Leitung der Deutschen Reichsbank hat den Diskontsatz für Wechsel von 5% auf 4½% und den Lombard-Zinsfuss für Darlehen von 6% auf 5½% ermässigt. Die neuerliche Einberufung des Zentralausschusses dieses Reichsnoteninstitutes kam den beteiligten Faktoren durchaus überraschend, um so mehr, als die Wochenübersicht des letzten Reichsbankausweises die Hoffnungen auf eine baldige Reduktion der offiziellen Bankrate ganz bedeutend herabgedrückt hatten. Es war vor allem ersichtlich, dass durch das bedeutende Anwachsen des Wechselportefeuilles der Reichsbank Handel und Industrie neuerdings die Ansprüche an die Reichsbank erhöht hatten und so die Dispositionen des deutschen Geldmarktes wiederum empfindsam gestört wurden. Die nunmehrige Diskontermässigung, die epochenweise mit je einem halben Prozent die sechste dieses Jahres ist, gleicht dem Zinsfuss, den Deutschland seit 1906 nicht mehr aufzuweisen hatte. Wenn nun die verstärkte Inanspruchnahme der Baarmittel der Reichsbank, sowie die erwähnte Zunahme des Wechselbestandes die Zinssatzermässigung nicht rechtfertigen, so wird wohl der Grund dieser an sich erfreulichen Tatsache vor allem in dem Hinweis zu suchen sein, dass die neuerlich avisierten grossen Goldimporte Deutschlands eine kräftige Liquidität der Reichsbank ermöglichen. Aus den offiziellen Aeusserungen der Reichsbankleitung ist zu ersehen, dass im Laufe dieses Monats mit einer weiteren Besserung des Metallvorrats und der übrigen Aktiven der Reichsbank sicher zu rechnen ist. Dieses Moment ist wohl um so mehr gerechtfertigt, als die Situation auf dem übrigen internationalen Geldmarkte immer die gleich flüssige bleibt, ja sogar in England ein bisher unerreichter Vorrat an barem Gold registriert werden kann. Die englische Notenbank arbeitet mit einer im Vergleich zu Deutschland billigen Rate von 2½%.

Man wird sich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass die Geldverhältnisse und die einzelnen Bewegungen in der Diskontpolitik aller Noteninstitute gänzlich von der jeweiligen Gestaltung und Ausdehnung der Ansprüche von Handel und Industrie abhängig sind. Aus diesem Grunde allein schon ist es begreiflich, dass die Gesundung der monetären Situation der anderen Weltmärkte weit schneller sich vollzieht, als diejenige Deutschlands, weil die historische Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie weit jüngeren Datums ist, als die der übrigen in Betracht kommenden Länder. Aus dem auffallend langen Zögern der Reichsbank bezüglich der nunmehr eingetretenen Zinssatzlockerung, kann man anderseits mit etwas Berechtigung schliessen, dass die an erster Stelle stehenden Leiter der Reichsbank die Geldverhältnisse wie auch die Konjunktur derzeit günstiger beurteilen.

Die seit Monaten auf den Geldmärkten eingetretene Wendung kennzeichnet sich nirgends deutlicher als in der Kursgestaltung und der Nachfrage auf dem Rentenmarkt. Der Wettlauf bei der Plazierung von Staats- und Kommunenanleihen hat etwas nachgelassen. Es ist charakteristisch, dass die Millionen und Milliarden neuer Obligationen und Pfandbriefwerte aller möglichen Gattungen in dem grossen Kanal des Anlagemarktes fast mühelos unterkommen. Die Stadt Berlin emittiert eine neue Anleihe von 50 Millionen Mark. Die einzelnen Bankengruppen ergehen sich im Wettstreit um den Erwerb dieses grossen Obligationsbetrages. Ein weiteres Zeichen der momentan günstigen Lage des Rentenmarktes und ein bedeutender Faktor ist die Meldung, dass die früheren Syndikate und Aufnahmskonsortien die grossen Bestände ausverkaufen konnten. Trotzdem sind am offenen Markte nur bei scharf steigenden Kursen Rentenwerte, insbesondere solche der deutschen Anleihen, erhältlich.

Die Diskontermässigung konnte keinen grossen Einfluss auf die Gestaltung und Entwicklung unserer heimischen Effektenmärkte ausüben. Besonders schwer fällt hierbei der ungünstige Werdegang der Industriemärkte, vor allem des heimischen Montanmarktes ins Gewicht. Seit dem Zeitpunkt der ungünstigen Kalkulation von Dividenden-Erträgnissen einzelner Montangesellschaften ist die Aufwärtsbewegung auf dem Industrie-Aktienmarkte in eine flaue Tendenz umgewandelt, da auch das sachliche Relief in der Beurteilung dieses Gebietes, d. h. günstige Meldungen aus der Industrie, zurzeit gänzlich fehlen. — Immerhin werden die veränderten Geldverhältnisse ihre Wirkung auf die deutschen Börsen auf die Dauer nicht verfehlen. Auch die grosse Freiheit des Effektenhandels durch das bereits in Kraft getretene neue Börsengesetz wird auf die Geldmarktsituation und die Börsen selbst unterstützend einwirken. Der erwartete Erfolg dieses neuen Börsengesetzes ist bisher ausgeblieben, ja im Gegenteil war das Debut des neuerdings erlaubten Terminhandels von Montanpapieren ein ungünstiges und in seiner Wirkung auf den Börsenverkehr ein überraschend nachteiliges.

W. Weber.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung Herder & Co., München über das neue Lieferungswerk „Himmel und Erde" bei. „Himmel und Erde" bietet ein Werk über die interessantesten Gebiete der Naturwissenschaften. In seiner leicht fasslichen Darstellung aufklärend, bildend und belehrend, verdient es deshalb in jedem Hause, ganz besonders aber in unseren christlichen Familien Eingang.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Prz. Nr. 10[a]), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3880.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 20. Juni 1908. V. Jahrgang.

Wenn Minderjährige streiken.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Der Sturm des Unwillens und der Entrüstung über die Gotteslästerungen des katholischen Kirchenrechtslehrers in Innsbruck veranlaßte den Senat der Innsbrucker Universität, die Vorlesungen Professor Wahrmunds über Kirchenrecht für das laufende Sommersemester zu sistieren. Das Unterrichtsministerium stimmte dieser Maßregel zu und Wahrmund ging zwei Monate auf Urlaub; die einen sagen, er habe eine wissenschaftliche Studienreise nach Madeira und Teneriffa gemacht, die anderen behaupten, er habe fein still zurückgezogen in dem prächtigen Igls bei Innsbruck die unfreiwilligen Ferien verbracht.

Ende Mai tauchte Wahrmund in Innsbruck und in Wien auf, beratschlagte sich mit seinen Freunden und überrumpelte die Behörden und das Volk, indem er am 1. Juni sein kirchenrechtliches Seminar wieder eröffnete und ein Kolleg über Eherecht ankündigte. Das war Rebellion gegen die akademischen und staatlichen Behörden, und die Regierung verbot die Abhaltung des Seminars und der nicht behördlich genehmigten Eherechtsvorlesungen, und der Statthalter von Tirol forderte den Rektor auf, um Skandale zu vermeiden, die Innsbrucker Universität zu schließen. Das geschah.

Wahrmund setzte alle Hebel in Bewegung, um lesen zu können; die „Klerikalen" sollten um keinen Preis recht behalten, als sie erklärt hatten, sie hätten vom Ministerpräsidenten Baron Beck das Versprechen erhalten, Wahrmund werde im Sommersemester nicht mehr lesen. Die liberalen Abgeordneten, gegen deren ausdrücklichen Wunsch und Rat er sein Seminar wieder eröffnet hatte, rückten von ihm ab, denn jetzt richtete Wahrmunds Vorgehen sich direkt gegen den liberalen Unterrichtsminister Dr. Marchet. Nur die Judenpresse blieb ihm treu und hetzte weiter und die „freiheitlichen" Studenten, die bei allem nationalen Radikalismus sich die Parole aus der „Neuen Freien Presse" zu holen gewohnt sind. Die Innsbrucker „freiheitlichen" Studenten gaben, um in ihrem Wahrmund die „Freiheit der wissenschaftlichen Lehre" zu schützen, den Befehl aus: Auf allen Hochschulen ist der wissenschaftliche Betrieb einzustellen, bis die Regierung Wahrmund gestattet, im Sommersemester zu lesen, und ihm die Freiheit des Lehrens im Wintersemester garantiert. Und da Beck und Marchet sich den „Unmündigen" nicht unterwarfen, fingen tatsächlich in Innsbruck, Graz, Wien, Prag, Brünn, Leoben, Czernowitz die „freisinnigen" Studenten an den Hochschulen den Generalstreik an, indem sie mit Gewalt die Professoren zwangen, die Vorlesungen, Prüfungen, Uebungen einzustellen. Die Professoren folgten dem Kommando ihrer Schüler, ja der Wiener Rektor Ebner von Rofenstein billigte sogar den Streik. An sämtlichen deutschen Hochschulen Oesterreichs ruht tatsächlich der wissenschaftliche Betrieb, die Verfechter der Freiheit der wissenschaftlichen Lehre machten das wissenschaftliche Lehren und Lernen unmöglich. Und die Regierung schwieg dazu.

Welch unheilvolle Folgen der Streik, der möglicherweise mit dem Verluste eines Semesters verbunden wird, für all jene Studenten haben kann, welche nicht auf Kosten ihrer Eltern schwänzen, sondern studieren, Prüfungen machen, promovieren wollen, wird sich jeder Leser selbst sagen. So sehr daher von liberaler Seite verlangt wird, es solle das Semester sofort geschlossen und den Studenten angerechnet werden, so sehr muß vom Standpunkte der Eltern und der übergroßen Mehrzahl der arbeitswilligen Studenten verlangt werden, daß mit energischer Hand dem Streik ein Ende gemacht und das Semester regelrecht zu Ende geführt wird. Der Unterrichtsminister hatte für Samstag (13. Juni) sämtliche Hochschulrektoren zu einer mehrtägigen Konferenz einberufen, welche wahrscheinlich über diese Frage die Entscheidung fällen wird.

Und nun kommt auf einmal die Nachricht: Wahrmund hat sich unterworfen, er verzichtet für das ganze Semester auf jegliche akademische Tätigkeit. Dem Unterrichtsminister und den liberalen Parteien ist eine Zentnerlast vom Herzen gefallen, nun hat ja der Streik jede Ursache verloren. Aber — die Judenpresse will nicht Frieden. Die Studenten erklären; es wird fortgestreikt, ohne Wahrmund, ohne Professoren, gegen Marchet. Sie schicken dem liberalen Verband der Abgeordneten ein Memorandum, in dem sie drohen, daß „weite Kreise" sich der Sozialdemokratie zuwenden werden (charakteristisch für die deutschnationale Gesinnung dieser Burschen!), und erklären, daß sie, wenn jetzt das Semester geschlossen werde, bei Beginn des Wintersemesters den Streik fortsetzen werden. Die Judenpresse tobt im selben Sinne und gibt Wahrmund bereits den Eselstritt. Er „hat die Dinge auf die Spitze getrieben, wird über Nacht fahnenflüchtig. Kann er es verantworten, die Studenten und alle Freisinnigen irregeführt zu haben? ... Die Freisinnigen Oesterreichs hat er in die verfängliche Situation der Lächerlichkeit gebracht" — kurz: Wahrmund ward dem gesamten minderjährigen und großjährigen Freisinn zu einer furchtbar lächerlichen Blamage geworden. Man könnte fast zu Mitleid gestimmt werden.

Die christlichsoziale Partei setzt sich mit aller Entschiedenheit dafür ein, daß dem Streik mit starker Hand ein Ende gemacht und der Hochschulbetrieb am 15. Juni wieder eröffnet wird, sie will die arbeitswilligen Studenten vor den bösen Folgen des verbrecherischen Streiks der Minderjährigen schützen. Ob es ihr gelingt, werden die Leser aus den Tagesblättern wissen, wenn ihnen diese Zeilen vor Augen kommen.

Eine furchtbare Niederlage hat dem Gelehrten Wahrmund der bekannte nichtkatholische Gelehrte Dr. Viktor Naumann (Pilatus) bereitet mit einer Flugschrift „Die zweite Wahrmundbroschüre". (Verlag Styria, Graz, 80 Heller.) Die erste Broschüre hatte der Innsbrucker Professor Fonck, S. J., gegen Wahrmund gerichtet; Wahrmund antwortete mit der Schrift „Ultramontan", und gegen diese wendet sich Dr. Naumann. Wer dessen tiefes Wissen in „Quos ego" und „Jesuitismus" kennen und bewundern gelernt hat, wird mit innigem Behagen die feine, glänzende, echt wissenschaftliche Abschlachtung Wahrmunds lesen. Es wird nachgewiesen, daß Wahrmund Zitate aus katholischen Moralkasuisten falsch und entstellt anführt, daß er richtige Sätze, welche den Zitaten einen ganz anderen Sinn geben, „überliest", d. h. unterschlägt; es wird nachgewiesen, daß die wissenschaftliche Methode des Innsbrucker Kirchenrechtslehrers und seine Wertung der katholischen Moral von heute unter aller Kritik ist. „Und da es mich schmerzt, einen Mann der Wissenschaft einen Streit in der Weise ausfechten zu sehen, wie ihn Professor Wahrmund jetzt ausficht, so mag er mir es nicht verübeln, wenn ich ihm das Goethesche Wort zurufe: Besinne dich!... Du erlaubst dir Wort auf Wort, das deinen Schmerzen zu verzeihen ist, doch das du selber dir nie verzeihen kannst." — Tolle, lege!

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Trinksprüche von Reval.

Die Begegnung des Königs Eduard mit dem Zaren Nikolaus auf der Reede vor Reval ist ohne alle Störung verlaufen. Nichts Unfriedliches gab es da, weder Hineingetragenes noch Herausklingendes. Die Trinksprüche bei der Galatafel auf dem „Standard" waren in jener vorsichtigen Korrektheit abgefaßt, in der König Eduard Meister ist. Er hält bekanntlich Schweigen für Gold und redet nicht mehr, als er muß. In den Trinksprüchen steht kein Wort zuviel, aber auch kein Wort zuwenig, sondern gerade das, was zur Beruhigung der verschiedenen europäischen Kreise angezeigt war. Das ominöse Wort „Bündnis" ward nicht gebraucht; nicht einmal der Ausdruck „entente permanente". Auf Grund des mittelasiatischen Uebereinkommens sollen nur die Beziehungen der Länder oder Völker sich enger knüpfen, und so sollen die bisherigen Abmachungen „trotz ihrer begrenzten Ziele" in der Zukunft zu der „Regelung einiger wichtiger Fragen beitragen". Alles natürlich im Interesse des Weltfriedens!

Was sind das für Einzelfragen? Unsere Offiziösen sowie die halbamtlichen Kommentatoren in Petersburg weisen auf die persisch-afghanischen Angelegenheiten und auf die mazedonische Frage hin. Von der marokkanischen Angelegenheit wird in allen Sprachen geschwiegen, und das ist sehr erfreulich. Eine recht ernste Befürchtung ging bekanntlich dahin, daß König Eduard die Zusammenkünfte von London und Reval benützen könnte, um Frankreich zu schärferem Vorgehen in Marokko zu veranlassen. Statt dessen hatten wir ein bedeutsames Einlenken Frankreichs in formeller und materieller Hinsicht zu begrüßen. Inzwischen hat der Rückzug der französischen Truppen auf Casablanca tatsächlich begonnen. Zugleich ist der Einzug Mulay Hafids in Fez erfolgt; wenn auch in der französischen Presse noch gewisse Schwankungen hervortreten (was sich wohl aus dem Einfluß der mit Abdul Asis liierten Kapitalisten erklärt), so wird doch wohl bald die Voraussetzung erfüllt sein, von der die französische Regierung die Anknüpfung von Beziehungen zu dem neuen Sultan abhängig gemacht hat. Diese Entwicklung der marokkanischen Angelegenheit bildet ein wirksames Gegengewicht gegen das „Moment der Unruhe", das in der neuen Rührigkeit des „Einkreisungspolitikers" von London liegt.

Wie England und Rußland mit der afghanischen Kriegspartei und mit den inneren Wirren Persiens fertig werden, können wir ihnen anheimstellen, solange sie nicht die wirtschaftlichen Interessen in Mitleidenschaft ziehen. Bei dem Kampf zwischen dem Schah und seinem Parlament scheinen die englischen und die russischen Einflüsse in Teheran vorläufig noch an verschiedenen Strängen zu ziehen. Viel mehr Aussicht auf ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte bietet die mazedonische Frage, die sich unter Umständen zu einer bis an die Westgrenze von Persien vordringenden türkischen Frage auswachsen kann. Es liegt da ein wichtiger Umschwung vor, indem Rußland die Balkanangelegenheiten nicht mehr mit Oesterreich in Mürzsteg sondern mit England in Reval erledigt. Die Welt weiß noch nicht, ob in Reval das gemäßigte russische Programm oben geblieben ist, oder ob Rußland sich den schärferen Forderungen des englischen Programms (Generalgouverneur, Finanzkontrolle) anbequemt hat. Im letzteren Falle droht ein Konflikt mit der Türkei und ein Zwiespalt mit denjenigen Mächten, die im Interesse des Friedens die Autorität des Sultans erhalten wollen (Oesterreich, Deutschland und angeblich auch Italien). Mazedonien ist der Probierstein für die behauptete Friedlichkeit der englisch-russischen Annäherung.

Inzwischen kann man zur Beruhigung nichts weiteres Zuverlässiges beibringen als das offenbare Bestreben der beiden Regierungen, zurzeit die deutschfeindliche Spitze nicht hervortreten zu lassen. Der russische Ministerpräsident hat sogar in einem Interview die „traditionelle Freundschaft mit Deutschland" ausdrücklich hochgehalten. Das ändert freilich nichts an dem Gesamteindruck, daß König Eduard sein System der Isolierung Deutschlands zäh fortsetzt, indem er durch den Widerspruch im eigenen Volk und durch sonstige Schwierigkeiten sich höchstens zu einer vorsichtigeren Form, aber nicht zu einem sachlichen Verzicht bestimmen läßt. Fürst Bülow sollte endlich von diesem Meister der hohen Politik etwas lernen, statt seine und seines Koches Kunst in der niederen Blockpolitik zu verschleißen.

Zwanzig Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II.

Mitte Juni waren zwei Jahrzehnte verflossen, seitdem der junge Sohn des Leidenskaisers das Zepter in seine Hand nahm. Zwanzig Jahre voll zahlreicher Wechselfälle, denen nur ein Gut, aber ein köstliches Gut gemeinsam ist: die Erhaltung des Friedens. Und gerade dieser Kaiser stand zu Anfang seiner Regierung nicht bloß bei den Gegnern und Neidern, sondern auch bei vielen Freunden im kriegerischen Ruf. Seine lebhafte Sorgfalt für die Wehrmacht Deutschlands zu Wasser und zu Lande hat immer nur dem Frieden gedient, und auch sein impulsives Temperament hat den Weltfrieden niemals erschüttert — trotz aller Herausforderungen, an die es namentlich in dem letzten Jahrfünft nicht gefehlt hat. Als Wilhelm II. den Thron bestiegen hatte, wagte ein Günstling, der Graf Douglas, ihn öffentlich als „Kartellkaiser" zu bezeichnen. Die Kartellmehrheit, die 1888 dem Fürsten Bismarck zur Verfügung stand, ging schon bei den Wahlen von 1890 in Scherben, und mit dem Mantel fiel der Herzog von Lauenburg. Es wurde die Parole ausgegeben: das Gute nehmen, wo es zu finden ist. Das galt bis zur Jahreswende 1906/07, als Fürst Bülow die Blockpolitik begründete. Sie wird nach aller Wahrscheinlichkeitsrechnung ebensowenig die nächsten Wahlen überdauern wie die alte Kartellherrlichkeit. All die großen Taten, die man heute zum Preise der zwanzigjährigen Regierung Kaiser Wilhelms II. aufzählt — Sozialreform, Bürgerliches Gesetzbuch, Handelsverträge, Flottenausbau usw. —, sind unter der entscheidenden Mitwirkung des Zentrums im Parlament zustande gekommen. Bis zum Silberjubiläum des Monarchen wird das Zwischenspiel der Blocklünstelei ganz erledigt und halb vergessen sein. Die Krone soll über den Parteien stehen, und die Minister sollen in dieser Zeit, wo so viele zersetzende und umsturzsüchtige Kräfte an der Arbeit sind, eine Politik der Sammlung, nicht der mutwilligen Ausschaltung betreiben.

Der Eintritt des Prinzen von Cumberland in die bayerische Armee.

Eine erfreuliche Nachricht, die auf die Heilung einer alten Wunde hoffen läßt! Prinz Ernst August, der zweite Sohn des Herzogs von Cumberland, ist nach menschlichem Ermessen der Stammhalter des 1866 entthronten Königsgeschlechts von Hannover. Den Erbanspruch auf das Herzogtum Braunschweig hatte sein Vater bekanntlich im vorigen Jahr auf ihn übertragen, und Prinz Ernst August war zum Verzicht auf Hannover bereit. Preußen erachtete diesen Verzicht nicht für genügend, da der Vater und der ältere Bruder sich demselben nicht angeschlossen hatten. So wurde in Braunschweig ein neuer Regent gewählt und die Hoffnungen auf eine Aussöhnung zwischen Berlin und Gmunden schienen wieder einmal gescheitert zu sein. Jetzt aber ist eine neue Annäherung erfolgt, die einen befriedigenden Ausgleich in der Zukunft verspricht. Prinz Ernst August ist Leutnant im deutschen Heere geworden. Der Eintritt ist freilich in der bayerischen Armee erfolgt, aber mit Wissen und Willen des Berliner Hofes. Der Eintritt bezeugt einerseits, daß die Familie Cumberland die Absicht hat, den Verzicht des Prinzen auf Hannover aufrechtzuerhalten, und er läßt anderseits annehmen, daß in Berlin die Absicht besteht, den Prinzen Ernst August in Zukunft den braunschweigischen Thron besteigen zu lassen. Ob dieser Zeitpunkt schon zu Lebzeiten des Vaters und des älteren Bruders eintreten wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Unmöglich ist eine frühere Lösung der Frage nicht. Man kann sich eine friedliche Wendung in Berlin zugunsten des im Offiziersdienst bewährten Prinzen denken oder auch die Uebertragung aller Rechte des Vaters und des Bruders auf den Prinzen, so daß dieser vorzeitig Chef des ehemals hannoverischen Königshauses und infolgedessen sein Verzicht auf Hannover in jeder Beziehung vollkommen und endgültig würde. Möge auf dem einen oder anderen Wege das Ziel bald erreicht werden, das sowohl im Interesse der Braunschweiger als auch der Konsolidation des Reiches liegt. Der innere Friede, das germanische Rechtsgefühl und das monarchische Prinzip würden von dem Ausgleich reichen Vorteil haben. 42 Jahre ist jetzt schon die Wunde alt, die von den Kämpfen um die Neugestaltung Deutschlands übriggeblieben war. Wenn sie sich im ersten halben Jahrhundert des neuen Bundes noch schließen soll, so darf der Probedienst des prinzlichen Jakob nicht zu lange ausgedehnt werden. Der gegenwärtige Regent von Braunschweig ist viel zu edel und zu weich, um ein Hindernis zu bilden.

Digitized by Google

Von Würzburg bis Düsseldorf.

Von

Dr. Wilh. Maxen, Hannover-Linden.

Im letzten Jahre erlaubten wir uns in der „Allgemeinen Rundschau" den Vorschlag, über die Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands jeder neuen Generalversammlung einen Ueberblick vorzulegen. Nach § 24 der Satzungen soll nun das Lokalkomitee in erster Linie für die Ausführung der Beschlüsse der Generalversammlung nach Kräften sorgen. Es würde darauf ankommen, in jedem Bistum einen oder zwei Referenten über diese Beschlüsse zu bestellen. Dieselben hätten den Ueberblick genau zu geben im Anschluß an die Beschlüsse der vier Ausschüsse. Von der Ausführung grundsätzlicher bzw. allgemeiner erörternder Beschlüsse könnte ja abgesehen werden, dagegen wäre die Kontrolle über solche Beschlüsse notwendig, welche zu irgend einer Aktion auffordern oder Anregung geben. Beispiele mögen den Vorschlag klären.

1. Der Ausschuß über soziale Fragen hat ein Interesse daran, zu erfahren, was im letzten Jahre geleistet worden ist, z. B. in der katholischen Kolportage (Beschluß Nr. 1), über die Zunahme der katholischen Arbeiter-, Jünglings-, Arbeiterinnen- und Dienstbotenvereine, sozialer Studienzirkel unter den Studenten, katholischer kaufmännischer Vereine, Ortsgruppen des Katholischen Frauenbundes.

2. Der Ausschuß über Caritas müßte berichten, was im letzten Jahre geschehen ist in der Organisation der Caritas in Ausbildungskursen, Vinzenz- und Elisabethvereinen, in ländlicher Krankenpflege, in Fürsorgevereinen für Gefallene und Gefährdete, für die Rekruten, für die zuwandernden Arbeiter, im St. Joseph-Missionsverein, in den Mäßigkeitsbestrebungen.

3. Der Ausschuß über Erziehung und Unterricht wies hin auf die katholischen Studienvereine, den Albertus-Magnus-, Hildegardis- und akademischen Vinzenzverein, ferner auf den Görresverein, die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, den Albrecht Dürerverein und die Deutsche Calderon-Gesellschaft. Ein genauer Ueberblick über alle diese in Würzburg so warm empfohlenen Einrichtungen gäbe ein ziemlich genaues Bild über den organisatorischen Erfolg der letzten Generalversammlung. Die katholischen Arbeiter- und Caritassekretariate würden sich vielleicht gern der Aufgabe unterziehen, eine ausführliche Statistik aufzustellen. Sollte dieselbe vor der Generalversammlung nicht mehr fertigzustellen sein, so könnte man sie dem stenographischen Berichte der folgenden Versammlung vorausschicken. Das interessiert unseres Erachtens gerade soviel wie die Uebersicht über die langen Geschäftsbilanzen. Ja gerade die vielen tausend Mark, welche nach den Bilanzen für die Versammlungen in Cöln, Straßburg, Essen, Regensburg und Würzburg ausgegeben sind, erheischen immer mehr die Beantwortung der Frage: „Was haben neben der allgemeinen und lokalen Begeisterung die einzelnen Generalversammlungen in ihrer nächsten Umgebung, ihrer Diözese und in ganz Deutschland gewirkt?"

Die katholischen Zeitungen bringen schon jetzt die Aufforderung des Lokalkomitees zu Düsseldorf, Anträge an diese Generalversammlung an den Vorsitzenden der Rednerkommission einzusenden. Es war vor der Würzburger Versammlung der Wunsch ausgesprochen, man möge die einzelnen Anträge doch den Mitgliedern mit ihrer Mitgliederkarte gedruckt zusenden; vielleicht ließ sich das im letzten Jahre nicht mehr verwirklichen; dennoch halten wir es für außerordentlich wichtig, daß diejenigen Mitglieder von dem Inhalt der Anträge unterrichtet sind, welche sich mit den Angelegenheiten der einzelnen Ausschüsse intensiver beschäftigen wollen. Auch in Würzburg zeigten sich bei vielen Mitgliedern Unschlüssigkeiten darüber, welchem Ausschuß sie ihre Zeit und ihre Beratung widmen wollten. Sehr oft kollidieren die Anträge der einzelnen Ausschüsse, und unnötigerweise werden ganz dieselben Gegenstände in zwei Ausschüssen beraten. Unbedingt notwendig scheint es uns, daß das Lokalkomitee in der Ordnung der Anträge und der Bekanntmachung derselben Wandel schafft. Man mag vielleicht unnötige Zeitungserörterungen und Beeinflussungen der Generalversammlung verhüten wollen, aber auch die anderen großen Generalversammlungen stellen ja ihre Anträge zur Debatte. Man brauchte den Inhalt keineswegs durch die Zeitungen zu publizieren, die betreffenden Mitglieder müßten die Anträge aber jedenfalls vor Beginn der Generalversammlung vom Lokalkomitee beziehen können. Auch die ständigen Mitglieder, welche nicht persönlich zur Katholikenversammlung erscheinen können, haben ein Recht darauf, frühzeitig die Verhandlungsgegenstände kennen zu lernen, sie können ihre Ansichten über die Anträge schriftlich an das Lokalkomitee einsenden. Vielleicht geben diese Anregungen Veranlassung zu Erörterungen in der Presse. Zur Ausgestaltung und Belebung der Katholikenversammlungen trägt es jedenfalls bei, wenn man den Verlauf und das Ergebnis der so außerordentlich wichtigen geschlossenen Versammlungen bzw. Ausschüsse nicht so sehr, wie bisher, dem Zufall und der augenblicklichen Stimmung der jeweiligen Versammlung überläßt.

Weltmachtpolitik.

Von

Dr. W. Hüllen.

Wer, wie ich, Gelegenheit hat, Offizierkreise über die augenblickliche politische Lage urteilen zu hören, wird über manches erstaunt sein. Allgemein hält man es für möglich, daß es zum Kriege kommen kann. Aber von einer Begeisterung für diesen Krieg ist nichts zu merken. Die Offiziere wissen am besten, was auf dem Spiel steht, und sie zweifeln manchmal, daß alles so klappen würde wie Anno 70. Auf die Gründe, die zu solchen Zweifeln Anlaß geben, wollen wir hier nicht eingehen. Nur ein äußerlicher sei erwähnt. Die hochwichtige Frage der Felduniform schwebt noch immer in der Luft. Halbheit auch hier. Man kommt und kommt nicht von der Stelle. Man glaubt schon wunder was getan zu haben, wenn man zur Erleichterung des Gepäcks aus den alten Mänteln das Futter herausschneidet. Ein plötzliche Mobilmachung träfe uns in der unpraktischesten Bekleidung, die es für das moderne Gefecht überhaupt geben kann. Das merkt man besonders an solchen heißen Tagen, wie sie uns der Juni bisher brachte, und an denen die Marschfähigkeit bis auf ein Minimum herabsinkt.

Bismarck sagte anfangs der achtziger Jahre, die bulgarische Frage sei nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert. So schätzt man heute auch die „offene Tür" in Marokko ein. Wenn es hoch kommt, so beläuft sich das dortige deutsche Kapital auf 2 Millionen Mark. Und deshalb seit drei Jahren Kriegsgefahr? Weshalb riet Bülow, der Reichskanzler und Fürst, von der Tangerfahrt nicht ab? Fürchtete er, vor die Tür gesetzt zu werden? Diese Türe wäre für Deutschland weniger gefährlich gewesen als die in Marokko. Was nun, wenn Frankreich sich eine immer stärkere Verletzung der Algeciras-Akte erlaubt? Entweder müssen wir dann eine moralische Ohrfeige nach der anderen einstecken oder vom Leder ziehen. Diese Situation ist so peinlich wie nur möglich und für unser Ansehen überaus schädigend. Sie ist das Ergebnis unserer Sucht nach Weltmachtpolitik. Hans Dampf in allen Gassen sein, das war das Ziel des neuen Kurses. So setzten wir uns mit den Buren in die Tinte, so verschwendeten wir in der südwestafrikanischen Sandbüchse 200 Millionen, und so — dank unfähiger oder serviler Ratgeber, die ihren Beruf verfehlten — in die Donquixoterie des Chinakreuzzuges. „Volldampf voraus!" — „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" usw. Was hat uns die Politik der Bankettreden eingetragen? Sämtliche Staaten Europas wurden durch diese Weltmachtgelüste Deutschlands chokiert; sie fühlten sich beengt und geängstigt. Mißtrauen und Neid und Eifersucht schossen allenthalben hervor. Und als das Ausland merkte, daß die deutschen Bankettreden nur bewegte Luft waren, und die preußischen Geschäftsträger draußen das Olmützische Wort vom mutigen Zurückweichen befolgten, da wurde es frech. So kam der französisch-englische Zusammenschluß, und in diesem Augenblicke, nach der Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren in Reval, kann die preußische Diplomatie von allen Niederlagen, die sie im Laufe der letzten zwanzig Jahre erlitten hat, die empfindlichste verzeichnen. Und wie sicher wähnten wir uns der russischen Dankbarkeit auf Grund unseres „musterhaften" Verhaltens während des ostasiatischen Krieges und der russischen Revolution! Aber statt einer Festigung der deutsch-russischen Beziehungen sehen wir die Beilegung jenes alten englisch-russischen Zwistes und sehen zugleich eine unermüdliche Deutschenhetze der russischen Presse, zumal des für die auswärtige Politik wichtigsten Blattes, der „Nowoje-Wremja", und eine ebensolche Hetze der Großfürsten-Clique.

Woher das wohl kommen mag? Zum Teil aus persönlichen Gründen, über die ein aus englischen Hofkreisen stammendes

Digitized by Google

Buch, welches die preußische Polizei mit solchem Eifer unterdrückte, daß seiner nur Persönlichkeiten ganz hoher Kreise habhaft werden konnten, Aufklärung verschaffte. Zum anderen Teil stammt auch die russische Feindschaft aus unserer Weltpolitik. Die Bagdad- und Balkanbahnprojekte und überhaupt die deutsche Orientpolitik, die den kranken Mann am Bosporus wie eine Wundermaid umwirbt, sind den Russen auf die Nerven gefallen. Und worin wird der praktische Nutzen der Bagdadbahn für uns bestehen? Sie wird die deutsche Landwirtschaft, die sich in den letzten Jahren etwas emporgearbeitet hat, mit einer höchst gefährlichen Konkurrenz bedrohen.

Zieht man überhaupt das Fazit aus unseren Weltmachtbestrebungen, so ergibt sich fast in jeder Hinsicht ein klägliches Resultat. Sie hat uns überall verhaßt gemacht und selbst alte Freundschaften erschüttert. Wer zu den Zeiten von Faschoda und später zu denen der Doggersbankaffäre von der Möglichkeit eines Zusammenschlusses zwischen Frankreich, England und Rußland gesprochen hätte, wäre für leidlich verrückt erklärt worden. Und heute? Heute steht der kommende neue Dreibund vielleicht schon auf festeren Beinen als der alte. Denn wer darf noch den Italienern trauen? Und durch unsere Polenpolitik haben wir sogar die slawischen Völker Oesterreichs gegen uns in Harnisch gebracht.

Dazu hat uns die Weltpolitik in Schulden gestürzt, besonders die Flottenpolitik nach Keimschem Hurraprinzip. Wir haben jetzt 5 Milliarden Schulden und gehen der sechsten entgegen. Wenn es zum Kriege käme, würden wir wohl mit Frankreich fertig werden, aber England schießt unsere Flotte in Grund und Boden und vernichtet unseren Handel bis auf den letzten Rest.

Der alte Bismarck war doch klüger als die Machiavellisten des neuen Kurses, und dem deutschen Zentrum wird einst die Geschichte dafür Dank wissen, daß es einer maßvollen Realpolitik vor dem imperialistischen Drang in die Ferne, den die Blockbrüder wie ein Fatum über sich ergehen lassen, den Vorzug gab. Das Zentrum hat damit zugleich eine der wertvollsten preußischen Traditionen hochgehalten.

Deutscher katholischer Lehrerverband.

Von

Franz Weigl.

Für den süddeutschen katholischen Lehrer ist es immer eine Erhebung, wenn er zu den Standesgenossen und ihrer Organisation im Norden kommt; sind dort doch die meisten katholischen Lehrer auch in jenen Verbänden organisiert, in die sie nach dem konfessionellen Charakter der Erziehungsweisheit und der Erziehungspraxis gehören. Dem Katholischen Lehrerverein Schlesien z. B., der die XIII. Generalversammlung des Katholischen Lehrerbandes des Deutschen Reiches in die schöne Oderstadt Breslau für die Pfingsttage geladen hatte, gehören gegenwärtig 4941 Lehrer, die weitaus größte Mehrzahl der dortigen katholischen Lehrer, an.

Ein so mächtiger Verein, bei seiner großen Mitgliederzahl auch vorzüglich organisiert — von den Führern seien genannt der Abgeordnete Rektor Ziesché, Rektor Neumann, Lehrer Nitsche, Reallehrer Schink —, war vorzüglich geeignet, den genannten Verband zur arbeits- und frohsinnsreichen Tagung aufzunehmen. An dieser Stelle können nur die markanten Beschlüsse und Arbeitsleistungen Erwähnung finden.

Es sei vor allem hervorgehoben die gründliche Bearbeitung des Willensproblems in der Erziehung, welche die Verhandlungen brachten. Ein gewiegter, feinsinniger Psychologe von Ruf, Universitätsprofessor Dr. Baumgartner, sprach über das Willensproblem in der modernen Psychologie. In ungemein klarer, anschaulicher Weise führte der bedeutende Gelehrte die Einzelvorgänge beim Willensakt vor, zeigte die Stellungnahme der modernen Psychologen, besonders von Ebbinghaus, Wundt u. a., zu den einzelnen Teilvorgängen und stellte namentlich klar die Unterscheidung von Triebvorgängen und richtigen Willensakten. Was der Gelehrte psychologisch fundamentiert hatte, führte Lehrer Titze aus Beuthen in die praktischen Details weiter mit seinem Vortrag: „Die neuere Methodik in ihrer Bedeutung für die Bildung der sittlichen Willenskraft." Aus diesem Referat verdienen folgende Sätze besonders ausgehoben zu werden:

„Der Religionsunterricht ist die tiefste Quelle sittlicher Willensbildung; er kann durch einen von ihm losgelösten Moralunterricht nicht ersetzt werden.

Nicht jeder Religionsunterricht ist indes geeignet, die sittliche Willenskraft in der rechten Weise zu pflegen und zu fördern; deshalb begrüßen wir seine Reform nach Stoff und Methode, wie sie von den Münchener und Salzburger Katechetenkreisen ausgeht.

Der neueren Methodik hat auf diesem Gebiete Förster, der Verfasser der Jugendlehre, wertvolle Anregungen gegeben. Seine Gedanken verdienen an geeigneter Stelle im Unterricht verwertet zu werden.

Konzentrationsidee, Persönlichkeitspädagogik, ästhetische Bildung, sexuelle Belehrung, Kampf gegen den Alkohol können in dem Rahmen der Maßnahmen, welche die neuere Methodik für das Ziel sittlicher Erstarkung einstellt, von mitbestimmendem Einfluß sein, wenn sie auf ein weises Maß und den rechten Platz beschränkt bleiben."

Aesthetische Bildung ohne religiöse Grundlage, Schulunterricht ohne wahre Arbeit bedeuten eine Gefahr für die sittliche Bildung."

Heute nimmt die Frage nach der rechten Willensbildung in der Pädagogik eine bevorzugte Stellung ein; es ist erfreulich, daß der Katholische Lehrerverband sofort auch in so gediegener Weise die Zeitfrage behandeln ließ.

Als zweites Arbeitsgebiet von weittragender Bedeutung ist die Formulierung der Stellungnahme der katholischen Lehrer in der Schulaufsichtsfrage zu nennen. Der Katholische Lehrerverband hat sich nunmehr auf einige wenige grundlegende Sätze festgelegt, die als Richtschnur dienen sollen für die in der Praxis in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten natürlich auch sehr verschiedenen Wünsche zur Organisation der Schulaufsicht im einzelnen. Die Sätze decken sich mit dem prinzipiellen Standpunkt, den ich in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" von 1907 dargelegt habe, der inzwischen auch aus der „Allg. Rundschau" von P. Cathrein S. J. in „Stimmen von Maria Laach" (1908 Nr. 4) unter Anerkennung seiner prinzipiellen Korrektheit zitiert wurde. Die angenommenen Sätze haben folgenden Wortlaut:

„1. Die Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichtsbetriebes kann nur von einem theoretisch vorgebildeten und praktisch erfahrenen Fachmanne ausgeübt werden. 2. Diese Tätigkeit ist so umfangreich und schwierig, daß sie in der Regel nebenamtlich erfolgreich nicht geführt werden kann. 3. Die Zulassung zu den Schulaufsichtsämtern ist eine gerechte und billige Standesforderung der Lehrer. 4. Die gesamte Schularbeit muß vom christlich-konfessionellen Geiste durchdrungen sein, und es wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß vor einer Neuordnung der Schulaufsicht das Recht der Kirche auf Erteilung und Leitung des Religionsunterrichtes, sowie auf Ueberwachung der gesamten religiös-sittlichen Erziehung gesetzlich festgelegt oder in anderer Weise hinreichend gesichert wird."

Zu einer machtvollen Kundgebung wider den Schmutz in Wort und Bild gestaltete sich die Beratung einer einschlägigen, vom Bezirkslehrerverein München eingereichten Resolution. Ich konnte in einem Vortrag: „Die Lehrerschaft im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit" jene Resolution eingehend begründen. Sie vertritt folgende Gesichtspunkte: Durch Vorstellungen bei den Kultus- und Justizministerien soll auf möglichst straffe Handhabung der bestehenden Gesetze im Interesse der Jugend hingewirkt werden. Fälle, in denen die heutige Gesetzgebung nicht ausreicht, sollen von den Lehrern gesammelt und der Kölner Zentrale mitgeteilt werden. Bei den einschlägigen Prozessen sollen Berufserzieher als Sachverständige beigezogen werden. Die in der Nähe von Schulen gelegenen Läden sind besonders zu überwachen. Die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit verdienen die besondere Unterstützung der Lehrerschaft. Ergänzt wird die Resolution durch Beschlüsse, die sich gegen den Kinematographenunfug und gegen Verteilung von Reklamezetteln durch Kinder richten. Auch zur Frage der Jugendgerichte nahm der Verband nach eingehender Begründung in zustimmendem Sinne Stellung.

So hatte die Tagung des Katholischen Lehrerverbandes wieder weit über seinen engeren Kreis der Standesgenossen hinaus Bedeutung. Ueber dem Ganzen lag der Festzauber einer gastfreundlichen Stadt und eines gemütstiefen, humorvollen aber auch arbeitsfrohen Kollegenkreises, sowie das erfolgversprechende Interesse der geistlichen und weltlichen Behörden. Fürstbischof Kardinal Kopp und sein ganzes Domkapitel erschienen in den Beratungen, der preußische Kultusminister, der Oberpräsident von Schlesien und die Stadt Breslau hatten Vertreter geschickt, so daß die Wünsche der katholischen Lehrer das Ohr derjenigen erreichten, die die Macht haben, sie in die Tat umzusetzen.

Digitized by Google

Sonnenlied.

O Sonne, wenn dein Straßlenangesicht
Huldvoll ergküßend küßt den Ozean,
Erzittert jede Welk auf weitem Plan
Und trinkt im Wonnerausch dein wabernd Licht.

Im Diamantenregen sprühend bricht
Aus dunkler Felsenklamm der Fluß sich Bahn,
Der Königin zum Gruß beim Tagesnah'n;
Der Tau singt sterbend dir sein Lobgedicht.

Im Ozean, im Strom, im Tropfen macht
Die eine Sonne, die das All umfaßt,
Sich offenbar in ihrer Fülle Pracht.

O Sonne Du, vor der die Sonn' erblaßt,
Verborgen in des Tabernakels Nacht,
Was sing ich Dir? — Erschauernd neigt
Die Seele sich vor Dir und liebt und — schweigt.

Leo van Heemstede.

Die Münchener Tagung der katholischen deutschen Lehrerinnen.

Von Anna de Crignis, München.

„Gott segne Euch! Ob Ihr am Meer geboren,
Ob Eure Wiege stand am stolzen Rhein:
Ihr habt den gleichen Fahneneid geschworen —
Ihr wollt Jungdeutschlands geist'ge Mütter sein!"

Mit solchen Gefühlen empfingen die Münchener katholischen Lehrerinnen aus allen Gauen Deutschlands Kolleginnen, welche in den Tagen des Pfingstfeuers und der blühenden Rosen in der „Kunst- und Königsstadt am Isarstrande" die 23. Hauptversammlung abhielten. Gleichzeitig beging der Kath. Lehrerinnenverein in Bayern sein zehnjähriges Geburtsfest und seine 7. Generalversammlung. Einig in dem Bewußtsein, Lehrerinnen, katholische Lehrerinnen zu sein, vertraten die Kongreßteilnehmerinnen alle geistigen und materiellen Interessen des Standes als christliche Pädagoginnen, denen ein Unterricht auf wissenschaftlicher Basis und eine Jugenderziehung nach religiösen Grundsätzen warm am Herzen liegt. Sie leisteten — 1000 bis 1200 an der Zahl — in wenigen Tagen reiche Kulturarbeit, geführt von Fräulein Oberlehrerin Schmitz-Aachen und Fräulein Lehrerin B. Kiefaber-München.

Vom ersten bis zum letzten Tage boten bewährte Münchener Kräfte ihr Bestes, um Aug und Ohr der Lehrerinnen künstlerisch zu erfreuen. An dieser Stelle sei besonders genannt eine Ausstellung von herrlichen Originalen, Kopien und Reproduktionen durch die Gesellschaft für christl. Kunst in München. Herr Sekretär Joseph Bernhart publizierte einen geistreichen, durch Lichtbilder belebten Vortrag über „Münchener und Christliche Kunst". — In der leichten Form der Unterhaltung repräsentierte sich die dramatische Kunst in der Extravorstellung „Der Hüttenbesitzer", während welcher ein huldvolles Telegramm Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta Viktoria große Begeisterung auslöste. Auch Se. Kgl. Hoh. Prinzregent Luitpold von Bayern, J. Kgl. Hoh. Frau Prinzessin Ludwig von Bayern, Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof von München u. a. zeichneten den Verein durch Telegramme aus. JJ. KK. HH. die Prinzessinnen Ludwig Ferdinand und Klara geruhten persönlich zu erscheinen. J. Kgl. Hoh. Frau Prinzessin Arnulf beteiligte sich an den kirchlichen Feierlichkeiten.

Den ersten Teil eines interessanten Vortrages: „Die nationale und konfessionelle Idee unseres Vereines" (Pauline Herber, Boppard) bildete der Hinweis auf das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit als deutsche Lehrerinnen, die Erkenntnis und Wertschätzung unseres Volkstums, unseres Vaterlandes, die Bereitschaft, die Güter unserer nationalen Kultur der Jugend zu übermitteln. Aber „die germanische Eiche ist überragt vom Kreuz, das für uns aufgepflanzt ist in der katholischen Kirche. Wir stellen uns in Gegensatz zum modernen Menschen- und Frauentum mit der Devise des Diesseits. Wir verteidigen den christlichen Gedanken als Erziehungsprinzip. Unser Verein ist ein Zentrum sittlicher Energie, möge er vor Engherzigkeit bewahrt bleiben!"

Durch eine gediegene fachwissenschaftliche Rede von Fräulein Kiefaber über „Erziehung zu ernster Lebensarbeit und zu edlem Lebensgenuß durch die Schule" kamen die Lehrerinnen auch auf ihre praktisch-pädagogische Rechnung. Mit warmer Dankbarkeit gedachte Rednerin der großen Verdienste des Münchener Schulrates Herrn Dr. Kerschensteiner, welcher als Ehrengast der Versammlung beiwohnte. Die pflichtmäßige Einführung der 8. Mädchenklassen und Fortbildungsschulen in Stadt und Land wurde befürwortet. Der Vortrag gipfelte in der Zusammenfassung: „Des Lebens Zweck ist Arbeit; Genuß ist die Würze dazu und darf nie in den Vordergrund gestellt werden." Wir bekennen uns im Gegensatz zur Richtung „Scharrelmann" zur pädagogischen Richtung „Förster".

Es sei mir gestattet, auf eine wissenschaftlichen Zwecken dienende Einrichtung des 12,000 Mitglieder zählenden Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen hinzuweisen, auf den Hildegardisverein zur Unterstützung studierender katholischer Frauen (Vorsitzende M. Schmitz, Aachen, Heinrichsallee 9). Die religiöse und sittliche Weltanschauung empfiehlt der katholischen Frau Schulung des Verstandes und reiches Wissen. Wir brauchen sehr viele akademisch gebildete Katholikinnen, soll nicht ein Notstand an solchen Kräften eintreten, was ein großer Rückschlag für den katholischen Frauenfortschritt wäre. Es müssen also Mittel beschafft werden, intelligenten kath. Frauen das Studium materiell zu erleichtern. Möchten doch viele, besonders begüterte Damen dieses Unternehmen seiner weittragenden Bedeutung wegen unterstützen! — Die von Fräulein Marie Landmann redigierte Zeitschrift „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" (Kösel) sei den heranwachsenden Töchtern bestens empfohlen!

Eine glückliche Idee war die Veranstaltung eines Frauenabends. Im Namen der Mütter zollte die Vorsitzende des Kath. Frauenbundes, Frau Dr. Ellen Ammann-München, „den herzlichsten innigsten Dank für alles, was die Lehrerinnen bisher unseren Töchtern getan haben".

Frl. Hedwig Dransfeld, die rühmlichst bekannte Dichterin, sprach über „Neue Ethik", welche in praktischer Beziehung Sorge für die uneheliche Mutter und Rehabilitierung des unehelichen Kindes trägt; theoretisch bekämpft die neue Ethik den christlichen Ehebegriff und tritt für alle freien Verhältnisse ein. Durch literarische und philosophische Strömungen längst vorbereitet, machte in unserer Zeit besonders die Schwedin Ellen Key für die Sache Propaganda, und Dr. Helene Stöcker gründete in Berlin den „Bund für Mutterschutz", dessen praktische Arbeit wir seiner Theorie wegen ablehnen mit dem Hinweise, daß ihm die „Katholischen Fürsorgevereine" um Jahre voraus waren, und daß auch heute noch christliche Caritas für Gefallene sorgt. Mit den neuethischen Hauptzielen verwerfen wir auch die Uebertreibung der Jugendaufklärung, sowie die Ueberschätzung der sexuellen Seite des Lebens und der leiblichen Mutterschaft. Logisch und sozial-ethisch ist nur der christliche Ehebegriff. — Nicht endenwollender Beifall dankte der Rednerin für den in vornehme Formen gegossenen, schwerwiegenden Inhalt. — Am gleichen Abend beleuchtete Frl. Schmitz-Aachen in tiefdurchdachter, mütterlich-liebevoller Art das Thema: „Die Erziehung der Mädchen zur Persönlichkeit." Auch durch diese Darlegung erhielt der Verstand der Zuhörer reiche wissenschaftliche Nahrung.

„Es lebt der Geist, entfacht am Gottesfunken" hatte die „Bavaria" (Frl. Math. Panzer-München) am Festabend gesprochen. Die katholischen Lehrerinnen Münchens kamen daher auch den religiösen Bedürfnissen ihrer Gäste durch feierliche Gottesdienste entgegen. Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Nuntius hatte die Gnade, eine hl. Messe im Bürgersaal in eigener Person zu zelebrieren.

Beim apologetischen Vortrag des Herrn Kanonikus Meyenberg-Luzern, der über „Glaubensklarheit und Glaubensinnigkeit" sprach, war der große Kaimsaal fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Nach dieser Rede zeichnete Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Nuntius den Verein durch beredte Kundgabe seiner Sympathie und Erteilung des päpstlichen Segens aus.

Die arbeits- und genußreichen Stunden der Tagung sind vorüber. Die Lehrerinnen haben voneinander gelernt, haben sich aneinander gestärkt in Berufsbegeisterung und Opferfreudigkeit, in der Liebe zu Wissenschaft und Kunst, im Gefühl gemeinsamer Interessen. Nach außen haben sie sich als eine geschlossene Kette gefestigter Persönlichkeiten repräsentiert, auf deren Fahne geschrieben steht: „Gott das Herz, die Treue dem Vaterland, die Kraft der Jugend!"

Digitized by Google

Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall im grauen Kleid,
Was hüteſt du die Einſamkeit?
Komm in des Tages frohe Pracht
Und laß die dunkle Dämmernacht!

Sag, biſt du denn dem Tage feind? —
O nein — er hat ſich ausgeweint
An meiner Bruſt! Weil er gefehlt,
Drum hab' ich mich der Nacht vermählt.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Die hiſtoriſch-ethiſche Schule in der Nationalökonomie.

Zu Guſtav Schmollers 70. Geburtstage.

Von

Dr. jur. A. Hättenſchwiller.

Am 24. Juni feiert Profeſſor Guſtav Schmoller, der berühmte Führer der hiſtoriſch-ethiſchen Richtung in der Nationalökonomie, ſein 70. Geburtsfeſt. Dies mag vorab allen Anhängern der Schmollerſchen Schule, aber auch denjenigen, welche grundſätzlich den Standpunkt des Altmeiſters nicht teilen, Veranlaſſung bieten zu einer Würdigung der Bedeutung dieſes Volkswirtſchaftspolitikers, deſſen Name mit der neueren Geſchichte der Staatswiſſenſchaften aufs engſte verknüpft iſt.

Bis Ende der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts ſtanden ſich auf ſozialpolitiſchem Boden als die zwei Hauptparteien nur die Freihändler gegenüber mit ihren, ungeachtet der liberalen Anſchauungen auf dem Gebiete der Volkswirtſchaft, ausgeprägt konſervativen Tendenzen und die demokratiſchen Sozialiſten, als die Vertreter der in jenen Jahren immer ungeſtümer auftretenden Arbeiterbewegung. Dem Prinzipe der Staatshilfe ſtellte die liberale Partei dasjenige der Selbſthilfe entgegen. An dem Kampfe, welcher namentlich ſeit dem Auftreten Laſſalles in ſchroffeſter Form entbrannt war, beteiligten ſich, Schäffle und Engel ausgenommen, die akademiſchen Vertreter der Nationalökonomie im allgemeinen nicht.

Auf katholiſcher Seite war es vor allem das Verdienſt Biſchof W. Emanuel von Kettelers „nicht bloß die Stärkung des ſittlichen Bewußtſeins der ſozialen Zuſammengehörigkeit bei den einzelnen, ſondern ebenſo nachdrücklich die ſtaatliche Intervention (zur Ein- und Durchführung einer weitgreifenden Arbeiterſchutzgeſetzgebung) und darüber hinaus den Schutz der ganzen Geſellſchaft gegen die Uebermacht des Kapitals, die gerechte Verteilung der Steuerlaſt, die Organiſation der Arbeiter, des Handwerks und des Bauernſtandes gefordert zu haben". (P. H. Peſch).

Inzwiſchen hatte Adolf Wagner, welcher in den 70er Jahren nach Berlin berufen wurde, gleichfalls ſich über das Problem der ſozialen Frage und über die Mängel des Smithſchen Wirtſchaftsſyſtems ausgeſprochen. Auch Guſtav Schönberg, damals in Freiburg, beteiligte ſich am Streite. Die Meinungsäußerungen dieſer Profeſſoren wurden von den Freihändlern aufs heftigſte bekämpft; ſie erblickten darin lediglich eine neue Form des Sozialismus. H. B. Oppenheim prägte damals anläßlich der vielbemerkten Polemik mit Adolf Wagner das nicht gerade zutreffende Schlagwort vom „Kathederſozialismus", welche Bezeichnung für die neue Richtung unter den gelehrten Volkswirten Deutſchlands auch in der Folge beibehalten wurde.

Bald bildete ſich das Bedürfnis heraus nach einer organiſierten Vereinigung jener Nationalökonomen, welche im Sinne vermittelnder Tendenz Stellung nehmen wollten zu den aktuellen Problemen der ſozialen Frage. Nachdem ſich Schmoller mit Perſönlichkeiten verſchiedener Richtungen in Verbindung geſetzt hatte, trat man am 6. und 7. Oktober 1872 in Eiſenach zur Gründung des „Vereins für Sozialpolitik" zuſammen. Faſt alle Vertreter der Nationalökonomie an den deutſchen Univerſitäten, die Leiter der erſten ſtatiſtiſchen Bureaux Deutſchlands, Arbeiterführer, größere Unternehmer und bekannte Abgeordnete aus allen politiſchen Parteien beteiligten ſich an der Tagung. Man lehnte das Programm der Sozialiſten, ebenſo wie dasjenige der Freihändler ab und forderte die Löſung des Problems auf einem dritten Wege. Schmoller hielt in jener Verſammlung zu Eiſenach die Begrüßungsrede. Er wies in derſelben hin auf die tiefe Erſchütterung unſerer Geſellſchaftszuſtände, auf den erbitterten Kampf zwiſchen Arbeiter und Unternehmer, ja auf die Möglichkeit einer Revolution. Nachdem die Unfähigkeit der Manchesterpartei für die Durchführung ſozialer Reformen außer Zweifel ſtehe, erſcheine die Gründung einer anderen neuen Partei notwendig. Schmoller gab im Namen ſeiner Geſinnungsgenoſſen und Freunde die folgende Erklärung ab: „Sie kommen — jene Männer — überein in einer Auffaſſung des Staates, die gleich weit von der naturrechtlichen Verherrlichung des Individuums und ſeiner Willkür wie von der abſolutiſtiſchen Theorie einer alles verſchlingenden Staatsgewalt iſt. Indem ſie den Staat in den Fluß des hiſtoriſchen Werdens ſtellen, geben ſie zu, daß ſeine Aufgaben je nach den Kulturverhältniſſen bald engere, bald weitere ſind; niemals aber betrachten ſie ihn, wie das Naturrecht und die Manchesterſchule, als ein notwendiges, möglichſt zu beſchränkendes Uebel, immer iſt ihnen der Staat das großartigſte ſittliche Inſtitut zur Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Aufrichtig dem konſtitutionellen Syſtem ergeben, wollen ſie doch nicht eine wechſelnde Klaſſenherrſchaft der verſchiedenen, einander bekämpfenden wirtſchaftlichen Klaſſen, ſie wollen eine ſtarke Staatsgewalt, welche, über den egoiſtiſchen Klaſſenintereſſen ſtehend, die Geſetze gebe, mit gerechter Hand die Verwaltung leite, die Schwachen ſchütze, die unteren Klaſſen hebe; ſie ſehen in dem zweihundertjährigen Kampfe, den das preußiſche Beamtentum und das preußiſche Königtum für Rechtsgleichheit, für Beſeitigung aller Privilegien und Vorrechte der höheren Klaſſen, für Emanzipation und Hebung der unteren Klaſſen ſiegreich gekämpft, das beſte Erbteil unſeres deutſchen Staatsweſens, dem wir niemals untreu werden dürfen." Dieſe Ausführungen ergeben im engſten Rahmen das Programm der neuen Vereinigung und insbeſondere die Auffaſſung jener ſpeziellen Richtung wieder, welche den Namen Schmollers trägt.

G. Schmoller iſt geboren am 24. Juni 1838 zu Heilbronn. Nachdem er ſich auf der Univerſität Tübingen ſtaatswiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien gewidmet hatte, betätigte er ſich auf dem K. württ. ſtat. Bureau. Später wirkte er als Profeſſor der Staatswiſſenſchaften an den Univerſitäten Halle und Straßburg, bis 1882 ſeine Berufung nach Berlin erfolgte. Bereits ſeit 1887 Mitglied der preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, wurde er 1899 als Vertreter der Univerſität Berlin in das preußiſche Herrenhaus abgeordnet.

Die neue Richtung, wie ſie zu Eiſenach begründet wurde, hatte gar manche literariſche Fehde zu beſtehen. Recht eigentlich als eine neue Grundlegung der nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft darf die 1898 neuaufgelegte Streitſchrift Schmollers gegen Heinrich von Treitſchke („Ueber einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtſchaft") bezeichnet werden. Dieſes Werk vermag auch am beſten ein tieferes Verſtändnis ſeiner Auffaſſung zu vermitteln.

Man bezeichnet im allgemeinen die von Schmoller begründete Richtung der Nationalökonomie als die hiſtoriſch-ethiſche Schule. Sie ſucht die Nationalökonomie zu einer wirklichen Geſellſchaftswiſſenſchaft auszugeſtalten. Die privatwirtſchaftliche Auffaſſung der Volkswirtſchaft iſt mehr und mehr der ſozialen Anſchauung gewichen. Der Begriff der Volkswirtſchaft als eines lebensvollen Organismus wird von der neuen Richtung tiefer erfaßt und konſequent für die Syſtematik durchgeführt. Neben Schäffle und Wagner war es insbeſondere G. Schmoller, welcher die Nutzanwendung aus der organiſchen Staatsauffaſſung für die Nationalökonomie gezogen hat. „Wie das Ganze den Teil, der Organismus das Glied beherrſcht, ſo bleibt der Staat eine höhere ethiſche, die Individualexiſtenz beherrſchende Macht." Freilich erſtrebt Schmoller und mit ihm eine Großzahl der zeitgenöſſiſchen Lehrer der Nationalökonomie im allgemeinen eine Löſung der ſozialen Probleme auf Grundlage der heute geltenden Rechts- und Erwerbsordnung, unter Voranſtellung des Grundſatzes der wirtſchaftlichen Freiheit und Selbſthilfe, während Adolf Wagner als der Hauptvertreter des Staatsſozialismus in Deutſchland einer mehr linksſtehenden aggreſſiven Gruppe angehört, welche nicht ſo ohne weiteres die jetzt geltende Rechtsordnung als unverrückbare Baſis anerkennt.

Der Gegenſatz zwiſchen beiden Richtungen kommt auch zum Ausdruck im Kampfe um die wiſſenſchaftliche

Digitized by Google

Methode zur Gewinnung der Lehrsätze. Der Streit dreht sich im Grunde genommen um die Frage, ob vorzugsweise die Deduktion oder Induktion zur Anwendung kommen müsse.

Es wird nun freilich der Wirtschaftspolitik der historischen Schule vorgeworfen, daß sie ihre Arbeit hauptsächlich auf die Sammlung von Materialien und die Häufung äußerer Beobachtung verwende. Bücher bezeichnet sie als „passiv", Sombart als „planlose Augenblickspolitik", und Wagner wirft ihr vor, daß sie geneigt sei, „in ihren Reformbestrebungen sich mit dem Kurieren an Symptomen zu begnügen". Tatsache ist, daß der neuere sozialpolitische Historismus der notwendigen Ergänzung durch prinzipielle Gesichtspunkte entbehrt. Dennoch ist der Methodenstreit, wie er insbesondere auch zwischen der historischen Schule und der sogenannten analytischen oder psychologischen Richtung Mengers und Böhm-Bawerks aufs heftigste entbrannt ist, innerlich nicht gerechtfertigt. Beide Methoden, die deduktive wie die induktive, müssen nebeneinander gebraucht werden. Sie korrigieren und ergänzen sich gegenseitig.

Gerade die großen Publikationen G. Schmollers beweisen am schlagendsten die glänzenden Leistungen und Resultate, welche auf dem Wege wirtschaftsgeschichtlicher Betrachtungs- und Behandlungsweise erzielt werden können. Als bedeutsamste wissenschaftliche Arbeiten Schmollers seien hier genannt: Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert (1869); Ueber einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft (1875); Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe (1875); Die Straßburger Tucher- und Weberzunft (1879); Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart (1890); Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte besonders des preußischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert (1898); Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und Volkswirtschaftslehre (1898); Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre (I.01.II.04).

Gerade Schmollers „Volkswirtschaftslehre" widerlegt den Vorwurf, den Rodbertus von Anfang an gegen die Volkswirte von Eisenach erhoben, daß sie nämlich nie über eine immerwährende Experimentalökonomie hinauskommen werden.

Auch die zahlreichen Beiträge in Schmollers berühmtem „Jahrbuche" dürfen nicht unerwähnt bleiben. Wer vermöchte endlich die Dienste zu verkennen, welche die nachgerade auf gegen „hundert Bände angewachsenen" Schriften des „Vereins für Sozialpolitik" als Tatsachenmaterialien für die volkswirtschaftliche Gesetzgebung geleistet haben?

Die Richtung Schmollers zeichnet sich auch aus durch die ethische Auffassung der Wissenschaft. Vorab in seinen „Grundfragen" hat Schmoller den Einfluß des ethisch-rechtlichen Momentes auf das wirtschaftliche Leben betont. Indessen weicht sein Begriff des Sittlichen von demjenigen der christlichen Philosophie durchaus ab. Schmoller huldigt auch in der Ethik dem Relativismus. Mit Recht hat deshalb auch Professor Dr. Beck in seiner kürzlich erschienenen Schrift „Volkswirtschaft und Sittengesetz" (Freiburg 1908) darauf hingewiesen, daß diese auf subjektiver Grundlage aufgebaute Ethik in ihrer Haltlosigkeit und Wandelbarkeit eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem Wesen und den tiefsten Gründen der Sittlichkeit nicht zu erteilen vermag. Sie entbehrt der inneren zwingenden Begründung und ist deshalb auch außerstande, den Menschen zu verpflichten. „In einer unklaren relativistischen und transformistischen Vorstellung von Sitte, Moral und Recht befangen, entbehren namentlich Schäffle und Schmoller jener unwandelbaren Basis, auf welcher eine das Ideal der Sittlichkeit hochhaltende Wirtschaftslehre die Grundpfeiler ihres Aufbaues feststellt."

Die relative Behandlungsweise der wirtschaftspolitischen Probleme kam auch unliebsam zum Ausdruck in der praktischen Stellungnahme Schmollers zu den einzelnen Fragen der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung. Wir können in dieser Beziehung auf die, freilich zum Teil etwas tendenziösen und polemischen Ausführungen in der Schrift Dr. Richard Schüllers „Die Wirtschaftspolitik der historischen Schule" (Berlin 1899 S. 99 ff.) verweisen. Es mag gewiß auch überraschen, daß Schmoller beispielsweise im Jahre 1878 für das Sozialistengesetz eingetreten ist und sich sogar noch im Jahre 1890 für die Beibehaltung desselben ausgesprochen hat.

Wie dem indessen auch sei, so wird man doch dem unermüdlichen Wirtschaftshistoriker die Hochachtung und den Dank nicht versagen können für die Bereicherung, welche die moderne Nationalökonomie durch seine Lebensarbeit erfahren hat.

Wer je das Glück hatte, auch nur zum weiteren Schülerkreise Schmollers zu gehören, wird auch seine Bedeutung als akademischer Lehrer zu würdigen wissen. Mit mustergültiger Methode weiß er seine jugendlichen Hörer in die komplizierte Welt der volkswirtschaftlichen Erscheinungen und Probleme einzuführen. „Die Gesichtspunkte, welche mich bei meinen Vorlesungen beseelen", äußert er sich selbst an einer Stelle seiner ‚Volkswirtschaftslehre', „sind immer die gewesen: 1. so anschaulich zu sein, daß der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erfassen kann. Die sogenannte Langeweile der juristischen und staatswissenschaftlichen Vorlesungen beruht meist darauf, daß eine Unsumme von Scharfsinn, Definitionen, Detailwissen auf den Zuhörer eindringt, ohne daß er eine anschauliche Vorstellung von dem hat, wovon geredet wird. 2. Den Studierenden neben den allgemeinen gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie sich selbst ableiten kann. Ich weiß wohl, daß es auch eine andere Methode gibt, daß sie teilweise für den Anfänger vorzuziehen ist. Auch in der Nationalökonomie, und gerade auch in der historischen, wird eine konstruierende Methode von mehreren meiner geschätztesten Kollegen mit Virtuosität gehandhabt: man geht von wenigen klaren Sätzen und Formeln, von präzisen Definitionen aus und bringt damit Einfachheit und Klarheit in alles, ich möchte sagen: zuviel Einfachheit, und oft nur eine scheinbare Klarheit. Ich fand im Leben immer, daß der Hauptfehler in der praktischen Anwendung staatswissenschaftlichen Wissens der sei, daß die der Universität Entwachsenen die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten; sie glauben, dieselben mit wenigen Definitionen und Formeln bemeistern zu können."

Schmoller darf mit Genugtuung auf die imponierenden Leistungen seiner Forscherarbeit zurückblicken. Bewundert auch von denjenigen, die prinzipiell nicht auf seinem Boden stehen, und verehrt von Tausenden, denen er ein anregender Lehrer gewesen, ist es ihm vergönnt, seinen Ehrentag auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ruhmes zu begehen.

Emil Zola.

Von

P. Jordan, Ord. S. Aug.

Die französische Regierung selber hat Zola die „Ehre der Unsterblichkeit" zuerkannt, indem sie dessen Ueberbringung ins Pantheon beschloß. Der Beschluß war eine derbe Ohrfeige, welche die französischen Regierungsmänner dem acht Tage vorher in Paris abgehaltenen „Internationalen Kongreß zur Bekämpfung der unsittlichen Literatur" nach Hause nachschickten.

Man könnte versucht sein, den Sittlichkeitsbegriff der französischen Nation als abgestorben zu bezeichnen, hätten nicht zahlreiche Zuschauer bei der Ueberführung der Leiche Zolas ins Pantheon laut und deutlich genug dagegen protestiert. Die Art und Weise allerdings, wie der Militärschriftsteller Gregory — durch sein mißglücktes Attentat auf Dreyfus — vorging, müssen wir verurteilen.

Der Zeremonie der Ueberbringung fehlte jeglicher Enthusiasmus und äußerer Pomp. Clemenceau, der bei allen ähnlichen Gelegenheiten stets die Leichenreden gehalten, hatte sie diesmal an den bescheidenen, ruhigen Doumergue abgetreten; er sollte den Panegyrikus auf den Toten halten. War es Clemenceau am Ende doch schwer gefallen, einem Autor zu lobhudeln, dessen Werke er ehedem charakterisierte als „eine Ueberfülle menschlicher Schweinerei, die den Leser weniger entehren und brandmarken, als vielmehr dessen unflätiges Leben mit neuem Stoff versehen sollte".

Indes braucht Clemenceau wegen dieser Aeußerung nicht zu erröten; alle, die auf gute Sitte und Anstand halten, stehen bei ihm, selbst manche von jenen, die bei der Ueberführung ihr unvermeidliches „Vive Zola" anbringen mußten.

So schreibt Anatole France: „Zola ermüdet durch das Monotone bei seinen Abhandlungen. Man vermißt bei ihm das Anmutige, das Schöne und Majestätische. Wie die Schönheit der Worte und die Darstellungsform, so ignorierte er auch die Schönheit, was den Inhalt seiner Werke betrifft. Er gibt seinen Personen einen magnetnadelartigen Zug und Hinneigung zu Schmutz, Kot und Unflätereien. Die Arbeit, die Zola verrichtet, ist eine schlechte, ekelerregende, und er gehört zu jenen Menschen, von denen man sagen muß, es wäre besser, sie wären nie geboren. Ich werde ihm niemals seinen elenden Ruhm streitig machen. Denn noch nie hat jemand in seinen Schriften einen

Digitized by Google

solchen Haufen Unflat zusammengefahren und aufgehäuft wie er. Darin besteht die Größe Zolas, das ist sein Monument. Aber auch noch nie hat jemand es sich solche Anstrengung und Mühe kosten lassen, das Menschengeschlecht zu erniedrigen, herabzusetzen und geradezu wegzuwerfen, alle Bilder von Schönheit und Liebe zu verhöhnen und alles, was schön und gut ist, wegzuleugnen. Nie hat jemand die Ideale des Menschen mehr mißachtet als er ... Zola ist auf unser größtes Mitleid angewiesen."

Nicht besser spricht sich Jules Claretie über ihn aus: „Das Laster, das große Laster, das unheilbare Laster in den grellsten Farben aufzutragen, darin scheint sich Zola zu gefallen. Die Personen, die in feenhaften Erzählungen alles, was sie berühren, in Gold verwandeln, ändert Zola dahin, daß bei ihnen alles, was sie betasten, in Schlamm und Schmutz verwandelt wird. Alles, was Zola unter die Hände kommt, wird zur Kloake. Ein Geruch von Bestialität durchzieht seine Werke. Seine Schriften riechen nach dem Schweinestall."

Ein ähnliches Urteil hatte bereis vor vielen Jahren Gustav Flaubert in einem Briefe ausgesprochen, in welchem er meldet, „sein Freund Zola arbeite eben an einem Roman „L'Assommoir", der voll von Obscönitäten und Schweinereien sei", und fährt dann fort: „Zola fängt an, mich gewaltig anzuekeln. Ich bin durchaus nicht empfindlich, aber ich meine, man müsse vor allem die Kunst hochachten; wenn ich aber in einem Buche nichts als Sucht nach Skandalen finde, so widert mich das an. Du kannst Dir vielleicht keine rechte Vorstellung davon machen, mich aber reizt es bis zum Erbrechen. Schon die Form der Darstellung ist kläglich. Ich habe alle Angst, mein Freund möchte eines Tages zum gemeinen Lumpengesindel gehören." So Zolas Freund Flaubert.

Zola, der 1870 sich gedrückt hatte, als es galt, die Grenzen seines Vaterlandes zu verteidigen, übernimmt 1898 die Verteidigung Dreyfus'.

Jaurès machte einst Zola den Vorwurf, das französische Volk schwer gekränkt zu haben, da er behauptete, es gezeichnet zu haben, wie es in der Tat sei, „indem er den niedrigen Trieben der oberen Klassen schmeichelte und ihnen zum Gefallen Moder und Fäulnis zu Ehren brachte, er, ihr Schützling und Günstling, obwohl er das gestürzte Kaiserreich geschmäht hatte". Heute findet Jaurès bei Zola alles in Ordnung und druckt in seinem Blatt „Humanité" sogar dessen saubere „Nana" ab. Im Bourbon-Palais stellte derselbe Jaurès den Antrag, die Staatskasse möge die Kosten für die Ueberführung übernehmen.

Wohltuend wirkt die Rede Moriz Barrès', welcher der „Kanonisation" Zolas entgegentritt. Er erblickt in dieser Tatsache gewissermaßen die amtlich abgestempelte Berechtigung, die französische Jugend sittlich zu verderben und zu demoralisieren. Was früher als ein Verbrechen vor dem ganzen Lande galt, ist heute und in Zukunft die Idee der stereotypen französischen „Gloire".

„Nehmen wir einmal", so schreibt die „Libre Parole" „einen von den Parlamentariern, die für für die „Pantheonisation" Zolas gestimmt haben, auf die Seite und fragen wir ihn, was er in Wirklichkeit von Zola und seinen Schriften denkt. Wenn er nur eine einzige Minute aufrichtig sein kann, so muß er gestehen, daß ihm Zola bis in die Seele zuwider ist. Vielleicht läßt er seine Söhne das Buch „Debacle" lesen, dann aber hat er jede Hochachtung vor der Regimentsfahne (die Zola stets begeifert hat) verloren und ebenso den Begriff „Vaterland"; dann aber hege ich auch starken Verdacht, daß er seinen noch jugendlichen Töchtern Zolas unflätige Bücher „Pot-Bouille" oder „Nana" in die Hände gibt."

Der radikal-sozialistische Jaurès will, offen gestanden, diese Bücher den heranwachsenden, zukünftigen Müttern Frankreichs noch vorenthalten wissen.

So urteilen Franzosen, die nicht einmal mehr die christliche Sittlichkeitslehre anerkennen, über ihren vergötterten „Sauhirten" Zola.

Und in Deutschland ....?!

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir vor dem Quartalswechsel eine besonders innige Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Die Heimarbeitausstellung in Frankfurt a.M.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Von Darmstadt fährt man in noch nicht einer halben Stunde nach der alten Reichsstadt Frankfurt hinüber. Und wie möchte es einen nicht dorthin locken, um den unwiderstehlichen Zauber der herrlichen, ebenso modernen wie altertümlichen Stadt auf sich wirken zu lassen. Dieser Lockung habe auch ich nicht widerstehen mögen und bin noch sonderlich dafür belohnt worden durch den Anblick der Heimarbeitausstellung, die seit einigen Wochen in den Räumen des alten Senckenbergischen Museums (dicht beim Eschenheimer Torturm) eröffnet ist. Es wäre ihr wohl ein geräumigerer Platz zu wünschen gewesen, denn bei dem außerordentlichen Interesse, das das Publikum dem Unternehmen entgegenbringt, ist das Gedränge entsetzlich. Es zeigt, wie zeitgemäß etwas Derartiges ist. Schon vor zwei Jahren in Berlin konnte man Aehnliches beobachten. Seitdem ist die öffentliche Teilnahme noch gestiegen, infolge vielfacher literarischer Bearbeitung des Gegenstandes und der in Aussicht stehenden gesetzgeberischen Maßregeln.

Für Frankfurt ist das Unternehmen im wesentlichen hervorgegangen aus den Anregungen des 1904 verstorbenen Dr. Gottlieb Schnapper-Arndt, des bekannten Volkswirtschaftlers und Sozialstatistikers. Die Ausstellung ist seit dem Anfange des vorigen Jahres daraufhin vorbereitet worden, nicht nur Erzeugnisse der Heimarbeit der Rhein- und Maingebiete in natura vor Augen zu führen und zum Teil ihre Bearbeitung direkt zu zeigen, sondern vor allem unter dem Gesichtspunkte, damit ein wissenschaftliches Material zusammenzubringen, aus dem ein Ueberblick der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Heimarbeiterstandes sich ergeben könnte. Hierzu bedurfte es der regen Mitarbeit der beiden hauptsächlich beteiligten Kreise, nämlich der Unternehmer und der Arbeiter. Beide wurden veranlaßt, unter Leitung fachwissenschaftlich erfahrener Männer Fragebögen auszufüllen. In diesen mußten Auskünfte gegeben werden über die Eigenart des betreffenden Gewerbezweiges, über die Personal-, Familien-, Wohnungs- und Gesundheitsverhältnisse der Heimarbeiter, über ihre Arbeitszeit, die Verteilung der Beschäftigung über das Jahr hin, namentlich über Lohnverhältnisse, Zugehörigkeit zu Krankenkassen, Organisationen u. dergl. Wer, wie ich selbst, im amtlichen Leben oft Gelegenheit gehabt hat, mit solchen Fragebögen an das Publikum heranzutreten, weiß, wie schwer es ist, auf diesem Wege ordentliche Auskünfte zu erhalten. Nur eine sehr große Anzahl von Fragen und ein Heranziehen breitester Kreise eröffnet bessere Aussichten. Das hat sich auch in Frankfurt gezeigt, und man muß den Erfolgen der Ausstellungsleitung lebhaften Beifall zollen, die sie unter bedeutenden Schwierigkeiten errungen hat. Die wissenschaftlichen Leiter haben dafür zu sorgen gehabt, daß die Auskünfte nach der Seite der Arbeiter- wie der Unternehmerschaft mit gleicher Unparteilichkeit erteilt wurden, denn natürlich kann ein wissenschaftlicher Zweck nur erreicht werden, wenn jede Tendenz ausgeschlossen bleibt. Das mittels der Fragebögen gesammelte, durch Ortsforschungen vervollständigte Material wird dazu dienen, literarische Bearbeitung der Einzelfächer, Monographien darüber, zu ermöglichen. Einzelne von diesen sind bereits vollendet. Aus ihnen, und wo sie noch nicht vorhanden, aus den Fragebögen, sind für jetzt kurze gedruckte Ueberblicke zusammengestellt, von denen jeder Ausstellungsgruppe der ihrige beigegeben und an sichtbarer Stelle dem Publikum zugänglich gemacht ist. Eine geschickte Maßregel, die im Verein mit den zahlreichen auf der Ausstellung geschaffenen Möglichkeiten, Arbeiter bei der Anfertigung ihrer Sachen beobachten zu können, das Interesse und Verständnis ungemein belebt.

Man kann ja alle diese Waren in jedem Kramladen, bei jedem kleinen Kaufmann ausgelegt finden, aber erst jetzt in dieser Ausstellung, im sinngemäßen Zusammenhange, fangen sie an, zu uns zu sprechen, werden sie lebendige Zeugnisse vom Leben, Streben, und nicht wenig auch vom Dulden des Volkes. Die ausgehängten Bögen enthüllen manches freundliche Bild, aber auch manches düstere. Zustände, bei denen acht Personen mit einem Zimmer sich behelfen müssen, oder bei denen eine Familie von zehn Köpfen im Jahr 700 ℳ verdient! Zum Glück ist von solchem Elend nur ausnahmsweise zu hören. Aber auch sonst finden wir so manches Trübe. Die ausgestellten, mühselig gearbeiteten Sachen berichten von Berufskrankheiten, von zwanzigstündigem Arbeitstag und ähnlichem Furchtbaren. Aber dem gegenüber steht zum Glück auch viel guter Verdienst, der seinen Arbeiter nährt, ihn bei Lebensmut und Zufriedenheit erhält.

Ausgestellt sind Erzeugnisse von gegen 60 verschiedenen Gewerben. Sie sind in zwei Etagen übereinander untergebracht. Unten enthalten mehrere Zimmer und Säle Holzwaren und Kunstschnitzereien aus dem Odenwald, Westerwald, der Rhön und den benachbarten Mittelgebirgsgegenden. Die zum Teil erfreulich hervortretende Kunstfertigkeit und der gute Geschmack, der sich in diesen Leistungen, wie auch bei sehr vielen der Töpferei offenbart, ist nicht zum wenigsten dem neuerdings hervortretenden Einflusse

Digitized by Google

der öffentlichen Fachschulen zu verdanken. Bekanntlich spielen diese auch bei uns in Bayern eine große Rolle. Die Nürnberger Ausstellung 1906 gab glänzenden Beweis davon. In Frankfurt finden wir dann ferner eine Anzahl von Aufstellungen von Kartonnagen, Papierfächern, Papierdüten und -Beuteln, Bandagen, Glühstrümpfen, Honigkuchen, Bürstenbindereierzeugnissen. Ferner sehen wir Stickereien und Häkeleien, genähte Putzlumpen, geflickte Säcke, neue Webereien, daheim gearbeitete Zigarren, Christbaumschmuck, Knöpfe, geflochtene Stühle, Siebe, Besen, im Taunus geschmiedete Nägel, Elfenbeinschnitzereien, Perlenkränze und alles Erdenkliche sonst noch. Das bunte Durcheinander aller dieser Abteilungen beruht nicht etwa auf Systemlosigkeit. Ist doch dies keine Gewerbeausstellung, sondern eine Erläuterung der Ideen, die ich zuvor zu skizzieren versuchte.

Im Obergeschosse befinden sich die Erzeugnisse des Lederwarengewerbes sowie der Bekleidungsindustrie mannigfachster Gattungen. Abgesehen von Herren-, Damen- und Kinderkonfektion finden wir Korsettnäherei, Taillenstabfabrikation, Pelzwaren, Mützen, Hüte, besonders von Stroh geflochtene. Ferner Handschuhe und Schuhmacherwaren. Eine Gruppe besteht aus Regen- und Sonnenschirmen. Endlich enthält dieser Saal auf einem großen Gestell eine Sammlung von Photographien, Darstellungen von Wohnungen und Arbeitsstätten von Heimarbeitern.

Die ganze Ausstellung ist überaus instruktiv, und es wird dem mit so großem Eifer ins Werk gesetzten Unternehmen sicher nicht an bedeutenden Wirkungen fehlen. Zum Zwecke einer allgemeinen Reichsgesetzgebung wird freilich auch in anderen Gegenden noch vieles zur Aufklärung der einschlägigen Verhältnisse zu tun bleiben. Sehr zu wünschen wäre darum, daß, nachdem die Hauptstadt des Nordens und die des Westens vorangegangen sind, auch München, die Hauptstadt des Südens, ihrem Beispiele folgte. Eine Abteilung dieser Art wäre der jetzt auf der Theresienhöhe stattfindenden Ausstellung jedenfalls zu wünschen gewesen.

Zu Jesus im heiligen Sakrament.

Aus Verdagers Eucharistischen Liedern.

Ein Versuch in deutschem Reim von Gernhard Schuler.

Du gibst der süßen Nachtigall,
Den lieben, muntern Vöglein all
Des Morgens gute Speisen.
Sie schwingen sich dann auf zum Ast
Und wolken ohne Ruh' und Rast
Dich loben nur und preisen.

Auch mich wirst du im Sakrament,
Bevor die Sonn' am Himmel brennt,
Mit Engelsnahrung speisen,
Da möcht' ich gleich der Nachtigall
Und mit den lieben Vöglein all
Dich loben stets und preisen.

Walchenseeprojekt und Heimatschutz.

Von

B. Eberl, Dillingen.

Die hochinteressante Denkschrift über die Ausnützung unserer Wasserkräfte und darauf fußend andere Veröffentlichungen brachten sichere Einzelheiten über die geplante Ausführung des Walchenseeprojektes, gegen welche im Interesse der Erhaltung von Heimatsinn und Freude an der Natur, im Interesse des Landschaftsschutzes gewichtige Bedenken in der Presse erhoben wurden. In der Tat, wenn die hochbedeutenden wirtschaftlichen Vorteile, welche die Verwirklichung des Projektes faktisch bringt, mit der Vernichtung zweier hervorragender Landschaftsbilder unseres bayerischen Hochlandes erkauft werden müßten, dann wären sie teuer, sehr teuer erkauft. —

Zunächst ist klar: Unsere Wasserkräfte müssen ausgenützt werden, und zwar in vollem Umfange, wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit Bayerns aufrecht erhalten bleiben soll; es wird geschehen, weil die wirtschaftliche Entwicklung sich nicht aufhalten läßt, und es soll geschehen. Das ist nicht einmal ein kraß materieller Standpunkt, der keine Rücksicht mehr kennt, wenn es sich um Gewinn handelt. Denn es ist zu bedenken, daß der Verlust der wirtschaftlichen Selbständigkeit und die damit immer mehr wachsende Abhängigkeit auch auf anderen Gebieten wie sonst nichts geeignet wäre, eine Reihe von ethischen Werten in unserem Volke herunter zu drücken, namentlich unserer frei denkenden, selbstbewußten Hochlandsbevölkerung die Freude an der Heimat und am Vaterlande zu verkümmern. Ganz abgesehen davon aber würden in einem geschwächten Bayern andere mit Freuden nachholen, was wir versäumt haben, und zwar radikal und ohne jede Rücksicht auf unser Volk und Land. —

Daß es bei dieser Verwertung unserer Wasserkräfte nicht ohne Opfer abgehen wird, ist von vornherein zu erwarten; noch immer hat ein großer Vorteil für das Gesamtwohl Opfer von einer Minderheit gefordert.

Speziell wird es auch bei der Ausführung des großartigen Walchenseeprojektes nicht immer möglich sein, alles und jedes im bisherigen Stande zu erhalten oder auch nur jede Schädigung eines Einzelinteresses zu verhindern. Aber geschont muß werden, was zu schonen ist. Der Techniker von heute muß in sich das Bewußtsein tragen, daß neben seiner Arbeit auch noch andere Interessen ihre Berechtigung haben, daß nicht Rücksichtslosigkeit bei der Verfolgung seiner Ziele, sondern liebevoller Schutz, möglichste Erhaltung des vorhandenen Wertvollen seine Pflicht und seine Ehre ist, daß eben auch die Schönheit des Landes ein großes Gut für das Volk ist. Diese Punkte dürfen in dem von der Staatsregierung angekündigten Konkurrenzausschreiben für das Walchenseeprojekt, resp. in dessen Bedingungen, schon recht nachdrücklich zur Geltung kommen. Noch weitere Forderungen erheben sich: Für jede Schädigung, nicht bloß in materieller Hinsicht, soll, wenn irgend möglich, Ersatz geschaffen werden, und — das ist besonders zu betonen — nichts darf ohne die zwingendsten Gründe zerstört werden, was keine Menschenkunst wieder herstellen könnte, wenn vielleicht einmal die Fortschritte der Technik eine bessere und schonendere Ausnützung der Wasserkräfte ermöglichen sollten, als es unsere Zeit imstande ist.

Unter dem Walchenseeprojekt wird besonders das obere Isartal durch Entziehung des Isarwassers zu leiden haben, weniger in Hinsicht auf wirtschaftliche Entwicklung als auf landschaftliche Schönheit. Man will ja vorläufig die Floßfahrt und Holztrift wenigstens während einer bestimmten Zeit des Jahres noch ermöglichen. Aber es kann als sicher angenommen werden, daß das Isarwasser bei Wallgau später ganz für das Werk verwendet werden wird, daß dann der Staat für den Entzug des Isarwassers doch eine Bahn bauen muß. Und diese wird in weit höherem Grade als die unzähmbare Isar der Lebensnerv für das Tal sein können. Sie vermag die ohnehin immer mehr zurückgehende Flößerei und ihren Verdienst voll und ganz zu ersetzen; sie wird auch eine bessere Verwertung des Holzes und der sonstigen Bodenschätze des Tales gestatten. Unter diesen Umständen wäre die geplante kostspielige Korrektion des Isarlaufes ungefähr bis Fall nach einigen wenigen Jahren zwecklos. Das verlassene regulierte Flußbett würde nur einen um so öderen, traurigeren Eindruck machen. — Eine bedeutende Senkung des Grundwasserspiegels mit ihren Folgen für die Landwirtschaft ist auch kaum zu befürchten, weil ja anders als in der Ebene hier das Wasser von den Bergen her zur Isar drückt.

Schwer wird offenbar die landschaftliche Schönheit des Isarwinkels leiden, wenn der belebende Alpenfluß zum weitaus größten Teile fehlt, auch dann noch, wenn große, jetzt unwirtliche, dem Hochwasser ausgesetzte Gebiete unter Kultur genommen werden können. Dieser höchst bedauerliche Umstand wird aber wohl keinen Grund bilden, den großen Gedanken des Projektes auch nur teilweise aufzugeben, um so mehr, als für diese Schädigung der Schönheit unseres bayerischen Hochlandes gleichzeitig im Loisachtale Ersatz zu finden ist. Letzteres kann nach der auf jeden Fall notwendigen Regulierung der Loisach bis Wolfratshausen — es braucht dies keine Einzwängung des Flusses zwischen langweilige, glatte, mathematisch gerade Steindämme zu sein — ohne besondere Schwierigkeiten zu einem der schönsten Täler umgeschaffen werden, wo reichster Wechsel von Wiese, Feld und Wald an die Stelle von Moor und Krüppelföhren treten wird, wo dann der Fluß durch seinen Wasserreichtum und sein günstiges Gefälle zu einer kräftig pulsierenden Verkehrsader wie geschaffen ist.

Auch die große Schädigung des Walchensees selbst, wie sie nach dem Projekte eintreten würde, durch die turnusmäßige Senkung des Wasserspiegels um 16 m und durch die Trübung des herrlichen Wassers bei direkter Einleitung des zeitweilig viele feste Bestandteile mit sich führenden Isarwassers muß verhindert werden und kann wohl auch zum größten Teile ohne Beeinträchtigung des Kraftgewinnes verhindert werden. Die beste Lösung wäre ja wohl ein großer Stausee im öden Isartal bei Wallgau, der statt des Walchensees die Rolle der Talsperre übernehmen und zugleich das Wasser klären würde. Nachdem dies unmöglich zu sein scheint, könnte vielleicht das ebenfalls ziemlich einförmige Tal der Obernach diese Aufgabe wenigstens teilweise übernehmen. Eine hohe Sperre hinter Forsthaus Einsiedl könnte immerhin eine beträchtliche Wassermenge aufnehmen, für die dann im Walchensee kein Raum geschaffen werden muß. Ihre Errichtung dürfte anscheinend keinen zu großen Schwierigkeiten begegnen. Sie würde Hochwasser der Isar für die trockene Zeit aufzuspeichern haben und könnte dabei gerade in der wasserreichen Zeit, in welcher die Isar die meisten Verunreinigungen mit sich führt, als Klärungsbecken für das Isarwasser dienen, bevor es direkt oder durch ein oberes Walchenseewerk in den See eintritt.

Digitized by Google

Die gewaltige Sperrmauer müßte nicht notwendig eine Schädigung des Landschaftsbildes bedeuten, sie kann und muß sogar wie jede zweckmäßige, in sich vereinigte Anlage, wenn sie sich harmonisch mit der umgebenden Natur vereinigt, eine Bereicherung der Landschaft bilden. Im vorliegenden Falle käme dazu noch die interessante, dankbare Aufgabe hinzu, in Verbindung mit der Sperre eine nicht nur zweckdienliche, sondern auch schöne Ueberführung der Staatsstraße Mittenwald—Kochel von der Höhe des Katzenkopfes an die Seite des Altlachberges zu schaffen.

Unserer Zeit ist allerdings der Blick und die Sicherheit noch nicht voll und ganz geworden, bei einer solchen Anlage zwei Aufgaben miteinander zu lösen: Zweckmäßigkeit der Anlage und Schmuckwert. Die Alten verstanden es. Wie oft haben sie z. B. gewaltige Burgen, trotzige Festungsmauern auf die schönsten Punkte einer Gegend hingestellt, und zwar so, daß sie nicht nur ihrem Hauptzwecke dienten, sondern auch die umgebende Natur verschönten! Jetzt möchten wir sie nicht mehr missen, weil sie eben harmonisch in die Umgebung hineingewachsen sind. Sollte das heute nicht mehr möglich sein? Hier wäre noch manche Aufgabe für unsere Künstler zu lösen.

Wir sagen: Für unsere Künstler, weil wir recht sehr wünschen möchten, daß unsere Künstler bei allen diesen Aufgaben dem Techniker helfend und ratend zur Seite stehen. Sie sollen ihm die Formen zeigen, unter welchen dieses ganz Neue eine schöne, in sich vollendete Gestalt gewinnen, sich dem alten, herrlichen Landschaftsbilde harmonisch einfügen mag; sie sollen im Interesse der Erhaltung des Charakters der Gegend und der Schönheit des bayerischen Hochlandes ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben bei der Gestaltung des Landschaftsbildes im großen und im kleinen, besonders auch bei eventueller Errichtung industrieller Anlagen (die sicher nicht ausbleiben werden), damit nicht auch da oben jene bekannten Gebäudetypen aus dem Boden schießen und den Beschauer förmlich um Verzeihung anschreien wegen des Mißtones, welchen sie in die schöne Gegend bringen.

Meine Lieder.

Meine goldblonden Locken
Hat mir das Leben verfärbt,
Meine kindlichen Züge
Bittere Stunde gegerbt.
All meine stillen Freuden
Hat mir das Leid vergällt,
Nur meine Lieder haben
Einzig mein Herz erhellt.

Hans Gesold.

Münchener Kunst.

Die Galerie Heinemann veranstaltete kürzlich eine Ausstellung von Werken des Künstlerbundes Karlsruhe. Die meisten der gegen 130 Werke waren Oelgemälde, außerdem fanden wir Aquarelle, Radierungen, Lithographien und Holzschnitte. Diese letztere graphische Abteilung war nicht sonderlich umfangreich, bot aber einzelnes recht Interessantes. So die in sehr feiner Technik ausgeführten, poetisch empfundenen Radierungen von Mili Gerstel. Originell waren auch die Radierungen von Adolf Schinnerer, teils Landschaften, teils Szenen, nicht ohne Satire erdacht. So das Blatt „Die Künstler". Die meisterhaften Radierungen und Lithographien Hans von Volkmanns leiteten zu den Malerwerken über. Die beiden Abteilungen dieser Art waren überaus interessant und reich an bedeutenden Erscheinungen. Volkmann war auch hier mit mehreren ausgezeichneten Stücken vertreten. Ein brillantes Gemälde war „In der Brandung" von Schönleber. Von Steinhausen interessierten drei wunderbare Stücke, davon ein religiöses, „Herr bin ich's", und eine hinreißend wirkungsvolle Nachtlandschaft am Meere, genannt „Der Stern". Wilhelm Trübner war mit einem Reiterbildnis, Alice Trübner mit einem Stilleben weiblicher Gewänder vertreten, Hans Thoma mit einem wunderbaren Schwarzwaldtal. — In der letzten Woche ist diese Veranstaltung abgelöst durch eine zweite Wilhelm Busch-Ausstellung. Wir haben seinerzeit die erste an dieser Stelle besprochen. Neue Gesichtspunkte zur Würdigung des Meisters bietet die jetzige nicht, verdient indes wegen des Wertes und der Vielseitigkeit der mehrere hundert Nummern umfassenden Sammlung lebhaft anerkannt und empfohlen zu werden.

* * *

Der Kunstverein brachte uns in den letzten Wochen mehrere interessante Sonderdarbietungen. Von ihnen greife ich die Gruppe von Landschaften heraus, mit der der Dachauer Maler Felix Bürgers das Interesse erregt hat. Der Künstler, der im allgemeinen wenig an die Oeffentlichkeit tritt, zeigt sich als trefflicher Schilderer dachauischer und italienischer Landschaftsmotive. Die italienischen Gemälde sind Studien aus Venedig, von Olevano und dem Sabinergebirge. Mit großzügiger Zeichnung verbindet Bürgers vornehme Farbe und weiß namentlich den Wirkungen abendlichen und winterlichen Sonnenlichtes gerecht zu werden. — Noch ein anderer Dachauer Künstler begegnete uns, Karl Bößenroth. Seine Liebhaberei gilt der Schilderung der Kaufingerstraße und des Marienplatzes zu München. Beide beobachtet er in allen möglichen Beleuchtungen und Stimmungen, ganz besonders aber bei Nacht, wobei er sich als Meister der Schilderung des Lampenlichtes und der eigentümlichen Schattenwirkungen erweist und gegenüber seinen Mitbewerbern, Ch. Vetter und Palmié, neuerdings auch Schramm-Zittau, seine Stellung sehr individuell zu wahren versteht. — Eine dritte, von jenen beiden durchaus verschiedene Sonderausstellung bot Philipp Schumacher. Sein Feld ist die religiöse Kunst, insoweit sie sich den Aufgaben des Buchschmuckes und der Illustration und Interpretation widmet. Schuhmacher zeigte uns Aquarelle und Schwarzweißblätter. Die ersteren ausgezeichnet durch miniaturhafte Feinheit und sehr lichte Farben: inhaltlich Szenen aus der Geschichte des Heilandes: Die Geburt Christi, der Tod St. Josephs, die Heilung des Blinden, die Austreibung der Wechsler, die Szene am Brunnen, die Fußwaschung, das Abendmahl, die Grablegung, die hl. drei Frauen mit dem Engel, und manches andere. Die Zeichnungen sind Entwürfe zur Holzschnittnachbildung, Buchschmuck, Zierleisten, Ornamente, ferner figürliche Darstellungen in Menge. Sie sind dem Alten wie dem Neuen Testamente entnommen. Die Charakteristik der Figuren ist reichhaltig und treffend, unverkennbar ist der Einfluß des Nazarenertums; immerhin ist dessen Weichlichkeit hier schon als zumeist überwunden zu betrachten. Wenn Schuhmacher den ihm eigenen und aus verschiedenen Blättern profanen Inhaltes zu erkennenden Zug kräftiger Realistik weiter ausbilden und auf seine Aufgaben religiöser Natur anwenden würde, so dürfte ihm ein tiefgehender Erfolg auf die Dauer nicht versagt bleiben. Auf ein Vorbild kirchlicher Kunst kann nur immer und immer wieder hingewiesen, sein Studium nur immer aufs neue dringend angeraten werden. Es sind die Werke unserer alten deutschen Gotik. Diese allein in der Kunstgeschichte steht da als Erfüllerin des großen Gedankens, den tiefen Ernst, all das Herzergreifende der religiösen Ueberlieferung in eine Form gebracht zu haben, die an die Grenzen menschlichen Empfindens und Könnens heranreicht.

* * *

Der Kunstsalon Zimmermann interessierte wieder einmal durch eine seiner kleinen, fein arrangierten Ausstellungen. Diesmal bot er uns elf Gemälde und zehn Zeichnungen des Parisers Emile Bernard. Seine Schwarz- und Weißzeichnungen, die überwiegend mit dem Pinsel, teils auch mit der Feder ausgeführt und laviert sind, zeigen Baumstudien. Die Gemälde sind gegenständlich dem Volksleben des Südens, besonders dem venezianischen entnommen, und zwar ergreift Bernard dieses zumeist in seinen tiefsten Schichten. Nur ein Gemälde, eine ziemlich schwache Leistung, war allegorischen Inhaltes. Die Art dieses Künstlers zeigt in Verbindung mit einem inbrünstigen Schönheitsdrange einen herben Naturalismus, dabei eine tiefe, von wärmster Menschenliebe eingegebene Auffassung. Sie offenbart sich in seinen Schilderungen von Bettlern und Krüppeln, von armen Teufeln, die das Meer des Lebens an einen unfruchtbaren Strand gespien hat. Bernards Zeichnung und Farbengebung erinnert manchmal an Zuloaga, Velasquez, Murillo, und steht doch durchaus selbständig und naiv neben ihnen.

Dr. O. Doering (Dachau).

Ein ernstes Wort.

Von einem Studenten.

In der am 27. Mai 1908 ausgegebenen Nr. 16 der „Münchener Hochschulzeitung" (dem Organ der Münchener Freien Studentenschaft, das an alle Studenten verteilt wird), findet sich in auffallenden Lettern ein Inserat:

„Gummi-Waren usw.; Herren Studierende Vorzugspreise."

Mit aufrichtiger Freude haben wir so manche Einrichtung der Münchener Freien Studentenschaft begrüßt; es kann kein Zweifel bestehen, daß gar vieles in ihrem reichhaltigen Programm fördernd auf Körper und Geist der heutigen Studentenwelt einwirken muß. Um so befremdender muß es erscheinen, wenn es die Münchener Freie Studentenschaft mit ihrem Bestreben, ein gesundes und kräftiges Geschlecht heranzuziehen, vereinbar findet, durch Aufnahme derartiger Inserate einer niedrigen geschäftlichen Spekulation Vorschub zu leisten.

Ich habe kürzlich mit einem amerikanischen Freunde über diese Frage gesprochen; er sagt, daß man in seiner Heimat in dieser Hinsicht von einer „social question" nicht im geringsten sprechen könne, daß man dort über ein solches Thema überhaupt nicht zu diskutieren brauche. Und wie steht es in Deutschland?

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Deutsche Papst-Hymne. Den katholischen Vereinen, die zu dem bevorstehenden Papstjubiläum einen passenden Gesangsvortrag benötigen, empfiehlt die Geschäftsstelle Glogau des Katholischen Volksvereins eine von Gymnasiallehrer Alexander Seiffert in Glogau komponierte „Deutsche Papst-Hymne", deren Veröffentlichung gerade jetzt überall mit Beifall begrüßt werden wird. Denn sowohl die tief empfundene Dichtung von Hans Hönig, welche die Wünsche des katholischen Volkes zum goldenen Priesterjubiläum Sr. Heiligkeit Papst Pius' X. in kurzen treffenden Versen zum Ausdruck bringt, als auch die der Dichtung vollkommen entsprechende Tonsprache, die sich durch melodischen Fluß und leichte Sangbarkeit auszeichnet, machen das populäre Werk zur Aufführung sekbst in kleinen Vereinen recht geeignet. Wo man indes über größere Mittel verfügt, dort dürfte der durch das Orchester begleitete Unisonochor eine schöne Wirkung erzielen. Endlich ist das prächtig ausgestattete, mit einem gelungenen Papstbilde geschmückte Musikstück auch als Geschenkwerk zu empfehlen, zumal der Preis der Klavierausgabe mit Text nur 50 Pfg. beträgt.

Julius Blaschke.

Das Wiener Frintaneum.

Von Dr. theol. et phil. Albert Sleumer, Hildesheim.

Das k. und k. Weltpriester-Bildungsinstitut zum hl. Augustin in Wien, kurz Frintaneum nach seinem Begründer, dem im Jahre 1834 als Bischof von St. Pölten verstorbenen Dr. Jakob Frint benannt, verdient die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Der derzeitige zielbewußte und rührige Oberhofkaplan und Studiendirektor Monsignore Dr. Perathoner veröffentlichte kürzlich den dritten „Bericht", dem wir folgende Daten entnehmen.

Im Jahre 1816 eröffnete Kaiser Franz I. auf Veranlassung seines Hof- und Burgpfarrers Frint das für Oesterreich hochbedeutsam gewordene Institut. Es sollte dazu dienen, junge Geistliche aus allen Teilen der Monarchie nach Empfehlung ihrer Bischöfe zur Erwerbung des theologischen Doktorgrades anzuleiten und zur Verwaltung wichtiger Kirchenämter zu befähigen. Bis zum Jahre 1906 waren nicht weniger als 956 Zöglinge heran gebildet worden, von denen etwa hundert die bischöfliche Würde erhielten. Jeweiliger Obervorsteher des Institutes ist stets der k. und k. Hof- und Burgpfarrer. Drei Studiendirektoren, die den Rang der Hofkapläne einnehmen, stehen den vier Studiengruppen vor, nämlich der biblischen, der historisch-kanonistischen, der moral- und pastoraltheologischen und der dogmatischen Gruppe. Die Zöglinge beteiligen sich daneben mit Eifer an den theologischen, philosophischen und orientalisch-linguistischen Vorlesungen der Wiener Universität, an der sie auch den Doktorgrad in der Theologie fast ausnahmslos erwerben. Ein Spiritualdirektor hat die täglichen Meditationspunkte vorzulegen. Die Zöglinge helfen übrigens bereitwillig, soweit sie Priester sind, in der überlasteten Wiener Seelsorge aus.

Von unabsehbarem Nutzen ist das Frintaneum in nationaler Hinsicht: es trägt ganz erheblich dazu bei, den engherzigen Nationalgeist, der sich bei den zahlreichen Stämmen des österreichischen Staatswesens vorfindet, zurückzudrängen und einer wahrhaft katholischen Auffassung der kirchlichen Aufgaben Platz zu machen. Friedlich trifft man im Institute, nebeneinander wirkend und strebend, den Böhmen und Tschechen, den Deutschen und Ungarn, den Slowenen und Polen, den griechisch-unierten und den römisch-katholischen Christen. Die Einigungssprache aller ist bei den Hausvorlesungen die lateinische Sprache, an der bekanntlich auch die theologische Fakultät der Wiener Hochschule festhält; freilich ist, beispielsweise bei den Probemeditationen, die von den Zöglingen des zweiten Jahres zu halten sind, die deutsche Sprache nicht ausgeschlossen.

Es steht außer Zweifel, daß die theologischen Studien durch das Frintaneum in Oesterreich einen hohen Aufschwung seit Jahrzehnten genommen haben. Leider besitzen wir im deutschen Vaterlande noch nicht eine ähnliche vollwertige Anstalt. Vielleicht entwickelt sich eine solche im Laufe der Zeit aus dem an der Universität Freiburg i. B. vor mehreren Jahren ins Leben gerufenen Collegium Sapientiae. Für edelherzige Gönner der theologischen Wissenschaft wäre hier ein ebenso zeitgemäßes wie bedeutsames Feld zur Betätigung ihres Wohlwollens offen; denn ehe ein Institut gleich dem durch kaiserliche Freigebigkeit ausgestatteten Wiener Frintaneum geschaffen werden kann, wären ganz erhebliche Geldmittel aufzubringen.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Liberales Blockgebet.

Bülow, ich rufe dich!
Düster umwölken mich finstere Mächte,
Dräuend umschleichen mich päpstliche Knechte.
Lenker des Staates, ich rufe dich!
Bülow du, führe mich!

Bülow du, führe mich!
Führ' mich zu Aemtern, führ' mich zu Orden,
Führ' mich durch deines Speisesaals Pforten.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Fürst, ich erkenne dich!

Fürst, ich erkenne dich!
So an den lächelnden Grübchen der Wangen,
Als im Zorn über Zentrumsmannen.
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich!
Bülow, du segne mich!

Bülow, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, nicht Sterben, segne mich!
Bülow, ich preise dich!

Bülow, ich preise dich!
Dein Junker-Faible bei preußischen Wahlen
Bereitet mir einige neidische Qualen,
Doch wenn du mir gut bleibst, preis ich dich!
Fürst, dir ergeb' ich mich!

Fürst, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die duftenden Speisen begrüßen,
Wenn köstliche Weine hinunterfließen,
Dir, mein Fürst, ergeb' ich mich!
Bülow, o rufe mich!

Norderney. Quintus.

Aus dem politischen Wörterbuch.

„Keimen" = Krach machen, Unruhe stiften, alles besser wissen wollen, sich selbst überheben, kaiserlicher sein wollen als der Kaiser.

„Bülowlen" (neues Zeitwort) = balancieren, jonglieren, schönreden, Zitate drechseln: auch: zwischen zwei Stühlen sitzen; auch: von der Hand in den Mund leben.

„Müllern" = sich unsterblich blamieren, unfreiwillig komisch sein, große Töne reden, Phrasen drechseln, sogenannte Gedichte machen.

„Bayern" = Eiertänze aufführen, Grundsätze aufgeben, umfallen.

Faust.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Der starke Beifall, den Schillings' „Moloch" jüngst bei seiner Première in der Festvorstellung der Tonkünstler fand, ist dem großzügigen Werke auch bei der Wiederholung treu geblieben. Aus künstlerischen Gründen hat die Intendanz die musikalische Tragödie im Prinzregententheater belassen. Man hätte diesem Versuche ein zahlreicheres Publikum gewünscht. Daß der „Moloch" und die Wiedergabe, welche der Oper hier unter Mottls Führung zuteil wird, volle Beachtung aller Kunstfreunde verdienen, habe ich schon jüngst betont. Schillings' grandioses technisches Können hat man bereits in seinen Anfangswerken bewundern müssen. Sein vornehmer, künstlerischer Geschmack vermochte niemals einem breiteren Publikum Konzessionen zu machen. Er widerstrebt, die Herbheit seiner Tonwelt zu mildern. Der „Moloch" zeigt den ernstschaffenden Tondichter fraglos in aufsteigender Linie, von größerem Reichtum der Erfindung und stilistisch noch eigenkräftiger und reifer. Wer die unendliche Kompliziertheit des musikalischen Aufbaues erfaßt, wird sich wohl bewußt werden, daß hier der Tondichter mit seinem Stoffe gerungen hat. Man wird in dieser Hinsicht von einer inneren Verwandtschaft zwischen Schillings und dem Dramatiker reden können, dessen Fragment der Textdichtung zugrunde liegt. Friedrich Hebbels „Moloch" war, wie er an Schumann schrieb, „immer in bezug auf die Musik gedacht", denn ohne Wagners Theorien „im ganzen oder einzelnen akzeptieren zu können", schwebte doch auch ihm „die Möglichkeit einer Verschmelzung von Oper und

Digitized by Google

Drama in ganz speziellen Fällen vor". Es war zu nahe vor Robert Schumanns geistigem Zusammenbruche, als daß der Plan einer Vertonung in nähere Erörterung hätte gezogen werden können. Als Hebbel später in München Lachner kennen lernte, griff er die Idee nochmals auf; leider ohne bei dem Komponisten Gegenliebe zu finden. Wenn uns heute auch Lachners Musik nicht recht mehr befriedigen würde, so verschuldete doch diese Absage, daß Hebbel die Dichtung als Torso liegen ließ. Sie sollte „den Eintritt der Kultur in eine barbarische Welt darstellen". Ob der Molochpriester, wie er nun vor uns auf der Bühne steht, für seine (wenn auch indirekte) religiöse Sendung nicht zu sehr Intrigant geworden ist, steht dahin. Jedenfalls hat Schillings in der Musik die Bedeutung des Problems aufs tiefste erfaßt. Von grandioser Wirkung und tiefer Innerlichkeit sind die Chöre. Das Moloch- und das Teutmotiv sind von eigenkräftigster Erfindung, von gewaltigem Eindruck Hirams Triumphgesang, um nur einiges zu nennen. Feinhals und Hagen bewältigten ihre sehr schwierigen Partien mit bestem Gelingen. Der erstere besitzt auch die eindringliche Darstellungsgabe, welche für den Hiram erforderlich ist, und Hagens schönes Organ wächst erfreulich. Die Damen Ulbrig und Preuse, sowie Bender und Bauberger wußten ihren Rollen die volle Bedeutung zu geben. Die Bühnenbilder waren von charakteristischer Schönheit.

Münchener Festspiele. Der Besetzungsplan der Rich. Wagner- und Mozartfestspiele ist nunmehr erschienen und durch das Reisebureau Schenker sowie durch die Hoftheaterkasse erhältlich. Sie nehmen ihren Anfang am 1. August mit Figaros Hochzeit; es folgen „Don Giovanni" und die „Entführung". Die drei Opern werden einmal wiederholt. Das Prinzregententheater beginnt mit den „Meistersingern", es folgen „Tristan", „Tannhäuser" und der „Ring". Außer dem „Tannhäuser" (zweimal) werden sämtliche Werke dreimal gegeben. Mottl dirigiert die Mozartopern, Tristan und zweimal den „Ring", dessen mittleren Zyklus Frz. Fischer leitet. Letzterer dirigiert auch die Meistersingervorstellungen, während „Tannhäuser" unter Röhrs Direktion gegeben wird. Für alle ersten Rollen ist neben der Hauptbesetzung vollwertiger Ersatz vorgesehen. Die einzelnen Mitwirkenden habe ich schon vor einiger Zeit an dieser Stelle notiert. Neu für das Festspielhaus ist Tänzler, der mit Knote als Tannhäuser alterniert. Für den 25. August ist im Prinzregententheater ein Konzert unter Mottls Leitung vorgesehen, welches Wagners Huldigungsmarsch, Symphonie in C-dur, fünf Gedichte für eine Frauenstimme und Orchester, Gralserzählung in Originalfassung und die Polonia-Ouvertüre bringen wird.

Verschiedenes aus aller Welt. Das dritte Bayerische Musikfest, welches an den Pfingsttagen in Nürnberg abgehalten wurde, erreichte seine künstlerischen Höhepunkte in der von Felix Mottl dirigierten Missa solemnis und der fünften Symphonie von Bruckner. Die Festhalle im Luitpoldhain zeigte sich für große Konzerte als sehr ungeeignet. Kammermusik wurde in dem akustisch sehr günstigen Rathaussaal geboten. Die Neuheiten, Draeseckes Vertonung von Fausts Osterspaziergang und Hermann Hutters a capella-Chor „Die Fahndung", fanden wenig günstige Beurteilung, dagegen werden alle Mitwirkenden des Musikfestes sehr gelobt. — Die in Koburg abgehaltene Tagung des Deutschen Bühnenvereins nahm einen das gesamte Bühnenvertragsrecht regelnden, mit der Deutschen Bühnengenossenschaft vereinbarten Bühnenvertrag einstimmig an. Eine Reihe wichtiger Einzelfragen, die zur Erörterung kamen, betrafen die Ausdehnung des Versicherungszwanges auf gering bezahlte Bühnenmitglieder, sowie eine Krankenkassenversicherung derselben, ferner die Regelung der Grundsätze, die für den Erwerb des Aufführungsrechtes von Bühnenwerken maßgebend sein sollen. Der Bühnenverein beschloß die Gründung einer eigenen Zeitung. Als Ort der nächsten Tagung wurde Düsseldorf gewählt. — Im Herbst wird in Petersburg das neue Deutsche Theater eröffnet, welches täglich Vorstellungen in deutscher Sprache geben wird. — In einem ägyptischen Dorfe wurden kürzlich Bruchstücke von vier Komödien Menanders aufgefunden. Zwei derselben, „Der Schiedsspruch" und „Die Samierin" hat Professor Dr. Robert in Halle übersetzt und ergänzt. Die Stücke werden in dem Theater zu Lauchstädt durch Studenten aufgeführt werden. — Goethes „Götz von Berlichingen" wird in diesem Sommer in Diessenhofen (Thurgau) auf einer dreiteiligen Bühne unter freiem Himmel gegeben. — Das Harzer Bergtheater hat an Pfingsten seine Spiele in freier Natur wieder aufgenommen. — Die Deutsche Schillerstiftung hat, wie ihr Jahresbericht mitteilt, im Jahre 1907 zusammen mit ihren Zweigvereinen an Pensionen und Unterstützungen 73,568 ℳ ausgegeben. — In Philadelphia wurde eine Haydn-Büste feierlich enthüllt. Tausend Sänger wirkten bei diesem Feste mit.

München. L. G. Oberlaender.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der letzterschienene Reichsbankausweis zeigt die erwartete sichtbare Besserung aller Aktivposten. Der Status hat im Vergleich mit der Parallelwoche des Vorjahres eine kräftigere Erleichterung erfahren, und zu den bereits eingetroffenen Goldimporten werden neuerdings grosse Beträge Gold nach Deutschland zur Einführung angemeldet. Die Geldabundanz herrscht auch in den übrigen Ländern, und zwar in verstärktem Masse, und flüssiges Geld wird von allen Märkten offeriert. Die nächste Konsequenz dieser günstigen Geldmarktlage ist in regulären Zeiten eine feste Tendenz auf allen Gebieten. Besonders Handel, Industrie und die übrigen Faktoren der Börse profitieren unter normalen Zeitläuften von einer Geldflüssigkeit, die, wie sie momentan vorhanden ist, schon seit langer Zeit nicht mehr registriert werden konnte. Die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse und insbesonders der Verkehr an den Börsen wurde jedoch durch diese momentan günstige Konstellation des Geldmarktes in keiner Weise tangiert. Aus der nur geringen Minderung der Wechselbestände der Reichsbank war es klar ersichtlich, das an unser Zentral-Noteninstitut noch immer in umfangreichem Masse von den Geldsuchenden appelliert wird. Diese Konzentration des Geldbedarfes bei der Reichsbank ist dahin zu erklären, dass die deutsche Haute-Banque sich noch immer strikte ablehnend den Anforderungen von Handel und Industrie gegenüber verhält.

Die Hauptursache der stabilen Situation der heimischen Märkte und der Reserve auf allen Gebieten ging diesmal von dem politischen Gebiete aus. Besonders die Monarchen-Entrevue zu Reval verursachte an den deutschen Börsenplätzen eine nervöse Stimmung. Man wird nicht fehlgehen, wenn man der Annäherung zwischen Russland und England auch finanziellwirtschaftliche Motive zugrunde legt. Bei der bekannten Krämerpolitik Englands ist es nicht ausgeschlossen, dass die Meldung der Emission einer neuen russischen Anleihe in England von Millionen Pfund auf Wahrheit beruht. Für die deutschen wirtschaftlichen Kreise kann es nur von Vorteil sein, wenn „John Bull" die bisherige grosse Schuldenlast Russlands bei uns von Deutschlands Schultern auf sich girieren lässt. Diese politischen Beklemmungen äusserten sich jedoch in unangenehmer Weise, indem, allerdings auch gefördert durch spekulative Verkäufe, der heimische Rentenmarkt Verluste an der erst kürzlich eingetretenen Kursbesserung erleiden musste. — Immerhin sind momentan für die Emissionen aller festverzinslichen Werte günstige Perspektiven vorhanden. Falls die Gelderleichterung von Dauer bleibt, wird auch die Situation am Rentenmarkt eine neuerliche grosse Aufwärtsbewegung nehmen. — Man wird jedoch nicht verhehlen, dass es im Interesse aller Reflektanten am Geldmarkte ist, wenn die Restriktion und Einschränkung auch weiterhin aufrecht erhalten bleibt. Es sind noch keinesfalls Anzeichen vorhanden, welche der Geldmarktsituation die Flüssigkeit auch für die fernere Dauer prognostizieren. Der Semesterabschluss und der neuerliche Geldbedarf zu dieser Zeit wird in Bälde eine Aenderung bringen. — Für die wirtschaftlichen Kreise Deutschlands sind auch in hohem Grade verstimmend die Gestaltung der Reichs-Finanzreform und insbesonders, weil verschiedene Meldungen dahin gehen, dass neuerdings die Börse und deren Gefolgschaft mit zu den neuen Steuern herangezogen werden soll.

Ein sachliches Moment in der momentan ungünstigen Betrachtung der deutschen Wirtschaftslage bildet vor allem die industrielle Situation, insbesonders die unentwegt ungünstigen Meldungen von Deutschlands Montanmarkt. Durch die Preisreduktionen am amerikanischen Eisenmarkte ist ein energischer Wettbewerb desselben in Europa gegeben. Preis-Unterbietungen und -Ermässigungen werden die nächste Folge dieses neuerlich verschlechterten Verhältnisses am internationalen Eisenmarkte bilden. Das Kursgebäude hat diesen ungünstigen Momenten allerdings schon zum Teil Rechnung getragen. — Auf dem Goldminen-Markt ist seit langer Zeit eine günstigere Tendenz bemerkbar und dadurch vielen deutschen Besitzern Gelegenheit geboten, an dem bekanntlich enormen Besitz deutscher Kreise an Goldminenaktien einen Teil der Verluste gutzumachen.

M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank München erweitert neuerdings ihr Filialnetz durch Uebernahme der Geschäfte der Kreditbank in Rosenheim und hat somit in kurzer Zeit die stattliche Anzahl von 20 Filialen erreicht! Mit dieser Geschäftsübernahme ist neuerdings eine Kapitalsvermehrung der Bank verbunden.

Die mündelsichere Kreissparkasse zu Moers erreichte in ihrem ersten vom 25. April 1907—31. März 1908 sich erstreckenden Geschäftsjahre einen Gesamtumschlag von 26'058,923.41 ℳ, welcher sich aus 13'057,121.66 ℳ Einnahme und 13'001,801.75 ℳ Ausgabe zusammensetzt. Der Einlagenzuwachs betrug 4'405,105.08 ℳ. Der erzielte Reingewinn wurde mit 20,864.68 ℳ dem Reservefonds überwiesen. Die von dem gesamten Landkreise Moers garantierte Kasse gewährt für sämtliche Einlagen bei täglicher Verzinsung, beginnend schon mit dem Tage der Einzahlung, 4%.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Pr.-Nr. 10ta), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 5860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 27. Juni 1908. V. Jahrgang.

Liberaler Byzantinismus.

Von

Dr. W. Hüllen.

Ein alter mir seit Jahren befreundeter Herr in hoher Stellung sagte mir einmal: „Etwas Charakterloseres als den Liberalismus, speziell den rheinischen Nationalliberalismus, gibt es nicht." Dabei ist mein Freund selbst liberal. Um so besser weiß er Bescheid. Wie ging die „Kölnische Zeitung" mit Bismarck während des Kulturkampfes durch dick und dünn, ja, half den Reichskanzler weiter drängen, als er eigentlich wollte. Und wie hat sie ihn später behandelt, besonders nach seiner Entlassung! Gerade sie war der Esel, der dem gelähmten Löwen den bekannten Tritt versetzte, indem sie ihn mit dem Köter verglich, der belfernd hinter dem Reichswagen herlaufe. Solange der heutige Kaiser und seine Regierung mit dem Zentrum zusammenarbeiteten, ließ die liberale Presse kein gutes Haar an beiden und bekämpfte sie mit allen möglichen Waffen aus den mittelalterlichen Rumpelkammern der Geschichte. Heute gilt ihr der Block-Kaiser als der herrlichste und erfolgreichste aller Hohenzollern. Heute lesen wir in Artikeln liberaler Zeitungen des Rheinlandes mit dem geschmackvollen Titel „Zwanzig Jahre Kaiser Wilhelm II." folgende Sätze wie: „Froher Jubel umrauscht heute Kaiser Wilhelm II. an dem Tage, da er zwei Jahrzehnte lang die Zügel der Regierung führt." Wo rauscht dieser Jubel? Dann heißt es weiter, daß von all den Befürchtungen, die beim Regierungsantritt des Kaisers rege wurden, keine einzige sich erfüllt habe. „Wenn möglich, so ist das Band, das Fürsten und Stämme Deutschlands umschlingt, heute noch inniger und fester, als es vor zwanzig Jahren war ..." „Und wie sich so Kaiser Wilhelm gegenüber dem deutschen Staatenbunde bewährt hat, so geschah es auch womöglich noch in höherem Maße nach außen hin, gegenüber den Staaten Europas, wie den Völkern der Welt ..." „Deutschland und sein Kaiser genießen in der ganzen Welt Ansehen und aufrichtigste Hochschätzung ..." „Bei Wilhelm II. ist es die bezaubernde Liebenswürdigkeit, mit der er alle in den Bann seiner genialen Persönlichkeit zu zwingen weiß. Auf diesen Ton einer bezwingenden Liebenswürdigkeit ist die ganze Regierungsweise Kaiser Wilhems II. seit zwanzig Jahren gestimmt. Wohin Kaiser Wilhelm in diesen zwei Jahrzehnten in fremde Länder kam, wußte er den Zauber dieser Liebenswürdigkeit um sich erstehen zu lassen, und wer auch immer aus fremden Ländern zu uns kam, waren es Fürsten, Diplomaten, Künstler oder sonst irgendwelche Persönlichkeiten von Bedeutung, sie mußten einen so starken Hauch dieser genialen Bezauberungskunst verspüren, daß sie, zurückgekehrt in ihre Heimat, zu Lobrednern Deutschlands und seines Friedenskaisers wurden ..." „Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: Kein Fürst der Welt genießt allerorten in der Welt diese Popularität und Liebe und Achtung, wie Deutschlands Kaiser, und nie vordem hat ein deutscher Fürst außerhalb seines Landes solcher Achtung und solchen Ansehens sich erfreut." Dann wird von den „hehren und großen Erfolgen" des Kaisers gesprochen, von der Genugtuung, mit der Deutschland sich seiner Regierung erfreue, und daß der Kaiser in dem Zeitraum seiner Herrschaft den Heldentaten, die sein hehrer kaiserlicher Großvater ausgeführt, die Krone aufgesetzt habe.

Wir können von diesem Erguß des nationalliberalen Geschäftspatrotismus nur sagen, daß er allen Produkten neuzeitlicher Byzantinerei die Krone aufsetzt, daß er so geschmacklos und deplaciert wie nur möglich ist. Dergleichen wagt man zu schreiben in einer Zeit, in der, wie die gleichfalls nationalliberale „Augsburger Abendztg."[1]) sich ausdrückt, die Bündnis- und Reisepolitik des englischen Oheims und das dreiste Intrigenspiel, das uns zu Leide fortgesetzt in Paris gemischt wird, eine dumpfe, gespannte Atmosphäre erzeugt, die von der Möglichkeit einer Entladung nicht fern ist. In einer Zeit, in welcher der seit zwanzig Jahren angesammelte Haß gegen das großspurige „spectre allemand" den Kontinent mit einer Kriegsgefahr ohnegleichen bedroht.

Ganz auf der Höhe jener byzantinischen Speichelleckerei steht der Satz des nationalliberalen Artikels: „Es würde durchaus unschicklich erscheinen, an der Regierung des Kaisers eine Kritik zu üben, gleichsam die Leistungen des Monarchen einer Beurteilung zu unterziehen." Echt nationalmiserabel gedacht! Die Altpreußen dachten und denken erfreulicherweise auch heute noch anders. Das weiß jeder, der die Geschichte Friedrichs I., Friedrich Wilhelms II., III. und IV. kennt. Gerade die besten Männer unseres Volkes haben an deren Regierungshandlungen offen und unerschrocken Kritik geübt. Und sie haben unserem Staate dadurch genügt. Ich erinnere nur an einen Danckelmann und Marwitz. In feudalen Kreisen Ostelbiens habe ich die schärfsten Verurteilungen des neuen Kurses gehört. Ich kann bestätigen, daß es so ist, wie Eduard Goldbeck kürzlich in einem offenen Brief an den Kronprinzen schrieb: „Ich bin bereit, unter dem Eide zu bekunden, daß ich seit langen Jahren zu Haus und auf Reisen, in der Stadt und auf dem Lande, vom Fels zum Meer, wie man in der guten, alten Zeit sagte, nicht eine Menschenseele angetroffen habe, die nicht bitter, verächtlich, gehässig, grimmig, entrüstet oder mit resignierter Verzweiflung von dem neuen Kurs gesprochen hätte ..." Das schreibt ein ehemaliger Königlich preußischer Offizier, und zwar in der Zeitschrift „Morgen" des Königlich preußischen Universitätsprofessors Werner Sombart. Wer liest die „Zukunft", die Zeitschrift Maximilian Hardens, der die Regierung des Kaisers von jeher scharf bekämpft hat? Unsere höchsten Beamten, unsere Offiziere und die Großgrundbesitzer. In diesen Kreisen findet die „Zukunft" die meisten ihrer Abonnenten. Das sagt genug.

Wir sind wahrhaftig nicht mit der Art und Weise einverstanden gewesen, wie die Person des Kaisers und seine Regierung stellenweise kritisiert worden ist, aber noch viel weniger können wir den Servilismus billigen, der ganz im Gegensatz zu echt preußischer Art in jenem liberalen Jubiläumsartikel zum Ausdruck kommt. Er ist auch weit schädlicher; denn auf diesem Boden gedieh die Rückgratlosigkeit, die uns seit zwanzig Jahren von unserer moralischen Höhe heruntergebracht hat. Geradezu ekelhaft wirkt jener Byzantinismus, wenn man sich erinnert, daß nationalliberale Patrioten schon häufig mit einer Revision ihrer monarchischen Gesinnung drohten, wenn ihr politischer oder materieller Machtbereich durch die Regierung gefährdet war.

[1]) Dieselbe „Augsburger Abendzeitung" unterscheidet sich auch in der ungeschminkten Beurteilung des preußischen Wahlausfalles sehr vorteilhaft von ihren norddeutschen Parteischwestern. In Nummer 171 liest man u. a.: „Bezeichnend ist es, daß, ganz unabhängig von Regierungsgunst oder Regierungsfeindschaft, nur diejenigen Parteien Wahlerfolge errungen haben, die, frei von jeder Halbheit und jedem Schwanken, stets mit Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit ihre Ziele offen bekannt und bei jeder Gelegenheit energisch verfolgt haben: die Konservativen, das Zentrum, die Polen und die Sozialdemokraten." Das Blatt hält auch die Fortdauer der Blockpolitik im Reiche für unhaltbar.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein warnendes Wort „zur Lage".

„Mazedonien ist der Probierstein für die behauptete Friedlichkeit der englisch-russischen Annäherung." So schrieb ich vorige Woche an dieser Stelle. Inzwischen scheint dieser Probierstein einen Mindergehalt an Friedlichkeit erwiesen zu haben. Denn unsere Offiziösen, die bisher dem behaglichen Optimismus gehuldigt, brachten plötzlich einen halbamtlichen Artikel „Zur Lage", der in höflicher, aber recht verständlicher Weise den Ränkeschmieden zu verstehen gab, daß Deutschland im Bewußtsein seiner Stärke sich nicht widerstandslos ausschalten und demütigen lasse.

Warum und wozu die ernste Sprache? Was sich in Reval offiziell in der Oeffentlichkeit abgespielt hat, war nicht beunruhigend. Es muß also wohl hinter den Kulissen etwas präpariert worden sein, was für Deutschland unangenehm und gefährlich erschien. Und das wird aller Wahrscheinlichkeit nach die englisch-russische Abmachung wegen Mazedonien sein. Der halbamtliche Warnungsartikel in der „Nordd. Allg. Ztg." deutet das auch an, indem er sagt, im Augenblick seien die Fragen des näheren Orients von besonderer Bedeutung.

Der Pariser „Figaro" läßt sich aus London telegraphieren, Rußland habe die drei grundsätzlichen Punkte des englischen Reformprogramms für Mazedonien angenommen, welche betreffen: 1. Die Autonomie des hohen türkischen Beamten, der von dem Sultan mit dem Gouvernement von Mazedonien betraut ist; 2. den Modus der Ernennung der fremden Offiziere; 3. die Reorganisation der mazedonischen Finanzen. Wenn diese Nachricht stimmt, so hat sich Rußland einfangen lassen für das Wesentliche jener Vorschläge des englischen Ministers Grey, die Fürst Bülow seinerzeit im Reichstag als gefährlich für den Fortbestand der Ordnung und Ruhe im näheren Orient gekennzeichnet und scharf abgewiesen hatte. In der Tat zielt dieses „Reformprogramm" offensichtlich auf die Loslösung Mazedoniens von dem türkischen Reiche ab. Hat König Eduard seine Bündnispolitik im Umherziehen dazu benutzt, auf dieses gefährliche Programm Rußland und vielleicht auch Frankreich festzulegen, so bedeutet das eine Herausforderung Oesterreichs und Deutschlands. Ein Seitenstück zu der Lage, die vor drei Jahren durch die rücksichtslose Marokkopolitik von Eduard und Delcassé geschaffen war!

Damals griff der Deutsche Kaiser unmittelbar ein durch eine öffentliche Warnungsrede in Karlsruhe und durch die Fahrt nach Tanger. Jetzt ist auch ein ernstes Kaiserwort in die Oeffentlichkeit geraten; es war aber nicht von vornherein für sie bestimmt. Am 29. Mai, also schon vor der Begegnung von Reval, hatte der Kaiser bei einer Besprechung mit den Offizieren nach dem Exerzieren in Döberitz der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die Armee, dem Geist Friedrichs des Großen getreu, ihren Aufgaben gewachsen bleiben werde. Es wird bestritten, daß der Kaiser dabei von „Einkreisen" oder „Uns stellen" gesprochen oder überhaupt auf „politische Tagesfragen" Bezug genommen habe; aber man darf annehmen, daß er auf den Ernst der politischen Lage hingewiesen hat, namentlich auf die Möglichkeit, daß wir uns nach allen Seiten hin zu wehren hätten. Vermutlich war also dem Kaiser schon damals bekannt, daß die gefährliche Aufrollung der orientalischen Frage durch England und seine Bundesgenossen geplant werde. Die Auslassung des Kaisers war für die Offiziere bestimmt, zur Hebung des militärischen Geistes. Daß ein freisinniges Provinzblatt sie in übermäßig scharf zugespitzter Form in die große Oeffentlichkeit brachte, war nicht korrekt und nicht patriotisch. Die Welt bekam wieder den Eindruck, daß die impulsive Natur des Kaisers „Ueberraschungen" schaffe, und daß die Haltung des Auswärtigen Amtes nicht in Harmonie sei mit der ernsten Auffassung des Kaisers. Leider ließ auch die Richtig- und Klarstellung der sensationellen Nachricht seitens der bis dahin optimistischen Offiziösen bedenklich lange auf sich warten. (Der Versuch einer glatten Ableugnung in der Scherl-Post war inzwischen ins Wasser gefallen.) Zum Glück ist nunmehr der Eindruck der Einheitlichkeit und Festigkeit der deutschen Politik wiederhergestellt, indem der erwähnte halbamtliche Artikel sich der ernsten Auffassung der Lage anschließt, die den kaiserlichen Worten zugrunde liegt. Da heißt es: „Es wäre verfehlt, leugnen zu wollen, daß sich schwierige diplomatische Auseinandersetzungen ergeben können." Ferner wird anerkannt, daß eine weitverbreitete Unsicherheit darüber bestehe, ob etwa eine neue Konstellation sich bilden und eine friedliche Lösung schwebender Fragen erschweren könnte. Dann wird ernstlich abgerechnet mit der bekannten publizistischen Verschwörung zur Verleumdung des friedliebenden Deutschland, und schließlich erklärt, die deutschen Soldaten trügen nicht den Sinnspruch des unbedingten Friedens an ihrer Mütze. „Das Bewußtsein unserer Kraft darf uns die Zuversicht und die Ruhe geben, die allein eines großen, friedlichen Volkes würdig ist."

Ob der Warnungsruf seine Wirkung haben wird? Möglicherweise in Petersburg oder auch in Paris. Aber in London schwerlich. König Eduard betreibt das hochpolitische Schachspiel gegen Deutschland als den lebenfüllenden Sport. Wenn die mazedonischen Ränke durch das energische Auftreten Deutschlands und Oesterreichs unschädlich gemacht werden, so wird er bald einen neuen Punkt entdecken, wo er den mitteleuropäischen Mächten Schach ansagen kann. Nicht von Deutschland, das nur den status quo in Ruhe erhalten will, sondern von England geht die Unsicherheit in Europa und die Unruhe in der Welt aus. Der marokkanische Zankapfel und der mazedonische sind von derselben Hand in den Saal geworfen.

Ein Trost ist es noch, daß augenblicklich die marokkanische Angelegenheit in ihrer Schärfe nachgelassen hat. Die neueste Verhandlung in der französischen Kammer war freilich nicht von Zweideutigkeiten frei, aber sowohl in den Erklärungen der Regierung als in der Tagesordnung der Kammer überwog doch die Friedensliebe und die Rücksicht auf Deutschland sowie die Akte von Algeciras. Was den deutschen Widerstand gegen die englischen Ränke in Mazedonien angeht, so bringt die „Nordd. Allg. Ztg." neben den warnenden Worten auch eine warnende Tatsache bei: Frhr. v. Marschall bleibt trotz der gegenteiligen Pressemeldungen auf seinem Posten in Konstantinopel. Seine Person ist dort ein Programm, da er als Gegner der englischen Orientpolitik bekannt und gefürchtet ist.

Die preußischen Landtagswahlen.

Endlich ist (bis auf einen Stichwahlkreis) das langwierige Wahlgeschäft in Preußen vollendet. Der zweite Akt, die Wahl der Abgeordneten durch die Wahlmänner, hat zwar hie und da eine kleine Ueberraschung gebracht, aber im großen und ganzen bestätigt, was nach dem ersten Akt vom 3. Juni erwartet wurde. Die Konservativen haben 10 Mandate gewonnen, das Zentrum 8 und die Polen 2. Also ist die christlich gesinnte Mehrheit, zu deren Zertrümmerung die Liberalen ausgezogen waren, um 20 Stimmen verstärkt wiedergekehrt. (Die Gesamtzahl der Abgeordneten war inzwischen um 10 erhöht worden.) Die Freisinnigen haben freilich 3 Sitze gewonnen, aber davon zwei unter so skandalösen örtlichen Wahlabmachungen, daß sie mehr Schaden als Vorteil bringen. Die Nationalliberalen, die sich als Kern des Reichsblockes und berufene Führung in Preußen den Wählern vorstellten, haben von ihren 76 Mandaten ein ganzes Dutzend verloren; die geistesverwandten Freikonservativen ein halbes Dutzend ebenfalls verloren. Die Sozialdemokraten haben es auf 6 Mandate gebracht. Mit diesem Wahlergebnis können die Zentrumswähler von Herzen zufrieden sein. Natürlich dürfen wir uns durch den Erfolg nicht in übermäßige Hoffnungen und falsche Sicherheit einwiegen lassen. Das Wahlbündnis mit den Polen hat sich vorzüglich bewährt. Unsere Gegner schelten und schimpfen natürlich auf dieses Zusammengehen, das ein „Verrat in der nationalen Sache" sein soll. In Wirklichkeit ist es ein großer Gewinn für Staat und Reich, daß die Polen, die bisher unter dem Einflusse der radikalen Agitatoren sich von allem, was deutsch heißt, scharf abwandten, jetzt wieder in Fühlung und Arbeitsgemeinschaft mit einer großen deutschen Partei getreten sind. Eine wertvolle Vorarbeit für die künftige Versöhnung. Im übrigen hat die hakatistische verfolgungs- und blockkünstlerische Ausschaltungspolitik die Annäherung herbeigeführt.

Der „Friede" im Flottenverein.

Auf der Tagung in Danzig hat der Oberpräsident von Jagow als Vertreter der Staatsregierung einen Ausgleich zwischen den beiden Flügeln des Flottenvereins zustande gebracht, bei dem die Bayern und ihre Freunde durch den Rücktritt des Generals Keim, die norddeutsche Keimpartei durch die Anerkennung des „nationalpolitischen" (aber nicht parteipolitischen) Charakter des Vereins abgefunden wurden. Die Möglichkeit zum weiteren Zusammenbleiben ist damit geschaffen. Ob das Ausgleichswerk Bestand hat und Früchte tragen kann, muß sich erst zeigen, wenn der neue Vorstand seines Amtes waltet.

Digitized by Google

Der Wiener Festzug zum Kaiserjubiläum.

Von

Dr. Viktor Naumann.

Oben auf dem flachen Dach des Parlamentes hat man von der dort errichteten Tribüne wohl den schönsten Ausblick auf den Festzug und auf das bunte Treiben der vieltausendköpfigen Menge. Zugleich aber bietet sich dem Beschauer ein fast einzigartiger Blick auf das herrliche Wien dar. Zu den Füßen die grüne Symphonie des Volksgartens, dann der mächtige innere Hofgarten der Burg, der neue Prunkbau, das alte, ehrwürdige Schloß, der Blick in die prächtige Ringstraße. Und hoch in den Lüften der alte Stephan, die wunderbare Wölbung der Karlskuppe, die kleinere der Peterskirche, die Türme der Augustiner- und der Minoritenkirche. Ganz nahe benachbart das monumentale Naturhistorische Museum, und herrlich sind von oben anzuschauen die Reiterdenkmäler des edlen Ritters und des ruhmvollen Siegers von Aspern, des glorreichen Besiegten von Wagram. Nach links wieder der breite Ring, der mächtige Prunkbau des Burgtheaters und der überragende Rathausturm. Und das alles sieht so klar und scharf in der frühen Morgensonne aus, so greifbar deutlich, dazu am Burgtor das goldstrotzende Kaiserzelt mit den gewaltigen flankierenden Pylonen und die endlosen Tribünen, die sich mit einer fröhlichen Menschenmenge zu füllen beginnen.

Wahrlich, die Ouvertüre ist wunderschön und verspricht Großartiges, und die Stunden verrinnen schnell, kaum merkte man ihr Entfliehen, die heitere Musik der trefflichen Militärkapellen kürzt die Zeit, und es gibt soviel zu sehen da unten in der Menge. Nun nahen schon aus der Burg herausfahrend die Wagen der Kaiserlichen Familie. Achtzig Mitglieder des Erzhauses, vom 80jährigen Erzherzog Rainer an bis zu dem jüngsten gangfähigen Sprossen, werden sich um das erlauchte Haupt der Familie scharen. Dazu die Mitglieder der Häuser Cumberland, Württemberg, Bourbon, Braganza, Coburg, Lippe-Schaumburg und Liechtenstein, die in Oesterreich ihren Wohnsitz haben; eine Fülle des Hochadels, wie sie nur sehr selten beisammen ist.

Wagen auf Wagen rollt heran, die Wache tritt unausgesetzt ins Gewehr, aber noch immer kommt der Kaiser nicht; denn Graf Hans Wilczek, der beliebteste Wiener Aristokrat, der Leiter der ganzen Feierlichkeit, kann ihm noch nicht melden, daß der Zug bereit zum Vorbeimarsch an der Babenbergerstraße steht. Erst nach 10 Uhr erklingen die Klänge der Volkshymne. Der Monarch ist eingetroffen und tritt auf das Podium vor dem Kaisersalon, auf dem er stehend, während alle andere sitzen, den Festzug vorbeidefilieren lassen wird; ein Defilee, das volle drei Stunden währt. Ein besseres Gesundheitszeugnis konnte sich Kaiser Franz Josef gewiß nicht ausstellen.

Nun sind schon die Spitzen des Zuges, die berittenen Gendarmen und das Komitee, vorüber und es naht die erste Gruppe: Rudolf von Habsburg mit seinen Rittern. Die langen Schabracken der Pferde sind mit den Wappen der edlen Herren geschmückt, deren Nachkommen heute im Festzug reiten, die alte Helmzier ihrer Geschlechter zur Schau tragend. Und wahrlich schon bei diesen Namen muß man an ein altes Turnier oder Wappenbuch denken: die Abensperg, die Auersperge, die Fürstenberg, Fünfkirchen, Gablenz, Geusau, Hammerstein, Hardegg, Harrach, Herberstein, Kuefstein, Kuenburg, Liechtenstein, die Miller-Aichholz, Stubenberg, Trautmannsdorf, Thurn, Wrbna, Wurmbrand, Zedwitz und wie sie sonst heißen, die Familien, die durch über 600 Jahre den Habsburgern Treue erwiesen, deren Namen wir so oft gelesen haben, hier sehen wir sie um den edlen Rudolf als eine ritterliche Leibgarde geschart.

Ihnen folgen Wiener Bürger und reisiges Volk aus der Zeit Albrechts des Ersten. Einer Raubritterburg, irgendwo an der Donau gelegen, gilt ihr Ausmarsch; Katapulte führen sie, Balisten, Bliden und Widder zur Einnahme der trotzigen Feste. Rüstzeug wird ihnen nachgefahren. Und Bogenschützen zu Roß und zu Fuß gesellen sich den Gepanzerten und die gefürchteten Armbrustschützen. Schwerfällige Ochsen schleppen große Steinkugeln, auf derben Wagen gehäuft! Ein echt mittelalterliches Bild.

Aber das Mittelalter stand unter dem Zeichen des Kreuzes; wir sehen es jetzt. Rudolf der Stifter mit seiner edlen Gemahlin naht, umgeben von reifigen Edlen und hohen Prälaten, schönen Damen, alle hoch zu Roß. Die Frauen nach der Sitte der Zeit im Männersattel reitend. Ein hohes Fest gilt es zu feiern, der Grundstein zum hohen Chor von St. Stephan soll gelegt werden. Daher tragen auch die Bürger das Modell der Kirche, Windlichterträger umgeben es. Noch lange tönt das helle Geläute der Schellen in unseren Ohren, der Schellen, die das Zaumzeug der edlen Herren schmücken.

Und nun ein Jahrhundert später: wieder Gerüstete, aber nicht zum Krieg reiten, sie heraus, sondern zum „deutschen Gestech, im hohen Zeug", zum edlen Turnier. Wie haben wir alle als Buben für das Turnier geschwärmt, das bei Ahsby de la Zouche abgehalten wurde, wie glänzend hat Walter Scott in „Ivanhoe" den Auszug der edlen Ritter geschildert und nun wird der Kindertraum uns zur Wahrheit, wir sehen einen solchen Turnierauszug. Nichts fehlt, nicht die Reine de la beauté, die den Turnierdank dem Sieger überreichen wird, lieblich verkörpert von der jugendlichen Komtesse Van der Straten, nicht die treuen Knappen, nicht die Turnierwaibel und die Prügelknechte. Alles ist da, aber alles geht schnell, wie in unserem frühen Traum, an uns vorüber.

Tu felix Austria nube! Der „letzte Ritter" Maximilian, romantischen Andenkens, war doch auch ein Realpolitiker, er ist dem Spruch gefolgt. Nicht nur seine eigene Heirat zeigte es, sondern auch die seiner 10- und 12jährigen Töchter mit den gleich jungen Königen von Ungarn und Polen. Dieser Hochzeitszug war einer der Glanzpunkte des Festes. Die lieblichen Gesichter der holden Mägdlein (Komtessen Palfy) nickten so lustig und heiter dem hochrufenden Publikum zu, daß man gerne den alten Kaiser aus der Sänfte gehoben hätte und ihn gebeten, ein wenig — ein ganz kleinwenig noch zu verweilen. Aber vorbei, vorbei: die Vergangenheit läßt sich nicht zurückrufen, nur ein flüchtiges, schönes Phantasiebild und — „alles ist zerstoben".

Zweimal ward Wien belagert von den grimmen Osmanen innerhalb zweier Jahrhunderte. Zwei edle Herren aus den uralten Geschlechtern der Salm und Starhemberg hielten mit Hilfe der Bürger die Stadt an des Deutschen Reiches Markung wider den Feind, bis Ersatz ihnen wurde. Beide Belagerungszeiten wurden uns zurückgezaubert. Bilder von wunderbarem Farbenreichtum. Und mit ihnen beginnt die ruhmvolle Geschichte des modernen österreichischen Heeres, dessen ganze Entwicklung wir bestaunen konnten, dessen ganze Pracht der Uniformen und Waffen wir blitzen und blinken sahen, dessen alte zerfetzte Feldzeichen noch einmal im hellen Sonnenlicht vor einem österreichischen Kaiser wehten und sich senkten.

Die Rotten des Dreißigjährigen Krieges folgten den Landsknechten, die gewaltige Geschütze mit sich schleppten, deren Namen: Schlimme Grete, Basilisk, Wurm schon Unheil und Tod künden. Die Dampierre-Kürassiere, die Kaiser Ferdinand einst errretteten, sehen wir, eine schwarze unheimliche Schar, ansprengen. Aus der Nördlinger Schlacht kommen Octavio Piccolomini, Colloredo, Gallas, Werth mit reicher Beute beladen als Sieger mit trotzigen Regimentern an uns vorbei. Den edlen Sobieski erblicken wir, nachdem er Starhemberg befreit, mit ihm die alten österreichischen Regimenter, deren Namen klingen wie fulminante Attacken und wie vehementer Sturmlauf: die Karaffa-, Dünwald-, Piccolomini-Kürassiere, die Sachsen-Lauenburg-Dragoner, die Infanterieregimenter Lothringen, Starhemberg und viele andere, dazu die Hilfstruppen, die fern aus dem Reich herbeigeeilt waren, um gegen den Großtürken zu fechten, und polnische Husaren, wunderliche Gestalten, bewehrten Raubvögeln vergleichbar, sechs Meter lange Lanzen schwingen sie und große Flügel sind an ihrem Panzer angebracht. Eine allbekannte Melodie schlägt an unser Ohr, das Lied, das heute noch jedes Deutschen Herz höher schlagen machte, denn der Franzos, den es feiert, trieb zum erstenmal den fränkischen Erbfeind zu Paaren: Prinz Eugen, der edle Ritter. Da naht er, gefolgt von den ruhmreichen Savoyendragonern und anderen berühmten Heerscharen, eine goldstrahlende und glänzende Gesellschaft. Und alle, alle ziehen an uns vorbei, die Ruhm dem tapfern Heer erworben. Laudon mit seinen Panduren, die stolzen Regimenter des Siebenjährigen Krieges kamen alle; die Koliner Siegesbotschaft bringen uns blasende Postillione zugetragen, und die Siege der ersten Kämpfe gegen die Französische Republik, als der korsische Leu in Aegypten weilte, sehen wir vor uns, denn die Streiter, die sie erfochten, marschieren dort unten. Aber auch in der Niederlage, in harter Zeit waren würdige Kämpfer zu finden: der Held von Aspern, der den ersten Sieg wieder dem neuen Kaiser auf seine Fahne schrieb, naht mit seinen Truppen und ihm folgen die Tiroler Kämpen des Jahres 1809. Trotzige Gesellen, fromm und tapfer

Digitized by Google

ziehen sie zur Schlacht, und so manches starke Weib hat die Flinte ergriffen, um dem Gatten treu zur Seite zu stehen. Aus Brunnenröhren haben sie Kanonen gemacht, und wo es an Flinten fehlte, tut der Streitkolben und die Helleparte noch ihre Dienste gegen die verhaßten Eroberer. So ziehen sie zur Schlacht, zum Sieg, zum Tod, treu und fest im Glauben und im Vertrauen!

Den Schluß der militärischen Musterung durch Jahrhunderte bot das Heer Radetzkys. Dem greisen Monarchen mag das Auge feucht geworden sein, als er die Krieger und den Feldherrn vor sich sah, der am Anfang seiner Herrschaft die Monarchie ihm rettete — in dessen Lager Oesterreich war! Die Gefühle, die ihn bewegten, wird keiner nachempfinden können, denn ohne den Heldengreis und seine Tapferen hätte der Achtzehnjährige die schwere Bürde der Krone kaum zu tragen vermocht; der fast Achtzigjährige mag mit Wehmut, mit Stolz und mit Liebe auf diese Männer geblickt haben.

Aber der „Krieg" war oft von Friedensfesten unterbrochen. Mars wird ja doch stets von Venus unterjocht. Die erste Pause gab freilich eine ernste Feierlichkeit, eine echte Prachtzeremonie des 18. Jahrhunderts: die Abholung des Herzogshutes aus Klosterneuburg. Aber dann kam ein Rokokobild, wie es feiner weder Boucher noch Lancret gemalt haben: eine Auffahrt zu einem Schönbrunner Hoffest Maria Theresias, in dem die schöne Enkelin des Kaisers, die Prinzessin Windischgrätz, mitwirkte. Lebendig gewordene Meißner Porzellanfiguren von unnachahmlicher Grazie und höchster Eleganz sehen wir an uns vorüberfahren, in Wagen, die nicht nur prachtvoll — nein auch wunderschön waren. Und damit wir wissen, womit sich die erlauchte Gesellschaft in Schönbrunn ergötzen wird, fährt der Wagen mit den Komödianten und den Hofmusici an uns vorbei.

Auf den Prunk das Sehnen nach Natur. Ländliche Feste voll Ungebundenheit lösen die zeremoniellen Hoffeierlichkeiten ab: ein solches Fest, ein Erntefest unter Josef II., erleben wir; Gainsborough und Reynolds mögen mitunter ähnliches gesehen haben, wir Spätergeborene noch nie.

Und nun ein „Clou" des Ganzen: die Wiener Praterkorsofahrt zur Kongreßzeit. Metternich und den Prinzen Ligne in all ihrer liebenswürdigen, weltmännischen Eleganz glaubte man eine Renaissance erleben zu sehen und all die Schönheiten, die hoch zu Roß und zu Wagen damals in der Dukatenallee des Praters sich bewundern ließen: die Hatzfeld, Sagan, Liechtenstein, Cohary, und wie die großen Damen sonst noch geheißen haben. Reizend sahen sie aus in den so lieben Empirekostümen und reizend auch die Wagen, die weit geschmackvoller als unsere Autos und Equipagen sind; denn sie haben Stil und, man verzeihe das Wort, Individualität!

Und nun die Biedermeierzeit: Postkutschen, Extraposten, der erste Fiaker, der erste Comfortable, der erste Omnibus und das Geschlecht der ihnen nachlaufenden „biedermeierschen" Pülcher und Griasler! Ach gemütliche Zeit des ohne Nervenangst verfließenden Daseins, wo bist du hin? wo ist deine Poesie, dein Zart-, dein Frohsinn hin? Vorbei wie alle die Zeiten, die wir geschaut, wir haben Andersens berühmte Galoschen des Glücks auf wenige Stunden entliehen, und nun sind wir recht betrübt über unser Jahrhundert, unsere moderne, unromantische Zeit, in der wir jetzt aufwachen.

Aber ist sie es wirklich? Der gewaltige Nationalitätenzug, der alle Völker Oesterreichs — die auf Momente eine treuga Dei geschlossen — vereint an ihrem Kaiser vorbeiziehen läßt, will uns das Gegenteil lehren. Ja, da ist Farbenpracht, Farbenfreudigkeit, das ist Kraft und Schönheit. Die Fülle der Trachten, der Menschentypen zu schildern, das kann man in wenig Worten nicht. Die Aelpler und Aelplerinnen in ihren tausend Varianten an Kleidungen, die so schmuck ausschauen, die märchenhafte Pracht der Dalmatiner und Istriaer, die verträumte Schönheit der geschmückten Rumänierinnen wiederzugeben, ist unmöglich. Und die Slowenen mit den weißen Gewändern, Männer und Frauen mit den Schilfmänteln — ja, die muten uns an, als kämen sie aus einem Elfen- und Geisterreich, das lange, lange untergegangen war, ehe das Roß Rudolfs des ersten Habsburgers österreichischen Boden stampfte; da glaubt man heidnische Wunderlaute zu hören, Nixen am röhrichten Ufer zu belauschen, da meint man aller Wirklichkeit entrückt zu sein. Anders die tausend feurigen Polen mit den weißen Mänteln über der Konföderatka, mit der Pfauenfeder auf dem Kolpak, mit den kühnen Adleraugen, die Poesie der Steppen enthüllten sie uns, die Poesie des Kampfes! Daneben die ernsten Deutschen aus Mähren, die fröhlichen aus der Wachau! „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?" Nein, die Gegenwart hat noch Schönheit, Farbenfreude, Kraft, Poesie; der sonnige Tag schaut sie heute und wir mit ihm.

Und alle, alle: Vergangenheit und Gegenwart huldigen dem einen, dem schlichten Greis dort. In seinem reichen Leben hat er viel gesehen, viel Schönes — aber selten wird ein Tag ihm soviel gezeigt haben wie dieser. Und die Sonne stand leuchtend über ihm und die Liebe umbrauste ihn! Sonne und Liebe, Liebe und Sonne! Wie das klingt; auch wie ein Märchen — und doch ist es etwas, was beharrt durch Jahrhunderte — was durch alle Zonen geht, etwas Festes im Wechsel der Dinge. Sonne und Liebe, Liebe und Sonne.

Wilhelm von Oranien und Kaiser Wilhelms Rede in Wiesbaden.

Von

Dr. Eugen Jaeger,

Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

Die Rede, welche Kaiser Wilhelm am 15. Mai in Wiesbaden bei Enthüllung des Denkmals Wilhelms von Oranien hielt, kann nicht ohne nähere Betrachtung vorübergehen. Bei aller Ehrerbietung vor der erlauchten Person des Redners und seiner hohen Stellung, bei aller Verehrung für ihn selbst muß man doch die Auffassung, die in jener Rede zum Ausdruck kommt, richtigstellen. Kaiser Wilhelm nannte, nach den übereinstimmenden Berichten der Zeitungen, den Prinzen Wilhelm von Oranien, den großen Schweiger, bewundernd einen Mann von „lauterem Charakter und heldenmütigem Sinn", der den „Kampf für seinen Glauben" bis zum Martyrertod durchgekämpft und die niederländische Unabhängigkeit begründet habe. Der Kaiser steht hier im Banne seiner Erziehung und Umgebung, im Banne der Reformationslegende, die dahin lautet: Die katholische Kirche war verderbt, ihre Lehre und ihre Gebräuche waren Menschensatzung geworden, die Helden des Protestantismus, die theologischen sowohl wie die politischen, haben dem gegenüber den reinen und wahren Glauben wieder hergestellt und aus reiner, religiöser Ueberzeugung ihm zum Siege verholfen. Inwieweit die theologische Seite dieser Auffassung berechtigt ist, mag hier unerörtert bleiben, nur das möge gesagt sein, daß die ernster gesinnte protestantische Theologie von dem theologischen Fundamentalsatz, auf dem die ganze „Reformation" beruhte, von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, abgefallen ist und sich mehr oder weniger zur katholischen Auffassung zurückgewendet hat. Die Vorbereitungen zur großen Glaubensspaltung gehen ja weit zurück. Die tiefste Ursache lag in dem übermäßigen Reichtum der Kirche, welcher gerade die unlauteren und unwürdigen Elemente zum geistlichen Stande zog und die würdigen immer mehr zurückdrängte. Bei den protestantischen Fürsten, ohne welche die Bewegung niemals gesiegt hätte, verschmolzen sich aufs engste die religiösen mit den politischen Interessen. Das Ziel der Fürsten war, die Kaisermacht vollends zu zertrümmern, das Reich zu vernichten und ihre eigene Herrschaft über Kaiser, Kirche und Volk immer mehr auszudehnen. Die neuen Lehren waren dazu das beste Mittel. So verschmolz das Interesse dieser Fürsten mit dem Kampfe gegen die katholische Kirche. Zuerst wollte der Adel unter Sickingen das „neue Evangelium", das „lautere Gotteswort" für seine Zwecke gegen die Fürstenmacht benutzen, er wurde 1523 von den Fürsten niedergeschlagen. Dann erhoben sich die Bauern, ebenfalls vielfach mit Berufung auf das „neue Evangelium"; auch sie wurden 1525 niedergeschlagen. Dann nahmen die Fürsten die Bewegung selbst in die Hand für ihre Zwecke. Aber in anderen Ländern, in Frankreich, Böhmen, Ungarn, Oesterreich und Bayern erscheint der Protestantismus noch lange vorwiegend als Adelsbewegung gegen die steigende Fürstenmacht.

Dasselbe war auch in den Niederlanden der Fall. Der niederländische Adel hatte sich unter den Kriegen Karls V. bereichert, der Friede unterband diese Einnahmen, aber sein verschwenderisches Genußleben, das er seinem Stande schuldig zu sein glaubte, wollte der Adel nicht lassen. Wie beim deutschen Adel jener Zeit, gehörten auch beim niederländischen zur adeligen

Digitized by Google

Lebensweise ein unmäßiges Trinken, Roheit, entsetzliche Verwilderung, Spiel und andere Laster. Zechgelage und wüste Orgien wechselten mit Turnieren und kostspieligen Festen, und jede dieser Adelsfamilien suchte hierbei die anderen zu überbieten. Besonders prunkhaft war der Haushalt des Fürsten Wilhelm von Oranien, des Höchsten im Range nach dem König. Oranien war aber auch am meisten verschuldet. Seine Schuldenlast wird, wohl übertrieben, für das Jahr 1563 auf 900,000 Gulden geschätzt, sein Jahreseinkommen war 25,000, sein Haushalt kostete jährlich 90,000 Gulden. Der Protestant Marx[1]) sagt: „Wie in allen Ländern Europas die Sache der religiösen Reformation zum Teil ihre Stärke und Kraft aus der verlockenden Aussicht zog, durch Säkularisation der reichen Kirchengüter den Besitz der weltlichen Fürsten und Herren mehren zu können, so mögen auch manche unter den tief verschuldeten niederländischen Adeligen mit lüsternem und neidischem Auge auf die unermeßlichen Reichtümer der Kirche geblickt und im stillen durch deren Konfiskation eine Verbesserung der eigenen pekuniären Lage herbeigesehnt haben."

Diese Verschuldung war bei der großen politischen Macht des Adels, wo das Bürgertum fast ohne Einfluß geworden, eine schwere politische Gefahr. Die tief im Volk wurzelnde Abneigung gegen die spanische Herrschaft war die Grundlage von Oraniens Plänen. Was anfangs persönliche Verstimmung, gekränkte Eitelkeit und das berechtigte Gefühl der Zurücksetzung war, ging allmählich in den Gedanken über, sich gegen den König zu empören, das Land ihm zu entreißen, um für sich eine Krone oder wenigstens einen Kurhut zu erhalten. Die neuen Lehren, welche die calvinischen Prediger mit glühendem Fanatismus ununterbrochen in das Volk warfen, wurden der wertvollste Bundesgenosse in diesem Kampfe; um die Religion aber war es dabei Oranien nicht zu tun. Schon mitten in den Umsturzplänen begriffen, gebärdete er sich dem Papst gegenüber als streng katholisch, während er von den Protestanten gleichzeitig als sicherer Anhänger betrachtet wurde. Er spielte überhaupt gern doppeltes Spiel, war klug, verschlagen und verschwiegen — der große Schweiger!

Marx weist (S. 274) darauf hin, daß Oranien bei der ausgedehnten Verfolgung der Protestanten der Regierung tatkräftig seinen Arm lieh, und daß in erster Linie politische Erwägungen ihn aus seiner religiösen Gleichgültigkeit herausdrängten und auf die Seite des Protestantismus führten. Noch 1561 habe er im frivolen Ton Gottesfurcht und religiöses Leben für „melancholische Dinge" erklärt. Im Jahre 1558 Witwer geworden, habe er zuerst um zwei hochstehende katholische Damen vergeblich geworben; erst dann bewarb er sich um die kursächsische lutherische Prinzessin Anna. Auch hier, sagt Marx, habe Oranien ein Doppelspiel getrieben. „Hat er sich doch in religiöser Heuchelei dem Kurfürsten August und dem Landgrafen von Hessen gegenüber als der Mann aufgespielt, der äußerlich katholisch, in seinem Innern protestantische Gesinnung hege, während er sich der katholisch-spanischen Regierung gegenüber als der überzeugungstreueste Katholik ausgab, der in seinem Glauben leben und sterben wolle!"[2])

Noch in einem Schreiben an König Philipp am 11. März 1563, worin Oranien, Egmont und Horn wieder schwere Klagen gegen den Staatsminister Granvella erhoben und dessen Abberufung verlangten, versicherten sie dem König ihre Treue und daß sie in allem, was die Religion anlange, ihre Pflichten als getreue Untertanen und katholische Vasallen erfüllen würden. Wäre doch ohne den rührigen Eifer, der den hohen und niederen Adel und andere wohlgesinnte Personen für die Religion (die katholische!) beseele, die Ruhe im Lande bis jetzt nicht bewahrt geblieben. Das betonen sie ausdrücklich![3])

Die Parteinahme für den Calvinismus war die Voraussetzung, um das Land von Spanien loszureißen, denn das war gegenüber der gewaltigen spanischen Macht ohne die Hilfe Englands, der französischen Hugenotten und der deutschen Calvinisten nicht möglich. Gleichzeitig mit diesen Zettelungen brach auch in Deutschland wieder ein Edelmannskrieg aus, die Grumbachsche Verschwörung, die 1566 durch die Eroberung Gothas zusammenbrach und mit der auch die niederländischen aufständischen Edelleute höchstwahrscheinlich in enger Verbindung standen. Marx[4]) betont ausdrücklich, daß man bei den Plänen Oraniens und Egmonts jedes religiöse Motiv, „etwaige Neigungen zu dem Glaubensbekenntnis der französischen oder deutschen Protestanten von der Hand weisen" dürfe. Der lutherische Teil im deutschen Protestantismus hat daher die Empörung des niederländischen Adels damals nicht zustimmend begrüßt. Ihm galten die Aufständischen noch lange als Hochverräter gegen ihren rechtmäßigen Fürsten. Der Aufstand lag auch nicht im deutschen Interesse; denn die Losreißung der Niederlande von Spanien und ihre Selbständigkeit schufen dem Reiche nur einen neuen gefährlichen Feind, einen Feind, der bald in der Nordsee und an den deutschen Flußmündungen sich festsetzte, das Reich mitzerstören half und allen fremden und einheimischen Reichsfeinden, Adel und Fürsten, die im Dreißigjährigen Kriege für ihre Sonderinteressen den Leib Germaniens zerfleischten, ein stets bereiter Helfer und Geldgeber war. Wäre das alles nicht geschehen, wären die Niederlande beim Reiche geblieben, hätten wir damals eine starke Zentralmacht wieder erhalten, wie es die besten Patrioten erstrebten, so wäre die Seeherrschaft nicht an England gefallen. Die holländische Seeherrschaft konnte nur eine vorübergehende sein, weil die Holländer selbst mit der Zerstörung des Deutschen Reiches ihre natürliche wirtschaftliche und politische Stütze vernichtet hatten. So wurden sie bald von England überwunden, und auch das holländische Südafrika, das Burenland, wurde dadurch später eine englische Kolonie.

[1]) Marx (Privatdozent an der Technischen Hochschule in Stuttgart), Studien zur Geschichte des niederländischen Aufstandes, 1902, S. 118.

[2]) Marx, S. 275. [3]) Marx, S. 362. [4]) Marx, S. 270.

Die Freiheit der Wissenschaft.

Von

Jul. Seiler, S. J.

„Freiheit, die ich meine", so beginnt ein deutsches Volkslied. Dieses Wort paßt auf unsere Zeit. „Freiheit, die ich meine", das ist der Begriff jener Freiheit, die man heute von so vielen Lehrkanzeln unserer Hoch- und Mittelschulen verkündet, d. h. man legt dem Worte „Freiheit" nur eine subjektive, nicht eine objektive Bedeutung bei. Während ich so in Gedanken diese Worte singe: „Freiheit, die ich meine", führt mich der Weg an einem Fluß vorbei. Schäumend brechen sich die Wogen im engen Felsenbett, bis die erweiterten Ufer den Wellen einen breiteren Spielraum gewähren. „Freiheit, die ich meine", rufen mir die empörten Wasser zu; aber die starren Felsen lassen nicht mit sich spassen, ohnmächtig prallen die Wogen an ihnen ab. Dort aber, wo die niedrigen Ufer den Fluß in seinem Freiheitsdrang nicht hemmen, welch ein Schauspiel! Mit Schlamm bedeckte Wiesen, zerstörte Baumpflanzungen und Ueberreste von Mauern, Ruinen eines einst blühenden Dorfes; viele Menschenleben sollen dort zugrunde gegangen sein.

„Freiheit, die ich meine!" Sollte diese Freiheit nicht auch ihre Grenzen haben? Grenzen auch in bezug auf die Wissenschaft? Ganz gewiß! Diese Grenze ist zunächst die der Wahrheit und der Sittlichkeit. Diese Grenze ist alsdann das betreffende Gebiet der Wissenschaft z. B. für den Astronomen das Gebiet der Sternenwelt, für den Geologen die Erdforschung, für den Historiker die Ereignisse im Leben der Völker usw. Wer dieses Gebiet seiner Wissenschaft überschreitet, begibt sich auf fremden Boden, in ein fremdes Land. Diese Grenze ist endlich die menschliche Vernunft selbst, deren Beschränktheit nicht zu leugnen ist, und ebendeshalb ergibt es sich, daß der Eine vom Anderen lerne und durch das „Glauben" zu jenen Erkenntnissen gelange, die ihm von der Autorität eines Anderen zugeführt werden. Die „Freiheit, die ich meine", ist also diejenige, welche den Strom der Wissenschaft in gesicherten Ufern leitet. Diese Ufer gleichen in bezug auf die höchsten Wahrheiten den engen Felswänden, die wie eine gewaltige unerschütterliche Mauer den allzu trotzigen Wellen des Wissens ein „Halt" zurufen. Auch da gilt das Wort des Dichters: „Der Mensch versuche die Götter nicht!" Breiter sind die Ufer für das rein menschliche Wissen; aber wenn dieses Wissen seine gegebenen Schranken verläßt, dann wird es zum verheerenden Strom, der alles überschwemmt und zertrümmert.

Diese Reflexionen über die Freiheit der Wissenschaft sprechen vielleicht eine klarere Sprache als viele gelehrte Aufsätze und Schriften, die „der freien Forschung" gewidmet sind.

Digitized by Google

Unter der alten Linde.

Linde im Hofe, du rauschest so leise
Eine geheimnisvoll' seltsame Weise. —
Deinem so leisen, verträumten Rauschen
Muß ich stets wieder und wiederum lauschen...

Saß'st die verschlungenen, verwehten Bahnen
Nie mehr genannter, vergangener Ahnen;
Saßst in der Zeiten so flüchtigem Wehen
Werden sie, — leben — und wieder vergehen.

Saßst sie als Kinder, — als Männer und Frauen,
Konntest als schneeige Greise sie schauen;
Hörtest sie weinen und lachen und scherzen,
Schautest auch nach ihren stillstehenden Herzen. —

Mächtige, uralte, ehrwürdige Linde, ...
Längst, wenn verweht meine Tage im Winde,
Wirst du noch stehen und wirst du noch rauschen...
Andere dann werden dem Flüstern lauschen. —

Fritz Theissen.

Die Enzyklika Pascendi und der Fortschritt der katholischen Theologie.

Von

Dr. Martin Grabmann, Professor der Dogmatik in Eichstätt.

Das Echo mehr oder minder heftiger Kritik, das die Enzyklika Pascendi in der Zeitschriftenliteratur und Tagespresse von Deutschland, Frankreich, Italien, England und selbst Spanien gefunden hat, scheint allmählich zu verklingen. Die pessimistischen Stimmen, welche noch vor wenigen Monaten eine Gefährdung der katholischen Wissenschaft, eine schwere Schädigung, wenn nicht den drohenden Untergang der theologischen Fakultäten an unseren Universitäten laut verkündeten, werden immer ruhiger und vereinzelter. Es scheint in unserer raschlebigen Gegenwart das Rad der Zeit sich schneller zu bewegen als vordem.

Wenn jedoch die Enzyklika gegen den Modernismus nicht mehr vorwiegend im Mittelpunkt des Tagesinteresses steht, so wird doch für die theologische Wissenschaft der 8. Dezember 1907, das Datum der Enzyklika Pascendi auch fürderhin ein bedeutungsvoller Tag bleiben. Die Fragen mehr allgemein kulturellen Interesses oder auch kirchenpolitischer Tragweite, die durch das Erscheinen der Enzyklika aufgerollt wurden, sind zur Genüge behandelt. Der zweite Teil dieses denkwürdigen päpstlichen Rundschreibens ist vielleicht mehr als ausreichend Gegenstand der Erörterungen hüben und drüben, pro und contra gewesen. Es ist vom Standpunkte der katholischen Theologie aus von mehr als einer Seite dargetan worden, daß durch die praktischen Maßregeln, welche gerade dieser zweite Teil zur Bekämpfung des Modernismus anordnet, keineswegs der Wahrheitsflug der katholischen Wissenschaft, speziell der katholischen Theologie gehemmt sei, daß die Veröffentlichung der Enzyklika mit nichten eine Gefährdung der Wissenschaft bedeute.

Ich möchte hieran den Gedanken knüpfen und in den folgenden Erwägungen näher ausführen, daß die Enzyklika Pascendi nicht nur keine Hemmung der katholischen Theologie bedeutet, sondern daß sie vielmehr einen Fortschritt, eine Vorwärtsbewegung der theologischen Wissenschaft bedingen soll. Da ist es nun gerade der erste Teil des päpstlichen Rundschreibens, der durch seine Darlegung der modernistischen Lehren das Interesse und die Arbeitslust des Theologen wachrufen soll.

Es stellt nämlich die Verurteilung des Modernismus den katholischen Theologen, der mit den Problemen und geistigen Strömungen der Gegenwart in lebendiger Fühlung steht, vor eine Reihe neuer Fragen und Arbeitsgebiete. Die Theologie hat die Aufgabe, den Quellen und Zusammenhängen dieser neuesten Irrtümer nachzugehen und in genetischer Betrachtung all die Elemente und Faktoren aufzuzeigen, die auf die Entstehung und Ausgestaltung des Modernismus Einfluß ausgeübt haben. Nur auf dem Wege einer derartigen Analyse des Modernismus in seine geschichtlichen Komponenten kann ein vollständiges Bild dieser Doktrin entstehen und kann auch eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende Interpretation des Syllabus und der Enzyklika Pius' X. bewerkstelliget werden. Gerade im Lichte einer solch genetischen Betrachtungsweise dürfte auch der Modernismus bis in seine tiefsten Wurzeln hinab in seiner Gegensätzlichkeit zur katholischen Wahrheit erscheinen. Selbstverständlich muß der katholische Theologe, der auf dem Wege genetischer Betrachtungsweise das Hervorwachsen der modernistischen Lehren aus dem Kantianismus, aus der liberalen deutschen protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts und deren französischen Abzweigung (Sabatier), aus neuesten philosophischen Doktrinen (James) aufzeigen will, nicht bloß die Strebungen und Strömungen des modernen Geisteslebens scharf ins Auge fassen, sondern vor allem auch über eine klare und gründliche Kenntnis der katholischen Glaubenslehre verfügen.

Kein Irrtum ist ganz Irrtum. Es ist der Irrtum oftmals eine einseitige Ueberspannung einer Wahrheit. Das gilt auch vom Modernismus. Er enthält auch manchen richtigen Gedanken, manch brauchbares Wissenselement. Es ist deshalb Aufgabe des Theologen, diese wahren Ideen, diese brauchbaren Gesichtspunkte herauszuheben, sie von ihrer übertriebenen einseitigen Fassung loszuschälen und für seine wissenschaftlichen Ziele zu benützen. Der Theologe, der die Vergangenheit seiner Wissenschaft kennt und der namentlich in die Gedankenwelt der Patristik und Scholastik sich vertieft hat — denn in der Vertrautheit mit diesen Quellen der Theologie besteht die Stärke des Theologen —, wird gar oftmals finden, daß die richtigen Gedanken des Modernismus auch bereits der traditionellen Theologie angehören. Namentlich wird der Theologe den Entwicklungsgedanken, der von der modernen Biologie auch in die Geisteswissenschaften herübergenommen worden ist, auf das Maß seiner Verwertbarkeit für die Theologie strenge prüfen müssen. Eine rührige Tätigkeit auf dem Gebiete der Dogmengeschichte wird für die prinzipielle Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Dogma und Entwicklung wertvolles Material bieten. Gerade die Irrtümer des Modernismus sind für den katholischen Theologen ein Ansporn, das Gebiet der Dogmengeschichte wie auch dasjenige der theologischen Erkenntnislehre emsig zu kultivieren. Der Dogmenhistoriker wird freilich stets zugleich Dogmatiker, d. h. ein gründlicher Kenner des Inhaltes und der Tragweite der katholischen Glaubenslehre, und zugleich Historiker sein müssen, d. h. ein Quellenforscher, der das gesamte einschlägige symbolisch-kirchliche, patristische, scholastische Quellenmaterial sorgfältig durcharbeitet. Energische und methodische Quellenstudien führen zu anderen Ergebnissen als die Herübernahme der dogmengeschichtlichen Konstruktionen, wie dieselben die protestantische historische Theologie liebt.

Eine weitere Aufgabe, die dem katholischen Theologen aus dem Erscheinen der Enzyklika Pascendi erwächst, ist die Erbringung des faktischen Nachweises, daß die Scholastik, speziell die Philosophie und Theologie des hl. Thomas, den Aufgaben, die die Jetztzeit stellt, gerecht werden kann, daß der hl. Thomas auch noch die Irrtümer unserer Zeit zu überwinden imstande ist. Daß die Scholastik nicht bloß zeitgeschichtlichen Wert, sondern auch allgemeine und immer gültige Bedeutung hat, kann wissenschaftlich nur auf Grund einer geschichtlichen Analyse dargetan werden, welche die zeitgeschichtlichen Bedingtheiten und Bedingungen der Scholastik von ihren allgemein gültigen Elementen und Werten scheidet. Und in der Tat kommt eine objektive geschichtliche Analyse zu dem Ergebnis, daß das, was das eigentliche Wesen der scholastischen Methode ausmacht und den wirklichen Sinn und Kern der von Anselm v. Canterbury geprägten Formel: Fides quaerens extellectum bildet, in der Patristik wurzelt und auch für den katholischen Theologen der Gegenwart Wert nnd Bedeutung hat. Verfasser dieser Zeilen wird in einem umfassenden Werke über die Geschichte der scholastischen Methode, von welchem der erste Band nahezu vollendet ist, hierfür den historischen Nachweis erbringen.

Der Vorwurf, daß Scholastizismus und Historizismus Gegensätze seien, wird am gründlichsten dann widerlegt, wenn die Vertreter und Verteidiger der scholastischen Philosophie und Theologie, speziell der Lehre des hl. Thomas mit der spekulativen Arbeitsweise, auch eine geschichtliche Betrachtungsweise zu vereinigen bemüht sind. Es heißt das sicherlich nach der interpretativen Intention des Aquinaten verfahren, der von den freilich sehr relativen historischen Mitteln seiner Zeit Gebrauch gemacht

Digitized by Google

hat und sicherlich, wenn er in unserer Zeit leben würde, alle methodischen und sachlichen Fortschrittsergebnisse der Gegenwart gewissenhaft benützen würde.

Ein leuchtendes Beispiel einer Verbindung spekulativen Denkens und historischer Akribie ist Heinrich Denifle, dessen Lebenswerk sich uns als eine imposante Synthese von Scholastik und Geschichte repräsentiert.

Die geschichtliche Betrachtungsweise wird auch der inhaltlichen Seite der Scholastik zugute kommen. Schließlich wird doch derjenige, der über die Quellen, über die Arbeitsweise und Arbeitsbedingungen des hl. Thomas, kurz über das Werden der thomistischen Doktrin sich Klarheit verschafft hat, die Gedankengänge, die Terminologie, die wissenschaftlichen Ziele usw. des Doctor Angelicus viel eher verstehen als einer, der den Text des hl. Thomas in Syllogismen zergliedert und lediglich mit Zuhilfenahme späterer Kommentatoren studiert, womit jedoch keineswegs die Wichtigkeit einer Einsicht in die littera, in die formale Struktur der einzelnen Artikel des Aquinaten verkannt sein soll.

Wenn in dieser Weise dem Vertreter der Scholastik durch die Verhältnisse der Gegenwart es nahegelegt ist, auch der historischen Methode zur Lösung seiner Aufgabe sich zu bedienen, dann wird umgekehrt auch der Historiker, wenn er über Scholastik ein Urteil abgeben will, schon durch die Arbeitsgrundsätze seiner eigenen Wissenschaft sich veranlaßt sehen müssen, die Scholastik im Original sich anzusehen oder wenigstens auf zuverlässige fachmännische Forschungen sich zu stützen. Man wirft vielfach der Scholastik Traditionalismus vor und begeht dann in der Beurteilung bzw. Verurteilung der Scholastik denselben Fehler, indem man gewisse abschätzige Werturteile über den Scholastizismus, ohne sie an der Hand der Quellen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, kritiklos übernimmt und weiter tradiert. Als Muster einer objektiven und sachkundigen Beurteilung der Scholastik seitens eines Historikers können die ideenreichen Darlegungen des großen Mabillon über positive und scholastische Theologie sowie über das Studium der Philosophie in seiner Verteidigung der monastischen Studien gegenüber dem bildungsfeindlichen Stifter des Trappistenordens betrachtet und beherziget werden.

Das sind nur einige Andeutungen über Arbeitsgebiete und Arbeitsziele, auf welche das Erscheinen der Enzyklika den Blick des schaffensfrohen Theologen lenken soll. Das Arbeiten des Theologen wird ein ergebnisreiches sein und einen wirklichen Fortschritt bedeuten, wenn mit der alten, bewährten Methode sich Kenntnis und Verständnis des modernen Geisteslebens harmonisch eint. „Die alte traditionelle Methode wird sich nie entbehren lassen, aber sie wird wirkungsvoller, wenn sie mit den Mitteln der neuen Wissenschaften, der Geschichte, der Kritik, der Psychologie, der Soziologie bereichert, in den Zusammenhang mit der lebendigen Tradition in der Geschichte gefaßt wird, um den ganzen Menschen der Gegenwart für den katholischen Glauben zu gewinnen und zu begeistern." (P. v. Schanz, Lit. Rundschau 1903, Sp. 88.)

Am Wasserfall.

O kühle Rast in Waldesbalken,
Wo zwischen Felsen grünbemoost
In tausendfarbigen Kristallen
Der Wildbach schäumend niedertost.

Hier schwillt das Rauschen der Kaskade
Zu voller Orgelsymphonie,
Hier winkt auf tannenduft'gem Pfade
Urwüchs'ge Waldespoesie

Es taucht der Blick von schmalem Stege,
Der kühn die Bergschlucht überspannt,
Hinab in schroffes Felsgehege,
So wild grotesk und imposant!

Und rings zerstäubt in Silberfunken
Des Kataraktes stolzer Lauf. —
Es nimmt die Seele schönheitstrunken
Der Bergwelt Zauber in sich auf.

Josefine Moos.

Polonyi — zum zweitenmal.[1]

Von

Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Keine Persönlichkeit des Magyarentums ist so typisch für die sittlichen und kulturellen Verhältnisse Ungarns wie Geza Polonyi, gegen den erst eine Anklage wegen Verbrechens der Majestätsbeleidigung niedergeschlagen werden mußte, als er mit Kossuth, Wekerle, Andrassy, Appony und Zichy (letztere drei magyarische Grafen!) in die Regierung Sr. Apostolischen Majestät des Königs von Ungarn eintreten sollte. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erinnern sich wohl noch, daß Polonyi gezwungen wurde zu demissionieren, als aufgedeckt wurde, daß er die Jüdin Rosa Wallerstein, verehelichte Baronin Schönberger, in die Wiener Hofkreise zu bringen verstanden hatte, um den Kaiser-König in seiner Hofburg auszuspionieren. Hofrat Halmos, der ehemalige Oberbürgermeister von Budapest, erhob die ehrenrührigsten Anklagen gegen den königlichen Justizminister, und als man diesen kranken Greis dahin beeinflußte, daß er seine Anklagen zurücknahm, griff der Chefredakteur des „Magyar Szo", Dr. Palyi, die Anklagen auf und formulierte sie folgendermaßen: „Ich bin bereit, Ihnen (Justizminister Geza Polonyi) folgende Straftaten zu beweisen: 1. Sie haben Hehlerei begangen; 2. Sie haben an einem Diebstahl teilgenommen; 3. Sie haben vor Gericht einen Meineid geschworen; 4. Sie waren ein Agent von Bordellen; 5. Sie haben Erpressungen begangen; 6. Sie haben Ihr Abgeordneten- und Ihr Gemeinderatsmandat widerrechtlich und unanständig zu Vermögenserwerbungen mißbraucht." Palyi verlangte, Polonyi solle ihn vors Gericht zitieren. „Fällt mir gar nicht ein," erklärte Polonyi. Kossuth und seine Partei deckten ihren Freund.

Da griff der Parteigenosse Kossuths, der Abgeordnete Zoltan Lengyel, die Anklagen Palyis auf und brachte die Enthüllungen über die Wallerstein-Schönberger, und als Polonyi nicht mehr im Rate der Krone saß, brachte man ihn endlich dazu, Lengyel vor den Richter zu stellen. Beleidigt fühlte er sich hauptsächlich durch Punkt 6 der obigen Anklagen. Der Prozeß vor den Pester Geschworenen dauerte vom 28. April bis 5. Mai. Stadtrepräsentant Heltai beeidete vor den Geschworenen, daß Polonyi von dem Direktor Ullmann (Jude!) der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft mit 15,000 Gulden bestochen worden sei, um in der Stadtvertretung einen Wunsch dieser Gesellschaft durchzusetzen. Oberinspektor derselben Gesellschaft, Dr. Szalagyi, bestätigte diese Aussagen, ebenso Abg. Paul Sandor. Diese Zeugen haben ihre Kenntnis aus dem Munde des inzwischen verstorbenen Direktor Ullmann. Auch von der Direktion der elektrischen Straßenbahnen, welche Polonyi erst scharf angriff und dann plötzlich warm verteidigte, hat er große Summen erhalten. Im Gemeinderate beantragte Polonyi, die Konzession der Kehrichtabfuhr-Unternehmung Csery auf 20 Jahre statt der vom Ausschusse beantragten 12 Jahre zu verlängern, und erhielt von Csery 9000 K usw. Eine ganze Woche lang wurde vor den Budapester Geschworenen die schmutzige Wäsche Polonyis aufgehängt, aber nur ein Nichtkenner der ungarischen Justizverhältnisse hätte einen glänzenden Freispruch erwarten können. Wie ich vor sechzehn Monaten in diesen Blättern vorausgesagt, wurde Lengyel verurteilt: zu drei Monaten Gefängnis und 1000 K Geldstrafe.

Damit ist die Sache Polonyis aber nicht gerettet; wenn ihm auch seine intimsten Freunde einen Ehrenabend zur Feier seines „Sieges" veranstalteten, seine Angreifer streckten noch lange nicht die Waffen. Weil Polonyi seinen verurteilten Gegner bei dem Festessen einen „Verleumderkönig" nannte, erhob Lengyel am nächsten Tage im Tiszaschen „A nap" (Der Tag) folgende Anklage:

„Polonyi ist der Gründer des ungarischen Mädchenhandels. Dreizehn Jahre hindurch brandschatzte er Bordellinhaber und Kokotten. In seiner frühesten Jugend schon hat er im Freudenhause der berüchtigten Kupplerin Resi Lust „Tantusse" (Zahlmarken) gesammelt, während des Regimes des Stadthauptmannes Theis als Beschützer der Verbrecher gewirkt, sie von Strafen befreit und dafür mit ihnen den Erwerb geteilt, sich am großen Grazer Diebstahl beteiligt und die Ungarische Bodenkreditanstalt um 25,000 K betrogen. Seine Mandate als Ab-

[1]) Vergl. „Allgem. Rundschau" 1907, Nr. 5 vom 2. Februar. Vorliegender Aufsatz mußte aus Raumrücksichten bis jetzt zurückgestellt werden.

Digitized by Google

geordneter und Stadtrepräsentant hat er stets zu Gelderwerb mißbraucht, die Rosa Wallerstein zu Spionagen in der Umgebung des Kaisers benützt. Alle diese Anklagen wollte ich jetzt schon beweisen, doch Polonyi lief weinend zum Staatsanwalte und zu den Geschworenen und so gelang es ihm, die Beweisführung zu verhindern. Ich aber werde diese Anklagen immer wieder erheben, bis jeder anständige Mensch von den Niederträchtigkeiten Polonyis überzeugt sein wird."

Dieser Kampf gegen Polonyi ist in Wirklichkeit ein Kampf gegen das Korruptionssystem, welches die liberale Partei über Ungarn gebracht hat. In seinem Schlußappell an die Geschwornen hat Lengyel es ausdrücklich betont: „Männer von Namen haben in Ungarn ein Bakschischsystem geschaffen, wie es ärger nur in der Türkei gedeiht. Keine Sache, möge sie noch so gerecht sein, dringt durch, wenn man nicht jemand akquiriert, der sie gehörig in die Wege leitet. Von diesem System will ich das Land befreien." Und wenn der „Pester Lloyd" behauptet: „Wir haben im Verhandlungssaale von gewissen Praktiken gehört, die in einem Kulturstaate unmöglich sein sollten", so ist das eine Täuschung seiner nichtungarischen Leser, (der „P. L." wird in deutscher Sprache gedruckt, um in Oesterreich und Deutschland magyarische Politik von Pest aus treiben zu können) — in Wahrheit müßte der Satz lauten: „Wir haben im Verhandlungssaale von gewissen Praktiken gehört, welche beweisen, daß Ungarn noch kein Kulturstaat ist." Oeffentliche Persönlichkeiten, welche sich solch furchtbare Anklagen gefallen lassen müssen, hat's überall vielleicht schon gegeben, aber daß eine zur Herrschaft gelangte Partei einen moralisch so defekten Mann dem Könige als Justizminister (!!!) aufdrängen konnte, das ist's, was das magyarische Ungarn als so minderwertig darstellt. Die Enthüllungen der Trias Halmos-Palyi-Lengyel brachten höchstens uns Westeuropäern Neues. Die in den ungarischen Sumpf Eingeweihten kannten all das Schändliche längst. Brüstet sich doch die „Neue Fr. Presse", die gegen gutes Geld jahrzehntelang in Wien liberalmagyarische Politik gemacht hat: „Allen Kennern der Verhältnisse Ungarns waren die Polonyi-Skandale längst bekannt." Und zu diesen Kennern darf man doch auch wohl die Herren Kossuth, Wekerle, Andrassy, Apponyi und Zichy rechnen?

Und mit diesen Männern muß der Kaiser-König Ungarn regieren! Am 11. Mai wurde die Wiener „Reichspost", das führende Organ der christlichsozialen Reichspartei, vom Staatsanwalt beschlagnahmt, weil es seiner Entrüstung über einen Bubenstreich mit ehrlichen deutschen Worten Ausdruck gegeben hatte. Das ureigenste Leiborgan des königlich ungarischen Handelsministers Kossuth hatte eine Karikatur des deutschen Fürstenbesuches in Schönbrunn veröffentlicht, in welcher unser greiser Jubelkaiser so schamlos wie nur möglich dargestellt war. Das Blatt („Budapest") mit dem Bilde der magyarischen Niedertracht lag in allen Kaffeehäusern auf, es wurde nicht beschlagnahmt; die kaisertreue deutsche „Reichspost" aber, welche die schamlose Verhöhnung des Kaisers und der deutschen Fürsten zurückwies, fiel dem Staatsanwalte zum Opfer. Diese Beschlagnahme beweist die verbrecherische Gemeinheit des magyarischen Bildes. Wenn der Sumpf, in dem heute Ungarn unterzugehen droht, beseitigt werden soll, so muß mit einer gerechten ehrlichen Wahlreform der nichtmagyarischen Mehrheit der Bevölkerung eine entsprechende Teilnahme an der Volksvertretung und Staatsverwaltung verschafft werden. Dann werden die Polonyi, Kossuth und Genossen ihre Rolle schnell ausgespielt haben.

Einsamkeit.

Weit fort ein Meilenstein am Wege träumt,
Blutroter Mohn, ein Purpurband, umsäumt
Des schmalen Pfades nie begang'ne Zeile.
In blauer Ferne schwimmt ein Wolkenkahn,
Wie einer süßen Torheit kurzem Wahn,
Folgst du ihm eine kleine Weile.

Und weiter nichts, als blauer Himmel nun, —
Ich bin so still, denn meine Wünsche ruh'n
Ja all in jenem weißen Schifflein aus.
Doch warte nur, ein Vogelschwarm fliegt auf,
Und immer näher kommt der ferne Hauf
Und füllt mit lautem Lärm dein stilles Haus.

M. Hiemenz.

Praktische Sozialpädagogik.

Von

F. Weigl.

Während auf dem öffentlichen Markte der theoretischen Bücherpädagogik ein heißer Kampf um Zulässigkeit, Ziele, Wege und Grenzen einer „Sozialpädagogik" ausgefochten wurde und wird, hat sich in bescheidener Ruhe, ohne Theorienstreit, ohne besondere Belästigung der Fachpresse ein Lebenswerk von unabsehbarer sozialpädagogischer Tragweite abgespielt in des Donauwörther Pädagogen Ludwig Auer praktischem Schaffen. Derartige Exempel sollten der breiten Oeffentlichkeit immer wieder vorgehalten werden zum Beweise, wie kraftvolle originelle katholische Persönlichkeiten manch neue Idee, lange Zeit bevor sie das „moderne" Leben geboren, gedacht und in die Praxis übertragen haben.

Das Charakteristikum der in den letzten Jahren von modernen Pädagogen praktizierten Sozialpädagogik ist: erstens die Schulung der Zöglinge zu möglichster beruflicher Tüchtigkeit; zweitens ihre Einführung in die bürgerlichen Verhältnisse von Staat und Gemeinde; zum dritten ihre Anleitung zu richtiger persönlicher Lebensführung in gesundheitlicher Beziehung. Deutsch, Realien- und Rechenunterricht mit Fachcharakter, Bürgerkunde und Lebenskunde (Biologie und Hygiene umfassend), das sind die Gebiete, in die sich der Unterricht teilt.

Diese gleichen Bedürfnisse hat schon der bescheidene Dorfschullehrer Ludwig Auer im weltentlegenen Schnufenhofen, der nachmalige Gründer des Cassianeums, erkannt und von den Sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis heute vertreten. Schon im Jahre **1870** hat er in seiner „Kathol. Schulzeitung" in einem Aufsatz über: „Die nächsten Schritte zu einer glücklichen Lösung der Schulfrage"[1]) folgendes Programm der Volksbildung aufgestellt:

„a) Die Landbevölkerung muß für einen besseren, einträglicheren, verständigeren oder — wie man gewöhnlich sagt — rationelleren Betrieb der Landwirtschaft befähigt werden;

b) sie muß befähigt werden, ihre Stellung im staatlichen Leben vollständig auszufüllen, sie muß — wie man jetzt so oft sagt — mehr politische Reife bekommen;

c) die Landbevölkerung muß durch vernünftige Lebensanschauung lernen, ihre Kraft und Gesundheit besser zu wahren."

Fachliche Bildung, Bürgerkunde und Lebenskunde, das ist also auch der Inhalt dieses eminent sozialpädagogischen Programms. Nun hat aber Auer vor den meisten modernen Sozialpädagogen noch ein Doppeltes voraus. Vor allem hat er bei all seinem Wirken in diesem Geiste die religiöse Orientierung nicht verloren. In den Mittelpunkt dieser ganzen Erziehungsideen stellt er die mit dem profanen Wisch zugleich anzustrebende Erziehung zur christlichen Freiheit.[2]) Er ist ja wohl dem landläufigen Religionsunterricht vielfach zu Leibe gerückt, aber nicht um ihn zu beseitigen, sondern ihn zu vertiefen, eben von dem angedeuteten großzügigen Gesichtspunkte aus.

Der zweite große Vorzug ist der, daß Auer nicht nur auf einen kleinen Kreis, etwa diese oder jene Stadt, sozialerzieherisch wirkte, sondern auf eine möglichst große Allgemeinheit, man darf sagen, auf das ganze katholische Deutschland. Seine „Kath. Schulzeitung" wandte sich an die Berufserzieher, die Familienzeitschrift „Monika" wirkte in diesem Geiste auf die Erziehung im Elternhaus, mit dem „Raphael" belehrte er nach seinem großzügigen Programm die männliche und mit der „Notburga" die weibliche reife Jugend; der „Stern der Jugend" führte ihn zu den Schülern höherer Lehranstalten, der „Schutzengel" zu den Kleinsten. Dazu kommen die Kalender, die vielen Volks- und Jugendschriften[3]), die alle im Sinne des sozialpädagogischen Programms von Donauwörth aus in die weite Welt gehen. Und damit er nie die enge Fühlung mit der jungen Welt durch täglichen Umgang verlor, richtete er in herrlichen, luftigen, mustergültig ausgestatteten Räumen außer einer Erziehungsanstalt für Studierende des Donauwörther Progymnasiums ein Knabeninstitut ein, das die in der Volksschule erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten wiederholen, tiefer begründen, mit Rücksicht auf landwirtschaftliche, gewerbliche und kaufmännische Berufsarten erweitern will, ferner Einführung ins bürgerliche Leben und rechte körperliche und seelische Lebensführung gibt. Auch hier in dieser mustergültigen Organisation für Durch- und Fortbildung von Menschen fürs praktische Leben sehen wir das katholisch-pädagogische Programm eingehalten, auf das die deutschen Katholiken stolz sein sollen, weil einer der Ihrigen es geschaffen, lange bevor die moderne Welt an das Schlagwort „Sozialpädagogik" dachte!

[1]) Der Aufsatz ist erweitert später wieder abgedruckt in der Broschüre: „Volksbildung, Schulfrage — Schulstreit" (Donauwörth 1881) und bezieht sich zunächst auf die ländliche Bevölkerung. Die Konsequenzen für die Städte hat Auer sonst mehrfach angedeutet.

[2]) Vgl. die in der „Allgemeinen Rundschau" kürzlich besprochene „Erziehungslehre" von Auer.

[3]) Es sei nur an das hier mehrfach erwähnte „Hausbrot" erinnert.

Digitized by Google

Schäumende Bäche.

Es stürzen die schäumenden Bäche zu Tal
Mit fröhlichem Plätschern und Plauschen,
Helk blinkend im blitzenden Sonnenstrahl,
Wo dunkel die Wälder rauschen.

Ihr flinken Bächlein, o nehmt mich mit,
Den müden Wandergesellen,
Und was er liebte und was er litt,
Verrausche mit euren Wellen!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Vom Büchertisch.

Die Staatsbürger-Bibliothek, die der Verband der Windthorstbunde Deutschlands seit einem Jahr herausgibt (Verlag der Westdeutschen Arbeiterzeitung G. m. b. H., M.-Gladbach. Jede Nummer 30 Pfg.) und deren erstes Heft über die politischen Parteien und ihre Tätigkeit bereits vielen Beifall fand, hat in diesen Tagen einen Ausbau erfahren. Erschienen sind drei weitere Hefte. Heft 2 behandelt die Verfassung des Deutschen Reiches (40 S.) in allerdings fast zu knapper, aber doch recht übersichtlicher Form. Einleitend wird ein kurzer Ueberblick über die Entstehung des Deutschen Reiches gegeben; dann folgen in 6 Paragraphen: Begriff und Aufgaben des Reiches. Gebiet und Bürger. Bundesrat. Kaiser. Reichsbehörden. Reichskanzler, Reichsbeamte. Reichstag. Ein Anhang befaßt sich mit Elsaß-Lothringen und den Schutzgebieten (Kolonien). Eine Ergänzung bzw. Weiterführung des in Heft 2 begonnenen Gegenstandes bieten Heft 3 und 4, ersteres das Budgetrecht des deutschen Reichstags und der Reichshaushaltsetat (60 S.) betitelt, letzteres das Landheer (102 S.). Zweck der Broschüre über das Budgetrecht ist, angesichts der vielfach herrschenden Interesselosigkeit gegenüber diesem wichtigen Volksrechte Aufklärung zu verbreiten sowohl über die Bedeutung des Budgetrechtes wie auch über Begriff und Zustandekommen des Reichshaushaltsetats und dessen Durchführung und Kontrolle. Wenn man die Schwierigkeit gerade dieses Gegenstandes berücksichtigt und damit vergleicht, in wie leicht verständlicher, keineswegs trockener, sondern ansprechender Weise — die zugleich die praktischen Seiten der hier besprochenen Frage in den Vordergrund rückt — der Verfasser in zirka 17 Paragraphen sein Thema behandelt, so muß man zugeben, daß ihm seine Aufgabe gut gelungen ist. Das Heft 3 dürfte in der Sammlung bis heute das beste sein. Der Broschüre über das Landheer ist in einer Fußnote die Bemerkung vorangeschickt: „Die Einteilung der nachstehenden Schrift schließt sich im allgemeinen an Laband: Staatsrecht des Deutschen Reiches und an die Artikel des Staatslexikons der Görresgesellschaft über Heerwesen, Militarismus und Militärwesen an." Diese Anlehnung kommt jedoch nicht bloß in der Einteilung zum Ausdruck, sondern auch im Inhalt, so daß viele Teile fast wie eine Ergänzung bzw. Weiterführung der Artikel des Staatslexikons anzusehen sind. An den verschiedensten Stellen kommt nicht klar zum Ausdruck, ob die bezüglichen Definitionen und Erklärungen von Laband bzw. aus dem Staatslexikon stammen oder vom Verfasser, bzw. wie weit diese entlehnt worden sind. Auch nach mancherlei sonstiger Hinsicht könnte die Kritik einsetzen. An die Stelle der abgeklärten Darstellungsweise, die das Heft 3 auszeichnet, tritt manchmal ein fast überhasteter Zeitungsstil, die langatmigen Zitate aus den Parlamentsreden wirken oft störend in der Lektüre, während anderseits sie als aktenmäßige Belege über den in den Militärvorlagen von 1874—1905 zwischen Regierung und Parteien ausgetragenen Kampf über die Friedenspräsenzstärke des Reichsheeres sich allenfalls wohl rechtfertigen lassen. Im übrigen sei der Inhalt der Broschüre über das Landheer durch folgende Stichworte skizziert: Einleitung; Verfassungsrechtliche Bestimmungen (Verhältnis von Reich und Bundesstaaten, Die Einheitlichkeit des Heeres, Die Kommandogewalt, Die Ausgaben für das Landheer); Die Organisation des Landheeres (Das stehende Heer, Die Militärvorlagen von 1874 bis 1905, Die Landwehr, Der Landsturm, Die Militärverwaltung); Der Militärdienst (Die gesetzliche Wehrpflicht, Berufsmäßiger Militärdienst, Die Versorgung der Militärpersonen und ihrer Hinterbliebenen, Sonderrechte des Militärstandes); Die Militärlasten (Die Friedensleistungen, Die Kriegsleistungen); Schlußwort. Bei dem billigen Preise ist die Ausstattung der Staatsbürgerbibliothek vorzüglich zu nennen. Dr. van den Boom.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Die VII. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul.

Von

P. R. Schaefer Ss., Novo Hamburgo, Rio Grande do Sul. Brazil.

In Nr. 17 vom 22. Januar 1908 verkündete das „Deutsche Volksblatt", das Organ der deutschen Katholiken im südlichsten Staat von Brasilien, daß die längst geplante VII. Generalversammlung der katholischen deutschen Ansiedler von Rio Grande do Sul am 14., 15. und 16. Februar 1908 in Estrella am Taquaryfluß stattfinden solle. Seit dem Bestehen dieser Veranstaltungen hatte man den zweijährigen Zeitabstand stets eingehalten; diesmal waren es drei Jahre seit der letzten Generalversammlung geworden, dafür wurde aber auch diese Tagung wohl die gelungenste von allen seitherigen.

Keine leichte Aufgabe hatte der vorbereitende Ausschuß zu bewältigen. Wohl hatte man aus den seitherigen Zusammenkünften mancherlei praktische Erfahrungen gezogen; wohl standen auch die musterhaften Vorbilder der im deutschen Vaterland getätigten Versammlungen zur Verfügung: aber die Verhältnisse unseres Kolonielandes sind so verschieden von denen des deutschen Vaterlandes, sie sind so eigenartig und so mannigfachen Einflüssen ausgesetzt, daß jede neue Versammlung auch ganz neue und gleichsam besonders zugerichtete Erwägungen notwendig macht. Ein Beispiel mag dies erläutern. „Wann und wo sollen wir tagen?" — Zunächst „wann"? Nicht mitten im Hochsommer (Dezember bis Februar)! Die Hitze ist dann zu stark und verbietet sowohl das Reiten zur Mittagszeit wie auch das Abhalten von großen Versammlungen. Nicht mitten im Winter (Juni bis August): da sind die Tage zu kurz, das Wetter ist zu unsicher, die Wege zu schlecht, das Futter für die Tiere zu gering. Anhaltende Regengüsse verursachen große Ueberschwemmungen, und die reißenden Flüße und Bäche machen von fern und nah den Reitverkehr nicht selten unmöglich. Also es bleiben bloß Frühjahr und Spätjahr übrig. Aber auch da wird die Auswahl beschränkt: die Feldarbeiten der Kolonisten müssen berücksichtigt werden, kirchliche Festzeiten machen Einschränkungen notwendig, selbst Sonne und Mond möchten ein Wörtchen mitreden: die liebe Sonne — gar herzlich und freundlich ist auch in diesen Monaten noch nicht selten ihr Lächeln vom wolkenlosen, brasilianischen Himmel herab, so herzlich, daß der von weither hoch zu Roß ankommende Besucher es vorzieht, auf ihr freundliches Strahlen zu verzichten und sich lieber den milden Schein des Mondes gefallen läßt. Aber zu dem Zweck muß eben der Mond da sein. Und so kommt es, daß der Vollmond es ist, der den endgültigen Zeitpunkt der Katholikenversammlung bestimmt.

Ferner „wo" sollen wir tagen? Nun, natürlich nicht in jenen Gegenden, die vorzugsweise von Brasilianern (d. h. dem portugiesisch sprechenden Teil der Bevölkerung) bewohnt sind; also nicht im Süden des Staates, nicht in der Mitte, in der sogenannten Campanha, nicht ganz im Norden, in den noch unbebauten Urwald- und Kampflächengegenden des Uruguay. Die sogenannte „Koloniezone" zwischen dem 29. und 30. südlichen Breitegrad ist der Schauplatz der Generalversammlung. Wohl ist dies Gebiet ein sehr großes. Es erstreckt sich vom 50. bis so ziemlich zum 55. Längegrad; aber außer Betracht kommen jene Strecken, die nur zum geringeren Teil von Katholiken bewohnt sind, ferner die weiten Gebiete der italienischen (und überhaupt anderssprachlichen) Kolonien, endlich jene Ländereien, die zu schwierige Verkehrsverhältnisse haben und nicht zugleich in etwa Bevölkerungszentren sind. Auch jene Ortschaften und Gegenden, die bereits eine der Generalversammlungen hatten, sollten vorerst unberücksichtigt bleiben. Nicht groß ist da die Auswahl. Wohl bildet der katholische Volksteil ungefähr die Hälfte der deutschen Koloniebevölkerung, aber manche Gegenden sind so sehr gemischt, andere so dünn von Katholiken bewohnt, daß sie, wie gesagt, bei der uns beschäftigenden Frage außer Betracht kommen.

Das vorbereitende Komite bestand aus folgenden Herren: R. P. Max von Laßberg, Superior der deutschen Jesuitenmission, Dr. med. G. Schlatter, praktischer Arzt in Estrella, R. P. Bremm, Pfarrer in der Pökade Harmonia, Jacobkröff Filho, Großschlächtereibesitzer in Neu-Hamburg, P. Franz Dahlmann Ss., Hugo Metzler, Redakteur des „Deutschen Volksblattes" in Porto Alegre.

In vielen Punkten macht also, wie wir zeigten, die Berücksichtigung der kolonialen und subtropischen Verhältnisse ein Wandeln auf eigenen Wegen für die hiesigen Generalversammlungen notwendig. Und doch, unbeschadet dieser von der praktischen Klugheit und der Erfahrung vorgeschriebenen Anpassung, ist die Nachahmung der (um mich so auszudrücken) inneren und äußeren Technik von „draußen" eine so genaue und ins einzeln gehende, daß der ständige Besucher der Generalversammlungen von drüben sich hier schnell im Organismus des ganzen zurechtfände. Vieles fände er sehr heimisch. Wie in Deutschland, so wird auch hier der Zeitungsleser lange vorher mit der Veranstaltung bekannt

Digitized by Google

gemacht, durch Programmveröffentlichung und Aufrufe; er wird aufgeklärt über den Versammlungsort, seine Geschichte, Umgebung usw. (vgl. den sehr dankenswerten Artikel: Estrella Munizip, Villa und Pfarrei von P. Joseph von Laßberg S. J., eines geborenen Münchener, „Deutsches Volksblatt" Nr. 36 u. 37 vom 13. und 14. Februar 1908). Er erhält den päpstlichen Segen gespendet, diesmal zum erstenmal durch ein huldvolles Handschreiben des Kardinalstaatssekretärs an den hochwürdigsten Herrn Diözesanbischof. Statt Fahrplänen und direkten Zugsverbindungen belehrt den tageweit entfernt wohnenden Besucher eine genau beschriebene Wegekarte über die beste und kürzeste Reiseroute mit Muli oder Roß. Am Tagungsorte selbst erinnern Festschmuck und freundlicher Empfang, Festhalle und Schleifchenmänner, d. h. die durch verschiedenfarbige Schleifen kenntlich gemachten Mitglieder der verschiedenen Kommissionen (Ordnungs-, Wohnungskommission usw.), imponierende Massenversammlung, abendliche Erholungsfeierlichkeiten und noch vieles andere, ganz an die Versammlungen im deutschen Vaterland. Selbst die gegnerische Zeitungspolemik, die nach prächtig verlaufener, bei der Schlußprozession von mehr als 4000 Teilnehmern besuchter Tagung sich einstellte, gemahnt an die Vorbilder von drüben.

Und nun sei es uns gestattet, auf den Inhalt der Versammlung, auf die behandelnden Gegenstände und die gefaßten Beschlüsse noch kurz einzugehen.

Die erste Rede hielt P. Liese S. J. über das Thema: „Erfolg und Wirksamkeit der Katholikenversammlungen in Deutschland und anderen Ländern". Gewiß war der Redner für die praktische und lehrreiche Ausführung dieses Stoffes sehr geeignet gewählt. P. Liese war erst vor kurzem von Deutschland angekommen, um hier zu Land seine Kräfte dem Heile der Seelen zu widmen. Er hatte „draußen" mehr als einmal an den Tagungen der Katholiken teilgenommen und hatte auf der Straßburger Versammlung selbst eine große Rede gehalten. „In farbenprächtiger fesselnder Ausführung" zeigte der Redner in großen Zügen all das Gute, das besonders die deutschländischen Katholikenversammlungen auf dem Gebiet des religiösen, sozialen, ja selbst kulturellen Lebens für die deutschen Katholiken geleistet haben.

Der „Presse und den guten Büchern" war der übrige Teil des ersten Versammlungstages bestimmt. Hindernisse und Mittel ihrer Verbreitung in der deutschen Kolonie wurden ausführlich besprochen. Da dieser Gegenstand ein ziemlich getreues Spiegelbild des Bildungsstandes der Kolonie bietet, so seien die Hauptpunkte namhaft gemacht. Als Hindernisse werden angeführt: 1. Mangel an Schulbildung oder doch schnelles Vergessen des Gelernten (selbst des Lesens) wegen zu geringer Uebung. 2. Verkehrte Sparsamkeit, die einen Schein von Berechtigung erhält durch allzugroße Verteuerung der Bücher und Zeitschriften infolge der Post- und Frachtspesen und besonders durch den Zoll und das von demselben geübte, jeder Kontrolle und Methode sich entziehende Geschäftsgebaren. 3. Schlechte Verkehrsverhältnisse. Entferntere Gegenden können oft empfindlich lang auf Postverbindung warten; daher die Unregelmäßigkeit der Zustellung, die manchem das Beziehen von Zeitung und Zeitschrift verleidet. 4. Mangelhafte Kenntnis der guten Presse. Wie vieles würde angeschafft und gelesen werden, wenn man von dem Vorhandensein Kenntnis hätte und Mittel und Wege der Bestellung wüßte! Um nur eins zu erwähnen: Wie viele Familien würden sofort Mitglieder der Klagenfurter St. Josephsbücherbruderschaft werden, wenn sie den fabelhaft billigen Preis der prächtigen, für das Volk wie geschaffenen Jahresgaben aus eigener Anschaffung kännten!

Als Mittel zur Verbreitung guter Druckwerke werden empfohlen: Errichtung von Pfarrleihbibliotheken, von Buchhandlungen und Verkaufsstellen, Anstellung von Kolporteuren und Agenten, Unterstützung „unseres" Blattes („Deutsches Volksblatt") durch Abonnement und Mitarbeit.

Den Schlußvortrag hielt Herr Brund Schwertner (Estrella) über „die Macht der Presse", der in einem begeisternden Aufruf zur Anschaffung guter Bücher usw. ausklang.

Der zweite Tag verlief bei schwankendem Wetter und schwüler Luft. Die Beratungen galten vorzugsweise der Hoffnung unserer Kolonie: der Riograndenser deutschen Jugend. P. Gasper S. J., Pfarrer in dem eine kleine Stunde von Estrella entfernten Städtchen Lageado, hielt die erste Rede über „Kirche und Volksleben". Er stellte die Gesetze auf, deren Beobachtung ein gesegnetes Volksleben und mit ihm ein ersprießliches Erziehen der Jugend verbürgen. Die rechtlichen Grundlagen des geordneten Volkslebens besonders in Beziehung zur Staatsgewalt behandelte der zweite Redner Dr. juris Jakob Kröff (Neto, Neffe). Sein Thema, in klaren, logisch aufgebauten und durchsichtigen Darlegungen ausgeführt, lautete: „Praktische Winke für die Handhabung unserer bürgerlichen Rechte". In der daran sich anschließenden Erörterung schlug R. P. Laßberg vor, die für die Allgemeinheit wichtigsten, gesetzgeberischen Erlasse (z. B. das neue Erbschaftsgesetz) in unserer deutschen Muttersprache im „Deutschen Volksblatt" zu veröffentlichen und in volkstümlicher Weise, aber juridisch genau zu erläutern, um so der hier allgemein herrschenden, schwer zu steuernden Gesetzesunkenntnis in etwa abzuhelfen und das gute Volk gegen die vielleicht vorkommenden Beamtenplackereien zu sichern.

Die beiden folgenden Vorträge beschäftigten sich unmittelbar mit dem Wohle der Jugend: „Die Berufswahl unserer Kinder" (Peter Scherer, Forromecco) und „Unsere Jugendvereine" (P. Dahlmann S. J.) gehen ziemlich ausführlich auf die Aussichten und die Lage unserer Jugend, besonders der schulentlassenen, ein. Die Berufswahl verläuft hier zu Lande ziemlich einfach und wenig verwickelt. Da das „Studierenlassen" leider, leider für unsere deutschen Kolonistenkinder allzusehr in den Hintergrund tritt, so bleiben bloß zwei Fragen für die Eltern zur Beantwortung übrig: „Soll mein Bub' ein Handwerk lernen, oder soll er Kolonist werden wie die überwiegende Mehrzahl?"

Betreffs der „Jugendvereine", die hier vorerst so gut wie nicht vorhanden sind, gilt es, ehe man zu weiteren organisatorischen Maßnahmen schreitet, vor allem die Wege zu ebnen durch Weckung des Bedürfnisses und Verständnisses seitens der in Frage kommenden Faktoren (Eltern, Erzieher, Lehrer usw.).

Die dritte allgemeine Versammlung am Nachmittag war der Schulfrage gewidmet. Die drei Reden: „Wert einer guten Schulbildung und Stand unserer Schulen bzw. Pfarrschulen" (Redakteur Joseph König, Porto Alegre), „Beschaffung der materiellen Mittel für unsere Schulen" (Wilh. Schmaedecke, Harmonia) und „Stellung der Lehrer in der Gemeinde" (Rev. Pfarrer Peter Bremm, Harmonia) behandeln allseitig die für das religiöse, sittliche und zeitliche Fortschreiten der Kolonie so wichtige Schulfrage.

Der dritte Versammlungstag, ein Sonn- und Festtag in der Natur, wie ihn nur unser herrliches subtropisches Klima hervorzuzaubern vermag, zog Tausende von Teilnehmern und Zuschauern nach dem schön gelegenen Taquarystädtchen. Conego Trao Becker (der erwählte erste Bischof vom Staate Santa Catharina und der erste deutsche Bischof) hielt bei dem feierlichen levitierten Hochamt auf portugiesisch und deutsch die Festrede und erteilte am Schlusse der sich daran anschließenden prächtig verlaufenen Prozession den sakramentalen Segen.

Nach Verlesung und Annahme der auf Grund der Reden und Beratungen gefaßten fünf Resolutionen hielt der Obere der Jesuitenmission die bedeutsame Schlußrede: „Unsere Zukunft", die in leicht verständlicher und doch großzügig packender Weise das Problem erörtert, was die deutsche Kolonie für ihr geistiges und kulturelles Wohl von der Zukunft zu erwarten habe. Alle hierbei zusammenwirkenden Faktoren (1. die Natur, 2. die Menschen um uns, 3. wir selbst) werden befragt, und alle geben eine befriedigende Antwort. P. von Laßberg schloß mit dem begeistert aufgenommenen Ausruf: „Brasilien, unsere schöne Heimat, sie lebe hoch!" Mit der Erteilung des apostolischen Segens und den brausenden Klängen des „Großer Gott, wir loben dich" schloß die VII. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio Grande do Sul.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Verbrüderung.

Sehet da die Bürgermeister
Und viel andre Friedensgeister,
Wie sie rüsten scharenweise,
Und nach London geht die Reise.

S. M. selber zog's als Neffen,
Onkel Edi dort zu treffen.
Und die Geistlichkeit, die Presse,
Uebt das Schauspiel der Noblesse.

Also sah man gegenwärtig
Fast ganz Deutschland reisefertig,
Um bei Toasts und englisch Bieren
Jene drüben zu hofieren.

Und geduldig hört der Ede
Seiner Gäste schöne Rede.
In Reval dann mit Emphase
Dreht er ihnen eine Nase.

Ridens.

Nur rechtzeitige Erneuerung des Abonnements sichert den ununterbrochenen Fortbezug. Vorliegendes Heft ist die letzte Nummer des Quartals.

Digitized by Google

Bühnen- und Musikrundschau.

Künstlertheater. „Das Wundertheater" von Cervantes und „Herr Peter Squenz", Schimpfspiel von Andreas Gryphius, fanden unter Basils Regie eine freundliche Aufnahme. Robert Engels hatte das spanische Zwischenspiel mit fast nüchtern einfarbigen Dekorationen ausgestattet, von denen sich die farbig gutgewählten Kostüme wirkungsvoll abhoben. Der beleuchtete Tisch im ersten Akte des „Squenz" erinnerte an die Bilder der alten Holländer. Durch die im Duster verschwimmenden Konturen erreichte Wilhelm Schulz endlich einmal den Eindruck eines Interieurs. Was hiervon bis jetzt auf der Reformbühne geboten worden war, ist für mein Empfinden nur Surrogat gewesen. Auch das zweite Bild dieses romantischen Träumers in der Gefolgschaft des „Simplicissimus" war fein und stimmungsvoll. Es wäre Schulmeisterei, würde ich besonders tadeln, daß Herr Schulz in dem Dorfe Rumpelskirchen Zypressen wachsen läßt. Frau Conrad-Ramlo und Basil zeichneten sich im „Wundertheater" aus und in der Titelrolle des „Squenz" hatte Stettner einen starken Erfolg. Cervantes' Zwischenspiel haben wir vor einigen Jahren im Kgl. Residenztheater gesehen. Es hat damals nicht weniger und nicht mehr Eindruck gemacht als auf der Reformbühne; aber es geht manchen, wie dem Publikum des „Wundertheaters", sie getrauen sich nicht, etwas anderes zu sehen, als ihnen vorgeredet wird. Ich bin auch nicht der Meinung, daß des Opitzianers „Absurda Comica" nun dem Theater wiedergewonnen ist. Der „Peter Squenz" bringt jene komische Dilettantenaufführung aus dem „Sommernachtstraum" vergröbert und mit manch geistreicher Satire auf das Spießbürgertum und die entartete Meistersingerei. Die Anspielungen, welche vor 250 Jahren zündeten, können heute nur historisch gewürdigt werden; das übrige ist ein derber Ulk. Ein gutgelauntes Publikum wird ihn belachen, ob er mit einfachen, ob mit pretentiösen Mitteln geboten wird. Zu leicht wird im heutigen Aestetengetriebe der Wertmesser zwischen Wichtigem und Unwichtigem verrückt. Cervantes und Gryphius haben diese Sächelchen sicherlich nicht im Hinblick auf Unsterblichkeit geschrieben. Da mit den Vorstellungen des Künstlertheaters etwas „bewiesen" werden soll, war die Wahl dieses Abends die wenigst glückliche.

Wer sich einen Theaterzettel kauft, muß, er mag wollen oder nicht, ein Programmbuch mit erstehen, in welchem drei bildende Künstler ihre Ansichten über die Aufgaben der Bühne uns kundgeben. Die zweite Hälfte des gelben Büchleins nimmt aber ein Aufsatz ein, der sich „München als Literaturstadt 1908" bezeichnet. Würde er sich im Druck als Annoncenanhang hervorheben, ich würde über die geschickte Reklame des Verlages Müller kein Wort verlieren. Es soll aber auch ausdrücklich ein Ueberblick über die jüngste Produktion des „literarischen München" vor 1908 gegeben werden, zur Ergänzung des auf der Ausstellung selbst gebotenen Ueberblickes über das künstlerische und kulturelle München. Nun, das gelbe Buch wird in literarischen Kreisen mit viel Humor glossiert; die „weitesten Besucherkreise der Ausstellung" möchte ich jedoch (falls sie es nicht wissen sollten) ganz ergebenst informieren, daß außer dem auf sieben Seiten gefeierten Herrn Fuchs und den kürzer behandelten Falkenberg, Freksa, Bierbaum u. a. immerhin noch manche Leute zum „literarischen München" gehören. Was würden die Maler sagen, wenn z. B. die „Scholle" oder ein anderes Grüppchen sich „das künstlerische München" titulieren wollte?

Schauspielhaus. Das seltene Ereignis eines durchschlagenden Erfolges zeitigte die Première des dänischen Lustspieles „Vater und Sohn" von G. Esmann, das Rud. Presber in ein sehr gewandtes, flottes Deutsch übertragen hat. Das Stück ist von jener Mischung von Scherz und Ernst, die heute für unliterarisch gilt, die aber das Publikum immer sehr gerne hat. In seinen lebenstüchtigen Anschauungen steht Esmann unserem L'Arronge sehr nahe. Er bringt, wie dieser, keine erklügelten Probleme, sondern zeigt in frischem unerschüttertem Optimismus den Sieg des Braven, Arbeitsamen und Charaktervollen über Drohnen und Liederlinge. Das Stück hat viele ganz brillant gebaute Szenen und es wurde auch allerliebst gespielt, zumal allen Darstellern ihre Rollen vorzüglich lagen. Waldau, der den „Sohn" gab, wurde geradezu stürmisch gerufen; in Peppler stand ihm ein künstlerisch würdiger „Vater" gegenüber.

Konzertwesen. Der Boykott des Tonkünstlerorchesters durch einen Teil der Münchener Presse ist aufgehoben worden. Es war auch unrichtig, in den Differenzen zwischen den Musikern und Hofrat Kaim den Strafrichter machen zu wollen. Das Publikum ist übrigens auch ohne Zeitungskritik an den Konzertabenden nicht ausgeblieben. Die über Kaim verhängte Musikersperre ist trotz aller Bemühungen des neuen Konzertvereins noch nicht aufgehoben. Letzterer annonciert in verschiedenen Zeitungen, um Musiker zu recht entsprechend normierten Gehältern zu engagieren. Vielleicht kommt doch noch ein Ausgleich mit den tüchtigsten Elementen des Tonkünstlerorchesters zustande.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Hauptversammlung der Goethegesellschaft in Weimar war von nah und fern außerordentlich gut besucht. Die Festrede hielt Professor Albert Köster (Leipzig) über „Goethe und sein Publikum". Dr. Suphan erstattete Bericht über Bibliothek und Archiv. Die Herausgabe der Goetheschen Werke gehe dem Ende entgegen. Die Anlegung der Register mache noch große Arbeit. Ueber seine Neuordnung der Schätze des Goethehauses sprach Dr. Kötschau. Er hat alles, was nach dem Tode des Dichters ins Haus gekommen ist, in die Mansarde verbannt, um den wohnlichen Charakter wieder herzustellen. Die Versammlung bewilligte 20,000 ℳ für eine Volksausgabe Goethescher Werke. Die Finanzlage ist sehr günstig und die stets wachsende Mitgliederzahl übersteigt dreitausend. Als Festvorstellung wurde im neuen Hoftheater „Faust" (I. und II. Teil) gegeben. — In Lauchstädt bei Halle wurde das renovierte Theater aus der Goethezeit wieder eröffnet. Die Festvorstellung bot Glucks Ouvertüre zur „Iphigenie", einen Prolog Wildenbruchs und eine fein abgestimmte Aufführung von Goethes „Iphigenie". — Die musikalische Leitung der diesjährigen Bayreuther Festspiele liegt in den Händen der Herren Hans Richter, Karl Muck, Mich. Balling und Siegfried Wagner. Letzterer hat auch die Bühnenleitung und Inszenierung übernommen, unterstützt durch die Kammersängerin Reuß-Belce. Im Oktober wird die „Götterdämmerung" in der Pariser Oper erstmalig in Szene gehen. Van Dyk singt den Siegfried. — Der deutsche Teil der Opernsaison des Covent Garden Theaters in London ging mit Glucks „Armida" zu Ende. Das übrige Programm hat ausschließlich Richard Wagner beherrscht. — Die Hohentwielfestspiele werden wegen des schlechten finanziellen Ergebnisses in diesem Sommer ausfallen. — Ein neuer Verein „Akademische Bühne an der Universität Berlin" beabsichtigt, junge Talente durch Aufführung ihrer Werke zu fördern. — Die Stadt Mainz beschloß, mit dem Aufwande von 730,000 ℳ einen Theaterneubau zu errichten. — Der Intendant der koburggothaischen Hofbühnen, von Ebart, ist von seiner Stellung, die schon länger für erschüttert galt, zurückgetreten. — Baron Lepel-Gnitz, welcher viele Jahre die Hoftheaterintendanz in Hannover leitete, ist gestorben. — Die Pariser Komische Oper läßt die Textdichtung der „Zauberflöte" neu bearbeiten. Alexander Bisson, der Verfasser drastischer Schwänke, ist mit dieser schwierigen Arbeit betraut worden. — Der Amsterdamer Richard Wagnerverein wird am 25. und 27. Juni „Parsifal" aufführen. Die Titelrolle singt der Frankfurter Sänger Forchhammer.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die auswärtige Politik und die Entwicklung der Geldmärkte bildeten auch in der abgelaufenen Berichtswoche die Leitmotive in der Konstellation der deutschen Börsen. Seit der Revaler Entrevue scheint eine allzu grosse und peinliche Nervosität in der Beobachtung des politischen Horizonts in alle Kreise gedrungen zu sein. Die Döberitzer Rede bildete ferner genügenden Grund zur äussersten Reserve und besonders zu kritischen Zeitungspolemiken.

Auch die Gestaltung der Verhältnisse in Marokko und im Orient waren neben anderen Momenten genügende Gründe zu schärferer Aufmerksamkeit für Deutschlands Aussenpolitik. Die Börsen sind in ihrem ganzen Aufbau so mannigfaltig gestaltet und Handel und Industrie in gleichem Masse feinfühlig für alle akuten Ereignisse, dass die gesamte Tendenz von den politischen Anlässen vollkommen beeinflusst blieb.

Die Situation an den Börsen blieb ferner influenziert durch die Entwicklung der Geldmärkte, hauptsächlich durch die neue Emissionstätigkeit und den vermehrten Geldbedarf der industriellen Kreise. Trotz der von allen einflussreichen Faktoren — sowohl Bankwelt als auch der gesamten Publizität — geforderten strengeren Zurückhaltung des monetären Bedarfes vergeht kein Tag, der nicht von neuen und gewaltigen Kapitalsforderungen der industriellen Unternehmungen zu berichten weiss. Es bleibt geradezu erstaunlich, dass derart grosse Geldbedürfnisse das zwar immense, aber immerhin keineswegs unerschöpfbare Becken von Deutschlands Finanzkraft und Geldpolitik nicht mehr erschüttert hat, als solches bisher in der Tat der Fall war. Die Hauptursache dieses wirtschaftlichen Problems dürfte wohl in dem ewigen Kreislauf zu suchen sein, der diesen Geldbedürfnissen zugrunde liegt. Die jeweils geforderten grossen Summen von neuen Kapitalien sind zumeist motiviert, inneren Verbesserungen und Erweiterungen zu dienen, also den einzelnen Sparten der heimischen vielseitigen Industrie neue Arbeitsgelegenheit und Beschäftigung zuzuführen. Trotzdem hinterlassen derartige Kapitalinvestitionen stets unangenehme Eindrücke, um so mehr, als die geforderten Kapitalien stets gewaltige Ziffern aufweisen. Ungünstigen Eindruck und auch neuen Nährstoff

Digitized by Google

für die reichlichen Attaken gegen das ohnehin schwankende Kursgebäude bildete die Meldung der Aufnahme einer Riesenanleihe von 50 Millionen Mark Obligationen der bekannten Aktiengesellschaft Fr. Krupp, Essen. Solche Riesensummen werden seitens der geldsuchenden industriellen Kreise anscheinend schlankweg ohne jede Rücksichtnahme auf die so sehr rekonvaleszente Situation und die noch viel zu langsame Entwicklung der deutschen Geldmärkte gefordert und, was die Hauptsache hierbei ist, auch seitens der Haute Banque, in diesem Falle korporativ, und quasi honoris causa gerne gewährt. Es ist anzunehmen, dass das Effekten-Portefeuille unserer Banken derartig grosse Posten Obligationsbeträge nicht ohne Beschwerden erträgt, um so mehr, als auch noch andere Geldsuchende an die Oeffentlichkeit mit gleichfalls grossen Millionenobjekten appelliert haben. Vor allem zeigt die Elektrizitätsbranche eine neuerliche Expansionstätigkeit und einen vermehrten Geldbedarf. Fast sämtliche grossen deutschen elektrischen Aktiengesellschaften treten sukzessive mit nicht geringen Forderungen an das deutsche Kapitalistenpublikum. Man wird gut tun, bei dem Erwerb dieser wie auch aller anderen neuen Anleihekapitalien das Hauptaugenmerk vor allem darauf zu richten, ob die neuen Millionenobjekte lediglich für Inlandzwecke gebraucht werden. Denn reine Expansionsgelüste und gefährliche Auslandsgeschäfte zu unterstützen, haben deutsche Kapitalisten nicht nötig. Auch unsere Grossbanken sollten bei aller Rivalität untereinander derartige Emissionen nicht immer à tout prix machen, selbst in Rücksicht darauf, dass das Fazit des ablaufenden ersten Semesters 1908 für die Bankwelt im allgemeinen ein ungünstiges sein dürfte.

Die deutschen Geldmarktverhältnisse bleiben immer noch die gleich unsicheren, auch in Nachwirkung der überraschend gekommenen Diskontermässigung der Reichsbank, welche den Satz von 4½ % auf nunmehr 4 % ermässigt hat. Diese Zinssatz-Reduktion in den momentanen Zeitläuften ist um so bemerkenswerter, als dieselbe noch vor dem Julitermin mit seinen bekanntlich grossen Ansprüchen erfolgte. Auch in politischer Beziehung ist das Vorgehen der Reichsbank bedeutungsvoll und erfreulich. Eine Zinssatzermässigung wäre sicherlich unterblieben, wenn die allgemein verbreiteten Befürchtungen der Reichsbankleitung genügend Anlass gegeben hätten, eine derartig angenehme Transaktion zu unterlassen. Die bedachtsame und stets weit vorausschauende Diskontopolitik der Reichsbank bietet Gewähr, dass die Ermässigung aus rein sachlichen Gründen erfolgt ist.

Die geplante Emission von 100 Millionen Preussischer Schatzanweisungen dürfte aber trotz der bedeutend gebesserten Situation des Reichsbankstatus und insbesondere der gewaltigen Ansammlung des heimischen Goldschatzes immerhin auch ein Grund zu diesem raschen und unerwarteten Entschlusse gewesen sein. M. Weber.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel) in der Nähe der großen Urfttalsperre ist unstreitig einer der reizendsten von den vielen schönen Orten des Eifelgebirges. Wer sich von den Anstrengungen, die das moderne Leben und Treiben dem Einzelnen aufbindet, erholen will, hat hier die beste Gelegenheit. Im Burg-Hotel bei Herrn J. M. Ley findet man die freundlichste Aufnahme. Bei größeren Spaziergängen kann man die verschiedensten Höhen erklettern, von wo aus man die herrlichsten Ausblicke in die eigenartige Landschaft des reizenden Roertales hat. Unten zackige gewaltige Felsen in phantastischen Formen, oben herrlicher Wald oder lachende Fluren. Man kann ohne viel Beschwerden sich ergehen und alle Vorzüge eines wirklichen Luftkurortes in vollen Zügen genießen. Im Hotel selbst fühlt man sich bald heimisch; Küche und Keller genügen selbst hohen Ansprüchen. Vom Juli d. J. ab halten die Eisenbahnzüge (Düren—Heimbach) hier an, trotzdem die jetzige Station Blens nur 15—20 Minuten entfernt liegt. Mit dieser neuen Einrichtung zeigt auch die Bahnverwaltung, daß sie Hausen als Ausflugsort ersten Ranges anerkennt; den Gästen wird damit eine große Annehmlichkeit geboten.

Eine der größten deutschen privaten Versicherungsunternehmungen ist der **Allgemeine deutsche Versicherungs-Verein in Stuttgart a. G.**, der im Jahre 1875 gegründet wurde und der die Lebens-, Unfall- und Haftpflicht-Versicherung betreibt. Die Zahl seiner Versicherungen wuchs in den letzten 16 Jahren von 74 065 auf 724 669, die Gesamtjahresprämie von 1 696 825 Mark auf 22 827 139 Mark. In der Lebensversicherung stieg die Zahl der Versicherungen von 28 118 auf 103 420, die versicherte Summe von 11½ Millionen auf 120 Millionen Mark, in der Unfallversicherung die Policenzahl von 23 889 auf 119 011 und die Prämieneinnahme von ½ Million auf 4½ Millionen, in der Haftpflichtversicherung von 22 058 auf 502 258 und von 667 000 auf 13½ Millionen Mark.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau“

richten wir vor dem Quartalswechsel eine besonders innige Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Die „Allgemeine Rundschau“ ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

1858—1908

NEUENAHR

ein Heilbad, mildlösend, säuretilgend, den Organismus stärkend, mit mustergiltigen Einrichtungen und allem Comfort eines internationalen Weltbades, feiert in diesem Jahre sein

Goldenes Jubiläum.

Bade- und Trinkkuren. Unterhaltungen und Zerstreuungen aller Art. Herrliche Gegend, gesundes Klima.

Heilanzeigen:

Magen- und Darmleiden, Leberanschwellungen, Gallensteine, Zuckerkrankheit, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Rheumatismus, Erkrankungen der Atmungsorgane.

Wohnung:

Kurhotel, einziges Hotel in unmittelbarer Verbindung mit dem Thermal-Badehause; ausserdem viele gute Hotels und Privatpensionen.

Illustrierte Broschüre gratis und franko

durch die

Kurdirektion in Bad Neuenahr (Rheinland).

DER ANKER

Gesellschaft für Lebens- und Rentenversicherungen

Gegründet 1858. **in Wien.** Unter Staatsaufsicht.

Stand der Gesellschaft am 31. Dezember 1906:

Aktiva	**145 Millionen Mark**
Ausgezahlt seit Bestehen .	**273 Millionen Mark**
Versichertes Kapital . . .	**449 Millionen Mark**
Versicherte Rente	**539,000 Mark**

Die Gesellschaft übernimmt Lebens-, Aussteuer- und Rentenversicherungen aller Art unter liberalsten Bedingungen zu billigen Prämien.

Jede gewünschte Auskunft, sowie Prospekte erhältlich durch die

Generalrepräsentanz f. Süddeutschland

in **München, Residenzstrasse 24/II.**

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.

Zuckerkranken

empfehle oftbewährtes homöopath. Rezept gegen M. 5.— Aug. X. Ochsenreither, Nürnberg.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Prz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 4. Juli 1908. V. Jahrgang.

Wie protestantische Theologen über die katholische Kirche urteilen.

Ein Wort zum konfessionellen Frieden.

Von

S. Stillger.

In der letzten Zeit befaßten sich protestantische Kirchenzeitungen wieder eifrig mit der katholischen Kirche. Man kann als feststehende Tatsache gelten lassen, daß sich protestantische Blätter zehnmal mehr mit katholischen, als katholische mit protestantischen Dingen befassen. Diese Tatsache kann uns Katholiken eine gewisse Genugtuung gewähren, wenngleich in den meisten Betrachtungen oft eine geradezu kindliche Unwissenheit in katholischen Glaubenswahrheiten und Einrichtungen zutage tritt. Und ein sehr großer Teil der Abneigung, mit der leider viele protestantische Theologen die katholische Kirche beehren, ist direkt auf diese große Unkenntnis zu setzen. Wir müssen also in allen unseren polemischen Artikeln nie die Geduld ausgehen lassen, welche der selige Petrus Canisius in seinen Briefen im Streite gegen die Andersgläubigen immer wieder dringend empfiehlt und welche der Heiland gegen die Irrenden zeigte. Unsere Polemik muß stets darauf gerichtet sein, daß wir unsere protestantischen Gegner gleichsam dazu erziehen, uns besser und richtiger kennen zu lernen, und zwar aus unseren eigenen Werken und Schriften, nicht aus protestantischen allein, welche noch den ganzen Wust von schiefen und unrichtigen Urteilen von früher her mit sich schleppen.

Wie wenig man uns oft kennt, beweist z. B. ein Lizentiat R. Schuster, der vor kurzem in der protestantisch-positiven Kirchenzeitung „Der alte Glaube" seine Eindrücke in Rom schildert. „Der alte Glaube" wird von einem protestantischen Theologieprofessor Dr. Schäfer in Leipzig, also von einem Mann der Wissenschaft redigiert. Und doch ist in der letzten Nummer in dem erwähnten Artikel vom Lizentiat R. Schuster von einer „Messe mit Hochamt" in den Abendstunden zu lesen, welcher er in einer Kirche Roms beigewohnt haben will. Wie hatte also Harnack Recht, als er seinen Kollegen den Vorwurf machte, daß sie uns gar nicht kennen. Und das ist doch notwendig, wenn sie über uns urteilen wollen. Also sowohl Professor Dr. Schäfer wie auch dieser Lizentiat R. Schuster gehören zu den Irrenden. Und „Der alte Glaube" hat seinen Irrtum bis heute noch nicht richtiggestellt; daraus kann man wohl den Schluß ziehen, daß keiner seiner Leser — meist theologisch gebildete Protestanten — daran Anstoß nahm. Wenn so etwas am grünen Holz geschieht, kann man Romanschriftstellern und Feuilletonisten solche Böcke verargen? Einem Katholiken wird man keinen solch groben Schnitzer den Protestanten gegenüber nachweisen können. Dieser Lizentiat R. Schuster hat die katholische Lehre sicher nie aus einem katholischen Werke kennen zu lernen gesucht. Schlimmer ist es aber, wenn Pastor Borg-Schüttmann in Westeraccum bei Dornum, Ostfriesland, in der „Evangelischen Kirchen-Zeitung" Nr. 15 u. ff. in einem Artikel „Evangelische Beurteilung des neuesten römischen Katholizismus besonders in Deutschland" an der Auffassung der protestantischen Polemiker wie Hase, Tschackert, Kaftan und Zöckler festhält und den Marienkult, das Ablaßwesen, Wallfahrten, Klosterleben usw. noch immer als „jüdisch-pharisäische Werkgerechtigkeit" nennt und mit dem Götzendienst des römisch-hellenischen Heidentums auf eine Stufe stellt. Der Mann hat sich nie die Mühe gegeben, katholische Einrichtungen einmal aus katholischen Büchern kennen zu lernen, sonst könnte er nicht so lieblos und ungerecht über uns Katholiken urteilen. Da gefällt uns der protestantische Geschichtsprofessor Tschackert in Göttingen doch besser. Er erklärt in seiner neuesten Schrift Modus vivendi, daß er bereue, in seiner „Evangelischen Polemik gegen die römische Kirche" die katholische Kirche und ihre Lehren und Einrichtungen so scharf angegriffen zu haben, weil diese Angriffe nicht dem Frieden dienen, und weil er, um ein Menschenalter reifer geworden, doch mancherlei dazu gelernt habe. Darum sucht er in seiner neuen Schrift den Katholiken gerechter zu werden, was ihm in vielen Punkten so gelungen ist, daß die Schrift von den protestantischen Kirchenzeitungen leider fast so gut wie ignoriert wurde. Dieses Schicksal haben wir allerdings vorausgesehen.

Herr Pfarrer Borg-Schüttmann meint sogar, seine Ausführungen könnten für keinen christlich denkenden Menschen, auch für keinen christlich denkenden Katholiken etwas Verletzendes haben. Wir sollten einmal so den Protestantismus beurteilen, dann wollten wir sehen, wie viele Pastoren sich verletzt fühlen würden! Es ist keine Sühne dafür, wenn er die barmherzigen Schwestern in katholischen Krankenhäusern lobt, denn diese Werke der werktätigen Barmherzigkeit können nur sprossen auf dem Boden der katholischen Askese, des katholischen Klosterlebens, und die Andacht zu Maria, der jungfräulichen Gottesmutter, und zum heiligsten Herzen Jesu usw. geben den barmherzigen Schwestern Mut und Kraft zu ihrem Opferleben.

Er entschuldigt sich dann aber gleich wieder bei seinen Glaubensgenossen, indem er unterscheidet „zwischen Romanismus oder Ultramontanismus, der Religion mit Politik, römischer Politik, verquickt, und religiösem Katholizismus, der christlich, reiner und weitherziger denkt, dem Evangelium mehr Raum gewährt, auch außerhalb der römisch-katholischen Kirche noch Christen anerkennt und auch vom gemeinsamen Kampf des christlichen Geistes wider den antichristlichen und der Gemeinsamkeit der christlichen Nächstenliebe etwas weiß und auch vaterländische Gesinnung nicht verleugnet."

Man könnte jede Wette eingehen, daß Herr Pfarrer Borg-Schüttmann, wie leider die meisten seiner Amtsbrüder, seine Kenntnis über katholische Dinge nur aus protestantischen Quellen schöpft und darum all deren schiefe Ansichten mit dem ruhigsten Gewissen weiterverbreitet, ohne auch nur zu fühlen, wie sehr er uns verletzt. Denn das will er nicht einmal. Das, was er „Romanismus" nennt, ist immer und überall in der katholischen Kirche gewesen und wird immer und überall darin sein, solange die Kirche besteht. In den weiteren Fortsetzungen seines Artikels trägt dann Pastor Borg all die alten Vor- und Anwürfe gegen die katholische Kirche zusammen, welche wir schon hundertmal gehört und widerlegt haben. Ja er verteidigt sogar die protestantische Propaganda unter den Katholiken, indem er als Beweis eine Stelle aus Th. Kaftan „Vier Kapitel aus der Landeskirche" p. 222 ff. zitiert. Es ist gut, wenn wir einiges aus dieser Stelle kennen lernen, um damit das Unsinnige des so häufigen Vorwurfes der Proselytenmacherei dartun zu können, mit dem uns die protestantischen Theologen — auch Tschackert in seiner letzten Broschüre — so oft bekämpfen. Es heißt in Kaftan: „In den ferneren, auch weit mehr abgeschlossenen

Digitized by Google

und in der Tat weit tiefer stehenden katholischen Gebieten . . . ist dagegen wirkliche Evangelisation beides, Recht und Pflicht." — Und Pfarrer Borg fügt hinzu: „So urteilt und handelt auch wohl im ganzen der Protestantismus. Besonders hat er es als seine Pflicht erkannt, die evangelische Los von Rom-Bewegung in Oesterreich zu unterstützen."

Wenn dann aber in Oesterreich so ein reichsdeutscher Missionär ausgewiesen wird, weil er den konfessionellen Frieden etwas zu sehr gestört hatte, dann entsteht darob ein großes Geschrei, weil er angeblich verhindert wurde, sich der seelsorglich verwaisten Protestanten anzunehmen.

Und vorher frägt Pfarrer Borg: „Ja haben wir, die Angegriffenen, die wir im Besitz des reinen Evangeliums sind, der römisch-katholischen Kirche gegenüber nicht gerade direkte Evangelisationspflichten, je mehr das Evangelium in ihr zurückgedrängt wird." Also trotzdem uns Pfarrer Borg auf Grund einer Reihe von protestantischen, als erstklassig geltenden Schriften mit Beschimpfungen überschüttet, wie er ähnliche vergeblich bei ernsten katholischen Schriftstellern suchen wird, trotzdem müssen nach seiner Meinung wir die Angreifer sein, und trotzdem er den Satz offen verficht, uns Katholiken gegen unseren Willen evangelisieren zu dürfen. Wenn ein Katholik einen ähnlichen Satz den Protestanten gegenüber aufstellen würde, so würde man ihm den Vorwurf machen, er störe den konfessionellen Frieden. Die Ausweisung der Jesuiten begründen ja die Protestanten einzig und allein mit der Behauptung, der Jesuitenorden habe den Zweck, den Protestantismus zu bekämpfen und die Protestanten zu bekehren. Darnach wäre, wenn gleiches Recht für alle gelten würde, auch Pfarrer Borg der Ausweisung sicher verfallen. Aber erstens wollen wir die Ausweisung gar nicht, und zweitens würde man vergeblich einem deutschen Jesuiten einen ähnlichen Satz nachzuweisen suchen.

Auf der gleichen Höhe steht ein Aufsatz in der gleichen Zeitschrift Nr. 12 u. ff. von Pfarrer Pochhammer-Miswalde, welchen derselbe als Referat auf der Kreissynode Mohrungen gehalten hat. Der Titel lautet: „Inwiefern hat die evangelische Kirche heute besonders die Aufgabe, in den Wettkampf mit der katholischen Kirche einzutreten, und wie hat sie diesen Kampf zu führen?"

Man würde nun glauben, Herr Pfarrer Pochhammer würde alle Punkte, die Protestanten und Katholiken einigen, voranstellen und alles Trennende zurückstellen; denn in einem Wettkampf hat man doch immer das gleiche Ziel; aber weit gefehlt, da werden ebenfalls zuerst alle die alten so gut bekannten Vorwürfe gegen die katholischen Kirche nach Mirbt usw. aufgetischt und breit getreten. Da marschieren in kunterbunter Reihenfolge auf: Syllabus, das Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä, „der Typus der jesuitischen neu-katholischen Frömmigkeit", das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, welches nichts Geringeres bedeute „als die absolute päpstliche Universalmonarchie, nicht etwa über alle gläubigen Katholiken, sondern über alle Reiche der Welt" (also auch über den Pfarrer Pochhammer!), dann Gregor VII. und Bonifaz VIII., „katholisch ist Trumpf" usw. Heben wir nur einen bezeichnenden Satz hervor, um zu sehen, mit welch' ruhigem Gewissen ein protestantischer Theologe die katholische Kirche beschimpft, ohne sie zu kennen: „Zunächst gefährdet die katholische Kirche als jesuitische Hierarchie den christlichen Glauben ebenso wie die christliche Sittlichkeit in ihrem Schoße." Der christliche Glaube werde zu einem toten Mechanismus usw. Wo redet ein katholischer Theologe auf einer Versammlung in dieser Weise vom Protestantismus? Man möge uns doch nur ein einziges Beispiel angeben. Pfarrer Pochhammer behauptet trotzdem, daß Rom mit „Lichtbündeln" bekämpft werden müsse. Also so sehen diese Lichtbündel aus! Aber ein schönes Geständnis entschlüpft ihm doch: „Beschämend für weite Kreise, ja für viele Wortverkündiger unserer evangelischen Kirche war es, daß der Papst in seinem neuesten, gegen den deutschen (?) sog. „Reformkatholizismus" gerichteten Syllabus sich zum Hort des Glaubens an die Gottheit Christi macht." Daß Herr Pfarrer Pochhammer es gut und ehrlich meint, geht daraus hervor, daß er selber im Kampfe gegen Rom vor vergifteten Waffen, vor Entstellung der Wahrheit, vor Verleumdung und vor agitatorischer Verhetzung warnt; er wünscht einen ehrlichen und anständig geführten Kampf. Aber dann muß er zuerst auch den Gegner einmal genau und vollständig kennen, sonst kann er ihm ja gar nicht gerecht werden.

Die Herren glauben, die katholische Kirche zu bekämpfen, bekämpfen aber tatsächlich ein Phantom, das sie sich in ihrer Einbildung selber zurecht gemacht haben, und das der Wirklichkeit vollständig unähnlich sieht. Würden uns die protestantischen Theologen besser kennen, so würde eine ganze Menge von Vorwürfen, die einer dem anderen nachspricht oder abschreibt, wegfallen. Als Beweis führen wir eben die oben erwähnte Schrift von Tschackert an.

Ganz einverstanden erklären können wir uns mit einem Satz, den wir in dem „Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern", Nr. 16 vom 21. April, finden. Da heißt es in einem Artikel „Der Protestantismus im Feuer der neuesten katholischen Kritik": „Anstatt unseren Nachdruck auf die Kritik zu legen und diese zu einer uferlosen Hyperkritik werden zu lassen, anstatt unsere Kräfte in einem fortwährenden Protest besonders gegen römische Irrtümer zu verzetteln und zu vergeuden, müssen wir den konfessionellen Frieden dadurch zu fördern uns bemühen, daß wir den Katholischen gegenüber nicht bloß das Trennende, sondern das Einende betonen, daß wir uns mit ihnen zusammenschließen auf dem Boden biblischer Offenbarungstatsachen, an die die Katholiken gerade so gut glauben als wir, wenn sie denselben auch einen anderen Wert beilegen. Jedenfalls möge auf unserer Seite das ewige Protestieren und Negieren ein Ende haben! Wir haben Nötigeres zu tun, nämlich am Aufbau unseres biblischen Heilsglaubens und Heilslebens positiv zu arbeiten! Vielleicht, daß wir mit diesem positiven Aufbau dem Gegner die Achtung abnötigen, daß auch wir Evangelischen noch gute Christen sind und sein wollen. Vielleicht, daß wir so, wenn auch nicht allen, so doch einigen Christgläubigen näher kommen . . ."

Damit ist auch die Existenzberechtigung der „Wartburg" negiert. Nur um eines bitten wir die protestantischen Theologen. Sie stoßen sich alle daran, daß wir die protestantische Konfession nicht für gleichberechtigt mit der katholischen Kirche halten, daß wir die katholische Kirche als die alleinseligmachende erklären. Das redet einer dem anderen nach und jeder bringt diesen Vorwurf vor. Ja hat denn Luther die katholische Kirche als Schwesterkirche gelten lassen und für völlig gleichberechtigt angesehen? Wie hat er sie beschimpft! Hätte er sie als völlig gleichberechtigt angesehen, so wäre die ganze Reformation ja eigentlich hinfällig und unnötig gewesen. Er erklärte sie als im tiefen Irrtum befangen, von der man sich um seines ewigen Heiles willen losmachen müsse, und auf diesem Standpunkt stehen ja noch praktisch die protestantischen Theologen, die so kräftige Register aufziehen, wenn sie die Los von Rom-Bewegung fördern. Die Los von Rom-Bewegung kann ja selbst für die Protestanten keine Berechtigung mehr haben, wenn sie die katholische Kirche tatsächlich als „Schwesterkirche" betrachten. Man kann auch die Erfahrung machen, daß gerade diejenigen Protestanten sich am meisten über die „alleinseligmachende Kirche" beschweren, welche den schärfsten Krieg dagegen führen, z. B. gerade die Los von Rom-Leute. Wie es nur eine Wahrheit gibt, so kann es auch nur eine Kirche geben, und wie es einen Heiland und einen Hirten gibt, so kann es auch nur einen Schafstall und eine Kirche geben. Jede christliche Konfession, welche nicht auf diesem Standpunkt steht, gibt sich selber auf. Aber das wollen wir den gläubigen Protestanten gerne zugestehen, daß sie noch viele christliche Wahrheiten sich bewahrt haben und darum leichter das ewige Leben erlangen können als diejenigen, die außerhalb des Christentums stehen. Und wenn katholische Autoren erklären, das Christentum habe im Protestantismus Bankerott gemacht, so sind damit nur jene protestantischen Theologen gemeint, welche nicht mehr an die Gottheit Christi glauben. Wir Katholiken würden von seiten der Protestanten gern auf den Titel „Schwesterkirche" für die katholische Kirche verzichten, wenn sie uns weniger lieblos behandeln wollten.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir zum Quartalswechsel eine besonders innige Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Persien und die politische Lage.

Wenn der Schah von Persien sich mit seinem allzu selbstbewußten Parlament und den umsturzlustigen politischen Klubs herumschlägt, so geht uns das eigentlich gar nichts an. Aber die englischen Staatskünstler, die an verschiedenen anderen Stellen der Welt so eifrig gegen atrocities vorzugehen pflegen, dürften von Rechts wegen nicht so unempfindlich sein bei den Greueln in Teheran. Folgerichtig wäre das Einschreiten Englands gegen die gewalttätige „Reaktion" in Persien. König Eduard und sein liberales Ministerium sehen aber ruhig zu, wie ein ausgeliehener russischer General auf Trümmern und Leichen die Diktatur aufrichtet und im Namen des geretteten Schahs ausübt. Die Auflösung der russischen Duma war doch seinerzeit eine Idylle im Vergleich mit der Niederschießung des persischen Parlaments. Damals war England entrüstet über die zarte Reaktion in Rußland und Sir Campbell-Bannerman ließ die aufgelöste Duma hochleben.

Die Widersprüche treten noch greller hervor, wenn man die Behandlung des Schahs und die des Großsultans miteinander vergleicht. Dieselben beiden Mächte, die in Persien der Despotie teils durch aktive Hilfe, teils durch wohlwollende Neutralität unter die Arme greifen, haben sich auf ein Reformprogramm für Mazedonien geeinigt, das auf die „Befreiung" dieser Provinz von der angestammten Staatsgewalt abzielt, und ebendieselben Mächte gehen zur selben Zeit, während in Teheran das Schießen, Morden und Plündern an der Tagesordnung ist, gegen die Türkei scharf ins Zeug wegen der nicht mehr ungewöhnlichen Unruhen an der türkisch-persischen Grenze.

Das Ganze beleuchtet die überaus große Tragweite der neuen englisch-russischen Entente. England scheint jetzt seine ganze politische Kunst und Kraft dahin zu konzentrieren, daß mit Hilfe Rußlands die Auflösung der Türkei in Gang gebracht werde.

Den ersten Vorstoß haben die türkischen Staatsmänner durch kluge Nachgiebigkeit pariert. Sie haben sofort zugestanden, daß die türkischen Truppen aus den persischen Grenzgebieten zurückgezogen werden und der dortige Pascha angewiesen wird, sich nicht der Hilfe der kampflustigen Kurden zu bedienen. Doch wenn das Feuerchen in Asien gelöscht wird, so kann es doch jeden Augenblick auf dem europäischen Balkan wieder ausbrechen. Eine Untergrabung seiner Autorität in Mazedonien wird sich der Sultan nicht gutwillig gefallen lassen, und wenn man ihn dazu zwingen will, so müssen Oesterreich und Deutschland für ihn eintreten.

Nebenbei lehren die Vorgänge ein Doppeltes: 1. Eine Konstitution ist für ein unreifes Volk ein gefährliches Geschenk; es muß viel Lehrgeld bezahlt werden, bis die Wähler vernünftig wählen, die Abgeordneten sich auf positive Arbeit beschränken und die Fürsten sich teilweise selbst zu verleugnen gelernt haben. 2. Auch in dem ältesten und vorbildlichen Parlamentsstaat hat über den Gang der auswärtigen Politik die angeblich allmächtige Volksvertretung weniger zu bestimmen als ein geschickter Monarch, der zielbewußt zwingende faits accomplis schafft.

Die deutsche Finanzreform.

Der Reichsschatzsekretär Sydow hat Vorschläge aufgestellt und den Einzelregierungen „vertraulich" zugehen lassen. Die Verkündigung dieses ersten Schrittes ist von keinem geringeren erfolgt als vom Kaiser selbst. Nämlich in einem Trinkspruch bei einem Regattafest auf der Unterelbe. In der Rede wurde auch die hohe Politik berührt, doch nur in der Bemerkung, daß der Kaiser bei seinem entschlossenen Vorwärtsgehen das Volk hinter sich wisse, welches ihn verstehe und ihm helfen wolle, sowie in dem Eigenschaftsworte „ehrenhaft bewahrt", das der Kaiser dem von Heer und Marine verbürgten Frieden anfügte. Zur inneren Politik brachte die Rede ein besonderes Lob des „ausgezeichneten und hochverehrten Kanzlers". Das „Hamburgische Blut", das in dessen Adern fließt, soll uns „garantieren, daß der Aufbau für die Reichsfinanzreform rationell, gesund und zweckdienlich sein wird". Man ersieht hieraus, daß der Monarch noch durchaus auf dem Boden der gegenwärtigen Bülowschen Politik steht. Die Zwischenfälle des letzten Jahres und auch der Ausgang der preußischen Landtagswahlen haben offenbar sein Vertrauen auf diesen Mann und sein neues System nicht erschüttert. Der Rückgriff auf das „Hamburgische Blut" ist wohl nur aus dem Milieu dieser Gelegenheitsrede zu erklären, ebenso die schalkhafte Drohung mit einer Junggesellensteuer. Nach unserer Ansicht hat Fürst Bülow in der schwierigen und höchst dringlichen Finanzfrage sich bisher nur als Meister der dilatorischen Politik bewährt. Ob er und der neue Schatzsekretär auch das Lob der Schaffenskunst verdienen, können wir erst nach Erscheinen der Vorlagen beurteilen. Bisher ist nur durch parlamentarische Verhandlungen in München der Plan einer Elektrizitätsabgabe wahrscheinlich geworden. Die Elektrizität, die sich soeben anschickt, aus einem Luxusartikel der Großstädte zu einem Hilfsmittel der Wohlfahrt und Kultur für das ganze Land zu werden, sollte man nicht durch eine Steuer in ihrer hoffnungsvollen Entwicklung behindern. Und das am wenigsten im Deutschen Reiche, da die Süddeutschen gerade dabei sind, ihre Wasserkräfte in der Form von elektrischer Energie dem ganzen Volke nutzbar zu machen. Es wirkt ferner nicht erhebend, wenn von Freunden des Steuerbuketts auch eine Inseratensteuer angekündigt wird. Diese Frage ist schon 1905, bei der vorletzten Steuersuche, geprüft und beiseite geschoben worden. Wenn die Presse Widerspruch gegen die Inseratensteuer erhebt, so geschieht das nicht aus kurzsichtigem Eigennutz. Die Steuer würde eine ungerecht und schädlich wirkende Belastung bilden. Sie würde die finanziell schwächeren, aber moralisch besseren Blätter schädigen, in der Hauptsache aber die strebsamen Gewerbetreibenden treffen und schließlich zu einer Verirrung des Reklamebedürfnisses auf bedenkliche Wege (z. B. verhüllte Anpreisungen im redaktionellen Teile) führen können.

Die erste Tagung des preußischen Landtags.

Der Wahlakt war spannend; das erste Zusammentreten des neuen Abgeordnetenhauses konnte keinen großen Eindruck machen. Nur Formalien. Der einzige Fettfleck auf der Suppe, ein Notgesetz, das den Kirchenbehörden die vorschußweise Aufbesserung schlecht gestellter Pastoren schon vor der herbstlichen Besoldungsreform ermöglichen sollte, war auch nicht von Bedeutung — obschon die sozialdemokratischen Neulinge die Frage aufzubauschen suchten. Das positive Ergebnis der kurzen Tagung ist die Wiederwahl des früheren Präsidiums durch Akklamation, d. h. die allseitige Anerkennung, daß es beim alten Kurse bleiben muß und der Ansturm gegen die „konservativ-klerikale Mehrheit" gescheitert ist.

Die sozialdemokratischen „Hechte im Karpfenteich" hatten kein glückliches Debüt. Die abgelesene Jungfernrede enttäuschte alle Hörer; die ganze Taktik der Roten war stümperhaft. Sie vermochten nur mit Hilfe der Freisinnigen die Kollegen zu zwingen, ohne Grund und Zweck drei Tage länger in dem heißen Berlin zu bleiben. Es zeigte sich alsbald, daß im blocklosen Abgeordnetenhause die Sozialdemokratie und der Freisinn aufeinander angewiesen sind.

Aus den sechs Sozialdemokraten sind mittlerweile sieben geworden, da die rote Partei schließlich in der Stichwahl noch ein Mandat in Berlin-Moabit ergattert hat. Mit der knappen Mehrheit von sechs Stimmen, die nur durch grobe Einschüchterung von wirtschaftlich abhängigen Wahlmännern erreicht werden konnte. Die Entrüstung über den sozialdemokratischen Wahlterrorismus wird hoffentlich dazu beitragen, daß man auch auf bürgerlicher Seite sich der Vergewaltigung der Wähler schämt. Die Sozialdemokraten machen ja nur nach, was ihnen die großen Arbeitgeber seit Jahren vorgemacht haben, und was soeben noch eine Grubenverwaltung in Oberschlesien sich gegen 11 brave Arbeiter herausnahm. Wer unsere Sozialdemokraten kennt, wird nicht darüber im Zweifel sein, daß sie den Terrorismus fortsetzen werden, solange die Stimmabgabe öffentlich ist. Ein ganz besonderer Anreiz zum Zwangsverfahren liegt in dem überlebten System der Wahlmänner. Man braucht deren so viele, und der mechanische Dienst dieser Stimmträger ist so wenig anziehend, daß man nicht lauter unabhängige Wahlmänner aufstellen kann, sondern zurückgreifen muß auf Schankwirte, Krämer usw., die von Arbeiterkundschaft abhängig sind. Die Einschüchterung eines Wahlmannes lohnt sich natürlich viel besser als die Terrorisierung eines einzelnen Urwählers. Wenn durch solche Mißbräuche die Mangelhaftigkeit des bestehenden Wahlrechts recht grell zutage tritt, so hilft das dem Reformgedanken besser vorwärts, als die grimmigsten Scheltreden. Aber anderseits wirkt der siebenfache Sieg der Sozialdemokraten wieder bremsend, da man jetzt die Parole ausgibt: Nur keine Reform, die uns noch mehr von der Sorte bringen würde! — Preußen wird im trauten Verein mit Sachsen im Punkte des Wahlrechts rückständig bleiben.

Digitized by Google

Streiflichter zum Hochschulstreik.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In München hat Herr Dr. Ludo Hartmann, Jude, Sozialdemokrat und Privatdozent an der Wiener Universität, öffentlich einbekannt, daß er im Vereine mit dem Baron Hock, Judenstämmling, Salon-Sozialdemokrat und Hofrat am Verwaltungsgerichtshof, den Studentenstreik organisierte; er hat einbekannt, daß die jüdisch-freimaurerisch-sozialdemokratische „freie Schule" mit Wahrmund einen Kulturkampf auf dem Gebiete der Schule zu entfesseln gesucht hat, um die Christlichsozialen von den anderen deutschen Parteien zu trennen, das Ministerium Beck zu stürzen, die Christlichsozialen an die Spitze zu bringen und dann den gesamten Antiklerikalismus aller Nationen zu mobilisieren, damit von diesem der christliche Sozialismus totgeschlagen, der den Christlichsozialen angeblich nahestehende Erzherzog-Thronfolger unmöglich gemacht und der jüdische Liberalismus wieder an die Spitze der Regierung Oesterreichs gebracht werde.

Dieser schöne Plan ist jetzt zwar fehlgeschlagen, der Kaiser forderte die Regierung auf, „dem Skandale einmal ein Ende zu machen". Wahrmund kam nach Prag, den Streikenden wurde die Faust gezeigt — der Skandal war für jetzt zu Ende. Aber die treibenden Kräfte: „Neue Freie Presse", Baron Hock, Abg. Dr. Ofner (Jude), ja selbst eine Versammlung „freisinniger" Frauen Wiens fordern die Studenten auf: „Sparen Sie Ihre Kräfte zum Herbst." Dann wird die „freie Schule" die Entfachung des Kulturkampfes von neuem versuchen.

* * *

Nun ist Wahrmund nach Prag „hinaufavanciert". Man sollte meinen, er und seine Genossen hätten ihr Ziel erreicht, an den Hochschulen könnte Ruhe eintreten. Redet doch die gesamte Freisinnspresse den Studenten ein, sie hätten eine große Tat vollbracht und hätten gesiegt über die Finsterlinge, welche den Himmel der freien Wissenschaft mit Roms Kutten hätten verhängen wollen. Aber so verdummt sind auch die Minderjährigen des Freisinns durch das Lesen der Judenpresse noch nicht, daß sie ihre fürchterliche Blamage nicht fühlten. Sie wissen jetzt ganz gut, daß sie mit ihrem Streik nur Mittel zum Zweck gewesen sind. Wahrmund, von dem jetzt, d. h. nach dem Verkrachen des Streiks, selbst die „N. Fr. Presse" urteilt: „Die wenigsten mochten ihn auch nur dem Namen nach gekannt haben, er mußte den Studenten nach seinen wissenschaftlichen Leistungen fremd sein, und sein Ruf war auf die engsten Fachkreise beschränkt" — Wahrmund, welcher in Czernowitz den freisinnigen Liberalen spielte, plötzlich „katholisch" wurde, um mit Hilfe der Leo-Gesellschaft, des Abg. Dr. Kathrein und des Brixener Fürstbischofs Dr. Simon Aichner die Innsbrucker Lehrkanzel zu erreichen — Wahrmund, dem die Kirche das verhaßte Eheband, welches ihm schon längst nicht mehr der Liebe Rosenkette war, nicht lösen konnte, der daher unter die Ehereformer ging — Wahrmund, welcher von der niederträchtigen und feigen Beschimpfung der ihm als examinierendem Ordinarius wehrlos ausgelieferten katholischen Studenten überging zur öffentlichen Schmähung und Beschimpfung der Kirche und zur strafwürdigen Gotteslästerung — dieser Wahrmund hat mit Hilfe der „freisinnigen" Studenten sein Ziel erreicht: er ist an die berühmte alma mater Carolo-Ferdinandea, die älteste deutsche Universität, versetzt worden.

Die Streikstudenten müßten ja alle Denk- und Urteilsfähigkeit verloren haben, wenn sie nicht einsähen, welch traurige Rolle sie spielen mußten, indem sie diesem Wahrmund die Steigbügel hielten.

* * *

Die „N. Fr. Presse" jubelt, daß unter dem Konsulat der Herren Dr. Ebenhoch und Dr. Geßmann ein Häretiker Professor des katholischen Kirchenrechtes in Prag geworden sei. Man vergönne ihr den Jubel, der wohl nicht lange anhalten wird. Wahrmund ist dort nämlich Professor extra statum; d. h. der bisherige Ordinarius für Kirchenrecht Professor Dr. Heinrich Singer, der zwar getaufter Jude, aber ein in jeder Beziehung korrekter Lehrer ist, bleibt in Prag, so daß kein Student (wie in Innsbruck es der Fall war) bei Wahrmund wird hören und von diesem sich wird prüfen lassen müssen. Dazu kommt, daß der Prager Rektor, der hochgeschätzte Literaturhistoriker Dr. August Sauer, sich während der ganzen Streikerei pflichtgemäß benommen und den „freisinnigen" Studenten sogar geraten hat, sie sollten sich einen würdigeren Gegenstand für ihre Begeisterung wählen als einen Wahrmund. Dieser wird, zumal das gesamte Prager Professorenkollegium trotz seiner starken Verjudung nicht kulturkampflustig gesinnt ist, in Prag keineswegs mit kollegialer Freundlichkeit aufgenommen werden.

Das hat der Unterrichtsminister, Dr. Marchet, sehr gut gewußt. Darum hat er, nachdem er seinen Wahrmund dem Grazer Professorenkollegium zweimal angeboten und sich zweimal einen Korb von dort geholt hatte, das Prager Kollegium einfach gar nicht gefragt. Dazu schweigt die gesamte Judenpresse, die sonst so gewaltig schreiend für die Autonomie der Hochschulen eintritt. Diesmal durfte die Autonomie ruhig verletzt werden, galt es doch, einem der Ihrigen zu einer Anstellung zu verhelfen. Uebrigens gibt es gesetzlich gar keine Autonomie der Universitäten; was man so nennt, sind Verfügungen der kirchlichen Gründer unserer Hochschulen.

Wahrmund wird also, falls er in Prag die Kirchenhetzerei sollte fortsetzen wollen, dort unter den Professoren keine Stütze finden. Es ist aber alle Aussicht vorhanden, daß er in Prag seine Vorlesungen gar nicht eröffnen wird. Kardinal Freiherr v. Skrbensky hat im Namen der Katholiken Böhmens Protest gegen Wahrmunds Berufung nach Prag eingelegt, was ihm augenscheinlich nichts genützt hat. Aber — Wahrmund tritt auf Staatskosten am 1. Oktober einen einjährigen Urlaub an, den er in Paris verbringen will, um auf Rechtsphilosophie „umzulernen". Diese Konzession soll ihm der Unterrichtsminister mit dem Versprechen abgekauft haben, daß Wahrmund nach Ablauf des Urlaubsjahres auf eine Lehrkanzel Wiens hinaufbefördert werde. Qui vivra! —

* * *

Zum Schlusse der jüngste Grazer Skandal.

Am 23. Juni beging die wahrhaft heldenmütige katholische Verbindung „Carolina" ihr zwanzigjähriges Stiftungsfest in Verbindung mit der Fahnenweihe der neugegründeten Verbindung „Traungau". Es hatten sich zu dem Feste Vertreter zahlreicher Schwesterverbindungen eingefunden, und in langer Wagenreihe fuhren die Chargierten in Wichs zur Festmesse in der Herz-Jesukirche. Sechshundert „Freiheitliche", meist Studenten, Deutsche, Slowenen, Italiener und Juden in brüderlichem Verein, erwarteten die katholischen Verbindungsstudenten, drangen stöckeschwingend auf sie ein, bewarfen sie mit faulen Eiern und Steinen, bespuckten die am Aufzuge teilnehmenden Damen und versuchten, den Studenten Cerevis und Band zu stehlen. Dabei erhoben sie natürlich ein ohrenbetäubendes Geheul. Inzwischen hatten die katholischen Studenten durch die Finkenschaft, durch Bürger und Arbeiter Hilfe erhalten. Es kam zu ernsten Keilereien, welchen die Wache nur mit schwerer Mühe ein Ende machen konnte, indem sie fünfzehn „Freiheitliche" verhaftete. Dabei hieben die nationalen Studenten auch auf Damen los, welche sich mit ihren Sonnenschirmen gegen die Raufbolde zu schützen suchten. Es gelang den „Freiheitlichen", dem Juristen Altmann, Vertreter der Münchener „Aenania", von hinten meuchlings das Cerevis zu stehlen und einen Vertreter der Würzburger „Markomannia" zu prügeln. Diese beiden Reichsdeutschen wandten sich sofort an die deutsche Botschaft in Wien um Schutz und Genugtuung.[1]) Der Cerevisdieb wurde ausgeforscht, das Cerevis in seiner Wohnung von der Polizei gefunden.

Nachdem die Festmesse vollendet war, schützte die Sicherheitswache die katholischen Studenten auf ihrem Zuge zur Bude der „Carolina". Die „Freiheitlichen" zogen hinterdrein, indem sie ihr beliebtes „Rosenkranzlied" plärrten und Beschimpfungen gegen die Katholischen ausstießen. Da die Wache ihnen die Erneuerung der Rauferei unmöglich machte, zogen sie zum Rathause, wo sie sich beim Bürgermeister Dr. Graf über die Wache beschwerten, welche sie in der Ausübung ihrer freiheitlichen Betätigung der Wissenschaft gehindert hatte.

[1]) Die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 177 vom 25. Juni) bemerkt zu den Nachrichten aus Graz, wo wegen fortgesetzter Gewalttätigkeiten der „Freiheitlichen" gegen die „Klerikalen" inzwischen die Universität geschlossen wurde: „Ist das alles so gewesen, dann sind die Aenanen- und Markomannenvertreter zweifelsohne ganz niederträchtig behandelt worden, und es ist wohl zu erwarten, daß sie seitens der österreichischen Behörden eine Genugtuung erhalten, ohne daß es einer diplomatischen Intervention bedarf."

Digitized by Google

Als am folgenden Tage die „freiheitlichen" Raufbolde ihren gewalttätigen Terrorismus fortsetzten, schritt endlich Militär ein und gab den im Hotel Roß belagerten Festgenossen, darunter auch Damen, sicheres Geleite zum Kneiplokal.

Selbstverständlich hat die christlichsoziale Partei sofort eine Aktion eingeleitet, um die Gesamtregierung zu zwingen, die katholischen Studenten in der Gleichberechtigung, ja in ihrer Existenz zu schützen. Daß der Freisinns-Streik mit dieser Pöbelei in Graz und der Schließung der Universität ausklingt, macht die Blamage vollständig, welche sich die „organisierten Minderjährigen" heuer geholt haben.

Zum Wahrmundskandal in München.

Von

Paul Schwerdt.

Fast möchte man glauben, selbst die Ordnungspresse beobachte bei Beurteilung der unglaublichen Vorgänge an den österreichischen Universitäten eine diplomatische Zurückhaltung. Vielleicht geschieht es, um den befreundeten Nachbar nicht in Verlegenheit zu setzen?

Aber wohin geraten wir in Deutschland, wenn wir den frechen Kampf gegen das letzte Restchen Autorität nicht gehörig brandmarken? Seit nun der sozialistische Universitätsprofessor Dr. Hartmann aus Wien die Geschmacklosigkeit besaß, den Unrat seiner heimatlichen Universitätsverhältnisse auf bayerischem Boden auseinanderzuzerren, erscheint jede Rücksicht unangebracht. Es ist Pflicht, die einheimische Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß ähnliche Vorträge dem Inhalte nach gegen den Takt und sogar gegen die Gesetze verstoßen!

Vergleicht man den kurzen Bericht der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" in Nr. 287 mit dem ausführlichen des „Bayerischen Kurier" in Nr. 176, so frägt man sich unwillkürlich, warum das liberale Blatt so kleinlaut über den Vorgang weggeht? Der gebotene Tabak war ihm wohl selbst zu stark?[1])

Man sagt, die Presse gebe die Gesinnung des lesenden Publikums zu erkennen. Im vorliegenden Falle müßte das eine grobe Fiktion genannt werden, denn ungezählte Leser des liberalen Blattes belegen die freiheitlichen Studenten Oesterreichs mit dem Kosenamen „Lausbuben". Ein Dutzend Universitätsprofessoren, die im Herzen republikanisch gesinnt sind, und einige Hunderte radaulustige Studenten stellen aber nicht das lesende Publikum einer Zeitung dar. Ist es vielleicht Lehrfreiheit, wenn ein vom monarchischen Staate angestellter Professor 20jährigen Jünglingen den Samen zur Republikliebe ins empfängliche Gehirn zu streuen sucht? Einen Offizier, der Aehnliches in der Kaserne vornähme, würde man als Schuft bezeichnen.

Aber das ist es ja eben, daß Universitätsprofessoren maßlose Ausnahmen für sich in Anspruch nehmen. Sie dürfen in einer Monarchie den Kampf gegen die Autorität predigen, gerade wie es dem Künstler erlaubt ist, jeder Sitte und Moral Hohn zu sprechen. Ja, manche Künstler wechseln die Weiber, wie ein anderer die Handschuhe. Stehen sie nicht auf dem Standpunkte der freien Liebe? Gut — man lasse ihnen Freiheit der Wahl, weil ihr angeborenes Talent unseren Ohren und Augen Freude bereitet, aber man weise sie dann wieder zurück über die Grenzen des Holteischen letzten Komödianten und verweigere ihnen Orden und bürgerliche Ehren. Auf mein Wort versichere ich, daß der Ordensentzug die ganze Gesellschaft über Nacht in Anhänger des strengsten Moralgesetzes verwandeln würde!

Verwandt liegt die Sache bei manchen Universitätsprofessoren. Da gibt es keine Ehebrüche, aber sehr viel innere Gekränktheit. Bei Hofe zu wenig geehrt, von den Ministern zu wenig gehört, bilden sie einen schmollenden Ring, dessen Peripherie der Hochmut bläht. Würde jeder den Orden pour le mérite oder den Maximiliansorden erhalten, man könnte ihnen zugleich eine Zuchtrute für vorlaute Studenten in die Hand drücken.

Ist es nicht genug, daß in fast allen Staaten die Kultusminister sich von dem Wahne der Lehrfreiheit terrorisieren lassen? Den anscheinend um Freiheit der Lehre besorgten Jünglingen ist es doch bei Gott nur um Skandal und Ulk zu tun! Besäße das akademische Proletariat das Bestreben, sich zu guten Beamten erziehen zu lassen, es würde Proteste gegen Reaktionäre in anständiger Form vorbringen und sie nicht mit dem Wappen der Sozialdemokratie — dem Streik — siegeln. Können die Söhne gebildeter Familien streiken? Wer sind die Väter, die Mütter streikender Studenten? Ohne eine Antwort abzuwarten, erkläre ich, daß es sich nur um akademisches Proletariat oder um verzogene Buben einzelner besserer Familien handeln kann.

Es gibt aber auch arme, ehrsame Studenten, die den Skandalen ferne stehen. Zu denen gesellen sich die feineren Korpsstudenten, die Mitglieder der katholischen Korporationen, die Söhne besserer Familien, die einen Eintritt in ein Korps verschmähen. Zählen wir einmal ab, wie viele Radaubrüder dann für den Herrn Hartmann aus Wien übrig bleiben.

Aehnlich liegen die Verhältnisse im „schwarzen Bayern" überhaupt, wo die Mehrheit des Zentrums tagtäglich von einer liberalen Zahlenbagatelle sich gröblich beschimpfen lassen muß. Nicht die blöden Bauern des Zentrums, wie sie in den liberalen Blättern genannt werden, verderben den Ton, sondern das rohe Geschimpfe gewisser Tageszeitungen und Redner selbst gegen Minister, wie zurzeit gegen den rückgratfesten Kultusminister Dr. von Wehner.

Stets verfolge ich Blätter verschiedener Richtung und suche möglichst gerecht zu urteilen. Aber das gestehe ich, daß mein roter Stift immer den liberalen Zeitungen — wegen „absichtlicher" Unterdrückungen — doppelte Striche versetzte. Uns in Süddeutschland fehlt eine „Kreuzzeitung". Muß der konservative Bayer nicht schließlich dem Zentrum angehören? Das ist die einzige Partei, die uns den ewigen Bestand des Königreiches Bayern garantiert! Ein Caligula-Quidde bei den Liberalen besagt doch noch viel mehr als ein rein taktisches Wahlbündnis mit Sozialdemokraten. Da hilft man sich nur in einer Kompagnie, die eine Gesinnungsverwandtschaft nicht erfordert. Aber der Demokrat in den Reihen der Prinzipienkämpfer! Das ist verwerfliche Gemeinschaft, oder — — die Liberalen streben das an, was der Demokrat wünscht!

Und ebenso sah es in der Versammlung aus, in der ein sonst nicht sehr bekannter sozialdemokratischer Professor aus Wien in Gegenwart einer Anzahl von Münchener Professoren zu Studenten sprach, von denen die große Mehrzahl keine Bayern waren.

Herr Reichsrat Prof. Dr. von Schanz, ist das der Takt, über den Sie in der bayerischen Ersten Kammer sprachen? Darf man den Thronfolger Oesterreichs vor die biertrunkenen Augen akademischen Proletariats zerren? Diese Fragen stellt in einer „schwarzen" Wochenschrift ein bayerischer Kreuzzeitungsmann.

Während diese Zeilen geschrieben wurden, kam die Kunde von dem niederträchtigen Ueberfall auf katholische Studenten in Graz. Nun bin ich gar kein Freund von Studentenverbindungen. In welchem Staate aber gibt es ein Gesetz, das mehrfarbige Schnüre verbietet? Warum wirken so ein paar selbständig gewählter Farben wie rotes Tuch auf rohe Stiere? Daß der Skandal vor einer Kirche stattfand, wirkt doppelt ekelhaft. Vor der Kirche benahmen sich akademische Lausbuben einst rüpelhaft gegen eine Königliche Hoheit, der Oesterreich Gastrecht geboten hatte. Hat nicht jeder monarchischen Regierung der machtloseste Prinz mehr zu gelten, als niederes Studentenpack? Damals geschah nichts, und als starrer Monarchist sehe ich voraus, daß die schwankende Regierung Oesterreichs den beiden beleidigten Reichsdeutschen ebenfalls keine Genugtuung geben wird. Hoffentlich tritt der deutsche Botschafter energisch für sie ein und zögert nicht, weil es sich nur um Katholiken handelt. Durch die einfache Schließung der Universität verlängert man den Schuldigen die Ferien, statt sie zu strafen. Diese Strafe trifft nur die Wissenschaft und ihre ernsten Jünger.

[1]) Wie wir dem eingehenden Berichte der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 144) entnehmen, gab das vorletzte Heft der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 25) mit dem Leitaufsatz: „Wenn Minderjährige streiken", von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg einem „ehemaligen katholischen Geistlichen" Veranlassung zu einer fulminanten Entrüstungsaktion: „Besonderen Unwillen des Redners hat die heutige (vom 20. Juni datierte) Nummer der „Allgemeinen Rundschau" erregt. Kommilitonen, ein Pereat diesem Wisch! Wie wird der Herausgeber dieser Zeitschrift über diesen fürchterlichen Fluch erschrecken." So der Bericht der „Augsburger Postzeitung". Die sozialdemokratische „Münchner Post" schreibt von dem betreffenden Redner: „Gab in seiner bekannten, stark nach Reklame duftenden Art einige Proben von Renegaten-Psychologie zum besten."

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Eigentlich wäre mit einem bloßen Verzeichnis dessen, was alles seit dem letzten Bericht über die Referententribüne des Landtages ging, der hier verfügbare Raum erschöpft. Und dabei Stoffe von hervorragender Bedeutung. Freilich konnten sie nicht alle so kurz gebürstet werden wie das umfangreiche Lokalbahngesetz: ohne Debatte einstimmige Annahme; dafür mußte Graf Pestalozza 5 Stunden lang referieren. Froh um unsere Lokalbahnen sind wir doch, wenn auch Preußen ohne dieselben eine bessere „Rente" hat — sie sind eine Kulturtat für das flache Land. Unser Zolletat ward rasch vorbei, nur sein alter Rechnungszopf kam ins Wackeln und scheint Miene zu machen, endlich abzufallen. Der Scheckprotest fand auf ja und nein Erledigung. Anders natürlich der 2. Teil des Kultusetats. Die Real- und Oberrealschulen, die Lehrerbildungsanstalten, das höhere Mädchenschulwesen nebst einer Denkschrift der Regierung hierzu, die Kunst und die Museen gaben ein so reiches Menü, boten so viele Streitpunkte, daß ganz naturnotwendig oft die Geister aufeinander platzten und dramatische Szenen öfter die abscheuliche Halle füllten, so da Sitzungssaal heißt.

Ein Fremdling hier und Freund fand dafür unter vielen Entschuldigungen nachher einen sehr treffenden Ausdruck, den zu wiederholen ich mir nicht erlauben kann. Nebenbei fand er es schier unglaublich — als ich ihn einlud, mit auf mein Arbeitszimmer im 3. Stock zu kommen, was er durch das Ersteigen einer Himmelsleiter tun mußte —, daß man in einem Ständehaus noch nicht einmal soweit sei, wie in den meisten Geschäftshäusern, allwo der Lift so selbstverständlich wie die Luft ist. Ich spendete ihm den Trost, daß die Reichsräte wenigstens im alten Bau „fahren" können. Wir seien eben nur Volksvertreter — Landtag 2. Garnitur und — lassen es uns gefallen.

Der Fremdling lachte auch, als er den Streit um die Lehrerbildungsanstalt, die nun Pasing erhalten soll, hörte. Eben hatte Herr Schön namens der Liberalen gesprochen, und so fragte mich der Freund, wo denn dieser Hinterwälderort liege, dem das Zentrum diese Bildungsanstalt zudenke. Da ich ihm aber den Vorort geschildert, meinte er, da habe ja Herr Schön erschrecklich geflunkert. Ich stritt nicht mit ihm.

Die prinzipiellen Auseinandersetzungen über Lehrer-Bildung und -Bezahlung nahmen teilweise die größte Schärfe an. Nicht zuletzt durch die Agitation der Lehrerfachpresse, die sich starke Stücke leistete. Auf mich machte die schwulstige Wiederholung in endloser Form des „Mannesmutes", des „aufrechten Mannes", in allen Variationen, schließlich einen lächerlichen Eindruck. Man muß mit solchen Ehrentiteln sparsam umgehen, besonders wenn man sie sich selbst gibt, wie Herr Lehrer Beyhl, denn vom Erhabenen usw. — eine bekannte Sentenz. Wenn damit noch der Sache des idealen und ach so mühsam undankbaren Lehrerberufes gedient wäre! Er verdient es nicht, von solchen Wortmachern lächerlich gemacht zu werden. Man fordert nicht „Gerechtigkeit" mit dem Knüppel in der Hand und zwingt mit Prügeln nicht die Liebe.

Die liberalen Helden des Wortes haben im übrigen ihre tatkräftige Hilfe für den Lehrerstand dadurch erwiesen, daß sie die Lehrer zu Staatsbeamten machen wollen, ein Antrag, der, in der Kammer der Abgeordneten angenommen, von Regierung und Reichsrat sicher abgelehnt würde, so daß die Lehrer wieder einmal — gar nichts bekämen. Zum Glück wird die Realpolitik des Zentrums auch hier den ersten Schritt vor dem zweiten tun und daher die Lehreraufbesserung nach der Regierungsvorlage gesichert sein. Die einseitige und unwahre Berichterstattung der liberalen Presse brachte es zustande, selbst Stimmen zugunsten der Lehrer in das Gegenteil zu verkehren; hierbei sei bemerkt, daß insbesondere eine unverantwortliche Hetze gegen den verdienten Referenten zu den Beamtengesetzen, Abg. Held, getrieben wurde, wie überhaupt das ganze Treiben des Großteils des Liberalismus leider darauf hinauszulaufen scheint, das Zentrum zu einer abirato-Politik gegenüber dem Lehrerstand zu treiben. Gibt's nicht! Bedauerlich bleibt bei alledem, daß die Lehrer scheinbar unüberlegten Hitzköpfen, die im Ernst selbst nicht glauben können, daß man für die Lehrer allein 21 Millionen Mark heute mit einem Schlag aufwenden könne (die Beamten erhalten nur 17), die Führung überlassen. Bedauerlich mit Rücksicht auf die Zukunft.

Die Frage des Mädchenschulwesens brachte den Liberalismus, der einen ebenso scharfen wie schlecht motivierten Angriff unternahm, schwer unter die Räder. Namen verlangte man von den Abg. Bühler und Müller-Hof, allein nicht einmal dem Minister, dem sie solche versprochen hatten, teilten sie Namen mit. In einer seiner glänzendsten Reden trat Dr. Schädler dem Liberalismus entgegen, unnachsichtlich dessen unbewiesene Behauptungen zerlegend und in warmen Worten die christlichen Grundsätze der Erziehung betonend. Seine Worte klangen aus in den Ruf nach gleicher Freiheit, gleicher Sonne, für Gerechtigkeit ohne Privilegien. Eine Definition des vom Abg. Müller bekämpften „Klostergeistes" steht noch aus. Die Stenographischen Berichte werden bei aller klugen Zurückhaltung des Abg. Müller eine Fundgrube für künftige Auseinandersetzungen mit dem Liberalismus sein. Staatsminister v. Wehner aber hat in allen Stadien der Verhandlungen gezeigt, daß die verfassungsmäßig gewährleistete, christliche Schule bei ihm in guter Hut ist, und wir hoffen von seiner Objektivität, daß er die große Masse der Lehrer von den kopflosen Hetzern wohl zu unterscheiden versteht.

Unseren Realanstalten wird ein gutes Zeugnis ausgestellt. Daß sie teils noch immer als städtische, teils als Kreisanstalten bezahlt werden, wurde mit Recht verurteilt. Auch der Betrieb des Zeichenunterrichtes fand scharfe Kritik und bei seiner Bedeutung für Bayerns Gewerbe ist nur zu hoffen, daß er zweckmäßiger sich gestalte, daß Fachmänner den Lehrplan revidieren.

Die Kunst und unsere Museen nahmen einen breiteren Raum als sonst in den Verhandlungen ein. In vielen Fragen begegneten sich die Abg. Hübsch (Lib.), Müller (Soz.) und Verfasser dieses. Und wenn auch mancherlei Anschuldigungen und Beschwerden seitens des Ministers entkräftet werden konnten, so darf doch angenommen werden, daß die Debatten nicht fruchtlos bleiben. Mehr Bewegungsfreiheit für die Museumsbeamten, mehr wissenschaftliche Arbeit, rascheres Zugreifen im Ankauf zur Ergänzung unserer Sammlungen und — Freiheit von Berliner Einflüssen, das war so der Grundton der Redner. Es ist sehr erfreulich, daß der Minister den Nachweis erbringen konnte: Berliner Einfluß in Sachen unserer Kunst und Museen gibt es nicht! Bezeichnenderweise fanden sich der Zentrumsredner und der Sozialist aus Capua zusammen in einem energischen Protest gegen nordische Absichten auf unsere Walhalla. Im einzelnen dürfte es von Interesse sein, daß wir nun in Bayern ein selbständiges Generalkonservatorium der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns erhalten. Es hat herrliche Schätze zu pflegen, und einer seiner größten ist die alte Römerstadt (Zivil- und Militärstadt) bei Eining (Neustadt a. D.). Zum Schlusse sei gerne konstatiert, daß die Liebe zu den Schätzen der Kunst, welche wir zu überwiegendem Teil unseren Wittelsbachern verdanken, bei den Rednern aller Parteien zum Ausdruck kam, im Sinne des Wortes, mit dem Verfasser dieses seine Landtagsrede schloß: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Die dunkle Gefahr.

Von

Dr. Julius Verfen.

Die „Teufelsinsel" wird für den französischen Schiffsfähnrich (im Range unseres Oberleutnants) Ullmo der Sühnort für schmählichen Landesverrat sein. Vor der Wut seiner empörten Landsleute konnte ihn nur die bewaffnete Macht schützen. Vergleiche liegen zu nahe, als daß man an einer Gewissenserforschung, an einer tiefernsten Mahnung für uns vorbeikommen könnte. Fast alle Stände bei uns leben über ihre Verhältnisse: Der Staatsbeamte, der Offizier, der Unteroffizier sind nicht selten davon nicht ausgeschlossen. Ueberall herrscht ein geradezu wütender Existenzkampf, den Idealismus auch der idealsten Berufe bedrohend; dieser Kampf wird durch noch so hohe Aufbesserung des Einkommens nicht ganz beseitigt.

In Deutschland und speziell in Preußen sind in den letzten Jahren alle nur möglichen und früher schier unmöglichen Prozesse „sittlicher" Korruption auf dem Wege der Beleidigungsklage und nicht kraft Eingriffs der Staatsgewalt durchgefochten worden. Noch steht so das Volk erschreckt vor den lebenden Bildern der Sittenverderbnis allzu sehr respektierter, honorierter und dekorierter Persönlichkeiten und will sich nicht so leichthin seinen früheren Glauben an einen auch moralisch besser situierten Teil der Menschheit nehmen lassen. Mußte ich nicht dieser Tage einem ausländischen Aristokraten Recht geben, als er mir vorhielt, „nicht allein die preußische Aristokratie, nein, die Aristokratie und Bourgeoisie aller europäischen Kulturländer haben durch diese preußischen Sittenkorruptionsprozesse eine schwere Niederlage erlitten."

Aber auch an Prozessen und Vorgängen materieller Korruption hat es bei uns in den letzten Jahren nicht gefehlt, und ihre Ausdehnung auf Zeitdauer, Personen und Höhe der Geldsumme war keine geringe. Hier nenne ich nur die hauptsächlich den Steuerzahler interessierenden Vorgänge in der Heeres- und Marineverwaltung: Waffen- und Munitionsschwindel, Tippels-

Digitized by Google

kirch-Fischer und Kompagnie sowie neuerdings Stehler- und Hehlerprozeß im Bereiche der Kieler Marinewerft. Man glaubt und hofft zugleich, aber immer vergeblich, daß die Hausse der Korruption beendet sei und eine Affäre nicht durch die andere an Schimpf und Schande für die beteiligten Kreise übertroffen werden könne. Nein, zu einem überhebenden und anmaßenden Achselzucken oder Naserümpfen über den Verpflegungsprozeß an der französischen Ostgrenze liegt leider heutzutage für niemand bei uns eine Berechtigung vor, und dies um so weniger, als doch die französische Militärverwaltung sofort scharf zugegriffen hat.

Bei weitem die traurigste Erscheinung auf dem Gebiete unserer vaterländischen und materiellen Korruptionsprozesse war jedoch der Landesverratsprozeß Schiwara. Tieftraurig war der Vorgang für jeden Vaterlandsfreund besonders durch seine Begleiterscheinungen. Es hat gewiß zu allen Zeiten verwerfliche Subjekte gegeben, die um schnöden Geldgewinn das schwerste Verbrechen in unserem Volksrechtsleben durch Landesverrat begingen. Aber man sehe die Begleiterscheinungen an: Beihilfe durch eine ganze Anzahl von Unteroffizieren, die Blütenlese aus einer noch größeren Adressenliste, Festschmaus und Sektgelage als Verführungsmittel, hochgradige Vertrauensseligkeit in Mobilmachungssachen an einzelnen Dienststellen gegenüber solchen Unterorganen sowie geradezu ein Großzüchten von gemeinstem Geschäftspatriotismus. Schiwara war und wird als Warnung bleiben der überpatriotische, bestrespektierte und honorierte Phrasen- und Versemacher, ein Hans Dampf in allen Gassen des Vereinslebens. Sogar zum Redakteur eines Kreisblattes hatte sich der patriotische Liederschatzmeister, an seine Kollegen, besonders der Zentrumspresse, nationale Ohrfeigen austeilend, emporgearbeitet.

Und die allerschlimmste Nebenerscheinung für unser Rechtsleben ist wohl die, daß sich keine offenkundige Entrüstung gegen diese verächtliche Kreatur im Volke durchrang.

Ein derartig gemeingefährliches Verbrechen wie das des Schiwara ist mit zwölf Jahren Zuchthaus keineswegs gesühnt. Die Frucht mehrjähriger Arbeiten unserer Heeresverwaltung ist vernichtet, vielleicht sind Millionen durch Preisgebung militärischer Geheimnisse in den Dreck eines Landesverrates geworfen, der seinem Anstifter jährlich 50,000 ℳ Einnahmen verschaffte. Gegen die vielen bewußten und unbewußten Helfershelfer Schiwaras wird man hoffentlich rücksichtslos vorgehen; in einheitlichem Verfahren! Nicht so wie in den über das ganze Reich ausgedehnt gewesenen Waffen- und Munitionsschwindelprozessen: Verzettelung auf kriegs- und zivilgerichtliche Einzelverfahren, Abschluß in der Hauptsache durch den unvermeidlichen Psychiater usw.

Eine Wahrheit möge sich die deutsche Heeresverwaltung auf Grund ihrer Prozesse gegen die kostspielige Korruption von Unteroffizieren schon jetzt sagen lassen: Gelingt es nicht, dem Schmiergelderunwesen der Einjährig-Freiwilligen Einhalt zu tun, so wird keine Löhnungsaufbesserung imstande sein, das Fortschreiten der Korruption unter den Unteroffizieren und Beamten zu verhindern. Die übertragende Wirkung auf das Beamtentum ist vielleicht die bedenklichste Seite dieses Mißstandes. Mit voller Klarheit muß es einmal hier in Wahrung berechtigter Volksinteressen ausgesprochen werden: Das Schmiergelderunwesen von Einjährig- und anderen Freiwilligen durchseucht nicht nur als passive Bestechung das niedere und subalterne Beamtentum, es stumpft auch als aktive Bestechung Einjähriger als Anwärter auf die höchsten Staats- und Richterstellen in dem feinen Unterscheidungsgefühle ab zwischen Bestechung für nicht pflichtwidrige und für pflichtwidrige Handlungen. Bekanntlich ist hier die Grenze des Strafmaßes für den Bestochenen zwischen Arrest und Zuchthaus nur sehr schwer erkennbar.

Denkt denn keiner der hohen Staats- und Justizbeamten, kein Kriegsgerichtsrat in Erinnerung seiner einjährigen Dienstzeit reuig zurück an die Tatsache, daß auch er in jugendlichem Leichtsinn und in militärischer Pflichtvergessenheit beigetragen haben könnte zu Verbrechen, welche das Strafgesetz mit Zuchthaus bedroht, daß auch er die Erlangung der Ehrenstelle eines Reserveoffiziers sich vielleicht durch Bestechung erleichtert hat? Hier tut Einkehr und Umkehr not! Man mag in den unteren Regionen über diese Art der von Einjährig-Freiwilligen ausgehenden Korruption bequemer und laxer Weise denken, wie man will. Die Korruption muß von oben unterdrückt werden, und zwar mit der Energie, die man früher als altpreußisch bezeichnen konnte. Heute aber übt man auch auf diesem Gebiete das Vertuschungssystem und fällt Offizieren, die, von ihrem Gewissen getrieben, die dunkle Gefahr beseitigen wollen, hindernd in den Arm. Darüber ein andermal.

Stahltrust und Staat.

Vom

Heinrich Adams.

In dem lesenswerten Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 539, Montag, 22. Juni 1908, betitelt: „Stahlwerksverband und Halbzeugverbraucher" ist das Verhältnis der Staaten zu dem neuen Stahltrust gänzlich außer acht gelassen. Bekanntlich haben die Stahlverbände Europas vor einiger Zeit mit den amerikanischen einen Stahltrust geschlossen, und zwar ostentativ, um zum Schutze gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie einen bestimmenden Einfluß auf die Stahlverbände zu gewinnen. Dem Stahltrust gilt es dabei als selbstredend, daß alle Staaten, welche die Abnehmer seiner Ware sind, ihm das unbeschränkte Vertrauen schenken, er werde, ohne jede Einmischung der Staaten, dafür ängstlich Sorge tragen, daß jederzeit jedem Arbeiter der höchstmögliche Lohn gegeben und jede mögliche Maßregel für die Sicherheit und Gesundheit der Arbeiter getroffen und gehandhabt werde. Wenn die Staaten dem Trust dieses unbeschränkte Vertrauen schenken, wenn sie speziell die Klinke der Gesetzgebung zugunsten der Arbeiter nur im Einverständnis mit dem Trust und nicht anders in Bewegung setzen, so werden die Staaten bei den Einkaufsabschlüssen, welche von ihnen mit dem Trust getätigt werden, über Mangel an erkenntlicher Noblesse der Trustherren nicht zu klagen haben. Die letzten Abschlüsse in Preußen haben dies bereits dargetan. Finden demnach die Staaten im Stahltrust mit seiner Devise: „Wir, die gewaltigste Unternehmung in der Alten und Neuen Welt, meistern die Sozialdemokratie" eine so gewaltige Bundesgenossin gegen die neue Macht, welche aus der Tiefe der Völker emporstieg, alle höheren Schichten mehr oder weniger berührte und bereits in den begütertsten Regionen Wurzel faßte, so erklärt es sich sehr leicht, warum die Staaten aus den Streitigkeiten zwischen dem Stahlwerksverband und dem Halbzeugsverband sich so gerne heraushalten, speziell warum im März d. Js. im Reichstag nach der Debatte über den Antrag, das Reich möge zugunsten der Verbraucher von Halbzeug auf irgend eine Art eingreifen, jeder Unbefangene den Eindruck gewann, daß die vorläufige Ablehnung jedes Eingreifens nicht ausschließlich ein Ausfluß der noch mangelnden Durcharbeitung des Stoffes war.

Bei dieser Sachlage wäre man nun wohl berechtigt zu fragen: Warum produziert denn das Reich nicht selbst den Stahl, welchen es nötig hat? Warum nimmt denn das Reich nicht die sogenannten „reinen Walzwerke" in seinen Dienst? Warum gewährt das Reich denselben nicht, unter Aenderung des Zollgesetzes, Einfuhrscheine, welche auf den Inhaber lauten, um den Verbrauchern von Halbzeug wenigstens den zollfreien Bezug ihrer Rohstoffe für die Ausfuhr möglich zu machen?

Möchten wir doch unrecht haben, wenn wir andurch der Furcht Ausdruck geben, die Antwort werde ungefähr so lauten: Das geht nicht; denn vom Trust bekommt das Reich alles viel billiger. Ferner hält der Trust die Sozialdemokratie der ganzen Welt fest unter dem Daumen, so daß sie nicht aufmuckst. Das Reich hingegen könnte nicht umhin, den Arbeiter materiell zu heben; aber je mehr er gehoben wird, desto größer wird die Gefahr, daß er sich überhebt.

Gesetzt nun, dem wäre so, würde denn dadurch die ungerechte Fahrlässigkeit gegenüber dem Wohl und Wehe des Arbeiters gerechtfertigt? Sicher nicht!

Aber glücklicherweise gibt es sehr viele Arbeiter, welche es dankbar anerkennen, wenn ihre Brotherren Herz und Hand öffnen, um ihnen Gutes zu tun, während es in der Natur der Sache liegt, daß der Arbeiter nur zu leicht und nur zu schnell immer mehr sinkt, welcher von seinem Brotherrn wie eine Maschine gebraucht wird und keinerlei Beweise edler Menschlichkeit und Teilnahme an seinem Wohl und Wehe erfährt.

Noch eine Erwägung von schwerwiegender Art bietet sich dar. Die Staaten dürfen für ihre Ankäufe nicht bloß auf einen Verkäufer angewiesen sein; denn dann stehen sie sich auf die Dauer ganz miserabel schlecht. Mag auch der neue Stahltrust augenblicklich noch so sehr bei den Abschlüssen mit Preußen piano gespielt haben. Das Bild wird sich rasch ändern, sobald der Stahltrust alle Stahlwerke aufgesaugt hat. Denn solange oder sobald der Staat keine Konkurrenz ausnutzen kann oder will, zieht er den kürzeren. Ein lehrreiches Beispiel bietet folgende Zusammenstellung, welche augenblicklich unter dem Titel: „Wie kann

Digitized by Google

man sparen"? durch die Blätter geht. Antwort: Indem man den Wettbewerb zuläßt, befördert und ausnutzt. Hier etliche Beispiele.

Als Krupp das Fünfzehnzentimetergeschoß allein lieferte, im Jahre 1895, kostete es 45 ℳ; als die Düsseldorfer Metallwarenfabrik zum Wettbewerb zugelassen wurde, kostete es nur noch 17 ℳ; im Jahre 1896 erhielt Krupp für die Fünfzehnzentimetergranaten 35 ℳ; im Jahre 1903 kosteten diese Geschosse infolge des Wettbewerbes 17.20 ℳ. Im Jahre 1900 wurden Stahlkerne für Einundzwanzigzentimetergranaten von Krupp geliefert für 102 ℳ, alsbald jedoch durch andere Werke für 89 ℳ, heute durch Ehrhardt für 68.60 ℳ. Im Jahre 1900 erhielt Krupp für ein Kanonenrohr noch 3350 ℳ, im Jahre 1898 erhielt die Rheinische Metall- und Maschinenfabrik infolge Wettbewerbs mit Krupp für Seelenrohre und Mantelblöcke nur 1950 ℳ, für Vollrohrblöcke nur 1300 ℳ. Woran mag es denn wohl liegen, daß neuestens alle neuen Maschinengewehre an eine einzige Firma vergeben werden? Haben sich denn die langwierigen Verhandlungen über die Verträge mit Wörmann Tippelskirch usw. schließlich in rosige Bilder und schönstes Wohlgefallen aufgelöst?

Ziehen wir das Fazit: Ist es einem Trust, sei es ein Stahltrust, sei es ein Kohlentrust usw., gelungen, alle Werke seiner Branche aufzusaugen oder seinem Kommando zu unterwerfen, dann dürfen die Staaten nicht als die Ueberraschten dastehen, sondern sie müssen in kluger Voraussicht längst schon vorher begonnen haben, selbst zu produzieren.

Die Ruthenen in Galizien und die Polen in Preußen.

Es ist ein beliebtes Thema zu behaupten, die Ruthenen in Galizien würden von den Polen ebensosehr, ja noch mehr bedrängt, als die Polen in Preußen. Um diese Behauptung etwas niedriger zu hängen, veröffentlichten unlängst einige polnische Zeitungen folgende interessante Zusammenstellung beider Nationalitäten.

I. Die Ruthenen in Galizien.

1. Volksschulen mit ruthenischer Unterrichtssprache gibt es in Galizien mehr als polnische.

2. Galizien besitzt sechs selbständige ruthenische Gymnasien und außerdem in den polnischen je nach Bedarf und Möglichkeit ruthenische Parallelklassen, die sich nach einiger Zeit in neue separate ruthenische Anstalten umwandeln sollen.

3. Auf der Lemberger Universität gibt es sieben ruthenische Lehrstühle und die Möglichkeit der Errichtung weiterer. Die Ruthenen möchten allerdings am liebsten die polnische Lemberger Universität ruthenisieren, weil sie fürchten, daß eine selbständige ruthenische Universität, wenn sie eine bekämen, aus Mangel an eigenen Professoren und Gelehrten nicht bestehen könnte. Die ruthenische Jugend erfreut sich zahlreicher Stipendien aus polnischen Stiftungen und genießt völlige Freiheit, obgleich sie dieselbe so schrecklich mißbraucht. Das gesamte polnische Volk in Galizien, die gesamte Presse, der Polenklub im Reichsrat, die Lemberger Universitätsprofessoren und die polnische Studentenschaft daselbst erklärten sich schon damals für die Gründung einer besonderen ruthenischen Universität. Die Erfüllung dieser Forderung hängt nicht von den Polen ab, weil die Universitäten nicht die Landesbehörden sondern die Zentralbehörden, d. h. das Ministerium und das Parlament angehen.

4. Die ruthenische Sprache ist in Galizien Amtssprache in der Schule, im Gericht und in den Bureaus, wir haben ruthenische Gerichtsverhandlungen. Jede Gemeinde kann, wenn sie will, nicht nur selbst sich dieser Sprache bedienen, sondern auch mit den höheren Behörden ruthenisch korrespondieren. Amtliche Anzeigen sind ebenfalls ruthenisch. Die Aufschriften auf öffentlichen Gebäuden sind ebenfalls ruthenisch. Ebenso die Aufschriften auf den Eisenbahnen und der Post. Dies wird so pedantisch eingehalten, daß man in ganz Galizien, nicht nur im Osten sondern auch in Westgalizien, ja selbst in Krakau kein Postformular ohne ruthenischen Text bekommen kann.

5. Alle Regierungs- und autonomischen Beamten in Ostgalizien sind der ruthenischen Sprache mächtig.

6. Nationale und kulturelle ruthenische Vereine und Einrichtungen erhalten Unterstützungen vom galizischen Landtag, welche die polnische Mehrheit bewilligt.

7. Der Marschall des galizischen Landtages eröffnet denselben nicht nur in polnischer sondern auch in ruthenischer Sprache. Die ruthenischen Abgeordneten sprechen im Galizischen Landtage immer und ausschließlich nur ruthenisch und in dieser Sprache bringen sie Anträge und Interpellationen ein.

II. Die Polen in Preußen.

1. Im Großherzogtum Posen, in Westpreußen und in Oberschlesien gibt es für die fast vier Millionen zählenden Polen keine einzige Schule mit polnischer Unterrichtssprache. Sogar der Religionsunterricht der Kinder wird in deutscher Sprache erteilt.

2. Im Großherzogtum Posen, in Westpreußen, in Oberschlesien gibt es kein einziges selbständiges polnisches Gymnasium, sogar als Lehrgegenstand wurde die polnische Sprache aufgehoben.

3. Für beinahe vier Millionen Polen in Preußen gibt es keine einzige polnische Universität. Ja nicht einmal eine deutsche Universität will die preußische Regierung in Posen errichten, aus Furcht, daß diese Universität der Sitz der großpolnischen Agitation und der Sammelplatz der polnischen Jugend aus den anderen polnischen Ländern werden könnte. Es existieren zwar noch zwei Lehrstühle für slawische Sprachen in Berlin und Breslau, doch ist die Vortragssprache deutsch. Natürlich befinden sich auch diese Lehrstühle auf dem Aussterbeetat. Nicht einmal privatim darf die polnische Studentenschaft zusammenkommen behufs Ausbildung in der polnischen Sprache und Literatur. Ja sie darf nicht einmal polnischen Vereinen angehören, zu polnischen Versammlungen gehen, auch nicht die Kinder armer polnischer Eltern polnisch lehren, weil dafür Entlassung von der Universität droht.

4. Die polnische Sprache ist in Preußen verbannt aus der Schule, dem amtlichen Verkehr und aus den Gerichten. Nur auf den untersten Stufen der Volksschule und zwar nur im Posen hat man ein Ueberbleibsel gelassen. Bei Gerichtsverhandlungen muß der Richter mit den Polen durch einen — gewöhnlich minderwertigen Dolmetscher sich verständigen. In den Bureaus darf man überhaupt nicht polnisch reden. Keiner polnischen Gemeinde ist es erlaubt, polnisch zu amtieren, geschweige denn mit den höheren Behörden zu korrespondieren. Diese würden das als Hochverrat ansehen und die betreffenden Bürger aus dem Dienste entlassen, selbst wenn sie hohe Ehrenämter bekleideten. In den polnischen Landesteilen gibt es nicht nur auf keinem öffentlichen Gebäude polnische Aufschriften, sondern auch den Gemeinden ist es streng verboten, dieselben an Straßenecken und Wegen anzubringen. Von irgend welchen Aufschriften auf der Eisenbahn ist keine Rede, nicht einmal auf den Anstandsorten. Postformulare mit polnischem Text existierten niemals.

5. In den polnischen Landesteilen braucht kein Beamter polnisch zu können, ja die Unkenntnis gilt sogar als Vorzug. Der erste beste preußische Subalternbeamte oder Polizist würde es als Ehrenbeleidigung ansehen, wenn ein Bürger von ihm die Kenntnis der polnischen Sprache verlangen wollte und ihn aus dem Bureau hinauswerfen, wenn er den Beamten polnisch ansprechen würde.

6. Kein Pfennig wird von Staatsseiten polnischen Vereinen gegeben, ja sie sind den ärgsten Schikanen ausgesetzt. Sogar Kongresse von Aerzten, Naturforschern und Sozialpolitikern wurden durch die preußische Polizei vereitelt.

7. Im Provinzialausschuß der Provinz Posen ist die polnische Sprache schon seit einigen Jahrzehnten verboten. In demselben darf kein Mitglied polnisch sprechen.

Diese Tatsachen zeigen zur Genüge, mit welchem Rechte die Ruthenen in Galizien ihre Lage mit jener der Polen im Preußen vergleichen. Wir fügen noch hinzu, daß immer mehr ruthenische Stimmen die Enteignung der Polen Ostgaliziens nach dem Muster der preußischen Polenenteignung fordern.

Kasimir v. Konopka, S. J.

Mittagfeier.

Es liegt ein Flimmern in der Luft . . .
Mit gold'nem Sonnenschleier
Umzittert leise Grat und Gruft
Die stille Mittagsfeier.

In Sommerträumen ruht der Tag . . .
Nur fern ein tiefes Rauschen —
Du kannst mit seinem Flügelschlag
Das Herz der Welt belauschen.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Digitized by Google

Heil vom Hause Scherl?

Von

Hermann Herz.

Im Herbste des Jahres 1904 prangte im Inseratenteil verschiedener Zeitungen ein Aufruf, der zum Eintritt in das Komitee bzw. den „Verein für Massenverbreitung guter Volksliteratur" aufforderte. Urplötzlich wollte man endlich Mittel und Wege gefunden haben, um der Hydra der Schund- und Schmutzkolportage endgültig den Kopf oder vielmehr die Köpfe zertreten und das Nachwachsen neuer verhindern zu können. Drei Preise zu 18,000, 12,000 und 8000 ℳ wurden für gute, einwandfreie, literarisch wertvolle Kolportageromane ausgeschrieben, die man den Kolporteuren zu den allergünstigsten Bedingungen zu überlassen gedachte, damit diese nun statt ihrer Schund- und Schmutzware als Pioniere wahrhaft deutscher Kultur den „literarisch wertvollen, spannenden und sittlich-religiös einwandfreien Kolportageroman" in Vertrieb nähmen. Und da der hohe Adel sich an die Spitze stellte, da geistliche und weltliche Würdenträger beider christlichen Bekenntnisse für das Unternehmen eintraten, konnte der Erfolg doch nicht ausbleiben! Auf die paar Miesmacher, die ein glänzendes Fiasko vorhersagten, brauchte man ja nicht zu achten. Der Umstand, daß gerade sie ex professo sich mit der Massenverbreitung guter Volksliteratur beschäftigten, störte wenig. Aber die Unglückspropheten, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen gehörte, haben recht behalten. Der preisgekrönte „literarisch wertvolle" Kolportageroman erschien nicht, und vom Verein oder Komitee für Massenverbreitung guter Volksliteratur hört und sieht man nichts mehr. Aber nun, nach so und sovielen mißglückten Versuchen soll das Heil von August Scherl kommen. Genannte Firma hat als neuestes ihrer Unternehmen eine Leihbibliothek eingerichtet, von der nach und nach an allen bedeutenderen Orten Filialen erstehen. Wie alles, was Scherl unternimmt, so trägt auch seine Leihbibliothek den Stempel des „Neuen", „Originellen", „Nochniedagewesenen" an sich. Scherl will nicht erst warten, bis die Leute zu ihm kommen, um sich Bücher zu leihen, sondern er geht den Lesern nach. Er bringt ihnen das Buch ins Haus, holt es dort ab, läßt es nach einem neuen Verfahren jedesmal desinfizieren und mit einem neuen Umschlag versehen. Die Leihgebühr beträgt für den zirka 250 Seiten starken Band 10 Pf., genau soviel wie der Kauf einer Lieferung eines Kolportageromanes. Auf diese Weise hofft Scherl die Kolportageliteratur endgültig zu verdrängen. Er rechnet so: „Wenn ein Leser bereit ist, für einen Kolportageroman mit 50 Lieferungen für jede wöchentlich erscheinende Lieferung 10 Pf., zusammen also 5 ℳ, zu bezahlen, warum sollte er dann nicht gewillt sein, mit der Firma August Scherl einen festen Leihvertrag einzugehen, wonach er jede Woche im Jahre ein 250 Seiten dickes, schön eingewickeltes, desinfiziertes Buch für 10 Pf. zum Lesen ins Haus gebracht erhält, das hernach wieder abgeholt wird?" Allerdings muß er sich verpflichten, genau die von der Firma Scherl vorgeschriebene Reihenfolge und Auswahl der Bücher einzuhalten. Allein was tut das! Man bedenke doch: 1. für 5 ℳ werden 50 Bände geliehen! 2. die Reihenfolge und Auswahl wird weislich von der Firma Scherl bestimmt, rein unter erzieherischen Gesichtspunkten, damit der Leser sich allmählich hinauflese vom reinen Kolportageroman zu den großen Meisterwerken eines Fontane! Wie schön und planmäßig ist das nicht eingerichtet!

Aber nun kommen wieder die bösen, mißtrauischen „Aber".

Erstes Aber: Wird sich das geplante Unternehmen für Scherl rentieren? Ich meine, ohne im Besitze großer buchhändlerischer Kenntnisse zu sein, kann man sagen: Scherl kommt dabei nicht auf die Kosten. Er weiß dies sicher auch, und deshalb drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: Was beabsichtigt Scherl mit seiner Ausleihebibliothek? Es wurde schon die Vermutung laut, er wolle auf diesem Umweg zu seiner „Sparlotterie" kommen. Ich sehe allerdings einen Zusammenhang zwischen den beiden Unternehmen nicht ein, vermute aber, daß Scherl die Katze noch nicht aus dem Sack gelassen hat und hinter der Ausleihbibliothek mit irgend einem anderen Plan auf der Lauer liegt.

Zweites Aber: In Scherls Leihbibliothek bestimmt nicht der Entleiher die Bücher, die er gerne lesen möchte, sondern die Firma Scherl wählt die 50 Bände aus, die in genau vorgeschriebener Reihenfolge zu lesen sind. Scherl übernimmt also das Amt, der geistige Nährvater des deutschen Volkes zu sein. Mit den auf der Stufe der gröbsten Kolportageromane stehenden Werken eines Montépin beginnt er die Reihe, um zuletzt bei Anzengruber, Liliencron, Freytag, Ebner-Eschenbach und Spielhagen anzugelangen.

An und für sich ist mir der Gedanke, daß sich das Publikum von der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur zu wirklichen Kunstwerken hinauflesen solle, durchaus sympathisch. In der „Bücherwelt" habe ich ihn wiederholt vertreten. Aber Scherl fängt die Sache verkehrt an. Nicht dadurch erreicht man dieses Ziel, daß man dem Publikum Romane in bestimmter Reihenfolge bietet, sondern dadurch, daß man es auf Volksbildungsabenden in die Dichter einführt, indem man dort durch Erläuterungen, Vorlesen einzelner Teile, Gegenüberstellung reiner Unterhaltungsliteratur und echt dichterischer Leistungen die Unkundigen belehrt. Scherls Vorgehen hingegen müßte zum Lachen reizen, sofern es nicht seine sehr zum Nachdenken stimmenden Seiten hätte. Wie herrlich weit müssen wir es mit unserer deutschen Kultur schon gebracht haben, daß Scherl und gerade Scherl überhaupt nur auf diesen Gedanken verfallen konnte! Zwar tut man so, als ob das neue Institut nur für die der Kolportageliteratur verfallene misera plebs geschaffen sein sollte. Aber ich glaube, Scherl kennt seine Pappenheimer, er weiß, wie in den Buchhändlerleihbibliotheken, die das feinste Publikum der Universitätsstädte zu Kunden haben, die Reiseromane eines Karl May, die Detektivgeschichten eines Doyle viel begehrtere Artikel sind als die wirklichen Kunstwerke. Die Statistik der meistgelesenen Bücher des „Literarischen Echo" besagt gar nichts. Man weiß, wie sie von den Inhabern der Leihbibliotheken aufgestellt wird. Mundus vult decipi!

Man erlebt es bereits, daß gerade das „gebildete Publikum", namentlich die Damenwelt, mit bewundernswerter Langmut und Geduld sich von Scherl die literarische Kost reichen läßt, während der Kolportage nicht der mindeste Eintrag geschieht.

Warum die Schundkolportage dadurch nicht beeinträchtigt wird, warum ihr auch christliche, insbesondere katholische Konkurrenz-Kolportageunternehmungen wenig anhaben können, warum letztere nicht florieren und trotz aller schönen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften nicht florieren können, in welchen Grenzen überhaupt eine kath. Kolportage möglich und rentabel ist, läßt sich vielleicht ein andermal hier ausführen, für diesmal muß ich mich mit der bloßen Konstatierung der Tatsachen begnügen. Ich habe noch auf etwas anderes hinzuweisen, das uns Katholiken hinsichtlich des Scherlschen Unternehmens stutzig machen muß. Unter den 50 Büchern seiner Bibliothek befinden sich welche, deren Aufnahme auch wir Katholiken freudig begrüßen können, z. B. Freytag „Soll und Haben", Liliencron „Kriegsnovellen", Fontane „Jenny Treibel". Dagegen herrscht in anderen eine ausgesprochene antikatholische Tendenz vor. Deshalb gilt es für uns, ein wachsames Auge auf die Weiterentwicklung der Scherlschen Ausleihbibliothek zu haben und ihr vorzubauen, vorzubauen in erster Linie durch allgemein zugängliche Volksbibliotheken, wie sie in Bayern der Preßverein und in und außerhalb Bayerns der Borromäusverein einrichtet. Deren 3500 versorgt letztgenannter Verein zurzeit mit Büchern aus einem soeben erscheinenden rund 4500 Nummern zählenden Bibliotheksgabenverzeichnis. Allerdings darf man sich nicht mit einem ein paar alte Bändchen zählenden Bibliotheklein begnügen; auch bloße Lesevereinsbüchereien tun es nicht. Für die ganze Bevölkerung müssen diese Institute ins Leben gerufen werden, und die ganze einwandfreie Literatur, gleichviel ob der Autor katholisch oder nicht katholisch ist, muß darin erhältlich sein.

Sonnenuntergang.

Der Abend ist mit greller Straßenglut
Heut durch den weiten Sommerpark gegangen.
Die Mücken schwirrten und in Wunderpracht
Ist in den Gipfeln eitel Gold gehangen.

Die Blumen nickten müd beim Vogelsang;
Die letzten Flimmerfeuer sanft verglimmen —
Ein leichter Zugwind fliegt den Gang hindurch,
Im Aetherblau vereinzelt Wolken schwimmen.

Die Wasser dampfen und der Abend sinkt — —
Ich sog die satten, dunkel-hellen Farben
Tief in die Seele, daß sie lebensstark
Ausreifen meine wetternassen Hoffnungsgarben. Hans Besold.

Digitized by Google

Die tote Hand.

Von

Nanny Lambrecht, Aachen.

Vor Tag und Sonne eine grauverhangene Welteinsamkeit. Schwefelnde Nebel. Hockende Wolkenklumpen. Keine tiefere Silhouette auf dem schwimmenden Hintergrunde. Ein niederer, grämlicher Himmel hängt darüber. Zu dem hinauf bellt kein Hund. Und die Menschen reden leise. In dem tiefen, drückenden Schweigen klingt ein lautes Wort schon wie eine Beschimpfung. O, diese furchtbare, gehirnzerfressende Stille, 694 m über dem Meere! Dort liegt der höchste Gipfel des Hohen Venn, die Bodranche. Auf ihrem graubraunen, flachen Heiderücken die zwei steinernen Vennhäuser, belgischerseits Baracke St. Michel, im Preußisch-Wallonischen Mont Rigi. Zwischen beiden das Rettungskapellchen Fischbach.

In Mont Rigi hinterm Schenktisch schläft die Achtzigjährige, ein verfimpeltes Großmütterchen auf gichtgeschwollenen Beinen. Das hält den Haushalt beisammen, seit die Frau hier gestorben. Um ihren Sessel ein Gewühl und Wälzen und verbissenes Schnauben. Ein balgendes Kinderpaar, der Gilles, und der hält einen Francs — ehrlich verdientes Geld, er hat Fremde im Venn herumgeführt — die Tonette, und die hastet nach dem Francs.

„Großmuddche, der Frechsack, der beißt!"

Und Großmutter schläft und lächelt!

Gilles reißt der Kleinen die Hand von dem Rock der Greisin.

„Du sollst sie schlafen lassen, o du!"

Tonette fühlt seine Fäuste locker und wälzt sich blitzschnell hinaus in den Gang. Der Kleiderbausch wirrt und flattert um sie. Mit zerrauftem Haar auf und ins Venn. Gilles keucht und blinzelt lauernd zu der Greisin auf. In das dicke, schwammige Gesicht der Alten wölbt der zahnlose Mund. Gilles denkt, wie der tagsüber all die Jahre hindurch gekaut habe. Und gefragt hatte er:

„Großmudder, ißt du was?" — „Nenni." (Nein.)

„Gar nix, Großmudder?" — „Nenni, nenni."

„Aber du kaust doch!"

„Das kommt vom Alter, Djilles; das Alter ist 'n schwer' Malter."

Und jetzt liegt der Mund wie gemeißelt, wie aus Wachs geschnitten, so glänzend und so gelb und so — — tot! Die Hände hängen ihr im Schoß, die Finger lose ineinander. Ein Morgenstrahl sticht herein und quer über die Schlafende, ab und zu klatscht aus dem Bierkranen ein Tropfen herunter. Und sonst nichts und nur Stille. Behutsam klettert Gilles auf, den Blick immer nach der Alten. Seine Hand wühlt in der Hosentasche den Franken heraus. Und ganz leise und fast wie ein Hauch:

„Großmudder!" Sein Knie stößt er sacht an das ihre. „Großmudder!" Und lacht heimlich und zuckt kichernd die Schultern empor. Jetzt wird er etwas anfangen, etwas Schlaues. Nein, so was! Wenn sie aufwacht, wird sie sagen: „Ist einer dagewesen und hat mir 'n Franken reingelegt?"

Und einer war der Gilles. Na, wird sie lachen, den ganzen Tag wird sie lachen und erzählen. Was sie wußte, erzählte sie bis an ihr seliges Ende, und das war schön. — Vorsichtig schiebt er ihr das Geldstück in die gewölbte Hand. Seine Finger streifen ihre straffe Haut. Es springt etwas in ihn hinein, etwas Fremdes, etwas, das zum Fürchten war. Das ging von der schlafenden Großmutter aus — das Fremde! Er schurpt zurück und steht und lauert. Ob er's noch einmal wagen soll — ihre Finger streifen . . . Und ob er's dann wieder empfinden würde, das Menschenfremde, das Totstille? Heh, gutes Altchen! Heh, hat's einen Franken! Er beugt vor, reckt den Arm .... ein Hagelschlag springt ihm in die Fingerspitzen, eine eisige, grausige Kälte. Er weicht zurück, ganz ängstlich, ganz verschüchtert.

„Großmuddche!" Hinaus und hinunter ins Wallonendorf Sourbrodt. Hilfe!

Und Großmutter schläft und lächelt!

Der Schweiß tropft ihm und er friert. Ueber der Fischbachkapelle hängt in wirbelnden, weißen Dämpfen die Sonnenscheibe. Sonnenaufgang im Venn! Aber inmitten das Wehen und Winken der toten Hand. Hinter dem Eilenden schwalgt das Moor in Dunstschwüle.

Und Großmutter schläft und lächelt!

Die Lebenskrone.

In meiner Jugend wollt ich Rosen pflücken,
Um einen vollen Kranz daraus zu winden.
Damit gedacht ich mir das Haupt zu schmücken,
In Rosen sollte mich das Leben finden.

Doch meine Hoffnung wurde rasch zuschanden.
An Dornen hab ich mich so wund gestochen!
Wie Nebelhauch zerfielen und entschwanden
Die schönsten Rosen, kaum erst abgebrochen.

Und weinend stand ich vor der Tür des Lebens,
Hielt in den Händen starre Dornenruten:
So ist mein Blumensuchen denn vergebens?
Muß ich, verstoßen von dem Glück, verbluten?

Da kam mein Gott und nahm die nackten Zweige
Und wand sie mir zu einer Lebenskrone
Und sprach: Sieh hier, was ich den Meinen zeige!
Ich sah — und warf mich hin vor seinem Throne.

Und Gottes Hand hielt mir den Kranz entgegen.
Nun brauch ich fürder keinen zu beneiden,
Der lachend trägt des Glückes Rosensegen.
Des Lebens höchste Weihe ist das Leiden.

Anna von Krane.

Katholischer Fürsorgeverein.

Im heurigen März fand in der Erzdiözese München-Freising eine Kirchensammlung statt, um die Mittel aufzubringen zur Erbauung eines Zufluchtshauses auf dem Lande für gefährdete und gefallene Mädchen, Frauen und Kinder. Bekanntlich besteht ja, wie in vielen großen Städten Deutschlands so auch in München ein katholischer Fürsorgeverein (Ortsgruppe) für solche weibliche Wesen, die aus eigener Schuld einige Zeit im Gefängnisse oder Krankenhause verbleiben müssen und nach ihrer Entlassung nicht wissen, wo aus und wo ein. Bietet sich ihnen keine hilfreiche Hand, die aufrichtet vom Schmutz und hinführt auf gute Bahn, so verfallen sie naturgemäß dem alten Leben wieder.

Solch vielgetäuschten, armen Wesen bringen die Damen des Vereines ein warmfühlendes Mutterherz entgegen und führen sie vorläufig ins Fürsorgeheim (Rosenheimerstr. 98), bis sie passende Unterkunft und Verwendung gefunden. Ganz notwendig aber ist ein Zufluchtshaus auf dem Lande, wo sie, der Großstadt ganz entrückt, gesunden an Leib und Seele und entweder für immer bleiben oder erst nach langer Zeit ins Weltgetriebe zurückkehren.

Zum Kauf eines solchen Anwesens auf dem Lande soll obige Sammlung dienen. Aber sie genügt noch lange nicht; dazu bedarf es noch reicher Gaben. Viele mildgesinnte Leute haben aber gegen unseren Verein einen Widerwillen. Sie sagen: „Wozu sich mit diesem Auswurf abgeben? Ist ja schade um jedes Wort und Markstück! Die Erfahrung der Vereinsdamen sagt anders: Der dritte Teil der Mädchen wird gerettet, das sind in Deutschland gegen 1500!

Um nun zurückhaltenden, sonst freigebigen Katholiken ihre Vorurteile gegen den Verein zu nehmen, hat Papst Pius X. selber eingegriffen. Er hat bewiesen, daß er nicht nur ganzer Länder und Völker sorgend gedenkt, daß auch die einzelnen Seelen — und gerade die verirrten — seinem milden Hirtenherzen nahe stehen.

Wie kam das und was geschah?

Schon anfangs April hatte der Münchener Nuntius, Exzellenz Frühwirth, auf Ansuchen der I. Vorsitzenden, Frau Gräfin Königsegg-Aulendorf, dem Hl. Vater einen Bericht über den Fürsorgeverein gesendet und für ihn den Apostolischen Segen erbeten, der auch eintraf.

Im Mai hatte die II. Vorsitzende, Baronin Freytag-Loringhoven, Audienz beim Hl. Vater und erhielt den Segen für sich, alle Mitarbeiterinnen und Mitglieder des Vereins; derselbe wurde ihr auch schriftlich unter einer Photographie gegeben.

Der Sekretär Sr. Heiligkeit, Monsignor Pescini, erkundigte sich auf das eingehendste bei der Baronin über den Zweck des Vereins und begrüßte auf das freudigste die Tatsache, daß nun auch in München ein solch notwendiges Liebeswerk in echtem, christlichem Geiste gegründet worden sei.

Um die Sympathie des Hl. Vaters für diese Arbeit zu beweisen, um die noch Zaghaften anzuspornen dem Werke beizu-

Digitized by Google

treten, und um endlich diejenigen, die im Fürsorgeverein eine Unterstützung des Lasters sehen, zu beruhigen, schenkte der Hl. Vater für die Kapelle des in Aussicht genommenen Zufluchtshauses zwei kostbare Meßgewänder und einen wertvollen Kelch.

Konnte dem jungen Vereine ein größeres, schöneres Geschenk gemacht werden? Ich glaube kaum.

So wollen wir denn mit allem Eifer Baustein auf Baustein sammeln, um das Heim erstehen zu sehen, für welches der Stellvertreter Christi uns bereits das Kostbarste gegeben.

Freifrau Freytag-Loringhoven.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der Hochschulstreik in Oesterreich.

Der Hochschulstreik ward wirklich nun allmählich heiter.
Man rief die faule Schar herbei zu neuem Studium;
Natürlich streikten sie trotzdem energisch weiter.
Weißt du, mein lieber Freund, auch wohl, warum?

Für Freiheit, Wissenschaft, meinst du? Du armer Tropfen!
Was weiß der trotz'ge Dachs von Freiheit, Wissenschaft?
Damit tät er noch nie den jungen Schädel stopfen;
Nein, Freiheit von dem Lernen, das ist seine Kraft!

Da, lieber Freund, da lag der Hund begraben! — —
„Und wenn auch Wahrmund sich unsterblich hat blamiert,
Das bleibt uns schnuppe; denn mit Wahrmund haben
Wir unsre Väter nur und das Gewissen uns salviert!

Und was uns früher schien nur Recht der gold'nen Jugend,
Das von den Vätern war nicht anerkannt,
Das taten wir seitdem aus schwerer Pflicht und Tugend,
In deren Uebung selbst Marchet zur Seit' uns stand!" — —

Nun ist's vorbei! Verschwunden sind die schönen Tage,
Den faulen Herrchen droht die alte, schwere Qual;
Doch aus dem Hochschulstreik — so heißt die jüngste Sage —
Schlägt man in Graz und Innsbruck neues Kapital.

Obschon sie keiner jemals in der Kirche noch erblickte,
(Auch davon waren sie schon lange gründlich „frei";
Denn praktisch' Christentum gilt nur noch für Verrückte!)
Ist „Los von Rom" von jetzt ihr tapfer Feldgeschrei.

Vor Kirchentüren lieh in Graz man seinem Ritternamen
Mit Knüppeln und mit faulen Eiern Politur,
Erprobt' sein Faustrecht gegen zarte „röm'sche" Damen —
Wer „los von Rom", was braucht der noch Kultur?

Nur los! Herr Everling, wir alle gratulieren!
Ihr lieben Knaben, ein recht herzlich Lebewohl!
Und seid und bleibt noch lang in ständigem Fetieren
Die Gänse auf der Wissenschaft bedrohtem Kapitol!

Perkeo.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Der 21. Juni 1868 war ein denkwürdiger Tag in der Geschichte des deutschen Theaters und gehört zu den ruhmvollsten der Münchener Hofoper. Er brachte die Uraufführung der „Meistersinger". Das vierzigjährige Jubiläum dieser Premiere beging unsere Bühne pünktlich am gleichen Tag zu gleicher Stunde mit einer vollkommenen Wiedergabe des wundersamen Werkes. Bedarf es heute noch irgendwelcher Darlegungen über die Schönheiten dieser genialen Schöpfung? Vergessen und verstummt sind die Beckmesser, welche sich einst Wagner in den Weg stellten. Heute sind die Reize der Meistersinger auch den breitesten Massen offenbar, und doch wirkt das Werk noch in vollster Jugendfrische wie am ersten Tag. Unsere Oper ist in den vierzig Jahren in der Pflege der Wagnerschen Kulturschätze nicht ermüdet. Die erste Bühne, welche sich dank der Kunstliebe Ludwigs II. den „Meistersingern" erschloß, vermag auch heute noch das Werk in einer Vollendung zu geben, wie sie zum mindesten nirgends übertroffen werden dürfte. Von den Künstlern, welche 1868 in der Premiere mitwirkten, gehört unserem Ensemble nur noch Kammersänger Schlosser an. Der erste Darsteller des „David" hatte in der kleinen, aber von ihm köstlich gegebenen Rolle des „Nachtwächters" Gelegenheit, die Beifallsgrüße des Publikums entgegenzunehmen. Auch zwei vortreffliche Mitglieder des Orchesters sind vor vierzig Jahren bereits mittätig gewesen, der Cellist Professor Bennat und der erste Geiger Moralt. Für die von Bülow geleitete Uraufführung wirkte Hans Richter, der begeisterte Jünger Wagners, als Correpetitor unserer Oper. Es war ein schöner Gedanke unserer Intendanz, den gefeierten, großen Wagnerdirigenten zu der Jubiläumsvorstellung einzuladen. Mit stürmischen Ovationen wurde Richter schon bei dem Betreten des Orchesterraumes begrüßt. Seine großzügige, prägnante Direktion hinterließ starken Eindruck. Noch einer feierte in dieser Vorstellung ein Jubiläum. Feinhals sang den Hans Sachs zum hundertsten Male. Ueber seine innige Gestaltung des Schusterpoeten habe ich oftmals hier berichtet. Auch von Knotes Stolzing, Frau Bosettis lieblichem Evchen, Geis' vorbildlichem Beckmesser, Walters lebensvollem David, Bender, Brodersen, Frau Preuse und Professor Fuchs' glanzvoller Regie, die das Possarterbe pietätvoll verwaltet, ist schon oft an dieser Stelle lobend gesprochen worden. Mögen die „Meistersinger"-Vorstellungen immer auf ihrer heutigen Höhe bleiben, dann darf man zufrieden sein. Unser Prinzregent verlieh anläßlich dieses Kunstjubiläums Dr. Richter und Kammersänger Schlosser Ordensauszeichnungen.

Konzertwesen. Der Allgemeine Deutsche Musikerverband in Berlin hat über den Münchener Konzertverein die Sperre verhängt, eine Maßregel, die für das hiesige Kunstleben tief bedauerlich ist. Es scheint, daß der Verband das Engagement des Tonkünstlerorchesters en bloc erzwingen will. Andere Gründe können nicht vorliegen; die vom Konzertverein gebotenen Gagen sind nicht gering, und der vom Verband angefeindete Herr Hofrat Kaim hat in dem neuen Unternehmen keine führende Stelle inne. Der Boykott, welchen ein großer Teil der Münchener Tagesblätter über das Tonkünstlerorchester verhängte, bleibt nun bestehen. Diese Zeitungen wollen die Konzerte der Kapelle nach wie vor in ihren Spalten ignorieren. Gleich der „Münchener Post" und dem „Bayerischen Vaterland" muß die „Allgemeine Rundschau" sich dagegen verwahren, daß diese Blätter als „die Münchener Presse" in Aktion treten. Die „Allgemeine Rundschau" hat keinen Anteil an diesem Boykott. Was die erwähnten Blätter tun, ist uns gleichgültig. Nur sollten sie sich nicht stolz „die Münchener Presse" oder wegen des Fehlens des sozialdemokratischen Organs „die bürgerliche Presse" nennen. Die „Allgemeine Rundschau", welche man übrigens nicht einmal zu den Besprechungen einzuladen für nötig fand, steht auf dem Standpunkte, daß über künstlerische Leistungen objektiv berichtet werden muß. Was die Künstler sonst tun und treiben, das mag man mißbilligen oder nicht, die Kunstkritik kann sich da nicht einmischen.

Verschiedenes aus aller Welt. Weingartner hat in der „Walküre" Striche eingeführt, um die Spieldauer zu verringern. Das Publikum der Wiener Hofoper demonstrierte heftig gegen diesen Versuch. Alle Bühnen von Rang halten es heute für ihre Ehrenpflicht, die Musikdramen ungekürzt zu geben. Weingartner beruft sich darauf, daß Wagner die Striche für zulässig erklärt habe; er scheint dabei zu vergessen, daß dies Konzessionen waren, die der Tondichter wohl oder übel machen mußte, während heute das Publikum für das ganze Drama endlich reif geworden ist. — Kammersänger Hermann Gura hat das Krollsche Theater in Berlin für die Sommermonate gepachtet und wird daselbst u. a. Wagneropern in vornehmer Darstellung zu sehr mäßigen Preisen geben. Die Berliner Generalintendanz hat ihm für diese Zeit das Aufführungsrecht überlassen. Um so unerfreulicher lautet das Sommerprogramm anderer Berliner Bühnen. „Der Selbstmörderklub", „Im Unterseebot", „Die Bettlgräfin" und der „Tugendwächter" werden schlecht kritisiert, aber stark beklatscht. — Eine Franz Liszt-Biographie schreibt Herr Dr. Julius Kapp in Frankfurt a. M. Der Genannte bittet diejenigen, welche unveröffentlichte Schriftstücke und Briefe Liszts besitzen, um ihre Adresse. — Das ursprünglich für Berlin bestimmte Eichendorffdenkmal wird dank der Bemühungen eines Breslauer Komitees in Breslau errichtet werden. Die Sammlungen ergaben bis jetzt 15,000 M. Durch verschiedene Veranstaltungen gedenkt man weitere Mittel zu gewinnen, u. a. soll Eichendorffs Lustspiel „Die Freien" gegeben werden. — In Neuyork wird die älteste deutsche Theaterstätte demnächst abgerissen. Das Windsortheater war 1854 erbaut worden und erfreute sich lange glänzender Einnahmen. — Nach dem neuen Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft fanden 1907 in Deutschland 1225 Shakespearevorstellungen statt. Othello ist das meistgespielte Drama von ihnen. — In Christiana findet im August eine Ibsenwoche statt. Die Aufführung der neuaufgefundenen Komödien Menanders in Lauchstädt wird sehr gerühmt, insbesondere sei die Verdeutschung durch Dr. Robert sehr glücklich. Die Frauenrollen wurden von jungen Männern gespielt. Viele Berichte melden, daß das Experiment sehr gut ausgefallen und von künstlerischem Eindruck gewesen sei.

München. L. G. Oberlaender.

Digitized by Google

Finanz- und Handels-Rundschau.

Eine Woche der Enttäuschung in finanzieller Hinsicht liegt hinter uns. Nach der erfolgten Reduktion der Reichsbankrate glaubte man bestimmt und sicher auch aus den bisher so sehr vernachlässigten Handels- und Industriegebieten nach so langer Zeit endlich Sonnenschein und lang ersehnte Besserung melden zu können. Auch der neuerdings gebesserte Wochenausweis der deutschen Reichsbank, der Zeugnis gab von einer weiteren Entwicklung der monitären Verhältnisse und von einer vermehrten Geldabundanz, vermochte keine Tendenzänderung an den Börsen zu bringen, nicht einmal auf den wohlberechtigten Hinweis, dass man durch die gekräftigte Situation der Reichsbank allen und den jedenfalls zum Semesterwechsel bedeutenden Bedürfnissen in vollem Umfang gerecht werden kann.

Die Motive dieser Stagnation in der Beurteilung dieses ungemein wichtigen Faktors, der glänzenden Geldmarktsituation an allen Zentren Europas, waren auch sehr mannigfaltige und wohl begründete. Vor allem konnte in der hohen Politik immer noch nicht diejenige Ruhe einkehren, die notwendig ist, all die erregten Gemüter nach dieser Richtung hin ins Gleis der Alltagsruhe zu bringen. Fast täglich war entweder von Marokko oder Persien, oder von Audienzen französischer Persönlichkeiten in England usw. zu berichten, und bekanntlich fördert eine ohnehin nervöse Ungewissheit besonders an der Börse oft Entmutigung und Stagnation.

Die Nominierung Tafts zum Präsidentschaftskanditaten gab der Neuyorker Börse und damit rückwirkend auch in London und Berlin einigermassen Mut, den kommenden Aufregungen bei diesen Wahlen gefasst entgegenzusehen. Zu einer anhaltenden Besserung kam es jedoch nicht. Aufmerksamer, vorsichtiger Beurteilung wird es sicherlich nicht entgangen sein, dass seit einiger Zeit — es war bereits in dem vorigen Bericht darauf hingewiesen — lebhaftes Interesse seitens unserer haute banque besteht, alle möglichen Emissionen an den Mann und in Verkehr zu bringen.

Die Emissionsstellen und die zur Prüfung der Prospektunterlagen eingesetzten Behörden sind mit Hochdruck in Tätigkeit, und jede Post berichtet von wiederum Millionen und Millionen Mark Emissionen aller Kategorien.

Der sicherlich bedeutendste Erfolg der Zeichnung auf die Preussischen 4 % Schatzanweisungen wird dadurch ohne Zweifel geschmälert; denn auch andere Staaten und Kommunen appellieren und jedenfalls nicht vergeblich an die Kapitalien und an die Spargelder Deutschlands. Hessen mit 20 Millionen Mark, ferner die neue Kolonialanleihe und Pfandbriefemissionen einzelner Hypothekeninstitute sind dem Publikum ebenfalls als gut und sicher fundierte Standards empfohlen. Selbsverständlich darf auch die Industrie bei dem Suchen nach neuen Mitteln nicht fehlen, und erhebliche Summen sind bereits bekannt, andere gleichfalls grosse Beträge werden noch bald gefordert werden.

Es ist augenscheinlich, dass bei diesem konstanten und plötzlich aufgetauchten Emissionsfieber Tendenz und bestimmte Absicht vorherrschend ist. Ohne weiteres wird man dieser Tätigkeit vorwiegend das Moment zugrunde legen, dass allenthalben die Furcht besteht, dass der derzeit herrschende Geld- und Goldüberfluss und die damit in Verbindung stehenden Emissionserfolge von nicht langer Dauer sind, also mehr als Momente von ganz ungewisser Zeitdauer zu betrachten sein dürften. Der Herbst mit seinen unausbleiblichen, oft plötzlich einsetzenden Geldbeklemmungen ist ja in Bälde fühlbar. Wenn Amerika, das Land der oft peinlichen Ueberraschungen, neuerdings versagte und die bislang schlankweg betätigten Goldexporte von Europa ungestüm zurückbeorderte, würden die hochgehenden Wogen des flüssigen Kapitals verschwinden, und zwar ebenso plötzlich wie unangenehm.

Vorerst liegen zwar keine genügenden Anhaltspunkte für diese vorsichtige Betrachtung vor, aber sie gehört nicht in das Bereich des Unmöglichen und ist sicherlich in seriöse Erwägung zu ziehen.

Die Berichte aus der Industrie lauten immer noch auf ungünstige Förderungseinschränkung; auch die Auflösung verschiedener Syndikate musste jede auftauchende Besserung der Aktienmärkte im Keime ersticken. Kursbewegungen der Konkordia Bergbauaktien, die auf Gerüchte von Ankauf hinausgingen, vermochten nicht auf die Dauer standzuhalten.

4 % Preussische Schatzanweisungen von 1908. Die bereits in der vorigen Nummer an dieser Stelle angekündige Zeichnung auf 100 Millionen Mark 4 % Preussischer Schatzanweisungen, rückzahlbar zu pari am 1. April 1913, findet am 3. Juli zum Kurse von 99.40 % statt, und zwar in München bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und der Bayer. Vereinsbank. Diese Schatzanweisungen, eingeteilt in Stücken von 50,000, 20,000, 10,000, 5000, 2000, 1000 und 500 Mark, sind in der Zeit vom 10. bis 28. Juli abzunehmen, wobei Sperrstücke ganz besonders berücksichtigt werden. Im übrigen sei auch auf die bereits in der vorigen Nummer und heute wiederum veröffentlichte Prospektbekanntmachung ganz besonders hingewiesen. Begünstigt wird das Zeichnungsresultat sicherlich durch die bereits gemeldete Herabsetzung des Reichsbank-Diskontsatzes und die Konsequenz hieraus, dass das Sparpublikum durch die ebenfallsige Reduktion der Sätze für Depositengelder vielfach in die Lage kommt, sich nach anderer und höherer Verzinsung der disponiblen Gelder umzusehen.

Wenn auch anderseits die auswärtigen Finanzkreise, gegen die ursprüngliche Absicht, sich für diese Anleihe nicht oder zum mindesten nicht erheblich interessieren dürften, also der Subskriptionserfolg lediglich auf die heimischen Kapitalsanlagen angewiesen ist, und wenn auch die derzeitige günstige und vorherrschende Geldabundanz von den verschiedensten Geldbedürfnissen erheblich und geradezu fieberhaft ausgenützt und attakiert wird, so ist doch sicherlich anzunehmen, dass das Zeichnungsresultat dieser Schatzanweisungen Preussens vollen und ganzen Erfolg haben wird.

Kapitalisten, die Sperrstücke zeichnen, erhalten eine erstklassige Staatsanleihe mit einem angemessenen Rentenerträgnis, und auch der Rückzahlungsmodus, der schon nach einer verhältnismässig kurzen Frist eintritt, stellt diese Anleihe in ein günstiges Licht. M. Weber.

Warnung vor einem Schwindelmanöver.

Wie mir in letzter Zeit von den verschiedensten Seiten mitgeteilt wurde, versendet ein Apostat an Redaktionen und an Geistliche einen Reklameprospekt, dem ein heftographierter Zettel folgenden (auch ähnlichen) Inhalts aufgeklebt ist: „Dank der Munifizenz des Herausgebers der ‚Allgemeinen Rundschau', Herrn Dr. Armin Kausen in München, konnte das Buch „Das Sexualproblem und die Katholische Kirche" einer Anzahl von katholischen Volksbibliotheken überwiesen werden. Das Beispiel dieses hochherzigen Stifters verdient rege Nachahmung." Daß hier ein handgreiflicher Schwindel, ein unerhörter Mißbrauch meines Namens vorliegt, brauche ich nicht zu versichern. Um zu verhüten, daß fernerhin durch diese falsche Vorspiegelung Käufer des Buches angelockt werden, ist die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft übergeben. Bei diesem Anlaß sei festgestellt, daß die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau" auf meine Anordnung dem „Freien Wort" in Frankfurt, in dessen Verlag auch „Das Sexualproblem" erscheint, den Betrag für zwei Inseratankündigungen des „Freien Wort", dessen Charakter uns vordem nicht hinreichend bekannt gewesen war, auf Heller und Pfennig zurückzahlte. An diesen Vorgang scheint jene schwindelhafte Behauptung des in Frage stehenden Apostaten anzuknüpfen, zu dessen Kennzeichnung ich folgendes an mich gerichtete Schreiben vom 3. März 1908 hiermit niedriger hänge: „Sie haben mich im März 1904 in ostentativer Weise aus der Liste der Mitarbeiter der „Allgem. Rundschau" gestrichen. Anbei meine Revanche! Die Rezension meines Ehebuches war sogar für den „Kurier" ein Leim, auf den er hereinfiel! Ein göttlicher Skandal! Mir eine wertvolle Reklame, da das Buch in jedes katholische Haus kommen muß!" Die „Revanche" und der „Leim" bestanden darin, daß eine aus der Feder Dr. Gasserts in Freiburg stammende Rezension des auf katholischem Standpunkte stehenden früheren Ehebuches („Allgem. Rundschau", Nr. 1, S. 6, 1904) zur Reklame für das ganz und garantikatholische „Sexualproblem" des Renegaten in öffentlichen Ankündigungen mißbraucht wurde.

München, den 30. Juni 1908. Dr. Armin Kausen.

Es können Umstände eintreten, daß Eltern z. B. durch ihren Beruf abgehalten sind, für die solide Erziehung ihrer Kinder selbst zu sorgen, und sich so gezwungen sehen, dieselben fremden Händen anzuvertrauen. Da entsteht für sie die ernste Frage: Wohin? Sie suchen ein Seminar, das ihnen die Sorge abnimmt, ihre Stelle soweit als möglich vertritt. Diese Frage tritt besonders in diesen Tagen an manche Eltern heran. Wenn wir ihnen das **Kgl. Studienseminar in Landshut in Niederbayern** empfehlen, so wollen wir dies nicht auf Kosten anderer Seminarien tun, die schon in weiten Kreisen bekannt sind. Aber wir können nach genauer langjähriger Erfahrung versichern, daß hier die jungen Musensöhne gut geborgen sind. In reizender Lage, am Fuß der alten Trausnitz gelegen, von dem schön bewaldeten Abhang des Hofberges umrahmt, besitzt es einen herrlichen Spielplatz und ist in hygienischer Beziehung geradezu erstklassig. Hier herrscht frohes Leben und werden die Zöglinge zu fleißigem Studium und zu einem gutgesitteten Betragen angeleitet, so daß Eltern ihre Söhne diesem Hause mit gutem Gewissen anvertrauen können und überzeugt sein dürfen, hier, soweit es überhaupt möglich ist, die Familie ersetzt zu finden.

Die Lose der Münchener Ausstellungslotterie sind nunmehr in allen Lotterieschäften, sowie in der Ausstellung selbst zu haben. Die großen Gewinne (Haupttreffer 50,000, 10,000 und 2 mal 5000 M Bargeld), werden sicherlich die Lotterie sehr beliebt machen, um so mehr, als das Los **nur 1 Mark** kostet.

Geflügelzucht. Gegen die miserable Hühnersitte — sie ist sogar ansteckend —, die eigenen Eier oder auch die ihrer noch nicht ganz verderbten Genossen gleich zu fressen, half bisher gründlich nur das Kopfkürzermachen, bis ein findiger Züchter des altbekannten **Geflügelparks in Auerbach** (Hessen) einen sinnigen Legeapparat konstruierte, der den Vögeln nicht nur das Selbstaufstressen der gelegten Eier gründlich unterbindet, sondern der auch das Weglegen verhütet und absoluten Schutz gewährt gegen Eierdiebe. Der Preis der interessanten, wertvollen Konstruktion soll ein ganz mäßiger sein. Jedenfalls sendet der genannte Geflügelpark in Auerbach (Hessen) auf Wunsch gerne gratis und franko einen beschreibenden Katalog, aus dem auch alles andere für erfolgreiche Geflügelhaltung Wissenswerte, namentlich über rationelle Fütterung, ersichtlich sein soll.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Pr. Nr. 10 fa), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 12. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 11. Juli 1908. V. Jahrgang.

Wird Elsaß verloren gehen?

Von

Friedrich Koch-Breuberg.

Die politische Einkreisung Deutschlands bildet jetzt das Tagesgespräch. Aengstliche Gemüter verstehen unter Einkreisung — ein Erwürgen.

Da und dort erscheinen Broschüren, deren Inhalt an die Phantasie eines Jules Verne erinnert. Mit Hast bemächtigten sich die Tagesblätter ähnlicher Erzeugnisse, und darüber wird versäumt, beachtenswerte Bücher genau zu würdigen. Wohl fand ich kurze Besprechungen des Buches „In deutschen Heeresdiensten" und des viel höher stehenden Werkes „La Perte de L'Alsace", aber nirgends begegnete ich einem Hinweis auf die gefährlichen Stellen, aus denen man gerade lernen kann. Im Verlage von G. Grimm in Budapest ist die Uebersetzung ins Deutsche des erstgenannten Buches erschienen. Es war also dem Mitgliede der französischen Akademie Maurice Barrès darum zu tun, sein doktrinäres Geschreibsel ins Deutsche übersetzt zu wissen. Der deutschdruckende Verlag Grimm ließ gleichzeitig Paul Déroulède's „Kriegstagebuch 1870" um den Preis von 3 Kronen 60 Heller erscheinen. Jedenfalls weiß — Gott der Gerechte — was so ein in Budapest gedrucktes deutsches Buch an Wert für den deutschen Leser in sich birgt! Wer in Budapest Seligmann heißt, darf um eine Gebühr von 1 Krone morgen Apponyi sich nennen, wenn die Behörden damit einverstanden sind, daß Seligmann als deutscher Name für einen Abkömmling Attilas beleidigend klinge.

Schon deshalb ist es für Maurice Barrès und für Paul Déroulède bezeichnend, daß sie als französische Nationalisten im christlichen Ungarn ihre Werke erscheinen ließen. Aus Erfahrung weiß ich, daß der Hofverlag Singer in Straßburg gegen freundliches Entgegenkommen den Druck bald zu vergessender Werke mit Freuden übernimmt. Warum haben die beiden Rückeroberer des Elsasses auf moralischem Schlachtfelde sich nicht an den Verlag gewendet?

Gelegentlich werde ich die beiden Komiker der Tinte und des Schwertes noch streifen, doch nun will ich mich mit der bei Plon erschienenen Arbeit des Artilleriemajors Ernest Picard befassen. Das ist ein Gegner, der Beachtung verdient. Nach der Tintenfintflut über 1870 berührt die Art, in der das Werkchen verfaßt ist, sympathisch. Der Herr Verfasser hat Studien gemacht und preßt seine kriegerischen Gefühle nicht in die Romanform, wie es dem Akademiker beliebt. Ohne spotten zu wollen, will ich bemerken, daß sein Buch fast mehr Quellenangaben als Text enthält.

Bei Déroulède lesen wir die grausamen Selbsterlebnisse eines französischen Ritters von der Mancha —, beim Akademiker Barrès die ermüdenden Seelenzustände eines Einjährigen, der die Preußen haßt, beim Herrn Major finden wir das Ergebnis archivalischer Studien über das Jahr 1870.

Alle offiziellen und privaten Mitteilungen der hervorragenden Heerführer und Staatsmänner hat der Verfasser benützt, und außerdem findet man Auszüge aus dem französischen Kriegsarchiv, die für uns hochinteressant sind. Weltbewegende Neuheiten sind es nicht; denn unterdessen erschien das französische Generalstabswerk und außerdem viele Memoiren von Diplomaten und Generälen, aber das breitere Publikum erhielt davon nur geringe Kenntnis durch die kurzen Besprechungen in den Tagesblättern. Auch die Erinnerungen des bayerischen Ministers und späteren Gesandten Grafen Bray und die Absichten des Erzherzogs Albrecht spielen in dem Buche eine hervorragende Rolle.

Die Tätigkeit des Erzherzogs — grimmig feindlich gegen Deutschland — ist, vom alt-österreichischen Gesichtspunkte aus gesehen, großartig. Noch in Metz hofft Napoleon III. auf die Hilfe des Erzherzogs. Wie gesagt, neu ist das nicht, aber für ernstere Leser wird es aus Akten beglaubigt. Wer sich mit Geschichte befaßt, kann dem Erzherzog keinen Vorwurf machen, weil er Oesterreichs Machtstellung wieder westlich verlegen wollte, denn er war Altösterreicher, deren es noch immer viele gibt, und in der Politik edle Prinzipien begehren, das war Sache des Turnvaters Jahn oder eines Gymnasialprofessors in Krähwinkel. Und doch hat es mich geärgert, daß der Erzherzog nach München 40 000 Italiener legen wollte. Das kommt mir so vor, wie wenn man uns Bayern zu einer Andreas Hofer-Feier einladet. Der innere Widerwille, den man in Oesterreich an höchster Stelle gegen das Projekt empfand, kam uns Deutschen sehr zu Nutzen, und man lese bei Picard die zitierte prophetische Stelle über das Gefühl der Völker Oesterreichs. Da nahm ich den geistigen Hut ab, denn gerade 1895 kam ich nach Oesterreich und sah mit an, wie die Prophetie unter Badeni zur Wahrheit sich ausgestaltete.

Es meint also der Verfasser, ehe ein Krieg gegen Deutschland begonnen werden könnte, müßten bessere politische Basen vorhanden sein. Augenblicklich würde England den Erzherzog ersetzen, und es ist nur zu bedauern, daß Herr Clemenceau aus schriftstellerischer Eitelkeit immer sein Programm vorher in der Wiener „Neuen Presse" austutet.

Darüber schreibt Picard nichts, und er ist überhaupt vorsichtiger als General Bailloud. Bei allenfallsigem Systemwechsel in Frankreich, den man ja selbst als Greis erleben kann, wünsche ich ihm eine hohe Stelle an der Grenze, damit er des Kommandanten Driant Broschüre „Vers un nouveau Sedan" studieren könne.

Nachdem ich über die Politik vor dem Juli 1870 nichts mehr zu sagen habe, weise ich darauf hin, wie in dem Buche mit Fleiß dargetan ist, daß die Mobilisierungsvorarbeiten Frankreichs unter aller Kanone waren. Unendlich oft mußte ich beim Lesen an den Roman Débâcle von Emile Zola denken. Hier die Jeremiaden der Generale, die ihre Truppen übernehmen sollten, bei Zola das geistreichelnde Gewäsche eines Pariser Taugenichts und eines Tuchreisenden aus Sedan. Und doch dasselbe!

Der Korporal Jean hat bei Zola eine Ahnung davon, daß es selbst bei romanischen Völkern schon Disziplin gegeben habe. Der Verfasser ist auch der festen Ueberzeugung, daß: Partout notre soldat s'est montré l'égal de ses devanciers de Valmy etc.

Gut — aber dann muß Zola nachträglich gehenkt und der Herr Driant zehnmal geköpft werden! Vielleicht handelt es sich nur darum, was man unter Disziplin versteht? Romanische Begeisterung, wie sie ein Napoleon, ein Murat zu erzeugen wußten, kann in Disziplin umgesetzt werden, wenn es eben ein militärisches Genie tut. Selbst der viel kleinere Gambetta hat durch Organisationstalent Wunder gewirkt. Die Suggestion ist nicht schwierig, denn sie besteht aus Patriotismus und Eitelkeit — die bei romanischen Völkern in erhöhtem Maße vorhanden sind.

Wollten nun wir Deutsche unsere Armee mit Hilfe des Simplicissimus disziplinieren lassen, so verfielen wir allenfalls

Digitized by Google

auf das System, das man dort anwendet, wo man dem Offizier die Jakobinermütze umstülpt. Napoleon legte die Hand aufs Herz und sagte sich: Ein Offizier und die Republik sind unvereinbar! Hätte er sich doch nur deshalb zum Kaiser gemacht, er würde nie auf St. Helena gewesen sein. Der verlachte Paradeschritt eines einzigen deutschen Soldaten gilt mehr als alle Aeußerungen des Korporals Jean des ins Pantheon geschmuggelten Schweinepriesters. Beruht die deutsche Disziplin auf Dummheit — wie Zola behauptet —, gut, dann betrachte ich es als hohe Ehre, solchen Schriftstellern als Querkopf zu gelten!

Picard hätte bei dem Mangel an Disziplin einsetzen müssen, aber dann wäre er in Paris nicht gelesen worden. Driant hat es versucht, und ich entdeckte in seiner Broschüre sehr viele Wahrheiten, obwohl die modernen Franzosen entgegnen werden: Keiner unserer Zivil-Kriegsminister würde ähnlich kopflos wie Marschall Le Boeuf in den Krieg gegangen sein!

Zur Wiedereroberung der verlorenen Provinzen gehören aber nicht nur Generale, wie sie Ernest Picard möchte, sondern auch Soldaten, wie sie Napoleon I. einst sich erzogen hatte. Durch das Buch Picards schlängelt sich wie ein roter Faden die Schmeichelei und der Hoffnungsstrahl: Wir werden es das nächste Mal besser machen!

Gut — wenn aber Driant in Hinsicht auf die Wühlarbeit der Antimilitaristen wahr gesprochen hat? Gute Generale bedürfen vorzüglich disziplinierter Soldaten, und Herr Driant sieht ganz das Gegenteil. Nun — dann behält Emile Zola mit seinem Manrice recht, und Elsaß wird von Bankiers und Advokatenschreibern zurückerobert werden.

Immerhin sind die Studien des Herrn Picard sehr lesenswert, doch kann ich nicht von ihnen scheiden, ohne ein Wort der Abwehr in Hinsicht auf das Verhalten der Bayern beigefügt zu haben. Es gehört wohl zum guten Tone, uns Bayern eines anzuhängen. Was Picard vom Mantel der christlichen Nächstenliebe beibringt, den Major Kunz unserem Hartmann umhängen läßt, ist leicht zu widerlegen. Auch ist es natürlich, daß Abteilungen des II. bayerischen Korps en désordre zurückgingen, denn — seit morgens in den Kampf geschickt — konnte man sie doch nicht im Parademarsch zurückholen. Bei Coulmiers, das Picard wohl auch für einen französischen Sieg hält(?), sah ich, wie das Häuflein Bayern abends unverfolgt vor 70- oder 75,000 Franzosen gemütlich langsam und recht geordnet zurückwichen. Am 8. Dezember gelang es der riesigen Uebermacht nicht, unseren dezimierten Kompagnien die Straße vor Beaumont zu entreißen.

Aus den Quellen des Verfassers sieht man manchmal, daß er mit Absicht gewählt hat. Die Ideal-Armee, bei der keine Ungehörigkeiten vorkommen, wird nie geschaffen werden können. Bei den Franzosen, bei den Preußen, bei den Bayern sah ich Einzelheiten, die man besser vergißt, denn dergleichen gehört nicht zur Geschichte eines Ganzen. Die Geschichte wird nur nach dem Erfolg urteilen.

Noch nie haben wir der hervorragenden Tapferkeit bekannter Abteilungen und Persönlichkeiten auf französischer Seite den Tribut der Anerkennung versagt, und auch wir finden das Schicksal eines Raoult und anderer Helden beklagenswert. Weil aber bei Wörth Elsaß' irrémédiablement verloren ging, wie Picard am Schlusse selbst sagt, sollten die Franzosen endlich erkennen, daß Erwin von Steinbach kein Pariser war.

Nähme der Verlag Grimm in Budapest noch mehrere Werke französischer Akademiker, wir dürften ruhig schlafen. Unsere Armee wird trotz der Einkreisung sich gut schlagen, insolange sie diszipliniert bleibt. Allzuviel Khaki schadet nur, denn wir kamen mit geschlossenem Rockkragen bis an die Loire. Und unsere Flotte ist unterdessen auch erkeimt. Handel und Küsten schützt sie wohl, auf den Strömen Hessens braucht sie nicht zu kreuzen, und sollte die englische Miliz an der dänischen Grenze landen, wird sie durch disziplinierte Reservisten einfach arretiert.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. •••

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Zweideutigkeit der französischen Politik.

General d'Amade hat Azemmur besetzt; darob ist er von seiner Regierung wegen angeblicher Ueberschreitung seiner Instruktionen vor der Oeffentlichkeit getadelt worden, doch der Vorstoß nach Azemmur wurde nicht rückgängig gemacht. Was liegt da vor? Eigenmächtigkeit des Kommandierenden oder Heuchelei der Regierung? Desorganisation oder abgekartetes Spiel? Die feierliche Versicherung, daß Frankreich sich aus dem Schaujagebiet allmählich rückwärts konzentrieren werde, verliert jedenfalls allen Wert, wenn der Landgeneral und der Admiral zusammen den Krieg in weitere, bisher ganz friedliche Gebiete zu tragen vermögen. Wertlos erscheint ferner die Versicherung, daß Frankreich sich nicht in die marokkanischen Thronstreitigkeiten mischen wolle; denn die Aktion gegen Azemmur war im Verein mit einer Truppe Abdul Asis' unternommen, um dem Mulay Hafid diesen Hafenplatz am Atlantischen Meer zu entreißen. Auch in den übrigen Hafenstädten verhindert Frankreich die Anerkennung Mulay Hafids. Hoffentlich wird in der Pariser Kammer bald klargestellt, ob die Regierung wirklich von dem Vorstoße d'Amades unangenehm überrascht war, oder ob sie im geheimen die Schaffung solcher faits accomplis begünstigt. Die Geduld der Deutschen in Marokko wird auf eine übermäßige Probe gestellt. Die Klagen über Mißachtung und Mißhandlung deutscher Kaufleute und deutscher Postboten reißen nicht ab.

England in Persien und in Mazedonien.

Der Schah von Persien hat allem Anschein nach mit seiner präventiven Gegenrevolution Erfolg gehabt. Er behauptet das Feld nach allen Regeln der moskowitischen Staatskunst. Dabei ist der englische Einfluß in Persien natürlich zu kurz gekommen. Die englische Gesandtschaft hat der alten Ueberlieferung gemäß den flüchtigen Gegnern des Schahs Asyl gewährt, und der Schah läßt die Gesandtschaft bewachen, damit die Flüchtlinge nicht entweichen. Daraus ergeben sich Reibereien, bei denen sich die sonst so robuste britische Diplomatie wunderbar sanft und langmütig zeigt. Das Abkommen mit Rußland bindet den Engländern die Hände. Staatssekretär Grey versichert im Unterhause, die englische Regierung halte es nicht für angebracht, sich in die inneren Angelegenheiten Persiens zu mischen; diese Angelegenheiten hätten jedoch zu verschiedenen Malen den Gegenstand von Unterhandlungen zwischen England und Rußland gebildet. Ein hervorragender Perser, Mitglied des gesprengten Parlaments, hat in London erklärt, er verstehe nicht, welche Interessen die englische Regierung verleitet hätten, eine Nation im Stich zu lassen, die gerade angefangen habe zu England aufzublicken; das Abkommen mit Rußland werde England ebenso teuer zu stehen kommen wie Persien.

Hier und da zieht man bereits die Schlußfolgerung, daß seit Reval schon wieder eine Abkühlung in der englisch-russischen Entente eingetreten sei. Allerdings mag wohl bei den englischen Liberalen eine gewisse Ernüchterung oder gar Verstimmung eingetreten sein. Aber diese Herren bestimmen gegenwärtig nicht die hohe Politik; auch die sog. liberale Regierung nicht. König Eduard ist maßgebend. Wenn er Persien dem Russentum ausliefert, so wird er die Belohnung für dieses Opfer an anderer Stelle zu finden hoffen. Je größer die Selbstverleugnung Englands in Mittelasien, desto gefährlicher erscheint seine Kooperation mit Rußland im näheren Orient.

Das halbamtliche Wiener „Fremdenblatt" gibt eine Darlegung des „Unterschiedes zwischen Mürzsteg und Reval", die in ihrer offenherzigen Klarheit den Ernst der eingetretenen Wendung beleuchtet. In Mürzsteg, so wird da ausgeführt, hätten zwei Mächte (Oesterreich und Rußland) ein besonderes Mandat zur Lösung der mazedonischen Frage übernommen, und ihre Sonderstellung sei schon zum Ausdruck gekommen durch das ihnen allein eingeräumte Recht, die Zivilagenten als eigene Kontrollorgane für die mazedonische Reformverwaltung zu bestellen. Mit dem Erscheinen des Entwurfes der Justizreform (nicht erst vom Plane der Sandschakbahn her) habe nun ein neuer Kurs in der Behandlung der mazedonischen Reformfrage begonnen, den man kurzweg als die Internationalisierung der Reformaktion bezeichnen könne. Während bis dahin Oesterreich und Rußland die leitenden und für die Ausführung

Digitized by Google

des Programms verantwortlichen Vormächte gewesen, hätten in der neuen Phase die anderen Mächte auf einen gleich großen Teil dieser Verantwortung Anspruch erhoben. Das österreichische Regierungsblatt prüft dann die Frage, ob vielleicht in Reval sich England eine ähnliche Sonderstellung ausbedungen hätte, wie sie in Mürzsteg seinerzeit Oesterreich übertragen worden, und schreibt wörtlich: „Dem scheint nicht so. Man hat wenigstens nichts davon gehört, daß England in jene Stellung einzutreten gedenke, die bisher wir inne hatten, und es ist, da seit der Justizreform das Prinzip der Internationalisierung statuiert wurde, auch kaum anzunehmen, daß man in Downing Street einen solchen Anspruch zu erheben beabsichtigt, von dem auch keineswegs sicher ist, daß er von allen Seiten zugestanden würde. Unsere Stellung auf dem Balkan, die das Resultat einer jahrhundertelangen, geschlossenen Entwicklung ist, kann nicht beliebig ersetzt oder übertragen werden. Eben diese Stellung verpflichtet uns aber — und es ist dies eine Verpflichtung, der wir uns nicht entziehen werden — zur unbefangensten Auffassung der Reformvorschläge, die wohl demnächst als das Resultat der Revaler Verhandlungen der Prüfung der Mächte unterbreitet werden dürften."

Das ist eine Sprache voll Selbstbewußtsein, wie man sie von seiten der österreichischen Regierung selten hört. In Wien fühlt man offenbar, daß da an einem Lebensnerv der habsburgischen Monarchie gerührt werden soll, und man weiß sich stark in der Solidarität mit Deutschland. An England und Rußland ergeht die deutliche Warnung, den Bogen der neuen Ententepolitik auf dem Balkan nicht zu überspannen. In demselben Sinne spricht sich auch eine reichsdeutsche offiziöse Korrespondenz aus, die „einen vernünftigen, das ist den Frieden Europas nicht gefährdenden Fortschritt auf dem Balkan" als den deutschen Maßstab für die Reformvorschläge bezeichnet und für die Friedensversicherungen von Reval den Beweis erwartet, „wenn die englisch-russischen Vorschläge ihre Rückwirkungen zu äußern beginnen auf die Pforte, auf die Balkanstaaten und auf das Verhältnis zwischen den Großmächten".

Wieder eine Krisis im Flottenverein.

Prinz Rupprecht von Bayern hat sehr klug gehandelt, als er nicht sofort auf die Brücke von Danzig trat, sondern die Wiederübernahme des Protektorats von der Entwicklung der Dinge abhängig machte. Die Keimpartei hatte trotz dem sog. Ausgleich die Hoffnung nicht aufgegeben, sich die Herrschaft über den Flottenverein wieder zu erringen und das alte System der parteipolitischen Agitation und der kecken Nebenregierung auch nach der Ausschiffung Keims fortzusetzen. Fürst Otto zu Salm-Horstmar, der ehemalige Repräsentant des von Keim beherrschten Vereins, war in Danzig nur pro forma wiedergewählt worden; die Mehrheit hatte seinen Verzicht bereits eskomptiert durch die Eventualwahl des Großadmirals v. Köster. Nach einem solchen „Wink mit dem Zaunpfahl" war die sofortige Ablehnung der Wahl zu erwarten. Aber nein! Fürst Salm glaubte wirklich, erkoren und berufen zu sein; er ging sogar zum Kaiserlichen Hofe, um dort „Bedingungen" herauszuschlagen, d. h. die Zustimmung des Kaisers und des Prinzen Heinrich als Protektors zur Fortsetzung des alten Kurses zu finden. Der Fürst bekam einen Korb. Infolgedessen lehnte er endlich die Wahl ab. Wenn nun seine und Keims Freunde etwas Sinn für Frieden und einträchtiges sachliches Streben hätten, so würden sie ebenso wie die Bayern sagen: Versuchen wir es mit dem neuen Präsidenten und sehen zu, was Herr v. Köster will und kann! Doch der gekränkte Uebermut dieser Leute versucht es jetzt mit einer Revolution im Verein. Unter den grimmigsten Ausfällen gegen den eben noch umworbenen Berliner Hof und gegen die angeblich friedensbrecherischen Bayern droht man mit Massenaustritten, um dem Großadmiral v. Köster den Antritt seines Präsidialamtes zu verleiden oder im Notfalle einen neuen Keim-Verein gegen den „abhängigen" alten Verein zu setzen. Die Herren haben nicht sehr schlau gehandelt. Wollte Fürst Salm überhaupt auf die sonderbare Wahl eingehen, so hätte er sofort annehmen müssen, statt erst am Hofe „Bedingungen" zu stellen. Dann wären die Bayern und die anderen Gemäßigten taktisch in eine Defensivstellung mit Schwierigkeiten geraten. Sein vermessener Vorstoß bei Hof hat der Keimpartei eine schwere Schlappe gebracht, aber zur Freude der Besonnenen die Klärung der Lage, die Stellung der Krone über den Parteikämpfen und die Eintracht der deutschen Fürstenhäuser und der deutschen Stämme gesichert. Sogar für die Weltstellung Deutschlands wäre ein Sieg der Keimpartei gefährlich gewesen. Fürst Bülow muß nächstens in der Wahl seines Wahlmachers etwas vorsichtiger sein.

Die Debatte um Schule und Lehrer in Bayern.

Von

Volksschullehrer F. Wunderl.

In Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau" habe ich die Haltung der Lehrerschaft in der Gehaltsfrage und die dabei zutage getretenen Kundgebungen des Lehrerradikalismus kurz geschildert. Das wüste Treiben der radikalen Führer hat nun immer schärfere Formen angenommen, so daß die unterfränkische Regierung gezwungen war, gegen den lautesten Rufer im Kampfe, den Würzburger Lehrer Beyhl, ehemaligen liberalen Abgeordneten, nunmehr Herausgeber der „Freien Bayerischen Schulzeitung", disziplinarisch vorzugehen. Die „Anklageschrift", die Beyhl unter Außerachtlassung aller bisherigen Gepflogenheiten in Nr. 13 seines Blattes veröffentlicht, hat gründliche Arbeit gemacht und die Stellen im Wortlaut angegeben, „die den Zweck haben und auch geeignet sind, das Vertrauen der Lehrerschaft in die Gerechtigkeit des Staates zu erschüttern und dessen Autorität zu untergraben", ferner Stellen, „die das zulässige Maß einer Kritik weit überschreiten und im höchsten Grade aufreizend sind", und die endlich „nicht anders als eine schwere Bedrohung der staatlichen Ordnung anzusehen sind".

Nun kamen selbstverständlich die liberalen Politiker in und außerhalb der Kammer und hielten ihre schützende Hand über den Freund, über denjenigen, der ihnen am geeignetsten erscheint, die bayerische Lehrerschaft für den Liberalismus und namentlich für die liberalen Schulideen warm zu erhalten.

In der Kammer brachte man eine Interpellation ein, „betreffend die Zulässigkeit eines Disziplinarverfahrens im Hinblick auf die Verfassungsbestimmung über die Freiheit der Meinungen". Außerhalb der Kammer wurde das Eintreten für Beyhl besorgt durch eine Versammlung der Vereinigten Liberalen und Demokraten Münchens, die zwar im großen Münchener Kindl-Saal, der 6000 Personen faßt, nur 2000 Männer zusammenbrachte, dafür aber um so lauter von dem ehrenhaften Beyhl und dem unwahrhaftigen Kultusminister schrie.

Und dieser letztere niederträchtige Anwurf auf den Vertreter der Regierung kam so: Der bayerische Kultusminister hat sich trotz der 25 Männlein, über die die liberale Fraktion des bayerischen Landtages verfügt, wiederholt des christlichen Schulideals mit Wärme angenommen und gezeigt, daß er von innerstem Herzen heraus den Charakter der christlichen Schule verteidigt. Diese Haltung aus ehrlicher Ueberzeugung, das offene Bekenntnis zum positiven Christentum, paßt den Liberalen nicht, und so nehmen sie jede Gelegenheit wahr, gegen „diesen Kultusminister" loszuschlagen. Das ist der wahre Grund der ganzen gegenwärtigen Attacke gegen den bayerischen Kultusminister. Die von den Liberalen — und in bodenlos niederträchtiger Weise auch vom Münchener sozialdemokratischen Organ — vorgebrachte Darstellung, der Minister habe auf eine Anfrage Seiner Hoheit des Abg. Casselmann falsche oder irreführende Auskunft erteilt, ist so ganz und gar unhaltbar, daß es dem Minister ein Leichtes war, in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 30. Juni die Anschuldigungen zurückzuweisen, so daß der Vorwurf, der ihm gemacht war, auf diejenigen zurückfiel, die ihn erhoben hatten. Daß angesichts dieser Sachlage hinter dem Kultusminister das Gesamtministerium steht, ist selbstverständlich. In der erwähnten Sitzung vom 30. Juni hat der Ministerpräsident mündlich eine diesbezügliche Erklärung abgegeben. Diese Rechtfertigung ist für den Kultusminister auch wertvoll genug, daß er darauf verzichten kann, die pöbelhaften Angreifer seiner Ehre in sozialdemokratischen Blättern dorthin zu zitieren, wo der gewöhnliche Bürger sich Schutz seiner Ehre holen müßte.

Sehr zu bedauern ist, daß über den Gefahren, in denen längere Zeit die nunmehr im Finanzausschuß bereits angenommene Lehrergehaltsvorlage der Regierung schwebte, ein großer Teil der Lehrerschaft den Kopf völlig verloren hat und ohne weitere Ueberlegung ins Horn Beyhls tutet. Jeder Tag bringt neue Resolutionen ganzer Bezirkslehrervereine, in denen Beyhl für sein „mannhaftes Eintreten" gedankt und volle Uebereinstimmung mit seinen Ausführungen konstatiert wird. Bedenken denn die vielen, vielen Lehrer, die sich jetzt hinter diese Resolutionen stellen, sonst aber sicherlich nichts mit dem Radikalismus zu tun haben wollen, nicht, daß es Beyhl und den

Digitized by Google

Führern um ihn gar nicht um die Gehaltsfrage zu tun ist, sondern um die Eingarnung der Lehrer für die politischen und religiösen Ziele des Schulradikalismus? Oder sind die Lehrer wirklich diesem Geist schon völlig verfallen? Ich habe enge Fühlung mit weiten Lehrerkreisen; in der Beurteilung der Lage von heute stehe ich aber vor einem Rätsel.

Wenn der Geist Beyhls wirklich schon so weit in die Lehrerschaft gedrungen ist, wie man nach den Resolutionen schließen muß, dann hat Dr. Pichler recht gehabt, als er in seiner Kammerrede vom 30. Juni, von der sogar die sozialdemokratische Presse[1]) sagen muß, es sei „eine von seinem Standpunkt aus sehr geschickte Rede" gewesen, den Gedanken der freien Schule mit Lehrkräften, wie sie das katholische Volk will, zur Erwägung stellte. Und ernsteste Erwägung verdienen die folgenden Ausführungen Dr. Pichlers:

„Die Lehrer müssen sich immer mehr bewußt werden, ob sie in der Lage sind, den Führern auf diesem Wege auch fernerhin Gefolgschaft zu leisten. Und wenn sie ihren Führern auf diesem Wege folgen, dann sollen die Herren wenigstens den Mut haben und nicht jammern und klagen, wenn ihnen von irgend einer Seite Vorhalte gemacht werden oder sie verantwortlich gemacht werden für das, was die Führer tun. Ich erinnere an die Aeußerung, welche in den letzten Tagen auf dem Deutschen Lehrertag in Dortmund gefallen ist, daß es für die Lehrer notwendig sei, die Zwingherrschaft der einzelnen Konfessionen nicht weiter zu ertragen, und dem deutschen Katholizismus werde ein neuer, wenn auch anders gearteter Protestantismus erstehen, erst wenn dieses Joch — nämlich das römische — abgeschüttelt ist, dann werden wir ein einziges Vaterland haben, und diesen Tag soll die deutsche Lehrerschaft vorbereiten. Da frage ich: Haben wir Abgeordnete, wenn im Namen des deutschen Lehrervereins — und der bayerische gehört dazu — solche Dinge öffentlich und unwidersprochen ausgesprochen werden, ein Recht, Warnungen auszusprechen und die Lehrer verantwortlich zu machen? Wenn sie diese Tendenzen nicht teilen, warum haben sie nicht den Mut, dies offen auszusprechen, und warum folgen sie den Führern, die sie auf solche Bahnen leiten? Und Beyhls Schulzeitung steht auf demselben Boden; er hat das offen ausgesprochen im Gegensatz zum Gewerkschaftsorgan, der Lehrerzeitung, die neutral sein will. In Nr. 2 der „Fr. Schulzeitung" hat Beyhl den jungen Lehrern David Friedr. Strauß als Muster hingestellt; also die direkte Leugnung der Gottheit Christi! Ich bedauere, daß ein großer Teil der Lehrer, die ihre Pflicht gegen die Kirche treu erfüllen, wie es scheint, nicht die Einsicht haben, zu sehen, wohin der Weg geht, und den Mut nicht haben, das offen auszusprechen. Es fällt keinem von uns ein zu sagen, daß alle Lehrer dieser Gesinnung sind, aber sie sind in einer Gesellschaft, die diese Grundsätze auf ihre Fahne geschrieben hat, und darum haben sie die moralische Verantwortung dafür!"

Es kann nun nicht unterlassen werden, zur Charakteristik der Akteure in der Sache einige Bemerkungen anzufügen.

Die Liberalen spielen sich jetzt als die einzigen und alleinigen Lehrerfreunde auf und werden auch von Lehrerführern als die „Freunde in der Not" angesprochen. Dazu stimmen sehr gut folgende Tatsachen: 1. Sämtliche Lehreraufbesserungen in Bayern wurden bisher durch das Zentrum gemacht, während in Zeiten mit liberaler Majorität für die Lehrer nichts geschah. 2. Aus einer Reihe von Städten mit liberaler Majorität kommen die bittersten Klagen über die geringe Lehrerfreundlichkeit jener Magistrate. 3. Wenn man in liberale Bürger- und Beamtenkreise hineinhört, kann man über die Lehrerschaft die abfälligsten Urteile hören.

Und noch ein Wort! Der Hauptakteur Beyhl hat immer das Wort Charakterfestigkeit im Mund. Wie paßt dazu das folgende Tatsachenmaterial: Beyhl veröffentlichte in Nr. 9 seiner Schulzeitung mitten unter den Kampfartikeln für die Gehaltsaufbesserung folgendes „Märchen":

„Es war einmal ein großmächtiger König. Er saß auf einem prächtigen Thron. Zu dem führten viele, viele Stufen hinauf. Auf den obersten standen die Großen und Reichen des Landes. Für sie sorgte die Güte des Herrschers, so daß sie in Hülle und Fülle schwelgten.

Aber ganz unten am Thron standen die Armen und Kleinen. Sie priesen unaufhörlich die Güte und Milde des Königs. Aber sie bekamen nichts von all dem Ueberfluß, denn ihr Platz war zu weit unten, und den guten König hatte das Alter kurzsichtig gemacht.

„Da geschah es, daß die Großen und Reichen des Königs nach und nach starben. Da wurde es einsam um den Greis, und nun sah er die Armen weit, weit unten an den letzten Stufen. Jetzt wollte er sie alle mit königlicher Großmut entlohnen."

„Aber die Armen brauchten seine Hilfe nicht mehr. Ein anderer hatte für sie gesorgt. Sie lagen verhungert um die letzten Stufen. Es waren dieselben, die so lange des Königs Güte und Milde gepriesen hatten."

Und nun protestiert Beyhl gegen den Vorwurf des Kultusministers, er habe die Person des Allerhöchsten Landesherrn in die Debatte gezogen. Beyhl zeigt da eine merkwürdige Aehnlichkeit mit seinem mutigen Blockbruder Quidde, der mit seinem Caligula natürlich auch niemals an den Deutschen Kaiser gedacht hatte.

Möge die Lehrerschaft noch zur rechten Zeit bedenken, daß sie sich nicht Führern anvertraut, die sie in den realen wie idealen Verhältnissen ins Elend führen!

[1]) „Münchener Post" Nr. 146 vom 2. Juli 1908.

Hochschul-Streiflichter.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In Graz.

Nur mit tiefster Scham kann der Oesterreicher und besonders der Deutsche in Oesterreich an die Vorgänge denken, welche am 27. Juni die Grazer Universität abermals geschändet haben. Darüber einem ausländischen Blatte zu schreiben, erfordert eine Selbstüberwindung, welche nur durch den dringenden Wunsch des Herausgebers und durch die Notwendigkeit, die weiteste Oeffentlichkeit von der Wahrheit in Kenntnis zu setzen, ermöglicht wird.

Drei katholische Studenten, der Senior der „Carolina", der Senior der „Traungau" und ein anderer Caroline, wollten sich um 10 Uhr vormittags ins Kolleg begeben. Scharen von „freiheitlichen" Studenten hindern sie mit brutaler Gewalt, die Hochschule zu betreten. Der Rektor hört den Lärm, kommt herbei und geleitet die Drei in den Hörsaal. Dann wendet er sich an die Raufstudenten: „So kann es nicht weiter gehen. Es ist unanständig, handgreiflich zu werden. Lassen Sie die Herren ihren Studien obliegen." Mit Hohn und Spott wird ihm geantwortet, er hat ja längst durch seine feige Nachgiebigkeit alle Autorität eingebüßt.

Da kommen drei „Traungauer". Man überfällt sie, stiehlt ihnen die Mützen vom Kopf. Es entsteht eine Balgerei. Abermals kommt der Rektor und sagt: „Diese Handgreiflichkeiten kann ich absolut nicht länger dulden. Wenn sie fortdauern, bin ich genötigt, die Universität zu schließen, und jene Herren, welche nicht ehrenwörtlich erklären können, an den Tätlichkeiten nicht teilgenommen zu haben, verlieren ein Semester. Die Ihnen unsympathischen Verbindungen seien Ihnen Luft." Höhnisches Gelächter und Geheule verschlingt die weiteren Worte des Rektors.

Noch ein „Caroline" erscheint. Die tobende Menge stürzt sich auf ihn, er wird gestoßen, geschlagen, gelangt aber endlich an die Stiege zu seinen Kameraden, welche sich unter den Schutz des Rektors begeben haben. Da wird ein Pedell sichtbar. Gebrüll empfängt ihn. Man reißt ihm eine Kundmachung des Rektors aus der Hand. Ein Student verliest dieses in seiner Frechheit seltsame Aktenstück:

„Daß die „Carolina" und verwandte Verbindungen von der großen Masse der Studierenden, die in ihnen einen Fremdkörper sieht (Rufe: „Sehr gut!"), nicht gerade mit zärtlichen Empfindungen betrachtet werden, begreife ich, und zur Liebe kann niemand gezwungen werden. Es ist aber akademischer Bürger und anständiger Menschen unwürdig, diese Antipathien in handgreiflicher Weise zum Ausdruck zu bringen (Rufe: „Wie denn sonst!"), statt diese Verbindungen zu ignorieren. Ich erwarte von den Studierenden aufs bestimmteste, daß sie die Mitglieder dieser Verbindungen, mögen sie in welcher Kleidung immer erscheinen, ungeschoren lassen und sich für ihre Kampfbegierde andere Objekte aussuchen." (Rufe: „Ja, welche? Erschlagen soll man sie, diese Bande!")

Ein vom Steuergelde der österreichischen Bevölkerung bezahlter Ausländer wagt es, die katholischen Studenten einer mit katholischem Gelde gegründeten und erhaltenen Hochschule Oesterreichs einen „Fremdkörper" dieser österreichischen Universität zu nennen!! Es scheint, daß der gesamte „Freisinn" in Oesterreich wahnsinnig, toll geworden ist. — Diese Kundmachung des Rektors steigert natürlich nur noch die Tobsucht der Raufstudenten, und da der Krawall kein Ende nimmt, läßt um 12 Uhr der Rektor eine Kundmachung anschlagen, nach welcher die Universität geschlossen ist.

Digitized by Google

Die katholischen Studenten wollen nun die Universität verlassen. Der Senior der „Carolina" — der Name dieses bewunderungswürdigen Märtyrers seiner guten Sache sei öffentlich genannt: Enge — wird von Hunderten überfallen, Stockhiebe sausen zahllos auf ihn nieder, ein Rohling gibt ihm einen Fußtritt in den Bauch, andere stehlen ihm mit Gewalt Kappe und Band und zerreißen ihm die Kleidung. Trotzdem gelingt es ihm, sich bis in die Rektoratskanzlei durchzuschlagen. Der Rektor verweigert ihnen jeden Schutz. Er hat ja die Universität geschlossen, womit er wohl glaubte, auch seiner Amtspflichten ledig geworden zu sein.

Da erscheint beim Rektor der Senior einer „freiheitlichen" Verbindung. Er bietet freien Abzug an, wenn die katholischen Studenten die Farben ablegen. Das Angebot wird natürlich entschiedenst zurückgewiesen. Da endlich entschloß sich der Rektor einzugreifen. „Folgen Sie mir", rief er den katholischen Studenten zu und geleitet sie zur Mittelstiege. Trotz der „schützenden" Gegenwart des Rektors wurden zwei Studenten ihrer Kappen beraubt, die anderen furchtbar geprügelt, so daß einer von ihnen, namens Uebeleis, in die Rektoratskanzlei gebracht werden mußte, wo er ohnmächtig zusammenbrach. Zum Prügeln hatten die „Freisinnigen" Gummischläuche und Hundspeitschen benützt. Da es dem Rektor nicht gelang, die katholischen Studenten auf die Straße zu bringen, wo Polizeimannschaft aufgestellt war und sie geschützt hätte, zog er sich mit ihnen in seine Kanzlei zurück.

Und dort nun wieder ein Unterhandeln mit den Raufstudenten! Endlich ein Erfolg. Professor Haberlandt und Rektor Hildebrand brachten den katholischen Studenten frohlockend folgende Botschaft: „Wir haben etwas Außerordentliches erreicht, Sie dürfen die Kappen aufbehalten und in Farben abziehen. Die deutsche (??) Studentenschaft hat ihr Ehrenwort gegeben, es geschieht nichts." — Die nächsten Minuten zeigten bereits, wie hoch das Ehrenwort dieser Gesellschaft eingeschätzt werden kann. Noch auf akademischem Boden, innerhalb der Universität, war keine einzige Kappe der katholischen Studenten mehr vorhanden, alle waren gestohlen worden, und hageldicht sausten die Hiebe hernieder. Geprügelt und ihrer Kappen beraubt, mit zerrissenen Kleidern gelangten die katholischen Studenten auf die Straße, wo sofort die Wachmannschaft sie in Schutz nahm. Diese wurde dafür von dem Hochschulmob mit Steinen und faulen Eiern beworfen.

Es wird keinen Menschen, der auf Anstand hält und vernünftig zu denken imstande ist, geben, welcher die katholischen Studenten, die Tag für Tag ihr Leben einsetzen für ihre Gleichberechtigung und ihre katholische Ueberzeugung, nicht als Helden einschätzen würde. Welchen Titel die Freiheitlichen verdienen, braucht nicht ausgesprochen zu werden. Was soll man aber von einem Universitätsprofessor sagen, welcher die in ihrer gemeinen Roheit unübertrefflichen Schandtaten der Raufstudenten noch lobt? Man meint, es sei einfach unmöglich, undenkbar. Nun, so höre man, was Professor Haberlandt zu seinen jugendlichen Gesinnungsgenossen sagte: „Ihr habt euch tapfer benommen! Den Sieg habt Ihr davongetragen! Noch einmal, Ihr habt recht gehabt, Ihr habt euch tapfer benommen; ich bin vollständig einverstanden mit dem, was Ihr getan habt." Als diese geradezu unglaublichen Worte in der Presse bekannt wurden, beeilte sich Professor Haberlandt, sie abzuschwächen: er habe die „Freiheitlichen" nur deshalb belobt, weil sie in einem kritischen Momente besonnen genug waren, die katholischen Studenten unbehelligt und in Farben abziehen zu lassen. Die in seiner Gegenwart geprügelten und ihrer Farben beraubten katholischen Studenten!

Für jene Leser, welche die österreichische Freisinnspresse nicht kennen, wird es interessant sein zu lesen, wie das Grazer Freisinnsblatt über die obigen blutigen Vorgänge schreibt: „Die Ursache, warum es einige Male zu Keilereien kam, war folgende: Die Freiheitlichen beabsichtigten, den „Carolinen" und „Traungauern" die Mützen vom Kopfe zu nehmen, sie aber nicht anzugreifen. (!) Die Klerikalen ließen sich aber die Durchführung dieser Absicht nicht ruhig gefallen, sondern schlugen wie besessen um sich. Die Antwort darauf waren natürlich wiederum Hiebe." — Es ist aber auch wirklich unverantwortlich, daß die katholischen Studenten sich nicht rechtlos machen und ihres Eigentums berauben lassen wollen!

Statthalter Graf Clary wurde nach Wien berufen, um dem Ministerpräsidenten über die Grazer Skandale zu berichten. Er erklärte sich außerstande, Ordnung zu schaffen, wenn nicht ein allgemeines Farbenverbot erlassen werde. Auch Rektor Hildebrand wurde nach Wien berufen, wo ihm hoffentlich der „Fremdkörper" gründlich klar gemacht wurde.

In Wien.

Die katholische Studentenverbindung „Kürnberg" beging am 23. Juni ihr Stiftungsfest. Als nachts zwei Kürnberger mit einem älteren Herrn und einer Dame das Couleur-Café verließen, trat ein Mitglied der „freisinnigen" Burschenschaft „Bruno-Sudetia" namens Schmiederer auf sie zu, hielt ihnen eine weiße Lilie vor die Augen mit den Worten: „Das ist euer Sinnbild, katholische Schweine." Dafür erhielt er von einem Kürnberger einige wohlverdiente Ohrfeigen. Sofort lief der „Freisinnige" zum Kadi und vernaderte die Kürnberger. Obwohl dieser Vorfall sich nicht auf akademischem Boden zugetragen hatte, belegte der Rektor die „Kürnberg" für den Samstagbummel mit dem Farbenverbot. In den jüdischen Zeitungen wurde der Vorfall lügnerisch aufgebauscht, um die „freisinnigen" Studenten aufzuhetzen. Mit Erfolg. Als die anderen katholischen Verbindungen gegen 12 Uhr anrückten, wurden sie von Hunderten von Freisinnigen, die mit Prügeln bewaffnet waren und beim Pedell eine Rettungsstation vorbereitet hatten (!!), mit Schimpfen und Pfeifen empfangen, konnten sich aber auf ihren Platz durchdrängen. Plötzlich stürzten sich die Raufstudenten zwischen die katholischen Verbindungen, sprengten diese in zwei Teile und fingen eine wütende Holzerei an. Ein Teil der katholischen Studenten wurde unter fortwährendem Prügeln (einem „Noriker" wurden drei Zähne eingehauen) zur Aula hinausgedrängt und durch die Sicherheitswache von den Raufern getrennt.

In der Aula waren etwa 30 katholische Studenten zurückgeblieben. Auf diese wurde nun von mehr als 500 (!!) deutschnationalen und jüdischen Studenten losgedroschen, es wurden ihnen Kappen und Bänder geraubt und die Kleider zerrissen. Zwei katholische Studenten begaben sich zum Rektor Ebner von Rofenstein um Schutz, erhielten aber nur die Antwort: „Was kann ich da machen!" Aber damit gab man sich nicht zufrieden, der Rektor mußte schließlich mit ihnen in die Aula gehen, wo er die wilden Raufereien sich ansehen mußte. Er hielt dann eine in ihrem Bettelton jämmerliche Ansprache, in welcher er unter höhnischem Gelächter die Raufstudenten immer wieder flehentlich bat, doch die katholischen Verbindungen in Ruhe ziehen zu lassen. Nützt aber nichts. Die Studenten fangen an miteinander zu verhandeln, und es gelingt, die „Freiheitlichen" zu bewegen, die Katholischen in Farben abziehen zu lassen. Kaum aber sind die letzteren außerhalb des Gesichtskreises des Rektors, werden sie wieder von der Uebermacht überfallen und unter stetigem Stockprügeln zur Aula hinausgedrängt.

Die große Heldentat der mehrhundertfachen Uebermacht war gelungen, ein Gaudeamus bildete den Siegesgesang.

Glossen dazu mache sich jeder selbst!

Das Herrenhaus.

Zur selben Stunde, als sich auf der Wiener Universität am 27. Juni solch skandalöse Szenen abspielten, befaßte sich das Herrenhaus bei der Budgetberatung mit den abscheulichen Zuständen an den Hochschulen. Graf Franz Thun, der ehemalige konservative Ministerpräsident, hielt der Regierung und besonders dem Unterrichtsminister ein langes Sündenregister vor, welches in der Warnung ausklang: „Es wird an den Grundfesten des Staates gerüttelt, und wenn man die festen Fundamente, auf welchen der monarchische Staat beruht, die Festigkeit des religiösen Empfindens, die Festigkeit der Liebe zu Kaiser und Reich unterminiert, langsam und schrittweise unterminiert, dann werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich das Gefühl habe, daß wir in der Geschichte nachblättern und uns sagen sollten, wohin das in anderen Staaten geführt hat. Das führt nach und nach zum Sturze der Dynastie, nach und nach zum Zerfalle des Reiches, nach und nach zu Zuständen, wie sie heute in Frankreich bestehen, und vor denen uns Gott bewahren wolle!"

Daß so ein konservativer Staatsmann spricht, ist selbstverständlich. Um so mehr muß man anerkennen, daß selbst so liberale Mitglieder des Herrenhauses wie Dr. v. Grabmayr und Dr. v. Plener, der ehemalige „helmbuschumflatterte" Führer der mächtigen deutschliberalen Partei, dem Grafen Thun in allen hauptsächlichen Teilen recht gaben. Beide verurteilten das Vorgehen Wahrmunds aufs schärfste. Dr. v. Grabmayr besonders beklagte den „an unseren Universitäten herrschenden Geist der Intoleranz und Gehässigkeit, der zu recht bedauerlichen Ausbrüchen führte. . . . Die akademische Jugend möchte ich warnen vor gewissen Schmeichlern und Hetzern, selbst wenn man mich jetzt auf den Index der aus dem freiheitlichen Leben Aus-

Digitized by Google

gewiesenen setzt." — Abt Helmer von der Mittelpartei beklagte die anarchistischen, geradezu trostlosen Zustände an den Universitäten, deren Zeuge er vor wenigen Stunden in Wien gewesen, und erklärte, gegen das Budget zu stimmen, weil er bei der Regierung den guten Willen vermisse, dem Terrorismus auf den Hochschulen ein Ende zu bereiten.

Ministerpräsident Baron Beck, der von seinem Vorgänger Dr. v. Koerber das „schöne Reden" gelernt hat, bekannte sich zur „Energie der Geduld", da in Oesterreich mit dem „Dreinfahren" nicht zu regieren sei. Er sei gewiß ein treuer Sohn der katholischen Kirche und verurteile Wahrmunds Hetzerei entschieden, trotzdem glaube er, der Oeffentlichkeit einen Dienst erwiesen zu haben, indem er den Kulturkampf vermied. Unter eisiger Ruhe hörte man den Ministerpräsidenten an, keine Hand rührte sich zum Beifall. Unterrichtsminister Marchet traute sich überhaupt nicht zu sprechen. Landeshauptmann Rhomberg nahm sich mit kräftigen Worten der katholischen Studenten an, und dann wurde das Budget mit 35 Stimmen angenommen; die anderen hatten den Saal verlassen.

Politische Ziele.

Die Professoren der deutschen Hochschulen waren von den Vertrauensmännern der „Freien Schule" ersucht worden, gegen den Kaiser damit zu demonstrieren, daß sie die „nette Gesellschaft" der Rektoren einstimmig wiederwählten. In Wien, Prag, Innsbruck ist der feine Plan mißglückt, nur in Graz hat man den famosen „Fremdkörper"-Hildebrand einstimmig wiedergewählt. Wird Minister Dr. Marchet den Mut aufbringen, ihm die Bestätigung zu versagen?

Namens der an der Wiener Universität studierenden lutherischen Theologen erklärt der erste Sprecher der „Wartburg", Oddörfer, in der „Wiener Allg. Ztg.", im Volksmund „das Rabbinerblatt" genannt: „Unser Verein trägt den Namen „Verein deutscher evangelischer Theologen „Wartburg", er steht als wehrhafter Verein auf dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion, und seine Mitglieder sind der politischen Richtung nach Anhänger der alldeutschen Partei." Zukünftige Pastoren, welche sich „unbedingt" duellieren und zur Hochverratspartei Schönerers sich bekennen — welche Verhöhnung des Wortes „Theologie-Studenten"!

Eine interessante Enthüllung macht die „Ostdeutsche Rundschau" des berüchtigten „Moralpastors" K. H. Wolf: In Brünn sind 30, in Innsbruck 25, in Wien 80 Studenten in den letzten Tagen Los von Rom gegangen; diese 135 jungen Leute werden einmal führende Stellungen einnehmen, einen „romfreien Hausstand" gründen und in den Bürger-, Bauern- und Arbeiterkreisen Nachahmer suchen. Die österreichische Intelligenz soll lutherisch gemacht werden, alldeutsch und romfrei, dann wird das katholische Habsburgerreich reif sein, vom hohenzollerischen Groß-Preußen verspeist zu werden. Da könnte Baron Beck mit seiner „Energie der Geduld" wohl kaum das ihm anvertraute katholische Oesterreich schützen, er wird sich schon einmal zum „Dreinfahren" entschließen oder einem tatkräftigeren Manne Platz machen müssen.

Am 3. Juli sprach abermals eine Abordnung der christlichsozialen Partei unter Führung ihres greisen Obmannes Dr. Lueger beim Ministerpräsidenten vor und verlangte entschiedenst, daß dieser endlich seine Versprechungen bezüglich der Gleichberechtigung der katholischen Studenten zur Tat mache. Baron Beck erklärte, schon in den nächsten Tagen werde man sich überzeugen können, daß er sein Wort einlöse. So warten wir noch einige Tage auf die erlösende Tat!

Wenn Minderjährige streiken.

In meinem Aufsatze in Nr. 25 der „Allgemeinen Rundschau" hatte ich angedeutet, daß in Innsbruck erzählt werde, Professor Wahrmund sei gar nicht in Teneriffa gewesen, sondern habe in Igls den unfreiwilligen Urlaub verbracht.

Darauf schrieb mir der bekannte Kapuziner P. Benno Auracher aus Rom: „Ich lese soeben Ihren Artikel in der „Allgem. Rundschau" Nr. 25 und möchte Ihnen mitteilen: Professor Wahrmund war wirklich in Teneriffa. Er bestieg dort am 18. Mai den deutschen Dampfer „Negada" und landete am 27. Mai in Hamburg. Ich weiß es von einem unserer Patres, der auf demselben Schiffe von unserer Mission in Chile herüberkam." F. Eckardt.

Der deutsch-schweizerische Mehlkrieg und das schweizerische Getreidemonopol.

Von

Rechtsanwalt Lunke, Schaffhausen.

In der zurzeit in Bern tagenden Bundesversammlung ist eine Motion zur Sprache gekommen, die das Getreidemonopol für die Schweiz verlangt. Dieselbe entspringt einem Beschlusse des demokratischen Parteitages in St. Gallen. Im Hintergrunde dieser Monopolforderung steht der akute „Mehlkrieg" mit Deutschland. Durch die von Deutschland gewährte Mehlausfuhrprämie nahm nämlich die Einfuhr deutschen Mehles in die Schweiz einen solchen Umfang an, daß dadurch unsere Großmüllerei fast erdrückt wurde und Gefahr läuft, überhaupt nicht mehr existenzfähig zu bleiben. So behaupten es die Interessenten und Kenner und fordern, daß Deutschland diese uns schwer schädigende Zollrückvergütung fallen lasse. Der schweizerische Bundesrat wurde nach Prüfung der Sachlage schlüssig, in Berlin vorstellig zu werden, und erreichte auch, daß in Zürich eine Zollkonferenz stattfand, die den bestehenden Handelsvertrag interpretieren und versuchen sollte, den drohenden Mehlkrieg im Keime zu ersticken. In allen streitigen Punkten — es waren deren mehrere — erzielte man eine Einigung, im Mehlkonflikt scheiterten aber die Verhandlungen. Deutschland lehnte in der Folge das schweizerische Begehren schriftlich ab, regte dafür aber eine schiedsgerichtliche Regelung der Angelegenheit an. Diesem Vorschlage gegenüber konnte sich unser Bundesrat nicht verschließen und traf wohl oder übel die einleitenden Schritte zur Ueberweisung der Streitsache an das im Handelsvertrage vorgesehene Schiedsgericht. Ueber die Aussichten der Schweiz in diesem Verfahren jetzt schon berichten zu wollen, wäre verfrüht und nicht zweckdienlich. Da beide Parteien am Ausgange der Sache viele Interessen zu vertreten haben, werden sie bemüht sein, zähe Vertreter zu entsenden, und dementsprechend wird der Gang zum Schiedsgericht die Oeffentlichkeit stark beschäftigen. Item, auf unserer Seite ist der lebhafte Wunsch, im Kampfe ums Recht Sieger zu werden. Die deutschen Interessenten begleiten den Gang der Dinge wohl mit denselben Hoffnungen.

Bevor nun der Kampf um die Mehlausfuhrprämie entbrannt war, hatte der demokratische Parteitag bereits das Monopol auf Getreide und Mehl gefordert. Im Nationalrat wurde die Motion im wesentlichen also begründet: Während die Einfuhr von Getreide in die Schweiz in den Jahren 1851 bis 1860 im Durchschnitt 1'422,000 Doppelzentner ausmachte, war sie 1890—1899 im Jahr 5'484,000 Doppelzentner und wuchs im Jahre 1907 auf 6'290,093 Doppelzentner. Die heutige inländische Getreideproduktion reicht bloß für 70 Tage. Der erhebliche Rückgang des Getreidebaues findet seine Erklärung im Uebergange der Schweiz zum Industriestaat und in der Erleichterung des Verkehrs. Der Handel mit Getreide lag bald in den Händen einzelner weniger, und im Vereine mit der Konzentration des Getreidehandels ging die der Müllerei. Sie schuf auch das Machtbewußtsein der Müller, welche die Bäcker wie eine Ware betrachteten. Die Reaktion blieb aber nicht aus, und heute sitzt die schweizerische Müllerei in der prekärsten Lage. Die ausländischen Ringe bestimmen den Mehlpreis, bringen uns mehr und mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Ausland und ruinieren die schweizerische Müllerei. Ist die Situation unseres Landes unter den bestehenden Verhältnissen schon eine schlimme, wenn wir beim Ausbruch eines Krieges neutral bleiben können, so wird sie noch schlimmer, wenn wir selbst in einen Krieg verwickelt werden sollten. Den drohenden Gefahren kann allein das Monopol begegnen, dies um so eher, als der Bund ohnehin schon der größte Abnehmer der Getreidehändler ist und am leichtesten die besten Bedingungen erhielte. Der Bund dürfte aus dem Monopol keinen Gewinn machen, Ueberschüsse müßten vielmehr zu einem Reservefond angelegt werden, um Preisschwankungen anderer Jahre auszugleichen. Aus dem Monopol ist billigeres Brot zu erhoffen, die Motion kommt also der Allgemeinheit zu gute.

Im Namen des Bundesrates gab dessen Vertreter Bundesrat Deucher folgende Erklärung ab:

„Ich bin vom Bundesrat beauftragt, die Erklärung abzugeben, daß derselbe die Motion Scherrer-Füllemann und Konsorten, welche die Prüfung der Frage bezweckt, ob nicht der Bund ein Getreide- und Mehlmonopol einführen soll, in ihrer vor-

Digitized by Google

liegenden Fassung annimmt. Die Frage, ob der Bund in die Brotversorgung unseres Landes organisatorisch eingreifen soll, hat unstreitig eine so eminente Bedeutung für unsere Volkswirtschaft und für das Wohl unseres Landes überhaupt, daß sie eine gründliche Prüfung verdient. Der Bundesrat wird es sich um so mehr angelegen sein lassen, Ihnen möglichst förderlich über diese Frage Bericht zu erstatten, als die weitere Existenz des für unsere allgemeinen Landesinteressen so hochwichtigen Mühlengewerbes in der Schweiz in hohem Maße gefährdet ist und die durch die ausländische Konkurrenz geschaffene Sachlage zum ernsten Aufsehen mahnt."

Aus diesen Zeilen ist unschwer herauszulesen, daß unsere oberste Exekutive dem Mehlkrieg mit Deutschland keine kleine Bedeutung zumißt. — Von den im Nationalrat vertretenen Parteien erklärte sich nur die liberal-konservative Fraktion direkt gegen das Monopol, die anderen behielten sich ihre Stellungnahme bis zum Bericht und Antrag des Bundesrates vor und erklärten mehr oder weniger, nur dem Drucke der Verhältnisse zu folgen, wenn sie die Motion unterstützten. Durch die offiziöse Presse ging nach den nationalrätlichen Verhandlungen eine Notiz, „wonach in den Kreisen der Bundesbehörden und der Bundesverwaltung jetzt schon mit der Einführung des Getreide- und Mehlmonopols gerechnet werde". Die nötige Verfassungsrevision könne bereits im Herbste dem Volke unterbreitet werden. — Die Großmüller müssen gute Freunde in Bern haben, daß dies eminent wichtige Postulat so pressiert. Der Beweis, daß das Monopol unabwendbar sei, ist noch nicht erbracht, und der Beweis, daß das Volk billigeres Brot bekomme, auch nicht.

Ein kräftiges Wort zur rechten Zeit!

Von P. Steinke.

Noch ist es in guter Erinnerung, wie gewisse Vertreter der Presse vor nicht langer Zeit ein kräftiges Wort des Abgeordneten Gröber in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt haben. Die breitere Oeffentlichkeit stand damals auf der Seite der Journalisten. Ja selbst das Ausland schlug sich teilweise auf ihre Seite. Und nur spärlich waren diejenigen vertreten, welche die Angelegenheit objektiv betrachteten und auch das audiatur et altera pars beachteten, noch spärlicher diejenigen, die dem Abgeordneten Gröber recht gaben.

Und heute, nur wenige Monate nach dem Journalistenstreik? Es werden wohl nur wenige sein, die den so energischen Ausschluß der Presse, insbesondere der Sensationsberichterstatter, bei den Verhandlungen gegen Eulenburg nicht mit Freude begrüßt haben. Die Sensationspresse kann augenblicklich in Deutschland eine schwere moralische Abfuhr verzeichnen. Hoffentlich zieht sie eine Lehre daraus.[1])

Und in welcher Beziehung steht das Wort des Abgeordneten Gröber dazu? Man kann wohl sagen, daß sein energisches Wort, wenn auch unbewußt, aber wohl aus richtigem Gefühl heraus, zum öffentlichen Stempel für eine gewisse Art der Berichterstattung geworden ist. Mir persönlich war es eine besondere Freude, selbst in Kreisen, die noch vor kurzer Zeit Gröber wegen seiner Offenheit alles andere als wohlgesinnt waren, in den jüngsten Tagen Bezeichnungen gebrauchen zu hören, die sich mit dem Worte „Saubengel" so ziemlich decken. Ich glaube, Gröber könnte, wenn er wollte, heute recht oft auf Schutz des geistigen Eigentums klagen.

Wenn nun die meisten ja schließlich auch nur Nachbeter sind, so kann man sich doch über den Umschwung in den Ansichten nur aufrichtig freuen. Ehre aber dem Manne, der durch ein kräftiges Wort zur rechten Zeit der Vorbeter wurde und den Stein ins Rollen brachte. Ehre ihm doppelt, da er so viele Anfeindungen über sich hat ergehen lassen müssen.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Bei gewissen Zeitungen, denen es einzig um Sensation und um Befriedigung der Skandalsucht zu tun ist, hat die Lehre wenig gefruchtet. Acht Tage nach Beginn des Prozesses liest man in sogen. Weltblättern bereits spaltenlange Berichte über den Prozeß, gespickt mit Einzelheiten, welche so eindeutig wie möglich das ekelhafte perverse Thema fortspinnen. Es gibt eben auch in der Presse unverbesserliche Schmierfinken, daneben Leute von Namen und Ruf, die ihnen, teils aus Freude am Objekt, teils aus geschäftlichen oder persönlichen Motiven, gefliessentlich Handlangerdienste leisten. Man will ja auch bereits die Oeffentlichkeit der Plaidoyers erzwingen. Hoffentlich bleibt die Justiz diesem unsauberen Drucke gegenüber fest.

Ueber die Grenzen der akademischen Lehrfreiheit

fand in der 17. öffentlichen Sitzung der bayerischen Kammer der Reichsräte am 22. Juni eine interessante Debatte statt.

Exzellenz Erzbischof Dr. von Stein (München-Freising): Freiheit und Wissenschaft sind zwei Begriffe, die der Mehrzahl der Menschen ziemlich leicht verständlich vorkommen, die das aber in der Tat nicht sind. Man betrachte nur den Begriff der wissenschaftlichen Freiheit! Die wissenschaftliche Freiheit ist die geistige Unabhängigkeit eines Menschen von jeglicher Beeinflußung durch Vorurteile und durch Leidenschaften. Wie viele derjenigen, die von der wissenschaftlichen Freiheit reden, werden sich aber ganz zu der Auffassung des Inhalts dieses Gedankens erschwingen? Hieraus ersieht man, daß diese beiden Begriffe nicht so unbedenklich sein mögen in der Wirklichkeit, was ihre Anwendung betrifft, und hieraus mag man auch erkennen, daß mit der scharfen Betonung der Freiheit der Forschung und der Lehrfreiheit weder die Wissenschaft bewahrt bleibt vor Irrtümern und einseitigen Auffassungen, noch daß die Freiheit als absolut garantiert dasteht. Zu dieser theoretischen Erwägung gesellt sich aber noch eine praktische. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß eine über alle Rücksichten sich erhebende und kritiklose Betätigung der freien Forschung und der Lehrfreiheit nicht selten schlimme Früchte zeitigt und daß sie den gesunden Fortschritt hemmt und in manchen Fällen sogar in Frage stellt. Es ist aber nicht bloß die christliche Theologie und Kirche allein, die durch diese schrankenlose Freiheit der Wissenschaft in dem abgegebenen Sinn sich vor mancherlei große Schwierigkeiten gestellt sieht, sondern auch auf allen Gebieten im menschlichen Leben macht sich dieses schrankenlose und rücksichtslose wissenschaftliche Vorgehen bemerkbar mit all den Wirren, die es angestiftet hat. Wir leben in einer Zeit, in der alle Einrichtungen, Grundsätze und Anschauungen in einer gewissen Auflösung begriffen sind oder wo wenigstens der Versuch gemacht wird, sie der Auflösung entgegenzuführen. An dieser Arbeit ist der politische, der ethische und der soziale Radikalismus ebenso tätig und fast ebenso erfolgreich, wie der religiöse Radikalismus, und beide berufen sich für ihre Sache und ihre Auseinandersetzungen auf das Ergebnis der freien Forschung und der freien Wissenschaft. Indes die menschliche Wissenschaft ist nicht um ihrer selbst willen da, sie ist nicht Selbstzweck und auch nicht der Höchstzweck des menschlichen Lebens, die Wissenschaft ist da um der Menschheit willen und soll dienen zur Förderung ihres physischen, ethischen und geistigen Seins. Der Satz, die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei, enthält nur eine relative Wahrheit und bedarf noch einer Ergänzung dahin, daß es heißen soll: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei unter der Voraussetzung, daß man einen besonnenen und vernünftigen Gebrauch davon macht! Das ist die allgemeinste Schranke, an der die Wissenschaft und die freie Forschung sich bewegen sollen, oder mit anderen Worten: Alle Wissenschaften haben ihre Schranken, und auch die Forschung hat eine solche. Es wurde nun in der Sitzung der Abgeordnetenkammer von seiten der Regierung auch erklärt, daß die Wissenschaft ihre Grenzen habe, die freie Forschung desgleichen, nur seien die Grenzen der freien Forschung weiter zu ziehen, die Grenzen der Lehrfreiheit enger. Ferner erklärte die Regierung damals, es sei im allgemeinen richtig, daß die Veröffentlichung des Ergebnisses der freien Forschung eine weitere Schranke nicht habe als jene der Strafgesetze und des allgemeinen Rechtes; wenigstens sei dieser Satz im allgemeinen richtig. Die Regierung fügte aber bei, für die Theologen gelte natürlich dieser Satz in diesem Umfange nicht, das sei auch selbstverständlich, da die Kirche es nicht dulden könne, daß diejenigen, die in ihrem Namen lehren, irgendwie eine Lehre vortragen, die im Widerspruch stehe mit der Lehre der Kirche. In Ihrem hohen Ausschuß wurde seitens des Referenten noch ganz besonders hervorgehoben, wenn ein Professor der Theologie irgendwie mit der Lehre der Kirche in Zwiespalt gerate und eine Entwicklung nehme, die eben der Lehre der Kirche zuwiderlaufe, so nehme er keinen Anstand zu sagen, daß ein solcher Professor von seiner Stellung entfernt werden könne. Für diese Erklärungen in Ihrem hohen Ausschuß und für jene der Regierung in der Sitzung der Zweiten Kammer habe ich nur Gefühle des Dankes, die ich hiermit zum Ausdruck bringen wollte.

Kultusminister Dr. v. Wehner: Ueber die Freiheit der Forschung und der Lehre hatte ich wiederholt Gelegenheit, in den Kammern des Landtags zu sprechen, besonders in der Zweiten Kammer. Ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkt, daß ich sage: Unsere Universitäten sind Pflegestätten der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Forschung, die Wissenschaft aber bedarf der Freiheit, und darauf beruht die Blüte und das hohe Ansehen unserer Hochschulen. Die Regierung ist nicht in der Lage, dem forschenden Geiste des Gelehrten Zügel anzulegen, dazu hat sie nicht die Befähigung und nicht die Aufgabe, sie kann nicht Kontrolle üben über die Wege und die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, sie kann die wissenschaftlichen Werke nicht ihrer Zensur unterstellen — das wäre außerhalb der Aufgabe der Regierung gelegen —, der

Digitized by Google

forschende Geist kann nur durch einen anderen Forscher belehrt und bekämpft werden, nicht durch die Regierung; darüber kann es keinen Zweifel geben, es gibt nur ein wirksames Mittel, einen Gelehrten zu bekämpfen, das ist die Widerlegung seiner Lehre und Forschung. Anders liegt die Sache in bezug auf die Freiheit der Lehre. In dieser Beziehung muß gesagt werden, daß der Lehrfreiheit gewisse Schranken und zwar weitergehende Schranken gezogen sein müssen. Nicht bloß das Sittengesetz und die staatlichen Gesetze bedingen solche Grenzen, sondern auch die Rücksicht auf die öffentliche Stellung, die der Hochschullehrer einnimmt, und die Rücksicht auf die noch in der Bildung und Entwicklung begriffene Jugend, die dem Hochschullehrer anvertraut ist. Die Regierung hält daran fest, daß die religiösen Gefühle der Jugend auch an der Hochschule nicht verletzt werden dürfen, es soll der Glaube, den die jungen Leute vom Elternhaus und von der Schule mitbringen, an den Hochschulen nicht untergraben werden. Ich gehe nicht so weit, zu sagen, es dürften vom Katheder nur feststehende Tatsachen vorgetragen und es müßten Hypothesen ausgeschlossen werden; aber man kann verlangen, daß solche Hypothesen und Probleme, besonders soweit sie mit den Grundsätzen des Christentums in Widerspruch stehen, nicht als feststehende Tatsachen und Leitsätze vorgetragen werden, sondern als das, was sie sind, als unfertige, noch in Fluß befindliche Theorien, als Ergebnisse der Forschung, die aber eine andere Lösung nicht ausschließen. Ich wies in der Zweiten Kammer besonders darauf hin, daß die Grenzen der Lehrfreiheit und der Forschungsfreiheit namentlich in bezug auf die Professoren der theologischen Fakultät noch enger gezogen sein müssen; es könne die Kirche um ihrer selbst willen nicht dulden, daß Lehren vorgetragen werden, die in wesentlichen Punkten von der Lehre der Kirche abweichen, ich habe aber dabei betont, die Kirche hat zwar das Recht, festzustellen, ob derartige Lehren vorgetragen werden, welche Konsequenzen aber von der Regierung vom staatlichen Standpunkt aus einem solchen Vorgehen gezogen werden können und gezogen werden sollen, das unterliegt ausschließlich der selbständigen Prüfung der Regierung. Daran glaube ich auch hier festhalten zu sollen.

Prof. Dr. Schanz (Würzburg) kann den Standpunkt des Ministers nicht teilen, ist vielmehr der Meinung, daß für beide Fälle die Schranken die gleichen sind, nämlich die Schranken, wie sie das gemeine Recht und das Strafgesetzbuch zieht, wobei er aber als selbstverständlich erachtet, daß in der Behandlung ein gewisser Takt Platz greift. Er meint damit, daß der Universitätslehrer sowohl in seinen Schriften als auch in seinen Vorträgen, ohne aber von seiner Ueberzeugung das geringste zu opfern, in der Form alles Verletzende vermeidet, also seiner Ueberzeugung in maßvoller Form Ausdruck gibt. Goldene Fäden zwischen Lehrer und Hörer können sich nur ziehen, wenn der Hörer die Ueberzeugung hat, daß das, was der Lehrer gibt, ein Stück seines inneren Forscherlebens ist, und nicht anders ist es mit den Forschungsergebnissen, die von anderen Gelehrten gewonnen wurden. Jede Freiheit kann mißbraucht werden, und eine Freiheit, die nicht dem Mißbrauch ausgesetzt werde, wäre keine Freiheit. Wie wir aber die akademische Freiheit des Studenten nicht beseitigen wollen, weil der eine oder andere dabei auf Abwege kommt, so können wir auch unmöglich die Lehrfreiheit beseitigen, weil einmal ein Verstoß möglich ist. Der Student kann nicht immer am Gängelbande geführt werden, handelt es sich doch um Leute, die 9 Jahre lang ihren Geist geübt haben, wenn sie die Universität beziehen, um Leute, die im Alter von 19 bis 25 Jahren stehen. Einmal muß der Mensch sich selbst bestimmen, einmal muß er sich eine Lebens- und Weltanschauung erringen. Wenn ich in diesem Sinne für volle Forschungs- und Lehrfreiheit eintrete, so folge ich dabei nur dem, was der geniale König Ludwig I. als Leitstern für die bayerischen Universitäten aufgestellt hat.

Kultusminister Dr. v. Wehner: Ich möchte doch auf die Ausführungen des R.R. Dr. Schanz mit einigen Worten erwidern. Dr. Schanz verlangt wie für die Forschung so auch für die Lehre die gleiche volle Freiheit, eine Schranke soll nur bestehen in den allgemeinen Gesetzen. Ich glaube aber doch, daß der Hochschullehrer sich in seinen Lehrvorträgen vor jungen, in der Entwicklung begriffenen Leuten eine größere Reserve auferlegen muß als in seinen Schriften. Mir liegt vollständig ferne, zu sagen, der Student solle am Gängelband geführt werden. Ich betonte vorhin ausdrücklich, aus den Lehrvorträgen können Hypothesen nicht ferngehalten werden, aber ich verlangte, daß solche Hypothesen als das bezeichnet werden, was sie sind, als unfertige, in Fluß befindliche Theorien, nicht aber als feststehende Tatsachen und Leitsätze. Wenn der Hochschullehrer dies tut, so kann man es ihm nicht verargen, wenn er Ergebnisse, die er in seinen Schriften erzielt, auch vor seinen Zuhörern mitteilt. Es wird also wesentlich nur auf die Form ankommen, in der es geschieht. Ich möchte noch auf etwas anderes hinweisen: Die Regierung könnte den Satz doch sachlich nicht vollkommen unterschreiben, daß der Hochschullehrer vollkommene Lehrfreiheit hat. Nehmen wir an, der Hochschullehrer käme bei seinen Studien zu der Auffassung, daß er die Monarchie negiert, daß er die Staatsgesetze negiert, daß er Grundsätze proklamiert, die anarchistischer Natur sind —, die Regierung könnte das nicht ertragen, wenn solche Theorien vor den jungen Leuten vorgetragen werden, und deshalb ist der Satz begründet: Es müssen für die Lehrfreiheit gewisse Schranken bestehen, die uns davor sichern, daß an die Grundwurzeln des Staates die Axt angelegt wird.

Exzellenz Bischof Dr. von Henle (Regensburg): Dr. Schanz möge es mir nicht verübeln, wenn ich als Erwiderung auf seine interessanten Worte ein paar Erfahrungen aus meinem Leben bekannt gebe. Es war auf der Universität Bonn, wo ich studierte, da sagte ein Professor, ein altehrwürdiger Nestor, zu mir jungem Dozenten: „Merken Sie sich, es muß durch den Vortrag eines Universitätsprofessors ein gewisser pädagogischer Zug gehen; es ist etwas anderes, das mündliche Wort und das schriftliche Wort; das mündliche Wort wird mißverstanden und darunter müssen wir Professoren oft leiden; etwas anderes ist es mit dem schriftlichen Wort!" Ein anderer Fall war der mit einem Universitätsprofessor an einer außerbayerischen Universität, den ich sehr hochschätzte und der nicht meiner Konfession angehörte. Zu diesem sagte ich nach einer Vorlesung, die ich mit äußerster Aufmerksamkeit angehört hatte — ich war damals schon 33 Jahre alt: Ich bitte, wollen Sie mir auf einen Satz nähere Aufklärung geben, den ich nicht recht verstanden habe und der mißverstanden werden kann! Daraufhin sagte er mir offen: Mein lieber Herr Doktor, ich werde nächstens ein Buch schreiben, und in diesem werden Sie alles ganz genau finden, was ich mündlich jetzt nicht sagen kann! Das ist die Aeußerung eines Professors, den ich hochschätze nnd der die Freiheit der Wissenschaft überaus liebt, und ich glaube, daß auch er so ziemlich der Meinung des Kollegen von Bonn war, es müsse ein gewisser pädagogischer Zug durch den Vortrag eines Universitätsprofessors gehen. Man hat es eben mit jungen Leuten zu tun, und ein anderer Professor sagte, man könne sich den jungen Leuten oft nicht genug verständlich machen. Die jungen Leute kommen vom Gymnasium und man kann bei ihnen noch keinen völlig gereiften Geist annehmen. Ich möchte daher schon das, was der Herr Minister sagte, daß ein Unterschied zwischen der Forschungsfreiheit und der Lehrfreiheit besteht, auch zu meiner Ueberzeugung gemacht haben.

Prof. Dr. Schanz: Ich betonte vorhin ausdrücklich, daß ich sowohl bei den Vorträgen wie in den Schriften einen gewissen Takt voraussetze. Wenn dieser Takt aber eingehalten wird, so glaube ich, kann jeder seine Ueberzeugung geltend machen, ohne irgendwie zu verletzen. Eine Stätte muß es geben, wo das möglich ist! Der Herr Minister wies auf anarchistische und antimonarchische Tendenzen hin, die etwa ein Professor verbreiten könnte. Da ist aber doch sehr die Frage, ob der betr. Professor nicht mit seinem Eid und mit den Strafgesetzen in Konflikt kommt, und diese Grenze unterschreibe ich vollständig.

Referent Frhr. v. Franckenstein erklärte sich mit den Ausführungen des Ministers und der Reichsräte Exzellenz Dr. v. Stein und Exzellenz Dr. v. Henle vollständig einverstanden.

Die Debatte bedarf keines Kommentars. Also selbst Prof. Dr. v. Schanz erkennt zwei Schranken der unbedingten Lehrfreiheit und der Geltendmachung der persönlichen Ueberzeugung an: Diensteid und Strafgesetzbuch. Diese Menschengebote stehen ihm demnach höher als Gottesgebote und als die Grundlagen des Christentums, die Millionen und Abermillionen von Staatsbürgern heilig sind.

Das nächste Heft der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 29) erscheint in starker Auflage als besondere

Studenten-Nummer.

Diese Studenten-Nummer empfehlen wir im Interesse der Sache angelegentlich zu weitester Verbreitung in den Kreisen der katholischen Studenten und ihrer Familien, insbesondere auch der Abiturienten und Absolventen höherer Lehranstalten. **Bei Partiebezug ermässigt sich der Stückpreis** (regulär 20 Pfg.) für mindestens 10 Exemplare auf à 18 Pfg., 50 Exemplare à 17, 100 Exemplare à 16, 500 Exemplare à 15, 1000 Exemplare à 13 Pfg. **Der Partieversand erfolgt portofrei bzw. frachtfrei.**

Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau"
München, Tattenbachstr. 1a.

Aus dem Inhalt der Studenten-Nummer (Änderungen vorbehalten):

Dr. Carl Sonnenschein: Das „soziale Studententum".
Prof. Dr. Weymann: Mahnworte an die Studenten.
Prof. Dr. Atzberger: Glaubensgebundenheit und Charakterfestigkeit.
Prof. Dr. Lindl: Akademikerkongresse eine „Forderung des Tages"?
Dr. Eberhard: Kirche und Intelligenz.
Fritz Nienkemper: Die Knüppelfreiheit an den österreichischen Hochschulen.
Cand. phil. Joseph Martin: Das akademische Bildungsproblem und die Caritas.
Dr. F. Graf Degenfeld: Student und Wirtschaftsleben.
Cand. med. Alex Koepchen: Unsere Stellung zum Zweikampf.
Referendar August Nuss: Studententum und Frauenwelt.
Stud. phil. Franz Nauen: Ertötet die heutige Korporation die Persönlichkeitsentwicklung?
Cand. jur. Joseph Ruby: Ein Wort zur freistudentischen Bewegung.
Dr. Michael Eberhard: Ein Buch für alle Gebildeten.
A. Hülster: Studentisches aus dem 4. Jahrhundert.
P. Reither: Wie amüsiert sich die heutige akademische Jugend?
Dr. Oskar Doering: Die Stuttgarter Ausstellung für Studentenkunst.
Gedichte von Karl Jünger, Daria Lante, Dr. Hermann Meyer, Fritz Flinterhoff.
Aus ungedruckten Witzblättern: Oesterreichisches Studentenlied. — Sinnsprüche.

Digitized by Google

Juli.

Aus deinen Rosendüften, ewig neu,
Schlägt jenes Römers alter Name auf,
Mit hellem Klang und ungebeugtem Stolz.
Der lichten Venus Enkel nannt' er sich,
Cäsar, der Halbgott, der die Welt bezwang.

Noch schlingt um sein' bronz'ne Stirne sich
Der ew'ge Lorbeer, grün wie dazumal —
Durch die Jahrtausende her kommt sein Glück,
Kühn, unbezwingbar, stolz und zielbewußt,
Und senkt sich niemals, träf ihn gleich der Blitz.

Cäsar, der Halbgott! Durch die müde Zeit
Dringt seiner Herrscherstimme Tubaklang.
Das alte Märchen von Kleopatra
Wird schmeichelnd wach und singt sein Schwelgerlied
Herab vom üppigen Lagidenthron.

Und veni vidi vici! schallt's von fern,
Ich kam und siegte, denn ich hab's gewollt.
Und meinem Wirken war Geschick zu Dienst.
Es fielen Hekatomben meinem Ruhm,
Und vor mir zitterte das ew'ge Rom.

All eure Tage tragen heute noch
Das Siegel, das ich auf die Zeit geprägt,
Als sei'ns Denare meines Münzenstocks,
Soweit ging dies mein Imperatorentum,
Denn ich war Cäsar, und ich wollt' es so.

Ich starb durch Meuchelmord und durch Verrat,
Sonst hätt' ich selbst den grimmen Tod gescheucht.
Ich ward geboren für den off'nen Kampf,
Denn ich war Cäsar, und mein Schritt war Sieg,
Wer aber zwingt des nied'ren Wurmes Gift?

Aus deinen Rosendüften, ewig neu,
Schlägt jenes Römers alter Name auf,
Mit hellem Klang und ungebeugtem Stolz.
Der lichten Venus Enkel nannt er sich,
Cäsar, der Halbgott, der die Welt bezwang. M. Herbert.

Allerlei Belletristika.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

I.

Während langer Krankheit hat sich mir eine große Menge mehr oder weniger interessanter Bucherscheinungen aufgestaut.

Der Verlag der Steyler Missionsdruckerei hat die durch Oskar Jakob besorgte Verdeutschung des P. A. Sheehanschen Romans „Der Erfolg des Mißerfolgs" neu auflegen können (8° 653 S. geb. ℳ 6.—). Von den drei größeren prosaepischen Werken des berühmten irischen Autors hat an Popularität „Mein neuer Kaplan" den Vogel abgeschossen. Künstlerisch steht „Lukas Delmege" am höchsten. Ethisch dürfte der die Reihenfolge eröffnende „Erfolg des Mißerfolgs", dem auch der Verfasser den Vorzug gibt, am nachdrücklichsten an viele Leser sprechen. Klarheit, Tiefe und Fülle der Gedanken und Empfindung sind Hauptvorzüge dieses Buches, das uns mit seltener Lebenskenntnis und Beobachtungstreue den stark bewegten Entwicklungsgang eines gut veranlagten, aber vielfach fehlenden Charakters vorführt: von der Schwelle des Jünglingsalters durch Privatpresse, verkrachtes Examen, philosophisches Selbststudium und -Selbstverlieren; durch Krankheit und Not; durch kaleidoskopartig wechselnde Berufsarbeit; durch ringenden Doppelkampf: bei Tage mit den Menschen um Brot, bei Nacht mit Gott um Licht; durch Wirrnis in Bekannten-, in Freundeskreisen und sozialer Umgebung; durch ehrliche Selbsteinkehr, Reue und Buße zur Gotteserkenntnis und endgültigen Heimkehr in den Friedenshort der Kirche, des Priestertums.

Einfacher, aber künstlerisch gedrungener spielt sich der Inhalt der im gleichen Verlage herausgekommenen kleinen Sheehanschen Erzählung „Das Christtagskind" ab (8° 279 S. geb. ℳ 2.50). Die erschütternde Geschichte des weit schwerer leidenden als irrenden Irlands seit O'Connels Tagen bildet den Hintergrund der genialen Darstellung. Bemerkt sei, daß die vom selben Uebersetzer besorgte deutsche Uebertragung sich vorteilhaft von der des erstbesprochenen Buches abhebt.

Tief in aktuelle soziale Mißstände leuchtet M. Herberts Roman „Aus unseren Tagen", der mit zwei Novellen eine Nummer der jüngsten Bachemschen Verlagswerke bildet und jener den Namen gibt (8° 266 S., brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.50). — Will man M. Herberts außerordentlich umfangreiche Skala kennen lernen, so braucht man nur ihre drei neuesten Veröffentlichungen zu lesen: die 3. Auflage ihrer Gedichtsammlung „Einsamkeiten" (auf die ich hier später zurückkommen werde), „Vittoria Colonna", die ja inzwischen berühmt geworden ist, und den Band „Aus unseren Tagen". Den gleichnamigen Roman habe ich mit wachsendem Interesse gelesen, dabei ein paar Uebertreibungen lächelnd notiert. So gleich zu Anfang die Geschichte von dem „funkelnagelneuen" Leutnant, der gewichtig den Besitz einer Bibliothek konstatiert, deren einziges Buch sich als ein geliehenes herausstellt. M. Herbert liebt es bisweilen, die eine oder andere Saite reichlich straff anzuspannen. Wir sehen ihr das, den Großleistungen ihres Talents gegenüber, verständnisvoll nach. Freilich drängen sich einzelne Wünsche auf. So auch hier. Zum Beispiel, daß sie einige Dialogteile einfacher gestalten möchte. Mitunter reden diese Menschen wirklich ein wenig „wie die Bücher". Aber schließlich: auch im Gespräch schürft ein erfahrener, gereifter oder ein ernster jugendlicher Charakter mal in die Tiefe und kleidet das ans Licht Gehobene in den entsprechenden Stil. — Die Charakteristik ist im ganzen glaubhaft und eindringlich. Daß ein sehr gescheiter, im besten Sinne vornehmer Mann sich in eine Sportpuppe verliebt, kommt ja leider vor. Nur am Helden will es uns garnicht einleuchten. Sonst aber ist dieser Wulffen vortrefflich herausgearbeitet, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen. Prachtvoll wirkt die Heldin, die sich stark und groß aus ihren Verirrungen emporgerungen hat zu dem Edelsten, das wir kennen: zu tief- und weitschauender, wahrer Güte. Der selbstfabrizierte Literaturlöwe: der „imfamigte Judenbengel", um mit Bräsig zu reden, ist famos, fast ein wenig grausam gezeichnet. Aber für solches Gelichter erscheint bisweilen das Härteste kaum hart genug. Und das künstlerische Gleichgewicht blieb gewahrt. Ueberhaupt ist die Oekonomie des Romans eine gute: der Aufbau durchsichtig, geschlossen, die Abwicklung des epischen Fadens gegen das Ende nicht — wie wir das sonst wohl bei dieser Autorin finden — einem gar zu raschen Tempo verfallend. Alles in allem: eine nach Inhalt und Form bemerkenswerte Schöpfung mit vielen dichterischen Schönheiten, mit herrlichen Tiefblicken in das, was uns armen reichen Menschen Nahes und Hohes bedeutet, beides bis zur letzten Steigerung. — Die ansprechende, aber in ihrer Technik etwas lose hängende zweite Novelle: „Aus den Familien-Erinnerungen des Grafen Moritz Biesendal", tritt an Wert vor der folgenden zurück. „Der häßliche Tag" ist ein fein geschliffenes Juwel, eine Dauergabe echt Herbertscher Art.

Von eigenartigem Talent zeugt Anna Freiin von Kranes Roman aus der Zeit Christi: „Magna peccatrix" (Köln a. Rh. J. P. Bachem, 8° 432 S., geh. ℳ 5.—, geb ℳ 6.—). Nichts von archäologischer Tüftelei. Die Verfasserin hat sich jenen Tagen und deren Ereignissen mit ihrem Geist, mit dem Besten ihrer eigenen Persönlichkeit nahezubringen gesucht und gewußt, hat dann das innerlich Geschaute, Empfundene, Durchlebte in die Sprache des 20. Jahrhunderts umgesetzt. Im großen und ganzen ist es ihr gelungen, unser Gefühl, das in bezug auf die Darstellung biblischer Vorgänge sehr empfindlich ist, nicht nur nicht zu verletzen, sondern ihm auch genug zu tun. Dies Urteil bedeutet an sich großes Lob. Dennoch scheint mir A. v. Kranes Hauptbegabung auf dem Gebiete des kleinen biblischen Geschichtsausschnittes, des lyrisch-religiöshistorischen Gedichtes in Prosa zu liegen, von dem sie uns bereits eine vorzügliche Sammlung, die jetzt in 2. Auflage veröffentlicht ist, gegeben hat: „Vom Menschensohn". Christus-Erzählungen. Mit Bildschmuck von Phil. Schumacher (ebenda, gr. 8°, 130 S., geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—). Ueber die Auffassung dürften hie und da die Meinungen auseinandergehen. Aber die fromme Innigkeit des Vortrags, die zart künstlerische Ausgestaltung des Stoffes werden auch den letzterem Fernerstehenden gewinnen, so lange er poetischer Stimmung zugängig ist.

Einen sprachlich und auch dichterisch interessanten, wenngleich stofflich recht heiklen Versuch, die alttestamentliche Zeit in Menschen und Ausdrucksart uns zu übermitteln, bietet Rudolf Burchardt in seinem frei rhythmisch gehaltenen Werkchen „Das Buch Joram" (Leipzig Insel-Verlag 8°, 12 S., geh. ℳ 1.—). In dem 9 Seiten umfassenden Nachwort redet er dem „Blutsverhältnis" aller künstlerisch fruchtbaren Kulturen zu ihren archaischen Literaturen das Wort und damit zugleich der den Nachlebenden allerdings selten verstatteten Möglichkeit oder gar Notwendigkeit, sich des „einmal für bestimmte Stoffkreise großartig ausgebildeten Tones ... nachdrücklichst zu bedienen". Sein Schlußsatz verdient Beachtung: „Wir müssen Seelen so künden, wie uns geheißen ist, uns und andere so nähren, daß wir und andere und spätere gedeihen. Wir sind der Appetite furchtbar satt, die ganze Welt ist voll Hunger."

Digitized by Google

Es gibt nur wenige Künstler, die dieser letzteren Wahrheitserkenntnis wirklich entsprechen. Zu ihnen gehört die große Schwedin Selma Lagerlöf, die sich, am rechten Ort und zur rechten Zeit, in hervorragender Weise biblischer Einfachheit zu befleißen versteht. Die Verbreitung ihrer Werke durch billige Ausgaben müssen wir aufs wärmste begrüßen. Der Verlag von Carl Ohlinger-Mergentheim hat in seiner von der Leo-Gesellschaft übernommenen Allgemeinen Bücherei (à Band 20 Pf.) zwei der besten Lagerlöfschen Erzählungen eingereiht: Ingrid (Nr. 3/4, geh. 40 Pf., geb. 80 Pf.) und Astrid (Nr. 2, geh. 20 Pf., geb. 50 Pf.). Beide sind getragen von dem Grundgedanken erlösender Liebe und durchweht von köstlicher Romantik, die sich zum Erhabenen steigert in Astrid, diesem Hohelied der Wahrheit, der Gnade, der Heiligkeit und ihres milden Sieges über das Unvollkommene. — Die „Allgemeine Bücherei" sei überhaupt hier herzlich empfohlen. Sie ist ersichtlich bei lobenswertem Weitblick bemüht, im Rahmen einer positiven christlichen Weltanschauung Gutes, womöglich Bestes zu bieten, nicht zuletzt unter den Erzeugnissen katholischer Autoren. Die Ausstattung ist, trotz des ungemein billigen Preises, eine vorzügliche: handliches Format, holzfreies Papier, klarer Druck, gefällige Umschläge, sehr geschmackvolle Einbände. Bis jetzt liegen mir außer dem Obengenannten vor: Handel-Mazzetti: Der Verräter. Fahrlässig getötet; Hamerling: Eutychia; Th. Rak: Sappho; Max Benno: Glück auf!; Joseph Hecher: Die Fürstentochter; Th. Rak: Die Sparsamkeit (preisgekrönt); Max Schoener: Der Zahnschmerz. — Als Nächstes folgten bzw. folgen: L. Jensels Lieder, Salzmanns Krebsbüchlein, Herm. Kurz' und Sheehans Erzählungen, Mörikes Gedichte und Erzählungen.

Ein liebenswürdig anspruchsloses Volksbüchlein kerngesunden Humors ist das „Salzburger Glöckerl. Lustige und leidige Geschichten" von Hidigeigei, im Leben M. Ortner genannt (Ravensburg, Friedr. Alber, kl. 8°, 291 S., brosch. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.20). Das beigegebene Bildnis des priesterlichen Verfassers schaut einen so herzerquicklich sonnig an (die Schrift des Namenszuges will sich nicht ganz damit decken), daß man so recht wohlgemut an die Lektüre geht. Unter den 24 Geschichten und Geschichtlein lassen sich verschiedene „ohne Schaden" wegdenken, zumal die bloß anekdotenhaft erzählten. Um eine regelrecht künstlerische Einwebung und Auswirkung der Tendenz handelt es sich nirgends. Man merkt allemal gleich die Absicht, wird aber kein einzigesmal verstimmt. Alles gibt sich warmherzig, zutraulich, urwüchsig — mitunter ein bißchen gar zu urwüchsig. Aber man nimmt das lachend in den Kauf, auch einzelne koboldhafte Uebertreibungen. Als Treffer unter den „G'schicht'n" nenne ich: „Der Wildschütz vom Hochkar", „Das Fastengebot", „Die Braut des Reservisten", besonders „Die Waldtaler" sowie „Von Mitterfill nach Uttendorf auf Umwegen in sechs Tagen." — Mit diesem Mann läßt sich's gut „heimgarten".

Scharf geschaut ist Hans Eschelbachs Roman „Das Tier" (Köln, Albert Ahn, 8°, 303 S., geh. ℳ 3.—). Inhaltlich schließt sich diese tragische Geschichte eines von Natur und Menschen stiefmütterlich behandelten „vaterlosen" Knaben an die früheren Eschelbachschen Werke: „Der Wasserkopf", „Die beiden Merks" und in etwa an „Im Moor". Dort wie hier tut sich die nachspürend verstehende Liebe zur Kindes- und Volksseele ergreifend kund. Dort wie hier erzwingt der Psychologe im Dichter Hochachtung, Bewunderung. Aber der Künstler im Dichter hat entschieden in „Das Tier" einen Schritt rückwärts getan, indem er die Grenzen des ästhetisch noch Zulässigen nicht durchaus respektierte. Die Reinheit der Absicht bleibt unbestritten. Aber Tatsache ist, daß dem Autor in einzelnen Szenen mißlang, was z. B. Paul Keller im „Sohn der Hagar" erreichte: das fast Unsagbare auch in der Wirkung sittlich und ästhetisch völlig rein zu sagen. Es ist schade um das Buch, das jedoch bei einer zweiten Auflage ohne Mühe von diesen schwülen Stellen — man verzeihe den Ausdruck — gesäubert werden kann. Eschelbach ist uns viel zu gut, als daß wir ihn nach einer gewissen Richtung hin à la Viebig arbeiten sehen möchten.

Inzwischen erobert Clara Viebigs Roman „Absolvo te" (Leipzig, Egon Fleischel, 8°, 392 S., geh. ℳ 5.—) in flott steigenden Auflagen die „Welt". Aber was für eine Welt! Jedenfalls eine mehr als halb blinde. Es ist schon arg, welche Verkennungs- und Entstellungssuppen dem lieben deutschen Publikum auf Kosten der katholischen Kirche, des katholischen Volkes in „künstlerischen" Absuden serviert werden. Und noch ärger ist es, daß das liebe Publikum das Servierte so gierig verschlingt. Auch um Clara Viebig ist's schade. Sie hat manches vom Künstler in sich: man denke nur an ihre „Wacht am Rhein". Aber seit geraumer Zeit mißachtet sie ihr Bestes. An Absolvo te ist fast alles grobe Mache, auf groben Effekt hin. Eine Unverständigkeit und Drauflosgeherei, die man schon nicht mehr tollkühn nennen kann. Von gründlicher Komposition, Charakteristik und Motivierung keine Spur. Das sind, wenn nicht völlig, so doch vorwiegend erdachte Menschen, und die meisten von ihnen ekelhafter Art. Zumal die „Heldin" — pfui Teufel! Aber was tut's? Es handelt sich ja nur um Polen und — den Katholizismus. Von letzterem hat die Verfasserin augenscheinlich keinen „Schein". Eben darum. Unsinn, du siegst!

Julnächte.

Das sind Nächte, reich an Segen,
Da die Glutendüfte weh'n,
Nächte, da auf allen Wegen
Glück und Frieden traulich geh'n;
Da die Engel Gottes schweben
Durch die stille, weite Welt,
Segnen auf den Höh'n die Reben
Und im Tal das Kehrenfeld;
Da sie streuen süßen Schlummer,
Wo ein Kämmerlein erhellt,
Und ein finst'rer Erdenkummer
Noch ein Herz umschlungen hält;
Nächte, da in Mondeshelle
Schwarz und ernst manch Kirchlein steht,
Wo die Engel auf der Schwelle
Leise sprechen ein Gebet.

Fritz Flinterhoff.

Münchener Kunst.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Die Sommerausstellung der Sezession bedeutet eine gute Durchschnittsleistung, wenn man sie vom Münchnerisch-anspruchsvollen Standpunkte beurteilt, im Sinne bescheidenerer Leute etwas Bedeutendes. Die Durchmusterung des Katalogs zeigt Namen älteren und neueren Klanges genug, berühmte und unberühmte. Gute Münchener Kunst in der Vergangenheit und Zukunft, beide vom Standpunkte einer in ihren Leistungen nicht untüchtigen Gegenwart beurteilt.

Die Plastik spielt wie immer quantitativ keine sonderlich hervorragende Rolle; was vorhanden, ist wenigstens zum Teil nicht ohne Interesse. Da sind tüchtige Tierstücke von Behn, Barwig, Krüger, Hauschild, Troubetzkoy und anderen. Das Porträt spielt eine beträchtliche Rolle. So finden wir Werke von Heer, Hahn, Floßmann, Janssen. Vom letztgenannten einen in schwarzem Granit ausgeführten Kopf des Malers Salzmann. Gute Plaketten sind von Ehehalt. C. A. Bermann lieferte eine ganze Anzahl von Büsten, darunter die in Bronze ausgeführten der Maler Bürgers und Dill, erschöpft aber mit diesen beiden die letzten Feinheiten der Charakterisierung meinem Empfinden nach nicht völlig. Von den ziemlich zahlreichen sonstigen Werken Bermanns interessiert ein großer Akt in Marmor „Erwachen zum Weibe", der schon 1907 in Mannheim gezeigt wurde. Endlich gedenke ich einer Halbfigur des Heilandes, der mit erhobener Hand mahnt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Das Antlitz Christi ist etwas beabsichtigt nervös, aber immerhin edel und bedeutend. Weniger kann man dies bei einem Kruzifixus rühmen, den H. Lang in naturalistischer Auffassung für die protestantische Markuskirche in Stuttgart gearbeitet hat. Die Fähigkeit unserer heutigen Plastiker zur Bewältigung großmonumentaler Aufgaben darf man nach den wenigen Proben, die unsere Sezessionsausstellung bietet, nicht beurteilen. Ganz besonders nicht auf religiösem Gebiete. Auch auf dem der profanen Dekorativplastik bringt man uns nicht viel. Hervorzuheben ist ein Wandbrunnen von Hahn, ein Satyr von Schwegerle. Großartig ist, trotz gesuchter Aeußerlichkeit, ein männlicher Torso von Rodin, von bedeutender Material- und Linienwirkung eine „Medea" von Peterich.

Die Gruppe der Malerwerke, zu denen ich auch die der graphischen Künste zähle, umfaßt zusammen gegen 200 Nummern. Die Interieurmalerei bietet gute und interessante Leistungen von Winternitz und anderen. Besondere Aufmerksamkeit erregt Louis Corinth mit einem „Metzgerladen". Der Gegenstand ist schon oft geschildert worden. Die Leistung Corinths erhebt sich bei durchaus impressionistischer Auffassung und Durchführung zu bedeutenden Wirkungen, die an die subtile Art altniederländischer Stücke erinnert. Albert von Keller schildert die „Impression eines Theaters", einen „Saal aus Versailles" und andere Innenstimmungen und erreicht mit ihrer überraschend feinen Herstellung ungewöhnliche Wirkungen. Zu rühmen ist ferner ein gediegenes Interieur von Hengeler. — Schöne Tierstilleben bieten Landenberger und Tooby; von letzterem verdient ein toter Fuchs besondere Aufmerksamkeit. Das lebendige Tier findet seinen bedeutendsten Schilderer noch immer in Heinrich von Zügel. Die Tiefe seiner Beobachtung von Körper und Licht und die Virtuosität seiner Farbengebung erreicht bisher niemand. Seine „Kühe im Moos" und noch mehr einige Heidschnuckenstudien beweisen diesmal Zügels Meisterschaft. — Von Uhde sehen wir eine sehr gut gemalte „Atelierszene", deren großes Format mit dem unwichtigen Gegenstande nicht recht zusammenstimmen will. Intimere Wir-

Digitized by Google

tungen erreichen seine kleineren Werke, „Herbstsonne„ und „Abendmusik", mit ihren prächtigen Licht- und Luftstimmungen und ausgezeichneten Farben. — Herterich gibt uns Gelegenheit, ihn als Dekorationskünstler zu bewundern. Von ihm stammt das große Deckengemälde im Haupttrestaurant der Ausstellung auf der Münchener Bavaria-Höhe. In der Sezessionsausstellung macht er uns die Beschauung des Gemäldes bequem durch Schaustellung des gleich großen Entwurfes. Natürlich kann dieser, senkrecht hängend, nicht seine richtigen perspektivischen Wirkungen üben, wie an seinem eigentlichen Bestimmungsorte, aber darüber setzt man sich leicht hinweg, um der Geschicklichkeit Anerkennung zu zollen, mit der der Künstler die zeichnerisch sehr großen Schwierigkeiten überwunden hat. Auch koloristisch wirkt das Bild erfreulich, das in zwei Szenen fröhliche Zusammenkünfte von Münchener Künstlern schildert. — Habermann gibt außer neueren Stücken eins aus viel früherer Zeit, einen tieftonigen Frauenkopf von 1874. Stuck zeigt zwei Gegenstände der mythologischen Welt in altbekannter Auffassung. Interessanter sind die beiden höchst delikat gemalten Maskenkostümbilder seines anmutigen Töchterchens. Von anderen Porträtleistungen erwähne ich die Halbfigur des Malers Gotthardt Kuehl von Dorsch-Dresden, ein Hayekbildnis von Gröber, Porträts von Bernard Oesterman-Stockholm, Hummel-München, Lavery-London, Blanche, Thiele und Spiro-Paris. Der großartigste Meister des modernen Bildnisses bleibt Samberger. Mag er auch die Manier des dunkeln Galerietons noch immer nicht ablegen, so gibt er doch, was die geistige Erfassung der von ihm geschilderten Personen betrifft, Analysen von einer Schärfe, wie sie kein anderer aufbringt. Von den fünf Bildnissen, die er diesmal ausstellt, sind besonders die des verstorbenen Malers Frank, des Musikdirektors Fischer und ein Selbstbildnis mit Bewunderung hervorzuheben. — Vortreffliches bietet die große Gruppe der Landschaftsmalereien. Hagen-Weimar, Hayek-Dachau, Golovkoff-Odessa, Kaiser-München, Achen-Kopenhagen, Crodel, Esser, Bürgers, Colombi, Reiser, Benno Becker, Lamm-Muggendorf bieten Werke bewährter Qualität. Die Landschaften des schwedischen Malers Hesselbom wirken in ihrer flächigen Art stark dekorativ. Keller-Reutlingen zeichnet sich durch ein paar tüchtige Dorfstudien aus, Leistikow durch eine tieftonige „Gartenpforte", gegen die sein „Scharmützelsee" zurücktritt. Toni Stadlers „Erdingermoos" ist ein äußerst feines, auf Silbergrau und Hellbraun gestimmtes Stück. Eindrucksvoll sind mehrere Landschaften von W. Lehmann, unter ihnen eine prachtvoll erfaßte, sehr hellfarbige „Gewitterschwüle". Pietzsch benutzt schwedische und korsikanische Motive, bleibt dabei aber zum Glück auch seiner alten Liebe, dem Isartal, treu. Den Straßenstudien von Charles Vetter, die ihre alten Vorzüge aufweisen, gesellen sich diesmal solche von Schramm-Zittau bei, dem sonst als Tiermaler bekannten Meister; er schildert seine auf Münchener Straßen und Plätzen schnell gewonnenen Eindrücke und erinnert in Auffassung und Farbe etwas an französische Art. Das besondere Fach der Bahnhofsschilderung ist auch diesmal von H. Pleuer interessant vertreten. — Von den Werken der graphischen Künste kann nur in aller Kürze die Rede sein. Zwei Aquatintablätter von O. Graf; farbige Radierungen von W. Geiger, A. Zorn-Schweden, O. Lange-Dachau; Ex libris von O. Greiner-Rom; Radierungen von C. Larsson-Sunborn (Schweden) seien herausgegriffen, ohne die Nichtgenannten zurücksetzen zu wollen; im selben Sinne nenne ich die schönen Zeichnungen von H. B. Wielandt, Pietzsch, Meier-Basel, Orlik-Berlin, Habermann.

Als einen Teil der zum Stadtjubiläum veranstalteten Unternehmungen bietet zurzeit das unter Leitung des hochverdienten Archivrates Dr. von Destouches stehende Städtische Museum eine historische Ausstellung, bestehend aus mehreren hundert Porträts und bildlichen Darstellungen der vielen Festlichkeiten, die vor einem halben Jahrhundert stattgefunden haben, als München 700 Jahre alt geworden war. Damit verbindet sich eine Reihe von Künstlerarbeiten aus der Regierungsperiode König Ludwigs I. Zusammengesetzt sind beide Gruppen aus den Beständen der Maillinger-Sammlung, des Historischen Stadtmuseums und des Stadtarchivs. Besonders auffallend sind jene Stücke, die 1858, nachdem die Festlichkeiten vorüber waren, der Jubiläumsverein der Stadt geschenkt hat. Darunter namentlich die Skizzen zu dem großen Festzuge und eine Anzahl von Architekturmodellen, die mit im Zuge getragen worden waren. Wir sehen unter letzteren die Darstellungen ehemaliger Zustände berühmter Münchener Bauwerke, so genau ausgeführt, wie es der Kenntnis jener Zeit gelungen war, die alten Tatbestände zu ermitteln oder zu vermuten. Das leise Lächeln, das man einzelnen dieser Rekonstruktionen gegenüber nicht unterdrücken kann, wird, hoffentlich ebenso schonend, nach wiederum 50 Jahren mancher unserer heutigen Herstellungen zuteil werden. Die sehr reiche Ausstellung von Bildnissen umfaßt solche von fürstlichen Personen, dann der beiden Gemeindekollegien im Jahre 1858, weiter von sehr zahlreichen Persönlichkeiten, die an den Stadtjubiläumsfestlichkeiten beteiligt waren. Nicht viele Städte haben so viel Namen aufzuweisen, die nach einem halben Jahrhundert noch unvergessen sind. Dann sehen wir Abbildungen der damaligen Kunstausstellung im Glaspalaste, Medaillen, Archivalien und dergleichen. In der Gruppe der Künstlerarbeiten spielen, wie sich's für München gebührt, die Lithographien eine große Rolle, darunter jene von Strixner, Gärtner, Heideck, Piloty, Heß. Von letzterem ist eine besonders große Zahl von Werken zur Schau gebracht, dabei über fünfzig Zeichnungen. Viele der ausgestellten Lithographien sind von anderen Künstlern nach Heßschen Werken ausgeführt worden, so besonders die neununddreißig Bilder der „Befreiung Griechenlands".

Aus ungedruckten Witzblättern.

Ein Rat für die „freiheitlichen" Grazer und Innsbrucker Studentlein!

Ist das die goldne Freiheit, die ihr meinet,
Die sonst bei Kannibalen pflegt „modern" zu sein,
Die jedem, der nicht just wie ihr erscheinet,
Schlägt schleunigst seinen lieben Schädel ein? — —

Bis jetzt hab ich von Stieren nur erfahren,
Daß die Couleurangst sei ihr Monopol;
Nun seht auch ihr in der Couleur Gefahren
Für eurer Freiheit, die ja keine ist, Idol!

Um dieses Kalb tanzt ihr in tollem Reigen;
Zum Heulen traurig: schon ein kleines Band,
Das euch die „freien Klerikalen" zeigen,
Bringt euch total um euren Hausverstand.

Hört meinen Rat: Euch fehlt's an klarem Denken;
Mit eurer Logik ist es vollends aus;
Wenn ihr nicht bald beschließet einzuschwenken,
Dann diagnostiziert man noch aufs Irrenhaus!

Drum hört: Von Wahrmund heißt's, daß er verdufte,
Man sagt, für zwei Semester nach Paris;
Damit er „Rechtsphilosophie" dort schufte;
Nun bittet ihn recht innig, und er tut's gewiß:

Er mög' statt dessen Logik dort belegen;
Und ihr könnt dann nach seinem Studium
In zwei Semestern ihn in Graz bewegen
Zu einem Logik-Privatissimum. Perkeo.

Bühnen- und Musikrundschau.

Gegen Ruederers „Wolkenkuckucksheim" im Künstlertheater gingen der „Allgemeinen Rundschau" von mehrerern Besuchern der Aufführung lebhafte Proteste zu. Ein im öffentlichen Leben stehender, hochangesehener Herr aus Oesterreich schreibt: „Ich bin erstaunt, daß auf einer Bühne, welche dem Kgl. Hof- und Nationaltheater angegliedert ist, derartige rüde Sottisen nicht etwa nur gegen die Zentrumspartei und den Abgeordneten Roeren zugelassen werden (auch die stets „stinkende" Sozialdemokratie bekam ihr Teil ab), sondern daß auch die Sittlichkeitsbestrebungen als solche, denen die Königlich Bayerische Staatsregierung selbst ihre Unterstützung leiht, in dieser zynischen Weise lächerlich gemacht werden dürfen. Während im Landtag der Kultusminister für die christliche Erziehung kräftige Lanzen bricht, wird auf einer königlichen Bühne das christliche Sittengesetz verhöhnt und von einem gröhlenden Bildungspöbel verlacht. Nach dem Dichter Ruederer, der, wie ich höre, auch Mitglied des Zensurbeirates der Königlichen Polizeidirektion ist, wäre die völlige sittliche Zügellosigkeit das höchste Menschheitsideal. Daß man an einer königlichen Hofbühne auch über den Deutschen Kaiser spötteln darf, war mir völlig neu. Aber der Simplicissimusgeist scheint ja bis hoch hinauf seine betäubende Wirkung zu üben." — Ein alter Münchener schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Gegen einen solchen Skandal hilft kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden. Das Publikum langweilte sich im allgemeinen. Für die Abrechnung mit dem Scherlismus und dem liberalen Kapitalismus hatte man nur ein mattes Lächeln. Sobald aber ein saftiger Schlager gegen die Sittlichkeitsfanatiker vom Schlage des Abgeordneten Roeren und des Zentrums, gegen diese Heuchler und Bötier fiel, wieherten die meisten förmlich vor blödem Behagen. Man sieht, die leitenden Herren des sogenannten Künstlertheaters wissen dem Geschmacke ihres Publikums Rechnung zu tragen. Daß die Kgl. Hofbühne die moralische Verantwortung trägt, scheint Nebensache zu sein. Der merkwürdigen Sittenpredigt wohnten auch zwei junge Prinzen des Kgl. Hauses bei." — Aus den bisher vorliegenden Berichten Münchener Tagesblätter läßt sich kaum andeutungsweise ersehen, daß es sich um derartige Dinge gehandelt hat. Nur die „Münchener Post" spricht von „dem breitmäuligen Zentrumsmann mit der Bildung von

Digitized by Google

Aubing und Straubing, symbolisiert in dem Halbgott Herakles mit der (bayerischen) Löwenhaut." Die „Münchner Neuesten Nachrichten" machen aus dem „Königlich-bayerischen" gleich einen „Königlich böotischen" Löwen. Die „Augsburger Abendzeitung" konstatiert sehr deutlich, daß die Satire sich u. a. gegen das „bajuwarisch-ultramontane Knotentum" richte.

Der Komödiendichter Ruederer hat die berufsmäßige Kritik sehr unsanft angepackt und dadurch erreicht, daß fast die ganze Lokalpresse ihn vorsichtig mit Sammethandschuhen behandelt. Ruederers ganze Art hat zweifellos einen genialen Zug; er bewährt sich auch als der Aufrechte unter all den Vielen, die sich unter seiner Peitsche ducken. Ob die Geprügelten ihm mit der gleichen großmütigen Nachsicht begegnen würden, wenn er nicht zufällig auch der einzige Erbe eines Millionärs wäre? Freilich konnte er als solcher das Milieu des liberalen Kapitalismus aus nächster Nähe studieren, ohne allzu sehr von den Sorgen des Alltags und der misera plebs geplagt zu werden. Das liberale Blatt, dessen Charakterlosigkeit er in seinem Buche über München so unbarmherzig bis auf den letzten Lappen entblößte, erweist ihm jetzt fürstliche Ehren, indem es jede seiner Geistesschwingungen durch drei Berichterstatter mit verteilten Rollen sachverständig zergliedern läßt. Komödie über Komödie! Die Stammgäste des Café Stefanie gehören eben zu den Auguren, die einander niemals ernstlich wehe tun. Wer diesen Kreis etwas näher kennt, versteht in der Münchner sog. „Kritik" manches, was sonst unverständlich wäre. Da verbrüdert sich, was der Natur der Sache nach im bitteren Kampfe die Degen kreuzen müßte. Wer das homerische Gelächter der Ruederer, Halbe, Ganghofer, Wedekind, wenn sie unbelauscht in ihren vier Wänden sind, einmal mitgenießen könnte! Es ist halt alles „Komödie" auf dieser buckeligen Welt. Aber das sogenannte Publikum darf nichts davon merken. Mundus vult decipi. Otto v. Erlbach.

Künstlertheater. Die Uraufführung des „Wolkenkuckucksheims" von Joseph Ruederer fand bei einem dem Dichter wohlgesinnten Publikum eine gute Aufnahme, für die Regisseur Basil dankte. Ein künstlerischer Erfolg war sie jedoch durchaus nicht. „Nach den Vögeln des Aristophanes" schreibt der Autor, der sich übrigens in dem Stücke mehrfach über die Kritik lustig macht, wie sie in eiliger Nachtarbeit abwägen wird, was Eigentum des antiken und was Erfindung des modernen Satirikers ist. Sie wird es Herrn Ruederer nicht übel nehmen, daß von Aristophanes nicht viel übrig bleibt, denn die „Vögel" sind für unsere heutige Bühne doch flügellahm geworden. Wir sehen in ihnen eine Verspottung von Zeitzuständen, in die wir uns schwer einfühlen können, und wir wissen nicht, welchen Zweck diese Tendenzdichtung verfolgte. Wenn die Athener dem Dichter 414 nur den zweiten Preis zuerkannten, so haben sie vielleicht auch den Mangel eines klarlinig gesteckten Zieles gefühlt. Auch bei Ruederer fällt es schwer, die Gesamtidee herauszuschälen. Anfänglich schien es, als wollte er, gleich Goethe, der die Vögel zur höfischen Belustigung in seiner ersten Weimarer Zeit umgedichtet hat, sich auf literarische Satire beschränken. Herr August Scherl, verschiedene Literaturjuden und auf Klassizität schwörende Professoren werden ziemlich lustig karikiert, und besonders wird die Theaterkritik hergenommen. Dazwischen gibt es einen törichten Ausfall gegen den Abgeordneten Roeren, über den sich das Publikum recht kindisch freute. Herr Ruederer vermag keine Bosheit zu unterdrücken, die ihm in die Feder kommt. Nachdem also die Sittlichkeitsbestrebungen des Zentrums, denen sich übrigens ja der liberale Münchener Abgeordnete ausdrücklich kürzlich im Reichstage angeschlossen hat, ihren Fußtritt erhalten, schwenkt der Autor völlig in die politische Satire ein, ein schlafmütziger Liberalismus, Zentrum, Sozialdemokratie, Polizeistaat, Beamtentum, Götter, Atheismus usw. werden mehr oder minder „geistreich" glossiert. Ob die Aufführung derartiger tagespolitischer Satire Aufgabe eines der Hoftheater-Intendanz unterstellten Künstlertheaters ist, darf billig bezweifelt werden. Im allgemeinen teilt der Verfasser seine Bosheiten gleichmäßig aus. Schafsköpfe sind sie nach seiner Meinung alle, bei Zentrum und Sozialdemokratie kommt jedoch noch der Vorwurf der skrupellosen Geschäftspolitik dazu, und von all diesen Narren, dunklen Ehrenmännern und Spießbürgern hebt sich die Lichtgestalt des Dichters Euelpides ab. Es wird uns genügend klar gemacht, daß Euelpides mit Ruederer zu übersetzen ist. Nach immer lichteren Höhen strebt Herr Ruederer, der so turmhoch über allen steht, empor, aber auch vor Jovis Thron winkt ihm nur Enttäuschung. Er wird zur Erde zurückkehren, seine Ideale einschränken und künftig für die „Gartenlaube" dichten. Nun, letzteres ist Sache des Hrn. Scherl. .... In dem Stück wird unter anderem zum Gaudium des Publikums mit einer deutlichen Spitze gegen den Deutschen Kaiser eine Politik des vielen Redens verurteilt. Leider vergißt Ruederer dabei, daß in der Poetik eine endlose Suada jedenfalls von größerem Uebel ist. Das Stück ist stellenweise erheblich langweilig. Es war dies auch der Eindruck von Leuten, die aus gesellschaftlichen oder kameradschaftlichen Gründen geklatscht haben. Das Zustandekommen des Künstlertheaters war, so wird von gewisser Seite mit Begeisterung kund getan, ein „europäisches" Ereignis. Nun entweder ist Europa altersschwach oder man nimmt heute eben den Mund sehr voll. Mit solch — den „Faust" und „Was Ihr wollt" ausgenommen — literarisch belanglosem Repertoire reformiert man nicht die Bretter, die die Welt bedeuten und schafft kein „Bayreuth des Schauspiels". Daß Hengeler launige Vogelmasken und Kostüme schuf, gebe ich gerne zu. Die übrige puritanische Ausstattung gelänge einem geringeren Künstler auch. Beer-Walbrunn hat für jeden Akt eine langatmige, musikalische Introduktion geschrieben, die bisweilen angenehm volkstümlich, bisweilen etwas gesucht geistreich ist. Die Darsteller fanden sich mit ihren wenig dankbaren Aufgaben gut ab; Basil, Graumann und Stettner seien besonders genannt.

Im Hoftheater wurde als letzte Opernvorstellung vor den Ferien unter starkem Andrang „Fidelio" gegeben. An Stelle Frl. Morenas sang Frl. Auguste Gerstorfer vom Theater in Bremen die Leonore. Sie besitzt eine umfangreiche Stimme, die mühelos in die sehr reizvoll klingende Höhe ansteigt, in der Tiefe jedoch zuweilen etwas nüchtern ist. Im ganzen bot sie eine sehr ansehnliche Leistung, die auch durch eine großzügige Darstellung unterstützt wird. Als Florestan gastierte Herr Martin Wilhelm vom Stadttheater in Elberfeld, ein sehr talentvoller junger Münchener. Seine vielversprechenden Mittel wurden anfänglich durch Befangenheit an Wirkung beeinträchtigt, doch zeigte er später neben manchem Unausgeglichenen reizvolle, in der Höhenlage glänzende Töne, die ohne Anstrengung den zahlreichen Schwierigkeiten der Partie gerecht wurden. Der junge Sänger fand starken Beifall und wurde am Schlusse mit den übrigen Künstlern unzählige Male hervorgerufen. Es wäre vielleicht rätlich, Herrn Wilhelm nach den Ferien nochmals Gelegenheit zu geben, in der einen oder in der anderen Rolle vor das Publikum zu treten, bevor man sich über seine dauernde Verwendung in unserem Ensemble schlüssig macht. Die übrige Wiedergabe bot unter Fischers prächtiger Leistung recht Gutes. Frl. Brunner ist eine liebenswürdige Marzelline, sehr kraftvoll gibt Feinhals den Pizzaro und Gillmann ist ein prächtiger Rocco. Brodersen repräsentiert den Minister vorzüglich und Hofmüller bewährte sich wieder als Jacquino bestens.

Berliner Gäste. Nachdem kürzlich im Volkstheater Bassermann, unstreitig ein Vertreter realistischer Darstellungskunst ersten Ranges, mit großem Erfolge gastiert hatte, sind Mitglieder des Deutschen Theaters und der Kammerspiele im **Schauspielhaus** eingezogen. Es ist leider kein ganzes Ensemble; störender im „Kaufmann von Venedig" als in Wedekinds „Erdgeist" wirkte die Mischung mit heimischen Kräften. Schildkraut ist ein bedeutender Shylock, Sprache, Maske und Geste von einer eindringlichen Charakteristik. Er gibt den Juden nüchterner und weniger effektvoll wie etwa Possart, aber er ist eine starke, überzeugende Individualität. Im übrigen fanden wir bei den Berlinern und bei den Münchenern nichts, was uns sonderlich gefesselt hätte. Man betonte das Lustspielmäßige, Burleske stärker, als man es gewohnt ist, und gab Shylocks Tochter das Unpersönliche orientalischer Frauen. Bei Wedekind bot Frau Eysoldt (Lulu) eine Meisterleistung in der Gestaltung dieses perversen, amoralischen Geschöpfs. Als Dr. Schön fesselte Steinrück, der bekanntlich für unsere Hofbühne verpflichtet ist. Die Aufnahme der Gäste war eine gute; um Wedekind tobte der übliche Kampf des Beifalles und des Protestes.

Verschiedenes aus aller Welt. Weingartner verteidigt sich in einem offenen Briefe gegen die Vorwürfe, welche infolge seiner Kürzungen der „Walküre" gegen ihn erhoben wurden. Er sei bei seiner dreißigjährigen künstlerischen Tätigkeit zur Ueberzeugung gelangt, daß manche Teile der „Nibelungen", des „Tannhäusers" und des „Holländers" zu lang geraten sind im Sinne der Organik, der dramatischen Notwendigkeit und bei den letztgenannten früheren Werken auch des einheitlichen Stils. Hier sinnvoll zu kürzen halte er für künstlerische Pflicht. — Auf dem Dache des Berliner Opernhauses brach in den Vormittagsstunden Feuer aus, das bald gelöscht wurde. — In Christiania besteht die Absicht, die Wohnung Henrik Ibsens in ein Museum umzuwandeln. Der Sohn des Dichters findet den Gedanken unpraktisch und empfiehlt die Errichtung eines Archives, das Ibsens Manuskripte und Briefe aufnehmen soll. — Die vom Schillerbund angestrebten Nationalfestspiele für die deutsche Jugend im Weimarer Hoftheater werden sich infolge einer größeren Geldspende 1909 erstmalig ermöglichen lassen. — In Bad Wildungen bot Hofkapellmeister Meister ein Musikfest zu Ehren Max Schillings, das über das Schaffen des Komponisten einen guten Ueberblick gewährte und begeisterte Aufnahme fand. — Die Stuttgarter Hofbühne brachte als letzte Neuheit am Schluß der Spielzeit „Sommernacht" und „Das Recht auf Treue" von Ganghofer. Der Erfolg war bescheiden. — Die Opernvorstellungen der „volkstümlichen Woche" der Wiesbadener Hofbühne fanden bei ausverkauften Häusern statt. — Eine Theaterausstellung wird 1911 in Rom veranstaltet. Durch Aufführungen soll hierbei die Entwicklung des internationalen Theaters von der Antike bis zu d'Annunzio, Shaw und G. Hauptmann gezeigt werden.

München. L. G. Oberlaender.

Digitized by Google

Die Festspiele im Opernhaus zu Köln. Die im Sommer 1905 zum erstenmal abgehaltenen Festspiele erneuerten sich heuer zum dritten Male. Es wurden sechs Opern gegeben, von denen am meisten die drei musikalischen Lustspiele Figaros Hochzeit, Meistersinger und Verdis lang nicht mehr gegebener Falstaff gefielen. Die Mozartsche Oper, in der Kammersänger Fritz Feinhals (München) den Grafen sang, dirigierte der städtische Kapellmeister Fritz Steinbach. In den Meistersingern, in denen Generalmusikdirektor Felix Mottl (München) die musikalische und Prof. Ant. Fuchs (München) die szenische Leitung hatten, sang Feinhals den Hans Sachs und schnitt beide Male vortrefflich ab. Kammersänger Rud. Moest vom Hoftheater in Hannover trat für Pogner ein, Minni Nast (Dresden) für Evchen, Geis (München) für Beckmesser und unser Liszewsky für Kothner, Alb. Reiß (Neuyork) für David. Im Chor wirkten mit: 130 Sänger des Kölner Liederkranz, die oberste Chorklasse des Konservatoriums und der Damenchor des Düsseldorfer Stadttheaters. Prof. Fuchs gelang es, diese Menschenmasse malerisch zu gruppieren und zu ordnen. Die Kölner Oper unter Operndirektor Kapellmeister Lohse und Oberregisseur d'Arnals wollte in Verdis Falstaff zeigen, daß sie bei diesen Festspielen konkurrenzfähig sei. Das war sie auch. Für den Falstaff hatte man allerdings den Wiener Kammersänger Leopold Demuth gewonnen, der einen Ruf in dieser Partie besitzt, den er auch hier bewährte. Das Wert, dem man nicht anmerkt, daß es ein nahezu Achtzigjähriger geschrieben, beruht mehr auf den Ensemblesätzen als auf Solonummern. Weil nun mit einer einzigen Ausnahme nur einheimische Kräfte mitwirkten, konnte eine Einheitlichkeit erzielt werden, die bei den anderen Aufführungen beim besten Willen nicht zu erreichen war. So vertrat in Figaros Hochzeit Kammersänger Paul Knüpfer den Figaro, Frl. Hempel die Susanna. Beide gehören der Berliner Hofoper an. Die Gräfin sang Frl. Lola Artot von der Komischen Oper in Berlin; sie ist die Tochter des einstens so berühmten Sängerpaares Artot de Padilla. Sie hat bei ihren Eltern vortrefflich singen gelernt. Für den Dr. Bartolo sprang mutig Herr Georg Sieglitz (München) für ein plötzlich verhindertes Kölner Mitglied ein. Er verstärkte durch seinen urwüchsigen Humor die komische Gruppe, die aus hiesigen Mitgliedern bestand: Fr. Welden (Marzelline), J. v. Scheidt (Antonie) und M. Pauli (Don Curzios). Tristan, den Prof. Artur Nikisch (Leipzig) leitete, wäre beinahe in die Brüche gegangen, wenn nicht Kammersänger Paul Kalisch (Wiesbaden) sich bereit erklärt hätte, die Titelrolle zu singen. Diese hatte Kammersänger Burrian übernommen, er war auch gekommen, erklärte sich aber wegen Uebermüdung außerstande zu singen. Für die Isolde hatte man seine Kollegin Kammersängerin Martha Leffler-Burchard gewonnen; für Brangäne unsere frühere Altistin, die jetzige Wiener Hofopernsängerin Ottilie Metzger-Froitzheim. Als Kurwenal bewährte sich, wie immer, unser Liszewsky. Den König Marke sang ein junger Bassist aus Leipzig, Kase. Für Tristan und Falstaff hatte Kunstmaler Ferd. Götz (München) die Kostüme und Dekorationen geliefert. Schon bei den ersten Festspielaufführungen hatte man eine Beteiligung des Auslandes geplant. Indes lehnte die Komische Oper in Paris unter nichtigen Gründen ab, wie sie das jetzt auch bei den Prager Festspielen getan hat. Dagegen führten die Verhandlungen mit den Direktoren des Theater de la Monnaie (Brüssel) wegen eines Gesamtgastspiels zu gutem Ende. Unsere Nachbarn — die Belgier — führten mit einem vornehmen Personal zunächst Puccinis Spieloper La vie de Bohème und dann das lyrische Drama Pelléas und Mélisande, Dichtung von Maurice Maeterlingk, Musik von Claude Debussy, auf. La vie de Bohème fand allgemeines Gefallen, während die Meinungen über Pelléas und Mélisande sehr geteilt waren. In Form und Anlage greifen die Verfasser auf die frühmittelalterlichen Mysterienspiele zurück. Während die einen die präraffaelitische Musik — wenn man so sagen darf — entzückend fanden, wollten andere so etwas Langweiliges noch nicht gehört haben. Die Rolle der Mélisande wurde durch Miß Mary Garden von der Opera comique in Paris und dem Théâtre royal de la Monnaie in Brüssel vortrefflich gegeben. Dagegen war der Vertreter des Pelléas, Mr. Jean Perier, stimmlich schon zu degeneriert, um durchschlagen zu können, Mit glänzenden Stimmitteln ausgestattet, brachte Mr. Bourbon den eifersüchtigen Gatten der Mélisande zur Geltung. Das städtische Orchester, das sich unter den verschiedenen Dirigenten aufs beste bewährte, war auf 100 Künstler gebracht. Prof. Hermann Kipper.

Berufsbildung für Mädchen. Das heranwachsende Mädchen zu befähigen, im praktischen Leben eine Stellung auszufüllen, wenn es gilt, diese Aufgabe haben sich die **Bildungsanstalten für Kindergärtnerinnen** gestellt. Durch theoretischen Unterricht und praktische Uebung im Kindergarten werden die Schülerinnen zum Erziehungsberufe vorbereitet, sei es um diesen Beruf als Erwerb auszuüben oder bei Gründung einer eigenen Familie; denn der Beruf der Mutter erfordert ebenso eine gründliche Ausbildung in der Wissenschaft der Kindererziehung, wie der Beruf der Lehrerin und Kindergärtnerin. Wer Kinder erziehen will, muß die Seele des Kindes kennen, er muß von der Psychologie des ersten Kindesalters einen Begriff haben. Zu all diesen Kenntnissen, soweit sie den Erziehungsberuf der Frau berühren, ist in der Fröbelschen Lehrmethode der Kern enthalten. Der Fröbelsche Lehrgang bietet die mannigfachsten Anregungen zur Berufsbildung der Mädchen. Eine gut empfohlene Anstalt für Kindergärtnerinnen katholischer Konfession befindet sich in **Hof a. d. Saale (Bayern). Vorsteherin Frl. A. Zittel.** Preise sehr mäßig. Referenzen von katholischen Pfarrämtern und früheren Schülerinnen zur Verfügung.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bei dem Eintritt in das neue Semester drängt sich jedem Beobachter der finanzwirtschaftlichen Zeitläufte unwillkürlich der Vergleich mit vorhergegangener Zeit auf, Vergangenheit und Zukunft werden scharf abgewägt. Die Bilanz, die hierbei von sorgsam prüfenden Kritikern gezogen wird, ist, wie dies nicht anders vorauszusehen war, eine schlechte, und das Wörtchen Enttäuschung spielt die Hauptrolle bei der Beurteilung des Fazits innerhalb dieser Zeitperiode. Die ganzen Monate hindurch erlebten alle Faktoren von Handel und Industrie sowie Börse und Kapitalistenpublikum eine Kette von Enttäuschungen. Drei Momente waren bestimmend in der Beurteilung und Entwicklung der finanzwirtschaftlichen Situation unseres Heimatlandes sowie des gesamten internationalen Weltmarktes. Diese drei Punkte bildeten in erster Linie die Geldmarktpolitik, die Konjunkturentwicklung und dann, wenn auch in verminderter Stärke, die Position in Amerika. Deutschlands Handel und Wandel hat vor allem in seiner Abhängigkeit von den Auslandsmärkten positiv zu leiden. Zu konstatieren ist allerdings, dass gerade durch die Bildung der Rohstoffverbände und Syndikatsbestrebungen viel von der Schärfe der Konkurrenz genommen worden ist. Wie überall, so liess auch hier die Stärke der Einigkeit die heftigen Bewegungen in der rückläufigen Kurve des Konjunkturkreislaufes weniger pekuniären Schaden aufkommen. Da in Bälde die Dividendentaxen bekannt werden und die Resultate unserer Industriewerte, insbesondere der Montan-, Kohlen- und Eisen-Papiere einigermassen gesichtet sein können, wird man gut tun, die Erwartungen nicht sehr hoch zu schrauben. Es bleibt jedoch feststehende Tatsache, dass der Kern und die gesamte Tendenz der deutschen Industrien durchaus gesund und fast immer auf reeller Basis aufgebaut sind.

Auf Regen folgt Sonnenschein, und bei ruhigem Ausharren und unverzagtem Hoffen, das gerechtfertigt und begründet ist, werden die Kapitalistenkreise vielleicht in absehbarer Zeit steigende Renten und eine höhere Bewertung ihrer investierten Beträge registrieren können. Deutschland muss sich nicht nur im Punkte der hohen Politik auf sich selbst verlassen können, sondern auch bezüglich des nationalökonomischen Standpunktes und der Finanz- und Handelskräfte ist Deutschland bemüht, a self made nation — eine Nation aus eigener Kraft — zu sein. Da keine grossen Fehler oder Missgriffe weder nach aussen noch nach innen im Punkte des natürlichen Werdeganges der Industrie und des Handels gemacht worden sind, wird diese Entwicklung, mit momentanen Unterbrechungen ausgenommen, sicherlich kommen, ob früher oder später.

Ein günstiges Omen in der Konstellation dieses Programms und ein nicht genug einzuschätzendes Moment prognostiziert sich in der Geldmarktsituation. Die hohen Sätze und die die Grenze des Möglichen streifenden knappen und beunruhigenden Notenbankausweise haben sich ins Gegenteilige verwandelt. Man spricht trotz der erhöhten Ansprüche zum Quartalsende von einer wahren Geldabundanz. Auch die Geld- und Diskontsätze, sogar an den deutschen Märkten, melden exorbitant niedrige Normen, in Berlin par exemple annähernd 2½ %. Wenn der übrige Börsenverkehr sich auch als ein Strohfeuer von kurzer Dauer erwiesen hat, so scheinen doch die Flüssigkeit der Geldmärkte und damit in direktem Zusammenhang die Festigkeit der Rentenmärkte vorerst wenigstens anzuhalten. Die Grossbanken ermässigten ihre Sätze für Depositengelder auf etwa 2½ % bis 2 %. Die natürliche Folge und Konsequenz für das Sparpublikum sowohl, wie auch für den Kapitalisten im allgemeinen ist die Suche nach einer höheren Verzinsung der disponiblen Mittel. Es war daher erklärlich, dass die Rentenwerte, insbesondere solche mit 4%iger Verzinsung beim Publikum in eine höhere Gunst aufrückten. Auch der reelle und sicherlich den Tatsachen entsprechende Erfolg der Subskription der 4%igen preussischen Schatzanweisungen dürfte durch diesen Hinweis und in Gefolgschaft mit der momentanen Favorisierung unserer heimischen Fonds erheblich influenziert worden sein. M. Weber.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft A.-G. in München hat, wie uns gemeldet wird, im ersten Halbjahre 1908 4 Villen und Bauplätze im Ausmasse von 228,500 Quadratfuss solvent verkauft.

Zahlungseinstellung Bankkommandite Gebrüder Klopfer. Diese Affäre erregte wegen der Details der Katastrophe und der Ausdehnung der Verbindlichkeiten innerhalb der finanziellen Kreise Deutschlands grosses Aufsehen; sie scheint jedoch in ihrer Wirkung nicht den Umfang anzunehmen, wie im ersten Moment geglaubt wurde. Die Gläubigerversammlung ergab trotz einer Anwesenheit von zirka 200 Gläubigern eine vollständige Einstimmigkeit: den Anträgen der Liquidatoren und Nachlassverwalter hinsichtlich eines aussergerichtlichen Engagements wurde ohne Debatte zugestimmt. Sämtliche anwesenden Gläubiger, insbesondere die Hauptbeteiligten sowie die Grossbanken und die übrigen Grossgläubiger, haben sich auch bereits schriftlich nach dieser Richtung hin einverstanden erklärt. Die bekannt gegebenen Ziffern der Aktiven und Passiven ergeben per Saldo eine Ueberschuldung von rund M. 935,000. , welcher Betrag einer Quote von 87 % gleichkommt. Freilich ist hierbei in Betracht zu ziehen, dass der aufgestellte Status nur ein provisorischer ist, und in Anbetracht der Kürze der Zeit durften sich dieserhalb noch wesentliche Aenderungen ergeben.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrl. Anlagen. Restauration u. Café. Billig Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philomena

katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve.

System Kneipp. Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. — Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Kainzenbad Neuerb. Kurhaus in prächt. Hochgebirgslage. Mineral-Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Grosser Park. Alle modern. Kurmittel. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Vorzügliche diät. Küche. Prosp. Arzt: Dr. Behrendt. **bei Partenkirchen.**

Sanatorium Wasserheilanstalt **Wolbeck** bei Münster in Westfalen.

Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesternpflege. Grosser Wald. Ruhigste Lage. Bahn- und Poststation. In den Sommermonaten frühzeitige Anmeldung erbeten für die Kurhäuser. Im Städtchen billige gute Unterkunft. Prospekt und Auskunft gratis.

Dr. med. W. Lackmann.

Bad Brückenau - Hotel Füglein

Telephon 6. Elektr. Licht. 5 Min. vom Bahnhof. Schön eingerichtete Fremdenzimmer. — Hübscher Garten.

: Altrenommiertes : Haus in schöner Lage am Saume herrlicher Waldungen und in nächster Nähe des Kurgartens.

Restauration zu jeder Tageszeit. — Hausdiener zu jedem Zuge am Bahnhof. — Das Haus ist das ganze Jahr geöffnet.

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Eifelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach. 3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley,** Hausen-Blens.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Zimmer von 1.75 bis 10 Mk.

Zentralheiz. Bäder. **BERLIN** HOTEL STEWEN (Kath. Vereinshaus) Elektr. Licht.

früher **Krebs' Hotel**

Niederwallstr. 11 **Zentrum der Stadt.**

Nahe der St. Hedwigskirche, sowie der Kgl. Schlösser, Theater und Museen. — Vorzügliche Küche — Aufmerksame Bedienung.

Frühstück 75 Pfg.

Arminiusquelle Lippspringe in Westfalen.

Heilquelle gegen Lungenleiden, Asthma und Kehlkopfkatarrhe. Wasserversand während des ganzen Jahres. Grosser Park, reizmilderndes Klima. **Neu eingerichtetes Badehaus, Inhalatorien neuesten Systems, Dampfheizung.**

Pensions-Hôtel Kurhaus. Vorzügliche Verpflegung. Elektr. Licht. - Liegehalle. - Näheres durch die **Brunnen-Administration** der **Arminiusquelle.** — Das in Lippspringe neu hergerichtete **Kurbad mit seinem „Kurbrunnen"** steht mit unserer seit **70 Jahren** bewährten **Arminiusquelle** und deren Verwaltung nicht in Verbindung. **Die Administration der Arminiusquelle.**

Lippspringe, Westfalen (Bahnstation).

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium)

für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige.

Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach.** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke. Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. Behandlung chron. Lungenkranker ausserhalb der Anstalt nach der bewährten Methode von Dr. N. Hanika.

München-Nymphenburg, Ludwig-Ferdinandstr. 1 Tel. 9791.

Einsiedeln, Gasthof „zur Krone"

Bestempfohlenes Haus. — Anerkannt vorzüglichste Bedienung bei bescheidenen Preisen. — Von der hochw. Geistlichkeit bevorzugt. — 7 deutsche kathol. Zeitungen.

Achtungsvoll empfiehlt sich **N. Lienhardt.**

Nordseebad Scheveningen.

Hotel-Restaurant Hollandia Maaswijkstraat 1—16.

Unmittelbar am Strande und Bahnhof. Zimmer mit Frühstück fl. 1.50. Pension mit Zimmer von fl. 3.— ab. Deutsche und franz. Küche. **P. Lamp.**

Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad

Bad Steben

Grosse Erfolge bei Blutleere, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden,

Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht und dgl. Prospekte gratis durch die Kgl. Badeverwaltung.

bei Hof.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete „Remmel's **Gicht- und Rheumatismusöl**" beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung 5.— M. Zahlr. glänzende Dankschreiben. **Chem.-Pharm. Laboratorium Carl Remmel,** Landshut 25, Bayern.

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung **billiges Unterkommen** für auswärtige, am Platz beschäftigte **Kellnerinnen** geboten.

Anmeldung Arbeitsamt — Zweibrückenstrasse 20.

Für Damen allerorts bietet sich guter, leichter, distreter „Nebenverdienst" im Hause. Muster und Auskunft 30 Pfg. (Marken). **Rich. Ackermann,** 10. Gössnitz, S.-A., K. 315.

Sommerfrischler

finden bei mässigem Preis vorzügliche Pension in **Haus Weinbach** bei **Wipperfürth,** unmittelbar an gross. Waldungen, 8 Min. von der Stadt, Garten, sehr reine Luft. **A. Schulte.**

Carthäuser Wein-Cognac nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 Mark per Literflasche die Weinbrennerei von **M. Rehe** in **Karthaus** b. **Trier.**

Das seelen- u. gemütvollste aller Hausinstrumente: **Harmoniums** m. wundervollem Orgelton. Katalog gratis. **Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.** Illustr. Prospekte auch über den neuen **„Harmonista"** Spielapparat mit dem jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.

In der Einmachezeit leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügl. Dienste. Preis nur 40 Pf. **Bratbüchlein,** 142 köstl. Bratspeisen ohne Fleisch 70 Pf., geb. 1 Mk. Handelslehrer **Rehse, Hannover 6.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1018), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 18. Juli 1908. V. Jahrgang.

Das soziale Studententum.

Von

Dr. Carl Sonnenschein, M.-Gladbach.

Es ist auch in unserem Studententum lebendig geworden. Am längsten und am erfolgreichsten hat es sich gegen die Einflüsse von außen gewehrt und sein farbenfrohes Privilegiendasein gegen die Welt draußen abzuschließen gewußt. Die neuen Verhältnisse jedoch, die mit der Entwicklung unseres Verkehrswesens beginnen, im Industrialismus ihren eigentlichen Träger finden und mit Gewerbefreiheit und Freizügigkeit einen ganz neuen wirtschaftlichen Boden schufen, haben auch dem Studententum gegenüber sich durchgesetzt. Die breite geistige Regsamkeit der Volksmassen, die von der Volksschule über die Presse bis zur politischen Mitarbeit geht, hat diese Entwicklung abgeschlossen und ihr unbesiegbare Festigkeit gegeben. Das Studententum lebt und arbeitet so unter ganz neuen Bedingungen und zeigt daher auch eine starke innere Umformung in Gefolgschaft dieser ersteren.

Fassen wir die einzelnen Elemente dieser neuen Umgebung ins Auge, deren Einwirkung es unterliegt.

Die uns umgebende Welt ist zunächst objektiv komplizierter geworden. Die wirtschaftlichen Veränderungen, die mit der Maschine einsetzten, die von der Industrie zum Handel und Verkehr übergingen, die zur Selbsthilfe und Gesetzgebung führten, die neue Rechtsformen, neues Bildungswesen und neue Anschauungen im Volksganzen erzeugten, änderten gegen früher wesentlich das Wissensobjekt unserer Gebildeten. Alles ist komplizierter geworden. Der Mediziner von heute, der Jurist, der Theologe, der Philologe, der Techniker bedarf einer ganzen Reihe von Kenntnissen über die Struktur des Staates, über Gesellschaftsformen und Einrichtungen, über Psychologie von Volksklassen.

Die Umgebung ist dann zweitens auch als lebendiges Subjekt gegen früher anders geworden. Der Volksgenosse der spießbürgerlichen Zeit war naiv, anspruchslos, unkritisch und ohne Klassenbewußtsein, ihn amüsierte das frohe Leben der Studentenschaft und er machte sich um so weniger aus Extravaganzen und törichtem Luxus etwas, als er selbst auskömmlich leben und in mannigfacher Hinsicht vom Wohlstande der jungen studierenden Bourgeoisie mitgenießen durfte. Seine Seele war die eines Dieners, den Klassengegensatz und Menschenwürde nicht erregten. Das ist heute wesentlich anders geworden. Die Naivität von früher ist verschwunden. Die rings um uns herum an den Wegen stehen, sind von der Entwicklung der Zeit zu harter Arbeit und lebendiger Regsamkeit erzogen worden. Sie rühren sich und schaffen, sie rühren sich und denken, sie rühren sich und schließen sich zusammen, um ihre Lage zu bessern, um im Volksganzen einen Ausdruck für ihre Nützlichkeit zu finden. Wer nicht arbeitet, ist für sie ein nutzloses Glied der Gesellschaft, das sie hassen. So schauen sie den Studenten von heute mit kritischen Augen an. Eine Zeit, die Achtzehnjährige zu Tausenden in die Bergwerke und in die Fabriken schickt, die Achtzehnjährige auf den Kontoren und im rastlosen Handel und Gewerbe beschäftigt, die Achtzehnjährige an die Schalter der Eisenbahn und in die nervöse Arbeit des Telephonamtes stellt, die Achtzehnjährige scharenweise in elender Heimindustrie aufreibt, eine solche Zeit ist strenger mit den Achtzehnjährigen, die bunte Farben tragen und frohe Feste feiern und statt eines Sonntags in der Woche deren sieben haben. Der Student von heute kann unmöglich an diesem Gegensatz, ohne nachzudenken, vorübergehen. Wir wären auch schon viel früher zu tieferer Empfindung dieses Kontrastes gekommen, wenn unsere Universitäten im Kohlen- und Industriegebiete gelegen hätten. Ich kann mir Heidelberger oder Marburger Studententum in Meiderich und Ruhrort oder zwischen den Eisenwerken von Krupp nicht denken, und keiner kann es sich denken, so schwer sind die Gegensätze zwischen der alten studentischen Art und der neuen ringsum gewordenen Welt.

Zu diesen beiden Elementen, zum komplizierten Wissen und zum kritischeren uns umgebenden Milieu kommt ein drittes, das gerade in den letzten Jahren besonders dringlich geworden ist. Wir stehen heute an einem gewissen Haltpunkt unserer Entwicklung. Unsere ganze Arbeit auf innerpolitischem und auf sozialem Gebiete hat sich in gewisser Weise erschöpft. Die Staatseinheit ist gefunden, die großen sozialen Gesetze sind wesentlich festgelegt und bedürfen jetzt nur noch sorgsamer Ausbeutung und konsequenten Ausbaues, nicht aber mehr erschütternder neuer Gedanken. Auch die Organisationsbestrebungen in unserem Volkstum haben sich in feste Formen gegossen, mit der gewerkschaftlichen Arbeit rechnen wir als mit etwas Selbstverständlichem und ins nationale Ganze Hineingehörenden. Je älter diese Arbeit wird, um so ruhiger, um so detaillierter, um so weniger packend wird sie. Und doch können wir nicht sagen, daß wir glückliche Verhältnisse zu bekommen im Begriffe wären. Die Gesetze werden empfunden als etwas Ertrotztes, das man längst hätte geben sollen, das man aber nur gab, weil man drohende Fäuste sah, oder als etwas Erfeilschtes und Abgemarktetes. Die Organisationen sind wirtschaftlich gerichtet und können nur wieder wirtschaftliche Erhebung geben. Wir fühlen aber alle, daß damit die Schwierigkeiten nicht behoben sind. Wir fühlen alle, daß wir mehr nötig haben, um auch innerlich, wie wir es äußerlich taten, zu einem Volksganzen auszuwachsen, daß wir dazu des Geistes bedürfen und des gegenseitigen Verständnisses, daß Gesetz und Organisationen an bestimmten Grenzlinien versagen, und daß die letzten Lösungen erst gegeben werden können, soweit es überhaupt Lösungen auf dieser Welt gibt, von Bewegungen, die eine geistige Einheit in unserem Volksganzen zum Ziele haben. Diese Betrachtung rückt unsere gebildete Welt und damit das Studententum als den lebendigsten und elastischsten Träger unserer Bildungsbestrebungen wieder in den Vordergrund. Soll Friede in unserem Staate werden, dann muß die gebildete Welt der Kopfarbeiter mit der bildungsbedürftigen der Handarbeiter gemeinsam fühlen, dann muß ein jeder von uns seine Geistesarbeit tatsächlich auf das Volksganze hinrichten, und die anderen müssen wieder lernen, ehrliches Vertrauen zu dieser Hingabe des Gebildeten und Besitzenden an die Nation und ihr Wohl zu erhalten. Soll derartiger Geist, der notwendig ist, über uns kommen, so muß er lebendig werden an allererster Stelle in unserem Studententum.

Diese drei Erwägungen[1]) sind nun, wenn auch spät, so doch tatsächlich und mit fester elementarer Kraft in unserem Studententum lebendig geworden, und man sagt demjenigen, der mit den regsamsten unserer Studenten einige Fühlung hält,

[1]) Sie sind des näheren ausgeführt und begründet in meinem Broschürchen „Kann der moderne Student sozial arbeiten?“ Volksvereinsverlag, M.-Gladbach 1908, Preis 50 Pfg.

Digitized by Google

nichts Neues, wenn man behauptet, daß nicht nur eine tiefe Sehnsucht nach neuen Gestaltungen und neuen Aufgaben durch unser Studententum geht, sondern daß auch schon eine bemerkenswerte und kraftvolle Betätigung auf dieses Ziel hin vorliegt. Es gärt und dehnt und reckt sich überall in unserem Studententum, und die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Schlagbäume, die es noch vom wirklichen Leben trennen, zerschlagen sein werden.

Wir glauben an diese Entwicklung um so eher, als sie nicht ohne Vorbild ist. Um Tagesfragen und um Bestrebungen des Volkes hat sich doch unser Studententum in früherer Zeit auch schon energisch gekümmert. Es hat doch schon einmal oder schon mehrmals die Mitarbeit an derartigen Fragen als sein Privileg und seine Ehrenpflicht angesehen. Studenten waren die Vorkämpfer der Verfassung, Studenten waren die jubelnden Herolde kommender Staatseinheit, Studenten zogen zum Reichsbegründer im Sachsenwald, Studenten haben im Kulturkampf auf beiden Seiten in der ersten Front gestanden, Studenten sind bei uns Katholiken in den Jahren des Kirchenkampfes die heroischsten Vorkämpfer gewesen für Weltanschauung und Christentum. Dann erst kam die graue und ideallose Zeit, kamen die Tage, in denen es als vornehm galt, sich um niemanden zu kümmern und in der Klausur zu leben, die Tage, in denen man die glühenden Freiheitslieder der vierziger Jahre sang, ohne ihren Sinn zu verstehen und ohne ein Recht zu haben und ohne auch nur ein Recht haben zu wollen auf das, was sie besagten, Tage, in denen die tiefsten nationalen Erregungen, die sozialen nämlich, an jungen Menschen fast spurlos vorübergingen, nicht an allen, aber an den meisten. Sie haben mit ihren Liedern und Farben und ihren Festen und Kneipen da gesessen und den Blick von all dem weggewandt, was die Wirklichkeit an starker Kraft und realem Werden darbot. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher diese unterschiedliche Behandlung der politischen Fragen in früherer Zeit und der wirtschaftlichen in der heutigen stammt. Das Soziale ist gegenüber dem Politischen immer ein Stiefkind gewesen.[2])

Heute ist das anders. Immer zahlreicher werden die jungen Akademiker, denen diese alte Leere, dieses weltferne Sichabschließen nicht mehr paßt, und die Hand anlegen, die breite Brücke vom Studententum zur Wirklichkeit zu bauen. Es ist das meines Erachtens für unsere gesamte gebildete Welt ein überaus wichtiger Zeitpunkt und es ist keine Phrase, wenn wir sagen, unser Studententum stehe vor einer neuen Epoche. Es bricht mit alten, schal gewordenen Formen, und es taucht in Ströme unter, die wohl imstande sind, es auch in anderer Beziehung zu neuem Leben zu regenerieren.

Wir Katholiken stehen lebendig mitarbeitend in dieser Umformung mitten drin. Ist es schon für uns allgemeine Pflicht, in derartigen, für die Nation wichtigen Bewegungen regsam mitzutun, so ist noch besonders bei diesem Umschwung der Dinge unsere Stellung eine überaus günstige. Der Zusammenhang mit dem Volksganzen hat bei uns nie so stark erschüttert werden können wie bei anderen. Der Katholizismus ist stärker als Volksorganisationsform, denn jede andere Konfession. Er hält an der Einheit des Dogmas und der Ethik für die da oben und die da unten fest. Es ist dieselbe Kirche und dieselbe Kanzel und dieselbe Kommunionbank, an der sich alle treffen, und wir sind in den letzten Jahrzehnten durch die Entfaltung unseres Vereinswesens stark in der Betonung dieses einheitlichen Volksganzen erhalten worden. Die Fahnen unserer Arbeitervereine haben in der Kirche gestanden, und Männer wie Kolping und Ketteler sind bei uns, auch bei den Gebildeten, populäre Gestalten geblieben. Ich sage das nur, um damit anzudeuten, daß wir aus psychologischen Gründen bei dem Brückenbau vom Studententum zum Volksganzen ganz sicher die ersten und bereitesten sein werden.

Es hat daher auch die ganze neue Tätigkeit (die in der Gründung eines „Sekretariates sozialer Studentenzirkel", dem der Verfasser dieses Artikels vorsteht, ihren Ausdruck und Stützpunkt fand) bei uns überaus schnell und tief Boden gewonnen, und wir können heute ohne Uebertreibung sagen, daß die grundlegende formierende Arbeit geschehen ist. Eine formierende Arbeit nach doppelter Richtung hin.

Zunächst einmal wäre es außerordentlich wichtig, den Inhalt und die Ziele des „sozialen Studententums", wie wir es nannten, klar festzulegen. Die allermeisten, die gegen soziale Interessierung der Studentenschaft stimmten, haben dies wohl aus dem unangenehmen Gefühl heraus getan, daß sie es mit nichts Festumgrenztem und klar Definiertem zu tun hatten. Man hielt die ganze Bewegung für etwas Modehaftes, für den Sentimentalismus von ein paar Idealisten, für die Einseitigkeit einiger Durchgänger, und fürchtete auch wohl für eine Mischung parteipolitischer Agitation mit dieser sogenannten sozialen Arbeit und dadurch für Schwierigkeiten innerpolitischer Art. Demgegenüber hat unsere letztjährige Arbeit die Ziele der Bewegung klar und scharf herausgearbeitet.

Wir wollen ein dreifaches: Erstens die Vermittlung einer größeren Kenntnis der inneren Zusammenhänge unseres Volkes, des Denkens und Fühlens unserer Volksgenossen, der Struktur der heutigen wirtschaftlichen Formen. Dieses Wissen umfaßt einmal allgemeine volkswirtschaftliche Kenntnisse. Es muß die Zeit kommen, in der es als unfair gilt, daß jemand die Universität verläßt, ohne von Tarifen und Gewerkschaften und ländlicher Wohlfahrtspflege und den Gegenständen der Elementarschulbildung und Heimarbeit und Arbeitsvermittlung etwas zu wissen. So lange dies Wissen noch nicht obligatorisch auf den Gymnasien und Universitäten geboten wird, muß die Studentenschaft durch Privatstudium, durch Besuch fakultativer Vorlesungen, durch gemeinsames Studium und durch Vorträge diesem Ziele zustreben. Es darf jedoch bei diesem allgemeinen volkswirtschaftlichen Wissen nicht bleiben, sondern es muß ein praktisches Wissen derjenigen Dinge hinzukommen, welche augenblicklich in unserem Volksganzen sozial erhebend, innerlich bildend und gegenseitig aussöhnend wirken. Es gibt so manch einen, der mit seinem theoretischen Wissen in der Praxis hilflos dasteht, weil ihm nicht bekannt ist, wie die beschriebenen Kräfte hic et nunc im Volkstum wirksam werden, Leute, denen die Probleme der Handwerkerfrage lebendig sind, die aber neben einem Gesellenhaus wohnen, ohne sich je über die Bedeutung dieser Vereinsarbeit klar geworden zu sein.

Ein zweites Ziel, das durch die soziale Studentenbewegung erreicht werden muß, ist die Weckung eines wärmeren Interesses für die Fragen des Volksganzen. Interesse ist noch nicht immer mit dem Wissen gegeben. Es gibt perfekte Nationalökonomen und sogar soziale Beamte, die persönlich recht antisozial sind. Zum Interesse gehört auch der Wille, und den gilt es wach zu rufen.

Dieser Wille muß sich dann drittens den Weg zu den Vertretern der anderen Berufsstände bahnen. Die Studenten müssen in stärkeren Verkehr mit denselben treten. Es kann da natürlich nicht ein beliebiger Bierbankverkehr mit Mitgliedern der arbeitenden Stände ohne ernsteren Zweck in Frage kommen. Ebensowenig streben wir eine schwärmerische Verbrüderung von Studententum und Proletariat an, wie sie wohl in hochgehenden politischen Epochen, bei Romanen und Slawen, gefunden wird. Vielmehr kommt ein Bildungsverkehr in Betracht, der zwischen regsamen Studenten und regsamen Vertretern anderer Stände sich entwickeln soll. Zwischen diesen ist eine Aussprache fruchtbar. Fassen wir diese letzten Gedanken zusammen in das Wort: das soziale Studententum muß geistige Arbeitsgemeinschaft mit den handarbeitenden Volksgenossen zuwege bringen.

Mit dieser dreifachen Zwecksetzung ist der eine Teil der Arbeit erledigt worden, und es hat dann nur noch die Aufgabe vor uns gelegen, die geeignetsten praktischen Formen und Wege zu diesem Ziele zu projektieren, durchzuprüfen und auszubauen. Es kann nicht Aufgabe dieses Artikels sein, diese einzelnen Formen der Reihe nach hier zu beschreiben und in ihrer Wichtigkeit und Zielstrebigkeit darzustellen, vielmehr sollen dieselben hier nur aufgezählt werden.[3])

Zunächst kommen als äußerst wichtige Organisationen die Akademischen Vinzenzvereine in Betracht, welche die eigene Gabe haben, wie die Caritas überhaupt, junge Menschen ungeheuer tief zu beeinflussen, manche tiefer als die formvollendetsten Vorlesungen. Ebenso wie sie empfehlen sich verschiedene Formen von Studentenvereinigungen,

[2]) Eine Reihe vorzüglicher Bemerkungen finden sich in dem Broschürchen von Naumann: „Stellung der Gebildeten zur Politik." 1907. Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg. Preis 30 Pf.

[3]) Was bis zu Beginn des Sommersemesters 1908 praktisch erreicht worden ist, lese man in den „Mitteilungen des Sekretariates sozialer Studentenzirkel" (Nr. 1) nach, die studentischen Interessenten unentgeltlich vom Sekretariat (M.-Gladbach, Sandstr. 5) zugestellt werden. Nichtstudenten können sich als „Teilnehmer" gegen Entrichtung eines Jahresbeitrages die fortlaufende Zusendung der Mitteilungen sowie sämtlicher anderen Veröffentlichungen des Sekretariates sichern.

Digitized by Google

große Soziale Vortragsvereinigungen, eigentliche Soziale Studienvereinigungen und schließlich die Sozialen Freundeskreise. In den größeren Vereinigungen soll die Masse der Studentenschaft angeregt werden, während die kleineren die Seele der sozialen Studentenarbeit für die einzelnen Universitätsstädte bilden. Es sollen in ihnen Studium und praktische Initiative zusammengehen, Kenntnis sachlicher Dinge und Fühlung mit einzelnen Persönlichkeiten. Ein klassisches Feld, auf dem der Konnex mit den arbeitenden Klassen gepflegt werden kann, wird von den Studentischen Arbeiterkursen dargeboten, die äußerst wirkungsvoll erscheinen. In den Ferien spinnen Soziale Ferienvereinigungen mit Vorträgen und Besichtigungen den Faden weiter. Soziale Ferienzirkel pflegen nach Art der semestralen Freundeskreise in engerem Umfange das Studium intensiver, und Heimatliche Arbeiterkurse übertragen den Gedanken der Studentischen Arbeiterkurse aus der Universität in die Ferien. Schließlich beabsichtigen wir nach englischem Muster auch bei uns mit Settlementsarbeit zu beginnen. Von dieser ganzen lebendigen Arbeit versprechen wir uns mit der Zeit auch eine tiefere Rückwirkung auf das Interesse der Korporationen für soziale Bestrebungen. Dort wird von selbst Vorträgen und disziplinierterer Bildungsarbeit auf diesem Gebiet wachsende Sorge zugewandt werden, zu welcher erste Ansätze überall vorliegen, Ansätze, die bei der Freistudentenschaft schon in hervorragender Weise bewußte Pflege erfahren haben.

Dieser Aufzählung müßten noch außerordentlich viele Details hinzugefügt werden. Vier unentgeltlich zur Verteilung kommende Flugblätter sind bisher in 10000 bezw. 15000 Exemplaren Auflage herausgegeben worden.[4])

Alles übrige kann an anderen Orten oder in dieser Zeitschrift ein anderes Mal gesagt werden.

Fassen wir es zusammen. Die Wege liegen klar vor uns. Die Ziele sind konkret aufgestellt. Die Motive entfalten in immer klarerer Kraft ihre innere Bedeutung. Eine neue Auffassung der Dinge pocht an unsere Seelen und hat schon in unserer Mitte viele ergriffen. Nicht nur Realismus dessen, der diese Zeit verstehen will, um in ihr vorwärts zu kommen, sondern konkreter Idealismus dessen, der als ganzer Mensch und als wahrer Christ in dieser seine Pflicht tun will. Das ist's, Kommilitonen, was in unseren Reihen erwacht.

Ich will schließen mit den Worten des ersten Flugblattes: „Die Volksgenossen von heute erwarten unsere Mitarbeit. Sie stehen schon seit langem abseits. Es ist Mißtrauen zwischen sie und uns gesät worden. Das stärkste Mißtrauen säten die, denen das Wort „Volksganzes" ein ungekannter Begriff war, und die für sich, und nur für sich, gearbeitet haben, die Egoisten. Etwas anderes sind sie nicht, auch wenn sie im Mantel des Herrenmenschentums die Philosophen spielen. Das, Kommilitonen, sind die Verräter des Volkstums, das sind die Feinde der nationalen Arbeit. Das Volk, dem noch das Christentum in die Seele geschrieben steht, erwartet von uns die Ueberbrückung der Kluft. An uns ist es, Vertrauen zu säen. Kritisch schauen die Volksgenossen uns an. Die naive Zeit bäuerlicher Unkultur und patriarchalischer Auffassung ist vorbei. Wache Augen und wache Herzen rings. Wehe, wenn es da keine Jugend gibt, die, statt zu feiern und in den Händen Becher zu heben, in ihren Händen und in ihren Herzen die Herzen des Volkes trägt."

[4]) Nr. 1 „Studenten und soziale Welt" ist allgemein orientierend und dient zur Verbreitung bei Einführungs- bzw. Gründungsversammlungen. Nr. 2 „Soziale Ferienarbeit" richtet die Aufmerksamkeit auf das Vielfältige, das während der Ferien geschehen kann. Nr. 3 „Akademische Vinzenzarbeit" erinnert an die caritativen Pflichten des Studententums und drängt auf die Gründung besonderer Vinzenzvereine für Studenten bzw. auf die Mitarbeit mit den Pfarrkonferenzen. Nr. 4 „Soziale Studienvereinigungen" arbeitet die schon oben erwähnten Formen sozialer Vereinigungen für die Semesterzeit heraus. An Interessenten werden die genannten Flugblätter in jeder beliebigen Anzahl unentgeltlich abgegeben.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Mahnworte an die Studierenden.

(Aus einer akademischen Vorlesung.)

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Weyman.

Die Signatur unserer Zeit ist nervöses, unruhiges, fieberhaftes Hasten und Drängen nach dem vorgesetzten Ziele. Konkurrenz, Daseinskampf, Ueberfüllung auf allen Gebieten. Von der ruhigen Behaglichkeit und Beschaulichkeit, wie sie noch im Leben der ersten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts zutage getreten ist, ist heute nichts mehr zu sehen und zu verspüren. Auch der Hochschulbetrieb steht unter allen anderen Zeichen eher als unter dem der Gemütlichkeit. Möglichst bald fertig zu werden, d. h. in möglichst kurzer Zeit den unumgänglich notwendigen Lernstoff sich anzueignen und die vorgeschriebenen Prüfungen zu machen, um nicht noch später, als es schon so wie so bei den heutigen, in fast sämtlichen Berufen „schlechten Aussichten" der Fall ist, ins Brot zu kommen, das ist das Bestreben wenigstens der Mehrzahl der Studierenden, die unsere Hörsäle füllen, und es wäre töricht, wenn wir Dozenten diesem Bestreben jede Berechtigung absprechen und in unserem Unterrichtsbetrieb gar keine Rücksicht darauf nehmen wollten. Nein, auch wir haben die Pflicht, mit den gegebenen Verhältnissen und mit den praktischen Bedürfnissen zu rechnen; aber wir beide Kategorien, Studierende und Dozenten, dürfen uns mit der Deckung der praktischen Bedürfnisse nicht begnügen, wir beide sind im Gewissen verpflichtet, auch dem höheren Imperativus der Wissenschaft nach Maßgabe unserer Kräfte zu genügen, denn erst dadurch kommt ein ideales Moment, ein idealer Faktor in unser Tun, das im anderen Falle nicht anders denn als ein handwerksmäßiges, ein banausisches bezeichnet werden könnte. Das redliche Bemühen aber, auch den idealen Faktor zu seinem Rechte kommen zu lassen, wird ganz von selbst etwas zügelnd und bremsend auf uns wirken. Es wird uns nötigen, auf der uns vorgeschriebenen Straße festen und zügigen Schrittes vorwärts zu gehen, aber es wird uns verbieten, in sinnloses Laufen und Hetzen zu verfallen. Es wird uns nötigen, das praktische, materielle Ziel, dem wir zustreben, nicht aus dem Auge zu verlieren, aber es wird uns nicht verbieten, nach rechts und nach links zu blicken, ja es wird uns sogar veranlassen, hie und da Halt zu machen, Umschau zu halten, bei uns selbst einzukehren und über das Woher und Wohin reiflicher nachzudenken, als es während des Marsches selbst möglich ist. Wichtige Etappen auf unserem Marsche bilden die Semesteranfänge, besonders der Anfang des Wintersemesters, wo jedesmal eine größere Zahl von Studierenden als frische Truppen zu uns stoßen.

Der Beruf des akademischen Lehrers, so schön er ist und so begierig er von zahlreichen jungen Männern angestrebt wird, ist nicht ohne Nachteile, wenn man ihn mit dem anscheinend bescheideneren der Lehrer an mittleren und niederen Schulen vergleicht.[1]) Abgesehen von der größeren Unmittelbarkeit und der fortwährenden Gegenseitigkeit des geistigen Verkehrs, wie sie der Unterricht an diesen Anstalten mit sich bringt, ist es besonders die Möglichkeit, sich fort und fort über den Erfolg oder Nichterfolg der Lehrtätigkeit orientieren zu können, um die wenigstens ich die Kollegen an der Mittelschule beneide. Wir Hochschullehrer laufen fort und fort Gefahr, den richtigen Weg zu verfehlen, sei es, daß wir uns etwas zu hoch in die Lüfte erheben und einem Teile unserer Hörer wenigstens eine Zeit lang nicht mehr oder doch nicht mehr völlig verständlich sind, sei es, daß wir uns zu weit herabsenken und uns den Vorwurf seitens der begabteren oder fortgeschritteneren Hörer zuziehen, daß wir Allbekanntes und Elementares in Breite erörtern, sei es, daß wir zu viel oder zu wenig in das Detail des Stoffes eingehen, sei es, daß wir zu rasch oder zu langsam vorgehen und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Verhältnismäßig selten dringt ein Wort der Kritik aus dem Kreise der Hörer an unser Ohr, gleichfalls nur selten vermag uns eine an der Art und Weise eines Anderen geübte Kritik zur Einkehr im eigenen Herzen zu veranlassen. In der Hauptsache sind und bleiben die vorzüglichsten Gelegenheiten, unseren Lehrbetrieb auf seine Brauch-

[1]) Es hat mich gefreut, bei O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1902 S. 213 Anm. zu lesen: In den Heidelberger Jahren hat R. wiederholt geäußert, daß „ein erfolgreiches Schulmeisterwirken" vielleicht „wohler tut, als dies Soliloquium auf dem Lehrstuhl".

Digitized by Google

barkeit zu prüfen, jene für alle Beteiligten wenig erfreulichen und doch für die überwiegende Mehrzahl der Studierenden nicht zu umgehenden Veranstaltungen, durch welche der Staat sich über das innerhalb einer gewissen Zeit von seinen zukünftigen Dienern erreichte Maß von Kenntnissen und Fähigkeiten zu vergewissern sucht, die das Studium im engeren Sinne des Wortes abschließenden Examina.

Wir richten unsere Vorlesungen und Uebungen nicht auf diese Examina ein, denn wir würden damit ohne Zweifel das Niveau des Hochschulunterrichtes in bedenklicher Weise herabdrücken, wir ignorieren aber auch nicht diese im Leben von Hunderten und Tausenden von jungen Leuten eine entscheidende Rolle spielende Institution, und wir dürfen sie nicht ignorieren. Vielmehr muß jeder von uns nach Maßgabe seiner Kräfte sich bestreben, Sie in die Wissenschaft als solche einzuführen und damit auch zur Erfüllung der bei den Prüfungen und weiterhin in der Ausübung Ihres Berufes an Sie gestellten Anforderungen zu befähigen. Wo andere Gegensätze sehen, erblicke ich Harmonie. Ich lasse nicht die Alternative Wissenschaft oder Vorbereitung für Prüfung und Beruf gelten, ich kenne nur eine wissenschaftliche Vorbereitung auf Prüfung und Beruf, und zwar muß es in der Hauptsache gleich bleiben, ob mit dieser Prüfung, wie es für die überwiegende Mehrzahl wenigstens in erster Linie gelten wird, die zur Anstellung berechtigende Prüfung oder die Doktorprüfung, ob mit dem Berufe ein praktischer oder der rein gelehrte, akademische gemeint ist. Gewiß werden sich diejenigen, denen ihre materielle Lage es gestattet, das letztgenannte Ziel ins Auge zu fassen, und die infolgedessen auch nicht an die gewöhnliche zeitliche Begrenzung des Studiums gebunden sind, in mancher Beziehung freier bewegen können als die übrigen, werden sich in ausgedehnterem Maße auf Detail- und Spezialstudien einlassen können, als die Majorität ihrer Kameraden, aber der Unterricht, wie wir ihn geben, zerfällt nicht in einen esoterischen und exoterischen, wir bieten, was wir bieten können, allen dar und hoffen, daß die beiden erwähnten Kategorien unserer Hörer dabei einigermaßen auf ihre Rechnung kommen werden. Diese allgemeineren Erwägungen drängen sich mir gerade beim diesmaligen Semesteranfang mit besonderer Gewalt auf, weil ich noch unter dem frischen Eindrucke einer jener Veranstaltungen stehe, auf die ich vorhin hingedeutet habe. Glauben Sie mir, meine Herren, man ist zu leicht geneigt, die Prüfungen nur vom Standpunkte der Prüflinge aus zu betrachten. Seien Sie versichert, die Prüfung ist eine Prüfung auch für den Prüfenden. Wohl muß es sich der Kandidat gefallen lassen, daß bei dieser Gelegenheit sein *Wissen* erforscht wird, aber wir erforschen dabei unser *Gewissen*, und jeder pflichtbewußte Lehrer wird sich, wenn Mißerfolge im einzelnen oder im ganzen zu konstatieren sind, die Frage vorlegen: Ist es bloß Unfleiß oder Mangelhaftigkeit der Begabung, überhaupt nur eine auf seiten der Kandidaten liegende Ursache, die das Unglück herbeigeführt hat, oder trifft auch dich ein Teil der Schuld? Ist nicht dein Lehrbetrieb nach dieser oder jener Seite hin verbesserungsbedürftig? Und es ist durchaus nicht im Widerspruch mit meinem früheren Satze, daß wir unsere Vorlesungen nicht auf die Prüfungen einrichten, wenn ich es als selbstverständlich bezeichne, daß wir die Resultate unserer Gewissenserforschung und die Erfahrungen, wie man sie bei einer Prüfung machen kann, für unsere Unterrichtgebung nutzbar zu machen suchen. Aber wenn wir auch bisweilen schuldbewußt an die eigene Brust klopfen müssen, noch öfters müssen wir doch die Wahrheit des trivialen Satzes erproben: „Wer nicht hören will, der muß fühlen.“ Hören ist hier in einem doppelten Sinne zu fassen. Wer nicht auf die Mahnworte des Lehrers hören will, und da diese gewöhnlich in den Vorlesungen gesprochen werden, wer nicht Vorlesungen hören will, der muß die Folgen am eigenen Leibe verspüren. Glauben Sie mir, meine jungen Freunde, ein Irrtum ist darum nicht weniger irrig, weil er allgemein verbreitet ist. In den Kreisen der Münchener, wie der Erlanger, der katholischen, wie der nichtkatholischen, der farbentragenden, wie der nichtfarbentragenden Studenten lebt zäh der Irrglaube fort, daß man eigentlich nicht viele oder gar keine Vorlesungen zu hören brauche, daß sich der in diesen vorgetragene Stoff ebensogut oder noch besser aus Büchern lernen lasse, und es soll sogar Herren geben, die im Alter, wenn auch nicht in der Weisheit schon ziemlich vorgeschritten sind, welche die jüngeren Semester in dieser verkehrten Ansicht befestigen helfen. Ich bestreite es durchaus nicht, daß sich viel Wissensstoff aus der gedruckten Literatur besser aneignen läßt als aus einer Vorlesung, aber der Studierende, besonders der Anfänger, bedarf der leitenden Stimme des Lehrers, schon um den Weg zu den richtigen Büchern zu finden und um sich in den Büchern zurecht zu finden. Es ist ja eines der Ziele, die der akademische Dozent verfolgt, den Studierenden anzuregen und in den Stand zu setzen, gelehrte Werke seines Wissensgebietes zu studieren, weil dies die notwendige Voraussetzung für die Erreichung des weiter und höher gesteckten Zieles ist, die Studierenden zum selbständigen Arbeiten, zu Versuchen in der wissenschaftlichen Produktion anzuhalten. Die Erfahrung lehrt, daß die nach eigenen Rezepten verfahrenden Studierenden sich oft schlimm vergreifen und überhaupt nicht Bücher, die auf diese Bezeichnung Anspruch erheben können, sondern elende Kompendien, die oft mit sachlichen Fehlern behaftet sind, zur Hand nehmen, so daß von einem auch nur einigermaßen tieferen Eindringen in die betreffende Disziplin gar nicht die Rede sein kann. Was speziell die Wissenschaft betrifft, der wir uns ergeben haben, die klassische Philologie, so darf ich die Behauptung wagen, daß diejenigen, welche auf Vorlesungen und seminaristische Uebungen mehr oder minder verzichten zu können glauben, wenn nicht schon früher, so zum mindesten dann fallieren, wenn sie den Uebergang von der bloßen Rezeption zur Produktion bewerkstelligen sollen. Man mag an der Hand guter Ausgaben das Studium griechischer und lateinischer Autoren in gewinnbringender Weise betreiben, man kann sich aus guten Büchern reiche Kenntnisse in der alten Literaturgeschichte, der Grammatik, den sogenannten Antiquitäten und in der Geschichte aneignen, man kann sich auch bis zu einem gewissen Grade privatim im lateinischen und griechischen Stile üben, aber man lernt — um von einzelnen phänomenal begabten Individuen, die nicht als Maßstab dienen können, abzusehen — aus Büchern allein keine Methode, man lernt nicht das wissenschaftliche Beobachten, den Anfang der selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit, und man wird nicht durch Bücher, sondern nur durch die mündliche Unterweisung mit den Arbeitsinstrumenten, mit dem wissenschaftlichen Handwerkszeug bekannt, durch dessen Kenntnis ein ganzes Kapital von Zeit und Mühe gespart werden kann. Also, meine Herren, nicht die Parole „Bücher, keine Vorlesungen“, sondern „Bücher und Vorlesungen“ oder „durch die Vorlesungen zu den Büchern“ soll gelten, und nicht nur dem Dozenten im Hörsal, auch dem Dozenten innerhalb seiner vier häuslichen Mauern leihen Sie bisweilen Ihr Ohr. Lassen Sie sich nicht die Mühe verdrießen, hie und da unsereinen um Rat zu fragen über die Einrichtung Ihres Studiums, Anschaffung von Büchern, Besuch von auswärtigen Universitäten und was dergleichen mehr ist. Oft können Sie sich durch eine rechtzeitige Frage vor längeren Irrwegen oder unnötigen Kosten bewahren, und die zur Entschuldigung der Unterlassung dieses Schrittes so oft vorgebrachte Motivierung, daß man sich nicht getraut habe, den betreffenden Dozenten zu belästigen, daß man den Herrn Professor nicht habe in der Arbeit stören wollen usw., lasse ich nicht gelten, da ich die private Beratung gerade der Studierenden der Philologie unter den gegenwärtigen Verhältnissen für eine unumgänglich notwendige Ergänzung des akademischen Unterrichtes halte. Und ich wenigstens ziehe die halben und ganzen Stunden, die solche monita paterna bisweilen kosten, den Sekunden und Minuten vor, in denen man einem jungen Manne die Hiobspost eines entscheidenden Mißerfolges übermitteln und damit ihn selbst und seine Angehörigen in Trauer versetzen muß.

Drei regelmäßige Rubriken der „Allgemeinen Rundschau“:

Weltrundschau
Bühnen- und Musikrundschau
Finanz- und Handelsrundschau

sind in der vorliegenden *Studentennummer ausnahmsweise ausgefallen*. Allen, welche die „Allgemeine Rundschau“ näher kennen lernen möchten, stehen *Probehefte* (auch Lesestimmen und Preßstimmen) kostenlos zur Verfügung.

Digitized by Google

Glaubensgebundenheit und Charakterfestigkeit.

Von

Universitätsprofessor Dr. L. Atzberger in München.

Im Jahre 1905 veröffentlichte J. Marcinowski eine Schrift mit dem Titel: „Nervosität und Weltanschauung". Er vertritt darin die Ansicht, der moderne, innerlich zerrissene Mensch, besonders der nervöse, der unter dem Rätsel des Lebens schwerer leidet als andere, erlange Ruhe und Frieden weniger durch seine Lebensweise als durch seine Lebensauffassung. Wir können nun zwar mit dem monistischen Idealismus des Verfassers nicht einverstanden sein, akzeptieren aber den Grundgedanken, daß nur Klarheit und zielbewußte Sicherheit in der Weltanschauung dem Menschen innere Ruhe und Frieden gewähren, seine Anlagen und Neigungen zu einer gleichmäßigen, folgerichtigen Denk- und Handlungsweise ausrüsten kann. Erfahrene und besonnene Aerzte geben uns zweifellos darin recht, daß ein ruhiges und geklärtes Inneres, ein zielbewußtes und energisches Wollen ein mächtiger Heilfaktor sei speziell für jene, die irgendwie an geschwächten oder zerrütteten Nerven mit den verschiedenen Folgeerscheinungen dieses Zustandes leiden.

Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß unsere akademische Jugend durchwegs nervös sei, aber man wird es auch kaum leugnen können, daß ihr ganzes Ringen und Streben, Hasten und Treiben mit dem Zustande der Nervosität gar manche Aehnlichkeiten hat. Das ungestüme Ueberschäumen der jugendlichen Kraftfülle bedingt leicht eine gewisse Unstetigkeit im Denken und Handeln. Dazu kommen die unendlich mannigfaltigen, einander entgegengesetzten Einwirkungen von außen. Die verschiedensten Richtungen in der Theorie, die verschiedensten Lebensformen und Beispiele in der Praxis treten dem jungen Akademiker gegenüber und verwirren um so eher seinen Blick und seinen ganzen Geist, als er vielleicht bis jetzt nur unter der Führung anderer eine ganz bestimmte Lebensrichtung eingehalten hatte. Stürme von innen, Stürme von außen, Stürme hüben, Stürme drüben suchen fortwährend das Gleichgewicht seines Innern gewaltsam zu erschüttern und aufzuheben. Und doch soll der Jüngling all diesen Stürmen, Anfechtungen und Versuchungen Widerstand leisten und geraden Sinnes und erhobenen Hauptes einem idealen Ziele entgegenstreben. Er soll seine angeborenen guten Anlagen und Neigungen durch die Energie seines Willens allmählich so ausbilden, daß sein ganzes Denken und Handeln unentwegt und mit einer gewissen Folgerichtigkeit und Gleichmäßigkeit auf das Ideale und Gute geht. Er soll nicht durch wechselnde Launen, augenblickliche Stimmungen und vorübergehende äußere Einflüsse in seinem Handeln sich bestimmen lassen, sondern vielmehr eine entschiedene und beharrliche Willensrichtung nach der Seite des Idealen und Guten hin sein eigen nennen. Er soll mit anderen Worten diejenige Auszeichnung sich erwerben, unentreißbar besitzen und immer fester und allseitiger in sich ausbilden, welche man „sittlichen Charakter" oder auch Charakter schlechthin zu nennen pflegt.

Ist nun Ausbildung und Befestigung des Charakters möglich ohne einheitliche, geschlossene Weltanschauung? Nein. Wer auf die alten und ewig neuen Fragen: „Was bedeutet die ganze Welt und insbesondere der Mensch? Woher ist er gekommen? Wohin geht er? Wer waltet im Heiligtum seines Gewissens? Wer thronet oben über den Sternen?" keine bestimmte Antwort sich zu geben weiß, wird in seinem ganzen Denken und Handeln weniger durch feste Grundsätze als durch wechselnde Launen und momentane Stimmungen sich leiten lassen.

Kann vielleicht eine so trostlose Weltanschauung, wie sie z. B. der sogenannte Monismus bietet, starke Charaktere schaffen? Wiederum nein. Selbst wenn der Monismus uns eine volle Einsicht verschaffen könnte in die Vielheit der Mittel, durch welche das Schauspiel der Welt zustande kommt, auf die Frage nach dem Sinne dieses Schauspieles vermag er nie eine befriedigende Antwort zu geben. Speziell das Leben des Menschen ist auf monistischem Standpunkte ein schmerzlicher Unsinn. Ohne Ausblick ins Jenseits, ohne Hoffnung auf persönliche Unsterblichkeit und gerechte Vergeltung verliert es Sinn und Bedeutung. Nur zu leicht wird auf diesem Standpunkte auch alles Handeln des Menschen bestimmt durch den Einfluß herrschender Leidenschaften, momentaner Erregungen, vorübergehender Einwirkungen.

Charaktere vermag nur die theistische Weltanschauung, der religiöse, der christliche Glaube zu bilden und zu festigen. Dieser Glaube löst alle sogenannten Welträtsel in befriedigender Weise, er gibt auf die Grundfragen des Lebens eine befriedigende Antwort und schafft so in sich gefestigte Persönlichkeiten, die über den Dingen stehen und ihre armselige Abhängigkeit von ihnen möglichst abgestreift, die eben deshalb ihre Leidenschaften, Launen und Stimmungen zu beherrschen gelernt und tatkräftig und ausdauernd in Liebe und Güte nach festen Grundsätzen zu empfinden und zu handeln sich angewöhnt haben.

Faßt man den christlichen Glauben in seinem herkömmlichen, einzig berechtigten Sinne, so liegt es in seinem Wesen, daß er feste und unabänderliche Lehrsätze enthält und strenge, unwandelbare Forderungen an den Menschen stellt. Der gläubige Christ ist insoferne in seinem Denken und Handeln von vornherein in mannigfacher Weise gebunden. Aber gerade diese Gebundenheit fördert am wirksamsten die Festigkeit des Charakters. Sie bewahrt den Menschen vor unstetem Hin- und Herschwanken zwischen den so verschiedenen, sich kreuzenden theoretischen Anschauungen der Gegenwart, sie bewahrt ihn ebenso vor der schwachen Nachgiebigkeit gegenüber jedem noch so törichten Einfalle seines Herzens wie gegenüber jedem Aufflackern seiner Leidenschaften, sie stellt ihm von Anfang an eine klare Norm seines Denkens und ein klares Ziel seines Handelns vor Augen und zeigt ihm die Mittel und Wege zu dessen Erreichung.

Aber, so kann man noch fragen, widerspricht es denn nicht der freien Persönlichkeit des Menschen, in seinem Denken und Handeln fortwährend von Schranken umgeben zu sein? Ist eine fortdauernde derartige Gebundenheit nicht eines jungen Akademikers doppelt unwürdig? Soll nicht gerade ein solcher alle Schranken niederreißen, nur auf sich selber sich stellen, seine eigene Weltanschauung sich herausbilden und erst auf solche Weise zum selbstständigen Charakter ausreifen? In gewissem Sinne und Umfange können und müssen alle diese Fragen bejaht werden. Gerade die katholische Kirche gestattet nicht bloß, nein, sie verlangt eine streng wissenschaftliche Prüfung der Voraussetzungen und Grundlagen des Glaubens. Die einzelnen Glaubenssätze sind zwar nach ihr keine durch die bloße Vernunft erreichbaren und begreifbaren Wahrheiten, wohl aber hält sie daran fest, daß die Erkenntnis, es sei vernünftig und pflichtgemäß, zu glauben, ein Wissen sei, sie strebt dem christlichen Glauben und der Glaubenswissenschaft vom Boden der Vernunft- und Erfahrungswissenschaften aus eine objektiv-gültige Bewährung zu geben. Wenn also der Ungläubige für seinen Unglauben wissenschaftliche Gründe zu haben vermeint, so steht der Gläubige ihm nicht mit einem grundlosen, blinden Glauben gegenüber, er hat vielmehr für seinen Glauben auch die gewichtigsten Vernunftgründe. Und je mehr jemand an Bildung und Wissenschaft fortschreitet, desto tiefer und allseitiger kann und soll er auch die Gründe des Glaubens erwägen und erfassen. So reicht der Glaube einerseits hinein in die Ewigkeit und Unwandelbarkeit des göttlichen Seins und Lebens und ruht andererseits in den tiefsten Falten des menschlichen Herzens und auf den tiefsten Gründen des menschlichen Wissens. Trotzdem oder vielmehr gerade weil er den unsteten und schwankenden Geist des Menschen mannigfach bindet, macht er denselben wahrhaft frei, frei von Unsicherheit und Zweifel in den höchsten und entscheidendsten Lebensfragen, frei von den Fesseln der Leidenschaften, der wechselnden Launen und Stimmungen. Die Glaubensgebundenheit ist darum das mächtigste Förderungsmittel der Charakterfestigkeit. Die tiefgläubigen Christen waren und sind deshalb nach Ausweis der Geschichte und Erfahrung jederzeit ebenmäßig ausgebildete, innerlich gefestigte und äußerlich fesselnde Charaktere. Mache jeder die Probe mit dem Glauben an sich selbst, der reichste und beglückendste Erfolg wird nicht fehlen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Kirche und Intelligenz.

Von

Dr. M. Eberhard.

Vor mir liegt ein interessanter Brief; er ist geschrieben von einem bayerischen Staatsmann inmitten der hochgehenden Wogen des Altkatholizismus. Eine Räson, von der sich der Staatsmann sichtlich beeinflussen läßt, ist auch diese: „Der gläubigen Katholiken sind, abgesehen von den unteren Schichten, sehr wenige, der Indifferenten viele.“ Das ist das München von dazumal; das ist auch das München von heute.

Der Katholizismus ist Kapitalist; er besitzt die kostbare Perle der Menschheit. Aber er versteht es viel zu wenig, seine Kapitalien zu investieren. Die Kinder der Welt sind in ihrer Art klüger als die Kinder des Lichtes.

Eine treffliche Anlage für das geistige Kapital des Katholizismus wäre die Hochschule. Aus der Hochschule geht die Intelligenz hervor und damit einer der einflußreichsten Faktoren des Volkslebens. Ein einziger Hochschüler müßte für die Kirche hunderte aus niederen Berufskreisen aufwiegen, nicht dem inneren religiös-sittlichen Werte, sondern dem sozialen Einfluß nach. Man hat es darum darauf abgesehen, der Kirche die Intelligenz abzujagen; es ist auch zum Teil gelungen und gelingt immer mehr.

Die Kirche nimmt nun vielfach der Intelligenz gegenüber, nicht theoretisch, aber praktisch eine eigentümliche Stellung ein. Die Intelligenz „bockt“; sie verfügt über Hörner, deren Stoßkraft man fürchtet; es ist der Vorstoß der Empirie in das Gebiet des Glaubens. Die Intelligenz ist auch kein frommes Lamm, das sich willig führen ließe, sondern ein übermütiger Bock, der seine Sprünge macht. Die Intelligenz wird darum auch von der Kirche als Bock behandelt. Man will lieber Lämmlein hüten. Aber warum sollte es für diesen Bock keinen guten Hirten geben? Wahrscheinlich war das verlorene Schaf, dem der gute Hirte durch Dornen und Gestrüpp, über heiße, spitzige Felsen bis weit in die Wüste hinein nachging, auch ein Bock; denn die braven Schäflein bleiben ohnehin beim Hirten. Tatsache ist, daß der Intelligenzbock nicht so leicht einen guten Hirten findet. Ein Student erklärte neulich etwas drastisch: Sogar die Zuchthäusler haben ihre Geistlichen; um uns kümmert sich niemand.

Die Kirche darf die Intelligenz nicht wie einen Anflugplatz betrachten, der sich von selbst besamt; der Forstmann hat es hier mit kostspieligen und langwierigen Kulturen zu tun, die viel Demut und Liebe fordern.

Oder sollte es mehr an Initiative fehlen? Gewiß kann man heutzutage nicht sagen, daß Ueppigkeit und Wohlleben der Kirche sachte einen Schlagfluß beigebracht hätten. Es hat aber doch den Anschein, als ob man etwas zungen- und lendenlahm wäre. Was mag der Grund sein? Die Kirche muß es dankbar anerkennen, daß der Staat ihr seinen Arm leiht; aber es liegt darin für sie eine Gefahr, nur in Anlehnung oder auf Anregung zu handeln. Das Arm in Arm darf den eigenen Arm nicht schwächen. Dazu kommt, daß in großen Diözesen der bureaukratische Körper leicht die organisatorische Seele verschluckt. Ein weiterer Umstand liegt darin, daß die wichtigsten kirchlichen Referate meist Männern übertragen sind, die mit Fug und Recht die Würde, die ihnen im späten Mannesalter angeboten wird, als wohlverdientes Otium cum dignitate ansehen. Sie verdienen keinen Tadel; sie haben und tun ihre Arbeit. Aber die Zeit der Ernte ist nicht die Zeit der Aussaat; der Schnitter ist nicht Säemann; Initiative ist nicht Sache des Alters.

Ein drittes Moment dürfte noch hereinspielen: die Anwendung einer geeigneten Methode. Die Kirche darf sich nie prinzipiell aufgeben; sie ist auf Offenbarung und Autorität gegründet; man muß darum von den Dienern der Kirche fordern, daß an ihnen jeder Zoll ein Zeuge Christi sei. Die Persönlichkeit, die der Intelligenz gegenübertritt, soll christlich und kirchlich normiert sein. Wie vom Richter gefordert wird, daß er beseelte Gerechtigkeit sei, muß man vom Priester fordern, daß er beseeltes Christentum sei. Aber die Intelligenz von heute liebt nicht die christliche und kirchliche Methode; sie ist empirisch geschult; für empirische Darbietungen hat sie Wertung. Wenn sie die religiösen Wahrheiten psychologisch, geschichtlich dargestellt hört, zieht sie den Mantel der Zugeknöpftheit aus; wenn ihr die Autorität als solche entgegentritt, verstopft sie sich die Ohren; sie versteht sie noch nicht, sie wird sie aber später verstehen. Es ist ein schöner Gedanke der hl. Väter, daß Christus den Teufel paribus armis besiegt hat, nicht in der Ordnung des Göttlichen, sondern des Geschöpflichen; so möge auch die Kirche über die Weisheit der Welt paribus armis den Sieg davontragen. Das ist die Methode, die schon Daniel von Winchester dem hl. Bonifatius angeraten hat: nicht von vornherein in schroffen Gegensatz zur Denkart der Heiden zu treten, sondern auf ihren Standpunkt einzugehen und sie von ihrem Standpunkte auf die Höhe des christlichen Glaubens zu führen. Die Wasser des christlichen Dogmas sind ja gewiß eine Heilquelle, aber sie müssen wie die Wasser des Teiches Bethesda von einem guten Engel in Wallung gebracht werden. Geist und Herz werden aber nur in Wallung gebracht, wenn die neuen Wellen anschlagen an Wellen, die schon im Gange sind. Die Berührung mit der Intelligenz wirkt überdies belebend auf den Ideenschatz der Kirche; bloße Inzucht wirkt auch in der Kirche verkümmernd, erstarrend und ertötend; da werden dann Wahrheiten zu Formeln, Gesetze zu Ukasen. Wenn die Intelligenz, namentlich die junge Intelligenz, sich manchmal von Kanzel und Beichtstuhl abgestoßen fühlt, liegt es vielleicht weniger am Inhalt und an der Institution als an der Methode. Man darf nicht Gebildete und Ungebildete über einen Kamm scheren.

Man mißverstehe diesen Artikel nicht; er soll kein Steinewerfen auf die geistliche Obrigkeit sein; die geistliche Obrigkeit braucht Hilfskräfte, die ihr fehlen. Die Seelsorgsgeistlichen der Städte sind mit Arbeit überhäuft; Orden, die der Intelligenz Aufmerksamkeit schenken, sind nicht zugelassen, wie die Jesuiten und Dominikaner (letztere nur in Preußen), oder sie sind absorbiert von interner Tätigkeit wie die Benediktiner; die katholischen Fakultäten der Theologie leben im Olymp der Wissenschaft, dieweil tief unten das Leben seinen Gang geht. Es verdient hohe Anerkennung, daß einzelne Mitglieder zu den Sterblichen herabsteigen; aber Priester wie Laien haben eine lebhafte Sehnsucht, sich öfter um diese berufenen Bannerträger des katholischen Gedankens zu scharen. Wie energisch machen die Hochschullehrer des gegnerischen Lagers in Weltanschauung! Niemand ist aber berufener, für katholische Weltanschauung unter der Intelligenz zu wirken als die katholischen Theologieprofessoren. Die einseitigen Empiriker räumen den theologischen Fakultäten überhaupt nur vom Standpunkt der Weltanschauung einen Platz an den heutigen Universitäten ein. Auf jeden Fall ist die theologische Fakultät keine abgeschlossene Gelehrtenkaste, sondern ein hervorragendes Glied am sozialen Organismus der Kirche. Möchten doch von diesem sozialen Hirne mehr motorische Funktionen ausgehen! Interessante collegia publica über katholische Weltanschauung, eine brillante Universitätsprädikatur, orientierende Referate über Tagesfragen vor einem akademischen Publikum oder in der Intelligenzpresse müßte die gesamte katholische Intelligenz, besonders den Nachwuchs, den verehrten Herren zum größten Danke verpflichten. Es geht doch eigentlich viel Wissen für die Gesamtheit verloren.

Manche meinen, auch die Parlamentarier nähmen zu wenig Fühlung mit der katholischen Intelligenz. Ich will nicht die bekannte Streitfrage über Beteiligung oder Nichtbeteiligung der Studenten an der Politik anschneiden. Ich will nur die Tatsache konstatieren, daß auf liberaler Seite enge Fühlung besteht und Politik getrieben wird. Die Intelligenz ist zwar im allgemeinen nicht das Hinterland des Zentrums; aber das Zentrum ist zu einsichtig, um sich der Erkenntnis zu verschließen, daß auch auf dem politischen Markte die Qualitätsware schließlich doch den Preis erringt. Doch das nebenbei. Ich schreibe über Kirche und Intelligenz.

In München hätte die Intelligenz eine eigene Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, und einen eigenen religiösen Brennpunkt, die sogenannte lateinische Kongregation. Ich sage, sie hätte; denn es ist leider ein Irrealismus. Während die Kongregation der Bürger im Bürgersaal im schönsten Flor steht, geschieht für die Intelligenz nichts, allerdings ohne jede Schuld und zum lebhaften Bedauern des Vorstandes selbst. Ich denke mir nur: wenn dem Monistenbund oder der freireligiösen Vereinigung eine Kirche und Pfründe zu Gebote stünde, wie würde gearbeitet, daß die Funken stieben!

Die lateinische Kongregation, das heißt die Kongregation der Gebildeten, hatte auch eine Tochtervereinigung für die Studenten. Diese Tochter lag mehrere Jahre im Sarge, bis sich ihrer gute Menschen erbarmten und den Sargdeckel abhoben. Die Tochter ließ sich wirklich noch zum Leben erwecken, ja, sie gedieh so kräftig, daß nach einem Jahre eine neue Emanation erfolgte, eine religionswissenschaftliche Sektion.

Ansätze einer froheren Zukunft sind also gegeben. Sache der katholischen Studentenschaft ist es, den Wert dieser Institutionen zu erkennen und sich ihnen anzuschließen.

Digitized by Google

Papstlied deutscher Studenten.

Auf, Brüder, auf, erwacht! erwacht!
Die Blitze zucken durch die Nacht,
Und brausend wie ein wilder Strom
Wälzt sich der Feind zum heil'gen Rom —:
Wir schwören in der Not aufs neu
Dir Rom, wie einst die Väter, Treu.

Wie auch des Wetters Flammen loh'n,
Wir stehen treu zu Petri Thron;
Und wie auch dräuen mag der Feind,
Stets bleiben wir mit Rom vereint;
Denn Treue hält in der Gefahr
Der deutsche Jüngling immerdar.

Das Kreuzesbanner in der Hand,
Der Glauben unser Stahlgewand,
Die Wissenschaft, die rein und wahr,
Reicht uns den gold'nen Flamberg dar;
Und heiliger Begeist'rung Glüh'n
Im Aug', zieh'n wir zum Kampfe kühn.

Und wie auch tost und rast der Sturm,
Wir steh'n mit Gott um Romas Turm;
Wenn Kampfgetümmel um uns brauft,
Des Todes Fittich uns umsaust:
Wir zagen nicht, durchs Dunkel loht
Schon über Höh'n das Morgenrot.

Fritz Flinterhoff.

Akademikerkongresse eine „Forderung des Tages"?

Von

Universitätsprofessor Dr. E. Lindl, München.

Ueberblickt man die Versammlungslisten der gegenwärtig hier in München stattfindenden Ausstellung, so erhält man einen Einblick in die Mannigfaltigkeit des wissenschaftlichen, beruflichen, gewerblichen und geselligen Betriebes der verschiedenartigsten Vereinigungen Deutschlands. Neben Förderung des Sportes in allen seinen Variationen, der Erörterung wichtiger Standes- und Berufsangelegenheiten der Jünglings- und Gesellenvereine, wie der Arbeiter-, Lehrer- und Beamtenverbände, und endlich neben der Besprechung hochinteressanter Fragen aus dem Gebiete des Gewerbes, des Handels und der Kunst fehlen auch die Versammlungen der Vertreter der ernsten Wissenschaften nicht, die auf eigenen „Gelehrtenkongressen" sowohl mancherlei Probleme ihres Wissenschaftsgebietes wie auch zahlreiche Punkte ihrer besonderen Standesinteressen in lebhaftem persönlichem Verkehre und Gedankenaustausche besprechen und fördern wollen.

Nur einen Stand, und zwar nicht den letzten, sogar die Zukunft unseres deutschen Volkes, die akademische Jugend, sehe ich hier nicht vertreten. Soll es nicht auch, wie schon manche Stimmen laut wurden, ebensogut „Akademikerkongresse" geben dürfen, sind diese nicht sogar sehr notwendig, ja zur Förderung dieses für unsere nationale Zukunft so wichtigen Standes nicht geradezu unbedingt erforderlich, einfach eine „Forderung des Tages"?

Diese Frage möchte ich zwar im Prinzip bejahen, aber doch für gegenwärtig noch unopportun bezeichnen. Es haben sich allerdings schon eine große Zahl von Lehrern unserer akademischen Jugend seit einem Jahre in dem sogenannten „Hochschullehrertag" zusammengeschlossen, um — wenn vielleicht vorerst noch unter mehr oder weniger einseitiger Betonung einer gewissen Richtung der Weltanschauung — eine Art gemeinsamer Interessenvertretung zu bilden, aber die Studenten selbst dachten noch nicht daran, ihre in großer Anzahl vorhandenen Berufsangelegenheiten auf einem neutralen Boden wie dem eines Akademikerkongresses zu erörtern. Auch hat sich bereits ein „Verband Deutscher Hochschulen" gegründet, der aber entgegen seinem Namen nicht einmal alle Mitglieder der gemeinsamen civitas academica umschließen will, sondern sogar alle katholischen Akademiker prinzipiell ausschließt, ja eine Hauptaufgabe gerade nur in der Bekämpfung dieser katholischen Kommilitonen erblickt, statt mit ihnen gemeinsam die allgemeinen akademischen Standesinteressen zu fördern zu suchen.

Angesichts dieser einseitigen Bestrebungen und der besonders in gegenwärtigen Zeiten so gefahrvollen Abschließung aller nichtkatholischen Akademiker und ihrer für das akademische Leben so bedeutungsvollen Organisation (vergl. nur die alle österreichischen Universitäten bereits umfassende Streikbewegung der jüngsten Zeit) gilt es für die katholischen Akademiker, sich zuerst noch aufs engste zu sammeln, sich gemeinsam zu organisieren, um aber nicht einen einseitigen Streitverband zu schaffen, sondern nur im Gegensatz der Meinungen ein natürliches Gegengewicht zugunsten der Vertretung ihrer eigenen hohen Ideale zu bilden. Als die notwendigste Voraussetzung für diese Anbahnung einer interkorporativen Organisation der katholischen Akademiker möchte ich die gemeinsame Unterstützung und Herausgabe eines interkorporativen Studentenorganes aufs wärmste befürworten.

Wenn auch gerade auf dem Gebiete der studentischen Vereinsorgane unsere bekannten katholischen Akademikerverbände Großes leisten und sogar schon mehrere höchstverdienstliche Monatsblätter besitzen, so ist doch bis jetzt noch kein einziges interkorporatives allgemeines Organ für die katholischen Akademiker vorhanden, das ohne den großen Ballast der die überwiegende Mehrzahl nicht so sehr interessierenden spezielleren Vereinsnachrichten in erster Linie alle Gebiete des studentischen Lebens, rein wissenschaftliche wie religiöse, sozial-caritative, künstlerische wie literarisch-belletristische Fragen, dann eigene Standesinteressen und nicht zuletzt die zusammenfassende Umschau über die jeweiligen akademischen Vorgänge berücksichtigen kann und will.

Diese wahre „Forderung des Tages" soll nun der vom 1. November 1908 ab, monatlich je zwei Bogen stark, erscheinende „Akademiker", herausgegeben vom „Katholischen Akademiker-Verbande", erfüllen. Auch besteht bereits die größte Sicherheit dafür, daß dieses interkorporative Organ, das schon mehrere größere und kleinere katholischen Korporationsverbände in weitsichtigem, höchst anerkennenswertem Entgegenkommen sogar als die Fortsetzung ihrer bisherigen separaten Vereinsorgane (natürlich mit Ausschluß der weiter fortbestehenden spezielleren jeweiligen Jahres- oder Semesterberichte usw.) gemeinsam mitherauszugeben beabsichtigen, den Erwartungen auf eine solche berufsmäßige Studentenzeitschrift in vollstem Maße gerecht wird. [Nähere Auskunft, wie über Abonnement (jährlich 1.50 ℳ im Buchhandel oder frei durch die Post), erteilt das „Sekretariat des Akademiker" in München, Studienhospiz, Königinstraße 63.]

Unsere Stellung zum Zweikampf.

Von

cand. med. Alex Koepchen.

Der katholische Student hat auf deutschen Hochschulen keine beneidenswerte Stellung. Er sieht sich leider viel zu oft genötigt, zu seinen Kommilitonen in pflichtgemäßen Gegensatz zu treten. Nicht nur in reinen Fragen der Weltanschauung. Die lauern gewiß überall im Hintergrunde, gehen im allgemeinen aber viel zu tief, um unsere leichtlebige junge Studentenwelt dauernd allein zu beschäftigen. Dinge untergeordneter, ja oberflächlicher Natur, Dinge, die deshalb eher zur Einigung führen sollten, bilden tatsächlich manchmal den wirksamsten Grund der Trennung. So die Stellungnahme zum Zweikampf. „Schlagend oder nicht schlagend", das ist die Frage, die ganz überflüssigerweise auch heute noch die Studentenschaft aus- und gegeneinander bringt. Es ist das ein unhaltbarer Zustand. Denn eigentlich ist es dem Zweikampf ergangen wie so vielen Dingen, die sich allmählich als in den Rahmen einer neuen Zeit nicht mehr hineinpassend erwiesen, mit manchem anderen als Irrtum erkannt und daher abgelegt wurden. So ist auch das Duell innerlich längst überwunden. Es kann sich heute nur noch halten, weil gewisse äußere Umstände, die sichtlich den Keim des Zerfalls in sich tragen, es vorläufig noch künstlich stützen.

Was soll es eigentlich? Die verletzte Ehre wiederherstellen? Das kann es doch kaum. Denn Ehre, wahre Ehre, ist ein durchaus persönliches, inneres Gut, das durch äußere Gewalt — das ist doch schließlich der Zweikampf — nicht be-

Digitized by Google

rührt werden kann. Auch dann nicht, wenn diese Gewalt in „ritterlicher" Form geboten wird. Außerdem gehört zur Wiederherstellung angegriffener Ehre unabwendbar eines: die Bekräftigung oder Ausräumung erhobener Vorwürfe auf Grund zuverlässigen Beweismaterials. Das kann natürlich durch das Duell in keiner Weise geschehen, woraus folgt, daß es zur „Wiederherstellung" verletzter Ehre außerstande ist.

Kann es denn die Ehre schützen? Wirksam schützen? Auch das nicht. Es müßte denn so sein, daß immer der Schuldige gestraft würde. Nun spielt aber die Schuldfrage für den Ausgang eines Duells gar keine Rolle. Günstigsten Falles kommt die größere Gewandtheit in Frage, und hier hat der durch Routine und Kaltblütigkeit ausgezeichnete Schuft die größten Chancen. Meistens liegt die Entscheidung beim Zufall, dessen unberechenbares, grausames Spiel aus der Tagesgeschichte zur Genüge bekannt ist. Mithin erscheint der angebliche Duellschutz sehr fragwürdig, und, sofern er Schlechtigkeit und Zufall Raum gibt, sogar höchst widersinnig. Es besteht immer die Gefahr, daß dem alten Unrecht ein neues hinzugefügt werde. Der Vernünftige wird also nach Maßregeln suchen müssen, die das ausschließen und dadurch den Ehrenschutz wirksamer gestalten.

Hier wendet man ein, daß es solche Maßregeln eben nicht gebe. Nun, für den größten Teil der Fälle ist das sicher nicht richtig. Für sie reichen die Strafgesetzbestimmungen, die stets den Schuldigen treffen und nach der Schwere der Beleidigung sehr dehnbar sind, vollkommen aus. Sodann wird jede Gesellschaft, die etwas auf ihre Ehre hält, auch ohne richterlichen Spruch unsaubere Elemente auszuscheiden wissen. Demgemäß könnten alle Duelle, die in diesen Bereich fallen, unterbleiben! So — was hier in erster Linie interessiert — die studentischen. Ein großer Teil von ihnen beruht auf Anrempelungen und dergleichen, kann also hier übergangen werden. Den Rest aber straft die Universitätsbehörde, nötigenfalls auch ein Richter, so empfindlich, daß niemand zur Waffe zu greifen braucht.

Indessen bietet das Leben Vorkommnisse, bei denen Schänder fremder Ehre straflos ausgehen. Solchen gegenüber auf Schutz seines guten Namens zu sinnen, ist menschlich gewiß berechtigt. Nur entsteht die Frage, ob dann gerade der Zweikampf in dieser Situation eine Lösung biete. Das Ungewisse seines Ausganges, die Widerwärtigkeiten des Zufalles, das Unsinnige seines ganzen Aufbaues, eventuell sogar die Einwirkung menschlicher Schlechtigkeit, bleiben als Kontraindikationen bestehen. Dazu kommt die Ueberlegung, ob denn der Beleidigte infolge seiner Tat noch als Ehrenmann gelten, beziehungsweise handeln könne. Ist denn z. B. ein Offizier, der ein Mädchen in die Schande bringt, es womöglich noch sitzen läßt, oder sein und anderer Leute Geld in Spiel und Trank durchpraßt, kavaliermäßiger Satisfaktion überhaupt noch fähig? Und gibt es nicht andere, höhere Gesichtspunkte, die den Zweikampf unter allen Umständen verbieten? Könnte man nicht etwa unzulängliche rechtliche Bestimmungen zu verbessern versuchen, damit in jedem Fall für ausreichenden Schutz gesorgt sei?

Allein, die Praxis zeigt, daß es den Duellfreunden darum nicht zu tun ist, ja, daß das Bestehen oder Nichtbestehen gesetzlicher Normen bei der Vereinbarung eines Zweikampfes überhaupt nicht in Frage kommt. Das ist allerdings bedenklich. Denn damit proklamiert man das Prinzip der Selbsthilfe, von dem man sagen muß, daß es mit den Voraussetzungen eines Rechtsstaates unvereinbar ist. Der moderne Staat wäre einfach unmöglich, wenn die Selbsthilfe nochmals Regel werden sollte. Wenn uns heute eines nottut, so ist es der Grundsatz unbedingter Rechtsgleichheit sowie das Vertrauen des Einzelnen und des Ganzen, daß nach diesem Grundsatz ohne Ansehen der Person auch gehandelt wird. Den Wert, ja die Notwendigkeit einheitlichen nationalen Rechtsbewußtseins sollten gerade die Kreise, denen die Duellanhänger entstammen, durch ihre erhöhte Bildung am ehesten einsehen. Sie könnten für andere, die das weniger verstehen, vorbildlich wirken und geben statt dessen durch die souveräne Nichtbeachtung des Gesetzes das größte Aergernis! Das ist ein durchaus unwürdiger Zustand. Wenn schließlich sogar berufene Wächter der staatlichen Ordnung pflichtwidrig das Duell zu schützen suchen, so ist das auch einer jener Widersprüche, an denen die Duellfrage ja so reich ist.

Man hat denn das Unzulängliche der Begründung „Wiederherstellung und Schutz der Ehre" teilweise auch eingesehen. Daher wurde das Duell als gute alte „Sitte" zu rechtfertigen gesucht. Der Beleidigte sollte gehalten sein, den Gegner gegebenenfalls zu fordern, zum Zeichen, daß er zur Wahrung der Ehre mutvoll das Leben in die Schanze zu schlagen bereit ist. Mit dieser Auffassung kann sich der moderne gesittete Mensch nicht mehr befreunden. Er hat sich daran gewöhnt, sein Leben etwas höher einzuschätzen als früher, da das Duell als Kriegsmoral noch gang und gäbe war. Dann lebt er der Ansicht, daß unser Handeln vor allem vernunftgemäß und den Anforderungen des Ganzen untergeordnet sein müsse. Heute ist die Allgemeinheit, der Staat, der Urteilsvollstrecker geworden, demgemäß ein neuzeitliches Faustrecht ebenso unsinnig wie überflüssig. Selbst die von der Antiduelliga erstrebten gesellschaftlichen Ehrengerichte müßten auf die Dauer fallen. Mit der „Sitte" allein ist es auch nicht getan. Vieles war einst Sitte! Die Hexenprozesse, Folterungen, Ketzerverbrennungen. Im Kampf gegen katholische Studenten wird scheinbar heute manches „Sitte".

Dem entsprechen auch einige Begleiterscheinungen des Duells. Es ist nicht so, daß sich schlagen kann, wer will. Auch wer seiner ganzen Auffassung nach Gegner des Duells ist, wird unter Mißachtung dieser Ueberzeugung zum Zweikampf gezwungen! Dieser Zwang, diese Geistesknechtung und Intoleranz, das ist das Menschenunwürdige an der Sache. Sonst bedeutet jeder Charakter für die Menschheit einen Gewinn; hier belegt man eines freien Mannes ehrliche Meinung mit gesellschaftlichem Boykott, mit Verrufserklärung, Ausschließung von staatlichen Aemtern und dergleichen.

All das beweist, daß der Zweikampf auf einem falschen Ehrbegriffe ruht und daher zu verwerfen ist. Den Katholiken bestimmt überdies noch seine Weltanschauung dazu. Daß sie auch in dieser Frage mit den Anforderungen einer gesunden Vernunft übereinstimmt, gereicht ihm zur besonderen Genugtuung. Für das gläubige Gemüt war ja der Zweikampf mit seiner Herrenmoral, seinem Rachestandpunkt, seiner herzlosen Mißachtung eigenen und fremden Familienglückes, seinen blutigen Spuren, immer wie der Hauch einer fremden Welt, in der man kein Vergessen und Vergeben, keine versöhnende Liebe kennt, in der man die Verirrungen menschlicher Schwäche höher einschätzt als die unerreichten, bleibenden Werte göttlicher Gesetze.

Studentenabschied.

Abendwolken wandern
Ueber mein Jugendtal.
Nun sing ich's gleich den andern:
Herz, es war einmal!

So lang ist's her. — Versunken
Sonne und Seligkeit,
Das letzte Glas getrunken
In Weh und Abschiedskeid.

Die Abendglocken klingen,
Heim eilt mein müder Fuß.
So muß ich dir denn singen
Den letzten Scheidegruß.

Studentenzeit, du freie,
Wie waren wir uns hold!
Du reichtest stets aufs neue
Mir deines Wirkens Gold.

Du lehrtest mich die Sänge
Des Mutes und der Kraft,
Du sangest mir die Klänge
Sturmherrlicher Leidenschaft.

Du ließest wachsen und blühen
Der Jugend Frühlingssaat,
Du führtest Sehnen und Glühen
Zur Arbeit und zur Tat.

Du machtest früh zerstieben
Des Zweifels seufzende Qual.
Ich lernte das Leben lieben
Einmal und noch einmal.

Und lag auf meinen Pfaden
Auch noch viel Weh und Wahn,
Ward auch mit manchen faden
Klagen die Zeit vertan —

Mein junges Feld wird blühen,
Darüber die Sonne liegt,
Wie die Linde duften und blühen,
Die sich im Winde wiegt.

Und in mein stilles Schreiten
Klingt froh ein stolzes Lied
Aus fernen Dämmerweiten,
Das jubelnd zu mir zieht:

Was immer dich zagend bekommen,
Was immer dich schraubt und quält,
Nur die Sonne in den Sattel genommen,
Nur hinein in die blühende Welt!
Denn Verstehn, Vergeben, Vergessen —
Das ist der Sinn der Welt.

Karl Jünger.

Digitized by Google

Versuchung.

Ich stand in der Welt, und ihr Schmeichelgetön
Traf oftmals mein lauschendes Ohr;
Mit der Jugend saß ich verführerisch gehn
Der Sirenen lockenden Chor.
Sie riefen mir zu: „Dein Glaube ist Wahn!
Dein Hoffen, dein Lieben ist Trug!
Stieß dorten die üppige, freudige Bahn;
Sie bietet dir Wollust und Wonne genug,
Lehrt dich das Genießen, das Trinken der Lust
Und gießet in die sich verzehrende Gruft
Berußigung, Sättigung, rassiges Glück,
Daß du nimmer dich sehnest zum alten zurück!
Auf! auf denn zum klingenden, schwingenden Tanz,
Ergib dich für immer uns Fröhlichen ganz
Und laß das Denken und Grübeln und Beten
Den Bettelmönchen und Analphabeten;
Folg du der Natur und genieße die Zeit;
Ein Hohn ist der Glaub' an die Ewigkeit!"
— Mir war es, als säß' ich den Satanas stehn,
Wie er grinsend mir schaut ins Gesicht, —
Und ich wandte mich stumm, mir Kraft zu erflehn
Im Kirchlein, beim ewigen Licht.

Dr. Hermann Meyer.

Studententum und Frauenwelt.

Von

August Nuß.

Wer gewohnt ist, die Stellung der Frauenwelt zum Studententum anders als im Stile mancher auf Kommersen gehaltenen, rühmlichst bekannten „Damenreden" zu betrachten, wird sich nicht verhehlen, daß sich auch auf diesem Gebiete die Zeiten wesentlich geändert haben. Früher in der alten studentischen Biedermeierzeit waren die Damen für den Bruder Studio weiter nichts als mehr oder minder herrliche Geschöpfe Gottes, die ihm „himmlische Rosen ins irdische Leben flochten", und die je nach Wunsch bei den akademischen Kommersen mit ihrem „düftereichen Kranz" dem frohen Treiben „eigentlich erst den richtigen Glanz verliehen". Heute ringt sich allmählich eine ernstere und wertvollere Auffassung durch. Man beginnt auch in den jungen studentischen Kreisen die Stellung der Frau ernsthaft zu würdigen. Ich sage ausdrücklich: „man beginnt". Denn, daß eine leider noch viel zu große Zahl unserer Musensöhne in diesem Punkte nicht das richtige Verständnis und Augenmaß besitzt, ist jedem Unterrichteten ohne weiteres klar. Hier muß noch vieles anders werden!

Mit dem Eintritt der Frau in die akademische Laufbahn, die ihr bis vor wenigen Jahren noch verschlossen war, wurde der jugendliche Student gezwungen, die „Kommilitonin" als eine neue und junge „Konkurrenz" anzusehen und mit ihr den geistigen Wettkampf aufzunehmen.

Der Eintritt der Frau in die studentische Welt wurde vorbereitet durch den Kampf, den die heutige Frau um ihre Stellung in der modernen Gesellschaft überhaupt zu führen hatte. Von den übertriebenen Emanzipationsbestrebungen gewisser „Frauenrechtlerinnen" wollen wir ebensowenig etwas wissen wie von den neuheidnischen Theorien der modernen Frauenethik. Beide weisen wir als unchristliche, modernistische Auswüchse weit von uns. Aber das maßvolle Vorwärtsstreben auch der katholischen Frauenwelt im Rahmen der christlichen Weltanschauung begleiten wir als eine weitblickende und zeitgemäße Kulturbewegung mit lebhaftem Beifall.

In der Tat hat die Stellung der Frau in der heutigen Welt nach der sozialen, rechtlichen, sittlichen und kulturellen Seite eine wesentliche und einschneidende Aenderung erfahren. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutige Frauenbewegung immer weiter an Boden und Ausdehnung gewinnt. Kein Wunder, daß diese zeitgemäße und immer mächtiger werdende Bewegung auch auf unsere studentische Welt rückwirkt. Hieraus erklärt sich in erster Linie der oben angedeutete Wandel in der studentischen Wertung und Würdigung der Frau.

Der moderne Student hat sich — und dies ist eine allezeit gültige sittliche Norm — der Frau gegenüber auf den Standpunkt eines ernsten Kavaliers und charaktervollen Mannes zu stellen. Wer mit der Ehre des Weibes spielt, handelt unhonorig. Wer sich dem Weibe gegenüber weibisch benimmt, handelt unmännlich. Wer gewisse Neigungen und Launen zu Beherrschern seiner Sinne erhebt, handelt charakterlos und unstudentisch. — —

Ein Student unserer Tage, der mit offenen Augen und klarem Kopfe durch die Welt geht, darf die moderne — modern hier im guten Sinne gebraucht! — Frauenbewegung nicht unbeachtet lassen. Wie will er sonst im späteren Beruf seinen Platz zur Zufriedenheit der einzelnen Volksklassen ausfüllen! Wie will er später mit jener Einsicht und Klugheit seines Amtes walten, die den Kenner der tatsächlichen Verhältnisse verrät! Dem Volksempfinden und Volksbewußtsein soll der deutsche Mann die besten Seiten ablauschen! Wird der es vermögen, der nie auf die Stimmen geachtet, die aus der Tiefe des Volkslebens kamen? Die Frauenbewegung bildet ein wichtiges Glied in der Kette der modernen Volksentwicklung. Soziale, rechtliche, ethische, kulturelle Fragen drängt diese Bewegung einem auf. Auch der junge Akademiker tut wohl daran, diesen Fragen ernstlich näher zu treten.

Der Kampf der heutigen Frauen um die gesellschaftliche „Gleichberechtigung" hat ihnen schon eine Menge wertvoller Rechte gebracht. Diesen Rechten entsprechen aber auch bestimmte Pflichten. Auch gegenüber dem Studententum kann von bestimmten Pflichten der Frauenwelt gesprochen werden. Will eine Dame bei der jungen akademischen Welt wahre Achtung genießen, dann hat sie sich auf den Standpunkt einer vornehmen und charakterfesten — Dame zu stellen. Diese Auffassung hat man in ernst denkenden Kreisen allezeit für allein maßgebend gehalten. Gesellschaftliche „Salonfähigkeit" und „tipp-toppe" Korrektheit im Sinne von Knigge sind immer nur Schale, niemals Kern.

Was nun insbesondere unsere katholischen Frauen betrifft, so vertreten sie im einzelnen und in ihrer Gesamtheit die positive christliche Weltanschauung, und zwar nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben. Entsprechend dieser Stellung haben sie aber auch die Pflicht, das katholische Studententum, einerlei ob es inkorporiert ist oder nicht, nach Möglichkeit durch Wort und Tat zu unterstützen. Wieviel vermag eine brave katholische Mutter oder eine einsichtige Schwester bei dem jungen Fuchsen, wenn er zum erstenmal zur alma mater zieht! — Es darf nicht vorkommen, daß katholische Frauen und Mädchen in Verzückung geraten, wenn der Herr Sohn oder Bruder mit einem „tadellosen Schmiß" die Bewunderung der „schneidigen" Gesellschaft erregt, oder daß sie es als ein besonderes Privileg begrüßen, wenn der junge Herr einem Korps anzugehören die Ehre hat! Das sind inkonsequente Halbheiten und Verirrungen sonst frommer und gut katholischer Damen. Wenn die katholische Frauenwelt das katholische Studentum gründlicher kennen lernen und verstehen wollte, wäre vieles besser. — —

Von einer geistigen und moralischen Wechselbeziehung zwischen katholischer Studentenschaft und katholischer Frauenwelt läßt sich nur Gutes und Ersprießliches erhoffen. Ein solch gegenseitiges Kennen- und Würdigen-Lernen ist ohne Zweifel von großer erzieherischer Wirkung sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesamtheit. Deshalb ist jeder Fortschritt auf diesem Gebiete als eine kulturelle Tat mit Freuden zu begrüßen; denn er nützt der Kirche, dem Vaterland und allen Volksgenossen.

Aphorismen.

Sie werden höhnend schelten
Uns Toren stets aufs neu,
Wenn wir dem Herrn der Welten
Auch halten deutsche Treu.

* * *

Mancher kann die Arme breiten,
Mit den Fluten fortzustreben,
Nur der Starke siegreich streiten
Gen der Strömung Macht im Leben.

Fritz Flinterhoff.

Digitized by Google

Student und Wirtschaftsleben.

Von

Dr. F. Graf Degenfeld.

Die Zeit der alten Romantik ist lange vorbei und flackert nur mehr auf im Geistesleben jener, die sich an frischgebauten Ritterburgen zu vergnügen vermögen. Unser deutsches Studententum hat seinerzeit die Romantik wacker mitgemacht, und das Singen im deutschen Dichterwald stammte zum guten Teil aus studentischen Kehlen, die sich die Kraft dazu in der Begeisterung der Freiheitskriege holten. Was wäre die Zeit der Romantik ohne die Studenten gewesen? Sie sind, gebend und empfangend, mit allem, was damals die führenden Geister auf den verschiedensten Gebieten bewegte, in Verbindung gestanden.

Und heute? Steht der Student noch mitten im Ringen der Zeit? Die Welt hat sich gedreht. Die wirtschaftlichen Umwälzungen haben manche Träume verscheucht; der Geist des Kapitalismus rollt seine Wogen näher und näher auch an die Kreise heran, die sich bisher mit derlei Fragen nicht zu befassen brauchten. An Stelle der stabilen, von außen unbeeinflußten Sicherheit früherer Tage ist das heutige Wirtschaftsleben mit seinen sprunghaften Veränderungen getreten, und neben dem ins Unendliche wachsenden Mammonismus steigt, gleichmäßig mit ihm wachsend, das düstere Gespenst der sozialen Frage auf. Die früher kaum beachteten volkswirtschaftlichen und sozialen Probleme sind es, auf die sich nun Dichter und Gelehrte stürzen; sie stehen zweifellos in einem der Brennpunkte unseres Geisteslebens.

Wenige Menschen gibt es daher, die, ohne sich um die weltbewegenden wirtschaftlichen Fragen kümmern zu müssen, heute ihren Weg wandeln. Zu den Ahnungslosen gehörte bis vor kurzem fast die ganze Studentenschaft, die in versteinerter Romantik erstarrte Ideale pflegte. Und mancher mochte ihnen recht geben; Gott sei Dank, hieß es, daß wenigstens unsere akademische Jugend erhaben steht über dem häßlichen Tagesgetriebe! Nur schade, daß dabei die Fühlung des Akademikers mit dem Volke immer schwächer wurde, daß die studentischen Ideale Gefahr liefen, denen des Volkes entgegengesetzt zu sein. Der Student sonnte sich in akademischer Freiheit und vergaß danach zu fragen, ob auch den anderen die Sonne zuteil wurde. Die hohe Mauer der Standesvorurteile schloß die übrige Welt seinen Blicken ab.

Eine bessere Erkenntnis hat sich nun in jüngster Zeit vielfach Bahn gebrochen. Der Student beginnt sich darauf zu besinnen, daß es nicht seine Aufgabe ist, akademische Hausgötzen als Ideale aufzustellen, sondern daß er mit seinem Idealismus sich in das Leben des Volkes vertiefen, ihm einen höheren Gehalt geben, es vergeistigen soll. Hat der deutsche Denker den deutschen Namen berühmt gemacht, so waren es nicht nur die deutschen Soldaten anno 70, sondern vor allem auch deutsche Arbeiter und Ingenieure, Industrielle und Kaufleute, die diesem Namen den Hintergrund der realen Macht verliehen haben. Unser Gewerbe und unser Handel sind es ja, die bei den angelsächsischen Vettern neidgemischte Bewunderung erregen. In der Erwägung daher, daß es sich für ihn schlecht passe, an den Erscheinungen des Wirtschaftslebens achtlos vorüberzugehen, beginnt denn auch der deutsche Student die nationalökonomischen Vorlesungen immer mehr zu besuchen. Nicht nur der Jurist, der wenigstens ein gewisses Maß von volkswirtschaftlichen Kenntnissen vorweisen muß, und der Fachnationalökonom nehmen daran teil, man kann auch Philosophen, Techniker, Theologen, Historiker, Studierende aller Fakultäten in erfreulicher Abwechslung sich um die Lehrstühle der Nationalökonomen scharen sehen. Nationalökonomische Bücher wird man ab und zu auch in den Händen solcher Studenten finden, die derlei Wissenschaft nicht gerade für ihr Examen brauchen. Langsam beginnt die Volkswirtschaftslehre ein Gemeingut der Gebildeten zu werden, die Sozialökonomik fängt an, auch in ihrer Verbreitung Schritt zu halten mit den ungeheueren Fortschritten der Privatökonomik jeder Art.

Naturgemäß ist es die aus den wirtschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahrhunderte entspringende soziale Frage, von der die Studenten sich am meisten angezogen fühlen. Es werden Vereinigungen gebildet, um sie zu studieren — heute dürfte es wenige deutsche Universitäten geben, an denen nicht schon derartige Zirkel in irgendeiner Form bestehen; Vorträge aus dem Gebiet der Sozialwissenschaften finden leicht eine Zuhörerschaft; hier paart sich das wissenschaftliche Interesse mit dem tiefer liegenden Wunsche, zu helfen; und Nützliches wird nur da erreicht, wo gediegenes Wissen das soziale Wirken unterstützt; mit bloßer Sentimentalität löst man die soziale Frage nicht. Verbreitung sozialwissenschaftlicher Kenntnisse und der Liebe zum eigenen Volk, das ist denn auch das nächste Ziel jener studentischen Bewegung, die nun endlich einen Teil der Kommilitonen ergriffen hat. Man trachtet, das umgebende Wirtschaftsleben und Volkstum zu verstehen, man will die Kluft zwischen Volk und Akademiker überbrücken; Studenten organisieren Unterrichtskurse für Arbeiter, suchen sich mit dem Volk über seine Bedürfnisse zu verständigen; auch das Elend wollen sie kennen lernen und treten als Mitglieder den Vinzenzkonferenzen und ähnlichen Vereinen bei. — Tun sie wirklich das alles? Ja, ein kleiner Teil; aber vielen in der Studentenschaft sind soziale Ideen noch fremd und unbekannt. Doch Anzeichen sind genug da, daß auch sie erwachen und sich auf die Stellung besinnen werden, die dem Studenten im deutschen Volksleben zukommt.

Persönlichkeitsideal und Korporation.

Von

Franz Nauen, stud. phil.

Der Vorwurf, der von allen, die man gegen das bisherige Korporationsleben erhebt, der weittragendste und bedenklichste scheint, ist der: die Korporation unterbinde die freie Ausbildung zur harmonischen Persönlichkeit, sie zwinge den einzelnen in überkommene konventionelle Formen und bilde so kritiklose Schablonenmenschen heran.

Das Ideal der Persönlichkeit ist mit dem Katholizitätsprinzip einer Korporation für uns unmittelbar gegeben. Aber persönlich sein ist uns nicht nur unbefangenes Aufgeschlossensein für jede moderne Regung und innerliches Verarbeiten derselben. Es sagt uns vor allem, daß eine Konzentration in religiös-ethischer Hinsicht da sein muß, die den inneren Menschen zusammenhält, ihm ein würdiges Ziel und die rechte Wertung gibt, in dem Wirrwarr der Erscheinungen, die der Tag bringt. So baut sich unser Persönlichkeitsideal auf charakterbildenden sittlichen Normen auf, wie sie sich im Offenbarungsgehalt des Christentums ausgedrückt finden. Aber wir haben ein Persönlichkeitsideal, so gut wie die Anhänger der freiesten Studentenorganisationen.

Gewiß bindet die Korporation durch einzelne Formen, deren Zusammenhang mit unserem Persönlichkeitsideal nicht unmittelbar einzusehen ist. Aber in der grundsätzlichen Unterordnung des einzelnen in einer geschlossenen Gesamtheit liegt ein erzieherischer Wert eingeschlossen: der hochherzigen Opfergeistes. Eine studentische Korporation kann auf Formen und Gesetze, die ihr gemeinschaftliches Leben und Treiben ordnen, nie verzichten. Aber das alles kann vom Geiste der Freiheit getragen sein. Und gerade bei uns, die wir ein überragendes religiöses Prinzip haben, vor dem all das andere klein und untergeordnet erscheint, da wird man sich bei zielbewußter Entwicklung zeitgemäßer Formen weitherziger Duldung befleißen können, denn wir bleiben im Grunde heute doch, was wir gestern waren.

Die Forderung, die das Gegenwartsleben zwingend wie keine andere an uns stellt, ist die nach sozialem Studententum, nach einem Hineinwachsen ins Volksganze. Wir wollen uns bewußt bleiben, was das Volk von uns, die wir einst die „Gebildeten der Nation" werden sollen, denkt, wie es über uns urteilt, was es von uns mit gutem Recht verlangt. Das stärkt das Verantwortlichkeitsgefühl im einzelnen, das wird ihm zu einer neuen Quelle sittlichen Strebens und gibt dem ganzen Streben einen höheren Schwung. Das legt alte Schranken nieder, die uns Korporationsstudenten in eine peinliche Abseitsstellung gebracht haben oder bringen könnten, die von Volksgenossen oft bitter empfunden wird. Als katholische Studenten sind wir zudem in ganz besonderem Maße dem katholischen Volksteil verpflichtet. So wirkt auch dies Moment mit, daß wir uns frei und unbefangen in eine volkstümliche Auffassung der Korporationsformen hineinleben können. Sind wir von ihr erfüllt, dann können neue Formen sich entwickeln, die den Bedürfnissen der Gegenwart mehr entgegenkommen und dem sittlich-religiösen Streben zur Persönlichkeit neue Impulse geben, dem ewig unverrückbaren Ziele christlicher Charakterbildung zuzustreben.

Digitized by Google

Das akademische Bildungsproblem und die Caritas.

Aus einer Studentenversammlung.

Von cand. philol. Jos. Martin.

Katholische Studenten aller Verbände in einer glänzenden Studentenversammlung vereinigt, einmütig auf ein Ziel gerichtet, ein schönes Bild! Ein erhabener, wahrhaft großer Gedanke muß es gewesen sein, der es vollbrachte: Caritas! Mit ernsten Worten hatte auf der 9. Verbandsversammlung des Münchener Caritas-Verbandes Herr Archivrat Dr. Jos. Weiß die katholischen Studenten aufgerufen, auch den caritativen Bestrebungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und beim letzten Vortragsabend der sozial-wissenschaftlichen caritativen Vereinigung waren sie zahlreich seinem Rufe gefolgt. Er hat ihnen da im einzelnen für die caritative Betätigung die Richtpunkte angegeben, Richtpunkte auch, aus deren Befolgung heraus das moderne Bildungsproblem einen kraftvollen Beitrag zu seiner Lösung und das deutsche Studententum zu seiner Erneuerung finden sollte.

Altes und neues Studententum! Schon einmal — fast sind es 100 Jahre — erstand das deutsche Studententum neu in der Wiederaufrichtung der Burschenschaften. Freiheit war ihre Losung und politische Betätigung; soziale Betätigung ist die Losung des modernen Studenten. Durch einseitige Ausbildung zu bloßem Fachwissen ist uns der Blick auf das Allgemeine und Ganze verloren gegangen. Und doch, wie täte es not, daß der Student in enger Fühlung stünde mit den geistigen, sittlichen und sozialen Bestrebungen der Gegenwart! Wir katholische Studenten brauchen nicht ängstlich zu sein, als ob wir allein stünden. Mit frischem Mute haben auch die Freistudenten die Verwirklichung dieser Ideen in Angriff genommen. Eine Ergänzung wollen auch sie schaffen zum einseitigen Fachstudium auf den Universitäten durch den Erwerb einer allgemeinen Bildung, in dem Ringen nach einer Weltanschauung, einer eigenwüchsigen Bildung. Eine kulturelle Bewegung ersten Ranges nennt daher Behrend die Freistudentenschaften. Eins können wir mit ihnen sein in der Klage über den Mangel an Allgemeinbildung und den Verlust der universitas litterarum durch die allzugroße Spaltung der Wissenschaft in ihre einzelnen Zweige. Am „Kreuzweg" aber, vor der Frage nach dem Ziel der Kultur und dem Wege zu ihr, da scheiden sich die Geister! Kultur ist uns die harmonische Ausbildung und Entwicklung aller persönlichen Kräfte, der denkenden für das Ideal des Wahren, der fühlenden für das Ideal der Schönheit, der wollenden für das des Sittlichen, kurz die harmonische Entfaltung aller Fähigkeiten mit der Annäherung an das Göttliche als ihrem letzten Ziele; ohne die Religion vermögen wir keine Harmonie herzustellen zwischen der Welt und uns; in der Religion liegt die tiefste Quelle unserer Erkenntnis. Eine kraftvolle Hinführung der Gesellschaft zur christlichen Religion tut not! In diesem Sinne muß die Studentenschaft erzogen werden, und diese Aufgabe lassen sich angelegen sein jene Vereinigungen, welche auf ernsthafter sozialwissenschaftlicher Grundlage basierend besonders auch den religiösen Grundkräften und Einrichtungen ihr Augenmerk zuwenden; so z. B. unsere sozial-caritativen Studentenzirkel. Caritas urget!

„Der Student", sagt Ohr von Tübingen, „soll nicht schichtenmäßig klassenmäßig denken, sondern allgemein. Er soll das verbindende Fluidum werden im wachsenden Prozeß der sozialen Zersetzung. Er soll heilen und lindern, warnen und helfen." Eine Fülle solcher Beziehungen gibt es zwischen unserer christlichen Weltanschauung und den sozialen Zeitfragen. In diese soll der Student einen tieferen Einblick bekommen. Dabei wird er auch zu der Einsicht gelangen, daß es immer einzelne Gebiete geben wird, auf denen die paragraphenmäßige staatliche Sozialpolitik nichts hilft, wo nur die christliche Caritas ihre Kräfte entfalten kann. Caritativ soll sich darum auch der Student betätigen: zuerst soll er sich Kenntnis der caritativen Einrichtungen verschaffen und später im Leben draußen seine Kraft in den Dienst derselben stellen. „Von dieser Pflicht kauft man sich nicht los durch ein Almosen." Was nützen Wohltätigkeitsfeste, wenn die persönliche Mitarbeit fehlt, was alle Wohltätigkeitsbasare, die im Geber oft nur Hochmut und Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit gegen soziale Aufgaben erzeugen, im Empfänger aber Demütigung, Unmut und Klassenhaß? Der Klassenhaß aber ist der Feind unseres Volkes. „Auf dem sozialen Frieden, dem guten Verhältnis der Klassen zu einander, beruht die Einheit, die Existenz der Nation ... Der ist ein guter Patriot, der mit all seiner sozialen und caritativen Kraft daran geht, den Klassenhaß zu mildern und verschwinden zu machen." Groß sind dabei die Güter, die dem Studenten für seine Mitarbeit werden. Die studentische caritative Betätigung unter der richtigen Führung ist eine unvergeßliche Seelenerfahrung. In der Zeit des Werdens, des Kampfes und Strebens nach einer Weltanschauung hat ein Blick in die Welt des Armen, in den bitteren Lebensernst, einen unbeschreiblich läuternden Wert; die Caritas wirkt stärkend mit an der Selbstheiligung des Menschen, sie veredelt den Charakter. Soll aber der Student mittun, dann muß er frühzeitig in den Geist der Caritas eingeführt werden durch theoretische Unterweisung und konkrete Anschauung; er muß die Not, die Unglücklichen sehen und — nachdenken lernen. Mithelfen an der christlichen Wiedergeburt der Kultur, damit die materiellen Güter uns wirklich zum Segen gereichen, mitwirken an der Wiedererweckung des Christentums in der Gesellschaft, das ist die moderne Aufgabe des kath. Studenten, das ist ein Zielpunkt im akademischen Bildungsproblem." — — —

Wer Zeuge war der Aufmerksamkeit und Begeisterung, mit welcher die Studenten den Worten des Redners folgten und sie aufnahmen, der darf wohl mit Recht hoffen, daß die Saat auf guten Boden gefallen ist, daß aus jener Schar begeisterte Freunde der christlichen Caritas erstehen werden. Frühzeitiger Einblick in die Caritas-Welt führt zu einem frühjahrsmäßigen Umbruch des egoistisch brachliegenden Ackerfeldes der Akademiker. Hier kann dann weiterhin angesäet werden das lebendige Interesse für die volksumspannenden Aufgaben im Wirtschaftsleben und in der Sozialpolitik.

Studentisches aus dem 4. Jahrhundert.

Von

Pfr. A. Hülster, Redakteur der „Unitas".

In der Trauerrede auf seinen Freund und Landsmann Basilius d. Gr. macht uns Gregor von Nazianz (330—390) mit einigen studentischen Bräuchen an der Hochschule Athen bekannt, für die sich in unserer heutigen Studentenwelt unschwer das Gegenstück finden läßt. Wie der Kirchenvater in den Kapiteln 15 und 16 der erwähnten Rede ausführt[1]), bestand in der akademischen Welt Athens die Sitte, daß die Hörer der einzelnen Professoren für diese neue Schüler warben. Daß dieses „Keilgeschäft" sehr intensiv betrieben wurde, deutet Gregor mit den Worten an: „Man belagert zum voraus Städte, Wege, Häfen, Berghöhen, Ebenen, abgelegene Plätze, jeden Teil von Attika und vom übrigen Griechenland, ja selbst die meisten von den Einwohnern; denn auch diese haben sie durch ihre Umtriebe in Parteien gespalten."

An studentischem Ulk scheint es unter den atheniſchen Musensöhnen gleichfalls nicht gefehlt zu haben. Wir lesen darüber im 16. Kapitel: „Wenn nun ein junger Mensch anlangt und in die Hände derer kommt, die ihn aufgegabelt haben, so haben sie folgenden attischen Brauch und mit Ernst gemischten Scherz. Vorerst wird er untergebracht bei einem von denen, die ihn aufgegriffen haben, oder bei einem Freunde, Verwandten oder Landsmann oder bei einem von denen, die sich durch ihre Kenntnisse auszeichnen und ihren Lehrern Einkünfte verschaffen wollen und deshalb bei diesen beliebt sind. Dann wird er geneckt von jedem, der hierzu Lust hat. Es soll aber das nach ihrer Ansicht, wie ich glaube, das Selbstgefühl der Neuangekommenen herabdrücken und diese gleich von Anfang an unter ihre Gewalt bringen. Er wird aber geneckt von den einen mit größerem Mutwillen, von den anderen mit mehr Rücksicht, je nachdem er bäurische oder feinere Manieren besitzt. Und das ist für jene, die es nicht kennen, gar schrecklich und grausam, für die aber, die es zum voraus kennen, gar angenehm und erfreulich. Denn die Dinge, mit denen man droht, werden mehr nur gezeigt als ausgeführt. Sodann wird er in feierlichem Zuge über den Marktplatz zum Bade geleitet. Der Zug geht also vor sich: Diejenigen, welche dem Jüngling das Geleite geben, stellen sich paarweise in Zwischenräumen hintereinander auf und ziehen zum Bade, ihm voraus. Wenn sie in die Nähe desselben kommen, schreien sie laut und machen gewaltige Sprünge, als wären sie rasend; und wenn sie durch gleichzeitiges heftiges Pochen an die Türen den Jüngling durch das Geräusch geschreckt und hernach ihm den Eintritt gestattet haben, so geben sie ihm die Freiheit, indem sie ihn aufnehmen als durch das Bad ihnen ebenbürtig geworden und wie einen aus ihnen. Und das ist für sie das Ergötzlichste von der

[1]) Gregor leitet diesen Seitenblick auf das studentische Leben mit den Worten ein: „Es dürfte nicht ungeeignet sein, als würzende Zugabe in die Rede eine kleine Erzählung einzuschalten, denen, die sie kennen, zur Erinnerung, denen, die sie nicht kennen, zur Kenntnisnahme."

Digitized by Google

Zeremonie, das überaus rasche Davoneilen und Verschwinden der Quälgeister.[2])

Beim Abschied des Studenten von der Musenstadt scheinen sich zu Gregors Zeiten ähnliche Szenen, wie sie bei uns üblich sind, abgespielt zu haben. Wenigstens hören wir (Kap. 24), daß Freunde und Altersgenossen den Abziehenden umringten und ihm das Geleite gaben. An einem Gegenstück zu unserem bei solchem Anlaß stereotypen „Bemooster Bursche" wird es da sicherlich nicht gefehlt haben.

Sind auch die Mitteilungen Gregors von Nazianz — wie sich das bei der Gelegenheit, der wir sie verdanken, von selbst versteht — nur unvollständig und lückenhaft, so genügen sie doch, um zu zeigen, daß das Studentenblut — semper idem.

Die Studentenkunst-Ausstellung in Stuttgart.

Wo es sich um Förderung der Ideale des deutschen Volkes, wo es sich um die Belebung der Interessen seines geistigen Lebens handelte, hat allezeit der rechte und echte deutsche Student vorangestanden. So gedenkt er auch jetzt der Hebung der deutschen Kunst, und — was ihm zum Ruhme nachgesagt sei — er nimmt in richtiger Selbstkritik seine eigene her, um sie zu bessern. Daß sie solcher Mühe wert ist, braucht hier nicht besonders gesagt zu werden; sie bedarf aber auch dringend der festen Hand, die sie aus dem jetzigen bedauerlichen Tiefstande emporzieht. Zu diesem Zwecke ist neuerdings ein großer künstlerischer Wettbewerb zur Hebung der deutschen Studentenkunst veranstaltet worden. Seine Ergebnisse sind zurzeit im Kgl. Landesgewerbemuseum zu Stuttgart ausgestellt und erfreuen sich mit Recht lebhaftesten Interesses bei Studenten und Philistern. — Das Verdienst, sich der Sache praktisch angenommen zu haben, gebührt der Museumsleitung; die Studentenschaft und die Universitäten, außerdem viele diesen nahestehende Personen haben sich in der Weise beteiligt, daß sie die Ehrenpreise für die besten Kunstleistungen stifteten, auch ältere Gegenstände aus ihrem Besitze herliehen. Die letzteren bilden zusammen eine höchst interessante retrospektive Abteilung. Sie ist nach zwei Seiten beachtenswert. Einmal, weil sie eine Menge von Stücken enthält, die man noch vor kurzer Zeit für Kunstwerke hielt, oder die man als Geschenke willig hinnahm, ohne ihren Unwert zu bemerken. Ferner, weil sehr viele kulturgeschichtlich wichtige, dabei zum Teil außerordentlich schöne Sachen mit ausgestellt sind, die aus älteren Zeiten stammen. Darunter sind sehr interessante Universitätszepter aus Gießen und Greifswald, prachtvolle Renaissancebecher aus Gießen, eine ungeheuere Zahl von Stammbüchern des 16. bis 19. Jahrhunderts, zahllose Bilder und Silhouetten, Pfeifenköpfe, Kupferstiche, Urkunden, Kostümstücke und anderes mehr. Von nicht geringerer Bedeutung und einer Reichhaltigkeit, die geradezu in Erstaunen setzt, ist die Abteilung der modernen Wettbewerb-Erzeugnisse. Zunächst eine außerordentlich umfangreiche Architekturgruppe. Sie enthält Entwürfe zu kostspieligen wie zu einfacheren Verbindungshäusern, fast durchweg von trefflicher Erfindung, solid und vornehm, nichts von der Protzenhaftigkeit dabei, die ehedem dergleichen Gebäude wenig vorteilhaft auszuzeichnen pflegte. Dann kommen Möbel, Zimmerausstattungen und dergleichen. Man wird dem meisten Beifall zollen dürfen. Entzückend ist u. a. eine Muster-„Studentenbude" von Riemerschmid. Die Gruppe „Edelmetall" enthält Couleurringe, Becher, Bierzipfel, Feuerzeuge u. dgl., eine andere „Unedles Metall", edel gezeichnete Kronleuchter, Schreibzeuge, Krüge, Bowlen usw. Danach folgen Arbeiten aus Holz, Elfenbein, Glas, Ton, Leder, dabei schalkhaft erfundene Schachfiguren, Musikinstrumente, Bucheinbände, Diplommappen. Die Gruppe der Stickereien hat reizende Kissen, Tabaksbeutel, Perlenuhrketten u. a. m. Endlich besteht eine sehr umfassende Abteilung aus Werken graphischer Kunst, Zeichnungen u. dgl. Wir sehen eine große Menge verschiedenartigster Einladungskarten, Exlibris, Titelblätter, zahllose Postkarten und was derart mehr ist. — Dem rühmlichen Streben, das darauf gerichtet ist, auch der Studentenkunst aufzuhelfen, die weit vielseitiger ist, als man glauben möchte, ist weiterhin der beste Erfolg zu wünschen.

Dr. O. Doering (Dachau).

Freiheit, ein köstlicher Hort für den, der im Streit sie errungen;
Freiheit, ein furchtbares Wort, wenn sie die Bosheit mißbraucht.

[2]) Gr. führt es als einen Beweis für die besondere Hochschätzung, die Basilius genoß, an, daß man ihn mit diesem Ulk verschonte. „Fast allein von allen Ankömmlingen entging er dem allgemeinen Brauch, indem er eine höhere Ehre empfing, als sonst einem Neuangekommenen zu teil ward." (Kap. 16).

Wie amüsiert sich die „moderne" akademische Jugend?

Von P. Reither.

Wie oft ist gesagt worden, mit welch schwerem Herzen besorgte Eltern vom Lande und aus kleineren Städten ihren Sohn in die Universitätsgroßstadt scheiden sehen müssen! Es ist berechtigt, das heute mit stärkerer Betonung immer wieder zu sagen, denn tatsächlich wächst die Zahl und Art der Gefahren und damit der Grund der Sorge täglich mehr und mehr. Besonders sind die sittlichen, die auf sexuellem Gebiet liegenden Anschauungen eines großen Teiles unseres heranwachsenden Gebildetenstandes der unglaublichsten Verseuchung, Verwirrung, ja Verwilderung ausgesetzt.

Es ist selbstverständlich, daß der junge Mann nicht immer hinter den Büchern sitzt, vielmehr des Abends Stätten der Freude und der Anregung aufsucht. Dazu zählt er in erster Linie das Theater. Was findet aber dort heute der Musensohn?

Theater, die noch ernster genommen sein wollen, haben mit der offenen Preisgabe des weiblichen Schamgefühls durch Entblößungen auf offener Bühne, wie in „Monna Vanna", in „Salome" und anderen Stücken, der Spekulation auf sinnliche Triebe ein böses Feld eröffnet. Die kleinen Theater, die in der Hauptsache von Studenten frequentierten mannigfachen „Brettl" und Variétés, haben den Gedanken gierig aufgegriffen und die nicht einmal durch Trikots verhüllte Nacktheit offen ausgestellt. Die lebenden Bilder, welche gemeißelte oder gemalte Nuditäten imitierten, die Nackttänzerinnen sind im Gefolge jenes ersten Schrittes zur Nacktheit auf die Bühne getreten.

Und die kleinen, billigen, deshalb so ungemein bevorzugten „Theater" haben im ganzen Treiben noch einen besonderen Trick ersonnen. Wie viele Verleger von pornographischen Mappen und Bildern nicht die direkte Nacktheit darstellen, sondern den weiblichen Körper mit leichten Schleiern oder losen Draperien verhüllen oder im tiefsten Negligé in den zweifelhaftesten Stellungen reproduzieren, so gehen auch die „Dichter" und Regisseure für die genannten „Theater" zu Werke. Daher kommt die unglaubliche Geschmacklosigkeit und sittliche Niedertracht der Entkleidungsszenen bei jeder Brettlaufführung zur Aufstachelung der Sinnlichkeit gerade beim Hauptkontingent aller Besucher, bei den jungen Studenten. Es fehlt heute fast bei keiner Brettlaufführung ein Stück, in dem nicht eine junge Frau oder ein Mädchen, nachdem sie erst in Verherrlichung des Ehebruchs oder der „freien Liebe" in den gewagtesten Situationen sich gezeigt, sich völlig entkleidet und vor dem ganzen wiehernden und trampelnden Publikum ins Bett steigt.

Im vorigen Jahr hat ein Stück dieser Art auf einem Münchener „Brettl" über 300 Aufführungen erlebt, und gegenwärtig wird von einem anderen Stück, das um kein Haar besser ist, die 320. Aufführung angekündigt.

Zu diesen Szenen hören die jugendlichen Besucher dann ständig die „freie Liebe" besingen, in deren Hochschätzung die „besseren" Theater mit Stücken voll „geistreich" aufgeputzter Monologe und Zwiegespräche bestärken; dazu kommt ferner als stehende Rubrik die Verhöhnung der Geistlichen und der „Sittlichkeitswächter", wobei den ersteren immer in einem Lied, in einer „Ballade", in den pikanten Rezitationen der Brettldichter Beziehungen zum weiblichen Geschlecht nachgeredet oder nachgesungen werden; endlich wird das ganze Bild fertig gemacht durch die gemeinsten „Witze", deren man sich wohl noch vor wenigen Jahren auf dem intimsten Herrenabend geschämt hätte. Und in solchen Stätten des Amüsements verkehrt ein großer Teil der jungen gebildeten Welt!

Rechnet man zu alledem noch, wie unsäglich hohl und minderwertig die Darbietungen meistens vom formellen, rein äußerlich künstlerischen Standpunkt aus sind, wie Leute an diesen Stätten singen, die keine Ahnung von Tongebung haben, wie Leute rezitieren, die niemals etwas von Stimmbildung hörten, wie Leute mimen, die gegen die einfachsten Bühnenregeln verstoßen, kurz, bedenkt man das ganz dilettantenhafte Arrangement, wie ungemein bitter fühlt man es dann, daß die bildungs- und kunsthungrige Jugend mit Verbildung und Afterkunst gespeist wird, daß ihr jedes reine sittliche Empfinden aus der Brust gerissen und niedergetreten wird.

Und was sagt das sonst so geschäftige Sprachrohr der „öffentlichen Meinung", die Tagespresse, dazu? Die meisten Blätter begeistern sich und ihr Publikum für diese unsaubere,

Digitized by Google

vergiftende Kost und streuen der „Diva", der „beliebten" und „berühmten", Weihrauch. Man greift sich oft unwillkürlich an den Kopf, wenn man dieser zielbewußten oder gedankenlosen Frivolität selbst in sonst anständig sein wollenden Zeitungen begegnet. Andere Blätter schweigen den Skandal tot, bestenfalls, weil sie nicht gegen den Strom schwimmen mögen oder gar den Verlust einiger Inserate oder Freikarten befürchten. Nur selten hat ein Blatt den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Ein großer Teil der akademischen Jugend aber setzt die Lehren der Brettlbühnen usw. skrupellos in die Praxis des Lebens um. Daß Studenten unsauberen Verkehr mit Weibern unterhalten, ist heute etwas so Alltägliches, daß das Aergernis sich nicht einmal mehr verbirgt. Höchstens die „Couleur" wird abgelegt, wenn man sich öffentlich in der Gesellschaft feiler Weiblichkeiten zeigt; aber nur zu oft wird das mit „Schmissen" zerhackte Antlitz zum Verräter. Was man in dieser Hinsicht an öffentlichen Vergnügungsstätten beobachten kann, ist fast unglaublich. Unter solchen Umständen begreift es sich, daß im Durchschnitt 25 Prozent der Studenten an Geschlechtskrankheiten leiden, während gewissenlose Profitmacher selbst in einer Hochschulzeitung offen ihre „Gummiartikel" anpreisen („Herren Studierende Vorzugspreise").

Wer sind aber die, welche dem gemeinen Volke ein solches Beispiel geben?

Unsere künftigen Erzieher der Mittelschüler, die künftigen Juristen, die Aerzte, solche, die als Gebildete einst volkserzieherisch wirken sollen. Findet man in diesem Gedanken keinen Grund, endlich einmal Einhalt zu gebieten? Wenn künftige Richter, Staatsanwälte, Verwaltungsbeamte es in der Jugend so treiben, wie kann man später, wenn sie in Amt und Würden sind, eine aufrichtige, durchgreifende Pflege der sittlichen Interessen, ja auch nur eine wirksame Durchführung der Gesetze von ihnen erwarten? Da das Uebel auch nicht erst von heute und gestern ist, ziehen wir hier einen großen — Gedankenstrich.

Den besten Protest können freilich die noch gut christlich und deutsch denkenden Studenten selbst einlegen, indem sie jene Stätten meiden, die das beste Gut des Christentums und unserer germanischen Väter in den Kot treten!

„Unser" Konversations-Lexikon.

Was das Konversations-Lexikon in seiner heutigen Vollendung für die Geisteskultur eines Landes bedeutet, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: der Handwerker, der Kaufmann wie der Gelehrte benötigen und bedienen sich seiner tagtäglich, ja stündlich. Auch dem Studenten wird es oft genug förderlich und willkommen sein, sich über so manches, sei es aus den Grenzdisziplinen seiner Fachstudien, sei es aus ferner liegenden Gebieten, schnell und zuverlässig zu orientien; auch er wird nach dem Konversations-Lexikon greifen, in dem zahlreiche Fachgelehrte ersten Ranges die neuesten Forschungsergebnisse niedergelegt haben.

Für den jungen katholischen Akademiker war bis vor kurzem die Wahl unter den vorhandenen schwer. Den beiden bekanntesten großen Enzyklopädien mußte er wegen ihres rationalistischen Standpunkts auf großen Gebieten mit Mißtrauen begegnen; dazu stellten sich diese bändereichen Werke für manchen auch zu teuer. Seitdem aber das Herdersche Konversations-Lexikon fertig ist, kann wohl kein Zweifel mehr für ihn bestehen, daß er sich für dieses entscheidet. Trotz des geringeren Umfangs und damit auch billigeren Preises ist es an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit den anderen überlegen. Es bietet nämlich gar vieles, was man wegen des so beliebten Totschweigesystems gegenüber hervorragenden katholischen Persönlichkeiten, Einrichtungen und Werken bei jenen vergeblich sucht. Es verfällt auch nicht in den Fehler, nun als Entgelt das Nichtkatholische zu vernachlässigen. Seine Objektivität in der Stoffauswahl und Raumzuweisung wie in der Darstellungs- und Beurteilungsweise ist mustergültig. Gerade das Gebiet, dem erfreulicherweise die katholische Studentenschaft heutzutage mehr und mehr ihren Eifer zuwendet, das Gebiet der sozialen Frage hat im neuen „Herder" die ausgiebigste Pflege gefunden. Schreibt doch die Zeitschrift „Charitas" darüber: „Wollte man alle größeren und kleineren Artikel sozialer und caritativer Tendenz aus dem Buche zusammenfassen, so würde das ein sehr wertvolles soziales Kompendium geben." Wie mit der Behandlung der sozialen Fragen, ist es aber durchweg auch mit derjenigen der übrigen Gebiete bis in ihre kleinsten Verästelungen bestellt. Dabei steht die äußere Ausstattung gleichfalls auf der Höhe der Zeit. Mit illustrierten Beilagen, Bildertafeln und Karten ist nicht gekargt worden. Der niedrig angesetzte Preis von Mk. 100 wird noch leichter erschwinglich dadurch, daß die Buchhandlungen in den Stand gesetzt sind, auch gegen geringe Ratenzahlungen zu liefern. J. B. Hauser.

Studenten-Exerzitien.

Der bekannte Sozialpolitiker Prälat Schindler macht im eben herausgegebenen „Jahrbuch für Zeit- und Kulturgeschichte" auf verschiedene Erfahrungen des letztjährigen Wahlkampfes in Oesterreich aufmerksam. „Es genügt nicht, daß die herrlichen Auswirkungen des Christentums in der Kultur der Menschheit, in Wissenschaft und Kunst, in Sitte und Lebensanschauung, in der Volkswirtschaft und im Völkerverkehr Anerkennung finden; sie alle vermögen erst dann die katholischen Volksmassen in ihrer politischen Betätigung umfassend und nachhaltig an die christliche Fahne zu fesseln, wenn ihnen das katholische Christentum als religiöses Bekenntnis heilig ist, und wenn sie an seiner lebendigen Betätigung in ihrem gesamten Tun und Lassen, am frisch pulsierenden ‚katholischen Leben' Freude gewonnen haben." „Der Erfolg wird dem christlichen Gedanken um so günstiger sein, je mehr er in seinem religiösen Kerne im Volke Wurzel gefaßt hat."

Das sind goldene Worte. Sie gelten mutatis mutandis auch für die katholischen Studenten. Nicht bloß die österreichischen, sondern auch die deutschen Studenten stehen im Wahlkampf; sie werden umworben von den zwei Hauptgruppen der altchristlichen und der neuheidnischen Weltanschauung. Die katholischen Korporationen sind die Kerntruppen dieses Kampfes; aber sie werden sich als Kerntruppen nur bewähren, wenn der religiöse Kern in ihnen Wurzel gefaßt hat oder, deutlicher gesagt, wenn ihre Mitglieder kernreligiös sind. Es handelt sich nicht um Betbrüderei, sondern um die Wahrheit des ganzen Mannes. „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Ein prächtiges Mittel, die Wahrheit und damit die Kraft und die Freiheit im Manne grundzulegen, sind die Exerzitien. Der religiöse Charakter macht in diesen christlichen Mysterien einen geistigen Glockenguß durch. Selten, daß der Guß mißlang, daß die Form zersprang; gewöhnlich ruft der Glockengießer aus: Freude hat mir Gott gegeben; aus der Hülse blank und eben schält sich der metallene Kern. Auskunft über Studenten-Exerzitien erteilt jeder Geistliche. E. Bernd.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Oesterreichisches Studentenlied.

's gibt kein schönres Leben
Als Studentenleben,
Wie 's die Freiheit uns in Oestreich schuf.
In die Kneipen laufen,
Mit Kollegen raufen,
Ist ein hoher, herrlicher Beruf.
Und die Professoren
Nimmt bei ihren Ohren
So 'n politischer Bruder Studio.
Wenn sie nicht parieren,
Wird man nicht studieren,
Und man lebt in dulci jubilo.

Will man gern den Händel,
Hat man ihn am Bändel,
Greift sich einfach so 'n Schwarzen auf.
Ist er ganz alleine
Gegen hundertneune
Mutig dann beginnen kann der Rauf!
Mit den Deckelkrügen,
Und, will 's nicht genügen,
Hei, mit Knütteln wird er kalt gemacht.
Andere Ideen
Müssen ihm vergehen,
Und so wird ihm unser Freisinn beigebracht.

Drum, die Herrn Studenten,
Wenn sie alle kännten
Das Pläsier, das man in Oestreich hat!
Vor der Alma Mater
Steht man mit dem Kater
Und diktiert dem hohen Rektorat:
Eineinhalb Semester,
Bis nach Sankt Silvester
Wird die Wissenschaft nicht mehr berührt.
Und die Professoren,
Die 's nicht mitgeschworen,
Werden samt dem Rektor relegiert. Ridens.

Der Gesamtauflage dieser Studenten-Nummer liegt ein **Prospekt der Herderschen Verlagshandlung, Freiburg i. B.,** bei, den wir besonderer Aufmerksamkeit empfehlen.

Digitized by Google

Zentralheiz. Bäder. — Zimmer von 1.75 bis 10 Mk. — Elektr. Licht.

BERLIN HOTEL STEWEN (Kath. Vereinshaus)

früher **Krebs' Hotel**

Niederwallstr. 11 **Zentrum der Stadt.**

Nahe der St. Hedwigskirche, sowie der Kgl. Schlösser, Theater und Museen. — Vorzügliche Küche — Aufmerksame Bedienung.

Frühstück 75 Pfg.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrl. Anlagen. Restauration u. Café. Billig Preise.

Dr. Lochbrunners Sanatorium, München-Thalkirchen, Maria-Einsiedelstr. 12. Prosp. frei. Herz- u. Nervenleiden, Stoffwechselkrankheiten u. andere chron. Krankheiten.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad, Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philomena

katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. — Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. — Saison ab 15. Mai. — Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Lungenerkrankungen und die **Arminiusquelle** in **Lippspringe.**

Die Arminiusquelle in Lippspringe wurde im Jahre 1907 von fast 7000 Lungenkranken — gegen 6000 im Jahre 1905 — besucht. Eine Reihe von Versicherungsanstalten, Vereinen, Gemeinden, Stiftungen etc. schickte Kranke mit bestem Erfolge; z. B. die Versicherungsanstalt Westfalen liess in den letzten Jahren jährlich 600 Versicherten eine Kur an der Arminiusquelle zuteil werden. Ueber die hier in freier Kur erzielten ausserordentlichen Heilerfolge vergleiche die Jahresberichte der Landesversicherungsanstalt Westfalen. Der Jahresbericht des Barmer Vereins für Gemeinwohl pro 1907 sagt z. B.: „Bei dem Vergleich der Kurerfolge von Lippspringe mit denen anderer Kurorte beziehungsweise Anstalten für Lungenkranke steht Lippspringe an erster Stelle." Der neuerstandene Kurbrunnen steht mit der seit 70 Jahren bewährten Arminiusquelle und deren Verwaltung nicht in Verbindung. Jede weitere Auskunft erteilt

die Brunnen-Administration der Arminiusquelle.

Lippspringe, Westf. (Bahnstation).

Einsiedeln, Gasthof „zur Krone"

Bestempfohlenes Haus. — Anerkannt vorzüglichste Bedienung bei bescheidenen Preisen. — Von der hochw. Geistlichkeit bevorzugt. — 7 deutsche kathol. Zeitungen: Achtungsvoll empfiehlt sich **N. Lienhardt.**

Luftkurort Hausen a. d. Roer (Eifel)

in der Nähe der grossen Urfttalsperre.

Im reizenden Eifelgebirge gelegen. Strecke: Düren—Heimbach. 3 Min. von der Stat. vereinigt **Hausen** in sich alle Vorzüge landschaftlicher Schönheit. Der Gasthof, ehemaliges Herrenhaus, bietet jedem Fremden etwas Eigenartiges, Anheimelndes. Ein einziger Besuch genügt, um demselben ein gutes Andenken für immer zu sichern. Pens. M 4.—. Näh. durch **J. M. Ley,** Hausen-Blens.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Rhöndorf a. Rh.

Dr. Euteneuer's Kuranstalt.

Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Nordseebad Scheveningen.

Hotel-Restaurant Hollandia Maaswijkstraat 1—16.

Unmittelbar am Strande und Bahnhof. Zimmer mit Frühstück fl. 1.50. Pension mit Zimmer von fl. 3.— ab. Deutsche und franz. Küche. **P. Lamp.**

Sanatorium Wasserheilanstalt **Wolbeck** bei Münster in Westfalen.

Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesternpflege. Grosser Wald. Ruhigste Lage. Bahn- und Poststation. In den Sommermonaten frühzeitige Anmeldung erbeten für die Kurhäuser. Im Städtchen billige gute Unterkunft. Prospekt und Auskunft gratis.

Dr. med. W. Lackmann.

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt in **AHRWEILER** (Rheinprovinz)

Station der linksrheinischen Bahn.

In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete

Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende

verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.

Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen.

Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektrischem Licht, Lift etc.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügliche Küche. Sämtliche Bäder im Hause. Täglich hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch **den Vorstand.**

M. Heppel Nchf.

:: Inh.: Otto Kölle ::

Kosttor 3 **MÜNCHEN** Kosttor 3

:: Telephon 5694 ::

:: **Älteste** ::

Studenten-Equipierungsfabrik

Dedikationsartikel.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**

gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.

Mathilde Scholz, Regensburg B. 41/3.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Pr.-Nr. 1011a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 25. Juli 1908. V. Jahrgang.

Das „protestantische" Kaisertum.

Von

Kurt von Blankenau, Berlin.

Der Prozeß gegen den Fürsten Eulenburg hat vertagt werden müssen. Die achtzehntägige Arbeit war juristisch pro nihilo. Politisch war sie nicht ganz fruchtlos. Das Bekenntnis des Angeklagten, daß er sein Leben lang, auch in seiner amtlichen Periode als Gesandter, ein „Verfechter des protestantischen Kaisertums" gewesen sei, ist ein lehrreiches und anregendes Ereignis. Lehrreich für die Jüngeren und Vergeßlichen, die von dieser alten „Idee" nichts mehr wußten. Anregend für die Indolenten und Hoffnungsseligen, welche die „protestantische Mission Preußens" für einen längst überwundenen Standpunkt halten wollten.

Fürst Eulenburg ergänzte den General Keim. Letzterer pries in einem Briefe, der nicht auf Veröffentlichung berechnet war, den furor protestanticus als den Vater der Blockmehrheit; ersterer bestätigte mündlich, als seine verzweifelte Lage ihn indiskret machte, daß in der Berliner Staatskunst die protestantische Tendenz von alters her maßgebend gewesen.

Auf beiden Flügeln des Blocks ist man durch die Offenherzigkeit des bedrängten Eulenburg in Verlegenheit geraten. Von links gab man die Parole aus, es sei nur „läppisches Geschwätz", und von rechts klammerte man sich an den formellen „Ausschluß der Oeffentlichkeit", um die Aeußerung als „apokryph" links liegen lassen zu können. Aber jeder, der sich bei Teilnehmern der Gerichtsverhandlung erkundigte, hat die Richtigkeit bestätigt erhalten. „Läppisch" mag man vielleicht den Versuch finden, dem „Klerikalismus und Partikularismus" die Anwerbung von meineidigen Belastungszeugen zuzuschieben, und der Vorsitzende des Gerichtshofes hat ja auch das Absurde einer solchen Anklage sofort festgestellt. Aber was Fürst Eulenburg über seine frühere politische Tätigkeit aussagte, ist nicht widerlegt worden. Ein Mann wie er, der lange Jahre hindurch nicht nur Gesandter und Botschafter, sondern sogar der einflußreichste Mann am Berliner Hofe gewesen ist, wird bei einem Rückblick auf sein Wirken kein „läppisches Geschwätz" machen.

Sein Zweck war offenbar, sich bei den Berliner Geschworenen Sympathie zu erwerben. Er setzte also voraus, daß diese Leute Verständnis und Wohlgefallen haben würden für „die protestantische, norddeutsche Kaiserreichsidee". Er appellierte an die protestantischen Instinkte und zugleich an das berlinische Selbstbewußtsein gegenüber den Partikularisten da drunten jenseits des Mains. Man stellt sich in solcher Lage nur dann als „Opfer einer Idee" hin, wenn man sicher glaubt, Anhänger der „großen Idee" vor sich zu haben. Und warum sollte er nicht sein Heil versuchen als „Verfechter des protestantischen Kaisertums", da doch diese Idee tatsächlich von Beginn des Deutschen Reiches an bis jetzt hierzulande im Schwang war und noch ist.

Wer an der Wiege des Reiches gestanden und den groben Kulturkampf der siebziger Jahre miterlebt hat, begreift die „Diversion" des angeklagten Eulenburg vollkommen. Obschon Preußen durchaus nicht liberal war, schwärmte der ganze Liberalismus für die „Mission Preußens", weil man sie als eine protestantische Mission im Gegensatz zu dem „katholischen" Oesterreich auffaßte. Als die Kaiserkrone in Sicht kam, sprach man nicht bloß vom protestantischen Kaiser, sondern vom protestantischen Kaisertum. Die Katholiken erklärten, daß sie an dem Glaubensbekenntnis des Trägers der Krone keinen Anstoß nähmen, da sie der Ueberzeugung seien, der evangelische Monarch werde auch die religiösen Güter der andersgläubigen Christen zu schätzen und zu schützen wissen und die verfassungsmäßige Parität durchführen. Offenherzige Stimmen von der anderen Seite betonten aber den protestantischen Charakter nicht bloß der Person, sondern der Institution selbst, des neuen Reiches wie des alten Staates. Und in dem Falkschen Kulturkampf, der nach Laskers Zeugnis schon vorher geplant gewesen, aber bis zum Eintritt des katholischen Süddeutschland verschoben worden war, fand die „protestantische Mission" von Preußen-Deutschland sofort eine praktische Probe. Fürst Bismarck selbst redete im Berliner Parlament nicht als Minister eines paritätischen Staates, sondern als „Protestant", der „sich in seiner ewigen Seligkeit vom Papste bedroht sieht". Er veranlaßte den alten Kaiser, auf das vertraulich-herzliche, eigenhändige Schreiben Pius' IX. mit einem Staatsbrief zu antworten, der das protestantische Prinzip vor aller Welt verkündete. Fürst Bismarck, der sonst so scharf die staatlichen Grenzen beachtete, dehnte seinen Kampf gegen den deutschen Katholizismus in eine internationale protestantische Bewegung aus. Die unter seiner Beteiligung eingeleitete Kampfverbrüderung mit den englischen Protestanten, wobei die Schatten von Knox und Cromwell nicht schreckten, darf als bezeichnend für die Berliner Politik nicht vergessen werden.

Fürst Eulenburg verdankt das Unwetter, das über seinem Haupte sich zusammengezogen, nicht den geduldigen „Klerikalen und Partikularisten", sondern dem Hause Bismarck. Vom grollenden Altreichskanzler ist das verhängnisvolle Wort „Kamarilla der Kinäden" ausgegangen; die engere Bismarck-Clique mit Schweninger, Harden usw. hat die Anklage aufgegriffen und bewahrt, bis sie verwertbar erschien, um den Alten vom Sachsenwalde zu rächen, in erster Linie an dem Kaiser, der ihn zu entlassen gewagt hatte. Nun ist es wie eine Ironie der Weltgeschichte, daß das posthume Opfer Bismarcks die letzte Notwaffe dem Arsenal der Bismarckschen Politik entlehnt.

Als der Altreichskanzler zur Anbahnung des kirchenpolitischen Friedens gezwungen war, durfte er nicht mehr offen die protestantische Mission verkünden. Aber es bildete sich sofort der Evangelische Bund als Gegner der Schonung und Befreiung der Katholiken; in diesem Kampfbunde wurde die „große Idee" vom protestantischen Kaisertum und von dem protestantischen Charakter des Reichs verkörpert. Sehr bezeichnend ist es, daß der alldeutsche Gedanke der Angliederung der deutschen Kronländer Oesterreichs in einen Protestantisierungsversuch, in die „Los von Rom"-Bewegung auslief. Die Art und Weise, wie von Deutschland aus, sogar von offiziellen kirchlichen Körperschaften und Personen, die Untergrabung des konfessionellen Besitzstandes in dem verbündeten Nachbarreiche betrieben wird, ist nur zu begreifen, wenn man die Ausdehnung und Kraft der „großen Idee" Eulenburgs kennt.

Eulenburg selbst war deutscher Botschafter in Wien, als die Los von Rom-Bewegung einsetzte. Seine Beteiligung daran ist nicht nachzuweisen. Wohl aber steht fest, daß er durch tendenziöse Berichte aus München die Katastrophe des Zedlitzschen Schulgesetzes für Preußen hat herbeiführen helfen, und daß er durch Berichte aus Wien die unglückselige Wendung zur hakatistischen Politik gefördert hat. (Der innere Zusammenhang zwischen Hakatismus und Protestantismus ist ja allen Einsichtigen klar.) Natürlich ist der größte und wichtigste Teil der Tätigkeit,

Digitized by Google

die Eulenburg für die „protestantisch, norddeutsche Kaiserreichsidee" entwickelt hat, nicht in den Akten verzeichnet, geschweige denn an die Oeffentlichkeit gebracht. Der bayerische Ministerpräsident Freiherr von Podewils schlug geschickt daneben, als er am 13. Juli im Landtage das Vorhandensein von protestantischen „Instruktionen" bestritt. So etwas macht man in Zeiten ruhiger Ueberlegung ohne schriftliche Formalität. Ein so gewandter Faiseur, wie Fürst Eulenburg, hatte in München außerhalb der Amtsstube Mittel und Wege im Ueberfluß, um im Geiste des norddeutschen Protestantismus dem Klerikalismus und Partikularismus entgegenzuarbeiten.

Nicht nur in München und Wien, auch in Berlin, in Liebenberg und auf den Nordlandfahrten. Auf die Umgebung des Kaisers und Königs wirft das Geständnis des Verzweifelten ein grelles Licht. Die Persönlichkeit des gegenwärtigen Herrschers kennen wir und schätzen wir hoch. Sein hochherziger Wille, auch den katholischen Staats- und Reichsbürgern gerecht zu werden, hat sich oft genug in Wort und Tat bekundet. Aber auch der schärfste Geist und der kräftigste Charakter bleiben nicht gänzlich unberührt von dem Milieu. Und das Milieu am Berliner Hofe ist durch und durch protestantisch im Sinne Eulenburgs. An den katholischen Höfen kennt man eine derartige Exklusivität nicht. Es gehört zur unerschütterlichen Berliner Tradition, daß der Katholizismus im protestantischen Reich und Staat ein heterogenes Element bilde, das vom protestantischen König- und Kaisertum nicht mehr als gnädige Duldung zu gewärtigen habe. So ist es denn auch in jenen Jahren, als das Zentrum die Großtaten der deutschen Politik mit ruhmvoller Treue durchführte, trotz der Hochherzigkeit des gegenwärtigen Kaisers nicht zu Berufungen der „schwarzen" parlamentarischen Arbeitsbienen in leitende Amtsstellen gekommen, was bei den Vertretern einer anderen Partei von ähnlichem Wert und Verdienst selbstverständlich gewesen wäre. Und schließlich brach bei den ersten Spannungen jene Stimmung durch, die man mit dem angeblichen Wort gekennzeichnet hat: „Ich will kein Zentrumskaiser sein!" Fürst Eulenburg und Genossen haben diese Stimmung zur Reife gebracht. Fürst Bülow hat selbst das Bestehen einer Kamarilla anerkannt. Als er merkte, daß die Kamarilla mit der Waffe der Antagonie gegen Zentrum und Katholizismus seine Stellung bedrohte, riß er den Gegnern diese Waffe aus der Hand und gebrauchte sie selbst, um sich mit der zentrumsfeindlichen Blockpolitik im Amte zu erhalten. Was da mit Hilfe des furor protestanticus ins Werk gesetzt wurde, ist nichts anderes als die Ergänzung des „protestantischen Kaisertums" durch eine protestantische Reichstagsmehrheit.

Wir verschließen nicht unsere Augen vor der unerfreulichen Wirklichkeit, sondern begrüßen jede Klärung. Denn man muß erst wissen, was ist, um von dieser Grundlage aus weiter zu arbeiten und zu streben nach dem, was sein soll, ein paritätisches Reichs- und Staatswesen, in dem die Katholiken wirklich gleichberechtigte Bürger sind.

Gewerkschaft und Parteipolitik.

Von

J. Windolph.

Die christliche Gewerkschaftspresse und die politische Tagespresse des Zentrums brachten vor kurzem einen Artikel „Die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1907". Der Artikel ist anscheinend ein Korrespondenzartikel. Wir lasen denselben mit einigen geringen Veränderungen in der „Kölnischen Volkszeitung", im „Reich", im Münchener „Arbeiter", im „Deutschen Metallarbeiter". In dem Artikel wird u. a. auch das Verhältnis der parteipolitisch-neutralen Gewerkschaften zu den politischen Parteien besprochen. Das Gerede von Zentrumsgewerkschaften wird man nach den Ausführungen der Artikel mit gutem Gewissen nicht aufrechthalten können. Ausdrücklich wird auch der Gedanke, eine eigene politische Partei seitens der christlichen Gewerkschaftler zu bilden, abgewiesen. Die Abgeordneten, welche christliche Gewerkschaftler sind, sollen vielmehr den einzelnen politischen Parteien beitreten und in denselben auf eine Fortführung der sozialen Reform hinarbeiten. Das Verhältnis zu den Parteien, in deren Reihen die christlichen Gewerkschaftler Platz genommen haben, umschreibt nun „Der deutsche Metallarbeiter", das Organ des christlichen Metallarbeiterverbandes, in Nr. 25 vom 20. Juni 1908 folgendermaßen:

„Von den aus der christlichen Arbeiterbewegung hervorgegangenen Abgeordneten muß in Fragen der Arbeiterpolitik mehr verlangt werden als von der Partei, der er angehört, insgesamt gefordert werden kann. Andernfalls könnte deren parlamentarische Tätigkeit der christlichen Gewerkschaftsbewegung geradezu zum Verhängnis werden. Die mühsame Arbeit der Vertrauensleute, worin in der Hauptsache der Erfolg einer Bewegung beruht, würde auf die Dauer von den opferfreudigsten Arbeitern verweigert werden, wenn diese beobachten, daß ihre in den Parlamenten tätigen Führer, die durch die Arbeiterbewegung das geworden, was sie sind, in den wichtigsten Fragen der Arbeiterpolitik ihr Mandat gegen den Geist und den Sinn unserer Bewegung ausüben würden. Die Parteien, die es mit den Emanzipationsbestrebungen des Lohnarbeiterstandes und mit der gleichberechtigten Eingliederung desselben in die bestehende Gesellschaft ehrlich meinen und befähigten Arbeiterführern auch Mandate zu den gesetzgebenden Körperschaften einzuräumen geneigt sind, müssen diesen Arbeitervertretern gestatten, in für die Arbeiterbewegung grundlegenden Fragen, wie Koalitionsrecht usw., eventuell auch von der Fraktionsmeinung abweichend stimmen zu dürfen. Eine Partei kann selbst wider ihren Willen bestimmten politischen Konstellationen Konzessionen machen müssen; wenn schließlich jede Fraktion und schließlich auch die Regierung extrem auf ihren jeweiligen Entschließungen bestehen wollten, wäre häufig die Schaffung von Gesetzen eine bare Unmöglichkeit. Mit solchen Schwierigkeiten hat sich jeder Realpolitiker abzufinden. Entstehen aber aus grundlegenden Fragen der Arbeiterpolitik ähnliche Situationen, dann haben die aus der christlichen Arbeiterbewegung hervorgegangenen Abgeordneten sich auszubedingen, daß sie schließlich ihre Abstimmung abweichend von der Fraktion tätigen können. Solche Fragen beschäftigen nicht jeden Tag, auch nicht jede Session die gesetzgebenden Körperschaften. Und wie in manch anderen Fragen eine Fraktion, unbeschadet ihres Ansehens, ihr Votum nicht einstimmig abgibt, muß es den christlichen Arbeitervertretern unbenommen bleiben, in bestimmten Fällen eine größere Rücksicht auf die von ihnen mitgeschaffene christliche Gewerkschaftsbewegung zu nehmen als die Partei, denen sie angehören, nehmen zu können glaubt. Auf dieser Auffassung müssen wir bestehen bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß dann einzelne Parteien glauben sollten, sich nicht entschließen zu können, christliche Arbeitervertreter in ihre Fraktionen aufzunehmen. Wenn in manchen Parteien der Zeitpunkt der Praktizierung dieser Auffassung noch verfrüht erscheint, dann lieber keine christlichen Arbeiterabgeordneten als solche, die von Fraktions wegen zu Handlungen gedrängt werden, die der christlichen Gewerkschaftsbewegung im Lande die Position anstatt erleichtert, weiter erschwert. Die Schwierigkeiten, die die christliche Gewerkschaftsbewegung durchzukämpfen hat, sind gerade groß genug, als daß diese sich den Luxus gestatten könnten, durch ihre führenden Kräfte in den parlamentarischen Körperschaften sich neue Hindernisse bereiten zu lassen. Das schien uns notwendig zu sagen mit Rücksicht auf die Preßerörterungen, die kürzlich an einen bestimmten Einzelfall anknüpften."

Mit dem „Einzelfall" ist die Stellungnahme des christlich-sozialen Reichtagsabgeordneten Behrens zu § 7 des Vereinsgesetzes gemeint. Behrens befand sich in einer üblen Situation. Als Mitglied der christlich-sozialen Partei gehörte er zum „Block", und dieser wollte das Gesetz mit dem § 7; als Gewerkschaftler hätte Behrens gegen § 7 sein müssen. Es hat keinen Zweck, auf den Fall Behrens in diesem Zusammenhange näher einzugehen. Die Darlegungen des Gewerkschaftsblattes aber — kürzer, aber inhaltlich gleichlautend sind die Auslassungen auch in der „Kölnischen Volkszeitung" zu finden — sind ganz allgemein gehalten, so daß man hierin eine Aufstellung von Grundsätzen erblicken kann. Folgende Gedanken drängen sich nun dem Politiker auf.

Eine jede Partei muß, auch wenn sie einen Fraktionszwang bei Abstimmungen nicht hat, auf möglichste Geschlossenheit halten, zumal in „grundlegenden Fragen". Man wird dem Zentrum — und wir haben bei unseren Darlegungen nur diese Partei im Auge — auch nachsagen müssen, daß es für die Arbeiter allzeit eingetreten ist, und in den „grundlegenden Fragen" werden die christlichen Arbeitervertreter am Zentrum auch nichts zu tadeln haben. Soweit das Zentrum also in Frage kommt, dürften die Auslassungen des christlichen Gewerkschaftsblattes gegenstandslos sein. Aber auch abgesehen davon, dürfte eine Partei kaum mit Freude Abgeordnete in ihre Reihen aufnehmen, die sich in erster Linie als Gewerkschaftler und dann erst als Parteimitglieder fühlen.

In der Politik geht es ferner nicht ohne Kompromisse ab, und das „Kompromisseln" beginnt schon in den Fraktionssitzungen einer Partei; denn viele Köpfe — viele Sinne gilt auch hier, besonders wenn es sich um eine Partei handelt, die nicht einseitig die Forderungen eines Standes vertreten will. Will man

Digitized by Google

da nach außen hin geschlossen auftreten, so muß man den Pflock an mehr als einer Stelle zurückstecken. Noch mehr kommt das Kompromisseln im Plenum und den Kommissionen zur Geltung. Wollte eine Partei starr an ihrer Forderung festhalten, so wäre „häufig die Schaffung von Gesetzen eine bare Unmöglichkeit. Mit solchen Schwierigkeiten hat sich jeder Realpolitiker abzufinden," auch der christliche Gewerkschaftler. Oder wie denkt man sich die Situation, wenn beispielsweise das Zentrum in einer „grundlegenden Frage" der Arbeiterbewegung nicht hic et nunc alles erreichen kann, was es erreichen möchte, und wenn dann die der Partei angehörenden christlichen Gewerkschaftler nicht mitmachen wollten, ja sogar abweichend stimmen würden? Dann würden diese Abgeordneten zwar ihrer Gewerkschaftsbewegung nicht schaden, wohl aber der Partei, die sie mit offenen Armen aufnahm. Das könnte schließlich dahin führen, daß die übrigen Parteimitglieder sagen: „Wir mühen uns ab, für die Arbeiter etwas zu erreichen, und im entscheidenden Augenblick laßt Ihr Arbeitervertreter uns im Stich!"

Wie denkt man sich endlich in einem solchen Falle die parlamentarische Berichterstattung? Soll der christliche Arbeitervertreter vor eine Arbeiterversammlung hintreten und sagen: „Die Partei, der ihr eure Stimmen gegeben, hat folgende Stellung eingenommen. Als Gewerkschaftler müssen wir eine andere Stellung dazu einnehmen; denn usw. usw." Dann würde die Partei von den eigenen Parteiangehörigen desavouiert. Die Folgen davon liegen auf der Hand, und wenn das christliche Gewerkschaftsblatt mit Rücksicht auf die christlichen Gewerkschaften schreibt: „Die Schwierigkeiten, die die christliche Gewerkschaftsbewegung durchzukämpfen hat, sind gerade groß genug, als daß diese sich den Luxus gestatten könnte, durch ihre führenden Kräfte in den parlamentarischen Körperschaften sich neue Hindernisse bereiten zu lassen", so könnte der Zentrumsparteipolitiker mit demselben Rechte dasselbe von seinem Parteistandpunkte sagen. Der „Block" besteht trotz aller Prophezeiungen seines baldigen Todes immer noch munter weiter; er wird unseres Erachtens auch nicht so bald auseinanderfallen. Preßerörterungen über Block und Blockpolitik, wie sie seit einem Jahre die Zentrumspresse mit Vorliebe brachte, sind nur geeignet, die „Blocksprünge" wieder zu verkitten. Unter der Blockpolitik wird aber gerade die soziale Gesetzgebung zugunsten der Arbeiter leiden. Will trotzdem das Zentrum für die Arbeiter etwas zu erreichen suchen, so muß es auf eine möglichste Geschlossenheit in den eigenen Reihen rechnen dürfen, muß aber gleichzeitig mit manchem Kompromiß rechnen.

Die in dem Artikel entwickelten Ansichten gehen unseres Erachtens auch etwas zu sehr von der Anschauung aus, daß derartige Abgeordnete eben in erster Linie Arbeiterabgeordnete sind. Der Abgeordnete soll aber zuerst Volksvertreter sein. In einem hochbedeutsamen Artikel weist die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 414 vom 13. Mai 1907) auf die Tatsache hin, „daß die Kandidatenfrage vielfach mehr und mehr auch zur Standesfrage, zu einer Klassenfrage geworden ist und noch mehr zu werden droht". Wie das gemeint ist, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Gerade im Westen Deutschlands, wo die großen Arbeiterzentren sind, war bei der letzten Reichstagswahl die Kandidatenfrage zur Standesfrage geworden, und der „Kölnischen Volkszeitung" muß das große Verdienst zuerkannt werden, hier den Finger auf eine wunde Stelle gelegt zu haben. Oder wollte man nicht auch den Satz der „Kölnischen Volkszeitung" unterschreiben: „Sollte es je dahin kommen, daß, wozu hie und da Ansätze leider vorhanden sind, die Kandidaturen lediglich oder fast nur mit Rücksicht auf die soziale Stellung der Mehrheit der Bevölkerung eines Wahlkreises gewissermaßen als Standeskandidaturen vergeben werden, dann ginge es mit dem Zentrum bergab und langsam zu Ende." Denselben Schluß könnte man ziehen, wenn einzelne Zentrumsabgeordnete sich erst als Gewerkschaftler und in zweiter Linie als Zentrumsabgeordnete fühlen würden. Auch nach einer anderen Seite trifft der Artikel der „Köln. Volkszeitung" das Richtige, wenn er sagt: „Die wirtschaftlichen Fragen sind bei aller Bedeutung, die man ihnen mit Recht beimißt, nicht das Höchste, das ist das Parteiprogramm." Der Verfasser des Artikels wußte wohl, daß er mit seinen Ausführungen sich mit manchen Kreisen in Widerspruch setzen würde; er schrieb deshalb: „Nur die Liebe zur Partei und zur großen Zentrumssache, die in altem, idealem Glanze erhalten werden müssen, diktiert diese Zeilen." Auch uns leiteten dieselben Motive bei der Erörterung der in dem Gewerkschaftsblatte entwickelten Grundsätze.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur internationalen Lage.

In den letzten vierzehn Tagen hat die Spannung beträchtlich nachgelassen unter den Nachrichten, daß der erste Vorschlag Englands in der mazedonischen Frage sich auf die Bildung einer fliegenden Kolonne von etwa 12000 Mann zur Unterdrückung des Bandenwesens beschränkt, und daß bei den bevorstehenden Reisen der russischen und englischen Staatsmänner auch Oesterreich-Ungarn reichlich in den Kreis der Begegnungen und Besprechungen gezogen werden soll. Beunruhigend wirkten dagegen die Nachrichten aus Mazedonien selbst, wo eine jungtürkische Revolte mit Meuterei und Meuchelmorden eingesetzt hat.

Der dringliche Vorschlag Englands, der als Teil der Revaler Reformpläne vorweggenommen wird, ist in seinem Grundgedanken, wie unsere Offiziösen mitteilen, nirgends auf Ablehnung gestoßen; die Einzelheiten sollen von der Botschafterkonferenz in Konstantinopel noch erörtert, und dann die Sache in endgültiger Fassung durch eine Note der Pforte unterbreitet werden. Dann muß sich zeigen, ob die Pforte Geld und geeignete Kräfte genug hat. Die Unterdrückung des Bandenwesens ist ein schönes Ziel, doch geht aus dem neuerdings veröffentlichten Geheimberichte eines bulgarischen Vertrauensmannes hervor, daß das englische Komitee mit dem Bandenwesen, namentlich mit den bulgarischen Unruhestiftern, in der herzlichsten Verbindung steht. Kommen nunmehr zu den bulgarischen, serbischen, griechischen Banden noch jungtürkische, so steht die Beruhigung des zur Vivisektion verurteilten Landes noch in weiter Ferne.

Die Annäherung an Oesterreich wird von den Pessimisten gedeutet als ein Versuch, die habsburgische Monarchie von Deutschland ab auf die englisch-russische Seite zu ziehen. Dem Ententenkünstler Eduard VII. kann man ja die weitestgehenden Absichten zutrauen. Aber an diesem Punkte läßt sich doch wirklich ein Hebel zur Sprengung des deutsch-österreichischen Bündnisses nicht ansetzen. Denn hier soll nicht Oesterreich für irgend ein deutsches Interesse eintreten, sondern es handelt sich um die vitalsten Interessen Oesterreichs selbst, an denen Deutschland nur mittelbar beteiligt ist, aber doch mit ganzer Seele und ganzer Macht sich rückendeckend beteiligt.

Der abgebrochene Eulenburg-Prozeß.

Es ging wirklich nicht weiter. Die Sache war von Anfang an abnorm: an Stelle der Anklagebank gab es ein Anklagebett im Gerichtssaal; es mußte in homöopathischen Zeitmaßen verhandelt werden, weil der Angeklagte stets am Rande der Beschlußunfähigkeit schwebte. Als er transportunfähig wurde, lief ihm der Gerichtshof mit all seinem Zubehör in die Krankenstube nach. Die Fortsetzung der Verhandlung unter diesen unerhörten örtlichen Verhältnissen und der zeitlichen Beschränkung auf eine Stunde täglich hätte sich bis Weihnachten hinziehen können. Mit Recht machte man diesem Verfahren, das einerseits zur Farce wurde, anderseits wie Tortur aussah, durch Vertagung bis zur genügenden Kräftigung des Angeklagten ein Ende. Sollte Fürst Eulenburg genesen, so fängt die ganze Prozedur von vorne an. Hoffentlich wieder unter Ausschluß der Oeffentlichkeit.

In letzterem Punkte zeigte sich allmählich ein Schwanken beim Gerichtshof. Nachdem sich einige Zeitungsleute als Zeugen von Couloirgesprächen Eingang verschafft hatten und die Hardenpartei mit tendenziös eklektischer Berichterstattung vorgegangen war, beschloß man, den Berliner Veteranen der Gerichtsreporter zuzulassen. Dabei wirkte vermutlich der Umstand mit, daß ein politisch bedeutsames Intermezzo die öffentliche Meinung erregt hatte, nämlich der Versuch Eulenburgs, sich als verfolgten Verfechter der „großen Idee vom protestantischen Kaisertum" bei den Berliner Geschworenen in Gunst zu setzen. Wir halten diese konfessionelle und politische professio fidei für sehr wichtig und lehrreich. Aber das kann uns nicht hindern, nach wie vor für diesen Prozeß und für die zugehörigen Schmutzprozesse in Sachen Moltke usw. den schärfsten Ausschluß der Oeffentlichkeit zu fordern, da das Interesse der Sittlichkeit allem anderen vorgeht.

Wenn ein Zwischenfall unseren Gegnern unbequem ist, so wird regelmäßig gegen die Zentrumspresse der Vorwurf erhoben, es sei ungerecht, unfriedlich, unpatriotisch usw., solche Dinge zu besprechen. So auch jetzt. Aber welche Wogen von Tinte und Druckerschwärze würden sich erhoben haben, wenn die Sache um-

Digitized by Google

gekehrt läge und zum Beispiel ein katholischer Staatsmann a. D., in die Notlage eines Eulenburg versetzt, sich seiner Tätigkeit gegen den „norddeutschen Protestantismus" rühmte! Die Diversion Eulenburgs ist ein Zeichen der Zeit, das nicht unbeachtet und ungewertet bleiben darf. Einem verzweifelten Angeklagten darf man nicht unbesehen glauben, namentlich dann nicht, wenn seine Erklärung ausläuft in die geradezu lächerliche Andeutung, er sei ein Opfer des „Klerikalismus und Partikularismus". Doch nachprüfen muß man seine Angaben an der Hand der erwiesenen Tatsachen, und da ergibt sich allerdings, daß die Wirksamkeit Eulenburgs sich im Sinne seiner „protestantischen, norddeutschen Kaiserreichsidee" gegen die katholischen Anschauungen und Interessen bewegt hat. Wir sehen, daß die Vorstellungen von einem protestantischen Kaisertum und einem protestantischen Reich vom ersten Kulturkampf an bis heute noch lebendig geblieben sind. Warum sollte Fürst Eulenburg in den Zeiten des Blocks und des Generals Keim nicht den furor protestanticus als eine Rettungsplanke betrachten? In seiner Kamarilla-Tätigkeit hat er offenbar die Vorarbeit geliefert für die Katastrophe, welche die Ausschaltung der Zentrumspartei zur Grundlage der nationalen Politik machen wollte.

Bayerische Gutmütigkeit.

Die bayerische Regierung ist im Beschönigen und Beschwichtigen zurzeit sehr fleißig. Das Bekenntnis Eulenburgs sucht sie abzutun mit der Erklärung, daß „derartige Instruktionen" für einen Gesandten ganz undenkbar seien. Fürst Eulenburg hat aber von geschriebenen Instruktionen nichts gesagt, und gerade Leute wie er leisten mehr außerhalb als innerhalb des aktenmäßigen Rahmens. Zu den unangenehmen Nachrichten über die Reichsfinanzpläne, namentlich die beabsichtigte Elektrizitätssteuer, sagte Frhr. von Podewils, der Gedanke, daß die Reichsregierung Bayern in seiner wirtschaftlichen Entwicklung hemmen wollte, sei ganz ungeheuerlich. Er mußte freilich hinzufügen, daß „allseitig Opfer auferlegt" werden müßten. So lange die Geheimniskrämerei dauert, kommt man aus der Beunruhigung nicht heraus. Mit diplomatischen Ausflüchten, so kunstvoll sie auch sein mögen, ist es nicht getan. Möge wenigstens die bayerische Regierung ihre opferwillige Diplomatie in der Oeffentlichkeit wirksam ergänzen durch eine energische Vertretung ihrer Interessen und ihrer Würde im Bundesrat. Jetzt, da das Zentrum ausgeschaltet ist, dürfen die Regierungen sich auf die letzte Instanz, den Reichstag, nicht mehr verlassen.

Eine Niederlage der Alldeutschen.

Das ist das vorläufige Ergebnis der Gärung im Flottenverein. Als Fürst Salm mit seinen „Bedingungen" am Berliner Hofe kein Gehör fand, erklärte sofort General Keim seinen Austritt aus dem Verein, und seine Presse kündigte an, daß 140,000 bis 200,000 Mitglieder seinem Beispiel folgen, den zu einem Appendix des Marineamts entarteten Flottenverein verlassen und einen deutsch-nationalen Gegenverein begründen würden. Aber es kam ganz anders. Großadmiral v. Köster ließ sich nicht abschrecken; er übernahm das Präsidium, und die Austrittsbewegung der „Aufrechten" erstickte im Keimen. Der miles gloriosus Keim steht jetzt isoliert da; nur einige vorlaute Eiferer von Rudolstadt und Mülheim sind ausgetreten. Eine empfindliche Niederlage der Heißsporne. Allerdings nur vorläufig. Denn nun bleibt eine Masse von Kulturkämpfern im Verein, und sie werden gelegentlich den Versuch machen, den „alten Kurs", den sie in ihren Erklärungen preisen, wieder tatsächlich maßgebend zu machen. Wenn die Gemäßigten nicht wachsam bleiben, und das neue Präsidium nicht klug und zugleich fest vorgeht, fängt der alte Tanz von neuem an. Immerhin kann man den Augenblickserfolg begrüßen. Um so mehr, als durch die Redseligkeit der Keimpresse bekannt geworden ist, mit welcher schönen „Bedingung" Fürst Salm beim Berliner Hofe abgeblitzt ist. Er verlangte nichts geringeres, als für sich als Präsidenten des Flottenvereins das Recht des jederzeitigen Immediatvortrages. Der Uebermut der Keimlinge war also schon so hypertrophisch geworden, daß sie ihre Neben- oder vielmehr Ueberregierung von höchster Stelle legalisiert wissen wollten. Allzu scharf macht schartig. Fürst Bülow hat im Interesse der Selbsterhaltung seinen Wahltroß fallen lassen müssen.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ···

Ein Wort zum konfessionellen Frieden.*)

Von

S. Stillger.

Wie wenig die Protestanten die Lehre der katholischen Kirche kennen, dafür liefert ein Artikel „Priestertum und Laienwelt im Katholizismus" in Nr. 155 und 156 des „Reichsboten" (1. und 2. Beilage) einen klassischen Beweis. Da heißt es u. a.:

„Man hat sich gewöhnt, im evangelischen Sinne katholisches Wesen zu begreifen und evangelische Grundanschauungen zu unterschieben. Hierin liegt aber gerade der Fehler. Diesen nicht zu begehen, ist jedoch in mehr als einer Weise evangelische Notwendigkeit. Einmal erfordert es die Gerechtigkeit, Verständnis für das katholische Christentum und die katholische Lebensanschauung zu haben, schon um vor jedem schiefen Urteile und besonders vor jeder unwahrhaftigen Gehässigkeit bewahrt zu bleiben." Also der „Reichsbote" gibt zu, daß die Protestanten uns gar nicht kennen. Es ist auch interessant zu hören, warum er den Protestanten besonders empfiehlt, uns zu studieren. Es heißt ganz am Schluß:

„Suchen wir, aber nur in sachlicher Weise, in echt evangelischem Glaubens- und Wahrheitssinn Verständnis zu gewinnen für den uns so nahe stehenden Katholizismus! Dieses Verständnis wird von manchem Priester gefürchtet; man wird auch um der vielgeliebten Parität willen es zu verhindern suchen. Und doch ist es als Allgemeingut ein hoher Segen für Volk und Kirche. Schon darum ist es eine nationale Pflicht und Aufgabe. Für den evangelischen Christen bedeutet es aber auch ein Verständnis für die gewaltige Geistesmacht evangelischen Glaubenslebens, indem alle Furcht vor Roms Expansivkraft überwunden wird. Soll diese sich vollenden, dann gibt es nur einen Weg, daß seine Priestermacht gebrochen und die katholische Kirche evangelisch wird." Der Mann predigt den Protestanten mehr Studium des Katholizismus und kennt ihn selber nicht; denn was er kennen gelernt hat, ist nicht die katholische Kirche, sondern ein Zerrbild; denn seine Quelle war, wie er im Anfang gesteht, der „katholische" Professor Wahrmund in seinen Pamphleten gegen die katholische Kirche. Wie könnte der Mann denn sonst der katholischen Kirche raten, evangelisch zu werden, d. h. sich selbst aufzugeben! Daß er die katholische Kirche nicht kennt, beweist er schon durch die Behauptung, der katholische Priester habe kein Vaterland, er könne also nicht patriotisch sein. Zweitens behauptet er noch folgendes:

„Ein Stand, der beansprucht, der höchste auf Erden zu sein, muß es in allen Dingen, nicht nur in religiösen sein wollen; auch in weltlichen Dingen fordert und erhält der Priester im katholischen Volk seine Herrschaft. Es ist nach katholischer Lehre ebenso folgerichtig, daß der katholische Priester es als sein gutes Recht fordert, sich in die irdischen Angelegenheiten seiner Gemeindeglieder mischen zu dürfen, als daß diese ihm dieses Recht ohne weiteres zugestehen."

Wenn ein Priester in weltlichen Dingen mitreden will, dann muß er ebensogut etwas davon verstehen wie der Laie; denn hier hat er vor dem Laien aber auch gar kein Vorrecht. Wer das Gegenteil behauptet, kennt einfach die Lehre der katholischen Kirche nicht. Dann ist die Behauptung, der katholische Priester habe keine Heimat und kein Vaterland, er könne also nicht patriotisch sein, eine alte, pharisäische Verleumdung. Wer die katholische Kirche kennen lernen will, dem raten wir, einen kirchlich approbierten Katechismus zu studieren.

*) Vgl. den Artikel desselben Verfassers in Nr. 27, S. 431 ff.: „Wie protestantische Theologen über die katholische Kirche urteilen."

Juli.

. . . Und ein Duft
Von reifenden Aehren
Liegt über der Welt.
Sonnenschein und schimmernde Luft
Spiegeln und verklären
Golden und goldener Feld an Feld . . .

Alf a. d. M. Ernst Thrasolt.

Digitized by Google

Die Jugendorganisation in Oesterreich.

Von

Dr. Th. Grentrup, Mödling (Wien).

In Wien erhebt sich seit einigen Jahren eine immer kraftvoller und selbstbewußter auftretende Jugendorganisation, die, mit dem früheren System brechend, ganz neue Wege beschreitet. Es ist eine echte Jugendbewegung: jugendliches Feuer, jugendlicher Idealismus und hie und da ein bißchen jugendliche Selbstüberhebung geben ihr ein eigentümliches Gepräge. Ein kleines Bild dieser neuen Bewegung dürfte die breite Oeffentlichkeit interessieren und könnte den einen oder anderen Jugendorganisator zu einer etwaigen Revision seiner bisher befolgten Taktik veranlassen.

Um sogleich in medias res zu gehen, so ist die erste Forderung der genannten neuen Jugendorganisation eine intensivere Beschäftigung mit den die Jugend berührenden Fragen des öffentlichen Lebens. Bisher war die Hauptaufgabe, nicht selten die einzige Aufgabe der Jugendvereine die religiös-sittliche Bildung; direkte soziale Bestrebungen lagen ihnen mehr oder weniger fern. Das Erziehungswerk der Volksschule sollte fortgesetzt werden. Die neue Organisation verlangt mehr. Sie leugnet in keiner Weise die hohe Bedeutung der religiös-sittlichen Erziehung, ja, sie fordert sie auf das entschiedenste und gründet deshalb keinen Verein, ohne den geistlichen Konsulenten zur Seite zu haben; aber sie verlangt auch, daß die soziale Arbeit als wesentlicher Punkt in das Programm aufgenommen werde. Die Parole lautet: „Soziale Fürsorge der Jugendlichen durch die Organisation!" Soll sie das aber wirklich leisten, so ist es die Frage, ob die Jugendvereine selbständig sein oder den Meistervereinen angegliedert werden sollen, von vornherein entschieden. Sie müssen unbedingt selbständig sein. „Einer der ersten Grundsätze für die Jugendorganisation muß sein: streng durchgeführte Trennung von den Alten." Denn der Schutz der Jugendlichen richtet sich ja nicht selten — leider! — gerade gegen die Meister. Zudem mag es auch wohl zutreffen, daß die Erwachsenen durchgehends eine ihnen angegliederte Jugendabteilung „als ein lästiges und überflüssiges Anhängsel" betrachten und dementsprechend behandeln.

Das Prinzip der Selbständigkeit soll sich aber noch in ganz anderer Weise geltend machen. Die Jugendorganisation soll sich durch die Arbeit und Verantwortlichkeit der Jugendlichen selbst aufbauen. Die Jünglinge sollen nicht in passiver Weise unter der Direktive einer fremden Auktorität nur erzogen werden, sondern aktiv ihre eigenen Angelegenheiten besorgen und so ein Stück Selbsterziehung üben. Hier liegt wohl die wesentliche Unterscheidung des früheren und des neuen Systems. Das offizielle Organ des neuen Systems läßt sich darüber in folgender Weise aus: „Der fundamentale Unterschied zwischen uns und unseren Kritikern (gemeint sind die Vertreter des alten Systems) ist keineswegs etwa ein Gegensatz in der Weltanschauung, im religiösen Bekenntnis, in der Anerkennung sozialer Arbeit, der Notwendigkeit der Heranbildung christlicher Charaktere, von Männern, die vom lebendigen Glauben durchglüht sind; der fundamentale Unterschied ist der, daß wir eine Jugendbewegung wollen, während unseren Kritikern eine rein auktoritäre Jugenderziehung vorschwebt, daß wir in der Jugend das Subjekt, den Träger der Ideen erblicken, während unsere Kritiker die Jugend nur als Objekt betrachten, dessen Aufgabe ist, sich die Ideen beibringen zu lassen, daß wir eine handelnde Jugend, sie aber eine Jugend wollen, die nur behandelt wird, daß wir in der verantwortungsvollen Arbeit der Jugend selbst ein Erziehungswerk erblicken, während sie die Jugend in allem und jedem nur unter auktoritärer Erziehungsgewalt stehend sich vorstellen können." („Arbeiterjugend", 20. März 1908.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß hierin eine weitere Ausdehnung des demokratischen Prinzips liegt.

Die Seele der neuen Organisation ist der noch jugendliche Jurist Anton Orel (Wien), der mit hochfliegender Begeisterung und unerschütterlicher Tapferkeit seinen Zielen nachstrebt. Seit ungefähr zwei Jahren gibt er eine eigene Zeitschrift „Die Arbeiterjugend" heraus, in der er mit Schneidigkeit und Geschick seine Ansichten allen Gegnern zum Trotz vertritt.

An Feinden fehlt es nun freilich im christlichen Lager selber durchaus nicht. In seiner charakteristischen Weise schreibt Orel in der „Arbeiterjugend", 20. März l. J.: „Wer noch nie von den Menschen ist verkannt worden, ist niemals seiner Zeit vorausgeeilt — dieses Wort ist auch an unserer herrlichen, kampfklirrenden, ruhmbedeckten, zukunftsfrohen Bewegung zur Wahrheit geworden. Gerade in einem großen Teil jener Kreise, die aufrichtigen, lebhaften Anteil am Wohl und Wehe der christlichen Jugend und ihrer Organisation nehmen, bestehen gegen uns die unglaublichsten Vorurteile, unglaublich deshalb, weil unsere Jugendbewegung nichts mit all dem gemein hat, was an ihr von dieser Seite mit so viel Voreiligkeit und mit so vollständiger Unkenntnis des wahren Sachverhalts verurteilt wird." Zunächst fühlen sich die katholischen Meistervereine durch die selbständige Organisation der Jugendlichen beunruhigt, sie erheben den Vorwurf, es werde dadurch der Klassenkampf schon bei der kaum aus der Schule entlassenen Jugend in Szene gesetzt. — Das ist nun offenbar eine eitle Furcht. Gerechte und wohlmeinende Meister haben sicherlich von der im Geiste echten Christentums geleiteten Organisation nichts zu fürchten, aber man muß auch jedem Lehrlinge die Möglichkeit geben, sich gegen gewissenlose Ausbeuter sein gutes Recht zu verschaffen. Von anderer Seite wirft man der neuen Organisation vor, sie zerstöre die Auktorität, erziehe nur „kecke, unbotmäßige Gesellen", „seichte Schwätzer", ja geradezu „Schädlinge der Gesellschaft", sie schließe Gebet und Religion aus der Erziehung aus, huldige dem Modernismus u. dgl. m. Wer sich die Sache etwas näher angeschaut hat, wird bald zu der Ueberzeugung kommen, daß all diese Vorwürfe grundlos sind. Schon die einfache Tatsache, daß Männer wie die Abgeordneten Professor Kemetter, Dr. Krek und Professor Wolny sich bei den verschiedensten Gelegenheiten der neuen Jugendorganisationen so warm und tatkräftig angenommen haben, sollte doch die Gegner ein wenig nachdenklich machen. Ich glaube nicht, daß irgend ein christlich Gesinnter, der jene Männer kennt, die Behauptung wagen würde, sie hätten sich in den Dienst einer unheildrohenden Bewegung gestellt. Und unheildrohend wäre sie tatsächlich, hätten ihre Gegner recht.

Trotz aller Anfeindungen nimmt die Organisation einen siegreichen Aufschwung und hat in der kurzen Zeit ihres Bestandes schon bedeutende Erfolge erzielt. Die Reform der Gewerbeschule ist einzig ihr Werk. Sie hat es endlich durchgesetzt, daß der Unterricht für die Lehrlinge um 7 Uhr abends (bisher ging es bis 9 Uhr!) beendet sein muß, und daß Sonntags nur mehr zwei Stunden, beliebig zwischen 9 und 12 Uhr vormittags (bisher vier Stunden, nämlich von 8 bis 12 Uhr vormittags!) gehalten werden dürfen. Letzteres war im Interesse der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung längst von allen Jugendfreunden gewünscht worden, aber kein einziger Jugendverein hatte auch nur den Finger dafür gerührt, bis Orel mit seinen Leuten erschien.

Den größten Sieg errang die junge Organisation am 17. November v. J. bei Gelegenheit des österreichischen Katholikentages. Durch ihr kühnes, zielbewußtes Vorgehen brachte sie nämlich den Zusammenschluß sämtlicher österreichischer Jugendvereine zustande. Eine große Anzahl von Vereinen schloß sich sofort der neugegründeten Zentrale an, und obwohl die Durchführung der neuen Reichsorganisation noch viel Zeit und Arbeit fordert, so ist sie doch im Prinzip gefestigt. Die „Reichspost" (Wien) schrieb damals unter dem Datum des 17. November: „Das Ereignis des heutigen Tages war ohne Zweifel der Vollzug der Vereinigung aller christlichen Jugendorganisationen, die bisher auf getrennten Wegen gegangen waren. Es läßt sich kaum Eindrucksvolleres vorstellen als die Versammlung der katholischen Jugend in der Volkshalle, die unter riesenhafter Beteiligung verlief, und in der dieser neue Erfolg des Strebens nach Einigung unter enthusiastischem Jubel verkündet wurde."

Solche Erfolge in so kurzer Zeit, unter beständigen heftigen Anfeindungen errungen, sichern der Bewegung mehr als alles andere Anerkennung und Sympathie, und wenn der äußere Erfolg überhaupt eine Probe auf die Richtigkeit der angewandten Taktik ist, so hat die vom Herrn Orel ihre Probe bestanden. Immerhin mag man mit dem endgültigen Urteil über sie noch etwas warten; es wird sich schon zeigen, ob die gegenwärtige Strömung einem frischen, lebenspendenden Quell entspringt oder ob sie nur eine über die Ufer stürzende Woge ist, die eine kurze Weile rauscht und dann — stirbt.

•• Quartalsabonnement Mk. 2.40 ••

Digitized by Google

Allerlei Belletristika.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

II.

Sturm gegen alle positive Religion, zumal gegen alles Priestertum läuft Hanns Floerke in „Hagia Hybris. Ein Buch des Zorns und der Weltliebe" (München, Georg Müller. 8° 453 S. ℳ 5.—). Dieser „Zorn" ist Haß, und dieser Haß wäre diabolisch, wenn er sich nicht, genau besehen, so knabenhaft gäbe. Ich hatte mir das Buch auf eine schwunghafte Kritik im Berliner „Literarischen Echo" hin angeschafft, die es u. a. als „beinahe" einen Hymnus an das Meer, als ein groß angelegtes Epos bezeichnete und folgendermaßen schloß: „Nun wohl, hier haben wir wieder ein Buch, durchbebt von Tendenz, das dennoch Dichtung ist; ein ernster, kraftvoller Kampf gegen irdische Gewalten, begleitet von Hochgesang und hoher Liebe." Das mit dem „Hymnus an das Meer" hat seine Richtigkeit: dieser Hanns Floerke zeigt hier zu dem gewaltigen Element eine Liebe, deren Art der Offenbarung den Dichter in ihm bestätigt. Alles andere aber stimmt nicht, bis auf den — allerdings nur sehr teilweisen — „Hochgesang". Die Sprache flutet oft in brausenden Rhythmus hinüber. Dann wieder ist sie hart, kantig, auch verworren und überspannt bis zum Ueberdruß. Jugendliche Ueberspanntheit ist überhaupt das Gepräge des Buches. Vergebens sucht der Autor, der ausdrücklich auf Originalität keinen Anspruch erhebt, eine fest umrissene Weltanschauung in diesem prätentiösen Erziehungs- und Selbsterziehungsroman herauszuarbeiten. Er selber steckt — unbewußt — noch so tief im Gärungsprozeß, daß er, außer den Naturschilderungen, nichts Klares zutage fördert. Wie kindisch er daneben hauen kann, beweist die Zeichnung des einzigen von ihm vorgeführten Repräsentanten katholischen Priestertums. — Möglich, wenn er sich auf sich selbst besinnt und Welt und Menschen wirklich kennen lernt, daß wir noch mal Bedeutendes von ihm erwarten dürfen. Eben darum habe ich mich hier länger mit ihm beschäftigt und — weil „Hagia Hybris" ein Blender ist, vor dem man besonders die stürmende Jugend nachdrücklich warnen sollte.

Ethisch reichlich verworren, aber künstlerisch bedeutend abgeklärter als das vorerwähnte Werk ist Helena Böhlaus bereits vielgenannter Roman „Das Haus zur Flamm'" (Egon Fleischel, 373 S. ℳ 5.—). Der beigelegte Waschzettel trifft mit der einen Behauptung den Nagel auf den Kopf: „Die ungestillte Sehnsucht eines großen Temperaments hat diese Dichtung gezeugt." Drollig ist's, wie sehr die Kritik über letztere auseinandergeht. Die einen jauchzen und heben sie sternenhoch; die anderen ärgern sich und lassen ihr kaum etwas Gutes. Mein Urteil lautet: Die Verfasserin hat abermals in edler Absicht den Lesern Ueberzeugungen schaffen oder umschaffen wollen. Ihr Buch erweist sich auch diesmal, trotz unleugbarer Schönheiten, dafür nicht stark genug. Und das ist in der Hauptsache ein Glück. Denn was wir heutzutage am meisten brauchen, fehlt dem „Haus zur Flamm'": sittliche und religiöse Klarheit, deutliche Ausprägung im Denken und Empfinden, reinliche Scheidung zwischen Gut und Böse.

Einen Schritt vorwärts auf der Bahn selbständiger Kunst tat Georg Frhr. von Ompteda in „Wie am ersten Tag" (E. Fleischel, 347 S. ℳ 5.—). Es ist die Geschichte eines genialen, seiner Kunst leidenschaftlich ergebenen Bildhauers, den eine seltsame Schicksalsverkettung zum Verbrecher, zugleich zum Erlösten werden läßt, indem sein Genius sich an der Schwelle des Gerichts gewaltig offenbart und die treue Liebe seines Weibes in die geöffnete Kerkerzelle ein helles Trostlicht vorauswirft. Ich finde lange nicht alles schön in dem Buche, aber einzelnes, manches sogar wunderschön. Das Ganze ist eine Art Seelenschönheit-Apotheose, die freilich nicht sogleich als solche ins Auge fällt, die auch gewiß nicht den Stempel der Vollkommenheit trägt, die aber ernste Beachtung und Hochachtung beanspruchen darf.

Ernste Beachtung verdient auch Käthe Sturmfels' „Die Schwester der schönen Margarete" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 420 S. ℳ 3.50). Das Problem, ob ein bereits sittlich verderbtes junges Geschöpf durch edelste persönliche Beeinflussung innerlich geadelt werden kann, wird hier negativ gelöst, zugleich aber die adelnde Rückwirkung der im Zweck verfehlten Mission hervorgehoben. Das Buch regt tiefer an, kann aber nicht eigentlich befriedigen. Interessant sind seine intimen Beleuchtungen des evangelischen Schwesternschafts- und Pastoratslebens. Das Nichtzureichende der treibenden Kraft, der beide unterstehen, drängt sich dem urteilsreifen Leser unabweisbar auf.

Ein Buch, das in Hunderttausenden von Exemplaren unter Eltern, Vormündern und Beratern erwerbender Mädchen verbreitet werden sollte, wie auch im gegebenen Falle unter diesen selbst, ist „Die weiße Sklavin. Des zwanzigsten Jahrhunderts Schmach." Roman von Elisabeth Schöyen. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Rhea Sternberg (Berlin-West 50, Verlag Kontinent G. m. b. H. 314 S. ℳ 3.—). Im Mittelpunkt steht eine junge Erzieherin, ein Opfer der scheußlichen weißen Sklaverei. Das Deutsche Nationalkomitee zur internationalen Bekämpfung des Mädchenhandels hat dem Buche ein Begleitwort, Anna Pappritz, Schriftführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine, ihm eine Vorrede mitgegeben. Beide betonen die künstlerisch dezente Darstellung, beide auch die hohe Aktualität des Romans, der in hohem Grade geeignet ist, breite Massen des Volkes aufzuklären über die Pflicht der Allgemeinheit, diese Schmach mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen.

Wie tief das furchtbare Gift der Unlauterkeit sich in die moderne Gesellschaft eingefressen hat, zeigen Bücher wie „Aus toten Tagen (Memoirs of my dead life)." Novellen von George Moore. Deutsch von Max Meyerfeld, und „Der Gelüste Ketten." Novellen von Gerhard Ouckama Knoop (beide bei E. Fleischel, ℳ 5.— und ℳ 3.50). Moore, uns bekannt als Verfasser von „Arbeite und bete" (Esther Waters) und „Irdische und himmlische Liebe" (Evelyn Innes, Sister Teresa), verleugnet auch in der vorliegenden Sammlung nicht den hervorragenden Künstler. Aber die Hauptmotive dieses Buches „von Paris, der Kunst und den Weibern" hat der Autor zumeist aus der — Gosse geholt. Letzteres gilt auch von dem G. O. Knoopschen Werk, das übrigens psychologische und stilistische Vorzüge aufweist.

Weniger unerquicklich, wiewohl beileibe nicht erquicklich, ist Laurids Bruuns „Pan. Roman in vier Stunden." Deutsch von Julie Koppel (ebenda. 8° 219 S. ℳ 3.—). Auch hier hat der Waschzettel mit seiner Erklärung vorwiegend recht: „Diese aufregende Sommernacht, die den Leser einspinnt in ihren nordischen Zauber, und deren Geschehnisse ihn mit fortreißen, weiß der Dichter mit großer Kunst und leidenschaftlichem Temperament hervorzuzaubern." Die Tendenz ist die des Kampfes gegen die Verbildung, gegen die Unkultur der Ueberkultur, gegen das Falsche, Hohle landläufiger Moral. Aber die echte Moral kennt auch der Autor nicht. Des Schwülen kann auch er nicht entraten, und fast drollig ist's, wie zuletzt Pärchen zu Pärchen fliegt, darunter ein Ehegatte und Vater, eine Ehegattin und Mutter. O mißverstandener Ibsen!

Ethisch, nicht künstlerisch, höher steht Helene von Mühlaus „Sie sind gewandert hin und her" (ebenda, 273 S. ℳ 3.50). Die Heldin, ein suchendes Weltkind, emanzipiert sich von der das Gesellschaftsleben regelnden Sitte, aber mehr im Empfinden als in der Tat. Denn was sie zum Bruch der Sitte tut, geschieht wie unter Suggestion. Im Grunde ist sie ein nervöstapferes Weib, von großer Liebes- und Leidensfähigkeit, aber zugleich von noch größerem Glücksdurst. Das Mütterliche prägt sich am liebenswertesten in ihr aus, auch ihrem Manne gegenüber. Dieser ist vorzüglich gezeichnet: der ewig unruhige Kopf mit dem sinnlich weichen Herzen, der immer große Pläne ausheckt und sie nie ausreifen kann. Sehr ziehen die Schilderungen der Bühne an: Santiagos, Valparaisos und anderer chilenischer Landschaften.

Eine novellistische „Reiselektüre" von köstlichem Humor ist Hermann Heijermans Zukunftsbuch „Geflügelte Taten. Einige entsetzenerregende, herzbeklemmende, aber keineswegs unmoralische Familienabenteuer." Deutsch von R. Ruben (ebenda, 204 S. ℳ 2.—). Wer Lachtränen weinen will, lese die tragikomische Geschichte von den Luftsegelmoritaten der Schlächtermeisterrentiersfamilie Schwalbe.

Zum Schluß sei noch auf einige wirkliche Reisebücher hingewiesen.

Als freundliche Lektüre geben sich A. Sauers „Englisch-Schottische Reisebilder" (Berlin W. 30, Hermann Walther, gr. 8° 219 S. ℳ 3.—). Die Verfasserin erzählt in epistolarer Darstellung behaglich breit, mit leicht altfränkischem Anflug und einer gewissen Naivität betreffs längst bekannter Dinge. Aber sehr bald gewinnt man sie und ihre Art gern, freut sich ihres klaren Blicks, ihres offenen Muts, ihrer gemütvollen Anteilnahme. Zumal Frauen werden sich zu dem Buche hingezogen fühlen.

Auf einen ungeteilten Leserkreis innerhalb der gebildeten Gesellschaftsschichten dürfen Pauline Gräfin Montgelas' Reiseschriften rechnen: „Ostasiatische Skizzen. Mit einer Ansicht des Himmels-Tempels zu Peking", und „Bilder aus Südasien. Mit sechs Abbildungen und einer Kartenskizze" (München, Theodor Ackermann, gr. 8° 103 u. 146 S.). Ich selber stelle diese Schriften hoch. Besonders das tagebuchartig gehaltene erstgenannte hat es mir angetan. Immer wieder springt das Großzügige, Warmherzige vor, immer auch das reine, klare Denken, Erfassen und Empfinden, das unmittelbar wirkende sich Hingeben an Pflicht und Endziel, an Gutes, Schönes, Höchstes. Dabei die denkbar einfachste, anspruchloseste Art sich mitzuteilen, trotz des künstlerisch gebildeten Stils. — Aehnliches gilt von den „Bildern aus Südasien", nur daß hier das Persönliche mehr in den Hintergrund, das Historische, Kulturhistorische durchaus in den Vordergrund tritt. Sehr schön ist unter anderem, was die im echten Christentum wurzelnde Autorin über die Uebermacht der Natur auf Java, über Buddha, Indien und last not least über Kolonisation sagt. Diese edle Frau hat den Mut, auszusprechen, was viele bisher nur zu denken wagten: „daß für den Dienst in den Kolonien die Besten eben gerade gut genug sind." Möge unsere Kolonialpolitik sich danach richten: dann wird endlich deutsche Kolonisierung soviel bedeuten wie erstklassige christliche Kulturverbreitung. — Ich empfehle die Montgelasschen Büchlein aufs angelegentlichste.

Digitized by Google

Türkenbund.

Indiens Lilie, du in deutschen Forsten.
Lang gestielt, fremdartig anzuschauen
Wächst des Turbans stolze Königsbinde
Gleich des Orientes Haremsfrauen
Sag, wer brachte deinen Feuersamen
Ueber Alpenhöh'n und blaue Meere,
Ueber Wüstensand und Gletscherklippen?
Vogelsegel oder Windes Fähre?
Fuhr Samum in schwülen Südlandsnächten
Ueber Steppen, die von Kelchen schwanken?
Trug er deinen Liebesgruß herüber,
Wie er trägt der Menschheit Glutgedanken?
Schlug der dunkle Asrael die Schwingen,
Daß in Wolken deine Glüte stände,
Heißen Staubes, daß er jauchzend streue
Weit hinaus die roten Fieberbrände?
Und den Gifteshauch in deinem Atem
Ließ er in die keuschen Wälder sinken,
Ließ die nord'sche Erde Ueppigkeiten
Glüh'nder Zonen widerwillig trinken.
Dennoch, wenn mit blassen Glockenblumen
Still wir wandern durch die Felsenschluchten,
Greift uns seltsam an die bange Seele
Fremder Geist in unsren grünen Buchten,
Wenn du reizend stehst in stolzer Schöne,
Indiens Lilie — ferne, blasse — hohe —
Steil am Grat, als schlüg aus kühlen Wassern
Ins Gesicht uns eine rote Lohe. M. Herbert.

Die Ausstellung München 1908.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

I.

Unlängst kam ich auf der Theresienwiese mit einer einfachen Frau ins Gespräch, die dort mit mißvergnügtem Gesicht im Sonnenbrande saß und strickte. Drei Kinder spielten und krochen um sie herum. „Elf Jahr ist es jetzt," sprach sie, wobei man sich den Münchener Dialekt und mehrere Kraftausdrücke dazu denken möge, „elf Jahr hab ich da oben in dem Bavariapark gesessen und habe alle meine Kinder da groß gemacht, diese hier sind die jüngsten, und jetzt muß ich hier schwitzen, weil ich Geld bezahlen soll, wenn ich hinein will. Das haben wir armen Leute davon, daß die Ausstellung da oben just an den Fleck gebaut worden ist." Ein daneben stehender Mann mischte sich hinein. Er war freilich noch nicht in der Ausstellung gewesen, aber er konnte den Gedanken nicht verwinden, daß, wie man ihm erzählt hatte, die Maß Bier 50 Pfennige kosten sollte und eine Tasse Kaffee für seine Frau 40 Pfennige. Am meisten aber empörte seinen Lokalpatriotismus, daß für die Bewirtschaftung außermünchenerische Personen herangezogen waren. Plötzlich verfiel er in ein breites Lachen. „Ham's scho g'hört", fragte er, „daß in der nächsten Wochen der Zentralverband der schönen Millimadeln aus dem hinteren Algäu da tagen will, und der Verein epochemachender Erfinder mit dem Vorstandssitz in Eglfing? Herrschaft, da kann's Wochenprogramm wieder amal fei lang werden!" Vergebens suchte ich ihn zu beruhigen. Er sah mich düster blickend von unten auf an, murmelte etwas und trollte sich. Ich aber stieg die Stufen zur Bavaria hinauf und schritt der Ausstellung zu, nachdenkend darüber, was für merkwürdige Schlagschatten solche Dinge werfen können, die von einer Seite her hell glänzend beleuchtet stehen.

Und nun, damit keiner denke, ich hielte dieses Licht etwa für ein künstliches, oder wollte der Ausstellung nicht gern bereitwillig und gerecht alles Gute nachrühmen, was nur an ihr zu finden ist, so betone ich sehr entschieden, daß sie neben manchen nicht wegzuleugnenden Mängeln, die nun einmal mit allen menschlichen Unternehmungen verknüpft sind und von denen auch weiterhin an dieser Stelle nicht geschwiegen zu werden braucht, Schönes und Ruhmwürdiges in glänzender Fülle bietet, vieles, was bisher überhaupt einzig dasteht, und daß sie der Stadt München zu hoher Ehre gereicht.

Der allgemeine Eindruck, den die Ausstellung macht, ist durchaus vornehm und gediegen. Allenthalben zeigt sich die Herrschaft der Kunst, der sich die Erzeugnisse des Tages, die Bedürfnisse des täglichen Lebens willig unterordnen. Die Kunstzentrale München gibt damit ein Beispiel, das in der übrigen Welt nicht unbeachtet und folgenlos bleiben kann. Die Durchdringung von Zweck und Schönheit gehört zu den wichtigsten Leitmotiven der Münchener Ausstellung. Unsere weitere Betrachtung wird zu zeigen haben, in welcher Weise und bis zu welchem Grade dies Ziel erreicht worden ist.

Indem wir durch das gefällige Portal ins Innere schreiten, um vor allem eine orientierende Wanderung anzutreten, erfreut uns vorweg der freundliche Anblick der ausgedehnten Gartenanlagen. Sie bilden den anmutigen grünen Fond, wogegen die Gebäude der Ausstellung kräftig kontrastieren, und mit dem sie zugleich doch meist harmonisch zusammenklingen. Nicht ganz der Fall ist es nach meiner Empfindung bei der Zusammenstellung der langen Seitenfront von Halle 1 mit den parallel laufenden, an sich gewiß reizenden Laubengängen. Einer der ehemals preisgekrönten Wettbewerbentwürfe hatte an dieser Stelle die glücklichere Anregung gegeben, eine Reihe kleiner Wohnhäuser aufzustellen. Sie hätten ein besseres Gegengewicht zu der Halle abgegeben. Mit viel Glück ist die Plastik zum Schmucke der Gärten herangezogen worden. Da sind lustig plätschernde Brunnen, streng im Grundriß, damit sie zur Architektur passen, und mit guten dekorativen Figuren geschmückt. Da sind teils antik, teils modern empfundene Einzelfiguren, da sind Tierstücke, die die Erinnerung an das Leben der freien Natur wachrufen. Prachtvoll vor allem ist die große, reich gegliederte Fontänenanlage vor dem Hauptrestaurant mit ihren hübschen Kaskaden und den kräftigen Figuren. Mit der Beengtheit des hier verfügbaren Raumes möge erklärt und entschuldigt werden, daß die Künstlernamen bei dieser und anderen Gelegenheiten ungenannt bleiben müssen, denn Bevorzugung einzelner ist ungerechtfertigt und ausgeschlossen.

Das Hauptrestaurant mit seinem anmutigen Mittelbau und den elegant geschwungenen, in Eckpavillons endigenden Wandelhallen gehört zu den für das Auge erfreulichsten Teilen der Ausstellung. Das Architekturbild wird nur durch die sehr großen Fensteröffnungen des Untergeschosses in seiner Feinheit etwas beeinträchtigt. Das ist auch im Innern des großen Mittelsaales bis zu einem gewissen Grade der Fall, und doch gehört dieser Raum zu den besten der ganzen Ausstellung. Eine ruhige Vornehmheit charakterisiert ihn, Schönheit des Materials, diskrete Farbe. Dabei ist doch die Zweckbestimmung des Raumes in jeder Einzelheit deutlich zum Ausdrucke gebracht. Den Hauptschmuck bildet ein großes Deckengemälde, von dem an dieser Stelle schon bei der Besprechung der Sezessionsausstellung die Rede gewesen ist. Es bringt in die Zurückhaltung der Farben einen großen und wohltönenden Akkord. Auch in den anderen Räumen des Hauptrestaurants spielt die dekorative Malerei eine große und bestimmende Rolle. So namentlich in den beiden Wandelhallen, bei deren großen phantastischen Friesen man freilich eine gewisse Bizarrerie hinnehmen muß. Immerhin ist man zufrieden, daß hier die organische Ausschmückung der Architektur auch einmal äußerlich in die Erscheinung tritt. Das ist außer beim Vergnügungspark nur an wenigen Stellen der Fall. Die großen Ausstellungsgebäude bergen, was ihnen an Heiterkeit zuteil geworden ist, in ihrem Innern. Nach außen stehen sie streng und kühl da. Nur der architektonische Gedanke, die Linien, die durch Konstruktion und Material bedingt sind, wirken nach außen, schön an sich selbst, aber doch allzu abstrakt. Der Umstand, daß man die Flächen mit Kränzen und Fahnen behängt hat, zeigt deutlich, daß man sich der Notwendigkeit äußerer Dekoration wohl bewußt gewesen ist. Man fragt unwillkürlich, warum man dann die Ausschmückung nicht zu einer dauernden, natürlichen, der Architektur an- und eingewachsenen, gemacht hat. An manchen Stellen geht die Nüchternheit fast zu weit, so bei den Nebenhallen 4, 5 und 6. Bei den Haupthallen 1, 2 und 3 wirkt immerhin die Größe, und sie haben manche Belebung durch hervorgeschobene Risalite und dergleichen, der Hauptgiebel von Halle 1 eine im Relief durch hübsch verteilte Schattenwirkung vorteilhafte, halbrunde Pfeilervorhalle. Das Innere der drei großen Hallen zeigt bei jeder einige Repräsentationsräume und eine Unmenge größerer und kleinerer Zimmer, die den Ausstellungszwecken dienen. Das charakteristische Merkmal ist durchweg, im Gegensatze zu den meisten anderen großen Ausstellungen, eine gemütliche Beengtheit, damit zusammenhängend nirgend eine bedeutende Höhenentwicklung. So kommt eine Intimität des allgemeinen Eindruckes zustande, die recht münchenerisch anspricht. Vom ausstellungstechnischen Standpunkte aus, der an sehr vielen Tagen mit starkem Gedränge, und bei Gelegenheiten, vor denen uns der Himmel bewahren möge, mit Gefahren zu rechnen hat, darf man dem Prinzip der Engräumigkeit freilich manches Bedenken entgegenbringen. Von den Repräsentationsräumen sind die schönsten in Halle 1 der Ehrensaal, um den herum in fünf Räumen auserlesene Werke berühmtester Münchener Architekten ausgestellt sind, dann der große Hof mit seinem schönen Brunnen. In Halle 2 imponiert ein Vestibül mit dem Schmucke dekorativer Malerei und metallener Türen; in Halle 3 ein Saal, der mit hübschen landschaftlichen Malereien, und ein anderer, der mit Münchener Ansichten geschmückt ist. Die Ausstattung der übrigen Räume ist im allgemeinen einfach, aber durchweg unter künstlerischer Leitung ausgeführt, ein

Digitized by Google

Merkmal, das diese jetzige Münchener Ausstellung von allen sonst bisher auf deutschem Boden veranstalteten unterscheidet.

Der wesentliche Einfluß der künstlerischen Oberleitung macht sich auch bei den kleineren Ausstellungsgebäuden überall geltend. Am wenigsten läßt sich bisher über die Kirche sagen, die hinter Halle 1 in der Herstellung begriffen ist. Sie erinnert in der Anlage etwas an romanische Vorbilder, wird nach ihrer Vollendung im Schmucke von Wandverkleidungen, Wand- und Deckenmalereien prangen und eine große Menge von Gegenständen aufnehmen, die für kirchliche Zwecke gedacht sind. Der angrenzende Friedhof mit seinen modern ausgestalteten Denkmälern dient dem löblichen Zwecke, die Kunst der Friedhofausstattung im allgemeinen zu heben, ihr Anregungen und Vorbilder zu liefern. Neben vielem Gelungenen läuft auch gar manches weniger Bedeutende einher, das ein steigender Geschmack bald von selbst ablehnen wird.

Eine ganze Anzahl kleinerer Ausstellungsbauten ist noch in notgedrungener Kürze zu erwähnen: rechts und links vom Hauptportal das Gebäude der Verwaltung und das Pförtnerhaus, weiterhin der Basar und das Café. Beide flankieren das Künstlertheater, von dem weiter unten noch zu sprechen ist. Dann ist des hübschen, bieder-altväterisch dreinschauenden Hauses zu gedenken, in dem Post, Sanität und Polizei ihre Stätte haben. Schmuck sind auch die drei Nebenportale der Ausstellung, eins südlich von der Bavaria, die beiden anderen nach der Ganghoferstraße. Einige andere Häuser müssen unerwähnt bleiben, so hübsch sie auch sind. Nur flüchtig seien zuletzt die Kleinwohnstätten erwähnt, Proben ländlicher behäbiger Bauweise und Inneneinrichtung, die ich trotz ihrer Vorzüge doch nicht ebenso hoch einschätzen kann wie die entsprechende reizende Gruppe der unlängst an dieser Stelle besprochenen Darmstädter Ausstellung.

Das Künstlertheater möge für heute den Beschluß machen. Es ist vielfach mit dem landläufigen greulichen Ausdrucke der „Clou" der Ausstellung genannt worden. Ein Hauptanziehungspunkt ist es sicher. Schon seiner Außenarchitektur wegen, die mit ihren sanft belebten Linien sich vom Charakter der anderen Bauwerke gleichzeitig unterscheidet und doch wiederum sich ihm anschmiegt. Das allgemeine Gepräge des Gebäudes ist das einer stillen Insichzurückgezogenheit. Gewissermaßen symbolisch dafür scheinen mir die zart konkaven Flächen der schlanken Portale mit ihren Oberlichtern. Das große Schild hätte man im Interesse vornehmer Wirkung dem Gebäude nicht vor die Stirn heften sollen. Vor allem aber bedurfte es eines anderen Platzes, im rauschenden Dunkel des Parkes, abseits vom Getriebe, um all seine Feinheit richtig entfalten zu können. Vergleichshalber denke man an die reizenden kleinen Schlösser im Nymphenburger Park oder an Goethes Gartenhaus in Weimar. Das Innere zeigt taktvoll keine Dekorationen des Steinbaues, sondern, da das Theater nur aus Fachwerk errichtet ist, Holzinkrustation mit Einlagemustern. Der Farbenklang ist hauptsächlich auf Grau und Grün getönt. Der Zuschauerraum, der von schön durchgeführten Außengängen umringt ist, steigt amphitheatralisch auf.

Dies also ist die Stätte, von der dem modernen Theater das Heil kommen soll. Und in der Tat, was dort geleistet wird, ist so neu, so noch nie dagewesen, so staunenswert, daß einer allein es eigentlich gar nicht glauben kann. Vorsichtige Blätter lassen sich's daher immer zugleich von drei Zeugen kunstkritisch bestätigen. Gewaltig stehen sie da die drei, wie die Erzengel beim Prologe des Faust. Ich bin zufrieden, daß ich über diese Dinge hier nicht zu schreiben habe, weil Theaterbericht nicht meine Sache.

Ich weiß ein altes Theater, das aus dem Verfall vor kurzem wieder zum Leben erweckt ist. Es ist im Städtlein Lauchstädt. Den kleinen Musentempel kenne ich einigermaßen, weil es mir vergönnt war, ihn vor vier Jahren vom Untergange retten zu helfen. Dort haben Schiller und Goethe so manches ihrer Dramen zum ersten Male aufführen lassen, ganz nach dem Rezept und mit der Inszenierung, wie ehemals Mode war. Und die Werke leben noch heute. Man sieht, daß auch altmodisches Wesen nicht allemal etwas schadet.

Nachtbild.

(Nach Herman Gorter) Aus dem Holländischen.

Im schwarzen Nachen schwamm die Nacht
Auf Wetterwolken mit Regenfracht;
Die rollten über die Erde weit
Und sargten sie ein in Dunkelheit.

Mir kreiste das Blut im Kopf ringsum,
Die Schwere bog meinen Nacken krumm;
Noch immer saß ich im grünen Gras —
Das war von Tau und Tränen naß.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Der Verein vom heiligen Karl Borromäus in den letzten zwölf Jahren.

Von

Pfarrer Kahlen.

Am 30. Mai 1895 feierte der Borromäusverein sein goldenes Jubelfest. In stiller und doch rastloser Tätigkeit hatte er ein halbes Jahrhundert hindurch für die Verbreitung guter Bücher gewirkt. Das treue, selbstlose Wirken seiner Geschäftsführer hatte aus dem kleinen Samenkorn einen gewaltigen Baum werden lassen, dem selbst die wilden Stürme der Kulturkampfsjahre keinen wesentlichen Schaden zufügen konnten.

Seit dem goldenem Jubeltage sind mehr als zwölf Jahre vergangen — eine für unser schnellebendes Geschlecht lange Zeit! Ist es da nicht berechtigt, Rückschau zu halten auf die Entwickelung des Vereins?

Mancher gemeinnützige Verein erreicht mit dem fünfzigjährigen Bestehen seinen Höhepunkt. Einige Zeit noch hält er sich auf der Höhe; dann kommt langsam der Rückgang. Ist es im Menschenleben nicht gerade so?

Aber der Borromäusverein hat den Höhepunkt seiner Tätigkeit mit dem goldenen Feste noch nicht erreicht; auch heute — zwölf Jahre später — bewegt er sich noch immer in aufsteigender Linie. Die vom Vorstande veröffentlichten Jahresberichte lassen von Jahr zu Jahr ein erfreuliches und anhaltendes Wachstum erkennen. Während im Jahre 1895 die Zahl der einzelnen Hilfsvereine 1712 betrug, belief sie sich im Jahre 1906 auf 3074. Wir lassen die Statistik für den erwähnten Zeitraum folgen:

Jahr	Vereine	Zahl der Vereinsangehörigen I	II	III	Gesamtzahl	Zuwachs
1895	1712	20,482	41,056		61,538	2471
1896	1778	21,785	44,422		66,207	4679
1897	1809	22,629	45,381		68,010	1803
1898	1905	24,266	49,298		73,564	5554
1899	2051	26,231	19,638	31,215	77,084	5332
1900	2128	27,437	23,078	32,815	83,471	6387
1901	2250	25,972	25,859	36,669	88,500	5000
1902	2386	26,807	30,273	40,137	97,217	8717
1903	2519	27,844	35,136	43,190	106,170	8953
1904	2684	31,870	41,059	45,477	118,406	12,236
1905	2812	33,536	46,446	48,499	128,481	10,075
1906	3074	33,856	52,417	53,282	139,555	11,074

Während also die Gesamtzahl immerfort steigt, ist die Zunahme in den einzelnen Jahren außerordentlich verschieden. In den letzten Jahren ist die Zunahme — jedenfalls infolge der Tätigkeit des Redakteurs Herz — eine recht große. Geringe Schwankungen nach der ungünstigen Seite hin sind vielfach durch örtliche Verhältnisse bedingt und werden sich nie ganz vermeiden lassen. Jedenfalls ist das Gesamtergebnis dieser zwölf Jahre hocherfreulich: die Zahl der Vereinsangehörigen hat sich mehr als verdoppelt, während die Zahl der Hilfsvereine in rascher Progression steigt und ebenfalls der Verdoppelung zustrebt.

Mit der Zunahme der Vereinsangehörigen hält gleichen Schritt die Vermehrung der Jahresbeiträge und der jährlichen Vereinsgaben an die einzelnen Mitglieder, der Bücherbestellungen und der sogenannten Bibliotheksgaben, d. h. der Bücher, welche der Vorstand aus den Ueberschüssen jedes Jahr den einzelnen Bibliotheken je nach Maßgabe ihrer Mitgliederzahl überweist.

Wir geben für die letzten zwölf Jahre eine Statistik über die Summe der Jahresbeiträge, über den Betrag der Bücherbestellungen und den für die Bibliotheksgaben aufgewandten Betrag. Die Vereinsgaben lassen wir unberücksichtigt, weil ihre Zahl der Zahl der Vereinsangehörigen und die dafür aufgewandte Summe den Jahresbeiträgen im wesentlichen entspricht.

Jahr	Jahresbeiträge	Bücherbestellungen	Bibliotheksgaben
	M.	M.	
1895	197,575 09	54,136.03	45,400
1896	212,071.29	57,902.52	47,000
1897	222,983.68	57,388.10	50,000
1898	234,871.44	60,010.55	56,200
1899	257,875.43	56,295.40	62,500
1900	277,796 55	59,199.12	66,000
1901	295,377.87	59,921.63	68,000
1902	320,028 53	65,997.72	70,000
1903	344,648.11	75,308.61	83,400
1904	379,134.04	82,026.63	89,500
1905	408,638.02	73,817.89	104,684
1906	434,651.73	94,273.73	180,000

Digitized by Google

Die Zukunft wird lehren, ob die Bücherbestellungen bedeutend nachlassen werden, nachdem die Lieferung zu zwei Drittel des Ladenpreises eingestellt worden ist. In den letzten Jahren hat der Vorstand auch alljährlich eine erhebliche Summe aufgewandt zur Begründung neuer Bibliotheken, zur Errichtung von Lesehallen und zur Verbreitung der guten Presse überhaupt.

Naturgemäß hat der Verein vom heiligen Karl Borromäus seinen stärksten Rückhalt im katholischen Westen. Die ganze niederrheinische Kirchenprovinz (Köln mit Münster, Trier und Paderborn) stellt den Löwenanteil der Mitglieder, während die bayerischen Diözesen äußerst schwach vertreten sind. Breslau und Freiburg, auch Rottenburg, Limburg, Hildesheim und Osnabrück nehmen eine Mittelstellung ein. Wir geben im folgenden eine Statistik für die Diözesen Köln und Trier (Rheinland), Münster und Paderborn (Westphalen).

Jahr	Erzdiözese Köln					Diözese Trier				
	Lokalvereine	Vereinsangehörige I	II	III	Gesamtzahl	Lokalvereine	Vereinsangehörige I	II	III	Gesamtzahl
1898	591	7303	16,763		24,066	243	2233	6341		8574
1899	603	7673	6936	10,907	25,516	266	2462	1930	4954	9346
1900	627	8013	8176	11,246	27,435	270	2571	2212	5122	9905
1901	655	8375	9164	11,230	28,769	304	2708	2544	5555	10,807
1902	684	8601	10,649	12,536	31,786	325	2799	3048	6321	12,168
1903	703	8690	12,400	13,030	34,120	348	2824	3851	6910	13,585
1904	737	9116	14,312	15,146	38,574	368	2898	4339	7629	14,866
1905	767	9483	15,818	15,903	41,204	388	2738	4863	8136	15,737
1906	799	9618	18,090	17,199	44,807	413	2776	5419	8541	16,736

Jahr	Diözese Münster					Diözese Paderborn				
	Lokalvereine	Vereinsangehörige I	II	III	Gesamtzahl	Lokalvereine	Vereinsangehörige I	II	III	Gesamtzahl
1898	214	2989	11,132		14,121	234	2636	6005		8641
1899	226	3215	3257	7000	13,472	240	2873	2666	3738	9277
1900	233	3503	3851	7405	14,759	261	3291	3359	4066	10,716
1901	244	3743	4273	7613	15,629	269	3444	3919	4272	11,635
1902	255	3882	5018	7951	16,851	290	3539	4580	4861	12,980
1903	269	4199	5799	8307	18,305	308	3643	5370	5367	14,380
1904	286	4421	6720	9009	20,150	336	3679	6115	6093	15,877
1905	307	4829	7792	9597	22,218	376	4010	7107	6786	17,903
1906	317	4783	8703	10,237	23,723	417	4070	7968	7508	19,546

Das Gesamtbild des Borromäusvereins ist also ein hocherfreuliches, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht noch viel mehr erreicht werden kann. Ganz besonders gilt dies für die Erzdiözese Köln. Sie zählte am 1. Januar 1907 im ganzen 922 Pfarreien. Laut Tabelle bestehen 799 Lokalvereine, von welchen eine große Zahl auf Rektorate, Institute, Klöster, Vereine usw. entfällt. Es gibt also noch mehrere hundert Pfarreien, in welchen der Borromäusverein nicht besteht. Das Ideal muß aber sein: In jeder Pfarre ein Borromäusverein!

Für Deutschland beschämend.

In der ganzen Welt gilt Budapest als eine der unsittlichsten Städte. Eine gewisse berüchtigte „Literatur" hat seit Jahrzehnten den Ruf der ungarischen Hauptstadt geschändet. Und doch ist in bezug auf den Schutz der öffentlichen Sittlichkeit Budapest besser als sein Ruf. Anläßlich des jüngsten Antiduellkongresses brachte die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 579) einen interessanten Artikel unter der Ueberschrift: „Ein Besuch in Pest." Hier lesen wir u. a.: „Pest hat kein Nachtleben wie Berlin, aber auch kein Treiben, keinen offenen Dirnenmarkt wie die Berliner Friedrichstraße. Man sagt, daß ganze Straßen nur Bordelle enthielten. Mag sein. Aber nach außen tritt der üble Ruf Pests in dieser Hinsicht nicht stärker zutage wie etwa der einer gut beleumundeten deutschen Mittelstadt. Wo sich das Dirnenwesen auf die Straßen wagt, geschieht es doch in wenig aufdringlicher Form. Und in den Schaufenstern der Ansichtskartenläden hängt keine Nudität, keine einzige unsittliche Postkarte. München, Frankfurt und Berlin, sie alle könnten sich sogar ein Beispiel an Pest nehmen. Von Deutschen wird uns bestätigt, daß sie auf Anfrage in mehreren „verdächtigen" Läden nirgends eine unsittliche Postkarte kaufen konnten. Sie sind einfach nicht erhältlich. Für Deutschland aber sind sie im Engros-Bezug gut genug. Der neue Landeshauptmann soll mit eisernem Besen nach dieser Richtung hin Pest gesäubert haben. Er soll den Grundsatz gelten lassen: Innert den vier Wänden mag jeder Mensch treiben, was er will, ein Schwein sein oder nicht, aber nach außen soll er Anstand und Sitte wahren, der Jugend zum Schutz. Was das „schlechte" Pest kann, sollte auch die deutsche Polizei vermögen zum Schutze der Jugend und der Sittlichkeit des deutschen Volkes."

Die oben geschilderten Beobachtungen decken sich vollständig mit den Erfahrungen, welche der Herausgeber der „Allg. Rundschau" im Frühjahr auf einer mehrwöchigen Mittelmeerreise gemacht hat. An allen Hafenplätzen war Gelegenheit zu kürzeren oder längeren Streifzügen durch die belebtesten Straßen. Nirgendwo drängten sich in Schaufenstern jene schamlosen Nuditäten auf, gegen welche ein großer Teil des deutschen Publikums bereits so völlig abgebrüht ist, daß man an die üblen Wirkungen für Jugend und Volk kaum mehr denkt. Selbst Korfu, Syrakus, Messina, Palermo, ja sogar das in gewisser Hinsicht so übel beleumundete Neapel beschämen in bezug auf die Sauberkeit der Schaufensterauslagen die meisten deutschen Fremdenstädte. Die Sizilianer sind gewiß nicht prüde, aber die kolossale Bildsäule des Neptun im Hafen von Messina, unmittelbar gegenüber dem Munizipium, trägt ein Feigenblatt.

Der Meineidshof.

Novellette nach dem Leben erzählt.

Von

Georg Heinrich Daub, Heiligenstadt.

„Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand."
Lenau, Savonarola.

Vier Wochen weilte ich in der kleinen Landstadt, die im folgenden Buchenhausen genannt sei. Ich hatte mir zur Wohnung ein Häuschen am Rande des Weichbildes gewählt; dort, wo ein Wasser durch die Fluren schnitt — zu groß, um Bach, zu klein um Fluß genannt zu werden. Kopfweiden standen daran und Eichengestrüpp, Erlen und Ebereschen. Es war Spätherbst, und so hatte ich oft, am niedrigen, bleigefaßten Fenster sitzend, das wilde Spiel der Stürme beobachtet, die nach und nach das letzte Blatt welk davongetragen und das Gebüsch kahl geblasen hatten. . . . Und wenn der Sturm am lautesten heulte, war ich hinausgegangen, in den flatternden Lodenmantel gehüllt, hatte dem Sturm die breite Brust und die heiße Stirn geboten und war dahingeschritten durch die sandige, meilenweite, holperige Heide. . . . Und auf dem Heimwege ging ich immer an einem großen Bauernhofe vorbei, der breit, strohgedeckt und grau in tiefer Einsamkeit dalag. Selten hörte man von diesem Hof einen Laut. Kein Schelten auf dem Hof, kein Geräusch surrender Dreschmaschinen, kein Kettengeklirr und Hundegebell . . . in eisigem Schweigen lag das seltsame Besitztum da, so oft ich dahin vorüberwanderte. Und je öfter ich vorüberkam, um so auffälliger dünkte mich das Schweigen, so daß ich schließlich darauf brannte, Licht hinter den blinden Scheiben zu sehen oder sonst ein Zeichen von lebenden Wesen. Vergebens. Und wenn ich einen Buchenhausener nach dem einsamen Gehöft fragte, dann zuckte man wohl zur Antwort mit der Achsel; denn ein Bescheid ward mir — dem Fremden — nicht zuteil. Die Buchenhausener liebten es nicht, ihre Geheimnisse vor fremden Ohren auszukramen. Um so mehr, als es von mir hieß, daß ich Geschichten schriebe. . . . Aber es sickerte an den Wirtstischen manchmal ein Wort durch, das nur auf dieses Gehöft Bezug haben konnte. Wenn die Kleinstädter zuviel des saueren Altbiers getrunken hatten, oder wenn sie sich aufregten über die hohen Preise, die die Bauern für Buchweizen und Kartoffeln haben wollten, dann stieß wohl der eine oder andere der Sprecher mal ein kräftiges Wort hervor und im Zusammenhang damit ein scheu geflüstertes, das wie „Meineidshof" klang. . . .

So ward meine Neugierde geweckt, und endlich beseelte mich der brennende Wunsch, das Geheimnis des grauen Heidehofes zu entschleiern. Oft und öfter führte mich mein Weg an demselben vorbei, und dann spähte ich wohl scharfen Auges an Giebel und First entlang, an Tor und Gatter her, ob nichts sich in Haus und Hof rege. Dabei sah ich, daß der Hof bewohnt sei; aber die Bewohner waren wohl menschenscheu, weil sie sich ängstlich fremden Blicken entzogen. Dabei aber wohnte der Zerfall im Hause: überall klafften Schäden in Dach und

Digitized by Google

Diehlen, in Tor und Gartenzaun, die sonst ein westfälischer Haidjer wohl auszubessern sich beeilt.... Seltsame Gedanken kamen mir deshalb, wenn ich diese zerbröckelnde Welt betrachtete. Und als ich eines Tages in der Nähe des Hofes in einem Hohlweg unvermutet einem hochgewachsenen, breitschulterigen Bauern begegnete, der sich bei meinem Anblick verfärbte — einem Mann, den ich sonst nie gesehen — und diese Gestalt hastigen Schrittes auf das Gehöft zueilen sah, da war mir diese Begegnung ein neuer Ansporn zu meiner Forschung. Denn auf diesem Gesicht war ein Ausdruck, den ich nicht zu deuten, aber auch nicht zu vergessen vermochte; so aber stellte ich mir Faust vor, der seinen Pakt mit dem Bösen abgeschlossen hat und nun nicht mehr zurückschrecken mag vor Hölle und Verderben....

Dezember war es geworden, mit unbändiger Kraft rüttelten die Stürme an den Fensterläden und an den Aesten der Erlen. Die düsteren Kopfweiden allein trotzten dem ungestümen Gesellen, als ob sie wüßten, daß ihre Stiernacken noch nie ein Sturmwind gebeugt, solange sie Lebenssaft in den Adern spürten. Graue Wolken jagten am Himmel vorüber; ob sie schon Schnee in ihrem Schoße bargen? Und unten schleifte das Weidengestrüpp tief in den eilenden, sturmgepeitschten Wassern des Flußbaches.... Aber schon ward es so düster an diesem Nachmittag, daß meine Dienerin hereintrat und mir die Lampe brachte. Allein sie sollte noch nicht brennen. Im Schummern wollte ich sitzen und sinnen. Huih, wie draußen die Windsbraut pfiff und johlte. Wer möchte es wohl einem alten Germanen verargen, daß er sich bei solchem Wetter entsetzte und Walhall mitsamt der wilden Jagd vorbeibrausen zu hören wähnte.

Ob mir die Gestalten der nordischen Göttermythologie vor der Seele standen; — ob ich an die alten Spukgeschichten gedacht, die winterlang in meiner westfälischen Heimat am offenen Herdfeuer von Mund zu Munde gingen, als ich noch die kurzen Höschen trug — als plötzlich der dumpfe Schall einer Glocke an mein Ohr drang? Ich schrak empor; hatte ich mich denn geirrt? Nein — der Sturm hatte die Laute auf einen Augenblick verschlungen; jetzt hörte ich sie wieder — jetzt verschlang er sie aufs neue. Und dann trat meine Dienerin ein, ein Licht in der Hand, das aber im Zugwind sofort erlosch. So scholl denn ihre Stimme grabesdüster aus der Finsternis zu mir herüber:

„Här, makt gau — es brennt!"

„Wo?"

„Up em Meineidshoff!"

Da war das entsetzliche Wort wieder. Aber ehe ich die Alte nach Details befragen konnte, war sie wieder hinaus; an dem Luftzug hatte ich's bemerkt und an dem Zuschlagen der Türe. Hastig zündete ich dann Licht an, hüllte mich in meinen Mantel und eilte hinaus. Richtig: da stand ja der ganze Horizont schon in Flammen....

Hast du schon einmal eine brennende Scheune gesehen, die in einsamem, flachem Felde stand? Oder ein brennendes Schiff auf hoher See? So war der Brand des Heidehofes, der in einer Niederung lag. Der ganze Bau brannte von einem Ende bis zum anderen, von unten bis oben. Es war, als ob der Erdboden Flammen entsende, um das Gebäude zu verschlingen; es war, als ob Funken vom Himmel regneten, um neue Glut zu entfachen. Der Himmel war weithin mit blutigrotem Schein überzogen; es war, als ob ein Strafgericht über den einsamen Hof hereinbräche. Dazu pfiff der Sturm sein grausiges Lied und jagte die Brände weit hinein in die dürre Heide. Vielleicht zündeten sie dort und verbreiteten das Feuer in weiter Runde. Vielleicht würde ganz Buchenhausen nun gestraft um dieses einen Frevlers willen.... Ein Raunen ging durch die dichtgedrängte Menschenschar, die in einem Knäuel dort auf einem Hügel stand, von wo aus alle alles sehen konnten und vor dem Rauch geschützt waren, der zeitweilig in einer dichten Wolke über den Boden strich. Auch die Feuerwehr der Stadt war bald nach mir erschienen. Aber sie griff nicht helfend ein; man begriff, daß hier ein Menschenwerk dem vernichtenden Feuer rettungslos überliefert war....

„Gottes Strafgericht!" sagte plötzlich dicht neben mir eine Stimme.

Umschauend gewahrte ich die würdige Gestalt eines greisen Priesters.

„Ah, Herr Pfarrer — wie soll ich Ihre Worte verstehen?"

„Verzeihen Sie — ich hatte Sie nicht bemerkt; ich hatte auch eigentlich mehr zu mir selbst gesprochen!" sagte der Greis, im Näherkommen mich begrüßend. Der Pfarrer war Buchenhausener und wortkarg wie alle Bewohner des Städtchens. Und als er keine Miene machte, das Rätsel zu lösen, da schwieg auch ich, um nicht durch meine Fragen ihn zu verletzen. Bis dann plötzlich ein lauter Schrei aus der Nähe des Brandplatzes zu uns herüberdrang und uns bewog, schnell den Hügel hinunterzueilen. Da sahen wir, wie die Feuerwehrleute sich um einen entsetzlich stöhnenden Mann bemühten, den sie in der Nähe eines Weidenstumpfes auf den rasigen Boden gelegt hatten. An der Seite dieses Mannes aber kniete die Gestalt eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens, und dieses Kind war es, das soeben den furchtbaren Schrei ausgestoßen hatte.

„Vater, lieber Vater — stirb nicht, geh' nicht so von mir!" jammerte die Unglückliche. Aber — der dort lag, der hörte die Worte brechenden Auges, mit qualverzerrtem Gesicht. Es war dasselbe finstere, bleiche Gesicht, das ich kurz vorher in jenem Hohlweg gesehen. Die Leiche war von solch entsetzlichen Brandwunden überdeckt, daß der aufsichtführende Feuerwehrmann schnell eine Decke über den Toten breiten ließ und den Männern befahl, das Mädchen mit sanfter Gewalt hinwegzuführen.

„Gottes Strafgericht!" stammelte wiederum der greise Priester an meiner Seite. Und als ich ihn fragend ansah, sagte er: „Sie werden die Geschichte des Meineidhofes doch kennen?" Ich schüttelte verneinend den Kopf. „Nachher, auf dem Heimweg sollen Sie sie hören!" bemerkte er sodann langsam und starrte wieder in die Glut, die unablässig an dem gedrungenen, wuchtigen Körper des Gutsgebäudes zehrte.... Bis dann mit einem Male der Hof prasselnd zusammenstürzte, wobei ein Flammenwirbel lohend gen Himmel stieg.

„Kommen Sie!" sagte der Pfarrer. Ich folgte ihm nur zu willig. „Halten Sie die Söhne dieses Landes fähig, einen Meineid zu schwören?" fragte mich der Greis, als wir selbander langsam heimwärts schritten.

„Nein!" versetzte ich lebhaft. „Ich rühme mich, Westfale zu sein, und der Grundzug westfälischen Wesens ist doch Treue und Gottesfurcht!"

„Der Heidehof, der heute in Trümmer sank, gehörte dem Bauern Wilm Piepenbrink — und er war ein Meineidiger!" sagte ernst der Geistliche. „Er ward meineidig aus Habgier!"

Ich schwieg erschüttert. Der Priester fuhr fort:

„Fünf Jahre ist's her, da starb Piepenbrinks Vater. Zwei Söhne hinterließ er, Wilm und Gerd. Wilm war in der Fremde, weil er nie gutgetan. Er war verheiratet, gegen des Vaters Willen. Er war faul und treulos; er hatte unlustig dem Bauernhandwerk den Rücken gekehrt. Der alte Piepenbrink wollte ihn enterben; er hat's mir oft gesagt. Er hat auch ein Testament machen wollen — und auch wohl gemacht. Nur Gott im Himmel weiß es und Gerd, dem's der Alte gesagt. Aber das Testament ist nie gefunden worden. Nach dem Begräbnis, zu welchem Wilm nach Hause kam, forschte die alte Frau vergebens danach. Wilm aber spielte sich als Herr auf, mit dem Recht der Erstgeburt, dem alten Recht, das hier herrscht und so oft Recht in Unrecht verkehrt.... Gerd Piepenbrink aber stritt um den Hof, der ihm gebührte, weil der Vater ihm denselben verschrieben hatte, und weil er durch jahrelangen Fleiß ein Anrecht darauf erworben hatte. Ein Prozeß entstand — ein langer, kostenreicher Prozeß. Die Bäuerin hat es nicht mehr erlebt, daß er zu Ende ging. Wilm Piepenbrink aber wurde der Hof zugesprochen, als er vor Gericht beschwor, daß sein Vater ihm verziehen und in einem Briefe an ihn das erste Testament als annulliert hingestellt habe...."

„Furchtbar!..."

„Jawohl! Und Gerd ging traurig von dannen. Sein edler Charakter wandte sich entsetzt von dem Bruder, der sein Gewissen mit solch himmelschreiender Untat beflecken konnte. Drüben im fernen Brasilien wirkt er als Laienbruder in einem Kloster...."

Die ersten Häuser Buchenhausens lagen vor uns. Da wandten wir noch einmal den Blick zurück nach dem brennenden Heidehof — dem Meineidshof! Gierig nagte die Feuersglut noch in den zusammengestürzten Trümmern. Es war, als ob aus dem Boden hervor Flammen kämen, um den letzten Rest des einst so stolzen Besitztums zu verschlingen.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Münchener Kunst.

Eine späte Jahrhundertfeier für **Carl Spitzweg** veranstaltet der Kunstverein und bewährt damit das Sprichwort, daß das gut wird, was lange währt. Wer nicht gerade in irgend eine moderne oder sonstige Stilrichtung der Malerei verrannt ist, kann nicht anders, als an diesen Hunderten von Bildern und Zeichnungen seine helle Freude haben. Auf das breite Publikum, das vor allem das Gegenständliche anschaut, wirken natürlich in erster Linie die reizend humoristischen szenischen Schilderungen. Spitzweg ist kein lachender Philosoph gewesen, aber ein lächelnder, der die Wunderlichkeiten des menschlichen Lebens mit überlegener Weisheit anschaute und als Künstler begnadet war, es in Form und Farbe so zu schildern, daß Licht und Wärme im Gemüt des Beschauers einkehren. Keine Spur von Tendenz, kein Tropfen Galle, keine Satire, und daher auch bei keiner seiner Figuren ein Zug von Karikatur, von zeichnerischer Absichtlichkeit. Dergleichen hätte sich schon mit den koloristischen Eigenschaften von Spitzwegs Werken nicht vertragen. Jene sind so auserlesen vornehm, dabei so durchglüht von Lebensheiterkeit und Reinheit der Empfindung, so tief, goldig und sammetweich, wie nur ganz wenige der größten gleichzeitigen Meister sie aufzuweisen hatten. Denn nur mit diesem kann man Spitzweg zugleich beurteilen, nicht mit den Alten, von denen er nichts angenommen, obgleich er mehr als eins ihrer Werke kopiert hat. Allenfalls etwas Rembrandtscher Anklang, aber sicher unbewußt. Aus der Zahl der ausgestellten Gemälde nenne ich den Witwer; den Stadtschreiber, der sich gravitätisch eine Feder schneidet; Faust's Osterspaziergang; das alte Liebespaar; den Einzug des Fürsten; den aufgefangenen Liebesbrief; das Märchen; das nächtliche Ständchen; den Heiratsantrag am Brunnen; die Kinder, die den Storch fliegen sehen. Bei den meisten spielt die Landschaft eine große Rolle. Spitzweg hat sie glücklicher getroffen als seine ein wenig erdacht aussehenden Stadtbilder. Bei einer großen Zahl von Werken überwiegt die Landschaft derart, daß die figürlichen Elemente zur bloßen Staffage werden. Auch in der Beobachtung der Landschaft hat Spitzweg stets durchdringenden Blick bewiesen, ihre Schilderungen kann man als eine eingehende Analyse, gewissermaßen als Lebens- und Charakterstudien bezeichnen. Dr. O. Doering (Dachau).

Aus ungedruckten Witzblättern.

An Eulenburg, den „verlogenen Kerl".

Auch wer die Natur mit der Heugabel vertreibt,
Muß erfahren, wie sie trotz- und alledem bleibt.
Das sehen wir auch in diesem struggle for life,
Wie der Fürst zu den verzweifeltsten Mitteln greife;
Zu demselbigen Tun, das er immer getan:
In seinem Komödienspielerwahn
Hat er zeitlebens Kulissen geschoben,
Viel List und viel Intrige gewoben.
Aber Herr Fürst! — nun du verklagt,
Solch Ränkespiel selbst bei den Freunden versagt!
Denn dem Gentleman ist ein Halunke lieber,
Als solch verlogner Kulissenschieber.
Und nicht nur bei „Majestät" versagt 's Denunzieren;
Die Intimsten selbst die Fiduz jetzt verlieren.
Der „Schwarzen" Opferlamm willst du sein?
Das redest du nicht einmal Schafen ein!
Trotz Keim und „Wartburg" bist du verloren,
Die so oft protestantischen Furor geschoren.
Dein Leben, 'ne lange schlaue Komödie,
Es endigt als schaurig-traurige Tragödie.
Du hast den deutschen Namen verhunzt
Als „verlogener Kerl" in des Kaisers Gunst.

Misereor.

Das Zauberwort.

Fürst Bülow seufzte sorgenschwer,
Der Sessel wankte allzusehr.
Doch flugs der vielgewandte Mann
Auf Schwarzwild hetzt die Seinen an.

Und richtig! Schon nach kurzer Zeit
Sitzt Bernhard wiederum gefeit.
Die Grübchen sind zurückgekehrt,
Das Mittelchen hat sich bewährt.

Doch wie die Alten mal gesungen,
So zwitschern bald auch ihre Jungen.
Was Bülow'n war geglückt so gut,
Herrn Keim nun auch erfüllt mit Mut.

„Die Bayern"! Seht die schwarze Meute!
Der Flottenbund wird eine Beute
Der schwarzen Katholikentücke!
Drum drauf und dran! Reißt sie in Stücke!

Und wiederum das Zauberwort
Reißt blöde Köpfe mit sich fort.
Doch so wie damals zieht es nicht,
Der Sessel doch zusammenbricht.

Fürst Phili liebt die Freunde sehr,
Doch auch der Feind mir nützt, denkt er.
Zeigt mir mein Gegner Bernhard doch,
Wie ich bewahre mich vor'm „Loch".

„Mich weißes Lamm, ihr Richter, hört!
Ihr seid von schwarzer Tück' betört.
Was ich getan? Ich schützt — o Ruhm!
Das protestant'sche Kaisertum."

Doch ach, o weh, Herr Kanzow klug:
„Herr Fürst — und jener Brief! Durch Trug
Der Röm'schen floß Euch aus dem Stahl?"
Verflucht! Ein Jesuit! Fatal!

Jedoch, du Volk der großen Denker,
Bleib' du bei deinem Zauberwort!
Der Kanzows gibts nicht viel — zum Henker,
Die Dummen reißt's doch immer fort.

Bist du doch auch ein Volk der Dichter!
Die Kanzows mögen Denker sein!
Geht's gegen Roms verflucht' Gelichter,
So sei der Ruhm des Dichtens dein! Pafft.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Die Künstler vom Deutschen Theater und den Kammerspielen in Berlin haben bei der Fortsetzung ihres Gastspiels einige Stücke gebracht, in denen sie ganz oder doch im wesentlichen auf die Mitwirkung hiesiger Kräfte verzichten konnten. Da traten neben den bedeutenden Einzelleistungen auch die Vorzüge der Regie zutage. Wir sind hier an schleppendere Tempi gewöhnt; die Auseinandersetzung von Vater und Sohn in Hartlebens „Angele" spielen Steinrück und Eckert mit einer blitzartigen Folge von Rede und Gegenrede, die zum mindesten ein Beweis bewunderungswürdiger künstlerischer Disziplin ist. Die Wahl der Stücke brachte uns keinen Gewinn. Shaws Schauspiel „Frau Warrens Gewerbe" hatte uns bereits die Separataufführung eines Vereins aufgetischt. Wir haben damals unsere Bedenken doppelt stark äußern müssen, weil die dramatische Rechtfertigung des Kupplerhandwerkes auf den Brettern einer kgl. Bühne vor sich ging; aber auch beim abermaligen Sehen in anderem Milieu hat uns das Stück bei allem Geist des Verfassers einen peinlichen Eindruck gemacht. Nicht allein des Stoffes wegen. Der Konflikt zwischen der in Reinheit erzogenen Tochter und ihrer Dirnenhäusern vorstehenden Mutter ist gewiß ein tragischer, aber der Standpunkt des Dichters bleibt ein unklarer. Unreife Gemüter können aus seinen Sophismen leicht entnehmen, es sei für eine Frau geradezu töricht, sich in ehrbarer Armseligkeit durchs Leben zu schlagen. Die Tochter verurteilt ihre Mutter nicht wegen ihres Gewerbes, sondern wegen der Inkongruenz zwischen ihrem lasterhaften Treiben und dem Reinheitsideal, das sie in der Erziehung ihres Kindes zu verwirklichen suchte. Also, Frau Warren hätte ihre Tochter eine Dirne werden lassen sollen? Es ist direkt unwahr, daß ein guterzogenes junges Mädchen zu solch verwerflicher Ethik kommen kann. Recht unsauber ist auch das Milieu von Hartlebens Komödie „Angele". Ein Vater, der dem Sohn die Geliebte abjagt, wirkt widerwärtig. Der alte Roué verliebt sich immer mehr in das leichtfertige Mädel, ja schließlich macht er ein Ideal aus ihr. Hartleben fordert für ihn tragisches Mitleid, weil der alte Herr sich von Angele betrogen sieht wie einst von seiner heißgeliebten verstorbenen Frau. Der Autor hat dies gewiß kunstreich gemacht, aber bei aller spielenden „Natürlichkeit" des Dialoges wirkt es doch unnatürlich, wenn der alte Zyniker so knabenhaft an ein „Emporheben" dieses zweifelhaften Geschöpfes glaubt. (NB. Unser Reisepublikum ist oft mehr wie naiv. In „Angele" sah man zehnjährige Kinder.) Auf die Komödie aus Berlin W. folgte ein Legendenspiel „Der heilige Brunnen" von J. M. Synge. Ein blindes Bettlerpaar glaubt, daß es schön und von herrlicher Gestalt sei. Da naht ein Heiliger, der sie sehend macht. Entsetzt von ihrer Häßlichkeit schlagen sie aufeinander los. Da ermahnt sie der Mönch, über die Eitelkeiten des Irdischen hinweg zu sehen, um die Größe der Gottheit zu erkennen. Schließt so die Dichtung in würdigem Pathos, so empfindet man das Ganze doch mehr konstruiert als empfunden. Ganz mangelhaft waren die Volksszenen.

Digitized by Google

Das Publikum lehnte die Legende ab und rief die Darsteller hervor. Literarisch belanglos, aber mit raffiniertem Bühnengeschick gemacht, ist „Simson" von Henry Bernstein. Schildkraut gab diesen Simson der Börse, der, um sich am Verführer seiner Gattin zu rächen, diesen und damit sich selbst finanziell ruiniert, mit reichster Charakteristik und Innerlichkeit. Das machte das Boulevardsdrama immerhin sehenswert. Er ist ein vielseitiger Künstler. Auch als Pastor bei Shaw und als blinder Bettler schuf er Gestalten von größter Lebenskraft. Ein bedeutender Darsteller ist auch Steinrück. Frau Warrens zynischer Kompagnon und der Roué aus Berlin W. waren Leistungen starker Menschendarstellung. Er hat übrigens nebenbei sein Engagement an der Hofbühne angetreten und als Mephisto im Künstlertheater, wie ich höre, gut abgeschnitten. Reich und vielseitig ist auch Fräulein Wangels Talent. Von der mit Eleganz übertünchten Gemeinheit Frau Warrens bis zur starren Hüterin der Tradition in der alten Marquise, von dem kecken süßen Mädel Hartlebens bis zur alten blinden Bettlerin, welche Gegensätze und doch stets eine scharfumrissene, überzeugende Gestalt.

Tonkünstlerorchester. Die Symphoniekonzerte des ehemaligen Kaimorchesters finden trotz der ernsten musikalischen Darbietungen ungünstigen Jahreszeit recht guten Besuch und dankbare Aufnahme. Wir wohnten jüngst einem Berliozabend und einem „modernen" bei, welche von Joseph Lassalle mit Umsicht und Sorgfalt geleitet wurden. Eine Novität „Gudrun" von G. Cords, die in fesselnder Weise zu Gehör gebracht wurde, trug dem anwesenden Komponisten freundlichen Hervorruf ein. Cords ist zweifellos ein begabter Techniker, dem auch eigenes Empfinden gewiß nicht abzusprechen ist, indessen läßt sich die Konstatierung von Einflüssen, insbesondere Richard Wagners, nicht abweisen. Bruckners Symphonie in C-Moll (Nr. 2) fand trotz manch gedehnter Tempi eine würdige Wiedergabe, insbesondere durch Lassalles zwingende Direktion. Liszts Totentanz-Paraphrase spielte Ernst Riemann mit der blendenden Technik und großzügigen Charakteristik, welche wir an diesem Pianisten schon länger schätzen. Der Beifall war hier und am Schlusse der Symphonie ganz besonders lebhaft. Der Konzertverein hat neuerdings mit dem Tonkünstlerorchester bzw. mit dem Musikerverbande Verhandlungen gepflogen, welche trotz großen Entgegenkommens abermals gescheitert sind. Hofrat Kaim hat, um einen Friedensschluß zu erleichtern, seinen Rücktritt erklärt. Er will hierdurch einen neuen Beweis dafür liefern, daß „der Mann, welcher vor 15 Jahren München ein hervorragendes Orchester gegeben und seither für dessen Erhaltung sein Bestes eingesetzt hat, zu denen gehört, welche die Sache über die Person zu stellen vermögen". Daß dieser hochherzige Entschluß doch noch unserem Musikleben den Frieden bringe, ist eine Hoffnung, die sich bald erfüllen muß, wenn wir mit einem fruchtbaren Konzertwinter rechnen wollen.

München. L. G. Oberlaender.

Rheinische Goethe-Festspiele. Zum zehnten Male Festspiele zum Andenken an den unvergeßlichen Goethe in der Garten- und Kunststadt Düsseldorf! Romeo und Julias Tod bringende Liebe, die der große Shakespeare geschaffen, erwachte unter Max Grubes Schöpfungswort zum Leben. Der Romeo Alfred Geraschs (Wien) erzielte namentlich in der nächtlichen Gartenszene gleich seiner feurig empfindenden Partnerin Frl. Gertrud Tresnitz (Dresden) als Julia poetisch-schöne Wirkungen; dazu auf echtem Rasen blühende Lorbeerbäume in dämmerndem Mondenschimmer und geheimnisvolles Rauschen des Bronnens vor dem Balkone! Hohes Lob gebührt dem Mercutio Hans Marrs (Berlin), gleichfalls dem tobenden Tybalt Alexander Ottos (Hamburg), wohingegen der einschlagskräftige Humor von Frau Hedwig Wangel (Berlin) als Amme manche tragische Szene fast zu Fall brachte. Artur Krausneck spielte den Bruder Lorenzo, Adolf Klein (Berlin) den alten Capulet. — Lessings wohl kaum irgendwo aufgeführter „Philotas", das herrlich gelöste Problem eines patriotischen, dramatisch wertvollen Einakters ohne Hurraruf und Mützenschwenken, fand eine dankbare Aufnahme. Adalbert Herzberg gab den Philotas mit heißer Vaterlandsliebe. Alexander Otto spielte den König Aridäus hoheitsvoll. Artur Krausnecks Parmenio war soldatenhaft. — Goethes unsterblicher „Torquato Tasso", bisher nur als Lesedrama anerkannt, offenbarte in der Sprache des Selbsterlebten seine tiefe innere Lebenswahrheit: Tasso-Goethe am Hofe! Welch bedeutend tragische Wirkung trotz der äußerlich handlungsarmen Dichtung erreichten Alfred Gerasch als Torquato Tasso, Frl. Emma Berndl (München) als Prinzessin, Frl. Else Wohlgemut als Leonore, Ernst Gode als Herzog und zuletzt, aber nicht als der Letzte, Adolf Klein als Antonio. — Die vorhandenen Fragmente des Schillerschen „Demetrius", ohne Hebbelsche oder gar Laubesche Zutaten, wirkten glänzend. Schiller errang mit seinem Reichstage von Krakau die nur ihm allein vorbehaltene dramatische Höhe. Der Demetrius Adalbert Herzbergs war jugendlich-keck, Frau Römpler-Bleibtreus Marfa von hinreißender Empfindung. Der Fürst Sapieha Alexander Ottos imponierte. Hebbels orientalisches Märchenlustspiel „Der Rubin" folgte mit seinen buntdrolligen Szenen unter Begleitung der aus Otto von Chelius' Oper „Haschich" entnommenen, die Wirkung sehr steigernden Märchenmusik. Fatime, die in den Rubin Verzauberte, fand in Frl. Else Wohlgemut (Schwerin) anmutige Verkörperung. Der Kalif Adolf Kleins, der Wesir Alexander Ottos, der Assad Bernh. Vollmers, der Hakam Herm. Valentins, sowie der Soliman Karl Eichholz' verhalfen, durch stilvolle maurische Dekoration des Theatermalers Hacker unterstützt, der Dichtung zu dramatischem Leben. Besser hätte man das Lustspiel nicht vor, sondern nach „Demetrius" gegeben. — Heinrich von Kleists „Käthchen von Heilbronn" mit Femgericht, Waffengeklirre, Schloßbrand und Cherubserscheinung wird trotz dieser Skala von Theatereffekten den auch durch Frl. Charlotte Voigt (Meiningen) so wunderbar dramatisch dargestellten, poetisch-romantischen Reiz selbst in unserer Zeit des „Steins unter Steinen" nimmermehr verlieren. Der mit der Ehre, mit Standesvorurteil und mit der Mädchenanmut Käthchens kämpfende Ritter Graf Wetter von Strahl Franz Ludwigs (vom Raimund-Theater in Wien) war vorzüglich. Gottschalks Gestalt mit Hugo Thimigs (Wien) Humor gewann alle Herzen. — „Sappho", neben „Medea" Grillparzers bedeutendste Tragödie, das hohe Lied von der verschmähten Liebe und der Selbstüberwindung der größten Dichterin des Altertums, fand wunderbare Töne durch das Spiel von Frau Hedwig Römpler-Bleibtreu, welche vorher im „Käthchen von Heilbronn" die Kunigunde von Thurneck, den Probierstein der Heldinnen, musterhaft gestaltete. Sie erinnerte an Klara Ziegler. Als Phaon bewies Werner Böger (Meiningen) großzügiges Temperament. Melitta, die Darstellerin der naiven Nebenbuhlerin Sapphos, Frl. Helene Thimig (Wien) scheint noch im Beginne ihrer Mimenentwicklung zu stehen. Der Sklave Rhamnes hatte in der Darstellung Krausnecks manche ergreifend gespielte Szene. Auch Eucharis kam durch Frau Margarete Otto Körners Persönlichkeit in Spiel und Haltung zu schöner Geltung.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Finanz- und Handels-Rundschau.

La saison est morte — es lebe die Saison! Es rührt und regt sich aufs neue im finanziellen Blätterwald, der Optimismus gelangt wiederum zu hohen Ehren, so dass jeder Faktor nur seine günstigen Seiten zu zeigen hat. Es ist ein ewiger Kreislauf und ein harter Kampf der reellen Streitkräfte in der Hochfinanz in bezug auf die Weltmarktlage. Jeder, der mit dem Kapitalismus, Handel oder Industrie irgendwie in direkter oder indirekter Fühlung steht, wird sich selber das Urteil gebildet haben, dass die Wirtschaftslage eins ist und in so engem Kontakt mit der Entwicklung der Geldmarktsituation steht, dass man immer wieder beide Momente in einem Atemzug zu vergleichen genötigt ist. Die Berichte aus der wirtschaftlichen und industriellen deutschen Marktlage allein sind noch keineswegs dazu angetan, hellen Optimismus zu begründen. Beispiele, wie die überaus starke Betriebseinschränkung in der Baumwoll- und Textilindustrie bis zu teilweise 80 % der bisherigen Arbeitaleistung, ferner die immer noch unbefriedigenden Rapporte des Stahlwerksverbandes, die trotz der Preisreduktion den Erwartungen nicht entsprochen haben, bilden neben weiteren Exempeln noch Grund zur Reserve. Immerhin kann man sich jedoch der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass man auf der Basis dieser und anderer Restriktionen sowohl hinsichtlich der Förderungsziffern wie auch der Export- und Preispolitik überall und ganz besonders in der deutschen heimischen Industrie Zeichen einer ruckweisen Beruhigung und beginnenden Sanierung der Wirtschaftslage registrieren kann, wenn auch nicht ausschlaggebender Art. Man ist allgemein der Ansicht, dass nach dem Verschwinden der seitens der Bezugsstellen in der Industrie noch häufig geübten Reserve bald eine normale und gesunde Entwicklung wiederkehren wird. Die erwarteten weiteren Preisabschläge in den industriellen Fabrikaten und Rohstoffen dürften sich nicht mehr verwirklichen. Die Einschränkungen in den Bestellungen, wie solche von den Staatsbahnverwaltungen bisher gehandhabt wurden, werden wohl in Bälde dem Drängen des absolut notwendigen Bedarfes folgend verschwinden. Dadurch sind die syndizierten Werke und besonders die Montanindustrie, die Maschinen- und Eisenbahnbedarfssparten bald in der Lage, die bisherigen ruhigen Zeitläufe wettzumachen. Die wirtschaftlichen Berichte, die bisher mehr oder minder auf einen resignierten Ton gestimmt waren, werden auch in Bälde auf anderen Saiten hörbar werden. Massgebend und begründend für diese Auffassung bleibt vor allem der bestimmende Faktor, dass die Entwicklung und Gestaltung der Geldmarktlage gleich günstig und kontinuierlich erleichternd wirkt. Die Rückflüsse bei allen Geldquellen, insbesondere bei der Deutschen Reichsbank haben befriedigende Fortschritte gemacht. Der klugen und gewinnbringenden Politik der Reichsbank hinsichtlich der Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Geldimporte nach Deutschland ist es zu verdanken, dass neuerdings aus Australien und Amerika grosse und sogar gewaltige Mengen Gold importiert werden konnten.

Digitized by Google

Seit Jahresbeginn dürfte die Goldverschiffung nach Deutschland aus Australien allein 3 Millionen Pfund Sterling betragen. Daraus, dass seitens Amerika ein ähnlicher Betrag in Betracht kommen dürfte, ist ersichtlich, dass die Geldabundanz keine Illusion ist, sondern imponierend die Wagschale des Werdeganges der deutschen finanziellen Entwicklung bildet. Was ganz besonders hierbei das Hauptmoment bildet und von ganz hervorragender Bedeutung ist, nicht nur für die Börse selbst, sondern für alle Sparten der wirtschaftlichen Betrachtung, ist der Hinweis, dass der gefürchtete Herbst mit seinen regulären und gesteigerten Geld- und Kapitalansprüchen viel und fast alles von seiner gefürchteten Schärfe zu verlieren beginnt.

All diese Hinblicke sind naturgemäss geeignet, auf die Entwicklung der Kursgestaltung an den Börsen ausschlaggebend zu wirken. Durch den starken Liquidationsprozess der letzten Monate ist das seitens des ängstig gewordenen Kapitalisten-Publikums zum Verkauf gelangte flottante Material in geldkräftige Hände, zumeist Grossinteressenten, übergegangen. Dies gilt nicht nur von Deutschlands Börsen, sondern auch von den übrigen Weltplätzen. Es ist daher begreiflich, dass die seit einiger Zeit in Neuyork eingetretene Besserung von starken und kräftig ausholenden Kursavancen begleitet wurde, was wiederum einen weittragendem Einfluss auf unsere Aktienmarkt-Besserung und -Erholung ausgeübt hat. Die Auslandspolitik oder sonst kritische Faktoren werden hoffentlich diesen derzeit vielleicht zu sanguinischen Betrachtungen nicht Einhalt tun. Doch wie überall schadet das Extreme auch bei einem zu grossen Optimismus! M. Weber.

In der **Benediktinerabtei Maria-Laach** (Rhld.) werden diesen Herbst folgende Exerzitienkurse abgehalten:

I. Für Akademiker und Abiturienten	3. Aug.	bis 7. Aug.
	12. Okt.	„ 16. Okt.
II. Für Abiturienten und Primaner (und Akademiker)	10. Aug.	„ 14. Aug.
	31. Aug.	„ 4. Spt.
	8. Spt.	„ 12. Spt.

Die Herren treffen immer am erstgenannten Tage mit den 4 Uhr-Zügen in Niedermendig ein. Anmeldungen bitte an den Gastpater zu richten.

Die **mündelsichere Kreissparkasse zu Mörs**, Hombergerstraße Nr. 58, erzielte im ersten Vierteljahr des Geschäftsjahres 1903 einen Gesamtumschlag von 7'342,000 M. Da die Kasse auf Wunsch sämtliche Einlagen ohne Kündigung zurückzahlt und auch dann 4% Zinsen gewährt, dürfte noch eine regere Entwickelung der Kasse bevorstehen.

Warnung vor einem Schwindelmanöver.

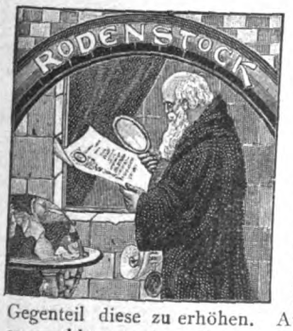
Der in Nr. 27 (S. 442) gekennzeichnete Apostat versendet an Redaktionen einen sog. Waschzettel, um den von ihm versuchten Schwindel in ein harmloses Licht zu rücken. Indem ich beiläufig die tatsächlich unwahre Behauptung, als ob ich s. Z. persönlich das Inserat des „Freien Wort" gewünscht und veranlaßt hätte, richtigstelle (ich erhielt durch meine Geschäftsstelle erst Kenntnis, als der Auftrag vorlag), lasse ich bezüglich meiner Anzeige an die Staatsanwaltschaft (vom 30. Juni) lediglich die Akten reden. Der Staatsanwalt bei dem Kgl. Landgericht München I antwortete unter dem 6. Juli, daß für die Absicht der Verschaffung rechtswidriger Vermögensvorteile noch genügende Anhaltspunkte fehlen, auch sei der Nachweis, daß Leute sich einer Vermögensschädigung bei den Abnehmern seines Buches bewußt sei, nur schwer zu erbringen. Am Schlusse heißt es wörtlich: „Ich habe jedoch Herrn Joseph Leute darauf aufmerksam gemacht, daß ihm die Einleitung eines Verfahrens drohen könnte, wenn er künftighin seine Reklame nicht mit größerer Vorsicht betätigen werde." Daß der Zweck meiner Anzeige damit völlig erreicht ist, ergibt sich aus nachstehendem Auszuge: „Cand. med. Joseph Leute scheint der Ansicht zu sein, daß seit seinem Austritt aus der katholischen Kirche jedes, auch das verwerflichste Mittel erlaubt sei, um seine früheren Glaubens- und Gesinnungsgenossen nicht nur zu verhöhnen, sondern auch materiell zu schädigen oder, wie er sich in seinem im Original beiliegenden Briefe an mich vom 3. März 1908 ausdrückt, zu ‚leimen'. Zu besserer Erläuterung füge ich das seinerzeit im ‚Bayerischen Kurier' erschienene irreführende Inserat und das in ganz entgegengesetztem Sinne abgefaßte Inserat in der ‚Münchener Post' bei. .... Es ist mir nicht darum zu tun, eine Bestrafung des cand. med. Joseph Leute herbeizuführen, der sich in einer nicht ganz normalen Gemütsverfassung zu befinden und die Tragweite seines Vorgehens nicht völlig ermessen zu können scheint, sondern lediglich darum, dem Schwindelmanöver ein Ziel zu setzen, was vielleicht durch eine Vorladung und Verwarnung des Joseph Leute erzielt werden könnte." Es erübrigt nur noch, die Tatsache festzustellen, daß von einem Universitätslehrer, der auf einem prinzipiell anderen Standpunkte steht als die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau", die von Herrn Leute nachgesuchte Würdigung seines Buches „Das Sexualproblem und die katholische Kirche" abgelehnt wurde mit der Motivierung, daß die Besprechung eines Pamphletes eines Gelehrten unwürdig sei.

München. Dr. Armin Kausen.

Dem hochw. Klerus, welcher die **Münchener Ausstellung** besucht, empfehle ich, die in der Kirche, Halle 1, ausgestellte **Casula, Pluviale** bzw. **Fahne** gefälligst zu besichtigen

Max Altschäffl, MÜNCHEN Karlstrasse 52/II, Paramentenanstalt und Fahnenstickerei.

Schnee-Brillen



und Pincenez
mit Enixantos-Gläsern
für alpine Reisen.

Diese neuen Gläser bieten den eminenten Vorteil, die Augen in weitaus höherem Grade gegen Ueberblendung zu schützen als die bisherigen grau oder blau gefärbten, und doch nicht wie jene die Sehschärfe herabzusetzen, sondern im Gegenteil diese zu erhöhen. Auch ist bei den **Enixantos-Gläsern** ausgeschlossen, dass die Augen, wie bei andern, lichtempfindlicher werden. — Die **Enixantos-Gläser** werden angefertigt:

a) als Schutzgläser ohne optische Wirkung,
b) mit jeder Schleifart für kurzsichtige, weit- oder übersichtige sowie astigmatische Augen in jeder gebräuchlichen Fassung.

Beschreibung der neuen Gläser, sowie **Anleitung und Fragebogen** zur korrekten schriftlichen Bestellung von genau passenden Augengläsern nach jahrzehntelang erprobter und glänzend bewährter Methode, sowie reich illustrierter Preisliste über Operngläser, Feldstecher, Höhenmessbarometer gratis und franko.

Optisch-oculistische Anstalt
Josef Rodenstock, München Bayerstr. 3.
— Wissenschaftliches Spezial-Institut für Augengläser. —

Handtellerflechten
heilbar!

Grundmanns Thymol-Seife ist **zweifellos ein großartiges Mittel** bei Flechten und juckenden Hautausschlägen, H. Amtsrichter in Z. Bei richtiger Anwendung **verschwinden Flechten,** trockene und nässende, auf **Händen, Kopf, Gesicht, Oberkörper** und auf den **Beinen;** speziell **Handtellerflechten,** die als unheilbar galten, wurden in kurzer Zeit durch den Gebrauch von Grundmanns **Thymolseife** und der dazu gehörigen **Toilette-Creme** fortgebracht. Wenn Ihnen von den vielen angepriesenen Mitteln bis jetzt nichts geholfen hat, machen Sie einen letzten Versuch! — **Seife 80 Pf. 3 Stück 2,20 Mk. Toilette-Creme 2 Mk.**

Apotheker Grundmann,
Berlin, Friedrichstrasse 207.

Norddeutscher Lloyd Bremen

Regelmässige Schnell- und Postdampfer-Verbindungen von
Bremen nach **New York**
über Southampton — Cherbourg
London — Paris
sowie nach **BALTIMORE**
Galveston - Cuba - La Plata
Brasilien - Ostasien
Australien
Genua — New York
Mittelmeer - Algier - Ägypten
Mittelmeer-Levante-Dienst
nach Sicilien, Griechenland
Constantinopel, Schwarzes Meer.
Königl. Rumänische Schnellpostdampfer-Linie
von Constantza über Constantinopel und Smyrna nach Alexandrien
in Verbindung m. d. Linien des
Norddeutschen Lloyd, Bremen.
Kostenfreie Auskunft erteilen alle Agenturen desselben.

Digitized by Google

Zentralheiz. Bäder. — Zimmer von 1.75 bis 10 Mk. — Elektr. Licht.

BERLIN HOTEL STEWEN (Kath. Vereinshaus)

früher **Krebs' Hotel**

Niederwallstr. 11 **Zentrum der Stadt.**

Nahe der St. Hedwigskirche, sowie der Kgl. Schlösser, Theater und Museen. — Vorzügliche Küche — Aufmerksame Bedienung.

Frühstück 75 Pfg.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrl. Anlagen. Restauration u. Café. Billig Preise.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Kainzenbad Neuerb. Kurhaus in prächt. Hochgebirgslage. Mineral-Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Grosser Park. Alle modern. Kurmittel. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Vorzügliche diät. Küche. Prosp. Arzt: Dr. Behrendt. **bei Partenkirchen.**

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Bergmanns Wasserheilanstalt Luftkurort Cleve. System Kneipp. Prospekte gratis Dr. Bergmann, fr. Badearzt in Wörishofen.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium)

für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige.

Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach.** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke. Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. Behandlung chron. Lungenkranker ausserhalb der Anstalt nach der bewährten Methode von Dr. N. Hanika. **München-Nymphenburg,** Ludwig-Ferdinandstr. 1 Tel. 9791.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philomena

katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

Sanatorium Wasserheilanstalt **Wolbeck** bei Münster in Westfalen.

Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesternpflege. Grosser Wald. Ruhigste Lage. Bahn- und Poststation. In den Sommermonaten frühzeitige Anmeldung erbeten für die Kurhäuser. Im Städtchen billige gute Unterkunft. Prospekt und Auskunft gratis.

Dr. med. W. Lackmann.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Nordseebad Scheveningen.

Hotel-Restaurant Hollandia Maaswijkstraat 1—16.

Unmittelbar am Strande und Bahnhof. Zimmer mit Frühstück fl. 1.50. Pension mit Zimmer von fl. 3.— ab. Deutsche und franz. Küche. **P. Lamp.**

Nordseebad Amrum-Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpfleg. mit Zimmer 4 M, Vor- u. Nachsaison Ermäss. Keine Kurtaxe, keine Trinkg. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesd. ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsais. frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Einsiedeln, Gasthof „zur Krone"

Bestempfohlenes Haus. — Anerkannt vorzüglichste Bedienung bei bescheidenen Preisen. — Von der hochw. Geistlichkeit bevorzugt. — 7 deutsche kathol. Zeitungen: Achtungsvoll empfiehlt sich **N. Lienhardt.**

Arminiusquelle Lippspringe in Westfalen.

Heilquelle gegen Lungenleiden, Asthma und Kehlkopfkatarrhe. Wasserversand während des ganzen Jahres. Grosser Park, reizmilderndes Klima. Neu eingerichtetes Badehaus, Inhalatorien neuesten Systems, Dampfheizung.

Pensions-Hôtel Kurhaus. Vorzügliche Verpflegung. Elektr. Licht. — Liegehalle. — Näheres durch die **Brunnen-Administration** der Arminiusquelle. — Das in Lippspringe neu hergerichtete **Kurbad** mit seinem **„Kurbrunnen"** steht mit unserer seit **70 Jahren** bewährten Arminiusquelle und deren Verwaltung nicht in Verbindung. **Die Administration der Arminiusquelle.** Lippspringe, Westfalen (Bahnstation).

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.** **Spezialität: Talare** in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.** Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. München, Löwengrube 8.

Lieferant des Georgianums.

In der Einmachezeit

leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügl. Dienste. Preis nur 40 Pf. **Bratbüchlein,** 142 köstl. Bratspeisen ohne Fleisch 70 Pf., geb. 1 Mk. Handelslehrer **Rehse, Hannover 6.**

Baugewerk- und Tiefbauschule.

Technikum Bad Sulza S. W.

Staatlich anerkannt und unterstützt. Programm durch die Direktion. Bau- und Kunsttischlerei-Werkmeisterschule.

Bordeaux und Burgunder

Medoc 115 M; Margeaux 1.30 M; St. Julien 1.50 M; Graves (weiss) 1.30 M; Ht. Sauternes 1.70 M. — Maconnais 1.25. M; Beaujolais 1.40 M; Beaune 1.60 M; Pommard 2.60 M pr. Lit. in Geb. v. 20 l an u. Fl. assortiert in Kisten franko Nachnahme

Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

München K. Glaspalast

Münchener Jahresausstellung 1908

verbunden mit einer

Jubiläumsausstellung der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft

1. Juni bis Ende Oktober. Täglich geöffnet.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Reise-Cheviot

Eleganter Anzugstoff unzerreissbar, reine Schafwolle, 140 cm breit, 3 Meter kosten 12 Mark, franko. Direkter Versand nur guter Stoffmuster zu Anzügen, Paletots, Hosen sehr billig. Muster frei. — **Wilhelm Boetzkes** in **Düren 81** bei Aachen.

Carthäuser Wein- Cognac nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 Mark per Literflasche die Weinbrennerei von **M. Rehe** in **Karthaus** b. **Trier.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: [redacted]
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., [redacted]
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Prz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 1. August 1908. V. Jahrgang.

Ehrliche, aber scharfe Waffen.

Von

Paul Delbrück.

Die „Apologetische Rundschau" brachte im Oktoberheft 1907 ein interessantes Verzeichnis erlogener Priester- und Klosterskandalgeschichten aus Italien. Nicht weniger als 28 Fälle, von denen der eine noch pikanter als der andere, der eine noch grausiger als der andere in der gegnerischen Presse war geschildert und breitgetreten worden, hatten sich als plumpe Lügen erwiesen, und das in einem Zeitraum von nur zwei Monaten. Eine ähnliche Statistik aus der deutschen katholikenfeindlichen Presse würde jener nicht allzusehr nachstehen. Berichtigung oder gar Widerruf erwarten wir gutmütigen Katholiken natürlich schon längst nicht mehr, dafür kennen wir unsere Leute zu gut. Nirgendwo muß so sehr der Zweck die Mittel heiligen als bei denen, die dies als Grundsatz kühn anderen unterstellen und dann mit einer Entrüstung, die jeden ehrlichen Menschen anwidern muß, die selbstgebauten Papierhäuser mit schwerstem Kaliber in Grund und Boden schießen.

Daß dieses Uebel unehrlicher Kampfesweise so tief einwurzeln konnte, ist leider nicht zum geringsten Teile unsere eigene Schuld: wir haben uns zuviel bieten lassen. Erst die Verhältnisse mußten uns zwingen, „den Spieß umzudrehen", was doch sonst jeder geschickte Kämpfer schon immer als sein gutes Recht betrachtet hat. Es ist gut, daß unsere harmlose Vertrauensseligkeit endlich einmal aufgerüttelt wurde; daß unzeitiges Leisetreten und beständiges Lavieren auch bei uns selbst endlich einmal als das angesehen werden, was sie in den Augen der Gegner schon längst waren: ein Zeichen der Schwäche. Es war wie eine Erlösung aus langem Banne, als die „Kölnische Volkszeitung" die mutige Losung gab: Man drehe den Spieß um! Eine Anzahl Zuschriften bewiesen das Interesse und die Zustimmung des Leserkreises, und mancher wird gleich uns die Beobachtung gemacht haben, daß jeder einzelne dieser Artikel mit wahrem Enthusiasmus von allen Lesern aufgenommen wurde, die mit Verständnis den Lauf der Dinge verfolgen und nicht geradezu Fischblut in den Adern haben. Das war ein rechtes Wort zur rechten Zeit, ein Wort, das Stimmung und Gedanken Tausender wiedergab. Diese Stimmung war es auch unseres Erachtens zum guten Teil, die der „Allgemeinen Rundschau" mit ihrem kraftvollen und entschiedenen Ton im Sturme die Sympathie weiter Kreise erworben hat. „Bayerisch" nennt man das wohl zuweilen; aber in dem Sinne gibt es in allen Ländern unseres Vaterlandes eine Riesenzahl „bayerischer" Herzen.

Wir können und dürfen es nun allerdings unseren Gegnern nicht nachtun im Gebrauche unehrlicher Waffen. Wir können und dürfen nicht als Gegenstück zu den Priester- und Klosterskandalen Prediger- und Diakonissenskandale erlügen. Wir können und dürfen nicht alle Verhältnisse einfach auf den Kopf stellen, wie es letzthin beim österreichischen Hochschulstreik von der „antiklerikalen" und „farblosen" Presse geschah. Wir würden uns auch schämen, über die Heiligkeit des Gesetzes große Reden zu führen, wenn wir in der Duellfrage selbst zu jenen hielten, die den bestrafen, der das Gesetz beobachten will. Wir könnten und wollten nicht „unentwegter" Kaisertreue uns rühmen und dann bei politischer Verschnupfung unsere „monarchische Gesinnung revidieren". Wir wollen und können nicht als Antwort auf Theaterstücke, die alles Katholische in den Kot ziehen, andere schreiben und aufführen, die mit dem Protestantismus ebenso verfahren. Wir wollen und dürfen am allerwenigsten dem „evangelischen" Hetzbunde einen katholischen Hetzbund gegenüberstellen, dessen Getreuen nach berühmtem Muster hinauszögen in protestantische Länder und unter dem religiösen Mäntelchen einer Los von Wittenberg-Bewegung die Untertanen gegen ihr rechtmäßiges Herrscherhaus verhetzten.

Was wir aber dürfen und können und wollen, ist dies: Bei den täglichen Angriffen von der Gegenseite etwas mehr tun als bloß mit der Hand unseren eigenen Kopf zu schützen suchen; wir können unsere blanke Klinge einmal kräftig in die Hand nehmen und mit Mut und Geschick zum Gegenstoß ausholen.

Wie das geschehen kann, ist in der Tagespresse schon an manchen Beispielen erläutert worden; nur meinen wir, man sollte die Geschichte noch etwas mehr betonen. Greift man auf die Geschichte zurück, um uns Intoleranz vorwerfen zu können, so tun wir z. B. einmal das gleiche, um den „Nationalismus" der Gegner in die rechte Beleuchtung zu rücken. Die ersten Zeiten nach der sog. Reformation bieten dazu Stoff in Hülle und Fülle. War der Herrscher, der damals in Wien wohnte, nicht ebensogut deutscher Kaiser von Gottes Gnaden wie heute Wilhelm II.? Und wer hat damals dem Kaiser die Treue gebrochen, durch heimliche Bündnisse seine Macht untergraben und schließlich sogar die Schweden ins Land gerufen, die unsere blühenden Fluren in Einöden verwandelt haben? Wann haben je die deutschen Katholiken so gegen Kaiser und Reich gefrevelt? — Man könnte in den Tagesblättern Episoden ans Licht ziehen, die dem Gegner die Schamröte ins Gesicht trieben und ihm ein für allemal die Lust benähmen, in der Geschichte Waffen gegen uns zu suchen.

Man drehe den Spieß um! Hoffentlich sind die Zeiten vorüber, wo man es für eine gute Verteidigung hielt, wenn man jede Entgleisung irgend eines katholischen Blattes oder Blättchens mit großem Pathos allgemein verurteilte. Das mag wohlmeinenden Gegnern gegenüber zuweilen gut sein, bei übelmeinenden dagegen macht man sich nur lächerlich oder gar verdächtig. Wo tut man das auf der Gegenseite? Man drehe doch einfach den Spieß um! Will ein Blatt für jede Entgleisung eines Winkelblättchens die ganze „ultramontane" oder „Zentrumspresse" verantwortlich machen, so rücke man ihm doch lieber als Antwort irgend etwas aus seiner eigenen Parteipresse deutlich und kräftig vor die Augen, mit der Ueberschrift: Kehre vor deiner eigenen Tür! An Stoff mangelt es doch da wahrhaftig nicht.

Wir versagen es uns heute, auf Parität und Toleranz überzugehen; da ist unsere Geduld und Gutmütigkeit oft schon eher Dummheit zu nennen.

Alles in allem: Wir sind zu zahm! Wenn der 13. Dezember 1906 nur die eine gute Wirkung hervorbringt, daß er in diesem Punkte zur Einsicht und Umkehr mahnt oder auch zwingt, so soll er schon darum in unserem Kalender stets als Glückstag verzeichnet bleiben. Und nun erst die Enthüllung des Fürsten Eulenburg am 11. Juli 1908 im Berliner Schwurgerichtssaale: Die preußische Diplomatie als zielbewußte Vertreterin der Mission des „protestantischen Kaisertums" an katholischen Höfen und in vorwiegend katholischen Staaten. Das Maß ist voll.

Digitized by Google

Akademische Zeitfragen.

Die jüngst erschienene Studenten-Nummer der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 29) hat in den weitesten akademischen Kreisen, bei inkorporierten wie bei nichtinkorporierten Studenten und nicht weniger bei Akademikern aller Berufsstände eine äußerst beifällige Aufnahme gefunden. Auch „Nichtstudierte" gaben ihr lebhaftes Interesse zu erkennen. Als sicherster Grademesser des Erfolges darf wohl die Tatsache angesehen werden, daß viele Tausende von Exemplaren von einzelnen und von Korporationen außerhalb des Abonnements eigens verlangt wurden.*) Aus den in stattlicher Zahl vorliegenden anerkennenden Zuschriften seien vier als besonders charakteristisch hervorgehoben. Aus Baden-Baden wurde unter dem 18. Juli geschrieben: „Diese großzügige Studenten-Nummer ist so reichhaltig, und die Richtlinien zur Lösung der hochwichtigen Frage in christlich-nationalem Sinne sind so markant gesteckt, daß jeder aufrichtige Vaterlandsfreund seine helle Freude daran haben muß." Eine Zuschrift aus Brücken in der Rheinpfalz vom 17. Juli lautet: „Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer vielseitigen, gediegenen Studenten-Nummer! Ich bin überzeugt, sie wird viel Gutes stiften." Eine Bonner Korporation schreibt (18. Juli): „Die Studenten-Nummer findet dank ihrem ausgezeichneten Inhalt hier allgemeinen Anklang." Aus einer katholischen Studentenverbindung in Oesterreich lief nachstehende Zuschrift (20. Juli) ein: „In unserer Verbindung war keiner, der die Studenten-Nummer der „Allgemeinen Rundschau" nicht bestellt hätte. Bei dem Interesse, das die „Rundschau" als vornehmste Revue für die akademische Jugend, ihr Leben und Streben beweist" . . .

Auch in der Tagespresse hat die Studenten-Nummer viel Anerkennung gefunden. Wir können hier nur zwei Stimmen besonders hervorheben. Die „Augsburger Postzeitung" (Nr. 163 vom 17. Juli) schrieb u. a.:

„Eine Nummer, für die Herrn Dr. Kausen besonderer Dank gebührt. Nicht alle haben die Witterung wie er, nicht alle den Wagemut ins Leben hineinzugreifen, wie es ist. Die Studenten-Nummer bringt durchaus aktuelle, zum größten Teil flottgeschriebene Aufsätze, die eine Fülle von Samenkörnern in sich bergen. Sie ist eine Art meteorologische Station für die Zeitlage der Studentenwelt. Der Wetterbericht steht nicht durchaus auf heiter, aber er läßt auf gut Wetter hoffen. Der gereifte Universitätsprofessor wie der optimistische Idealist, der ernste Theologe wie der heitere Witzbold, der Theoretiker der studentischen Probleme wie der Praktiker der studentischen Bedürfnisse, sie alle kommen zu Wort. Alle Kulturmächte, die in das Seelenleben des Studenten eingreifen, leider mit einziger Ausnahme der Politik, werden auf die Wagschale der Zeitverhältnisse gelegt. Diese Nummer gehört auf jede Studentenbude; wenn der Student nicht mit allem und jedem einverstanden ist, so wird er doch zu allem und jedem Stellung nehmen. Diese Nummer gehört aber auch in die Hände aller, denen ein fühlend Herz für unsere wackeren Musensöhne im Busen schlägt. Die Nummer verdient hohes Interesse. Die Studenten-Nummer empfehlen wir im Interesse der Sache angelegentlichst zu weitester Verbreitung in den Kreisen der katholischen Studenten und ihrer Familien, insbesondere auch der Abiturienten und Absolventen höherer Lehranstalten."

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 618 vom 17. Juli) widmete der Studenten-Nummer an leitender Stelle unter dem Titel „Akademische Zeitfragen" eine eingehende Würdigung, aus welcher die Einleitung und der Schluß wörtlich wiedergegeben seien:

„Die „Allgemeine Rundschau" ist in ihrer Nummer 29 vom 18. Juli zu einer Studentennummer geworden, in der eine Fülle interessanter und entscheidender Fragen und Probleme, die gegenwärtig die akademischen Kreise beschäftigen, von mehreren Mitarbeitern mit sachkundigem Urteil behandelt werden. Herr Dr. Sonnenschein in M.-Gladbach, der seit einigen Semestern an fast sämtlichen deutschen Hochschulen unsere Studentenschaft durch packende Vorträge über die Möglichkeit und die Notwendigkeit der sozialen Arbeit durch die akademischen Bürger lebendig gemacht hat, eröffnet das neueste Heft der „Allgemeinen Rundschau" mit einem Artikel, der die sich neuerdings vollziehende innere Umformung des Studententums durch den sozialen Gedanken aufweist und dessen Betätigung in verschiedenen engeren und freieren Vereinigungen darstellt."

Nach einer ausführlichen Besprechung der bemerkenswertesten Aufsätze heißt es:

„Eine Reihe weiterer Beiträge behandelt die Stellung der Studierenden zum Zweikampf, Studententum und Frauenwelt, Student und Wirtschaftsleben, Persönlichkeitsideal und Korporation, das akademische Bildungsproblem und die Caritas usw. Auch diese Aufsätze, zum Teil aus der Feder von Studierenden stammend, lassen erkennen, wie man sich auch auf katholischer Seite bewußt geworden ist, daß die akademische Jugend in ein engeres Verhältnis und einen vielseitigeren Verkehr zu dem Volksganzen und zur nationalen Arbeit gebracht werden muß. Mögen diese gesunden Anregungen auf einen fruchtbaren Boden fallen. Wer überhaupt als gebildeter Mensch zur Hochschule in Beziehung steht oder jemals gestanden hat, wird die Studentennummer der „Allgemeinen Rundschau" mit Interesse lesen und viel Neues daraus erfahren."

Den Beitrag Prof. Dr. Weymans behandelt die „Kölnische Volkszeitung" in einer längeren kritischen Besprechung, die schon um des sachlichen Interesses willen hier in extenso wiedergegeben sei:

„Universitätsprofessor Dr. Weyman (München) richtet Mahnworte an die Studierenden, um ihnen die Bedeutung der Vorlesung innerhalb des Hochschulbetriebes klar zu machen. Er sagt unter anderem: „In den Kreisen der Münchener wie der Erlanger, der katholischen wie der nichtkatholischen, der farbentragenden wie der nichtfarbentragenden Studenten, lebt zäh der Irrglaube fort, daß man eigentlich nicht viele oder gar keine Vorlesungen zu hören brauche, daß sich der in diesen vorgetragene Stoff ebensogut oder noch besser aus Büchern lernen lasse, und es soll sogar Herren geben, die im Alter, wenn auch nicht in der Weisheit schon ziemlich vorgeschritten sind, welche die jüngeren Semester in dieser verkehrten Ansicht befestigen helfen."

Wir wollen den großen Wert der Vorlesungen innerhalb der Hochschulpädagogik nicht herabsetzen, aber wenn sich die Studenten, hauptsächlich in den philologisch-historischen und auch den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen, fast allgemein so ablehnend gegenüber den Vorlesungen verhalten, so liegt das nicht so ausschließlich, wie der Verfasser meint, an dem „zähen Irrglauben" und an der „verkehrten Ansicht" der jungen und alten Studenten, sondern hauptsächlich daran, daß die Vorlesungen in diesen Fächern entweder ohne Methode oder nach einer die Hörer zu wenig berücksichtigenden, also falschen Methode gehalten werden, und ferner daran, daß die große Mehrzahl der Dozenten am Schwarzen Brett etwas ankündigt — profitetur —, was sie nachher gar nicht hält. Leider kommen sehr, sehr viele Dozenten über die erste Hälfte ihres Stoffes gar nicht hinweg, behandeln den Rest entweder gar nicht oder nur obenhin oder in einer im nächsten Semester folgenden Vorlesung von ein bis zwei Stunden. So sieht sich der Student durch die Dozenten selbst geradezu gezwungen, zur gedruckten Literatur und aus Zeit- und Geldmangel zum Kompendium zu greifen.

Die Unzufriedenheit mit diesen Verhältnissen ist an den Hochschulen gerade in bestimmten Fächern allgemein. Wenn z. B. ein Professor der Geschichte eine Vorlesung über die Zeit von 1517 bis 1648 ankündigt und nur bis 1548 kommt, so muß sich einem Studenten, der es mit seinen Studien Ernst nimmt und der die kurze Studienzeit ausnutzen möchte, die Ueberzeugung aufdrängen, daß er beispielsweise in einer Seminarübung, die ihn gleichzeitig zur methodischen Benutzung der gesamten einschlägigen Literatur veranlaßt, viel mehr lernt, für Examen und für die Wissenschaft als solche, als in einer Vorlesung, von der er von vornherein weiß, daß sie nur allzusehr Stückwerk sein wird. Die Vorlesung, so wie sie heute in gewissen Fächern fast allgemein gehalten wird, ist selbst die Ursache zu der Geringschätzung, mit der gerade die fleißigen und urteilsfähigen Studierenden über die Soliloquia auf dem Lehrstuhl urteilen. Und hat sich der Student einmal daran gewöhnt, daß er in so vieler Hinsicht in seinem Fache, wo ihm die Vorlesung, wenn auch nicht ausführliche Belehrung und Stoffdarbietung, so doch Anregung und Anleitung geben könnte, sich auf eigene Füße stellen und selber forthelfen muß, dann kann er bald auch noch auf die bestehenden Vorlesungen verzichten. In der philologisch-historischen Klasse müßte weit mehr, als dies geschieht, die Methode in den Vorlesungen herrschend werden, wie sie von den meisten Professoren der Rechtswissenschaft gehandhabt wird. Diese verstehen es doch viel mehr, die Rücksicht auf die Prüfung und die Wissenschaft als solche gleicherweise zu wahren."

Diese kritischen Glossen sind gewiß sehr beachtenswert und dürften vielleicht noch weitere Erörterungen hervorrufen.

*) Infolge der starken Nachfrage wird im Oktober eine zweite, erweiterte Auflage der Studentennummer erscheinen, auf welche wir schon heute hinweisen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die aufgewärmte Verfassung für die Türkei.

Sultan Abdul Hamid ist furchtsam und schlau. Die jungtürkische Bewegung, die von Monastir bis über Saloniki hinaus sich ausdehnte, und die Weigerung verschiedener „Ordnungstruppen", gegen moslemische Brüder zu kämpfen, steigerten die chronische Attentatsfurcht des Sultans zu einer heftigen Angst vor Revolution und Entthronung. Auf einen Frontangriff gegen die Auffässigen verzichtete er schnell und erinnerte sich lieber eines Beruhigungsmittels, das vor mehr als 30 Jahren bei seinem Regierungsantritt im Schwange war. Die Leute schreien nach einer Verfassung; nun, wir haben ja seit Midhats Zeiten so ein Ding auf Lager. Holt es aus der Rumpelkammer und zeigt es meinem geliebten Volke, das mich in Ruhe lassen soll!

Der Großwesir Ferid wurde plötzlich in Ungnade entlassen und der alte Said Pascha, genannt der Kleine, wurde berufen, um unter Pauken und Trompeten die Auferstehung der Verfassung von 1876 zu verkünden. Der Telegraph meldete sofort die ungeheuerste Begeisterung für Abdul Hamid aus allen Teilen des türkischen Reiches. Als ob man in allen islamitischen Hütten mit sehnsüchtigem Neide die drei Dumas in Rußland und die Medschläß-Herrlichkeit in Persien beobachtet hätte! Und die Jungtürken? Haben die sich nicht erinnert, daß derselbe Sultan Abdul Hamid das Parlament von 1876/77 nach seiner einzigen Tagung von wenigen Tagen hat einschlafen lassen, um die alte faule absolutistische Wirtschaft drei Jahrzehnte lang fortzusetzen? Nach den bisherigen Nachrichten haben die Jungtürken ihren Anlauf zur Entthronung Abdul Hamids aufgegeben, um mit und in dem neuen Parlament ihre Reformziele durchzuführen. Ja, es wird sogar aus Mazedonien gemeldet, daß der griechische Metropolit und der bulgarische Oberpriester sich öffentlich und feierlich einen Bruderkuß wegen der neuen Verfassung gegeben hätten. In der Tat, das Blatt Papier, das Friedrich Wilhelm IV. einst nicht zwischen sich und seinem Volke haben wollte, kann im Osten noch Wunderwirkungen hervorrufen.

Die Schachzüge von 1876 und die von 1908 haben eine wunderbare Aehnlichkeit. Alles schon dagewesen: Bandenkämpfe der Christen, Revolten der Jungtürken, Drängen der Großmächte auf Reformen, in Konstantinopel erst passiver Widerstand und dann ein schlauer Versuch, den Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen mittels des „großen, liberalen Zugeständnisses". Die Verfassung von 1876 vermochte die Kämpfe gegen Serben und Montenegriner sowie die „bulgarischen Greuel" nicht zu beendigen und den großen russisch-türkischen Krieg nicht zu verhindern. Aber einige meinen, das Verfassungsexperiment habe damals die Eintracht und Widerstandsfähigkeit des Türkentums wesentlich mit heben helfen. Tatsächlich waren die Leistungen der Türkei in dem Kriege gegen Rußland überraschend groß. Es ist gut, sich daran zu erinnern in einer Zeit, wo man hier und da wieder von einem „Spaziergang nach Konstantinopel" träumt. Wenn es sich bestätigt, daß die Jungtürken jetzt den Kampf gegen den gegenwärtigen Sultan einstellen, so ist allerdings mit einer Auffrischung des türkischen Selbstbewußtseins zu rechnen in dem Sinne, wie unsere offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." sich ausspricht: „Nach außen kann man die (jungtürkische) Bewegung als *großtürkisch* bezeichnen in dem Sinne, daß von ihren Trägern jede Verkleinerung des türkischen Reiches, jede Abbröckelung seiner Grenze zurückgewiesen wird. Es scheint, als trete jetzt ein türkisches Nationalitätsprinzip zutage gegenüber der Nationalitätenpolitik, die in Mazedonien gelegentlich zuungunsten des muselmanischen Elements versucht worden ist, dessen *Berücksichtigung Deutschland stets empfohlen* hat. Für die weitere Behandlung der mazedonischen Dinge dürfte dieses Erwachen eines türkischen Nationalbewußtseins nicht außer acht zu lassen sein." Auch die Verfassung von 1876 war ein Mittel, um der Einmischung der Großmächte in die inneren Angelegenheiten des Sultanreiches Widerstand zu leisten. Man konnte sagen: Wir wollen selbst Reformen schaffen und ihr müßt uns zum mindesten die Zeit lassen, euere Vorschläge dem zuständigen Parlament zu unterbreiten! Jetzt wird der Sultan natürlich ebenso die Reformpläne Englands, Rußlands usw. auf die wiederhergestellte lange Bank der parlamentarischen Beratungen schieben. Die Großmächte haben sich bisher schon nicht übereilt bei der Beratung des internationalen Reformprogramms; sie werden sich jetzt erst recht Zeit lassen können, um die Wirkungen des konstitutionellen Systems abzuwarten.

Herr *Sturdza*, der Leiter der rumänischen Politik, war kurz vor dem Systemwechsel in Konstantinopel beim österreichischen Minister des Auswärtigen, Frhrn. v. *Aehrental*, zu Besuch. Im Verein mit den österreichischen Offiziösen verbreitete Herr Sturdza eine Fülle des reinsten Optimismus. Nach ihm ist Reval nur die treueste Fortsetzung von Mürzsteg, und die offizielle Absage der bulgarischen Regierung von dem Bandenwesen hält er für die lauterste Bekehrung zur Friedlichkeit. Vielleicht hat man in Wien so gesprochen und geschrieben, um die bulgarische Regierung von einem Rückfall in die Begünstigung des Bandenwesens abzuhalten. Auch für Serbien ist nebenbei mit Hilfe des bulgarischen Gesandten in Berlin eine ernste Mahnung zur Abrüstung der serbischen Banden ergangen. Die jungtürkische Bewegung hat in Mazedonien, ihrem Ausgangspunkte, von vornherein die christlichen Bewohner durch Zusicherung von staatsbürgerlichen Rechten zu gewinnen gesucht; es ist also wohl möglich, daß die angesessenen Mazedonier ohne Unterschied des Glaubens sich durch die neueste Wendung ermutigt fühlen zu einem kräftigen Widerstand gegen das zersetzende und zerstörende Treiben der bulgarischen, serbischen, griechischen Banden, sowie zu einem erneuten Anschluß an die türkische Staatsordnung. Das läge im Interesse des Friedens und der *deutsch-österreichischen* konservativen Balkanpolitik.

Der Liberalismus Abdul Hamids wird ernstlich gefährdet worden sein durch die Erkenntnis, daß im *Heer* die Ergebenheit gegen seine *Person* fast gänzlich abhanden gekommen war. Daraus darf man freilich nicht auf einen moralischeu Zerfall des Heeres schließen; in den mohammedanischen Ländern kann sich aus dem Gegenteil des Personenkultus die Treue gegen Islam und Vaterland überraschend gut vertragen. Es ist aber begreiflich, daß die neue Regierung das Heer sowohl für die innere als für die äußere Sicherheit wieder möglichst zuverlässig zu machen sucht. Es heißt, daß Frhr. v. d. Golz, der frühere Instrukteur der türkischen Armee und Vertrauensmann des Sultans in militaribus, schleunigst nach Konstantinopel berufen worden sei. Deutschland und Oesterreich brauchen die Wehrhaftigkeit der Türkei nicht zu scheuen.

Ob die Verfassung und das Parlament von 1908 längeren Bestand haben werden wie die Vorgänge von 1876, wird einerseits abhängen von dem Einflusse, den sich die jungtürkische Organisation zu wahren versteht, anderseits von dem friedlichen Verhalten der kleineren Balkanstaaten und der Großmächte. Ein Krieg würde dem alten Fuchs die Rückkehr zur alten Wirtschaft erleichtern. Natürlich wird der Uebergang des unreifen Volkes zum konstitutionellen Leben von Wirren und Krämpfen begleitet sein, die vielleicht die Mitte halten zwischen den russischen Kinderkrankheiten und dem persischen Bürgerkriege. Aber das christliche Europa sollte sich nicht störend einmischen, sondern nur durch freundschaftliche Einwirkungen die Selbstverwaltung in den Balkanprovinzen zu fördern suchen. Nebenbei könnte Oesterreich für Bosnien und die Herzegowina auch eine gewisse Volksvertretung einführen. Als tragikomische Randbemerkung sei noch angefügt, daß der einzige Staat in Europa, der einer Volksvertretung entbehrt, unser deutscher Bundesstaat *Mecklenburg* ist.

Konservative Worte.

In der Ruhepause unserer inneren Politik fällt es sehr auf, daß zwei *konservative* Blätter in Berlin, der sonst so zentrumsfeindliche „Reichsbote" und das alte Hauptorgan „Kreuzzeitung", sich dahin aussprechen, es sei nicht durchführbar, nicht gerecht und nicht nützlich, eine so starke und leistungsfähige Partei wie das Zentrum systematisch von der Mitarbeit auszuschalten. Diese Diversion wird freilich begleitet von Bemerkungen an die Adresse des Zentrums, die weder richtig noch freundlich sind; die Entwicklung wird im Gegensatz zu der handgreiflichen Wirklichkeit so dargestellt, als ob das Zentrum sich selbst aus gekränkter Herrschsucht oder rachedürstigem Eigensinn in den Schmollwinkel stelle. Das bedarf keiner Widerlegung. Wir fragen uns aber, was die konservative Erklärung gegen das grundlegende Blockdogma von der Ausschaltung des Zentrums bedeuten soll? Will man nur die Hilfe des Zentrums für die konservativen Interessen bei den *Steuergesetzen* gewinnen? Oder ist in der konservativen Partei neuerdings die Erkenntnis durchgedrungen, daß es für sie vorteilhaft wäre, im Reichstage ebenso wie im preußischen Landtage eine *doppelte* Mehrheitsbildung in der Hand zu haben: bald mit dem Zentrum gegen die Liberalen, bald mit den Liberalen gegen das Zentrum?

Digitized by Google

Vom bayerischen Landtag.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Zu den Würmern, die nicht sterben im Landtag, gehört der schienengegürtete Eisenbahnwurm. Und der Verkehrsminister muß bald die ungezählten Schmerzen auswendig wissen, denn sie erscheinen in jeder Session in drei- und vierfacher Wiederholung — schon wirklich zum Ueberdruß. Ja, ein Privatgang, ein Bogen Papier könnten dem Lande dutzend Reden sparen. Die Gründlichkeit des Referenten Dr. Pichler in der Verarbeitung des Etats, in der Wiedergabe der Ausschußbehandlungen spräche weiter für Zeitabkürzung. Aber auch die Behandlung grundsätzlicher Fragen ist in dem beliebten Umfang überflüssig. So z. B. die Frage der Amortisation bei unseren bayerischen Eisenbahnen. Die „fachmännische" Kritik aus dem Hause hat nur eines bewiesen: die Verbindung des kaufmännischen Wissens, der Etatkunde und der technischen Betriebsfaktoren als Grundlage einer sachgemäßen Kritik fehlt. Wer einen Staatsbahnbetrieb nur als Kaufmann betrachtet, ist auf dem Holzweg, womit nicht gesagt sein soll, daß es nicht sehr lehrreich werden könnte, die Etataufstellung neben einer mehr kaufmännisch hergestellten Bilanz einmal vor sich zu haben. Etatmäßig haben wir 300 Mill. ℳ Aktiven mehr als Passiven. Und sogar unsere Lokalbahnen, die mit Rücklagen im kaufmännischen Sinne arbeiten, geben eine Rohverzinsung (mit Rücklagen) von 3,24 %. Die „Liebe zum Reich" führt unsere Liberalen immer wieder zur Verherrlichung der Eisenbahngemeinschaft, wobei über den Umfang dieses Ideals ebenso konfuse Meinungen bestehen wie über den finanziellen Effekt. — Wo die Begriffe fehlen . . .

Aber es nützt nichts. Wir wollen keine 4. Wagenklasse, wir wollen unsere Lokalbahnentwicklung ohne Hemmungen von außen selbst machen, wir wollen unsere Beamten und Arbeiter nach unserer Fasson, d. h. gut, bezahlen, bei unserer bayerischen Industrie soviel als möglich Betriebsmaterial kaufen usw., und wir wollen sogar — den elektrischen Betrieb auf unseren Bahnen einrichten. Regierung und Landtag sind sich darin einig. Ueberhaupt geht die Entwicklung bei uns nach der elektrischen Seite. Geht sie? Nun, unsere Wasserkräfte erlauben uns das. Wir könnten unseren Kohlenmangel damit ausgleichen, daß wir diese Kräfte in elektrische Kraft umsetzen. Schon nützt sie bei uns in einzelnen Gegenden die kleine Landwirtschaft und das Handwerk neben der Industrie. Die putzigen Kraftmaschinen sind so handlich und leistungsfähig auch für die kleinen Leute. Daher eitel Freude in Bayerns Gefilden, bis — der Berliner Vogel seine Schwingen-Schatten uns aufs Land wirft: Elektrizitätssteuer! Und diesmal kroch das Mainliniengespenst langsam aus allen Winkeln des Hauses, selbst aus der Mitte derer um Dr. Casselmann. Alles einig gegen dieses neueste Gebilde Bülowscher Blocksteuerkünste. Freilich Dr. Müller-Hof, der stand dabei und „rührt' sich nit". Ihm deuchte Schweigen Gold. Aber im Winter muß doch „gemünzt" werden in Berlin. Wollen dann die Münze mit dem Blockmünzzeichen schon sehen. Die nach Dr. Pichler von Herrn Müller beim Reichskanzler vergessenen „Grundsätze", die Herr Müller in Meiningen nicht brauchte, scheinen auch in Hof noch nicht angekommen zu sein. Auch die „Münch. N. Nachr." haben aus sich noch kein Wort gegen die Elektrizitätssteuer gefunden. Diese Hüter der Industrie!

Doch es steht zu hoffen, daß der ganze Süden einig ist, es dürfe keine Kraft- und keine Lichtsteuer für Elektrizität geben, denn alles, was der Süden eben vor dem Norden voraus hat, braucht doch nicht gleich von oben extra besteuert zu werden. Wir schädigten damit übrigens auch die ganze Elektrizitätsindustrie, nicht nur die Industrien, die Kraft und Licht konsumieren, und wir stärken damit nicht nur die Auslandsproduktion, sondern besonders auch die Standard Oil-Comp.-Leute und — die Spiritusbarone. Sydow — sieh doch! Bayern aber erwartet von seiner Regierung in der Elektrizitätssteuerfrage ein glattes „Nein" in Berlin. Möge sie sich majorisieren lassen. Sie rettet dann doch ihre Ehre.

Für die Landwirtschaft wird zur weiteren Tilgung der Bodenzinse eine Summe von 3 1/3 Millionen Mark zur Verfügung gestellt und die freiwillige Ablösung gefördert. Bis 1940 sollen dann die Bodenzinse überhaupt beseitigt sein. Eine bezügliche Gesetzesvorlage brachte die Regierung auch ein. Und die Eisenbahn soll zur Erntezeit keine landwirtschaftlichen Arbeiter einstellen, entlaufene schon gar nicht. Eine Kleinigkeit, und doch für viele Bauern von großer Bedeutung. Ja, wir müssen wohl alles zusammentragen, was der Landwirtschaft und dem Handwerk frommen kann, was die Industrie stärkt, denn wir haben ihnen im Interesse der guten Abwicklung der Staatsgeschäfte ein großes Opfer auferlegt: ein neues Gehaltsregulativ.

Bayern hat seine Beamten aufgebessert in einer Weise, die keinen Vergleich zu scheuen braucht — mit fast 18 Millionen Mark. Es hat die alte Unterscheidung zwischen der Pragmatik und den nichtpragmatischen Beamten beseitigt. Es sichert die Rechte der Beamten durch einen Disziplinargerichtshof und hat dadurch sein an sich gutes Beamtengesetz auch dort noch wesentlich verbessert, wo sonst Fußangeln zu liegen scheinen. Freilich allen alles hat man nicht gebracht. Hört man nur den Tadel, möchte man die ganze Sache für grundschlecht halten. Um nur eines zu sagen: die Richter behalten zwar ihre Unabsetzbarkeit, ihren vollen Gehalt als Pension aber erhalten sie nicht mehr. Ist's am Ende doch ein Rückschritt? Sonst wird wohl die Zeit und die klingende Aufbesserung manche Gemüter beruhigen, wenn das häßliche Vergleichen mit anderen und die echtdeutsche „Kastenwertschätzung" wieder eingeschlafen sein werden.

Leider trieb diese Sitte gar häßliche Blüten auch bei den Lehrern, während die Geistlichen beider christlichen Konfessionen sich als die Noblen zeigten. Das darf offen gesagt werden. Doch darüber das nächstemal, denn eben ist endlich der letzte Teil des Kultusetats im Feuer.

Bezüglich unseres Beamtenheeres aber ist mit Recht verlangt: Verringerung, insbesondere oben und in der Mitte. Wir haben noch zu hohe Anforderungen für minderwertige Dienste, erhalten so zuviel vorgebildetes Personal, dem keine der Vorbildung entsprechende Arbeit und Aufrückung gegeben ist. Das ist Verschwendung und die Quelle der Unzufriedenheit. Eine gründliche Reform der Arbeit, eine Ausscheidung nach Wichtigkeit und Umfang ist geboten mit der Tendenz der Ausscheidung nach unten, mit Beschneidung des Kompetenzzopfes. Dann mag es besser werden.

Wanderweise.

So wandern wir Menschen von Ort zu Ort
Mit unsern Freuden und Sorgen —
Dort lauert die List mit höhnischem Sinn,
Hier schlagen uns Herzen verborgen.

Wir ziehen dahin zur Unrast verbannt
Und suchen das Glück zu erhaschen;
Wann heut nicht, so morgen, in hoffender Fern,
Wir wollen am Lebenstisch naschen.

Wie Vagabunden — wir wandern fort,
Bis daß man den Grenzstein wird legen.
Und dann erst ziehen wir frohgemut
Dem flammenden Morgen entgegen . . .

Hans Gesold.

Entgleisungen in studentischen Zeitschriften.

Von einem Alten Herrn einer katholisch-studentischen Korporation.

Kürzlich fiel mir eine Nummer der von Dr. Hugo Böttger in Berlin-Steglitz herausgegebenen „Burschenschaftlichen Blätter" in die Hände. Neben mehreren guten und in den Rahmen eines studentischen Organs durchaus passenden Abhandlungen brachte das Heft eine Milieuschilderung aus den deutschen Ostmarken, die mich mit tiefer Entrüstung erfüllte. Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein Lehrer vom urwüchsigsten teutonischen Typus, dessen Streben dahin geht, deutschen Geist und deutsche Sitte in die selbstverständlich gänzlich unkultivierten Gefilde der Ostmark zu tragen. Er ist deshalb der Gegenstand des Hasses für die polnischen Väter und Mütter seiner Schulkinder. Unter den Polenvätern wird der Plan reif, den Lehrer aus der Welt zu schaffen. Gelegenheit bietet sich, als der Gehaßte eines Tages eine kleine Reise macht, von der er abends um eine bestimmte

Digitized by Google

Stunde zurückkehren soll. Beim Anbruch der Dämmerung stellt sich eine Polenrotte hinter einem Busch an der Straße in Positur, der Anführer ausgerüstet mit einem Schießgewehr. Während des Wartens auf das ahnungslose Opfer werden aber doch Bedenken laut, Gewissensbedenken. Der Mann mit der Mordwaffe wird unruhig; aber seine Genossen wissen ihn zu beschwichtigen: „Der Pan Erzbischof wird Absolution geben". Es folgen dann noch weitere Wendungen und Ausdrücke, die einen Katholiken schwer verletzen müssen. Seitdem lese ich die „Burschenschaftlichen Blätter" öfter, und ich habe den Eindruck gewonnen, als beschäftigte sich dieses studentische Organ etwas mehr, als gut ist, mit Politik; auch der erwähnte Artikel trug politische Tendenz zur Schau. In einer der jüngsten Nummern (22. Jahrgang II Nr. 7) ist ein Vortrag des Professors Dr. L. K. Goetz aus Bonn, am 2. Juni 1908 zu Düsseldorf gehalten, abgedruckt. Der vielversprechende Titel heißt „Zentrum oder Liberalismus". Man mag darüber streiten, ob studentische Organe der geeignete Platz sind, politische Probleme und Parteifragen zu erörtern. Immerhin könnte sich der Herausgeber der „Burschenschaftlichen Blätter" auf den Standpunkt stellen, er habe das Recht, die studentischen Leser seiner Schrift theoretisch auch in politicis zu schulen. Warum aber öffnet er einem Vortrag die Spalten seines Organs, der nichts anderes als das elendeste Zerrbild vom Zentrum darbietet? Oder sollte Dr. Hugo Böttger diese Verzerrung nicht erkannt und Herrn Prof. Goetz kindlichen Glauben entgegengebracht haben? Dann ist er politisch sehr unreif und wahrlich nicht der geeignete Mann, um jungen Leuten Vorlesungen de scientia politica zu halten. Kurz und gut: verschiedene Leistungen der „Burschenschaftlichen Blätter" müssen mit aller Entschiedenheit als Entgleisungen bezeichnet werden.

Eine Kostprobe von polizeiwidriger Naivität lieferte vor einiger Zeit die in Nürnberg erscheinende A. D. B.-Zeitschrift (Verbandsblatt der im Allgem. Deutschen Burschenbunde vereinigten Burschenschaften). Wir lesen darüber in der „Unitas" (48. Jahrg. Nr. 5): „In der Märznummer der A. D. B.-Zeitschrift serviert ein Herr Ad. Weyer seinen Lesern folgendes Gericht:

Vor kurzem ging die Nachricht durch die ultramontanen Blätter, daß jetzt auch für die katholischen Volksschullehrer Fortbildungskurse eingerichtet worden seien. Man ist erstaunt, denn Fortschritt ist doch mit der päpstlichen Enzyklika unvereinbar. Geht man der Sache auf den Grund, so erkennt man leicht, wie fortschrittlich diese Kurse sind, und daß sie ganz den päpstlichen Geist atmen. In Maria Laach zum Beispiel veranstaltete man jüngst „Ferienexerzitien" genannte Uebungen für Lehrer. Worin diese bestanden haben, möge die angeordnete Tageseinteilung erläutern. (Folgt die Tagesordnung.) Dann weiter: So hat man sich also die ultramontanen Fortbildungskurse für Lehrer zu denken. Sie bilden jedenfalls ein schönes Seitenstück zu dem Verlangen der Lehrer nach Universitätsbildung."

Die „Unitas" bringt diese Mitteilung unter der Marke: „Von Sachkenntnis nicht getrübt." Nein wahrlich, dieser gute Herr Weyer, der da Exerzitien, die sich als solche in der Tagesordnung deutlich manifestieren, mit Fortbildungskursen für katholische Lehrer verwechselt, er ist mit Berthold Schwarz selig in keiner Weise verwandt und hat absolut keinen Beruf über catholica etwas von sich zu geben.

Man möchte über solche Entgleisungen und Dummheiten lachen, wenn die Sache nicht eine so ernste Kehrseite hätte. Derartige Elaborate werden nämlich gelesen und geglaubt. Alles Katholische bekommt so in den Augen der jungen Leute nichtkatholischer Vereinigungen den Kolor des Lächerlichen, ja des Hassens- und Bekämpfenswerten. Und so erklärt sich zum guten Teil die fanatisch-antagonistische Strömung gegen die katholischen Korporationen, die jüngst wieder an österreichischen Hochschulen ihre Orgien feierte. Von dem Redakteur einer studentischen Zeitschrift darf und muß Gewissenhaftigkeit und ernstes Verantwortlichkeitsgefühl verlangt werden; ohne diese Eigenschaften mißbraucht er seine Stellung, die heute sehr viel zu bedeuten hat. Unsere studentischen Organe haben ein gutes Stück pädagogischer Arbeit zu leisten, und in der Hand ihrer Herausgeber liegt es wesentlich, gegenseitiges Verständnis und ein friedliches Nebeneinanderleben der verschiedenen Korporationen und Verbände zu fördern. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet sind Entgleisungen wie die oben berührten aufs äußerste zu bedauern.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau". Steter Tropfen höhlt den Stein!

Woher die öffentliche Unsittlichkeit.

Von

Dr. Heinrich Weertz, Köln.

Die Klagen über das erschreckende Anwachsen der öffentlichen Unsittlichkeit mehren sich. Fast in jeder Nummer bringt die „Allgemeine Rundschau" neue Belege und neue Proteste. Auch in der „Köln. Volkszeitung", zuletzt in Nr. 537, ist mit rücksichtsloser Offenheit der sittliche Niedergang gekennzeichnet worden. Das Schlimmste bei der heutigen Lage ist, wie Geheimrat Roeren einmal in einer Kölner Versammlung gesagt hat, daß man nicht mehr bloß Unzucht begeht — sittliche Ausschreitungen sind immer vorgekommen, solange es Menschen gegeben hat —, sondern sich sogar nicht einmal mehr scheut, das als gut und schön zu preisen, was man bisher öffentlich wenigstens immer als schlecht und häßlich gebrandmarkt hat. Der Bericht über die neuesten Bühnensensationen in Berlin ist wieder ein neuer Beweis dafür.

Was ist hier zu tun? Mit Polizeigewalt kann viel ausgerichtet werden. Die äußersten öffentlichen Exzesse können von der Polizei hintangehalten werden; durch strenge Wachsamkeit über die Ausstellungen von Literatur, über öffentliche Aufführungen und über das Treiben auf der Straße kann der Schlammflut ein gewisser Damm entgegengesetzt werden. Allein jeder Vernünftige weiß, daß mit Polizeimaßregeln allein ein Volk nicht gebessert wird. Will man durchgreifende Erfolge erzielen, so muß man den Quellen nachforschen, aus denen die Unsittlichkeit erwächst, und muß diese Quellen zu verstopfen suchen.

Eine solche Quelle ist die Gottlosigkeit. Religionslose oder religionsschwache Völker waren unsittliche Völker. In Griechenland sowohl als im alten Römerreich wuchs die Unzucht in dem Maße, wie die Gottesfurcht abnahm. Kein Wunder; denn die Sinnlichkeit bedarf eines kräftigen Zügels, sonst geht sie durch, und dieser Zügel wird dem Menschen durch das verpflichtende göttliche Gesetz angelegt. Mögen die Philosophen durch den Gedanken an das Menschenunwürdige der Unzucht sich vielleicht zurückhalten lassen, für den gemeinen Mann ist dieser Gedanke wie ein Spinngewebe, das in der Versuchung bald zerreißt. Also Rückkehr zur Gottesfurcht, zur christlichen Weltanschauung! Hier haben die Religionsdiener, hier haben die Lehrer, hier hat die Presse eine wichtige Kulturaufgabe zu erfüllen. Aber auch die Regierungen!

Noch auf eine Quelle der Unsittlichkeit will ich hinweisen: den Alkoholismus. In vino luxuria, sagt die Schrift, und noch mit anderen Worten deutet sie auf den innigen Zusammenhang zwischen Unmäßigkeit und Unsittlichkeit hin. Der protestantische Missionär Keller sagt irgendwo, mancher Jüngling habe ihm mit Tränen in den Augen gestanden, daß er in schlimme Sünden geraten sei — infolge der Trunkenheit; er hätte den ersten Gang ins Haus der Sünde nicht gewagt, wenn er nicht betrunken gewesen wäre, und dem ersten Fall seien dann mehr gefolgt. Als ich dies einmal in einer Versammlung des Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit erzählte und weiter sagte, daß gerade der Alkoholismus die öffentliche Unsittlichkeit besonders in der Form der Prostitution förderte, trat mir ein junger Jurist entgegen und meinte, daß ich übertreibe. Nach der Versammlung sagte mir aber ein Professor der Moraltheologie: Sie hatten recht; die Laien wissen nicht, was wir als Seelsorger wissen. Ich habe dann dieser Frage weiter meine Aufmerksamkeit geschenkt und bin immer mehr bestärkt worden in der Ueberzeugung: der Alkoholismus ist ein schlimmer, ja, vielleicht der schlimmste Feind der Sittlichkeit. Heute noch sah ich, wie ein Haufe angetrunkener Burschen im Zuge in eine verrufene Straße einschwenkte. Sanitätsrat Dr. Rosenthal hat in einem längeren Aufsatz (Der Alkoholismus, 2. Bd., Teubner, S. 64 ff.) den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Prostitution eingehend beleuchtet. Die Begründung dieses Zusammenhanges gibt er S. 72 an mit den Worten: „Vernunft und Gewissen werden im Rausch zum Schweigen gebracht, das moralische Gefühl und die Selbstbeherrschung, welche die Menschen vorsichtig und gegen Verlockungen widerstandsfähig machen, werden herabgesetzt, die rohen Naturkräfte und Instinkte gewinnen die Oberhand, und Erkenntnis und Reue treten erst auf, wenn der Alkoholrausch verflogen ist."

Es ist bekannt, daß es im 16. Jahrhundert um die Sittlichkeit in Deutschland schlecht bestellt war. Katholische und protestantische Schriftsteller klagten, daß Hurereien und Ehebrüche an der

Digitized by Google

Tagesordnung waren. Sie waren aber auch darin einig, daß ein Hauptgrund darin lag, daß das deutsche Volk damals, um mit Luther zu sprechen, vom Saufteufel besessen war. „Ein voller Mann ein unzüchtiger Mann, ein volles Weib ein unzüchtiges Weib", schrieb Sarcerius (s. Denifle, Luther, 2. A., S. 285). Heute ist es genau so. Darum muß jedem, dem an der Hebung der Unsittlichkeit gelegen ist, der neuzeitliche Kampf gegen den Alkoholismus höchst willkommen sein.

Ueber die Wichtigkeit dieses Kampfes schrieb der alte erfahrene Geheime Medizinalrat Dr. Schwartz jüngst im „Morgen": „Von den 48 wissenschaftlichen und sozialen Vereinen, denen ich noch jetzt als Mitglied angehöre, halte ich die gegen den Alkoholismus gerichteten für die wichtigsten, ohne welche andere Vereine, wie beispielsweise der Verein gegen die Unsittlichkeit, der Verein zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten usw., nicht erfolgreich wirken können."

Nachklänge zur 18. Generalversammlung des Allgemeinen Cäcilienvereins.

Von

Prediger Fritz, Ingolstadt.

Das kleine weltabgeschiedene Eichstätt war wieder einmal der Schauplatz einer Veranstaltung von starkem Relief. In pietätsvoller Erinnerung an seine Gründer wollte der Allgemeine Cäcilienverein seines 40jährigen Bestandes gerade zu Eichstätt auf einer Generalversammlung sich freuen. Die Namen Dr. Witt und Liszt waren daher auf aller Lippen — ach nur mehr die Namen: einsam ragen in unsere Zeit herein Haberl und Mitterer, die zwei Veteranen jener ersten romantischen Epoche des Vereines, in welcher überschäumende Energie einem Lenzgewitter gleich in die todesmatte Lethargie Wessenbergischen Josephinismus fuhr.

Aber die kleine Bootsmannschaft, welche damals in eine anscheinend uferlose See keck hinaussteuerte, ist an Zahl und Besitz gewachsen und zieht einher auf solider und schwerer Fregatte, der man sich getrost anvertrauen kann. Das Draufgängertum hat sich gewandelt zu zielbewußter und kluger Energie des Beharrens. Dr. Haberl sah um sich eine Versammlung von 244 Mitgliedern und Teilnehmern aus allen Landschaften des Reiches, vom Rheinknie bis zur Danziger Bucht; aus Elsaß, aus der Schweiz, Oesterreich, Ungarn und Irland, der grünen Insel, waren alte und junge Kämpen eingetroffen als die Vertreter und Sprecher einer Schule, welche an sich den Segen von Saint Simons Wahlspruch erfahren hat: „Man muß begeistert sein, um große Werke zu vollbringen."

Der enge Anschluß an den Geist und die Organisation der Kirche ist das zweite Geheimnis seines Erfolges. Dessen ist der Verein sich wohl bewußt, und darum war es eine selbstverständliche Sache, daß die Generalversammlung in einer stürmisch applaudierten Resolution seine Stellung zur neuen vatikanischen Gradualausgabe also präzisierte: „Die Generalversammlung unterwirft sich hinsichtlich des traditionellen Chorales ganz und gar den Weisungen des Heiligen Apostolischen Stuhles und betrachtet das jüngst erschienene Graduale aus der vatikanischen Druckerei als das Normalbuch für den liturgischen gregorianischen Choralgesang." Verdächtigendem Uebereifer durfte dabei Dr. Haberl gewiß mit berechtigtem Unmute die Verdienste des Vereins um die Medicaea entgegenhalten und mußte aus kirchenrechtlichen Erwägungen den hochwürdigsten Diözesanbischöfen die Initiative zuweisen, sowie vom Standpunkte der Praxis aus alle Bestrebungen nach Erleichterungen ermuntern, welche schwächeren Kirchenchören in dieser Frage einen modus vivendi et sentiendi cum ecclesia ermöglichen.

Daß es dem Vereine nicht bloß um Wahrung seines Besitzstandes zu tun ist, daß er neue Arbeitsgebiete, von denen Msgr. Dr. Freiherr von Lochner als Vorsitzender des Lokalkomitees schon in seiner Begrüßungsrede sprach, ernstlich zu bebauen gewillt ist, das beweist die erneute offizielle Stellungnahme für das deutsche Kirchenlied, welche D. Kaefer-Basel mit Sorgfalt und hinreißender Kraft fixierte. Das beweist auch der Idealismus, mit welchem der Verein, da sein Vermögen kaum mit einigen hundert Mark rentiert, auf Antrag Prof. Dr. Müllers-Paderborn eine literarische Studienkommission[1]) einsetzt, welche unter dem Vorsitze von Dr. Weinmann nach dem Vorbilde der Görres-Gesellschaft der Förderung der Kirchenmusikwissenschaft (Choral, Bearbeitung und lexikographische Darstellung des katholischen deutschen Kirchenliedes, kirchenmusikal. Jahrbuch, Orgelmusik) durch Reisestipendien und Preisausschreiben usw. dienen soll.

Auch der oftgehörte Vorwurf der Einseitigkeit widerlegte sich schon durch einen oberflächlichen Blick auf die nimis satura lanx des vom Lokalkomitee dargebotenen Musikprogramms, welches angefüllt war mit den edelsten Werken geistlicher und weltlicher Musik aller Stilgattungen. Man genoß ein Pracht- und Paradestück aus Dom Pothiers Graduale, a capella- und instrumentierte Kirchenmusik, ja sogar Werke, die nicht einmal im Vereinskatalog stehen. Domkapellmeister Dr. Widmann, dessen Name weit über die Grenzen Deutschlands hinaus als eines der begabtesten Dirigenten und Theoretiker bekannt ist, brachte mit seinem kaum zu ermüdenden Domchor nicht bloß die hehren Werke der alten Mystiker klassischer Polyphonie, darunter die sechsstimmige Messe Beatus qui intelligit von Orlando die Lasso, die zugleich mit Roß und Wagen einherstürmt und demutsvoll betet und fleht (man denke nur an das anmutige „Christe eleison", das liebliche „in nomine" des Benediktus und die Sphärenklänge des „dona nobis pacem"), sondern auch Edgar Tinels Tedeum und die großartige Tonschöpfung Ed. Stehles: Frithjof, welche mit brausendem Beifall aufgenommen wurde.

Möge es dem Vereine unter seinem bewährten Führer, im Schutze der Kirche und unter dem Segen Gottes fort und fort beschieden sein, als treueste Hüter des heiligen Feuers im Heiligtum zu stehen und stets neue Fackeln zu entzünden, um durch die heilige Musik an seinem Teile beizutragen zum Schmucke des Gotteshauses und zur Erbauung des betenden Christengemütes!

Zur Fra Angelico-Forschung.

Von

Johannes Aufhauser.

Der kunstsinnige Maler im schlichten Kleide des hl. Dominikus fand seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts besonders reges Interesse bei den Kunsthistorikern. Aelteren Bearbeitungen (Marchese 1853, Förster 1859, Goodwin 1861) folgten die Werke von Phillimore 1892, Beissel 1895, der unter anderem zum erstenmal energisch den „Miniaturisten" Angelico ablehnte, Tumiati 1897. Im gleichen Jahre erschien auch ein kleines Buch „Die Jugendwerke des Benozzo Gozzoli". Der Verfasser Max Wingenroth suchte hier als erster die Beteiligung des Schülers Benozzo an den Werken des Meisters in Orvieto und Rom eingehend zu begründen. Einer Studie von Supino (1898) folgte im Jahre 1900 das grundlegende Buch von Douglas, der den Aufstellungen Wingenroths entschieden entgegentrat. Weiteren Arbeiten von Nieuwborn (1901), Broussolle (Paris 1902), Rothes (1902) usw. reihte sich ein neues Werk von M. Wingenroth an (Angelico da Fiesole Bd. 85 der Künstlermonographien), worin der Verfasser seine inzwischen etwas modifizierten Anschauungen weiter begründete. Diese reiche Literatur erfährt jetzt eine neue Ergänzung durch ein Werkchen von Dr. A. Wurm, dessen Inhalt bei aller Kürze von bahnbrechender Bedeutung werden dürfte.[2]) Was Wingenroth begonnen, führt Wurm klar und zielbewußt zu Ende, die völlige Scheidung von Meister- und Schülerarbeit in Fra Angelicos Werk. Die Kritik dieser neuen Arbeit bleibt den Fachmännern vorbehalten, sie wäre auch unmöglich ohne eingehendes Studium der Originale und tiefere Nachprüfung der gebotenen Resultate, die ja die reife Frucht mühesamer eigener Erforschung der Originale sind. Nur ein Referat kann hier folgen.

Als Hauptresultat des Werkes bietet sich die eigentliche Losschälung der Meister- von den Schülerarbeiten. Bei Vasari, der bisher die Hauptstütze aller Veröffentlichungen über den kunstsinnigen Frate bildete, erscheint als Gipfelpunkt der Kunst des Meisters die Predella des Altarbildes von S. Domenico bei Fiesole, jetzt in London, und die Krönung Mariens, früher in der gleichen Kirche, jetzt im Louvre; Wurm erweist sie als völlige Schülerarbeit, ebenso das große letzte Gericht in Florenz. Bei einer Reihe von

[1]) Bis zur nächsten Generalversammlung provisorisch.

[2]) Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 53. Meister- und Schülerarbeit in Fra Angelicos Werk von Dr. Alois Wurm. Mit 3 Lichtdrucktafeln, Straßburg J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) 1907. ℳ 4.—. 54 S.

Digitized by Google

anderen Bildern wird das Zusammenwirken von Meister und Schülern in den verschiedenen Stadien der Arbeit, soweit irgend möglich, klargelegt; auch den einzelnen Schülerhänden (Gerichtsmaler, Annalenamaler, Cosmasmaler-Benozzo Gozzoli) sucht Wurm nachzugehen und sie durch die verschiedenen Perioden zu verfolgen. Ein doppeltes ergibt sich außer dieser Scheidung: eine klare und natürliche künstlerische Entwicklung des Meisters und eine neue Datierung; letztere verschiebt sich gegen die bisherige manchmal bedeutend, angebliche „Jugendarbeiten" rücken in eine spätere Zeit, andere, wie das „Berlinergericht", werden um zwanzig Jahre früher gesetzt; für viele wird zum erstenmal eine in der künstlerischen Entwicklung fußende feste Datierung gegeben.

Von besonderem Interesse ist die künstlerische Entwicklung des Meisters, die, wie Wurm zeigt, mit seiner seelischen Entfaltung innigst verbunden. Auch hier wird der „Miniaturist" Angelico völlig abgelehnt, der zwanzig Jahre hindurch einen miniaturmäßigen Kunststil gepflegt haben, dann mit einem Schlag als Künstler des großen Stils aufgetreten sein soll. Arbeiten der Schüler liegen hier vielfach vor.

In drei Perioden entfaltet sich das künstlerische Können des Frate. Die erstere umfaßt Corona und die erste Fiesolezeit 1415—32, das Ringen nach Selbständigkeit in Komposition und Modellierung. Stilgefühl und Bewältigung des Bewegungsproblems und der Körperverhältnisse zeigen bereits bedeutenden Fortschritt gegen die alte Schule. Ende der Fiesole- und Anfang der St. Markozeit (1433 bis 1440) bringt uns als zweite Periode die Darstellung der seelischen und körperlichen Dramatik. In der Technik tritt uns zum erstenmal ein absolut neues Farbenprinzip entgegen (das Ganze wird grundsätzlich auf einen Farbenton gestimmt, dem sich jede Farbe ein- und unterzuordnen hat). Bemerkenswert ist die neue Auffassung des Gekreuzigten im „Kruzifixus mit Dominikus": ein Ausfluß des seelischen Empfindens, des persönlichen Innenlebens des Mönches; ein Beweis dieses tiefinnerlichen Lebens, aus dem die Gestalten des Meisters floßen, ist auch das Bild des Franziskus in der großen Kreuzigung. Die dritte Periode: Ende der St. Markozeit, Orvieto, Rom (1440—55). „Mit der Wandlung zu einer enormen Verfeinerung des geistigen Lebens steht eine ganz eigenartige Steigerung des Schönheitssinnes des Meisters in Verbindung". (p. 38). Dies ihre Charakterisierung. Ein kurzes Schlußwort bietet zusammenfassend als Signatur von Angelicos künstlerischer Persönlichkeit: Solidität, Geschmack, Stil, Schönheit, entwirft ein gedrängtes Bild der kunsthistorischen Stellung und Bedeutung des Meisters. „Wir werden uns entwöhnen müssen, den Dominikaner unter Masacio zu stellen, den er an eigentlicher künstlerischer Kultur erheblich übertrifft, und wir werden uns daran gewöhnen dürfen, ihn sehr nahe an Leonardo zu rücken, dem er in seinem künstlerischen Charakter und seinen künstlerischen Tendenzen am meisten von allen Florentinern gleicht". (p. 52) Man sieht, die Bedeutung Angelicos wächst beträchtlich gegenüber der bisherigen Beurteilung, er wird zum erstenmal durchgängig als Meister der neuen Malerei, als ein Bahnbrecher der Frührenaissance erwiesen.

Eingehendes Studium der Originale bis ins kleinste Detail, deren fortwährende Vergleichung unter sich und mit den Arbeiten der früheren und gleichzeitigen Meister ermöglichte so die Scheidung zwischen Meister und Schüler. Manche Bilder (Heimsuchung der Marienpredella zu Corona, S. Maria dei Linajuoli, die Annunziatatafeln, die große Kreuzigung, das Altarbild von S. Marko usw.) erfahren eine tiefe, sehr anregende Betrachtung. Schade, daß außer der Krönung Mariä (S. Marko), Pietà, Christus als Pilger und der Madonna mit Heiligen (S. Marko) keine Bilder beigegeben wurden. Möge das reiche Material, das dem Verfasser, wie er in der Einleitung bemerkt, von seinen Studienreisen noch zu Gebote steht, bald der Allgemeinheit zugänglich werden, zum weiteren Beweis der oft nur kurz angedeuteten Ergebnisse, zum leichteren Studium des in vorliegender gedrängter Kürze zumeist an Fachleute sich wendenden Werkchens. Das Interesse am Lebenswerke des Frate gewinnt sicher durch solche Studien an neuer Kraft, wird gewiß bei vielen Freunden echter, warmer, lebenswahrer Kunst mächtig gefördert.

Das Lied der Sommernacht.

In Purpur schwimmt am Himmelssaum
Des Mondes goldner Kahn —
Nun spinnt die Nacht den seidnen Flaum
Um Berg und Wiesenplan.

Die weite Welt im Schlummer liegt,
Nur rauscht's im Walde sacht . . .
Durch seine dunkeln Wipfeln fliegt
Das Lied der Sommernacht.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Einladung zur 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Düsseldorf

vom 16. bis 20. August 1908.

Deutsche Katholiken!

Zum dritten Male soll Düsseldorf, die Kunst- und Gartenstadt am Rhein, die Ehre und die Freude haben, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in seinen Mauern zu begrüßen. Warm und herzlich wie in den Jahren 1869 und 1883, so geht auch jetzt die Einladung hinaus an alle deutschen Katholiken, daß sie recht zahlreich zu uns kommen, zu gemeinsamer Anregung und Erbauung, zu gemeinsamer Arbeit und Freude.

Wir haben nicht nötig, die Bedeutung der alljährlichen Katholikenversammlungen klarzulegen: sie sind anerkannt als machtvolle Kundgebungen katholischen Denkens und Wirkens. Und wie es auf den früheren Versammlungen war, so soll es mit Gottes Hilfe auch in Düsseldorf sein. Von neuem wollen wir uns und der Welt vor Augen führen die kulturelle Bedeutung unseres heiligen katholischen Glaubens, ehrlich und eifrig prüfen die Richtlinien für unsere Betätigung im öffentlichen Leben, in gegenseitiger Aussprache uns stärken und rüsten zu tatkräftigem Wirken für Kirche und Vaterland, von neuem gelobend und verlangend die Wahrung und Förderung des konfessionellen und des sozialen Friedens. Alle Stände soll unsere Versammlung umfassen, allen soll sie dienen, die gemeinsamen Interessen fördernd, die widersprechenden ausgleichend. Die ganzen Verhandlungen aber sollen getragen sein von dem Gedanken treuen, unerschütterlichen Festhaltens an dem von den Vätern ererbten christlichen Glauben, an unserer heiligen römisch-katholischen Kirche. Und wahrlich not tut in unseren Tagen die Pflege und Kräftigung dieses Gedankens! Von allen Seiten kommen Angriffe auf Christentum und Kirche: das Christentum soll veraltet, die christliche Sittenlehre nicht mehr zeitgemäß, die katholische Kirche von Kultur und Fortschritt überholt sein, die Katholiken zur Mitarbeit im öffentlichen Leben erst geeignet werden, wenn sie sich vom römischen Joche befreit haben. Diesen Angriffen wollen wir entgegensetzen das freudige Bekenntnis zu Christentum und Kirche, die feierliche Erklärung, daß die deutschen Katholiken — festwurzelnd in der Liebe zum Vaterland — heute wie zu allen Zeiten mit Liebe und Verehrung, in Treue und Gehorsam aufblicken zum Oberhaupt ihrer Kirche, zum Stellvertreter Christi auf Erden, dem Hl. Vater in Rom.

Gerade die diesjährige Versammlung hat besonderen Anlaß, den Gefühlen treuer Anhänglichkeit an den Hl. Vater Ausdruck zu geben. Am 18. September tritt Pius X. in das 50. Jahr seines priesterlichen Standes, und dankbaren Herzens bringen die Katholiken aller Länder dem Jubelpriester auf Petri Stuhl begeisterte Huldigungen dar. Allgemeiner freudiger Zustimmung durfte deshalb das Zentralkomitee zur Vorbereitung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands gewiß sein, als es beschloß, „daß das Papstjubiläum der 55. Generalversammlung zu Düsseldorf ein besonderes Gepräge verleihen und diese zu einer großen Kundgebung der Katholiken Deutschlands zu Ehren des Hl. Vaters gestalten solle". Mit Begeisterung haben die Katholiken Düsseldorfs diesen Auftrag angenommen, und mit Eifer ist das Lokalkomitee an die Vorbereitung der Jubelfeier herangegangen, auf daß sich von neuem zeige, wie wahr das schöne Wort ist, das die am Grabe des hl. Bonifazius versammelten Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem Hirtenbrief zum goldenen Priesterjubiläum Papst Pius' X. gesprochen haben: „Treue Liebe und Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl waren immer die Zierde der Katholiken Deutschlands und werden es auch in Zukunft bleiben."

Darum, deutsche Katholiken, auf nach Düsseldorf!

Kein Ort, wo Katholiken in größerer Zahl sich finden, kein Verein, der sich katholisch nennt, darf in diesem Jahre in der Mitgliederliste und unter den Besuchern der Versammlung fehlen. Unsere große, weitgebaute Stadt bietet Platz für alle, so viele da kommen wollen. Ein herzliches „Willkommen" aus treu katholischem, rheinischem Herzen ist allen gewiß.

Lokalkomitee für die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands:

A. Ehrenpräsidium: 1. Ehrendomherr Stadtdechant Pfarrer Monsignore Kribben, Päpstlicher Geheimkämmerer, Erzbischöflicher Geistlicher Rat; 2. Stadtverordneter Justizrat Euler; 3. Landesrat a. D. Fritzen, Mitglied des Reichstages; 4. Kgl. Schloßhauptmann Ritterhauptmann Graf von Spee.

B. Präsidium: Landesrat Adams, Vorsitzender; Definitor Pfarrer Bechem; Notar Justizrat Dr. Gerh. Schmitz.

C. Ehrenbeirat: Msgr. Pfarrer Cremer, Päpstlicher Geheimkämmerer; Rentner Heinrich Ditges; Definitor Pfarrer Esser; Regierungsrat Dr. Fervers, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses; Sanitätsrat Dr. Hermkes; Amtsgerichtsrat Kirsch, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses; Oberlandesgerichtsrat Marx, Mitglied des Abgeordnetenhauses; Gefängnispfarrer Dr. Schmitt, Bezirkspräses der katholischen Arbeitervereine, Mitglied des Abgeordnetenhauses; Geheimer Justizrat Dr. am Zehnhoff, Mitglied des Reichstages und des Abgeordnetenhauses.

Digitized by Google

D. Schriftführer: Oberlehrer Dr. Altmeyer, Rechtsanwalt Bewerunge; Religions- und Oberlehrer Dr. Cohnen; Pfarrer Wellenberg.

E. Schatzmeister: Bankier Karl Padberg.

F. Vertreter der Ortsgeistlichkeit: Pfarrer Manner; Pfarrer Frischen.

G. Vorsitzende und stellvertretende Vorsitzende der Kommissionen: 1. Rednerkommission: Stadtverordneter Dr. Hüsgen; Landesrat Dr. Horion. 2. Preßkommission: Rechtsanwalt Bewerunge; Parteisekretär J. Pfaffendorf. 3. Finanzkommission: Kaufmann Wilhelm Weilinghaus; Amtsgerichtsrat Dr. Hochgürtel. 4. Anmeldekommission: Direktor Hermann Joseph Ditges; Juwelier Joseph Sporrer; 5. Wohnungskommission: Kaufmann Johann Friedrich Schnaß; Kaufmann L. Lauffötter; 6. Begrüßungskommission: Kaufmann Wilhelm Guthmann; Lehrer W. Bienefeld. 7. Baukommission: Architekt Professor Kleesattel; Architekt W. Sültenfuß. 8. Ausschmückungskommission: Maler W. Döringer; Gartenarchitekt und Gärtnereibesitzer H. Caasmann sen. 9. Ordnungskommission: Kaufmann J. W. Laurentius; Stadtverordneter Arbeitersekretär Bernh. Meyer. 10. Verkehrskommission: Postrat Groß; Reichstagsabgeordneter Stadtverordneter Schiffer. 11. Festzugskommission: Bezirkspräses Gefängnispfarrer Dr. Schmitt, Landtagsabgeordneter: Gesellenpräses Rektor Schwippert. 12. Festkommission: Stadtverordneter Justizrat Dr. Becker; Kaufmann Karl Schrammen. 13. Altarkommission: Kaufmann Wilhelm Weilinghaus; Pfarrektor Kamp.

Die Neideck.*)

Was gleichet dir, Neideck, in Wolken gebaut,
Der schwindelnden Klippe, den Stürmen vertraut,
Das edele Antlitz in Schweigen gebannt,
Von der Wildtaub' umflattert an Abgrundes Rand.

Den Fuß du kühlest in lichtklarer Flut,
Gebräunet, gebrannt von des Sommers Glut;
Der Saum des Gewandes, lichtgrün und zart,
Gestickt mit Juwel buntschimmernster Art.

Mit goldenem Gürtel du schürzest dein Kleid,
Eine Riesenjungfrau, zum Wandern bereit. —
Gott selber, er wob ihn aus Ginstergold dir;
Keine Fürstin schmückt' je solch herrliche Zier.

Den eisigen Winden, den Stürmen zum Trutz
Um die Schulter du schlingest des Mantels Schutz
Von schirmenden Tannen, so fürstlich und reich, —
Hermelinverbrämt am Wintertag weich. —

Jahrhunderte saßst du im Laufe entfließn, —
Du schaust in die Lande so frisch noch und kühn —;
Es zogen dir Länder und Völker vorbei, —
In strahlender Jugend hoch ragst du und frei. Th. Metzger.

*) Burg der alten Jülicher Herzöge in der Eifel.

Neue pädagogische Literatur.

Von

Franz Weigl, München.

Die Ausschau auf die Neuerscheinungen erziehungswissenschaftlichen und erziehungspraktischen Charakters stellt sicher mit Recht die „Pädagogische Psychologie" von Seminaroberlehrer L. Habrich an die Spitze, deren erster Teil „Das Erkenntnisvermögen" vor kurzem in dritter verbesserter und vermehrter Auflage (12. und 13. Tausend) von Kösel, Kempten in die Welt gesendet ward (8°, XLIV, 278 S., M. 3.50). Wir können hier nur die frühere Empfehlung des trefflichen Werkes wiederholen, das sich durch seine theoretische Sicherheit und praktische Wirksamkeit bereits einen so großen Freundeskreis erworben hat.

Mit einem Werk, das sich im Strom der experimentell-psychologischen und -pädagogischen Literatur einer erfreulichen Vorsicht befleißigt und dadurch dem jungen Streben der exakten empirischen Forschung auf unserem Gebiete sicher neue Freunde werben wird, tritt Universitätsprofessor Meumann in Münster i. W. in die Oeffentlichkeit: „Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen". (Leipzig, Engelmann 2 Bde.) Das ungestüme Drängen mancher experimenteller Forscher und ihre etwas wenig vorsichtige Ausdeutung unabgeschlossener Untersuchungen wird hier auf das rechte Maß zurückgeführt und es wird ehrlich zugestanden, daß es sich auf dem Gebiete, das Meumann seit langem ernsthaft und gründlich bebaut, um die ersten Anfänge handelt, die einer langjährigen zielbewußten Weiterführung bedürfen, bis sie unsere bisherige, durch wissenschaftliche Deduktionen und allgemeine Erfahrung begründeten didaktischen und erzieherischen Anschauungen bestimmend beeinflußen können.

Für die Praxis sehr wertvoll ist das Buch des Münchener Katecheten J. B. Hartmann: „Anschaulichkeit im Religionsunterricht" (Kempten, Kösel, 1907, 8°, VIII, 236 S., mit Titelbild und 52 Tafeln Kinderzeichnungen M. 2.60). Das Werk gibt viel mehr, als der Titel sagt. So ist gleich das erste Kapitel mit seinen Stimmen für und gegen den Religionsunterricht und deren Wertung vielen von größtem Interesse, die der Frage der Anschaulichkeit des Religionsunterrichtes wohl fernerstehen. Auch die Erörterungen der Katechismusfrage, des Bibelunterrichtes, des religiösen Gesanges stehen zwar in engem Zusammenhang mit dem Hauptthema, ergreifen aber viele Leser außerhalb der Reihe der Katecheten. Gegenüber manch unglücklichen Versuchen früherer Zeit ist besonders zutreffend das Zeichnen im Religionsunterricht kinderpsychologisch und praktisch wirksam dargestellt, nicht nur theoretisch, sondern auch durch vollendet wiedergegebene Versuche.

Zwei Bücher, die tief in das soziale Leben auch einschneiden, können an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden, weil ihre Besprechung zu weitausholenden Details Veranlassung geben müßte: Piepers Buch über „Jugendfürsorge und Jugendvereine" (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 8°, 312 S. M. 2) und Webers Schrift: „Grundzüge der Waisenfürsorge vom sozialpädagogischen Standpunkt aus" (Donauwörth, Auer, 8°, 60 S., 60 Pf.). Wer davon überzeugt ist, daß die Arbeit an der Jugend die Zukunft schafft, und wer über die eigenartigen Aufgaben der Anstaltserziehung einmal einen Gedanken faßte, wer im sozialen Leben die Erziehung zu schätzen weiß, der muß sich um die beiden genannten Werke kümmern. Sie geben ungemein kräftige Anregungen in jenem Gebiet, das wir „soziale Praxis" nennen und das kein Christenmensch [1]) heute unbebaut darf liegen lassen!

Als ein sehr wertvolles pädagogisches Werk ist soeben, nachdem die obigen Zeilen schon geschrieben waren, erschienen: „Erstes Jahrbuch des Vereins für christl. Erziehungswissenschaft" (Kempten, Kösel, 1908. 8°. 310 S., br. 5 M.). Willmann fixiert die Fundamentalbegriffe der Erziehungswissenschaft und hervorragende Vertreter des Faches (u. a. Seydl-Wien, Harnisch-Wien, Habrich-Xanten, Messer-Gießen, Weber-Dillingen, Kralik-Wien) schließen sich würdig an. Man sieht aus dem Buch, welch bedeutsame Tat die Gründung des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft war.

Münchener Kunst.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

Die Jahresausstellung im Glaspalaste ist, wie üblich, äußerst reichlich beschickt. Jedes Gebiet der Kunst ist vertreten. Die Malerei nimmt natürlich den breitesten Platz in Anspruch, wenig die graphischen Künste und die Bildhauerei, am kleinsten ist die Architekturgruppe, die gleichwohl sehr interessant ist. Im ganzen kann man der Ausstellung keinen sonderlich hohen Rang zuerkennen. Doch dient sie im Verein mit dem übrigen, was München zurzeit bietet, dazu, von der Vielseitigkeit unseres Kunstlebens achtungerweckenden Begriff zu geben. Eine ganze Anzahl deutscher Künstlergruppen ist beteiligt. Bescheiden, wie wir nun einmal sind, nennen wir natürlich die Münchener Kunst zuerst. Sie stellt sich dar in vielen Hunderten von Werken der „Münchener Künstlergenossenschaft", der „Luitpoldgruppe", des neu gebildeten „Künstlerbundes Bayern", der „Scholle", der „Münchener Aquarellisten", des „Vereins für Originalradierung", des „Bundes zeichnender Künstler" und des „Vereins für Volkskunst und Volkskunde". Daran schließt sich ein ganzer Schwarm auswärtiger Gruppen, die sich miteinander als „Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft" bezeichnen. Von Ausländern sind namentlich auch diesmal die Schotten beachtenswert. — Die Münchener Künstlergenossenschaft, die die breiteste Menge von Erzeugnissen vorführt, bietet viel Mittelgut, doch mangelt es ihr auch nicht an recht Bedeutendem. Ich gedenke unter anderem der Landschaften von Canal, Petersen, Bötzenroth, Poschinger, Schoyerer, Palmié, Fink, Beda, Ziegler, den beiden Willroider, Mönsted, Bachmann, Schönchen, Nägeli. Als Bildniskünstler glänzen Dörner, Schmutzler,

[1]) Mit großer Freude las ich kürzlich in einem liberalen Lehrerblatt die warme Empfehlung von Piepers Buch durch einen protestantischen Kollegen.

Digitized by Google

Kaulbach, Papperitz, Firle, Glücklich, Fuks und viele andere. Die figuralen Kompositionen bleiben zum Glück in nicht allzu vielen Fällen im platt Genrehaften stecken. Um auch hier nur ein paar löbliche Leistungen herauszugreifen, so erwähne ich Arbeiten von Langenmantel, M. Schiestl, Poede, Kühles, O. Sinding. Grützner malt Kardinäle, Defregger drei ländliche Szenen. Zur Charakteristik beider Meister liefern die Werke trotz ihrer hervorragenden Qualitäten keine neuen Beiträge. Dasselbe gilt von dem „Abendmahl" Gebhard Fugels, des Meisters religiöser Malerei, bezüglich dessen auf das hingewiesen werden darf, was an dieser Stelle unlängst ausführlich von ihm gesagt worden ist. Seine treffliche Arbeit steht übrigens diesmal nicht als einziges Erzeugnis religiöser Kunst auf dieser Ausstellung da. Es sei ihrer Wichtigkeit halber gestattet, sie kurz im Zusammenhange zu übersehen, wobei die Zugehörigkeit zu bestimmten Künstlergruppen außer Acht bleiben muß. Da ist eine „Heilige Familie" von Altheim-Frankfurt in etwas gesucht volkstümlich-naturalistischer Auffassung. Da ist das Bild „Ego sum: noli te timere" von W. Titcomb-Düsseldorf, ein Bild, dessen Wirkung durch die vielen geraden Linien der ausgestreckten Ruder und der gespenstisch erscheinenden Heilandsgestalt beeinträchtigt wird. Auch L. Bauer-Stuttgart hätte bei seinem Werke „Der verlorene Sohn" wohl getan, sich an die Worte der Schrift zu halten und nicht aus dem Vater eine Mutter zu machen. Ein tüchtiges Stück in Zeichnung und Farbe wie in Auffassung ist „Gethsemane" von L. Feldmann-Düsseldorf. Das Antlitz des Heilandes ist frei von Weichlichkeit, die ganze Szene würdig und Andacht erweckend erfaßt. Die im nächtlichen Gebüsch irrenden Leuchtkäfer hätte ich dem Maler erlassen mögen. Wieviel schöner ist nicht „Das verlorene Paradies" von Steinhausen, jene großzügig erfaßte, sonnenbeglänzte Landschaft, nach der Adam und Eva schweren Herzens zurückblicken. Wundervoll in seiner Einfachheit ist gar desselben Meisters nur mit zwei Personen — dem Heilande und einem Menschen — dargestellte Szene „Du reichst uns deine durchgrabene Hand". Da ist nichts Kleinliches, nichts Nebensächliches, strenge große Linie und höchste Einfachheit der wesentlich nur auf Blau und Braun gestimmten Farbe. Wertvolle dekorative Stücke sind zwei Stationsbilder von R. Seuffert-Düsseldorf. Recht wirkungsvoll sind zwei Altarbilder für die Kirche St. Joseph in Basel von F. Kunz-München. Das eine, darstellend die Madonna mit St. Franziskus und St. Elisabeth, das andere den predigenden St. Fridolin, die Figuren zum Teil in etwas absichtlicher Anlehnung an mittelalterliche Vorbilder, die flächige Malerei tief und kräftig in der Farbe. Von dem unlängst verstorbenen Julius Frank stammen zwei eindrucksvolle Kartons: „Trauernde Frauen am Grabe Christi" und „Aufopferung im Tempel". Durchweg muß man anerkennen, daß die religiöse Kunst bessere Bahnen zu beschreiten beginnt und hoffentlich wieder einer gesunden Entwicklung zustrebt. — Um wieder zur Münchener Kunst zurückzukehren, so sei der Werke der Luitpoldgruppe gedacht. Nicht eben sehr imposant tritt sie im ganzen auf, wiewohl einzelnes recht anerkennenswert ist. So die Historien von E. Gerhard und R. Schiestl, die Bildnisse von W. Thor und H. Brühne, die Landschaften von Felber, Küstner, Kern, Ubbelohde. Hervorragend gut sind die Impressionen von Elster, am bedeutendsten aber zweifelsohne die mit mächtigem Temperament geschilderten, dabei im höchsten Grade wahr beobachteten Gebirgsbilder von F. Bär, deren Kolorit vor allen durch ein herrliches Blau tiefe Wirkungen erzielt. — Von dieser Gruppe neuerdings abgetrennt hat sich der Künstlerbund Bayern. Er hat es verstanden, die meisten der großen Kräfte auf seine Seite zu ziehen. A. Heller, K. Blos und der in seinen Ausdrucksformen kräftiger gewordene Schuster-Woldan glänzen u. a. als Porträtisten, H. Urban, P. P. Müller und andere als Landschafter. Schöne Interieurs, erfüllt von poetischer Auffassung, lieferte Ernst Liebermann, Volks- und Genreszenen verschiedenartiger, durchweg interessanter Art W. Geffcken. Hans von Bartels bringt zwei hervorragende Beweise seiner Volks- und Naturbeobachtung. „Die Frau des Muschelfischers" und „Die alte Martje". — Von den Münchener Gruppen ist endlich noch Die Scholle zu erwähnen, eigentlich mehr der Vollständigkeit halber als wegen der Bedeutung ihrer ausgestellten Leistungen. Nur fünf der bisherigen Mitglieder haben sich beteiligt. Von ihnen wirkt Püttner mit der Eigenart seiner Zeichnung und der Stumpfheit seiner Farbe sicher am wenigsten erfreulich. Putz malt halbe und ganze Akte und entfaltet dabei koloristische Reize, die aber an die seiner sonstigen Leistungen nicht heranreichen. Bei Münzers Studienköpfen ist gleiches der Fall, bedeutend sind dagegen ein Herren- und ein Damenporträt. Auch Voigt zeigt sich trefflich als Porträtist und als Farbenkünstler. Bechler endlich hat einige Landschaften geliefert, die intim beobachtet und farbig sehr schön gegeben sind. — Nach allem Münchnerischen gebührt sich's auch, der auswärtigen Kunst gerecht zu werden. Sie gibt Zeugnis von den Leistungen von siebzehn Ortsgruppen. Die wichtigsten davon sind die Berliner und die Frankfurter. Die ersteren bringen jüngere und ältere Kräfte auf den Plan. Jene sind mit einigen Ausnahmen nicht sonderlich wichtig, diese sind die altbewährte Garde, darunter Meyerheim, Scheurenberg, Douzette, Scherres und andere. An der Spitze schreitet Anton von Werner mit zwei seiner sattsam bekannten und gewürdigten Historien. Eine besondere Gabe für Feinschmecker, und freilich dankenswert ist die Ausstellung zweier sehr feiner älterer Menzelstücke, „Balkonzimmer" und „Theatre Gymnase". Von den Frankfurter Werken wurden die von Steinhausen schon zuvor erwähnt. Andere treffliche Stücke sind z. B. von R. Werner, Altheim, Forell. Recht gut vertreten sind die Düsseldorfer, freilich auch am besten durch mehrere ältere Meister, so E. von Gebhard, Oswald und Andreas Achenbach. Die Wiener lieferten eine Reihe guter Porträts. Der übrigen Gruppen — von Hamburg, Kiel, Hannover, Nürnberg, Kassel, Weimar, Karlsruhe, Leipzig, Braunschweig, Königsberg, Breslau, Dresden und Stuttgart — kann hier, trotz einer Reihe recht guter Leistungen bei einer jeden von ihnen, doch nur im allgemeinen gedacht werden. Von Ausländern sind nur die Schotten beachtenswert. Die Delikatesse ihrer Farben, die feine Poesie ihrer Naturbeobachtung, vor allem der Landschaft, auch der Tiere, wird von keiner anderen der vorhandenen Schulen übertroffen. Alles kommt einem grobdrähtig vor, wenn man aus dem schottischen Saal wieder herauskommt. Landschaften wie „Die Heide" von Tatton Winter, „Der silberne Tay" von R. E. Nisbeth, die wundervolle „Abendliche Sonne" von James Kay, oder das wie Perlmutter schimmernde Stück „Loch Fyne" von Mason Hunter hinterlassen unverlöschliche Eindrücke. Gutem Brauche gemäß sind auch diesmal Erinnerungsausstellungen für hingeschiedene Künstler veranstaltet worden. Hugo Kotschenreiter starb, 54 Jahre alt, Ende März d. J. Er malte treffliche Interieurs nach Motiven aus dem bayerischen Gebirge, auch aus Rothenburg, ferner kräftig aufgefaßte charakteristische Porträts. Nur 44 Jahre hat Anton Mangold gelebt, der im Oktober 1907 gestorben ist. Auch er war besonders produktiv als Bildnismaler, verstand es aber nicht immer, seine Personen völlig unbefangen darzustellen. Ferner liebte er starke Lichteffekte. In Zeichnung, Farbengebung und Vortrag besaß er große Vielseitigkeit. Der dritte ist Karl Albert von Baur, der berühmte Landschafter (geb. 1851, gest. 1907). Eine Fülle wundervoll großzügiger Zeichnungen, meist nach ganz einfachen Motiven aus dem Hochgebirge, auch aus dem mittleren und nördlichen Bayern, sowie aus Italien, ferner viele in Oel ausgeführte Landschaftsstudien geben Kunde von seiner Kunst der Vereinfachung und Stilisierung, die doch den Charakter des Objekts stets aufs sicherste zu schildern verstand. — Die Gruppe der Aquarellisten und Zeichner kann hier nur erwähnt werden trotz vieler interessanter Leistungen, die sie darbieten. Auffallend ist ein großes, wild-phantastisches Stück von L. Fahrenkrog-Barmen, das der Künstler „Der Menschheit Woge" genannt hat — Schaum des Meeres, die unendliche Menge der Menschheit sich aufbäumend, brausend sich überstürzend, zerrinnend im Abgrunde, um neuen Wogen Platz zu machen. Schöne Leistungen der Landschaftszeichnung bieten Holzer, Zopf, E. Liebermann, F. von Hellingrath, F. Baer, Gödel, Giese, Hertling und viele andere; gute Stilleben H. Lange; Tierstücke in bekannter Lebendigkeit und Wahrheit der Auffassung P. Neuenborn. Wer hier nicht genannt ist, braucht es nicht übel zu nehmen, denn der Platz ist eng. — Die vielfältigenden Künste sind allmählich zu so großer technischer Vervollkommnung gelangt, daß es bei einzelnen Zweigen selbst dem scharfen Blicke bereits schwer wird, sie voneinander zu unterscheiden. Mir scheint, daß die alte Trennung für die Förderung charakteristischer Eindrücke ersprießlicher war. Man geht dafür heute überwiegend auf die Erreichung möglichst fesselnder malerischer Eindrücke aus. Letztere sind freilich oft genug hervorragend erreicht, so bei den Aquatintablättern von A. Liebmann-Dachau, den Radierungen von K. Oenike, C. Graf-Plaff, C. Felber, C. Th. Meyer-Basel u. a. — Die Plastik ist vielseitig genug, ohne etwas wirklich Imposantes darzubieten. Sehr reichlich vertreten ist die Gruppe der Grabmäler durch Arbeiten von E. Beyrer, H. Dammann, K. Janßen und H. Nolte-Düsseldorf, H. Parzinger u. a. Eine Gruppe religiösen Inhalts ist „Die Beweinung" von dem Düsseldorfer A. Pehle, ein Werk, dem es doch nach meinem Empfinden an der rechten Ruhe und Hoheit fehlt. Außerdem finden wir eine Fülle von Porträts, mythologischen Figuren, Akten, Tierstudien, mit anderen Worten das, was man von früheren Ausstellungen her hinlänglich gewöhnt ist. — Endlich die Architektur. Sie bietet Monumental- und Wohnbauten in Menge, auch Produkte der Erhaltung und Herstellung älterer Denkmäler. Ueber letztere zu sprechen, gäbe ein Kapitel für sich und nicht durchweg eins von den erfreulichsten. Die Monumentalbauten suchen ihre Wirkungen in großer Ruhe der Linien, in einer oft zu weit gehenden Schmucklosigkeit, die starr und kalt wirkt. Der Wohnbau dagegen verdient die Anerkennung, daß er von der leeren äußerlichen Vornehmtuerei unlängst vergangener Zeiten wieder auf die Bahnen der Ruhe, der Solidität zurückzukehren strebt. Näher auf diese Dinge einzugehen, behalte ich mir für die Besprechung der großen Ausstellung auf der Bavariahöhe vor. Nur noch ganz kurz habe ich der architektonischen Leistungen des Vereins für Volkskunst und Volkskunde zu gedenken. Sie würden vollkommen zu billigen sein, fiele nicht bei einer Reihe von ihnen die allzugroße Abhängigkeit gegenüber alten Vorbildern auf. Im ganzen zeigt man, daß man auch im Glaspalast sich der künstlerischen Pflichten gegenüber der Architektur wohl bewußt ist. Leider setzt man aber die Theorie nicht durchweg auch in die Praxis um. Beweis: der Zustand, in dem das große Restaurant sich befindet!

Digitized by Google

Unterseeboote.

Von

H. Mankowski, Danzig.

Wer die fast krankhafte Steigerung der Kriegsrüstungen betrachtet, wird zugeben, daß die einzelnen Länder namentlich zwei Dingen ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden: nämlich der Vervollkommnung des Luftschiffes und des Unterseebootes. Kanonen, Flinten, Säbel, Minen und Sprengkörper scheinen nicht mehr für den Kriegsfall auszureichen. Zur Vernichtung von Menschenleben und irdischen Gütern sollen nun auch die Tiefen des Meeres und die Höhen der Lüfte dienen.

Mit der Verwendung von Unterseebooten im Kriege hat sich auch der zweite Friedenskongreß beschäftigt, der Ende Juni ds. Js. den Haag verlassen hat. Wie wichtig diese Frage von den Mächten angesehen wird, geht daraus hervor, daß bei den getroffenen Abmachungen und Erklärungen hinsichtlich der Unterseeboote Vorbehalte gemacht worden sind von Deutschland, England und der Türkei. Nicht unterzeichnet worden sind die Abmachungen bzw. Erklärungen über Unterseeboote von Spanien, Portugal und Schweden.

Deutschland hat im Baue von Unterseebooten eine abwartende Stellung eingenommen und anscheinend nicht große Summen für belanglose Experimente ausgeben wollen. Auf diesem Gebiete haben zweifellos Amerika, Frankreich und England das Prävenire; aber nun ist anscheinend die Stunde gekommen, wo auch Deutschland im Unterseeboot zielbewußt vorgehen will.

In der Nacht zum 30. Juni ds. Js. lief das erste Unterseeboot in den Hafen von Danzig-Neufahrwasser ein. Ein sonderbares Fahrzeug! Es ragt kaum einen Meter aus dem Wasser hervor und sieht wie eine schmale, hohe Laufbrücke aus, an welcher eine Einrichtung für den Steuermann und zwei Ventilationsröhren sichtbar sind. Das Fahrzeug (Bezeichnung U 1) kam aus der Eckernförder Bucht, um auf der Danziger Reede die Versuchsfahrten fortzusetzen. Begleitet wurde es von dem Hebe- und Dockschiff für Unterseeboote Vulkan und dem Torpedodivisionsboot D 10. Im Kriegsfalle bleiben die Begleitschiffe natürlich aus. Während der Vulkan dazu dient, dem Unterseeboot Hilfe zu leisten, falls bei den Tauchfahrten die Maschinen versagen sollten, so daß es unmöglich wäre, wieder an die Oberfläche zu kommen, gewährt das Torpedoboot der Besatzung des Unterseebootes Wohnung, weil ein dauernder Aufenthalt in den engen Räumen des Unterseebootes ausgeschlossen ist.

Die Besatzung besteht aus 19 Mann, von denen man selbst auf dem Liegeplatze nur selten einen aus den drei Mannesklöchern herausschlüpfen oder wieder in das geheimnisvolle Innere zurückschlüpfen sieht. In dem Unterwasserteile sind außer der Besatzung noch die Betriebsmaschinen, zwei Torpedolanzierrohre und andere Vorrichtungen untergebracht, und doch beträgt die Länge des Fahrzeuges zwar 28 m, aber die Breite nur 1,50 m. Eine Besichtigung ist nicht gestattet, nicht einmal eine Annäherung.

Der Antrieb erfolgt durch elektrische Batterien, welche vom Hebeschiff Vulkan vor der Ausfahrt gespeist werden. Auch Petroleum wird als Heizstoff verwendet. Das Boot legt unter Wasser in einer Stunde acht Seemeilen, über Wasser zehn Seemeilen zurück. Die Reise von der Eckernförder Bucht nach der Danziger Bucht ging zuweilen 40 m tief. In Danzig ist inzwischen auf der Kaiserlichen Werft auch das dort erbaute Unterseeboot (U 2) in Dienst gestellt worden, und beide Fahrzeuge begannen gemeinsame Versuchsfahrten.

Nach Meldungen aus Marinekreisen werden in Deutschland demnächst die ersten vier Unterseeboote in Dienst gestellt, welche Zahl im Jahre 1909 auf acht steigen soll. Mit dem Baue haben die Germaniawerft in Kiel und die Schichauwerft in Danzig begonnen. Das erste Unterseeboot der deutschen Kriegsmarine ist von der Germaniawerft konstruiert und geliefert worden. Die Vermutung, daß die Unterseeboote mit Rücksicht auf die notwendige Geheimhaltung der Bootseinrichtungen nur auf staatlichen Werften und in eigener Regie der Marineverwaltung gebaut werden würden, ist also nicht zur Tat geworden.

Zieht man einen Vergleich hinsichtlich des Baues der Unterseeboote zwischen England und Frankreich, so ergibt sich, daß auch in England der Bau von Unterseebooten Privatwerften übertragen worden ist, und zwar ausschließlich der Werft von Vickers in Barrow. Als nun Vickers und andere Industrielle die Anlagen der Firma Whitehead in Fiume erwarben, wurden diese alsbald für den Bau von Unterseebooten „für das Ausland" eingerichtet. Das Geheimnis des Unterseebootbaues konnte infolgedessen als bewahrt nicht angesehen werden, und nun gab die englische Regierung, wollend oder nicht, der Firma Vickers die Erlaubnis, auch für Japan Unterseeboote zu bauen. Also dieselbe Geschichte wie mit Kanonen, Gewehren, Luftschiffen usw., und es fragt sich füglich nur, welcher Staat bei diesen unaufhörlichen Rüstungen „am längsten aushält". Die englische Regierung hat also in der Herstellung von Unterseebooten auf Privatwerften doch ein Haar gefunden und wird nun zum erstenmal diese Fahrzeuge in der Staatswerft zu Chatam bauen lassen.

Vorsichtiger ist Frankreich zu Werke gegangen. Dort werden die Unterseeboote ausschließlich auf Staatswerften erbaut; aber die Herstellung geht sehr langsam vor sich. In dem Zeitraum von vier Jahren (1903—1907) sollten 57 Unterseeboote gebaut werden; aber bisher ist noch kein einziges in den Flottenverband aufgenommen worden, und weil dieser Umstand manchen Franzosen gegen den Strich geht, fordern sie angeblich dringend die Zulassung der Privatwerften am Bau der Unterseeboote.

Die naturgemäße Folge dieser neuen Kriegsrüstung sind erhöhte Summen im Reichsmarinebudget, und wenn die „Friedenstauben der Abrüstung" noch immer nicht ihren ersten Ausflug gemacht haben, so werden sie durch die Unterseeboote kaum dazu bewogen werden; und doch tritt man angesichts dieser maßlosen Rüstungen zu Wasser und zu Lande zu Friedenskonferenzen und Vorschlägen zusammen, um nach jedem Zusammentritte desto schärfer zu rüsten!

Natur und Kultur der deutschen Moore.

Von

Rektor Sander-Hannover-Linden.

Deutschland ist hinlänglich reich gesegnet mit großen Mooren und Heiden; man geht diesen jetzt energisch zu Leibe, man will diese schlummernden Riesen zu neuem Leben aufrütteln. Diese sahen vormaleinst schon regsamere Tage. Wie bloßgelegter Untergrund im Hahnenmoore an der Hase und Stellen des Aremberger Moores und andere zeigen, waren unsere Moore einst mit üppigem Walde bedeckt, von dem noch jetzt die dicken Bäume und gewaltigen Stuken, die in diesem Morast verborgen liegen, Zeugen sind.

Sechs Prozent des preußischen Staates sind mit Moor bedeckt; wir finden dasselbe vorzugsweise in Hannover, das davon 6000 qkm hat, das macht von seiner Größe etwa 14%. Oldenburg hat prozentual noch mehr, nämlich 19%, und der Regierungsbezirk Stade gar 28%; Hessen-Nassau hat von den deutschen Landesteilen verhältnismäßig am wenigsten Moorboden, nämlich 0,1%. Reich an Moor sind Schleswig-Holstein und die östlichen Provinzen, dann Mecklenburg, Jütland, Holland, Irland, Ungarn, Schweden und Finnland.

Nach der Entstehung, der botanischen Beschaffenheit der moorbildenden Pflanzen und der chemischen Zusammensetzung werden vornehmlich folgende Moorarten unterschieden: Hochmoore, besser Heidemoore, Niederungs-, Grünlands- oder Wiesenmoore, und Uebergangsmoore (nach Prof. Tacke). Hochmoore sind das Bourtanger Moor, das Aremberger Moor, die Saterländer und friesischen Moore und viele in den alten Herzogtümern Bremen und Verden, sowie in den östlichen Provinzen; sie sind arm an Kalk. Die Niederungsmoore sind kalkreich und vornehmlich aus Resten grasartiger Pflanzen entstanden. Die Niederungsmoore sind meist kleineren Umfangs und über ganz Deutschland verbreitet, vorab aber im norddeutschen Tieflande zahlreich. Die Uebergangsmoore stehen zwischen beiden und finden sich namentlich in Gebirgsgegenden, im Hohen Venn, am Brocken, im Fichtelgebirge, Schwarzwald und Riesengebirge.

Technisch wird das Moor verwendet zur Gewinnung von Torfstreu und zur Herstellung von Torf. Letzterer wird in Wagen zum benachbarten Dorfe oder auf Kähnen zu größeren Orten geschafft und dort verkauft. Schon vor mehreren hundert Jahren grub die Stadt Hannover einen Schiffahrtskanal zum zwei Stunden entfernten Warmbüchener Moor, um von dort das kostbare Brennmaterial zu holen; er ist jetzt verfallen, führt aber noch immer den Namen Schiffgraben. Noch jetzt kann man in Hannover Torfbauern fahren sehen; sie rufen aus vollem Halse: „Tooorf, Tooorf!"; in Bremen lautet die Ankündigung: „Baaaktooorf!"

Zur Lösung wissenschaftlicher sowie landwirtschaftlicher und technischer Fragen wirkt seit 1878 segensreich die Zentral-Moor-Kommission; ihr technisch-wissenschaftliches Werkzeug ist die Moorversuchsstation in Bremen. Jetzt soll probeweise Aehnliches mit der Technischen Hochschule zu Hannover verbunden werden.

Daß die großen Moorflächen möglichst bald kultiviert werden, liegt im mehrfachen Interesse der deutschen Landwirtschaft; vorab drängen die Bauern Nordwestdeutschlands darauf, hoffen sie doch auf diese Weise dem Abströmen arbeitskräftiger und arbeitswilliger Leute zu begegnen, und wohl nicht zu Unrecht, denn der Arbeiter denkt frei nach Schiller: etwas muß der Mensch sein eigen nennen, oder er muß in die Großstadt rennen. Die Regierung geht in der Kultivierung und Besiedelung der großen Moore jetzt energischer vor, namentlich in Ostfriesland, wo sie endlose Moorflächen als Eigentum besitzt. Vorbildlich wirkt dort schon die staatliche Kolonie Marcardsmoor. Wie ein Bericht aus jüngster Zeit ausweist, hat sich dort die Viehzucht ganz prächtig entwickelt; vorab wird daselbst jetzt auch die Schweinezucht gepflegt, und man geht bei derselben auch hier immer mehr dazu über, den Borstentieren freien Weidelauf zu schaffen. Der Hannoverschen Landwirtschaftskammer wurden

Digitized by Google

im verflossenen Jahre zu Emden sechs Butterproben vorgeführt, die sämtlich aus dieser Kolonie stammten. Trotz des Wettbewerbs mit der Butter der hochentwickelten Nordseemarschen wurden fünf Proben als gut und die eine sogar als fein bezeichnet.

Auch in nächster Nähe Aurichs legt die Regierung kräftig Hand ans Werk und will hier eine ganze Reihe von Kolonaten — man spricht von 800 Stück mit je 8—12 h Grund und Boden — mit guten Existenzbedingungen schaffen. Vorerst sorgt sie für die nötige Entwässerung und für schiffbare Verbindung mit dem Ems-Jade-Kanal, so daß Torf und landwirtschaftliche Produkte mit geringen Kosten nach Emden, Wilhelmshaven usw. gesandt werden können, und daß anderseits von dort Kunstdünger, Schlick usw. geholt werden kann. Vorläufig ist bei Aurich ein Kanal von über 15 km Länge ins Auge gefaßt und schon an beiden Enden in Angriff genommen; er soll eine Tiefe von 1,80 m erhalten, was schon angeht, da beispielsweise der Dortmund-Ems-Kanal eine verfügbare Tiefe von 2 m hat. Aus dem auf der Kanalstrecke liegenden Moor wird Torf gemacht; die Regierung will indes dadurch den dortigen Kleinbauern und Kolonisten keine Konkurrenz schaffen und verfeuert darum denselben im eigenen Betriebe. Sie legt nämlich ein großes Elektrizitätswerk an, um mit dessen Hilfe die Herstellung des Kanals zu erleichtern, die Ansiedelung zu fördern und eventuell auch den fernen Städten Leer, Emden, Wilhelmshaven Licht und Kraft abzugeben.

In der Kultur der Hochmoore hat sich in den letzten Jahren eine bedeutende Wendung vollzogen. Das lästige und sich als Raubbau schlimmster Art erweisende Moorbrennen ist in den großen und rationellen Betrieben ganz aufgegeben. Man legt jetzt Dauerweiden an und zwar unter Anwendung von Drainagen. Da die Rohre im Hochmoore anfänglich nicht gut lagern, muß bei ihrer Verlegung ganz besondere Sorgfalt verwendet werden; vielfach nimmt man statt ihrer auch schon mit bestem Erfolge Buschdrainage. Bei dieser Art fällt der lästige Grippenbau (Abzugsgräben) ganz weg. Ist auch die Drainage in der Anlage teuer, so rentiert sie sich doch nachher doppelt und mehr: sie hemmt nicht in jedem Frühjahr das Walzen der Wiesen, das Ausstreuen des Düngers, verursacht nicht jährliche Reinigungskosten, nimmt keinen Boden weg und anderes. Bahnbrechend war in dieser Beziehung das Vorgehen im hannoverschen Provinzialmoor bei Meppen, im Moore bei Gestemünde, im Maibuscher Moor und auf dem Hochmoorgute bei Ocholt (zwischen Leer und Oldenburg), das dem Herrn Balthazar in Bonn gehört und von ihm seit 1897 in dieser Weise mit bestem Erfolge bewirtschaftet wird. — Man hatte auf dem Hochmoor Dauerweiden, die nur mit Kali und Phosphorsäure gedüngt, in ihren Erträgen den benachbarten Wesermarschen gleichkamen, wie genaue Gewichtsfeststellungen bei Mastvieh mit Sicherheit erwiesen.

Die Niederungsmoore kultiviert man jetzt meist und am vorteilhaftesten in der Form der Rimpauschen Moordammkultur. Rimpau ist Rittergutsbesitzer im Drömling; nach der von ihm zuerst mit bestem Erfolge angewandten Methode durchzieht man das Niederungsmoor streifenförmig mit Abzugsgräben, so daß lange, schmale Aecker entstehen; diese werden dann mit einer 8—12 cm dicken Sandschicht überdeckt. Den Sand entnimmt man am besten dem Untergrund; wo derselbe aber zu steril- oder schwefelhaltig ist, muß er aus der Nachbarschaft zugeführt werden, was indes die Sache erheblich verteuert, ja oft geradezu unrentabel macht. Vorteilhaft ist manchmal auch beim Niederungsmoor die Umwandlung zu Weiden; es braucht dann aus bekannten Gründen das Grundwasser nicht so sehr gesenkt zu werden, und man spart an Arbeitslohn. Was die Düngung der Niederungsmoore anbetrifft, so ist daran festzuhalten, daß Stickstoff und Kalk meist in genügender Menge vorhanden sind, daß am ehesten Kali und Phosphorsäure zugeführt werden müssen. Professor Fleischer empfiehlt, pro Hektar 76—125 Kilo Kali und 40—80 Kilo Phosphorsäure zu geben. Auch hier ist man zur Drainage, namentlich mit Faschinen, gekommen und gar zur Berieselung der Moorweiden; gute Reseltate erzielt man mit der letzteren bei Hoya-Syke und bei Rütenbrock.

In absehbarer Zeit wird alles Niederungsmoor und ein großer Teil des Hochmoores kultiviert sein; es ist bereits daran zu denken, der Heimatkunde etliche unberührte Stellen zu sichern; mit Teilen der Lüneburger Heide ist dieses schon geschehen. — In früher trostlos öden Moorgegenden kann man jetzt stundenlang zwischen blühenden Aeckern und Wiesen wandern; wir erinnern hier an die üppigen Gärten und Ackerbreiten von Papenburg, Ihrhove und Westrhauderfehn, an Striche im Bremischen und in der Grafschaft Hoya, und an die blühenden Gefilde von Sappemeer, Hoogezand, Staatskanal und Bourtange im Holländischen.

In den Moorgegenden waren dereinst große Wälder; jetzt ist die ganze Gegend sehr arm an Baumwuchs. Steht man am Rande eines der gewaltigen Moore, so kann das Auge in ungemessene Fernen schweifen; nicht Busch noch Baum, kein Haus, keine Hütte hemmen den Blick. Meist ist das Moor mit hartstengeligem Heidekraut bewachsen, nur hier und da schaut der kahle rote Moorboden heraus. Die großen Moore sind eine ganz eigenartige Gegend, sind noch stiller als die gewöhnlichen Heiden, zumal im Winter; da ist hier wie ja auch anderwärts, aber mehr noch als anderwärts, alles kahl, alles kalt. Der rauhe und hier vorab ungestüme Westwind hat dann den Birken und Erlen auch das letzte gelbe Blättchen weggerissen. Die meisten Vögel und die kleinen Vierfüßler sind in die trockenere Heide und die Tannenwälder gezogen. Der weiße Schnee legt sich auf die braune Moorfläche. Die einzelnen verkrüppelten Tannen, die sich noch eine Strecke in das ihnen fremde Gebiet hineingewagt haben, tragen eine niedliche Schneehaube und sehen aus wie riesige Pilze; die mürrischen Wacholdermännchen haben ein sauberes Hemdchen angezogen und gleichen kleinen Kobolden. Lautlos und langsam träumt der schmutzige Moorbach vorbei; lautlos ist alles bis auf das Gekrächze des Graurocks in der Luft oder das dumpfe Geheul eines fernen Weser- oder Emsdampfers. Blutigrot geht im Dunste die Sonne unter, und der gefrorene Boden klappert unter den Stiefeln oder Holzschuhen, klappert dumpf, denn der sehr lockere Boden ist aufgefroren, und der Schall hallt in den vielen Torfkuhlen wider. Einsam und schaurig ist es dann hier wie auf dem weiten Meer. Kaum ein Mensch geht im Winter aufs wüste Moor hinaus; alles liegt wie tot. Steigt aber die Sonne wieder höher hinauf, schmelzen Eis und Schnee, so kommt doch in etwa neues, wunderbares Leben in diese Starrheit: von allen Hängen und Höhen tropft es; das Moor ist wie ein Schwamm, der sich im Winter recht vollgesogen hat. Die Bäche sind geschwollen voll und senden ihr Wasser, das nun wie Braunbier aussieht, mit Eile zum Fluß hinunter. Der Kiebitz ist wiedergekommen. Die Rohrdommel läßt sich hören. Die Schnepfe, von dir aufgestört, fliegt im Zickzack dahin, und der Regenpfeifer zieht gemächlich vorüber und ruft sein gedehntes „Tüttüt“; doch die Torfarbeiter wissen es besser, die sagen, er ruft dem Mitarbeiter, der auf der Karre den Torf wegschiebt, höhnend zu: „Lai Krüer, lai Krüer!“ (träger Schieber). Die Binse beginnt zu sprießen, und weiter im Sommer steckt das Wollkraut seine weiche, weiße Fahne aus. Zu der Zeit ist es hier dann ganz wohlig im Moor, und man kann hier ganz angenehm sinnen und träumen. Um uns sehen wir geschäftige Hände, die schon zeitig im Frühjahr Tag für Tag zum Moore eilen, um die Buchweizenfelder vorzubereiten. Mann und Frau sieht man emsig und einig, die braune Scholle umzuhacken; es ist wie ein lebendgewordenes Bild des genialen Milet oder der reizenden Worpsweder, vorab des Modersohn. Die langen, schmalen Mooräcker werden nach einiger Austrocknung in Brand gesetzt. Ausgeworfene schmale Gräben schreiben dem Feuer den Weg vor. In die fruchtbare Asche wird dann der nahrhafte Buchweizen gesäet. Dieser ist ein Ausländer, kam aus Rußland um das Jahr 1500 zu uns herüber, verleugnet aber seine Heimat insofern, als er ungeheuer empfindlich gegen Frost ist.

Eigenartig dumpf und gewaltig knallen die Donnerschläge im Moor, denn das Krachen wird durch den Widerhall aus den vielen Gräben und Löchern sehr verstärkt, und der mürbe Boden zittert unter den Füßen.

Aus dem massenhaft gefundenen Kienholz wurde noch vor 20, 30 Jahren im Oldenburgischen und auf dem Hümmling der Holzteer geschmort, und zwar in eigens dazu gemauerten Oefen. Derselbe wurde dann auf Fässer gezogen. Ein wettergebräunter Bauer mit schmalem Gaul und schmutzigem Kittel — wie konnte es anders sein bei dem klebrigen Holzsirup? — durchzog nun damit die weite Welt, überall kannenweise seinen Teer verkaufend als bewährtes Schmiermittel für die Wagenachsen. Statt der Bretter sind zwei Staken längelang auf dem knarrenden Wagen, darauf sind die Tonnen gebettet, und so zieht jetzt das Gefährte landauf, landab. Ein langgezogenes „tut tut“ kündigt den Bauern: „Der Teerkerl kommt!“ und lockt sie mit ihren Eimern und Töpfen herbei. Eine Schnurre aus meiner Jugendzeit fällt mir dabei wieder ein: mein Bruder kaufte mir endlich das sehnsüchtig erwartete Blechhorn, um an dem Adventsblasen teilnehmen zu können. Der Zufall wollte, daß mein Horn genau denselben Ton hören ließ, den der Hümmlinger Teermann blies. Ein Horn haben und sofort ums ganze Haus herumblasen war eins. Und das Unerwartete: fünf, sechs Bauern kamen zum Teerholen mit ihren Krügen herbeigelaufen — zum größten Gaudium meinerseits und Aerger des Vaters anderseits. Mein Vater hatte Mühe, die aufgeregten Nachbarn zu beschwichtigen; daß er mir „schlagende“ Beweise seines Unwillens gab, wurde bald verschmerzt im Hinblick darauf, daß unter den Angeführten sich auch mein spezieller Gegner befand, mit dem ich mich nun einmal gar nicht „stellen“ konnte, weil sein verwöhntes, mir gleichaltriges Söhnchen oft das von mir reichlich bekam, was er vom eigenen Vater zu wenig erhielt.

Das alles ist nun vorbei, endgültig aus! Kienholz gibt's noch mehr wie genug, aber es gibt in den Wagen keine hölzerne Achsen mehr, und für eiserne ist der Teer zu zähe und dickflüssig. Einst brannte manche Mutter statt der Funzel, statt der Oellampe den Kienspan, und dem schweigsamen treuherzigen Niedersachsen schnitzte sein junger Sohn aus dem so vorzüglich brennenden Kienholz die nötigen Fidibusse. Doch wer kennt noch solche Sachen im Zeitalter der Zündhölzchen, des Steinöls, des Glühstrumpfs und Bogenlichts? Vorüber! Verrauscht! — —

Und die großen Wälder? Auch sie kehren nicht wieder! sind wohl auch nicht mit dem Moore, sondern vor dem Moore er-

Digitized by Google

standen und von diesem dann gefressen. Es folgten große Wüsteneien. Diese werden jetzt umgeschaffen zu ertragreichen Aeckern und üppigen Kleefeldern, und in ihrer Mitte lassen sie blühende Kolonien erstehen. Von den letzteren ist wohl die bedeutendste Papenburg an der unteren Ems, eine betriebsame Stadt mit 8000 Einwohnern; kräftig regen sich auch das große Westrhauderfehn, dann Rütenbrock, Neurhede, und aus jüngster Zeit das von der Provinz Hannover angelegte Provinzialmoor inmitten des gewaltigen Bourtangermoores (1400 qkm) und ihm gegenüber Schönighsdorf am Süd-Nord-Kanal, Macardsmoor am Ems-Jade-Kanal, Idafehn u. a. Mit mancher Kolonie geht es auch nicht so gut, im allgemeinen kommen sie doch alle sicher voran. Vor einigen Jahren fand eine gutbeschickte Tierschau in Schönighsdorf statt; das Vieh, nur im Moore gezogen, befriedigte aufs höchste nach Form wie Fütterung. Im kommenden Herbst soll nun in Osnabrück eine Provinzial-Heide- und Moorkultur-Ausstellung stattfinden (5.—13. Sept.), in acht Abteilungen und zwar: landwirtschaftliche Kulturen; Obst- und Gemüsebau; Zierpflanzen; forstwirtschaftliche Kulturen; Teichwirtschaft; Hilfsmittel der Moor- und Heidekultur; industrielle Rohstoffe und Erzeugnisse; wissenschaftliche Gegenstände; Kunstgegenstände, Trachten, Altertümer.

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

Für Architekten tirolischer Herkunft bietet sich in nächster Zeit Gelegenheit zur Teilnahme an einem sehr interessanten Wettbewerb, den der rührige Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde ausschreibt. Es handelt sich um den kunst- und stilgemäßen Wiederaufbau des unlängst abgebrannten Dorfes Zirl bei Innsbruck. Ueber das Ergebnis wird seinerzeit hier näher berichtet werden.

* * *

In Dachau hat sich die Malerschule Bößenroth eine gewiß zeitgemäße Aufgabe gestellt, an deren Ausführung sie alsbald zu gehen gedenkt. In der Erkenntnis, daß der modernen Künstlerjugend bei aller individuellen Art nur zu häufig die Aeußerlichkeiten der Lehrmeister anhaften, und daß es ihr vor allem darum not tut, mit dem Handwerksmäßigen der Techniken vertraut zu werden, sollen nach dieser Richtung aufklärende Kurse eingerichtet werden. In ihnen wird dem Kunstschüler das Nötige über die natürliche Beschaffenheit der Materialien, über Bildergrundierungen, Farben, Malmittel, Firnis usw. gelehrt werden. Also ein technisch-propädeutischer Unterricht, der hoffentlich manchen Nutzen stiften wird.

Dr. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Als letzte Gabe boten die Berliner Gäste die „Kettenglieder" von H. Heijermans jun. Das „fröhliche Spiel am häuslichen Herd", wie der Autor seine König Lear-Tragödie im bürgerlichen Milieu ironisch nennt, war nicht neu für München; der Erfolg jedoch ein großer, weil Schildkraut, Steinrück und Hedwig Wangel wieder erschütternde Charaktere darstellten, welche die Gestalten des Dichters über sich hinaus hoben. Soziales Mitgefühl mit den Unterdrückten ist der Muse Heijermans bestes Teil. Er besitzt keine tragische Kraft, nur sentimentales und ironisches Gefühl. Die Kinder des alten Mannes wird man in ihrer Herzlosigkeit allzu abstoßend konsequent finden. Von dem schwarzen Grunde hebt sich, um im Lear-Bilde zu bleiben, keine Cordelia ab. Die Regie müßte dies widerliche Gekeife ständig zankender Familienmitglieder eher mildern. Das ist früher und auch heute leider nicht geschehen. Um die Hauptdarsteller bewegte sich manch heimisches Mittelgut.

Max Reger-Abend. Das dieswöchentliche Konzert des Tonkünstlerorchesters fand wiederum sehr herzliche Aufnahme. Es war ausschließlich dem Komponisten Reger gewidmet. Das Trio für Violine, Bratsche und Cello op. 77b wurde von Snoeck, van Praag und Niedermayr sehr klangschön und feinsinnig interpretiert. Auch das Zusammenspiel ist zu loben, besonders mit Rücksicht darauf, daß das Stück wegen Unpäßlichkeit des Flötisten Wunderlich erst in letzter Stunde auf das Programm gesetzt wurde. Fünf Lieder sang Elsa Flith. Die geschätzte Künstlerin, welche von Auguste Kroiß am Flügel begleitet wurde, besitzt eine besonders in der Mittellage und Tiefe sehr reizvolle und vortrefflich geschulte Stimme, eindringendes Verständnis und klare Aussprache. „Aeolsharfe" (von Lingg) und „Ein Drängen" (von Stephan Zweig) mußten wiederholt werden. Den Schluß bildete die Serenade für Orchester op. 95, deren zahlreiche Schönheiten das von Lassalle wieder trefflich geleitete Orchester mit bestem Gelingen zu Gehör brachte. Daß Regers Serenade in einigen Teilen durch eine gedrungere Struktur gewänne, erscheint mir zweifellos. Der Beifall war nach allen Programmnummern stark und andauernd.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Harzer Bergtheater bei Thale begann mit „Was Ihr wollt" und Lienhards „König Artur" seine sechste Hochsommerspielzeit. Neben Hauptmanns „Versunkener Glocke" und den Wiederholungen von „Frühlingsfahrt" und „Balders Tod" von P. Schmidt werden von Neuheiten sich anschließen „Frithjof und Ingeborg" von K. Engelhart, sowie Wolfgang Herchers Schelmenspiele „Der Liebestrank", „Der Pfennig" und „Der Demokrat". — Der Bau des Meininger Hoftheaters schreitet rüstig fort, so daß die Spielzeit 1909/10 seinerzeit pünktlich beginnen kann. Maler Fitger-Bremen stiftete einen nach Raffaels Parnaß entworfenen Vorhang. — Die Stadt Duisburg, welche trotz 200 000 Einwohnern noch keine Schaubühne besitzt, beschloß den Bau eines Theaters. — Die Französische Akademie prämiierte „L'amour veille" von de Flers und Caillavet als beste Komödie des Jahres 1907 und Miguel Zamacois „Bouffons" als bestes Versstück der letzten fünf Jahre. — In Bayreuth haben bei ausverkauftem Hause die Festspiele begonnen. Ausführliche Berichte liegen bis jetzt über Lohengrin, den Siegfried Wagner dirigierte, und über den von Dr. Muck geleiteten „Parsifal" vor. Im ersteren war man bestrebt, das Musikdramatische auch in diesem Werk der Frühzeit stärker zu betonen; gerühmt werden auch die neuen Dekorationen zu dieser Oper. Nicht überall findet die Besetzung einmütig günstige Beurteilung, wie wohl natürlich Einstudierung und Regie auch dem geringsten Detail die in Bayreuth gewohnte liebevolle Sorgfalt hatten angedeihen lassen. — Der Münchener Kammersänger Knote hat als Lohengrin und Tannhäuser in der Berliner Sommeroper große Erfolge erzielt. Seine glänzenden Stimmmittel werden allseitig gepriesen, dagegen äußert sich die Kritik der Reichshauptstadt über Knotes Darstellung nicht so durchgehends zustimmend, wie dies der Heldentenor in München und Neuyork gewohnt ist. — In Berlin tauchen mehrere Pläne zur Gründung von Volksopern auf, die mit dem Freiwerden der Werke Richard Wagners ihre Verwirklichung finden sollen. — In Frankfurt a. M. gefiel W. Henzens Festspiel „Turnvater Jahn". Das Stück ist volkstümlich, Humor, heroische Geste und Rührung wechseln in sachlich begründetem Zuge und hielten das zum größten Teil mit zum Turnfest herbeigeströmten Fremden gefüllte Haus in reger Anteilnahme. — Am Pariser Konservatorium wird nach fünfjährigem Versuche die Klasse für die chromatische Harfe wieder abgeschafft, da auch vortreffliche Künstler dieses Instrumentes wegen der Dürftigkeit des Tones und der unzureichenden Klangfarbe in den Orchestern selten Aufnahme finden. — Das Berliner philharmonische Orchester fand in Edinburgh glänzenden Erfolg. — In London verstarb der um das englische Konzertleben verdiente Geiger Karl Deichmann, ein geborener Deutscher, welcher nahezu 60 Jahre in London lebte. — Im Herbste finden in englischen Provinzstädten vier große Musikfeste statt. Von deutschen Tondichtern werden Felix Woyrsch und Fr. Delius erstmalig in England mit Werken vertreten sein.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist wirklich erstaunlich und bewundernswert, mit welcher Zähigkeit und grossem Widerstand die Börsen aller internationalen Märkte an der impulsiv rührigen Aufwärtsbewegung festhalten. Ohne Zweifel spielen die konstant gute Tendenz Neuyorks und vor allem die seit Jahren nicht mehr erreichten hohen Maximalkurse der Aktien von amerikanischen Eisenbahnen und last not least des tonangebenden Stahltrusts die führende Rolle. Man findet eigentlich mit bestem Willen nicht ein Atom von gerechtfertigtem Hintergrund, auf den sich diese feste und überraschend lang andauernde Besserung der Kurse aufbaut. Solange dieselben Eisenbahnen Mindererträgnisse gegen die Parallelzeiten des Vorjahres liefern und der gleiche Stahltrust lediglich mit 60% der vorhandenen Arbeitsgelegenheit produziert, und dazu noch bei gedrückten Preisen und bei einer durchaus unsicheren Situation, ist kein auch sonstwie raisonables Motiv dieser Tendenz gegeben. Das ganze Kursgebäude an Amerikas Weltbörse ist also wiederum ein durchaus unsicheres und vor allem trügerisches. Da auch die Kämpfe um die Präsidentschaftskandidatur immer noch nicht zur Ruhe kommen und vor allem die skrupellosen Finanzfaiseure die Gelegenheit benützen werden, erbarmungslos die ihnen gelieferten europäischen Anhänger auszunützen, wird auch bald ein Rückschlag von vielleicht nicht zu unterschätzender Heftigkeit in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen sein. Es ist zur Genüge bekannt und in der „Allgemeinen Rundschau" schon exemplifiziert worden, dass gerade deutsche Kapitalisten und heimisches

Digitized by Google

Geld und Gut mit Vorliebe zu diesen Leidtragenden zu zählen sind. Neue Worte der Warnung seien daher im Moment mit Berechtigung am Platze. Der Deutsche mit deutschem Geld soll sich im Prinzip von den ausländischen und spekulativen Geschäften fernhalten. Beispiele, wie jüngst das gerichtliche Vorgehen gegen die betrügerischen Manipulationen einiger Budapester Schwindelmanöver, mögen gleichfalls angeführt werden. Auch hier waren es vorwiegend Deutsche, die zu den Betroffenen gehörten.

Die feste Tendenz der Neuyorker Börse hat zum mindesten den Verdienst, dass auch bei uns die industrielle Lage der Montangebiete und dadurch in Gefolgschaft die Börsenentwicklung in ein besseres Fahrwasser geraten konnte. Die so lang andauernde flaue Beobachtung in der Konjunkturfrage scheint momentan auf ein totes Gleis insofern angelangt zu sein, als die derzeit stabile Stagnation sicherlich Zeit und Gelegenheit bildet, weiterhin sanierend und konsolidierend zu wirken. — Man benützt überall die gegenwärtigen Zeitläufte, schwache Positionen zu unterstützen oder auszumerzen. Vor allem der Zug nach Vereinigung und Interessentengemeinschaft scheint neuerdings vermehrt Platz zu greifen. Die grosszügigen, wenn auch nicht kritiklosen Fusionen in der Berliner Baubranche, wobei mit Objekten von Millionen Mark schlankweg auf Yankees Art hinweggegangen worden ist, müssen hier vor allem erwähnt werden. Die beteiligten Grossbanken werden sicherlich gemeinsam Gefahren und Interessenkolissionen hierbei erwogen haben. Der Bankenmarkt bot auch sonsthin Grund zu verschiedentlichen Kritiken und Anlass zu Erörterungen. — Ein neuerlicher Bankkrach in Solingen setzte nicht nur den Niederrhein in berechtigte Erregung. Wiederum bildeten vornehmlich das Sparpublikum und die Gewerbetreibenden die Opfer der noch schleichenden Finanzkrisis der früheren Jahre. Die in letzter Zeit wiederholt bekannt gewordenen Zahlungseinstellungen werden dem berechtigten Verlangen nach einem stipulierten Depositen- und Bankgesetz bald Rechnung tragen. Man kann ja hierbei durch eine moderne Gesetzgebung den Bedürfnissen entgegenkommen, ohne absolute Schädigungen für die Bankwelt zu bringen. Ein Gesetz, das beruhigend und zur Sicherung der Spareinlagen dient!

Weitere grosszügige Probleme, wie die Verstaatlichung von österreichischen Bahnen, werden in den Finanzkreisen bald fühlbar bleiben. Neue Anleihen sind damit in Gefolgschaft, und da grosse Geldansprüche allenthalben bestehen, insbesondere diesmal das Ausland an den Geldmarkt appelliert, wird der Rentenmarkt seine bisherige Kräftigkeit ernstlich behaupten müssen. Von weittragender Bedeutung für diese Geldrüstung bleibt der Umstand massgebend, dass durch die verlangsamte Tätigkeit der Industrie viele Kapitalien brach liegen. Durch die Verbilligung der Rohstoffe und Fabrikate ist dieses Moment gestärkt. Es ist daher die bisherige Annahme, dass der Herbst die Geldmarktsituation neuerdings zur Kraftprobe des Wirtschaftsgebietes heranziehen wird, nur in verwässerndem Sinne massgebend. Die Aussichten auf eine gute Ernte und die dadurch bewirkten neuerlichen Geldimporte mögen hierbei mitbestimmend sein. Anderseits besteht auch die nicht geringe Gefahr, dass die vom Ausland an deutsche Stellen gegebenen Pensionsgelder auf Kündigung vielfach nicht erneuert werden.

Es ist nicht zu verkennen, dass die bisherige Konsolidierung, insbesondere die Zurückhaltung des Grosskapitalismus in der Industrie und am Immobilienmarkt rascher zur Besserung mithelfen. Je gründlicher die Sanierung, je kräftiger die Besserung! Sicher ist dagegen auch und ebenso wichtig der Hinweis, dass diese Restriktionen und Reserven bereits viele Opfer gekostet haben. Jede Reservestellung bringt Vorteil, wenn sie nicht zu einschneidend und vor allem von nicht zu langer Dauer ist. Deutschlands Handel und Industrie sind im allgemeinen gesund und unabhängiger als je. Die Prüfungszeiten wirkten heilsam. Billiges Geld und ruhige Auslandspolitik werden der Sanierung der heimischen Märkte sicherlich von erheblichem Nutzen sein.

M. Weber.

Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.
Quartalsabonnement Mk. 2.40

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, im Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. B. bei über ein vor kurzem erschienenes Buch „Die katholische Moral in ihren Voraussetzungen und ihren Grundlinien. Ein Wegweiser in den Grundfragen des sittlichen Lebens für alle Gebildeten." Von Viktor Cathrein, S. J. 8° (XIV u. 546) ℳ 6.—; geb. in Leinwand ℳ 6.80. Wir empfehlen denselben der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser

Dem hochw. Klerus, welcher die **München er Ausstellung** besucht, empfehle ich, die in der Kirche, Halle 1, ausgestellte **Casula, Pluviale** bzw. **Fahne** gefälligst zu besichtigen

Max Altschäffl, MÜNCHEN Karlstrasse 52/II, Paramentenanstalt und Fahnenstickerei.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Deutsches Kommersbuch. Mit einem Titelbild. Zehnte Aufl. Historisch-kritische Bearbeitung, besorgt von Dr. K. Reisert. 12° (XVI u. 730) Geb in Gummistoff ℳ 4.80. Früher ist erschienen: **Deutsche Lieder.** Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr. K. Reisert. 2. Aufl. Hoch-4° (X u. 518 u. 20 S. Anhang.) Geb. in Leinwand ℳ 15.—.

Gaffert, Dr. H., **O alte Burschenherrlichkeit!** Studentische und patriotische Lieder. Zweite, vermehrte Auflage. 8° (VIII u. 80) 80 Pf.; geb. in Leinwand ℳ 1.20. Die schönen Lieder Gafferts, im C. V. der deutschen kathol. Studentenverbindungen längst gesungen, werden hiermit der gesamten deutschen Studentenschaft zugänglich gemacht.

Trierischer Winzerverein, A.-G.
Gesetzl. geschützt.
TRIER

Vereinigung von Winzer-Genossenschaften und Winzern zum Vertrieb garantiert
naturreiner Weine
von der Mosel und von der Saar.
Fass- und Flaschenweine von 70 Pfg. an.
Ausführliche Preislisten zu Diensten.
Lieferant vieler Offizier- und Zivil-Kasinos.
Filialen: Berlin SW. 68, Zimmerstrasse 29 und Leipzig, Löhrsplatz 2.

Arbeiter-Bibliothek
Verlag der Westdeutschen Arbeiter-Zeitung G. m. b. H. M.-Gladbach.

DIE FREIEN UND DIE HIRSCH-DUNCKERSCHEN GEWERKSCHAFTEN nebst einer Darstelluug der sozialökonomischen Ursachen und Ziele der Gewerkschaftsbewegung. (1.—10. Tausend.) 1907. 96 S. in 8°. Preis 40 ₰, postfrei 45 ₰. **1. Heft**

DIE CHRISTLICHEN GEWERKSCHAFTEN. Der neuen Bearbeitung 1.—10. Taus. 1908. 112 S. 8°. Preis 40 ₰, postfrei 50 ₰. **2. Heft**

SOZIALE UNTERRICHTSKURSE. 5. Auflage. (17.—25. Taus.) 48 S. in 8°. 1906. Preis 15 ₰, postfrei 20 ₰. **3. Heft**

DIE AUFGABEN DER ARBEITERVERTRETER IN DEN KRANKENKASSEN. 3. Auflage. (6.—8. Taus.) 24 S. in 8°. 1903. Vergriffen. Erscheint 1908 erweitert unter dem Titel: „Die Aufgaben der Arbeitervertreter in der Arbeiterversicherung". **4. Heft**

WIE HÄLT MAN VORTRÄGE? (11.—20. Taus.) 1906. 36 Seiten in 8°. Preis 15 ₰, postfrei 20 ₰. **5. Heft**

DIE ENGLISCHEN GEWERKVEREINE. 3. Aufl. (11.—15. Taus.) 32 S. in 8°. 1907. Preis 15 ₰, postfrei 18 ₰. **6. Heft**

DAS KOALITIONSRECHT DER DEUTSCHEN ARBEITER. (Im Neudruck.) **7. Heft**

DIE ENTWICKLUNG DER VOLKSWIRTSCHAFT. (16.—20. Tausend.) 64 S. in 8°. 1907. Preis 20 ₰, postfrei 25 ₰. **8. Heft**

TARIFVERTRÄGE. (6.—10. Tausend.) 32 S. in 8°. 1906. Preis 15 ₰, postfrei 18 ₰. **9. Heft**

DIE AUFGABEN DER VORSTÄNDE UND VERTRAUENSMÄNNER IN DEN ARBEITERVEREINEN. (1.—10. Tausend.) 40 S. in 8°. 1905. Preis 15 ₰, postfrei 20 ₰. **10. Heft**

ARBEITGEBER-VERBÄNDE. Ein Überblick über ihre Geschichte, Organisation und Tätigkeit. (1.—10. Tausend.) 32 S. in 8°. 1908. Preis 20 ₰, postfrei 23 ₰. **11. Heft**

Digitized by Google

Zimmer von 1.75 bis 10 Mk.

Zentralheiz. Bäder. **BERLIN** HOTEL STEWEN (Kath. Vereinshaus) Elektr. Licht.

früher **Krebs' Hotel**

Niederwallstr. 11 **Zentrum der Stadt.**

Nahe der St. Hedwigskirche, sowie der Kgl. Schlösser, Theater und Museen. — Vorzügliche Küche — Aufmerksame Bedienung.

Frühstück 75 Pfg.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Bierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Ungerers Würmbäder. Am Kanal 1. Flussbäder, modern u. bequem eingerichtet m. Luft- u. Sonnenbad in ungewöhnlich grossen, herrl. Anlagen. Restauration u. Café. Billig. Preise.

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45.

Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad. Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel 1. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. 1. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Sanatorium Wasserheilanstalt **Wolbeck** bei Münster in Westfalen.

Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesternpflege. Grosser Wald. Ruhigste Lage. Bahn- und Poststation. In den Sommermonaten frühzeitige Anmeldung erbeten für die Kurhäuser. Im Städtchen billige gute Unterkunft. Prospekt und Auskunft gratis.

Dr. med. W. Lackmann.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philemena

katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

Rhöndorf a. Rh.

Dr. Euteneuer's Kuranstalt.

Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Nordseebad Scheveningen.

Hotel-Restaurant Hollandia Maaswijkstraat 1—16. Unmittelbar am Strande und Bahnhof. Zimmer mit Frühstück fl. 1.50. Pension mit Zimmer von fl. 3.— ab. Deutsche und franz. Küche. **P. Lamp.**

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektrischem Licht, Lift etc.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügliche Küche. Sämtliche Bäder im Hause. Täglich hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch **den Vorstand.**

Kgl. Bayer. Stahl- und Moorbad

Grosse Erfolge bei Blutleere, Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden,

Bad Steben

bei Hof.

Herzkrankheiten, Rheumatismus, Gicht und dgl. Prospekte gratis durch die Kgl. Badeverwaltung.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

König Otto-Bad b. Wiesau (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Lungenerkrankungen

und die **Arminiusquelle** in **Lippspringe.**

Die Arminiusquelle in Lippspringe wurde im Jahre 1907 von fast 7000 Lungenkranken — gegen 6000 im Jahre 1905 — besucht. Eine Reihe von Versicherungsanstalten, Vereinen, Gemeinden, Stiftungen etc. schickte Kranke mit bestem Erfolge; z. B. die Versicherungsanstalt Westfalen liess in den letzten Jahren jährlich 600 Versicherten eine Kur an der Arminiusquelle zuteil werden. Ueber die hier in freier Kur erzielten ausserordentlichen Heilerfolge vergleiche die Jahresberichte der Landesversicherungsanstalt Westfalen. Der Jahresbericht des Barmer Vereins für Gemeinwohl pro 1907 sagt z. B.: „Bei dem Vergleich der Kurerfolge von Lippspringe mit denen anderer Kurorte beziehungsweise Anstalten für Lungenkranke steht Lippspringe an erster Stelle." Der neuerstandene Kurbrunnen steht mit der seit 70 Jahren bewährten Arminiusquelle und deren Verwaltung nicht in Verbindung. Jede weitere Auskunft erteilt **die Brunnen-Administration der Arminiusquelle.**

Lippspringe, Westf. (Bahnstation).

Dr. Heinrich Frick (Mitgl. d. Verb. kath. Stud.-Verb.) Badearzt **Bad Nauheim** Luisenstrasse 4

nimmt eine beschränkte Anzahl von Patienten in sein neu eingerichtetes mit Zentralheizung und elektrisch. Licht versehenes Haus auf. Anmeldung vorher erbeten.

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt in AHRWEILER (Rheinprovinz)

Station der linksrheinischen Bahn.

In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete

Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende

verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.

Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen.

Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Nordseebad Amrum-Norddorf

Seepensionat Hüttmann.

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpfleg. mit Zimmer 4 M, Vor- u. Nachsaison Ermäss. Keine Kurtaxe, keine Trinkg. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesd. ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsais. frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Bordeaux und Burgunder

Medoc 115 M; Margeaux 1.30 M; St. Julien 1.50 M; Graves (weiss) 1.30 M; Ht. Sauternes 1.70 M. — Maconnais 1.25. M; Beaujolais 1.40 M; Beaune 1.60 M; Pommard 2.60 M pr. Lit. in Geb. v. 20 l an u. Fl. assortiert in Kisten franko Nachnahme

Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Bad Salzschlirf

:: St. Bonifatiushaus ::

Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Weltbekannt!

ist

Echte Thüringer Wurst!

Machen Sie bitte einen Versuch mit einem 10 Pfd.-Postkolli für **10.35 Mk.** franko Nachnahme, enthält Leberw., Pressw., Rotw., Knackw. und Zervelatwurst. Meine Ware ist Prima hochfeine und vorzüglich im Geschmack, dieselbe ist das ganze Jahr durch zu versenden.

R. Grübel, Thüringer Wurstwaren-Geschäft Cabarz No. 53h bei Gotha (Thür.)

Ausstellung München 1908.

Tulbeckstrasse (10 Minuten vom Ausstellungsplatz) ist für die Dauer der Ausstellung billiges Unterkommen für auswärtige, am Platz beschäftigte Kellnerinnen geboten.

Anmeldung Arbeitsamt Zweibrückenstrasse 20.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 8. August 1908. V. Jahrgang.

Das protestantische Kaisertum.

Von einem protestantischen Deutschen.[1])

Die programmwidrigen Plaudereien des Fürsten Eulenburg scheinen wirklich einem Teil der Katholiken im Südwesten die Augen geöffnet zu haben über die lammfrommen Eigenschaften des großen Bruders im Nordosten! Um so wunderbarer bleibt es, daß sie nur gegen die eine Seite dieser Eigentümlichkeit Front machen. Sie protestieren gegen das protestantische Kaisertum und übersehen, daß das Endziel der preußischen Politik seit jeher der preußische Einheitsstaat protestantischer Konfession gewesen ist! Und dafür liegen doch ganz andere Anhaltspunkte vor als der Angstschrei des „verlogenen Phili". Man verfolge doch nur etwas die neuere preußische Geschichte!

Im 17. und 18. Jahrhundert erkaufte Preußen die direkte oder indirekte Unterstützung Frankreichs dadurch, daß es rücksichtslos Elsaß-Lothringen preisgab. Es mag hier an eine weniger bekannte Episode aus den Frankfurter Verhandlungen 1681 erinnert werden. Da hat auf die echt deutsche Erklärung des Herzogs Ernst August (Hannover): Er fände es unverantwortlich und der Würde des Reiches zuwider, die bedrohten Städte gleichsam mit beiden Händen zu verschenken, und weiter: Er wolle an solchem schimpflichen und schändlichen Frieden gar keinen Teil nehmen und die Schande nicht auf sich laden, als ob er in dergleichen Dismembrierung und Abandomierung so vieler getreuer Reichsglieder und Angehöriger gewilligt habe, Brandenburg höhnisch erwidert: Die mehr edelmütigen als nützlichen Gefühle seien eine Zeitlang zu komprimieren, die Menschen ließen sich auch Glieder ablösen und blieben dennoch in substantia. Die Geschichte des Baseler Friedens ist bekannt, aber weniger die Haltung Friedrichs II., Königs von Preußen, der im Jahre 1744 eine Aktion Oesterreichs und des Reiches gegen Frankreich unmöglich machte durch die Drohung eines Einfalles in Oesterreich. In seinen Denkwürdigkeiten sagt er: Er sah sich gezwungen, Elsaß-Lothringen zu retten! für? Frankreich! Die Haltung Preußens im Kriege gegen die Französische Revolution vereitelte jeden Erfolg! Der rote Faden ist immer Schwächung Oesterreichs und des Reiches im Interesse Brandenburg Preußens! Offener noch zeigt sich das Endziel preußischer Politik in der Okkupation Ostfrieslands und der Eroberung Schlesiens, auf die ja allerdings gewisse Rechtsansprüche erhoben wurden. Weiter glaubte wohl Friedrich II. damals nicht gehen zu sollen; die neuen Provinzen mußten erst assimiliert werden. So schrieb er 1755 an den Herzog Karl von Braunschweig: Nous n'avons jamais eu de dessin direct ni indirect sur possessions Allemandes du roi d'Angleterre, sur les quels nous n'avons ni droits ni prétentions, qu'ainsi je puis répondre de la Prusse! Trotzdem benutzte Preußen bekanntlich schon Anfang des 19. Jahrhunderts die ihm durch die Gnade Napoleons gebotene Gelegenheit zur Okkupation Hannovers. Durch den Korsen niedergeworfen, besann es sich dann freilich auf seinen deutschen Beruf, und mit Hilfe der übrigen deutschen Stämme gelang es der heiligen Allianz, die Herrschaft Napoleons zu brechen. Die Besitzverhältnisse wurden im Wiener Frieden endgültig geregelt und im Deutschen Bunde mit heiligen Eiden beschworen. Aber schon während des unerschütterten Bestandes dieser beschworenen Bundesverfassung unterhandelte die preußische Regierung mit den Demokraten in Kurhessen, hetzte dieselben zum Widerstand gegen die Regierung, und der preußische Ministerpräsident gab den hessischen Totengräbern die Erklärung: Geben Sie uns die Gelegenheit zum Einrücken, hinaus gehen wir nicht wieder! Und wenige Jahre später, ebenfalls noch als Glied des Deutschen Bundes, schloß Preußen bekanntlich das Bündnis mit Italien, das auf die Angliederung der ihm benachbarten Bundesstaaten abzielte, und Bismarck unterhandelte mit den hannoverschen Landesverrätern über die Verwaltung Hannovers nach der beabsichtigten Annexion! Nach dem Siege über Oesterreich griff Preußen dann mit beiden Händen zu. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Frankfurt und Nassau wurden dem preußischen Staate einverleibt, gegen den mehr oder weniger lebhaften Widerspruch der Bevölkerung. Der Krieg gegen Frankreich mußte die Gelegenheit geben, die süddeutschen Staaten unter die Führung Preußens zu bringen. Das neue Deutsche Reich wurde gegründet mit Ausschluß freilich von beinahe 20 Millionen Deutschen in Oesterreich — der König von Preußen Deuscher Kaiser.

Die neue Reichsverfassung machte die Wahrung der Rechte der einzelnen Staaten zur Pflicht aller, trotzdem trat das Streben nach der Vermehrung der preußischen Hausmacht in der Braunschweigischen und in der Lippeschen Frage wieder stark hervor! Mehr freilich wurde auf wirtschaftlichem und auf finanziellem Gebiete auf die Schwächung der Selbständigkeit der Bundesstaaten hingearbeitet. Die Verkehrspolitik, besonders die Eisenbahnen gaben die Gelegenheit, die benachbarten Staaten mehr oder weniger unter die Hand Preußens zu bringen. Die mitteldeutschen Bahnen, Thüringen, Braunschweig, wurden erworben, Hessen zur Gemeinschaft gezwungen, Mecklenburg und Sachsen auf das stärkste bedrängt, und auch die süddeutschen Staaten klagen schon laut über Umgehungspolitik. Die enormen finanziellen Opfer, die den verbündeten Staaten durch das Reich auferlegt werden, gefährden die Lebensfähigkeit derselben, Waldeck ist bereits durch seine Finanznöte ganz unter preußischer Verwaltung gebracht, alle, mit Ausnahme Bayerns und Sachsens, sind durch Militärkonventionen eines bedeutenden Hoheitsfaktors beraubt! Die Gleichberechtigung der verbündeten Fürsten hat einem preußischen Primat Platz gemacht, mag man sich auch gegen den Ausdruck: Vasallen — noch wehren.

Daß aber in den Augen preußischer Politiker dieses preußische Kaisertum nur ein protestantisches sein kann, versteht sich von selbst; war doch für den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland ein nicht unerhebliches Moment das dadurch herbeigeführte starke Uebergewicht des Protestantismus. Gerade in der Einheitlichkeit der Kirche erblickten die preußischen Staatsmänner von jeher einen wesentlichen Faktor der Staatsgewalt, das zeigen schon die Kämpfe um die Durchführung der Union und die zeitweise gewaltsame Verfolgung der Lutheraner in Preußen. Die Form ist eine andere geworden, aber die systematisch fortgesetzte Schwächung der Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen gibt den Beweis dafür, daß das Prinzip dasselbe geblieben ist. Und daß diese Idee vor dem Katholizismus nicht Halt machen wird, das sollten die Katholiken ja wohl in der Zeit des Kulturkampfes gelernt haben!

Und wenn Kaiserreden und Königsworte noch so sehr die Achtung vor den Rechten der Verbündeten preisen und die Gleichwertigkeit der Konfessionen betonen, so wird das in Zukunft so wenig am Gange der preußischen Politik ändern, wie es früher

[1]) Der Artikel wurde der „Allgemeinen Rundschau" von hochstehender Seite eingesandt.

Digitized by Google

eine Bürgschaft für dieselben gewesen ist. Die Verhältnisse sind stärker als die Menschen. Kaiser Wilhelm I. versicherte in Baden-Baden 1860 den deutschen Fürsten, „daß er es als die erste Aufgabe der europäischen Politik Preußens erachte, den Territorialbestand sowohl des Gesamtvaterlandes als der einzelnen Landesherren zu schützen", und fast gleichzeitig arbeitete die preußische Regierung auf die Untergrabung der Souveränität in Kur-Hessen hin, um Gelegenheit zum Eingreifen zu finden mit der Versicherung: heraus gehen wir nicht wieder! Und während am 8. April 1866 das Bündnis mit Italien unterzeichnet war, versicherten noch Ende Mai der König und seine Regierung auf das heiligste das Gegenteil und ihre friedlichen Absichten! Daß sogar die feierliche Erklärung Friedrichs II.: je puis répondre de la Prusse keinen Augenblick Preußen gehindert hat, Hannover zu okkupieren, haben wir schon oben erwähnt. Und ebensowenig hat die feierlich proklamierte Zusicherung der Erhaltung der Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen das preußische Kirchenregiment gehindert, die selbständige Stellung und Tätigkeit derselben zu kürzen!

Das Endziel der preußischen Politik war und ist die Schaffung eines preußischen Kaiserreiches protestantischer (unierter) Konfession! Wer das nicht aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte lernen will, dem ist nicht zu helfen!

Für jeden deutschen Legitimisten und Idealisten aber muß es ein tiefer Schmerz bleiben, daß die Furcht vor den preußischen Repressalien die deutschen Fürsten und Regierungen dahin führt, jeder neuen Forderung Preußens sich zu fügen und damit selbst Preußen den Weg zu bahnen zur Erreichung seines Endzieles!

Möchten doch solche Indiskretionen, wie die Rede Oldenburgs von den preußischen Bajonetten, oder die Eulenburgs vom protestantischen Kaisertum ihnen die Augen öffnen über den inneren Geist der Politik Preußens, auch den, der nicht in Instruktionen niedergelegt ist, und ihnen den Abgrund zeigen, dem sie jetzt selbst zusteuern!

Vom bayerischen Landtag.

Von J. Osel, Landtagsabgeordneter.

Eine stehende Rubrik in der abfälligen Beurteilung Bayerns seitens des Liberalismus und seiner Presse bildet der Vorwurf der Rückständigkeit Bayerns auf dem Gebiete der Schule. Der Klerikalismus oder auch Ultramontanismus oder auch das Zentrum — besonders ehrliche nennen sogar den Katholizismus —, das ist der Feind, der in Bayern herrscht, und in allen liberalen Gehirnen hat sich nun einmal der Gedanke festgesetzt, daß von den „Schwarzen" nichts Gutes kommen kann. Was Wunder dann, daß wir es auch in diesem Landtag wieder erleben, wie ein liberaler Lehrer aufsteht und kecklich der Welt verkündet, daß in Bayern für einen Volksschüler pro Jahr nur 46 ℳ, also in acht Jahren ganze 368 ℳ ausgegeben werden. Ein Blick in die Reichsstatistik, so bemerkte treffend Dr. Pichler, hätte den Herrn Lehrer Bühler belehren können, daß der Aufwand für die Volksschüler in Bayern am höchsten mit jährlich 56 ℳ steht, im Reiche 54, in Preußen 53, in Baden 52, in Ostpreußen 44, in Pommern 40 ℳ usf. betrage. Bezüglich der Schülerzahl auf eine Lehrkraft ergibt sich für Bayern und das Reich 58, für Westpreußen 64, Baden 64, Schlesien 68, Sachsen 61, Posen 73 usf. Bayern steht an der Spitze aller größeren deutschen Staaten, wenn man die Prozente der Gesamtkosten berechnet, welche der Staat für die Volksschule zuschießt. Es ergeben sich hier für Bayern 37,2 Proz., für Württemberg 33,7, Hessen 28,4, Baden 27,8, Preußen 25, Sachsen 22,8 Proz. usf. In den Jahren 1901—1906 hat sich der Staatsaufwand für die Volksschulen in Bayern um 40,9 Proz., im Reich dagegen nur um 23 Proz. erhöht. Jede einzelne dieser Ziffern ist eine schallende Ohrfeige für das liberale Ignorantentum im allgemeinen, für den besonders geschwollenen Liberalismus in Bayern aber im besonderen. Ein zweites wesentliches Moment der Kammerverhandlungen lag in der Aufbesserungsfrage.

4,4 Millionen Mark sollen für die Verbesserung der Lehrer aufgewendet werden, was auf den Kopf des einzelnen Lehrers fast das Doppelte von dem bringt, das die Beamtenaufbesserung auf den Kopf eines Staatsdieners ergab. Es dürfte wohl weiten Kreisen bekannt sein, mit welch blutigem Hohn diese Aufbesserung von derselben Lehrerschaft besprochen wurde, die vor Bekanntwerden der Beamtenaufbesserung eben dieselbe Lehrervorlage freudigst begrüßte — doch um gerecht zu sein, muß gesagt werden, daß schließlich wohl nur eine Reihe geschickter und skrupelloser Macher aus dem Lehrerstand jene bisher unbekannten Beschimpfungen in die Welt setzten, die einzig und allein gegen den Kultusminister und das Zentrum sich richteten, obwohl die Beschimpften darauf hinweisen konnten, daß der liberale Finanzminister kategorisch erklärt hatte, einfach weitere Mittel nicht mehr zur Verfügung stellen zu können. In einer glänzenden Rede, die, wie man hört, zusammen mit der Dr. Pichlers als Flugblatt erscheinen wird, unterstrich diese Tatsache Dr. Heim, wobei er schalkhaft die Lösung darin sah, daß der Finanzminister eben „das Gegenteil von dem sei, was sein Name sage" (von Pfaff). Und noch eins konstatierte Dr. Heim. Eine Flut von anonymen Zuschriften, die nach Form und Inhalt den Abgrund der Gemeinheit tatsächlich erreichen, beschimpfte die Zentrumsabgeordneten Held, Wörle, Dr. Pichler Dr. Schädler usw. Sie waren aus dem Lehrerstand. Das dem Lehrerstand in die Schuhe schieben zu wollen, wäre ein Unrecht; aber Schmerz und Zorn erfaßt wohl jeden Lehrerfreund darüber, daß solche feige Subjekte dem Lehrerberuf angehören. Ein leider angenommener Schlußantrag führte die liberale Partei zu der Erklärung, daß sie es nunmehr ablehne, sich weiter an der Debatte zum Kultusetat zu beteiligen. Schade darum, denn nun werden die Liberalen in Bayern sich als Märtyrer aufspielen, obwohl gerade das Beispiel des Blocks in Berlin mit seiner fortgesetzten Ignorierung und Vergewaltigung des Zentrums Hauptursache war, daß der Schlußantrag zustande kommen konnte. Die Lehreraufbesserung und der Etat wurden angenommen.

Auch bezüglich der Geistlichenaufbesserung ging infolge der Absentierung der Liberalen die Beratung rasch vorwärts. Dieselbe bringt, was in dem paritätischen Staate Bayern längst selbstverständlich sein sollte, auch die Parität zwischen katholischen und protestantischen Geistlichen und erfordert fast 4 Millionen Mark. Da hierbei auf katholischer Seite ziemlich viel nachzuholen blieb, so treffen auf diese rund 2,8 Millionen, auf die protestantische etwas über 900,000 ℳ. Es wurden auf katholischer Seite den Domkapiteln Abstriche gemacht und dieselben mit weiteren 54,000 ℳ einem Antrag Dr. Heim entsprechend zur Erhöhung der katholischen Hilfsgeistlichen mit eigenem Haushalt, aber ohne eigenen Seelsorgebezirk, verwendet. Ebenso gelangte ein Antrag Casselmann zur Annahme, der 50,000 ℳ weiter zum Zweck der Bezugserhöhung der protestantischen Pfarrer in den unmittelbaren Städten verlangte.

Bei dieser Gelegenheit konstatierte Dr. Heim auch noch die großen Ungleichheiten, welche darin liegen, daß in einzelnen Diözesen die katholischen Priester oft die doppelte Zeit zur Erlangung einer Pfarrerstelle brauchen als in anderen. Ebenso wurde die Revision der Stolgebühren und die Beseitigung der Naturalbezüge von ihm angeregt. Auch die Geistlichenaufbesserungsvorlage wurde, trotz Einspruchs der Regierung, mit den zwei Anträgen Heim-Casselmann einstimmig angenommen. Daß die Sozialdemokraten gegen das Kultusbudget stimmen, ist eine alte Sache, und solange sie nicht zusammen mit dem Liberalismus die Mehrheit haben, um Beschlüsse wie in Baden fassen zu können, ist die Sache ungefährlich.

Die leidige Tatsache, daß auch Minister nicht gegen das Kranksein gefeit sind, ließ den Landtag um den Genuß kommen, den liberalen Heerhaufen im Sturmschritt gegen den verhaßten Herrn v. Wehner neuerdings aufmarschieren zu sehen, der es gewagt hatte, auch in die „Gelehrtenrepublik" ein Wörtchen hineinzureden. Doch wird uns das Vergnügen schließlich noch werden. Das eine darf man aber bei dieser Gelegenheit doch sagen: Kommt es zum Klappen, dann wird auch hier wieder zu beweisen sein, daß in Bayern eine größere Freiheit für die Gelehrten besteht als in anderen deutschen Musterstaaten. Und es bleibt ein vergebliches Unterfangen, dem bayerischen Kultusminister das zum Verbrechen zu machen, was in anderen deutschen Staaten rechtens ist. Oesterreichische Zustände läßt sich das deutsche und das bayerische Volk nicht bieten, und die Freiheit der Wissenschaft stellt weder Gelehrte noch Hörer auf einen besonderen Rechtsboden. So zwischen hinein erledigte der Landtag noch einen Gesetzentwurf über die Kirchensteuer für die protestantischen Kirchen des Königreichs Bayern, die Neuordnung unseres bayerischen Messungswesens und den Ankauf des Steinkohlenbergwerkes Stockheim. Und nun folgt Gott sei Dank nächstens ein Schlußbericht.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Politische Flitterwochen in der Türkei.

Mir graut vor der Götter Neide, wenn ich den gegenwärtigen Freudenrausch in der Türkei betrachte. Wenn den Depeschen zu trauen ist, so schwimmt alles in Wonne und Liebe, vom alten Sultan an bis zum jüngsten Jungtürken. Der Sultan schwört in einem fort auf die neue Verfassung, sogar vor dem Scheich ul Islam mit der Hand am Koran; er hält Volksreden von seinem Fenster und von seinem Wagen aus, ja er soll sogar den Mut zu einem Spaziergang à la Harun al Raschid gefunden haben. Alt- und Jungtürken liegen einander brüderlich in den Armen; auch die Giaurs bekamen Küsse. In dem neuesten Ministerium Said soll auch ein Katholik Platz haben. Izzet Pascha, der herrschende Günstling, der als der böse Geist des alten Serails galt, ist entflohen. Man glaubt, daß die Günstlingswirtschaft endgültig gebrochen sei und daß die durch eine Amnestie entleerten Gefängnisse nie wieder voll werden, daß neben der neuen Preßfreiheit nie wieder ein Galgen erstehen könnte. Das Parlament, das noch kommen soll, bezaubert alle Gemüter. Es fragt sich freilich, ob das wirkliche Parlament dem begeisternden Ideal entsprechen und die Tagesarbeit der neuen Minister die Sonntagsträume des Volkes auch nur halbwegs erfüllen kann. Die Weltgeschichte würde mit einem unerhörten Wunder bereichert, wenn ein Staatswesen von solcher bunter Verworrenheit und solcher alten Verrottetheit ohne Krämpfe und Kämpfe den Uebergang zu einem modernen Kulturstaat finden könnte. Rückschläge und Zwistigkeiten werden nicht ausbleiben.

Aber die Sorgen um morgen brauchen uns Beobachter von außen (solange wir keine Anleihe des neuen Verfassungsstaates zeichnen) das Behagen an der glatten Entwicklung von heute nicht zu vergällen. Vorläufig geht es besser, als zu erwarten war, und das bestärkt die Friedenszuversicht. Die Gefahren, die von Mazedonien drohten, werden von den Optimisten bereits als aufgehoben, von den Vorsichtigen wenigstens als aufgeschoben betrachtet. Auch der englische Minister Grey hat öffentlich anerkannt, daß man jetzt „abwarten" müsse.

Auch andere beruhigende Anzeichen liegen vor, auf die unten noch hingewiesen werden soll. Trotz alledem darf man nicht glauben, daß die Gegner Deutschlands und des Friedens untätig sind. Es gibt bekanntlich eine Presseverschwörung dieser Tendenz unter dem Vorsitz der „Times". Sie hat bei der Umwälzung in der Türkei ein niedliches Lebenszeichen von sich gegeben. Den Türken und allen, die es sonst hören wollten, wurde mit zielbewußter Fixigkeit eingeredet, daß Deutschland der gefährliche Schutzpatron der alten Mißwirtschaft in der Türkei, dagegen England der Freund und Retter des dortigen Volkes sei. Die lügnerische Hetze hat sogar zu dem Versuche einer deutschfeindlichen Demonstration in Konstantinopel geführt. Der Versuch ist gescheitert; doch ist die Wiederholung zu befürchten. Die jungtürkische Bewegung, die zurzeit das dortige Feld beherrscht, müßte eigentlich der deutschen und österreichischen Politik dankbar sein, da diese über die Integrität der Türkei, das nationale Hauptziel der Jungtürken, erfolgreich gewacht hat, während England auf Losreißung einzelner Teile und überhaupt auf die Liquidation hinarbeitete. Aber auffallenderweise bekunden jungtürkische Führer besondere Sympathien für England. Es drängt sich der Verdacht auf, daß englische Hände (und vermutlich keine leeren) bei dem revolutionären Treiben beteiligt waren, um so den gewünschten Zersetzungs- und Auflösungsprozeß zu fördern. Nach dem überraschenden Umschwung sucht man die alte Freundschaft zu benutzen, um in dem umgewandelten Konstantinopel Deutschland auszustechen und England in die Vorhand zu bringen. Dabei zeigt sich wiederum, daß Deutschland auf dem Gebiete der internationalen Presse in unbeholfener Rückständigkeit verharrt. Unsere Gegner verstanden es ausgezeichnet, durch die telegraphierten Preßstimmen der Türkei die Ansicht beizubringen, daß alle Kulturstaaten, England voran, ihre Befreiung begeistert begrüßten, daß aber Deutschland schweigend und verdrossen abseits stehe. Das englische Bureau Reuter telegraphiert mit ebensoviel Fleiß wie Tendenz; das Berliner Wolffsche Bureau wartet auf amtliche Anweisungen und offiziösen Stoff, wobei es natürlich zu spät kommt. An dieser Stelle ist schon seit Jahren hervorgehoben worden, daß man der internationalen Brunnenvergiftung durch die deutschfeindliche Verschwörung nicht bloß mit lahmen Berichtigungen, sondern durch präventive, positive Beeinflussung der Weltmeinung im deutsch- und friedensfreundlichen Sinn entgegentreten müsse. Es ist aber bisher nichts geschehen auf dem wichtigen Gebiete der publizistischen Unterstützung der deutschen auswärtigen Politik. Inzwischen haben unsere Offiziösen die Sache einzurenken gesucht durch die Mitteilung, daß nach dem Selamlik am letzten Freitag der Sultan den deutschen Vertreter besonders herzlich begrüßt und letzterer die Grüße des Deutschen Kaisers übermittelt habe sowie dessen Wünsche: der neue, vom Sultan mit so viel Weisheit und rückhaltlos betretene Weg möge seiner Regierung und seinem Land zu Glück und Segen gereichen. Die Offiziösen fügen noch hinzu, daß Deutschland auf die vortrefflichen Eigenschaften im Charakter des türkischen Volkes vertraue und der „hoffnungsfreudigen Stimmung unserer türkischen Freunde" sich gern anschließe. Sehr schön. Natürlich wird in der umgewandelten Türkei das parteipolitische und das hochpolitische Ränkespiel nicht ohne weiteres aufhören, und unsere dortigen Vertreter werden jetzt erst recht wachsam und schlagfertig sein müssen.

Friedliche Anzeichen.

Der Versuch der deutschfeindlichen Presse, in der Türkei Mißtrauen gegen Deutschland zu erregen, ist das einzige unangenehme Ereignis der Woche. Sonst geht alles auf Beruhigung hinaus. Unser Kaiser ist nach der Rückkehr von der Nordlandreise alsbald mit seiner hohen Gemahlin zum Besuch in Stockholm aufgebrochen; dort hat man ihn herzlichst begrüßt. Die Rundfahrt des Präsidenten der Französischen Republik an den nordischen Höfen ist in den hergebrachten Formen „der Freundschaft und des Friedens" glatt verlaufen. Auch die Begegnung mit dem Zaren — das zweite Reval — hat keine Erregung hervorgerufen. Mit dem russisch-französischen Bündnis hat sich ja alle Welt abgefunden. Zum Ueberfluß benutzte der Leiter der russischen auswärtigen Politik, Iswolsky, die Gelegenheit, um durch einen französischen Korrespondenten das Festhalten an der herkömmlichen Freundschaft mit Deutschland als eine unbedenkliche Notwendigkeit zu verkünden. Dann hielten drei englische Minister kurz nacheinander Friedensreden. Herr Grey bestritt jede Absicht einer Isolierung oder Einkreisung Deutschlands; der Handelsminister Lloyd-George ging sogar so weit, dem eigenen Volk die Hauptschuld an dem Wettrüsten zuzuschreiben; der Ministerpräsident Asquith glaubte zwar, diese Offenherzigkeit etwas abschwächen zu müssen, indem er die Notwendigkeit der Entwicklung der Wehrkraft betonte, doch blieb auch er durchaus in dem friedlichen und freundlichen Rahmen und erklärte die englischen „Ententen" sogar für bessere Friedensgarantien als die „Bündnisse". Man hört solche freundliche Worte immer recht gern, wenn man auch nicht gleich Häuser darauf baut. Die Macher der Politik sind nicht die Minister, sondern der König von England. König Eduard soll am 11. August mit seinem kaiserlichen Neffen wieder einmal in Kronberg zusammentreffen.

Blocksorgen.

Ein tatkräftiger Regierungspräsident hatte gegen den freisinnigen Bürgermeister Schücking von Husum, der die Landräte und die Konservativen scharf angegriffen hatte, das Disziplinarverfahren eingeleitet. Großer Lärm bei den Blockfreisinnigen; Schrecken im Ministerium; Rückzug der Regierung unter der Andeutung, daß die leider angestrengte Klage wohl im Bezirksausschuß oder doch vor dem Oberverwaltungsgericht scheitern werde. Hätte ein dem Zentrum angehörender Bürgermeister so schroff seinen Parteistandpunkt vertreten, so würde ihn die ganze Schärfe des Gesetzes unter dem Wohlgefallen der Freisinnigen getroffen haben. Fürst Bülow hat durch das eifrige Einlenken gezeigt, daß er sich nach wie vor der Unabhängigkeit von seinen linksliberalen Blockfreunden bewußt ist.

Das ist zu beachten angesichts der Behauptung der konservativen Presse, die Regierung „verhandle" wegen der Finanzreform auch mit den Zentrumsführern. Die Sache liegt offenbar so, daß sowohl die Konservativen als auch gewisse ministerielle Versuchskommissare den dringenden Wunsch haben, das Zentrum möge sich als Nothelfer bei der Steuerbewilligung gebrauchen lassen. Auf die Forderung unserer Presse, dem Zentrum die Gleichberechtigung wieder zuzugestehen und das nicht bloß durch Worte, sondern durch die Tat (z. B. bei der Neubesetzung des Präsidiums) zu bekunden, bekommen wir nur ausweichende Worte zu hören oder gar die direkte Erklärung, an der Blockpolitik sei nichts zu ändern. Nun, wenn der Block die Rechte für sich allein beansprucht, so mag er auch die Lasten gefälligst allein tragen.

Digitized by Google

Direkte Reichssteuern?

Von

Dr. Paul Beusch, M.-Gladbach.

Anläßlich der bevorstehenden Reichsfinanzreform ist die Frage nach Einführung direkter Reichssteuern wiederholt erörtert worden. Während einzelne Parteien und Politiker sich für solche Steuern aussprachen und ihre Einführung aus sozialpolitischen Gründen energisch forderten, haben andere Männer sich scharf ablehnend geäußert und direkte Reichssteuern vielfach prinzipiell verworfen. Wenn man manche diese Frage behandelnde Artikel in der Presse liest, muß man den Eindruck gewinnen, als ob die betreffenden Verfasser in dieser Frage eine Prinzipienfrage suchen. Da heißt es nun doch mit etwas ruhigerem Blick diesem Finanzproblem entgegentreten; vielleicht werden dann die Gegensätze in weniger scharfem Lichte erscheinen.

Eine Grundschwierigkeit scheint meiner Ansicht nach darin zu liegen, daß die Grenzlinien zwischen den Begriffen „direkte" und „indirekte" Steuern keineswegs so deutlich, fest und scharf gezogen sind, als die Fernerstehenden meist zu glauben geneigt scheinen. Die Wissenschaft steht hier vor erheblichen Schwierigkeiten, weil das Vorgehen der Steuergesetzgebung und der Steuerpraxis in dieser Hinsicht große Verschiedenheiten aufweist. Die hieraus erstehenden Schwierigkeiten sind so stark, daß bis heute noch keine der verschiedenen Erklärungen und Definitionen zu allgemeiner Anerkennung sich durchgerungen hat. Während einzelne Theoretiker, anknüpfend an den eigentlichen Wortsinn, das Charakteristikum der direkten Steuern dann gegeben glaubten, wenn Steuerträger und Steuerzahler ein und dieselbe Person sind, haben andere den Begriff mehr von dem rein äußerlichen Vorgang loszulösen und ihm eine tiefere Grundlage zu geben versucht. Und es ist kein Zweifel, daß dies vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus eigentlich der richtige Weg ist. Doch die Meinungen sind noch sehr geteilt. Das Ausschlaggebende scheint m. E. darin zu liegen, daß bei den direkten Steuern ein direkter Zugriff der Steuergewalt auf die Kasse eines von der Steuerbehörde unter speziellem Namen verzeichneten Steuerzahlers erfolgt. Nach der heutigen technischen Scheidung gehört allerdings noch dazu, daß die Festlegung des Namens in der Steuerrolle im voraus erfolgt. Das aber ist nur ein äußerliches Moment. Das innere Wesen der direkten Besteuerung beruht darin, daß unmittelbar auf das Einkommen oder das Vermögen eines einzelnen, speziell benannten Steuerpflichtigen zurückgegriffen wird. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob die Steuergewalt mit ihrer Erhebung sofort an der einzelnen Einkommensquelle oder am Gesamteinkommen des Pflichtigen einsetzt. Und wenn wir von dieser mehr sachlichen Unterscheidung ausgehen, wird die in Schwebe befindliche Frage sofort in ein anderes Licht gerückt.

In manchen diesbezüglichen Abhandlungen wird tatsächlich der Begriff „direkte Reichssteuern" identisch gebraucht mit Reichseinkommensteuer und Reichsvermögensteuer. Wollte man allerdings den Begriff so eng spannen, dann müßte ein jeder, der auch nur ein einziges Mal einen tieferen Blick in die jetzige Steuerverfassung des Reiches und der Einzelstaaten getan hat und frei von parteipolitischer Voreingenommenheit sein Urteil zu bilden vermag, zugestehen, daß die Einführung direkter Reichssteuern unter unseren heutigen Verhältnissen kaum möglich ist. Doch es gibt noch andere Steuern, die ihrem ganzen inneren Wesen nach den direkten Steuern zugezählt werden müssen. Sollen auch sie ausgeschlossen bleiben aus dem Steuersystem des Reiches? Wir möchten diese Frage verneinen. Sehen wir recht zu, so müssen wir gestehen, daß das Deutsche Reich bereits Steuern besitzt, die ihrem Kerne nach zu den direkten Steuern gerechnet werden müssen oder denselben doch sehr, sehr nahe verwandt sind. Es sei an die Erbschaftssteuer erinnert. Nur die Tatsache allein, daß der einzelne Erbfall etwas Zufälliges an sich trägt, kann die Möglichkeit offen lassen, hier von einer indirekten Steuer zu sprechen. Die Eigentümlichkeiten aber, welche die Erbschaftssteuer als eine direkte Steuer erscheinen lassen, überwiegen bei weitem. Und hervorragende Theoretiker haben längst behauptet, daß die Erbschaftssteuer den direkten Steuern weit näher komme als den indirekten. Noch schärfer tritt der Charakter einer direkten Steuer hervor bei der Tantiemensteuer. Was ist sie denn ihrem inneren Gehalt nach anders als eine direkte Steuer auf eine bestimmte Art des Einkommens? Die Tatsache, daß sie mittels Stempel erhoben wird, kann sie äußerlich als Stempelsteuer erscheinen lassen, in Wahrheit aber bleibt sie eine direkte Steuer auch dann, wenn sie infolge der Erhebungsmethode in der Verkleidung einer indirekten Steuer auftritt.

Diese beiden Steuern allein schon zeigen, daß die Fragestellung, ob dem Reiche ausschließlich indirekte Steuern vorbehalten sein sollen, oder ob ihm auch direkte Steuern zugebilligt werden können, nicht scharf genug gestellt ist. Denn durch die beiden Steuern ist ja die Frage schon teilweise gelöst. Dazu kommt, daß sehr wohl noch andere direkte Reichssteuern denkbar wären, bei welchen die gegen eine direkte Reichseinkommen- oder Reichsvermögensteuer vorgebrachten und tatsächlich berechtigten Bedenken nicht oder doch nur in sehr geringem Maße geltend gemacht werden könnten, und die deshalb trotz ihres Charakters als direkte Steuern nicht undiskutabel wären. Man denke beispielsweise an die Dividendensteuer, die trotz mancher praktischen Schwierigkeiten sich vom sozialpolitischen Standpunkte aus sehr gut verteidigen läßt. Auch eine eventuelle Wehrsteuer würde unter die direkten Steuern zählen. Letztere bietet allerdings so viele praktische Schwierigkeiten und läßt bei näherem Zusehen eine solche Menge von sozialpolitischen Bedenken erstehen, daß m. E. ihre Einführung mehr zu bedauern als zu begrüßen wäre, wie ich in dem Maifest der „Sozialen Kultur" nachzuweisen versucht habe.

Immerhin aber ist aus diesen beiden Beispielen klar, daß man nicht ohne weiteres jede direkte Reichssteuer verwerfen kann. Die Problemstellung wäre demnach dahin zu umgrenzen, ob es sich empfiehlt, eine Reichsvermögen- oder Reichseinkommensteuer einzuführen. Es wurde schon oben gesagt, daß dies gegenwärtig kaum denkbar ist. Gegenwärtig; ob auch für alle Zukunft, das ist eine andere Frage. Zum mindesten wäre es vorschnell geurteilt, wollte man aus der gegenwärtigen Untunlichkeit folgern, daß eine derartige Reichssteuer auch für alle Zukunft undenkbar sei. Denn gerade die Steuereinrichtungen sind stark dem Wandel der Zeiten unterworfen, da sie der jeweiligen wirtschaftlichen, politischen, sozialen und allgemein kulturellen Verfassung einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes entsprechen müssen, diese Erscheinungsformen aber niemals für längere Dauer im Stande ruhiger Beharrung sich befinden, sondern im normalen Staatswesen einem steten Wechsel, einer nie rastenden Entwicklung unterliegen. Man kann darum keineswegs die Frage einer Reichseinkommen- oder Reichsvermögensteuer für die Zukunft mit Sicherheit entscheiden.

Die Gründe für die momentane Unzulässigkeit der letztgenannten Besteuerungsart durch das Reich sind zur Genüge bekannt. Sie wurzeln in dem staatsrechtlichen Charakter des Deutschen Reiches als eines Bundesstaates, in welchem selbständige Gliedstaaten bestehen. Würde eine Reichsvermögensteuer oder Reichseinkommensteuer eingeführt werden, so würde dies zweifellos die Möglichkeit einer Stärkung des Einflusses des Reiches und damit eine Schwächung der Selbständigkeit der einzelnen Gliedstaaten mit sich bringen. Da ferner die Hauptkraft der Einzelstaaten in steuerpolitischer Hinsicht in der Einkommen- und Vermögensteuer oder, wo man — wie in Bayern — noch nicht zum Einkommensteuersystem fortgeschritten ist, in den verschiedenen Ertragssteuern beruht, so wäre zu befürchten, daß durch ein Uebergreifen des Reiches in dies Steuergebiet der Gliedstaaten der regelmäßige Fluß der Einnahmequellen gehemmt, und damit die freie und gesunde finanzpolitische Fortentwicklung dieser Teilstaaten in Frage gestellt würde. Unter den heutigen Verhältnissen. Denn heute sind Wohlstand und Einkommen des deutschen Volkes trotz des imponierenden Aufschwungs der letzten fünfzehn Jahre noch nicht zu einer solchen Höhe emporgewachsen, daß ein steuerlicher Angriff auf sie von zwei Seiten, vom Reiche wie auch von den Einzelstaaten, ohne Schäden möglich wäre. Auf der anderen Seite haben heute die Einzelstaaten noch eine ganz erhebliche Menge von Kulturaufgaben zu lösen. Solange das aber der Fall ist, müssen ihnen zuverlässige und kräftig strömende Steuerquellen in den Einkommen-, Vermögens- und Ertragssteuern gesichert bleiben.

Hier mag auf eine eigenartige Tatsache, auf einen gewissen Chiasmus hinsichtlich der Steuereinkünfte von Reich und Bundesstaaten einerseits und hinsichtlich ihrer beiderseitigen Aufgabekreise anderseits hingewiesen werden. Das Reich hat bis jetzt vornehmlich indirekte Steuern. Diese belasten zum großen Teil die minderbemittelte Bevölkerung. Was nun die Aufgaben des Reiches anlangt, so besteht seine Hauptaufgabe in der Landesverteidigung. Die Landesverteidigung mit all ihren Maßnahmen aber schützt den Landeswohlstand, kommt also vor allem den besitzenden Klassen zugute. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die großen Massen der Nichtbesitzer kein Interesse an

Digitized by Google

der tatkräftigen Sicherung und der tüchtigen militärischen Rüstung des Vaterlandes hätten; durchaus nicht. Auch die besitzlose Arbeiterschaft ist aufs lebhafteste an der Sicherung des Wohlstandes nach außen interessiert. Denn im Falle einer Niederwerfung des hochentwickelten deutschen Wirtschaftslebens würde Arbeitslosigkeit und bittere Brotnot das Los einer enormen Menge der deutschen Arbeiterbevölkerung sein. Lohnsturz und Massenauswanderung wären unausbleiblich. Auch die Arbeiter sind an der militärischen Sicherung des Vaterlandes interessiert, aber doch nicht in dem Umfange wie die Besitzenden. Je größer der Besitz und das aus irgendwelcher wirtschaftlichen Tätigkeit fließende Einkommen, desto höher ist auch das Versicherungsinteresse und die tatsächlich gewährte Sicherung. Man kann also sagen: Während die Steuereinnahmen des Reiches zu einem erheblichen Teile von Nichtbesitzenden getragen werden, dient ihre Verwendung großenteils der Versicherung der besitzenden Klassen.

Bei den Einzelstaaten und Kommunen ist das Verhältnis umgekehrt. Hier haben wir überwiegend direkte Steuern, die ihrer großen Masse nach auf den Schultern der Besitzenden, der Wohlhabenden und der Reichen ruhen. Und die Verwendung dieser Einnahmen geschieht in weitgedehntem Maße zur Erfüllung der verschiedenen Wohlfahrtszwecke, zur Erfüllung sozialpolitischer Aufgaben der verschiedensten Art. Es ist bekannt, daß in Deutschland von den Staatskörpern und den Kommunalverbänden jährlich für den sogenannten Wohlfahrtszweck höhere Summen ausgegeben werden als für die Landesverteidigung. Nur ein geringer Teil dieser Aufwände wird vom Reich bestritten, die wuchtige Mehrheit wird getragen von den Einzelstaaten und den verschiedenen Kommunalverbänden. Die beiden letzteren aber sind vor allem auf direkte Steuern angewiesen. Es besteht also, wie man sieht, ein chiastisches Verhältnis hinsichtlich der Steuerarten und der Kulturzwecke von Reich und Einzelstaaten.

Nun könnte jemand die Forderung aufstellen, man solle dem Reiche die direkten Steuern geben, den Einzelstaaten und Kommunalverbänden die indirekten. Abgesehen von einer Reihe anderer Gründe würde dies schon scheitern an der Tatsache, daß dem Reiche die Zölle zustehen, daß ums ganze Reich eine einheitliche Zollgrenze geschlungen ist. Die Verwaltung der Zölle ist naturgemäß Sache des zollgeeinten Reiches. Da die Zölle aber auf Verbrauchsgegenständen lasten, so stehen sie im innigen Zusammenhang mit der indirekten Verbrauchsbesteuerung. Darum ist es ganz konsequent, wenn dem Staatengebilde, dem das Zollwesen zusteht, auch die indirekte Besteuerung belassen wird. Eine Wandlung in dem angedeuteten Sinne ist also nicht möglich.

Solange darum die Einzelstaaten wichtige Aufgaben zu lösen haben, solange man will, daß die staatsrechtliche und finanzielle Selbständigkeit der Gliedstaaten möglichst gewahrt bleibe, solange endlich das Nationaleinkommen und das Nationalvermögen noch keine solche Höhe erreicht haben, daß neben der steuerlichen Heranziehung derselben durch Einzelstaaten und Kommunalverbände auch eine solche von seiten des Reiches erfolgen kann, solange wird man von dem Gedanken einer direkten Reichsvermögen- oder Reichseinkommensteuer absehen müssen.

Möglich aber ist und bleibt die Einführung anderer, in ihrem Ertrage freilich bedeutend geringerer direkter Reichssteuern. Aber auch ohne daß man direkte Steuern in größerem Maßstabe einführt, könnte man dasselbe Ziel, nämlich die Belastung vor allem der leistungsfähigeren Schultern, sehr wohl erreichen. Denn es gibt auch eine Reihe indirekter Steuern, durch die in erster Linie die wohlhabenderen Klassen erfaßt werden könnten. Und hier einzusetzen und nach Kräften in dieser Richtung zu wirken, wird für die Praxis viel wichtiger sein, als mit tönender Stimme den Ruf nach Reichsvermögens- und Reichseinkommensteuer zu erheben.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau“

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Programm der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Düsseldorf.

Samstag, den 15. August 1908: Abends 7 Uhr: Feierliches Glockengeläute von allen Kirchen der Stadt.

Sonntag, den 16. August 1908: Vorm. 9 Uhr: Pontifikalamt zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria, der Patronin der Generalversammlung. Dankamt zum 50jährigen Priesterjubiläum des Heiligen Vaters mit feierlichem Tedeum unter Beteiligung der Fahnendeputationen aller katholischen Vereine der Stadt in der Pfarrkirche zum hl. Lambertus. Nachm. 1¾ Uhr: Festzug der katholischen Arbeiter-, Gesellen- und Knappenvereine; im Anschluß hieran Festversammlungen dieser Vereine in verschiedenen Sälen. Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier in der Festhalle.

Montag, den 17. August 1908: Vorm. 8 Uhr: Pontifikalamt zur Anrufung des Hl. Geistes in der St. Rochuskirche unter Teilnahme der Fahnen der katholischen Studentenkorporationen. Vorm. 9½ Uhr: I. geschlossene Versammlung im Kaisersaal der städtischen Tonhalle. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in der städtischen Tonhalle (1. Stock). Nachm. 5 Uhr: I. öffentliche Versammlung in der Festhalle.

Dienstag, den 18. August 1908: Vorm. 8 Uhr: Pontifikalrequiem in der Pfarrkirche zum hl. Maximilian. Vorm. 11 Uhr: II. geschlossene Versammlung im Kaisersaal der städtischen Tonhalle. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in der städtischen Tonhalle (1. Stock). Nachm. 5 Uhr: II. öffentliche Versammlung in der Festhalle. Abends 8 Uhr: Gartenfest im Zoologischen Garten.

Mittwoch, den 19. August 1908: Vorm. 7 Uhr: Männerwallfahrt zu Schiff nach Kaiserswerth, in der dortigen Pfarrkirche zum hl. Suitbertus Pontifikalmesse mit Predigt. (Vor dem Auszug um 6¾ Uhr und nach der Rückkehr der Wallfahrt sakramentaler Segen in der Pfarrkirche zum hl. Lambertus.) Vorm. 10½ Uhr: III. geschlossene Versammlung im Kaisersaal der städtischen Tonhalle. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in der städtischen Tonhalle (1. Stock). Nachm. 5 Uhr: III. öffentliche Versammlung in der Festhalle. Abends 8 Uhr: Rheinfahrt mit Uferbeleuchtung und Feuerwerk.

Donnerstag, den 20. August 1908: Vorm. 7¼ Uhr: Hl. Messen in den verschiedenen Kirchen nach der Intention des Bonifaziusvereins. Vorm. 8 Uhr: IV. geschlossene Versammlung im Kaisersaal der städtischen Tonhalle. Vorm. 10½ Uhr: IV. öffentliche Versammlung in der Festhalle. Nachm. 2½ Uhr: Festmahl im Kaisersaal der städt. Tonhalle.

Programm der besonderen Veranstaltungen.

Sonntag, den 16. August 1908: Vorm. 11 Uhr: Heil. Messe mit Ansprache in der Festhalle.

Montag, den 17. August 1908: Vorm. 11½ Uhr: Versammlung des Albertus-Magnus-Vereins im Rittersaal der städt. Tonhalle. Vorm. 11½ Uhr: Deutscher Lourdes-Verein im St. Paulushaus, Luisenstr. Nachm. 2 Uhr: Zentralvorstand des Kreuzbündnisses für Deutschland und Oesterreich im St. Paulushaus, Luisenstr. Nachm. 4 Uhr.: Geschlossene Generalversammlung des Kreuzbündnisses im Paulushaus, Luisenstr. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Kreuzbündnisses, Priesterabstinentenbundes, des Mäßigkeitsbundes und der internationalen Vereinigung gegen den Alkoholismus im Paulushaus. Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands (nicht farbentragende) im Kaisersaal der städt. Tonhalle. (Eintrittspreis 2 ℳ.) Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas im Saale der Flora (Eingang Palmenstr.) Nachm. 8 Uhr: Festversammlung für Lehrer und Schulfreunde, veranstaltet vom Katholischen Lehrerverbande im Rittersaal der städt. Tonhalle. Abends 8½ Uhr: Festabend, Gartenfest, Illumination und Militärkonzert der Bürgergesellschaft in ihrem Gesellschaftshaus Schadowstr. 40. Abends 8½ Uhr: Festversammlung der katholischen Jünglingsvereinigungen in der Festhalle. Abends 9 Uhr: Festversammlung der katholischen Gesellenvereine im Saale des Gesellenhauses (Bilkerstr.)

Dienstag, den 18. August 1908: Vorm. 9 Uhr: Hochamt mit Predigt des Conveniats ehemaliger Theologen der Universität Innsbruck in der Karmelitessenklosterkirche. Vorm. 9½ Uhr: Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in der Festhalle. Vorm. 10½ Uhr: Generalversammlung des Priesterabstinentenbundes im Paulushaus (Luisenstr.). Nachm. 1½ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen des Conveniats ehemaliger Theologen der Universität Innsbruck im großen Saal der Bürgergesellschaft, Schadowstr. 40. Nachm. 2½ Uhr: Priesterverein Pax im Zimmer 28 der Bürgergesellschaft (2. Stock), Schadowstr. 40. Nachm. 2½ Uhr: Katholischer Missionskongreß im Paulushaus, Luisenstr. Nachm. 3 Uhr:

Digitized by Google

Versammlung der akademischen Bonifaziusvereine im Saal der Gesellschaft Constantia, Bilkerstr. Nachm. 3 Uhr: Versammlung des Borromäusvereins im Gesellenhaus, Bilkerstr. Nachm. 3 Uhr: Generalversammlung des Vinzenzvereins im neuen Saale des St. Annastiftes (Eingang Hafenwall 7). Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende) im Kaisersaal der städt. Tonhalle. Abends 8½ Uhr: Oeffentliche Versammlung des Vereins abstinenter Katholiken im Paulushaus, Luisenstr. Abends 8½ Uhr: Versammlung katholischer nicht inkorporierter Akademiker, veranstaltet von der Vereinigung katholischer Freistudenten Freiburgs im Saal 28 der Bürgergesellschaft (Schadowstr. 40).

Mittwoch, den 19. August 1908: Nachmittags 3 Uhr: Versammlung der akademischen Piusvereine im Saale der Constantia, Bilkerstraße 21; Versammlung des Vereins vom Heiligen Lande im Gesellenhaus, Bilkerstraße; Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen im Paulushaus, Luisenstr. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands im Kaisersaal der städtischen Tonhalle. Abends 8½ Uhr: Festkommers des katholischen deutschen Verbandes farbentragender Studentenverbindungen in der Flora.

Die verschwundene Kongregationsmilliarde in Frankreich — eine alte Legende.

Von Dr. H. Franz.

Wenn heute die Enttäuschung und Verärgerung über die „entschwundene" Klostermilliarde die Schuld den „betrügerischen" Kongregationen zuschiebt, die rechtzeitig Hunderte von Millionen im Ausland, zumal im benachbarten klerikalen Belgien angelegt hätten, kurz ehe ihr Vermögen vom französischen Staat beschlagnahmt wurde, so erinnert das an ähnliche Vorgänge bei der Aufhebung des Jesuitenordens im 18. Jahrhundert. Auch damals sollten zahllose Millionen vom Orden im Ausland in Sicherheit gebracht worden sein. Unbeweisbare Legenden gingen fast in allen Ländern um, die den Orden vertrieben hatten. Aber die an jene Gerüchte anknüpfenden Untersuchungen führten nirgendwo beweiskräftiges Material zutage.

Für Oesterreich, wo der Orden 1773 aufgehoben wurde, können wir die Entstehung, den Verlauf und das ergebnislose Ende der nämlichen Legende durch mehrere Jahre hindurch verfolgen. Die Aufhebung des Jesuitenordens hatte dem österreichischen Staat aus den deutschen Erbländern, aus Böhmen, Mähren, Schlesien ein Vermögen von über 15 Millionen Gulden gebracht. Wie bekannt, hatten die die Aufhebung des Ordens wünschenden Staaten nur dadurch die Einwilligung in Rom erlangt, daß sie die Weiterführung der Aufgaben des Ordens übernahmen und die Verwendung des gesamten Jesuitenvermögens für diese oder wenigstens ähnliche Zwecke versprachen.

In Oesterreich hatte Maria Theresia lange gezögert und nur mit gemischten Gefühlen schließlich geschehen lassen, was sie nicht mehr aufhalten konnte. Das Ordensvermögen wurde in einem Zentral-Ex-Jesuitenfonds für die ganze Monarchie vereinigt. Im Jahre 1778 war das umständliche Geschäft des Einzugs des weitzerstreuten Ordensvermögens im wesentlichen beendet. Nach einer Aufstellung des obersten Kanzlers für das Jahr 1778 bestand der Exjesuitenfonds aus 15'415,000 Gulden, deren Erträgnisse aber lange nicht genügten, um die mit dem Vermögen übernommenen Lasten zu erfüllen. Für jenes Jahr berechnete die Aufstellung der Regierung einen notwendigen Zuschuß von 57,484 Gulden aus dem Staatsschatz. Die Ursachen können wir hier nur andeuten: Die liegenden Güter, welche in jener Summe kapitalisiert einen Hauptteil bildeten, trugen kaum 2½ %; die großen Gebäude waren kaum irgendwo nach ihrem wahren Wert an den Mann zu bringen, lagen vielfach ohne Ertrag da und forderten noch Unterhaltskosten; dazu kam Mißwirtschaft einzelner Administratoren, überhaupt die Unmöglichkeit, alle bisherigen Aufgaben des Ordens durch bezahlte Kräfte in ebenso billiger Weise auszuführen. Kurz, die Freude über die endliche Ausschaltung der Jesuiten aus ihrer vordem so mächtigen Stellung war nicht ungetrübt geblieben. Fast überall war die Last, die man sich aufgeladen hatte, größer geworden, als man sich je gedacht. So konnte es nun geschehen, daß man auch in Wien bei Hof und in Regierungskreisen an die Berichte glaubte, die Jesuiten hätten da und dort seit einigen Jahren ihre Kapitalien und andere rechtzeitig veräußerte Vermögensteile im Ausland — von Holland, England und protestantischen Reichsterritorien und von 40 Millionen Gulden war die Rede — angelegt. Maria Theresia war selbst anfangs geneigt, solchen Nachrichten Glauben beizumessen, überzeugte sich jedoch bald von der Unwahrscheinlichkeit und Unbegründetheit derselben. Dagegen schien die Jesuitenaufhebungskommission, über deren Untätigkeit und Lässigkeit sich Joseph II. noch eben in einem Briefe an seinen Bruder Leopold von Toskana schwer beklagt hatte, ein neues Arbeitsfeld gefunden zu haben. Unablässig suchte sie die Kaiserin zum Einschreiten gegen die Exjesuiten zu bringen. Sie malte die Gefahr des Geld- und Vermögensabzugs ins Ausland, der Verbindung mit jenen Regierungen, zumal mit dem König von Preußen, und die Möglichkeit eines Vaterlandsverrats dieser Exjesuiten aus, welche wohl mit ihrem Besitz nach dem anderen Land auch ihr Vaterland übertragen hätten, aber sich noch als Oesterreicher fälschlich im Lande aufhielten. Vergeblich drang die Kommission in die Kaiserin, alle Oberen des ehemaligen Ordens in anderen Klöstern einzusperren — eine Art ehrenvolles Gefängnis —, um sie von jeder Verständigung mit dem Ausland fernzuhalten. Aber die Kaiserin wies solche Anträge zurück, solange ihr „leider niemals als Worte supposita und keine reele facta" vorgelegt würden. Unter diesen Umständen schlief die Angelegenheit zunächst ein. Aber als nach dem baldigen Tod der Kaiserin ihr Sohn Joseph II. die von der Mutter fast nur unter dem Drängen der Verhältnisse und vieler ihrer Helfer, vorab des Sohnes selbst, betretenen Wege kirchenpolitischer Veränderungen bis zur völligen Umwälzung durchschritt, da konnten jene Vermutungen und Anklagen gegen die Mitglieder des aufgehobenen Ordens wieder mit Erfolg zum Vorschein kommen. Im August 1782 berichtete der Präsident der Hofkammer, es seien über 120,000 fl. Jesuitengelder in Genua entdeckt worden, und mehr als 18 Millionen Gulden seien vom gesamten Orden in Holland angelegt, wovon den österreichischen Jesuitenhäusern allein 4 Millionen gehörten. Für die geschichtliche Erkenntnis jener Anklagen ist es recht bedeutsam, daß man also jetzt nur noch von 4 Millionen sprach, da es doch zu Maria Theresias Zeiten noch 40 Millionen hätten sein sollen! Obwohl aber selbst die Namen der Frankfurter Bankfirmen, welche die Interessen vermittelten, genannt wurden, brachten die Erhebungen, welche das damals universelle Haus Bethmann in Frankfurt für den Hof in Wien anstellte, an der Sache nichts heraus.[1])

Bei der französischen Kongregationsmilliarde wird es zu einer Untersuchung gar nicht kommen. Diejenigen werden dafür schon sorgen, in deren Taschen die paar Millionen flossen, die die Kongregationen in Wirklichkeit besaßen.

[1]) Vgl. des Verfassers im Herbst ds. Js. erscheinendes Buch: Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus. Freiburg, Herder.

Um Menschen fleh' ich!

Um Menschen fleh' ich, gebt mir Menschen, Götter,
Die nicht der Dutzendware Stempel tragen,
Die nicht, wenn andre Menschen anders klagen,
Sich anders freuen, werden feile Spötter!

Gebt stolze Menschen mir, frei von Schablone,
Die hoch und aufrecht geh'n im goldnen Lichte,
Die nicht bei jedem winzigkleinen Wichte,
Ob's so auch recht, erst fragen wie zum Hohne!

Gebt Menschen mir, die heilige Schönheit lieben,
Die in der Kunst noch Göttliches erschauen,
Die ihr in Freude wie in Schmerz vertrauen,
Die frei vom Modetaumel sind geblieben!

O gebt mir Menschen, rein und tief im Fühlen,
Den' nicht Verstand das Herz hat überwunden!
O gebt mir Menschen, daß ich kann gesunden
Vom Schwarm der Leute, die im Nichtigen wühlen!

Daria Lante.

Digitized by Google

Russische und andere slawische Volksapologetik.

Von

Eugen Buchholz.

Die russische Kirche, geschützt, bemuttert und zugleich geknebelt vom Staate, befindet sich in einer schwierigen Lage. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte das selbständige Gehen verlernt, da sie gewohnt war, nur auf den Krücken des zarischen Willens und der unkanonischen „sehr heiligen Synode" dahinzustolpern.

Nach Erlaß des Toleranzedikts soll sie nun, trotzdem den Andersgläubigen nur eine bedingte Religionsfreiheit eingeräumt wird, den Wettbewerb mit den Sekten und den freien Kirchengemeinschaften aufnehmen, und da versagt ihre Zugkraft. Die jahrhundertlange Knechtung der Hierarchie und des Volkes haben in kirchlicher wie politischer Beziehung zwei Extreme gezeitigt: schrankenlosen Byzantinismus und ebenso schrankenlose Anarchie. Nur nach außen hin stand die russische Staatskirche groß da, im Innern herrschten und herrschen tieftraurige Zustände; eine ihrer hervorstechendsten Züge bildet eine ungewöhnliche Unwissenheit bei der Mehrzahl von Klerus wie Volk. Durch hermetisches Abschließen von dem „verrotteten" Westen, durch Unterdrückung jedweder unbequemen Konkurrenz wie Literatur hat man dem äußeren Zerfall der russischen Nationalkirche vorzubeugen gewußt. Die weitere Auflösung der zarischen Macht bedingt mit Naturnotwendigkeit auch die weitere Zersetzung auf kirchlichem Gebiete, und wirklich tiefer denkende Kreise erblicken in einem Anschluß der russischen Kirche an Rom den einzigen Ausweg.

Trotz aller Gegenarbeit und der mehr als beschränkten Kräfte und Mittel übt die katholische Kirche in den sog. okkupierten Gebieten, in Litauen, Weißrußland und Kleinrußland eine gewaltige Anziehungskraft aus. Nicht nur die durch Gewalt bei der herrschenden Kirche zurückgehaltenen Uniten, sondern auch altorthodoxe Bevölkerungsschichten schließen sich der von Petri Nachfolger regierten allgemeinen Kirche an. In ganzen Ortschaften verbleiben von der früher zwangsweise „bekehrten" Bevölkerung nur der Pope und Kirchendiener bei der Orthodoxie. Die Schätzung der durch die Hin zu Rom-Bewegung gewonnenen Gläubigen unterliegt mannigfachen Schwankungen: man spricht von mehreren Hunderttausend oder gar annähernd einer Million Neubekehrter. Jedenfalls ist der Umfang und die Bedeutung dieser Bewegung noch gar nicht abzusehen. Ueberall, wo irgend angängig, entstehen neue Gotteshäuser. Natürlich ist die orthodoxe Geistlichkeit über diese Strömung geradezu bestürzt. Wohl infolge ihres Drängens hat die Regierung den tatkräftigen, tiefgebildeten Bischof von Wilna, Baron von der Roop, seines Amtes „enthoben".

Jedenfalls zeugt es von weitem Blicke, wenn Rom der russischen (bzw. klein- und weißrussischen) Sprache auf innerkirchlichem Gebiete Zugeständnisse machte. Polnische Kreise, die alles vom engherzigen nationalen Standpunkte zu beurteilen pflegen, nahmen dem Vatikan die sprachlichen Zugeständnisse sehr übel. Die Kirche als solche kann doch unmöglich die Polonisierung russischer Stammesangehöriger befördern, wenn auch die russische Regierung in ihrer Kurzsichtigkeit durch die gewaltsame Vernichtung der unierten griechischen Kirche mit der altslawischen Liturgie der Lateinisierung und Polonisierung ganz gegen ihre Absicht geradezu Vorschub leistet.

Viele russische Geistliche suchen der romfreundlichen Strömung mit aller Macht entgegenzuarbeiten. Als eines der vorzüglichsten Mittel wurde die Propaganda durch volkstümliche Flugschriften erkannt. An verschiedenen Orten erscheinen orthodoxe Schutz- und Trutzschriften, so in Minsk, Kamjenjetz in Podolien, besonders aber in der Klosterdruckerei von Potschajew in Wolhynien. Die Klostergeistlichkeit gilt als gebildeter wie der Durchschnittspope; was aber auch dort in der Unkenntnis, Entstellung, Verleumdung gegenüber der katholischen Lehre geleistet wird, welche albernen, tausendmal widerlegten Histörchen das orthodoxe Volk gruselig machen, abschreckend wirken sollen, übersteigt alles Maß. Es muß weit gekommen sein, wenn, abgesehen von politischen Zeitungen, selbst kirchliche Fachblätter sich gegen das Treiben ihrer eigenen Mönche wenden müssen. So bezeichnet der von der Petersburger Akademie herausgegebene „Kirchenbote" u. a. die Potschajewer Polemik als unmoralisch, vergiftend, den Ton als kriminell, die Mönche Heliodor und Vitalis schreckten vor keiner Lüge zurück. Aehnlich äußert sich die „Kirchenstimme".[1])

Eine Klarstellung der katholischen Lehre und Einrichtungen gegenüber der herrschenden Kirche bleibt den Katholiken in der Oeffentlichkeit nach wie vor verwehrt. Wie die für die Union der getrennten Kirchen eintretende Literatur, so selbst die des größten russischen Philosophen und Konvertiten Wladimir Solowjew im Auslande hat erscheinen müssen (ein Verzeichnis der russisch-ireniſchen Literatur findet man in meinen Artikeln der „Allgem. Rundschau", 1905, Nr. 35—37, unter dem Titel: „Zur Frage der Vereinigung der russischen Kirche mit Rom"), so auch die zur Abwehr der orthodoxen Entstellungen herausgegebene apologetische Volksliteratur katholischer Autoren, die sowohl bezüglich des Tones, wie auch der Beherrschung des Gegenstandes und Gründlichkeit die orthodoxen Flugschriften turmhoch überragt.

Zunächst seien die vierseitigen losen Flugblätter „Katholische Entgegnungen" genannt. Sie liegen in sauberer Ausstattung in russischer, kleinrussischer (ukrainischer) und polnischer Sprache vor. Bis jetzt sind etwa 20 Nummern erschienen. Man lernt daraus am besten die Materie der orthodoxen Einwürfe, ebenso die Art und Weise ihrer Polemik kennen. Mehrere Nummern der „Katholischen Entgegnungen" sind einem der Hauptunterschiede zwischen den Kirchen des Abend- und Morgenlandes gewidmet, dem Primate Petri. Nicht nur aus der Hl. Schrift und den griechischen Vätern, sondern selbst aus russischen Kirchenbüchern wird der Vorrang Petri und seiner Nachfolger bewiesen. — Die Waffen, womit man den Katholizismus bekämpft, sind, soweit angänglich, den Protestanten entlehnt, so über die Vorenthaltung des Laienkelches und das angebliche Bibelverbot. Die rituellen Unterschiede, wie der Gebrauch ungesäuerten Brotes, der lateinischen Kirchensprache und der Orgel, werden mit dem Dogma auf eine Stufe gestellt und dem orthodoxen Volke zu verleiden gesucht. Alle diese Fragen werden in den „Entgegnungen" in gediegener Weise besprochen, und da das Interesse für orientalische Kirchenkunde in immer weitere Kreise dringt, so erscheint eine deutsche Bearbeitung der erwähnten Flugschriften in den „Missionen der Augustiner" (Dinsheim). Derartige populäre Abhandlungen, wie z. B. über die Trennung der orientalischen Kirche von der allgemeinen, ferner über die großen Slawenapostel Cyrillus und Methodius, die, obgleich im engsten Anschluß an Rom wirkend, dennoch von den Orthodoxen mit Beschlag belegt werden, sowie über den Großfürsten Wladimir von Kiew, der wohl den Katholizismus nach griechischem Ritus, nicht aber das Schisma annahm bzw. annehmen konnte, welches erst 67 Jahre später nach der Taufe seines Volkes (im Jahre 1054) zur Tatsache wurde — beanspruchen allgemeines Interesse.

Ein anderes apologetisches Volksbüchlein, das in gedrängter Weise auf 24 Seiten die Streitpunkte behandelt, ist die „Entgegnung für den orthodoxen Bezirksmissionar Ssawwa Bogdanowitsch". Alle gegen den Katholizismus gemachten Haupteinwürfe werden hier kurz widerlegt, so z. B. Zölibat, Unfehlbarkeit. Das Büchlein ist auf dünnem, indischen Papier gedruckt, wiegt noch nicht fünfzehn Gramm und kann daher als Brief versandt werden.

In dem „Schatze des Christen" wird die Neubearbeitung eines 1855 zu Paris erschienenen russischen Büchleins geboten, das in volkstümlicher Weise die katholischen Lehren klarlegt und die gebräuchlichsten Gebete bringt. Alle diese Schriftchen bezieht man am besten aus der Religiösen Schriftenniederlage zu Krakau, Kopernikusstraße 26.

Wie man hieraus ersieht, dürfte allmählich eine katholische Volksliteratur in großrussischer Sprache entstehen, die so lange unmöglich und überflüssig war, weil die Verhältnisse sie nicht zuließen und keine Katholiken großrussischer Nationalität existierten bzw. existieren sollten. Und die Nachkommen der nach dem Innern und Sibirien eingewanderten fremdsprachigen Katholiken, die im Laufe der Jahre ihrer Volkssprache verlustig gehen? Das Erscheinen einer russischen katholischen Monatsschrift zu St. Petersburg, betitelt Wiera i Shisn (Glaube und Leben) ist daher mit großer Freude zu begrüßen. Mehrere katholische Bischöfe haben sich über das Blatt, von dem gleichzeitig eine polnische und lettische Ausgabe herauskommt, sehr anerkennend ausgesprochen. Die Adresse lautet: St. P., Malaja Maßtershoja Haus 9, Wohnung 12.

[1]) Nach den neuesten Nachrichten ist die Kirchenbehörde gegen die bloßstellende Tätigkeit der Potschajewer Mönche eingeschritten.

Digitized by Google

Die polnische Sprache kann eine ziemlich umfangreiche Volksapologetik aufweisen, die allerdings zum großen Teile in Uebersetzungen aus dem Deutschen besteht. Wirklich fesselnd und lehrreich ist das in dem erwähnten Krakauer Verlage 1906 erschienene Lebensbild des von den Schismatikern ermordeten hl. Bischofs Josaphat Kunzewitsch, dessen Herausgabe ein von den Orthodoxen einst hart bedrängter Unite durch die Spende von 200 Rubeln ermöglicht hat. Das Büchlein bildet eine glänzende Verteidigung des Martyrers wie der Union. Deutsch ist der Lebensgang dieses interessanten Mannes auf Grund des Werkes des französischen Benediktiners Guépin von Weihbischof Dr. Likowski in der „Union zu Brest" wiedergegeben worden.

In ukrainischer (in Galizien ruthenischer) Sprache gibt es die notwendige katholische Volksliteratur, weil hier die kirchliche Union mit Rom zu Recht besteht. Der Antagonismus der Ruthenen gegen die Polen spricht aus der mächtigen russen- und schismafreundlichen Strömung, die trotz den an den unierten Stammesgenossen in Polen verübten Greueln vor dem russischen Koloß im Staube liegt. Die äußeren und inneren Niederlagen des Zarentums haben erfreulicherweise auf nicht wenige galizische Russophilen gleich einem Dämpfer gewirkt.

Auch auf die hussitenfreundlichen Tschechen wirkt die offenbare Hilflosigkeit des russischen Riesenreiches ernüchternd. Es ist doch auch in der Tat nur aus einer blinden Vergötterung der Nationalität und des Slawentums erklärlich, wenn man beobachten muß, wie der gebildetste slawische Volksstamm, dessen Kultur auf Rom und dem Abendlande aufgebaut ist, in dem halb barbarischen, despotischen Moskau, das sich an den stammverwandten Slawen des eigenen Reiches so schwer versündigt, sein Heil, seinen Ruhm suchen kann. Aber freilich, der Geist eines Huß ist noch nicht zur Ruhe gekommen, und der moderne Un- und Aberglaube richtet in diesem Volke große Verheerungen an. So berichtete vor mehreren Jahren ein Missionar in der polnischen Ausgabe der Salesianischen Nachrichten aus Nordamerika, daß kein katholisches Volk sich so leicht den kirchenfeindlichen Geheimgesellschaften anschließe und von der Kirche abfalle wie die Tschechen, die denn auch den stammverwandten Polen ein böses Beispiel gäben. Bekanntlich sind seinerzeit auch verschiedene tschechische Kolonien in Wolhynien zum Schisma übergetreten. Die rauhe Wirklichkeit, wie sie sich innerhalb der russischen Staatskirche kundgibt, mag dann auch hier ernüchternd gewirkt haben. Wenigstens wurde vor einiger Zeit berichtet, daß fast die gesamte tschechische Pfarrei Ptitscha im Kreise Dubno zur katholischen Kirche zurückgekehrt sei.

Bekanntlich tun sich die Alldeutschen auf ihr „Los von Rom"-Motto etwas zugute. Die katholische Kirche soll angeblich eine Feindin des Deutschtums sein und für das Slawentum wirken. Genau das Gegenteil behaupten die radikalen Tschechen, sie stellen den Katholizismus als den Todfeind ihrer Nation hin. Ein polnischer Ordenspriester hat seinerzeit in der Posener Praca ausgeführt, daß der Ruf „Los von Rom" von den Tschechen herrühre und nichts weiter als die Verdeutschung des Pryč od Rima sei.

Gottlob haben die letzten Reichsratswahlen gezeigt, daß weite Schichten des Volkes den öden unchristlichen Nationalismus satt haben. In Böhmen sind katholische Kreise eifrig und erfolgreich bemüht, der Aufforderung des Papstes gemäß alles in Christus zu erneuern. Die tschechische, vorzüglich redigierte Ausgabe von Sankt Bonifatius, betitelt „Svaty Vojtěch" (St. Adalbert), wird in 300,000 Exemplaren verbreitet und übt einen weitgehenden Einfluß aus. Verschiedene Volksschriftsteller verteidigen die Grundlagen des Glaubens in fesselnder Weise, so der mährische Kooperator Joseph Hofer gegen den atheistischen Universitätsprofessor Masaryk in Prag. „Bringt es Nutzen oder Schaden, wenn wir die Religion überhaupt, insbesondere aber die katholische abschaffen?" lautet der Titel der in Form einer Erzählung gehaltenen Broschüre. Besonders durchschlagend wird das Leben nach dem Tode — Belohnung oder Bestrafung — bewiesen. Eine umfassende, immer mehr sich entfaltende Tätigkeit entwickelt die katholische literarische Gesellschaft Vlast (Vaterland), die ihr Entstehen in das Jahr 1884 zurückdatiert. Sie gibt mehrere Zeitschriften und Kalender, sowie zahlreiche Volksschriften heraus. Der „Historische Zirkel" erforscht die Kirchen- und Landesgeschichte, die pädagogische, soziale und literarische Sektion entwickeln eine segensreiche rege Tätigkeit. Einen besondern Abzweig bildet der neugegründete „Verein zur Errichtung katholischer Volksbibliotheken".

Mögen alle diese bestgemeinten Bestrebungen reiche Früchte zeitigen!

Theologische Novitäten.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

Fragen nach der Entstehung und Glaubwürdigkeit der kanonischen Evangelien werden in der Gegenwart lebhaft erörtert. Es hängt dies mit den mannigfachen Angriffen zusammen, welche die moderne Kritik auf Grund ihrer Durchforschung der Geschichte des Urchristentums gegen die katholische Auffassung in jenen Fragen erhebt. Im Hinblick darauf wird man freudig und dankbar die Schrift des Mainzer Theologieprofessors Dr. Jakob Schäfer begrüßen, welche derselbe zur Orientierung in den berührten Streitfragen bietet. (Die Evangelien und die Evangelienkritik, der akademischen Jugend und den Gebildeten aller Stände gewidmet. 12°, VIII u. 124 S. Freiburg 1908. Herdersche Verlagshandlung. Brosch. ℳ 1.40, geb. ℳ 2.—.) Die Arbeit legt in einfacher Sprache die Ergebnisse der Evangelienforschung auf katholischer Seite dar, berücksichtigt eingehend die abweichenden Anschauungen der Hauptvertreter der modernen rationalistischen Evangelienkritik und gibt eine gute Widerlegung derselben. Besondere Hervorhebung verdienen die lichtvollen Ausführungen über die Glaubwürdigkeit der Evangelien. Möge das treffliche Büchlein seinen Weg zu vielen finden! Es kann ihnen ein verläßiger Führer werden in dem Widerstreit der Meinungen zu den beregten Fragen.

In der 1. allgemeinen Sitzung der vorigjährigen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft zu Paderborn sprach der bekannte Katakombenforscher Prälat Dr. Jos. Wilpert-Rom über die Geschichte und Geschicke des Petrusgrabes. Wie damals der große und erlesene Zuhörerkreis den hochinteressanten Ausführungen des Redners lautlos und voll Spannung folgte und am Schlusse langen und warmen Beifall zollte, so werden viele auch dem berühmten Forscher dafür Dank wissen, daß er dieselben nunmehr im Druck vorlegt und damit weiteren Kreisen zugänglich macht. (Fünf Vorträge von der Paderborner Generalversammlung. [Wilpert, Wasmann, Kugler, Schweizer, Dyroff, 8° 94 S., Köln 1907. Verlag von J. P. Bachem.) Der Titel, den Wilpert seinem Vortrag gab: „Das Grab des hl. Petrus im Lichte der geschichtlichen Nachrichten" kennzeichnet bereits den Hauptinhalt desselben. Derselbe läßt sich, wie folgt, skizzieren: Petrus wurde nahe der Stätte seiner Kreuzigung an der Via Aurelia nova begraben. Frühzeitig erhob sich über dem isolierten Grab des Apostelfürsten eine Grabkammer. Die Geschichte kennt nur eine einzige Eröffnung der Apostelgruft im Jahre 258, als durch Kaiser Valerian die Katakomben und sämtliche Grabanlagen der Christen konfisziert wurden, um dort die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen in den Tagen der Verfolgung unmöglich zu machen. Die sterblichen Reste Petri wurden damals nach einer entlegenen Gruft an der Via Appia gebracht. In den ersten Jahren des Kirchenfriedens unter Konstantin finden wir den Leib des Apostelfürsten wieder in seinem ursprünglichen Grab. Konstantin ließ das Grab mit cyprischer Bronze umgeben und über demselben eine glänzende Basilika errichten. Die geschichtlichen Nachrichten der Folgezeit über das Petrusgrab berechtigen uns zur Annahme, daß das Grab des hl. Petrus sich heute noch in dem Zustand befindet, in welchem es Konstantin d. Gr. gelassen hat. Die letzte und entscheidende Aufklärung in der Frage ist allerdings nur von dem Spaten, d. h. von Ausgrabungen am Grabe Petri selber zu erwarten. Solche sind aber, wie Wilpert bemerkt, „bei den gegenwärtig ungünstigen Verhältnissen, die in Rom sich immer mehr verschlimmern, leider so gut wie unmöglich. Ich sage leider; denn die Kirchengeschichte würde aus den Ausgrabungen einen unermeßlichen Gewinn ziehen".

Der Person des Völkerapostels wendet sich heute in besonderer Weise die Aufmerksamkeit unserer religiös interessierten Zeit zu, und namentlich auf protestantischer Seite wird die auf Paulus bezügliche Literatur fast unübersehbar. Im Leben dieses Mannes spielt die Christuserscheinung, die er vor Damaskus sah, eine hochwichtige Rolle. Weil sie für Pauli Bekehrung und dessen weiteren Lebensgang wie auch für seine Lehre von ausschlaggebendem Einfluß war und ebendamit auch für die Geschichte der Kirche Christi von hoher Bedeutung ward, hat sich um dies Geschehnis ein lebhafter Kampf der Meinungen entsponnen. Wertvolle Orientierungsdienste für die Apologetik unserer Tage liefert in dieser Frage die Schrift von Emil Moske, Die Bekehrung des hl. Paulus (Münster i. W. 1907. Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 8° XI u. 101 S., broschiert ℳ 2.50). Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und unter gewissenhafter Berücksichtigung der ausgedehnten einschlägigen Literatur behandelt der Autor in 5 Kapiteln seine Aufgabe. Zunächst werden die Berichte der Hl. Schrift über das Damaskusereignis auf ihre historische Glaubwürdigkeit hin untersucht. Im 2. Kapitel tritt Moske für die These ein, daß Paulus sich stets bewußt gewesen, daß eine persönliche, leibhaftige Manifestation Christi vor Damaskus seine Bekehrung verursacht habe. Das 3. umfangreichste Kapitel der ganzen Schrift (S. 38—87) weist treffend und glücklich die verschiedenen Versuche des Rationalismus ab, welcher die Bekehrung des Apostels rein natürlich erklären will. Das 4. Kapitel bringt die Darlegung der psychologischen Anknüpfungspunkte, welche Pauli Bekehrung

Digitized by Google

im Augenblick der Christuserscheinung erleichterten, während im Schlußkapitel die unmittelbaren Wirkungen des Damaskusereignisses in der Seele Pauli vorsichtig gezeichnet werden. Der wissenschaftliche und theologische Charakter der Schrift setzt theologisch gebildete Leser voraus; für diese wird das Studium der sehr fleißigen und tüchtigen Arbeit von hohem Nutzen sein.

Unter dem Gesamttitel „Gesammelte kleinere Schriften" veranstaltet der bekannte und mit Recht geschätzte aszetische Schriftsteller Moritz Meschler, S. J. einen Neudruck und eine handliche Ausgabe von Aufsätzen, die er im Verlauf der Jahre in den Stimmen von Maria Laach erscheinen ließ. Die Serie ist zunächst auf 6—7 einzeln käufliche Hefte berechnet, die verschiedene Abhandlungen aus dem weiten Gebiet religiöser Fragen bringen sollen. Das erste der Hefte wurde vor kurzem verausgabt und trägt die Aufschrift: Zum Charakterbild Jesu (12° VIII und 112 S. Freiburg 1908. Herders Verlag, brosch. ℳ 1.40) Es behandelt im einzelnen: die Askese des göttl. Heilandes — die Pädagogik Jesu — der Heiland im Umgang mit Menschen — Lehr- und Redeweisheit Unseres Herrn. Wie in seinen früheren einschlägigen Publikationen zeigt Meschler auch in diesen Beiträgen zur Charakteristik des Herrn souveräne Beherrschung und vortreffliche Darstellung des reichen Materials. Kein anderer Schriftsteller der Jetztzeit hat auch wohl das Leben Jesu vom Standpunkt der Askese aus so eingehend wieder und wieder studiert und meditiert als eben er. Und ebendaher die schöne und vollreife Frucht, die er dem Leser zu bieten hat. Besonderes Interesse dürfen die Ausführungen über die Askese Jesu beanspruchen; dieselben bilden eine treffliche Apologie der gerade in unseren Tagen wieder so viel verschrieenen und selbst von den wissenschaftlichen Größen des deutschen Protestantismus als Zerrbild gezeichneten Askese der katholischen Kirche.

In zweiter verbesserter und vermehrter Auflage legt der Freiburger Universitätsprofessor Franz Heiner seinen Kommentar zu dem Syllabus Pius' X. vor. (Der neue Syllabus Pius' X. oder Dekret des hl. Offiziums „Lamentabili" vom 3. Juli 1907. Mainz 1908. Verlag Kirchheim & Co., gr. 8° VIII u. 330 S. Brosch. ℳ 5.50; geb. ℳ 6.50.) Das Buch trägt gleichsam offiziösen Charakter, weil es infolge „ausdrücklicher Aufmunterung des Hl. Vaters" geschrieben nach Vollendung die volle Anerkennung und Billigung Pius' X. fand. Ließ er doch in einem Spezialschreiben an den Verfasser ausdrücklich betonen, daß „alle, welche Aufklärung über die behandelten Fragen des erwähnten Dekretes suchen, dieselben in Heiners Buch mit aller Sicherheit finden werden". Ein Exkurs über das göttliche Lehramt in der Kirche, welcher besondere Rücksicht auf gewisse Geistesströmungen der Gegenwart nimmt, eröffnet das Buch und zeichnet bestimmt und treffend die Stellung des Katholiken zu dem neuen Erlaß. Es folgt das Kapitel: Der neue Syllabus im allgemeinen (S. 15—30); hier ist von der Entstehung des neuen Syllabus und dessen Aufnahme seitens der akatholischen Presse, der liberalen Theologie und des sog. Modernismus die Rede; weiter werden Form, Autorität, Interpretation und Zweck der neuen Entscheidung eingehend erörtert. Der Schwerpunkt des ganzen Buches liegt im 3. Abschnitt: Der neue Syllabus im besonderen (S. 31—321). Hier werden zunächst die zensurierten Thesen im lateinischen Wortlaut und deutscher Uebersetzung vorangestellt; daran reicht Heiner unmittelbar als positive Antithese die kirchliche Lehre in der betreffenden Frage und nun folgt die eigentliche Darstellung und Kommentierung der verurteilten Einzelsätze. Gediegen und gründlich, in klarer, auch dem nicht fachmännisch Gebildeten verständlichen Form zeigt er deren Sinn und Bedeutung und legt ihnen gegenüber positiv die Stellung der kirchlichen Lehre klar. Wer über den viel umstrittenen Syllabus Pius' X. sich gut und gründlich unterrichten will, greife zu Heiners Kommentar. Kein Theologe sollte denselben ungelesen lassen, ja es sollte dies Buch fürderhin zum Grundstock der Bücherei jedes Theologen gehören. Der gebildete kath. Laie wird in der Schrift reiche wissenschaftliche Belehrung namentlich in solchen religiösen Fragen finden, welche in der Gegenwart lebhafter denn je vorher diskutiert werden, und zwar nicht nur unter Theologen sondern auch in weiten Kreisen der Gebildeten.

Die beiden päpstlichen Dekrete „Ne temere" vom 2. Aug. 1907 und „Provida" vom 18. Jan. 1906 brachten für die gesamte katholische Welt und insbesondere für das Gebiet des Deutschen Reiches eine wesentliche Abänderung der Beschlüsse des Trienter Konzils über die Form der Eheschließung. Einen vorzüglichen Kommentar zu diesen hochbedeutsamen Erlassen lieferte der Professor des Kirchenrechts am Kgl. Lyzeum in Bamberg, Dr. August Knecht. (Die neuen eherechtlichen Dekrete. Dargestellt und kanonistisch erläutert. Köln 1907. Bachems Verlag. 8°, 74 S. Brosch. ℳ 1.—) In der Einleitung werden großzügig die bisherigen Bemühungen Pius' X. um die Reform des kanonischen Rechts gewürdigt. Die Abhandlung bringt zunächst den authentischen lateinischen Text der beiden Dekrete und eine wohlgelungene Uebertragung desselben in die deutsche Sprache aus der Feder des Verfassers. Daran reihen sich Untersuchungen über die äußere Form, die innere Kraft, den räumlichen, persönlichen und zeitlichen Geltungsbereich, die Veranlassung und den materiellrechtlichen Inhalt dieser beiden Erlasse. Man gewinnt bei Lektüre dieser kanonistischen Ausführungen alsbald den Eindruck, daß hier ein gewiegter Jurist und Kanonist die Feder führt. Mit wissenschaftlicher Genauigkeit paart sich aufs beste eine durch die souveräne Beherrschung des weitschichtigen einschlägigen Materials bedingte klare und übersichtliche Darstellung des Ganzen. Dieser doppelte Umstand macht die Schrift in hervorragender Weise für die praktische Verwendung brauchbar und läßt in ihr ein treffliches Hilfsmittel sehen, um der ausdrücklichen Willensmeinung des Gesetzgebers gerecht zu werden, nach welcher die beiden Dekrete dem gläubigen Volk zur Kenntnis gebracht und in den einzelnen Pfarrkirchen in verständlicher Weise erklärt werden sollen.

Von verschiedener Seite wurde Papst Pius X. die Bitte unterbreitet, mit seiner obersten Autorität die Frage über die Bedingungen der häufigen und täglichen Kommunion zu entscheiden. Am 20. Dezember 1905 erging infolgedessen ein vom Papst bestätigtes Dekret der Konzilskongregation, welches neue, für die Zukunft einzig geltende Bestimmungen in dieser Angelegenheit traf. Die Folgezeit brachte im Zusammenhange damit noch eine Reihe von Ergänzungsdekreten bezügl. Krankenkommunion ohne Nüchternheit, Empfang der Kommunion in der Mitternachtsmesse an Weihnacht usw. Der Salvatorianer Cornelius Rechenauer veröffentlichte diese bedeutsamen Dekrete im lateinischen Wortlaut und deutscher Uebersetzung unter Beifügung eines guten und eingehenden Kommentars (Die kirchliche Reform des Kommunionempfanges durch das Dekret der Konzilskongregation vom 20. Dezember 1905 und dessen Ergänzungen. Regensburg 1908, Verlag von Fr. Pustet 8° 104 S., brosch. ℳ —.90). Das Schriftchen verdient ob seines Inhaltes vor allem die Beachtung des Seelsorgsklerus, dem es gute und wichtige Dienste leisten kann, zumal die betreffenden Erlasse in den Handbüchern der Moral- und Pastoraltheologie bisher noch keine Behandlung fanden.

Die Angriffe gegen das Alte Testament haben sich in den letzten Jahren seitens der Wissenschaft gemehrt. Namentlich wird die Wahrheit des alttestamentlichen Fundamentalbuches, der Genesis, heftig befehdet. In der Abwehr dieses Ansturmes der sogenannten Pentateuchkritik steht auf katholischer Seite in erster Reihe der Freiburger Exeget Gottfried Hoberg, der soeben seinen vortrefflichen Kommentar zur Genesis in 2. Auflage vorlegt. (Die Genesis nach dem Literalsinn erklärt [Exegetisches Handbuch zum Pentateuch mit hebr. und lat. Text, I. Band] Lex. 8° LII u. 460 S., Freiburg 1908. Herders Verlag, brosch. ℳ 10.—, geb. ℳ 11.50). Hoberg geht wie er ausdrücklich hervorhebt, in seinem Kommentar von dem Grundsatze aus, daß der Inhalt der Genesis geschichtlich im engeren Sinne ist und richtet sich bei seiner Darstellung des Literalsinnes der Genesis nach der traditionellen katholischen Exegese, nimmt aber zugleich auf die gesicherten Ergebnisse der neueren Forschung Rücksicht. „Hierunter versteht der Verfasser jedoch nicht die „Resultate" jener wissenschaftlichen Bestrebungen, welche den mosaischen Ursprung und den Offenbarungscharakter des Pentateuchs leugnen." Damit ist der Geist der Schrift fest umschrieben. Dem Studierenden der Theologie und dem Klerus, der in der Pentateuchfrage gediegene, streng wissenschaftliche Orientierung wünscht, sei dieser Genesis-Kommentar bestens empfohlen.

Gleichzeitig veröffentlicht derselbe Autor eine sehr handliche und technisch vollendete Taschenausgabe des hebräischen und lateinischen Textes der Genesis (Liber Geneseos textum Hebraicum emendavit latinum Vulgatum addidit G. Hoberg. Taschenformat VIII u. 418 S. Freiburg 1908. Herders Verlag. Brosch. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.—.)

Endlich sei hier noch auf eine uns vorliegende, aus dem vorigen Jahre stammende Publikation Hobergs zur Pentateuchfrage hingewiesen. (Ueber die Pentateuchfrage. Mit besonderer Berücksichtigung der Entscheidung der Bibel-Kommission De Mosaica authentia Pentateuchi vom Jahre 1906. Freiburg 1907. Herders Verlag. VIII u. 40 S. Brosch. ℳ 1.—.) Die Broschüre enthält 2 Vorträge des Autors auf dem im Jahre 1906 erstmals veranstalteten Hochschulkurs für kath. Priester zu Freiburg i. Br. Der erste dieser Vorträge zeichnet in großen Linien die geschichtliche Entwicklung der Pentateuchfrage, während der zweite eine positive Darstellung von dem Ursprung des Pentateuchs mit besonderer Berücksichtigung der einschlägigen Erlasse der Bibel-Kommission gibt. Da diese auch die allgemeine Presse beschäftigten und namentlich von akatholischer Seite unrichtig interpretiert wurden, hat die Broschüre auch für den Laien Wert und Interesse.

Die ***„Allgemeine Rundschau"*** *ist auf den meisten grösseren* ***Bahnhöfen*** *zu haben. Wir bitten unsere Leser, auf Reisen recht oft ein Exemplar zu kaufen und es dann im Wagen liegen zu lassen. Durch diese kleine Ausgabe kommt die Zeitschrift in die Hände vieler, die sie noch nicht kennen.*

Digitized by Google

Waldeinsamkeit.

Einsam wanderst du durch den Wald,
Fern liegt die Welt.
So still ist's, daß deine Seele bald
An den Atem hält;
Nur daß des Himmels Blau
Durch die Gipfel schimmert,
Nur daß so golden ein Lichtstrahl fällt
Und blinkt und flimmert
In der Blüten Tau;
Nur daß ein Hauch in den Wipfeln webt
Einen leisen Gruß
Und langsam sich ein Grashalm hebt
Unter deinem Fuß. — — —
So still, so still ist's, du könntest hören
Deines Herzens Schlag,
So still, daß auch sein Leid
Hier schweigen mag.

Aff a. d. M. Ernst Thrasolt.

Poetisches, Kritisches, Biographisches.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

Die bereits von mir erwähnte dritte Auflage der M. Herbertschen „Einsamkeiten" (Köln a. Rh., J. P. Bachem, gr. 8° 176 S., geb. ℳ 3.—) unterscheidet sich von den früheren Ausgaben zunächst durch die Ausschaltung der dort als „zweite Abteilung" aufgenommenen religiösen Sammlung. Letztere umschloß außer 15 „Gebete", „Verdunkelung" und „Der Wunsch" die reichhaltige Serie „Orda Missae". Das Vorwort der vorliegenden Veröffentlichung besagt, daß diese sämtlichen „geistlichen Gedichte" auf den Wunsch verschiedener Kritikstimmen hin gesondert herauskommen sollen. Die dadurch in „Einsamkeiten" entstandene Lücke wurde durch 63 neue Schöpfungen ergänzt. Ich habe mich schon früher wiederholt bewundernd über M. Herberts Dichtkunst geäußert, die in dem letzten der bisher erschienenen drei Bände den Gipfelpunkt erreichte. Auch das jetzt neu Hinzugekommene steht auf dieser Höhe. Nicht als ob jede Sichtungs- und Feilungsbedürftigkeit ausgeschlossen wäre. Aber im ganzen ist die Form meisterhaft beherrscht, der Inhalt kraftvoll vertieft. M. Herbert geht oft Straßen, die nur Elitemenschen wandeln, aber mit dem Herzen folgen kann ihr auch der minder Begabte: so vertraut sicher rührt sie an das Eigenste in uns. In ihrem „Michelangelo an der Leiche Vittoria Colonnas" spricht sie aus, was wir unter ihrem Einfluß empfinden: „Denn was die Güte tiefer Herzen wert, das wissen nur, die hoch und einsam schreiten." Diese Güte durchdringt das gesamte bedeutende Buch, zu dessen Bestem u. a. die Gedichte über und an Michelangelo, Gianbellin und Annette Droste gehören. — Der von der Autorin dem neu aufgelegten Werke beigegebene Wunsch: daß diese Tröster ihrer Einsamkeit auch manchem anderen eine Trosteinsamkeit werden mögen, wird sich zu vieler Segen erfüllen.

Nur wenige Monate trennen die erste und zweite Auflage der hier bereits von M. Herbert empfohlenen Handel-Mazzettischen Sammlung: „Deutsches Recht und andere Gedichte" (Kempten und München, Jos. Kösel, 8° 78 S., geb. ℳ 3.—). Das von außerordentlicher Ursprünglichkeit zeugende Büchlein sieht zweifellos eine lange via triumphalis vor sich. Nicht alle werden es verstehen, aber die es verstanden, — und ihrer sind bereits viele — werden ihm zujauchzen und andere Gleichgestimmte herzubringen.

Ihren ersten deutschen Gedichtband hat die Schweizerin Isabelle Kaiser unter dem Titel „Mein Herz" veröffentlicht (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 8° 106 S., geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—). Die Autorin, deren Porträt und charakteristischer Namenszug die Sammlung schmückt, konnte letzterer keine bezeichnendere Aufschrift wählen. Ich habe schon früher gesagt: Im tiefsten Kern ist Isabelle Kaiser, die bis vor reichlich acht Jahren französisch schrieb, durchaus deutsch. Diese Wahrheit zeigt sich besonders schön in „Mein Herz". Und was man bisher von ihrer deutschen Prosa-Epik noch nicht behaupten konnte — hier darf man das Lob zuerkennen: auch die Sprachtechnik ist durchaus deutsch. Beanstanden möchte ich nur den Apostroph-Mißbrauch, der in der gebundenen Rede sich doch wahrhaftig leicht ausschalten läßt. — Der Inhalt des Buches wird eingeleitet durch das stimmungsschwere „Woher?" und teilt sich in folgende Hauptkapitel: I. Amori et dolori sacrum, II. Visionen, III. Heimat und Ferne, IV. Vom erloschenen Herd. Wie man den Menschen Isabelle Kaiser kaum wieder verlieren kann, wenn man ihn wirklich einmal kennen gelernt hat, so wird man sich schwer von dem Eindruck dieser dichterisch ausgetragenen Verse lösen, die ernst, klar und schön den reichen Lebenssitz des Menschen im Menschen, die alle Urtiefe einer schmerzverklärten gottinnigen Persönlichkeit widerspiegeln. Eben deshalb eine große Schlichtheit und Knappheit des Ausdrucks, die an sich Echtheit, Ursprünglichkeit bedeuten. Die unmittelbarsten Ausströmungen gehen selten über drei oder vier gedrängte Strophen hinaus. Ueberzeugend und gewinnend, auch mitreißend ist die Auffassung von Natur und Menschentum. Wenn wir den Band aus der Hand legen, haben wir das geistige und seelische Bild einer hochbegabten, hochedlen Künstlerindividualität in uns aufgenommen.

Mehr freude- als leidverklärt sind die Gedichte des Schweizers und weiland Volksschullehrers Fridolin Hofer: „Stimmen aus der Stille" (Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., kl. 8° 82 S., geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—). Wenn je einer, so darf dieser, wie er's im „Epilog" tut, dem lieben Herrgott danken, daß er ihn „frei von Magisterallüren durch seine Wunderwelt wollt führen". Die Liebe zur Natur spricht das erste Wort in der Sammlung, die von einem gesunden, herzerquicklichen Talent Zeugnis gibt. Wer ein Gedicht schaffen kann wie „Das ist die Furcht" (S. 57), der ist ein wahrer Dichter. Und Fridolin Hofer verfügt über mehreres derartiges Edelgut. Schon daß er diese Sammlung „Stimmen aus der Stille" nannte, zeigt mir, daß er in die wundersamen lautlosen Schöpfungsstimmungen der Natur und des Herzens hineinzuhorchen versteht, daß just sie ihm das erste an poetischer Anregung bedeuten. Wer ihm zu folgen versteht, der atmet belebende Bergluft, trinkt aus klarem, frischem Quell, badet die Seele in Morgentau. Wohlan, du trauter Fahrgenoß, schreite uns noch oft vor auf sonnen- und sternbeglänzten Höhenpfaden!

Mit starkem Interesse habe ich Helene Mosts „Mein Lied dem Herrn" gelesen (Ravensburg, Friedr. Alber, kl. 8° 168 S., geh. ℳ 1.60, geb. ℳ 2.40). Dieses Büchlein mit den Kapiteln „Heimkehr", „Am Altare", „Christkindlein", „Marienminne", „Das Jahr" und „Allerlei Klänge" eröffnet Tiefblicke in ein reiches, auch sturmbewegtes Seelenleben, das sich aber zum göttlichen Friedensport heimgefunden hat. Lange nicht alles ist gleichwertig in der Sammlung, die bei einer zweiten zu erhoffenden Auflage noch feilend, sichtend und dann ergänzend bearbeitet werden dürfte. Aber nichts darin hat mich gleichgültig gelassen. In allem spürte ich den Puls echten Lebens, den Gegendruck eines Empfindens, das eine Welt von gottsuchender Sehnsucht umspannt. Ich wünsche diesem Buch recht viele Leser und zumal Leserinnen, die unterscheidend aufnehmen, das so gewonnene Gute mehrend in sich bewahren und für andere ins Leben umsetzen können.

Inhaltlich weit weniger schwer wiegend und künstlerisch überhaupt kaum ins Gewicht fallend gibt sich A. Uhdolphs naiv dargestellte Episodenreihe „Luise (aus der Franzosenzeit 1813)", wegen der darin verarbeiteten lokalhistorischen Momente immerhin beachtenswert (ebenda kl. 8° 77 S., geh. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50).

Irgend jemand hat unlängst in einem bekannten Literaturblatt Käte Cajetan-Milners lyrisches Bekenntnisbuch „Hinter dem Leben" (Berlin, Axel, Juncker, 8° 128 S. brosch. ℳ 2.—) ins Nichts verdonnert. Weshalb? Der Geist der Ungerechtigkeit weiß es. Ich habe, neben einzelnem Minderwertigen, viel wirklich Gutes in der Sammlung gefunden: Stimmungsüßes und -schweres, Seelenzartes und -tiefes, künstlerisch Empfundenes, klar geschaute und doch in der Wiedergabe traumhaft reizvolle Naturbilder, Ausströmungen einer echten Begabung, eines edlen, dem großen Gefühl unterstehenden Herzens. Das alles — bis auf ein einziges Gedicht — in Lauterkeit getaucht. Wahrlich, solche Talente sollte man fördern, anstatt sie zu entmutigen.

Hohes Lob zollt fast ausnahmslos die Kritik Lulu von Strauß und Torneys „Neuen Balladen und Liedern" (Berlin, Egon Fleischel & Co., gr. 8° 180 S., brosch. ℳ 3.—). Die Sammlung umfaßt eine Auswahl der sämtlichen bisher erschienenen Gedichte dieser markigen Autorin, die über oft merkwürdig ursprüngliche, wuchtige Töne verfügt. Mit Recht nennt Börries von Münchhausen sie eine Balladendichterin großen Stils, deren Lyrik hinter ihrem balladischen Werk an Mannigfaltigkeit zurückträte, wenn auch die hier angeschlagenen wenigen Saiten den vollen Akkord eines jungen sehnsüchtigen Menschenherzens gäben. Lulu von Strauß kennt den „großen Schmerz der Lebenseinsamkeit", doch im letzten Grunde kennt sie ihn als Siegerin, die ein „zartes schweigendes Versteh'n" tief in ihr Herz nimmt. Bisweilen aber vergißt sie dessen — wir Katholiken haben es wiederholt an ihr erfahren müssen. Auch in diesem prachtvollen Buche steht einzelnes, das just daran uns ein Erinnern zurückbringt. Demgegenüber finden wir einen Reichtum an nicht nur rein künstlerischem, sondern auch unvermischtem ethischen Edelgut. Anerkennend begrüßen wir dieses mit dem Wunsche, daß Lulu von Strauß' Muse sich immer nachdrücklicher in den Dienst wahrer Güte stellen möge.

Einige Rezensenten schätzen Agnes Miegel höher als Lulu von Strauß-Torney. Ihre „Balladen und Lieder" (Jena,

Digitized by Google

Eugen Dieterichs, gr. 8° 87 S., brosch. ℳ 2.—) bekunden in der Tat ein starkes, schönes Talent von auffallendem dichterischen Zauber. Die Balladen zeigen eine seltene Kraft und Fülle des Eindringens, der Phantasie und Auffassung. In den Liedern gibt sich die Verfasserin auf den ersten Blick unpersönlicher als Lulu von Strauß. Aber wer das poetische Hineinhorchen versteht, wird bald ganz intime Töne erlauschen. Mit Rhythmus und Reim springt die Autorin bisweilen reichlich frei um. Ein Lapsus, wie der der ersten Strophe auf S. 80, dürfte wirklich niemandem passieren. Auch gestattet sie sich Dunkelheiten. Aber dem bedeutenden Gesamteindruck gegenüber rechnet man nicht mehr mit solchen Einzelheiten ab. Die Freude an dem Gegebenen, die Hoffnung auf das noch zu Erwartende wiegt rein und groß vor. Der Name Agnes Miegel wird nicht so bald verwehen.

Einen gediegenen und, wo es sein darf, kongenial nachempfindenden Kritiker lernen wir in Bernhard Stein kennen, dessen gesammelte Aufsätze „Neuere Dichter im Lichte des Christentums" über das Literaturhistorische hinweg aufs Ethische zielen (Ravensburg, Friedrich Alber, kl. 8° 342 S., brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.80). Der Inhalt behandelt G. Keller, C. F. Meyer, Fontane als Dichter und als Kulturhistoriker, Raabe, Heyse, Ibsen, die deutsche Ibsen-Literatur, Sienkiewicz, die Priestergestalten bei Sienkiewicz, Sienkiewicz und das Deutschtum, Christus in der modernen Literatur, die katholische Christusdichtung. Gründlichkeit und — damit eng zusammenhängend — Gerechtigkeit ist die Devise des Buches. Hier und da läuft wohl mal eine kleine Schiefheit mit unter. So S. 140, wo eine kompositionelle Flüchtigkeit den fälschlichen Eindruck erweckt, als hielte der Verfasser eine lobende Anerkennung Bismarcks für unvernünftig. Am höchsten stelle ich die Ausführungen über C. F. Meyer, Storm, Raabe und vor allem Fontane. Auch die feinsinnige Werteinschätzung Ad. Sterns gefällt mir sehr. Bei der deutschen Ibsen-Literatur hätte Dr. Expeditus Schmidt, bei Raabe der charakteristische „Stopfkuchen" berücksichtigt werden sollen. Gelegentlich des letzteren Autors sei bemerkt, daß „tiefes Gemüt" nicht neben dem „Humor" (s. S. 156) genannt werden darf, da dieser, insofern er echt ist, von jenem mit bedingt wird. An dem gesinnungstüchtigen Aufsatze über Heyse habe ich einiges auszusetzen. Z. B. die Erklärung, daß dieser Dichter als Dramatiker „überall geschmackvoll" sei. Das ist eine fast so übertreibende Verallgemeinerung wie die auf S. 205, welche Heyse die Kenntnis des Volkes und des wirklichen Lebens über die Schnur abspricht. Auch kann man nicht alle Heyseschen Frauen „Idealgestalten" nennen, noch behaupten, daß Bleibtreu in seinen sämtlichen Expektorationen über Heyse (s. Revolution der Literatur) absolut „voll und ganz die Wahrheit gesagt" habe. Ein Mann wie B. Stein sollte sich nicht zu derartigen Versteigungen hinreißen lassen, denn einem solchen stehen sie am wenigsten, was an sich gewiß ein großes Lob bedeutet. — Ich empfehle das Buch angelegentlich.

In die Tiefe geht auch Dr. Hermann Stodtes interessante Broschüre „Friedrich Hebbels Dramen aus der Weltanschauung und den Hinweisen des Dichters erläutert" (Stuttgart, Wilhelm Violet, 8° 57 S., Pr. 80 Pf.). Die kleine Schrift „möchte in erster Linie die oberen Klassen der höheren Lehranstalten, in denen Hebbel immer noch nicht heimisch ist, für ihn völlig erobern". Nach meiner Ansicht solle man bei Uebermittlung Hebbels wie auch der vorliegenden Schrift der Jugend gegenüber sehr vorsichtig sein. Die Hebbel-Lektüre bedarf entschieden einer noch objektiveren und zuverlässigeren Führung als Stodte sie hier bietet. Die Ansicht z. B., daß Shakespeare am Protestantismus erstarkt sei, darf man doch nicht kommentarlos weiter leiten! Aehnliches läßt sich von manchem anderen Angezogenen sagen. Dem Urteilsreifen aber empfehle ich das Büchlein, dessen Nibelungenkapitel eine Summe von Schönheit umschließt.

Weniger als literarhistorische Studie denn als lebendig übermitteltes Seelenbildnis will Ellen Keys VI. Band der „Bedeutenden Frauen" gelten: „Rahel. Eine biographische Skizze." Einzig autorisierte Uebertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos (Leipzig-R., E. Haberland, gr. 8° 171 S., br. ℳ 4.—, geb. ℳ 6.—). Das Werk liest sich sehr anregend, auch sehr überzeugend, um so mehr als die große Jüdin, die später als Varnhagens Gattin auf dem Boden des Christentums stand (allerdings ziemlich unbestimmt), in einheitlicher Weise häufig selbst zu Worte gelassen wird. Ellen Keys Führerschaft aber hüte man sich auch hier allzusehr zu vertrauen. Sie kann das Abfärben der eigenen Persönlichkeit nun einmal nicht lassen, und just diese Gewohnheit schafft trügerische Zwitterwirkung in Büchern, wie dieses. Nicht um Rahel erst kennen zu lernen, darf man zu Ellen Keys Darstellung greifen, sondern um früher erhaltene Eindrücke zu erneuern, abzuwägen und allenfalls einzelne Züge dem bereits geformten Gesamtbilde hinzuzufügen.

Viel anspruchsloser, auch kerninhaltlich, wirkt Albine Fialas „Rahel und ihre Freunde. Ein Buch der Erinnerung", (Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller, gr. 8° 159 S., geb. ℳ 2.50), eine Art konzentrierten Auszuges aus bereits vorhandener Rahel-Literatur.

Zweimonatsabonnement Mk. 1.60.

Der Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit

hat zu Anfang dieses Jahres ein eigenes Verbandsorgan gegründet, das als Monatsschrift unter dem Namen „Volkswart" erscheint. Der Verband ladet zum Abonnement auf diese Zeitschrift in einem Aufrufe ein, in welchem es u. a. heißt:

„Einen durchgreifenden Erfolg der Bestrebungen, die auf eine Besserung der vorhandenen Uebelstände hinzielen, kann ich mir nur versprechen, wenn die öffentliche Meinung sich mehr und mehr der schweren Schäden bewußt wird, die insbesondere der heranwachsenden Jugend aus der überhandnehmenden Unsittlichkeit in Schrift und Bild drohen."

Mit diesen Worten hat kürzlich Reichskanzler Fürst Bülow unsere Lage treffend gekennzeichnet! Ueberhandnehmen der Unsittlichkeit in Schrift und Bild, schwere Schäden für die heranwachsende Jugend und trotz alledem eine unverständliche, aber äußerst verhängnisvolle Gleichgültigkeit weiter Kreise, zaghafte Bedenklichkeit und Furchtsamkeit, das sind die traurigen Merkmale eines schnellen sittlichen Rückganges und Verfalles unseres deutschen Volkes. Ist noch Hilfe möglich? Wir beantworten diese Frage mit einem Ja. Auf Grund langjähriger, in fortgesetztem Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit gesammelter Erfahrungen können wir feststellen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich war. Unsere Bewegung wächst, breitet sich von Jahr zu Jahr aus und gewinnt an Bedeutung. Zuerst unbeachtet gelassen, dann belächelt und verspottet, darauf bekämpft und verfolgt, haben sich die jetzt zu einem Verbande zusammengeschlossenen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit bereits ein hohes Maß von Achtung, Anerkennung und Einfluß nicht nur bei den Freunden, sondern auch schon bei manchen früheren Gegnern ihrer Bestrebungen errungen. Und unsere Erfolge wachsen!

Aber Zusammenschluß und Mitarbeit aller Gutgesinnten ist geboten! Die Erkenntnis der Notwendigkeit des Kampfes gegen die Unsittlichkeit muß in die Allgemeinheit dringen, die Erkenntnis der Pflicht, in diesem Kampfe mitzutun, muß im Volksbewußtsein entfacht und tief eingegraben werden, unsere Bestrebungen müssen von der öffentlichen Meinung getragen werden!

Um diesem Ziele näher zu kommen, ist unser Organ gegründet.

Es soll vor allem dazu dienen, einen immer festeren Zusammenschluß der bestehenden Vereine herbeizuführen und so in Fällen, wo dies angezeigt erscheint, ein gemeinsames Vorgehen zu erleichtern. Es soll aber ferner auch über die Vereine hinaus in Kreisen, die unserer Organisation noch nicht angeschlossen sind, zur Beteiligung an unseren Bestrebungen anregen, indem es an der Hand von Tatsachen zeigen wird, welche Bedeutung für die sittliche Gesundung unseres öffentlichen Lebens unserer Organisation innewohnt, wie in unseren Vereinen gearbeitet wird und welche schönen Erfolge in beharrlicher Arbeit errungen werden.

Instruktive Artikel allgemeineren Inhalts sollen die verschiedenen unfreundlichen Gebiete der öffentlichen Unsittlichkeit beleuchten, ihren ursächlichen Zusammenhang mit anderen Zeiterscheinungen nachweisen und praktische Vorschläge zur Beseitigung der bloßgelegten Schäden bieten.

Endlich erhoffen wir durch unser Organ auch eine Stärkung des persönlichen Mannesmutes, an welchem es vielfach bedenklich mangelt. Würde jeder den Anstößigkeiten, die man ihm zu bieten wagt, energisch entgegentreten und zeigen, daß er sich die dreiste und freche Verletzung von Anstand und Sitte durch ein unsauberes Händler- und Skribentum nicht länger gefallen lassen will, dann würde der Schmutz sich nicht so breit machen können, wie es jetzt geschieht. Aber täuschen wir uns nicht! Mancher schreckt schon bei dem Gedanken zurück, von einer gewissen Presse als „Zelot" oder „Kunstbanause" bezeichnet zu werden, und in der Scheu zu den „Muckern" gerechnet zu werden, hat er den Mut nicht, seiner Entrüstung Ausdruck zu geben. Diesen Naturen soll unser Organ den Beweis liefern, daß es doch auch bei uns noch Hunderttausende von Männern gibt, die ohne Menschenfurcht und kühnen Mutes den Kampf gegen den Schmutz aufgenommen haben und unbeirrt durch die Anwürfe unsauberer Spekulanten ihn weiterführen werden zum Schutze unserer Jugend und zur Gesundung unseres Volkslebens.

Wir haben das Unternehmen gegründet in der sicheren Hoffnung, daß uns die Unterstützung aller Wohlgesinnten zuteil werden wird. Zahlreiche erfreuliche Anerkennungen sind uns bereits von maßgebenden Stellen ausgesprochen, und wir sind überzeugt, daß aus allen Kreisen unseres Volkes dem Unternehmen die wärmste Sympathie entgegengetragen wird. Aber wir bedürfen auch der tatkräftigen Unterstützung, ohne die nun einmal ein Unternehmen solcher Art nicht bestehen und seine Zwecke erreichen kann. Hier bietet sich namentlich allen denjenigen, die als aktive Vereinsmitglieder sich zu

Digitized by Google

beteiligen außerstande sind, eine gewiß willkommene Gelegenheit, unsere Bestrebungen durch Abonnement und durch Gewinnung weiterer Abonnenten zu fördern.[1]) Wir richten daher an alle, denen der Schutz unserer Jugend gegen die sittliche Verseuchung am Herzen liegt, die dringende Bitte, noch jetzt für das begonnene II. Halbjahr auf den „Volkswart" zu abonnieren und in den Kreisen von Bekannten weitere Abonnements zu gewinnen. Der Ernst der Sache, um die es sich handelt, erfordert diese kleinen persönlichen Opfer und Mühen. Wir sind überzeugt, daß dieselben von allen Gutgesinnten auch gern und bereitwilligst übernommen werden.

Natur und Kultur der deutschen Moore.

Von

Rektor Sander-Hannover-Linden.

(Schluß.)

Das Moor ist meist sehr unwegsam. Die alten Römer haben gewaltige Knüppeldämme hindurchgebaut; vielleicht haben auch unsere Vorfahren selbst solche hergestellt. Diese Dämme finden wir im Bourtangermoor, wo sie von verschiedenen Seiten auf Terapel zulaufen, finden sie bei Meppen in der Tinner Dose, in den großen Mooren am Dümmersee und anderwärts. Für Fuhrwerk ist das mehr abgelegene Moor meist nur im Hochsommer und bei scharfem Froste zugänglich; zur übrigen Zeit ist das Beschreiten dieses weichen Geländes für Pferde sehr gefährlich; Kühe kommen dort schon besser zurecht, da sie leichter sind, verhältnismäßig größere Füße haben, nicht so spitz zutreten und nicht so ungestüm sind wie die Pferde. Fühlt ein unkundiges oder heißblütiges Pferd den Untergrund weichen, so wird es wild und ruht nicht eher, als bis es bis zum Leib eingesunken ist oder bis es alle Sehnen gerissen hat. Die Pferde der Kolonisten sind wegen des steten Weidegangs ruhiger, und sind auch schon mehr gewöhnt, auf schwankenden Boden zu treten; zudem bekommen sie große Holzplatten, Pferdeholzschuhe genannt, unter die Füße gebunden; mit ihnen können sie auch über ziemlich gefährliche Stellen hinwegkommen.

Auf freie Faust in das noch nicht von ordentlichen Wegen durchzogene Moor hinauszuwandern, ist nicht sehr ratsam. In der Nacht ist es hier unheimlich dunkel, und gar bald würde eine Torfkuhle die Wanderlust kühlen, und am Tage hat es auch noch seine Gefahr. Es gibt Stellen im Moore, wo eine grüne, dünne Moosdecke einen bodenlosen Morast trügerisch überzieht. Wenn du hinüberschreiten willst, so öffnet sich der schwarze Schlund, und du sinkst hinab, wie von dunklen Mächten gezogen, und der Moorschlamm schließt sich für immer über deinem Haupte. Dann wirst du selbst zur Mumie wie das Moor und kommst vielleicht nach Jahrhunderten wieder ans Tageslicht, wenn ein Torfgräber zufällig auf deine Gebeine stößt. Schon mehrfach sind Menschen spurlos im Moder verschwunden, und man hat wiederholt wohlerhaltene aber braun gefärbte Leichen aus dem Moore herausgegraben. Das Moor hält fest, was hineingerät, verschließt es hermetisch, durchdringt es mit seiner Säure und konserviert es wunderbar.

Nach Professor Fräulein J. Mestorf in Kiel sind auf dem Gebiete zwischen Holland und Dänemark bis jetzt 52 Moorleichen gefunden. Ums Jahr 1900 waren 21 bekannt, davon die westlichste in Ostfriesland. Das ließ vermuten, daß auch Holland solche bergen müsse, und tatsächlich sind seitdem dort fünf Moorleichen entdeckt. Seit 1900 fand man in Jütland 12, in Oldenburg 2 und in Hannover 10 Moorleichen.

Ein wichtiger Erwerbszweig für manchen Kolonisten ist die Bienenzucht. Mit der Sandheide ist es eben die Moorheide und der Buchweizen, der den emsig suchenden und summenden Bienen den Rohstoff liefert für den feinen süßen Honig. Stände von 30—50 Bienenstöcken und mehr sind keine Seltenheit, doch hat die Sache wegen Mangels an Arbeitskräften schon bedeutend nachgelassen. Hoche erzählt, vor nunmehr gut hundert Jahren habe er bei Ellerbrook im Oldenburgischen einen Bienenvater kennengelernt, der neunhundert Körbe sein eigen nannte.

Interessant ist die Benennung der Moore. Mancherwärts ist sie ähnlich der der Heide, nämlich nach Orten benannt, so das Bourtangermoor, Börgermoor, Brockenmoor. Daneben haben wir noch ein Teufelsmoor, Witingsmoor, Wichus- und Hahnenmoor und manche „Dosen". Mehrere dieser Namen sind jedenfalls schwer zu deuten. Ferner gibt's eine schier endlose Zahl von „großen" Mooren. Das Moor muß unseren Vorfahren leicht als von ganz bedeutender Ausdehnung vorgekommen sein, denn anders ist es nicht zu erklären, daß oft Moore, die kaum zwei bis drei Stunden Durchmesser haben, schon als „großes" Moor bezeichnet werden. Auf einer vor mir liegenden (Vogelschen) Karte des Regierungsbezirkes Hannover zähle ich auf einer Fläche, die 30 km im Durchmesser hat, 6 „große" Moore.

Will man große Moore sehen, endlose, meilenweite, die kein Auge überblicken kann, so muß man ins Oldenburgische gehen, zu beiden Seiten des Saterlandes, oder nach Papenburg, oder gar ins große Grenzmoor, in das von Bourtange, zwischen Holland und Hannover. Letzteres ist über 1400 qkm groß. Seinen Namen hat es von Bourtange, einer früheren Grenzfestung, jetzt zu den Niederlanden gehörig. Obwohl noch wie das benachbarte Louverden auf fast allen Karten als Festung verzeichnet, ist es heute das friedlichste Nest von der Welt, birgt keine 500 Seelen und zeigt von früherer Herrlichkeit nur noch einen etwa 50 m langen kümmerlichen Rest einer Umwallung. Zur Zeit des kriegerischen Bernard von Gallen allerdings spielte „die Bourtange" eine andere Rolle; sie war vollends der Schlüssel zu Holland, denn an einer anderen Stelle war der unermeßliche Sumpf nicht passierbar. Jetzt sind mit vieler Mühe zwei Straßen durch dieses Moor gelegt, die nunmehr das Emsland mit dem holländischen Friesland und Groningen verbinden. Die nördliche führt von der unteren Ems (Dörpen) aus über Bourtange und Onswedde auf Winschoten zu, die andere zwei Stunden weiter südlich von Haren bei Meppen aus über Terapel und den Staatskanal nach Leuwarden; die nächste Parallelstraße, die schon südlich ums Moor herumführt, liegt sechs bis sieben Stunden weiter südlich. Das eben erwähnte Terapel, auch wohl Ter Apel geschrieben, ist ein altes, verlassenes Kloster inmitten des weiten Moores. Die Sage hat auch über diese interessante Stätte ihren Rosenschein ausgegossen: Fahrwege zu diesem Punkte, an dem man ein neues Kloster errichten wollte, gab es nicht; wie nun die nötigen Bausteine hinbringen? Da war bald Rat geschaffen; es stellte sich eine zahlreiche Mannschaft in der Reihe auf zu einer langen Kette quer durchs Moor, und nun gingen die Backsteine von Hand zu Hand, wie der Eimer bei einem Dorfbrande. Die Mönche dieses Klosters haben mehrfach schwer unter den bis hier reichenden Sturmfluten der Nordsee gelitten. Hier bei Terapel findet man auf einer Sandzunge noch einen stattlichen Wald, wie ihn Holland in weiter, weiter Ferne nicht wieder hat; er gehört mit dem alten Klostergebäude zur „Stadt", wie der Holländer sagt, nämlich zu dem entlegenen Groningen; das viel näher liegende Winschoten mit 15—20 000 Einwohnern ist hier im Volksmunde keine Stadt. Vor hundert Jahren, zur Zeit des korsischen Löwen, der seine Tatze auch hier spüren ließ, lichtete sich dieser Wald ganz unheimlich. Vordem war er ernstlich und geschickt gepflegt: bezüglich des „Closterbosch" schrieb die Groninger Regierung 1642 ihren Klosterpächtern vor, jeder müsse durch sechs Jahre jährlich 12 „eiken telgen planten, en de het net doet, zall geven vor elke telge en mark", und sie durften nur so viel fällen, als notwendig war, um zu unterhalten ihre „behuisinge, wagen en de ploech". — Interessant ist, daß hier auch die alte Sage vom Eichhörnchen wiederkehrt; diese Affen unserer deutschen Wälder müssen gar oft als Kronzeugen für früheren Waldreichtum dienen, auch hier bei diesem „Closterbosch"; es heißt davon: vor vielen Jahren konnte das Eichhörnchen von Terapel bis Groningen hüpfen, ohne die Erde zu berühren. Dasselbe war der Sage nach der Fall im unteren Emslande zwischen Aschendorf und dem Barenberg, im oberen Emstale zwischen Salzbergen und Bentheim, an der Leine zwischen Hannover und Peine, ja Hannover und Braunschweig usw. — Aehnliches erzählte sich das Volk von dem Reichtum etlicher Adelsgeschlechter; so in seiner Art zum Beispiel von den Arembergs, diese können danach mit ihrem Fuhrwerk von Sögel (Hümmling) bis Brüssel reisen und doch jede Nacht im eigenen Bett schlafen, denn so viele eigene Güter haben sie auf dieser Linie liegen.

Als wir im letzten Herbst eine Radtour durch das Bourtangermoor machten, führte uns der Weg wiederum nach Staatskanal und Terapel im Holländischen; in letzterem Orte war Kirmes, die im ganzen dasselbe Bild bot, das man auch bei uns sieht und auch dieselbe erschütternde Karussellmusik hören ließ, nämlich das rührende Lied vom Böhmerwald.

Zweierlei fällt dem Wanderer, der von Deutschland durchs Bourtangermoor nach Holland fährt, sofort auf: die holländische Seite des Moores ist fast ganz zu Ackerland umgeschaffen, und die dortigen Kanäle sind geradezu überdeckt mit Frachtschiffen, während man auf deutscher Seite bei stundenlanger Wanderung kaum einem Fahrzeug begegnet. Die deutsche Hälfte dieses Grenzmoores ist jetzt von einem großzügigen Kanalnetze durchzogen. Eine Hauptschiffahrtsstraße führt von Süden nach Norden fast durchs ganze Moor und hat von ihrer Richtung den Namen Süd-Nord-Kanal bekommen; im Süden hat er durch den Ems-Vechte-Kanal mit den hierdurch bezeichneten Flüssen Verbindung, im Norden durch einen hierzu parallelen Kanal Anschluß an das bedeutende Wasserstraßennetz Hollands und dadurch Zugang zum Dollart und dem reichen Groningen und nach Osten hin mit dem leistungsfähigen Dortmund-Emshäfen-Kanal. Außerdem hat der Süd-Nord-Kanal noch zweimal einen Wasserweg nach Holland hin als Abzweigung. Die Wasserversorgung dieser Kanäle ist eine vorzügliche: trocknen auch einst die dortigen Moore bei intensiverer Kultivierung aus, so kann

[1]) Abonnementspreis des „Volkswart" pro Halbjahr 1 M. Erscheinungsort Coblenz, Görresdruckerei. Durch jede Postanstalt zu beziehen.

Digitized by Google

stets und reichlich Wasser in Masse aus der Ems zugeführt, durch die Kanäle nordwärts geleitet und dann der Ems wieder zurückgegeben werden; das Gefälle und die Richtung gestatten dies mit Leichtigkeit. Gern möchte Holland auf demselben Wege von unserer Ems Wasser beziehen, denn seine Kanäle leiden im Sommer schon bedeutend unter Wassermangel infolge der weit vorgeschrittenen Abtorfung seiner Moore; namentlich in den oberen Teilen seiner dortigen Kanäle können die Schiffe im Hochsommer nur mit geringer Sicherheit auf die nötige Fahrtiefe rechnen. Um keinen Wasserverlust nach Holland zu haben, sind an der Grenze Sparschleusen gebaut.

Wie sich die Zeiten ändern können! Vor siebzig, achtzig Jahren bauten die Holländer an der Grenze den gewaltigen Zellinger Damm, um von Deutschland her kein Wasser hereinzulassen. Die Rütenbrocker stachen dann bei Nacht und Nebel diesen Damm durch, um nach der Schneeschmelze nicht ganz zu versaufen und zu versumpfen, und dann strömten wilde Fluten nach Holland hinein; dieses anderseits, um sich zu retten und zu rächen, durchstach nun seinerseits denselben Damm wieder bei Bourtange, so daß sich dann das Wasser über die Felder von Rhede und dem unteren Emslande ergoß. Dieses Spiel wiederholte sich Jahr für Jahr. Holland baute Blockhäuser an der Grenze und belegte sie mit Mannschaften, die hier Wasserwacht halten sollten. Die verlassenen Bauten stehen noch, Zweck haben sie keinen mehr, denn die Wasserverhältnisse haben sich dort ganz und gar geändert; auf preußischer Seite ist jetzt mehr für Abwässerung geschehen und ist der Süd-Nord-Kanal erbaut, ziemlich genau auf der Wasserscheide, und auf holländischer Seite möchte man jetzt so bittergern Wasser aus Deutschland haben.

Daß das Bourtangermoor nicht ganz hoch liegt, zeigt uns ein Markstein, der auf dem etwa drei Meter hohen Zellinger Damm bei Terapel steht. Er trägt die Aufschrift: 13,87 el boven A. P., d. h. 13,87 Ellen über dem Amsterdamer Pegel. Nach diesem Amsterdamer Pegel wurde früher auch in Deutschland viel gerechnet; die Wasserstandsangaben der Ems waren bis vor wenigen Jahren wohl sämtlich nach A. P. angegeben. Unsere neueste Landesaufnahme richtet sich nach N. N. (Normal-Null).

Wahrscheinlich ist das Bourtangermoor entstanden aus einem früheren Stausee, der gebildet wurde durch die Emsdünen, durch das etwas höhergelegene holländische Westfriesland und Groningen und den Hondsrüg, westlich vom großen Moraft. Der Hondsrüg im Holländischen ist wohl dasselbe Wort mit unserem Hundsrück, ist bis vierzehn Meter hoch, zeigt deutliche Spuren früherer Vergletscherung und weist sogar noch etliche Hünengräber auf. Nach den Forschungen des Dr. Bielefeld umfloß früher die Ems dieses Gebiet statt im Osten im Süden und wandte sich dann der Vechte zu, deren Hauptstrom bildend; durch Sandverwehungen, durch das Verschleppen der Flußmündungen und anderes wurde wohl die Ems bewogen, nordwärts zu fließen und sich mit der bis dahin selbständigen Leda zu vereinigen. So sieht jetzt die Ems nur mehr ein Land, hat aber auch dafür die Ehre, Deutschlands größter Flachlandsfluß zu sein.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Festspiele haben mit dem Mozart-Zyklus des Kgl. Residenztheaters ihren Anfang genommen. Die erste Vorstellung mit „Figaros Hochzeit" bot den seit Jahren gewohnten Anblick eines ausverkauften und festlich gestimmten Hauses. Die Anziehungskraft, welche die Spiele auf ein internationales Publikum ausüben, ist eine noch ständig wachsende. Der künstlerische Wert des Gebotenen rechtfertigt die große Nachfrage vollkommen. Die Sorgfalt, mit welcher bei uns die von Possart und Levi überkommene Mozartinszenierung pietätvoll gepflegt wird, ist unseren Lesern zu vielen Malen ausführlich dargelegt worden. Daß wir in Mottl einen der berufendsten Mozartdirigenten besitzen, daß Feinhals, Gillmann, die Damen Bosetti, Tordek und Fay, Walter, Sieglitz und Geis, sowie Frau Preuse und Frl. v. Fladung ein Ensemble bilden, das durchaus mustergültig ist und in der überwiegenden Mehrheit seiner Mitglieder geradezu unübertrefflich, das sind allmählich banale Wahrheiten geworden. Ihre große Bedeutung liegt noch besonders darin, daß stilsichere Mozartaufführungen heute in der ganzen Welt selten sind, während sich hervorragender Wagnervorstellungen mehrere Bühnen rühmen dürfen, ja sogar auch kleinere im Musikdrama zu respektablen Leistungen gelangt sind.

Verschiedenes aus aller Welt. In Bayreuth ist nunmehr der erste Festspielzyklus vorübergegangen. Auch aus den Kritiken der enragiertesten Wagnerianer geht, wenn es auch in den rücksichtsvollsten Formen geäußert wird, hervor, daß es heuer minder starke Eindrücke gab. Frau Cosima Wagner hat zum ersten Male die Leitung völlig in die Hände ihres Sohnes gelegt. Als Regisseur und Dirigent fand Siegfried Wagner ehrende Anerkennung, aber Fehlbesetzungen hat er nicht zu vermeiden gewußt. — Im Burghof der Ruine Rudelsburg am Ufer der Saale wurde Wildenbruchs „Rabensteinerin" durch das Köfener Theaterensemble mit großer Wirkung aufgeführt. — Wenig Erfolg hatte in Breslau die Uraufführung eines Dramas „Ein Ehrenwort" von Karl Neurode. Die Kritik nennt das Stück eine verschlechterte Kopie von Paul Heyses „Ehrenschulden", die wenig Begabung zeigt. — Sophie Menter, die vielgerühmte große Pianistin, feierte ihren 60. Geburtstag. Sie ist in den letzten Jahren nur wenig mehr vor die Oeffentlichkeit getreten. — In Warschau ist nunmehr die Errichtung eines Chopindenkmals gestattet worden. Die Regierung hatte sich dem Plane lange widersetzt. — In Badenweiler wurde ein Monument des russischen Dichters Tschechow enthüllt. Der auch an deutschen Bühnen ziemlich erfolgreiche Autor ist in diesem Kurorte vor vier Jahren seinem Leiden erlegen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der politische Horizont war bisher im Orient grossen Trübungen ausgesetzt, und die neuerdings genehmigte Verfassung wird noch manche Unruhen bringen. Es ist bekannt, dass Deutschlands Interessen in der Türkei, vornehmlich in wirtschaftlichen Beziehungen, sehr grosse sind. Vor allem durch die Entrierung der deutschen Kapitalien in Bahnanlagen bleibt das heimische Wirtschaftsgebiet von den politischen Konstellationen der Türkei hervorragend influenziert. Trotz dieser Interessensphären konnte man bisher keinen nennenswerten Einfluss dieser Momente auf die heimischen Märkte verspüren. Dafür sorgte weiterhin die erstaunlich widerstandsfähige Festigkeit der amerikanischen Weltbörse, die neuerliche Kursavancen bis zu Maximalkursen seit der letzten Hochkonjunkturzeit zu verzeichnen hatte. Der kaufmännische Yankee zeigt sich in seinen Entrierungen immer zum Märchenhaften geneigt. Angesichts der besonders für Europa so harten Sturmperiode im vorigen Jahr erscheint es für unsere Begriffe direkt widersinnig, dass die Konsequenzen jener an Miseren und Katastrophen so reichen Zeit schon ganz überwunden sein sollten! Die Berichte vom Eisen- und Stahlmarkt lassen allerdings mehr Kauflust der Produzenten erkennen, und eine Besserung erscheint bei günstigen politischen Zeitläufen weiterhin bis zum Herbst möglich. Auch der Ausweis des amerikanischen Steeltrusts signalisiert eine Besserung für den Monat Juli. Die Leichtigkeit der Rückzahlung von 45 Millionen Dollars der Neuyorker Nationalbanken zeigt ferner, dass der amerikanische Geldmarkt anscheinend auch innerlich selbständig bleibt. Trotz alledem fehlt es nicht an warnenden Stimmen, welche die so ungestüme Reprise der Effektenmärkte als zu stark bezeichnen. Nochmals sei den deutschen Kapitalisten ein „hands off" zugerufen. Was die Hauptwirkung dieser festen Neuyorker Tendenz auf die heimischen Märkte sowohl wie Handel und Industrie im allgemeinen betrifft, so ist es vornehmlich das befreiende Gefühl der Beruhigung. Die Konsolidierung, insbesonders der Geldmärkte, macht wesentliche Fortschritte. Auch in Deutschland geht die Entlastung der monetären Situation gleichmässig, wenn auch verlangsamt, vorwärts. Vor allem ist das andauernde Anwachsen des Metallbestandes verbunden mit einer starken Entlastung der Passiven der Deutschen Reichsbank. Die dankbare Ausgestaltung des deutschen Scheckverkehrs, auch die neue Stückelung der Banknoten geben gute Früchte hinsichtlich der Einengung in Bedarf und Verwendung des Metallgeldes.

Was hierbei als wichtigste Konsequenz in die Wagschale der Betrachtungen fällt, ist eine Stabilität in der Befestigung des heimischen Noteninstituts, und das ist unbedingt erforderlich. Die schweren Gefahren, welche ein weiterer Abfluss der vielen auswärtigen Gelder für Deutschland bedeutet, sind bereits geschildert worden. Auch das grosse Risiko, das ein verstärkter Besitz des Auslandes am heimischen Rentenmarkt insbesondere bei internationalen Differenzen hat, kann nur aufgewogen und kompensiert werden durch eine günstige Zahlungsbilanz. Die jüngst publizierten Ziffern des deutschen Aussenhandels zeigen, dass der Import an Steinkohlen, Eisenerzen und Baumwolle durch den Minder-Konsum und -Bedarf der Industrie ein wesentlich kleinerer ist als im Vorjahr. Der finanzielle Geldbedarf Deutschlands wird dadurch erheblich vermindert und erleichtert. Neuerdings sind Wahrnehmungen zu registrieren, die eine Vermehrung der kommunalen Bedürfnisse zeigen. Das Anwachsen der Städteanleihen, vornehmlich solcher von Kommunen mittleren Umfanges, kann nach Umständen im Hinblick auf die anhaltenden Forderungen die Geldmarktlage à la longue stören, zum mindesten aber ungünstig beeinflussen. — Trotz der bisherigen Absorbierung des an den Markt gekommenen Obligationenmaterials wird mit dem Nahen der herbstlichen Geldansprüche dadurch ein Sinken der Rentenkurse sowie eine Uebersättigung des Anleihemarktes gefördert.

M. Weber.

Bayerische Handelsbank München. Am 30. Juni 1908 betrugen die Darlehen der Bank an Hypotheken 266,07 Millionen, an Kommunal-Kapitalien 4,35 Millionen und gegen 31. Dezember 1907 zusammen mehr 12,43 Millionen Mark. Demgegenüber sind an Pfandbriefen 263,21 Millionen und an Kommunal-Obligationen 4,73 Millionen Mark emittiert.

Digitized by Google

Zimmer von 1.75 bis 10 Mk.

Zentralheiz. Bäder. **BERLIN** HOTEL STEWEN (Kath. Vereinshaus) Elektr. Licht.

früher **Krebs' Hotel**

Niederwallstr. 11 **Zentrum der Stadt.**

Nahe der St. Hedwigskirche, sowie der Kgl. Schlösser, Theater und Museen. — Vorzügliche Küche — Aufmerksame Bedienung.

Frühstück 75 Pfg.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Physikalische Heilanstalt SALUS, München, Müllerstrasse 45. Aerztl. geleitetes Ambulatorium, besonders für Herz-, Nerven- und Stoffwechselkranke. Lichtbäder, elektr. u. medizin. Bäder (u. a. Radium-Bäder gegen Gelenkrheumatismus, Ischias u. alte Katarrhe), Massage, Vibration. Aktive Elektro-Massage bei Darmträgheit, Schwächezuständen. Röntgenuntersuchung, Wechselstrom und Nauheimer Bäder bei Herzleiden. Uebungsbehandlung bei Gehstörungen. Inhalatorien. Keinerlei Arztzwang.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Kainzenbad Neuerb. Kurhaus in prächt. Hochgebirgslage. Mineral-Moor-, Schwefel- und Eisenbad. Grosser Park. Alle modern. Kurmittel. Waldluft-, Sonnen- und Schwimmbäder. Vorzügliche diät. Küche. Prosp. Arzt: Dr. Behrendt. **bei Partenkirchen.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen. Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium) für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige. Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach,** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke. Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. Behandlung chron. Lungenkranker ausserhalb der Anstalt nach der bewährten Methode von Dr. N. Hanika. **München-Nymphenburg,** Ludwig-Ferdinandstr. 1 Tel. 9791.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

Schlangenbad (Taunus) Villa Philemena katholisches Schwesternhaus, neben der katholischen Kirche, direkt am Walde, ruhige schöne Lage. Zimmer mit und ohne Pension.

Sanatorium Wasserheilanstalt **Wolbeck** bei Münster in Westfalen. Seit 16 Jahren bestehend, empfohlen für Nervenleiden, Rheumatismus, Konstitutions- und Schwächezustände. — Kapelle im Hause. Schwesternpflege. Grosser Wald. Ruhigste Lage. Bahn- und Poststation. In den Sommermonaten frühzeitige Anmeldung erbeten für die Kurhäuser. Im Städtchen billige gute Unterkunft. Prospekt und Auskunft gratis. **Dr. med. W. Lackmann.**

Einsiedeln, Gasthof „zur Krone" Bestempfohlenes Haus. — Anerkannt vorzüglichste Bedienung bei bescheidenen Preisen. — Von der hochw. Geistlichkeit bevorzugt. — 7 deutsche kathol. Zeitungen: Achtungsvoll empfiehlt sich **N. Lienhardt.**

Arminiusquelle Lippspringe in Westfalen. Heilquelle gegen Lungenleiden, Asthma und Kehlkopfkatarrhe. Wasserversand während des ganzen Jahres. Grosser Park, reizmilderndes Klima. Neu eingerichtetes Badehaus, Inhalatorien neuesten Systems, Dampfheizung. **Pensions-Hôtel Kurhaus.** Vorzügliche Verpflegung. Elektr. Licht. — Liegehalle. — Näheres durch die Brunnen-Administration der Arminiusquelle. — Das in Lippspringe neu hergerichtete Kurhaus mit seinem „Kurbrunnen" steht mit unserer seit 70 Jahren bewährten Arminiusquelle und deren Verwaltung nicht in Verbindung. **Die Administration der Arminiusquelle.** Lippspringe, Westfalen (Bahnstation).

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co. München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Nordseebad Amrum-Norddorf Seepensionat Hüttmann. Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpfleg. mit Zimmer 4 M, Vor- u. Nachsaison Ermäss. Keine Kurtaxe, keine Trinkg. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesd. ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsais. frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Bad Salzschlirf :: St. Bonifatiushaus :: Beste Verpflegung, freundliche Zimmer. Kapelle im Hause. Näheres durch die Oberin.

Wer bin ich? Welchen Charakter besitze ich? Welche Gedanken beherrschen mich? Auf diese wichtigen Lebensfragen erhalten Sie Aufschluss durch **Charakter-Analysen** und **Horoskope.** Einsendung von Photographie, Handschrift u. Geburtsdatum zur Feststellung des Charakters u. der Astralsymbolik erbittet **Gustav Stephan,** Phrenolog, **Reichenbach i. Schles.,** Kirchstr. 19.

Für Rentner! Herrschaftliches Wohnhaus auf dem Lande, **inmitten zirka 2 Morgen ertragreichen Obstgartens gelegen, mit Erfolg als Ferienpensionat benutzt, sich eignend zu Sommerwirtschaft,** weil in der Nähe eines vielbesuchten Waldes (Ausflugsort) gelegen, ist wegen Sterbefalles **günstig zu verkaufen.** Anfr. mit Marke zu richten an **Redakteur Schulzen** in **Viersen** (Rhld.)

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei. **Paul Schmidt, Ahrweiler.**

Handtellerflechten heilbar! Grundmanns Thymol-Seife ist **zweifellos** ein **grossartiges Mittel** bei Flechten und juckenden Hautausschlägen, H. Amtsrichter in Z. Bei richtiger Anwendung **verschwinden Flechten,** trockene und nässende, auf **Händen, Kopf, Gesicht, Oberkörper** und auf den **Beinen;** speziell **Handtellerflechten,** die als unheilbar galten, wurden in kurzer Zeit durch den Gebrauch von Grundmanns **Thymolseife** und der dazu gehörigen **Toilette-Creme** fortgebracht. Wenn Ihnen von den vielen angepriesenen Mitteln bis jetzt nichts geholfen hat, machen Sie einen letzten Versuch! — **Seife 80 Pf. 3 Stück 2,20 Mk. Toilette-Creme 2 Mk.** **Apotheker Grundmann, Berlin, Friedrichstrasse 207.**

In der Einmachezeit leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügl. Dienste. Preis nur 40 Pf. **Bratbüchlein,** 142 köstl. Bratspeisen ohne Fleisch 70 Pf., geb. 1 Mk. Handelslehrer **Rehse, Hannover 6.**

Achtung! Hoher Verdienst. Kein Risiko. Laden und Kapital nicht nötig. Leute jeden Standes können als Orts- oder Bezirksvertreter durch Verkauf eines grossartigen, leichtverkäuflichen Massenartikels dauernd viel Geld verdienen. Riesiger Umsatz. Event. auch als Nebenerwerb. Postkarte genügt. : Auskunft gratis. : **L. Schütze,** Altenberg b. Aachen, Nr. 75.

Das seelen- u. gemütvollste aller Hausinstrumente: **Harmoniums** m. wundervollem Orgelton. Katalog gratis. **Aloys Maier,** Hoflieferant, **Fulda.** Illustr. Prospekte auch über den neuen **„Harmonista"** Spielapparat mit dem jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.

Bordeaux und Burgunder Medoc 115 M; Margeaux 1.30 M; St. Julien 1.50 M; Graves (weiss) 1.30 M; Ht. Sauternes 1.70 M. — Maconnais 1.25. M; Beaujolais 1.40 M; Beaune 1.60 M; Pommard 2.60 M pr. Lit. in Geb. v. 20 l an u. Fl. assortiert in Kisten franko Nachnahme **Alphons Marxer, Zabern i. Els.**

Ein **Universitätsstudent,** dem wegen Berufswechsel **jede Unterstützung** und **Unterkunft** entzogen wurden, sucht während der **kommenden Ferien** als **Hauslehrer** oder sonst in einer **geeigneten Stellung** Verwendung. Gefl. Off. unt. Nr. 25 an die Red. d. „A. R." München, Tattenbachstr. 1a.

Keine Nachnahme! f. Leser d. Bl. **Gold- u. Silberwaren, Bestecke** zu streng reellen billigsten Preisen. Illustrierter Katalog gratis u. franko. Auswahlsendungen sofort. **Karl Berger,** Versandhaus (Mitgl. kath. kaufm. Verein, Rh.) **Pforzheim,** Dellsteinerstrasse 29.

Dem hochw. Klerus, welcher die **Münchener Ausstellung** besucht, empfehle ich, die in der Kirche, Halle 1, ausgestellte **Casula, Pluviale** bzw. **Fahne** gefälligst zu besichtigen **Max Altschäffl,** MÜNCHEN Karlstrasse 52/II, Paramentenanstalt und Fahnenstickerei.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr Zeit.-Drz. Nr. 10 1a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 33. München, 15./16. August 1908. V. Jahrgang.

Willkommen am Rhein!

(Zur 55. deutschen Katholikenversammlung in Düsseldorf vom 16. bis 20. August 1908.)

Von

Dr. Ed. Hüsgen, Düsseldorf.

Willkommen am schönen Rhein, im katholischen Urlande Deutschlands! Willkommen an dem herrlichen urdeutschen Strome, in dessen Fluten sich die mächtigen Dome spiegeln, die altehrwürdigen Zeugen einer ruhmreichen, kindlich gläubigen, begeisterungsfähigen katholischen Vergangenheit!

Willkommen in der blühenden Hauptstadt des alten Bergischen Landes, der „romeryke Berge", deren Traditionen mit tausend starken Fäden in die Geschichte des katholischen Deutschlands verwebt sind!

Hier am Rheinufer ladet der imposante Kuppelbau der Festhalle die deutschen Katholiken zu Gast: ein freundlicher Vermittler des schroffen Gegensatzes zwischen materiellem Erwerbssinn und physischer Kraftentfaltung und idealem Schwung, poesievoller Gestaltungskraft und künstlerischer Betätigung. Denn zu seiner Linken dehnt sich der weite Hafen, der in riesigen Atemzügen die Erzeugnisse niederrheinischen Gewerbefleißes in alle Welt hinaussendet und dafür die Produkte aller Erdteile wieder aufnimmt. Hinter ihm in der Stadt und ihren Vororten keuchen die Maschinen und dröhnen die Dampfhämmer und sausen die Spindeln, und weiter abwärts dem Ufer entlang, am Eingang der schattigen Haine, lehnt sich an die zierliche Brücke die Akademie, wo die Kunst ihre Wirkungsstätte aufgeschlagen, wo die Schönheit das Zepter hält und mit der schöpferischen Phantasie vereint im Reich des Ideales die Herrschaft führt. Da wachsen die lebensfrohen Kinder des Künstlergenius in blühenden Farben; da formt sich des Marmors sprödes Korn unter des Meißels schwerem Schlage zu kunstvollem Gebilde.

Willkommen also in der Stadt der Kunst, der Industrie, der blühenden Gärten und der grünenden Haine!

Zweimal schon hatten die Düsseldorfer die Ehre, die Katholiken Deutschlands als Gäste zu empfangen — beide Male gewissermaßen nur als Nothelfer durch einen Entschluß des letzten Augenblickes. 1869 war die Katholikenversammlung von den engherzig geschlossenen Torschranken einer süddeutschen Stadt am Bodensee schnöde weggewiesen worden, und 1883 mochte die bayerische Hauptstadt sich nicht bereit finden, ihre Pforten für die alljährliche Zusammenkunft der deutschen Katholiken gastlich zu öffnen. Beide Male nahm Düsseldorf sie mit liebevoll bereiten Armen auf und setzte damit zugleich zwei wuchtige Marksteine in die Geschichte der katholischen Bewegung hinein!

1869 zitterte durch ganz Deutschland die Erregung, die durch die Berufung des Vatikanischen Konzils hervorgerufen war. Die Düsseldorfer Versammlung breitete beruhigendes Oel über die brandenden Wogen. Als ernste Mahnung erklang das markige Wort der ehrfurchtheischenden Reckengestalt des alten Gymnasialdirektors Kiesel, das den Verhandlungen Ziel und Richtung wies: „Wir werden zwar keinen Plan ausdenken zu einem Feldzuge, mittelst dessen wir die Burgen des Unglaubens stürzen, mittelst dessen wir die Wälle der Gottlosigkeit niederreißen, mittelst dessen wir Heere erbitterter Gegner niederschmettern. Aber Eins ist uns gegeben. Während die großen Wirkungen zur Zeit, die wir nicht wissen, und mit Mitteln, die wir nicht ahnen, Gott der Herr zu vollbringen sich vorbehält, dürfen wir in seinem Namen mit vorsichtigen Blicken, mit stillem Fleiß, mit gewissenhafter Ausdauer an der Ordnung und Wahrung des Kleinen arbeiten. Lassen Sie uns in dem Kleinen das Große sehen. Wir können freilich, wenn des wilden Stromes Welle an dem lockeren Erdreich unserer Wiesen und Gärten gierig nascht, nicht den Strom in andere Richtung zwängen und können die Quellen seiner Fluten nicht verstopfen, aber wir können mit Dämmen das eigene Gebiet sorgfältig befestigen und schützen, und wenn wir eine Hand breit Erde retten, so haben wir alles, was hinter dem schmalen Streifen liegt, verteidigt. Wollten wir aber glauben, daß nur ein einziger Weg zu den Zielen führe, die wir als die unsrigen anerkennen müssen, so würden wir einander nicht das sein, was wir einander sein sollen. Lassen wir deshalb nicht zu, daß jemand von uns heimkehre von hier mit der Erinnerung, daß die Erreichung eines gemeinschaftlichen Zieles deswegen, weil man sich über die Art seiner Verfolgung nicht einigen konnte, unmöglich geworden sei. Es ist für alle Lebensgebiete ein goldenes Wort zu empfehlen, das man tausendmal hört und nie genug beherzigt, das wie ein altes tiefsinniges Lied in die Seele dringt, das wie ein Spruch der Weisheit nie ganz durchgedacht wird. Lassen Sie uns dies Wort, das hier über uns geschrieben steht, auch in unsere Herzen graben und ihm für die Tage dieser Versammlung und für alle folgenden Tage in unserem Herzen Wirksamkeit gestatten, das Wort, daß in dem Notwendigen Einheit, in dem Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe herrschen müsse."

Wie herrlich haben sich die Früchte dieser Mahnung entfaltet! Ein breiter Strom der Beruhigung und des Segens ergoß sich von dieser Versammlung über ganz Deutschland. Zum ersten Male trug man den Gedanken des sozialen Friedens in den wilden Kampf um das Dasein; die soziale Frage beherrschte neben den speziell religiösen Fragen den weitaus größten Teil der Beratungen. Und das am Vorabend einer neuen Zeit, an der Schwelle von Neugestaltungen, wie Europa sie seit dem Beginn des Jahrhunderts nicht mehr erlebt hatte. Das neue Deutsche Reich erstand auf blutgetränktem Schlachtfeld, und zugleich sank der älteste Thron Europas, das Patrimonium Petri, in Trümmer: ein Raub revolutionärer Gewalt! Und nun folgte die furchtbare Zeit des sogenannten Kulturkampfes, da die katholische Kirche im größten deutschen Staatsgebiete zurückgeworfen wurde in die Zeit der Bedrängnis wie ein weltfremdes Missionsland jenseits der Zivilisation. Aber die Mahnung, die von Düsseldorf aus erklungen war, hielt die Herzen zusammen und machte die Schwachen mutig, daß sie die Zeit der Trübsal tapfer überstanden.

Wieder fanden sich die Katholiken in Düsseldorf zusammen an dem Vorabend einer neuen Entwicklung im Jahre 1883. Ach wo waren da die Kirchenfürsten, denen man sonst so begeistert zuzujubeln pflegte? Der Oberhirte der Kölner Diözese, Erzbischof Paulus, weilte noch in der Verbannung und konnte nur aus der Ferne seine treue trauernde Herde segnen. Auch Bischof Peter Joseph von Limburg antwortete auf die Einladung des Lokalkomitees „vom Orte seines Exils" aus. Nur Weihbischof Dr. Baudri von Köln erschien auf der Versammlung, um den Mitgliedern den bischöflichen Segen zu spenden. Zwar war die Gluthitze des erbitterten kirchenpolitischen Kampfes bereits verraucht. Allseitig machte sich das Bedürfnis nach

Digitized by Google

Frieden gebieterisch geltend. Die Gefahr lag nahe, daß im letzten Augenblicke müde Nachgiebigkeit aus Liebe zum Frieden aufgeben könnte, was im heißen Kampfe ruhmreich behauptet worden war. Es war vielleicht providentiell, daß gerade in jenen Tagen in Düsseldorf die ausländischen Katholiken in so großer Zahl sich eingefunden hatten, um durch ihre Teilnahme den Mut der deutschen Glaubensbrüder zu stärken. Ein wahrhaft erhebender Augenblick war es, als der nimmermüde unvergeßliche Windthorst am Schlusse der Verhandlungen der Versammlung das Gelöbnis abnahm, „nicht ruhen und rasten zu wollen, bis die unbefleckte Braut des Herrn frei im deutschen Vaterlande walte".

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem dahingegangen. Düsseldorf begeht in diesen Tagen eine Art Silberjubiläum, da es den 25. Jahrestag seiner letzten Katholikenversammlung durch die Wiederkehr einer neuen feiert. Es fällt zusammen mit dem 60. Jahre des Bestehens der Katholikenversammlungen überhaupt. 60 Jahre bedeuten im menschlichen Organismus die Neigung zum Absterben, das Erlahmen der Kräfte. Anders bei unseren Generalversammlungen. Sie sind gewissermaßen aus dem Jugendalter in das Alter bewußter reifer Männlichkeit getreten. Mit neuen Zielen haben sie die alte Anziehungskraft und die Gewißheit des Erfolges verdoppelt.

Was aber in diesem Jahre unserer Tagung einen besonders festlichen Charakter aufprägt, das ist die Feier des goldenen Priesterjubiläums unseres Hl. Vaters. Wenn diesmal die Katholiken aus ganz Deutschland in Düsseldorf zusammenströmen, dann geschieht dies, um dem Nachfolger Petri, dem Statthalter Christi, eine Huldigung darzubringen von überwältigender Wucht und Bedeutung.

Dem Jubelpriester Pius X. ist diese prächtige Festhalle errichtet. Ihm gilt der begeisterte Zuruf der vielen Tausende werktätiger Männer, die am Sonntage in unabsehbarem Festzuge die Straßen der Feststadt durchziehen. Ihm rauscht der Jubel der Scharen von Männern und Frauen, die aus der Ferne und aus der Nähe sich in Düsseldorf zusammenfinden, um die Gefühle der Ehrfurcht, der kindlichen Liebe und des treuen Gehorsams zu den Füßen des Hl. Vaters niederzulegen.

Pius X.

Von

Dr. Mich. Eberhard, München.

Der 18. September dieses Jahres ist der goldene Jubeltag Pius' X.; da werden die 50 Jahre seines Priestertums voll. Bereits am 14. November 1906 lud der Dekan des Kardinalkollegs, Kardinal Oreglia, den Episkopat des Erdkreises ein, das römische Zentralkomitee in der Feier des Jubiläums zu unterstützen. Zur Inauguralfeier im Monat September waren schon 7 Pilgerzüge nach Rom angesagt, allein antiklerikale Hetzereien ließen es rätlich erscheinen, diesen sowie späteren Pilgerzügen abzuwinken. So vollzieht sich das Jubiläum bei gedämpfter Trommel Klang. Man wird es darum dem Festtambour dieser Zeitschrift verzeihen, wenn auch er nicht mit vollem Wirbel einsetzt.

Männer haben ohnehin eine eigene Art, Feste zu feiern. Die Idee ist ihnen, wenn nicht alles, so doch die Hauptsache. Sie sind nicht böse, wenn man ihnen keine Festkulissen vorschiebt, die häufig genug dem geistigen Auge als Scheuklappen vor dem Leben der Wirklichkeit dienen sollen; sie rufen vielmehr nach der Schaubühne des Lebens:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Sie verzichten auf eine idealisierte Büste, gehoben durch Blumenschmelz und Lorbeergrün, umwogt von berauschenden Hymnen, wenn sie den Helden schauen können, wie er leibt und lebt, stehend und sprechend und tatend auf dem wahrhaftigen Schauplatze seines Wollens und Wirkens, seines Ringens und Leidens. Der Päan, der von dieser Walstatt braust, weckt mächtigste Akkorde; die Lichtgestalt von Geist und Charakter, die emporsteigt über diese rauhen, zum Teile finsteren Mächte, ist entzückendstes, verehrungswürdigstes Ideal. — Aber es muß ein Held sein wie Pius X.

I.

Der Schauplatz! Die Kirche von heute. Er ist summus custos einer altehrwürdigen Kathedrale, deren Gewölbe die Erde überspannen. Die erste Besichtigung sagt ihm, daß die Fundamente gut, aber viele Teile ruinös sind. Von diesem Rundgang an steht sein Programm fest, alles, was ruinös ist, vom Fundament aus wiederherzustellen. Das Fundament aber ist der Gottmensch: omnia instaurare in Christo.

Was ist denn bröckelig, rissig, ruinös, schadhaft in der Kirche von heute? Insoweit die Einflüsse der Zeit in Betracht kommen, leidet die katholische Kirche an ähnlichen Schäden wie die protestantische Kirche. Ihre Fundamente sind besser, aber sonst fast die gleichen Sprünge und Risse, der gleiche Mauerschwamm und ein großer Quotient der Abbröckelung durch die Zeitwitterung. Optimisten werden über dies Urteil entsetzt sein; der Papst gehört zu den Pessimisten.

Einige Stimmen edler norddeutscher Protestanten, die ihre Kirche genau kennen, werden uns belehren, wie berechtigt der Pessimismus auch auf katholischer Seite ist. Jene Kirchenmänner haben die Einsicht, wo der Schaden sitzt, aber nicht die Macht, dem Schaden abzuhelfen; der Papst hat beides, Einsicht und Macht. Wie treffend sind Gutachten protestantischer Sachverständiger wie folgende:

„Eine staubfreie, reine Luft ist die erste Bedingung zur Heilung schwindsüchtiger Menschen; so wäre auch die von Zweifeln befreite Atmosphäre des Heiles die Rettung unseres Geschlechtes. Aber die moderne Theologie hat alles zersetzt. Alle Räume der Kirche sind erfüllt von dem durchdringenden Staub kritischer Arbeit. Es wird über die Probleme geredet, aber über die Wahrheit geschwiegen. Die Theorie der Erkenntnis verschlingt die Realitäten des Glaubens. Was wir brauchen, ist Zeugengeist und Zeugenkraft; aber daran ist Mangel."

Eine andere Stimme klagt über „eine akute Verweltlichung und Modernisierung des Christentums, die seine Lebenskraft abschwächt und seinen Nerv ertötet . . . Eifrig ist die moderne Theologie auf Ausbreitung und Popularisierung ihrer Weisheit bedacht. Zeitschriften münzen das Gold der Gelehrten in gangbare Münzen um, Professoren steigen in die Arena herab und breiten vor der staunenden Menge ihre Entdeckungen aus. Man will dem modernen Menschen entgegenkommen, und die Aussöhnung des Christentums mit dem modernen Denken gilt als die vornehmste Aufgabe der Gegenwart. Diese Aussöhnung ist aber zuletzt nichts anderes als eine Auslieferung. Diese Theologie hat zuerst ganz schüchtern dies oder jenes bezweifelt oder in den Hintergrund gestellt, die Autorität der Schrift immer mehr eingeschränkt, den Wert der Heilstatsachen immer rückhaltsloser geleugnet, die Bedeutung Christi immer bedenklicher herabgeschraubt, bis es dann immer schneller vorwärts ging und man zuletzt dabei ankam, daß Christus überhaupt ins Evangelium nicht gehört."

„Was für ein gereiftes und hochweises Kandidaten-Geschlecht tritt uns Alten jetzt auf unseren Konferenzen entgegen! Mit dem Glauben der Kirche haben diese jungen Leute, die uns die Universität liefert, gebrochen: nichts steht ihnen mehr fest, der ganze Boden unter ihnen schwankt. Die Apostel und Evangelisten sind elende Stümper, Jesus Christus ein luftiges Idealgebild, die Bibel eine Ruine, die Professoren Halbgötter. Dort ist alles Schwachheit, Widerspruch, Verkehrtheit, hier alles Kraft, Klarheit und Gewißheit. Die Autorität der Schrift belächeln sie, vor der Autorität ihrer Lehrer beugen sie sich widerspruchslos. Noch niemals ist von den Jüngern so blind auf die Worte des Meisters geschworen worden . . . Es fehlt ihnen die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, weil dieses Göttliche sich ihrem inneren Sinn verschließt. Unter dem verstandesmäßigen Bemühen um Satzbau, Grammatik, Sprachgebrauch, geschichtliche Konstruktion ist ihnen die Seele des heiligen Wortes verloren gegangen."

„Man hat, um einen solchen Wirrwarr zu erklären, einst gemeint, der Zweifel liege heutzutage in der Luft; da sei es doch das beste, daß die Studenten auf der Universität gleichsam amtlich in dies Zweifelsleben hineingeführt würden . . . Es ist nicht wahr, daß alle Jünglinge eine Zeit des Zweifels durchleben müssen. Erst das Studium erweckt den Zweifelgeist und stört den Glauben. Wir haben es erlebt, daß Jünglinge, die mit einem glühenden Herzen voll Glaubens auf die Universität kamen, gleich im ersten Semester durch moderne Professoren um ihren Glauben gebracht wurden . . . Es ist eine bekannte Tatsache, daß in Studentenverbindungen die Angehörigen anderer Fakultäten oft das biblische Christentum vertreten und verteidigen, während die Theologen es verleugnen . . . ."

Digitized by Google

„Es hat sich herausgestellt, daß die Zweifler und Leugner durch diese Abstriche vom alten Glauben nicht gewonnen werden. Nur auf die Theologen wirkt die moderne Theologie stark ein, im einzelnen, wie wir gerne zugeben, wissenschaftlich befruchtend, im großen und ganzen doch recht schädlich, weil sie jedes Zutrauen zu dem Bekenntnis untergräbt. Damit wird nun aber der Protestantismus selbst im höchsten Maße gefährdet und jede gemeinsame Aktion der Evangelischen gehindert. Die dogmatischen Unterschiede werden zuletzt so riesengroß, daß man das Gefühl hat, hier seien zwei Religionen vorhanden, die sich nicht mehr verstehen können."

Eine andere Klage betrifft die Zucht. „Wenn immer nur gepredigt, nicht gehandelt wird, verlieren die Worte ihre Bedeutung. Nichts wäre einer völlig zügellosen Zeit wie es die unsere ist, nötiger als Zucht . . . Jesus forderte Zucht, die Apostel fordern und üben Zucht."

Wieder eine andere Klage betrifft die großen Verlustziffern der Kirche. Dieser Klage können wir Katholiken, Gott sei es gedankt, nur mit Bezug auf gewisse Kreise zustimmen. „Es ist uns die Volkskirche verloren gegangen. Sowohl die gelehrten wie die industriellen Magnaten, sowohl ganze Klassen des mittleren Bürgerstandes wie weite Schichten der Bauernschaft, vor allem die arbeitenden Klassen in den meisten Städten, vielfach auch auf dem Lande, sind der Kirche entfremdet oder verloren."

„Fragen wir nach den Ursachen dieser schmerzlichen Erscheinung, so werden wir bei dem besten Willen zu loben, was zu loben ist, doch nicht umhin können, die oberste Leitung der Kirche dafür in erster Linie mit verantwortlich zu machen. Wir geben unser bescheidenes und ehrerbietiges Urteil dahin ab, daß es besser um die Kirche stehen würde, wenn der evangelische Oberkirchenrat in den Dingen der kirchlichen Lehre auf Katheder und Kanzel klarer und durchgreifender, auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung nach unten wie nach oben freier und geistlicher, in den Angelegenheiten des kirchlichen Lebens unabhängiger und sozial verständnisvoller gehandelt hätte."

Reformatio perennis.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Die staatliche Gesetzgebungsmaschine arbeitet fortwährend unter lautem Getöse. Denn die Parlamente machen sich durch ihre Reden, die vielfach an sich schon zum Fenster hinausgehalten werden, ihrer Wählerschaft hinlänglich bemerkbar. Und es ist gut so. Durch diese fortwährende Reform in der staatlichen Gesetzgebung wird im wesentlichen trotz allem der Gerechtigkeit — iustitia distributiva — doch mehr und mehr zum Durchbruch verholfen. Ungleichheiten und Unebenheiten werden ja freilich bei den so verschieden gelagerten menschlichen Verhältnissen nie ganz verschwinden.

Im Gegensatz zur staatlichen Gesetzgebung hört die große Masse der Katholiken verhältnismäßig wenig vom Funktionieren der zur kirchlichen Gesetzgebung berufenen Organe. Da entsteht leicht die Meinung, als ob hier auch gar alles stille stände. Und laut erhebt sich auch heute noch da oder dort wie im ausgehenden Mittelalter der Ruf: Reformatio in capite et in membris! Freilich haben im Mittelalter vielfach die lautesten Rufer immer nur an die Reform bei anderen, so namentlich in capite, nicht aber an die eigene gedacht. Ob es heute wesentlich anders ist? Wir glauben nicht. Doch lassen wir das! Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß auch in der Kirche fortwährend gesetzgeberisch reformiert wird, eine reformatio perennis stattfindet. Nehmen wir zum Beleg hierfür nur die beiden letzten Pontifikate etwas heran.

Leo XIII. war gemäß seiner Natur als Gelehrter und als Staatsmann zugleich ganz besonders geeignet, die großen Fundamentalsätze der staatlichen und kirchlichen Rechtsordnung der Menschheit wieder lapidarisch darzulegen und von da aus dann die Reform der kirchlichen Disziplin im einzelnen in die Wege zu leiten.

Als solche prinzipiellen kirchenrechtlichen Pronunciamentos sind immer wieder hervorzuheben die nicht auszuschöpfenden Enzykliken: „Arcanum divinae sapientiae" über die Ehe; „Diuturnum illud" vom 20. Juni 1881 über den Staat; „Immortale Dei" vom 1. November 1885 über das Verhältnis von Kirche und Staat. Würde man gegnerischerseits diese päpstlichen Enuntiationen auch nur in etwas einsehen und als das gelten lassen, was sie für die Katholiken sind, ihre gegenwärtigen kirchenpolitischen Richt- und Leitsterne, so könnte man nicht fortwährend mit schuldhafter Verstocktheit ihnen ältere, je veraltete kirchliche Gesetze aus anderen Verhältnissen heraus vorrücken. So hat z. B. Leo in der letztgenannten Enzyklika den nicht mißzuverstehenden Satz ausgesprochen, daß wenn einmal in einem Staat mehrere Konfessionen tatsächlich vorhanden seien, die ohne zu befürchtende größere Uebel nicht mehr beseitigt werden könnten, die Regierungen nicht zu tadeln seien, welche duldeten, daß verschiedene Religionen im Staate beständen. Damit ist klipp und klar die bürgerliche Toleranz verkündet. Allein in Büchern, die ex professo über dieses Thema handeln, ist vielleicht alles Mögliche und Unmögliche über die katholische Intoleranz zusammengetragen. Dieser monumentale Satz aber wird ebenso beharrlich verschwiegen wie die Intoleranz der Reformatoren.

Wie nun Leo XIII. im großen die kirchenrechtlichen Prinzipien der Welt verkündete, so hat er im einzelnen verschiedene kirchliche Verhältnisse gesetzlich geordnet. Erinnert sei — um von ungezähltem Kleinerem zu schweigen — hier nur an die Konstitution „Officiorum ac munerum" vom 25. Januar 1897 über den Index, durch welche diese im Laufe der Zeit ganz verwirrt gewordene Frage in einheitlicher und die unabweislichen individuellen wie allgemein katholischen Bedürfnisse gleichmäßig berücksichtigender Weise gelöst wurde. Nicht weniger wichtig ist die Konstitution „Conditae" vom 8. Dezember 1900 über die Frauenkongregationen, dieses in unserer Zeit der sozialen, charitativen, Schul- und anderen Fragen überaus wichtige katholische Institut.

Nicht anders ist es unter Pius X. Kaum erst war er auf den Apostolischen Stuhl gekommen, da hat er in einer der schwersten Fragen, die an den Papst herantreten konnten, in der Frage der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich in der Enzyklika „Vehementer Nos" vom 11. Februar 1906 die Grundsätze, die Leo XIII. in den angeführten Rundschreiben festgelegt hatte, aufs neue ausgesprochen und praktisch gesetzgeberisch betätigt. „Vehementer Nos" ist eine Art Rekapitulation von „Diuturnum illud" und „Immortale Dei". Und zuvor schon hat ob gleichen Wagemuts die katholische Kirche erstaunt aufgehorcht, als Pius seinen Entschluß kundgab, das ganze Kirchenrecht nach Art der bürgerlichen Gesetzbücher kodifizieren zu lassen. Woran ein Gregor XIII., ein Sixtus V. — ein Titane unter den Päpsten —, Klemens VIII. und Paul V. erlegen sind, das unternimmt der gegenwärtige Papst. Wer aber auch anfangs in Erkenntnis dieses schwierigen Unterfangens zweifelnd stand, muß sich mehr und mehr der Hoffnung des Gelingens erschließen, wenn er hinsieht, wie durch das Dekret „Ne temere" vom 2. August 1907 das im Laufe der Jahrhunderte fast unentwirrbar gewordene tridentinische Eheschließungsdekret so einfach und klar umgestaltet worden ist, klarer als die Paragraphen über die „bürgerliche Ehe" im BGB mit ihren logischen Schnitzern und juristischen Seitensprüngen. Der vergangene 29. Juni sodann hat durch die Konstitution „Sapienti consilio" Ordnung in Kreise hineingebracht, in die solche hineinzubringen immer schwer ist, in die Hofkreise, in die päpstlichen Hofkreise, in die höchsten kirchlichen Gerichte, Behörden und Kardinalkongregationen, in die Kurie. Damit stellt sich Pius X. neben den bereits genannten gewaltigen Sixtus V., der durch seine Bulle „Immensa aeterni" vom 22. Januar 1587 die Masse der Kardinalkongregationen und römischen Behörden und damit die neuere Kurie geschaffen und geprägt hat, so gut wie das Charakterbild von Rom durch die vier Obelisken, die er aufrichten ließ. Wenn aber vollends die Kodifikation des gesamten kanonischen Rechts gelingt, so steigen vor unserem Geiste die großen alten Papstgesetzgeber des 13. Jahrhunderts auf, Gregor IX. und Bonifaz VIII. Sie haben die wesentlichen Bestandteile des alten Corpus iuris canonici geschaffen. Auch ihnen steht dann gleich Pius X. Hatten wir unter diesen Umständen kein Recht, diese Zeilen zu überschreiben mit: Reformatio perennis?

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können, ist der Verlag stets dankbar. ...

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Eroberung des Luftmeeres.[1])

Der Untergang des Zeppelinschen Luftschiffes war ein sehr empfindlicher Schlag. Aber er hat nicht entmutigend gewirkt, sondern anspornend. Mit einer impulsiven Opferwilligkeit wirft sich jetzt die deutsche Nation auf die sogenannte Eroberung des Luftmeeres. Eine Mischung von idealem Kultureifer und praktischem militärischen Wetteifer! In der Fliegekunst hätten die verschiedenen Kulturländer noch längst nicht die gegenwärtige Stufe erreicht, wenn nicht das militärische Interesse antreibend gewirkt hätte. Der Zwang zur Vervollkommnung der Wehrkraft nach allen Richtungen hin wirkt mehrfach als Kulturmittel, allerdings unter hohen Kosten und Opfern. Die Franzosen und Engländer werden bei ihrem zähen Streben nach einem brauchbaren Luftfahrzeug ebenfalls vom militärischen Instinkt fortgerissen. Den Ballons „Patrie“ und „Nulli Secundus“ sind Katastrophen ebensowenig erspart geblieben als den „Zeppelin II“ und „Zeppelin IV“. Die Katastrophe von Echterdingen hat uns Deutsche mit einer außerordentlichen Schärfe getroffen, weil wir uns gerade in eine überhitzte Hurrastimmung hineinarbeiteten.

Im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität ist die Menschheit nervös geworden; es soll immer in Siebenmeilenstiefeln vorwärts gehen, auch bei Erfindungen, Bezwingung von Naturkräften und Eroberung von Naturreichen. Wer heute ein Samenkorn hat fallen lassen, will morgen schon ernten. Die Kultur läßt sich aber nicht zum Galopp zwingen. Alle soliden Fortschritte sind in langwierigem Ringen und Streben gemacht worden. Hinter jeder Teilerrungenschaft tauchen neue Schwierigkeiten und Gefahren auf, die in zäher Geduld überwunden werden müssen. Der Feldzug zur Eroberung des Luftmeeres muß schon wegen der gasförmigen Natur des Gegners und der mangelhaften Kenntnis der dort oben waltenden Gesetze eine lange Geduldsprobe mit vielen Opfern werden. Dieser Feldzug steht noch im Anfang des Anfanges. Die Erfinder müssen langsam und vorsichtig vorgehen, und das Publikum muß seine Neugier zügeln. Auch diejenigen, welche Beiträge à fonds perdu geben, dürfen nicht drängeln; sie müssen sich klar machen, daß es erst ihren Söhnen oder Enkeln zusteht, nach der Frucht zu fragen. Die Opferwilligkeit wollen wir erhöhen, aber das Hurraschreien wollen wir mäßigen und die Begehrlichkeit ganz ablegen.

Von Reichs wegen sind dem schwergeprüften Grafen Zeppelin 500,000 ℳ als Ehrengabe gerade im Augenblick der Trostbedürftigkeit gezahlt worden; weitere Unterstützungen aus Reichsmitteln sind ihm in Aussicht gestellt. Der Reichstag wird gewiß zustimmen. Aber die Volksspende hat noch daneben Platz genug. Denn der neue Ballon Zeppelin V. wird einen verbesserten Zeppelin VI. und einen noch verbesserteren Zeppelin VII. nach sich ziehen. Und so weiter — ebenso wie beim Wasserschiffsbau. Graf Zeppelin selbst rechnet schon mit dem Bau von mehreren Luftschiffen, und eifrige Verehrer reden von einer deutschen Luftflotte. Lassen wir uns von solcher Zukunftsmusik nicht berauschen. Nicht nebeneinander, sondern nacheinander müssen die Luftschiffe gebaut werden, weil ein wirklich brauchbarer Typ noch nicht erprobt ist.

[1]) Die „Allgemeine Rundschau“ erhielt von Augenzeugen aus zahlreichen Orten, die Zeppelins Luftschiff auf seiner weltgeschichtlichen Dauerfahrt passierte, begeisterte Zuschriften. Einige charakteristische Sätze seien herausgestellt. Ein Leser aus Straßburg schreibt: „Die Gefühle, welche die in Tausenden zitternde Volksseele überwältigten, lassen sich überhaupt nicht beschreiben.“ Aus Karlsruhe: „Das Riesenluftschiff hielt sich auf der bayerischen Seite, zwischen Wörth und Maximiliansau. Ob der Graf absichtlich über den Fluren von Wörth schwebte? Dort vollführte er im deutsch-französischen Kriege den historisch bekannten verwegenen Ritt. Der unvergeßliche Anblick rief unwillkürlich die stärkste innere Bewegung hervor, die sich bei manchem durch Freudentränen äußerte.“ Aus Mainz: „Ein epochemachendes Ereignis, dessen Zeuge gewesen zu sein jeden mit Hochgefühl erfüllte.“ Aus Darmstadt: „Der überwältigende Anblick hat mich zu einer „Ode an Zeppelin“ begeistert.“ Aus Stuttgart: „Die verhältnismäßig glimpflich ohne Verlust an Menschenleben verlaufene Schlußkatastrophe betrachte ich nur als Fingerzeig der gütigen Vorsehung, und so wird auch Zeppelin, der gläubig-fromme, protestantische Christ, sie auffassen und verwerten. Jeder, dem ein deutsches Herz im Leibe schlägt, steht überwältigt vor der Großtat deutscher Zähigkeit und deutschen Wagemutes.“

Ferner darf Deutschland sich nicht ausschließlich auf das eine System des Grafen Zeppelin festlegen. Prüfet alles und behaltet das Beste! Auch die halbstarren und unstarren Systeme und die Flugmaschinen ohne Ballons verdienen Berücksichtigung, da der Wettbewerb noch nicht entschieden ist.

„Rückversicherung“ beim Zentrum.

Die Anzapfung des Zentrums seitens der konservativen Presse ist hier mit großer Gelassenheit behandelt worden, und das mit Recht, wie der Fortgang der Debatte zeigt. Das konservative Hauptblatt „Kreuzzeitung“ hat seine und der Regierung Absichten schließlich dahin zusammengefaßt, daß man beim Zentrum „eine Art Rückversicherung haben wolle bei dem riskanten Unternehmen einer Steuervermehrung, zumal der Freisinn die von den Konservativen angebotenen Konzessionen bisher noch nicht nach ihrem wahren Wert zu schätzen gewußt hat und die prinzipielle Stellung des Zentrums zu der Steuervorlage nicht allzusehr von der unserigen (konservativen) abweicht.“ Also das Zentrum soll nur Nothelfer sein, nicht ein gleichgestellter Arbeits- und Bundesgenosse. Die Blockpolitik soll erhalten werden, aber man möchte das Zentrum verwerten als den schwarzen Mann, der die freisinnigen Blockkinder artig macht und sie zum Eingehen auf die konservativen Steuerpläne zwingt.

Krisen in Konstantinopel.

Die Kinderkrankheiten, die mit dem Uebergang eines Staats zum Konstitutionalismus erfahrungsgemäß verbunden sind, haben in Konstantinopel zunächst die milde Form von Ministerkrisen. Ein wahres Wechselfieber! Und dabei gab es noch gar kein Parlament, das den Großherrn zum Umtausch der „ministeriellen Bekleidungsstücke“ hätte veranlassen können. Doch strammer als das üppigste Parlament paßte das jungtürkische Komitee dem Sultan auf die Finger. Die Verschwörer, die den Sultan zur Erneuerung der Verfassung von 1876 gezwungen hatten, rüsteten durchaus nicht voreilig ab; auch der Verfassungseid des Sultans auf den Koran schien ihnen noch nicht volle Gewähr der Bekehrung zu bieten. Die gewalttätigen „Reformer“ waren nach drei Richtungen hin tätig. Erstens nötigten sie den Sultan, auf den Vorbehalt zu verzichten, daß gewisse Minister (namentlich des Krieges und der Marine) von ihm selbst und nicht vom Großwesir zu ernennen seien. Bei diesem Streben nach weiterer Einengung der Palastmacht scheint das Komitee sich sogar den Scheich ül Islam dienstbar gemacht zu haben. Zweitens wurde die Schreckensherrschaft fortgesetzt gegen die Personen, welche der alten Kamarilla angehört hatten oder sonst der Ausbeutung mittels ihrer Amtsgewalt schuldig waren. Die Reinigung des Augiasstalles war natürlich an sich gut; aber die Art der Prozedur ließ doch zu deutlich erkennen, daß die Zügel den Händen des Sultans und der Behörden entglitten waren und eine Neben- oder gar Ueberregierung das Lynchsystem ins Türkische übersetze. Drittens zwangen die unberufenen Machthaber den Sultan, an dem Ministerium solange herumzumodeln, bis ein „volksfreundliches“ Kabinett unter Ciamis Pascha als Großwesir und nach Berufung eines Genossen der Jungtürken zustande kam. Nach dieser Errungenschaft schienen die Herren ihrer Sache sicher zu sein. Denn das jungtürkische „Komitee für Einheit und Fortschritt“ veröffentlicht nun einen Aufruf zum Vertrauen und zum Verzicht auf die Einmischung in die Regierungsgeschäfte und in die Rechtspflege. Das Komitee stellt sich selbst das Zeugnis aus, daß es immer im Rahmen des Gesetzes tätig gewesen sei, und verspricht, „dieses Verhalten auch weiterhin zu beobachten“. Das soll wohl andeuten, daß es an der Kontrolle über den wankelmütigen Sultan nicht fehlen werde. Durch die ganze Entwicklung zieht sich der rote Faden des Mißtrauens gegen den alten Fuchs Abdul Hamid.

Zu den Opfern der Lynchjustiz gehört auch jener Fehim Pascha, dessen Sturz und Verbannung seinerzeit der deutsche Botschafter Frhr. v. Marschall durchgesetzt hatte. Die Jungtürken zeigen aber nicht die geringste Dankbarkeit für diese verdienstliche Vorarbeit, sondern schwimmen im englischen Fahrwasser. Der englische Botschafter in Konstantinopel geriert sich als Schutzpatron der befreiten Türkei. Wenn nur die Jungtürken in ihrem blinden Eifer sich nicht als Sprengpulver gebrauchen lassen?

Zweimonatsabonnement M 1.60
Einmonatsabonnement M 0.80

Digitized by Google

An den Rhein.

Sie haben mich geschokten,
Die Menschen fern im Süd,
Weil dort auch meiner Harfe
Dein Loblied noch entsprüßt. —

Sie konnten ja nicht wissen,
Daß meine Lieb' zu dir
Mit roten Flammenzeichen
Ins Herz geschrieben mir;

Und daß dein stolzer Name
In meinen Saiten bebt,
Weil tief in meinem Herzen
Die Sehnsucht nach dir lebt,

Nach deinen grauen Domen,
Die unser Stolz und Ruhm,
Und nach den Sagenstätten
Aus deutschem Heldentum;

Nach deinen grünen Fluren,
Du ewig junger Rhein,
Nach deinen duft'gen Reben
Und deinem goldnen Wein. —

Sie konnten ja nicht wissen,
Die mich bedacht mit Hohn,
Daß stets mit dir verbunden
Des Rheinlands treuer Sohn.

Fritz Flinterhoff.

Die christliche Erziehung vom Gesichtspunkte der Güterwelt.

Von

Hofrat Dr. Otto Willmann, Salzburg.

Die Güterlehre, welche Adam Smith im 18. Jahrhundert aufgestellt, und die noch Stuart Mill im 19. vertreten hat, läßt nur materielle Güter gelten und kennt als den Antrieb, solche zu erwerben, nur das Streben des Individuums, sich zu bereichern. Die fortschreitende Wirtschaftslehre hat beide Einseitigkeiten berichtigt. Das Streben nach Besitz ist nicht so egoistisch, wie jene meinten; der Mensch sucht ihn für sich und die Seinen, zumal für seine Kinder, um deren Erziehung bestreiten zu können und, wenn möglich, auf sie etwas zu vererben. So hat das Erwerben auch einen pädagogischen Zug, und es bildet der wirtschaftlich-rechtliche Erbgang ein Augenmerk der erziehenden Fürsorge. Mit den materiellen Gütern verschränken sie aber immaterielle, und solche sind um nichts weniger reale Werte, Lebensfaktoren, als die materiellen. Wer seine Kinder etwas Rechtes lernen läßt, gibt ihnen ein Kapital auf den Lebensweg mit; die Befähigung für einen Beruf, die Kenntnis seiner Voraussetzungen und Mittel, die Fertigkeit, Geschicklichkeit usw. sind auch Güter und werteschaffend. Sie sind aber durch moralische Eigenschaften zu ergänzen, als: Fleiß, Ausdauer, Einsicht, Verträglichkeit u. a., ebenfalls Güter, zu deren Ueberlieferung der Unterricht durch die Zucht, die eigentliche Erziehung, ergänzt werden muß. Diese Güter sind nicht handgreifliche, sondern persönliche, Bestimmtheiten, Eigenschaften, Qualitäten der Person, die dabei aber nicht als isolierte, sondern in ihrer Hinordnung auf ein sachliches Gebiet vorschwebt.

Das ist auch dem gemeinen Manne verständlich und wird von ihm als Erziehungspflicht anerkannt. Es können aber Umstände eintreten, die den Kreis dessen, was er seinem Nachwuchse überliefern soll, erweitern. Wo verschiedene Nationalitäten zusammenstoßen, erwacht in ihnen, falls sie vollkräftig sind, das Streben, ihre Eigenart zu erhalten und fortzupflanzen, und damit treten Güter ins Bewußtsein, deren Ueberlieferung sonst ohne besonderes Zutun erfolgt. Der Jugend soll ihre Muttersprache erhalten bleiben, nicht minder die väterliche Sitte, Ueberlieferungen, Erinnerungen aller Art, die sich an die Heimat knüpfen. Das sind nun auch Güter, immateriell wie die persönlichen, aber überpersönlich, gemeinsame, Gemeinschaften tragende. Wir danken Jahn das zusammenfassende Wort dafür: das Volkstum, in welchem die Endung -tum — eigentlich ein selbständiges Wort — gut die Geschlossenheit und Realität dieser geistig-sittlichen Werte ausdrückt.

So erweitert sich der Güterbegriff zu dem einer Güterwelt, und es ist vorzugsweise die Erziehungspflicht, die ihn zum Bewußtsein bringt. Die neuere Ethik und Pädagogik haben aber diesen Grundbegriff leider vernachlässigt, weil sie einen individualistischen Charakter haben. Auch wo dessen Ergänzung erforderlich erschien, und man zur sozialen Ansicht vordringen wollte, kam es nicht zum Verständnisse, daß Güter und Gemeinschaften untrennbar sind und jene für diese grundlegend. Die Alten erkannten das sehr wohl; Aristoteles beginnt seine „Politik" mit dem Satz: „Jede Gemeinschaft entsteht und besteht um eines Gutes willen." In seiner Erziehungslehre legt er das Hauptgewicht auf die Ueberlieferung des Ethos, d. i. des Inbegriffs der sittlichen Güter, der Potenz, welche die Gemeinschaft begründet hat und ihre Dauer sichert. Den Römern erhielt den Güterbegriff ihr Sprachgebrauch in Erinnerung, nach dem sie auch geistig-sittliche Güter Sachen, res, nannten; sie fassen Rechte als res incorporeae, unkörperliche Sachen, und nennen den Staat: res publica, die öffentliche Sache. Das wirkt in unseren Ausdrücken: gemeinsame Sache machen, die gute Sache, Streitsache u. a. noch nach, wir geben uns nur nicht Rechenschaft, welcher Natur diese Sachen sind, die nicht, wie die materiellen, unter der Person, sondern über derselben stehen, nicht uns zu dienen haben, sondern unseren Dienst fordern.

Den Römern danken wir aber auch einen unschätzbaren Ausdruck für die geistig-sittliche Güterwelt, der ihre obere und untere Grenze nennt und auf ihre Verwachsung mit den materiellen Gütern hindeutet. Wenn die res Romana schwer bedroht war, so erging der Ruf: pro aris et focis, für Altar und Herd! Der Altar bezeichnet die Güterwelt, deren res das pontifizische Recht behandelte, das Gebiet der religio, d. i. der sakralen Bindegewalt, dagegen der Herd die Güter des Hauses und der einzelnen, die res privatae; mitten inne liegt die res publica. Die Güterwelt erscheint hier in drei Stufen ansteigend, ihren Abschluß aber bilden die Güter, die nicht bloß übersinnlich, sondern auch überirdisch, außerzeitlich sind.

Damit kam die römische Auffassung der christlichen entgegen, in welcher der Güterbegriff mehr als in einer anderen Weltanschauung Geltung hat. Das Evangelium spricht von den Schätzen, die nicht von Rost und Motten bedroht sind, der Apostel nennt den Heiland den Hohen Priester der zukünftigen Güter, und alle Glaubensboten heißen Spender der Mysterien Gottes, der spirituellen Güter. Jede gute Gabe aber kommt von Gott, dem Vater der Lichter.

Die christliche Erziehung hat sich jederzeit den Güterbegriff erhalten, weil sie die höchsten Werte als Güter faßte. Für die Kirche ist die Kontinuität des Glaubens und des Liebeswerkes, die Ueberlieferung der Glaubenssubstanz und des Gesetzes des Heilands der Lebensnerv, und sie konnte niemals verkennen, daß die Erziehung ein geistig-sittlicher Erbgang ist. Der neueren Pädagogik ist der Vorwurf eines solchen Verkennens nicht zu ersparen, und es ist die Quelle von Verirrungen und Mißgriffen gewesen. Die Geringschätzung der Religionslehre, die Forderung, sie womöglich aus der Jugendbildung auszuschalten, konnten nur auftreten, weil man sich völlig entwöhnt hatte, die Erziehung vom Gesichtspunkte der Güterwelt aus zu betrachten, und diese selbst auf materielle und persönliche Werte hat verschrumpfen lassen. Wer sich besinnt, daß es Güter gibt, die man nicht mit Händen tasten kann, und die doch auch nicht persönliche Eigenschaften sind, da vielmehr die Person an ihnen Anteil zu suchen hat, der kann sich der Weisheit, die in jenem arae et foci ausgesprochen ist, nicht entziehen. Diese überpersönlichen Güter sind für sich eine Güterwelt, ein Kosmos, ein Organismus, und es geht nicht an, ein Glied davon wegzuschneiden. Es ist ein Willkürakt ohnegleichen, die Religion daraus auszuschalten, welche geschichtlich die Quelle aller Geistesgüter war und ihnen wie am Anfange Rückhalt, Würde und Weihe gibt; sie aus dieser Verflechtung herausreißen, heißt das Ganze zerstören. Die Religion hat die stärkste sozia tive Kraft von allen Gütern, die christliche hat die größte Gemeinschaft, die die Geschichte kennt, geschaffen; sie verbindet die Stände und Berufskreise, welche sich nach anderen Gütern differenziert haben; was Klerus und Volk zusammenhält, ist das Bewußtsein der Gemeinschaft im Anteilhaben an den spirituellen Gütern, und diese sind in den nationalen Zwistigkeiten der Hort der Friedenshoffnungen; wie ein Jungbrunnen lassen sie immer von neuem Impulse auf die anderen Zweige der geistigen Güterwelt ergehen, welche diese erfrischen, erhöhen, in große Zusammenhänge erheben.

Die Bekämpfung des religiösen — man sagt: konfessionellen — Elements der Jugendbildung ist ein Arbeiten an der Dekomposition der Gesellschaft, mehrfach verschwistert mit der Verschärfung der nationalen Kämpfe, ist die Unterbindung des Kulturelements, das unserem Schaffen die Idealität erhält, ist ein Vandalismus. Vielfach mag es lediglich mangelnde Einsicht, Unvermögen des Weit- und Tiefblickes, Befangenheit in den Tagesmeinungen sein, was diese Verirrung verschuldet. Wir möchten so manchem, der dabei mittut, weil „man" so tut, Prüfung seines Tuns, Nachdenken über dessen Berechtigung und den der Jugendbildung Beflissenen das Studium des Verhältnisses von Erziehung und Güterwelt empfehlen.

Digitized by Google

Vivat Academia . . .?

Von einem Burschen einer österreichischen katholischen Verbindung.

Wie oft in den ersten Jahrhunderten deutschen Hochschulwesens, wenn am Schlusse eines Semesters nach feierlicher Beendigung der Collegia der Professor Abschied nahm, gaben ihm seine Hörer das Geleite und mit Sang und Klang ging's hinaus und des Hüteschwenkens, und der stürmischen Abschiedsrufe ward kein Ende. Das war nicht zu verwundern, denn was damals universitas hieß, war die Stätte liebevollen, gemeinsamen Strebens von Magistern und Scholaren, die der Wissenschaft, so von Gott stammt und zu Gott führen muß, wie sie glaubten, ihre rastlose Arbeit weihten. Wohl war die Methode oft kraus und das Resultat manchmal absunderlich, aber doch waren vom discipulus bis zum doctor alle durch Standesbewußtsein und gegenseitige Achtung einander verbunden. Wie schön sang sich da die Gaudeamusstrophe: „vivat membrum quodlibet, vivant membra quaelibet, semper sint in flore."

Und heute? Vergeblich sieht sich der österreichische Student nach jenem Ideal der deutschen Universität um. Wir haben nur mehr ein Zerrbild jener Alma Mater, kein akademisches Bürgerrecht, nur akademisches Faustrecht, und das süße Engelsbild der Freiheit ist bei uns zur Megäre von 1792 geworden. Das pfeifen nun schon die Spatzen vom Dache, und es wäre um die Tinte schade, die noch weiter darüber verschrieben würde. Aber etwas, was von kultureller Bedeutung ist, verdient wohl eine kurze Charakterisierung: die Stellung der Träger der Wissenschaft, der Professoren, zu den historisch bedeutenden Vorgängen auf unseren Hochschulen.

Wer den Gang der Ereignisse nur nach den Berichten der österreichischen Durchschnittspresse beurteilt, die ja, auch soweit sie sich „farblos" nennt, alles entstellt hat, der mag glauben, daß die radikale Studentenschaft bei der Durchführung des Generalstreiks vom Geiste der ersten Burschenschaft oder der Freiheitskämpfer vom Jahre 1848 beseelt gewesen sei. Arge Täuschung. Wer einen Blick hinter die Kulissen werfen durfte, und der Schreiber dieser Zeilen war in dieser glücklichen Lage, der fand auch nicht eine Spur echter Begeisterung, nicht den geringsten Idealismus, wohl aber künstlich angefachten Fanatismus und künstlich aufgestachelte Parteileidenschaften. Der freie Impuls, der sonst jede Unternehmung des jugendlichen Geistes auszeichnet, hat hier vollständig versagt. Von den Streiklegionen wurden zwei Drittel systematisch verhetzt und ein Drittel von den eigenen Gesinnungsgenossen terrorisiert. Ich schreibe ausdrücklich „terrorisiert", weil sich einerseits mindestens der genannte Bruchteil lange sträubte und anderseits das Majorisierungsprinzip nicht gelten kann, wo es sich um Auflehnung und um niederträchtige Vergewaltigung von Kommilitonen handelt.

Ueber die Verhimmelung der Streikbewegung, über die Bewunderung und Apotheose der streikenden Studentenschaft können wir katholischen Studenten daher nur bitter lachen.

Aber jede Komödie braucht Kulissenschieber und Souffleure; hat's die auch bei der großen Streikkomödie gegeben? Natürlich: die Professorenclique und das Judentum.

Als Professorenclique bezeichnet man in Oesterreich das Gros der akademischen Lehrerschaft, die, wie ein Mitglied des Innsbrucker Senates kürzlich in der „Neuen freien Presse" erklärt hat, streng auf „freiheitliche" Gesinnungstüchtigkeit hält und es durch die Fakultätsbeschlüsse zu verhindern weiß, daß je ein „Klerikaler" zu einer Professur kommt. Das nennt sich „Freisinn", lucus a non lucendo. Nun ist auch klar, warum die österreichischen Universitäten stillstehen, während die ausländischen, namentlich die deutschen, rastlos fortschreiten: nicht die wissenschaftlichen Leistungen des Dozenten sind ausschlaggebend bei der Besetzung von Lehrkanzeln, sondern seine patentierte freisinnige Parteistellung. Und wenn das Ministerium über den Kopf einer Fakultät hinweg einen Mann beruft, der zwar durch sein Können ein ganzes Kollegium aufwiegt, aber im Geruche des Klerikalismus steht, so entsteht Aufruhr unter den Hütern der Lehrfreiheit, und in allen Judenblättern gibt es ein großes Schreiben wider die „Verklerikalisierung" der freien deutschen Universitäten. Und wenn das auch nichts hilft, dann müssen die Studenten Demonstrationen veranstalten und den Eindringling beschimpfen und kompromittieren. O, man könnte eine ganze Leidensgeschichte schreiben über die Erfahrungen, welche die etlichen katholischen Professoren machen mußten.

Die Professorenclique hat nun auch die letzten Hochschulstürme mit ihren tiefbeschämenden Begleiterscheinungen heraufbeschworen und fort und fort genährt. „Kulturschande" hat es die Wiener „Reichspost" genannt. — Die Leser begreifen nun, warum ich zu Beginn der Ausführungen gerade jenes Bild aus alten Studententagen verwendet habe. Wir haben es verlernt, hier in Oesterreich, in den akademischen Lehrern die Hüter des Wissens und die unparteiischen Richter studentischer Konflikte zu ehren, seitdem uns jeder Tag aus den Rektoratskanzleien neue Zurücksetzungen und Justizmorde brachte. So kommen wir von Helen Keller zu Schopenhauer, vom jugendlichen Optimismus wider unseren Willen zu hoffnungslosem Pessimismus — — —.

Braucht es für meine schweren Anklagen Beweismaterial? Ich verweise auf die täglichen Berichte unserer Zeitungen. Hat der Rektor der Grazer Universität die katholischen Verbindungen nicht bewußt und absichtlich „Fremdkörper" genannt, er, der Ausländer, der vom katholischen Volke bezahlt wird? Hat nicht sein Kollege, Professor Haberland, die radikale Studentenschaft „tapfer" geheißen, nachdem sie in unglaublicher Bestialität ihren katholischen Kommilitonen die Farben vom Leibe gerissen und die Kleider zerfetzt hatte? Und der Wiener Rektor nennt die Streikrevolution und die Gewaltakte gegen die katholische Studentenschaft eine „imposante Kundgebung", und jener mutmaßliche Nachfolger Wahrmunds wiegelt die Hörer seiner Universität zum Streik auf usw. usw. Wie sagte doch der Kaiser? „Eine nette Gesellschaft!" . . . . Und von demselben schmachvollen Geiste, wie diese Herren, sind fast alle anderen Professoren, einige wenige ausgenommen, erfüllt. Vivant professores — — —?

Hinter dieser Clique nun steht das ganze von glühendem Christenhaß erfüllte Judentum, das von ihm geleitete Freimaurertum und der Verein „Freie Schule", ebenfalls hebräischen Ursprungs, dem sogar der Unterrichtsminister angehört. Heil dieser Kulturkämpfersippe! Und deutsche Studenten gehen hin und borgen bei den Juden und den jüdischen Preßdirnen Begeisterung und Kampflust. Kennt die Geschichte des deutschen Studententums schon ein so unwürdiges, widerliches Schauspiel?

Ich komme zum Schlusse. Das Bild, das ich entworfen habe, so düster und entmutigend es ist, bedarf einer Ergänzung: der erste Sturm des Hochschulfreisinns im Sommersemester 1908 ist abgeschlagen. Wahrmund durfte nicht mehr lesen und wird nicht mehr lesen. Aber für das kommende Semester ist Revanche angesagt. Sogar der Evangelische Bund soll fieberhaft arbeiten, damit der Freisinn in Innsbruck auf der Universität Verstärkungen bekommt. In Oesterreich kommt es nicht mehr auf Recht und Gerechtigkeit, sondern nur mehr auf Brachialgewalt an. Auch gut! Wenn wir sonst keine Freiheit mehr haben, so werden wir uns doch die Ellbogenfreiheit retten, wie ein katholischer Volksführer gesagt hat. Fiat iustitia, pereat mundus!

Beati pauperes . . .

Vergessen will ich Spiel und Tanz,
Das Gold, die Lust, den Lorbeerkranz.
O Herr, ich hab' die Welt verschenkt,
Du hast die Lieb' in mich gesenkt,
Du bist mein Ein und Alles.

Es blaut der Himmel, glänzt der Halm,
Die Lerche jauchzt den Sonnenpsalm.
Ich wandle trunken morgenwärts,
Ich hab' in mir ein volles Herz,
Und über mir den Himmel.

Wenn still durch blaue Nächte hin
Die gold'nen Sterne grüßend zieh'n,
O wie mir da die Seele lacht!
Wie ist so weit, so weit die Nacht,
Die Nacht und deine Liebe.

Da bricht es mächtig in mir los,
Wie Wasser aus dem Erdenschoß.
Die Seele schlürft es wonnig ein,
O, Letze ist die Liebe dein
Und nur mehr deiner denk' ich.

Fr. G. Wößrmüller, O. S. B.

Digitized by Google

Hohe Ziele!

Ein Mahnruf an die kath. Studentenschaft

von

Diakon B. Eberl, Dillingen.

Die Zeit ist ernst! Das gewaltige Ringen zwischen Glauben und Unglauben, welches die moderne Welt bis in ihre Tiefen aufwühlt, wird es mit einer großen Auferstehung enden oder mit einer allgemeinen Vernichtung? —

Wir Katholiken wissen, daß es der Anspannung aller Kräfte bedarf, wenn wir unsere kampfumtobte Stellung halten und unseren hohen Beruf erfüllen wollen, wenn die Aufgabe ohnegleichen gelingen soll, die innere Ueberwindung, die Wiedergewinnung der jetzt dem Christentum entfremdeten Kulturkreise. Wir wissen aber auch, daß unsere ungläubige Gesellschaft bei aller Negation und Gottentfremdung, bei aller Veräußerlichung und Entseelung des Lebens doch ein banges Sehnen nach Klarheit und Licht in sich trägt. Und wir sind überzeugt von der Berechtigung und Ueberlegenheit unseres Standpunktes, von der Geradheit und Richtigkeit unseres Weges. Wir vertrauen, daß allein der christliche Gedanke der modernen Welt alles bieten kann, was ihr fehlt: eine idealistische Kultur, deren innerste Triebkraft der Gottesgedanke ist, eine harmonische Kultur, wie wir Katholiken ja allein den Glauben an eine Weltharmonie nicht verloren haben, den Glauben an eine Erreichung des Wahren, Guten und Schönen, an eine Verwirklichung des Menschheitsideals, eine positive Kultur, die nicht zersetzt und auflöst, sondern belebt und auferbaut, die keine wahre Errungenschaft des menschlichen Geistes je zugrunde gehen läßt, eine soziale Kultur, die allein der menschlichen Persönlichkeit einen so vollen Inhalt gewährt, daß dem sozialen Zerfalle ein Damm entgegengesetzt ist. Wir werden siegen, wir müssen siegen, wenn wir an uns glauben und an unsere Kraft, wenn wir unsere Schätze, unseren überlegenen Standpunkt vollgenügend zu würdigen verstehen. Die schöne Frucht des Sieges ist die Wiedergewinnung unserer gesamten Kultur für das Christentum, die Schaffung einer neuen Kulturblüte in christlich-katholischem Geiste.

Diese große Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung und Ausdehnung zu erfassen, ist vor allem die Pflicht der katholischen akademischen Jugend mit ihrer frischen Jugendkraft, ihrer Zukunftsfreude und Zukunftshoffnung, der Jugend, auf welcher die Hoffnung des katholischen Volkes ruht, unsere Pflicht. Wir sind es unserem Glauben, unserem Volke, unserer Ehre schuldig, in die erste Reihe der Mitarbeiter zu treten.

Hören wir den Stundenschlag der Zeit? Sind wir unserer Pflicht uns voll bewußt? Wir nennen mit Stolz uns katholische Akademiker, wir glauben an die selbsteigene Kraft unserer katholischen Wahrheit. Sollen wir kraft- und tatlos zusehen, wenn unsere katholische Ueberzeugung niedergetreten wird, dürfen wir bei Seite stehen, wenn unsere hl. Kirche geschmäht, als die Verkörperung kultureller, wissenschaftlicher und künstlerischer Unfruchtbarkeit hingestellt wird? Dürfen wir an einem schimpflich erkauften Frieden uns genügen lassen, statt von der Hochwarte unserer idealen Weltanschauung aus an kühne Eroberungsfahrten zu denken, an Kampf und Sieg des katholischen Gedankens? — —

In der katholischen Studentenschaft regt es sich, ein neuer vollerer Lebensinhalt will die alten, langgewahrten Formen überfluten, eine neue Bewegung dringt vor, kräftig, sieghaft. Sie will die soziale Tat. Diese soziale Tat muß die Tat des christlichen Gedankens sein, die lebensprühende Auswirkung unseres Kulturideals, die auf allen anderen Kulturgebieten, auf dem wissenschaftlichen, dem literarischen u. a. ebenso eintreten muß und eintreten wird. Das ist die Aufgabe der Zukunft: die Kulturmacht des katholischen Gedankens nach allen Seiten des Kulturlebens hin aufs neue zu erweisen und in ihrer Ueberlegenheit sicherzustellen.

Für uns gilt es nun zu arbeiten und unsere Ziele fest ins Auge zu fassen. Katholisches Gemeinschaftsbewußtsein in die Tat umsetzen! Den Blick nach oben gerichtet, fest auf der Erde Fuß fassen! — Wieviele Kräfte schlummern aber noch ungeweckt in der kath. Studentenschaft, bis der mächtige Mahnruf eines wuchtigen Programmes sie wachruft! Und doch ist jede Kraft notwendig, kein einziger Mann ist überflüssig, keine ernste Arbeit unnütz! Wie lichte Funken soll es auf jeden Einzelnen hinüberzucken, Freude und Begeisterung wecken zu Studium und positiver Mitarbeit an den vielen großen, die Menschheit aufs tiefste berührenden Fragen, welche vom Christentum ihre Lösung erwarten, Interesse für die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des Lebens, der sozialen Wirksamkeit, der Wissenschaft, der Kunst an jeden herantreten werden. Freilich: Non omnia possumus omnes. Aber jeder soll das ausgeprägte Bewußtsein in sich tragen, daß er bei seiner Arbeit jenem einen großen Ziele dienen will und wirklich dient: dem christlichen Kulturideal.

Neben dieser Teilarbeit des einzelnen, dessen Wirken ja, auf sich allein gestellt, heute leicht den Augen entschwindet, ist ein zielbewußtes, einiges Zusammenarbeiten der gesamten katholischen Studentenschaft notwendig. Ein festes, einigendes Band muß sich um alle ihre idealen Interessen schlingen zu einem gedeihlichen, großen Wirken. Eine geeignete Organisation muß entstehen, welche ohne Ausnahme alle umfassen mag, welche sich der Aufgabe widmen wollen. Das sollte nicht schwer sein. Es haben ja alle dasselbe große Ziel, die gleiche feste Grundlage unserer katholischen Weltanschauung, die in ihrer Großzügigkeit und imponierenden Geschlossenheit wie sonst nichts geeignet ist, einer tiefgreifenden Bewegung den vollen Inhalt, den hinreißenden Schwung zu geben. In allen Kreisen, auch in unseren katholischen Organisationen, beschäftigt man sich ja jetzt mit vorliegenden Bestrebungen. Es wird aber mit Rücksicht auf die neuen Aufgaben der neuen Zeit notwendig, daß manche dieser Organisationen ein gut Teil ihrer abgeschlossenen, reservierten Stellung aufgeben und mehr Kontakt mit ihrer studentischen Umgebung suchen, selbstverständlich ohne ihre wohlberechtigten Eigeninteressen aufzugeben. Sie sind mit anderen die Vorkämpfer des katholischen Gedankens in der katholischen Studentenschaft, sie dürfen sich im Interesse der großen Sache dem Zusammenarbeiten mit anderen nicht entziehen. Es wäre traurig, wenn man, von Vorurteilen befangen, nicht sehen wollte, daß es nicht nur gilt, Altes zu erhalten, sondern auch Neues hinzuzufügen, oder wenn man sich von der Größe der Aufgabe schrecken ließe, wenn gar der Mut und die Geduld fehlten, sich einer großen Aufgabe zu widmen. Nur eine große, wuchtige Bewegung kann unseren Idealen zum Durchbruch verhelfen, und eine solche vermag allein ein enger Kontakt zwischen allen Gleichgesinnten hervorzurufen.

Diese Berührungspunkte herzustellen bzw. zu vergrößern, wird in den einzelnen wissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Zirkeln bei gemeinsamer Arbeit möglich sein; demselben Zwecke werden auch besondere Akademikertage in der Zukunft dienen müssen, welche in geeigneter Form alle einschlägigen Fragen zu behandeln hätten. Das wird besonders auch Sache eines größeren, interkorporativen Organes sein, welches dieser Bewegung dienen will und dienen soll und mit Beginn des nächsten Semesters als „Der Akademiker“ erscheinen wird.

Um den katholischen Geist handelt es sich also, um das in die Tat umgesetzte Interesse an allen Kulturbestrebungen der Katholiken, die unserer Mitarbeit warten und bedürfen, und zwar in desto höherem Grade, je mehr sie die soziale, ethische und geistige Signatur unserer Zeit beeinflussen. So soll ein gewaltiges geistiges Bollwerk erstehen aus der überquellenden Kraft, aus der zielbewußten Einigkeit und zukunftsfreudigen Begeisterung der katholischen akademischen Jugend, ein großes, starkes Geschlecht für die großen Aufgaben der Zukunft.

François Coppées religiöser Entwicklungsgang.

Eine Studie von Theodorich Schwabe.

Unter den „Intellektuels“, die in den letzten 10 Jahren sich dem Katholizismus wieder zugewandt haben, ist der jüngst verstorbene François Coppée gewiß der Bedeutendste nicht. Brunetière war ihm an logischem und kritischem Vermögen weit über, Huysmans an tiefer Erfassung der seelischen, überhaupt aller Probleme, und an Verlaines Formkunst reicht er doch nicht ganz hinan. Ich bin aber trotzdem keinen Augenblick im Zweifel, daß Coppée mehr als sie gewirkt hat, weil er von jeher und so auch in seinen letzten Werken es verstand, dem großen Publikum klar zur Seele zu reden und es mit nicht allzu tiefsinnigen, aber schönen, faßbaren Gedanken zu überzeugen. Das hat keiner der drei anderen verstanden, Verlaine teilweise ausgenommen.

Digitized by Google

„Ich bin christlich erzogen worden," sagt er im Vorwort zu „La bonne souffrance" (deutsch übersetzt als „Rettendes Leiden"), „und nach meiner ersten Kommunion habe ich während mehrerer Jahre mit naivem Eifer meine religiösen Pflichten erfüllt. Es war, ich gestehe es freimütig, die Krisis des Jünglingsalters und die Scham vor gewissen Geständnissen, die mich dazu brachten, auf meine frommen Gewohnheiten zu verzichten". Durch schlimme Beispiele kam der junge Coppée bald zur Ueberzeugung, „daß für einen Mann nichts berechtigter sei, als seinem Stolz und seiner Sinnlichkeit zu gehorchen; und ich wurde schnell fast gleichgültig gegen jede religiöse Betätigung ... Gewiß, ich haßte nicht das Banner, unter dem ich gedient hatte, ich floh es und vergaß es, das ist alles."

Damit ist bis auf weiteres die religiöse Entwicklung Coppées abgeschlossen. Er ist indifferent, er tut der früheren Religion nichts zuleide, aber il ne pratique pas, und er bleibt so etwa bis zu seinem 50. Lebensjahr. Bei seiner religiösen Erziehung ließe es sich jedoch kaum denken, daß seine zahlreichen Schriften in Poesie, Prosa und Drama nicht Nachklänge aus jenen Zeiten enthalten sollten. In der Tat spricht sein erstes veröffentlichtes Gedicht in „Le réliquaire" von Kirche und Priester: „Wie die katholischen Priester rings um Reliquienschreine in heiliger Liebe reinflammende Kerzen brennen, die halbdunkles Licht über die trauernden Kleinodien im Gold der Sarkophage werfen, und wie sie allabendlich um den Schrein Weihrauchwölkchen aufsteigen lassen, so will ich in diesen Gedichten all meinen toten, schönen Träumen, all meinen teuren Reliquien eine Kapelle schaffen, duftend von Weihrauch, trübsinnig von brennenden Kerzen."

So dichtete er als Vierundzwanzigjähriger. Später sind Stellen dieser Art selten, was bei einem Abkömmling der Romantik wie es Coppée war, wunder nimmt. Allerdings hing die französische Romantik nicht so allgemein mit dem Katholizismus zusammen wie die deutsche. Wenn er in seinen Erzählungen auf religiöse Zeremonien zu sprechen kommt, so sind sie ihm kaum mehr als ästhetische Hilfsmittel, es sind Kulissen, um den Zuschauern oder Lesern zu gefallen. Wenn er in die Kirche geht, tut er es, um einen Freund zu besuchen, um Musik zu hören, denn „wenn ich traurig bin, liebe ich die Musik, vor allem die Kirchenmusik" (im 2. Band Prosa der „Œuvres complètes" von Houssiaux, S. 60), oder um schöne Baukunst zu bewundern, Jesuitenkirchen nach dem Geschmack Berninis, korinthische Säulen, Statuen mit flatternden Gewändern, goldfunkelnde Altäre usw. (ebenda S. 63). Er empört sich über die Ungerechtigkeit, gemäß der kein Armer einen Kirchenstuhl erhält, ohne den Obolus von 5 Centimes zu erlegen (später im „Rettenden Leiden" ist er freilich um so begeisterter über den demokratischen Sinn der katholischen Kirche, die ihre gottesdienstliche Pracht jedermann ohne Unterschied anbiete). Die Priester selber behandelt er nicht selten spöttelnd: sie arbeiten nichts, sie sind Skeptiker, sind beschränkten Geistes. Aber er hat auch recht ansprechende Gestalten von Priestern geschaffen, es sei an die zarten Idyllen „En province" und „Angélus" (beide im 1. Band Poesien der genannten Ausgabe) und den Geistlichen in „Les vrais riches" erinnert.

Dafür erhalten aber seine Erzählungen und Dramen vielfach edles praktisches Christentum, hochherzige menschlich- und göttlichschöne Gedanken, sie lehren Nächstenliebe, Opfergeist, Arbeit für andere, Uebernahme von Sühne, die andere schulden, Wohltätigkeitssinn, Seelenschönheit auch inmitten von Armut und Not, Geduld im Unglück. Coppée selbst hat verschiedene dieser im Grunde doch christlichen Tugenden aufrichtigen Herzens geübt, seine Güte und Nächstenliebe war bekannt, Arme unterstützte er mit Geld, schriftstellerische Anfänger fanden an ihm einen hilfsbereiten Freund. Im übrigen hielt er sich für seine Person an die „Moral der Ehre".

Ganz ungläubig ist er nie geworden, immer hatte er ein gewisses „Bedürfnis nach Gott". Besonders wenn er sich die Fragen vorlegte: Wozu das Leben? der Tod? und wozu das Leiden, die Tränen? Philosophische Lösungen dieser Fragen, die den Glauben an Gott ausschalten, widerstrebten ihm. Und je älter er wird, desto nachdenklicher treten ihm diese Probleme vor die Seele. Das zeigen zunächst seine Feuilletons, die er für „Le Journal" von 1892—1896 geschrieben und nachher unter dem Titel „Mon franc parler" gesammelt hat (sie bilden Bd. 6 und 7 der Houssiaux-Ausgabe). Es ist vor allem interessant, daß er hier nicht mehr wie in seinem (herzlich unbedeutenden) Roman „Toute une jeunesse" Vertreter des Katholizismus karikiert. Seit diesem Roman, der 1890 erschien, hat er bis 1892, 1893 einige Fortschritte gemacht. Aber Christ ist er nicht. 1893 beklagt er in einem für jene Zeit typischem Geständnis, daß er keinen Glauben habe, „ich beneide jeden Tag noch bitterer die, welche das Glück haben, ihn zu besitzen. Ich achte tief die Religionen, alle Religionen. Sie sind die schönsten, edelsten, reinsten Ausströmungen der Menschenseele, und alles, was sie herabwürdigt, ist in meinen Augen unanständig." Er spricht von einem religiösen Dilettantismus, der durchs Theater wehe, der noch nicht Glaube sei, aber doch ein Gegensatz gegen die Unduldsamkeit des offiziellen Freidenkertums. Niemand sei ganz Atheist, ganz Materialist. Er habe bei Zivilbegräbnissen oft lächeln müssen, wenn Freidenker auf den Sarg Immortellenkränze legten, deren Namen allein schon ihre Leugnungen Lügen strafe. „Vergebens spielen wir starke Geister, wir sind über nichts sicher" (a. a. O. 6, 77 ff. in Le bon Dieu au théâtre). Man sieht, die seelische Position, die bei Coppée ohnehin nie stark gewesen war, beginnt zu schwanken. 1894 bedauert er schmerzlich, daß die Staatsschule so wenig Trost biete, früher seien von der Kirche die großen Trostworte fürs Menschenelend gekommen, aber jetzt „sproßt das Gras zwischen den Fließen des Kirchplatzes, und das ist ein großes Unglück" (a. a. O. 6, 398). Aber er selber kann noch nicht an Wunder glauben, er hat „nicht genug Phantasie, um sich die Illusion des Glaubens, le mirage de la foi, zu geben" (a. a. O. 6, 369, ein hübscher Ausdruck: der Glaube flimmert für ihn ungewiß in der Ferne, wie heiße Luft in einer Sommerlandschaft).

Mit diesem Standpunkt hat es bis auf weiteres sein Bewenden. 1897 weilt er in Pau in Südfrankreich, weil er sich unwohl fühlt. Sein Zustand verschlimmert sich, eine Operation wird nötig. Er ist sich der Gefahr vollkommen bewußt, aber er wird wieder gesund und vergißt schnell den Gedanken einer Sinnesänderung. An Ostern 1897 geht er an den Kirchen vorbei, als wäre nichts geschehen. Doch im Juni desselben Jahres bringt ihn ein neuer Eingriff des Seziermessers an den Rand des Grabes. Und nun bespricht er sich mit einem geistlichen Freund, er liest die hl. Schriften, er betet wieder. Er erkennt die Wahrheiten des Evangeliums, er glaubt an Geheimnisse, er beichtet und ist glücklich, im Herbst empfängt er die Kommunion. Er sucht ein überzeugter katholischer Christ zu werden.

Wenn wir näher zusehen, sind es vier Beweggründe, die ihn dem Glauben seiner Kindheit wieder zuführten. Er liebte seine Eltern und Schwestern zärtlich; der Gedanke, sie vielleicht nie wieder in der Ewigkeit zu sehen, war ihm schmerzlich (man sehe „Souvenir filial" und „L'enfance et la prière" in „La bonne souffrance"). Geschichtliche Edelgestalten wie Jeanne d'Arc erregten mit dem Patriotismus auch Gedanken des Glaubens; sein Biograph Druilhet behauptet, wenn Coppée allein durch den Instinkt in den Schoß der Kirche hätte zurückgeführt werden müssen, so wäre es gelungen, denn die französische Rasse, die Rasse Jeannes d'Arc sei instinktiv katholisch (!! Un poète français, Paris 1902 S. 139). Der dritte Beweggrund: Er fürchtet einen ewigen Richter, er denkt an seine letzten Dinge und versucht sich zu richten, wie ihn etwa Gott richten würde, und jedesmal beunruhigt ihn das ernstlich. Und der vierte? Er wird alt und krank, er empfindet an seiner ganzen früheren Welt, am Theater, an anderen Vergnügungen keine Freude mehr. Er hofft die Freude und den Frieden des Herzens in der Rückkehr zu kindlichem Glauben und büßender Unschuld wieder zu gewinnen. Er täuscht sich in der Tat nicht, wie wir aus „La bonne souffrance" entnehmen können. Er ist glücklich, daß er seine Seele in Gott gereinigt hat, wie es „der Fluß" tut im großen Ozean, in den er mündet; er freut sich, daß er den Aufstieg nach oben begonnen hat und bereits auf einige dunkle „Wolken" seines Lebens herabsehen kann.

Mit herber Wehmut mußte er in den letzten Jahren seines Lebens bemerken, wie sein Traum, das offizielle wissenschaftliche und politische Frankreich möchte den gleichen Weg gehen wie er, immer geringere Aussicht auf Erfüllung hatte. Der Sieg und die Wiedergeburt der christlichen Ideen, die er erhoffte, sind bis jetzt nicht eingetreten. Manche Männer kamen bis zur Schwelle, aber da machten sie Halt oder kehrten wieder um, sie traten nicht in den Tempel ein. Einen neuen Chateaubriand wollte er erflehen, der seinem betörten Vaterland die Schönheit jenes Tempels ins Herz schriebe: „Leider! Ich muß mich auf den Wunsch beschränken, ich neige meinem Ende zu, ein armer Mann, der das Kreuz umklammert, wie ein Schiffbrüchiger ein Irrgut auf dem Meere" („La meilleure année" in „La bonne souffrance").

Mit diesem Schmerz in der Seele ist er gestorben.

Digitized by Google

Düsseldorf.

Von

Joseph Schneiders.

Die schon seit Monaten sich vorbereitende 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wird diesmal in der Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf eine ebenso schöne und gastliche Aufnahme, wie vor 25 Jahren die 31., zu verzeichnen haben. Der Kirchenbaumeister Professor Kleesattel, der geniale Schöpfer der St. Rochuskirche und der neuen Synagoge, hat in seiner architektonischen Eigenart die Festhalle entworfen, einen Bau, dessen Formenschönheit es bedauern läßt, daß man ihn zur Benutzung für spätere Festlichkeiten nicht massiv aufgeführt hat. Wie eine Wacht am Rhein ragt die mächtige Halle mit ihren gewaltigen romanischen Kuppeln vor unseren Augen auf. Der Raum faßt bei Benützung der Sitzplätze bis zu 10000 Personen, ohne Sitzplätze dicht gedrängt 12000 Personen und ist von außerordentlicher Akustik, was die Klangwirkungen des „Rheinischen Sängerbundes", der am 26. Juli darin konzertierte, glänzend bewiesen.

Es gibt nur ein Düsseldorf, sagen viele Fremde, welche einmal dort gewesen sind. „Duesseldorf, un petit Paris!" soll Napoleon nach Besitzergreifung der Stadt, auf einem Hügel des Hofgartens, auf dem späteren Napoleonsberg stehend, begeistert ausgerufen haben. Nach Schleifung der Düsseldorfer Festungswerke erweiterte der scharfblickende Eroberer dankbaren Herzens die Hofgartenanlagen. Indes blieb es dem begabten Gartenbaumeister Weyhe, dessen Denkmal man im Hofgarten errichtete, vorbehalten, durch Schöpfung landschaftlich reicher Schönheiten den herrlichen Park zu einer Weltsehenswürdigkeit zu gestalten, so daß der junge Düsseldorfer Dichter Heinrich Heine (Geburtshaus Bolkerstr. 53) sich gerne darin aufhielt und hier die poetische Stimmung zu manchem Liede gefunden.

Das ist allerdings lange her, und vieles liegt dazwischen, ehe das behagliche, kunstliebende Düsseldorf, in dem Immermann am 25. August 1840 im Hause Ratingerstraße 45 die Augen schloß, das Städtchen, wo einer den anderen kannte, sich zu einer Stadt von über 100000 Einwohnern entfalten konnte. Und das geschah drei Jahre vor der letzten Katholikenversammlung in Düsseldorf, im Jahre 1880, infolge der großartigen künstlerischen Gemäldeausstellung, vor allem aber infolge der alles Bisherige übertreffenden Leistungen der rheinisch-westfälischen Industrie, so daß auch die Katholikenversammlung von 1883, unterstützt durch den steigenden Ruf der Stadt, hinsichtlich der Anzahl der Teilnehmer und des praktischen Erfolges wegen einen kulturhistorischen Markstein bildet. Zu der Zeit stand am Rhein noch ein gutes Teil des „alten Schlosses"; die moosigen Mauern waren umwoben von der Sage „Jakobens von Baden", die nächtlich umging und beim Turmuhrschlage der Mitternachtsstunde ins Wasser stürzte.

Nur der straßenwärts gerückte Schloßturm am Burgplatze erinnert noch an die Herzöge von Jülich-Kleve-Berg. Aber das bronzene, mächtige Reiterstandbild „Jan Wellms" vor dem Rathause stempelt heute noch Düsseldorf zur Bergischen Residenz. Die schmalen Häuschen mit den niedrigen Fenstern sind verschwunden. Die alten Düsseldorfer, die in roten Plüschpantoffeln mit langer Pfeife am Werfte saßen und angelten, kennt man nicht mehr. Selbst die Düsseldorfer Radschläger, die vor Spaziergängern, die es haben oder nicht haben wollten, mit oder ohne Entgelt das berühmte Rad schlugen, sind seltener geworden.

Damals lag über dem Strome die ausfahrbare, alte Rheinbrücke. Inzwischen hat sie der kunstvoll konstruierten Eisenbahnbrücke der Rheinischen Bahngesellschaft und ihrem riesigen steinernen Drohlöwen weichen müssen. Der Sicherheitshafen, der mit seinen vielen Segeln, Masten und Schiffskaminen vor der Kgl. Kunstakademie sich malerisch entfaltete, ist zugeworfen worden. Selbst der alte Exerzierplatz, die Uebungslinie des langsamen Schrittes und schnellen Rittes, wurde zur Stadt hinausverlegt. Nun erheben sich öffentliche Prachtbauten auf der verlängerten Breitestraße: die Oberpostdirektion, das Kgl. Hohenzollern-Gymnasium, der Stahlwerksverband, der A. Schaaffhausensche Bankverein, die Luisenschule, in der Nähe das Schauspielhaus, die schon erwähnte Synagoge und das neue Kreishaus. Die Denkmäler Wilhelms I., Moltkes und Bismarcks zieren die sich nun anschließende Lindenallee.

Außer der städtischen Gemäldegalerie, welche noch wertvolle Reste der Anno 1805 nach München überführten älteren Sammlung enthält, besitzt neben der Kunsthalle der Kunstpalast eine Auslese bedeutender neuerer Werke von Düsseldorfer Künstlern. Daß Düsseldorf seinen Namen als Kunststadt im Laufe der modernen Strömungen voll und ganz zu behaupten verstand, ist allgemein bekannt. Von den älteren Meistern ist namentlich von Gebhardt zu nennen. Seine Fresken in der Friedenskirche sind wegen ihrer eigenartigen, an typischen Charakterköpfen reichen Darstellung, obgleich den Christusbildern unsere ideale Auffassung fehlt, zur Besichtigung sehr zu empfehlen. Die Düsseldorfer Bildhauerkunst bewährte sich noch in der letzten Kunstausstellung mit neuen Motiven und trefflichen Bildwerken.

Das religiöse Leben der Stadt hat trotz des starken Zuzuges von Arbeitskräften mit der Bevölkerungszunahme gleichen Schritt gehalten. Nach der heutigen Schätzung besitzt Düsseldorf 265000 Einwohner, obgleich die Großindustrie ihre Betriebe vielfach in die Außenbezirke verlegte. Die Volkszählung ergab 1905 genau 253274 Einwohner, worunter sich 175317, also mehr als zwei Drittel, Katholiken befanden. Die älteste Pfarre der Stadt ist die St. Martinuspfarre in Bilk. Die zweite Pfarre wurde Derendorf mit der hl. Dreifaltigkeitspfarre im Jahre 1692. Ihr folgte als dritte die St. Lambertuspfarre, die Stiftskirche (die Begräbnisstätte Herzog Wilhelms) mit dem schiefen Turme, dessen unschöne Form heute noch an die mutvolle Tat eines hochherzigen Mannes erinnert. An einem heißen Sonntagvormittage des Jahres 1815 ging plötzlich ein furchtbares Unwetter nieder. Der zuckende Blitz traf den Lambertuskirchentum und entzündete ihn. Im Augenblicke der allgemeinen Verwirrung drängte sich der Schlossermeister Alex Wimmer durch die Menge und erklomm den brennenden Turm. Er bemächtigte sich des Turmkreuzes und hieb die knatternden Teile des Gerüstes herunter, und zwar so, daß die fehlende Spitze wieder aufgesetzt werden konnte. Der Turm ist aber seit jener Zeit an der wiederaufgebauten Stelle krumm geblieben. Der mit Bleitropfen beträufte Sonntags-Zylinderhut des wackeren Meisters ist noch im Kapitelsaale der Lambertuskirche aufbewahrt.

Aus der St. Lambertuspfarre ging im Jahre 1805 die St. Andreaspfarre (die Hofkirche) hervor. Erst 1842 wurde die St. Maximilianspfarre hinzugefügt. Die St. Martinspfarre in Bilk teilte sich 1891 in die St. Josephs- und die Peterspfarre, welche jetzt wohl die höchste Seelenzahl aufweist. Die Derendorfer hl. Dreifaltigkeitspfarre spaltete sich ebenfalls im Jahre 1891, und so entstand die St. Rochus-, die Maria Empfängnis- und die St. Maria Himmelfahrtspfarre. Im Jahre 1904 trennte die Derendorfer Pfarre wieder zwei Pfarren ab, St. Adolphus und St. Franziskus. Im folgenden Jahre entfaltete sich aus der St. Himmelfahrtspfarre die St. Pauluspfarre. Als Pfarr-Rektorate gingen 1907 aus der Bilker St. Martinuspfarre die St. Suitbertus-Kirche und die Kirche Zu Ehren der schmerzhaften Mutter (Flehe) hervor, während die 1891 gegründete St. Josephspfarre das Pfarr-Rektorat St. Apollonaris abzweigte. In diesem Jahre wird die ausgedehnte Peterspfarre die festliche Einweihung der neuen St. Antoniuskirche feierlich begehen können.

Mit der Blüte der Kirchenneubauten, worunter die schon erwähnte romanische St. Rochuskirche von Professor Kleesattel, die gotische St. Peterskirche von Architekt Pickel, sowie die Maria Empfängniskirche mit dem Domportal sich befinden, zeitigte der rege katholische Sinn der Stadt Düsseldorf auch eine Reihe neuer Vereine und Anstalten, u. a. das Marienheim. Auch beweist die sich alljährlich mit immer größerer Pracht entfaltende, Stunden in Anspruch nehmende Fronleichnamsprozession durch die Beteiligung von arm und reich, daß man mit Freimut auch in der Oeffentlichkeit seine echt katholische Gesinnung als Rheinländer zu bekennen bestrebt ist. Wir hegen daher die Ueberzeugung, daß diese Katholikenversammlung ein neues, glänzendes Zeugnis für die Einigkeit der Katholiken Düsseldorfs und ihrer teils weit hergereisten lieben Gäste sein wird, und daß alle Verhandlungen von christlichem Geiste der Nächstenliebe, wie auch bisher, getragen sein werden.

*Die „**Allgemeine Rundschau**" ist auf den meisten grösseren **Bahnhöfen** zu haben. Wir bitten unsere Leser, auf Reisen recht oft ein Exemplar zu kaufen und es dann im Wagen liegen zu lassen. Durch diese kleine Ausgabe kommt die Zeitschrift in die Hände vieler, die sie noch nicht kennen.*

Digitized by Google

Gegen „moderne" Pornokunst.

Ueber den sittlichen Niedergang der modernen Schaubühne fand in der Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 3. August eine sehr bemerkenswerte Debatte statt, an der sich der Vertreter des erkrankten Kultusministers nicht beteiligte, weil die angegriffene Münchener Hofbühne dem Einfluß der Regierung überhaupt nicht unterstehe und die Polizeizensur zum Ressort des Ministeriums des Innern gehöre. Die Liberalen beteiligten sich an der Debatte überhaupt nicht, weil sie noch immer im Schmollwinkel stehen. Die Diskussion wurde überhaupt nur dadurch ermöglicht, daß der Landtag um die Bewilligung von 300,000 ℳ für bauliche Aenderungen im Hoftheater angegangen wurde. Sonst wäre jedenfalls auch das Kapitel der kleineren Bühnen, der sogenannten Brettl und Variétés, nochmals angeschnitten worden, denn auf diesem Gebiete ist das Sündenkonto der Münchener Polizei noch bedeutend stärker belastet, wie ein demnächst in der „Allgemeinen Rundschau" erscheinender Artikel an Beispielen nachweisen wird. Die Theaterdebatte in der bayerischen Kammer wurde von dem sehr verdienten 1. Vorsitzenden des Interkonfessionellen Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Frhr. v. Freyberg, eröffnet.

Abg. **Freiherr von Freyberg** (Zentrum): Wenn die Kunst und insbesondere auch das Schauspiel im weitesten Sinne die Aufgabe hat, dem Publikum eine Erhebung zu edleren Genüssen zu bieten, das Publikum aus den Alltagssorgen herauszureißen und für höhere Ziele zu begeistern, dann dürften die Bühnen nicht in dem Maße den niederen und weniger edlen Instinkten des Publikums Rechnung tragen, wie es zum Teil der Fall ist. Die Tatsache, daß auch hervorragende Bühnen dieser Neigung des Publikums in immer weitergehendem Maße Rechnung tragen, ist leider nicht zu bestreiten. Wenn man einerseits die Verzeichnisse der Theaterstücke ansieht, die das Publikum heute am meisten anziehen, und wenn der einzelne Künstler und Verfasser eines Schauspiels seinerseits diesen Neigungen des Publikums zu viel Konzessionen macht, so kann man das bedauern, aber jedenfalls nicht ändern. Dagegen ist es zweifellos Pflicht der Behörden, einzugreifen, wenn die Ausschreitungen so groß werden, und ihren Einfluß da geltend zu machen, wo eben überhaupt von einem Einfluß des Staates die Rede sein kann, insbesondere auch z. B. bei den Hof- und Staatsbühnen. Ein Symptom für die recht laxe Stellung der Staatsbehörden diesen Mißständen gegenüber ist ja auch die Zusammensetzung des neuerdings in München gegründeten Zensurbeirates. Der Zensurbeirat ist bei der Polizeidirektion vor einigen Monaten mit der Aufgabe eingerichtet worden, sein Gutachten abzugeben über die Stücke, welche der polizeilichen Zensur unterliegen. Hier einschlägig ist das insoferne, als ich da ein Symptom zu erkennen glaube (Sehr richtig! rechts), daß die Behörden bis zu einem gewissen Grade recht lax den Ausschreitungen der Kunst und des Schauspiels gegenüberstehen. (Sehr richtig! rechts.) Wenn man die Zusammensetzung dieses Zensurbeirates betrachtet, so kann man eigentlich nur zu der Ueberzeugung kommen, daß die Behörden eine große Angst gehabt haben, daß ihnen Rückständigkeit und zu große Rücksicht auf die Zusammensetzung des Landtages etwa vorgeworfen werden möchte. Augenscheinlich um diesem Vorwurf von vornherein entgegenzutreten, ist eine sehr große Anzahl der Mitglieder des Zensurbeirates der modernen Richtung angehörig. Es fällt mir gar nicht ein, zu verlangen, daß die Zusammensetzung etwa nach dem Prozentverhältnis der Parteien hätte stattfinden sollen. Die Sache ist tatsächlich keine parteipolitische, aber ein klein wenig mehr Rücksicht hätte bei der Zusammensetzung dieses Zensurbeirates doch genommen werden können auf die weiten Kreise, die nicht mit beiden Füßen gleich hineinspringen, bloß deswegen, weil von moderner Kunst die Rede ist. Die Bedenken nun, die bei der Bekanntgabe der Zusammensetzung des Zensurbeirates laut wurden, sind ja zum guten Teil dadurch bestätigt worden, was der Zensurbeirat als erste Leistung geleistet hat. Diese erste Leistung war ja bekanntlich die Freigabe des berüchtigten Wedekindschen Stückes „Frühlings Erwachen". Ich darf zur Charakteristik dieses Stückes vielleicht Bezug nehmen auf eine Kritik über dieses Stück, die in der „Frankfurter Zeitung", also einem Organ, das gewiß nicht verdächtig ist, unserer Seite nahe zu stehen, veröffentlicht worden ist von dem bekannten Kunstkritiker Paul Goldmann. In der Einleitung zu der einschlägigen Kritik bemerkt derselbe speziell, daß nicht bei den schlechtesten des Publikums ein steigender Widerwille gegen den Sexualschlamm in unserer Literatur und Oeffentlichkeit sich geltend macht. Die bisherigen französischen Ehebruchsdramen nehmen sich aus wie Vorstellungen für die reifere Jugend im Vergleich zu dem, was Wedekind und ähnliche moderne Bühnenschriftsteller auf dem Theater uns gezeigt haben. Eine Kritik von ziemlich ähnlicher Schärfe wie in der „Frankfurter Zeitung" war auch in der liberalen „Straßburger Post" zu finden. Ich habe selbst das Stück gelesen und kann bloß sagen, daß der erste Eindruck nach der Lektüre des Stückes der ist, daß einer eine Wette gemacht hat, wie weit man heutzutage eigentlich gehen kann in der Schilderung von Gemeinheiten, von den eingehendsten erotischen Verhältnissen, ohne mit dem Publikum oder mit der Polizei in Konflikt zu kommen.[1]) Wie gesagt, diese Zusammensetzung des Zensurrates ist so ein Symptom dafür, daß die Behörden mit einer Reserve diesen Erscheinungen gegenüberstehen, die zweifellos den Gefühlen der Mehrheit des christlich-konservativen Volkes nicht entspricht.

Es ist aber anderseits auch unter dem, was auf den Bühnen schon zur Aufführung gebracht wurde, manches, worüber auch eine objektive, unparteiische Kritik sich sehr scharf ausgesprochen hat. Ich darf da bloß, um einige Beispiele anzuführen, hinweisen auf die Ehebruchsdramen, die dieses variierte französische Thema jetzt auch in den verschiedensten Variationen zu uns herüberbringen, wie z. B. das Stück von Friedr. Freksa „Barock" und das Stück von Hardt „Ninon de l'Enclos", die beide in sehr objektiver Kritik sehr scharf beurteilt worden sind und zweifellos auf die niedersten Instinkte des Publikums spekulieren. In der Richtung darf ich vielleicht ganz kurz Bezug nehmen auf eine Kritik, die in der „Woche" erschienen ist, also auch in einem Blatt, das keineswegs auf unserer Seite steht, und das seinerseits nur Zitierungen bringt aus liberalen Blättern. Auch in diesem Blatte hat sich z. B. der bekannte Professor Dr. Friedr. Paulsen dahin ausgesprochen: „Es ist, als ob alle Dämonen im Augenblicke losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten . . ."[2])

Wenn die Bühnen mit den berechtigten Fortschritten der Kunst gehen wollen, dann werden ja auch in Schauspielen einzelne Probleme zur Erörterung kommen müssen, die kein Thema für höhere Töchter sind; aber auf der anderen Seite haben doch die Bühnen, und gerade die Hofbühnen in erster Linie, die Aufgabe, erzieherisch und veredelnd auf das Publikum, und gerade auf das heranwachsende, zu wirken. Gerade die heranwachsende Jugend, die Studenten und sonstigen jungen Leute sind es, die mit regstem Interesse und größtem Eifer in diese Schaustellungen hineingehen. Das beste Kriterium wäre ja immer, daß, wer die polizeiliche Erlaubnis zur Aufführung des Stückes gibt, sich überlegen würde, ob er seine heranwachsenden Kinder oder Jünglinge in diese Stücke hineinlassen würde. Es würde dann mancher von denen, die ein maßgebendes Wort in dieser Richtung zu sprechen haben, etwas reservierter sein bei der Genehmigung zur Aufführung von solchen Stücken.

In einem sehr lesenswerten Büchlein hat ja erst kürzlich der auch nicht auf unserer Seite stehende Professor Dr. Kemmer mit beredten Worten in den „Briefen an einen deutschen Offizier" darauf aufmerksam gemacht, daß gerade die alten Deutschen die von den Römern geachtete und gepriesene Kraft des Volkes sich dadurch erworben haben, daß sie die Jugend ferngehalten haben von den Schauspielen, wie sie im alten Rom ja dazu beigetragen haben, die Sittlichkeit gründlich zu verderben. Professor Dr. Kemmer geht dabei nicht etwa vom einseitigen religiösen Standpunkt aus, sondern vom Standpunkt der Erhaltung der Wehrkraft des Volkes und der Volkskraft überhaupt. Aber auch nach dieser Richtung hin werden die Behörden zum guten Teil recht lax. Vor einigen Wochen ist durch die Zeitungen die Nachricht gegangen, daß sogar in Paris durch den Polizeipräfekten Depine die Darstellung von nackten Personen auf den Bühnen verboten worden ist. Hier in München, das doch noch nicht ganz zur Großstadt geworden ist wie Paris, hat es vor wenigen Monaten recht energischer Anstrengungen und Vorstellungen bedurft, um das Auftreten einer nackten Tänzerin zu verhüten, und erst kürzlich ist durch alle Zeitungen die Nachricht gegangen, daß in Berlin neuerdings ein Verein, dessen Mitglied ja jeder aus dem Publikum werden kann, der einen mäßigen Betrag bezahlt, es sich geradezu zur Aufgabe gestellt hat, die Vorführung des nackten, schönen, künstlerischen Leibes vor einem größeren Publikum zu ermöglichen, und der Zudrang zu solchen Vorführungen von unbekleidet auftretenden männlichen und weiblichen Personen soll sehr lebhaft gewesen sein.

Wir haben ja vor einigen Wochen durch den Herrn Kollegen Dr. Müller-Hof gehört, daß die Sache eigentlich von dem Standpunkt aus betrachtet werden muß, daß man das Publikum abhärten und erziehen soll, daß es sich aus solchen Schaustellungen nichts macht. Die Konsequenz aus dem Standpunkt des Herrn Abgeordneten Dr. Müller wäre eigentlich die, daß man überhaupt von den vielen Paragraphen des Strafgesetzbuches ungefähr 90 aufheben könnte, aus dem Standpunkt heraus, daß man die Sache gehen lassen soll, da der betreffende Uebeltäter mit der Zeit schon austoben werde. Es ist zweifellos sehr wichtig, die jungen, heranwachsenden Leute standhaft zu machen gegen die Versuchungen, die an sie herantreten, aber eine andere sehr wichtige Seite ist die, daß man auch die Versuchungen möglichst fernhalten soll.

[1]) Die vom Münchener Männerverein gegen die Freigabe von „Frühlings Erwachen" erhobene Beschwerde wurde von der Kgl. Regierung von Oberbayern durch eine erst jetzt bekannt gewordene Entschließung vom 31. Juli abgewiesen.

[2]) Die von dem Abg. Frhrn. von Freyberg zitierten Urteile der „Frankf. Zeitung", der „Straßburger Post" und der „Woche" wurden in Nr. 23 und Nr. 2 (1908) der „Allgemeinen Rundschau" ausführlich wiedergegeben.

Digitized by Google

Abg. **Müller-München** (Sozialdemokrat) trat dem Vorredner in der Hauptsache entgegen und sprach sich gegen jede polizeiliche Einschränkung unserer Kunstinstitute aus. Auch die Sozialdemokratie habe sich von jeher dagegen gewandt, daß die öffentlichen Theater eine Schaustätte für pornographische und laxe Aufführungen und etwa zur Propaganda der Sinnlichkeit werden. Aber die wirksamste Zensur müsse vom Volke selbst geübt werden. Wenn das Volk von Jugend an zu gesunder Auffassung erzogen werde, lehne es alles Schmutzige von selbst ab. Der sozialdemokratische Redner findet die öffentliche Aufführung von „Frühlings Erwachen" längst nicht so schlimm wie die Tatsache, daß die „Lustige Witwe" 500 Aufführungen erleben konnte. Müller gab übrigens zu, daß Wedekind in seinem neuesten Stücke zum Teil die geschlechtliche Sphäre allzu breit und nicht gerade künstlerisch erörtere.

Abg. **Osel** (Zentrum), dem der sozialdemokratische Redner in einer späteren Erwiderung das bemerkenswerte Zeugnis ausstellte, daß er gerade auf dem künstlerischen Gebiete durchaus nicht engherzig sei und bei der jüngsten Kunstdebatte eine großzügige Auffassung verraten habe, will auf die Hilfe der Polizei und des Staates nicht verzichten. Wäre die Polizei mit ihren Vorkehrungen, das Gesetz mit seinen Vorschriften nicht da, so würden gewisse Schweinchen und große Schweine noch eine ganz andere Rolle spielen. Das ist eine Utopie, daß Sie (zu den Sozialdemokraten) auf dem Gebiete der Erziehung soweit kommen werden, daß Sie hier den Gefahren vorbeugen, die Sie selbst verurteilen. Wenn sogar eine tiefe, ernste religiöse Erziehung es nicht vermag, wie wollen Sie dann mit einer so allgemeinen moralischen Erziehung, mit einer gewissen verblasenen Ethik, wie sie ja jetzt allenthalben verzapft wird, das erreichen, daß unsere ganze Menschheit so moralisch intakt aufwächst, daß sie von selbst gegen solche Auswüchse, wie sie sich heute leider auf dem Gebiete der Kunst breit machen, Front macht? Dann vergessen Sie weiter dabei, daß derartige Dinge insbesondere durch die Propaganda, die unter der Hand von gewissenlosen Leuten, die Geld daraus machen, getrieben wird, immer wieder auf den Markt und in Kreise eingeführt werden, die Sie gewiß auch davor bewahren wollen.

Ja, Herr Kollege von Freyberg hat recht: Wenn wir nur jene Männer, insbesondere die Herren des Zukunftsstaates dazu verurteilen könnten, daß sie in Stücke, von denen die Mehrheit wohl überzeugt ist, daß sie glatt unsittlich sind, ihre eigenen Kinder hineingeben müßten! Die Zensurbeamten sollten eigentlich nur aus verheirateten Männern bestehen, die Kinder haben. Ich habe mich verwundert, daß hier (Polizeidirektion) der Freiherr von der Heydte und dort (Hoftheater) der Frhr. von Speidel es sind, die solche Dinge unter das Volk bringen lassen. Ich glaube, daß das eine Abweichung von der Tradition unseres Adels ist, wenigstens unseres bayerischen Adels, und das sage ich gern zum Lobe des Adels. Ich will nicht von gewissen Aspirationen des Herrn von der Heydte sprechen, von denen in der Presse die Rede war. (Künftiger Kultusminister.) Der Herr Polizeipräsident war übrigens früher Kunstreferent im Ministerium. Ob er aus seinem Kunstreferat die Anschauung herübergenommen hat, die zur Freigabe der beanstandeten Stücke führte, weiß ich auch nicht.

Ich erinnere an einen Satz des alten Tolstoi, der sagt, „daß heute für die bildende Kunst geradeso wie für das moderne Schrifttum und die Malerei das Bestreben vorherrscht, um jeden Preis Sensation zu erregen," einmal, um berühmt zu werden und um sich den Geldbeutel zu spicken. Machen wir nur so weiter, lassen wir die Schweine von jenseits der Vogesen sich weiter entwickeln. Heute ist es bereits umgekehrt: heute liefern wir die Schweine hinüber, aber der Meister ist doch ursprünglich von drüben herübergewandert und stammt aus einer Zeit, die zirka 120 Jahre und mehr hinter uns liegt. Lassen wir das alles weiter sich entwickeln, dann werden diejenigen, die an der Spitze der Menschheit stehen, die ersten sein, welche die Konsequenzen zu tragen haben! (Bravo! rechts.)

Soweit die bemerkenswerte Debatte in der bayerischen Abgeordnetenkammer. Ob sie ebenso bemerkenswerte Früchte tragen wird? Wir haben allen Grund, es vorderhand zu bezweifeln. Auf keinem Gebiete zeigt die sonst oft so schneidige Exekutive in allen deutschen Bundesstaaten ein derartiges Maß von unverantwortlichem Langmut und von weitherzigstem Entgegenkommen gegen geistige Strömungen, welche die Grundlagen der sittlichen Weltordnung umzustürzen sich vermessen. Man läßt es bei kleinen Maßregeln, bei halben Anläufen bewenden und variiert, wenn auch ungewollt, den alten Spruch: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen." Es bleibt keine andere Erklärung, als daß ein erheblicher Bruchteil derjenigen Staatsorgane, denen ein ausschlaggebendes Wort in diesen Dingen zustände, bis hoch hinauf selbst von grundstürzenden pseudoethischen Tendenzen angesteckt ist, während andere das Unheil zähneknirschend sich heranwälzen sehen, aber aus schwächlicher Furcht vor dem Spott und Terrorismus einer gewissen Richtung und Presse die Hände in den Schoß legen. Sehr bezeichnend ist auch der sichtliche Widerwille gewisser Gerichte, die vom Reichsgericht wiederholt gebotenen schärferen Handhaben gegen die Massenverbreitung unzüchtiger Photographien zu sinngemäßer Anwendung zu bringen. Wie kann man sich dann noch über Geschworene wundern, die, gestützt auf einseitige Sachverständigen-Gutachten, durch einen möglichst laxen Spruch ihre Kulturstufe zu erweisen suchen! In den kommenden Monaten, wenn nach Beendigung der Ferien und Sommerreisen alle Welt ihr Interesse wieder mehr den ernsten Tagesfragen zuwendet, wird die „Allgemeine Rundschau" den Kampf gegen Pornographie, Pornokunst und Pornophilie, sowie gegen alle die Faktoren, welche durch Gehen- und Geschehenlassen diese entsetzliche nationale Pest indirekt unterstützen und fördern, mit verdoppeltem Nachdruck und mit erbarmungsloser Offenheit fortsetzen. Die Zahl der Bundesgenossen auch in anderen Lagern ist, wenn auch nur schüchtern und langsam, im Wachsen. Auch in unserem eigenen Lager hatte man lange Zeit die ganze Größe der Gefahr nicht erkannt. Selbst in unserer Presse waren es immer nur vereinzelte Organe, welche dem Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit die gewaltige, an den Lebensnerv der Nation greifende Bedeutung zumaßen, die er in Wahrheit erheischt. In neuester Zeit ist es — das muß rühmend anerkannt werden — vor allem die „Kölnische Volkszeitung", welche dem Ernst der Lage nach jeder Richtung Rechnung trägt und unablässig Warnungssignale ertönen läßt. Möge allerorten in Süd und Nord die christliche Presse auf diesem Gebiete zur schärferen und schärfsten Tonart übergehen, und mögen auch unsere Parlamentarier auf dem Posten stehen, um das höchste Gut des deutschen Volkes, das Ideal sittlicher Reinheit, gegen die Attentate grundsätzlichen Umsturzes oder schmutziger Profitgier zu verteidigen.

Dr. Otto von Erlbach.

Zur Frauenfrage.

Von Helene Pagés.

Wer die Tagespresse verfolgt und unsere Frauenzeitschriften mit Aufmerksamkeit liest, muß einen tüchtigen Fortschritt der Frauenbewegung konstatieren, muß anerkennen, daß die Frauenbewegung im allgemeinen, wie auf katholischer Seite, mit jedem Jahre zielbewußter und erfolgreicher vorwärts schreitet. Den katholischen Frauen Deutschlands folgen erfreulicherweise die Frauen anderer Länder. Erst kürzlich scharten sich Katholikinnen Englands zu gemeinsamer Arbeit zusammen, und der Heilige Vater bekundete seine Sympathie für den neuen Bund, indem er ihm den päpstlichen Segen erteilte.

Die Organisationstätigkeit ist unermüdlich, Berufsarbeiterinnen in Vereinen zusammenzuscharen und ihnen durch diesen Zusammenschluß eine bessere berufliche Ausbildung und Schutz gegen Ausbeutung, Lohnbedrückung, körperliche oder geistige Schädigung zu gewähren. Arbeiterinnen-, Dienstboten-, Ladnerinnen- und andere Vereinigungen erstehen und wachsen besonders in den Groß- und Industriestädten von Tag zu Tag.

Das Frauenstudium gewinnt festeren Boden und die Beachtung ernster Männer der Wissenschaft. Mädchengymnasien und Gymnasialkurse entwickeln sich unter tüchtiger Leitung und erfahren Anklang und Unterstützung, und über die Nützlichkeit der Mitarbeit der akademisch gebildeten Frau, besonders im Lehr- und Aerzteberuf, sowie über ihre Qualifikation in Fürsorge-, Armen- und Waisenpflege, Rechtsschutz usw., über ihre Zulassung als Fabrik- und Gewerbeinspektorin herrscht nicht nur in gebildeten Frauenkreisen, sondern auch bei einsichtsvollen Männern kein Zweifel mehr. Leider aber fehlen den katholischen Frauen häufig geradewegs die Mittel zum akademischen Studium. Wollen wir nicht hinter den anderen zurückstehen, so muß diesem Uebelstand bald abgeholfen werden.

Diese Aufgabe hat sich der Hildegardisverein gesetzt. Er gewährt in erster Linie katholischen Studentinnen Stipendien und Unterstützung in Form von Darlehen. Die vorigjährige Katholikenversammlung hat den Verein warm begrüßt und empfohlen, und die Liste seiner Mitglieder zeigt hervorragende Namen. Aber soll er seinen hohen Zwecken nachkommen, bedarf er noch sehr der weiteren Opferwilligkeit und Förderung.

Zu den Errungenschaften der letzten Zeit müssen wir vor allem auch die Klärung der Erkenntnis von dem, was die Frauenbewegung Gutes erstrebt, rechnen. Schon der Stimmungsumschlag nicht nur in den breiten Massen, sondern auch in leitenden Kreisen gibt Zeugnis, daß man die Grundsätze, die Aufgaben und Ziele der Frauenbewegung anerkennt. Und

Digitized by Google

bezüglich ihrer letzten Konsequenz, des Frauenstimmrechtes, muß man konstatieren, daß die allgemeine prinzipielle Verneinung zu wanken beginnt und sich mehr und mehr auf bloße Opportunitätsgründe beschränkt. Frauenarbeit und Frauenrecht finden eine neue Auffassung und gewähren den Frauen den Zutritt zu allen möglichen Tätigkeiten und Berufen.

Die Ueberzeugung, daß das Streben denkender Frauen nicht der Vermännlichung des Weibes, noch der äußeren Gleichberechtigung mit dem Manne gilt und nicht die Gefährdung oder gar Auflösung des Familienlebens will, faßt auch in der gebildeten Männerwelt immer festere Wurzel. Die katholische Frauenbewegung insbesondere kennt und verlangt nur nach der wahren Emanzipation des Weibes, zunächst nach seiner geistig-sittlichen, dann aber auch rechtlich-wirtschaftlichen Höherstellung zum Wohl der Gesamtheit. In der Frau der besseren Stände weckt und belebt sie das Prinzip der werktätigen Liebe und lehrt sie hinausschauen über den Kreis des eigenen Ich, heißt sie altruistisch, nicht egoistisch handeln. Der Frau des Volkes will sie helfende Hand bieten im harten Daseinskampfe, will ihr durch soziale Einrichtungen die Ausrüstung vermitteln, die ihr nottut. Allen Frauen möchte sie Gelegenheit geben, sich tüchtig zu machen für die Fülle der Aufgaben, die in der Gesellschaft auch auf die Frau warten, gleichviel ob sie geistiger, religiöser, technischer, künstlerischer oder politischer Art sind, und zugleich den Typus echter Weiblichkeit in jeder Frau mehr und mehr verwirklichen. Wie sehr die Männerwelt die Bedeutung dieses Strebens erfaßt hat und wie sehr sie davon überzeugt ist, daß zur Erreichung der höheren sittlichen Ziele ihrer eigenen Bestrebungen die Mitarbeit der Frau unerläßlich ist und daß auch sie wiederum gerne zur Verwirklichung der großen Ideen. die auf dem Boden unserer Frauenbewegung liegen, ihre Mitwirkung bereit hält, davon spricht ihre Betätigung an den Frauenzeitschriften, davon geben zahlreiche Vorträge, Aussprüche und Schriften hervorragender Männer Kunde.

Dieses tätige Interesse an der Arbeit der Frauenbewegung ist durchaus natürlich und gerechtfertigt; denn das Auge des Tieferblickenden erkennt in den sozialen Bestrebungen des Katholischen Frauenbundes vor allem das Verlangen, das Familienleben wieder zu heben und zu befestigen, es wieder glücklicher zu gestalten, nicht durch Vernichtung, sondern durch Neubelebung der Mütterlichkeit. In der Hand unserer Mütter liegt das Glück der Familien, liegt die gesegnete Zukunft unseres Volkes.

Niemand kann sich der Tatsache verschließen, daß das Familienleben in unserer Zeit mehr und mehr zurückgeht, und doch braucht gerade unsere unruhige Zeit ein gesundes Familienleben; denn je mehr Hast und Unrast um uns ist, desto dringlicher wird das Verlangen nach einem stillen Hafen, wo das Behagen und die Liebe daheim sind. Die katholische Frauenbewegung will diese Stätten des Wohlbehagens, diese Pflanzschulen aller christlichen Tugenden wieder aufbauen und befestigen, indem sie den künftigen Hausfrauen und Müttern eine bessere Erziehung und Ausbildung vermittelt. Die Einrichtungen, welche diese bessere Erziehung herbeiführen sollen, lassen jedoch meist noch viel zu wünschen übrig. Allzu vereinzelt sind die Schulen, denen eine Haushaltungsschule oder Schulküche angegliedert ist, und Tausende und Abertausende von Frauen treten ohne jegliches wirtschaftliches Wissen und Können in die Ehe, weil sie nicht Zeit, Lust oder Gelegenheit hatten, sich das Allernotwendigste anzueignen. Und wie kann die Gattin und Mutter der Mittelpunkt der Familie sein, wie kann sie Verständnis für die Arbeit des Mannes, für den geistigen Fortschritt ihrer Kinder haben, wenn ihr Bildungsgang mit dem letzten Schuljahr abschloß? Wo wird ihr die Befähigung, ihre Kinder zu warten, zu pflegen, zu hüten und zu tüchtigen Menschen zu erziehen? Wo schult sich ihr sozialer Blick und wo lernt sie caritative Arbeit? Nur wenige Mütter sind heute imstande, die Lehrmeisterin ihrer heranwachsenden Töchter zu sein, weil ihnen die Zeit oder die nötige Fähigkeit mangelt. Da darf der Ruf nach der weiblichen Fortbildungsschule nicht ungehört verhallen, da muß die Gründung von Mutterschulen ins Auge gefaßt werden. Da muß geholfen werden durch pädagogische Kurse und durch Mütterabende. Da gilt es auch vor allem, dem Religionsunterricht den heiß umstrittenen Platz in der Schule zu wahren. Der weltliche Moralunterricht erzieht nie und nimmer christliche Mütter. Die Gattin und Mutter braucht einen lebendigen Glauben, der ihr ganzes Sein durchwärmt und durchleuchtet, der ihr Stütze und Halt in dunklen Stunden und feste Norm in allen Lebenslagen gibt. Die Erfahrung zeigt, daß die in die Irre gegangene Frau schwerer den Rückweg zur Wahrheit findet als der Mann. Deshalb können wir die Wurzeln einer wahrhaft religiösen Erziehung nicht tief und fest genug in die Mädchenherzen senken, und deshalb gebührt der Religion der vornehmste Platz in der Schule.

Das vielumstrittene Frauenstimmrecht, das heute auch von gemäßigten Vereinen ins Auge gefaßt wird, fordert gründliche Schulung der Frauen. Diese Schulung muß den Frauen in Versammlungen werden, solange Fortbildungs- oder Mutterschulen diese Aufgabe noch nicht in ihr Programm aufgenommen haben.

Aus der Erkenntnis des Guten, das unsere Frauenbewegung will und anstrebt, erwächst aber auch für die katholische Männerwelt die Pflicht, diese Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern, und je kräftiger und erfolgreicher sie dieser Pflicht nachkommt, desto größer ist der Gewinn für sie selber; denn was zur besseren Ausbildung unserer Mütter geschieht, ist auch Männergewinn, weil Menschheitsgewinn.

Kirchliche Kunst.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Während ich die Feder ansetze, um über obiges Thema ein paar Worte zu sagen, habe ich das beruhigende Bewußtsein, vor dem Leserpublikum der „Allgemeinen Rundschau" nicht als ein einseitiger Laudator temporis acti dazustehen. Wer mir bisher den Vorzug erwiesen hat, meinen Kunstberichten einige Aufmerksamkeit zu schenken, weiß, daß ich der Gegenwart nicht minder gerecht zu werden versuche als der Vergangenheit. Hier, wo von kirchlicher Kunst die Rede, ist der Anlaß zu sorgsam abgewägter Beurteilung beider Richtungen vorweg geboten.

Dabei kommen der modernen Kunst mehrere Umstände zustatten, die in die Wagschale geworfen werden müssen, um ein gerechtes Gleichgewicht, wenigstens einigermaßen, herzustellen. In erster Linie, daß schon seit dem 18. Jahrhundert die Kraft der Kunstbetätigung des religiösen Gebietes mit dem sonstigen kirchlichen Leben nicht gleichen Schritt gehalten hat. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, wird dieser Umstand vielleicht nicht stärker, aber wir können uns von ihm wegen der größeren Nähe der Zeit deutlichere Rechenschaft geben. Heute sehen wir uns in zwiefacher Lage. Einesteils als solche, die eine Erbschaft angetreten haben, die unsere Eltern schon von den Großeltern übernahmen. Sie stammt aus den Zeiten der Romantik, die auf dem Gebiete der bildenden Kunst den Nazarenismus mit allerlei Süßigkeiten großzog und infolge dieser Nahrung keinen gesunden Burschen aus ihm zu machen verstand. Das kräftige Brot und Fleisch, wobei unsere alten Vorfahren tüchtige Männer geworden waren, wollte jenen Nachkommen nicht schmecken. Das ist das eine, woran unsere kirchliche Kunst bis heute zu leiden hat. Ihm steht ein anderer Umstand zur Seite, der ihrer guten Entwicklung nicht förderlich ist. Es sind die Anschauungen und Erfordernisse modernsten Lebens mit seiner harten Prosa; mit seinem zu keiner Zeit in solcher Art bekannt gewesenen Zwange zum Kampf um das tägliche Brot; mit seinen die Tradition auflösenden internationalen Anschauungen und Daseinsbedingungen. Zwischen beiden sollen wir heutzutage einen Weg suchen, und haben uns, gottlob, so deutlich auf uns selbst besonnen, daß wir auch den redlichen Willen dazu haben. Und um bei der kirchlichen Kunst zu bleiben, wir wollen auch ihr einen Weg suchen, der unseren Wünschen entspricht. Nämlich nicht bleichsüchtig, weltfremd, traumverloren zu sein, aber auch nicht plump realistisch, schweiß- und staubbedeckt. Und wir wünschen eine Kunst, die wir nicht irgendwoher entlehnen, bei der wir uns mit fremdem Geist breit machen, sondern die aus unserem eignen tiefsten Fühlen, Denken und Wollen heraus eine Gestalt gewonnen hat, die uns wesensverwandt und begreiflich ist; die gleichzeitig die Fähigkeit besitzt, durch allgemein gültige Form allen verständlich zu sein und doch in jedem Zuge so individuell, daß eines jeden einzelnes Wesen sich verklärt ihn ihr wiederspiegelt.

Man sieht, daß hier in aller Kürze eine Reihe der größten Schwierigkeiten angedeutet, eine Anzahl von bedeutendsten Forderungen gestellt ist. Ich glaube, mit Recht, denn wo sich's um das Höchste handelt, was Menschen erfüllen sollen, kann auch keine Bedingung hoch genug sein.

Nur bei solcher Behandlung der Sache gewinnen wir die Aussicht, unsere kirchliche Kunst allmählich wieder der alten ebenbürtig zu machen. Ich bin kein Lobredner der Vergangenheit. Ich übersehe es gar nicht, daß den Meistern jener Zeiten auch nicht alles so gelungen ist, wie zu wünschen gewesen wäre. Wer von ihnen ein echter Künstler war, mag schwer genug selbst darunter gelitten haben, wenn er überall mit Kopf und Hand an die Schranken stieß, die dem menschlichen Wesen nun einmal gesteckt

Digitized by Google

sind. Aber das gilt im wesentlichen nur von dem, was die Natur bestimmt hat. Ueber die Einschränkungen der Konvenienz, der menschlichen Anschauungen zu klagen, die angeblich den alten Künstlern von der Renaissance rückwärts bis ins frühe Mittelalter das Leben sauer gemacht haben sollen, kommt nach meiner Auffassung auf unbewußten, manchmal auch bewußten Irrtum hinaus. Das Feld des mittelalterlichen Künstlers war nicht minder wie heute die Welt mit all ihren Einzelerscheinungen, mit all ihren Natur- und Lebensverhältnissen. Daß man über diese beiden letzteren bei weitem nicht so umfangreich unterrichtet sein konnte wie heute, kann uns eine Berechtigung zu vornehmem Drüberhinsehen gewiß nicht geben. Im Gegenteil Achtung und Ehrfurcht vor jenen, die unter uns unbekannten Schwierigkeiten, in ihres Herzens Einfältigkeit und Ungelehrsamkeit so Schönes zu schaffen verstanden! Dafür reichte des damaligen Künstlers Welt, bedingt durch uralte Anschauungen, die in ihrer vielhundertjährigen Entwicklung durch nichts unterbrochen waren, von selbst über die Grenzen des Sichtbaren und Realbegreiflichen hinaus, und damit der heiße Wunsch, jenes nicht Gesehene, nur Geglaubte, dem Glauben gemäß real zu gestalten. Darin fand der einzelne, das Volk, die Kirche, was sie brauchten. Tägliches Leben und kirchliches Leben, der materielle und der ideale Gedanke fanden in jener Kunstauffassung ihre gleichmäßige Erfüllung. Ihre Gestaltung bildete sich von selbst infolge des gesunden, schlichten, aller Ueberspanntheit abholden Bauernsinnes unserer Vorfahren. Die kirchliche Kunst hat sich in alter Zeit auch darum besonders sorgfältig entwickeln, für ihre Darstellungen unabsehbar verschiedene Formen finden, technisch sich zu heute längst nicht mehr bekannten Feinheiten erheben können, weil sie auf dem Gebiete der bildenden Künste weitaus den breitesten Raum einnahm. (Schluß im nächsten Heft.)

Das neue katholische kirchliche Handbuch.

Einem Teile der in weiten Kreisen schon lange empfundenen Bedürfnisse, die auf der Osnabrücker Katholikenversammlung im Jahre 1901 zu dem Wunsche nach einem katholischen amtlichen statistisch-kirchlichen Bureau führten, wird nunmehr abgeholfen durch das „Kirchliche Handbuch“ [1]), das soeben als Seitenstück zu dem schon seit 35 Jahren bestehenden protestantischen „Kirchlichen Jahrbuch“ bei Herder in Freiburg erschienen ist und periodisch weiter erscheinen soll, wenn es entsprechende Aufnahme findet. Dies ist aber wohl zu hoffen, denn bei seinem ungemein reichen Inhalt dürfte es weiten Kreisen, besonders Geistlichen, Journalisten, Parlamentariern und anderen gebildeten Laien, auch Andersgläubigen, die sich über die kirchlichen Verhältnisse und das kirchliche Leben unterrichten wollen, gute Dienste leisten. Es gibt Aufschluß über die Organisation der Kirche im Deutschen Reich, ihren Bestand an Mitgliedern und deren Verteilung über die einzelnen Gebietsteile, ihr Wachstum und die fördernden und hemmenden Umstände, über Versorgung durch Welt- und Ordensklerus, kirchliche Anstalten und Ordensniederlassungen, katholische caritativ-soziale Tätigkeit und Vereinswesen, kirchliche Gesetzgebung usw. In erster Linie wird überall das Deutsche Reich berücksichtigt, aber es ist noch ein besonderer Abschnitt hinzugefügt über die Lage der Kirche im Ausland und ein weiterer über den Bestand und die Fortschritte der katholischen Heidenmission. Ein großer Teil des Materials, die eingehenden Ausführungen über die gemischten Ehen in Preußen und das Religionsbekenntnis der daraus hervorgegangenen Kinder, besteht aus handschriftlichen Auszügen aus den Akten der letzten Volkszählung, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden. Anderes beruht auf Auskunft amtlicher Stellen. Die Statistik des katholischen Vereinswesens in Deutschland will zwar auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erheben, bietet aber doch zum erstenmal eine Gesamtübersicht, die schon wiederholt als dringend wünschenswert bezeichnet wurde. Ebenso wird die Zusammenstellung der neuen kirchlichen Erlasse und die Uebersicht über die kirchenpolitische Gesetzgebung im Reiche dankbar begrüßt werden. Das reiche Material hat bleibenden Wert und läßt sich auch bei Vorträgen gut verwerten. P. Conzen.

[1]) Kirchliches Handbuch. In Verbindung mit Domvikar P. Weber, Dr. theol. W. Liese und Dr. theol. K. Mayer herausgegeben von H. A. Krose, S. J. Erster Band: 1907—1908. gr. 8° (XVI u. 472). Geb. in biegsamem Original-Leinwandband ℳ 6.—.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Mozartfestspiele. „Don Giovanni“ und die „Entführung aus dem Serail“ standen an künstlerischer Wirkung nicht hinter „Figaros Hochzeit“ zurück, von welcher wir jüngst berichtet hatten. In erfreulicher Weise bedurfte es für diese drei Vorstellungen keines einzigen Gastes, wodurch die Stilsicherheit des Ensembles eine Harmonie erreichte, die man nicht oft antrifft. Seit Possarts Rücktritt war die „Entführung“ nicht mehr im Rahmen unserer Festspiele erschienen. Mit Unrecht, denn diese liebenswürdige Schöpfung bietet eine Fülle von musikalischer Schönheit, die Felix Mottl mit feinstem Stilempfinden interpretierte. Unter Wirks Regie wurde die „Entführung“ sehr lebensvoll und graziös gespielt. Eine prächtige Leistung feinhumoristischer Darstellung bot Sieglitz als Osmin. Neben Frau Bosettis glanzvoller Wiedergabe der Konstanze ist Frl. v. Fladung (Blonde) mit großer Anerkennung zu nennen. Walter, Bauberger und Felmy gaben nicht minder gutes. Oft gerühmt an dieser Stelle sind Feinhals' bravouröser Giovanni, die Damen Burk-Berger (Anna) und Preuse (Elvira). Geis' Leporello ist eine schauspielerische Leistung, die einzig in ihrer Art ist. Buysson, Bender und Frl. Brunner boten gleichfalls Treffliches in der mit größtem Beifall aufgenommenen Vorstellung. Mit „Cosi fan tutte“ schließt der Mozartzyklus. Hierauf beginnen die Wagneraufführungen des Prinzregententheaters.

Verschiedenes aus aller Welt. Bei den diesjährigen Bayreuther Festspielen wurden mehrere Sänger, welche seit langem mit größtem Erfolge mitgewirkt hatten, vermißt. Ueber verschiedene Künstler, welche Siegfried Wagner erstmalig nach Bayreuth berufen hatte, sind die Ansichten geteilt. Aus den Berichten geht mit ziemlicher Einstimmigkeit hervor, daß mancher fehl am Orte war und das Ensemble sich nicht immer stilistisch so ausgeglichen erwies, wie man dies bei Musteraufführungen verlangt. Sehr gelobt wird die Reinheit der Chöre im „Lohengrin“. Die neuen Dekorationen dieser Oper fanden zahlreiche Bewunderer, dagegen wird von mehreren Kritikern eine dekorative Neuschaffung des „Parsifal“ gewünscht. — Der Komponist Puccini gedenkt auf italienischem Boden ein Richard Wagner-Festspielhaus zu errichten. Der Erfolg dürfte immerhin fraglich sein, da die Italiener dem deutschen Musikdrama bis jetzt zumeist innerlich fremd gegenüberstehen. — Die Association littéraire et artistique internationale wird ihren diesjährigen Kongreß unter dem Protektorate des Großherzogs von Hessen in Mainz abhalten. Auf der Tagesordnung steht die Beratung des von der Reichsregierung ausgearbeiteten Entwurfes der neuen internationalen Literaturkonvention. — Auguste Gevaert, der Direktor des Konservatoriums in Brüssel, feierte den 80. Geburtstag. Seine Kompositionen, Messen, Kantaten und Opern, wurden vielfach mit Erfolg gegeben. — Max Reger, der Komponist und Universitätsmusikdirektor in Leipzig, erhielt von der philosophischen Fakultät Jena die Doktorwürde honoris causa.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das Bestreben der Deutschen Reichsbank, tunlichst unter Gewährung aller Fazilitäten auf eine weitere Besserung und Förderung der Liquidität bedacht zu sein, ist von Erfolg begleitet. Die seit dem Semesterwechsel eingetretene Kräftigung der Reichsbank hat die angenehme Konsequenz, dass die neuerlichen Ansprüche des Reiches an das Zentralnotenbank-Institut, welche sich in Bälde erheblich vermehren dürften, von der Bank erfüllt werden können. Auch eine Verminderung der Depositen bei der Reichsbank, wie insbesondere bei unseren Privat-Grossbanken ist zu erwarten. Infolge der Reduktion der Depositenraten von 2% auf 1½% sind bedeutende Beträge, die bisher bei den Banken auf Depositenanlagen belassen worden sind, abgehoben worden. Diese für die Bankwelt unangenehme Erscheinung hat auch günstige Begleiterscheinungen gebracht. Die frei gewordenen und noch frei werdenden erheblich grossen Barbeträge werden vornehmlich zu Käufen am Rentenmarkt und zu Anlagen am deutschen Industriemarkt verwendet. Günstige Dividendenmeldungen und die über Erwarten besser ausfallenden Jahresergebnisse geben allenthalben neuen Mut auf eine baldige kräftigere Erholung des deutschen Handels. Die nächste Zeit der finanzwirtschaftlichen Betrachtungen und Erörterungen wird neben der Gestaltung der Geldmarktsituation in erster Linie dem Ausbau der Konjunkturfragen gehören. Hier spielt die Montanindustrie die Hauptrolle. Zu begrüssen ist, dass bei den publizierten Abschlüssen der grossen Bergwerks- und Hüttengesellschaften die Kardinalfrage weniger der Festsetzung des Dividendensatzes gilt, vielmehr wird das Hauptgewicht darauf gelegt, erhebliche Rückstellungen und Reservebeträge für die immer noch unklare Zukunft bereitzuhalten. — Die Kursbesserungen auf allen Gebieten der deutschen Märkte sind den Tatsachen und Motiven zu sehr vorausgeeilt. Die Schicksalsschläge, welche die deutschen Handelskreise und das Sparpublikum in letzter Zeit auf allen Gebieten zu verzeichnen hatten, werden noch lange zu verspüren sein; zu impulsive Avancen können daher nur von kurzer Dauer sein. Darüber setzen uns auch die kolossal hochgehenden Wogen der Auslandsbörsen und die immerhin noch günstig lautenden Dividendentaxen unserer industriellen Aktienunternehmungen nicht hinweg. Die Disposition unserer Märkte ist zu sehr abhängig von Störungen, sei es seitens der Auslandsplätze oder auf politischem Gebiet. An eine Besserung der Konjunktur ist vor Eintritt des nächsten Frühjahres nicht zu denken. M. Weber.

Digitized by Google

Dem hochw. Klerus

empfehle ich mich bei Anschaffung von

Paramenten, Fahnen usw.

unter Zusicherung billigster und reellster Bedienung. Bei Barzahlung angemessener Rabatt, im übrigen Zahlungserleichterung nach :: Möglichkeit ::

Bei dem Besuche der **Münchener Ausstellung** gelegentlich der Reise zum Katholikentage in Düsseldorf bitte ich die von mir in der Kirche, Halle 1, ausgestellte Casula und :: Pluviale zu besichtigen. ::

Max Altschäffl, München

Paramentenanstalt u. Fahnenstickerei.

Karlstrasse 52/II.

Viertes bis sechstes Tausend!

Ludwig Windthorst

von Dr. Eduard Hüsgen.

Mit Einführungsworten der Herren Justizrat Dr. Julius Bachem, Fabrikbesitzer Franz Brandts, Prälat Dr. Franz, Landgerichtsdirektor Groeber, Exzellenz Reichsrat Professor Dr. Freiherr von Hertling, Prälat Professor Dr. Franz Hitze und Justizrat Dr. Porsch.

496 Seiten gr. 8°. Mit 154 Bildern — darunter 53 Porträts von Zeitgenossen — und 2 Beilagen.

Geheftet M. 8.—. In Originalband M. 10.—.

„Das Werk ist gut, seine Ausstattung vornehm und glänzend, möge es Gemeingut des katholischen Volkes werden und, was uns die Hauptsache dünkt, das Interesse für das Zentrum überall stärken und befestigen." („Essener Volkszeitung.")

Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands.

Im Auftrage des Zentralkomitees herausgegeben von Pfarrer Jos. May. Mit 39 Bildnissen. Zweite Auflage. Mit Anhang. 421 S. gr. 8°. In Ganzleinen gebunden ℳ 5.—.

„Wir sind dankbar, daß wir endlich eine Geschichte unserer schönen Generalversammlungen haben, die als Volksbuch die weiteste Verbreitung verdient." („Augsburger Postzeitung.")

Verlag J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Balmes, Jakob, **Briefe an einen Zweifler.** Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Franz Lorinser. Mit einer kurzen Biographie und dem Bildnis des Verfassers. 5. Auflage, nach dem Original durchgesehen und verbessert von Dr. V. M. Otto Denk. 343 Seiten. gr. 8°. 1894. M 2,—, in Halbleinwand M 2.60.

Broglie, Abbé de, **Religion und Kritik.** Aus dem Nachlasse gesammelt von M. l'abbé C. Piat, Professor am katholischen Institut zu Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung. XCI u. 375 Seiten. 8°. 1900. M 3.50.

Die originellen geistreichen, meistenteils zutreffenden Ausführungen bringen gesunde Gedanken in Fülle. Sehr zu empfehlen.
„Kathol. Kirchenzeitung", Salzburg.

Gutberlet, Dr. theol. Konstantin, päpstlicher Hausprälat, Domkapitular und Professor, **Gott der Einige und Dreifaltige.** Begründung und Apologie der christlichen Gotteslehre. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. VII u. 386 Seiten. gr. 8°. 1907. M 6.40.

Im Anschluß an sein so gut eingeführtes Lehrbuch der Apologetik gibt der bedeutende Schriftsteller hier eine Apologie der wichtigsten und schwierigsten Dogmen und Geheimnisse des Christentums.
„Augsburger Postzeitung".

Lemius, P. J. B., Obl. M. J., **Der Modernismus** nach der Enzyklika Sr. Heiligkeit Papst Pius X. Pascendi Dominici gregis. Nach dem Original übertragen von P. Nik. Stehle, Obl. M. J. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung und Empfehlung. IV u. 111 Seiten. 8°. 1908. M 1.—.

Diese Bearbeitung in Katechismusform bringt einfache und gemeinverständliche Fragen, die auf die einzelnen Punkte der päpstlichen Enzyklika hinweisen; die Antwort auf dieselben wird mit den Worten des Papstes selber gegeben.

Müllendorff, P. Julius, S. J., **Der Glaube an den Auferstandenen** gemeinfaßlich begründet in fünf apologetischen Briefen an einen Freund. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung und Erlaubnis der Ordensobern. VII u. 152 Seiten. gr. 8°. 1900. M 2.—.

— **Der Glaube an die Kirche** nach den Rundschreiben Leo XIII. gemeinfaßlich begründet in neun apologetischen Briefen an einen Freund. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung. VIII u. 168 S. 8°. 1896. M 1.20.

Solche Schriften brauchen wir in der heutigen Zeit der sichtlich zunehmenden Glaubensentfremdung immer mehr.
„Theol. prakt. Monatsschrift", Passau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Jos. Kannengiesser

Kirchenmaler

CÖLN

An St. Cunibert, Linde 11.

: Kreuzwegstationen :

Gobelin- und Fahnenmalerei

Zeichnungen für Stickerei und Mosaik.

Vielfach prämiiert mit nur ersten Preisen.

Digitized by Google

Marien-Kirche zu Kevelaer

sowie eine grosse Anzahl teils alter, teils neuer Kirchen wurden zur grössten Zufriedenheit der betreffenden Gemeinden beheizt durch

CARL WELLEN, DÜSSELDORF

Spezial-Ingenieur für Kirchenheizungen mit Frischluftzuführung und ausschaltbaren Heizflächen

D. R. Patent No. 201118.

Gebrüder Oberascher München 12

Telephon 7246. Kunstglockengiesserei Telephon 7246.

Herstellung von

Kirchenglocken und Geläuten

in jeder Grösse und Schwere, harmonisch oder melodisch, unter Garantie für reine Stimmung und tadellosen Guss. Umguss alter Glocken, Erbauung eiserner Glockenstühle, Reparaturen usw. prompt und kulant. Sachgemässe Auskunft, Katalog und Kostenvoranschläge raschest und unentgeltlich.

Turmuhren

für Kirchen, Gebäude u. Eisenbahnen

liefert die weltbekannte und mit 16 ersten Preisen prämiierte Firma

Joh. Mannhardt in München 8,

Metzstrasse 14.

Kataloge und Kostenanschläge gratis und franko.

Ferdinand Mündelein

:: Bildhauer ::

Paderborn

empfiehlt sich für

Ausstattung der Kirchen

Beste Referenzen

Zeichnungen zu Altären, Kanzeln, Kommunionbänken, Beichtstühlen etc. stehen jederzeit zu Diensten.

Zeugnis:

Der Glockengießermeister **A. Bachmair** in **Erding** hat für die Pfarrkirche **Weihenstefan-Pötting** bei **Freising** ein neues Geläute mit der harmonisch melodischen Stimmung Es, g, b, c (55 Ztr.) geliefert.

Die Glocken sind tadellos im Guß und in der äußeren Ausführung; die Stimmung ist vollkommen rein.

Die Glocken zeichnen sich durch ihre mächtige Tonfülle aus; die Wirkung des Gesamtgeläutes ist eine wirklich herrliche zu nennen.

Die Firma **Bachmair** in **Erding** kann wegen ihrer Verlässigkeit und Reellität jeder Kirchenverwaltung mit bestem Gewissen auf das wärmste empfohlen werden.

Pötting, 8. Juli 1908.

Gemeinde-Verwaltung: Wildmooser, Brgmstr. (L. S.)

Kath. Kirchenverwaltung: Bucher, Pfarrer.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten

soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu **Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche** anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** u. a m. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. Stück (20 m lang), Mark **10.—, 10.80, 11.80, 13.—** p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten**. Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** durch die guten Leinengewebe.

Kath. Buch- u. Kunsthandlung St. Paulus (H. Wollny), Berlin-Moabit, Oldenburgerstr. 6, b. d. Pauluskirche.

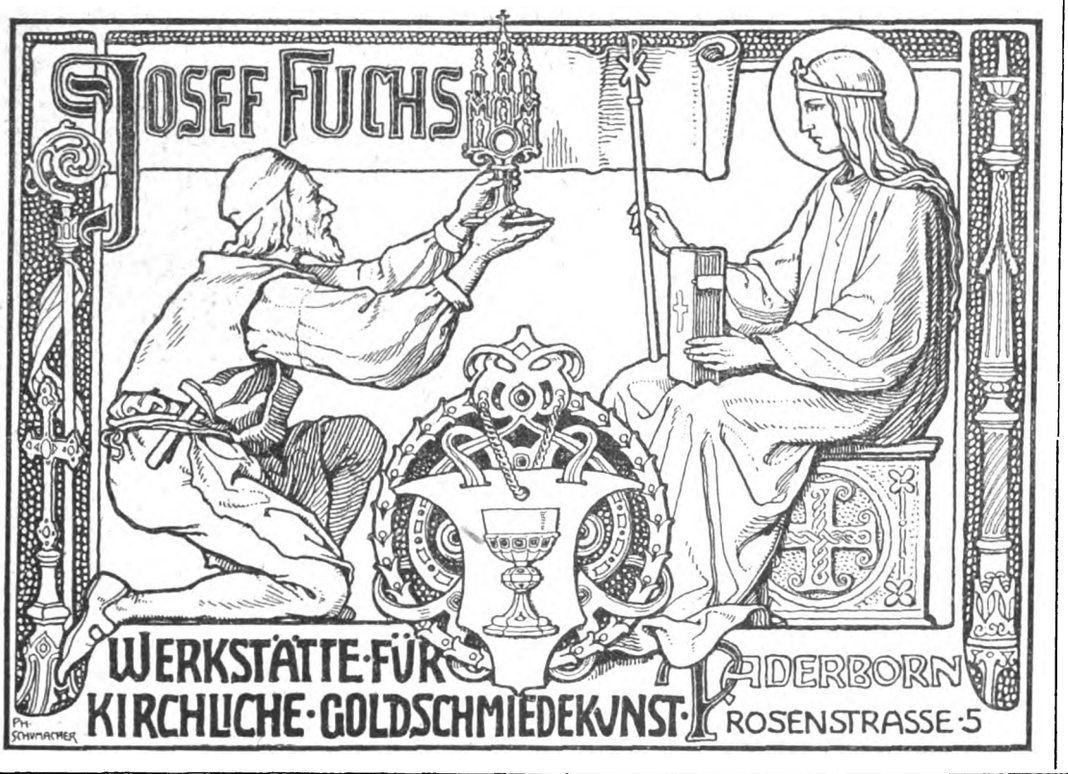
Spezial-Geschäft in sämtlichen Artikeln religiösen Genres.

Andenken für Primiz, kirchliche u. weltliche Jubiläen

in grosser Auswahl zu soliden Preisen.

Sämtliche in diesem Blatte angezeigten Bücher werden schnell geliefert.

Digitized by Google



Bordeaux und Burgunder

Medoc 115 M; Margeaux 1.30 M; St. Julien 1.50 M; Graves (weiss) 1.30 M; Ht. Sauternes 1.70 M. — Maconnais 1.25. M; Beaujolais 1.40 M; Beaune 1.60 M; Pommard 2.60 M pr. Lit. in Geb. v. 20 l an u. Fl. assortiert in Kisten franko Nachnahme

Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Carthäuser Wein-Cognac nur aus Wein gebrannt, daher Kranken sehr zu empfehlen, offeriert zu 3, 4 u. 5 Mark per Literflasche die Weinbrennerei von **M. Rehe in Karthaus b. Trier.**

Handtellerflechten

heilbar!

Grundmanns Thymol-Seife ist zweifellos ein grossartiges Mittel bei Flechten und juckenden Hautausschlägen, H. Amtsrichter in Z. Bei richtiger Anwendung verschwinden Flechten, trockene und nässende, auf Händen, Kopf, Gesicht, Oberkörper und auf den Beinen; speziell Handtellerflechten, die als unheilbar galten, wurden in kurzer Zeit durch den Gebrauch von Grundmanns **Thymolseife** und der dazu gehörigen **Toilette-Creme** fortgebracht. Wenn Ihnen von den vielen angepriesenen Mitteln bis jetzt nichts geholfen hat, machen Sie einen letzten Versuch! — Seife 80 Pf. 3 Stück 2,20 Mk. Toilette-Creme 2 Mk.

Apotheker Grundmann, Berlin, Friedrichstrasse 207.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg,
zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neue katholische Bibelausgaben
des hochw. P. A. Arndt, P. d. G. J.:

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. **Mit dem Texte der Vulgata und ausführlichen Anmerkungen.** Mit Approbation des Heil. Apostol. Stuhles und den Empfehlungen vieler hochwürdigster Bischöfe. **(Mit lateinischem und deutschem Text.)** 3 Bände. 4., vermehrte Aufl. Gr. 8°. ℳ 16.—, in 3 Halbfranzbänden ℳ 22.—.

(Ausgabe mit nur deutschem Texte.) 3 Bände. 8°.
Band I und II. **Das Alte Testament** enthaltend . ℳ 8.—.
Gebunden . ℳ 11.—.
Band III. **Das Neue Testament** enthaltend. (Unter der Presse.)

Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus. **(Schul-Ausgabe.)** Mit ausgewählten Anmerkungen. Mit Approbation des Heil. Apostol. Stuhles. 12°. 760 Seiten, mit 2 Karten ℳ 1.60. In Leinwandband ℳ 2.40.

— — Dasselbe. **(Taschenausgabe.)** 32°. 632 Seiten mit 2 Karten 80 ₰. In Leinwandband ℳ 1.—

Diese Ausgabe ist nach dem Wunsche des Heiligen Vaters aus dem großen Bibelwerke des Hochw. P. Arndt, Priesters der Gesellschaft Jesu entstanden und entspricht in vollkommener Weise den Absichten der Kirche, nach welchen die Heilige Schrift von berufener Seite in den Landessprachen herausgegeben und eifrig verbreitet werden soll.

Als **Psalmenauslegung** wird besonders empfohlen:

Lob Gottes in den heiligen Psalmen. Die 150 Psalmen der Heiligen Schrift im wörtlichen und geistlichen Sinne für gläubige Christen erklärt von P. **Ph. Seeböck** (O. F. Min.). 2 Teile. 12°. ℳ 3.60, in Leinwandbänden ℳ 5.—.

Emil Bierbaum

Buch- und Kunsthandlung

DÜSSELDORF

Oststrasse 55 :: Fernsprecher 2757

empfiehlt

ihr reichhaltiges Lager aus allen Wissenschaften

Spezialfach:

Katholische Literatur jeder Art

:: Prompte Bedienung ::

Auskünfte bereitwilligst

Kataloge umsonst und postfrei

Antiquarische Gesuche kostenfrei

Ratenzahlungen.

‚Für Schlechtschreibende.‘

Ueber 2000 im Gebrauch.

Durch **Hofer's methodischen Selbstunterricht,** bearbeitet nach vieljähr. prakt. Erfahrungen, kann von jedermann und jeden Alters in 2 bis 3 Wochen **die verdorbenste Handschrift** zu einer **schönen** und **geläufigen** verbessert werden. 14 Seiten lithogr. Vorschr. m. Erklärungen. Preis 4 M., gegen Nachn. 4 M. 20 Pf. frko. Zus.

Zu beziehen bei **A. Hofer,** Kalligraphielehrer, **Weilheim,** 648a, Obb.

Für Rentner!

Herrschaftliches Wohnhaus

auf dem Lande, **inmitten zirka 2 Morgen ertragreichen Obstgartens gelegen, mit Erfolg als Ferienpensionat benutzt, sich eignend zu Sommerwirtschaft,** weil in der Nähe eines vielbesuchten Waldes (Ausflugsort) gelegen, ist wegen Sterbefalles **günstig zu verkaufen.**

Anfr. mit Marke zu richten an **Redakteur Schulzen** in **Viersen** (Rhld.)

Dem hochwürdigen Klerus

empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.

Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 3.
Lieferant des Georgianums.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, Herr Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlages gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 22. August 1908. V. Jahrgang.

Pius X.

Von

Dr. Mich. Eberhard, München.

II. (Schluß).

Diese Gutachten protestantischer Kirchenmänner sind ebensoviele Rechtfertigungen Pius' X. Hätte der Papst sie befohlen, sie hätten nicht günstiger für ihn ausfallen können; sie schildern im vorhinein und unbewußt den Papst als einen Mann von feinster religiöser Witterung. Der Papst weiß, was er will, aber, was mehr ist, er will auch, was er weiß; und was noch mehr ist, er setzt durch, was er will. Propheten haben die Protestanten auch; aber sie haben keinen Mann mit der Gewalt zur Tat. Wir besitzen in Pius X. nicht bloß einen Mann mit Seherblick, sondern auch mit Eisenfaust.

Wenn es um die katholische Kirche besser steht als um den Protestantismus, so kommt es daher, daß wir einen Summus Pontifex haben, der „in den Dingen der kirchlichen Lehre auf Katheder und Kanzel durchgreifender, auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung nach unten wie nach oben freier und geistlicher, in den Angelegenheiten des kirchlichen Lebens unabhängiger und sozial verständnisvoller" gehandelt hat, als es im anderen Lager geschehen ist.

Zentnerschwer lastete die Verfolgung der Kirche Frankreichs auf dem Herzen des Papstes; da erklärte er im April vorigen Jahres der staunenden Welt, daß ihn noch eine weit beängstigendere Sorge drücke. Er sprach in der Allokution vom 17. April von einer Richtung, welche keine Einzelhäresie sei, sondern ein gedrängter Abriß und das Gift aller Häresien, „geeignet, die Grundlagen des Glaubens zu erschüttern und das Christentum zu vernichten, nicht in offenem Kampfe und durch äußeren Abfall, sondern in stiller Wühlarbeit im Schoße der Kirche selbst. Und dies unter dem Vorwande, man wolle die Kirche dem Zeitgeiste anpassen, mit der modernen Kultur versöhnen."

Es erschien das Dekret vom 3. Juli „Lamentabili sane exitu", der sog. Syllabus Papst Pius' X.; aber das war nur ein Ausschnitt aus den Gedanken des Papstes; bald folgte ein umfassendes Panorama, die Enzyklika „Pascendi dominici gregis" gegen die Modernisten vom 8. September. Das war allerdings keine Fernsicht bei lachendem blauen Himmel, sondern verbunden mit schweren elektrischen Entladungen, denen einzelne Nachgewitter folgten. Aber — die Luft war rein; man atmete katholisches Ozon; das erfrischte nach der Schwüle und Spannung, die geherrscht hatte.

Der Wirbelwind riß manchen „Turm" um; der Blitz schlug in manchen Katheder und in manche Kanzel, aber trotz der elementaren Gewalt, mit der das Ereignis hereinbrach, ist für die katholische Wissenschaft kein Schaden zu befürchten. Die Enzyklika selbst klingt in ein Kulturprogramm aus, das wie ein schöner Regenbogen über der Situation steht.

Noch ist der Zorn nicht verraucht, noch glimmt der Ingrimm weiter, noch wühlt der Haß fort bei denen, deren Ernte vernichtet ist. Wie die alten Gnostiker suchten diese „Modernisten" in den Tempel des Christentums ein Denken einzuführen, das dem Stile und Geiste des Tempels fremd ist. Viele waren guten Willens gewesen: sie hatten durch das fremde Saatgut, das sie der kirchlichen Kultur anboten und bereits in großen Mengen importierten, nur den drohenden Schäden einer nach ihrer Meinung vorhandenen Inzucht entgegentreten wollen; ihre Ware war nun als gemeingefährlich, sie selbst waren als Schmuggler erklärt. Ein so energisches „Danke" für die „gute Hilfe", die sie anboten, hatten sie sich nicht erwartet. Wieder andere hatten in unbeschreiblichem Hochmut dahingelebt. Mit der Keckheit eines propfensprengenden Gärstoffes hatten sie Genie gegen Amt, Professor gegen Bischof, Forschung gegen Wahrheitsgut ausgespielt und bei der individualistischen, subjektivistischen, empirischen Richtung der Zeit eine gewaltige Hausse ihrer Papiere erhofft; nun mußten sie nicht nur die Felle davonschwimmen sehen, sondern sahen sich empfindlich gedemütigt, nicht bloß durch das machtvolle Auftreten der Hierarchie, die nach ihrer Meinung Tiara und Inful nur zum Salben, nicht zum Lehren aufsetzen sollte; sondern, was noch demütigender war als der hierarchische Wahrspruch, sie sahen sich in den Sand gestreckt durch die Macht der Idee, die ihnen Fort um Fort abnahm, bis die ganze Festung geschleift war. Wie inferior war ihnen der Katholizismus immer erschienen, nun saß er hoch zu Rosse, und sie lagen am Boden. — Wahrhaftig, es wäre zu grausam, von den also Betroffenen eine freudige Begehung des Papstjubiläums zu fordern! Aber vielleicht ist seit ihrem „Unglück" doch eine genügende Spanne Zeit verflossen, hinreichend, um mit weniger Leidenschaft und darum mit mehr Gerechtigkeit dem Papste gegenüberzustehen, und auch uns unsere Jubiläumsfanfaren nicht zu verdenken.

Das ganze Verbrechen des Papstes bestand darin, Papst gewesen zu sein, Kirche Kirche, Glauben Glauben, Christentum Offenbarung genannt zu haben. Allein mußte er nicht so handeln? War es nicht einfache Pflicht für ihn? War es nicht Heroismus, unter so schwierigen Verhältnissen einer so dornenvollen Pflicht zu genügen, da er doch wußte, daß die Geißeln auf ihn herabsausen, die Tiara ihn wie eine Dornenkrone drücken, an allen Universitäten, in allen kirchenfeindlichen Redaktionsstuben ein Golgatha für ihn errichtet würde? Hat er nicht überzeugend nachgewiesen, daß er es für seine Pflicht halten mußte, einzugreifen? Hat er nicht zu jedem Imperativ das Warum beigegeben, und so vor aller Welt kundgetan, daß das päpstliche Wappen nicht bloß den Schlüssel der Gewalt, sondern auch den Schlüssel der Erkenntnis führt?

Gewiß, der Papst hat Fraktur geredet; aber es handelte sich nicht um Zieraten, sondern um das Leben, nicht um Mobilien, sondern um Immobilien der Kirche; es handelte sich nicht um Modernisierung der Religion, sondern um eine neue Religion in der Religion, die nach Kuckucksart Eier ins fremde Nest gelegt hatte; es war Gefahr, daß die Brut sich des Nestes bemächtige; kurz, es handelte sich um Lebensfragen. Wo immer aber Lebenstriebe in Frage kommen, da äußern sie sich wuchtig, kraftvoll, elementar, rücksichtslos, wenn man will; da ist nicht der Platz für die Götterruhe akademischer Wissenschaft oder klassischer Kunst oder die vornehm abgewogene und abgezirkelte Sprache und Art des Salons. Aus dem Ernst der Situation heraus muß auch das Motu proprio vom 18. November mit seinen scharfen Bestimmungen beurteilt werden. Gewiß, der Papst hat zur Lehre die Zucht gefügt, was ihm viele nicht verzeihen wollen, die ihm das erste verzeihen; aber ist nicht die Zucht dem Christentum so wesentlich wie die Lehre? Hörten wir nicht sogar eine protestantische Stimme klagen: „Wo immer nur gepredigt, nicht gehandelt wird, verlieren die Worte ihre Bedeutung. Nichts wäre einer völlig zügellosen Zeit, wie es die unsere ist, nötiger als Zucht?" Der Papst hat also auch hier der Zeit nur gegeben, was sie braucht.

Digitized by Google

Vollständig wird erst der Historiker die Enzyklika würdigen können. Der Same braucht Zeit, um aufzugehen. Schon an den Früchten herumzuprophezeien, ist eine undankbare Aufgabe, besonders vor diesem ungläubigen Geschlechte. Das aber glauben wir im vorhinein sagen zu können, daß, während die Zersetzung im protestantischen Lager weiter um sich greifen wird, ihr bei uns Einhalt geboten ist. Der Historiker wird den Finger auf das Datum vom 8. September 1907 setzen, wenn er den Zeitpunkt der Besserung fixiert. Ohne Zweifel wird die Enzyklika nicht bloß negativ wirken, sondern auch das kirchliche Wissen positiv fördern. Die katholischen Forscher werden nicht mehr so besorgt, wie es bisher geschah, über die Grenzen des katholischen Lagers hinaussehen, sondern wie ein Rennpferd, das seine abgesteckte Sportsbahn genau kennt, alle Force in die Erringung des Preises innerhalb dieser Grenzen legen.

Sehr sympathisch berühren gerade nach dieser Richtung die Bemühungen des Papstes um die Gründung eines „Internationalen Institutes für den Fortschritt der Studien", um die Revision der Vulgata, um die Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung der Priesteramtskandidaten Italiens, um die Erhaltung des Institut catholique in Paris.

Bewundernswert wie seine Haltung auf der Kathedra ist seine Führung des Hirtenstabes. Auch auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung bewährt er römische Witterung und römische Festigkeit. Nirgends ein Vorstoß zur Offensive, aber überall zähe, pflichtbewußte Defensive, nach innen überraschende Initiative. Die Kirche ist hierarchisch; sie ist es nicht rein infolge äußerer Entwicklung, sondern kraft innerer Tendenzen. Wo Laien sich zu weit vorwagen, säumt Pius X. nicht, seinen Hirtenstab auszustrecken und die Schäflein in die Herde zurückzuweisen. — Die Quelle der kirchlichen Rechte liegt außerhalb des Territoriums des Staates, im heiligen Hain der Gottheit. Pius X. hütet diesen Hain vor profanen Eindringlingen. An allen Ecken und Enden suchten die französischen Buben die heilige Mauer zu überklettern; es gelang ihnen auch, die Mauer abzutragen und zu schleifen; aber die Quelle eroberten sie nicht; Pius X. deckt sie mit seinem Leibe. Die Souveränität der Kirche ist unangetastet; kein heiliges Recht ist preisgegeben. Harnack lobt einmal die Kirche des Mittelalters, daß sie in Westeuropa den Gedanken der Selbständigkeit der Religion und der Kirche aufrechterhalten habe gegenüber den auch hier nicht fehlenden Ansätzen zur Staatsomnipotenz auf geistigem Gebiete. Wohlan, so muß er Pius X. einen mächtigen Lorbeerkranz überreichen. Denn wenn auch manche Entschließungen des Papstes den Fernerstehenden nicht sofort klar waren, so zeigte es sich je länger je mehr, daß der Papst sich unentwegt leiten ließ von dem Grundgedanken der Unabhängigkeit des Religiösen vom Weltlichen und darum der Hierarchie vom Laientum und der Kirche vom Staat. Niemand nenne seine Anweisungen Kurzsicht, seine Verbote Hartherzigkeit, seine Festigkeit Starrköpfigkeit; er bewundere vielmehr die Konsequenz des Gedankens und des Willens, die Treue gegenüber dem Ideal und Gesetz trotz der schmerzhaftesten Verluste, die ächte virtus und constantia, dieses Wunder von Gottvertrauen und Glauben an die Sieghaftigkeit der Wahrheit und und des Rechtes. Pius X. ist Bekenner.

Dabei ist sein Konservatismus nichts weniger als versteint. Er hat jenen Konservatismus, der vom Liberalismus alles hat, was am Liberalismus gesund ist. Er gibt den neuen Dingen, dem Werdenden, nicht nur notgedrungen nach, sondern hat öfter die katholische Welt mit überraschenden Initiativen vor neue Wege gestellt. Er hat im innerkirchlichen Leben wie in der kirchlichen Verwaltung gründliche Reformen geschaffen. Er scherzte zwar einem Bischof gegenüber über eine seiner Reformen: „Wenn es die Hühner zu eilig haben mit dem Ausbrüten, kommen blinde Junge heraus." Aber im allgemeinen waltet ein glücklicher Stern über seinen Maßnahmen. Glückverheißend für das große Werk der Kodifikation des kirchlichen Rechtes ist ein kleiner Vorläufer desselben, das Ehedekret „Ne temere" vom 2. August 1907. Ein kompetenter Beurteiler schreibt: „Die neuen Bestimmungen sind verschärfend gegen die Katholiken, versöhnend gegenüber den Akatholiken; sie sind moderne Gesetzesbestimmungen, in welchen die mit der neuzeitlichen Entwicklung der Industrie und des Weltverkehrs verbundene Umwälzung der Domizilverhältnisse und die konfessionelle Mischung der Bevölkerung Berücksichtigung gefunden haben."

Die Eigentümlichkeit und höchste Höhe Pius' X. möchte aber darin bestehen, daß er ein reinrassiges Religiöses kultiviert und in erster Linie auf die Durchschlagskraft des Religiösen als solchen baut. Dogma und Gnade sind seine beiden Augensterne.

Pius X. ist es zu danken, daß der Schild des Christentums als einer Offenbarungsreligion wieder blank ist von dem Roste des Vernunftglaubens; Zeugenschaft hat wieder den Vortritt vor der Forschung; die Weisheit des Hl. Geistes wird wieder angebetet von der Weisheit des Menschengeistes. Pius X. ist es zu danken, daß der Subjektivismus in der Religion wieder zurückgedrängt wurde, daß ein energischer Ruf zur Sammlung der Lust zur Zerstreuung Halt gebot, daß dem schrankenlosen Individualismus die Norm des Gebundenseins, und zwar als sein Halt, sein Glück entgegengestellt wurde. Pius X. ist es zu danken, daß der Begriff der Kirchlichkeit wieder rein und würdevoll dasteht; er war bereits zur Niederung geworden, in die herabzusteigen als inferior galt; jetzt flattert er wieder als Banner voran; mit Recht, denn er ist die Fahne, auf die der Katholik geschworen hat.

Sein anderer Augenstern ist die Gnade. Pius X. hat in diesem Betreff eine Kundgebung erlassen, die an Bedeutung nicht zurückstehen dürfte hinter seiner berühmten Modernisten-Enzyklika. Sie hat nur nicht das Aufsehen gemacht wie diese, weil sie sich nicht mit dem beschäftigt hat, was der Welt groß und wichtig ist, sondern mit etwas, was vor ihr töricht ist und auch von vielen unter uns als Untugend der Betschwestern angesehen wurde. Es ist das Dekret der hl. Kongregation des Konzils vom 20. Dezember 1905 über die öftere und tägliche Kommunion. Die Enzyklika hat die Gehirnmoleküle der Kirche verbessert, dieser Erlaß führt ihr Herzblut zu. Die Kirche ist ja nicht eine bloße religiöse Körperschaft, sondern Körper, Leib Christi; ihre Grundkraft ist die Inkorporation in Christus. Dieses Einverleibtsein in Christus ist das einzige Geheimmittel ihres 2000jährigen Bestandes, ihrer Verjüngung nach jedem Verfalle, ihrer Sieghaftigkeit nach außen und innen. Die Eucharistie aber ist Einverleibung mit Christus nicht nur in der Liebe und im Geheimnis, sondern in Wirklichkeit; sie ist darum Vollendung der Kirche.

Wir sehen: die Idee der Kirche hat den Papst erfüllt, begeistert, gekräftigt; er wird der Diener, das Werkzeug, der Träger dieser Idee und erfüllt, begeistert und kräftigt hinwiederum die Kirche. — Das Schifflein Petri segelt im richtigen Kurs: sein Fährmann hat zum Steuer den Glauben, als Segel die Gnade genommen. Mit dieser Ausrüstung hat es stets die größten Fischfänge gemacht.

Man spricht oft vom Gegensatze zwischen Leo XIII. und Pius X. Die beiden Päpste stehen in der Tat in einem gewissen Gegensatze; aber sie sind nicht Gegensätze, die sich aufheben, sondern die sich ergänzen. Der Papst hat gegenwärtig das Problem zu lösen: Kirche und moderne Kultur. Leo XIII. richtete eine Eilpost zwischen den beiden Stationen ein; Pius X. hob die Postroute nicht auf; aber er hängte eine Sperrkette ein, weil es sich zeigte, daß das Gelände einer Eilpost nicht zuträglich war, und weil wirklich bedauerliche Unfälle vorkamen. Leo XIII. liebte es, den Kirchenwein mit durchaus einwandfreiem modernen Gewächs zu verschneiden, um ihn der Intelligenz durch schöne Farbe und Blume mundgerecht zu machen. Pius X. liebt es, der Welt ächtes Kirchstück vorzusetzen, mit der Herbheit und Trübheit, aber auch mit der Echtheit des Erdgewächses. Die Richtung Leos XIII. wurde von manchen fälschlich aufgefaßt als eine Ermunterung zur Auswanderung in neue Lande; ja da und dort setzte eine Massenauswanderung ein; Pius X. erschwert die Visierung des Auswanderungspasses; er will, daß wir auf heimatlichem Boden bleiben; wir sollen uns zuerst als Bürger der Heimat fühlen und dann erst auf dem heimatlichen Boden akklimatisieren, was sich akklimatisieren läßt. Ohne Bilder: Leo XIII. und Pius X. fassen beide das moderne Problem, nur von verschiedenen Seiten, an. Kirche und Moderne sind Gegenpole; Leo XIII. zeigte mehr der Magnete Lieben, Pius X. zeigt mehr der Magnete Hassen. Ob man nun persönlich sich mehr zur erleuchteten Weisheit Leos XIII. oder zur nicht minder erleuchteten Hirtensorge Pius' X. hingezogen fühlt, man wird in beiden Männer der Zeit, Päpste der Vorsehung bewundern. Leo XIII. hatte recht, daß er mit Vorliebe Anknüpfungspunkte suchte; die Kirche soll ja eine Kirche der Zeit sein. Aber auch Pius X. verdient unseren warmen Dank, daß er eifersüchtig der Kirche ihre Eigenart wahrt; die Kirche soll Kirche bleiben. Eine Offenbarungsreligion wie das Christentum, ein Autoritätsgebilde wie der Katholizismus leidet nun einmal nicht eine einseitige Empirie oder einen einseitigen Subjektivismus. Das ist eine Intransigenz, die nicht in der Person des Papstes, sondern in der Natur der Sache liegt. Auch Leo XIII. würde sich energisch dagegen ver-

Digitized by Google

wahrt haben, daß man seine Bestrebungen als Transaktionen in modernistischem Sinne auffasse.

Das Papsttum ist der Polarstern der Kirche. Ob der Polarstern nun in diesem oder jenem Lichte erglänzt, ob rötlich oder bläulich oder grünlich oder gelblich, was verschlägt's, wenn er nur wirklich der ruhende Pol ist in der Erscheinungen Flucht? Und das ist uns, wie Leo XIII., so auch Pius X. Wir sind durch ihn durchaus verlässig orientiert, geleitet und geführt. Und wie wir schon längst die höchste Verehrung tragen für seinen reinen, schlichten, liebenswürdigen Charakter, wie wir uns selbstverständlich vom ersten Tage seines Pontifikates an in tiefster Ehrfurcht gebeugt haben vor der Erhabenheit seiner einzigartigen Würde, so jubeln wir ihm heute freude- und dankerfüllten Herzens zu als dem Papste der Vorsehung. Die Tage seines Pontifikates geben wieder goldene Lettern in der Geschichte der Kirche.

Der Herr erhalte ihn und belebe ihn, und mache ihn selig auf Erden, und gebe ihn nicht in die Hände seiner Feinde!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Düsseldorfer Katholikentag.

Wir müssen jedes Jahr den eigenen Rekkord schlagen. Keine andere Genossenschaft macht uns Versammlungen wie unsere Katholikentage nach. Es fehlt also auf diesem Gebiete das anfeuernde Vorbild. Trotzdem rasten und rosten unser Versammlungseifer und unsere Versammlungstechnik nicht. Alle Jahre müssen die ehrlichen Nachbarn gestehen: die haben wieder sich selbst übertroffen! Wird man am Ende der Düsseldorfer Tagung das auch sagen können? Die Aussichten sind die denkbar besten. Der Anfang bis zur Drucklegung des Artikels war prächtig. Vor allem der Festzug der Vereine am Sonntag, die Parade des treuen katholischen Volkes vor dem Kardinal-Erzbischof und den um ihn versammelten Führern. Rund 60,000 begeisterte Truppen, die frisch und flott unter einem halben Tausend ehrwürdiger Fahnen durch die festlich geschmückten Straßen der Düsselstadt durch dichte Reihen des erfreuten und erbauten Volkes marschierten. Eine Professio fidei von wunderbarer Eindringlichkeit! Die Festhalle schlägt ihre Vorgängerinnen in Größe und Schönheit. Die Begrüßungsfeier am Sonntag abend gab einen Vorgeschmack von der Schönheit und Innigkeit der Begeisterung, die unter den gleichgesinnten Massen sich entwickeln wird gleich einem elektrischen Strom aus zehntausend Akkumulatorzellen. Zum Präsidenten wurde am Montag Graf Praschma aus Schlesien gewählt, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, der sich in jungen Jahren schon den Platz unter den Besten redlich verdient hat; zu Vizepräsidenten treue Männer aus dem Nordwesten und aus dem Südwesten.

In der Aera der Ausschaltungspolitik haben die Katholikentage erhöhte Bedeutung für unsere heimischen Verhältnisse erlangt; wie Würzburg, so wird auch Düsseldorf zur Sicherung des ungetasteten Gleichgewichts in Deutschland beitragen. Eine universale Bedeutung gibt dem Katholikentage zurzeit der Umstand, daß die Gegner gewisse Zwischenfälle als Anzeichen von einer Lockerung der katholischen Eintracht zu deuten suchen. Demgegenüber ist es vom höchsten Wert, daß die deutschen Katholiken in ihrer hergebrachten Generalversammlung ein unübertreffliches Mittel zu einer eindrucksvollen Bekundung ihrer glaubens- und liebesstarken Anhänglichkeit an dem Felsen Petri haben. Das Bedürfnis nach einer solchen Bekundung und das Silberjubiläum Papst Pius' X. treffen auf das glücklichste zusammen; die Tagung steht unter dem Zeichen der Felsentreue.

Die sozialdemokratische Mainlinie.

Im bayerischen Landtage sowohl wie im badischen haben die Sozialdemokraten mit dem alten „Grundsatz" der Budgetverweigerung gebrochen und bei der Schlußabstimmung über die Finanzgesetze Ja gesagt. Darüber ist die Berliner Zentralleitung der roten Partei sehr entsetzt; um so mehr, als die Sache auf einer förmlichen Vereinbarung der süddeutschen Abgeordneten zu beruhen scheint und den Berliner Parteivätern auf eine vorherige Anfrage in Karlsruhe die Auskunft verweigert worden ist. Der „Vorwärts" schilt in Fisteltönen auf den „bewußten Disziplinbruch" und die „wohlerwogene Brüskierung"; natürlich droht er mit dem Kriegsgericht auf dem bevorstehenden Nürnberger Parteitag.

Die Zwischenfälle sind ja recht interessant; aber man darf ihre Bedeutung doch nicht überschätzen, wie es manche bürgerliche Blätter tun. Einige reden von einer sozialdemokratischen Mainlinie, als ob nunmehr die Spaltung zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Sozialdemokraten vor der Türe stünde; andere glauben, daß der sogenannte Revisionismus innerhalb der Partei wieder Boden gewonnen habe und der berühmte Mauserungsprozeß wieder in Gang käme. Doch wenn man genau zusieht, ist die Entwicklung der roten Partei durchaus nicht aus den alten Gleisen geraten.

Die badischen Genossen haben das Eis der Budgetverweigerung gebrochen. Was sie als Grund für ihre Schwenkung angeben (Bewilligungen für Arbeiter und Beamte usw.), ist nur Kulisse. Sie mußten das sachlich belanglose Ja aussprechen, um ihren Großblock in Kraft zu erhalten. Sie haben bekanntlich mit dem Gesamtliberalismus nicht bloß ein Wahlbündnis, sondern sogar ein Arbeitsbündnis für den Landtag abgeschlossen. Bei den nächsten Wahlen soll das Bündnis den letzten Damm gegen die angeblich gesteigerte Gefahr einer „klerikal-konservativen" Mehrheit bilden. Auch Staatsbeamte müssen dann wieder für Umsturzkandidaten stimmen, wenn das Zentrum niedergehalten werden soll. Dieses Geschäft wird natürlich wesentlich erleichtert, wenn man sich vor den liberalen Wählern darauf berufen kann, daß die Sozialdemokratie durch Bewilligung des Budgets ihre Verträglichkeit mit der Staatsordnung erwiesen habe. Warum nicht dieses „Opfer" bringen, das so wenig kostet? Ob die rote Partei am Schlusse der Haushaltsberatung mit Ja oder Nein stimmt, hat unter den obwaltenden Verhältnissen gar keine praktischen Folgen. Angenommen würde das Budget so wie so.

In der bayerischen Sozialdemokratie steckte unter dem Einflusse Vollmars schon längst das Bestreben, von dem öden Demonstrieren und wirkungslosen Neinsagen hinweg zu einer geschmeidigeren Taktik mit positiven Vorteilen zu kommen. Allerdings haben die bayerischen Genossen es noch nicht zu einem förmlichen rot-blauen Block gebracht; aber sie behalten doch ein Wahlbündnis mit dem Liberalismus im Auge. Also warum sollten sie dem Vorschlage der badischen Brüder sich nicht anschließen?

Die norddeutschen Sozialdemokraten neigten bisher mehr zu der herausfordernden Taktik, die mit fulminanten Demonstrationen mehr auf den Beifall der Massen als auf positive Teilerfolge sieht. Aber auch die norddeutschen Vorkämpfer des strengen Marxismus haben das „Prinzip" nicht ungeschmälert hochhalten können oder wollen. In dem Parteibeschluß, der die Budgetverweigerung als Regel hinstellt, sind bereits Ausnahmen zugelassen. Gegen die süddeutsche Sondertaktik hat man gelegentlich scharf gewettert, aber man hat sie nicht behindert. Sogar gegen die Großblockpolitik in Baden, die offenbar das „Prinzip" auf das schärfste verletzte, ist nichts Ernstliches unternommen worden. Darum wird auch jetzt gegen die Budgetbewilligung, die nur eine natürliche Folge der Bündnistaktik ist, nur formell raisonniert und protestiert, aber nicht tatsächlich eingegriffen werden. In Nürnberg werden die Wasser des „Jungbrunnens" von Dresden abermals rauschen, aber sie werden keinen verschlingen. Im Gegenteil: man wird sich auch in Norddeutschland mehr und mehr mit der „bündnisfähigen Taktik" befreunden. Wir haben ja schon bei den letzten preußischen Landtagswahlen gesehen, daß die preußischen Sozialdemokraten auf ein Zusammengehen mit den Freisinnigen um Barth und Breitscheidt recht erpicht waren.

Wer auf Spaltung oder Mauserung der Sozialdemokratie seine Hoffnungen setzt, überschätzt die wechselnde Taktik des Tages. Das Endziel ist bei den Gemäßigten und den Entschiedenen dasselbe. Die Staats- und Gesellschaftsordnung hätte von der sog. Mauserung erst Gewinn, wenn die Sozialdemokratie auf den Klassenkampf und auf den Umsturz wirklich verzichtete. Solange das nicht geschieht, bedeutet die mildere Taktik keine Erlösung, sondern eher eine Steigerung der sozialdemokratischen Bedrohung. Der umgehängte Schafspelz macht den Wolf nicht harmloser sondern noch gefährlicher.

Kronberg und Ischl.

Die Begegnungen des Königs Eduard mit dem Deutschen Kaiser bei Kronberg und mit dem österreichischen Kaiser in Ischl haben außerordentlich viel zur Hebung der Friedenszuversicht beigetragen. Namentlich wird es als gutes Vorzeichen hochgeschätzt, daß König Eduard eine Staatsvisite in Berlin für nächstes Frühjahr in Aussicht gestellt hat. Ein regelrechter Be-

Digitized by Google

such in Berlin war schon längst fällig; die geplante Ausführung bekundet, daß König Eduard auf Deutschland jetzt etwas mehr Rücksicht nimmt als früher. Das Einlenken trifft zeitlich (und vielleicht nicht zufällig) mit dem Umschwunge in der Türkei und der Vertagung der gefährlichen Reformfrage in Mazedonien zusammen. Man kann hoffen, daß die englische Politik ihrem starken Unternehmungsgeist eine Ruhepause gönnt. Ob auf den diplomatischen Waffenstillstand eine diplomatische Abrüstung folgen wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird es nicht zu einer militärischen Abrüstung kommen, von der jetzt das englische Kabinett seine Preßleute so viel reden läßt. Die Zumutung, daß Deutschland sein bißchen Flottenbau zu Ehren des dreifach übermächtigen England reduziere, ist eigentlich nicht freundlich und nicht friedlich; aber man muß den englischen Ministern ihre Wahlversprechungen wegen der Abrüstung zugute halten. Im übrigen ist zu beachten, daß weder Kronberg noch Ischl uns vor dem Ränkespiel in Stambul sicherstellen, sondern nur die eigene Wachsamkeit und Geschicklichkeit.

Die Windthorstbunde marschieren!

Von

Redakteur Jos. Schlierf, Baden-Baden.

Wer die Bewegung der Jung-Zentrumsmannschaft aufmerksam und vorurteilslos verfolgt, wer ihre Tätigkeit auf dem Gebiete der Agitation und Presse kennen gelernt hat und dabei Umschau hielt nach den Jugendorganisationen in anderen Parteilagern, der kann als objektiv Urteilender den Windthorstbunden seine Hochachtung nicht versagen. Nicht daß wir hier eine Lobeshymne anstimmen wollen auf die Bunde, weil sie unserer Sache dienen. Nein! Es hat auch hier vieles zu bessern und verbessern gegeben und wird es auch fernerhin noch geben. Aber in den Grundzügen ist jetzt festgelegt, was die Windthorstbunde sein wollen: ein organischer Bestandteil der Zentrumspartei auf interkonfessioneller Basis, eine rein politische Organisation zum Zwecke der Sammlung und Schulung der Zentrumsjugend. Der Streit, ob die Bunde politischen oder konfessionellen Charakter tragen sollen, ist erfreulicherweise in Wiesbaden so entschieden worden, wie es von allen weitblickenden und einsichtigen Freunden der Bunde erwartet wurde. Nachdem dies Bleigewicht an den Schwingen der jugendfrischen Bewegung fortgefallen, konnte der Höhenflug nicht ausbleiben.

Die letzten Tagungen des Gauverbandes Baden und der deutsche Vertretertag in Karlsruhe boten ein herzerfreuendes Bild der vorwärtsstrebenden Zentrumsjungmannschaft für den Berufspolitiker, sie waren ein lebensfrischer Quell idealbegeisterter Jugend! Was du von deinen Vätern ererbt, erwirb es, um es zu besitzen! Die Windthorstbunde befolgen diese schöne Mahnung mit Eifer und Sachkenntnis, und ist es doch gewiß des Schweißes der Edlen wert, das Erbe eines Windthorst übernehmen zu dürfen.

Arbeit! Das ist das *A* und Ω der Bunde. Die Zeit des unsicheren Umhertastens ist zu Ende, selbständige Arbeit, „Zentrumsarbeit", wird geleistet. Interessant war es, die Tätigkeitsberichte hierüber von den einzelnen Bunden zu hören, nicht nur wegen der Leistungen in denselben, sondern hauptsächlich, wie gearbeitet wird. Dabei war die Tatsache eines durchwegs flotten, sicheren Rednermaterials zu konstatieren. In den Diskussionen kam auch das rasche Erfassen der Situation und die Bildung eines eigenen Urteils zum Ausdruck, Momente, die für den schlagfertigen Politiker unerläßlich sind. Die Schulung der Zentrumsjungmannschaft hat entschieden große Fortschritte gemacht, und sie wird der Erfolge noch mehr zu verzeichnen haben, wenn nach der planmäßigen, scharfsinnig vorgezeichneten Methode, wie sie von tüchtigen Mitgliedern angeregt wurde, verfahren wird.

Liebe und Begeisterung für die Windthorstbundsache ist vorhanden. Sie allein genügt aber nicht! Unterstützung von seiten der örtlichen Parteileitungen ist Lebensbedingung für jeden einzelnen Bund. Die Zentrumsfraktionen haben ihre Vorurteile, soweit solche vorhanden gewesen sein sollen, abgelegt. In wohlverstandenem Interesse der eigenen Sache! Der Karlsruher Vertretertag gab ein leuchtendes Beispiel vollster politischer Anerkennung der Bunde durch den badischen Parteiführer und den Parteichef der Zentrumspartei. Nicht alle örtlichen Parteileitungen können sich zu dieser Notwendigkeit, die eigentlich selbstverständlich sein sollte, aufschwingen.

Der Geschäftsbericht führt immer noch berechtigte Klage darüber. Hören wir:

„Leider müssen wir auch diesmal wieder Klage darüber führen, daß an vielen Orten die leitenden Kreise für die Zwecke und Aufgaben der Windthorstbunde kein Verständnis zeigten. Kein Wunder, daß uns gerade an diesen Plätzen laute Klagen vorgetragen wurden darüber, daß kein arbeitsfreudiger Nachwuchs vorhanden sei und die jüngere Generation kein Interesse für die Bestrebungen der Partei an den Tag lege. Die Jugend muß eben gesammelt und geschult werden, und dazu sind die Windthorstbunde da. Daß gerade sie geeignet und berufen sind, dem beklagten Uebelstande abzuhelfen, verkennen die Klageführenden ganz. Die Aufgabe der führenden Männer in der Partei erschöpft sich doch nicht in den Gegenwartsarbeiten, die die Parteiorganisation verlangt, ebenso wichtig und notwendig ist doch die Sorge für die Zukunft. Welche systematischen nachhaltigen Versuche sind denn an solchen Orten von maßgebenden Leuten bisher gemacht worden, die nachwachsende Generation für die Zentrumsideale zu begeistern und sie mit der Zentrumspolitik vertraut zu machen? Noch so häufig wiederholte Klagen helfen hier absolut nicht, Wandel kann nur geschaffen werden durch unermüdliche zielbewußte Arbeit. Die wird überall zu befriedigenden Resultaten führen. Der Stand des Windthorstbundes an einem Orte ist erfahrungsgemäß der beste Gradmesser für den Geist und die Lebensenergie der Partei an dem betreffenden Platze selbst!"

Daß hier eine umfassende Besserung notwendig ist, braucht nicht betont zu werden. Es muß anders werden, wo solch patriarchalische Zustände noch vorhanden! Höher als die Persönlichkeiten einzelner, zweifelsohne verdienter Parteiangehöriger muß uns und ihnen die Sache stehen und wenn sie sich erst an die Mitarbeit der Jugend gewöhnt haben — und anderes will sie ja nicht! — werden sie dieselbe nicht mehr entbehren wollen und können.

Die Befürchtung jungliberaler Tendenz war und ist eine unbegründete. Es herrscht volle Klarheit auf unserer Seite, während die Bedenken auf nationalliberaler Seite bezüglich ihrer Jungmannschaft nur zu berechtigte sind. Der geistvolle Generalsekretär ließ auch in dieser Hinsicht keine Zweifel aufkommen. In seinem Geschäftsbericht sagt er hierüber:

„Die Bedeutung, die die jungliberalen Vereine in ihrer Partei haben, werden wir nie erlangen, dürfen und wollen wir auch nicht haben; die Jungliberalen bilden im Rahmen der liberalen Weltanschauung eine bestimmte Richtung, besonders innerhalb der nationalliberalen Partei eine eigentliche Partei. Es ist ja nicht zu leugnen, daß diese jungen fortschrittlichen Elemente den altersschwachen liberalen Parteien noch einmal etwas frisches Blut zugeführt und für einige Zeit wenigstens neuen Lebensodem eingehaucht haben. Aber dem Liberalismus ist mit dieser Richtung ein Danaergeschenk gemacht worden. Denn diese Kreise begnügen sich nicht damit, den Alten in der Agitation Hilfe zu leisten, den liberalen Gedanken in weitere Kreise, besonders ihrer Altersgenossen, zu tragen, sondern sie wollen auch auf Charakter- und Programmgestaltung ihrer Parteien Einfluß haben..... Infolgedessen herrscht besonders in der nationalliberalen Partei in weiten Kreisen große Verstimmung. Viele nationalliberale Männer sind mit der linksliberalen Haltung der Jugend höchst unzufrieden, denen wiederum erscheint die nationalliberale Politik noch viel zu konservativ."

„Dieses Beispiel einer politischen Jugendorganisation ist und bleibt für uns unnachahmlich und abschreckend. Wir wollen die Jugend bleiben, die — wie einer unserer Führer vor einiger Zeit gesagt — den Alten noch keine Sorgen bereitet hat. Unsere Partei ist nicht altersschwach, ihr Programm mit seinen hohen, ewig gültigen Grundsätzen und Idealen ist an moderne Verhältnisse und Aufgaben durchaus anpassungsfähig; zu jedem neu auftauchenden Problem nimmt die Zentrumspartei Stellung, Altes und Bewährtes dabei nicht vorschnell aufgebend, aber auch gesundem Fortschritt durchaus nicht abgeneigt. Ihre Politik ist die der im Staats- und Parteileben allein möglichen Mittellinie. Diese Politik auch dem Verständnis der Jugend nahezubringen, jugendliches Ungestüm, das die Welt aus den Angeln heben zu können glaubt, in ruhigere Bahnen zu leiten und auf Verfolgung erreichbarer Forderungen hinzulenken, das ist die Aufgabe der Windthorstbunde. Dabei soll der berechtigten Eigenart der Jugend keinerlei Zwang angetan werden, ihre mobilen, frischen, vorwärtsdrängenden Kräfte sollen im Parteileben, besonders in der Agitation, voll und ganz zur Geltung kommen; diese Elemente der Entwicklung, der Anpassung, des Fortschritts braucht eine lebendige Partei notwendig; aber alle Fähigkeiten sollen an der rechten Stelle und in der richtigen Weise verwertet werden."

Ein schönes, erstrebenswertes Ziel, fürwahr! Welchen Einfluß eine irregeleitete Jugend auf die politische Lage haben

Digitized by Google

kann, zeigt ein Hinweis auf Baden. Hier wäre ein Großblockbündnis wohl kaum ohne das Linksdrängen der Jungliberalen zustande gekommen; sie werden es auch für 1909 wieder fertigbringen, wenngleich sich auch andere Strömungen geltend machen. Die jungliberale Bewegung hat aber auch von Anfang an sich andere Ziele gesteckt, als es die Windthorstbunde getan.

Die Zukunft des Zentrums muß in den Windthorstbunden erblickt werden, und es ist hoch anzuschlagen, daß in letzter Zeit auch das akademische jüngere Element sich mehr als bisher für diese Sache interessiert und praktisch sich betätigt.

Die Windthorstbunde marschieren! Sie sind nach außen und innen gefestigt, ihr Programm ist das des Zentrums, die Leitung des Verbandes ist in Händen eines hochbefähigten, mit heller Begeisterung für die Bunde erfüllten Generalsekretärs. Tüchtige Arbeit, Liebe zur großen Sache wird Männer heranbilden, würdig der glanzvollen Geschichte des Zentrums!

Die Liberalen und der bayerische Kultusminister.

Von

Jos. Geiger, Landtagsabgeordneter.

Die Katholiken Bayerns in ihrer großen Mehrheit wie nicht minder die gläubigen Protestanten unseres Vaterlandes halten an dem Grundsatze fest, daß das Recht der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder unantastbar sei, daß die Beziehungen der die Familien eines bestimmten Bezirkes in sich vereinigenden politischen Gemeinde zur Volksschule nicht gelöst werden dürfen und daß der Kirche gemeinschaftlich mit dem Staate die Aufsicht über die Volksschule und deren Leitung zukomme. Das gläubige christliche Volk verlangt die Fortsetzung einer religiös-sittlichen Erziehung und Bildung der Jugend in den Mittelschulen und tritt einer schrankenlosen Lehrfreiheit an den Hochschulen entgegen, indem es nicht dulden will, daß den Studierenden die religiöse und ethische Grundlage, mit welcher sie in die Hochschule eingetreten sind, durch die Lehrer genommen oder doch erschüttert werde.

Seitdem der gegenwärtige Kultusminister in seiner ersten programmatischen Rede im Landtage sich zu obigen Grundsätzen offen bekannt hat und mit denselben seine Amtsführung in Einklang brachte, entbrannte der Krieg gegen den Minister auf der ganzen liberalen Linie und wurde mit steigender Heftigkeit bis zur Stunde fortgesetzt; dieser Kampf, wie er von einem kleinen Häuflein liberaler Volksvertreter in der Kammer geführt wurde, setzte sich bisweilen selbst über jene Rücksichten hinweg, welche dem höchsten Staatsbeamten und Berater der Krone gegenüber unter allen Umständen gewahrt werden mußten. Freilich wurden die liberalen Abgeordneten in ihrer Kampfesweise durch die Loge und den größten Teil ihrer Presse bestärkt; auch die Vorgänge in anderen Ländern Europas erschienen ihnen verlockend.

In dem unternommenen Feldzuge gegen den Minister wurde zwar schon manche Schlacht geschlagen, aber dank der Festigkeit des Ministers und der Deckung desselben durch die Majorität der Volksvertretung auch verloren. Die am 4. August in der Arena der Abgeordnetenkammer unternommene Attacke brachte eine weitere Niederlage, welche geeignet sein dürfte, die besonneneren Mitglieder der Partei zum Nachdenken zu bringen und die Führer derselben zu entmutigen.

In Erinnerung an einen Vorgang aus vergangener Zeit wurde der Versuch gemacht, den Kultusminister von seinen übrigen Ministerkollegen zu trennen, jenen in Gegensatz zu diesen zu setzen, und dieselben zu Richtern über die Amtshandlungen ihres Kollegen aufzurufen. Solcher Versuch trat in der Interpellation zutage, welche in der Sitzung vom 4. August behandelt wurde und wobei die übrigen Minister befragt werden sollten, ob sie es länger dulden werden, daß das verfassungsmäßig garantierte Recht der freien Meinungsäußerung eines Hochschullehrers durch ihren Kollegen, den Kultusminister, ferner dürfe mit Füßen getreten werden. Das Unternehmen gestaltete sich schon dadurch zu einem dort betrübenden und hier erheiternden Fiasko, daß die gewünschte Antwort nicht von den angerufenen Ministern, die gar nicht zur Stelle waren, sondern von dem angeklagten Minister selbst und noch dazu im Namen des Gesamtministeriums erteilt wurde. Dazu kam die Aufklärung, daß das jüngste Attentat des Kultusministers mit der Freiheit der Meinungsäußerung eines Hochschullehrers überhaupt nichts zu tun hatte, sondern darauf sich reduzierte, auf den betrübenden Eindruck aufmerksam zu machen, welchen es hervorrufe, wenn ein Professor der Hochschule einem anderen Kollegen derselben Hochschule in kränkender Weise in der Oeffentlichkeit, d. h. in der Tagespresse, entgegentrete. Es war eine schwere Kränkung, einem hochverdienten, in Ehren ergrauten Manne, welcher neben der Stelle eines Universitätslehrers auch das Amt eines Direktors des Georgianums zu versehen hatte, den Vorwurf zu machen, daß er in Ausübung der ihm in letzterer Eigenschaft obliegenden Verpflichtung mit seiner in erster Reihe stehenden Pflicht, das Lehramt zu schützen, in Widerspruch geraten und die Interessen der Hochschule verletzt habe. Ein solcher Vorwurf ist unzulässig, wenn sich Professor Dr. Schmid in seiner Stellung als Direktor des Georgianums auf Anregung seiner kirchlichen Vorgesetzten veranlaßt sah, die sich auf den Priesterstand vorbereitenden Alumnen vor dem Besuche von Vorlesungen zu warnen, welche den Glauben der künftigen Priester an die von Gott geoffenbarte Wahrheit zu gefährden geeignet sind. Uebrigens ist, wie sich sofort herausstellte, eine solche Verwarnung gar nicht ergangen und es wäre die Pflicht des Professors Dr. Güttler gewesen, ehe er seine verletzenden Auslassungen über seinen Kollegen der Presse übergab, sich über den Tatbestand, den er seiner Schmähung zugrunde legte, zu vergewissern. Wenn hierzu in Betracht gezogen wird, daß die vom Kultusminister in Wahrung des staatlichen Oberaufsichtsrechtes über die Hochschulen und im Interesse des Ansehens der letzteren selbst unternommene Intervention weder einen Verweis noch die Androhung eines Disziplinarverfahrens enthielt, so dürfte die am 4. August in der Plenarsitzung der Kammer inszenierte Aktion gegen den Kultusminister auch von jedem vorurteilsfreien Liberalen zuungunsten der Unternehmer zu qualifizieren sein.

Wenn ich auch die Erwartung nicht hegen kann, daß die Mißerfolge der liberalen Partei hinsichtlich ihrer jüngsten Interpellation dazu führen werden, den Feldzug gegen die Person des Kultusministers zu beenden, so hoffe ich doch, daß die gemachten Erfahrungen und der immer lauter sich äußernde Unwille des Volkes dazu führen werden, den Kampf mit besseren Mitteln und auf andere Weise zu führen. Die entgegengesetzten Grundanschauungen über unsere Lebensaufgabe und Lebensziele werden sich niemals ausgleichen, und die Kämpfe werden sich, wie schon der Stifter unserer heiligen Kirche vorausgesagt hat, immer wieder erneuern; möchten sie in der Weise geführt werden, wie es ihrer Bedeutung und der Kulturstufe unserer Zeit entspricht!

Schluß der bayerischen Landtagssession.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Und der Himmel voller Huld hör' auch dies noch mit Geduld. Endlich wird es Schluß in unserem Ständehaus. Schluß bis — Anfang Oktober ungefähr, denn da beginnen bereits die Referenten des neuen Steuerreformwerks mit ihrer Arbeit. Bayern will als künftige Hauptstaatssteuer die allgemeine progressive Einkommensteuer einführen, die bislang so ziemlich das Steuerrückgrat aller deutschen Staaten geworden ist, während die Gewerbe-, Grund- und Haus- und die Kapitalrentensteuer in geänderter und etwa 50 Prozent ermäßigter Form als Ergänzungssteuern beibehalten werden sollen, bis sie einst alle oder teilweise der Vermögenssteuer Platz machen. Ebenso regelt ein neues Umlagengesetz die Gemeindefinanzen, wobei zur weiteren Stärkung und als Ersatz für die künftig wegfallenden Gemeindeaufschläge auf Mehl und Getreide, Brot, Vieh, Fleisch, Fett (Art. 13 des neuen Zolltarifgesetzes), eine Warenhaus- und Wertzuwachssteuer, Hundesteuer und Besitzveränderungsabgabe treten soll. Mit einem Einführungsgesetz zehn neue Entwürfe, und somit Arbeit in Hülle und Fülle. Originell ist, daß der Landtag es mit Mühe erreichte, seinen Mitgliedern, die nicht Ausschußmitglieder sind, die freie Fahrt

Digitized by Google

für die Zeit der Beratungen zu sichern, denn man will doch seitens der Ausschußmitglieder nicht ins Blaue hinein, ohne die Meinung seiner Parteimitglieder zu kennen, Gesetze ausarbeiten und sich der Gefahr aussetzen, schließlich eine Ablehnung zu erfahren.

Unsere Liberalen haben bis zum Schluß ihre Prinzipien im Kampf gegen den Kultusminister hochgehalten. Natürlich irgendwo muß „man" doch noch „Grundsätze" haben. Bedauerlich bleibt nur die Art und Weise, wie man Grundsätze seitens des Liberalismus vertritt. Die Ueberhebung, die Süffisance der Liberalen, die es so manchmal einem charaktervollen Menschen fast unmöglich macht, auch allenfallsigem Guten der Liberalen gerecht zu werden — muß er doch fürchten, noch verlacht zu werden — ist leider in Bayern geblieben. Und Herr Dr. Goldschmit hat in der famosen Interpellation, die an anderer Stelle besprochen wurde, sich als Meister der liberalen Uebung gezeigt. Leider auch auf Kosten der objektiven Wahrheit, wenn auch schließlich der Kgl. bayer. Univ.-Professor Dr. Endreß als sein Gewährsmann erschienen ist. Will man einem Minister daraus einen Strick drehen, daß er von einem Universitätsprofessor die Zurücknahme unrichtiger Behauptungen verlangt und, nachdem der letztere dem Wunsch entsprochen, auch das Ministerschreiben für erledigt erklärt, so arbeitet man doch mit untauglichen Mitteln. Wenn aber ferner ein Universitätsprofessor noch öffentlich unter Preisgabe der Amtsverschwiegenheit erklärt, er habe die Zurücknahme seiner unrichtigen Behauptungen von der Zurücknahme der Entschließung des Ministers abhängig gemacht, so hängt man solche Dinge einfach niedriger. Lorbeeren aber holt sich so auch ein Dr. Goldschmit nicht. Schaumschlägerei, sonst nichts. Daran ändert es auch nichts, daß die Herren Dr. Casselmann und Genossen Sukkurs im Reichsrat bekamen. Denn daß Exminister Graf Crailsheim sich zu revanchieren versuchte und der liberale Herr von Auer seinen Freunden aus dem Stockwerk tiefer zu Hilfe eilte, indem sich das Gesinnungspaar an Herrn von Wehner rieb, das stand zu erwarten. Wir wollen das zum andern legen und uns darüber freuen, daß schließlich auch der Reichsrat Beamtengesetz, Gehaltsregulativ, Lehrer- und Geistlichenaufbesserung in der Form der Beschlüsse der Abgeordnetenkammer annahm. Freilich gab es Geplänkel. Denn Reichsrat Frhr. von Hertling hatte es u. a. unternommen, den Universitätsprofessoren ein neues Sonderrecht verschaffen zu wollen gegenüber allen übrigen Beamten: das Recht der Unversetzbarkeit, und der Reichsrat stimmte ihm anfangs zu. Das wollte und konnte die Zweite Kammer nicht zugeben. Gleiches Recht für alle, was in diesem Fall zudem nur heißt: Es ändert sich für die Universitätslehrer nichts an den bisherigen Normen. Wohl aber soll künftig ein Teil der Kollegiengelder, wie in Preußen usw., für Universitätszwecke auf dem Verordnungsweg eingezogen werden können, soweit es sich nicht um Vertragsprofessuren handelt. Der Kultusminister sprach von der Hälfte bei über 6000 ℳ Kollegiengeldern, was viel günstiger ist als in Preußen. Sonst ist auf Wunsch des Reichsrates der ordentliche dem außerordentlichen Professor bei Emeritierung gleichgestellt. Nach den versöhnlichen Worten Frhrn. von Hertlings stimmte der Reichsrat schließlich dem Kompromißvorschlag der unteren Kammer zu. So ist alles unter Dach und Fach, worauf das Land wartet; möge es ihm und allen, die ihm dienen, zum Segen gereichen, wie das auch unser Prinz Ludwig aussprach. Gerade daß solch edle Männer dem Reichsrat angehören, mit und ohne Adel der Geburt, läßt hier das Bedauern nicht unterdrücken, daß in solchem Kreise junge Leute eine Rolle zu spielen anfangen, die wegen ihrer Vergangenheit als Vertreter des Volkes einfach unmöglich wären. Ein junger Graf, leider Sohn eines edlen Vaters, der in Spielwechseln sehr versiert, im Löcherschießen in den eigenen Leib minder geschickt, in Tingel-Tangelkreisen gen. kem. sehr gelitten sein soll, sonst aber die „Nachtarbeit" scheut und im übrigen noch keinen Beweis ernsten Studiums gegeben hat, der von uns Landboten per „Bande" spricht, der und noch etliche Herrchen scheinen sogar ans Ministerstürzen zu denken. Leute dieser Art sind die größte Diskreditierung, die einem Minister in spe passieren kann. . . .

Fast elf Monate hat der Landtag gedauert, zu lang. Allein unfruchtbar war die Arbeit nicht. Zu dem obengenannten kam, daß unter Führung des Zentrums für die Landwirtschaft, das Handwerk und nicht zuletzt für die Arbeiter vieles geleistet wurde, das sich sehr real in siebenstelligen Ziffern ausdrücken läßt. Die Ausbauung unserer Wasserkräfte kam in Fluß, die Elektrisierung unserer Bahnen ist in Aussicht, die Pfalzbahnen sind erworben. Ein Fischereigesetz, vorbildlich für andere Staaten, ist unter Dach, Gemeindeproporz, Forstorganisation usw. sind gemacht. Und schließlich: Die Sozialdemokraten stimmen für den Gesamtetat — das heißt man Realpolitik der „Capuaner". Der neue, direkt gewählte Landtag kann sich sehen lassen, mag man seine Mehrheit auch bald wegen Vielrederei, bald wegen Wortabschneiden angreifen. Hier gilt mea culpa für alle Seiten. Minderheiten tun sich immer leichter, im Schimpfen wie beim Arbeiten. Möge unsere Arbeit mit des lieben Herrgotts Hilfe zum Segen des Landes sein.

Die christlichsoziale Partei der Deutschen Oesterreichs.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die christlichsoziale Partei muß es mit Freude und Dank begrüßen, daß ein Gelehrter von dem Range Professor Dr. Martin Spahns-Straßburg in einem so angesehenen Organe wie „Hochland" den Reichsdeutschen die Entstehung und Entwicklung dieser Partei in so glänzendem Gewande schildert. Es herrschen ja selbst unter den Katholiken des Deutschen Reiches, wie uns deren Tagesblätter nur zu oft erkennen lassen, so falsche Ansichten über die politischen Parteien Oesterreichs und auch über die ihnen so nahe stehende christlichsoziale Partei, daß es nur erwünscht sein kann, wenn das Urteil eines anerkannt hervorragenden Historikers und Politikers eine wünschenswerte Korrektur herbeiführen würde.

Da nun Spahns Arbeit im „Hochland" zweifellos in österreichischen und reichsdeutschen Blättern Gegenstand eingehender Erörterungen sein wird, so hat wohl die „Allgemeine Rundschau" ein Plätzchen frei, um zur Arbeit Spahns einige Ergänzungen und Richtigstellungen zu bringen.[1]) Von vornherein sei aber betont, daß der Aufsatz im „Hochland" im großen ganzen ein tatsachengetreues Bild der christlichsozialen Partei liefert, daß historische Gerechtigkeit des Verfassers Feder geführt, und daß sein freundschaftliches Verhältnis zur christlichsozialen Partei seinen klaren Blick und sein wohlabgewogenes Urteil nicht beeinträchtigt hat. Richtigstellungen können sich also bezüglich der Partei fast nur auf Nebensächliches beziehen.

Wenn Spahn seine Ausführungen mit dem Satze einleitet: „Die christlichsoziale Partei der österreichischen Deutschen ist in trefflicher Verwirklichung das, was das deutsche Zentrum sein möchte: eine große deutsche christliche Reichspartei" — so müssen wir es den reichsdeutschen Zentrumsblättern überlassen, sich mit ihm über dieses Urteil bezüglich des Zentrums auseinanderzusetzen. Wir Katholiken Oesterreichs haben bisher das Zentrum für eine große deutsche christliche Reichspartei gehalten und werden dabei auch wohl bleiben.

In der Schilderung der politischen Lage, aus welcher heraus die christlichsoziale Partei entstand, gedenkt Spahn auch der Konservativen. Diese ließen es an politischer Energie fehlen. „Auch waren sie keine Politiker. Entweder wollten sie auf feudalklerikale Zustände hinaus oder ihre Ansichten entsprangen einseitig kirchlicher Betrachtungsweise." Da müßte man wohl fragen, was denn Spahn unter „Politiker" versteht. Die Prinzen Alois und Alfred Liechtenstein, Graf Egbert Belcredi, Graf Heinrich Clam, Baron Joseph Dipauli, Graf Hohenwart, P. Greuter usw. sollten nicht „Politiker" gewesen sein? Dem Grafen Egbert Belcredi verdanken wir die erste Gewerbereform, welche der jüdischliberalen Gewerbefreiheit zum Untergange des ehrlichen Gewerbes das erste gebieterische Halt zurief. Wollte dieser Mann „auf feudal-klerikale Zustände hinaus", oder entsprang die von ihm im Verein mit dem antisemitischen Mechaniker Schneider inaugurierte Gewerberettung „einseiiig kirchlicher Betrachtungsweise?" Belcredi und Schneider haben der christlichsozialen Partei im Gewerbestande, aus dem sie hervorgegangen ist, die Wege geebnet. Dem Grafen Leo Thun, dem eigentlichen Schöpfer des „Vaterland", also gewiß einem strengkonservativen

[1]) Alle Einklammerungen sind Zusätze des Verfassers dieser Besprechung.

Digitized by Google

Politiker, verdankt Oesterreich die Modernisierung — im besten Sinne — seines gesamten Mittel- und Hochschulwesens. Ueber solche offenkundige Tatsachen, welche wir Christlichsoziale dankbar anerkennen, darf ein Historiker doch nicht hinwegsehen, wenn er den Satz aufstellt, den ich oben aus Spahns Schrift angeführt habe. Der große Fehler der Konservativen war, daß sie ihre Politik nicht volkstümlich, dem Volke mundgerecht zu machen wußten, daß sie die breiten Massen zu gewinnen vernachlässigten und für Nachwuchs aus der Intelligenz zu sorgen unterließen — Fehler, welche wohl hauptsächlich darin ihre Ursache hatten, daß die maßgebenden Führer der Partei dem Hochadel angehörten. — —

Dr. Lueger erkannte sehr richtig, daß er den Judenliberalismus in Wien nur durch die Gewerbetreibenden werde stürzen können. Seine glühende Liebe zu seiner Vaterstadt, seine unnachahmliche wienerische Beredsamkeit brachten Leben in die politisch trägen Gewerbetreibenden. Das ist gewiß richtig. Wenn aber Spahn behauptet, Dr. Lueger habe „die schwerfällige Masse organisiert", so irrt er doch sehr. Dr. Lueger ist der Organisation damals sehr mißtrauisch gegenübergestanden, er war der Agitator, die Organisationsarbeit haben Geßmann, Pfenner, Trabert, Schneider usw. geleistet.

Endlich bekamen die Christlichsozialen die überwältigende Mehrheit im Wiener Gemeinderat, aber „Graf Badeni versagte dem, den sie selbstverständlich zum Bürgermeister wählten, die Bestätigung", d. h. er riet dem Kaiser, die Bestätigung zu versagen. Dr. Lueger trat zurück, Strobach wurde der erste christlichsoziale Bürgermeister. Erst 1897 erhielt Dr. Lueger die kaiserliche Bestätigung. Hier unterläuft Spahn, ebenso wie später bei der Besprechung des Verhältnisses unserer Partei zum jetzigen Ministerpräsidenten, ein Irrtum. Nicht Graf Badeni „verdarb den Christlichsozialen das Spiel auch im Reiche", und nicht „die Person des Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck flößte der Partei kein Vertrauen ein", sondern Badeni sowohl wie Beck kamen in Gegensatz zur christlichsozialen Partei durch ihre „Hausjuden". Graf Badeni, mit den österreichischen Verhältnissen unvertraut, stand ganz unter dem Einflusse der Juden Freiberg, Wiener, Halban von Blumenstock, und der spiritus rector der Beckschen Politik ist der jüdische Sektionschef Sieghardts, der in innigsten Beziehungen zur jüdischen Hochfinanz und zum jüdischen Führer der Sozialdemokratie steht. Das Judentum ist es, welches mit all seiner kolossalen Geld- und Preßmacht den Christlichsozialen den Weg zu ihrem Ziele verrammelt.

Von Wien breitete sich die christlichsoziale Bewegung auch in den Kronländern aus; in Böhmen arbeitete in ihrem Dienst vor allem Ambros Opitz, in Tirol Schöpfer und Schraffl, in Vorarlberg Oelz und Losert. „1894 war Opitz nach Wien gekommen, um der Partei in der „Reichspost" ein publizistisches Organ zu schaffen, das der die österreichische Publizistik beherrschenden „Neuen Freien Presse" entgegengesetzt werden konnte." Das ist nicht ganz richtig. Auf dem allgemeinen österreichischen Katholikentage in Linz 1892 war die Gründung der „Reichspost" beschlossen worden, wozu Opitz das meiste beigetragen hatte. Er gründete sofort in Wien eine Filiale seiner Warnsdorfer Buchdruckerei, in welcher seit Dezember 1892 die „Reichspost" hergestellt wird, blieb aber selbst in Warnsdorf. Erst 1896 übersiedelte er zeitweise nach Wien und fungierte als Herausgeber der „Reichspost", welche ihren glänzenden Aufschwung aber erst nahm, nachdem der jugendliche Dr. Friedrich Funder ihr Leiter und Herausgeber geworden. Diesem in kurzer Zeit zu einem der ersten Journalisten Oesterreichs gewordenen Manne verdankt die „Reichspost" auch die Gewinnung jener vorzüglichen Mitarbeiter, deren Artikel Dr. Spahn mit Recht so sehr lobt.

Durch die Einführung des hauptsächlich von Dr. Geßmann erkämpften allgemeinen und gleichen Wahlrechtes für den Reichsrat rückte die christlichsoziale Partei zur Reichspartei auf. Hier ist der glänzendste Teil der Spahnschen Arbeit. „Einer der wackersten Führer der christlichsozialen Partei, Prinz Liechtenstein, (der als Konservativer auch schon ein Politiker ersten Ranges war) sagte kurze Zeit nach den Wahlen mit treffendem Humor, daß diese Wahlen das Maturitätsexamen seiner Partei bedeutet hätten, und er rühmte, daß sie das Examen mit Erfolg bestand. In der Tat ging die Partei mit einem erheblichen Zuwachs an Sitzen (sie stieg von 25 auf 64! das ist wohl mehr als nur „erheblich") aus den Wahlen hervor, und als sich ihr nunmehr auch die oberösterreichischen (und die steiermärkischen und salzburgischen) Konservativen anschlossen, wurde sie mit ungefähr hundert Mitgliedern die stärkste Partei im ersten österreichischen Volkshause. . . . Am stärksten kam der Erfolg der Partei darin zum Ausdrucke, daß der österreichische Staatsgedanke zusehends seine Kraft zurückgewann, und daß sich weit über die christlichsozialen Kreise hinaus das Vertrauen auf Oesterreichs Zukunft und ein Selbstbewußtsein wieder regte, das dem gesamten Staatsleben einen ungeahnten Elan gab und die ungarische Selbstsucht endlich in ihre Schranken zu weisen, die Monarchie zu einer Betätigung in der Weltpolitik anzutreiben verhieß."

Doch die Zeit der Ruhe und Herrschaft war für die Partei noch nicht gekommen. Die politische Uebermacht des Liberalismus war zwar gebrochen, dafür war aber die Sozialdemokratie als politisch unbesiegter Gegner in die Schranken getreten, gefördert aus Haß gegen die Christlichsozialen von den Jüdischliberalen und den Deutschradikalen. 87 Mann stark zogen sie in den Reichsrat. (Man darf ihre numerische Stärke nicht mit jener der Christlichsozialen vergleichen, denn während unsere Partei eine rein deutsche ist, setzt sich die sozialdemokratische Fraktion aus Deutschen, Tschechen, Polen, Italienern, Ruthenen und Juden zusammen). Doch hätten die Christlichsozialen sie nicht zu fürchten gehabt, wenn nicht die Regierung sie gedrängt hätte, in das Ministerium Beck einzutreten und dadurch ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken. Aber von dem Glauben getragen, daß die Monarchie in ihnen die zur Erneuerung des Staatsbaues fähige Partei erhalten habe, wandten sich die Christlichsozialen den großen Aufgaben zu, welche von der allgemeinen Staatspolitik Oesterreichs nicht länger aufgeschoben werden konnten: Ausgleich mit Ungarn, Staatsvoranschlag, Sprachengesetz. Das aber bedingte, daß sie in ein festes Verhältnis zum Ministerium traten, obwohl dagegen schwere Bedenken sich geltend machten. „Im Oktober 1907", schreibt Spahn, „überwogen noch die Bedenken, am 8. November dagegen entsandte die Partei die beiden Persönlichkeiten, die neben Lueger für die Partei das meiste getan hatten, Geßmann und Ebenhoch, in die Regierung." Aus dieser Darstellung muß der Leser den Schluß ziehen, daß die „Bedenken" in wenigen Wochen geschwunden seien oder doch ihre Gewichtigkeit eingebüßt hätten. Nun bestehen aber auch heute noch die Bedenken in derselben Stärke wie im Oktober 1907, nicht nur bei Lueger und den anderen Parteiführern einschließlich der Minister Geßmann und Ebenhoch, sondern auch bei allen Abgeordneten und Wählern. Wenn trotzdem Dr. Lueger und die parlamentarische Vereinigung dem Wunsche Baron Becks nachgaben, so ist das ausschließlich auf das persönliche Eingreifen des Kaisers (durch seinen „Lucanus") zurückzuführen. Der Appell seines kaiserlichen Herrn an die Kaisertreue und Vaterlandsliebe Luegers hatte auch diesmal bei dem greisen Parteiführer die erwartete Wirkung: die Parteileitung gab nach.

Spahn lobt dieses Nachgeben und das Verbleiben der Partei in der Regierung trotz der Schwierigkeiten, welche durch Baron Becks Unaufrichtigkeit und die Universitätsstürme entstanden, als Ausfluß der staatsmännischen Weisheit Dr. Luegers, welchen er den Staatsmann Oesterreichs nennt, und seiner Genossen in der Parteiführung; er unterläßt auch nicht anzudeuten, daß das Verhalten der Parteileitung in den Wählermassen vielfach Widerspruch findet. „Jegliche kühle Einschätzung der Vorkommnisse ist der großen Masse der österreichischen Christlichsozialen zurzeit fremd. . . . Dennoch haben sich durchweg die Mitglieder der Partei in den parlamentarischen Beratungen weise Mäßigung auferlegt und immer das Ziel im Auge behalten, die österreichischen Staatsorgane wieder in normale und kräftige Funktion zu setzen, die Leistungsfähigkeit der Monarchie dadurch zu steigern. . . . Es ist eine ungemeine Leistungsfähigkeit in der Partei. Hat der österreichische Staat eine Zukunft, und gerade unter dem Einflusse der christlichsozialen Bewegung ist den Oesterreichern wie der Welt der Glaube daran zurückgekehrt, so ist wohl anzunehmen, daß auch die christlichsoziale Partei der gegenwärtigen Widerstände Herr zu werden vermag."

„Es gibt keine Arbeiterklasse; jeder, der arbeitet, ist ein Arbeiter," hat Dr. Lueger einmal gesagt, und aus diesem Ausspruche folgert Spahn: „Es hat den Anschein, als wenn Lueger von Anfang an zu keiner unbefangenen Würdigung der sozialen Bestrebungen der Arbeiterschaft gelangt sei." Ob es einen christlichsozialen Arbeiter gibt, welcher diese Folgerung unterschreibt, lasse ich dahingestellt. Tatsache ist aber, daß Dr. Lueger

Digitized by Google

die christlichsoziale Arbeiterbewegung mit allen Kräften gefördert hat, nur war er ein entschiedener Gegner jener Bestrebungen, welche eine eigene politische Arbeiterpartei im Gegensatze zur bürgerlichen Partei gründen sollten, weil er fürchtete, daß dann aus seiner Volkspartei Klassenparteien werden müßten. Als dann trotz seines Widerspruches die christlichsoziale Arbeiterpartei entstand und er sich überzeugte, daß es Kunschaks genialer Führung gelungen war, seine Arbeiterpartei der Gesamtpartei als integrierenden Bestandteil einzugliedern; als im Wiener Gemeinderate, im niederösterreichischen Landtage, im Abgeordnetenhause die Arbeitervertreter mit den anderen Mandatsträgern sich zu einem parlamentarischen Körper zusammenschlossen und ehrlichste Parteidisziplin bewahrten, hat er sich mit der Gründung der Arbeiterpartei ausgesöhnt. Man dürfte wohl auch im reichsdeutschen Zentrum es nicht gestatten, daß die Arbeitervertreter im Reichstage und in den Landtagen sich als eigene Arbeiterpartei konstituierten. Ebenso verfehlt ist Spahns Behauptung: „In neuerer Zeit läßt die Regelung des Gemeindestatuts für Wien und die des Wahlrechtes für Niederösterreich die Möglichkeit offen, daß die Partei der Arbeiterbewegung grundsätzlich noch nicht gerecht wird." Wenn man nun weiß, daß die Christlichsozialen von der Regierung für Wien eine Kurie des allgemeinen Wahlrechtes (mehr war nicht zu erreichen) erkämpft und dadurch Vertretern der Arbeiterschaft den Eintritt in den Gemeinderat ermöglicht haben; wenn man weiß, daß es der christlichsozialen Partei, besonders dem damaligen Landesausschuß Dr. Geßmann nach hartem Kampfe mit der Regierung gelungen ist, für Niederösterreich ein freiheitliches, den Arbeitern äußerst günstiges Wahlrecht einzuführen — Wien selbst wählt ohne Kurien nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht — so wird man nicht einsehen können, wie Spahn zu der Behauptung kommt, die Partei werde grundsätzlich der Arbeiterbewegung noch nicht gerecht. Daß es in der Partei, welche 750,000 deutsche Wähler hinter sich hat, noch Persönlichkeiten gibt, welche der Arbeiterbewegung nicht das richtige Verständnis entgegenbringen, wird freilich von niemandem bestritten werden können.

Hiermit mag die Besprechung der Spahnschen Arbeit ihr Ende finden. Unsere Ergänzungen und Richtigstellungen sollen ihren Wert nicht beeinträchtigen, sondern nur dartun, welch großen Eindruck sie in unseren Kreisen gemacht hat, und wie sehr unsere Partei dem Verfasser zu Dank verpflichtet ist. Wäre das nicht der Fall, man könnte sie trotz ihrer Fehlurteile unbesprochen lassen.

Moderne Naturwissenschaft und christliche Weltanschauung.

Von

Dr. Th. Grentrup, Mödling (Wien).

Jeder denkende Mensch strebt nach einer Welt- und Lebensanschauung, in der sowohl Verstand als Gemüt Ruhe finden. Die Fragen über den Ursprung und die Bedeutung der Welt, über die Gottheit und ihr Verhältnis zur Welt, über den Wert und die Bestimmung unseres eigenen Lebens wollen ihre definitive Lösung. Wer gibt sie? Prof. Reinke sagt: „Eine Weltanschauung läßt sich nicht erlernen, sondern nur erkämpfen". (Die Welt als Tat. S. 81.) Ich mag den Satz nicht bedingungslos unterschreiben. Wie viele kommen denn durch eigenes persönliches Ringen und Arbeiten zu einer befriedigenden Weltanschauung? Die Gelehrten? Viele von ihnen möchten auch klagen:

> Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
> Doch oft um Kopf und Busen bang.
> Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
> Durch die man zu den Quellen steigt!
> Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
> Muß wohl ein armer Teufel sterben. (Goethe, Faust).

Und erst die große Masse der Menschheit, der weder hinreichende Zeit noch Intelligenz zur Verfügung steht, um über jene schwierigen Probleme mit Erfolg nachzudenken! Sie würde zur Unwissenheit oder zum Zweifel verurteilt sein. Darum muß sie die Weltanschauung entweder erlernen oder darauf verzichten. Zum Glück besitzt die Menschheit einen Lehrmeister, und zwar einen absolut zuverlässigen in der göttlichen Person Jesu Christi. Nachdem wir aus den historischen Dokumenten seine Gottheit erkannt haben, bauen wir mit unerschütterlicher Treue auf sein Wort unsere Welt- und Lebensanschauung auf. Wir sind von der Wahrheit dieser „christlichen" Weltanschauung so überzeugt, daß wir sie ohne Bedenken jeder wissenschaftlichen Kritik zur Feuerprobe anbieten und uns anheischig machen, unser gesamtes Christentum fallen zu lassen, wenn man auch nur einen Punkt ausfindig machte, in welchem die Lehre Christi mit einem sicheren Resultate der Wissenschaft in Widerspruch geriete.¶

Es wird nun gegnerischerseits noch immer behauptet, das Christentum habe vor der modernen Naturwissenschaft nicht standgehalten, zwischen der naturwissenschaftlichen und christlichen Welt- und Lebensauffassung gähne eine unüberbrückbare Kluft. Der Vorwurf ist schon oft widerlegt worden, aber er taucht besonders in der popularisierten Wissenschaft immer wieder auf. Grund genug, der Sache noch einmal nachzugehen.

Man spricht da von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Das ist mißverständlich. Die Naturwissenschaft als solche gibt uns überhaupt keine Weltanschauung. Man nehme nur alle Resultate der Physik, Chemie, Geologie, Astronomie, Biologie usw. zusammen, nirgends gewähren sie uns Aufschluß über den letzten Grund der Dinge. Die Grenze ist bald erreicht, und dahinter stehen die großen Fragezeichen.

Es ist aber auch zuviel verlangt, wenn man von der Naturwissenschaft eine Weltanschauung fordert; sie kann sie gar nicht bieten. Jene Wahrheiten, die unserer Welt- und Lebensanschauung die charakteristische Physiognomie verleihen, gehen über den Rahmen jeglicher Naturforschung weit hinaus. Ueber den Ursprung und Endzweck der Welt, über die Gottheit und ihre Vorsehung, über die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Jenseits, über all das kann die Naturwissenschaft als solche keine Auskunft geben. Denn die Mittel der Naturforschung sind Beobachtung und Experiment. Alles, was mehr ist als Beschreibung und Zusammenfassung des Beobachteten und Experimentierten, ist keine exakte Naturwissenschaft mehr. Prof. Mach bezeichnet ausdrücklich als das non plus ultra einer Wissenschaft: „ein vollständiges, übersichtliches Inventar der Tatsachen." (Wärmelehre S. 461.) Wie will nun aber jemand Beobachtungen anstellen über den Ursprung und Zweck der Welt, wie experimentieren über die Gottheit, wie die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Jenseits vorführen? Ebensowenig, wie der Graf Zeppelin mit seinem Lenkbaren dem Luftkreis der Erde entfliehen und seine Landungsbrücke an einen fremden Planeten anlegen kann, ebensowenig vermag die Naturwissenschaft über den Kreis der Erfahrung hinauszusteigen und die großen Fragen der Welt- und Lebensanschauung aufzuklären. Darum sagen wir: die Naturwissenschaft als solche ist nicht bloß faktisch, sondern auch prinzipiell unfähig, über irgendeine Weltanschauung, also auch über die christliche, etwa zu bejahen oder zu verneinen. Sehr richtig schrieb Prof. Paulsen kürzlich: „Die Hoffnung, durch exakte Forschung die Wirklichkeit bis an den Grund durchsichtig zu machen, ist fehlgeschlagen. Die Wissenschaft führt nicht ans Ende der Dinge, an keinem Punkte, nicht im kleinsten und nicht im größten; soll die Weltanschauung ausschließlich auf exakte Forschung gebaut werden, dann müssen wir für immer darauf verzichten, eine zu haben." (Internat. Wochenschrift f. Wissensch., Kunst und Technik, Mai 1908.)

Daraus ersieht man schon, daß ein Widerspruch zwischen der christlichen Weltanschauung und der modernen Naturwissenschaft, als solchen, gar nicht möglich ist, und daß es eitel Rederei ist, wenn man von einer Ueberwindung der christlichen Weltanschauung durch die naturwissenschaftliche spricht.

Aber vielleicht könnte man einwenden: Der Naturforscher als solcher kann allerdings über Fragen der Weltanschauung nichts ausmachen, aber gestützt auf die Erfahrung wird er weiterschließend sich seine eigene „naturwissenschaftliche" Weltanschauung bilden, mit anderen Worten, er wird philosophieren. Gewiß, das Philosophieren darf man niemandem verwehren, auch dem Naturforscher nicht. Aber, wohl gemerkt, dann wird aus dem Naturforscher eben ein Naturphilosoph.

Hat nun die Naturwissenschaft unter der Unmasse von neuen Tatsachen, die sie ans Licht gezogen hat, auch nur eine einzige entdeckt, aus der der Philosoph etwas gegen die christliche Weltanschauung schließen könnte? Wir rufen kühn all unsere Gegner — den „großen" Häckel freilich ausgenommen, denn der ist im Erfinden von „Tatsachen" schier ohne jede Konkurrenz — in die Schranken und fordern sie auf, uns auch nur eine solche Tatsache zu nennen. Sie können es mit dem besten Willen nicht; man muß vielmehr gestehen, daß die Unter-

Digitized by Google

suchungen der Naturforscher der christlichen Weltanschauung in manchen Punkten eine vortreffliche wissenschaftliche Stütze gegeben haben. Nur das eine oder andere Beispiel! Der Gottesbeweis aus der Bewegung, den schon Aristoteles und nach ihm die arabischen und christlichen Denker des Mittelalters in rein spekulativer Form durchgeführt haben, hat durch die neuzeitliche Physik eine vorzügliche Kräftigung erfahren. Nach dem physikalischen Gesetz der Entropie nämlich kann die Arbeit leistende Bewegung der Welt nicht von Ewigkeit her sein, sondern muß einen zeitlichen Anfang genommen haben. Wenn aber diese Bewegung einmal angefangen hat, durch wen hat sie dann angefangen? Durch sich selbst? Das verbietet uns das physikalische Gesetz vom Beharrungsvermögen, wonach alles in der Lage verharrt, in der es ist, wenn nicht eine fremde Kraft auf dasselbe einwirkt. So bleibt denn auch für den konsequent denkenden Physiker nichts anderes übrig, als eine außerweltliche Ursache für die Weltbewegung anzunehmen. — Ein anderes Beispiel! Die Geologen lehren uns, daß es eine Zeit gab, in der kein Lebewesen, weder Tier noch Pflanze auf Erden zu finden war, sondern nur tote Materie. Anderseits hat die Biologie dargetan, daß eine generatio aequivoca oder Urzeugung, d. h. ein Entstehen des Lebewesens aus der toten Materie, unhaltbar sei. Woher also das Leben? Es gibt keine andere Lösung, als die Annahme einer überweltlichen Ursache.

Wenn trotzdem ein Teil der Naturforscher nicht bis zum Gottesglauben durchdringt, so liegt die Schuld nicht an der Naturwissenschaft, sondern teils an den Vorurteilen, von denen man sich nicht freimachen kann, teils an dem Mangel ernsten Nachdenkens oder auch redlichen Strebens. Doch ist es sehr bemerkenswert, daß die Naturforscher erster Größe bis in die Gegenwart hinein durchgehends gottesgläubig waren; das haben neben andern Kneller, S. J. und Dr. Dennert überzeugend nachgewiesen. Das Gros der ungläubigen Naturforscher bildeten von jeher die wissenschaftlich Minderwertigen. Und selbst unter diesen macht sich in der Neuzeit eine entschiedene Wendung zum Besseren bemerkbar.

Vor etlichen Jahrzehnten stand ja noch der krasse Materialismus bei den Naturforschern in hohen Ehren, und wehe dem, der es wagte, gegen den materialistischen „Goliath" einen Stein aufzuheben! Er wurde ohne Erbarmen gerichtet. Als z. B. Prof. Hyrtl, einer der ersten Koryphäen der Wiener Universität, dem Materialismus mit scharfer Geisteswaffe zu Leibe ging, war sein Ruhm bei einem großen Teile der „Intelligenz" unrettbar dahin. So war es damals. Und heute? Heute ist der Materialismus für die wissenschaftliche Welt abgetan, man schämt sich fast seiner. Wer gegenwärtig behauptet, er könne das Leben, Empfinden und Denken aus der bloßen Materie erklären, entlockt dem Naturforscher nur mehr ein mitleidiges Lächeln. Darum ist es auch überflüssig, jetzt noch zu wuchtigen Schlägen gegen einen „wissenschaftlichen" Materialismus ausholen zu wollen; es hieße das eine bereits kapitulierte Festung mit schweren Geschützen bombardieren.

Zu bedauern ist nur, daß dieser Umschwung der Anschauung bei den Gelehrten einem großen Teile der arbeitenden Bevölkerung wissentlich verschleiert wird, daß in volkstümlichen Vorträgen und Schriften noch immer der öde und trostlose Materialismus als das unumstößliche Endresultat aller Naturforschung hingestellt wird, daß sogar ein gewisser Jenaer Professor es über sich bringt, das breite, urteilslose Publikum mit den gröbsten materialistischen Irrlehren zu bedienen. Wahrlich, so etwas kann man nur als Verrat an der Wissenschaft und als Verbrechen an der Menschheit brandmarken!

Nach den vorstehenden Ausführungen müssen wir es als leere Phrase bezeichnen, wenn man einen Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Christentum behauptet. Die Naturforschung als solche hat mit einer Welt- und Lebensanschauung überhaupt nichts zu tun, ihre Tatsachen aber, konsequent ausgedacht, bilden in Wahrheit die Stufen zum Tempel der ewigen Gottheit, und wir tragen die zuversichtliche Hoffnung, daß noch manche von den gegenwärtigen Naturforschern, die sich der Umarmung des Materialismus glücklich entwunden haben, in diesem Tempel ihr Opfer darbringen werden.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Kritik?

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

Ich habe die Ueberschrift gleich mit einem Fragezeichen versehen, weil just dieses Thema allemal einer Reihe von hochgezogenen Augenbrauen zu begegnen pflegt. Es gibt gar nicht so wenige unter den ernsthaften Lesern, die der Kritik überhaupt keinen Wert zuerkennen, höchstens Unwert und, schlimmer als das, Schaden.

Dennoch bedarf unsere Literatur der Kritik, ohne deren Mitwirkung, wie Domanig unlängst betonte (Februarheft des „Gral" 1908), „kein lebender Poet je Geltung gewinnen wird". Bezeichnend fügt er hinzu: „Wenn ich heute die wahrlich nicht geringe Zahl der meinen Arbeiten gewidmeten Besprechungen durchsehe, so komme ich zu dem Ergebnisse, daß ich froh sein müßte, wenn sich die meisten Kritiker nur wenigstens ebensoviele ganze und halbe Stunden mit meinen Büchern beschäftigt hätten, als ich selber halbe und ganze Jahre auf deren Ausarbeitung verwendet habe. Das mag nun wohl ein allgemeiner Fluch der herrschenden „Brot- und Vielschreiberei" sein, diese Fixigkeit im Rezensieren; das Publikum schützt sich dagegen, indem es sich nicht mehr imponieren läßt, und für den Autor ist höchstens die Gefahr vorhanden, zu Tode gelobt zu werden. Aber ein anderer Umstand, der sich schwerer fühlbar macht, ist der Mangel an Wohlwollen und jenem ganz selbstverständlichen Vertrauen, ohne das kein Kunstwerk irgendwelcher Art verstanden und genossen wird."

Damit hat dieser tapfere Mensch und Dichter die Hauptpunkte unserer heutigen Kritik-Misere beleuchtet: die Oberflächlichkeit, die Bissigkeit und die Selbstherrlichkeit.

1. Die Oberflächlichkeit. Kritik, in unserem Sinne, heißt Beurteilungskunst: ein gründliches Wissen und Können, ein auf Forschung und Veranlagung basiertes zielsicheres Verwerten äußerlich übermittelter und innerlich gegebener Faktoren. Kritik also bedeutet gründlich vorbereitende Arbeit, gewissenhaft ausgeglichene Leistung und überzeugungskräftige Berufung zugleich. Wer aber macht sich das heutzutage noch klar? Daß die Kunst der Dichtung mindestens ebenso sehr geübt als eingeboren sein will, weiß quasi ein jeder. Aber den Grad dieses Geübt- und Eingeborenseins abschätzen zu können, vermißt sich ebenfalls, und zwar nicht nur „quasi", ein jeder. Leider ist die „Fixigkeit", die Drauflosgeherei im Kritisieren nicht nur an die laienhafte Brot- und Vielschreiberei gebunden, sondern — Gott sei's geklagt! — auch an die sogenannte Berufskritik. Eine ganze Bibliothek könnte man zusammenstellen von den eklatantesten Fehlgriffen bewährter Kritiker aller Länder und Zeiten. Wir Deutsche brauchen nur hinzuweisen auf die Verkennung Goethes und Schillers — im Guten wie im Bösen.

Wie sagt Domanig? „Zu Tode gelobt." Die Gefahr besteht jetzt wie immer. Aber die andere: die des zu Tode Tadelns, ist in unseren Tagen die weitaus größere. Damit kommen wir zu unserem nächsten Hauptpunkte.

2. Die Bissigkeit. Es ist noch gar nicht so lange her, da schrieb mir ein bekannter Literat: „Wohlwollen in der Kritik können wir überhaupt nicht brauchen." An dieser Stelle antworte ich ihm: „Mehr als Wohlwollen verlange ich vom Kritiker: Güte." — Güte ist möglichst vollkommene, tatkräftige Einsicht auf dem Grunde der Liebe. Der berufene Kritiker soll ein gütiger Freund sein: der Kunst, — die ihm über alles gehen möge, außer über das Gewissen — des Publikums und, wenn es angeht, des jeweiligen Autors.

Dem Wort des Freundes lauschen wir auch dann noch gern, wenn wir uns bereits ein fertiges Urteil gebildet haben. Wir hören auf dieses Wort, wenn wir erst das Urteil zu bilden haben; wir bewahren es treu im Gedächtnis, wir ziehen es wiederholt zum Vergleich heran, während der Prozeß der Urteilsbildung sich vollzieht. Just das wird ein echter Kritiker bei seinem Publikum anstreben wollen, nicht weniger, nicht mehr. Er wünscht sich denkende Leser, die allen Grund haben, sein Urteil in Ehren zu halten, ohne es absolut ihrem eigenen zu überordnen.

Auch der Autor, falls ihm irgendwie beizukommen ist, spüre die freundschaftliche Güte des Kritikers. Ich habe mir stets folgendes zum Grundsatze gemacht: mein Urteil so zu gestalten, als säße der betreffende Verfasser mir gegenüber, und ich spräche zu ihm, Auge in Auge. Herbe, ja bittere Wahrheiten zu sagen, kann bisweilen die erste Pflicht auch des gütigen Freundes sein. Nicht selten ist er berufen, als Arzt die Sonde

Digitized by Google

an die Wunde zu legen, zerstörendes Gift radikal zu entfernen. Aber er wird nie vergessen, daß hinter dem zu beurteilenden Werke der Autor mit seiner Seele steht (wie oft auch heutzutage Zweifel am Vorhandensein dieser Seele aufsteigen möchten); daß nie und nirgends die Lust am Tadel, das selbstbespiegelnde, selbstgefällige Behagen an satirisch-geistreichem Witzeln vor beifallsbereitem Publikum auch nur den geringsten Einfluß auf die Wesensart seiner Missionserfüllung — denn just das sei ihm sein Tun — ausüben darf.

Gerade die geistreichelnde Sucht nach Beifall aber ist der Hauptgrund der vielfach ungerechten, ja mörderischen Bissigkeit unserer modernen Kritik. In der frivolsten Weise wird da Fangball gespielt mit einzelnen aus dem Zusammenhang herausgerissenen wirklichen oder auch nur scheinbaren, vom Kritiker gewollten Schwächen des Werkes. Irgendeine hervorstehende oder absichtlich gesuchte und dann gar noch falsch aufgegriffene Idee wird hohnvoll zu Tode gehetzt, das Ganze darüber unter dem Gelächter der Oeffentlichkeit zerrissen, zerfetzt, vernichtet, verscharrt. Besonders katholische Autoren erfuhren und erfahren das seitens antikatholischer Kritik, leider auch hier und da seitens katholischer.

Solche Kritiker sind, genau besehen, nichts anderes als Clowns ihrer Kunst, im Prahlgewande der Selbstvergötterung. So wären wir beim letzten Hauptpunkte angelangt.

3. Die Selbstherrlichkeit: jene, die das von Domanig betonte „Vertrauen" zum (wirklichen) Kunstwerk, überhaupt jedes Vertrauen, außer dem zu sich selbst, von vornherein ausschließt. „Ich bin ich und setze mich selbst; die anderen aber setze ich, wie ich will!" lautet der Wahlspruch des autokratischen, selbstherrlichen Kritikers. Seine Zahl wird nachgerade Legion. Dieses Gerede von Objektivität, Ursprünglichkeit, Unbeirrbarkeit, Selbständigkeit! Und doch ist's Tatsache, daß unsere ganze aktuelle Anschauung auf Ueberlieferung gründet, daß alle unsere heutigen Errungenschaften sich auf Vorhergegangenem aufbauen. Freilich kann und muß man sich das „von den Vätern Ererbte" durch vollkommene „Erwerbung", d. i. durch Verarbeitung und weitere Ausgestaltung, zum festen Besitz machen. Und wer das in Wahrheit, im besten Sinne tut, wird vor jener Selbstidolatrie gefeit sein, die in allem nur das eigene Ich schaut, schätzt und feiert. Der selbstherrliche und darum unzureichende Kritiker übersieht völlig, daß in seinem Wirken dreierlei ihm und seinem subjektiven Interesse voranstehen sollte: die Kunst, das Kunsterzeugnis und dessen Adressat, das Publikum. Der nicht selbstherrliche, der demütig-tüchtige Kritiker jedoch, der allerdings auch weiß, daß wir nur kraft des eigenen Ichs fremdes Sein zu erfassen und zu durchdringen vermögen, kennt und befolgt jenes Grundgesetz.

Und ein paar andere dazu: daß die berufene Kritik zunächst ein richtiges Verständnis der Zwecke und Ziele des Autors vorbedingt, ferner eine richtige Abschätzung, in welcher Weise und in welchem Grade Ausführung und Absicht sich decken, endlich eine klare Vergleichsziehung zwischen seinen (des Kritikers) und den im betreffenden Werke niedergelegten Anschauungen und Prinzipien. Daß uns dies Begreifen, Abwägen und Schlußfolgern leichter wird, wenn wir in dem Autor einen Geistes- und Seelenverwandten entdeckten, ja, daß es unsere Pflicht ist, uns zu ihm zu bekennen, falls er seiner eigenen ethischen und künstlerischen Pflicht Genüge tat, versteht sich von selbst. Doch auch dem Antipoden, dem Gegner können wir, ohne Vergewaltigung unseres Selbst, auf diesem Wege das Rechte zuteil werden lassen.

Wo immer aber die sittliche und künstlerische Gerechtigkeit kein Veto einzulegen braucht, beherzige man des Altmeisters Mahnung: „Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles... Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen." Und, mit einer gewissen Einschränkung bezüglich des ersten Teiles, diese zweite: „Es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde."

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Was ich liebe.

Ich liebe die Rosen, die wonnig erblühten
Gespielen des Sommers voll flammender Glut,
Die schwellenden Lippen der purpurergküßten,
Ich liebe der Düfte berauschende Flut.

Ich liebe die Gärten, die rankenumsponnen
Sich breiten im kauschigen Zauber der Nacht,
Das Rieseln und Raunen verschlafener Bronnen,
Ich liebe der Sterne goldfunkelnde Pracht.

Ich liebe das Pochen und Sausen der Hämmer,
Der Arbeit geschäftigen, lockenden Schwalk,
Den Frieden des Kirchleins im waldigen Dämmer,
Des schäumenden Wildbachs melodischen Falk.

Ich liebe die Jugend, die Schönheit und Güte,
Das Auge der Liebe, glückstrahlend erbeckt,
Die Lieder der Heimat aus tiefstem Gemüte,
Ich liebe die sonnige, wonnige Welt.

Josefine Moos.

Sittliche Niedertracht in „Theatern".

Von P. Reither.

In der Studentennummer der „Allgemeinen Rundschau" habe ich andeutungsweise davon gesprochen, was in den „Brettln" und kleinen „Theatern" dem Publikum als geistige Nahrung geboten wird. Die Schmutzflut, die dort von Woche zu Woche höher schwillt, selbst in Bayern und seiner Hauptstadt, angesichts einer starken parlamentarischen Majorität, die allen Grund hätte, mit energischer Faust einmal reinigend hineinzugreifen, zwingt noch deutlicher zu werden. Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich großen Schmutz hier aufdecken und offen beim Namen nennen muß; aber es ist besser, daß viele gereifte Leser die Gefahr sehen, als daß nur einige ohnmächtig die Faust ballen!

Wie verläuft ein Abend im „Brettl"?[1]) Das erste Stück ist natürlich eine „Entkleidungsszene". Zwei Damen sind mit dem Automobil in einen feinen Salon entführt worden; dort erscheint ein Zimmermädchen und kleidet sie bis auf Hemd und Unterbeinkleider unter wieherndem Getrampel der Zuschauer aus. Die Frage der Jüngeren nach dem Zweck wird vom Zimmermädchen nicht beantwortet. Der Begleiterin gibt die Frage Anlaß zu der Bemerkung: „Gott, wie naiv, sie weiß noch gar nicht, wozu die Frauen ausgezogen werden." Daß sich dann die Sache harmlos löst, — der „Entführer" wollte nur den einzigartigen Schnitt der Kostüme der Damen kopieren lassen — ändert nichts an der Wirkung auf das Publikum, um so weniger, als die beiden Damen es nicht an anzüglichen Bemerkungen über das, was sie erwarten, fehlen lassen. Damit auch die Einbeziehung religiöser Dinge nicht fehle, spricht gelegentlich die jüngere der Damen ein Gelöbnis: „Heilige Mutter Gottes, ich verspreche dir, wenn ich verheiratet bin, meinen Mann nicht zu betrügen — wenigstens nicht im ersten Jahr."

Einem eingestreuten hübschen niederländischen Duett folgt ein Stück, das nur dazu arrangiert ist, um möglichst viele Nymphen zeigen zu können. Ihre äußere Wirkung verstärken die nackten Weiber noch durch Verhöhnung der Sittlichkeitsvereine, deren Mitglieder natürlich die Unreinen sind, während sie doch das reine, keusche Geschlecht darstellen. So erzählt die eine der Nymphen von einem „westfälischen Pastor", dessen Gedanken so unrein waren, daß sie bei seinem Anblick schnell im Wasser verschwand, um sich wieder rein zu machen.

Es folgen „Lieder zur Laute", deren eines als „geistliches Lied" angekündigt wird. Die Ballade erzählt von einer „frommen Gräfin", zu der alltäglich ein Abbé zu „geistlichem Zuspruch" kommt. Von den frommen Unterhaltungen seien die beiden aber auf andere Dinge gekommen, und vor dem äußersten halte die Gräfin nur das Gewand des Priesters ab. Der „Sänger" legt nun dem Abbé die Worte in den Mund: „Wenn ich mein

[1]) Ich will hier einen Abend schildern, wie ich ihn wirklich erlebte; die Darbietungen sind nicht etwa von verschiedenen Abenden zusammengetragen. Auch sei beigefügt, daß die Aufführung in einem der „ersten" Münchener Brettl stattfand.

Digitized by Google

geistlich Kleid hab ausgezogen, bin ich ein Mensch wie du," worauf die Gräfin ihm zuflüstert: „Zieh' es aus."

Einem musikalisch minderwertigen und schlecht vorgetragenen „Charakterlied" folgt der Schlußeinakter. — Frühe Morgenstunde. Der Mann ist verreist; aus dem geöffneten Schlafzimmer kommt der Liebhaber; er läßt sich müde, entnervt auf der Ottomane nieder. Bald folgt im tiefsten Negligé die Frau. Sie tollen noch zusammen; da hören beide den Mann kommen, der mit dem Morgenzug wider Erwarten zurückkehrt. Der Liebhaber kriecht unter die Ottomane. Der Mann entdeckt ihn aber dort und — bedankt sich noch bei ihm, daß er ihm Grund zur Scheidung gegeben habe.

Ist es nicht berechtigt, wenn ich sage, daß sittliche Niedertracht diese Aufführungen beherrscht? Kann irgend etwas anderes als Spekulation auf widrigsten Sinnenkitzel aus diesen Stücken gelesen werden? Und — sind wir wirklich machtlos gegenüber diesen Stücken voll ekliger Schweinereien? Müssen wir unsere Söhne vergiften lassen? Kann man wirklich mit den bestehenden Gesetzen diesem Unfug, ich wiederhole, dieser Niedertracht, nicht beikommen? Kommt es nicht dem sittlichen Bankerott gleich, wenn hier die Polizei mit verschränkten Händen steht?

Doch noch mehr! Wir kommen zu wenig mit dem Giftzeug in Berührung, und so konnte z. B. in München seit Monaten ein Unternehmen, die „Schwabinger Schattenspiele" blühen, ja, es konnte sogar auf die Münchener Ausstellung verpflanzt werden, ohne daß von seiten rein deutsch und christlich denkender Männer protestiert worden wäre. Ich schildere auch hier ein Stück, wie es aufgeführt wird: „Don Juan. Eine moralische Szene mit einem unmoralischen Nachspiel." Don Juan sucht Donna Anna zu verführen, ihr Beichtvater naht, Don Juan schwört, er führe nur Edles im Sinn; zur Strafe holt ihn der Teufel, der beim Anblick des „Pfaffen" auch für diesen Interesse gewinnt. Der Geistliche steht ihm auch gar nicht fern, denn nach Don Juans Höllenfahrt spricht er:

„Gott sei Dank für jedermann,
Den verruchten Don Juan
Hat der Belzebub geholt,
Jetzt ist er wohl schon verkohlt.
Um so froher kann ich hoffen,
Um so sicherer, denn offen
Steht mir Donna Annas Tür,
Herr, wie lob ich dich dafür!
Desto leichter und getroster
Werde ich sie überreden
Einzutreten in das Kloster,
Wo ich mit Behagen jeden
Zweiten Tag die Beichte höre
Und sie schnell für mich betöre ..."

Der Teufel erscheint nun dem „Pfaffen" als Donna Anna und betört ihn, worauf er ihn mit zur Hölle nimmt; dann erscheint er als „Pfaffe" Donna Anna; als diese sich nicht gleich ergeben will, erscheint die Tugend personifiziert „zum Erschrecken häßlich", und Donna Anna spricht:

„Pfui, wie ist die Tugend häßlich!
Zehnmal lieber übergebe
Ich mich auf dem Fleck dem Bösen,
Als daß ich der Tugend lebe,
Nun ich sie hab kennen lernen —
Laßt uns eilig uns entfernen."

Sie geht mit dem Teufel in der Gestalt des Geistlichen ab. Und der „Narr als Moralist" spricht das Publikum an:

„Wenn ich jetzt die Szene schließe,
Wird auch das Theater leer.
Daß ein jeder um so mehr
Liebe, küsse und genieße,
Der heut Nacht des Teufels ist,
Wünscht der Narr als Moralist."

In ein ähnliches, womöglich noch niederträchtigeres Stück ist sogar die Person des hl. Antonius verwoben.

Ist auch diesen Aufführungen gegenüber die Polizei machtlos? Ist es eine Art, auf einer Ausstellung, die zum Teil vom teuren Geld aller Steuerzahler eingerichtet wurde, solche „Spiele" zu geben?

Wenn die bestehenden Gesetze wirklich dagegen versagen, dann sind diese Dinge geeignet zu beweisen, daß andere Gesetze hergehören, Remedur zu schaffen. Wir rufen alle auf, die ehrlich deutsch und wahrhaft christlich denken, einzutreten in die Reihen der Kämpfer gegen die sittliche Niedertracht!

Mein Wunsch.

Wenn einst vollendet meiner Tage Lauf
Und sich der schwere dunkle Vorhang hebt,
Der mir dein Angesicht, o Herr, verborgen —
Wenn ich vor dir im Lichte stehen darf,
Dann gib mir eins!

Es sei mir Lohn genug!
Nur dies begehr' ich, Herr, von deiner Huld:
Laß mich nur küssen deines Kleides Saum.
Mehr will ich nicht!

Doch all die tiefen Wunden,
Die mir das Leben schlug, sind dann geheilt!
Ich trüg noch einmal alles für den Lohn,
Und ging noch einmal meines Schicksals Weg
Und dünkte mir ein Frühlingsgang zu sein!

Laß mich nur küssen deines Kleides Saum,
Wenn ich vor dir im Lichte stehen darf,
Mehr will ich nicht.
Es ist mir Lohns genug!

Anna v. Krane, Düsseldorf.

Ein Buch für alle Gebildeten.[1])

Von Dr. Michael Eberhard.

Das vor Kurzem bei Herder in Freiburg erschienene Werk des Münchener Universitätsprofessors Dr. Seitz: „Das Evangelium vom Gottessohn" darf mit Recht bezeichnet werden als ein Buch für alle Gebildeten, zunächst für Dogmatiker, Apologetiker, Religionslehrer an Mittelschulen, aber auch für Geistliche und Laien, die im praktischen Leben stehen.

Schade, daß die Seelsorgsgeistlichen in größeren Städten, teils infolge ihrer Ueberlastung, teils infolge Mangels eines geeigneten Zusammenschlusses verurteilt sind, geistig von der Hand in den Mund zu leben; wir gleichen Unterwassertunnels; der Strom der Zeit rauscht über unseren Köpfen hin. Bücher, wie das angezeigte, sollten wir die Muße haben zu lesen. Auch Laien, die von der Oberflächlichkeit der Zeitung und der mehr praktischen Zwecken dienenden Aufklärung der Predigt in die Tiefe und zum Kernpunkt der religiösen Fragen dringen wollen, finden in vorliegender Schrift vorzügliche Orientierung über ein Grundproblem der Gegenwart.

Der Gedankengang des Verfassers ist folgender: Der Kernpunkt des christlichen Religionsbekenntnisses, der katholische Christus, soll ins Licht gesetzt werden gegenüber den Abschwächungsversuchen jenes naturalistischen Evolutionismus und subjektivistischen Kritizismus, welcher seinen Wellenschlag bis in den Schoß der katholischen Kirche hinein fortsetzt und das nachdrückliche Einschreiten Pius' X. gegen den Modernismus veranlaßt hat. Gibt es eine modernistische Bewegung in Deutschland? Darüber informiert die weiter ausholende Einleitung nebst dem ersten einleitenden Kapitel: Christentum ohne Christologie. Sie verbreitet sich nicht bloß über die an der Oberfläche liegenden Auswüchse der modernistischen Bewegung, sondern geht deren tiefster Wurzel nach.....

Das Hauptgewicht wird gelegt auf eine genaue Orientierung über die aktuellsten Strömungen der dem positiven Christentum widerstrebenden Geistesrichtungen und insbesondere über die beiden gegenwärtig um den Vorrang streitenden Hauptschulen der modernen freisinnigen Theologie. Eine gemäßigte Haltung nimmt ein die Schule Harnacks, dessen in einigen Myriaden in aller Welt verbreitetes „Wesen des Christentums auf katholischer Seite bisher nur eine fragmentarische und keine auf den christologischen Angelpunkt seines Systems eingehende Widerlegung gefunden hat. Aber gerade durch ihre widerspruchsvolle Halbheit und spekulative Impotenz gibt sich die Harnacksche Theologie die ärgsten Blößen. Deshalb wird sie neuestens zu überflügeln gesucht durch die radikalere evolutionistische Schule des Eduard v. Hartmann, O. Pfleiderer (vor zwei Wochen gestorben), A. Kalthoff u. a. Diese steuert zwar mehr oder minder entschieden dem Monismus entgegen, aber vor der Doppelzüngigkeit der erstgenannten Schule, welche zwischen der Scylla einer unmodernen transzendenten Christologie und der Charybdis der modernen monistischen Welt-

[1]) Das Evangelium vom Gottessohn von Dr. theol. et phil. Anton Seitz, o. ö. Professor der Apologetik an der Universität München. Freiburg i. Br. 1908. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 8°. XII u. 545 S. Ungeb. 5.60 ℳ

Digitized by Google

anschauung sich hindurchzuwinden bemüht, besitzt sie den Vorzug des zielbewußten klaren Gegners, und vielfach läßt sie es auch nicht fehlen an ritterlicher Anerkennung gegenüber dem auf der entgegengesetzten supranaturalistischen Weltanschauung aufbauenden Christentum der katholischen Kirche.

Die schätzenswertesten Dienste leistet dem letzteren die radikale Theologie durch ihre freimütige, schonungslose Entlarvung des hohlen Scheinchristentums und der haltlosen Scheinwissenschaft der bis jetzt auf Deutschlands Hochschulen vorherrschenden modernen Theologie, deren Väter Ed. v. Hartmann bereits im Jahre 1874 in seiner „Selbstzersetzung des Christentums" geradezu „Totengräber des Christentums" genannt hat. Durch ihre gegenseitige Bekämpfung verläuft auch die negative Evangelienkritik, objektiv betrachtet, resultatlos. Die moderne Leben Jesu-Theologie wird vom freisinnigen Theologen Lipsius als „ungeheure Illusion" des theologischen Liberalismus, vom Straßburger Privatdozenten A. Schweitzer neuestens sogar als förmlich „bankerott" erklärt. Unter den populären, romanhaften Leben Jesu erscheint insbesondere eines der bestechendsten, Frenssens Hilligenlei, bei sachverständiger und unbefangener Beurteilung als weder wissenschaftlich noch künstlerisch noch neu. Anderseits wird auch durch gegnerische Zeugnisse die harmonische Entfaltung des nur in der katholischen Kirche unversehrt überlieferten Evangeliums vom Gottessohn bestätigt.

Die positive Apologie der wesenhaften Gottessohnschaft Christi geht gemäß der Problemstellung der modernen Kritik vom authentischen, erfahrungsgemäß beglaubigten Zeugnisse Christi und seiner Zeitgenossen aus und führt im einzelnen den Nachweis durch. Die im kirchlichen Dogma der hypostatischen Union nachträglich präzis gefaßte Glaubensüberlieferung ist im organischen Keim und wesentlichen Kern aus den von der Kritik als ältest bewerteten Quellen: den Briefen Pauli, der Apostelgeschichte und den synoptischen Evangelien nicht minder gewiß zu entnehmen, als aus dem Logosevangelium des hl. Johannes. Auf dieses Beweisziel richtet sich hin die apologetisch-dogmatische und exegetisch-kritische Erörterung des Selbstzeugnisses Christi, in Wort und Werk, in direkter wie indirekter Weise, und des theoretischen wie praktischen Bekenntnisses der Freunde und Feinde des Gottes- oder Menschen-Sohnes, sowie die Beleuchtung der Tragweite sämtlicher im wesentlichen Inhalt übereinstimmenden positiven Zeugnisse für das Auftreten Christi als des seinem himmlischen Vater gleichwesentlichen Gottessohnes.

So geben diese Ausführungen eine wirksame Anregung für theologische Fachkreise behufs einer zeitgemäßeren Behandlung des Beweises für die Gottheit Christi im Sinne Pius' X.; sie wirken zugleich in weitesten Kreisen klärend angesichts des immer schärfer sich zuspitzenden, entscheidenden Geisterkampfes unter der Losung: „Hie Christus — hie Antichrist."

Kirchliche Kunst.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

(Schluß.)

Die Kirche war die Hauptauftraggeberin auf dem Gebiete der Kunst und in Anbetracht ihres lebhaften Interesses und großen Bedarfs kam sie schon in frühen Jahrhunderten dazu, auch den Künstler des Laienstandes für ihre Zwecke heranzuziehen. Und weil dieser seine Erfahrungen und Fähigkeiten auch auf außerkirchlichem Gebiet verwertete, so wurde die Kunst der Kirche die Lehrerin, das in tausenderlei Beziehungen wirksame Vorbild der profanen Kunst. Daraus aber ergab sich jene bei aller Mannigfaltigkeit so ruhige Harmonie des Kunstganzen, die uns heute zu hoher Bewunderung hinreißt. Endlich hat die Kunst der Vorzeit die großen Epochen ihrer Entwicklung dem mächtigen Anstoße einzelner genialer Persönlichkeiten zu danken gehabt. Ihre Wirksamkeit und ihre Erfolge hingen gar nicht etwa mit dem großen Weltverkehr und dessen Fortschritten zusammen. Dieser spielt in der Weltgeschichte überhaupt eine viel geringere Rolle, als man im allgemeinen denkt. Wie nach dem bekannten Worte Raffael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er unglücklicherweise ohne Arme geboren, so wären jene großen Meister gewiß auch wirksam gewesen, wenn sie andere Lebensbedingungen fanden. Darüber im einzelnen zu tüfteln, hätte wenig Zweck. Wir müssen uns freuen, daß uns jene überhaupt beschert worden sind und ihre Werke und ihre Wirkung mit ihnen. An sie denkt man immer leicht, wenn von Kunst der Vergangenheit die Rede ist, an einen Tutilo von St. Gallen, an einen Erwin von Steinbach, an Dürer, an Holbein, an Raffael, Michelangelo, und wie sonst ihre Namen waren. Und man trauert, daß man so viele andere edle Künstler nicht benennen kann, die uns die herrlichsten Werke hinterlassen und zu ihrer Zeit die fruchtbarsten Anregungen gegeben haben.

Wir aber — sei es nur gerade heraus gesagt — warten des großen Künstlers noch, der die Führung in unseren Tagen übernehmen soll. Der uns eine kirchliche Kunst bescheren und andere für sie und ihre Weiterentwicklung erziehen wird. Eine Kunst, die nicht eine Erscheinung unter vielen, ein Wert unter gleichen Werten ist, sondern die Führerin, die unserer Epoche Namen und Stempel verleihen sollte. Wer durch die großen Ausstellungen geht und, wenn er wieder daheim ist, sich fragt, welchen Gewinn er von dort mitgenommen hat, wird im allgemeinen kein großes Ergebnis zusammenbringen; und wenn er sich derselben Frage mit Bezug auf jene selbe Ausstellung nach ein paar Jahren noch einmal erinnern sollte, wird er finden, daß das meiste in seinem Gedächtnis so gut wie verlöscht ist, und daß das noch Unvergessene schließlich wenig Wesentliches gebracht hat. Schon die Quantität der vorhandenen kirchlichen Kunstwerke — ich denke wesentlich an Malerei und Plastik — ist äußerst spärlich. Die Skulptur spielt immer noch eine unbedeutende Rolle. Die Malerei bietet manches Schöne, das ist nicht zu bestreiten. Daneben verfehlen aber von den wenigen Werken noch soundso viele regelmäßig ihren eigentlichen Zweck, weil der Gegenstand, der doch in diesem Falle die Hauptsache ist, entweder in traditionsloser, wohl gar kultwidriger Art erfaßt ist, oder weil er zu offensichtlich eine Nebenrolle spielt als Objekt für allerlei technische Experimente, als da ist Pleinair, Pointillismus und anderes derart. Das schlichteste Bild alter Zeit, das irgend ein Handwerksmann hingestrichen hat, erfüllt für den Andachtszweck seine Aufgabe besser. — Die moderne Kirchenarchitektur fängt an, zum Teil recht tüchtige Erzeugnisse zuwege zu bringen, sofern sie sich von der leider noch gar zu oft fühlbaren Absicht fernhält, mit Gewalt etwas Neues zu zeigen. Besonders spielen in dieser Beziehung die Türme eine wenig erfreuliche Rolle. Die Inneneinrichtung, die Raumkunst der modernen Kirche verdient in vielen Fällen alle Anerkennung. Aber wirklich Imposantes? Seiner Ausbildung steht schon die Eilfertigkeit unserer Zeit im Wege. Nicht der Geldmangel, denn unsere Vorfahren hatten viel schlechtere wirtschaftliche Verhältnisse, und sie haben uns doch unsere herrlichen, ewig bewunderungswürdigen Dome geschenkt. Als in Bamberg, Regensburg, Ulm, Freiburg, Straßburg, Köln, Magdeburg, Amiens, Mailand.

Ob unsere Epoche zur Hervorbringung einer Riesenkraft auf dem Gebiete religiöser Kunst überhaupt fähig ist? Wer möchte es schlechthin bejahen oder bestreiten?

Noch etwas kommt in Betracht, was die Entwicklung einer solchen schwer hinderlich ist. Das ist die Eigenart der heutigen Besteller. Nicht als ob es diesen am besten Willen fehlte. Ein jeder von ihnen hat natürlich im Sinne, für seine Heimat, für seine Kirche das Beste zu erlangen, was nach Lage des Einzelfalles nur aufzutreiben ist. Aber freilich oft, ohne daß die Verhältnisse, speziell die materiellen richtig bedacht werden. Was man im allgemeinen Wesen mit Recht tadelt, das Wirtschaften über die Verhältnisse, es ist so sehr zum Allgemeinübel der Gegenwart geworden, daß auch Kirchengemeinden häufig davon befallen werden. Statt so lange zu sparen, bis man das Geld für einen soliden prunklosen Kirchenbau beisammen hat, baut man mit Schulden ein großspuriges Werk, das der Ortsbewohnerschaft gewaltig imponiert und zu echter Baukunst sich verhält wie Talmi zum Golde. Desgleichen geht es in zahllosen Fällen bei der Ausschmückung der Kirche, wie bei der Beschaffung der Ausstattungsgegenstände. Für die Herstellung der letzteren existiert eine Unzahl höchst minderwertiger Fabriken. Weil aber auch diese für ihre Erzeugnisse Geld haben wollen, so kommt es, daß man alte Besitztümer, den noch so strengen Vorschriften zuwider, an den Althändler gibt. Altargemälde, Paramente, Kelche und was sonst wandern in den Tandel. Ich weiß eine Gegend, weiß aber auch, daß sie nur für andere typisch ist, wo ein Metzger, der zugleich Altertumströdler war, die kostbaren Dinge ganz öffentlich wagenladungsweise davonfuhr. Was dann ein solcher noch übriggelassen hat, und wovon kein sonstiger Nutzen abzusehen, zieht aus der Kirche in die Scheune oder steht im Freien, so lange, bis der Ortsbäcker sich des alten Holzes annimmt. Sehr vielfach ist der Auftraggeber auch dadurch Schädiger der Kunst, daß er — wiederum in bester Absicht — durch das Vorurteil verleitet, als könnte man heutzutage nichts Gediegenes schaffen, vorweg nur auf Kopien aus ist. Das ist im kleinen schon verhängnisvoll, wird es aber in ungleich stärkerem Grade, je höher und einflußreicher die auftraggebende Stelle ist. Da verlangt man schlechtweg das Nachahmen vorhandener Originale; das Neubauen von Kirchen, die schon anderswo stehen; notwendig gewordene neue Einzelteile werden so sklavisch, wie die Kenntnis und die Technik der neuesten Zeit es nur irgend ermöglichen, nach alten Mustern dazu komponiert, derart genau, daß künftige Generationen davon Verwirrung ihrer kunstwissenschaftlichen Erkenntnis zu gewärtigen haben. Ausmalung und plastischer Schmuck werden auf Grund von Mustersammlungen alter Motive hergestellt. Betätigung eigenen frischen schöpferischen Kunstsinnes ist jenen Auftraggebern etwas, das von vornherein mit Mißtrauen angeblickt wird. Mancher jüngere Architekt, der schon einmal den Entwurf zu einer Kirche, zu einem Pfarrhause oder dergleichen der vorgesetzten Behörde eingereicht hat, wird mir im stillen rechtgeben in der Erinnerung an die Ueberraschung, die ihm sein eigener Entwurf bereitet hat, als er ihn nach langer Frist von oben herunter wieder in die Hände bekam. Der kirchliche Maler und Bildhauer wird nicht minder, wofern er

Digitized by Google

ein Mann eigener Gedanken ist, sich der Schwere manches Tages erinnern, wo man ihm bestimmend in seine künstlerischen Eingebungen eingriff.

Diesen für die gesunde Entwicklung der modernen kirchlichen Kunst wenig förderlichen Rückständigkeiten gesellt sich mit ganz anderem Gesicht, aber nicht minder schädlich ihr gerades Gegenteil: der zu weit gehende Modernismus der Kunst. Auch er hat seine Protektoren, die es übersehen, daß eine große Menge neuester Kunsterscheinungen flüchtige Modedinge sind. Bis zu welchem Grade, ist ja freilich zurzeit schwer zu sagen. Sollte sich aus ihnen auch nur ein leiser Niederschlag von bleibendem Werte ergeben, so dürfen wir froh sein. Ich gedenke dabei u. a. der Sammlung kirchlicher Gegenstände, wie sie die gegenwärtige Münchener Jubiläumsausstellung aufweist. Auf sie wird in anderem Zusammenhange hier noch zurückzukommen sein.

Zur gedeihlichen Herausbildung moderner kirchlicher Kunst bedarf es bei den Künstlern wie bei den Auftraggebern gewisser Eigenschaften, die kein anderes Kunstgebiet verlangt. Der Künstler braucht Selbsterkenntnis, Enthaltung von genialtuerischem, kraftmeierischem, anderseits aber auch von unnötig konniventem Wesen; ein Selbstbewußtsein, das seinen Mut auch bei der Anschauung größter Vorbilder der Vergangenheit, und gerade ihnen gegenüber, nicht sinken läßt; er braucht Vertiefung seines religiösen Sinnes, woraus denn Bescheidenheit und ruhige Zuversicht sich von selbst ergeben; rastloses Studium der Natur, des Materials, des Zwecks dessen, was geschaffen werden soll. Dem gegenüber bedarf der Auftraggeber während seines Bildungsganges einer rechtzeitigen staatlichen oder meinetwegen auch späteren freiwilligen Heranbildung zu einem wenigstens bescheidenen Maße von kunstgeschichtlichem und künstlerischem Verständnisse. Weiter der Erkenntnis, daß er zu fördern und nicht zu hindern berufen ist. Daß er nicht der allein Weise ist, der Mann, der alles und noch einiges mehr versteht, sondern der besonnene Kulturträger, der in der Förderung der Kunst eine seiner wichtigsten Aufgaben, in dem frei waltenden Künstler, dessen Art zuvor geschildert ist, einen seiner wichtigsten Freunde zu erblicken hat.

Vernichtet — und doch Sieger!

Zur Fernfahrt Zeppelins nach Mainz.

Von Redakteur-Ingenieur Karl Hänggi, Colmar.

Selten noch hat sich die Macht der Elemente und die Kleinheit des Menschen und seiner Werke mit solch erdrückender Wucht gezeigt, wie am Nachmittag des 5. August. Von diesem Tage an wollten viele ein neues Zeitalter datieren, das der Beherrschung des Luftmeeres. „Der Mensch ist Sieger im Reich der Lüfte" hieß es auf der ersten Seite der Abendblätter vom Mittwoch — „Zeppelins Luftschiff vernichtet" stand auf der dritten Seite derselben Blätter. Noch war die jubelnde Begeisterung der Hundert- und Hunderttausende nicht verklungen, die die Ufer des Rheins von Basel bis Mainz und die Höhen des Schwarzwaldes besetzt hielten, um dem „Herrscher im Luftozean" brausende Hoch- und Hurrarufe nachzuschicken, und schon war im Wirbel des Gewittersturms der stolze „Luftkreuzer" ein willen- und steuerloses Ding geworden, das der nächste Augenblick vernichtete. Ist es nicht, als hätte der vielfach allzu laute Jubel über den Sieg die Macht der Elemente herausgefordert zu einem letzten fürchterlichen Zweikampf auf Sieg oder Vernichtung! Und der tückische Sturm siegte, denn er hatte seinen Gegner im Zustand der Ohnmacht, mit defekten Maschinen, überrascht. Er zerstörte in einer Viertelstunde das Werk, an dem ein genialer Erfinder mit einem ganzen Stab von tüchtigen Mitarbeitern jahrelang gearbeitet hatte. Doch er zerstörte nur die Materie, die noch nicht ganz vollkommen geformte; der Gedanke, der sie beseelte, lebt und hat doch gesiegt! Gesiegt über tausend Widerstände und sich die Sympathie und die Anerkennung seiner Mitwelt erkämpft, die ihm wahrlich lange genug versagt blieb.

Unter dem erschütternden Eindruck der Katastrophe von Echterdingen fällt es schwer, über die Siegesfahrt zu berichten, und doch war es für alle, die sie an irgendeiner Stelle verfolgten, ein Ereignis, das sie so schnell nicht vergessen werden. Ich kann mich nicht entsinnen, wann ich in solch fieberhafter Spannung kommender Dinge geharrt hätte, wie am Dienstag morgen, als mich zwischen 10 und 11 Uhr ein flinkes Automobil von Colmar nach Altbreisach an den Rhein hinüberführte, und als ich dann dort unter Tausenden stand, wie sie unablässig den Rhein aufwärts nach Süden schauend. Und als es dann kam, unter tiefblauem Himmel, in glänzendem Sonnenlicht, kaum 150 Meter hoch über unsere Köpfe hinwegschwebte und des Jubels kein Ende war . . . Doch den Eindruck haben ja in den jüngsten Tagen Hunderte und Hunderte beschrieben, und jedermann hat es wohl mit Interesse da oder dort gelesen; aber erlebt und mitempfunden haben es in Wirklichkeit doch nur die, die es selbst mitansahen.

Mochte einer auch noch so kühl zum Beobachten gekommen sein, er griff doch freudig bewegt zum Gruße an den Hut, als er zum erstenmale über seinem Haupte das eigenartige Summen der Luftschrauben hörte, und als in majestätischem Fluge das gelblich-weiße „graziöse Ungetüm" vorüberzog. Und daß dies ein anderes Fliegen war als das der gewöhnlichen Ballons, das wurde auf den ersten Anblick auch dem Laien klar. Das war kein willenloses Treiben im Winde, wie wir es schon dutzendemale mitansahen, sondern ein zielsicheres Steuern. Das ist es auch, was diesem Fliegen ein so sicheres Ansehen gibt. Es mag vielleicht eine kommende Generation über Zeppelins Luftschiffe „aus Aluminium, Gummi und Seide" lächeln, sie wird aber doch den 4. August 1908 in ihrer Geschichte der Luftschiffahrt vermerken müssen, als den Wendepunkt auf dem Wege zwischen den tastenden Versuchen und der endgültigen Lösung des Problems.

Durch die Fernfahrt ist die Möglichkeit der absoluten Lenkbarkeit einwandfrei bewiesen. Zeppelin hat eine ihm im voraus vorgeschriebene Route wirklich befahren. Der Weg, den der Ballon nahm, hing in keiner Weise von atmosphärischen Zufälligkeiten, sondern ausschließlich von dem Willen seines Lenkers ab. Das ist das Epochemachende, historisch Denkwürdige der Fahrt vom 4. und 5. August und wird in keiner Weise beeinträchtigt durch die zweimal notwendig gewordene Landung und den schließlichen tragischen Untergang kurz vor dem Ziele. Was die Zwischenlandungen verursachte, das waren keine prinzipiellen Fehler mehr, sondern lediglich konstruktive, d. h. solche, die sich auf Grund weiterer Erfahrung und Vervollkommnung schließlich auf ein Minimum beschränken lassen. Auf Grund der „Panne" oder des Pneumatikdefekts wird heute kein Mensch es wagen, dem Automobil die Palme als Sieger unter den Verkehrsmitteln der Landstraße abzusprechen; und um mehr als eine „Panne" handelt es sich auch bei den Zwischenlandungen auf der Fernfahrt nicht, wenngleich eine solche hier von ganz anderer Tragweite ist als dort.

Prinzipiellere Bedeutung freilich im Hinblick auf die im speziellen Fall gestellte Aufgabe: 24 Stunden in Luft, hat die Tatsache, daß die Landung auf den Fildern in der Hauptsache wegen allzu starken Gasverlustes erfolgte, so daß eine Nachfüllung nötig wurde. Daß eine solche Nachfüllung nötig würde, darauf hatte man in keiner Weise gerechnet; die kleineren Versuchsfahrten sowohl als auch die zwölf Stunden-Fahrt nach der Schweiz ergaben in der Richtung also nicht präzise Anhaltspunkte. Man nahm an, daß der sich vermindernde Auftrieb sich mit der Ballastverminderung infolge des Benzinverbrauches ausgleichen würde. Diese Voraussetzung traf nicht zu, und es wird die Aufgabe der Fachleute sein, die Ursachen zu ergründen. Wie sehr ins Detail die Erfahrungen gehen müssen, die durch jede neue Fahrt ergänzt werden, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Daimlersche Motorenfabrik den so folgenschweren Motordefekt auf das Dickflüssigwerden des Schmieröls zurückführt!

Die Landung bei Echterdingen, so verhängnisvoll sie auch wurde, hat auch noch das Gute, daß sie die Möglichkeit der Landung auf festem Boden bewies. Diese Möglichkeit wurde ja bis zuletzt von den Gegnern des starren Systems bezweifelt. Von der größten Tragweite auch wird es sein, genau zu erfahren, welches die Ursache der Explosion war. Kam das Feuer von außen an eines der Ballonets, oder handelt es sich um eine atmosphärisch-elektrische Entladung? Die Erklärung, daß nicht das Aufprallen auf den Motor das Feuer entzünden konnte, weil der eine Motor ganz demontiert und der andere gut 100 m von der Stelle stand, wo das Aufsteigen der ersten Flamme bemerkt wurde, hat viel für sich. Anderseits will man schon verschiedentlich die Zerstörung von Ballons durch elektrische Entladung erlebt haben. Offenbar wird das Studium dieser Frage für unsere Aeronauten äußerst wichtig werden.

Die Frage der Verankerung auf festem Boden, insbesondere solcher Kolosse, ward von jeher als eine der schwierigsten erkannt, und doch möchte es fast scheinen, als hätte man derselben bei Echterdingen nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt. Der französische Luftschiffer Kapitän Ferber hält eine bei jedem Wetter absolut sichere Verankerung für so schwierig, daß er, wohl im Hinblick auf das Ende der „Patrie" und des „Nulli Secundus"

Digitized by Google

zur Zeppelinkatastrophe bemerkt: „Le même accident attend tous nos dirigeables!“ Das klingt sehr pessimistisch, und ich denke, es sei bloß cum grano salis zu nehmen. Jedenfalls liegt eine der Hauptschwierigkeiten, daß die „Zeppeline“ jetzt schon allgemeine Verkehrsmittel werden, gerade hier. Freilich bedingen alle unsere Verkehrsmittel besondere Notwendigkeiten; für unsere Eisenbahnen haben wir die Erde mit Eisenschienen umzogen und dabei Wunderwerke der Technik im Ueberwinden von Höhen und Tiefen geleistet. Erst als wir diese Bedingungen erfüllt hatten, wurde die Lokomotive das brauchbare Wunderwerk der heutigen Tage.

Warum sollen wir da nicht auch die dem Zeppelinschen „Wunderwerk“ angepaßten Bedingungen erfüllen, die da vielleicht sein werden: Anlegung von Landungsbassins, von Füllstationen usw. Freilich kennen wir diese Bedingungen noch nicht genügend; sie aber kennen zu lernen, das ist die Aufgabe der Versuchsfahrten und besonders der Versuchsfahrten im großen Stil nach Art der kühnen Fahrt vom 4. und 5. August.

Sie endete mit einer Katastrophe, und man hat wiederum die Tatsache erlebt, daß gewisse Leute sie nachher „vorausfagten“. Niemand aber, ganz vereinzelte Anhänger anderer Systeme abgerechnet, hat daraus auf eine Minderwertigkeit der „Zeppeline“ geschlossen. Im Gegenteil, ein mächtiger allgewaltiger moralischer Erfolg, der erst durch die Katastrophe in seiner ganzen Durchschlagskraft in Erscheinung trat, krönte den Erfinder. Die Elemente haben das Materielle seines Werkes zerstört, der Geist desselben hat sich aber Tausenden und Abertausenden siegend geoffenbart.

Vernichtet zwar, doch Sieger ist das Luftschiff Zeppelins!

„Unser“ Lexikon.

Bei der Bedeutung, die „Herders Konversationslexikon“ für das deutsche katholische Geistesleben hat, wird es interessieren, das nachstehende, aus den Urteilen von neunzehn angesehenen Zeitungen und Zeitschriften zusammengestellte „Mosaikgemälde“ zu betrachten.

Mit der Zeit bildete sich das Bedürfnis nach einem Nachschlagewerk heraus, bei dem sich mittlerer Umfang und nicht zu hoher Anschaffungspreis mit stofflicher Vollständigkeit nicht nur der Zahl der Artikel nach, sondern auch mit Bezug auf deren Ausführung im einzelnen vereinigten. Diesem Bedürfnis kommt Herders Konversationslexikon mit seinen acht Bänden entgegen [1]) Nicht zu viel und nicht zu wenig, heißt es bei Herder: nicht zu viel, um nicht zu erschrecken und die Brauchbarkeit des Werkes herabzudrücken; aber auch nicht zu wenig, damit das auskunftsbedürftige Publikum sich nicht getäuscht findet, am allerwenigsten auf jenen Wissensgebieten, die für unser Kulturleben von aktueller Bedeutung sind.[2]) Gleichwohl ist die Reichhaltigkeit des Werkes erstaunlich.[3]) Dazu tritt die mustergültige Uebersichtlichkeit.[4]) Auch Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit steht den Artikeln auf der Stirn geschrieben.[5])

Die Artikel aus den Gebieten der Geschichte, Literatur und Kirchengeschichte sind hervorragende Leistungen.[6]) Musterartikel sind die pädagogischen und verwandten Inhalts.[7]) Was wir über Sozialpolitik und Sozialwissenschaft und soziale Einrichtungen und Gesetze finden, gibt uns ein treffliches Bild des gegenwärtigen Standes der hochwichtigen Sache.[8]) Auch die gebildete oder Bildung suchende Frau hat in Herders Lexikon einen willkommenen, stets bereiten Ratgeber, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch der modernen Frauenbewegung und den damit zusammenhängenden Fragen und Problemen in dem Lexikon ein so weitgehendes Interesse gewidmet ist.[9]) Die naturwissenschaftlichen Kapitel sind alle mit besonderer Sorgfalt bearbeitet, und es sind ihnen stets gute Abbildungen beigegeben.[10]) Die Technik ist gleichfalls eingehend berücksichtigt, nicht weniger durch gute Statistik das internationale Handels- und Verkehrswesen.[11])

Ebenso finden wir im Versicherungs-, Steuer-, Währungs- und Zollwesen vielfach eine Auskunft, die wir in dieser Ausführlichkeit kaum vermutet haben würden.[12]) Die auf die militärischen Wissenschaften und Kriegsgeschichte bezüglichen Aufsätze befriedigen allenthalben die Anforderungen eines Fachmannes.[13]) Daß auch der Sport in seiner heutigen Bedeutung und Wertschätzung richtig erkannt wurde, zeigt z. B. der 8 Spalten und 17 Abbildungen zählende Artikel „Wassersport“, ferner der über 4 Spalten umfassende Aufsatz „Wintersport“. Auch der Jagd und der Kynologie sind ausführliche Kapitel gewidmet.[14]) Das Kartenmaterial, die farbigen Tafeln, die typographische Ausführung, alles Aeußere entspricht dem Charakter unserer anderen großen Konversations-Lexika.[15]) Daß die neuesten Fortschritte auf allen Gebieten sich verarbeitet finden, ist durchweg ersichtlich.[16]) Eine erfreuliche Vollständigkeit vielseitiger Literaturnachweise wird namentlich auch dem im einzelnen fachmännisch gebildeten Leser jederzeit willkommen sein.[17]) Aus dem neuen Herder ist ein Kulturfaktor geworden, dessen große Bedeutung gewürdigt werden muß.[18]) So möge sich denn dieses „Hundertmarklexikon“ dank seines geringen Umfanges, seiner Billigkeit und Vollständigkeit recht zahlreiche Freunde gewinnen, möge der „neue Herder“ die weite Verbreitung finden, die seiner Gründlichkeit und Gediegenheit gebührt.[19])

[1]) Wiener Klinische Rundschau. [2]) Historisch-politische Blätter. [3]) Köln. Volkszeitung. [4]) Literarische Rundschau, Freiburg. [5]) Westermanns Monatshefte. [6]) Immergrün, Stuttgart. [7]) Deutsches Volksblatt, Wien. [8]) Deutsche Eisenbahnbeamtenzeitung, Stuttgart. [9]) Der Katholische Frauenbund, Köln. [10]) Repertorium für praktische Medizin, Leipzig. [11]) Natur und Kunst, München. [12]) Privatbeamtenzeitung, Magdeburg. [13]) Militärwochenblatt, Berlin. [14]) Der deutsche Jäger, München. [15]) Kreuzzeitung, Berlin. [16]) Literarisches Zentralblatt, Leipzig. [17]) Königsberger Allgemeine Zeitung. [18]) Die Finanzwelt, München. [19]) Königsberger Allgemeine Zeitung.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Die Klage der blutigen Rosa.

Nun, hör' ich recht? Hab' ich geschlafen?
War's nicht ein allzu wüster Traum?
Genossen schwärmen für den Grafen?
Ich hör's, doch kann ich's fassen kaum.

Sie sammeln, sagt man, für den Grafen
Und rufen: Hurra Zeppelin!
Und jene erst in Ludwigshafen!
Zum Teufel ist die Disziplin.

Da schreiben sie gefüllte Spalten
— Ich frage, ist das nicht 'was Stark's! —
So feurig, wie sie jemals galten
Dem Proletarierkönig Marx.

Da lassen Proletariermassen
Zu solchem Schimpfe sich herbei!
Und leeren die Gemeindekassen
Für Militärsportfexerei.

Laßt ihr uns also so im Stiche
Von wegen einem Zeppelin?
Fahrt nur so fort, dann geh'n in Brüche
Wir oder die Parteidoktrin.

Stadthagen du! Mein lieber Singer!
Nun zeigen wir dem Zeppelin,
Daß stärker als ein Luftbezwinger
Ist so ein Windpfiff aus Berlin.

Denn so ein Graf und Exzellenze
Ist schließlich doch kein Donnerkeil.
Und die Geduld hat eine Grenze — —
Es fehlt nur wenig, daß ich heul'.

Ridens.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die Vorstellung der „Meistersinger“, mit der die heurigen Wagnerfestspiele begannen, wies ein völlig ausverkauftes Haus auf, wie wir dies seit Jahren gewohnt sind. Die Aufführung rechtfertigte vollkommen die große Anziehungskraft, welche die Münchener Festspiele auf die Wagnerfreunde des In- und Auslandes ausüben. Die musikalische Leitung lag in den Händen Franz Fischers, der die Schönheiten der Meistersingerpartitur mit Sorgfalt und hinreißendem Temperament interpretierte. Der Inszenierung liegt noch Possarts geniale Einrichtung zugrunde. Anton Fuchs weiß sie in frischer, farbenfroher Lebendigkeit zu erhalten. Von den Einzelleistungen ist in erster Linie Feinhals' Sachs zu nennen, der durch die Schönheit seiner Stimme und die warme Herzlichkeit seines Spiels uns immer von neuem wieder in seinen Bann zwingt. Neben ihm muß der schauspielerisch eminente Beckmesser unseres Geis genannt werden. Den Stolzing gab Knote mit dem ganzen üppigen Wohllaut seiner herrlichen Mittel. Frl. Koboth erfreute als liebliches Evchen, die Jungfer Lene sang Frau Preuse mit ihrer prächtigen Stimme. Bender als würdiger Pogner und Brodersen Kothner gaben gewohnt Gutes. Für den erkrankten Dr. Walter sprang Kuhn ein, der den David recht frisch sang und sympathisch spielte. Die kleine Nachtwächterrolle gab Lohfing charakteristisch. Glänzend gelangen die Chöre. Das Publikum gab seiner Begeisterung stärksten Ausdruck. — Es sei nochmals auf das von Mottl geleitete unter Mitwirkung von Frau Preuse-Matzenauer und Heinrich Knote am 25. August im Prinzregententheater stattfindende Konzert hingewiesen. Das schöne Programm bringt die Eroica, fünf Gedichte für eine Frauenstimme mit Orchester, die Gralserzählung und Wagners Ludwig II. gewidmeter Huldigungsmarsch. Das Festspielhaus wird hierdurch zum erstenmal für ein Konzert in Benutzung genommen.

Digitized by Google

Symphoniekonzerte. Die Unternehmungen des Tonkünstlerorchesters weisen immer geschmackvoll zusammengesetzte Programme auf. Werke von Haydn, Bach, Mozart, Beethoven, Cesar Frank und Böhe fanden kürzlich unter Lassalles Leitung eine stilsichere und sorgfältig vorbereitete Wiedergabe. Beifällig aufgenommen wurden auch Rhapsodie und Totentanz von Heinisch, die der Komponist selbst dirigierte. Ich vermochte zu dessen Tondichtungen keine rechte Fühlung zu gewinnen. Von Solisten sind der bekannte Geiger Snoeck, die trefflichen Flötisten Wunderlich und E. Kraus, sowie B. Ziegler zu nennen, dessen guter Bariton noch der Schulung bedarf.

Verschiedenes aus aller Welt. Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain hat ein Erziehungstheater für Kinder und junge Leute gegründet. Es wird nur dem klassischen Drama geweiht sein und soll als moralisches Gegenmittel gegen die Sensationsdramen in Neuyork wirken. Zu den Aufführungen werden auch jugendliche Dilettanten herangezogen. — Eine Shakespeare-Studiengesellschaft ist in England gegründet worden. Der Zweck der neugegründeten Vereinigung ist, in den englischen Städten Vorträge zu halten über alles, was mit Shakespeare und seiner Zeit zusammenhängt. Der Shakespeare-Gedenkgesellschaft in Stratford wurde eine namhafte Stiftung zuteil.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der internationale Geldmarkt behauptet wider Erwarten seine günstige Flüssigkeit. Nicht nur in Amerika und London, sondern ganz besonders am heimischen Markt ist ersichtlich, dass die gemeinsamen Bestrebungen nach einer allgemeinen Restriktion und einer Zurückführung in normale Wirtschaftsverhältnisse von gutem Erfolg begleitet sind. In den Kanälen der Noteninstitute haben sich grosse Geldpositionen angestaut, so dass beispielsweise die Verhältnisse am Rentenmarkt in Deutschland derzeit äusserst günstig liegen. Trotz der sicherlich erheblichen Herbstbedürfnisse und der in letzter Zeit vermehrten Ansprüche der Börse ist das flottante Material an festverzinslichen Werten vom Sparpublikum eskomptiert worden. Darauf ist auch die Meldung zurückzuführen, dass das sogenannte Preussenkonsortium seinen erheblichen Besitz an (seinerzeit zwangsweise investierten) deutschen Staatspapieren fast vollständig ausverkaufen konnte, so dass fernerhin Beträge in derartigen Standardpapieren nur mehr durch Vermittelung der Börsen beschafft werden können. — Die Tragweite und Bedeutung dieser günstigen Konstellation gewinnt noch durch den Hinweis darauf, dass die in diesem Jahre von industriellen und hypothekarischen Unternehmungen emittierten Anleihen schon auf über eine halbe Milliarde Mark geschätzt werden. Das Kapitalistenpublikum hält als massgebender Faktor an seiner Kapitalsanlagetaktik nach wie vor fest. Die Bemühungen der geschäftsmässigen Spekulation, die Aufmerksamkeit mehr und mehr dem Industriemarkt zuzuwenden, sind bisher mehr oder minder vergeblich gewesen. Selbst die lebhafte Bewegung des Industrie-Aktienmarktes und die verschiedenen günstigen Auslassungen aus den massgebenden Kreisen hinsichtlich einer beginnenden Besserung in der Konjunktur vermögen die allgemeine Reserve und kühle Beobachtung der Kapitalistenkreise nicht abzulenken. Die Semestralabschlüsse der Banken in Deutschland und Oesterreich zeigen die deutlichsten Anzeichen einer normalen Entwicklung der Wirtschaftssituation bei uns. Die Annahme, dass es den Banken ermöglicht sein wird, ferner zu den gebesserten Kursen lohnende Verkäufe und Realisationen der Effektenbestände vorzunehmen, wird dem so lange vernachlässigten Bank-Aktienmarkt neue Anhänger zuführen. Der Rocher de bronce aller Märkte: die bisherige Festigkeit der Neuyorker Börse, scheint allerdings in seiner Kontinuierlichkeit erheblich gelitten zu haben. Es ist anzunehmen, dass die bisherigen Warnungen das deutsche Kapital veranlasst haben, rechtzeitig etwaige Gewinne aus diesen gefahrvollen Marktgebieten sicherzustellen. Wenn bei uns die Erholung der Industrie und der Börsenfaktoren gleichen Schritt mit der derzeitigen Konjunktursituation hält, ist für Deutschlands Wirtschaftsmarkt vorerst nichts zu befürchten.

M. Weber.

Aus der kunstgewerblichen Werkstätte des **Hofschlossermeisters Joseph Frohnsbeck in München** sind in den letzten Jahren einige Erzeugnisse hervorgegangen, die ganz besonderes Lob und höchste Anerkennung verdienen. Ueber ein **Kirchenabschlussgitter**, welches Herr Frohnsbeck für die Pfarrkirche in der **Jachenau** lieferte, schreibt die „M. N. N.“ ... Unser Kunstgewerbe ist wieder erstarkt und wird sich in seiner berechtigten Eigenart auch kirchlich-monumental ausleben. Ansätze hierzu zeigt auch das Pfarrkirchengitter der Jachenau, obschon altstilistische Gebundenheit gefordert war. Frohnsbeck meistert das Bierkannteisen und schmiedet und schweißt (hierin liegt das Können) die Zierraten so gut wie die zünftigsten Kunstschmiede vor Jahrhunderten; für ihn gibt es keine verlorenen technischen Geheimnisse; er wäre auch der rechte Mann, um Monumental-Neues zu schaffen, wenn ihm einmal freie Hand gelassen wäre. Für die von Baumeister Puz (Donauwörth) entworfene, schöne, romanische **Pfarrkirche zu Weichering** hat Frohnsbeck einen viel bewunderten romanischen Kronleuchter mit zierlicher Krone, zwölfarmigem, im Vierpaß gehaltenen Leuchterkranz und schwerer Ampel entworfen und ausgeführt.

Bekanntmachung.

Wir beehren uns hierdurch mitzuteilen, dass wir

im städtischen Verwaltungsgebäude

Ecke Tal und der Sparkassenstrasse

eine

Wechselstube und Depositenkasse

eröffnet haben.

Dieselbe befasst sich insbesondere mit

Eröffnung provisionsfreier Scheckrechnungen,
Uebernahme von Bargeld zur Verzinsung auf tägliche oder längere Kündigung zu den günstigsten Sätzen,
Entgegennahme von Kreditgesuchen und Führung von laufenden Rechnungen,
Annahme von offenen Depots,
An- und Verkauf von Effekten, Wechseln, Devisen, Schecks, fremden Geldsorten usw.
Besorgung von Kreditbriefen,
Annahme von Zinszahlungen für unsere Hypotheken-Abteilung,
Einlösung von Coupons,
Belehnung börsengängiger Effekten.

München, im August 1908.

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank.

Münchener Ausstellungs-
Lose à 1 Mk. 11 Lose für 10 Mark

Gesamtgewinne:

150000 Mk.

Haupttreffer: **Bares Geld, ohne Abzug**

Mk. 50000

10000 usw.

Zu haben bei der Generalagentur **Heinrich & Hugo Marx, Bankgeschäft, München,** Odeonsplatz 2.

Ferner: **Lud. Müller & Co.,** Kaufingerstrasse 30, **R. Pradarutti,** Sebastiansplatz 9, **Gregor Härtl,** Kaufingerstrasse 27 (Eing. Mazzaristr.), **K. Bachmeier,** Residenzstrasse 16, **Wilh. Crämer & Cie.,** Sendlingerstrasse 16, **S. Levinger,** Bayerstrasse 25, und allen durch Plakate erkenntlichen Losverkaufstellen.

Josef Fuchs, Werkstätte für kirchliche Goldschmiedekunst,

Paderborn i. W.

Anfertigung kirchlicher Geräte in Gold, Silber und Messing aus freier Hand.

Digitized by Google

Moselsektkellerei
Otto Treis
MERL a. d. Mosel

„Moselgold"
„Moselgold-Cabinet"

Abgelagert, elegant, süffig, **wenig Alkohol,** daher unbedingt **best** bekömmlich und das

:: Ideal aller :: Schaumweine

Ausschliesslich Flaschengärung nach französisch. Methode, **nur aus reinen** Saar- und Moselweinen hergestellt.

Offerten gerne zu Diensten.

Wo nicht vertreten, Vertreter gesucht.

Glasmalerei und Kunstverglasung
Gerhard Küsters, Paderborn i. W.

Bayerische Handelsbank in München

Zweigniederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Markt Redwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Schweinfurt und Würzburg.

Aktienkapital	rund Mk.	34'000,000.—
Reserven	„ „	11'500,000.—
Pfandbriefumlauf	„ „	263'200,000.—
Hypothekenbestand	„ „	268'100,000.—
Komm.-Oblig.-Umlauf . .	„ „	4'345,000.—
Komm.-Darlehen.	„ „	4'726,000.—

Stand vom 30. Juni 1908.

Für die Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertgegenständen bieten die Tresore in unserem neuen, im Sommer 1904 dem Betrieb übergebenen Bankgebäude

Maffeistrasse 5 in München

die denkbar grösste Sicherheit, wie jede irgend wünschenswerte Bequemlichkeit.

Offene Depots: Mit der **Verwahrung** — wobei die Wertpapiere jedes Hinterlegers ein **selbständiges Depot** bilden, das von allen übrigen Depots abgesondert und selbstverständlich im **Sondereigentum** des Hinterlegers bleibt — wird die Besorgung aller Geschäfte verbunden, welche zu einer **sorgfältigen Verwaltung** gehören: so insbesondere die Abtrennung und Einziehung der Coupons, die Kontrolle der Verlosungen, die Geltendmachung von Bezugsrechten, die Leistung von Einzahlungen auf Interimsscheine, die Erhebung neuer Couponsbögen, der An- und Verkauf sowie der Umtausch von Wertpapieren und dergleichen mehr.

Jedem Deponenten eröffnen wir ein **provisionsfreies Scheckkonto,** auf welchem die jeweils fälligen Couponsbeträge gleich sonstigen Bareinlagen gutgebracht und verzinst werden. Barerhebungen können mittels Schecks erfolgen, auch werden jederzeit **Barvorschüsse** gewährt. Ueber jedes Depot kann während der üblichen Geschäftsstunden sofort und **ohne vorherige Anmeldung** verfügt werden.

Für die Erfüllung aller Verpflichtungen gegen die Deponenten haftet die Bank mit ihrem gesamten Vermögen.

Verschlossene Depots: Die Wertpapiere oder Wertgegenstände werden vom Hinterleger selbst verschlossen und versiegelt; für die von ihm angegebene Wertsumme haftet die Bank.

Eiserne Schrankfächer (Safes) werden in der neuen Stahlkammer **unter Selbstverschluss des Hinterlegers** mietweise abgegeben. Jahresmiete je nach der Grösse des Faches.

Im Vorsaale der Stahlkammern stehen zu ungestörter Beschäftigung mit dem Inhalt der Schrankfächer oder auch sonstiger Depots verschliessbare Kabinette zur Verfügung.

Zur Besichtigung der Stahlkammer und aller ihrer Einrichtungen wird ergebenst eingeladen.

Nähere Aufschlüsse werden an den Schaltern unserer Depositenabteilung bereitwilligst erteilt. **Auch stehen daselbst die gedruckten Bestimmungen dieser Abteilung zur Verfügung, die auf Wunsch auch nach aussen unentgeltlich zugesandt werden.**

Auch bei unseren **ZWEIG-NIEDERLASSUNGEN** können **offene** und **verschlossene Depots** hinterlegt und **Schrankfächer** gemietet werden.

Stoffe
: zu Kirchenparamenten :
Fahnen.
: Fertige Gewänder etc. :

Nur durchaus **solide,** preiswürdige, selbst-
:: gefertigte Fabrikate in **Handweberei** ::

Fertige Fahnen
für Vereine aller Art.

F. J. Casaretto, Crefeld
Gegründet 1851. ◆ Südwall 80.

Wenn Sie gut und billig rauchen wollen!
dann bitte machen Sie einen Versuch!

Nur Mark **3.20**	100 Stück	5	Pfennig-Zigarren,	kräftig,
Nur Mark **4.10**	100 Stück	6	„ „	sehr gut,
Nur Mark **5.40**	100 Stück	7	„ „	ausgezeichnet,
Nur Mark **6.30**	100 Stück	8	„ „	sehr mildes Aroma,
Nur Mark **7.20**	100 Stück	10	„ „	beste Marken.

Engros-Lager in- und ausländischer Zigaretten. — Versand franko Nachnahme. — Umtausch gestattet. — **Geschäft besteht 16 Jahre.**

Havana-Haus München, Goethestraße 25.

Turmuhren
für Kirchen, Gebäude u. Eisenbahnen

liefert die weltbekannte und mit 16 ersten Preisen prämiierte Firma

Joh. Mannhardt in München 8,
Metzstrasse 14.

Kataloge und Kostenanschläge gratis und franko.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 29. August 1908. V. Jahrgang.

Der Düsseldorfer Katholikentag.

Von

Kurt von Blankenau, Berlin.

Im vorigen Jahr hatten wir die Gegner und auch manche freundliche Nachbarn arg überrascht, als aus der vermeintlich sehr schwierigen Tagung in Würzburg ein voller Erfolg wurde. Diesmal hatte man die Erwartungen nicht so unvorsichtig niedrig gespannt; aber etwas Ueberraschung hat es doch wohl gegeben, da der Erfolg von Düsseldorf außerordentlich groß geworden ist.

Wir wachsen! So sagte der früh verewigte Weihbischof Schmitz von Köln auf der vorigen Düsseldorfer Tagung vor 25 Jahren. Wir sind gewachsen und hoffen noch weiter zu wachsen. Das muß auch sein; denn die Wettbewerber rechts und links verstehen sich zumeist auch auf das Wachsen. Stillstand in der katholischen Bewegung wäre Rückschritt. Wenn nun die Generalversammlung wächst an Umfang und äußerer Pracht, so ist das schön; doch darf das nur als Begleiterscheinung und Mittel zum Zweck geschätzt werden. Die Hauptsache bleibt das Wachstum an innerer Gediegenheit, an Festigkeit und Klugheit, an Geschlossenheit und Entschlossenheit. Läßt die glänzende Tagung von Düsseldorf eine solche Mehrung der Kraft und der Tugend erwarten? Man kann Ja sagen ohne Vermessenheit.

Das erste Zeichen, unter dem die Düsseldorfer Generalversammlung stand, war die Feier des Papstjubiläums. Sie beschränkte sich keineswegs auf die üblichen persönlichen Huldigungen, sondern man vertiefte sich in das Wesen und Wirken des Papsttums überhaupt als des Hortes der Wahrheit und der Eintracht, und bei der Stellungnahme zum gegenwärtigen Träger der Tiara ging man bestimmt und entschieden auf jenen Kern seines bisherigen Wirkens ein, der die Welt so lebhaft erregt hat. Professor Mausbach aus Münster gab eine tiefdurchdachte Wertung der Enzyklika Pascendi, die nicht bloß den christlichen Glauben sicherstellt, sondern auch die echte Wissenschaft vor der Verwirrung durch die Gefühlsphilosophie warnt, den gesunden Intellektualismus rettet. Die Resolution, welche die Versammlung als Ausklang ihrer Tagung einstimmig beschloß, spricht kurz und einfach das aus, was für jeden glaubenstreuen Katholiken selbstverständlich ist, aber doch in dieser Zeit der künstlichen Nebel gesagt werden mußte: „Die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands verwirft mit dem Hl. Vater die Irrtümer, die er in der Enzyklika verworfen hat." Der Papstfeier war außerdem die treffliche Antrittsrede des Präsidenten Grafen Hans Praschma gewidmet, und der letzte der Vorträge, den der redegewaltige Alpensohn Ständerat Wirz zu einem erhabenen Hymnus auf die Verdienste des Papsttums in religiöser, kultureller und sozialer Hinsicht gestaltete.

Aus der Verherrlichung des Mittelpunktes der Christenheit ergab sich als zweites Leitmotiv die Pflege der Eintracht, des Friedens im eigenen Hause, der Sammlung aller katholischen Kräfte zur rastlosen Arbeit auf allen Gebieten des echten und rechten Kulturlebens. Der katholische Geist, so rief der Präsident zum Schlusse, muß uns so heben, daß er uns den Blick nicht trüben läßt durch das, was uns sondern will, dagegen festhält an dem, was uns eint. Und Kardinal Fischer fügte hinzu: „Alles mahnt und lehrt uns, die Einheit zu bewahren, die geschlossene Einheit untereinander, unter den Ständen und Berufsarten, Einheit der Laien mit dem Klerus, des Klerus und der Laien mit dem Episkopat."

Der dritte Gesichtspunkt war der Friede mit den Christen des anderen Bekenntnisses. Es verstand sich ganz von selbst, daß auf dieser Tagung wie auf allen früheren kein verletzendes Wort über Andersgläubige gesagt wurde. Mit dieser stillschweigenden Friedlichkeit war es aber nicht abgetan. Der wuchtige Redner aus Holland, Pfarrer Dr. Janssen, gab ein lehrreiches Bild von den früheren Kämpfen und dem neueren Bündnis der dortigen Katholiken und gläubigen Protestanten. Die Sorge um die christliche Erziehung der Jugend hat sie geeint und bereits das dritte christliche Ministerium geschaffen, das nach dem Sprachgebrauch unserer Liberalen als „konservativ-klerikal" zu etikettieren wäre. Der Redner richtete einen feierlichen Appell an die gläubigen Evangelischen Deutschlands, im Namen des gemeinsamen Herrn und Heilands Jesu Christi, die in christlicher Liebe und deutscher Treue gebotene Friedenshand zu ergreifen. Der Präsident wiederholte die Erklärung, daß wir für die Geltendmachung der christlichen Weltanschauung alles einsetzen wollen im Verein mit den christlich Gesinnten der anderen Konfessionen. — Die Liberalen werden vielleicht sagen: das soll ein Vorstoß gegen die Blockpolitik sein. Sie legen diesem Experiment der Bülowschen Staatskunst des Tages viel mehr Bedeutung bei als wir. Der Blick und die Hände unserer Katholikentage gehen etwas weiter und höher. Die Wahrung der christlichen Schule und die Verwirklichung der christlichen Ideale im gesamten Volksleben müssen jedem wahren Christen so am Herzen liegen, daß er darüber die kleinen Zwischenfälle der Augenblickspolitik vergißt. Wir tun das Unsrige, um die christliche Sammelpolitik als Retterin der höchsten Güter vorzubereiten. Warten wir ohne Ungeduld das Reifen der ausgestreuten Saat ab.

Ein viertes Charakteristikum der Verhandlungen war die Aufforderung zur fortgesetzten positiven Arbeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, zur rastlosen Entfaltung aller Kräfte des katholischen Volksteils im edlen Wettbewerb für das Wohl von Reich und Staat, für Kultur und Wohlfahrt. „Zeiget, Katholiken", rief der Präsident, „daß ein Katholik, je treuer und fester er im Glauben ist, sich desto mehr auch in allen bürgerlichen Tugenden hervortut. Die Frage der Inferiorität wird nur durch Taten gelöst werden. Niemals hintenan! Immer die Ersten! Die Katholiken in Deutschland voran, die deutschen Katholiken in der katholischen Welt voran! Das schalle über die Alpen als Jubiläumsgruß der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands." Eine ganze Reihe von Rednern (Bitter, Brauns, Meyers, Zahn, Laarmann, Marx) widmete sich der Anfeuerung und Anleitung der Katholiken zu allseitiger Kulturarbeit.

Eine ganze Reihe von Rednern widmete sich der Anfeuerung und Anleitung der Katholiken zu allseitiger Kulturarbeit. Ohne uns in Einzelheiten zu verlieren, verzeichnen wir nur die Namen: Rechtsanwalt Dr. Bitter, Reichstagsabgeordneter, aus Kiel (Der Segen des Katholizismus), Direktor Dr. Brauns aus M.-Gladbach (Die Selbsthilfe der Katholiken im wissenschaftlichen und sozialen Leben), Landgerichtsdirektor Laarmann aus Essen (Wahrung der katholischen Ideale bei der studierenden Jugend), Oberlandesgerichtsrat Marx, Landtagsabgeordneter, aus Düsseldorf (Die Lage der Katholiken in Deutschland), Prof. Dr. Zahn aus Straßburg (Frauenbildung und Frauenbeschäftigung), Prof. Dr. Meyers aus Luxemburg (Die Stellung der Katholiken zur modernen Kunst und Literatur). Die letzterwähnte Rede, eine oratorische Glanzleistung ersten Ranges,

Digitized by Google

führte zu einer spontanen Massenovation für Hermann Roeren, den unerschrockenen Vorkämpfer im Kampfe gegen den Schmutz. Fabrikbesitzer Wiese (Werden) rief mit seinem Lebensbilde des unvergeßlichen August Reichensperger auch manche lehrreiche Erinnerungen an die Unbilden des Kulturkampfes wach.

Die Ausführungen in den öffentlichen Versammlungen wurden ergänzt durch die zahlreichen praktischen Beschlüsse in den geschlossenen; es sei besonders hingewiesen auf die Resolution zur Sozialpolitik, zur kommunalen Betätigung, zur Schulfrage usw. Von der aktuellsten Bedeutung ist, namentlich für Preußen, die Kraftanstrengung der Katholiken zur Erlangung des gebührenden Anteils an der Vertretung der Gemeinden, der Kreise und der Provinzen, damit dort die Interessen der christlichen Konfessionsschule gewahrt bleiben. Die Rathäuser und Ständehäuser dürfen nicht die Burgen unserer Gegner bleiben. Einen wesentlichen Punkt in der Hebung der Rückständigkeit und der Abwehr der Zurücksetzung bildet die Durchsetzung der gebildeten Kreise mit glaubenstreuen und arbeitstüchtigen Katholiken. Daher die Pflege der studierenden Jugend und der Aufruf an die Frauen zur Mitarbeit an der Hebung der katholischen Volkskraft.

Die Heerschau des immer mächtiger sich entwickelnden Volksvereins gehört bereits zum eisernen Bestande der Generalversammlungen. Nicht minder gilt das von den überaus glänzenden Auffahrten der beiden größten Studentenverbände und von den Festkommersen sämtlicher studentischer Gruppen, denen sich zum ersten Male auch eine Versammlung katholischer Freistudenten beigesellte. Die Männerwallfahrt nach Kaiserswerth brachte den gläubig-frommen Zug der ganzen Tagung zu wirksamstem Ausdruck.

Der kurze Ueberblick zeigt, welch eine reiche Fülle von Samenkörnern in Düsseldorf ausgestreut worden. Hoffentlich fällt vieles auf guten Boden und trägt hundertfältige Frucht.

Die herrliche Tagung erhöht zweifellos den Respekt der Gegner, aber vermutlich wird auch ihre gegensätzliche Tatkraft angefeuert. Die herrliche Tagung darf unser Selbstbewußtsein heben, aber nur, wenn zugleich unsere Energie, unsere Aktivität belebt wird.

Dem weisen Rat — folge zähe Tat!
Was der Mund bekannt — vollführe die Hand!

Katholikenversammlung und Studententum.

Von

Pfr. Hülster, Redakteur der „Unitas".

Wer nur einigermaßen aufmerksam den Gang der Düsseldorfer Katholikenversammlung verfolgt hat, dem konnte es nicht entgehen, wie oft und mit welchem Nachdruck an die katholischen Studenten appelliert wurde, um sie zur Mitarbeit auf den mannigfachen Betätigungsgebieten katholischen Lebens neu zu begeistern. Fast in keiner der großen Reden wurde eine Apostrophierung der Studentenwelt unterlassen, und von der dicht besetzten Studententribüne her wurde diese Aufmerksamkeit stets mit brausendem Beifall quittiert. Ja, was wir bisher nicht erlebten, eine ganze Rede — und eine der gehaltvollsten — war den Studenten gewidmet. Die „Kölnische Volkszeitung" sagt hierüber, indem sie die Mittwochsversammlung kurz resümiert:

„Die erste Rede galt den Studenten. Landgerichtsdirektor Laarmann (Essen) sprach von den studentischen Idealen, indem er zeigte, wie der Idealismus, den hier besonders die Jugend pflegt, erst vollkommen ist, wenn er von der Religion durchgeistigt ist. Manches treffende Wort fand lebhafte Zustimmung, die sich zu demonstrativem Beifall steigerte, als der Redner betonte, wie die katholischen Studenten auch bei der Betätigung unserer religiösen Ideale nicht fehlen dürfen, auch nicht bei den Fronleichnamsprozessionen, auch nicht bei den Katholikentagen. Das sehr vernehmbare Trampeln, die studentische Beifallsbezeugung, die sich in den stürmischen Beifall am Schluß der Rede mischte, bewies, daß in der Tat die katholischen Studenten heute zur Stelle waren."

Ja, sie waren zur Stelle, die katholischen Studenten in überaus großer Zahl. Aber bei früheren Katholikenversammlungen waren sie auch zahlreich vertreten, ohne daß man ihnen so viel Beachtung geschenkt hätte wie diesmal. Wie erklärt sich das? Wir haben gegenwärtig außer vielen anderen auch eine studentische Frage. Unser Studententum besteht augenblicklich eine sehr ernste Krisis. Neue Aufgaben und Ziele heischen von der studentischen Welt das Betreten neuer Bahnen. Bei dem traditionell konservativen Zug, der für das deutsche Studententum so überaus charakteristisch ist, geht das zunächst nicht ab ohne Schwankungen, die leicht mehr werden können als die unvermeidlichen Neben- und Begleiterscheinungen neuer Lebensprozesse. Jahrhundertelang bewegte sich unser Studententum in stereotypen Gleisen; jetzt soll unter neuen Verhältnissen eine neue Marschroute eingeschlagen werden, und zwar eine solche, die noch keineswegs allenthalben klar erkannt ist. Wir stehen noch im Stadium des Suchens nach neuen gangbaren Wegen, im Zeichen des Umzuges aus der alten in die neue erst halbfertige Wohnung. Daß da zwischendurch mancherlei passiert, worüber man sich nicht freuen kann, ist zu beklagen, aber begreiflich. Pessimisten, Unglückspropheten und zum Verallgemeinern geneigte Seelen finden dabei leider reichlich Gelegenheit, unser Studententum als Ganzes tief schwarz zu malen und die enge Fühlungnahme mit demselben mindestens als eine occasio proxima hinzustellen. Andern, die selbst einmal begeisterte Jünger der alma mater waren, aber für die neuen Verhältnisse das rechte Augenmaß nicht finden können, ziehen sich schmollend in den Winkel der Passivität zurück, ohne zu bedenken, daß uns mit grämlicher Resignation wahrlich nicht geholfen ist. Auf der Düsseldorfer Katholikenversammlung ist nun der einzig richtige Weg gewiesen worden. Zwar findet auch Landgerichtsdirektor Laarmann, daß „neuerdings diese und jene Vorkommnisse, diese und jene Erklärungen uns Alte stutzig gemacht haben", aber er erklärt auch in freudigem Ton: „Er lebt noch, der alte Geist, und unsere alte Fahne ist es, die auch jetzt noch die Jugend hoch hält." Die Folgerung aus dieser Erkenntnis zieht Oberlandesgerichtsrat Marx in seiner Rede über die Lage der Katholiken Deutschlands in der Gegenwart: „Wir müssen uns eins erklären mit unseren jungen Studenten." Was schon längst vor der breiten Oeffentlichkeit hätte ausgesprochen werden müssen, das kam auf der Düsseldorfer Tagung kraftvoll zum Ausdruck. Die Notwendigkeit der engeren Fühlung zwischen den „Alten" und den „Jungen". Möge man diese Mahnung an der Stelle, an die sie adressiert ist, verstehen; es wäre ein großer Gewinn.

Die katholische Studentenschaft kann und wird sich freuen über die in Düsseldorf zutage getretene Bereitwilligkeit, ihr in ihrer gegenwärtig besonders kritischen Lage das Rückgrat zu stärken. Sie möge aber auch die heilsamen Lehren beherzigen, die ihr dort in nicht mißzuverstehender Weise gegeben worden sind. Ein Punkt verdient besondere Hervorhebung. Die katholischen Studenten sollen, zumal im Korporationsleben, ihre katholische Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Dazu bedarf es einer prinzipienfesten, straffen Organisation auf religiösem Untergrunde. Nichts kann verderblicher wirken als das Paktieren mit gewissen liberalen Strömungen. Möge die liberale Studentenwelt immerhin Zeter und Mordio rufen, möge sie wieder und wieder den Vorwurf konfessioneller Absonderung erheben. Den liberalen Wissensjüngern werden es die katholischen Studenten so bald nicht recht machen, und brächten sie es fertig, sie hätten damit ihre eigene Existenzberechtigung negiert. Denn wie die Stimmung im liberalen Lager nun einmal offensichtlich liegt, geht man dort mit verbissenem Fanatismus gegen alles vor, was mit der christlichen Marke gestempelt ist. Aus den Vorgängen an österreichischen Hochschulen läßt sich hierüber vieles lernen. Also kurz gesagt: der katholische Student muß mit beiden Füßen auf dem Boden der katholischen Religion, der praktischen Religion stehen, und die katholischen Korporationen sollen sich nicht scheuen, vielmehr es als Ehrensache betrachten, an Kundgebungen katholischen Gepräges sich zu beteiligen. Was Landgerichtsdirektor Laarmann in seiner großen Rede von der Beteiligung an der Fronleichnamsprozession usw. sagte, war ja unmöglich mißzuverstehen. Hoffentlich war es deutlich und wirksam genug, um für immer der Wiederholung unliebsamer Sonderbestrebungen (cf. Münster) vorzubeugen. Mit demonstrativem Beifall nahm in Düsseldorf die katholische Studentenschaft den wiederholt an sie gerichteten Appell auf. Möge sie nun zeigen, daß sie die „Alten" verstanden hat. Wir versprechen uns von der Düsseldorfer Tagung einen reichen Gewinn für das studentische Leben.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Digitized by Google

Katholische Arbeiter in Düsseldorf.

Ein Stimmungsbild von Ferdinand Metzroth.

Langsam zogen die Scharen die Königsallee hinunter; den Hofgarten links liegen lassend, zogen sie weiter in der Richtung zum Jägerhof. Immer ihnen getreu folgend, schlenderte auch ich die breite Allee hinunter, die schnurstracks auf das Jagdschlößchen führt, und erblickte schon von weitem das erstrebte Ziel. Von hohen Fahnenstangen umgeben, erhob sich vor dem Schloß die Tribüne, auf der die hohen Kirchenfürsten die Huldigung des Arbeiterzuges entgegennehmen sollten. Noch standen Stühle und Sessel leer, obwohl die Uhr halb 3 zeigte. Kehrt machend schritt ich wieder unter den Bäumen zurück. Rechts von mir säumte sich der Rand der Allee immer dichter mit Menschen, und links strömten immer neue Scharen herauf- und hinunterziehend herbei. Ein Viertel vor drei war es geworden, da ertönte plötzlich in der Ferne Trommelwirbel. Da kommen sie, dachte ich, und schon hatte ich mir mein Plätzchen in der harrenden Menge gesichert. Das Trommeln kam immer näher, und bald erblickte ich die Spitze des Südzuges, die von der Turnabteilung eines katholischen Arbeitervereins gebildet wurde. Bis zur Mitte der Allee rückten sie vor: hier wurde Halt! kommandiert und aufgeschlossen. Hart schob sich der Zug an die rechte Seite der Allee heran, da für den Nordzug, der bald von der entgegengesetzten Richtung auch in die Allee einmündete, Platz gemacht werden mußte. Bis zu gleicher Höhe rückten die beiden Züge auf, zwölf Mann in der Reihe zählend und die ganze Allee in ihrer Breite ausfüllend. Nach einigen Minuten des Wartens und Richtens ertönte das Kommando: Marsch! Gewaltig setzte die Militärkapelle an der Spitze ein, die Pferde der drei reitenden Polizeioffiziere tänzelten vor, und vorwärts rückten die massigen Reihen, die Schirme geschultert, marschmäßig, militärisch. Ein hinreißender Augenblick! Wie vereinsmäßig hatte sich der Aufmarsch bisher vollzogen, und welchen energischen Ausdruck und welchen kraftvollen Zug hatten die Reihen der Arbeiter jetzt bekommen! Diese plötzliche Aenderung der Haltung machte sich mit elementarer Gewalt, möchte ich sagen, in der Seele des Zuschauers geltend, und mit stummer Bewunderung grübelte er über die Psychologie dieses Vorganges nach. — Katholische Arbeiter! Ja, das war's. Die Kraft des katholischen Gedankens war es, die ihren Schritt beflügelte, die ihrem Zuge den sieghaften Schwung verlieh, die stolzes Zielbewußtsein und stolze Siegesfreude auf ihren Gesichtern erglänzen ließ. So rückten die gedrängten Kolonnen vor, auf die am Ende der Allee ragende Tribüne zu, um ihren Kirchenobern den Ausdruck mannhafter, ernster Glaubenstreue vor aller Welt darzubringen. Vor aller Welt und von aller Welt wurde dieses herrliche Glaubensbekenntnis abgelegt. Aus ganz Westdeutschland waren die katholischen Arbeitervertreter, ja ganze Arbeitervereine herbeigeströmt, um Freund und Feind die Macht der katholischen Arbeiterschaft zu zeigen. Einige 60000 waren es, die am vergangenen Sonntag an dem Zuschauer vorbeimarschierten, der am besten ermessen konnte, was diese Zahl bedeutet. 1½ Stunden lang zogen die Scharen vorüber, im Geschwindtempo schreitend, stellenweise laufend, um den locker gewordenen Anschluß wieder herzustellen. Ganze Züge für sich bildeten unter manchen anderen noch die Arbeitervereine von Elberfeld, Essen und namentlich Oberhausen, deren Herr Pastor auch besonders stolz darauf zu sein schien, Anführer einer solch stattlichen Zahl von Arbeitern zu sein.

Ein ganz eigenartiges Gepräge trug vor allem der Nordzug, der wohl zur Hälfte von den Knappenvereinen und Knappschaften gebildet wurde. Sie waren es, die besondere Teilnahme erweckten. Die gekreuzten Berghämmer und das brennende Grubenlicht — die Totenkerze so vieler von ihnen — die als Abzeichen vorangetragen wurden, gaben dem Vorbeimarsch dieser wettererprobten Bergleute einen weihevollen, ernsten Charakter. Gezwungen nur, man konnte es deutlich sehen, gaben die von der harten Arbeit gekrümmten Schultern nach für den aufrechten, marschmäßigen Gang. Einen prächtigen Anblick gewährten auf der Schwelle des Greisenalters stehende Männer mit ihren verwitterten Vollbärten, den schwarzen Uniformen, dem schwarzen Lederschurz, den bunten Tschakkos und den wehenden Federbüschen. Die schwarzen Husaren der katholischen Arbeiterschaft möchte man sie nennen. Ja sie, denen der Todesengel immer in dräuender Nähe zur Seite steht, fühlen wohl am besten, warum sie sich den Glauben an Gott und ein besseres Jenseits nicht rauben lassen.

Dröhnenden Schrittes zogen so die Arbeiterbataillone vorüber, und die gewaltige Truppenschau bannte die Zuschauer unbeweglich an ihren Platz. Eine Truppenschau war's, aber keine Parade! Da sah man keine glänzenden Uniformen, keinen äußeren Schein, kein blendendes, blitzendes Farbenspiel. Nur Arbeiter waren es, die im Sonntagsrock, vielfach dürftigem Sonntagsrock, einherschritten. Und doch, wieviel mehr hat mich dieses Schauspiel gepackt und erhoben als so manche glänzende Parade, der jede Bedeutung abgeht. Dieser Vorbeimarsch von 60000 katholischen Arbeitern aber barg die höchste Bedeutung in sich. Sie stellen das wichtigste Truppenkontingent dar, die kraftvollste Streitmacht für den katholischen, den christlichen Gedanken in dem täglich tobenden Kampfe der Geister um die katholische Weltanschauung. Diese innere Bedeutung des Arbeiterzuges war es, die alle, Teilnehmer wie Zuschauer, mit sich fortriß, mit stolzer Begeisterung erfüllte.

Alle müssen wohl gleiche Gefühle wie mich bewegt haben. Die letzten Reihen der Arbeiter waren vorüber, und noch standen die dichten Scharen stumm und ergriffen von dem gewaltigen Schauspiel. Da plötzlich löste sich der Bann; aus aller Herzen quoll und drängte es empor, schuf sich Luft in einem Dankeslied zu Gott, und „Großer Gott, wir loben dich" scholl es tausendstimmig durch den Hofgarten zum Himmel empor.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Echo der Düsseldorfer Tagung.

Unsere Zeit lebt schnell und vergißt auch schnell. Darum ist es nicht überflüssig, heute das Andenken aufzufrischen an eine Rede, die der Kaiser vor Jahresfrist zur Zeit des Würzburger Katholikentages, in Münster gehalten. Der Kaiser sprach von der versöhnlichen Einigung der historischen, konfessionellen und wirtschaftlichen Gegensätze in der Liebe und Treue zum Vaterlande und knüpfte daran die inhaltsschwere Bemerkung:

„Ich glaube, daß zu einer solchen Einigung aller unserer Mitbürger, aller unserer Stände nur ein Mittel möglich ist: das ist die Religion. Erreicht kann die vollständige Einigkeit nur werden in einem Mittelpunkt: in der Person des Erlösers. Im Aufblick zu ihm muß unser Volk sich einigen."

Frappant ist die Uebereinstimmung dieser Kaiserrede mit der feierlichen Einladung auf dem Düsseldorfer Katholikentag an alle gläubigen Anhänger des Herrn und Erlösers Jesu Christi, gemeinsam einzutreten für die gemeinsamen christlichen Interessen. Die Bruderhand, die über die Konfessionsgrenze hinüber den Bekennern der Gottheit Christi hingestreckt wurde, hat besonders die Aufmerksamkeit der Nachbarn und Gegner erregt. In der konservativen Presse ist die Stellungnahme nicht einheitlich, weil sich unter den evangelischen Konservativen leider noch viele Romhasser und Kulturkämpfer befinden, — ein Umstand, der auch die Blockpolitik der konservativen Reichstagsfraktion und der meisten Wortführer des Bundes der Landwirte erklären helfen muß. Zu den besonneneren Blättern gehört die „Kreuzzeitung". Sie bespricht den Katholikentag wohlwollend und lobt besonders die patriotische Haltung; aber auch sie wagt nicht, offen und frei in die Bruderhand einzuschlagen, um nicht bei den verbissenen Elementen der eigenen Partei schroffen Widerspruch hervorzurufen. Die christliche Sammelpolitik muß erst Schritt für Schritt in den Köpfen und Herzen Boden gewinnen. In der offiziösen „Nordd. Allg. Ztg." wird die dargebotene Bruderhand mit recht schönen Worten über die Kraftvergeudung im konfessionellen Kampfe und über den Segen des konfessionellen Friedens begleitet. Diesen Worten steht die Tatsache gegenüber, daß die gegenwärtige Blockwirtschaft auf dem furor protestanticus beruht. Wer die Ausschaltung der katholischen Volkskräfte systematisch betreibt, ist nicht zum Predigen über die christliche Sammelpolitik geeignet.

Daß die gesamte kulturkämpferische Presse über den Katholikentag Gift und Galle ausschüttet, ist selbstverständlich und beweist nur, daß wir reiten. Von der höchst geistreichen Witzelei eines sogen. Weltblattes über den „Ultramontanismus unter dem Regenschirm" bis zu den boshaftesten Verdächtigungen gibt es eine lange Skala von Ergüssen des Aergers. Der Kuriosität halber verdient erwähnt zu werden, daß einige phantasiereiche Gegner des Katholizismus noch an der Hoffnung festhalten, der Modernismus werde trotz alledem eine neue Katastrophe à la Luther über unsere Kirche bringen. Der Offenherzigkeit halber zitieren wir einen Ausspruch der „Hamburger Nachrichten": „Die bloße Tatsache der Katholikentage schadet dem konfessionellen Frieden hundertmal mehr als alle vereinzelten Feindseligkeiten zusammengenommen." Das läßt tief blicken, würde Sabor sagen. Die echten Kulturkämpfer werden erst zufrieden sein, wenn der Katholizismus in Deutschland keine „Tatsache" mehr ist. Wir mögen noch so friedlich sein, — unser Dasein an sich ist ihnen der Stein des Anstoßes und der Grund zum Kampfe. Eine kräftigere Mahnung zur Eintracht, Wachsamkeit und Tatkraft ist kaum denkbar.

Digitized by Google

Noch eine Mainlinie!

Prinz Ludwig von Bayern hat mit der ihm eigenen Entschiedenheit eine für das innere Reichsleben wichtige Frage, die zu versumpfen droht, vor der Oeffentlichkeit angeschnitten. Es handelt sich um die Beseitigung der Lücke zwischen dem norddeutschen und dem süddeutschen Wasserstraßensystem, um den Ausbau des kleinen Stückes von Offenbach bis Aschaffenburg, durch dessen Ausgestaltung aus der unterbrochenen Mainlinie, die bisher trennend wirkte, eine positive Verbindungslinie zwischen Nord und Süd werden würde. Preußen hat dem Plane längst zugestimmt unter der Bedingung, daß Schiffahrtsabgaben eingeführt werden. Bayern widersetzt sich den Abgaben nicht; aber anderswo stößt die Beseitigung der Abgabenfreiheit auf Schwierigkeiten, und darunter muß nun Süddeutschland leiden, indem ihm der Wasserweg zum Norden und zu den deutschen Meeren noch verschlossen bleibt. Prinz Ludwig legte den Schaden gründlich bloß und sprach offen „von dem Stachel, der ob der Vernachlässigung von Süddeutschland in manchen von uns ist". In der Tat erfordert es nicht bloß die nationale Brüderlichkeit, sondern auch die nationale Realpolitik, daß man den Stachel beseitigt und die Harmonie der beiden Reichsteile wieder herstellt und sorgsam pflegt. Es kommen da auch noch andere Verhältnisse ins Spiel. Der Streit im Flottenverein war eine Gefahr für die Einigkeit; hoffentlich wird er nicht von neuem entfacht. Das drohende Gespenst der Elektrizitätssteuer mußte auch Befürchtungen und Verstimmung wecken; man sollte diesen verfehlten Plan schon allein aus Rücksicht auf die nationalpolitische Gefährlichkeit in der Versenkung lassen. Dasselbe Interesse gebietet nunmehr energisch an die Verbindung der nördlichen und der südlichen Wasserstraße zu gehen, ohne sich durch Formalien oder durch vermeintliche Sonderinteressen länger aufhalten zu lassen. Wo ein guter Wille ist, da findet sich auch bald der verbindende Wasserweg, der von der Natur der Dinge gebieterisch gefordert wird. Das wirtschaftlich überlegene Norddeutschland darf nicht übersehen, daß nicht bloß die noblesse oblige, sondern auch die politische Weisheit.

Die Niederlage des Franzosenschützlings in Marokko.

Am 19. ds. Mts. ist eine Katastrophe eingetreten, die endlich die Klärung der marokkanischen Wirren anbahnt. Noch gerade vorher hatte die französische Presse von Niederlagen Hafids und von Erfolgen der nach Marrakesch instradierten Drahtpuppe Abdul Asis gemeldet: ja, man verkündete schon den Einzug in Marrakesch. Und plötzlich kam die Nachricht, daß die ganze Mahallah des Abdul Asis geschlagen und zersprengt, er selbst nur mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen sei. Die Folge dieses Entscheidungskampfes war die Proklamierung des neuen Sultans Muley Hafid in Tanger. Der dortige französische Gesandte und sein spanischer Adjutant gaben den Widerstand auf und bemäntelten ihre Niederlage mit Phrasen von der Neutralität gegenüber den inneren Streitigkeiten, obschon doch Frankreich bis zum letzten Augenblick sich für Abdul Asis eingesetzt hatte. Gerade ein Jahr lang hat der französische Einmischungs- und Eroberungsfeldzug in Marokko jetzt gewährt. Er hat eine Unmasse von Geld verschlungen, hoffentlich auch ein ordentliches Stück vom Prestige der großen Nation. Wenn das verwegene Abenteuer Clemenceaus und Pichons den Frieden Europas nicht erschüttert hat, so ist das nur der ungeheueren Langmut Deutschlands zuzuschreiben. Nach der Pariser Presse zu urteilen, ist Frankreich jetzt bereit, den bisher so verächtlich behandelten Mulay Hafid als Sultan anzuerkennen, aber unter der Forderung, daß Hafid die Erbschaft seines Bruders ohne beneficium inventarii antrete, also die gesamten Verpflichtungen dieses Kostgängers Frankreichs übernehme. Ein sehr kritischer Punkt. Daß Hafid die Algecirasakte rückhaltlos anerkennt, ist selbstverständlich. Für Deutschland würde das genügen. Wenn Frankreich nun von den vielen Millionen, die es dem Abdul Asis vorgeschossen hat, und von den weiteren Millionen, die es auf den übermäßig weit ausgedehnten Expeditionen verpulvert hat, möglichst viel zu retten sucht, so ist das seine Sonderangelegenheit; Deutschland wird hoffentlich an der Auspressung des Landes sich nicht beteiligen. Und wenn gar Frankreich sich die politischen und wirtschaftlichen Vorrechte, die ihm vielleicht der haltlose Asis verbürgt hat, von Hafid bestätigen lassen wollte, so würde das dem deutschen Interesse und auch dem allgemeinen Friedensinteresse entgegengesetzt sein. Eine neue Konferenz wird sich wohl vermeiden lassen. Aber notwendig ist eine gründliche Aussprache zwischen der deutschen und der französischen Regierung, damit nicht der neue Sultan in dieselbe Abhängigkeit von Frankreich gerät, wie sein Vorgänger, und so das alte Spiel der listigen und gewalttätigen Penetration weiter geht.

Die politische Lage im ganzen hat sich ja in erfreulicher Weise beruhigt. Die Anwesenheit des friedensfreundlichen Ministers Lloyd George in Berlin scheint nach den offiziösen Andeutungen auch die deutsch-englische Verständigung gefördert zu haben, wobei natürlich die unmöglichen Abrüstungsideen beiseite gelassen sind. Die Verhältnisse sind also wohl danach angetan, daß man in bezug auf Marokko eine wirkliche Klärung anstreben kann.

Ein Wort zum konfessionellen Frieden.

Von S. Stillger.

Wenn es uns wehe tut, daß protestantische Theologen so ungerecht und falsch über die katholische Kirche urteilen, und wenn wir dies öffentlich beklagen, dann darf man sich auch um so mehr freuen, wenn man beim Gegner einmal ehrliche Anerkennung findet. So hat es uns gefreut, eine längere Rezension über Bischof Ehrlers Kanzelreden (3. Auflage) in Nr. 32 des Korrespondenzblattes für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern zu finden, und daß dieselben eine wahrmherzige Empfehlung gefunden haben. Gleich im Anfang läßt der Rezensent Dr. Jäger-Amberg einen bezeichnenden Blick in das Gemüt der protestantischen Theologen tun:

„Es ist für einen Evangelischen, so irenisch er gesinnt sein mag, nicht so leicht, eine Kritik über ein katholisches Predigtwerk zu schreiben. Trotz allen guten Willens, durch keine vorgefaßte Meinung sich beeinflussen zu lassen und möglichst objektiv zu sein, drängt sich das tief eingewurzelte evangelische Bewußtsein, fast möchte man sagen, störend immer wieder hervor. Dennoch macht gerade des verstorbenen Bischof Ehrlers treffliches Buch es einem Evangelischen wieder leicht, trotz allem konfessionellen Gegensatz, trotz allem Vorurteil, das wir vielfach gegen die moderne katholische Literatur hegen . . ."

Leider hat dieses tief eingewurzelte protestantische Bewußtsein gar oft störend in das Verhältnis beider Konfessionen eingegriffen. Möge es vielen protestantischen Theologen gelingen, es zurückzudrängen, wie es in diesem Fall Dr. Jäger gelungen ist. Bemerkenswert ist vor allem der Schluß der sehr warmherzigen Rezension:

„Daß diese Predigten in katholischen Kreisen viele Verehrer gefunden haben — mir liegt bereits die dritte Auflage der 1871 erschienenen Predigtsammlung vor —, ist ganz erklärlich; daß sie auch in unseren evangelischen Kreisen Leser gewinnen möchten, soll nicht bloß ein frommer Wunsch irenischer Gesinnung sein und bleiben. Wir würden, wenn wir solche katholische Literatur öfter lesen würden, freundlicher und wohlwollender über die katholische Kirche und auch ihren Episkopat denken lernen. Noch mehr: wir würden uns durch viele Stellen dieser Predigten, die aus tiefer christlicher Ueberzeugung und Glaubensfülle herausströmen, nicht bloß angenehm berührt, sondern wahrhaft erbaut fühlen, ohne daß diese Erbauung durch andere Urteile und Behauptungen, die wir nicht zu teilen vermögen, dauernd beeinträchtigt würde. Kurzum, wir empfehlen gerne diese Lektüre und dies um so mehr, als der nun verewigte Verfasser, an dessen Grabe im Speierer Kaiserdom wir kürzlich gestanden, trotz seiner hohen Stellung mit seiner Person nie in den Vordergrund treten, nur die Sache an sich wirken lassen will, und bei seiner großen Begabung durch eine rührend liebenswürdige Bescheidenheit sich auszeichnet."

Ja wenn man uns besser kennen würde, dann würde man uns weniger verunglimpfen. Möge die Anregung Dr. Jägers auf fruchtbaren Boden fallen! Die protestantischen Theologen werden sich überzeugen, daß bei uns zehnmal weniger gegen die Protestanten als bei den Protestanten gegen uns polemisiert wird.

Der katholische Prediger hat ein so weites Gebiet vor sich, daß er sich stets möglichst beschränken muß, nur um fertig zu werden; er braucht gar nicht über die Grenzen hinauszugehen. Wenn auf katholischer Seite die Polemik gegen die Protestanten in den letzten Jahren wieder mehr zugenommen hat, so war man auf katholischer Seite vor allem durch die Los von Rom-Bewegung, welche mit allen Mitteln lebendig zu erhalten gesucht wird, dazu gezwungen. Selbst die Unterscheidungslehren werden von katholischen Predigern viel weniger polemisch behandelt, als von protestantischer Seite. Daß wir die Unterscheidungslehren viel mehr als früher betonen müssen, dazu zwingen uns die Zeitverhältnisse.

Digitized by Google

Man drehe den Spieß um!

Von

Dr. Eugen Jäger, Reichs- und Landtagsabgeordneter.

Gleich der „Kölnischen Volkszeitung" hat auch die „Allgemeine Rundschau" schon vor einiger Zeit die Parole ausgegeben, man solle auf unserer Seite bei Angriffen den Spieß umdrehen und darauf hinweisen, wie es im gegnerischen Lager steht. Ich habe das schon seit Jahren getan, weil ich schon längst erkannt, daß auf jener Seite, vielfach ohne sich dessen bewußt zu sein, aber stets und gewohnheitsmäßig ein doppeltes Maß angelegt wird, indem man alles, was man bei sich duldet und selbst rechtfertigt, den Katholiken mit sittlicher Entrüstung zum Vorwurfe macht. Es ist freilich nicht immer angenehm, denn derartige Hinweise treffen den Gegner meist sehr empfindlich; doch muß man darüber wegsehen, denn bei den massenhaften Angriffen auf uns wird es immer notwendiger, diese Taktik anzunehmen. Selbstverständlich muß das Umdrehen des Spießes in durchaus sachlicher Weise geschehen. Man soll weder den Gegner persönlich, noch seine Konfession beleidigen, denn die meisten dieser Angriffe auf uns sind konfessioneller Art. Wohl aber muß diese Taktik auf unserer Seite besser organisiert werden!

Immer wieder seit den Tagen des preußischen Kulturkampfes nennt man uns Feinde des Reiches und des Deutschtums. Demgegenüber muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß auf der Seite, die uns so beschimpft, ein Mann gefeiert wird, der als Söldner Frankreichs in das Reich einbrach, der es ganz zerstören, besonders die Ostseeländer von ihm abreißen wollte und zu diesem Zweck Deutschland mit Heeresmacht überzog. Es ist das Gustav Adolf, der in einem großen Verein über ganz Deutschland ununterbrochen verherrlicht und dem protestantischen Volke als ein Held hingestellt wird. Die Verherrlichung dieses Mannes, dem man die Rettung des Protestantismus in Deutschland zuschreibt, kann nur dahin aufgefaßt werden, daß die Religion über dem Vaterland stehe, daß im Widerstreit das Vaterland den religiösen Interessen zu opfern ist. Auf katholischer Seite ist mir kein ähnlicher Fall bekannt. Zum Vergleich könnte man etwa Ludwig XIV. von Frankreich beiziehen, der einer großen Anzahl pfälzischer katholischer Gemeinden im Frieden von Ryswyck gegenüber protestantischer Unduldsamkeit das Recht verschaffte, ihren Gottesdienst in den vom Protestantismus an sich gerissenen ehemals katholischen Kirchen in simultaner Weise abzuhalten. Keinem Katholiken aber ist es in der langen Zeit eingefallen, diesen König, ebenfalls einen Feind und Verwüster Deutschlands, deswegen zu verherrlichen.

Man nennt uns unduldsam gegen den Protestantismus; aber in allen katholischen Ländern Deutschlands, auch in Oesterreich, Frankreich und Italien, üben die Protestanten unangefochten und frei ihre Religion; in den protestantischen Gegenden Deutschlands aber haben die Katholiken nicht diese Freiheit. Hier werden sie stets mit tiefer Abneigung betrachtet; die volle Unduldsamkeit gesetzgeberisch ausgestaltet und von den Parteien und Regierungen mit Bewußtsein aufrechterhalten aber besteht gegen uns in Mecklenburg, Braunschweig und Sachsen. Hier prägt die protestantische Geistlichkeit und was ihr anhängt dem Volke ununterbrochen ein, die Katholiken dürften keine freie Religionsübung erhalten, keine Kirchen bauen, keine Pfarreien gründen. Jeder Katholik, jeder katholische Geistliche wird ängstlich überwacht und gilt als staatsgefährlich.

Was wird über die katholische Moral in den Reihen der Kulturkämpfer gelästert! Im protestantischen Volke stößt man immer wieder auf die Behauptung, der Katholik dürfe frei sündigen, auch falsche Eide schwören, er könne sich ja in der Beichte davon absolvieren lassen, die Eide der Katholiken seien daher immer verdächtig. Aber der ganze Protestantismus, Luther, Zwingli, Calvin, Melanchthon, alle seine Häupter und Theologen traten auf mit der einstimmigen Lehre, daß der Glaube allein rechtfertige. Luther und die Lutheraner lehrten dazu, daß der Mensch keinen freien Willen habe und daher für seine Sünden nicht verantwortlich sei; entweder reite ihn Gott oder Teufel. Vergebens behauptet Luther, der wahre Glaube müsse von selbst gute Früchte erzeugen, sein Hinweis war immer hinfällig, weil Luther selbst und der ganze Protestantismus dem sittlichen und unsittlichen Tun des Menschen jeden Wert für sein Seelenheil absprachen. Nur folgerichtiger war es, als Luther 1521 an Melanchthon schrieb, „sündige tapfer, und glaube um so tapferer, denn wenn wir selbst täglich Ehebruch und Totschlag trieben, der Glaube an das Lamm erlöse uns."

Ferner wird behauptet, der Katholik könne sich auch Ablaß von künftigen Sünden geben lassen. Das ist natürlich unwahr. Die protestantische Rechtfertigungslehre aber, daß der Glaube allein selig mache ohne die Werke, ja gegen die Werke, ist der vollkommenste Ablaß, den man sich denken kann, für alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden. „Sündige tapfer, glaube um so tapferer."

Mit dem Hinweis auf die angebliche Unzuverlässigkeit katholischer Eide sollte man besonders vorsichtig sein. Die protestantische Geistlichkeit wird bekanntlich in jeder Landeskirche auf gewisse feststehende Glaubensformeln vereidigt, aber in weiten protestantischen Kreisen spricht man es offen aus, daß die protestantische Geistlichkeit anders glaube als sie lehre!

Ebenso läßt sich der Spieß umdrehen gegenüber der angeblichen Jesuitenlehre, daß der Zweck die Mittel heilige. Auch hier ist Luther ein klassischer Gegenzeuge. In seiner Bibelübersetzung hat er (in Paulus' Römerbrief), um seine Rechtfertigungslehre aus der Bibel zu beweisen, bekanntlich kurzerhand das Wort „allein" (der Glaube allein) hineingeschrieben, das der Urtext nicht enthält. Ja, noch mehr! Darauf aufmerksam gemacht, daß er dies nicht tun dürfe, hat er auf die Päpstlichen geschimpft, sie Esel genannt und erklärt, jetzt müsse das Wort „allein" erst recht stehenbleiben. Und es steht heute noch darin! Die revidierte Bibelübersetzung, die, man kann sagen, im Namen des deutschen Protestantismus, vor etwa 15 Jahren erschien, hat dieses Wort ausdrücklich stehen lassen, die ganze Stelle in Fettdruck hervorgehoben, obwohl man weiß, daß diese Uebersetzung falsch ist, und obwohl die ernste Theologie des Protestantismus diese lutherische Rechtfertigungslehre aufgegeben hat. So übt man „doppelte Buchführung"!

Nachdem Luther die Erlaubnis gegeben hatte, daß Landgraf Philipp von Hessen zu Lebzeiten seiner Frau sich ein zweites Weib antrauen lasse, es aber geheimhalten müsse, und dann die Sache doch ruchbar wurde, sagte er den Räten des Landgrafen, man solle zur Ehre Gottes alles ableugnen.

Auch unsere Königstreue wird immer wieder verdächtigt. Besonders ist es der Evangelische Bund, der stets auf seinen Zusammenkünften sich als feste Stütze des Thrones beweihräuchert und den Regierungen aufdrängt. Aber die lutherischen Letten haben noch vor wenigen Jahren die schrecklichsten Greuel gegen ihre Obrigkeit verübt, und Bismarck selbst hat mitten im Kulturkampf es ausgesprochen: in der Sturmzeit von 1848 seien nur die katholischen Landesteile königstreu geblieben!

Schlechte Päpste wirft man uns vor. Gewiß hat es solche gegeben, und die katholische Geschichtswissenschaft (z. B. Pastor) hat gerade in den letzten Jahren derartige Erscheinungen offen dargestellt. Was aber alle diese schlechten Päpste (groß ist ihre Anzahl ja nicht) an Sünden, Freveln und Skandalen aufgehäuft, erreicht nicht einmal das, was mancher von den protestantischen Päpsten, den fürstlichen Häuptern der protestantischen Landeskirchen, für sich allein im privaten Leben und an seinem Volke gefrevelt.

Die Kulturfeindlichkeit des Katholizismus ist auch so eine Phrase, die auffordert, den Spieß umzudrehen. Welcher Gegensatz zwischen dem katholischen Rheinlande und dem protestantischen Ostpreußen und Mecklenburg. In dem katholischen Lande eine hohe Kulturblüte, mächtige Städte, reiche Industrie, blühende Landwirtschaft, dichte Bevölkerung; in jenen protestantischen Ländern von allem das Gegenteil: die Bevölkerung selbst flieht diese Länder, und wohin wendet sie sich? Nach dem katholischen Rheinlande und dem vielfach katholischen Westfalen, wo sie menschenwürdiger behandelt wird als in ihrer protestantischen Heimat.

Geschichte und Politik bieten uns ein so reiches Arsenal von scharfen Waffen, um den Spieß herumzudrehen. Wir wollen in Frieden leben mit unseren protestantischen Mitbürgern, und das protestantische Volk will es auch mit uns. Aber die Hetzer, von denen es sich immer wieder führen und verführen läßt, wollen das jetzt nicht. Demgegenüber sollte man immer wieder darauf hinweisen, wie es im anderen Lager steht, nicht vordringlich, aber auf jeden Angriff mit sachlichen Waffen erwidern. Es sollte alles zusammengestellt werden, damit unsere Presse bei jedem Angriff die Abwehr zur Hand hat. Auf die Dauer muß eine derartige Abwehr, wenn sie stets sofort und streng sachlich erfolgt, eine kräftige Wirkung haben.

Digitized by Google

Staatsform und Katholizismus in Frankreich.

Von Albert Dettling, Paris.

Zwei Werke des früheren, jetzt säkularisierten Jesuitenpaters Emanuel Barbier („Le progrès de libéralisme catholique en France sous le pape Léon XIII" (2 Bände) und „Ne mêlez pas Léon XIII au libéralisme") sind auf den Index gesetzt worden. Das darf als ein ganz bedeutendes Ereignis gelten, das in kirchlichen Kreisen großes Aufsehen erregt hat und selbst in jenen konservativster Richtung hierzulande mit Befriedigung verzeichnet wird. Verstehen wir uns recht. Pater Barbier ist kein Reformer, sondern der Volltypus jener längst veralteten und jetzt politisch erbärmlich hilflos gewordenen französischen Schule, welche ihren Erfolg mit der Bekämpfung der jetzigen Staatsform Frankreichs zu erstreben hoffte und das diesbezügliche an sie gerichtete Versöhnungswort des großen Papstes Leo XIII. als utopistisch und für die Kirche geradezu gefährlich bezeichnete. Er spannte den Bogen der Polemik so straff, daß auch der bewährteste Katholik, der in politischen oder sozialen Fragen eine von der seinigen abweichende Meinung vertrat, auf seine Angriffe rechnen konnte. Männer wie Anatole Leroy-Beaulieu, Abbé Lemire, Abbé Birot, Bischof Ireland, Msgr. Boeglin, Abbé Gayraud, Pater Maumus, Melchior de Vogüe, Etienne Lamy, der bekannte Direktor der Annales de philosophie chrétienne (Pater Laberthonnière), Abbé Klein, der Katholikenführer Piou und die action libérale, Marc Sangnier und der Sillon, Charles Bota u. a. werden von seinen „Blitzen" getroffen. Dem gelehrten Philosophieprofessor Fonsegrive wird ironisch die Bezeichnung „Vater der verjüngten Kirche" beigelegt. Die katholischen Blätter Frankreichs sind dem Herrn Pater zu modern (!). Dem „Univers" (lange Zeit hindurch das offiziöse Sprachrohr des Vatikans in Frankreich) wird kurzweg unterschoben, „die liberal-katholische These, welche die Rechte der Kirche preisgibt und den Bürger der christlichen Pflichten enthebt," zu unterstützen. Sogar die streng konservative „Croix" erhält einen Fußtritt, da sie sich „aus Ehrerbietung vor einem erlauchten Willen (gemeint ist Leo XIII.) auf die niedere Stufe der Ralliierungspolitik gestellt" habe. Auch dem „Osservatore" wird der Text gelesen, und die geharnischte Feder Barbiers bleibt vor dem Purpur der sozial fortschrittlicher angelegten Kardinäle Meignan, Lavigerie und Lecot nicht stehen. Das alles wäre der Indexkongregation vielleicht ziemlich gleichgültig gewesen, wenn der Expater vor der Majestät des Pontifikats Halt gemacht hätte. Er denunziert alle, die nicht denken wie er, auch Leo XIII. Schon der obengenannte Titel des zweibändigen Werkes ist, an dem Maßstabe der Tendenz gemessen, eine indirekte Beschimpfung des Papsttums. Pius X. erklärte sich mit seinem Vorgänger trotz der Verschiedenheit des Naturells solidarisch. Darin liegt das Interessante der offiziellen Zurückweisung der Angriffe des Paters Barbier. Aber auch vom rein praktischen Standpunkt aus ist der Entscheid Roms ernstlich zu begrüßen. Kenner der neuzeitlichen innerpolitischen Geschichte Frankreichs haben für die Auffassungen, die in den nun prohibierten Schriften zum Ausdruck kommen, nur noch ein Lächeln des Mitleids oder der Ironie übrig. Sie gehören großenteils einer vorsintflutlichen Zeit an. Merkwürdigerweise sind dem Herrn Pater Barbier die offenkundigsten Gründe des Dauerfiaskos, das die französischen Katholiken seit fast drei Dezennien über sich ergehen lassen, entwischt. Er versucht ein Automobil mit den verschimmelten Ueberresten einer Galadroschke Ludwigs XV. aufzubauen — um ein zeitgemäßes Bild zu gebrauchen. Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß selbst über ein Dutzend französischer Bischöfe die Stimme in Rom zur Verurteilung erhoben hat. Pater Barbier wird sich zweifellos unterwerfen und das Manuskript seines dritten Bandes dem Aktentod überliefern. Mit dem Urteil der Indexkongregation ist seiner altersohnmächtigen Schule endgültig das Genick gebrochen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Zum Schluß des badischen Landtags.

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Nach neunmonatlicher Dauer, mit nur kurzen Unterbrechungen, wurde am 14. August auch der badische Landtag geschlossen. Eine lange Zeit, arbeitsreich, bedeutungs- und verantwortungsvoll. Der Tagung nach der zweitlängste Landtag seit Bestehen der badischen Verfassung, an Bedeutung der erledigten Arbeiten ebenfalls kaum übertroffen von einem seiner Vorgänger. Der erste Landtag unter der Regierung Friedrichs II., der erste Landtag auch unter dem Zentrumspräsidium, — für das Zentrum ein wichtiger, parteihistorischer Zeitabschnitt.

Ein politisches Charakteristikum trug der Landtag durch die neuen Männer an der Ministerbank, auf welcher man die Sozialdemokratie, die Großblockgenossen von 1905, wohl liebevoll als „Brüder" bezeichnete, sich aber nicht mehr zur Schenkelschen Ansicht verstieg, daß man sie „nicht missen" wolle. Bei aller Vornehmheit und allem Entgegenkommen durch den jetzigen „Partei"-minister v. Bodman hat man durchaus keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß ein Großblock nicht nach den Wünschen maßgebender Regierungsseite ist, daß trotz des zarten Blümchens „Revisionismus" man über die revolutionären Ziele der Genossen seine eigenen Gedanken habe. Diese Stimmung konnte natürlich ihre Wirkung bei den Parteien nicht verfehlen, an deren Adresse sie gerichtet war. Ja, in nationalliberalen Kreisen rückt die rechte Seite immer hörbarer von links ab, während die Sozialdemokratie ihre bürgerliche Anpassungs- und Bündnisfähigkeit durch Genehmigung des Budgets erweitern zu sollen glaubte. Wieweit diese Bestrebungen der drei interessierten Faktoren,—Regierung, nationalliberale und sozialdemokratische Partei — tatsächliche Bedeutung haben werden, kann heute mit Bestimmtheit noch nicht gesagt werden. Von links wird der Großblock als absolut notwendige Bedingung angesehen, wenn der verflossene Landtag nicht „der letzte liberale" gewesen sein soll; so meint der demokratische „Landesbote". Die „Frankf. Ztg." ist derselben Ansicht; es wäre „die sympathischste Parteikonstellation, wenn der kommende Wahlkampf unter der Parole geführt würde: Hie Zentrum und Konservative — hie Großblock." Das Zusammenarbeiten und freundschaftliche Verhältnis zwischen Zentrum und Konservativen bereitet den Liberalen viel Kopfschmerzen. Sie befürchten nicht mit Unrecht, daß mit Hilfe des Zentrums den Konservativen ein gewichtiger parlamentarischer Einfluß eingeräumt werden soll. Auf positiv-gläubiger Seite kann und wird dieser Entschluß kräftige Unterstützung und aufrichtige Freude auslösen. —

Der Landtag 1905/06 und 1907/08 hatte keine sichere Mehrheit, auf welche die Regierung hätte bauen können. Der Kleinblock zählte nur 29 Mann, die Mehrheit brauchte 37. Die Entscheidung mußte man sich von den Sozialdemokraten holen; und diese „arbeiten" nicht umsonst. Der rechten Seite — Zentrum 28, Konservative 4 — fehlten 5 Stimmen zur Majorität. Die beiden großen Parteien mußten öfter auf dem Wege des Kompromisses die Vorlagen durchbringen.

Obwohl es auf dem letzten Landtag wesentlich ruhiger in kulturkämpferischer Hinsicht zuging, konnten diese Anwandlungen die Liberalen nicht ganz verwinden. In der Budgetkommission donnerte der Abg. Obkircher mächtig gegen die Gymnasialkonvikte, während er im Plenum um einige Pflöcke zurücksteckte. Die konfessionellen Lehrerseminare mußten auch einen Ansturm aushalten, und eine Aktion auf Abschaffung derselben scheiterte an den ländlichen nationalliberalen Abgeordneten. Ihre Sympathie für die Geistlichkeit bewiesen die Liberalen bei Beratung des Gesetzes über die Aufbesserung gering besoldeter Pfarrer, für welche sie keinen Pfennig übrig hatten. Im Gegenteil; mit dem Jahre 1915 müsse alle Staatsdotation aufhören, so verlangten sie! In diesem Zusammenhange ist bemerkenswert, daß ein einflußreiches nationalliberales Blatt am See lebhaft für die Trennung von Staat und Kirche eintritt! — Die Zentrumsfraktion hatte im Hinblicke auf die allseits anerkannte Unzulänglichkeit der Bezüge der Geistlichen behufs Vermeidung einer Erhöhung der allgemeinen Kirchensteuer in Gemeinschaft mit den Konservativen den Antrag gestellt, zum Zwecke der Aufbesserung der Pfarrer neben der gesetzlichen Dotation noch einen budgetmäßigen Zuschuß aus der Staatskasse zu bewilligen. Das Dreigespann Regierung, Liberale und Sozialdemokraten ließ den Antrag scheitern. Die Quittung werden wohl die nächsten Landtagswahlen ausstellen; es mußte durch eine Novelle zum Kirchen-

Digitized by Google

steuergesetz die Höchstgrenze der allgemeinen Kirchensteuer festgesetzt werden, um auf diesem Wege den Geistlichen eine Aufbesserung zukommen zu lassen. — Bei den Schuldebatten kam auch zum Ausdruck, wie die Liberalen über den christlichen Einfluß in der Schule denken. Religion solle nicht ganz ausgeschaltet werden, meinte Herr Obkircher, der bekanntlich einmal betonte, er stehe auf derselben Weltanschauung wie die Sozialdemokratie!

Eine der wichtigsten Vorlagen, mit denen sich der Landtag zu beschäftigen hatte, war das Beamtengesetz, das in Baden nicht weniger lebhaft erörtert wurde als in Bayern. Die Blockparteien suchten künstlich Stimmung zu machen bei den Beamtenwählern, mußten aber erfahren, daß sie damit der Sache mehr geschadet, denn genützt haben. Durch eine neue Gehaltsordnung und einen neuen Gehaltstarif wurden, unter Verminderung der bisher zu zahlreichen Beamtenklassen, die Gehaltsbezüge wesentlich aufgebessert. Eine Novelle zum Beamtengesetz hat die Rechte und Pflichten der Beamten zum Teil neu geregelt und ihren Ruhegehalt sowie die Versorgung ihrer Witwen und Waisen günstiger gestaltet. Auch für die nicht etatsmäßigen Beamten und die Aufbesserung der staatlichen Arbeiter sind neue Geldmittel bewilligt worden. Die Zentrumsfraktion ist dafür eingetreten, daß bei der auf dem nächsten Landtag zu erwartenden Revision des Elementarunterrichtsgesetzes die Gehaltszulagefristen und die Zulagebeträge für die Volksschullehrer mit den Normen des neuen Beamtengehaltstarifs in Uebereinstimmung gebracht werden.

Aus der Reihe der wichtigsten Gesetze seien noch das für die Städte bedeutsame Ortsstraßengesetz genannt; das Wassergesetz konnte zwar nicht mehr erledigt werden, geschaffen jedoch wurde ein Provisorium, welches die Regierung in den Stand setzt, eine dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufende Zersplitterung der so reichlich vorhandenen Wasserkräfte zu verhindern. In wirtschaftlicher Beziehung wird dieses Gesetz das bedeutendste sein. Die Anträge der Zentrumsfraktion bezüglich freiheitlicher Ausgestaltung der Gemeinde- und Städteordnung haben nunmehr auch bei den bisher widerstrebenden Parteien Zustimmung gefunden, und die Regierung stellte eine entsprechende Gesetzesvorlage für den nächsten Landtag in Aussicht. Auch eine Aenderung des berüchtigten Amtsverkündigerwesens ist in Sicht. Auf dem Gebiete der kirchenpolitischen Interessen ist es dem Zentrum gelungen, einem Ueberbleibsel aus der Kulturkampfzeit, auf dessen Grund noch im Jahre 1905/06 Erhebungen über katholische Geistliche stattfanden, den Garaus zu machen. Der Aenderung der Gemeindebesteuerung, die viel böses Blut in den Städten machte und bei den Kommunalwahlen zum Sturze manch „alteingesessener" Rathausmehrheit führte, trat das Zentrum ebenfalls näher: es soll auf eine tunlichst schonende Behandlung der Umlagepflichtigen hingearbeitet werden. Obwohl wir längst nicht alles gestreift haben, was der Landtag, bzw. die Zentrumsfraktion auf demselben geleistet, kann auf ein vollgerüttelt Maß Arbeit geschlossen werden.

Jetzt treten die Wählermassen zusammen zur großen Kritik. Das Resultat wird man im Herbst nächsten Jahres erfahren. Mit gutem Gewissen und aller Ruhe, mit dem Bewußtsein seiner Tätigkeit als Volkspartei kann das Zentrum der Wahlschlacht entgegensehen. Anders bei den Nationalliberalen! Selbst in maßgebenden Parteikreisen gibt man das offenherzig zu. So sagt die parteioffiziöse „Bad. Landesztg.": „Wenn die Mitwirkung der nationalliberalen Partei (an den Arbeiten des Landtags) in den Reihen der eigenen Partei nicht immer das volle Verständnis fand, das sie verdiente, so ist das auf den allgemeinen Mißmut zurückzuführen, der schädigend durch die Partei schleicht." Das klingt nicht hoffnungsvoll. Das Zentrum wird die Schwächen seines Gegners auszunützen wissen. Die Parole heißt jetzt: An die Arbeit! Bald werden die Vorbereitungen zum Kampfe getroffen werden. Tüchtige Arbeit allerorts, dann kann der Sieg nicht ausbleiben. Aus eigener Kraft!

Die **„Allgemeine Rundschau"** ist auf vielen **Bahnhöfen** zum Verkauf ausgestellt. Wo sie fehlt, sollten unsere Freunde sie um so energischer verlangen und besonders krasse Fälle zu unserer Kenntnis bringen. Es empfiehlt sich, auf Reisen recht oft ein Exemplar im Wagen liegen zu lassen. So kommt die Zeitschrift in die Hände vieler, die sie noch nicht kennen.

Das kommunale Wahlrecht der Frauen in Preußen.

Von

H. Mankowski, Danzig.

Das neue Reichsvereinsgesetz hat die Vorkämpferinnen in der Frauenbewegung mit neuen Hoffnungen erfüllt. Nun werden die Frauen nicht mehr wie unmündige Kinder von politischen Versammlungen ferngehalten, und nun wird die Frau allmählich zur Ausübung des Wahlrechts in Gemeinde und Staat erzogen werden. Ob die Zulassung der Frauen zu politischen Wahlen wirklich so wünschenswert erscheint, soll hier nicht untersucht werden. Mitten im politischen Leben stehende Frauen und Männer wollten noch vor kurzem den Frauen im allgemeinen die politische Reife absprechen; aber unsere Zeit lebt bekanntlich rasch, und was früher zu seiner Entfaltung Jahrhunderte oder doch Jahrzehnte verlangte, braucht heute viel — viel weniger Zeit dazu.

In Danzig und in anderen größeren Städten Preußens waren mehrere Frauen der Ansicht, daß sie schon jetzt auf Grund der bestehenden Gesetze das Wahlrecht wenigstens bei den Stadtverordnetenwahlen besäßen, und machten ihre Rechte bis zur höchsten gerichtlichen Instanz geltend; aber das Oberverwaltungsgericht zu Berlin hat ihre Rechtsanschauung als irrtümlich bezeichnet.

Der Sachverhalt war folgender: Im Herbst 1906 beantragten drei Danziger Damen beim dortigen Magistrat die Eintragung ihrer Namen in die Wählerlisten. Der Magistrat machte über diesen Antrag den Stadtverordneten eine Vorlage, die aber von der Versammlung abgelehnt wurde. Gegen diesen Entscheid erhoben die Damen Käthe Rhode und Martha Sommerfeld (die dritte Dame war inzwischen gestorben) beim Bezirksausschuß zu Danzig Klage; aber auch dieser wies die Klage kostenpflichtig ab und begründete sein Urteil u. a. wie folgt:

„Die Entscheidung der ganzen Streitfrage ist zunächst darin zu finden, ob unter dem im § 5 der Städteordnung vom Jahre 1853 gebrauchten Ausdruck „jeder selbständige Preuße" auch die Frauen zu verstehen sind oder nur die Männer, und da muß man aus der ganzen geschichtlichen Entwicklung des Gesetzes heraus doch zu dem von der Beklagten gezogenen Schlusse kommen, daß der Gesetzgeber bei der Abfassung des § 5 nicht daran gedacht hat, den Frauen das Bürgerrecht zuzusprechen.

Die Städteordnung von 1808, nach welcher das Bürgerrecht ausschließlich an den Betrieb eines Gewerbes und an den Besitz städtischer Grundstücke geknüpft war, während anderseits auch der Besitz des Bürgerrechts allein die Berechtigung zum Gewerbebetriebe und Grundbesitz in der Stadt verlieh, mußte wegen dieser privatrechtlichen Wirkungen naturgemäß auch den Frauen das Bürgerrecht zugestehen. Dagegen wurde ihnen das städtische Wahlrecht ausdrücklich entzogen.

Die revidierte Städteordnung von 1831, die übrigens in Westpreußen nie zur Geltung gelangt ist, schuf ein neues Bürgerrecht, das lediglich einen öffentlich-rechtlichen Charakter hatte, während die privatrechtlichen Bestimmungen des früheren Bürgerrechts in ein gesondertes Einwohnerrecht verwiesen wurden. Infolgedessen wurde den Frauen das Bürgerrecht nicht zugestanden. Die neue Städteordnung von 1853 hat aber sicherlich die Stellung der Frau im öffentlich-rechtlichen Leben nicht ändern wollen; denn wenn sie unter dem Ausdruck „jeder selbständige Preuße" in § 5 auch die Frauen hätte einschließen wollen, dann wäre dieser Umstand bei der Beratung des Gesetzes doch sicher zur Sprache gekommen.

Dies ist aber nach den stenographischen Berichten nicht der Fall gewesen; denn sie erwähnen nichts davon, während sie sonst bei unwesentlichen Aenderungen außerordentliche und gründliche Verhandlungen aufweisen. Es ist also sicherlich nicht die Absicht des Gesetzgebers gewesen, den Frauen das aktive kommunale Wahlrecht zu gewähren."

Die beiden Damen beruhigten sich aber auch bei diesem Urteile nicht, sondern beschritten die letzte Instanz, das Oberverwaltungsgericht. Dieses hatte nicht nur über den Danziger Fall zu entscheiden, sondern auch in Sachen einiger Frauen aus Charlottenburg und Liegnitz. Es trat den Ausführungen des Bezirksausschusses zu Danzig in allen Punkten bei und hob noch besonders hervor, daß aus der Entstehungsgeschichte der Städteordnung von 1853 sich unzweideutig ergebe, daß nur Männer das Bürgerrecht erlangen sollten. Die Städteordnung enthalte keine Stelle, die für die Gewährung des Wahlrechts an Frauen spräche, wohingegen in der beispielsweise 1856 erlassenen Landgemeindeordnung ausdrücklich den Frauen ein Stimmrecht beigelegt worden sei.

Digitized by Google

Hätte der Gesetzgeber dieses Recht auch den Frauen bei den städtischen Wahlen (Stadtverordnetenwahlen) gewähren wollen, so würde er dies in der Städteordnung ausdrücklich zum Ausdruck gebracht haben. Dies ergebe sich besonders klar aus § 17 der Städteordnung, wo es heißt, daß Vater und Sohn sowie Bruder nicht zugleich Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung sein dürften. Von Mutter und Tochter oder von Schwestern sei aber nirgends die Rede. Daß die von den Frauen gezahlten Steuern auch bei den Wählerlisten eine Rolle spiele, sei für die Frage des Wahlrechts nicht entscheidend.

Städtische Wahlen können demnach in Preußen von den Frauen nicht ausgeübt werden. Von den Landtags- und Reichstagswahlen gilt dasselbe, und es sind recht wenig Aussichten vorhanden, daß sich dieser Zustand in absehbarer Zeit ändere.

Gedanken über Ziel und Grenze der Volksbildungsbestrebungen.

Von

Hermann Herz.

Durchblättert man jeweils den dicken Band, der die Verhandlungen irgend einer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands enthält, so fällt auf, mit welchem Nachdruck auf diesen Tagungen seit den letzten Jahren die einer edlen Volksbildung und Volksunterhaltung dienenden Bestrebungen empfohlen werden. Eigentlich brauchte dies nicht aufzufallen, weil das ganze Wirken der katholischen Kirche von Anfang an ein ganz hervorragend volkserzieherisches und volksbildendes gewesen ist. Ihr Kult, ihre Kunst, die bildende wie die redende, ist Volkserziehung in hervorragendem Sinne. Allerdings hat das Wort „Volksbildung" seit einigen Jahren eine etwas engere Bedeutung erhalten. In der Volksschule und Fortbildungsschule, sowie in der religiösen Belehrung in der Schule und auf der Kanzel erblickt man besser die Grundlage, worauf erst das Gebäude der Volksbildung aufgeführt werden soll, als die Volksbildungsbestrebung selbst. Die Volksbildungsbestrebungen, wie z. B. die Volksbibliotheken, Leseabende, Volksbildungsabende usw., sind daher in erster Linie nicht für die noch irgendwie an eine Schule gebundene Jugend, als vielmehr für die der Schule entwachsenen Leute da. Alle diese Veranstaltungen sollen die Bildung der Volksschule einschließlich der Fortbildungsschule vervollständigen und ergänzen, sowie dem in einer wahrhaft christlichen Schule ausgestreuten guten Samen zur ungestörten fruchtbringenden Entwicklung verhelfen und ihn vor verderblichen Einflüssen späterer Zeiten schützen. Ziel und Grenze der Volksbildungsbestrebungen wären damit abgesteckt. Nur einer eingehenderen Ausführung dieses Gedankens bedarf es noch.

„Das Volk hat vielfach keine richtigen Freuden mehr" ist eine öfters wiederkehrende Klage aufrichtiger Volksfreunde. Woher diese Erscheinung? Sieht man von der auf dem Gebiete des Uebernatürlichen liegenden Hauptursache dieses und so vieler anderer Uebel ab, nämlich von der zunehmenden Religionslosigkeit, so muß man für den Mangel an echten, wahren Freuden mit in erster Linie die Gleichgültigkeit gegen die Natur verantwortlich machen. Dem Volk ist vielfach der richtige Natursinn und damit die Freude an der Natur verloren gegangen. Wo sind denn heutzutage jene schlichten Leute aus dem Volke, die, wie früher fast jedermann, die meisten Vögel des deutschen Waldes noch an ihrem Gezwitscher und Gesang erkennen? Die um die schönen deutschen Namen der Pflanzen, um die in letzteren schlummernden Heilkräfte und um die Legenden und Sagen wissen, womit frommer, naiv-poetischer Sinn Pflanzen- und Tierwelt umwoben hat? Ist nicht manchmal das einzige Resultat des naturgeschichtlichen Unterrichts das, daß man jene in der Kindheit gierig eingesogenen Pflanzen- und Tierlegenden als frommen Aberglauben verachten lernt, im übrigen aber am ganzen naturwissenschaftlichen Unterricht mit seiner mageren Einteilung nach Stempel, Staubgefäßen, Gebiß usw. gründlichen Ekel bekommt? Also Naturfreude schaffe vor allem die Volksbildungsbestrebung! Da können beispielsweise die Borromäusvereinsbibliotheken durch gute, allgemeinverständliche Bücher über die Natur viel Gutes wirken, aber vielleicht mehr noch die Volksbildungsabende, auf denen Lichtbilder, frische Lieder über Wald, Berg, Tal, Morgen und Abend, sowie über frohes Wandern in Gottes weiter Welt und ein gründlicher Vortrag wieder in die Natur hineinführen.

Naturbetrachtung und Liebe zur Heimat und ihrer Geschichte sind durch enge Bande verknüpft. Der Sinn für die Naturschönheit der Heimat weckt die Liebe zur Heimat, zum Vaterland. Auf das, was der Stamm in Vergangenheit und Gegenwart geschafft, gelitten und gestritten, den Sinn des Volkes zu lenken durch Einführung in Sage, Geschichte, Industrie und Kultur des Stammes, muß den Volksbildnern daher als weiteres Ideal vorschweben.

Daß drittens die Volksbildung im Geschichtlichen, Geographischen, Naturwissenschaftlichen nicht stecken bleiben darf, sondern den Mann für die Gegenwartsarbeit in Familie, Staat und Kirche tüchtig machen, d. h. ihn politisch, sozial und wirtschaftlich schulen soll, muß es besonders erwähnt werden? Aber eines vergesse der Volksbildner nie, gar nie: non scholae sed vitae discimus. Nicht zur größeren Ehre des Volksbildners sind diese Bestrebungen da, nicht damit sich der vortragende Redner einen Namen mache, nicht damit er von einer naiv gläubigen Zuhörerschaft ob seiner hexenhaften Gescheitheit bewundert werde, nicht damit er prunken kann mit Resultaten, die er vielleicht bei dem oder jenem ganz besonders befähigten Kopf erzielt hat. Für solche außergewöhnlich veranlagte Personen sind die eigentlichen Unterrichtskurse, wie z. B. die in M.-Gladbach, der richtige Ort zur weiteren Ausbildung. Dem mittleren Durchschnitt jedoch haben diese Veranstaltungen in erster Linie zu nützen, und danach müssen deshalb auch die Grenzen abgesteckt werden. Da gilt es denn zu berücksichtigen, daß die meisten Menschen die ganze Woche von morgens früh bis in die Nacht hinein an der Arbeit und daher abends müde sind. Einem körperlich und infolgedessen auch geistig Müden aber für die freien Abendstunden und Sonntage schwere Denkarbeit zuzumuten, geht nicht an. Daher muß jede Veranstaltung zur Volksbildung zugleich Volksunterhaltung sein. Das Herz, die Seele soll erleichtert, der Kopf aber nicht mit Lernstoff überbürdet werden. Verwerflich wäre ferner jede Volksbildung, die den Vater häufig dem Kreise der Familie entrisse. Aus diesem Grund sind jene Volksbildungsbestrebungen vor allem zu pflegen, die abends und Sonntags die Familie zusammenhalten, und zwar fern vom Wirtshause, wie z. B. das Lesen guter Bücher im Familienkreise. Da tut sich den Bestrebungen des Borromäusvereins noch ein weites Gebiet auf. Doch achte man darauf, daß die Lektüre nicht zur bloßen Unterhaltung herabsinke, sondern daß Freude und Belehrung wie gute Geschwister Hand in Hand gehen. So bleibt der Kopf hell und das Herz frisch. Deswegen darf das Lesen auch nicht in Stubenhockerei ausarten.

Mögen nun die Beschlüsse der verflossenen Katholikenversammlung dazu beitragen, daß einer also verstandenen Volksbildung eine immer breitere Gasse gebahnt werde, denn dann wird das deutsche Volk an diesen Bestrebungen starke Bundesgenossen im Kampfe gegen Schund und Schmutz in der Kunst und gegen die Laster der Trunksucht und Unzucht erhalten.

Vertrau dem Herrn!

Auf stillen Sonntagspfaden gedankenvoll ich schritt
Und trug ein volles Bündel von Werktagssorgen mit.

Das Bächlein kam gesprungen und lachte dreist mich aus:
„Hock dir das Wandern frommen, laß deinen Pack zu Haus!"

Drauf schlug ein Dorn die Blüten mir in das Angesicht:
„Wo Rosen steh'n, da packe mit solchem Wust dich nicht!"

Ein Vöglein sang vom Wipfel mir schelmisch zu: „Zi witt!
Beim frohen Sonntagswandern nimm keine Sorgen mit!"

Da ward mein Bündel leichter, ich küßlt's mit jedem Schritt:
Ein gutes Teil von Sorgen riß mir das Bächlein mit,

Die andern blieben hängen am duft'gen Blütenreis,
Noch andre nahm das Vöglein mit fort, wie weit, wer weiß! — —

Zum blauen Himmel freudig hab' ich emporgeschaut
Und hab den Rest des Grames dem lieben Gott vertraut. —

Gar munter sprang das Bächlein, das Vöglein sang: Zi witt! —
Auf stillen Sonntagspfaden getrost ich heimwärts schritt.

Georg Hedelmayr.

Digitized by Google

Verdiente Vorkämpfer gegen den sittlichen Schmutz.

Die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands hat dem von Niedertracht und Unverstand so oft und so giftig geschmähten unermüdlichen Heerrufer im Kampfe gegen die sittliche Volksverseuchung, Reichstagsabgeordneten Geheimrat Roeren, eine aus dem tiefsten Herzen von Zwölftausend sprudelnde, mächtige und begeisterte Anerkennung bereitet, die weit über die katholischen Reihen hinaus auch in anderen Lagern als ein Ansporn für die gemeinsame Sache empfunden werden wird. Diese Aufmunterung in einem aufreibenden, dornenvollen Kampfe tut doppelt not in einer Zeit, da der Tod in die Reihen der Männer, welche in diesem Kampfe einen klangvollen Namen und ein hohes Ansehen auch im akatholischen Lager in die Wagschale zu werfen haben, die schmerzlichsten Lücken reißt. Drei schwere Verluste hatte in jüngster Zeit gerade das protestantische Lager auf diesem Gebiete zu beklagen: Otto von Leixner, dem Begründer des Volksbundes, der seine gewandte und zielbewußte Feder in den Dienst der Säuberung von Pseudokunst und Afterliteratur gestellt hatte, sind zwei Männer der Wissenschaft im Tode gefolgt, Prof. Dr. Pfleiderer und Prof. Dr. Friedrich Paulsen, welche beide mit großem Nachdruck gegen die entsetzlich steigende Schmutzflut aufgetreten sind.

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 1 vom 4. Januar 1908 (S. 10 ff.) unter dem Titel „Amerika als Vorbild öffentlicher Zucht und Sitte" die in einem Artikel der „Woche" (Nr. 52, 1907) enthaltenen ernsten Mahnungen des liberalen protestantischen Theologen Pfleiderer zum Abdruck gebracht, und Prof. Pfleiderer quittierte diesen Artikel durch eine Zuschrift aus Großlichterfelde vom 9. Januar 1908 an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", in welcher er unter freundlichem Danke versichert, wie „sehr ich mich unserer Bundesgenossenschaft im gemeinsamen Kampfe gegen sittliche Verwilderung unseres Volkes freue".

Professor Dr. Friedrich Paulsen, der von der liberalen Presse gerne als Autorität angerufene Berliner Philosoph, hat mehrere Artikel „Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit" (Nr. 48 vom 30. November 1907 und Nr. 1 vom 4. Januar 1908 der „Woche") veröffentlicht, die in der „Allgemeinen Rundschau" ausführlich wiedergegeben wurden. Nachdem nun auch Professor Paulsen am 15. August nach kurzem Krankenlager in seiner Villa zu Steglitz bei Berlin verschieden ist, gewinnen seine damaligen Ausführungen (vgl. die Artikel „Verwüstung des deutschen Volkslebens" in Nr. 49 der „Allgemeinen Rundschau" vom 7. Dezember 1907, S. 708 ff., und „Landgraf, werde hart" in Nr. 2 vom 15. Januar 1908, S. 17 ff., erhöhte Bedeutung. Der „Allgemeinen Rundschau" kann es nur zur besonderen Genugtuung gereichen, heute die Zuschrift zu veröffentlichen, welche Professor Dr. Friedrich Paulsen aus seinem Tuskulum Steglitz bei Berlin, Fichtestraße 31, unter dem 8. Januar 1908 an den Herausgeber Dr. Armin Kausen gerichtet hat. Paulsen schrieb: „Für freundliche Zuschrift und Sendung bitte ich meinen herzlichen Dank entgegenzunehmen. Daß Sie meinen Betrachtungen haben Beachtung schenken und sie auch Ihrem Leserkreis zuführen wollen, freut mich sehr; es bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß es ein großes und wichtiges Gebiet sittlich-geistigen Lebens gibt, auf dem unsere konfessionell getrennten Volksgenossen zusammenarbeiten können und sollen. Die Bekämpfung der niederträchtigen Schmutzliteratur und Unzuchtindustrie gehört mit dazu, sie vernichtet unser Leben und schändet unsere Namen unter den Völkern. Wenn der Liberalismus sähe, was hier auf dem Spiel steht, ... dann würde der consensus wenigstens für dieses Gebiet Wandel zu schaffen bald imstande sein. Daß unsere Mediziner anfangen, die Dinge mit offenen Augen zu sehen, ist eine kleine Hoffnung. Dann werden ja wohl auch unsere Richter und Gesetzgeber Mut gewinnen. In vorzüglicher Hochachtung den Mitkämpfer begrüßend, bin ich Ihr ergebenster Paulsen."

Ab 10. September cr. werden die Geschäftsräume und die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" von Tattenbachstrasse 1a nach Galeriestrasse 35 a, Gh. verlegt.

E. M. Hamann.

Von M. Esereth.

Wenn wir das Leben der Menschen betrachten, die Großes und Außerordentliches leisteten, die zu höherer Aus- und Einsicht kamen als die Menge und jene Höhen bestiegen, auf denen man über den engen Egoismus hinaus in die weiten Interessen der Menschheit blickt, dann findet man fast immer: daß sie „Frühaufsteher" waren in dem Sinne, daß sie schon in den Tagen der Jugend begannen, die Felder des Gedankens zu pflügen.

Meistens auch hatten sie eine einsame und entsagungsvolle Kinderzeit, mußten darben, ringen und arbeiten in Tagen, da andere noch in unbewußter Naivität sich des Daseins freuten. Auch körperliche Krankheit in frühen Jahren zeitigt schnellere geistige Entwicklung. Da wir hier von einer Frau reden wollen, gemahnen wir nur an Annette Droste und Elizabeth Browning, zwei der größten dichtenden Frauen aller Jahrhunderte. Einsamkeit und körperliches Leiden haben bei beiden den Grundstein künftiger Tiefe und Größe gelegt.

Auch Elisabeth Margareta Hamann, welche wir als Pionierin der katholischen Frauenbewegung kennen und feiern, hat für den weiten Ausblick und die reife Weltanschauung ihrer Lebenshöhe die Jugend opfern müssen. Seltsam will es uns bedünken, wenn wir lesen, daß sie der Elternliebe kaum froh ward, daß Fremde ihr die Heimat boten, daß sie die meiste Zeit ihres Lebens unter Fremden ihr Brot erwarb — sie, die begeisterte Lobrednerin eines gesegneten Familienlebens, die ideale Erfasserin einer christlich geheiligten Ehe, sie, die mütterlich empfindende, mit reichen mütterlichen Instinkten ausgestattete. Vielleicht ist dies eine der vielen Ironien des Schicksals, oder vielmehr ist dies die göttliche Absicht, welche mit Strenge und Ernst alle jene behandelt, welche sie bestimmt hat, für ihre ewigen Zwecke zu wirken, die das Gefäß zerbricht, damit die Narde duften könne.

E. M. Hamann ist eine Holsteinerin. Sie wurde im Jahre 1853 in dem kleinen Orte Hanslühn geboren, verlor die Eltern früh, wurde bei Verwandten aufgezogen. Durch Privatunterricht und Autodidaktik gebildet, machte sie ihr Lehrerinnenexamen, wurde langjährige Erzieherin in einer aristokratischen Familie in England. Dann lebte sie, durch Krankheit gezwungen, geraume Zeit im Süden. Später wurde sie Sprach- und Literaturlehrerin in Bamberg. Sie, die protestantisch, ja rationalistisch Erzogene, trat im Jahre 1893 im Kloster Beuron feierlich zur katholischen Kirche über.

Seitdem lebte sie im tief christlich gestimmten Hause der freiherrlichen Familie von Hausen zu Gößweinstein in Oberfranken. Zwischen diesen flüchtigen Zeitangaben liegt die Entwicklung eines überreichen Geistes- und Herzenslebens, einer rastlosen Betätigung der inneren Kraft, ein unermüdliches Ausstreuen geistiger Saat.

Was gelten für diese lebendige Seele körperliche Erschlaffungen und Leiden? Sie war zur Arbeit berufen und sie arbeitete. Sie arbeitete für ihre Schwestern, die Frauen. Sie sah mit offenen Augen ihre Nöten, ihre Gefahren, ihre Unzulänglichkeiten, ihre schreienden Bedürfnisse nach höherer Geistes- und Herzenskultur, nach wahrhaft christlicher Bildung.

E. M. Hamann gehörte zu jenen vorgeschrittenen und jetzt nicht mehr vereinzelten Geistern, welche die Lösung auch unserer sozialen Fragen in den Maximen des christlichen Glaubens finden. Sie verwarf all die unzureichende Philosophie ihrer Jugendjahre und beugte sich nieder, durch jene enge Pforte zu gehen, die zur Erkenntnis führt.

„Humble we must be	Demütig mußt du sein
when to Haven we go —	Gehst du zu Gott empor.
High is the roof there	Hoch ist des Himmels Dach.
But the gate is low."	Doch niedrig ist sein Tor.

Demütig, eine Dienerin ewiger Ideen, ewiger Wahrheiten, begann E. M. Hamann ihre Laufbahn als Schriftstellerin.

Ihr erstes, Aufsehen erregendes Werk war das Buch „Erhebet euch!*) Ein Wort an Mann und Frau über die Frau." (Abt-München.) In diesem Buche hat sie ihr ganzes Programm niedergelegt.

Keine Emanzipation der Frau im modernen Sinn will sie anbahnen. Ihrer ganzen, tiefen weiblichen Anlage gemäß sieht

*) Die neun Abschnitte des Buches erschienen vorher in neun Aufsätzen der Monatsschrift „Die Wahrheit", 4. Band 1898, Herausgeber Dr. Armin Kausen in München.

Digitized by Google

sie klar, daß man die Frau ihrer heiligsten und hehrsten Würde, ihrer eingeborensten Rechte berauben wollte, wiese man sie nicht zunächst und vor allem auf den Beruf der Gattin und Mutter hin, betonte man nicht immer wieder, daß die Mütterlichkeit, auf welche Weise sie auch ausgeübt werde, das edelste Vorrecht des Weibes sei, und daß man mit der opferfreudigen Gattin und Mutter das Glück der Welt begründen kann, ohne sie aber in Elend, Heimatlosigkeit und Unfrieden versinken würde. Aber E. M. Hamann kannte die Welt zu genau, um nicht zu wissen, daß man mit Utopien nicht rechnen kann. Nur ein Bruchteil der Frauen gelangt in den Besitz ihrer gottverheißenen Rechte, unendlich viele stehen da allein, brotlos, ohne eigenen Herd, auf Erwerb angewiesen, zu Verzicht und Entsagung gezwungen.

Diesen gerecht zu werden, sie vor Gefahr und Ehrverlust zu schützen, ihnen zu ehrlicher Arbeit, zu zufriedenem Heim, zu glücklichem Alter zu verhelfen, an dieser Aufgabe hat E. M. Hamann mit Wort und Schrift vorgearbeitet in dem obenerwähnten Buche; überhaupt ihrer Anregung, ihrem unermüdlichen Plaidieren dankt die Idee des Katholischen Frauenbundes ihre endliche Verwirklichung, und so hat sie hervorragenden Teil an dem Guten und Großen, das aus dieser Verbindung schon entstanden ist und entstehen wird. Sie setzte ihr Werben fort zuerst in dem vorzüglichen, aber leider nur kurzlebigen katholischen Frauenblatt „Für Haus und Welt" (Wulff-Dortmund), dann in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift „Die christliche Frau".

Eine große Menge von in Zeitschriften und Frauenblättern verstreuten Aufsätzen ihrer Feder behandelt alle möglichen Abzweigungen der Frauenfrage, — sie sind meistens mit Klarheit und Zielbewußtsein geschrieben und fanden starken Anklang bei den Interessenten.

Ein tief einschneidendes Ereignis im Leben E. M. Hamanns war der Verlust ihrer hochbegabten, gütigen, tieffrommen Freundin, der Baronin Elisabeth v. Hausen, geb. v. Oer.

Wenn je eine von Natur christliche Seele über die Erde ging, dann war sie es — eine Edelfrau im reinsten Sinne des Wortes.

E. M. Hamann hat die Freundschaft dieser Frau auch stets als das höchste Gottesgeschenk ihres Lebens gepriesen. „Elisabeth ist meine reinste, tiefste Erfahrung. Ich bin nie mehr und besser geliebt worden, als von ihr," schreibt sie selber über die Freundin.

Und mit Recht, denn Elisabeth v. Hausen hat alle Kämpfe und Krämpfe, welche E. M. Hamann durchkosten mußte, ehe sie sich zu religiöser Klarheit emporrang, mit hingebendem Verständnis mitgelitten, sie stand in guten und bösen Zeiten neben ihr — sie bereitete ihr ein köstliches Heim im eigenen Hause, Pflege in gesunden und kranken Tagen. Dafür lohnte ihr E. M. Hamann mit treuer Liebe weit über das Grab hinaus.

Es ist klar, daß der Verlust einer solchen Lebensfreundin wie der Verlust des halben Lebens für sie war. In der Tat hat sich unsere tapfere Lebenskämpferin nie vollständig von diesem Schlage erholt. Es ging seitdem ein Riß durch ihre Kraft, eine steigende Ermüdung machte sich geltend. Freilich bemerkten das nur ihre Vertrauten; denn in den letzten Jahren hat E. M. Hamann geradezu Erstaunliches gearbeitet.

Gütiges, herzliches Verständnis für andere, neben hellem kritischen Blick und scharfem Unterscheidungsvermögen befähigten sie, ihre große Belesenheit und enorme Literaturkenntnis im literarischen Essay zu verwerten. Sie hat auf diesem Gebiete für die aufblühende katholische Literatur viel Tüchtiges und Förderndes geleistet. Wir verweisen nur auf ihre Neuherausgabe und Weiterführung der Literaturgeschichte von Brugier, deren hoher Wert allgemein anerkannt wurde. Ferner auf die große Anzahl ihrer Bücherbesprechungen, welche die „Kölnische Volkszeitung", die „Allgemeine Rundschau", der „Deutsche Hausschatz" brachten.

Es macht sich in all diesen Kritiken das gewissenhafte Bestreben geltend, gerecht zu sein; zuweilen sind hier Güte und Nachsicht allzu groß, zuweilen sieht sie mehr in die Bücher hinein, als darin ist, aber das sind die Fehler des reichen Geistes, des gütigen Herzens.

Besonders zu erwähnen ist hier noch ihre schöne pietätvolle, Biographie der verstorbenen Freiin v. Brakel, mit der ein reger Geistesaustausch sie seit geraumer Zeit verbunden hatte. Dann ihre, freilich weit früher zu datierende Broschüre über die Schriftstellerin M. Herbert, welche ihr manche Unannehmlichkeit zuzog.

Fast mit allen sich im katholischen Lager und auch außerhalb desselben literarisch Betätigenden der letzten zwei Jahrzehnte stand und steht E. M. Hamann in geistigem Austausch; wir nennen nur Namen wie Hedwig Dransfeld, Paul Keller, Isabella Kaiser und Pauline Herber, Franz Eichert, Frenssen, Pater Rösler, Dr. Armin Kausen und viele andere. Sie hat auf ein innerlich reich bewegtes, an Erfolg gesegnetes Leben zurückzuschauen.

Wir sind uns bewußt, mit diesem Aufsatz dem bedeutenden Werke E. M. Hamanns nicht erschöpfend gerecht geworden zu sein, allein sie, die nie nach Lob und Dank fragte, sondern ihre Arbeit tat, weil es die Arbeit war, die Gott von ihr wollte, wird damit zufrieden sein. Die anderen aber sollten die Ideen dieser Frau aus ihrem Schaffen kennen lernen. Es lohnt der Mühe; vornehmlich den Männern, die so oft die Bestrebungen der Frauen in falschem Lichte sehen, würde das Studium des Buches „Erhebet euch" manches klarer und begreiflicher machen.

Auch etwas von der Ausstellung München 1908.

Von Anton Maier.

In Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau" wurde bedauert, daß die Schwabinger Schattenspiele, welche die religiösen und sittlichen Gefühle vielfach gröblich verletzen, auf die Ausstellung verpflanzt worden seien. Wie es scheint, hat man es überhaupt bei der Ausstellung, sagen wir einmal mit der Wahrung der Schicklichkeit, nicht allzu genau genommen. Es befremdet schon, daß sich auf Schritt und Tritt mit gehäufter und gesuchter Absichtlichkeit so viele unverhüllte weibliche Figuren dem Auge aufdrängen. Selbst auf den — Friedhof der Ausstellung hat sich eine weibliche Nudität als Grabmalfigur verirrt. Vor lauter Begeisterung für die Kunst hat man das Augenmaß für das Schickliche vielfach verloren. Unsere Frauenwelt geht anscheinend gleichgültig an dieser öffentlichen Massenschaustellung[1]) des weiblichen Körpers vorbei, während man auf der anderen Seite fast in Ohnmacht fallen möchte beim Gebrauche mancher harmloser Worte. Nicht zu verstehen ist es ferner, daß in der Sr. K. Hoheit dem Prinzregenten gewidmeten Ehrenhalle an den vier Ecken männliche Kolossalfiguren, denen im übrigen eine große Kunst der Ausführung nicht abgesprochen werden soll, in vollständiger brutaler Nacktheit ohne die geringste Hülle aufgepflanzt sind.[2]) Und das in einer Ausstellung, die zahllose unerwachsene schulpflichtige Knaben und Mädchen durchwandern. Ob da nicht so manchmal die kindliche Einbildungskraft bisher ungekannte Bilder und Eindrücke mit hinausnimmt, ob da nicht so manchmal der kindlichen Phantasie ein gefährliches bisher verschlossenes Gebiet sich eröffnet? Wenn man sagt, diese Darstellungen wirkten nicht sinnlich erregend, so vergißt man, daß Kinder mit anderen Augen schauen als Erwachsene. Man könnte wahrhaftig die Verantwortung fürchten, wenn man überhaupt einem Höheren sich noch verantwortlich fühlt. Und manche Leute haben ja die polizeiwidrig rückständige Ansicht, daß es sogar für Künstler einmal ein Gericht gibt, zu welchem dann kein Sachverständiger beigezogen wird, ja bei welchem sogar die jetzt vielfach außer Geltung gesetzten Moralvorschriften wieder in Kraft treten werden. Dabei möchten wir uns die Frage erlauben: Hätte wirklich die Idee, falls eine solche überhaupt zugrunde liegt, darunter gelitten, oder hätte der Künstler seine Kunst weniger zeigen und betätigen können oder würden die Beschauer eines Kunstgenusses entbehren, wenn die Figuren minder schamlos hingestellt worden wären, etwa ein klein wenig verhüllt wie in früherer Zeit die Figuren in der Glyptothek? Oder hat der Begriff Pudenda in unserer schamlosen Zeit ganz seine Bedeutung verloren? Großes Aergernis erregt auch eine Knabenfigur, die in einem Ausstellungsraum als Brunnen verwendet wurde, und die salva venia auf natürliche Weise Wasser von sich gibt. Wenn der betreffende Künstler keinen besseren Witz machen konnte als diesen, der zudem nicht neu ist, dann soll er das Witzemachen bleiben lassen. Das ist kein Witz, das ist eine Roheit. Müssen da nicht anständige Mädchen und Frauen erröten und, statt die Einzelheiten dieses Ausstellungsraumes anzusehen, schleunigst weitergehen? Und wenn schließlich auch die Großstädter gegen diese Dinge schon abgestumpft sind, so denke man an die Tausende vom Lande, in denen derartige Dinge einen Umsturz ihrer bisherigen Anschauungen von Schicklichkeit und Sittsamkeit hervorrufen.

[1]) In dieser tendenziösen Massenschaustellung von Nur-Nuditäten liegt in der Tat das Anstößige. Eine einzelne Figur, ideal und symbolisch aufgefaßt, würde, zumal bei dem verwendeten rauhen, körnigen Material, nicht leicht Aergernis erregen. Aber diese rudelweise bei den Haaren herbeigezogenen Aktmodelle in den unmöglichsten Stellungen verraten zu sehr die Absicht.

[2]) Am Tage der Eröffnung der Ausstellung wurde ein drastischer Ausspruch eines sehr hohen Herrn bekannt, der beim Anblick der vier Eckensteher bemerkte, das sei ja hier der reinste Bedürfnisort.

Digitized by Google

Gewitterschwüle.

Der Sommertag so träge schleicht,
Es kühlt kein Schatten,
Die Sonne glüht und sengt und bleicht
Die grünen Matten.

Kein Lüftchen rings das Laub bewegt,
Gewitter dräut,
Kein Vöglein sich im Busche regt,
Der Rabe schreit.

So drückt die Ahnung unser Herz
Gewitterschwül,
Es kündet Sturm und wilden Schmerz
Dies Vorgefühl.

Th. Singold.

Schulze-Delitzsch.

Zur Feier seines 100. Geburtstags (29. August).

Von

Nikolaus Kuhn, Zellingen a. Main.

Am 29. August 1908 sind es 100 Jahre, daß Hermann Schulze, nach seiner Vaterstadt Delitzsch allgemein Schulze-Delitzsch genannt, das Licht der Welt erblickte. Er war der Wegebahner, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu gleicher Zeit wie Raiffeisen u. a. das Genossenschaftswesen in Fluß brachte. Die folgenden Zeilen sollen dem Leser den Lebenslauf des rastlos vorwärtsstrebenden Pfadfinders vor Augen stellen.

Hermann Schulze wurde am 29. August 1808 in der sächsischen Kreisstadt Delitzsch geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, wissenschaftlich gebildeter Bürger, Bürgermeister und Richter in der Kreisstadt. Hermann war der älteste unter zehn Geschwistern. Im Alter von dreizehn Jahren wurde er nach dem Mittelpunkt der damaligen Bildung, nach Leipzig, gebracht, um in der Nikolaischule für die Universität vorgebildet zu werden. Nach Absolvierung der Nikolaischule studierte er zwei Jahre in Leipzig und dann auf der preußischen Universität Halle Jurisprudenz. Er war ein lustiger Student voll heiteren Sinns und ernsten Strebens, ein ritterlicher Korpsstudent, dem die Ausschweifungen der Paukereien, die damals ganz besonders zum Komment gehörten, zuwider waren.

Seiner Militärpflicht genügte er als Einjährig-Freiwilliger bei der preußischen Infanterie. In dem protestantischen Vaterhause herrschte eine freisinnige Religionsanschauung, doch war Hermann Schulze durchdrungen von dem hohen Wert der Religion als Quelle des sittlichen Lebens. Die zwei ersten juristischen Prüfungen bestand er gut; eben war er daran, sein drittes Examen zu machen, da mußte er für seinen erkrankten Vater das Patrimonialgericht in Delitzsch übernehmen. In dieser Stellung mit ihren verschiedenartigen Aufgaben lernte er das Volk und seine Ansichten, seine wirtschaftlichen Bedürfnisse und Nöten gründlich kennen und erwarb sich die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger. Hier liegen die Wurzeln seiner späteren genossenschaftlichen Tätigkeit.

Nach der Wiederkehr der Gesundheit seines Vaters nahm Schulze sein Studium wieder auf, bestand 1838 sein drittes Examen, trat beim Oberlandesgericht Naumburg ein, arbeitete sodann beim Kammergericht in Berlin, bis er 1840 wieder in seine Heimat berufen wurde als Vertreter für einen erkrankten Patrimonialrichter. Nach dem Tode des letzteren wurde ihm dieses Richteramt definitiv übertragen. In dieser Stellung gewann er durch seine strenge Gewissenhaftigkeit im Amte sowie durch seine rege Anteilnahme am Volksleben in Gesang- und Turnvereinen das Zutrauen und die Herzen seiner Mitbürger.

Um seine Talente für Kunst und Wissen besser zu entfalten, machte Schulze in den Jahren 1841 bis 1844 jährlich eine Ferienreise. Er besuchte Salzburg und Tirol, die Kunststadt München, machte eine Fußreise durch die wildromantischen Gebirgsgegenden von Norwegen und Schweden und suchte die uralten Kulturstätten und berühmten Kunstschätze Italiens auf.

Seine Liebe zum Volk und seinen Willen, für das Volkswohl praktisch tätig zu sein, bekundete er zum erstenmal auf hervorragende Weise in dem schweren Hungerjahr 1846. Als man infolge der schlechten Ernte das Notjahr herankommen sah, bildete der wackere Volksmann sofort ein Komitee; dieses erließ unter seinem Vorsitz Aufrufe, veranstaltete Sammlungen, die bedeutende Summen einbrachten. Dann wurde Getreide im großen eingekauft und auf einer gepachteten Bachmühle vermahlen; auch eine Bäckerei pachtete das Hilfskomitee und setzte sie in Betrieb. So wurde auch im Notjahr 1846 im Kreis Delitzsch das Brot des armen Mannes nicht verteuert — ganz Unbemittelte erhielten das Brot sogar umsonst — und Delitzsch blieb von den Raubzügen verschont, die im Frühjahr 1847 von hungernden Volksmassen in fast allen Gegenden Preußens gegen Bäckereien und Getreidelagerhäuser unternommen wurden. In Anerkennung seiner Verdienste um das Volkswohl wurde der Vierzigjährige 1848 im Wahlkreise Delitzsch in die preußische Nationalversammlung gewählt, die zur Vereinbarung einer Verfassung für den preußischen Staat berufen war. 1600 Bittgesuche liefen aus Arbeiterkreisen bei der Nationalversammlung ein, die Wünsche und Vorschläge zur Förderung der Volkswohlfahrt enthielten. Eine Kommission mit Schulze an der Spitze sollte die Petitionen ordnen und prüfen. Infolge der politischen Wirren zeitigten aber die mühevollen Arbeiten keinen praktischen Erfolg. In den Unruhen von 1848 war Hermann Schulze Mitglied des linken Zentrums. Freimütig trat der unerschrockene, gewandte Redner ein für die Freiheit des Volkes und die Einigung Deutschlands. Bei aller Freiheitsliebe bewahrte er aber doch weise Mäßigung und Besonnenheit. Trotzdem wurde er 1850 mit 41 anderen Mitgliedern der Nationalversammlung wegen Verbreitung des Steuerverweigerungsbeschlusses von 1848 und wegen Aufforderung zum Aufruhr vor Gericht gestellt. Aber dank der glänzenden Verteidigungsrede Schulzes wurden alle Angeklagten von den Geschworenen freigesprochen.

Mit der Aufhebung der Patrimonialgerichte in Preußen 1849 verlor Schulze seine einträgliche Stellung in seiner Heimat und wollte nun als Richter in den Staatsdienst übertreten. Nach fast zweijährigem Warten erhielt der freimütige deutsche Mann 1850 einen (Straf-)Posten in dem polnisch-jüdischen Städtchen Wreschen in Posen, wohin ihm auch seine junge Gemahlin, eine begüterte Berlinerin, folgte. Aber schon 1851 kam es zu einem Konflikt zwischen dem Justizminister und dem außerordentlich tüchtigen Kreisrichter infolge kleinlicher Schikanen seitens des ersteren; Schulze nahm seinen Abschied aus dem Staatsdienst, siedelte mit Weib und Kind nach Delitzsch über und verdiente durch Privatarbeiten in der Rechtspflege seiner Familie den Unterhalt.

Jetzt beginnt Schulzes umfassende Tätigkeit auf sozialem, genossenschaftlichen Gebiet. Seit 1848 nahm die soziale Frage unter dem Titel „Arbeiterfrage" die öffentliche Aufmerksamkeit in aufregender Weise in Anspruch. Die sozialistischen Pläne französischer Theoretiker lehnte Schulze ab. Geleitet von dem Gedanken der Arbeiter-Assoziationen in England erstrebte er die wirtschaftliche Kräftigung der Massen durch genossenschaftliche Selbsthilfe, unter Ausschluß des vom wirtschaftlichen Liberalismus beherrschten Staates. 1849 gründete er in Delitzsch eine Kranken- und Sterbekasse und die Rohstoffassoziaton der Schuhmacher, 1850 einen Vorschußverein. Der praktische Mann erkannte eben, daß durch erfolgreiche Gründungen im kleinen der Genossenschaftsgedanke mehr Verbreitung finde als durch begeisterte Reden und marktschreierische Artikel in der Presse. Dabei versäumte er jedoch nicht, durch Wort und Schrift Handwerker- und Arbeiterkreise über das Genossenschaftswesen aufzuklären. So gab er z. B. 1853 ein „Assoziationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter" heraus. Für die Gründung und Leitung der Vorschuß- und Konsumvereine, der Rohstoff- und Lagerhausgenossenschaften, die grundsätzlich keine Wohltätigkeitsvereine sein sollten war Schulze mit seiner gründlichen juristischen Bildung, seinem glänzenden Rednertalent, seiner genauen Kenntnis des werktätigen Volkes der geeignete Mann. Die von ihm ins Leben gerufenen Genossenschaften, namentlich die Vorschußvereine, gelangten bald zu hoher Blüte. Schon Ende der fünfziger Jahre hatten sich diese Volksbanken über Sachsen, Hannover, Mitteldeutschland und teilweise auch in Süddeutschland ausgebreitet. 1861 schlossen sich die von Schulze gegründeten Genossenschaften zu einem Verband zusammen, eine Zentralleitung wurde errichtet, Schulze wurde zum „Anwalt der Genossenschaften" ernannt. Der Verband legte sich eine eigene Zeitschrift bei: „Blätter für Genossenschaftswesen". Volle 10 Jahre hatte der uneigennützige Volksfreund ohne jede Vergütung Zeit und Arbeitskraft dem Genossenschaftswesen geopfert. Als Gegenleistung veranstalteten Freunde und Gesinnungsgenossen eine Sammlung und überreichten ihm am 4. Oktober 1863 ein Nationalgeschenk von etwa 5000 Talern. Aber nur einen kleinen Teil davon nahm er für sich; aus dem Stammkapital errichtete er eine Stiftung für solche Männer, die in nationaler, politischer und sozialer Hinsicht sich in den Dienst des Vaterlandes stellten — eine edle Tat.

Auch politisch trat Hermann Schulze hervor. 1859 nahm er hervorragenden Anteil an der Gründung des deutschen Nationalvereins. Sein Ziel war die Einigung Deutschlands unter Leitung des preußischen Königshauses. 1861 wurde er von den Liberalen im 3. Berliner Wahlkreis in das Abgeordnetenhaus gewählt, dem er bis 1875 angehörte. 1861 wirkte er tatkräftig mit bei der Gründung der deutschen Fortschrittspartei. Da er sich als Abgeordneter längere Zeit in Berlin aufhalten mußte, verlegte er 1862 seinen Wohnsitz von Delitzsch nach Potsdam. Von 1867 bis 1883 war er als Mitglied des Reichstags einer der Führer der Fortschrittspartei.

Benützte Quelle: „Schulze-Delitzsch" v. A. Bernstein, Berlin, Verlag der Buchdruckerei der „Volkszeitung".

Digitized by Google

Nachdem Schulze 1861 die Zentralleitung der Genossenschaften übernommen hatte, wurden dieselben nach innen und außen immer mehr ausgebaut. 1864 wurde in Mainz ein Grundstatut aufgestellt, als Mittelglied zwischen der Zentralleitung und den einzelnen Vereinen wurden „Landes-Unterverbände" errichtet, 1865 wurde zur besseren Verwaltung des Vermögens die „Deutsche Genossenschaftsbank" in Berlin gegründet mit einem Kapital von 275,000 Talern. Als Abgeordneter war Schulze hervorragend bemüht um die gesetzliche Festlegung des Genossenschaftswesens und die Aufhebung des Koalitionsverbots. Dank seinen gründlich durchgearbeiteten Anträgen kam 1867 das preußische und 1868 das Genossenschaftsgesetz für den Norddeutschen Bund zustande, das später auf das ganze Reich ausgedehnt wurde. Regierung und Konservative standen dem volkstümlichen Genossenschaftswesen Schulzes feindlich gegenüber, weil sie darin ein Mittel des politischen Liberalismus erblickten, um Handwerker und Arbeiter für sich zu gewinnen. Sogar der Sozialist Lassalle war ein ausgesprochener Gegner dieser genossenschaftlichen Selbsthilfe und vertrat mit Bismarck die Ansicht, eine genossenschaftliche Organisation sei nur möglich auf der Grundlage der Staatshilfe.

Während Raiffeisen, ein Zeitgenosse von Schulze-Delitzsch, mit seinen Darlehenskassen lediglich der ländlichen Bevölkerung zu Hilfe kommen wollte, war der letztere bemüht, die Interessen der städtischen Bevölkerung, der Handwerker und späterhin auch der Arbeiter zu fördern. Anfangs standen beide Organisationen einander feindselig gegenüber, später haben sie voneinander gelernt und heute arbeiten beide ziemlich gleichartig nebeneinander.

Bei vielfacher Anfeindung fand Schulze aber auch Anerkennung. 1873 ernannte ihn die juristische Fakultät der Universität Heidelberg zum Ehrendoktor der Rechte. Zahlreiche Ehrendiplome und Anerkennungsschreiben von Staatsmännern, gelehrten Körperschaften und kaufmännischen Gesellschaften des Inlandes und mehr noch des Auslandes wurden ihm zuteil. Der „Allgemeine Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften" steht heute noch da als ein mächtiger deutscher Eichbaum. Der Verband umfaßt nach Statistik von 1903 in 29 Unterverbänden 1651 Genossenschaften mit etwa 980 000 Mitgliedern; darunter sind 959 Kreditgenossenschaften, 506 Konsumvereine usw. Das Gesamtbetriebskapital der Kreditgenossenschaften betrug 1902 903'193,595 ℳ. Davon sind 201'878,164 ℳ eigenes Vermögen, bestehend aus Geschäftsguthaben und Reservefonds und 701'315,431 ℳ aufgenommene fremde Gelder. (Herders Konversationslexikon.)

Hermann Schulze-Delitzsch endete sein arbeitsreiches Leben 1883 in Potsdam. Jetzt aber, bei der Jahrhundertfeier seines Geburtstages, wird auch der politisch und genossenschaftlich Andersdenkende dem freimütigen, rastlos vorwärts strebenden deutschen Mann, dem praktischen Vorarbeiter und uneigennützigen Vorkämpfer auf dem Gebiete der genossenschaftlichen Selbsthilfe, seine Hochachtung und Anerkennung nicht versagen können.

Lied eines fahrenden Sängers.

Mit Gott! Ich ziehe in die Welt,
Ein junges Sängerblut,
Und weil es edler Kunst gefällt,
Ich ziehe wohlgemut.

Mein Saitenspiel, ein frisches Herz
In sangesfroher Brust,
Sie lassen wandern allerwärts
Mich voller Lebenslust.

Manch schöne Weise hell und zart
Zu manchem schönen Lied
Begeist'rungsvoll, nach Sängerart,
Den Saiten dann entfließt.

Von Freiheit, Heldenmut und Kraft,
D'ran Männer sich erbau'n,
Von Liebe, wie sie Liebe schafft
Im Kreise holder Frau'n.

Und hat zum Lied mein Spiel entzückt,
Wird man mir danken still:
Mein Herz, im Liede selbst beglückt,
Hat alles, was es will.

Ihm ist das Leben Harmonie,
Mir blüht der schönste Lohn
Im Märchenreich der Phantasie
Als freiem Musensohn!

Hubert Nolden.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der beleidigte Freisinn.

Gebt acht! Herr Wiemer stößt ins Horn:
Jetzt wird nicht mehr geplänkelt!
Geschwollen ist der Männerzorn,
Der Freisinn ist gekränkelt!
Der Schücking! Der Schücking!

Herr Wiemer rufet schauerlich
Zum Krieg für heilige Sache.
Und's Echo hallt: bedauerlich!
Und: Rache, blutige Rache
Für Schücking! Für Schücking!

Entsetzlich ist der Kampf entfacht,
Die Erde will erbeben —
Und wer noch nie hat recht gelacht,
Der kann noch was erleben
Mit Schücking! Mit Schücking!

Auch Bülow lacht in sich hinein,
Und kalkuliert genau so:
Das bravste Kind muß einmal schrei'n,
Drum machen sie Radau so
Mit 'm Schücking! Mit 'm Schücking! Ridens.

Eine Aktiengesellschaft zur Verteidigung bedrohter Volksrechte

plant der Nationalverein für das liberale Deutschland, der mit dem Sitze zu München in der Finkenstraße dem Liberalismus neuen Samen zuführen soll. In einer streng vertraulichen Aussprache wurde hervorgehoben, daß die Verteidigung der Volksrechte auf Aktien (ev. auch als Gesellschaft mit beschränkter Haftung) eine „Forderung des Tages" sei, nachdem die im Block vereinigten liberalen Fraktionen erst jüngst bei wiederholten Gelegenheiten (Polenenteignung, Sprachenparagraph) wichtige Volksrechte schmählich preisgegeben hätten. Zwei freisinnige Führer, welche in der Diskussion die Befürchtung aussprachen, daß der Aktienliberalismus die Volksrechte noch skrupelloser verraten werde als der Fraktionsliberalismus, wurden zur Ordnung gerufen. Schließlich einigte man sich dahin, daß im § 2 der Statuten der neuen Aktien-Zentralstelle der Begriff „Volk" und „Volksrechte" dahin abgegrenzt werde, daß unter „Volk" nur die Anhänger einer liberalen Weltanschauung unter grundsätzlicher Ausschließung jeder ultramontanen oder evangelisch-orthodoxen Richtung zu verstehen seien. Auch bezüglich der Stände findet eine Einschränkung statt. Die Zentralstelle z. B. b. B. hat sich in erster Linie mit den Volksrechten derjenigen Kommerzienräte, Bürgermeister, Professoren, Lehrer usw. zu befassen, welche sich durch Unterschrift auf Lebenszeit dem Liberalismus verpflichten. Ansprüche anderweitig bedrohter Volksrechte wandern, wie ein Redner unter großer Heiterkeit sich ausdrückte, in den „polnischen Papierkorb". Namentlich die Rechte der Katholiken in Mecklenburg, Braunschweig und Sachsen bleiben ausgeschaltet. § 6 lautet wörtlich: Amtsentsetzung politischer Gegner im Disziplinarwege ist nicht nur erlaubt, sondern nationale Pflicht. Dasselbe gilt vom nationalen Spitzeltum (Konitzerei). Rigoletto.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Der „Ringzyklus" beherrschte die verflossene Woche. Felix Mottls musikalische Leitung war wieder eine in allen Teilen großzügige und hinreißende. Die Regie lag in Fuchs bewährten Händen. Er war im Verein mit Maschinerie-direktor Klein bestrebt, die Inszene weiterhin zu vervollkommnen. Die Regenbogenbrücke, die wabernde Lohe, der Walkürenritt wiesen mancherlei Verbesserungen auf. Beleuchtung und Nebelschleier sind feiner in den Farbenübergängen und duftiger geworden. Von Kraus (Siegmund), Briesemeister (Loge), Frl. David (Wellgunde) und dem früher hier engagiert gewesenen Zador (Alberich) abgesehen, waren alle Rollen von heimischen Kräften besetzt. Daß sich hieraus stilistisch große Vorteile ergeben, ist sicher. Feinhals machtvoller Wodan, Frl. Morenas herrliche Sieglinde, die großzügige, glänzend disponierte Brunnhilde Frl. Faßbenders und Knotes stimmgewaltiger Siegfried boten wieder Leistungen, welche die tiefgehendsten Wirkungen auslösten. In „Tristan" boten Kraus und Frl. Faßbender Rühmenswertes. Die Tannhäuser-Leitung war Röhr übertragen, welcher sich als würdiger Festspieldirigent erwies. Tänzler sang den Tannhäuser erfolgreich, wenn seine schönen Mittel auch noch nicht immer voll zur Geltung kamen. Frau Burk-Berger ist eine

Digitized by Google

bewährte gute Venus, und das stimmschöne Fräulein Fay zeigte sich strebend bemüht, der Elisabeth nach der Seite der Empfindung näher zu kommen.

Künstlertheater. Die letzte Premiere der Reformbühne brachte Kotzebues Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter". Dem Theater waren gewiß schwierigere zu lösende Aufgaben gestellt, als diese, aber die Inszenierung der harmlosen Spießbürgersatire war das harmonischste, was wir im Künstlertheater gesehen haben. Freilich nicht im Sinne der Reform, denn dieses bis ins kleinste Detail sorgsam ausgewählte und liebevoll abgestimmte Biedermeierinterieur muß man in der Sprache der Theoretiker ja eigentlich als Dekorationsplunder der Illusionsbühne bezeichnen. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie . . ." Es blieben lediglich die beiden sogenannten „Türme", welche an Stelle von Kulissen den Schauplatz rechts und links abgrenzen, als Wahrzeichen der „Reform". Die Ausstattung war von Th. Th. Heine, der neben seiner Tätigkeit als Witzblattzeichner ein begabter Möbelarchitekt und Maler ist. Sein Interieur war in seinen zarten Farbenübergängen von feinem Reiz. Die geringe Tiefe der Bühne (sonst meines Erachtens ein Nachteil) förderte die Traulichkeit. Vortrefflich wirken auch die Kostüme. Es fehlen nicht humoristische Unterstreichungen. Sie passen aber gut zum Ton des Lustspieles, da sich Heine aller „Simplicissimus"-schärfe enthält. Auch die Straßenszene wirkte gut. Der in Duster gehüllte Häuserprospekt lag hinter einem Stadtgraben, die Bildwirkung war vortrefflich. Die hölzernen „Türme" trugen Fensteröffnungen, aus denen die Personen sprachen, und in dem nächtlichen Dunkel störte es nicht, daß sie keine Häuserfassaden vortäuschten. Daß nun mit dieser hübschen Aufführung „bewiesen" sei, daß literarisch wertlose Stücke durch Durchbildung des Szenischen zur „Höhe eines Kunstwerkes erhoben werden können", glaube ich nicht. Man kann nicht sagen, daß die „Kleinstädter" ohne Qualität sind. „Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes," sagte Goethe zu Eckermann. Für uns Heutigen kommt noch der kulturhistorische Reiz hinzu. Wie man aber z. B. die Werke unserer Blumenthal, Kadelburg und Konsorten „künstlerisch heben" könnte, weiß ich wahrlich nicht. Unter Basils Regie wurde ganz ausgezeichnet gespielt. Von den einzelnen Gestaltungen sei nur Frau Conrad-Ramlos köstliche „Untersteuereinnehmerin" hervorgehoben. Das Publikum war in bester Stimmung.

Kgl. Residenztheater. Die Premierenwahl ist keine unbeschränkte, so lange ein großer Teil der Bühnenkräfte für das Künstlertheater gebraucht wird. Unter diesem Gesichtswinkel muß man „Lysanders Mädchen", ein Lustspiel von J. V. Widmann, betrachten, welches durch seine flotten, wenn auch zuweilen banalen Reime unterhält und harmlose Schwankmotive durch das Gewand der Antike freundlich aufputzt. Gewichtigeres folgte diesem sympathisch aufgenommenen Einakter. Molières „Schule der Ehemänner" in der Uebersetzung des vielgewandten Sprachkünstlers Fulda. Gespielt wurde unter Dr. Kilians Regie, die auch einige schwächere Talente gut zu verwenden wußte, durchwegs recht hübsch. Es muß genügen, die Leistungen der Damen Berndl und Reubke, sowie der Herren Birron, Graumann, Jacobi und Wohlmuth hervorzuheben.

Schauspielhaus. Skowronneks Lustspiel „Panne" ist, von einigen überflüssigen Ammenscherzen abgesehen, ein sehr harmloses Stück, das durch seine „bewährten" Schwankmittel amüsierte. Dem Automobilsport hat der Autor nicht viel komische Seiten abzugewinnen gewußt. Das Stück ist immerhin sympathischer und auch lustiger als „Die Spatzenliebe" von L. Artus. Dieses Stück ist eine leere Spielerei mit einer Anzahl Ehebrüchen und steuert am Ende einem moralischen Schlusse zu. Daß zweideutige Anspielungen und gehäufte Flitterwochenzärtlichkeit denn doch nicht genügen, um das Publikum dauernd zu fesseln, zeigte die abgeflaute Stimmung am Schlusse.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Bayreuther Festspiele sind erfolgreich zu Ende gegangen. Die nächsten Aufführungen werden 1910 stattfinden. — Siegfried Wagner wurde eingeladen, in Neuyork seine Oper „Bärenhäuter" zu dirigieren. — In Dresden wurde anläßlich des Esperantokongresses Goethes Iphigenie durch erstrangige Künstler in dieser Kunstsprache aufgeführt. Die Monotonie des Tonfalles ermüdete. — Ludwig Barnay, welcher in den letzten Jahren das Kgl. Schauspielhaus leitete, wurde in gleicher Stelle an die Hofbühne in Hannover berufen. — Der Neubau des Berliner Opernhauses, zu welchem bereits Pläne des Baurates Grenzner vorliegen, soll 15 Millionen kosten, eine Summe, welche von den meisten Seiten als übermäßig hoch bezeichnet wird. — In Berlin tauchen für das Jahr 1913, in welchem Wagners Werke tantiemenfrei werden, mehrere Pläne für große Theatergründungen auf. Man hört von Riesengagen und kleinen Preisen, was sich immerhin nicht so leicht realisieren wird. — Wagners „Siegfried" wurde im Naturtheater von Canterot unter freiem Himmel gegeben. Die Pariser Berichte lauten nicht unbedingt zustimmend.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An allen Weltplätzen hat sich — von Neuyork ausgehend — an den Börsen eine unverkennbar feste Tendenz entwickelt. Die Einwirkung der allgemeinen Konsolidierung ist zu stark, um einer neuerlichen Reaktion Platz zu machen. Was die finanzwirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondere der heimischen Märkte anbetrifft, so wird die günstige Stabilität und feste Tendenz aller Faktoren hauptsächlich der vom Geldmarkt ausgehenden Beruhigung zuzuschreiben sein. Es ist jedoch nicht zu verkennen, dass diese Besserung in allen Kreisen von Handel und Industrie noch anhaltender und durchgreifender wäre, wenn nicht das schon seit langer Zeit andauernde Hangen und Bangen hinsichtlich der geplanten Reichsfinanzreform verschiedene Kreise in Reserve hüllen würde. Man ist sich in den massgebenden Kreisen, wie auch aus den Zeitungspolemiken hervorgeht, klar, dass ein Hauptteil der aufzubringenden neuen Steuern auf Handel und Industrie lasten wird. Vom börsentechnischen Standpunkt aus betrachtet, werden derartige momentane Belastungen zu ertragen sein, wenn die jedenfalls gewaltigen Summen zum Teil auch zu Schuldentilgungen und vor allem zur Vermeidung von neuen Anleihen des Reiches dienen. Dadurch würden nach Jahrzehnten endlich Deutschlands Finanzen beginnen sich zu konsolidieren, und die Anleihen, die bisher mit unheimlicher Sicherheit vermehrt wurden, mit der Zeit sich der früheren Beliebtheit erfreuen. Beweist doch schon die Steigerung speziell der vierprozentigen Rentenwerte, dass das heimische Spar- und Kapitalistenpublikum sein Augenmerk jetzt schon den deutschen Staatsanleihen zuwendet! Die Steigerung der Renten, insbesondere der nach langer Zeit wieder erreichte Parikurs der vierprozentigen Renten, ist nicht nur ziffermässig bemerkenswert, sondern von internationaler Bedeutung. Dem Ausland — vor allem den englischen Finanzkreisen — das bisher die deutsche Wirtschaftspolitik misstrauisch verfolgte, ist bewiesen, dass ohne seine wesentliche Inanspruchnahme die Klassierung der heimischen Renten eine vollständige sein konnte.

Die Wochenrapporte der Deutschen Reichsbank haben das Prestige der Wiedergesundung der deutschen finanziellen Situation wesentlich gefördert. Die steuerfreien Reserven des Noteninstitutes sind wieder gekräftigt. Der Monatsultimo und die hiermit verbundenen Mehrforderungen an den Geldmarkt werden daher der momentanen Geldabundanz nicht viel anhaben können. — Grössere Gefahr besteht in der Entziehung etwaiger disponiblen Gelder vom Auslande, denn schon werden die verschiedensten Meldungen von grossen Anleihen z. B. Russlands laut. Die anhaltende Geldflüssigkeit wird mit der Zeit dem Wirtschaftsleben noch mehr zugute kommen. Besonders der Baumarkt und damit im Gefolge alle Industriezweige, werden sich beleben, wenn auch die geübte Restriktion seitens der Banken zwar hemmend, aber gesundend wirkt. Die schärfere Kontrolle der Reichsbank über die sogenannten Finanzwechsel wird hoffentlich den bisherigen Finanzkatastrophen keine neuen Momente zuführen. Die Besorgnisse bzgl. der industriellen Konjunktur sind unbegründet; zu den günstigen Berichten vom Eisen- und Stahlmarkt kommen noch die sehr zufriedenstellenden Meldungen der Ernte. Bemerkenswert ist die Preiserhöhung für einzelne Eisensorten in Oberschlesien, weil dadurch auch in Deutschland eine Belebung der Industrie dokumentiert ist. Die amerikanischen Eisen- und Stahlmarktberichte melden eine entschieden optimistische Wendung der Gesamttendenz. Die Kauflust und Nachfrage der Abnehmer scheint auch bei uns eine regere zu werden. Massgebend bleibt hier stets, wie in allen Fällen, dass keinerlei Beunruhigung der monetären Konstellation eintritt. Von der beginnenden Besserung, die zwar überall ersichtlich ist, jetzt schon in den früheren ungesunden Optimismus zu verfallen, wäre von grösstem Schaden für eine weitere ruhigere Konjunkturentwicklung in Deutschland. Schon beginnen allenthalben Anzeichen sich bemerkbar zu machen, dass bei vielen Beteiligten die harten Verluste an Kapital und Vermögen in Vergessenheit kommen. Nach den amerikanischen Hausse-Attaken scheinen die Kapitalistenkreise Deutschlands nunmehr auf die südafrikanischen Goldminenaktien aufmerksam gemacht zu werden. Wenn auch jahrlang dieses Gebiet brach gelegen ist und Besserungen nicht zu verleugnen sind, so darf nicht unterlassen werden, hier besonders dem Kleinpublikum Vorsicht in vermehrtem Masse nahezulegen. War es doch in erster Linie das deutsche Kapital, das nicht nur Geld zu derartigen Finanzierungen hergab, sondern noch Hunderte von Millionen Mark erspartes deutsches Geld dem Moloch der Spekulation mühelos opfern musste! M. Weber.

Durch die Neuorganisation der bayerischen Realschulen wurde deren Absolventen eine Reihe von Berufen geöffnet, welche bisher nur den Schülern der gymnasialen und realgymnasialen Anstalten offen standen. Wir erwähnen davon nur das höhere Lehramt, den Staatsbaudienst, den höheren Dienst der Post- und Telegraphenverwaltung und das Studium der Medizin. Alle diese Berufsmöglichkeiten bieten sich auch den Absolventen der militärberechtigten bayerischen Privatanstalten, unter denen das **Institut Hombrich in Nürnberg** sich im besonderen Maße des Vertrauens weitester Kreise erfreut. Die Anstalt, die bereits auf eine 60jährige Tätigkeit im Dienste der Jugend zurückblickt, bietet ihren Zöglingen neben einer tüchtigen, modernen Bildung gewissenhafte, die Eigenart eines jeden Knaben berücksichtigende Erziehung und ausgezeichnete Verpflegung. Außerdem gewährt der Aufenthalt in Nürnberg, der bedeutenden Handels- und Industriestadt mit ihren zahlreichen Bildungsstätten und Kunstschätzen, manche Bildungsmöglichkeiten, die dem Bewohner kleinerer Plätze versagt bleiben und die besonders dem künftigen Kaufmann sehr zustatten kommen.

Digitized by Google

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Bad Brückenau Kgl. Stahl- u. Moorbad, Spezialbad f. Harnleidende. Kgl. Kurhaus, Hôtel I. Ranges mit 9 Dependancen sämtl. i. Kurpark gel. Vorzügl. Verpfl., solide Preise.

„Dreizehnlinden", Schloss Corvey, Höxter, Wesergebirge, Sommerfrische, Tour.-Hotel, Bäder. Vollständige Pension 4—4.50 Mk.

Rhöndorf a. Rh. **Dr. Euteneuer's Kuranstalt.** Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Lungenerkrankungen und die **Arminiusquelle** in **Lippspringe.**

Die Arminiusquelle in Lippspringe wurde im Jahre 1907 von fast 7000 Lungenkranken — gegen 6000 im Jahre 1905 — besucht. Eine Reihe von Versicherungsanstalten, Vereinen, Gemeinden, Stiftungen etc. schickte Kranke mit bestem Erfolge; z. B. die Versicherungsanstalt Westfalen liess in den letzten Jahren jährlich 600 Versicherten eine Kur an der Arminiusquelle zuteil werden. Ueber die hier in freier Kur erzielten ausserordentlichen Heilerfolge vergleiche die Jahresberichte der Landesversicherungsanstalt Westfalen. Der Jahresbericht des Barmer Vereins für Gemeinwohl pro 1907 sagt z. B.: „Bei dem Vergleich der Kurerfolge von Lippspringe mit denen anderer Kurorte beziehungsweise Anstalten für Lungenkranke steht Lippspringe an erster Stelle." Der neuerstandene Kurbrunnen steht mit der seit 70 Jahren bewährten Arminiusquelle und deren Verwaltung nicht in Verbindung. Jede weitere Auskunft erteilt **die Brunnen-Administration der Arminiusquelle.**

Lippspringe, Westf. (Bahnstation).

Nordseebad Amrum-Norddorf **Seepensionat Hüttmann.**

Reinste Seeluft, schöner Strand, stark. Wellenschlag, hohe Dünen, weite Haidetäler. Volle Verpfleg. mit Zimmer 4 M, Vor- u. Nachsaison Ermäss. Keine Kurtaxe, keine Trinkg. Eig. Seebadeanstalt, eig. Jagd. Kath. Gottesd. ab 1. Juni tägl. in eig. Kapelle. Hochsais. frühzeit. Anmeld. erford. — Ausführl. Prosp. mit langjähr. Empfehlungen aus weitesten Kreisen sofort.

Dr. von Ehrenwall'scho Kuranstalt in **AHRWEILER** (Rheinprovinz)

Station der linksrheinischen Bahn.

In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete

Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende

verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.

Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen.

Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Bad Meinberg bei **Detmold**

Privat-Lehrinstitut für die höheren Klassen des Gymnasiums.

Vorbereitung auf das Abiturium. **Wichtig für ältere Berufe.** Auch Externat. Prospekte durch den geistlichen Direktor **Dr. Heinrichs.**

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.

Kath. Internat für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums hier. Energische Nachhilfe. Haushalt durch Ordensschwestern. Herrliche Lage am Rhein. Prospekte durch die Direktion.

Höhenkurort Villingen (Badischer Schwarzwald) Kreishauptstadt, 11,000 Einw.

Realgymnasium und Oberrealschule (Vollanstalten)

Beginn des neuen Schuljahres: 14. September 1908.
Auskunft durch die Direktion.

BERLIN W 57, Bülowstr. 4 (Nollendorfpl.).

STARK'S Anstalten und Pensionat.

A. staatlich konzess. Vorbereitungsanstalt früh. Dr. Sonneksche, 1893 gegr., bereit. z. Abitur.-, Priman.-, Einj.-Prüf. wie f. die ob. Kl. höh. Lehranst. (gymn. u. real) vor, auch Damen. 1907/08 best. alle Präfl. mit ein. Ausn. Pension u. Unterricht vorzüglich empfohlen.

B. staatlich konzess. Höhere Knabenschule früher Dr. Schönfeldsche — 1883 gegr. — 3 Vorschulklassen und Sexta bis Tertia (inklusiv) — Schülerpension in der Familie des Direktors, auch für Ausländer.

Referenzen u. Prospekte durch den Direktor: **STARK.**

Institut Gombrich, Nürnberg,
Pensionat. Berechtigung z. Einjährigen u. z. Oberrealschule.

Private höhere Mädchenschule Haustetter-Küspert

Bürkleinstr. 13 u. 15 — **MÜNCHEN** — St. Annaviertel

Exiernat für Mädchen von 10—18 Jahren. Gewissenhafter und gründlicher Unterricht nach dem vorgeschriebenen Lehrplane; sorgfältige religiöse Erziehung; Vorbereitung zu den fremdsprachlichen Prüfungen. — Beginn des Schuljahres 1908/09 am **18. September.** Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin

Emma Küspert, Bürkleinstrasse 15/I.

Knaben und Jünglinge

von 13—25 Jahren, die sich im Ordensstande in Europa oder in den auswärt. Missionen als Schul- od. Laienbrüder der Erziehung der Jugend widmen wollen, mögen sich an die

Maristenschulbrüder in Arlon (Belgien)

wenden. — Briefporto 20 Pfennig.

„Für Schlechtschreibende."

Ueber 2000 im Gebrauch.

Durch **Hofer's methodischen Selbstunterricht,** bearbeitet nach vieljähr. prakt. Erfahrungen, kann von jedermann und jeden Alters in 2 bis 3 Wochen **die verdorbenste Handschrift** zu einer **schönen** und **geläufigen** verbessert werden. 14 Seiten lithogr. Vorschr. m. Erklärungen. Preis 4 M., gegen Nachn. 4 M. 20 Pf. frko. Zus.

Zu beziehen bei **A. Hofer,** Kalligraphielehrer, Weilheim, 648a, Obb.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete „**Remmel's Gicht- und Rheumatismusöl**" beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung 5.— M. Zahlr. glänzende Dankschreiben. **Chem.-Pharm. Laboratorium Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.**

Katholische Töchterpension

Melles Poffet, 2 rue Coulon = Neuchâtel (Schweiz).

Junge kathol. Mädchen, welche französisch zu erlernen wünschen, finden liebevolle Aufnahme. Angenehmes Familienleben. Beste Referenzen. Auskunft u. Prospekt zur Verfügung.

Sierings Internationales Schülerheim M.-Gladbach.

Vorbereitung für alle Klassen höh. Lehranstalten, sowie für Abitur.- u. Einj.-Freiw.-Examen. Beste Gelegenheit zur Erlern. fremder Sprachen. Prosp. gratis und franko.

Weit unter Preis

verkaufe eine grössere Partie **Messgewänder** u. **Pluviale** i. all. Farben, die als Reisemuster dienten Ansichtssendungen ohne Kaufzwang franko. Teil- und Fristzahlungen gestattet.

J. A. Emil Frankenberger,
Paramentenfabrik,
Aschaffenburg, U.-F.

In der Einmachezeit

leistet das **Kompottbuch** von Frau **Luise Rehse** der Hausfrau vorzügl. Dienste. Preis nur 40 Pf. **Bratbüchlein,** 142 köstl. Bratspeisen ohne Fleisch 70 Pf., geb. 1 Mk. Handelslehrer **Rehse, Hannover 6.**

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 1012), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 5. September 1908. V. Jahrgang.

Zur Kandidatur des Grafen Posadowsky.

Ein Briefwechsel.

Vom Herausgeber.

Es war unzweifelhaft ein schlauer wahltaktischer Zug der liberalen Partei, im Reichstagswahlkreise Speyer, dessen Mandat durch den Tod des sozialdemokratischen Abgeordneten Ehrhart frei geworden ist, den auf so unschöne Art aus verdienstvollster Tätigkeit verdrängten früheren Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Grafen Posadowsky, als Kandidaten aufzustellen. Obgleich das Zentrum in diesem Wahlkreise unbedingt den Ausschlag gibt, erfolgte die Aufstellung ohne vorherige Fühlungnahme mit der Zentrumspartei. Schon diese Tatsache allein beweist die klare Absicht der Liberalen, dem Zentrum durch die Kandidatur Posadowsky eine Verlegenheit zu bereiten. Vorher ist es keinem Liberalen oder Blockmanne eingefallen, sich bei einer der verschiedenen Ersatzwahlen für eine Kandidatur Posadowsky zu begeistern. Wenn die bayerische Regierung schwach genug wäre, den der Konnivenz gegen das Zentrum verdächtigen Kultusminister Dr. von Wehner den Liberalen zuliebe fallen zu lassen, wie sie seinerzeit Herrn von Landmann preisgegeben hat, erleben wir in zwei Jahren vielleicht auch noch eine liberale Kandidatur von Wehner, selbstredend in einem Wahlkreise, in welchem für die Liberalen als solche nichts zu holen wäre.

Die ablehnende Haltung der Zentrumsführer richtet sich selbstredend nicht gegen Posadowsky, sondern lediglich und allein gegen den bayerischen und pfälzischen Liberalismus, dessen jüngste Heldentat, die wüste Lehrerhetze gegen das Zentrum, uns allen noch in den Ohren klingt.

Unsere Zeit ist vergeßlich. Die liberale Kandidatur Posadowsky hat als Blender ihre volle Wirkung getan. Selbst in einigen Zentrumskreisen hält man die ablehnende Haltung der pfälzischen Zentrumsführer für einen zum mindesten taktischen Fehler. Für die Beurteilung des Zwischenfalles in einigen ausgesprochen konservativen, von blinder Gehässigkeit gegen das Zentrum nicht beschwerten protestantischen Kreisen ist nachstehende Zuschrift eines hochgestellten konservativen Protestanten von anerkannt vornehmer und versöhnlicher Gesinnung an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sehr bezeichnend. Nach einleitenden Bemerkungen heißt es:

„Ich brauche gewiß nicht erst zu versichern, wie sehr ich für alles, was Sie im Interesse der auf das schwerste bedrohten Sitte, Sittlichkeit und Gesundheit unseres Volkes schreiben und tun, aufrichtig und von ganzem Herzen dankbar bin. Aber es ist mir unmöglich, dabei eine Bemerkung zu unterdrücken, von der ich von ganzem Herzen wünschen möchte, daß sie bei Ihnen nicht auf unfruchtbaren Boden fiele. Ich meine die verhängnisvolle Rückwirkung, welche die politischen Sünden der Zentrumspartei — halten Sie mir diesen Ausdruck zugute; ich weiß keinen anderen —, auf den Erfolg Ihres Kampfes um die höchsten Güter unseres Volkes ausüben und unvermeidlicherweise ausüben müssen. Solange die Zentrumspartei fortfährt, in kurzsichtiger Parteipolitik immer wieder die Geschäfte der Sozialdemokratie zu besorgen; solange sie fortfährt, die — höchst übel verstandenen — Interessen der eigenen Partei über die wichtigsten Interessen des Vaterlandes zu stellen, wie es im Falle des Grafen Posadowsky wieder in der betrübendsten Weise geschehen ist: solange werden sich die an sich gesinnungsverwandten konservativen Elemente außerhalb der Partei immer wieder auf das äußerste abgestoßen fühlen, und die überaus verdienstvolle Tätigkeit von Männern wie Roeren usw. wird durch die unausbleiblichen Folgen einer Parteitaktik, welche allen feierlichsten Kundgebungen der Katholikentage schnurstracks zuwiderläuft, um ihre besten Wirkungen gebracht."

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" beantwortete diesen Brief durch nachstehende Ausführungen, denen er auch an dieser Stelle nichts weiter hinzufügen möchte:

„In der Anlage überreiche ich Ihnen abermals einen Artikel, aus dem Sie ersehen mögen, wie sehr mir das Zusammengehen auf allen Gebieten, wo gemeinsame Interessen in Frage stehen, am Herzen liegt. Mein öffentliches Wirken in diesem Sinne wird unterstützt durch eine sehr ausgiebige Korrespondenz mit evangelischen Gesinnungsfreunden, wenn auch die Außenwelt von derartigem Schriftwechsel nichts erfährt.

Ihre bitteren Bemerkungen über die Stellungnahme der pfälzischen Zentrumsführer zur liberalen Kandidatur Posadowsky sind ein Zeichen tiefinnerer, ehrlicher Erregung und verdienen schon deshalb eine achtungsvolle Würdigung. Anderseits kann ich Ihnen aber nicht verhehlen, daß ich erst gestern aus dem Munde eines angesehenen Protestanten von ausgesprochen konservativer Neigung wörtlich folgende Aeußerung vernahm: „Ich verstehe alles. Der Liberalismus behandelt das Zentrum in der Oeffentlichkeit wie einen räudigen Hund. Da bleibt der Krieg bis aufs Messer die einzige anständige Antwort." Sie würden staunen, wenn ich Ihnen den Namen des Herrn mitteilen dürfte. An dieses scharfe Wort wurde ich erinnert, als ich heute morgen die neueste Nummer der „Jugend" in die Hand bekam. Alle diese und ähnliche Niederträchtigkeiten gegen das Zentrum, wozu ich in erster Linie z. B. auch die (verzeihen Sie den Ausdruck!) hundsgemeinen Landtagsbriefe des „Simplicissimus" rechne, erfreuen sich des offenen und stillen Beifalls der Liberalen mit ganz wenigen Ausnahmen. Diese Kampfesweise läßt sich nicht mehr mit politischen Gegensätzen beschönigen, denn sie greift an die persönliche Ehre, an die Menschenwürde. Wir „Ultramontanen" werden als Scheusale, Schurken, heimliche Sünder und abgefeimte Heuchler oder als Idioten und Trottel hingestellt. Würden wir ähnlich gegen die Liberalen vorgehen, so würde man uns vor den Kadi schleppen oder buchstäblich massakrieren. Schon längst spielt diese systematische Entehrung der treu zur Fahne ihrer Ueberzeugung haltenden Katholiken auch ins bürgerliche und gesellschaftliche, ja ins geschäftliche Leben hinüber. Man merkt es auf Schritt und Tritt, wie wir als minderwertig behandelt und als notwendiges Uebel nur deshalb ertragen werden, weil man uns nicht totschlagen kann.

Aus dieser Stimmung heraus erkläre ich mir den Abscheu der pfälzischen Zentrumsführer vor jeder Gemeinschaft mit der liberalen Partei. Es besteht auch tatsächlich die Gefahr, daß die Wahl Posadowskys mit Hilfe des Zentrums hinterher als ein glatter Sieg und Triumph des Liberalismus ausgeschrien werden würde. Die Aufstellung Posadowskys durch die liberale Partei ist aber um so mehr ein direkter Anachronismus, als bekanntlich der sozialpolitische „Graf im Bart" dem Blockgedanken, den Anfechtungen des Liberalismus und seiner angeblich zu großen Zentrumsfreundlichkeit geopfert worden ist. Daß unter solchen Umständen eine liberale Kandidatur Posadowskys ein unehrlicher liberaler Trick ist, liegt auf der flachen Hand.

Würden der Stellungnahme der pfälzischen Zentrumsführer wahltaktische bzw. wahlgeschäftliche Erwägungen im

Digitized by Google

Hinblick auf die Sozialdemokratie, eventuell sogar direkte Wahlabmachungen mit der Sozialdemokratie zugrunde liegen, so könnte das in diesem Augenblick niemand lebhafter mißbilligen, als ich. Nachdem aber die Zentrumsführer in der Pfalz durch den Mund ihrer Presse in bestimmtester Form das Gegenteil versichert haben, muß ich dem als anständiger Mann Glauben schenken. . . ."

Ein Gymnasialprofessor, der sich als Anhänger der altliberalen Richtung bekennt, schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Ich kann mir nicht helfen: ich muß meiner Entrüstung über das Pharisäertum, mit dem einige liberale Zeitungen über das pfälzische Zentrum herfallen und es unter Verdächtigung seiner monarchischen Gesinnung nach oben anzuschwärzen suchen, Ausdruck geben. Erst vor kurzem hörte ich in meine eigenen Ohren hinein, wie ein neuerdings vielgenannter liberaler Führer in einer größeren öffentlichen Gesellschaft so laut, daß es an mehreren Tischen vernehmbar war, den Ausspruch tat: ‚Dem Liberalismus in Bayern kann nur der Großblock wieder auf die Beine helfen. Wenn wir das Zentrum unterkriegen wollen, müssen wir Anschluß an die Sozialdemokratie suchen. Und dies um jeden Preis.' Kommentar überflüssig."

Von Geiseln und von Renegaten.

Ein deutsches Wort zur preußischen Polenpolitik.

Von

Otto Seidl, München.[1])

Man mag über die preußische Polenpolitik denken, wie man will, man wird von vornherein die Befürchtung hegen müssen, daß sie dazu beitragen wird, die Lage des Deutschtums im Auslande zu erschweren, wenigstens überall da, wo deutsche, wenn auch noch so „staatstreue" Minderheiten gegenüber einem deutschfeindlichen, rücksichtslosen Herrenvolk ihre deutsche Kultur, Eigenart und Muttersprache behaupten wollen. So fehlt es denn auch nicht an auslandsdeutschen Stimmen, die sich über derartige Folgeerscheinungen der preußischen Polenunterdrückung beklagen.

In Galizien sind bekanntlich die Polen durchaus Herren und unterdrücken nach Herzenslust ihre ruthenischen und deutschen Mitbürger. Die Deutschen bewohnen in der Zahl von über 100 000 Ansiedlern zahlreiche Sprachinseln, besonders im Osten des Landes, und haben im September 1907 zur Verteidigung gegen die polnischen Uebergriffe einen „Bund der christlichen Deutschen in Galizien" gebildet. Dieser zeigt in Langhans' Zeitschrift „Deutsche Erde" (Gotha; Justus Perthes) u. a. folgendes an: „. . . . Der galizische Landesschulrat weist hartnäckig jeden Beitrag für eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache zurück. Seitdem die preußische Regierung in ihren Ostmarken die widerspenstigen Landeskinder etwas mehr an ihre Bürgerpflichten mahnt, läßt man uns das hier entgelten."

Diese Anklage ist in eine für reichsdeutsche Ohren sehr höfliche Form gekleidet, welche die Gefühle der preußischen Polenpolitiker möglichst schont — aus guten Gründen! Und doch merkt man den verhaltenen Grimm der mißhandelten Geiseln des Deutschtums deutlich heraus. Sie bezeugen ausdrücklich, wenn auch nur in einem harmlos klingenden Nebensatz („Seitdem die preußische . . ."), daß sie anständig behandelt worden sind, solange Preußen die Muttersprache und nationale Eigenart seiner Staatsangehörigen polnischer Zunge schonte.

Die deutschen Galizier wissen ferner nichts davon zu erzählen, daß ihren Bestrebungen, die deutsche Sprache auf eigene Kosten zu pflegen, irgendwelche Schwierigkeiten gemacht würden. In Preußen dagegen holt man einen veralteten Polizeiparagraphen hervor, um auch polnischen Privatunterricht zu verhindern, so daß selbst Schulze-Gävernitz, ein begeisterter Befürworter der Bodenenteignung, („Die Hilfe", Schöneberg 1908, S. 22) dieses „Dreinschlagen" des „Polizeisäbels" „brutal" nennt.

Aber nicht nur die Polen in Galizien, auch die Magyaren in Ungarn machen sich die preußische Polenunterdrückung zunutze. Es ist des deutschen Namens unwürdig, die „Bündnistreue" Ungarns sich dadurch zu erschmeicheln, daß man die zwei Millionen schwer bedrückter Volksgenossen wehrlos der Magyarisierungswut überläßt. Wenn aber die Reichsregierung, etwa im Reichstage, daran gemahnt wurde, die deutsche Ehre in dieser Beziehung etwas besser zu wahren, gab sie — vielleicht schon aus Rücksicht auf eine „entschiedene" Polenpolitik — nur Achselzucken und höhnisch-bedauerndes Grinsen zur Antwort. Da war kein Gefühl für deutsche Sprach- und Volksgenossenschaft vorhanden! Derartige „Deutsche" lesen vielleicht auch noch mit Befriedigung das, was H. Kötschke in seinen „Reisebriefen aus Ungarn" (Berlin SW, Lindenstr. 84; Postanweisung 45 Pf.; 1907; S. 55) über den Zusammenhang zwischen Polenpolitik und Magyarisierung mitzuteilen hat: „Sie (die Magyaren) erklären, daß ihre Schulpolitik den Nationalitäten viel weniger feindlich ist als die preußische den Polen. Ueberhaupt bildet die preußische Polenpolitik für die Magyaren die ständige Rechtfertigung für ihre Vergewaltigung der nichtamtlichen Sprachen. Die Deutschen in Ungarn sind denn auch auf die preußische Polenpolitik ungemein schlecht zu sprechen." Und Kötschke hat mit sehr vielen Deutschungarn gesprochen!

Wie suchen sich nun die „Alldeutschen" mit diesen Zeugnissen abzufinden, die Alldeutschen, die die preußischen Polen mit Gewalt germanisieren wollen, das Deutschtum im Auslande aber ungefähr mit denselben Redensarten verteidigen, die sie im Munde der Polen als staatsfeindlich empfinden? Gerade den Alldeutschen müssen diese Anklagen doch äußerst peinlich sein! Sie verwerten als Ausflucht einen tatsächlichen geschichtlich-ethnographischen Unterschied. Die hoffnungslos verstreuten deutschen Sprachinseln können natürlich — schon aus geographischen Gründen — nicht von dem Anschluß an einen deutschen „Nationalstaat" träumen, auf den ihre Bevölkerung freiwillig verzichtete, als sie auswanderte. Den Polen aber ist der „Nationalstaat" gewaltsam genommen worden, daher sind sie „staatsfeindlich", d. h. sie klammern sich, um ihr Volkstum zu bewahren, an den utopischen Zukunftstraum von einem dereinstigen „Polen" an, ähnlich wie die „Welfen" durch die Treue gegen das alte Königshaus ihre niedersächsisch-nationale Eigenart gegenüber der großpreußischen Gleichmacherei bewahren. Es handelt sich nicht um einen Unterschied zwischen „staatstreuen" und „staatsfeindlichen" Minderheitsvölkern, nicht um einen Unterschied von „gut" und „böse", sondern um ein verschiedenes Maß von ethnographischem Idealismus. Die protestantischen Völkchen im Deutschen Reiche, die Masuren, Sorben, Litauer sind „staatstreu", nicht etwa weil sie „sittlich höher stehen" als die Polen, sondern weil bei ihnen die geschichtliche, konfessionelle, völkerpsychologische Grundlage für einen nationalen Traum fehlt. Die preußischen Polen sind die nationalste Partei, die wir im Reichstag überhaupt haben; sie lassen sich grundsätzlich nur von nationalen Rücksichten leiten, d. h. natürlich von polnisch-nationalen. Ein Pole, der deutschnational wäre, wäre eben ein germanisierter Pole, also ein Deutscher, dem noch ein paar polnische Eierschalen anhängen. Vom ethnographischen Standpunkte aus wäre ein solcher allerdings ebenso zu bewerten, wie die deutschen Renegaten in Ungarn, über welche die Alldeutschen und alle Deutschen mit Recht empört sind!

Nur wenn wir die polnische Bewegung ethnographisch verstehen lernen, werden wir den Weg zu einer „stetig" vernünftigen Polenpolitik finden. Wer aber den Weg zu einer ethnographisch vernünftigen und staatsrechtlich sauberen Polenpolitik gefunden hat, der mag hinausziehen in den heiligen Krieg zum Schutze des im Auslande bedrohten Deutschtums! Er wird nicht mit schartigen Waffen kämpfen!

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Der Verfasser betont, wie schon bei früherer Gelegenheit (Heft 18 vom 2. Mai 1908: „Polen, Block und Grundsatztreue"), daß er sich „trotz seiner scharf abweichenden Weltanschauung" an die „Allgemeine Rundschau" wendet, weil er fürchten müsse, bei einem liberalen Blatte für seine Ausführungen keine Gegenliebe zu finden.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine Friedensrede des Deutschen Kaisers.

Bei der Festtafel für das Reichsland hat am Sonntag abend der Kaiser in Straßburg eine bedeutsame Erklärung über die Sicherheit des Weltfriedens abgegeben. Er verkündet als „meine innerste Ueberzeugung, daß der europäische Friede nicht gefährdet ist". Die kaiserliche Erklärung gewinnt an Eindruck durch die offene Besprechung der gegen und für den Frieden wirkenden Faktoren. Als friedensfeindliche Bestrebungen bezeichnet der Kaiser die „Hetzereien und Verleumdungen, von Neid und Mißgunst einzelner eingegeben". Der Hinweis auf solche Treibereien, die zugleich deutsch- und friedensfeindlich sind, hat bekanntlich auch in den letzten offiziösen Auslassungen zur hochpolitischen Lage nicht gefehlt; die seit Jahren hinter den politischen Kulissen arbeitende Genossenschaft wird erkennen, daß man auch in der gegenwärtigen Aufbesserung der offiziellen internationalen Beziehungen sie nicht aus den Augen läßt. Als feste Bürgschaften des Friedens führt der Kaiser an: 1. das Gewissen der verantwortlichen Fürsten und Staatsmänner, 2. den Wunsch und Willen der Völker selbst, 3. unsere Wehrmacht zu Wasser und zu Lande.

Was den ersten Punkt angeht, so ist offenbar in den letzten Jahrzehnten immer weiter und tiefer die Erkenntnis durchgedrungen, daß ein Krieg unter den modernen Verhältnissen viel furchtbarere Folgen hat als in früheren Zeiten, auch für den obsiegenden Teil. Das Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit hat gewiß dazu mitgewirkt, die Staatslenker von der Lüftung des Schwertes abzuhalten und so die Friedensperiode, wenigstens für Europa selbst in erfreulicher Weise zu verlängern. Aber demgegenüber ist auch zu beachten, daß neuerdings hier und da in die hohe Politik ein Zug von Waghalsigkeit nach der Manier der Hasardspieler hineingekommen ist. Man will nicht gerade den Krieg, aber man möchte doch einmal versuchen, wie weit sich wohl der Friedensbalken belasten läßt, ehe er sich biegt. Vor einigen Jahren war es ja nahe daran, daß aus dem kecken Spiel ein schauriger Ernst werde, nämlich als der Versuch der Ausschaltung Deutschlands aus Marokko mit der Kaiserfahrt nach Tanger beantwortet wurde. Als die Kriegsgefahr drohend wurde, ist freilich Herr Delcassé geopfert worden; auch der hohe Herr, der ihn zu dem Abenteuer angestiftet hatte, ist seitdem etwas vorsichtiger, ja in neuerer Zeit sogar freundlicher geworden. Trotzdem leidet Europa noch heute unter den Nachwirkungen der hochpolitischen Geschäftigkeit, die seit dem Thronwechsel in England sich bemerkbar macht. Das Bewußtsein der Verantwortlichkeit muß sich noch allgemein so weit ausbilden, daß man auch von Unternehmungen à la Marokko oder Mazedonien und von dem beunruhigenden Uebermaß immer neuer Ententen absteht und nicht bloß dem Militär, sondern auch der öffentlichen Meinung wirklich Ruhe gönnt.

Der Friedenswille der Völker ist tatsächlich vorhanden; sie wünschen, wie der Kaiser sehr schön sagt, „in ruhiger Weiterentwicklung sich die großartigen Errungenschaften fortschreitender Kultur nutzbar zu machen und im friedlichen Wettbewerb ihre Kräfte zu messen". Der Volkswille ist ein wesentlicher Friedensfaktor; doch darf man bei seiner Schätzung nicht absehen von jenen Hetzereien und Verleumdungen, die der Kaiser vorher erwähnte. Neid und Mißgunst lassen sich leicht erregen, und wenn eine lärmende Minderheit den Ruf nach Rache ausstößt, so kann die Friedensliebe der besonneneren Mehrheit schwer standhalten. Wir sehen zudem noch in neuester Zeit, daß die auswärtige Politik sogar unter sog. parlamentarischen Regierungsverhältnissen nicht von der Vertretung des Volkswillens, sondern von einzelnen rührigen Persönlichkeiten bestimmt wird.

Unter den obwaltenden Verhältnissen muß also unsere Friedenshoffnung als die beste und festeste unter allen Stützen die vom Kaiser an dritter Stelle, aber mit besonderer Betonung erwähnte Wehrmacht Deutschlands betrachten. Der darauf bezügliche Satz der kaiserlichen Rede, der auch die aktuelle Frage der sog. Abrüstung berührt, lautet wörtlich: „Stolz auf die unvergleichliche Manneszucht und Ehrliebe seiner Wehrmacht ist Deutschland entschlossen, sie ohne Bedrohung anderer auch ferner auf der Höhe zu halten und so auszubauen, wie es die eigenen Interessen erfordern, niemand zuliebe, niemand zuleide."

Die eigenen Interessen sollen den Maßstab für die deutschen Rüstungen bilden, auch für die deutschen Schiffsbauten, da der Kaiser nicht ohne Absicht von der „Wehrmacht zu Wasser und zu Lande" sprach. Der schön gedachte, aber realpolitisch noch nicht brauchbare Plan des Ministers Lloyd George, zwischen England und Deutschland eine Herabminderung der Schiffsbauten zu vereinbaren, ist damit abgewiesen. Nach den Erörterungen, die anläßlich der Haager Konferenz über die „Abrüstung" gepflogen worden sind, war nichts anderes zu erwarten. Auch die größten Schwärmer werden, soweit sie unparteiisch urteilen, zugeben müssen, daß Deutschland bei seiner exponierten Lage sich nicht die Hände binden lassen kann, und daß der deutsche Flottenbauplan nicht ausschließlich oder auch nur vorwiegend in Hinblick auf das in Seemacht unübertreffliche England entworfen worden ist, also auch nicht durch eine Abmachung mit England allein modifiziert werden kann.

Marienbad und Marokko.

In der Tagespresse ist es vielfach kommentiert worden, daß sich in Marienbad eine Art Kongreß der neuen Triple-Entente aufgetan habe, da zu König Eduard sich die Minister Clemenceau und Iswolsky gesellen. Das Gegenstück davon bildet Berchtesgaden, wo sich auf dem Gute unseres Staatssekretärs v. Schön Herr Tittoni eingefunden hatte, und eine telegraphische Verbindung mit Baron v. Aehrenthal hergestellt wurde. Daß die europäischen Mächte sich in zwei Gruppen scheiden, deren eine von dem rührigen König von England nach Möglichkeit beeinflußt wird, ist keine neue Tatsache. Mit dieser Art „Gleichgewicht" hat man sich schon abgefunden, und das geht jetzt um so leichter, als König Eduard gegen Berlin sich freundlicher gestellt hat, und überhaupt eine Abspannung eingetreten ist, wozu der Umschwung in der Türkei sowie die Vertagung der mazedonischen Reformen wesentlich beigetragen. Die Besprechungen in Marienbad könnten den Eindruck der friedlichen Kaiserrede nur dann abschwächen, wenn sich daraus eine neue Einmischung in die orientalischen Angelegenheiten oder eine Wiederbelebung der französischen Aktionslust in Marokko ergeben sollte. Dafür liegen aber bisher keine Anzeichen vor.

Allerdings sträubt sich Frankreich vorläufig noch gegen die Anerkennung des siegreichen Mulay Hafid; doch wäre es leichtfertig, wenn man solche Nachwehen der schwergeprüften französischen Marokko-Politik auf das persönliche Konto des Königs Eduard setzen wollte. In der französischen Presse wird der Versuch gemacht, den gescheiterten Luftballon des Abdul Asis mit neuem Gas zu füllen. Wahrscheinlich würde auch General d'Amade es gerne sehen, wenn er seinen geschlagenen Schützling noch wieder nach Marrakesch zu in Bewegung setzen könnte. Ferner läßt die Pariser Regierung durch ihre Presse betonen, die Anerkennung Hafids ginge nicht so schnell, wie Deutschland wünsche, da Frankreich unter anderem auch die Bezahlung der Expeditionskosten erst von ihm gewährleistet haben müsse. Diese Kosten schätzen Sachverständige auf 120 Millionen Mark. Natürlich kann Mulay Hafid seinem Lande neben den sonstigen Schulden aus der Asisschen Zeit nicht noch eine solche Riesensumme auferlegen, ohne sich selbst unmöglich zu machen. Man braucht aber auch nicht anzunehmen, daß Frankreich seine Erpressung ganz so weit zu treiben gedenke. Aus Fordern und Bieten wird ein Geschäft; man will offenbar dem neuen Sultan sowohl seitens der Truppen bei Casablanca und im Südosten von Algier her, als auch seitens der Diplomatie in Tanger das Leben etwas sauer machen, um ihn zu möglichst großen Zugeständnissen an Frankreich zu veranlassen. Es wird Sache unserer Diplomatie sein, darauf zu achten, daß Frankreich nicht etwas herausschlägt, was die Unabhängigkeit Marokkos und die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Mächte gefährdet. Bei etwas Geschick kann man wohl dem neuen Sultan den Rücken stärken, ohne sich mit Frankreich zu überwerfen. Allzu eilig brauchen wir es mit der Anerkennung Mulay Hafids ja nicht zu haben. Es ist vielleicht Zeit, wenn erst die französische Kammer zusammentritt, ehe das Ministerium Clemenceau vollendete Tatsachen geschaffen hat. Die Hauptsache ist, daß Mulay Hafid sich in seinem Lande selbst vollständig durchzusetzen vermag, auch gegen die französischen Einflüsse. Sollten die Franzosen vor Marrakesch oder im Tafilelt zu einem offenen Kampfe mit den Truppen Hafids treiben, so würde das ihrer eigenen zweideutigen Politik gefährlicher werden als der unsrigen. Wir brauchen uns also durch das Nachspiel in Marokko und auch durch die Besprechungen in Marienbad in unserem Vertrauen auf die Friedensrede des Kaisers nicht irremachen zu lassen.

Digitized by Google

Einfache Gedankengänge über Grundsätzliches.

Von

Paul Delbrück.

Es ist erstaunlich, wie mächtigen Widerhall der Artikel „Ehrliche, aber scharfe Waffen“ (Nr. 31 der „Allgemeinen Rundschau“, S. 495) in der Presse gefunden hat. Auch die folgenden Ausführungen sollen dem Frieden dienen. Sagt man dawider, durch gegenseitiges Sichvorhalten werde der Friede nicht gefördert, so antworten wir: Durch unsere Lammsgeduld oder besser gesagt Schafsgeduld erst recht nicht. In Nr. 711 der „Köln. Volkszeitung“ schreibt ein Gymnasiallehrer sehr gut: „Es gilt dokumentarisch festzulegen, daß man es auf nichtkatholischer Seite als selbstverständlich ansieht, katholische Empfindungen verletzen zu dürfen, und daß man darin nichts findet, sondern in gutem Glauben so etwas uns zu bieten wagt. Und doch kann das so nicht weitergehen! Ich weiß die Ansicht zu würdigen, denn ich habe sie selbst lange geteilt, daß man im Interesse des Friedens derartige Dinge nicht zur Sprache bringen solle. Ich verstehe aber auch die Ansicht derer und teile sie jetzt, die da sagen, es müsse einmal ein Exempel statuiert werden; mit der ewigen Politik des Schweigens und Duldens kommen wir nicht vorwärts; wir müssen uns wehren.“ Mit allem Schweigen und Dulden werden wir keinen Frieden finden, solange es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, gegen dessen Willen auch der Beste nun einmal nicht im Frieden leben kann. Vielleicht gelingt's eher, wenn wir unserem Gegner zeigen, daß wir auch zu kämpfen wissen, wenn's not tut auch mit scharfen, natürlich aber ehrlichen Waffen. Wir irrten uns nicht, als wir in Nr. 31 der „Allgemeinen Rundschau“ sagten, nach all dem Unrecht verlange man in den weitesten katholischen Kreisen nach einer kräftigeren Abwehr. Unser Wort: „Wir sind zu zahm,“ fand in einer Reihe zum Teil höchst interessanter Beiträge in der „Köln. Volkszeitung“ und anderen Blättern lebhafte Zustimmung und treffliche Illustration.

Es sei uns nun gestattet, auf eine Erscheinung hinzuweisen, die jeden Katholiken und überhaupt jeden ehrlichen Menschen im höchsten Grade ärgern muß, und gegen die auch das Umkehren des Spießes wohl noch das einzige Mittel ist, wenn es überhaupt noch ein Mittel gibt. Wir meinen die grenzenlose Unverfrorenheit, mit der man alle Wahrheit auf den Kopf stellend uns in der gehässigsten Weise beständig der Intoleranz zeiht, während man selbst in diesem Punkte uns zum mindesten hundertfach überbietet. Man verdreht in Büchern und Tagesblättern unsere Lehre bis zu solcher Lächerlichkeit, daß man besonders in rein protestantischen Gegenden die Katholiken kaum noch für vernünftige Menschen hält; in Schriften und oft genug auch im öffentlichen Leben verspottet man unsere Priester und zieht ihr Opferleben in den Kot; unsere Ordensleute erachtet man den schlimmsten Verbrechern gleich, die man aus dem Lande jagt; man erlügt Skandale über Skandale; man beargwöhnt alle unsere religiösen Veranstaltungen, beispielsweise sogar unsere segensreichen Volksmissionen, in denen doch mit den allerkräftigsten Antrieben und mit dem größten Erfolge das Volk zur Treue auch gegen die weltliche Obrigkeit angehalten, von der staatsgefährlichen Sozialdemokratie ferngehalten wird; Bücher, die mit widerlichen Verzerrungen katholischen Lebens und Fühlens durchsetzt sind, sucht man katholischen Schülern in die Hände zu spielen; ganz im Geiste jener alten preußischen Verordnung, wonach im Staatsdienst kein Katholik mit hohem Gehalt angestellt werden sollte, weiß man die Katholiken wegen ihrer religiösen Ueberzeugung überall zurückzudrängen, meist unter allerlei nichtigen Vorwänden, zuweilen unter hinreichend offenem Bekenntnis des wahren Grundes; fast überall verwehrt man den Katholiken den nach ihrer Zahl ihnen zustehenden Einfluß im öffentlichen Leben — und bei alledem geht man dann hin und sagt und klagt in Mitleid erregenden Tönen, wir, die wir Aehnliches unserem Gegner gar nicht zufügen können, und wo wir manches könnten (Städte und Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung), immer wieder beweisen, daß wir es nicht wollen, wir störten beständig den konfessionellen Frieden, die katholische Kirche sei eben intolerant bis zum Anzünden von Scheiterhaufen. Wenn jemand im Wortwechsel so etwas widerfährt, daß der Gegner auf einmal alles das ihm vorwirft, was er eben erst selbst getan hat, so pflegt er vor lauter Erstaunen die Augen weit aufzureißen und sich zu fragen, ob vielleicht dem Manne etwas zugestoßen ist. Just so ergeht es nicht selten dem katholischen Bürger, wenn er Unrecht und Anklage so beieinander findet.

Es ist immer gut, wo die Gründe ausgehen, zur rechten Zeit ein Zitat zur Hand zu haben; aber ein Schlagwort ist noch besser. So scheint man auch in unserem Falle auf der Gegenseite ohne jede Rücksicht auf die Tatsachen zu einem unfehlbaren Urteil zu gelangen; denn das eine Schlagwort von der „alleinseligmachenden Kirche“, die alle außer ihren Anhängern mit Haut und Haaren der ewigen Höllenqual überantworte, ersetzt alle Gründe so reichlich, daß jeden gebildeten Menschen bei dem Worte allein schon ein wahres Grausen erfaßt. Ist denn nicht wirklich die bloße Existenz einer solchen Lehre schon eine immerwährende Beleidigung der zwei Drittel nichtkatholischer Mitbürger, und enthält sie nicht den fruchtbarsten Keim zu jeder Art von Intoleranz?

Welch ein Mißbrauch ist schon mit diesem Worte getrieben worden! Wieviel Grimm hat das Wort schon geweckt! Und das alles pour une omelette! Welch eine Schuld lastet darum aber auch auf dem Gewissen derer, die mit bewußter Verdrehung oder doch wenigstens in strafwürdiger Unwissenheit immer wieder Haß erzeugendes Gift in die Herzen Tausender ergießen!

Was lehrt denn das anscheinend so grausame und in Wirklichkeit so harmlose Dogma von der alleinseligmachenden Kirche? Zunächst, daß nicht zwei sich widersprechende Lehren zugleich wahr sein können, z. B. daß nicht Christus Gott und zugleich kein Gott sein könne. Weil nun die katholische Kirche mit den allerbesten Gründen felsenfest überzeugt ist, gegenüber all den Sekten und Sektlein, die sich gegenseitig hervorrufen und gegenseitig aufheben, im Besitze der nur einen möglichen Wahrheit zu sein, so muß sie daraus eine ganz einfache Schlußfolgerung ziehen; und die lautet: Wer die Wahrheit der katholischen Lehre erkennt, der muß sich ihr anschließen, um selig werden zu können, Daß wir nun im Besitze der Wahrheit zu sein glauben, wird man uns doch wohl noch gnädig gestatten; daß wir aber von einem Menschen, der die Wahrheit erkennt, auch die Anerkennung dieser Wahrheit verlangen, sollte das vielleicht etwas so Dummes oder gar so Schlechtes sein? — Damit ist aber auch die ganze Strenge des Wortes von der alleinseligmachenden Kirche schon erschöpft. Denn keinem Theologen und keinem gut unterrichteten Katholiken wird es einfallen, allen jenen die Möglichkeit der ewigen Seligkeit abzusprechen, die anderswo die Wahrheit zu finden glauben und nach dieser vermeintlichen Wahrheit, nach ihrem Gewissen ihr Leben einrichten. Diese gehören nach der übereinstimmenden Lehre aller katholischen Theologen (und die müssen doch wohl wissen, was katholisch ist) geistigerweise zur alleinseligmachenden Kirche. Also gehören zur alleinseligmachenden Kirche alle, die guten Willens sind, und alle, die guten Willens sind, kommen nach katholischer Lehre in den Himmel. Folgerichtig betonen die Theologen dann auch, daß der Katholik, der schlecht lebt, trotz der Erkenntnis des wahren Glaubens vor dem ewigen Richter schlechter besteht als der Andersgläubige, der nach seinem Gewissen lebt.

Ist diese Lehre nun wirklich so schrecklich intolerant? Ist es ungereimt, allen denen und nur denen den Himmel zu verschließen, die bewußt der Wahrheit sich widersetzen, und dann noch denen, die nicht nach ihrem Gewissen leben? Nach dieser Lehre können doch Katholiken und Protestanten und auch Juden und Heiden ins Himmelreich eingehen. Diese Lehre ist also nicht intolerant, sondern im Gegenteil so liberal, wie sie auf der Gegenseite nicht liberaler sein kann. Darum konnte der kürzlich verstorbene Professor Einig in Trier in seiner bekannten Polemik gegen den protestantischen Professor Beyschlag seinen Gegner also abfertigen: „Sie erklären da, daß Ihnen, „dem liberalen Protestanten, es doch etwas zu liberal ist,“ anzunehmen, daß auch der Heide, „welcher in gutem Glauben an die Wahrheit seiner Religion lebt und die Gebote Gottes nach dem Maße seines Wissens und Gewissens beobachtet“, selig werden könne. Nebenbei, Herr Professor, antworte ich Ihnen: ja, er kann es; und wenn das Ihnen zu liberal ist, und Sie alle Heiden und Juden der Verdammnis überliefern, der katholischen Kirche ist es nicht zu liberal. Und sie „duldet“ diese Lehre nicht bloß, sondern sie verkündet dieselbe ausdrücklich.“

Es wäre also nur noch die Frage, ob jemand, der sich im Besitze der Wahrheit weiß, ein Unrecht begeht, wenn er die Verbreitung dieser Wahrheit wünscht. Für andere Gebiete wird das niemand behaupten. Sollte es wohl für das wich-

Digitized by Google

tigste Gebiet anders sein, zumal noch von der Erkenntnis dieser Wahrheit zwar nicht die Erreichung überhaupt, wohl aber die leichtere Erreichung des ewigen Zieles abhängt? Denn wenn auch ein jeder, der guten Willens ist, nach katholischer Lehre selig werden kann, so ist doch nicht minder wahr und klar, daß in der wahren Heilsanstalt Christi, in der die geeigneten Mittel dargeboten werden, dieses Ziel leichter erreicht wird. Einem die leichtere Erreichung des ewigen Zieles zu wünschen und zu vermitteln, ist aber doch sicher nichts Schlechtes. Von dieser einfachen Erkenntnis gehen doch gewiß auch die Protestanten aus, welche in die bedauernswerte „katholische Finsternis" das „Licht des reinen Evangeliums" wollen leuchten lassen, welche z. B., wie kürzlich gemeldet wurde, katholischen Italienern durch Verteilung von Zetteln Belehrung zuteil werden lassen.

Darin sind wir also einig. Aber das ist abstrakt gedacht. In der Praxis erhebt sich wegen des Zusammenlebens der verschiedenen Konfessionen sofort die weitere Frage, wie weit man diesem gewiß berechtigten Wunsche nach Verbreitung der Wahrheit durch Taten nachgeben darf, mit anderen Worten, wie weit man Propaganda treiben darf. Mit dieser Frage ist der Schritt getan auf das Gebiet der sogenannten praktischen Toleranz. Das ist das Gebiet, auf dem die Rücksicht auf den konfessionellen Frieden das Verhalten der einzelnen Gemeinschaften regeln muß. Wenn wir nun schon in den eben behandelten Grundanschauungen unsere getrennten Brüder selbst von der freien Richtung eines Beyschlag an Weitherzigkeit übertreffen, so sind wir an praktischer Toleranz, an Friedensliebe ihnen noch viel weiter überlegen.

Sind das nicht Kleinigkeiten, die man an wirklichen Tatsachen praktischer Intoleranz uns vorzuwerfen hat? Hin und wieder wird einmal mit der allergrößten Anstrengung ein Fall ausfindig gemacht, der dann meist noch als erfunden oder wenigstens übertrieben sich erweist, wo und soweit er aber Tadel verdient, auch von den Katholiken mißbilligt wird. Im allgemeinen aber findet man bei uns, so z. B. auch in katholischen Krankenhäusern, ein oft fast zu ängstliches Bemühen, auch den Schein der Proselytenmacherei zu vermeiden, wie jeder bestätigen wird, der seine Meinung aus eigener Anschauung sich gebildet hat, nicht aber aus den oft empörenden Berichten gegnerischer Blätter. Aber wenn schon einmal jemand freiwillig in unser Lager kommt, können wir ihm allerdings die Tür zur Wahrheit nicht verschließen, selbst wenn Zeter und Mordio geschrien wird über den „unerhörten Fall". — Daß im öffentlichen Leben überall in Deutschland unter katholischer Mehrheit die andersgläubige Minderheit gut lebt, ergibt sich deutlich daraus, daß auch dort in konfessionellen Streitigkeiten fast nie ein Uebergriff der Stärkeren, sondern eine Anmaßung der Minderheit sicher und klar als Ursache ermittelt wird.

Dagegen halte einmal der aufmerksame Zeitungsleser, was von der Gegenseite berichtet wird (und zwar einwandfrei!), angefangen von all den obengenannten und vielen anderen Schikanen, von denen Oberlandesgerichtsrat Marx auf der Katholikenversammlung in Düsseldorf wieder einmal einen ganzen Berg zusammentragen mußte, bis zu den offenen Bekehrungsversuchen, bei denen wir Einzelfälle gar nicht mehr rechnen, weil ganze Gesellschaften mit einem riesigen Apparat es offen als ihren Zweck verkünden, den verblendeten deutschen Brüdern und den armen Polen und dem finsteren Oesterreich das „Licht des Evangeliums" zu bringen.

Da steht doch einem Lot katholischer Intoleranz gleich das Hundertfache auf der Gegenseite gegenüber, und alles Schreien über die anmaßende „alleinseligmachende Kirche" und alles Verdrehen dieser Lehre kann wohl in bedauernswerter Weise die Gemüter verhetzen, aber nimmer die eherne Wucht der Tatsachen aus der Welt schaffen und den Berg von Unrecht von der einen auf die andere Seite schieben.

Sicher gibt es auch unter den Andersgläubigen eine Riesenzahl von ehrlich Denkenden, die dieses große Unrecht verurteilen, wenn sie es als solches erkennen. Diese Erkenntnis zu fördern ist unsere Aufgabe, und in diesem Sinne kann auch der immer erneute Hinweis auf dieses Unrecht den ersten Schritt zum Frieden bilden. „Es hilft doch, nur nicht zu zahm!" Wo man uns Katholiken kennt, da wird man an dieser widerlichen Hetze sich nicht beteiligen. Da gilt auch heute noch das Wort des protestantischen Professors Kern, das Oberlandesgerichtsrat Marx in Düsseldorf anführte: „Unter den Nichtkatholiken, namentlich den Protestanten, haben sich von jeher die größten Köpfe oder die edelsten Herzen den Katholiken günstig erklärt, sobald sie nur mit dem Wesen derselben gehörig vertraut geworden . . . Umgekehrt aber gerade die engsten Köpfe oder die unedelsten Herzen, die finstersten Parteilinge unter den Protestanten ziehen immer am wütendsten auf die Katholiken los." Wir werden nicht beifügen, „die engsten Köpfe" und die „unedelsten Herzen" und „die finstersten Parteilinge" auf der Gegenseite hätten so stark sich vermehrt, daß daraus die steigende Ungerechtigkeit gegen uns sich erklärte. Nein, es sind engere Kreise, die die ganze Schuld tragen, indem sie viele betören, so daß sie in der Tat „in gutem Glauben", wie es in der oben angezogenen Zuschrift an die „Köln. Volkszeitung" heißt, uns soviel Ungerechtigkeit zu bieten wagen. Das muß anders werden! Dabei kann es uns nicht genügen, daß man die Bestrebungen einer Gesellschaft zur Bekehrung der Polen nur aus politischen Gründen verurteilt, weil sie nämlich die so schon heillos verfahrene Polenpolitik des Reiches noch mehr kompromittieren. Wer diese Bestrebungen verurteilt, muß auch die nämlichen Bestrebungen mißbilligen, wenn sie auf die „Bekehrung" der Deutschen oder der Oesterreicher sich richten.

Offen und ehrlich soll man alle Intoleranz anerkennen und hinwegräumen; dann ist der Friede da. Wenn man erst die Elefanten auf der eigenen Seite sieht, dann wird man auch die Mücken, die auf unserer Seite mit dem Vergrößerungsglase allenfalls gefunden werden können, ganz anders beurteilen. Die besseren Elemente auf der Gegenseite werden dann ganz sicher auch dazu mithelfen, jene zum Schweigen zu bringen, die mit bewußter Verdrehung uns vorwerfen, was sie selbst in hundertfältig verstärktem Maße uns bieten. Denn wenn auch das „Haltet den Dieb!" schon oft gute Dienste geleistet hat, so werden doch die Wohlgesinnten sich sagen, daß eben nur Diebe solcher Mittel sich bedienen müssen, und mit solchen Leuten stellt sich doch niemand gern auf gleiche Stufe.

Ein anderes Hauptübel unserer Zeit.

Von

Robert Salis, Köln.

Als Leser der „Allgemeinen Rundschau" seit ihrer Gründung ist es mir immer besonders angenehm aufgefallen, daß sie dem größten Hauptübel unserer Tage, der sittlichen Verseuchung unseres Volkes, mit so anerkennenswertem Freimute und so zäher Ausdauer an die Wurzel zu gehen sucht. Noch in den jüngsten Heften brachte sie in dieser Beziehung sehr beherzigenswerte Abhandlungen, denen ich auch an dieser Stelle nochmals recht nachhaltigen Erfolg wünschen möchte.

Zweck dieser Zeilen ist, auf ein weiteres bedenkliches Zeitübel hinzuweisen, das mit dem vorhin genannten aufs engste verknüpft ist. Es ist die Vorstufe zu diesem. Ich meine hier die leider Gottes überhandnehmende Verbreitung einer sensationslüsternen Presse und Literatur, die sich im geheimen und in der Oeffentlichkeit ihre Opfer sucht. Wie weit wir in dieser Beziehung bereits gekommen sind, zeigt in überaus drastischer Weise der jüngste Kriminalfall der Bräutigams-Mörderin Grete Beier, die in wahrhaft brutaler Weise dem Leben ihres „Geliebten" ein jähes Ende bereitete. Das Organ des Vereins deutscher Zeitungsverleger, „Der Zeitungsverlag" in Hannover, hat sich das Verdienst erworben, an Hand einer förmlichen „Blütenlese" aus der sächsischen Lokal- und Provinzpresse in ihren Berichten über den Hinrichtungsakt den Niedergang eines großen Teiles unserer Presse wie mit stechendem Kalziumlicht zu umleuchten. Es lohnt sich, die grellsten Beispiele kurz anzuführen.

Die „Chemnitzer Neuesten Nachrichten" schrieben:

„Die in der Ferne (!) sichtbar werdenden Helme der Gerichtsdiener zeigen, daß die Verurteilte erscheint. Totenbleich zwar tritt sie an der Seite ihres Verteidigers heraus, aber aufrecht und ungefesselt. Das üppige Haar ist im Nacken hochgesteckt und läßt den fleischigen Hals in schneeiger Weiße aus dem schwarzen Kleide, das sie auch heute trägt, hervortreten."

Noch ekelerregender sind die Auslassungen der „Freiberger Neuesten Nachrichten", wo es in einem mehreren hundert (hört!) Zeilen umfassenden Bericht heißt:

„Silbernes Mondlicht malt (am Vorabend) phantastische schwarze Schatten auf die wohlgepflegten Wege. Aber nicht wie sonst bescheint es heute einsam wandelnde Liebespaare, die in den Tagen der Rosen zu abendlicher Zeit lustwandeln und von seliger

Digitized by Google

Lieb' und Treu' plaudern und träumen. Die gute alte Bergstadt Freiberg scheint heute nur einen einzigen Gedanken zu haben."... „Goldige Sonnenpracht leuchtete (am Todestag) vom blauen Himmel. Die sommerliche Natur prangte in ihrem besten Schmuck, als der Morgen des Hinrichtungstages anbrach. In der sechsten Stunde schon war ein Leben auf den Straßen Freibergs, wie man es sonst nur am Tage sieht."

In diesem Stile geht es dann weiter. Dazu kommt, daß „von einem entfernten Kirchturm langsam und feierlich zwei Schläge hallen", daß bei der armen Sünderin „ein Ausschnitt der Bluse den schöngeformten weißen Hals freiläßt", und daß „in dem blassen, hübschen Gesicht der Delinquentin, die ein fast anziehendes Bild bietet (!), die hektische Röte der Seelenqual brennt." Nach dem Hinrichtungsakt erklimmen die „Freiberger Neuesten Nachrichten" in den dem Publikum weiter vorgesetzten Artikeln unter den Rubriken: „Ein Rückblick auf die Tage ihrer Sühne", „Volksstimmen über das Todesurteil" und „Aeußerungen des Verteidigers Dr. Knoll über Grete Beier" den Gipfel des Sensationslüsternen. Zum Ueberfluß stellt das Blatt dann noch Sonderabdrucke (!) über den Hinrichtungsakt dem Publikum zur Verfügung. Fürwahr, wenn man das vorstehend Zitierte auf sich einwirken läßt, überkommt jeden einsichtigen und gereiften Leser der ganze Ekel eines mit gesundem, ethischen und ästhetischen Empfinden ausgestatteten Menschen. Gleichzeitig kann man aber auch nicht Gefühle der Entrüstung unterdrücken über eine solche, auf die verderblichsten Instinkte der Leser spekulierende Berichterstattung. Man braucht da aber keineswegs ausschließlich an die sächsische Presse zu denken. Die widerwärtigen Mord-, Beleidigungs- und Meineidsprozesse der jüngsten Vergangenheit (Hau, Moltke-Harden, Eulenburg) haben zur Genüge den traurigen Beweis erbracht, daß an dem Niedergang unserer Presse eine immer größer werdende Zahl von Blättern aus allen Provinzen unseres Vaterlandes beteiligt ist.

Es dürfte vielleicht nützlich sein, kurz auf die Behandlung des vorhin erwähnten Falles der Grete Beier in der sensationslüsternen Presse zurückzukommen. Was soll man dazu sagen, wenn man sieht, wie diese Presse ihre Spalten hergibt für derartige auf breitester Grundlage aufgebaute, aber wohl berechnete Stilübungen über den tragischen Hinrichtungsakt einer Mörderin, die ob ihres Raffinements in der Hinmordung ihres Bräutigams so schnell nicht ihresgleichen finden dürfte? Diese im Stil der dunkelsten Hintertreppen- und Schauderromane à la Sherlock Holmes geschriebenen Berichte wirken auf die breite Masse der Leser um so verderblicher, als die Artikelschreiber — um ihre „Erzeugnisse" möglichst interessant und spannend zu gestalten — unter geschickter Benützung eines fast bestrickend wirkenden Phantasiespieles die Ursache des tragischen Lebensabschlusses der Mörderin in den Hintergrund zu schieben verstehen. Die Schwere des Verbrechens wird durch die fast sentimentale Behandlung der Verbrecherin für die meist nur nach Aeußerlichkeiten urteilende Masse zum mindesten in Frage gestellt. Das Volksempfinden für Recht, Gerechtigkeit und Sühne wird sodann in bedenklicher Weise geschwächt durch die Auslösung von Mitleidsgefühlen und Erzeugung eines gewissen Humanitätsdusels. Der geschickte Aufputz solcher Berichte, meist aus einem Schwulste von Schilderungen und Phrasen über die bedeutungslosesten Nebenumstände und Begleiterscheinungen bestehend, tut dann noch ein übriges. Die leicht erklärliche Folge einer solchen sensationslüsternen Schreibweise ist gar zu oft die: daß in der Auffassung der Leser aus der anfangs verabscheuten Verbrecherin schließlich sogar eine Art Märtyrerin wird. Aus diesen Erwägungen heraus ist auch nur eine Notiz zu verstehen, die ich letzthin in der katholischen „Sächsischen Volkszeitung" las, wo es hieß:

„Auf dem Tolkewitzer Friedhofe am Grabe der Grete Beier wurde gestern vormittag von mehreren Arbeitern eine Kranzspende niedergelegt. Der mit roten Rosen durchwundene Kranz trug auf schwarzer Schleife die Aufschrift: „Von menschlich denkenden Arbeitern von Hüttig & Sohn" und „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet." Diese Schleife mußte jedoch von den Spendern auf Veranlassung der Friedhofverwaltung, weil die behördliche Genehmigung zur Niederlegung dieser Schleife nicht beigebracht werden konnte, wieder entfernt werden."

Das sind die traurigen Folgen eines durch die eingangs zitierte Presse irregeleiteten Publikums!

In diesen Zusammenhang hinein gehört auch der für ernstere Naturen wirklich lächerliche Kult, der mit dem „Hauptmann von Köpenick" seit Jahr und Tag, und speziell jetzt wieder gelegentlich seiner Begnadigung getrieben wird. Gewiß, auch ich kann mich absolut nicht einer gewissen Schadenfreude entschlagen über die meines Erachtens dem preußischen Bureaukratismus und Militarismus mit Recht widerfahrene Blamage. Wogegen ich mich aber wenden möchte, ist die übermäßige Aufbauschung des Falles an sich, wie besonders aber die den Gefühlen der breiten Masse allerdings ungemein schmeichelnde, für denkende Menschen aber abstoßend wirkende Behandlung der Person des Täters. Ein liberales Blatt „der Stadt der Intelligenz", Berlin, geißelt das Gebaren der Presse in dieser Beziehung treffend wie folgt:

„Natürlich ist eine gewisse Presse wieder vorne an in dem Trubel. Morgendliche Posten und mittägliche Gazetten sind voll der Lobeshymnen auf den frisch entlassenen Sträfling, und mit brennender Scham auf den Wangen lesen wir in einem Tagblatt einen Feuilletonartikel, in dem Herr Voigt mit Hans Sachs und Aristophanes verglichen wird, in dem Voigt „der nordische Held", „ein Hüon", „ein schlagfertiger Barde" genannt und von einem „kostbaren Gemütsfunken" und seinem „beispiellosen Triumphe" gefaselt wird."

Auch ich meine, daß die Behandlung des Köpenicker Kassenräubers in der Presse, namentlich in der sensationellen, verwirrend auf das Publikum einwirken muß. Es ist dies ja auch bereits in bedeutendem Umfange geschehen. Beweise dafür sind die tatsächlich großen Sympathien, deren sich der Täter in vielen Kreisen erfreut, und die ihm sogar namhafte Geldbeträge — man redet von 30—40,000 Mark — eingebracht haben. Die Frage eines anderen Berliner Blattes: „Sieht es nicht wirklich so aus, als hätte sich die Reichshauptstadt in ein Irrenhaus verwandelt?" ist meines Erachtens auch vollauf berechtigt, wenn man bedenkt, daß für den Kassenräuber Angebote von Restaurateuren vorlagen, die ihn umsonst auffüttern wollen, daß alte Damen ihn zu ihrem Erben einsetzen wollen und daß Verleger sich schon um seine Memoiren reißen.

Das sind zweifellos Uebertreibungen und Krankheitssymptome unserer Zeit. Bei aller Originalität, die dem Streiche des „Hauptmanns" eignet, muß doch immer wieder festgehalten werden, daß wir es hier mit einem Manne zu tun haben, der schon dreimal wegen Diebstahls mit Gefängnis, einmal wegen schwerer Urkundenfälschung mit 7 Jahren Zuchthaus und schließlich wegen Einbruchs in die Gerichtskasse in Wongrowitz mit 15 Jahren Zuchthaus bestraft wurde. Insgesamt verbüßte er 27 Jahre im Zuchthaus. Bei seinem jetzigen Streiche sehen wir ihn ja abermals bei einer widerrechtlichen Aneignung fremden Gutes. Niemand wird doch annehmen, der „Hauptmann" hätte im Falle seiner Nichtauffindung den geraubten Geldbetrag zurückerstattet, so daß es ihm bloß um die Blamage des preußischen Bureaukratismus zu tun gewesen wäre. Die in Schrift und Bild jetzt wie damals grassierende, ich möchte fast sagen „Verhimmelung" des Kassenräubers ist unbedingt zu verwerfen und übersteigt den berechtigten Rahmen der Bewunderung, die der Originalität des Streiches zuzuerkennen ist. Auch die Art und Weise, wie gewinnsüchtige Verleger in der Ansichtskartenindustrie aus der hauptsächlich von der Sensationspresse erzeugten Stimmung im Volke Profit ziehen, ist verwerflich. Wir finden hier dasselbe Gebaren wie bei den früheren Prozessen Moltke-Harden und Eulenburg. Jetzt wie damals wird der Ansichtskartenmarkt mit Erzeugnissen recht zweifelhafter Art überschüttet, die auf keinen Fall erzieherisch auf das Volksempfinden einwirken. Im vorliegenden Fall sind die Folgen allerdings nicht so bedenklich wie in den anderen, da hier meist der Humor auf seine Kosten kommen soll. Aber wir leiden auch hier an einem Zuviel, da es die gesunden rechtlichen Anschauungen des Volkes allmählich erschüttert.

Da drängt sich einem doch unwillkürlich die Frage auf: Wo bleibt das Verantwortlichkeitsgefühl unserer Presse? Hat sie über der Sucht nach Steigerung ihres Abonnentenstandes und damit ihres finanziellen Gewinnes die ernste Pflicht der Presse zur Pflege menschenwürdiger Kultur und Sitte gänzlich vergessen?

Neben den schädlichen Folgen, die die Zeitungsliteratur in der Oeffentlichkeit zeitigt, gedeiht im stillen und geheimen namentlich unter der heranwachsenden Jugend eine ebenso verderblich wirkende Buch-Literatur. Wer hat nicht von den Lesern selbst schon unsere Jugend in Winkeln und Ecken der Straßen lesend stehen gesehen, wie sie begierig die dunkelsten Hintertreppenromane, Räubergeschichten, Sherlock-Holmes-Lieferungen verschlang? Die Auslagefenster unserer ernsten Buchhandlungen bleiben oft unbeachtet, während die Fenster der Buchhandlungen mit zweifelhafter Literatur fast zu jeder Tageszeit von Inter

Digitized by Google

essenten umdrängt sind. Der aufmerksame Beobachter kann diese Erfahrungen in der Großstadt tagtäglich machen.

Der „Kölner Local-Anzeiger" brachte in dieser Beziehung vor kurzem noch eine ebenso interessante wie vielbesagende Notiz unter den „Stimmen aus dem Leserkreis". Dort hieß es:

Was die Jugend liest. Am 11. August machte auf der Strecke Ehrenfeld ein Straßenbahnschaffner die Passagiere aufmerksam, wie ein noch nicht 10jähriger Junge sich mit der Lektüre des Buches „Das Geheimnis des Sarges" beschäftigte. Der Schaffner kannte den Inhalt dieses Schundromans. Es wurde allerseits bedauert, daß dem Erwachsenen nicht das Recht zusteht, fremde Kinder vor solchem Zeug zu schützen.

Ueber die traurigen Folgen der jede Raub- und Mordtat verherrlichenden Schund- und Kolportageliteratur wissen auch die Lehrer und Erzieher unserer Volksschulen und Gymnasien ein Lied zu singen. Ein weiteres selten drastisches Beweisstück haben wir in Köln noch in der allerjüngsten Zeit zu verzeichnen gehabt. In frischer Erinnerung wird sein, daß im Kölner Stadtwalde am 11. Juni d. J. die Leiche eines neunjährigen erdrosselten Knaben gefunden wurde. Wer war der Mörder? Ein 15½jähriger Laufbursche! In seinem Geständnisse bemerkte er aber auf Befragen ausdrücklich, daß er zu seiner schrecklichen Tat durch das eifrige Lesen von Räuber- und Mordgeschichten (à la Sherlock Holmes) gekommen sei. Also auch hier wieder die Schundliteratur in ihren schrecklichen Folgen! Enthält nicht dieser Fall ein deutliches Menetekel für alle an der Erziehung unseres Volkes arbeitenden Faktoren? Drängt sich nicht auch hier wieder die Frage auf: Was ist zu tun gegenüber einer solchen Literatur, die ein in seinen Auffassungen und Sitten nahezu verwildertes Geschlecht heranziehen hilft?

Zur wirksamen Bekämpfung der sensationslüsternen Literatur, mag sie sich in Zeitungsberichten, Büchern oder Kolportagelieferungen usw. finden, ist an erster Stelle die gewissenhaft geleitete Presse selbst berufen. Ihre ernste Pflicht muß es sein, nicht nur ihre eigenen Spalten konsequent derartigen „Erzeugnissen" zu verschließen, sondern auch immer wieder auf die gefährlichen Folgen derselben hinzuweisen durch rücksichtslose Brandmarkung jener Zeitungs- oder Büchergeschäfte, die sich zur Vergiftung des Volkes im erwähnten Sinne hergeben. Nur wenn das Volk genügend aufgeklärt wird, vermag es den einschmeichelnden Reklamekünsten solcher Verleger zu begegnen und die Spreu von dem Weizen unterscheiden zu lernen. Die Presse sollte hier nicht am Raum sparen: sie erfüllt mit dieser Aufklärungsarbeit ein wahres Kulturwerk, das in seinen letzten Konsequenzen doch auch ihr wieder zum Nutzen gereicht. Denn solange wir im Volke ein gesundes ethisches und ästhetisches Empfinden zu erhalten verstehen, solange brauchen auch die ernsten Blätter und Zeitschriften um ihre Existenz nicht zu bangen.

Dann kann aber auch das Volk selbst in entscheidender Weise in die Bekämpfung der literarischen Schunderzeugnisse eingreifen. Die erste Forderung, die ich hier speziell auch an die Familienvorstände stelle, ist die: Sorgt, daß in euerem Hause christliche Zeitungen und Zeitschriften aufliegen. Diese allein bieten die Gewähr für eine wahrhaft bildende und veredelnd wirkende Literatur. Die christliche Presse sollen wir mit Wort und vor allem durch unser Abonnement unterstützen, damit sie konkurrenzfähig bleibe gegen die sogenannte farblose Presse, die speziell durch ihre im höchsten Grade sensationell gefärbten Berichte über Mord- und Raubtaten sowie sittliche Verfehlungen und besonders über die sich hierdurch ergebenden Prozesse an dem Schwinden des gesunden Volksempfindens sehr stark beteiligt ist. Ganz besonders muß hier aber auch noch vor der Lektüre der in den größeren Städten grassierenden, meist illustrierten Gerichtszeitungen gewarnt werden, deren Verleger aus der Verwilderung des Volkes sogar ein lukratives Geschäft machen. Also Kampf der Gerichtszeitungsliteratur! Auch sie versündigt sich an unserem Volke.

Weiter kann der Schund wirkungsvoll bekämpft werden durch tatkräftige Unterstützung derjenigen Gesellschaften, Vereine und Kolportage-Unternehmen, die sich satzungsgemäß mit der Verbreitung einwandfreier Literatur befassen. Für die Katholiken kommt da neben dem segensreich wirkenden Borromäusverein die kräftige Unterstützung des seit einigen Jahren bestehenden Volksschriftenverlages in München in Betracht, der in der kurzen Zeit seines Bestehens schon prächtige Werkchen für billigen Preis der breiten Masse vermittelt hat. Er verdient die Beachtung weitester Kreise. Aber auch der Volksvereinsverlag in M.-Gladbach, J. P Bachem, Köln, sowie der der „Germania" in Berlin und der von Opitz in Warnsdorf (Böhmen) und viele andere bieten ebenfalls sehr schätzenswerte Literatur. Der Volksschriftenverlag München, und der Verlag J. P. Bachem, Köln, bieten speziell auch eine prächtige Auswahl in einwandfreien Jugendschriften. An die Katholiken ergeht daher die Aufforderung zur tatkräftigen Unterstützung all dieser Verlagsbuchhandlungen. Nach dem Maß der Unterstützung richtet sich ihre Leistungsfähigkeit.

Die Wichtigkeit der Jugendliteratur hat auch die glanzvoll verlaufene Düsseldorfer Katholikenversammlung eingehend beschäftigt. Unter den Beschlüssen befindet sich u. a. auch der folgende:

Die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands weist mit allem Nachdruck auf die furchtbaren Schäden hin, die für unsere heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechtes erwachsen aus der Lesung schlechter Schriften; sie warnt eindringlichst vor jenen meist minderwertigen, recht oft sogar glaubensfeindlichen und sittengefährdenden Broschüren und Zeitschriften, welche von Kolporteuren zu meist billigen Preisen im Hause zum Ankauf oder Abonnement angeboten werden; sie fordert dringend, daß die katholischen Eltern auf die Auswahl der Lektüre für ihre heranwachsende Jugend die größte Sorgfalt verwenden, daß sie dem Lesebedürfnis der Jugend Rechnung tragen durch Entnahme guter Lektüre von katholischen Buch- und Verlagshandlungen, besonders auch aus dem reichhaltigen Angebot empfehlenswerter Bücher und Schriften seitens jener Kolporteure, die durch schriftliche Empfehlung den Ausweis erbringen, daß sie im Auftrage der vielerorts bestehenden katholischen Kolportage tätig sind.

Möchte diese zeitgemäße Entschließung die Beachtung der weitesten Kreise finden.

Schließlich sei noch auf eine beachtenswerte Gepflogenheit hingewiesen, die bei einigen Männervereinen zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit eingeführt ist. Die Mitglieder werden dort gehalten, ihre Einkäufe nur in solchen Geschäften zu machen, die sich jeden Vertriebes sittlich anstößiger Erzeugnisse in Kunst und Literatur enthalten. Das sollte von der breiten Masse des Volkes nachgeahmt werden, d. h. jeder anständige und um sein und der Seinen Wohl bedachte Bürger müßte sich verpflichtet fühlen, die Zeitungs- und Buchgeschäfte, die sich mit dem Absatz sensationslüsterner Literatur beschäftigen, bei seinen Einkäufen konsequent zu übergehen. Nur so kann diesen Leuten das Wasser abgegraben werden. Die Masse muß es tun, sorge darum jeder nach Kräften dafür in Freundes- und Bekanntenkreisen.

Ein sehr erstrebenswertes Ziel wäre es sicher, zwecks Gewinnung dieser Massen des Volkes eine entsprechende Organisation auf interkonfessioneller Grundlage ins Leben zu rufen. Die Größe des Uebels und Schwere seiner Folgen müßten hier wirklich jedes Einseitig-konfessionelle verpönt erscheinen lassen. Hier wäre wieder ein Boden, auf dem die beiden großen christlichen Konfessionen unseres Vaterlandes sich zu einträchtiger und fruchtbringender Arbeit zusammenfinden könnten. Was könnte eine solche Vereinigung segensreich wirken! Welch eine Stoßkraft hätte eine solche Bewegung! Der Vorteile sind so viele, daß sie hier gar nicht eingehend genug erörtert werden können.

Wohlan, mögen die dafür in Betracht kommenden Faktoren die vorstehende Anregung erwägen und prüfen. Es handelt sich hier um die energische Bekämpfung eines am Marke unseres Volkes zehrenden Uebels; es handelt sich um die Erhaltung eines gesunden, sittlich ästhetischen Volksempfindens und damit nicht in letzter Linie um die Erhaltung eines christlichen Volkes.

Heidestück.

Vom lachenden Himmel grüßt seliges Blau
Auf düstere Föhren in sonniger Au.

Und schneeige Wolken schiffen geschwind,
Zu fröhlicher Eile treibt leicht sie der Wind.

In blaßrotem Schimmer die Heide sich streckt
Mit duftigem Schleier von ferne bedeckt.

Von Wäldern umsäumet weithin erblüht:
In einsamer Stille ein schweigendes Lied.

J. Sasser.

Digitized by Google

Sonderbare Sittenrichter.

(Aus dem Sumpfe der Großstadt.)

I.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichen im Generalanzeiger vom 26. August (Nr. 397) eine „sehr beachtenswerte Zuschrift" über Weinkneipen, deren Verurteilung des schamund sittenlosen Treibens in vielen dieser sogenannten „Beiserln" und deren Klage über die Verführung jugendlicher Mädchen wir völlig zustimmen. Die „Allg. Rundschau" hat auf diese Mißstände aber längst in eindringlicher Weise hingewiesen und den maßgebenden Kreisen ins Gewissen geredet. Nun kommen die „Neuesten Nachrichten" und machen das — — Zentrum für diese Dinge verantwortlich. Sie schreiben: „. . . . Unser Gesetz lahmt eben; ja, sind irgendwo in einem Laden Reproduktionen alter Meister ausgestellt, so werden sie konfisziert, denn unser Zentrum ist im Punkte Sittlichkeit sehr scharf, hier aber drückt es ein Auge zu — warum?"

Es gehört doch ein gutes Stück Unverfrorenheit dazu, das Zentrum für die Duldung der Animierkneipen und ihres Unwesens verantwortlich zu machen. Die „Neuesten Nachrichten" stellen sich an, als ob Zentrum und Sittenpolizei in München und Bayern ein und dasselbe sei. Dabei arbeiten führende Mitglieder der Zentrumspartei im Interkonfessionellen Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit an erster Stelle mit an der Erreichung einer schärferen Handhabung der Sittenpolizei. Erst vor kurzem haben sie sich von der Polizeizensur und ihrer vorgesetzten Behörde mit einem Protest gegen die sittliche Verwahrlosung der Bühne abweisen lassen müssen. Und wenn Zentrumsabgeordnete in scharfer Weise gegen den ganzen sittlichen Niedergang des Volkes sprechen, so sind es gerade die „Münchner Neuesten Nachrichten", die solche Warnungen als reaktionäre Urteile weltfremder, lebensfeindlicher Finsterlinge ansprechen, die dem „Lebensgenusse", der „Lebensfreude" das Räucherfaß schwingen und für seine Betätigungen Propaganda machen. Die „Neuesten Nachrichten" in der Pose des Sittenrichters dem — Zentrum gegenüber: es wäre ein Bild zum Aufschreien, wenn es nicht so ungemein traurig wäre. Die sittliche Niedertracht auf den „Brettln" stiftet noch unendlich mehr Unheil, als die immerhin mit sehr beschränkter Oeffentlichkeit arbeitenden Weinkneipen. Für die schlüpfrigsten „Zugstücke" auf den Brettln macht aber niemand mehr Reklame als die „Münchner Neuesten Nachrichten". Weiter hat man noch nie in diesem Blatte ein tadelndes Wort über die grauenhafte Sittenverderberei unserer Redouten gelesen. Im Gegenteil! Dieser Sündenpfuhl wird als die feinste Kulturblüte Münchens gepriesen. Und wie verhalten sich die „Münchner Neuesten Nachrichten" zu den Eindeutigkeiten und Zoten, die bei sogenannten Herrenabenden in Gegenwart von jungen Leuten und bei einem Publikum von vielen hunderten bis zu mehr als tausend Personen im Schwunge sind? Wie preisen die „Neuesten" die „Nacktkultur" und nehmen sich nackt oder halbnackt tanzender Weiber an! Wie predigen sie im Feuilleton die sexuelle Auslebetheorie und stacheln damit die niedrigsten Triebe auf!

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" würden uns als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Schmutz und alle sittliche Niedertracht willkommen sein. Aber dann müssen sie gegen all den Schmutz vorgehen und nicht in einer bescheidenen Ecke gegen ein kleines Teilchen des Uebels Sittenrichter spielen und im übrigen Teile, im großen, an der Sittenverderberei mithelfen! P. Reither.

—— ✻ ——

II.

So lange meine Münchener Erinnerung zurückreicht, geht durch die Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten" wie ein roter Faden der zäheste und gehässigste Kampf gegen angebliche Uebergriffe und übertriebene Strenge der Sittenpolizei, gegen „Sittlichkeitsschnüffler" und „moralinsauere" Lebensverneinung. Zur Abwechslung, und um einem Teile des sehr gemischten Lesepublikums zu Gefallen zu sein, spielt man sich plötzlich als die Sittenstrengen auf und druckt in Nr. 401 vom 28. August wohlgemut eine Zuschrift gegen das Unwesen der Weinbeiserln (Animierkneipen) ab, in welcher — unglaublich, aber wahr — u. a. der freien Schweiz das Lob gespendet wird, daß sie (wörtlich) „Gott sei Dank, in puncto Moral energisch vorgeht, trotz sonstiger Freiheit!" So zu lesen in dem Organ der Firma Knorr und Hirth, G. m. b. H. Was wohl die unter demselben Dache erscheinende „Jugend" des Herrn Georg Hirth zu dieser Tagesanwandlung von „Moralfexerei" sagen wird? In einem Hause, in welchem der Monismus der Herren Hirth und v. Ostini Trumpf ist, sollte doch eigentlich selbst der gelegentliche Stoßseufzer „Gott sei Dank" als stilwidrig gelten. Es ist noch nicht lange her, daß in einem Bilde der „Jugend" eine höchst eindeutige Weinkneipen-Szene verherrlicht war.

Nichtsdestoweniger kann man den „Münchner Neuesten Nachrichten" aufrichtig dankbar sein für verschiedene beherzigenswerte Aussprüche, denen sie, wenn auch ohne moralische Legitimation, zu breitester Oeffentlichkeit verholfen haben. Da liest man beispielsweise in Nr. 397:

„Die sittlichen Probleme, die sich die Schule als Hauptaufgabe bei der Erziehung unserer heutigen Jugend gestellt hat, werden durch solche Mißstände zunichte gemacht . . . Da gerade die Jugend diese Betriebe am meisten besucht, muß man als klardenkender Mensch einsehen, daß derartige Lokale auf den gesunden Volksstamm ungünstig einwirken, und daß gerade hier der Grund gelegt wird zur Verfaulung unseres guten Volkskernes."

Wenn das liberale Blatt nur auch andere „Betriebe", die gerade von der Jugend am meisten besucht werden, nach Gebühr an den Pranger stellen wollte, statt durch verhimmelnde Berichte die gebildete und ungebildete Jugend noch immer mehr hineinzulocken! In Nr. 401 desselben Blattes wird übrigens von einem Weinwirt behauptet, daß jene Betriebe nicht von der Jugend am meisten besucht würden, sondern „erfahrungsmäßig" vorwiegend von „erfahrenen älteren und alten Herren". Diesen wird dann folgendes schmeichelhafte Zeugnis ausgestellt: „Ich selbst als Weinwirt bin Ohrenzeuge gewesen, wie von den „gebildetsten Herren die schamlosesten Anträge der Kellnerin gemacht wurden." Ja die vielgepriesene sogenannte „Bildung"![1])

Auch auf die feinste Blüte moderner „Bildung", auf ein vom Liberalismus in allen „Freiheiten" bis aufs äußerste geschütztes, gewisses „freies Studententum" fällt bei dieser Gelegenheit ein überaus grelles Schlaglicht. Der ganze Vorstoß des liberalen Blattes gegen die Weinkneipen geht von einem Selbstmordversuche einer Kellnerin aus, über den die „Münch. Neuesten Nachrichten" folgendermaßen berichten:

„Das fragliche Mädchen, das sich am Morgen des 19. August das Leben nehmen wollte, war Kassiererin in solch einer Weinwirtschaft. Kaum 16 Jahre alt kam sie zu dieser Erwerbsquelle, der übermäßige Weingenuß mußte auf das noch nicht voll entwickelte Mädchen ungünstig einwirken. Das Mädchen hatte fast täglich seinen Rausch und wurde in solch sinnlos betrunkenem Zustande von **vier bis sechs Studenten** im Englischen Garten mißbraucht. Jetzt sieht es seiner Aburteilung nach § 183 R.-St.-G.-B. entgegen. Die Furcht vor Strafe und dann vor der Schande, das ihm durch die Bestrafung widerfahren wird, hat es zu dem letzten Schritt getrieben."

Daß eine förmliche Bande von 4—6 Studenten in einem öffentlichen Parke ein Mädchen mißbraucht, erinnert fast an die Untaten eines Catilina und an die weltberühmte klassische Rede Ciceros contra Catilinam. Ob nun auch die „vier bis sechs Studenten" wegen öffentlicher unzüchtiger Handlungen gerichtlich verfolgt werden, ist aus den „Münch. Neuesten Nachrichten" nicht zu ersehen. Vielleicht haben sie als „moderne" Helden rechtzeitig

[1]) Die sozialdemokratische „Münchener Post" übergießt die plötzliche Moralanwandlung der „M. N. N." mit heißendem Spott, indem sie in Nr. 196 vom 30. August u. a. schreibt: „Die „M. N. N." schließen nun eiligst die Debatte über den ihnen offenbar nicht ganz sympathischen Gegenstand und warnen vor „Verallgemeinerung". . . . Wenn der Schutz des Wirtspersonals durch strenge Handhabung des Gesetzes gewährleistet ist, dann werden, weil die Objekte fehlen, auch die „erfahrenen" älteren Herren, deren Sprachrohr zumeist die „M. N. N." sind, und die jungen Bourgeoissöhnchen, über deren Rüpelhaftigkeiten die „M. N. N." gar häufig den Mantel der Liebe breiten, ausbleiben. Zur Befriedigung ihrer Triebe werden diese Herrschaften dann dort nach Objekten Umschau halten müssen, wo ein ständiger „Arbeitsnachweis" für solche Dinge errichtet ist: in der Kuppelecke der nun durch die Zuschriften über Weinkneipen plötzlich so schamhaft gewordenen „Münchner Neuesten Nachrichten." Welche Sorte von „Arbeitsnachweis" die „Münchener Post" im Auge hat, möge nachstehendes Beispiel aus Nr. 399 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 27. August verdeutlichen: „**Reicher, feiner** Herr, 28 J., sucht zwecks Ehe schicke, junge Dame (Verkäuferin oder Bureau-Fräulein). Off. u. . . . . bef. d. Exp."

Digitized by Google

Reißaus genommen und das mißbrauchte Opfer den Häschern als Geisel zurückgelassen. Ja, summum jus summa injuria! Der oben schon erwähnte „sachverständige" Weinwirt der „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 407) meint jedenfalls nicht mit Unrecht: „Ob das fragliche betrunkene Mädchen weniger Moral besitzt wie die vier bis sechs Studenten, die es in diesem Zustande im Englischen Garten mißbrauchten, bezweifle ich sehr." — Man kann hundert gegen eins wetten, daß die „vier bis sechs Studenten" eifrige Leser der „Jugend" und des „Simplicissimus" sind, und daß sie zum Stammpublikum gewisser Brettlbühnen gehören.

Der gemeldete Vorfall illustriert wieder einmal die von medizinischen Autoritäten bezeugte Tatsache, daß die „freien" Studenten von allen Berufsarten den stärksten Prozentsatz an Geschlechtskranken aufweisen. Ein bekannter Obermedizinalrat versicherte unlängst, daß die oft angeführten 25 Prozent für München viel zu niedrig gegriffen seien. Derweil wagt sich die Betätigung der studentischen „Freien Liebe", unbehindert durch die sonst so eifrigen Wächter des äußeren Ansehens unserer Hochschulen, ohne Scham und Scheu an die unbeschränkteste Oeffentlichkeit hervor. In Restaurants, Cafés, Konzertsälen, „Theatern" und Brettln zeigt sich der „freie" Student mit seinem „freien" Verhältnis („Maschakerl" nennt es der Münchner). Und liberale Blätter geben in frivolen Feuilletons, Gedichten, „Witzen" und gelegentlichen Bildern ihren — Segen dazu. Jüngst konnte man im Vergnügungspark der Ausstellung München 1908 eine ganze Korona (8—10) Studenten, deren mit „Schmissen" zerhackte Gesichter trotz abgelegter Kouleur Stand und Rang verrieten, mit einer jungen Frauensperson im „Jugend"-Stile, deren dirnenhaft frechen Bewegungen ihre Sinnesart bekundeten, von Bude zu Bude ziehen sehen. Man stritt sich um die Ehre, stets zu je Zweien die personifizierte „Freie Liebe" am Arme zu führen. Es lebe die studentische „Freiheit"! Und nieder mit den Banausen, Schnüfflern und Moralfexen, die der Jugend das Recht und die Freiheit des Sichauslebens beschränken wollen.

Dr. Otto von Erlbach.

Sommersonne.

Auf blauen Bergen, friedumträumt,
Auf weißem Strande, meerumschäumt,
Ruht gold'ne Sommersonne.
Die warme Welt in Flut getaucht,
Ist alles still, vom Duft umhaucht,
Vom Duft der Daseinswonne.

Es flüstert in der Luft ein Lied,
Das fort zum fernen Strande zieht
In weichen Melodien.
Und alles neigt sich rußbeglückt
Dem Leben, das das Leben schmückt
Mit sanften Harmonien.

Und drüben, wo die Heide blüht,
Im Ginsterschmuck, da gleißt und glüht
Ein heißer Sonnenflimmer.
Es blinkt der Tau vom Sonnenschein
Bis tief ins Föhrenland hinein
Im weichen, weißen Schimmer.

Und alles ist in Ruh versenkt,
In Frieden — was das Herz gekränkt
Muß schweigen auch, muß schweigen.
Von allem Lärm und Laut befreit,
Schwingt sich in Sonneneinsamkeit
Nur ein Libellenreigen.

Wie liebe ich dies stille Sein,
Die Welt voll Glanz und Sonnenschein,
Voll Reichtum und voll Blüten
Es ist, als ob die milde Hand
Des Schöpfers segnet das lichte Land
Mit Ruhe und mit Frieden.

Eugenie Taufkirch.

Die Ausstellung München 1908.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

II.

Kirchliche Kunst.

Den Bemerkungen theoretischer Natur, die ich unlängst hier über die kirchliche Kunst gemacht habe, möge sich jetzt eine Betrachtung über die Praxis dieses Kunstzweiges anschließen. Treffliche und vielseitige Gelegenheit gibt die Münchener Jubiläumsausstellung. Und weil von dieser ohnehin hier weiter zu berichten ist, so möge die Besprechung der „Kirchlichen Kunst" im Rahmen dieser Ausstellung das zweite Kapitel meines Berichtes über jene bilden.

Die Reichhaltigkeit der Ausstellung gibt Gelegenheit, das Neue mit Altem vergleichen zu können. Ist doch eine herrliche Abteilung älterer Kunstwerke zur Schau gebracht. Man hätte nach meiner Meinung gut daran getan, eine Anzahl geeigneter Stücke in dem Kirchenraum der Ausstellung aufzustellen, und dafür lieber die Glasschränke anderswo unterzubringen, die die charakteristische Wirkung dieses Raumes zum Teil aufheben. Unter den kirchlichen Kunstwerken aus alter Zeit, die die Münchener Antiquare ausgestellt haben, ist eine Reihe herrlicher Gemälde italienischer, niederländischer und deutscher Herkunft, darunter ein Cima da Conegliano, ein Raffaellino del Garbo, eine entzückende Madonna mit Engeln vom sogenannten „Meister der Himmelfahrt Mariä" (um 1470), zwei hochinteressante fränkische Altarflügel mit Passionsszenen (um 1475), eine an Schongauersche Art erinnernde Madonna, zwei Madonnen des älteren Cranach. Auch die deutschen, flandrischen und schweizerischen Glasgemälde sind zumeist religiösen Inhaltes. Dazu kommen wundervolle Holzskulpturen aus Tirol, Schwaben, Bayern, dabei eine Madonna des Tilman Riemenschneider. Nicht minder Wertvolles bieten die kirchlichen Kunstwerke aus Stein, Terrakotta, Elfenbein und Metall. Aufs einzelne einzugehen ist fast nicht möglich. Seltenheiten äußerster Art sind dabei, vereinzelt Stücke, die bis in romanische und frühgotische Zeit zurückgehen. So ein rheinischer thronender Christus aus Kupfer, ein Reliquienschrein mit Emailschmuck, aus Limoges. Herrlich und von höchstem Wert sind mehrere Gobelins des 15. und 16. Jahrhunderts, darunter ein flandrischer mit der Krönung Mariä, der hl. Magdalena und König David, und ein sehr großer mit der Marke von Brüssel; er zeigt eine Darstellung aus dem Alten Testament. Kostbare Möbel kirchlicher Bestimmung, Medaillen und Miniaturen vervollständigen die Sammlung, unter den letzteren eine ganze Reihe von sehr hohem Alter vom 10. Jahrhundert an; köstliche spätgotische Livres d'heures; flämische Horae Beatae Virginis Mariae. Auch seltene Drucke fehlen nicht. So z. B. zwei Ablaßbullen des Papstes Innozenz VIII. von 1484 und 1490, ferner Blockbücher, wie die Biblia pauperum oder die Ars moriendi. Weiter sehen wir kostbare Kunstblätter, darunter einen jener eminent seltenen Metallschnitte (sogenanntes Schrotblatt) des 15. Jahrhunderts, darstellend die Madonna mit Heiligen.

Seltenheit und höchste Schönheit waren maßgeblich für die Auswahl dieser Werke älterer Kunst. Ihre Zusammenstellung ist daher unter anderen Gesichtspunkten zu beurteilen als jene der modernen kirchlichen Kunst, die dazu bestimmt ist, einen allgemeinen Ueberblick dessen zu geben, was auf diesem Gebiet in dem engen und doch weithin wirksamen Bezirke Münchens geleistet wird. Alle Gebiete kommen in Betracht: Architektur, Malerei, Plastik und angewandte Kunst.

Entwürfe und Modelle zu Kirchbauten sind in Halle 1 in ziemlicher Menge ausgestellt. So die Kirche in Au von den Gebrüdern Rank, die in Brückenau von Drollinger, beide in volkstümlichem Stile gehalten; verschiedene Entwürfe von Theodor Fischer, so die durch die merkwürdige, sehr wuchtige Durchbildung ihrer Türme interessante evangelische Garnisonskirche zu Ulm; Abbildungen von Werken Gabriel von Seidl, unter denen die Kirche St. Anna im Lehel besonders genannt sei. Sie gehört mit zu der Zahl neuzeitlicher Kirchbauten der bayerischen Hauptstadt, der die Gruppe der Zeit Ludwigs I. und die der älteren Epochen, von denen die des Barock und Rokoko am reichhaltigsten ist, scharf entgegenstehen. Der künstlerische Gedanke äußert sich in ihnen durchgängig freier und unabhängiger als in den neuen, die den historischen Stilen gegenüber ihre Befangenheit nicht völlig zu überwinden vermögen.

Als lebendiges Beispiel eines modernen Kirchbaues steht die von Wilhelm Spannagel entworfene Ausstellungskirche da. Sie soll beweisen, daß auch bei schlichten und bescheidenen Verhältnissen künstlerische Selbständigkeit sich zu entfalten und befriedigende Erfolge zu erzielen vermag. Die Kirche ist eine einfache Halle mit Tonnengewölbe, die Mauern aus Beton, das Gewölbe in Rabitz. Schon hierbei vermag ich nicht vollen Beifall auszusprechen. Rabitz ist bei dieser Gelegenheit nichts als Scheinwerk. Von solchem aber soll solide Baukunst sich fernhalten. Reichen für ein Gewölbe in echtem Material die Mittel nicht, die freilich durch die erforderliche größere Stärke der Mauern und manches andere wesentlich erhöht werden, so ist eine einfache Holzdecke jeden

Digitized by Google

falls solider und würdiger. Dem langgestreckten Dache wäre Belebung durch einen bescheidenen Dachreiter unbedingt zu wünschen gewesen. Ueberdies gehört doch zur Kirche eine Glocke. Die Innendisposition umfaßt die schon erwähnte Haupthalle, die an einer Seite von drei Kapellen begleitet wird; dann hinter einer Querwand in derselben Achse noch einen Vorraum mit vier Gewölbejochen, die sich auf eine sehr monumental erdachte Mittelsäule stützen. Dieser Vorhalle entgegengesetzt, hinter der halbrunden Apsis, zieht sich, von ihr abgeschlossen und nur durch zwei Seitenpforten erreichbar, ein Kranz von fünf schmalen Kapellen. Die Wirkung des Vorraums mit der Mittelsäule stelle ich weit über die der eigentlichen Kirchenhalle, die, wie bereits oben gesagt, schon durch die recht entbehrlichen Glasschränke leidet. Bis zur halben Höhe der Wand reicht ein dunkler Sockel, darüber ist Wand und Gewölbe weiß, unterbrochen durch eine ganze Menge größerer und kleinerer gemalter Medaillons. Sie sind an sich nicht ohne beträchtliche künstlerische Vorzüge, würden aber bessere Wirkung tun, wenn sie in sichtbaren äußeren Zusammenhang gebracht wären. So fällt die Komposition auseinander. Die Apsis hätte nach meinem Empfinden eines abstechenden Schmuckes bedurft, um zu kräftigerer Geltung zu kommen. In der Apsis steht der sehr wirkungsvolle große Altar, der bereits seine Bestimmung (für eine Gefängniskirche) hat. Er stammt vom Architekten Löhners und Bildhauer Miller. Am entgegengesetzten Ende des Schiffes steht eine Orgel, die im Stil wenig hierher paßt, dagegen durch prächtige Klangeigenschaften sich auszeichnet. Schade, daß die darauf vorgetragenen Musikvorführungen sich so wenig durch Schlichtheit auszeichnen.

Auf den sonstigen Inhalt des Kirchenraumes komme ich weiterhin zu sprechen. Er erhält sein Licht durch die Fenster der drei Seitenkapellen. Diese Fenster, wie überhaupt alle, die mit dieser Kirchenanlage zusammenhängen, bilden die Ausstellung der Münchener Glasmalereianstalten. Oberbayern hat damit eine Erbschaft aus uralter Zeit angetreten. Wissen wir doch, daß schon im frühen Mittelalter diese Kunst hierzulande geblüht hat, und daß ihre Praxis sich im wesentlichen mit der heutigen deckte. Vor allem Tegernsee war die Blütestätte. Von dort aus breitete sich die Kunst weiter aus. So kam sie durch Bischof Godehard, der dort Abt gewesen war, nach der Versicherung der jüngeren Vita Godehardi (Monumenta Germaniae, Script. XI.) im Jahre 1022 nach Hildesheim. Viele der heutigen Glasmalereien würden gewiß noch den lebhaften Beifall jener alten Meister finden. Monumentalität der Zeichnung ist fast allen diesen Fenstern eigen. Nur noch vereinzelt meldet sich hier und da eine gewisse Weichlichkeit. In Farbe und Material haben nicht alle Fenster gleichen Wert, vor allem sind es einige in Opaleszentglas ausgeführte, die wässerig und kraftlos wirken. Die Fenster der ersten Kapelle (von Professor O. Lohr, Ausführung von Steinicken & Lohr) haben derbe Zeichnung, wirken altertümlich, der Auftrag von Schwarzlot ist vielleicht etwas zu reichlich. In der zweiten Kapelle herrscht die Hofglasmalerei F. X. Zettler, die Zeichnung des großen Fensters ist von Schilling. Die Ausführung ist in sogenanntem Zettlerglase (Zwieseler und Pirnaer Farbenglaswerke) erfolgt, das durch den Durcheinanderfluß verschiedener Farbtöne sehr starke Wirkungen hervorbringt. Freilich wird der technische Sinn der Verbleiung bei solcher Herstellungsart verschiedentönigen Glases zum Teil unverständlich. In der dritten Kapelle sind aus stark farbigem Antikglase figurale Medaillons in eine große weißlich graue Fläche eingesprengt. Die Ausführung ist von K. Boos, der Entwurf von L. Thomas und M. Keil. Die Verbleiung leidet an einer gewissen Geradlinigkeit; die Teile, die in Grisaille gehalten sind, hat man durch einen Ueberzug völlig undurchsichtig gemacht. Das Fenster wirkt dadurch trüb. Man sollte die chemische Zersetzung des Glases und die Staubablagerung lieber der Zeit überlassen, statt sie künstlich vorzutäuschen. In der vierten Kapelle (der ersten des äußeren Kapellenkranzes) hat die Firma Karl Uhle Entwürfe von R. Engels ausgeführt, die durch sehr kräftige Zeichnung und tiefe Farbe hervorragen. Weniger Geschmack vermag ich den etwas gekünstelten Fenstern F. Hofstötters (Ausführung G. van Treeck) in der fünften Kapelle abzugewinnen. Von den Arbeiten der Firma Ostermann & Hartwein in der sechsten Kapelle interessieren die in Zeichnung aufgehängten, aus der Gedächtniskirche zu Speyer fast noch mehr, als die nach Entwürfen von Bradl und Klee hier am Ort ausgeführten. Diese sind sehr licht, während die Figuren mit einem gewissen Kontrast darin stehen. Eigentümlich im Material ist das Mittelfenster der siebten Kapelle, mit dem Engel der Verkündigung (entworfen von A. Pacher, ausgeführt von J. P. Bockhorni). In der letzten Kapelle endlich zeigt sich die Firma C. de Bouché, mit den zuvor erwähnten zwei Opaleszentfenstern und einem in ganz mittelalterlicher Art gehaltenen Stücke. Um noch beim Gegenstande zu bleiben, erwähne ich, daß auch in der außerhalb befindlichen Seitenkapelle sich Kunstverglasung befindet, nach Entwürfen von J. Huber-Feldkirch, ganz weiß, nur mit ornamentaler Zeichnung; leider mit dem stets frostig und tot aussehenden Kathedralglase statt mit farblosem Antikglas ausgefüllt. Hubers große Kunst zeigt sich weit imposanter in den Fenstern der Kirchenvorhalle. Hier hat er in leicht grünlich und gelblich getönter Grisaille vier wundervolle ornamentale Evangelistenfiguren aufgestellt, die allein genügen würden, diesen Raum zum schönsten der ganzen Kirchenanlage zu machen. Er enthält aber noch anderes: einen wuchtigen Altar von Miller (Ausführung der Treuchtlinger Marmorwerke), eine an die Wand gemalte große Darstellung des heiligen Christophorus von Klimsch, ein Madonnenrelief von Netzer und andere Skulpturen. Sie geben Anlaß, noch einmal in den Hauptraum zurückzukehren, um die dort aufgestellten Plastiken zu betrachten. Von diesen befinden sich im Schiffe selbst zwölf, in spätgotischer Auffassung gehaltene Apostelfiguren von M. Heilmaier.

In den drei Seitenkapellen des Schiffes finden wir Altäre von Miller, Heilmaier, B. Schmidt, tüchtige Arbeiten, jedoch ohne sonderlich tiefe Wirkung. Das Hauptstück ist ein großes Kruzifix, das nur hier in dem engen Raum nicht an rechter Stelle ist, in herber Naturalistik und doch edel in der Form, ergreifend in der Auffassung. Der qualvoll vorgebeugte Körper, das gramdurchzuckte Antlitz scheinen dem Menschen zuzurufen: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?“ Das schöne, auch technisch hervorragende Werk ist von W. Göhring. Die Glasschränke des Hauptraumes enthalten eine Fülle von Arbeiten kirchlicher Kleinkunst, von Goldschmiedeerzeugnissen, Paramenten und dergleichen. Die Paramente verdanken ihre Entwürfe zum Teil hervorragenden Künstlern. So nenne ich Meßgewänder von Bernhard Wenig, Pfeiffer und Heppl, Größl, Fahnen von Wenig, sowie von Gabriel von Seidl, prächtige Paramente der Anstalt M. Altschäffl. Die Stickereien sind zum Teil von außerordentlichster Schönheit. Monstranzen und Kelche in Elfenbein und Edelmetall stammen von Bauer-Ulm, Harrach & Sohn, Huber-Feldkirch, B. Wenig. Stilistisch zeigen die Gegenstände zum Teil starke Unterschiede zwischen althistorischer und hypermoderner Art. Den rechten Mittelweg zu finden, wird der Zukunft überlassen bleiben. Der Vollständigkeit halber gedenke ich hier noch einer Anzahl von Arbeiten kirchlicher Bestimmung, die in Halle 2 bei den Abteilungen der Medaillen und Goldschmiedearbeiten (Raum 171, 172, 172a) aufgestellt sind, und greife dabei im einzelnen die herrlich schlicht gehaltenen Stücke von M. Strobl, Firma Sankt-johannser, heraus. Ein besonders kostbares Stück der Edelschmiedekunst ist aber der Altar der neben der Vorhalle befindlichen Seitenkapelle. Der Entwurf ist von Pater Göser in Maria Laach, die Ausführung von Cosmas Leyrer. Das herrliche Stück hat romanische Form und prangt im edeln Schmucke von vergoldetem Silber, kostbaren Steinen und Zellenschmelz. Die Schönheit dieses Altars wird noch gehoben durch die Malerei desselben Raumes, von denen ich das recht deutsch herzlich empfundene Antependium von M. Schiestl hervorhebe. Gar manches, was Erwähnung verdiente, muß mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum übergangen werden. — In aller Kürze gedenke ich nur noch der gediegenen Wachswaren (Kerzen, Votivfiguren usw.) der Firmen M. Ebenböck und J. Gautsch (in Raum 29).

Aus den zur Kirche gehörigen Räumen hinaustretend gelangen wir in den Friedhof der Ausstellung. Seine gesamte Anlage stammt vom Architekten G. Bestelmeyer und Bildhauer G. Albertshofer. An der einen Seite des Friedhofes zieht sich eine Wandelhalle hin, deren Wand mit mehr eigentümlichen als schönen, düster farbigen Malereien von W. Köppen geschmückt ist. Eine Anzahl von Grabdenkmälern ist hier aufgestellt. Scherze, wie bei der Inschrift des Künstlersarkophages, hätten an dieser Stelle immerhin unterbleiben können. Auch hätte ich das nackte Mädchengrabmal im Friedhofe für sehr entbehrlich gehalten. Praktischen Wert hat es nicht im geringsten. Von den übrigen Grabdenkmälern zeigen nicht alle die nötige Einfachheit des Gedankens. Auch tritt das eigentlich christliche Element sehr fühlbar zurück. Anderes freilich ist hübsch, schlicht und schön gezeichnet und erweckt Gefühle der Pietät und Andacht. Woher man solche aber in dem großen Kolumbarium finden soll, muß jenen zu entscheiden überlassen bleiben, die für derlei Dinge Neigung haben, die von der volkstümlichen Stimmung und Religion abweichen. Die Zahl der Künstler und Firmen, welche Monumente, Wandgräber, Grabsteine, Grabkreuze und dergleichen ausgestellt haben, ist außerordentlich groß. Ohne denen zu nahe treten zu wollen, die hier unerwähnt bleiben müssen, greife ich die Firmen Wenz & Bauer, Zwiesler (für Mosaiken), Bußmann & Köppel (schmiedeeiserne Grabkreuze), Frohnsbeck (Grabkreuzgitter, von schöner einheitlicher Wirkung), Maile & Blersch (künstlerische Stuckarbeiten) heraus und erwähne von einzelnen Künstlern die Bildhauer Bleecker, K. und M. Frick, E. Fischer, C. Ebbinghaus, U. Janssen, H. Hahn. Im ganzen darf man die Ausstellung des Friedhofes als wohlgelungen bezeichnen und als ein Unternehmen, das mit den zahlreichen, die neuerdings dem gleichen Zwecke dienen, bei immer noch größerer Abklärung gewiß ersprießliche Folgen haben wird.

Ich möchte dies Kapitel nicht beschließen, ohne zuletzt noch der vervielfältigenden Künste zu gedenken. Ihrer nimmt sich mit rühmlichem Eifer unter anderem die Gesellschaft für christliche Kunst an, und erwirbt sich damit das Verdienst, den Geschmack weiter Kreise zu bilden. In der Auswahl wird sie wohl tun, gelegentlich noch größere Strenge walten zu lassen.

Digitized by Google

Abend in Beuron.

Es senken sich die Abendschatten
Herab ins liebe Donautal,
Wo auf den saftig grünen Matten
Noch weilt der letzte Sonnenstrahl.

Und von den waldgekrönten Höhen
Langsam hernieder steigt die Nacht
Und läßt die dunklen Schleier wehen
Hin über Wald und Wiesen sacht.

Horch! aus der Kirche tönt ein Singen
Wie Engelstimmen, schön und rein,
Und bei der Avegglocke Klingen
Schläft Wald und Wiese betend ein.

Nun ist es stille — Sternengrüße
Uns winken aus der Ferne weit —
Und königlich, im gold'nen Vließe,
Geht durch die Nacht — die Ewigkeit.

Thekla Schneider.

Die politische Strömung und Graf L. N. Tolstoi. (I.)

Von

Dr. Konstantin Staub, Sulz (Südrußland).

Was dem verflossenen Jahrhundert ein besonderes Gepräge gibt, ist der revolutionäre Geist, der unaufhaltsam in das gesamte Leben der Völker Europas eindringt und auf politischem, sozialem und religiösem Gebiete die tiefgreifendsten Erschütterungen hervorruft. An Stelle des Alten soll Neues treten, von dem allein man Heil erhofft. Lenken wir an dieser Stelle unseren Blick auf das politische Ringen und Streben des 19. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung Rußlands und Tolstois Stellungnahme.

Ohne Zweifel ist Tolstoi eine der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Geisteshelden seines Landes. Wenn auch zum Teil ein Kind seiner Zeit, so ist er doch eine eigenartige Erscheinung im russischen Geistesleben. Bei dem Ansehen, das er genießt, unterliegt es auch keinem Zweifel, daß er einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der russischen Verhältnisse in der jüngsten Zeit ausgeübt hat. Seine religiös-ethischen und sozialpolitischen Anschauungen sind auch durchaus geeignet, vereint mit anderen Faktoren, eine revolutionäre Strömung hervorzurufen, um so leichter sie zu verstärken. Man kann wohl ohne Uebertreibung sagen: was Rousseau für Frankreich gewesen, das ist Tolstoi für Rußland.[1])

* * *

Die französische Revolution bewirkte eine so allgemeine und so tiefgreifende Umwälzung, wie sie Europa seit der Völkerwanderung kaum wieder gesehen hat. Das gesamte Staatensystem des Kontinents wurde in seinen Grundfesten erschüttert, das in Jahrhundert langem Prozeß Gebildete umgestürzt.

Mächtiger und tiefer als der äußere Umsturz war die innere Wandlung, welche die Menschen ergriffen hatte. Immer mehr kam man zur Ueberzeugung, daß für die europäischen Staaten die auf Englands Boden erwachsene und von den Aufklärungsphilosophen so gepriesene konstitutionelle Monarchie diejenige Regierungsform sei, die dem Zeitgeiste und den Volkswünschen am besten entspreche. Und so unwiderstehlich war der Drang der Völker nach Beteiligung an der Gesetzgebung und den Geschicken des Landes, daß das alte monarchische Regime nur mehr eine Frage der Zeit war; daher sehen wir, daß es überall zu gären beginnt und zu wiederholtem Male Revolutionen ausbrechen. Die Völker konnten nicht mehr in dieser Bewegung aufgehalten, konnten nicht mehr in den Stand der Bevormundung zurückgedrängt werden, denn sie waren mündig geworden und verlangten mit äußerster Hartnäckigkeit, vielerorts auch mit Gewalt, eine ihrer Bildung und moralischen Stärke entsprechende Staatsform.

Parlamentarismus und Demokratie sind das Erbteil der französischen Revolution für das gesamte Abendland geworden.

Die Wellen dieser mächtigen politischen Bewegung schlugen auch hinüber in das große Reich des Zaren. Gleich im Anfang seiner Regierung fand Alexander I. eines Tages auf seinem Schreibtisch ein umfangreiches Manuskript vor, welches heimlich von einem jungen Enthusiasten, wie später bekannt, dorthin gelegt wurde. In großen und kühnen Zügen war hier ein Bild jener notwendigen Reformen entworfen, welche das künftige Glück Rußlands begründen sollten. Es war ein heißes politisches Bekenntnis. Alexander I., dieser edle Kaiser, bei seiner Thronbesteigung von ganz Rußland lebhaft umjubelt, war ernstlich bemüht, der neuen Zeitrichtung Rechnung zu tragen; er war selbst für die neuen politischen und sozialen Ideen eingenommen. Aber seine Reformpläne, politischer und sozialer Natur, scheiterten teils an Mangel einsichtsvoller und starker Persönlichkeiten, teils wegen Intriguen der alten Partei — man denke nur an das, was sich an den Namen des gelehrten und arbeitsfreudigen M. M. Speransky knüpft.

Als viele von der Unfähigkeit der Regierung, gesunde Reformen einzuführen, überzeugt waren, bildeten sich alsbald geheime Gesellschaften, welche für die Ideen des neuzeitlichen Staatslebens eifrig Propaganda trieben und zu wiederholtem Male mittels Verschwörungen und brutaler Gewalt die absolute Monarchie des Reiches zu stürzen suchten. In dem sog. Nihilismus hat die politische Strömung der Zeit eine noch gefährlichere Frucht gezeitigt, als es die Verschwörung der Dezembristen von 1825 gewesen ist.

Der Nihilismus ist nichts anderes als die russische Form des revolutionären Geistes des Jahrhunderts, ein verunstaltetes Produkt der neuzeitlichen Philosophie, der Kritik und der sozialistischen Schulen Westeuropas. „Was er an wirklich Originellem besitzt, dankt er der politischen und wirtschaftlichen Lage, dem sozialen und religiösen Zustande, und vor allem dem nationalen Temperament", sagt Leroy-Beaulieu in seinem klassischen Werke „L'empire des Dsars." Was dem russischen Nihilismus ein besonderes Gepräge gibt, ist vor allem ein mystischer Zug, das Hereinziehen christlicher Ideen in sein System, sodann die Apotheose des einfachen Mannes aus dem Volke, von dem man eine politisch-soziale und religiös-sittliche Regeneration der Menschheit erwartet.

Man kann im russischen Radikalismus, wie der Nihilismus auch noch bezeichnet wird, drei Stadien unterscheiden. In seinem ersten Stadium hatte er noch nichts Politisches an sich, betätigte sich nur im privaten Leben als eine Art des Denkens und Redens gegen die überlieferten Ideen und konventionellen gesellschaftlichen Formen, gegen den politischen Servilismus und gegen die religiösen Dogmen. Diesem mehr privaten Nihilismus folgte gegen 1871 unter dem doppelten Einfluß der Pariser Kommune und der Internationalen der politische und revolutionäre Nihilismus, der sich bemühte, seine Ideen im Volke zu verbreiten, die Massen für seine Grundsätze zu gewinnen, der zu geheimen sozialistischen Verbindungen, aber noch nicht zur brutalen Gewalt und Dynamit griff. Erst nachdem die Regierung die Propaganda verboten und einige eifrige Anhänger nach Sibirien verschickt hatte, erst dann, gegen 1880, verwandelte sich der missionierende und unkriegerische Nihilismus in eine Partei der brutalen Gewalt, ruft zu Verschwörungen und Attentaten auf, macht das Dynamit zu seinem Werkzeug und den Schrecken zu seiner Losung.[2])

„Der plötzliche Umschwung," sagt A. Stern in seiner „Geschichte der neueren Literatur", „der nach dem Jahre 1855 eintrat, eine Befreiung, welche die kühnsten Träume russischer Poeten und Schriftsteller der vorangegangenen Generation weit übertraf, der große Anlauf zur Gestaltung eines neuen Rußland, der mit Aufhebung der Leibeigenschaft genommen wurde, äußerten sich in der Literatur in einer Explosion aller Gärungsstoffe, die infolge einer langen, sinnlosen Unterdrückung sich angesammelt hatten.

Wenn der Nihilismus auch nicht als ein philosophisches System, wie etwa der Pessimismus Schopenhauers und der Positivismus von A. Comte, aufgetreten, so hat er nichtsdesto-

[1]) Ich gebe hier nur in Kürze T's. Anschauung über den Staat und verweise im übrigen auf mein unlängst bei J. Kösel, Kempten-München, erschienenes Werk: „Graf L. N. Tolstois Leben und Werke. Seine Weltanschauung und ihre Entwicklung."

[2]) In seiner neuesten Erzählung: „Göttliches und Menschliches" führt Tolstoi uns Repräsentanten der beiden letztgenannten Richtungen vor.

Digitized by Google

weniger seine wissenschaftlichen Vertreter in A. Herzen, Kropotkin, Bakunin und besonders in Tschernischewsky gefunden. Dieser letztere, dem Sibirien und lange Leiden die Aureole des Martyriums verliehen, der von vielen seiner Landsleute als einer der großen Pioniere der Zukunft, als ein russischer Fourier angesehen wurde, hat in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen die Theorie und den gesamten Inhalt des russischen Radikalismus dargestellt und in dem zu seiner Zeit viel besprochenen bizarren Roman: „Tschto djelat?“ („Was beginnen?“) das Heldenlied desselben geschaffen.

Wenn wir im allgemeinen die Wirkung angeben wollen, welche die politische Bewegung der Zeit und die revolutinäre Literatur in Rußland hervorgebracht, so kann man wohl ohne Uebertreibung sagen, daß durch sie weite Kreise der russischen Bevölkerung in Spannung und Aufregung während 1860—82 gefangen gehalten wurden. In den schlechten staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Zuständen des großen Reiches fanden die neuen politischen Doktrinen den günstigsten Boden. Alexander II. fiel als Opfer dieser politischen Bewegung. —

Inmitten dieser gewaltigen revolutionären Strömung lebte Tolstoi. Er ist ein Zeitgenosse Tschernischewskys und Kropotkins. Auf seiner Auslandsreise im Jahre 1860 hat er den verbannten A. Herzen in London aufgesucht und anscheinend gern mit Männern radikal-politischer Anschauungen verkehrt, wie z. B. mit Proudhon, Julius Fröbel, Verfasser „des Systems der Volkswirtschaftspolitik“ u. a. m.[3]) Tolstoi trat schriftstellerisch an die Oeffentlichkeit. Es wäre unbegreiflich, wenn diese Zeit der leidenschaftlichen Erregungen spurlos an ihm vorübergegangen wäre. Er mußte sich für die eine oder andere Richtung entscheiden. Infolge seiner individuellen Veranlagung und der freigeistigen Erziehung zog es ihn gleich anfangs mehr hinüber in das Lager der Liberalen. In den pädagogischen Abhandlungen, in den Jahren 1862—79 verfaßt, tritt uns zum erstenmal ein stark revolutionärer Geist entgegen. Das Volk wird als der alleinige Souverän verkündet; ihm allein das Recht zuerkannt, seine Verhältnisse zu ordnen. Ja, es klingt schon, wenn auch nur leise, der Gedanke durch, als sei die Regierung für das Wohl des Volkes hinderlich. Er verwirft alle bisher aufgestellten Systeme der Pädagogik, obwohl er eigentlich nichts an deren Stellen zu setzen weiß als die Anarchie in der Schule. Das Prinzip der unumschränkten Freiheit wird sowohl für die Lehrer als für die Schüler aufgestellt.[4]) (Schluß folgt.)

Sittliche Niedertracht in „Theatern“.

Die Ausführungen unter obigem Titel in Nr. 34 (S. 560 ff.) haben eine Theaterdirektion sehr beschwert. Es ist nun tatsächlich insoferne ein Versehen unterlaufen, als die beiden bis „auf Hemd und Unterbeinkleider“ entkleideten Damen nicht in dem von uns gegeißelten Programm auftraten. Diese Entkleidung erfolgte regelmäßig auf einem anderen Münchener „Brettl“, auf dessen „Darbietungen“ wir demnächst näher zu sprechen kommen werden, während in dem ersterwähnten Programm nur eine Entkleidung bis auf die Unterkleider erfolgt. Ob die als „nackte Weiber“ bezeichneten „Nymphen“ unter den mehr enthüllenden als verhüllenden Schleiern ihre bloßen Körper oder ein die Blöße vortäuschendes Trikot zur Schau tragen, kann der Zuschauer kaum unterscheiden. Es ist jedenfalls die Absicht, nackte Wassernymphen vorzuführen. Solange übrigens die Lokalpresse unbesehen empfehlende Artikel über Bühnen abdruckt, die lediglich auf den Sinnenkitzel berechnet sind, kann eine Direktion fast mit einem Schein von Recht mildernde Umstände in Anspruch nehmen.

P. Reither.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Der erste Versuch, unser Festspielhaus für ein Konzert zu benutzen, brachte ein sehr erfreuliches Ergebnis. Die akustische Wirkung ließ keinen Wunsch offen und die künstlerische dürfte nicht leicht zu überbieten sein. Beethovens Eroica hört man ja nicht gerade selten, aber ich wüßte nicht, wann das gigantische Werk so restlos überwältigend auf mich gewirkt hätte, wie hier in der Aufführung durch unser Festspielorchester unter Mottls Führung. Die Bühne stellte den Wartburgsaal aus „Tannhäuser“ dar und in ihm hatte die Kapelle Platz genommen, nicht wie gewohnt in dem versenkten Orchesterraume. In der zweiten Abteilung sang Frau Preuse-Matzenauer Richard Wagners Fünf Gedichte für eine Frauenstimme und Orchester mit dem blendenden Klangreiz ihrer herrlichen Stimme; Mottl hat die Lieder feinsinnig instrumentiert. Gleichfalls trefflich disponiert war Heinrich Knote, der in der Gralserzählung wieder durch die Schönheit und Fülle seines kraftvollen Organes entzückte. Er bot Lohengrins Gesang in der ursprünglichen Fassung, welche man auf der Bühne niemals hört. Wagner selbst hat sie gekürzt in der richtigen Erkenntnis, daß ihre epische Breite den dramatischen Verlauf hemmen würde. Im Konzertsaal aber ist sie von guter Wirkung. Der Huldigungsmarsch, den Richard Wagner König Ludwig II. gewidmet hat, bildete den Schluß des schönen Abends. Da das Konzert am Ludwigstage stattfand, lag die Wahl dieser Komposition nahe. Sie, wie es bisweilen geschieht, den Meisterwerken des Genies gleichzusetzen, geht nicht an. Das Werk ist eine Gelegenheitsarbeit, wennschon beschwingt von den Gefühlen bewundernder Verehrung für den königlichen Erretter und Beschützer. Das vollbesetzte Haus folgte den vortrefflichen Darbietungen mit größter Hingabe. So hat sich nun unser Festspielhaus für eine weitere künstlerische Aufgabe in dem idealsten Sinne als brauchbar erwiesen. Vielleicht wird man es nun für Konzertveranstaltungen von besonderer künstlerischer Bedeutung häufiger in Benutzung ziehen, woraus dem Kunstleben aus Possarts Schöpfung neuer Nutzen erwachsen würde. — Felix Mottl hat sich eine Verletzung des rechten Armes zugezogen, weshalb in der zweiten Aufführung von „Tristan und Isolde“ Franz Fischer am Pulte erschien. Er leitet auch den zweiten Zyklus des „Ringes“, der bei Abschluß unseres Berichtes noch nicht vollendet ist. Frau Burk-Berger sang im Prinzregententheeater die Isolde zum erstenmale, und zwar erfolgreich, dagegen war Kraus (Tristan) diesmal minder disponiert.

Aus den Konzertsälen. Die anregenden Abende des „Tonkünstlerorchesters“ zeigen erfreulicherweise eine Mehrung des Besuches. Im letzten Symphoniekonzert hörten wir die Ouvertüre zu Leonore Nr. 3 und die vierte Beethovensymphonie unter Lassalles sorgfältiger und verständnisvoller Leitung in sehr ansehnlicher und auf das beifälligste aufgenommenen Wiedergabe. Stephanie Braselmann sang fünf Lieder von Brahms, von denen die scherzhaft munteren ihrer Individualität günstiger liegen, wie die sentimentalen, von denen Liliencrons „Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt“ an sich von tiefster Wirkung war. Die Sängerin verfügt über eine klangschöne, nicht allzu umfangreiche Stimme. Der Beifall war sehr herzlich. — Acht Tage vorher erfreute das Orchester durch die Aufführung von Regers Serenade für Violine, Flöte, Bratsche, in der erst kürzlich gerühmten Mitwirkung der Herren Snoek, Wunderlich und van Praag. Auch Lassalles Interpretation der romantischen Symphonie fand starke Anerkennung. In einem zugunsten der Zeppelinspende veranstalteten Konzert teilte sich der genannte Kapellmeister mit Herrn Moosmüller in die Dirigentenehre.

Verschiedenes aus aller Welt. In dem Oberammergauer Uebungstheater wird in diesem Jahre gespielt, um die Darsteller für die nächste Aufführung der Passion im Jahre 1910 heranzubilden. Das vom geistlichen Rate Steigenberger gedichtete Schauspiel „Mardochäus und Esther“ (Musik von Ferd. Feldigl) wußte stark zu fesseln. Gespielt wurde nach vielfachen Berichten vorzüglich. Die ersten Rollenträger bieten wirkliche Glanzleistungen. Kostüme und Dekorationen (alles heimatliche Kunst) sind wieder von großer Schönheit. — In Paris wurde vor kurzem eine Gesellschaft gegründet, um die zeitgenössische französische Literatur im Ausland bekannt zu machen und um namentlich zu zeigen, wie reich das Schrifttum an schönen und gesunden Erzeugnissen ist, während meist nur minderwertige und anstößige Literatur den Weg in die Fremde findet. — Die japanische Regierung hat die Werke Molières verboten, die sie für gefährlich hält.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seitens des Präsidenten der Reichsbank, der neuen Exzellenz Havenstein, wurde in der letzten Sitzung des Zentralausschusses u. a. auch die äusserst wichtige Mitteilung gemacht, dass der Status der Bank eine neuerliche ansehnliche Besserung aufweise. Eine Bekräftigung dieses Hinweises kann vor allem darin erblickt werden, dass der Metallbestand der Bank wiederum, und zwar um 38 Millionen Mark gestiegen ist, und damit den Betrag von 1166 Millionen Mark, also die Maximalziffer seit Bestehen der Reichsbank erreicht hat. Inzwischen hat sich durch fortgesetzte günstige Entwicklung die Situation der Bank weiter wesentlich gekräftigt. — Unter solchen Auspizien in die herbstliche Kampagne einzutreten, nimmt allen Faktoren der finanzwirtschaftlichen Kreise den schwer lastenden Alp der Reserve ab. Es herrscht derzeit nicht nur bei uns in Deutschland eine markante Geldabundanz, sondern der Zustand einer ausgesprochenen Geld-

[3]) Siehe mein Werk I. Teil, 2. Kapitel.
[4]) Siehe Ebend. I. Teil, 2. Kapitel und II. Teil, 3. Kapitel.

Digitized by Google

flüssigkeit ist internationalen Charakters. Neue Goldverschiffungen werden aus Australien nach Deutschland avisiert; also anscheinend überall Goldüberfluss. Der Kontrast mit der geldknappen und hochgehenden Krisiszeit im Vorjahre ist ein derart unnatürlicher, dass man schon beginnt, hinter dieser sicherlich erfreulichen und veränderten Konstellation irgendwelche Schädigung von nationalökonomischer Seite zu wittern. Der erste Grund dieser Verschiebung ist wohl der mehr und mehr geregelten monitären Lage Amerikas zuzuschreiben. Ferner sind durch die, wenn auch zwangsweise seitens der Bankleitungen eingedämmten Kreditgewährungen, wie Investitionen der industriellen Kreise grosse Kapitalienbeträge frei geworden. Durch das impulsive Angebot der flüssigen Gelder konnten die schon seit so langer Zeit vernachlässigten Anleihen von Kommunen und Städten gleichfalls profitieren. Wie kürzlich den verschiedenen Staatsanleihen, so ist es auch einzelnen Städteanleihen möglich geworden, für deren Notizen an der Berliner Börse den Parikurs zu erreichen und zu behalten. Damit ist eine allgemeine Beruhigung des festverzinslichen Anlagemarktes vollkommen, nachdem die Werte der Hypothekenbanken bei erhöhtem Umsatz gleichfalls favorisierend das Kapitalistenpublikum beherrschen. Die Berichte vom Eisen- und Stahlmarkt lauten zuversichtlicher. Die Meldungen vom internationalen Montanmarkt, insbesondere aus Amerika, registrieren Abnahme der Vorräte und Vermehrung der Aufträge bei erhöhten Preisforderungen. Trotzdem bleibt das Interesse an den beteiligten Aktienkategorien gering und belanglos. Vom börsentechnischen Standpunkt aus betrachtet, kann die Ruhepause in dieser Kursentwicklung nur von Vorteil sein. Was die momentane Reserve der beteiligten Kreise erklärlich erscheinen lässt, ist die höchst unsichere und unklare Situation an der Neuyorker Börse; es scheinen sich dort neuerdings Wetterwolken zusammenzuziehen. Bei der Abhängigkeit unserer Märkte von diesem Platz ist eine scharfe Beobachtung der Entwicklung der Dinge notwendig. Was ferner hemmend auf eine ruhige Entfaltung von normalen Verhältnissen der finanziellen Kreise in Deutschland wirkte, waren die erschreckend vielen Meldungen von Defraudationen und betrügerischen Manipulationen von Angestellten in den verschiedensten Banken und Sparkassen. Die Höhe der veruntreuten Summen von bis oft 1 Million Mark und die rasche Aufeinanderfolge der Aufdeckungen solcher gesetzwidrigen Zustände war in doppelter Richtung interessant. Nicht nur die zumeist raffinierte Art dieser Unterschlagungen, sondern auch die allgemeine Kritik, die sich daran angeschlossen hat, fordern die Bankwelt und mit ihr all die Faktoren, die fremdes Geld und Gut verwalten, auf, eine Reform der inneren Verwaltung vorzunehmen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass auch von Staats wegen auf verstärkte diesbezügliche Verbesserungen hingewirkt werden muss. Die Wünsche zur Herbeiführung solcher Massregeln, sei es in Form eines Depositengesetzes oder sonstiger Verschärfung der Kontrolle, werden lauter; dieselben sind jedenfalls begründet und berechtigt.

M. Weber.

Der neue Jahreskursus der Haushaltungsschule Haag, Obb., geleitet von Englischen Fräulein, mit einem von der Kgl. Regierung genehmigten Lehrplan beginnt am 3. September. Absolventinnen einer höheren Töchterschule oder eines Institutes können nach 2jährigem erfolgreichem Besuch dieser Schule das staatliche Examen als Haushaltungslehrerin in München machen. Fürs Leben gibt die Schule gediegene praktische und theoretische Ausbildung. Die Erfolge des bisherigen Unterrichts und die Schlussausstellungen beweisen es. Pension 60 ℳ monatlich. Für 16—20jährige Mädchen ist die Schule besonders zu empfehlen. Am 17. September ist Eintritt der schulpflichtigen Zöglinge vom 12. Jahre an. Unterricht in allen Elementarfächern, Handarbeiten, Musik, Sprachen usw. Pension 35 ℳ pro Monat. Haag liegt hoch und gesund, bietet herrliche Aussicht, schöne Spaziergänge. Das ganze Jahr kam im Institut kein Krankheitsfall vor. Prospekte für beide Abteilungen getrennt bei der Vorsteherin der Haushaltungsschule und des Institutes Haag, Obb.

Die Behandlung der straffälligen Jugend. Von Kinderarzt Dr. Meter in Mannheim. 1.50 ℳ, eleg. geb. 2.25 ℳ. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

Eine kinderpsychologische Betrachtung der strafrechtlichen Behandlung unserer kriminellen Jugend. Der Verfasser weist auf die Unzulänglichkeit unseres derzeitigen strafrechtlichen Vorgehens Jugendlichen gegenüber hin; es wird gezeigt, wie unsere Gesetzgebung in dieser Materie den psychologischen und pädagogischen Erfahrungen widerspricht; die Frage der amerikanischen diesbezüglichen Einrichtungen (Jugendgerichtshöfe, System der Reformation, die Probation 2c.) wird ausführlich erörtert, und im letzten Teil der Broschüre sucht der Verfasser die Richtung zu kennzeichnen, in welcher die Reform unseres Strafrechts der kriminellen Jugend gegenüber zu erfolgen hat. Als Anhang ist der Broschüre eine Uebersetzung des dänischen Gesetzes über die Behandlung verbrecherischer und verwahrloster Kinder und junger Personen beigefügt.

Programm der Generalversammlung

(III. ordentlichen Mitgliederversammlung)

des

Katholischen Frauenbundes

von Sonntag, den 25. bis Mittwoch, den 28. Oktober 1908 in Münster i. W.

Sonntag, den 25. Oktober, abends 8 Uhr:

Begrüssung im grossen Rathaussaale, Prinzipalmarkt.

Montag, den 26. Oktober 1908.

Vormittags 8 Uhr: Pontifikalamt im hohen Dom, Domplatz, für die Mitglieder des Katholischen Frauenbundes.

9½ Uhr: **I. Versammlung** im Rathaussaale, Prinzipalmarkt. (Eintritt gegen Vorzeigen der Mitgliedskarten.) 1. Konstituierung der Versammlung. 2. Bericht über die Tätigkeit des Katholischen Frauenbundes seit der letzten Generalversammlung November 1906. 3. Kassenbericht und Entlastung der Schatzmeisterin. 4. Wahl der Revisoren. Kurze Pause. 5. Anträge. 6. Satzungsrevision. 7. Wahl für den Ausschuss, dessen Hälfte satzungsgemäss ausscheidet. 8. Entlastung des Vorstandes. Im Anschlusse an diese Versammlung findet eine **Ausschusssitzung** statt zur Ergänzungswahl der ausscheidenden Vorstandsmitglieder.

Nachmittags 3 Uhr: **II. (öffentliche) Versammlung** im Rathaussaale, Prinzipalmarkt.

Referate: 1. Das Kind: a) Physischer und moralischer Schutz (Säuglingspflege, Kinderbewahranstalten, Kinderhorte, Kindergärten usw.) Diskussion. b) Rechtlicher Schutz (Generalvormundschaft, Einzelvormundschaft und Waisenpflege.) Diskussion.

Montagabend.

8 Uhr: **III. (öffentliche) Versammlung** in der Aula des städtischen Gymnasiums, Syndikatplatz.

Vortrag: „Der christliche Familiengedanke im Gegensatz zur modernen Mutterschutzbewegung."

Dienstag, den 27. Oktober 1908.

Vormittags 8½ Uhr: Hl. Messe für die verstorbenen Bundesmitglieder in der St. Lamberti-Pfarrkirche, Prinzipalmarkt.

9½ Uhr: **IV. (öffentliche) Versammlung** im Rathaussaale, Prinzipalmarkt.

Referat: 1. Das Kind: (Fortsetzung.) c) Jugendgerichtshöfe und Fürsorge-Ausschüsse. Diskussion.

Nachmittags 2½ Uhr: **V. (öffentliche) Versammlung** im Rathaussaale, Prinzipalmarkt.

Referate: 2. Die Jugend: a) Sorge für die schulentlassene weibliche Jugend. 1. Verband der Süddeutschen Patronagen. 2. Sammelvereine. Diskussion. b) Jugendbund. Diskussion

Dienstagabend:

8 Uhr: **VI. (öffentliche) Versammlung** in der Aula des städtischen Gymnasiums, Syndikatplatz. „Der Hl. Vater Pius X. und die grosse Familie der Kirche." (Jubiläumsfeier.)

Mittwoch, den 28. Oktober 1908.

Vormittags 9 Uhr: **VII. (öffentliche) Versammlung** im Rathaussaale, Prinzipalmarkt. 1. Orientierungsreferat: „Die Frau in den Kolonien." 2. Wahl des Ortes der nächsten Generalversammlung.

Schluss der Generalversammlung. Während der Tagung im Laufe des Vormittags kurze Frühstückspause. Mittags gemeinschaftliches Essen, Montag ½2 Uhr, Dienstag und Mittwoch ½1 Uhr. Gäste, auch Herren, haben zu allen Versammlungen Zutritt.

Es wird Gelegenheit geboten werden zu Besichtigungen von Wohlfahrtseinrichtungen und gemeinnützigen Anstalten. Alle Anfragen betreffs der Generalversammlung sind an die Zentralstelle des Katholischen Frauenbundes, Köln, Roonstr. 9, zu richten. Nähere Auskunft über die Wohnungsfrage erteilt ab 1. Oktober der Katholische Frauenbund Zweigverein Münster i. W., Adresse: Frauenbundhaus, Domplatz 37-38.

Der Zentralvorstand des Katholischen Frauenbundes.

Sitzung der Studien-Kommissionen

in **Münster i. W.**, Prinzipalmarkt, Hotel König von England, Oktober 1908, im Anschluss an die III. Generalversammlung.

Tagesordnung:

I. Wissenschaftliche Studien-Kommission.

Sitzung am Sonntag, den 25. Oktober, nachmittags 3½ Uhr.

1. Referate über: a) „Fortbildungsschule". Diskussion. b) „Gymnasialen Aufbau oder Gabelung der höheren Mädchenschule". Diskussion. 2. Weitere Aufgaben.

II. Soziale Studien-Kommission.

Sitzung am Mittwoch, den 28. Oktober, nachmittags 2½ Uhr.

1. Referate über: a) „Die Wohnungsfrage". Diskussion. b) „Die Frau als Faktor im Nationalwohlstand". 2. Weitere Aufgaben.

III. Charitative Studien-Kommission,

Sitzung am Mittwoch, den 28. Oktober, nachmittags 5½ Uhr.

1. Referate über: „Mädchenschutz". Diskussion. 2. Weitere Aufgaben.

Die Zusammenkunft der Vorsitzenden der Zweigvereine des Katholischen Frauenbundes mit dem Zentralvorstande findet in **Münster i. W.** im Anschluss an die III. Generalversammlung am Donnerstag, den 29. Oktober 1908, um 10 Uhr vormittags im Saale des Hotels König von England, Prinzipalmarkt, statt.

Der Zentralvorstand des Katholischen Frauenbundes.

Digitized by Google

Heilanstalt für Orthopädie

Schwedische Heilgymnastik, Nachbehandlung nach Verletzungen und Krankheiten.

Theresienstrasse 25 — **MÜNCHEN** — 25 Theresienstrasse

Neueste Apparate und Maschinen unter ärztlicher Kontrolle.

Dr. O. Ammann.

Dr. Hanika's Heilanstalt (Sanatorium und Ambulatorium)

für Herzkranke und Nervöse mit Herz- und Verdauungsstörungen, Blutarme und Erholungsbedürftige.

Aerztlicher Leiter und Besitzer **Dr. Ernst Bach,** Spezialarzt für Herz-, Lungen- und Stoffwechselkranke. Sprechzeit 9—12 und 6—7 Uhr. Behandlung chron. Lungenkranker ausserhalb der Anstalt nach der bewährten Methode von Dr. N. Hanika.

München-Nymphenburg, Ludwig-Ferdinandstr. 1 Tel. 9791.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Kneipp'sche Kur im Jordanbad bei **Biberach** (Württemberg) Linie Ulm—Friedrichshafen. **Das ganze Jahr besucht.** Schöne, ruhige Lage, dicht an groß. Waldungen. 540 m ü. M. Gr. Komfort im Kur- u. Badehaus, bes. i. neuerb. Kurhaus mit neuer Einricht. Elektr. Licht. Lift. Mäß. Preise. Prosp. kostenfrei d. d. Kurärzte **Dr. J. N. Stützle** und **Dr. Ehmann.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Einsiedeln, Gasthof „zur Krone"

Bestempfohlenes Haus. — Anerkannt vorzüglichste Bedienung bei bescheidenen Preisen. — Von der hochw. Geistlichkeit bevorzugt. — 7 deutsche kathol. Zeitungen.

Achtungsvoll empfiehlt sich **N. Lienhardt.**

Bad Kreuznach.

Die Franziskanerbrüder auf **St. Marienwörth** empfehlen ihr der Neuzeit entsprechend eingerichtetes

Kur- und Krankenhaus

(mit Dampfheizung, elektrischem Licht, Lift etc.) zur Aufnahme von Herren und Knaben. Gesunde Lage mit grossem Park. Vorzügliche Küche. Sämtliche Bäder im Hause. Täglich hl. Messe. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte gratis durch **den Vorstand.**

Mineralbad Ditzenbach

(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.

München, Promenadeplatz 16.

Wir offerieren **täglich frisch:** extra feine Qualität **prima Süssrahm-Tafelbutter, garantiert frische Trinkeier** und Speisekäse. **Molkerei-Genossenschaft Linnich,** Kr. Jülich.

Feinste Tafelbirnen u. Aepfel empfiehlt in bek. Güte, Probekorb 3—4 M. **Frau Leo Stein, Gruiten.**

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Die Rheinische Ritterakademie zu Bedburg

(Katholische Erziehungsanstalt mit Gymnasium)

beginnt das Winterhalbjahr am 15. September d. J. Jährlicher Pensionspreis, Schulgeld und ärztliche Behandlung eingeschlossen, 1600 Mark, für die erst in die oberen Klassen eintretenden Zöglinge erhöhter Pensionspreis.

Private höhere Mädchenschule Haustetter-Küspert

Bürkleinstr. 13 u. 15 — **MÜNCHEN** — St. Annaviertel

Externat für Mädchen von 10—18 Jahren. Gewissenhafter und gründlicher Unterricht nach dem vorgeschriebenen Lehrplane; sorgfältige religiöse Erziehung; Vorbereitung zu den fremdsprachlichen Prüfungen. — Beginn des Schuljahres 1908/09 **am 18. September.** Näheres durch Prospekte und durch die Vorsteherin

Emma Küspert, Bürkleinstrasse 15/I.

Höhenkurort Villingen (Badischer Schwarzwald)

Kreishauptstadt, 11,000 Einw.

Realgymnasium und Oberrealschule

(Vollanstalten)

Beginn des neuen Schuljahres: 14. September 1908.

Auskunft durch die Direktion.

BERLIN W 57, Bülowstr. 4 (Nollendorfpl.).

STARK'S Anstalten und Pensionat.

A. staatlich konzess. Vorbereitungsanstalt früh. Dr. Sonneksche, 1893 gegr., bereit. z. Abitur.-, Priman.-, Einj.-Prüf. wie f. die ob. Kl. höh. Lehranst. (gymn. u. real) vor, auch **Damen.** 1907/08 best. alle Prüfl. mit ein. Ausn. **Pension u. Unterricht** vorzüglich empfohlen.

B. staatlich konzess. Höhere Knabenschule früher Dr. Schönfeldsche — 1883 gegr. — 3 Vorschulklassen und Sexta bis Tertia (inklusiv) — Schülerpension in der Familie des Direktors, auch für Ausländer.

Referenzen u. Prospekte durch den Direktor: STARK.

Töchterpensionat von den Schwestern d. christl. Lehre

Diekirch (Luxemburg).

Aerztlich empfohlene Anstalt in prachtvoller gesunder Lage. Moderne Einrichtungen. Sorgfältigste Erziehung. Französische Leitung und Umgangssprache. Vollständige, gediegene Lehrkurse. **Privatunterricht im Französischen unentgeltlich.** Haushaltungsschule. Musik, Zeichnen, Malen usw. Pensionspreis Mk. 440. Prospekte zur Verfügung.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein.

Kath. Internat für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums hier. Energische Nachhilfe. Haushalt durch Ordensschwestern. Herrliche Lage am Rhein. Prospekte durch die Direktion.

Bad Meinberg bei Detmold

Privat-Lehrinstitut für die höheren Klassen des Gymnasiums.

Vorbereitung auf das Abiturium. **Wichtig für ältere Berufe.** Auch Externat. Prospekte durch den geistlichen Direktor **Dr. Heinrichs.**

Institut Gombrich, Nürnberg,

Pensionat. Berechtigung z. Einjährigen u. z. Oberrealschule.

Die **Kaufmannsschule** von **Th. Heinrichs** in **Duisburg, Feldstrasse 6,** nimmt katholische Pensionäre auf. Pension mit Unterricht monatlich 100 M.

:: Französisch :: in Wort u. Schrift in **3 Monat. Privatanstalt** von Prof. **Weber-Laurent,** Lehrer an versch. höh. techn. Schulen. Uebers. a. Appellationshof. 30jähr. Erfolge. 5 Schüler Maximum. Prosp. gratis. **Brüssel,** 23 Rue van Volsem.

Haushaltungs- u. Fortbildungs-Pensionat St. Maria der Englischen Fräulein **Bad Homburg v. d. H.** Damit verbunden Villa Dreikaiserhof zur Aufnahme von Kurgästen. Prospekt und nähere Auskunft durch die Oberin.

Baugewerk- und Tiefbauschule.

Technikum Bad Sulza S. W. Staatlich anerkannt und unterstützt. Programm durch die Direktion. Bau- und Kunsttischlerei-Werkmeisterschule.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 37. München, 12. September 1908. V. Jahrgang.

Eine agrarische Reichskrise in Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Oesterreich stand vorige Woche vor einer bedrohlichen Krise, welche die Landwirtschaft ihres besten Ministers beraubt hätte, den sie seit Jahrzehnten gehabt hat; denn die Agrarier aller Nationen sind darin einig, daß Dr. Ebenhoch der erste Minister in Oesterreich ist, welcher tatsächlich ein Minister des Ackerbaues und der Bauern ist. Und nur die anerkannte Tüchtigkeit Dr. Ebenhochs hat das Ackerbauministerium vor einem Wechsel seines Chefs bewahrt.

Es handelte sich um den neuen Handelsvertrag mit Serbien, gegen welchen die Agrarier mit mehr Heftigkeit als Ueberlegung anstürmten. Das letztere ist eine Folge davon, daß man in den letzten Jahren in den Bauernstand die Devise hineingetragen hat: „Alles für den Bauern und durch den Bauern." Es wurde in Wien eine „Agrarische Zentralstelle" errichtet, als deren Seele und Macher ein gewisser Reichsritter Simic von Hohenblum auftrat, und welche eine Klassenbewegung im Bauernstande erregte, die zum Klassenkampf führen muß, wenn nicht baldigst den agrarischen Führern klargemacht wird, daß auch der Agrarier auf die Interessen des Staates, der Gesamtheit, der übrigen Stände Rücksicht zu nehmen hat, und daß Oesterreich nicht ausschließlich im Interesse der Agrarier regiert werden kann. In Versammlungen, Zeitungen und Flugschriften hat diese Zentralstelle eine solche Agitation gegen den serbischen Handelsvertrag und die Regierung entfesselt, daß auch jene agrarischen Abgeordneten, welche mit Simic-Hohenblum nichts zu tun haben wollen, sich nun seinem Einflusse nicht entziehen konnten. Schlagwörter haben ja heutzutage oft größeren Erfolg bei der Menge, als nüchterne Tatsachen. Und diese letzteren hätten auch die Agrarier überzeugen können, daß ihr Ansturm gegen die Regierung gerade in diesem Falle unangebracht war.

Der Handelsvertrag mit Serbien war 1906 abgelaufen, er hatte durch Ermäßigung der Industriezölle unserer Industrie die Gewinnung des serbischen Marktes erleichtert, zugleich aber durch Herabsetzung der österreichisch-ungarischen Eingangszölle auf agrarische Produkte unsere Landwirtschaft schwer geschädigt, letzteres hauptsächlich durch Einfuhr serbischen Viehes, welches nicht nur im Inlande die Preise drückte und eine ständige Verseuchungsgefahr für den einheimischen Viehstand war, sondern auch gerade dieses letzteren Umstandes wegen die Viehausfuhr nach dem Deutschen Reiche erschwerte und verringerte. Die Agrarier hatten darum vollkommen recht, als sie verlangten, daß bei Abschluß eines neuen Handelsvertrages die Interessen der Landwirtschaft besser gewahrt werden sollten. Da Serbien aber zu einem für unsere Agrarier günstigeren Vertrag nicht zu gewinnen war, trat ein vertragsloser Zustand ein, der zum Handelskrieg auszuarten drohte. Serbische Agrarprodukte kamen nicht mehr zu uns herein, und unsere Industrie verlor einen großen Teil ihrer Ausfuhr nach Serbien, wo Deutschland, Frankreich, Rußland, Italien, Belgien und Rumänien den Markt zu erobern suchten. Im letzten Vertragsjahre (1905) hat Oesterreich mit 30,4 Millionen Kronen 60% der Gesamteinfuhr Serbiens bestritten, und unter dieser Summe waren 27 Millionen für Industriewaren. Im Jahre 1906 ging diese Einfuhr um 30 Prozent zurück, und 1907 erfolgte ein weiterer Zurückgang. Eine so starke Schädigung der Industrie wirkt auch ungünstig auf die Landwirtschaft ein, da ja die von der Industrie lebenden Staatsbürger zu den besten Abnehmern der Bodenerzeugnisse gehören.

Ein solcher vertragsloser Zustand konnte natürlich nicht den Interessen des Gesamtstaates entsprechen, er mußte sogar das politische Ansehen unserer Monarchie auf der Balkanhalbinsel stark beeinträchtigen, und wenn unsere gemeinsame Regierung die Großmachtstellung des Staates gegenüber den Balkanstaaten retten wollte, mußte sie vor allem trachten, ein einigermaßen freundschaftliches Verhältnis zu Serbien herzustellen. Das war nur möglich, wenn Serbien in bezug auf Einfuhr agrarischer Produkte Zugeständnisse gemacht wurden, da 90% der gesamten serbischen Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn gehen und ausschließlich in Bodenerzeugnissen bestehen. (1905: 51% Tiere und tierische Produkte, 39,6% Getreide und Obst, 5,4% Pflaumenmus.) Auf einem anderen Gebiete konnte Serbien keine Forderungen stellen, und da bei jedem Vertrage jeder Vertragschließende etwas nachgeben muß, so konnte Oesterreich-Ungarn eben nur auf Kosten der Agrarier Zugeständnisse machen. Das hatte der liberale Agrarier Graf Leopold Auersperg als Ackerbauminister getan, er war ein intimer Parteifreund des Reichsritters Simic, und darum setzte der agrarische Ansturm erst ein, als ein Christlichsozialer Ackerbauminister geworden war, ein Mann, dem selbst Simic-Hohenblum sein unbeschränktes Vertrauen aussprechen muß. Und tatsächlich hat Dr. Ebenhoch es verstanden, ganz hervorragende Verbesserungen an dem Vertrage durchzusetzen, wenn es ihm natürlich auch nicht gelingen konnte, alle berechtigten Wünsche der Agrarier zu erfüllen. Und da die gesamte agrarfeindliche Judenpresse sich an der Aufhetzung der Bauern gegen den Handelsvertrag beteiligte, obwohl doch gerade das an der Industrie mächtig beteiligte Judentum ein ganz besonderes Interesse an dem Zustandekommen des Handelsvertrages hatte, so erhellt daraus, daß nichts anderes beabsichtigt war, als in Dr. Ebenhoch den Christlichsozialen zu stürzen.

Nun hatte am 18. August die serbische Skupschtina nach stürmischen Verhandlungen den Vertrag mit Oesterreich-Ungarn endlich angenommen, und unser Minister des Aeußern, Baron Aehrenthal, bestand darauf, daß im Interesse der Reichspolitik der Handelsvertrag am 1. September in Wirksamkeit trete. Der Reichsrat ist nicht versammelt und kann jetzt auch nicht einberufen werden, da Mitte September die Landtage und dann die Delegationen zu tagen haben. Im Dezember 1907 hat aber der Reichsrat mit den Stimmen der Agrarier ein Gesetz beschlossen, welches die Regierung ermächtigt, den Handelsvertrag provisorisch bis zum 31. Dezember in Kraft zu setzen, und von diesem Ermächtigungsgesetze haben die Regierungen am 30. August in Wien und in Budapest Gebrauch gemacht. Der Reichsrat kann also immer noch verhindern, daß das Provisorium zum Definitivum wird. Die christlichsoziale Partei hat, wie ihr Parteistatut das erfordert, ihren Mitgliedern die Abstimmung freigegeben, und sämtliche Agrarier erkennen an, daß Minister Dr. Ebenhoch das Möglichste im Interesse der österreichischen Landwirtschaft getan und erreicht hat.

Trotzdem ging aber die Hetze gegen den Handelsvertrag weiter, und Simic-Hohenblum beschuldigte — ohne Namensnennung! — zwei Minister des Wortbruches, welche ihm versprochen hätten, es nicht zuzugeben, daß der Vertrag mit Serbien am 1. September in Kraft gesetzt werde. Die „N. Fr. Presse", deren prinzipiell agrarfeindliche Haltung in schreiendstem Gegen-

Digitized by Google

satze zu ihrer plötzlichen Aufhetzung der Agrarier gegen den Handelsvertrag stand, behauptete, die beiden „wortbrüchigen" Minister seien Dr. Ebenhoch und Dr. Geßmann; aber sofort erklärten beide, daß sie niemals Simic ein solches Versprechen gegeben hätten, und dieser selbst mußte zugestehen, er hätte das Versprechen seiner zwei Minister nur so aufgefaßt, daß sie sich alle Mühe geben würden, den Vertrag zu verhindern; und das hatten sie auch getan. Schließlich mußte der agrarische Bramarbas, der sich einbildete, Diktator aller Agrarier Oesterreichs zu sein, sogar zugestehen, daß Dr. Ebenhoch in dem Vertrage so ziemlich alles erreicht habe, was die Agrarier verlangten. Er nannte auch endlich seine beiden Minister: Dr. Ebenhoch und Prasek, Bauer und tschechischer Landsmannminister. Dr. Ebenhoch beharrte auf seiner Erklärung, nie dem Reichsritter Simic ein solches Versprechen gegeben zu haben, und alle Welt glaubt ihm.

Als nun am 30. August der Handelsvertrag doch aktiviert wurde, stellte Dr. Ebenhoch — wohl aus zu weit getriebener Gewissenhaftigkeit — dem Ministerpräsidenten sein Portefeuille zur Verfügung. Der Zweck dieses Schrittes dürfte wohl gewesen sein, der Gesamtregierung klarzumachen, daß Dr. Ebenhoch unter keiner Bedingung seine Unterschrift unter die noch ausstehenden Handelsverträge mit Bulgarien und Rumänien setzen werde, wenn diese den Interessen der Agrarier nicht entsprächen. Und dabei würde er die gesamte „Freie agrarische Vereinigung" des Abgeordnetenhauses mit 270 Mann hinter sich haben. Diesen Wink wird Ministerpräsident Baron Beck auch verstanden haben. Nichts könnte ihm seine Zirkel mehr stören, als wenn ihm aus der christlichsozialen Partei heraus eine ernstliche Ministerkrise entstünde.

Am 3. September teilte der Ministerpräsident dem Ackerbauminister mit, daß der Kaiser sein Entlassungsgesuch nicht genehmigt habe und dem Minister Dr. Ebenhoch „die allerhöchste Zufriedenheit mit der Leitung des Ihnen anvertrauten Ressorts" bekanntgebe. So ist denn die partielle Ministerkrise, die zu einer Reichskrise hätte werden können, einstweilen beschworen.

Es ist nun nur noch nötig zu beweisen, daß der neue Handelsvertrag mit Serbien für die österreichische Landwirtschaft ganz bedeutend besser ist als der frühere.

Vor allem darf Lebendvieh überhaupt nicht mehr aus Serbien bei uns eingeführt werden, und die Einfuhr geschlachteten Viehes ist auf 35 000 Rinder und 70 000 Schweine als Maximum kontingentiert. Dieses Fleisch darf aber erst über die Grenze, wenn von österreichisch-ungarischen Veterinärbeamten auf serbischem Boden das Vieh untersucht und als seuchenfrei befunden worden ist. Häute, Klauen, Eingeweide, die Hauptträger der Seuchen, dürfen überhaupt nicht über die Grenze. Damit ist die Gefahr der Verseuchung unseres Viehstandes beseitigt. Sollten sich irgendwelche Seuchengefahren zeigen, so hat Oesterreich das Recht der bedingungslosen Grenzsperre. Wenn man dazu bedenkt, daß 1905 noch 57 000 Ochsen und 112 000 Schweine lebend eingeführt wurden, daß ferner der Eingangszoll, eingehoben vor der Schlachtung nach dem Lebendgewicht, auf (geschlachtete) Ochsen von 9,52 K per Stück auf 9,40 K per 100 Kilo, bei einem 500 Kilo schweren Ochsen also von 9,52 auf 47 K, und der Schweinezoll von 3,57 K auf 10—11 K erhöht wurde, so wird man zugeben, daß für unsere Viehzucht ein großer Vorteil gegen früher erzielt wurde. Von dem Einflusse dieser kontingentierten Fleischeinfuhr auf unsere Viehzucht macht man sich den besten Begriff, wenn man die viermonatige Einfuhrzahl in Betracht zieht, welche das Provisorium vom 1. September bis zum 31. Dezember gestattet.

Die Höhe der gestatteten Einfuhr wird demnach 11 667 Rinder und 23 334 Schweine betragen, natürlich alles nur in geschlachtetem Zustande. Diese Einfuhr bezieht sich aber auf die ganze Monarchie, also Oesterreich und Ungarn. Da Ungarn nach authentischen Meldungen mindestens die Hälfte der Einfuhr beansprucht, so werden in Oesterreich in diesen vier Monaten zusammen höchstens 5834 Rinder und 12 667 Schweine in geschlachtetem Zustande eingeführt werden. Das bedeutet einen wöchentlichen Auftrieb (wenn man bei geschlachteten Tieren überhaupt so sagen kann) von 364 Rindern und 1042 Schweinen, aber nicht etwa in Wien, sondern in allen 22 Bestimmungsorten, welche im Vertrage als einzig gestattete Bezugs- oder Einfuhrorte aufgezählt sind, während der Auftrieb am Wiener Markte allein in der zweiten Woche des August ds. Js. 5400 Rinder und 14 249 Schweine betrug. Es ist geradezu ausgeschlossen, daß dieses geringe Quantum Einfuhr geschlachteten Fleisches auf den Markt lebender Tiere irgendeinen Einfluß ausüben wird. Und was vom Provisorium gilt, muß auch vom Definitivum gelten. Es mag dazu noch erwähnt werden, daß während des vertragslosen Zustandes, während dessen also jegliche Vieh- und Fleischeinfuhr unmöglich war, die Viehpreise in Oesterreich nicht gestiegen sind. Es haben also die Agrarier von der Grenzsperre keinen direkten Nutzen, wohl aber die Industriellen einen gewaltigen Schaden gehabt. Im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 wurden in Oesterreich-Ungarn jährlich 2 185 787 Rinder geschlachtet, so daß die 35 000 jetzt aus Serbien eingeführten Rinder nur 1,61% aller in der Gesamtmonarchie vorgenommenen Schlachtungen bedeuten. Bei den Schweinen machen bei 4 226 537 Schlachtungen die 70 000 aus Serbien einführbaren 1,65% aus. Wie ist da eine Schädigung denkbar?

Zum Schluß noch einige Ziffern über Getreideeinfuhr. In dem neuen Handelsvertrage sind die Zollsätze gegen früher ganz bedeutend erhöht, so bei Weizen von K 1.79 auf K 6.30, bei Roggen von K 1.79 auf K 5.30, bei Gerste und Mais von K 0.60 auf K 2.80, bei Hafer von K 1.43 auf K 4.80 und bei gedörrten Pflaumen von K 3.57 auf 8 K und bei feiner Ware auf K 10, bei Pflaumenmus von K 3.57 auf K 5.50. Dadurch ist die Einfuhr aus Serbien natürlich bedeutend erschwert und eine Preisdrückerei in Oesterreich ausgeschlossen, was freilich nicht hindert, daß gewissenlose Vieh- und Getreidehändler sich bemühen, unter trügerischem Hinweis auf diesen Handelsvertrag den Bauern ihre Erzeugnisse um billigeren Preis abzudrücken.

Alle diese unanfechtbaren Tatsachen und der Jubel der Industrie beweisen, daß der neue Handelsvertrag mit Serbien ein Erfolg unserer gemeinsamen Regierung ist und keineswegs den Sturm rechtfertigt, welchen extremagrarische Führer dagegen zu entfachen versucht haben.

Der Streit um das schweizerische Asylrecht.

Von

Dr. J. Kälin, Solothurn.

Wohl noch nie hat ein Entscheid der obersten schweizerischen Justizbehörde solchen Widerspruch in den verschiedensten Lagern der Eidgenossenschaft gefunden, eine solche Aufregung in der Presse und in einzelnen Städten heraufbeschworen, wie derjenige, durch welchen das Bundesgericht in Lausanne am 13. Juli 1908 die Auslieferung eines jungen russischen Revolutionärs an seine Heimatbehörden in die Wege leitete.

Vorerst die Tatsachen! Am 26. Januar 1906 wurde der Polizeimeister Kandaurow in Pensa von dem kaum 20jährigen Viktor Wassiliew erschossen. Der Mörder, sofort verhaftet, gestand die Tat ein und erklärte, den Polizeimeister im Auftrage eines revolutionären Komitees „hingerichtet" zu haben. Persönlich hatte er vorher sein Opfer nicht einmal gekannt. Die Terroristen hatten Kandaurows Tod beschlossen, weil sie ihm die Schuld an mancherlei Härten und Schandtaten zumal gegenüber politischen Gefangenen beimaßen. Wassiliew, zur Beobachtung seines Geisteszustandes in eine Irrenanstalt verbracht, entfloh und reiste nach Genf, dem beliebten Absteigequartier politischer Flüchtlinge. Die russische Regierung erhielt indes bald Kenntnis von seinem Aufenthalt und verlangte seine Auslieferung zur Aburteilung wegen Teilnahme an einer verbotenen politischen Vereinigung und wegen Ermordung des Polizeimeisters von Pensa. Wie es gegenüber den Revolutionären in Rußland üblich ist, war das Verfahren gegen W. den Militärgerichten übertragen worden, und diese hätten wahrscheinlich auf Todesstrafe erkannt. Weil aber die Schweiz politische Verbrecher nicht ausliefert, modifizierte die russische Regierung ihr Auslieferungsbegehren bald in dem Sinne, daß W. nur wegen des Mordes an Kandaurow, und zwar vom ordentlichen Gericht verfolgt werde. Den schweizerischen Kantonen steht das Recht zu, solchen Personen, welche aus politischen Gründen in die Schweiz flüchten, Aufnahme und Asyl zu gewähren. Hierfür besteht aber keine rechtliche Verpflichtung; es sind lediglich ihr guter Wille und Humanitätsrücksichten maßgebend. Die Bundesbehörden anderseits haben das Recht, Fremde, welche die innere oder äußere Sicherheit des Landes gefährden, auszuweisen.

Gegen das russische Auslieferungsbegehren erhob Wassiliew Einsprache. Sein Verteidiger brachte Gutachten angesehener Juristen, u. a. von Altbundesrat Lachenal, bei, welche die Er-

Digitized by Google

mordung des Polizeimeisters von Pensa als politische Tat bezeichneten. Nun hatte das Bundesgericht nach Art. 10 des Auslieferungsgesetzes nach freiem Ermessen zu prüfen und zu entscheiden, ob der Mord als ein politischer oder als ein gemeines Verbrechen anzusehen sei. Je nachdem fand Auslieferung statt oder nicht. Es entspann sich hierüber vor den Schranken des Gerichtes eine interessante und lange Diskussion. Die Tat trug beiderlei Merkmale in sich. Das Gericht sollte entscheiden, welche überwögen und ihr den bestimmenden Stempel aufprägten. Eine solche Prüfung ist begreiflicherweise nicht leicht, da es ungemein schwer hält, die Zustände und Vorgänge, aus denen heraus die Tat geboren worden, sich zu vergegenwärtigen und über den Charakter und die Schuld der beteiligten und betroffenen Personen ein richtiges Urteil zu gewinnen.

Das Bundesgericht spaltete sich in eine Mehrheit und eine Minderheit. Die letztere hielt Wassiliews Tat für ein politisches Verbrechen, weil W. einer politischen revolutionären Partei angehörte und in deren Auftrag den Polizeimeister, gegen den er keinen Anlaß zu persönlicher Rache gehabt, erschoß, mit der Absicht, der russischen Beamtenschaft Schrecken einzujagen, sie zu einer gerechteren und menschlicheren Amtsführung zu zwingen, und in letzter Linie mit der Absicht, eine bessere Staatsorganisation zu erzielen. Hierzu sei ein solcher Mord ein keineswegs ungeeignetes Mittel; denn er gehöre hinein in die Kette ähnlicher Fälle in Rußland, welche bei großer Häufigkeit nicht ohne Eindruck bleiben und eine Aenderung des herrschenden Systems herbeiführen können, wie aus manchen bereits ertrotzten Reformen ersichtlich sei.

Die Mehrheit des Bundesgerichtes gab zu, daß W. wohl des Glaubens war, ein politisches Verbrechen zu begehen. Allein in objektiver Hinsicht fehle es an dem nötigen Zusammenhang zwischen seiner Tat und einer Aenderung der bestehenden Staatsform, indem die Beseitigung eines untergeordneten Polizeibeamten für das gewaltige russische Reich bedeutungslos sei. Ueber letzteres sei auch der Täter bei Begehung der Tat klar gewesen. Diese sei schlechtweg und anerkanntermaßen ein Racheakt der revolutionären Komitees für die harte Behandlung, welche Kandaurow besonders den verhafteten Revolutionären zuteil werden ließ. Die Tat Wassiliews sei also als gemeiner Mord zu betrachten.

Der zweiten wie der ersten Auffassung neigten sich je fünf der elf Richter zu. Der Präsident gab den Stichentscheid, indem er sich gegen den sonst üblichen Grundsatz „in dubio pro reo" auf die Seite der strengeren Auffassung stellte, denjenigen beipflichtend, welche dem Verbrechen W's. den politischen Charakter nicht zuerkannten.

Doch sprach auch die Mehrheit des Bundesgerichtes die Erwartung aus, Rußland werde die gegebene Zusage, W. durch die ordentlichen Gerichte wegen gemeinen Mordes aburteilen zu lassen, ebenso wie in früheren Fällen halten. W. hat also durch seine Flucht in die Schweiz immerhin erreicht, daß er, statt vor ein Kriegsgericht vor das ordentliche Gericht zu stehen kommt, welches nur Zwangsarbeits-, nicht aber Todesstrafe fällen kann. Seine Auslieferung hat unmittelbar nach diesem bundesgerichtlichen Entscheid stattgefunden.

* * *

Wie die verschiedenen Ansichten im Schoße des Bundesgerichtes zeigen, kann man über den politischen oder unpolitischen Charakter der von W. begangenen Tat in guten Treuen zweierlei Meinung sein. Als der Bankräuber Belenzow und ein Teilnehmer an der Ermordung des Direktors der Weichselbahn, der Russe Kilatschizky, welche beide ebenfalls politische Beweggründe vorgeschoben hatten, ausgeliefert werden sollten, war das Gericht in seinem Entscheid einig, und außer einigen sozialistischen Blättern und Versammlungen hat sich niemand über diese Auslieferungen aufgeregt. Heute nun angesichts der knappen, durch Stichentscheid herbeigeführten Mehrheit setzte sofort, nicht bloß in der sozialistischen, sondern auch in der radikaldemokratischen — also „gut eidgenössischen" — Presse und in einzelnen katholischen Blättern eine scharfe Kritik des bundesgerichtlichen Entscheides ein. Diese Blätter äußerten ihr lebhaftes Bedauern über die vermeintliche Preisgabe des Asylrechtes, dessen Wahrung gerade in diesem Falle sehr am Platze gewesen wäre. Dieses Asylrecht wurde von einzelnen Stimmen als das schönste und kostbarste Vorrecht der freien Schweiz hingestellt. Dagegen vertraten die meisten liberalen und konservativen Blätter die Ansicht der bundesgerichtlichen Mehrheit. Sie betonten, das Asylrecht komme lediglich Ausländern zugute; es reiche im Wert nicht an die übrigen demokratischen Institutionen unseres Landes heran, bilde zudem nicht einmal einen integrierenden Bestandteil einer republikanischen und demokratischen Staatsverfassung; es sei ferner jüngeren Datums, indem erst seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts der Grundsatz, politischen Flüchtlingen sichere Zuflucht zu gewähren, allgemeine Geltung erlangt habe.

Die Meinungsverschiedenheiten im „bürgerlichen" Lager wurden von der sozialistischen Partei tüchtig ausgenutzt. Ihre Blätter führten eine maßlos drohende und heftige Sprache gegen die Bundesrichter, welche zuungunsten Wassiliews erkannt. Sie taten, als ob die Schweiz sich ihrer Souveränität begeben, „höchste und heiligste Güter preisgegeben", als ob es nun keinen Wert mehr hätte, Schweizer zu sein. Das Urteil wurde ein „Schandfleck" genannt. Sogar ein ehemaliger sozialistischer Nationalrat, den man sonst ernst zu nehmen gewohnt war, tat in einer Protestversammlung in Bern den Ausspruch: „Wir schämen uns unseres Bundesgerichtes!" Ein anderer Redner erklärte in der gleichen Versammlung: „Der Sieg der russischen Revolution bedeutet den Sieg der Kultur!" und stellte das schweizerische Bürgertum als Bundesgenossen des russischen Zarentums hin. Auch in Basel, Genf, Zürich u. a. O. wurden sozialistische Protestversammlungen abgehalten, welche nach heftigen Reden Protestresolutionen faßten.

Das alles ermutigte auch die, schweizerische Gastfreundschaft genießenden, russischen revolutionären Komitees, ihre Entrüstung über das schweizerische Bundesgericht in einem „Aufruf an das Schweizervolk" kundzutun. Schon vorher hatte das internationale sozialistische Bureau in Brüssel in einem Allerweltserlaß dieses Bundesgericht der Verachtung Europas überantwortet. (!) Die sechs „schuldigen" Bundesrichter bekamen Drohbriefe. Dem Präsidenten wurde für den Fall, daß W. die Todesstrafe erleide, ebenfalls die „Hinrichtung" angedroht. Jüngster Tage wurde sogar die Frau eines dieser Bundesrichter am hellen Tage in einer Straße von Lausanne gröblich beschimpft und mit Steinen beworfen; ihrem Manne wurden Kugeln in Aussicht gestellt.

Man mag diese Unflätereien ernst nehmen oder nicht, bis heute sind sie in der Schweiz hohen Behörden gegenüber unerhört gewesen. Zumal seitens ausländischer Elemente. Man hätte es allgemein gebilligt, wenn gegenüber dieser wüsten Hetze gegen eine hohes Ansehen genießende integre Behörde, wie das schweizerische Bundesgericht, aus national und patriotisch gesinnten Kreisen ein Protest ergangen wäre. Leider schoß eine von sozial reaktionären Kreisen eingeleitete Adresse an das Bundesgericht ebenfalls über das Ziel hinaus, indem sie sich nicht darauf beschränkte, den angegriffenen Bundesrichtern ihr Vertrauen auszusprechen, sondern sich auch materiell auf seiten der Mehrheit des Gerichtes stellte und damit den Mitgliedern der Minderheit ein Mißtrauensvotum erteilte.

So bleibt nun als Abschluß dieser Affäre die Tatsache bestehen, daß unser Bundesgericht zum Mittelpunkte eines wilden Zankes geworden ist — durch fremde Schuld; daß Richter und Land nun gleichsam in zwei Lager gespalten sind. Bedauerlicherweise hat sich der Präsident des Gerichtes durch die Angriffe verleiten lassen, mit einem Zeitungsartikel in die Kampfarena herabzusteigen, aus der keiner ohne Hiebe und Schrammen zurückkehrt. Jedenfalls hat unsere höchste Justizbehörde infolge all dieser Vorgänge an ihrem Ansehen im eigenen Lande Schaden gelitten.

Wohl kein zweites Land wird von den russischen Wirren mehr in Mitleidenschaft gezogen, als die Schweiz. Unsere Universitäten sehen sich zu außerordentlichen Maßnahmen genötigt, um sich des allzugroßen Andranges russischer Elemente — meist mit semitischem Einschlag — zu erwehren. Man spricht nicht mit Unrecht von einer Russenplage. In den Städten Genf und Zürich verursachten russische Bombenfabrikanten, wenn auch unbeabsichtigt, Explosionen. Angriffe auf die Polizei und unheimliche Mordgeschichten (Tatjana Leontiew, Bankraub in Montreux, Ermordung eines russischen Polizeispions in Genf) sind ebenfalls auf ihrem Konto. Diejenigen Blätter sind wohl nicht im Unrecht, welche behaupten, das Schweizervolk billige in seiner großen Mehrheit die rücksichtslose Ausweisung der russischen Meuchelmörder, welche sich nach der Schweiz flüchten, in der Meinung, hier ein sicheres Asyl und eine neue Operationsbasis zu finden. Unser Volk weiß auch zwischen Revolutionären und Revolutionären zu unterscheiden.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Deutschlands Eintreten für Mulay Hafid und die Friedensfrage.

An die Friedensrede des Kaisers von Straßburg schloß sich alsbald eine Maßnahme der deutschen Regierung, die von den Gegnern Deutschlands unfriedlich gescholten wird. Unsere Diplomatie trat aus der geduldigen Zurückhaltung gegenüber den marokkanischen Ereignissen um einen Schritt hinaus, indem sie die Signatarmächte von Algeciras angesichts der neuen Lage in Marokko darauf hinweisen ließ, daß die rasche Anerkennung Mulay Hafids im Interesse der endlichen Beruhigung der marokkanischen Verhältnisse liege. Wegen dieser Anregung von deutscher Seite entstand in der französischen und in der englischen Presse ein kleiner Sturm der Entrüstung.

Man kann zugeben, daß die deutsche Aktion überraschend kam. Seit Casablanca, also über ein Jahr lang, hatte die Welt sich gewöhnt an die schweigende und langmütige Haltung Deutschlands. Es hat Zeiten gegeben, wo die Geduldsprobe viel schwerer war, als in den neuesten Zeitläufen, da die größte Gefahr überwunden und Mulay Hafid zur Selbsthilfe befähigt erschien. Trotzdem ist dieses Eingreifen Deutschlands nicht zu den unverständlichen „Plötzlichkeiten" zu rechnen. Die deutsche Diplomatie hatte schon vor Monaten durch den halbamtlichen Empfang der Vertreter Mulay Hafids der französischen Regierung einen höflichen Wink gegeben, die Solidarität mit Abdul Asis nicht zu weit zu treiben. Die Franzosen ließen aber von ihrer teuer erkauften Marionette nicht ab. Ja, als Abdul Asis die entscheidende Niederlage auf dem Wege nach Marrakesch erlitten hatte, wurde die alte Politik der Verlängerung des Bürgerkrieges und des Fischens im Trüben fortgesetzt. Frankreich selbst hatte aus Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen seiner Leute einen Konsularbeamten nach Fez geschickt, der mit der tatsächlichen Regierung Mulay Hafids unterhandelte. Als Deutschland genau dasselbe tat, nämlich den Konsul Vasset nach Fez zurückkehren ließ, erhob sich in der französischen und englischen Presse lebhafter Protest gegen diesen „Uebergriff". Zugleich wurde schroff erklärt, so schnell, wie Deutschland es wünsche, ginge es mit der Anerkennung nicht; Frankreich und Spanien hätten als Mandatare Europas die Sache erst gründlich vorzubereiten, überdies werde die Frage in Marienbad zwischen König Eduard, Clemenceau und Iswolsky erörtert. Der französische Geschäftsträger in Tanger sprach von vier umfassenden Punkten, die erst gründlich „studiert" werden müßten, wobei er die Arbeiten von Algeciras ignorierte. Frankreich verhandelte mit Spanien, um die Bedingungen für die Anerkennung in einer maßgebenden Zirkularnote zu formulieren; die übrigen Mächte sollten vor die vollendeten Abmachungen gestellt werden (abgesehen von den befreundeten Staaten England und Rußland, die über Marienbad eingeweiht waren). Diese Rose der französischen Staatskunst hatte drei Dornen: 1. Die Verschleppung der Kriegswirren in Marokko; 2. die Erpressung von Sondervorteilen für Frankreich; 3. die Verdrängung der anderen Mächte aus ihrer Gleichberechtigung zugunsten Frankreichs, das sich vor Marokko und der ganzen Welt als allein maßgebend aufspielen wollte. Was hinter den diplomatischen Kulissen noch gespielt haben mag, weiß man noch nicht; man kann vielleicht vermuten, daß die deutsche Diplomatie eine Fühlungnahme von französischer Seite vergebens erwartet hat. Doch abgesehen davon machen die erwähnten Bestrebungen uns begreiflich, daß unsere Regierung das Bedürfnis fühlte, sowohl den Marokkanern als auch den übrigen Mächten zu zeigen, daß Deutschland *auch noch da ist* und auch noch ein Wort mitzusprechen hat. Wenn einmal die Notwendigkeit eines solchen „Lebenszeichens" vorlag, so kam es darauf an, die geeignetste Form zu finden. Man beschränkte sich auf eine einfache Anregung zur raschen Einigung auf einen gemeinsamen Schritt und diese Anregung ging nicht in einer feierlichen Zuschrift, sondern nur in mündlicher Mitteilung den Mächten zu.

Mag die Kritik sonst ansetzen, wo sie will — eines muß sie, solange sie ehrlich ist, anerkennen: nämlich das *Recht* Deutschlands, über die beste Behandlung der marokkanischen Angelegenheiten eine Meinung zu haben und sie kundzugeben. Deutschland ist und bleibt ein gleichberechtigtes Mitglied des Konzerts der Algecirasmächte. Wer ihm nicht einmal eine so bescheidene Anregung gestatten will, der steht nicht auf dem Boden der Algecirasakte, sondern will trotz Algeciras Marokko an Frankreich ausliefern, wie es von Delcassé unter englischer Hilfe öffentlich geplant und von dessen Nachfolgern vielfach hinten herum angestrebt wurde. Deutschland hat so lange den Mund gehalten, daß sich bei manchen Nachbarn die Ansicht festgesetzt hat, es dürfe überhaupt nicht mitreden. Die imparitätische Einschätzung Deutschlands geht über den Rahmen dieser Einzelfrage noch hinaus. England, Frankreich und sogar Rußland dürfen von dem Recht der Initiative unbehelligt Gebrauch machen, und man gestattet ihnen sogar, die schönsten Erisäpfel auf den Tisch zu bringen, z. B. die Marokkofrage, neue mazedonische Reformpläne usw. Aber wenn unser Verbündeter Oesterreich sich einmal rührt und eine seit 30 Jahren von Europa genehmigte Eisenbahn verwirklichen will, so gibt es ringsum Staunen und Vorwürfe. Und wenn gar Deutschland den Mächten mitzuteilen wagt, was es im Interesse der Beruhigung Marokkos für angezeigt hält, so wird es als frivoler Störer der Weltruhe angeschrien. Man scheint nur ein schweigendes, passives Deutschland für existenzberechtigt zu halten. Diese Ansicht vieler Engländer hatte sich ja auch in dem Protest gegen die bescheidene Ausgestaltung der deutschen Seemacht schon kundgegeben. Darum taten sie auch sehr enttäuscht, als Kaiser Wilhelm in seiner Straßburger Friedensrede offen aussprach, was eigentlich selbstverständlich sein sollte: daß Deutschland das Maß seiner Rüstungen nur nach seinem eigenen Bedarf festsetzen und nicht von einem fremden Willen abhängig machen kann.

Die englischen Blätter bedrohen uns sogar mit voller „Isolierung" wegen der letzten diplomatischen Aktion. Das würde bedeuten: wenn Deutschland sich nicht zur stillen Passivität bequemt, so soll es ausgeschaltet werden! Die hochpolitische Ausschaltungspolitik läßt sich aber nicht so leicht durchführen. In Algeciras war ja ein kräftiger Anlauf dazu genommen, aber schließlich hat man doch in der Hauptsache die Gleichberechtigung Deutschlands anerkennen und demgemäß das französisch-englische Abkommen wegen Marokkos rückwärts revidieren müssen. Jetzt liegen die Verhältnisse für die deutsche Politik viel günstiger. Was sie anregt, wird durch die Tatsachen gebieterisch gefordert. Auch die letzte geborstene Säule, auf die man die Sache Abdul Asis noch zu stützen gedacht, die Truppenschar des Mtugi ist niedergeworfen worden. Abdul Asis selbst hat seine Abdankung erklärt. Es liegt also kein Grund, ja nicht einmal ein Vorwand vor, die Anerkennung des rechtmäßigen Nachfolgers zu verweigern. Die Behauptung, Mulay Hafid habe noch keinen Antrag gestellt, wird soeben von den deutschen Offiziösen zurückgewiesen mit der Enthüllung, daß er schon im Juli unter förmlicher Unterwerfung unter die Algecirasakte seine Anerkennung erbeten hat.

Ministerpräsident Clemenceau ist nach Paris zurückgekehrt. Die dortige Regierung hat bisher auf die deutsche Anregung recht artig erwidert, aber doch immer noch diktatorisch. Der kritische Punkt steckt anscheinend in dem fortgesetzten Versuch, von Mulay Hafid die Kosten für die Expeditionen des letzten Jahres herauszuschlagen. Hoffentlich einigt man sich bald auf einen billigen Ausgleich. Deutschland kann es ruhig darauf ankommen lassen. Im Notfalle kann Deutschland mit Oesterreich allein die Anerkennung aussprechen, falls die anderen Mächte sich für eine weitere Zauder- und Erpresserpolitik Frankreichs einfangen lassen sollten. Das wäre noch keine Kriegsgefahr; denn wir würden es in Anbetracht der Selbstherrlichkeit Marokkos dem neuen Sultan selbst überlassen können, etwaige weitere Vorstöße in sein Land abzuwehren, bis Frankreich selbst von dieser heillosen Geld- und Blutverschwendung Abstand nimmt.

Als Seitenstück zu der Marienbader Triple-Diplomatie hat nun auch *Tittoni* mit Aehrenthal und dann *Aehrenthal* mit Staatssekretär *von Schön* reichliche Aussprache gepflogen. Man verkündet als Ergebnis die völlige Uebereinstimmung mit besonderer Betonung der *orientalischen* Frage. Ueber die Marokkofrage spricht man sich noch nicht aus, weil Italien wegen der alten Verpflichtungen gegen Frankreich und England nicht öffentlich Partei ergreifen mag. Die deutsche Aktion ist ja auch nicht auf die sofortige förmliche Unterstützung Italiens angewiesen. Unter den obwaltenden Umständen hat eine vermittelnde Tätigkeit Tittonis sogar ihr gutes.

Wer den Dingen auf den Grund geht, wird die Wurzel der Schwierigkeiten nicht in Berlin finden, sondern vielmehr in dem Bestreben der *Franzosen*, über die Algecirasakte hinaus sich die Vorherrschaft in Marokko durch Gewalt und List zu sichern. Vor der Fortsetzung dieser Politik zu *warnen*, ist unser gutes Recht und ein friedliches Bemühen.

Digitized by Google

Jugendvereinigungen und Heeresdienst.

Von einem Landwehroffizier.

Auf der diesjährigen Generalversammlung der Katholiken zog sich mehr noch als früher durch alle Verhandlungen die Aufforderung an sämtliche Stände, nicht nur sozial zu denken, sondern in noch höherem Grade sozial zu wirken. Man will nach Reichtum streben, um die ideellen Güter des Volkes besser hegen und pflegen zu können. Beim Offizier ersetzt die Kameradschaft aller Grade den sozialen Gedanken. Es war daher praktisch wertvoll, daß ein unabhängiger Mann, wie Oberstleutnant a. D. Hasse aus Aachen, in der großen Festhalle vor 12 000 Zuhörern aller Stände durch eine kurze Ansprache an die zukünftigen Soldaten klarlegte, wie gerade in heutiger Zeit bei wachsender Gefahr für Religion und Sittlichkeit die unvermeidlichen Gegensätze zwischen Heimat und Jugendverein einerseits und Heeresdienst anderseits doch wohl zu überbrücken seien. Nicht allein die Hinüberleitung zum Heere, auch die gesicherte Rückleitung in die heimatlichen Verhältnisse und somit die Bekämpfung der mit dem Heeresdienste verbundenen Heimflucht liegt diesem wahren Soldatenvater und Seelenberater am Herzen. Einheitlichem und gemeinsamem Arbeiten mit den etwa in gleichem Sinne tätigen Kriegervereinen auf Grund einer Schrift, Heft 17 des Volksvereins in M.-Gladbach, redete Oberstleutnant a. D. Hasse das Wort. Das geistige und materielle Wohl der Soldaten muß in gleicher Weise gepflegt werden und der Ausbau dieser mit der Aushebung schon beginnenden Soldatenfürsorge darf, nachdem sie in so zweckentsprechender Weise angeregt worden ist, als ein vornehmster Teil der Jugendfürsorge nicht mehr außer acht gelassen werden.

In Düsseldorf war es bei jung und alt ein unbeschreiblicher Beifall, welcher den Offizier lohnte für seine ernsten sittlichen Mahnworte: „Sei wehrhaft, wahrhaft und sittenrein, dann bist du als Soldat unbesiegbar". Bei der Umwertung der heute vielgehörten Hauptworte: Entrechtung, Entchristlichung und Enteignung in die entsprechenden Zeitworte drang es schneidend in das Gewissen der sympathisch gesinnten Zuhörer, als der Redner warnte, sich nicht durch Fahnenflucht oder gar Selbstmord selbst zu entrechten, durch Menschenfurcht sich nicht selbst zu entchristlichen und schließlich sich nicht durch Unsittlichkeit der schönsten Güter der Gesundheit von Leib und Seele selbst zu enteignen. Weniger durch das, was gesagt, als das, was angedeutet wurde, ließ der wackere Kämpfer und Verfechter eines strengen Religions- und Sittlichkeitsbegriffes sein volles Verständnis für die Sittenbilder des verflossenen Jahres erkennen. Der Hinweis im Beginn seiner Ansprache auf Fürst Löwenstein sagt in dieser Hinsicht genug. Die fast epidemische Selbstmordmanie, wobei die von Allenstein ausgegangene Ansteckungsgefahr für die Armee doch kaum hätte bestritten werden können, wurde durch Unterlassung einer Erörterung der Anlässe zu Selbstmord und Fahnenflucht ausgesprochenerweise nicht berührt.

Scharf betonend wendet sich der Redner an den Klerus, in allen schwierigen religiösen und sittlichen Lebenslagen mitzuwirken an der Vertiefung der Vertrauensstellung des Soldaten zum Militärgeistlichen, als seinem Seelsorger, und zum Offizier als seinem militärischen Erzieher. Und an derartig schwierigen Lebenslagen fehlt es doch leider nicht (Bursche eines Lynar und Chevauleger Riedel!).

Gefahren eines übermäßigen Alkoholgenusses, eine praktische, mehr dem bürgerlichen Strafgesetzbuche folgende Sittenlehre, Brutalität unter Kameraden, duldsames Zusammenleben mit Andersgläubigen, anders denkenden und anders gearteten Kameraden: Das sind dankbare Aufgaben für Vorträge altgedienter Soldaten an die zum Heere abgehenden Rekruten.

Nachdem die selbstgestellten Aufgaben der Generalversammlung der Katholiken durch das von Oberstleutnant a. D. Hasse behandelte Thema sich erweitert und vertieft haben, müßte man kein warmes Herz für unsere jungen Soldaten und keinen vaterländischen Sinn haben, wollte man für die Zukunft zurückschrecken davor, mit aller Kraft auf dem militärischen Grenzgebiete mitzuwirken, die Urquellen und Gefahren der Unsittlichkeit, sowie die Anlässe zu Selbstmord und Fahnenflucht beseitigen zu helfen.

Das war wohl in kurzem der Kern dieser echten Soldatenansprache. Es waren nicht nur Worte, es war eine verdienstliche Tat. Und wir dürfen wohl hoffen, daß sie nicht die letzte sein wird. Die Mitarbeit alter erfahrener Offiziere ist ja gerade auf diesem Gebiete ebenso selten wie wertvoll.

Ein ernstes Wort über katholische Studentenkorporationen in einer heiklen Sache.

Von

August Nuß.

Ein ernstes Wort! Denn es handelt sich um eine ernste Sache, die nicht nur dem Verfasser und dem Herausgeber dieser Zeitschrift bitterernst ist, sondern die das ganze katholische Volk in seinen wesentlichen Grundanschauungen und Lebensäußerungen tief berührt. Soll doch hier die Rede sein von den katholischen Studentenkorporationen, die — nach der Meinung aller gutgesinnten und innigfühlenden deutschen Katholiken — zur geistigen Elite des katholischen Volksteils gehören und eine der schönsten Zukunftshoffnungen des katholischen Deutschland sein sollen! Ob sie dies alles auch in allen Stücken sind?

Diese Frage ist heute für den wahrheitsliebenden Beobachter nicht so leicht zu beantworten, namentlich wenn er — wie der Verfasser — von einer aufrichtigen Liebe für unsere katholischen Studentenkorporationen durchglüht ist. Die Sache ist heikel!

Ich weiß, daß es manche Wohlgesinnten verurteilen werden, wenn ich versuche, in einer weitverbreiteten, in der großen Oeffentlichkeit erscheinenden Zeitschrift, wie es die „Allgemeine Rundschau" unzweifelhaft ist, den Finger auf eine Wunde zu legen, die unbedingt geheilt werden muß, wenn sie nicht noch größeres Unheil anrichten soll. Manche werden meinen, man dürfe von solchen Dingen überhaupt nicht reden, noch viel weniger darüber schreiben, sonst bereite man den Gegnern eitel Freude und mache die Freunde kopfscheu. Aber! Ist die Wunde geheilt, wenn man sie hübsch säuberlich verdeckt? Nur keine Vogelstraußpolitik, wo Wahrheit und Offenheit Heilmittel sind!

„Aber", so sagen einige, „man soll doch wenigstens solche Erörterungen aus unseren öffentlichen Blättern herauslassen und sich mit seinen kritischen Randbemerkungen auf die speziellen Studentenorgane und die Korporationskonvente beschränken. Dort finden solche Kritiken viel mehr Interesse und Verständnis und — praktische Beachtung." Ganz recht! Nur müßten dann aber auch in unseren katholischen Studentenblättern und auf den Konventen derartige freimütige Aussprachen und Glossen, die mit der nötigen Schärfe das Kind beim rechten Namen nennen, in der genügenden Zahl zu finden sein! — Im übrigen sind die katholischen Studentenkorporationen als Glieder des katholischen Volkskörpers eingereiht in das katholische Volksganze. Infolge ihres Charakters als „katholische" Organisationen hat das gesamte katholische Volk an ihrer Entwicklung ein berechtigtes Interesse, das sich naturgemäß mit der Ausdehnung und wachsenden Bedeutung dieser Korporationen immer mehr steigert und vermehrt. Es muß hiernach nicht nur als das gute Recht, sondern auch als eine ernste Pflicht des katholischen Volkes bezeichnet werden, daß es auch „seinen" Studentenkorporationen, die sich aus den Reihen „seiner" Söhne rekrutieren, die nötige Beachtung schenkt. Nicht nur durch Hurrarufen und Beifallklatschen, sondern auch, wenn's sein muß, durch Mahnen und Warnen!

Aus diesen Gründen hat auch die „Allgemeine Rundschau" seit ihrem Bestehen dem katholischen akademischen Korporationswesen stets ihre lebhafteste Aufmerksamkeit zugewandt und als echte, ehrliche Freundin der katholischen Studentenkorporationen mit den Worten lobender Anerkennung, wenn nötig, auch Worte tadelnder Kritik und ernster Mahnung verbunden.

Auch heute möchte sie wieder eine Mahnerin sein! Ob ihr Mahnruf aber auch überall die nötige Beachtung findet? —

In den letzten Jahren bis in die neueste Zeit hinein wurde die Oeffentlichkeit seitens einzelner katholischer Studentenkorporationen mit gewissen „Fällen" überrascht, die für den Wissenden und tiefer Blickenden nichts Ueberraschendes an sich hatten. Es ist bezeichnend, daß man vor 5 oder 10 Jahren solche „Fälle" nicht kannte. Ich will die „Fälle" im einzelnen nicht anführen und beleuchten. Aber sie sind, wenn man sie zusammenfaßt, von symptomatischer Bedeutung. Sie gehören unstreitig zu den sog. „Zeichen der Zeit"![1])

[1]) Die „Historisch-Politischen Blätter" bringen im 142. Band, Heft 4, S. 305 ff. mit der Ueberschrift: „Studentische Erklärungen" einen bemerkenswerten Aufsatz, dem ich namentlich wegen seiner abgeklärten Ruhe und scharfen kritischen Untersuchung die nötige Beachtung in Studentenkreisen wünschen möchte. Der Verfasser.

Digitized by Google

Ich weiß sehr wohl, daß einzelne Vorkommnisse namentlich von der gegnerischen Presse in stark aufgebauschter und entstellter Form der Oeffentlichkeit mitgeteilt worden sind. Ich weiß auch, daß einzelne katholische Blätter die betreffenden Geschehnisse nicht sine ira et studio behandelt haben, weil sie, ohne in Ruhe eine authentische Darstellung abzuwarten, gleich mit mehr Eifer als Geschick die in Betracht kommenden Korporationen mit Vorwürfen überhäuften. Beides muß ich als überzeugtes und begeistertes Mitglied eines unserer größten katholischen Korporationsverbände aufs lebhafteste bedauern.

Aber dies alles täuscht nicht über die Tatsache hinweg, daß sich in unseren katholischen Studentenkorporationen — Gott sei Dank nicht überall, aber doch hier und dort — Anzeichen bemerkbar machen, welche auf eine Abschwächung oder gar Aenderung des durch das Wörtchen „katholisch" gegebenen grundsätzlichen Standpunktes hindeuten. Unsere Stifter würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie heute so manchen katholischen Korporationsstudenten über „Prinzipien" reden hörten! Ich denke hier natürlich nicht an die offiziellen Prinzipienreden; denn diese spiegeln im großen und ganzen stets den Geist der Stifter in blendender Klarheit wieder. Aber die „offiziösen" und „inoffiziellen" Gespräche, mehr natürlich noch das wortlose Tun und Handeln sind nicht gar zu selten von den Grundsätzen der „Alten" ziemlich weit entfernt.

Frage ich mich nach dem tieferen Grunde solcher Erscheinungen, so finde ich folgende Antwort:

Erstens: An die Stelle einer klaren und scharfen Erkenntnis unseres katholischen Wesens und unserer Ziele, an die Stelle einer gesunden Prinzipienfestigkeit ist, nicht unbeeinflußt von der modernen Zeitentwicklung, bei unseren jungen Akademikern eine erschreckende Unklarheit über grundsätzliche Dinge, eine Begriffsverschwommenheit, eine Unsicherheit und schwankende Unstetigkeit des inneren Menschen, hier und da sogar eine direkte Grundsatzlosigkeit getreten. Man ist sich oft genug nicht klar über den Begriff und die Bedeutung der Worte: Religion, Kirche, Katholizismus, „Ultramontanismus", Dogma, kirchliche Lehr- und Disziplinargewalt, Lehrfreiheit, Lernfreiheit, Sittlichkeit usw. Man ist oft auch zu bequem und zu gleichgültig, um sich über seine „Prinzipien" klar zu werden und entsprechend der geklärten Erkenntnis zu handeln.

Zweitens: Manche katholischen studentischen Kreise möchten der modernen Welt, insbesondere dem „liberalen" Studententum gegenüber, möglichst weitherzig, möglichst modern, möglichst aufgeklärt, möglichst liberal sein! Dabei verlieren sie zu leicht den festen Boden unter den Füßen und begeben sich ins Reich der Träume. Sie wähnen, sie seien jetzt „anerkannt". Hierbei kommen sie auch nur zu leicht in die Gefahr, sich gegen die Gebote männlicher Selbstachtung und berechtigten Selbstbewußtseins zu versündigen.

Drittens: Mit der quantitativen Ausdehnung der katholischen Korporationen hat das qualitative Wachstum nicht immer gleichen Schritt gehalten. Man ist zwar in die Breite gegangen, aber nicht immer auch in die Tiefe. Man ist zwar stolz in die Höhe gewachsen, aber derweilen haben sich die Wurzeln gelockert! Auch bezüglich der Auswahl und Neuaufnahme von Mitgliedern ließe sich manchmal der Satz rechtfertigen: Weniger wäre mehr!

Viertens: Die „Alten Herren" der einzelnen katholischen Studentenverbände sind auch nicht ganz frei von Schuld und Fehle. Sie haben nicht früh und rechtzeitig, nicht scharf und energisch genug nach dem Rechten gesehen. Auf Kommersen und Stiftungsfesten kann man den Geist, der die junge Korporation beherrscht, nicht so gut und gründlich kennen lernen als im privaten, mehr „inoffiziellen" Verkehr. — Auch unsere geistigen Führer: Universitätsprofessoren, Lehrer, Parlamentarier, Geistliche usw. könnten auf diesem Gebiete mehr Segen stiften. — Wer die Wurzeln des Uebels kennt, weiß auch die Mittel zur Heilung. Ich begnüge mich mit dieser Andeutung. In den vorstehenden Zeilen sind genug Hinweise enthalten, wie und wo gebessert werden kann. Möchten doch diese Ausführungen überall im Sinne des Verfassers verstanden werden! Dann tragen sie — so hoffen wir — reiche Früchte, am meisten für diejenigen, die sie nicht nur lesen, sondern auch in die Tat umsetzen.

Wann leuchtet auf den akademischen Gefilden wieder die Sonne in ihrer ganzen strahlenden Größe, auf daß sie Wolken und Nebel verscheucht? Wann werden die störenden Rostflecken verschwinden, die den sonst so blanken und ehrenvollen Schild unserer katholischen Studentenkorporationen bedecken?

Noch einmal die Rückständigkeit des katholischen Volksteils.

Von P. Steinke.

Vor einigen Wochen brachte die katholische Presse Deutschlands die bekannten Untersuchungen des Herrn Dr. Rost über die wirtschaftliche Rückständigkeit des katholischen Volksteils. Die vielen Zuschriften aus dem Leserkreise gaben Zeugnis davon, wie lebhaft diese Frage die Katholiken beschäftigte. Einig über die Notwendigkeit der Abhilfe brachte man von allen Seiten Vorschläge zur Besserung und legte auch in anerkennenswerter Weise den Finger an manche brennende Wunde.

Ich glaube aber, man kann doch wohl noch im Zweifel sein über die unbedingte Notwendigkeit des Strebens nach größerem Reichtum. Mir ist durchaus nicht der Satz unbekannt, daß Geld Macht ist. Im Gegenteil; ich habe recht oft in unserem Vaterlande schon zu sehen Gelegenheit gehabt, was das Großkapital für eine gewaltige Macht ausübt, und ich bin sicher der letzte, der dem katholischen Volksteil nicht einen Teil dieser Macht von Herzen gönnen würde. Doch jedes Ding hat zwei Seiten; und wenn ich jetzt mit einem großen „Aber" komme, dann bitte ich die nachstehenden Ausführungen nicht als unbedingte Wahrheit und Tatsachen, sondern als Beobachtungen aus dem Strome des täglich umflutenden Lebens aufzufassen, die der Kritik und weiteren Beobachtung bedürfen, um den etwaigen Kern aus ihnen herauszuschälen.

Es ist doch wohl durchaus nicht so schlimm, daß die wirtschaftlich ungünstiger gestellte Hausfrau genötigt ist, mit weniger Hilfspersonal auszukommen und aus diesem Grunde sich selbst um Wohl und Wehe der Kinder zu kümmern, statt deren Erziehung einem Stabe von Erzieherinnen und Lehrern zu überlassen und statt dessen die schöne Zeit in Langerweile totzuschlagen oder das Leben auf manchmal nicht ganz einwandfreie Weise zu genießen. Es ist doch eine schon öfters beklagte Tatsache, daß gerade Kinder der wohlhabendsten Kreise ihren Eltern innerlich recht wenig nahe stehen, sondern oft darauf angewiesen sind, geistig für sich selbst zu sorgen. Ist es nicht geradezu eine Schmach, wie protzig und aufgedonnert die „Verhältnisse" nicht bloß reicher Söhne, sondern auch recht oft reicher Väter sich breit machen? Man braucht sich schließlich nicht zu wundern, wenn bei der Wahl, ein anständiges Mädchen zu bleiben oder täglich in Sammet und Seide gehen zu können „wie diese da", manch armes Ding der Versuchung unterliegt. Gewiß, recht oft putzt auch einer, der es nicht kann, ein „Verhältnis" heraus und geht daran zugrunde. Diesem Einen stehen aber jedesmal mehrere andere gegenüber, die sich dieses Vergnügen leisten, weil sie es können. Ist da die ärmere Mutter und Gattin, die derartige „andere Götter nicht neben sich hat", nicht besser und glücklicher dran?

Und wenn, wie mir kürzlich mitgeteilt wurde, einige Primaner eines Gymnasiums sich mit ihrem Gymnasialdirektor in der Bordellstraße getroffen haben sollen, dann ist es doch jedem klar, daß sich solche Ausschreitungen nur diejenigen Schüler leisten können, die den entsprechenden goldenen Schlüssel d. h. das nötige Taschengeld besitzen, um die Türen dieser Häuser zu öffnen. Gehen wir mal zu unserer Schulzeit zurück; wer sind denn auf der Schule schon die Freidenker und die Lebenskünstler, die mit allen Chikanen vertraut sich auf das kommende „freie" Studentenleben freuen? Man wird mir da mit dem Einwand kommen, daß die Schüler, die den teueren Neigungen nicht nachgehen könnten, sich andere Verfehlungen zuschulden kommen lassen. Dies ist jedoch und kann naturgemäß auch nur eine Behauptung sein, für die Beweise schwer beizubringen sein werden. Und deshalb stelle ich mit demselben Recht die entgegengesetzte Behauptung auf, daß, natürlich allgemein gesprochen, der ärmere Teil der Schüler sittlich der gesündere war. Ausnahmen kommen natürlich immer vor.

Weiter, wenn die Familie, die ihre Groschen beisammenhalten muß, sich einen Kunstgenuß leistet, dann wird sie im allgemeinen Wert darauf legen, für das angelegte Geld nun auch etwas wirklich Gutes auszuwählen. Sie wird davor bewahrt, allem Schmutz nachzulaufen, der heutzutage oft über die Bühnen geht und Gift in so manches junge Menschenherz, in manche Familie trägt.

Im allgemeinen wird man die Bitte: „Unser täglich Brot gib uns heute!" in erster Linie dort finden, wo man Grund zu dieser Bitte hat. Es ist wirklich tröstlich, zu sehen, daß meist auch dort der andere Gedanke zu Hause ist: „Wenn der Herrgott

Digitized by Google

das tägliche Brot für zwei Kinder gibt, dann wird er auch wohl bei drei und vier Kindern nicht gleich seine Hand verschließen. Diese drei und vier Kinder haben dann allerdings die Aussicht, im Kampfe ums Dasein etwas mehr die Ellenbogen gebrauchen und sich rühren zu müssen. Sie werden aber dadurch gerade bewahrt bleiben vor Lebensübersättigung und Lebensüberdruß. Gewiß wird ein größeres Vermögen zusammengehalten, wenn der Divisor nicht fünf oder sechs, sondern zwei oder eins beträgt. Aber der auf dem größeren Geldsack Erwachsene pflegt dies meistens auch zu wissen und in recht vielen Fällen bald dafür zu sorgen, daß der große Geldsack wieder klein wird. Seien wir doch froh, daß das Zweikindersystem bis jetzt den ärmeren Teil des katholischen Volkes noch nicht berührt hat.

Vorstehende Ausführungen sollen nun nicht ein Lob auf den katholischen Volksteil sein, sondern in gewissem Sinne nur eine Mahnung an Luxus und Ueberfluß darstellen. Sie stehen aber mit der wirtschaftlichen Rückständigkeit des katholischen Volksteils insofern in Zusammenhang, als die Mahnung eben dieser wirtschaftlichen Rückständigkeit wegen in vorwiegendem Maße an den ärmeren katholischen Volksteil nicht gerichtet zu werden braucht. Selbstverständlich treffen diese Ausführungen in allgemeinen Umrissen auf Andersgläubige in gleichen Lebensverhältnissen in gleicher Weise zu. Ich stehe daher nicht an, dem katholischen Volksteil zu seiner derzeitigen wirtschaftlichen Rückständigkeit in gewissem Sinne — aber nur in diesem — Glück zu wünschen. Die Neugeburt des alten Rom ging auch nicht von den übersättigten Lebemännern aus, und der Reiche ist stets der größeren Gefahr ausgesetzt, die Worte zu vergessen: „Unser täglich Brot gib uns heute!"

Provinzpresse und Volksbildungsbestrebungen.

Kritische Betrachtungen von Georg H. Daub, Heiligenstadt.

Alle Welt ist heutzutage bestrebt, die Bildung des Volkes zu vertiefen; derart, daß das Wort „Volksbildungsbestrebungen" zu einem fast täglich wiederkehrenden Schlagwort geworden ist. In Wirklichkeit wird ja auf diesem Gebiete schon eifrig praktische Arbeit geleistet. An mehreren Hochschulen wurden Kurse für Arbeiter und kleine Beamte abgehalten. Sodann existieren in mehreren Städten „Volksbildungs- und Unterhaltungsvereine", die für wenig Geld gute geistige Unterhaltung bieten und sicherlich volkserzieherische Wirkung haben. Ueber Veranstaltungen eines solchen Vereins in Oberursel läßt sich unlängst in der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 210 von Donnerstag, 30. Juli) Hofrat Dr. Friedländer wie folgt vernehmen:

„Dreieinhalb Stunden hindurch blieb die Aufmerksamkeit der zum großen Teil den Arbeiterkreisen angehörenden Zuhörerschaft angespannt . . . Wer bedenkt, welche geistige Befruchtung und Anregung, für lange Zeit fortwirkend, hiermit geboten wird; wer bedenkt, wie hoch das hygienische Moment anzuschlagen ist, das darin besteht, daß eine große Anzahl von Menschen (etwa der zwölfte Teil der Bevölkerung der ganzen Stadt) an einem Sonntag, anstatt dem Alkohol zu frönen, einer solchen Veranstaltung beiwohnt, der wird mit allen Freunden der Volksbildung den Wunsch aussprechen, es möge auf der Bahn . . . fortgeschritten werden . . ."

Uebersehe man dabei nicht, daß große Korporationen von der Bedeutung des Dürerbundes der Frage der Volksbildung praktisch in manch' glücklichem Griff nähergetreten sind; es sei nur an die letzthin vom genannten Bund herausgegebene Flugschrift: Wie gewöhnt man an guten Lesestoff? erinnert. So ist wohl die Kette geschlossen zur Erhärtung der Behauptung, daß es sich hier um eine ernste Bewegung handelt, an der kein wahrhaft Gebildeter arglos vorübergehen darf. Aber auch der Redakteur, selbst am kleinsten Provinzblatt, nicht!

Wie stellt sich in Wirklichkeit die Presse, vor allem die katholische, zu diesem offensichtlichen Bildungstrieb des Volkes? Steht sie auf der Höhe der Zeit gegenüber der beregten Bewegung, oder hat sie es nicht vielfach vernachlässigt, berechtigten Wünschen auf diesem Gebiet Gehör zu schenken? Vielleicht lohnt es sich, zur Beurteilung der Sachlage ein wenig weiter auszuholen.

Während Dr. Viktor Naumann in seiner glücklicherweise viel beachteten Broschüre der katholischen Presse unlängst manche wertvolle Anregung in Betreff des inneren Ausbaues und der qualitativen Ausgestaltung gegeben hatte, hat die Neuherausgabe des Keiterschen Handbuchs der katholischen Presse, trotz mancher Mängel und Ungenauigkeiten, den Nachweis erbracht, daß die äußere Entwicklung der deutschsprachigen Blätter katholischer Richtung mit der Entwicklung der nichtkatholischen Presse ziffernmäßig guten Schritt gehalten hat. Das Anwachsen der täglich erscheinenden katholischen deutschsprachigen Zeitungen von 171 im Jahre 1900 auf 255 im Jahre 1908 und der insgesamt erscheinenden katholischen Zeitungen und Zeitschriften von 419 auf 500 im gleichen Zeitraum dürfte vorstehende Behauptung beweisen. Auch mit der Steigerung der Abonnentenzahl der deutsch-katholischen Zeitungen und Zeitschriften von zirka 2½ Millionen im Jahre 1900 auf zirka 8 Millionen im Jahre 1908 könnte man wohl zufrieden sein, selbst zugegeben, daß die Statistik nicht unbedingt zuverlässig ist.

Höchst verkehrt wäre es jedoch, selbstgefällig aus diesem unbestreitbaren äußeren Erfolg den Schluß herleiten zu wollen, daß auch die innere Ausgestaltung unserer katholischen (aber auch der nichtkatholischen!) Tagespresse dem Bedürfnis unserer Tage ziemlich vollkommen angepaßt wäre. Ohne zu ladenhüterischen Einwänden zu greifen, muß jeder strebsame Journalist in unserem Lager zugeben, daß manch' treffliche Gedanken, die von Dr. Naumann, Dr. Jul. Bachem (in „Allerlei Gedanken über Journalistik"), Dr. Hans Rost u. a. ausgesprochen worden sind, der Verwirklichung noch harren. Um es auch an dieser Stelle einmal offen auszusprechen: es gibt zugestandenermaßen manche Vorzüge der nichtkatholischen Presse vor unserer Tagespresse, die sich in allen Spalten offenbaren, wenn man die Mühe eines längeren Vergleichens nicht scheut. Offenkundig tritt in manchen katholischen Tageszeitungen die (allerdings auch in anderen Parteiblättern zu beobachtende) Abhängigkeit des innerpolitischen Teiles von diesem oder jenem Korrespondenzbureau zutage; der Mangel an selbstgeschriebenen, lokaler Eigenart gerecht werdenden Leitartikeln ist vielfach bedauerlich groß. Auch der Auslandspolitik wird allzuoft nur die Zeit zugewandt, die zum Aufkleben und Rubrizieren des eingegangenen Depeschenmaterials benötigt wird. Es fehlt an der Ueberarbeitung und der Anknüpfung des Aktuellen an das bekannte Vorhergegangene.

Ohne mich zu sehr in Details und die Interna des Redaktionspraxis verlieren zu wollen, darf ich hier doch nicht unerwähnt lassen, daß viele dieser Mängel auf dem Fehlen einer guteingerichteten Registratur beruhen. Auf Grund zehnjähriger Praxis kann ich nur Dr. Jul. Bachem Recht geben, der da schreibt:

„Eine Registratur muß jede größere Redaktion haben. Der leitende Redakteur soll sie nicht selbst verwalten; wenn er auf eine frühere Erörterung zurückgreifen muß, soll ein archivalistischer Kollege stets die Vorstücke beschaffen können. — — Aber schleunigst! In einer Redaktion gibt es kein: nachher. Wie der Journalist für den Tag arbeitet, so muß ihm das Material zu jeder Stunde zur Verfügung stehen. Jeder Journalist, und hielte er es auch mit Mohammed oder Buddha, muß den h. Expeditus verehren."

Weitergehen möchte ich noch als Justizrat Bachem, der nur für alle größeren Redaktionen Registraturen verlangt, während meiner Ansicht nach selbst wöchentlich dreimal erscheinende Blättchen, ja selbst politische Wochenblätter, im Besitz einer „ordnungsmäßig geführten" Registratur sein müßten. Dieselbe müßte z. B. wenigstens umfassen: 1. Chronologisch geordnete Daten aus der Geschichte des Wahlkreises, zu welchem der Erscheinungsort des Blattes gehört, sowie der Wahlkreise, in denen es Leser besitzt; 2. biographische Notizen über im Erscheinungsorte wohnhafte oder gebürtige hervorragendere Persönlichkeiten; 3. lokalgeschichtliche Arbeiten usw. usw. Selbstverständlich können diese Sätze nur als Andeutungen gelten, als Weiser für den Weg, der hier beschritten werden muß. Praktische Erfahrungen auf dem Gebiet des Registraturwesens, die Schreiber dieser Zeilen als „archivalistisch veranlagter Kollege" gesammelt hat, sollen übrigens demnächst im Druck erscheinen; — hoffentlich sind sie vielen Kollegen willkommen, besonders denen, die zwar auch gern eine Registratur besäßen, aber nicht recht wissen, wie man das Ding praktisch, d. h. wenig zeitraubend zuwege bringt.

Auf dem Wege der inneren Hebung der Tagespresse, die doch an erster Stelle dazu berufen erscheint, für gründliche und nachhaltige Volksbildung zu sorgen, ist jedoch die Frage des Registraturwesens nur eine untergeordnete. Ein kritischer Beobachter, der ernstlich über Bedeutung und Einfluß der katholischen Presse nachdenkt, muß durch die Logik zu folgender Feststellung kommen: wenn der Katholizismus der gewaltigste Kulturfaktor der christlichen Zeit.

Digitized by Google

rechnung ist, dann müßte die von seinem Geiste erfüllte Presse eigentlich mustergültig und vorbildlich allen anderen Preßerzeugnissen vorangehen! Jedoch sind selbst die idealsten menschlichen Einrichtungen leider nicht der Sphäre menschlicher Schwächen entzogen, und — die Kinder dieser Welt sind klüger (lies: geschäftskundiger) als die katholischen Preßleute. Und so sehen wir auf der einen Seite eine Presse, die unter Aufwand enormer geistiger und materieller Mittel ihren nichtkatholischen (und katholischen!) Abonnenten ihre Tendenzen einimpft, während die katholische Presse, oft entblößt von den erforderlichen pekuniären Mitteln, oft auch ohne das psychologische Verständnis für den Bildungstrieb des Volkes, vielfach auch ohne den rechten Blick für die Grenzen des zu Bietenden, ihren Alltagsgang in ausgetretenen Bahnen weitergeht — unbeschadet ihres anerkanntermaßen sittlich-einwandfreien, vornehmen Niveaus. Nicht dem „verdünnten Katholizismus" soll hier das Wort geredet, nicht der „katholische Generalanzeiger" hier auf den Schild gehoben werden. Aber — Stillstand ist auch hier Rückschritt ...

Man suche also nach neuen Wegen, vermittelst der katholischen Presse vorbildliche Volksbildung zu pflegen. An Detailanregungen hat es bisher nicht gefehlt; nur das Großzügige einer solch neuen Aera fehlt uns noch. Im „Augustinusblatt" (Nr. 6, Juni 1908) schrieb ein Unbekannter über „Zeitungsfeuilleton und heimische Literatur". Mit Eifer stürzte ich mich auf diesen Artikel, weil ich in dem Verfasser eine verwandte Seele witterte. Aber ach — was war es? — eine Warnung vor englischen und französischen Uebersetzungen. Und ich hatte gehofft, hier würde eine Lanze eingelegt für die zahlreichen Talente der Heimat, die trotz ihrer Befähigung und trotz ihres „billigen Angebots" doch gegen die Konkurrenz der Literaturbureaus nicht aufkommen können. Wie wenige Blätter gibt es, die heimatlichen Schriftstellern den Weg ebnen ins große Publikum! Und wie interessant und originell ließe sich doch ein Provinzblatt ausgestalten, das es verstände, heimatkundige Mitarbeiter heranzuziehen!

Also: Abhängigkeit des politischen Teiles von den Korrespondenzbureaus, des belletristischen Teiles von den Romanfabriken und des übrigen Teiles — von der Großstadtpresse. Auch das soll bewiesen werden.

Wer der Presse eine volkserzieherische Aufgabe zumißt, der muß für den inneren Stoffwert einen grundlegenden Unterschied machen zwischen Großstadt- und Provinzpresse. In den großen Kulturzentren bestehen zahlreiche Einrichtungen, die der Bevölkerung guten Lese- und Bildungsstoff leicht zugänglich machen, — Institute, die man auf dem Lande noch vermißt, wo es oft selbst an fachkundigen Buchhändlern fehlt. In der Provinz also ist die Tageszeitung mehr oder minder die einzige Bildungslektüre für die große Allgemeinheit. Diese Tatsachen weisen also der Provinzpresse eine große volkspädagogische Aufgabe zu. Wenn die heute vorhandene Provinzpresse diese Aufgabe noch nicht erkannt hat oder ihr jedenfalls sehr selten gerecht wird, so beruht dies auf ihrer Nachahmung des Vorbildes der Großstadtpresse. Letztere arbeitet, namentlich im lokalen Teil, mit den Banalitäten des Tages, Unglücksfällen, Verbrechen und die Sensationslust befriedigenden Notizen; nicht zu vergessen die Gerichtsberichte, die einen durch nichts gerechtfertigten Raum usurpieren. Das Großstadtpublikum verlangt das so — nicht aber, und darin liegt der Kern unserer Untersuchung, der Bewohner der Provinz. Die Provinzpresse hat andere, höhere Aufgaben. Gewiß wird sie heutzutage kaum ganz um die Tagesbanalitäten herumkommen; aber sie sollte in ihnen nur das Mittel zum Zweck einer besseren, tieferen Wirkung, für die sie die beste Möglichkeit hat, erblicken. Sie sollte — und namentlich die katholische Provinzpresse — neben rein tatsächlichen Mitteilungen aus der dumpfen Sphäre des Tages mehr, als es bisher geschieht, sich der Aufgabe widmen, an der kulturellen Bereicherung ihrer Leser mitzuarbeiten.

Das sind nur einige Gedanken auf dem Wege zu den angedeuteten neuen Zielen. Man kann nicht erwarten, daß dieselben üppig in die Saat schießen werden; man kann nicht urplötzlich vom engen Tagesstandpunkte zu einem höheren übergehen. Wohl aber kann man, so sagte einmal mit Recht Walter Bölike in der „Zeitungspraxis", allmählich den Standpunkt des Blattes, und damit ganz langsam und vorsichtig den des Leserkreises, heben. So kann man auch das Bewußtsein der hohen Aufgaben des Journalisten selbst vertiefen! Man fürchte sich nicht vor den neuen Wegen: weder mangelt es an Mitarbeitern noch an dankbaren Lesern. Die Presse darf sich nicht verdrängen lassen, wo es heißt, gediegene Volksbildung zu betätigen.

Heilerziehung und Unsittlichkeit.

Von

F. Weigl.

Der vielgefeierte klassische Philosoph und reicherfahrene praktische Pädagoge, Hofrat Universitätsprofessor Dr. Otto Willmann gab auf dem kürzlich zu München abgehaltenen „Kurs für Heilpädagogik und Schulhygiene" in einem Vortrag über: „Die Heilpädagogik im ganzen der Erziehungsarbeit" eine weitausschauende Darstellung der heilerzieherischen Fragen. Dem Vortrag, der demnächst in dem offiziellen Kursbericht (Donauwörth, Auer) im Wortlaut erscheinen wird, seien hier die ernsten Worte entnommen, die Willmann über die Zusammenhänge des geistigen Elends mit dem Ueberhandnehmen der Unsittlichkeit sprach.

Die Heilpädagogik — führte er aus — ist ein ernster Mahner, welcher der Gesellschaft ein erschütterndes Wort zuruft: Degeneration! Es muß ihr eine weit- und tiefgehende prophylaktische Betätigung der Gesellschaft zur Seite treten, es müssen den Heilpädagogen die Volksfreunde die Hand reichen, und es sollten beide die ausgiebigste Förderung durch die Behörden finden. Ein Hauptkontingent für die Anstalten für Defekte geben die unglücklichen und unschuldigen Sprößlinge von Trunkenbolden und Wüstlingen. Da sollte die Heilpädagogik eine heilende Kulturpolitik, aber eine durchgreifende des Präve-nire spielen. Die öffentliche Gewalt ist ja doch nicht hilflos gegen Trunksucht und Unzucht, zum allermindesten sollte sie die letztere einigermaßen eindämmen und wenigstens die Reizmittel dazu unnachsichtig und unbeirrt durch das Geschrei der Rückständigkeit beseitigen. Könnte man dem Ursprunge so manchen blinden oder schwachsinnigen Kindes nachgehen, so würde man bei den Stätten des Lasters anlangen und bei der Schmutz- und Schundliteratur, bei der voraussetzungslosen Kunst und bei den schamlosen Schaustellungen, welche jenen Stätten Besucher zuführen. Mit dem Schilde der schönen Kunst sucht man die schmutzige Spekulation auf die Sinnlichkeit zu decken; die echte Kunst wird sich dazu nicht hergeben, und zwei andere Künste, die Heilkunst und die Erziehungskunst, erheben ihre warnende Stimme. Nächst der Heilkunst kann die Erziehung Aufschluß geben über Degeneration. Hier hat sie nicht zur Geduld zu mahnen, sondern die allzu große Geduld der Behörden zu bannen.

Dies Mahnwort Willmanns verdient gewiß gehört und erwogen zu werden von allen, die es angeht, besonders von den amtlichen Stellen, die heute noch häufig nicht zu verstehen scheinen, welch große Güter bei dem Anwachsen des Schmutzes auf dem Spiele stehen. Aber auch die sich anschließende Bewertung des christlichen Ehelebens durch Willmann verdient allseitige Beachtung.

Der Libertinismus unserer Zeit — sprach er — bleibt bei der Förderung des Lasters nicht stehen, sondern kämpft auch gegen den Hort des sittlichen Geschlechtsverkehrs, gegen die Ehe, die Familie an. Die Familie, das Haus ist auch ein Hort der Heilpädagogik. Ihre Anstalten suchen in engerem oder entfernterem Anschlusse das Haus nachzubilden; der Vater- und Muttername sind für die Aermsten der Armen ein Anker der sittlichen Bildung in noch ganz anderer Weise als für normale Kinder; eine Familie schwebt dem Anstaltslehrer als der Hafen vor, in dem die Fahrt seiner Zöglinge den besten Abschluß findet. Man möchte wünschen, daß die Gegner der christlichen Ehe auch nur einen Blick in die Welt würfen, in der die Heilpädagogik arbeitet: sie würden von ihrem Wahne geheilt werden, der ebensowohl aus Unwissenheit als aus Herzlosigkeit stammt.

So spricht ein berufener Anwalt der Jugend gegen die heutige Sittenlosigkeit und wird zum Mitkämpfer der Vereinigungen, die sich die Beseitigung des Schmutzes zum Ziel gesetzt haben!

Die nächste Nummer (38) der „Allgemeinen Rundschau" erscheint als

Propaganda-Heft

in **aussergewöhnlich verstärkter Auflage.** Diese **Probenummer** wird, abgesehen von grossen Partiesendungen, an mindestens 15,000 Einzeladressen unter Streifband durch die Post, und ausserdem auf dem Buchhandelswege an viele tausend Interessenten versandt. Allen, denen eine **stets wachsende Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau"** am Herzen liegt, ist daher gerade jetzt, vor dem Beginn des **Winterquartals,** die beste Gelegenheit geboten, durch **Angabe von geeigneten Adressen,** an welche Probenummern versandt werden können, dazu beizutragen. Ein beredtes Zeichen für die Sympathie, deren sich die „Allgemeine Rundschau" in ihrem Leserkreise erfreut, ist die Tatsache, dass wir die oben erwähnten 15,000 Probenummer-Adressen fast ausschliesslich den Mitteilungen unserer Leser und Freunde verdanken.

Digitized by Google

Heilung.

Und einer um den andern ist gegangen
Von meiner Seite, mancher hat am Raine
Zum Schlummer sich gelegt mit bleichen Wangen —
Wie lange noch, da wand're ich alleine?

Mein Herz ist wund — es saß zu tief im Dunkel
Den Sündenwurm am Lebensbaume nagen,
Und solche Wunden heilt kein Lenzgefunkel,
Und solche Nächte weichen nicht beim Tagen . . .

Mein Auge saß zu viel der Menschenschmerzen
Zu viel der Klagen hat mein Ohr vernommen.
Ihr Mal aus meiner Seele auszumerzen
Muß eine tiefe, tiefe Stille kommen.

Franz Eichert.

Großstadtmilieu und Geschmacksverwilderung.

Von Hans Befold, München.

Die gepfefferte Kost, wie sie in gewissen „Theatern" gereicht wird, wurde bereits des öfteren von der „Allgemeinen Rundschau" gewürdigt. Die sittliche Verkommenheit und die Ueberbrettlprostitution schreitet trotz der immer lauter werdenden Warnungsrufe fort, wird üppiger und verworfener. Ja, eine gewisse Presse schämt sich sogar nicht, diese Art von Bühnenkunst zu entschuldigen; sie ist eben „liberal" und nachsichtig gegenüber den stinkenden Expektoralien „menschlicher Schwäche". Eine Schande ist es, wie man sie sich nicht größer denken kann, so etwas gut zu heißen und zu dulden — dieses häßliche, feile Kulissendirnentum. Eine Schande für das ganze deutsche Volk. Man sucht sich in der Erzeugung unflätiger Bühnenliteratur zu überbieten. Wie Pilze schießen die „Zugstücke" aus dem Kote.

Man möge mir es um des Zweckes willen verzeihen, den ich mit diesen Zeilen erreichen will, wenn ich im nachfolgenden einen Abend im Münchener „Intimen Theater" schildere. Es muß sein um einen Einblick zu gewähren in das geheime und darum desto üppiger wuchernde und korruptiver wirkende Treiben, in die Werkstätte schamloser Zoten und Possen, in das „Tusculum" eifriger Lebemänner und in die Apotheke systematischer Volksvergiftung, um so dem Anwurf öder, prüder Schimpfereien zu begegnen und die ungeheuer notwendige Remedur zu beschleunigen.

Man schreibt den 3. September. Der nicht übel stilisierte Saal des „Intimen Theaters" ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Publikum setzt sich zusammen aus den „besten" Gesellschaftskreisen, die Galerie ist etwas „gemischter". Das „zarte Geschlecht" ist in der Ueberzahl vertreten, zollt auch den weitaus stärksten Beifall. Das Programm wird erledigt. Zuerst erscheint eine Liedersängerin, glitzernd und funkelnd, natürlich in entsprechendem Maße dekolletiert. Sie singt unkünstlerisch und textlich unverständlich. Nicht schade darum. Hugo Filia, ein kokettes Dämchen, singt unter anderem: der Windhund und der Mops. Natürlich geht alles auf das Ehebruchs-Thema hinaus. Chansonier Staller sang am Flügel „gespickte" Chansons. Ich ziehe es vor auf diese pikanten Sachen nicht einzeln einzugehen; jeder Satz ohne Uebertreibung gemein, aber auch wirklich gemein. Ueberall dieselben versteckten schmutzigen Andeutungen, Schlager auf Schlager. So geht es in einem dahin. Aber auch nicht ein anständiges Couplet den ganzen Abend.

Dann kommt die Komödie „Das starke Stück". Stark, was man sich darunter vorstellen kann: Madame Rochetierre geht mit ihren beiden Töchtern ins Theater. Die Mutter frägt den Logendiener um den Inhalt des Stückes. Dieser behauptet, das Stück sei stark. Gloriette, ein Backfisch von 16 Jahren, darf infolgedessen das Stück nicht sehen und muß im Theaterfoyer auf die Rückkunft der Mutter warten, während ihre Schwester mit hinein darf, weil „sie schon verheiratet ist". Das Kind frägt nun neugierig den Logendiener über das Stück aus, der aber nur die ausweichende Andeutung macht: „Da kommen Witze vor, das ist gemein." Inzwischen kommt Baron Duval, der das Stück „schon fünfzigmal gesehen hat" und der seine eigene Loge hat; er ist der eifrigste, erhörte Verehrer der Hauptdarstellerin. Er sieht das Mädchen im Foyer und benützt natürlich sofort die Gelegenheit zur Verführung. Der Logendiener wird um Blumen fortgeschickt und Duval setzt sich zu Gloriette. Aus dem Theater ertönt Lachen. „Ein Witz?" frägt der Backfisch, und Duval gibt ihm Auskunft darüber, wo eben das Stück spielt. Der Diener kommt zu früh und wird wieder um Blumen fortgeschickt: „Aber beeilen Sie sich, beeilen Sie sich — — (dann leise:) nicht!" Entsprechende Mimik und Geste. Duval rückt näher zu Gloriette, die schon seinen Liebesantrag angenommen hat, küßt sie und erzählt ihr, wie weit das Stück eben ist: „Es spielt in der Brautnacht — — — Er erkennt, daß es nicht seine Frau ist." Gloriette: „Aber da ist es doch finster, woran erkennt er es doch?" Duval: „Das erkennt er an der — Tradition. Sie sagt: Ich gehöre zur alten Garde, die ergibt sich wohl, aber sie stirbt nicht." Der Backfisch frägt neugierig und kichernd immer weiter. Duval erzählt: „Georgette kommt, er nimmt sie bei der Hand, er küßt sie überall, die Arme, den Mund, er küßt sie überall, und er küßt sie — — —" und küßt dazu Gloriette und er macht bei dem letzten Worte entsprechende freche Griffe. So geht es weiter: Er führt dann das Mädchen in seine Loge, in Wirklichkeit aber in ein „chambre séparée". Da kommt die Mutter aus dem Theater, um nach Gloriette zu sehen. Diese hatte eben noch die Mutter bemerkt, Duval schließt die bewußte Kammertüre. Gloriette wird gezankt und die Mutter schickt zur Strafe das Mädchen gerade in diese Kammer. Auf die Frage von Gloriette, wie lange sie dort bleiben muß, sagt die Mutter mit entsprechender Betonung: „Bis der Akt vorüber ist." Und der Baron zieht das Mädchen in die Kammer, während das Lachen aus dem Theater über einen „Witz" die Mutter dorthin zurückruft. Der Logendiener sagt: „Ja, das war ein guter Witz, aber das ist der beste" und schließt die Kammertüre. Vorhang fällt.

Dann tritt Mary Irber auf mit anzüglichen Couplets in dem ihr eigenen, herausfordernden Tone.*) Zuerst sang sie stehend, dann auf dem Kanapee etwas über das Bett. Bei ihr ist es lediglich die raffinierte, potenzierte Frivolität, die verblüfft. Schäffer sang als Jeremias Jammermeier Balladen, unter anderem: Ballade der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies (Amorsälen). Er machte seine Sache präzis à la Simplicissimus. Alles einzelne aufzuzählen widert mich an. Ueberall dieser dreiste, stinkende Refrain: Ehebruch und Geschlechtsleben, Verlachung der „Moralisten", mitunter ein Trumpf auf das „Zentrum mit dem Feigenblatt". Das Schlußstück: „In der Badewanne" mit Mary Irber — in der Badewanne. Das Stück ist von A bis Z gemein. Thema: Daß du mich mit meiner Frau betrogen hast, verzeihe ich dir; daß du mich aber mit meiner Geliebten betrogen, nie.

Großstadtmilieu. Das ist der heutige verrohte Geschmack sogenannter besserer Kreise, ein seichtes, frivoles Milieu. Und so etwas läßt man ruhig gewähren. Ich betone noch einmal: Vom Anfang bis zum Schluß gemein, objektiv gemein. Dabei jede Miene berechnet, jede einzelne Bewegung zynisch akzentuiert. Daß Mary Irber sich krampfhaft bemüht, die Szene „in der Badewanne", bei der die Phantasie das zur Darstellung nicht Zulässige ergänzen muß, möglichst unanstößig zu markieren, ist eine Konzession an die Polizeizensur, die an der Tendenz des Stückes und seines Titels nichts ändern kann.

Wie lange noch sollen die Kassandrarufe besorgter Volksfreunde ungehört verhallen, die Propheten und „Sittlichkeitsapostel" verlacht werden, ja sogar Schimpf und Spott erfahren? Wie lange noch? Oder trachtet man mit aller Gewalt, das deutsche Volkstum im beschleunigten Tempo dem traurigen Verfall zuzuführen, wie er die alten Völker betroffen hat? Ist des weiteren der von einer gewissen Presse wegen seiner „Arbeit" soviel gepriesene Theaterzensurrat für diese Art von „Bühnenkunst" nicht zuständig, oder fürchtet man in dieses Wespennest des Tingeltangel-Unwesens hineinzugreifen? Und wenn die Kompetenz nicht gegeben ist, dann gehe man endlich einmal daran ein eigenes Zensurkollegium zu schaffen, aber mit einer Zusammenstellung von Männern, die das gesunde Volksempfinden kennen und die Grenze des Sittlichanständigen und Erlaubten zu ziehen wissen.

Großstadtmilieu — Fäulnisdunst und Pestmoder. Wer wie ich verurteilt war und ist, so in alle Schichten und Dunkelkammern der Großstadt zu schauen, kann, ohne über sich den Vorwurf eines „Muckers" ergehen lassen zu müssen, konstatieren: Wie der Schlamm und Schmutz großstädtischer Gemeinheit und Verderbtheit sich admassiert, gibt zu den ernstesten Besorgnissen für unser Volk Anlaß.

*) Es ist mir augenblicklich die Nummer nicht zur Hand. Aber ich erinnere mich genau, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" vor einiger Zeit auf Mary Irber, die durch mehrere Skandalaffairen der sog. „Gesellschaft" auch außerhalb ihrer „Kunst"-Sphäre übel bekannt geworden ist, einen begeisterten Lobhymnus anstimmten. Bezeichnend ist nachstehende, durch fettesten Druck hervorgehobene Reklame („Wiederauftreten Mary Irbers") im Inseratenteile einer der letzten Nummern der „Münchener Neuesten Nachrichten": „Ueber das Gastspiel des Intimen Theaters am k. Wilhelmatheater schreibt das „Stuttgarter N. Tagblatt" u. a.: Bei den beiden letzten Stücken spielen pikante Entkleidungsszenen die Hauptrolle; derartiges kann geschmacklos sein, ja widerlich, aber das war es nicht. Besonders Mary Irber versteht diesen Pikanterien so viel Esprit und Charme hinzuzusetzen, daß aus dem an sich schlüpferigen Motiv eine reizvolle Harmonie entsteht. Hat man dazu noch den angeborenen Schick von Mary Irber, dann ist man des Beifalls für eine derartige graziöse Leistung absolut sicher. Freilich für Philisteraugen taugen diese Dinge nichts. Aber fröhlichen Menschen, die die Schönheit lieben, ist die Schönheit in keiner Form ein Greuel. Solche Menschen muß es in Stuttgart viele geben, denn die vielen Hundert Zuschauer im Kgl. Wilhelmatheater spendeten gestern den geschickten Münchner Gästen grenzenlosen Beifall."

Digitized by Google

Videant consules! Wann endlich einmal, bevor es zu spät ist? Der Dekalog ist mit seinen bestimmten Imperativen außer Kraft gesetzt; aber ein Ersatz ist dafür noch nicht gefunden. Wer sollte ihn auch schaffen. Unsere Gesetze sind direkt unzureichend, um dem entnervten Unwesen beizukommen. Ueberall nur Extravaganzen, womöglich noch zum Schutze der „freien Liebe". Wann werden jene Männer erstehen, die der Sache nicht nur das gebührende Interesse entgegenbringen, sondern auch das Uebel bei der Wurzel anfassen!

Die politische Strömung und Graf L. N. Tolstoi. (II.)

Von Dr. Konstantin Staub, Sulz (Südrußland).

Daß Tolstoi[1]) seit 1880 ganz offen und entschieden auf Seite der Revolutionäre trat, darf uns nicht überraschen bei ihm, dem Bewunderer der Enzyklopädisten, bei ihm, dem Schwärmer für die Anschauungen eines Rousseau[2]). Erdmann sagt in seiner Geschichte der Philosophie (2. Aufl. 2. Bd. S. 222): „Die Lehre Rousseaus ist viel mehr, als er es selbst war, revolutionär, sie führt zur Anarchie." Es war daher im Grunde genommen nur eine konsequente Entwicklung seiner Gedanken, die nur äußere Umstände, wie der russisch-türkische Krieg, die Vollziehung der Todesstrafe an einigen Revolutionären, begünstigten, wenn Tolstoi zu ähnlichen politisch-radikalen Ansichten kam, wie sie von den französischen und deutschen Sozialisten und den russischen Nihilisten vertreten und verteidigt wurden.

Ja, noch mehr. Infolge der mystischen Ideen und Anschauungen, zu denen er sich später bekannte, und wohl auch der Neigung zu Uebertreibungen führte er die radikalen Ansichten bis zu den äußersten Konsequenzen. Und in Wahrheit gibt es kaum einen größeren Umstürzler als diesen Prediger der Mildtätigkeit und Liebe. Wenn Bakunin, Kropotkin und Proudhon den heutigen Staat mit seinen Rechtsinstitutionen für eine vorübergehende Form der Gesellschaft halten, so geht Tolstoi einen Schritt weiter und behauptet in „Sklaverei unserer Zeit", die Regierungen seien nicht nur unnötige, „sondern schädliche, ja höchst unsittliche Institutionen"; unsittlich, weil sich die Regierungen nach seiner falschen Auffassung nur auf physische Gewalt und Macht stützen — also auf Prinzipien, die dem höchsten Sittengesetze, der Liebe, entgegengesetzt sind. Die Herrschaft läßt sich nicht mit der Güte vereinigen, sagt der russische Dichterphilosoph, sondern nur mit Stolz, Heuchelei, Betrug, List und Grausamkeit. „Die Bösen werden über die Guten herrschen und sie vergewaltigen. So war es von Anfang der Welt bis auf den heutigen Tag." Wie die übrigen Nihilisten, so sieht auch er, der Graf von Jasnaja Poljana, in den Staatsgesetzen nur ein „Spinngewebe für die Mächtigen und Reichen, unzerreißbare Ketten für die Armen und Geringen, Fischnetze in den Händen der Regierung".

Mit Bakunin und Kropotkin glaubt er daher, das beste Mittel, die Verbrechen aus der Welt zu schaffen, bestände darin, daß man die Gefängnisse dem Erdboden gleichmachen und die Gesetzbücher verbrennen solle. Ebenfalls hat keiner seiner Landsleute den Militarismus schärfer angegriffen, als er; keiner war ein eifrigerer Internationalist als der Verfasser des Romans „Krieg und Frieden". „Was mir einst schändlich und schlecht erschien, der Kosmopolitismus," schreibt er in: „Worin besteht mein Glaube?", „erscheint mir nun gut und groß."

Wenn die Nihilisten vor ihm sich das zukünftige Zusammenleben der Menschen auf gewisse Rechtsnormen, Verträge aufgebaut denken, so verwirft Tolstoi jede äußere Rechtsnorm, wie überhaupt jedes Recht im juridischen Sinne, das sich nötigenfalls auch mit Gewalt Geltung verschafft. Die Liebe allein kann und muß alle Lebensverhältnisse regeln, sie muß an Stelle des Rechts treten. Nur auf dem Prinzipe der Liebe kann und soll das zukünftige gesellige Zusammenleben der Menschen gegründet werden. Tolstois Anarchismus wurzelt in seinen religiös-ethischen Ideen.[3]) Jener mystische Zug, welchen wir bei den russischen Nihilisten im allgemeinen finden, ist noch mehr ausgeprägt im Systeme Tolstois. Sucht er doch seine anarchistischen Ansichten durch christliche Ideen zu stützen und betont, daß er den eigentlichen Kern und Sinn der Lehre Jesu Christi aufgedeckt habe. Auch erscheint ihm, trotz seines Kosmopolitismus, das russische Volk in seiner Gesamtheit „als ein mystisches Wesen, aus dessen geheimnisvoller Tiefe neue Weltzustände hervorgehen würden", wenn „die Regierung die ewigen und gerechten Forderungen des ganzen Volkes verwirklichen würde."

Aus dem oben angegebenen Grunde sind dem russischen Dichterphilosophen daher alle in den verschiedenen Ländern gegenwärtig bestehenden Staatsformen gleich verhaßt. Er sieht in der Republik und im Parlamentarismus ebenso wie in der absoluten Monarchie eine Hauptquelle der bestehenden Uebel. Deshalb ruft er sowohl dem Amerikaner, dem Deutschen als auch dem Russen zu: Carthago delenda est. Wollt ihr, daß das Reich Gottes auf Erden entstehe, so muß an Stelle der jetzigen Regierung eine vollkommen freie, brüderliche, kommunistische treten. Zwar nicht durch rohe Gewalt, blutige Revolutionen will er die Regierung und die heutige staatliche Ordnung vernichtet wissen — denn das widerspricht seinen religiösen Ideen und widerstrebt der Milde seines Charakters — sondern durch Versagung der vom Staate auferlegten Pflichten und Leistungen (wie Teilnahme am Gericht, Kriegsdienst, Steuern u. dgl.) soll die Staatsmaschine gleichsam zum Stillstand gebracht werden. Nicht zu Verschwörungen und Mord ruft er die Menschheit auf, sondern zum Ungehorsam gegen die Staatsbeamten und Gesetze.

Nichts empört den zartfühlenden Dichter mehr als rohe Gewalttaten, die noch dabei im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit von seiten der Revolutionäre schon seit einigen Jahren, insbesondere aber in jüngster Zeit verübt worden sind. Er hat nur harte Worte für ein solches Treiben, wie dies deutlich in einem Briefe „An die Revolutionäre" zu lesen ist. Auch in seiner jüngsten Erzählung „Göttliches und Menschliches" hat er mit tiefster Verachtung und beißender Ironie die Tätigkeit der jetzigen Terroristen geschildert. Seine Sympathie zeigt er wiederum einem revolutionierenden Bauern-Sektierer und dem jungen Swjetlogub, einem Revolutionär vom früheren Schlage, der kurz vor seiner Hinrichtung im Evangelium Glauben, Trost und Stärke gefunden. Dies alles hindert aber Tolstoi nicht, in seinem Aufruf an das russische Volk „diesem den eindringlichen Rat" zu geben, der alten Zarenregierung den Gehorsam zu verweigern. Unter anderem sagt er: „Aus den jetzigen schweren Umständen gibt es für euch, russisches Arbeitervolk, nur einen Ausweg: Die Weigerung des Gehorsams jeder gewalttätigen Obrigkeit gegenüber, frommes und demütiges Ertragen der Gewaltakte, aber Enthaltung von jeder Teilnahme an denselben."

Wenn wir das, was Tolstoi für Rußland will und herbeisehnt, mit dem richtigen Ausdruck bezeichnen, so ist es — Bauernrepublik im wahren Sinne des Wortes; eine Republik, aber ohne Zentralregierung, ohne höhere Instanzen, ohne Militär, ohne Gerichtswesen, ohne Großindustrie. Der Ackerbau ist die Arbeit par excellence, jeder Mensch soll von ihm leben. Man sieht, daß Tolstoi ganz aus russischen Verhältnissen heraus denkt. Der „Mir" ist ihm alles. Auf dem Mir wird alles einstimmig entschieden, so muß sich's der Dichter denken. Jede Gemeinde ist souverän und verbindet sich vollkommen frei, ohne äußeren Zwang mit den anderen. Es sind dies offenbar Utopien eines an der Wirklichkeit verzweifelnden, aber dennoch die Menschheit beglücken wollenden Herzens. Sonderbar! Tolstoi der Dichter hat uns in seinen Novellen und Romanen vollkommen nach dem Leben gezeichnete Menschen und wirkliche Lebensverhältnisse anschaulich vorgeführt und geschildert, in seinen Reformvorschlägen aber verliert er vollständig den realen Boden und ergeht sich in Träumereien. Er kann nicht anders! Das Leben hat ihn vielfach enttäuscht, er hat der Leiden und Widersprüche zu viele gesehen und erlebt. Wenn er als realistischer Künstler nicht anders kann, als die traurige Wirklichkeit der heutigen Kulturwelt zu sehen und zu malen, so hat er doch in seinem Geiste eine ideale Welt aufgebaut, in der ewiger Friede und wahres Glück ihre dauernde Stätte aufgeschlagen haben. Diese erfüllt sein ganzes Innere, bildet den Grundton aller seiner Gedanken und Gefühle. An die Verwirklichung dieser idealen Welt — die Erstehung des Reiches Gottes auf Erden — durch die Menschheit glaubt er mit der ganzen Kraft seiner Dichterseele.

Tolstoi wird wohl vergebens auf diesen Zeitpunkt warten. Er vergißt das tiefsinnige Dogma von dem Sündenfalle des Menschen. Solange der Egoismus mit all seinen Nebenerscheinungen im Menschen steckt — und wann wird der wohl in allen Menschen ausgerottet sein? — kann unmöglich die

[1]) Tolstoi feiert in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag, liegt aber schwer krank darnieder.

[2]) Ebend. I. Teil, 1. Kapitel und III. Teil.

[3]) Näheres darüber siehe ebend. II. Teil, 1. und 2. Kapitel.

Digitized by Google

Liebe als die alleinige Richtschnur im öffentlichen und privaten, sozialen und politischen Leben gelten. Nur das Recht des Einzelnen und der Gesamtheit, wie es sich aus der sittlichen Weltordnung ergibt, kann die feste Grundlage abgeben, auf der sich ein wohlgeordnetes Zusammenleben aufbauen kann. Die Liebe wird auch da noch ein großes weites Feld ihrer Tätigkeit finden.

Das Gefährliche und Revolutionierende der politischen Anschauungen Tolstois besteht nicht in der Darstellung eines Idealstaates, der niemals Wirklichkeit werden kann, sondern vor allem darin, daß er die Mißstände, Härten und Schäden im modernen Staate übermäßig aufbauscht, ja den Staat mit seinen Institutionen als die eigentliche Ursache aller bestehenden Uebel im internationalen, sozialen, wirtschaftlichen und religiös-sittlichen Leben bezeichnet und zur Vernichtung der Regierungen mittelst Streiks, Steuerverweigerung usw. aufruft. Dadurch, daß Tolstoi den Staat hinstellt, als erzeuge er einerseits das große Elend und die Armut des arbeitendes Volkes, anderseits den Luxus und die Häufung des Reichtums in den Händen einiger weniger, weckt und schürt er gegen Regierende und Besitzende grimmigen Haß in weiten Kreisen, der sich leicht in blutigen Aufständen, Mord und Plündereien Luft macht. Es verschlägt dann wenig, wenn Tolstoi der aufgeregten Masse zuruft: „Bekämpfet das Böse nicht mit Gewalt. Ertraget die Uebel."

Die Dachauer Jubiläumsausstellung.

Jahrhundert Jahre sind heuer verflossen, seit die Geschichte Dachaus sich überblicken läßt. Zur Feier des Ereignisses wird zurzeit eine Ausstellung dort veranstaltet. Sie gibt einen Ueberblick über sämtliche wichtige Berufszweige, die im Orte und Bezirke Dachau betrieben werden. Das Protektorat hat Prinz Ludwig von Bayern übernommen, der zu der Eröffnung am Mittwoch, den 26. August, persönlich erschienen war. Die Feier war überaus stimmungsvoll und farbenprächtig, besonders infolge der tätigen Mitwirkung der Dachauer Künstlerschaft, die alles aufs hübscheste angeordnet hatte. Vor allem gefielen die zahlreichen jungen Mädchen, die in die alte eigentümliche und malerische Volkstracht gekleidet waren. Nach der Begrüßung durch die Ortsbehörden wurde Prinz Ludwig zum Platz vor dem Schlosse geführt, der bei diesem Anlaß mit einem großen Maibaum und einer Anzahl kleiner Bauten geziert ist. Da sieht man, von den Bauhandwerkern ausgestellt, eine reizende kleine Feldkapelle, zwei Bildstöckl, einen Pavillon. Die Steinmetzen haben verschiedene Grabdenkmäler angefertigt. Nachdem die Ausstellung für eröffnet erklärt war, unternahm der Prinz einen Rundgang. Im Untergeschosse des Schlosses befindet sich eine Abteilung mit Maschinen. Durch das schöne, jetzt sorgfältig wieder hergerichtete Stiegenhaus geht es zum oberen geräumigen Saale, in dem eine Menge von Gewerbetreibenden ihre von Fleiß und Sorgfalt zeugenden Produkte ausgestellt hat. Sie können hier nicht im einzelnen besprochen werden. Nur erwähnt seien eine bäuerliche Zimmereinrichtung, sehr hübsche, volkskunstmäßige Hafnerarbeiten, ein kunstvoll gearbeitetes Tanzbodenmodell, handgedruckte Stoffmuster, sowie eine Fülle trefflicher Lehrlingsarbeiten. Einen Hauptanziehungspunkt bildet die große Gruppe von Stickereien und Strickereien aus der Handarbeitsschule der armen Schulschwestern. Es ist staunenswert, was Kinder zu leisten imstande sind, wenn sie richtig angeleitet werden. Die Muster zu den Arbeiten sind nach den Motiven alter Volkskunstgegenstände der Dachauer Gegend von den Schwestern selbständig entworfen. Der zweite Hauptteil der Ausstellung ist die Gemäldegalerie, deren jetzt erfolgte Begründung den Dachauer Malern Hans von Hayek und Hermann Stockmann zu danken ist. Die Galerie wird dauernd an dieser Stelle erhalten bleiben. Was bis jetzt vorhanden — gegen 150 Werke — gilt als Grundstock für künftige größere Entfaltung. Zweck des Unternehmens ist die Festlegung der Dachauischen Kunstgeschichte, die sich innerhalb des letzten halben Jahrhunderts vollzogen hat. Sie beginnt nach 1850 mit Christian Morgensterns Aufenthalt in Dachau. Zu seiner Zeit haben auch Schleich, Lier und andere berühmte Künstler in dieser Gegend studiert. Später kamen Wenglein, Keller-Reutlingen, Uhde, Wilhelm von Diez, Hölzel, Dill, Langhammer, Schramm-Zittau, Ch. Vetter, Buttersack, Haugg, Herterich, Zügel, Strützel, Weißhaupt und andere. Von den meisten der Genannten sind Gemälde und Zeichnungen bereits in die Galerie gekommen. Von der jetzt in Dachau wirkenden Künstlergeneration, die sich um die Bereicherung der Galerie verdient gemacht hat, nenne ich Bössenroth, Bürgers, Engel, Felber, Flad, Fohn, Hayek, Hennig, Liebmann, Müller, Pfaltz, Petersen, Reinhold, Staudinger, Stockmann, Helene Treibmann, Emmy Walther. Der Besuch der Ausstellung, insbesondere der Galerie ist sehr zu empfehlen. — Am 5. September wurde noch eine landwirtschaftliche Abteilung eröffnet. Auch findet ein Volksfest statt, das vergnüglich genug zu werden verspricht. Das Ganze dauert bis zum 13. September.

Dr. O. Doering.

Herbst.

Schon regnet durch die Wipfel schwül
Septembernebel trüb und matt.
Es wird so müd mein Herz, so kühl,
Weil es dich längst verloren hat.

Wo ist dein Lachen goldenlicht?
Die Stirne stolz und marmorweiß?
Wo ist dein süßes Angesicht?
Der Mund, der — ach — geküßt so heiß?

Auf Wegen, fremd und unrußvoll,
Geh'n wir dahin, uns fern, allein.
Und doch — nicht faßt mich Zorn und Groll,
Gedenk, das Haupt gebeugt, ich dein.

Es muß ein Herz durch Schmerzen geh'n,
Durch Untreu, die es treu gewähnt.
Es muß auf Lebenstrümmern steh'n
Ein Herz, das sich zur Sonne sehnt.

Die Harfe, die die Seelen rührt,
Sie muß erschauern, zitternd, bang;
Zu morgenroten Bergen führt
Nur Weg durch Sonnenuntergang.

Dr. Lorenz Krapp.

Die Friedensglocken.

Von

François Coppée.[1]) Uebersetzt von P. Wg. M. Ibler.

In den ersten Monaten der Belagerung von Paris hatte ich mit meiner Mutter und meiner älteren Schwester eine Wohnung in der Rue des Feuillantines inne. Wir sahen uns indes bald genötigt, dieselbe aufzugeben, da die deutschen Batterien zu Beginn des Januar uns ihr Angebinde und ihre Neujahrsgeschenke in Form von Bomben und Granaten herüberzusenden begannen. Eine der ersten Haubitzengranaten durchschlug die Mauer eines anliegenden Hauses und zertrümmerte sämtliche Möbel eines Zimmers, das zum Glück nicht bewohnt war. Ein anderes Geschoß traf das nahegelegene Val-de-Grâce und platzte in einem Militärhospital, wodurch mehrere Verwundete getötet wurden. Indessen hatte Bismarck zu Weihnachten dieses Schreckensjahres es noch nicht für angezeigt erachtet, die Kruppschen Kanonen sprechen zu lassen, und die Einwohner der Vorstadt Saint-Jacques waren auf diese furchtbare Ueberraschung nicht gefaßt.

Meiner Gewohnheit gemäß begab ich mich allabendlich nach Tische in das Café Tabourey, um daselbst die Abendblätter zu lesen. Dieses Café lag in der Vaugirardstraße hinter dem Odeon, an der Stelle, wo sich heute das Magazin der Buchhandlung Flammarion befindet. Ich war wie jedermann begierig, neue Nachrichten zu erfahren, und es führte mich einzig und allein die Hoffnung, diese leider immer wieder getäuschte Hoffnung dorthin, endlich einmal zu vernehmen, daß unsere Provinztruppen nun doch schließlich siegreich näher rückten, oder daß Paris zu einem verzweifelten Versuch entschlossen sei, den eisernen Gürtel, der es umschnürte, zu sprengen.

Infolge wiederholter Luftröhrenentzündungen, die ich mir beim Postenstehen auf dem Walle zugezogen, noch sehr geschwächt und kaum gesättigt mit etwas Reis und Pferdefleisch — das „Brot der Belagerung" war durchaus ungenießbar geworden — erhob ich mich vom Tische, setzte mein altes Käppi auf und hüllte mich fest in einen warmen Schal ein, worauf ich hinausging in den feuchten Nebel, durch die düsteren öden Straßen, in denen einige wenige Petroleumlampen längst schon das Gas ersetzt hatten. Paris, das blendende Paris, war gegen Ende der Belagerung nicht besser erleuchtet als die Straßen eines ärmlichen Städtchens in der Provinz.

[1]) Ueber den im Mai ds. Js. verstorbenen Dichter erschienen unlängst in der „Allg. Rundsch." zwei Aufsätze: „François Coppée †" (P. W. de la Porte) in Nr. 23, S. 375, und „François Coppées religiöser Entwicklungsgang" (Theodorich Schwabe) in Nr. 33, S. 535 ff.

Digitized by Google

Auch in dem großen Saal des Cafés Tabourey war es ungewöhnlich düster. Der Kellner setzte vor jedem Gast auf den kleinen Marmortisch mit der gewünschten Erfrischung zugleich eine brennende Wachskerze hin, die in irgend einem Leuchter steckte. Bei diesem schwachen Kerzenlicht durchflog ich die Zeitungen, welche fast ausnahmslos aus nur einem einzigen, doppelseitig bedruckten Blatt bestanden und nur dürftigen Aufschluß gaben. Die offiziellen Tagesberichte über die Truppenbewegungen waren mit militärischer Trockenheit abgefaßt und meldeten zumeist nur, wie viel Gewehrschüsse zwischen den Vorposten gewechselt worden waren, oder daß ein Geschützfeuer vom Mont-Valérien stattgefunden hatte; sonst kein Wort von den Hilfstruppen, nur hin und wieder irgendeine, wie vom Himmel gefallene Nachricht von einem Siege irgendwo im Osten oder im Norden, jedesmal eine handgreifliche Lüge, worüber das Blatt folgenden Tags kein Wort mehr verlor.

Am heiligen Weihnachtsabend traf ich bei Tabourey mit einem meiner Kameraden von der Nationalgarde zusammen. Es war dies ein alter Professor an einem Gymnasium am linken Seineufer. Wir plauderten lange miteinander.

Auch damals war ich, wie heute noch, nur ein einfacher Dichter, und mein Kamerad von der 4. Kompanie des 21. Regiments brachte den jungen Leuten Griechisch und Latein bei, und wir beide hatten, weder der eine noch der andere, die geringste Kenntnis von der Kunst Alexanders, Cäsars und des großen Napoleon. Aber infolge des Belagerungsfiebers, von dem wir beide ergriffen waren, entdeckten wir an jenem Abend plötzlich ein vorzügliches Feldherrntalent und taktisches Genie in uns, und wir gewannen mehrere Schlachten, ähnlich denen von Jena und Austerlitz, vor dem Marmortische, auf welchem die Tassen, die Untertassen, die kleinen Gläser, die Streichholzschächtelchen, sowie meines Gefährten kurze Pfeife aus Vogelkirschbaumholz die französischen und deutschen Heeresabteilungen darstellten.

Dieser ruhmreiche Feldzug, der freilich nur in unserer Phantasie existierte, hatte uns lange zurückgehalten. Es schlug viertel vor zwölf, als wir uns auf den Heimweg machten, gefolgt von dem Kellner, der den letzten Fensterladen zu schließen im Begriffe stand.

Der Professor wohnte in der Odeonstraße, ich am entgegengesetzten Ende derselben. Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete ich mich von ihm und schlug den Weg zu meiner Wohnung ein. Die Straßen waren in tiefes Dunkel gehüllt; die Mehrzahl der Oellampen, welche sie mit einem matten Schimmer erleuchteten, hatten während meiner Anwesenheit im Café ihren letzten Seufzer ausgehaucht, und so bewegte ich mich denn nicht ohne ein unbestimmtes Angstgefühl in diesem pechschwarzen Raume vorwärts.

Es war wirklich unheimlich, besonders da in dieser Nacht von den Befestigungswerken her der Kanonendonner mit verdoppelter Stärke sich vernehmen ließ.

Wie alle Belagerten, war gewiß auch ich an den Kriegslärm gewöhnt; aber derselbe war mir nie so fürchterlich vorgekommen, wie gerade in dieser Nacht. Ganz hoch über mir in dem düstern, geheimnisvollen Raum war ein beständiges Gesumme vernehmbar, gleich dem Stimmengewirr einer großen Volksmenge, alle Augenblicke unterbrochen von heftigem Knallen und Krachen, das anfangs in mehreren Echos sich wiederholte, dann aber schließlich in ein schreckliches Knattern überging.

Wie das Gewitter, so hat auch der Geschützdonner seine Unterbrechungen, seine Pausen. Und wenn dann die Artillerie schwieg, wenn die ganze Meute der Kriegsungeheuer aufhörte zu toben, gleichsam um neuen Atem zu schöpfen, so herrschte gewöhnlich eine zwar kurze, aber vollkommene, stille Ruhe in dieser rabenschwarzen Nacht, in dieser Einsamkeit der im Schlummer liegenden Stadt. Nichts war so ergreifend und feierlich wie diese Ruhe und Stille.

Während einer solchen Pause der Geschütze vernahm ich plötzlich den Schall einer Glocke, dann den von zweien, hierauf von dreien. Ich erinnerte mich, daß das heilige Weihnachtsfest angebrochen. Die Kirchen ringsum riefen die Gläubigen zur heiligen Mette. Der Brummer vom nahen Saint-Sulpice dröhnte mächtig, und in der Ferne klangen die Glocken von Saint-Séverin und Saint-Jacques-du-Haut-Pas lieblich und hell wie die Glöckchen der auf den Triften weidenden Herden.

In dieser Nacht der schrecklichen Belagerung suchten sie, die guten und süßen Glocken, die christlichen Glocken, über allem Elend, über allen Greueln und Schrecknissen des Krieges schwebend, das Wort der Engel an die Hirten von Bethlehem wieder zu singen: „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Dies dauerte jedoch nur einige Sekunden. Die Forts von Mont-Rouge und Bicêtre gaben gleich darauf eine so fürchterliche Salve ab, daß die Luft weithin dröhnte und die süße Friedensstimme der lieblichen Glocken mit einem Male erstickt wurde.

Nie werde ich das unermeßlich tiefe traurige Gefühl vergessen, das sich damals meiner bemächtigte. Noch nie hat jemals das Geläute der Kirchenglocken verständnisvoller und herzerhebender an mein Ohr geklungen, als in dieser heiligen Weihnacht des Jahres 1870, jener Glocken, die uns zum Frieden und zur Eintracht rufen.

Wandern.

Mit nimmermüdem Wandersinn
Ein Bächlein eilt durchs Tal dahin;
Zieht, lustig schäumend, mir zur Seit',
Gibt mir beim Wandern das Geleit.

Aus seinem klaren Angesicht
Blitzt hell mich an der Sonne Licht;
Und mein helljauchzend Wanderlied
Begleitet murmelnd, leis es mit.

Jetzt neckisch zieht es von mir fort
Und lugt aus jenen Erlen dort;
Doch an der Felsenecke naß
Froh rauschend ist es wieder da.

O Bächlein du im Talesgrund
Das Wandern hält uns zwei gesund;
Das Herze frisch und froh den Sinn,
Wollt'n zieh'n wir durch die Welt dahin!

Fritz Theissen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Die von Dr. Kilian sorgfältig vorbereitete Erstaufführung von Karl Schönherrs Komödie „Erde“ fesselte die Zuschauer stark, ohne sie voll zu befriedigen. Wenn in dem Stücke uns die Ereignisse oft überraschen, statt daß wir auf sie vorbereitet werden, so entspringt dies wohl nicht einem kleinen Können, sondern vielmehr Schönherrs mehrfach betontem Glauben, der einen blind waltenden Naturwillen als gegeben annimmt. Der tyrannische, alte Bauer, der in unverwüstlicher Lebenskraft das Regiment in den Händen hält, und der frühgealterte Sohn, dessen Willen in dumpfer Knechtsstellung früh erstorben ist, stehen einander gegenüber. Die Geschehnisse ziehen rein äußerlich an ihnen vorüber. Das Schicksal feilt nicht an ihren Charakteren. Wie wir sie im ersten Akte kennen lernten, so verlassen wir sie im letzten. Der Alte wird von einem Hufschlag getroffen und ist dem Tode nahe. Es ist immer peinlich, wenn das nahende Erlöschen von den Nächsten als Befreiung empfunden wird. In diesem Freiheitsrausche wirft sich der Sohn seiner intriganten Geliebten in die Arme, aber wie durch ein Wunder kommt der Greis wieder zu Kräften. Wieder ist er Herr, der Sohn tritt in dumpfer Ergebenheit in seine Knechtsrolle zurück und überläßt kampflos die Geliebte einem anderen, sehr vorurteilslosen Freier. Der Alte heizt mit seinem eigenen Sarg die Stube. Der Dichter liebt die Symbole, und so soll diese Tat den Sieg des zähen Alten über den Tod noch besonders dokumentieren. Dennoch empfindet man derlei nicht angenehm. Was an der „Erde“ fesselt, ist die Schärfe der Beobachtung, die Charakter- und Milieuschilderung. Zuweilen neigt der Dichter freilich zu starkem Farbenauftrag. Der Humor der „Komödie“ ist mehr Satire. Ihr Lachen ist voll tiefer, pessimistischer Bitterkeit. Den Alten gestaltete Höfer großzügig und echt. Im ganzen liegt das „Bäuerliche“ unserem Ensemble weniger. Frl. Berndl brachte die Sehnsucht nach eigener „Erde“ gut zur Geltung. Gura suchte dem schlappen Helden möglichste Sympathie zu retten. Ansehnliches boten auch Frl. Schwarz und Wohlmuth, am überzeugendsten wirkten aber Episodenrollen, wie Frau Conrad-Ramlos „Totenweibele“.

Prinzregententheater. Der zweite Ringzyklus, welchen Franz Fischer dirigierte, stand an Großzügigkeit und Wirkung kaum dem ersten nach. Der glänzende Siegfried Kraus' und Frau Plaichingers besonders in lyrischen Stellen vortreffliche Brünnhilde sind Leistungen höchsten Ranges. Knote sang im Rahmen unserer Festspiele den Siegmund zum erstenmal. Seine

Digitized by Google

Stimme war wieder von wunderbarem Reiz. Frl. Morenas Sieglinde war sanglich und darstellerisch von größtem Eindruck. Clarence Whitehills ansehnlicher, bisweilen etwas weicher Wotan ist nicht weniger hervorzuheben, wie Benders trefflicher Hunding und Breuers sehr charakteristischer Mime. Im übrigen ist die Besetzung die gleiche eblieben, von kleinen (nicht durchweg günstigen) Aenderungen abgesehen. Recht vorteilhaft präsentierte sich Frl. Fay als Gutrune. Unter Fischers temperamentvoller musikalischer Direktion spielte das Orchester hervorragend schön. Die Walküre und die Götterdämmerung boten die Höhepunkte von Größe und Tonschönheit. Wiederum unter Röhrs trefflicher Leitung wurde der „Tannhäuser" wiederholt, den diesmal Knote sang, der die Rolle zu seinen besten zählt. Bertha Morena gab der Elisabeth die ganze Empfindungstiefe, Tonschönheit und Poesie, die sie zu einer der bevorzugtesten Trägerinnen der Rolle machen. Frau Burk-Berger singt die Venus, die sie auch günstig repräsentiert, sehr schön. Brodersens prächtiger Wolfram, Benders würdiger Landgraf sowie die wirkungsfähige Inszene sind oft gerühmt. Der Besuch der Vorstellungen ist immer noch ein vortrefflicher. Das Haus stets vollbesetzt und der Beifall sehr stark.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Aufführung der historischen Pantomime „Sardanapal", welche im Berliner Opernhaus in Gegenwart des ganzen Hofes und geladener Gäste stattfand, hat an Prunk alle Erwartungen übertroffen. Das Schlußbild, der brennende Scheiterhaufen, findet allgemeine Bewunderung. Professor Delitzsch hatte für die historische Echtheit gesorgt. Manche Beurteiler finden in künstlerischer Hinsicht nicht alles gelungen. Joseph Lauffs erklärende Verse und Schlars Musik gehen nach Berichten nicht über das Niveau bestellter Gelegenheitsarbeit hinaus. — Maurice Donnays Schauspiel: Die Rückkehr von Jerusalem fand bei der deutschen Uraufführung in Breslau eine gute Aufnahme. Das Stück behandelt die Mischehe zwischen Arier und Jüdin. — Die durch ihre Europareisen bekannte japanische Tragödin Sada Yakko wird in Tokio eine Schule für Schauspielerinnen eröffnen. Es soll die heimische, sowie die europäische Darstellungskunst in derselben gelehrt werden. Ernst von Possart wird am Wiener Raimundtheater einen Mozartzyklus inszenieren. — Die II. Musikfachausstellung wird im Juli nächsten Jahres im Leipziger Kristallpalast abgehalten werden. — Im Hoftheater in Cassel wurde Uhlands: „Ludwig der Bayer" erfolgreich neueinstudiert. — Das Deutsche Theater in Berlin, welches mit einer glanzvollen Aufführung von Grillparzers „Medea" einen neuen großen Erfolg hatte, plant ein Ensemble-Gastspiel in Neuyork. — Unter der Leitung des in England sehr berühmten Schauspielers Beerbohm Tree soll in London Goethes Faust in einer neuen Bearbeitung gegeben werden. Man hat es für nötig befunden, das Vorspiel durch Verse von Shelly zu „verbessern". Somit bietet diese Bühnenbearbeitung künstlerisch einige Besorgnisse.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der markante Zug nach aufwärts und die Emanzipierung der bisher hemmenden Fesseln des Stillstandes machen merkliche Fortschritte. Es beherrschen nicht nur lebhafte Geschäftstätigkeit und feste Tendenzen die Börsenumsätze, sondern, was das Hauptmoment bildet, Handel und Industrie stehen am Beginne einer erheblichen Besserung der Konjunktur und deren Begleiterscheinungen. Die politischen Bedenken hinsichtlich Marokko und der Türkei wurden von den massgebenden Faktoren deshalb nicht seriös betrachtet. — Gewichtig für die optimistische Anschauung der industriellen Lage sind vor allem die Rapporte aus dem Montangebiet. Der Eisen- und Stahlmarkt sendet bedeutend gebesserte Berichte, die Zeugnis geben, dass die Fortschritte diesmal faktische und jedenfalls dauernde sind. — Aus Amerika, welches Land bei Krisenzeiten, wie in bezug auf Besserung und Tendenzwechsel impulsiv und daher zumeist massgebend bleibt, kommen günstige Berichte: Gebesserte Preise für alle Fabrikate, geförderte Produktionstätigkeit, und, was die Hauptsache bildet, erhöhte Absatzmöglichkeiten. — Der deutsche Eisenmarkt konstatiert gleichfalls eine Zunahme der heimischen Aufträge. Das Publikum ist nunmehr gleichfalls von einer durchgreifenden Besserung der heimischen industriellen Situation überzeugt. Erhebliche Interessennahme von allen in Betracht kommenden Aktienkategorien war bemerkbar, und grosse Kursavancen wurden registriert. Reaktionen auf diesem Gebiete sind ja aus technischen Gründen unausbleiblich. Die bekannt gewordene Fusion und Kapitalserhöhung zweier Montangesellschaften wirkte daher abkühlend auf den zu rasch um sich greifenden Optimismus. Derartigen Kapitalserhöhungen werden im Laufe der nächsten Monate voraussichtlich noch viele andere folgen. Es ist bekannt, dass die Industrie in vielen Zweigen absichtlich mit grossem Geldbedarf nur eine Besserung der monitären Lage abgewartet hat. Auch die Bankwelt hat sichtlich das Bestreben, die oft grossen, schwebenden Verbindlichkeiten industrieller Unternehmungen durch Umwandlung von Obligationsschuld oder Erhöhung der Aktienkapitalien abzustossen. Dieser Modus wird überall gelingen und den Banken nach zwei Seiten Gelegenheit geben, Vorteile zu ziehen. Nicht nur, dass dadurch die Liquidität der Banken erheblich entlastet und gebessert wird, sondern die Entrierung neuer Geschäftstätigkeit bilden für Banken neue Quellen zur Erhöhung der Rentabilität. Dem Bankaktienmarkt dürfte für die nächste Zeit deshalb ein besonderes Augenmerk zuzuwenden sein. Lukrative Emissionsgeschäfte und die Belebung an allen Börsenplätzen haben die Gewinnchancen der Bankaktien bedeutend erhöht. Auch die Abstossung von grossen Effektenvorräten zu voraussichtlich günstigen Kursen wird den Dividendeaussichten der Bankaktien zugute kommen.

Die Lage am Geldmarkt ist die gleich günstige. Der Ausweis der Reichsbank hat zwar eine geringfügige Verschlechterung erfahren, aber immerhin sind die Erwartungen von günstigen Zahlungsbilanzen für Deutschlands industrielle Entwicklung gerechtfertigt. Nachdem die Ernteerträgnisse im Inland ebenfalls vorzügliche sind, wird in diesem Jahre, im Gegensatz zu früher, Deutschland wenig abhängig sein von zu grossen Importen. Die aufgestapelten Geldvorräte verbleiben deshalb vorerst bei uns und kommen dem heimischen Geldmarkte auch weiterhin zugute; ein Faktor, der nicht hoch genug einzuschätzen ist und der voraussichtlich erst in den Herbstmonaten von günstigem Einfluss sein wird. Es ist zu wünschen, dass nicht unvorhergesehene Momente den Lauf der gebesserten Marktlage störend aufhalten. In Amerika sind allerdings die Anzeichen der bevorstehenden Präsidentenwahlkampagne sichtbar; auch die Neuyorker Weltbörse gibt zu Bedenken Anlass. — Die heimische Industrie scheint jedoch emanzipiert zu sein; einzelne Sparten beginnen einen erneuten grosszügigen Unternehmungsgeist zu entfalten. In der Elektrizitätsbranche werden neue Geschäfte von grossem Umfange gemeldet, so dass trotz der geplanten Steuern und der Belastung dieses Gebietes, die Beteiligung an den in Betracht kommenden Aktien eine lebhafte bleibt. Das deutsche Kapitalistenpublikum ist hoffentlich nach den schweren, finanziell wie wirtschaftlich empfindlichen Verlusten an ausländischen Aktien vorsichtiger geworden. Die Zukunft wird sicherlich lehren, dass auch die heimische Handelswelt die Kraft und die Gabe besitzt, das deutsche Kapital an deutschen Unternehmungen vermehrt zu interessieren. — Die bisherigen Beteiligungen der deutschen Kapitalisten an englischen wie amerikanischen Börsen hatte empfindliche Verluste und Konsequenzen gehabt. Die Steigerung der südafrikanischen Minenkurse bietet Anlass, dies neuerdings zu betonen.

M. Weber.

Gartenstadt Harlaching. Die Idee, Gartenstädte zu errichten, gewinnt in unseren Tagen allüberall an Boden. Da ist es nun fast selbstverständlich, daß München, dessen allernächste Umgebung sich hierzu wie die keiner anderen Stadt eignet, an diesem kultivierten Fortschritt teilnimmt. In die Reihe anderer Unternehmungen, die gleichen Zielen zustreben, ist nunmehr auch die **Immobilien- und Baugesellschaft München** A.-G., die, wie bekannt, in Harlaching ein zirka 220 Tagwerk großes Terrain besitzt, getreten. Teile hiervon gingen bereits in fremden Besitz über und werden in allernächster Zeit der Bebauung zugeführt; weitere Verkaufsunterhandlungen schweben. Außerdem wurde eine größere Anzahl reizender Entwürfe für Ansiedelungen fertiggestellt. Die Gesellschaft ist gerne bereit, Interessenten jedwede gewünschte Auskunft zu erteilen.

Blutarmut und Bleichsucht. Wesen, Ursachen und Bekämpfung. Von Dr. Karl Bernold Martin, Dir. Arzt des Sanatoriums Lorettoberg. Freiburg. 1.40 ℳ, eleg. geb. 2.— ℳ. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

Diese populäre Abhandlung, gleichfalls in vorzüglicher, schöner Ausstattung, gibt bewährte und tiefdurchdachte Aufschlüsse, die für alle Eltern und Erzieher von großem Wert sein werden. Besonders werden sich die Leiter und Lehrer von Mädchenschulen für die Broschüre interessieren.

Seit der letzten Veröffentlichung der **Hotelliste** (Nr. 34 vom 22. August) gingen uns zahlreiche Reklamationen von **Hotels, Cafés, Restaurants, Kursälen und Lesezimmern zu, welche in unserem Verzeichnis nicht aufgeführt sind,** in denen aber die „Allgemeine Rundschau" regelmässig aufliegt. Es ist jedenfalls ein erfreuliches Zeichen, dass die „Allgemeine Rundschau" in einer immer grösseren Zahl von öffentlichen Lokalen verlangt und gehalten wird. Wir ersuchen daher, uns in der Hotelliste fehlende Häuser namhaft zu machen.

Ab 10. September cr. befinden sich Geschäftsräume und Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" Galeriestrasse 35 a, Gh. (München). Die Telephon-Rufnummer bleibt unverändert 3850.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Digitized by Google

Gardone-Riviera
am Gardasee, Italien.
Grand Hôtel.
Schönster Herbst- und Winteraufenthalt in Oberitalien. **Saison 15. September bis 15. Mai.** Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Lift, elektrisches Licht, Zentralheizung. 25,000 m² Garten- und Parkanlagen. Telegraph im Hause. Billettverkauf und Gepäckexpedition. Appartements mit Bad und Toilette. Prospekt gratis und franko.
Ch. Lüselschwab, Eigentümer.

Dr. Mayerhausens Kur- und Wasserheilanstalt „Bavaria-Bad" in Hals bei Passau. Hydro-, Elektrotherapie, Vierzellenbad, Elektr. Lichttherapie. Vibrationsmass. Diätet. Behandl. Herrl. Lage. Billig. Preise.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.
Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt
in **AHRWEILER** (Rheinprovinz)
Station der linksrheinischen Bahn.
In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete
Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende
verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.
Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.
Illustrierte Prospekte auf Verlangen.
Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Rhöndorf a. Rh.
Dr. Euteneuer's Kuranstalt.
Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Mineralbad Ditzenbach
(Württemberg).
Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Institut Maria de la Paz
Private höhere Mädchenschule mit Pensionat.
von Therese Sickenberger, MÜNCHEN
Schubertstrasse 5, im Villenviertel Bavaria, Garten, Spielplatz. Fernsprecher 9374.
Schuljahr 1908/09: Beginn: Donnerstag, den 17. September.
Einrichtung der Schule auf Grund der neuesten Bestimmungen betreffs Mädchenschulreform.
Anschliessend: 1. Selekta für Hausfrauenbildung, Fortbildung in einzelnen Fächern und Vorbereitung zu den fremdsprachlichen Prüfungen.
2. Priv. pädag. Lehrerinnenseminar mit ministerieller Genehmigung.
Pensionat und Halbpension für Schülerinnen und für erwachsene junge Mädchen.
Anmeldungen baldmöglichst erbeten. Prospekt kostenlos.

Katholisches Knabenpensionat Dieburg
(Hessen)
bei der berechtigten höheren Bürgerschule (7 klass. Progymn. und Realschule).
Aufnahme kathol. Knaben vom vollendeten 9. Lebensjahre an, an Ostern und im Herbst. Gesundes Haus, herrliche Luft, gute Verpflegung, familiäre Behandlung; Pension exkl. Schulgeld ℳ 500. Nähere Auskunft durch den geistl. Konviktsrektor
Prof. Engelhardt.

Zeugnis.

Meister **Ulrich Kortler** in **München** hat für die Filialkirche **Schwabering**, Pfarrei Prutting, ein neues Geläute geliefert in den Tönen E, Gis, H, Cis. Der Guß und die Zier der Glocken sind außerordentlich schön. Ueber die Seele der Glocken, über die Reinheit der Töne und der Harmonie gilt das Urteil des prüfenden Fachmannes, des Hochw. Herrn Chordirektors **Karl Thaller** in München-Hl. Kreuz, der die Reinheit der Stimmung als vorzüglich gelungen bezeichnet. Seiner warmen Empfehlung kann auch die Filialgemeinde Schwabering sich anschließen.

Schwabering, den 22. Juli 1908.

Peter Strobl. Koop. Anton Wenig. Peter Anzinger. Simon Fischer. Alois Schmidmeyer.

Knaben und Jünglinge
von 13—25 Jahren, die sich im Ordensstande in Europa oder in den auswärt. Missionen als Schul- od. Laienbrüder der Erziehung der Jugend widmen wollen, mögen sich an die
Maristenschulbrüder
in **Arlon** (Belgien)
wenden. — Briefporto 20 Pfennig.

Die **Kaufmannsschule** von
Th. Heinrichs
in **Duisburg, Feldstrasse 6**, nimmt katholische Pensionäre auf. Pension mit Unterricht monatlich 100 ℳ.

:: Französisch ::
in Wort u. Schrift in **3 Monat. Privatanstalt** von Prof. **Weber-Laurent**, Lehrer an versch. höh. techn. Schulen. Uebers. a. Appellationshof. 30jähr. Erfolge. 5 Schüler Maximum. Prosp. gratis. **Brüssel**, 23 Rue van Volsem.

Institut St. Antonie
Horrem bei Köln.
Aufnahme von jungen Mädchen zur Ausbildung im Haushalt, wie Kochen, Backen, Einmachen, praktischen und feineren Handarbeiten. Auf Wunsch Geschichte, Literatur, Rechnen, Musik, Malen, Deutsch, Französ., Engl., Italien. Umgangssprache deutsch, französ. Schöner Wald u. Park. Tennispl. Auskunft d. Florentina Witt,
Villa Quisisana.

Haushaltungs- u. Fortbildungs-Pensionat St. Maria
der Englischen Fräulein
Bad Homburg v. d. H.
Damit verbunden Villa Dreikaiser. Aufnahme von Kurgästen. Prosp. und nähere Auskunft durch die O[illegible]

Baugewerk- und Tiefbausch.
Technikum Bad Sulza
Staatlich anerkannt und unterstützt. Programm durch die Direktion. Bau- und Kunsttischlerei-Werkmeisterschule.

Dem hochw. Klerus, welcher die **Münchener Ausstellung** besucht, empfehle ich, die in der Kirche, Halle 1, ausgestellte **Casula** und das **Pluviale** gefälligst besichtigen zu wollen.
Max Altschäffl, MÜNCHEN Karlstrasse 52/II, Paramentenanstalt und Fahnenstickerei.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Drz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, 6h. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 38. München, 19. September 1908. V. Jahrgang.

•• Einladung zum Abonnement. ••

Wie urteilt die Presse?

Stichproben aus den letzten neun Monaten.

„Kölnische Volkszeitung", Köln, 27. Dezember 1907: Zeitschriftenschau: „Dr. A. Kausen's ‚Allgemeine Rundschau' hatte sich in den vier Jahren ihres Bestehens eines stets wachsenden Ansehens zu erfreuen. Das ist im wesentlichen auf die Geschicklichkeit zurückzuführen, mit welcher der Herausgeber es versteht, zur Behandlung der meist aktuellen Themata die richtigen Federn zu gewinnen. An die Theater- und Bücherschau hat sich als neue Errungenschaft auch eine handelspolitische und finanzielle wöchentliche Ueberschau angegliedert."

„Mainzer Journal", Mainz, 2. Januar 1908: „Was die ‚Allgemeine Rundschau', unstreitig einer unserer tüchtigsten und zuverlässigsten Turmwächter auf der hohen Warte des deutschen Katholizismus, bringt, ist stets interessant, modern im besten Sinne des Wortes und von Bedeutung! Wie sie es bringt, hat Geschmack und Art. Wir deutschen Katholiken können stolz sein auf diese Wochenschrift, deren kernige Eigenart und abwechslungsreiche Vielgestaltigkeit, deren individuell ausgeprägte und herausgearbeitete Beiträge ihrer vielen, mit vollem Namen zeichnenden Mitarbeiter, und deren prinzipienklare, zielbewußte Einheitlichkeit sie weit über das Durchschnittsniveau einer Allerweltspresse erheben. Auf allen Gebieten ist die ‚Allgemeine Rundschau' zu hause. Auf allen Gebieten vermag sie daher auch ihren großen Leserkreis einzuführen, mit sicherer hand orientierend, mit Geschick und Grazie belehrend und mit eindringlicher, prinzipienfester Entschiedenheit mahnend und zurechtweisend. Den politischen, volkswirtschaftlichen und sozialen fragen widmete die ‚Rundschau' im verflossenen Jahre 258 Artikel, außerdem beschäftigte sie sich sehr eingehend mit dem Thema: Kirchliches und Konfessionelles. Mit staunenswerter Vielseitigkeit und Gründlichkeit befaßte sie sich ferner mit den allgemeinen Kulturfragen, mit Kunst, Wissenschaft und Literatur. Auch das feuilleton fand in Skizzen, Reisebildern und Sprüchen feinsinnige Pflege. Der herrlichen Poesie bereitete die Kausensche ‚Rundschau' gleichfalls eine gastliche heimstatt. Der Bühnen- und Musikrundschau ist ein eigener Platz eingeräumt, ebenso auch der finanz- und handels-Rundschau. Dann hat unsere Wochenschrift noch etwas ganz Appartes! Eine Witzblattecke: „Aus ungedruckten Witzblättern"! Ganz originell und zum Lachen."

„Augsburger Abendzeitung" (liberal), Augsburg, 29. Dezember 1907: „Die ‚Allgemeine Rundschau' hat sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens bereits eine angesehene Stellung unter den katholischen Zeitschriften errungen. Steht Dr. Kausen auch in politischen und anderen fragen auf einem wesentlich anderen Standpunkt als die liberale Presse, so haben wir ihn doch stets als einen kenntnisreichen und noblen Kollegen kennen gelernt."

„Der Gral", Ravensburg, 15. Januar 1908: „Der von Dr. Kausen so charaktervoll geleiteten ‚Allgemeinen Rundschau' gebührt die Anerkennung, daß sie als vorzugsweise politisches Organ den literarischen Zeitfragen mit weitschauendem Blick Rechnung trägt und ihrer Erörterung einen verhältnismäßig breiten Raum zuweist."

„Donauzeitung", Passau, 18. März 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' zeichne[t] sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit aus, und wer sie einmal [in] bekommen, wird sie immer wieder gerne lesen."

„Der Fürstenländer", Gossau (Schweiz), 31. Dezember 1908: „Die sehr [gu]te Zeitschrift ‚Allgemeine Rundschau'."

„Reichspost", Wien, 12. Juni 1908: „Die Bekämpfung der öffentlichen [Unsi]ttlichkeit ist seit Jahren eine Spezialität der Münchener Zeitschrift ‚Allgemeine [Rund]schau'."

„Salzburger Chronik", Salzburg, 12. Juni 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' Dr. Kausens in München und ihr Dr. Otto von Erlbach führen einen rücksichtslosen Kampf gegen die sich immer frecher im öffentlichen Leben breitmachende Unsittlichkeit."

„Echo der Gegenwart", Aachen, 20. Juni 1908: „Wir benutzen diese Gelegenheit, um unsere Leser auf die zunehmende Bedeutung und Verbreitung der Kausenschen Wochenschrift aufmerksam zu machen. Neidlos muß man „denen da unten" in München gerade für das letzte Jahr das Zugeständnis machen, vielfach freimütige Kritiken und nutzbringende Anregungen auf allen Gebieten von Politik und Kultur unter strenger Wahrung des christlichen Standpunktes gebracht zu haben. Mit Glück und Geschick hat Dr. Armin Kausen es verstanden, sich Mitarbeiter zu sichern, welche mit sittlichem Ernste und weitsichtiger folgerichtigkeit ihre Ansichten vertreten ohne Ansehen der Person zur hebung des natürlichen Sittlichkeits-, Rechts- und Ehrgefühls des einzelnen und unseres ganzen Volkes."

„Münchner Post" (sozialdemokratisch), München, 23. April 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' läßt Leute aller Richtungen über bestimmte fragen zu Worte kommen." — 4. Juli 1908: „Ein angesehenes Zentrumsorgan, die ‚Allgemeine Rundschau' des herrn Dr. Kausen."

„Rheinische Zeitung" (sozialdemokratisch), Köln, 11. Juli 1908: „In der ‚Allgemeinen Rundschau', der angesehenen katholischen Wochenschrift des Dr. Armin Kausen . . ."

„Bamberger Volksblatt", Bamberg, 18. Juli 1908: „Die vorzügliche Dr. Kausensche ‚Allgemeine Rundschau'."

„Mülheimer Volkszeitung", Mülheim (Rh.), 29. Juli 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' erfreut sich wegen der Gediegenheit ihres Inhaltes einer rapid steigenden Beliebtheit."

„Regensburger Anzeiger", Regensburg, 7. August 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' hält sich unausgesetzt auf der höhe einer stets interessanten aktuellen Revue. Jedes heft bringt dem Leser irgend etwas Neues, Ungewöhnliches, das man nicht überall findet."

„Stern der Jugend", Donauwörth, heft 33, 1908: „Die vortreffliche ‚Allgemeine Rundschau' . . . Zudem ist die Reichhaltigkeit des in dieser Nummer gebotenen typisch für den Inhalt der Wochenschrift überhaupt."

„Essener Volkszeitung", Essen, 14. August 1908: „. . . die unausgesetzt aufsteigende Entwicklung dieser so außerordentlich beliebten Kausenschen Revue. Es weht ein echt katholischer und zugleich in gutem Sinne moderner, mit weitem klaren Blick die Zeitbedürfnisse erfassender Geist in diesen Blättern."

„Niederrheinische Volkszeitung", Krefeld, 15. August 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' gewinnt verdientermaßen immer mehr an Bedeutung und an Beachtung. Unvergessen soll das besondere Verdienst bleiben, das sich die ‚Allgemeine Rundschau' erworben hat durch ihren mannhaften Kampf gegen den Schmutz in Bild und Wort und gegen die männermordende Unsittlichkeit."

„Gelsenkirchener Zeitung", Gelsenkirchen, 19. August 1908: „Die „Allgemeine Rundschau" hat in weitesten Kreisen eine Anerkennung gefunden, die sich in manchmal geradezu begeisterter form Luft machte."

Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907, 1. Jahrgang (herausgeber Dr. franz Schnürer; Verlag von herder, freiburg) S. 368: „Ein Organ, das auf weiteste Verbreitung berechnet ist und in mehr journalistischer form der Aufgabe rascher und guter Orientierung vorzüglich nachkommt, ist die in München erscheinende Wochenschrift für Politik und Kultur ‚Allgemeine Rundschau' (herausgeber Dr. Armin Kausen), die gegenwärtig im fünften Jahrgang steht. Politische, geschichtliche, literarische, belletristische Beiträge wechseln ab mit Gedichten und flott geschriebenen Bühnen-, Musik- und finanzwirtschaftlichen Ueberblicken."

„Der Elsässer", Straßburg, 10. September 1908: „Die ‚Allgemeine Rundschau' hat sich bereits einen Namen gemacht durch ihren Kampf gegen die unsittliche Literatur, dem auch in diesen letzten heften mehrere Artikel gewidmet sind . . . Wir haben den Lesern von der Mannigfaltigkeit des Materials, welches die Wochenschrift bietet, eine Ahnung beigebracht."

„Bayerischer Kurier", München, 11. September 1908: „Die bestbekannte ‚Allgemeine Rundschau'."

„El Correo Español", Madrid: „Varias veces El Correo Español ha tenido que hablar de la ‚Allgemeine Rundschau' de Munich. Este periódico semanal es conocido por la seguridad de sus informaciones; es claramente católico y ha sabido, bajo la direccion de Armin Kausen, no solamente extender su influencia entre los católicos y conservadores de lengua alemana, sino también hacerse un lugar en los Circulos intelectuales extranjeros. La prueba de ello es que Le Matin, de Paris, ha dado un resumen telegrafico de este llamamiento."

„Le Patriote", Bruxelles: „L'Allgemeine Rundschau' de Munich, organe catholique très influent."

Digitized by Google

Jubelgold.[1]

Von

Dr. Mich. Eberhard, München.

Die einzige Jubiläumskundgabe des Hl. Vaters war bis jetzt eine Exhorte an die Priester. Das Priesterfest sollte Priestergeist im Priestertum beleben. Priestergeist, das ist das Jubelgold. Im übrigen entquoll diese Art Jubiläumsäußerung nicht bloß dem Feste als solchem, sondern der ganzen Gedankenrichtung Pius' X. Er ist wahrhaftig ein Priestergreis. Wie das Priestertum die freundliche Sonne war, die über seinen Tagen auf- und unterging und seiner Person ein glückliches und beglückendes Dasein schuf, so sieht er im Priestertum überhaupt den Nerv des kirchlichen Lebens.

Aber was ist Priestertum?

Goethe wohnte einmal einer Papstmesse bei. Es war an Allerseelen im Quirinal. Er erzählt seine Eindrücke in der italienischen Reise. „Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In diesen Vorsälen, der Kapelle gegenüber, in der Ansicht der Reihe von Zimmern, fühlt man sich wunderbar unter einem Dache mit dem Statthalter Christi. Die Funktion war angegangen, Papst und Kardinäle schon in der Kirche. Der Hl. Vater, die schönste und würdigste Männergestalt, Kardinäle von verschiedenem Alter und Bildung. Mich ergriff ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auftun und von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzückung sprechend uns in Entzückung versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare nur sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Hl. Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt; denn er sprach gerne, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde er sagen, dachte ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe? ... Ich zupfte meinen Gefährten, daß wir ins Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen."

Verstand Goethe das Priestertum? — Es gibt nicht wenige Theologiekandidaten und auch junge Priester, die von dem Priestertum, dem sie zustreben oder das sie inne haben, eine ähnliche Anschauung haben wie Goethe. Man möchte manchmal einen Hieronymus herbeiwünschen, der mit beißendem Sarkasmus diese modernen Klerikergestalten zeichne, die mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens und der Erniedrigung das Rauchfaß vor dem Altare schwingen, aber stolzerhobenen Hauptes ihre Gelehrtenmappe zu irgend einer Bibliothek tragen, die ärgerlich sich zu liturgischen Diensten bequemen, wo sie wie ein gemeiner Pfaffe sich gebärden und murmeln sollen, aber sehnsuchtsvoll der Stunde harren, wo sie ihren goldenen Mund oder ihr goldenes Buch auftun, um mit Entzücken oder mit Gelehrsamkeit sprechend andere in Entzückung oder in Erstaunen zu versetzen, die verschämt in den seminaristischen Talar und den jesuitischen „Kasten" kriechen, während ihnen doch als freien Söhnen der freien Alma mater freies Licht und freie Luft gebührt. Glücklicherweise macht das Leben bei vielen gerade, was in der Jugend krumm war. Die Reibung mit den realen Lebensmächten fegt die ungesunden Auswüchse weg; der Mann häutet sich und die glitzernde Schlangenhülle des modernen Phrasentums fällt ab. Aber mit welchem Ach und Krach geht die Anpassung ans praktische Leben vor sich? Und nicht alle bringen das erforderliche Anpassungsvermögen mit. Sie bleiben verkümmert, sie werden erbittert, und weil die realen Verhältnisse sich ihnen nicht konformieren, bleibt ihnen nichts übrig als zu reformieren — mit der Tinte.

Verstehen diese Herren das Priestertum? So wenig wie Goethe. Möchten sie aber so gut wie er verstehen, daß das religiöse Fühlen, das sie in sich tragen, ein Schößling der protestantischen Erbsünde ist!

Das Priestertum ist zunächst eine Art Sekretariat der Menschheit für die religiösen Angelegenheiten. Es gibt in der Menschheit viele Bestrebungen, die sich mit der priesterlichen decken: Mutter, Schule, edle Kunst tragen eine ehrwürdige Stola. Die zerstreuten priesterlichen Bestrebungen zu sammeln, zu verdichten, zu überwachen, richtig und intensiv zu pflegen ist Aufgabe eines eigenen Sekretariates. Bureau und Bureauzeit dieses Sekretariates sind zunächst Kirche und Sonntag. Aber nicht bloß Kirche und Sonntag; der Priester hat sein Amtslokal und seine Amtsstunde überall dort und dann, wo und wann Interessen Gottes und der Seele zu vertreten sind. Der Liberalismus hat einen Schnuller für Priester erfunden, die sich ihn in den Mund stecken lassen, nämlich die Vorschrift, der Priester dürfe nur den inneren Menschen pflegen. Es gibt einen inneren Menschen im Sinne des hl. Paulus; aber der innere Mensch im Sinne des Liberalismus ist eine Fiktion, er existiert nur in der Theorie, in der Wirklichkeit ist der innere und äußere Mensch organisch verbunden.

Das Priestertum pflegt den religiösen Menschen. Der religiöse Mensch ist aber ein Dreifarbendruck. Der fertige Druck ist das Ergebnis der Vermischung der drei Grundfarben gelb, rot und blau. Der religiöse Mensch ist das Ergebnis von drei Grundbildungen des menschlichen Geistes: vom spekulativen, vom gesetzhaften und vom mystischen Elemente. Mit dem Drucke der gelben Platte allein kommt kein Dreifarbendruck zustande; ebensowenig durch einseitige Kultivierung des Verstandeselementes ein religiöser Mensch oder durch einseitige Betonung der wissenschaftlichen Ausbildung ein Priester. Oder, da die genannten drei Elemente schließlich auf die Zweiteilung: Werk und Erkenntnis zurückgehen, ist zu konstatieren, daß die Lebenszelle der Religion und des Priestertums nicht einkernig, sondern zweikernig ist. Wer dem Priestertum den Werkteil verkümmert durch zu ausschließliche Pflege des Verstandesteils, raubt ihm ein Lebenselement. Goethe und die Modernen mit ihrer Ueberschätzung der Lehre stehen unter der Auffassung der Griechen, die eine physische, eine politische und eine mystische Theologie unterscheiden mit gleicher Berechtigung; sie neigen sich der Anschauung der Inder zu, die im Gesetzmäßigen nur eine Vorschule zu der höheren Stufe der Beschauung erblickten.

Goethe meinte, die Messe sei ihm ein bekanntes und gewohntes Ding; er wird die Zeremonien, den äußeren Verlauf im Auge gehabt haben, die Idee, der Gehalt der Messe war ihm sicher verborgen. Denn wer Messe und Priestertum verstehen will, muß die Kirche verstehen; wer die Kirche verstehen will, muß das Kreuz verstehen; wer das Kreuz verstehen will, muß den Gottmenschen verstehen; wer den Gottmenschen verstehen will, muß die Dreifaltigkeit verstehen. Er muß Verständnis haben für das Geheimnis der Gnade in Christus; er muß etwas wissen von dem höheren geheimnisvollen Leben, das im Schoße der hochheiligen Dreifaltigkeit meeresgleich wogt, und von dem eine Welle sich durch Christus, Kirche, Messe, Sakramente auch in die Welt des Irdischen ergossen hat. Goethe glaubt nicht; er steht all diesen Dingen als rein natürlicher Mensch gegenüber; darum sieht er in Christus nicht den Erlöser, sondern nur den Lehrer, oder, wenn man will, einen Erlöser durch Lehre; er kennt das Heil, das vom Wort, aber nicht das Heil, das vom Blute ausgeht; darum schätzt er folgerichtig die Kanzel höher als den Altar, einen predigenden Papst über den messelesenden Papst. Messe lesen können auch die gemeinen Pfaffen; er kann sie so nennen, weil er nicht das Salböl an ihren Händen sieht und die ganze Ordnung der Gnade, die dahintersteht.

Bedauerlicherweise wird auch bei uns Katholiken der Konkretkörper des Christentums gerne in den gasförmigen Inhalt christlicher Lehre aufgelöst; es gibt Bücher, die Jesus Christus erschöpfend behandeln wollen, aber nur eine Monographie seiner Lehre geben, nicht, wie es sein sollte, das Kreuz und die Erlösung in die Mitte stellen. Das ist Unklugheit oder Verrat; es ist viel wichtiger, daß man bei den Gebildeten Geschmack an den Geheimnissen der Erlösung statt an geistreichen Bemerkungen über die Lehre wecke; sie verprotestantisieren oder besser, verrationalisieren sonst immer mehr.

Goethe war kein überzeugter Protestant; er war ein Aufgeklärter; aber insofern die eigentliche Pfahlwurzel der Aufklärung die Reformation ist, wenn wir nicht Merkles, sondern Merker auf den Gang der Geschichte fragen, insofern hatte Goethe recht, die Regung der protestantischen Erbsünde als den Grund seines Unbehagens anzugeben.

Nun verstehen wir Pius X. Er sieht, wie einige Schichten des jüngeren Klerus dieser Denkrichtung verfallen sind. Kant, der Philosoph des Protestantismus, hat sie mit seiner Zauberrute berührt, bewußt oder unbewußt. Sie haben das Gefühl des Gebundenseins und namentlich das Gefühl für den Wert

[1] Vgl. auch den Artikel „Pius X." (I. und II.) desselben Verfassers in Nr. 33 Seite 530 ff. und in Nr. 34 Seite 551 ff.

Digitized by Google

des Gebundenseins an objektive Ordnungen verloren. Das Subjekt ist alles; es ist entleert von objektivem bindendem Inhalt. Daß eine solche Denkrichtung der Todfeind einer Offenbarungsreligion ist mit Dogmen und Sakramenten, die ex opere operato wirken, und daß Priester, die diese Denkrichtung in sich aufgenommen haben, in sich gedankliche Zwitterdinge und für andere in religiöser Beziehung verrottetes Salz sind, liegt auf der Hand. Weil nun das Urteil sehr vom Gemüt beeinflußt wird und weil die Theorie häufig durch die Praxis aufgenommen wird, liegt Pius X. alles daran, das geistliche Leben zu fördern. Es ist nicht bloß der ehemalige Seminarregens, der in seinen Exhorten spricht, es ist der tiefblickende Kirchenmann. Man unterschätzt gewöhnlich, auch in geistlichen Kreisen, die Gedankenbildung, die dem Dogma und der Kirche zugrunde liegt. Der Glaube ist nicht bloß religiöse Heilswahrheit, sondern auch ein Philosophiegebilde, Gedanke, Welt- und Lebensanschauung. Wäre der Glaube nur religiöses Phänomen, so würde die Welt ihm herzlich gerne die Altenecke, das Pfründnerstübchen gönnen; aber sie duldet nicht, daß er sich als Weltanschauung breit macht. Pius X. will Geistliche, die nicht bloß in ihren äußeren kirchlichen Funktionen tadellos sind, sondern die in ihrem ganzen Denken und Fühlen von der Lebensanschauung getragen werden, die der Glaube aufprägt. Was schließlich wirkt, ist nicht das Wort, sondern die Person. Auch die Gnade will bereitete Gefäße.

Hat Pius X. nicht recht? — Wir wünschen ihm von Herzen ein vollgerütteltes Maß von Jubelgold.

Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform.

Von Regierungsrat Karl Speck,
Mitglied des Deutschen Reichstags und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

I.

Mit begreiflicher Unruhe sehen die im Reichstagsblock vereinigten „nationalen" Parteien dem kommenden Winter entgegen. Eine gewisse Nervosität macht sich bei den konservativen und liberalen Politikern geltend, wenn sie in den öffentlichen Blättern die bevorstehende Reichsfinanzreform besprechen, was ja trotz der Abmahnung von hoher Stelle aus häufig genug geschieht, vielleicht häufiger, als der Freundschaft zwischen den Blockparteien zuträglich ist. Vorerst scheint auf liberaler Seite noch nicht alles zu klappen. Namentlich dürfte hier das Problem, der Sanierung unserer Reichsfinanzen durch die Zustimmung zu weitgehenden indirekten Steuern die Wege zu ebnen, bevor noch das Steuer des Reichsschiffes, oder auch nur dasjenige des preußischen Staates, den so sehnlichst erwarteten „Ruck nach links" erhalten hat, noch als ein etwas allzu gewagtes erscheinen. Noch muß der zaudernde Linksliberalismus von konservativen Politikern im „Tag" an die „deutschnationale Gesinnung" eindringlich gemahnt werden, deren Betätigung in einer selbstlosen und opferwilligen Mitwirkung bei der Finanzreform erwartet wird. Doch scheint man auch auf konservativer Seite die Selbstlosigkeit des Liberalismus nicht sehr hoch einzuschätzen, man weiß ja selbstverständlich auch hier, daß der „Wille zur Macht" die einzige und ausschlaggebende Triebfeder war, welche den Liberalismus im Reiche den Konservativen in die Arme trieb. In richtiger Würdigung dieser Machtgelüste des Liberalismus wird ihm denn auch von dem freikonservativen Politiker Frhrn. von Zedlitz für den Fall entsprechenden Wohlverhaltens im Reichstag eine Rückwirkung „auf den Gang der inneren Politik Preußens" in Aussicht gestellt, und als selbstverständlich bezeichnet, daß hierbei „der linke Flügel der gewinnende Teil" sein würde. Wenn es sich aber bei der Sanierung der Reichsfinanzen, wie Herr von Zedlitz meint, „einfach um die Erfüllung einer nationalen Pflicht" handelt, so muß es doch auffallend erscheinen, daß er dem Liberalismus für die Erfüllung dieser selbstverständlichen Pflicht noch besondere Vorteile in Aussicht stellt.

Ob Herr von Zedlitz es wohl gewagt haben würde, einem Eugen Richter einen solchen Kuhhandel vorzuschlagen? Er muß ja wohl selbst wissen, was er den freisinnigen Mannen von heute bieten darf. Die letzten Tage haben ja den Beweis erbracht, daß der Zedlitzsche Gedanke auch auf freisinniger Seite Anklang findet. Die „Weserzeitung" ist es, welche kürzlich offen und unverblümt den Grundsatz proklamierte: Keine neuen Steuern ohne Zugeständnisse an den Liberalismus, d. h. Ablehnung der Finanzreform, wenn nicht Gegenleistungen auf anderen Gebieten erfolgen. Das also ist jener wahre, selbstlose Patriotismus, den der Abg. Dr. Cassel mann in der bayerischen Abgeordnetenkammer für den Liberalismus reklamierte: do ut des-Politik in ihrer widerlichsten Form, Ausbeutung der Notlage des Reiches, indem man die liberalen Scheunen mit den unter dem Drucke der Notwendigkeit abgerungenen Konzessionen füllen möchte. Nicht ganz mit Unrecht wurde ein solches Vorgehen in einem Blockorgane als „Erpresserpolitik" gekennzeichnet. Unbekümmert um die finanzielle Not des Reiches und ohne Rücksicht auf abträgliche Rückwirkung dieses Zustandes auf die Stellung des Reiches nach außen will man die Mitarbeit an dem wichtigen Reformwerke verweigern, wenn nicht zuvor oder wenigstens gleichzeitig den liberalen Wünschen Rechnung getragen wird. Dieser Haltung der „Weserzeitung" gegenüber ist es interessant, sich daran zu erinnern, wie der liberale Führer Dr. Casselmann im bayerischen Landtag dem Zentrum das Gewissen zu schärfen suchte und ihm eine pathetische Vorlesung hielt über seine Verpflichtung zu selbstloser, opferwilliger Mitarbeit bei der Reichsfinanzreform. Und damals war von Zentrumsseite die Mitarbeit durchaus nicht abgelehnt oder gar von der vorherigen Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig gemacht, vielmehr lediglich die Initiative, wie es auch durchaus der politischen Konstellation entspricht, den Blockparteien überlassen worden. Fürwahr, difficile est, satiram non scribere! Man muß übrigens bei diesem ganzen Vorgange die Harmlosigkeit linksliberaler Politiker bewundern, welche heute noch allen Ernstes den konservativen Lockungen Gehör schenken. Eine solche Spekulation auf die liberalen Machtgelüste wird sich voraussichtlich bei jedem Opfer wiederholen, das mit einem vielsagenden Blick auf den „schwarzen Mann" den Liberalen angesonnen wird, und es gehört wirklich eine große Naivität dazu, anzunehmen, daß in absehbarer Zeit die Richtung der preußischen Politik in liberale Bahnen einlenken werde. Einige Konzessionen auf dem Gebiete der „Personalien" werden ja vielleicht auch in Zukunft gemacht werden, regiert wird aber in Preußen nach alter Tradition nach wie vor konservativ.

Wollte man auf liberaler Seite sich mit besonderen Hoffnungen in dieser Richtung tragen, so wäre dies ebenso verfehlt, als wenn neuerdings der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen den Ruf nach größerer Sparsamkeit im Reichshaushalt, namentlich im Etat der Heeresverwaltung erhebt. Der Reichskanzler hat ja allerdings in einer seiner ersten Blockreden davon gesprochen, daß er auch an Sparsamkeit auf diesem Gebiete denke. Auf eine Anfrage, wie und wann diese Sparsamkeit sich betätigen solle, gab aber der preußische Kriegsminister zur Antwort, daß mit dieser Sparsamkeit begonnen werden solle, wenn einmal die Festungen vollständig ausgebaut, die Neuuniformierung der Armee durchgeführt und die Umbewaffnung sämtlicher Truppen vollzogen sei. Dazu kommen dann noch die erheblichen Neuforderungen, welche zum weiteren Ausbau der technischen Truppenteile notwendig sind. Ob unter diesen Umständen die heute lebenden liberalen Politiker noch Gelegenheit haben werden, ihren Sparsamkeitstrieb auf dem Gebiete der Heeresverwaltung zu betätigen, erscheint doch recht zweifelhaft. Uebrigens muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß zu solcher Betätigung, wenn wirklich der ernste Wille dazu vorhanden war, bereits bei Verabschiedung der Etats für 1907 und 1908 Gelegenheit gegeben gewesen wäre, welche aber leider von den linksliberalen Gruppen nicht ausgenützt wurde. Die Ausgaben für die Verwaltung des Reichsheeres der letzten Jahre sind aus nachstehender Zusammenstellung ersichtlich. Es betrugen

	1906	1907	1908	
die fortdauernden Ausgaben	563	568	596	Mill. Mk.
„ einmaligen „	88	109	127	„ „
„ außerordentlichen „	32	52	57	„ „
die Gesamtausgaben also:	683	729	780	Mill. Mk.

Die Gesamtausgaben der Heeresverwaltung sind also, und zwar mit voller vorbehaltsloser Zustimmung der Blockparteien, in den zwei letzten Jahren, welche ja unter dem Zeichen des Blockes standen, von 683 auf 780 Millionen Mark, also um rund 100 Millionen gestiegen. Sollte unter diesen Umständen Fürst Bülow diese Rufe nach Sparsamkeit wohl ernst nehmen, da doch die Blockparteien die gesamten Etats der beiden letzten Jahre ohne jede erwähnenswerten Abstriche bewilligt haben?

Auffallend spät zeigt sich auch dieser Sparsamkeitstrieb bei den linksliberalen Parteien. Das Zentrum hat schon längst

Digitized by Google

im Reichstag auf eine sparsamere Wirtschaft in den Einzelressorts hinzuwirken versucht, soweit es in seinen Kräften stand; es hat auch praktische Erfolge in dieser Richtung aufzuweisen, wurde aber gerade bei einem solchen Versuch am 12. Dezember 1906 von den linksliberalen Parteien im Stich gelassen; ja deren Vertreter standen später in den ersten Reihen, als es galt, die Mitglieder der Zentrumsfraktion wegen ihrer Haltung in der Kolonialfrage öffentlich des Mangels an „nationaler Gesinnung" zu beschuldigen. Jetzt aber, wo es gilt, die finanziellen Konsequenzen aus der Blockpolitik zu ziehen, wo die Mittel beschafft werden sollen zur Deckung der bereits vom Block bewilligten und der noch zu bewilligenden Ausgaben, jammert der Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen über „die unsinnige Mehrforderung von einer halben Milliarde jährlich" und klagt über die „Rücksichtslosigkeit einzelner Ressorts, die alles eher ist als ‚national'". Man sieht, selbst die Militärverwaltung ist gegen den Vorwurf des mangelnden nationalen Sinnes nicht geschützt, wenn ihre Forderungen dem Freisinn unbequem zu werden drohen. Welches Glück übrigens für Herrn von Einem, daß nicht der Abgeordnete Dr. Müller über seinen nationalen Sinn zu entscheiden berufen ist, dem Schicksal der Studt, Posadowsky, Stengel könnte er nicht lange mehr entgehen.

Diese neuesten Kundgebungen des Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen sind enthalten in einer Abhandlung über das Verhältnis des Liberalismus zur Reichsfinanzreform, welche im ersten Septemberheft der Halbmonatsschrift „Neue Revue" erscheint, deren wesentlichen Inhalt aber die „Münch. Neuesten Nachrichten" bereits in ihrer Nr. 400 vom 28. August an der Hand eines Bürstenabzuges mitgeteilt haben. Aus dieser Art der Verbreitung dürfte zu schließen sein, daß man diesen Ausführungen eine ganz besondere Bedeutung beimißt. Das, was Dr. Müller hier über die Veredelung und Bindung der Matrikularbeiträge, über die Notwendigkeit eines beweglichen Faktors im Reichshaushaltsetat sagt, ist vollständig zutreffend, aber von Zentrumsrednern schon wiederholt ausgeführt worden. Interessant dürfte aber sein, daß seine Haltung gegenüber der bevorstehenden Finanzreform eine wesentlich kühlere und zurückhaltendere ist als diejenige seines bayerischen Parteikollegen Dr. Casselmann. Er billigt sogar ausdrücklich das, was Casselmann im Landtag als einen Mangel an Patriotismus bezeichnete, daß nämlich das Zentrum sich jeder Initiative auf dem Gebiete der Steuersuche enthalten will, er befürwortet diesen Standpunkt auch für seine eigene Partei. Allerdings ist Dr. Müller wegen dieser seiner Ausführungen bereits in eine scharfe Fehde mit der schon erwähnten „Weserzeitung" geraten, weil er im Gegensatz zu dieser es ablehnt, die Mitarbeit der Freisinnigen bei der Finanzreform ausdrücklich von bestimmten Gegenleistungen auf anderen Gebieten abhängig zu machen. Es eröffnet sich hier ein tiefgehender Zwiespalt im freisinnigen Lager über die wichtige Frage des taktischen Vorgehens in einer Angelegenheit, bei deren Erledigung der Freisinn seine Blocktreue, aber auch seine „nationale" Gesinnung zu beweisen Gelegenheit hat. In einer Erklärung, welche Dr. Müller in Nr. 413 der „M. N. N." der „Weserzeitung" gegenüber veröffentlicht, wird der Kernpunkt dieses Streites, die Frage, ob Kompensationen zu verlangen sind oder nicht, mit Stillschweigen übergangen. Der Gegensatz besteht also nach wie vor ungemindert fort. Geradezu köstlich ist es, wenn die „Münchner Neuesten Nachrichten" unter diesen Umständen im Anschluß an diese Erklärung schreiben: „Nun dürften auch die Kleingläubigsten unter den Liberalen zufrieden sein und die Sorge für die weitere Entwicklung der Dinge ruhig den bewährten Führern überlassen." Wie kann man von seinen liberalen Gesinnungsgenossen im Lande billigerweise verlangen, sich zu bescheiden, wo in einer taktischen Frage, welche für das Schicksal der wichtigen Finanzreform und für die künftige Stellung der linksliberalen Parteien von entscheidender Bedeutung sein kann, so tiefgehende Meinungsverschiedenheiten offen zutage treten? Und dann: Gibt es etwa unter den Liberalen auch „Kleingläubige", welche der Tätigkeit der „bewährten" Führer Mißtrauen entgegenzubringen wagen? Und welches sind schließlich diese „bewährten" Führer der freisinnigen Parteien? Uebrigens haben sich ja die beiden feindlichen Brüder im freisinnigen Lager bereits wieder friedlich zusammengefunden unter der Parole: So etwas tut man, aber man posaunt es nicht aus! Gleichzeitig klagt man aber doch über die angebliche frühere „Hintertreppenpolitik" und „Nebenregierung" des Zentrums.

Daß in einem Artikel Dr. Müllers das „schwarzrote Kartell" nicht fehlen darf, ist selbstverständlich, obwohl dieses angebliche „Kartell" mit der bevorstehenden Finanzreform doch eigentlich so gut wie nichts zu tun haben könnte. Denn in den Reichsfinanzfragen standen bisher, ebenso wie in wirtschaftlichen Fragen, die Sozialdemokraten den linksliberalen Parteien sehr viel näher als dem Zentrum. Ebensowenig vermissen wir aber in dem Artikel den Hinweis darauf, daß eigentlich das Zentrum durch seine „Bankrottpolitik" die Schuld an der mißlichen Finanzlage des Reiches trage und deshalb in erster Linie die Pflicht habe, Abhilfe zu schaffen. Dies schreibt das Mitglied einer Partei, deren Wortführer sich erst im Jahre 1906 noch gegen jede Sanierung der Reichsfinanzen aussprach. Die Finanzpolitik des Zentrums muß aber doch nicht gar so schlecht gewesen sein, wenn die Finanzlage nach Ansicht des Freisinns noch im Jahre 1906 eine so günstige war, daß sie einer Remedur nicht bedurfte. Dieser Angriff Dr. Müllers gegen das Zentrum leidet übrigens an zwei Fehlern: er ist sachlich unbegründet, enthält aber auch eine große Inkonsequenz. Es ist oben schon darauf hingewiesen, daß die beiden letzten Etats von den Blockparteien ohne wesentliche Abstriche vollständig genehmigt wurden, ohne daß sich diese Parteien auch nur die geringste Mühe gaben, Deckung für das entstehende Defizit zu suchen. Und so wurden im Jahre 1907 nicht weniger als 89 Millionen und im Jahre 1908 gar 150 Millionen den Einzelstaaten als ungedeckte Matrikularbeiträge zur Begleichung überlassen, macht in diesen beiden ersten Jahren der Blockherrlichkeit ein Defizit im ordentlichen Etat von 239 Millionen. Möge Herr Dr. Müller doch eine ähnliche „Bankrottwirtschaft" aus der Zeit vorführen, wo das Zentrum noch für die Finanzgebarung im Reiche mitverantwortlich war. Vermag er dies nicht, dann wird er gut tun, mit seinen Vorwürfen gegen das Zentrum künftig etwas vorsichtiger zu sein. Aber auch inkonsequent ist dieser Angriff, denn mit dem Vorwurfe, daß das Zentrum früher zu viel bewilligt habe, läßt sich nur schwer vereinbaren der Vorwurf des Mangels an „nationalem Sinn". Wenn auf irgend einem Gebiete, dann wird die Tätigkeit des Zentrums in der Finanzpolitik vor den Augen eines jeden objektiven Beurteilers in Ehren bestehen.

Zum Papstjubiläum.

Es sinkt herab der milde Herbst zu rauschender Gärten Kranze,
Vorüberrollt der Tiberstrom noch immer in goldenem Glanze,
Die vatikanischen Gärten steh'n in Mandelblütenflocken,
Und drüber her tönt Festesklang, tönt das Brausen bronzener Glocken.

Geht auch ringsum der Herbst ins Land — schon winken Lenzessaaten,
Das Weltall hört, wie die Glocken von Rom zu heiligem Feste laden,
Zum Feste des, der im Schiffe der Zeit die segnenden Hände breitet,
Auf dass durch Not und Sturm hindurch zum Friedensport es gleitet.

Hoch ragt er droben, sein Führerwort lenkt mild und gütig das Steuer.
Gebleicht der Scheitel, doch tief im Aug noch lodernden Geistes Feuer.
Wohl wirrt der Sturm sein weisses Haar, die dunkeln Wogen grollen,
Doch seine Stimme stark und klar überdauert der Stürme Rollen!

Und leise zieht mit seligem Klang ein Erinnern durch seine Stirne:
Er denkt der Kindheitszeit am Fuss der leuchtenden Alpenfirne,
Er denkt des Tags, da zum erstenmal er zu Gottes Altare getreten
Und seine Hände den Kelch des Bluts', das Brot des Leibes erhöhten.

O ferne Zeit. Doch die Meerflut grollt, die schönen Bilder verflogen,
— Aufs neue lenkt er sein Führeraug' hinaus auf die murrenden Wogen,
Aufs neue lenkt er den Blick hinauf zu ragenden Sternenhöhen,
Es steigt um Glück für die wirre Zeit, für die Kirche empor sein Flehen.

— O stiller Greis, den Gottes Hand auf die Warte der Zeiten gerufen,
Wir scharen uns heute aus aller Welt an deines Thrones Stufen.
So weit die Ströme der Erde geh'n und die dunkelnden Meere branden,
Ruft heute dein Volk dir jubelnd zu rings über der Erde Landen.

Und wie bald Frühling übers Land wird rauschen in seligen Klängen,
So zieht ein Frühling der Völker herauf einst auch in Hosannagesängen,
Bis frei die Kirche, die Völker erneut, der Friedenstempel offen,
Und alle Herzen am Fels im Meer das rettende Heiltum erhoffen.

Arno v. Walden.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Marokko und die politische Lage.

Endlich ist die französisch-spanische Note wegen der Anerkennung Mulay Hafids fertig geworden. Am Montag mittag wurde sie in Berlin in zwei Exemplaren (vom französischen Botschafter als französische und vom spanischen Geschäftsträger als spanische Note) überreicht. Und der Inhalt? Darüber weiß man zur Stunde nichts weiter, als was der Pariser „Matin" angibt: es werde die Anerkennung Mulay Hafids in Vorschlag gebracht, wenn er die von Abdul Asis eingegangenen Verbindlichkeiten übernehme, und zugleich die angemessene Versorgung des früheren Sultans gefordert; Frankreich behalte sich vor, die Entschädigungsfrage unmittelbar zu regeln.

Wenn diese Inhaltsangabe zutrifft, so hat die französische Diplomatie sich etwas rückwärts konzentriert; denn bisher hieß es, die Entschädigungsfrage müsse vor der Anerkennung geregelt werden, d. h. die Gesamtheit der Mächte sollte die französischen Kriegskosten eintreiben helfen. Ist dieser Stein des Anstoßes ausgeräumt, so steht allem Anschein nach der Kollektiv-Anerkennung nichts mehr im Wege. Denn Mulay Hafid ist der anderen Bedingung der französisch-spanischen Note schon zuvorgekommen, indem er unter dem 6. September an das diplomatische Korps in Tanger eine Note erließ, in der es heißt: Es verstehe sich von selbst, daß er entsprechend den völkerrechtlichen Beziehungen zu den anderen Mächten die Verträge seiner Vorgänger und namentlich die Algeciras-Akte als geltend anerkenne, die durch ihre Bestimmungen über die Unabhängigkeit Marokkos und über die Reformen die Grundlage der Wohlfahrt und des Fortschritts bilde.

Hat nun der vielbesprochene Schritt der deutschen Diplomatie, die mündliche Anregung zur raschen Anerkennung, Erfolg gehabt? Allerdings hat die französisch-spanische Note noch etwas auf sich warten lassen, aber das erklärt sich durch das Hin und Her zwischen Paris, San Sebastian und Madrid; ohne das Drängen Deutschlands hätte man sich zweifellos noch viel mehr Zeit genommen. Allem Anscheine nach hat auch der deutsche Schritt die Widerstandskraft Spaniens gegen die einseitigen und übertriebenen Forderungen Frankreichs gestärkt. Es kommt schließlich darauf an, ob die Note in formeller Hinsicht den Anspruch auf ein „europäisches Mandat" und in materieller Hinsicht die Entschädigungsfrage hat fallen lassen. Im bejahenden Falle liegt der Erfolg der deutschen Diplomatie auf der Hand.

Wenn Frankreich die Regelung der Entschädigungsfrage von unmittelbaren Verhandlungen mit dem anerkannten Mulay Hafid abhängig macht, so ist ihm dieser Entschluß gewiß erleichtert worden durch den Sieg, den im Südosten von Marokko die von Algier aus vorgestoßene Truppe über die schlecht geführte marokkanische Harka errungen hat. Die dortige Lage ermöglicht es, dem Sultan eine Daumschraube anzusetzen. Bemerkenswert ist ferner, daß El Membhi, der Vertrauensmann und Vertreter Mulay Hafids in Tanger, sich von den französischen Agenten hat umstricken lassen. Auf ihren Antrieb hat er den Kaid Ramiki verhaften lassen, obschon derselbe ein Parteigänger Mulay Hafids ist; man wirft ihm „Gewalttaten" vor, wie sie in Marokko allgemein üblich sind; sein wirkliches „Verbrechen" ist aber seine Abneigung gegen Frankreich. Als nun der deutsche Konsul Vassel nach Fez abreiste, fürchteten die Franzosen, er werde Mulay Hafid gegen Membhi einzunehmen suchen, und auch ihre Presse zog gegen die „Intrigen" des deutschen Konsuls zu Felde. Das veranlaßte unsere Offiziösen, energisch dieses Ränkespiel der französischen Blätter zu verurteilen und die gesucht feindselige Sprache gegen die deutsche Politik als eine eigentümliche Vorbereitung für diplomatische Verhandlungen über Frankreichs Sondervorschläge zu bezeichnen. Dieser Zwischenfall ist durch das Erscheinen der Note zurückgedrängt; aber er muß im Auge gehalten werden.

Ein langes Gespräch mit dem Fürsten Bülow über die hohe Politik hat soeben ein Mitarbeiter des englischen „Standard" in Norderney gepflogen. Fürst Bülow hat aber die Marokkofrage und unsere gegenwärtigen Beziehungen zu Frankreich nicht berührt, sondern sich auf das Problem der englisch-deutschen Beziehungen beschränkt. In der Tat liegt in der englischen Politik, die seit dem Tode der Königin Viktoria sich so gründlich geändert hat, die Wurzel aller gegenwärtigen Schwierigkeiten. Die englische Hetzpresse hat auch die Führung in dem seit Jahren zähe fortgeführten Feldzug zur Verleumdung Deutschlands. Fürst Bülow nahm sich einen Hetzartikel der „Quarterly Review" vor, der uns Deutschen die Absicht einer Invasion Englands, einer Zerlegung Brasiliens, einer Teilung Chinas, einer Annexion Syriens usw. nachsagt. Fürst Bülow sprach sehr kräftig von dem „Volkswahnsinn", der hinter der Furcht vor einem ganz unmöglichen Angriff Deutschlands stecke, und zerpflückte gründlich das ganze „Lügengewebe und Chaos von Blödsinn". Wir wünschen seinen Worten den besten Erfolg, aber bei der Raffiniertheit und Unermüdlichkeit, mit der die deutschfeindlichen Hetzer arbeiten, versprechen wir uns keine baldige Heilung des Volkswahnsinns. Das neue Deutsche Reich ist nun einmal dem „weltbeherrschenden" Britentum lästig, und zwar nicht bloß in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Wer dem unangenehmen Wettbewerber etwas Arges nachsagt, findet leichtgläubige Ohren im Ueberfluß. Eine gewisse Spannung wird also wohl dauernd in Rechnung zu stellen sein, und diese englisch-deutsche Spannung hält wiederum die Franzosen ab von der vollen Aussöhnung mit Deutschland, die allein eine Verminderung der Rüstungen herbeiführen könnte.

Unter diesen Umständen muß man schon zufrieden sein, wenn wenigstens die akute Gefahr wegen Marokko oder Mazedonien gemildert erscheint und Kaiser Wilhelm in Kolmar seine Versicherung von Straßburg feierlich und bestimmt wiederholen konnte: „Der Friede wird erhalten bleiben."

Das Vorspiel für die Tagung des Reichstags.

Der Reichsschatzsekretär hat einen langen Artikel über seinen Plan der Finanzreform veröffentlichen lassen. Er dient weniger der Enthüllung als der captatio benevolentiae. Wer stimmt ihm nicht bei, wenn er die Schuldenmacherei und die Defizitwirtschaft verurteilt und gründliche Arbeit zur Herstellung eines dauernden Gleichgewichts verspricht? Wie schön hört es sich an, wenn vor der Ankündigung der neuen Steuern die Sparsamkeit gepriesen und verheißen wird: die „altpreußische Sparsamkeit" in ihrer legendären Schönheit, welche die Bauten und sonstigen Anlagen billig ausführen, den kostspieligen Beamtenapparat einschränken, die behördlichen Verkehrsformen vereinfachen, die kaufmännische Sorgfalt an Stelle des bureaukratischen Schwergewichts treten lassen soll usw. „Rindfleisch mit Pflaumen", sagt Fritz Reuter, „ist ein schönes Gericht; wir kriegen es bloß nicht." Nach den Erfahrungen von 1879 und 1887 ist zu befürchten, daß die neuen Einnahmen zu neuen Ausgaben reizen. In der Aufzählung seiner Steuerpläne zeigt sich der Schatzsekretär als Meister des clair-obscur. Wir erfahren nichts Faßbares, an dem die Kritik ansetzen könnte, aber wir werden darauf vorbereitet, daß die ganze Liste der bisher in den Zeitungen genannten Steuern (auf Tabak, Bier, Branntwein, Wein, Gas und Elektrizität usw. sowie auf die Nachlässe) dem Reichstag vorgelegt werden wird. Der Reichsschatzsekretär glaubt der ausgleichenden Gerechtigkeit und dem sozialen Zeitgeist zu genügen, wenn er neben dem Massenverbrauch auch gewisse Luxusgegenstände und Aufwandsformen heranzieht und neben den indirekten Steuern den Besitz durch die fortgebildete „Nachlaßbesteuerung" erfaßt. Wie kann man den Wert dieser Versicherung einschätzen, wenn er uns nichts Näheres angibt über seine Luxus- und Aufwandssteuern und auch nicht einmal über die kritische Nachlaßsteuer, von der man eine Belästigung der Kinder und der Witwe beim Tode des Ernährers befürchtet! Nicht besser steht es mit der vagen Ankündigung, daß die Matrikularbeiträge „festgelegt" und dafür ein neuer „beweglicher" Faktor in den Einnahmen eingeführt werden soll. Sehr verdächtig ist der Zusatz, daß der bewegliche Faktor nicht alljährlich, wie die Matrikularbeiträge, von der freien Bewilligung des Parlaments abhängig sei, sondern „für eine Reihe von Jahren festgestellt" werden soll.

Mit solchen Orakelsprüchen ist nichts anzufangen. Es gilt abzuwarten, bis die Entwürfe selbst veröffentlicht werden. Die Mahnung „abwarten!" möchten wir auch denen zurufen, die sich wegen der „Mitwirkung" unserer Partei bei dem Steuergesetze und wegen ihrer Haltung gegenüber dem Fürsten Bülow im Falle eines Blockkrachs schon jetzt den Kopf des Zentrums zerbrechen. Hinter diesen Erörterungen steckt mancherlei parteipolitische Taktik. Die Neugier dieser Herren kann noch nicht befriedigt werden. Es ist ja klar, daß die Zentrumsfraktion keine unfruchtbare Negation treiben wird; aber sie wird sich auch nicht die Finger an den Kastanien einer Blockpartei verbrennen wollen. Jedenfalls fehlt bei uns nach den Erfahrungen seit dem Silvesterbrief das Vertrauen, das einen wesentlichen Faktor der modernen Politik bildet.

Digitized by Google

Mangel an katholischem Selbstbewußtsein.

Ein Wort zur Verbreitung der katholischen Presse.

Von Paul Delbrück.

Sollte man es für möglich halten, daß in einer fast ganz katholischen Stadt selbst in den Tagen der Katholikenversammlung am Bahnhof unsere Zeitungen fast verschwinden hinter der Menge derer von der anderen Seite? Man achte ferner einmal auf das Abrufen der Zeitungen. Daß in überwiegend protestantischen Gegenden unter 20 anderen auch nur ein Blatt unserer Richtung feilgeboten werde, erwarten wir ja nicht einmal; aber daß auch in katholischen Gegenden nur gegnerische Blätter abgerufen werden oder höchstens ein Zentrumsblatt ganz am Ende verschämt nachhinkt, das ist doch des Verkehrten etwas zu viel. Selbst dort, wo unsere Zeitungen zu haben sind, werden sie beim Abrufen oft ganz weggelassen. Auf ausdrückliche Anfrage erhält man auch wohl die Antwort, das gewünschte Blatt sei nur „im Bahnhofe" zu haben.

Dieser Zustand bildet eine beständige beschämende Anklage gegen uns selbst; das muß immer wieder betont werden. Denn für die Händler ist bei der Auswahl der Zeitungen und Zeitschriften in der Regel doch nur eines maßgebend: sie schaffen an und bieten feil, was am besten abgeht.

Wer auf belebten Strecken häufiger die Eisenbahn benutzt, hat gewiß schon mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß sein Gegenüber, der nach seiner liberalen oder farblosen Zeitung zu schließen ein grimmer Zentrumstöter zu sein schien, bald hernach als harmloser Zentrumsanhänger sich entpuppte. Beinahe wäre uns ein „echter" vor dem Zentrumsanhänger in die Feder geflossen; aber das Wörtchen könnten wir in diesem Zusammenhang wirklich nicht vertreten, selbst wenn man uns daraufhin unterstellen sollte, nach unserer Meinung dürfe also ein „echter" Zentrumsmann überhaupt kein gegnerisches Blatt in die Hand nehmen. Wer in dieser Hinsicht das Prädikat „echt" sich verdienen will, der nehme sich ein Beispiel an unseren Gegnern. Wer könnte unter ihnen Leute nennen, welche die Zeitungen ihrer Richtung schweigend unterdrücken lassen und gleich uns die Presse der anderen Seite indirekt unterstützen? Da setzt vielmehr jeder als selbstverständlich voraus, daß seine Zeitungen und seine Zeitschriften auf jedem Bahnhof und in jedem Restaurant ihm angeboten und geliefert werden.

Aus Bayern geht uns von hochangesehener Seite folgende gewiß berechtigte Klage über solche Mißstände zu: „Man hat sich selbst in katholischen Städten, Gebirgsorten und Sommerfrischen Bayerns daran gewöhnt, einem Gasthofbesitzer dankbar zu sein, wenn er neben einem Dutzend liberaler Blätter und dem katholischen Lokalblatt wenigstens ein einziges größeres katholisches Blatt hält. Solches „Entgegenkommen" wird schon als eine Tat gepriesen. Jede liberale und protestantische Familie, komme sie aus Württemberg, Baden, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg, verlangt in ihrem Bade- und Sommerfrischaufenthalt ihr heimatliches Leiborgan. Engländer und Franzosen würden in einem Hotel nicht länger bleiben, wenn der Wirt nicht alsbald die gewünschten, meist sehr teueren englischen und französischen Zeitungen anschaffte. Und wir Katholiken? Wir begnügen uns mit einer mühsam abgerungenen winzigen Konzession. „Das muß anders werden!" Jawohl, und zwar nicht nur in Bayern, sondern auch anderswo; denn in Bayern soll's nicht einmal am schlimmsten sein.

Bei selbstbewußtem Auftreten aller beteiligten Kreise müßte sich hier in wenigen Monaten ein völliger Umschwung vollziehen. „Das Blatt wird hier sonst nicht verlangt," hört man oft auf eine Anfrage hin. Das mag zuweilen übertrieben sein. Soviel aber ist sicher, daß das Nichtführen katholischer Blätter und Schriften dem Verkäufer keinen Schaden bringt. Auf sein „Nicht zu haben!" wird der gutmütige Katholik, wie ihn die Erfahrung längst gelehrt hat, sich eben ein anderes, ein liberales oder farbloses Blatt geben lassen, gleichviel ob dasselbe bei der Lektüre einen Fußtritt nach dem anderen ihm versetzt. Wenigstens in etwa entschuldbar wäre unsere Gutmütigkeit, wenn unsere Blätter hinter den anderen weit zurückständen. Wer aber noch etwas mehr verlangt als Sensation, wird wohl eher zum entgegengesetzten Urteile gelangen. Wir wenigstens haben uns mehr als einmal gewundert, was die Leser der Gegenseite von ihren Zeitungen und Zeitschriften sich bieten lassen, nicht etwa nur in der Politik, sondern auch in manchen anderen Zweigen der Berichterstattung und des Wissens.

Katholisches Studententum.

Von Universitätsprofessor Dr. G. Hoberg, Freiburg i. Breisgau.

Die katholischen Studentenkorporationen haben in den letzten 20 Jahren eine Ausdehnung gewonnen, die vordem fast unglaublich erschien. Die älteren Verbände, der Kartell-Verband der farbentragenden Verbindungen, der Verband der katholischen Studentenvereine, die Unitas-Coeten, haben nicht allein Gründungen von Korporationen an solchen Universitäten vorgenommen, die früher keinen Boden für Korporationen katholischen Charakters zu bieten schienen, sondern an nicht wenigen Universitäten sind Parallelkorporationen desselben Verbandes entstanden; die Verbindungen und Vereine (letztere schon seit längerer Zeit) haben auch ihre Heimstätte an technischen Hochschulen gefunden. Daneben sind noch entstanden der sog. kleine Kartellverband (farbentragend), der Verband der süddeutschen kath. Studentenvereine und andere separat existierende kath. Korporationen. — Im merkwürdigen Gegensatz zu dieser Tatsache stand eine andere: die sehr zahlreichen katholischen freien Studenten entbehrten jeglichen, auch des losesten, Zusammenschlusses, abgesehen hier und da von den katholischen Theologen, die jedoch, da sie fast alle in Konvikten leben, eine eigentliche Wirksamkeit in der Oeffentlichkeit nicht entfalten konnten. In dem letzten Jahrzehnt ist eine sehr lebhafte Bewegung unter den freien Studenten, vor allem der Universitäten, zutage getreten. Diese Bewegung entsprang politischen und religiösen Tendenzen; die ersteren liefen auf eine Stärkung des landläufigen Liberalismus hinaus und im naturgemäßen Zusammenhang mit ihnen die letzteren auf eine Bekämpfung der christlichen Weltanschauung. Die katholischen Korporationen standen, wie fast alle studentischen Korporationen, derartigen Bestrebungen ziemlich teilnahmslos gegenüber, da sich die freistudentische Propaganda nur unter den „wilden" Studenten bemerkbar machte, abgesehen vielleicht von den Burschenschaften, die dem politischen Treiben wohl niemals ganz entsagt haben. Anfänglich schien es, als ob die politisch- und religiös-liberalen Bestrebungen unter der freien Studentenschaft ganz allein die Herrschaft behalten sollten, obschon eine große Anzahl freier Studenten damit nicht einverstanden war. Allmählich aber zeigte sich der Anfang einer entgegengesetzten Strömung. Katholische freie Studenten einigten sich in losem Zusammenschluß, wie es für freie Studenten passend erscheint. Den Anfang machte die Universität Freiburg im Breisgau. Seit mehreren Semestern existiert dort eine freie Vereinigung katholischer Nichtkorporations-Studenten. Dieselbe umfaßt katholische Studierende, welche von religiöser Ueberzeugung durchdrungen sind und daher jenen Bestrebungen entgegentreten, die Vernichtung des religiösen Lebens bezwecken; im übrigen vertreten sie berechtigte Forderungen der freien Studentenschaft.

Auf der diesjährigen Katholikenversammlung fanden sich zum ersten Male katholische „freie" Studenten zur Besprechung ihrer Angelegenheiten zusammen. Die Zahl war größer (zirka 130), als man erwartet hatte. Es entwickelt sich also eine Organisation der freien katholischen Studentenschaft. Dieser Organisation ist die nicht geringe Aufgabe beschieden, den Ausschreitungen der frei-studentischen Bewegung entgegenzutreten, die wahrhaft katholischen freien Studenten zu sammeln und zu einer Vaterlandsliebe zu begeistern, die auf religiöser Ueberzeugung beruht. Daß die Förderung der Studien einbegriffen sein muß, ist selbstverständlich, ebenso die Einhaltung des christlichen Sittlichkeitsbegriffes. Teilweise fallen die Bestrebungen der katholischen freien Studentenschaft mit denen der katholischen Korporationen zusammen, teilweise aber liegen sie außerhalb des Betätigungskreises der letzteren, da naturgemäß der Korporationsstudent sich nicht um das kümmert, was nur die freien Studenten berührt. Daher wird die katholische freie Studentenschaft nicht in einen Gegensatz zu den katholischen Korporationen treten, sondern allenthalben, wo es möglich ist, z. B. in studentischen Angelegenheiten ganz allgemeiner Natur, in Vereinigung mit ihnen handeln. Beide Gruppen werden akademische Veranstaltungen katholischen Charakters fördern, um auf diese Weise zu verwirklichen zu suchen, was jeder katholische Student erstreben sollte: Wahrheit im Erkennen und Leben. Es scheint, daß dieses um so mehr betont werden muß, als vereinzelte Anzeichen könnten vermuten lassen, daß hier oder da eine katholische Korporation zu finden sei, die weniger eine katholische Korporation sein will als eine Vereinigung von katholischen Studierenden, die dem religiösen Leben in der Oeffentlichkeit indifferent gegenüberstehen.

Digitized by Google

Das Zentrum und die neue Lage in Elsaß-Lothringen.

Eine Prognose. Von Chefredakteur Th. Seltz in Straßburg.

In der hiesigen Regierung stehen bedeutsame Veränderungen bevor. Ihrem Umfang nach sind diese noch nicht bekannt; aber was man davon weiß, erklärt schon das lebhafte Interesse in der Presse. Es scheint weniger die Verfassungsfrage zu sein, die immer wieder auftauchende und immer wieder verschobene, in der ein entscheidender Schritt getan wird, als das oberste Regierungspersonal: die Ernennung des Barons Zorn von Bulach zum Staatssekretär, an Stelle des aus dem Dienste scheidenden Herrn Matthias von Koeller, gilt als fertige Sache.

Das ist ein in mehrfacher Beziehung beachtenswerter Vorgang. Hugo Zorn von Bulach wird der erste Einheimische sein, der an die Spitze des Ministeriums tritt. Für eine Bevölkerung, die so lange schon die Autonomie verlangt, d. h. eine selbständige, von Berlin unabhängige, den Bundesstaaten ähnliche Verwaltung, ist das immerhin eine kleine Beruhigung, wie denn auch die verschiedenen hohen Auszeichnungen des Herrn von Bulach durch den Kaiser im Lande vielfach angenehm vermerkt wurden. Daß Herr von Bulach zugleich Katholik ist, widerspricht nicht der konfessionellen Zusammensetzung des Landes, das geläufig als „katholisches" qualifiziert wird. Beide Eigenschaften wurden bis in die letzte Zeit hinein als Hindernisse dargestellt. Alldeutscherseits warnte man vor der Ernennung eines Einheimischen, und drohte man mit dem Mißfallen der altdeutschen Kreise, namentlich wo dieser Einheimische „ultramontan" und noch dazu der Bruder des Weihbischofs war! In diesen Kreisen kolportierte man darum gerne das Gerücht, Herr von Bulach werde übergangen und der Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg zum Staatssekretär ernannt werden; stellenweise rechnete man sogar mit dem kürzlich zum Doktor der Nationalökonomie promovierten Prinzen August Wilhelm als dem Nachfolger des Herr von Koeller.

Nun man vor einer Tatsache steht, wird die Taktik wohl geändert nach dem Vorgange der „Frankfurter Zeitung". Dieses Blatt hat sofort aus der Not eine Tugend und aus Zorn v. Bulach so etwas wie seinen Gesinnungsgenossen gemacht. Das bezieht sich vor allem auf des Freiherrn Stellung zum Zentrum; das Blatt sagt ihm diesbezüglich Antipathien nach, wie nur ein Liberaler sie haben kann. Und es könnte, um dies zu bekräftigen, darauf hinweisen, daß auch die Presse des Evangelischen Bundes im Elsaß dem kommenden Mann die besten Worte gibt. Doch darf der Wert dieses Arguments nicht überschätzt werden: von derselben Presse ist Herr von Koeller nicht anders empfangen worden, und man weiß, wie bald beide aneinander gerieten! Nun gilt aber Herr von Bulach als der beste Freund Koellers, der ihn dem Kaiser wiederholt empfohlen haben soll.

Ein Körnlein Wahrheit ist indes wohl daran, wenn man Zorn v. Bulach in Opposition zum Zentrum bringt. Er hat sich nicht nur nie als Parteigänger dieser Partei gezeigt — und er wird dies auch in Zukunft nicht tun —, er ist sogar mit einzelnen Politikern, die dem Zentrum nahe stehen, schon in harten Strauß gekommen, ganz davon abgesehen, daß ihn die Partei, die sich zum Zentrum hin entwickelt hat, bei den Wahlen schon als offenen Gegner bekämpfte. Kommt noch hinzu das innige Verhältnis zum Lothringer Block, den die Regierung zum Bollwerk gegen das Zentrum ausgerüstet hat. Es ist also schon der Mühe wert, über die ligne de conduite etwas nachzudenken, die das Zentrum diesem Minister gegenüber zu beobachten hätte. Die ergibt sich aber aus der Geschichte dieser Partei, aus ihrem Programm und aus den Zeitumständen. Das Zentrum, das bezeugen die Wahlen, ist die Partei des Landes; wo dies bisher weniger zutage trat, wie in Lothringen, liegt es an Faktoren, die wegzuräumen oder zu versöhnen Sache der nächsten Jahre sein muß. Nicht Oppositionspartei à tout prix, aber doch eine solche, deren historische Mission es ist, die berechtigten Sonderinteressen des Landes zielbewußt zu vertreten, dürfte das Zentrum auch fürderhin, und unter neuem Regime, mit den Berliner Bestrebungen in Konflikt geraten. Auch in diesem Falle wird es den Mann von seinem Amte zu unterscheiden wissen, aber fortiter in re, suaviter in modo die Wege gehen, die das volkstümliche Programm ihm vorzeichnet. Zweierlei würde man dabei nicht außer Acht lassen dürfen. Einmal würde es über eines Bulachs Tätigkeit noch viel mehr „Heimberichte" der unverantwortlichen „Nebenregierung" von eingewanderten Honoratioren geben als über die seiner Vorgänger im Amt; mit Luxaugen würde sein Tun und Lassen ausspioniert. Und so unabhängig und geradeaus von Charakter man Bulach auch kennen mag, als beatus possidens könnte er die Kulissentreibereien seiner Neider nicht ignorieren. Ein einheimischer Minister hätte in manchen Dingen also weniger freie Hand als ein anderer, wenigstens bei dem heutigen Stande der Verfassung. Dann müßte man in den Reihen des Zentrums auch mit der verschärften Neigung der Gegner rechnen, den Konflikt zwischen Partei und Regierung herbeizuführen. Hat man doch schon alles Mögliche versucht, um das Zentrum und das „konservative" Ministerium Koeller aneinander zu bringen! Die Gegner werden das dann umso eifriger versuchen, als sie mit dem „katholischen Minister" einen gewissen Effekt bei den Massen erhoffen dürfen; sie werden, wo das ihnen von Nutzen sein kann, die Fiktion von der „konfessionellen Partei" wieder billig drangeben. Die Zukunft ließe sich demnach von hier aus folgendermaßen skizzieren: Könnten Ministerium und Zentrum zu des Landes Wohlfahrt eine gute Strecke zusammengehen, dann wäre Herr v. Bulach wieder der „Ultramontane", der „Römling" usw., der das Land „an die Schwarzen" auslieferte, wie es ja schon Herr v. Koeller getan haben sollte. Gelänge es aber, aus dem katholischen Minister eine Art von „Staatskatholiken" zu machen im Sinne der „Deutschen Vereinigung", etwa einen Schorlemer-Lieser in neuer Auflage, dann ließe sich der Galerie wieder einmal „des Zentrums Frechheit und Anmaßung" zeigen, das natürlich mit einer solchen Errungenschaft nicht zufrieden wäre. In ersterem Falle würde Berlin mobil gemacht, in letzterem das Volk aufgehetzt.

Damit ist angedeutet, wie das Zentrum in Elsaß-Lothringen zum Teil neuen Schwierigkeiten entgegengeht. Gestützt auf die starken Schultern des Volkes, unter vorsichtiger Leitung wird es auch ihrer Herr werden können. Seinen Teil von Verantwortung wird es zu tragen wissen; mögen die anderen Faktoren ein gleiches sagen können.

Reformation und Geschichtswissenschaft.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Durch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hin war die Geschichte der Reformation die größte Geschichtslüge, eine förmliche Verschwörung gegen die Wahrheit, um das Wort eines großen Geistes zu zitieren. Daher immer die furchtbare Aufregung, wenn ein Wahrhaftiger wie mit einem Blitzstrahl in diese Dunkelkammer hineinleuchtete und auf die darin Geschäftigen ein scharfes Schlaglicht fallen ließ. So bei K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte, 1826—1848; J. Döllinger, Die Reformation; ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen, 1846—1848; J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 1876 ff.; H. Denifle, Luther und Luthertum, 1904 ff.

Aber bon gré, mal gré mußte sich doch schließlich jeder sagen, daß sie in der Hauptsache recht hätten. Keiner konnte sich z. B. trotz aller gegenteiligen Versuche protestantischerseits, so von Rieker, Förster, Achelis, Sehling u. a., verhehlen, daß Janssen in seinem zweiten und folgenden Bänden den vollen Beweis dafür geliefert hatte, daß Luther in Not gegen die Sektierer und Schwärmgeister die Kirche an den Staat ausgeliefert, daß die Reformation Werk der Politik und der Staatsräson war. Und keiner konnte leugnen, daß Denifle Luther im wesentlichen doch richtig charakterisiert hatte, wenn er zum Schluß seines 1. Bandes auf die scheußliche Zotenhaftigkeit in dessen Bildern und Versen hingezeigt. Freilich hat es auch auf katholischer Seite nicht an solchen gefehlt, welche hier — nicht immer nur aus geschichtlichen Gründen — widersprachen. Denifles Werk wurde da en bloc als „Zerrbild" bezeichnet. Und im einzelnen suchte man auch solche Gewalturteile zu rechtfertigen. So wurde u. a. die ewig nicht auszubrennende „gute starke Lüge" Luthers in der Ehebruchs- und Doppeleheaffäre des Landgrafen Philipp hinter einen oder mehrere spätmittelalterliche Kasuisten, „an die möglicherweise Luther dachte", gesteckt. Zu was doch im Notfall

Digitized by Google

die sonst so fürchterlich perhorreszierten vorsintflutlichen, von Luther hier sicher nicht gemeinten Kasuisten gut sein können!

Natürlich fehlte es für solche Enunziationen protestantischerseits nicht an schmunzelnder Bescheinigung. Man vgl. W. Köhler, Katholizismus und Reformation, 1905.

Allein mit solchen Dingen ist es wie mit den Rauchflecken. Sie schlagen immer wieder durch, so oft man sie auch übertünchen mag. Und das Merkwürdigste ist, daß doch gerade immer wieder die ehrlichen Protestanten selber der Wahrheit Zeugnis geben. So stellt Dr. J. Böhmer, Pastor in Raben, in einem jüngst erschienenen Band ausgewählter Schriften Luthers (M. L. Werke. Für das deutsche Volk bearbeitet und herausgegeben, Stuttgart und Leipzig 1907) hinsichtlich der berührten Doppelehe fest, „daß Luther auf seine alten Tage im sittlichen Urteil schwach, ja schlapp geworden ist und sich durch politische Gedanken und diplomatische Manipulationen statt von der lauteren Wahrheit und dem unbestechlichen Gewissen hat leiten lassen (XVI)". Und ein anderer protestantischer Gelehrter gibt gegenüber dem Versuch, die Reformation als eine spontane Schöpfung des Volkswillens zu erweisen, zu, daß sie nur — so wie Janssen sagt — durch Hinopferung der Kirche an den Staat seitens Luthers zustande kam. Vgl. P. Drews, Entsprach das Staatskirchentum dem Ideale Luthers? 1908. Man liest da (S. 101 f.):

„Hat nun Luther, wie wir sahen, gegen seinen Willen und im Widerspruch mit seiner Grundanschauung, die auf eine Versichtbarung, Verwirklichung der wahren Kirche ging, das Erstarken der landesherrlichen Gewalt in der empirischen Kirchengemeinschaft nicht wenig begünstigt, so hat er, als ihm diese Entwicklung klar vor Augen stand, mit seinem Unwillen darüber nicht zurückgehalten. Er blieb sich freilich stets dessen bewußt, was er und seine Sache und die freie Predigt des Evangeliums seinen Landesfürsten verdankte, und diese dankbare Stimmung hielt seinem Groll einigermaßen das Gegengewicht. Aber er erkannte nur zu gut, daß die Fürsten unter dem Deckmantel christlichen Namens, ohne ihn wirklich zu verdienen, nur auf Machtbereicherung aus waren, wenn sie sich die kirchliche Gewalt anmaßten. Er erkannte auch, daß er mit seinem „Unterricht" selbst daran schuld sei."

Warum schreiben wir das? Weil es katholische Kirchenhistoriker gibt, die sich fortwährend rühmen, allein „objektiv" zu sein, und den anderen katholischen Gelehrten vorwerfen, daß sie von vorneherein auf einem veralteten Parteistandpunkt stehen. Tatsächlich aber macht man die Erfahrung, daß diese gerühmte Objektivität gerade da versagt, wo es sich um Papsttum und Protestantismus handelt. Für den Papst hat man — um das Wenigste zu sagen — kein entschuldigendes Wort, wohl aber für Luther. Und das heißt sich objektiv! Daß Gott erbarm!

Septembernächte.

Durch zarte Nebelschleier sprüh'n
Des Mondlichts sanfte Silberregen;
Vom Nachtdom bringt der Sternenchor
Zur Erde her den Himmelssegen.

So weit und still in Zauberpracht
Des Parkes dunkle Kronenhallen;
Kein Laut entweiht den Friedenshauch,
Kein rauhes Wort, kein Blätterfallen . . .

Es ist, als ob die Ewigkeit
Hinschwebte über alle Fluren,
Des ew'gen Schöpfers Majestät
Durchschritt' den Park mit Wunderspuren . . .

Das sind die Nächte, wo das Leid
Den Sturm vergißt und staunt in Schweigen,
Das pochend' Herz zum Rasten kommt,
Erschauernd lauscht beim Sternenreigen —

Die Nächte, wo das Glück uns sucht,
Der Ewigkeiten Zeugen rufen,
Wo weltenfern und heimatfroh
Die Sehnsucht klimmt auf Himmelsstufen . . .

Hans Befold.

Ecce homo.

Zum gegenwärtigen Stand der „Christusfrage".

Von

Dr. J. Holzner.

Voilà un homme! sagte Napoleon von Goethe unter dem Eindruck seines ersten Gespräches mit ihm. Mit dem gleichen Worte, aber in verschiedenem Sinne, hat zuvor ein anderer von einem Größeren gesprochen und ihn seiner Nation vorgestellt. Seit jenem Tage sind die Augen der Menschheit auf Jesus gerichtet und fragen ihn: „Wer bist du?"

Es ist eine Wonne und der größte Gewinn des Lebens, in das idealschöne menschliche Antlitz dieses Mannes zu schauen. Arm und bedauernswert ist jeder, dem in seinem Leben Christus nicht begegnet ist. Keine menschliche Biographie ist auch charakterbildender als die seine. Kein Buch der Weltliteratur wirkt so veredelnd als die dürftigen biographischen Fragmente unserer Evangelien, namentlich die drei Synoptiker, die uns wie ein Prisma das Sonnenspektrum Christi vermitteln und uns in verschiedenfarbigen Linien das innerste Leben und Weben, das komplizierte Seelenleben dieses übermenschlichsten aller Menschen ahnen lassen. Es ist deshalb bei allen Christusverehrern immer wieder der Wunsch rege geworden, aus den vorhandenen Quellen und Fragmenten ein Leben Jesu herauszuarbeiten, das uns sein Inneres, sein Lebenswerk, seine Motive, seine Gefühlswelt, seine Gemütsart, seinen Charakter menschlich näher bringt und begreiflich macht. Leider sind wir nicht in der Lage, ein erfreuliches Bild der Leben Jesu-Forschung in der jüngsten Vergangenheit zu entwerfen. Eine kurze Uebersicht über die neueren Versuche, Jesus unter dem Gesichtspunkte seiner menschlichen Entwickelung darzustellen, dürfte immerhin eine gewisse Orientierung über den gegenwärtigen Stand der Christusfrage bieten.

Seit langem hat sich auf katholischer Seite kein Theologe mehr an ein psychologisch herausgearbeitetes Charakterbild Jesu gewagt. Man beschränkte sich darauf, Teilfragen wie die dreijährige oder einjährige Wirksamkeit Jesu zu diskutieren. Auf protestantischer Seite dagegen ging ein ganzer Wolkenbruch von Büchern und Abhandlungen nieder, welche fast alle das eine gemeinsam haben, daß sie Zerrbilder von Christus liefern und trotz ihrer angeblichen Voraussetzungslosigkeit von liberal-rationalistischen Voraussetzungen strotzen. Sie können Christus nicht durch die gereinigte Atmosphäre geschichtlicher Wahrheit, wie sie vermeinen, sondern nur durch ein halb Dutzend gefärbter Gläser anschauen. Während wir Katholiken fast überall den Segen einer sicheren Tradition für uns haben, die uns im wesentlichen den Typus Christi durch alle Jahrhunderte einheitlich bewahrt hat und das Antlitz Jesu immer auf gleiche Weise auf uns herabschauen läßt, gibt es bei den protestantischen Biographen Jesu eine unabsehbare Galerie von Porträts, angefangen von dem mit hebräischem Ernst erfüllten Weltverneiner bis zum vollendeten Epileptiker Jesus (Rasmussen). „Was dünket euch um Christus?" Auf diese Zentralfrage Christi an die Menschheit weiß jeder eine andere Antwort. Der eine hält ihn für einen Ekstatiker, bei dem gerade das Widerspruchsvolle, der Gegensatz von Klarheit und Extase, die Gemüter anzieht und das Geheimnis seiner Erfolge ist (O. Holtzmann), ein zweiter hält ihn für einen lebensfreudigen Schwärmer (Wünsche, Dawson) oder einen Träumer des Ghetto (Zangwill), ein dritter erklärt Jesus vom Standpunkt des Psychiaters als einen Mann von krankhaft entartetem Selbstbewußtsein, von geringem Familien- und Geschlechtsinn (Loosten), ein anderer sieht in ihm den entgleisten Helden eines Dramas, dem durch den Mißerfolg die größte Verlegenheit erspart geblieben ist (Heß), wieder ein anderer schildert ihn mit mehr Freude an schönen Worten als Ehrlichkeit als inspirierten Helden, wie er „in die Speichen des Weltrades eingreift, daß es in Bewegung komme, die letzte Drehung mache und die natürliche Geschichte der Welt zu Ende bringe. Da es nicht geht, hängt er sich daran. Es dreht sich und zermalmt ihn. Statt die Eschatologie zu bringen, hat er sie vernichtet. Das Weltrad dreht sich weiter und die Fetzen des Leichnams, des einzigen unermeßlich großen Menschen, der gewaltig genug war, um sich als den geistigen Herrscher der Menschheit zu erfassen, hängen noch immer daran. Das ist sein Siegen und Herrschen" (Schweitzer). Der Jesus, an den Paulus geglaubt hat und den er vor Damaskus in einzigartiger Weise „erlebt" hat, wird von Pfleiderer, Weinel, Wernle, Wrede, Brückner mit „schöner Geste" abgelehnt. Zu ihren Voraussetzungen stimmt er nicht: also ist er rein jüdische Kon-

Digitized by Google

zeption. Die drei typischen Vertreter der protestantischen Bibelforschung, Harnack, Wellhausen und Wrede, sehen das Jesusbild in unseren Evangelien mit einer so dicken Kruste von Firnis überzogen, daß man nicht sagen kann, was daran ursprünglich ist und was neuer Glaube hinzuerfunden hat. Jedenfalls scheine der wirkliche Christus nur mehr an wenigen Stellen durch. Jülicher verzweifelt überhaupt daran, den geschichtlichen Jesus, wie er wirklich war, jemals wieder zu entdecken. Er ist verschwunden, wie der Christus von Leonardo da Vinci einmal ganz entschwunden sein wird. Bei allem Schürfen und Graben gelange die Wissenschaft nur zu einem Christusbild, wie es sich im ältesten Gemeindeglauben abschattet. Das ist so ziemlich das einzige feststehende Dogma der modernen Theologen über Christus. Damit auch den Armen die Frohbotschaft verkündet werde, führt ihnen W. Bousset in den „religionsgeschichtlichen Volksbüchern für die deutsche christliche Gegenwart" ein vom Staub der Ueberlieferung gereinigtes Christusbild vor. Es ist ein wirklich moderner Jesus, eine monströse Sezessionsfigur, eine entwicklungstheoretische Karikatur für einen monistischen Zukunftstempel.

Auch Mediziner und Irrenärzte haben sich in letzten Jahren viel für Jesus interessiert. Schrieb schon früher Dulk ein Buch über den „Irrgang des Lebens Jesu", so stellt der Psychiater Jules Soury in Paris Jesus als „aliéné et halluciné", als hysterisch und exaltiert, als nervenleidend und gehirnkrank dar. Die Messiasidee habe damals wie eine Epidemie in der Luft gelegen und auch Jesus angesteckt und aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Möglichkeit kommt aber jenen Gelehrten gar nicht in den Sinn, ob nicht doch der Geisteszustand Jesu der allein normale und der ihrige abnorm sei.

Den kühnsten Weltrekord hat aber ein Pastor aus Bremen, Kalthoff, aufgestellt. Er weist aus den Quellen nach, daß Christus keine historische Persönlichkeit ist, sondern die Personifikation der Ideen und Wünsche der damaligen proletarisch-kommunistischen Klubs im Römerreiche. Das Leiden Christi unter einem gewissen P. Pilatus ist ihm schon deshalb verdächtig, weil es nicht ins Credo aufgenommen worden wäre, wenn es nicht von einem Teil wäre bestritten worden. Pilatus ist der römische Staat. Das Leiden Christi ist bloß die verhüllte Darstellung der ersten Christenverfolgungen, verhüllt, um den Verfolgungen der Machthaber zu entgehen. Aus dem damaligen Vereinsleben mit seinen sozialen, religiösen und philosophischen Ideen sei die katholische Kirche hervorgegangen; Christus sei nicht Schöpfer des Christentums, sondern Produkt der damaligen im Proletariat des Römerreiches sich vollziehenden sozialen Evolution. Hat Kalthoff auf den Spuren von Bruno Bauer einen „nachchristlichen" Christus gefunden, warum sollte nicht auch ein „vorchristlicher" Christus denkbar sein? Der amerikanische Mathematikprofessor N. B. Smith und der Engländer Robertson haben ihn entdeckt. Sie fanden, daß die Persönlichkeit Jesu aus den altchristlichen Quellen nur durch ihre Abwesenheit hervorragt, daß Paulus nichts von der Auferstehung Jesu wußte, daß die Gleichnisse in den Evangelien unmöglich von einem historischen Jesus herrühren können, sondern dem „allharmonischen Geiste zuzuschreiben sind, der das Neue Testament durch Ueberarbeitung längst vorhandener Materialien im Interesse der ein Jahrhundert währenden religiösen Bewegung hervorbrachte, die schließlich in die älteste katholische Kirche ausmündete". Solchen Unsinn schreibt ein Gelehrter, P. Schmiedel gibt ihm ein Vorwort, Töpelmann in Gießen druckt ihn, und das alles im 20. Jahrhundert.

Es herrscht geradezu ein titanenhafter Hochmut bei diesen liberalen Theologen, welche aus der Entfernung von 2000 Jahren die Person Jesu besser zu kennen und zu sehen vorgeben als jene schlichten Männer, die mit dem Meister gegessen und getrunken. Und das wagen sie nach all den traurigen Irrgängen der Kritik, die jetzt einzusehen beginnt, daß ihre Hauptarbeit in den nächsten Jahren darin besteht, all den Schutt von Vorurteilen wegzuräumen, den sie selbst zusammengetragen hat.

Vor einigen Jahren wurde in Berlin eine Ausstellung von Bildern veranstaltet, die Christus zum einzigen Gegenstand hatten. Verwirrender, widerspruchsvoller und ärger verzeichnet können aber diese Christusbilder kaum gewesen sein als jene, welche uns die liberale Theologie beschert. Diese Buntheit in der Auffassung des Wesentlichsten im Christentum ist ein getreues Spiegelbild der inneren Zerfahrenheit und Zersetzung des Protestantismus. Die Bücher von Pfannmüller: „Jesus im Urteil der Jahrhunderte" (1908) und von Daab: „Jesus, wie wir ihn heute sehen" (1907) beweisen, daß die protestantische Intelligenz in ihrer überwiegenden Mehrheit vom Grunddogma der substantiellen Gottessohnschaft Christi und damit von Christus selbst abgefallen ist und nur durch eine glückliche Inkonsequenz noch an vielem festhält, was nur auf dem Fundament der Gottheit Christi erwachsen kann. Aber das Rad ist ins Rollen gekommen und keine fromme Kaiserrede wird es mehr aufhalten. Man sieht daraus, welche Utopie es ist, sich jemals eine Annäherung oder gar eine Einigung der beiden christlichen Konfessionen in Deutschland auf religiösem Gebiete zu erhoffen. Nur auf neutralem, menschlich-ethischem Gebiet ist ein Zusammenarbeiten möglich.

Ein Christus also, des Diadems seiner Gottheit beraubt, selbst rein menschlich betrachtet ein widerspruchsvoller Charakter, dem der Tod gerade noch gelegen kam, um ihn vor der größten Verlegenheit des Widerrufs zu bewahren: das ist der Christus derer, die den armen Katholiken die Fackel der Erkenntnis anzünden wollen. Und da führt der fromme Gottesmann Dr. Meyer von Zwickau noch bewegliche Klage, daß ein katholischer Ordenspriester die Abfallspastoren in Oesterreich „Christusleugner" nannte. Die jungen Predigtamtskandidaten müßten doch wahrhaftige Feuersalamander sein, wenn ihr Glaube in den Vorlesungen von Professoren unversehrt bliebe, deren schönste Aufgabe es nach dem Geständnis eines protestantischen Theologieprofessors ist, „Seelen zu gefährden". Selbst den edelsten und aufrichtigsten Theologen, welche herrliche Seiten über Christus geschrieben, ist die Frage nach der Gottheit Christi Hekuba. So schreibt z. B. Rinck (Jesus als Charakter, S. 363): „In dieser Frage muß ein jeder aus eigenem Erleben urteilen, unabhängig von der ganzen Welt." Wie aber, wenn einer nichts „erlebt"? Mit salbungsvollen Phrasen vom „religiösen Erlebnis", von „Gottes liebem Sohn" kommt ein ehrlicher Mensch an Christus nicht vorbei. Beim Anblick dieser Henkerarbeit, die christliche Theologen an der Person Jesu vollbracht haben, tritt uns unwillkürlich ein Ecce homo-Bild vor Augen, und wir möchten ihnen auch zurufen: „Seht, welchen Menschen habt ihr aus ihm gemacht!"

Der Niedergang der deutschen Sittlichkeit.

Der Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild[1]) und gegen die systematische Abstumpfung des Anstands- und Schicklichkeitsgefühls in allen Volksschichten ist in der „Allgemeinen Rundschau" seit dem Tage ihrer Gründung mit aller Entschiedenheit geführt worden. Unausgesetzte Zuschriften aus dem Leserkreise bewiesen uns, daß gerade diese Spezialität der „Allgemeinen Rundschau" von dem wachsenden Beifall aller ernsten Volks- und Jugendfreunde getragen war und ist. Unter den im vorliegenden Propagandaheft abgedruckten Leserstimmen (S. 621 ff.) befinden sich nicht wenige, welche für diese Empfindungen weiter Kreise charakteristisch sind. In den letzten Monaten erschienen mit einer kurzen Sommerpause in jeder Nummer der „Allgemeinen Rundschau" Artikel, welche dem Kampfe gegen die zunehmende Unsittlichkeit gewidmet waren.[2]) In Anknüpfung an diese Artikel erhielt die

[1]) Der von dem verstorbenen Otto von Leixner in Berlin gegründete „Volksbund zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild" sammelt zurzeit Unterschriften zu einer „Eingabe an die deutschen Regierungen und Parlamente". Die Eingabe fordert, daß im Interesse der Jugend aus den Schaufenstern alle Bilder und Schriften verbannt werden, die lediglich darauf berechnet sind, in schamloser Weise die Sittlichkeit zu reizen. Das gleiche Verbot wird für unsittliche Darstellungen durch Kinematographen usw. angestrebt. Bekanntlich hat der interkonfessionelle Deutsche Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit mit dem Sitze in Köln, in welchen der Zentrumsabgeordnete Geheimrat Roeren die führende Rolle spielt, dem aber auch viele Protestanten angehören (stellvertretender Verbandsvorsitzender ist ein protestantischer Gymnasialprofessor), in seiner letzten Delegiertenversammlung zu Frankfurt a. M. eine umfassende Vorstellung an die deutschen Fürsten, Regierungen und Parlamente beschlossen.

[2]) Nr. 22: Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit. Von Dr. Otto von Erlbach. S. 351 ff. — Nr. 23: Bühne und Moral. Geharnischte Glossen von Dr. Otto von Erlbach. S. 371 ff. — Nr. 24: Zum Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Von Dr. Otto von Erlbach. S. 390 ff. — Nr. 29: Wie amüsiert sich die moderne akademische Jugend? Von P. Reither. S. 474 ff. —

Digitized by Google

Redaktion aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes eine große Zahl von Zuschriften, welche samt und sonders die Größe und die zunehmende Ausdehnung des Uebels dartun. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, jede einzelne dieser Stimmen aus dem Volke abzudrucken. Wir glauben jedoch zur Kennzeichnung der Lage einige besonders markante Kundgebungen weiter unten einer größeren Oeffentlichkeit unterbreiten zu sollen.

Der Artikel „Auch etwas von der Ausstellung München 1908" (Nr. 35) hat in den „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 31. August eine ellenlange Erwiderung gefunden, die von einem hochangesehenen Künstler in einer Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau" derb, aber deutlich, als „alberne, witzlose Bierrede" bezeichnet wurde. Es lohnt sich nicht, auf die Verdrehungen und Entstellungen der „Münchner Neuesten Nachrichten" einzugehen und sich mit denselben über Kunst und Moral zu unterhalten. In Nr. 36 ist dem liberalen Blatte ohnehin schon das Nötige besorgt worden („Sonderbare Sittenrichter."). Den springenden Punkt, die Abstumpfung des Scham- und Schicklichkeitsgefühls durch öffentliche Massenschaustellung von Nuditäten und die gefährliche Wirkung auf die Jugend, zumal die Ausstellung selbst von Kindern besucht wird, beliebte man völlig zu übergehen, fand es dagegen geschmackvoll, sogar an dem ehrlichen Namen des Verfassers seinen blöden Witz zu versuchen. Die Ausführungen Anton Maiers haben übrigens auch in einem Teile der Presse lebhafte Zustimmung erfahren. So schrieb dem „Bayerischen Kurier" (Nr. 247 vom 2. September 1908) ein Lehrer:

„Spät erst kam ich dazu, der „Ausstellung München 1908", für die soviel Reklame gemacht und die soviel besprochen wird, meinen ersten Besuch abzustatten. Viel Erfreuliches und Schönes ist da zu sehen, gewiß, und die Stadt München hat sich mit der Ausstellung ein glänzendes Ruhmesblatt in ihre Geschichte eingefügt. Aber eine Beobachtung hat dem Schreiber dieses die Zornesröte ins Gesicht getrieben: die häufige Darstellung ganz nackter Figuren, insbesondere die Darstellung nackter Männer mit unverhüllten Geschlechtsteilen — angesichts der Tatsache, daß diese Ausstellung von Leuten aus dem Volke und von kleineren und größeren Kindern in großer Anzahl besucht wird! In Nr. 35 der „Allgemeinen Rundschau" vom 29. August findet Anton Maier treffliche kräftige Worte dagegen. (Folgt ein Auszug aus dem Artikel der „Allgemeinen Rundschau".) „Wehe der Welt um der Aergernisse willen! Es gibt nun freilich Leute, die sofort von „verdorbener Phantasie", von „Heuchelei" u. dgl. reden, wenn man gegen die Darstellung des Nackten vor der breitesten Oeffentlichkeit zu Felde zieht. Derlei Redensarten mögen anderswo am Platze sein; da, wo es sich um die Bewahrung der heranwachsenden Jugend handelt, verfangen sie nicht! Niemand will eine „Knebelung" der Kunst. Das künstlerische Schaffen soll nicht beeinflußt werden; wenn die Bildhauer eine gar so große Freude daran haben, das Tier am Menschen darzustellen, so kann und wird man ihnen diese Freude nicht nehmen. Aber hier handelt es sich um das öffentliche Hervortreten der nackten Kunst. Die Behörden haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß vor die Augen der Kinder und Unmündigen nichts komme, was nicht für sie bestimmt ist, was ihrer Sittlichkeit Schaden bringen könnte. Diese Pflicht haben auch Eltern und Lehrer, geistliche und weltliche Schulvorstände. Wenn sie sich derselben entschlagen, machen sie sich eben einer schweren Pflichtverletzung schuldig. So weit ist man in München hoffentlich noch nicht, daß man die kindliche Schamhaftigkeit als etwas längst Ueberwundenes und Veraltetes betrachtet! Es ist, glauben wir, sogar der Wille der Behörden, daß die Kinder — sogar auch die Knaben! — zur Schamhaftigkeit erzogen werden — in der richtigen Erkenntnis von der überaus großen Bedeutung des Schamgefühls für die sittliche Bewahrung. Warum aber gestattet man, daß dieses so wertvolle Gefühl durch eine schamlose Kunst erstickt werde? Die Kunst früherer Jahrzehnte leistete doch auch Großes, ohne daß sie deshalb so schamlos war wie die heutige. Der Staat und die Herrscherhäuser werden es büßen müssen, wenn ein verdorbenes Geschlecht heranwächst. Alle unsere weltgeschichtlichen Umwälzungen folgten einer Epoche, in welcher der Kultus des Sinnlichen eine besonders hervorstechende Rolle spielte."

Daß der Artikel Anton Maiers keineswegs übertrieben hat, dürfte auch eine scharfe Kritik in dem Organ des früheren bauernbündlerischen Abgeordneten Memminger, der Würzburger „Neuen Bayerischen Landeszeitung", (Nr. 206) beweisen, welche „klerikaler" Regungen wahrlich nicht verdächtig ist und von der liberalen Presse namentlich in Sachen der „freien Wissenschaft" häufig genug als Kronzeugin angerufen wurde. Dieses antiklerikale Blatt schreibt „Zur Ausstellung München 1908":

„Recht bezeichnend ist das Reliefbild, welches beim Durchgang vom Theater-Café zur vorderen Halle angebracht ist. Auf einem vollgezäumten schweren Brauerroß balanziert ein nacktes Kellnermädel, auf einer Stange einen Kranz tragend. Dies Bild ist die getreue Allegorie des sozialen, moralischen, geistigen und künstlerischen Rückschritts in der hauptstädtischen Entwicklung seit dem vorletzten deutschen Schützenfest in München. Damals vor 25 Jahren zierte die Kaulbachsche Schützenliesel, eine fesche Kellnerin in malerischer Tracht auf einem rollenden Bierfaß tanzend, den Giebel der Restauration. Alles hatte seine helle Freude an dem sensationellen Kunstwerk, bei dem großes Genie mit vollendeter Technik, echter Humor mit sinnlicher Lust, frohmütiger Sinn mit weiblichem Anstand gepaart waren. Nun trägt — Notabene in der Ausstellung, welche ein Abbild der Münchener Leistungsfähigkeit und Kunsttätigkeit sein sollte — eine ausgeschämte Nimmsidusi, im blanken Adamskostüm auf einem plumpen Bräuergaul stehend, den Jungfernkranz an der Stange! Es fehlt nur noch die Inschrift: „Der „Herr" segne das ehrbare Handwerk!"

Ein um die Verbreitung der katholischen Presse in Bayern hochverdienter, mitten in der Preßbewegung stehender Geistlicher, schreibt der „Allgemeinen Rundschau" u. a.:

„Wie mir scheint, nehmen einzelne katholische Blätter bezüglich der modernen Theater eine etwas laxe Stellung ein. Der sozialdemokratische Abgeordnete Müller hat vor kurzem im Landtag als eines der bedenklichsten Zeichen hervorgehoben, daß „Die lustige Witwe" 500mal ohne jegliche Widerrede auf unseren Theatern aufgeführt werden konnte. Katholische Blätter machen durch ihre Rezensionen sogar Reklame für ein Stück, das am besten mit „Lüderliche Witwe" betitelt wäre. Hier (in einer bayerischen Provinzstadt) habe ich viele der Werktagsschule kaum entwachsene Mädchen und Knaben bei der Aufführung gesehen. Wie müssen doch solche Stücke, die das Pariser Großstadt-Milieu zu uns verpflanzen, auf die Jugend demoralisierend wirken!

Auch bezüglich der rudelweise angebrachten Nuditäten in der Münchener Ausstellung habe ich in Ihrer ausgezeichneten Rundschau den ersten sehr zutreffenden Artikel gelesen: ... Ich war in Paris im Palais Luxembourg und habe die dortige moderne Malerei und Skulptur mir angeschaut. Ein bißchen gar arg, dachte ich mir, als ich mich recht bald als katholischer Geistlicher aus der Ausstellung hinausdrückte. Ist halt Paris, sagte ich mir. Da kam ich einige Wochen später nach München in die Ausstellung. Ganz unwillkürlich drängte sich mir ein Vergleich mit Paris auf. Ich fand, daß die Pariser und Franzosen nur um einen Schritt unseren Künstlern im tendenziösen Nuditätenkult voraus sind. Ein Unterschied ist auch der, daß der schneeweiße Marmor der Franzosen im Vergleich zu dem rohen Material in der Münchener Ausstellung noch viel schlimmer wirken wird. Möge doch Ihre Zeitschrift unerbittlich gegen solche Auswüchse einer korrumpierten Kunst, die das Fleisch auf den Thron erhebt und den Geist entthront, vorgehen und sich durch nichts abhalten lassen!"

Ein Münchener Gewerbetreibender, der durch seinen Beruf mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung kommt, wurde durch den Artikel Anton Maiers in der „Allgemeinen Rundschau" und durch die entrüstete Entgegnung der „Münchner Neuesten Nachrichten" zu einem Briefe an die „Allgemeine Rundschau" veranlaßt, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Man braucht nicht gerade ein Heiliger zu sein, um an den massenhaften Nacktstatuen, die sich auf Schritt und Tritt aufdrängen, ganz besonders auch an den Riesenfiguren der Ehrenhalle, Anstoß zu nehmen. Diese Figuren sind so plaziert, daß gerade die Teile, deren Entblößung überall als die größte Unanständigkeit gilt, in Gesichtshöhe den Besuchern und Besucherinnen in die Augen fallen. Auf gereifte, ernste Menschen macht das höchstens einen abstoßenden Eindruck. Aber die Ausstellung wird nicht bloß von gereiften Menschen besucht. Halbreife, sich erst entwickelnde Jugend und sogar Kinder tummeln sich massenhaft in der Ausstellung. In diesem Punkte sollte der Künstler auch etwas mehr Lebenskünstler sein und mit offenen Augen sehen, was der Allgemeinheit frommt. Das darstellende Kunstwerk soll doch erheben und nicht im Gegenteil das rein tierische Moment im Menschen auslösen. Jeder feiner denkende Künstler behütet im täglichen Leben seine Kinder vor solchem „natürlichen" Anblick und nennt diese Entblößung „unanständig". Auch dem Kinde,

Nr. 30: Für Deutschland beschämend. S. 487. — Nr. 31: Woher die öffentliche Unsittlichkeit? Von Dr. Heinrich Weertz. S. 499 ff. — Nr. 32: Der Verband der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. S. 521 ff. — Nr. 33: Gegen moderne Pornokunst. (Reden der Abg. Freiherrn von Freyberg und Osel.) — Schlußwort von Dr. Otto von Erlbach. S. 538 ff. — Nr 34: Sittliche Niedertracht in ‚Theatern'. Von P. Reither. S. 560 ff. — Nr. 35: Verdiente Vorkämpfer gegen den sittlichen Schmutz. S. 579 ff. — Auch etwas von der Ausstellung München 1908. Von Anton Maier. S. 580. — Nr. 36: Sonderbare Sittenrichter. (Aus dem Sumpfe der Großstadt.) I. Von P. Reither. II. Von Dr. Otto von Erlbach. S. 594 ff. — Nr. 37: Heilerziehung und Unsittlichkeit. Von F. Weigl. S. 610. — Großstadtmilieu und Geschmacksverwilderung. Von Hans Besold. S. 611 ff. —

Digitized by Google

das seine Notdurft verrichtet, wird von dem ersten Lebensjahre an eingeprägt, daß es den Anblick vor Fremden verbirgt. Das vom Künstler geschaffene Buberl aber, das öffentlich vor aller Augen seine Notdurft verrichtet und von vorbeigehenden Kindern verwundert angegafft wird, Frauen und Mädchen ein Aergernis ist, soll nur ein harmloser Künstlerscherz sein. Hier stehen Künstleranschauung und Volksempfinden im Widerspruch."

Ein Student in älteren Semestern, Lehrerssohn, der sich mühsam durch die Welt schlägt, schreibt der „Allgemeinen Rundschau" über die sittlichen Zustände in München u. a.:

„Künstler- und Malerkreise — ich kenne auch diese durch und durch — stehen großenteils moralisch auf dem Nullpunkt. Woher kommt das? Von unserer ganzen Literatur- und sittlichen Geistesrichtung. In Ateliers spielen sich oft wahre Orgien ab. Es gibt Künstler, die gerne mit dem verbrauchten Spruch posieren, daß dem Reinen alles rein sei, aber im eigenen Privatleben sich sehr unrein aufführen. Wie steht es mit unserem Dienstbotenwesen? Es ist keine Seltenheit, daß „Kocherln", Kindermädeln usw. sich den Hausföhnen direkt anbieten. Mir sind eine ganze Reihe von solchen Fällen bekannt. Die gleiche Beobachtung kann bezüglich der filiae hospitales gegenüber den Studenten zu ungezählten Malen gemacht werden. Ich nenne das Zimmerprostitution. Von Ehebrüchen in diesem Zusammenhang schon gar nicht zu reden."

Ein Seelsorger in einer württembergischen Provinzstadt läßt sich also vernehmen:

„Es drängt mich, der mutigen Redaktion ein Wort der Anerkennung zu senden für die charaktervolle Rücksichtslosigkeit, mit der Sie gegen den Schmutz der Großstadt vorgehen. Leider wird dieser Großstadtkehricht auch aufs Land ausgeführt. Der Kinematograph trägt die blasierten und immer auf den äußersten Grenzen des polizeilich Erlaubten sich bewegenden Stücke unters Volk. Das erstemal in meinem Leben ging ich in den letzten Tagen in den hiesigen Kinematographen und geriet in ein Stück, bei dem die Direktion den Geistlichen am wenigsten brauchen konnte und ihn hinausschicken wollte! — Ein kräftiges Pfui! schallte durch den Saal am Ende der schmutzigen Klostergeschichte, die man dicht neben dem Mutterhaus der Barmherz. Schwestern in einer katholischen Stadt zu bieten wagte. Und der „katholische Generalanzeiger" am Ort sagt nichts!"

Lediglich als Stimmungsbild sei eine beißende Satire mitgeteilt, die uns von einem mitten im Volksleben und in der Jugenderziehung stehenden Herrn aus Württemberg eingesandt wurde:

„Brüder, auf zur Tat, auf zur Tat!" heißt es in dem Studenten-Trinklied. Wir möchten diese Aufforderung an die Männer richten, welche sich zum Kampf gegen die Unsittlichkeit in Wort und Bild geeinigt haben. Jede Nummer der „Allgemeinen Rundschau" bringt irgend einen Kampfruf. Steter Tropfen höhlt den Stein. Aber die Bewegung geht zu langsam, viel zu langsam vorwärts, zumal mit Rücksicht auf das Tempo, in welchem die verderbliche Flut anschwillt. Darum auf zur Tat! Besuchet die Theater und Variétés, wenn anstößige Schaustellungen und Vorträge avisiert sind. Verteilt euch auf den Galerien, in den Logen und im Parterre in genügender Anzahl und rufet ein einstimmiges kräftiges Pfui, so oft die Sauglocke geläutet wird. Das gibt natürlich Skandal. Unter Umständen kann es sogar eine kleine Balgerei absetzen. Dann kommt natürlich die Polizei gesprungen, dann greifen die Gerichte herzhaft zu. Dann geht es der öffentlichen Ordnung und Ruhe auf den Leib, und für diese sind die staatlichen Organe viel mehr interessiert als für die öffentliche Sittlichkeit. Für diese haben sie auch mehr Sachkenntnis. Da braucht das Gericht keine Sachverständigen. Solche minder angenehme Zwischenfälle dürfen kein Hindernis bilden, den Gottesdienst der Venus immer und immer wieder zu stören, bis die löbliche Polizei endlich die Aufführung sittenloser Schandstücke im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit sistiert."

Ein wegen seines hervorragenden Amtes und seiner gesellschaftlichen Stellung hochangesehener Aristokrat (Protestant) äußert sich in einem Briefe an die „Allgemeine Rundschau" über den größten Teil der liberalen Presse und namentlich über den „Simplicissimus" und die „Jugend" mit größter Erbitterung:

„Den „Simplicissimus" habe ich von Anfang an als ein gemeinschädliches Unternehmen betrachtet, für dessen Existenz und erschreckende Ausdehnung allerdings nicht nur der Herausgeber und seine Helfershelfer verantwortlich zu machen seien, sondern mit ihnen die ganze angeblich gebildete Gesellschaft, welche das gemeinschädliche, ja wahrhaft verruchte Blatt nicht mit Abscheu zurückweist. Ich bin, solange es besteht, nicht müde geworden, in allen mir zugänglichen Kreisen, auch in den höchsten, und auch in den Kreisen der Künstler, immer wieder mit dem nachdrücklichsten Ernste darauf hinzuweisen, daß an dem namenlosen Schaden, der hier Woche für Woche angerichtet wird, jeder sich zum Mitschuldigen mache, der sich das Blatt in öffentlichen Lokalen, beim Friseur usw. geben lasse, vom Kaufe einzelner Nummern oder gar vom Abonnement darauf gar nicht zu reden. Ich habe mich auch durch den Hinweis auf die zum Ueberdruß geltend gemachten künstlerischen Qualitäten der Zeichnungen nie einen Augenblick irremachen oder einschüchtern lassen: soweit sie wirklich vorhanden sind, vermögen sie in meinen Augen nur die furchtbare Verantwortung derer zu erschweren, welche sich nicht scheuen, die Kunst in den Dienst von Bestrebungen zu stellen, deren zerstörende Wirkung sich gegen alle Wurzeln wahrer Kultur und Menschenwürde richten; im übrigen aber ist leicht zu beobachten, wie viele sich auf jene künstlerischen Qualitäten nur berufen, weil sie meinen, dies ihrem Ansehen als Kunstverständige schuldig zu sein, oder weil sich ihnen damit eine willkommene Ausrede bietet. Die „Jugend" steht in ihrer Bedeutung für den rapiden Rückgang des öffentlichen Anstandes hinter dem „Simplicissimus" kaum zurück. Ich habe es von jeher für einen der verhängnisvollsten Fehler unserer Liberalen, auch des größten Teils unserer liberalen Zeitungen, gehalten, daß sie im Kampfe gegen die von diesen Witzblättern und von anderen Schädlingen ausgehende Verwüstung unseres Volkes so gut wie ganz versagen. Auch rein parteipolitisch genommen erscheint es mir, wie ich unzählige Male ausgesprochen habe, als eine Verkehrtheit ersten Ranges, diesen Kampf dem Zentrum zu überlassen."

Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß in bezug auf den schamlosesten Nuditätenkult im Inseratenteile die „Jugend" sich vom „Simplicissimus", der solche Inserate nicht mehr aufnimmt, geradezu beschämen läßt.

Zum Schlusse sei aus einem Briefe aus Milwaukee vom 6. Juli 1908 eine äußerst bezeichnende Stelle zitiert:

„Soeben erhalte ich die Nummer vom 27. Juni. Es tut mir wohl, in der „Inhaltangabe" keinen sich auf den moralischen Schmutz und Sumpf, der unser liebes altes Vaterland in der jetzigen Zeit so sehr entstellt, beziehenden Artikel zu erblicken, nicht als ob die „Rundschau" wegen der vielen Artikel dieser Art nicht alle Ehre verdiente, sondern weil der dieselben hervorrufende Zustand dem sein altes Vaterland liebenden Deutschamerikaner die Schamröte ins Gesicht treibt."

Der Felsen.

Legende von Anna Freiin von Krane.

Blauleuchtender Himmel, rauschende Bäche und Wasserfälle! Millionen von weißen Gänseblümchen und scharlachroten Anemonen auf den saftgrünen Wiesen. Schneeiger Weißdorn, silberige Oelbäume, purpurne Cyclamen an den Halden. Eichbäume im ersten Blätterschmuck auf den Bergen. Ein Gewirr von blühenden Sträuchern längs dem Flußufer. Und in all der sonnigen Pracht lachende, singende, jubelnde Menschen: das ist der Frühling zu Cäsaräa Philippi im nordjüdischen Hochland, an den Quellen des Jordan.

Dort, wo der Berg steil abstürzt, wo tiefe Grotten und Höhlen gleich Kelleröffnungen in das Innere der gewaltigen Felswand gehen, dort, wo aus schwarzer Nacht der starke fröhliche Stromquell zum Lichte braust, dort ist das uralte Heiligtum Pans, des Naturgottes. Die Bewohner von Cäsaräa verehrten ihn früher unter anderem Namen, als ihre Stadt noch Baal-Gad hieß; erst die Griechen haben ihn Pan benannt, aber darum kümmern sich die ausgelassenen Scharen nicht, die heute zur Pansgrotte ziehen, unter dem Trillern der Flöten und dem Rasseln der Handtrommeln.

Es sind ja ursprünglich Juden gewesen, die hier hausten, aber sie haben sich so stark mit den Heiden vermischt, daß sie ihre Götter annahmen und nichts mehr oder nur sehr wenig vom alten Glauben wissen. Jetzt wollen sie fröhlich sein und sich freuen. Heil Pan, dem großen Lenzbringer, der uns milde Tage, Blütenduft und Vogelsang schickt! Laßt uns frohlocken und fröhlich sein, ihm zu Ehren!

Etwas abseits vom Wege, im Schatten blühender Bäume sitzt ein Einsamer und blickt auf das tolle Treiben mit tiefsinnenden Augen. Der Saum seines weißen Gewandes ist bestaubt von langen Wanderungen, die Sandalen an seinen hellschimmerden Füßen sind verschlissen. Er hat den schlichten braunen Mantel neben sich gelegt, zu dem Wanderstab und dem Kopftuch. Der leise Frühjahrswind spielt mit seinen langen, braunen Haaren.

Digitized by Google

Der Einsame stützt den Kopf in die Hand und schaut unablässig nach den lustigen Menschen hinüber. Einige überhängende Blütenzweige des Gebüsches schmiegen sich an seine Schulter, silberweiße Blumenblättchen rieseln sachte, wie ein duftender Schnee, von oben auf ihn nieder, zutrauliche Vögelein hüpfen zwitschernd um ihn herum. Sein Blick fliegt mit Trauer von den harmlosen Geschöpfen Gottes zu den Menschen hinüber, die eben einen Reigentanz vor der Grotte aufführen. Die Verblendeten wissen nicht, was sie tun!

Der Einsame mißgönnt ihnen ja nicht die Freude; wie gerne sähe er alle Menschen so glücklich und froh wie die unschuldigen Blumen und Tiere um ihn herum! Aber diese Freude ist nicht rein! Ist nicht gut! Der Satan mischt sein Gift in ihren Becher, und als nun die Tänzer und Tänzerinnen in das dunkle Unheiligtum der Grotte hineinströmen, seufzt der stille Beobachter tief und schmerzlich. Ach, daß ihr wüßtet und wissen wolltet, was zu eurem Heile dient!

Da kommen ein paar kranzgeschmückte Jünglinge singend des Weges daher. Es sind Nachzügler, die sich beeilen, zur Grotte zu kommen. Da streift ihr Blick den Einsamen und sie bleiben stehen, ihn zu betrachten. Solchen Mann sahen sie noch nie! So königlich und so demütig zugleich, mit so rätselhaften Augen, deren Blick magnetisch anzieht!

Er lächelt zu ihrem scheuen Gruße und winkt sie zu sich heran, denn er sieht: noch haben sie nicht vom Becher Satans getrunken, der dort bei den Götzen kredenzt wird! Er lockt die armen Lämmer mit freundlichem Gruß, wie ein guter Hirte, und sie folgen seinem Rufe, denn seine Stimme klingt wie der Ton der Aeolsharfe.

Nun lagern sie vor ihm im Gras und reden mit ihm. Andere ihrer Freunde kommen nach und schließen sich an, und bald ist ein ganzer Kreis von eifrigen Zuhörern um den wundersamen Fremden versammelt und hängt an seinen Lippen, denn er spricht, wie es noch niemand gehört hat.

Merkwürdig, wie er weiß, was ein Jünglingsherz anziehen und fesseln kann! Wie er kennt, was ein so junger Mensch in der werdenden Kraftfülle reifender Männlichkeit denkt und fühlt. Er liest in allen Seelen wie in einer aufgeschlagenen Schriftrolle und spricht von den Dingen, die darin sind. Er ruft alle guten, tapfern, mutigen Instinkte in den Jünglingen wach. Er erzählt ihnen von einem Reich der Kraft, der Stärke, des Sieges, der Herrlichkeit, das er das Reich Gottes nennt.

Die jungen Zuhörer meinen: es sei gut in diesem Reiche wohnen. Er nickt Beifall und sagt, es sei noch viel schöner darin zu wohnen, als sie nur ahnen könnten. Aber man müsse durch die enge Pforte eingehen, wenn man dessen würdig sein wolle.

Sie fragen nun nach der engen Pforte. Er sagt ihnen, das sei die Selbstverleugnung und Selbstüberwindung, das entschlossene Abtun des Bösen, das Annehmen des Guten.

Sie meinen wiederum, das sei gut und schön, und es will ihnen nach und nach bedünken, als ob es männlicher und stolzer sei, über sich selbst zu siegen und rein, keusch, liebevoll und selbstlos zu sein, als sich zum blinden Sklaven der eignen Lüste und Leidenschaften machen.

Die Jünglinge sind ganz voller guter Vorsätze. Sie glühen für das Reich der Gerechtigkeit, sie wollen immer mehr davon hören, und dabei geht ein neuer, überwältigender Begriff in ihren Seelen auf: der Gottesbegriff! Das Bewußtsein von dem Einen, dem Allmächtigen, dem Allwissenden, dem Allgütigen, der seine Geschöpfe liebt, ihnen wohltun will, nicht wehe tun, und der nichts von ihnen verlangt, als daß sie die Gebote halten, die er aus Liebe zu ihrem Besten ihnen gegeben hat.

Der wunderbare Redner nennt diesen herrlichen Gott: den Vater im Himmel. Er hat keinen anderen Namen dafür.

Die Jünglinge sind schon längst nicht mehr allein bei ihm. Mit der Zeit haben sich eine Menge anderer Leute zu ihnen gesellt. Lauter Besucher der Pansgrotte, die, statt ins Unheiligtum zu ziehen, bei dem Fremden sich ins frühlingsgrüne Gras lagern und der Kunde vom Gottesreich lauschen. Aller Art Leute sind da: junge und alte, Frauen und Männer, brave und schlechte, kluge und dumme. Aber für jeden von ihnen hat der Fremde ein Wort, und sie verstehen ihn alle, ein jeder nach seinen geistigen Kräften.

Endlich ist die Pansgrotte ganz verlassen, und all ihre Besucher sind auf der Wiese bei dem Redner. Sogar die Götzenpriester sind gekommen und lauschen widerwillig seinen Worten. Sie zittern für ihr gutes Einkommen, wenn die Leute nicht mehr Pan opfern würden, und sie sind böse. Nur einer von ihnen, ein grauhaariger Alter, ist anderer Meinung. Er steht und hört zu und nickt immer mit dem Kopf, indessen ihm die Tränen in die Augen steigen.

Nun macht der Fremde plötzlich eine Pause und lehnt sich zurück. Er ist sichtlich todmüde und erschöpft, vielleicht gar hungrig? Da strecken sich ihm viele Hände entgegen und bieten ihm schüchtern von den Erfrischungen an, die man mitgenommen hatte. Wird er's annehmen? Er ist ja ein Jude, wie sein Gewand bezeugt, und die verabscheuen alle Heiden.

Doch nein, der Gütige verschmäht nicht die Gastfreundschaft der Unreinen. Er teilt mit ihnen die Früchte und das Brot, er trinkt von ihrem Weine, und sie sind sehr froh und stolz darüber.

Während des Essens aber erhebt sich ein heimliches Fragen und Forschen unter den Leuten. „Wer ist das, der anders spricht und tut wie seine Volksgenossen, der den Blick eines Königs hat und doch schlichtes Gewand trägt, und der in den Herzen der Menschen lesen kann wie in einem Buch?"

Da fällt ein Wort, niemand weiß, wer es zuerst ausgesprochen hat: „Das kann nur einer sein! Der Eine, von dem seltsame Kunde zu uns gedrungen ist!"

Nun siegt das stürmische Begehren über die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung, und von allen Seiten schlägt die Frage an das Ohr des geheimnisvollen Mannes:

„Wer bist du, hoher Fremdling? Sag es uns. Bist du etwa Jesus von Nazareth?"

„Ich bin es," antwortete er sanft und gütig.

Da wird es ganz still um ihn herum. Alle haben mit Essen aufgehört und starren ihn an, mit angehaltenem Atem. Also, das ist der große Prophet, der Wundertäter, der Menschensohn, wie er sich selbst nennt!

Er schweigt auch und läßt die Gedanken in der Menschen Seelen auf- und abwogen. Seine Hände sind leise erhoben. Segnen sie seine Umgebung? Flehen sie zum Vater im Himmel?

Niemand weiß es und niemand wagt zu fragen.

Unter all dem ist es spät geworden. Die Bergesgipfel glühen rot, und das Rauschen der Quellen und Wasserfälle klingt lauter als am Tage durch die Stille. Die Vögel fliegen mit süßem Lockruf zum Nest, die Blumen schließen ihre Kelche, nachdem sie noch einen duftenden Hauch in die Welt gesandt haben, der Abendwind rührt die Wipfel der Bäume, die Nachtigallen beginnen drunten am Fluß zu schlagen.

Da besinnen sich die Leute, daß sie heimgehen *müssen*. Sie erheben sich langsam und zögernd, immerfort den ehrfurchtsvoll staunenden Blick auf Jesus von Nazareth gerichtet. Er entläßt sie gütig und verspricht, ihnen morgen wieder vom Reich Gottes zu erzählen. Dann wendet er sich einer kleinen Schar von jüdischen Männern zu, die von der Stadt gekommen sind und sich mühsam einen Weg durchs Gedränge zu ihm bahnen.

Man hält sie allenthalben auf, da man weiß, daß es seine Jünger sind, endlich aber gelangen sie doch zu ihrem Meister und können ihm berichten, daß sie in Cäsaräa für die Nacht ein Obdach gefunden haben. Die Menge verläuft sich nun, nach bewegtem Gruße, gehorsam dem entlassenen Winke. Murrend und schimpfend ziehen die Panpriester ab; nur der eine, der Grauhaarige, bleibt noch einen Augenblick, um zu erkunden, wo die Herberge ist, die Jesus aufsuchen wird. Dann geht auch er, die Seele voll neuer Gedanken.

Jesus ist allein mit seinen Jüngern. Er steht auf der weißblumigen Wiese, und die Gänseblümchen, die von der Menge niedergetreten waren, erheben ihre Köpflein gestärkt durch seine Gegenwart, als sei ihnen nichts geschehen.

Es wird nun allgemach dunkel. Nur im Westen spielt der Himmel noch in allen Farbentönen. Schwarz, wie ein offener Höllenschlund, gähnt die Pansgrotte in der Felswand und noch schwärzer dräut der Abgrund zu ihren Füßen, in den sich brausend nnd schäumend die Jordansquelle ergießt.

Da sagen die Jünger zum Meister: „Viel haben die Leute von dir geredet, o Herr. Sie raten hin und her, wer du sein mögest!" Und der Herr fragt in Antwort auf die Rede der Jünger: „Und wer, sagen die Leute, ist der Menschensohn?"

Die Jünger sprechen: „Einige sagen: Johannes der Täufer; andere Elias; andere Jeremias oder einer von den Propheten."

Wieder wird es still nach diesen Worten. Nur die Gewässer rauschen immerzu. In der Pansgrotte und in den vielen Votivnischen, die an der Felswand eingemeißelt sind, flammen jetzt kleine Lämpchen auf, die wie Glühwürmchen die schaurige Finsternis der Höhle beleben.

Jesus erhebt aber die Stimme zum zweiten Male und fragt seine Jünger: „Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich bin?

Digitized by Google

Das war eine Schicksalsfrage! Wie ein Hammerschlag fällt sie in die Seelen der Aufhorchenden und erfüllt sie mit atemloser Beklemmung. Jetzt müssen sie bekennen und sich äußern über ihre innersten, verborgensten Gedanken. Was dünkt ihnen um den Geheimnisvollen, dem sie nachfolgen?

Sie entsetzen sich vor der Tragweite der Entscheidung, die sie treffen müssen, sie getrauen sich nicht zu reden, nicht sich zu bewegen, kaum zu atmen, kaum zu denken . . . . .

Da tritt einer aus der Mitte der verängsteten Schar. Offen und frei, festen Schrittes tritt er vor, mit leuchtendem Blick und siegreichem Lächeln. „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ spricht er, und eine unendliche tiefe Bewegung bebt im Ton seiner Stimme.

Wie diese Worte durch den Abendfrieden weit hinaushallen! Wie sie das Echo fortträgt, weit in die fernsten Berge hinein! Die ganze Natur scheint aufzuhorchen.

Jesus aber blickt den Fischer Simon lange an, der da in der Kraft seiner Ueberzeugung vor ihm steht. Der ganze Mann ist wie aus Stein gemeißelt. Fest und stark, treu und ehrlich, offen und wahr, ohne Falsch und ohne Hinterlist.

Jetzt wiederholt er seine Worte: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Da hebt der Herr die Hand mit einer Gebärde wie ein König, der seinem Feldherrn das Heer anvertraut.

„Selig bist du, Simon, des Jonas Sohn, denn das hat dir nicht Fleisch und Blut offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Und ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; und alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“

Das ist die Botschaft und der Befehl Jesu Christi für Petrus den Felsen!

Die Wucht dieser unerhörten Ehre und Würde senkt sich wie eine unsichtbare Krone auf das Haupt des schlichten Mannes aus Bethsaida, der eines Tages auszog, seinem Gewerbe obzuliegen, und dabei von einem Allerhöchsten getroffen wurde, der ihn zum Menschenfischer machte.

Petrus steht und neigt die Stirne, weiß nicht, ob er träumt, und kann die volle Tragweite seiner Erhöhung nur mühsam ahnen. Die anderen blicken ihn sprachlos und staunend an.

Der Herr aber verbietet ihnen, über dies Geschehnis zu reden oder zu sagen, wer er in Wirklichkeit ist. Und dann geht er mit ihnen über die dämmerdunkeln Wiesen an den rauschenden Gewässern vorbei nach der Stadt, um die Herberge aufzusuchen.

In der Heidengrotte aber sind mit einem Schlage die Lichter und Lämpchen erloschen, so daß alles in die schwärzeste Nacht getaucht ist. Es scheint, als sei das Unheiligtum ausgetilgt von der Erde und verschwunden. . .

Doch horch! Da klagen plötzlich unirdische Stimmen aus dem Düster, schluchzenden Rufes zum Sternenhimmel empor: „Wehe, wehe! Der große Pan ist tot! Eben ist er gestorben! Der große Pan ist tot!“

Gnade.

O weiche nicht der Gnade aus,
Wenn sie am Wege dir begegnet,
Mit ihrem weißen Blütenstrauß
Im dunkeln Haare, tauberegnet.

Sie hat gesucht dich lange schon,
Vielleicht auf Felsen und in Gründen;
Du armer, gottverlorener Sohn,
O lasse, laß dich von ihr finden!

O strecke nach ihr aus die Hand
Und laß dich kindlich von ihr führen,
Durch Wald und Flur, durch Wüstenland,
Durch Freud' und Leid — durch alle Türen.

Sie bringet dich gewiß nach Haus
Mit allen Gütern reich gesegnet; —
O weiche nicht der Gnade aus,
Wenn sie am Wege dir begegnet!

Thekla Schneider.

Provinzial-Heide- und Moorkultur-Ausstellung zu Osnabrück.

Von A. Sander, Linden.

In Osnabrück wurde am 5. September die Ausstellung für Heide- und Moorkultur, soweit sie die Urbarmachung der Oedländereien in der Provinz Hannover angeht, mittels einer feierlichen Ansprache eröffnet, und zwar durch den Vorsitzenden der hannoverschen Landwirtschaftskammer zu Hannover, Freiherrn von Mahrenholtz; außerdem waren anwesend die Vertreter des Landwirtschaftsministers und des Oberpräsidenten, sodann viele andere hohe Gäste, so der frühere Landwirtschaftsminister Exzellenz von Hammerstein-Loxten, Abgeordneter Freiherr von Twickel als Vorsitzender des Westfälischen Bauernvereins usw.

Aus der Eröffnungsrede sei hier erwähnt, daß in der Provinz Hannover sich rund 425 000 ha Moor in Privatbesitz befinden, von denen bereits 182 000 ha kultiviert sind; der Fiskus nennt gut 40 000 ha Moor sein eigen. Diese Ausstellung nun sollte zeigen, wie weit und gründlich die Kultur der Moore und Heiden bereits gediehen ist, und zwar innerhalb der Provinz Hannover, und was der weiteren Urbarmachung dieser riesigen Oedländereien ferner noch frommen könne.

Hannover hat einerseits die größten Moore und Heiden Deutschlands (Lüneburger, Hümmlinger, Lohner Heide usw.), anderseits aber auch die regste Kulturarbeit in Oedländereien geleistet. Unseres Wissens ist diese Ausstellung die erste ihrer Art — Hannover braucht den mutigen Schritt nicht zu bereuen, denn die Ausstellung ist in jeder Beziehung aufs beste gelungen.

Ueberreich war sie beschickt mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen, mit Kultivierungsmaschinen, mit orientierenden Zeichnungen und Büchern, sogar mit Gemälden; es hatte nämlich der stadthannoversche Künstler Otto ausgestellt eine schier endlose Zahl von Heidebildern; ebenso waren andere Maler mit etlichen gut gelungenen Nummern vertreten.

Alle Vier- und Zweifüßler — bei letzteren die ohne Flügel allerdings ausgenommen —, so speziell in Heide und Moor leben, waren in tadellos ausgestopften Exemplaren zur Schau gestellt; selbst ein Wolf befand sich dazwischen, hat indes mit den Neukulturen wohl wenig zu tun, würde sie auch gewiß nicht begünstigt haben.

Sah man so einerseits die gesamte, aber tote Tierwelt, so war weiterhin auch die ganze Flora vertreten, und zwar in lebenden Exemplaren. Die Getreidesorten, die Futterpflanzen, die Gras- und Kleearten, die Kartoffeln und nicht zu vergessen der Buchweizen waren als riesige Topfpflanzen ausgestellt, und zwar in Holzkästen; letztere ließen einen Einblick gewinnen in die gebrauchte ursprüngliche Bodenart, denn die eine Seite der Kästen war durch ein feines Drahtsieb gebildet worden, damit man ungehemmt das Erdreich sehen könne. Einige Bauern — und die müssen es ja wissen — meinten, man könne in den schier zahllosen Kübeln das Gras und die anderen Kräuter ordentlich wachsen hören. Man sah da Runkel- und Steckrüben von einer Größe, wie selten ein Bauer von bestem Marschenboden sie aufweisen kann, und alle, alle waren sie gewachsen in Neukulturen auf vormaligen Oedländereien.

Eine Unmasse von Produkten — vom feinsten Gemüse bis zur gröbsten Kiefer — hatte der Herzog von Arenberg ausgestellt; dieser Herr ist unseres Wissens der größte Magnat der Provinz Hannover, wohnt indes außerhalb, in Belgien. — Die Weltfirma Berentzen (Haselünne) hatte eine Menge üppig gediehener Futterpflanzen ausgestellt, alles gewachsen auf dem der Heide abgerungenem Gute Sautmannshausen, das jetzt jährlich, wie ein beiliegendes Büchlein sagt, 1 000 000 Pfund Fleisch „produziert“; ein schönes großes Relief zeigte ein Bild der ganzen Kolonie; sogar die vorbeifahrende Bimmelbahn war in Holz nachgemacht; daß der letzte Wagen des Zuges gar nicht die Schienen berührte, sondern vollständig in der Luft schwebte, entspricht wohl nicht ganz der Wirklichkeit.

Großes Interesse fand eine Maschine, die auf der einen Seite mittels Bagger das ursprüngliche Moor losriß, dann durch ein Paternosterwerk in einen Trichter schüttete, zermalmte und unten den fertigen Torf, allerdings noch ungetrocknet, herauskommen ließ; warf man den etwa nicht befriedigenden Torf wieder hinein, so kam jedoch nicht auf der anderen Seite das Moor im vormaligen Zustande wieder heraus, wodurch sich diese Maschine eben unvorteilhaft von der bekannten amerikanischen Wurstmaschine unterschied.

So hatten noch viele andere größere und kleinere Verbände, einige Bauern und etliche Gutsbesitzer dieses und jenes, doch nur direkt Praktisches und Nützliches, ausgestellt. Es stammte zumeist alles aus den nördlichen Bezirken der Provinz Hannover, wie das ja auch naheliegt. Man kam aus dem Staunen über die üppigen Früchte, die samt und sonders auf Oedländereien gewachsen waren, nicht heraus. Man sah hier greifbar, welche Umwälzung sondergleichen der Kunstdünger in der Landwirtschaft hervorgerufen hat.

Digitized by Google

Vom Büchertisch.

Natur und Kultur. Herausgeber Dr. F. J. Völler. 6. Jahrgang. Monatlich 2 Hefte à 32 Seiten. Vierteljährlich 2 ℳ. München, Viktoriastraße 4. — Diese allseits mit größter Anerkennung aufgenommenen, ministeriell genehmigten Blätter beginnen eben ihren neuen 6. Jahrgang, weshalb wir gerne Gelegenheit nehmen, sie unseren Lesern in empfehlende Erinnerung zu bringen. Bieten sie jedem Naturfreund reichen Genuß und reiche Belehrung, so sind sie besonders wertvoll für Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften, Studierende, Geistliche und Volksschullehrer. Wegen ihrer Reichhaltigkeit, Gediegenheit nach Inhalt und Ausstattung und ihrer verläßigen Haltung kann die Zeitschrift aber auch bereits älteren Schülern der höheren Schulen und Lehrseminare unbedenklich, ja angelegentlich empfohlen werden, zumal eine eigene Experimentier- und Beobachtungsecke zur Selbstbeobachtung und Eigenbetätigung der erworbenen Kenntnisse anregt. Der Mitarbeiterstab ist äußerst ausgedehnt und umfaßt erste Fachautoritäten, das Illustrationsmaterial erstklassig und höchst reichhaltig, die Sprache bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit klar und allgemein verständlich. Am besten lassen sich unsere Leser ein Probeheft kommen, das der Verlag gratis versendet.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Zehn Gebote für die Genossen.

(Von Ridens.)

1. Du sollst als Deine Segenbringer
Verehren: Rosa, Bebel, Singer.
Und merk', es duldet die Partei
Nicht and're Götter nebenbei!

2. Du hast in Liebe zu begegnen,
Sollt's von Berlin selbst Katzen regnen.
Es thronet an der Spree die Macht,
Die über dich, Genosse, wacht.

3. Du darfst mit bissigen Kritiken
Dem Vorstand nicht am Zeuge flicken!
Verhalt'nen Zorn und Pulverdampf
Verpuffe in dem Klassenkampf!

4. Du sollst in dir bloß Theorien,
Die sanktioniert sind, großerziehen:
Die Quintessenz der Wissenskraft
Ist die Berliner Vorstandschaft.

5. Hör' nie darauf, wenn einer „schippelt",
Denn am System wird nicht getippelt:
Ob jetzt die Löhne höher steh'n,
Das wirst du schon im „Vorwärts" seh'n.

6. Es wird, was anbetrifft das sechste,
Noch revidieret an dem Texte,
Du hältst am besten dich genau
Im Punkt Moral an Bebels „Frau".

7. Das Eigentum wird glatt beglichen,
Und wo geschwollen, wird gestrichen,
Doch vorerst laß die Finger von
Des Singers dicker Million!

8. Das achte, was da sagt: sei ehrlich,
Ist auch Genossen unentbehrlich,
Doch sind Geschimpf und Lästerei
Gewohnheitsrechte der Partei.

9. Du sollst an Unseren Lektüren
Dir heben Bildung und Allüren:
Der Inbegriff von Hochgenuß
Sei dir der „Simplicissimus".

10. Das Höchste aber dieser zehne:
Bezahl' die Beiträg', Notabene!
O schwitz' und zahl' mit voller Hand
Fürs blutigrote Vaterland!

Gegeben Rotes Palais, am Fest des Heiligen Marx und Revolutionarius 1908.

Unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Insiegel.

August.

Rosa. Singer.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Wenn diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen, sind die Münchener Festspiele abgeschlossen. Die eine Vorstellung der „Götterdämmerung", welche noch aussteht, kann das Urteil nicht wesentlich mehr beeinflussen. Eine an künstlerischen Genüssen reiche Zeit liegt hinter uns, und wir freuen uns, daß die großen künstlerischen Anstrengungen auch durch stärksten Besuch gelohnt wurden. Es mögen höchstens drei Vorstellungen gewesen sein, die nicht schon lange vor Beginn ausverkauft waren. Im letzten „Siegfried" hörten wir wieder Heinrich Knote, der durch die Gewalt und Schönheit seiner Stimme entzückte. Die Brünnhilde Frl. Faßbenders fesselt insbesondere durch stilistische Reife und die geistige Ausschöpfung der imposanten Rolle. Den Mime sang wieder der treffliche Wiener Hofopernsänger Breuer. Unser Feinhals überragt als Wotan doch den alternierenden Gast. Schreiner (Alberich), Gillmann (Fafner) und die Erda Frau Gmeiners boten bekannt Gutes, wennschon der Alberich Zadors unerreicht bleibt. Das Waldvöglein sang Frau Bosetti lieblich. Aus den übrigen Teilen des „Ringes", dessen Leitung in Mottls sicherer Hand ruhte, sind wieder Burgstallers Siegmund und Frl. Morenas Sieglinde hervorhebenswert. Als Isolde lernten wir Frau Leffler-Burkardt (Wiesbaden) kennen, deren Name durch die heurigen Bayreuther Festspiele in weite Kreise gedrungen ist. Sie besitzt eine bemerkenswerte, ja glanzvolle Stimme, nur im Spiel wollte nicht alles von gleicher Verinnerlichung erscheinen.

Das Schauspielhaus beging das Jubiläum seines zehnjährigen Bestehens und verband hiermit eine Feier des achtzigsten Geburtstages des Grafen Tolstoi. Das düstere Drama: „Die Macht der Finsternis" dämpfte einigermaßen die Feststimmung des das lorbeergeschmückte Haus füllenden Publikums. Erst am Schlusse, als die Direktoren Stollberg und Schmederer auf der Bühne erschienen, gewann froher Applaus die Oberhand. Ein Rückblick auf die verflossenen zehn Jahre zeigt, daß das Schauspielhaus manche literarische Tat von bleibendem Verdienst sich zurechnen darf. Manches Pariser Unsittenstück haben wir (besonders in den letzten Jahren) unzweideutig und scharf verurteilen müssen, aber für viele gewichtigere Werke (ich nenne nur Ibsen und Hauptmann) ist die kleine, anfänglich auf so schwankem Grunde ruhende Bühne eine Pflegstätte geworden. Manches zum mindesten als Dokument des Zeitgeistes interessante Werk ist vormals hier obdachlos gewesen durch die besonderen und zu billigenden Rücksichten, die eine Hofbühne zu nehmen hat, durch die die Oper vorziehende Neigung der Hoftheaterstammgäste und durch Possarts persönlichen Geschmack. Die Gründung einer Pensionskasse macht dem sozialen Sinn der Bühnenleiter Ehre. Möge es ihnen durch diese Einrichtung gelingen, hervorragende Kräfte dauernder fesseln zu können. Die sorgfältig vorbereitete Vorstellung der „Macht der Finsternis" ließ in einigen Rollen die Darsteller einer früheren Besetzung vermissen.

Gärtnerplatztheater. „Die Inselbraut," eine Operette von C. Eckelmann, mit einer liebenswürdig heiteren, nicht immer originalen Musik von F. Gellert versehen, hatte einen warmen Erfolg. Das Stück, das sehr hübsch gegeben wird, steht an künstlerischem Wert mancher lauter begrüßten Operette nicht nach, entbehrt jedoch jener zündenden Schlager, welche die Melodien durch alle Gassen erklingen machen. Eine stattliche Zahl von Reprisen scheint immerhin gesichert.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Berliner Hebbeltheater hatte der „Liebhaber" von Bernhard Shaw, in welchem etwas kümmerlich die Folgen verspottet werden, die Ibsen bei mißverstehenden Köpfen anrichtet, nur mittleren Erfolg. — Mit einer guten Aufführung der „Macht der Finsternis" feierte das Lessingtheater Tolstois Geburtstag. — In Mannheim begann mit „Gyges und sein Ring" ein Hebbelzyklus. Die „Idealbühne" scheint wiederum manchen enttäuscht zu haben. Die Klage eines Berliner Blattes: „Das hat mit seinem Vorbild das Münchener Künstlertheater getan", ist historisch nicht haltbar, da Intendant Hagemann schon vor München derartige Reformideen propagierte. — „Das Glück der Vernünftigen", eine Bürgerkomödie von Kurt Friedberger hatte in Prag einen freundlichen Erfolg. Wiener Kleinstadttypen sind gut gezeichnet, aber große Breite und der Mangel an dramatischer Steigerung riefen Ermüdung der Hörer hervor. — Richard Strauß und Dr. Muck in Berlin wurden zu Generalmusikdirektoren ernannt. Die Befugnisse der beiden Kapellmeister werden durch diese Titulatur nicht erweitert. Den in Preußen selten verliehenen Titel führten vormals Spontini, Mendelssohn und Meyerbeer.

München. L. G. Oberlaender.

—*—

Musik und Theater in Köln. Am 1. September erschlossen die beiden städtischen Bühnen nach zweimonatiger Pause wiederum ihre Pforten. Die Oper arbeitete — wie man das gewohnt ist — gleich wieder mit Dampf. Man begann mit dem Verdischen „Falstaff", den der talentvolle Herr von Scheidt gut spielte

Digitized by Google

und sang. Aber schon bei der folgenden Vorstellung „Tristan und Isolde" mußte gestoppt werden, indem unser vortrefflicher Baritonist Clarenco Whitehill, der sich während der Ferienmonate keine Ruhe gegönnt, sondern in Bayreuth, München und Berlin gesungen, versagte und heute noch nicht wieder auf dem Damm ist. Merkwürdigerweise wies der Spielplan der ersten Woche dreimal Verdi auf: außer „Falstaff" noch „Rigoletto" und „Othello". Das erklärte sich aber daraus, daß man das eine oder andere Mitglied in einer guten Partie herausstellen wollte, wie den neuangestellten Tenoristen Max Pauli, einen geschmackvollen Kantilenensänger, als Herzog in „Rigoletto". Zwischendurch kamen auch unsere deutschen Meister Weber und Beethoven mit „Freischütz" und „Fidelio" zu Worte. Ueber dem letzteren schwebte kein glücklicher Stern. Die Städte, die sich Opernhäuser gebaut haben, in denen täglich gespielt wird, haben nicht bedacht, daß das der Kunst nicht förderlich sein kann. Das Personal wird abgehetzt und das Publikum gleichgültig. Deshalb pausiert die Große Oper in Paris, die über ein Heer von Künstlern verfügt und jeden Abend ein volles Haus haben kann, zweimal in der Woche. Glücklicherweise ist das Ensemble mit einer Ausnahme intakt geblieben und nur der grasgrüne Nachwuchs hat sich erneuert. Das Schauspielhaus gab zuerst „Kabale und Liebe" mit einem neuen Präsidenten, einem neuen Ferdinand, einem neuen Kalb und einem neuen Wurm: lauter unbeschriebene Blätter! Ich halte es bei neuen Mitgliedern mit dem lustigen Figaro, der da singt: Ich muß mehr noch hören — eh' ich urteile. Direktor Martersteig, der es ernst nimmt mit der Kunst, hatte einen großen Erfolg mit der von ihm besorgten Neueinrichtung und Neuinszenierung von Shakespeares Lustspiel „Der Widerspenstigen Zähmung". Martersteig experimentiert gern; aber da er Aesthet ist, so hat man, wenn er abseits vom Wege geht, doch immer Künstlerisches von ihm zu erwarten. Er hatte sich nun gedacht, das Stück müsse so lustig und derb gegeben werden, wie es zu Shakespeares Zeit gespielt wurde. Um das zu erreichen, mußte er jedem Darsteller seine Rolle von A—Z einstudieren. Man könnte sagen, er habe es allein gespielt, wie der Puppenspieler, der alle Rollen spricht und die Puppen gängelt. Das muß eine Riesenarbeit gewesen sein. Sie ist zum größten Teil gelungen. Ueberrascht konnte man sein, daß er den Petrucchio dem Oberregisseur Fritz Odemar, der kein Jüngling mehr ist, übertrug, der zwar in allen Sätteln gerecht ist, für gewöhnlich ebenso viele Väter und ältere Bonvivants spielt. Es war dies um so befremdlicher, als wir in dem Heldenspieler Theo Becker eine Kraft besitzen, dem die wilden Männer vortrefflich liegen. Dem sei nun, wie ihm wolle. Odemar hatte die Lacher auf seiner Seite und zog sich mit künstlerischem Anstand aus der Affäre. Sein Widerpart, Frl. Neuhoff, deren Stärke im Sanften, im Sentimentalen liegt, mußte sich als Kätchen wie toll, wie eine wilde Katze gebärden. Sie warf mit Schüsseln und Tellern, Messern und Gabeln um sich, daß es lebensgefährlich war, sich in ihre Nähe zu wagen. Die Dienerschaft hatte ihre Rollen im Clownstil zu geben. Sie wurde gepufft und geknufft, die Treppe hinuntergeworfen, maulschelliert, so daß es der Rüpelei manchmal doch etwas zuviel wurde. Das Publikum vergnügte sich viel an dem tollen Spiel und spendete Beifall mit gewogenen Händen. Das Dekorative war malerisch angeordnet und die Architektur plastisch ausgeführt. Als erste Novität gelangt das Schauspiel „Simson" von Henry Bernstein, dem Verfasser des Dramas „Der Dieb", zur Aufführung.

Prof. Herm. Kipper.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist geradezu erstaunlich und bewundernswert, mit welcher Vehemenz und kontinuierlichen Ausdauer die deutschen Börsen aus sich selbst heraus und emanzipierend es verstanden haben, den grossen Teil der Skeptiker eines Besseren zu belehren. Wenn das bisher als richtig anerkannte geflügelte Wort, dass die Börse der feinfühligste Barometer für die Gestaltung der Wirtschaftslage ist, als wahr auch jetzt zutreffen sollte, wird man der zukünftigen Konstellation der Konjunktur von Deutschlands Handel und Industrie das beste Prognostikon stellen können. Die Besserung der Kurse machte fast in sämtlichen Sparten kräftige Fortschritte. Fast kein Gebiet der so sehr verzweigten Aktienkategorien Deutschlands blieb stabil. Ueberall sind Kurssteigerungen von derartigem Umfange zu registrieren, dass man, um eine Parallele zu ziehen, die besten Zeiten von Deutschlands wirtschaftlicher Hochkonjunktur zitieren muss. Interessant bleibt bei der durchaus veränderten Marktlage das Moment, dass das Publikum und die Kapitalistenkreise, als Novum im Vergleich zu der bisherigen Entwicklung, die Hauptakteure der deutschen Börsenhausse bildeten. Man sollte glauben, dass die Wandlung der bisherigen Reserve dieser Kreise in die momentan impulsiv erscheinende Interessennahme auf ganz besondere Motive zurückzuführen ist. Doch sind eigentlich nur wenig Momente bekannt, die eine derartige Teilnahme und Kursbesserung von Grund auf rechtfertigen. Der Hauptgrund dürfte jedenfalls darin zu suchen sein, dass es der haute banque und den leitenden Finanzkreisen gelungen ist, nach den heftigen Krisen mit ihren Begleiterscheinungen von oft unangenehmer Art, allgemeines Vertrauen wieder herzustellen und zu begründen. — Der Geldmarkt ist ja die direkte Ursache der allgemeinen Beruhigung; denn dass die Herbstansprüche am internationalen Markte voraussichtlich leichter als je befriedigt und erledigt werden dürften, war allein schon Grund genug, den krassen Pessimismus einzudämmen. — Durch die Belebung von bisher sehr vernachlässigt gewesenen Gebieten, wie beispielsweise der Terrain-, Montan- und vornehmlich der Elektrizitätsaktien sind jahrealte und umfangreiche Verluste wieder wett gemacht worden. Auch die starke Steigerung der Goldminen-Shares hat für das deutsche Publikum längst als à fonds perdu gezählte Investitionen mobil und lukrativ gemacht. Die bekannt gewordenen Semestralausweise einzelner Banken zeigen dies deutlich. Die gemeldeten erhöhten Umsätze und Gewinne der Banken werden sich inzwischen noch ganz besonders gesteigert haben. Glücklicher Zufall war sicherlich die Mitteilung von der Elektrifizierung einzelner Staatsbahnen bei uns, wie auch im Ausland. Die Nachricht des Baues einer neuen elektrischen Untergrundbahn in einem Vororte Berlins lenkte neuerdings die bereits erwachte Aufmerksamkeit vermehrt auf die Elektrizitätsbranche und die beteiligten Aktienkategorien. — Auch Meldungen über partielle Preiserhöhungen am Kohlenmarkt sowie die Belebung des Exportgeschäftes beim Stahlwerksverband zu gebesserten Preisen begründeten die erwachte starke Beteiligung der Kapitalistenkreise an den heimischen Aktienmärkten. Immerhin dürften die in rascher Folge eingegangenen Engagements inzwischen eine respektable Höhe erreicht haben. Nach einer so langen Epoche eines stillstehenden Wirtschaftsbetriebes in kurzer Zeit in ein Milieu des besten Geschäftsganges versetzt zu sein, wird sicherlich ohne einen Rückschlag nicht abgehen. — Bereits beginnen die Kapitalserhöhungen der Industriegesellschaften vermehrt den Plan der Oeffentlichkeit zu durchkreuzen. — Es wird ersichtlich, dass jede Besserung und Konsolidierung von Interessenten für Einzelzwecke bedingt und gebraucht wird. Die Elektrizitätsgesellschaft Lahmeyer erhöht ihre Betriebsmittel zusammen um rund 10 Millionen Mark; andere Unternehmungen werden folgen. — Auch der Reichsbankausweis war stark beeinflusst von den grossen Bedürfnissen des Reiches durch neuerliche Begebung von Schatzscheinen; eine Abnahme des sorgsam gehüteten Metallbestandes ist ebenfalls zu registrieren. — Die starken Forderungen des Reiches sind solange akut, bis in der Finanzreform geregelte Verhältnisse eintreten. Bei seinen anscheinend ungenügenden Einnahmen wird das Reich für schwebende Verbindlichkeiten solange die Hilfe der Reichsbank in Anspruch nehmen müssen. In den Finanz- und Handelskreisen sieht man den genauen Details dieser sicherlich sehr einschneidenden Reichsfinanzreform gespannt entgegen. Die kürzlich veröffentlichten offiziösen Kundgebungen in der „Norddeutschen Allgemeinen", die auf die Miseren des Rentenmarktes und die finanziellen Gefahren bei ausbrechendem Kriege hinweisen, und schliesslich an das deutsche Volk appellieren, haben durch die Eindringlichkeit der Worte die Faktoren von Handel und Industrie vermehrt beunruhigt. Je mehr bei Steuern und Lasten die Rührtrommel des Patriotismus geschlagen wird, desto härter werden die Bedingungen und die Höhe der Zeche sein, die schliesslich der Klein- und Mittelstand durch diese Reform präsentiert bekommen wird.

M. Weber.

Der deutschen Industrie, die sich durch großartige Leistungen auf fast allen Gebieten einen hohen Weltruf erworben hat, ist es gelungen, auch auf dem Gebiete des Schreibmaschinenbaues einen vollen Erfolg zu erzielen, nachdem deutsche Konstrukteure und Techniker ihr überlegenes Können schon in der Konstruktion anderweitiger Präzisionsmaschinen längst bewiesen hatten. Die Zeit, daß erstklassige Maschinen nur aus Amerika bezogen werden konnten, ist zum Vorteil des deutschen Nationalvermögens wohl für immer vorbei. Die renommierte Firma Beinh. Stoewer, Aktiengesellschaft, Stettin, bringt nach langwierigen Bemühungen als glänzendes Ergebnis vieljähriger Konstruktionsarbeit in einer deutschen Streibmaschine, Stoewer, Modell IV, ein derartig gediegenes erstklassiges Fabrikat auf den Markt, daß keinem amerikanischen oder andern deutschen Fabrikat der Vorrang bleibt. Alle die hohen Anforderungen, die infolge der stets zunehmenden Verbreitung der Schreibmaschine an ein erstklassiges System gestellt werden müssen, erfüllt diese neue Schreibmaschine in hervorragender Weise. Sie bietet neben der ständig sichtbaren Schrift leichten angenehmen Anschlag und die größte Schreibschnelligkeit bei leisem Gang und leichtem Wagenaufzug. Näheres ergibt der von der Fabrik gratis erhältliche Prospekt.

Die Herzleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung von Dr. Burwinkel in Mannheim. 1.50 M, elegant geb. 2.25 M, mit Gicht oder Zuckerkrankheit zus. 2.50 M, mit Nierenleiden zus. 2.80 M, alle 4 Hefte zus. 4.50 M, geb. 5.50 M. 10.—12. vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag d. „Aerztlichen Rundschau", München.

„Die Aerzte sollten das Buch den Patienten direkt empfehlen," urteilt darüber die „Deutsche Aerztezeitung", „es wirkt glänzend auf die Psyche namentlich der ängstlichen Patienten." „Blätter für Volksgesundheitspflege".

„Das Buch hat sein Daseinsrecht glänzend bewiesen."

„Zentralbl. f. innere Medizin." „Deutsches Offiziersblatt."

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der **„Gesellschaft für christliche Kunst" in München** bei, auf den wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Digitized by Google

Die Weinkellerei Paul Köllner in Mainz am Rhein liefert verbürgt reine Naturweine.

Preisliste steht gern zu Diensten.

Herr Hauptmann S.... schreibt: Durch Ihre ausgezeichneten Weine, die ich bei Herrn Pfarrer K.... getrunken habe, auf Ihre Firma aufmerksam geworden, ersuche ich usw.

Vorstehender Brief hat der Redaktion im Original vorgelegen.

Neueste Regensburger Liturgica.

Breviarum Romanum. 4 vol. 48°. Ed. VI post alt. typ. Auf echt indischem Papier. (**Beliebtestes Miniaturbrevier in neuester Auflage.**)

In chagriniertem Lederband mit Rotschnitt	mit biegbarem Rücken und abgerundeten Ecken am Schnitt.	ℳ 21.80
In chagriniertem Lederband mit Goldschnitt		„ 23.—
In echtem Chagrinband mit Goldschnitt		„ 25.—

Proprien hiezu nach Bedarf.

Collectio diversorum Rituum ad commoditatem Rev. Episcoporum ex Pontificali Romano extracta. 18°.

In Halbchagrinband	„ 3.20
In Lederband mit Goldschnitt	„ 4.—

Graduale Sacrosanctae Romanae Ecclesiae. Editio Ratisbonensis juxta Editionem Vaticanam. 58 Bogen in 8°. Preis ℳ 4.— Geb. „ 6.—

Horae Diurnae etc. 48°. Ed IV. post alt typ. Auf echt indischem Papier. (**Beliebteste Miniaturausgabe in neuester Auflage.**)

In chagriniertem Lederband mit Rotschnitt	mit biegbarem Rücken und abgerundeten Ecken am Schnitt	„ 4.60
In chagriniertem Lederband mit Goldschnitt		„ 5.—
In echtem Chagrinband mit Goldschnitt		„ 5.50

Proprien hiezu nach Bedarf.

Neuestes **Gross-Quart-Missale** mit den priesterlichen Altargesängen nach der neuen vatikanischen Vorlage.

In schwarzem Lederband mit Goldschnitt	„ 30.—
„ echtem rotem Chagrinband mit Goldschnitt	„ 40.—

Neueste **Missae pro Defunctis** mit den priesterlichen Altargesängen nach der neuen vatikanischen Vorlage.

Ausgabe in Klein-Folio:

In schwarzer englischer Leinwand mit Rotschnitt	„ 4.20
„ schwarzem Lederband mit Rotschnitt	„ 8.20
„ echtem schwarzem Chagrinband mit Goldschnitt	„ 11.20

Ausgabe in Gross-Quart:

In schwarzer englischer Leinwand mit Rotschnitt	„ 3.20
„ schwarzem Lederband mit Rotschnitt	„ 7.—
„ echtem schwarzem Chagrinband mit Goldschnitt	„ 10.—

Officium parvum B. M. V. et **Officium Defunctorum** etc. 32°. Ed. IX.

In Lederband mit Goldschnitt	„ 1.80

Pontificale Romanum etc. (Cum cantu.) Gr. 8°. Ed. II. post typ.

	„ 8.—
In Halbchagrinband	„ 10.50
„ Lederband mit Goldschnitt	„ 14.—
„ echtem Chagrinband mit Goldschnitt	„ 17.—

Preces ante et post Missam. 32°. Ed. X.

In Leinwandband mit Goldschnitt	„ 1.40
„ Lederband mit Goldschnitt	„ 1.80

Mein neuester „Liturgischer Verlagskatalog" kostenlos.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg,
zu den gleichen Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Ende September erscheint:

Dantes Poetische Werke.

Neu übertragen und mit Originaltext versehen von **Richard Zoozmann.**

Parallel-Ausgabe.

Vier Bände. 8° Mit einem Bildnis von Dante Geb in Dermatoid ℳ 18.—, in Pergament ℳ 28 —

I—III Band: **Die Göttliche Komödie.** I Hölle. II. Läuterungsberg. III. Paradies. IV. Band: **Das Neue Leben. Gedichte.**

Unter Anwendung der sog. Schlegelterzine ist es Zoozmann, dem bekannten gewandten Uebersetzer und Dichter gelungen, eine wort- und sinngetreue Uebertragung zu bieten, ohne je der Sprache oder dem Sinn Zwang anzutun. Diese Parallel-Ausgabe bringt links den italienischen, rechts den deutschen Text, und zwar den vollständigen Dante, dazu am Schluss neben einem sorgfältig gearbeiteten Register auch eine Sammlung wertvoller Sentenzen aus Dante.

Dr P. Expeditus Schmidt, O. F. M., München: «Es ist hier bei aller dichterischen Schönheit wohl das höchste Mass der Worttreue erreicht.»

Houston Steward Chamberlain, Wien: «... Der neuen Dante-übersetzung bringe ich nach den mitgeteilten Proben alle Sympathie entgegen....»

Richard Marek in Wien: «... Es wird unbedingt die bedeutendste, genaueste und auch am meisten künstlerische Uebertragung von allen bisherigen sein....»

Dr Fritz Bauer, Universitätsbibliothekar, Würzburg: «... Zoozmann darf rückhaltlos die Palme der Uebersetzer-Meisterschaft zugebilligt werden.»

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Glasmalerei und Kunstverglasung
Gerhard Küsters, Paderborn i. W.

Die Ehe.

Eine Unterweisung über die sittlichen, religiösen und hygienischen Pflichten für Erwachsene, besonders für Braut- und Eheleute.

11., vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis.

Preis in elegantem Leinwandband mit Zusendungs-Porto **Mk. 3.30 = K 4.—.**

Die soeben erschienene 11. Auflage dieses von kompetentesten Seiten anerkannten Ehebuches wurde wiederum durch einen hervorragenden Moralisten einer gründlichen Durchsicht und Verbesserung unterzogen und ihr neuerdings die kirchliche Druckgenehmigung erteilt. Das Buch — welches schon seit dem Jahre 1904 in gar keiner Beziehung zu seinem ursprünglichen Bearbeiter mehr steht — darf und soll von allen jenen, für welche es bestimmt ist, unbedenklich zur Hand genommen werden; es enthält nichts, was katholischer Glaubens- und Sittenlehre zuwider wäre. Für unreife Leute oder gar für Kinder ist es selbstverständlich keine Lektüre. Wohl aber eignet es sich als eminent praktisches, vielleicht allernützlichstes Hochzeitsgeschenk für christliche Brautleute aller Stände und kann katholischen Eheleuten nicht warm genug zur Anschaffung empfohlen werden. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und direkt vom Verlage:

Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.6, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16, i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 26. September 1908. V. Jahrgang.

Der eucharistische Kongreß in London.

Von

Jos. Blötzer, S. J.

In der Woche vom 10. bis zum 13. September tagte in der Siebenmillionenstadt an der Themse der unstreitig glänzendste Kongreß, den unsere so kongreßreiche Zeit während der letzten Jahrzehnte gefeiert hat. Aller Augen ruhten auf London. Seit mehr als vierthalb Jahrhunderten war Vinzenz Vanutelli der erste päpstliche Kardinallegat, der vom Heiligen Stuhl nach England entsendet und dort offiziell empfangen wurde. Acht Kardinäle, mehr als 100 Erzbischöfe und Bischöfe, ungezählte Scharen von Geistlichen und Laien aus allen Teilen des britischen Weltreiches, ja des ganzen katholischen Erdkreises, waren dort versammelt, um dem sakramentalen Heilande ihre Huldigung darzubringen. Es muß ein ganz eigenartiges Schauspiel gewesen sein. Die Tagesblätter aller Farben und Richtungen mußten dazu Stellung nehmen. Durch alle Nörgeleien, Verdächtigungen, Verdrehungen des Tatbestandes klingt aber doch das einstimmige Endurteil hindurch: der ganze Verlauf des Kongresses war imposant, großartig, glänzend.

Daß die hartgeprüfte katholische Kirche Englands an diesen Kongreß die kühnsten Hoffnungen knüpfen zu können glaubte, ist für jeden begreiflich, der ihre Geschichte kennt. Wenn man sich vorstellte, daß nun wieder eine theophorische Prozession durch die Straßen Londons ziehen sollte, durfte man da nicht träumen, die Zeiten des 15. Jahrhunderts kehrten allmählich wieder, die Zeiten, da am Fronleichnamsfeste alle Straßen in Blumengewinden und Fahnenschmuck prangten und der Bischof der Metropole unter dem goldschimmernden Traghimmel das hochwürdigste Gut trug, begleitet von den Erzbischöfen von Canterbury und York, während die übrigen Bischöfe paarweise in vollem bischöflichen Ornat vor dem Sanktissimum einherschritten? Und warum hätte man nicht die Stunde herbeisehnen dürfen, wo die altehrwürdigen Kathedralen, die einzig schönen Abbatialkirchen und die anderen prachtvollen Gotteshäuser Englands endlich ihren Witwenschleier ablegen und den ihnen so lange entrissenen himmlischen Bräutigam unter den Brot- und Weingestalten wieder aufnehmen könnten?

Der eucharistische Heiland ist den englischen Katholiken um so teurer, je größer die Opfer waren, die sie für ihn gebracht haben. Die Geschichte der Katholikenverfolgungen in England ist die Geschichte der Verfolgungen des eucharistischen Heilandes. Schon unter Heinrich VIII. wanderten goldene und silberne Kelche, Ziborien und andere kostbare Gefäße in den Schmelztiegel, während die priesterlichen Gewänder verkauft und verschleudert wurden. Auf dem Festlande hieß es bereits damals, daß es im Königreich England keine Messe mehr gebe. Zwanzig Jahre später ließ Elisabeth durch ihr erstes Parlament das Messelesen verbieten und die Geistlichkeit auffordern, von jetzt an dem römischen Gebrauch der lateinischen Messe zu entsagen und das neue Book of Common Prayer beim Gottesdienst zu gebrauchen. Aus dem Book of Common Prayer, das etwa unserem Missale, und aus dem Ordinal, das unserem Pontificale entsprechen sollte, ließ Cranmer alle jene Stellen — 40 an der Zahl — ausmerzen, die von dem christlichen Gottesdienst als von einem Opfer und vom Diener am Worte (Minister) als von einem Opferpriester sprachen. Es gab demnach keine Priester und keine Opfer mehr in der offiziellen Kirche Englands. — Aber schon 1574 kamen die ersten Priester aus dem von Dr. Allen gegründeten Kolleg von Douay und um 1580 war ihre Zahl bereits auf 160 gestiegen. Ihnen gesellten sich bald die Jesuiten und die Mitglieder anderer Orden bei, so daß während des ganzen 17. Jahrhunderts immer ungefähr 500 Priester in England tätig waren. Ihre Kirchen und Kapellen waren Privathäuser, ihr Aufenthaltsort die geheimsten Verstecke, ihr schließliches Los der grausamste Martyrertod. Mehr als einer wurde am Altare niedergeschlagen und so das Blut des Martyrers mit dem Gottesblute des eucharistischen Opferlammes vermengt. Glücklich waren noch die zu nennen, die in die damals so schrecklichen Gefängnisse eingeliefert wurden! Mancher Priester mochte mit P. Gerard, S. J., dem lieben Gott für die „Freiheit des Kerkers" danken. Die „Freiheit" in Kerker und Banden war ihnen leichter als die Freiheit außerhalb desselben, wo sie bei Tag und bei Nacht monate- und jahrelang von Spionen und Häschern wie wilde Tiere von einem Versteck zum anderen gehetzt wurden. Die „Freiheit des Kerkers" war ihnen auch dadurch erträglicher, daß sie dort selten der Tröstungen der Religion entbehrten. Einzelhaft war nicht sehr häufig, und durch fortwährende Bestechungen des Gefängnispersonals wußte man sich die Möglichkeit zu erkaufen, Altäre zu errichten, Messe zu lesen, zu predigen, Konvertiten zu unterrichten usw. P. Worthington z. B. hatte im Gefängnis sogar eine Art Kapelle eingerichtet, in der täglich zwei, bisweilen sechs oder sieben hl. Messen gelesen wurden. Besonders rührend wurde die Feier immer dann, wenn ein zum Tod Verurteilter die letzte hl. Messe las. Der ehrw. Ralph Corby, S. J., und der ehrw. John Duckett lasen in Newgate die hl. Messe, teilten noch an sehr viele Katholiken die hl. Kommunion aus — darunter an die Herzogin von Guise, die Gesandten der katholischen Mächte und andere Notabilitäten — und bestiegen dann freudestrahlend das Schafott.

Die ersten katholischen Kirchen und Kapellen der nachreformatorischen Zeit sind die Gefängnisse.

Die Märtyrer haben dem eucharistischen Heiland treue Anbeter und dem Inselreiche den Glauben an seine sakramentale Gegenwart gerettet.

Wie werden sich unsere Märtyrer im Himmel gefreut haben über die Triumphe, die der Glaube an die hl. Eucharistie während der glorreichen Septembertage des Jahres 1908 in London gefeiert hat! Ihr Blut ist also nicht umsonst geflossen, nicht umsonst mußten ganze Familien zum Bettelstabe greifen, nicht umsonst haben sie Verbannung und Tod erlitten. Heute gibt es in dem ungeheueren Weltreiche keine bedeutendere Stadt mehr, in der nicht das hochheilige Meßopfer dargebracht wird, und gerade an jener Stelle in London, wo wohl die Meisten unserer Märtyrer für den Glauben starben, in Tyburn, befindet sich jetzt eine Kirche der Ewigen Anbetung!

Die Zeiten sind doch andere geworden! Und darüber freut sich alle Welt.

Die Zeiten sind andere geworden. Daran vermag nichts zu ändern jene häßliche „Erklärung" gegen die hl. Eucharistie, die jeder Herrscher beim Antritt seiner Regierung vor dem ersten versammelten Parlament verlesen und beschwören muß — „einen Schandfleck der englischen Gesetzgebung" nannte sie der verstorbene Lord Salisbury —; nichts jene Ueberbleibsel einer „barbarischen Zeit" — a relic of barbarism —, nach denen zum Beispiel Legate für Messen als „abergläubisch und götzendienerisch" und darum

Digitized by Google

ungültig behandelt werden; nichts jene Ausbrüche eines blinden Fanatismus während des Kongresses, die selbst eine starke Regierung zittern machten.

Es sind Stimmen laut geworden, als hätte der Erzbischof Bourne von Westminster durch Aufnahme der theophorischen Prozession in das Festprogramm sich einer Taktlosigkeit oder gar einer Herausforderung des protestantischen Englands schuldig gemacht. Es ist daher unerläßlich, aus dem unanfechtbar authentischen Aktenmaterial den Sachverhalt ein für allemal klarzulegen. (Den Wortlaut der Korrespondenz zwischen dem Ministerpräsidenten Asquith und dem Minister des Innern Gladstone einerseits und dem Erzbischof von Westminster anderseits s. z. B. in The Daily News, Monday Sept. 14th). Danach sind die Tatsachen kurz folgende:

Die Mitglieder des protestantischen Bundes hatten einige lärmende Versammlungen abgehalten, in welchen sie gegen die Zulassung der sakramentalen Prozession energisch Einspruch erhoben. Am Donnerstag erhielt der Erzbischof durch den katholischen Lord Ripon ein vertrauliches Communiqué vom Ministerpräsidenten Asquith, in welchem dieser bat, von dem Herumtragen der Hostie Abstand nehmen zu wollen. Der Erzbischof erklärte aber, eine Aenderung des Programms zu so später Stunde sei gegen seine Würde, wenn er sich nicht darauf berufen dürfe, daß dies auf ausdrücklichen Wunsch des Ministerpräsidenten geschehe. Gleichzeitig gab er in einem Briefe an denselben genauesten Aufschluß über den Stand der Dinge, sowie über die Rechtsfrage selbst. Aehnliche Prozessionen hätten in den letzten Jahren in ganz England und selbst in London stattgefunden, und niemals seien die Behörden dagegen eingeschritten: man habe deshalb annehmen dürfen, daß die etwa entgegenstehenden Gesetze, wie so viele andere, zum toten Buchstaben geworden seien; ob wohl der Ministerpräsident dieselben wieder ins Leben zu rufen gedenke? Der Erzbischof habe übrigens zu jenem Teile des Programms erst dann seine Zustimmung gegeben, als er sich versichert hatte, daß die Polizeibehörden nichts dagegen zu erinnern hätten; warum solle denn den Katholiken allein das Recht abgesprochen werden, für ihre Ueberzeugung öffentlich einzutreten, ein Recht, das man nicht einmal Sozialisten und Anarchisten verweigere? usw. Es ist von Interesse, zu hören, daß weder die Polizeibehörden noch der Minister des Innern in der theophorischen Prozession eine Gesetzesübertretung zu sehen vermochten; ja nicht einmal Asquith wagte, die Rechtsfrage zu entscheiden. Was ihn zum Einschreiten vermochte, war die Furcht vor Ruhestörungen von seiten des verhetzten protestantischen Mobs.[1]) Im Laufe des Freitags und Samstags wurden mehrere Telegramme gewechselt zwischen dem Erzbischof und dem in Schottland weilenden Ministerpräsidenten, mündliche Unterhandlungen wurden gepflogen mit den Vertretern der Regierung und dem Erzbischof, und endlich am Samstag abends spät war man darüber einig, daß das Herumtragen des hl. Sakramentes zwar unterbleiben, die Prozession aber stattfinden, die Kardinäle und Bischöfe je nach ihrem Range in voller Hoftracht daran teilnehmen sollten. Die Regierung versprach dafür sorgen zu wollen, daß man den distinguierten Gästen überall mit der gebührenden Ehrfurcht und Höflichkeit begegnen werde, und Se. Gnaden der Herr Erzbischof sei nun selbstverständlich frei, öffentlich die Gründe anzugeben, die ihn zu einer Aenderung des Programms vermocht hätten.

Das Vorgehen des Herrn Erzbischofs war somit in jedem Stadium der Verhandlungen korrekt und vollständig einwandfrei; der Regierung darf man vielleicht Schwäche dem furor protestanticus gegenüber, aber nicht Unfreundlichkeit gegen die Katholiken zum Vorwurf machen. Die Protestler bildeten, wenn man den großen englischen Zeitungen glauben darf, einen nicht sehr ansehnlichen Bruchteil des englischen Volkes, hatten sich aber in einen solchen Furor hineingeredet, daß sie es wahrscheinlich bis zu Gewalttätigkeiten und Blutvergießen getrieben hätten, wenn das Herumtragen des hl. Altarsakramentes nicht unterblieben wäre. Die Nation als solche sah den eucharistischen Veranstaltungen mit vornehmer Ruhe und Würde, wenn nicht mit Sympathie zu: die einen, welche zur ritualistischen Richtung in der englischen Hochkirche gehören und mit uns an die reale Gegenwart des Heilands unter den sakramentalen Gestalten glauben, hatten ohnehin keinen Grund zu protestieren, die anderen machten sich des hohen Lobes, welches der Papst vor dem Kongresse und sein Stellvertreter nach demselben in so reichem Maße „dieser edlen Nation" spendeten, würdig durch jene Eigenschaften, auf die der Engländer mit Recht so stolz ist. Er verlangt gleiches Recht für alle, achtet die religiöse Ueberzeugung Andersdenkender, ist gerade und offen, freundlich und entgegenkommend gegen Fremde, fordert aber dieselben Eigenschaften auch bei anderen. Der vornehme Engländer ist im besten Sinne des Wortes eine Persönlichkeit, selbständig im Urteil, selbständig im Handeln, selbständig und unabhängig nach oben und unten, nach links und rechts. Wenn man auch die Krönung des Kongresses durch die Sakramentsprozession noch so sehr wünschen mochte, so dürfte doch das Unterbleiben derselben nicht gar zu tragisch zu nehmen sein. Gott weiß auch auf andere Weise die beabsichtigten Früchte zu erzielen.

Die Bedeutung des eucharistischen Kongresses in London wird sich wahrscheinlich nie von einem menschlichen Auge völlig übersehen lassen, dürfte aber nicht gar zu gering einzuschätzen sein. Allerdings auf den Gang der großen Weltpolitik wird der Kongreß nicht bestimmend einwirken. Wer erwartete auch so was von einer rein religiösen Feier! Nur einige exaltierte Köpfe wollten in demselben eine Art Eroberung des protestantischen Englands durch Rom sehen. Habeant sibi! Sie leiden an unheilbaren Halluzinationen. Für die innerpolitische Lage der vereinigten Königreiche jedoch könnten die Begleiterscheinungen des Kongresses unter Umständen sehr merkliche Spuren zurücklassen. Denn abgesehen davon, daß der Ministerpräsident Asquith dem Protestantenbunde gegenüber nicht einen übergroßen Mut dokumentierte und noch in letzter Stunde hindernd und störend in den Gang des Kongresses eingriff, und abgesehen auch davon, daß er eben dadurch seinen Kollegen, den Minister des Innern, und die Polizeibehörde öffentlich desavouierte, wurden den Katholiken ihre Rechtsbeschränkungen wieder einmal so recht handgreiflich zum Bewußtsein gebracht. Sie werden sich eine derartige Behandlung auf die Dauer nicht gefallen lassen. Die 5½ Millionen Katholiken von England und Wales sind nicht mehr, am wenigsten zur Zeit der Wahlen, eine quantité negligeable (vgl. Daily-Chronicle vom 16. September S. 4), und mit den gut 12 Millionen katholischer Untertanen Sr. Britischen Majestät wird jede Regierung rechnen müssen.

Viel größer aber dürfte die Bedeutung auf wissenschaftlichem, näher auf dogmengeschichtlichem Gebiete sein. Wie schon die gedrängten Referate der Tagesblätter zeigen, wurde in den 3 verschiedenen Sektionen eine ganze Reihe hochbedeutsamer Arbeiten von Auktoritäten zum Teil allerersten Ranges verlesen, die nächstens zugleich mit dem Berichte im Drucke erscheinen werden, besorgt von der kundigen Hand des P. Bridgett, C. ss. R.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Hauptfrüchte des Kongresses auf religiösem Gebiete zu suchen sind. Mochte auch der höchst unliebsame, für viele geradezu unbegreifliche Eingriff der Staatsregierung schmerzlichst empfunden werden und die Feier des Höhepunkts ihrer Entfaltung berauben, so war doch die hohe Befriedigung über den wahrhaft großartigen Verlauf der Tagung auf allen Gesichtern zu lesen. Mit tiefgefühltem Dank gegen Gott und die Veranstalter der Festlichkeit im Herzen, mit Freudentränen im Auge, das Lied ‚The Faith of our Fathers' auf der Zunge, werden die Tausende und Hunderttausende am Montag, den 14. zu ihrer Tagesarbeit zurückgekehrt sein. Die Begeisterung der Festtage schwindet wie die Blüten des Frühlings, die Früchte aber, die bleiben werden, sind: Stärkung des Glaubens und Glaubenlebens nicht bloß in England, sondern in der ganzen katholischen Welt, die freudige Zuversicht auf den schließlichen Sieg des unter den sakramentalen Gestalten verborgenen Heilands und seines mystischen Leibes, der Kirche, trotz Kerker und Folter, trotz Verarmung und Verfolgung, trotz Galgen und Vierteilung, trotz Kensit und Asquith, und endlich die Steigerung und Vertiefung des glaubensstarken und glaubensstolzen Bewußtseins, daß man mit der ganzen katholischen Welt eines Glaubens, einer Hoffnung, einer Liebe ist, vereint unter dem Papste, dem Oberhirten der ganzen Herde Christi, und dem Episkopate, vereint um den Tabernakel des Gottessohnes — zum Gebete um die Bekehrung Englands.

[1]) His Majesty's Government are of opinion that it would be better in the interests of order and good feeling that the proposed ceremonial, the legality of which is open to question, should not take place.

Nur rechtzeitige Erneuerung des Abonnements sichert den ununterbrochenen Fortbezug. Vorliegendes Heft ist die letzte Nummer des Quartals.

Digitized by Google

Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform.

Von Regierungsrat Karl Speck,
Mitglied des Deutschen Reichstags und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

II.

Das Verhalten der Regierungskreise bei der Vorbereitung dieser politisch-hochwichtigen Aktion kann als ein besonders geschicktes nicht bezeichnet werden. Nach den langen und eingehenden Erörterungen in der Presse der sämtlichen Parteien hat endlich auch die offiziöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die Sprache gefunden und in einem Artikel Stellung zur Frage der Reichsfinanzreform genommen. Bekannte Töne sind es, welche hier in erster Linie angeschlagen werden, Töne, welche jedem, der die beiden letzten „Reformen" miterlebt hat, wohl vertraut sind, schöne Worte, welche nur dann in die Tat umgesetzt werden können, wenn sich im Reichstag wieder eine Mehrheit findet, die im Bewußtsein ihrer Verantwortung den Rotstift auch bei Forderungen anzusetzen wagt, zu deren Ablehnung aus gewissen Gründen etwas Entschlossenheit gehört. Wenn wir da in der „Nordd. A. Ztg." lesen von der „Reform der gesamten Finanzgebarung", von den Gefahren der Schatzanweisungswirtschaft für den Kursstand unserer Reichsanleihen und für den Kredit des Reiches selbst, von der „Einleitung einer stetigen Schuldentilgung", von dem Versuch, „auf eine längere Reihe von Jahren, von mindestens einem Jahrfünft, die Grundzüge eines Finanzplans festzulegen", so sind dies alles Dinge, die in der schriftlichen und mündlichen Begründung der Reformen von 1904 und 1906 ebenso schön und ebenso eindringlich dargelegt wurden. Auch im Jahre 1906 hat man versucht, einen Finanzplan aufzustellen, auf Grund dessen man dann den Mehrbedarf schätzte: heute schon ist der ganze Finanzplan wieder über den Haufen geworfen. Der Mehrbedarf wurde damals mit 250 Millionen angenommen, heute, nach zwei Jahren schon, spricht man trotz der 1906 bewilligten Steuern von einem weiteren Mehrbedarf von mindestens 500 Millionen. Die „systematische" Schuldentilgung wurde damals ausdrücklich in ihrer jährlichen ziffermäßigen Mindesthöhe durch Gesetz festgelegt, bis heute ist diese Gesetzesbestimmung aber noch nicht angewendet. Diese Bestimmung hat man einfach durch das Etatsgesetz für 1908, also in dem Jahre, in welchem sie erstmals zur Geltung kommen sollte, außer Wirksamkeit gesetzt. Unter diesen Umständen erscheint den schönen Worten der „Nordd. A. Ztg." gegenüber eine gewisse Skepsis sehr am Platze, zumal da die Durchführung aller dieser schönen Pläne sehr kostspielig ist und nur dann möglich erscheint, wenn zuvor die dazu nötigen erheblichen Mittel durch Erschließung neuer Steuern flüssig gemacht sind. Und so bildet die Schaffung neuer Steuern eben doch den Angelpunkt der ganzen Reformaktion.

Ob aber gerade in diesem wichtigsten Punkte die Blockmehrheit des Reichstags die auf sie gesetzten Hoffnungen vollständig rechtfertigen wird, steht dahin. Selbst in Regierungskreisen scheint man es für notwendig zu halten, die Einzelstaaten vor den Anforderungen des Reichs auch nach der „umfangreichen Reorganisation der gesamten Finanzgebarung" sicherzustellen. Wenn aber diese Reorganisation wirklich eine so grundlegende und umfassende sein wird, und wenn dazu dann überdies im Bundesrat wirklich allen Ernstes auf die Wiedereinführung der „altpreußischen Sparsamkeit" hingewirkt wird, dann muß ja das Defizit im Ordinarium und damit auch die Verpflichtung der Einzelstaaten zur Zahlung ungedeckter Matrikularbeiträge ohne weiteres von selbst verschwinden, ja es bestünde dann die Aussicht, daß sogar die schönen Zeiten der Ueberschüsse für die Einzelstaaten wiederkommen. Daß man trotz dieser Aussicht jetzt wieder mit allem Nachdruck „die Beziehungen des Reichs zu den Einzelstaaten von dem System der alljährlich schwankenden ungedeckten Matrikularbeiträge loszulösen" sucht, scheint doch dafür zu sprechen, daß man auch in Bundesratskreisen mit einem gewissen Mißtrauen an die ganze Sache herangeht, mit Mißtrauen entweder gegenüber der Opferwilligkeit der Reichstagsmehrheit oder gegenüber der eigenen Widerstandsfähigkeit bei künftigen Neuforderungen.

Auch die vielgerühmte „altpreußische Sparsamkeit" wurde schon bei früheren Gelegenheiten angerufen, bis heute hat sich aber noch keiner gefunden unter den maßgebenden Männern im Reiche, der ihr wieder zu Ansehen verholfen hätte. Sparsamkeit wird von der „Nordd. A. Ztg." jetzt besonders empfohlen für die Ausführung von Bauten — etwa auch der Hohkönigsburg? —, auch über den kostspieligen Beamtenapparat wird geklagt. Vermissen werden aber hier viele eine Klage über das nicht weniger kostspielige Pensionierungssystem, welches seit Jahren bei der Heeresverwaltung im Schwunge ist und nicht nur viele tausende arbeitsfreudige und leistungsfähige Männer in den besten Jahren zur Untätigkeit verurteilt, sondern auch den Pensionsetat in ganz außergewöhnlicher Weise belastet. Die Ausgabesumme des Pensionsfonds bezifferte sich 1886 auf 23, 1896 auf 55 und 1908 auf 107 Millionen Mark für das Jahr.

Was die „Nordd. Allg. Ztg." über die zu erwartenden neuen Steuerprojekte sagt, hat gewiß manchen enttäuscht. Ihre Mitteilungen darüber gehen über einige allgemeine Andeutungen nicht hinaus, man ist also zur Information auf diesem für die weitesten Volkskreise doch interessantesten Gebiete nach wie vor auf die gelegentlichen privaten Mitteilungen verschiedener Blätter angewiesen, ein Zustand, der gewiß nicht erfreulich ist, es aber vorerst zur tatsächlichen Unmöglichkeit macht, diese materielle Seite der bevorstehenden Finanzreform sachlich zu behandeln. In erfreulicher Weise spricht sich aber der erwähnte, offiziös inspirierte Artikel unbedingt gegen die direkte Einkommens- und Vermögensbesteuerung durch das Reich aus. Diese Stellungnahme entspricht einer Forderung, welche schon zu wiederholten Malen durch die Redner des Zentrums, aber auch der konservativen Parteien des Reichstags vertreten wurde. Mit dieser Ablehnung direkter Reichssteuern wird den Wünschen aller derjenigen Rechnung getragen, welche im Interesse der Erhaltung des föderativen Charakters des Reiches jeden Eingriff in die Finanzhoheit der Einzelstaaten abweisen.

Inzwischen hat der Bundesrat in einer unter dem Vorsitz des Reichskanzlers abgehaltenen Sitzung die an ihn gelangten Gesetzentwürfe zur Reichsfinanzreform den zuständigen Ausschüssen überwiesen. An dieser Sitzung nahmen auch die leitenden Minister und die Finanzminister der Bundesstaaten teil, und es erscheint einigermaßen auffallend, daß man zu dem rein formellen Akt der Ueberweisung von Gesetzentwürfen an die Ausschüsse ein solches Massenaufgebot von Ministern beliebte. Die Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, brachten jedenfalls nichts Neues. Ueber die große Bedeutung der bevorstehenden Reform werden sich doch wohl sämtliche Minister, namentlich aber die Finanzminister der Einzelstaaten, vorher schon klar gewesen sein, und an dem guten Willen der einzelstaatlichen Regierungen, die schwierige Aufgabe ihrer Lösung entgegenzuführen, hat gewiß ebenfalls noch kein Mensch gezweifelt. Aber das, was man in weitesten Volkskreisen als das Ergebnis dieser Sitzung erhoffte, blieb aus: die amtliche Veröffentlichung des Inhalts der vom Reichsschatzamt gemachten Vorschläge.

Uebrigens war es geradezu ausgeschlossen, das Geheimnis über die Gesetzentwürfe vollständig zu wahren, nachdem einer ganzen Reihe von Parlamentariern, Angehörigen der verschiedensten bürgerlichen Parteien, von den Grundzügen der bevorstehenden Reform durch den Reichsschatzsekretär Mitteilung gemacht wurde. Daß zu diesen Besprechungen im Reichsschatzamt auch Vertreter der Zentrumsfraktion zugezogen wurden, darf nicht auffallen, nachdem der neue Reichsschatzsekretär sich nach den unwidersprochen gebliebenen Blättermeldungen bei Antritt seines Amtes ausdrücklich vorbehalten hat, die Finanzreform mit Unterstützung der sämtlichen bürgerlichen Parteien zustande zu bringen. Daß aber die Vertreter der Zentrumsfraktion der Einladung zu einer Besprechung im gegenwärtigen Zeitpunkte gefolgt sind, wird vielleicht manchen Gesinnungsgenossen im Lande in Erstaunen versetzen, bildet aber einen neuen Beweis dafür, daß das Zentrum, unbekümmert um alle Beleidigungen und Schmähungen, welche ihm vor nicht langer Zeit selbst von amtlichen Stellen aus zugefügt wurden, seine selbstlose Mitarbeit nicht versagt bei einer für den inneren Bestand und das äußere Ansehen des Reiches so wichtigen gesetzgeberischen Arbeit. Allerdings erscheint zurzeit bei dieser Mitarbeit für die Zentrumsabgeordneten noch äußerste Vorsicht geboten, wenn sich die Nachricht bewahrheitet, daß der Staatssekretär über den Inhalt der mit ihnen gehabten Besprechung, insbesondere über die von ihnen gemachten Vorschläge, den Vertretern anderer Parteien gegenüber sich geäußert hat. Herr Sydow wird, wenn er das Schifflein der Reichsfinanzreform ohne Fährlichkeiten an den vielen Klippen vorüberführen will, die es noch bedrohen, sich stets gegenwärtig halten müssen, daß er zu diesem Ende der Unterstützung aller Parteien bedarf. Er wird deshalb peinlichst alles vermeiden müssen, was geeignet sein könnte, Zweifel an seiner loyalen Haltung wachzurufen.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der sozialdemokratische Parteitag in Nürnberg.

Ein wunderliches Ding. Erst zankt man sich tagelang in den gröbsten Tönen und spitzt die Forderung des „Biegens oder Brechens" auf das allerschärfste zu; dann aber schweigen Parteivorstand und Delegiertenmehrheit zu einem rebellischen Pronunziamento gegen ihre Autorität in überraschender Geduld still und lassen den angeblich vernichteten Budgetbewilligern das letzte kräftige Wort. Die süddeutschen Vertreter hatten in der Debatte nicht immer glücklich operiert, namentlich in der Ausbeutung von Treppenklatsch sich vergriffen. Aber ihre letzte Aktion war gelungen. Nachdem sie und die norddeutschen Gemäßigten für einen Vermittlungsantrag bedeutend mehr als ein Drittel und dann gegen den großmächtigen Vorstandsantrag noch nahezu ein Drittel der Stimmen aufgebracht hatten, war das Allmachtsgefühl der „Unentwegten" schon beträchtlich gesunken. Und darauf kam nun die kurze und klare Erklärung von 67 süddeutschen Vertretern, daß sie in der Frage der Landtagstaktik, über die soeben die Resolution endgültig hatte entscheiden wollen, die Kompetenz des Parteitages überhaupt nicht anerkennen. Das heißt: Wir werden trotz eures Beschlusses auch künftig tun, was uns beliebt! Auf eine solche Empörung hätte von Rechts wegen mit Bann und Acht geantwortet werden müssen. Aber man nahm die Aufkündigung des Gehorsams „zur Kenntnis und zu Protokoll". Die brüskierten „Sieger" hoffen angeblich, daß die Süddeutschen trotz ihres auffässigen Pronunziamentos künftig doch zur Budgetverweigerung zurückkehren werden. Das wollen wir abwarten, und zwar in aller Gemütsruhe, da es tatsächlich nicht viel ausmacht, ob die Genossen mit Ja oder mit Nein stimmen. Jedenfalls hat der Parteitag sich als unfähig zur glatten Lösung dieser Streitfrage erwiesen. Es bestätigt das die Erfahrung früherer Jahre von der geringen Bedeutung der Reden und Beschlüsse auf dem Parteitag. Die Sozialdemokratie entwickelt sich nach ganz anderen Gesetzen, als sie dort zu Papier gebracht werden. In Dresden hat man den Revisionismus nicht tot zu schlagen vermocht, in Nürnberg noch weniger die Budgetbewilligung. Wenn die norddeutsche Sozialdemokratie in dem preußischen Landtag erst so viel Erfahrungsweisheit gesammelt hat wie die süddeutsche in ihren schon längst besuchten Einzellandtagen, dann werden sie auch das Ja oder Nein zum Budget als eine reine Zweckmäßigkeitsfrage des Tages betrachten. Aber trotz aller gelegentlichen Ja werden wir sie nach wie vor als die Partei des Umsturzes von Thron und Altar betrachten und bekämpfen. Das Endziel ist und bleibt überall dasselbe, und darauf allein kommt es an.

Die Interparlamentarische Union und sonstige Friedenspfleger.

Für ihren 15. Kongreß hatte die Vereinigung von Friedensfreunden aus den Parlamenten der verschiedenen Länder sich Berlin als Tagungsstätte erkoren, und in diesen leitenden Kreisen hatte man sich entschlossen, dem Kongreß so liebenswürdig wie nur eben möglich entgegenzukommen. Fürst Bülow war da so recht in seinem Element. Er spricht meisterhaft französisch und gut englisch; er ist ein Virtuose in Höflichkeitsreden, die voll wohltuender Wärme und doch frei von lästigen Verpflichtungen sind. Die Rede, mit der er die internationalen Parlamentarier begrüßte, hat viel größeren Eindruck gemacht und viel mehr Beifall gefunden, auch in England und Frankreich, als die Zeitungspolemik, die er neulich Herrn Sidney Whitman diktierte. In der Eröffnungsrede wußte er geschickt hervorzuheben, was die deutsche Regierung für die Ideale der interparlamentarischen Union schon getan habe und noch tun wolle, und ebenso geschickt hinwegzugehen über die Gegensätze, die zwischen den idealen Forderungen der Friedensschwärmer und der deutschen Realpolitik zurzeit noch bestehen. Recht nett waren die Ausführungen über die Harmonie zwischen Friedensliebe und Vaterlandsliebe, und die Geschicklichkeit des Redners erreichte ihren Höhepunkt, als er ohne Schädigung der Stimmung die ernste Wahrheit anzubringen verstand: Deutschland, durch die harten Erfahrungen von drei Jahrhunderten belehrt, wolle und müsse stark genug sein, um sein Gebiet, seine Unabhängigkeit und seine Würde zu verteidigen. Fürst Bülow konnte gestützt auf die 37 jährige Friedlichkeit des Reiches hinzufügen: Deutschland mißbrauche seine Kraft nicht und werde sie nicht mißbrauchen. Mit dieser Rede können alle Teile zufrieden sein, sowohl die Ideologen des verbrieften Friedens als die Praktiker des bewaffneten Friedens. Beim Abendfest im Garten des Reichskanzlers fand noch eine kleine Extrademonstration zugunsten der englisch-deutschen Verständigung statt. Der abwesende Kaiser sandte ein eindrucksvolles Friedenstelegramm und ließ außerdem durch den Kronprinzen einer Deputation des nach Potsdam wallfahrenden Kongresses seine Teilnahme mündlich ausdrücken. Es ist alles getan worden, um den lauernden Gegnern Deutschlands keinerlei Vorwand zur Verdächtigung der deutschen Friedensliebe zu geben.

In diesem Sinne haben auch die deutschen Teilnehmer am Kongresse darauf verzichtet, die realpolitischen Bedenken gegen die sofortige Einführung eines obligatorischen Weltschiedsgerichts und einer obligatorischen Vermittlung bei allen internationalen Streitigkeiten auf dem Kongreß selbst geltend zu machen. Diese Zurückhaltung muß um so mehr bemerkt werden, als nunmehr auch konservative Abgeordnete (vermutlich auf Veranlassung von oben) an der interparlamentarischen Union sich beteiligen.

Offenbar hat die Berliner Tagung wesentlich dazu beigetragen, der Interparlamentarischen Union eine feste, gesicherte Stellung im Völkerleben zu geben, sie als anerkannte Vorarbeiterin der Haager Konferenzen zu legitimieren.

An das Satyrspiel hinter der Tragödie erinnert die abgesonderte Friedensdemonstration, welche sich die Sozialdemokratie am Sonntag nach dem Kongreß leistete. In Nürnberg hatten die Genossen soeben gezeigt, daß sie nicht einmal im eigenen Hause den Frieden zu sichern vermögen. Die englischen Arbeitervertreter hatten offenbar keine rechte Vorstellung von dem Wesen und der Geltung unserer sozialdemokratischen Partei, als sie eine Friedenszuschrift ihrer Hintermänner an diese rote Adresse brachten. Etwas gemildert wurde die Einseitigkeit dadurch, daß die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften in einer besonderen Versammlung auch die Zuschrift aus England entgegennahmen. Die christlichen Gewerkschaften haben durch die Nichtbeteiligung nichts verloren. Wenn die Sache überhaupt Sinn und Zweck haben sollte, so hätte die Botschaft der englischen Arbeiter der gesamten organisierten Arbeiterschaft Deutschlands mitgeteilt werden müssen. Aber wir haben keine einheitliche Organisation der Arbeiter und können sie nicht haben, solange die sogenannten freien Gewerkschaften sich in den Dienst der Umsturzpartei stellen. Die Sozialdemokratie hatte ja auch im vorliegenden Falle jede Berührung mit den Hirsch-Dunckerschen abgelehnt.

Hoffentlich darf man die Zusammenkunft des österreichischen Ministers Aehrenthal und des russischen Ministers Iswolsky zu Buchlau in Mähren auch zu den Friedenskonferenzen zählen. Es ist wohl die letzte von den zahlreichen Begegnungen dieses Sommers. Das Wort last, not least könnte Anwendung finden, wenn sich die Hoffnung bestätigt, welche die österreichischen Offiziösen aussprechen: daß der Draht von Mürzsteg, der durch Englands Einmischung zerrissen ist, wieder angeknüpft werde, und die Balkanangelegenheiten wieder in vertrauensvollem Zusammenwirken der beiden nächstbeteiligten Mächte Oesterreich und Rußland besorgt würden. Das ist um so dringender zu wünschen, als neuerdings auf den türkischen Umsturzrausch katzenjämmerliche Erscheinungen folgen. Die Unzufriedenheit wächst, die Spannung zwischen der jungtürkischen Nebenregierung und den konservativ-altgläubigen Elementen verschärft sich, die Unsicherheit nimmt zu, der Hader der Nationalitäten in den gemischten Provinzen fängt wieder an, und zum Ueberfluß hat die türkische Regierung, indem sie den bulgarischen Vertreter Geschow nicht als Gesandten, sondern als Organ eines Vasallenstaates behandelte, den bulgarischen Ehrgeiz aufgepeitscht. Das Wetterloch am Balkan droht wieder mit Ueberraschungen.

Und Marokko? Die französisch-spanische Note ist noch immer nicht im Wortlaut bekannt. Nach den vorliegenden Inhaltsangaben ist sie von Fußangeln nicht frei. England soll, wie Pariser Blätter sagen, seine Zustimmung bereits erteilt haben. Das ist wohl möglich, denn England wird nichts dagegen haben, wenn der neue Sultan mit Hilfe der Bedingungen und Vorbehalte der Note in die Abhängigkeit von Frankreich gerät, und der französisch-deutsche Interessenkonflikt verewigt wird. Der französische Minister Pichon hat soeben ein Loblied auf den Frieden und die treffliche Politik Frankreichs gesungen. Aber tatsächlich ist es eine Gefahr für den Frieden, wenn Frankreich trotz Algeciras die Oberherrschaft über Marokko nach wie vor anstrebt. Fürst Bülow muß jetzt zeigen, ob er die kritische Aufgabe der Abwehr der französischen Hinterlist ebenso gut zu lösen versteht wie die weniger ernste Aufgabe, den internationalen Parlamentariern liebenswürdig zu kommen.

Digitized by Google

Das Münchener Gewissen.[1]

Von Dr. Franz Xaver Hartmann.

Das katholische Münchener Gewissen ist eine Spezialität. Es ist eine Unterart des bayerischen Gewissens. Schon das bayerische Gewissen ist eine katholische Spezialität.

Gewissen ohne Autorität ist undenkbar. In alle katholischen Gewissen guckt ein Bergriese herein nebst zwei Gipfeln, die mit dem gewaltigen Bergriesen zusammenhängen: der liebe Herrgott, Kirche und Staat; in das Münchener Gewissen gucken bloß zwei Autoritäten herein: der liebe Herrgott und — Verzeihung, ich sah nicht gut: die Kirche war nur hinter dem Staat versteckt. Aber so geht es, wenn man keine Initiative wahrnimmt.

Auf protestantischer Seite kennt man das Wort Regierung nicht bloß als weltlich, sondern auch als geistlich Ding; es wird ein Regiment geführt. Auf katholischer Seite kennt man das Wort Regierung auch, aber als Wort, nicht als Ding. Alles, was einem Entschlusse gleichsieht, wird mit dem Fragezeichen versehen: Was wird die Regierung dazu sagen?

Das kommt von der Stimme des Gewissens. Das katholische Gewissen ruft: Fürchte Gott und halte seine Gebote! Das Münchener Gewissen ruft: Fürchte die Regierung nicht minder und errate ihre leisesten Wünsche! Das Münchener Gewissen ist — es ist bereits zum geflügelten Wort geworden — voll Gottes- und Menschenfurcht.

Auf der uralten bischöflichen Brücke bei München blühte der Salztransport. Heute ist nicht einmal das nötige Salz zum Hausgebrauch vorhanden; das Salzpaket mit beiliegender Anweisung muß immer erst von Rom kommen. Es ist unmöglich, daß in einem solchen Hause scharfe, ja auch nur würzige Speisen bereitet werden.

Aber man liebt die Süßigkeiten. Samson fand im Rachen des Löwen einen Bienenschwarm und einen Honigkuchen, und er nahm von diesem und aß. Er gab diesen merkwürdigen Fund den Philistern als Rätsel auf: „Vom Fresser ging Speise aus und vom Starken Süßigkeit." Das neueste Münchener Rätsel ist dieses: Was es fressen soll, speist es, wo es stark sein sollte, ist es süß. Nicht einmal die Regierung beansprucht ein so zartes Gewissen. Sie will Loyalität, Toleranz, aber sie verzichtet auf Honig.

Ist der erste „menschliche" Grundsatz des Münchener Gewissens: Was wird die Regierung dazu sagen? so ist der zweite Grundsatz: Man muß Rücksicht nehmen auf das liberale Christentum.

Lax ist etwas, das weite Maschen hat. Durch die Maschen des Münchener Gewissens passieren jahrelang die größten Schnitzer, ohne daß es eine Spur von Riß gibt. Lax ist etwas, das gelockert ist, das nachgelassen hat. Lax ist darum das Münchener Gewissen, weil die Fühlung mit dem Volke verloren ist. Es hat einmal jemand die Kirche definiert: plebs sacerdoti adunata et pastori suo grex adhaerens. Noch gibt es in München ein Volk um den Priester geschart; aber es gibt nicht mehr eine Herde, die um einen Hirten geschart ist. Die Adhäsion, die Fühlung ist zerrissen. Reichsrat und Adel gelten, nicht das Volk und die „Leutpriester". Das Volk ist grex. Feudale Herren und Damen, die ja doch jeden aus dem Volke emporgestiegenen Kirchenfürsten nach den Reminiszenzen seiner Kinderstube einschätzen, sind palaisfähig; die anderen sind Holzschuhträger. Und doch sagt dieselbe Schrift: Vor den Großen der Erde beuge dein Haupt. Und: Es kommt nicht das Heil von den Großen. Scriptum est.

Die Inful könnte in München die größte Macht nach der Krone sein. Sie ist aber nur eine Insignie, keine Macht. Sie versteht nicht, daß die Großen der Erde heute die Stimmen des Volkes sind. Wie gerne gäbe das katholische Volk seine Stimme dem, der nur seine Stimme erheben dürfte! Wie bald wäre der Münchener Augiasstall ausgekehrt! Wie bald wäre eine Presse da, die der gegnerischen ebenbürtig wäre! Es ist eine Schande für München, daß das Katholische Kasino genötigt ist, seinen Festball in kirchenfeindlichen Blättern zu annoncieren. Es ist eine Schande für eine katholische Haupt- und Residenzstadt, daß nichts so unwürdig, so schwächlich hervortritt wie der katholische Gedanke.

Tausende von Energien wären da. Sie seufzen, ausgelöst zu werden. Aber die Energie der Arbeit bedarf der Energie des Anstoßes. Aber es erfolgt kein Anstoß, weil man den Anstoß fürchtet. Es herrscht dumpfe Schwüle; wer arbeitet gern in der Schwüle? Es herrscht eisige Kälte; wer zieht sich bei Kälte nicht gern in sein Haus zurück? Ein Zwitterding zwischen Katholizismus und Liberalismus ist Trumpf; wer legt zu diesem Trumpf gerne seine katholische Karte?

Wenn du nicht etwas blaß und angekränkelt bist von der liberalen Gasvergiftung, hast du ein katholisches Bauernbubengesicht. Wenn du nicht liberale Visitenkarten vorzeigen kannst, wenn möglich eine liberale Preßquittung als „hochgebildeter Priester", als „toleranter Geistlicher", als eine der „vornehmen" Erscheinungen im katholischen Lager, berührt es unangenehm, dich zu sehen. Schwarzwild, wenn dich die liberale Meute hetzt — armes Schwarzwild, flieh ja nicht in dein natürliches Versteck; du findest keinen Schutz; verblute! — Was hast du getan, du Unkluger? Lieber weniger Herz für die Kirche, als einmal die Hand gegen den kirchenfeindlichen Liberalismus!

Ist es wirklich klug, wie das Münchener Gewissen vorgeht? Es will den Liberalen eine Brücke bauen. Von den Schwankenden gehen aber 99 Prozent über die Brücke hinüber und kaum ein Prozent herüber ins kirchliche Lager. Der Grundgedanke des Liberalismus ist die Autonomie, der Grundgedanke der Kirchlichkeit die Autorität, also Heteronomie. Wie kann die Kirchlichkeit je zum Liberalismus sagen: Das ist nun Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein! Das gibt keine glückliche Ehe.

Was aber das Unseligste ist: man hat den Eindruck, als ob das Münchener Gewissen nicht gerne informiert werden wolle — um nicht informieren zu müssen; es will lieber blind sein — um nicht handeln zu müssen. Es ist unnahbar wie ein Königsthron. Es ist glücklich, wenn verwunderte Anfragen kommen, sagen zu können: Wir haben ja gar nichts gewußt — in Dingen, die die Spatzen von den Dächern pfeifen. Es ist unangenehm berührt, wenn kirchliche und andere Körperschaften sich Direktiven erbitten.

Zunehmendes Alter entschuldigt, angeborener Mangel an Kraftentfaltung und Initiative erklärt vieles, aber nicht alles. Was mit uns Tausende empfinden, besteht nicht erst seit gestern. Durch Gewöhnung wurde es System, und es wäre verfehlt, eine Person allein verantwortlich zu machen. Die Klage ist allgemein, aber Ehrfurcht hemmte ihren lauten Ausdruck. Wer wagt es, uns der Unwahrheit zu zeihen?

Es war an der Zeit, einmal vom Münchener Gewissen in der Presse zu sprechen. Die Außenwelt soll erfahren, daß das Gewissen der hörenden Kirche in München in betrübender Dissonanz steht mit dem Gewissen der lehrenden Kirche. Wir haben keinen Führer! München braucht keinen Weihbischof, es braucht einen regierenden Bischof, einen Hirten.

[1]) Die Stadt München zählte am 1. Dez. 1905 538 983 Einwohner, darunter 449 211 Katholiken. Der konfessionelle Grundcharakter der bayerischen Hauptstadt ist damit hinreichend gekennzeichnet, selbst wenn man einen sehr erheblichen Bruchteil von lauen und indifferenten Elementen in Abzug bringt. In dieser so vorwiegend katholischen Stadt sind die „Münchner Neuesten Nachrichten" das eigentlich tonangebende Blatt und werden — das kann man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, ruhig behaupten — in der Mehrzahl der katholischen Familien, gewiß nicht aus Neigung, sondern aus vermeintlichem Bedürfnis, gehalten. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" sind zugleich das anerkannte Organ der liberalen Partei. Dieses Blatt hat den zartesten religiösen Empfindungen der Katholiken soeben wieder einen Faustschlag versetzt, wie er frecher kaum gedacht werden kann. In Nr. 434 vom 17. September wird in einem Artikel über „Die eucharistische Prozession in London", das Allerheiligste Altarssakrament mit folgenden Worten insultiert: „Man mag nicht daran denken, was passiert wäre, wenn die „Oblate" wirklich durch die Straßen getragen und ihr göttliche Ehre erwiesen worden wäre!" Das wagt das unbestritten tonangebende Organ einer Residenzstadt, deren König oder Königs-Stellvertreter mit dem gesamten Hofe alljährlich in öffentlicher Fronleichnamsprozession entblößten Hauptes dem Heiland in Brotsgestalt göttliche Ehre erweist, seinen katholischen Lesern und der katholischen Bürgerschaft zu bieten! Die „Münchner Neuesten Nachrichten", welche sich in gewissen Fällen, wenn es sich um Parteiinteressen des Liberalismus dreht, fast katholischer gebärden als die besten Katholiken und sich mit Vorliebe hinter katholischen Autoritäten verschanzen, werden vielleicht verwundert fragen: Wozu der Lärm? Sie sind sich kaum völlig bewußt, was sie „verbrochen" haben sollen. Hat man doch sie und ihre vielen lauten und lärmenden Freunde durch beharrliches Schweigen und Dulden an den Gedanken gewöhnt, daß alles verziehen und vergessen wird. Die „Oblate" der „Münchner Neuesten Nachrichten" hat uns den vorstehenden Artikel mit magischer, unwiderstehlicher Gewalt aus der tiefsten Falte unserer Redaktionsmappe herausgezogen, worin er seit einem halben Jahre fast vergessen verborgen lag. Die Redaktion.

Digitized by Google

Streiflichter aus Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Im Herzen unseres Reiches, in dem Erblande Niederösterreich stehen Wahlen zum Landtage vor der Türe. Die christlichsoziale Partei, welche sich auch in diesem Landtage eine starke Mehrheit im Laufe der Jahre geschaffen hatte, wollte das Reichsratswahlrecht für den Landtag einführen, wogegen die Regierung sich aufs entschiedenste sträubte; diese will die Privilegienkurien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern nicht beseitigen lassen, welche sie in den Landtagen der Sudetenländer als Ausgleichsfaktor zwischen Deutsch und Tschechisch braucht. Gibt sie aber zu, daß diese Kurien in dem einen Landtage beseitigt werden, so kann sie in dem anderen sie nicht aufrecht erhalten. Darum mußten sich die Christlichsozialen auch in Niederösterreich mit der Einführung einer neuen Kurie, in welcher alle Reichsratswähler wahlberechtigt sind, wenn sie drei Jahre in ihrem Wahlorte seßhaft sind, begnügen. Nur für Wien wurden alle Zensuskurien beseitigt, Wien wählt ausschließlich nach dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht.

Diese ziemlich weitgehende Verbreiterung des Wahlrechtes hat natürlich den Sozialdemokraten Aussicht auf mehr Mandate verschafft. Bisher hatten sie ein einziges im Landtage. Der Schöpfer dieser Wahlreform, der Landesausschuß Dr. Geßmann, der heutige Minister für öffentliche Arbeiten, sah die Gefahr des Anwachsens der sozialdemokratischen Mandate natürlich voraus, er vertraute aber der politischen Einsicht der deutschbürgerlichen Parteien, daß diese sich im Wahlkampfe, wenigstens für die Stichwahlen, einigen würden gegen die Sozialdemokratie; und dieser Einigungsgedanke wurde nicht nur von der christlichsozialen Presse, sondern auch von den gemäßigten Führern der Deutschen Volkspartei begünstigt.

Aber auch die Regierung setzte sich dafür ein. Ministerpräsident Baron Beck sah natürlich ein, daß es seinem Koalitionskabinett, in welchem neben den deutschnationalen Ministern Prade und Derschatta nun auch die christlichsozialen Minister Geßmann und Ebenhoch sitzen, unheilvoll werden müsse, wenn diese beiden deutschen staatserhaltenden Parteien in einen hitzigen Wahlkampf geraten würden. Deshalb mußte der altliberale Minister Marchet die Kompromißverhandlungen einleiten. Die christlichsozialen Parteiführer waren zu weitgehenden Zugeständnissen bereit, sicherten den Deutschnationalen acht Mandate ohne Wahlkampf, und auch die Führer der Deutschnationalen und Deutschliberalen, Dr. Chiari und Dr. Pergelt, bemühten sich, das Kompromiß zustande zu bringen. Man glaubte es schon dem Abschlusse nahe, als der ganze Chorus der Judenpresse mit einer rücksichtslosen Hetze einsetzte, um die Deutschnationalen von den Christlichsozialen wegzubringen. Dem Preßjudentum der Hock und Ofner und Kuranda sind die ganz unter Judenkommando stehenden Sozialdemokraten natürlich sympathischer als Christlichsoziale und Deutschnationale, und da diese letzteren es leider unterlassen haben, sich ein führendes Tagblatt zu gründen und daher ihre Parteisache stets in der Wiener Judenpresse vertreten müssen, so hatte die Hetze der „N. Fr. Presse" und Konsorten Erfolg: die Deutschnationalen ließen sich von dem Kompromiß absprengen.

Die Christlichsozialen brauchen um den Sieg nicht zu bangen, die große Mehrheit bleibt ihnen im Landtage; aber die Sozialdemokraten werden eine starke Vermehrung ihres Ansehens erhalten, während die Deutschfreiheitlichen noch weitere Einbuße erleiden werden. So war es bei den Reichsratswahlen, so wird es auch jetzt bei den Landtagswahlen sein.

* * *

Die Hauptstadt Böhmens hat ihre Jubiläumsausstellung und auch ihr „Panama". Prag steht ganz unter tschechischer Verwaltung und läßt in hygienischer Beziehung sehr viel zu wünschen übrig. Schlechtes Trinkwasser erzeugt alljährlich Typhusepidemien. Um besseres Wasser zu erhalten, baute es gemeinsam mit den Vorstädten große Wasserwerke, wozu es natürlich gußeiserne Leitungsröhren brauchte. In Oesterreich sind fast sämtliche Eisenwerke kartelliert; Prag mußte also, wenn es seine Röhrenlieferung im Inland vergeben wollte, sich an das Eisenkartell wenden, welches ganz in deutschen bzw. jüdischen Händen ist. Das größte Eisenwerk, Witkowitz bei Mähr. Ostrau, gehört dem Wiener Rothschild. Da erfuhr man aus dem tschechischen Zeitungen, daß der Verwaltungsrat der Wasserwerke sich an ein französisches Eisenwerk in Pont-à-Mousson gewandt habe, welches infolge des Zolles 250 000 K mehr verlangt als das österreichische Kartell. Dann wieder hieß es, man wolle die auf 3 Millionen veranschlagte Lieferung dem Kartelle übertragen, wenn der Rothschildsche Werksdirektor von Witkowitz seine deutsche Werkspolitik ändere und den tschechischen Arbeitern nationale Zugeständnisse mache. Handelsminister Dr. Fiedler setzte sich offiziell dafür ein, daß die Röhrenlieferung im Inlande vergeben werde, weil die Regierung befürchtete, daß der Boykott der deutschen Fabriken durch die Tschechen den nationalen Kampf in Böhmen aufs höchste treiben und so dem Ministerpräsidenten die Durchführung seiner dritten großen Aufgabe, Herstellung des nationalen Ausgleiches in Böhmen, unmöglich machen werde. Trotzdem beschloß der Verwaltungsrat der Wasserwerke einstimmig, die Lieferung der französischen Firma zu übertragen.

Diesen Beschluß beantwortete der Zentraldirektor des Eisenkartells, Krestanek, mit einem Briefe in einem Prager deutschliberalen Blatte, in welchem er einen Prager Stadtverordneten beschuldigt, sich angeboten zu haben, dem Kartell die Röhrenlieferung zu verschaffen, wenn ihm 3 Prozent Provision gezahlt würden; nicht nationale Gründe, sondern höchst persönliche hätten die Vergebung der Lieferung an die Franzosen veranlaßt. Darüber ein Aufschrei der Wut in der tschechischen Presse, ein Hohn auf die tschechischnationalen Geschäftspolitiker in der deutschliberalen. Die Prager verlangten, Krestanek solle Namen nennen, dieser aber erklärte: „Klagt mich, vor Gericht werde ich meine Worte zeugeneidlich beweisen." Sechzig Prager Stadtverordnete wollen ihn gemeinsam klagen. Die Sozialdemokraten halten gegen die „Mißwirtschaft" im Prager Rathause Protestversammlungen ab. Da läßt Krestanek die zweite Bombe platzen: er schreibt demselben Prager Blatte, daß der tschechische Abgeordnete von Budweis, Brdlik, bei ihm gewesen sei und Eisen für eine von ihm in Budweis zu errichtende Schraubenfabrik verlangt habe; Krestanek habe das Verlangen abgeschlagen, weil das Kartell den bestehenden Schraubenfabriken (die auch kartelliert sind) nicht Konkurrenz machen könne. Da habe sich Brdlik an den (tschechischen) Handelsminister Dr. Fiedler gewendet und dieser habe sich nicht nur durch seinen Sektionschef Rößler bei Krestanek verwendet, damit Brdlik das Eisen für seine Fabrik erhalte, sondern die Handels-Exzellenz habe dem Kartelldirektor sogar mit der Aufrollung der Eisenzollfrage gedroht, wenn man Brdlik nicht zu Willen sei. Das sei politische Korruption, welcher sich das Eisenkartell nicht unterwerfen werde.

Nun stand auch der Handelsminister blamiert da. Freilich erließ er eine offiziöse Erklärung, daß es seine Amtspflicht sei, sich neuer Fabriksunternehmungen anzunehmen, zumal das Eisenkartell die Errichtung des Budweiser Werkes durch Erschwerung des Bezuges der benötigten Halbfabrikate gehindert habe, und darum sei dem Kartelldirektor nahegelegt worden, dem Unternehmen, an welchem der Abg. Brdlik persönlich beteiligt ist, das Eisen zu billigerem Preise zu geben. Die Einmischung des Handelsministers wird also offiziös zugegeben, wenn auch plausibel motiviert. Krestanek antwortete, er habe Brdlik das Kartelleisen zum Importpreise angeboten, und die Herabsetzung dieses Preises habe man durch Drohungen erzwingen wollen.

Die letzterwähnte Erklärung Krestaneks ist übrigens sehr interessant. Das Kartell bietet sein Eisen nicht zum Inlandspreise an, sondern um den Einfuhrpreis ausländischen Eisens samt Zoll. Da nun die kartellierten Schraubenfabriken mit dem Eisenkartell in sehr naher Verbindung stehen und daher das Eisen zum Inlandspreise erhalten, ist es klar, daß neugegründete Fabriken mit den kartellierten nicht konkurrieren können. Sie zeigt aber auch anderseits, daß die zum Schutze unserer Industrie eingeführten Schutzzölle auf Eisen zur Bewucherung der Konsumenten verwendet werden. Darum ist ein Antikartellgesetz, wie es die Christlichsozialen im Reichsrate verlangt haben, eine Notwendigkeit.

Diese Enthüllungen und Angriffe Krestaneks riefen in tschechischen Kreisen den Plan wach, ein antideutsches Eisenkartell zu gründen, indem die wenigen tschechischen Eisenwerke, welche dem Krestanek-Kartell nicht angehören, sich vereinigen und jene tschechischen Eisenwerke, welche heute mit den deutschen kartelliert sind, wo möglich aus dem Kartell herauslocken. Da zudem die tschechischen Blätter zum Boykott des Eisenkartells aufforderten, bekam der Verwaltungsrat des Kartells Geschäftsangst und gebot seinem Zentraldirektor, welcher auch Direktor der Prager Eisenindustriegesellschaft ist, seine Angriffe einzustellen. Und

Digitized by Google

Krestanek gehorchte. Ja, er tat noch ein übriges: er empfing einen Redakteur des Prager „Cas“ und erzählte diesem, was das Kartell, was die Prager Eisenindustriegesellschaft, was der großmächtige Krestanek alles für die Tschechen schon getan haben und daß man diesen Faktoren gewiß nicht Germanisierung vorwerfen könne. Und um sich bei den noch vor wenigen Tagen so bloßgestellten Tschechen wieder einzuschmeicheln, schloß er seine Unterredung mit der Drohung: „Wenn morgen von seiten der Deutschen etwas Aehnliches unternommen wird, glauben Sie mir, daß ich ebenso losgehe, und ich glaube, es würde für die Deutschen ärger ausfallen. Denn ich bin überzeugt, daß Ihr politisches Leben ungeachtet dessen, was jetzt in Prag geschehen ist, reiner ist als das unserer Deutschen in Oesterreich.“ Diese schwere Pauschalbeschuldigung der deutschen Politiker wird Herr Krestanek beweisen müssen, wenn er auch so vorsichtig war, keinen Namen zu nennen, so daß ihn niemand vor Gericht stellen kann. Es wird aber Sache der deutschen Parteiführer sein, dem Korruptionstöter des wucherischen Eisenkartells den Mund so weit zu öffnen, daß die Namen der verdächtigten deutschen Politiker herauskommen.

Die liberalen Jungtschechen, welche den Nationalfanatismus stets so vortrefflich aufzustacheln und hinter ihm ihre eigenen Geschäfte zu machen gewußt haben, verdienen die Röhrenblamage um so mehr, da sie den Arbeitern ihrer Nationalität durch ihre Geschäftspolitik schweren Schaden zufügen. Das allgemeine Abflauen der Hochkonjunktur hat natürlich auch die Eisenindustrie getroffen, die Werke brauchen dringend Arbeit, um ihre Arbeiter weiter beschäftigen zu können. Nun liegen die Werke des Eisenkartells fast ausschließlich in tschechischen Gegenden und verwenden daher natürlich auch fast nur tschechische Arbeiter. Entzieht man diesen Werken aber so große Lieferungen, so werden selbstverständlich tschechische Arbeiter entlassen werden müssen. Solche Folgen sind den liberalen Geschäftspolitikern gleichgültig, sie selbst machen ja dabei Profite, wenn sie auch den tschechischen Arbeitern das Brot vom Munde wegnehmen, um es den französischen Sozialdemokraten zuzuführen.

Und damit glauben sie sogar noch ein nationalpolitisches Werk zu tun. Ihr Führer RRA. Dr. Kramar ist ja schon lange an der Arbeit, ein internationales Bündnis gegen das Deutsche Reich zustande zu bringen, zu welchem Zwecke besonders in Prag die Freundschaft mit den Franzosen intim gepflegt wird. Und so ist denn auch die nach Frankreich vergebene Röhrenlieferung nur ein neues Pfand für die kostbare tschechisch-französische Freundschaft. Idealer kann man seine Freundschaft wohl nicht betätigen, als daß man dort einkauft, wo es am teuersten ist. Wie viele Prozente die gemeinderätlichen Vermittler von der französischen Firma erhalten oder verlangt haben, konnte bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Neben den gerichtlichen Nachspielen, welche von allen Seiten angekündigt werden, wird die Prager Röhrengeschichte auch wohl noch ein parlamentarisches erhalten; denn daß man sich mit der etwas sehr sonderbaren tschechischen Industrieförderung des jungtschechischen Handelsministers schweigend einverstanden erklären sollte, ist kaum denkbar, und so ist's nicht unmöglich, daß schließlich Baron Beck auslöffeln muß, was ihm die Trias Brdlik-Fiedler-Krestanek eingebrockt hat.

Heimweh.

Im grauen Walde, eh noch das Grün entsprang,
Schweifte mein Blick dem Zuge des Wegs entlang,
Der im Schwunge hoch über den Bergwall springt
Und ins Land der Liebe, der Sehnsucht dringt.

Durch die Wipfel, kahl ins Leere gereckt,
Hat mein forschender Blick den Steg entdeckt,
Der des Berges schwindelnden Sturz umkreist,
Mir Verlass'nem den Weg in die Heimat weist.

Im grünen Walde, umrauscht von der Blätter Meer,
Seh' ich den Berg und den fernen Weg nicht mehr.
Im grünen Walde, wo goldig die Sonne scheint,
Im lachendheiteren Walde hab' ich geweint.

Franz Eichert.

Alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft.

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Unter dem 5. September 1894 hat der Patriarch Joseph Sarto von Venedig sein erstes Sendschreiben an Klerus und Volk erlassen. Der bisherige Bischof von Mantua legte voll Feinsinn, Kraft und Feuer die Grundsätze der Mission dar, die er unter und mit seinen neuen Diözesanen zu erfüllen habe. Hierbei, erklärte der Oberhirte, wolle er alles „dem Willen Gottes, Jesu Christi und seines irdischen Stellvertreters, des Papstes,“ anheimgeben.

Von dem Papste sagt der Patriarch — indem er anspielt auf das Wort der Apostelgeschichte (5, 15): „Sie brachten die Kranken auf die Gassen hinaus, damit, wenn Petrus vorüberkäme, wenigstens sein Schatten auf einen von ihnen fiele und sie von ihren Leiden geheilt würden“ —: „Dieser Vorgang wiederholt sich in der Geschichte bis heute . . . Wenn die Andersgläubigen zwar nicht von dem Mantel des heiligen Petrus bedeckt sein wollen, wenn sie sich in scheuer Entfernung von seiner Person halten, so wollen sie nichtsdestoweniger von seinem Schatten berührt werden.“

Hat der Patriarch ein prophetisches Wort über Pius X. gesprochen? Ist es nicht fast buchstäblich an ihm selber in Erfüllung gegangen, das Wort des Bischofes, welches dieser dreizehn Jahre zuvor über den Papst gebraucht hatte: „Die Weisen bringen den Tribut ihrer Intelligenz und Sympathie seiner Autorität dar, die mehr Siege errungen hat, als die anderen Mächte der Welt zusammengenommen.“

Man hat dem Tribute der Intelligenz und Sympathie, den die Weisen dem Papste zollen, nur den Tribut der Unweisheit und Antipathie noch beizufügen, den viele „Gelehrte“ dem Papst in überreichem Maß entrichten, dann hat man die Wahrheit vor Augen: Auch jene, die von dem Mantel des Papstes nichts wollen, wollen wenigstens im Schatten des heiligen Petrus wandeln; die die Person und das Amt des Papstes schelten, beweisen eben dadurch, daß die Autorität des Papsttumes sie beunruhigt, auch auf sie wirkt. Die Widersacher bekennen in ihrer Mundart, „daß gegen die furchtbare (!) internationale Organisation der römischen Kirche mit ihrer disziplinierten Hierarchie, ihrem unfehlbaren Oberhaupt und ihren unheimlich (!) rührigen Orden es der schwachen (!), individuell, konfessionell und national gespaltenen (!) Wissenschaft schwer ist, sich zu behaupten.“

Hätte es in der neuesten Zeit eines durchschlagenden Beweises für die vollkommene Katholizität der päpstlichen Autorität noch bedurft: die Enzyklika über den Modernismus, genauer der Widerhall, den das Papstwort von seiten „der schwachen, individuell, konfessionell und national gespaltenen Wissenschaft“ gefunden hat — ein anderes Mal ist die Wissenschaft stark, einig, siegessicher, autonom, überkonfessionell, transnational usw. — das Rundschreiben Pascendi dominici gregis mit seinen Begleiterscheinungen hätte den Beweis aufs glänzendste geliefert.

Einen Beitrag zu dem Beweise wollte selbst die „Kgl. preußische Akademie der Wissenschaften“ leisten. Einer ihrer ständigen Sekretäre, der Geh. Oberregierungsrat Dr. Hermann Diels, Professor für klassische Philologie an der Berliner Universität, hat die Feier des Leibnizschen Jahrestages am 2. Juli 1908 benutzt, dem Papst und dem Papstbriefe zu huldigen, nicht mit Sympathie zwar, aber mit kräftigster Antipathie.

Herr Diels hielt zur Eröffnung der Feierlichkeit in der Akademie eine Ansprache über „alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft“.[1]) Es verlohnt sich, die Ausführungen und im Anschlusse das Werkzeug zu prüfen, womit in neuester Zeit um die Freiheit der Wissenschaft gestritten wird.

[1]) Vgl. Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Nr. 29 vom 18. Juli 1908. Die Wochenschrift will bekanntlich ein Organ der „führenden Geister“ aller Länder und aller Lager sein bzw. werden. Wer die Tiefe Platons und Augustins, die Schärfe eines Aristoteles, Albertus Magnus, Thomas und Leibniz bewundern gelernt hat, muß freilich nicht selten vor den Leistungen der heute „Führenden“ ausrufen: Daß Gott erbarm! Sie „entwickeln“ wie zwei Akademiker, die seit anderthalb Semester über Wesen und Aufgabe des menschlichen Erkennens „gehört“ haben und nun ob ihren eifervollen gegenseitigen Versicherungen: „Ich denke platonisch — ich denke aristotelisch!“ gänzlich übersehen, zu fragen: Wie denke ich richtig?

Digitized by Google

I.

„In dem fruchtbarsten aller vorchristlichen Jahrhunderte, im fünften", so bemerkt Hermann Diels[2]), spielte sich schon eine Art von althellenischem Galileiprozeß ab.

Leukippos, der Lehrer Demokrits, von der astronomisch-mathematischen Schule des Milesiers Thales, gebürtig aus Abdera im thrakischen Chersonnes, hat zur Grundlage seiner Weltauffassung den Gedanken von der ehernen Notwendigkeit, von der durchgreifenden Herrschaft der Naturgesetze gemacht, welche die Möglichkeit jeglichen Wunders ausschließt. Alles Geschehen in der Welt ist auf mechanische Ursachen zurückzuführen, auf die unendlich vielen, unendlich kleinen Atome (ἄτομα, ἀμερῆ, ἀδιαίρετα σώματα). Wärme, Farbe sowie die sonstigen Sinnesqualitäten sind Unterschiede des menschlichen Empfindens, nicht solche der bloß nach Größe, Lage, Bewegung verschiedenen Dinge für sich. Am Himmel sind unendlich viele Welten (Milchstraße). Der Mond ist, wie die Erde, mit Bergen und Tälern bedeckt; daher rühren die Lichtunterschiede an der Mondscheibe. Die Gestirne sind glühende Metallklumpen, Lavamassen, wie die kaltgewordenen Meteorsteine beweisen.

Hier nun, an den Punkten, durch deren Hervorhebung Leukippos „der wahre Vater der modernen Naturforschung" geworden, setzte die Verfolgungssucht ein. „In der frommen Stadt der Athena, wo es stets fanatische Wächter des althergebrachten Glaubens gab, fand man es empörend, daß Helios und Selene, die freundlichen Götter, zu bloßen Metallklumpen herabgewürdigt werden sollten." Die fortschrittliche, die „modernistische" Jugend Athens, an ihrer Spitze Euripides, besang zwar den mit goldenen Ketten am Himmel aufgehangenen Sonnenklumpen; allein der Fanatismus — ein gewisser Diopeithes tat sich hervor — brachte ein Gesetz durch, das die Ungläubigen, die „nordischen Naturforscher", ein erstes Beispiel solcher Verfolgung der Wissenschaft, mit dem Tod bedrohte. Der Klazomenier Anazagoras, der übrigens des Leukippos Entdeckung widerrechtlich als die seinige ausgegeben hatte, mußte aus Athen flüchten. Nach dem peloponnesischen Kriege (431—404 v. Chr.), dessen moralisch und finanziell verderbliche Wirkungen man in erster Linie der „Freigeisterei der modernen Wissenschaftler" ins Schuldbuch schrieb, ward das Werk des Abderiten Protagoras „Wahrheit", das sich skeptisch über die Götter äußerte, „auf den Index gesetzt" (vernichtet). Sokrates, zuvor von der Komödie des Aristophanes hingerichtet, wurde zum Schierlingsbecher verurteilt.

„So hat der alte Glaube gegen den Modernismus gewütet." Und es ist sehr merkwürdig, gegen Galileo Galilei, der eine „indirekte Kenntnis der abderitischen Entdeckungen" hatte, hat sich der Prozessus mit auffallender Aehnlichkeit wiederholt. Man möchte „fast an eine pythagoreische Palingenesie der Weltgeschichte glauben". Freilich, solange die „weltumstürzenden Ideen" über den Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde erst von den Astronomen Deutschlands, „wo die Häresie erblich war," von Kopernikus und Kepler vertreten wurden, „machte das den römischen Kardinälen nicht heiß". Als aber „der gefeierte Florentiner", mit dem Fernrohre bewaffnet, die neuen Theorien „den ehrwürdigen Vätern in Rom selbst vordemonstrierte", da mußte eingeschritten werden.

Die Enzyklika endlich vom 8. September 1907, der päpstliche Erlaß gegen den Modernismus ist nach Hermann Diels Endmeinung „die Vollendung der Galileischen Inquisition, die logische und gänzlich unvermeidliche Konsequenz, die aus dem Offenbarungsglauben und dem Autoritätsprinzip der Kirche mit zwingender Notwendigkeit sich ergibt." „Wie gegen die deutsche Naturwissenschaft im 17. Jahrhundert mit schärfsten Waffen vorgegangen wurde, als sie an die heiligen Pforten Roms pochte, so wird jetzt mit noch schärferen Waffen gegen die deutsche Geisteswissenschaft vorgegangen." Und der Papst kann nicht anders.

Als die deutsche Philosophie unter Kant das Tischtuch zwischen Glauben und Wissen zerschnitt; als Schleiermacher und Ritschl einen neuen Begriff von Religion aufstellten — Religion ist reine „Gefühlssache", Religion ist nichts als „sittliche Betätigung" —; als Darwin und Huxley die Abstammung des Menschen vom Affen begründeten; als Niebuhrs und Baurs Schulen die historische Kritik auf die heiligen Schriften anwandten und diese wie leer weltliche Werke verstehen lehrten: da konnte Rom den „nordischen Ketzereien gegenüber" noch schweigen. Waren sie doch die selbstverständlichen Konsequenzen „aus dem Abfall von der alleinseligmachenden Wahrheit im 16. Jahrhundert"! Dagegen als „die germanischen Irrlehren" in Busen und Herz der Kirche selbst eindrangen, um mittels der „Ideen der Ketzer" den zweitausendjährigen Bau des Glaubens zu stürzen, da war es unaufschiebbare Pflicht des Papstes geworden, den Bannstrahl wider „die Freiheit der Wissenschaft" zu schleudern.

„Palingenesie der Weltgeschichte!" Wiederaufleben vergangener Zeit, untergegangener Geschlechter! So hatten die alten Pythagoreer — gefaselt.

Zwei wichtige soziale Pflichten der Post.

Von Rudolf Lange.

Wenn alle Eltern in Deutschland wüßten, wieviel Unglück wieviel Elend an Leib und Seele ihren Kindern in Zukunft erwachsen muß aus der täglich zunehmenden Verrohung und Ungebundenheit unserer Sitten, insbesondere aus der Verwilderung unseres Geschlechtslebens, dann würden alle Eltern schreien: Helft, helft uns doch, damit unsere Kinder der Verführung entzogen werden! Und wenn alle Eltern in Deutschland wüßten, wieviel die deutsche Post, anscheinend ahnungslos, täglich und stündlich als Handlangerin für alle möglichen Schlechtigkeiten mitwirkt, dann würde die deutsche Post binnen kurzem durch die Bitten der Eltern genötigt werden, bei aller Dienstfertigkeit gegenüber dem Publikum ihre Stellungnahme doch in zwei Punkten zu ändern, welche nicht Handlangerarbeit erfordern, sondern die Arbeit des zielbewußten Erziehers.

I.

§ 41 der Postordnung lautet: a) „In der Aufschrift müssen der Empfänger und der Bestimmungsort deutlich und so bestimmt bezeichnet sein, daß jeder Ungewißheit vorgebeugt wird." b) „Bei Sendungen mit dem Vermerke „postlagernd", für welche die Post nicht Gewähr zu leisten hat, dürfen statt des Namens des Empfängers Buchstaben, Ziffern, einzelne Wörter oder kurze Sätze angegeben sein."

So heilsam und verständlich die Regel zu a, so unheilvoll und unbegreiflich ist die Ausnahme zu b. Die postlagernden Briefe mit den Chiffreadressen sind in allen Städten, besonders in den größeren, das Haupthilfsmittel der Verführung, der Unzucht jeder Art, des Ehebruchs, des Diebstahls, der Erpressung und der Fluchtverheimlichung. Den Postausgabebeamten und nicht am wenigsten den älteren unter ihnen, die heranwachsende Kinder haben, ist es ein bedrückendes Gefühl, tagtäglich so manchen Brief zum Schalter hinausreichen zu müssen, von dem sie wissen, daß er weiter nichts ist als ein wohlverwahrtes Werkzeug der Sünde, daß sein Umschlag ein Deckmantel des Verbrechens ist, geschützt und geheiligt durch dasselbe Briefgeheimnis, welches der Gesetzgeber in weiser Absicht als eine Schutzwehr der öffentlichen Wohlfahrt eingesetzt hat! Nötig sind diese Chiffreadressen für keinen anständigen Menschen; sie richten überall nur Schaden an. Schauen wir nach Belgien. Dort hat der Verkehrsminister Helleputte verfügt, daß vom 1. Oktober 1908 ab auch die postlagernden Briefe durchweg mit voller Namensangabe versehen sein müssen, und daß der abholende Empfänger sich zur Empfangnahme der gewöhnlichen Briefe ebenso ausweisen muß, wie zur Empfangnahme der eingeschriebenen und der sonstigen Sendungen, für welche die Post Gewähr leistet. Eine gleiche Vorschrift ist auch für Deutschland dringend notwendig. Zu diesem Zwecke sollte die obenangegebene Vorschrift zu b folgenden Wortlaut erhalten: „Auch Sendungen mit dem Vermerke „postlagernd" müssen, selbst wenn die Post nicht dafür Gewähr zu leisten hat, in ihrer Aufschrift immer den wirklichen Vor- und Zunamen des Empfängers enthalten. Alle postlagernden Sendungen werden nur ausgehändigt, nachdem der Empfänger sich über seine Person ausgewiesen hat."

[2]) Es ist eine Eigentümlichkeit der Modernen und der Modernisten, daß sie — Diels tut dies nicht gerade — bei historischen Erinnerungen sich gerne so geben, als brächten sie neueste Entdeckungen vor. Demgegenüber ist es vielleicht nicht unbescheiden zu bemerken, daß der Verfasser dieser Zeilen auf den „Streit zwischen Autorität und freier Wissenschaft" im 5. Jahrhundert v. Chr., der nach Diels in den „Antinomien des irdischen Daseins" begründet sein soll, „an denen der menschliche Verstand sich abquält und abquälen wird," und auf die Erklärung des Streites nach Plato vor vierzehn Jahren in einer akademischen Antrittsrede nicht als auf ein Neues, sondern als auf etwas für uns Altbekanntes hingewiesen hat (Die Freiheit der philosophischen Forschung in kritischer und christlicher Fassung. Freiburg 1894, Herder).

Digitized by Google

Eine solche Aenderung der Vorschrift würde viel Unheil aus der Welt schaffen und manches junge Leben vor der herandringenden Verführung bewahren.

II.

§ 5[1] der Postordnung lautet: „Sendungen, deren Außenseite oder Inhalt, soweit er offensichtlich ist, gegen die Gesetze verstößt oder aus Rücksichten des öffentlichen Wohles oder der Sittlichkeit für unzulässig erachtet wird, werden von der Postbeförderung ausgeschlossen." Durch diese Vorschrift werden hauptsächlich betroffen: a) Preislisten über Mittel zur Empfängnisverhütung; b) Postkarten und Drucksachen mit Aktphotographien und sonstigen unzüchtigen Darstellungen; c) Prospekte über Bücher und Zeitschriften mit unzüchtigen oder doch überwiegend unzüchtigen Texten und Abbildungen.

Die Post wendet nur selten die obige Vorschrift auf die zu a bis c benannten Gegenstände an, obwohl sie diese Gegenstände in ungeheuren Mengen befördert. Die Beamten haben allerdings nicht immer Zeit, die Rückseite der Postkarten und den Inhalt der Drucksachen zu prüfen. Wenn jedoch die abfertigenden Assistenten und die im Stempelgeschäft Aufsicht führenden Oberpostschaffner zur Durchführung der aufgeführten Vorschrift mit Verständnis zusammenwirken würden, dann würde mindestens die Hälfte der hiernach unzulässigen Sendungen an die Absender zurückgegeben werden können, und die Herren „Verleger" würden sich genötigt sehen, die betreffenden Erzeugnisse ihrer „Kunst" und „Literatur" verschlossen, unter Frankierung nach der Brief- oder Pakettaxe, wieder einzuliefern. (Wenn man ein so schönes, leicht verdientes Einkommen hat wie diese Herren, dann wäre es zwar schmerzlich, künftig so wenige Dreipfennig- und soviele Zwanzigpfennigmarken kaufen zu müssen; tröstlich bliebe nur das Bewußtsein, daß trotzdem das Geschäft immer noch „glänzend" ist.) — Da die Post von ihrem Rechte so wenig Gebrauch macht, so wird der Empfänger sich um so mehr bemühen müssen, im Beschwerdewege nachzuhelfen. Erhält er eine Sendung der Sorte a, so muß er sie dem Aufgabepostamte vorlegen und zugleich bitten, „ihm die Sendung so schleunig als möglich mit Bescheid über das Veranlaßte zurückzugeben, damit das gerichtliche Verfahren gegen den Anbieter möglichst ungesäumt eingeleitet werden könne". Das Aufgabepostamt wird in jedem Falle zu a ganz sicher sein Bedauern über das unterlaufene Versehen ausdrücken, auch das beteiligte Personal zu größerer Aufmerksamkeit anhalten. Alsdann muß der Empfänger den Anbieter auf Beleidigung verklagen und wird, wie frühere Rechtsfälle beweisen, unbedingt ein obsiegendes Erkenntnis erstreiten. Doch das gehört nicht hierher; wir wollten hier nur mit der Post uns beschäftigen. Ganz anders pflegt es in den Fällen zu b und c zu kommen. Bisweilen wird das Aufgabepostamt antworten, „die bemängelte Postkarte oder Drucksache enthalte nach postseitiger Auffassung nichts, was der Sittlichkeit oder dem öffentlichen Wohle zuwiderlaufe". Dagegen ist allerdings nichts zu machen! Aber diese Einrede, so einfach und unwiderleglich sie ist, wird doch nur selten und nur ungern erhoben werden. Denn der beteiligte Postamtsvorsteher wird nur widerwillig eingestehen, daß er in einer Frage der Sittlichkeit oder des öffentlichen Wohles minder fein empfinde als der beschwerdeführende Empfänger. Ungleich häufiger wird der andere Fall vorkommen, daß der Bescheid des Postamts den Kern der Sache klüglich umgeht. Dann heißt es z. B.: „Der Verleger X. ist wegen der von ihm herausgegebenen Drucksachen Y. Z. schon soundso oft angeklagt, von den Gerichten aber immer freigesprochen worden. Daher ist das Postamt nicht in der Lage, die von diesem Verleger herrührenden Zeitschriften usw. zu beanstanden." Wenn nun der Empfänger auf die Gerichtsverhandlungen zurückgeht, so bemerkt er zunächst: Die Drucksachen Y. Z. sind ja gar nicht die, über die ich mich beschwert habe. Die Richter haben überdies ihre Urteile leider auch nicht auf ihre eigene Ueberzeugung begründet, sondern auf die Gutachten von 12 Kunstsachverständigen, von denen 10 oder 11 die Sachen als unanstößig, nur 1 oder 2 als unsittlich bezeichnet haben. So kommen denn gerichtliche Entscheidungen zustande, die aus dem alleinigen Wissen und Gewissen des Richters heraus vielleicht ganz anders ausgefallen wären. Warum aber verzichtet nun auch das Postamt auf ein eigenes Urteil? Die ihm durch die Postordnung erteilte Vollmacht ist ja ganz unabhängig von gerichtlichen Entscheidungen! Wie einfach wäre es, wenn der Postamtsvorsteher sich sagen würde: „Solch eine Drucksache erachte ich für unsittlich oder dem öffentlichen Wohle nachteilig, sobald ich Bedenken trage, sie bei meinen Söhnen und Töchtern in Umlauf zu setzen!" Wäre das nicht der allergeeignetste Maßstab in Sachen der Sittlichkeit und öffentlichen Wohlfahrt? Und woher überhaupt die Aengstlichkeit? Der Postamtsvorsteher spricht ja nicht, wie es der Richter täte, über eine Sendung von unsittlichem oder gemeinschädlichem Charakter ein Vernichtungsurteil, wodurch ein erheblicher Geschäftsnachteil sich ergibt, sondern er nötigt nur den Absender zur Erlegung eines höheren Portobetrags für die Beförderung der (künftig verschlossenen) Sendung. — — Wird nun der Empfänger in diesem Sinne abermals bei dem beteiligten Postamte vorstellig, so wird der ergangene Bescheid für gewöhnlich aufrecht gehalten werden, vielleicht mit der (schon vorgekommenen) weiteren Begründung: „zumal es nicht angemessen scheine, einem umfangreichen Geschäftsbetrieb einfach die Lebensader abzuschneiden." Verdutzt über diese neue Wendung wird der Empfänger die Angelegenheit nun beruhen lassen. Entschließt er sich dennoch, die höhere Behörde anzurufen, so wird die Oberpostdirektion dem Bescheide des Postamts lediglich „beitreten" oder „beipflichten". Und nun wird der Empfänger ein wenig den Kopf schütteln — er wird sich vielleicht jener „umfangreichen Geschäftsbetriebe" z. B. in Hamburg erinnern, welche die stärksten Gewinne abwerfen — und er wird zuerst des Eindrucks sich nicht erwehren, als wachse die Rücksichtnahme der nach- und übergeordneten Postbehörden mit dem „Umfange" der bedienten Geschäftsbetriebe. Glücklicherweise ist die Unparteilichkeit der Post zu oft erwiesen, als daß auf die Dauer an einer kräftigen Beteiligung der Post in dem Kampfe gegen den „vervielfältigten Schmutz" zu zweifeln wäre.

Königin Wilhelmina.

Sie war als Kind und Jungfrau der Liebling ihres Volkes und wurde als Königin der Liebling Europas. „Ons Wilhelmintje" nannten sie die Holländer. Welcher Jubel umbrauste die letzte Oranierin bei ihrer Thronbesteigung im September 1898, und erst, als sie am 7. Februar 1901 in reiner, aufrichtiger Herzensneigung dem Herzog Heinrich von Mecklenburg die Hand zum Ehebunde reichte. Solche Festtage hatten Amsterdam und der Haag noch nicht gesehen. Wie liebreizend war die königliche Braut, und dabei so natürlich und schlicht. Die Hoffnungen der Niederlande waren auf sie gerichtet, und die Segenswünsche der Welt begleiteten sie. Wir Deutsche hatten ja doppelten Anlaß zur Mitfreude und Mitfeier, da durch die Vereinigung des ruhmvollen Geschlechtes der Oranier mit dem mecklenburgischen Fürstenhause die Gewähr dafür gegeben wurde, daß auch die beiden Völker immer mehr sich verstehen, achten und lieben lernten.

Diese letztere Hoffnung hat sich erfüllt; denn wie schon mit der zweiten Gemahlin Wilhelms III., der Prinzessin Emma von Waldeck, dank ihres geradezu ohne Seitenstück dastehenden taktvollen Auftretens ein anderer Geist ins niederländische Königsschloß einzog, so hat die Politik Wilhelminas und die stille, aber um so fruchtbringendere Tätigkeit ihres Gemahls das antideutsche Mißtrauen vollends gebannt und in den weitesten Kreisen die Erkenntnis befestigt, daß wir dem Brudervolke an den Mündungen des Rheins die herzlichsten und aufrichtigsten Sympathien entgegenbringen. Ihnen entsprach unsere Teilnahme, als leidvolles Schicksal die hohe Frau heimsuchte und sie nicht Mutter werden ließ. Holland klagte nicht laut; aber wohl selten ist das Herz seines Volkes von tieferem Schmerz erfüllt gewesen als in jenen Tagen der Krankheit der Königin. Während die Holländer früher mit Begeisterung und einem Lächeln auf den Lippen von ihr sprachen, erwähnten sie nun ihren Namen mit zärtlicher Trauer.

Wieder betet das Volk für die Königin. Und wenn es sich bestätigt, daß die Erwartung auf Nachkommenschaft begründet ist, so wird das nicht nur in Holland, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus, namentlich bei uns im Deutschen Reiche, herzliche Genugtuung erwecken und den aufrichtigen Wunsch auslösen, daß der hohen Frau, der „Rose aus dem Hause Oranien", das Schicksal nunmehr Glück und Segen bringen möge. Dann wird auch wieder auf Amsterdams Straßen und Grachten der Jubelruf erklingen wie in den so kalten, aber das Herz erwärmenden Februartagen 1901: „Oranje bove, lang leve Wilhelmin!" Diese Hoffnung kann man auch trotz der neuerlichen schlimmen Nachrichten aufrecht erhalten, da ihnen aus der nächsten Umgebung der Königin aufs entschiedenste widersprochen wird.

Dr. Grenzmann.

Digitized by Google

Einsam.

Wie meine Seele einsam wacht
In tiefer Bangigkeit,
Da rauscht heran die Luft von fern
Und küßt die Wang' mir sacht.
Das ist ein Gruß von Gott dem Herrn
Aus seiner Ewigkeit.

Sein Bote ist der laue Wind,
Der leis das Laub bewegt
Und wie ein Kuß sich weich und lind
An meine Wange legt
Und leise, leise spricht:
Sieh', einsam bist du nicht!

Th. Singolt.

Ein italienischer Senatspräsident.

Von

Dr. Jos. Massarette, Rom.

Mit Tancredi Canonico, bis vor wenigen Monaten Präsident des italienischen Senats, ist eine würdige, achtunggebietende, sympathieerfordernde Persönlichkeit dahingeschieden. Sein Bild mutet wohltuend an, weshalb dem Andenken des Entschlafenen einige Worte gewidmet seien.

Am 14. März 1828 in Turin geboren, erwarb Canonico an der Universität seiner Vaterstadt den Doktorgrad der Rechte. Bereits mit 32 Jahren gereichte er einem Lehrstuhl an der juristischen Fakultät, deren Präsident er nach vielen Jahren werden sollte, zur Zierde, nachdem er aus einem Wettbewerb als Sieger hervorgegangen. 1876 trat er in die Magistratur ein und wurde Rat, dann Senatspräsident am obersten Kassationshof zu Rom. Die von Canonico ausgearbeiteten Urteilsbegründungen sind ein kostbarer Bestandteil der neuen italienischen Jurisprudenz. Im Senat, dem er seit 1881 angehörte, nahm der bedeutende Rechtsgelehrte zu allen juristischen Fragen in gründlicher, manchmal entscheidender Weise Stellung und bekundete sein ausgedehntes Wissen als Berichterstatter über eine Reihe wichtiger Gesetzesvorlagen. Auf dem 1878 in Stockholm abgehaltenen internationalen Kriminalkongreß vertrat er Italien und besuchte sechs Jahre später zahlreiche Gefängnisse in Deutschland, der Schweiz, Belgien, Rußland, Schweden und Norwegen. Die Frucht dieser Studienreise ist eine wertvolle Schrift des Senators, welcher bereits andere geschätzte Veröffentlichungen aus Canonicos Feder vorausgegangen waren und noch folgten. Sie alle zeigten, daß ihr Verfasser mannigfachen geistigen Interessen außerhalb der juristischen Sphäre zugänglich war. In glücklichen Stunden zeigte er sich auch als feinsinnigen Dichter. Im Jahre 1904 berief das Vertrauen des Königs den außergewöhnliches Ansehen genießenden Senator an die Spitze dieses höchsten Parlaments, dessen Debatten er mit seltener Umsicht und allgemein anerkannter Unparteilichkeit leitete. Viel genannt wurde Canonicos Name während des Nasiprozesses, der sich vor dem als Staatsgerichtshof fungierenden Senat abwickelte. Nicht leicht war die Aufgabe des Präsidenten, aber Canonico verstand es trotz seines hohen Alters, seines Amtes in trefflicher Weise zu walten, unbekümmert um die heftigen Angriffe jener, die ihm allzu große Milde gegenüber dem Exminister vorwarfen. Allerdings hat Canonico den durch Monate sich hinziehenden Prozeß nicht zum Abschluß gebracht. Gesundheitsrücksichten nötigten ihn, einem anderen den Stuhl des Gerichtspräsidenten zu überlassen, wie auch den König um Entbindung von der Präsidentschaft des Senates zu bitten, die ihm, wenn auch ungern, im laufenden Jahre gewährt wurde.

In Sarteano (Toskana), wo er die Sommermonate zu verbringen pflegte, ist Canonico als treuer Katholik, wie er gelebt, gestorben. Mit rührender Andacht empfing er die Sterbsakramente und sprach mit dem Priester die Gebete. Seinen kirchenpolitischen Standpunkt hat er in dem Ende der siebziger Jahre erschienenen beiden Schriften Il nuovo Papa und La questione religiosa e l'Italia vertreten. Es war jener der alten Liberalen von gutem Glauben: der Staat müsse die Kirche unterstützen und ihr weitgehende Freiheit lassen, jedoch anderseits darauf achten, daß sie ihre geistliche Mission erfülle, ohne in geistlichen Despotismus zu fallen, also eine Art Kontrolle der Kirche durch den Staat. Auch er konnte sich von einem alten Vorurteil, das in dem zuletzt genannten Buche immer wiederkehrt, nicht freimachen, von der Furcht vor Uebergriffen der Kirche. Daneben betont er allerdings nachdrücklich die „Pflicht des Staates, die Rechte der Gewissen zu stützen". Canonico träumte von einer Aussöhnung zwischen dem geeinten Italien und dem Vatikan. Ein harmonisches Zusammenwirken von Staat und Kirche erschien ihm als am meisten erstrebenswertes Ziel. „Die aufrichtige Eintracht zwischen den politischen Lenkern und den Hirten der Kirche", so schrieb er, „ist der größte Segen eines Volkes."

Die Exzesse des radau- und verfolgungssüchtigen Antiklerikalismus waren ihm ein Greuel. Voriges Jahr, als die Pseudoskandale von Varazze die Gemüter in Aufregung hielten, sagte der Senatspräsident einem ausländischen Geistlichen, den er in einem Salon traf: „Glauben Sie mir, Hochwürden, Italien würde genug dabei gewinnen, wenn es den Klerus höflicher behandelte." Seiner hohen Stellung wegen leistete er auch nicht im geringsten auf die weitestgehende Betätigung seiner religiösen Ueberzeugung Verzicht. Weilte er in Rom, so konnte man jeden Morgen um 7 Uhr den alten Mann und hohen Würdenträger in der dicht am Senatspalast gelegenen französischen Nationalkirche einer Messe beiwohnen sehen und sich an seiner Andacht erbauen. Das liberale „Giornale d'Italia" erzählt, daß Canonico, auf einen Spaziergange mit einem Freunde in ein Dorfkirchlein eintretend, die ewige Lampe ausgelöscht fand. Der greise Senatspräsident stieg sofort auf einen Stuhl und entzündete wieder das Flämmchen. Vor der Kirche bemerkte er dann lächelnd: „Wenn gewisse Herrschaften wüßten, was ich jetzt getan, würde ich dem Makel des Klerikalismus nicht entgehen."

Daß ein so ohne Menschenfurcht seinen Glauben bekennender und trotz eines ererbten eingewurzelten Vorurteiles um die Interessen der Kirche besorgter Mann, der von einem Streber nichts an sich hatte, den Präsidentenstuhl des italienischen Senates besteigen konnte, dürfte immerhin zeigen, daß Italien noch lange kein Frankreich ist.

Die Südpolarexpedition Charcot.

Von Albert Dettling (Paris).

Vor kurzem hat sie von Le Havre aus ihre Reise angetreten, deren Dauer auf zwei Jahre berechnet ist. Eine Reise voller Hoffnungen und Gefahren. Als der weiße Dreimaster, dessen schwarz-weiße Flagge den letzten Gruß ans heimatliche Gestade herübersandte, den Hafen verließ, standen 20,000 Menschen am Kai. Taschentücher flatterten und die Hände winkten grüßend nach dem scheidenden Schiff, das 28 mutige junge Leben barg, die den Geheimnissen einer unbekannten unwirtlichen Erde und einer ungewissen Zukunft entgegensteuern. Trotz des gallischen Temperaments keine geräuschvolle Manifestation. Kein Ruf. Man schwieg. Die Anwohner des Meeres kennen die Ungerechtigkeit der Woge und ihre heimtückischen Launen.

Worin besteht das Interesse und der Zweck der Expedition? Ein flüchtiger Blick auf die Karte der Polarregionen ergibt einen Teil der Antwort. Im Norden wechseln Ländergebiete mit Meeresteilen ab, deren Umrisse heute im allgemeinen bekannt sind. Wenn es Nansen auf seiner denkwürdigen Reise auch nicht gelungen ist, den Nordpol zu erreichen, so sind wir wenigstens über dessen Umgebung aufgeklärt worden. Der berühmte norwegische Forscher hat festgestellt, daß sich im Norden von Spitzbergen, Grönland und den Inseln von Neusibirien ein weiter, von Eisbänken bedeckter Ozean ausdehnt, in dessen Mitte ungefähr der mathematische Punkt des Poles liegt. Wie verschieden davon die Karte der Südpolarzone! Ein großes Stück weißes Papier mit dem Aufdruck: Unerforscht. Vom antarktischen Gebiet wissen wir nichts oder beinahe nichts. Fast sämtliche Expeditionen, die nach dem äußersten Süden auszogen, mußten unverrichteter Sache wieder umkehren, da sich ihrem weiteren Vordringen mit gewaltigen Gletschern bedeckte Küsten entgegenstemmten. So entstand die Vermutung, daß der Südpol im Gegensatz zum Nordpol von einem mächtigen Kontinent umlagert ist, dessen Flächeninhalt den Europas weit übertrifft. Angenommen, unsere geographischen Kenntnisse über die nördliche Hemisphäre reichten nur bis zum Weißen Meer, bis Jakutsk in Sibirien, bis zur Behringsstraße und dem Norden der Hudsonbucht, dann bildete der unbekannte Teil ein Aequivalent zur Südpolarzone, auf der heute noch der Schleier des Geheimnisses liegt. Geschichtlich gesagt: Unsere heutigen geographischen Kenntnisse über die äußerste Südregion können mit jenen verglichen werden, die wir am Ende des 16. Jahrhunderts über den äußersten Norden bereits besaßen.

Unter solchen Umständen betrachten es die Kulturvölker als ihre Pflicht, die Erforschung des mysteriösen weißen Kontinents zu übernehmen. Vor sieben Jahren sandten England, Deutschland, Schottland, Schweden und Frankreich (Charcot) zu diesem Zwecke Expeditionen aus. Am weitesten ist dabei der Engländer Scott vorgedrungen. Es gelang ihm, Anno 1902 auf dem südlich von Neuseeland gelegenen Viktorialand den 82. Breitegrad zu erreichen und sich dem Pol bis auf etwa 900 km zu nähern. Das bedeutete auf unserer Hemisphäre den Norden von Spitzbergen. Kaum waren die Forscher in ihre Heimat zurückgekehrt, als sie

Digitized by Google

aufs neue der Gedanke beseelte, den heldenmütigen Kampf gegen die Naturgewalten unter Verwertung der gewonnenen Erfahrungen und im Interesse der Wissenschaft wieder aufzunehmen. Die Engländer waren zuerst bereit. Eine englische Expedition — die Vorläuferin von noch zwei weiteren — ist auf dem Viktorialand bereits am Werk. Der Franzose Dr. Charcot steuert den südlich vom Kap Horn gelegenen Gebieten zu. Die Wahl dieses Operationsfeldes entspricht der Tradition der französischen Forschung. Dort entdeckte der kühne Seemann Dumont d'Urville, als er sich im Jahre 1833 mit zwei einfachen Segelschiffen einen höchst gefahrvollen Weg durch schwimmende Eisriesen erzwang, das Louis Philippe-Land und die Insel Joinville. 68 Jahre später stellte Charcot die westliche Verlängerung dieses Kontinentbruchteiles fest, die nach dem damaligen Staatspräsidenten Frankreichs mit Loubetland bezeichnet wurde. Hier wird auch die zweite Expedition des französischen Polarreisenden zunächst landen, um nachher das sehr spärlich bekannte und südlicher gelegene Alexanderland zu erreichen. Wenn die Eisbänke den Durchgang gestatten, dringt die Expedition in südwestlicher Richtung vor, um die Südostgrenze des Stillen Ozeans zu bestimmen und die Verbindung zwischen den französischen und englischen antarktischen Entdeckungen herzustellen. Ist der Große Ozean in seinem östlichen Teil durch Festland oder Inselgruppen vom Südpol getrennt? Oder aber erstreckt er sich sehr weit nach dem Süden?

Das Programm der Mission begreift u. a. eine Ueberwinterung in der Gegend des Alexanderlandes und eine genauere Untersuchung des Kontinents mittelst Automobilschlitten. Das klingt fast unglaublich. Indes die Gletscher bilden in der antarktischen Zone mitunter weite Ebenen. Der oben genannte Engländer Scott konnte im Jahre 1902 die bedeutende Strecke von 450 km zurücklegen, ohne mit Terrainschwierigkeiten zu kämpfen. Die Polarforscher haben ihre Aufmerksamkeit seither dem Automobilschlitten zugewandt. Es hat sich bei den meisten von ihnen die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß dieses Hilfsmittel die Erreichung des Südpols am besten ermöglicht, während die Entdeckung des Nordpols dem lenkbaren Luftschiff vorbehalten bleibt. Die englische Expedition, die sich zurzeit auf dem Viktorialand befindet, ist, wie die französische, mit mehreren solchen Schlitten ausgestattet. Dr. Charcot stellte vorigen Winter zunächst Versuche in den Alpen an und konnte vorzügliche Erfolge verzeichnen.

Seine Expedition verfolgt selbstverständlich nicht den ausschließlichen Zweck, Land- bzw. Meeresgrenzen festzulegen und die geographische Karte zu vervollständigen. Sie richtet ihr Augenmerk zugleich auf sämtliche Erscheinungen, die imstande sind, das naturwissenschaftliche Gebiet zu bereichern: Meteorologie, Erdmagnetismus, Zoologie, Geologie, Botanik, Astronomie, Hydrographie und Ozeanographie. Ein Generalstab junger Gelehrter steht dem Führer hierbei helfend zur Seite. Die meteorologischen Beobachtungen z. B. weisen zudem ein praktisches Interesse von Bedeutung auf. Sie allein liefern den Schlüssel zur atmosphärischen Bewegung und erteilen dem Schiffer wertvolle Aufschlüsse über die periodische Richtung und Stärke des Windes, mit anderen Worten über den Zustand des antarktischen Meeres.

Ein weites, mannigfaltiges, schwieriges und gefahrstrotzendes Feld hat sich der Tätigkeit der mutigen Forscher eröffnet. Jeden Augenblick schreckliche Stürme und turmhohe Wogen auf diesem Ozean, der die Erde umkreist, ohne jemals von einem Damm des Festlandes in seinem Wüten gebrochen zu werden. Und dabei ringsherum ein diabolisches Schaukeln und Tanzen 2 km langer und 30—40 m hoher Eisberge! Keinen sicheren Zufluchtsort, um die Schäden des Schiffes auszubessern. Ueberall Eisberge und Eisküsten. Das Loubetland, das Charcot zuerst aufsucht, ist von mächtigen Eismauern umgeben, die senkrecht zum Meer abfallen.

Die Polarzone des Südens ist verhältnismäßig weit kälter als die des Nordens. Da, wo der nordische Breitegrad noch Getreide zur Reife und dichte Wälder sieht, begegnet derselbe Breitegrad im Süden hartgefrorener Erde, auf der kümmerliches Moos wächst. In der antarktischen Zone herrscht ein ewiger Winter. Nach den Mitteilungen von Nordenskjold ist dort der Sommer noch härter, als ein strenger Winter im nördlichen Schweden. Wenn das Thermometer 2 Grad über den Gefrierpunkt steigt, so darf das als eine ganz außerordentliche Erscheinung gelten. Während des Winters sind 40—50 Kältegrade keine Seltenheit. Schneestürme fegen über die Eisdecke hin und verwandeln den Tag zur Nacht. Die Südpolarforscher haben demnach einen äußerst schwierigen Kampf auch gegen die klimatischen Verhältnisse zu führen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Herbstsehnen.

Das sind die stillen Herbstwendtage
Voll Sonnengold und Farbenglüh'n!
Spinnfäden häkeln leicht am Hage,
Zeitlosen blatz im Grunde blüh'n.

Dort hoch im blauen Äther ziehen
Die Scharen stummer Sänger hin
Gen Süd'. — Zur Heimat möcht' ich fliehen
Mit herbstkrich wehem, müdem Sinn . . .

Theo Rossel.

Die Ausstellung München 1908.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

III.

Auch bei unserer heutigen kritischen Betrachtung ist es die Architektur, von der wir ausgehen müssen. Der Begriff ist im weitesten Sinne zu nehmen. Denn wir sind über die Zeiten hinaus, wo der Architekt nur Bauwerke erschuf. Sein Geist beherrscht heute außer jenen auch die Ausstattung und Ausschmückung des Raumes, er waltet über den Einzelheiten der Gebrauchsgegenstände bis zu einem Grade, den ehemals niemand für möglich gehalten und gegen den der Architekt selbst sich entrüstet oder kopfschüttelnd zur Wehr gesetzt hätte. Ich gedenke z. B. der Biergläser des Hauptrestaurants, zu denen Emanuel von Seidl den Entwurf gemacht hat. Man muß wie immer im Kleinsten das Ganze erblicken. Nun ist uns freilich die Beurteilung auch der imposanten Leistungen der Münchener Architektur bequem genug gemacht. Ihre Vorherrschaft ist schon äußerlich dadurch betont, daß sie mit einer Fülle in Bild, Zeichnung und Modell gegebenen Musterbeispielen den Reigen anführt. Gleich neben dem Kuppelraum beim Eingange von Halle 1 sind die Ehrensäle wichtigster Münchener Architekten. Da ist der geniale Theodor Fischer, der Erbauer unserer Wittelsbacherbrücke, des Waisenhauses in Stuttgart, der Universität in Jena. Von seiner Vielseitigkeit zeugt auch das Studentenhaus Seeburg in Kiel und die Arbeiterkolonie Gmindsdorf bei Reutlingen. Beherrscht Fischer monumentale wie intime Gegenstände mit gleicher Souveränität, so liegt die Begabung von Gräsel mehr nach der letzteren Richtung hin. Zeugnis gibt sein Nymphenburger Waisenhaus, der Waldfriedhof, auch eine Reihe von Wohnhausneubauten. Vorzugsweise monumental schafft Thiersch, freilich ohne durchweg tieferer Wirkungen sicher zu sein. Man denke des Wiesbadener Kurhauses, des Münchener älteren Justizpalastes. Die Monumentalität der Hocheder'schen Werke entbehrt bisweilen, so bei dem neuen Münchener Verkehrsministerium, der rechten Konzentration. Gabriel von Seidl wieder neigt allzu fühlbar den historischen Stilen zu, räumt ihnen zu bereitwillig die Herrschaft ein. Alle diese Meister, wie die moderne Münchener Schule überhaupt, aber zeichnen sich dabei durch Hoheit des gesunden Empfindens aus, und es gehört überdies zu ihren Eigenschaften, daß sie ihre Schöpfungen der jeweiligen Situation stets glücklich und harmonisch anzupassen wissen. Dies ist auch bei den Littmann'schen Bauten fast immer der Fall. Ueberdies versteht Littmann aufs vorzüglichste, sich der historischen Stile zwar zu bedienen, sie jedoch stets den Zwecken der Gegenwart anzupassen und unterzuordnen. In seiner Art leistet Gleiches auch der Verein für Volkskunst und Volkskunde, der sich das Verdienst erwirbt, auf den Wert des ererbten Schatzes schlichter heimatlicher Formen immer wieder tatkräftig aufmerksam zu machen. Es wäre anderen Gegenden Deutschlands wohl zu wünschen, daß sie sich an diesem Vorbilde ein Beispiel nähmen. Bisher ist ähnliches nur im Rheinlande zu verzeichnen. Aus den interessanten Darbietungen der dem Volkskunstverein zugehörigen Architekten greife ich hier nur jene von Franz Zell heraus. Die Leistungen der Münchener Architektenschule auf kirchlichem Gebiet habe ich bereits in meinem zweiten Berichte gewürdigt. Die Profanbaukunst zeigt gleich ihr den gesunden Münchener Realismus, der doch gleichzeitig durch und durch von künstlerischem Geiste erfüllt ist. Diese Eigenschaften beherrschen unsere Ausstellung in allen Einzelheiten, und nur eins ist zu vermissen: die rechte Rücksichtnahme auf die wirtschaftlichen Verhältnisse. Denn mit sehr wenigen Ausnahmen ist auch, was einfach aussieht, nicht für einfache Vermögensverhältnisse berechnet. Das ist z. B. recht fühlbar bei den Zimmer- und Wohnungseinrichtungen. Ich denke dabei an ein „Kleinbürgerliches Speisezimmer", an dessen Wand ein Gemälde von Palmié hängt, auch an eine Riemerschmidsche „Kleine Mietswohnung". Die Räume in den Einzelhäusern (von Zell, Riemerschmid, Bertsch, Weiß) entsprechen immerhin den Anforderungen bescheidener Verhältnisse, sind aber unausgeglichen. Die meisten Wohneinrichtungen sind sehr wertvoll und kostspielig, überwiegend von schöner

Digitized by Google

Solidität und praktischer Auffassung, Eigenschaften, die z. B. bei den Werken der Darmstädter Ausstellung vielfach zu vermissen waren.

Neben den offiziellen Repräsentationsräumen der Baukunst befinden sich jene der Malerei und Plastik, und so ist die Münchener bildende Kunst — recht bezeichnend für den Geist dieser Ausstellung — die Einleitung, das beherrschende Haupt des Ganzen. Die Malerei und Plastik sind in ein paar Sälen vereinigt, die die Bezeichnung „Museum" empfangen haben, als Vorbild für etwelche Kunstsammlungen in Mittelstädten. Man ist damit leider aus dem Gedankengang gefallen; denn ich sehe nicht ein, warum unsere größten Meister der Malerei, Bildhauerei und Graphik nicht mit ebensolchem Recht Ehrensäle verdienen wie die Architekten. Auch hat man sich nicht recht überlegt, daß Mittelstädte Sammlungen von solcher Kostbarkeit wie diese wohl schwerlich anlegen können. Da sieht man Werke von Leibl, Böcklin, Defregger, Lenbach, Zumbusch, Herterich, Erler, Habermann, Samberger, F. A. v. Kaulbach, Hierl-Deronco, A. v. Keller, Schramm-Zittau, Zügel, Stuck, Thoma. Da sind Japanholzschnitte von Hokusai und anderen Meistern. Da sind Plastiken u. a. von Stuck und Wadere. Alles zusammen eine Auslese größter Kostbarkeit, die die Münchener Kunst aufs glänzendste und charakteristischste repräsentiert. Letzteres auch insofern, als die kirchliche Kunst ganz im Hintergrunde steht. Um so stärker tritt sie, freilich unabsichtlich, in der wundervollen Abteilung der Antiquitäten hervor. Ich habe hiervon schon früher gesprochen und darf mich heute darauf beschränken, die Fülle älterer Profankunstwerke zu rühmen. Damit soll kein Frohlocken darüber gemeint sein, daß der Antiquitätenhandel eine solche Ausdehnung gewonnen hat. Er bildet eine Gefahr, der gegenüber die größte Aufmerksamkeit und Energie aller Kunst-, Heimat- und Kulturfreunde am Platz ist. Der fatale Nebengedanke ist nicht zu überwinden, in was für Gegenden, in was für unrechte Hände alle diese Stücke früher oder später mögen verschlagen und der Allgemeinheit entzogen werden: diese wertvollen Antiken, diese Miniaturen, Schmelzarbeiten, Metallkunstwerke, Keramiken, diese Statuen aus Stein und Holz, diese köstlichen Gemälde und Zeichnungen.

In diesem Zusammenhange mag gleich der graphischen Abteilung gedacht werden, die das Grenzgebiet zwischen Kunst und Industrie bewohnt. Es ist erfreulich, zu sehen, welch rege Tätigkeit auf diesem Gebiet in München entfaltet wird, das freilich dafür ein besonders günstiger Boden ist. Die großen Buch- und Zeitschriftenverlage dürfen mit gerechtem Selbstbewußtsein ihre Illustrations- und Reproduktionsleistungen der Welt zur Schau bringen. Auch die photographischen Kunstanstalten kommen mit vielem Ueberraschenden. Die farbige Photographie zeigt sich weit vorgeschritten, steckt allerdings trotzdem immer noch zu sehr in der Tradition maschineller Technik. Die Farben sind noch lange nicht künstlerisch genug. Aber ich halte es für unzweifelhaft, daß hierbei weitere Vervollkommnung zu erwarten steht. Nicht minder lebhaftes Interesse wie diese Gruppe, die gewiß noch eine große Zukunft hat, bieten die der Künstlersteinzeichnungen, der Plakate, Etiketten, Postkarten. — Wie sehr die Schulverwaltung der Stadt München dafür sorgt, den künstlerischen Sinn schon von untenauf zu hegen, zu fördern, und mit wieviel Recht sie voraussetzen darf, für diese Bemühungen bei den jugendlichen Generationen geeigneten Boden zu finden, zeigen die trefflichen und vielseitigen Kunstleistungen primitiver und vorgeschrittener Zöglinge der städtischen Schulanstalten. Die zur Ausstellung gebrachte Auswahl hätte in mehrfacher Beziehung noch vorsichtiger und auch dezenter sein können.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Zukunft des Künstlertheaters. Wie nunmehr bestimmt verlautet, wird die Reformbühne im Ausstellungspark auch im nächsten Sommer spielen. Bei dem großen Zulauf, welchen das neue Theater heuer hatte und jetzt auch am Ende der Reisezeit noch hat, läßt sich wohl auch 1909 auf günstigen Besuch hoffen. Daß wir uns des Erfolges freuen, bedarf keiner Versicherung, denn unser Hofschauspiel hat (vielleicht von einem Ersatzdarsteller für Lützenkirchen in einigen Faustaufführungen abgesehen) wirklich trefflich gespielte und sorgfältig vorbereitete Vorstellungen herausgebracht. Was nun die künstlerische Ausstattung betrifft, so durften wir bei Goethe bis Kotzebue zweifellos manches Schöne und viel Interessantes sehen, aber im ganzen war der Spielplan mehr auf die dekorativen Neigungen einzelner Künstler zugeschnitten, wie nach literarischen Gesichtspunkten ausgewählt. Die Reformbühne soll, so wird gesagt, die Dichtung von der Herrschaft des Dekorationsmalers befreien; mich dünkt, sie überantwortet uns dem Regiment des Kunstmalers. Den Ehrgeiz des ersteren einzudämmen, ist in der Macht des Regisseurs gelegen. Der große Künstler aber eignet sich nicht für eine dienende Rolle. In seiner Phantasie gestalten sich von dem Stoffe einzelne Bilder, die er zu verkörpern suchen wird, unbekümmert um die besonderen Bedürfnisse der Bühne. Die Szene Gretchen im Dom zum Beispiel war in ihrem Rembrandtschen Helldunkel bildmäßig grandios, und unsere Phantasie ergänzt willig, daß Gretchen sich unter vielem Volke befinden soll; aber der Ruf: „Nachbarin, Euer Fläschchen" zerreißt die Illusion. Wir sehen plötzlich, wie isoliert Gretchen dasteht. Auch die nach meiner Meinung unglücklichst angelegte Szene „Der Spaziergang" ist rein bildmäßig gedacht, die Bewegung macht sie komisch. Uebrigens scheint gerade diese Nachahmer zu finden. Wir lesen in einem künstlerisch sehr modern gesinnten Berliner Blatte über eine Faustaufführung des dortigen Neuen Schauspielhauses: „Die Entwicklung der Spaziergänger mahnt an das schlimme Beispiel des Münchener Künstlertheaters, an den Gänsemarsch. Besser wäre es gewesen, das unvergeßliche Vorbild der Bayern für den Prolog im Himmel zu studieren." — Schlimmer ist es, wie schon angedeutet, wenn Stücke lediglich aus Neigung der ausstattenden Künstler gewählt werden. Gryphius „Peter Squenz" und die harmlosen „Kleinstädter" hätten doch wahrlich kein Festspielhaus gebraucht, bei aller Anerkennung, was Wilh. Schulz und Heine dekorativ daraus gemacht haben. — An einer Stelle, an der die Richtungslinien unseres Münchener Kulturfortschrittes jeweils festgelegt werden, ob es sich um eine Schlaftänzerin oder etwas Höheres handelt, je nach dem, stand vor etlichen Tagen zu lesen, wie „man" sich die Ausdehnung der Reform auf die Hofbühne denkt. Dem Herrn Generalintendanten wird der Rat erteilt, eine Instanz zu schaffen, die mit diesen Dingen bis ins kleinste vertraut ist und aus den Reihen unserer bildenden Künstler stets den rechten Mann zu finden weiß. Herr Dr. Kilian, unser neuer Dramaturg, hat in einer sehr ruhig die Verdienste des Künstlertheaters abwägenden wissenschaftlichen Arbeit u. a. betont: „es wird sich zeigen, daß auch die vielgeschmähte Guckkastenbühne.... mit Geschmack und künstlerischem Sinn behandelt werden kann, wenn nur die Künstler, die ihr dienen, die richtigen sind." Ich glaube, daß Exz. v. Speidel diesem Manne erst einmal Gelegenheit geben wird, zu zeigen, was er kann, ehe man ihm einen kunstkritischen Kollegen beigesellt und so eine Reibungsfläche für chronische Konflikte bildet. Kilian hat unter den größten Schwierigkeiten hier sein Amt angetreten. Er mußte mit Bagatellen debütieren, weil er wegen des Künstlertheaters nur über ein beschränktes Personal verfügen kann. Daß er auf die Lorbeeren der Kotzebueregie im Künstlertheater verzichtete und seine Kraft nicht gleich im Anfang zersplittert, das müßte man ihm hoch anrechnen. Was Dr. Kilian für unsere Hofbühne bedeuten wird, läßt sich noch nicht übersehen. Daß aber ein Mann, der, ohne auf Cliquen zu achten, ruhig seine Pflicht tun will, in unserem lieben München nicht auf Rosen gebettet ist, ist sicher, und die unabhängige Kritik muß für die Freiheit der Individualität eintreten. Reform- oder Illusionsbühne ist eine Frage von sekundärer Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß man sich stets klar bleibt, beim Theater sei ein Mann, der die richtigen Dichter zu finden weiß, tausendmal wichtiger als einer, der sich in der Münchener Künstlerschaft gut auskennt. In dem angezogenen Artikel wird ferner gesagt, zwei bis drei Stücke mit dem im Künstlertheater bekundeten Geschick gewählt und auf dessen Niveau herausgebracht, würden oft bei vollen Häusern gegeben werden und die Kosten auch bei hohen Künstlerhonoraren wieder einbringen können. Die Gewöhnung, wie sie in den Großstädten immer mehr einreißt, ein Stück, sooftes nur geht, herunterzuspielen, ob Sommernachtstraum, ob Herrn Wedekinds Frühlingserwachen, einerlei, wenn es nur „zieht", ist eminent unkünstlerisch. Ein umfangreiches, wechselndes Repertoire zu halten, ist die vornehme Aufgabe der Bühnen, die so glücklich sind, nicht in finanziellen Wettbewerb eintreten zu müssen. Uebrigens lassen sich die Wiederholungen ernster Werke hier in der fremdenschwächeren Wintersaison gar nicht sehr stark häufen. Ich kenne viele künstlerisch sehr wertvolle Vorstellungen, bei denen das Interesse der „tonangebenden Kreise" bereits am Premièrenabend saturiert war. Man sieht ferner, was für mich kein Zweifel war, daß die Reformdekorationen viel Geld kosten. „Fort mit dem teueren Plunder der Illusionsbühne", lautete einst ein Hauptargument der Propaganda, „damit der Bühnenleiter leichter eine Einstudierung wagen kann, ohne sich in eminente Kosten zu stürzen." Das scheint sich also als Fehlschluß herausgestellt zu haben. Für die Sommermonate des Künstlertheaters wird die Bildung eines eigenen Ensembles vorgeschlagen. Künstlerisch und finanziell dürfte dies seine Schwierigkeiten haben; für den konstanten Betrieb der Hofbühne würde es natürlich von Vorteil sein, von diesen Nebenaufgaben entlastet zu werden. Hat es doch seinerzeit die Rücksicht auf das überlastete Personal geboten, die Klassikernachmittagsvorstellungen im Prinzregententheater wieder aufzuheben, so sehr dies auch in sozialer Hinsicht zu bedauern war.

Kgl. Residenztheater. „Die große Gemeinde", Lustspiel von Rudolf Lothar und Leopold Lipschütz, wußte den Abend über ein zahlreiches Publikum zu interessieren, fand aber am Ende nur gemäßigten Beifall. Eine sehr geschickte Bühnentechnik — es wäre Torheit, sie gering zu schätzen — und Esprit blenden wohl eine Weile, doch zum Schlusse fühlt sich das Publikum ernüchtert, es sieht nur kühle Berechnung ohne Gefühl. Lothar hat durch seine Uebersetzungen dem Pariser Henry Bernstein zu seinen deutschen Tantiemenerfolgen verholfen, und er hat von ihm viel

Digitized by Google

gelernt: das wirkungsvolle Hinsetzen von Gesellschaftstypen, die ihre individuelle Ausmalung erst vom Schauspieler erhalten und darum fast immer gut gespielt werden, eine mit groben Effekten und Ueberraschungen gewandt jonglierende Handlung und endlich eine mit der Miene des Weltmannes vorgetragene Weisheit, die überall „gewürdigt" werden kann, weil sie überall gleich wahr und gleich falsch ist. Schon der Titel ist solch eine ein bißchen frisch frisierte Banalität. „Die große Gemeinde" sind die ewig blinden Ehemänner. Der kluge, erfolgreiche Staatssekretär Graf Mariani, der von Blume zu Blume flattert, will ihr unter keinen Umständen angehören; natürlich erreicht ihn sein Schicksal. Die beiden Autoren sind viel zu klug, um nicht zu wissen, daß dieser Gedanke nicht gerade neu ist; sie schufen deshalb für Mariani einen originelleren Gegenspieler. Ein Bittsteller kommt in Verdacht, einen kompromittierenden Brief gestohlen zu haben, und der Graf, der die Enthüllung fürchtet, läßt den harmlosen Mann, der gar nichts zu „enthüllen" hat, eine fabelhaft rasche Karriere machen. Am Ende sieht der gestürzte Minister in seiner Kreatur seinen Nachfolger. Die Verfasser haben dadurch Gelegenheit, ihre Bonmots nicht nur über Liebe und Ehe, sondern auch über Politik sprühen zu lassen. Auch diese sind höchstens in der Aufmachung neu, da wie dort mit reichlicher Dosis von Zynismus durchsetzt. Die Dramatiker können sich auch nicht leicht einen Einfall versagen, bisweilen ruht die Handlung vor geistreichelndem Salonraisonement, bisweilen sagt einer eine Sentenz, die er in Wirklichkeit für sich behielte; so würde z. B. der vorsichtige Staatssekretär einem fremden Bittsteller wohl kaum kundgeben, wie zynisch er über das Erfolgmachen denkt. Gespielt wurde unter Basils Regie, der den getäuschten Ehemann darstellte, durchwegs vortrefflich. Monnard gab dem Frauenjäger eine weltmännische Eleganz und Liebenswürdigkeit, die den Grafen bisweilen sympathischer erscheinen läßt, als er verdient. Fräulein von Hagen eignet sich ja für solch interessante Damen der großen Welt ganz besonders. Mit feinem Humor gab Höfer den Mann, der aus Zufall Karriere macht; dann sind noch Fräulein Reubke und Herr Leßmann zu nennen. Das Theater lebt nicht von hoher Kunst allein, es muß auch Unterhaltungsstücke geben, und da ist es doch zum mindesten unnötig, daß diese Unterhaltung jedesmal in pikanten Zweideutigkeiten und in Ehebrüchen bestehen muß, noch dazu in solchen, die in der „großen Gemeinde" nicht die Ausnahme, sondern die Regel bedeuten. . . .

Aus den Konzertsälen. Die Symphoniekonzerte des Münchener Tonkünstlervereins verfügen bereits über ein festes Stammpublikum. Die Abende bieten ein sorgfältig gewähltes Programm, dem unter Lassalles Leitung eine vorzügliche Wiedergabe zuteil wird. Das Zusammenspiel des Orchesters hat sich im Laufe des Sommers noch wesentlich verbessert. Haydns Symphonie „La Chasse", Bachs Konzert in E-dur (mit Snoeck als Solisten), Beethovens Symphonien Nr. 1 und 7, die Ouvertüre zu der „Iphigenie in Aulis", Schuberts unvollendete Symphonie, d'Indy's „Wallenstein" und Liszts „Préludes" bildeten den Inhalt der drei Konzerte der letzten Wochen. Die Wintersaison wird an 20 Abenden über die Geschichte der Instrumentalmusik von 1685—1908 einen Ueberblick bieten. Vorträge des Musikschriftstellers Otto Keller werden die einzelnen Konzerte einleiten.

Verschiedenes aus aller Welt. Anläßlich des hundertsten Todestages von Goethes Mutter wurden in Frankfurt a. M. Goethes „Laune des Verliebten" und die „Fischerin" mit der Musik Corona Schröters aufgeführt. Letzteres Werkchen hat Goethe für eine Vorstellung unter freiem Himmel im Tiefurter Parke geschrieben. Auch in Frankfurt versuchte man die Vorstellung auf einer Wiese. Der Weiher des „Palmengartens" bot einen sehr stimmungsvollen Hintergrund. Die Akustik ließ jedoch manches zu wünschen übrig. — In Dresden verstarb Edmund Kretschmer, dessen Name besonders durch seine Oper „Die Folkunger" berühmt geworden ist, im Alter von 78 Jahren. 1854 erhielt er seine erste Stellung als Organist an der katholischen Hofkirche zu Dresden und war später viele Jahrzehnte als Dirigent kirchlicher und profaner Konzerte tätig. Preisgekrönt sind seine „Geistesschlacht" und eine Messe. Er hat drei weitere Messen, und außer den 1874 uraufgeführten, oft gegebenen „Folkungern" die Opern „Heinrich der Löwe", „Der Flüchtling" und „Schön Rottraut" geschrieben. — Der Dresdener Generalmusikdirektor von Schuch feierte sein vierzigjähriges Jubiläum als Dirigent. — Hans Pfitzner wurde zum Operndirektor des Stadttheaters in Straßburg ernannt. — Das „Berliner Theater" wurde unter neuer Direktion mit einer ansehnlichen Aufführung von Freytags „Journalisten" wieder eröffnet. Der früher an der Münchener Hofbühne tätig gewesene Schauspieler Heine hatte als Piepenbrink einen starken Erfolg. — In den Kammerspielen des Berliner Deutschen Theaters wurde das Trauerspiel eines japanischen Klassikers Takeda Izumo: „Terakoya" mit Erfolg aufgeführt. Manche Kritiker wurden durch das Stück, welches die Vasallentreue verherrlicht, an Calderon erinnert. Die jambische Bearbeitung von W. von Gersdorf wird gerühmt. Weniger findet eine eigene Dichtung des letzteren Anerkennung, welche gleichfalls japanische Anschauungen behandelt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist ein Charakteristikum der wirtschaftlichen Konjunktur, dass das „up and down" (Aufwärtsstreben) rasch und oft von jähen Rückschlägen begleitet und verfolgt wird. Es konnte nicht schwer fallen, dieses Moment im derzeitigen Falle vorauszusehen, und ist auch an dieser Stelle bereits seit Wochen eine retirierende Bewegung der sicherlich allzu gestüm eingesetzten Haussetendenz unserer Märkte signalisiert worden. Mit Recht konnte daher auf die Wahrnehmung hingewiesen werden, dass sachliche Motive nicht in einem derartigen Umfange vorhanden gewesen sind, dass eine so vehemente und ausdauernde Richtung nach „oben um jeden Preis" Platz greifen konnte. Zwar dürfte das Kapitalistenpublikum, das in seinem Gros neuerdings blindlings den sicherlich glaubhaften Tipsweisungen der haute banque folgte, zum Teil erhebliche Gewinne sichergestellt haben. Ohne weiteres ist jedoch als sicher anzunehmen, dass ein Hauptteil sich Effektenbesitz zu weit überzahltem Preise in überstürzter Hast angeeignet hat, in der Erwartung, recht schnell und billig zu kaufen! Zum Troste dieser, welche jedenfalls einen grossen Prozentsatz der Kapitalisten bilden, kann jedoch unumwunden festgestellt werden, dass sich eine Wendung zur Besserung ernstlich gegeben hat. — Nach wie vor ist Vorsicht am Platze. Vorsicht nicht nur bei Erwerb von Papieren, sondern in dem gesamten Kalkül der Betrachtung aller Momente, die mit der Wirtschaftslage und der fortschreitenden Entwicklung von Deutschlands Handel und Wandel so innig zusammenhängen. — Aufmerksame Beobachter werden wahrgenommen haben, dass trotz der vorjährigen geringen Renteerträgnisse einzelner Werke, um nicht zu sagen fast des gesamten Industriemarktes, und trotz der dadurch erforderlichen erhöhten Reserven und Rückstellungen die Finanzgruppen an eine ungestüme und auffallend rasche Realisierung der längst schon fälligen Kapitalsvermehrungen von Aktienunternehmungen aller Sparten gehen. Es ist augenscheinlich und wird nirgends bestritten, dass derartige im Galopp vor sich gehende Kapitalinvestitionen den Banken sehr gelegen sind, ja sogar aus Sonderinteressen von diesen gefordert werden. Der Herbst scheint die alljährlichen Ansprüche und den Appell an den Geldmarkt prolongiert zu haben. Jedoch aufgeschoben ist auch hier nicht aufgehoben. Bisher war zwar nur ein leichtes Anziehen der Privatsätze zu bemerken, und die Ausweise speziell unserer Reichsbank melden noch eine vermehrte Besserung von einzelnen Sparten des Wochenstatuses. In Bälde wird jedoch innerhalb der internationalen Notenbanken der Wettkampf um den Erwerb und den Besitz der Goldvorräte beginnen. In London sind bereits diesbezügliche Wahrnehmungen bekannt. Diese Vorkehrungen bilden den ersten Punkt in den Finanzoperationen der Grossbanken: „Liquidität überall und gerüstet und gefüllt mit Geldmitteln bis zum innersten Tresor" wird die Devise unserer Bankwelt auch fernerhin bleiben und die unrationellen Kreditverfehlungen in der Zeit vor den Krisenjahren sollen ehest liquiden Effektenvermehrungen Platz machen. Die eingegangenen Engagements in Effektentransaktionen sind bereits, zum Teil mit Hilfe von fremdem Gelde, betätigt worden. Vorkehrungen zum Ultimotermin und die Lösung von derart schwachen Positionen werden zur Säuberung der Märkte bald beitragen. Trotz des sicher zufälligen und darum auch intensiver wirkenden Zusammentreffens einer Reihe von Miseren und ungünstigen Nachrichten werden der innere Wert und die reelle Wirkung einer gereinigten Position unserer heimischen Wirtschaftslage die sichere Kraft besitzen, den bisher eingeschlagenen Weg der Entwicklung und des Ansehens weiter zu verfolgen. Das geflügelte Wort „Made in Germany" hat noch den alten Klang, und die bewährten Koryphäen der Finanzmacht Deutschlands werden den gesunden heimischen Handels- und Industriezweigen die richtigen Wege weisen. Emanzipierung von der oft konträren Situation des Auslandes und das Vermeiden von Kreuz- und Quermanipulationen bilden dabei Hauptpunkte für das Publikum, und für die breite Masse der Aussenstehenden, die dem feinen Getriebe der Börsen- und Spekulationswelt entfernter sind, wird etwas Reserve tunlich sein. Die Politik nach aussen wie innerhalb unserer Grenzpfähle, sowie die immer wieder beunruhigenden Steuer- und Finanzpläne, ferner einzelne Momente ungünstiger Art aus der Schiffahrts- und Montanwelt gaben mit anderen unangenehmen Meldungen Veranlassung, einem Optimismus ohne Grenzen rechtzeitig kräftig zu steuern. Die wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkende Nachricht der Lösung des intimen Interessenverhältnisses zwischen der Dresdner Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein, Köln wirkte in ihrer detaillierten Bekanntgabe gleichfalls aufklärend dahin, nicht stets dem amerikanischen ungesunden Milieu der Konzentrationsbewegung zuzustimmen.

M. Weber.

Die Firma A. Hch. Nietzsche, optische Fabrik in **München**, macht uns mit ihrer letzten Neukonstruktion „**Auto-Clack**" bekannt, der, wie es scheint, eine neue Richtung in der Kamera-Konstruktion andeutet. Die Vorzüge dieses Apparates bestehen hauptsächlich in unbedingter Starrheit des ganzen Gefüges, insbesondere aber des ganzen Objektivbrettes, bei dem durch Anbringung einer eigenartigen Spreizenvorrichtung jede Federung ausgeschlossen ist. Der Apparat stellt sich durch Druck auf den Kopf und Herunterklappen des Laufbodens selbsttätig auf Unendlich ein und schließt auf diese Weise eine große Anzahl der üblichen Einstellfehler aus. Eine Anzahl sinnreicher Vorrichtungen gestaltet den Apparat zu einem der vollkommensten, die bisher auf dem Markte erschienen.

Digitized by Google

Moselsektkellerei
Otto Treis
MERL a. d. Mosel

„Moselgold"
„Moselgold-Cabinet"

Abgelagert, elegant, süffig, **wenig Alkohol**, daher unbedingt **best** bekömmlich und das

:: Ideal aller :: Schaumweine

Ausschliesslich Flaschengärung nach französisch. Methode, **nur aus reinen** Saar- und Moselweinen hergestellt.

Offerten gerne zu Diensten.

Wo nicht vertreten, Vertreter gesucht.

Mineralbad Ditzenbach
(Württemberg).

Station der Nebenbahn Geislingen—Wiesensteig. Luftkurort, 509 m ü. d. Meere, in prächtigster Lage mit altberühmter Heilquelle; seit Jahrhunderten erprobt bei Nerven-, Magen-, Darm- und Nierenleiden. Kur- und Badehäuser aufs modernste eingerichtet. Das ganze Jahr geöffnet. Park und Wald beim Haus. Lohnendste Ausflüge in hochromantischer Gegend. Verpflegung durch barmh. Schwestern. Billigste Preise. Man verlange Prospekt.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Gardone-Riviera am Gardasee
Hotel-Pension Häberlin Herrlichster Herbst- und Winteraufenthalt. Gelegenheit zu Traubenkuren und Seebädern.
Komfortabel eingerichtetes Haus mit mässigen Preisen. Balkonzimmer. Zentralheizung.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.

Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende**, innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt
in **AHRWEILER** (Rheinprovinz)
Station der linksrheinischen Bahn.

In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete

Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende
verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.

Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.

Illustrierte Prospekte auf Verlangen.

Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Alle Leser und Leserinnen der Rundschau sollten
soweit sie noch nicht zu unseren Kunden gehören, sich überzeugen durch einen Probeauftrag, dass wir tatsächlich in

Schlesischen Reinleinen und Hausleinen nur das **Beste**

zu **Leib-, Bett-, Kirchen- und Ausstattungswäsche** anfertigen.

Verlangen Sie portofrei Muster und Preisbuch

über **Leinen, Hand- und Taschentücher, Tischwäsche, Bettbezugstoffe, Pique, Barchent, Flanelle, Schürzen u. Hauskleiderstoffe** u. a m. von der als höchst reell bekannten christlichen Firma

Brodkorb & Drescher, Leinenhandweberei zu **Landeshut** i. Schlesien No. 43

Schlesisches Prima Hemdentuch, 82 cm breit, p. Stück (20 m lang), Mark 10.—, 10.80, 11.80, 13.— p. **Nachnahme. Zurücknahme** nichtgefallender Waren auf **unsere Kosten.** Wir bitten durch Ihre werten Bestellungen die armen Handweber in hiesiger Gegend zu unterstützen. **Landeshut i. Schlesien ist berühmt** durch die guten Leinengewebe.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

Rhöndorf a. Rh.
Dr. Eutenauer's Kuranstalt.

Aufnahme von Kranken und Erholungsbedürftigen jederzeit. — Anst.-Leiter Dr. Kemper, Spez.-Arzt für innere Krankheiten.

Gardone-Riviera
am **Gardasee**, Italien.
Grand Hôtel.

Schönster Herbst- und Winteraufenthalt in Oberitalien. **Saison 15. September bis 15. Mai.** Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Lift, elektrisches Licht, Zentralheizung. 25,000 m² Garten- und Parkanlagen. Telegraph im Hause. Billettverkauf und Gepäckexpedition. Appartements mit Bad und Toilette. Prospekt gratis und franko.

Ch. Lützelschwab, Eigentümer.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Gicht Rheumatismus, Gliederreissen, selbst das hartnäckigste Leiden, wird schnell und sicher durch das innerlich einzunehmende, nur aus Pflanzenstoffen bereitete „**Remmel's Gicht- und Rheumatismusöl**" beseitigt. Alle Einreibungen nutzlos. Glas mit Anweisung 5.— M. Zahlr. glänzende Dankschreiben. **Chem.-Pharm. Laboratorium Carl Remmel, Landshut 25, Bayern.**

Einen reinen, vorzüglichen
Tischwein
die Flasche 85 Pf. inklusive Glas empfehlen
Geschwister Kirchen
Weinhandlung
Trier an der Mosel.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München. Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.6, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandeln. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal geisp. Kolonelzeile; b Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 40. München, 3. Oktober 1908. V. Jahrgang.

Religion und Kirche, nicht Politik.

Ein deutliches Wort gegen liberale Falschmünzerei.

Vom Herausgeber.

Daß der unter der Ueberschrift „Das Münchener Gewissen" in Nr. 39 (S. 647 ff.) abgedruckte Artikel „wie eine Bombe einschlagen" würde, war vorauszusehen. Ueber die eine oder andere Wendung mag sich rechten lassen, aber das darf heute schon gesagt werden: In ernst zu nehmenden katholischen Kreisen hat der Artikel tiefen Eindruck gemacht, und unter dem ganzen Aktenstoß von Zuschriften, welche der „Allgemeinen Rundschau" seit dem 23. September, dem Tage der Ausgabe der Nr. 39, zugegangen sind, befindet sich bis jetzt keine einzige, die sich nicht mit sachlicher Zustimmung über die von vielen als „erlösendes Wort" bezeichnete Kundgebung ausspräche. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat sich nicht leichten Herzens zur Veröffentlichung des Artikels entschlossen. Das wissen am besten diejenigen Herren zu beurteilen, denen ein gedruckter Abzug des Manuskriptes in seinem wesentlichen Inhalte seit Wochen und Monaten oder schon seit einem halben Jahre vorlag. Der Appell an das Forum der Oeffentlichkeit blieb nach reiflicher Erwägung aller Umstände der einzig mögliche Weg, um die Wirkungen auszulösen, die im Interesse einer hohen, heiligen Sache von so vielen ersehnt wurden. Der Notschrei war Tausenden aus dem Herzen geschrieben. Niemand hat sich bisher an eine sachliche Widerlegung herangemacht. Nicht ohne Vorbedacht schrieb der Verfasser das Wort: „Wer wagt es, uns der Unwahrheit zu zeihen?"

Die liberale Presse machte von einem natürlichen Rechte Gebrauch, wenn sie mit einer gewissen Berserkerwut über die „Allgemeine Rundschau" und über jene Zentrumsblätter herfiel, welche sich die Ausführungen des Artikels zu eigen gemacht hatten. Der kirchenfeindliche Liberalismus und die liberale Presse waren in dem Artikel ziemlich unsanft angefaßt, und in einer umfangreichen Fußnote war ein häßlicher Ausfall des tonangebenden Organs der liberalen Partei in München gegen das heiligste Altarssakrament als der letzte äußere Anstoß zur Veröffentlichung des Artikels entsprechend qualifiziert. Von diesem Zusammenhange haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" ihren Lesern kein Sterbenswort verraten. Sie hätten ja sonst eingestehen müssen, daß die Besorgnisse, welche dem Verfasser den Mut der ungeschminkten Wahrheit und Offenherzigkeit gaben, einzig und allein auf religiösem und kirchlichem Gebiete liegen und den innersten Kern der katholischen Sache berühren, daß es daher eine ganz und gar unwahre Unterstellung ist, wenn politische Spekulationen, etwa die bevorstehenden Münchener Gemeindewahlen („Der ultramontane Sturm auf das Rathaus"), mit dem Artikel in Zusammenhang gebracht werden.

Der Artikel wurde bereits in den ersten Tagen des Februar geschrieben, als von den Gemeindewahlen nirgendwo die Rede war, auch noch niemand wissen konnte, daß auf Grund des inzwischen beschlossenen neuen Gesetzes zum ersten Male die für den Münchener Liberalismus so äußerst fatale Verhältniswahl in Wirksamkeit treten würde. Der verbrauchte Kniff der liberalen Presse, kirchlichen und religiösen Bestrebungen der Katholiken einen politischen Hintergedanken anzudichten — auch die „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 267) greift in einem von direkten Beschimpfungen triefenden Artikel zu diesem kläglichen Vorwand —, wird diesmal durch Akten und Tatsachen so gründlich Lügen gestraft, daß alle weiteren Worte über diese Finte überflüssig sind. Wer war es denn, der bei den letzten Münchener Reichstagswahlen die Person des Erzbischofs in den politischen Wahlkampf hineinzerrte und seinen Namen auf Riesenplakaten mit fußhoher Schrift als Vorspann für liberale politische Kandidaturen, selbst für diejenigen eines notorischen rabiaten Kulturkämpfers, mißbrauchte? Das war die liberale Presse und Partei! Meminisse juvat.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten", die sich wohl gehütet hatten, die für sie so gravierende Fußnote auch nur zu erwähnen, versuchten am nächsten Tage und an anderer Stelle ihrem empörenden Ausspruch („Man mag nicht daran denken, was passiert wäre, wenn die „Oblate" wirklich durch die Straßen getragen und ihr göttliche Ehre erwiesen worden wäre") unter Berufung auf Herders Konversationslexikon und Kirchenlexikon eine harmlose Deutung zu geben.[1]) Das liberale Blatt bemüht sich umsonst, nachträglich fünf gerade zu machen. Der betreffende Londoner Brief der „Münchner Neuesten Nachrichten" gab sich zu deutlich als Echo der Instinkte jenes verhetzten protestantischen Mobs, der von den großen englischen Zeitungen als eine nicht sehr ansehnliche Minderheit offen und ausdrücklich desavouiert worden war. Die „Oblate", der „göttliche Ehre" erwiesen werden sollte, konnte daher auch nur aus dem fanatischen Gedankengange jener unduldsamen Hetzer verstanden werden. Und die spöttische Wendung ist überall so verstanden worden, nicht nur in München. Schrieb doch der „Kölner Lokal-Anzeiger" am 22. September (Nr. 262) wörtlich: „Eine rohe Beleidigung der katholischen Kirche leisten sich die nationalliberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" anläßlich des Eucharistischen Kongresses in London.... Kann man sich eine gröbere Verletzung der Gefühle der Katholiken vorstellen als diese Auslassung des liberalen Blattes, das hier wieder aufs neue zeigt, wie duldsam der Liberalismus ist, der sich nicht scheut, zu unerhört rohen Beschimpfungen zu greifen."

Und dieses selbige Blatt ereifert sich am 26. September (Nr. 450) unter dem Titel „Friedensmahnungen" mit scheinheiligem Eifer über den konfessionellen Hader und glaubt, Priester und Bischöfe gegen die unfriedsame katholische Publizistik in Schutz nehmen zu müssen, derweil unter dem gleichen Dache („Jugend") eine besondere Abteilung für wöchentliche Verhöhnung und Verächtlichmachung katholischer Priester besteht.

In der katholischen Münchener Presse hat der Notschrei der „Allgemeinen Rundschau" einen Widerhall gefunden, der nicht ohne Eindruck bleiben kann. Der „Bayerische Kurier" (Nr. 269 vom 24. September) leitete den Abdruck des Artikels „Das Münchener Gewissen" mit folgenden Sätzen ein:

„Einen ungemein bemerkenswerten Aufsatz bringt die bestbekannte „Allgemeine Rundschau" des Herrn Dr. Kausen, der Dinge berührt, die, so schmerzlich sie sein mögen, doch auf die Dauer nicht stillschweigend übergangen werden dürfen. Sachlich ruhig, aber mit äußerster Entschiedenheit, wird dort .... ausgeführt."

Das „Neue Münchener Tagblatt" vom 25. September (Nr. 269) greift ein einzelnes Gebiet heraus, auf dem so

[1]) Im Herder steht übrigens S. 786 nicht, „daß Oblate gleich Hostie ist"; es heißt vielmehr: „noch heute manchmal für die unkonsekrierte Hostie gebraucht".

Digitized by Google

viele Katholiken sich beschwert fühlen, und veröffentlicht unter dem Titel „Das Münchener Gewissen und die Schule" Ausführungen, welche wir, obgleich es sich gewissermaßen nur um ein Bruchstück handelt, der ungekürzten Wiedergabe für wert halten:

„Weiten Kreisen kirchentreuer Katholiken, die im öffentlichen Leben stehen und die Dinge sehen, wie sie sind, waren die Ausführungen der „Allgem. Rundschau" über das „Münchener Gewissen" ein erlösendes Wort, das viele auf der Zunge hatten und doch immer zurückhielten in der Meinung, die Zeichen der Zeit, der Höllensturm der Kirchenfeinde müßten ihre Wirkung tun, ohne daß Laien erst das Gewissen der Verantwortlichen aufrütteln müßten.

Die liberale Presse schreit schon laut auf (siehe Morgenblatt der „Münch. N. Nachr." vom 24. ds. Mts.), ein Zeichen, daß die Religions- und Kirchenfeinde in ihrer bisher ungestörten Arbeit scharf getroffen wurden. Zum Beweis dafür, daß aber die „Allgemeine Rundschau" nicht zu viel gesagt hat, sei ein einzelnes Gebiet, das der Schule, herausgegriffen, um die Lässigkeit der Verantwortlichen an praktischen Details zu illustrieren.

Wir nennen vor allem den Religionsunterricht. Trotzdem es eine altbekannte Tatsache ist, daß ein großer Teil der Münchener Lehrerschaft mit seiner Kirche zerfallen ist, überläßt man den weltlichen Lehrern einen großen Teil des Religionsunterrichtes, in den meisten Schulen die ganze religiöse Unterweisung in den Unterklassen, in den Mittel- und Oberklassen auf jeden Fall den Bibelunterricht. Wieviel Gleichgültigkeit gegen die Religion — wenn nicht Schlimmeres — wird dadurch von den religiös kalten Lehrern in die empfänglichen Kinderherzen getragen! Man hört so viel vom zarten Empfinden des Kindes reden, das für das innere Verhältnis des Lehrers zu seiner Lehre klares Verständnis zeigt. Das ist eine Tatsache! Die Kinder fühlen recht wohl, ob der Lehrer mit warmer Ueberzeugung die religiösen Wahrheiten lehrt, oder ob er selbst nicht glaubt, was er vorträgt. Man denke zudem, welchen Eindruck für immer dieser Zwiespalt in einem frischen Knaben, der an einem Lehrer hängt und ihn als lebendiges Muster und Vorbild nimmt, hinterlassen muß! Wer es wirklich ernst nimmt mit der religiösen Jugenderziehung, muß dafür Mittel und Wege finden, daß solche Zustände nicht Platz greifen können.

Man vernachlässigt aber nicht nur den rechten Religionsunterricht, sondern läßt noch dazu die ungeeigneten Kräfte ohne jegliche Aufsicht. In jeder Klasse findet alljährlich am Schluß des Schuljahres in den weltlichen Fächern eine Prüfung durch den Oberlehrer statt, und unter dem Schuljahr überwacht er die Einhaltung des Lehrstoffes und der Lehrstunde für die weltlichen Gegenstände. Wie steht es aber mit dem Religionsunterricht? Eine Jahresschlußprüfung des Religionsunterrichtes der Lehrer sowohl, wie eine Ueberwachung findet nicht in 3 Proz. der Klassen statt. Und dies alles, obwohl man auch an verantwortlicher Stelle vom religiösen Geist in unserer Lehrerschaft wissen muß!

Ja, die geistliche Schulaufsicht in München! Wenn überzeugte katholische Lehrer, die durch ihre Schultätigkeit wie durch ihr öffentliches Auftreten als solche bekannt sind, einmal maßgebenden Herren von einer Aenderung der Schulaufsichtsverhältnisse sprechen und nur das vertreten, was Herr Dr. v. Orterer den modernen Bedürfnissen nach dieser Richtung kürzlich zugestanden hat, so sind diese katholischen Lehrer gleich im Verdacht der Unzuverlässigkeit. In Wirklichkeit aber kümmert man sich dann nicht einmal um das, was zu allernächst des Amtes der kirchlichen Vertreter ist, um den Religionsunterricht. Man darf ohne Befürchtung einer Widerlegung behaupten: in München steht die geistliche Schulaufsicht nur mehr auf dem Papier.

Wir sagen diese Dinge gegenwärtig einmal offen heraus, weil trotz mancher Mahnrufe bis heute nichts getan wurde, weil ferner bei Erörterung des „Rundschau"-Artikels es in „einem Aufwaschen" hingeht, endlich weil wir des Glaubens sind, daß schwere Gewohnheitssünden und die aus ihnen erwachsenden Uebel noch gebessert werden können, wenn nur der Vorsatz zur Umkehr einmal ernstlich gefaßt wird!"

Das „Bayerische Vaterland" schrieb am 25. Sept. (Nr. 218):

„In der in katholischen Kreisen hochangesehenen Wochenschrift „Allgemeine Rundschau" des Dr. Kausen ist unter der Ueberschrift „Das Münchener Gewissen" ein aufsehenerregender Artikel erschienen, in dem gewisse Zustände in München scharf gegeißelt werden. . . . ."

Am 27. Sept. beschäftigt sich das „Vaterland" (Nr. 220) in längeren Ausführungen mit dem Artikel der „Allgemeinen Rundschau", geißelt das gehässige Doppelspiel und die Scheinheiligkeit und Heuchelei der „Münchner Neuesten Nachrichten" in katholischen Dingen, erkennt die zweifellos gute Absicht des Artikels an und konstatiert, daß in demselben manches Wahre und Zutreffende gesagt sei. Indessen hätte man sich an eine andere Adresse wenden sollen. Es handle sich um eine Emanation schon jahrzehntelang bestehender Zustände, für die keine einzelne Persönlichkeit verantwortlich zu machen sei. Das „Vaterland" wirft die Frage auf, ob vorher alle anderen Mittel erschöpft worden seien, und klagt schließlich katholische Kreise, die sich gerne als die führenden Katholiken in München aufspielen, der Lauheit und Menschenfurcht und der Hauptschuld an den von der „Rundschau" gerügten Zuständen an. Als springenden Punkt bezeichnet das „Vaterland" dann die besonderen Rücksichten, welche die nach dem Konkordat von der Krone ernannten Bischöfe auf die Krone zu nehmen hätten. Wir registrieren der Vollständigkeit halber auch diese Auffassung eines Blattes, das in neuerer Zeit an der Seite der Zentrumspresse mit großer Entschiedenheit und vielfach mit unleugbarem Geschick für die katholischen Interessen eingetreten ist. Nur zweierlei sei bemerkt: Das „Vaterland" bricht sein Zitat aus der „Allgemeinen Rundschau" genau an der Stelle ab, wo die „Rundschau" in teilweiser Uebereinstimmung mit seinen eigenen Ausführungen schrieb: „Was mit uns Tausende empfinden, besteht nicht erst seit gestern. Durch Gewöhnung wurde es System, und es wäre verfehlt, eine Person allein verantwortlich zu machen." Wie wenig der Verfasser daran gedacht hat, die Ehre und den Charakter der Person anzutasten, geht aus seiner neuesten Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau" hervor, in der es unter anderem heißt: „Wir Katholiken Münchens sind überzeugt und erfreut, daß unser Erzbischof ein persönlich frommer Mann und ein musterhafter Priester ist."

Was sodann die im Laufe der Jahre vergeblich unternommenen Schritte anbelangt, so ist wohl nur ein winziger Bruchteil von all den vielen Enttäuschungen, Schwierigkeiten und Hemmnissen auf den verschiedensten Gebieten der Oeffentlichkeit bekannt geworden. Gar mancher könnte davon ein Liedlein singen.

Die nichtswürdigen „politischen" Unterstellungen der liberalen Presse können übrigens nicht drastischer widerlegt werden als durch eine kleine Gedächtnisauffrischung aus den eigenen Spalten der „Allgemeinen Rundschau", gleichzeitig ein Beweis dafür, daß vorher schon andere Mittel — auch in der Presse — erschöpft wurden, leider ohne merklichen Erfolg.

In Nr. 12 der „Allgemeinen Rundschau", 4. Jahrgang, vom 23. März 1907, erschien ein längerer Artikel, betitelt

„Das kirchliche Leben in München."

Fastenbetrachtung von Monacensis.

Stünde der „Allgemeinen Rundschau" ein größerer Raum zur Verfügung, wir wären in der Tat versucht, den Aufsatz in extenso hier nochmals zum Abdruck zu bringen[2]). Eine wirksamere Rechtfertigung für das jetzige Vorgehen der „Allgemeinen Rundschau" und ein schlagenderer Beweis für den religiös-kirchlichen Charakter der in ihren Spalten zum Ausdruck gebrachten Stimmung wäre kaum denkbar. Wir müssen uns jedoch mit der wörtlichen Wiederholung einiger markanter Sätze begnügen. Vor 1½ Jahren war an dieser Stelle zu lesen:

„Es liegt so etwas wie eine starke Unzufriedenheit mit kirchlichen Verhältnissen in der Luft. Vielen, die auf das Wohl der Kirche sinnen, scheint manches reformbedürftig. Leider gibt es der Anlässe zu solcher Kirchenverdrossenheit gerade in München nicht wenige. Einige sollen hier angedeutet werden, nicht um zu nörgeln, sondern zur heilsamen Gewissenserforschung in der Karwoche. Viele katholische Laien und Geistliche denken und sagen es auch: München, das auf vielen Gebieten in Deutschland, ja in Europa, an der Spitze marschiert, bildet in kirchlicher Beziehung die Nachhut oder gar den Landsturm. Muß das immer so bleiben? Ja, so lange die Indolenz kirchlicher Kreise andauert. Hätten die Wächter Sions für die überirdischen Interessen nur die Hälfte des Eifers, der Rührigkeit und Klugheit, welche die Kinder der Welt entwickeln, dann könnten wir Münchener Katholiken bald ein Te Deum anstimmen."

„Monacensis" verbreitete sich sodann eingehend über die in München vermißte Modernisierung der Großstadtseelsorge, über den bei uns herrschenden praktischen Quietismus, den Mangel an Initiative. Damals las man in der „Allgemeinen Rundschau" u. a. folgendes:

„Man sieht hier seine Aufgabe lediglich darin, die jeweils dringendsten Einläufe zu erledigen, und zwar mit der feierlichen

[2]) Soweit der Lagervorrat es zuläßt, steht das betreffende Heft (Nr. 12 vom 23. März 1907) Interessenten gratis zur Verfügung.

Digitized by Google

Langsamkeit einer ehrwürdigen Maschine, alles an sich herankommen zu lassen, hinter den Ereignissen einherzulaufen, aber beileibe nicht praktische Anregung und Ermunterung zu geben, die Entwicklung vorausahnend dem Uebel vorzubeugen, Veraltetes abzuschaffen, Neues auszudenken. Wie hat sich Prälat Huhn selig in seinen letzten Jahren manchmal bitter ausgesprochen, wie sehr die Passivität und Indifferenz von oben zur Entmutigung und Verdrossenheit am öffentlichen Wirken beitrage! Man wisse nicht mehr, wie man daran sei. Was Wunder, wenn diese Lethargie lähmend auf die unteren Regionen wirkt? So sind wir denn in München tatsächlich auf einem toten Punkt angelangt!"

Als weitere Ursachen des kirchlichen Niedergangs in München erörterte der Artikel vom 23. März 1907 die Rückständigkeit auf vielen Gebieten, den mechanischen Massenbetrieb der Seelsorge ohne persönliche, individuelle Einwirkung, den Mangel einer zielbewußten Männerseelsorge in bezug auf Predigten, Andachten, Beichtstuhl, Konferenzen für die gebildete Männerwelt auch in der Metropolitankirche, Predigten eines berühmten Kanzelredners für die gebildete Männerwelt gleichfalls im Dome, Anpassung der Gottesdienstzeiten an die Bedürfnisse des Großstadtpublikums waren angeregt. Herzbewegend waren die schreienden Mängel der Studentenseelsorge geschildert, ebenfalls die religiöse Verwaisung der Studenten an den Mittelschulen, der unzulängliche Religionsunterricht an den Fortbildungsschulen.

Die einzige praktische Frucht, der einzige greifbare Erfolg jener sehr ins Detail gehenden Fastenbetrachtung in der „Allgemeinen Rundschau" war die Einführung der sonntäglichen 11 Uhr-Predigt mit nachfolgender hl. Messe im Dome. Fast anderthalb Jahre zuvor hatte Jos. Lorenz in drei Heften der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 46, 50, 51) mit großem Freimut eine Reihe von Mängeln in der Erziehung des Klerus behandelt. Gleichfalls im Jahre 1905 erschienen aus derselben Feder: „Gedanken über den Reformkatholizismus" (Nr. 16), „Klerus und wissenschaftliche Bildung" (Nr. 17, 25), „Der Klerus und der moderne Kulturmensch" (Nr. 18). Der Ruf nach Diözesankonferenzen (jetzt in Eichstätt verwirklicht) erscholl in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 26, 1905). Was ist gegen alle diese Schmerzen geschehen? Wenig oder nichts. Auch die unbegreifliche Langmut gegenüber den Exzessen und Aergernissen gewisser, von modernistischen Priestern geleiteter Blätter, die anderswo überhaupt unmöglich gewesen wären, vermochte durch keine Klage erschüttert zu werden.

Auch der voreingenommenste, ja der böswilligste Liberale könnte aus diesen Erinnerungen entnehmen, daß es den Gewährsleuten der „Allgemeinen Rundschau" mit ihren religiösen, rein kirchlichen Beklemmungen bitterer Ernst war und ist, und daß politische Absichten oder Nebenabsichten mit keinem Gedanken hineinspielten.

Das möge sich auch die „Kölnische Zeitung" gesagt sein lassen, welche in ihrer Abendausgabe vom 25. September (Nr. 1013) gleich zwei Münchener Korrespondenten mit schwerstem Geschütz gegen die „Allgemeine Rundschau" und den ihren Spuren folgenden „Bayerischen Kurier" zu Felde ziehen läßt. Das von der „Kölnischen Zeitung" (desgleichen von der „Kreuz-Zeitung") kolportierte Gerede von den politischen Motiven des der liberalen Presse so unbequemen Artikels ist durch die obigen Feststellungen so gründlich wie möglich widerlegt. Wir müssen zu unserer Beschämung gestehen, daß der angebliche „neueste Fall", den die „Kölnische Zeitung" mit dem entsetzlichen Artikel der „Allgemeinen Rundschau" in direkte Verbindung bringt,[3]) erst auf dem Umwege der „Kölnischen Zeitung" zu unserer Kenntnis gelangt. Eine derart aus den Fingern gesogene Kalendermacherei geht denn doch über den Spaß.

In diesem Zusammenhange muß auch eines Artikels der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 834 vom 27. September) gedacht werden, der manche sehr zutreffende Bemerkungen enthält und namentlich mit der aufrüttelnden Mahnung an alle diejenigen — im Adel wie im Bürgertum —, die gerne und viel kritisieren, aber nicht genügend Opfer bringen und vor allem nicht in anspruchslosester (aha!) Weise mittun, den Nagel auf den Kopf trifft. Aber der Münchener Brief der „Kölnischen Volkszeitung" könnte insoferne irreführend wirken, als er den Schein erweckt, als sei in der „Allgemeinen Rundschau" kirchlichen Stellen, einer kirchlichen Behörde die Schuld und Verantwortung für Mißstände und Mißerfolge der Zentrumspartei und Zentrumsorganisation in München, speziell auch für die klägliche Rolle der Zentrumspartei im Rathause, beigemessen worden. Der Gedanke lag dem Herausgeber ebenso fern wie dem mitten im kirchlichen Leben stehenden Artikelschreiber. Was aber das Münchener „Preßelend" anbelangt, so kommen hier tatsächlich auch wesentliche kirchliche Interessen in Betracht, denn die Tageszeitungen unserer Richtung sollen nicht nur der Partei dienen, sondern im eminentesten Sinne der katholischen Sache, der Religion und der Kirche. Wir dürfen von der Loyalität der „Kölnischen Volkszeitung" erwarten, daß sie das Mißverständnis richtigstellt. In dem Artikel der „Allgemeinen Rundschau" selbst war auch deutlich genug gesagt, daß es verfehlt wäre, für das System eine einzelne Person allein verantwortlich zu machen. Die vielbeklagten Unzulänglichkeiten im kirchlichen Leben Münchens könnten aber unbeschadet des staatskirchlichen Systems, nötigenfalls im Kampfe gegen das System aus der Welt geschafft werden. Aber man scheut den Kampf und geht demselben aus dem Wege. Hier liegt die Erklärung für so vieles. Mit vollem Rechte bemerkt die „Kölnische Volkszeitung":

„Dieses System trat so recht scharf hervor z. B. bei der letzten Erörterung über das Placet, dann bei der Versetzung der Bischöfe von Regensburg und Passau. Der Passauer Bischof wurde gegen seinen Willen nach Regensburg und der Regensburger Weihbischof nach Passau versetzt. Das erregte großen Unwillen in der katholischen Bevölkerung. Das Volk sagte sich: jetzt versetzt man die Bischöfe wie Bezirksamtmänner — „aus administrativen Gründen". Dieses staatskirchliche System sollte nun zum größten Teil in der neuen Kirchengemeindeordnung festgelegt werden."

Es erübrigt uns, aus dem umfangreichen Stoße zustimmender Kundgebungen, die der „Allgemeinen Rundschau" in den letzten Tagen zugegangen sind, einige wenige Stichproben mitzuteilen, die zugleich dartun mögen, ob die „Münchner Neuesten Nachrichten" recht hatten, als sie das freche Wort riskierten: „So trampeln die ultramontanen Preßhetzer auf den vitalsten Interessen der katholischen Kirche herum."

Ein Landpfarrer aus Oberbayern schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Ich kann mich unmöglich enthalten, Ihnen ein kräftiges Bravo zuzurufen. Da ist einmal das Messer direkt an die Wunde angelegt. Wenn es so wie bisher weitergeht, muß nicht bloß das Volk, sondern auch der Klerus irre werden." Ein anderer Landpfarrer schreibt: „Bravo! Der Mann hat nicht übertrieben, er schreibt die absolute Wahrheit." Ein Münchener Bürger läßt sich vernehmen: „Dieser Artikel war dringend notwendig." Eine andere Münchener Stimme lautet: „Zugleich im Namen einiger Freunde kann ich Ihnen versichern, daß die Sympathien aller der katholischen Männer und Frauen Ihnen gehören, die mit tiefer Wehmut die Laxheit in dem Hervortreten des katholischen Gedankens hier wahrnehmen und mit Ingrimm sich verurteilt sehen, stillschweigend all die infamen Beleidigungen der „Münchner Neuesten Nachrichten" und gewisser „Witzblätter" hinnehmen zu müssen, ohne daß einmal von der dazu berufenen Stelle entschieden Front gemacht wurde. Heute schreibt das liberale Blatt in frivolster Weise von der „Oblate", der göttliche Ehre erwiesen werden solle, und morgen streut es im Zusammenhang mit dieser unerhörten Beleidigung Weihrauch dem erzbischöflichen Stuhle und geifert gleichzeitig gegen die Verteidiger des allerheiligsten Altarssakramentes." Gleichfalls aus München wird uns geschrieben: „Wer dieses offenherzige Wort als im höchsten Maße unschicklich und ungezogen bezeichnet, ist ein Heuchler, dem das Wort ‚Religion' nur dazu dient, Unfriede zu säen und den Glauben des Volkes zu untergraben." Ein anderer Münchener schreibt aus Bologna: „Auf meiner Ferienreise begriffen, lese ich soeben den Artikel über ‚Das Münchener Gewissen'. Er ist mir durch Mark und Bein gegangen. Ich beglückwünsche den Autor, der ihn geschrieben, und Sie, der ihn veröffentlichte. Möge er endlich die Eisdecke brechen." Ein Teilnehmer am Eucharistischen Kongreß in London spricht der „Allgemeinen Rundschau" seine Anerkennung und seinen Dank

[3]) Die „Kölnische Zeitung" schreibt nämlich: „Inzwischen soll sich nun der Erzbischof das Mißfallen der Eiferer neuerdings dadurch zugezogen haben, daß er in der Frage der Beteiligung der Klosterfrauen an dem künftig für Lehrerinnen an den Bildungsanstalten für Volksschullehrerinnen vorgeschriebenen viersemestrigen Hochschulstudium eine den staatlichen Forderungen entgegenkommende Haltung einnahm." Wann und wo hat die „Allgemeine Rundschau" gegen diesen Plan geeifert?

Digitized by Google

aus, daß sie zu so geeigneter Stunde den wuchtigen Artikel der Oeffentlichkeit übergab. „Ich habe die bedeutendsten Blätter Londons über den Kongreß gelesen, ja studiert; sie waren in überwiegender Mehrzahl nobel und gerecht. Ich kam zurück und fand die gemeinen Auslassungen der ‚Münchner Neuesten Nachrichten'. Ich habe den englischen Katholizismus geschaut in seiner mächtigen Entwicklung und entschiedenen Haltung. Er ist stark geworden, weil er sicher und entschlossen geführt wurde." Ein Niederbayer schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Der Verfasser des Artikels ‚Das Münchener Gewissen, hat die Feder tief eingetaucht, aber nicht zu tief. Oft hörte ich schon von Kollegen sagen: Wenn der niedere Klerus nicht wäre, wir wären verloren. Das gekennzeichnete Milieu findet sich im kleinen dann und wann auch in Provinzstädten." Aus Passau wurde geschrieben: „Tausendmal Dank für den Artikel. Gott möge diese freimütigen Worte segnen." Aus einer benachbarten Diözese äußert sich ein genauer Kenner der Münchener Verhältnisse: „Endlich hat sich ein Ventil geöffnet. Ich kann meiner Freude über den Artikel nicht mehr Einhalt tun und muß zu der kräftigen, geistvollen Art, die Wahrheit nach Art eines hl. Bernhard zu sagen, gratulieren. Respekt vor der ‚Rundschau'!" Aus Aachen: „Ein Bravo Ihrem custos, quid de nocte." Selbst aus der Mark Brandenburg lief ein Schreiben ein: „Der Artikel „Das Münchener Gewissen" ist dem katholischen Volke aus dem Herzen gesprochen. Ihnen und dem Herrn Verfasser ein kräftiges Bravo!" Gegen sechzig ähnliche Kundgebungen gingen der „Allgemeinen Rundschau" bisher zu.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Bedenkliche Zwischenfälle im Orient und in Marokko.

Was helfen uns die schönsten Friedensfeste und die geschicktesten diplomatischen Noten, wenn eine böswillige oder eine täppische Hand bald hier und bald da einen „Fall" schafft, der einem Feuerchen neben dem Pulverfaß gleicht. Die bulgarischen Kraftpolitiker haben die Orientbahnen in Ostrumelien besetzt und damit nicht allein die Pforte, sondern auch Oesterreich und Deutschland in der rücksichtslosesten Weise herausgefordert. In Casablanca haben französische Gendarmen den deutschen Konsulatssekretär und einen Soldaten des deutschen Konsulats, die deutsche Deserteure an Bord eines deutschen Schiffes bringen wollten, angegriffen und mißhandelt; die Schützlinge wurden von den Franzosen gefangen genommen. Der erste Vorfall kann die ganze große Balkanfrage wieder aufrollen, über deren vorläufige Ausschaltung infolge des Umschwungs in der Türkei man sich allseitig gefreut hatte. Der zweite Vorfall kann, wenn nicht die Diplomatie schnell einen Ausgleich findet, zu einem verhängnisvollen Rechts- und Ehrenstreit zwischen Deutschland und Frankreich sich auswachsen, und das gerade in dem Augenblick, wo alle Welt die versöhnliche Antwort Deutschlands auf die französische Note hoffnungsvoll anerkennt.

In der vorigen Nummer war mit Bedauern erwähnt worden, wie die türkische Regierung überflüssigerweise den bulgarischen Vertreter in Konstantinopel es hatte fühlen lassen, daß sein Staat „eigentlich" im Vasallenverhältnis zur Türkei stehe. Eine gewisse Genugtuung wurde den Bulgaren und ihrem ehrgeizigen Fürsten Ferdinand dadurch geboten, daß der Kaiser von Oesterreich den Fürsten Ferdinand am Hoflager zu Pest mit allen souveränen Ehren empfing und sogar gestattete, daß der Gast in seinem Trinkspruch sich in die Reihe der souveränen Besucher stellte. Zu derselben Zeit aber ließ der unternehmungslustige Ferdinand die Besetzung der ostrumelischen Bahn in Gang bringen. Und ein redseliger bulgarischer Gesandte erklärte offen, daß es auf eine Unabhängigkeitserklärung abgesehen sei. Es ist ja freilich längst bekannt, daß Ferdinand nach der Königskrone strebt; doch konnte man kaum darauf gefaßt sein, daß er gerade jetzt einen Vorstoß nach dieser Richtung wagen werde, nachdem in der umgewandelten Türkei das Selbstbewußtsein und die Widerstandskraft bedeutend gestiegen sind. Ferner hat er in der Wahl des Angriffspunktes sich sehr skrupellos erwiesen. Ostrumelien gehört von Rechts wegen zur Türkei und ist nur auf revolutionärem Wege unter bulgarische Gewalt gelangt; an den dortigen Orientbahnen sind Deutschland und Oesterreich besonders interessiert. Also der klarste Rechtsbruch und die keckste Herausforderung. Natürlich haben außer der Türkei auch die beiden genannten Großmächte sofort Einspruch erhoben. Wird nun die Regierung von Sofia nachgeben und sich mit dem status quo ante begnügen? Oder stecken hinter der bulgarischen Herausforderung arglistige Drahtzieher, die es trotz der von den Großmächten vereinbarten abwartenden Haltung zu einem Konflikt auf dem Balkan treiben wollen?

Etwas einfacher, aber doch nicht ungefährlich erscheint der Zwischenfall von Casablanca. Die deutsche Antwortnote, die wir unten noch besprechen, hatte in Europa zur Hebung der Friedensstimmung ganz wunderbar beigetragen. Da muß nun in Casablanca der tapfere General d'Amade auf den Gedanken kommen, einige Deserteure aus seiner Fremdenlegion dem deutschen Konsulat mit Gewalt wieder abzujagen! Die Wurzel des Angriffes steckt darin, daß Frankreich seine Kolonialkriege mit angeworbenem fremdem (großenteils deutschem) Menschenmaterial führt. Die Desperados, die sich in die harte Zucht der Fremdenlegion haben verlocken lassen, desertieren zahlreich bei der ersten besten Gelegenheit. Das deutsche Konsulat in Casablanca hat den Deserteuren seinen Schutz gewährt, wie allen Landsleuten auf marokkanischem Boden. Die dortigen Franzosen aber betrachten den Boden als französisch und vergewaltigen das deutsche Konsulat in seinen Amtshandlungen. Die Zweideutigkeit der französischen Marokkopolitik tritt dabei drastisch hervor. Deutschland aber würde alles Ansehen und die Reichsbürger würden in Marokko alle Rechtssicherheit verlieren, wenn wir uns die Gewalttat ruhig gefallen ließen. Uebrigens zeigt der Zwischenfall, daß Marokko immer noch ein Hexennest für Reibungen und kleine Konflikte bleiben wird, wenn auch die Staatsregierungen sich über die großen Fragen kunstgerecht verständigen.

Die deutsche Antwortnote.

Dem Fürsten Bülow gebührt die Anerkennung, daß er nicht bloß vor dem internationalen Parlamentarierkongreß und vor dem internationalen Pressekongreß hübsch friedlich und freundlich zu plaudern, sondern auch eine geschickte Antwort auf die französisch-spanische Marokkonote abzufassen verstanden hat. Alle Vorbehalte, die Deutschland für seine besonderen und für die allgemeinen Interessen gegenüber Frankreich machen mußte, sind in der Antwortnote enthalten, und zwar in einer so konzilianten Form, daß sich jeder scheuen muß, Widerspruch gegen diese einleuchtenden Wünsche und Rechtsverwahrungen zu erheben. Deutschland bietet recht artig die Hand zum Ausgleich, aber es vergibt sich dabei nichts. Jeder bedenkliche Punkt der französisch-spanischen Note wird durch eine leichte Handbewegung von dem Giftzahn befreit. Damit das Vorgehen Frankreichs sich nicht zu einem europäischen Mandat oder einer Vormundschaft auswachse, wird von Deutschland die Verhandlung dem gesamten diplomatischen Korps in Tanger unter Führung seines Doyens zugeschoben. Damit die vorbehaltene Kriegskostenentschädigung nicht zu einer Wucherkrawatte für Mulay Hafid und das Land werde, fordert Deutschland Rücksicht auf die finanzielle Lage Marokkos, erklärt deren Gesundung für ein gemeinsames Interesse aller Mächte, womit das Recht eines Einspruches gegen die Sonderabmachungen gewahrt ist. Ferner werden die Anerkennungen von Ausführungsbestimmungen, Schuldverschreibungen usw., die Mulay Hafid leisten soll, mit den einschränkenden Klauseln versehen, daß die Verbindlichkeiten dem marokkanischen Staatsrecht oder den Algeciras-Vorschriften über Verdingungen und Geldbeschaffungen entsprechen müssen. Gegenüber der unbesonnenen Forderung eines feierlichen Widerrufs des heiligen Krieges verlangt die deutsche Note, daß dem neuen Sultan im Hinblick auf die Stimmung der muselmanischen Bevölkerung eine gewisse Bewegungsfreiheit bei der Beruhigungsaktion gelassen werde.

Frankreich wird nicht umhin können, sich in der Hauptsache auf den Boden der deutschen Note zu stellen. Um so mehr, als offenbar Spanien, das schon vorher gebremst hatte, die deutschen Vorbehalte herzlich begrüßt. Nun kommt es freilich darauf an, daß Deutschland die Forderungen, die es hier in so sanfter Form geltend gemacht hat, mit zäher Entschiedenheit Stück für Stück durchsetzt. Gerade die milde Fassung der Note kann leicht zu Mißverständnissen und Mißdeutungen Anlaß geben, wenn nicht eine stramme Praxis nachhilft. Mit Ruhe, aber ohne Schwanken und Schwäche!

Digitized by Google

Ein neuer Vorstoß der Keim-Partei.

Die im Flottenverein verbliebenen Keimlinge hatten zu der auf den 26. September angesetzten Vorstandssitzung eine neue Aktion unternommen. Der freche Antrag, daß die drei Führer des bayerischen Landesverbandes (Frhr. v. Würtzburg, v. Spieß, v. Braun) zum Rücktritt veranlaßt werden sollten, war als Dynamitbombe gedacht, um Herren Keim und seinem alldeutsch-kulturkämpferischen System für die Wiederkehr Bahn zu schaffen. Das Präsidium hat die Herrn abblitzen lassen, indem es eine Verteidigung der Angegriffenen zu Protokoll nahm, das Eingreifen ablehnte und dann ein Arbeitsprogramm zur Beruhigung der Gemüter aufstellte. Die Fanatiker wollen nun ihr Sprengpulver nach Nürnberg bringen zu der nächsten Hauptversammlung des Flottenvereins. Hoffentlich kommt es dort zu einer gründlichen Klärung und zum Austritt der unverbesserlichen Ruhestörer. Alles muß doch einmal ein Ende haben, auch die Keifereien und Ränkespiele im Flottenverein.

Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform.

Von

Regierungsrat Karl Speck,

Mitglied des Deutschen Reichstags und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

III.

Den offiziösen Mitteilungen der „Nordd. A. Ztg." ist nun eine ausführliche Abhandlung gefolgt, welche der Reichsschatzsekretär über die Aufgaben und die Wege der Reichsfinanzreform in der Zeitschrift „Deutsche Rundschau" veröffentlicht hat, die aber ebenfalls noch keine volle Klarheit über seine Ziele und Absichten bringt. Eine vierfache Aufgabe ist nach Ansicht des Herrn Sydow der Reichsfinanzreform gestellt: die Einnahmen und Ausgaben des Reichs in Einklang zu bringen, mit der bisherigen Anleihewirtschaft zu brechen, die Belastung des Marktes mit den großen Beträgen kurzfristiger Schatzanweisungen abzustellen und eine anderweitige Regelung des Verhältnisses der Reichsfinanzen zu den Bundesstaaten herbeizuführen. Bei Erledigung der ersten Aufgabe scheint Herr Sydow das Hauptgewicht auf die Erhöhung der Einnahmen zu legen, an die Möglichkeit einer Verminderung der Ausgaben scheint aber auch er nicht zu glauben. Ausdrücklich leugnet er diese Möglichkeit für das Gebiet der Heeres- und der Marineverwaltung, für letztere stellt er sogar noch erhebliche Mehrausgaben als eine Folge des neuen Flottengesetzes in Aussicht. Ob und inwieweit eine solche Möglichkeit für die Kolonialverwaltung gegeben ist, darüber schweigt er sich aus. Auch bei den Betriebsverwaltungen des Reichs sind nach seiner Ansicht ins Gewicht fallende Ersparnisse nicht zu machen. Von dem Streben nach der vielgerühmten, aber leider längst abhanden gekommenen „altpreußischen Sparsamkeit", welches in der „Nordd. A. Ztg." so wirkungsvoll in den Vordergrund gestellt wurde, ist also in der Abhandlung des Staatssekretärs nur sehr wenig mehr zu finden. Was er aber über die Erschließung neuer Steuerquellen sagt, geht über das bisher schon bekannt Gewordene nicht sehr weit hinaus. Wesentliche Punkte, wie z. B.: die Frage der Elektrizitätsabgabe, werden von ihm überhaupt nicht berührt mit der Motivierung, daß der Bundesrat dazu noch nicht endgültig Stellung genommen habe. Dagegen werden Bier, Tabak und Branntwein als geeignete Steuerobjekte bezeichnet, obwohl doch auch hierüber der Bundesrat wohl noch nicht definitiv wird Stellung genommen haben. Wie hoch die Belastung sein wird, die diesen Genußmitteln der Masse zugedacht ist, und in welcher Form sie erfolgen soll, wird nicht angegeben; es wird nur gesagt, daß dieselben „kräftig" durch Steuern herangezogen werden sollen. Eine ganz erhebliche Erhöhung der bisherigen Steuersätze auf diese Artikel wird sich ja auch nicht vermeiden lassen, wenn ein Mehrbedarf von 500 Millionen, wie der Staatssekretär annimmt, gedeckt werden soll. Angedeutet wird, daß auch Schaumwein und stiller Wein in Flaschen bei der Steuersuche nicht werden übergangen werden. Eine Erhöhung der Schaumweinsteuer wird ja wohl keine Schwierigkeiten bieten; ein sehr hohes finanzielles Erträgnis wird aber aus derselben ebensowenig zu erzielen sein wie aus der Weinsteuer, bei welcher die Erhebungskosten ein gut Teil des Ertrages aufzehren werden.

Auffallend aber erscheint es in der gegenwärtigen mißlichen Situation, daß an der von der Reichstagsmehrheit gegen den Willen der verbündeten Regierungen beschlossenen Herabsetzung der Zuckersteuer von 14 auf 10 ℳ pro Doppelzentner anscheinend festgehalten werden soll. Ob diese Steuerermäßigung auch den Konsumenten tatsächlich in Form einer Preisermäßigung zugute kommen wird und nicht in den Taschen der Produzenten verschwindet, erscheint doch sehr zweifelhaft; anderseits aber erwächst der Reichskasse durch die Steuerermäßigung ein Ausfall von jährlich 35 Millionen Mark, der jetzt durch Erhöhung der Steuern auf andere Genußmittel wieder gedeckt werden muß. In den Zeiten finanzieller Not bestehende Steuern zu ermäßigen oder gar aufzuheben, erscheint doch als ein gewagtes Experiment. Deshalb ist es auch lediglich vom taktischen Gesichtspunkte aus verständlich, daß Herr Sydow, wie er andeutet, die bestehende Fahrkartensteuer wieder aufheben will. Das Erträgnis dieser Steuer, welche bekanntlich einem Antrage des früheren nationalliberalen Abgeordneten Dr. Becker zu verdanken ist, ist ja allerdings weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben; immerhin waren es aber doch rund 20 Millionen, welche im Jahre 1907 aus ihr der Reichskasse zuflossen. Auf diese Einnahme jetzt so ohne weiteres zu verzichten, liegt aber um so weniger Anlaß vor, als dieser Verzicht wohl keinen großen Einfluß auf die Einnahmen aus den Personenfahrkarten für die Eisenbahnverwaltungen haben wird. Die Abwanderung aus den höheren in die niedrigeren Klassen ist im wesentlichen eine Folge der Tarifreform, welche die erhebliche Verbilligung der Tarifsätze für die niedrigen Klassen gebracht hat.

Die Einführung direkter Reichssteuern auf Einkommen und Vermögen wird vom Staatssekretär abgelehnt; dagegen wird zum Ausgleich für die bedeutende Erhöhung der Konsumsteuern die Einführung einer Nachlaßsteuer in Aussicht gestellt, welche neben der schon bestehenden Reichserbschaftssteuer erhoben werden und alle Nachlässe, auch die an überlebende Ehegatten und Kinder fallenden, treffen soll. Dieser Steuervorschlag wird den lebhaftesten Widerspruch namentlich aus landwirtschaftlichen Kreisen hervorrufen. Durch die Freilassung der kleineren Vermögen unter 10—20,000 ℳ wird dieser Vorschlag ebensowenig schmackhaft gemacht wie durch die in Aussicht gestellte Umwandlung der auf den Grundbesitz entfallenden Steuer in die Form einer Rente. Da das Steuersoll im einzelnen Falle aus dem Gesamtnachlaß und nicht aus dem einzelnen Erbteil berechnet werden soll, so müßte, wenn die prinzipiellen Bedenken, welche gegen diese Steuer sprechen, einmal außer Betracht bleiben sollen, das steuerfrei zu belassende Vermögensganze erheblich höher angesetzt werden als auf 20,000 ℳ. Die Umwandlung der Nachlaßsteuer aber in eine Rente würde nichts mehr und nichts weniger bedeuten als eine Belastung des gesamten Grundbesitzes mit einer neuen Sorte von Bodenzins, mit einer Reallast der schlimmsten Sorte. Die Erfahrungen, die man gerade in Bayern mit den Bodenzinsen gemacht hat, haben zu dem Entschluß geführt, dieselben möglichst bald, selbst unter großen finanziellen Opfern des Staates, aus der Welt zu schaffen; durchaus unverständlich wäre es aber, wollte man nun gleichzeitig einen Reichsbodenzins einführen und damit eine Belastung des Grundes und Bodens schaffen, welche mit der modernen Entwicklung nicht vereinbar wäre.

Was der Staatssekretär an allgemein politischen Erwägungen im letzten Abschnitt seiner Abhandlungen beifügt, hätte wohl leicht ohne Schaden für das Ganze wegbleiben können, da dieser Teil seiner Ausführungen nur geeignet ist, die ruhige Entwicklung der Dinge zu stören. Er hat denn auch schon in der Presse die gebührende Zurückweisung gefunden. Wenn er unter den Parteien, die bei der Reform angeblich „abseits stehen", wie anzunehmen ist, auch das Zentrum verstanden wissen will, so muß diese Ansicht als mit den tatsächlichen Verhältnissen direkt im Widerspruch stehend bezeichnet werden. Von allem anderen abgesehen, konnte sich der Herr Staatssekretär doch schon allein bei der Besprechung mit den auf seine Einladung im Reichsschatzamt erschienenen Vertretern der Zentrumsfraktion des Reichstages davon überzeugt haben, daß das Zentrum bereit ist, auch hier positiv mitzuarbeiten. Aus den Bedenken, welche diese Vertreter gegen den einen oder anderen seiner Vorschläge geltend gemacht haben, auf ein „Abseitsstehen" der Partei zu schließen, ist durchaus unberechtigt; auch die Vertreter anderer Parteien haben ihm gewiß darüber keinen Zweifel gelassen, daß auch sie nicht ohne weiteres alle seine Vorschläge zu akzeptieren geneigt sind. Die Art und Weise, wie er den gefügigen Parteien Belohnung, den widerspenstigen aber Strafe in Aussicht stellt und insbesondere

Digitized by Google

den Linksliberalen als den schrecklichsten der Schrecken das eventuelle Zusammengehen mit dem Zentrum an die Wand malt, war man ja bisher schon in den Spalten der „nationalen" Presse gewohnt zu finden; neu ist aber jedenfalls, daß ein Staatssekretär solche Auslassungen öffentlich mit seinem Namen deckt.

Zusammenfassend kann man sagen, daß diese „Flucht in die Oeffentlichkeit", welche der Staatssekretär mit seiner Abhandlung unternommen hat, durch ihren sachlichen Inhalt niemanden völlig befriedigen konnte, dagegen durch die allzu deutliche Sprache gegenüber denjenigen Parteien, ohne deren Mithilfe eine Reichsfinanzreform nicht durchzusetzen ist, die Aussichten auf das Zustandekommen des großen Reformwerkes zum mindesten nicht verbessert hat. Jedenfalls liefert diese Abhandlung in ihrem letzten Abschnitt den besten Beweis dafür, wie berechtigt die Stimmen sind, welche aus Zentrumskreisen heraus zu äußerster Vorsicht bei dem weiteren Vorgehen in der gegenwärtigen schwierigen Situation mahnen.

Schönerer und Oesterreich.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Wenn eine markante Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben scheidet, pflegt man ihr in der Presse einen Nachruf zu widmen. Georg Schönerer, dessen politische Tätigkeit noch auf Jahrzehnte hinaus sich in Oesterreich unheilvoll wird bemerkbar machen, ist jetzt persönlich vollständig kaltgestellt, und was ihm dabei das Allerpeinlichste ist: man hat ihn aus seiner ureigensten Gründung, aus dem „Deutschen Turnerbund", hinausgeekelt. Schönerers kaiserfeindliche Hohenzollernpolitik darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Er und sein Schüler K. H. Wolf sind ja die Schöpfer der alldeutschen Hochverratspartei. Beide haben sich hauptsächlich auf die Verführung der Jugend an den Mittel- und Hochschulen geworfen in der ganz richtigen Erkenntnis, daß die katholische Vormacht Oesterreich zugrunde gehen müsse, wenn ihr Beamtenstand staats- und kaiserfeindlich gesinnt sei. Schönerer hatte seine Hauptstütze in den „Jahnern", wie sich die von ihm gegründeten Turnvereine gerne nennen, sie schworen ihm „ewige Treue", scheinen dieser aber jetzt überdrüssig geworden zu sein. Auf dem jüngsten Turntag wurden gegen Schönerer, welcher nach langem Zaudern los von Rom gegangen war, drei furchtbare Anklagen erhoben: 1. Er beschäftige auf seinem Gute tschechische Arbeiter; 2. er halte sich einen katholischen Schloßgeistlichen; 3. er habe eine Frau aus jüdischem Geblüte. Man richtete an Schönerer einen Fragebrief, ob diese Anschuldigungen wahr seien. Darüber aufs höchste empört, trat Schönerer aus seinen Vereinen aus und steht nun ganz vereinsamt da. Die erste und dritte Anklage kann er nicht bestreiten, sie nur zu erheben, ist aber schon schändlichste Majestätsbeleidigung.

Schönerer selbst ist politisch tot, aber die von ihm ausgestreute Saat wuchert weiter in den Penalverbindungen, Turnvereinen, Burschenschaften und — Beamten.

Schönerer hat selbst durch seine „Unverfälschten deutschen Worte" und seine Trabanten schon auf den Gymnasien Anhänger seiner Alldeutschlandpläne geworben. Der „Briefkasten" seines Leibblattes liefert dafür Beweise in Massen. So kommen die Jünglinge schon hochverräterisch verseucht auf die Hochschulen, wo sie ihre Kameradschaft in den Burschenschaften zu suchen angewiesen sind. Wie es in diesen Verbindungen zugeht, zeigt ein Bericht des Wiener „Alldeutschen Tagblatt" über ein von den Burschenschaften am 26. und 27. August in Langenlois (Niederösterreich) veranstaltetes „deutschvölkisches Sommerfest". Bei einem Kommers hielt der Alte Herr der Innsbrucker „Germania" Dr. Urfin eine Rede, in welcher er die Hochschüler aufforderte, sich politisch auszubilden „und, wenn für unser bedrängtes Volkstum Gefahr im Verzuge ist, die Kampfesscharen der verläßlichen Streiter für das Alldeutschtum zu verstärken. Niemand sei geeigneter als der deutsche Hochschüler, in den ihm nahestehenden Bevölkerungsschichten völkische Aufklärungs- und Erziehungsarbeit zu leisten. Von Wichtigkeit sei aber auch, daß die deutsche Hochschuljugend getreue Volkswacht halte und in ihren eigenen Reihen nicht dulde, daß etwa Alte Herren oder Ehrenburschen, die als „Burschen" das Gelöbnis für Alldeutschland abgelegt haben, später für ein regierungsfähiges, schwarzgelbes Deutschtum in Oesterreich eintreten, anstatt getreu den Farben schwarz-rot-gold, für Alldeutschlands Hochziele zu wirken." Was dieses „Alldeutschland" bedeutet, hat Schönerer selbst im Abgeordnetenhause nicht nur mit dem Rufe: „Heil den Hohenzollern", sondern auch mit den Worten erklärt: „Wir wollen, daß Deutschösterreich in dieselben staatsrechtlichen Beziehungen zum Deutschen Kaiser trete wie Bayern, Sachsen usw." Und für dieses Alldeutschland, welches den Kaiser von Oesterreich in das von den Alldeutschen geplante Vasallenverhältnis zum Hohenzollernkaiser bringen soll, legen die Burschenschafter, die künftigen kaiserlichen Beamten und Professoren, ein Gelöbnis ab!

Am nächsten Tage zogen die Burschen zum Denkmal „unseres unvergeßlichen Volks- und Los von Rom-Kaisers Josef II", bei dem sie einen Kranz niederlegten und entblößten Hauptes die Strophe sangen: „Wir wollen das Wort nicht brechen, Nicht Buben werden gleich, Wollen predigen und sprechen Vom heil'gen deutschen Reich". Ein solches Gelöbnis in Schönerers Sinn vor dem Denkmal eines österreichischen Kaisers — kann es etwas Unverschämteres noch geben?

Aber noch nicht genug! Es kam noch ein Festabend, bei dem die Ausschmückung „nur in den deutschen Farben", d. h. schwarz-rot-gold, zugelassen war. Auch hier hielt Dr. Urfin die Festrede. Unter dem Jubel der Burschenschafter begrüßte es der Redner, daß „das alltägliche Schwarz-gelb dieses Festjahres (Kaiserjubiläum) durch die Veranstaltung dieses deutschvölkischen Sommerfestes mit einem roten Streifen durchzogen werde." „Unsere Blume, unser inhaltsschweres Gesinnungszeichen ist die blaue Kornblume", welche Schönerer für die Lieblingsblume Wilhelms I. hielt und darum zu seinem Parteiabzeichen erkor.

Wenn in diesem Sinne die Burschenschaften ihre Mitglieder unpatriotisch, hochverräterisch erziehen, wenn man sie zu Alldeutschland schwören läßt, das österreichtreue Deutschtum verpönt, wer will sich dann noch wundern, wenn in Oesterreich ein Beamtentum heranwächst, welches mit den ärgsten Feinden der Monarchie und des Herrscherhauses gemeinsame Sache macht? Hier in Salzburg fanden heuer im Frühjahr Wahlen für die Gemeindevertretung statt. Ein junger Advokaturskonzipient kandidierte als Schönererianer und, um sich recht zu empfehlen, verkündete er öffentlich in seinen Versammlungen, er werde im Kaiserjubiläumsjahre sich an keiner Loyalitätskundgebung beteiligen. Darüber wunderte sich niemand. Als es aber zur Wahl kam, gab ihm die Vereinigung der „unabhängigen Beamten", kaiserliche und Landesbeamte, ihre Stimme, so daß er über kaisertreue Deutschnationale siegte. Wo in aller Welt wäre ähnliches möglich? Und die Regierung duldet nicht nur solche Studentenverbindungen, sondern sie verhätschelt sie sogar, läßt sich von ihnen kommandieren und nimmt sich aus ihnen die kaiserlichen Beamten. Will und kann sie das vor unserem Kaiserhause verantworten?

Am 7. und 8. September hielten hier in Salzburg, der auf die Fremden angewiesenen Saisonstadt, die Kolpingsturner ihren achten Turntag ab. Dazu waren 70 Vertreter von auswärts, etwa 20 aus dem Deutschen Reiche (München, Ulm) gekommen. Ohne jede öffentliche Demonstration wurde das Fest in geschlossenen Räumen abgehalten. Als am Feiertag (8.) mittags die Kolpingturner in kleinen Abteilungen sich zum Mittagessen über den sog. Kreuzersteg nach der Vorstadt Müllln begeben wollten, wurde eine solche Abteilung (etwa 20 Mann) von einer Schar Schönererscher Turnvereinsmitglieder unter Führung eines älteren Buchhändlers mit Stöcken überfallen, geschlagen und ihrer Turnabzeichen beraubt. Einem Münchener suchte man sogar seinen Feldstecher zu stehlen. Drei Münchener wurden durch Stockhiebe verletzt. In den Salzburger „freisinnigen" Blättern wurde die Daseinsberechtigung der katholischen Turnvereine bestritten, und diese wurde beschuldigt, daß sie politische und religiöse Streitfragen ins deutsche Turnwesen hineinbrächten. Der Bestand der Kolpingturnerei sei eine Provokation der „deutschen" Turner und darum der rohe, planmäßige Ueberfall erklärlich, wenn auch nicht zu entschuldigen.

Dagegen hören wir Schönerer und sein „Alldeutsches Tagblatt" wieder als Zeugen. Als man, wie oben dargelegt, Schönerer aus seinem „Deutschen Turnerbund" hinausgedrängt hatte, rächte sich Schönerer, welcher die Rache als die erhabenste deutsche Mannestugend hingestellt hat, dadurch, daß er in seinem Blatte den „Jahnern" ihre „treudeutsche" Maske vom Gesichte reißt. Er veröffentlicht u. a. auch den „Katechismus der Jahner", welcher in Fragen und Antworten die Tugenden und Verdienste Schönerers verherrlicht. Diesen Katechismus muß jeder auswendig lernen, welcher Vorturner oder Wetturner werden will. Vielleicht genügt es hier, nur eine einzige Frage mit der ent-

Digitized by Google

sprechenden Antwort anzuführen. Frage: „Welche unvergänglichen Verdienste hat sich Schönerer um das Deutschtum erworben?“ — Antwort: „Schönerer ist der Bahnbrecher des alldeutschen Hochgedankens. Er hat den Deutschen im Reiche (!!) sowie in der Ostmark in seinem Linzer Programme den Weg gewiesen, wie sie auf gesetzmäßige Weise zur Einheit, zu einem gemeinsamen Vaterlande gelangen können. Er ist der gewaltigste Vertreter des deutschen Einheitsgedankens in den letzten Jahrzehnten, hat die Rassenlehre volkstümlich gemacht und die Los von Rom-Bewegung wirkungsvoll eingeleitet.“ — So wird mit Auswendiglernen die politische und die religiöse Streitfrage von den Schönererianern in die Turnvereine hineingetragen, und das allein schon rechtfertigt die Gründung von christlichdeutschen Turnvereinen.

Mit diesen Tatsachen ist dargetan, wie Schönerers Hochverratssaat wuchert und aufgeht, wie sie gerade in jenen Kreisen zum Lebensgrundsatz wird, welche mit dem Beamteneide dem Kaiser und dem Staate Treue schwören; es ist damit aber auch gezeigt, wo eine tatkräftige, kaisertreue Regierung den Hebel ansetzen muß, um Oesterreich von den Wirren im Innern, von jenen „Skandalen“ zu befreien, denen „ein Ende zu machen“ der Jubelkaiser den liberalen Unterrichtsminister auffordern mußte.

Die Tragikomödie Eulenburg.

Die Komödie ist aus. Oder gibt es einen vernünftigen Menschen, der glaubt, daß Fürst Eulenburg nochmals vor dem Schwurgericht erscheinen, und daß der Meineidsprozeß gegen ihn zu Ende geführt werden wird? Auf Grund der ärztlichen Gutachten, welche, wie es in den Preßberichten heißt, „die Verhandlungsfähigkeit streng verneinen“, dagegen „die Transportfähigkeit bejahen“, hat die Strafkammer die Untersuchungshaft aufgehoben, und Fürst Eulenburg, der am 24. September noch kränker sein sollte als vor der Einbringung in die Charité, war am 25. September plötzlich so „überraschend“ erstarkt, daß er im Krankenautomobil nach Schloß Liebenberg überführt werden konnte. Zwar ist durch den Beschluß des Berliner Kammergerichts, welches, einer Beschwerde der Staatsanwaltschaft Folge leistend, den Strafkammerbeschluß umstieß und die Aufhebung der Untersuchungshaft von einer Sicherheitsleistung von 100,000 ℳ abhängig machte, ein Tropfen Wermut in den Freudenbecher gefallen. Aber die 100,000 ℳ werden ja mit Leichtigkeit aufgebracht werden, und an dem Eindruck, daß Fürst Eulenburg fast wie ein Triumphator, jedenfalls wie ein unschuldig Verhafteter und aus der Haft Entlassener, auf sein Schloß zurückgekehrt ist, wird wenig geändert. Die im Falle Eulenburg so äußerst tätige Sensationspresse veröffentlichte sofort Depeschen wie die folgende:

„Fürst Eulenburg. Berlin, 25. Sept. Die Ankunft des Fürsten Eulenburg in Liebenberg erfolgte gestern nacht. Kaum war das Kranken-Automobil in Sicht, als die Angehörigen und die Dienerschaft ihm entgegeneilten und den Fürsten aufs herzlichste begrüßten. Das Schloß trug Blumenschmuck. Der Patient hatte die Reise gut überstanden und begab sich sogleich in die Behandlung seines Hausarztes Dr. Gennerich.“ („M. N. Nachr.“ Nr. 268.)

Es ist bekannt, daß die Gemahlin des Fürsten und somit wohl auch seine übrigen nächsten Angehörigen samt der Dienerschaft den Fürsten für unschuldig halten. Erst in den jüngsten Tagen wurde eine Aeußerung der Fürstin über einen Hauptzeugen veröffentlicht. Man erinnert sich des Knalleffekts, mit dem Fürst Eulenburg die Abbrechung des unerträglich in die Länge gezogenen Prozesses zu begleiten verstand. Er konstruierte die „ultramontane“ bzw. „römische“ Verschwörung, welche die Zeugen zum Meineid verleitet und bestochen habe, um den einstigen unentwegten diplomatischen Vertreter der protestantischen Kaiseridee am Münchener Hofe zu Fall zu bringen. Ein Hohngelächter der ganzen Welt war die Antwort; aber es scheint doch Leute zu geben, welche auch diesmal den alten Intriganten, den einer seiner nächsten fürstlichen Freunde in einem bekannten Briefe als den „verlogensten Kerl“ charakterisierte, der von einer anderen Seite als „der größte Komödiant unter den Diplomaten zweier Hemisphären“ gekennzeichnet wurde, auch in diesem Falle ernst nahmen.

Die Komödie ist aus. Man wolle uns nicht mißverstehen. Nichts liegt uns ferner als der Vorwurf, daß die preußische Justiz bewußt dem Komödienspiel des geriebenen und in allen Sätteln gerechten politischen Schachspielers Vorschub geleistet habe. Trotz anfänglicher Schwankungen und Mißgriffe, die zum Teil unter dem Drucke der öffentlichen Meinung sehr rasch korrigiert wurden, wird niemand gegen ein Organ der preußischen Rechtspflege mit Recht den Vorwurf wissentlicher Begünstigung erheben können, die zudem als ein Verbrechen im Sinne des Strafgesetzes zu qualifizieren wäre. Aber das steht fest: im verzweifelten Ringen mit der Justiz ist Fürst Eulenburg Sieger geblieben und geht, in den Augen seiner Zeitgenossen stark blessiert, aber nicht unterlegen, nicht rechtskräftig verurteilt, aus der Affäre hervor. Wer so naiv ist, zu glauben, daß Fürst Eulenburg die Absicht habe, sich in Liebenberg gesund, d. h. verhandlungsfähig kurieren zu lassen, zahlt einen Taler.

Im übrigen geben wir einer Zuschrift Raum, welche sichtlich bemüht ist, mit größter Unbefangenheit und Unparteilichkeit den Prozeß Eulenburg zu würdigen. Ein zurzeit in München weilender Ausländer in angesehener Stellung, Sohn deutscher Eltern, der fast 30 Jahre in England, Nord- und Südamerika und in den englischen und holländischen Kolonien gelebt hat, schreibt der „Allgemeinen Rundschau“:

„Ich bin förmlich bestürzt über die bitteren, oft beißenden Glossen, die man im Gespräch mit Deutschen aller Schichten über den Prozeß Eulenburg hören kann. Noch in den letzten Tagen mußte ich in Gesellschaft mehr als einmal gewisse Verdächtigungen der „Klassenjustiz“ zurückweisen. Denn ich bin überzeugt, daß die Hauptschuld an der Schwerfälligkeit und oft schneckenhaften Langsamkeit der deutschen Prozeßführung liegt. Kriminalfälle, die man im Ausland vielfach in wenigen Tagen oder Wochen erledigt, solange der Eindruck noch frisch und der Tatbestand nicht verdunkelt ist, werden in Deutschland ein halbes Jahr, ja noch länger hinausgeschleppt. Einem armen Teufel nützt dieses System wenig oder gar nichts, wohl aber dem Begüterten, der das Menschenmögliche unternehmen kann, um mit Hilfe von Advokaten, guten Beziehungen, vielleicht Privatdetektivs, die das Vorleben von Zeugen durchforschen, einen einfachen, klaren Fall zu einem fast unentwirrbaren Riesenprozeß auswachsen zu lassen. Wenn alle Stricke reißen, müssen dann die medizinischen Sachverständigen, die Nervenärzte, die Psychiater in die Bresche treten. So wird das Schicksal von Zuchthauskandidaten in die Hände von „Autoritäten“ gelegt, die als Wissenschaftler womöglich den Standpunkt vertreten, daß die Kerkerhaft ein Unrecht an der Menschheit sei, und daß jeder Verbrecher eigentlich in eine Heilanstalt gehöre.

Das „Volk der Denker“ läßt sich heute von jedem imponieren, der eine neue Idee mit einem „wissenschaftlichen“ Mäntelchen behängt. Dazu rechne ich auch den tollen Unfug, der augenblicklich in Berlin und anderen norddeutschen Großstädten mit der sogenannten „Nacktkultur“, den „Nudo-natio-Klubs“, den „Nacktlogen“, getrieben wird. Es ist unglaublich und unfaßbar, daß mit Zulassung der Polizei, mit Wissen der Minister, ja sozusagen unter den Augen des Deutschen Kaisers, der Kaiserin und der kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, in Berlin für ein Adamitentum Propaganda gemacht werden darf, das aller christlichen Denkweise Hohn spricht. Im Urlande der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten, in Amerika, würde man mit diesen Herrschaften sehr kurzen Prozeß machen.“

Alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft.

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

II.

Der Speer, mit dem Hermann Diels als Fechter für die von Rom bedräute „Freiheit der Wissenschaft“ einspringt, ist eine Lieblingswaffe der Neueren und der Neuerer. Wir können das Gewaffen Historizismus heißen.

Der Historizismus ist eine schlimmste Entartung der edlen Geschichtswissenschaft. Er ist die Sucht, die „Abstammung“ der Ideen und der Ereignisse, wenn auch Sinn und Bedeutung der Ideen und Ereignisse dunkel bleiben, nach der „kritisch-exakten Methode“ mit untrüglichem „Wahrheitstakt“ aufzuweisen. Das Mittel des

Digitized by Google

Historizismus ist die Wortmacherei.[3]) Indem die „umfassendste" antiquarische Gelehrsamkeit aufgeboten und das „tiefste" Eindringen in die „pragmatischen" Zusammenhänge des Geschehens zur Pflicht gemacht wird, spürt der „Forscher" den Aehnlichkeiten und Gleichklängen in der Geschichte mit eifervollster Emsigkeit nach. Mit Hilfe vermeintlicher Gleichklänge, mit „dem elendesten der Schlüsse" — auch die „Naturwissenschaftler" bevorzugen das Verfahren durchweg —, mit der Analogie nämlich, die aus der Aehnlichkeit der Züge in zwei Menschengesichtern sofort und unwidersprechlich die Blutsverwandtschaft dartut, wird nun alle Wahrheit „geschichtlich" erhoben, festgestellt, abgeleitet.

„Alle Wahrheit" ist hier das, was der Historizismus sich als Wahrheit wünscht. Selbstverständlich kann, soviel von „logischer und gänzlich unvermeidlicher Konsequenz" die Rede sein mag, mit oberflächlichen und nichtigen Analogien nicht ausgemacht werden, was Wahrheit *ist*, was die Geschichte und die Natur *wirklich* sagen. Sogar wichtige Angaben, was zu beachten ist, bleiben unter dem Wuste von Behauptungen, Versicherungen und Beteuerungen, die auf die „Urkunden", die „Texte", die „Quellen" der Weltgeschichte verweisen, fast stets unwirksam. So hat Hermann Diels eine Zwischenbemerkung, die, von dem Zitat aus Galileis „Goldwage" abgesehen,[4]) der einzige völlig zutreffende Gedanke in der ganzen Auseinandersetzung über alte und neue Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft ist. Es wird nämlich zu verstehen gegeben — was bei uns ziemlich allgemein bekannt ist —, daß Kant, Schleiermacher, Baur, Ritschl, Darwin die Lehrer der „Modernisten" innerhalb der katholischen Kirche sind (die Mittlerrolle des ersten Leidtragenden bei dem Leichenbegängnisse des Modernismus, des Harnackschen Liberalismus, hätte noch Erwähnung finden sollen). Allein die Bemerkung kommt nicht zur Geltung. Diels Absicht geht auch gar nicht in dieser Richtung.

Der Kämpe für „die Freiheit der Wissenschaft" will vielmehr zeigen, daß die Verurteilung des Modernismus — ob sie sachlich berechtigt ist oder nicht, kommt für Diels und den Historizismus gar nicht in Frage — „die logische und unvermeidliche Konsequenz" ist „aus dem Offenbarungsglauben und dem Autoritätsprinzip der Kirche", ganz in der gleichen Weise, wie die Verurteilung Galileo Galileis sich „mit zwingender Notwendigkeit" aus demselben Offenbarungsglauben und demselben Autoritätsprinzip ergab, und wie die Verurteilung von Sokrates samt jener der alten „nordischen Naturforscher" in Althellas sich auch aus dem Glauben und dem Prinzip der katholischen Kirche ergeben haben würde, wenn die Kirche damals schon bestanden hätte.

Bezeichnend für die „Wissenschaftlichkeit" der angedeuteten Insinuationen ist die fast kindische Wendung, die Kapital zu schlagen sucht aus der Zusammenstellung der „nordischen Naturforscher" in altgriechischer Zeit, die nach Athen vordrangen, und der „deutschen Naturwissenschaft", welche, gleichfalls von Norden kommend, zu Galileis Zeiten an die „heiligen Pforten Roms" pochte. Die „deutsche" Naturwissenschaft, die in Galileo Galilei, und die „deutsche" Geisteswissenschaft, die in dem — französisch-italienischen — Modernismus sich für Rom so unangenehm bemerklich gemacht hat: erinnert das nicht an die Ergüsse deutscher Prediger, die für das „deutsche" religiöse Gemüt einen „deutschen" Christus fordern, und die ihren Gläubigen versichern, daß „unser Herrgott selber die deutsche Art gerne hat"?!

Muß man es wirklich als Ergebnis und Erlebnis „deutscher Wissenschaft" preisen, wenn ihre Vertreter, die Verfechter „deutschen Wahrheitssinnes" und „deutscher Sittlichkeit", unseren Herrgott im Himmel, der seine Sonne noch immer über die Guten und Bösen, über Berlin, Wittenberg und — Rom aufgehen läßt, mit den Propheten der „protestantischen Kaiseridee" zum deutschen Chauvinisten machen?

In sachlicher Hinsicht begeht Hermann Diels denselben *groben* Fehler, den *Friedrich Paulsen* schon in der 9. Nummer der „Internationalen Wochenschrift" (v. 29. Febr. 1908) vorgetragen hat. Die beiden deutschen Gelehrten begegnen sich in dem Gedanken: Sowenig Rom über Galilei zu siegen, sowenig der Papst „die große mathematisch-naturwissenschaftliche Flutwelle" des 17. Jahrhunderts aufzuhalten vermochte, sowenig wird ein Machtwort der Kurie „die historisch-kritische Flutwelle" des Modernismus eindämmen können. Welch eine Kritik, welch eine Philosophie! Galileihandel und Modernismusstreit sind nicht gleichartige, nicht einmal ähnliche, sondern ganz heterogene Dinge. Die Frage der Erdbewegung hatte mit dem *Offenbarungsglauben* und dem *Autoritätsprinzip* des kirchlichen Lehramtes nichts und — was nicht oft genug wiederholt werden kann — auch gar nichts zu tun. Es ging um einen alten *falschen* Schulglauben und um einen neuen *richtigen*, aber noch nicht bewährten Schulglauben in mathematischen, mechanischen, astronomischen Dingen. Die Mißgriffe, welche römische Theologen damals begangen haben, sollen in keiner Weise gelobt werden, sowenig als die Verfolgungen von seiten des protestantischen Konsistoriums in Stuttgart gegen Johannes Kepler und der von protestantischen Behörden angestrengte Hexenprozeß gegen Keplers Mutter in Leonberg ob Stuttgart bewundert werden können.

Der Historizismus sollte doch die *geschichtliche Tatsache* bedenken, daß es gerade überzeugte Anhänger des Offenbarungsglaubens und des katholischen Autoritätsprinzipes gewesen sind, welche die Urheber der neuen, der richtigen astronomischen Welterklärung geworden waren, und daß Kopernikus und Galilei — Kepler war auch überzeugter Christ — weder durch ihren Glauben gehindert wurden, die Wahrheit zu finden, noch sich durch „die Verfolgungen der römischen Inquisition" in ihrer religiösen Treue und in ihrem Gehorsam gegen Rom auch nur im geringsten erschüttern ließen. Lag der Grund dafür in der „Charakterschwäche" der Männer? Nein! Ihr religiöser Glaube ging, wie das Dogma der Kirche, auf den Schöpfer der Welt, dessen Herrlichkeit von einer mehr oder minder richtigen Vorstellung der Menschen über den Bau und Lauf seines Werkes gänzlich unabhängig war und gänzlich unabhängig ist.

Die unrichtigen Annahmen (Hypothesen) über den Weltlauf konnten und mußten sich korrigieren, da der Lauf sich Tag für Tag, Jahr um Jahr wiederholt, also von der geschärften Beobachtung und Rechnung nachgeprüft werden kann. Das wußten die Kopernikus, die Galilei, die Kepler. Das weiß aber der Historizismus nicht, obwohl er es von dem mitgeteilten Zitat aus Galileis „Goldwage" schon ablesen könnte. Wenn er den Unterschied zwischen Physik und Geschichte verstünde, wie könnte der Historizismus — in Friedrich Paulsen, Harnack, Hermann Diels, bei den Modernen und Modernisten — die geschichtlichen Fragen auf dieselbe Linie stellen mit den astronomischen? Die Fragen sind wesentlich verschieden; denn die Geschichte, mit deren Mitteln vorzugsweise man dem Modernismus gegen Rom Recht schaffen will, wiederholt sich nicht wie der Lauf des Himmels. Geschichtliche Personen und Ereignisse lassen sich nicht „erleben" und „empfinden" wie Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Darum ist die Zusammenstellung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Methode, die zum beweisbaren Wissen führen kann, und der historisch-kritischen Methode, die über den deutungsbedürftigen Geschichtsglauben — „armselige Konjekturalwissenschaft" hat Ernest Renan gesagt — nicht hinausführen kann, zwar ein Werk des „modernen Wahrheitssinnes", ein Beginnen aber, das der strengen Wissenschaft, die sich über den Gewißheitsgrad des logisch-mathematischen, naturwissenschaftlich-philosophischen Erkennens und des geschichtlichen Erfahrens klar sein muß, gänzlich unwürdig ist. Nur ein falscher Historizismus kann deshalb auch aus den Gründen,

---

[3]) Hermann Diels versagt sich die (entlehnten) Wortwendungen nicht: „Aber aus dem Kerkerdunkel des athenischen Weisen — Sokrates — brach siegreich das Licht der Platonischen Akademie hervor, wie sich aus dem Martyrertod der Giordano Bruno, Fulgenzio Manfredi und Lucilio Vanini und aus der Kerkerhaft des Galileo Galilei die neue Wissenschaft entwickelte, die ihr Eppur si muove schließlich auch gegen ihre Henker durchsetzte." Aus den Worten geht nicht hervor, ob Diels auch an die „Folterung" Galileis glaubt, ob er überhaupt die Geschichte des Galileiprozesses usw. kennt.

[4]) Diels zitiert den „Saggiatore" nach Galileis Opere VI, 232 ed. Favaro. Die Stelle lautet: „Es scheint, als ob sich Sarsi — der Jesuit Orazio Grassi, Galileis Gegner — die feste Ueberzeugung gebildet habe, man müsse sich bei wissenschaftlichen Forschungen auf die Meinungen einiger berühmten Autoritäten stützen und unser Geist müsse demnach vollkommen leer und unfruchtbar bleiben, wenn er sich nicht mit der Erörterung eines anderen vermählte. Er meint vermutlich, die Naturwissenschaft sei ein von Menschenhand geschaffenes, aus der menschlichen Phantasie geborenes Buch, wie die Ilias oder der Orlando Furioso, bei denen doch gerade die Wahrheit des Berichteten das Allerunwesentlichste ist. Nein, Signor Sarsi, so steht die Sache nicht! Die Wissenschaft steht geschrieben in dem gewaltigsten Buche, das immer aufgeschlagen vor unserem Auge liegt, in dem Universum. Aber freilich, man kann dies Buch nicht verstehen, wenn man nicht zuvor sich seine Sprache aneignet und die Buchstaben einprägt, in denen es geschrieben ist. In mathematischer Sprache ist das Buch des Universums geschrieben und seine Lettern sind Dreiecke, Kreise, kurz geometrische Figuren. Ohne sie ist es nicht möglich, auch nur ein Wort davon zu verstehen; ohne sie ist das Lesenwollen ein vergebliches Umhertappen in einem dunklen Labyrinthe."

Digitized by Google

welche die Kopernikanische Weltanschauung bewährt haben, dem Modernismus, einer falschen Philosophie und einer verkehrten Dogmatik, den Sieg über Rom und den Papst weissagen wollen. Die Weissagung hat ebensoviel Rückhalt als der Modernismus selber, dessen Name, hört man genauer zu, sowohl in geschichtlicher als in sachlicher, in philosophischer wie in dogmatischer Hinsicht Schwachheit lautet, der also im Kampfe gegen Rom und gegen Roms „furchtbare Organisation" sowie im Kampfe für „die Freiheit der Wissenschaft" sicherlich keine Macht ist.

Zweierlei wäre noch zu bedenken: 1. die logisch-mathematische Notwendigkeit bewirkt die von der Naturwissenschaft zu erforschende Verkettung der Dinge und Erscheinungen und, soweit die exakten Wissenschaften diese Notwendigkeit herausgestellt haben (Rechnung und Experiment), sind ihre Ergebnisse allbesiegend und unwiderleglich. Der „Pragmatismus" der Geschichte dagegen wird durch die (physische) Notwendigkeit allein nicht und niemals hergestellt. Sein wesentliches Element ist die Freiheit des Menschenwollens. 2. Alle unsere historischen Forschungs- und Beweismittel (Monumente, Dokumente, Quellenmaterial) sind nur armselige Bruchstücke, die niemals das geschichtliche Leben selber vorzeigen, sondern vereinzelte, versprengte tote Zeichen vom Leben darstellen. Daraus leuchtet ein, daß und weshalb die objektive Geschichte nirgends völlig rekonstruierbar („wiederholbar, erlebbar") ist, daß und weshalb die Geschichtskunde mit ihren Teilurteilen nicht eine eigentliche Wissenschaft ist noch dies sein kann. Denn die Wissenschaft (ἐπιστήμη im Unterschied von ἱστορία) geht auf das Allgemeinnotwendige und Allgemeingültige, die Geschichte für sich allein auf das partikulär und zufällig Wirkliche. Doch würde die genauere Darlegung über die Art der historischen Gewißheit, die Beweiskraft der Geschichte, sowie über den Fehler des freiheitsfeindlichen „Psychologismus" (Determinismus) im Historizismus eine eigene Abhandlung erfordern.

* * *

Die Gelehrtheit des Historizismus erinnert mich an eine Anekdote, die ich vor Jahren in Rom gehört habe.

In einem Kreise von Kunstfreunden und Kunstverständigen, die sich im Café Greco zusammengefunden hatten, herrschte Enthusiasmus über ein eben vollendetes Marmorwerk, das man vor ein paar Stunden in einem Atelier bewundert hatte. Es war, glaub' ich, eine Kreuzabnahme. Mit einer unerschöpflichen Fülle von Worten, die den Gesamtumfang der Archäologie, der Kunst- und Kulturgeschichte durchmaßen, und die der Gelehrsamkeit der Sprecher das glänzendste Zeugnis ausstellten, wurden die Schönheiten der Schöpfung gepriesen, gewürdigt, herausgestellt, entwickelt. Ein stiller Mann, der spät erst in die Gesellschaft gekommen, sprach keine Silbe; nur meinte er auf herablassendes Befragen, daß er von Gelehrsamkeit nichts verstünde. Der Mann war Achtermann, der das Kunstwerk geschaffen. Er hatte die fremden Herren, die in des Meisters Abwesenheit seine Werkstätte besucht hatten, noch treffen wollen. —

Während der Historizismus über den Offenbarungsglauben und das Autoritätsprinzip der katholischen Kirche spricht und spricht; während er mit unermüdlicher Zungenfertigkeit darlegt, wie alles gekommen, wie es nicht sein sollte, und wie es sich hätte entwickeln müssen, kurz wie das gesamte Christentum und der ganze Katholizismus durch den einfachen „Synkretismus" Adolf Harnacks, durch Verwachsen des Aehnlichen, was doch in allen Religionssystemen liegt, sich aus ihren „geschichtlichen Vorbedingungen" ergeben haben und ableiten lassen müssen — während die moderne und modernistische „Wissenschaft" ihre „geschichtliche Wahrheit" aufs eingehendste erhebt und aufs faßlichste darstellt: da schweigen wir eigentlich am liebsten angesichts der unendlich gelehrten Bücher und Reden, nicht als ob wir nichts zu sagen hätten, sondern weil wir wissen, was wir an unserem Eigentum, an dem Werke der Gotteswahrheit, besitzen.

Mehr Selbstbewußtsein!

I.

Mit Genugtuung habe ich in Nr. 38 der „Allg. Rundschau" den Artikel „Mangel an katholischem Selbstbewußtsein" von Paul Delbrück gelesen. Möchte jeder katholische Mann sich diese so bitter wahren Worte merken, deren Kernpunkt mir in dem Satze zu liegen scheint: „Dieser Zustand bildet eine beständige beschämende Anklage gegen uns selbst; das muß immer wieder betont werden."

Wieviel schadet es unserer Sache, wenn die katholischen Reisenden immer wieder ihren Standpunkt verleugnen. Ich habe jahrelang ein Augenmerk auf diese Misere gerichtet und mit besonderer Aufmerksamkeit mir die in den Eisenbahnabteilen liegengebliebenen Zeitungen auf ihren Charakter angesehen. Und obwohl meine Beobachtungen sich auf das halb katholische rheinisch-westfälische Industriegebiet erstrecken, habe ich immer und immer wieder gefunden „Berliner Tageblatt", „Rhein.-westfäl. Ztg.", „Köln. Ztg." usw. Nur ganz selten war es auch einmal unsere „Köln. Volksztg.", deren Leser wegen des gediegenen Handelsberichtes vielleicht noch ein Nichtkatholik gewesen war. Und wenn man dem Liede lauscht, das die Zeitungsausrufer an den Zügen meisterhaft singen, so findet man kaum einmal einen katholisch klingenden Refrain.

Noch kürzlich habe ich auf dem Bahnhof Bochum S. über die interessante Wandlung eines Zeitungsjungen bitter lachen müssen. Immer waren es „Die Woche", das „B. T.", die „Rh.-W. Ztg.", die „Jugend" usw., die er laut kündend feilbot. Auf einmal machte er eine Wendung, und als er mich in meinem „Schwarzen" sah, ging es lustig weiter: „Köln. Volksztg.", „Germania". In einem Badeorte der nordfriesischen Inseln machte ich die gleiche Erfahrung. Es waren nicht nur sämtliche führenden Zeitungen der anderen Richtungen vertreten, sondern selbst die kleinsten mecklenburgischen und thüringischen Lokalblättchen. Und die katholischen Badegäste, die doch immerhin eine ansehnliche Zahl bildeten, hatten die Ehre, sich mit der „Köln. Volksztg." als einzigem katholischen Blatte zu begnügen. Furchtbar erstaunt war ich, als ich schließlich, versteckt unter alten Zeitungen, noch einige Nummern der „Allgem. Rundschau" vorfand.

Es ist, wie Delbrück hervorhebt, wirklich beschämend, daß wir Katholiken uns so etwas bieten lassen. Oder sind wir vielleicht erst dann wahrhaft tolerant, wenn wir uns in jeder Weise an die Wand drücken lassen? Etwas mehr Rückgrat und geistige Ellenbogenpolitik könnte wahrhaftig nicht schaden. Ich vergesse niemals, wie uns seinerzeit unser Religionslehrer und Ordinarius am Gymnasium darauf hinwies, doch auf Reisen stets eine katholische Zeitung zu verlangen und einfach zu fordern und nach der Lektüre im Zuge liegen zu lassen. Vielleicht hat mancher seiner Schüler die zeitgemäße Weisung befolgt, wie ich selbst sie bis heute befolgt habe. Wieviel könnte auch hier von berufenen Erziehern und sonstigen überzeugungsfesten katholischen Männern getan werden! Es ist Ehrenpflicht der Katholiken, ihre Presse in jeder Weise zu unterstützen, zumal diese durch Sensation usw. nicht Abonnentenfängerin werden kann und wegen ihrer Weltanschauung auf einen begrenzten Leserkreis angewiesen bleibt. Wer die katholische Presse unterstützt, unterstützt die katholische Sache.

Kaplan Clemens, Höntrop i. W.

II.

Die Gedanken, welche Delbrück in Nr. 38 Ihrer tapferen „Rundschau" zu erwägen gibt, sind so schwerwiegender Natur, daß es mir nicht möglich ist, ohne Kommentar darüber hinwegzugehen. Ganz richtig! Die Zentrumsblätter werden beim Ausrufen auf den Bahnsteigen regelrecht ausgelassen, auch wenn sie geführt werden. Und forderte ich, wenn ich den Kopf der „Kölnischen Volkszeitung" erblickte, dieses Blatt, dann erhielt ich in 75 von 100 Fällen die Kölnische Wetterfahne. Erst auf energisches Drängen bekam ich die gewünschte „Kölnische Volkszeitung".

Und das in fast ausschließlich katholischen Gegenden. — Man mache es doch zur Gewohnheit, den Bahnhofsbuchhändlern rasch den Rücken zu kehren, wenn sie die verlangten Zentrumsorgane nicht führen. Es ist jedenfalls besser, als ein blockliberales „Weltblatt" zu erfischen.

Schließlich sei's gesagt: Mögen auch Blätter wie „Tag" usw. als Blender glänzende Artikel einzelner unserer leitenden Persönlichkeiten bringen — als Blender natürlich — (bezahlt Herr Scherl lediglich nur die Mitarbeit, nicht den hervorragenden Namen?) und mögen diese Art Zeitungen das Vordringen unserer Blätter noch so erschweren, den ihnen zustehenden Rang müssen, können, werden wir Katholiken unseren Zeitungen endlich erringen. Es gilt nur in dem Geiste der „Allgemeinen Rundschau" weiter zu schaffen und sich mehr Selbstbewußtsein, Festigkeit und Energie anzueignen. Was soll man aber dazu sagen, daß das kürzlich bei Kösel in Kempten erschienene Bändchen „Das Zeitungswesen" von Tony Kellen die „Allgemeine Rundschau" überhaupt noch nicht kennt? Durch solche Ignorierung notorisch angesehener und beliebter Organe des eigenen Lagers geben wir den Gegnern ein schlimmes Beispiel.

L. Franz, Lippstadt.

Digitized by Google

Die deutschen Katholiken in London.

Von

Theodorich Schwabe.

Wieviele Katholiken wohl unter den sieben Millionen Menschen sein mögen, die in Großlondon leben? In der Stadt, die 23 Kilometer lang, 8 breit ist, die ein Straßennetz von 4800 Kilometer besitzt. Das läßt sich genau nicht sagen, aber auf Grund der Tauf- und Schullisten schätzt man sie auf etwas weniger als 200,000. Zweifellos eine bescheidene Zahl inmitten eines solchen Völkergewirres, die mancher wohl anzweifeln möchte, der bei Bädeker gelesen, in London gebe es mehr Katholiken als in Rom. Aber sie ist dennoch richtig. Und diese 200,000, die in etwa 100 „Missionen" religiös sich versorgen können, sind derart über die riesige Fläche zerstreut, daß eine Uebersicht über sie äußerst schwierig ist. Doch wird man das Richtige treffen, wenn man sagt: Irländer, Engländer, Italiener und Deutsche bilden die größten Körperschaften unter diesen 200,000 Katholiken.

Das erzieherische und religiöse Zentrum des deutschen Teiles liegt im Osten Londons, in Whitechapel. Von diesen armen Stadtvierteln kann sich ein ganz zutreffendes Bild nur der machen, der in ihnen einige Zeit gewohnt hat. Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß mir dort auch um Mitternacht nie das geringste Leid zugefügt wurde, daß ich in den Tagen und Nächten, in denen ich dort wohnte, nie von Jack dem Bauchaufschlitzer, nie von John dem Uhrendieb belästigt worden bin, John, der harmlos nach der Zeit fragt, um, zieht man die Uhr, mit einem Griff Uhr samt Kette auf ewige Zeiten zu „pachten".

Ein Land der Freude ist der Osten Londons gewiß nicht. Hier ist nichts schön oder malerisch oder romantisch, sagt Annie Besant, hier gibt es nur Romane des Lebens: Zwei Millionen Leben, jedes mit seiner eigenen Geschichte. Dafür ist es ein Land der Armut. Nicht alle Ostender sind Bettler, aber von der Armutei in Bethnal Green oder St. Georges oder Spitalfields macht man sich bei uns in Deutschland kaum einen Begriff. Gegen solche Leute sind die Armenhäusler unserer deutschen Dörfer und Städte Krösusse. Wer diese sozialen Zustände im ganzen kennen lernen will, muß zu den 17 Bänden des Statistikers Charles Booth „Life and Labour of the People of London" greifen und zu den darin gegebenen farbigen statistischen Karten.

In einem dieser armen Viertel, in Whitechapel, liegt die deutsche katholische „St. Bonifaziusmission." In ihr die Bonifaziuskirche, eine nicht sehr große, aber hübsch mit Malereien geschmückte, helle, freundliche und, wie es sich in England von selbst versteht, saubere Kirche; außer der bayerischen Botschaftskapelle im Westen, in der seit einigen Jahren Gottesdienst eingerichtet ist, das einzige Bethaus für die deutschen Katholiken Londons. Die Seelsorge, die naturgemäß die größten Schwierigkeiten bietet, wird von drei Geistlichen der Pallottinerkongregation versehen, derselben Gesellschaft, die in Kamerun eine Reihe von Missionsstationen unterhält und hier wie dort viel für das Deutschtum arbeitet.

Neben der Kirche eine siebenklassige deutsche Schule, an der ein englischer und sieben deutsche Lehrer und Lehrerinnen tätig sind. 240 Kinder besuchen diese Schule. Wenn auch die Beiträge der englischen Regierung zum Gehalt der Lehrer höchst anerkennenswert genannt werden müssen, so waren doch im Jahr 1907 volle 20,000 ℳ von der „Mission" zur Unterhaltung der Schule aufzubringen. Neben der Schule versammeln sich hier überaus segensreich wirkende Vereine. Der Marienverein bezweckt den Zusammenschluß der katholischen Mädchen der ansässigen deutschen Familien und jener in dienender Stellung. Ein Frauenverein, der sich auch um den Schmuck der Kirche besorgt zeigt, versammelt sich je am ersten Sonntag des Monats. Ein St. Vinzenzverein und ein St. Elisabethverein tun viel Gutes, ein kaufmännischer Verein zeigt Leben und Eifer, ein Gesellenverein nimmt eine rühmliche Stellung in der Mission ein. Ich habe mehrere dieser Vereine kennen gelernt. Aus allen Gegenden der Stadt kommen Deutsche zusammen, froh, daß sie ihresgleichen treffen, daß sie miteinander beraten, daß sie, besonders die jüngeren Mitglieder, miteinander Theater spielen, daß sie Vorträge hören und last not least den Gottesdienst besuchen können. In fast jedem dieser Vereine wiederholt sich ein ähnliches Völkergemisch, wie es das der Londoner Gesamtkatholiken ist: Man trifft Deutsche aus allen Gauen, Kölner, Ostpreußen, Süddeutsche, Oesterreicher ja nicht zu vergessen. Das äußere Sein und Leben, besonders des Gesellenvereins, den man mit Recht eine Hauptstütze der Mission nennen kann, hat der genannte Statistiker Charles Booth, ein Anglikaner, so hübsch geschildert, daß ich seine Worte im wesentlichen hier wiedergeben möchte. Er schreibt (in der 3. Serie „Religious influences", London North, Innerer Ring, S. 40 f.):

„Das Charakteristische der Bonifaziuskirche ist der Jünglingsklub (Bachelors' club), der mit ihr verbunden ist und der das Rückgrat der Mission zu sein scheint. Die meist jungen Mitglieder sind alle unverheiratet. Ein verheirateter Mann kann nur Ehrenmitglied sein, eine Vorschrift, die gemacht ist, um alle Möglichkeit eines Frauenregiments fern zu halten. Der Klub ist jeden Abend offen, aber hauptsächlich ist er am Sonntag tätig. An diesem Tag öffnet er um 10 Uhr vormittags, schließt um 11 Uhr für die Messe; nach dem Gottesdienst lassen sich die Mitglieder ein Glas Münchener Bier schmecken. Dann essen einige im Klub, die meisten aber gehen heim. Um 4 Uhr, wenn der Geistliche einen kurzen Vortrag hält, ist der Klub wieder besetzt, und Vergnügungen, Billardspiel u. a. füllen die Zeit bis 7 Uhr, wo der Klub wieder schließt für den Abendgottesdienst. Nachher haben auch Frauen Zutritt. Die Unterhaltungen des Klubs begreifen in sich Vorträge, Konzerte und Theatervorstellungen. Der Geistliche ist sein Präsident. Stramme Ordnung wird aufrechterhalten. Der Verein ist keine vereinzelte Einrichtung, sondern überall zu finden, wo immer viele Katholiken sind. Mehr als 1000 solcher Klube bestehen in verschiedenen Teilen der Erde, die miteinander so verbunden sind, daß, wenn man Mitglied des einen ist, man im andern, wo immer er sein mag, willkommen geheißen wird."

Und nun blicken wir kurz in den Jahresbericht der Mission für 1907. Unter den verschiedenen Vorkommnissen wird mit besonderer Freude des Besuchs des Deutschen Kaisers in England und London gedacht. Rektor Dr. Müller nahm als Vertreter seiner Gemeinde am Festlunch in der Guildhall teil, am Tage darauf wurde er mit 50 Schulkindern der Deutschen Kaiserin im deutschen Hospital vorgestellt, beim Empfang auf der deutschen Botschaft erkundigte sich der Kaiser bei Dr. Müller eingehend nach der katholischen deutschen Gemeinde. Damen des St. Elisabethvereins stellten sich der Kaiserin vor. Dr. Müller erhielt den Roten Adlerorden 4. Klasse. Der wichtigste Teil des Berichtes, der finanzielle, macht allerdings einen weniger lieblichen Eindruck. Den Einnahmen von 19,242 ℳ stehen zwar nur 14,085 ℳ Ausgaben (außer denen für die Schule) gegenüber, aber trotzdem bleibt eine Hypothekenlast von 78,000 ℳ, die einen freieren Aufschwung der Mission hemmt. Dazu ist, wenn nicht von Deutschland aus eingegriffen wird, bei der fast durchweg unbegüterten Bevölkerung keine Aussicht vorhanden, bald von dieser Last loszukommen. Mit einem gewissen freundschaftlichen Neid habe ich den Rechenschaftsbericht des Londoner deutschen Spitals gelesen, das weit drunten in Dalston liegt. Welch staunenswerte Summen gehen für dieses gewiß hoch zu rühmende Institut über den Kanal! Von Königen und Kaisern und Fürsten aller Art, Gesellschaften und Privaten! Ich verkenne dabei in keiner Weise, daß das deutsche Spital naturgemäß eine bedeutendere Rolle spielt, als eine einzelne Mission, aber es darf wohl auf die Lage der letzteren mit ernster Besorgnis hingewiesen werden. Auch bei deutschen Katholikenversammlungen wurde von ihr schon gesprochen.

Ja, die Mehrzahl dieser deutschen Katholiken in London sind arm. Und das zu erfahren braucht man nicht lang zu fragen oder in die Häuser zu gehen, man braucht sie bloß in der Kirche zu beobachten. Ich habe mich anfangs der Rührung nicht erwehren können, als ich mich dort umsah. So viele armselige Typen, alte Männer in Kleidern, Frauen in Schalen, die in ihrem abgeschabten Zustand eine laute Sprache von Not und Armut redeten. Einst, als auch bei uns diese Schale höchste Frauen- und Mädchenzier waren, in 60er und 70er Jahren, damals sind wohl auch die in London gekauft worden. Arm, aber stolz schritt das lebenslustige deutsche Mädchen durch das heimatliche Dorf, mit großen Erwartungen kam es nach der Themsestadt. Heute ist es arm wie je einmal, nur ein vergilbtes Hütchen und ein abgeschossener Schal erinnern noch an das sonnige Einst lieblicher Jugend. Und diese Männer — wie oft hatte ich Mitleid mit ihnen und ihrem Los, das auf ihrem Aeußern geschrieben stand! Ich fühlte, nicht wenige unserer deutschen Landsleute sind um ihre Hoffnungen betrogen worden, ja manch einer mag mit seinem Lebensschifflein traurig gescheitert sein.

Digitized by Google

Doch nicht aller Idealismus ist in ihnen erstorben: Der Glaube ihrer Jugend, deutsche Art, deutsche Sprache — das sind für sie keine bloßen Worte. Schon ihr Kommen und ihre würdige Haltung in St. Bonifaz zeigen das. „Eine schöne deutsche Predigt und ein deutsches Lied", sagte mir einmal ein ergrauter Mann, „Sie glauben nicht, wie ich mich danach sehne. Ich wohne weit draußen in Kilburn, jeden Sonntag fahre ich hieher und freue mich. Hier allein höre ich reines und klares Deutsch. Es ist eben doch die Muttersprache."

Dabei lächelte er verklärt, wie einer, dem etwas besonders Liebliches ins Ohr klingt . . . .

Theologische Novitäten.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

Unter den katholischen Forschern, welche dogmengeschichtliche Studien pflegen, nimmt zurzeit der Bonner Hochschullehrer Gerhard Rauschen eine hervorragende Stellung ein. Mit hohen Erwartungen begannen wir darum die Lektüre seiner neuesten Schrift: Eucharistie und Bußsakrament in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche (8° VIII u. 204 S. Freiburg 1908. Herders Verlag. Brosch. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—), und mit Genugtuung stellen wir heute fest, daß diese Publikation Rauschens eine tüchtige Arbeit eines katholischen Gelehrten auf dem Felde der Dogmengeschichte darstellt. Für den Geist, welcher die Schrift durchweht, ist ein Passus des Vorwortes charakteristisch: „Der Gegenstand (des vorliegenden Buches) ist schwierig und für den katholischen Forscher nicht ungefährlich. Ich halte mit meiner Auffassung niemals zurück, wo ich glaube, daß sie wissenschaftlich begründet und der katholischen Lehre nicht entgegen ist; ich erkläre aber auch ausdrücklich, daß ich alles Geschriebene als treuer Sohn der Kirche ihrem Urteil rückhaltlos unterwerfe."

Von den Problemen, welche die Eucharistielehre der alten Kirche umschließt, kommen bei Rauschen zur Sprache: Reale Gegenwart Christi in der Eucharistie; Wesensverwandlung; Einsetzung der Eucharistie durch Jesus Christus; Wesen des hl. Meßopfers; Kanon der hl. Messe; Epiklese. Die Abhandlung über das Bußsakrament im Rahmen der altkirchlichen Lehre nimmt Stellung zu den Fragen: Die kirchliche Vergebung der Kapitalsünden in den drei ersten Jahrhunderten — das öffentliche Bußwesen — die öffentliche Beichte — die geheime Beichte. Die berührten Einzelthemen waren besonders in den beiden letzten Dezennien vielfach Gegenstand der Untersuchung seitens katholischer und protestantischer Gelehrten; einzelne der einschlägigen Probleme wurden dabei mehr und mehr geklärt, an andere knüpfte sich ein heftiger Streit der Meinungen, und so harren namentlich bezüglich des Bußsakramentes in der alten Kirche manche Fragen noch immer der Lösung. Rauschen verfügt über eine gute Kenntnis der Quellen und zeigt sich in der reichen einschlägigen Spezialliteratur wohl bewandert. Infolgedessen bietet seine Schrift nicht nur eine verlässige und treffliche Orientierung über den derzeitigen Stand der wissenschaftlichen Erforschung der erwähnten Fragen, sondern gewährt gleichzeitig in den angeführten zahlreichen Vätersentenzen die sichere Basis, in der Erklärung derselben durch den Autor wie in dessen Kritik der hauptsächlichen neueren Forschungsresultate gute Richtlinien, um die Sonderfragen bezüglich Eucharistie und Bußsakrament in der alten Kirche einer Lösung näherzubringen.

Dem Geschichtschreiber der Päpste und der Stadt Rom im Mittelalter, Professor Hartmann Grisar, ward am 29. Mai 1905 von Pius X. die Erlaubnis zuteil, den seit Jahrhunderten verschlossenen und gleichsam verschollenen Reliquienschatz der Capella Sancta Sanctorum durch eine Sonderpublikation zur Kenntnis der wissenschaftlichen und gebildeten Welt zu bringen. Bereits in den Junitagen des genannten Jahres schritt der Gelehrte in Gegenwart von Zeugen zur Hebung des geheimnisvollen Schatzes, dessen kostbare Gegenstände in Grisar überwältigenden und unauslöschlichen Eindruck hervorriefen. Unmittelbar nach der Erhebung machte der Forscher an Ort und Stelle seine Notizen über den Zustand und die kunsthistorischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Objekte, ließ dieselbe abzeichnen und photographieren, um „die übernommene Arbeit mit Gründlichkeit und sicherem Erfolg durchzuführen". Allein die Publikation des Schatzes sollte erst noch ihre wechselvolle Geschichte finden, ehe Grisar die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Buchform vorlegen konnte. Heute freuen wir uns des vollendeten Werkes. (Die römische Kapelle Sancta Sanctorum und ihr Schatz. Meine Entdeckungen und Studien in der Palastkapelle der mittelalterlichen Päpste. Mit einer Abhandlung von M. Dreger über die figurierten Seidenstoffe des Schatzes. Mit 77 Textabbildungen und 7 zum Teil farbigen Tafeln. Freiburg 1908. Herders Verlag. Lex.-8° VIII u. 156 S. brosch. ℳ 10.—.) In der Einführung gibt der Autor interessante Mitteilungen über die Geschichte der Entdeckung und der ersten Veröffentlichung des Schatzes. Das Werk selbst gliedert sich in zwei Teile, deren erster mit der Kapelle Sancta Sanctorum sich beschäftigt, während im 2. Teil die einzelnen Objekte des Schatzes nach Herkunft, Alter, Geschichte, gegenwärtigem Zustand und Kunstcharakter behandelt werden. Die Ausführungen Grisars sind begleitet und werden wirksam unterstützt von sehr zahlreichen und vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Die farbigen Abbildungen auf Tafel II, V und VII dürfen sogar mit Recht als Glanzleistungen der Reproduktionstechnik bezeichnet werden. Die Kunde von Grisars Entdeckung des Schatzes weckte seinerzeit in der wissenschaftlichen Welt wie in den Kreisen der Gebildeten ungewöhnliches Aufsehen. Autoritäten wie Geheimrat von Lessing, Dreger, Geh. Hofrat Prof. Grauert u. a. erkannten rückhaltlos die außerordentliche Bedeutung und das glänzende Ergebnis der Forschungen Grisars in dem Sancta Sanctorum an. Die Lektüre der hier angezeigten Schrift wird darum nicht nur für den Fachgelehrten auf historischem, theologischem und kunsthistorischem Gebiet, sondern auch für zahlreiche gebildete Laien von großem Interesse und hohem Werte sein.

Mannigfache Belehrung und reiche Anregung wird der Freund des christlichen Altertums aus der neuesten Veröffentlichung des bekannten Katakombenforschers Msgr. Dr. Jos. Wilpert schöpfen. (Beiträge zur christl. Archäologie. Mit 2 Tafeln und 32 Abbildungen. Sonderabdruck aus der Röm. Quartalschrift für christl. Altertumskunde und Kirchengeschichte. 8° 124 S. Rom 1908. Tipografia Roma (Deutsche Buchdruckerei) Via del Babuino 73.) Die „Beiträge" enthalten eine Reihe von Abhandlungen verschiedenen Umfangs zu folgenden Themen: Krypten und Gräber von Martyrern und solche von gewöhnlichen Verstorbenen; die Bilder der Dornenkrönung und des Papstes Liberius; eine mittelalterliche Tradition über die Bekehrung des Pudens durch Paulus; die Konstantinus-Schale des British Museum; das Mausoleum des hl. Zephyrin. Die Schrift enthält gleichzeitig in mehreren Aufsätzen eine gründliche Abrechnung Wilperts mit seinem italienischen Rivalen, Orazio Marrucchi, „der seit einer Reihe von Jahren die Resultate meiner (Wilperts) Forschungen mit großer Ausdauer bekämpft." Das Vertrauen in den wissenschaftlichen Charakter der zahlreichen Publikationen dieses in Rom zurzeit populärsten Katakombenforschers wird durch diese literarische Gegenwehr Wilperts nicht wenig erschüttert.

Eine schöne und vollreife Frucht der gegenwärtig auch von deutscher Seite lebhafter denn je betriebenen Franziskusforschung stellt Schnürers Monographie über den großen Armen von Assisi dar, die seit kurzem in 2. Auflage vorliegt. (Franz von Assisi. Die Vertiefung des religiösen Lebens zur Zeit der Kreuzzüge. Von Dr. Gustav Schnürer. Durchgesehene und vermehrte Auflage. 6.—8. Tausend. Mit 76 Abbildungen. Mainz u. München 1907. Verlag von Kirchheim & Co. gr. 8° IV und 138 S. geb. ℳ 4.—.) Konnte vor wenig Jahren noch der damalige General des Kapuzinerordens, P. Bernhard Christen von Andermatt, mit Recht es bedauern, daß in Deutschland noch nie eine ausführliche und die Kritik bestehende Biographie über den Armen von Assisi erschienen — diese Klage mußte für immer mit dem Erscheinen des schönen Buches verstummen, das Schnürer uns über den hl. Franz schenkte. Nach einer Skizzierung der religiösen Entwicklung im Abendland zeichnet der Freiburger Historiker in 5 Abschnitten (Jugendleben und Jugendpläne — die Ordensgründung — die Ausbreitung des Ordens — die Festsetzung der Regel — Leidensjahre und Tod) ein erschöpfendes Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken seines Helden. Im Schlußkapitel erfährt dessen Eigenart und Bedeutung treffliche Würdigung. Auf den Blättern dieses Franziskuslebens spricht zu uns ein Historiker, welcher die Ergebnisse seiner streng objektiven Forschung in vollendeter Form zu bieten und überdies in warmen leuchtenden Farben das Bild seines großen Helden zu zeichnen weiß. So trägt diese Publikation in sich die empfehlende Signatur, daß sie auf der vollen Höhe der Wissenschaft stehend allen Gebildeten eine nutzbringende, genußreiche und erhebende Lektüre sei.

Neben der Monographie Schnürers sei allen an dem großen Armen von Assisi interessierten Kreisen ein Bändchen der „Sammlung Kösel" warm empfohlen, das den Münchener Franziskaner Dr. Heribert Holzapfel zum Verfasser hat. (Franziskus-Legenden. Ausgewählt für das deutsche Volk. Kempten und München 1907. Verlag der Köselschen Buchhandlung. 16° XX u. 157 S. geb. ℳ 1.—.) Das Büchlein hat, wie der Verfasser in der wertvollen Einleitung bekennt, keinen anderen Zweck, als „das Verständnis für den Heiligen von Assisi und sein einfaches, freudiges Christentum zu verbreiten, zunächst unter dem deutschen Volke". Die ursprüngliche Absicht des Verlegers ging auf eine Neuausgabe des in Deutschland noch wenig bekannten Volksbuches der alten Franziskaner, der Fioretti. Mit den Vorarbeiten hierzu betraut, gewann jedoch P. Holzapfel die Ueberzeugung, daß es angezeigter sei, eine Auslese aus den Fioretti mit Erzählungen aus anderen Quellen zu einem Büchlein zusammenzustellen. Wer erfahren will, wie Franz von Assisi im Jahrhundert nach seinem Tode in der Anschauung des Volkes fortlebte, greife zu diesen poesieumwobenen Franziskus-Legenden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Alter Schloßgarten.

Ich trat im herbstlichen Abendschein
Auf raschelndem Laub durch das Gatter ein,
Durch das rostige Gatter, drauf schnörkelnd verschlungen
Zwei Namen wie ferne Erinnerungen.
Wie ferne Erinnerung von Treu ohne Ende,
Wie ferne Erinnerung unlöschlicher Hände.

So totstill der Garten. Leis ging ich entlang
Den schier unendlichen Wandelgang
Von' dunklen Ulmen und breiten Platanen.
Hell säumte die Sonne die leuchtenden Bahnen
Grüngoldenen Rasens; in schattiger Nacht
Glüht er von ferne wie ein Riesensmaragd.
Die Lichtung erstreckt sich. In lohenden Gluten
Seh ich den Ahorn sein Leben verbluten,
Er goß es wie Farbenströme hinein
In den matten Azur am Himmelsschrein.
Die Silberbirke in Funken steht,
Und ein Feuerregen zur Erde weht
Von sterbenden Blättern, Purpur, o Not!
So feurig, so heiß küßt kein menschlicher Tod.
So süß ist das farbige, selige Verderben,
Ein königlich heitres, ein wonniges Sterben.

Da, wo die Treppen zum Tempel steigen,
Vermoste Urnen begleiten den Reigen,
Es lodern aus ihnen und schlagen zusammen
Zu großen Feuern versteinerte Flammen.
Es griff mir so mächtig die Seele an
Das tote Feuer. Ich stand und sann!

Hier sollten Menschen zu zweien schreiten
Im goldenen Lichte die Seelen weiten
In Schönheit erschauernd einander küssen,
In Gluten des Lebens auflodern müssen.

O alter Garten, versunkenes Eden!
Ja — könnten die Namen am Gatter reden! M. Herbert.

Die Ausstellung München 1908.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

IV. (Schluß.)

Hier wäre nun gute Gelegenheit, von der Ausstellung im allgemeinen zu sprechen, die die Stadt veranstaltet hat. Manch gutes Wort ließe sich sagen über die Beleuchtungs-, Elektrizitäts-, und Wasseranlagen, über den Hoch- und Tiefbau, über die sanitären und sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen. Aber das alles würde hier viel zu weit führen, und so muß es genügen, ein Wort allgemeiner Anerkennung und Bewunderung auszusprechen.

Dies Gebiet berührt sich mit dem der Techniken überhaupt. Diesen ist im 20. Jahrhundert, wie man so sagt, nichts mehr unmöglich. Und auch in dem engeren Gebiet, das eine jede von denen beherrscht, die man uns in dieser Ausstellung vorführt, ist dies der Fall. Man braucht dazu noch gar nicht einmal die gewaltigen Maschinen, die kolossalen Lokomotiven und dergleichen zu betrachten. Auch in kleinen technischen Erzeugnissen offenbart sich der beherrschende Geist, der der Natur, der den Elementen Zügel anlegt und sie dem Menschen und seinen unerschöpflichen Ansprüchen dienstbar macht. Ueberraschend sind diese Ausstellungen der Berg- und Hüttenwerke, diese Gruppen von Maschinen, von chirurgischen, orthopädischen, musikalischen Instrumenten, von Uhren, Heizungen, Feinmechanik, Optik und allem möglichen sonst. In Nürnberg waren vor zwei Jahren diese Gruppen noch ausgeprägter, das hing aber mit der allgemeinen Bestimmung jener Ausstellung zusammen und begründet keine Unterordnung der bayerischen Zentrale.

Um noch einiger technischer Künste besonders zu gedenken, so nenne ich zunächst die Gruppe der Feintöpferei und Glaskunst. Die Zeiten sind vorüber, wo die Porzellanmanufakturen, so auch unsere Nymphenburger, von alten Erinnerungen lebten. Ein frischer Geist ist auch in sie eingedrungen, sie sind auf dem Wege zur wirklichen künstlerischen Freiheit. Ihn findet, wer solid zu arbeiten, natürlich zu fühlen und künstlerisch zu schaffen versteht. Eine Fülle dieser trefflichen Keramiken legt Zeugnis davon ab, daß jenen drei Voraussetzungen auch heute wieder, und zumal in München, viele tüchtige Persönlichkeiten zu genügen verstehen. Aus der Fülle der Namen greife ich rühmend heraus jene der Firmen F. Steigerwald, F. X. Thallmaier, J. A. von Vecht, der nach Entwürfen von J. Diez gearbeitet hat, R. Merkelbach, J. Lipp. — Interessant ist die Gruppe der Textilien. Da ist eine Fülle ausgezeichneter Stickereien, geklöppelter Spitzen, da sind herrliche Vorräte von Bett- und Tischwäsche, auch Teppiche, Batikarbeiten, Perlenstickereien fehlen nicht. Eine reiche Ausstellung von Damentoiletten gibt Gelegenheit zu ästhetischen Betrachtungen und zum Nachdenken über das Für und Wider der künstlerischen Auffassungen dieser Erzeugnisse. In ernstlichen Streit ihretwegen sich zu begeben ist unratsam. Immerhin darf anerkannt werden, daß augenblicklich das Bestreben herrscht, der Hygiene wie der Aesthetik einigermaßen Rechnung zu tragen. Nur kann man leider zu diesem Kunstzweige kein Vertrauen fassen, weil man keinen Augenblick sicher ist, daß er nicht plötzlich überraschende und widerspruchsvolle Seitensprünge macht. — Auch die Metalltechnik sei mit einem kurzen Worte bedacht. Sie ward schon bei der kirchlichen Kunst in Kürze erwähnt. Das Münchener Kunstgewerbe hat gerade auf diesem Gebiet sehr gute Leistungen aufzuweisen, allermeist solche von solider, bürgerlicher Eleganz. Ins Phantastische und Lebensfremde verlieren sich ihre Erzeugnisse nur selten. Dem Stil nach sind die Arbeiten verschieden, überwiegend modern, vereinzelt auch mit einem Hang zum Antiquarischen. Interessant sind u. a. die Erzeugnisse der Firmen F. Harrach und Sohn, Th. Heiden, E. Schöpflich, M. Strobl, K. Weißhaupt, C. Winterhalter, E. Wollenweber. Nicht vergessen seien die Bronzen und Medaillen von F. Dunn & Co., J. Rockenstein, M. Dasio, G. Lindner, K. Poellath; hervorzuheben ist auch eine christliche Medaille von P. Riezler-Kraft. Die Gruppe der Zinngeräte, Kupferschmiedearbeiten und sonstigen Metallkunsterzeugnisse ist sehr reich beschickt und fesselt durch gediegene Leistungen. — Es ist nicht möglich, noch mehr ins einzelne zu gehen. Nur nach dem Grundsatze, daß, wer da arbeitet, auch essen soll und nach getanem Tagewerk seine Erholung verdient, leite ich meine Leser noch zu den Gruppen der Lebensmittel, mehr allgemeiner Anerkennung halber und wegen ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, sowie ihrer appetitlichen und nahrhaften Vielseitigkeit, und weiter zu den Abteilungen des Sports. Letzterem ist ein sehr breiter Raum gewährt worden, sowohl im Verhältnis zum Flächeninhalt der Ausstellung, als auch gegenüber ihren sonstigen Unternehmungen. Nicht durchaus nötig war es, daß die Veranstaltungen in der Arena, namentlich in den ersten Zeiten, den Ausstellern in Halle 6 oft hinderlich gewesen sind. Sie wollten doch auch leben und nicht bloß auf ihre Kosten kommen, sondern verdienen. Man muß dem Münchener Sport, wie er sich in dieser Ausstellung darstellt, den Ruhm lassen, daß er nicht auf Uebertreibungen und Torheiten aus ist, sondern auf ernstliche Pflege des Körpers und seiner Gesundheit, und daß er somit bestrebt ist, der angespannten Tätigkeit des Geistes ein kräftiges und notwendiges Gegengewicht zu liefern. Jagen und Segeln, Turnen und Fahren, Reiten, Radeln, Rudern, Rodeln, Kraxeln bei Sommer und Winter sind gar gute Dinge, solange sie nicht zu Unfällen führen. Und gar das Auteln ist eine Kunst, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann, weil sie auch andere Leute mittelst Schnaufen und Reißausnehmen in Bewegung bringt, während sie anderseits den Insassen des Vehikels davor schützt, sich durch genauere Betrachtung der durchrasten Gegenden unnötig zerstreuen zu lassen. Und welche Freude schafft nicht ein Auto, wenn man inne wird, daß man weder von ihm überfahren ist, noch sich damit überschlagen hat . . .

Endlich nach allen geistigen und körperlichen Strapazen winkt der Vergnügungspark. Er ist reichhaltig genug, sogar zu reichhaltig. Andere Ausstellungen, die in ihrer Art gleichfalls zu den besten zählen, haben von solchen Amüsements wenig geboten, wie seinerzeit Nürnberg, oder gar nichts wie Darmstadt. Ueber die Angemessenheit und Notwendigkeit einer solchen Abteilung darf man so oder so denken. Tatsache ist aber, daß der Vergnügungspark hier in München einen zu großen Raum beansprucht hat. Nun ist ja wahr, daß das meiste, was es dort zu sehen gab, von tüchtigem künstlerischen Streben zeugte, daß vieles auch gutes Gelingen aufwies. Manches ist aber auch stark „vorbei gelungen", wofern es nicht sogar zu Abwehr Anlaß gab. Die „Allgemeine Rundschau" hat in ihren letzten Nummern gerechten Anlaß zu solcher gefunden. Noch dazu kam, daß der Besuch des Vergnügungsparkes recht kostspielig war, und da auch den Inhabern der einzelnen Veranstaltungen sehr große Opfer abgenötigt wurden, so ist er für diese Leute ein Park des Mißvergnügens geworden.

Ueberhaupt kam das Interesse des Geschäfts nicht durchweg ausreichend zu seinem Recht. Die Unübersichtlichkeiten der Raumanordnung, die Dürftigkeit des Kataloges, das Fehlen der Preise bei den meisten Gegenständen, Schwierigkeiten der Aufstellung, die schon erwähnten Absperrungen von Halle 6 durch die Sportveranstaltungen und manches andere haben nachteilig gewirkt. Einen Teil der Schuld daran trug die starke Einseitigkeit in der Bevorzugung des künstlerischen Elements, die dessen eigenen Erfolgen

Digitized by Google

Schaden getan hat. Die dekorative Kunst Münchens sollte bei solcher Gelegenheit ausgiebigster Betätigung auch wirklich allen verschiedenartigen Talenten anvertraut werden. Es ist aber gewiß, daß einzelnes überhaupt nicht geringer ausfallen konnte. Die Partien jedoch, bei denen man ein Gelingen feststellen kann, üben fast durchweg doch nur oberflächliche und äußerliche Wirkung. Die Technik der Wandmalerei ist zum Teil nicht schlecht, obwohl sie mit den in München so reich vorhandenen großen Leistungen der Vergangenheit nicht entfernt konkurrieren kann. Aber das wäre hinzunehmen, weil weitere Ausbildung Fortschritte hoffen läßt. Jedoch mangelhaft ist zumeist der geistige Inhalt, und damit ist's dann freilich schlimm. Im übrigen bestreite ich nicht, daß die Herrichtung der Hallen und Abteilungen vielfach erfreulich war, und daß damit ein bemerkenswerter Unterschied gegen andere Ausstellungen geschaffen worden ist. So sind Erfolg und Mißerfolg eng miteinander benachbart gewesen, Fortschritte gemacht worden und Rückschritte, gute und böse Erfahrungen.

Eine Stelle, an der dies alles deutlichst in die Erscheinung trat, ist das Künstlertheater. Auch hier die Einseitigkeit des malerischen Elementes, das in seiner Selbstherrlichkeit nicht einmal beim „Faust" auf jede Weisung des Dichtwerkes selbst zu achten für nötig hielt, und darum die Schuld an mancher herben Kritik sich selbst beizumessen hat. Wenn ich gleichwohl dieser Bühne weiteren Bestand und weitere Wirkung wünsche, so geschieht es in dem Gedanken, daß es doch schade wäre um sehr vieles Schöne, was uns dort geboten worden ist, und in der Hoffnung, daß man aus den gemachten Erfahrungen nach jeder Richtung nützliche Lehren zu ziehen nicht verschmähen wird. Trifft dies ein, so darf man der Münchener Ausstellung 1908 einen großen und wichtigen Erfolg nachrühmen.

Gedankenlose Zustimmung tötet, aber der Widerspruch hält lebendig. Darum war es Recht und Pflicht der Kritik, mit ihrer Meinung bei den Dingen nicht hinterm Berge zu halten, die ihr zu Bedenken Anlaß gaben. Um so erfreulicher empfindet sie es jetzt, wo die Ausstellung bald zu Ende sein wird, dennoch sagen zu können, daß die gewaltige Mühe, die Aufopferung, das Zusammenwirken aller schaffenden und ausübenden Kräfte, aller Interessen des gewaltigen Gemeinwesens, eine Leistung zusammengebracht haben, auf die nicht allein München und das Land Bayern, sondern ganz Deutschland stolz sein darf.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Bernhard, der trauernde Luftschiffer.

An der rauhen Nordsee Strand,
In dem feuchten Dünensand,
Hingewandt den Blick zum Meer,
Steht ein Mann und seufzet schwer.
„Mohrchen," spricht er, „lieber Köter,
Ach, du kleiner Schwerenöter —
Sag, wie stell' ich es nur an,
Daß mein Luftschiff fliegen kann?
Hab' es doch in stillen Stunden
Mit so viel Genie erfunden! —
Alles harrt auf seinen Flug —
Doch, ich bring es nicht zum Zug!
Zeppelin, die beiden Wrighter
Klommen hoch des Ruhmes Leiter.
Selbst die Parseval und Groß
Fliegen längst, und zwar famos —
Wann wird's endlich mir gelingen,
Mein Gebild zum Flug zu bringen?
Manchmal schien's schon aufzufliegen! —
Schwer ist's, ach, die Luft besiegen,
Denn man hat ja nirgends Halt,
Wenn das Luftschiff niederfallt; —
Und dazu — die Lenkbarkeit
Stößt auf manche Schwierigkeit . . .
Fehlen tat's nicht an Reklame,
Voller Zugkraft war der Name
„Blockballon" — doch nicht vom Fleck
Segelt er, wie es sein Zweck . . .
Und — ach —, wenn mir was passiert —
Angst ist's, die die Brust mir schnürt —
Wenn er platzt, mein Blockballon,
Hilft auch mir die Nation?

Onkel Nolte.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Kirchliche Kunst.

Unlängst ist in diesen Spalten die kirchliche Kunst auf der großen Münchener Jubiläumsausstellung besprochen worden. Es ist gewiß, daß bei einer verhältnismäßig kurzen Betrachtung eines so umfassenden Gegenstandes das einzelne nur eben gestreift werden kann. Der Ergänzung halber sei es gestattet, hier auf eine Gruppe von Kunstwerken noch besonders hinzuweisen, die für das kirchliche Leben von größter Bedeutung ist. Es ist die gegen 50 Gegenstände umfassende Ausstellung der auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst rühmlich bekannten Firma F. Harrach & Sohn, Kgl. B. Hof-Gold- und Silberschmiede in München. In den Glasschränken, die im Kirchenraum aufgestellt sind, prangen eine Anzahl sehr interessanter Monstranzen und Monstranzmodelle, die der späteren Ausführung harren. Da ist eine mit Strahlen umgebene und mit Edelsteinen und Email besetzte, die unten mit zwei Engelsköpfen geziert ist; eine andere, in spätgotischer Auffassung, gleichfalls mit Edelsteinen geziert, zeigt zwei schwebende Engel aus Elfenbein; eine dritte und vierte bewundern wir in der Kollektivausstellung des Goldschmiedegewerbes in Halle 2. Eine dieser Monstranzen, im Rokokostil gehalten, zeigt in Elfenbein frei geschnitzte Figuren, die mit der feinen Architektur und den schönen grünen Säulchen in Amazonenstein und dem Golde herrlichen Zusammenklang abgeben. Noch eine Monstranz in romanischer Art zeigt Filigran, Email und Edelsteine. Weiter sehen wir mehrere Kruzifixe in romanisierender Auffassung. Bei einem, dessen Fuß Kapellenform hat, hebt sich der Körper des Gekreuzigten wirkungsvoll von oxydiertem Grunde ab. Auch bei den anderen Kruzifixen ist für kräftigen Kontrast zwischen Figur und Fond gesorgt. Von hervorragender dekorativer Wirkung sind die umfangreichen, großen Metallarbeiten am Hochaltar der Kirche (Tabernakel mit Mosaik, Altar- und Sanktusleuchter, Kanontafeln mit handgeschriebenem Text auf Pergamentpapier). Weiter sehen wir silberne Weinkännchen, Weihrauchgefäße von Silber, edel gezeichnete Kelche, einen Bischofsstab, Leuchter und anderes. Von Gegenständen profaner Bestimmung interessieren mehrere Ehrenbecher, sowie vor allem eine große Kassette für Urkunden, die dem Prinzregenten Luitpold am 15. März 1901 von den bayerischen Städten gewidmet worden ist. Der kunstvoll gegliederte Schrein besteht aus Elfenbein, Lapislazuli mit Goldeinlagen und 53 emaillierten Städtewappen. Die Ecken sind durch allegorische Figuren geziert. Auf dem Deckel sieht man die Bavaria mit dem Löwen. Das in Renaissanceform gehaltene Werk zeichnet sich durch Einfachheit und Würde der Linien aus. Der Entwurf stammt von F. Brochier. Die anderen Gegenstände wurden zum Teil unter Mitwirkung der Bildhauer Kopp und Schreiber ausgeführt. Im ganzen zeichnen sich die Harrachschen Erzeugnisse durch Vornehmheit und Schlichtheit der Form aus, welche gern auf historische Muster zurückgeht, aber sich ihnen gegenüber doch alle Freiheit bewahrt. Letztere kommt besonders bei den Einzelheiten zum Ausdrucke. Die Gruppe Harrachscher Kunstwerke verdient vollauf den lebhaften Beifall, der ihr von allen Seiten und auch in dem erwähnten Kunstberichte der „Allgemeinen Rundschau" gespendet ist.

Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Nach einer kurzen Ruhepause, die den ruhmvoll beendigten Festspielen folgte, wurden die Opernvorstellungen mit einer trefflichen Carmenaufführung im alten Hause wieder aufgenommen. Der Spielplan des Winters verheißt uns eine stattliche Zahl von Premieren und Neueinstudierungen. Möge es Mottl gelingen, das Programm trotz der Wanderlust einiger Größen durchzuführen. Im Anfange des Oktobers soll die Erstaufführung von Debussys „Pelleas und Melisande" erfolgen, die im Frühjahr schon einmal im Stadium der Vorbereitung gestanden. Kurz darauf soll Götzens: „Der Widerspenstigen Zähmung" in Szene gehen.

Schauspielhaus. „Musik", Sittengemälde von Frank Wedekind. Ich habe das Buch schon vor Monaten gelesen (mehr aus Rezensionspflicht als aus Neigung) und fand, wie jetzt bei der Aufführung, die Geschichte der verführten Musikstudentin stark kolportagehaft. Die Charaktere trotz einzelner genialer Striche doch mehr Simplicissimuskarikaturen als Menschen; die Sprache oft unerträgliches Papierdeutsch. Die Aktüberschriften „Bei Nacht und Nebel", „Hinter schwedischen Gardinen" usw. brachten mir die Aehnlichkeit mit der Romanliteratur der Küche schmerzlich zum Bewußtsein. Eine Figur Wedekindscher Selbstironie, Schriftsteller „Lindekuh", der infolge seiner Schriften als der unmoralischste Mensch gilt und tagaus tagein mit einem ungestillten, unersättlichen moralischen Heißhunger herumläuft, meint, der eigentliche Zweck des § 218 sei der, die Eingeweide des weiblichen Körpers als ein dem männlichen Unternehmungsgeist reserviertes Spekulationsgebiet strafrechtlich abzusperren. Was

Digitized by Google

soll man zu solch Aussprüchen moralischen Bankrottes sagen? Sind sie der Widerlegung wert? Ist es nicht, als verhöhne Wedekind geradezu das Publikum, welches über „Wahrheiten" klatscht, die sich, von Ethik abgesehen, von jedem, aber auch jedem realpolitischen Standpunkt als geradezu kindisch ausnehmen? Als ich das Buch rezensierte, nahm ich das Stück für ein nicht gerade sauberes Spiel der Phantasie. Gestern im Theater hörte ich, daß ich in der chronique scandaleuse Münchens schlecht orientiert bin. Das Publikum war es um so besser und folgte dieser peinlichen „Wahrheit und Dichtung" mit schmunzelndem Behagen. Auf der Bühne bemühte man sich, der Aehnlichkeit sehr nahe zu kommen. Ich fühlte mich in diesem Dunstkreis der Medisance nicht wohl. Die Musikschülerin Klara Hühnerwadel hat durch eine Hebamme ein Attentat gegen das keimende Leben an sich vollziehen lassen. Ihr Gesangslehrer und Liebhaber rät ihr zur Flucht. Im zweiten Bilde sehen wir Klara im Gefängnis. Die gute Frau des Gesangspädagogen bewirkt ihre Begnadigung. Das Verhältnis wird jedoch fortgesetzt. Ein Kind kommt zur Welt, bei dessen Tode die Mutter von einem Nervenschock befallen wird. Ob Klara gesundet oder in dauernden Wahnsinn verfällt, diese Frage bleibt offen. Bei dem Zusammenbruche der Unglücklichen gelingen Wedekind einige erschütternde Töne. Nicht aber löst er das psychologische Rätsel, warum Klara immer wieder in den Bann dieses skrupellosen Künstlers gerät, und die zertretene, duldende Frauennatur von dessen Gattin ist auch nicht in ihren Tiefen bloßgelegt. Wohl begleitete Direktor Stollbergs Dankesworte eine leise Hausschlüsselmusik, aber siegreich blieb doch ein tobender Applaus.

Aus den Konzertsälen. Mit einem Beethovenabend schloß das Münchener Tonkünstlerorchester die Sommersaison. Die Pastorale und die Leonorenouvertüre wurden unter Lassalles Leitung in feiner dynamischer Schattierung geboten. Der begabte junge Geiger Charles Snoeck spielte die Romanzen in G- und F-dur mit vortrefflicher Technik. Daß gerade bei Beethoven eine weitere seelische Vertiefung noch zu erstreben ist, soll nicht verschwiegen werden bei aller Freude über das heute schon von Snoeck Erreichte. Die Darbietungen fanden bei dem zahlreich erschienenen Publikum herzlichen Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Pablo de Sarasate ist, 64 Jahre alt, in Biarritz gestorben. Manches Jahrzehnt hat der berühmte Geiger in dem Musikleben eine der hervorstechendsten Stellungen eingenommen. Wohl wenige Musikfreunde wird es geben, die Sarasate nicht gehört haben. Keiner, der dem wundervoll reinen Klang seiner Geige gelauscht hat, war von der süßen Schönheit seiner Töne nicht entzückt. In den letzten Jahren stand Sarasate nicht mehr in der Fülle seiner Kraft, doch sein Spiel war immer noch glanzvoll. Seine eigenen Produktionen knüpften an nationale und Zigeunerweisen an und wirkten hauptsächlich durch seine feurige Interpretation. — Im Berliner Deutschen Theater hat Reinhardts Regiekunst mit „König Lear" einen bedeutenden Erfolg errungen. Sie war bemüht, alles Zuständliche mit der Wildheit, mit der sich die entfesselten Leidenschaften austoben, in Einklang zu bringen. Schildkraut hat nach Berichten die Erwartungen nicht ganz erfüllt. Sein Lear neigte dahin, wo kluge Virtuosität sich am liebsten anklammert, an dem Bilde der Geisteskrankheit. — In Prag hatte die Uraufführung von Gustav Mahlers siebenter Symphonie Erfolg. Für den bedeutendsten Teil der Tondichtung wird das Finale in Rondoform gehalten, welches am meisten eine geschlossene Wirkung ausübt. Im ersten Satz hat sich Mahler einer besonders rücksichtslosen Kakophonie ergeben. — In Gera fand die Einweihung des fürstlichen Hoftheaters durch eine Aufführung von Schillers „Huldigung der Künste" und Goethes „Tasso" statt. — Max Schillings debütierte als Theaterkapellmeister in einer vortrefflichen Aufführung des Fliegenden Holländers an der Stuttgarter Hofbühne. — In Karlsruhe gefiel das Versluftspiel: „Mauserung" des früh verstorbenen Dichters Emil Gött. Es spricht, wie berichtet wird, eine Fülle von Geist aus dem Stücke, das viel schöne Gedanken enthält, die aus tiefer Lebenskenntnis geschöpft sind. — In Hamburg hatte „Der Kronprinz" von H. A. Krüger Erfolg. Das Drama behandelt mit Talent den Konflikt zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem großen Sohne. Dieser Stoff hat schon manchen Dichter gereizt, aber strengeren Anforderungen gegenüber kann auch Krügers Friedrich der Große nicht voll bestehen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Ein kurzer Rückblick über die finanzwirtschaftliche Konstellation des abgelaufenen Septembermonats zeigt deutlich und prägnant, dass das Fazit kein ungünstiges genannt werden kann. Vor allem bleibt die sehr grosse Widerstandsfähigkeit der heimischen Marktlage bemerkenswert, der es in erster Linie zu verdanken ist, dass Ereignisse von unangenehmster Natur keinen oder nur einen minimalen Einfluss ausüben konnten. Die Vorgänge an der Neuyorker Börse als Begleiterscheinung der Wahlcampagne in Amerika lehren, dass das Spiegelbild unsicherer und unsolider Verhältnisse dort noch nicht verschwunden ist und die zu wiederholtem Male zum Ausdruck gebrachten Mahnungen berechtigt waren. Kräftige Aufwärtsbewegungen werden in Neuyork oft in wenigen Minuten von stürmischen Baisseoperationen abgelöst. Erfreulich ist, dass die europäischen Finanzzentren sich den amerikanischen Manipulationen gegenüber ziemlich latent verhalten. Besonders für die heimischen Börsen bedeutet diese Emanzipation ein bemerkenswertes Zeichen innerer Erstarkung. Denn ausser der amerikanischen Gefahr bildete für die deutschen Wirtschaftsgebiete manch anderes Moment Grund genug zur Annahme eines Stillstandes in der Entwicklung der Konjunktur, sowie der Belebung der Börsen. Von ganz besonderer Bedeutung für die Betrachtung der kommenden Situation des Wirtschaftslebens in Deutschland wird die Gestaltung und der zukünftige Ausbau der vorhandenen Syndikate und Kartelle sein. Ein Stein des Anstosses kann event. in einer Verlängerung der krisenhaften Verhältnisse einzelner Handelssparten liegen. Den Verhandlungen des Kalisyndikats stehen neue, ernsthafte Schwierigkeiten im Wege. Bezüglich weiterer Vermittlungsversuche zur Erneuerung des gekündigten Roheisensyndikats verlauten bis jetzt sehr pessimistische Meldungen. Da auch eine Preisunklarheit des Kohlensyndikats in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen ist, kann man denjenigen Kritikern zustimmen, die von der kürzlichen himmelanstürmenden und zu raschen Börsenhausse nur ungünstige Folgen erwarten. Andere Momente trugen gleichfalls zur Ernüchterung der Anschauungen bei. Die sehr unbefriedigenden Geschäftsaussichten einzelner Schiffahrtsgesellschaften im Verein mit den Nachrichten der Ausbreitung der Cholera und der dadurch gegebenen Möglichkeit weiterer Transporteinschränkungen der Schiffsreedereien lassen die Chancen dieser Aktienkategorien neuerdings verschlechtern. Der ungünstige Finanzplan des Norddeutschen Lloyd gab genügend Grund zu einer direkten Flaue in den deutschen Schiffahrtsaktien. — Ein weiteres Argument ungünstiger Natur waren die zumeist überraschend gekommenen Exposés der verschiedensten Kapitalserhöhungen. Neben der grossen rumänischen 70 Millionenanleihe, wobei vorwiegend deutsches Kapital investiert wird, ist die geplante Vermehrung der Betriebsmittel der Berliner Handelsgesellschaft ein Novum im Reigen der Kapitalserhöhungen, ganz besonders wohl deshalb, weil dieselbe zeitlich nicht günstig gewählt ist und jedenfalls die Ouvertüre bilden dürfte bei dem ganz zweifellos folgenden Kapitalsbedarf der übrigen Grossbanken. — Immerhin kann mit Recht angenommen werden, dass in diesen Vermehrungen der Kapitalien und selbstverständlich auch der Risiken mit der Notwendigkeit von vermehrten Gewinnquellen anderseits auch ein günstiges Omen liegt. — Die mit der Industrie in stets engster Fühlung stehenden leitenden Kreise der Haute-banque würden sich sicherlich hüten, derartige riskante Kapitalsinvestitionen zu befürworten, wenn diese Kreise nicht eine baldige und vermehrte Besserung in wirtschaftlicher Beziehung sehen und erwarten würden. — Tatsächlich beginnen sich die Zeichen zu mehren, dass, wenn nicht durch die Politik — sei es Marokko, der Streit um die Orientbahn in Bulgarien, oder Amerika, oder durch unerwartete Zwischenfälle in bezug auf die Details der Wirkung der Finanzreform oder ähnlichen forces majeures — Rückschläge eintreten, das Aufwärtsstreben der Konjunktur gleichwohl weitere Fortschritte macht. Nach dem jüngst erschienenen Bericht des Deutschen Stahlwerksverbandes bekunden die inländischen Verbraucher in den verschiedenen Fabrikaten erhöhten Bedarf, auch zeigt der Auslandsmarkt seit einigen Wochen eine stete Zunahme bei lebhaften und anziehenden Preise. Der reguläre Verlauf der Monatsultimo-Geschäfte an den Börsen erwirkte gleichfalls günstige Auspizien, da der Geldmarkt trotz vermehrter Ansprüche keine Versteifung, sondern eine aussergewöhnliche Stabilität der Privatsätze ergab. Eine Diskonterhöhung der offiziellen Raten zum Herbst dürfte daher vorerst unterbleiben. Die erneuten Steigerungen und sogar aufsehenerregenden Variierungen der Elektrizitätsaktien sind auf die Belebung der Branche und Uebertragung grosser Geschäfte — Elektrifizierung von Eisenbahnen, Beschäftigung beim Aufbau der abgebrannten Pariser Telephonzentrale und deutsche Staatsaufträge — zurückzuführen. Die Kapitalsvermehrungen in dieser Branche nehmen den Aktien jedoch den Nimbus der Rentechancen und vermindern dadurch die Beliebtheit als Kapitalsanlage für das Sparpublikum. M. Weber.

Institut „Slavia", Estavayer-le-Lac — Am 19 Oktober dieses Jahres wird in Estavayer-le-Lac ein Institut für katholische Jünglinge deutscher Herkunft, welche die französische Sprache zu erlernen wünschen, eröffnet. Die Anstalt ist am Neuenburger See, in schöner, von einem milden und angenehmen Klima begünstigten Gegend gelegen, wo die französische Sprache auf eine sehr reine und korrekte Weise gesprochen wird. Die Leitung derselben untersteht einem Geistlichen und können somit die Eltern über die moralische und religiöse Erziehung ihrer Kinder gänzlich beruhigt sein. Die Eltern, welche ihre Söhne zur Erlernung der französischen Sprache einem Institut anvertrauen wollen, sind gebeten, sich zu beeilen; die Anmeldungen können bis 7. Oktober eingereicht werden. Der Prospektus, das Programm, sowie Empfehlungsbriefe werden jederzeit auf Verlangen gratis versandt.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des **Verlags Hermann J. Frenken, Cöln-Weiden** bei, auf den wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

Digitized by Google

F. Harrach & Sohn Kgl. B. Hofsilberarbeiter u. Ziseleur
MÜNCHEN, Paul Heysestrasse
Gegründet 1850 Vielfach prämiiert
empfiehlt seine Ateliers und Werkstätten zur Ausführung kirchlicher und profaner **Gold- u. Silberschmiedearbeiten** nach eigenen oder gegebenen Entwürfen in allen Stilarten **(auch modern).**
Restaurierung alter Arbeiten. Neuvergoldung u. -Versilberung.

MÜNCHEN, Theatinerstrasse 16.
Flügel und Pianinos
in allen Preislagen und in jeder Holzart, nach Entwürfen erster Künstler.
Zahlungserleichterungen.
Vermietungen. — Stimmungen.
Ueber 15,000 Instrumente im Gebrauch.

BALDACHINE — FAHNEN
sowie sämtliche
PARAMENTE UND KIRCHENLEINEN
liefert preiswürdig
Joh. Bapt. Düster, Cöln a. Rh.
gegr. 1795. Telephon 9004.
Auswahlsendungen auf Wunsch.

Neueste Erscheinungen aus dem Volksvereins-Verlag M'Gladbach.
Durch jede gutgeleitete Buchhandlung zu beziehen.

Abriss der Agrarfrage. Von Prof. Dr. Hitze, gr. 8°. 64 S. Preis 65 Pf.

Gewerblicher Kinderschutz. Von Amalie Lauer, gr. 8°. 72 S. Pr. 80 Pf.
(bilden Heft 13 bzw. 18 der Sammlung **Soziale Tagesfragen**).

Gnade und Natur. Ihre innere Harmonie im Weltlauf und Menschheitsleben. Eine apologet. Studie von Dr. theol. A. Rademacher.
(**Apologet. Tagesfragen**, Heft 7) gr. 8°, 136 S. Preis ℳ 1.25.

Die Gesundheit. Ein Büchlein für Schule u. Haus. Mit 128 Abbildg. 8°. 168 S. Buchschmuck von Karl Köster, elegant in Kaliko geb. 75 Pf., zu zwanzig 70 Pf., im Hundert 65 Pf., im halben Tausend 60 Pf.

Dieses Werkchen ergänzt in ausgezeichneter Form die Reihe der früher erschienenen bekannten Volksbücher: Die Haushaltungsschule; Wegweiser zum häuslichen Glück; Das häusliche Glück; Die Erziehungskunst der Mutter.

Man verlange ausführliches Verzeichnis über unseren gesamten übrigen Verlag.

Dem hochwürdigen Klerus
empfehle mich zur Anfertigung von sämtlichen **Kleidungsstücken.**
Spezialität: Talare in beliebigen Formen, wie auch **Leo-Krägen.**
Reichhaltiges Lager in- und ausländischer Stoffe.
Anton Rödl, Schneidermeister, Ed. Walz Nachf. **München,** Löwengrube 8.
Lieferant des Georgianums.

Glasmalerei und Kunstverglasung
Gerhard Küsters, Paderborn i. W.

Josef Fuchs, Werkstätte für kirchliche Goldschmiedekunst,
Paderborn i. W.
Anfertigung kirchlicher Geräte in Gold, Silber und Messing aus freier Hand.

Sanitätsrat Dr. Kober'sche **Poröse Unterkleidung**
gestricktes, poröses Baumwollgewebe, erhält die Haut trocken, schützt vor Erkältung, vermindert daher Husten und Rheumatismus und ist zu jeder Jahreszeit höchst angenehm zu tragen. Grosse Haltbarkeit. Guter und billiger Ersatz aller wollenen Hemden. Preis nur 2.50 Mk., in dichterer Strickart 3.— Mk. Unterbeinkleider 2.40 Mk. Unterjacken 1.80 Mk. Bei Bestellungen: Halsweite bei Männerhemden, gewünschte Länge bei Frauenhemden, Leibumfang und Länge bei Hosen. Atteste und Muster gratis.
Mathilde Scholz, Regensburg B. 41 1/3.

Die
Bayerische Landwirthschaftsbank
E. G. m. b. H.
Prinz Ludwigstr. 3 • München • Prinz Ludwigstr. 3
gewährt unkündbare, tilgbare Hypothekdarlehen auf land- und forstwirthschaftl. Grundbesitz, sowie unkündbare, tilgbare Darlehen ohne Hypothekbestellung an ländliche Gemeinden mit 3¾ % oder 4¼ % Zins und mindestens ½ % Tilgung.
Die Darlehensgesuche können **durch die Vertrauensmänner der Bank, ferner durch Darlehenskassen-Vereine oder direkt bei der Bank provisionsfrei** eingereicht werden.
Die Pfandbriefe der Bank, sowie deren Schuldbriefe für Gemeindedarlehen (Kommunal-Obligationen) sind als zur Anlage von Gemeinde- und Stiftungskapitalien, sowie von Mündelgeldern geeignet erklärt.
Die Geschäfte der Bank werden durch einen königlichen Kommissär überwacht.

Kath. Bürger-Verein
in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler
Offizierkasinos
empfiehlt seine reingehaltenen
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Reise nach England!
Das interessante Heftchen: „Kleiner Ratgeber für deutsche Besucher Londons" versendet kostenfrei **„Deutsches Privat-Hotel"**, 50, St. George's Rd. nahe Viktoria-Station, **London S. W.**

Bordeaux und Burgunder
Medoc 115 M; Margeaux 1.30 M; St. Julien 1.50 M; Graves (weiss) 1.30 M; Ht. Sauternes 1.70 M. — Maconnais 1.25. M; Beaujolais 1.40 M; Beaune 1.60 M; Pommard 2.60 M pr. Lit. in Geb. v. 20 l an u. Fl. assortiert in Kisten franko Nachnahme.
Alphons Marxer, Zabern i. Els.

Schweizer Stickereien
Prachtvolle Dessins, immer d. Neueste! **Für Brautausstattungen sehr zu empfehlen.** Fein bestickte Batisttüchel und moderne Blusen liefert per Nachnahme nach allen Orten des Deutschen Reiches die bestbekannte **Stickereifabrik Karl Josef Grass** in **Dornbirn, Altweg 2/50, Vorarlberg.** Mustersendung franko zur gefälligen Auswahl. — Vertreter, welche Privatkunden besuchen wollen, werden gesucht.

Champagne „Sillery"
zu nur 2.50 ℳ
„Banyuls-Trilles" im Fass
(Apéritif)
versendet zoll-, fracht- und steuerfrei
Et. Gassmann in Ste Croix a/M.
(Elsass).

Versende gegen Nachnahme von Mk. 12.— franko jeder Bahnstation 12 Fl. Ahrburgunder. Glas u. Kiste frei.
Paul Schmidt, Ahrweiler.

Digitized by Google

DEUTSCHE BANK.

Hauptsitz in **BERLIN,** Niederlassungen in:

MÜNCHEN, AUGSBURG, NÜRNBERG

Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Leipzig, London, Wiesbaden.

AKTIENKAPITAL 200 Millionen Mark. — RESERVEN rund 102 Millionen Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1898—1907) verteilte Dividenden: 10½, 11, 11, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12%.

Die

BAYERISCHE FILIALE DER DEUTSCHEN BANK

MÜNCHEN: **Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlstr. 21**

AUGSBURG: **Depositenkasse: Philippine Welserstrasse D 29**

eröffnet auf Antrag **provisionsfreie**

Scheck-Rechnungen und übernimmt **Bargeld zur Verzinsung**

auf tägliche oder längere Kündigung zu günstigen Sätzen.

Vermittlung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Alle Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit der Bank werden auf Wunsch zugesandt.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Anfang Oktober erscheinen:

Indische Fahrten von **Joseph Dahlmann** S. J.

Zwei Bände. gr. 8° (XXXII u. 860) *M* 18.—; in Orig.-Leinwandbänden *M* 23.—

I. **Von Peking nach Benares.** Mit 195 Bildern auf 52 Tafeln und einer Karte.
II. **Von Dehli nach Rom.** Mit 279 Bildern auf 59 Tafeln und einer Karte.

Ein neues Zeitalter steigt über den Ländern Ostasiens empor. Bis in die innersten Tiefen beginnt ein Zug nach Neuerung und Erneuerung die ostasiatische Völkerwelt aufzurütteln. Der sich vorbereitende Wandel wird zur wirtschaftlichen Erneuerung des Ostens führen. Wird ihr auch eine geistige Wiedergeburt der uralten Kulturvölker folgen?

Die Erforschung dieser großen Probleme hat den durch langjährige Studien auf den verschiedenen Gebieten der Indologie wohlvorbereiteten Jesuitenpater Dahlmann veranlaßt, in dreijähriger Reise das Zauberland Indien von Ost nach West, von Nord nach Süd zu durchmessen. Aber noch weiter, über Birma und Siam, durch Kambodscha und Java, ins Reich der Mitte bis nach Japan dehnten sich die Fahrten aus.

Der Verfasser gibt in diesem Werke eine Gesamtdarstellung der geschichtlichen und tief innerlichen Zusammenhänge der indischen, chinesischen und japanischen Kultur und Religionen auf Grund seiner Beobachtungen des Volkes, seiner Priester und Lehrer, seiner Kultusstätten und besonders auch seiner Kunstdenkmäler. Nicht minder anziehend wirken die Schilderungen der Naturschönheiten der durchzogenen Länder, die Dahlmann ebenso wie die Eigentümlichkeiten und Sitten der verschiedenen Völker in anschaulicher Weise zur Darstellung bringt. Die zahlreichen Abbildungen machen das Werk zum reichst illustrierten deutschen Buch über Indien.

Ägypten einst und jetzt. Von **Friedrich Kayser** und **Ernst M. Roloff.**

Dritte, völlig neubearbeitete Auflage.

Mit Titelbild in Farbendruck, 189 Abbildungen und einer Karte.

gr. 8°. (XII u. 336) *M* 7.—; in Orig.-Leinwandband *M* 9.—

Was wir heute von der Geographie und Geschichte, von Kunst und Literatur, von der gesamten inneren und äußeren Kultur des Wunderlandes am Nil und seiner Bewohner wissen seit der Urzeit vor 3300 v. Chr. bis zum gegenwärtigen Jahre 1908, das stellt das Werk in anziehender Form zusammen, wobei die sorgfältig ausgewählten Abbildungen den Text wirksam unterstützen. Beide Verfasser wohnten längere Zeit am Nil und beschreiben das einzigartige Land also aus eigener Anschauung, und zwar mit offensichtlicher Liebe und Begeisterung. — Es gibt in der ägyptologischen Literatur wohl kein zweites Buch, das in der umfassenden Fülle des Kayser-Roloffschen Werkes nach dem neuesten Stande der Forschung alles Wissenswerte von dem alten und dem modernen Aegypten einem gebildeten Leserkreise vorführt.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 10. Oktober 1908. V. Jahrgang.

Nochmals „Das Münchener Gewissen".

Vom Herausgeber.

Der Artikel „Das Münchener Gewissen" in Nr. 39 vom 26. September (S. 647) hat viel Staub aufgewirbelt. Das sollte er: er sollte *aufrütteln*; das war seine Bestimmung. Daß die kirchenfeindliche Presse auch hinter den aufrichtigsten kirchlich-religiösen Beklemmungen „Zentrumsmache" wittert und die reinsten Absichten schmähsüchtig entstellt, erleben wir nicht zum ersten Male. Leider wird aber solchen Stimmen einer um jeden Preis antirömischen Presse in der offiziellen Welt und auch in unserem eigenen Lager ungleich mehr Gewicht beigelegt als den noch so berechtigten Verwahrungen unserer eigenen Presse. Auf dieser Ueberschätzung des gedruckten Wortes der Gegner beruht zu einem großen Teile der unverhältnismäßige Einfluß ihrer Presse. Es war ja ein Schauspiel für Götter, liberale Blätter, die noch vor Monden die ganze gebildete Welt gegen Pius X. und den Heiligen Stuhl zu revolutionieren suchten und die Bischöfe, welche für ihre Uebereinstimmung mit der Enzyklika Dominici gregis feierlich und öffentlich Zeugnis ablegten, mit Hohn und Spott, ja selbst mit ehrenrührigen Unterstellungen überhäuften, plötzlich als zürnende Schutzwehr vor die von der „Allgemeinen Rundschau" gefährdete oberhirtliche Autorität treten zu sehen. Es war rührend, wie Blätter vom Schlage der „Münchner Neuesten Nachrichten", der „Kölnischen Zeitung", der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" plötzlich ihr christkatholisches Herz entdeckten. Das letztgenannte Essener Blatt hat jedenfalls den Rekord geschlagen, wenn es (Nr. 1030) in einem Artikel: „Zentrum und Erzbischof" u. a. den Satz riskiert: „Ein großer Teil unseres Klerus ist nämlich von einem *sozialdemokratischen Geiste* erfüllt, der sie alle Autoritätsgefühle und die Ehrfurcht vor ihren Vorgesetzten vergessen läßt." Der Artikel soll dem liberalen Blatte in Essen von seinem „katholischen theologischen Mitarbeiter in München" zugegangen sein, der wahrscheinlich nächstens auch den „Modernisten" ein Privatissimum über die Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität lesen wird. Der müßte übrigens ein merkwürdiger katholischer Theologe sein, dem nicht die Feder stockt, wenn er schreiben will: „Der Erzbischof von München". Jeder bodenständige Münchener weiß, daß es wohl einen Münchener Erzbischof gibt, aber keinen „Erzbischof von München", sondern nur einen „Erzbischof von München und Freising".

Von keiner Seite ist auch nur der leiseste Versuch gemacht worden, den *Grundkern* des aufsehenerregenden Artikels, die im Leitaufsatz der letzten Nummer noch näher substantiierten Klagen über das darniederliegende kirchliche Leben in München, zu entkräften und zu widerlegen. Im Gegenteil! Selbst von solchen katholischen Blättern, welche *an der Form und an der persönlichen Zuspitzung Anstoß nahmen*, mußte offen eingeräumt werden, daß die beklagten Mißstände leider den Tatsachen entsprechen. So schreibt die „Augsb. Postzeitung" (Nr. 228 vom 4. Okt.) in sehr bemerkenswerter Weise:

„Die „*Allgemeine Rundschau*" .... verteidigt sich mit vollem Rechte gegen die Mißdeutung, ja Verzerrung ihrer Absichten durch die liberale Presse. Die „Rundschau" konstatiert, „daß die Besorgnisse, welche dem Verfasser den Mut der ungeschminkten Wahrheit und Offenherzigkeit gaben, einzig und allein auf *religiösem und kirchlichem* Gebiete liegen und den innersten Kern der *katholischen Sache* berühren, daß es daher eine ganz unwahre Unterstellung ist, wenn *politische* Spekulationen mit dem Artikel in Zusammenhang gebracht werden." Wer den Aufsatz der „Allgemeinen Rundschau" auch nur flüchtig gelesen hätte, wird diese Verwahrung billigen. Wer aber den Aufsatz näher zergliedert und geprüft hat, *wird dem Herausgeber der „Rundschau" nicht die Anerkennung versagen können, daß ihn bei der Publikation der Kundgebung nur die reinste, lauterste Absicht, Schäden des religiös-kirchlichen Lebens aufzudecken*, geleitet hat. Daß es ihm außerordentlich schwer gefallen ist, das Wort in dieser Sache zu ergreifen, bedarf keiner Versicherung. Solchen Publikationen gehen bei einem gewissenhaften katholischen Schriftsteller innere Kämpfe voraus, für welche die Rabulistik der liberalen Parteipresse kein Verständnis hat ....

„Was die „Allgemeine Rundschau" brachte, war der *Niederschlag von Kritiken*, die der Schreiber seit mehr als zwei Dezennien hört und leicht vermehren könnte. Daß es um die innerkirchlichen Verhältnisse in München *schlecht*, sehr schlecht steht, ist gar kein Zweifel. Die Kritik dieser tief bedauerlichen Zustände, die Aufdeckung der vorhandenen großen Mängel und ihrer betrübenden Erscheinungen, die Vorschläge zur Abhilfe können, wenn bestimmte Schranken eingehalten werden, auch in der Tagespresse gegeben werden."

Das „*Bayerische Vaterland*", welches gegen die Form und Zuspitzung des Artikels schon vorher ähnliche Bedenken geäußert hatte wie die „Postzeitung", schreibt neuerdings (Nr. 226 vom 4. Oktober):

„Wir haben in unserem früheren Artikel gesagt, daß wir in die ehrliche Absicht und den guten Willen des Verfassers des viel besprochenen Artikels und des Herausgebers der übrigens vortrefflich redigierten, streng katholischen „Allgemeinen Rundschau" nicht den leisesten Zweifel setzen. Wir wiederholen das heute und billigen die ehrliche Absicht auch dem „Kur." zu. Wir möchten sogar meinen, daß der Artikel in *gewisser* Hinsicht auch sein *Gutes haben kann*. Jedenfalls gehen wir nicht so weit wie die „Postztg.", in diesem einen Artikel schon eine Beeinträchtigung und Schmälerung der *kirchlichen Autorität* zu erblicken."

Da andere für ihn zeugen, braucht der Herausgeber seine vor acht Tagen an dieser Stelle gegebene, übrigens selbstverständliche Versicherung nicht nochmals zu wiederholen. Auch der Verfasser des Artikels, den die „Augsburger Postzeitung" mit Recht als „einen Kenner interner Vorgänge, die öffentlich nicht bekannt sind", bezeichnet, kann beanspruchen, daß man seine lautere Absicht, den auf ihm lastenden Druck schwerer Sorge und ernsten Eifers bedingungslos anerkennt.

Wer an der *kirchlichen Not in München* und an der Vordringlichkeit *außerordentlicher* Mittel der inneren Mission noch den geringsten Zweifel hegen wollte, dem braucht nur die erschütternde Tatsache vorgehalten zu werden, die uns von einer der ersten kirchlichen Autoritäten in München verbürgt wurde: daß *zwei Drittel der katholischen Männerwelt und ein Drittel der katholischen Frauenwelt in München ihre österliche Pflicht nicht mehr erfüllen*. Man wird uns erwidern, in anderen Großstädten, ja selbst in Rom, im Zentrum der katholischen Christenheit, seien die Verhältnisse nicht besser. Wir leben aber nicht in dem zwiespältigen Rom, dessen weltliche Dynastie auf einem Pakt mit der Revolution beruht, wir leben in Deutschland, wir leben in Bayern, in München, im Schatten eines kirchentreuen katholischen Königshauses. Die Großstadtluft allein kann den Niedergang des kirchlichen Lebens in München nicht genügend erklären. Auch in großen deutschen Städten, wo ein regsames katholisches Bewußtsein von einer frisch pulsierenden Organisation, von einem lebhaften kirchlichen Betriebe getragen

Digitized by Google

ist, wo schon in der zarten Kinderseele das Flämmchen heiliger Begeisterung für den Glauben entfacht wird und ein belebender Religionsunterricht das gläubige Elternhaus unterstützt, blüht das katholische kirchliche Leben und entwickelt sich der Geist religiöser Verinnerlichung, der sich nicht an der äußerlichen Pflege überkommener Uebungen genügen läßt.

Je nachdrücklicher wir an der Berechtigung des sachlichen Kernes festhalten müssen, um so lieber sei in der Frage der Form und der persönlichen Zuspitzung ein Zugeständnis gemacht. In dem vorletzten Absatz des Artikels „Das Münchener Gewissen" heißt es mit besonderem Nachdrucke: „Was mit uns Tausende empfinden, besteht nicht erst seit gestern. Durch Gewöhnung wurde es System, und es wäre verfehlt, eine Person allein verantwortlich zu machen. Die Klage ist allgemein, aber Ehrfurcht hemmte ihren lauten Ausdruck." Es ist zuzugeben, daß trotz dieses klaren Vorbehalts der Artikel allzu persönlich zugespitzt erscheinen konnte. Wir verzichten darauf, eine psychologische Analyse der Stimmungen zu geben, aus welcher mehr als ein Satz des Artikels zu erklären ist. Schon vor acht Tagen war in der „Allgemeinen Rundschau" zu lesen: „Ueber die eine oder andere Stelle mag sich rechten lassen." Auch war im Sinne des Verfassers erklärt: „Wir Katholiken Münchens sind überzeugt und erfreut, daß unser Erzbischof ein persönlich frommer Mann und ein musterhafter Priester ist." Wer den Charakter der „Allgemeinen Rundschau" kennt, mußte von vornherein wissen, daß eine Schädigung der kirchlichen Autorität vom Herausgeber nie und unter keinen Umständen gebilligt werden kann. Die Ehrfurcht vor dem bischöflichen Hirtenamte und seinem Träger wird und muß uns stets heilig sein. Wir achten und ehren in dem jeweiligen Oberhirten auch die Autorität des Heiligen Stuhles, der seine Sendung sanktionierte. Eine anscheinend verbürgte Tatsache, die seltsamerweise in einem liberalen Blatte („Augsb. Abendzeitung") zuerst auftauchte, gibt uns besonderen Anlaß zu einer pflichtgemäßen Korrektur. War doch in einer Fußnote des Herausgebers zum „Münchener Gewissen" bemerkt, die „Oblate" der „Münchn. Neuesten Nachr." habe uns den vorstehenden Artikel mit magischer, unwiderstehlicher Gewalt aus unserer Redaktionsmappe gezogen. Nun wußte das Augsburger liberale Blatt zu berichten — und von anderer Seite fand es Bestätigung —, daß Erzbischof Dr. v. Stein einen Protest gegen die Schmähung des Altarssakramentes durch die „Münchner Neuesten Nachrichten" angeregt, aber nicht die Zustimmung seines Domkapitels gefunden habe. Irrige Kommentare, welche sich über die Kompetenzen eines regierenden Bischofs im Verhältnis zu seinen Räten, zum Ordinariat, zum Domkapitel sehr mangelhaft unterrichtet zeigen, können füglich auf sich beruhen bleiben. Jedenfalls zeigt dieser Fall, daß bezüglich der Verantwortung für eine vielbeklagte Unterlassung der Schein auch trügen kann.

Uebrigens ist es eine bewußte Entstellung, wenn dem Verfasser des „Münchener Gewissen" untergeschoben wird, er habe für alle Schäden des kirchlichen Lebens in München den Erzbischöflichen Stuhl verantwortlich gemacht. Für diesen seit Jahrzehnten andauernden Niedergang tragen neben dem „Zeitgeiste" viele und sehr verschiedene Faktoren aktive oder passive Verantwortung. Und auch für unterlassene oder verhinderte Initiative, von der in der „Allgemeinen Rundschau" fast ausschließlich die Rede war, kann nicht eine Stelle allein verantwortlich gemacht werden. Wenn wirklich soviel überschüssige Kraft und Energie mit elementarer Gewalt der Auslösung entgegenharrt, wird kein Quietismus sie auf die Dauer bannen können.

Nach alledem glauben wir auch im Sinne des Verfassers, der seine herzbewegenden Kümmernisse wahrlich nicht aus den Fingern gesogen hat, unumwunden aussprechen zu können: Es hat der „Allgemeinen Rundschau" und ihrem Gewährsmanne ferngelegen, die Person des greisen Erzbischofs zu kränken und die schuldige Ehrfurcht vor seinem heiligen Amte zu verletzen oder gar in die Machtsphäre einzugreifen, die dem Heiligen Stuhle vorbehalten sein muß. Nur das brennendste Interesse an der heiligen Sache der Kirche, nur wohlbegründete, tiefwurzelnde Sorgen können die äußere Form eines Notschreies erklären, dessen sachliche Berechtigung im Kernpunkt unbestritten ist.

Quartalsabonnement M 2.40

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Bulgarien erklärt sich als unabhängiges Königreich.

Eine Ueberraschung über die andere! Erst besetzt Bulgarien die Orientbahnen in Ostrumelien; dann trotzt es den Protesten der Großmächte durch die rücksichtslose Erklärung, das Geraubte behalten und höchstens über eine Geldentschädigung verhandeln zu wollen. Und während die großmächtige Diplomatie über einen russischen und einen englischen Vorschlag zur friedlichen Regelung dieses Streitfalles sich den Kopf zerbricht, fahren Fürst Ferdinand nebst Familie und seine Minister über Nacht nach der alten Zarenstadt Tirnowo, um dort am 5. Oktober die Unabhängigkeit ihres Staates mit Einschluß von Ostrumelien feierlich zu proklamieren. Das geschwollene bulgarische Selbstbewußtsein erfreut sich an dem neuen Titel des „Zartums Bulgarien", und wenn der strebsame Fürst Ferdinand sich fortan nur König nennt, so muß man noch seine Mäßigung rühmen.

Das Ueberraschende steckt weniger in der Unabhängigkeitserklärung selbst, die schon seit Jahren in Aussicht stand, als vielmehr in dem Zeitpunkt. Als der Umschwung in der Türkei eingetreten war, glaubte man an ein allgemeines Einverständnis über eine abwartende Haltung angesichts dieser neuen Entwicklung. Die Parole der passiven Assistenz ist aber nicht eingehalten worden. Die Zwischenzeit zwischen der Verkündigung der türkischen Verfassung und dem Zusammentritt des Parlaments in Konstantinopel glaubte Bulgarien ausnutzen zu können. Leider hatte die türkische Regierung durch die Zurücksetzung des bulgarischen Vertreters Geschow den Appell an das Selbstbewußtsein der Bulgaren erleichtert. Besser verständlich wäre das bulgarische Vorgehen gewesen, wenn man zuerst die Unabhängigkeit erklärt und dann auf diesen neuen „Rechtstitel" hin die Staatskontrolle über die ostrumelischen Bahnen gefordert hätte.

Einige behaupten nun, die bulgarische Regierung habe sich vorläufig mit der reellen Beute der Eisenbahnen begnügen und die formelle Verkündigung der Unabhängigkeit noch verschieben wollen, sei aber zur plötzlichen Unabhängigkeitserklärung geschritten, als die Pforte in einem Ultimatum die Rückgabe der Bahnen binnen drei Tagen gefordert habe. Von einem Ultimatum war bisher nichts bekannt, wohl aber, daß die Nebenregierung, das jungtürkische Komitee, die Erklärung abgegeben habe: es wolle keinen Krieg, aber auch keine Rechtsverletzung; wenn eine solche erfolgt sei, werde man auch vor einem Kriege nicht zurückschrecken. Noch dunkler sind die Beziehungen der bulgarischen zur österreichischen Politik. Fürst Ferdinand ist bekanntlich vor kurzem in Pest am kaiserlichen Hoflager mit allen Ehren eines Souveräns empfangen worden. Hat er dort von seinen Königsträumen gesprochen? Ein deutsches offiziöses Organ, die „Südd. Reichskorresp.", behauptet, er habe dort unter seinem Fürstenwort die Rückgabe der Bahnen versprochen. Tatsache ist, daß in diesen letzten Tagen der Kaiser Franz Josef ein Schreiben an die Staatsoberhäupter der Großmächte gerichtet hat, das angeblich die Zukunft von Bosnien und der Herzegowina behandelt. Wenn darin die förmliche „Annexion" dieser okkupierten Länder angekündigt wäre, so würde Oesterreich-Ungarn sich auf demselben Wege befinden, den Bulgarien eingeschlagen hat. Von anderer Seite wird behauptet, Oesterreich-Ungarn spreche sich nur über die Wirkungen aus, die von der türkischen Umwälzung und besonders auch von der großserbischen Agitation auf seinen bosnisch-herzegowinischen Besitzstand ausgeübt würden, und stelle die Einführung einer Verfassung für diese Länder in Aussicht, wobei natürlich die endgültige Zugehörigkeit zu dem habsburgischen Reiche betont würde. Es ist ja richtig, daß die jungtürkischen Einflüsse und die gefährlichen großserbischen Umtriebe der Wiener Regierung Schwierigkeiten in ihrer verdienstvoll kolonisatorischen Arbeit machen, und die Taktik, das Bulgarentum als Gegengewicht gegen das noch schlimmere Serbentum zu begünstigen, wäre nicht unverständlich. Doch müßte es überraschen, wenn das traditionell so ruhige und rechtliche Oesterreich jetzt plötzlich so unternehmungslustig würde. Trotz der neuen „nationalen" Krisis in Zisleithanien!

Herr Iswolsky, der russische Minister des Auswärtigen, hat nach der Besprechung mit Aehrenthal sich mit dem italienischen Minister Tittoni über die Balkanfrage verständigt und hat dann in den kritischen Tagen in Paris stundenlang Herrn Clemenceau gesprochen. Die englische Regierung soll für alle Fälle die Konzentration ihrer Mittelmeerflotte bei Malta verfügt haben.

Digitized by Google

Die englische Presse spricht sich vielfach sehr scharf gegen Bulgarien und auch gegen Oesterreich aus. Das erklärt sich wohl daraus, daß gerade die englische Staatskunst die Parole des wohlwollenden Zuwartens gegenüber der jungen Türkei ausgegeben hatte, und zwar in einer plötzlichen Schwenkung von einer Auflösungspolitik zu einem Wettlauf um die Gunst der Jungtürken. Bis dahin stand England zu dem ehrgeizigen Bulgarien in dem allerbesten Gönnerverhältnis. Es frägt sich, ob der Same, der jetzt an der Orientbahnstrecke und in Tirnowo aufgesprossen ist, nicht noch von englischer Hand ausgestreut war.

Wird die Türkei nun losschlagen? Oder werden die türkischen Politiker die Vermittlung der Mächte abwarten und ihr aufgeregtes Volk von der Unhaltbarkeit der seit Jahrzehnten tatsächlich preisgegebenen Außengebiete zu überzeugen vermögen. Ein Krieg wäre ein Unglück für ganz Europa, da in jedem Fall sich unhaltbare Zustände ergeben, die einen Kongreß von noch größeren Gefahren als Algeciras notwendig machen würden.

Der Zwischenfall von Casablanca.

Günstig ist die Nachricht, daß Frankreich dem formellen und materiellen Vorbehalt der deutschen Marokkonote Rechnung trägt. Unbehaglich ist aber die Verschleppung des Streitfalles, den der Angriff der französischen Gendarmerie in Casablanca auf die Organe und die Schützlinge des deutschen Konsulats hervorgerufen hat. Unsere Regierung läßt verkünden, die Angelegenheit befinde sich „im Stadium der genauen tatsächlichen Feststellungen". Dieses Stadium wird etwas länglich. Die Franzosen scheuen sich gar nicht, inzwischen allerhand Rosinen aus den angeblichen Feststellungen des Generals d'Amade mitzuteilen, die Deutschland ins Unrecht setzen sollen. Müssen wir diese Stimmungsmache ruhig gewähren lassen?

Ministerielle Journalistik.

Die Bundesratsausschüsse arbeiten fleißig an den Steuerentwürfen, doch hinter dicht verschlossenen Türen. Die contribuens plebs muß geduldig warten, bis der Bundesrat fertig ist. Hier und da sickert gerüchtweise ein Tropfen durch; aber wir bekommen kein klares Bild von den Steuerplänen — obschon der Reichsschatzsekretär selbst mit vollem Namen unter die Journalisten gegangen ist. Dagegen ist nicht das mindeste einzuwenden. Nur hätten wir ihm mehr Reporterkunst gewünscht. Er behandelt in dem Artikel der „Deutschen Rundschau" wieder die allgemeinen Gesichtspunkte der Finanzreform, die ja sehr wichtig, aber nicht mehr unbekannt sind. Das Volk aber lechzt nach genauen Angaben über Art und Höhe der neuen Steuerpläne. Eine sehr berechtigte Neugierde; denn von den konkreten Einzelheiten werden die wirtschaftlichen Interessen von Millionen getroffen. Der Schatzsekretär scheint freilich derselben Ansicht zu sein, die neulich Professor Adolf Wagner aussprach: daß die kritische Haltung der mit dem Steuerobjekt beschäftigten Gewerbetreibenden nur unpatriotischer „Egoismus" sei. O nein; jeder hat das Recht, sich seiner gewerblichen Haut zu wehren wie seiner physischen Haut. Wenn auf die Professoren- oder Ministergehälter eine besondere Steuer gelegt werden sollte, so würden sich auch die Professoren und Minister wehren und sagen: Warum gerade wir und nicht die anderen! Ueberdies ist es von großem Wert, daß die Bedrohten ihre Sach- und Fachkenntnis geltend machen.

Was uns der Artikel des Schatzsekretärs enthüllt, ist leider nicht erfreulich. Im ganzen will er 500 Millionen pro Jahr herausschlagen. Die Nachlaßsteuer soll auch den Kindern und Witwen nicht erspart bleiben, allerdings nur bei 20 000 ℳ Gesamtwert unter landwirtschaftlichen Milderungen. Von den sehr bedenklichen Monopolplänen spricht er nicht, aber wir erfahren sie aus zweiter Hand. In konstitutioneller Hinsicht ist es am bedenklichsten, daß er das gegenwärtige alljährliche Bewilligungsrecht des Reichstags zu einer Festlegung auf fünf Jahre reduzieren will. Das budgetrechtliche Quinquennat ist eine harte Nuß für den Blockfreisinn.

Der Reichsschatzsekretär hat nicht bloß mit Vertretern der Blockparteien, sondern auch mit einigen Zentrumsführern Rücksprache gepflogen. Das ist ganz gescheit, aber eine Aenderung des politischen Kurses ist mit solchen Unterhaltungen noch nicht gegeben. Ebensowenig mit den möglichst objektiv gehaltenen Ausführungen über die Parteikonstellation, die sich in dem Artikel des Herrn Schatzsekretärs finden und ihm schon einen Rüffel des blockfanatischen Organs des Bundes der Landwirte zugezogen haben. Das Ganze ist nur darauf angelegt, die Blocklinke bei ihrer bekannten Zentrumsscheu zu packen und somit bewilligungslustig zu machen.

Modernismus in der bayerischen protestantischen Landeskirche.

Von einem protestantischen Theologen.

Liberale Zeitungen, zumal solche, deren Herausgeber gewiß äußerst selten ein Gotteshaus betreten, kümmerten sich während der letzten Wochen auffallend viel um eine in der protestantischen Geistlichkeit Bayerns entstandene Bewegung. Bei der Stellung, welche die liberale Partei im allgemeinen der Offenbarungsreligion gegenüber einnimmt, läßt sich denken, was für Hoffnungen sie an jene Bewegung knüpft. Angesichts der Tatsache, daß die den Bestand von Kirche und Staat untergrabenden Bestrebungen sich von Jahr zu Jahr vermehren und verstärken, dürfte es zur Zerstreuung übertriebener Besorgnisse den staatserhaltende Grundsätze vertretenden Lesern der „Allgemeinen Rundschau" nicht wertlos sein, über den Stand der Dinge auf dem erwähnten Gebiet einiges zu erfahren.

Zwei Menschenalter hindurch hielt die protestantische Geistlichkeit Bayerns für ihren höchsten Ruhm die Treue, mit der sie an den Bekenntnissen der ganzen Christenheit und denen der evangelisch-lutherischen Konfession festhielt; weitberühmte Professoren der theologischen Fakultät Erlangen standen an der Spitze der Offenbarungsgläubigen. Aber diese konnten nach ihrem Hingang nicht durch ebenbürtige Nachfolger ersetzt werden. Die Studierenden der Theologie bezogen daher vielfach auswärtige Universitäten und brachten von da mehr oder weniger modernistische Anschauungen mit. Einer von diesen hielt nun am letzten Bibelfest in Nürnberg eine Predigt, welche zwar in ihrer Bekämpfung des Materialismus die Zuhörer vollauf befriedigte, in der Art aber, in welcher sie vom Christentum sprach, vielen nicht genügte. Dies veranlaßte einen durch seine Gewissenhaftigkeit bekannten höheren Geistlichen, in Gemeinschaft mit anderen sich an die Ausschüsse des Bibelvereins und des Landesvereins für innere Mission mit einer Eingabe zu wenden. In dieser wiederholen die Vertreter der Rechten, dem Bericht der „Chronik der christlichen Welt" vom 24. v. Mts. zufolge, die schon vor Jahresfrist abgegebene Erklärung, daß sie „eine kirchliche Tätigkeit, die nicht auf dem klaren Zeugnis von den in Gottes Wort gegebenen und im Bekenntnis der Kirche dargelegten Heilstatsachen ruht, nicht für geeignet anzuerkennen vermögen, die Gemeinde Christi wahrhaft zu bauen; eine jenen Grund verlassende Amtsführung würde das brüderliche Zusammenwirken der Geistlichen unserer Landeskirche ernstlich beeinträchtigen, ja, auf die Dauer unmöglich machen." Die Eingabe fährt später fort: „Wir müssen deshalb die dringende Bitte an Sie richten, Geistliche, von denen bekanntermaßen in weiten Kreisen unserer Landeskirche ernstlich bezweifelt wird, ob ihre Amtsführung auf jenem Grunde beharrt, nicht mit maßgebenden Verrichtungen in Ihrem Verein zu betrauen und, soweit dies schon geschehen ist, bei der nächsten Wahl von ihnen abzusehen, auch wenn sie im übrigen noch so tüchtig und noch so geeignet dazu erscheinen sollten. Ebenso bitten wir Sie auch, Geistliche dieser Art nicht zu Predigern bei Ihren Vereinsfesten zu berufen." Durch diese Ausführungen sah sich der modernistisch angehauchte Vorsitzende des Vereins für innere Mission, welcher im ungerechtfertigten Verdacht stand, die Berufung jenes Predigers veranlaßt zu haben, zur Niederlegung seiner Ehrenstelle bewogen. Die erwähnte Eingabe führte zu lebhaften, nicht immer auf der Höhe der gestellten Aufgabe sich bewegenden Auseinandersetzungen. Viele Geistliche, deren Rechtgläubigkeit außer Zweifel steht, waren der Meinung, der Anlaß sei kein hinreichender Grund zu einem die Einigkeit der protestantischen Landeskirche bedrohenden Vorgehen gewesen. Die Angehörigen der verschiedenen Richtungen, welche in dieser seit einiger Zeit bestehen, hielten Versammlungen ab, von denen die der entschiedenen Modernisten am schwächsten, die der entschieden rechts Stehenden mehr als doppelt so stark, die der eine Vermittlung zwischen rechts und links Suchenden fast dreimal so stark besucht war wie die der Freunde der Eingabe. Aus den Berichten über die beiden letzteren ist zu ersehen, daß sie einen sehr würdigen Verlauf genommen haben. Die kirchliche Lage wurde mit aller Aufrichtigkeit erörtert, das Persönliche möglichst aus dem Spiel gelassen und das Sachliche betont, das wissenschaftliche Streben, der sittliche Ernst, die praktische Tüchtigkeit der Männer, welche zurzeit im protestantischen Teil Bayerns an der Spitze der Modernisten stehen, anerkannt, aber auch auf die Gefahren hingewiesen, die von dieser Richtung her die Kirche bedrohen. In der zumeist besuchten Versammlung wurde sehr entschieden vor förmlicher

Digitized by Google

Parteibildung gewarnt, solange das Bestreben, dem Bekenntnis seine verpflichtende Kraft zu nehmen, bei den Modernisten nicht hervortrete; eine lange Reihe von Rednern mahnte zum Frieden, besonders eindringlich derjenige, welcher bekannte, daß er mit ganzem Herzen im Lager der Positiven stehe; aber die unübersehbaren Aufgaben der Kirche, die Bekämpfung des Monismus, des Schmutzes in Wort und Bild, der unser Volk vergifte, die Durchführung der Kirchensteuer gestatten eine Trennung nicht.

Solange es eine Kirche gibt, hat es auch Einwendungen gegen deren Glaubens- und Sittenlehre gegeben, die keineswegs immer aus verwerflichen Beweggründen hervorgingen; Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft haben mit abwechselndem Einfluß auf die jeweiligen Zeitgenossen Behauptungen aufgestellt, welche trotz des in ihnen enthaltenen Widerspruchs mit der Urkunde der göttlichen Offenbarung und der Kirchenlehre seitens der Theologen nicht von kurzer Hand abgewiesen werden durften, sondern ernstlich beachtet werden mußten. Ebensowenig wie der Streit zwischen Glauben und Wissen werden die Vermittelungsversuche zwischen beiden jemals aufhören, solange die gegenwärtige Welt besteht. Die derzeitigen Führer der protestantischen Modernisten Bayerns arbeiten ebenfalls an solchen Versuchen, und sie können sich darauf berufen, daß es ihnen gelungen ist, viele, die der Kirche den Rücken gewendet hatten, wieder zu Kirchgängern zu machen. Allein die Frage ist, wie lange ihr Erfolg anhält, die noch wichtigere, ob er nicht durch die Preisgabe wesentlicher Glaubenswahrheiten erreicht und deshalb, vom christlichen Standpunkt aus beurteilt, nur ein Scheinerfolg ist. Das muß befürchtet werden. Möglich, daß die Liebe zu ihrer Landeskirche die älteren der Reformer von weiterem Hinabgleiten auf der schiefen Ebene zurückhält; dann bleiben diejenigen unter den Positiven im Rechte, welche so eifrig zur Geduld und zum Frieden mahnten; möglich, ja wahrscheinlich, daß die Logik der Tatsachen jene und die jüngeren unwillkürlich weitertreibt und ein kirchenregimentliches Einschreiten erzwingt.

Sozialdemokratische Bestrebungen hat es überall und immer gegeben, wenn die Gesellschaft eine gewisse Höhe der Kultur erreicht hatte; bei uns in Deutschland erhalten sie ihre Schärfe und werden sie so gefährlich durch die mit ihnen sich verbindende Feindseligkeit gegen Religion und Kirche und anderseits durch den Mangel an religiös-sittlicher Festigkeit, welcher bei sehr vielen ihrer Bekämpfer zu vermissen ist. Nichts kann unser Volk zurzeit weniger vertragen als weitere Erschütterungen der religiösen und kirchlichen und von da aus auch der staatlichen Autorität. Von diesem Gesichtspunkt aus — er kommt für die „Allgemeine Rundschau" besonders in Betracht — ist das Auftauchen des Modernismus im protestantischen Teil Bayerns tief zu beklagen.

Liberale Uebertrumpfungstaktik.

Von

H. Osel, Mitglied der bayerischen Abgeordnetenkammer.

Es war lange Zeit ein Hauptvorwurf gegenüber den Sozialdemokraten, daß sie in gewissenloser Weise Ueberforderungen aufstellten, wobei sie eben auf ihre Minderheit sündigten und wohl wußten, daß eine Mehrheit für ihre Wünsche nicht zu haben sei, zu haben sein konnte, wollte man nicht dem Volk in seiner Gesamtheit oder in einzelnen seiner Gruppen unerschwingliche Lasten auferlegen. Nun haben die Liberalen überall da, wo sie die Minderheit bilden, das gleiche Rezept. Der bayerische Landtag war hierfür das beste Beispiel: am schlagendsten beim neuen Gehaltsregulativ und neuerdings in der Frage der Aufbesserung der Bezüge unserer Staatspensionisten. Es kümmerte u. a. die Liberalen nichts, daß die Aufbesserung unserer Beamten künftig, d. h. im Beharrungszustand, über 25 Millionen Mark allein mehr verlangen wird, von den übrigen Aufbesserungen ganz abgesehen. Sie wollten mehr. Ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, muß aber doch konstatiert werden, daß der liberale Block folgende beide Tatsachen kennen mußte:

1. Wir stehen in Bayern vor einer allgemeinen Steuerreform mit dem ausgesprochenen Zweck einer Einnahmemehrung, also einer Steuererhöhung;

2. die Reichsfinanzreform soll ebenso für das Reich eine Mehreinnahme von über 500 Millionen Mark schaffen, und alle Welt weiß, daß dies in der Hauptsache auf dem Wege der Erhöhung der Verbrauchsabgaben erreicht werden soll.

Vergegenwärtigt man sich, daß somit zur Herstellung des Gleichgewichtes des Reichs- und des Staatshaushaltes für Bayern ohnehin eine doppelte Belastung — an Landes- und an Reichssteuern — eintritt, so kann doch wohl einer Partei, der es ernst ist mit der Rücksichtnahme auf die Interessen des Volkes, und die daher nur durch weise Beschränkung der Staatsausgaben auf das Notwendige den Staatshaushalt in Ordnung zu halten versucht, nicht mit dem verleumderischen Vorwurf beschimpft werden, aus bloßem Machtdünkel die Interessen der Staatsdiener im weitesten Sinne geschädigt zu haben. So aber beschimpfte die bayerische liberale Presse das Zentrum. Freilich bei der geradezu typisch gewordenen Kurzsichtigkeit, um nicht zu sagen Torheit der Liberalen in Bayern, ist auch das begreiflich. Für uns besteht nur wiederum die Aufgabe, uns diese Haltung der Liberalen gut zu merken und zur rechten Zeit dem Handwerker- und Handelsstand, den Kleinindustriellen, den Bauern und dem Heer der Arbeiter das vor Augen zu halten. Wir haben den Beweis erbracht, daß wir allen Staatsdienern, einschließlich der Geistlichen und Lehrer, von Herzen eine zeitgemäße Erhöhung ihrer Bezüge gönnen, denn wir haben ihnen diese Erhöhung verschafft teilweise in scharfem Ringen mit der Regierung. Unmögliches konnten wir schließlich ja auch verlangen, ebenso die Interessen von 90% des Volkes zurücksetzen, wollten auch wir liberale Politik machen. Erreicht aber hätten wir nichts. Wieviel wir aber erreicht haben und gerade für die Kleineren und Mittleren, das kann durch nichts Besseres beleuchtet werden als durch die Zustimmung der Sozialdemokraten zum letzten Budget und ihre Verteidigung auf dem Nürnberger Parteitag.

Wir begreifen ja, daß der Liberalismus, der zuzeiten seiner Macht, und als wir noch Geld im Ueberfluß hatten, zwar für Beamte und Lehrer nichts getan hat, jetzt glaubt, seine Liebe zu diesen Ständen billig zeigen zu können. Wir verstehen es; denn diese Stände bilden seinen Stamm und versehen ihm mit großem Eifer Zutreiberdienste. Immerhin wäre es kaum glaublich gewesen, daß der Liberalismus die Wirkungen der Aufbesserungen und der kommenden doppelten höheren Besteuerungen auf die übrigen Steuerzahler so ganz übersieht, wie es nun tatsächlich der Fall ist. Wir garantieren für eine Quittung.

Was nun die Wünsche unserer Staatspensionisten anlangt, die auch ihrerseits unter der Teuerung und künftigen Steuererhöhung zweifellos zu leiden haben, so finden auch wir sie selbstverständlich begreiflich. Abg. Held, der Zentrumsmann, hat als Referent warm für die Pensionisten gesprochen, der liberale Korreferent Giessen dagegen Uebergang zur Tagesordnung beantragt. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" lassen diese Tatsache durch eine ihnen dienstbare Feder in das Gegenteil fälschen. Im übrigen ist die Kostenfrage ganz unklar. Daran ändert auch nichts, daß der Vorstand des Pensionistenvereins nun mit einer ganz plausiblen Rechnung nachträglich den „M. N. N." zu Hilfe kommt, denn deren Richtigkeit steht nicht fest und die liberale Presse hat keine Möglichkeit, sie nachzuprüfen. — Wir begrüßen es daher, wenn durch Initiative des Landesvaters zunächst wenigstens eine ziffermäßige Darstellung der Verhältnisse und finanziellen Erfordernisse erreicht wird. Es soll heute und an dieser Stelle keinerlei Vergleich mit der Vergangenheit und mit dem Verhalten anderer Staaten bei derselben Frage angestellt werden; auch ist es noch nicht Zeit, das Verhalten der Liberalen in Bayern und anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen näher zu betrachten. Vielleicht ergibt eine eingehende Prüfung, daß für viele Beamtenkategorien trotz der Gehaltserhöhung eine nur ganz unwesentliche Pensionserhöhung eingetreten ist, oder sogar da und dort eine Minderung. Mit beiden Gesichtspunkten ist ja für die Annahme der neuen Gehaltsordnung Stimmung gemacht worden. Von der genauen Kenntnis der hier obwaltenden Verhältnisse ist jede objektive Stellungnahme zu der Förderung unserer Staatspensionisten abhängig. Es zeigt sich, daß die Staatsregierung einen Fehler begangen hat, weil sie nicht schon bei der Beratung des Gehaltsregulativs wenigstens soweit als möglich die künftigen Pensionsverhältnisse rechnerisch darstellte und ebenso die schon bekannten Wünsche der Pensionisten ziffermäßig beleuchtete. Nun muß sie das Versäumte vermutlich nachholen, und wir wollen gerne zugeben, daß sie hierzu jetzt mehr Zeit hat als

Digitized by Google

ehedem. Bis zur Klärung der Sachlage können wir daher den Liberalen Dr. Goldschmit und Löweneck die „Führerrolle“ überlassen und den Pensionisten nur wünschen, daß sie nicht die „Angeführten“ sind. Kann und soll die Sache nach reiflicher Prüfung etwas werden, so macht sie doch das Zentrum, wie immer, aus Pflichtgefühl und ohne Dank zu beanspruchen.

Eine Turnerhuldigung an Pius X.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Pius X., dessen unermüdliche Tätigkeit im Dienste der Kirche bereits so herrliche Früchte gezeitigt hat, ist ein im besten Sinne des Wortes moderner Mann. Liegt ihm vor allem das geistige Wohl der Jugend am Herzen, so hat er es anderseits nicht unterlassen, ihre körperliche Entwicklung zu fördern. Ohne im geringsten zu übertreiben, kann man sagen, daß der Papst hierin dem italienischen Staat mit dem guten Beispiel vorangegangen ist. Zu den zahlreichen Lücken, die dem Volksunterricht in Italien anhaften, gehört auch der Mangel systematischer Turnübungen. Was in dieser Beziehung geschehen, ist fast ausschließlich auf Privatinitiative zurückzuführen. Im Gegensatz zu den Staatsschulen finden in den von Kongregationen, wie den Salesianern, geleiteten Unterrichtsanstalten seit längerer Zeit Turnen und andere Arten von Sport die gebührende Berücksichtigung. Vor fast zwei Jahren entstand, dank der Aufmunterung und materiellen Unterstützung durch den Papst, der Verband der italienischen katholischen sportlichen Vereine, an dessen Spitze Graf Cargegna steht. Nachdem Pius bereits einmal sein hohes Interesse an den eine gedeihliche körperliche Ausbildung fördernden Uebungen bekundet, indem er zahlreiche Turner in seiner Gegenwart auftreten ließ, mußte dem Vorstand des genannten Verbandes die Idee naheliegen, anläßlich des goldenen Priesterjubiläums des Hl. Vaters einen innerhalb des Vatikans auszufechtenden Turnerwettstreit zu organisieren, der zugleich eine Huldigung vor dem Jubelgreis wäre. Am Mittwoch, 23. Sept. begann in dem weiten, von gewaltigen Renaissancebauten umschlossenen Belvederehof das Wetturnen. Am folgenden Samstag nachmittag wohnte Pius selbst, umgeben von den Mitgliedern seiner Antikamera, Kardinälen, Bischöfen und Prälaten, den Uebungen bei. Gewaltiger Jubel begrüßte den Hl. Vater, als er, den großen roten Mantel über dem weißen Talar, zum baldachingeschmückten Thron hinaufstieg. Den roten Hut in der Hand, winkte er nach allen Seiten segnend und grüßend. Sobald er sich niedergelassen, begann unter Musik und Trommelwirbel der Umzug von nahezu hundert Turnvereinen aus Belgien, Frankreich, Kanada, Irland und Italien am Papst vorüber, der manchmal die Hand zum Segen erhob. Als eine Abteilung blinder Turner aus der römischen Anstalt S. Alessio etwas unsicheren Schrittes, aber immerhin noch stramm vorbeimarschierte, da sah man dem Papst tiefe Rührung an, und wiederholt segnete er die Bedauernswerten. Mit sichtlich freudigem Interesse folgte er nachher den an verschiedenen Punkten zugleich in Angriff genommenen Uebungen, manchmal das Zeichen zum Beifall gebend, bisweilen auch mit lachendem Gesicht ein Wort an den Majordomus Bisleti richtend. Zum Schluß erhob sich der Papst und segnete die Menge. Ein paar Schritte trat er dann vor und ließ, ein glückliches Lächeln um die Lippen und den Ausdruck hoher Befriedigung in den milden Zügen, langsam den Blick über die Scharen der Turner gleiten. Mit leuchtenden Augen sahen die Jünglinge zu Pius hinauf, die Brust durchwogt von überströmender Freude, Begeisterung und Verehrung für den herzensguten Oberhirten. Als dann der erhabene Greis noch einmal den Segen erteilte, da brachen sich diese Gefühle mit elementarer Gewalt Bahn. Tausende von Händen winkten mit den Taschentüchern oder warfen die bunten Turnermützen in die Höhe. Wie ein Taumel erfaßte es die Scharen. In die Klänge der Musik mischten sich tausendstimmig die Hochrufe. Ein unbeschreibliches Schauspiel, das man gesehen haben muß, um zeitlebens die teuere Erinnerung daran zu bewahren. Als nun der Papst sich zum Gehen anschickte, da eilten wie auf Kommando all die Turner in einem Durcheinander zur päpstlichen Tribüne hin, um, eng zusammengedrängt, einer auf den anderen steigend, in übermächtiger Erregung schreiend, singend diese einzigartige Kundgebung bis fast zum Delirium zu steigern. Aus des Papstes Augen quollen Tränen; zitternd hob er nochmals die Rechte und entfernte sich, von der Rührung fast übermannt, während die brausenden Hochrufe immer ohrenbetäubender zum goldigen Abendhimmel hinaufschallten. Um so hinreißender wirkte diese unvergeßliche Huldigung, als sie ganz unvorbereitet war.

Am folgenden Sonntag wohnten sämtliche Turnvereine in S. Maria Maggiore einer von Kardinal de Lai zelebrierten hl. Messe bei, worauf sich draußen der Zug zur Papstaudienz ordnete. Seit 1870 sah man jetzt zum erstenmal wohlgeordnete Scharen mit wehenden Bannern unter den Klängen der Musik in offizieller Weise durch Roms Straßen nach dem Vatikan ziehen, um dem Papst zu huldigen. An dem prächtigen Schauspiel ergötzten sich überall längs des weiten Weges dichte Menschenmassen unter jubelnden Zurufen. Kein Mißton störte die glänzende Entfaltung des Zuges. Einen herrlichen Anblick bot besonders der vom Sonnenlicht übergossene, vom blauen Himmelsdom überwölbte Petersplatz mit den unübersehbaren Reihen der in jugendlichem Feuer mit den Mützen zum Vatikan hinaufgrüßenden Turner. Die Fahnen wurden hinter der Peterskirche im Hospiz S. Martha zurückgelassen, dann ging's in den Vatikan, wo der Papst langsam die Prachtsäle durchschritt, in denen die jungen Leute Aufstellung genommen hatten und ihm begeistert zujubelten. Die feierliche Audienz fand darauf in der Aula der Seligsprechungen statt. In einer Huldigungsadresse zeigte Graf Cargegna kurz, wie auch der Turnplatz der Heranbildung guter Bürger und Christen dienen kann und soll. „Nicht suchen wir“, so betonte er, „den Triumph der physischen Kraft über die moralische Stärke, und viel weniger lassen wir uns von gewissen verbrecherischen Tendenzen unserer Zeit, die einer Rückkehr zum Heidentum gleichkommen, fortreißen. Durchdrungen von Christi Sittengesetz, streben unsere Scharen auch mit der physischen Ausbildung dem Endziel des anderen Lebens zu, und unter ihnen sind die stärksten jene, welche die Kraft des Körpers durch Reinheit der Seele und Ehrbarkeit der Sitten erhöhen.“

Herzliche Worte des Lobes und väterlicher Ermahnung richtete der Hl. Vater in seiner Antwort an die wie gebannt an seinen Lippen hängenden jungen Leute. Unter Anerkennung des hohen Wertes der Körperübungen riet er zum Maßhalten dabei, damit daraus kein körperlicher Schaden erwachse und auch die Studien und anderen Arbeiten nicht darunter leiden. In ergreifender Weise forderte er zu treuer Erfüllung der Christenpflichten auf, deren Vernachlässigung auch zum Verlust der rein natürlichen Tugenden führen müsse. Als nach der Audienz die Turner sich in den Damasushof drängten, erschien der Papst an einem der großen Bogenfenster, und nun wiederholte sich die enthusiastische Ovation von Tags vorher. Ein einziges hohes Glücksgefühl durchströmte die Tausende beim Verlassen des Vatikans.

Zahlreiche erhebende Kundgebungen inniger Verehrung für den Statthalter Christi haben in den letzten Monaten stattgefunden und gezeigt, welch aufrichtiger Hochachtung und Liebe unser glorreich regierender Papst sich in der ganzen Welt erfreut. In schwerer Zeit bereiten ihm die imposanten Aeußerungen der Gefühle seiner Kinder großen Trost. Doch von keiner Huldigung dürfte Pius X. einen tieferen Eindruck in sein Arbeitszimmer mitgenommen haben, als von der hier geschilderten.

Im Herbst.

Nun darf die Welt noch einmal prangen
Im lichten Feiertagsgewand,
Bevor der Winter kommt gegangen
Mit Herrscherschritt hinein ins Land.

Rotgolden funkelt das Geschmeide,
Das ihr der Laubwald hat beschert,
Und selbst die stille schlichte Heide
Hat Festgewandung ihr verehrt.

Mit Blumen darf sie noch sich schmücken,
Den letzten, die ihr schenkt die Flur,
Und so in Herbstespracht beglücken
Die stillen Freunde der Natur;

Die schlichten Sinnes nicht verstehen
Des Sommers übergroße Pracht,
Doch lächelnd durch die Schönheit gehen,
Die milde, die der Herbst gebracht.

Fritz Flinterhoff.

Digitized by Google

Rücksichtsloses Einschreiten gegen sittliches Aergernis.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Das Reichsgericht hat sich in Unsittlichkeitsprozessen wiederholt als heilsames Korrektiv gegen allzu laxe Strafkammerurteile und als Schutzwehr gegen die Anfechtung einer sittlich ernsten und strengen Rechtsprechung bewährt. Soeben werden wieder sehr erfreuliche Reichsgerichtsentscheidungen in Sachen der sogenannten „Gummiartikel" bekannt. Die „Allgemeine Rundschau" hat sich noch in neuester Zeit eingehend mit der bedauerlich schwankenden Rechtspflege auf diesem Gebiete beschäftigt. (Vgl. Nr. 22: „Laxe Justiz in Fragen der Sittlichkeit", S. 352 ff.)

Ueber die neuesten Reichsgerichtserkenntnisse liegt uns eine authentische Veröffentlichung noch nicht vor. Wir müssen uns daher mit der Darstellung begnügen, welche die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 460 vom 2. Oktober 1908) im Rahmen einer höchst verärgerten Polemik mitteilen. Zur Charakteristik der Haltung, welche der weitaus größte Teil der liberalen Presse — ihre eigenen gelegentlichen Sittlichkeitsphrasen Lügen strafend — gegenüber allen ähnlichen Fragen der öffentlichen Sittlichkeit einnimmt, sei der betreffende Artikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" im ungekürzten Wortlaute mitgeteilt:

„Ist die Anpreisung sogenannter Gummiartikel strafbar? Bekanntlich erregte es vor einiger Zeit nicht geringes Aufsehen, als die Staatsanwaltschaft gegen die Anpreisung sogenannter Gummiartikel in Schaufenstern oder auch in Druckschriften einschritt und wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit (§ 184 Nr. 3 R.-St.-G.-B.) Anklage erhob. Die Erregung steigerte sich noch, als die Verhandlungen vor der Strafkammer — das Schwurgericht ist nur ausnahmsweise zuständig — zumeist mit einer Verurteilung der angeklagten Geschäftsinhaber endigten. Diese haben sich selbstverständlich bei dem Urteil nicht beruhigt und Revision zum Reichsgericht ergriffen. Dem Reichsgericht war die Frage nunmehr bereits mehrfach unterbreitet, es hat sie jedoch durchwegs bejaht. Das Reichsgericht vertritt nämlich den Standpunkt, daß in dem in Prospekten oder Annoncen angepriesenen Schutzmittel ein zum unzüchtigen Gebrauch bestimmter Gegenstand zu erblicken sei. Nun hatte allerdings das Reichsgericht in seinem Urteil vom 27. April 1907 eine Ausnahme von diesem Grundsatz dann zugelassen, wenn die Annahme berechtigt war, daß diese Mittel ausschließlich zum Gebrauch in der Ehe verwendet werden würden. Diese Ausnahme läßt das Reichsgericht auch jetzt noch bestehen, sagt aber in seinen jüngsten Erkenntnissen ausdrücklich, daß die Anpreisung derartiger Mittel strafbar sei, sobald sie dem Publikum im allgemeinen gegenüber geschehe. Von Interesse dürfte noch sein, daß das Reichsgericht auch in der Anpreisung oder dem Verkauf mittels geschlossener Kuverts eine Verletzung des Strafgesetzes erblickt, wenn diese nur an einen nicht näher zu bestimmenden Personenkreis versendet oder veräußert werden."

Die hier angezogenen jüngsten Reichsgerichtsentscheidungen stimmen genau mit der Auffassung überein, welche in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" vertreten wurde. Die Freizügigkeit von Gummiartikeln und ähnlichen „Schutzmitteln", deren Popularisierung der Profitgier skrupelloser Händler den Beutel füllt, dagegen die Nation dem Siechtum und der Entvölkerung entgegenführt, scheint zu den unveräußerlichen Gütern des modernen Liberalismus und seiner Presse gehören zu sollen. Schweren Herzens geben die „Münchner Neuesten Nachrichten" den Kampf einstweilen auf und erteilen den von ihnen bisher so heldenmütig verteidigten Massenhändlern den nachstehenden denkwürdigen Rat:

„Da sich die Rechtsprechung diese Grundsätze zweifellos zu eigen machen wird, dürfte unseren Geschäftsleuten nichts übrigbleiben, als die Anpreisungen von Schutzmitteln künftig zu unterlassen. Auch aus dem Anzeigenteil der Presse müssen dieselben verschwinden, da — wie das Reichsgericht wörtlich sagt — „der öffentliche Anstand auch für den Anzeigenteil der Presse gesichert werden muß".

Wir kondolieren dem Organ für neuheidnische „Ethik" und seinen („unseren") Geschäftsleuten zu dieser bitteren Lektion. Wenn es wahr ist, was die Staatsanwaltschaft des Landgerichts München I vor einigen Monaten in einem Spezialbescheide als „allgemein bekannte Tatsache" bezeichnete, — daß nämlich „die empfängnis- und ansteckungsverhütenden Mittel einen sehr wesentlichen Teil der Waren darstellen, die in solchen hygienischen Geschäften geführt werden", — dann bedeutet der notgedrungene Rat des liberalen Blattes für diese Geschäfte einen harten Schlag.

In derselben Nummer und auf der gleichen Seite berichtet das liberale Blatt über eine Prozeßverhandlung gegen die öffentliche Schaustellung sittlich anstößiger Bilder. Auch in diesem Falle bleibt das Hauptorgan der liberalen Partei in München seinen alten schlechten Gewohnheiten treu und stellt sich offensichtlich auf die Seite des Händlers, der die schamlosen Bilder unmittelbar gegenüber einer Volksschule ausgestellt hatte.

Ohne zu merken, daß sie durch ihre Haltung ihre eigenen Parteigenossen in der Lokalschulkommission desavouierten, welche durch ein besonderes Rundschreiben[1]) den Lehrern die Ueberwachung der Schaufensterauslagen in der Nähe von Schulhäusern zur Amtspflicht gemacht hat, kennzeichnen die „Münchner Neuesten Nachrichten" eingangs ihres Berichtes den Anzeigeerstatter als einen dem Münchener Katholischen Lehrerverein angehörigen Volksschullehrer. Die sozialdemokratische „Münchener Post" ist in ihrem Berichte noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie den die pflichtgemäße Anzeige erstattenden Lehrer als „Nuditätenschnüffler" brandmarkt und seine Mitgliedschaft beim (interkonfessionellen) Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit als besonderen Makel hervorhebt. Daß das sozialdemokratische Blatt im Kampfe gegen die wachsende sittliche Verwilderung auch dann versagt, wenn es sich um den vordringlichsten Schutz der unreifen Jugend gegen Aergernisse handelt, die mit eigentlicher Kunst auch nicht das mindeste zu tun haben, ist leider nicht zu ändern. Aber die Gehässigkeit braucht doch nicht so weit zu gehen, daß man jeden, der aus tiefinnerer Ueberzeugung die Jugend vor solchem öffentlichen Aergernis behütet wissen will, als „Nuditätenschnüffler" beschimpft. Damit stellt die oft gerühmte Intelligenz und Wissenschaftlichkeit der sozialdemokratischen Presse sich kein gutes Zeugnis aus. Denn als „Schnüffler" kann nur jemand bezeichnet werden, der Verborgenes, Heimliches ans Licht zieht. Was aber in öffentlichen Schauläden jeden Vorübergehenden anlockt und geradezu dazu bestimmt ist, von aller Welt gesehen zu werden und die Kauflust zu reizen, bedarf wahrlich keiner „Schnüffelei", um zu öffentlicher Kenntnis zu gelangen.

Es muß bei diesem Anlaß einmal mit aller Deutlichkeit und vor breitester Oeffentlichkeit ausgesprochen werden, wie sehr sich die führende liberale Presse allen amtlichen und privaten Bestrebungen im Interesse des Jugend- und Volksschutzes hemmend und erschwerend in den Weg stellt. Der liberale Reichstagsabgeordnete für München I ist erst unlängst im Reichstage offen an die Seite des vielverlästerten Abg. Roeren getreten und hat kurze Zeit nachher in einer Ausschußsitzung des Interkonfessionellen Münchener Männervereins, zu welcher er eigens eingeladen war, sein Entsetzen über das massenhaft vorgelegte belastende Material zum Ausdruck gebracht. Hilft alles nichts: das liberale Hauptorgan fährt fort, dem Handel mit anstößigen Bildern — selbst vor Schulhäusern — den Rücken zu stärken, der Polizei, der Staatsanwaltschaft und den Gerichten ihre Aufgabe zu erschweren und Eltern und Schule den liberalen Terrorismus fühlen zu lassen. Wenn die Sache nicht gar so ernst wäre, müßte man aus vollem Halse lachen über den komischen Eifer, mit dem die „Münchner Neuesten Nachrichten" und ähnliche liberale Blätter sich bemühen, nackte Darstellungen — im vorliegenden Falle handelte es sich z. B. um „die aus der Bibel bekannte Badeszene der Bathseba, der Frau des Urias" — als „dezent" hinzustellen. Wir wären versucht, ein in der Form derbes Urteil eines sehr namhaften, im liberalen Lager hochverehrten Künstlers hierher zu setzen, der sich außerordentlich drastisch über die auf Lüsternheit und Sinnenkitzel spekulierenden „Massenabklatsche" wirklicher Kunstwerke auf minderwertigen Postkarten usw. ausspricht. Aber was erscheint einem Blatte vom Schlage der „Münchner Neuesten Nachrichten" nicht alles „dezent"? Auch die von geilem Gewieher eines höchst gemischten Publikums begleiteten Entkleidungsszenen, Ehebruchspikanterien, Zotenlieder und lasziven Gesten auf gewissen Brettlbühnen werden in den Berichten dieser Großstadtpresse gerne als „dezent" charakterisiert. Eine tolle, aber wohlberechnete Umkehrung der natürlichen Begriffe!

---

[1]) Diese Entschließung vom 10. Juli 1906 sollte schon wegen der alljährlich in großer Zahl zugehenden neuen Lehrkräfte bei Beginn jedes Schuljahres in Erinnerung gebracht werden. Seit 1906 geschah dies nicht mehr.

Digitized by Google

Der Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" über den erwähnten Prozeß — es handelte sich übrigens nur um eine Einziehung im objektiven Verfahren — läßt nur zu deutlich erkennen, daß das liberale Blatt die polizeiliche Beschlagnahme und die nunmehr von der Strafkammer verfügte Einziehung der Bilder (mit einer Ausnahme) für unberechtigt hält und den Ausführungen des Rechtsanwalts Dr. Rosenthal beipflichtet. Uebrigens wäre auch einmal die Frage zu untersuchen, weshalb Angeklagte auf diesem Spezialgebiet sich mit besonderer Vorliebe durch jüdische Rechtsanwälte vertreten lassen. Die Rechtsausführung des Dr. Rosenthal, daß Bilder, die objektiv nicht unzüchtig seien, durch öffentliche Schaustellung selbst vor einer Schule nicht unzüchtig werden können, ignoriert längst feststehende Normen der Rechtsprechung, die noch neuerdings durch ein interessantes Reichsgerichtsurteil vom 4. Januar 1908 (Vgl. Seufferts Blätter für Rechtsanwendung, 73. Jahrgang, Nr. 11 vom 1. Juni 1908, S. 505 ff.) bestätigt und erläutert wurden.

Nun, die eifrigen Bemühungen der Firma „Aristophot" und ihres genannten Rechtsbeistandes, die Jugendschutzbestrebungen der städtischen Schulbehörde zu durchkreuzen, sind jedenfalls gescheitert. Die Strafkammer hat dem beleidigten Sittlichkeitsgefühl Genugtuung verschafft, nachdem der als Zeuge geladene Volksschullehrer Schnell mit großem Nachdruck seinen Standpunkt als Lehrer und zugleich als Familienvater gewahrt hatte.[1])

Eines ist aus dieser Strafkammerverhandlung jedenfalls zu lernen: wenn Eltern und Erzieher energisch ohne Menschenfurcht für den sittlichen Schutz der ihnen anvertrauten Jugend eintreten, bleibt der gute Erfolg schließlich nicht aus. Es würde noch vieles weit mehr als bisher gebessert werden, wenn das unerschrockene Beispiel des Herrn Lehrers Schnell häufiger und systematischer nachgeahmt würde. Wenn die Polizeiorgane nicht aus eigenem Antriebe einschreiten, muß die Selbsthilfe des Publikums Platz greifen, und wenn die Gesetze nicht ausreichen, um hartnäckiger Böswilligkeit zu begegnen, dann gibt es auch noch ein anderes Mittel, das im äußersten Falle angewendet werden kann, nämlich den Boykott solcher Läden und Geschäfte.

Vor dieser ultima ratio dürfen auch die Schulbehörden nicht zurückschrecken. Wir begrüßen daher mit besonderer Genugtuung eine Entschließung des bayerischen Kultusministers an die Rektorate der Mittelschulen. In norddeutschen Blättern war schon vor einiger Zeit auf Grund einer Notiz der „Pfälzischen Presse" von dieser Entschließung die Rede. In Bayern selbst war aber trotz mehrfacher Bemühungen nichts Authentisches zu erfahren, woran teils die Ferien, teils eine etwas merkwürdige Auffassung vom Amtsgeheimnis schuld gewesen sein mögen. Heute können wir auf Grund einer Mitteilung von maßgebender Stelle bestätigen, daß jene Notiz der „Pfälzischen Presse" im wesentlichen das Richtige traf.

In der Tat wurden durch eine Entschließung des bayerischen Kultusministers die Rektorate der Mittelschulen angewiesen, darüber zu wachen, daß in den verschiedenen Buchhandlungen und Schreibmaterialienhandlungen keine unsittlichen Bilder, Zeitschriften, Schauerromane ausgestellt oder verkauft werden. Nach vorausgegangener Verwarnung kann den Schülern das Betreten solcher Läden seitens der Schulbehörde verboten werden.

Wenn eine solche Maßregel systematisch unnachsichtlich durchgeführt und — selbstverständlich — auch auf die Volksschulen ausgedehnt wird, dürfte der Polizei, der Staatsanwaltschaft und den Gerichten künftig manche Arbeit erspart bleiben. Denn das Geschäft spielt auch auf diesem traurigen Gebiete die Hauptrolle. Manche kleine Buch- und Schreibmaterialienhandlung „führt" die nichtsnutzige Ware nur, weil Reisende und leider auch Fachorgane dieselbe als sehr einträgliche Modeartikel anpreisen, und weil man hinter der „Konkurrenz" nicht zurückbleiben will. Das Beispiel der obersten Unterrichtsbehörde in Bayern sollte auch den Vereinen, die sich den Kampf gegen den Schmutz zum Ziel gesetzt haben, den Mut geben, das Mittel der äußersten Notwehr gegen unverbesserliche Jugendverderber, den Boykott, zu organisieren. In den meisten Fällen wird es gar nicht zum Aeußersten kommen, wenn endlich einmal der feste Wille gezeigt wird, die Androhung auch in die Tat zu übersetzen und die letzten Konsequenzen zu ziehen. Denn die Haupttriebfeder ist und bleibt das Geschäft. Für die von den „Münchner Neuesten Nachrichten" und ähnlichen Blättern verzapften „Ideen" und „Grundsätze" einer „neuen Ethik" auf der Grundlage einer sog. „veredelten Nacktkultur" opfern 99 Prozent der Buch- und Schreibmaterialienhändler auch nicht einmal einen Nickel. Wir sind aufrichtig gespannt, ob die liberale Presse dieses Genres nun auch gegen die Entschließung des Kultusministeriums mobil machen und die Führung der in ihren heiligsten Menschenrechten gekränkten Schreibmaterialienhändler übernehmen wird.

Zum Schlusse noch eines: Es ist ein billiges Vergnügen, wenn liberale Blätter gelegentlich einmal einen Notschrei gegen die „Schundliteratur" ausstoßen und (vgl. „Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 463 vom 3. Oktober) etwa einem Artikel von Adolf Petrenz in der „Täglichen Rundschau" Sätze wie die folgenden entnehmen:

„Eine Verwüstung ohnegleichen wird in der Großstadtjugend angerichtet, und es heißt: wir haben kein Mittel, diesem verbrecherischen Unfug zu steuern. Sokrates mußte den Giftbecher trinken, weil er angeblich die Jugend verdarb. Heutzutage denkt man humaner. Man läßt ruhig die Jugend fortgesetzt ganze Kannen voll Gift trinken, die skrupellosen Verführer aber, die geldgierigen Schundverleger, läßt man ungeschoren. . . . Wo bleibt der Goethebund, der hier wirklich einmal fruchtbare Arbeit leisten könnte? Eine systematischere Tötung aller kulturellen Werte, ein offenkundigeres Verbrechen wider das keimende geistige und künstlerische Leben war noch nie da, noch aber hörte man nichts von flammenden Protestversammlungen."

Was hier von den „infamen Schundheften bei den fliegenden Buchhändlern, in den Fenstern der Papierläden", von den „Epigonen der Sherlock Holmes und Nick Carter", die „wie Giftpilze nach dem Mairegen aufschießen", gesagt wird, gilt doch in den Augen jedes aufrichtigen Jugendfreundes nicht minder von der Massenfabrikation und profitgierigen Schaustellung und Feilhaltung verführerischer Bilder und Postkarten. Aber hier versagt die Logik und Konsequenz der liberalen Großstadtpresse. Es gibt arglose Leser genug, die mit rührseliger Genugtuung jene brave, unentwegte Stellungnahme ihres Leibblattes genießen, derweil vielleicht in der gleichen Nummer, an einer Stelle, die zufällig ihrer Aufmerksamkeit entgeht, der alte Faden systematisch weitergesponnen wird, die „moralinsauern Verketzerer einer modernen Moral" der Verachtung preisgegeben werden. Fast jedes Wort, das in dem von dem Münchener liberalen Hauptorgan abgedruckten Artikel von Adolf Petrenz über die Schundliteratur zu lesen ist, trifft auch für die von demselben Blatte so eifrig unterstützte Schundkunst zu.

[1]) Sehr bezeichnend ist übrigens der fast unglaubliche Hohn, mit dem die durch die Einziehung der ausgestellten Bilder nur indirekt betroffene Schreibmaterialienhandlung an der Türkenstraße das landgerichtliche Erkenntnis beantwortete. Wie uns von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wird, war am Morgen nach der Strafkammerverhandlung das ganze Schaufenster ärger als zuvor mit Nuditäten förmlich ausstaffiert. Und das einer Volksschule unmittelbar gegenüber! Eine derbere Herausforderung, ein gröberer Unfug ist doch wohl kaum denkbar. Die Polizei scheint auch alsbald eingeschritten zu sein, denn am nächsten Tage war die Auslage wieder gesäubert.

Zum gewerblichen Frieden.

Von

Dr. A. Brem-München, Landessekretär des Kath. Volksvereins.

Die Gewerkschaften als Vereinigungen von Arbeitern anzusehen, die um jeden Preis, eben weil der Klassenkampf das Prinzip des Fortschritts ist, den dauernden Krieg der Lohnarbeiterklasse gegen die Unternehmerklasse zu organisieren haben bis zu deren wirtschaftlichen Vernichtung, ist orthodox sozialdemokratisch. Daß die deutsche Sozialdemokratie die wirtschaftlichen Interessenverbände der Arbeiter im Gegensatz zu England in den Dienst ihrer revolutionären Ziele zu zwingen suchte, wird die Wirtschaftsgeschichte als ihre größte Schuld buchen. Aller Kampf des Revisionismus gegenüber sozialistischer Orthodoxie, das jahrelange Ringen der Gewerkschaftsführer mit der Partei, der jüngst entbrannte Streit um die Jugendorganisation, die Maifeierfrage, die in Nürnberg zur Blamage wurde, der in Nürnberg so heftig tobende Budgetstreit bedeutet das Aufbäumen des realen Denkens gegenüber der revulutionären Romantik, die Emanzipation der praktischen Arbeit von der radikalen Phrase.

Es gehört zu den vielen Apologien des Christentums, die in unserer Zeit liegen, daß die christlich denkenden Kreise

Digitized by Google

den Utopien, mit denen die sogenannte freie Gewerkschaftsbewegung den herbsten Kampf kämpft, von vornherein so wirksam den Krieg erklärten. Es scheint ihnen die historische Mission zugefallen zu sein, die deutsche Arbeiterbewegung von den revolutionären Träumereien des Sozialismus zu erlösen. Heute schon — wer hätte das vor 10 Jahren gedacht — kann die sogenannte freie Gewerkschaft nicht mehr ohne Rücksicht auf die rasch angewachsenen christlichen Gewerkschaften taktieren. „Sie übersehen ganz," so bemerkt der Gewerkschaftsführer Robert Schmidt gegenüber der revolutionären Rosa Luxemburg in Nürnberg, „daß wir mit den christlichen Gewerkschaften zu rechnen haben, die immer mehr in der Zunahme begriffen sind." Zu eben jenen Apologien ist es auch zu rechnen, daß, was christliche Ueberzeugung, Orientierung an der christlichen Sittenlehre, Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl, Liebe zu Maß und Besonnenheit den christlichen Kreisen von Haus aus nahe rückte, in gleicher Weise Ueberzeugung und Förderung der Wissenschaft ist.

Die Entwicklung hat nämlich Kapital und Arbeit in früher ungeahntem Maße getrennt. Sie hat weiter die alte Gewerbeordnung mit staatlicher Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse über den Haufen geworfen und an ihre Stelle den freien Arbeitsvertrag gesetzt. Derselbe war keine neue Gewerbeordnung, sondern Gewerbeordnungslosigkeit. Ordnung konnte nach der ganzen kulturellen und rechtlichen Entwicklung des verflossenen Jahrhunderts erst wieder ersprießen aus den sich natürlich bildenden freiwilligen Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber, indem dieses Werk der Selbsthilfe dann durch Staatshilfe gekrönt und ergänzt wird. Auch wenn deswegen, hoffentlich in möglichst naher Zeit, Sicherheit und Ordnung im Gewerbe eingekehrt sein wird, werden die Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber weiterbestehen als wahre Friedensorgane, als die Quadern für Tarif- und Einigungswesen, als der wirtschaftliche Unterbau für das Gewerberecht und Tarifrecht der nächsten Zukunft.

Einen bedeutsamen Schritt zur neuen gewerblichen Ordnung hin tat das Malergewerbe durch den Normaltarifvertrag, den es sich am 30. April nach langen Verhandlungen durch Schiedsspruch von 3 Unparteiischen gegeben hat. Derselbe erstrebt eine Regelung für das gesamte Gewerbe. Die Unruhen der letzten Jahre hatten auf dem Deutschen Malertag zu Hannover den Beschluß reifen lassen: Der 2. Deutsche Malertag steht auf dem Boden der Tarifverträge. Das Resultat dieses Beschlusses war nach langen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Organisationen ein Normaltarifvertrag für das ganze Gewerbe. Von allgemeinem Interesse ist die Leistungsklausel, denn „beide Parteien haben ein vitales Interesse daran, daß im deutschen Malergewerbe nur qualifizierte und entsprechende Arbeiten liefernde Gehilfen tätig sind". Der Normaltarif bildet lediglich die allgemeine Grundlage, auf der die örtliche Regelung der Arbeitsbedingungen sich erheben soll. Ueber der örtlichen Tarifüberwachungskommission steht das Gautarifamt, welches wiederum das Haupttarifamt in Berlin als Instanz über sich hat. Bei all diesen Instanzen sind Arbeitgeber und Arbeiter in gleicher Zahl vertreten. „Die beiderseitigen Organisationen verpflichten sich ausdrücklich, jedem ihrer Mitglieder, das gegen diesen Tarif verstößt und sich den Entscheidungen der Ueberwachungskommission oder des Gautarifamtes nicht fügt, auf das strengste entgegenzutreten" (§ 7). Die wesentlichste Beachtung verdient der § 8: „Die vertragschließenden Parteien verpflichten sich, zur Beseitigung der Schmutzkonkurrenz sich gegenseitig zu unterstützen. Hat ein Meister, gleichgültig ob er Mitglied des Hauptverbandes deutscher Arbeitgeberverbände im Malergewerbe ist oder nicht, einen Auftrag unter den ortsüblichen Preisen übernommen, so ist ein besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß die tarifmäßigen Löhne in diesen Betrieben bezahlt werden. Ist dieses nicht der Fall, so ist über das betreffende Geschäft die Sperre zu verhängen." Hier berühren sich die Interessen von Meisterschaft und Arbeiterschaft.

In diesen tastenden Anfängen des Tarif- und Einigungswesens begrüßen wir die Morgenröte des sozialen Friedens im Gewerbe. Jeder ernste Zeitgenosse wird mit voller Sehnsucht den Tag erwarten, den Tag der Ruhe und Ordnung und relativer Sicherheit im gewerblichen Leben, das in den letzten 100 Jahren der Schauplatz so schwerer Erschütterungen gewesen ist. Das Ziel allen Ringens muß der Friede sein. Daß auch dieses Ringen gegenüber der Sozialdemokratie unter der Parole „Hie Glaube, hie Unglaube" ausgefochten wird, gehört nach einem Wort Goethes zum „Thema der Weltgeschichte".

Nochmals die katholischen Studentenkorporationen.

Von

August Nuß.

Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Sache gestatte ich mir, einem Wunsche des Herausgebers folgend, nochmals auf den in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichten Aufsatz: „Ein ernstes Wort über katholische Studentenkorporationen in einer heiklen Sache" kurz einzugehen.

Unter mehreren Zuschriften, die dem Verfasser in lebhaften Worten ihre Zustimmung aussprechen, erscheint mir namentlich eine sehr beachtenswert; denn sie berührt einen Punkt, der einerseits in meinem Aufsatz nicht genügend zum Ausdruck gekommen ist und doch anderseits ein wichtiges Moment für die Beurteilung der zur Diskussion stehenden Frage bildet. Die Zuschrift, die von einem katholischen Pfarrer herrührt, lautet:

„Der Aufsatz des Herrn Aug. Nuß: ‚Ein ernstes Wort ...' in der letzten Nummer wird vielen Freunden dieser Korporationen aus dem Herzen geschrieben sein. Woher solche tiefbetrübenden Erscheinungen? Haben sie nicht vielleicht auch neben anderem darin ihren Grund, daß auf sehr vielen Universitäten keine Theologen mehr in den Vereinen zu finden sind, die unstreitig am sichersten in catholicis die Richtschnur angeben können, und die früher, wo sie noch in ziemlich großer Anzahl den Vereinen angehörten, ein großes Ansehen bei ihren Freunden genossen und zuverlässige Führer derselben waren? Es würde nach der Ansicht vieler katholischer Männer, auch Geistlichen, ein unermeßlich großer Vorteil für unsere gebildete katholische Männerwelt sein, wenn es den Theologiestudierenden an den Universitäten wenigstens für zwei Semester — etwa für das dritte und vierte — gestattet wäre, den katholischen Studentenvereinen als aktive Mitglieder anzugehören. Vorstehendes ist die Ueberzeugung vieler Geistlichen, wie ich sie in oftmaligen Unterredungen über den Punkt kennen gelernt habe."

Soweit die Zuschrift.

Wenn auch das, was über das Fehlen der katholischen Theologen in den katholischen Studentenkorporationen an sehr vielen Hochschulen gesagt wird, nicht ganz richtig ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Einfluß der jungen Theologen in den Korporationen in einem Maße zurückgeht, das zu dem Rückgang der Zahl der inkorporierten Theologen in keinem Verhältnis steht. Ich bin mir nur nicht recht klar darüber, ob diese Tatsache als eine Ursache oder Folgeerscheinung der in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" gekennzeichneten laxen Stimmung anzusehen ist. Jedenfalls aber wäre es angesichts dieser unerfreulichen Erscheinung als eine kluge, weitblickende Tat lebhaft zu begrüßen, wenn alle maßgebenden Stellen den Theologiestudierenden jederzeit die Möglichkeit offen ließen, auf mehrere Semester bei einer katholischen Studentenkorporation aktiv zu werden. Dies wäre ein großer Nutzen für die Korporationen und nicht zuletzt auch für die Theologen. Einer gewissen, in manchen katholischen Korporationskreisen herrschenden „Theologenscheu" gegenüber sei hier von einem Laien mit aller Deutlichkeit es ausgesprochen: Unsere jungen Theologiestudierenden haben in den katholischen Studentenkorporationen keinerlei Vorrechte zu beanspruchen, sie nehmen ganz genau dieselbe Stellung ein wie jede andere Fakultät. Nicht mehr, aber auch nicht weniger!

Ich sprach oben von einer „laxen Stimmung", die sich in einzelnen katholischen Studentenkorporationen da und dort geltend macht. In Nummer 38 der „Allgemeinen Rundschau" ist für diese Stimmung von berufener Seite, nämlich von Herrn Universitätsprofessor Dr. Hoberg, der markante Satz geprägt worden:

„Es scheint, daß dieses umso mehr betont werden muß, als vereinzelte Anzeichen könnten vermuten lassen, daß hier oder da eine katholische Korporation zu finden sei, die weniger eine katholische Korporation sein will als eine Vereinigung von katholischen Studierenden, die dem religiösen Leben in der Oeffentlichkeit indifferent gegenüberstehen."

Auf dem Düsseldorfer Katholikentag ist der Appell durchgeklungen: das katholische Volk und die katholischen Studentenkorporationen gehören zusammen! Auch hier hat man über manche „Fälle" der letzten Zeit bedenklich das Haupt geschüttelt.

Offen und frei muß es in diesen Zeilen einmal ausgesprochen werden: die Religion ist in manchen Köpfen wankend

Digitized by Google

geworden, weil ihr die Herzen keine ordentliche Heimstätte mehr bereiten. Taufscheinkatholiken haben in unseren katholischen Studentenkorporationen keinen Platz, es sei denn, daß sie sich darin zu wahren, überzeugten Katholiken erziehen lassen! Darum fort mit aller Gleichgültigkeit! Weg mit aller vorwitzigen Nörgelei und Kritisiersucht! Fort aber auch mit aller falsch verstandenen Duldsamkeit und Nachsicht! „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!" Dieses Wort des Ewigen hat auch heute noch Bestand.

Meine Ausführungen in Nummer 37 dieser Zeitschrift haben das Glück gehabt, auch von gegnerischer Seite „gewürdigt" zu werden. Herr Dr. Paul v. Salvisberg „bewitzelt" in Nr. 11/12 seiner „Hochschulnachrichten" meinen Artikel in seiner bekannten Weise. Die „Nuß", die ich nach seiner Meinung zu „vorsichtig" und darum vergeblich zu „knacken" versuchte, scheint Herrn Dr. v. Salvisberg recht schwer im Magen zu liegen; denn er hat sie bis jetzt noch nicht — verdaut. Uebrigens kann ich seinen schlecht verhaltenen Zorn wohl begreifen: Wie konnte ich auch nur so vorzeitig und offen einem Uebel auf den Grund gehen, das die Herren Gegner schon seit geraumer Zeit mit stiller Schadenfreude und behaglichem Schmunzeln beobachten, nur auf den Augenblick lauernd, wo sie die Früchte des Uebels einheimsen könnten! Im Trüben ist ja auch bekanntlich immer noch am besten fischen!

Etwas deutlicher als die „Hochschulnachrichten" wird die „Kölnische Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 26. September ds. Js. Sie rät den katholischen Korporationen, „die starre Rüstung des Ultramontanismus abzulegen und mit ihren nichtultramontanen Kommilitonen mehr geistige Fühlung zu suchen". Freund, merkst du etwas? Die ganze Polemik der „Köln. Ztg." gegen meinen „Rundschau"-Artikel basiert auf einem Hauptfehler: das Blatt hält unseren Katholizismus und seinen „Ultramontanismus" nicht genügend auseinander. Sein „Ultramontanismus" ist ein politisches Zerrbild, ist der Ausbund „antinationaler Umtriebe" und „römischer Hinterlist". Einem solchen, nur in der Phantasie der Gegner existierenden Gebilde versagt jeder denkende Katholik selbstverständlich die Heeresfolge. Unser Ultramontanismus aber ist die logische und praktische Konsequenz aus unserer religiösen, im konkreten Fall: katholischen Grundstimmung. Derjenige Katholik, also auch derjenige katholische Student, begeht u. E. eine logische und praktische Verirrung und Inkonsequenz, der im öffentlichen Leben politischen Parteien nachläuft, die zwar „nur" den Ultramontanismus bis aufs Messer bekämpfen, aber den Katholizismus dabei treffen! Sonderbare Schwärmer, Einspänner und Querköpfe hat es zu allen Zeiten gegeben, aber niemand wird behaupten wollen, daß solche Leute Ton und Richtung anzugeben vermöchten. Die „Köln. Zeitung" rennt übrigens auch offene Türen ein, wenn sie meinen Warnungsruf als eine Art Keilrede für die politische Zentrumspartei deutet. Davon steht in meinen Ausführungen kein Wort. Lediglich das Prinzip der „Religion" mit allen seinen logischen, natürlichen Konsequenzen war der Ausgangspunkt und das Ziel meines Artikels. Wenn der wahrhaft religiöse Katholik dann später im öffentlichen Leben aus seiner religiösen, positiv christlichen Weltanschauung die richtigen Konsequenzen zieht, so liegt darin kein „starrer Fanatismus", sondern logische Folgerichtigkeit. In diesem Sinne ist mein Aufsatz geschrieben worden, so ist er wohl auch von jedem objektiven Beurteiler aufzufassen. Damit predige ich aber noch lange keinen „Fanatismus" und keine geistige Abschließung gegen die andersgesinnten Kommilitonen. Im Gegenteil: ich freue mich aufrichtig über jede Annäherung und jedes „konziliante" Entgegenkommen — aber unter voller Wahrung und Aufrechterhaltung der Prinzipien und der Weltanschauung! Die „Achtung vor der ehrlichen Ueberzeugung Andersdenkender", die der Deutsche Kaiser der studentischen Jungmannschaft zur Pflicht gemacht hat, liegt auch allen Katholiken Deutschlands sehr am Herzen. Die Mahnung aber, „mehr geistige Fühlung zu nehmen", möge die „Köln. Zeitung" gefälligst an die richtige Adresse richten: an die zu ihrer Fahne schwörende Studentenschaft.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau".
Steter Tropfen höhlt den Stein!

Maria-Laach.

Ueber den Bergen und Tälern lag
Träumend ein gold'ner Oktobertag . . . .
Und niederkommend von wald'ger Höh'
Sah ich ihn vor mir, den blauen See
In seiner unergründlichen Ruh' . . .
Kein Laut ringsum . . . . nur ab und zu
Rauscht in den Pappeln der Morgenwind,
Und meine Seele träumt und sinnt . . . .
Sinnet und träumt von fernen Stunden,
Von zerronnenem Glück und vernarbten Wunden,
Von jenen Tagen, da Sturmeswut
Aufrührte des Herzens tiefinnerste Flut;
Von Stunden auch, da das reinste Glück
Das Bildnis des Himmels warf zurück,
Wie heute der See . . . . . Da horch: durch die Luft
Hell und klar eine Glocke ruft;
Rufet: „Laß ab von Lust und Weh',
Begrab' alles Irdische tief im See!
Vor deinen Herrgott sollst nun du treten
Und still ein Vaterunser beten!"
Und ich fleh' wie als Kind: ‚Herr, mach' mich fromm!"
Ja, liebe Glocke, ich komm', ich komm'! —
Und wie in den Tempel ich trete ein,
Da bricht durch die Fenster der Morgenschein,
Und fromme Mönche im Chore beten,
Mit Gott und mit seinen Engeln reden! — —
Da faßt mich ein leiser Schauer an:
O Gott, was hab' ich für dich getan,
Dieweil dir jene ihr ganzes Leben,
Ihr ganzes irdisches Glück gegeben! —
Und tiefgebeugt schleich' ich hinaus;
Da grüßt mich das große, stille Haus,
Wo jene Tapfern aus allen Landen
Nach Erdenkämpfen den Frieden fanden!
Im Schatten der Kirche liegt es geborgen,
Und Sommer und Winter und Nacht und Morgen,
Die zieh'n da vorüber mit leisem Tritt
Und bringen nur stets den Frieden mit. —
Heut war es Herbst. Doch im Klostergarten
Blühten noch Blumen aller Arten,
Leuchteten, blühten an allen Enden,
Rankten empor an den Mauerwänden,
Strömten die Düfte aus, die herben,
Nichts noch redet' vom nahen Sterben . . .
Und doch, es kam. — Ueber Nacht, über Nacht,
Da fiel ein Reif in die Blumenpracht,
Da fuhr der Sturm durch die alten Bäume,
Da schüttelten ab sie die Sommerträume,
Und ich weilt' fern — — ich war dem Leben,
Dem grauen Alltag wiedergegeben,
Doch immer noch hing ich träumend nach
Jenem gold'nen Oktobertag.

M. Ellis.

Ein ewiges Licht am Grabe Dantes.

Von Dr. L. Krapp.

Am Sonntag, dem 13. September ds. Js., dem 587. Jahrtag von Dantes Tod, spielte sich an dem Tempietto di Dante, der kleinen Grabkapelle, die sich über Dantes letzter Ruhestätte in Ravenna wölbt, ein merkwürdiger Vorgang ab.

Ueber dem Grabe wurde an diesem Tage eine große Votivlampe angebracht, die für immer brennen soll.

Die Lampe ist ein Geschenk der Stadt Florenz, die bekanntlich seit langer Zeit, freilich vergebens, die letzten Ueberreste ihres größten Bürgers in ihren Mauern zu bergen wünschte. Zur Lampe stiftete die Stadt Triest eine große Phiole, die das Oel enthalten soll, mit dem die Lampe gespeist wird. Die Lampe

Digitized by Google

ist ausgeführt in Kupfer mit goldenen Verzierungen, gehalten in den eleganten Gerätformen der Renaissance; der Entwurf stammt von Enrico Lusini, die Ausführung von den Brüdern Vittorio und Davide Manetti. Von den Seiten hängen drei kleine Wappenschilde herab: auf dem einen ist die florentinische Lilie, das Emblem der italienischen Dantegesellschaft, sowie ein Greif mit erhobener Tatze, der ein Buch emporhebt; auf dem zweiten sind die Wappen von Ravenna und Venedig; auf dem dritten jenes von Verona und von der Zunft der Medici, in die Dante aufgenommen wurde.

Der Uebergabe der Lampe an Ravenna wohnten Bürgermeister Nathan von Rom, sehr viele Bürgermeister Mittelitaliens und Gemeindevertretungen von Triest, Fiume, Grado, Pola und Trient an, sowie ein ungeheures Publikum. Besonders zahlreich vertreten waren die roten Hemden der Garibaldianer.

Die Stiftung der Lampe durch Florenz weckt manche Erinnerung an die „Göttliche Komödie". Auf keine Stadt fuhren die Blitze von Dantes Zorn vernichtender nieder als auf seine undankbare Vaterstadt. Welch beißender Sarkasmus liegt in jenen Schlußversen des sechsten Gesangs des Purgatorio, die anheben mit den höhnischen Worten: „Freu dich, o mein Florenz", und ausklingen in die bittere Anklage:

Athen und Sparta, ehrenvoll genannt
Als des Gesetzes helle Ruhmessonnen,
Darf eine lösen dir der Schuhe Band,

Dir? — die so manchen feinen Plan gesponnen,
Der, wenn er im Oktober fertig war,
Schon im November zu vergeh'n begonnen!

Alles erneutest du — und immerdar;
Was heut gebaut, wird morgen eingerissen:
Amt, Münzfuß, Recht, Gesetz — und Sitte gar.

Blick rückwärts, dann wirst selbst du seh'n und wissen,
Seh'n: daß du gleich der Kranken dich verhältst,
Die Schutz vor Schmerz auf schlummerlosem Kissen
Vergeblich sucht und hin und her sich wälzt.

(Uebertragung von Zoozmann).

So ist es eine späte Votiv- und Sühnegabe, die das Florenz von einst seinem großen verstoßenen Sohne gibt. Es ist zugleich eine Anknüpfung an einen alten schönen Brauch, ewige Lampen auf die Gräber zu setzen; ein Brauch, der übrigens auf den italienischen Begräbnisstätten (z. B. in Genua und Mailand) von Jahr zu Jahr wieder heimischer zu werden scheint.

Freilich: ein Mißklang fällt auch wieder in diese Feier. Die politische Hetze des Irredentismus hat sich auch ihrer wieder bemächtigt. Die Weihegaben von Florenz und Triest erklärt die „Illustrazione populare", die das Bild der Lampe und Phiole bringt (Seite 609, Jahrgang 1908), damit: „Florenz und Triest! Die Stadt der Geburt, der Liebe, des Hasses Dantes; und die Stadt, welche im Namen Dantes harrt und hofft." „Die Lampe von Florenz und die Ampulle und die Geschenke der unerlösten Städte (delle città irredente) sind die Sühnegabe Italiens und der neuen Zivilisation."

Der Name Dantes wird leider mehr und mehr von Italien zum Kampfruf gegen das Deutschtum mißbraucht. Man vergißt dabei seinen Namen Alighieri, d. i. Aldiger, der „Speergewaltige", und die Tatsache, daß dieser „Speergewaltige" nicht minder germanischen Ursprungs war als der andere „Speerschüttler", der germanische Dichter κατ' ἐξοχήν, Shakespeare. Verletzt es an sich schon ein feineres Empfinden, einen sechs Jahrhunderte vor uns geborenen Großen in das politische Treiben von heute hineingezerrt zu sehen, so wirkt die politische Fruktifizierung solcher Vorgänge noch widriger, wenn man der Tatsache gedenkt, daß Italien doch noch immer im Dreibund steht, und daß alle diese Dinge sich gegen das bündnisfreundliche Oesterreich richten. Ich bin vor kurzer Zeit wieder einmal in Oberitalien gewandert: fast keine größere Stadt hat nicht Denkmäler und Denktafeln über den Auszug, die Vertreibung der Oesterreicher und entsprechende Verherrlichungen Garibaldis. Alle neuemanzipierten Völker schwelgen im Jubelrausch, gewiß; aber wenn man die Dithyramben vieler großitalienischer Organe liest, ist das kein Rausch der Freude mehr, sondern irrsinniger Taumel. Und bundesfreundliche Gesinnungen werden nicht genährt, sondern zerstört durch offizielle Beteiligungen italienischer Kommunalvertretungen an Festen wie dem dieses 13. Septembers, an denen an sich die ganze Kulturwelt freudig teilnehmen möchte, weil sie weiß, was sie dem unsterblichen Genius Dantes schuldet.

So geschehen Jahr für Jahr solche Verletzungen des Gedächtnisses großer Toten. Rein und absichtslos große Persönlichkeiten der Vergangenheit zu begreifen, ist vielen unmöglich; nur wenn sie ein Rahmenornament zu oft kleinlichen Strömungen unserer Tage abgeben, erinnert man sich ihrer, verherrlicht sie.

Neue Gemälde für den Deutschen Reichstag.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Drei umfangreiche dekorative Malereien hat Angelo Jank für das Berliner Reichstagsgebäude fertig gestellt, Historienbilder, die dazu bestimmt sind, im großen Sitzungssaale die bisher leeren Wandflächen oberhalb des Präsidentenplatzes zu füllen. Wer den Saal kennt, weiß, daß es sich dort um kolossale Raumverhältnisse handelt. Diese Gemälde, die nur einen — freilich breiten — Fries bilden, haben eine Höhe von nicht weniger denn 5 m und eine Gesamtbreite von über 15 m, von denen auf das mittelste 8 m kommen. Sie stehen also zusammen nach Art eines Triptychons. Wer die Meinung hat, diese Bilder müßten Darstellungen enthalten, die zum Reichstage in klarer Beziehung stehen, irrt sich. An sich wäre das Verlangen gewiß nicht ungerechtfertigt. In Anbetracht z. B., daß die Kunst alter Zeiten sich immer den Zweck der jeweiligen Aufgaben vor Augen gehalten und ihm Rechnung getragen hat, glaube ich, daß man sogar in Byzanz, hätte man dort einen Reichstag gehabt, sein Gebäude mit Wandmalereien geschmückt hätte, die mit ihm selbst in Beziehung standen. Wir aber sind, scheint's, über dergleichen Bedenken heute hinweg, und so ergehen sich die neuen drei Bilder lediglich in Herrscherverherrlichung und vermeiden eine Andeutung der Tatsache, daß der Reichstag die Vertretung des Volkes ist, wohl im selben Sinne, mit dem s. Z. die bekannte Volksinschrift am Reichstagshause nicht angebracht worden ist. Um sicher zu gehen, hat man im linken Flügelbilde gleich bis auf Karls des Großen Anno 777 gehaltenes Maifeld zu Paderborn zurückgegriffen. Dabei war Karl damals noch gar nicht einmal Kaiser, am wenigsten ein solcher des Deutschen Reiches, das es bekanntlich erst seit den Verträgen von Verdun und von Mersen gibt. Der König sitzt unter scharlachrotem Baldachin, sein Gesicht ist nach dem der mittelalterlichen Reiterstatuette des Musée Cluny gebildet — warum, da doch dabei von keiner Bildnisähnlichkeit die Rede, ja nicht einmal erwiesen ist, daß der Reiter Karl den Großen überhaupt vorstellt, mag unerörtert bleiben. An sich ist es gleich, ob dies oder ein anderes Nichtbildnis benutzt ist. Nur wird erlaubt sein, daran zu erinnern, daß es eine künstlerische Freiheit gibt, von der doch sonst so gern Gebrauch gemacht wird. Auch zu gedenken, daß z. B. Dürer den Kuckuck nach alten Vorbildern gefragt hat, als er seinen Karl den Großen zu malen hatte. Die Szene, die Jank dargestellt hat, ist die des Erscheinens jener spanischen Gesandtschaft vor Karl, die seine Hilfe gegen den Kalifen von Cordova anrief. Er ließ sich damit in auswärtige Verwicklungen bringen, die ein recht mißliches Ende nahmen. Man denke an Rolands Tod!

Auch das zweite Bild — der Flügel rechts — zeigt auswärtige Politik: Friedrich Barbarossa im Jahre 1158 im italienischen Feldzuge, wie er sich auf den ronkalischen Feldern von den Abgesandten der lombardischen Städte huldigen läßt. Diesmal ist, gut, aber nicht eben konsequent, der Kaiser vom Künstler nicht nach irgendeinem mittelalterlichen Bilde, sondern wirklich frei dargestellt worden, als prächtiger, jugendlicher, rotblonder Held, als eine Siegfriedserscheinung, so unbefangen, daß er selbst solcher feierlichen Gesandtschaft gegenüber besondere Formalitäten nicht für nötig hält. Wer vom mittelalterlichen strengen Zeremoniell, das bei solchen Gelegenheiten entfaltet worden ist, auch keine Notiz nehmen mag, braucht doch die Sache nicht so darzustellen, als wäre eine Gesandtschaft solchen Ranges eine quantité négligeable, die man zu irgendeiner Zeit vom Gaul herab und ohne Helm oder Krone abtun könnte. Das ist jedoch nur das Gegenständliche. Schlimmer scheint mir, daß Jank es für angemessen gehalten hat, in der Reitergruppe eines seiner eigenen früheren Werke, das lange bekannte Blatt „In eiserner Wehr", zu kopieren. Es dient gewiß nicht zur Hebung des Ruhms der Münchener Kunst, wenn einer der ersten, anerkanntesten Meister bei solchem großen Anlaß geistige Unkosten scheut!

Das dritte Bild, das Mittelstück, zeigt uns König Wilhelm von Preußen mit seinem Sohne, dem späteren Kaiser Friedrich, wie er mit Bismarck, Moltke und anderen berühmten Persönlichkeiten nach der Schlacht von Sedan über die Stätte des weltgeschichtlichen Ereignisses hinreitet und Soldaten ihn begrüßen. Eine Darstellung des natürlich sinnbildlich aufgefaßten Ereignisses, die den recht zahlreichen früheren gegenüber keine neuen Gesichtspunkte liefert.

Zeichnung und Kolorit der Bilder sind kräftig, den Ansprüchen der Dekorationsmalerei entsprechend, die Charakterisierung und der geistige Gehalt aber ohne die rechte Tiefe, und so stimmen diese Leistungen zur Mehrzahl derjenigen, welche die Münchener dekorative Profankunst zurzeit aufzubringen vermag.

Digitized by Google

Theologische Novitäten.

Angezeigt von Dr. Ph. Friedrich, München.

(Schluß.)

Hohes aktuelles Interesse eignet der Schrift des Würzburger Apologeten, Prof. Dr. Ph. Kneib, über Wesen und Bedeutung der Enzyklika gegen den Modernismus. (Mainz 1908. Verlag von Kirchheim & Co. gr. 8° 80 S. brosch. ℳ 1.50.) Die Aufsehen erweckenden Artikel der Internationalen Wochenschrift, in denen sich „führende Geister aus beiden Konfessionen" zur Kundgebung Pius' X. gegen den Modernismus kritisch äußerten, werden von Kneib in ruhiger, besonnener Weise einer kritischen Würdigung unterstellt. Schiefe Auffassungen werden dabei berichtigt, falsche Urteile und düstere Prophezeiungen abgewiesen. Das reiche Material fand übersichtliche Gruppierung in 11 Abschnitten: Worte allgemeiner Anerkennung über Kirche und Papst — Gründe und Absichten der Enzyklika — das System des Modernismus, welches von der Enzyklika getroffen wird — Kritik der Darstellung des Systems und Kritik seines Inhaltes — die formelle Bedeutung der Enzyklika — die sachliche Bedeutung der Enzyklika insbesondere für Deutschland — die Ursachen des Modernismus nach der Enzyklika — die disziplinären Maßregeln der Enzyklika — die Enzyklika und die Wissenschaft — die angeblich neue Lage der katholisch-theologischen Fakultäten — Verteidigung modernistischer Ideen gegenüber der Enzyklika — das mutmaßliche Ergebnis der Enzyklika. Wie diese Aufschriften der einzelnen Kapitel schon zeigen, finden interessante Fragen aus dem zeitgenössischen Geistesleben in der Broschüre Erörterung, und verdient dieselbe schon allein deshalb rechte Beachtung. Mehr noch wird diese durch die Art und Weise geboten, in welcher Kneib seine kritische Aufgabe löste. Da die bedeutsamsten Stellen aus den kritischen Abhandlungen, welche Meurer, Troeltsch, Hauck, Eucken, Paulsen, Ehrhard, Schnitzer u. a. zur Enzyklika schrieben, in ausführlicher Zitation mitgeteilt und treffend kritisiert werden, eignet sich die Broschüre sehr zur Orientierung weiterer Kreise in dem scharfen Geisterkampf, der um die päpstliche Kundgebung vom 8. Sept. 1907 sich entspann. Mögen recht viele unserer Gebildeten und namentlich unsere akademische Jugend zur Lektüre der trefflichen Schrift Kneibs greifen; manche irrige Auffassung wird dann schwinden, und in manchem erregten Gemüte wird es wieder Ruhe werden.

Verschiedene Ausführungen prinzipieller Natur in der eben besprochenen Schrift des Würzburger Apologeten klingen stark an die Gedanken an, welche derselbe in einer früheren Broschüre betitelt Wissen und Glauben niederlegte. Wohl fand diese Schrift bei ihrem ersten Erscheinen in einzelnem den Widerspruch von Fachtheologen, wurde aber von denselben Kritikern als „dankenswerte Bereicherung der populär-wissenschaftlichen Literatur" anerkannt. Im Hinblick darauf, daß durch die päpstlichen Erlasse des verflossenen Jahres (der Syllabus Pius' X. und die Enzyklika gegen den Modernismus) die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen wieder lebhaft diskutiert wird, seien interessierte Kreise hingewiesen auf die zweite Auflage von Kneibs „Wissen und Glauben" (Mainz 1905. Verlag von Kirchheim & Co. 8° VIII u. 87 S. brosch. ℳ 1.50), welche den berechtigten Ausstellungen der Kritik Rechnung trug und ebendarum als verläßiges Orientierungsmittel in der berührten Frage empfohlen zu werden verdient.

Die in unaufhaltsamer Folge sich drängenden Geschehnisse des geschichtlichen Werdens, die Resultate der rastlos arbeitenden gelehrten Forschung, die staunenswerten Fortschritte der Technik, die mannigfachen Aeußerungen emsigen Schaffens auf den verschiedenen Gebieten der schönen Künste stellen uns vor eine solche Menge neuer Gestaltungen, daß es dem einzelnen geradezu unmöglich wird, alle diese Gedanken, Mitteilungen und Anregungen in sich aufzunehmen, in retrospektiver Betrachtung das dauernd Wertvolle von dem nur für den Tag Bedeutsamen zu sondern und diese bleibenden Ergebnisse für sich oder andere fruchtbar zu machen. Speziell dem Katholiken fehlte bisher ein literarisches Hilfsmittel, das ihm die bedeutendsten Ereignisse des gesamten religiös-kirchlichen, staatlichen, bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens des jeweils verflossenen Jahres festhielt. Diesem Mangel ist nun abgeholfen durch das vor kurzem erstmals erschienene Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907. Herausgegeben von Dr. Franz Schnürer (Lex.-8° VIII u. 480 S. Freiburg 1908. Herders Verlag. Geb. in Orig.-Leinenband ℳ 8.50.) Auch für den Theologen und den religiös interessierten Laien bietet dieses Jahrbuch viel des Wissenswerten. Bereits die geschichtsphilosophische Betrachtung „Das Jahr 1907" aus der Feder Richards von Kralik, welche als Einführung dem Jahrbuch vorangestellt ist, rechnet zu den entscheidenden Symptomen der Wendung, welche das bedeutsame Jahr 1907 in den Grundfragen der Zeit herbeigeführt hat, die beiden großen päpstlichen Kundgebungen des abgelaufenen Jahres: den neuen Syllabus Pius' X. und die Enzyklika Pascendi. In wohltuendem Gegensatz zu den Ausführungen über kirchliches Leben und kirchliche Wissenschaft, welche das bekannte und vielgelesene Türmer-Jahrbuch in den letzten Jahren brachte, stehen die fünf großzügigen und gediegenen Aufsätze über „Kirchliches Leben" (Allgemeines — Deutschland — Oesterreich — Ausland — Missionswesen) und das eingehende Referat des Wiener Privatdozenten Ignaz Seipel über theologische Neuerscheinungen des Jahres 1907. Schon diese Beiträge allein rechtfertigen vollkommen eine Beschaffung des neuen Jahrbuches für die genannten Kreise. Wieviel mehr noch empfiehlt sich dieselbe, wenn man bedenkt, daß weiter die Themen: Politisches Leben; Soziale und wirtschaftliche Fragen; Wissenschaft (neben Theologie, Philosophie, Geschichte, Philologie, Literaturgeschichte, Volkskunde, Rechtswissenschaft); Literatur und Kunst durch bedeutende Vertreter des betreffenden Faches bzw. gewiegte Kenner des politischen Lebens Bearbeitung fanden. Mag auch mancher Wunsch an dem vorliegenden ersten Versuch noch rege werden, es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Großes und wirklich Gediegenes bereits mit der ersten Ausgabe des neuen Jahrbuches geleistet wurde; sowohl der Herausgeber und sein Mitarbeiterstab wie auch der Verlag verdienen für das Gebotene den warmen Dank aller gebildeten Katholiken deutscher Zunge, der sich jedoch nicht auf lobende Anerkennung beschränken, sondern auch durch tatkräftige Unterstützung des neuen Unternehmens dokumentieren möge.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Der freie Eulenburg.

Für den Fürst und edeln Ritter
Paßt kein Krankenhaus mit Gitter.
Jeder bessre Philanthrop
Hat sein Mitgefühl darob.

Auch die Bulletins der Dökter
Sagten immer unversteckter:
Spürt der Fürst den Freiheitsschwung,
Kommt im Nu die Besserung.

Aus dem Untersuchungszimmer
Geht's in flotte Fürstentümer.
Durchlaucht sitzt im Schlosse schon
Ohne oder mit Kaution.[1])

Bald bringt Wolffs Büro die Kunde:
„Der Herr Fürst ist jetzt gesunde".
Dann zur Rekonvaleszenz
Schickt der Staat ihn nach Florenz.

Ein Lakai rief jüngst im Traume,
Losgelöst von Zeit und Raume:
Durchlaucht wird — ich krön' das Werk —
Großherzog von Starenberg.

Ridens.

Die hohe Polizei in Tirol.

Aus Bozen, wo wir so manche Stunde
In Friede und Freude selig verbracht,
Da kommt uns gar sonderbare Kunde —
Wer hätt' von den Leuten denn so was gedacht!

Ein harmlos Häuflein junger Studenten
Wollt' kommersieren mit frohem Klang,
Als auf sie ein von allen Enden
Eine Horde wüster Rüpel drang.

Da gab es eine blutige Massage
Mit Schlagringen und mit Knütteln dick —
Die Fremdenstadt hat nun die Blamage:
Die Kurgäste bleiben ängstlich zurück.

Doch was das Tollste bei der Geschichte:
Es stand bei der Horde in vorderster Reih
(Buchstäblich wahr ist's, was ich berichte)
Der Chef der hohen Polizei! — —

Man greift an den Kopf sich unwillkürlich,
Doch halt: was reizte den Mob so sehr? —
Die Studenten trugen ('s war ungebührlich),
Die Studenten trugen — rote Couleur.

August.

[1]) Die Nachricht von der Aufhebung der einfachen Haftentlassung durch das Kammergericht und von der Bedingung einer Kaution von 100,000 ℳ wurde nachher dementiert.

Digitized by Google

Dunkle Stunden.

Düster dräuend hängt der Himmel,
Wie ein totendunkles Tor,
Nur bisweilen lugt verstoßen
Draus des Mondes Ampel vor.

Geisterhafte Schatten steigen
Aus der dumpfen Grabesruh,
Und die keuschen Sterne schließen
Schlummerschwer die Augen zu.

P. Timotheus Kranich O. S. B.

Vom Büchertisch.

Im **Verlag der Aerztlichen Rundschau** (Otto Gmelin, **München**) erscheint bekanntlich in zwangloser Folge der „Arzt als Erzieher", gemeinverständliche ärztliche Abhandlungen. Die letzten Hefte verdienen allgemeine Beachtung, insbesondere bei allen Pädagogen. Es sind die Hefte 30 und 31, die „Behandlung der straffälligen Jugend" von Dr. E. Neter-Mannheim (*M* 1.50) und „Blutarmut und Bleichsucht" von Dr. Martin in Freiburg (*M* 1.40). In der Neterschen Broschüre wird die Frage der Jugendgerichtsbarkeit und Jugendfürsorge eingehend behandelt, die schweizerischen und namentlich amerikanischen Einrichtungen ausführlich erörtert. In der Abhandlung des Dr. Martin wird Blutarmut und Bleichsucht als eine der „unnötigsten" Krankheiten bezeichnet. Mit seltenem Freimut weist der Verfasser die billigen Vorwürfe auf die Schule zurück, um das Leiden an der Wurzel zu fassen, indem er mit großem Ernst auf die Verantwortung des Elternhauses hinweist und in erster Linie die natürlichen Heilfaktoren Licht, Luft und Bewegung betont. Der Verfasser warnt vor der kritiklosen Anwendung der reklamehaft angepriesenen Eisenpräparate usw. Die Abhandlung wird viele Vorurteile und Nachlässigkeit beseitigen, wenn sie von den Schulleitern den Eltern der bleichsüchtigen Kinder in die Hand gegeben wird.

Die Heilmittel des Ahrtales.

Mehrere hundert Teilnehmer der in Köln abgehaltenen 80. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte statteten am Samstag, den 26. September dem Ahrtale einen Besuch ab. Dem interessanten Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 843) entnehmen wir folgendes:

Mittels Sonderzuges traf die stattliche Gesellschaft vormittags 10 Uhr am Apollinarisbrunnen bei Neuenahr ein, wo unverzüglich die weitläufigen Anlagen unter Führung der Betriebsleiter besichtigt wurden. Wer etwa der Meinung war, daß nichts einfacher sein müsse als ein Betrieb, der sich mit der Gewinnung eines Quellenproduktes, seiner Auffüllung auf Flaschen und der Versendung derselben befasse, der war in einem großen Irrtum befangen. Welche Summe von Intelligenz und Arbeitsleistung ist erforderlich, um die über 30 Millionen Flaschen und Krüge des Heil- und Erfrischungstranks fertig zum Versand zu bringen! Sinnreich konstruierte Maschinen erleichtern die Arbeit. In zahlreichen Räumen sind 7—800 Arbeiter beschäftigt. Mächtige Pumpen schaffen 8000 Liter Wasser in der Stunde aus der 50 Meter tief liegenden Quelle empor. Der Kohlensäuregehalt des Wassers ist so stark, daß ein nur kurzer Aufenthalt in der Nähe der Quelle mit Lebensgefahr verknüpft ist. In einem großen Arbeitsraum werden die Flaschen mit heißem Wasser behandelt und auf drehbaren Tischen ausgespült. Dann folgt in Nebenräumen das Füllen, Verkorken, Verschnüren und Etikettieren und endlich die Verpackung in Kisten. Die aus Katalonien kommenden Korke werden von Maschinen abgezählt und nach dem Kaliber sortiert. In einer Mühle wird das Korkmehl entfernt, dann werden die Korke gestempelt und mit Dampf und Wasser gereinigt. In der Besehhalle wird jede gefüllte Flasche auf ihre absolute Reinheit geprüft. Zahlreiche Arbeiter sind mit dem Stempeln und Bedrucken der Kisten, dem Zusammennageln derselben usw. beschäftigt. In der bei Sinzig errichteten großen Flaschenfabrik Rheinahr werden die Flaschen hergestellt. Mehr und mehr bemüht sich die Technik, auch komplizierte Handarbeit durch maschinelle Tätigkeit zu ersetzen, ein Vorgehen, das von den Arbeitern mit Besorgnis verfolgt wird. Die Fortschritte der Technik konnten an verschiedenen neuen Maschinen festgestellt werden. Wie das Räderwerk einer Riesenuhr greifen die einzelnen Verrichtungen ineinander, kein Rädchen versagt. Mit steigendem Interesse wurde der Rundgang fortgesetzt und beendigt. Hübsche Andenken an die lehrreichen Stunden wurden den Naturforschern und Aerzten mit ihren Damen verabfolgt, als sie nach zweistündigem Aufenthalt den Gewinnungsort des Apollinariswassers verließen.

Die Kuranlagen des Bades Neuenahr, welche nunmehr kritisch besichtigt wurden, fanden besonders das lebhafte Interesse der Aerzte. Unter Führung des Herrn Justizrats Henrichs (Koblenz), Vorsitzenden des Verwaltungsrats, des Herrn Kurdirektors Rütten und mehrerer Mitglieder des Vorstandes fand ein Rundgang durch die mustergültigen Anlagen statt, die noch vor kurzem gelegentlich des goldenen Jubelfestes des Bades aller Welt vor Augen geführt worden sind. Mit ihrer rückhaltlosen Anerkennung über die Neuenahrer Kuranlagen hielten die Aerzte und Naturforscher nicht zurück. Bei einem den Teilnehmern im Kursaale dargebotenen Festmahl gab nach einer Darlegung der Geschichte des Bades und ihrer Kurmittel seitens des Herrn Justizrats Henrichs Herr Professor Dr. Wien (Würzburg) dieser Anerkennung beredten Ausdruck.

Von Neuenahr ging die Fahrt nach Ahrweiler zum Besuche des Dr. v. Ehrenwallschen Sanatoriums für Nervenkranke. Eine Musteranstalt zum Heile der leidenden Menschheit, geleitet von hervorragenden Aerzten und einem liebevoll seines Amtes waltenden geschulten Pflegepersonal — das war die Kritik, welche dem Institut von berufener Seite nach eingehender Prüfung zuteil wurde. In landschaftlich herrlicher Umgebung gelegen, ausgestattet mit allem, was Nervenkranken oder psychisch Kranken eine Besserung ihres Zustandes zu bringen geeignet sein kann, wird in dem Sanatorium augenscheinlich großer Wert darauf gelegt, den Kranken das eigene Heim nicht vermissen zu lassen. Vornehmer Geschmack waltete bei der Ausstattung der Aufenthaltsräume; hier kann sich sowohl der an einfache Behaglichkeit gewöhnte, wie auch derjenige, der eine luxuriöse Ausstattung seiner Wohnräume nicht entbehren will, wohl fühlen. Seit etwa 30 Jahren untersteht die Anstalt Herrn Sanitätsrat Dr. v. Ehrenwall, der sich, unterstützt von einem durch langjährige gemeinsame Arbeit erprobten Aerztekollegium, um die leidende Menschheit zweifellos große Verdienste erworben hat.

In vier Gruppen wurden die Besucher von Anstaltsärzten durch sämtliche Räume geführt. Alle Einrichtungen wurden der Kritik preisgegeben. Die gesamte Heilanstalt ist nach rein nervösen und psychischen Krankheitsformen getrennt und zerfällt in zwei vollständig räumlich und bezüglich der ärztlichen Behandlung, der Gärten und Gesellschaftsräume getrennte, voneinander unabhängige Sanatorien. In liebenswürdiger Weise wurden die Besucher durch den Augenschein unterrichtet über die äußere Gestalt und die inneren Einrichtungen des Sanatoriums, seinen Zweck, seine Kurmittel usw. Besonderes Interesse erregte die in der Anstalt angewandte Beschäftigungstherapie in gewerblichen und künstlerischen Werkstätten, in Wald, Gärten und Weinbergen. Hervorragendes ist unter fachmännischer Leitung hier erzielt worden. Bei einem im Saale des Ahrweiler Winzervereins dargebotenen Imbiß faßte Herr Prof. Dr. Matthes (Köln) die Summe der durch den belehrenden Rundgang hervorgerufenen Eindrücke in einem Trinkspruch auf Herrn Dr. v. Ehrenwall zusammen, rückhaltlose Anerkennung aussprechend für das, was in der v. Ehrenwallschen Anstalt in so mustergültiger Weise geschaffen worden ist, der Hoffnung Raum gebend, daß das hier Dargebotene der leidenden Menschheit auch in Zukunft reichen Segen bringen möge. Prof. Dr. Sommer (Gießen) unterstrich dieses Lob in temperamentvollen Worten. Auch des ordnenden und treusorgenden Geistes des Sanatoriums, der Frau Sanitätsrat v. Ehrenwall, deren Walten besonders die Damen hatten feststellen können, wurde ehrend gedacht. Der Sonderzug brachte zu später Abendstunde die Ausflügler wieder nach Köln.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Als Festvorstellung anläßlich des Hauptsonntages des Oktoberfestes hatte man heuer den „Barbier von Sevilla" gewählt, dessen Aufführung unter Mottls Leitung mit Frau Bosetti, Brodersen, Buysson, Bender, Geis u. a. den an dieser Stelle bereits früher geschilderten glanzvollen Verlauf nahm. Das voll besetzte Haus, in dem ländliche Pracht und städtische Eleganz sich zu einem fesselnden Bilde mischte, spendete dem Gebotenen begeisterten Beifall. Der Vorstellung wohnte, alter Tradition gemäß, unser Prinzregent bei, dem beim Betreten der Königsloge jubelnde Ovationen dargebracht wurden.

Gärtnerplatztheater. Leo Falls Operette: „Die Dollarprinzessin" hat an vielen Orten schon starken Erfolg gehabt; er ist ihr auch hier treu geblieben. Fall hat schon im „Fidelen Bauer" sich als Komponist liebenswürdiger, anmutiger Melodien gezeigt. Er ist zwar kein Strauß, kein Millöcker, kein Suppé, aber unter den neueren immerhin ein Mann von eigenen Einfällen; dabei verschmäht er die Gassenhauerwirkung und instrumentiert mit Sorgfalt und ansehnlichem Können. Die Textdichter Willner und Grünbaum haben die „Lustige Witwe" auf sich wirken lassen. Den Gegensatz von Geburts- und Dollararistokratie hätten sie

Digitized by Google

wirkungsvoller ausführen dürfen; aber ich habe mir sagen lassen, daß verschiedene Librettistenfirmen hierzu weder Zeit noch Lust haben; die Hauptsache sei, daß die Aufträge „prompt effektuiert" würden. Die Aufführung war recht frisch und flott. Der neue Kapellmeister Fritz Redl zeigte sich als ein umsichtiger und begabter Musiker.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Deutsche Theater in Berlin feierte sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum; anfänglich von seinem Gründer Adolf L'Arronge, später von Otto Brahm, kurze Zeit von Lindau und heute von Max Reinhardt geleitet, stand es immer im Mittelpunkt des Interesses und hat auf alle Bühnen Deutschlands eingewirkt. Auch in seinen Irrtümern kämpfte die Bühne zum mindesten gegen das kunstfeindliche Element der Schablone. — In Frankfurt a. M. beging die Museumsgesellschaft ihr hundertjähriges Jubiläum. Sie ist heute noch das führende Institut ernster Musikpflege, während ihre wissenschaftliche Tendenzen zurücktraten. In dem Festkonzert wirkte d'Albert mit, der diesen Winter wieder den Konzertsälen fern bleiben wird, um sich seinen Kompositionen zu widmen. — In Berlin, Frankfurt und anderen Städten hat bereits der Konzertwinter mit einer Fülle von Veranstaltungen begonnen. München wird mit wiederum gestiegener Zahl bald nachfolgen. — In Berlin wurde „Figaros Hochzeit" zum fünfhundertsten Male gegeben. Die Zahl der Lohengrin-Aufführungen hat in Stockholm zweihundert erreicht. — In Lübeck wurde ein von Professor Dülfer erbautes neues Stadttheater eröffnet. Die Kosten des Baues belaufen sich auf 2½ Millionen. — In Hildesheim wurde der Entwurf eines neuen Theaters dem Professor Littmann (München) übertragen; die Errichtung eines neuen Schauspielhauses wurde in Bremen beschlossen. — Die „Lustigen Nibelungen" von Rideamus und Straus führten in Graz zu einem großen Theaterskandal. Die Alldeutschen protestierten gegen die Travestierung der Dichtung. In Deutschland wurde die Operette anstandslos gegeben und viel belacht. Wir fanden sie freilich ebenso geistwie geschmacklos. — Das Berliner Kgl. Schauspielhaus versuchte Ifflands „Jäger" wieder für die Bühne zu gewinnen. Trotz vortrefflicher Darstellung blieb das 120 Jahre alte Stück ganz wirkungslos. — Weingartner hat in Wien „Siegfried" in neuer Einstudierung mit Erfolg dirigiert. Er verzichtete auf die von ihm anfänglich beabsichtigten Striche, die in der „Walküre" zu Protesten des Publikums und der Kritik geführt hatten. — Die Pariser Theatersaison wurde mit der Première von „Das Gold" von René Peter und Dancenys eröffnet. Das Stück will einen Mephisto des Großkapitals schildern, fand jedoch nur eine laue Aufnahme. — In Hamburg gefiel ein harmloser Militärschwank „Der Kaisertoast" vom Freiherrn von Schlicht und Walter Turszinsky. — Dem gleichen Genre gehört der Schwank mit dem irreführenden Titel „Kolonialskandal" an, mit dem Zobeltitz und W. v. Metzsch-Schilbach in Berlin Erfolg hatten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bekanntlich ist die Gestaltung der Börsenmärkte wie des gesamten Wirtschaftsgebietes abhängig von einer grossen Anzahl von Ereignissen und Einflüssen; ein geringer Gegenzug genügt vollauf, der Signatur eine konträre Tendenz zu geben. Bei der Entfaltung der beherrschenden Strömung spielt analog wie bei der hohen Politik hauptsächlich die Art der Interpretationen mit, wie sie von den führenden und tonangebenden Faktoren der breiten Oeffentlichkeit mundgerecht und publik gemacht werden. Freilich kommt hierbei als besonders schwerwiegend in Betracht, dass — nachdem das immer rollende Geld der stets ausschlaggebende Punkt bleibt — unvorhergesehene Fälle oft fein angebahnte und klug vorbereitete Projekte über den Haufen stürzen. Aehnliche Vorgänge erlebte die abgelaufene Berichtszeit und so manche andere Periode, in der die sachlichen Momente den Ausschlag gaben, gegenüber forcierten und daher mehr oder weniger ungesunden Machinationen. Das Hauptereignis und den Clou der Tendenzbeeinflussung bildete die Entwicklung in der Elektrizitätsbranche, nicht nur hinsichtlich der Erweiterung der Geschäftsentfaltung, sondern im Gefolge damit der Kursbewegung der hierbei in Betracht kommenden Aktienkategorien. Es ist nicht zu verkennen und schon berichtet worden, dass durch die Aufnahme des elektrischen Akkumulatorensystems an Stelle des Dampfbetriebes bei verschiedenen Bahnen des Inlandes wie bei diversen ausländischen Bahnen sich neue Auspizien der Elektrizitätsbranche eröffnet haben, die sich erweitern durch Elektrisierung und Neuanlagen verschiedener Privatbahnen sowie durch das Problem der Ausnützung der heimischen Wasserkräfte, speziell in unserem bayerischen Oberland. — Anderseits darf nicht übersehen werden, dass all diese Projekte schon zum grössten Teil als vorhanden gewesene Faktoren in Kalkül gezogen werden müssen und daher mehr oder minder eine Ueberschätzung der zukünftigen Arbeitsentfaltung in dieser Branche eintreten kann. Ob unter Berücksichtigung der bisherigen historischen Entwicklung in der Elektrizitätssparte — es sei auch auf die vor einigen Jahren vorhanden gewesene Ueberproduktion und ungesunde Konkurrenz verwiesen — eine Kapitalentfaltung und Investierung von so grossen Mitteln in eine einzige Branche tunlichst raisonabel erscheint, bleibt abzuwarten. Der allgemein aufgegriffene Plan zur Bildung eines Elektrizitätstrusts unter Organisation einer Elektrobank scheint nicht so schlankweg und einfach zu liegen, wie die Interessenten dem Gros des Kapitalistenpublikums es klar zu machen versuchen. Die Realisierung derartig gewaltiger Millionenobjekte bedarf nicht nur der Hilfe von Staats wegen und aller Finanzautoritäten, vornehmlich kommt in Betracht, dass derartig an „Amerika" anlehnende Schöpfungen von Trusts und neuerliche Zentralisierung innerhalb einer Branche im direkten Widerspruch mit der momentan herrschenden Strömung steht, die gegen die Syndikate und gegen die Fusionsbestrebungen und Kartellierung im allgemeinen geht. Das deutsche Geschäfts- und Handelsgetriebe ist sicherlich immer noch zu sehr in der Rekonvaleszenz, um nach der Krisis schon derartig scharf einschneidende Neuerungen ohne Rückwirkung allein und auf sich selbst angewiesen zu entrieren. Herr Rathenau, der wegen seiner damaligen Anregung zur Bildung eines Kuratoriums für den Zeppelinfonds auch ausserhalb seiner elektrischen Domäne bekannt geworden ist, wird die von ihm und seinen Bankgruppen aus Neuyork importierten amerikanischen Vertrustungsideen auf spätere Zeiten aufbewahren müssen. — Zurzeit sind die Verhältnisse innerhalb der deutschen Industriewelt noch nicht ganz einwandfrei, wenn auch eine Besserung auf allen Gebieten verspürt wird. Die Dividendenergebnisse der grossen Montangesellschaften (Phönix, Harpen, Rheinstahl), wie die einzelner Werke, beispielsweise der Drahtindustrie, sind derartig ungünstig gegen das Vorjahr, dass wohl ein gut Teil der lebhaften Kursbesserung der jüngsten Zeit als eskomptiert betrachtet werden muss. Das definitive Scheitern der Prolongation des Roheisensyndikates kann auch keine Hoffnungen auf eine durchgreifende Besserung bringen, schon darum nicht, weil nunmehr einem neuerlichen, unfruchtbaren Konkurrenzkampf ein weites Feld geebnet ist. Kapitalserhöhungen von einzelnen Werken bildeten auch Imponderabilien von ungünstiger Natur hinsichtlich der Konjunkturentwicklung.

Alle diese Betrachtungen gewinnen an Wichtigkeit, weil die Situation am Geldmarkt inzwischen beginnt, dem Einfluss der alljährlich wiederkehrenden scharfen Attacken zum Herbste entsprechend sich zu verschärfen. Im Gegensatz zur bisherigen Konstellation und dem Ausbau der Wochenausweise bei der Deutschen Reichsbank ist plötzlich und unerwartet eine Verschlechterung unangenehmster Art innerhalb des Status der Bank eingetreten. Obwohl sich noch nicht absehen lässt, wie sich die monetären Verhältnisse bis Ende des Jahres weiter gestalten, ist es trotzdem nicht unmöglich, dass — entgegen der bisherigen Anschauung — die Bank eine Erhöhung der offiziellen Rate wird eintreten lassen müssen. Die Verschlechterung war diesmal derartig gross, dass vergleichsweise eine solche in so grossem Umfang zur jetzigen Zeit noch nicht erreicht worden ist. Trotzdem ist die Position am Geldmarkt keine direkt ungünstige, da die Leiter der Reichsbank und der übrigen Grossbanken das Hauptaugenmerk auf grosse Liquidität und Reservestellungen von Gold gelenkt haben. Dieser Goldpolitik wird es auch zuzuschreiben sein, dass nicht nur den weiteren Ansprüchen bei uns in Deutschland beruhigt entgegengesehen, sondern dass überhaupt jede direkte Gefahr des teueren Geldes vorerst nicht akut werden kann. Unter dieser Situation ist daher um so erfreulicher zu beobachten, wie sich der heimische Anlagenmarkt entwickelt, und nicht nur Staatsanleihen, sondern auch kommunale Renten häufig erhebliche Kursbesserungen aufweisen.

M. Weber.

Pfälzische Bank, Ludwigshafen a. Rh. Die Geschäftsleitung teilt über das Resultat des I. Semesters folgendes mit: Der Reingewinn beträgt ℳ 1.791.697.68 = 7,17 % p. a. des Aktienkapitals von 50 Millionen Mark gegen ℳ 1,748.451.21 = 6,99% im I. Semester des Vorjahres. Die Umsätze beziffern sich auf 4677 Millionen Mark gegen 4476 Millionen im I. Semester des Vorjahres.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Stotternde, Stotterer, Stammler usw. werden auf das **Sprachinstitut Köln, Ubierring 63** aufmerksam gemacht. Der Leiter desselben, Herr Bernh. Ruschbaum, hat in jenem seit langen Jahren in Münster i. W. bestehenden Institut zahlreiche Sprachkranke vollständig und dauernd geheilt, was die Dankschreiben aus allen Kreisen bestätigen. Auch von vielen Behörden, Geistlichen und Aerzten wird das Institut empfohlen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist in Berlin in der Herderschen Buchhandlung W 56, Französische Straße 33a, in Abonnement und auch einzeln jeweils sofort nach Ausgabe erhältlich.

Digitized by Google

Dr. von Ehrenwall'sche Kuranstalt
in **AHRWEILER** (Rheinprovinz)
Station der linksrheinischen Bahn.
In prachtvoller landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete
Heilanstalt für Nerven- und Gemütsleidende
verbunden mit Institut für physikalische Heilmethoden.
Schwimmbad, Wellenbäder, Turn- und Arbeitssäle für Beschäftigungstherapie — alle Arten Bäder und Einrichtungen für elektrisches Heilverfahren. — Arealgrösse zirka 430 Morgen. — 5 Aerzte.
Illustrierte Prospekte auf Verlangen.
Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall, dirigierender Arzt.

Kur- und Wasserheilanstalt Bad Thalkirchen-München. Sommer u. Winter viel bes. Groß. Park. Mod. Einrichtung. Ausf. Prosp. u. Beschreib. gratis durch d. ärztl. Dirig. Dr. Karl Uibeleisen. (2 Aerzte.)

König Otto-Bad b. **Wiesau** (bayr. Fichtelgebirge) 520 m ü. d. M. = Alteingeführtes, heilkräftigstes Stahl- und Moorbad. — Elektro-Hydrotherapie, Gymnastik, Massage usw. — Hervorragende Erfolge bei Blutarmut, Herz- und Nervenkrankheiten, Frauenleiden, Ischias, Gicht, Rheumatismus usw. = Saison ab 15. Mai. = Prospekt kostenlos. **Dr. med. Becker.**

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen.
Das ganze Jahr geöffnete Kuranstalt für **Nervenleidende,** innerlich Kranke und Erholungsbedürftige aller Art. (Tuberkulose ausgeschlossen.) Aller Komfort. Lift. Mit den modernsten Apparaten für Diagnostik und Therapie eingerichtet. Näheres durch die Direktion oder durch den Besitzer und leitenden Arzt Dr. **Wigger.** Aerzte: Dr. Wigger, Dr. Klien.

Gardone-Riviera am Gardasee
Hotel-Pension Häberlin Herrlichster Herbst- und Winteraufenthalt. Gelegenheit zu Traubenkuren und Seebädern.
Komfortabel eingerichtetes Haus mit mässigen Preisen. Balkonzimmer. Zentralheizung.

Gardone-Riviera
am Gardasee, Italien.
Grand Hôtel.
Schönster Herbst- und Winteraufenthalt in Oberitalien. **Saison 15. September bis 15. Mai.** Der Neuzeit entsprechend eingerichtet. Lift, elektrisches Licht, Zentralheizung. 25,000 m² Garten- und Parkanlagen. Telegraph im Hause. Billettverkauf und Gepäckexpedition. Appartements mit Bad und Toilette. Prospekt gratis und franko.
Ch. Lüzelschwab, Eigentümer.

Bayerisches Reisebureau Schenker & Co.
München, Promenadeplatz 16.

Wenn Sie gut und billig rauchen wollen!
dann bitte machen Sie einen Versuch!
Nur Mark 3.20 100 Stück 5 Pfennig-Zigarren, kräftig,
Nur Mark 4.10 100 Stück 6 " " sehr gut,
Nur Mark 5.40 100 Stück 7 " " ausgezeichnet,
Nur Mark 6.30 100 Stück 8 " " sehr mildes Aroma,
Nur Mark 7.20 100 Stück 10 " " beste Marken.
Engros-Lager in- und ausländischer Zigaretten. — Versand franko Nachnahme. — Umtausch gestattet. — **Geschäft besteht 16 Jahre.**
Havana-Haus München, Goethestraße 25.

Eisbärfelle sind nicht besser aber teurer als meine chemisch gereinigt. geruchlosen, blendend weissen oder silbergrauen **Heidschnuckenfelle,** Marke „Eisbär", à 8 M, Vorlagen 6 u. 7 M, Grösse 1 qm. Prosp. mit zahlreich. Anerkennungen auch über Fussäcke, Schlitten- u. Wagendecken aus Heidschnuckenfellen gratis.
W. Heino, Lünzmühle 19 b. Schneverdingen.

Lieserer Niererberger Wein
à Flasche von 90 Pfg. und höher.
Joseph Servatius, Wengerohr a. d. Mosel.

Tafelobst
aus der feinsten Lage am Bodensee. Mehr als 20 Preise. Wer wirklich **feines** Obst u. billig will, verlange Prospekte. **O. A. Adorno** auf Schloßgut **Kaltenberg** b. Tettnang am Bodensee.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

A. Bachmair, Glockengiesserei, ERDING,
fertigt Kirchenglocken in jeder Grösse und Tonart. Garantiert volle, weittragende Töne, reine Stimmung, reine, beste Metallmischung und leichte Läutbarkeit auch bei schweren Glocken. Langjährige Garantie. Billigste Preise. Kostenvoranschläge gratis und franko.

Verlag der Theissingschen Buchhandlung in Münster i. W.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Hamma,
Grundprobleme der Philosophie.
2., durchgesehene und ergänzte Auflage.
gr.-8°. XV, 135 Seiten. M 1,80.

Hammas Buch, das „in lichter Systematik den Gedankenreichtum einer philosophischen Weltanschauung darzustellen, in gefälliger Anschaulichkeit das Abstrakteste und in wohltuender Uebersichtlichkeit das Verworrenste kurz und bündig vorzuführen weiß", enthält all das Rüstzeug (und nur das!), welches ein gebildeter Laie im „Kampf um die Weltanschauung" unbedingt notwendig hat. Prof. Dr. Switalski-(Braunsberg) schreibt über das erste Bändchen (Geschichte der Philosophie) in der ‚Germania': „Eine edle Begeisterung und eine tiefe Gedankenfülle verraten die schlichten, aber geistvollen Ausführungen der Schrift. Man sieht hier — mit aufrichtiger Freude — einen hochbegabten, selbständigen Forscher an der Arbeit, auf dem Fundament des Geistesringens vergangener Jahrhunderte eine Glauben und Wissen versöhnende christliche Philosophie aufzubauen."

Wissenschaftliche
Vorträge für Damen
vom **4. Nov. 1908** bis **13. März 1909** in **München** im Vortragssaal des **„Hotel Union"**, Barerstrasse 7.

Herr Dr. phil. **P. Expeditus Schmidt**:
Die deutsche Romantik II. Teil (Der Heidelberger Kreis Brentano-Arnim, Görres. Die Spätromantik Eichendorff und seine Zeitgenossen). (Montag 1/26—1/27 Uhr.)
Herr **Dr. Eugen Schmitz**:
Richard Wagner und seine Stellung in der Geschichte der Oper. (Dienstag 11—12 Uhr.)
Herr Geheimer Hofrat **Dr. Hermann Grauert,** Kgl. Universitätsprofessor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften:
Die grossen Ereignisse und Erscheinungen der neuesten Geschichte seit 1870. (Mittwoch 11—12 Uhr.)
Herr **Dr. Artur Schneider,** Professor an der Kgl. Universität;
Einführung in das Studium der Philosophie. I. Teil. (Mittwoch 1/26—1/27 Uhr.)
Herr **Dr. Alois Knöpfler,** Kgl. Universitätsprofessor:
Kirchengeschichte II. Teil. Einführung des Christentums bei den germanischen Völkern. (Donnerstag 11—12 Uhr.)
Herr **Dr. Hermann Dimmler**:
Praktische Einführung in das Studium der Psychologie (Erkenntnis). Seminaristische Uebungen. (Samstag 1/26—1/27 Uhr.)

Prospekte und Anmeldungen bei OTTO BAUER, Hofmusikalienhandlung, Maximilianstrasse 5.

Ebendaselbst wird die Teilnehmerkarte für einen Zyklus gegen eine Gebühr von 10 M, für jeden weiteren Zyklus gegen eine Gebühr von je 1 M abgegeben. Ausser diesem einmal zu erlegenden Betrag wird für jeden Vortrag eine Saalgebühr von 30 ₰ erhoben. **Herren** haben unter denselben Bedingungen Zutritt. **Lehrerinnen** und **Studierende** erhalten unentgeltlich die Teilnehmerkarte. Anmeldung schriftlich bis 15. Oktober Von der Tannstr. 7. Abholen der Karten bei Beginn der Vorlesungen an der Kasse.

Wissenschaftliche Sektion des Münchener kath. Frauenbundes.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und die Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Papier aus den Oberbayerischen Zellstoff- und Papierfabriken, Aktiengesellschaft München.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandeln. d. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 42. München, 17. Oktober 1908. V. Jahrgang.

Reichslande Bosnien-Herzegowina.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Von Budapest aus, wo Kaiser Franz Josef I. augenblicklich Hof hält, ist am 5. Oktober eine Proklamation des Kaisers an das Volk von Bosnien-Herzegowina gerichtet worden, in welcher die Souveränität des Kaisers der österreichisch-ungarischen Monarchie auf diese Okkupationsländer ausgedehnt, die Erbfolge der Habsburger Dynastie verkündet und eine Landesverfassung für die nächste Zeit schon versprochen wird. Zugleich hat der Kaiser verfügt, daß die österreichischen Truppen den Sandschak Novibazar räumen sollen, was bis Ende Oktober durchgeführt sein wird. Das ist in kurzen Worten die „Annexion" Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn, von der die Zeitungen der ganzen Welt voll sind; von Annektion kann aber eigentlich keine Rede sein, da es für die Habsburgermonarchie in den Okkupationsländern nichts zu annektieren gab.

Kaiser Franz Josef I. hat mit seiner Proklamation, welche vorher allen Signatarmächten des Berliner Vertrages mitgeteilt worden war, eigentlich nur seine tatsächlich bestehende Souveränität durch einen völkerrechtlichen Akt in eine formell anerkannte verwandelt, dadurch Bosnien und Herzegowina zu einem dominium imperatoris et regis, zu einem dritten Teil des habsburgischen Länderkomplexes gemacht und durch Ausdehnung der pragmatischen Sanktion auf ihn diesen Teil unauflöslich mit den beiden anderen Staaten der Monarchie verbunden. Diese hatte, ohne von irgend einer Seite Einspruch erfahren zu haben, in den Okkupationsländern aus eigenen Mitteln ein ganzes Staatswesen errichtet, welches, wie Herrenhausmitglied Dr. Bärnreither unlängst darlegte, die Attribute voller und ausschließender Souveränität an sich trug. Der Monarch vertrat während der ganzen dreißigjährigen Dauer der Okkupation diese Länder nach außen, schloß für sie Handelsverträge ab, ernannte die Beamten, welche in seinem Namen die Verwaltung führten, übte volle Justizhoheit aus, und in seinem Namen wurden alle Urteile gesprochen. Im Strafgesetze Bosniens beziehen sich die Bestimmungen über Hochverrat und Majestätsbeleidigung nur auf den Kaiser und sein Haus. Der Kaiser übte die Finanzhoheit aus, er hob die Rekruten aus, ihm wurde der Fahneneid geschworen. Dem Sultan blieb ein Hoheitsrecht nur in kirchlichen Angelegenheiten, in denen er den Moslims gegenüber als Kalif Souverän ist und auch bleiben wird. Als Oesterreich vor dreißig Jahren laut Artikel 25 des Berliner Vertrages die Besetzung und Verwaltung von Bosnien-Herzegowina übernahm, erklärte der Minister des Aeußeren, Graf Julius Andrassy, daß die Monarchie dieses Mandat als ein zeitlich unbegrenztes auffasse und es nur unter dieser Bedingung annehme. Aus all diesen Tatsachen folgt, daß Oesterreich-Ungarn einwandfrei handelte, als sein Kaiser jetzt endlich seine Souveränität auch formell über Bosnien-Herzegowina ausdehnte, diese Länder seiner Monarchie unauflöslich eingliederte.

Die Proklamation des Kaisers, welche am 7. Oktober dem bosnisch-herzegowinischen Volke bekannt gemacht wurde, verspricht dem neuen Reichslande eine Verfassung mit einem Landtage. Damit wird eine Forderung jener Elemente erfüllt, welche wohl österreichtreu, aber mit der bisherigen Verwaltung durch den gemeinsamen Reichsfinanzminister höchst unzufrieden waren. Mit Recht unzufrieden waren. Diese Unzufriedenheit ist hauptsächlich darin begründet gewesen, daß kein konsequentes Regierungssystem vorhanden war. Bald wurden die Mohammedaner, bald die Kroaten, bald die Serben verletzt, dann wurden ihnen überraschend Geschenke gemacht, was natürlich alle Parteien mißtrauisch machte und den Feinden der Monarchie willkommene Gelegenheit bot, gegen Wien das Volk aufzuhetzen. In Wien hatte ja die Zentralverwaltung ihren Sitz, Wien, d. h. Oesterreich, wurde daher für alle Mißgriffe und Unannehmlichkeiten verantwortlich gemacht, trotzdem an der Spitze der Verwaltung stets ein Magyar stand; und so kommt es, daß sich die Erbitterung des Volkes meist gegen Oesterreich kehrte und Ungarn ungeschoren ließ. Zwanzig Jahre unter Kallay, dessen Verwaltungstalent in den Delegationen immer gar so sehr gelobt wurde, lag die Gesetzgebung für Bosnien brach. Von allem Anfange an stieß man, um die Neigung der Serben zu gewinnen, die Katholiken vor den Kopf und machte sie durch beständige Zurücksetzung mißtrauisch, obwohl gerade sie die Besetzung des Landes durch Oesterreich so freudig begrüßt hatten.

Alle diese Fehler wurden von den serbischen und muselmanischen Monarchiefeinden geschickt und gewissenlos ausgenützt. Belgrader Geld stand in Massen zur Verfügung, die Belgrader Presse kannte in der Hetze gegen Oesterreich keine Grenzen mehr und brachte es so weit, daß im serbischen Volke Bosnien-Herzegowina als serbisches Land gilt, welches mit ihrem Königreiche zu Großserbien vereint werden müsse. Der „Slovenski Jug" („Der slawische Süden") barg in seinen Räumen Bomben serbisch-militärischer Herkunft, welche beim geplanten Aufstande in Sarajewo, Mostar und Agram verwendet werden sollten. Zur großserbischen Propaganda gesellte sich die Wiedereinführung der Verfassung in der Türkei, um die Unzufriedenheit mit dem autokratischen Regime Baron Burians auf die Spitze zu treiben. Wollte daher die austrohungarische Monarchie nicht Selbstmordpolitik mit ihren Balkaninteressen treiben, so mußte sie zu einem Radikalmittel greifen, und dieses konnte nur die Einverleibung der Okkupationsländer sein. Hätte sie dieses Mittel nicht gewählt, so würde sie gar bald gezwungen gewesen sein, mit Waffengewalt die Interessen Oesterreich-Ungarns zu verteidigen, und die Folge eines Balkankrieges hätte für die Monarchie doch nur der Verlust oder die Einverleibung Bosniens sein können.

In Oesterreich, diesseits der Leitha, wird darum der von Baron Aehrenthal vorbereitete Akt des Kaisers als eine von Sorgen befreiende mutige Tat gepriesen, zumal sie eine Kräftigung der Reichseinheit gegenüber den Magyaren bedeutet. Freilich behauptet die Presse der kossuthischen Unabhängigkeitspartei heute schon, daß Bosnien-Herzegowina zu Ungarn gehöre, und daß man sich höchstens darauf einlassen werde, Bosnien zu Ungarn und Herzegowina zu Oesterreich zu schlagen; man möchte also das Reichsland zerreißen. Dazu wird aber weder die Krone noch Oesterreich, noch auch wohl das Reichsland selbst seine Zustimmung geben; denn wie die Kroaten und Serben in Ungarn von den Magyaren entrechtet und entnationalisiert werden, weiß man in Sarajewo auch. Wie die Einverleibung staatsrechtlich geregelt werden wird, ist zunächst Aufgabe der gemeinsamen Regierung und der Delegationen; ob aus dem Dualismus ein Trialismus wird, und ob der bosnisch-herzegowinische Landtag Vertreter in die Delegationen entsenden wird, darüber findet sich im kaiserlichen Manifest keine bestimmte Andeutung. Der Wunsch der Kroaten ist, daß aus Bosnien-Herzegowina mit Kroatien-Slawonien und Dalmatien ein drittes

Digitized by Google

Reich unter dem Zepter Habsburgs errichtet werde, was natürlich den schroffsten Widerstand der Magyaren findet. Vorläufig werden die Reichslande ein „gemeinsames Verwaltungsgebiet" bilden; wenn in Ungarn ein gerechtes Wahlrecht eingeführt und dadurch der Nationalterrorismus der Magyaren gebrochen wird, kann diese Frage erst entschieden werden.

Ueber die Verfassung der Reichslande ordnet die Proklamation des Kaisers an, „daß den Bedürfnissen der Bevölkerung nach einer angemessenen Teilnahme an der Besorgung der Landesangelegenheiten durch eine Landesvertretung in einer die konfessionellen Verhältnisse, sowie die altererbte soziale Schichtung der Bewohner schonenden Form Genüge geschehen soll. Der zu schaffende Vertretungskörper, aufgebaut auf dem Grundsatz der Interessenvertretung, soll ein möglichst getreues Abbild der in den beiden Ländern bestehenden nationalen, konfessionellen und politischen Zustände sein. Daher sollen die hervorragenden Würdenträger, die nach Bildung und Wohlstand Obenanstehenden, die Bewohner der Städte und jene der Landgemeinden in besonderen Kurien vertreten sein und die Wähler in jeder Kurie nach Konfessionen getrennt abstimmen, um so nicht allein die gute Eintracht zwischen den Glaubensbekenntnissen vor Störungen zu bewahren, sondern auch jeder derselben die ihr verhältnismäßig zukommende Anzahl von Vertretern zu sichern. Der Wirkungskreis des bosnisch-herzegowinischen Landtages wird, unbeschadet der gleichzeitig ins Leben zu rufenden Bezirksvertretungen, die Gegenstände der Gesetzgebung und Kontrolle zu umfassen haben, welche die Verwaltung und Rechtspflege von Bosnien und der Herzegowina allein betreffen." — Dieses Wörtchen „allein" ist der einzige Hinweis in den kaiserlichen Kundgebungen, daß die Reichslande-Vertretung nicht mit Gegenständen sich zu befassen hat, welche auch die anderen Teile der Monarchie betreffen, und aus diesem Wörtchen könnte man vielleicht folgern dürfen, daß den Reichslanden bei der Beratung von gemeinsamen Reichsangelegenheiten anderswo (in den Delegationen) Zutritt gewährt werden soll.

Der Führer der bosnischen Kroaten, Dr. Nikola Mandic, Vizebürgermeister von Sarajewo, legt in (Nr. 276) der „Reichspost", deren Herausgeber Dr. Funder infolge seiner Reisen in den Okkupationsländern einer der besten Kenner der bosnischen Verhältnisse ist, die Bedeutung der Einverleibung dar. Nach seinen Worten begrüßen die Kroaten und die serbische Bauernpartei die Eingliederung und hoffen, daß sich im Landtage, auf der lokalen Bühne, die Gegensätze nach und nach abschleifen werden und das Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit immer mehr ausreifen wird. Die Einrichtung des konstitutionellen Lebens aber verlange die größte Vorsicht. Die Kroaten würden „den Regierungsfaktoren zu Hilfe kommen müssen, daß sofort alle ersprießlichen Arbeiten vorgenommen werden, welche uns eine genügende Sicherheit dafür bieten, daß der Aufbau des Verfassungskörpers auf solider Basis vor sich gehe. Insbesondere wird es die wichtigste erste Handlung sein, die wir in der neuen Arena vorzunehmen haben, daß eine allgemeine Volkszählung im Lande stattfindet, da eine solche seit dem Jahre 1895 unterlassen worden ist. Die größte Vorsicht und Ueberlegung werden wir aber bei der Erstellung der Wahlordnung betätigen müssen. „Meines Erachtens ist in einem Lande, das zum ersten Male sich im Parlamentarismus versucht, unbedingt unerläßlich, daß das konservative Element des Grundbesitzes bei der Verteilung der Wahlberechtigung besonders gewürdigt wird. Außerdem werden voraussichtlich auch virile Stimmen, wenn auch solche sui generis, geschaffen werden, damit vertrauenswürdige, patriotische, hervorragende arbeitsfähige Elemente ihr Wort in der Gesetzgebung und in der allgemeinen Verwaltung des Landes mitsprechen können."

Diese Erklärungen des Kroatenführers sind um so wichtiger, als sie dartun, daß das katholische Element in den Reichslanden trotz aller Zurücksetzungen durch Baron Burian zu Oesterreich hält. Dr. Mandic dankt dann besonders „der wackeren christlichsozialen Partei", die uns bosnischen Kroaten bei der Anregung der Einverleibungsfrage ihre mächtige Förderung angedeihen ließ und uns mit maßgebenden Faktoren in Verbindung gebracht hat. Die staatsmännische Auffassung der Reichspolitik und nicht zuletzt edle Gerechtigkeitsliebe war es, welche die christlichsoziale Partei dazu trieb, uns ihre Sympathie zu widmen; es offenbart sich darin eine Erkenntnis für die Aufgabe eines großen Kulturvolkes, auch seinem Nachbar die Kultur zu übermitteln." Dr. Mandic schließt mit der Versicherung, daß die bosnischen Kroaten „im Glanze der habsburgischen Macht und des habsburgischen Staatsberufes ihre Zukunft gesichert fühlen".

Noblesse oblige.

Zur Charakteristik der liberalen Presse.

Von

Redakteur Paul Heßlein, Limburg a. d. Lahn.

Verquickung von Religion und Politik — das ist ein Vorwurf, den die liberale Presse gegen das Zentrum immer von neuem wieder erhebt. Wenn man auf seiten des Zentrums in gewissen politischen Fragen die Forderung aufstellt, daß dieselben von christlichem Geiste durchdrungen sein und auf die Grundlage der christlichen Weltanschauung gestellt werden müssen, dann läuft man liberalerseits stets Sturm gegen diese „Verquickung von Religion und Politik". Nichtsdestoweniger bringt es die liberale Presse sehr oft zustande, rein religiöse Angelegenheiten mit solchen der Politik in Verbindung zu bringen, auch wenn dies durchaus nicht am Platze ist. Warum auch nicht? Die liberale Presse kann sich das ihren durchweg einseitig unterrichteten Lesern gegenüber auch erlauben. Mit wenigen Ausnahmen ist ihr ja das Empfinden für Recht und Gerechtigkeit, wenn es sich darum handelt, dem gläubigen katholischen Volksteil einen Hieb zu versetzen, völlig abhanden gekommen.

Wem steigt nicht die Schamröte ins Gesicht, wenn er aus dem Leitartikel der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 461 vom Freitag, 2. Oktober) über „Die Mission des Herrn v. Schorlemer" sieht, wie dort Religion und Politik verquickt werden (ein ähnlich gehässiger Artikel erschien im „Schwäbischen Merkur" in Stuttgart), wenn er ferner sieht, wie in diesem Artikel eine längst widerlegte Mär über unseren unvergeßlichen Windthorst von neuem dem Leserpublikum dieses Organs aufgetischt wird.

Es handelt sich in dem Artikel um die Uebermittelung der Glückwünsche des Kaisers zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes. Bekanntlich hat Kaiser Wilhelm den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Freiherrn v. Schorlemer-Lieser, nach Rom entsandt, um die Glückwünsche zu überbringen. Dieser „Mission des Herrn v. Schorlemer" widmet nun, wie schon eingangs erwähnt, das Münchener liberale Organ zwei ganze Spalten seines wertvollen Raumes. Man liest da u. a.:

„Die Auswahl gerade dieses Mannes ist von besonderem Reiz. Sein Vater war der Westfale Burchard Freiherr v. Schorlemer-Alst, einst in den Zeiten des Kulturkampfes neben Windthorst einer der streitbarsten Vorkämpfer des Zentrums; geistreich, feurig und schlagfertig. Die Würde des „Geheimen päpstlichen Kämmerers" belohnte seine Dienste. Als aber der Kulturkampf begraben wurde, da wollte auch er das Schlachtbeil begraben wissen. Als Ende der 80er Jahre mit dem kirchlichen Frieden auch wieder der nationale Gedanke in den bisher vom Zentrum beherrschten Beständen zu leuchten begann, und die alte Führung trotzdem, um einen Ausdruck Windthorsts zu gebrauchen, „mit Gottes Hilfe sich durchlügend", das alte Schwert der Zwietracht von neuem schärfte, da zog sich Burchard v. Schorlemer verstimmt vom politischen Kampfe zurück."

Also eine rein kirchliche Angelegenheit nimmt das liberale Blatt zum Anlaß eines Ausfalles gegen das Zentrum. Die Art und Weise, wie das geschieht, kann man mit einem parlamentarischen Ausdruck nicht mehr bezeichnen.

Herr Burchard v. Schorlemer habe sich verstimmt vom politischen Kampfe zurückgezogen. Das ist nicht richtig. Es ist eine unwiderlegbare Tatsache, daß Freiherr v. Schorlemer-Alst sein Reichstagsmandat im Jahre 1885 aus Gesundheitsrücksichten niederlegte. Man darf wohl annehmen, daß auch die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" Dr. Hüsgens Werk über Ludwig Windthorst kennt. Dort findet sich auf Seite 268 eine Stelle aus einem Privatbriefe des Frhrn. Burchard v. Schorlemer-Alst vom 12. Dezember 1885 — zu dieser Zeit gehörte v. Schorlemer dem Reichstage nicht mehr an — an seinen Freund Geheimrat Linhoff in Berlin, die schlagend beweist, daß von einer Verstimmung keine Rede sein kann. Es heißt in diesem Briefe wörtlich:

„Die Vorgänge im Reichstage sind in der Tat recht unerquicklich; sie zeigen recht, daß die alte Haut mit dem alten Inhalt vorhanden ist. Ich habe das nie bezweifelt; meine streitbare Natur zieht mich oft in Gedanken auf das Schlachtfeld, indes besorgt unsere liebe kleine Exzellenz das Geschäft des Ausgerbens so unübertrefflich gut, daß weitere Hilfe nicht nötig ist.

Ihr

ganz ergebenster

Frhr. v. Schorlemer-Alst."

Ueberdies war v. Schorlemer bis zum Jahre 1890 nicht nur Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, sondern auch

Digitized by Google

Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Landtag. Auch trat er im Jahre 1890 nochmals in den Reichstag ein, mußte aber wiederum wegen Krankheit 1891 dem Reichstage den Rücken kehren.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben anscheinend geglaubt, bei dieser Gelegenheit zwei Fliegen auf einmal schlagen zu können. Es genügte ihnen der Versuch nicht, einen verstorbenen verdienten Führer des Zentrums in einen gewissen Gegensatz zu seiner Partei bringen zu wollen, nein, es bleibt ihnen vorbehalten, sich auch noch eines — sagen wir es offen heraus — unehrlichen Mittels zu bedienen. Am 6. Februar 1887 hielt Windthorst in Köln die bekannte Gürzenich-Rede. Die „Kölnische Volkszeitung" schrieb damals: „Eine großartigere Parteikundgebung als die gestrige hat das alte Tanzhaus der Kölner Geschlechter in unserem Jahrhundert noch nicht gesehen — das war der Eindruck, den die vielen Tausende gewonnen hatten, welche um halb 2 Uhr nachmittags den Gürzenich verließen."

„Eine unerquickliche Erörterung, so schreibt Dr. Hüsgen in seinem Windthorstbuch, knüpfte sich später an eine scherzhafte Bemerkung an, die Windthorst beim Verlassen der Rednertribüne auf dem Gürzenich gemacht haben soll. In einer öffentlichen Rede erwähnte nämlich der frühere Jesuit Graf Paul Hoensbroech am 13. Februar 1896: Windthorst habe damals sich geäußert: „Da habe ich mich mit Gottes Hilfe wieder einmal wacker durchgelogen." Abgesehen davon, daß die Rede nach ihrer Anlage und Durchführung zu dem Vorwurfe der Unwahrhaftigkeit keinen Raum bietet, kann aus dieser Redensart, wenn sie wirklich gefallen ist, ein Schluß auf Windthorsts Charakter und seine Wahrheitsliebe nicht gezogen werden."

Wie wir nun oben gesehen haben, benutzen die „M. N. N." „die Mission des Herrn v. Schorlemer" dazu, die angebliche Aeußerung Windthorsts gebührend auszuschlachten. Diese Handlungsweise richtet sich ja eigentlich von selbst. Aber wir wollen doch nicht verfehlen, dem Blatte einen unverdächtigen Zeugen für Windthorst gegenüberzustellen.

Der liberalen „Straßburger Post" schrieb damals ein protestantischer Professor folgendes:

„Sie werden es einem Gelegenheitsmitarbeiter hoffentlich nicht verübeln, wenn er sich auch einmal in politicis an Ihr Blatt wendet. Ich habe die Windthorstsche Bemerkung im Auge, die Graf Hoensbroech ausgebeutet hat, um gegen den Zentrumsführer noch nach dessen Tode Sturm zu laufen. Ich bin weder Katholik noch ultramontan, aber ein Landsmann Windthorsts, in derselben Stadt zur Schule gegangen und habe jahrelang in der Nähe seines Wahlbezirkes gelebt. Ich glaube also ungefähr gerade ebenso zu sprechen, wie der Verstorbene gesprochen hat, und da kann ich erklären, daß die Redensart „sich durchlügen" im Hannoverschen sehr oft gebraucht wird, wo man sonst „sich durchfressen" oder ähnlich sagt; der Begriff „lügen" hat sein Spezifikum gänzlich eingebüßt. Wie oft habe ich sagen hören, wenn jemand gefragt wurde, der mit großen Schwierigkeiten irgendwelcher Art zu kämpfen hatte, wie es ihm ergangen sei: „Na, ich habe mich so durchgelogen!" Statt einer Wolke anderer Zeugen diene Grimms „Deutsches Wörterbuch", worin es heißt (2, 1647): „Durchlügen, niederländisch dorleigen; im Niederdeutschen als Redensart für glücklich davonkommen, gebräuchlich."

Vor 13 Jahren hat die von dem „bestbekannten" Exjesuiten Graf Hoensbroech, vier Jahre nach Windthorsts Tod, ausgebeutete angebliche Aeußerung des großen Staatsmannes und Zentrumsführers durch den Artikel eines protestantischen Professors schlagend Zurückweisung gefunden. Damit war und mußte — auch für den anständigen Gegner — die Sache erledigt sein. Für das liberale Hauptorgan in München war das nicht der Fall.

Noblesse oblige. Adel legt Pflichten auf sowohl im Auftreten wie im Handeln. Es ist bekannt, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" diesen Adel nicht besitzen. Sie haben infolgedessen auch keine diesbezüglichen Pflichten zu erfüllen. Wohl aber sollten endlich einmal die Münchener Katholiken aus der Art des Auftretens und des Handelns dieses „Weltblattes" die dringend notwendigen Konsequenzen ziehen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine gefährliche Woche.

Er ist wirklich widerstandsfähig, — der europäische Friede. Wie er seinerzeit die Delcassé-Politik, die Tangerfahrt und Algeciras überstanden hat, so jetzt die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina in die habsburgische Monarchie und nebenbei auch noch die Auflehnung Kretas. Keine dieser Ueberraschungen hat die leidende Türkei zum Losschlagen gebracht, und der Gesamteindruck der Ereignisse riß keine Großmacht aus ihrer vorsichtig abwartenden Haltung. Nur in Serbien ist die Volksseele ins Kochen geraten; doch wenn schlimmstenfalls das blindwütige Großserbentum eine handgreifliche Zurechtweisung von dem großen Nachbarn provozieren sollte, so braucht man noch nicht zu befürchten, daß sich andere Mächte in dieses Erziehungswerk mischen wollen. So ist der Stand der Dinge nach der ersten kritischen Woche verhältnismäßig befriedigend. Es fragt sich nur, ob nicht das dicke Ende nachkommen wird. Durch das kühne Vorgehen Bulgariens und Oesterreich-Ungarns ist das ganze europäische Konzert aus dem Takte gebracht worden. Gerade dort, wo die diplomatischen Fäden sich am dichtesten verschlingen und die Interessen der Großmächte am schärfsten zusammenstoßen, in dem alten Wetterwinkel des Balkans, ist jetzt die Liquidation eröffnet, die Aera des Zugreifens eingeleitet worden. Wenn trotzdem die überraschten Mächte sich zurückhalten, so ersieht man daraus, daß doch von Petersburg bis London die heilsame Scheu vor der schweren Verantwortlichkeit und den unabsehbaren Folgen eines Friedensbruches außerordentlich groß ist.

Der Gedanke einer Konferenz oder eines Kongresses zur Revision des Berliner Vertrages hat sich als nützlich erwiesen bei der Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten. Die türkische Regierung konnte sich auf die Entscheidung der Mächte berufen. Allerdings wissen die Minister in Konstantinopel ganz gut, daß keine Konferenz ihnen Ostrumelien oder Bosnien zurückgeben wird; doch die Hauptsache war ja zunächst die Beschwichtigung der aufgeregten Volksseele, und dabei wirkt ein „Appell an die Mächte" immer noch mit. Vielleicht sogar in Belgrad. Wenn man jedoch über die ersten Schwierigkeiten hinweg die Zukunftsarbeit ins Auge faßt, so scheint die Konferenz mehr Gefahren als Vorteile im Schoße zu haben. Fragen, die jetzt glücklicherweise noch schlummern, können dort aufs Tapet kommen, und Interessengegensätze, die man des lieben Friedens halber unbeachtet lassen möchte, können durch ein unvorsichtiges oder arglistiges Wort zu einer „Ehrensache" gemacht werden. Darum geht das Streben der deutschen Diplomatie offensichtlich dahin: in erster Linie die Konferenz ganz zu verhüten und, wenn das nicht geht, nur eine Konferenz mit dem engst begrenzten Programm zuzulassen. Deutschland dient mit dieser Bremstaktik nicht bloß dem europäischen Frieden, sondern auch den österreichischen Interessen. Oesterreich wird jede Konferenz perhorreszieren, wenn nicht seine Souveränität in Bosnien und der Herzegowina als unantastbare Tatsache von vornherein anerkannt wird. Deutschland stellt sich auf denselben Boden. Und was die bulgarische Unabhängigkeit betrifft, so wird Berlin nicht auf deren Schmälerung oder gar Redressierung hinwirken, sondern vielmehr auf eine angemessene Entschädigung der Pforte sowohl für die beschlagnahmten Orientbahnen als für den Verlust von Ostrumelien.

Oesterreich und die nächstbeteiligten Mächte.

In der österreichischen Politik, die sich bislang durch eine phlegmatische Ruhe auszeichnete, ist seit dem Eintritt des Frhrn. v. Aehrenthal in das Palais am Ballhause eine gründliche Aenderung eingetreten. Die Inangriffnahme des seit 30 Jahren in den Berliner Kongreßakten schlummernden Planes der Sandschakbahn war das erste Zeichen der Aktivität. Trotzdem übertraf der zweite Streich: die kühne Verkündigung der selbstherrlichen Einverleibung der okkupierten Provinzen, die Erwartungen von Freund und Feind. Daß Oesterreich Bosnien und die Herzegowina behalten müsse und behalten werde, wußte seit dem Berliner Kongreß alle Welt. Aber mußte das, was tatsächlich österreichisch war, gerade jetzt ausdrücklich für österreichisch erklärt werden? Mußte man mit dem nicht gerade erstklassigen Staatswesen von Bulgarien gleichzeitig und gleichartig vorgehen? Die Proklamationen und Reden behaupten, die Einführung einer Verfassung in Bosnien,

Digitized by Google

die durch die Vorgänge in der Türkei notwendig geworden, sei nicht ohne förmliche Angliederung möglich gewesen. Aber Kaiser Franz Josef hatte doch tatsächlich das uneingeschränkte Gesetzgebungsrecht. Und wenn Frhr. v. Aehrenthal sagt, das türkische Parlament hätte Schwierigkeiten in Bosnien oder in bezug auf Bosnien erregen können, so erhebt sich die Gegenfrage: Konnte man nicht abwarten, bis von Konstantinopel irgend etwas gegen den status quo geschah? Dann wäre ein überzeugender Anlaß für das Vorgehen Oesterreichs gegeben gewesen. Anerkennung verdient, daß Oesterreich der Türkei für das, was sie tatsächlich schon seit 30 Jahren verloren hatte, eine gewisse Kompensation bietet durch seinen vollen Rückzug aus dem Sandschak Novibazar. Hätte man nun nicht auf dieser Grundlage vorher mit der Türkei Verhandlungen anknüpfen können?

Solche Zweifel und Bedenken wiegen bei den Oesterreichern selbst, die patriotisch zu ihrem Kaiser und Reich stehen, nicht so schwer wie bei uns, den befreundeten Nachbarn. Worauf es realpolitisch ankommt, ist ja die Unterstützung Oesterreichs in seinem Ziele, und da liefert Deutschland als treuer Bundesgenosse die wertvolle Rückendeckung. Es steht zu Oesterreich, obschon dadurch die deutsche Orientpolitik in Schwierigkeiten gerät. Die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." spricht sich soeben im gleichen Sinne aus, betont die ehrliche Kameradschaft, hätte zwar einen anderen modus procedendi gewünscht, erkennt aber den Anspruch auf endgültige Regelung der bosnischen Angelegenheit als begründet an.

Von der unbedingten Solidarität Deutschlands und Oesterreichs war man in Konstantinopel so sehr überzeugt, daß der Aerger und der ihm entsprungene Boykottversuch sich gegen beide Völker und ihre wirtschaftlichen Interessen gleichmäßig richtete. Von den politischen Widersachern Deutschlands wurde überdies die Behauptung verbreitet, Deutschland habe den Schritt Oesterreichs angeregt oder Kaiser Wilhelm habe ihn wenigstens vorher gekannt und gebilligt. Demgegenüber hat der deutsche Botschafter in Konstantinopel die amtliche Erklärung abgegeben, daß die letzten Vorgänge nicht auf einer Entente Deutschlands mit Oesterreich beruhen und ohne Einholung der Ansicht Deutschlands erfolgt seien. Ferner wurde offiziös dementiert, daß Kaiser Wilhelm während der elsaß-lothringischen Manöver durch den Thronfolger Franz Ferdinand oder gar schon bei seiner Anwesenheit zu Wien im Mai von den Plänen Kenntnis erhalten habe. Diese Ablehnung der deutschen Mitwisserschaft scheint man erfreulicherweise in Wien nicht übelzunehmen. Sie soll ja auch nur Deutschland wegen des Vergangenen entlasten, nicht aber das künftige Eintreten für die österreichischen Interessen beeinträchtigen. Wenn in den Delegationen außer dem unversöhnlichen Tschechen Kramarz auch ein Pole abfällig über das deutsch-österreichische Bündnis gesprochen hat, so ist das wohl auf die gegenwärtige Erregung wegen des preußischen Hakatismus zurückzuführen. Tatsächlich ist gerade jetzt der unersetzliche Wert der deutschen Freundschaft für alle einsichtigen Oesterreicher schlagend erwiesen.

Frhr. v. Aehrenthal sagte, daß er nicht bloß mit Deutschland, sondern auch mit Italien und Rußland „im Einvernehmen stehe". Es scheint in der Tat, daß er den Herren Tittoni und Iswolsky gewisse Kompensationen geboten hat. Die deutsche Regierung ist dagegen völlig desinteressiert geblieben; sie hat nur Opfer auf sich zu nehmen. Für Italien ist der Rückzug Oesterreichs aus dem Sandschak und die Aufgabe der Vormundschaft über Montenegro und namentlich den Hafen Antiavi angenehm. Die italienische Presse möchte freilich noch mehr haben und verbreitet deshalb das Gerücht, Tittoni müsse wegen Saumseligkeit zurücktreten. Auch vom Rücktritt Iswolskys ist schon geschrieben worden. Dieser Leiter der russischen Politik verhandelt nämlich zurzeit in England wegen der von ihm angeregten Konferenz, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Sinne, daß die Eröffnung der Dardanellen für die russischen Kriegsschiffe abgemacht werden soll. England scheint sich noch gegen diese „Kompensation" auf Kosten der Türkei zu sträuben. Die Drohung mit einem Petersburger Minister- und Systemwechsel soll wohl die englische Regierung nachgiebiger machen. Ein weiterer Vorteil für Oesterreich liegt darin, daß Frankreich durch das Marokkoabenteuer abgehalten wird, auf eigene Rechnung oder im Dienste Englands seine Finger in die Balkanwirren zu stecken.

Oesterreich hat es also nur mit einem entschiedenen Gegner, England, zu tun. Ihre verhältnismäßig günstige Lage verdankt die habsburgische Monarchie in erster Linie der „ehrlichen Kameradschaft" des Deutschen Reiches.

Ein Nach- und Vorspiel zu den österreichischen Hochschulkämpfen.

Von

Johannes Eckardt, Wien.

In den beiden ersten Wochen des Septembers wurden auch heuer wieder in Salzburg wissenschaftliche Ferialkurse veranstaltet, die sich eines guten Besuches erfreuten und manch Schönes boten. Von den Dozenten möchte ich nur die Namen Friedrich von der Leyen, Ostwald, Sieper, v. Arnim, Hensel nennen. Es sind nicht die wissenschaftlichen Arbeiten, die ich hier erörtern möchte, sondern der wenig, von manchen Professoren gewiß gar nicht beachtete Hintergrund, der den wissenschaftlichen Ferialkursen in Salzburg ein eigentümliches Licht gibt.

Im alten Salzburg bestand eine Universität, die im Anfange des 19. Jahrhunderts von den Bayern aufgehoben wurde. Nun hatte sich in Salzburg vor wenigen Jahren ein Verein gebildet, dessen Ziel dahin ging, in der schönen Salzachstadt eine staatliche Universität zu errichten. Man war bestrebt, aus eigenen Mitteln die Wiederherstellung der alten Salzburger Universität zu betreiben, da die Regierung aus politisch nationalen Gründen die Errichtung einer neuen deutschen Universität in Oesterreich ausschlagen zu müssen glaubte. Als nun aber der Katholische Universitätsverein mit Erfolg für die Idee einer katholischen Universität in Salzburg warb und der Zeitpunkt immer näher zu rücken schien, wo man diese erhabene Idee auch verwirklichen könnte, da änderte der Salzburger Hochschulverein auf einmal seine Satzungen dahin, daß er als einen seiner Hauptzwecke es betrachte, die Gründung einer katholischen Universität überhaupt zu verhindern. Waren durch diese Statutenänderung die Tendenzen jenes Vereines bereits klargelegt, so hat sich der Salzburger Hochschulverein in den letzten Monaten offen als eine Organisation bezeichnet, die den Kulturkampf in Oesterreich heraufzubeschwören hilft und die Hochschulkämpfe des letzten Jahres unterstützte. Anläßlich der Ferialkurse hielt der Verein seine Generalversammlung und bezeichnete das abgelaufene Vereinsjahr als jenes, welches im Zeichen des beginnenden Kulturkampfes stand. Der Jahresbericht weist auch darauf hin, daß er die gesammelten Beiträge — gegenwärtig rund 14,000 K — nicht mehr zur Gründung einer freiheitlichen (!) Universität verwende, sondern als Kriegskasse zum Kampfe gegen die „Verklerikalisierung unserer Hochschulen"; im abgelaufenen Vereinsjahre sei man von den Vorbereitungen zum Kampfe selbst übergegangen. Also von dieser Seite wurde der letztjährige Hochschulkampf in Oesterreich auch materiell unterstützt. Dieses Geständnis ist um so interessanter, als der Salzburger Hochschulverein sich an die Spitze eines „politischen, antiklerikalen Kartells" stellte, das mit Hilfe der Sozialdemokraten gegen den Willen des Großteiles der freiheitlichen Abgeordneten und des deutschen Bürgertumes eine systematische Hetze gegen die Katholiken Oesterreichs inszenieren will; durch Flugschriften und Wanderversammlungen will man „die Massen aufklären". Gott sei Dank sind aber unsere „Massen" schon so aufgeklärt, daß sie den antiklerikalen Kartellhetzern sehr deutlich die Türe weisen, zumal unter den 13 „verdienten Männern" zehn zum Luthertum Abgefallene das Licht der Aufklärung bringen wollen. In Salzburg selbst hatte man heuer Hoensbroech und Wahrmund sprechen lassen. Ich erwähne das, weil unser österreichischer Reklamehetzer aus Innsbruck den Geist des Vereins und der in ihm organisierten Studentenschaft sehr gut charakterisiert. Vielleicht tut Professor Karl von Amira einmal die Reise zu einer dieser Wahrmund-Hetzversammlungen und überzeugt sich dann, ob der „verdiente Kirchenrechts-Gelehrte", dessen wissenschaftliche Leistungen gewiß niemand anzweifelt, in seinen letzten, so bekannt gewordenen Hetzreden sich nicht doch als eine wissenschaftliche Null entpuppte. Ihn jetzt in einem Referate für den zweiten Deutschen Hochschullehrertag (27.—29. September 1908) als wissenschaftlichen Märtyrer hinzustellen, zeugt zum wenigsten von einer völligen Unkenntnis der Tatsachen.

In den Dienst dieses „Hochschul-Vereins" stellt sich nun seit Jahren der Wiener Verein für wissenschaftliche Ferialkurse, dessen Ausschuß sich fast zur Hälfte aus reichsdeutschen Hochschulprofessoren zusammensetzt. Dieser Verein wird staatlich unterstützt; sprechen diese Tatsachen nicht deutlich genug für die Art und Weise, wie in Oesterreich der Hochschulkampf geführt und inszeniert wird? Ja, man hatte sogar die Kühnheit, die Ferialkurse heuer in offizieller Rede als ein Zeichen des Protestes

Digitized by Google

gegen die sogenannte „Verklerikalisierung" der Hochschulen zu bezeichnen. Den Herren, die sich in den Dienst dieser Veranstaltungen gestellt haben, mag es wohl etwas peinlich sein, in diese politischen, zum Kulturkampf hetzenden Kreise gekommen zu sein, besonders wenn es ihnen um die Regeneration unserer Hochschulen ebenso ernst zu tun ist wie Professor Friedrich von der Leyen, dessen Buch „Deutsche Universität und deutsche Zukunft" gewiß vollste Beachtung weiter Kreise verdient.

Dies interessante Nachspiel zu den Komödien unserer „deutsch"-radikalen Hochschulkämpfer wurde zugleich auch ein beachtenswertes Vorspiel für die nächsten Monate.

Das Wintersemester steht vor den Toren. Professor Wahrmund ist nach Prag versetzt worden, hat ein untergeordnetes Kolleg zu kirchenrechtlichen Fragen angekündigt und — nun, angeblich aus freiem Entschlusse um Urlaub für ein Jahr angesucht, das er zu Studienzwecken in Paris benützen will. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß die Regierung — wie Gerüchte aus wohlinformierten Kreisen sagen — Professor Wahrmund nahegelegt hatte, auf „Rechtsphilosophie" umzustudieren.

Das hat die „freisinnige" Studentenschaft schon wieder in Zorn versetzt. Von Innsbruck aus wurde bereits eine allgemeine Organisation aller freiheitlichen Hochschulelemente Oesterreichs ohne jeden nationalen Unterschied in Angriff genommen und eine Streikkriegskasse gegründet.

Die jüdische Presse bemüht sich, den jungen Wissenschafts-Errettern vor Augen zu führen, wie notwendig die Erneuerung ihres Freiheitskampfes sei, und bei den Salzburger Hochschul-Ferialkursen fiel das beachtenswerte Wort: In der studentischen Jugend Oesterreichs herrsche vielfach nicht der richtige Geist (allerdings sehr richtig); die Jugend sei zu hofrätlich gesinnt und müsse von den radikalen „alten Herren" angefeuert werden.

Sollen die gemeinen, pöbelhaften Ueberfälle auf die katholischen Studenten beim Rumburger Katholikentage die erste Folge dieser Parole „Auf in den Kampf" sein?

* * *

Obige Zeilen waren bereits im Druck, als die letzten, von der Tagespresse viel erörterten Vorfälle noch im Traume der Zukunft standen: In Bozen hatten die katholischen Studenten einen Ferialkommers veranstaltet; die „deutsch-freiheitlichen" Lackeldemiker der schönen Walther-Stadt überfielen sie nun mit Hilfe sozialdemokratischer Lehrbuben, italienischer Arbeiter; es ist sogar Blut geflossen. Die Gemeinheiten waren so arg, daß selbst liberale Blätter, wie die „Wiener Allgemeine Zeitung", in scharfen Worten gegen die Friedensstörer sprachen. Kurz darauf ging die Regierung daran, zu beraten, wie man das Wintersemester vor Unruhen bewahren könne, und kam zu dem famosen Entschlusse, mit einem allgemeinen Farbenverbot zu drohen. Die katholische Studentenschaft wird sich natürlich diese Strafe umso weniger gefallen lassen können, als sie dadurch mit den akademischen Plattenbrüdern auf eine Stufe gestellt wird. Von dieser Erwägung geleitet, sprach sich auch der parlamentarische Hochschulausschuß der christlichsozialen Partei gegen das allgemeine Farbenverbot aus und legte der Regierung den Entschluß der Partei nahe, im Falle der Nichtregelung der Hochschulfrage in Opposition zu treten. Nun sind die armen Herren der österreichischen Schaukelpolitik in der größten Verlegenheit; da taucht Wahrmund wieder auf, „verzichtet" auf seinen Urlaub, will in Prag lesen, sagt aber zu gleicher Zeit, die Regierung habe ihm versprochen, ihn nach Wien zu berufen; Prag sei für ihn nicht der richtige Boden. Und nun droht er gar mit Enthüllungen, wenn seinem Streberſinn nicht Rechnung getragen wird. Wie groß die Enttäuschung gewisser Kreise über ihr akademisches Hätschelkind ist, läßt sich ahnen. Der zweite Deutsche Hochschullehrertag, eigentlich besser gesagt, die zweite Tagung einer Clique deutscher Hochschullehrer, hat sich in Jena zwar mit der Frage über die Stellung des akademischen Lehrers zur Freiheit in Forschung und Lehre sehr eingehend befaßt und einige Thesen Professor Amiras angenommen; ob aber nach all diesen Darlegungen ein Hahn krähen wird, ist eine andere Frage. Ein klägliches Fiasko erlitt die Tagung, als man über die Zulassung politischer Revolutionäre zu akademischen Lehrkanzeln und über die Abschaffung der theologischen Fakultät zu beraten begann. Um nach außen noch einen schönen Schein zu retten, vertagte man die strittigen Sachen. So gerne man also die Wahrmund-Angelegenheit und den von Prag aus inszenierten Rummel gegen die theologischen Fakultäten vor das Forum gebracht hätte — es ging nicht. Was wird der Herbst bringen?

Sie haben Angst.

Von einem Studentenfreund.

Die zahlreiche Teilnahme katholischer Studenten an der Düsseldorfer Katholikenversammlung verursacht den liberalen Musensöhnen arge Beklemmungen. In Nr. 10 der A. D. B.-Zeitschrift (Verbandsblatt der im Allgemeinen Deutschen Burschenbund vereinigten Burschenschaften), deren theologischer Beirat sich erst vor kurzem mit einer Verwechslung von Lehrer-Exerzitien mit Lehrer-Fortbildungskursen herrlich blamierte, findet sich folgende Auslassung:

„Klerikalismus und Studententum. Wohl noch niemals wurde so eifrig bei den Katholikenversammlungen auf die katholischen Studenten eingewirkt als dieses Jahr in Düsseldorf. Das hat seinen guten Grund. Die politischen Drahtzieher fürchten, daß sie die Gewalt über ihre Zöglinge verlieren. Zuerst die Absage der Tübinger und Marburger katholischen Korporationen an die Zentrumspolitik und an die kirchliche Beeinflussung der Hochschulen, dann die der Hallenser, und schließlich sogar die Ablehnung der Beteiligung an Prozessionen durch katholische Korporationen im stockschwarzen Münster! Das waren Wetterzeichen bedenklichster Art! So sind die Sirenenklänge der Düsseldorfer Versammlung verständlich. Zwar wurde dort wehmütig zunächst „von diesen und jenen Vorkommnissen, diesen und jenen Erklärungen gesprochen, die die Alten stutzig gemacht hätten". Dann aber wurde nach bewährtem klerikalen Rezept die gesamte katholische Studentenbewegung einfach als zentrumshörig in Anspruch genommen, und ein Oberlandesgerichtsrat verkündete: „Wir müssen uns eins erklären mit unseren jungen Studenten." So, ob sie nun wollen oder nicht, jetzt sind sie festgelegt; denn vor der breiten Oeffentlichkeit ist ja die Einheit zwischen den Politikern und Studenten proklamiert, das dürfte wohl der Grundgedanke gewesen sein für jene Rede.

Und was auf der Katholikenversammlung begonnen, das wurde im ganzen Zentrumsblätterwalde weiter ausgesponnen bis hinab zu den verschwiegensten Provinzwinkelblättern. Da wurde eingehend den katholischen Studenten die Marschroute vorgeschrieben. So schreibt der Schriftleiter einer katholischen Studentenzeitschrift in Nr. 35 der Münchener „Allg. Rundschau", sie sollen nicht paktieren mit gewissen liberalen Strömungen. Die katholischen Korporationen sollen sich an Kundgebungen katholischen Gepräges beteiligen. „Was Landgerichtsdirektor Laarmann in seiner großen Rede von der Beteiligung an der Fronleichnamsprozession usw. sagte, war ja unmöglich mißzuverstehen. Hoffentlich war es deutlich und wirksam genug, um für immer der Wiederholung unliebsamer Sonderbestrebungen (cf. Münster) vorzubeugen. Mit demonstrativem Beifall nahm in Düsseldorf die katholische Studentenschaft den wiederholt an sie gerichteten Appell auf. Möge sie nun zeigen, daß sie die „Alten verstanden hat".

Da haben wir es wieder, nicht auf akademischem Boden sollen die Ziele der katholischen Studentenkorporationen beschränkt bleiben, nein, an Kundgebungen katholischen Gepräges sollen sie sich beteiligen, und was „erlaubte" Kundgebungen sind, das sagen ihnen die „Alten" auf öffentlichen, politischen Versammlungen. Paktieren mit der übrigen Studentenschaft sollen sie auch nicht, das wirkt verderblich, wie schon die „Germania" klagte, „mit der wachsenden Beteiligung an den Bismarcksfeiern nimmt die Beteiligung an den Prozessionen ab".

Trotz alledem, trotz dem „demonstrativen Beifall" der Studenten auf der Düsseldorfer Versammlung ist doch wohl nicht anzunehmen, daß die katholische Studentenschaft in ihrer Mehrheit sich auf die Dauer diese klerikalen Bevormundungen gefallen lassen wird. Das fürchten die Klerikalen selbst und darum reden sie nicht bloß, sondern handeln, zielbewußt von der Etsch bis hin zum Belt, wie das so ihre Art ist. Von der Schule an wird organisiert, hermetisch abgesperrt gegen die „anderen", „erzogen" in ihrem Sinne. Parteipolitisch soll sich der katholische Korporationsstudent nicht betätigen, folglich muß der Deckmantel der Beschäftigung mit der sozialen Frage herhalten. Der „Volksverein für das katholische Deutschland" und der „Vinzenzverein" richten „Soziale Studentenzirkel" ein, die genau so verwerflich sind wie die von liberaler Seite nächstens in Frankfurt veranstalteten „Sozialen Kurse" unter besonderer Berücksichtigung und Einladung von Studenten. Der Bischof von Würzburg will sogar „den Schülern realistischer Anstalten, welchen Beruf immer sie wählen, Gelegenheit geben, in einem Seminar unter geistlicher Leitung bei guter fachmännischer Nachhilfe und Aufsicht ihren Studien zu obliegen". So reiht sich Glied an Glied zur Kette, mit der die Klerikalen unsere Bildungsanstalten doch noch zu knebeln hoffen."

Daß der Verfasser dieses Elaborats Katholikentage zu Zentrumstagen stempelt, wollen wir übergehen. Dieses „Versehen" unterläuft ja sogar Leuten, die noch so viel Scharfsinn besitzen, um Exerzitien von Fortbildungskursen unterscheiden zu können. Auch das soll nicht gerügt werden, daß der A. D. B.-Artikler offenbar nicht fassen kann, daß der katholische Student

Digitized by Google

in erster Linie Katholik ist und sich als Katholik gerieren muß, sagen wir meinetwegen — trotz seiner studentischen Qualität. Worauf wir aber — namentlich unsere Akademiker — hinweisen möchten, das ist die aus vorstehendem Artikel deutlich hervorleuchtende Angst vor dem Zusammengehen der „Alten" und der „Jungen". Den liberalen Helden ist es möglichst darum zu tun, Zwiespalt zu schaffen zwischen den katholischen Studenten und ihrer katholischen Mit- und Umwelt, auf diese Weise das katholische Studententum zu isolieren und zu vergewaltigen. So müssen wir der A. D. B.-Zeitschrift recht dankbar sein, daß sie uns wieder einmal die liberalen Pläne offenbart und unseren Akademikern die Marschroute zeigt, die unbedingt eingeschlagen werden muß, nämlich jene, vor der das liberale Organ so väterlich warnt.

Ein erfolgreicher Protest gegen die Nacktdarstellungen.

Veranlaßt durch den schändlichen Unfug, der augenblicklich von gewissenlosen Spekulanten mit der sogenannten „Nacktkultur" getrieben wird, den Richard Nordhausen in den „Münchner Neuesten Nachrichten", Ernst von Wolzogen im „Berliner Tageblatt" und Avenarius im „Kunstwart" aufs schärfste verurteilten, ging Ende September von Köln aus nachstehender Protest an die zuständigen Ministerien der deutschen Einzelstaaten:

„Ew. Exzellenz

gestatten wir uns nachstehendes ehrerbietigst zu unterbreiten. In allen Kreisen der Bevölkerung hat es tiefe Entrüstung hervorgerufen, als unlängst bekannt wurde, daß in Berlin unter den Augen der obersten Staatsbehörden ein spekulatives Unternehmertum es wagen durfte, unter dem Deckmantel erzieherischer und ästhetischer Zwecke und unter dem Schein einer privaten Veranstaltung die darstellenden Personen auf der Bühne sich in voller Nacktheit produzieren zu lassen. Die Presse aller Parteien hat mehr oder weniger scharfen Einspruch gegen diesen Skandal erhoben, den Richard Nordhausen geradezu einen urkundlichen Beweis des sittlichen Niedergangs einer Nation bezeichnet. Wir gestatten uns die betreffenden Ausschnitte u. a. aus: der „Augsburger Abendzeitung", der „Information", den „Münchner Neuesten Nachrichten", der „Straßburger Post", dem „Reichsboten", der „Kölnischen Volkszeitung", der „Post" beizufügen.

Nach Mitteilungen der Presse sollen die unerhörten Darstellungen in den nächsten Wochen wieder aufgenommen und noch ausgedehnt werden. Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" vom 5. ds. Mts. wird von dem fraglichen Unternehmen angezeigt, daß beabsichtigt werde, die „Schönheitsabende" in allen größeren deutschen Städten zu wiederholen und fortzusetzen. Namens der durch uns vertretenen Vereine, welche viele Tausende deutscher Männer aus allen Bevölkerungskreisen, Männer aller Parteien und Konfessionen umfassen, erheben wir hierdurch Protest gegen diesen neuen Versuch, unter dem Aushängeschild der Aesthetik und Kultur die Sittlichkeit unseres Volkes zu untergraben.

Wir erlauben uns an Ew. Exzellenz die Bitte zu richten, die Ew. Exzellenz unterstellten, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sitte berufenen Polizeiverwaltungen der in Betracht kommenden Städte, insbesondere der bereits für die nächste Zeit in Aussicht genommenen Städte Köln, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hannover anzuweisen, die geplanten Schaustellungen zu verhindern. Nach dem Reklameinserat sollen außerdem die Städte Dresden, Leipzig, Stuttgart, Hamburg, Wien, München mit diesen Aufführungen bedacht werden. Gelingt es auch diesmal wieder einem erwerbsgierigen Spekulantentum, die zum Schutze unseres Volkes und besonders unserer, durch die sittlichen Gefahren bereits so schwer bedrohten Jugend noch bestehenden Schranken zu durchbrechen, so ist damit der letzte Halt gegen die Ueberflutung des ganzen Landes mit unsittlichen Darstellungen jedweder Art gefallen.

Die Unsittlichkeit hat schon jetzt eine Verbreitung genommen, die erschreckend ist. Sie nagt am Marke unseres Volkes, und Kraft und Gesundheit stehen auf dem Spiele. Bis in die untersten Altersklassen hinein ist das Gift der Verseuchung bereits gedrungen. Dies beweisen die zunehmenden Klagen der Eltern, Lehrer und Erzieher und die Erfahrungen der Aerzte. Kommt jetzt dieser dreiste Kultus des Nackten zu den übrigen Ursachen für die Verbreitung der Unsittlichkeit noch hinzu, und wird derselbe im ganzen Lande organisiert und verbreitet, dann werden die Verheerungen unberechenbar sein, denn zu der entsittlichenden Wirkung dieser Schaustellungen selbst gesellt sich als vielleicht noch schlimmere Folge die allgemeine Verwirrung des sittlichen Volksempfindens, die durch die behördliche Duldung solcher Darbietungen mit Notwendigkeit herbeigeführt wird. Wir hegen daher das Vertrauen und bitten Ew. Exzellenz, indem wir uns hier einig wissen mit der gesamten sittlich fühlenden Bevölkerung, daß Ew. Exzellenz sich veranlaßt sehen möchten, einen Skandal abzuwenden, der in seinen Folgen für Staat und Gesellschaft verhängnisvoll werden muß.

Ergebenst
der Vorstand des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit,
i. A.: der Vorsitzende
gez. Dr. Ernst Lennartz, Rechtsanwalt.
Evangelischer Sittlichkeitsverein für Köln und Vororte,
der Vorsitzende
gez. Wendland, Pastor."

Der vorstehende Protest ist in den letzten Septembertagen von Köln aus an seine Adressen abgegangen, vor allem an das Preußische Ministerium des Innern in Berlin. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben. In ihrer Abendausgabe vom 10. Oktober (Nr. 478) weiß die „Tägliche Rundschau" zu melden:

„Das Ministerium des Innern und die Nacktdarstellungen. In außerordentlich anerkennenswerter Weise hat das Ministerium des Innern auf Grund der Proteste der Presse zu dem Kampf um die Nacktdarstellungen Stellung genommen. Das Ministerium hat, wie wir mitteilen können, ein Gutachten der Akademie der Künste über den Wert der in Rede stehenden Schaustellungen eingefordert. Das Gutachten hat dahin gelautet, daß diese Darbietungen vielleicht gelegentlich auf die eine oder andere Persönlichkeit künstlerisch anregend wirken könnten, daß aber im allgemeinen ihnen ein höherer künstlerischer Wert nicht innewohne. Das Bedenken ist ferner nicht von der Hand zu weisen, daß es den Veranstaltern um die Erzielung ganz anderer als künstlerischer Wirkungen zu tun sei. Das Ministerium hat auf das erwähnte Gutachten hin verfügt, daß auch bei diesen „Nacktdarstellungen" in Zukunft diejenigen Gesichtspunkte, die allgemein für die Schaustellung von Personen bestehen, Anwendung zu finden haben. Insbesondere ist ebenso, wie bei der Veranstaltung lebender Bilder, Rücksicht zu nehmen auf das, was Sitte und Herkommen über die Verhüllung des menschlichen Körpers vorschreibt. Die Polizeibehörden haben ferner die Mitteilung erhalten, daß bei den „Nacktdarstellungen" ein höheres Kunstinteresse nicht in Frage kommt, so daß solche Veranstaltungen nach § 33a der Gewerbeordnung einer Konzession bedürfen."

Die liberale „Kölnische Zeitung" (Nr. 1058 vom 8. Oktober 1908) fällt aus Anlaß des Kölner Protestes ein geradezu vernichtendes Urteil über die Nacktdarstellungen, indem sie schreibt:

„Sogenannte Nacktkultur. Der Vorstand des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in Köln und der hiesige evangelische Sittlichkeitsverein haben an den Minister des Innern eine Protestschrift gegen die seit längerer Zeit in Berlin stattfindenden sogenannten Schönheitsabende gerichtet, deren Darsteller demnächst auch die Provinzstädte, u. a. Köln, besuchen wollen. Wir haben von diesen Berliner Darstellungen, die auch in der liberalen Presse die schärfste Verurteilung erfahren haben, zunächst keine Notiz genommen, uns aber vorbehalten, mit ihnen abzurechnen, falls der Unfug weitere Kreise ziehen sollte. Ohne sonst gerade mit den künstlerischen Anschauungen der in Rede stehenden Vereine übereinzustimmen, sind wir diesmal mit ihnen in der Sache vollkommen einverstanden. Es handelt sich bei diesen Schaustellungen um Wiedergaben plastischer Kunstwerke und um Tänze, die in nahezu völliger Nacktheit von den Darstellern ausgeführt werden; namentlich ist der „Stern" dieser zweifelhaften Gesellschaft ein junges Fräulein, das schließlich einen sogenannten Schwerttanz ausführt, nur kostümiert mit einem goldenen Hüftgürtel. Die Sache wird von den Unternehmern ästhetisch aufgebauscht, als sogenannte Nacktkultur, mit der Behauptung, es werde hier das vollkommenste Ideal an Körperschönheit und Schönheit der Bewegungen geboten, so daß der große künstlerische Eindruck jede unsittliche Wirkung ausschließe. Das ist natürlich barer Unsinn. Der nackte menschliche Körper in seiner natürlichen Erscheinung ist kein reines Kunstwerk, mag er noch so schön sein, und eine Weibsperson, die ihre Nacktheit öffentlich auf der Schaubühne ausstellt, übt nie und nimmer einen reinen künstlerischen Beruf aus, sondern verübt eine widerliche Schamlosigkeit, die, statt ästhetisch zu erfreuen, Ekel erweckt. Zu keiner Zeit, auch nicht im alten Griechenland, haben ehrbare Frauen und Mädchen sich irgendwie in der Oeffentlichkeit nackt gezeigt. Die Tänzerinnen, die bei Gastmählern zur Unterhaltung herangezogen wurden, waren Sklavinnen und Dirnen, und ähnlich liegen die Dinge in Indien und ganz Ostasien. Außerdem ist die Sache künstlerisch etwas vollkommen Minderwertiges. Die Nachbildung des lebendigen Menschen im Bildwerke von Stein oder Bronze ist ein Kunstwerk, die mimischen Nachahmungen einer Bronze oder eines Marmorwerkes durch lebende Menschen ist aber

Digitized by Google

nur eine sehr untergeordnete Stufe der Mimik, und ihr fehlt gerade das Wertvollste der Kunst, die Ahnung der Künstlerseele, die besondere Auffassung der Natur durch den Meister und der Reiz seiner technischen Geschicklichkeit. In Paris gibt es gegenwärtig ähnliche Dinge; aber dort würde man herzlich lachen, wollte sie jemand ästhetisch aufbauschen. Sie gehen in gewissen Variététheatern vor sich und werden ernst oder frivol als eine anrüchige Sache betrachtet. Wir glauben, daß es gar nicht eines solchen Protestes an das Ministerium bedurft (?) hätte, um ein polizeiliches Verbot in diesem Falle herbeizuführen (?). Aber selbst ohne ein solches Verbot (?) ist sicher zu erwarten, daß diese Gesellschaft beim Publikum sehr üble Erfahrungen machen wird und namentlich in den Kreisen, denen es ernst ist um eine freie Kunstpflege."

Die „Kölnische Zeitung" gibt in obigem selbst zu, daß sie zu dem nun schon seit Jahr und Tag sich breit machenden öffentlichen Aergernis, zu dieser, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „widerlichen Schamlosigkeit" geschwiegen hat. Sie nahm daher eine ähnliche Haltung ein wie jene Aufsichtsbehörden, jene hohen und höchsten Staatsorgane, unter deren Augen sich der Skandal so weit entwickeln konnte. Die Schlußbemerkungen, die wir durch mehrere Fragezeichen unterbrochen haben, sind daher so unangebracht wie nur möglich. Die zuständigen preußischen Polizeibehörden hätten es wahrlich schon längst in der Hand gehabt, die „widerliche Schamlosigkeit" zu verbieten. Sie haben es trotz unausgesetzter Proteste in der anständigen Presse aller Parteien nicht getan und dadurch den Appell an die höchsten Instanzen geradezu provoziert. Was aber das „Publikum" anbelangt, so hat man es ja erlebt, daß diese schamlosen Schaustellungen in Berlin die sogenannten „vornehmen" Kreise zu Tausenden anlockten, und daß auch Berliner „Geheimräte", die in bezug auf Kunstpflege und Kunstverstand gewiß eine sehr hohe Meinung von sich haben, zu den Habitués dieser Schaustellungen gehörten, wie in Preßberichten ausdrücklich hervorgehoben wurde. Diese „kunstsinnigen" preußischen Geheimräte scheinen sogar an der unbegreiflich laxen Haltung der Berliner Polizei nicht den kleinsten Teil der Schuld zu tragen.

Daß sich als logische Folgerung aus verschiedenen oben aufgeführten Verdikten über Nacktdarstellungen ein ebenso vernichtendes Urteil über die sog. Aktphotographien ergibt, mit denen bis zur Stunde, unbehindert durch irgendwelche durchgreifende Maßregeln der berufenen Organe, ein schwunghafter und sehr lukrativer Handel vor breitester Oeffentlichkeit (Vergl. die Inserate in der „Jugend" und in zahlreichen anderen „liberalen" Blättern) betrieben wird, liegt auf der flachen Hand.

Dr. Otto von Erlbach.

Schutz der Jugend vor Schundliteratur und Schundkunst.

In dem Artikel „Rücksichtsloses Einschreiten gegen sittliches Aergernis" von Dr. Otto von Erlbach in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 684 ff.) ist einer Entschließung des bayerischen Kultusministeriums Erwähnung getan, welche gegen die öffentliche Schaustellung schamloser Bilder und Schriften in Läden, welche der Jugend zugänglich sind, energische Maßregeln in Aussicht nimmt. Es war bemerkt, daß schon vor einiger Zeit durch eine Notiz der „Pfälzischen Presse" auf diese Ministerialentschließung hingewiesen worden sei, daß man aber im diesseitigen Bayern und in München bisher nichts Authentisches habe erfahren können, weil um Auskunft angegangene Stellen sich merkwürdigerweise auf das Amtsgeheimnis beriefen. Auf eine Anfrage an hoher Stelle wurde inzwischen, wie in Nr. 41 bereits mitgeteilt, der „Allgemeinen Rundschau" bestätigt, daß die Entschließung ergangen sei und die Notiz der „Pfälzischen Presse" im wesentlichen das Richtige treffe. Es ist nicht recht verständlich, weshalb in einer Sache, welche in so eminentem Maße die Oeffentlichkeit berührt, eine gewisse Geheimniskrämerei geübt werden soll. Es liegt sowohl im Interesse der Eltern, als schließlich auch im Interesse der eventuell betroffenen Händler, daß über die Stellung der Schulbehörden zu den vielbeklagten schamlosen Schaufensterauslagen volle Klarheit herrscht. Eltern, Erzieher und Jugendfreunde müssen wissen, woran sie sind. Und gewisse Buchhändler, Buchbinder und Schreibwarenhändler sollten so öffentlich wie möglich gewarnt werden. Ein Geheimverfahren läßt sich in derlei Dingen überhaupt nicht durchführen, und die volle Wahrheit wirkt auch hier immer noch besser als die halbe. Wir sind heute in der Lage, den an die Ministerialentschließung anknüpfenden Erlaß der K. Regierung der Pfalz im vollen Wortlaut mitzuteilen:

„Nr. 18303 D. Speyer, den 27. August 1908.

Kgl. Regierung der Pfalz,
Kammer des Innern.

An sämtliche K. Bezirksämter der Pfalz.

Betreff:
Verbreitung unsittlicher Druckschriften und Abbildungen.

In den Schaufenstern der Läden von Buchhändlern, Buchbindern, Schreibwarenhändlern und ähnlichen Gewerbetreibenden findet man nicht selten in reklamehafter Weise Druckschriften mit verfänglichen Aufdrucken und Titelbildern, anstößige Ansichtskarten und sonstige bildliche Darstellungen ausgestellt, welche geeignet sind das sittliche Empfinden der Jugend zu verletzen. Dabei handelt es sich in der Regel nicht um künstlerische Erzeugnisse, auch nicht um Nachbildungen solcher, sondern lediglich um Machwerke, welche auf die geschäftliche Ausnützung der Sinnlichkeit berechnet sind.

Es erscheint notwendig, der aus diesem Geschäftsgebaren für die heranwachsende Jugend entstehenden Gefahr mit allen zulässigen Mitteln entgegenzutreten.

Die Distriktsschulbehörden werden daher im Vollzuge einer Entschließung des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 17. Juni lfd. Jrs. beauftragt, soweit erforderlich und namentlich in den Städten, die Ortsschulkommissionen und Kgl. Lokalschulinspektionen mit folgenden Weisungen zu versehen:

Die hier in Betracht kommenden Geschäfte sind, soweit sie im Schulbezirke liegen und von Schülern oder Schülerinnen bei Einkäufen für Schulzwecke in Anspruch genommen werden, sorgfältig im Auge zu behalten, und es ist auf die Beseitigung der zu beanstandenden Gegenstände aus den Schaufenstern sowie aus den offenen Geschäftsräumen hinzuwirken. Die Geschäftsinhaber sind hierbei darauf aufmerksam zu machen, daß im Falle der Nichterfüllung des gestellten Ansinnens den Schülern aus schuldisziplinären Gründen verboten werden müßte, weiterhin ihren Bedarf in den betreffenden Geschäften zu decken.

Erforderlichenfalls wäre dieses Verbot nach geeignetem Benehmen mit der Polizeibehörde zu beschließen, auf Ersuchen der Ortsschulkommission seitens der Kgl. Lokalschulinspektion durch Vermittlung des Lehrpersonales im Wege der Bekanntgabe an die Schüler zu erlassen und unter Anwendung der Schuldisziplin zur entsprechenden Durchführung zu bringen.

Die Vorstände sämtlicher höherer Unterrichts- und Erziehungsanstalten sind seitens der höchsten Stelle mit ähnlichen Weisungen versehen worden. Es wird daher, falls ein Geschäft für die Schüler solcher Anstalten und der Volksschule zugleich in Betracht kommt, sich empfehlen, im Interesse eines gleichmäßigen Verfahrens mit den beteiligten Anstaltsvorständen ins Benehmen zu treten.

gez. Neuffer."

Aus diesem Regierungserlaß ergibt sich, daß die Ministerialentschließung vom 17. Juni sich nicht nur auf die Mittelschulen, sondern auch auf die Volksschulen erstreckt, der in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" ausgesprochene Wunsch demnach gegenstandslos ist. Seitens der übrigen Kreisregierungen dürfte ein ähnlicher Erlaß ergangen sein. Die Staatsregierung hat hier einen Weg beschritten, der ihr den Dank und die Anerkennung aller anständigen Leute, insbesondere der Eltern, der Geistlichen, Lehrer und Erzieher aller Bekenntnisse, sichert. Freilich ist es mit Ministerialentschließungen und Regierungserlassen allein nicht getan. Es hängt jetzt alles davon ab, daß die Ausführungsorgane den Zweck dieser Weisungen „mit allen zulässigen Mitteln" durchsetzen. Es ist in diesen Blättern schon oft darauf hingewiesen worden, daß es neben den Paragraphen des Strafgesetzes noch andere wirksame Mittel gibt, um von Staats wegen der öffentlichen Verbreitung unsittlicher Schriften und Abbildungen eine Schranke zu setzen. Daß auch die für den Postverkehr zuständigen höchsten Stellen viel Unheil verhüten können, wurde jüngst in der „Allgemeinen Rundschau" durch eine sachverständige Feder näher dargelegt. (Nr. 39, S. 650: „Zwei wichtige soziale Pflichten der Post".)

Auch im Bereiche der Staatseisenbahnen läßt sich durch eine strengere Ueberwachung des Bahnhofbuchhandels manches Aergernis unterdrücken.

Quartalsabonnement M 2.40

Digitized by Google

Digitized by Google

Das ist die Toleranz und die Gleichberechtigung, die der Evangelische Bund für die Katholiken bereit hält. Diese Gleichberechtigung in seinem Sinn, d. h. die brutale Unterdrückung, würde er auch den Katholiken in den katholischen Landesteilen auferlegen, wenn er dazu die Macht hätte, und sein heißes Streben geht dahin, diese Macht zu bekommen.

In dem Gefühle ihrer Alleinberechtigung in Deutschland messen die Führer und die Geführten des Evangelischen Bundes alles mit zweierlei Maß. Daß die Protestanten in den katholischen Landesteilen unter Zustimmung des katholischen Volkes die volle Gleichberechtigung und die volle freie Religionsübung haben, erachten sie als selbstverständlich. Wenn in katholischen Landesteilen Protestanten hinziehen, so verlangen und erhalten sie von der Oeffentlichkeit, Gemeinde und Staat alle Hilfe zu ihrem religiösen Dasein. Wenn aber Katholiken in protestantischen Landesteilen sich niederlassen, so erhebt sich im ganzen Protestantismus ein Angstgeschrei über die „systematische Propaganda des Katholizismus", ein Angstgeschrei, das auch auf der Versammlung in Braunschweig wieder zum Ausbruch kam. Bei den Klagen über das „ultramontane Anwachsen" des katholischen Volksteils in Ostpreußen und Schlesien erklärte sogar Hofprediger Rogge: es sei eitel Wind und Lüge, im Hinblick auf die Los von Rom Bewegung in Oesterreich von der „vollendeten Reichsmark" zu reden! Und das tat dieser Hofprediger angesichts der unbestreitbaren Tatsache, daß unter der protestantischen Bevölkerung nicht nur massenhafte Sammlungen für diese Los von Rom-Bewegung in Oesterreich veranlaßt werden, sondern auch amtliche Kirchengelder dafür nach Oesterreich fließen. Dieser ausgebreiteten Organisation, um die Katholiken Oesterreichs zum Abfall von ihrer Kirche zu bringen, waren in Braunschweig sogar zwei ausführliche Vorträge gewidmet. Wenn aber in Deutschland einmal eine protestantische Dienstmagd katholisch wird, so erhebt sich in protestantischen Blättern vom Evangelischen Bunde ausgehend ein Wutgeschrei über „katholische Propaganda"!

Daß die protestantische Bevölkerung mit der katholischen keinen Frieden halten dürfe, solange diese im Papst ihr geistiges Oberhaupt anerkennt, wurde auch in Braunschweig wieder ausgesprochen. Pastor Rode aus Hamburg hat unter dem Beifall der Versammlung offen ausgesprochen: Solange die unbedingte Unterwerfung unter den Papst nicht aufhöre, könne man keinen dauernden und nachhaltigen Frieden halten. In dem sog. Modernismus, den Pius X. verurteilt hat, erblickt der Evangelische Bund, wie aus dem Vortrage Everlings hervorging, eine Annäherung an den Protestantismus und einen Abfall vom Papsttum. Die päpstliche Verurteilung des Modernismus erhält dadurch eine treffliche Rechtfertigung. In dieselbe Beleuchtung stellt Everling auch die sogenannte Deutsche Vereinigung im Rheinlande. Das ist eine Vereinigung hauptsächlich von katholischen Adeligen und von Beamten, von welchen die böse Welt behauptet, daß sie Zentrumsfeinde seien, um Gunst und Wohltaten von der preußischen Regierung zu erhalten. Von dieser Deutschen Vereinigung sagte Everling: „Sie will die (durch die päpstliche Verurteilung des Modernismus) verlorenen Zukunftshoffnungen ersetzen." Auf die Deutsche Vereinigung setzt der Evangelische Bund also die Hoffnung, daß sie die Katholiken von Rom abwendig machen und so in das Lager des Protestantismus führen werde.

Der innerste Grundgedanke des Evangelischen Bundes ist: Los von Rom. So lange die deutschen Katholiken im Papste ihr geistiges Haupt sehen, sind sie nicht vollbürtige Deutsche und wir Protestanten können mit ihnen nicht in Frieden leben! Nur wenn die Katholiken von Rom abfallen, erkennen wir sie als Deutsche an und schließen mit ihnen Frieden. Einstweilen nehmen wir ihnen wohl ihre Soldaten und ihre Steuern ab zum Ruhme und zur Größe des Protestantismus. Wie weit sie ihre Religion ausüben, Gottesdienste halten, Priester haben, die Sakramente empfangen, wie weit sie in die öffentlichen und privaten Stellungen aufgenommen werden dürfen, das bestimmt die protestantische Mehrheit und zwar im Sinne der grundsätzlichen Niederhaltung des Katholizismus. Genau das ist auch die Politik der nationalliberalen Partei, die sich bekanntlich mit dem Evangelischen Bunde fast deckt. In diesem Sinne sind auch alle die Friedensbeteuerungen zu deuten, die der Evangelische Bund den Katholiken immer wieder gibt, indem er von seiner Duldsamkeit gegen alle Konfessionen spricht, sowie die zahlreichen immer wiederkehrenden Programme, in welchen liberale Parteien von „Gewissensfreiheit und freier Religionsübung" reden. Dabei wird stets der manchen naiven Unterzeichnern unbekannte geheime Vorbehalt gemacht: Gewissensfreiheit für alle, nur nicht für die papsttreuen Katholiken. Daher die Hätschelung, die früher der Deutschkatholizismus und dann der Altkatholizismus erhielt, die jetzt der Deutschen Vereinigung in Braunschweig zuteil wurde, daher die Feindschaft gegen jedes Wort, das vom Zusammengehen der Protestanten und Katholiken, der gläubigen Elemente beider Konfessionen spricht; eine Feindschaft, die vor zwei Jahren auf der Hauptversammlung des Bundes in Graudenz sich zeigte, und die Everling auch in Braunschweig wieder ausdrückte, als er sich gegen den christlichen Block in Holland wandte, vor dem sich der Evangelische Bund und sein ganzer Protestantismus zu fürchten scheint. Alles wird mit Jubel begrüßt, was die Hoffnung erweckt, es werde die Katholiken von Rom absprengen.

Fortsetzung der „Reformation", Fortsetzung und Vollendung des Werkes, welches der Protestantismus im 16. und 17. Jahrhundert nicht vollenden konnte: dieser Gedanke liegt allen Programmen und Handlungen aller Parteien und Richtungen zugrunde, welche auf protestantischem und liberalem Boden stehen bis tief hinein in die Reihen der Konservativen. Der Evangelische Bund will alle diese Bestrebungen zusammenfassen und hat daher schon in seiner Hauptversammlung zu Speyer 1893 den Katholiken in einer feierlichen Erklärung wohl Duldung, aber nicht Gleichberechtigung zuerkannt. So ist der Widerstand der Katholiken gegen diese Bestrebungen in Wahrheit ein Kampf um des Glaubens heiligste Güter und der „Kulturkampf" der 70er und 80er Jahre ist wieder erstanden. Er war nicht erloschen, sondern glühte weiter, und der Evangelische Bund ist, als Bismarck 1886 vom Kulturkampf zurücktrat, sofort gegründet worden, um die Funken unter der Asche zu heller Flamme anzufachen. Auch die Regierungen sind schon teilweise wieder dabei; die Kirchenbehörden begrüßen meist den Evangelischen Bund, wenn er in ihren Landen tagt. Auch in Braunschweig begrüßte ihn das Landeskonsistorium durch seinen Präsidenten, der Herzog-Regent sandte seinen Gruß durch den Minister, einen dritten Gruß brachte, damit ja niemand fehle, das Staatsministerium. Wann diese Verhetzung der Protestanten gegen die Katholiken enden soll, ist nicht abzusehen. Sie besteht in diesem hohen Maße nur noch in Deutschland; der Protestantismus in England, Holland und Nordamerika ist modern geworden und hat die Gleichberechtigung der anderen Konfessionen, auch der römischen Katholiken, anerkannt, der deutsche aber steckt noch tief im 16. Jahrhundert. Die Hetze wird noch mehr anschwellen, denn sie weiß sich hoher und höchster Bundesgenossen sicher. Es dürfte angezeigt sein, auf den katholischen Generalversammlungen etwas weniger vom Frieden und vom Zusammengehen mit den Protestanten zu reden. Das wird als Anbiederungsversuch betrachtet und immer wieder höhnisch abgewiesen. Die wenigen Protestanten, die Verständnis für solche Aeußerungen haben, sind vereinzelte ehrenwerte Persönlichkeiten, die große Masse steht mit Billigung hoher Personen unter dem Zeichen des Evangelischen Bundes. Frieden aufzudrängen und die Hand zur Versöhnung zu reichen, wenn der andere es nicht will, das ist der deutschen Katholiken nicht würdig. Wahren wir den Frieden, soweit es an uns liegt, wahren wir auch unsere Ehre und unsere Würde. Auch diese Wasser werden ablaufen; warten wir ab, bis vielleicht im Protestantismus selbst eine Reaktion der wahren patriotischen Elemente, besonders im gebildeten Laienstande, kommt; von den Theologen ist das im allgemeinen nicht zu erwarten.

Herbst.

Der Herbst schleicht grämig durchs Gelände hin,
Wo Pappeln hoch wie Sterbekerzen lodern,
Und seine bleichen Königskleider zieh'n
Durch Feld und Wiesen hinter sich Vermodern.

Hoch in den Wipfeln spielt sein Harfner Wind
Und schlägt das Spielzeug rasend dann in Scherben.
Horcht nur, wie's in dem Fall der Blätter rinnt
Und raunt und rauscht wie Schauer vor dem Sterben!

G. Wittmann.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Bismarckbüste in der Walhalla.

Da König Ludwig I. von Bayern in weitsichtiger Hoffnung die Walhalla bei Regensburg hauptsächlich der nationalen Einheit gewidmet hatte, gebührte natürlich dem Reichsgründer und ersten Reichskanzler Otto v. Bismarck dort ein Platz. Denn mag auch Fürst Bismarck das kleindeutsche Einigungsprogramm verwirklicht haben, die früheren Großdeutschen erkennen doch rückhaltslos an, daß er der nationalen Entwicklung die Bahn gewiesen hat, die seitdem allein gangbar war und dem deutschen Volk an Macht und Wohlfahrt bereits große Vorteile gebracht hat und bei allseitiger treuer Arbeit noch größere Vorteile verspricht. Die Feier der Enthüllung der Bismarckbüste verlief würdig und befriedigend, da der allgemein anerkannten Verdienste des Fürsten Bismarck, nicht der zweifelhaften und schwachen Punkte seiner innerpolitischen Wirksamkeit gedacht wurde. Die Rede des Frhrn. v. Podewils, des bayerischen Ministerpräsidenten, war auf den richtigen Ton der Aufmunterung zu kraftvoller nationaler Arbeit über alles Trennende hinweg gewidmet. (Auch über die zeitweilige Blockverirrung hinweg?) Der Reichskanzler Fürst Bülow gedachte mit Recht der Verdienste der Wittelsbacher und der sonstigen deutschen Dynastien — wobei wir nur gewünscht hätten, daß das Zitat aus einer Bismarckrede fortgelassen wäre; denn dieses Wort, das an sich recht schön ist, sprach Bismarck in einem düsteren Augenblick, als er die Dynastien gegen den ihm gerade unbequemen Reichstag ausspielen wollte. Inzwischen hat sich deutlich gezeigt, daß in Deutschland die schönste und fruchtbarste Harmonie zwischen den Kronen und den Volksvertretungen zu wahren ist, wenn nur die Minister ihre Aufgabe recht anzufassen wissen.

Noch kein Krieg, aber auch keine Konferenz.

Wieder eine Woche voll Rüstungen und Demonstrationen, aber ohne Kanonenschüsse. Der Friede hielt sogar die Veröffentlichung eines ganz verpfuschten „Konferenzprogramms" aus, das Herr Iswolsky und Sir Edward Grey mit viel Fleiß und noch mehr Ungeschick zusammengestoppelt hatten. Ja, die allgemeine Enttäuschung über die Londoner Mißgeburt scheint schließlich günstig für die Friedenssache zu wirken, da sie die Anbahnung direkter Verhandlungen zwischen der Türkei und Bulgarien befördert. Am Donnerstag wurde der Welt Kunde gegeben von den Abmachungen, die Iswolsky und Grey getroffen und die französische Regierung angeblich gebilligt hatte. Am Freitag war ein „kritischer Tag erster Ordnung", da angesichts der bulgarischen Rüstungen auch die türkische Regierung über eine umfassende und unverschleierte Mobilisierung sich schlüssig macht. Aber im letzten Augenblick wurden von jungtürkischen Nebenpolitikern in Sofia Verhandlungen angeknüpft. Sie fanden wenigstens so viel Entgegenkommen, daß die türkische Regierung Veranlassung nahm, die Mobilmachung förmlich zu dementieren. Die französischen Minister schreiben sich das Verdienst zu, durch ihre ernsten Mahnungen in Sofia und Konstantinopel die friedliche Wendung veranlaßt zu haben. Leider hat dann der Sonntag neue Demonstrationen des serbischen Pöbels mit Ausschreitungen gegen österreichische Firmenschilder gebracht, und am Montag wurde von der österreichisch-montenegrinischen Küste gemeldet, daß Oesterreich dort zum Schutze seines Konsuls in Antivari Truppen gelandet, und daß ein österreichischer Torpedojäger einen englischen Dampfer mit Waffen und Munition für Montenegro aufgebracht habe. Zuletzt meldet auch Konstantinopel wieder neues Mißtrauen gegen Bulgarien und Fortsetzung der Kriegsrüstungen.

Die Weisheit und Tugend des sog. europäischen Konzerts hat in dieser kritischen Lage bislang vollständig versagt. Rußland und England fühlen sich berufen, der europäischen Staatskunst die Wege zu weisen. Nachdem Iswolsky und Grey über eine Woche lang die Köpfe zusammengesteckt hatten, kam ein „Programm" zustande, das sogar unsere deutschen Offiziösen als „Verlegenheitsgeschöpf" bezeichnen. Höchstens Serbien und Montenegro konnten Freude an dem „Programm" haben, das ihnen Kompensationen in Aussicht stellt, und zwar nach der englischen Lesart mit dem „Vorbehalt, daß dies nicht auf Kosten der Türkei geschieht", d. h. also auf Kosten Oesterreichs! Welch ein Mißgriff, solches Oel in das serbische Feuer zu gießen und der habsburgischen Monarchie die Annahme eines solchen Konferenzprogramms zuzumuten! Man konnte auch sich selber sagen, daß die Türkei sich nicht beteiligen würde, weil für die Abtrennung Kretas eine Hintertüre offen gelassen, die Verbürgung des verbliebenen Besitzstandes der Türkei völlig vergessen und die Oeffnung der Dardanellen für die russischen Kriegsschiffe zwar nicht durch Konferenzbeschluß, aber doch durch eine nachfolgende besondere Abmachung in Aussicht genommen war.

Zu dem sachlichen Ungeschick kam nun noch das Formelle: die Abmachungen wurden veröffentlicht als Konferenzprogramm des neuen Dreibundes, obschon sie doch nichts weiter sein konnten als Vorarbeiten, auf deren Grundlage die gesamten Signatarmächte das Programm festzusetzen hatten. Man hatte den Eindruck eines rohen Versuches, Deutschland, Oesterreich sowie Italien „auszuschalten". Obendrein erfolgte die Veröffentlichung an zwei Stellen (Paris und London) in mehrfach abweichenden Fassungen. Das gewährte einen interessanten Blick in die Küche, wo mit Unklarheit und Hinterlist gekocht wird.

In der Ausschaltungs- und Einkreisungspolitik hat König Eduard reiche Erfahrungen. Auch ihm ist nicht alles gelungen, und sein letztes Kunstwerk von Reval ist unter die Räder geraten. Aber solche Stümperei, wie Iswolsky und Grey sie jetzt geleistet haben, konnte man doch dem geschäftigen König niemals nachsagen. Man muß annehmen, daß er bei der jüngsten Machenschaft sich zurückgehalten und seinen liberalen Minister mal auf eigene Faust hat wursteln lassen.

Oder sollte gar Sir Edward Grey den Hintergedanken gehabt haben, durch das unmögliche Programm den ganzen Konferenzplan zum Scheitern zu bringen? In dem Falle würden wir ihm alles verzeihen. Tatsächlich geht in diesem Augenblick die Strömung in der Türkei, in Bulgarien, in Oesterreich und vielleicht auch in Berlin dahin, die Beziehungen zwischen den drei nächstbeteiligten Ländern durch unmittelbare Verhandlungen neu zu regeln. Es wäre schön, wenn Europa auf diese Weise vor dem Ränkespiel, das sich an eine Konferenz haftet, bewahrt bliebe. Hoffen wir, daß zum mindesten das Bestreben der Berliner Regierung glückt, die Konferenz auf das Allernotwendigste zu beschränken, nämlich auf die finanzielle Entschädigung der Türkei und die Verbürgung ihres Besitzstandes. Das ist auch das Programm der türkischen Regierung, die den Wert der deutschen Freundschaft wieder besser zu erkennen anfängt, nachdem sie durch die englischen Querzüge bitter enttäuscht worden ist.

Zur Reichsfinanzreform.

Die Ausschüsse des Bundesrats sollen alle Vorlagen des Reichsschatzamtes gebilligt haben, bis auf die Elektrizitätssteuer, die vom Plenum des Bundesrats entschieden werden soll. Auffallend ist, daß die Ausschüsse der Nachlaßsteuer zugestimmt haben, ohne zu berücksichtigen, daß nach den bisherigen Kundgebungen aus verschiedenen Parteien diese Abgabe, soweit sie auch erbende Kinder und Ehegatten treffen soll, keine Aussicht auf Annahme im Reichstage hat. Nun haben sich die vorbereitenden Erörterungen in der Presse in der letzten Zeit zugespitzt auf die Frage, ob nicht an Stelle der Nachlaßsteuer, die einen Vermögensanteil in dem wirtschaftlich und psychologisch ungeeignetsten Moment des Todes des Familienoberhauptes fordert, lieber eine mäßige alljährliche Abgabe vom Vermögen eingeführt werden sollte. In der konservativen Presse und in noch höherem Maße in der Zentrumspresse wurde dabei auf die Schonung der Finanzhoheit der Einzelstaaten und ihrer direkten Steuerquellen Bedacht genommen. In der Tat ist es wohl denkbar, der Vermögenssteuer den Charakter als selbstherrliche Landessteuer zu lassen und nur auf dem Umwege der „veredelten" Matrikularbeiträge die Besitzenden zu den Reichslasten heranzuziehen. Die „Veredelung" der Matrikularbeiträge nach dem Maßstabe des in jedem Staat vorhandenen steuerfähigen Vermögens hätte noch weitergreifende Vorteile. Nun hat aber die Berliner Regierung all diese Anregungen unbedingt abgewiesen und die Nachlaßsteuer mit Einschluß der Schröpfung des Kinder- und Gattenerbes als conditio sine qua non erklärt. Das sieht nach einem regelrechten Konflikt aus. Eine Heranziehung der Besitzenden als Gegengewicht gegen die indirekten Massensteuern ist unbedingt nötig, und die Nachlaßsteuer in der vorgeschlagenen Ausdehnung ist bei dem scharfen Widerspruch aus landwirtschaftlichen und sonstigen Kreisen undurchführbar. Was hilft da das schroffe Beharren auf dem Regierungsvorschlag? Wenn der Bundesrat seine Prüfung so wenig eindringlich betreibt, so muß der Reichstag zeigen, was er kann. Das „ausgeschaltete" Zentrum wird gerade in dieser schwierigen Frage eine bedeutsame Rolle spielen.

Digitized by Google

Bismarcks Einzug in die Walhalla.

Von

Dr. O. Doering, Dachau.

„Ehrt eure deutschen Meister!“ so klingt es mächtig und eindringlich aus dem herrlichen Vorspiel zu Wagners „Meistersingern“, das wir am Abend des 18. Oktober bei der von der Stadtverwaltung von Regensburg veranstalteten Nachfeier in prächtiger Wiedergabe zu hören bekamen. Es war die Wiederholung des großen Leitmotivs, das sich durch die ganze schöne Veranstaltung hinzog, nämlich die Mahnung zur bereitwilligen Anerkennung der Leistungen eines Meisters ersten Ranges, zur Pietät gegen ihn. In diesem Sinne ist die Aufstellung der Büste des ersten Kanzlers des neuen Deutschen Reiches zu begrüßen. Der Meister, der uns die Einigung des Deutschen Reiches verschafft, der unseren Namen groß gemacht hat in der Welt, er verdient, daß er von uns geehrt wird, daß ihm der Dank für das Gewaltige und Bleibende, das er geschaffen, nicht vorenthalten bleibt. Darum, wer sich des Kulturkampfes erinnert, des Jesuitengesetzes und des Sozialistengesetzes, wer an die Härte denkt, an die Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der Bismarck alle verfolgt hat, die ihm im Wege standen, wer den Krieg von 1866 im Sinne hat und das Blut, das verbrüderte deutsche Stämme im Kampfe miteinander vergossen — und wer das alles in die eine Wagschale wirft, er wird doch der Gerechtigkeit halber in die andere die Bewunderung für menschliche Größe legen und die Erwägung, wieviel zu tun bleibt, um das Erbe würdig zu wahren, das er hinterlassen hat. Wir haben droben gestanden auf der Terrasse, die riesig von der Donau hinaufsteigt zu dem Ehrentempel, in dem Bismarck nunmehr seinen Einzug gehalten hat, und haben hinausgeblickt in das weite Land — feiner Nebel hüllte es ein, aber wir wußten doch, daß hinter ihm und in ihm des Schönen, Reichen, immerdar Fruchtbaren die reichste Fülle liegt.

Die Büste, die man in der Walhalla enthüllt hat, ist ein Werk des Professors Erwin Kurz; man darf sie wohl ein Meisterwerk nennen. Der Charakter ist vom Künstler tief und wahr erfaßt. Noch in der Fülle der Manneskraft steht dieser Bismarck. Er schaut gerade vor sich hin, und man könnte in diesen Zügen etwas von dem Ausdrucke der Sphinx finden. Das steinerne Antlitz hat gleich im ersten Augenblicke sehen müssen, wie der vor Müdigkeit erschöpfte zarte Enkel, der elfjährige Fürst Otto v. Bismarck, vor ihm ohnmächtig niederfiel. . . . Es war ein Augenblick, der vielleicht noch mehr Sinn in sich trug, als ihn die bestürzte Menge empfand. Sie beruhigte sich bald wieder, als nach Beendigung der formvollendeten Rede des bayerischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils der jetzige Reichskanzler Fürst v. Bülow in klangvollen Worten die Versicherung gab, daß auch für ihn Bismarcks Art und Tun stets die Richtschnur bleiben werde, und daß ein jeder deutsche Stamm seine Eigenart behalten müsse zum Nutzen des Ganzen und durch das Ganze geschützt. Danach folgte eine Bismarckhymne, gesungen von einem Männerchore zu lieblicher Harfenbegleitung, was mir nicht recht zueinander zu passen scheint.

Die Walhalla ist gewiß schön, aber die Luft darin, wenn mehrere hundert Menschen versammelt sind, ist es nicht. Es war ein Labsal, als man unter Schwierigkeiten wieder heraus war und vom kräftigen herbstlichen Windhauch sich umwehen lassen konnte. Ein Teil der Empfindung, daß der zweite — außen stattfindende — Teil der Feier der schönere war, mag wohl daher gekommen sein. Ein Teil aber gewiß auch davon, daß man hier erst unbefangen in die gar nicht offiziellen Gesichter vieler Hunderte von deutschen Männern und Frauen blicken und sich ihrer ehrlichen Begeisterung freuen durfte. Majestätisch und schlicht klangen die Fanfaren ins Land hinaus, einfach war und darum so eindrucksvoll, was der Sängerchor sang. Hofrat Dr. Hutter hielt danach eine lange Ansprache, die aber recht volkstümlich und von hohem Schwunge getragen war. Wer könnte sich auch dem Zauber dieser Stätte entziehen und der Stimmung, die von ihren Erinnerungen ausgeht, insonderheit von der an Ludwig I. und seinen universellen Geist, und wen risse nicht die Schönheit des Bauwerkes und seiner Lage hin, und vor allem dieses Tempels hohe Bedeutung. Darum hat auch das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“ noch nirgend solchen Eindruck auf mich gemacht wie hier, als die Tausende es miteinander sangen. Danach ward noch ein brausendes Hoch auf das Vaterland ausgebracht, und die Feier des Vormittags war zu Ende.

Wenn Tausende auseinander gehen, so sagen sie nicht auf Wiedersehen, sondern bleiben noch lange stehen. Wer, wie ich, kein Automobil hatte, das ihn furcht-, staub- und stankerregend durch die Menge brachte, konnte auch auf dem Wege nach der Stadt zurück noch oft stehen bleiben, um nicht ein Opfer moderner Verkehrsverhältnisse zu werden. Ich erinnere mich nicht, schon einmal so viele Autos beisammen gesehen zu haben. Sie, die den Reichskanzler und den Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg, den Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils, die Minister v. Horn, v. Wehner, v. Brettreich, v. Pfaff und viele andere hierhergeführt hatten, brachten sie jetzt wieder hinweg, und nicht eben viele bemerkte man von ihnen bei der abendlichen Feier im sogenannten „Neuen Hause“ zu Regensburg.

Dieser Feier habe ich schon zu Anfang meines Berichtes Erwähnung getan. Dem herrlichen Wagnerschen Vorspiel schloß sich ein wirkungsvoll komponierter und mit Schwung vorgetragener Männerchor an. Dazwischen begrüßte der Oberbürgermeister Geib die Versammelten im Namen der Stadt Regensburg, deren Ehrenbürger, wie von so vielen anderen, Fürst Bismarck gewesen ist. Dann bestieg der Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften, Professor Dr. von Heigel, die Rednertribüne, um den Festvortrag zu halten. Das bekannte Wort, daß Malerei die Kunst sei zu vereinfachen, paßt auch auf andere Kunstzweige und nicht zuletzt auf die Rhetorik. Die Heigelsche Rede war auch in dieser Beziehung ein Meisterwerk. Der Zeit und Gelegenheit entsprechend, schuf er ein Bild aus den allergrößten Zügen, so vereinfacht, daß z. B. der Kulturkampf oder das Verhältnis zum jetzigen Kaiser gar nicht berührt wurden. Damit soll dem Vortrage kein Vorwurf gemacht werden. Er verdiente ob seiner geistsprühenden Art und seiner Wärme den Beifall vollauf, der stürmisch gespendet ward. Auch die Festvorstellung im Stadttheater am Vorabend verdient noch kurzer Erwähnung. Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“ wurde gegeben.

So ist der 18. Oktober wieder einmal zu Ruhm und Ehren gelangt. An diesem Tage warf einst das deutsche Volk die Ketten der Fremdherrschaft ab; an einem 18. Oktober (1830) ward von Ludwig I. der Grundstein zur Walhalla gelegt; an einem anderen (1842) ward sie eröffnet. Satzungsgemäß darf kein Denkmal in ihr aufgestellt werden, ehe der zu Feiernde 10 Jahre dahin ist. Das Beispiel Bismarcks zeigt, daß dieser Zeitraum unter Umständen kurz genannt werden kann. Aber das soll nicht hindern, uns seiner Ehrung herzlich zu freuen und der herrlichen Feier eine frohe Erinnerung zu bewahren.

Ungarns Wahlreform.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

I. Vorgeschichte.

Wer ungarische politische Verhältnisse und Ereignisse richtig beurteilen will, muß sich stets vor Augen halten, daß das gesamte Streben der Magyaren auf die Selbständigmachung Ungarns und Festlegung der magyarischen Minderheitsherrschaft für alle Zeiten gerichtet ist. „Los von Wien“ ist das Schlagwort aller Magyaren, der Gentry sowohl wie des Feudaladels und der Beamtenschaft, welche mit magyarisch-nationalem Judentum durch und durch verseucht ist. Alle Angelegenheiten der gemeinsamen Regierung werden seit dem Jahre 1889 konsequent dazu benützt, um von der Krone Zugeständnisse in Militär- und Sprachenfragen zu erpressen, und jede Nachgiebigkeit der Krone hat noch stets die freche Begehrlichkeit der Magyaren gesteigert. Koloman Tisza, nicht mit Unrecht von seinen Freunden „der alte schlaue Fuchs“ genannt, verstand es, einen offenen Konflikt mit der Krone zu vermeiden. Die Revision des Wehrgesetzes und die Erhöhung des Rekrutenkontingentes beantworteten die Unabhängigkeits-Magyaren 1899 mit der Forderung nach Einführung der magyarischen Dienst- und Kommandosprache beim „ungarischen Teile“ der gemeinsamen Armee. Da der Monarch, unterstützt durch die gesamte Generalität und den österreichischen Reichsrat, diese Forderung rundweg ablehnte, gingen die Kossuthianer zur Obstruktion über, welcher weder Koloman Szell, noch Graf Khuen-Hedervary, noch Graf Stephan Tisza Herr werden konnte. Baron Fejervary, der Honvedminister, übernahm die Ministerpräsidentschaft, sistierte die Verfassung und jagte mit einem Bataillon Honved den Reichstag auseinander.

Digitized by Google

Die Folge dieser Gewalttat war die Bildung einer Koalition aus der Unabhängigkeitspartei (Kossuth und Apponyi), der Verfassungspartei (Wekerle und Andrassy) und der Volkspartei (Aladar Zichy), welche durchsetzte, daß in Ungarn mit der Steuerverweigerung die Sistierung der Verfassung beantwortet wurde. Kaiser-König Franz Josef ist ein streng verfassungstreuer Monarch, darum war ihm der Versuch mit der Sistierung der Verfassung keineswegs leicht geworden; er ging auch gerne auf den Vorschlag Fejervarys ein, der Koalition unter gewissen Bedingungen die Regierung zu übertragen. Dieser vor drei Jahren zwischen Krone und Koalition geschlossene „Pakt" enthielt als wichtigste vom Monarchen gestellte Bedingungen: eine Wahlreform, die mindestens auf ebenso breiter Basis geschaffen werden müsse wie die des Fejervaryschen Innernminister Kristoffys Entwurf; Zurückstellung aller militärischen Streitfragen bis nach erfolgter Durchführung dieser Wahlreform.

Es ist dem Ministerpräsidenten Dr. Wekerle bis jetzt gelungen, die der Krone gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Aber die Wahlreform ist noch ausständig, und die Forderungen der Bevölkerung nach dieser Reform werden immer lauter. Der Monarch selbst drängt darauf, daß die Koalition ihr Wort einlöst. Wenn sie dieses aber tut, so ist ihre Macht für alle Zeiten gebrochen, die habsburgtreuen Nichtmagyaren kommen in Ungarn zu entscheidendem Einflusse. Die Koalitionsminister haben daher alle ihre Ueberredungskunst aufgeboten, um vom Könige eine Aenderung dieser Bedingung zu erhalten, sie haben ihm ein Nachgeben ihrerseits in den militärischen Streitfragen angeboten, kurz: sie suchten mit der Krone zu feilschen — aber der Kaiser blieb fest, nachdem er lange Beratungen mit dem Thronfolger Franz Ferdinand gepflogen. Um noch nachdrücklicher auf den Monarchen einwirken zu können, betreibt man jetzt den Plan, die Koalitionsparteien zu einer einzigen zu fusionieren; dieser einheitlichen Masse werde der König nicht widerstehen können. Meint man!

II. Der jetzige Reichstag.

Wie dringend notwendig — allein vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus — eine Wahlreform für das Abgeordnetenhaus des Reichstages ist, zeigt mit greller Deutlichkeit dessen jetzige Zusammensetzung. Auf das jetzt geltende Wahlgesetz einzugehen, welches wohl das rückständigste und komplizierteste auf der Welt ist, darf ich mir wohl schenken; es mag genügen anzuführen, daß das Wahlrecht auf zwanzigerlei (!) Art erworben werden kann, daß der auf den Urbarialgesetzen von 1836 fußende Zensus zwischen 68 Hellern und 87,17 Kronen schwankt, und daß die Wahlbezirke eine Wählerzahl von 500—7000 haben. Von Gerechtigkeit keine Spur.

Die jedenfalls von den Magyaren zu ihren Gunsten korrigierte Statistik des Jahres 1906 stellt fest, daß unter den rund 17 Millionen Einwohnern Ungarns 8 588 834 Magyaren, einschließlich der Juden und magyarisierten Renegaten, sind = 51.4 %; ferner 1 980 423 Deutsche = 11.8 %, 1 991 402 Slowaken = 11.9 %, 2 784 762 Rumänen = 16.7 %, 423 159 Ruthenen = 2.5 %, 108 552 Kroaten (wobei die Königreiche Kroatien und Slawonien natürlich außer Berechnung bleiben) = 1.1 %, 434 641 Serben = 2.6 % und 329 837 Andersprachige (meist Wenden und Italiener) = 2 %. Nach dieser Statistik stehen den 51.4 % Magyaren und Magyaronen 48.6 % Nichtmagyaren gegenüber; mit anderen Worten: **die Magyaren machen die Hälfte der Einwohner Ungarns aus.**

Von diesen 17 Millionen Menschen besitzen 1 080 000 das Wahlrecht in 413 Wahlbezirken, von welchen 208 eine magyarische, 26 eine deutsche, 57 eine slowakische, 61 eine rumänische, 9 eine ruthenische, 1 eine kroatische, 4 eine serbische, 1 eine wendische und 42 eine gemischtsprachige **nichtmagyarische Bevölkerungsmehrheit** haben. Von diesen 205 nichtmagyarischen Bezirken wurden gewählt 13 deutsche Siebenbürgener Sachsen, welche sich auf Grund des Hermannstädter Wahlprogrammes von 1891 bisher stets der Regierungspartei angeschlossen haben, 14 Rumänen, 7 Slowaken und 4 Serben. Mit der raffiniertesten Wahlgeometrie, dem schändlichsten Terrorismus der Behörden — man denke an die berüchtigten Wahlen Banffys 1896! —, mit unerhörtem Schwindel und mit offener Bestechung hat man 167 nichtmagyarische Bezirke mit magyarischen Abgeordneten besetzt. Damit ist wohl zur Genüge dargetan, daß das jetzige Abgeordnetenhaus Ungarns alles andere eher ist als eine gerechte Volksvertretung.

Noch einmal der Flottenverein!

Von

Dr. Julius Versen.

Er macht so viel von sich reden, dieser Verein, daß er einem schließlich ganz verleidet werden kann. Und doch vertrat er ursprünglich eine Sache, an der man seine helle Freude hatte. Das war ein Boden, auf dem sich alles in schönster Harmonie zusammenfand: der Katholik wie der Protestant, der Altpreuße wie der Bayer. Dann aber kam der Furor des Herrn Keim, um verwirrend und zerstörend zu wirken. Zu Ehren Keims sollte der „Deutsche Flottenverein" gar gesprengt werden; 200,000 Mann, so rechnete man aus, würden sich um dessen Sturmfahne scharen, als „wirklich unabhängiger" Prachtverein; der könne dann den anderen, den Duckmäusern, Dummköpfen und Vaterlandsverrätern, gehörig vor den Kopf stoßen. Das geheimnisvolle Motiv dieser verderblichen Mache hat der politische Rundschauer der „Allg. evang.-luth. Kirchenztg." (Nr. 29) enthüllt. Er sagte wörtlich: „Wen es nach starkem Beifall in den spezifisch „nationalen" Kreisen gelüstet, der braucht bloß immer wieder den einen Ausdruck zu variieren: „Los von Rom!" Das ist auch das ganze Geheimnis der Erfolge Keims, daß er gegen das Zentrum mobil machte; denn das trug ihm die begeisterte Zustimmung vieler Nationalliberalen und sogar des konservativen „Reichsboten" ein. Die berühmte Unabhängigkeit und alles übrige Brimborium bedeutete nicht halb so viel." Die Folge davon sei, daß jetzt alle eifrigen Kulturkämpfer (auch Graf Paul von Hoensbroech!) zusammen mit Keim aus dem Flottenverein ausgetreten, die eigentlichen Flottenfreunde aber darin geblieben sind: „Nur die rein politischen „Los von Rom"-Leute sezessionieren, ein verhältnismäßig kleines Häuflein, das zudem großenteils aus jüngeren Mitgliedern besteht, die überhaupt erst in jenem Moment ihre Flottenbegeisterung entdeckt haben, als Keim seinen Ritt gegen die römischen Windmühlenflügel begann." Ein großer Verlust, meint der Rundschauer der „Kirchenzeitung", sei das nicht, weil die Verquickung von Politik und Flottenpropaganda von jeher deplaziert gewesen. Man habe doch den antiultramontanen Reichsverband unter Hoensbroech oder den „Evangelischen Bund" oder die jungliberalen Vereine. In die könne ja jeder eintreten, der den Kampf gegen das Zentrum für das Wichtigste halte. Populär sei das „Los von Rom" natürlich; aber es gehöre die typische politische Kurzsichtigkeit eines verabschiedeten Offiziers dazu, um in diesem einen Schlagwort das Sesam für alle Türen zu erblicken.

Der Ehrgeiz des Herrn Keim geht aber noch weiter. Auf „Feministen und Pazifisten" verächtlich herablächelnd beschwört er im „Tag" (Nr. 262) die Geister geschichtlicher Gewaltmenschen und präsentiert sich selbst als solchen; denn Deutschland habe von jeher Gewaltmenschen nötig gehabt und brauche sie für Gegenwart und Zukunft erst recht. Die „Kölnische Volkszeitung" überschüttete Herrn Keim mit der Lauge ihres Spottes. Sie verglich ihn mit dem Fisch, der auf trockenem Sande liegt und doch so gern welthistorische Taten verrichten möchte. „Wenn Bismarck nicht in seiner überhastenden Weise das Deutsche Reich gegründet hätte, würde Keim es jedenfalls besorgen, und er machte es sicher noch viel prächtiger als der Junker von Schönhausen." Da für Helden seines Schlages in dem entarteten Deutschland zurzeit nichts zu machen sei, verweist die „Kölnische Volkszeitung" Keim auf Mazedonien, dem er ein neuer Alexander werden könnte. Der Generalmajor a. D. ist diesem freundlichen Winke nicht gefolgt, wohl in der Erkenntnis, daß mit der Tinte allein dort nichts zu erreichen ist. Die Tinte liebte Keim von jeher, und auch die Gewaltepisteln, aber beides ist ihm schon früher verhängnisvoll geworden. Er war nicht der tüchtige Regimentskommandeur, als welcher er in Nummer 51 der „Allgemeinen Rundschau" vom 21. Dezember vorigen Jahres gerühmt wird. Ein General von Goeben brachte es zwar fertig, sein Korps sozusagen vom Schreibtisch aus zu kommandieren und auf der Höhe zu erhalten, dem Oberst Keim gelang ein gleiches mit seinem Regiment nicht. Sonst wäre er wohl länger an dessen Spitze geblieben. Er blieb aber nur 2 Jahre und 4 Monate Oberst und wurde als solcher verabschiedet. Er wollte, als Gewaltmensch, einen Hauptmann beseitigen und mußte schließlich, sehr wider sein Erwarten, selber gehen, da der Hauptmann bekundete, der Herr Oberst könne über seine Kompagnie nicht urteilen, da er sie fast nie gesehen habe. Dazu kam, wie behauptet wird, daß Keim in Zeitungsartikeln die Landwehr bös heruntergerissen hatte.

Digitized by Google

Jedenfalls wurde der Oberst Keim in einer sonst nicht üblichen Form brevi manu ersucht, seinen Abschied zu nehmen. Den Titel Generalmajor erhielt er dann später, wohl auf Grund nichtmilitärischer Verdienste. Seine Vergangenheit steht also in einem ziemlichen Mißverhältnis zu der Rolle, die er jetzt als magister Germaniae spielen möchte. Wenn wir nicht in einem Zeitalter des politischen Dilettantismus lebten, in dem die Bramarbasse und Rabulisten Oberwasser haben, müßte sie aber schon lange ausgespielt sein. Eine größere Torheit kann es natürlich nicht geben, als vor ihm zurückzuweichen. Das mögen sich die bisherigen Führer des bayerischen Landesverbandes gesagt sein lassen. Ganz entschieden müßten sie jeden Eingriff in dessen Rechte zurückweisen, zu denen vor allem dasjenige gehört, die Vorstandsmitglieder selbst zu wählen und an ihnen trotz aller persönlichen Nörgeleien festzuhalten. Denn sonst könnte ja der Bayerische Verband mit derselben Berechtigung und aus denselben persönlichen Motiven den Rücktritt der Vorsitzenden irgend eines anderen Verbandes fordern. Wo käme man dann hin! Fort mit diesem persönlichen Kleinkram, mit diesem Gezänke! Es schickt sich nicht für Männer, die hohe patriotische Aufgaben zu erfüllen, Alldeutschland zu praktischer und opferfreudiger Mitarbeit anzuspornen haben.

Und noch eins. Das Wortheldentum und Säbelgerassel der Gewaltmenschen à la Keim hat die Franzosen und Engländer erregt und gereizt. Statt stiller, fruchtbringender Arbeit wurde ein mit allem möglichen weltmachtpolitischen Klimbim verquickter Flottenalarm beliebt. Mußte der nicht schließlich England nervös machen? Es wäre den Briten schließlich gleichgültig gewesen, ob wir Schiffe bauen oder nicht; aber die beständig aggressive Begründung unseres Flottenausbaues mußte drüben beunruhigen und den Onkel Eduard, abgesehen vom Familienzwist, zum „Einfädler und Drahtzieher aller europäischen Intrigen" machen. „Mit Schweigen treibe Politik, mein Sohn," riet einst ein alter Praktikus; schweigend muß auch jetzt gearbeitet werden. Als wir noch keine politischen Generale hatten, war das preußische Art. Das einzige, was diese Herren fertig brächten, wäre, uns von der Höhe herunter zu bramarbasieren, zu der uns die Tatkraft großer Schweiger verholfen hat.

Hörst du der armen Seelen Füße.

Hörst du der armen Seelen Füße
Im dürren Laub, im dürren Laub?
Es webt herauf wie ferne Grüße
Aus Asch' und Staub, aus Asch' und Staub.
Fühlst du im herbstlichen Gepränge
Der Wehmut Ton, der Wehmut Ton?
Es klingen Requiems Gesänge
Im Nachtwind schon, im Nachtwind schon.
Es flüstert von den letzten Dingen
Leis in der Luft, leis in der Luft.
Die armen Seelen stehen und singen
Ob ihrer Gruft, ob ihrer Gruft.
Sie kommen übers Land gezogen,
Im Scheidelicht, im Scheidelicht.
In weiten, weißen Schleierwogen
Weht dir ihr Hemdlein ins Gesicht.
Sie geistern fern, die Unsichtbaren,
An Wald und Rain, an Wald und Rain.
Es wanken ihre dichten Scharen
Weltaus, weltein, weltaus, weltein.
Wie bald werd' ich zu ihnen zählen,
Zu der verwehten Geister Heer —
Ach graue Tage Allerseelen!
Mein Herz ist schwer, mein Herz ist schwer.

M. Herbert.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Der zweite theologische Hochschulkurs in Freiburg im Breisgau.

Von Dr. Albert Kieser, Repetitor am theologischen Konvikt in Freiburg i. Br.

Vor zwei Jahren veranstaltete die Priesterkongregation der Erzdiözese Freiburg den ersten theologischen Hochschulkurs über die biblische Frage. In der vergangenen Woche, vom 12. bis 16. Oktober, reihte sich daran der zweite derartige Kursus, dem ersten ebenbürtig, ja noch glänzender als jener. Das Thema des Kurses war sehr passend für die Zeitverhältnisse ausgewählt. In der Zeit, die noch ganz unter den Eindrücken der Verurteilung des Modernismus steht, ward auf unserer Tagung das große Thema der Christologie behandelt, in besonderer Rücksicht auf die modernistische Darstellung und Entstellung des Dogmas. Es war das rechte Wort zu rechter Zeit und am rechten Platz, nämlich vor Hunderten von Priestern, die im Strudel der Arbeit wohl von den Irrtümern angegriffen werden, aber nicht die Zeit und Mittel finden, ihnen kräftig zu begegnen. Diese Zeit und Gelegenheit bot nun der Hochschulkurs; er bot Belehrung in streng wissenschaftlicher Form, aber in lebendigem Wort aus dem Mund von Lehrern, die der Frage auch in der modernen Formulierung ernst ins Auge sehen.

Die Belehrung, die wir empfingen, war reichlich, gründlich, ja bisweilen mächtig ergreifend. Erst wurde für die Erfassung des großen Heilsgeheimnisses die feste Grundlage gelegt in dem Beweis der Geschichtlichkeit der evangelischen Quellen. Prof. Hoberg (Frbg.) führte den Beweis für die synoptischen Evangelien und das Johannes-Evangelium je in einem gesonderten Vortrag, der durch die klare Fragestellung und Antwort imponierte. Prof. Weber (Frbg.) brachte nun aus alt- und neutestamentlichen Schriften den biblischen Beweis für die Gottheit des Messias Jesus; das Zeugnis der Offenbarung ward in gedankentiefer Ausführung machtvoll herausgestellt. Neben diesen apologetischen und biblischen Beweisen ging ein dogmengeschichtlicher Ueberblick über die Frage: Was halten die Leute, die Leute des letzten Säkulums jenseits der Kirche, von Jesus, seiner Lehre und seiner Stiftung. Prof. Braig (Frbg.) gab diesen Ueberblick in logisch scharfer, hochinteressanter Sprache. Daran schlossen sich die Vorträge von Prof. Esser (Bonn), der in meisterhafter Klarheit Gericht hielt über die Entstellung und Entleerung des christologischen Dogmas durch die Ja- und Neintheologie in Harnackscher und modernistischer Prägung. Zum Schlusse gab Prof. Krieg (Frbg.) noch eine warm ergreifende Darstellung der Güter, die Jesus Christus auch unserer Zeit gibt und selbst ist. Es waren Lehren einer reifen und reichen Lebenserfahrung. — Das ist das kurze Verzeichnis unserer Vorlesungen[1]); es kann aber unmöglich den gewaltigen Eindruck schildern, den die lebendigen Vorträge gemacht haben. Es war ein wirklicher Hochgenuß, die einfache Klarheit und Großartigkeit des katholischen Dogmas erstrahlen zu sehen gegenüber der nebelhaften Verschwommenheit und Entleerung durch den theologischen Liberalismus und Modernismus. Welche Geschichtskonstruktionen müssen diese machen, um das klare Bild des historischen Christus in den Evangelien und bei den Vätern umzudeuten nach den vorgefaßten Thesen des neuesten Rationalismus. Und doch ist ihr „liberaler" Christus ebensowenig in den Evangelien zu finden, wie ihr undogmatisches, dogmenfreies Christentum in der Geschichte. Kirchengeschichte auch in der Urzeit und die Evangelien kennen nur den katholischen Christus, den wahren, wesensgleichen Sohn des lebendigen Gottes, den Heiland mit dem Strahlenkranz der wahren Gottheit. So haben wir es in diesen Tagen neu erkannt und uns neu gestärkt, treu zu stehen zu Christus unserem Gott, gestern, heute und in Ewigkeit. Das war der reiche Gewinn dieser Tage, der nun von Klerus und Laien weitergegeben wird ins Leben.

Der äußere Verlauf des Kurses war seinem inneren Gehalt durchaus entsprechend. Der Besuch war geradezu glänzend von seiten des Klerus. Ueber dreihundert Karten wurden gelöst und benützt von den Geistlichen aus der Erzdiözese und darüber hinaus; auch west- und norddeutsche, sodann bayerische und österreichische Diözesen waren vertreten. Unsere hochwürdigste Kirchenbehörde, allen voran der Oberhirte selbst,

[1]) Die Vorträge erscheinen in diesen Tagen bei Herder in Freiburg im Druck.

Digitized by Google

nahm den regsten persönlichen Anteil; er eröffnete und schloß mit seinem bischöflichen Wort und Segen die Tagung, die so ihren engsten Anschluß an die kirchliche Auktorität auch äußerlich kundgab. Der Morgen galt der ernsten Arbeit der Vorlesungen; die Nachmittage sahen die Versammlung des Kirchenhistorischen und des Studien-Vereins unserer Diözese, sowie eine Magistratssitzung der Priesterkongregation. An zwei Abenden wurden Vorträge über die großen päpstlichen Kundgebungen des verflossenen Jahres gehalten; der erste und letzte Abend vereinigte Dozenten und Hörer in freundschaftlicher Unterhaltung von köstlichem Humor. Das Wiedersehen sovieler Freunde und Brüder, das Austauschen der Erfahrungen vergangener Tage und der gewaltigen Eindrücke der Gegenwart, die freudige, allseitige Begeisterung machten die Tage zu segensvollsten, zu Ehrentagen in der Geschichte der Veranstalterin, der Kongregation; in ihre Annalen ist ein strahlendes Ruhmesblatt eingefügt mit den Namen unserer verehrten Dozenten und unseres Präses und Präfekten.

So sind sie nun zu Ende, die schönen, lehrreichen Tage; sie sind vorüber, aber bleibend und dauernd wird sein die geistige Erfrischung, die Stärkung des Glaubens, die Vertiefung des Wissens über das schönste Erlösungsdogma. Wir gingen auseinander wie nach Exerzitien, gehoben und neu angeregt. Haben andere Diözesen nicht auch Bedürfnis und Sehnsucht nach solcher geistiger Erquickung? Möchte das Beispiel unserer Kongregation anregen zu ähnlicher Arbeit auf Priesterhochschulkursen unter der Fahne der Priesterkönigin, in treuer Unterordnung unter die Kirche. Vivant sequentes!

Zur Münchener Gemeindewahl.

Von

Oberinspektor Hans Abel.

Von drei zu drei Jahren, zur Zeit, da auch die letzten vom Landaufenthalte zurückgekehrt sind und das Oktoberfest den ununterbrochenen Reigen der Herbst-, Winter- und Frühjahrsvergnügungen eröffnet hat, werden die Münchener Bürger daran erinnert, daß sie behufs Drittelerneuerung des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten (Stadtverordneten) an die Wahlurne schreiten und 20 Gemeindebevollmächtigte wählen sollen. Langsam und „gemütlich" werden die Vorbereitungen zum Wahlkampfe getroffen; die Bürgerrechtserwerbungen stehen auf der Tagesordnung, und einzelne mäßig oder schwach besuchte Parteiversammlungen, um die sich die Gegner nicht zu kümmern scheinen, werden abgehalten, ut aliquid fecisse videatur. Unter der Decke aber brodelt, rumort und gärt es: Mandate sollen verteilt und auf allen möglichen Wegen und Umwegen eingeheimst werden. Partei-, Bezirks-, Standes- und Berufsinteressen, nicht zum wenigsten auch rein persönliche Interessen, werden gegeneinander ins Feld geführt, und die Parteileitungen haben ihre liebe Müh' und Not, Ordnung in das Chaos zu bringen und mit süß-saurer Miene einen „offiziellen" Kandidaten aufzustellen. Eigentümlich, von welch kleinlichen und engherzigen Gesichtspunkten aus die Nominierung der Kandidaten oft ins Werk gesetzt wird! Nicht das Wohl oder Bedürfnis der ganzen Stadt, der Gesamtheit ihrer Bewohner, nicht die persönliche Tüchtigkeit und Sachkenntnis, nicht das Parteiinteresse und die sichere Parteizugehörigkeit werden in erster Linie bei der Auswahl der Kandidaten berücksichtigt, soweit eben die — bürgerlichen Parteien dabei in Frage kommen. Wiewohl aus den Zünften und Gilden, aus den Verhältnissen der Kleinstadt, aus den Kirchspielen und Honoratiorenstübchen schon längst herausgewachsen, stecken wir noch zu tiefst in den Anschauungen und Vorurteilen unserer Altvordern, die nur einem Manne aus ihrer eigenen Zunft oder aus dem Schattenkreise ihres Kirchturms heraus ihr Vertrauen schenken zu können vermeinten. So ist es wenigstens bisher gewesen unter der alten Gemeindewahlordnung mit ihrer Wahlkreiseinteilung und ihren Bezirkswahlen. Mit letzteren haben nun das neue Gemeindewahlgesetz vom 15. August 1908 und die Königlich Allerhöchste Verordnung vom 18. August 1908 gründlich aufgeräumt. § 2 dieser Verordnung bestimmt: „Der Gemeindebezirk bildet einen einzigen Wahlbezirk. Die Einteilung in kleinere Wahlbezirke ist ausgeschlossen." Damit ist der erste und größte Stein des Anstoßes aus der bisherigen Gemeindewahlordnung glücklich beseitigt und auch die Bahn frei gemacht für das notwendige Verständnis dessen, was der Gesamtheit not tut und der Partei einzig und allein noch Nutzen zu bringen vermag.

Von gleich großer Bedeutung ist auch der Artikel 1 des neuen Gemeindewahlgesetzes, der besagt, daß „in Gemeinden mit mehr als 4000 Einwohnern die regelmäßigen Wahlen der Gemeindebevollmächtigten, der bürgerlichen Magistratsräte ... und der Ersatzmänner nach den Grundsätzen der Verhältniswahl mit freien und verbundenen Listen stattzufinden haben".

Bei der letzten Gemeindewahl im Jahre 1905 erhielten Zentrum und Christlichsoziale zusammen 9362 Stimmen und 4 Gemeindebevollmächtigte, der liberale Block 8007 Stimmen und 11 Gemeindebevollmächtigte, die Sozialdemokraten 6419 Stimmen und 5 Gemeindebevollmächtigte. Nach der Verhältniswahl hätten erhalten: das Zentrum 8, die Liberalen 7 und die Sozialdemokraten 5 Gemeindebevollmächtigte. Das gleiche Mißverhältnis zwischen Stimmen- und Vertreterzahl trat bei sämtlichen 3 Gemeindewahlen, aus denen die gegenwärtigen Mitglieder des Gemeindekollegiums hervorgegangen waren, zutage und sicherte den vereinigten Liberalen und Demokraten im Rathause für sich allein die Majorität. In den Jahren 1899, 1902 und 1905 wurden nämlich gewählt: 15 Gemeindebevollmächtigte des Zentrums, statt 24 nach dem Proporz, 35 Gemeindebevollmächtigte der Liberalen, statt 21 nach dem Proporz, 10 Gemeindebevollmächtigte der Sozialdemokraten, statt 15 nach dem Proporz. Von den nunmehr ausscheidenden 20 Gemeindebevollmächtigten gehörten 7 dem Zentrum an, 12 den Liberalen und 1 den Sozialdemokraten. Es erfordert nicht viel Scharfsinn, um einen Verlust der Liberalen, der vielleicht auch den Verlust der Majorität für diese Partei zur Folge haben wird, und einen Gewinn der Sozialdemokraten als sicheres Ergebnis der bevorstehenden Gemeindewahl vorherzusagen. Welches aber wird wohl der Erfolg für das Zentrum sein?

Optimisten mögen sich vielleicht mit der Hoffnung tragen, daß dem Zentrum ein Mandatsgewinn zufallen werde. Sie rechnen eben mit den Verhältnissen, wie sie sein könnten und sollten, und nicht mit den Verhältnissen, wie sie tatsächlich in München gegeben sind. Würden sich die Münchener weniger von den hochtrabenden Phrasen ihres „Weltblattes" imponieren lassen und einmal ernstlich auf ihren christlichen Standpunkt, oder sagen wir lieber auf ihren christlichen Glauben mit all seinen naturnotwendigen Konsequenzen besinnen, dann freilich hätte die Stunde des religiös-unduldsamen, die Gefühle der Katholiken und orthodoxen Protestanten fortgesetzt mißachtenden Liberalismus auch in München geschlagen.

Weit mehr als ein numerischer dürfte ein moralischer, innerer Gewinn für die Münchener Zentrumspartei vonnöten und von Vorteil sein. Soll dieser aber, der mit absoluter Sicherheit früher oder später den ersteren nach sich ziehen wird, erzielt werden, dann wird man sich auch in der Münchener Zentrumspartei frei halten oder besser frei machen müssen von der eingangs erwähnten Kirchturms- und Interessenpolitik. „Jedem das Seine!" ist selbstverständlicher Grundsatz einer Partei, die das „Recht" auf ihre Fahne geschrieben hat und auf dem Boden des Christentums fußen will. Die wohlbegründeten Rechte der einzelnen Berufsgruppen, Bevölkerungsschichten und Bezirke werden somit von der Partei als solcher jederzeit gewahrt und vertreten werden; es ist daher nicht angängig, ohne Rücksicht auf die Gesamtinteressen der Partei die Sonderinteressen in den Vordergrund zu drängen oder mehr zu verlangen, als daß sich in den Reihen der der Zentrumspartei angehörigen Gemeindevertreter „Sachverständige" für die praktischen Bedürfnisse z. B. des Arbeiter- und Handwerkerstandes vorfinden.

„Der Gemeindebezirk bildet einen einzigen Wahlbezirk." So muß auch für die Angehörigen der Münchener Zentrumspartei die Vorschrift lauten: Die Münchener Zentrumspartei ist eine einheitliche, geschlossene Partei! Die Parteibildung in Bezirken oder nach Ständen ist ausgeschlossen! Wenn diese Vorschrift nicht nur bei der Aufstellung der Kandidaten, sondern auch am Wahltage selbst bei der Stimmabgabe beachtet wird, dann, aber auch nur dann werden wir mit Recht von uns sagen können: Wir haben die Schlacht gewonnen!

Quartalsabonnement M 2.40

Digitized by Google

Herbst.

An einem sonnigen Herbsttestag
Ich folgte auf stillem Pfade dem Bach.
Leis plätschernd zogen die Wellen dahin;
Ich fragte sie sinnend: Wohin, wohin?
Sie aber sprachen: Mit so einer Frage
Verkümmern wir nicht unsre sonnigen Tage;
Wir drangen aus finstrer Tiefe zum Licht,
Und Damm und Wehr, sie halten uns nicht;
Wir müssen, wir müssen zum Ziele

Und am Waldessaum am Bachesrand
Ich rastend und sinnend nun einsam stand . . .
Die Sonne verklärte mit goldnem Hauch
Die üppige Herbstpracht an Baum und Strauch.
Ich saß da in goldnen und purpurnen Gluten
Die sterbenden Blätter ihr Leben verbluten.
Ins Dasein einst küßt sie der Sonne Licht,
Den Todeskuß verhindert sie nicht —
Denn nun, ja nun sind sie am Ziele.

Vom fernen Nord in eiligem Flug
Zog hoch durch die Lüfte ein Vogelzug.
Was trieb sie fort von der Stätte so lieb?
Ein fragloser Drang, ein zwingender Trieb!
Ganz ohne Warum in die Ferne sie reisen —
Und unser Warum kann die Größe nur preisen,
Des Schöpfers, der da mit gütiger Hand
Uns schenkte Geist, Vernunft und Verstand,
In Freiheit zu streben zum Ziele.

Fr. Kraus.

Die Erziehung unserer Mütter.

Von

Helene Pagés.

„Alle Frauen bedürfen einer besseren Erziehung als heute. — Nicht in der Vernichtung, sondern im Wiederaufbau der Familienwohnung und der Familienwirtschaft liegt die Zukunft der Völker und die wahre Emanzipation des Weibes." Diese Worte Schmollers fordern die Frauenbewegung unserer Tage zur ernsten, regen Arbeit. Die barmherzige Liebe geht im Geiste eines hl. Vinzenz v. Paul den Verwahrlosten nach und beugt sich wie St. Elisabeth zu den Aermsten der Armen, und so öffnen sich schützende Asyle, Gebärhäuser, Wöchnerinnenheime, Säuglingsheime, Jugendhorte, Kranken- und Invalidenhäuser, damit fremde Lohnarbeit das leiste, was *vor* unserer Zeit als etwas Selbstverständliches in der Familie geschah.

Wenn der Katholische Frauenbund in werktätiger Liebe solche Anstalten schafft, so ist das viel caritative Arbeit, die wir dankbaren Herzens begrüßen, denn unsere Zeit braucht diese Ersatzmittel; aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie nur ein Notbehelf sind. Keine Krippe der Welt vermag Mutterliebe und Mutterpflege zu ersetzen; der vollkommenste Jugendhort ist nicht imstande, dem Kinde den Segen mit ins Leben zu geben, der ihm im Schoße der Familie ins Herz wächst, und keine Hand bettet so lind, weich und warm wie Mutterhand. Die Familie ist die gesunde Pflanzschule aller sittlichen Tugenden, hier erstarkt das Pflichtgefühl, wächst der Opfersinn, erwachen die wichtigsten sympathischen Gefühle, und je gesünder, kräftiger und selbständiger die Familie ist, desto gesünder und kräftiger werden die sozialen Verhältnisse des Staates sein. Und doch wird die seit Jahrtausenden bewährte Form des Familienhaushalts unterschätzt und von den Sozialisten mehr und mehr für entbehrlich gehalten. Gesellschaftliche Einrichtungen nehmen der Hausfrau die Spindel, die Schere und die Nadel aus der Hand, verdrängen sie vom Webstuhl und Herd, liefern Licht und Wasser, geben Erziehung und Unterricht. Viel überflüssige Kraft wird frei und sucht außer dem Hause Betätigung und Befriedigung. Und wie das Arbeitsfeld außer dem Hause liegt, so sucht man auch außerhalb der Familie Genuß und Erholung. Blocks, Speisehäuser, Vergnügungsorte, Lesehallen, Arbeitsräume öffnen ihre Pforten den Gesunden, die Kranken finden Pflege im Krankenhaus, Altersschwache Versorgung im Invalidenheim.

Und doch: gerade unsere Zeit bedarf eines gesunden Familienlebens. Je mehr Hast und Unruhe das Leben bietet, desto dringlicher wird das Bedürfnis nach einem sicheren Port, wo Friede, Behagen und Liebe wohnen, nach einem schützenden Dach, das nicht einläßt, was draußen stürmt, nach dem Kreis, in dem einer dem anderen mit Liebe und Vertrauen dient, ohne zu buchen oder nach Bezahlung zu rufen.

Diese Stätten des Wohlbehagens werden immer geringer, die Zahl der Familien, deren Glieder daheim finden, was Leib und Seele froh macht, wird von Jahr zu Jahr kleiner, weil die Mütter weniger als je befähigt sind, des Hauses Mittelpunkt zu sein. Frauensache ist es, Sorge zu tragen, daß es hierin besser wird. Es wird besser werden, wenn unsere Mütter eine bessere Erziehung und Ausbildung erhalten als bisher. Das Haus vermag diese bessere Ausrüstung heute in den meisten Fällen nicht zu geben; entweder fehlt es der Mutter an Zeit und Kraft, ihre Töchter zu unterweisen, oder sie blieb — allzufrüh auf den Kampfplatz des Lebens getrieben — selber ohne hausfrauliches Wissen und Können. Da müssen unsere *Schulen* einsetzen und die heranwachsenden Mädchen tüchtig machen für den künftigen Pflichtenkreis.

Die Schule kann und soll nicht auf einen bestimmten Erwerbsberuf hinarbeiten, aber sie soll in jeder Schülerin die zukünftige Gattin und Mutter sehen und sie für diesen natürlichen Frauenberuf möglichst befähigen. Die *christliche Erziehung* muß das starke Weib schaffen, sie muß dem Volke gute Mütter geben, muß dem Haus die Priesterin heranbilden, welche im „weißen Kleide mit der Opferschale in den Händen" schreitet, muß die Frau erziehen, welche eine gesegnete Zukunft verbürgt. Die Schule wird diese ihre erziehliche Aufgabe um so leichter lösen können, je mehr es ihr gelingt, ihre Schülerinnen individuell zu behandeln. Deshalb muß es Frauensorge sein, jeglichen Einfluß geltend zu machen, damit nicht Massendrill in überfüllten Schulklassen getrieben wird, sondern edle Menschenkultur, die persönliches Leben weckt und pflegt.

Männer und Frauen, welche die Religion aus unseren Schulen durch den weltlichen Moralunterricht verdrängt sehen möchten, erheben immer lauter ihre Stimme und wissen sich immer mehr Gehör zu verschaffen. Wir katholische Frauen wollen allen Einfluß aufbieten, dem Religionsunterricht den heiß umstrittenen Platz zu sichern und zu befestigen; denn gerade der Religionsunterricht ist bei der Erziehung zukünftiger Mütter das wichtigste Erziehungsmoment, das in Frage kommt. Unsere Töchter müssen zur wahren und echten Frömmigkeit erzogen werden. Die Gattin und Mutter braucht einen lebendigen Glauben. Er muß die Sonne ihres Lebens und die Richtschnur ihres Handelns sein, er muß ihr Stütze und Halt geben in schweren und dunklen Stunden. Sie muß ihn praktisch betätigen in starker Gottesliebe, in uneigennütziger Nächstenliebe. Nicht umsonst hat das Mädchengemüt vom Schöpfer eine stärkere Veranlagung zur Religiosität erhalten; die Frau ist berufen, als Gattin und Mutter das heilige Feuer zu nähren und zu hüten, das alle Familienglieder untereinander und mit Gott verbindet. Unsere Sorge muß es sein, diese Veranlagung zur reichen Entfaltung zu bringen, damit gesunde Früchte echt christlichen Lebens, nicht taube Blüten frömmelnder Schwärmerei, daraus erwachsen. Gelingt es der Erziehung, durch den Religionsunterricht sicheren Grund zur inneren Festigkeit und Vervollkommnung, zur Verähnlichung mit Gott zu legen, dann können wir getrost unsere Mädchen in das öffentliche Leben entlassen. Wo auch sie später nur immer stehen, da werden sie stehen mit Mut und mit Demut.

Die Erzieherin unserer Töchter darf nicht außer acht lassen, daß man durch Ruhe und Ueberlegenheit am meisten imponiert, und noch weniger vergessen, daß heranwachsende Mädchen mehr mit den Augen hören als mit den Ohren. Deshalb heißt es vor allem *vorleben!* Hier gilt vor allem das erste und letzte Erziehergebot — Selbstzucht. Das junge Mädchen muß überzeugt sein, daß jedes Sichbeherrschen größere Willensstärke und Geisteskraft fordert, als sich auflehnen und sich ausleben. Da gilt es mit Geduld und Konsequenz wachen, damit nicht gedankenlose Klatschbasen, elende Lügnerinnen, nachlässige Arbeiterinnen heranwachsen, die später als Hausfrauen ein Unglück sind für ihre Familie, ein Kreuz für die Mitmenschen.

Religion, Opfersinn, Selbstzucht, Pflichttreue, so notwendig sie zur Frau gehören, genügen nicht allein für die

Digitized by Google

Mutter, um den Kreis auszufüllen, den Gott ihr zugemessen; auch ein gehöriges Maß von Wissen und Allgemeinbildung muß Eigentum der künftigen Gattin und Mutter sein. Unsere Zeit braucht ebenso sehr denkende als opferbereite Frauen. Ein kluges Weib ist ein köstlicher Schatz. Neben einer gesunden Gemütsbildung muß eine gründliche Verstandesbildung erstrebt werden. Weil das Glück der Familie, das körperliche und geistige Gedeihen der Kinder, tiefgehend beeinflußt wird von den hauswirtschaftlichen Fähigkeiten der Mutter, ist es unerläßlich, daß die Mädchen mit denjenigen Kenntnissen ausgerüstet werden, die zur Führung jedes Haushaltes unentbehrlich sind. Diese praktische Ausbildung sucht die Schule in Haushaltungsschulen oder Schulküchen zu vermitteln. Die Schulküche weckt den Sinn für all die kleinen und großen Arbeiten des Haushaltes, erzieht zur Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit. Hier wird mit wirklichen Dingen hantiert und die goldene Brücke geschlagen, die hinüberleitet ins spätere Leben.

Mit dem letzten Schuljahr dürfen wir jedoch keineswegs die Erziehung und Ausbildung unserer Töchter für abgeschlossen erachten. Die obligatorische Fortbildungsschule muß weiterbauen, weitersäen, weiterpflanzen. Sie redet ein ernstes Wort über Kindererziehung, Verderblichkeit des Alkohols, über caritative und soziale Pflichten der Frau. Sie leitet die zukünftige Mutter an, über den engen Kreis des eigenen Ichs, über die niederen Schranken des Familienheims hinauszusehen, und schärft den Blick für die Leiden und Bedürfnisse der Gesamtheit, sie lehrt altruistisch, nicht egoistisch sein. Die freiwillig übernommene Pflicht, helfende Hand zu bieten, wird die künftige Mutter befähigen, Lust und Leid in der eigenen Familie mit rechtem Maß zu messen, die kleinen Bitternisse des Alltags leichter zu tragen und dankbar hinzunehmen, was das Leben ihr an Lust und Freude in den Schoß wirft. Sie wird stark und geschickt werden, Söhne zu erziehen, die wahre Männer sind, und Töchter heranzubilden, die edle Frauen heißen. Rufen wir darum immer eindringlicher nach praktischem, hauswirtschaftlichem Unterricht, nach obligatorischen Fortbildungsschulen für unsere Mädchen!

Ein weiterer Schritt, und vielleicht der kräftigste und förderndste, zur Erziehung guter Mütter ist die Errichtung von Mutterschulen. Die dreigliederige Mutterschule mit ihrer Kleinkinderstation, dem Kindergarten und der Haushaltungs- und Kochschule dürfte wie kaum ein anderer Faktor geeignet sein, auf die wichtigen Pflichten einer Mutter vorzubereiten. Die Kinderstation lehrt die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes vom frühesten Säuglingsalter an nach Erfahrung und Grundsätzen fördern. Der Kindergarten zeigt eine planvolle Entwicklung und Stärkung aller nützlichen körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Kindes, und die Haushaltungsschule befähigt zur Führung des Haushaltes.

Wie weit die Fortbildungsschule oder auch diese Mutterschule der in unserer Zeit fast unerläßlichen Schulung der Frau als künftige Staatsbürgerin und Wahlkämpferin Rechnung tragen muß, läßt sich eben, wo alles im Wechsel und Werden ist, kaum vorausbestimmen.

Durch all diese genannten Einrichtungen sollen unsere Töchter tüchtige Frauen und Mütter werden, und wir erhoffen durch sie den Wiederaufbau der Familie, die wahre Emanzipation des Weibes. Aber auch den Müttern wollen wir zu Hilfe kommen, die ohne rechte Befähigung eine Familie gründeten, die außer dem Instinkt der Mutterliebe keine Ausrüstung für den heiligsten und verantwortungsreichsten aller Berufe besitzen, die mit Tränen und Enttäuschungen teueres Lehrgeld zahlen, und deren erzieherische Experimente das Kind schädigen mit einem Schaden, den das ganze Leben nicht mehr auszumerzen vermag. Wir können hier helfen, indem wir noch in später Stunde versuchen, die zu belehren und zu bilden, die gesetzt sind, eine künftige Generation zu erziehen. In pädagogischen Kursen können wir sie versammeln und unser Wissen und unsere freien Stunden in ihren Dienst stellen. In diesen Kursen läßt sich noch manches Samenkorn ausstreuen, noch vieles, was krumm ist, gerade machen. Und endlich, neben den Kursen sorgen wir für Mütterabende. Der Austausch eines Mütterabends kann herausreißen aus Trägheit und Verkommenheit, und wäre die Frucht von zehn Mütterabenden auch nur die Rettung einer einzigen Familie, der Preis wäre gering, der Segen unermeßlich. Die Neubelebung der Mütterlichkeit ist die höchste soziale Aufgabe der Frau. Nur gute Mütter erziehen uns ein lebenstüchtiges, lebenstätiges, lebensfrohes und lebenszufriedenes Geschlecht.

Gegen Schmutzliteratur und Schmutzkunst.

Wie G. Bargum im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 226, S. 10437) mitteilt, hat sich in Dänemark ein „Verein gegen die Schmutzpresse" gebildet, um, in der Erkenntnis, „daß dem dänischen Volke von seiten einer schlechten und zügellosen Presse Gefahr droht, die in den letzten Jahren in Kopenhagen aufgewachsen ist, durch ihren Ton und Inhalt die öffentliche Diskussion herabwürdigt und durch ihr Jagen nach Skandal, Sensation und Stadtklatsch dazu beiträgt, bei alt und jung die moralischen Begriffe zu verwirren und den Geschmack zu zerstören, zur tatkräftigen Bekämpfung dieses Uebels mit allen gesetzlichen Mitteln zu mahnen". Vorsteher des vorbereitenden Ausschusses ist: Dr. Jens Nörregaard, Testrup Volkshochschule pr. Maarslet St.; Kassier und Sekretär: Rechtsanwalt A. C. Linnemann, Kopenhagen. Der in der anständigen Tagespresse veröffentlichte Aufruf ist von einer großen Anzahl von Männern und Frauen der verschiedensten Stände dringend empfohlen; die Buchhändler sind vertreten durch Aug. Bang, J. Frimodt, Frederik Gad, Ejler H. Hagerup, Vilh. Tryde."

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", denen noch niemand Prüderie oder „Muckertum" vorgeworfen hat, wenden sich (Nr. 286 vom 18. Oktober) in einem sehr bemerkenswerten Artikel gegen den „Kultus des Nackten". Es heißt dort u. a.:

. . . „Wenn anderseits auf den Brettern, die die Welt bedeuten, weibliche Gestalten, kaum geschützt durch das Feigenblatt der Eva, anmutig einhertänzeln, wenn man die übelsten Spekulationen auf die Sinnlichkeit als eine neue hehre Offenbarung des feinsten ästhetischen Empfindens preist, wenn man in den Schaufenstern von Kunsthandlungen Statuen und Bilder ausstellt, die mit besonderer, minutiöser Sorgfalt dem Jüngling wie dem Greis am Stabe die Körperteile vor Augen führen, die sonst die Schamhaftigkeit zu verhüllen pflegt, wenn auf den Bühnen der Theater unter der Flaschenetikette der Kunst nur widerliche Ehebruchsdramen aufgeführt werden und Auskleideszenen die Lüsternheit wecken, so kämpft auch hier die Uebertreibung siegreich gegen die Vernünftigkeit. . . .

„In dem Worte, daß die antike Kunst den Körper nackt dargestellt hat, daß die moderne Kunst ihn aber auszieht, liegt allerdings eine gewisse Wahrheit; in ihm liegt aber zugleich auch eine Mahnung, den Realismus nicht in eine Art von handwerksmäßiger Photographenkunst ausarten zu lassen, nicht zu vergessen, daß die künstlerische Qualität allein ausschlaggebend ist, und daß der Künstler dem, was er sieht, aus sich selbst noch etwas hinzufügen, daß er das Geschaute in das Reich der Ideen hinaufheben muß. Jede echte Kunst enthält Dinge, die den Beschauer ablenken; wo dagegen die nackte Wirkung aus dem Kunstwerk herausspringt, da wird es immer anstößig sein, da wird es sich nur um ein Werk des künstlerischen Pfuschertums handeln. Das Nackte, das in der Hand eines echten Künstlers die Sittlichkeit hebt, es verdirbt sie in der Hand des anderen.

Darum erhebt sich auch überall dort, wo man es ernst meint mit der Zukunft unseres Volkes, ein scharfer Protest gegen die neue Lehre von der Nacktkultur, die schon die Vorführung des entblößten Körpers schlechthin für schön, für künstlerisch wertvoll erklärt. Man sagt ja auch hier, wenn eine pikante Tänzerin, angetan nur mit dem goldenen Gürtel der Venus, über die Bühne schwebt, daß der große künstlerische Eindruck jede unsittliche Wirkung ausschließt. Aber das ist nicht wahr. (Folgt eine Berufung auf die „treffenden" Bemerkungen der liberalen „Kölnischen Zeitung", die in Nr. 42 (S. 700 ff.) der „Allgemeinen Rundschau" bereits zitiert wurden.) .... Und nun sehe man sich einmal die Gestalten an, die bei solchen Vorführungen das Parkett bevölkern, man sinne darüber nach, welche Motive gerade die Bewohner der Tiergartenstraße und die Habitués der Börse, die Stammgäste des Café Riche oder des Moulin rouge in Scharen dorthin treiben, man blicke auf diese lüstern gespannten Gesichter, auf die funkelnden Augen und spüre den heißen Atem, der den Zuschauerraum durchzieht! Das ist doch wirklich kein „interesseloses Genießen", wie es die Kunst verlangt, da blühen auf dem Grunde der Seele doch ganz andere Blumen als die blaue Blume der Kunst, da wachsen nur Sumpfblumen empor, da gedeiht die sittliche Verwilderung! Wenn aber jetzt der preußische Minister des Innern[1]) feststellt, daß es den

[1]) Anmerkung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau": In Nr. 486 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 17. Oktober liest man: „Bei den Nachrichten von einem Verbote der sogenannten Schönheitsabende ist auch von dem Gutachten der Akademie der Künste in Berlin die Rede gewesen. Die Akademie ersucht das Wolffsche Telegraphenbureau, mitzuteilen, daß die Angaben über dieses Gutachten in keinem Punkte zutreffen." Es ist außerordentlich bezeichnend für gewisse in der Reichshauptstadt zurzeit fast übermächtig wirksamen geistigen Einflüsse, daß in einer selbstverständlichen Frage des öffentlichen Anstandes, in welcher die Presse aller Parteien die Polizei an ihre Pflicht erinnert, der Minister des Innern ein Gutachten der — — Akademie der Künste einfordert, ehe er eine Entscheidung trifft. Was würde wohl Fürst Bismarck zu solchen Regierungsexperimenten gesagt haben?

Digitized by Google

Veranstaltern um die Erzielung ganz anderer künstlerischer Wirkungen zu tun sei, und wenn er solche Unternehmungen als konzessionspflichtig bezeichnet, so ist immerhin ein erster, aber hoffentlich nicht schon der letzte Schritt geschehen, um die Ausbreitung der Lehre von der erzieherischen Wirkung der Nacktkultur zu zügeln. Ist man doch noch weiter geschritten: Man hat Logen der Nacktheit gegründet, in denen sich Brüderlein und Schwesterlein völlig unbekleidet und durchaus zwanglos zusammenfinden, natürlich nur zu kindlichen Spielen, nur um ästhetisch zu genießen und sich der Schönheit zu erfreuen. Die Kultur der Botokuden wird also hier zur feinsten und edelsten Blüte germanischer Entwicklung gestempelt. Wenn dann erwachsene Söhne ihre Mütter nackt herumwandeln sehen oder wenn der Mann die hüllenlose Gestalt seiner Gattin den Augen der Freunde preisgibt, und wenn dann nirgends Scham und Entrüstung sich regen, so ist nach der Ansicht der Logenbrüder die Gottähnlichkeit nahezu erreicht, nach Ansicht anderer aber der Stall der Circe mit Schweinen bevölkert worden."

Aus der Lehrerinnenwelt.

Auf der 7. Hauptversammlung des Katholischen Lehrerinnenvereins in Bayern (6.—11. Juni 1908) habe ich den Antrag gestellt die Umänderung des Titels „Fräulein" in die Anrede „Frau" zu erstreben. Die Begründung hierfür dürfte auch für weitere Kreise von Interesse sein. Die Hebung der Autorität der Lehrerin gebietet den veralteten Titel „Fräulein", welchen sie mit den größeren Schulmädchen, mit den Fortbildungs- und Feiertagsschülerinnen teilen muß, gegen die Vollbezeichnung „Frau" in der Anrede wie im behördlichen Verkehr zu vertauschen.

Der solidarisch veranlagte und Konsequenzen ziehende Mann hat — abgesehen von dem kurze Zeit beim berufslosen Adel gebräuchlichen „herrelin" — keine ähnliche Unterscheidung zwischen Verheirateten und Ledigen vorgenommen, weil darin eine Kennzeichnung des Individuums als Geschlechtswesen liegt, was die Würde einer öffentlich wirkenden Persönlichkeit beeinträchtigt. Auch die Lehrerin steht über dem Problem des Heiratsmarktes; daher ist ein Diminutivum, ein Neutrum mit teils kosiger, teils verächtlicher Nebenbedeutung, für sie unpassend, um so mehr als daraus im praktischen Leben Zurücksetzungen und andere Nachteile resultieren. In Oesterreich werden die weiblichen Lehrer, Direktoren, Doktoren usw. auch amtlich mit „Frau" angeredet. — Historisch beleuchtet, gebührt diese ehrende Bezeichnung der Freien so gut wie der Gebundenen. Wurde im Mittelalter wîp mit vrouve zusammengestellt, so bezeichnete wîp die Ehefrau, vrouwe die Ledige. Im Tristan lesen wir: „Er gewinnet nimmer wîp noch vrouwe." Manchmal finden wir bei Minnesängern aber auch das Wort vrouwelin (Fräulein) als schmeichelnde Anrede für Gattinnen; im allgemeinen haftete der Silbe „lin" bzw. „lein" der verächtliche Beigeschmack niederen Standes, ja selbst der Unmoral an: „Diu varnden freulin ûz der stat trîben!" Der Titel der Ehefrau war wîp oder kône. Es singt ein ritterlicher Held: „Dô reit ich zuo der vil lieben kônen min." — Nach Wernher von Valkenstein war noch im 13. Jahrhundert der Gebrauch des Wortes „Frau" als spezielle Bezeichnung der ehelichen Genossin nicht allgemein eingeführt.

Während und nach der Lutherepoche wurde die Verheiratete besonders hoch bewertet; sie beanspruchte das Edelwort „Frau" für sich allein. Die Unvermählte konnte sich mit dem wässerigen Ausdrucke „Fräulein", dem der Sinn der Unreife, der Unselbständigkeit, der niederen femininen Würde anhaftet, begnügen. In unserer Zeit jedoch tritt gerade die unverheiratete Frau als selbständige, unabhängige Persönlichkeit in den Vordergrund; als Aequivalent für eine nicht betätigte körperliche Seite ihres Wesens stellt sie eine intensivere Ausgestaltung ihrer geistigen und seelischen Kräfte in den Dienst der Oeffentlichkeit, der Menschheitsfamilie. Wir wollen daher den Vollbegriff „Frau", seines einseitigen Charakters entkleidet, wieder der Verallgemeinerung zugänglich machen. Die Realisierung dieses Strebens kann nur mehr eine Frage der Zeit sein. Inkonsequenzen sind auch in Deutschland gegeben, wo manche Unvermählte den Titel „Frau" bereits führen: Prinzessinnen, Hofdamen, Nonnen, Institutsvorsteherinnen, Klassendamen höherer Bildungsanstalten usw.

Die Lehrerinnen erziehen und unterrichten als geistige Mütter Hunderte von deutschen Kindern; ihre Pflichten machen sie zu Partnerinnen von Schulmännern (nicht Männlein oder Herrlein!). Sie erstreben also nur ihr Recht, wenn sie durch Abschaffung des unzeitgemäßen Titels „Fräulein" als vollwertige Frauen Anerkennung verlangen. Anna de Crignis.

Der Sachverstand liberaler Blätter in katholischen Dingen

hat soeben wieder eine Orgie gefeiert, die schier unglaublich wäre, wenn der Tatbestand nicht schwarz auf weiß gedruckt vor unseren Augen stünde. Die liberale Presse hat sich jüngst mit einem Eifer, der ihrer grundsätzlichen Feindseligkeit gegen „Rom" und alles „Römische" sehr merkwürdig zu Gesicht steht, dem Oberhirten der Erzdiözese München und Freising als freiwillige Ehrenwache zur Verfügung gestellt. Man hat auch schon andere Töne von derselben Leier gehört. Doch das ist hier nebensächlich. Wir wollen nur den in solchen Fällen stets auf höchstem Kothurn einherstolzierenden „Sachverstand" dieser Presse in bengalische Beleuchtung setzen.

War da am Samstag, 10. Oktober 1908, in Nr. 28 der von der erhabenen Höhe des Weltblattes zum bescheidenen Wochenblatte herabgestiegenen Münchener „Allgemeinen Zeitung" an leitender Stelle gleich in der dritten Zeile vom „Münchener Fürst-Erzbischof" zu lesen. Man traute seinen Augen nicht, aber es stand wirklich und steht heute noch mit klaren Lettern zu lesen: „Münchener Fürst-Erzbischof Dr. von Stein." Nun gibt es ja bekanntlich einen Druckfehlerteufel, der schon manchen tollen Koboldstreich auf dem Kerbholz hat. Aber inzwischen las man auch in der dreimalweisen Berliner „Täglichen Rundschau" vom 12. Oktober vom „Münchener Fürst-Erzbischof", in den „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 11. Oktober, in den „Hamburger Nachrichten" vom 12. Oktober, im „Hamburger Fremdenblatt" vom 14. Oktober, in der Königsberger „Allgem. Zeitung" vom 14. Oktober immer wieder vom „Münchener Fürst-Erzbischof". Wenn sich jemand ein Vergnügen daraus macht, wird er vielleicht noch ein Dutzend oder mehr antirömische Organe aufstöbern, welche mit salbungsvollem Ernste ihren Lesern die Mär vom „Münchener Fürst-Erzbischof" vortragen. Wer als Erster oder „Erfinder" diese blutige Blamage der liberalen Presse auf dem Gewissen hat, weiß der Himmel; denn die norddeutschen Brüder und Schwestern haben natürlich alle gutgläubig aus der so nahe an der Münchener Quelle sitzenden „Allgemeinen Zeitung" geschöpft und damit bewiesen, daß sie aus Eigenem von der katholischen Hierarchie nicht viel mehr verstehen als ein gewisses nützliches Haustier vom Spanischen. Die stets landfremd gebliebene Münchener „Allgemeine Zeitung" aber hatte ihre Weisheit vielleicht von irgend einem importierten Spezialisten, der durch „fürsterzbischöfliche" Erinnerungen aus — Oesterreich seinen Sachverstand so schmählich kompromittieren ließ. Die „Allgemeine Rundschau" hat alle Veranlassung, den Hereingefallenen um so herzlicher zu kondolieren, je hochfahrender sie die Nase gerümpft und sich als Sachwalter hoher kirchlicher Stellen aufgespielt hatten.

Mittlerweile ist die so eifrig kolportierte Ausstreuung, daß der Nuntius und der Erzbischof dem Katholischen Preßverein in Bayern eine „deutliche Absage" erteilt hätten, von kompetenter Seite im „Bayerischen Kurier" (Nr. 295 vom 20. Okt.) bündig widerlegt und dementiert worden. Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß der Münchener Erzbischof erst in den jüngsten Tagen als Beitrag für den kath. Preßverein eine größere Summe stiftete.

Christ und Bühne.

In der Julinummer der orthodox-protestantischen Zeitschrift „Glauben und Wissen", herausgegeben von E. Dennert, schreibt Dietrich von Oertzen über das Thema „Christ und Bühne" u. a. folgendes: „Die Frage ist die, ob die moderne deutsche Bühne so, wie sie nun einmal ist und sich entwickelt hat, dem christlichen oder auch nur klassischen Ideal insoweit entspricht, daß man die ethische Stellung, die man der Bühne „als solcher" gegenüber einnimmt, ohne weiteres auch zur modernen Bühne einnehmen kann. Diese Frage muß dann freilich sehr entschieden verneint werden. Es handelt sich nicht darum, daß der modernen Bühne einzelne Unvollkommenheiten anhaften, wie sie mit jeder menschlichen Sache verbunden sind, sondern es muß zugegeben werden, daß der weitaus größte Teil des deutschen Bühnenwesens sich in einem solchen Zustande der Fäulnis und Verkommenheit befindet, daß jede Berührung damit eine sittliche Ansteckungsgefahr bedeutet. Gewiß sind drei Viertel aller Darbietungen, wenigstens in dem tonangebenden Berlin, von einer Qualität, daß sie christliche Denkweise und Sitte nicht bauen helfen, sondern zerstören. Die geschlechtlichen Probleme beherrschen das Feld absolut und werden stets in unsittlichem Geist behandelt. Im Winter 1904 auf 1905 hatte ich für eine Berliner Zeitung den Besuch der Premieren und die Besprechung der neuen Stücke übernommen. Unter den 20—30 neuen Stücken dieses Jahres war nicht ein einziges mehr, in dem es sich um reine bräutliche Liebe des Helden bzw.

Digitized by Google

der Heldin gehandelt hätte. Alle ohne Ausnahme setzten mit der schon geschlossenen Ehe ein und behandelten dann Ehebruchsfolgen und Ehebruchsfragen. Die Ehe ist nicht mehr als solche das Ziel der Liebenden — das ist entfernt nicht mehr pikant genug. Die dramatische Verwicklung beginnt erst mit dem betrügerischen „Verhältnis". Die Zeit, wo die Stücke darauf hinausliefen, daß die Liebenden „sich kriegten", ist vorüber. Heute handelt sich's nur noch darum, wie die, die sich gekriegt haben, sich betrügen und auseinanderlaufen. Von den Tugenden, die auf dem Geschlechtsgebiete liegen, von Keuschheit, Reinheit, Treue, Entsagung, Energie, die alle Hindernisse überwindet, usw. ist nicht mehr die Rede oder doch höchstens im Sinne der Tendenz, sie lächerlich zu machen. Und zwar ist dies das Bild der großen „besseren" Bühnen. Es fehlt aber auch nicht an solchen, die direkt im Dienste des Lasters stehen, ja man kann zweifelhaft sein, ob sie nicht die Mehrheit bilden. Vor nicht langer Zeit schrieb mir ein Mann, der 13 Jahre lang Schauspieler war, und zwar ein anerkannter und tüchtiger Schauspieler, der dann der Bühne den Rücken gekehrt, mit eiserner Energie das Abiturientenexamen nachgeholt hat und nun evangelische Theologie studiert, das Folgende: „Das Theater wird immer mehr zu einem Zerrbilde dessen, was es ursprünglich war und was es sein sollte. Es ist kaum noch ein Kulturfaktor, sondern trägt zu seinem Teile erheblich bei, den Volksgeist zu vergiften." Ich glaube daran, daß von der Schaubühne eminente geistige und seelische Wirkungen ausgehen. Aber verschwindend gering sind gegenwärtig die guten, erschreckend groß die verderblichen. Was ist denn aber nun angesichts dieses grauenhaften Zustandes zu tun? Darf ein moderner Christ das moderne Schauspielhaus betreten? Eine für alle gültige Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben. Selbstverständlich scheint mir, daß direkte Schmutzbühnen, wie etwa „Metropol" und „Residenz" in Berlin, boykottiert werden; daß man selbst nicht hineingeht, aber auch Zeugnis dagegen ablegt und andere warnt. Schwieriger ist es, sich mit den besseren Bühnen abzufinden, die nicht direkt unsittliche Absicht haben, aber wahllos alles geben, was interessant scheint . . . Kommt einmal ein Stück, das als einwandfreies Bildungsmittel angesehen werden kann, so mögen christliche Eltern nicht ihre Kinder allein ins Theater schicken, sondern mit ihnen hingehen und sie zu selbständigem, nicht nur literarischem, sondern auch sittlichem Urteil anleiten. Junge Leute aber, die schon selbständig sind, müssen es schließlich selber wissen, ob sie Förderung oder Hinderung ihres Glaubenslebens von der Bühne mit hinwegnehmen und danach ihre Entschlüsse einrichten. Gereifte Männer sollten aber tun, was sie können, daß es besser werde. . . . Anderseits sollte jeder Leser einer christlichen Tageszeitung die Redaktion dazu anhalten, daß ihre Theaterkritiker nicht nur dramaturgisch hin- und herreden, sondern in erster Linie auch sittliche Maßstäbe anlegen, und das nicht nur mit jener liebenswürdigen Milde, die immer an das Freibillett denkt, sondern mit dem Ernst und der Strenge des Richters, der einer unerbittlichen Pflicht gerecht wird. Wie in aller Welt könnten denn die Bühnenleiter, die nur an den Erwerb denken und auf die Schwachheit der Menschen spekulieren, jemals zu besserer Praxis erzogen und bewogen werden, wenn nicht einmal große konservative und christliche Zeitungen einen klaren Posaunenton erschallen lassen?"

So zu lesen in der protestantischen Monatsschrift „Glauben und Wissen".

Die Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz

fand in diesem Jahre in Lübeck statt, zum neunten Male, seitdem diese treffliche Einrichtung eingeführt worden ist. Sie gibt willkommene Gelegenheit für die aus Deutschland, Oesterreich, Skandinavien, der Schweiz, Holland und anderen Gegenden zusammenkommenden behördlichen und privaten Vertreter des im weitesten Sinne verstandenen Heimatschutzes sich zu sehen, zu sprechen, Eindrücke und Einflüsse auszutauschen, und das ist noch mehr wert als die großen Vorträge. Die Tagungen für Denkmalpflege haben bereits in mancher Einzelangelegenheit vorzüglichen Nutzen gestiftet, ganz besonders aber für die Einleitung und Ausarbeitung wichtiger gesetzgeberischer Maßregeln. Denn schließlich ist ohne diese doch nicht auszukommen; neben der Zahl jener Verständigen und bewußt Patriotischen, die sich durch Vernunftgründe überzeugen und leiten lassen, steht die weitaus größere Masse jener, die mit Ernst genötigt werden müssen. So verdankt z. B. das hessische Denkmalschutzgesetz im wesentlichen seine Entstehung den Anregungen der Denkmalpflegetage. Demgemäß standen auch diesmal im Vordergrunde die Verhandlungen über Verwaltungsmaßregeln des Staates wie der Ortsbehörden. Es sprach Amtsrichter Dr. Bredt-Barmen über die „Ortsstatute", die auf Grund des preußischen Heimatschutzgesetzes vom 15. Juli 1907 entstanden sind. Bis jetzt sind dergleichen in zehn Orten im Gebrauch und sehr viele andere haben sie in Aussicht. Nirgends handelt es sich um unkünstlerische Aufwärmung alter Stilarten, sondern die Anordnungen sind allgemeiner Art, nur darauf berechnet, den neuen Bauwerken harmonischen Zusammenklang mit ihrer alten Umgebung zu sichern. Ihren praktischen Nutzen haben die Ortsstatute bisher noch nicht genügend nachweisen können, was sich aus der kurzen Zeit ihres Bestehens erklärt. Jedenfalls läßt sich für die Erhaltung der alten, wertvollen Baudenkmäler, wie für die Besserung der modernen Baukunst mit Fug Gutes von ihnen erwarten. Das Beispiel von Hessen wirkt in dieser Beziehung ermutigend, wo solche Statute bereits seit vier Jahren bestehen. Damit zusammen hing der Vortrag von Prof. Dr. Weber-Jena über „Städtische Kunstkommissionen". Gemeint sind eigentlich Kommissionen für Denkmalpflege. Sie gibt es in zwei Dutzend deutscher Städte zu dem Zwecke des Schutzes älterer Bau- und Kunstdenkmäler, sowie zur Beaufsichtigung neuer Unternehmungen des Stadt- und Häuserbaues. Ihre Tätigkeit stützt sich in Preußen, Baden, Württemberg und Bayern auf bereits vorhandene gesetzliche Vorschriften, in anderen Staaten sind solche wenigstens in Aussicht. — Insofern interessierte sehr lebhaft der inhaltreiche Vortrag des Herrn Ministerialrates Kahr-München über „Die neuerlichen Maßnahmen auf dem Gebiete der Denkmalpflege in Bayern". Ihre Anfänge sind bereits ziemlich alten Datums. Aus der Zeit Ludwigs I. gibt es Verordnungen für weltliche und kirchliche Altertümer, und das Gesetz vom 6. Juli 1908 hat diese Vorschriften noch wesentlich ausgedehnt und befestigt. Vollzugsorgane sind der Baukunstausschuß, das Generalkonservatorium, wesentlich auch die Baupolizei, die ihren Rückhalt an dem Gesetze vom 22. Juni 1900 hat, das als Blankettgesetz den Behörden weite Machtbefugnisse einräumt. Beistand leisten der Regierung die Landbauämter, der Architektenverein, der wichtige Verein für Volkskunst und Volkskunde. Die Ortsbehörden sind beauftragt, sich möglichst an geeigneten künstlerischen Beirat zu halten, Verzeichnisse von Denkmälern, Kunstvereinen, Orts- und Landschaftsbildern anzulegen und weiter auszudehnen. Ueber die Grundsätze des modernen Städtebaues ist ihnen Belehrung erteilt worden, desgleichen über die Bebauung von Seeufern und Bergabhängen. Das alles zielt nicht auf polizeiliche Bevormundung oder Altertümelei, sondern auf vernünftige Leitung zum Schutze echter Schönheit. Demselben Zwecke dienen auch die bayerischen Verordnungen für Naturpflege. Die interessanten Ausführungen des Redners ernteten lebhaften Beifall, der durch die Vorführung einer Reihe schöner und eindrucksvoller Abbildungen noch gesteigert wurde. In trübseligem Gegensatze hierzu standen die Verhandlungen über den Verkauf des Würzburger Kreuzganges, die zu keinem Ergebnis führten. Höchstens zu dem, daß die bayerische Denkmalpflege großer Energie bedürfen wird, um derartige unglaubliche Vorfälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Was zugunsten der Verschleppung mündlich und schriftlich vorgebracht worden ist, beruht zum guten Teile auf Trugschlüssen, die bei Gelegenheit wohl einmal eine nähere Betrachtung verdienen. Mehr spezieller Natur, doch von größter allgemeiner Bedeutung waren dann die Ausführungen von Prof. Gurlitt-Dresden über „Die Freilegung und Umbauung von Kirchen". Der Berichterstatter kam zu dem Ergebnis, in dem man ihm freilich recht geben muß, daß es eine einheitliche und grundsätzliche Lösung der schwierigen Frage nicht geben könnte. Die von ihm vorgebrachten Beispiele freigelegter Kirchen waren schlimm genug und erwiesen den Schaden, der den Bauwerken durch Beseitigung ihrer historisch gewordenen und ästhetisch notwendigen Nachbarschaft bisher überall zugefügt worden ist. Nicht minder wichtig waren die Untersuchungen des rheinischen Provinzialkonservators Prof. Dr. Clemen-Bonn über „Die Erhaltung alter Grabdenkmäler und Friedhöfe". Auf alles dieses kann hier im beschränkten Raume leider nicht näher eingegangen werden. Außerdem brachte die Tagung interessante Vorträge und Verhandlungen über Beispiele moderner Denkmalpflege aus Sachsen und anderen deutschen Gegenden, wobei namentlich in ersterem Lande der Grundsatz großer künstlerischer Unabhängigkeit festgestellt wurde. Ferner über Erhaltung von Goldschmiedearbeiten und dergleichen. — In den zwei Tagen vor den Sitzungen für Denkmalpflege fanden die des Bundes „Heimatschutz" statt. Erledigt wurden einige Grundfragen der Organisation und der Propaganda, neue Satzungen wurden beraten, und dann folgten die sehr interessanten Berichte der einzelnen Heimatschutzvereine über ihre im letzten Jahre entwickelte Tätigkeit. Es sind erfreuliche und dankenswerte Erfolge erzielt worden. Die Vorträge wurden durch viele Lichtbilder erläutert und fanden gerechten Beifall. — Die Sitzungen des Jahres 1909 werden in Trier stattfinden.

Dr. O. Doering-Dachau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandel u. d. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 44. München, 31. Oktober 1908. V. Jahrgang.

Preußische Kirchenpolitik.

Ein Beitrag zur Kölner Kirchengeschichte.

Von H. M. Klein.

Die Erzbischöfliche Behörde zu Köln ist in einer Weise provoziert worden, daß den Katholiken von ganz Deutschland die Ohren klingen müssen.

Eine dogmatische Vorbemerkung: Ueberzeugt von der Notwendigkeit der Taufe, macht die katholische Kirche es ihren Dienern zur heiligen Pflicht, bei der Aufnahme von Protestanten in ihre Gemeinschaft genaue Nachforschungen anzustellen, ob die diesen Konvertiten seinerzeit vom protestantischen Pastor gespendete Taufe gültig ist. Wer weiß, wie bei den führenden Theologen des Protestantismus der Glaube an die Kraft der Taufe geschwunden, wer weiß, welch wunderliche Sammlung von Taufformeln bei den verschiedenen Pastoren kursiert, wer weiß, daß selbst protestantische Eltern die Taufe an ihren Kindern wiederholen ließen, weil sie von der Ungültigkeit der ihren Kindern gespendeten Taufe überzeugt waren, der wird der katholischen Kirche die Untersuchung über die Gültigkeit der Taufe ihrer Konvertiten nicht bloß als ein ihr zustehendes Recht, sondern auch als eine unabweisbare Pflicht zugestehen.

Ueberzeugt von der Heiligkeit auch der von Nichtkatholiken vollzogenen gültigen Taufe, hat die Kirche die Entscheidung darüber, ob eine von einem Nichtkatholiken gespendete Taufe gültig ist oder nicht, dem Entscheid des einzelnen Priesters entzogen und von dem Entscheid des Ordinariates abhängig gemacht, und wenn das Ordinariat nach eingehender Erwägung zu dem Urteil kommt, für die Gültigkeit der vom Akatholiken gespendeten Taufe liege ein wenn auch nur ganz entfernter Wahrscheinlichkeitsgrund vor, dann gestattet das Ordinariat seinen Priestern nur die Taufe bedingungsweise zu wiederholen, d. h. der Priester darf nur taufen mit den Worten: „Wenn du noch nicht getauft bist, dann taufe ich dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." So heilig denkt die Kirche selbst von der Taufe, die ein Nichtkatholik spendet.

Zur Tatsache: In der letzten Zeit wurden in der Kölner Erzdiözese einige Protestanten in die katholische Kirche aufgenommen. Die kirchlich vorgeschriebene Untersuchung ergab, daß berechtigter Grund vorhanden sei, an der Gültigkeit der gespendeten Taufen zu zweifeln, und so ordnete die kirchliche Behörde an, daß an beiden die Taufe bedingungsweise wiederholt werden sollte. Um die beteiligten protestantischen Kreise zu schonen, wurde angeordnet, daß die Taufzeremonien ganz im Stillen vorgenommen werden sollten. Nicht bald nachher erscheint gegen die auf Anordnung der Kölner Kirchenbehörde erfolgte Vornahme der bedingten Taufe ein Protest des Herrn Oberpräsidenten v. Schorlemer, indem der Herr Oberpräsident die Erzbischöfliche Behörde ersucht, dieses ihr Verfahren bezüglich der bedingten Taufe bei Konvertiten zu ändern.

Das ist die Tatsache; eine Tatsache, bei der jeder, in dem noch ein Tröpflein katholischen Blutes rollt, aufspringen muß und rufen: Ich protestiere! Frei muß die Kirche sein, frei vor allem in der Verwaltung des Heiligsten, was sie hat, des Glaubens und der Sakramente. Für diese Freiheit haben große Kirchenfürsten sich selbst zum Schild gemacht. Sie haben die Pfeile gegen die Freiheit der Kirche mit der eigenen Brust aufgefangen; sie sind gefallen, und die Freiheit blieb unversehrt.

Zurück zu unserer Tatsache. Daß Herr von Schorlemer es ist, der in seiner Stellung als Oberpräsident der Kirche Vorschriften macht und das noch in rein kirchlichen Dingen, ist an und für sich nebensächlich. Er scheidet in der Betrachtung der Angelegenheit aus. Denn wäre kein „von Schorlemer" dagewesen, so würde sich schon ein „von Fuchsburg" oder „von Daxheim" gefunden haben, wenngleich es nicht einer gewissen Tragik entbehrt, daß gerade ein Schorlemer es ist, dessen das System sich bedient. Ob wohl der alte treue Kämpe aus den Tagen des Kulturkampfes von gleichem Namen und von gleichem Blute ruhig in seiner Gruft schläft?

Das System ist es, das wir anklagen, und das System ist es, gegen das der Katholik protestieren muß.

Das alte Cäsarenideal, nach dem der summus imperator zugleich der summus pontifex ist, hat noch nie verfehlt eine zauberhafte Wirkung auf gekrönte Häupter auszuüben. Das Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum im Mittelalter war nichts anderes als ein Ringen für und gegen die Verwirklichung dieses Ideals, und als die Reformation die weltlichen Fürsten zum geistigen Oberhaupte der Kirche weihte, da erhob sie zum Gesetz, was von den Fürsten mehr oder weniger bewußt ersehnt war. Kein Wunder, daß so viele Weltherrscher sich sogleich dem Protestantismus zuwandten; ein Wunder nur, daß nicht alle der Versuchung erlagen.

Seit den Tagen der Reformation hat dieses protestantische Fürstenideal sich die alte Welt erobert. Wenn es sich auch noch nicht alle Gesetze erobert hat, die Interpretation der Gesetze wird von diesem Geiste geleitet, und das ungeschriebene Gesetz der Praxis — was man nicht leicht offen sagt, aber tut — heißt: Der Staat ist auch in kirchlichen Dingen allmächtig.

Aus diesem Geiste heraus wurde auch der Ukas des Herrn Oberpräsidenten von Schorlemer an die Kölner Kirchenbehörde geboren. Was durch den Mund des Herrn von Schorlemer spricht, dieser Geist der Bevormundung der katholischen Kirche, dieser Geist, der die katholische Kirche zur Dienerin des Staates herabwürdigen, der an Stelle des unfehlbaren Lehramtes der Kirche das Lehramt der Privatmeinung des jeweiligen Herrschers setzen, d. h. die katholische Kirche protestantisieren möchte — das ist der Geist der gegenwärtigen Reichsregierung im allgemeinen und ganz speziell der Regierung Preußens.

Das deutsche Kaisertum ist zwar nicht verbrieft, aber in Wirklichkeit ein protestantisches Kaisertum. In dem Punkte wollen wir das Zeugnis des Fürsten von Eulenburg, des langjährigen vertrauten Freundes unseres Kaisers, zulassen; und das Zeugnis des Herrn Generals von Liebert, des politischen Vertrauten unseres Reichskanzlers, und die Zeugnisse all der dii minores, welche die Tagesblätter der vergangenen Monate aufgeführt. Große Staaten haben ihre Staatstraditionen, die sich nicht beugen lassen und selbst den impulsivesten und persönlichsten Staatsvertreter beugen. Die Maschine hat ihren Gang; entweder mit ihr oder unter sie. Die preußische Staatstradition ist protestantisch; wer die Geschichte Preußens kennt, wird auf jeder Seite den Beleg finden: Der klassische Nachweis, den Joseph v. Görres in seinem unsterblichen „Athanasius" erbracht, ist bis heute unwiderlegt.

Digitized by Google

Die führende Stellung Preußens im Reichsverband hat die spezifisch protestantische Tendenz in der Ausübung der Regierungsgewalt ins Reich übertragen, nicht ohne die jubelnde Zustimmung all der Bundesstaaten, die heute noch den Jesuiten nicht das Mindestmaß von Bewegungsfreiheit zugestehen wollen, das sie Anarchisten und Sozialdemokraten gestatten.

Und über diese spezifisch protestantische Tendenz des Regierungsapparates dürfen uns keine persönlichen Freundlichkeiten hinwegtäuschen. Man muß wohl unterscheiden zwischen dem gentlemanliken Benehmen des einzelnen Regierungsvertreters und zwischen dem Bestreben der Politik. Mögen noch so oft Bischöfe zur Festtafel entboten werden, mögen die Antworten auf das Gelöbnis der Treue noch so höflich und gnädig lauten, mag der Verkehr mit einzelnen katholischen Klöstern noch so freundschaftlich sein, mögen manche Kondolenztelegramme noch so herzlich ausfallen, mag sich auch einmal ein höherer Orden auf eine heiße katholische Brust verirren — das sind persönliche Freundlichkeiten, die bloß den Empfänger verpflichten, aber den Gang einer anderslautenden Politik nicht beirren.

Ja, all diese und andere kleinen Aufmerksamkeiten haben das Gefährliche, daß sie die Aufmerksamkeit derjenigen fesseln, die nur auf die Oberfläche aufmerken und nicht gewohnt sind, in die Tiefe zu schauen und zu merken, was hinter der Erscheinungen Flucht vorgeht. Und darum heißt es: Katholisches Volk, merke auf!

Der Versuch, der katholischen Kirche Vorschriften zu machen über die Verwaltung des Sakramentes der hl. Taufe, ist nur der erste Schritt.

Wenn die Erzbischöfliche Behörde zu Köln, was Herr Oberpräsident von Schorlemer wohl nicht bezweifelt, die Taufen, die Bremer Pastoren „im Namen des Wahren, Guten und Schönen" spenden, auf seinen Wunsch hin für ebenso gültig halten wird, wie die „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes" gespendeten, dann wird er bereit sein, zur Versöhnung der Konfessionen mit weiteren „Reformvorschlägen" hervorzutreten. Doch bis dahin hat's noch einige Weile.

Der erste Schritt ist erst getan, und darum noch einmal: Katholisches Volk, merke auf und wahre deine heiligsten Güter!

Ungarns Wahlreform.

Von

Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

III. Graf Andrassys Entwurf.

Im Paktum des Jahres 1906 hatte also die Koalition sich verpflichtet, eine Wahlreform auf mindestens ebenso breiter Basis durchzuführen, wie sie der Entwurf Kristoffys enthielt. Allgemein, gleich, geheim, direkt muß also das neue Wahlrecht werden. Wie der Innenminister Graf Andrassy dieser Verpflichtung nachzukommen plant, zeigt sein Entwurf, welcher auf dem nicht mehr unbekannten Wege des Aktendiebstahls in den Besitz des sozialdemokratischen „Nepszava" (Volksstimme) gekommen ist. Seine Authentizität wird von der Regierung dadurch anerkannt, daß sie verlautbaren ließ, der Entwurf sei „durch sträflichen Mißbrauch" in den Besitz des Blattes gekommen und eine strafgerichtliche Untersuchung sei bereits eingeleitet.

Nach diesem Entwurfe wird ein zweifaches Wahlrecht eingeführt: ein direktes und ein indirektes. Indirekt wählen die Analphabeten, und zwar je zehn Analphabeten einen Wahlmann. Auf diese Weise kommen 1270924 Wähler zusammen. Direkt wählen alle jene, welche lesen und schreiben können, im ganzen 2688501 Personen. Ist damit schon das Prinzip der direkten Wahl durchbrochen, so wird das Prinzip der Gleichheit durch die Pluralität beseitigt. Andrassy setzt nämlich an, daß jene, welche nur lesen und schreiben können, auch nur eine Stimme erhalten, das sind 1531143 Personen; wer aber vier Klassen einer Mittelschule abgesessen oder mindestens 20 K direkte Steuer zahlt, oder mindestens eine ständige Hilfsperson beschäftigt, oder mindestens fünf Jahre bei einem und demselben Arbeitgeber angestellt ist, oder mindestens 32 Jahre alt, den Militärdienst absolviert und mindestens drei Kinder hat, erhält zwei Stimmen. Das sind 866267 Personen mit 1732534 Stimmen. Drei Stimmen bekommt jener, welcher eine ganze Mittelschule absolviert hat oder mindestens 100 K direkte Steuern zahlt; das sind 217791 Personen mit 653373 Stimmen. Alles in allem 4047671 Stimmen.

Bei diesen Zahlen muß vor allem die ungemein hohe Zahl der Analphabeten auffallen, 1270924 großjährige Männer, welche nicht lesen und schreiben können. Welch furchtbare Anklage gegen den Freimaurerliberalismus, welcher seit 1867 unumschränkt in Ungarn regiert und auch das Unterrichtsministerium verwaltet! Diese Anklage wird aber noch furchtbarer, wenn man bedenkt, daß die magyarischen Gewalthaber das Volk systematisch und mit Gewalt um jede Schulbildung betrogen haben — nämlich das nichtmagyarische Volk. Die nichtmagyarischen Nationalitäten hatten sich selbst ein blühendes Schulwesen geschaffen, welches mit Staatsgewalt brutal unterdrückt wurde, um das Volk in magyarische Schulen zu zwingen, deren magyarisierende Tendenz gar nicht in Abrede zu stellen versucht wurde. Daß nun die Nationalitäten sich weigerten, ihre Kinder in Schulen zu schicken, welche ihrem Volkstume die Lebensfäden abschneiden, ist selbstverständlich, und die Folge ist, daß z. B. der alte slowakische Bauer Ungarns lesen und schreiben kann, während sein großjähriger Sohn zu den Analphabeten gehört. Der slowakische Bub kann ja nicht in eine Schule gehen, deren Unterrichtssprache er nicht versteht. Zuerst das Volk mit Staatsgewalt um die elementarste Schulbildung brutal betrügen, dann auf Grund des Bildungsmangels das Volk um seine politischen Rechte betrügen, das ist magyarisch-liberale Regierungsmoral.

Den Grundsatz der Gerechtigkeit und Gleichheit bricht Graf Andrassy aber auch durch seine Wahlkreisgeometrie. Von den oben angegebenen 4047671 Stimmen entfallen infolge des Bildungszensus auf die Magyaren 61,8 % (ihr Bevölkerungsprozent ist einschließlich der Juden und Magyaronen nur 51,4), auf die Deutschen 15,2 % (statt 11,8), auf die Slowaken 10,3 % (statt 11,9), auf die Rumänen 7,4 % (statt 16,7), auf die Kroaten und Serben 1,1 % (statt 3,7), auf die Ruthenen 0,5 % (statt 2,5) und auf den Rest 1,3 % (statt 2 %).

An dieser ungerechten Verkürzung hat Graf Andrassy aber noch nicht genug; er hat sich eine so famose Einteilung der Wahlkreise ausgetüftelt, daß an eine Beseitigung der magyarischen Gewaltherrschaft im Reichstage und im Lande nie zu denken wäre, wenn diese Wahlreform sanktioniert würde; im Gegenteil: die Nichtmagyaren, welche nach der staatlichen Statistik mindestens 48 % der Einwohnerzahl ausmachen, würden zu ewiger Ohnmacht verurteilt werden. Der neue Reichstag soll 440 statt 413 Abgeordnete zählen, es käme also im Durchschnitt ein Abgeordneter auf 38600 Seelen. (Im Deutschen Reiche gibt es bei 60 Millionen Einwohner nur 397 Abgeordnete und Wahlkreise mit mehr als 100000 Wählern!) Von diesen 440 Mandaten gehören mehr als 300 (früher 229) zum sicheren Besitz der Magyaren; diese bekommen also bei einem Bevölkerungsprozent von 51,4 und einem Wahlstimmenprozent von 61,8 ein Mandatsprozent von rund 75. Diese ungerechte Bevorzugung der Magyaren tritt so recht kraß zutage, wenn man mit den mehr als 300 sicheren Mandaten der 8600000 Magyaren die nur höchstens 52 Mandate der 4800000 Rumänen und Slowaken vergleicht; bei den Magyaren kommt ein Abgeordneter auf 28700 (Durchschnitt 38600) Einwohner, bei den Rumänen und Slowaken auf 92308 Einwohner!

Die Charakterisierung des Andrassyschen Entwurfes wäre nicht vollständig, wenn darin die Darlegung der Vorteile fehlte, welche die Juden, die hauptsächlichsten Stützen der Kossuth-Koalition, davon haben werden. Vor allem können sämtliche großjährige Juden lesen und schreiben, so daß sie mit mindestens einer Stimme wahlberechtigt sein werden. Die meisten von ihnen (75 Prozent der Gesamtjudenschaft ist bereits magyarisiert) werden aber das Recht auf zwei oder drei Stimmen haben, da die Juden als Advokaten, Aerzte, Kaufleute, Beamte, Handelsangestellte die Pluralstimmbedingungen erfüllen. Infolgedessen konnte die von lauter Juden redigierte „Wiener Allg. Ztg." jubeln, daß der Einfluß der Juden bei den Wahlen auf Grund der Andrassyschen Reform ein sehr wesentlicher sein werde. In manchen Bezirken, vor allem in den magyarischen Städten und ganz besonders in einigen Bezirken Budapests, werden die Juden durch das Pluralitätsstimmrecht die absolute Mehrheit haben. Merkt man was?

Daß der Kaiserkönig sich weigert, einem solchen Reformmonstrum, welches mit dem Entwurfe Kristoffys im schreiendsten Widerspruche steht, die Vorsanktion zu erteilen, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der preußische Landtag.

Er ist besser als sein Wahlrecht. Einer der Vorzüge des preußischen Abgeordnetenhauses ist die Blocklosigkeit. Das Haus selbst läßt sich von der Blockpolitik im Reiche nicht irritieren. Es hat für die eben eröffnete Tagung das alte Präsidium wiedergewählt, das aus einem Konservativen, einem Zentrumsmann und einem Nationalliberalen besteht gemäß dem Grundsatz, daß die Ehrenstellen nach der Stärke der Fraktionen verteilt werden sollen. In den Verhandlungen zeigt sich auch sofort wieder, daß man dort die Aufgaben einfach sachlich anfaßt, ohne sich durch parteipolitische Spekulationen beirren zu lassen. Infolgedessen wird die preußische Finanzreform, die mit der Reichsfinanzreform zeitlich zusammenfällt, ruhiger und schneller erledigt werden als die entsprechenden Reichsaufgaben, die durch die Rücksicht auf den Blockbestand erschwert werden.

Doch die preußische Regierung steht in Personalunion mit der Reichsregierung, muß also dem Blockgedanken gelegentlich Rechnung tragen. Darum hat Fürst Bülow in die Landtagsthronrede einen Absatz hineingebracht, der in unbestimmten Ausdrücken eine Wahlreform verheißt und damit den heißen Wünschen der Blocklinken ein freundliches Entgegenkommen zeigt. Es wird eine „organische Fortentwicklung" des durch seine Mangelhaftigkeit weltberühmt gewordenen indirekten Dreiklassenwahlrechts versprochen, wobei einige Anspielungen auf „wirtschaftliche Entwicklung", „Bildung" und „politisches Verantwortlichkeitsgefühl" den Anschein erwecken können, als ob die Regierung den nationalliberalen Wünschen auf ein Pluralwahlrecht nachgeben wolle. Aber die Andeutungen sind ganz unverbindlich, und da erst noch „umfassende Vorarbeiten" in Aussicht genommen werden, hat der Wechsel eine sehr lange Sicht. Offenbar verfolgte Fürst Bülow den Zweck, ohne großen Kostenaufwand den Blockfreisinn, der die Reichssteuern bewilligen soll, bei guter Laune zu erhalten.

Nun tut aber die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses so, als ob sie keinen Spaß verstehe. Schon vor Eintritt in die Debatten des Hauses hat sie eine parteioffiziöse Erklärung erlassen, die das alte sechzigjährige Geldwahlrecht über den grünen Klee lobt und gegen die Abänderungspläne flammenden Protest erhebt. Man könnte das für einen Stoß gegen die Blockpolitik halten. Aber dem Fürsten Bülow wird die konservative Kriegserklärung gar nicht so unangenehm sein. Durch den leidenschaftlichen Widerspruch erscheint sein Zugeständnis an die Liberalen viel größer und wertvoller, als es tatsächlich ist. Also in taktischer Beziehung gefällt uns der Uebereifer der Konservativen nicht. In sachlicher Hinsicht erst recht nicht; denn die Reformbedürftigkeit des indirekten, ausschließlich nach der Geldsackgröße abgestuften Wahlrechts ist vernünftigerweise nicht zu leugnen. Statt sich dem Reformwagen entgegenzustemmen, sollten die Konservativen sich lieber auf dessen Bock schwingen, um eine möglichst gute Wahlreform zu machen, d. h. in erster Linie die eigennützigen Pläne der Liberalen zu durchkreuzen.

Während das preußische Parlament schon frisch und flott, mit der besten Aussicht auf eine glatte Verständigung, an die Beratung der Steuergesetze gegangen ist, lassen die weiteren Enthüllungen über die Reichssteuerreform, namentlich über die geplante Weinsteuer, die Gas- und Elektrizitätssteuer und über die unglückselige Inseratensteuer, die Aussichten der Reichsgesetzgebung immer dorniger und dunkler erscheinen. Man möchte fast den 13. Dezember 1906 segnen, der das Zentrum von der Fülle der Verantwortlichkeit für die Reichsgeschäfte befreit hat.

Das englische Gold und die europäische Konferenz.

Eine diplomatische Schachpartie um die Weltmeisterschaft! Durch die Veröffentlichung des ungeschickten Konferenzprogramms von Grey und Iswolsky war das Gegenteil von dem, was diese Herren wünschten, erreicht worden: die Türkei hatte Angst vor der Konferenz bekommen und unmittelbare Verhandlungen mit Bulgarien und Oesterreich angeknüpft. Diese Schwenkung hatte sogar die englisch-französische Hetzpresse durch neue grobe Verleumdungen der deutschen Friedensliebe nicht zu verhindern vermocht. Aber die englische Diplomatie wollte sich einen solchen Echec nicht gefallen lassen. „Bist du nicht willig, so brauch' ich des Geldes Gewalt." Der allzeit und besonders jetzt geldbedürftigen Türkei wurde ein sofortiger Vorschuß von 5 Millionen Pfund und eine nachfolgende Anleihe von 15 Millionen in Aussicht gestellt, aber unter der Bedingung, daß sie von den unmittelbaren Verhandlungen ablasse und sich wieder dem englisch-russischen Konferenzplane zuwende. Solch klingenden Argumenten vermochte man in Stambul nicht zu widerstehen. Es wird weiter berichtet, daß England der jungtürkischen Nebenregierung auch noch das Einlaufen der Flotte im Falle einer Reaktion verheißen habe. Das bedarf noch der Bestätigung. Aber Tatsache ist, daß die Türkei plötzlich ihre Verhandlungen mit Wien und Sofia einstellte. In Wien sucht man freilich immer noch die Ansicht aufrechtzuerhalten, daß es sich nicht um einen Abbruch handle, sondern um einen Stillstand in den Verhandlungen, der noch überwunden werden könne, namentlich durch das Angebot Bulgariens, auf eine Entschädigung für den früheren Tribut Ostrumeliens „im Prinzip" sich einlassen zu wollen. Zu diesem Zugeständnis soll nach Wiener Angaben das bulgarische Ministerium sich durch seinen Zaren Ferdinand haben bewegen lassen.

Vorderhand muß man damit rechnen, daß England wiederum den Ton angibt in Konstantinopel. Die Türkei wird also wohl an dem Konferenzplan festhalten müssen. Trotzdem können die direkten Verhandlungen, wenn sie fortgesetzt werden sollten, noch einen großen Wert haben. Denn falls die nächstbeteiligten Staaten handelseins sind, wird die Konferenz sich darauf beschränken können, das internationale Siegel auf die Abmachungen zu drücken. Die Konferenz ist um so weniger gefährlich, je mehr sich ihre Wirksamkeit auf das Registrieren von fertigen Vereinbarungen beschränken kann.

Herr Iswolsky ist von London über Paris nach Berlin gereist und hat dort zahlreiche Unterredungen gepflogen. Das neueste offiziöse Bulletin redet von dem „gemeinsamen Wunsch" der Förderung von Beruhigung und Einvernehmen, sowie von dem herkömmlichen „freundschaftlichen Ton". Solche wohlklingende Lückenbüßer zeigen, daß noch keine Frucht vorliegt, die für die Oeffentlichkeit reif wäre.

Die deutsche Diplomatie hat die Eröffnung des preußischen Landtags benutzt, um etwas Amtliches zu sagen über die Orientkrisis. Da die Wiedereröffnung des vertagten Reichstags zu Anfang November ohne Sang und Klang erfolgen wird, ist in die Landtags-Thronrede ein kleiner hochpolitischer Absatz eingeschoben worden. Er enthält zunächst die Bemerkung, daß Deutschland im nahen Orient „politisch weniger interessiert" sei als andere Mächte, aber doch den dortigen Vorgängen „ernste Beachtung" widmen müsse. Daran schließt sich die kräftiger klingende Versicherung: „Das Deutsche Reich wird in treuer Gemeinschaft mit seinen Verbündeten für eine friedliche und gerechte Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten eintreten." Warum Deutschland sich förmlich und feierlich für weniger interessiert erklärt, ist nicht recht abzusehen. Sollte es sich vielleicht damit als Vermittler besser qualifizieren wollen? Die Betonung der Dreibundfestigkeit ist recht erfreulich. Das Wort von der „friedlichen" Lösung ist wohl als Gewähr für den österreichischen Status quo zu deuten, während die „gerechte" Lösung der Türkei Entschädigung und Sicherung gegen weitere Abzwackungen zu verheißen scheint. Inzwischen hat freilich die Türkei für das englische Linsenmus ihr politisches Erstgeburtsrecht wieder verkauft.

Von der Konferenz spricht die Thronrede nicht. Aus allen anderen Anzeichen ist zu schließen, daß die deutsche Diplomatie nach wie vor keinen grundsätzlichen Widerspruch gegen eine Konferenz erhebt, aber auch kein Empressement dafür hat. Sie würde es zweifellos gerne sehen, wenn die unmittelbaren Verhandlungen zu einer friedlichen und gerechten Lösung führten. Und wenn doch eine Konferenz abgehalten werden muß, dann nur auf Grund eines präzisen, ungefährlichen, allseitig gebilligten Programms jedenfalls ohne Kreta und serbische Kompensationen.

Serbien hat soeben seinen händelsüchtigen Kronprinzen an der Spitze einer Abordnung nach Petersburg geschickt. Dieser Zwischenfall hat zwei Seiten. Einerseits ist es eine Unfreundlichkeit gegen Oesterreich, wenn der Zar diesen antiösterreichischen Deliranten empfängt; anderseits ist es ein Gewinn für den Frieden, wenn der wilde Kronprinz von den serbischen Kriegshetzern räumlich getrennt ist. Der letztere Vorteil fällt wohl augenblicklich schwerer in die Wagschale. Aber die Vorgänge in Petersburg werden doch gewiß in Berlin und Wien die Staatsmänner zu erhöhter Vorsicht antreiben, damit die Konferenz von vornherein gesichert werde gegen die gefährlichen Erisäpfel der serbisch-montenegrinischen Begehrlichkeit.

Digitized by Google

Allerseelentag.

Die gelben Kerzen schwelen um die Tumba,
Darauf verblüht der letzte Blumenkranz.
Der Chor toniert die ernsten Totenpsalmen,
Die Bogenfenster werfen matten Glanz. . .

Ich schreite durch die langen Hügelreihen,
Vor manchem teuren Grabe hält mein Fuß —
Sie sind zur Ruhe schon vorausgegangen;
Wann trifft mich selber wohl das bange Muß?

Mit vielen saß ich an der Lebenstafel;
Sie standen auf und mußten wandern geh'n —
Mit vielen hab' ich Freud und Leid durchkostet
Und muß nun heut an ihren Gräbern steh'n. . .

Die Ampeln schwelen um den kalten Marmor
Vom Luftzug her; mich stickt der scharfe Rauch.
Ums Leichenkreuz die starren Pinien trauern,
Und Trauer hängt um jeden Baum und Strauch.

Ich seh' das Leid an allen Ecken wachen,
Der Traum vom Glühen muß zum Sterben geh'n:
Ein Sonnenstrahl liegt über allen Gräbern
Von Hoffnung licht: Es gibt ein Wiederseh'n. . .

Hans Gesold.

Professor Merkles Rede über die katholische Beurteilung des Zeitalters der Aufklärung

auf dem internationalen Historikerkongreß zu Berlin am 12. August 1908.

Besprochen von Dr. Adolf Rösch, Ordinariatsassessor und Offizialatsrat in Freiburg i. B.[1])

In der Sektion für Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit sowie der Kirchengeschichte des im August zu Berlin tagenden internationalen Historikerkongresses hat auch der in letzter Zeit vielgenannte katholische Theologe Professor Merkle von Würzburg das Wort genommen und mit seiner Rede über die katholische Beurteilung des Zeitalters der Aufklärung im dichtbesetzten Sitzungssaale des Herrenhauses nach Zeitungsberichten geradezu stürmischen Beifall geerntet. Auf katholischer Seite allerdings und am meisten bei denen, welche in dieser Geschichtsfrage mitzusprechen berechtigt sind, hat diese Rede nichts weniger als Bewunderung, aber um so mehr Verwunderung hervorgerufen, und erscheint eine öffentliche Stellungnahme dagegen geradezu als Gebot der Selbstachtung. Der Wortlaut der Rede ist leider bis heute noch nicht erschienen; doch brachte die Tagespresse der verschiedensten Schattierungen über dieselbe so eingehende und in der Hauptsache völlig übereinstimmende Referate, daß man so lange deren Berichte als authentisch zu betrachten berechtigt ist, bis der Autor das Gegenteil davon nachweist.

Ueber die Wahl des Themas wollen wir hier mit dem Redner nicht rechten, obgleich uns scheint, daß es noch nicht an der Zeit ist, über katholische Geschichtsforschung für diese Periode ein Urteil zu fällen, da die Detailarbeiten über diese Zeit bisher nur ganz vereinzelte sind. Was wir aber von dem Redner auf dem internationalen Historikerkongreß mit Recht voraussetzen müssen — dagegen kann man auch mit dem Prinzip der „voraussetzungslosen" Wissenschaft nicht ankommen — ist, daß er über das zu behandelnde Gebiet gründliche Kenntnisse besitzt, daß er seinen Stoff in wissenschaftlicher und würdiger Weise vorträgt, und daß er in der Polemik, wenn auch unerbittlich scharf, doch wenigstens gerecht vorgeht. Ob Professor Merkle diese gewiß bescheidenen Voraussetzungen erfüllt hat, möge im folgenden untersucht werden.

Zunächst ist zu erörtern, welche Auffassung Merkle von der Aufklärungszeit hat? Der Redner hat sich nicht die Mühe genommen, etwas über die Ursachen dieser so bedeutungsvollen religiösen Strömung zu sagen und mußte erst in der Diskussion hieran erinnert werden, wobei er dann als Hauptquell der Aufklärung die Verweigerung der bescheidensten Freiheit der Bewegung und Forschung bezeichnet. Zum Beleg hierfür gibt er, nachdem schon seine Rede mit pikantem Material reichlich gespickt war, den dankbaren Zuhörern noch zwei allerliebste Geschichtchen zum Besten: vor der Aufklärungszeit habe man bei den Katholiken allen Ernstes gelehrt, bei der Auferstehung würde jeder Mensch genau 6 Fuß und 3 Zoll hoch, weil das die Größe des Leibes Christi sei; und in Schottland und auf den Hebriden wüchsen die Enten zuerst als Blätter an den Bäumen, und solche Geschichten habe man gedeckt mit der Autorität des Glaubens. — Ich glaube mich hier mit der ganzen gebildeten Welt eins zu wissen in dem Urteile, daß derartige Auslassungen nicht mehr als Wissenschaft, sondern nur noch als Possenreißerei gewertet werden können.

Auch in seiner Rede selbst sucht Merkle die Aufklärungszeit dadurch in möglichst günstiges Licht zu setzen, daß er auf die vorausgehende Periode reichliche Schatten fallen läßt. Er zitiert ein sehr scharfes Urteil eines angesehenen Freiburger Hochschullehrers, Augustin Klüpfel, und eines Freiherrn von Idstedt, den er als Reformator des bayerischen Unterrichtswesens einführt, daß der theologische Betrieb an den Universitäten damals heillos schlecht gewesen sei. Angenommen nun auch, dieses Verdikt sei zum Teile oder auch ganz berechtigt, was ist dadurch für die Aufklärungsperiode gewonnen? Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, also die der Aufklärung unmittelbar vorausgehende Zeit, bedeutet gewiß keinen Höhepunkt in theologischer Beziehung; aber unwiderleglich ist, daß die Aufklärungszeit für die katholische theologische Wissenschaft auf nahezu allen Gebieten einen Tiefstand herbeigeführt hat, wie er seit Jahrhunderten unerhört war. Professor Merkle mag über einen engherzigen Geist reden, der vor der Aufklärungszeit „in der katholischen Kirche seine Orgien gefeiert hat", der in der Gefahr stand, „die gebildeten Teile der Nation sich zu entfremden" und sogar die „primären Quellen des christlichen Glaubens in immer weiterem Umfange zu vernachlässigen"; wir rechten hier darüber nicht mit ihm. Nur sollte er den Nachweis liefern, daß die Aufklärungszeit hier Besseres geschaffen, und das ist eben unmöglich.

Merkle meint zum Schlusse seiner Rede: Die Aufklärungszeit „hat ihr vollgerütteltes Maß von Fehlern, aber so abgrundtief schlecht, wie sie gemacht worden ist, ist sie nicht gewesen". Einen dieser „Fehler" auch nur anzudeuten, hat unser Historiker nicht für nötig gefunden. Dagegen gibt er sich Mühe, eine Anzahl Lichtseiten an diesem Gemälde nachzuweisen. Ich will hier zugeben, daß auch der Aufklärungszeit gewisse sehr große Verdienste um die Kirche nicht abzusprechen sind, die Herr Professor Merkle anscheinend nicht kennt, z. B. die Schaffung kirchlicher Zentralfonds, die Errichtung einer sehr bedeutenden Anzahl von selbständigen Seelsorgestellen. Aber was der Berliner Kongreßredner als Verdienste dieser Zeit ausgibt, sind entweder Lappalien oder Dinge, die nur in der Einbildung des Gelehrten existieren.

Hätte die Aufklärung kein anderes Verdienst bzw. Mißverdienst, als daß sie die allzuvielen Feiertage vermindert und die Kirchweihen in vielen Diözesen auf einen Tag verlegt hätte, dann würde sie kein katholischer Historiker darum tadeln. Uebrigens wurde die Reduktion der Feiertage mit Zustimmung der höchsten kirchlichen Autorität vorgenommen und war im wesentlichen schon vor Beginn der eigentlichen Aufklärungszeit auf Grund von Indulten der Päpste Benedikt XIV. und Clemens XIV. (1771) durchgeführt. Der Aufklärungszeit kann also dieses Verdienst nicht aufs Konto gesetzt werden.

Sehr segensreich soll sodann die Aufklärungszeit für die Schule, speziell für den Katechismusunterricht gewirkt haben. Was das erstere betrifft, so sind die Verdienste der gedachten Zeit um das Volksschulwesen unbedingt sehr große, dagegen die um den katechetischen Unterricht sehr zweifelhafter Art. Das 18. Jahrhundert hat einen vorzüglichen katholischen Katechismus hervorgebracht, den sog. österreichischen des Prälaten Felbiger von Sagan; aber daran ist wiederum die Aufklärung

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Aus der Feder desselben Verfassers erschien als zweite Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1908: „Das religiöse Leben in Hohenzollern unter dem Einflusse des Wessenbergianismus 1800—1850." Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Aufklärung in Süddeutschland. Von Dr. Adolf Rösch, Ordinariatsassessor und Offizialatsrat. (Köln 1908. Kommissionsverlag von J. P. Bachem. 140 S. 2.— M.)

Digitized by Google

unschuldig, denn die erste Auflage dieses Katechismus erschien bereits 1765. Freilich war die Aufklärungszeit in Produktion von Katechismen, Christenlehrbüchern usw. sehr fruchtbar; was sie aber hier Abweichendes von der Vergangenheit schuf, bedeutet fast durchweg in didaktischer Beziehung einen bedauerlichen Rückschritt, hinsichtlich des Inhaltes aber vielfach eine äußerst bedenkliche Verflachung und Verdunkelung des Glaubensinhaltes. Man vergleiche hier nur die tüchtige Monographie von F. X. Thalhofer über die Entwicklung des katholischen Katechismus in Deutschland, sowie meinen Aufsatz über die „Verbesserungen" in der Liturgie und Lehre im Aufklärungszeitalter (Oberrhein. Pastoralblatt 1904). Hier kann also füglich nicht von einem Verdienst, sondern nur von einem großen Mißverdienst geredet werden.

Professor Merkle hat seinen Berliner Zuhörern auch von dem tragischen Schicksale eines Katechismus berichtet, der deswegen auf das heftigste angefeindet wurde, weil er die hergebrachte Uebersetzung des Credo in unum Deum = „Ich glaube in einen Gott" durch die Worte: „Ich glaube an einen Gott" übersetzt habe. Man habe aufgefordert, solche Katechismen ins Feuer zu werfen, damit nicht die liebe Jugend verführt werde; dies sei auch mit solchem Erfolg gelungen, daß jetzt kein Exemplar dieses Katechismus mehr aufzutreiben sei. Offenbar bezieht sich der Redner hier auf den in der schon zitierten Thalhoferschen Schrift S. 89 erwähnten Katechismus von Braun (etwa um 1780). Hätte Merkle aber bei Thalhofer sorgfältiger gelesen, so mußte er finden, daß die Polemik gegen den Braunschen Katechismus nicht ausschließlich der Uebersetzung des ersten Glaubensartikels gegolten. Sein in Berlin erzielter Heiterkeitserfolg an dieser Stelle war also ein unverdienter. Der Katechismus wird wohl wie so viele andere aus dieser Zeit durch Bedenklichkeiten viel schlimmerer Art das erwähnte harte Urteil verdient haben. Uebrigens darf ein ernsthafter Historiker die Kontroverse von Katecheten, ob es heißen soll: „in einen Gott" oder „an einen Gott" nicht ins Lächerliche ziehen; denn in der Tat wird der Inhalt des Credo in unum Deum und des entsprechenden griechischen Ausdruckes durch das deutsche „Ich glaube an einen Gott" nur sehr unvollkommen wiedergegeben.

Als Verdienst wird der Aufklärungszeit weiter angerechnet die Pflege der Muttersprache und des deutschen Volksgesanges. So soll in Mainz 1785 „das erste deutsche katholische Gesangbuch" erschienen sein. So meldet wenigstens das Referat. In Wirklichkeit sind von 1537 an bis zur Aufklärungszeit Dutzende von katholischen Gesangbüchern erschienen, darunter Diözesangesangbücher für die meisten Diözesen. Merkle hätte dies in dem Artikel „Kirchenlied" von Bäumker im katholischen Kirchenlexikon nachlesen können. Es lag übrigens für Professor Merkle gar kein Grund vor, die wackeren Mainzer Katholiken wegen ihres Widerstandes gegen dieses Gesangbuch zu bespötteln. Daß die Abneigung des Volkes ausschließlich oder auch nur hauptsächlich aus der Tatsache entsprang, daß es äußerlich dem lutherischen Gesangbuch ähnelte, ist eine nicht bewiesene und wohl auch unbeweisbare Behauptung. Merkle gibt von diesem Gesangbuch selber zu, daß es voller Fehler war. Die katholischen Gesangbücher aus der Aufklärungszeit ahmten den protestantischen übrigens nicht nur in der äußeren Form nach. Das 1784 erschienene katholische Gesangbuch von Werkmeister enthält z. B. nach des Verfassers eigenen Angaben 40 Lieder aus protestantischen Gesangbüchern. Wer will es also den Mainzern verübeln, daß sie das neue Gesangbuch mit höchstem Mißtrauen entgegennahmen? Merkle behauptet zwar: Die katholische Aufklärung habe niemals den Supranaturalismus bekämpft, sondern nur seine Auswüchse und unberechtigten Konsequenzen, den Wunderglauben, die Wundersucht und den Aberglauben. Wie ein Mann, der den Anspruch erhebt, diese Zeit zu kennen, von einem so hohen Katheder aus, einem internationalen Historikerkongreß, solche Behauptungen in die Welt hinaussenden kann, erscheint völlig rätselhaft, zeugt jedenfalls von einer kindlichen Unwissenheit auf diesem Gebiete. Es mag richtig sein, daß der „Supranaturalismus" im allerengsten Sinne, d. h. der bloße Glaube an Gott und die Fortexistenz der Seele, von der katholischen Aufklärung wenig oder nicht bekämpft wurde; aber das katholische Christentum basiert doch auf einem ganzen großen System von Glaubens- und Sittenlehren, und der Nachweis wird sehr schwer zu führen sein, daß auch nur eine einzige derselben im Aufklärungszeitalter nicht in Zweifel gezogen oder geleugnet wurde. Man lese doch einmal die 85 von Pius VI. am 28. August 1794 verurteilten Sätze der Synode von Pistoja durch und behaupte dann noch, die Aufklärung habe Glauben und Bestand der Kirche nicht angetastet. Oder Professor Merkle prüfe einmal genau nach, was die von ihm so gering geschätzte katholische Forschung an diesbezüglichem Tatsachenmaterial bisher beigebracht hat; er lese z. B., was Sägmüller in seinem Werke über die Aufklärung am Hofe Karl Eugens S. 157 f. zusammenstellt, und dann behaupte er noch, die Aufklärung habe nur törichten Wunder- und Aberglauben bekämpft. Sind denn die Wallfahrten, die Bruderschaften, die Heiligenverehrung, die Ablässe, die Segnungen und Weihungen, der fleißige Sakramentenempfang, gegen welche die katholische Aufklärung einen Kampf auf Leben und Tod führte, Aberglaube? Wenn ja, dann mag Prof. Merkle Recht behalten.

Das ist so ungefähr die Auffassung, wie sie Merkle über die Aufklärungszeit vertritt, von der man nicht eben sagen kann, daß sie auf tiefgründigen Studien aufgebaut sei. Wie führt er nun sein eigentliches Thema durch, nämlich die Kritik der kath. Beurteilung der Aufklärungszeit?

Zunächst wird der katholischen Forschung in Bausch und Bogen das Urteil gesprochen: Sie habe die schiefsten und ungerechtesten Urteile über diese Zeit gefällt, sie habe ihre zweifellosen Tugenden ihr als Laster angerechnet und ihr Sünden zuerteilt, von der sie frei war; man gebe der Aufklärung die Epitheta „seicht", „oberflächlich", „frivol", „frech", „schamlos", „blasphemisch", und zwar geschehe dies meist von Leuten, die niemals eines dieser angeblich so schamlosen, blasphemischen Bücher in der Hand gehabt hätten.

Wir meinen, Prof. Merkle sollte vorsichtig sein mit solchen schweren Anschuldigungen, wenn er sie nicht klipp und klar beweisen kann, und besonders dann, wenn er die Mängel, welche er den Gegnern vorwirft, selber in ausnehmendem Grade besitzt. Er wirft ihnen Vernachlässigung des Quellenstudiums vor ohne Beweis; dagegen setzt er sich selber in den stärksten Verdacht, nur oberflächlich an der Sache genippt zu haben. Hat er einen einzigen Autor aus der Aufklärungszeit gelesen, hat er wenigstens das halbe Dutzend katholischer Publikationen über die Aufklärungszeit gelesen? Wenigstens das letztere hätte man von dem Berliner Redner unbedingt fordern müssen. Zitiert hat er nur zwei dieser katholischen Bearbeitungen. Doch nein; auch das Katholische Kirchenlexikon[2]) erfreute sich seiner Aufmerksamkeit. Er hat angeblich daraus den Hauptschlager seiner Rede geschöpft, die Mythe über die skandalösen Zustände im angeblichen josephinischen Seminar zu Rattenberg in Tirol. „Alles ist bis heute über diese Verworfenheit entsetzt, nur der brave Schell meinte, das sei doch zu dick aufgetragen, als daß man es glauben könnte." Also Schell hatte wenigstens in der Sache eine „gute Nase"; Merkle blieb es vorbehalten, den bösen Trug zu entlarven. Allen Respekt vor der Würzburger Gelehrsamkeit! Doch der bescheidene Gelehrte lehnt das Verdienst, hier bahnbrechend gewirkt zu haben, ab: „**Jetzt** ist in einer Innsbrucker Zeitschrift die Geschichte als Fälschung nachgewiesen worden." Wie kostbar! Die Innsbrucker theolog. Zeitschrift hat die Fälschung bereits im Jahre 1878 nachgewiesen, das Herdersche Kirchenlexikon in seiner neuen Auflage weiß nichts davon. Und doch ist der Artikel über Generalseminarien schon 1888 geschrieben, und zwar gerade von dem Manne, Dr. Brück, dem Merkle die Schriftstellerei über die Aufklärung am wenigsten verzeihen kann. Hat denn der Würzburger Gelehrte die letzten 30 Jahre über geschlafen, oder wo bleibt wissenschaftliche Methode? Das Allerschönste ist übrigens, daß die Erzählung sich auch nicht in der ältesten (Aschbachschen), noch in der älteren Wetzer- und Weltescheu Auflage des Kirchenlexikons findet, wohl aber bei Theiner, „Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten", welches Werk allerdings im Kirchenlexikon zitiert wird. — Uebrigens wenn auch ein Rattenberger Seminar nicht existiert hat, so waren die Zustände in den wirklich bestehenden Generalseminarien (Löwen, Innsbruck) den dort geschilderten nicht gar zu unähnlich. Auf diese Weise ist erklärlich, wie die Legende Glauben finden konnte.

Der eine katholische Autor, gegen den Merkle die Lanze einlegt, ist Prof. Dr. Brück, der nachmalige Bischof von Mainz. Hat er ihm nun eine Unrichtigkeit nachgewiesen oder solches auch nur versucht? Keineswegs; er macht ihm nur zwei Vorwürfe: einmal daß er die Toleranzbestrebungen der Aufklärungszeit verwerfe, dann daß er den Salzburger Reformhirtenbrief von 1782 (Merkle hat anscheinend unrichtig 1785 an-

[2]) „Im Kirchenlexikon und von da aus in zahllosen Werken abgeschrieben usw."

Digitized by Google

gegeben) ungerechter Weise verurteile. Wenn Merkle als Theologe zwischen bürgerlicher und religiöser Toleranz zu unterscheiden weiß und, woran wir nicht zweifeln, auf dem Boden des gläubigen Christentums steht, dann kann er Brück diese seine Stellungnahme gerechter Weise nicht verübeln; denn an der von Merkle zitierten Stelle hat Brück deutlich genug die religiöse Toleranz verurteilt, die jeder Gläubige verurteilen muß; daß aber die Aufklärungszeit in bedenklichster Weise auch die religiöse Toleranz, d. h. die Gleichwertung des eigenen und fremden Glaubens, nährte, kann durch eine Wolke von Zeugnissen bewiesen werden. Es war also ungerecht, dem Mainzer Forscher nach seinem Tode das Stigma der Intoleranz aufzuprägen. Brück hat sodann den Salzburger Hirtenbrief, von dem er eine genaue Analyse gibt, in scharfer, aber verdienter Weise kritisiert. Das bei Schlözer (Staatsanzeiger II) 60 Druckseiten umfassende Hirtenschreiben eifert gegen Zierde und Pracht von Gotteshaus und Gottesdienst, gegen Seelenmessen, gegen Heiligenverehrung, Abläße, Wallfahrten und Bruderschaften; es ermuntert, das Lesen der Bibel beim Volke aus allen Kräften zu befördern, ermahnt so zu predigen, daß auch die „Aufgeklärten" den Vortrag mit Beifall und Erweckung anhören und daß man Gott nicht immer mit dem Donnerkeile bewaffnet darstelle, sondern als einen Gott der Milde und Güte. Inwiefern ein katholischer Theologe an der Verwerfung dieses Hirtenbriefes, der unter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse noch viel bedenklicher ist, als er nach dem Wortlaute erscheint, Anstoß nehmen kann, ist unerfindlich. Die Aufforderung, doch den gütigen Gott und Vater zu predigen, die Merkle so imponiert, ging darauf hinaus, den gerechten Gott verschwinden zu lassen und so einem bedenklichen Laxismus Tür und Tor zu öffnen, was die Aufklärungszeit denn auch glücklich erreicht hat. Und wie kann man sich darüber verwundern, daß die einsichtigeren Zeitgenossen der Aufklärungsperiode und ebenso katholische Schriftsteller der Gegenwart die Propaganda für das Bibellesen mit skeptischem Auge betrachten? Dem lag nicht der Gedanke zugrunde, den Merkle der damaligen Zeit imputierte, „das Neue Testament sei eine Schrift voller Dornen und Gift", sondern die durch die Tatsachen mehr als genügend gerechtfertigte Anschauung, daß nicht alles Heil vom Bibellesen abhänge, daß dasselbe vielmehr bei einzelnen Lesern auch ernste Gefahren bringe. Um ein Beispiel hier anzuführen: In dem kleinen Dekanat Haigerloch wurden um 1819 über 2000 neue Testamente gratis in allen Pfarreien verteilt. Und der religiöse Erfolg? Es ist Tatsache, daß die folgenden Jahrzehnte gegenüber der vorausgehenden Zeit einen bedauernswerten Verfall von Religiosität und Sittlichkeit herbeiführten. Das Bibellesen hat solches sicherlich nicht bewirkt, aber auch nicht verhindert. Dagegen hat das ungeordnete Bibellesen in mehreren Gemeinden dieses Dekanats später zum Abfall von gegen 100 Katholiken geführt.

Professor Merkle kommt noch auf einen zweiten katholischen Autor zu sprechen, den er zwar nicht mit Namen nennt, der aber aus der weiteren Beschreibung des Buches und einem wörtlichen Zitate ohne weiteres erkenntlich ist. Es ist das Buch von Prof. Dr. Sägmüller, Die kirchliche Aufklärung am Hofe des Herzogs Karl Eugen von Württemberg (1744—1793), Fbg. 1906. Der Schrift wird nachgesagt, daß sie „mehr der kirchenpolitischen Tendenz als der objektiven Geschichtsschreibung dienen wolle"; ferner heißt es mit Bezug auf diese Schrift: „Der Parteigeist macht ja findig in der Entdeckung und Charakterisierung des Gegners, aber er stimmt schlecht mit der Pflicht der Objektivität, die auch bei der Geschichtsschreibung im Anfang des 20. Jahrhunderts vernachlässigt wird, wenn es sich um das Zeitalter der Aufklärung handelt." Dieser gewiß starke Vorwurf wird dann durch den noch stärkeren übertrumpft: „Der Verfasser rühmt sich, daß sein Urteil sich mit dem der Zeitgenossen decke. Er beweise damit nur, daß er über den veralteten Parteistandpunkt nicht hinausgekommen sei." Es mutet eigentümlich an, von einer Autorität in der Geschichte der Aufklärung, wie Merkle sie darstellt, anderen Vorschriften über Objektivität und historische Behandlung erteilt zu sehen, und das gegenüber einem Professor Sägmüller, dem an wissenschaftlicher Akribie gleichzukommen Professor Merkle der Welt den Beweis vorläufig noch schuldet. Sägmüller „rühmt" sich übrigens nicht, daß sein Urteil sich mit dem der Zeitgenossen decke, sondern hat in der Vorrede seines Buches nur die Tatsache konstatiert, daß „die Geschichte über die kirchliche Aufklärungsperiode im wesentlichen bereits nicht weniger hart gerichtet hat". Sägmüller beruft sich hier durchaus nicht nur auf das Urteil katholischer Autoren, wie er denn schon auf der ersten Seite seines Werkes eine längere Charakteristik der Aufklärung gerade einem bekannten protestantischen Autor entnimmt. Professor Merkle mag anderen Forschern, Brück, Sägmüller usw., dann Mangel an Objektivität und Parteilichkeit vorwerfen, wenn er ihnen solches nachgewiesen hat und überhaupt aufgezeigt hat, daß die Geschichtsschreibung der Aufklärungszeit bisher auf falschen Bahnen wandelte. Gelungen ist ihm, soweit sich aus den Berichten über seine Rede schließen läßt, ein solcher Nachweis in Berlin nicht. Wir können ihm daher, falls er auf diesem Felde partout Lorbeeren erringen will, nur den guten Rat erteilen, noch recht viel darüber zu studieren und speziell bei Lesung der abzuurteilenden Autoren seine Aufmerksamkeit nicht, wie es gegenüber dem Werke Sägmüllers fast scheint, ausschließlich der „Vorrede" zuzuwenden.

Damit habe ich Merkles Rede über das Aufklärungszeitalter und dessen Behandlung in der katholischen Wissenschaft lediglich unter dem historischen Gesichtspunkt genügend charakterisiert. Ich will auf eine Beurteilung vom katholisch-kirchlichen Standpunkte aus hier verzichten, will auch kein Urteil darüber abgeben, wie eine solche Rede gerade auf einem internationalen Historikerkongreß gehalten werden, oder in welchem Sinne der Vorsitzende der betreffenden Sektion, ein katholischer Geschichtsforscher von Ruf, den Redner als den berufenen Geschichtsschreiber des Zeitalters der Aufklärung bezeichnen konnte. Wenn Professor Merkle ein größtenteils historisch ungeschultes und von protestantischen Vorurteilen erfülltes Publikum mit seiner Rede eine Stunde lang angenehm unterhalten wollte, so hat er sein Ziel vollkommen erreicht. Merkles Versuch aber, als Apologet der katholischen Aufklärung aufzutreten, ist gründlich daneben gegangen, ebenso sein Bemühen, die wissenschaftliche Bearbeitung dieser Periode auf katholischer Seite als „inferior" oder auch nur als mangelhaft nachzuweisen. Wie Merkles Berliner Rede aber wissenschaftlich zu werten ist, das bleibe dem objektiven Urteil der Leser überlassen.

Das Gegenstück zur Katholikenversammlung.

Von

Paul Delbrück.

Das letzte Wort des letzten Redners auf der Versammlung des Evangelischen Bundes lautete so: „Der Evangelische Bund kann das Reich des deutschen Konfessionsfriedens nicht machen. Aber wenn er auch einmal begraben sein wird, nicht unter Marmor, nicht unter Papier, auch nicht unter Gleichgültigkeit, sondern, wie wir hoffen, unter den Rosen eines neuen deutschen Geisterfrühlings, wenn man dann von ihm sagen kann: er hat gewollt ein in sich einiges deutsches Brudervolk aller Konfessionen, aller Stämme, aller Klassen, er hat gewollt Christentum und Religion höher halten als alle Konfession — dann wird man sagen: sat est, das war genug!"

Ja, wenn... wenn man einst so vom Evangelischen Bunde wird reden können, dann darf man jetzt schon sagen: sat est, es ist genug; denn dann heißt schwarz weiß, und weiß heißt schwarz.

Kinder halten sich wohl gegenseitig einen Spiegel vor, in dem man sich mit meterlangem schmalen oder mit meterbreitem kurzen Kopfe erblickt. Gerade so kamen wir uns vor, als wir in den Spiegel blickten, den der Evangelische Bund auf seiner Versammlung uns vorgehalten hat. Merkwürdig war nur, daß die Herren nicht selbst mitlachten über das schöne Bild, sondern allen Ernstes über seine Häßlichkeit schimpften.

Eine solche Verzerrung ist natürlich der erste Schritt zum konfessionellen Frieden. Der zweite ist dann die freundliche Behandlung, die man diesem Zerrbilde auf der Bundesversammlung zuteil werden ließ. Es ist wirklich schwierig, hier aus der Fülle etwas herauszugreifen, da der eine Bundesritter den anderen zu überbieten suchte. Um Stoff zu finden, braucht man nicht einmal bis zur ersten Versammlung zu gehen, der Begrüßungsabend genügt schon.

Dies allein ist geradezu charakteristisch: Bei der Versammlung des Evangelischen Bundes erschallt schon am Begrüßungsabend mit Macht die Trompete, von der Meyer-Zwickau unter

Digitized by Google

stürmischem Beifall ausruft: „Die Trompete wird geblasen, und wir wollen sie uns nicht verstopfen lassen durch Friedensreden" — und bei dem Katholikentage hatte sogar der Vorsitzende des Evangelischen Bundes, der doch jedenfalls in diesen Dingen Uebung hat, bei bestem Willen und eifrigstem Studium kein einziges Wort gefunden, das er als Angriff hätte bezeichnen und so als Anlaß zum Gegenstoße hätte verwerten können. Darum mußte er das unschuldige „Katholiken in Deutschland voran!" erst mit Gewalt auf seinen Sinn drehen. Ein Angriff von katholischer Seite mußte nämlich vorliegen, sonst wäre die ganze Versammlung recht trocken verlaufen. Denn der Herr greift selbst nicht an, sondern hat vielmehr den schönen Grundsatz: „Wir wollen nach guter deutscher Art den Gegner an uns herankommen lassen." Der Bericht verzeichnet hier: „Sehr gut und Heiterkeit."

„Unerhörte Angriffe" waren es nach der Ansicht des Vorsitzenden v. Lessel auch, daß man in katholischen Blättern auf die Verhetzung unserer evangelischen Mitbürger im Konfirmandenunterricht hinwies. „Angriffe" waren es, daß der Abgeordnete Marx in Düsseldorf einmal zeigte, wie schmählich man uns behandelt. „Angriff" war es, daß man die Katholiken aufforderte, nicht zu zahm zu sein, sondern mit Kraft berechtigte Forderungen zu vertreten. „Angriffe" waren es mit einem Worte, daß der katholische Prügeljunge nicht mehr ruhig krumm gebückt stehen bleiben will. „Leider kann unter diesen Umständen auf konfessionellen Frieden vorläufig noch nicht gerechnet werden."

Was soll man nun dazu sagen? Wir meinen, die ganze Bundesversammlung mit ihrer wüsten Hetze muß schließlich doch dem Frieden dienen. Denn sie muß doch endlich jeden ehrlichen Protestanten zu der Erkenntnis führen, daß der Hetzbund vom konfessionellen Frieden nun einmal um keinen Preis etwas wissen will. Wenn man Beschwerden vorbringt, wie die Katholiken es getan haben, so muß doch auch ein verbissener Gegner zugestehen, daß damit eine Friedensabsicht wenigstens noch verbunden sein kann. Wenn aber aus der Bundesversammlung aus einem solchen Geschimpfe heraus noch das Wort Friede ertönt, so kommt uns das vor, wie wenn ein Barometer auf „Schön Wetter" zeigt, während es wochenlang Bindfäden regnet. Wenn wir mit dem Evangelischen Bunde Frieden haben wollen, so müssen wir aufhören katholisch zu sein, wozu wir bis dato noch wenig Lust verspüren. Solange wir aber katholisch sind, haben wir den einen großen Fehler, der auch in der Katholikenversammlung in Düsseldorf wieder zutage getreten sein soll: die unbedingte Unterwerfung unter den Papst. So Dr. Rode-Hamburg. „Solange diese unbedingte (ob es richtig ist oder nicht, das spielt ja keine Rolle) Unterwerfung unter den Papst nicht aufhört, solange können alle Friedenswünsche, wie sie vielfach auch auf katholischer Seite vorhanden sein mögen, nicht zu einem dauernden und nachhaltigen Frieden führen." Das alte Lied: die größte Friedensstörung ist die, daß wir existieren. Wenn die Herren nun erst noch so recht begriffen, wie stolz wir darauf sind, katholisch und sogar römisch-katholisch zu sein! Und wenn sie erst hörten, daß wir trotz dieses erhebenden Bewußtseins mit unseren evangelischen Mitbürgern gern in Frieden leben wollten und überzeugt sind, daß wir gut mit ihnen in Frieden leben könnten! Freilich, die Friedenstauben, die der Evangelische Bund aufläßt, die muß, um mit Dr. Rode-Hamburg zu reden, der römische Adler von jenseits der Berge auseinandertreiben. Denn so ganz blind, wie die Herren vom Evangelischen Bunde meinen, ist der römische Adler nun doch noch nicht, daß er in des Bundes „Friedenstauben" nicht beutegierige, heisere Krähen erkännte.

Wir glauben, daß die Kreise, die mit Bedacht den Namen „evangelisch" sich beilegen und darin einen Ehrentitel erblicken, gleich uns gegen den Mißbrauch dieses Wortes von jener Seite protestieren. Ein solcher Hetzbund ist alles mehr als evangelisch.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Quartalsabonnement M 2.40
Zweimonatsabonnement M 1.60

Zu den Toten will ich geh'n.

Zu den Toten will ich geh'n,
Will an Gräbern weinen,
Wo Zypressenwipfel weh'n
Ueber grauen Steinen.
Will ins Land der Ewigkeit
Still hinunterlauschen,
Wo durch heil'ge Einsamkeit
Tiefe Wasser rauschen.

Zu den Toten will ich geh'n
In des Friedhofs Schweigen,
Wo sich Engel ungeseh'n
Auf die Gräber neigen.
Will an der Vergangnen Leid
Stillen meine Trauer,
Lenken nach der Ewigkeit
Meiner Sehnsucht Schauer.

Zu den Toten will ich geh'n,
Wo am Grab der Lieben
Vom Erblühen und Vergeh'n
Steht das Wort geschrieben.
Will aus meiner Seele weit
Irdisches entfernen,
Aus dem Buch der Ewigkeit
Lebensweisheit lernen.

Wolfgang Hupf.

Der Akademische Bonifaziusverein.

Von

Heinrich Stefan.

Bei der starken Vermischung der beiden großen christlichen Konfessionen in Deutschland, und gemäß der geschichtlichen Tatsachen, die diesen Zustand begründen, befindet sich die Minderheit in einer besonders schwierigen Lage. Der Ausgleich dieses Mißstandes ist längst zu einer Lebensfrage für die Kirche Deutschlands geworden, und einsichtige Kreise unter den Katholiken waren von alters her bestrebt, durch verdoppelte Selbsttätigkeit das zu ersetzen, was die Ungunst der Verhältnisse versagt. Vor allem mußte Bedacht genommen werden auf die Ermöglichung einer genügenden Seelsorge, wo immer im weiten deutschen Lande katholische Christen wohnen. Als die Frühlingsstürme der 40er Jahre auch aus der deutschen Eiche das dürre Holz einer allem frischen Geistesleben feindlichen Reaktion einigermaßen herausgewirbelt hatten, sobald die Sonne der Freiheit endlich ihr belebendes Licht in bescheidener Fülle auch über das klassische Land des Gedankens ausstrahlen durfte, da überkam es die Kirche, deren Leben Geist, deren Odem Freiheit ist, wie frohe Zuversicht. Ihre besten Söhne schlossen sich alsbald zu jenem Heer katholischer Vereine zusammen, deren ruhmvolles Wirken durch mehrere Generationen uns den Boden geebnet und die glorreichen Traditionen geschaffen hat, die im Leben weiterzuführen wir berufen sind. Als ein besonders fruchtbarer Keim zeigt sich heute die Generalversammlung der Katholiken (früher: „der katholischen Vereine") Deutschlands, deren dritte im Jahre 1849 zu Regensburg auf Döllingers eingehenden Vorschlag hin den Bonifaziusverein gründete. Er sollte dem Kirchen- und Schulelend der nach Millionen zählenden Diasporakatholiken steuern und vereinigte unter dem Vorsitze des edlen Grafen Joseph Stolberg das kernhafte Volk wie auch einen erlesenen Kreis von Gebildeten. Bald jedoch erkannte der weitblickende Präsident die Notwendigkeit, die höheren Stände und vor allem deren Nachwuchs in einer eigenen Organisation für die wichtigste Aufgabe der deutschen Katholiken zu interessieren.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen und manchem fehlgeschlagenen Versuch trat endlich im Jahre 1867 zu Münster der erste Akademische Bonifaziusverein ins Leben, und rasch folgten die katholischen Studenten an vielen deutschen Universitäten und Seminaren dem rühmlichen Vorgehen ihrer Kommilitonen im Westfalenland. Um ersprießlicher wirken zu können, schlossen sich am Bonifaziusfeste des Jahres 1871 die Vereine Fulda, Hildesheim, Limburg, Luxemburg, Mainz, Paderborn, Regensburg, Rottenburg und Trier zu der sogenannten Bonifaziuseinigung zusammen. Ihrem idealen Opfersinn erstand bald ein hehres Denkmal in der Piuskirche zu Greifswald. Nachdem der Kulturkampf seine äußere Schärfe verloren hatte, schuf sich die Einigung in der Akademischen Bonifaziuskorrespondenz das so dringend notwendige Bindemittel.

Gegenwärtig ist der Verein an 36 reichsdeutschen und österreichischen Universitäten und Seminaren vertreten. Die

Digitized by Google

Zahl der Mitglieder beträgt nach der letzten Statistik insgesamt 4172, davon 507 Ehren- und 1473 außerordentliche Mitglieder, so daß die aktiven Studenten rund 2200 zählen.

Diese äußere Geschichte des Akademischen Bonifaziusvereinswesens erschöpft dessen Leistungen keineswegs; seine Wirksamkeit geht tiefer. Wendet auch die Einigung den kirchlichen Bedürfnissen der Universitätsstädte in der Diaspora ein Hauptaugenmerk zu, so vergißt sie doch nicht, daß überall die katholischen Akademiker in einer Art Diaspora leben, indem sie in vielen Stücken von der Mehrzahl ihrer anders- und ungläubigen Kommilitonen geistig geschieden sind. Auch hier tritt der A. B. V. in die Bresche, und sein weiter Rahmen kann jeden umfassen, der sich frei und überzeugt zum katholischen Christentum bekennt. Keiner wird dort leer ausgehen, und alle heimsen reiche Geistesfrucht ein für sich und die Mitwelt. Die Theologen, an denen es in unserer Zeit organisierter Selbsthilfe liegt, das Volk auf die ersten und notwendigsten Bedürfnisse der Kirche hinzuweisen, damit die Saat der Opfergaben dem fruchtbarsten Acker zugeführt werde, haben im A. B. V. eine praktische Schule. Was aber allen zugute kommt: Jede Hilfeleistung ist ein Ausdruck von Kraft; daher schon das Erhebende jeglichen Almosens. Ungleich edler faßt es der Christ auf. Die duftigste Blüte aber am Baume liebebefruchteter Stärke ist zweifellos die selbstlose Gewährung geistlicher Hilfe.

Auch auf direktem Wege läßt der Verein seinen Mitgliedern inneren Reichtum zukommen. Bonifazius war ein Kulturträger im vollen Umfang des Begriffes, und seine Jünger wollen ihm darin folgen. Die unter der Redaktion Dr. Mumbauers viermal jährlich erscheinende „Akad. Bonif.-Korresp." soll der Wegzeiger sein. Treffliches hat sie seit ihrer Neugestaltung im letzten Jahre geleistet. Donders Rottmanner-Aufsatz hat außerordentliche Beachtung gefunden, und Prof. Dr. Mausbachs tiefgründigem „Sobrii estote" in Nr. 2 der neuen Folge ist die begeisterte Zustimmung jedes ernsthaften Studenten sicher. Zu ihren Mitarbeitern gehört ferner Dr. Sonnenschein, dessen bekanntes Streben nach Erweckung sozialen Sinnes in akademischen Kreisen immer mehr Boden findet. Daneben läßt eine Reihe gehaltvoller Beiträge über die verschiedensten Gegenstände noch manches erhoffen von solchen, die bis jetzt weniger hervorgetreten sind. Der A. B. V. und sein Organ kommen also in hervorragendem Maße dem Zug in der heutigen Studentenwelt nach Verinnerlichung entgegen, der darauf ausgeht, die Aeußerlichkeiten möglichst abzustreifen, um desto kräftiger den lebensfähigen Kern der Einrichtungen zu erfassen.

Noch ist der Verein an den meisten deutschen Hochschulen vertreten — zu den wenigen Ausnahmen gehören auffallenderweise Bonn[1]) und Breslau —, doch fristet er stellenweise ein klägliches Leben. In Tübingen und Marburg ist er jüngst ganz eingegangen. Diesem Niedergang muß Einhalt getan werden, und hoffentlich wissen bald alle von dem Verein und seinem Wesen. Jeder katholische Student, der ein ganzer Mann sein will, wird alsdann Laarmanns Wort auf dem Düsseldorfer Katholikentag verstehen: Unsere studierende Jugend gehört in den Akademischen Bonifaziusverein.

Videant consules!

Ein Appell an die katholischen Studentenkorporationen.

Von Egon Meier, cand. phys. u. chem.

„Denn die Zeit ist schwer; ehrwürd'ge
Heil'ge Satzung wird zur Fabel,
Recht zu Aberwitz; aus Trümmern
Baut der Wahn ein neues Babel."

Wie recht der Sänger von Dreizehnlinden mit diesen Worten hat, das können wir leider nur allzuoft erfahren. Wenn auch der Sturm auf der ganzen Linie tobt, so richten doch unsere Feinde ihren Hauptangriff immer wieder auf die katholischen Studentenkorporationen, weil sie sich sagen, daß eben in diesen die späteren Träger kath. Weltanschauung und Führer des kath. Volkes zu suchen sind. Aber in hellen Haufen ziehen sie nur noch selten gegen uns zu Felde, sondern mit großem Geschick lassen sie ihre Gardetruppe, die schlagenden Korporationen, einzeln gegen uns ausschwärmen. Die alten Schlagwörter von der Hintansetzung der akademischen Freiheit, des Nationalbewußtseins und dergl. bei konfessionellen Korporationen sind zu bekannt und abgedroschen, als daß ich hier ihrer mehr erwähnen wollte. Wer aber, wie Schreiber dieser Zeilen, in Diasporagegenden wohnt und auf den Verkehr mit schlagenden Studenten angewiesen ist, der bekommt so nach und nach, oft zwar erst in vorgerückter Stunde, tiefere Einblicke in das Wesen des gegen uns entflammten Kampfes. Im großen und kleinen will man uns zurückdrängen. Drei bezeichnende Momente greife ich heraus.

Man will uns zum Ablegen des Vollwichses zwingen, uns die Paradeschläger und andere studentische Abzeichen nehmen, weil wir nach außen mit Waffen renommierten, die wir doch nicht gebrauchten, die uns gar nicht gehörten. — Man sucht uns den Reserveoffizier zu sperren, indem man behauptet: Gut, wir anerkennen den Standpunkt dessen, der prinzipiell keine Satisfaktion gibt, aber die Reserveoffiziere haben nun einmal unbedingte Satisfaktion. Es ist also eine Charakterlosigkeit, eine Feigheit euerem Prinzip gegenüber, wenn ihr Reserveoffiziere werdet.[1]) — Man redet von einer „Gott sei Dank" (!) noch vorhandenen Prädestination der schlagenden Korporationen bei Besetzung von höheren Aemtern; man preist das Vaterland und seine Mitbürger glücklich, daß ausschließlich ihre Leute die bedeutenden Stellen innehätten.

Derartige „Betätigungsfelder" gibt es unzählige. Mit allen Mitteln und an allen Punkten sucht man uns Schritt für Schritt den Boden, auf dem wir stehen, wegzunehmen. Es liegt auf der Hand, daß wir bei dem systematisch geführten Angriff stärkste Bollwerke brauchen, um nicht nur in ganz katholischen Gegenden zu bestehen und ein wenig geachtet zu sein. Da wäre schon solch ein Fort für uns die Presse. Wie könnte sie uns beschirmen! Aber wie beschirmt sie uns? Oft genug — greift sie uns an: Wir wären unseren Prinzipien nicht treu, wir kümmerten uns viel zu wenig um soziale Arbeit. So weit wir können, unterstützen wir von Herzen gern mit aller Kraft die soziale Bewegung; aber jeder würde den für irrsinnig halten, der noch andere retten will, wenn ihm selbst das Messer am Halse sitzt. Die freien Studenten werden aber von den Angriffen unserer Feinde viel weniger berührt. Es gibt deshalb genug bedeutende Männer, die behaupten, ein katholischer Student müsse aktiv werden nicht seiner selbst, sondern der Gesamtheit willen. Auch an den Geistlichen, hohen wie niederen, könnten wir einen starken Rückhalt finden. Doch meistens stehen sie uns, soweit es nicht A. H. A. H. sind, teilnahmslos, ja mitunter ablehnend gegenüber. Es ist ja schon oft über die Zurückhaltung der Geistlichen uns gegenüber geklagt worden. Doch Presse und Geistlichkeit, so viel sie uns auch nützen können, wir brauchen ihre Hilfe nicht unbedingt.

Aber etwas anderes tut uns furchtbar not: ich meine eine vollständige Einigkeit der verschiedenen katholischen Verbände. Es ist zwar eine deutsche Eigenart, in ruhigen Zeiten getrennte Wege zu gehen, aber ebenso sehr einmütig zusammenzustehen in Augenblicken einer von außen dräuenden Gefahr. Oefters wird ja bei größeren Festlichkeiten einer Korporation, leider immer von etwas ferner Stehenden, einer umfassenden Einigkeit das Wort geredet. Sollten derartige Reden nicht allendlich einmal zünden? Unsere A. H. A. H., einerlei welchen Verbandes, stehen draußen in der Hochflut des Lebens Schulter an Schulter; warum sollen wir, die Aktiven, das nicht fertigbringen? Warum sondern sich z. B. in München die Korporationen eines Verbandes von dem Ausschuß der übrigen katholischen Korporationen ab? Schon von einem Ausschuß! Wer derartige Ausschüsse genauer kennt, der weiß, wie gering dabei das Zusammengehörigkeitsgefühl ist, und wie wenig gerade zur Erzielung eines festeren Zusammenschlusses getan,

[1]) Das ist lebhaft zu bedauern. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" erinnert sich mit großer Befriedigung der Zeit, als er (1878/79) in Bonn fast zwei Semester lang als Präsident an der Spitze des Akademischen Bonifaziusvereins stand, der damals im Nettekovenschen Saale alle katholischen Korporationen und viele nichtkorporierte katholische Studenten zu regelmäßigen großen Versammlungen (mit Vorträgen) vereinigte.

[1]) Nachdem vorstehender Aufsatz bereits in Satz gegeben war, wurde diese Auffassung wieder einmal durch die Tat bestätigt: In einer mitteldeutschen Stadt wurde die Wahl eines A. H. eines katholischen Verbandes erst zurückgestellt, nach Vorlegen der Statuten seiner Korporation aber abgelehnt. Daraufhin hat einer unserer Abgeordneten den Kriegsminister in einem glänzenden Bericht interpelliert, der dann sofort auch Neuwahl anordnete. Die Sache schwebt noch; sollte der Erfolg jedoch ein negativer sein, so wird die Angelegenheit im Reichstag zur Sprache kommen.

Digitized by Google

wie ihr vielmehr oft genug entgegengearbeitet wird. Es ist äußerst lobenswert, daß man ein interkorporatives, katholisches Studentenorgan ins Leben rufen will, doch was nützt es ohne eine solide Grundlage? In den Versammlungen des Bonifazius-, des Vinzenzvereins, in dem sozial-caritativen Kränzchen, auch auf größeren Stiftungsfesten wird uns die erste Gelegenheit zum Zusammenschluß gegeben; wir lassen sie leider unbenützt vorübergehen; abgesondert sitzen die einzelnen Korporationen da, und nach Schluß des „offiziellen" Teils verschwinden die meisten, trotzdem alle einsehen, daß wir uns unbedingt fester aneinander schließen müssen. Man denke doch immer an die persische Fabel von dem Bündel Pfeile, die einzeln leicht zerbrechbar, vereinigt aber die Festigkeit einer Säule besitzen. Wir wollen keine Pessimisten sein, aber Optimismus wäre unser Verderben. Man sitzt uns fester im Nacken, als die meisten unter uns ahnen. Seien wir auf der Hut, schärfen wir unsere Waffen und ziehen wir unsere Streitkräfte zusammen. Zum Schlusse möchte ich uns allen noch die Worte des alten Attinghausen zurufen:

„Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —
Hochwachen stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seid einig — einig — einig."

Bergfriedhof.

Still ging ich durch der Gräber Reihen,
Auf fremder Höhe, still, allein —
Auf ihren schlichten, schwarzen Kreuzen
Lag goldner Abendsonnenschein.

Viel Namen las ich, viele fremde,
Die längst erlöst — vergessen sind,
Viel Kränze sah ich, blütenreiche,
Mit denen spielte weich der Wind. . .

Der Astern bunte Blumenkronen
Sich leise schwangen in der Luft,
Aus feuchten, grünen Blumenbeeten
Drang herbstlich welker Blumenduft. —

In roter Glut stand hoch am Himmel
Der Sonne sattes Farbenschild
Und floß im ruh'gen Glanze nieder
Auf der Madonna steinern Bild. — —

Die grünen Efeuzweige schmiegten
Sich dicht empor am grauen Stein,
Und hüllten das gekrönte Antlitz
Mit nimmermüder Treue ein. —

Das ist die Ruhe, ist das Schweigen,
Das schauernd in die Tiefe dringt —
Wo Herz und Sinn die müden Flügel
Hinauf zu fernsten Höhen schwingt.

Wo durch der Seele tiefstem Grunde
Ein leises Glockenklingen geht,
Und sich auch harte Hände falten
Zu einem Feiertagsgebet!

Das ist die Ruhe, ist das Schweigen,
Das große, das das Herz erfüllt,
Und das mit seinem Zauberworte
Des Lebens laute Fragen stillt. — —

Viel Wege bin ich schon gewandert,
Den Berg hinauf, hinab das Tal,
Die Ruh' zu suchen und den Frieden
Mit seinem Morgensonnenstrahl — —

Doch nirgends blüht der Friede schöner,
Im Frühlings- und im Herbstgewand,
Als dort, wo unsre Toten schlafen,
Im weltverlor'nen Friedhofsland! — —

Eugenie Taufkirch.

Ein Wort zur freistudentischen Bewegung.

Von

Joseph Ruby, cand. jur., Freiburg i. Br.

Unaufhaltsam drängt die Zeit vorwärts. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens stehen wir heute vor Tatsachen, welche vor Jahrzehnten noch unmöglich schienen. Tatsachen, Erscheinungsformen ewiger großer Ideen. Sie sind das einzige Reale und unsere Wirklichkeit nur ihr Abglanz, das Vergängliche. Unter verkümmerten Formen menschlichen Daseins muß man manchmal eine Idee wiederfinden.

Vor mir liegt eine Broschüre[1]), die vor einem Jahrzehnt geschrieben wurde. Der unbekannte Verfasser macht es dem jungen katholischen Akademiker eindringlichst klar, daß nur unter der Fahne einer katholischen Korporation sein Platz ist. Und wahrhaftig, die Gründe, mit welchen diese Aufforderung gestützt wird, sind überzeugend. Es muß einem treuen katholischen Studenten von damals schwer gefallen sein, sich gegenüber der Wuchtigkeit der dort angeführten Tatsachen ablehnend zu verhalten. Der unbekannte Verfasser sagt in offenen und eindringlichen Worten, was den deutschen Katholiken fehle, und weist als Bildungsmittel demgegenüber hin auf die katholischen Studentenkorporationen. „Die Schulung und Erziehung vollzieht sich im Verein. Wo aber hat sie vor allem einzusetzen? Wo es am nötigsten ist." Mit diesen Worten schließt das zweite Kapitel. Ich halte im Lesen inne und reflektiere. — — —

Die geschichtliche Entwicklung hat dem unbekannten Verfasser vollständig recht gegeben. Aus den katholischen Korporationen ist eine große Anzahl Männer hervorgegangen, welche Träger katholischer Gedanken in unserem deutschen Vaterlande geworden sind. Man hat also erreicht, was man wollte. Es ist für uns Katholiken ein Fortschritt zum Bessern eingetreten. Aber fragen wir uns einmal aufrichtig: Ist es nur Fortschritt? Ist es nur Sieg? Sieg ohne Opfer? — Die katholischen Korporationen haben, historisch betrachtet, vollständig ihre Berechtigung, und auch der äußere Erfolg gibt ihnen recht. Sie bilden heutzutage ein starkes Gegengewicht an den meisten Universitäten gegenüber den nichtkonfessionellen Korporationen und Vereinen. Man ist sich dessen auch bewußt. Der Brotneid der nichtkonfessionellen Verbindungen entfachte vor zwei Jahren den deutschen Hochschulstreit. Eine letzte Kraftprobe. Sie fiel schmählich aus. Aber eines erreichten sie doch. Die letzte Möglichkeit, um sich noch gegenseitig zu treffen, die gemeinsamen Ausschüsse, wurde hinweggenommen, und heute gehen diese beiden großen Gruppen, lose in sich vereinigt, ohne gemeinsames Aktionsprogramm, jede ihre besonderen Wege. Katholischer Kaiserkommers, nichtkonfessioneller Kaiserkommers, katholischer Großherzogskommers, nichtkonfessioneller Großherzogskommers usw., ebensoviel traurige Bilder eines minimen deutschen Partikularismus auf Deutschlands hohen Schulen! Ist das Maß jetzt voll? Wer weiß. — Eine Spaltung und Teilung innerhalb der besonderen Ausschüsse ist ja auch noch möglich, bei den nichtkonfessionellen sogar sehr leicht. Die konfessionellen Gruppen werden immer noch zusammengehalten durch ihre gemeinsame Grundidee: die Religion. Wirklich die schönste Grundlage, um gemeinsam kostbare und dauernde Werte zu schaffen. Aber weiter als zu einem „Ausschuß für gemeinsame Repräsentation" bringt man es auf dieser idealen Grundlage meist auch nicht mehr. Zu was auch? Die Verbindung ist doch das Höchste, das Gemeinsame kommt doch immer erst an letzter Stelle! — Auf nichtkatholischer Seite hat man sich noch stärker verrannt. Dort findet man die feudalen Herren Studenten fein säuberlich gesondert nach den Steuerzetteln ihrer Herren Väter. Engherziger Kastengeist ist dort Trumpf. Wenn wir mit anderen verkehren, werden wir finden, daß der gläubige Katholik immer noch toleranter ist. Es gibt eben keine Variationen zu dem Thema: catholica non leguntur. Alles andere wird von allen gelesen.

Wenn man derartige Gedanken auf sich einwirken läßt, könnte man versucht sein, die Feder wegzuwerfen und den Beruf des Bierphilisters zu erwählen, dem alles Wurst ist. Man schlägt sich vor den Kopf und frägt: wo bist du, civitas academica? Aber Grund zur Mutlosigkeit haben wir doch keinen. Denn die Idee der civitas academica ist un-

[1]) Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Die katholischen Studentenkorporationen. Bedeutung und Aufgaben derselben in der Gegenwart. 1897.

Digitized by Google

sterblich. Aus massiven, verstaubten Truhen holen wir die schweren schweinsledernen Folianten hervor und lesen auf vergilbten Blättern von einstigem herrlichen Sein. Die Ideale sind da, damit sie verwirklicht werden. Und lassen wir das ewig schöne Ideal der civitas academica, das alte Bild von Einheit und Kraft auf unsere jugendlichen Herzen wirken, dann findet es tausendfältigen Anklang. Und in tausendstimmigem Chor ertönt der Ruf: Wir wollen uns eine neue civitas academica bauen.

Ein Blick auf die gegenwärtige Studentenschaft zeigt uns ein neues Bild. Eine gewaltige „mutatio rerum" ist eingetreten. Zwischen den beiden großen Heerlagern der Verbindungen, welche unnahbar einander gegenüberstehen, ist ein neues Lager erstanden, ein neutrales. Es vereinigt diejenigen in sich, welche gewillt sind, an der Versöhnung der beiden grimmigen Gegner mitzuwirken. In ihm herrscht ein junges, frisches Treiben. Die Freie Studentenschaft ist die berufene Friedensstifterin. In ihr ist die unsterbliche Idee der civitas academica zu neuem Leben erwacht, und ein junger kräftiger Idealismus arbeitet an ihrer Verwirklichung. Um möglichst viele Kräfte für diese schöne Arbeit auszulösen, steht als oberstes Prinzip auf ihrer Fahne „Toleranz". Ein gemeinsamer Boden für gemeinsame Arbeit ist damit geschaffen.[2])

Ich greife wieder zu meiner Broschüre und lese weiter. „Was fehlt uns Katholiken durchweg am meisten? Mut, Mut und nochmals Mut; nicht der Mut des Duldens und Leidens, den besitzen wir, der Mut der Initiative, des Handelns, der fehlt nur. Wo immer Katholiken mit Andersgläubigen in Gesellschaft, Korporation und Gemeinde in Konkurrenz treten, ziehen wir in der Regel den kürzern. — — — Wir werden zu sehr in der Demut erzogen, wir verstehen das Hinhalten der anderen Wange etwas zu wörtlich. — — — Wir müssen jetzt persönlich unsere Anschauung zur Geltung bringen, persönlich unsere Rechte verteidigen, und dazu gehört Mut."[3])

„Wie erziehen wir den jungen Akademiker zu Mut und zu Selbstvertrauen? Das ist die wichtigste Frage im Kampf um Gleichberechtigung. Man zieht uns nicht heran, man sucht uns nicht, wir müssen uns selbst zur Geltung bringen. — — — Andernfalls bleibt auch für die Zukunft wahr, was Johann Friedrich Böhmer am 18. April 1853 dem jungen Janssen auf der alten Mainbrücke zu Frankfurt zurief: „Mit Recht nennt man euch Katholiken „Kreuzköpfe", denn ihr verdient das Kreuz, das man euch auferlegt!" (Seite 219 ff.)

Der Mann hat mir aus dem tiefsten Herzen gesprochen. Auf dem neutralen Boden der Freien Studentenschaft ist uns heute Gelegenheit in Hülle und Fülle geboten, „persönlich unsere Anschauung zur Geltung zu bringen", „persönlich unsere Rechte zu verteidigen", persönlich unseren Mut zu beweisen. Dort sind wir in die Möglichkeit versetzt, mit unseren Gegnern in beiderseitigem ehrlichen Streben auf allen Gebieten die schneidigen Klingen der Rede zu schwingen, und wir haben es schon oft erlebt: die katholischen Klingen schneiden gut; die Wahrheit hat sie eben geschärft. Da gibt es gar kein Ende, Mißverständnisse auf beiden Seiten aufzuklären, und es gibt deren so viele! Kommen wir jungen Katholiken erst mal zum Bewußtsein der sieghaften Kraft der katholischen Wahrheiten, dann schwindet alles Lampenfieber, und glühende Begeisterung für unsere Sache tritt an dessen Stelle.

Gerade im Hinblick auf die oben zitierten Worte des unbekannten Verfassers kann die kulturelle Bedeutung der Freien Studentenschaft für uns katholische Studenten nicht genugsam betont werden. Vor zehn Jahren war der katholische Student vor die Unmöglichkeit gestellt, jene Forderungen in der Studentenschaft durchzuführen. Heute ist ihm Gelegenheit dazu geboten. Wird er es jetzt tun? Die Situation ist heute gänzlich verändert. Erfaßt man die Pflicht, welche mit dieser Situation gegeben ist? „Was fehlt uns Katholiken durchweg am meisten? Mut, Mut und nochmals Mut." Jedenfalls läßt sich die „Vereinigung katholischer Freistudenten" von ihrem klar erkannten Ziel nicht mehr abbringen. Böhmers Worte: „Mit Recht nennt man euch Katholiken „Kreuzköpfe", denn ihr verdient das Kreuz, das man euch auferlegt", mögen zutreffen, auf wen sie passen. Wir halten uns an das große Grundgesetz des menschlichen Lebens, welches heißt: Arbeit. Arbeit ist aber Kampf, und Kampf ist Leben.

[2]) Vergl. „Allgemeine Rundschau", V. Jahrg. Nr. 7 „Altes und Neues aus der Studentenschaft", vor allem „Der freistudentische Ideenkreis" von Dr. Felix Behrend. Bavaria-Verlag München 1907.

[3]) Von mir gesperrt.

Glühender Haß gegen die katholische Kirche.

Von hochstehender Seite wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben:

Ich möchte mir erlauben, Sie auf einen Artikel hinzuweisen, der in Nr. 13, dem ersten Oktoberheft 1908 der Halbmonatsschrift: „Das freie Wort" erschienen ist. Er trägt die Ueberschrift: „Der Segen des Katholizismus" und stammt aus der Feder eines gewissen Herrn Armin Krok. Der Herausgeber der im neuen Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M. erscheinenden Zeitschrift „für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens" ist Herr Max Henning. Der vorletzte Satz dieses Artikels nun, in dem vom letzten Katholikentag in Düsseldorf die Rede ist, lautet:

„Diese Tagung der Garde des schwärzesten Blödsinns, des verruchtesten Schwindels, der schamlosesten Lüge kann groß tun als Hüterin des deutschen Idealismus, der Vernunft und der Kultur! Und niemand, der sie durch den Hinweis auf Besseres abzutun vermag!" — — — Und als Schlußsatz: „O Licht der Wahrheit, brich herein!"

Ich gebe es Ihnen anheim, von diesen unglaublichen, von Haß gegen unsere Kirche glühenden Ausfällen des Herrn Krok in Ihrem hochgeschätzten Blatte gebührend Gebrauch zu machen. Ich glaube, daß es nicht schaden könnte, wenn man die Allgemeinheit über die Art und Weise des Kampfes gewisser Leute, welche Kultur und Bildung in alleiniger Pacht zu haben behaupten, aufklären würde.

Gegen den Mißbrauch postlagernder Briefe.

Der Artikel „Zwei wichtige soziale Pflichten der Post" von Rudolf Lange in Nr. 39 der „Allgemeinen Rudschau" vom 26. September 1908 (S. 650 ff.) hat, wie aus verschiedenen Zuschriften an die Redaktion hervorgeht, weitgehende Beachtung gefunden. Auch in der Presse sind die sachverständigen Darlegungen nicht unbemerkt geblieben. In der „Tremonia" (Dortmund) am 26. September und in einer Reihe anderer kath. Blätter schreibt der Herausgeber der sehr beliebten und gern gelesenen „Unpolitischen Zeitläufe" (es ist, wie allgemein bekannt, unser Mitarbeiter Fritz Nienkemper in Berlin-Zehlendorf):

Einen besonderen Schalter für postlagernde Sendungen findet man vielfach in den größeren Postämtern. Mit Zweifel und Aerger habe ich oft den Verkehr in dieser Ecke beobachtet. Wenn Backfische, Pennäler, Studenten und sonstige unternehmungslustige Jünglinge dort Briefchen ohne Namen oder mit erdichtetem Namen abholen, so ist das wirklich kein erfreulicher Anblick. Es handelt sich da zumeist um einen Verkehr, der das Licht scheut. Ist die Postverwaltung berufen, dabei mitzuwirken? Und wie wirkt sie mit? Die postlagernden Briefsendungen machen ihr viel mehr Umstände und Selbstkosten, als die ordentlich adressierten Sendungen, die einfach dem zuständigen Briefträger zugeteilt und von ihm auf seinen regelmäßigen Gängen abgetragen werden. Die postlagernden Sachen müssen besonders aufgehoben werden, und jedes Menschenkind hat das Recht, den Beamten zur Durchsuchung des Vorrats nach irgend einem Deckwort zu nötigen. Warum bringt die Post so große Opfer für eine Verkehrseinrichtung, die zum überwiegenden Teil zu unlauteren Zwecken gebraucht wird?

Es freut mich, daß endlich einmal diese Frage öffentlich angeschnitten wird, nämlich in der jüngsten Nummer der Wochenschrift „Allgemeine Rundschau" (München, Herausgeber Dr. Armin Kausen). Dort schreibt Adolf Lange (hier folgt der in Nr. 39 der „Allgemeinen Rundschau" enthaltene Passus über die Verfügung des belgischen Verkehrsministers Helleputte).

Bravo! Den Vorschlag kann man nur entschieden unterstützen. Die Post, welche im Namen des Reichs oder des Königs wirkt, braucht sich nicht zum Handlanger bei einem lichtscheuen Treiben machen zu lassen. Sie darf und muß sagen: Herunter mit der Maske! Unsere Beamten sollen wissen, wem sie einen Brief aushändigen. Wer sich scheut, dem aushändigenden Beamten seinen Namen zu nennen, hat kein reines Gewissen!

Aber man wird dagegen die angeblich berechtigten Verkehrsinteressen ins Feld führen. Nun, was ist denn berechtigt an dem postlagernden Verkehr? Ich sehe nur einen Punkt, wo die Berechtigung außer Zweifel steht. Es verreist jemand in einen fremden Ort, ohne daß er vorher angeben kann, wo er dort Wohnung nehmen wird; er muß die Briefsachen, die ihm nachgesandt werden, auf der Postanstalt seines Reiseziels oder auch einer Durchgangsstation abholen können. Aber ein solcher Reisender wird sich die Sachen unter seinem richtigen Namen nachschicken lassen, und ihm wird es nicht viel ausmachen, wenn er sich am Postschalter aus-

Digitized by Google

Digitized by Google

Männern, die ihre Unfähigkeit, dieses hohen Amtes zu walten, in der eklatantesten Weise erwiesen hätten. So leitet man keinen Spezereikram, geschweige denn die Geschäfte eines großen Reiches, das Weltpolitik treiben will."

Das liberale Blatt hat nachträglich seinen seltsamen Vorbehalt auch formell fallen gelassen und schreibt neuerdings (Nr. 306) mit aller Offenheit dem Blockkanzler folgendes ins Stammbuch:

„Die Person des Kaisers scheidet nahezu aus dieser peinlichen Diskussion aus, und wir haben es jetzt nach der fast einmütigen Anschauung aller beachtenswerten Preßorgane mit der tief beschämenden und unsere Weltstellung schwer kompromitierenden Tatsache zu tun, daß der oberste Beamte des Reiches und mit ihm alle in Betracht kommenden Mitarbeiter ihre Pflicht in einem wichtigen Falle in bis zur Unbegreiflichkeit gröblicher Art verletzt haben. Von der einstigen Höhe Bismarckscher Staatskunst, Bismarckscher Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit bis zu diesem Abgrund von Fahrlässigkeit und Verletzung elementarster Pflichten ergibt sich eine Niveaudifferenz, vor der jeder Vaterlandsfreund wie vor etwas Unfaßbarem steht, und die jenen Recht zu geben scheint, die schon längst behaupten, daß bei uns heutzutage die Politik nicht mehr als ernstes und verantwortungsvolles Geschäft, sondern als eine Art aristokratischen Sports betrieben wird von Leuten, die dazu entweder nicht die nötige Befähigung oder nicht den nötigen Ernst und die unumgängliche Arbeitsgewohnheit und Gewissenhaftigkeit besitzen."

Dieser süddeutschen Stimme aus dem Blocklager sei eine gleichwertige norddeutsche an die Seite gestellt. Der nationalliberale „Hannoversche Courier" schreibt u. a.:

„Man hat bisher die Leitung der Politik eines großen Reiches, die Verantwortung für ihr Tun und Lassen für eine heilig-ernste Sache gehalten. Es scheint, daß dies im Deutschland Wilhelms II. und des Fürsten von Bülow eine überlebte Vorstellung ist, und daß man jene Aufgabe und jene Verantwortung auch wie ein leichtherziges Spiel als Grand-Seigneur betreiben kann. Man halte sich vor Augen: der Kaiser sendet in dem richtigen Empfinden, daß der Fall nicht ohne Bedenklichkeiten sei, seinem ersten und nach der Reichsverfassung der Nation und ihrer Vertretung allein verantwortlichen Ratgeber ein Manuskript zur Entscheidung über die Opportunität seiner Veröffentlichung oder Unterdrückung. Dieser Ratgeber hat nicht einmal, sondern gut ein Dutzendmal erlebt, welche Gefahren in dem Temperament des Monarchen für die geschlossene Einheitlichkeit der Politik des Reiches liegen, und hat schon eine ganze Reihe von Malen die undankbare Aufgabe gehabt und erfüllt, vor dem Reichstage die Person des Monarchen gegen nicht unberechtigte Kritik zu decken. Dieser Reichskanzler, nach diesen Erfahrungen, liest das ihm vom Kaiser vorgelegte Manuskript nicht selbst, sondern übergibt es seinen Unterbeamten. Er erhält es von ihnen unbeanstandet zurück — und gibt nun unbekümmert seine Einwilligung zur Veröffentlichung der ihm unbekannten Aeußerungen seines Kaiserlichen Herrn. Die Aeußerungen erscheinen im Drucke, stellen mit einem Schlage das Deutsche Reich, seine Politik und seinen Kaiser vor der gesamten Welt in einem Umfange und einem Grade bloß, daß man sich fragt, ob eine Generation genügen wird, diese Bloßstellung wieder gutzumachen; und nun tritt der Kanzler vor den Monarchen und muß das Bekenntnis über die Lippen bringen, er habe das Manuskript nicht gelesen gehabt; was in dem Artikel stehe, hätte er, wenn er pflichtgemäß davon Kenntnis genommen hätte, nicht verantworten können, und darum bitte er, ihn seines Amtes zu entheben. Der Monarch aber, wohl aus einem Empfinden, das vielleicht seinem Gewissen Ehre machen könnte, aber mit seiner Pflicht als Herrscher in unlöslichem Widerspruche steht, nimmt das Abschiedsgesuch nicht an, und gestattet dem Kanzler, den Sachverhalt zu veröffentlichen — auf daß die Welt, die sich von Staunen über etwas schier Unbegreifliches noch nicht erholt hat, noch einmal erstaune über etwas noch viel Unbegreiflicheres. Nach unserem Gefühl gibt es keinen anderen Ausweg als den, daß Fürst Bülow auf seiner Entlassung besteht (so gern wir dem Bülow vom 13. Dezember 1906 einen anständigeren Abgang von dem Platze Bismarcks gewünscht hätten), und daß mit ihm die unfähigen Beamten des Auswärtigen Amtes gehen, die den Text des Kaiser-Interviews gelesen hatten, aber nicht zu erkennen vermochten oder den pflichtmäßigen Mut nicht hatten, zu bekennen, daß dieses Interview nie und nimmer an das Licht der Oeffentlichkeit kommen durfte. Und nach dem Personenwechsel — Bürgschaften, daß eine solche Krisis sich nicht wiederholen kann!"

Die Gründe, weshalb die „Allgemeine Rundschau" es vorzieht, in dieser Sache andere, und zwar ausschließlich Stimmen aus dem mittleren Blocklager, zu Wort kommen zu lassen, liegen auf der flachen Hand. Für die Blockpresse ist es doppelt peinlich, daß ihrem vordem so geliebten Kanzler das unsagbare Malheur auch noch gerade auf der vielumschwärmten Insel Norderney hat passieren müssen. Pech über Pech!

Es ist jedenfalls anzuerkennen, daß enragierte Blockorgane, nachdem sie am Kaiser so scharfe Kritik geübt, unter den veränderten Umständen nun auch vor dem Blockkanzler nicht Halt machen. Aber nicht alle Blätter, die zur Bülowschen Blockpolitik schwören, vermögen sich von dem engen Horizont parteipolitischer Eigensucht loszumachen. Und so erleben wir das Schauspiel, daß ein Teil der Presse, die dem Kaiser mit überraschender Schärfe entgegentrat, den Versuch macht, den furchtbar bloßgestellten Reichskanzler so glimpflich wie nur möglich durchschlüpfen zu lassen. Das Hauptorgan des Blocks in Süddeutschland, die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 513), die unter ihrer neuen Leitung die Denk- und Sprechweise der früheren preußisch-offiziösen „Allgemeinen Zeitung" zu kopieren suchen, glauben sogar „das Auswärtige Amt etwas wenigstens in Schutz nehmen" zu müssen. Jedes Wort, das gegen die Person des Reichskanzlers gedeutet werden könnte, ist ängstlich vermieden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten", haben es sogar fertig gebracht, in den Enthüllungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ein „erfreuliches" und „beruhigendes" Moment zu entdecken: „Die Offenherzigkeit der veröffentlichten amtlichen Aufklärung, die gewiß in ihrem Freimut beruhigend wirkt, ist daher einstweilen das einzig Erfreuliche". Nun, ein altgedienter Offiziosus weiß auch der unerfreulichsten Sache eine erfreuliche Seite abzugewinnen, wenn es im Interesse einer hohen Regierung zu liegen scheint. In die folgende Ausgabe (Nr. 514) häuft das antichambrierende Blatt „Sympathien" über „Sympathien" auf das Haupt des unentbehrlichen Blockkanzlers.

Im übrigen ist Fürst Bülow auch heute noch Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident und läßt statt seiner den „erkrankten" Staatssekretär über die Klinge springen. Warum auch nicht? Das deutsche Volk wird allein die Zeche zu bezahlen haben: nochmals eine halbe Milliarde neuer Steuern, weil England nun erst recht fieberhafte Flottenrüstungen betreiben wird, und eine halbe Milliarde durch den Rückgang von Handel und Industrie.

Das katholische Pfarrbesoldungsgesetz in Preußen unbefriedigend — selbst verletzend.

Von

M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Das neue katholische Pfarrbesoldungsgesetz trägt den Stempel der Imparität und der nicht gerechtfertigten Zurücksetzung der preußischen Katholiken; eine Gegenwehr ist daher auf der ganzen Linie geboten. Es genügt nicht, wenn nur die Zentrumsabgeordneten und die katholischen Mitglieder des Herrenhauses auf diese Ungerechtigkeit hinweisen, es muß vielmehr im ganzen katholischen Volke eine Bewegung für die Herstellung der vollen Parität eingeleitet werden, und sie wird mit aller Kraft entstehen, wenn die katholischen Laien die Sache in die Hand nehmen und dem Volke die ganze Ungleichheit und Ungerechtigkeit dieser Vorlage zeigen. Meine Schrift „Klerus und Gehaltsfrage" gibt genügend Material zur Besprechung dieser Frage. Die kalten, nackten Tatsachen, die hier mitgeteilt worden sind, stoßen einen Notschrei aus, der nicht ohne Echo verhallen darf; denn jetzt steht das katholische Preußenvolk an einem Wendepunkt: es handelt sich um die Entscheidung der Frage, ob die Imparität gegen die Katholiken auf alle Zeiten festgelegt werden soll.

Die freiwilligen Staatszuschüsse an beide Konfessionen stehen heute schon im starken Mißverhältnis; die Vorlage vermehrt diese Spannung noch, indem sie dem katholischen Volksteil 2½ Millionen Mark mehr zuweist, dem protestantischen aber 10 Millionen. Rechnet man die Gesamtsumme der freiwilligen Leistungen des Staates nach glatter Erledigung der Vorlage auf den Kopf der Konfessionsangehörigen aus, so trifft auf den Katholiken etwas über 45 Pf., auf den Protestanten aber nahezu 90 Pf., d. h. das Doppelte. Mit anderen Worten: der katholische Volksteil erhält einen um rund 6,33 Millionen Mark geringeren Staatszuschuß, als ihm nach seiner Bevölkerungszahl zusteht. Nun könnte man einwenden, daß es für die Kirche überhaupt gut sei, wenn sie vom Staate nicht abhängig sei und keine Sub-

Digitized by Google

vention erhalte. Gewiß hat dieser Gedanke manches für sich; aber er steht heute nicht mehr zur Entscheidung. Im Jahre 1898 war diese Frage prinzipiell zu entscheiden, denn da kamen die ersten freiwilligen Leistungen des Staates. Der Episkopat stimmte diesem Gesetze zu, die Zentrumsfraktion nahm es an. Heute handelt es sich somit nur um die sekundäre Frage: ob das Maß dieser staatlichen Zuwendungen nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit gegeben werden soll oder nicht. Und diese Frage beantworten wir mit einem kräftigen Ja, wobei wir uns in voller Uebereinstimmung mit dem Episkopat und der Zentrumsfraktion befinden, die schon 1898 diese Frage bejaht haben (vgl. Erzberger: Klerus und Gehaltsfrage, Seite 13 und 14). Auf die weitere „historische Entwicklung" der Sache näher einzugehen, wäre vielleicht eine gelehrte Arbeit geworden, die niemand gelesen hätte; es handelt sich nur um die Feststellung der heutigen Tatsachen. Wenn man nun feststellen kann, daß der katholische Volksteil nur 50 Proz. der freiwilligen Zuwendungen erhält, die auf die protestantische Kirche entfallen, so ist das einfach ungerecht.

Die Imparität aber tritt besonders deutlich in den Pfarrbesoldungssätzen selbst hervor; heute schon sind die katholischen Pfarrer erheblich schlechter gestellt als die protestantischen; diese Spannung soll nun noch vergrößert werden. Man stelle nur einmal gegenüber, was in 35 Dienstjahren die Pfarrer beider Konfessionen beziehen sollen.

I. Katholische Pfarrer:

1.— 3.	Dienstjahr:	5,400 ℳ	16.—18.	Dienstjahr:	9,300 ℳ
4.— 6.	„	6,000 „	19.—21.	„	10,200 „
7.— 9.	„	6,600 „	22.—24.	„	11,100 „
10.—12.	„	7,500 „	25.—35.	„	40,000 „
13.—15.	„	8,400 „			

Insgesamt in 35 Dienstjahren: 104,500 ℳ.

Wie stellt sich nun der protestantische Pfarrer derselben Klassen? Wir nehmen auch nur die unterste Klasse, obwohl es bei den Protestanten mehr reicher dotierte Pfründen als bei den Katholiken gibt.

II. Protestantische Pfarrer:

1.— 3.	Dienstjahr:	7,200 ℳ	16.—18.	Dienstjahr:	14,100 ℳ
4.— 6.	„	8,400 „	19.—21.	„	15,600 „
7.— 9.	„	9,600 „	22.—24.	„	16,800 „
10.—12.	„	11,100 „	25.—35.	„	60,000 „
13.—15.	„	12,600 „			

Insgesamt in 35 Dienstjahren: 155,400 ℳ.

Der protestantische Pfarrer erhält also in 35 Jahren 50,900 ℳ mehr Gehalt als der katholische, das bedeutet ohne Zins und Zinseszins jedes Jahr 1454 ℳ mehr. Im ganzen Etat findet man keine zweckähnliche Ungerechtigkeit. Es handelt sich nicht um Wohltaten, sondern um ein Ausnahmegesetz gegen die Katholiken, ein Ausnahmegesetz, das um so unschöner ist, als es auf pekuniärem Gebiete liegt. Aber der Entwurf bringt noch eine sehr gefährliche Giftschlange, eine Gefahr, die für den ganzen deutschen Katholizismus recht bedrohlich ist. In den Diözesen Gnesen-Posen und Kulm sollen die höheren Sätze des neuen Entwurfes nicht zur Anwendung gelangen, sondern der Minister nach Gutdünken Zulagen an einzelne Pfarrer geben können. Es ist in Preußen nachgerade soweit gekommen, daß kein Gesetz von irgend einer Bedeutung mehr erscheint, das nicht für die Ostmark Ausnahmebestimmungen enthält. Nun halte man sich vor Augen: das preußische Staatsministerium erklärt, daß die Gehaltssätze der katholischen Geistlichen unzureichend sind; es schlägt daher eine Erhöhung vor; aber für die Pfarrer im Osten heißt es: nur bei Wohlverhalten fällt für euch etwas ab. Man schwingt hier die Hungerpeitsche, um einen staatsfrommen Klerus zu erhalten: ein Brotkorbgesetz für die Ostmark liegt vor. Durch den Dispositionsfonds will man hier „Staatspfarrer" großziehen. Es fehlt der parlamentarische Ausdruck für ein solches Ansinnen. Den Beamten in der Ostmark gibt man besondere Zulagen zu den üblichen Gehaltssätzen, den katholischen Klerus will man unter den Normalsätzen halten. Welche Empörung muß alle Katholiken angesichts einer solchen Vorlage ergreifen? Das Zentrum des Reichstags hat die Ostmarkenzulage stets verworfen; noch im Mai 1908 hat der Abg. Gröber in meisterhafter Form gezeigt, wie sie zur Korruption führen müssen. Das Zentrum des Abgeordnetenhauses war auch gegen diese Zulagen, da kann die Stellungnahme zu diesem Entwurf nicht schwer fallen. Wie konnte ein Ministerium eine solche Vorlage unterbreiten? Aber es hat vielleicht den mildernden Umstand, daß auch nicht ein Katholik demselben angehört.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine Unglückswoche für die deutsche Regierung.

Mit starrem Staunen und bitterer Beschämung müssen wir der Katastrophe beiwohnen, welche sich die Berliner Staatskunst durch eine schier unglaubliche Mischung von Unfähigkeit und Nachlässigkeit zugezogen hat. Alle Gegner und Neider Deutschlands in der ganzen Welt ringsum triumphieren. Wenn wir bisher schon über Mangel an Liebe und Vertrauen zu klagen hatten, so haben wir jetzt noch obendrein den Respekt verloren. Oxenstjerna meinte schon vor 300 Jahren, daß die Welt mit wenig Verstand regiert werde; wenn er noch lebte, würde er gestehen, daß auch Fleiß und Energie auf ein Minimum sinken können.

Fürst Bülow hat sein Abschiedsgesuch eingereicht; der Kaiser hat es abgelehnt. Damit ist in den amtlichen Akten die Komödie der Irrungen und Wirrungen regelrecht und kalligraphisch erledigt. Aber nur in den Akten. Fürst Bülow kehrt nicht als der alte zurück. Die Bloßstellung seines Systems, seines Ressorts und seiner Person ist heillos. Ob er noch fähig ist, als Blockvirtuose die innerpolitischen Künste bis zu den nächsten Reichstagswahlen fortzuführen, lassen wir gerne dahingestellt, da unser Parteiinteresse einen vorzeitigen Abbruch des Blockexperiments durchaus nicht wünschenswert macht. Aber zur Führung der auswärtigen Geschäfte in dieser schwierigen Zeit wird eine neue, unbelastete Persönlichkeit notwendig sein. Sollte diese Notwendigkeit nicht rechtzeitig erkannt werden, so würden wir erst durch weiteren Schaden klug gemacht werden. „Es gelingt nichts mehr!" Dieses verhängnisvolle Wort heftete sich einst sogar an die Fersen eines Bismarck, als er in einigen kleineren Angelegenheiten der auswärtigen Politik auf Menschlichkeiten ertappt war. Eine solche Blöße, wie jetzt sein dritter Nachfolger, hat er sich nie gegeben.

Die Krisis hob an mit der Veröffentlichung von angeblichen Aeußerungen des Deutschen Kaisers über die Beziehungen zu England im „Daily Telegraph". Man glaubte es hier wieder mit einer der „Plötzlichkeiten" zu tun zu haben, die bei uns zu Lande schon öfter von der höchsten Stelle über die Zirkel der ministeriellen Politik hereingebrochen sind. Aus der Haltung der Offiziösen war bald zu entnehmen, daß diese Aeußerungen in der Hauptsache authentisch seien. Es erhoben sich die Fragen: Ist die Veröffentlichung mit Wissen und Willen des Kaisers erfolgt? Hat Fürst Bülow darum gewußt? Aus inneren Gründen hoffte man die Fragen verneinen zu können. Denn die Veröffentlichung erschien höchst unzweckmäßig und sogar gefährlich, insbesondere:

1. wegen der unrichtigen und beunruhigenden Angabe, daß die Mehrheit des deutschen Volkes englandfeindlich sei;

2. wegen der Enthüllung über die französische und russische Anregung einer Intervention zugunsten der Buren während des südafrikanischen Krieges;

3. wegen der Mitteilung, daß Kaiser Wilhelm während der Unglückswochen in jenem Krieg für den englischen Hof einen Feldzugsplan ausgearbeitet und übersandt habe, der dem späteren Robertsschen Plane sehr ähnlich gewesen;

4. wegen des Hinweises auf eine Verwertung der deutschen Flotte in dem Wettstreit im Stillen Ozean.

Das Echo in der englischen und der übrigen Auslandspresse bestätigte sofort in vollstem Maße alle Befürchtungen, die an diesen übereifrigen Versuch des Liebeswerbens sich geknüpft hatten. Das besorgte Deutschland forderte vom verantwortlichen Reichskanzler, daß er schnell und entschieden eingreife, um einerseits die Wirkungen dieses Zwischenfalls nach Möglichkeit einzuschränken und anderseits der deutschen Politik endlich die unerläßliche Einheitlichkeit, Stetigkeit, Ruhe und Klarheit zu sichern. Man hoffte auf einen gründlichen Läuterungsprozeß — und was wurde uns am letzten Samstag beschert? Das Geständnis einer leichtfertigen und verworrenen Geschäftsführung, wie man sie in keinem Kulturstaat und am wenigsten in dem strammen Preußen-Deutschland für möglich gehalten!

Der Kaiser — so wurde der staunenden Welt mitgeteilt — habe das von einem englischen Privatmann ihm überreichte Manuskript seiner gelegentlichen Aeußerungen an den Reichskanzler zur Prüfung geschickt, und der Reichskanzler habe das Manuskript nicht gelesen, sondern an das Auswärtige Amt

Digitized by Google

gesandt — von dort sei es als unbedenklich zurückgekommen und vom Reichskanzler (abermals ungelesen) mit der Zustimmung zur Veröffentlichung an die Hofstelle zurückgegeben worden. Erst als die Sache im „Daily Telegraph" veröffentlicht war, fand der Reichskanzler Zeit zum Lesen und erkannte die Bedenklichkeit des Inhalts. Es erfolgte das Abschiedsgesuch mit der Erklärung: Er (Fürst Bülow) betrachte sich als für den Vorgang allein verantwortlich und decke die ihm unterstellten Ressorts und Beamten.

„Unglaublich!" rief man in weiten Kreisen des In- und Auslands. Sehr ernstlich machte sich die Ansicht geltend: die Nachlässigkeit Bülows und die Kritiklosigkeit im Auswärtigen Amte sind nur fingiert, um das eigenmächtige Vorgehen der höchsten Stelle nachträglich zu decken. Eine Hypothese, die nach den inneren Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann — und deren Anhänger sich von dem Gefühl leiten lassen, eine Plötzlichkeit sei noch ein kleineres Uebel als die eingestandene Unfähigkeit in der Führung der Geschäfte der deutschen Großmacht. Zieht man aber all die äußeren Verhältnisse in Betracht, so muß man doch sich abzufinden suchen mit der Tatsache, daß der Kanzler und seine Leute nicht besser sind, als sie sich selber darstellen. Freilich bleibt noch Raum für die Frage: War nur Nachlässigkeit und Scheu vor dem Lesen beschriebener Blätter im Spiele, oder auch das Bestreben, die heikle Kritik einer von oben gewünschten Publikation auf andere Schultern abzuschieben? War der untergeordnete Beamte, der das Manuskript schließlich lesen und begutachten mußte, wirklich unfähig zum Verständnis der bedenklichen Stellen, oder zog er es vor, sich auf die Vergleichung der tatsächlichen Angaben mit den Akten zu beschränken und die heikle Entscheidung über die Zweckmäßigkeit dem Chef zu überlassen? Wie man die Sache auch deuten und drehen mag: die deutsche Geschäftsführung ist heillos bloßgestellt vor der ganzen Welt!

Und das in einem Augenblick, wo die Weltlage kritisch ist und dem Deutschen Reiche eine große Aufgabe gestellt wird in der Wahrung seiner eigenen Stellung und der Interessen seines Bundesgenossen Oesterreich gegenüber dem englisch-russisch-französischem Spiel, das sich an die Balkanvorgänge knüpft. In England hatte man soeben auch einen Mißgriff gemacht in dem allzu brüsken Einspruch gegen unmittelbare Verhandlungen der Türkei mit Oesterreich und Bulgarien; aber dort ist die Geschäftsführung so, daß man einen Fehler schnell wieder gut zu machen weiß. England schwankte schnell der Form nach ein, indem es erklärte, unmittelbare Verhandlungen seien ja als Vorbereitung für die Konferenz nicht zu verachten; dabei wahrte es sein prinzipielles Endziel, die Konferenz. Rußland dagegen scheint neuerdings die Konferenz selbst nicht mehr recht zu lieben und deshalb durch Festhalten an dem unmöglichen Programmpunkte der Kompensationen für Serbien und Montenegro sie scheitern lassen zu wollen. Durch die Entwicklung der Dinge war die deutsche Politik gewissermaßen zum Zünglein in der europäischen Wage berufen worden. Wie soll es jetzt, bei der inneren Verwirrung und der Schwächung seines Ansehens, der ehrenvollen Aufgabe gewachsen sein?

Wenn Fürst Bülow wirklich glauben sollte, daß mit der Ablehnung seines Abschiedsgesuches die Sache erledigt sei, so muß der Reichstag sich endlich einmal über die Kleinlichkeiten der Parteipolitik emporschwingen und ein entschiedenes Wort reden. Die Volksvertretung muß dem Fürsten Bülow sagen, daß für sein Amt nicht bloß Zitate, sondern auch der regelmäßige Fleiß in der Lesung wichtiger Aktenstücke erforderlich sind, — daß im Auswärtigen Amt nicht alle sachkundigen Beamten auf einmal Ferien machen dürfen, — daß nicht die Entscheidung über weltbewegende Akte in die Hände von untergeordneten, verständnis- oder kraftlosen Gehilfen herabrutschen darf. Er muß ferner allen Beteiligten kundgeben, daß das deutsche Volk des ewigen Liebeswerbens gegenüber England überdrüssig ist, weil es dasselbe sowohl für unzweckmäßig als für demütigend hält, und daß es vor allem seinen Kaiser für viel zu erhaben hält, um wünschen zu können, daß seine Person noch ferner in dieses Liebeswerben verstrickt werde. Es muß ferner dem Fürsten Bülow gesagt werden, daß wir nicht an Stelle der ausgeräumten preußischen Kamarilla eine englische Kamarilla am deutschen Kaiserhofe haben wollen. Darum muß er von vornherein alle Zudringlichkeiten von englischer Seite abwehren, auch wenn er die Schriftstücke dieser unberufenen Ausbeuter der kaiserlichen Offenherzigkeit noch nicht gelesen hat. Eine Anekdote sagt, ein flott arbeitender Minister habe einmal anstandslos sein Todesurteil unterzeichnet.

Kardinal Mathieu †.

Von

Albert Dettling, Paris.

Der Sohn lothringischer Bauern, klein von Statur, kräftig entwickeltes Kinn, eine hohe Stirne von skulpturaler Schönheit, die auf außergewöhnliche Intelligenz schließen ließ, ein feuriges Augenpaar voll natürlicher Lebensfreude — damit ist die Physiognomie des verstorbenen Kardinals, einer der interessantesten und originellsten Gestalten des französischen Episkopats, flüchtig gezeichnet. Schon längere Zeit in Rom leidend und unbekümmert um den ärztlichen Rat, hat dieser greise Kirchenfürst die Reise zum Eucharistischen Kongreß in London unternommen, um auf der Erde britannischer Freiheit die siegreiche Wiedergeburt des Katholizismus mitbegrüßen zu können. Eine gefährliche Nierenoperation am 15. September, darauf optimistische Depeschen, die Besserung und Wiederherstellung kündend, und einen Monat später eine plötzliche, mörderische Krisis. Die Unvorsichtigkeit der Reise forderte den Tribut des Todes. Das Leben hat seltsame Widersprüche. Kardinal Mathieu, obgleich ein Lothringer von Geburt, war ein Südländer von Geist und Temperament. Sein Sterbebett sollte nicht in der nebeligen Siebenmillionenstadt an der Themse gestanden haben, sondern in seiner lichtdurchfluteten Villa von Porto Anzio, deren Fuß sich in den diamantenen Wogen des Tyrrhenischen Meeres badet.

Geboren am 27. Mai 1839 in Einville (Meurthe-et-Moselle), begann er die Priesterlaufbahn auf dem Gebiete des Unterrichts. Seine philosophische Doktorarbeit zog die Aufmerksamkeit der Académie Française, die sie mit einem Preise lohnte, auf sich und begründete seinen Ruf als Historiker. Sie gewann ihm zugleich die sich zur Freundschaft entwickelnde Sympathie des Universitätsprofessors und späteren Kultusministers Rambaud und verhalf ihm so zu einem der schönsten Bischofssitze Frankreichs (Toulouse), während Rambaud seinen Gunstbeweis mit dem Verlust des ministeriellen Portefeuilles bezahlen mußte. Ein schwächerer Wille als der seinige wäre den Annehmlichkeiten, die ihm seine geistliche Karriere im Anfange bot, vielleicht erlegen. Indes der Hauskaplan der Dominikanerinnen von Nancy entsagte der verlockenden Berufsfreiheit und den glänzenden Empfängen in den elegantesten Salons, um das Capua des Westens mit einer arbeitsreichen Pfarrerstelle in Pont-à-Mousson zu vertauschen. Im Jahre 1893 berief ihn Monsignore Turinaz als Bischof nach Angers, und drei Jahre später erfolgte die Ernennung an die Spitze des Erzbistums Toulouse. Seine Ansprache anläßlich der ersten Kommunion des Herzogs von Montpensier (des Bruders des Herzogs von Orleans) wirbelte Staub in den Kreisen der damals politisch schon herrschenden Radikalen auf. Man unterschob dem neu ernannten Erzbischof royalistische Gesinnungen, interpellierte darob in der Abgeordnetenkammer und stürzte seinen Freund und Günstling, den schon genannten Kultusminister Rambaud. Ein Auferstehen der Guillotine in anderer Form. Monsignore Mathieu hatte nur auf die Verdienste der Monarchie bezüglich der Landeseinheit hingewiesen und den Satz ausgesprochen: „Die Gräfin von Paris hätte verdient, die Krone Frankreichs zu tragen, wenn die dreifache Krone der Güte, der Grazie und der Frömmigkeit genügen würde."

Im Jahre 1899 verlieh ihm Leo XIII. den Purpur und berief ihn als Kurienkardinal nach Rom, d. h. auf einen Posten, der seit dem Tode des Kardinals Pitra unbesetzt geblieben war. Unter der Regierung des gegenwärtigen Papstes war sein Einfluß bedeutend zurückgegangen. Monsignore Mathieu, dessen Meinungen, die vatikanischen Beziehungen zu Frankreich betreffend, Leo XIII. mit Vorliebe zu Rate zog, ermangelte vielleicht jener diplomatischen Feinheiten, die sich dem neuen Regime ohne weiteres angepaßt hätten. Sein in der Pariser Zeitschrift „Revue des Deux Mondes" erschienener Artikel, der eine etwas offene und derbe Kritik der letzten Papstwahl und der Niederlage des franzosenfreundlichen Kardinals Rampolla darstellte, erregte seinerzeit eine gewaltige Sensation in kirchlichen Kreisen und entzog dem Verfasser die Gunst des Aeltesten des hl. Kollegiums (Kardinal Oreglia), dessen Autorität in Rom bekannt genug ist. Es bedurfte des Einschreitens der Freunde des undiplomatischen Gelegenheitspublizisten, um ihm eine offizielle Rüge zu ersparen.

Mit der Erhebung zur Kardinalswürde war Monsignore Mathieu zugleich der Weg zum Palais Mazarin, dem Hause der vierzig Unsterblichen, geebnet. Die französische Akademie nahm seine Kandidatur im Jahre 1906 nach dem Tode des Kardinals

Digitized by Google

Perraud an, trotz seiner für diesen Posten winzig erscheinenden schriftstellerischen Produktion. Neben der die gewöhnliche Leistung freilich übersteigenden Doktorarbeit konnte er nur noch einen Band, der die Geschichte des Konkordats vom Jahre 1801 behandelte, als Verfasser aufweisen. Die Akademie folgte ihrer Tradition, einen Kardinal unter ihren Mitgliedern zu zählen.

Das Hinscheiden des Kardinals Mathieu bedeutet einen Verlust für das hl. Kollegium und einen noch größeren für die Kirche Frankreichs.

Zur Nachkommen- und Ehegatten-erbschaftssteuer

erhält die „Allgemeine Rundschau" von einem praktischen Juristen in hoher Stellung folgende Zuschrift:

Die Erbschaftssteuer ist eine zur Deckung des allgemeinen Staatsaufwandes bestimmte Abgabe, welche sich nach dem im Todesfalle auf Dritte übergehenden Vermögen bemißt, sohin eine in Verkehrssteuerform auftretende, allgemeine Vermögenssteuer.

Sie war bereits der römischen Staatskunst bekannt. Wir wissen aus Dio Cassius, daß der Kaiser Augustus trotz des heftigen Widerstandes des Senats zur Unterhaltung des römischen Militäretats eine Steuer einführte, die darin bestand, daß von allen Erbschaften und Vermächtnissen, außer wenn sie an die nächsten Verwandten fielen oder gering waren, der Zwanzigste — vicesima hereditatum — bezahlt werden mußte.

Diese Kollateralerbschaftssteuer bestand jahrhundertelang im Weltreiche der Cäsaren, wurde unter Caracalla wegen ihrer finanziellen Vorteile sogar auf 10 % erhöht, von seinen Nachfolgern aber wieder auf 5 % herabgesetzt und schließlich aufgehoben. Justinian stellt in seiner const. 3 Cod. de edicto Divi Hadriani tollendo ihre Beseitigung mit den Worten fest: Sie ist aus unserem Staate verschwunden.

Diese römische Nachlaßbesteuerung wird den Ausgangspunkt für die Erbschaftssteuer der Seitenverwandten gebildet haben, die früher in einzelnen Bundesstaaten erhoben worden ist. Was die Vorteile der Besteuerung des Nachlasses Verstorbener anlangt, so liegen diese auf der Hand:

Die Erbschaftssteuer verbindet in finanzieller Hinsicht die Vorzüge der indirekten Besteuerung mit denen der direkten, gestattet namentlich die Heranziehung des beweglichen Vermögens, ermöglicht die Nachholung defraudierter Steuern, zwingt die Besitzenden bei Lebzeiten zu richtigerer Vermögensangabe, ist sehr einträglich und für entfernte Verwandte oder Nichtverwandte auch leicht erträglich. Denn der Staat fordert sie in dem Zeitpunkte von diesen, wo sie Vermögen erworben haben und zahlungsfähig sind.

Alle diese Gesichtspunkte, mit Ausnahme des zuletzt angeführten, liegen auch vor bei der Deszendenten- und Ehegattenerbschaftssteuer. Ist damit aber schon ihre Einführung gerechtfertigt?

Es versteht sich von selbst, daß diese Art der Nachlaßbesteuerung nicht mit dem bloßen Hinweise darauf motiviert werden kann, daß sie von allen Erbschaftssteuern die meisten Einnahmen abwirft und nur die Besitzenden belastet.

So mögen die Betrachtungen ausgesehen haben, aus denen die Machthaber des zweiten Triumvirats reichen römischen Matronen eine hohe Abgabe auferlegt wissen wollten!

Der einzige in der Sache liegende, für die Festsetzung einer Erbschaftssteuer der Deszendenten und des überlebenden Ehegatten sprechende Grund ist die Erwägung, daß die Erbschaftssteuer als eine Verkehrsabgabe erachtet werden muß und dieses Moment auch in Ansehung des auf Abkömmlinge und Ehegatten übergehenden Vermögens zutrifft.

Allein es ist doch sehr fraglich, ob dem Vermögensübergange bei den Nachkommen des Erblassers und dessen Ehegatten eine ausschlaggebende Bedeutung innewohnt, oder ob nicht der Uebergang des Vermögens in diesen Fällen rein formal-juristischen Inhalt hat, weil hier mehr die sittlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt werden müssen.

Der Satz, daß das Vermögen eines Verstorbenen auf seine Nachkommen und seine durch Kinder vererbten Ehegatten übergeht, hat lange schon im Rechtsbewußtsein der Menschen als Norm gegolten, ehe ihn der Staat ausdrücklich anerkannt hat. Diesen Rechtssatz hat der Staat nicht erst geschaffen, er hat ihn lediglich formuliert; von ihm gilt das Wort des Sophokles:

„Denn nicht bloß heut und gestern,
Nein, von ewig her ist dies Gesetz in Kraft,
Und niemand weiß, seit wann."

Die Kinder setzen die Persönlichkeit der Eltern fort; deren gute und schlechte Eigenschaften leben in ihnen weiter. Da ist es ganz selbstverständlich, daß auch das Vermögen der Eltern auf die Kinder übergeht. Für wen arbeitet wirtschaftlich das Elternpaar? Doch nur für die Kinder. Und die Kinder schaffen in der Familie nicht etwa bloß für die Eltern, sondern unmittelbar für sich, weil sie wissen, daß das Vermögen der Eltern auch ihr Vermögen ist und sein soll.

Diese Seite der Sache wurde im römischen Rechte bei der Frage der Beerbung der Eltern durch ihre noch in väterlicher Gewalt stehenden Kinder — sui heredes — scharf betont, sie trifft in ökonomischer Hinsicht auf das landwirtschaftliche Familienleben auch heute noch zu, weshalb die in Betracht kommende römische Gesetzesstelle hier berührt zu werden verdient. In der l. 11 D XXVIII, II de liberis et postumis hebt der Jurist Paulus hervor: „Bei den sui heredes zeigt es sich deutlich, daß die Fortsetzung der Herrschaft über das ganze Vermögen — continuationem dominii — dahin führe, daß kein Erbschaftsfall eingetreten zu sein scheine — ut nulla videatur hereditas fuisse —, gleich als ob diese längst Eigentümer des Vermögens wären, welche sogar bei Lebzeiten des Vaters gewissermaßen als die Herren gelten. Deshalb scheinen sie nach dem Tode des Vaters nicht eine Erbschaft in Besitz zu nehmen, sondern sie erlangen mehr die freie Vermögensverwaltung."

Das, was der römische Jurist hier sagt, ist heute noch die allgemeine Rechtsüberzeugung bäuerlicher Kreise. Die Söhne und Töchter arbeiten oftmals noch nach ihrer Volljährigkeit in der Familie der Eltern, sie schaffen für die Familie als Einzelwirtschaftskörper, also nicht allein für die Eltern, sondern auch für sich. Das sich ansammelnde Vermögen gehört auch ihnen.

Genau so wie bei den Kindern, liegt aber auch die Sache bei dem durch Kinder vererbten Ehegatten des Erblassers. Auch er arbeitet lediglich für die Familie.

Dem Gesagten zufolge fällt, wenn nach dem Tode eines Elternteils an den überlebenden Ehegatten und die Kinder Vermögen übergeht, diesen in wirtschaftlichem Betrachte kein fremdes Vermögen an, sondern sie glauben, schon bisher es besessen oder doch wenigstens daran Teil gehabt zu haben.

Die Einführung einer Erbschaftssteuer für die Nachkommen und den überlebenden Ehegatten würde deshalb, wenn unmündige, minderjährige oder volljährige, aber noch in der Familie des Erblassers lebende Kinder in Frage stehen, in weiten Kreisen des deutschen Volkes als ein Unrecht empfunden werden, zumal da die Erbschaftssteuer nicht bloß als eine dem Staate gebührende Abgabe, sondern auch als eine Beschränkung des Erbrechts zugunsten des Staates ins Auge gefaßt werden kann, ein Gesichtspunkt, der um so mehr ins Gewicht fällt, je größer die jeweils in Rede stehende Erbschaft ist. Die Form der Steuererhebung — fest, quotisiert oder als Rente — ist dabei ganz nebensächlich.

Der Hinweis auf andere Länder, in denen die Ehegatten- und Deszendentenerbschaftssteuer schon lange besteht, ist nicht imstande, die hier dargelegten Bedenken zu zerstreuen. Denn im deutschen Volke ist das Bewußtsein, daß die nächsten Verwandtschaftsgrade rechtlich, sittlich und wirtschaftlich zusammengehören, noch vollkommen lebendig.

Da, wo dieses Gefühl der Familienzusammengehörigkeit nicht in Frage kommt, greife der Staat ein. Er kann von einem gewissen Verwandtschaftsgrade an das gesetzliche Erbrecht aufheben, ohne das allgemeine Rechtsgefühl zu verletzen; denn das gesetzliche Erbrecht muß auf sittlichen und wirtschaftlichen Motiven beruhen.

Wo diese fehlen, wo das Bewußtsein der Familienzusammengehörigkeit zwischen dem Verstorbenen und entfernten Verwandten niemals bestanden hat, da sei der Staat der einzige gesetzliche Erbe. Er hat sich um den Toten mehr Verdienste erworben als entfernte Verwandte, die manchmal erst als lachende Erben seiner gedenken.

Quartalsabonnement M 2.40
Zweimonatsabonnement M 1.60

Digitized by Google

Gedanken über den Evangelischen Bund

aus Anlaß der Braunschweiger Tagung.

Von einem deutschen Protestanten.

Am 5. Oktober d. Js. erklärte der Direktor des Evangelischen Bundes, Dr. Everling, lic. theol., Reichstagsabgeordneter und Mitglied der Nationalliberalen Partei, auf dem Tage zu Braunschweig sich gegen die von Dr. Jansen auf dem Katholikentage in Düsseldorf nach holländischem Muster empfohlene christliche Sammelpolitik und beklagte es als bedenklich und bedauerlich zugleich, daß innerhalb des Protestantismus diesem klugen Machtstreben (der Katholiken) hier Theorie, dort Sympathie zu Hilfe eile. Man glaube hier und da gegenüber Unglauben und Umsturz die Bundesgenossenschaft der scheinbar so wetterfest organisierten ultramontanen Partei zur Erhaltung des Christentums nicht entbehren zu können. Aber viel wirkungsvoller werde eine tatenfrohe Sammlung der protestantischen Kräfte dem Umsturz und Unglauben entgegentreten können als eine würdelose Umwerbung der machthungrigen ultramontanen Partei.

In den nachfolgenden Ausführungen spricht ein Anhänger der von Everling verworfenen Sammelpolitik seine Ueberzeugung aus. Er tut dies in einer von einem Katholiken herausgegebenen und zumeist von Katholiken gelesenen, der Sammlung dienenden Zeitschrift, weil er nicht erwarten darf, für dieselben in einem liberalen Blatte Raum zu finden, und weil die konservativen Zeitungen Süddeutschlands, soviel ihm bekannt ist, zu Rücksichtnahme auf den Evangelischen Bund genötigt sind. Der Standpunkt, von welchem aus er die Dinge betrachtet, ist der des offenbarungsgläubigen Christentums. Für das größte Unglück, welches dem neuen Deutschen Reich widerfahren konnte, hielt und hält er den sogenannten Kulturkampf der siebenziger Jahre, welcher von seinen eifrigsten Freunden als ein „Kampf gegen jede Kirche" geführt wurde, die behaupte, „im Besitze ewiger Wahrheiten zu sein". Da die Stiftung des Evangelischen Bundes im Herbst 1886 von Mitgliedern der preußischen Mittelpartei in Aussicht genommen wurde, die „getrieben waren von der Bekümmernis, welche ihnen die Waffenstreckung der preußischen Regierung im Kulturkampf einflößte", da es also mit dieser Gründung auf eine Fortsetzung des unseligen Kulturkampfes abgesehen war, so war die grundsätzliche Stellung des Schreibers dieser Zeilen dem Evangelischen Bund gegenüber gegeben; mögen manche Anhänger des Bundes gegen Andersgesinnte noch so unliebenswürdig, ja bisweilen terroristisch auftreten, sie mußte eine ablehnende bleiben.

Die Gründe, welche einen deutschen Protestanten dem Evangelischen Bund gegenüber zu einer solchen Haltung bestimmen, können religiös-sittlicher Natur sein und auf kirchlichem Gebiet liegen, sie können auch aus Erwägungen der inneren und der äußeren Politik hervorgehen.

Zwar bekannten sich die Stifter in ihrem am 15. Januar 1887 erlassenen Aufruf zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils und zu den Grundsätzen der Reformation, aber bei den konservativen Protestanten begegneten sie trotzdem entschiedenem Mißtrauen, und erst nachdem auf katholischer Seite manche übermütige oder herausfordernde und beleidigende Aeußerungen gefallen waren, fanden sie auch in diesen Kreisen größeren Anklang. Eine Richtung, welche in der Kritik anderer so stark ist wie der Evangelische Bund, muß sich eine Prüfung der Festigkeit ihrer eigenen Stellung gefallen lassen. Da ist es nun sehr verhängnisvoll, daß manche Veröffentlichungen hervorragender Mitglieder des Bundes zwar sehr viel Protestantisches, aber wahrhaftig nicht im evangelischen Sinn, sondern in dem des Neurationalismus, dagegen recht wenig Christliches zeigen. Zum Beweis seien nur zwei im Verlag eines der eifrigsten Bündler und Alldeutschen erschienene Werke erwähnt: „Die Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion", in denen weit mehr vom biblischen und kirchlichen Christentum fortgegangen, als zu demselben hingeführt wird, und „Die Entstehung des Christentums" von Otto Pfleiderer, welches dessen natürlichen Ursprung erweisen will; es sei zurückgegriffen auf Trümpelmanns Ausgleichsversuch zwischen „der modernen Weltanschauung und dem apostolischen Glaubensbekenntnis", bei welchem durchweg das letztere die Kosten trägt; es sei hingewiesen auf das Werk des Hauptredners bei der diesjährigen Versammlung des Evangelischen Bundes, des Professors der Kirchengeschichte Karl Sell „Katholizismus und Protestantismus", demzufolge die wirkliche Religion im inneren Herzensverkehr mit Gott besteht, der für die eigentliche bereits gegenwärtige Seligkeit des Menschen gelte, um derer willen es sich verlohne, ein Christ zu sein und der Glaube selbst die Seligkeit sei. Das lautet doch sehr, als wäre das Christentum nur für das Diesseits. Es dürfte der protestantischen Kirche ein sehr schlechter Gefallen erwiesen sein mit Sätzen wie der: „Es gibt eben keine allen gemeinsamen protestantischen Dogmen mehr", oder: „Trotz aller Mannigfaltigkeit und aller Verschiedenheit im Protestantismus gibt es eine Einheit desselben in Geist und Gesinnung. Darauf ruht seine Zukunft, nicht auf Formen äußerer Organisation." Da wäre der Protestantismus lediglich ein Prinzip, nicht eine Glaubensgemeinschaft, er wäre stark in der Kritik und in der Zersetzung, schwach im Aufbauen. Wenn man die biblische Grundlage des christlichen Glaubens aufgibt, muß man so angelegentlich, wie Sell dies tut, nach einer „Verständigung mit dem Gedanken der modernen Kultur" trachten; aber wird dann mehr von der frohen Botschaft übrig bleiben als der Rat: Entfalte die in dir schlummernden Kräfte zum Guten und sei überzeugt, daß das Schlimme, das du getan hast, dir verziehen ist?

Man hat auf protestantischer Seite oft der katholischen Kirche den Vorwurf gemacht, sie kenne als solche keine Buße. Es ist hier nicht der Ort, dieser Behauptung näherzutreten. Tatsache ist, daß ihre Kirche aufrichtig liebende Katholiken auf Rückständigkeit aufmerksam machten, die auf manchen Lebensgebieten sich zeige, daß in diesem Sinne der Ruf erscholl: „Katholiken in Deutschland voran!" daß insonderheit die „Allgemeine Rundschau" in den letzten Jahren ohne Rücksicht auf das Mißfallen der betreffenden Kreise oder Persönlichkeiten vorhandene Schäden bloßlegte, nicht nur um zu tadeln, sondern um zu bessern. Im gleichen Sinne sei hier der Gefahr gedacht, welcher der Evangelische Bund in seiner Eigenschaft als Kampfverein sich aussetzt; man verliert die Fähigkeit dem Gegner gerecht zu werden, unterschätzt ihn und überschätzt sich selbst, hat kein Auge mehr für die eigenen Fehler, wird unwahrhaftig und unduldsam.

Professor Sell beschwert sich über die Unduldsamkeit, welche im Syllabus des Jahres 1864 und in späteren päpstlichen Erlassen gegen den Protestantismus sich kundgebe. Welcher Protestant wird über gewisse Aeußerungen, die aus dem Vatikan kamen, nicht entrüstet sein? Aber D. Hackenberg gestand bereits im vorigen Jahre zu, daß auch auf evangelischer Seite in der Art der Kampfesführung gefehlt worden sei, und selbst liberale Blätter wie die „Augsburger Abendzeitung", die „Kölnische" und die „Frankfurter Zeitung" sprachen sich mißbilligend darüber aus, daß das Entgegenkommen des Düsseldorfer Katholikentages in Braunschweig gar kein entsprechendes Echo gefunden hat. So sagt z. B. die „Kölnische Zeitung": „In Düsseldorf hat man die Friedenshand weit entgegengestreckt und hat vom Gegner möglichst gar nicht gesprochen. Braunschweig zeigt nicht dasselbe Bild; man hat dort unter lebhaften Pfuirufen den Satz vernommen, daß an Gewissenlosigkeit seitens der katholischen Kirche das Menschenmögliche geleistet werde usw., hat gar mancherlei von Politik geredet usw. Man wird beim Lesen solcher Auslassungen nicht finden können, daß das Ziel, das man sich vorgesteckt, auf diese Weise erreicht werden kann. Das sind nicht die Friedensschalmeien, sondern Trompetenstöße, und wenn es wahr sein sollte, daß der Evangelische Bund in seiner Toga Krieg und Frieden trägt, dann hat er es gut verstanden, den Frieden verborgen zu halten." Wurde der konfessionelle Friede in Braunschweig gefördert? Die katholischen Blätter verneinen das und liberale nicht minder. Unermüdlich verwahren sich die Redner des Evangelischen Bundes gegen den Vorwurf der konfessionellen Hetzerei; aber solange sie so sprechen, wie die Herren v. Lessel in seiner Eröffnungsrede, Everling, Meyer, Thomaschki, Rode usw., wird jene Anklage nicht verstummen. Nicht nur auf der einen Seite verbittern Kleinlichkeiten den Kampf, und wenn es Protestanten gibt, die sich über das Dasein katholischer Studentenverbindungen beschweren, so verlangt die Gerechtigkeit, daß die nämlichen Leute sich auch über die Bildung akademischer Ortsgruppen des Evangelischen Bundes aufhalten und die Beschickung von dessen Versammlungen durch diese sich verbitten; oder sind diese Gruppen nicht konfessionell? Selbst von billig denkenden Mitgliedern des Bundes kann man den Wunsch hören, daß es endlich an der Zeit wäre, die Erschwerungen ihres religiösen und kirchlichen

Digitized by Google

Lebens, welche die Katholiken Braunschweigs, Sachsens und Mecklenburgs bedrücken, zu beseitigen, da ähnliche Maßnahmen, wo sie in katholischen Ländern noch bestehen, den Evangelischen auch nicht gefallen. Das Angstgeschrei über systematische Propaganda des Katholizismus nimmt sich doch gar zu seltsam aus gegenüber den in Braunschweig eingestandenen Tatsachen, daß die konfessionelle Statistik sowohl bezüglich der Erziehung von Kindern aus Mischehen sowie der Uebertritte im allgemeinen den Protestanten günstigere Zahlen aufzeigt. Da wird es schwer halten, einem ruhigen Beurteiler die Ueberzeugung beizubringen, daß der Evangelische Bund zur Verteidigung des protestantischen Christentums nötig sei.

In religiöser und kirchlicher Beziehung hat somit der Evangelische Bund bisher nicht die geringste Besserung gebracht; als Kampfverein ist er entstanden und ein Kampfverein will er bleiben. Zwar wird von Toleranz gesprochen, die man üben wolle, aber an Beweisen derselben fehlt es gar sehr. Noch immer scheint dieselbe Gesinnung zu herrschen, der im vorigen Jahrzehnt ein Redner zu Speyer Ausdruck gab, welcher den Katholiken Duldung, aber nicht Gleichberechtigung gewähren wollte. Es muß verletzend auf die Gemüter der katholischen Deutschen wirken, wenn Protestanten ihnen die Errichtung von Klöstern wehren wollen und sich wie H. Thomaschki darüber freuen, daß die preußische Regierung den Benediktinern eine Niederlassung untersagte; das ist doch eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche, welche Protestanten ebensowenig angeht wie die Katholiken die Gründung von Anstalten der inneren Mission und dergleichen. Wenn endlich auch Professor Sell zum Zweck der Bekämpfung der angeblich unsauberen Beichtmoral der Jesuiten die Aufhebung von § 166 des Reichsstrafgesetzbuches verlangt, so ist er gar zu fürsorglich für die Katholiken; es wäre doch, wenn man auf das Ganze blickt, besser, die Beseitigung von Schäden diesen zu überlassen und den Schein zu vermeiden, als sei es nur um die Erlangung unbegrenzter Schimpffreiheit gegen die Katholiken zu tun, selbst auf die Gefahr hin, daß auch das, was gläubigen Protestanten als Christen heilig sein muß, von Atheisten und Sozialdemokraten ungestraft gelästert werde. Solange es eine protestantische Kirche gibt, wird es nicht an Kämpfen dieser mit der katholischen fehlen; aber ob in der Art des Evangelischen Bundes gekämpft werden muß, das ist die Frage. Friedensbedingungen, wie sie in Braunschweig festgesetzt wurden, schreibt man einem zu Boden geworfenen Feind vor, nicht einem Gegner, den man achtet. Wird aber der Kampf in der Weise des Evangelischen Bundes weitergeführt, so werden sich die Dinge wie im siebzehnten Jahrhundert entwickeln; auf eine Zeit der Ueberspannung der konfessionellen Gegensätze wird eine Zeit der konfessionellen Gleichgültigkeit folgen; wie damals viele der Gebildeten die Theologen aller Konfessionen, welche den Streit geschürt hatten, verwünschten, so wird es wieder geschehen zur Freude der Feinde des christlichen Glaubens überhaupt, zum Schaden also der christlichen Kirchen im Deutschen Reich, zum Unglück für das gemeinsame Vaterland.

Konnte der Evangelische Bund seiner Entstehung und Beschaffenheit nach auf kirchlichem Gebiet nur weit mehr negativ als positiv wirken, so ist's auf politischem nicht anders gewesen. Machen sich auf jenem modernistische Einflüsse innerhalb des Bundes sehr stark geltend, so auf diesem, sofern die innere Politik in Frage kommt, die Neigung zum Zugeständnis der Allmacht des Staates, falls derselbe im katholikenfeindlichen Sinn des Bundes handelt; im entgegengesetzten Fall wird allerdings in neuerer Zeit in Staaten mit katholischen Herrschern Selbständigkeit der protestantischen Kirche verlangt. Daß in Preußen das gleiche Streben Stoeckers und seiner Christlich-sozialen vergeblich blieb, das ist dem Widerstand der Nationalliberalen zuzuschreiben, die, wie der Kirchenrechtslehrer Thudichum, nur für den Staat Gesetze, für die Kirche lediglich „Beliebungen" kannten, dem Ansehen des Fürsten Bismarck, welchem mit Recht von vielen zum Vorwurf gemacht wurde, daß er moralische Faktoren sowie die Bedeutung der Gemeinschaft nicht hinreichend zu würdigen wisse, nicht zuletzt aber auch dem Evangelischen Bunde, der die Aufmerksamkeit der protestantischen Bevölkerung von einer Sozialreform in christlichem Sinne, von einer Erneuerung des Volksgeistes durch die Hl. Schrift und durch die allen Konfessionen gemeinsamen Glaubenswahrheiten ablenkte auf die Streitigkeiten mit den Ultramontanen. Und doch wäre unserem Volk, wenn es auf der Höhe der durch die glänzenden Siege von 1870/71 errungenen Stellung sich behaupten wollte, nichts nötiger gewesen als religiös-sittliche Vertiefung.

Daß diese Ueberzeugung nicht allen Liberalen fehlte, dafür mögen einige Sätze aus dem an Rudolf v. Bennigsen gerichteten Vorwort eines 1880 bei Perthes erschienenen Buches zeugen, das den Titel trägt: „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit." Der Verfasser erzählt hier, daß sein Freund ihm auf die Frage, ob er eine Rückkehr der deutschen Bildung zum Christentum für unmöglich halte, erwidert habe: „Das nicht, wohl aber ihre Rückkehr zum Christentum der Kirchen, wie sie heute sind, zu irgend einer der überlieferten Formen christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit." Er schreibt an Bennigsen: „Sie und alle, mit denen mich seinerzeit der Pionierdienst für die Sache der nationalen Einheit zusammenführte, stehen außerhalb des Bodens der Kirche und ihres historischen Glaubens." Dann sagt er, daß er selber in den Schuhen der modernen Weltanschauung gelaufen und infolge seines späteren Abfalls seine ältesten und besten Freunde teilweise ihm entfremdet worden seien, und fährt wörtlich fort: „Besonders tief und schmerzlich empfand ich die Abwendung vom kirchlichen Glauben bei den Genossen meines patriotischen Glaubens," um dann festzustellen, daß politischer Konservatismus und Kirchlichkeit in Preußen als unlöslich verbunden gegolten hätten, während sich die liberalen Richtungen mit mehr oder minder weitgehender Opposition gegen den Kirchenglauben entwickelten. Die Männer, welche das Werk unserer nationalen Wiedergeburt erst möglich gemacht und alsdann siegreich vollendet haben, gehörten zu den Anhängern und Bekennern des alten Glaubens. „Die Kirchenpolitik der heutigen liberalen Partei der evangelischen Kirche steht in offenem Widerspruch mit den Prinzipien der Partei, weil die politischen Liberalen fast durchgehends zugleich kirchliche Liberale sind"; er tadelt ihre den politischen Parteien noch immer anklebenden zäsaropapistischen, auf die Beeinflussung des innerkirchlichen Lebens gerichteten Neigungen und versichert: „Eine christlich-liberale Partei, d. h. eine Partei der politischen Freiheit, in welcher der Glaube an das historische Christentum im Sinne des Protestantismus das Uebergewicht hätte, wäre nach meiner Ueberzeugung erst eine wahrhaft liberale Partei. . . ." „Bleibt die Anschauung im Punkt der Religion dieselbe, die sie war und ist, so ist aufs ernstlichste zu fürchten, daß Deutschland seinen weltgeschichtlichen Beruf nicht erfüllen, auf der Höhe, auf der es heute steht, sich nicht behaupten, sondern von ihr, je nachdem, herabgleiten oder unversehens herabstürzen wird. . . ." „Für die große Menge ist eine von aller positiven Religion unabhängige Moral ein in der Luft zerfließender Nebelbegriff, auch wenn die Leistungen des berühmten Schulmeisters von Sadowa verdoppelt und verdreifacht werden sollten. . . ." „Es fragt sich doch sehr, ob der bekannte Satz Toquevilles: ‚Ein Volk, welches frei sein will, muß glauben, und ein Volk, welches nicht glauben will, muß dienen,' nur für die große Masse und nicht auch für die Gebildeten und Besitzenden gilt? . . ." „Treitschke schreibt: ‚Die Zeit wird kommen, und sie ist vielleicht nahe, da die Not uns wieder beten lehrt, da die bescheidene Frömmigkeit neben dem Bildungsstolze wieder zu ihrem Rechte gelangt.' Zwar wenn er, wie es scheint, in den folgenden Sätzen andeutet, daß er mit der Not, die uns beten lehren werde, eine durch soziale Krisen und Stürme erzeugte im Sinne habe, so zweifle ich, daß diese hoffende Befürchtung sich erfüllen wird; und selbst wenn eine Heimsuchung von diesem Charakter über uns kommen und wenn sie unsere bürgerliche Klasse, wie einst die Revolution von 1789 den französischen Adel, zur Kirche zurückführen sollte — die Bekehrungen auf dem Krankenbette der sozialen Furcht haben selten Bestand und wenig inneren Wert." . . . „Nur darum handelt sich's, daß unser Volk in seiner Mehrheit, seiner qualitativen ausschlaggebenden Mehrheit, wieder ein bewußt christliches werde. Es steht freilich nirgends geschrieben, daß gerade unser Volk zu seinen Altären sich zurückfinden werde und müsse, selbst wenn kein Zweifel bleibt, daß es auf seinen bisherigen Pfaden auch als Nation den Weg des Todes wandelt; denn die Fortdauer seiner politischen Existenz und Machtstellung ist ebenso wenig verbürgt." So hat vor 28 Jahren ein von „patriotischem Glauben" erfüllter Mann geschrieben. Hat er inzwischen Gehör gefunden? Das Deutsche Reich hatte in Caprivi einen Kanzler, welcher einen klaren Blick für die im Innern drohenden Gefahren besaß und die religiös-sittlichen Kräfte hochhielt; der auch von ihm vertretene, in christlichem Sinne gehaltene Schulgesetzentwurf für Preußen wurde nicht Gesetz, teilweise auch deshalb, weil der Evangelische Bund den Katholiken die Errichtung von Privatschulen nicht gönnte. Wie kurzsichtig! Als ob nicht auch für die Protestanten, sofern sie noch irgend

Digitized by Google

etwas glauben, eine Zeit kommen könnte, in der sie um den Besitz von Privatschulen froh wären, durch die sie ihre Kinder vor staatlichem Atheismus schützen könnten. Die protestantische Theologie entwickelte sich großenteils kritisch und immer kritischer, und statt die der Kirche entfremdete Industriebevölkerung der großen Städte und mancher Landbezirke für den Glauben wiederzugewinnen, verwendeten viele Protestanten in der Gefolgschaft des Evangelischen Bundes Zeit und Geld zur Propaganda in katholischen Ländern. Die Fanatischsten gewöhnten sich, von einem deutschen Christentum, ja von einem deutschen Christus zu reden, und nur die von Rom abgefallenen Katholiken sollten neben den Protestanten als vollbürtige Deutsche gelten; ohne aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte Deutschlands etwas gelernt zu haben, redete man fort und fort vom protestantischen Kaisertum zu beständiger Beunruhigung der ihrer Kirche treuen Katholiken. Mit Recht wendete sich die „Frankf. Ztg." scharf gegen die jüngste Anwendung dieser Bezeichnung seitens des Evangelischen Bundes, gerade wie sie sonst sich gegen Ausschreitungen auf katholischer Seite wendet. Müssen es immer Freigeister sein, welche die Konfessionen an die Pflicht der gegenseitigen Duldung erinnern? Nach den obigen Ausführungen des Freundes von Bennigsen wäre die Bildung einer christlichen Mehrheit im Deutschen Reichstag dringendste Notwendigkeit; allein die Liberalen haben in dieser Beziehung völlig versagt; die christliche Gesinnung einzelner Parteimitglieder ist deren Privatsache, die Partei selbst nimmt heute noch dieselbe kirchenfeindliche Haltung ein wie vor Jahrzehnten, haßt, wenn möglich die positiven Protestanten, sofern sie ihren Glauben politisch geltend machen wollen, noch ärger als die Zentrumsleute und ist insonderheit in der Frage der Simultanschule, einige Nationalliberale ausgenommen, unerbittlich. Soll zum Heil unseres Volkes die christliche Religion ihren Einfluß auf dessen Leben ausüben, so können nur das Zentrum und die Konservativen in Betracht kommen, nicht einmal die Nationalliberalen, welche in der Zeit des Kulturkampfes, wie die obligatorische Zivilehe zeigt, besonders eifrig dafür sorgten, daß man außerhalb des Schattens der Kirche leben und sterben könne. Wäre es nun dem Evangelischen Bunde ernstlich darum zu tun, daß unserem Volk die Religion erhalten bleibe, so hätte er sich nie mit der liberalen Partei verbinden können; in Wirklichkeit aber steht ihm einseitigster Konfessionalismus weit höher als die allen christlichen Konfessionen gemeinsamen Glaubenswahrheiten, und deshalb sind seine Anhänger in der Regel eifrigste Vertreter des politischen Liberalismus, derjenigen Partei, welche das Zentrum am schärfsten bekämpft. Die Reichstagsauflösung vom 13. Dezember 1906, deren eigentliche Gründe wohl erst später bekannt werden dürften, war niemandem willkommener als dem Evangelischen Bund. Nieder mit dem Zentrum! hieß die fast allgemeine Losung; auch Konservative stimmten ihr bei, denn der furor protestanticus wurde entfacht. Viele Angehörige der Zentrumspartei waren Mitglieder des Flottenvereins geworden, hatten für diesen geworben; sie meinten, eine solche Behandlung hätten sie nicht verdient; verbittert durch unverträglich hochmütige Behandlung seitens der Liberalen — auch die Konservativen Süddeutschlands wissen manches Lied davon zu singen —, helfen manche mittelbar oder unmittelbar einem sozialdemokratischen Kandidaten zum Siege. Haß ist überall der schlechteste Ratgeber. Leider haben die Freunde des Evangelischen Bundes sich besonders eifrig an den Wahlumtrieben beteiligt; ohne es zu wissen, erfreuten sie sich dabei der Mitarbeit mancher Leute von Besitz und Bildung, die ihrer neuheidnischen Gesinnung entsprechend bei früheren Wahlen für die Sozialdemokratie tätig gewesen waren, und denen der Sieg der Blockparteien eine laut gepriesene „Kulturrevolution" in einer Richtung war, welche Christen aller Konfessionen stets als unsittlich oder pervers bezeichnen müssen. Viele Katholiken, deren Vaterlandsliebe über jeden Zweifel erhaben ist, wenn sie auch keineswegs mit der Regierung in jeder Beziehung übereinstimmen können, fühlten sich als Reichsbürger zweiter Klasse, die wohl mitzahlen, aber nicht mitreden dürfen; wie empörend die Bayern im Flottenvereine behandelt wurden, ist allbekannt. Jahr und Tag vorher schon wußten Eingeweihte, daß lediglich ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche der Grund der Feindschaft gegen sie gewesen ist. Das ist nicht gerecht und vom Standpunkt des deutschen Vaterlandes aus höchst unklug. Angesichts des Zustandes, in welchem die äußere Politik sich befindet, brauchen wir die freudige Opferwilligkeit einer möglichst großen Anzahl von Deutschen; die innere Lage verlangt erst recht die Teilnahme aller staatserhaltenden Kräfte. Schluß folgt.

Zur Alkoholfrage.[1]

Nicht mit Unrecht hat man Tuberkulose, Alkoholismus und Syphilis die drei Geißeln der modernen Kulturmenschheit genannt, und die menschliche Gesellschaft verfolgt nur ihre ureigensten Lebensinteressen, wenn sie auf jede Weise diesen verderbenbringenden Feinden entgegenzutreten sucht. Der Kampf gegen die Tuberkulose ist überall aufgenommen worden; aber die Gefahren, welche der Volksgesundheit von seiten des Alkohols und der Geschlechtskrankheiten drohen, sind noch immer nicht in ihrer furchtbaren Größe erkannt. Und doch handelt es sich hier um soziale Fragen erster Ordnung, um Fragen, von denen, man könnte fast ohne Uebertreibung sagen, die Zukunft unserer Nation abhängt.

Gerade die akademischen Kreise aber, die doch im Kampf um soziale Probleme als die geistigen Führer des Volkes an der Spitze stehen sollten, zeigen nur zu oft eine krasse Unwissenheit in dieser Frage.

Mögen auch noch so viele Studentenlieder im Trunk ein erstrebenswertes Ideal sehen, in den Augen eines modernen Studenten ist ein planmäßiges Quantum- und Renommiertrinken ein rückständiges Barbarentum — die akademischen Trinksitten sind in der Form des Trinkzwanges mit der richtig aufgefaßten akademischen Freiheit unvereinbar. Die Schädigungen eines übermäßigen Alkoholgenusses sind nachgewiesenermaßen Krankheiten aller Art, Willensschwäche, Vergehen und Verbrechen, Lähmungen aller Gehirnfunktionen, chronische Vergiftungen und vorzeitiger Tod. Schon durch mäßigen Alkoholgenuß können Erkrankungen der lebenswichtigsten Organe herbeigeführt werden.

Wer im Alkoholgenuß das richtige Maß zu halten versteht, dem bleibt vieles erspart; denn 90 von 100 ehrlosen Verführungen und syphilitischen Ansteckungen, die Mehrzahl der vielen studentischen Konflikte mit Kommilitonen und mit dem Strafgesetze sind auf Alkoholrausch und auf alkoholische Gehirnschwächungen zurückzuführen.

Zwei Zahlen seien hier angeführt, welche den Alkoholmißbrauch des deutschen Volkes kennzeichnen: Das deutsche Volk gibt jährlich für Kultur (Schulen usw.) 330 Millionen, für Alkohol 3300 Millionen Mark aus.

Wer unter der Herrschaft des Alkoholismus steht, entbehrt des höchsten Gutes des denkenden Menschen: der Freiheit der Selbstbestimmung, des Wollens und Handelns.

Es ist Pflicht jedes gebildeten Menschen, über diese Frage nicht mit Achselzucken und ironischem Lächeln hinwegzugehen, sondern sie vorurteilsfrei zu prüfen und seine ehrlich erworbene Meinung mutig zu vertreten. Der akademische Stand sei sich bewußt, daß er auf diesem Gebiete schwere Verfehlungen gut zu machen hat, und daß gerade er, der sonst der Nation als Führer vorangeht, in dieser Frage heute noch bedauerlich weit im Rückstande ist.

Felix Singer.

[1]) Aus der Broschüre „Zur Einführung in das akademische Leben", herausgegeben vom Präsidium der Wildenschaft der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin, Verlag freistudentischer Schriften, Charlottenburg, Marchstraße 3.

Herbst in Italien.

Dunkle Rosen an den Mauern,
Wilder Oleander Glüh'n.
Schweigende Zypressen trauern,
Leise Winde drüber schauern,
Abendrote Wolken glüh'n.

Auf den Bergen, halb zerfallen,
Steht ein Schloß, von Licht bestreut.
Durch den Herbsttag wie im Lallen
Fern, ganz fernher Glocken schallen
Wie ein dunkles Grabgeläut.

Und ich greif mit heißen Händen
Mir ans Herz beim Glockenklang:
So viel rauschendes Verschwenden,
Das da will in Schönheit enden,
Macht mir tief die Seele bang.

Dr Lorenz Krapp

Digitized by Google

Studentische Gemeinschaftsarbeit.

Von

Dr. Hermann Bolzau, Köln.

„Gerade weil Deutschland auf dem Wege ist, die schlimmsten Notstände durch seine soziale Gesetzgebung zu verhüten, weil der Lohnkampf von einer großen, gut organisierten Arbeiterpartei geführt wird, wäre ein Boden vorhanden, auf dem sich Settlements, freilich den veränderten Verhältnissen angepaßt, schaffen ließen." So sagte 1904 Adele Schreiber in einer Broschüre unter dem Titel „Settlements, ein Weg zum sozialen Verständnis." Diese Worte schienen bisher in unseren Kreisen ungehört verhallt zu sein, trotzdem oft und eifrig darüber geschrieben worden ist, und noch 1897 von seiten der Comenius-Gesellschaft ein begeisterter Aufruf erlassen war, um studentische Kreise zu veranlassen, der Frage der Settlements näher zu treten. Doch was sind eigentlich Settlements, und was bezwecken sie? Versteht man darunter eine Volksuniversität, an der sich der kleine Mann bildet genau wie der Akademiker, oder eine Erziehungs- oder gar Unterhaltungsanstalt für das Volk? Sie wollen in jedem Zweige der Volkswohlfahrt arbeiten, jede Art sozialer Fürsorge, weitgehende Volksbildungsbestrebungen, wie Pflege des Sports, der Musik usw. Das alles umfaßt ihr Programm; sie sind alles zugleich und noch viel, viel mehr, als Schreiber sagt. Doch die weitaus charakteristische und wichtigste Tätigkeit vollzieht sich in so unsichtbarer Weise, daß nur, wer lange in einem Settlement geweilt hat, sie erkennen kann. Sie besteht darin, daß der Bewohner eines Settlements sein tägliches Leben in engsten Kontakt mit der ihn umgebenden Armut bringt. Hierin liegt die Grundidee, die sich wie ein roter Faden durch die Settlementsbewegung zieht. An diese hat man angeknüpft und jetzt endlich auch bei uns begonnen, nach Art der Settlements, „freilich den veränderten Verhältnissen angepaßt", unter den Gebildeten zu arbeiten. Was hätte näher gelegen, als für den Gedanken der Lostrennung von allen gesellschaftlichen Pflichten, des Heraustretens aus dem gewohnten Gesellschaftskreise in das Reich der arbeitenden Bevölkerung junge Studenten zu gewinnen, die den Unterschied zwischen der alten und neuen Lebenssphäre leichter überwinden, als der von seinen Gewohnheiten nur schwer loszutrennende Philister.

So hatten sich auf Einladung des Sekretariats sozialer Studentenzirkel in den Tagen vom 8.—18. Oktober d. J. im Gesellenhause zu Köln 15 Studenten aus Rheinland und Westfalen eingefunden, um für 10 Tage sich ganz sozialer Arbeit zu widmen. Mit 200 Gesellen wohnten und lebten sie zusammen, sie lernten in engem Verkehr mit ihnen einen für sie sozusagen neuen Menschenschlag kennen. Sie wohnten ihrem Unterricht bei, man begleitete sie auf Spaziergängen, besuchte gemeinsam eine Volksvorstellung im Theater, zeigte ihnen Museen, kurz, es bildete sich bald ein inniger, liebenswürdiger Verkehr zwischen Studenten und Gesellen heraus. Ein stiller Unbeteiligter konnte interessante und erfreuliche Beobachtungen machen. Hier sah man plaudernde Gruppen durcheinander stehen und sich interessante Episoden aus ihrem so ganz verschiedenartigen Lebenswege erzählen, dort einen jungen Juristen Fragen aus dem Rechtsleben erörtern, für das unser Volk ja besonders lebhaft interessiert ist; hier sowohl den jungen Medizinern wie den Philologen dem neuen Freunde aus dem reichen Schatze seines Wissens mitteilen, was er wünschte; an allen Enden für junge und alte Gesellen in gleicher Weise wie für die Studenten eine Fülle von Interesse und Belehrung. Daß ab und zu auch ein schönes Studentenlied sich unter die Gesänge der Jünger Vater Kolpings mischte, war selbstverständlich; es waren junge Menschen, die leicht empfänglich und begeistert sind. Es machte Freude, diesem liebenswürdigen, ungenierten Verkehr zuzusehen; er hat sicher für beide Teile reiche Früchte getragen. Doch was sollte man tun, wenn die Gesellen auf die Arbeit gingen? Sie auf die Stätten ihres Fleißes zu begleiten, wäre wohl angebracht gewesen, um dort auch mit andersgesinnten Handwerkern und Arbeitern, die nicht auf dem Boden des Christentums stehen, zusammenzukommen, nun auch ihr Denken und ihre Anschauungsweise kennen zu lernen; doch das hätte zu Schwierigkeiten geführt. Ein glücklicher Gedanke war es daher, diese Stunden zu benutzen, um unter sich die sozialen Probleme theoretisch zu erörtern. Schnell war ein Zimmer im großen Gesellenhaus zu einem Hörsaal umgewandelt, hier saß man zu den Füßen gelehrter und gereifter Männer und lauschte tiefernsten Worten, z. B. über die Lage und den Stand unserer Arbeiterbewegung. Man staunte über die Schwierigkeiten, die dem christlichen Arbeiter und seiner Gewerkschaftsbewegung im Kampfe gegen die „Freien" und „Gelben" begegnen. Man lernte die Organisationen der Handwerker und ländlichen Arbeiter kennen, man bewunderte die Einrichtungen des Verbandes der Gesellenvereine, der selbst von einem ehemaligen Handwerker, dem späteren Priester und Gesellenpräses Adolf Kolping, gegründet wurde. Kleinere und größere Besichtigungsgänge durch die verschiedensten Anlagen, z. B. das Gesellenheim, die Zentralen der christlichen und freien Gewerkschaften, des Rheinischen Bauernvereins, großer industrieller Werke und Fabriken usw. schlossen sich an die Vorträge an, um so das Gehörte später durch die Erinnerung an die gesehenen Einrichtungen festzuhalten. Liebenswürdige Führer suchten stets von neuem durch Erklärungen in Wort und Bild das Interessanteste hervorzuheben und zu veranschaulichen.

Ein großer Teil der zu Gebote stehenden Zeit wurde naturgemäß der sozialen und caritativen Fürsorge gewidmet: Man lernte die Fürsorge der Provinz kennen und besichtigte die großen rheinischen Provinzialanstalten Brauweiler und Freimersdorf, die für alle Teilnehmer eine Fülle des Neuen boten und durch ihre musterhaften Einrichtungen Bewunderung erregten. Die kommunale Fürsorge der Stadt Köln betraf eine ganze Reihe von Vorträgen und Besichtigungen. Es würde zu weit führen, hier alle die Eindrücke niederzulegen, die man empfangen; hervorgehoben werden sollen nur die Ausführungen, denen man auf der Stadtkölnischen gemeinnützigen Rechtsauskunftsstelle lauschte, wo wir sahen, welch gut Teil unseres Volkslebens sich dort vor den Augen der Beamten abspielt, wo man einen Blick in den Kampf ums Dasein mit seinen so verschiedenen schönen und häßlichen Seiten warf, den zu wiederholen man wohl nur selten Gelegenheit hat. Nicht unerwähnt sollen ferner noch bleiben die reichen und vielseitigen Belehrungen, die uns auf der Städtischen Armenverwaltung mit dem weitverzweigten Netze ihrer Bureaus und dem Heere von freiwilligen Beamten und Helfern zuteil wurde. Man überzeugte sich sehr bald, daß der oft erhobene Vorwurf eines krassen Bureaukratismus unberechtigt ist, vielmehr die Angelegenheiten jedes Armen eingehend und wohlwollend geprüft werden.

Besonderes Augenmerk richteten wir auf die private Wohltätigkeit. Da kam vor allem der Vinzenzverein in Betracht. Eingehend wurden die von diesem in Köln getroffenen Einrichtungen erörtert und besichtigt, so die Abteilung: Jugendfürsorge, das Sankt Regiskomitee zur Sanierung wilder Ehen, vor allem aber das Obdachlosenasyl, das den Aermsten der Armen, die eigene Schuld oder herbes Geschick mittellos auf die Straße geworfen hat, ein Heim und Unterhalt gewährt und sie so vor dem völligen Ruin rettet und wieder auf bessere Wege bringt. Eine ähnliche Einrichtung der Heilsarmee bewies allen Besuchern, daß auch dort auf sozialem Gebiete Anerkennenswertes geleistet wird.

Von großer Bedeutung und wohl am nützlichsten für den einzelnen Teilnehmer der Gemeinschaftsarbeit war der persönliche Besuch der Armen des St. Vinzenzvereins, der eifrig gepflegt wurde. Den meisten ging hier eine ganz neue Welt auf, das Großstadtelend zeigte sich unverhüllt in seiner ganzen Wirksamkeit. Ein jeder verließ diese Stätten der Armut mit tiefen, unauslöschlichen Eindrücken, und es ist wohl keiner von Köln fortgegangen, der nicht bestrebt wäre, für den Vinzenzverein, das alte Erbteil der Studentenschaft, von neuem zu werben.

Auch die zurzeit sehr brennende Frage der Fürsorge für die männliche und weibliche Jugend ist nicht übersehen worden. An eingehende Vorträge über die Probleme der Jugendvereine, des Mädchenschutzes und der Prostitution schlossen sich Besichtigungen eines Lehrlingsheims sowie des Caritashauses, der Zentrale des Verbandes kaufmännischer Gehilfinnen.

Dieser kurze Bericht möge genügen, um in den weitesten Kreisen der Gebildeten von diesem ersten Versuche praktischer sozialer Gemeinschaftsarbeit unter Studenten Kenntnis zu geben. Mögen die in den nächsten akademischen Herbstferien in mehreren Städten neueinzurichtenden Kurse viele Teilnehmer finden, um auch diesen Zweig sozialer Arbeit weiter auszudehnen.

Morgenrot im Herbst.

Langsam flieh'n die dunklen Schatten;
Bald der Sterne Pracht verloht —
Ueber blaue Himmelsmatten
Glänzt das lichte Morgenrot.

Seine zarten Schleier wehen
Leuchtend durch das Himmelsrund,
Und des Dorfes Häuser stehen
Düster vor dem Purpurgrund.

Rings die öden Fluren prangen,
Mild umglüht vom Morgenrot,
Wie ein Kranker, dessen Wangen
Schon gezeichnet hat der Tod.

Und die rosigen Schimmer grüßen
In mein Zimmer nun hinein:
Daß der Flur Grabrosen blühen,
Kündet mir der Purpurschein.

Fritz Flinterhoff.

Digitized by Google

Zur Krisis im katholischen Studententum.

In der zweiten erweiterten Auflage des Studentenheftes der „Allgemeinen Rundschau", das vor einigen Tagen außerhalb der Nummernreihe dieser Zeitschrift erschien, fügt Herr August Nuß seinen in Nr. 37 und 41 veröffentlichten Aufsätzen über die heutige Studentenfrage noch folgende Ausführungen hinzu, die wir im Interesse der Sache unseren Abonnenten nicht vorenthalten wollen, die aber — wie wir zur Vermeidung von Mißverständnissen besonders betonen — nur im Zusammenhang mit den oben zitierten Aufsätzen verstanden und gewürdigt werden können:

„In enger Verbindung mit dem Prinzip der Religion steht das Prinzip der Sittlichkeit. Auch hier muß jede Laxheit aufs allerschärfste bekämpft werden. Ehrlichen Studentenfreunden ist es nicht unbekannt, daß auch in der katholischen Studentenschaft hier und dort ein Geist aufflackert, der mit den Begriffen ernster Moral und gut deutscher Sitte in schroffem Widerspruch steht. Ich bin weit davon entfernt, traurige Erscheinungen und erschreckende Vorkommnisse zu verallgemeinern oder zu übertreiben. Allein: es muß hier mit aller Deutlichkeit und Schärfe betont werden, daß es für einen katholischen Studenten ein heimliches Liebäugeln oder gar offenes Kokettieren mit der sogenannten „modernen Moral", ihrer freien Liebe, ihrer Ethik des „Sichauslebens", nicht geben kann und darf! So wie bisher kann es in manchen Kreisen einfach nicht mehr weitergehen! Hier muß ein dicker Strich gezogen werden zwischen den unverrückbaren und allezeit gültigen Gesetzen der christlichen Sittenlehre und den verwässerten und verschwommenen Ideen neuheidnischer Herrenmoral. Jeder wahrhaft katholische Korporationsstudent muß sich darüber klar sein, daß es ein Paktieren mit der Unsittlichkeit für ihn nicht gibt; andernfalls besudelt er seinen katholischen Namen und die Korporation, der er angehört. Allen Freunden unserer guten Studentensache aber, ob jung oder alt, möchte ich zurufen: Helfet mit, unserer akademischen Jugend Religion und Sitte zu erhalten! Wenn wohlgemeinte Mahnungen versagen, dann handelt als Männer und greift zu mit nerviger Faust! Es geht um unsere Zukunft!

Ernste Skeptiker und Pessimisten meinen freilich resigniert: es sei zu spät; es sei ja doch nichts mehr zu machen! Wieder andere, welche die ernsten Warnungsrufe besorgter Freunde mit einem gewissen höhnischen Galgenhumor aufnehmen, erklären frivol: die Warner und Mahner seien phantastische Idealisten, die sich aus der Welt der Wirklichkeit ins Reich nie zu erreichender Ideale verirrten, und die mit ihren eifernden Predigten an dem unaufhaltsamen Gang der Dinge auch nicht ein Atom zu ändern vermöchten; es bliebe nach wie vor alles beim alten! Nein, ihr oberflächlichen Bequemlichkeitssucher, so leicht wollen wir euch die Sache denn doch nicht machen! Wir werden euch, wenn es noch weiter den Anschein hat, daß „alles beim alten bleiben" soll, durch Taten beweisen, daß wir nicht nur zu mahnen, sondern auch zu handeln verstehen. Dann wird sich vielleicht auch zeigen, ob jene skeptisch gesinnten, durchaus achtungswerten Kreise recht haben mit ihrer Prophezeiung, daß es zu spät sei. Daß es nicht zu spät wird, dafür wollen die Gutgesinnten ja gerade sorgen; denn nach ihrer Ueberzeugung kann und muß ein gemeinsames, energisches Handeln aller aufrichtigen Studentenfreunde die ersehnten Erfolge bringen. Noch ist es Zeit!"

Herbst im Hag.

Sonnenstille hüllt die leeren Felder,
Nur ein Sturmstoß fährt durch kahle Wälder.

Wilde Reben bluten an der Mauer,
Drüber fliehen dunkle Wolkenschauer —

Alle sind sie fort die roten Rosen,
Fort des bunten Falters Blütenkosen.

Durch des öden Hages trübe Trauer
Schwanken schwermutsvolle Todesschauer — —

Hans Gesold.

Echo aus dem Leserkreise.[1]

Jugendschutz vor Schundliteratur und Schundkunst.

Ein Brief für Eine und für Alle. An Frau Geheimrat v. B., Berlin.

Liebe Freundin! Sie haben mich gefragt, ob ich die Artikel in der „Allgemeinen Rundschau": „Schutz der Jugend vor Schundliteratur und Schundkunst" usw. gelesen und genügend gewürdigt habe. Ich habe mich über nichts so sehr gefreut, als daß eine Zeitschrift wie die „Allgemeine Rundschau" in fortgesetzter und andauernd ernster Tätigkeit den Kampf aufnimmt gegen den schmutzigen Strom, der unsere Jugend überschwemmt. — „Sie glauben gar nicht, was in dieser Beziehung in unseren Großstädten gesündigt wird — ist dies in Frankfurt denn ebenso?" — so schrieben Sie. Ich kann Ihnen mit denselben Worten schreiben: Sie glauben gar nicht, wie viel solche schmutzige Stromschnellen auch unsere große Stadt am Main berühren, und wie viele junge Kinderherzen in ihrem Schlamme untergehen.

Großstadtleben — Großstadtmoder. Ich habe mich oft im stillen gewundert, mehr noch geärgert, daß in den Läden unserer Schreibwarenhändler und besonders in den großen Postkartengeschäften, die meist an den meistbesuchten Ecken der Straßen liegen, Bilder auf Postkarten ausgestellt sind, die das Leben in der brutalsten Weise dem Auge entschleiern. Uns Großen macht ja der Anblick nichts; denn wir sehen nicht mehr mit den Augen sondern mit der Gesinnung. — Aber unseren Kleinen, den Halbwüchsigen, im Werden begriffenen, unserer Jugend in der allerersten Zeit der Blüte, ihnen verderben solche Bilder das Gemüt und tröpfeln einen Rauhreif auf die erste zarte Blüte. — Sie fragen nicht — sie nehmen nur das Gesehene in sich auf und verarbeiten das Aufgenommene in ihrem jungen, unfertigen Herzen mit heimlich tastenden, forschenden Begriffen und brennen sich damit ein Mal, das immer dunkler sich verdichtet, wenn nicht die Elternhand das Mal rechtzeitig sieht und lindert. Und verbieten wir unseren Kleinen den Anblick solcher Bilder und das Lesen jener niederträchtigen Bücher, dann ist die Gefahr vorhanden, daß in manchem Kinderherzen die Neugierde entsteht, das Verbotene sich doch zu verschaffen, und zwar auf heimlichem, vielleicht noch schlimmerem Wege. — Darum kann uns Eltern, die wir für den gesunden Sinn unserer Kinder besorgt sind, nichts mehr helfen als das öffentliche, energische Einschreiten der Presse in die geschlossene Schranke der verderblichen Kunst und Literatur. Und um so lobens- und dankenswerter ist es, daß eine Zeitschrift wie die „Allgemeine Rundschau" auf diesem Wege tapfer voranschreitet und immer näher sich zum Ziele rüstet.

Uns Frauen ist es ja erschwert, gegen den herbsten, niederen Realismus mitzukämpfen, denn wir müssen uns vielleicht auf Wege wagen, zu deren tiefen Dunkelheiten unsere Spannkraft nicht die Flügel hätte — und vielleicht auch nicht den Mut, den dunklen Schlamm zu fassen. Wir bleiben lieber auf den stillen Wegen, die von altersher für uns bestimmt sind, und auf denen wir auch Siege ernten können, wenn wir den großen Kampf der Oeffentlichkeit zum kleinen Kampf im Inneren verwandeln und siegreich ihn vollenden. Aber eines können wir, und das wollen wir von Herzen tun — wir können den tapferen Baumeistern, die den Turm der Schutzwehr bauen wollen und die Kraft dazu besitzen, weil sie den Willen dazu haben, wir können ihnen unseren Dank entgegenbringen und unsere Freude und können ihnen durch unsere stumme Arbeit helfen, die Steine für den Turm zusammenzutragen. Und vielleicht haben dann unsere Hände dazu beigetragen, den Turmbau zu vollenden. . . . Das meinten Sie doch auch, nicht wahr, indem Sie sagten: „Wir wollen helfen mitzubauen an dem Turme. Festgegründet, festgeschmiedet, tief in harter Erde muß er eingemauert werden, damit seine Pfeiler um so höher in die Höhe ragen können; mit dem Fuße muß er mitten im Reiche des Schadens stehen — um sein Bezwinger werden zu können." — Ich danke Ihnen, liebe Freundin, für Ihre Zeilen, und daß Sie mit mir den längsterwünschten Punkt besprochen haben. Wenn wieder die „Allgemeine Rundschau" einen diesbezüglichen Artikel bringt, dann werde ich den Inhalt in seinem vollen Werte aufzunehmen suchen, und wenn dann wieder eine Nummer kommt, dann werden Sie vielleicht darin die Antwort lesen Ihrer ganz ergebenen

Höchst am Main. Eugenie Taufkirch.

* * *

Die „Deutsche Juristen-Zeitung" und „Das Freie Wort".

Aus rheinischen Juristenkreisen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „Anknüpfend an Ihre Notiz „Glühender Haß gegen die katholische Kirche" in Ihrer letzten Nummer, möchte ich darauf hinweisen, daß sich in demselben Artikel des A. Krok noch folgende Auslassungen befinden: „. . . während sie (die kath. Kirche) die knechtende, hetzende, verdammende Brutanstalt des greulichsten

[1] Unter dieser Rubrik veröffentlicht die „Allgemeine Rundschau" bemerkenswerte kürzere Zuschriften, die ihr in Anknüpfung an bestimmte Artikel oder über aktuelle Fragen überhaupt zugehen. Der Nachdruck dieser Leserstimmen ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reichsweinsteuer.

Von

Wilhelm Haenlein, Weinbergbesitzer, Hochheim a. M.

Klagelieder sind an Stelle fröhlicher Winzergesänge in den uralten Domänen des deutschen Weinbaues getreten. In Deidesheim feierte man Herbstschluß mit — Trauermärschen und Trauerfahnen, der reinste Galgenhumor.

Auch im Weinhandel herrscht flaue Stimmung. Ist es doch eines der Gewerbe, das am ersten mittelbar die niedergehende Konjunktur verspürt. Während der Handel mit der Verstimmung am Markte höchstens vorübergehend zu rechnen hat, eilt der Weinbau unaufhaltsam einer schweren Krisis entgegen. Die Baukosten der Weinberge sind in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen. Zunächst die höheren Löhne, dann die durch konzentrierte Ausnützung der Gelände bedingte Bodenmüdigkeit, ferner die sich stets steigenden Schwierigkeiten, guten und nicht zu teuren Dung (Kuhdung) zu erhalten. Die meisten weinbautreibenden Gelände sind nicht in der Lage, gleichzeitig Viehzucht zu treiben, um so den unentbehrlichen Kuhmist selbst herzustellen. Zu diesem kommt nun noch das ganz außergewöhnliche Ueberhandnehmen der Rebkrankheiten. Mit vielen Schwierigkeiten hat der deutsche Weinbau somit im allgemeinen schwer zu kämpfen. Im Rheingau kommt hierzu der Krach der Eltviller Zentrale, der im kleinen Winzerstande zahlreiche Existenzen an den Bettelstab bringt. Ueber den freundlichen Weindörfchen, in denen im Herbst die Luft hoch ging, lagert jetzt eine gedrückte, die Gemüter lähmende Stimmung. Man gestatte nur zwei Beispiele: W. hatte in den Jahren 1893—1901 durchschnittlich aus dem Weinbau Erträge von ca. ℳ 100—160,000

1902 — ca. ℳ 8,000.—
1903 — „ ℳ 20,000.—
1904 — „ ℳ 80,000.—
1905 — „ ℳ 22,000.—
1906 — „ ℳ 3,000.— (!)
1907 — „ ℳ 8,000.—

In H., einem der besten Plätze des Gaues, hatte ein Winzerverein folgende Ernten:

1904 — ca. ℳ 200,000.—
1905 — „ ℳ 80,000.—
1906 — „ ℳ 6,000.— (!)
1907 — steht noch nicht fest. Der Ertrag geht aber bestimmt nicht über ℳ 20,000.—

Im engsten Zusammenhang mit diesen Erträgnissen steht der Rückgang der Bodenpreise für Weingelände.

Vor kurzem wurde an einem der besten, berühmtesten Weinorte auf eine kleine, aber gute Parzelle überhaupt kein Gebot gemacht bei der Versteigerung. Es war dies unerhört; denn waren bei ähnlichen Anlässen früher auch keine Winzer unter den Steigliebhabern, so suchte doch der am Platze ansässige oder in der Nachbarschaft außerordentlich umfangreiche Weinhandel diese Gelegenheit zu benutzen, sich einen sogenannten Renommierwingert zuzulegen, für billiges Geld eine beliebte Reklame. Am Wohnort des Verfassers sanken die Bodenpreise enorm. Während vor etwa zehn Jahren der Morgen in mittelguten Lagen mit ℳ 3—5000 bewertet wurde, steht der Preis heute auf ℳ 1000.— bis 1200.—

Ein Weingut, ideal arrondierter Monopolbesitz in erstklassiger Lage, kann von den Erben nicht losgeschlagen werden, obwohl die ursprüngliche Forderung (Taxe des Feldgerichtes) auf fast die Hälfte reduziert wurde.

Es ist wohl unmöglich, daß den Behörden diese nicht vereinzelten, sondern allgemeinen Tatsachen unbekannt sind. Den besten Maßstab haben die oberen Behörden, wenn sie sich an die Einkommensteuer-Veranlagungskommission wenden. Seit Jahren weisen größere Güter erhebliche Fehlbeträge in ihren Steuererklärungen nach, und es ist ein offenes Geheimnis, daß der mittlere Weingutsbesitzer, der noch zu stolz ist, taglöhnern zu gehen, ganz außerordentlich verschuldet ist. Man sollte nun meinen, die Regierungen hätten nichts Besseres zu tun, als unter Anhörung unterrichteter Vertreter von Weinbau und Weinhandel, also von Männern der Praxis, Mittel und Wege aufzuspüren, diesen in ihrer Existenz bedrohten Ständen unter die Arme zu greifen.

Nun, nachdem das neue Weingesetz im Wortlaut vorliegt und dazu noch das geradezu ungeheuerliche Projekt, den Wein, also ein Bodenprodukt genau wie Weizen, Kartoffel, mit einer Zwanzigmillionensteuer zu belegen, da faßt man sich an den Kopf und fragt sich: wie ist so etwas möglich nur als Projekt?

Zunächst das neue Weingesetz. Es ist ein fundamentaler Grundsatz des Zentrums, den wirtschaftlich Schwachen zu stützen, diesem vor allem Hilfe zu leihen. Das Zentrum hat also besonders von diesem Gesichtspunkte aus den Entwurf zum neuen Weingesetz zu prüfen. Nun trägt aber derselbe ganz deutlich die Marke der Urheberschaft nationalliberaler Pfälzer, die für sich sorgten und nicht danach frugen, ob der kleine Winzer, dem in erster Linie zu helfen notwendig wäre, Vorteil oder Nachteil hat. Zahllose Vereinigungen haben bereits in der ausgiebigsten Weise Stellung genommen, und es dürfte sich wohl erübrigen das Vorhergesagte näher zu begründen. Bei der geplanten Weinsteuer, die wohl nach sehr optimistischer Schätzung 20 Millionen einbringen soll, muß nach dem schon erwähnten Grundsatz des Zentrums in erster Linie gefragt werden: Wer zahlt die Steuer? Der flaschenweintrinkende Konsument könnte auch sehr wohl eine Weinsteuer bezahlen; die große Frage ist aber nur, ob in der Tat, ähnlich wie bei der Sektsteuer, der Konsument für die Steuer herangeholt werden kann.. Weil man bei der Sektsteuer die günstige Erfahrung machte, hofft man es beim Flaschenwein ebenfalls zu erreichen. Man übersieht aber dabei einen außerordentlich wichtigen Punkt.

Das Sektgeschäft wird von 8 bis 10 Firmen kontrolliert. Sobald diese einig waren unter sich, konnte die Sektsteuer auf den Konsumenten gewälzt werden. Es wäre nun der Versuch zu machen, den Weinhandel derart zu organisieren, daß er sich solidarisch erklärt und die Steuer auf den Konsumenten abwälzt. Das ist leider undurchführbar. Kein Stand hat losere Interessengemeinschaften als der Weinhandel. Wein ist wohl das variabelste Produkt, das die Erde produziert, und besonders in Deutschland ist es unmöglich, von Typen oder gar Marken zu reden. Der Sekthandel ist seit dem Einsetzen der Reklamefirmen ein reines Markengeschäft. Man rechnet mit festen Preisen. Henkell Trocken, Kupferberg Gold kosten ℳ 3.50 ohne Steuer, das steht fest. Billiger dürfen diese Marken nicht verkauft werden, und es ist dann leicht zu sagen: „ohne Steuer ℳ 3.50."

Das Weingeschäft ist kein Markengeschäft. Es gibt da nicht 8 bis 10 Qualitäten Marken, sondern eine einzige Gemarkung hat Hunderte von Lagen und dementsprechend Weine, die gegen einander in der Qualität und im Preise differieren. Darin liegt von vornherein die Unmöglichkeit, es fertig zu bringen, den Handel zu veranlassen, allgemein den gewiß wünschenswerten Schritt zu tun und die Steuer auf den Konsumenten abzuladen. Der Weinhändler, der es heute versuchte, würde morgen von 20 Konkurrenten abgeboten. Man braucht nur ein klein wenig im Weinhandel bekannt zu sein, um den Gedanken, der Handel würde den Konsumenten die Steuer bezahlen lassen, als eine Unmöglichkeit abzuweisen. Der Handel selbst bezahlt die Steuer nicht, das ist ausgeschlossen. Es bleibt nur der Produzent übrig, der zahlen muß, wenn er nicht das viel Klügere tut und seine Weinberge ausschlägt, um andere Bodenprodukte zu ziehen. Heute gehen bereits viele Winzer daran, Weinberge auszuhauen, die sich auch für andere Kulturen eignen, in den sandigen Böden Rheinhessens, z. B. für den Spargel. Geht der Reichsschatzsekretär dazu über, den Wein als Bodenprodukt zu besteuern mit dem Entschuldigungsgrund, es sei ein Genußmittel der Reichen, dann werden solche Bodenprodukte für die Folge überhaupt als Steuerobjekte in Betracht zu ziehen sein, die nur der Bemittelte kaufen kann, also Spargel, überhaupt alle feinen Gemüse, feines Obst, feine Delikatessen.

Der Weinhändler kauft heute ein Stück = 1200 Ltr. = 1600 Flaschen für ℳ 1200. Nach Aufschlag seiner Kellerkosten, Handlungs- und Reisespesen und seinem Nutzen verkauft er diesen Wein, nehmen wir an, zu ℳ 1.50. Später muß er, falls die Steuer kommt, pro Flasche 15 Pf. extra rechnen, für 1600 Flaschen die horrende Summe von ℳ 240.—. Er muß also beim Einkauf einen Wein nehmen, der ihn ℳ 240 weniger kostet, also nur ℳ 960. Ein Wein im Verkauf à ℳ 4.50 per Flasche soll nach dem Entwurf eine Steuer von 55 Pf. tragen, das ist per Stück ℳ 880 Steuer! Ein Wein im Verkauf à ℳ 6.50 soll ℳ 1.05 per Flasche zahlen, oder im Stück eine Steuer von ℳ 1680! Ein Stück für 10 ℳ ℳ 3360! Das ist eine Ungeheuerlichkeit, das läuft auf ein direktes Verbot hinaus, überhaupt noch Qualitätsweine zu bauen. Zu den ohnehin schon gedrückten Weinpreisen käme also ein weiterer Abdruck nach unten. Eine weitere Frage ist nun: wer von deutschen Produktionsländern muß diese 20 Mill. aufbringen? Es sind ganz verschwindend kleine Bezirke: In der Pfalz die Orte von Neustadt bis Dürkheim. In Rheinhessen: Nierstein, Oppenheim, Bodenheim, Laubenheim und Bingen. An der Nahe wenige Orte, ebenso in Franken, dann fast die halbe Mosel und vor allem der Erzeuger der edelsten deutschen Gewächse: der Stolz eines jeden Deutschen, der Rheingau. Der Ansporn, Qualitätsweine zu ziehen, würde gelähmt, und damit wäre der hohe Ruf unserer Weine auf das empfindlichste geschädigt.

Die Gefahr, daß die Weinsteuer kommt, liegt in der Finanznot des Reiches einmal und dann darin, weil die weinbautreibenden Länder, die Schoppenweine erzeugen, wie Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, für die Flaschenweinsteuer zu haben sind, aus einleuchtenden Gründen. Sie haben nicht nur nichts zu fürchten, im Gegenteil. Der Konsum in Schoppenweinen (offenen Weinen) würde sich steigern, weil die Steuer wesentlich als Flaschenweinsteuer geplant ist. Besonders der Winzerstand hat also alle Ursache, energisch gegen die Besteuerung seines unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen abgerungenen Bodenproduktes Front zu machen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Zur Beurteilung des Aufklärungszeitalters.

Eine Erwiderung von Sebastian Merkle.

Es ist eine wohlbegründete literarische Gepflogenheit, daß man über eine Kundgebung nicht urteilt, bevor man genaue, authentische Kenntnis von ihr hat. Indem Herr Dr. Rösch gegenüber meinem Berliner Vortrag obigen Inhalts sich über diese selbstverständliche Regel hinwegsetzte (Allg. Rdsch. Nr. 44), kämpft er gegen die Windmühlen eines Zeitungsreferats, das begreiflicherweise über einen in 20 Minuten rasch gesprochenen fachwissenschaftlichen Vortrag sehr problematisch sein muß und nach dem Zeugnisse aller Kongreßmitglieder, die ich hörte, auch wirklich ist. Daß alle von Herrn R. vorausgesetzten Berichte — einen zweiten, wesentlich zuverlässigeren Typ scheint er gar nicht zu kennen — auf eine Quelle zurückgehen, also nicht selbständige Zeugen sind, ist notorisch und hätte auch meinem scharfsinnigen Kritiker nicht entgehen sollen. Bei der Eile indes, die gerade an jenem 12. August durch verschiedene Umstände geboten war, kann ich einem angestrengten Referenten nicht verübeln, wenn er manches falsch, anderes gar nicht versteht, noch anderes ganz vergißt. Wohl aber muß ich einem Manne, der sich als wissenschaftlicher Kritiker geriert, es sehr verübeln, wenn er es mit seinem Gewissen und seiner „Selbstachtung" vereinbaren kann, ohne das Erscheinen des Vortrags abzuwarten, auf absolut unsicherer Grundlage voreilig und in so wegwerfendem Tone über einen akademischen Lehrer herzufallen. Dies zwingt mich vorerst zu einigen Bemerkungen.

1. Es ist nicht wahr, daß ich erst durch die Diskussion daran erinnert werden mußte, über die Ursachen der Aufklärung etwas zu sagen. Ich mußte bei dem allgemeinen Drängen mich engst an das Thema halten, und da ich das katholische Urteil über die fragliche Erscheinung vielfach zu ungünstig fand, ihm naturgemäß die Lichtseiten entgegenstellen. Herr Rösch hätte mich um so weniger tadeln sollen, da der von ihm so hoch gepriesene Sägmüller in einem ganzen Buche über die Aufklärung die Erörterung ihrer Ursachen nicht nötig gefunden hat. — 2. Mein Kritiker sagt, die Reduktion der Feiertage sei schon vor „der eigentlichen Aufklärungszeit" (1771!) „mit Zustimmung der höchsten kirchlichen Auktorität" vorgenommen worden. Mit um so mehr Recht konnte ich aber dann jenen widersprechen, welche gerade der Aufklärung daraus einen Vorwurf machen. — 3. Wenn Herr R. mich wegen des „vorzüglichen" Felbigerschen Katechismus auf „die tüchtige Monographie von F. X. Thalhofer" — Sägmüller findet sie nicht so tüchtig, während ich sie sehr hochschätze — verweist, so wäre ihm selbst eine etwas genauere Lektüre dieses Buches zu empfehlen gewesen; denn dort S. 81 steht, daß man, u. a. ein Herrn R. wohlbekannter Mann, auf katholischer Seite gerade in den letzten Jahrzehnten jenen Katechismus „ganz im Geiste der neuen Richtung", d. h. der Aufklärung, geschrieben, also nicht vorzüglich fand. Die Zurechtweisung richtet sich also an die falsche Adresse. — 4. Ich habe nicht gesagt, daß der Braunsche Katechismus „ausschließlich" (von Herrn R. gesperrt!) deswegen bekämpft worden sei, weil er „an einen Gott" statt „in einen Gott" glauben lehrte. Deutsch wird das letztere niemand finden, und ob man in das lateinische in mehr hineinlegen will, als in das deutsche an, ist schließlich Geschmackssache; in den 2 Buchstaben an sich liegt's wahrlich nicht. — 5. Daß das Mainzer Gesangbuch vom Jahre 1785 das erste deutsche war, habe ich natürlich ebensowenig behauptet, wie daß es nur wegen seines zweispaltigen Druckes angefochten wurde; erwähnt doch Herr R. selbst, ich hätte gesagt, es sei voller Fehler. Die souveräne Verweisung auf einen Artikel des Kirchenlexikons, den ich schon kannte, als Herr R. noch auf der Schulbank saß, ist daher ebenso beleidigend wie gegenstandslos. — 6. Von der Meinung, daß die kath. Aufklärung niemals den Supranaturalismus bekämpft habe, bin ich nicht weniger weit entfernt als von der Behauptung, „man" habe allgemein auf katholischer Seite den Aberglauben bezüglich der Größe des Auferstehungsleibes vertreten; daß er mit Berufung auf die „Auktorität" gelehrt wurde, habe ich behauptet und kann es trotz Herrn R. beweisen. — 7. Es ist nicht wahr, daß ich der „kath. Forschung in Bausch und Bogen" die schiefsten und ungerechtesten Urteile über die Aufklärung schuldgegeben habe; was ich aber wirklich sagte, kann ich auch vertreten. — 8. Ich habe nicht gesagt, erst jetzt (bei Herrn R. fettgedruckt!) sei die Geschichte von dem schlimmen Rattenberger Seminarprofessor als Fälschung nachgewiesen, ich nannte vielmehr ausdrücklich den Jahrgang der Innsbrucker Zeitschrift. Wenn der Stenograph aus einem „nun aber" (atqui) ein „jetzt" machte, so bin dafür nicht ich verantwortlich. Der Siegesjubel und die liebenswürdige Insinuation, daß ich „30 Jahre über geschlafen" hätte, ist also umso deplacierter, als mein gestrenger Kritiker, dieser Lobredner der Akribie, nicht einmal den richtigen Jahrgang zitiert, und das im selben Augenblick, wo er mich wiederum auf einen mir längst bekannten Artikel des K.-L. aufmerksam machen zu müssen glaubt. Schells Namen habe ich weder in diesem Zusammenhang noch überhaupt in meinem Vortrag erwähnt. Die „Nase" gehört also jemand anderem. So zuverlässig ist in einem so leicht zu kontrollierenden Falle das Referat, auf welches Herr R. seine Kartenhäuser baut! — 9. Den Salzburger Hirtenbrief von 1782 kenne ich nicht nur seit Jahren sehr genau, ich habe ihn und die Gegenschriften sogar in meinem Seminar behandelt, werde mir also wohl ein Urteil über ihn zutrauen dürfen und nicht nötig haben, erst von Herrn R. über seinen Inhalt oder über den Unterschied von dogmatischer („religiöser"!) und bürgerlicher Toleranz mich belehren zu lassen. — 10. Gegen die Logik: Sägmüller ist gemeint, obwohl weder sein Name genannt wird, noch das beanstandete Diktum sich bei ihm findet, gestehe ich nicht aufkommen zu können.

So sieht's mit Herrn R.s konkretem Material aus! Wenn er sich schmeichelt, durch solches Auftreten seiner „Selbstachtung" gedient zu haben, so werde ich ihn um diese Illusion nicht beneiden. Auch nicht um das „objektive Urteil der Leser", an das er bei solchem Tun noch appelliert. Deren werden wenige sein, die es als ein rühmliches Zeichen für die „katholische Wissenschaft" ansehen, wenn einem akademischen Lehrer, dem noch niemand den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht hat, ein jüngerer Mann ohne allen objektiven Grund mit Verbindlichkeiten wie „Possenreißerei", „kindliche Unwissenheit", Mangel an Methode usw. in demselben Augenblicke aufwartet, in welchem er selbst jene Noten in höchster Potenz verdient. Wer von Methode, Gründlichkeit, Gerechtigkeit, Gewissenhaftigkeit auch nur reden gehört, wird eine solche Handlungsweise verurteilen. Man muß die Folie fremder Unfähigkeit zur Herausstellung der eigenen Ueberlegenheit schon bitter nötig haben, oder aber einer verblüffenden Freiheit von Schüchternheit sich erfreuen, um einem seit lange im akademischen Lehramt und literarisch tätigen Manne eine Ignoranz und Oberflächlichkeit zuzutrauen, durch deren Insinuation man einem halbwegs wackeren Studenten Unrecht täte; um die Mitglieder eines Historikerkongresses als „ein größtenteils historisch ungeschultes (!!) und von protestantischen Vorurteilen erfülltes Publikum" abzutun, dessen Beifall wertlos sei. Hätte nicht wenigstens die Erwägung, daß „ein katholischer Geschichtsprofessor von Ruf" diesem Beifall auch mit Worten Ausdruck gab, den scharfsinnigen Kritiker in seiner Sicherheit beirren können? Wenn er seines Bundesgenossen Sägmüller Akribie nicht rühmen kann, ohne mich herabzusetzen, habeat sibi. Die Anerkennung, die meine Publikationen seitens der hervorragendsten Gelehrten, Katholiken wie Protestanten, Historiker wie Kanonisten und Theologen, mein Concilium Tridentinum sogar durch ein Breve Leos XIII. gefunden, lassen mich des Beifalls eines Herrn Rösch umso leichter entraten, als dieser „historisch geschulte" Herr die elementarste Regel aller Kritik: daß man eine Quelle zuerst kennen muß, um über sie zu urteilen, offenbar bereits vergessen hat.

Entgegnung.

Auf die vorausgehende Erwiderung von Professor Merkle zu meiner Kritik seiner Berliner Rede habe ich folgendes zu antworten:

Wenn ich bemängelt habe, daß Merkle in seinem Vortrage auf die Ursachen der Aufklärung nicht eingegangen ist, so war hier nur ein ganz untergeordneter Punkt berührt; übrigens bin ich auch jetzt noch der Ansicht, die wohl auch der Diskussionsredner Dr. Stern gehabt hat, daß in diesem Vortrage die Ursachen dieser Zeiterscheinung hätten kurz aufgezeigt werden sollen. — Die Reduktion der vielen Festtage war sicher eine Notwendigkeit. Die Motive aber, aus welchen die Agitation für Abschaffung der kirchlichen Feste entsprang, waren in manchen Kreisen nichts weniger als religiöser Natur; unter diesem Gesichtspunkt dürfen katholische Gelehrte sehr wohl an derselben Kritik üben. — Es freut mich, wenigstens in einem Punkte mich mit Herrn Merkle eins zu wissen, nämlich in der Beurteilung des Felbigerschen Katechismus; übrigens hat Merkle die Ver-

Digitized by Google

dienste der Aufklärungszeit um den Katechismusunterricht gerühmt, ich habe ganz Entgegengesetztes behauptet. — Daß Herr Merkle gesagt, „ausschließlich" aus dem Grunde, weil die Uebersetzung des in unum Deum eine andere geworden, sei der Braunsche Katechismus verbrannt worden, habe ich nicht geschrieben, ich habe nur behauptet, die genannte Uebersetzung sei nicht ausschließlich der Grund der herben Kritik des betreffenden Katechismus gewesen. Herr Merkle hätte hier nachweisen sollen, er habe in seinem Vortrage auch auf andere Fehler des Katechismus aufmerksam gemacht. Nach dem Eindruck auf die Zuhörer zu urteilen — der Zeitungsbericht meldet an dieser Stelle große Heiterkeit — scheint Merkle nun aber schwerlich diese Aufgabe erfüllt zu haben. — Wenn im Zeitungsreferat von dem Mainzer Gesangbuch von 1785 als erstem deutschen Gesangbuch geredet wird, so akzeptiere ich sehr gern, daß es sich hier um ein Versehen des Berichterstatters handle und Merkle diese Behauptung nicht getan hat. Dagegen war ich auf Grund des Zeitungsreferates („Die Abneigung des Volkes gegen dieses Liederbuch entsprang nicht etwa seiner aufklärerischen Wirkung, sondern der Tatsache, daß es zweispaltig gedruckt war und jedes Lied eine fettgedruckte Nummer hatte, genau wie in dem lutherischen Gesangbuch") vollauf berechtigt zu der Annahme, daß hier die Mainzer Katholiken als dumm und intolerant hingestellt werden. Wenn Professor Merkle sich wesentlich anders über das Mainzer Gesangbuch geäußert hat, hätte er in seiner Erwiderung dies ausdrücken sollen. — Professor Merkle gesteht, er sei von der Meinung, die katholische Aufklärung habe „niemals" den Supernaturalismus bekämpft, weit entfernt. Gut; aber wie kommen dann ganz entgegengesetzte Behauptungen in den Pressebericht? Was hat Professor Merkle über diesen Punkt eigentlich gesagt? Die beiden Geschichtlein, welche Professor Merkle in der an den Vortrag sich anschließenden Diskussion nach dem Zeitungsbericht erzählt hat, stellt Merkle nicht in Abrede; der Erfolg konnte, wie der Redner voraussehen mußte, kein anderer sein als eine ungerechtfertigte Bloßstellung der katholischen Vergangenheit bei den Andersgläubigen und bei den gläubigen Katholiken hochgradige Entrüstung. Ich habe übrigens Herrn Merkle nicht die Behauptung imputiert, man habe „allgemein" den Glauben an die Größe des Auferstehungsleibes auf katholischer Seite gelehrt. — Ich akzeptiere mit Vergnügen die Erklärung, daß Merkle bezüglich der Rattenberger Geschichte das Jahr (1877), in welchem die Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie die Legende zerstörte, ausdrücklich genannt hat; er bestreitet ferner, den Namen Schells in seiner Rede irgendwie genannt zu haben. Aber wie kommt dann der Satz in den Bericht: „Alles ist bis heute über solche Verworfenheit entsetzt, nur der brave Schell meinte, das sei denn doch zu dick aufgetragen, als daß man es glauben könnte?" Und wenn Professor Merkle gewußt hat, daß diese Geschichte seit dreißig Jahren auf katholischer Seite abgetan war, wie kann er sie zur Kritik der katholischen Geschichtsschreibung heute noch in einer Weise verwerten, wie er es in Berlin getan, wo er die Zuhörer an dieser Stelle zu schallender Heiterkeit hinriß? Das war sicher nicht objektiv. Professor Merkle schweigt sich, was hiermit konstatiert sei, darüber aus, daß er zu Unrecht das Kirchenlexikon für diese Geschichte verantwortlich gemacht hat. An dieser Stelle möchte ich übrigens ein Versehen in meiner Kritik richtigstellen; der Artikel Generalseminarien im Kirchenlexikon ist nicht, wie ich angegeben, von Brück, sondern von Brunner geschrieben, dagegen hat Brück den Aufsatz über „Aufklärung" im Kirchen-Lexikon verfaßt. — Professor Merkle will zum Schluß etwas Versteckes spielen. „Gegen die Logik: Sägmüller ist gemeint, obwohl weder sein Name genannt wird, noch das beanstandete Diktum sich bei ihm findet, gestehe ich nicht aufkommen zu können." Nun; der Redner hat nach dem Berichte „von einem vor zwei Jahren erschienenen katholischen Buche über die Aufklärung" geredet; diesem Buche geht er mit seiner Kritik besonders zu Leibe, zitiert aus diesem Buche eine Stelle, wo es von abschreckenden Reflexlichtern spreche, die vom „Zeitalter der Aufklärung auf die Gegenwart fallen". Diese zitierte Stelle findet sich fast wörtlich im Vorwort S. 7 der angegebenen Sägmüllerschen Schrift, welche zudem just vor zwei Jahren, nämlich 1906, erschienen ist. Ein anderes 1906 ediertes katholisches Werk über die Aufklärung, dem man eine solche Stelle entnehmen könnte, existiert aber meines Wissens nicht. So wird also doch wohl Sägmüller gemeint sein.

Wenn ich in meiner Besprechung von den Hörern Merkles als von einem „größtenteils historisch ungeschultem Publikum" gesprochen habe, so ging ich von der meines Erachtens vollkommen gerechtfertigten Annahme aus, daß die Hörerschaft in der Merkleschen Rede nur zum kleinsten Teile aus Historikern, der überwiegenden Zahl nach aber aus sonstigen Interessenten, Neugierigen usw. bestand; ob Merkles Rede vor einem Publikum von vorwiegend „historisch-geschulten Leuten" auch einen stürmischen, mehrfach wiederholten Beifall provoziert hätte, erscheint mir mehr als zweifelhaft.

Prof. Merkle empfindet es äußerst unangenehm, daß ich „gegen die Windmühlen eines Zeitungsreferates" den Kampf unternommen habe, ohne den authentischen Text seiner Rede abzuwarten. Ich bemerke dazu, daß ich Woche um Woche auf den Text der Merkleschen Rede umsonst gewartet, daß ich auch nicht wissen konnte, ob sie überhaupt in der Presse erscheinen werde. Das Pressereferat, das soviel Staub aufgewirbelt, konnte aber nicht länger unwidersprochen bleiben, und so habe ich denn den Pressebericht vorgenommen mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß meine Ausführungen nur insoweit Geltung beanspruchen, als der Pressebericht zuverlässig sei. Ich hatte aber alle Veranlassung, diesen Bericht für zuverlässig zu halten; denn einmal enthielt das Referat, zumal die Rede nur 20 Minuten gedauert, einen reichen Inhalt, war also mit Sorgfalt aufgenommen, dann war dasselbe in der Zentrums-, liberalen, freisinnigen und parteilosen Presse im wesentlichen übereinstimmend, also jedenfalls nicht tendenziös zugestutzt, endlich hätte Prof. Merkle, falls recht erhebliche Irrtümer sich eingeschlichen hätten, sicher eine Korrektur veranlaßt. Ob die mir vorliegenden Berichte alle auf eine Quelle zurückgehen, wie Herr Prof. Merkle voraussetzt, oder nicht, ist von wenig Belang. Uebrigens habe ich auch den angeblich wesentlich zuverlässigeren zweiten Typ, wie ihn z. B. der Bericht der „Nordd. Allg. Ztg.", der „Deutschen Zeitung" und des „Hamburger Correspondent" enthalten, vor Augen gehabt und daraus nur konstatieren können, daß beide Berichtsquellen sich nicht widersprechen. Daß das Zeitungsreferat keineswegs so sehr mangelhaft war und ich daher keinen Kampf nur gegen Windmühlen geführt, geht am besten aus der Richtigstellung von Prof. Merkle selbst hervor, der nur in wenigen Punkten der Berichterstattung Fehler nachgewiesen hat. Ich sehe mich daher zu meinem Bedauern auch jetzt nicht in der Lage, mein Urteil über die Rede von Prof. Merkle wesentlich zu modifizieren.

Mit diesen rein sachlichen Erläuterungen verlasse ich Prof. Merkles Erwiderung.

Freiburg i. B. Dr. Rösch.

———— * ————

Duplik.

Wenn Herr Rösch nach Richtigstellung seiner falschen Voraussetzungen nicht in der Lage ist, sein Urteil wesentlich zu modifizieren, so genügt das zu seiner Kennzeichnung und macht jedes weitere Wort überflüssig.

Würzburg, 9. November 1908. Merkle.

Vom Büchertisch.

Anna de Crignis, Kleine Blumen, Kleine Blätter. Ausgewählte Gedichte 8° 36 S. ℳ 1.20. München 1908. Kommissionsverlag Herder & Co. Wäre diese Samlung noch etwas mehr „ausgewählt", so böte sie uns ein Miniatur-Kleinod superioren Schliffes. Aber auch so, wie sie ist, gibt sie uns eigenartig Dankenswertes. So gleich das erste Gedicht: eine Widmung an die Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern, zu deren Silberhochzeit das Büchlein entstand. So auch das allerliebste zweite: „Frau Lyrik." Im stimmungsvollen ersten Teile des „An meine Geige" wie auch anderswo kommt mir das Wörtchen „wild" ein bißchen oft vor. Man glaubt es der Dichterin nicht recht — und das ist kein Tadel. A propos: im sonst einwandfreien „Die Liebe" sollte der zweitletzte Vers unbedingt gestrichen werden. Er ist geschmacklos und leider in unserer verkehrten Zeit geeignet, ein verkehrtes Licht auf die Verfasserin zu werfen. — Volksliedartig-anheimelnd knapp wirkt „Dreierlei Liebe", poetisch konzentriert auch „Nur ein Lied". Perlen sind: „Ohne zu fragen" und „Dir allein", desgleichen „Beim Feldkreuz", nur daß man hier die „eigene Art" in der Schlußstrophe nicht durchaus wird gelten lassen. Die Serien „Aus alter Zeit" und „Auf der Puszta" umschließen neben Minderwertigem allerlei Köstliches: „Wanderlied", „Landsknechtston" (hier würde ich der konzentrierten Wirkung halber die 4. Strophe ausscheiden), „Die schönste Pußtablume", „Dal", „In der Csarda". — Anna de Crignis hat ein nicht nur liebenswürdiges, sondern auch tiefer veranlagtes Talent. Möge sie es ausbauen! E. M. Hamann.

Digitized by Google

Ein Nuntiaturgebäude in München
als Jubiläumsgabe für den Hl. Vater.

Das Zentralkomitee für bayerische Pilgerzüge, an dessen Spitze als Präsident Exzellenz Reichsrat Dr. Max Frhr. von Soden-Fraunhofen steht, erläßt nachstehenden Aufruf:

„Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen" (Cant. 8. 7) heißt es im Hohen Liede; und wenn wir unter den vielen Wassern die mannigfachen Bedrängnisse, die Notlage fast aller Stände verstehen und anderseits erfahren, welche Riesensummen die unerschöpfliche, katholische Liebe für alle möglichen Liebeszwecke spendet, dann finden wir dieses Wort auch in unseren trüben Zeiten noch in Geltung. Indessen erheischt unsere Kindespflicht, daß wir über den notleidenden Brüdern den Vater nicht vergessen. Wir meinen den Heiligen Vater, der in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum feiert und von allen Seiten hierzu beglückwünscht wird.

Unter diesen Umständen hält es das unterfertigte Komitee für angezeigt, endlich an das katholische Volk bittend in einer Angelegenheit heranzutreten, die seit einer Reihe von Jahren in verschiedenen katholischen Kreisen Gegenstand heißer Wünsche und ernster Erwägung gewesen ist.

Die Nuntiatur in München, d. h. das verhältnismäßig bescheidene Gebäude, in welchem der päpstliche Nuntius, der diplomatische Vertreter des Hl. Vaters bei dem bayerischen Königshause, residiert und seinen Amtspflichten obliegt, ist nicht Eigentum des päpstlichen Stuhles, sondern gehört dem Kgl. Bayer. Militärärar und ist für den Zweck der Nuntiatur nur gemietet.

In allen anderen Ländern, in welchen ein Vertreter des Apostolischen Stuhles sich befindet, ist durch die Freigebigkeit der Katholiken für ein würdiges Nuntiaturgebäude gesorgt. In jüngster Zeit haben die Katholiken der Republiken Argentinien und Chile, wo erst seit kurzem ein päpstlicher Vertreter residiert, dem Hl. Vater als Jubiläumsgabe ein Nuntiaturgebäude zur Verfügung gestellt. Argentinien hat außerdem eine ansehnliche Summe für die Unterhaltung des Gebäudes hinterlegt.

Gewiß erscheint es somit als eine Forderung unserer Liebe zum Heiligen Stuhle und zu unserem Vaterlande zugleich, daß auch wir Bayern nicht hinter anderen Ländern zurückstehen und durch Erwerbung eines Nuntiaturgebäudes dem Hl. Vater eine Jubiläumsfreude bereiten. Zugleich beweisen wir dadurch unsere Ehrfurcht und Hochachtung gegen den Vertreter des päpstlichen Stuhles und unser dankbares Verständnis für die Ehre und den ideellen Nutzen, den die Aufrechterhaltung der päpstlichen Gesandtschaft in der Haupt- und Residenzstadt Bayerns bedeutet; wir erwidern dadurch auch die Gunst und wohlwollende Liebe, welche der Hl. Vater durch die Ernennung eines Nuntius uns erzeigt hat, welchem das Deutsche Muttersprache ist.

Dies die kurze Begründung eines Vorschlages, dessen Verwirklichung wir dem liebevollen Verständnisse und dem Opfersinne des hohen Adels, des hochwürdigen Klerus und des treukatholischen und patriotischen Bayernvolkes anheimgeben.

Nachdem das unterfertigte Komitee zur Sammlung von Mitteln für den oben dargelegten Zweck die erforderliche behördliche Genehmigung auf die Dauer von zwei Jahren bereits erhalten hat, erlaubt sich dasselbe an alle katholischen Pfarrämter, Klostervorstände und Vorstandschaften der katholischen Vereine Bayerns die herzlichste Bitte zu richten, dieses schöne Werk nach Kräften zu fördern und Gaben hierfür, seien sie groß oder klein, in Empfang zu nehmen und wenigstens nach je drei Monaten an eines der unterzeichneten Komiteemitglieder einzusenden. Die Gaben können auch direkt gesendet werden an die Hauptsammelstelle: Kapuzinerhospiz St. Joseph, München (31), Tengstraße 7."

Die „Allgemeine Rundschau" schließt sich diesem Aufrufe aus voller Ueberzeugung mit Wärme und besonderem Nachdruck an. Das heutige Nuntiaturgebäude ist, auch abgesehen von dem Mietverhältnis, kein würdiger Aufenthalt für den Vertreter des Apostolischen Stuhles. Dem Leserkreise der „Allgemeinen Rundschau" ist zur Genüge bekannt, daß der Ruf nach einem deutschsprechenden Nuntius während der letzten Vakanz mit besonderem Eifer von einer hochstehenden Seite in unseren Spalten erhoben wurde. Das Gefühl der Dankbarkeit für die Gewährung dieser Bitte dürfte daher auch in den Kreisen, die mit der „Allgemeinen Rundschau" in ständiger geistiger Verbindung leben, ein besonders lebhaftes sein. Im Namen und mit Genehmigung des Komitees eröffnet die „Allgemeine Rundschau" hiermit eine **Sammelliste für den Ankauf eines Nuntiaturgebäudes** und richtet an die Leser nicht nur in Bayern, sondern auch im übrigen Deutschen Reiche und in der ganzen Welt die inständige Bitte, durch entsprechende Beiträge das wichtige Werk unterstützen und fördern zu helfen. Auch die kleinste Summe ist willkommen. **Die Geldbeträge sind an den Verlag der „Allgemeinen Rundschau", München, Galeriestraße 35a, Gartenbau, zu adressieren.** Ueber die eingegangenen Beträge wird an dieser Stelle eine fortlaufende Liste geführt.

Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius hatte die besondere Gnade, die Sammlung in der „Allgemeinen Rundschau" durch eine persönliche Gabe zu eröffnen.

Exzellenz Msgr. Frühwirth, Apostolischer Nuntius: 100 ℳ
Verlag und Redaktion der „Allgemeinen Rundschau": 100 ℳ
200 ℳ

Die liberale Presse und der Kampf gegen die Schmutzliteratur und Schmutzkunst.

Das Vorgehen des bayerischen Kultusministeriums gegen die „papierene" Jugendverführung hat bis tief in die Reihen der Liberalen und Fortschrittlichen hinein lebhafte Zustimmung gefunden. Zu letzteren gehören selbstverständlich nicht Organe von der Weltanschauung der „Jugend" und der „Münchner Neuesten Nachrichten". Während die „Jugend" in Bild und Wort die der Schule zur Pflicht gemachte Ueberwachung der Schaufenster und Läden durch Unterschiebung schändlicher Motive lächerlich und verächtlich zu machen sucht, möchte das führende Organ des Liberalismus in Bayern die Maßnahmen der staatlichen Behörden von vorneherein illusorisch machen, indem es einerseits die Gemeindeverwaltungen gegen das Ministerium mobil macht und anderseits die Schulvorstände zum Widerstand und zur Untätigkeit reizt, indem es drohende Schadensersatzklagen der Ladenbesitzer in Aussicht stellt. Die hin und wieder theoretisch geäußerte Bereitwilligkeit der „Münchner Neuesten Nachrichten", an ihrem Teile zur Bekämpfung der Schundliteratur und Schundkunst beizutragen, geht eben jedesmal in die Brüche, wenn es gilt, praktisch zuzugreifen. Praktisch ziehen die unter dem gleichen Dache gedruckten Organe („Neueste Nachrichten" und „Jugend") an demselben Stricke. Um so erfreulicher ist es, daß in der vorletzten Nummer der liberalen „Allgemeinen Zeitung" Dr. Paul Busching mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit gegen diese Sorte Liberalismus Front macht. Die „Allgemeine Zeitung" stellt sich, wie schon früher in wiederholten Fällen (leider nicht stets mit voller Konsequenz) offen in die Reihe der Kämpfer gegen den zunehmenden Schmutz und läßt sich (S. 668), wie folgt, vernehmen:

„Sehr erfreulicherweise geht nun auch das bayerische Kultusministerium energisch gegen die Vergiftung der Schuljugend durch obszöne Bilder, Postkarten usw. vor. Auf die Gefahr hin, zu den gar rückständigen und suspekten Leuten zu gehören, die die Handlungen Herrn v. Wehners nicht à tout prix als gänzlich sündhaft und gottsträflich „ultramontan" ablehnen, muß ich erklären, daß die Ministerialentschließung, durch die den mit derartigen Schweinereien Handel treibenden Papiergeschäften die Hölle heiß gemacht wird, sehr zeitgemäß und sehr vernünftig ist. Wer einmal normalen Sinnes durch die Straßen der Stadt gewandert ist, muß die Auslagen zahlreicher Geschäfte, die mit dem Verkauf von Schulutensilien viel Geld verdienen, als roh und gemein bezeichnen. Die spekulativ verhüllte Spekulation auf die primitivsten sexuellen Instinkte unserer Schulkinder feiert hier Orgien unter „künstlerisch" kolorierten Postkartenzyklen, die den heiligen Brautstand und Ehestand in denjenigen Aeußerungen darstellen, die bei anständigen Leuten unter vier Augen zu erfolgen pflegen. Es ist ganz logisch und richtig, wenn das Kultusministerium die Schulvorstände ersucht, auf diese Sittenverderber ein wachsames Auge zu lenken und den Geschäftsinhabern den Verkauf von Schulutensilien zu unterbinden, wenn sie nicht ihre Cochonnerien aus dem Laden tun. Wenn die Eltern nichts dagegen tun — schlimm genug. Einer muß sich der Sache annehmen. Der Schutzmann ist nicht das richtige Subjekt für Eruierung der feinen (oft zu feinen) Unterschiede zwischen Kunst und „Kunst". Sollen deshalb die Buben und Mädel verdorben worden? Nein. Der Liberalismus ist nicht das Evangelium der Freiheit zur Unsittlichkeit. Das war er nicht, und das will er nicht. Er ist keinen Schuß Pulver wert, wenn er nicht ausgeht von der Achtung sittlicher Grundprinzipien, über die wir uns — Hand aufs Herz! — alle einig sind. Der Liberalismus sollte und wird sich sagen: Der mit uns wirkt, die Jugend gesund und tüchtig und anständig zu machen, ist unser Mann. Und mag er sonst unser erbittertster Gegner sein: hier kämpfen wir zusammen. Denn unsere Zukunft liegt im Wasser, wenn unsere „Zukunft", das sind unsere Kinder, depraviert wird."

Leider sind es immer noch sehr vereinzelte Stimmen, die sich im Namen des Liberalismus öffentlich zu solchen gesunden Ideen bekennen. Viele machen aus lauter Frucht, von gewissen Parteigötzen als Banausen verketzert zu werden, eine Faust in der Tasche und schweigen.

Digitized by Google

Spätherbstrosen.

Ein Frühreif deckt das Gartenland,
Die Schollen sind schon leicht gefroren.
Des Weines Laubwerk an der Wand
Hat über Nacht den Glanz verloren.
Ein Spätherbstknösplein hängt am Strauch,
Das müde Köpfchen kaum erhoben.
Es friert im kühlen Windeshauch,
Vom nassen Spinnennetz umwoben.

Ich nehm' die Knospe sacht zur Hand
Und mach sie rein von Pilz und Schimmel
Noch träumt mein Geist vom Frühlingsland,
Von Schwalbenflug und blauem Himmel. . .
Umsonst, mein Herz! Der Lenz ist tot,
Ins Leben lockt ihn kein Gemühen,
Und herbstlich kühles Sonnenrot
Bringt keine Knospen mehr zum Blühen. Franz Lehner.

Sexuelle Massenaufklärung.

Randglossen zu Prof. Forels Wandervorträgen.

Von P. Reither.

Heimlichkeit ist nicht Heuchelei — ein Volk verkommt, wenn „die Scham ausstirbt", sagt Fr. Th. Vischer in rechter Erkenntnis der stärksten Schutzwehr gegen Ausschreitungen des Sexualtriebes. Und nun denke man sich einen großen, weiten, festlich beleuchteten Konzertsaal, Stuhl für Stuhl und jedes Plätzchen in den Logen und jedes Fleckchen auf den Gängen gefüllt von einem bunt zusammengewürfelten Publikum: Männlein und Weiblein, 17jährige Backfische neben flaumbärtigen Jünglingen, Herren der feinsten Gesellschaft mit ihren Damen, Gestalten, die auf ein reicherfahrenes Leben deuten, neben Milchgesichtern, aus denen die helle Unschuld schaut. Oben auf dem Podium aber sitzt ein Universitätslehrer und Arzt und plaudert über die intimsten Geschehnisse des sexuellen Lebens, über die Unzweckmäßigkeit des Zölibats und über die katholische Ehemoral, über Prostitution und Maitressenwesen, über die Ehebruchsursachen und die „sterile Ehe", über Onanie und alle möglichen Perversitäten. Dabei redet der Mann in einem Tone, der nicht selten die Gedanken an einen ernsten Gewissensmahner vergessen läßt, so z. B. wenn er über Tolstoi spottet, der nicht in seinen alten Tagen, sondern als junger kräftiger Mann geschlechtliche Mäßigkeit hätte predigen sollen, oder wenn er sexuelle Aufklärung der Jugend fordert, damit einer sich in der Ehe nicht so „tölpelhaft" stelle, oder wenn er das platte Bild von den „Hörnern" und „einem ganzen Hirschgeweih" recht „humorvoll" anwendet.

Wer pädagogisch denkt, der kann sich nur mit Entrüstung von dieser Situation wenden, die großen deutschen Städten nun alljährlich durch Forel geboten wird. Man mag manches in der heutigen Konvention des Sexuallebens und alles dessen, was damit zusammenhängt, für besserungsfähig halten, man kann sich an der Bekämpfung einer falschen übertriebenen Prüderie beteiligen, aber eine solche Art von sexueller Massenaufklärung, eine Umstürzung aller bisherigen Anstandsbegriffe, die die zartesten Dinge rücksichtslos vor die breite Oeffentlichkeit zerrt und vor einem wahllos zusammengesetzten Publikum behandelt, muß aufs entschiedenste verurteilt werden. Es ist wirklich bezeichnend für unsere Zeit, daß die Polizei in Leipzig, wo Forels Auftreten erst verboten war, ein feineres Empfinden zeigte, als viele Herrschaften aus den besten Salons durch den Besuch der Vorträge bekunden. Die großangelegte Vernichtung des Schamgefühls, von dem Wolfram von Eschenbach sagt, es sei „das feste Schloß um alle guten Sitten", ist der erste Grund, mit dem wir uns gegen diese Vorträge wenden.

Zum zweiten müssen wir aber auch den Grundirrtum bekämpfen, daß durch solche Anregung der Reflexion über das Sexualleben eine sittliche Hebung verursacht werde. Förster hat wiederholt auf die große Gefahr hingewiesen, die in der Hinlenkung des Geistes auf diese Dinge bei der modernen sexuellen Aufklärung liegt. Diese Erwägungen gelten auch hier für die Aufklärungsarbeit großen Stiles. Förster sagt: „. . . Wenn sich einst die sexuelle Degeneration und Ueberreizung unseres Zeitalters noch weiter ausgewachsen haben wird, so wird man vielleicht allmählich begreifen, welche ungeheuere Gefahr in der Anfüllung der Seele mit den sexuellen Vorgängen und Tatsachen liegt, welche ungeheuere Gefahr sowohl für Eros wie für Psyche, und man wird dann jene Abwehrinstinkte des unbewußten Lebens, die wir als Schamgefühl bezeichnen, wieder besser begreifen und würdigen lernen."[1])

Der ausschlaggebendste Grund dafür aber, warum wir Forels Vorträge auf das entschiedenste ablehnen, ist der, daß er eine „sexuelle Ethik" lehrt, die jeder christlichen Anschauung Hohn spricht. Die geheiligte Institution der Ehe ist für ihn ein recht leicht lösbares und in verschiedensten Formen wieder neu zu begründendes Unternehmen. Diese Lösung der „Konflikte", die Forel gerade in seinem Münchener Vortrag: „Ethische und rechtliche Konflikte im Sexualleben" am 5. November angab, widerspricht nicht nur der „Konvention", sondern der ernsten Auffassung des Christentums von der Unlöslichkeit der Ehe. Nun überdenke man aber die praktischen Folgen einer solchen Aufklärung vor unseren jungen Leuten! Nicht weniger gilt dies für seine laxe Darstellung der Zulässigkeit von Verhütungsmitteln. Die „sterile Ehe" spielt in Forels Sexualethik keine geringe Rolle. Oder man denke an die Weitherzigkeit, mit der er der Homosexualität und allen anderen Perversitäten gegenübersteht. „Wer niemand schadet", soll unbehelligt bleiben. Züchtet solche Weitherzigkeit nicht die falschstrebenden Triebe?

Es geht nicht an, daß wir die Propaganda solcher Ethik vorüberziehen lassen, ohne auf die entsetzlichen Gefahren für das geistige wie für das körperliche Leben unseres Volkes hinzuweisen. Degeneration ist das Wort, das die maßgebenden Kreise denkend machen sollte. Forel selbst können wir für seine Predigt nicht allzusehr schelten. Er steht, wie er ja im Feuilleton der Nr. 518 der „Münchner Neuesten Nachrichten", des fast in jedem Münchener Hause verbreiteten liberalen Hauptorgans, gezeigt hat, auf einem Standpunkt, der das „Ebenbild Gottes" im Menschen nicht anerkennt, und „als weiser Philosoph auf die Fortdauer seines Ichs nach dem Tode zu verzichten gelernt hat", der den Bruch mit den „biblischen Kindermärchen" nicht nur an den Hochschulen[2]), sondern auch schon an den Mittelschulen vollzogen haben will; er hat den Boden des Christentums verloren.

Wohin kommt aber bei solcher Propaganda der christliche Sinn weiter Volkskreise, und wohin kommt unser angeblicher **christlicher** Staat? — — Fehlt den maßgebenden Autoritäten der Mut oder die Einsicht?

[1]) Förster Dr. F. W., Sexualethik und Sexualpädagogik. Kempten. Kösel 1907, S. 74.

[2]) Es ist nicht ohne Interesse, von Forel in dem fraglichen Artikel: „Verknöcherung" das Zugeständnis zu erhalten, daß die Universitäten die Irrtümlichkeiten der „biblischen Kindermärchen" und „die Evolutionslehre als maßgebend" lehren; die Stätten der Wissenschaft werden offen als die Verbreiter der antichristlichen Weltanschauung proklamiert. Wenn eine katholische Seite (z. B. der Salzburger katholische Universitätsverein) dies konstatiert, fällt die gesamte liberale Presse über sie her.

Die „öffentliche Meinung" im unentwegten deutschen Liberalismus.

„Münchner Neueste Nachrichten."

29. Okt.: „Die öffentliche Meinung in Deutschland begrüßt diese Veröffentlichung und würdigt den Inhalt nicht minder wie den Zeitpunkt der Publikation"

„Münchner Neueste Nachrichten."

30. Okt.: „Möglich ist eine günstige Wirkung immerhin, denn die Macht der subjektiven und objektiven Wahrheit, die aus den Worten des Kaisers so laut ertönt, ist eine moralische Kraft, der sich ein Wahrheit liebendes Volk schwer verschließen wird."

„Pfälzer Presse."

2. Nov.: „Was irgendwie mit Politik zu tun hat, oder als Unternehmer geschäftlich an dem Fortbestehen der Machtstellung des Reiches interessiert ist, heulte einfach vor Wut und Entrüstung angesichts dieser schamlosen Impotenz des amtlichen Berlin."

„Münchner Neueste Nachrichten."

3. Nov.: „. . . der unerquicklichste Zwischenfall, der seit langen Jahren auf dem leider nicht unbeträchtlichen Verlustkonto zu buchen ist, das Minderung des Ansehens des Deutschen Reiches heißt."

Digitized by Google

November.

Es klagt der Wind um Bruch und Moor,
Gestorben sind die Rosen. —
Die Birken seufzen dumpf im Chor,
Die Lüfte tragen Trauerflor,
Fern Meereswellen tosen.

Die Heide blinkt so tränenschwer
Im kalten Morgenschimmer,
Als ob's ein Abschiednehmen wär,
So weh und ohne Wiederkehr,
Für immer, ach, für immer. —

Mir ist's, es kläng' ein schriller Schrei,
Durchs bange Herbstgetriebe,
An holder Träume Grab vorbei,
Fern, fern her aus des Lebens Mai
Um dich und — uns're Liebe.

Pia Carmena.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Aus Neu-Byzanz.

Zur Eröffnung der neuen Aera des „Männerstolzes vor Königsthronen" hat ein Konsortium der liberalen Großpresse mit dem Hauptsitze Berlin ein eigenes Depeschenbureau errichtet, um den Kulturzentren im Inlande und Auslande mit Gedankenschnelle die wichtigsten Vorgänge am hohenzollerschen Kaiserhofe zu übermitteln. Dieser dringenden Verbesserung des modernen Zeitungsdienstes verdankt Europa bereits die Kenntnis einer Reihe der denkwürdigsten historischen Ereignisse. Das Bureau eröffnete seinen Dienst mit der nach Wien und anderen Großstädten gedrahteten Geschichte von dem gestärkten weißen Hemde, das der Kaiser auf einem Spazierritt am frühen Morgen im Tiergarten fand und sofort dem polizeilichen Fundbureau übermitteln ließ. Wien revanchierte sich am 7. November mit einem „Privattelegramm" (vgl. „Münch. Neueste Nachrichten" Nr. 525 vom 7. November), welches das wortgetreue Stenogramm der gnädigen Ansprache Kaiser Wilhelms an den Kapellmeister der Tafelmusik auf Schloß Eckartsau übermittelte. Berlin antwortete am 8. November mit einem Privattelegramm über den authentischen Wortlaut des Gespräches, das Graf Zeppelin im Luftschiff via Donaueschingen mit dem Kronprinzen Wilhelm über die beiderseitigen Erfindungen geführt haben soll. Zur Steuer der Wahrheit sei übrigens festgestellt, daß die Erzählung, der Kronprinz habe der Bedienungsmannschaft des Luftschiffes „Zeppelin I" Ehrenmanschettenknöpfe überreicht, frei aus den Fingern gesogen ist. Auf der Fahrt von München nach Donaueschingen schaute der Kaiser am 8. November intensiv nach einer Stationsuhr. Ein liberaler Zeitungsreporter rannte sofort zum Bahntelegraphen und übermittelte den Zwischenfall durch dringende Telegramme nach München, Berlin und Wien. Während der Hirschjagd in Eckartsau war der Kaiser fortgesetzt von unsichtbaren Gedankenlesern umgeben. Nachdem der Kaiser den sechzehnten Vierzehnender erlegt hatte, ließ er einen vergnügten Pfiff vernehmen. Der unsichtbar auf einem Baume postierte Cohn flüsterte zu seinem Kollegen Levy hinüber: „Seine Majestät pfeift auf uns." Eine Stunde später drahtete Cohn seinem Bureau: „Unser herrlicher Kaiser war den ganzen Tag in heiterster, übersprudelnder Laune. Alle Welt ist von ihm entzückt."

Der Sündenbock.

Geheimrat K. soll als der „Schuldige" an der Veröffentlichung des Kaiser-Interviews zur Disposition gestellt werden. Er ist nämlich der einzige, der das auf dem Umwege über den Kaiser, den Reichskanzler, den Staatssekretär und Unterstaatssekretär an ihn „heruntergelangte" Manuskript auch wirklich gelesen hatte und gegen die politischen Offenbarungen Seiner Majestät nichts einzuwenden fand. Vergeblich beruft der Geheimrat sich auf verschiedene bei seinen höchsten Vorgesetzten wohlakkreditierte Weltblätter, in specie die „Kölnische Zeitung" und „Münchner Neuesten Nachrichten", nebenbei auch die „National-Zeitung" in Berlin, welche den Artikel nach seiner Veröffentlichung im „Daily Telegraph" mit untertänigstem Hurra begrüßten. Soweit sei er, der Geheimrat, mit keinem Gedanken gegangen; seine Aufgabe sei nur gewesen, an der Hand der Akten Fehler zu verbessern. Wie wir erfahren, sind bereits Unterhandlungen im Gange, um den so plötzlich an die Luft gesetzten Geheimrat in der „nationalen" Presse unterzubringen. Da aber die Chefredakteure der „Kölnischen Zeitung" und der „National-Zeitung" wenig Lust zeigen, die Rolle des Mohren, der seine Schuldigkeit getan hat, zu übernehmen, bleibt nur der Münchener Posten übrig, für den der Berliner Geheimrat sich ganz besonders eignen soll.

Rigoletto.

Die gute Reichsfinanzreform.

Nicht den Reichsschatzmeister schilt mir!
Dieser als ein Weiser gilt mir:
Denn den Zeitgeist, ach den schalen,
Füllt er an mit Idealen.

Legt auf Bier, Tabak und Weine
Sorgsam seine Steuerscheine.
Unrecht sei's, sagt er, zu schonen
Die Illuminationen.

Folge ist — kannst dich verläßigen —,
Daß die Deutschen jetzt sich mäßigen.
Und in allen deutschen Landen
Kommt der Rausch fast ganz abhanden.

Suff und Händel gehen rüstig
Abwärts auch in der Statistik:
Eheweiber schulden's sehr
Dem Herrn Reichsschatzsekretär.

Auch der Saft vom Nikotine
Ward schon vielen zum Ruine.
Ja, der Pfeifenkopf und Knaster
Sind ein grauenhaftes Laster.

Jetzt entsagt der Deutsche all'm
Zigarr-, Zigarettenqualm:
Und der Gute sieht's ergötzlich,
Wie sich Schlemmer bessern plötzlich.

Komm, o Zeit der Kienholzspäne,
Wenn das Steur'amt abends zehne
— Kaum der helle Tag entfloh —
Gas sucht und Petrolio!

Bei so'm Lichtpreis bleibt — bedenke —
Niemand in der teuren Schenke.
Schon um neun Uhr in der Stille
Freut man sich der Hausidylle.

Lächle, Tugend, holdes Fräulein!
Die Finanzreform bringt Heil ein,
Nicht bloß Bims — o weit exakter —
Ganze Aend'rung im Charakter.

Ridens.

Die Inferioren.

Eine Harlekiniade aus dem „literarischen" München.

Von Kunz Hartung.

Eine schwarze Gefahr zog im verwichenen Sommer dräuend über die gute Münchener Stadt dahin. Nur der Wachsamkeit Jung-Schwabings ist's zu danken, wenn heute der friedliche Bürgersmann ruhig seinen Geschäften nachgehen kann, wie ehedem. Denn die Gefahr war groß. Ein Zufall — oder war's keiner? — hat jetzt den Schleier gelüftet. Jetzt kann man es ja ruhig erzählen, nachdem die Gefahr glücklich vorübergegangen ist, die tapfere Männerherzen heftig wider die Rippen pochen ließ.

Am 4. Juli ging im Künstlertheater der Ausstellung München 1908 die Erstaufführung von Joseph Ruederers „Wolkenkuckucksheim"[1] in Szene. Schon geraume Zeit vorher, als die Proben dazu begannen, machte sich in literarischen Kreisen, denen Ruederers spitzige Feder bekannt war, eine große Unruhe bemerkbar. Wen wird der Aristophanes von Isar-Athen jetzt zwischennehmen? Der Titel ist ja vielversprechend und gibt den ausschweifendsten Phantasien Raum. Ritter Dr. von Orterer wird in unverkennbarer Maske auf die Bühne gebracht, behaupten die einen mit verschmitztem Augurenlächeln; das Altarssakrament wird in den Staub gezogen, prophezeiten die anderen, die Gepflogenheiten des „Weltblattes" von der Sendlingerstraße dem Dichter der „Fahnenweihe" und der „Morgenröte" imputierend. Etwas Gewisses wußte keiner, und auf diesem Nährboden wucherten um so wilder die üppigsten Gerüchte. Was Wunder, daß sich an die Vermutung einer Brüskierung der „Ultramontanen" — worunter gewisse Kreise alle die Katholiken verstehen, die noch an etwas Höheres als an ihren eigenen Dünkel glauben — ungezwungen und gewissermaßen ganz von selbst die Erwartung einer Gegenaktion von dieser Seite reihte. An „vorurteilsfreien" Bier- und Cafehaustischen war man sich auch bald darüber im klaren, worin dieser Gegenschlag bestehen würde. Bei den Proben wurde von dem phantasiebegabten Künstlervölkchen davon gesprochen, die „Ultramontanen" hätten 200 Mannen aufgeboten,

[1]) Vgl. Nr. 28 vom 11. Juli ds. S. 157 der „Allgemeinen Rundschau".

Digitized by Google

die zur Première im Parterre placiert werden sollten, um die Aufführung des Stückes zu verhindern oder es doch mindestens zum Durchfall zu bringen. So brodelte es in dem Hexenkessel und es fand sich auch ein Ventil. Dr. Max Halbe wurde mit dieser Aktion in verdächtige Verbindung gebracht. Max Halbe, der Dichter der „Jugend" und der „Mutter Erde", unter die Päpstlichen gegangen!? Das Schwabinger Dichtervolk überlief eine wohlig prickelnde Gänsehaut. Was half es, daß Regisseur Basil eines Tages die Darsteller zusammenrief und sie mahnte, den wahnsinnigen Gerüchten, die in der Stadt verbreitet waren, keinen Glauben zu schenken und ihnen keine Nahrung zuzuführen. Alle, die es anging, schwelgten in dem tragischen Gefühl, auf einem Pulverfaß zu sitzen. Selbst der Dichter, dem man doch sonst leibliche Kenntnisse der Menschen und Verhältnisse nachsagt, traute der Geschichte nicht recht; auch Roda Roda, den gewiß niemand für befangen halten wird, dem zwei Tage vor der Aufführung „die Geschichte von den 200 Zentrumsmenschen" erzählt wurde, ließ sich dadurch in seinem Vorhaben bestärken, die Première zu besuchen. Die Gaudi mußte er sich anschauen!

Dieser aufregende Sommernachtstraum würde vielleicht heute noch auf dem Schwabinger Helikon spuken, wäre er nicht jüngst im Schöffengericht München I zur Sprache und dadurch in seiner erschütternden Lächerlichkeit zur Kenntnis weiter Kreise gekommen, und zwar aus Anlaß der Klage des Dichters Max Halbe gegen einen jungen Friesen Friedrich Freksa, den sein Dichterdrang in das Dorado der Kunst und Poesie verschlagen hat. Er empfand Halbes und einiger auswärtiger Korrespondenten Kritiken über seines Freundes Ruederer neueste Schöpfung als unverdiente schwere Kränkung, setzte sich hin und schrieb in dreien Tagen eine Broschüre: „Joseph Ruederer und Wolkenkuckucksheim", einen Panegyrikus auf des Freundes Werk, gespickt mit massiven Schwadronshieben auf das vermeintlich feindselige Kritikerkleeblatt.

Der beabsichtigte Nachweis, daß Halbe ein Neidhammel sei (so des jovialen Oberlandesgerichtsrats Mayer präzisierte Formulierung der Beweisfrage), gelang ihm nicht; wohl aber kamen im Verlaufe dieses mißglückten Unterfangens die vorstehend geschilderten Phantasien ans Tageslicht. Wir wissen nicht, was in Friesslands hohen Schulen der hochgewachsenen helläugigen Jugend über die finsteren Römlinge beigebracht wird, vermögen aber kaum zu glauben, daß solch bärenmäßiger Leichtgläubigkeit der Boden bereitet werde. So drollig Jung-Schwabings bange Sorge auch in den Augen der Gereiften erscheint, die Farce hat zugleich auch eine ernste Seite. Eine bitter ernste sogar. Sie erbringt den schlüssigen Beweis, falls es eines solchen noch bedürfte, daß man über die „Ultramontanen" alles, auch das dümmste Zeug, in die Welt setzen kann — seine Gläubigen findet es doch. Sogar mehr, als man glauben sollte, wenn man liberalgesinnte Männer ernsthaft über die Inferiorität der Katholiken debattieren hört. Wer hat nun hier in diesem Falle seine Inferiorität bewiesen? Doch wohl die „aufgeklärten" Männer, die über den Vorwurf erhaben sind, nach „jenseits der Berge" zu schielen. Also muß es doch auch diesseits mit der Superiorität nicht so gar weit her sein!

Daß Oberlandesgerichtsrat Mayer den Versuch, eine Exkursion auf das konfessionelle und politische Gebiet zu unternehmen, mit einer gegen seine bekannte humorvolle Prozeßleitung wirksam kontrastierenden Schärfe abschnitt, entspricht nur seiner hohen Auffassung von der Pflicht des Richters und sei nur zur Vervollständigung des Bildes hier nachgetragen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Hoftheater debütierte Marten Gros, ein junger Sänger, welchen die Intendanz ausbilden läßt, als Luna. Er verfügt über einen umfangreichen Bariton von warmer Tönung, der auch die Höhe mühelos zu nehmen vermag. Die gesangtechnische Ausbildung ist bereits dem Abschluß nahe. Man darf von dem jungen Künstler Schönes erwarten. Die Aufnahme seitens des Publikums war eine sehr herzliche. Im Spiel ist Herr Gros noch durchaus Anfänger; aber dies fällt heute noch nicht sehr in die Wagschale, da wir uns eines vielversprechenden Debütanten erfreuen durften. Die übrige Besetzung des „Troubadour" war gut, sowohl Walter, der sich in der Stretta glänzend disponiert erwies, als Frau Burg-Zimmermann, deren Leonore eine glanzvolle sangliche Leistung bot. Die Azucena gab erstmalig Frau Gmeiner mit gutem Glücke. — Feinhals ist nach Amerika abgereist; erst wenn die Winterstürme wichen, sehen wir ihn wieder. Er sang zuletzt nochmals den Hiram in Schillings' „Moloch". Das Musikdrama erschien erstmalig im alten Hause. Seine Wirkung ist im Prinzregententheater größer; denn ohne versenktes Orchester vermögen die Singstimmen sich kaum den üppigen Tonwogen gegenüber zu behaupten. (Nebenbei sei bemerkt, daß die Intendanz die Pacht des Festspielhauses mit allerhöchster Genehmigung erneuert hat, wodurch die Aufführungen unserer Wagnerbühne wieder auf eine Reihe von Jahren gesichert sind.) Um Herrn Feinhals zeitweise zu ersetzen, sang Buers von der Komischen Oper in Berlin mit leidlich gutem Gelingen den „Fliegenden Holländer".

Kgl. Residenztheater. Bei seiner Uraufführung fand Heinrich Lilienfeins deutsches Spiel: „Der schwarze Kavalier" neben Beifall Widerspruch. Die heutige Wiederholung, die ich besuchte, zeitigte lediglich kargen Applaus, der zum Schlusse ganz verstummte. Gleich manchem anderen Neuromantiker flüchtet Lilienfein in die bunte, abenteuerliche Welt des 17. Jahrhunderts, in welcher wilde, trotzige Naturen sich freier ausleben konnten wie in der sozialen Gebundenheit unserer Tage. Allein der Dichter vermag seiner Gestalt doch nicht die innere Freiheit zu schenken. Dieser heldenhaft überlegene Hauptmann ist im Grunde doch nur eine verwundete Natur, die sich, wie dies Ibsen in der „Wildente" symbolisiert, niemals wieder aus der Tiefe erheben kann. Der hoffnungsvolle Fähnrich hat die Fahne und damit die Ehre verloren. Er verläßt die Reihe der Krieger und wird eines Häufleins Hauptmann, das in den wirren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges auf eigene Faust raubend und kämpfend die Lande durchzieht. Es ist vielleicht verwirrend, daß die Lockung, nochmals ein Höhenleben zu wagen, gerade in der Gestalt einer fahrenden Dirne symbolisiert an ihn herantritt. Eifersucht, Aberglaube und Neid sehen in ihr eine Hexe. Keiner steht dem Manne bei, da er sie schützen will. Nella fällt durch die Mordwaffe eines Bauernknechtes, und aus Rache ruft der Hauptmann den „schwarzen Kavalier" herbei. Der Pest, vor der seine Vorsicht bis jetzt das Dorf geschützt hatte, öffnet er verzweifelt selbst die Tore. — Lilienfein verfügt über eine bildkräftige, leichtfließende Versprache. Er weiß Stimmungen zu erwecken und poetische Einzelzüge auszumalen, aber für die Schmerzen des Hauptmanns fühlen wir nicht viel, obwohl gut gespielt wird und die Aufführung an Stimmungszauber und Grausen nichts vermissen ließ. Wie so oft hatte ich die Empfindung, daß die neuromantische Spielerei mit dem Tode doch nur aus artistischem Vergnügen geboren sei. In den Hauptrollen boten Fräulein Rottmann und Herr Graumann sehr Ansehnliches. Kilians Regie gab frisch pulsierendes Leben bei großer Schönheit des Bühnenbildes. — „Die deutschen Kleinstädter" werden nun in der Inszenierung des Künstlertheaters in unserem kleinen Rokokohause gegeben, in dessen froher Pracht die nüchternen, dunklen Ecktürme der Reformbühne störend wirken, wie es draußen in der Ausstellung der Fall gewesen. Wie ich bereits im Sommer ausführte, nähert sich hier (besonders im Wohnraum) die Reformausstattung sehr derjenigen der „Illusionsbühne". Es wäre darum nur konsequent, auf diese Türme zu verzichten. Die Aufführung habe ich seinerzeit eingehend gewürdigt; die Besetzung ist vortrefflich und das Publikum vergnügte sich an der harmlosen Satire auf Krähwinkel und seine drolligen Honorationen in hohem Grade. Man wird das alte Stück wieder oft geben können.

Aus den Konzertsälen. Das zweite Volkssymphoniekonzert brachte den Beginn des Beethovenzyklus. Im Gegensatz zu der Uebung der letzten Jahre kommen an diesen Abenden auch andere Komponisten zu Wort, wogegen sich gewiß nichts einwenden läßt, wenn wie hier die Auswahl eine künstlerische ist. Hofkapellmeister Prill hat der Beethovens C-dur-Symphonie ein fein nüancierte Ausarbeitung zuteil werden lassen. Seine temperamentvolle Direktion erzielte starke Wirkung. Die Härten, welche jüngst noch zuweilen hervortraten, sind bereits erheblich gemildert. Smetanas stimmungsreiche, zündende Tondichtung „Moldau", welche das Konzert schloß, zeigte das Können des neuen Instrumentalkörpers gleichfalls im schönsten Lichte. In der Mitte spielte Heyde Brahms Violinkonzert und fand für eine brillante Wiedergabe stürmischen Beifall. Das Konzert war erfreulicherweise sehr gut besucht; ein Anschlag an der Kasse meldete, daß die Sitzplätze ausverkauft seien. In den Symphoniekonzerten des Tonkünstlervereins zeigt sich leider noch nicht das Publikum so zahlreich. Am genußreichsten war in dem historischen Zyklus diesmal das Quintett in C-dur von Boccherini, dessen Reize noch unmittelbar zu uns sprechen. Die Wiedergabe durch Snoeck, Schoenmacker, v. Praag, Niedermayr und M. Müller verdiente die begeisterte Aufnahme. Lassalle dirigierte die C-Dur-Symphonie von Michael Haydn, dem Bruder Josephs, dessen Bedeutung hauptsächlich auf dem Gebiete der Kirchenmusik liegt, sowie Karl Ditters von Dittersdorfs Symphonie in C-Dur. Ist letzterer auch mehr als Begründer der komischen Oper in der Musikgeschichte unvergessen, wie als Symphoniker, so war es doch nicht ohne Interesse, ihm im Rahmen dieses Zyklus zu begegnen. Die sehr lobenswerte Wiedergabe fand beifällige Aufnahme. — Guten Besuches erfreute sich wieder die Sonntagsmatinee im Schauspielhause. Sie war diesmal Schiller gewidmet. Der Urenkel des Dichters, Freiherr Alexander v. Gleichen-Rußwurm, sprach die Einführungsworte mit Wärme in einer reichnüancierten Sprache. Er gab der Freude Ausdruck, daß die Schönheit einem zersetzenden Skeptizismus gegenüber wieder zu allgemeiner Geltung gelangt sei und feierte Schiller als Führer auf diesem Wege. Die Rezitation Schillerscher Dichtungen, darunter das eleusische Fest mit Musik von Schillings, welche Ad. Horn-Nori am Flügel sehr anerkennenswert zu Gehör brachte, hatte Schauspieler Pepplер übernommen. Das beliebte Mitglied des Schauspielhauses bot eine verständnisvolle,

Digitized by Google

gediegene Leistung, wenn auch seine Stimmittel für die Schwungkraft Schillerscher Rhythmen nicht immer ausreichen. Die Darbietung fand herzlichen Beifall. — Der erste Quartettabend der „Böhmen" bot wieder erlesenen Genuß. Die Künstler spielten Brahms, Dvorák und erreichten den Höhepunkt künstlerischer Wirkung mit Beethovens F-Dur-Quartett. Ueber die Vorzüge dieser ausgezeichneten Kammermusiker Neues zu sagen, ist unmöglich. Das Publikum zeigte ihnen wie in den früheren Konzertwintern seine herzlichen Sympathien. — Sehr zahlreich waren die Liederabende. Neu war uns unter den Konzertgebern Else Lauter. Die Dame besitzt ansehnliche Mittel und fand freundlichen Beifall. Allerdings bleibt technisch noch manches verbesserungsfähig. Hermann Gura ist ein beliebter Gast unserer Konzertsäle. Seine hervorragende Vortragskunst und geschmackvolle Singweise brachten von Schubert und Löwe Allbekanntes zu doch außergewöhnlicher Wirkung. Hedwig Schmitz-Schweiker sang neben Brahms und Reger Vrieslanders „Pierrot Lunairelieder", welche nicht alle gleich wertvoll, doch Ansätze einer ungewöhnlichen Begabung zeigen. Die stimmlichen Vorzüge der Sängerin kamen aufs schönste zur Geltung. Nicht völlig disponiert war Else Widen, deren geschmackvolle Gesangkunst sich an Werken von Händel, Brahms und Cornelius neuerdings erfolgreich erprobte. — Anton Schlosser fand durch seine plastische Vortragsweise und seine interessante Auswahl reichen Beifall. Einige seltener gehörte Lieder von Alexander Ritter waren von packender Wirkung. Neben Hauseggers stimmungsvollen Liedern fand auch Volkmar Andreaes von starker Empfindung beseeltes Requiem beifälligste Aufnahme.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Kaiserpreissingen wird vom 1. bis 4. Juni nächsten Jahres in Frankfurt a. Main stattfinden. Der Kaiser wird von Wiesbaden aus den Wettstreit besuchen. — Wie verlautet, wird Ernst Hardt für sein Drama: „Tantris, der Narr" den Schillerpreis erhalten. Das Stück wurde bis jetzt in Köln und Hamburg erfolgreich gegeben. — Ein Teil des Preises soll Karl Schönherr zufallen, dessen Schauspiel „Erde" in Wien, München und auf anderen Bühnen interessierte. — In den Mailändern Theatern streiken die Orchestermitglieder, da ihre Gagenforderungen unerfüllt blieben. — Die Düsseldorfer Uraufführung der Oper „Das kalte Herz" von einem jungen österreichischen Tondichter Rob. Konta findet keine günstigen Beurteilungen. Der Komponist, dessen instrumentale Technik keine geringe ist, häuft in seiner „Volks"oper die Grellheiten der „Salome" und die Klangkombinationen Debussys. Zu dieser Ueberspannung der Ausdrucksmittel kontrastiert der einfache Stoff des Hauffschen Märchens. — Debussys „Pelleas und Melisande" wurde in der Berliner Komischen Oper erfolgreich gegeben. Die männliche Titelrolle sang der Münchener Hofopernsänger Buysson. — „Anteros", ein Drama von Erich Korn, hinterließ in Berlin gemischte Gefühle. Dem Dichter fließen die Verse leicht, aber die Gestalten bleiben dem Mitempfinden fern. — In Kopenhagen erzielte Sven Langes Drama „Frauenglück" einigen Erfolg. Der Autor hat das schon länger als Buch vorliegende Stück für die Bühne geändert. Nach dem Urteile der Kritik ist durch diese Bearbeitung dem Werke das eigentliche Rückgrat genommen worden, so daß es als gewöhnliches Ehebruchsdrama erscheint.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es hat den Anschein, als ob das Jahr 1908, das reich an Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen auf dem Wirtschaftsmarkte begonnen, auch so schliessen wollte. Auf fast allen Gebieten zeigen sich schwerwiegende Hemmnisse und Ereignisse in verstärktem Masse. Die Politik — innerhalb Deutschland und gegen Deutschland — wirkt zerstörend auf eine rationelle Gesundung und ruhige Sammlung der heimischen Wirtschaftslage. Dazu mehren sich die Wolken am politischen Horizont beängstigend. Marokko und Casablanca tauchen nach einiger Pause wieder auf; im Hinblick auf unsere westlichen Grenznachbarn entstand an den Börsen grosse Nervosität und Fläue. Die durchaus unerquickliche Casablanca-Frage, die sicherlich einer sachlichen Lösung entgegengeht, vermochte die innerpolitische Lage nicht vergessen zu machen. Der deutsche Handel und der Wettbewerb der deutschen Industrie werden leider die Wirkung unserer gegenwärtigen politischen Schlappen zuerst verspüren. Dass dieses für die ohnehin darniederliegende Konjunktur von grösstem Schaden ist, bleibt ausser Frage. Auch die Balkan-Wirren sind für unsere Ausfuhrmöglichkeit von Schaden; dieses Kapitel wird übrigens noch manche ernstere Episode zu verzeichnen haben. Unter dem Eindruck der mehr als unerfreulichen politischen Einflüsse verfehlte der Wahlsieg Tafts bis jetzt jede Wirkung an den kontinentalen Börsen. Es bleibt abzuwarten, ob die grossen Hoffnungen sich erfüllen, dass die Zurückhaltung des amerikanischen Geschäftsbetriebes verschwindet, die einem neuerlichen impulsiven Aufschwung Platz machen wird. — Tatsache ist, dass schon seit den wenigen Tagen der erfolgten Präsidentenwahl, insbesondere am Eisenmarkt, starke Nachfrage und grosse Bestellungen der amerikanischen Bahnen bemerkbar sind. Die Steigerung des Kupferpreises wird auch nicht ohne Wirkung bleiben. Eine wirtschaftliche Besserung in Amerika kommt auch uns gelegen. Die momentane Lage der inneren Politik im Verein mit den zahlreichen neuen Steuerprojekten, von denen auch für die Folge viel für und wider gesprochen wird, eröffnen der Entwicklung der deutschen finanziellen Kreise ohnehin ungünstige Perspektiven. Nur der billige Geldstand bildet den einzigen Lichtpunkt unserer momentanen Situation am Börsen-, Bank- und Handelsgebiete. Es bleibt auch nichts auffallendes, dass trotz der bisherigen Tendenz und der Geldabundanz die Marktlage der Fonds und festverzinslichen Werte staguierte. Dieser Stillstand ist auf Konsequenzen der Berliner Politik zurückzuführen. Auch der Status der Reichsbank zeigt in seiner Liquidität eine jedenfalls nur vorübergehende Verschlechterung. Erfreulicher charakterisiert sich die wenn auch geringe Besserung der Montanaktien. Freilich bilden börsentechnische Momente vornehmlich die Ursache der Kurssteigerung. Die zeitweise kräftige Kursbesserung und Festigkeit an den Neuyorker und Londoner Börsen bilden jedenfalls die breite Grundlage für die zukünftige Gestaltung auch der heimischen Märkte und Börsen.

M. Weber.

An Verschiedene. Die Ankündigung des in einzelnen Abschnitten mit Recht beanstandeten Werkes „Illustrierte Länder- und Völkerkunde" wird künftig in der „Allgemeinen Rundschau" nicht mehr erscheinen. Die von einer inserierenden Verlagsfirma gewählte Form der „Prämie" für die Leser eines Blattes setzt selbstverständlich eine ganz besondere Vorsicht in der Auswahl der empfohlenen Werke voraus. Es ist Vorkehrung getroffen, daß unter dieser Flagge künftig nur völlig harmlose und unverfängliche Erzeugnisse angepriesen werden. Ueber mehrere von dem Neuen Allgemeinen Verlag in Berlin vertriebene Artikel, wie Globus, Neuer Atlas, Musik-Album, Fritz Reuters Werke, liefen übrigens aus dem Leserkreise der „Allgemeinen Rundschau" verschiedene sehr anerkennende Urteile ein, so daß der Bezug der genannten „Prämien" mit gutem Gewissen empfohlen werden kann.

Die Verdauungsorgane und ihre Krankheiten. Von Spez.-Arzt Dr. Rodari in Zürich. 1.40 M, eleg. geb. 2.20 M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München. 2. Auflage.

„Diese ganz vorzügliche Darstellung ist nicht allein den Kranken, sondern jedermann angelegentlichst zu empfehlen." „Aerztl. Ratg."

Dringende Bitte an unsere Freunde.

Der außergewöhnlich große Abonnentenzuwachs seit 1. Oktober hat alle Erwartungen übertroffen und dauert noch immer fort. Um alle Neubestellungen erledigen zu können, mußte bereits der sog. eiserne Lagerbestand angegriffen werden. Wir wären daher namentlich den Beziehern von Gratis-Probenummern sehr zu Dank verpflichtet, wenn sie etwa entbehrliche Exemplare der Nummern 41, 42, 43, 44 möglichst mit wendender Post an die

Geschäftsstelle Galeriestraße 35 a, Gartenbau

zurücksenden wollten.

Das ausserhalb des Abonnements als Sonderausgabe erschienene **Studentenheft** empfehlen wir angelegentlich zu weitester Verbreitung in den Kreisen der katholischen Studenten und ihrer Familien.

Bei Partiebezug ermässigt sich der Stückpreis.

Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau".

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33 a, Teleph. Ia 8239.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt: Weihnachts-Neuigkeiten und Fest-Geschenke der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten-München, bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Quartalsabonnement M 2.40
Zweimonatsabonnement M 1.60

Digitized by Google

Digitized by Google

Hurra, Hurra" geschrien und so den Kaiser über die Lage und über die wahre Stimmung getäuscht haben. Derweil führten sie heimlich und unter vier Augen eine Sprache, die ihrem lauten Zeugnis vor der Oeffentlichkeit schnurstracks widersprach und höchstens bewies, daß sie zu den eifrigsten Lesern des „Simplicissimus" gehörten. Auch in diesen Tagen erleben wir es ja wieder, daß Blockorgane, die vor kaum zwei Wochen die Veröffentlichung des Kaiserinterviews lebhaft „begrüßt" hatten, in der vordersten Reihe der Ankläger wider den Kaiser stehen und nicht einmal einen schwachen Versuch unternehmen, den Kaiser in dem jetzt recht ungefährlich gewordenen Kesseltreiben wenigstens einigermaßen zu decken. Freilich können solche Preßkavaliere des Blocks sich auf gewisse Blockdiplomaten berufen, die ihnen in diesem Punkte mit schlechtem Beispiel vorangingen, obwohl jeder Hieb, der dem Kaiser zugedacht ist, auch die trifft, welche sich in verantwortlicher Stellung der Eigenart ihres Kaisers und Königs anschmiegten und unhaltbare Zustände sogar zu ihren Zwecken auszunützen verstanden.

Ihnen allen sei das „Fürstenwort" aus Nr. 17 vom 27. April 1907 (IV. Jahrg., S. 221) in Erinnerung gebracht:

„Die prekäre heutige Lage des Reiches resultiert nicht ausschließlich aus Ränkünen und Rivalitäten fremder Mächte, sondern auch aus einer viele Jahre zurückreichenden Kette verhängnisvoller diplomatischer und politischer Fehler auf unserer Seite. Man hat in Deutschland kaum eine Ahnung, wie gereizt die Stimmung derer ist, denen man nachsagt, daß sie gegen uns intrigieren und uns einzukreisen versuchen. Ursache und Veranlassung ist in vielen Fällen aktenmäßig bekannt; in anderen Fällen stehen eifrig kolportierte, vielleicht auch entstellte private Eruptionen eines impulsiven Temperaments in Frage. Die Folgen dieser vielfachen Spannungen lassen sich weder durch geschwätzige Ruhmredigkeit sogenannter Offiziösen, noch durch die Taktik des Vogels Strauß verwischen und aus der Welt schaffen.

Daß Deutschland auch heute noch in unüberwindlicher Stärke als Bollwerk des seit 36 Jahren gesicherten Friedens dasteht, hat es wahrlich nicht der unweisen Kurzsichtigkeit derer zu danken, welche in ernstester Stunde, unmittelbar nach den heftigen Bassermannschen November-Anklagen gegen den sog. Bülowkurs, die Partei so sehr über die Nation stellten, daß sie die Auflösung des Reichstages erzwangen und selbst unter Mißbrauch konfessioneller Leidenschaften dem Auslande das Gaukelspiel einer frivol aus den Fingern gesogenen nationalen Zerrissenheit vormimten. Aus der aller Welt imponierenden großen, starken nationalen Mehrheit, die vordem in allen Lebensfragen des Reiches hinter den verbündeten Regierungen stand, wurde in den Augen des Auslandes eine magere, von den Launen einer kleinen Gruppe abhängige Kombinationsmehrheit. Dieser ungeheuerliche Trug, welcher dem ganzen Wahlkampfe seinen Stempel aufdrückte, ist dem Ansehen des Reiches in der Welt tausendmal abträglicher geworden als die Eintagsablehnung einer Kolonialforderung, die bei weniger brüskem Vorgehen jeden Augenblick zu haben gewesen wäre und am 13. Dezember ihre reale Unterlage eigentlich schon verloren hatte. Zweifellos imponierte der Deutsche Reichstag vor dem 13. Dezember den fremden Mächten weit mehr als der Reichstag nach dem 25. Januar.

Die Geschichte wird derjenigen Partei und demjenigen Volksteil, gegen die man den furor protestanticus aufrief, und denen man fälschlich das Brandmal antinationaler, reichsfeindlicher Gesinnung aufdrückte, dereinst das Zeugnis geben, daß sie nicht Gleiches mit Gleichem vergalten und den Zorn und furor nicht zu ihrem Ratgeber nahmen. Unter stummem Verzicht auf leichte Gelegenheiten zu bitteren Revanchen stellten sie das Vaterland über die Partei, die Nation über die Konfession. Auch diesmal erwiesen sich die vielverschrieenen Wilden als die besseren Menschen und machten mit bewundernswerter Disziplin durch gewisse Rechnungen des argwöhnisch passenden Auslandes einen dicken Strich.

Es ist nachgerade die allerhöchste Zeit, daß eine Diplomatie und Staatskunst, die sich in kleinen Finessen erschöpft, von der Hand in den Mund lebt und in allen großzügigen Aktionen der hohen Politik den kürzeren zieht, so rasch als möglich vom Schauplatz verschwindet, und daß der schon allzulange dauernden geräuschvollen Periode unsteter Mißgriffe und Mißerfolge eine ruhigere und gemessenere Aera überlegter und überlegener Fortschritte nachfolgt.

Das Deutsche Reich ist stark genug, in würdiger Zurückhaltung allen Isolierungs- und Einkreisungsversuchen die Spitze zu bieten. Diplomatische Machenschaften entkräftet man weder durch starke Worte noch durch Schwerhörigkeit, und andauernde Unfreundlichkeiten entwaffnet man nicht durch immer wieder gesteigerte Liebenswürdigkeiten, Komplimente und Geschenke."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die schwerste Krisis seit Bestand des Reiches.

Als im Reichstage zwei Tage geredet worden war, fing die Krisis erst recht an. Es war viel geredet worden und zum großen Teile gut; aber getan war noch nichts.

Fürst Bülow war in den Reichstag gekommen ohne alle Garantien für bessere Zustände; er sprach freilich von der „festen Ueberzeugung", die er in den schweren Tagen gewonnen habe, aber schließlich stellte sich heraus, daß er die ersten Grundlagen dieser Ueberzeugung noch gewinnen mußte. Den günstigen Augenblick, als er um Verbleiben im Amte ersucht wurde, hatte er nicht ausgenutzt; er hatte kein Versprechen des Kaisers wegen Aenderung der Regierungsmethode extrahiert. Er hatte nicht einmal den Kaiser zu bewegen vermocht, daß er während der kritischen Reichstagsverhandlungen in der Residenz weile. Darum fühlte sich der Reichskanzler auch nicht in der Lage, am Schlusse der Debatte noch einmal das Wort zu nehmen zur Abwehr der Angriffe auf den Kaiser, da er nicht wußte, was er zu den wenigen geschraubten Sätzen von seiner „festen Ueberzeugung" noch hinzufügen dürfte. Das Schweigen des Fürsten Bülow am zweiten Tage machte den beklemmenden Eindruck der Rat- und Hilflosigkeit. Verschärft wurde dieser Eindruck durch die Hofnachrichten aus Donaueschingen, die von Jagdfreuden und Kabarettscherzen meldeten, aber kein Zeichen der Würdigung der bitterernsten Lage erkennen ließen. Es wurde sogar behauptet, daß während des zweiten Tages Depeschen angekommen seien, welche die „feste Ueberzeugung" Bülows wieder erschütterten. Jedenfalls rüstete sich Bülow da erst zu dem schweren Gang, um dem Kaiser zu sagen, was an der Vergangenheit getadelt und für die Zukunft verlangt wird. Zur Rückenstärkung beschaffte er sich die Zustimmung des preußischen Staatsministeriums und des Bundesratsausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten. Eine klare und kräftige Resolution des Reichstages hätte gewiß auch gute Dienste getan, aber dort war es zu irgend einer Beschlußfassung nicht gekommen.

Die Reden im Reichstage boten viele treffliche Partien; doch weil der Wortwechsel ausging wie das Hornberger Schießen, hat man im Volke allgemein die fatale Empfindung, daß der Reichstag versagt hat in dieser ernsten Stunde. Von unserem Parteistandpunkt aus könnten wir uns darüber freuen, daß die Vorwürfe nicht auf einen sogenannten Zentrumsreichstag der früheren Art fallen, sondern auf den vielgepriesenen Blockreichstag. Wäre die Katastrophe vor dem Dezember 1906 eingetreten, so würde die Zentrumsfraktion gewiß als ihre erste Aufgabe betrachtet haben, eine einhellige und wirksame Bekundung des Volkswillens herbeizuführen. Jetzt war diese Aufgabe dem Block zugefallen. Das Zentrum konnte nicht die Führung übernehmen zur Anbahnung einer Resolution oder Adresse, da die feindlichen Blockführer daraus Anlaß zu neuen Verdächtigungen und Ränken genommen hätten. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Die Zentrumsfraktion erfüllte ihre Pflicht in drei Aktionen. Die erste war die Rede des Frhrn. v. Hertling, die bei aller taktisch gebotenen Vorsicht in der Form zur Sache alles Notwendige mit erschöpfender Gründlichkeit aussprach und besonders den Kernpunkt der ganzen Frage, die Einwirkung des Reichskanzlers auf die Tätigkeit des Monarchen, in Theorie und Praxis trefflich klarstellte. Das zweite war eine formulierte Erklärung der Zentrumsfraktion, die in der „bestimmten Erwartung" gipfelt, daß alles verhütet wird, was geeignet ist, Zweifel an der Föderation wie an den konstitutionellen Grundsätzen der Reichsverfassung im Inlande wie im Auslande zu wecken. Dann wird die ausschließliche Verantwortlichkeit des Reichskanzlers hervorgehoben und daran die Forderung geknüpft, daß der Reichskanzler den Willen und die Kraft besitzen werde, dem Kaiser gegenüber denjenigen Einfluß zur Geltung zu bringen, ohne welchen seine staatsrechtliche Verantwortlichkeit jede Bedeutung verliert. Diesen Hinweis auf die bisherige Inhaltlosigkeit der Phrasen von der „Verantwortlichkeit" begründet der dritte Schritt der Zentrumsfraktion: die Einbringung eines Antrages auf Vorlegung eines Gesetzentwurfes über die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers und seines gesetzlichen Stellvertreters. Die Sozialdemokratie, die bekanntlich im hohlen Demonstrieren groß ist, hat diesen besonnenen Antrag bereits „übertrumpft" durch Einbringung eines fertigen Gesetzentwurfs,

Digitized by Google

der sich sogar bis zur Entlassung des Reichskanzlers durch Reichstagsbeschluß versteigt, also zu einem Eingriffe in die Kronrechte, die sogar das parlamentarische Mutterland England nicht kennt. Wer solche blanke Unmöglichkeiten beantragt, erschwert natürlich nur die Lösung der Verantwortlichkeitsfrage. Der Zentrumsantrag dagegen gibt dem Reichstage die Gelegenheit, die soeben gepflogenen Erörterungen mit praktischer Zuspitzung weiterzuführen.

Die Blockkünstler hatten bekanntlich für die Reichstagsverhandlungen die Parole ausgegeben: Schonet den Fürsten Bülow, den Hort unserer Blockherrlichkeit! Infolgedessen ergab sich die bisher unerhörte Erscheinung, daß die meisten Reden sich viel schärfer gegen den staatsrechtlich unverantwortlichen Monarchen, als gegen den verantwortlichen Minister zuspitzten. Im Interesse der monarchischen Autorität war das gewiß zu bedauern. Es ließ sich aber nichts dagegen machen, da die Veröffentlichung im „Daily Telegraph" die furchtbaren Gefahren der bisherigen Regierungsmethode in wahrhaft erschütternder Weise beleuchtet hatte. Wir haben in den letzten 20 Jahren fort und fort Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, die sich aus überraschenden Worten oder plötzlichen Handlungen des impulsiven Monarchen ergaben. Fürst Bülow übernahm mit stehender Formel die „volle Verantwortlichkeit", rühmte die Tugenden des Monarchen, der kein Philister sei, und beschwichtigte die Besorgnisse. Diesmal reichte das alte Schema nicht aus. Der Inhalt des letzten Interviews zeigte allzu deutlich, daß der Kaiser über die Verhältnisse und die Stimmungen durchaus nicht richtig informiert ist. Die Pflicht gegen das Vaterland rechtfertigte die eindringliche Kritik in der Presse wie im Reichstag. Insofern sind auch die Reichstagsreden, die über die Tätigkeit des Monarchen sachlich urteilten, erklärlich, und man muß anerkennen, daß in der Form eine angemessene Mäßigung bewahrt wurde; sogar die Sozialdemokraten gingen längst nicht so scharf vor, wie vielfach befürchtet war. Doch neben der Kritik der kaiserlichen Tätigkeit hätte überall mit noch mehr Eindringlichkeit und Schärfe die Kritik der Kanzlertätigkeit, der Unterlassungen sowohl als der Handlungen, einhergehen müssen. Daran ließen es aber die Blockredner fehlen, — da sie ihren Blockkanzler schonen wollten. Es muß aber immer wieder gesagt werden: Fürst Bülow ist schuld daran, wenn in dem letzten Jahrzehnt das sog. persönliche Regiment sich zu der beklagten Intensität ausbildete. Er hat das Nachgeben, Lavieren, Bemänteln und Ausreden zu lange fortgesetzt; er hätte längst unter Einsetzung seiner Persönlichkeit den Kaiser auf die gebotenen Grenzen der Plötzlichkeiten und Offenherzigkeiten hinweisen müssen. Frhr. v. Hertling hat in seiner Rede klargelegt, was der Reichskanzler in dem Augenblick, wo die Krone ihn um die Fortsetzung des Amtes ersuchte, erreichen kann und soll. Damals hätte er sofort die Garantien fordern sollen, die Volk und Reichstag erwarteten, und deren Mangel er bei den Verhandlungen durch die hohle Phrase von der „festen Ueberzeugung" zu verdecken suchte.

Die Kritik gegenüber dem Fürsten Bülow hätte auch von Rechts wegen noch schärfer sein müssen wegen der Nachlässigkeit im Auswärtigen Amt, die das Kind hat in den Brunnen fallen lassen. Es ist doch geradezu sträflich, was hier teils aus Leichtfertigkeit, teils aus Feigheit gesündigt worden ist. Das bestätigt die bereits anderweitig erregte Befürchtung, daß bei der bisherigen Regierungsmethode auch unsere einst so hochstehende Beamtenschaft gelitten hat; die Qualität ist in geistiger wie in moralischer Beziehung zurückgegangen. Wie bedenklich es mit dem politischen Sinn und Geschick auch in den höheren Kreisen der gegenwärtigen Diplomatie aussieht, hat in tragikomischer Weise der stellvertretende Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter gezeigt, als er am Ausgang der schicksalsschweren Reichstagsdebatte die Herrlichkeit des Auswärtigen Amtes in der Ziffer der erledigten Journalnummern leuchten lassen wollte, — unter dem elementaren Gelächter des Hauses.

Von oben bis unten überall zeigen sich Verwirrung und Schwäche. Es steht nicht bloß unsere innere Ordnung und der Friede im eigenen Hause auf dem Spiele, sondern auch unser Ansehen und unsere Interessen in der Welt. Alle Rüstungen zu Wasser und zu Land nützen uns nichts, wenn nicht die deutsche Politik auf eine neue Basis gestellt und in eine neue Methode überführt wird. Alle früheren Krisen waren kleine Zwischenfälle im Vergleich zu dieser Erschütterung, welche die gesamte Leistungsfähigkeit, ja bei ungünstigem Verlauf den Bestand von Reich und Monarchie in Frage stellt.

Am Montag sollte die entscheidende Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler in Kiel stattfinden. Wegen plötzlichen Todes des Chefs des Militärkabinetts gibt der Kaiser die Reise nach Kiel auf. Am besten wäre es, wenn die Aussprache in der Haupt- und Residenzstadt vor sich ginge, und zwar ohne Beschränkung auf eine knappe Zeit. Die notwendige reformatio in capite et membris läßt sich nicht im Handumdrehen begründen.

Sollte dieser erste, leider etwas verspätete Anlauf Bülows gegen die eingewurzelten Mißstände zunächst ohne den rechten Erfolg bleiben, so würde einerseits an den Reichstag die Pflicht herantreten, seine bisher unter der Blockselbstsucht leidende Aktion kräftiger fortzusetzen, und anderseits müßte der Bundesrat aus dem vorsichtigen Phlegma, das dort bisher üblich, endlich einmal heraustreten. Die verbündeten Fürsten und Regierungen sind ja die berufenen Träger des Reiches; sie müssen ohne Menschenfurcht und kleinliche Berechnung in die Bresche treten, wenn die höchsten Interessen von Reich, Staat, Volk und auch vom monarchischen Prinzip in schwere Gefahr geraten.

Die Staatsbürger werden inzwischen wohl sich auf eine Reihe von Krisen gefaßt halten müssen. Es ist ein altes chronisches Uebel, was jetzt zum offenen Ausbruch gekommen ist; so etwas heilt nicht mit einem Schlag.

Die Präsidentenwahl in Nordamerika.

In den Vereinigten Staaten bleibt es beim alten Kurs. Der bisherige Kriegssekretär Taft, der Präsidentschaftskandidat der republikanischen Partei und zugleich Roosevelts, hat mit bedeutender Mehrheit über den Demokrat Bryan gesiegt. Im Wellengang der tumultuösen Wahlagitation schien zeitweilig das Schifflein Bryans recht hoch zu steigen; aber die festere Organisation der republikanischen Partei, das höhere Ansehen ihrer Führer, vor allem Roosevelts, die noch andauernde imperialistische Strömung sowie die Abneigung gegen wirtschaftspolitische Abenteuer gaben den Ausschlag zugunsten des bisherigen Kurses. Die demokratische Partei hatte ihren letzten Erfolg in der Präsidentschaft des biederen Grover Cleveland (1885—89 und 1893—97). Im Jahre 1896 ließ die Partei Cleveland fallen, weil er an der Goldwährung festhielt. Bryan schwang sich als demagogischer Vorkämpfer der Silberwährung zum Kandidaten auf. Er unterlag sowohl 1896 als auch 1900 gegen Mac Kinley, den Vorkämpfer der schärfsten Schutzzollpolitik, der von dem Großkapital unterstützt wurde. Bei der zweiten Wahl von 1900 wurde an Mac Kinleys Seite als Vizepräsident Theodor Roosevelt gestellt, der Führer der Rauhreiter im spanischen Kriege, ein zugkräftiger Vertreter des Imperialismus. Die Macher hatten es eigentlich auf eine Kaltstellung des stürmischen Roosevelt in der dekorativen Vizepräsidentschaft abgesehen. Aber die Ermordung Mac Kinleys im Jahre 1901 berief den Vizepräsidenten zur Regierung, und die kräftige Persönlichkeit Roosevelts wurde bald so volkstümlich, daß seine Wiederwahl im Jahre 1904 selbstverständlich war. Der demokratische Durchfallskandidat war damals Parker. Auch im gegenwärtigen Jahre hätte Roosevelt seine Wiederwahl sicher erreichen können, wenn er nicht unter Verbeugung vor der Ueberlieferung, daß eine Person höchstens acht Jahre hintereinander regieren sollte, die Kandidatur abgelehnt hätte. Er hielt sich schadlos, indem er selbst seinen Nachfolger nominierte und durchdrückte. Gegen Taft, den Platzhalter Roosevelts, wußten die Demokraten keinen besseren Gegner aufzustellen, als den bereits zweimal durchgefallenen Bryan. Allerdings hatte dieser sich in den verflossenen 12 Jahren von seiner groben Anfangsdemagogie schon zu viel gemäßigteren Ansichten durchgemausert; aber der Geruch der Unsicherheit und Abenteuerlichkeit blieb doch an seiner Persönlichkeit noch hängen. Er fand nicht die nötige Gefolgschaft bei seiner Kriegserklärung gegen die großen Trusts und die Korruption in der Verwaltung, obschon er mit Recht gegen Roosevelt den Vorwurf erheben konnte, in dieser Hinsicht nur große Worte gemacht, aber nichts geleistet zu haben. Ausschlaggebend blieb einesteils der Schutzzollgedanke, der alle Interessenten an einen ruhigen Fortgang der Geschäfte auf seiner Seite hat, anderenteils die neuerwachte Vorliebe der Nordamerikaner für eine großmächtige Weltpolitik. Roosevelt hat ein gewisses „persönliches Regiment" aufgebracht, das früher von den strengen Republikanern verabscheut wurde. Seine faszinierende Persönlichkeit hat eine gewisse Aehnlichkeit mit unserem Kaiser. Roosevelt aber ist nicht so tief verstrickt in das höfische Wesen, daß er über das Maß und die Form, die ihm die amerikanischen Verhältnisse gebieten, allzu lebhaft hinausginge. Wahrscheinlich wird er nach 4 Jahren von neuem gewählt werden. Taft ist Platzhalter. Es bleibt beim alten in Nordamerika.

Digitized by Google

Zur Lage in Hessen.

Von Johannes Wolter.

Die Wahlschlacht ist geschlagen. Nun gilt es, einen Rückblick zu werfen auf das verflossene Ringen und wohlmeinende Kritik zu üben an dem Verlauf des Kampfes und seinen Folgen. Zwei Momente sind es, die bei der Betrachtung des Wahlkampfes stark hervortreten, nämlich die stärkere Wahlbeteiligung und die Scheidung der Parteien gegen frühere Wahlen.

Wohl sind auch diesesmal in manchen Wahlkreisen große Wählermassen aus Unmut über das indirekte Wahlrecht, diese Volksbevormundung, der Wahlurne ferngeblieben; ja, wir kennen Gemeinden, in denen nicht einmal die gesamte Wahlkommission abgestimmt hat; dafür war der Kampf in vielen von der Sozialdemokratie gefährdeten Kreisen ein desto heißerer und die Beteiligung eine desto größere.

Eigenartig war die Konstellation der Parteien. Der Reichstagsblock hat in Hessen keine Schule gemacht. Zentrum und Nationalliberale auf der einen Seite, Sozialdemokratie, Freisinn und Demokratie auf der anderen Seite. Vom Freisinn in der leidenschaftlichsten Weise bekämpft, haben sich die Nationalliberalen dem Zentrum in die Arme geworfen, das ihnen, wie schon so oft, die Kastanien aus dem Feuer holen mußte. Wir begreifen, daß das Zentrum durch seine Unterstützung dem Schreien der Linken — über „Verrat an Volksrechten" anläßlich der Wahldebatte — einen kräftigen Dämpfer aufsetzen mußte, da es ihm bitter ernst ist mit der Einführung der direkten Wahl.

Aber es entsteht die Frage: Hat das Zentrum seine Würde gewahrt? War es notwendig, daß Justizrat Dr. Schmitt seinen Wahlkreis Mainz-Land an einen seit Jahren „parteilosen" Mainzer Stadtrat abgab, der als „Hospitant" dem Zentrum beitreten und „vielleicht" später Zentrumsabgeordneter wird? War es notwendig, daß man kurz vor der Wahl durch ein Telegramm die Zentrumswähler im Wahlkreise Oppenheim aufforderte, für den alldeutschen Katholikenfresser Rechtsanwalt Winkler gegen den freisinnigen Pfarrer Korell einzutreten? War es notwendig, daß eine Seite, die wir lieber außerhalb der Schlachtlinie sehen, sich ungemein für die Wahl eines Nationalliberalen ins Zeug legte, der sich als bedingungsloser Anhänger der Simultanschule bekannte?

Man bedenke doch, daß derartige Schachzüge äußerst gefährlich sind, daß auch Zeiten kommen, in denen der Liberalismus seinen ganzen brutalen Kirchenhaß gegen uns wendet. Die Zentrumswähler wurden schon zu allen Parteien abkommandiert, und wer unter dem Volke lebt, der kennt die üblen Folgen dieses Verfahrens. Sollte nicht der Sieg des Nationalliberalen im Wahlkreise Wald-Michelbach zum Teil wenigstens dem Umstand zuzuschreiben sein, daß man die „katholische Gemütlichkeit" dort einer allzu großen Belastungsprobe ausgesetzt hat?

Wir haben in Versammlungen und aus dem Munde von angesehenen Liberalen gehört, daß, abgesehen von der Stellung zur Schule, zwischen Liberalismus und Zentrum kein besonderer Unterschied bestehe. Richtig ist ja, daß die heutigen nationalliberalen Abgeordneten ihre kulturkämpferischen Allüren in den Hintergrund stellen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Das Zentrum vermeidet auch ängstlich jeden Anlaß. Es würde aber auf unsere wackeren Zentrumswähler einen besseren Eindruck machen, wenn man etwas weniger den freiwilligen Regierungskommissär spielen, aber dafür bei gegebener Gelegenheit mit Festigkeit und Würde unseren Standpunkt betonen und unsere berechtigten Forderungen vertreten wollte auch auf die Gefahr hin, bei gewissen Leuten etwas weniger „lieb Kind" zu sein. So viel sollten wir gelernt haben, daß wir nur so viel Achtung genießen, als wir uns erzwingen, und daß man uns lieber heute als morgen mit Fußtritten belohnen würde. Im Lande „Philipps des Großmütigen", in dem aus lauter „Großmut" neue Klöster verboten, die bestehenden auf den Aussterbeetat gesetzt, die Kongregationen unter Polizeiaufsicht gestellt, die Katholiken ängstlich von allen höheren Regierungsämtern als unbrauchbar ferngehalten werden, ist es für uns doppelte Pflicht, nicht allzusehr den Friedensschalmeien zu trauen, sondern unsere Reihen festgefügt und das Pulver trocken zu halten.

Wenn das Zentrum nicht nur seine Mandate behauptet, sondern um einen Hospitanten verstärkt in die Ständekammer einzieht, so hat es dafür nur Dank zu sagen den wackeren Zentrumswählern in Stadt und Land. Viel ist es, was die Nationalliberalen von uns empfangen, kaum der Rede wert, was sie uns gegeben.

Ein sehr starkes Stück gegen das Haus Habsburg

leistete sich die Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 7. November, gerade in den Tagen, in welchen Kaiser Wilhelm II. mit Kaiser Franz Josef und dessen Nachfolger auf dem Thron wiederholt Kuß und Händedruck tauschte. Von der gleichzeitig schwebenden Ministerkrise (Sturz des Freiherrn von Beck) sei hier ganz abgesehen. Von „besonderer Seite" wird ihr über „die Tragik des Deutschtums in Oesterreich" geschrieben. Augenscheinlich ist der Schreiber ein Alldeutscher. Er wirft die Frage auf, was aus der österreichisch-ungarischen Monarchie im Falle des Aussterbens des habsburgischen Herrscherhauses werden würde. Jeder größere Kalender zeigt ihm, daß dieses Ereignis aller menschlichen Berechnung zufolge wohl noch Jahrhunderte lang auf sich warten lassen wird. Nur einen Zweck der Doppelmonarchie vermag er zu erkennen: den dynastischen; ein anderer war einst vorhanden, solange die Türkengefahr bestand. Daß Oesterreich die auch für Deutschland höchst wichtige, von Bismarck anerkannte Aufgabe hat, die Südslawen vor der Ueberwältigung durch das Nordslawentum zu schützen, daß es seit dem von Bismarck geschlossenen Bündnis die Ostgrenze des Deutschen Reiches, wie früher gegen die Türkei, so jetzt gegen Rußland mit bewachen muß, sieht er nicht.

Um seine Nationen unter eine Haube zu bringen, bedürfe Oesterreich seit der Reformation, welcher Karl V. mit unheilvollem Entschluß entgegengetreten sei, der römischen Kirche, und deshalb sei die habsburgische Politik vor allem katholisch-klerikal. „Es bleibt eine nur zu begreifliche Tatsache", wird uns von ihm versichert, „daß das deutsche Volk (in Oesterreich) sehnsüchtig seine Blicke auf die Brüder im Reiche richtet, weil es zusehen müsse, wie die slawischen Nationen von seinem Gelde und seiner Arbeit den Nutzen ziehen." Allein der Schmach des Abfalls von seinem Kaiserhaus hat doch nur eine Minderheit des deutschen Volkes in Oesterreich sich schuldig gemacht, und der Ausfall der letzten Wahlen in Niederösterreich hat den sogenannten Preußenfeuchlern eine gehörige Lektion erteilt. Weder jenes Umstandes noch dieser Tatsache erinnert sich der Verfasser. Seiner Meinung nach „muß die Richtung jeder österreichischen Politik katholisch-klerikal und, da das Herrscherhaus vorderhand mit den Slawen gleiche Interessen hat, slawophil sein". Wieder trifft keines von beiden ganz zu; kulturkämpferisch freilich ist das Haus Habsburg in der Regel nicht gewesen, und wenn in den letzten Jahrzehnten die Slawen zeitweise mehr begünstigt wurden als das den Liberalen unter den Deutschen lieb war, so mögen sie gefälligst der groben Fehler gedenken, deren sie in den Jahren ihrer unumschränkten Herrschaft sich schuldig machten, und von ihrem Verstand sich sagen lassen, daß man die Verwaltung und Leitung eines Staates doch wohl nicht Leuten anvertrauen kann, die in ihrer Studienzeit durch Georg v. Schönerer und Genossen systematisch zu Hochverrätern herangebildet wurden.

Einer Aufforderung zum Hochverrat kommt es denn auch gleich, wenn bemerkt wird: „Solange der über den Deutschen stehende österreichische Staatsgedanke lebt, wird und muß die Politik dieselbe deutschfeindliche bleiben. Das sollten die Deutschen endlich einsehen; dann wäre Ziel und Zweck für ihr Streben gegeben." Am kennzeichnendsten ist der ganz im Sinne vieler Mitglieder der Alldeutschen und des Evangelischen Bundes gehaltene Satz: „Erst vor wenigen Tagen konnte es Dr. Lueger wagen, die Parole auszugeben: „Gut deutsch, gut christlich (soll heißen katholisch), gut österreichisch!" Drei Begriffe, von denen die beiden letzten den ersten ausschließen!"

Also Deutschtum einerseits, Katholizismus und Oesterreichertum anderseits vertragen sich nicht. Man muß bisweilen für solch offene Sprache besonders dankbar sein. Aber unerhört ist es, wenn so feindselige Gesinnung gegen das Haus Habsburg gerade in diesen Tagen sich offenbart. Unwillkürlich fragt man sich, ob denn unser Volk von allen guten Geistern verlassen sei. Ist es möglich, gegen den einzigen zuverlässigen Freund derartige Gedanken zu hegen, während man rings von lauernden Feinden umgeben ist? Wo ist bei diesen Pseudo-Oesterreichern die deutsche Tugend der Treue gegen Fürst und Vaterland hingeschwunden? Wo ist Selbstachtung bei einem Stamm, der in die Knechtschaft eines andern rennt? Und um socher Leute willen soll das Deutsche Reich sich früher oder später in einen Kampf auf Leben und Tod stürzen? Wo in aller Welt finden wir Vertrauen, wenn wir selbst treulos wären? Ein süddeutscher Protestant.

Digitized by Google

Der Entwurf eines Reichsnachlaßsteuergesetzes.

Von

Freiherrn v. Pfetten-Ramspau, Mitglied des Reichstags.

Nach dem Gesetzentwurf vom 3. November 1908 über die Nachlaßsteuer wird jeder Nachlaß, dessen reiner Wert 20,000 ℳ übersteigt, besteuert werden, ebenso, mit ganz geringfügigen und unbedeutenden Ausnahmen, die Schenkungen unter Lebenden, Immobiliarvermögen, welches durch Uebergabsverträge übertragen wird u. dgl. Die Steuer wird von dem reinen Nachlaß erhoben, d. i. demjenigen Vermögen, welches nach Abzug der Schulden, der Beerdigungskosten und einiger weiterer im Gesetzentwurf besonders aufgeführter Kosten übrig bleibt; Erbschafts- und Nachlaßsteuer dürfen nicht in Abzug gebracht werden.

Die Steuer muß unter allen Umständen entrichtet werden, auch vom Eigentumsübergang vom Vater auf den Sohn, vom Ehemann auf die Ehefrau — Besteuerung der Deszendenten und Ehegatten —, nur Nachlässe unter 20,000 ℳ Reinvermögen beiben steuerfrei. Die Steuer ist abgestuft und beträgt bei einem reinen Werte des Nachlasses

von	mehr als	20,000	bis	30,000	ℳ	0,5	vom	Hundert
„	„	„ 30,000	„	40,000	„	0,6	„	„
„	„	„ 40,000	„	50,000	„	0,7	„	„
„	„	„ 50,000	„	60,000	„	0,8	„	„
„	„	„ 60,000	„	75,000	„	1,0	„	„
„	„	„ 75,000	„	100,000	„	1,2	„	„

und so weiter ansteigend bis zum Betrage von mehr als einer Million Mark, wofür 3 vom Hundert zu bezahlen sind.

Den eigenartigen Verhältnissen des Grundbesitzes will der Gesetzentwurf dadurch Rechnung tragen, daß die Nachlaßsteuer gar nicht erhoben wird von land- und forstwirtschaftlich benutzten Grundstücken, welche im Laufe der dem Anfalle vorhergehenden fünf Jahre zu einem steuerpflichtigen Nachlasse gehört haben, und nur zur Hälfte, wenn der frühere Steuerfall mehr als fünf Jahre, aber weniger als 10 Jahre zurückliegt; bei den oben bezeichneten Grundstücken wird der Ertragswert, d. i. das Fünfundzwanzigfache des jährlichen Reinertrags, nicht der Verkaufswert, der Wertsermittlung zugrunde gelegt. Endlich muß bei Eigentumsübertragung dieser Grundstücke die Nachlaßsteuer dem Verpflichteten auf Antrag zur Zahlung bis zu 10 Jahresraten gestundet werden.

In engem Zusammenhang mit dieser eigentlichen Nachlaßsteuer steht die Wehrsteuer, welche von dem Nachlaß derjenigen wehrpflichtigen Personen erhoben werden soll, die nicht den nach den Militärgesetzen vorgeschriebenen aktiven Dienst geleistet haben; die Wehrsteuer besteht, vorbehaltlich einiger Ausnahmen, in einem Zuschlag zur Nachlaßsteuer von 1,5 vom Hundert des reinen Werts des Nachlasses.

Wohl selten ist dem Deutschen Reichstag ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, welcher einschneidender in alle Verhältnisse und verderblicher nach manchen Richtungen gewesen wäre! Für einen großen Teil des Deutschen Volkes soll da der Eigentumsübergang vom Vater auf den Sohn besteuert werden, soll das Eigentum der Familie, die doch nach dem Tode des Vaters, der Eltern in dem Sohne, in den Kindern sich fortsetzt, von der rauhen Hand des Steuerfiskus erfaßt werden! Anstatt die Familie, den Gedanken der Familieneinheit zu stärken und zu kräftigen, wie dies gerade in unseren Tagen recht nötig wäre, greift die Staatsgewalt in das Familiengut ein, schwächt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und des Zusammenhalts in der Familie. Die Kinder sollen von einem Vermögen Steuer entrichten, welches sie in manchen Fällen selber miterworben haben, und je mehr sie geschafft und je tüchtigeres sie geleistet haben, um so mehr müssen sie an den Staat bezahlen.

Die Familie ist die Grundlage der menschlichen Gesellschaft; viele Mißstände des modernen Lebens in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung haben ihren Grund in der bedauerlichen Lockerung der Familienbande, die Gesellschaft und der Staat leiden schwer unter diesen Erscheinungen: wenn nun die Staatsgewalt selbst einen Angriff auf die Familie macht, bedeutet dies nicht einen tiefen Schnitt in den Ast, auf welchen die Staatsgewalt sich stützen muß?!

Es ist auch nicht zu bestreiten, daß die Deszendentensteuer sehr ungleichmäßig und unsozial wirken wird, indem sie gerade die von größerer Sterblichkeit heimgesuchten und dadurch ohnedies meist wirtschaftlich schwächer werdenden Familien am häufigsten trifft.

Die Deszendentensteuer ist daher schon aus allgemeinen Gesichtspunkten zu verurteilen, völlig unmöglich aber erscheint dieselbe vom Standpunkt des Grundbesitzes aus. Auf diesen, und zwar gerade auf den mittleren und größeren, würde die Steuer eine direkt vernichtende Wirkung haben. Der ganz kleine Grundbesitzer würde allerdings vorläufig verschont bleiben; ich gönne ihm dies und freue mich aufrichtig, wenn seine Existenz ruhig und gesichert ist; aber was dem Kleinen recht ist, ist dem Mittleren und Größeren billig! Und in einem wohlgeordneten Staatswesen ist es vor allem Erfordernis, daß neben den kleinen Grundbesitzern auch den mittleren und größeren Besitzesklassen ein sicheres Auskommen und vor allem eine gewisse Stabilität gewährleistet wird.

Man kann sagen, daß von der Deszendentensteuer des Entwurfs die schuldenfreien Anwesen von etwa 10 ha an erfaßt werden, vorläufig allerdings mit einem niedrigen Prozentsatz, ein Halb bis Eins vom Hundert; aber wo ist die Bürgschaft dafür, daß die Steuer im Laufe der Jahre nicht erhöht wird, daß die steuerfreie Grenze nicht weiter nach unten verschoben wird? Haben wir etwa keinen Geldbedarf im Deutschen Reich? Steigen die Ausgaben nicht von Jahr zu Jahr? Haben wir keine Beispiele von der Erhöhung bestehender Steuern? Wie sieht es nach dieser Richtung gerade jetzt in Preußen aus?

Ferner ist festzustellen, daß gegenwärtig gerade die mittleren und größeren Grundbesitzer mit 10—50—70 ha in einer weit schwierigeren Lage sich befinden als die kleinen, besonders wo es sich um rein landwirtschaftliche Betriebe handelt. Wer hat nichts gelesen noch gehört in den letzten Jahren von der Kalamität, die bezüglich der Dienstboten und Arbeiter auf dem Lande herrscht? Welche Betriebe sind es, die darunter leiden? Gerade diejenigen, bei denen die Arbeitskräfte des Eigentümers und seiner Familienangehörigen nicht mehr zur ordnungsmäßigen Bewirtschaftung ausreichen; das sind genau dieselben, welche nunmehr von der neuen Steuer erfaßt werden sollen!

Die Steuer wird eingefordert nach dem Tode des Familienvaters, auch wenn das Anwesen usw. durch Uebergabsvertrag seit kürzerer oder längerer Zeit in das Eigentum des Sohnes übergegangen ist. Da gibt es ohnedies Zahlungen und Belastungen genug! Geschwister müssen abgefunden, Kosten verschiedenster Art gedeckt werden und womit? Mit welchen Mitteln? Bargeld ist selten vorhanden, die Beschaffung von solchem durch Verkauf eines Grundstückes aus verschiedenen Gründen oft nicht möglich: was bleibt da übrig? Schulden machen oder Waldungen umschlagen, wo solche vorhanden sind. Wenn der Betrag der neuen Steuer vielfach auch gering sein mag, so stellt er in solchen Augenblicken eben doch eine weiter fühlbare Belastung dar. Dies haben die verbündeten Regierungen recht gut herausgefühlt; hieraus ist die Bestimmung entstanden, daß die Steuer gestundet und in jährlichen Fristenzahlungen entrichtet werden kann. Diese Erleichterung ist ganz schön, aber von zweifelhaftem Werte für die praktischen Verhältnisse! Haben wir in Bayern nicht gerade genug an den seitherigen Bodenzinsen, die mit allen Mitteln und unter großen Opfern der Allgemeinheit endlich aus der Welt geschafft werden sollen? Ist da der Augenblick gekommen, eine neue Jahresleistung einzuführen, die dem alten mortuarium, der alten Abgabe von Todes wegen, so ähnlich ist wie ein Ei dem anderen? Ist es klug und richtig, jetzt in der gestundeten Deszendentensteuer einen neuen Bodenzins einzuführen und zwar für ganz Deutschland von Reichs wegen?! —

Ist, gerade in Anbetracht der bayerischen Verhältnisse, eine solche Belastung überhaupt möglich in dem Augenblick, in welchem durch die Steuerreform in Bayern der mittlere Grundbesitz ohnedies zu den Steuern und Abgaben stärker herangezogen werden soll?!

Allgemein anerkannt ist der Uebelstand, daß in vielen Gegenden Deutschlands die mittleren Bauerngüter häufig ihren Besitzer wechseln, oft sinnlos und zweckwidrig zerschlagen werden; allein in Bayern sind im letzten Erhebungsjahre 20400 ha gewerbsmäßig zertrümmert worden. Der bayerische Minister des Innern, Exzellenz von Brettreich, erläßt Entschließungen gegen die gewerbsmäßigen Güterschacher, will Abhilfe nach verschiedenen Richtungen schaffen, bemängelt es, daß es den Leuten „auf dem Lande nicht mehr gefalle". Der Herr Minister wird es erleben müssen, daß in Zukunft die Dinge noch viel schlimmer werden unter der Herrschaft der Deszendentensteuer! Die Bauernhöfe werden dem Güterhändler nur so zufliegen, der Staat wird einer seiner festesten

Digitized by Google

Stützen, eines seßhaften, soliden, wirtschaftlich festen und gesicherten Bauernstandes sehr bald beraubt sein! Herr von Brettreich kann sich dann bei seinem Herrn Kollegen von der Finanz bedanken, der ja wohl einer der Väter dieses famosen Gesetzentwurfs ist; Herr von Pfaff war es ja doch, der in der bayer. Reichsratskammer die Deszendentensteuer in einer Weise vertreten hat, daß an deren Vorlage bei der Finanzreform im Reiche nicht mehr gezweifelt werden konnte. Es ist ja ganz schön, wenn der Herr bayerische Finanzminister mit der neuen Steuer das mobile Kapital fassen will; das ist eine ganz löbliche Absicht, aber sie wird größtenteils vorbeigelingen, hängen bleiben in der Falle wird der Grundbesitzer. Außerdem ist es ein schlechter Trost letzterem zu sagen: beruhige dich, daß du aufgehängt wirst, dein guter Freund, der Kapitalist, wird auch aufgehängt!

Die Deszendentensteuer bietet endlich eine gewisse Prämie auf das Schuldenmachen und darauf, daß die einmal eingetragenen Hypotheken nicht gelöscht werden; letztere Unzuträglichkeit besteht ohnedies leider schon in vielen Teilen Deutschlands, und manche Grundbuchämter könnten von den Schwierigkeiten erzählen, mit welchen Löschungsbewilligungen für längst nicht mehr bestehende eingetragene Verbindlichkeiten mühsam erlangt werden konnten; eine Vermehrung der Rechtsunsicherheit wird hier zweifellos eintreten. Ich will im übrigen die geradezu verheerenden Wirkungen des Gesetzentwurfs auf den Grundbesitz nicht weiter darlegen, es ließe sich noch recht viel, namentlich nach der ethischen Seite hin, sagen; ich will davon vorläufig absehen, soviel ist gewiß: die Deszendentensteuer wäre ein weiterer Grund — es gibt deren leider schon zuviel andere — zur Mobilisierung des Grundbesitzes, zur Aufteilung ganz besonders des mittleren Besitzes zwischen Zwergwirtschaften und Latifundien, einer Aufteilung, die nur unter schweren wirtschaftlichen Erschütterungen und großen volkswirtschaftlichen Verlusten sich vollziehen würde.

Ein Beweis für meine Darlegungen liegt auch darin, daß eine Reihe berufener Vertreter des Grundbesitzes schon jetzt, wenige Tage nach dem Erscheinen des Gesetzentwurfs, energisch Stellung gegen denselben genommen haben. Der Bayerische Landwirtschaftsrat, welchem Mitglieder aller politischen Richtungen angehören, hat die Vorlage einstimmig verurteilt, der Bayerische christliche Bauernverein, der Westfälische und der Schlesische Bauernverein haben das gleiche getan, ebenso verschiedene Landwirtschaftskammern; der Deutsche Landwirtschaftsrat hat sich allerdings bisher nicht geäußert, was auffällig erscheint; bei der schroffen Haltung aber, welche gerade diese Körperschaft im Jahre 1906 gegenüber dem Reichserbschaftssteuergesetz eingenommen hat, ist es ausgeschlossen, daß dieselbe dem Nachlaßsteuergesetz anders gegenübertreten würde; es wäre dies ein unlösbarer und unerklärlicher Widerspruch!

Auch eine präzise, offizielle Erklärung des Bundes der Landwirte vermisse ich bisher, wenn auch in der Korrespondenz desselben die Steuer schon seit Monaten scharf bekämpft wird. —

Unter diesen Umständen wird die Zentrumsfraktion, das läßt sich heute schon übersehen, in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit für eine Steuer, die allgemein schädlich, auf einen wichtigen Erwerbsstand besonders schlimm wirken würde, nicht zu haben sein und das um so weniger, als ein vollwertiger Ersatz nach der finanziellen Seite durch andere Steuern wohl zu finden ist. Es wird Sache anderer Parteien im Reichstage sein, hier mit dem Zentrum zu gehen und eine feste Abwehrmehrheit zu bilden, damit diese neue Last vom Grundbesitze ferne gehalten wird. Trägt übrigens dieser, beiläufig bemerkt, nicht ohnedies sein redlich Teil bei zur Besserung der Reichsfinanzen, wenn die Gesetzentwürfe über die Branntwein-, Bier- und Weinbesteuerung Annahme im Reichstag finden sollten?

Noch ein Wort über die Wehrsteuer. Man mag über dieselbe denken, wie man will — ich für meine Person bin ein Anhänger derselben, wenn ich auch die Schwierigkeit der Erhebung nicht verkenne —, in Verbindung mit der Nachlaßbesteuerung ist sie unannehmbar und undiskutabel und würde zu den schlimmsten Härten und Unzuträglichkeiten führen; was soll es heißen, den Nachlaß dafür zu besteuern, daß der Verstorbene vielleicht vor 40 oder 50 Jahren seiner aktiven Militärpflicht nicht genügt hat? Aendern sich die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht oft in 5 oder 10 Jahren vollständig, und wie erst in 20, 30 und 40 Jahren?! Die Wehrsteuer in der vorgeschlageuen Form würde das Nachlaßvermögen, und zwar jedes, noch weit schwerer belasten und nach vielen Richtungen noch ungleicher und ungerechter wirken als die Nachlaßsteuer, würde mithin alle die üblen Folgen dieser letzteren noch wesentlich potenzieren. Wenn die Wehrsteuer gemacht werden soll, dann muß sie vom Nachlaß losgelöst und in anderer Weise eingeführt werden; erweist sich dies als absolut unmöglich, dann verzichte ich lieber auf die mir grundsätzlich sympathische Wehrsteuer!

Der ganze deutsche Grundbesitz, und zwar der größere, mittlere und kleine, hat wahrhaftig allen Anlaß, in der vorliegenden Frage geschlossen aufzutreten, wie das gottlob ja auch schon geschehen ist, und sich durch keine Vorspiegelungen und Trugschlüsse blenden und verwirren zu lassen, vielmehr genau und aufmerksam den Verhandlungen des Reichstags zu folgen, um dadurch ein richtiges Urteil darüber zu gewinnen, welche Parteien nicht nur schöne Worte haben für die Grundbesitzer, sondern auch den festen Willen bekunden, für die wahren Interessen derselben energisch einzutreten.

Die Reichsfinanzreform.

Von

Regierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

I.

Das „Vorspiel" ist zu Ende, die Gesetzesvorlagen sind unterm 3. November dem Reichstag zugegangen, und dieser schickt sich an, zum dritten Male innerhalb vier Jahren, die Reichsfinanzen zu „reformieren". War man durch die Mitteilungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", sowie durch die Abhandlung des Reichsschatzsekretärs in der „Deutschen Rundschau" schon auf Schlimmes vorbereitet, so hat doch der Inhalt der endlich nach langem Zögern veröffentlichten Vorlagen die schlimmsten Erwartungen noch übertroffen. Herr Sydow hat mit seinem Steuerbukett, sowohl was Umfang als was Mannigfaltigkeit anbelangt, dasjenige des Herrn von Stengel weit in Schatten gestellt. Branntwein, Tabak und Bier sollen zusammen gegen bisher ein Mehr von 277 Millionen einbringen, und auch der Wein soll, offenbar um diese erhebliche steuerliche Mehrbelastung der Massenkonsumartikel etwas schmackhafter zu machen, daran glauben und 20 Millionen liefern. 92 Millionen erhofft man sich von dem Ausbau der Erbschaftenbesteuerung, die Einnahme aus der Elektrizitäts- und Gassteuer ist mit 50 Millionen in Rechnung gestellt. Dazu kommt dann noch eine „Anzeigensteuer" auf Inserate und Reklamen mit 33 Millionen, macht zusammen 475 oder rund 500 Millionen. Noch niemals seit Gründung des Reichs war die deutsche Volksvertretung vor eine so gewaltige Aufgabe gestellt, deren Lösung noch dadurch erheblich erschwert wird, daß wir uns im Zeichen und unter dem lähmenden Drucke eines Rückgangs der wirtschaftlichen Konjunktur befinden.

Es gehört wahrlich ein gewisser Mut dazu, eine so ungeheuerliche Steuerforderung, wie sie in Friedenszeiten wohl noch niemals an eine Volksvertretung gestellt wurde, unter den jetzigen politischen Verhältnissen vor dem Reichstag zu vertreten. Denn noch niemals war — aus naheliegenden Gründen — die Stimmung im deutschen Volke, und zwar ohne Unterschied der Parteirichtung, eine weniger opferfreudige als gerade jetzt. Was in der vergangenen Woche im Reichstag über die Führung unserer inneren und äußeren Politik in mehr oder weniger scharfen Worten ausgeführt wurde, es war nur ein schwacher Ausdruck des grollenden Unmutes, der die weitesten Kreise des Volkes erfaßt hat, aber auch des Gefühls der Beschämung gegenüber dem höhnischen Spotte des Auslandes. Und Spott trifft ja dann am empfindlichsten, wenn wir ihm die innere Berechtigung nicht abstreiten können. Kein Volk hat zurzeit weniger Einfluß auf die Führung der Regierungsgeschäfte als das deutsche, und selbst aus der Rede des Reichskanzlers vom 10. ds. Mts. klang als Grundton die stille Resignation, mit welcher auch er in dieser schwersten Stunde, die das Reich bis jetzt hat erleben müssen, den Dingen gegenübersteht. „Möglichst rasch und möglichst viele Luftschiffe" heißt jetzt die neueste Parole; unsere Zukunft wird also wohl künftig in der Luft liegen sollen. Und dieses, als wenn es noch niemals ein Unglück bei Echterdingen gegeben hätte. Es wird bei uns alles viel zu sehr mit Hochdruck betrieben, man kann die ruhige Entwicklung der

Digitized by Google

Dinge nicht abwarten. Und in dieser nervösen Ueberstürzung, die unsere ganze innere und äußere Politik beherrscht, erblickt das Volk instinktiv die größte Gefahr für die Zukunft. Man wirft dem deutschen Volke vor, es sei weniger steuerfreudig als andere Völker. Wohl mit Unrecht. Denn es wird wohl überhaupt kein Volk geben, das aus freien Stücken mehr Steuern zu zahlen bereit wäre als unbedingt notwendig. Wenn aber eine solche Steuerunlust im Deutschen Reiche tatsächlich stärker verbreitet sein sollte als in anderen Staaten, so wäre dies gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte nicht erstaunlich, wo man mit Bedauern konstatieren muß, daß das Ansehen des Reiches im Auslande trotz der großen Opfer, die schon gebracht sind, trotz der vielen Hunderte von Millionen, welche für den Ausbau der Flotte und für die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee aufgewendet wurden, von Jahr zu Jahr weiter zurückgeht, dank einer unzulänglichen Diplomatie, dank aber auch des Eingreifens unverantwortlicher Stellen in den Gang der auswärtigen Geschäfte. In ernster Stunde hat das deutsche Volk durch seine Vertreter im Reichstag seine warnende Stimme erhoben; möge sie nicht ungehört verhallen.

Die Verhandlungen über die Reichsfinanzreform beginnen so unter keinen guten Auspizien. Ob Herr Sydow wohl die ganze Ladung im schützenden Hafen wird bergen können? Fast möchte man es bezweifeln, und die äußere Form, in welcher diesmal die Vorlagen an den Reichstag gelangt sind, läßt vielleicht darauf schließen, daß er selbst sich dieser kühnen Hoffnung nicht hingibt. Im Gegensatz zur Reform des Jahres 1906 erscheinen die Steuergesetzentwürfe dieses Mal nicht als ein integrierender Bestandteil eines einheitlichen Gesetzes (Mantelgesetz), sondern alle Teile bilden für sich ein selbständiges Gesetz, so daß ohne formelle Schwierigkeiten das eine oder andere in Wegfall kommen kann. Man hat bis jetzt auch noch keinen Versuch gemacht, ein steuerpolitisches Ultimatum zu stellen, wohl in der Erinnerung an das Fiasko, welches Frhr. v. Stengel mit einem solchen Ultimatum erlitten hat. Ob Herr Sydow überhaupt die Reform, auch nach wesentlichen Aenderungen, wird zustande bringen können, erscheint zurzeit noch zweifelhaft. Alle Welt ist sich ja darüber einig, daß es mit den Reichsfinanzen in der Richtung wie bisher nicht lange mehr wird weitergehen können ohne schwere Gefährdung des Reiches selbst. Bedarf und Deckung können im Staatsleben ohne die schwersten Gefahren auf den verschiedensten Gebieten nicht dauernd in einem solchen Mißverhältnis stehen, wie dies im Reiche seit Jahren der Fall ist. An dem guten Willen des Reichstags, für Abhilfe zu sorgen, fehlt es auch nicht. Die Blockparteien vor allem werden die größten Anstrengungen machen, jetzt ihren Befähigungsnachweis auch auf dem Steuergebiete zu erbringen, den sie nach ihrer Ansicht bereits auf dem Gebiete der Börsen- und Vereinsgesetzgebung so glänzend dargetan haben. Wenn allerdings die Leistungen des Blocks auf diesem neuen Versuchsfelde seiner Betätigung von gleicher oder ähnlicher Qualität sind, wie die beim Börsen- und Vereinsgesetz erzielten, dann mag sich das deutsche Volk auf schöne Dinge gefaßt machen! Das Zentrum wird seine Mitarbeit an dem wichtigen Reformwerke nicht versagen, es wird insbesondere darauf hinzuwirken suchen, daß der Grundsatz der Entlastung der weniger leistungsfähigen Schultern nach Möglichkeit auch dieses Mal zur Geltung kommt. Ist ihm dies nach der Entwicklung der Dinge, weil die Reichstagsmehrheit auf seine Vorschläge nicht eingeht, nicht möglich, bleiben seine Bestrebungen nach dieser Richtung ohne Erfolg, dann wird man es ihm nicht verübeln können, wenn es schließlich gegen diejenigen Steuergesetze Stellung nimmt, in welchen der bezeichnete Grundsatz nicht oder nicht genügend gewahrt erscheint.

Eines wird und muß aber vor allem veranlaßt werden: volle, offene, rückhaltlose Aussprache von seiten des Reichsschatzamtes darüber, auf welchem Gebiete des Reichshaushalts und in welchem Umfange man eine sparsamere Wirtschaft eintreten lassen will. Die Begründung der Gesetzentwürfe gibt hierüber keinen Aufschluß; ein solcher wird aber in der Reichstagskommission in weitgehendem Maße gegeben werden müssen. Aber mit allgemeinen Zusicherungen, auf sparsame Wirtschaft hinzuwirken, wird es dieses Mal nicht getan sein; die Volksvertretung wird auch Garantien verlangen müssen dafür, daß tatsächlich eine wesentliche Einschränkung der Ausgaben eintreten wird. Denn ohne die bestimmte Aussicht auf Besserung in diesem Punkte werden alle nationalen Phrasen und alle Versammlungen und Organisationen zur Popularisierung und Propagierung des Reformgedankens wirkungslos bleiben müssen.

Das traurigste Kapitel der Kulturgeschichte von heute.

Von Franz Weigl.

Erst verführerisch in Wort und Bild, zuletzt in trister, drastischer Wirklichkeit haben „Kultur"schwärmer und überreine Nudo-Natio-„Idealisten" neuerdings die Propaganda des Nacktkultus betrieben. Die „Allg. Rundschau" hat denselben seit ihrem Bestehen unabläßlich auf die Finger gesehen und geklopft. Nun ist einer der ersten Streiter der interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Rechtsanwalt Dr. E. Lennartz in Köln, zu frischer, erfolgreicher literarischer Waffenbrüderschaft beigeeilt mit seiner Broschüre: „Duncan, She, Desmond. Beiträge zur Beurteilung und Geschichte der Nacktkultur."[1]) Mit Recht bezeichnet Lennartz den Aktphotographienunfug als die Wiege der heutigen frechen Nacktkultur. Er verweist dabei z. B. auf den Protest, der in der „Allgem. Rundschau" vorbereitet und dann vom Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit mit Unterstützung des Katholischen Frauenbundes, des Deutsch-evangelischen Frauenbundes, des Israelitischen Frauenvereins und einer stattlichen Liste hervorragender Männer des gegenwärtigen Lebens in Kunst, Wissenschaft und breitesten Oeffentlichkeit, bei allen maßgebenden Stellen eingereicht wurde. Von einigen Behörden — man denke an den Erlaß des bayerischen Kultusministeriums zum Schutz der Schuljugend — wurde denn auch mit Energie eingegriffen, andere blieben leider von dem Ernst der Situation unberührt. Nicht mit Unrecht stellt Lennartz das unzureichende Einschreiten mancher Gerichte fest und schreibt: „Die Gerichte gaben die Aktbilder frei, und jetzt war ihrem weiteren Vordringen Tür und Tor geöffnet." Wie ganze Kollektionen unter den verschiedensten Namen erschienen, eigene Zeitschriften und eine planmäßige Reklame hierfür sich entwickelte, wurde an dieser Stelle eingehend dargestellt.

Völlig stimmen wir Lennartz auch zu, wenn er die Duncan und ihre Schule mit in die Entwicklungsstadien der Propaganda der Nacktheit aufnimmt. Es gehört ja wirklich Mut dazu, zu sagen, wie man von dieser „Meisterin des Tanzes", die uns „die wahren Schönheiten dieser Kunst offenbarte", denkt, aber Lennartz hat sich auch gute Eideshelfer bestellt, u. a. die Duncan selbst. In ihrem Werk: „Der Tanz der Zukunft" ist u. a. zu lesen: „... Und zur Nacktheit des Wilden wird der Mensch, angelangt auf dem Gipfel der Kultur, zurückkehren müssen." Was Wunder, daß eine Reihe gelehriger Schülerinnen mit den „Theorien" ernst machten? She, die „goldene Venus", und ihre Nachahmerinnen bronzierten ihren Körper noch, die Desmond läßt auch die Bronze beiseite zur Freude aller, die da gekommen sind, ihr Gefühl für Schönheit, Kunst und — Sittlichkeit zu wecken und auszubilden.[2]) Man darf nämlich nie übersehen, daß sich die Nudo-Natio-„Idealisten" von heute, geradeso wie die Verschleißer der Aktphotos von ehedem, für die wahrhaft reinen und sittlichen Menschen halten. Als in der Vorstandschaft des Münchener Männervereins vor einigen Jahren für eine Resolution das Wort von der „Umstülpung aller Begriffe" auf diesem Gebiete vorgeschlagen wurde, wollte dies manchen noch zu weit gehen. Heute darf man sicher von dieser Umstülpung aller Sittlichkeitsbegriffe ohne Gefahr eines Widerspruches reden. Man lese nur bei Lennartz nach, was die „Allgem. Rundschau" mit Rücksicht auf den Leserkreis bis jetzt oft nur andeuten konnte, man überzeuge sich von dem Wirken für „Nacktschulen", für Nacktgehen, Nacktbaden, Nacktsport, Nacktturnen, die ganze pseudohygienische und -pädagogische Propaganda, die eingesetzt hat, man schaue in das Tun und Treiben der Nacktlogen, und man wird vor einem solchen Knäuel von Begriffsverwirrung und vor solcher sittlicher Verwilderung stehen, daß mit gesundem Menschenverstand seine Entwirrung unmöglich ist. „Sittlichkeit, verhülle dein Haupt, du wirst zertreten und gemordet in deinem eigenen Namen", müssen wir mit Lennartz ausrufen!

Mancher Leser sagt wohl: wie mögt ihr immer wieder den Schmutz aufrühren, traurig genug, daß er da ist! Demgegenüber muß die Pflicht der ernsten Presse und Publizistik betont werden, Schäden, die als solche erkannt wurden, der Oeffentlichkeit und den maßgebenden Kreisen immer wieder und so lange vor die Augen zu rücken, bis sie einmal zur Einsicht kommen und helfen. Nicht leicht auf einem Gebiet gilt so wie hier immer wieder der Ruf: „Landgraf, werde hart!

[1]) Köln, Benziger & Co. 8° 63 S. 60 Pf.

[2]) Die Desmond ist auf den sog. „Schönheitsabenden" in Berlin aufgetreten. Um die „Harmlosigkeit" der Vorstellung zu beweisen, wurde für Parlamentarier, Vertreter der Behörden und der Presse ein eigener Abend inszeniert, an dem aber — die Desmond krank war. Die „Köln. Volksztg." schreibt in Nr. 972 wohl mit Recht: „Der parlamentarische Schönheitsabend beweist nichts für die Zulässigkeit der Nacktdarstellungen; denn daß man den Volksvertretern nur ein einwandfreies Programm darbieten würde, erschien selbstverständlich." Der Prospekt eines neuen Werkes, das photographische Aufnahmen von Schönheitsabenden in die breite Masse bringen will, spricht von Olga Desmond, die „unverhüllt vor der Menge tanzte".

Digitized by Google

November.

Am Hügel stehn die Bäume kahl,
Die grauen Nebel steigen
Und wallen langsam durch das Tal,
Ein stummer Totenreigen.

Der Wald, die Fluren öd und leer,
Verhallt die frohen Sänge!
Der Nordlandstürme wildes Heer
Fährt schaurig durch die Hänge.

Von rauhen Winden hergeweht,
Gleich unterdrückten Klagen,
Ein Tönen durch die Lüfte geht,
Ein Sang aus alten Tagen.

Es zieht in jede Gruft hinein
Ein wundes Rückverlangen,
Und kann doch nimmer, nimmer sein,
Ist alles ja vergangen!

Schon ist im kalten Hauch der Nacht
Das letzte Grün erfroren —
Tiefschweigend hält die düstere Wacht
Der Tod an dunklen Toren.

Wolfgang Hupf.

Kontraste.

Ein offenes Wort zur Schulfrage.

Von

H. Morin, Kgl. Gymnasialprofessor.

Zwei entgegengesetzte Strömungen durchziehen unser öffentliches Leben, beide trotz ihrer Verschiedenheit aus unserer Zeit und ihren Bestrebungen hervorgegangen, beide fühlbar eingreifend in die Gesellschaft und alle sozialen Verhältnisse als Haupttriebfedern im Kampfe der Anschauungen.

Strenge, frühzeitige Zucht, ein strammes Einspannen des jungen Individuums verlangt und erstrebt die eine, möglichst lange und ausgedehnte Freiheit, sanftes Anfassen die andere. Durch ernste Notwendigkeit bedingtes Spartanertum hier, durch Entnervung und Verweichlichung unserer Generation begünstigter geistiger Sybaritismus dort.

Größer als je sind die Anforderungen, welche das Leben an den einzelnen stellt; denn in dem Konkurrenzkampf, der unsere Gegenwart charakterisiert, der still aber erbittert auf allen Gebieten tobt, findet bei dem massenhaften Angebot nur noch der Tüchtigste, an Wissen und Können Leistungsfähigste Platz auf der ersten Stufe, die zu weiteren emporführen soll. Zu jeder sich öffnenden Stelle strömen die Bewerber in Menge herbei und immer sind viele darunter, deren Bildungsgrad weit über das Notwendige oder Verlangte hinausreicht. Aber auch das Behaupten einer Stufe, die Erfüllung irgend einer Berufsart benötigt bei der Hast und Schnelligkeit unserer Zeit, bei dem Zusammendrängen von Tätigkeit auf den einzelnen einer Nerven- und Willenskraft, der die Kulturmenschen vor wenigen Jahrzehnten noch keinesfalls bedurften.

Das leistet nur ein früh geschulter, in steter Uebung aufgewachsener, ein ganzer Mensch; der Weichling, dem man alle Anstrengung, jedes harte Muß erspart hat, knickt unter der ungewohnten Last zusammen, die das Leben plötzlich unerbittlich auf seine Schultern legt, und vermehrt die Zahl jener unglücklichen Nervenbündel, die der große Wellengang gleich hilflosen Quallen ans Ufer legt.

Ein bedenkliches Symptom jener Weichlichkeit ist bereits die zweite Strömung, die vor allem in dem langen Streit um unsere Jugenderziehung zur Geltung kommt. Man hofft, den jungen Weltbürger dadurch frisch und leistungsfähig zu erhalten, daß man ihn möglichst spät zur Arbeit heranzieht, ihm jede Notwendigkeit, den Ernst des Lebens möglichst lange vorenthält. Dabei begeht man aber den schweren Fehler, die Macht der Gewohnheit zu übersehen, die ebenso zum Fleiß und zur Gründlichkeit, wie zur Trägheit und Spielerei erziehen kann.

Es ist erstaunlich, wieviele sich berufen fühlen, in dieser wichtigsten und grundlegendsten aller Schulfragen mitzureden, ohne auch nur entfernt mit der Schule in Verbindung zu stehen und den Rahmen der Möglichkeit zu kennen, der ihr gegeben ist, die Rechte zu würdigen, die sie absolut haben muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen soll — von der ersten Schule bis zur letzten vor dem Eintritt in die freie Burschenherrlichkeit. Am meisten richten sich die ungerechten Angriffe gegen die Mittelschule, weil sie allein den Schlüssel zu höheren Lebensstufen besitzt und seine Herausgabe leider gar oft verweigern muß.

In 99 Prozent sind es die Eltern durchgefallener oder noch unsicherer Schüler, welche aus allerdings menschlich begreiflichem, aber trotzdem ungerechtfertigtem Groll die Ursache eines Mißerfolges in der Schule suchen, der in mangelnder Begabung des Kindes oder in unzweckmäßiger Ablenkung durch das Haus selbst beruht. Darüber täuschen keine Elternvereinigungen weg, deren Stimmrecht gerade noch fehlte, um jede Möglichkeit einer ernsten, zielbewußten Arbeit echter, verständnisvoller Jugendfreunde, jedes Heranziehen brauchbarer Menschen zu verhindern. Die idealste Vereinigung und zugleich die einzig berechtigte besteht nur aus drei Personen, den Eltern und dem Lehrer des Kindes, die zusammen mit herzlichem Wohlwollen und, wenn es sein muß, dem nötigen Ernst den werdenden Menschen erziehen; aber diese Vereinigung bedarf keiner Statuten und beruht nur auf gegenseitigem Vertrauen und Verständnis. Sie hat bei jedem Kind, je nach seinem Charakter, andere Zwecke zu verfolgen, andere Mittel anzuwenden, besteht in hundert Varianten, und kommt meistens nur dann nicht zustande, wenn die Eltern entweder voreingenommen oder interesselos sind. Aufklärung über die Individualität des Kindes braucht und wünscht der Lehrer von seiten seiner Eltern, die es am besten kennen müssen, nicht Rat auf seinem ureigensten Gebiete. Wenn er sieht, wie die Schüler an seinen Lippen hängen, wie ihre Augen leuchten bei einer eingeflochtenen Schilderung, wie sie mit lebhaftestem Eifer sich an eine gestellte Aufgabe wagen und wenn er die Freude erlebt, daß nach Jahrzehnten noch frühere Schüler in die Anstalt kommen, ihn besuchen und sich für die Fortschritte des jungen Nachwuchses interessieren, dann weiß er auch ohne das besagte Tribunal, daß er auf dem rechten Wege ist.

Am stärksten äußert sich die Strömung, welche auf Entlastung der Jugend, auf Befreiung des Kindes von jedem Zwang abzielt, gegenwärtig in der Münchener Volksschule, wo jetzt das System ihres obersten Leiters, des Herrn Schulrates Dr. Kerschensteiner in vollster Blüte steht. Ob das letztere auch bei der Schule selbst der Fall ist, wollen wir erst noch untersuchen. Viel ist schon hin und wieder über Wert und Unwert dieses Systems gestritten worden, das dem Kinde die notwendigen Kenntnisse in spielender Weise beibringen will; aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Zahl der Gegner wächst und daß unter diesen Gegnern gerade diejenigen stehen, die durch ihren Beruf vor allem befähigt sind, die Leistungen der Münchener Volksschule von einst und jetzt zu vergleichen. Kein Zweifel, daß das System äußerlich blendet, und daß die Art, wie es auf der verflossenen Ausstellung vertreten war, auf Laien einen imponierenden Eindruck machte; kein Zweifel auch, daß seinem Schöpfer aus zahlreichen Kreisen und von glänzenden Namen günstige Urteile zu Gebote stehen. Aber ihre Zahl schrumpft sehr bedeutend zusammen, wenn wir alle Begutachter ausscheiden, denen infolge ihrer Lebensstellung und ihres Berufes ein Einblick in den Zusammenhang zwischen der Volksschule und dem Leben, besonders aber zwischen der Volksschule und der Mittelschule, versagt ist. Herr Dr. Kerschensteiner ist zwar nicht der Ansicht, daß die beiden Schulgattungen direkte Beziehungen miteinander haben; dem muß aber entgegengehalten werden, daß die Tausende von Eltern, deren Kinder die Volksschule besuchen, von ihr auch mit Recht verlangen können, nach einer gewissen Zeit den soliden Untergrund für den Uebertritt an die Mittelschule zu besitzen. Die letztere ist und bleibt der Prüfstein für die Leistungsfähigkeit der ersteren. Ihr Prüfungsresultat fällt aber jetzt schon höchst ungünstig aus.

Es ist hart, das auszusprechen, denn es handelt sich um das Lebenswerk eines Mannes, der mit Feuereifer an die Verwirklichung einer an sich schönen Idee gegangen ist und bei deren Durchführung eine erstaunliche Arbeitskraft im Dienst der Sache entfaltet hat, die er für die beste hielt. Aber er besitzt noch so viel Verdienste auf anderen Gebieten des Schulwesens, daß er dies eine Blatt in seinem Kranze wohl entbehren kann. Der Sache, nicht dem Manne sollen auch diese Ausführungen nur

Digitized by Google

gelten, welche angesichts der unserem Münchener Schulwesen drohenden Gefahr notwendig geworden sind. Kann das System stürzen, ohne den Schöpfer mit sich zu reißen, um so besser. Die Aufgabe ist keine dankbare; denn bisher ist noch jeder, der sich daran gewagt hat, von bestimmter Seite als Zentrumsmann auf das heftigste angegriffen worden. Diese Taktik ist bei mir nicht anwendbar, denn ich stehe politisch im gleichen Lager wie der, den meine Kritik trifft. Aber daraus kann für mich keine Verpflichtung hervorgehen, alles wunderbar gut und schön zu finden, was ein Parteigenosse tut und ersinnt, und wenn ich es für notwendig halte, mache ich vom Recht der Meinungsäußerung Gebrauch, wo sich eben Gelegenheit findet. Es ist überhaupt ein großer Mißstand unserer Zeit, daß jede Partei kritiklos und fanatisch die bürgerliche oder amtliche Tätigkeit ihrer Männer zur eigenen Sache macht, und daß die Presse der Parteien sich in jeden verbeißt, der diese Tätigkeit von einem anderen als diesem einseitigen Standpunkt betrachtet. Es ist aber eines Mannes unwürdig, sich in allem und jedem sein Urteil von seiner Partei aufoktroyieren zu lassen, und so geht mancher im politischen Leben seine eigenen Wege, weil ihn das Gezänke anwidert.

Eine Umfrage unter den Münchener Lehrern der Mittelschule, welche die Kinder direkt aus der Volksschule übernehmen, wird mit erdrückender Mehrheit das Resultat ergeben, daß Können, Wissen und Leistungsfähigkeit der Schüler in München bedeutend abgenommen haben und daß sie vor allem auch in den wichtigsten Grundfächern — Lesen, Schreiben und Rechnen — zurückgegangen sind. Einen Tiefstand in dieser Beziehung konstatiert auch ein anderer Parteigenosse, Herr Lehrer Bühler, gewiß eine ernst zu nehmende Stimme unter den Gegnern des neuen Systems. Auch von anderer Seite ist das schon mehrfach öffentlich und in Zeitschriften ausgesprochen worden. Erst kürzlich wieder in einem Artikel des „Bayerischen Kurier", dem ich übrigens vollkommen ferne stehe. Die Kinder sind kein genaues Aufmerken, kein Zusammennehmen ihrer Gedanken gewohnt; sie zeigen sich buchstäblich erstaunt, wenn man an der Mittelschule plötzlich so unerhörte Dinge wie Aufmerksamkeit und Lernen von ihnen verlangt. Kein Wunder; denn sie haben bisher nur mit dem, was sie lernen, sich merken sollten, gespielt. Ein Tändeln mit allen möglichen Dingen und damit eine traurige Oberflächlichkeit ist an die Stelle des einstigen Wenigen aber solid Fundierten getreten, und dieses Spielen und Tändeln hat auf den Charakter des Kindes und sicher auch sein ganzes späteres Leben den größten Einfluß. Damit ladet sich das neue System die allerschwerste Verantwortung auf. Wer irgend etwas von Pädagogik versteht und die menschliche Natur kennt, muß aber einsehen, daß dem in die Schule tretenden Kinde zwar sanft und schonend, wie es von unseren bewährten Lehrkräften nicht anders zu erwarten ist, aber doch bestimmt das Bewußtsein beigebracht werden soll, daß es im Leben auch ein Muß, eine Notwendigkeit gibt, daß man frühzeitig damit beginnen muß, das Kind neben Lust und heiterem Spiel auch mit geregelter Tätigkeit bekannt zu machen. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr. Es gibt auch eine geistige Verweichlichung, die gerade bei der Jugend rasch eine gefährliche Abneigung gegen Kopfarbeit zeitigt. Diese geistige Verweichlichung tritt an unseren Münchener Schulkindern bereits zutage. Mit ihr eine geistige Blasiertheit, die naturgemäße Folge davon, daß die Kinder allzufrüh für ihr Fassungsvermögen mit manchem Wissensstoff bekannt werden, der erst später am Platz gewesen wäre, daß sie Fächern, wie z. B. der Naturkunde auf höheren Schulstufen nicht mehr mit immer steigendem Interesse entgegenkommen, weil sie das „alles schon gehabt", natürlich aber doch nie richtig begriffen haben. Vom Einfachen zum Komplizierten, vom Leichten zum Schwierigen war früher der altbewährte Grundsatz.

Es ist wahrhaftig um solcher Resultate willen nicht der Mühe wert gewesen, das alte Schulgebäude einzureißen, das Herrn Dr. Kerschensteiners Vorgänger mühsam errichtet und mit eiserner Hand aufrecht erhalten hatte. Zu so gefährlichen Experimenten war die Volksschule doch zu gut. Begreiflich ist es, daß auch die Lehrer, denen die Ergebnisse mühseliger Arbeit durch die sinnwidrige Behandlung der Kinder zu der sie gezwungen sind, unter der Hand zerrinnen, mißgestimmt werden und daß der Unwille lebhaft unter ihnen gärt.

Wie steht es nun mit dem Lieblingsobjekt des neuen Systems, dem Zeichenunterricht an der Volksschule? Das Urteil über diesen muß von seiten der Fachmänner noch ungünstiger ausfallen. Die von Laien vielbewunderten und von einer Parteipresse in den Himmel gehobenen Kindermalereien und Zeichnungen auf der Ausstellung, welche überdies teilweise höchst ungenierte „Korrektur" aufwiesen, zeigten dem Fachmann sofort, daß die allerschwierigsten Dinge kühn in Angriff genommen, aber von dem Kind ohne jede genaue Formbeobachtung nach einem gewissen Drill wiedergegeben werden. Ein Apfel ist ein gelb und roter, eine Zwetsche ein blauer, etwas länglicher Fleck, damit basta; das ist dann Naturzeichnen! Den Versuchen, ganze Szenen darzustellen, an die mancher geübte Zeichner sich nicht wagen würde, wird niemand auch nur den geringsten Lernwert beimessen; das ist sträflich vertrödelte, vertändelte Zeit. Ich habe dem Herrn Schulrat schon einmal bei einer Kritik seines Buches über die zeichnerische Begabung des Kindes, dessen Vorzüge ich voll anerkannte, nachgewiesen, daß es ein Irrtum ist, in Kinderkritzeleien schon etwas Künstlerisches zu suchen. Wenn alle, welche in der Jugend die Wände verzeichnet haben, eine künstlerische Ader in sich hätten, dann würden heute die Raffael und Dürer als Verkehrshindernis herumlaufen. Die sogenannten Ornamentübungen vollends, die bemalten Eier und Schachteln sind nur geeignet, etwa einen Dachauer Zimmermaler heranzubilden, mehr nicht. — Und doch noch zu einem! Irgend eine Schulvorsteherin hat sich als Anhängerin des neuen Systems höchst befriedigt darüber ausgesprochen, daß seit dem neuen Zeichenunterricht die Kinder so geschmackvolle Tortenverzierungen machen und Platten so schön garnieren können. Dem habe ich weiter nichts zuzufügen; Gott bewahre manchen vor seinen Freunden!

Der eine Erfolg ist freilich auch hier wieder sicher, daß die Kinder sich wichtig fühlen, eingebildet, blasiert und oberflächlich werden, daß sie später, wenn einmal der wirkliche, ernste Ziele anstrebende Zeichenunterricht beginnt, lange Zeit gar nicht glauben wollen, daß sie absolut nichts können, daß weitaus die größte Mehrzahl die einfachste Form noch nicht richtig treffen kann. Ein vollständiges Fiasko also auch auf diesem Gebiet, dem der Schöpfer des neuen Systems seine besondere Liebe zugewendet. Ein Fiasko trotz allem, was teils Freunde, teils solche, die blindlings allem Neuen zujubeln, im Fanfarenton über die Vortrefflichkeit dieses Systems in die Welt hinausposaunen.

So ist das Urteil der Mittelschule auch auf diesem Gebiet ein absprechendes. Es ist einmal ein Gerücht gegangen, daß Herr Dr. Kerschensteiner als Referent für Mathematik und Zeichnen in die neue Ministerialkommission eintreten sollte. Ich glaube nicht, daß etwas daran war; denn wer solange Alleinherrscher auf weitem Felde war, hat kaum Lust, noch als Bureaubeamter unter einem Chef zu stehen. Es wäre auch kein Glück für gedeihliche Entwicklung des Unterrichts; denn die gesamte Zeichenlehrerschaft der Mittelschule würde sich verwahren gegen Führung und Qualifizierung durch den Vertreter eines Systems, das dem ärgsten Dilettantismus Tür und Tor geöffnet hat — überdies durch einen Mann, der ihrer ganzen Kategorie nichts weniger als freundlich gesinnt ist. Denn der Führer der Münchener Volksschule ist leider nicht so objektiv wie seine Kritiker; er ist vielmehr höchst aggressiv und hat schon oft, ohne angegriffen zu sein, die Mittelschule und ihre Leistungen mit einer auffallenden Animosität kritisiert und zu verkleinern gesucht; er ist in einem seiner spontanen und impulsiven Angriffe auch über die Zeichenlehrer der Mittelschule hergefallen und hat deren wohlberechtigte Vorbildungsbestrebungen aufzuhalten gesucht. Wer andere in beleidigenden Ausdrücken angreift, darf logischerweise nicht über Verunglimpfung klagen, wenn er seine Arbeit unter aller Achtung seiner Person sachlich kritisiert sieht.

Man soll Gleiches nicht mit Gleichem vergelten, und es sei daher nicht darauf erwidert. Das System aber mußte einmal gründlich beleuchtet werden, weil es ein Hauptmerkmal jener anfangs bezeichneten Strömung ist, welche die Jugend zu ernstem Denken, ernster Arbeit unfähig macht. Unsere eiserne Zeit aber verlangt strenge Zucht für Körper und Geist von Jugend auf. Spartaner können Volk und Nation retten im kommenden Rassenkampf, keine Sybariten.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Zur Erwerbung eines Nuntiaturgebäudes in München.

Jubiläumsgabe für den Hl. Vater.

Sammelliste der „Allgemeinen Rundschau".

Bisher eingegangen:

Exzellenz Msgr. Frühwirth, Apostolischer Nuntius	100 ℳ
Verlag und Redaktion der „Allgemeinen Rundschau"	100 ℳ
Referendar Aug. Nuß, Gernsheim a. Rhein	5 ℳ
Baron P. N.	20 ℳ
Dr. M. Eberhard, München	25 ℳ
Pfarrer L. Wörner, Adelzhausen	5 ℳ
Gräfin Max Montgelas, München	20 ℳ
	275 ℳ

Um weitere Beiträge bittet herzlichst

Verlag der „Allgemeinen Rundschau",
München, Galeriestraße 35a, Gartenbau.

Weihnachtbücherschau 1908.

Vom Herausgeber mit Unterstützung fachkundiger Mitarbeiter.

I.

Vor kurzem schrieb ein bekannter Gelehrter, dessen abgeklärtes Urteil in den weitesten katholischen Kreisen Geltung hat, anläßlich der Zeitungsdebatten über mangelndes Selbstbewußtsein der Katholiken u. a.: „Aus ängstlicher Besorgnis, der Einseitigkeit und Abgeschlossenheit geziehen zu werden, hat man sich bei uns im letzten Jahrzehnt mehr und mehr daran gewöhnt, mit einem gewissen geflissentlichen Nachdruck die Literatur, vor allem die schöngeistige, aus akatholischem Lager herauszustellen. Geschieht dies aus wahrhafter Objektivität ohne jeden Nebengedanken, so kann ich solche Vorurteilslosigkeit nur des höchsten Lobes wert finden. Geschieht es aber auf Kosten der literarischen Erzeugnisse des eigenen Lagers oder in dem Bestreben, sich bei den Gegnern unserer Weltanschauung zu insinuieren, in der aufgeklärten Welt als ein besonders klaräugiger Kopf, als ein freier Geist zu gelten, dann müßten die Katholiken Toren sein, wenn sie solcher Rattenfängerweise folgen wollten. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich beiläufig erwähne, daß ein Literat, der mit seinen religiösen und ethischen Anschauungen sehr weit links steht, unlängst in einer Gesellschaft Proben aus einem Briefwechsel zum besten gab, der einen regelrechten Grenzverkehr zwischen anrüchigem Dekadententum und katholisch etikettierter Literaturgebarung markierte. Es geht nicht an, auch nur vorübergehend mit einem Literatentum zu paktieren, vor dem jeder, der auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht, seine Volksgenossen und namentlich die junge Welt ernstlich warnen muß. Hier gibt es kein Transigieren, keine Nachsicht gegen den Stoff im Hinblick auf die angeblich künstlerische Form. Selbst wenn die liebe Eitelkeit, die sich vor dem dunklen Hintergrunde der „Inferiorität" gern lichtvoll abheben möchte, nicht hineinspielte, wenn ein gewisser Missionseifer im Objekt und in den Mitteln sich vergriffe, gilt auch hier das Wort: Ihr glaubt zu ziehen und werdet gezogen! Die Unkosten einer solchen in sich selbst schon ungesunden Transaktion trägt stets der katholische, der christliche Idealismus." Soweit unser Gewährsmann, dessen Ausführungen für sich selbst sprechen. In den angedeuteten Bestrebungen liegt in der Tat die Gefahr, daß wir aus der früher vielleicht oft zu weitgehenden Engherzigkeit in das andere Extrem einer übertriebenen Weitherzigkeit verfallen. Es geht hier wie auf anderen Gebieten. Viele Katholiken haben sich daran gewöhnt, sozusagen mit dem Hut in der Hand vor dem sich überlegen dünkenden gegnerischen Heerlager zu stehen und unter allen möglichen Entschuldigungen, daß man zwar katholisch sei usw., um Duldung und Zulassung im Dunstkreise moderner Bildung und modernen Lebens zu petitionieren. Ist man dann glücklich dieser Gnade teilhaftig geworden, dann muß man sich derselben durch Schelten auf die Minderwertigkeit der zurückgelassenen Freunde stets aufs neue würdig erweisen.

Wie auf dem Gebiete der Presse und der ihr zu erkämpfenden vollbürtigen Stellung und Geltung muß auch auf dem Gebiete der Literatur mit der schwächlichen Selbstbescheidung, die oft bis hart an die Grenze der Selbstverstümmelung geht, gründlich und nachdrücklich gebrochen werden. Wir Katholiken brauchen uns nicht zu schämen, daß wir katholisch sind; wir brauchen uns auch nicht zu schämen, daß wir eine weitverzweigte Literatur besitzen, welche — angesichts der selbst in die harmlosesten und an sich neutralsten Gebiete eingedrungenen kirchenfeindlichen, antichristlichen atheistischen und monistischen Brunnenvergiftung — auf die unverfälschte Weltanschauung unseres Volkes und unserer Jugend die gebührende Rücksicht nimmt.

Niemals war die Abwehr bedenklicher Literaturerzeugnisse notwendiger als heute. Gegenüber einer unabsehbaren Flut verführerischer Schriften und sog. Kunstwerke, gegenüber dem billigen Massenabsatz der gewöhnlichsten Schundliteratur und dem oft schwer kontrollierbaren Großvertrieb literarischer Warenlager, die Gutes, mehr oder minder Anfechtbares und Schlechtes oft wahllos nebeneinander führen, ist es ein Gebot der Notwehr, nicht bloß weithin sichtbare Warnungstafeln aufzurichten, sondern dem christlichen Volke auch den Weg zu weisen zu den Stätten, wo man ohne jede Besorgnis seinen Bücherbedarf decken kann. Daß auch aus nicht ausgesprochen katholischen Verlagen sehr empfehlenswerte Bücher hervorgehen, ist eine Binsenweisheit. Es ist mehr als reichlich dafür gesorgt, daß diesen auch in katholischen Kreisen der Absatz nicht fehlt. Woran es aber noch immer mangelt, das ist der lohnende Absatz von Werken, die aus katholischen Verlagen hervorgehen und auf katholische Käufer und Leser schon deshalb zählen müssen, weil im akatholischen Lager der unduldsame Grundsatz, daß „Katholisches nicht gelesen wird", immer noch in Geltung und Uebung ist.

Der Weihnachtbücherschauer hat volles Verständnis für das Gute, für das literarisch und künstlerisch Wertvolle, das auf anderem Boden gedeiht, aber er bleibt der erprobten Gepflogenheit eines Vierteljahrhunderts treu, wenn er vor dem Beginn des Weihnachtmarktes, der für den deutschen Bücherabsatz die eigentliche Erntezeit bedeutet, das Augenmerk seines Leserkreises auf die Erzeugnisse von Verlagen lenkt, deren Grundcharakter dafür birgt, daß nichts gedruckt und feilgeboten wird, was die christliche Weltanschauung und die guten Sitten verletzen könnte. Sollten einzelne katholische Verlage in der Umschau vermißt werden, so waren rein äußerliche Umstände, die in deren freiem Ermessen liegen, dafür maßgebend. Unsere diesjährige Weihnachtbücherschau beginnt wieder mit einem Ueberblick über die Darbietungen des bedeutendsten und umfangreichsten Bücherverlages, der den Katholiken deutscher Zunge zu Gebote steht, des **Verlags Herder, Freiburg i. Br.**

Im vorigen Jahre durften wir, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, das noch gerade rechtzeitig für den Weihnachttisch fertig gewordene Herdersche Konversationslexikon (8 Bde. geb. Halbfranz ℳ 100.—) als vornehmstes und wertvollstes Festgeschenk des Jahres bezeichnen. Ein Werk von solcher Bedeutung, besonders für die deutschen Katholiken, muß auch heute noch an die Spitze der Festgeschenke gesetzt werden. Was wir bisher zum Lobe dieses ausgezeichneten Werkes gesagt haben, ist von der katholischen und einem großen Teil der akatholischen Kritik bestätigt worden. — Inzwischen ist die Verlagshandlung mit einer Neuauflage des Staatslexikons auf den Plan getreten. Dieses bedeutungsvolle Unternehmen, das im Auftrag der „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" von Dr. Julius Bachem in Köln herausgegeben wird, erscheint nun schon zum dritten Male, nachdem erst 1904 die zweite Auflage vollendet worden ist. Bisher liegt der erste Band (Abandon—Elsaß-Lothringen) im Umfang von fast 1600 Spalten in Lexikon-Oktav vor (geb. Halbfranz ℳ 18.—). Das ganze Werk wird 5 Bände umfassen. Band II—V werden in schneller Aufeinanderfolge erscheinen. Das Staatslexikon gibt in erster Linie Aufschluß über Natur und Wesen des Staates, seine Aufgaben, die Grenzen seines Wirkungskreises, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, sowie über die Fragen der Kirchen- und Wirtschaftspolitik, des Staats-, Verwaltungs- und Völkerrechts und der Politik und wird daher nicht bloß dem Politiker und Publizisten, sondern jedem, der sich mit den Fragen und Vorgängen des öffentlichen Lebens zu beschäftigen hat, ein notwendiger und stets willkommener Ratgeber sein. Die Liste der Mitarbeiter weist zahlreiche der klangvollsten katholischen Namen auf. Wir greifen heraus: Am Zehnhoff, K. Bachem, Gröber, Hertling, Hitze, Lammasch, Lehmkuhl, Mausbach, Pastor, P. Spahn.

In mancher Hinsicht eine Fortsetzung des Konversationslexikons bildet das „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte", (geb. in Leinw. ℳ 7.50), das in diesem Jahre zum ersten Male das Licht der Welt erblickt hat und nun jährlich erscheinen soll in Gemeinschaft mit seinem schon seit 23 Jahren wohlbekannten älteren Bruder, dem „Jahrbuch der Naturwissenschaften" (geb. in Leinw. ℳ 7.50). Abweichend von den sonstigen Jahrbüchern und Jahresberichten, die entweder bloß die politischen Ereignisse oder bestimmte Einzeldisziplinen behandeln, zieht das „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte" die Gesamtheit der Begebnisse des jeweils verflossenen Jahres auf kirchlichem, politischem, sozialem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete in den Kreis seiner Betrachtungen und ist so recht geeignet, allen Gebildeten als Orientierungsmittel zu dienen, soweit sie auf jenen weitverzweigten Gebieten nicht durch ihre Fachorgane unterrichtet werden. Besondere Erwähnung verdienen auch in diesem Zusammenhange die Abschnitte „Chronik des Jahres 1907", worin in chronologischer Folge gewissenhaft aufgezeichnet ist, was immer Bemerkenswertes sich in diesem Jahre zugetragen hat. Unterstützt wird dieser Abschnitt noch durch die folgenden, besonders für das Nachschlagen in späterer Zeit wertvollen Abschnitte: „Personalien", „Totenschau" und ein ausführliches Register. Hervorragende Politiker und Männer der Wissenschaft sind von dem Herausgeber (Dr. Schnürer in Wien) für das Unternehmen gewonnen worden, und so darf man es schon heute als gelungen bezeichnen.

Um ein herrliches Werk ist die „Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" vermehrt worden: Indische Fahrten von Jos. Dahlmann S. J. (2 Bände geb. ℳ 18.—). Nicht eine

Digitized by Google

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, i. Buchhandel u. d. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, 6h. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 48. München, 28. November 1908. V. Jahrgang.

Autokratismus.

Von Dr. Julius Versen.

Das ist in der deutschen Geschichte die Tragik und die Ironie zugleich: auf Karl den Großen folgte ein Ludwig, der nicht einmal seine Familie im Zaume halten konnte, geschweige denn sein großes Reich; nach dem gewaltigen Sachsen Otto I. kamen zwei phantastische Jünglinge, die das reiche Erbe unbesonnen verstreuten; nach dem Großen Kurfürsten ein Monarch, der nur eine einzige hervorstechende Eigenschaft besaß: die Eitelkeit. Weiber und dummdreiste Günstlinge führten an seinem Hofe eine Schandwirtschaft, daß jeder ehrliche Mann in Preußen sie verwünschte. Auf Friedrich den Großen folgte „der dicke Wilhelm", für den die Reize der Madame Rietz wichtiger waren als Staatsgeschäfte und Heeresrevüen. In 18 Jahren war das Reich Friedrichs, auf das die ganze Welt bewundernd hingeblickt hatte, so heruntergewirtschaftet, daß der Zusammenbruch bei Jena naturnotwendig erfolgen mußte. Die Borniertheit, die nur noch vom feudalen Hochmut übertroffen wurde, erlitt dort die Niederlage, die sie verdiente. Wenn Napoleon gewollt hätte, wäre der Staat Preußen damals vollständig von der Karte verschwunden. Er hat später auf St. Helena bedauert, ihm dieses Schicksal nicht bereitet zu haben.

Wie war dieser Absturz von der Höhe, die Preußen unter Friedrich dem Großen eingenommen, in so kurzer Zeit möglich gewesen? Einfach dadurch, weil der mit Frömmelei und innerer Zwiespältigkeit gepaarte Autokratismus eines Friedrich Wilhelm II. alle selbständigen Naturen aus Heer und Verwaltung verdrängt und Speichellecker und Intriganten an ihre Stelle gesetzt hatte. Individuen letzterer Art drängen sich aber nur solange vor, als sie für ihre eigene Tasche Geschäfte machen können; wenn es jedoch gilt, Gefahren zu bestehen und für den Staat Opfer zu bringen, dann sind sie nicht zu haben, dann entpuppen sie sich als Feiglinge schmutzigster Sorte, die nur das eine Ziel im Auge haben, ihr teures Leben zu salvieren. Von solcher Beschaffenheit waren vor hundert Jahren mit wenigen Ausnahmen die preußischen Diplomaten und Heerführer. Erst die schwere Not der Zeit schmiedete wieder Charaktere und brachte Männer auf die Bildfläche der Geschehnisse.

Heute hallt wieder die Klage durch Preußen, daß es uns an Männern fehle, die wie Freiherr von Stein, wie der General Blücher und der Ministerpräsident von Bismarck dem König die Wahrheit sagen. Wie ist dieser Mangel zu erklären?

Wilhelm II. kam jung zur Regierung. Er war zwar schon 30 Jahre alt, aber wo reifte er vom Jüngling zum Mann heran? In einem feudalen Korps, in der Hofluft Potsdams und in den Kasinos exklusiver Garderegimenter. Man hätte ihn, wie Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich es in ihrer Jugend tun mußten, bei einem bescheidenen Linienregiment in einer Provinzstadt dienen lassen sollen. Die Unterlassung war ein schwerer Erziehungsfehler. Die Folge dieses Fehlers mußte Bismarck dann als erster am eigenen Leibe verspüren! „Eine Zeitlang lasse ich den Alten noch verschnaufen, dann regiere ich selbst," äußerte gar bald der junge Kaiser. Und Bismarck, der Reichsgründer, wurde dann abgedankt. Diese Tat entfremdete dem Kaiser die Herzen des Volkes, der Mannhaften im Volke, von vornherein. Die selbstbewußten Persönlichkeiten zogen sich zurück, die Leisetreter, die Intriganten und Byzantiner aber drängten sich an den Thron. Zwanzig Jahre hindurch ist ein Fürst Philipp Eulenburg des Kaisers intimster Freund gewesen und hat als unverantwortlicher Ratgeber die innere wie äußere Politik ganz wesentlich beeinflußt. Der Liebenberger als geistiger und moralischer Exponent des neuen Kurses! Wie wird einst die Geschichte über diese Rolle urteilen? Weit schlimmer noch als über „das dreifache Weh" unter Friedrich I. und die Wöllner und Bischoffswerder unter Friedrich Wilhelm II. Vorläufig wagt ja niemand ein offenes Wort darüber zu äußern; denn Historiker, die unerschrocken die Wahrheit sagen, wie einst „die Göttinger Sieben", wie ein Dahlmann und Treitschke, haben wir jetzt nicht mehr. Sie schweigen sich heute aus wie andere auch; denn zu schweigen ist heute klug und vorteilhaft, ist „opportun"! Wozu sich Fährlichkeiten aussetzen, wenn diejenigen, deren verdammte Pflicht und Schuldigkeit es wäre, die dafür vom Volke honoriert werden, es nicht mehr wagen, ein offenes Wort zu äußern! Wie sprach nicht einst Bismarck zu König Wilhelm I. im Park zu Babelsberg! Tempi passati! O deutscher Männerstolz vor Königsthronen, wohin bist du entschwunden? Heute grassiert die Entmannung der Charaktere, sonst erlebten wir solche Dinge nicht, die das Reich Kaiser Wilhelms I. und des eisernen Kanzlers zum Gegenstand des Spottes und Hohnes für das gesamte Ausland machen. „Le monstre allemand de Guillaume premier et de Bismarck est devenu l'épouvantail de l'Europe." So höhnt Drummond in der „Libre parole": Das deutsche Ungeheuer Wilhelms I. und Bismarcks ist zur europäischen Vogelscheuche geworden, die niemand mehr schrecken kann. Ein anderer Franzose sagt: „Hinter der mächtigen Vorderseite der kaiserlichen Politik erscheint das Zeichen der Anarchie." Ein Engländer meint, die letzte Torheit der Berliner Politik blamiere Deutschland mehr als die Köpenickiade. Einige Blätter haben zum Glück den Mut gefunden, auf die Quelle alles Uebels, das autokratische Regiment, hinzuweisen. So sagt der hochkonservative „Reichsbote", für die Geschäftsführung des Auswärtigen Amtes finde man keine andere Erklärung, als urteilslose Unfähigkeit oder unwahrhaftigen „Byzantinismus". Und die alldeutsche „Rheinisch-Westfälische Zeitung": „Der Staatssekretär v. Schön und seine Geheimräte sind Geschöpfe des neuesten Kurses, die keine Meinung und keine Ueberzeugung haben, sondern seit zwei Jahrzehnten dazu erzogen wurden, alles zu vertreten und zu preisen, was als Wunsch der allerhöchsten Stelle an sie kommt. Sie würden auf des Kaisers Wunsch wohl auch eine Kriegserklärung an die Eskimos befürwortet haben." Wenn man die Affäre vom Standpunkte hochgradigster Bureaubummelei beurteilen wollte, so müßte man sagen, daß der Verleger des obskursten Winkelblattes einen Redakteur nicht mehr dulden würde, der sich ein solches Versehen zuschulden kommen ließe. Aber Bülow und Schön dürfen nicht gehen, meinen die „Hamburger Nachrichten", denn bessere Kräfte würden doch nicht an ihre Stelle treten, weil wir keine Diplomaten mehr haben; alle Persönlichkeiten von Belang seien seit 20 Jahren ausgeschaltet worden.

Der Autokratismus ist eben immer das System der Auswahl der dienstbeflissenen Minderwertigkeit. Mannhafte Naturen wollen etwas leisten und wollen auch etwas gelten. Gerade deshalb aber kann man sie in einer Periode des Byzantinismus, die stets mit Unmoral und Impotenz verbunden ist, nicht gebrauchen. Deshalb sind beispielsweise Beamtenmaßregelungen und Offizierprozesse kaum jemals so häufig gewesen wie gerade jetzt. Es ist das auch eine Signatur der Zeit. Wir befinden uns bereits im Zustande innerer Dekadenz. Sie kann bei dem System

Digitized by Google

gar nicht ausbleiben. Und dieses finden wir überall mit geringerer oder größerer Schärfe ausgeprägt, in der Entrechtung und Enteignung einzelner wie ganzer Volkskreise, in den Mißständen aller autokratischen Einrichtungen, besonders im Heere und in der Marine, wie auch einzelner Verwaltungen, beispielsweise der Bergwerksverwaltung (der Bestechungsprozeß in Saarabien hat das bewiesen). Vor allem liegt System in der Verschleierung und Vertuschung nach oben hin, in der Unmöglichkeit für den einzelnen wie für das Volk, mit Bitten, Wünschen und Beschwerden an den Thron heranzukommen. Throngesuche nennt man heute die Immediatgesuche, wie sie die früheren preußischen Herrscher von ihren Ratgebern entgegennahmen. Aber kommen sie heute an die gewünschte Stelle? Mit dieser Unnahbarkeit des Kaisers rechnen in allen Zweigen der Verwaltung höhere Beamte, kommandierende Generäle und selbst da und dort die Justiz. Das führt zum System des Duodez-Fürstentums mit autokratischer Spitze. Duodezherren möchten heute diejenigen sein, die früher nur als Durchgangsinstanzen ihre einfache Pflicht zu tun hatten und ihr auch nachkamen. Deshalb war es früher mit Preußen gut bestellt, und selbst in Zeiten, in denen man es nicht lieben konnte, hatte man Achtung vor der Korrektheit seiner Verwaltung, dem Pflichtgefühl und der Ehrenhaftigkeit ihrer Vertreter. Die Autokratie hat das Fundament des Staates leider auch schon an dieser Stelle gelockert.

Ist die Kaiserkrisis beendet?

Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Es ist alles verziehen! Das ist wohl die Grundstimmung bei einem großen Teile des Volkes, und besonders beim Kaiser und seinem Kanzler, nachdem beide sich am 17. November zu Potsdam ausgesprochen haben. Die bange Sorge, ob die Versöhnung halten werde, und was geschehen muß, damit die bisherigen Zustände nicht wiederkehren und dann sich verschlimmern, ist damit aber nicht beseitigt. Kanzler und Kaiser haben sich, wie es scheint, ohne jeden Zeugen auseinandergesetzt, und was der Kanzler von der Unterredung der Oeffentlichkeit mitteilte, ist jedenfalls zwischen beiden vereinbart worden. In einem mehrstündigen Vortrage habe der Reichskanzler, so ließ er durch den „Reichsanzeiger" kundgeben, dem Kaiser Aufklärung gegeben über die Stimmung, die durch die Veröffentlichungen des „Daily Telegraph" im Volke aufgetreten sei, er habe seine Haltung im Reichstage erläutert und der Kaiser habe daraufhin seinen Willen, wie folgt, ausgesprochen: Unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Uebertreibungen der öffentlichen Kritik erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit zu sichern. Demgemäß billigt Seine Majestät der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versichert den Fürsten Bülow seines fortdauernden Vertrauens.

Das ist alles und das ist sehr wenig! Ob wir jemals näheres über den Inhalt der weltgeschichtlichen Unterredung erfahren werden, ist ungewiß, es sei denn, daß Fürst Bülow gleich seinem Vorgänger Hohenlohe Memoiren niederschreibt und sich dann jemand findet, der sie vor der Zeit veröffentlicht. So bleibt also den Vermutungen ein weiter Spielraum. War der Kaiser erbittert und erzürnt über den Tadel, den alle Parteien im Reichstage und der Presse entgegen allem deutschen und besonders preußischen Herkommen an seiner Person und seinen Handlungen geübt haben? Hat er sich besonders auch darüber beschwert, daß der Kanzler im Reichstage kein Wort der Verteidigung für seinen Herrn gefunden hat? Was hat sich in Donaueschingen zugetragen, wo nach Zeitungsberichten Graf Haeseler, Chef des kaiserlichen Militärkabinetts, seinem Herrn die Stimmung in Offizierskreisen geschildert, einen überaus heftigen Wortwechsel mit ihm gehabt haben soll und dann plötzlich an der Tafel vom Schlage getroffen worden und gestorben ist? Was ist in Baden-Baden vor der Reise des Kaisers nach Potsdam im Familienkreise oder Familienrate verhandelt worden, als der Kaiser sofort nach Haeselers Tod dorthin gefahren war? In kluger Weise hat Fürst Bülow die ganze Kundgebung sehr kurz gehalten, um die Tatsache nicht zu stark hervortreten zu lassen, daß der Kaiser sich dem einmütigen Wunsch der Nation gefügt hat. Die Veröffentlichung der kaiserlichen Nachgiebigkeit hat er gemildert, indem er den Kaiser zuerst sagen ließ, er empfinde die Uebertreibungen der Kritik als unberechtigt. Damit ist die Kritik selbst als berechtigt anerkannt. Sonst umfaßt die Kundgebung des Kaisers durch den Kanzler noch drei wichtige Punkte: das Versprechen des Kaisers, Stetigkeit in der Reichspolitik und die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit einzuhalten und den Ausdruck seines fortgesetzten Vertrauens zum Fürsten Bülow. Dieser kehrte also mit gefestigter Stellung nach Berlin zurück. Was seine Kundgebung sonst noch sagt, ist alles unverbindlich und nebelhaft.

Einen Blick in die Unterhaltung des Kaisers mit dem Kanzler gewährt vielleicht eine, wohl aus dem Reichskanzleramte stammende Mitteilung der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 1210), aber auch sie bringt nur selbstverständliche Gedanken. Es heißt dort: „Der Kanzler hat dem Kaiser auch keinen Zweifel gelassen über seine eigene Meinung und über seinen Entschluß, die Führung der Reichsgeschäfte niederzulegen, wenn sich der Kaiser nicht zu einer Revision der Art und Weise entschließen wolle, mit der er bisher so oft in die Staatsgeschäfte eingriff." Bei der Unterredung zwischen beiden sei zwar niemand zugegen gewesen, aber man werde in der Annahme nicht fehlgehen, daß der Kanzler vor dem Kaiser das ganze düstere Bild der Gesamtlage entrollt habe. Er werde ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht haben, die ein Fortschreiten der Entfremdung zwischen Kaiser und Volk zur Folge haben müsse. Seine Erklärungen werden an Gewicht gewonnen haben durch den Hinweis, daß auch das gesamte preußische Staatsministerium gewisse Aeußerungen des persönlichen Regiments als unvereinbar mit den Interessen des Landes betrachte und daß auch die Vertreter der Bundesstaaten im Auswärtigen Ausschuß ihre bittende und warnende Stimme erhoben, um dem Kaiser die Gefahren des Weges zu zeigen, den er bisher gegangen sei.

Das wichtigste Ergebnis für die innere Politik des Reiches ist die Erhaltung Bülows und damit die Sicherheit für den Block. Der Block atmet daher auf, daß ihm die Sympathie der obersten Stelle im Reich weiter verbleibt. Auch Bülows Stellung gegenüber dem Block ist bedeutend gestärkt; er wird in den kommenden schweren Tagen der neuen Steuern mit größerem Gewicht als bisher für den Zusammenhalt der Blockparteien wirken können. Die konservative Presse betrachtet die Vorgänge der letzten Wochen und Tage mit einem trockenen und einem nassen Auge. In dem Hereinziehen des Kaisers in die Erregung des Augenblicks sieht sie eine Gefahr für den monarchischen Gedanken und die Königstreue im Volk, konnte sich jedoch der Erkennis nicht verschließen, daß der Ernst der politischen Lage die Nachgiebigkeit des Kaisers unbedingt verlangte. Die „Kreuzzeitung" (Nr. 543) dankt daher dem Kaiser für die reiflich erwogene Entschließung, die ihm gewiß nicht leicht gefallen sei. Wenn Deutschland sich nun auf sich selbst besinne, so werde der Schaden, der besonders dem Ausland gegenüber entstanden sei, vielleicht dadurch ausgeglichen, daß jetzt eine strengere nationale Selbsterziehung, ein Zusammenstehen von Fürst und Volk, besonders nach außen hin, und Zurückhaltung in der Kritik einträte. Von Bürgschaften gegen eine Wiederholung der Vorgänge, von der Beschränkung des persönlichen Regiments durch ernsthafte Verantwortlichkeit der Minister und durch größere Rücksicht auf die Volksvertretung sagt die „Kreuzzeitung" bezeichnenderweise kein Wort!

Und doch liegt hier allein die Gewähr gegen erneuten Durchbruch des persönlichen Regiments und weitere schwere Schädigung des Königtums. Daher hat die Zentrumspartei als Ergebnis der Kaiserdebatte sofort den Antrag auf bessere Ausgestaltung der auf Art. 17 der Reichsverfassung ruhenden Verantwortlichkeit des Reichskanzlers eingebracht. Ein dahingehender Antrag der Freisinnigen liegt noch von der vorigen Tagung her dem Reichstage vor; ein Gesetzentwurf, den die Sozialdemokraten jetzt einbrachten, will die volle Souveränität in den Reichstag legen und hat daher gar keine Aussicht. Der Antrag des Zentrums hat inzwischen die scharfe Absage der „Kölnischen Zeitung", eines der führenden Blätter der nationalliberalen Partei, gefunden. Noch in Nr. 1210, unter dem ersten Eindruck des Kanzlers Kundgebung, meinte sie: Den augenblicklichen Bedürfnissen sei wohl genügt, eine schwere Sorge sei beseitigt; ob und welche gesetzgeberischen Folgen den jetzigen Ereignissen zu geben sind, sei späterer ruhigerer

Digitized by Google

Erwägung vorbehalten. Der ganze Vorfall aber sei eine Mahnung und Warnung für die Zukunft; so etwas dürfe sich nicht wiederholen; das ganze Volk, ohne Unterschied der Parteien, in Presse und Reichstag, sei einig in zwei Dingen: in der Erkenntnis, daß es so wie bisher nicht weiter gehen könne, und im Protest gegen das persönliche Regiment des Kaisers. Zwei Tage darauf, in Nr. 1213 vom 19. Nov., verlangt sie in einem Artikel „Die Waffen nieder", daß alles bleibe, wie es jetzt sei, und erhebt gegen den Zentrumsantrag den Vorwurf, er beantworte die Vertrauenskundgebung des Kaisers vom 17. November mit einer Mißtrauenskundgebung gegen den Kaiser! Die Forderung auf gesicherte Ministerverantwortlichkeit war eine der ersten Forderungen des Liberalismus, als er noch wirklich freiheitlich war, jetzt aber schließt die „Köln. Ztg." ihre Abweisung dieser Forderung mit den Worten: „Man darf erwarten, daß die Blockmehrheit sich diesem Versuche des Zentrums und der Sozialdemokraten, den Kaiser zu demütigen, einmütig widersetzen wird!" Denn das Volk wolle Frieden mit dem Kaiser.

Wir haben nichts dagegen, wenn die nationalliberale Partei durch Widerstand gegen eine der ältesten Forderungen des Liberalismus ihre Stellung im Volksbewußtsein noch mehr untergräbt. Trotzdem aber liegt in dem Zentrumsantrage nicht nur eine Sicherung Kaiser Wilhelms gegen die Gefahren seines eigenen Temperaments, sondern auch eine Sicherung des monarchischen Gedankens überhaupt. Man braucht noch lange keine parlamentarische Regierung zu wünschen, wie sie z. B. England hat, aber in der gesicherten Verantwortlichkeit der Minister gegenüber der Volksvertretung und in einer verfassungsmäßig geordneten Anteilnahme dieser an der Regierung, liegt nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der Monarchie. Die Kraft Englands, die Festigkeit seines Königtums ruhen gerade hierin.

Es ist ein eigentümliches Verhängnis, daß ein so hochsinniger Fürst wie Kaiser Wilhelm, der leichten Herzens einen Bismarck gehen ließ, sich jetzt dem einmütigen Willen des Volkes und der scharfen Aussprache im Reichstage fügen mußte. Der Kaiser brachte damit sicher ein großes Opfer seines selbstherrlichen Eigenwillens; aber dieses Opfer, das konnte er sich nicht verhehlen, war eine patriotische Notwendigkeit und damit Pflicht. Wenn sein persönliches Ansehen und der monarchische Gedanke dadurch gelitten haben, so muß dieses Opfer hingenommen werden angesichts der ungeheueren Gefahr, die sein persönliches Regiment, die bedenklichen Augenblickstelegramme, das Regieren im Umherziehen, die rückhaltlosen Unterredungen mit Ausländern für die Zukunft des deutschen Volkes bringen konnten. Auf eine dieser Gefahren sei hier noch hingewiesen: auf die Klagen der deutschen Ausfuhrindustrie, daß sie jetzt auf der ganzen Erde boykottiert werde, daß Deutschland und die Deutschen nirgends Vertrauen genießen, daß zu der inneren wirtschaftlichen Krisis jetzt massenhafte Verweigerungen, Absagen und Zurücknahmen auswärtiger Bestellungen kommen. Die Stimmung in der Industrie ist daher sehr erbittert.

Einen großen Teil der Schuld, daß es so weit gekommen ist, darf Kaiser Wilhelm getrost auf seinen Kanzler abschieben, der durch Gehenlassen und öffentliche Bewunderung der kaiserlichen Handlungen und Reden sich schwer an der Nation verfehlt hat. (In der kanzleroffiziösen „Nordd. Allg. Ztg." hat mittlerweile das byzantinische Phrasengewinsel vor dem Kaiser aufs neue begonnen.) Auch die Bundesfürsten sind nicht ohne schwere Mitschuld. Unter dem Eindruck selbstherrlicher Akte, von denen die Oeffentlichkeit nicht immer erfuhr, hat an einzelnen, namentlich norddeutschen Fürstenhöfen manchmal eine geradezu erbitterte Stimmung geherrscht. Aber selbst bei bedenklichen Erscheinungen haben die Bundesfürsten sich nicht erhoben, nicht einmal ihr verfassungsmäßiges Recht auf Anteilnahme an der äußeren Politik des Reiches gewahrt. Nur einer, Prinz Ludwig von Bayern, ist es gewesen, der den Mut besaß, seine Meinung in der Oeffentlichkeit ehrerbietig, aber entschieden zu äußern.

Einen großen Teil der Schuld trägt auch die Umgebung des Kaisers, das Volk von Schranzen, Schmeichlern, Speichelleckern und byzantinischen Kriechern, die alles bewundern, was der Herr tut, und mit dem Munde stets in Ehrfurcht ersterben. Sie sind die schlimmsten Feinde des Fürsten und suchen stets nur ihr eigenes Interesse; in bitterer Stunde muß sich Kaiser Wilhelm auch über sie beklagen. Aber auch im Volke — davon nehmen wir, mit Freimut sei es gesagt, auch die Zentrumspartei nicht aus — dürfte da und dort etwas mehr Männerstolz vor Königsthronen sich finden. Es liegt im Interesse der Nation, die Ueberloyalität künftig zurückzudrängen. Die Schmeichler, wo sie sein mögen, in weltlichen oder geistlichen Kreisen, im Reiche und im Auslande, haben viel mitverschuldet. Der größte Feind des Königtums aber ist das überspannte Königsbewußtsein. Das übertriebene Herrengefühl hat schon manche adelige Familie zugrunde gerichtet, das absolutistisch überspannte Königsbewußtsein, neben dem Kirche und Volk, geschriebenes und Naturrecht nichts mehr galten, hat besonders die französischen Bourbonen geistig, sittlich und wirtschaftlich ruiniert und ist einer der tiefsten Gründe für die tief gesunkenen Verhältnisse Frankreichs.

Mögen die vergangenen bitteren Tage zum Heil werden für Kaiser und Volk, und mögen die guten Vorsätze auch gehalten werden: der Vorsatz zu ernster Sparsamkeit, und daß der gesellschaftliche Zwang zum Luxus, den Bülow erst am 19. November im Reichstage so sehr beklagte, dieser hohle, unsittliche Luxus beseitigt werde, was ohne Mitwirkung von der obersten Stelle, ohne ihr ernstes Beispiel nicht gelingen kann; der Vorsatz auf Beseitigung des persönlichen Regiments, auf Herbeiführung einer stetigen, großzügigen Reichspolitik, auf gesunde Ausgestaltung der Verantwortlichkeit der leitenden Minister und der verfassungsmäßigen Anteilnahme des Volkes an der Regierung, doppelt berechtigt in der Gegenwart, da dem deutschen Volke so schwere Lasten auferlegt werden sollen. Selbst der begabteste Fürst muß in die schwersten Fehler geraten bei einer Uebertreibung seiner königlichen Auffassung, wenn er allein regieren und seine berufenen Mitarbeiter, Minister und Volksvertretung, zu Handlangern herabdrücken will.

Möge Kaiser Wilhelm die bitteren Erfahrungen der letzten Wochen vorbehaltlos berücksichtigen; dann wird die Krisis ihm und Deutschland zum Heile gereichen, und auch das monarchische Gefühl, das auf dem Grundgedanken der gegenseitigen Treue im deutschen Volke von jeher wurzelte, wird neu gestärkt aus diesen Tagen der Trübsal hervorgehen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Parturiunt montes, renascitur — Bülow.

Was ist am 17. November gewährt und erreicht worden? Gerade so viel, daß Fürst Bülow in anständiger Weise im Amte bleiben konnte. Nichts weniger, aber auch nichts mehr! Wer von einer „Lösung der Krisis" spricht, muß die Kanzlerkrisis meinen. Die Scheu vor einem Kanzlerwechsel beherrschte die Stunde, sowohl im Residenzschloß als im Reichstag.

Ausländische Blätter glauben in der Kundgebung vom 17. ds. Mts. einen Triumph der „Demokratie" und einen bahnbrechenden Sieg des Reichstags erblicken zu können. Ach, der Reichstag ist das fünfte Rad am Wagen. In der amtlichen Veröffentlichung ist wohl von der „öffentlichen Kritik" im allgemeinen (und zwar ablehnungsweise) die Rede, aber mit keiner Silbe von den Reden der Reichstagsabgeordneten. Von einem Beschlusse des Reichstags konnte natürlich nichts gesagt werden, da die Blocktaktik jede Beschlußfassung vereitelt hat. Das Wort „Reichstag" wird nur zweimal gebraucht, und zwar als zeit- und ortbestimmendes Appositum zu der Rede des Reichskanzlers. Auch ist der Reichstag nicht einer amtlichen Mitteilung von dem Ergebnis der kritischen Audienz gewürdigt worden. Fürst Bülow hat sich darauf beschränkt, dem Präsidenten des Reichstags mündlich mitzuteilen, daß die betreffende Kundgebung im „Reichs- und Staats-Anzeiger" erscheinen werde. Der Präsident hat auf eine Mitteilung an den Reichstag verzichtet, weil die Sozialdemokratie beabsichtigte, an eine solche Erklärung den Antrag auf Besprechung zu knüpfen. Also hat die Vertretung des Volkes nichts weiter erhalten, als was dem gesamten Volke durch die Presse zuging. Wenn der Reichstag etwas mehr sein will als der Resonanzboden für Bülowsche Reden, so muß er das bei der demnächstigen Beratung der Anträge auf effektive Ministerverantwortlichkeit zeigen. Aber der gegenwärtige Reichstag wird es nicht zeigen; denn die Blockmehrheit, die von Anfang an die Erhaltung Bülows als ihren einzigen Leitstern betrachtet hat, arbeitet jetzt mit aller Kraft

Digitized by Google

und List dahin, die Verwirklichung der Ministerverantwortlichkeit als eine Störung des endgültigen Friedensschlusses, als eine Undankbarkeit gegen den hochherzig nachgiebigen Kaiser usw. hinzustellen. Wer früher nach Garantien rief, begnügt sich jetzt mit seinem Bülow.

Man rechnet darauf, daß die Erregung des Volkes durch die Kundgebung vom 17. November beschwichtigt worden sei. Das ist auch insofern richtig, als es eine sehr große Masse von ruhesüchtigen Reichsbürgern gibt. Einst legte man Bülow das Wort in den Mund: „Nur keine inneren Krisen!" Jetzt geht dieser Seufzer in weiten Volkskreisen um. Ein Wechsel an der leitenden Stelle würde Unsicherheit, Unruhe, vielleicht ernste innere Ringkämpfe bringen.

Die eigentümliche Verzwicktheit der Lage wird ja recht hübsch beleuchtet durch die Tatsache, daß auch die Zentrumsleute, welche die fortdauernde Leistungsfähigkeit des Fürsten Bülow nach der erlittenen Schlappe bezweifeln müssen, doch im Interesse der inneren Politik wünschen müssen, der Blockkanzler möge jetzt noch nicht fallen, sondern das Blockexperiment möge ungestört bis zu Ende durchgeführt werden, um an seiner eigenen Verfehltheit zu scheitern und dem besseren System freie Bahn zu schaffen.

„Fürst Bülow bleibt!" So überschrieben die Zeitungen ihre Extraausgaben mit der Neuigkeit vom 17. November. Das Weitere war Nebensache oder vielmehr Mittel zum Zweck des Bleibens. In seiner Reichstagsrede hatte Fürst Bülow notgedrungen einen bescheidenen Wechsel ausgestellt mit der Erklärung, er habe die feste Ueberzeugung, daß der Kaiser künftig in seinen Privatgesprächen sich die notwendige Zurückhaltung auferlegen werde. Dieser Wechsel mußte zum mindesten akzeptiert werden, wenn Bülow noch möglich bleiben sollte. Und er wurde akzeptiert, indem „der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage billigte". Das ist der Kern der Kundgebung; die einzige Errungenschaft bildet diese mittelbare Verheißung der „Zurückhaltung". Was dem entscheidenden Billigungssatze in der Kundgebung vorhergeht, ist keineswegs eine faßbare Garantie, sondern ein vieldeutiges Kunstprodukt des diplomatischen Stils, in dem Fürst Bülow eine gewisse Virtuosität bekundet hat. Es galt, eine gewisse Nachgiebigkeit zum Ausdruck zu bringen, ohne daß die Krone gedemütigt erschiene oder gebunden würde. Es galt ferner, eine gewisse Abwehr der erfolgten Kritik eintreten zu lassen, ohne in Streit um Einzelheiten einzutreten oder die Kritik neuerdings herauszufordern. So erklärt sich die von Bülow entworfene und durchgesetzte Fassung. „Unbeirrt durch die von ihm (dem Kaiser) als ungerecht empfundenen Uebertreibungen der öffentlichen Kritik" — das kann man zweifach auslegen: entweder als Anerkennung des Kernes der Kritik unter Zurückweisung einzelner Uebertreibungen, oder als Zurückweisung der ganzen Kritik, weil sie übertrieben und ungerecht gewesen. Eine besondere Feinheit des Stils liegt noch darin, daß dem Vorwurf der Ungerechtigkeit durch die Wendung „von ihm als ungerecht empfunden" eine subjektive Färbung gegeben wird. Dann wird als die vornehmste kaiserliche Aufgabe bezeichnet: „die Stetigkeit der Politik des Reiches unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit zu sichern". Das kann der Optimist als Verheißung der künftigen Stetigkeit und einer größeren Rücksicht auf die Ministerverantwortlichkeit deuten. Anderseits kann man aber auch sagen, es sei nur die Wahrung und Sicherung des Bestehenden.

Die Bedeutung der wohlgewählten Worte muß erst durch die folgenden Taten klargestellt werden. Nun muß man anerkennen, daß inzwischen zwei tatsächliche Nachrichten den beruhigenden Eindruck verstärkt haben. Zunächst die Kunde, daß Prof. v. Tschudi nach seinem langen Urlaub die Leitung des Berliner Nationalmuseums fortführen werde. Herr v. Tschudi sollte bekanntlich in Ungnade gefallen sein, weil er nicht regis voluntas als suprema lex auch in Kunstsachen gelten lassen mochte. Seine Rückkehr würde also als ein Verzicht des „persönlichen Regiments" gedeutet werden können. Sicherer und erheblicher ist das Auftreten des Kaisers bei der Zentenarfeier der preußischen Städteordnung im sonst gemiedenen Rathaus von Berlin. Dort ging es staatsrechtlich korrekt, volksfreundlich und sogar etwas freimütig zu. Der Kaiser sprach nicht frei, sondern verlas seine Rede, indem die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers durch das Ueberreichen des Manuskripts, ebenso wie bei den Parlaments-Thronreden, markiert wurde.

Das kann man gern als gutes Omen begrüßen. Aber nach allen Regeln der Psychologie und der Realpolitik müssen wir dabei bleiben, daß eine nachhaltige Reform der Regierungsmethode sich nur durch die andauernde Einwirkung eines tüchtigen Reichskanzlers sichern läßt, und der Reichskanzler bei dieser ebenso schweren wie wichtigen Aufgabe gestützt sein muß von einem ebenso zielbewußten Reichstag und Bundesrat. Ob der gegenwärtige Reichstag den ehrlichen Willen und die patriotische Tatkraft hat, wird sich ja bald zeigen bei der Beratung der Ministerverantwortlichkeit. Wir werden wohl an eine bessere Volksvertretung ohne Block-Egoismus appellieren müssen. Ob der gegenwärtige Reichskanzler der rechte Mann zur Begründung und Sicherung einer neuen Aera ist, bleibt doch manchem zweifelhaft, namentlich aus der Erwägung, daß er 1. durch sein früheres Gehenlassen und Bemänteln die Hauptschuld an der Ausartung des persönlichen Regiments trägt, und 2. das jüngste Aergernis durch die unglaubliche Lässigkeit in der Geschäftsführung ermöglicht hat.

Wir müssen uns also wieder einmal auf das Abwarten einrichten. Unter den Gegenständen, auf die sich die Erwartung richten muß, möchten wir noch einen Punkt hervorheben, der bisher zu wenig beachtet worden ist. In den Aeußerungen, die der Kaiser zu den englischen Aushorchern gemacht hat, sind nicht bloß Abweichungen von der deutschen Regierungspolitik, sondern auch Abweichungen von der Wirklichkeit, Mißkennungen der tatsächlichen und der psychologischen Verhältnisse im In- und Auslande enthalten, die den klaren Beweis liefern, daß die Information des Kaisers nicht auf der Höhe der Zeit gestanden hat. Die Höflinge haben nicht die Kraft, dem Herrscher den nicht immer süßen Wein der Wahrheit zu kredenzen. Den Monarchen über die Wirklichkeit gründlich auf dem laufenden zu erhalten, ist Sache des Reichskanzlers und der anderen Minister. Dieses Ziel läßt sich aber bei dem jetzt eingerissenen schriftlichen Verfahren nicht erreichen. Die fortgesetzte mündliche Aussprache ohne längere Lücke und ohne Zeitbeengung ist bei der Kompliziertheit der Vorgänge in unserer schnellebigen Zeit unerläßlich, wenn nicht die Fühlung des Monarchen mit der rauhen Wirklichkeit verloren gehen soll. Auch im Verkehr der Beamten untereinander scheint das lebendige Wort durch Papier und Tinte verdrängt worden zu sein. So hätte z. B. das skandalöse Imprimatur für das Interview gewiß vermieden werden können, wenn unter den Beteiligten eine mündliche Aussprache stattgefunden hätte, statt daß sich jeder auf die dürftigsten Aktensätze oder auf blindes Unterschreiben beschränkt.

Die Balkankrisis.

Unsere innere Krisis hat die Aufmerksamkeit von der Weltlage abgelenkt. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß die dunklen Wolken im Südosten noch immer den Frieden bedrohen. Es wird verhandelt und verhandelt; inzwischen treiben die Serben nebst ihrem zurückgekehrten Kronprinzen und neuerdings auch die Montenegriner die Herausforderung Oesterreichs immer toller. Offenbar im Bewußtsein der russischen Begünstigung. Der englische Minister des Auswärtigen hat soeben in einer schönen Rede die Lage richtig dahin gekennzeichnet, daß die langsame Vorbereitung der Konferenz, die erst durch Vorsicht gerechtfertigt gewesen, jetzt in eine bedenkliche Zeitverschwendung ausarte. Er deutete ferner an, daß die Konferenz kein Mittel der Beruhigung, sondern vielmehr eine Quelle neuer Erregung werde, wenn man das Programm mit Dingen bepacke, die für eine oder mehrere Mächte absolut unannehmbar seien. Möge doch Sir Edward Grey diese trefflichen Bemerkungen nicht bloß in einer Gelegenheitsrede, sondern auch amtlich und recht eindringlich bei der russischen Regierung anbringen. Denn die ist die Mutter der Hindernisse. Die russische Politik begünstigt das tolle Treiben in Serbien und Montenegro, und die russische Regierung hält an Programmpunkten für die Konferenz fest, die für Oesterreich und also auch für Deutschland unmöglich sind. Und Rußland ist doch sonst im Schlepptau der englischen Politik! Oder sollte es eine zweifältige Politik Englands geben? Neben der Regierungspolitik, die Sir Edward Grey so hübsch vertritt, eine weiter und tiefer greifende Politik des Königs Eduard? Die Erfahrungen seit dem Regierungswechsel in London haben ja deutlich genug gezeigt, daß es dort ein hochpolitisches persönliches Regiment gibt. Trotz aller konstitutionellen Formen und parlamentarischen Traditionen! König Eduard handelt, ohne zu reden. Dieser Umstand ist auch wohl zu beachten bei Würdigung der freundlichen und friedlichen Aeußerungen, die von den englischen Ministern an die Adresse Deutschlands gerichtet werden. Zu den Balkangefahren droht jetzt noch eine neue Verwirrung von Persien her. Der Schah hat sein Versprechen auf Einberufung des Parlaments zurückgenommen und die Verfassung rundweg für ewige Zeiten verweigert — das ist eine Brüskierung der beiden Schutzmächte, vornehmlich Englands, und Oel in das persische Aufstandsfeuer.

Digitized by Google

Hoffentlich darf man annehmen, daß Oesterreich durch die nicht mehr ungewöhnliche Ministerkrisis in Zisleithanien nicht behindert wird in seiner hochpolitischen Aktionskraft. Die nationalen Reibereien in Verbindung mit den kulturkämpferischen Zwistigkeiten haben das Koalitionsministerium des Frhrn. von Beck zersetzt, obschon es gewaltige Erfolge in der Modernisierung des österreichischen Verfassungslebens hinter sich hatte. In Oesterreich pflegen die Staatsmänner nicht zu kleben. Man weiß dort, daß der Wechsel der Personen eine heilsame Erleichterung schafft, auch wenn ein Wechsel des Systems nicht beabsichtigt wird. Da eine neue Koalition der Parteien noch an dem augenblicklichen Radikalismus von Tschechen und liberalen Deutschen scheiterte, behilft man sich wieder einmal mit einem Beamtenministerium, das durch drei Landsmannminister die Absicht einer neuen Koalitionsregierung bekundet. Möge die Verständigung bald gelingen, da die österreichische Monarchie die Konzentration aller Kräfte für die hohe Politik dringend notwendig hat.

Die erste Beratung der Finanzreform.

Sie ist noch im Gange, während wir schreiben. Der bisherige Eindruck geht dahin: Trotz der gewaltigen Anstrengungen zur Stimmungsmache, die auch der Reichskanzler selbst und sein Schatzsekretär in großen Einleitungsreden betrieben, setzt die Kritik der Volksvertreter mit wachsender Schärfe an den konkreten Vorschlägen der Regierung ein. Einige Vorlagen sind schon so gut wie hingerichtet, vor allem die Nachlaßsteuer zu Lasten der Kinder und Ehegatten; andere haben nur noch minimale Aussichten, wie z. B. die Elektrizitäts-, die Inseraten- und die Weinsteuer. Der Rest wird sich in der Kommission erhebliche Aenderungen gefallen lassen müssen. Insbesondere will man die Bedarfsrechnung des Schatzsekretärs, die so hübsch auf eine runde halbe Milliarde „nach oben abgerundet" ist, unter die schärfste Lupe nehmen. Das alles erweckt Hoffnungen. Aber vergessen wir nicht, daß auf die erste Lesung nicht bloß eine zweite, sondern auch eine dritte folgt, und daß wir einen Blockreichstag haben, den man schließlich mit einer Pression nach dem Verfahren vom 5. Dezember v. Js. gefügig machen kann. Für die contribuens plebs gilt der Spruch: „Trau, schau, wem?"

Der Regierungswechsel in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Freiherr v. Beck ist gestürzt. Mit ihm verschwindet aus der Reichsregierung ein Mann, welcher zu den schlauesten und glücklichsten Staatsmännern gerechnet werden muß, denen jemals das Steuerruder unseres Staatsschiffes anvertraut war. Man hat in den letzten Monaten selbst in jener Parteipresse, welche früher für seine Staatskunst stets Worte der Anerkennung hatte, nur mehr tadelnde Verurteilung für ihn gefunden, deren Berechtigung gewiß nicht bestritten werden soll; aber man vergaß dabei jene Großtaten, welche dem Ministerium Beck in der österreichischen Geschichte einen Ehrenplatz anweisen werden. Sein Fehler, an dem er auch politisch zugrunde ging, war sein System, welches er gerne „Die Energie der Geduld" nannte. Graf Taaffe hatte das als Ministerpräsident auf wienerisch „Fortwursteln" genannt.

Als Baron Beck die Leitung der Regierung übernahm, kündigte er vier große Aufgaben an, deren Lösung sein Programm sei: demokratische Wahlreform für den Reichsrat, parlamentarische Regelung des Ausgleiches mit Ungarn, Herstellung des nationalen Friedens in Böhmen und Fortsetzung der sozialen Gesetzgebung. Wie ihm die Lösung der ersten beiden Aufgaben gelungen ist, wurde seinerzeit in diesen Blättern ausführlich dargelegt. Daß sich dabei schon die Schwächen seines Systems zeigten, wurde nicht verschwiegen. Die Demokratisierung des Reichsrates gelang ihm, aber er versäumte, sich mit der Wahlreform die Garantie für die Arbeitsfähigkeit des neuen Volkshauses geben zu lassen. Ein Junktim zwischen Wahlreform und Reform der veralteten und unbrauchbaren Geschäftsordnung des Reichsrates hätte eine ganze Tat bedeutet: Baron Beck blieb auf halbem Wege stehen.

Um diesen Fehler auszubessern, um das Abgeordnetenhaus arbeitsfähig zu machen, mußte sich Baron Beck der einzelnen Parteiführer versichern: er parlamentarisierte sein Kabinett. Aber wiederum blieb er auf halbem Wege stehen: nicht alle Ministerien besetzte er mit Parlamentariern, vor allem die Justiz und das Innere blieben in Händen „unparteiischer Beamten", und die Parteien waren nicht ihrer Stärke gemäß in seinem Kabinett vertreten.

Dann kam der Ausgleich mit Ungarn. Niemand wird Baron Beck eine unermüdliche Arbeitslust, eine seltene Schlauheit, ein richtiges Erfassen der Psyche eines Politikers absprechen wollen. Die Agrarier Oesterreichs grollten über den die Interessen der Landwirtschaft schädigenden Ausgleich: Baron Beck nahm zwei leibhaftige Bauern in sein Ministerium und diese unterschrieben den Ausgleich. Wie konnte da noch der Ausgleich agrarfeindlich sein! Die Christlichsozialen hatten mit aller Macht seit der Gründung ihrer Partei den überwiegenden, österreichfeindlichen Einfluß der Magyaren bekämpft. Baron Beck brachte es zuwege, daß zwei ihrer bedeutendsten Führer in seine Regierung eintraten und seinen Ausgleich unterschrieben. Wie konnte dieser Ausgleich noch magyarenfreundlich sein! Gewiß war der Ausgleich Beck-Wekerle für Oesterreich besser als alle früheren, aber die Unabhängigkeitsmagyaren waren mit ihm — zufrieden! Und Baron Beck stand auf der Höhe seines Ruhmes, so daß es ihm nun sogar gelang, den Staatshaushalt parlamentarisch zu erledigen, was seit den unglückseligen Badeni-Tagen des Jahres 1897 keinem Ministerpräsidenten mehr hatte gelingen wollen.

Von da an aber ging es mit ihm abwärts. Trotz alles politischen und nationalen Haders gelang es ihm freilich noch, hauptsächlich durch Betreiben seiner beiden christlichsozialen Minister, am 3. November 1908 das große soziale Werk der Alters- und Invaliditätsversicherung für Arbeiter und Selbständige zu publizieren, aber das Sprachengesetz, mit welchem er in Böhmen Ordnung schaffen wollte, ist nicht zustande gekommen. Der nationale Krieg brach in Böhmen wieder aus, es kam bis zu den blutigen Ausschreitungen gegen die Deutschen in Prag, welche nur durch Androhung des Ausnahmezustandes beseitigt werden konnten; die tschechischen Minister demissionierten; die christlichsoziale Partei kündigte ihm ihre Unterstützung wegen seines nicht aufrichtigen Verhaltens bei dem in den Delegationen mit der gemeinsamen Regierung entbrannten Konflikt wegen der von Ungarn verweigerten Erhöhung der Offiziersgagen und der Mannschaftslöhnung; die Deutschböhmen hielten sich getäuscht durch gegebene und nicht gehaltene Versprechungen — kurz: es fielen alle Parteien von ihm ab, bis auf die Polen und die Sozialdemokraten, welche mit ihren Erfolgen der Regierung Beck sehr zufrieden zu sein scheinen. Baron Beck zog daraus die konstitutionelle Konsequenz: er bot am 7. November dem Kaiser die Demission des Gesamtkabinetts an, der Kaiser nahm sie an und betraute den bisherigen Minister des Innern, Freiherrn v. Bienerth, mit der Neubildung der Regierung.

Die liberale Presse, welche es Baron Beck nie verzeihen konnte, daß er zwei Mitglieder der antisemitischen christlichsozialen Partei zu Ministern gemacht, entdeckte jetzt auf einmal ihr Herz für Baron Beck, denn — o weh! — sein Nachfolger Freiherr v. Bienerth „gilt als Christlichsozialer". Ob er ein solcher Parteimann ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist er noch nie als solcher hervorgetreten und hat sich in seiner amtlichen Tätigkeit bisher nur als unparteiischer Beamter gezeigt. Freilich hat er bei dem Gesetzentwurf der Sozialversicherung dem Verlangen der Christlichsozialen, daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch die kleinen selbständigen Gewerbetreibenden und Bauern in die Alters- und Invaliditätsversicherung einbezogen werden, nachgegeben; aber das wird mehr dem Drängen der Minister Dr. Geßmann und Dr. Ebenhoch zuzuschreiben sein als Herrn v. Bienerth selbst. Ein Nachgeben gegen christlichsoziale Forderungen wird niemandem von der Judenpresse verziehen, und darum wird Freiherrn v. Bienerth heute schon angedroht, daß er nur ein Uebergangsminister sei zum christlichsozial-feudalklerikalen Ministerium Latour. Graf Latour gehört zu jenen konservativen Herrenhausmitgliedern, welche mit den Christlichsozialen des Abgeordnetenhauses in ein freundliches Verhältnis zu kommen suchen, und die Christlichsozialen verhalten sich dagegen nicht ablehnend, weil sie recht gut wissen, daß sie gesetzgeberisch ihre Programmforderungen nicht durchsetzen können, wenn sie nicht im Herrenhause eine Partei haben, welche dort ihre Ideen vertritt. Daß sich aber deshalb die Christlichsozialen nach einem Ministerium Latour sehnen, ist eine jener plumpen Erfindungen, mit welchen die freisinnspolitischen Kinder geschreckt und von den gefürchteten Christlichsozialen ferngehalten werden sollen. Solche Kniffe ziehen aber heute nicht mehr, der allmächtige Einfluß der Judenpresse ist zum Glück gebrochen, und Freiherr v. Bienerth

Digitized by Google

muß Christlichsoziale in ein Koalitionsministerium aufnehmen, wenn er ein solches noch einmal zustande bringt, wie es die Krone wünscht.

Mit dem Ministerium Beck sind natürlich auch Dr. Geßmann und Dr. Ebenhoch aus der Regierung verschwunden. Der erstere, welchen man mit Recht den Generalstabschef der christlichsozialen Partei nennt, mußte wieder der Partei voll zur Verfügung gestellt werden. Er ist der älteste Parteigenosse Dr. Luegers, hat mit diesem die christlichsoziale Partei geschaffen und ist am besten in Dr. Luegers Absichten und Pläne eingeweiht. Die Krankheit des Parteioberhauptes erheischte es unumgänglich, daß Dr. Geßmann seine volle Bewegungsfreiheit wieder erlangte. Was dieser geniale Mann zu leisten imstande ist, zeigt der über alle Erwartungen glänzende Sieg der Christlichsozialen bei den jüngsten niederösterreichischen Landtagswahlen, der in der Hauptsache sein Werk ist. Selbst wenn die Krone ihn an Prinz Liechtensteins Stelle zum Landmarschall von Niederösterreich ernennen sollte, wird er die politische und agitatorische Führung der Partei wieder ganz in die Hand nehmen. Sein Arbeitsministerium hat Dr. Geßmann in dem einen Jahre seiner Ministerschaft so eingerichtet, daß seine Nachfolger es in seinem Sinne fortführen und ausgestalten müssen. Die Agrarier aller Parteischattierungen und aller Nationalitäten sind ungehalten darüber, daß Dr. Ebenhoch das Ackerbauministerium verläßt; sie gestehen unumwunden ein, daß die österreichische Landwirtschaft noch keinen tüchtigeren Minister gehabt hat; sie finden sich mit dem Wechsel aber ab, weil sie mit Recht der Ueberzeugung sind, daß die Bahnen, welche Dr. Ebenhoch dem Ackerbauministerium gewiesen hat, von keinem seiner Nachfolger mehr verlassen werden können. (Schluß folgt.)

Die Wahlen in die Bundesversammlung der Schweiz.

Von Th. Lunke, Rechtsanwalt, Schaffhausen.

Das Schweizer Volk hat an den letzten Sonntagen sein Parlament für eine neue Amtsdauer frisch gewählt. Die Neuwahlen zeigen aber in ihrem Ergebnis keine wesentlich veränderte Physiognomie der eidgenössischen Räte, indem im großen und ganzen die Parteien in der gleichen Stärke wieder ins Bundeshaus in Bern einrücken. Einzig die Sozialdemokraten, die vor drei Jahren das Opfer einer freisinnigen Gewaltpolitik geworden waren, haben ihre Mandate von 2 auf 7 erhöht, die übrigen Fraktionen haben je einen Sessel eingebüßt. Die freisinnig-radikale Mehrheit zählt nunmehr 104, die konservativ-katholische Fraktion 35, das Zentrum (zumeist konservative Protestanten) 15, die sozialpolitische Gruppe 4 und ihr gliedern sich schließlich 2 Wilde an. Der regierungsfromme Freisinn verfügt demnach über eine absolute Mehrheit, die auch in der neuen Amtsperiode den alten oppositionsarmen Kurs weiter garantiert.

In den meisten Wahlbezirken fanden bloße Bestätigungswahlen statt, sowohl in den National- als auch Ständerat, und nur in wenigen Kreisen tobte ein Kampf, aber einer bis aufs Messer. Das Gesamtinteresse konzentrierte sich namentlich auf Zürich Stadt und Kanton Tessin. In Groß-Zürich standen die Freisinnigen und Bürgerlichen den Sozialdemokraten gegenüber. Diese wie jene hatten nur eigene Kandidaten auf den Listen, und es handelte sich darum, ob die zu vergebenden 9 Mandate ausschließlich der einen oder anderen Partei zufallen sollten. Der Entscheidung ging eine Massenbearbeitung der Stimmenden voraus, und der Erfolg des ersten Wahlganges war, daß 17000 freisinnige Wähler acht Sitze eroberten, 17300 Sozialdemokraten hingegen leer ausgingen. Diese erhielten in der Stichwahl schließlich kampflos nur das übriggebliebene neunte Mandat. Ein solcher Ausgang ist selbstverständlich nur die Folge einer ungerechten und im freisinnigen Geiste ausgezirkelten Wahlkreisgeometrie, die die radikale Mehrheit in Bern virtuos zu ihren Gunsten ausdistelte und die ihre Nationalräte zu diplomierten Wahlkreisgeometern stempelt.

Im Kanton Tessin lagen sich die Radikalen und Sozialdemokraten in den Armen und versuchten mit ihren vereinigten Stimmen die annähernd gleich starke konservative Partei um jede Vertretung in Bern zu bringen. Leider gelang das Meisterstück politischer Ausschließlichkeit und Arroganz zum allergrößten Teile, denn die 12300 Radikalen und Sozialdemokraten haben am 25. Oktober 6 von 7 Mandaten an sich gerissen, und den 11783 Konservativen gelang es nur mit äußerster Kraftanstrengung und mit nur einigen 10 Stimmen Mehrheit, in der Stichwahl eines für sich zu retten.

Diese zwei Beispiele und der Ausgang einiger anderer umstrittener Mandate in der ganzen Schweiz zeigen in der kantonalen Wahltaktik eine seltene Grundsatzlosigkeit. In jedem Kanton gestaltet sich das Verhältnis zu den Parteien anders. So fanden sich in Zürich, Basel und Bern die Freisinnigen und Liberalkonservativen gegen die Sozialdemokraten zusammen; in Tessin, Genf und Schwyz waren Freisinnige und Sozialdemokraten Arm in Arm gegen Konservative und Liberalkonservative, und in anderen Kantonen, z. B. in Thurgau und St. Gallen, kämpften Demokraten, Konservative und Sozialdemokraten Schulter an Schulter gegen den Freisinn. So entstanden die unnatürlichsten Allianzen, für die man jenseits der Grenzen kaum ein Verständnis finden wird. Sie alle aber haben mehr oder weniger ihren Grund im herrschenden Majorz, der historische Gegner die angestammte Feindschaft vergessen läßt, um sich eigennützig die Vorteile der Mehrheit zu sichern. Wie sehr der Weizen des Majorzes blüht, zeigt die Zusammenstellung, wonach in den Kantonen Zürich, Bern, Solothurn, Basel, Aargau, Neuenburg und Tessino auf 128000 Stimmende der einen Gruppen 79 Mandate, auf 88000 Stimmende der anderen 8 Mandate entfielen. Das Mißverhältnis ließe sich durch Einzelresultate noch krasser demonstrieren. Was Wunder, wenn nach der Wahlschlacht die Trommel des Proporzes mächtig gerührt und dem brutalen, rückständigen und vor allem undemokratischen Wahlsystem der Kampf verkündet wird. Zwar ist der nationalrätliche Proporz schon Anno 1890 verworfen worden, seitdem haben sich aber die Stimmenverhältnisse verschoben, so daß der Ausgang der Volksinitiative keineswegs aussichtslos ist. Es ist ein Verdienst der Christlichsozialen in Zürich unter Führung des bewährten Redakteurs G. Baumberger, die Gelegenheit beim Schopfe gepackt und den Proporz ins Rollen gebracht zu haben. Der Initiative soll jegliche Parteispitze genommen und sie selbst auf eine breite Basis gestellt werden. In den nächsten Tagen vereinigt sich das Initiativkomitee in Zürich, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Initianten die notwendigen Stimmen im Schweizer Volk erhalten, die die Ausarbeitung eines Proporzgesetzes verlangen können.

Wie bereits anfangs ausgeführt wurde, zieht die katholisch-konservative Fraktion nur um ein Mandat geschwächt ins Bundeshaus ein. Sie wird nicht verfehlen, auch in der neuen Aera mit aufrichtiger, wirtschaftlich fruchtbarer Politik sich zu betätigen. Sie hängt leider, da sie keine geschlossene katholische, schweizerische Partei hinter sich hat, etwas in der Luft und findet in dieser Situation mit dem katholischen Schweizer Volk nicht immer den wünschenswerten Kontakt. Das wird sich in nächster Zukunft ändern, denn bereits am 9. November fanden sich die Politiker katholischer Richtung aus der ganzen Schweiz in Luzern zusammen und beschlossen einmütig, eine schweizerische katholische Partei zu gründen, vielmehr die seit 1894 entschlafene zu neuem Leben zu erwecken. Wie schwer es hält, die verschiedenartigen kantonalen Gruppen unter einen Hut zu bringen, zeigte schon die Titelfrage, die noch nicht gelöst ist. Da streiten sich „konservative", „christlichsoziale" und „katholische" Interessen, die alle auf Berücksichtigung ihrer speziellen Wünsche hoffen. Tradition und neue Entwicklung stehen sich gegenüber und machen eine einheitliche befriedigende Lösung schwierig. Eine schweizerische Volkspartei soll es werden, ob sie aber die nähere Bezeichnung „konservativ", „katholisch" oder „christlich" erhalten wird, ist noch eine unbeantwortete Frage. Die Entscheidung wird aber nächstens fallen. Die Geburt und Taufe der Volkspartei werden aber ein Denkstein in unserer politischen Geschichte sein.

Nebeltag.

In den Lüften graue, schwere
Nebeldämmerung.
Draußen, drinnen öde Leere.
War ich einmal jung?

Hab's verloren, hab's vergessen
In des Werktags Drang ....
Meine Jugend schlummert bei Zypressen.
Gott, was ist das Leben lang! Anna von Krane.

Digitized by Google

Jubiläumsfeier Pius' X. in Rom.

Von Joseph Lortz, Rom.

Der vergangene 16. November lenkte wieder einmal die Blicke der ganzen Welt nach Rom zum Vatikan. Seitdem anfangs dieses Jahres die Aufforderung der Oberhirten an ihre Diözesanen ergangen, das goldene Priesterjubiläum ihres Papstes würdig zu feiern, und nachdem Pius X. selbst schließlich die Erlaubnis zu ausgedehnteren Pilgerzügen gegeben hatte, haben die Huldigungen der Katholiken vor Pius X. nicht mehr aufgehört. Unaufhaltsam, ohne Unterbrechung drängten sich die Pilgerzüge, und wer nicht nach Rom kommen konnte, der beteiligte sich an den Jubiläumsfeierlichkeiten in der Heimat.

In Rom selbst ließen außer den gewöhnlichen Pilgerzügen verschiedene andere großartige Huldigungsfeiern die Bedeutung dieses Ereignisses hervortreten: Ich erinnere nur an die einmütige Huldigung der verschiedenen Kollegien in Rom, welche sämtlich in Privataudienz den 50jährigen Gedenktag feierten, an die beiden großartigen Paramentenausstellungen, welche so ganz bis ins kleinste hinein die großmütige Opferwilligkeit der Katholiken Deutschlands und der Schweiz, Oesterreichs und Ungarns zeigten; an die so einzigartige und so grandios verlaufene Turnerhuldigung vor dem Priestergreis. Ich darf auch hier an eine andere Feier — wohl die großartigste des ganzen Jahres — hinweisen. Die Feier der 1900jährigen Wiederkehr des Sterbetages des hl. Chrysostomus hat als solche nichts mit dem Jubiläum des Hl. Vaters zu tun; aber es war ein glücklicher Gedanke, den Hauptakt dieser Gedenkfeier — die so recht günstig in das Jubeljahr des Papstes fiel — in Rom zu feiern, im Hause des Hl. Vaters und in einer Weise, die nicht anders gedeutet werden kann, denn als Huldigung der Katholiken griechischen Ritus mit ihrem Patriarchen vor dem gemeinsamen Vater, dem römischen Papste. — Dieser Charakter der unentwegten Einheit zwischen Okzident und Orient im einen Glauben trat ja auch beim Festzuge wieder deutlich hervor, indem die griechischen Bischöfe sich recht zahlreich dazu eingefunden hatten. Und schließlich gewann diese Kundgebung noch an Bedeutung durch die Entsendung außerordentlicher Vertreter der Herrscher zur Gratulation.

Die Vorbereitungen zum 16. November machten sich sogar im römischen Straßenleben bemerkbar. Nachdem man in der vorhergehenden Woche das Schauspiel erlebt hatte, an den Straßenecken einmal ein anständiges Bild des Hl. Vaters neben den Karikaturen des „Asino" hängen zu sehen, hatte man am Festtagsmorgen die Genugtuung, daß auch einmal der „Asino", wenn auch nur für Stunden, vollständig verschwand. Außerdem merkte man — am frühen Morgen schon — beflaggte Häuser, und nachdem nach und nach alle Gebäude in der Umgegend des Vatikans Festschmuck angelegt hatten, verhielt sich nur der Sitz der Delegation des Gemeinderates passiv!

Aber allem Blockhaß zum Trotz leisteten die Römer dem an sie ergangenen Aufruf des Festkomitees freudig Folge und beteiligten sich recht zahlreich an der Huldigungsfeier. Der Römer ist eben trotz allem immer noch im innersten Herzen katholisch, und mag er auch, sei es durch was immer für eine Ursache, noch so weit (und heute eben ist er darin schon sehr weit) vom katholischen Glauben und katholischen Sitten sich entfernt haben. Nicht nur waren viele, recht viele Gebäude mit Teppichen usw. geschmückt, am Abend konnte man sogar an zahlreichen Privathäusern — was für römische Verhältnisse viel heißen will — eine geschmackvolle Illumination bewundern.

Das ganze Papstjubiläum hatte, wie Dr. Eberhard in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 38) so trefflich ausführte, nach dem Willen des Papstes ein Priesterfest sein sollen, ein Dank für 50 Priesterjahre, und Priestergeist sollte die Festgabe sein. In diesem Sinne wurde das schöne Fest vor allem gefeiert. Den Priester Pius wollten die Gläubigen feiern, und den in diesem Priester als leuchtendes Vorbild verkörperten Priestergeist! Den Priester Pius, der aus ihrer Mitte hervorgegangen, den sie gekannt und geliebt hatten, den Priestergeist den sie so lange an ihm bewundert und den er seit fünf Jahren allen Priestern wieder zu bringen sich bemüht!

Speziell die Papstmesse war in noch anderer Hinsicht eine Verherrlichung der Bestrebungen des Papstes. Man kennt die Liebe und Hochachtung, die der Papst für ernste Kirchenmusik hat, und die Sorgfalt, die er aufwand, um die altehrwürdigen Melodien des großen Gregor wieder zu neuem Leben erstehen zu lassen. Dieser Vorliebe gemäß trug die ganze Kirchenmusik den Stempel des Chorals. Ein eigener, verstärkter Chor — die cantoria Gregoriana — war für die Aufführung des Chorals herangezogen. Und die Figuralchöre — gesungen von der Sixtina — schlossen sich enge an den Choral an (Missa Papae Marcelli und einige Kompositionen von Perosi). Der Hl. Vater selbst sang bereits die Präfation usw. ganz nach dem neuen Choral.

Es war eine Messe, die vorbildlich wirken sollte für die römischen Kirchen, in denen der Gesang noch so tief im argen liegt.

Die beiden schönsten Momente der Feier waren natürlich wieder die Wandlung und die feierliche Prozession durch St. Peter. Der wunderbare Choral (bei der Wandlung) von den silbernen Posaunen, in dieser akustisch ganz eigenartig wirkenden Kuppel gespielt, verfehlte auch dieses Mal seine unbeschreibliche Wirkung nicht.

Ein weiterer Höhepunkt der Feier war dann auch der Zug durch den Dom. War der Hl. Vater beim Einzug ernst gewesen, so zeigte sein Gesicht bei der Messe das bekannte, liebreiche Lächeln; sein ganzes Wesen drückte wieder jene zärtliche Herablassung aus, die alle bei den Audienzen hinreißt und die auch gestern wieder die Massen begeisterte und elektrisierte.

Eines hat diese Feier ganz besonders wieder klar gemacht: daß trotz allem Unglauben, trotz aller Anfeindung, trotz manchem Zwiespalt im eigenen Lager die geistige Macht des Papsttums ungebrochen dasteht; daß, wie unter Leo XIII. und seinen Vorgängern, auch jetzt der ganze katholische Erdkreis treu und fest zum Papste steht!

Das wurde jedem erst so recht bewußt, als man nach beendeter Feier vor den Dom hinaustrat. Da war der ganze ungeheure Petersplatz, der sonst nie voll wird und immer leer scheint, dicht und schwarz besät von den Pilgern. . . Wie das Auge über diese Scharen hinschweifte und sie abzuschätzen suchte — es waren 75,000—80,000 —, da erinnerte man sich unserer deutschen Katholikentage und der Massen, die sie aufbringen . . . und dann unwillkürlich auch jener mit so großem Geschrei und so viel Reklame hier in Rom und sonstwo angekündigten Versammlungen und Kundgebungen der Sozialisten, der Regierung usw. Was war und was ist ihr Erfolg gegenüber Versammlungen wie diese, die der katholische Gedanke allein hervorruft?! Ja, wenn nicht mit der südländischen Nonchalance der Italiener so übergroße Hemmnisse gegeben wären, ein Fest wie dieses, eine Kundgebung wie diese wäre imstande, mit einem Male die Katholiken in Rom wieder zum Siege zu führen!

Und die Bedeutung dieser Jubelfeier? Sie war eine feierliche Anerkennung des ganzen katholischen Erdkreises, sowohl des Episkopates als des Klerus und des Volkes, für die vielen Verdienste, die Pius X. sich um die Kirche erworben hat, eine feierliche Zustimmung zu den bedeutenden, durchgreifenden Maßnahmen des Papstes, eine feierliche Absage an alles Trügerische, Feindliche, das sich in offener oder hinterlistiger Weise in den Schafstall Christi einschleichen will.

Das Fest war ferner ein Triumph der katholischen Idee von der christlichen Brüderlichkeit und der Nächstenliebe. Pius X., der die höchste Würde bekleidet, die es auf Erden gibt, der über 300 Millionen Seelen gebietet, ist das Kind armer Eltern, ein einfacher Bauernsohn. Pius X. ist ein Menschenfreund im wahren Sinne des Wortes. Man pocht heute so sehr auf Humanität, auf die Rechte der Armen, man spricht so viel von Unterstützung. Sehet auf den Jubelpapst in Rom, er gibt euch ein großes Beispiel! Oder wer wollte diesem Papste die Anerkennung verweigern dafür, daß er zugunsten der armen Missionen, der dürftigen Diasporagemeinden auf kostbare, künstlerische Geschenke verzichtet hat, daß er in uneigennützigster Weise für sich nichts wollte und dafür seine armen Kinder unterstützt sehen wollte? Die Jubiläumsfeier am 16. November war der Schlußakt einer ununterbrochenen Kette von Huldigungen vor Pius X. während dieses Jahres. Daß sie sich in jeder Hinsicht als würdiger Schlußakt zeigte, darf uns alle mit Mut und Hoffnung erfüllen.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Die Vereinsamung der christlichen Studentin.

Von Maria Norbert, Wien.

Der warmherzig und verständnisvoll geschriebene Artikel von August Nuß „Studententum und Frauenwelt", der im „Studentenheft" erschien, ist mir Veranlassung, noch ein Wort zur Angelegenheit des katholischen Studentinnentums hinzuzufügen. Daß dieses Wort von einer österreichischen Studentin stammt, mag angesichts unserer Verhältnisse seinen Wert nur erhöhen. Selten genug ist unserer Stellung als Studiengenossinnen des Mannes von katholischer Seite freundliches Wohlwollen entgegengebracht worden, bei uns noch weniger als in Deutschland. Man sprach gehässig gegen uns oder man ignorierte uns. Das Resultat beginnt jetzt für die christliche Welt offenbar zu werden, und in 5, 10 Jahren wird eine neue Frage auftauchen, die man bisher nicht kannte und nicht ahnen wollte: „Woher nehmen wir christliche Lehrkräfte für die weiblichen Mittelschulen? Wie sollen wir die heidnischen Elemente daraus eliminieren?"

Haben wir jetzt christliche Lehrer darin? Selten. Also dürfte die glaubenslose Mittelschullehrerin nicht viel anders wirken? Wer so spricht, erkennt nicht das bedeutend engere, vertrautere Verhältnis zwischen Lehrerin und Schülerin. Ich spreche dabei aus eigener Erfahrung. Dem Lehrer eignet der Unterricht zu, weitere Beziehungen unterhält er kaum. Die Lehrerin ist in den Respirien von ihren Schülerinnen umringt, befragt, beachtet, kritisiert. Sie ist das Muster und Vorbild, das sogenannte „Ideal" der ernster Strebenden. Und sie selbst ist ihrer Frauennatur gemäß weniger zurückhaltend als der Mann. Ist sie christlich, so teilt sie Liebe und Begeisterung für die Schönheit des Glaubens in grenzenloser Fülle aus; ist sie Neuheidin, so wird die ätzende Ironie über die überlieferten Glaubens- und Sittenideale ebenso maßlos sein.

Daß das Frauenstudium sich nicht mehr eliminieren läßt, wurde in oben genanntem Artikel richtig anerkannt. Nun aber wollen wir auf Grund dieser Voraussetzung eine Tatsache beleuchten, die auch auf dem diesjährigen Katholikentage gestreift wurde: die Tatsache, daß infolge des Widerspruchs, oder mindestens des Mangels an Berücksichtigung auf katholischer Seite, unsere weiblichen Studenten mit verschwindenden Ausnahmen der sogenannten modernen Weltanschauung in die Arme getrieben wurden oder auch schon hauptsächlich aus Kreisen stammen, in denen das Neuheidentum heimisch ist. Die erstere Tatsache resultiert daraus, daß die Vorbereitungsanstalt für die Hochschule (das Gymnasium) und ihre Gründung von den Katholiken vollständig freisinnigen und vor allem jüdisch-liberalen Elementen überlassen wurde. Die Verfasserin, eine gewesene Schülerin des Wiener Mädchengymnasiums (des einzigen deutschen Gymnasiums mit Oeffentlichkeitsrecht in Oesterreich), bezeugt aus eigener Erfahrung, daß Hand in Hand mit sehr ernstem Betrieb fast in allen Fächern auch Ironie und Hohn über die christliche Weltanschauung ging. Dieses Moment verlieh der Führerschaft einzelner älterer Mädchen aus sogenannten freisinnigen Kreisen Autorität, so daß von den Mädchen, die eingestandenermaßen die Prima betraten, warmen Christusglauben im Herzen, fast keines im Besitze dieses Gutes an die Hochschule kam. Dort wurden entsprechend ihrer Herzensneigung auf der Wiener Universität zwei Studentinnenvereinigungen errichtet; eine deutsch-nationale und eine freisinnige, beide im vorigen Jahre von meinen engeren Studiengenossinnen. In Deutschland dürfte die Sache nicht viel anders stehen. Und nun wurden in beiden Vereinigungen mit wirklich viel Opfermut „Auskunftsstellen" für neueintretende und fremde Kolleginnen errichtet. Dorthin strömt nun die überaus große Schar der außerordentlichen Hörerinnen und Hospitantinnen und wird dort durch viel herzliche Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft festgehalten und beeinflußt. Wer die Hilflosigkeit der Neueintretenden kennt, wird ihre Dankbarkeit für derartige „Auskunftsstellen" völlig begreifen. Nun zu meinem Resultate: Daß die Hörsäle z. B. der Wiener Universität keine Zentren der Förderung des Christentums sind, ist sattsam bekannt. Die beiden Vereine sind es ihrer Tendenz entsprechend auch nicht. Die vielleicht noch christliche Hörerin gerät also in ein Milieu, in dem sie von alledem, was ihren Glauben begründet und sie in ihrer Achtung davor fördert, abgeschnitten ist. Ein neues, sehr reiches geistiges Leben läßt sie vielleicht sogar das bescheidenere, aber gemütstiefere christliche Heim geringschätzen. Ein junger Mensch läßt sich eben blenden. Und wie wenige Eltern sind imstande, ihre Kinder im Sinne Försters mit Lebensgrundsätzen auszurüsten!

Das Mädchen hat daheim vielleicht von christlicher Entsagung gehört, aber nicht von deren enger Verbindung mit jeder Erhöhung der menschlichen Kultur. Sie kennt nur das Ertötende, nicht das Belebende christlicher Entsagung. Und nun — wird vor ihr eine Welt aufgetan, deren Kultur man fördert, wenn man „sich auslebt". Wiederum weiß der junge Mensch von daheim nur, daß das Ausleben „eine Sünde" ist, aber nicht, daß dieses Insichreißen der Außenwelt aus dem größten Mangel an eigener Persönlichkeit entspringt. Gründe, genaue Gründe für diese Weltanschauung verlangt der geblendete junge Mensch nicht einmal. „In einer Million von Jahren wird man bemerken, daß auch der Affe eine Kultur entwickelt." Das genügt für gewöhnlich, um sein Gewissen zu beruhigen. Ist er nun von der intelligenten christlichen Welt abgeschnitten, so verliert dieses junge Individuum, ob Mann oder Weib, gewiß seinen Glauben.

Wir brauchen christliche Lehrer und Lehrerinnen. Darum brauchen wir besonders in unserer Zeit, da die Hochschulen unchristliche Lehrer in Ueberzahl besitzen, eine rege Verbindung der christlichen Studierenden untereinander und mit der christlichen Intelligenz. Bei uns in Oesterreich wird alle Kraft auf nationale Streitfragen verbraucht, und die christliche Intelligenz hat für die Werdenden keine Zeit; Deutschland aber, das in seinen katholischen Männern und Frauen der Intelligenz soviel echten, opferwilligen Arbeitsmut gezeitigt hat, Deutschland, das eine kraftvolle Organisation hochbegabter katholischer Frauen und eine entwickelte katholische Presse besitzt, sollte vor allem das ins Werk setzen, wozu uns in unserem unglücklichen Lande momentan die Arbeitskräfte fehlen, und was wir als zweites forderten: rege Verbindung der katholischen Studentinnen mit der katholischen Intelligenz, besonders mit der ‚katholischen Frauenorganisation' für Deutschland.

Für die Studenten sind beide Forderungen großenteils erfüllt. Für uns christliche Frauen, die wir die Hochschulen besuchen, aber nicht. Unser sind sehr wenige, und zwar aus den eingangs angeführten Gründen. Jährlich wird unsere Zahl verstärkt und im Laufe des Jahres wieder durch das störende Milieu gemindert. Wir werden zahlreicher werden: aber nur dann, wenn Schutzvorrichtungen vorhanden sind für die Neukommenden, Möglichkeiten, sich bei Glaubensgenossen Rat zu holen und mit ihnen in Fühlung zu treten. Wir brauchen einen christlichen Verein für Studentinnen. Jetzt bei unserer geringen Anzahl einen neuen Verein zu gründen, wäre unklug. Wir könnten kaum die Kräfte für eine gut organisierte Auskunftsstelle aufbringen. Was tun? Wir wenden uns also an unsere christlichen Kommilitonen, die wir im Laufe unseres gemeinsamen Studiums ihres wohlwollenden, freundschaftlichen Verhaltens wegen uns gegenüber schätzen lernten. Bis wir selbst erstarken, wollen wir an ihren Einrichtungen teilnehmen. Es sei wenigstens den neueintretenden Studentinnen die Möglichkeit gegeben, an christlicher Stelle Auskunft zu erlangen und mit einem christlichen Mittelpunkt in Fühlung zu treten, so daß sie merken: „Auch hier ist der alte Gott nicht tot!" Das heißt mit kurzen Worten: Aus oben angeführten Gründen mögen die christlichen Studentenvereine sich auch den christlichen Studentinnen öffnen und sie in ihrem Streben unterstützen. Eines schließe ich dabei aus: unsere Teilnahme an öffentlichen politischen Streitigkeiten.

Wir schätzen den Studenten, der seine Ueberzeugung auch hier zu vertreten sucht. Aber unsere Arbeit muß jetzt besonders eine durchaus positive sein. Dagegen reichen wir Frauen den Männern die Hand, um mit unserer angeborenen Mütterlichkeit die Wunden heilen zu helfen, die der soziale Kampf geschlagen. Und ich will zum Schlusse nur andeuten, was ich mir von der aus anderen Gründen erfolgten Erweiterung der christlichen Studentenvereine auch für Frauen erhoffe: das Heranblühen der akademischen Vinzenzvereine. Wie vielen Verirrungen im jungen Menschenleben wäre damit die Spitze abgebrochen, wenn ihm die Not und der Drang des Lebens bekannter wären. Wenn das blendende Licht der Elektrizität den angehenden Forscher blendet und hochmütig macht, dann wird aus dem blutigen Nebel des sozialen Lebens ein Haupt voll Schmerz und Wunden auftauchen, viel gehöhnt und doch nie vergessen, der einzige Gott des Leidens, der der leidreichen Menschheit offenbar wurde, und auch darum der einzig wahre, der in göttlicher Allwissenheit das Wahrste des Menschenlebens, das Leid, auf sich nahm, und eine Stimme wird im Innern des jungen Forschers sprechen: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat!" Wir aber mit unserem weichen Muttergefühl werden ihm die Wunden aufdecken helfen, und das wird unser Dank sein für seine Hilfe.

Digitized by Google

Kaminfeuer.

Im Ofen knistert die flackernde Glut —
Ich denke vergangener Zeit . . .
Was blieb von dem flackernden Lebensmut,
Der immer gestrebt und nimmer geruht?
Die Asche — Vergänglichkeit! —

Die Flammen treiben ihr neckisches Spiel —
Ich schau' wie verloren hinein . . .
So trieb ich auf Wogen mit tanzendem Kiel:
O lockende Fahrt, o leuchtendes Ziel,
Ach Glück — du Irrlichtschein! —

Nun mählich verkodert der lustige Brand,
Und wach wird die Wirklichkeit:
Ich schüre das Feuer mit bebender Hand —
Da webt die sterbende Glut an der Wand
Dem Kreuze das Glorienkleid . . .

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Die sogenannte „Deutsche Wacht".

Vom Herausgeber.

Eine notgedrungene Abfertigung ist die „Allgemeine Rundschau" der sogenannten „Deutschen Wacht" schuldig, die seit Anfang dieses Jahres in Bonn am Rhein als Organ der sogenannten „Deutschen Vereinigung" erscheint. In Bayern kennt man die sogenannte Deutsche Vereinigung nur vom Hörensagen. Der süddeutsche katholische Adel mit wenigen unrühmlichen Ausnahmen erblickt im einmütigen Zusammenwirken mit den vom Vertrauen des katholischen Volkes getragenen Männern seine selbstverständliche Aufgabe. Eine vorwiegend feudale und norddeutsche Vereinigung, welche in einseitigster, kleinlichster Nörgelei und Minierarbeit gegen das Zentrum ihre durch ein phrasenhaftes Aushängeschild nur schlecht maskierte Lebensaufgabe erblickt, wäre in Bayern schon deshalb unmöglich, weil sie dem demokratischen Zuge, der in Bayern alle öffentlichen Verhältnisse durchdringt, ohne der monarchischen, streng dynastischen Gesinnung der erdrückenden Volksmehrheit auch nur den geringsten Abbruch zu tun, jede feindselige Separation des Adels und verwandter Interessenkreise zu einem verheerenden Gegenschlage führen müßte. Im klassischen Lande des vorsündflutlichsten und erbärmlichsten aller Wahlsysteme scheint das anders zu sein.

Nichtdestoweniger möchte das Organ der sogenannten Deutschen Vereinigung seinen Einfluß wenigstens publizistisch auch nach Bayern erstrecken, ein Versuch, über den ein Kenner der bayerischen Verhältnisse nur lächeln kann. Als Objekt ihrer süffisanten Schulmeisterei hat die sogenannte „Deutsche Wacht" sich schon einige Male die „Allgemeine Rundschau" erkoren, wahrscheinlich in der nicht unrichtigen Erkenntnis, daß unser Organ auch in Preußen, ganz besonders in Rheinland und Westfalen, eine stattliche Verbreitung und eine nicht geringe Zahl von Freunden besitzt. Auch daß die „Allgemeine Rundschau" sich durch „opportunistische" Rücksichten so gar nicht imponieren läßt und bei aller Sachlichkeit und Ritterlichkeit der Kampfesweise des trockenen Tones zuweilen satt wird, scheint von gewissen strebsamen Herrschaften am Rheine sehr ungnädig aufgenommen zu werden. Um so ungnädiger, da wir sie bisher nicht einmal einer Antwort gewürdigt haben und uns unserer eigenen Unbußfertigkeit baß freuen. Alldieweil aber die sogenannte „Deutsche Wacht" in ihrer Ausgabe vom 15. November (Nr. 45) die Grenzen der Wohlanständigkeit gleich um mehrere Pferdelängen hinter sich gelassen hat, sei ihr diesmal eine Antwort erteilt, deren deutsche Sprache man nicht nur in Bonn, sondern auch in Koblenz, Geldern und anderswo verstehen wird.

Die „Deutsche Wacht" (Nr. 45 vom 15. Nov.) hat den Verfasser des Artikels „Preußische Kirchenpolitik" in Nr. 44 der „Allgemeinen Rundschau" in einem fünf Spalten langen Artikel mit Beschimpfungen insultiert, die sonst nur in einer Winkelpresse niedrigster Sorte anzutreffen sind. Als einen „Erguß fanatischer Lüge und Heuchelei" bezeichnet die sogenannte „Deutsche Wacht" die Darstellung eines Mannes, dem in einem amtlichen Schreiben ausdrücklich der „gute Glaube" zugebilligt wurde, und der auch in Nr. 46 der „Allgemeinen Rundschau" den tatsächlichen Kern- und Ausgangspunkt seiner Erörterungen mit klaren Worten aufrecht zu erhalten in der Lage war. Es paßt zum Ganzen, wenn das Organ der sogenannten deutschen Vereinigung auch von einem „Hetzartikel" spricht und von „gewissenlosen Hetzern und Schreiern, welche, um ihren Haß am politischen Gegner auszulassen, mit der Religion ein freventliches Spiel treiben".

Wir widerstehen der Versuchung, mit der sogenannten „Deutschen Wacht" in eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die kirchliche Praxis der bedingten Wiederholung der Taufe einzutreteten, die bekanntlich dann erfolgt, wenn an der ordnungsmäßigen Vornahme und daher an der Gültigkeit der früheren Taufe mit Recht gezweifelt werden kann. In der „Germania" erschienen vor kurzem grundsätzliche Feststellungen zu dieser Frage, denen wir uns vorbehaltlos anschließen können. Um so nachdrücklicher muß aber dreierlei festgestellt werden, was bei den bekannten Beziehungen der sogenannten Deutschen Vereinigung von erhöhtem Interesse ist. Die sogenannte „Deutsche Wacht" setzt als feststehend voraus, daß zwischen dem Oberpräsidenten und der erzbischöflichen Behörde ein Schriftwechsel über die Taufpraxis der katholischen Kirche stattgefunden hat. Trotzdem soll es als „feststehend" gelten, daß weder der preußische Kultusminister noch der Oberpräsident um die Vornahme sogenannter Wiederholung der Taufe beim Uebertritt von Evangelischen zur katholischen Kirche sich „von Amts wegen" kümmern. Ehrlicherweise hätte hinzugefügt werden müssen: aus eigenem Antriebe. Denn das Organ der sogenannten Deutschen Vereinigung gibt unmittelbar darauf zu, daß, „durch Beschwerden von evangelischer Seite veranlaßt", in einzelnen Fällen Wiederholungen der Taufe bei den katholischen Behörden „zur Sprache kommen". Und zwar „von Amts wegen"! Denn, so meint das erwähnte Organ, in solchen Fällen eine Aufklärung herbeizuführen, sei nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung. Eigentlich ist hier in der Form der Ableugnung das bestätigt, was der Ausgangspunkt der Erörterungen in der „Allgemeinen Rundschau" war: eine Einmischung der Staatsbehörde in die Verwaltung eines kirchlichen Sakraments. Und deshalb Räuber und Mörder! Auf die angebliche Erregung „gerade in gläubigen evangelischen Kreisen" beruft man sich hier mit Unrecht. Ein hochangesehener Protestant von streng positiver Richtung hat uns nach der Lektüre des beanstandeten Artikels unumwunden zugestanden, daß die von gewissen freigläubigen und ungläubigen norddeutschen Pastoren neuerdings beliebten willkürlichen Variationen der Taufformel nirgendwo stärkere Beunruhigung hervorrufen, als in der evangelischen Orthodoxie. Daß der „Allgemeinen Rundschau" die Aufrechterhaltung friedlicher Beziehungen zu christusgläubigen Protestanten am Herzen liegt, braucht sie nicht mehr zu beweisen: es ist von Mitarbeitern evangelischer Konfession in ihren eigenen Spalten wiederholt bezeugt worden.

So sieht es also in Wahrheit mit dem „Erguß fanatischer Lüge und Heuchelei", den „gewissenlosen Hetzern und Schreiern" in der „Allgemeinen Rundschau" aus! Wenn die sogenannte „Deutsche Wacht" aus diesem Anlaß zu solchen Beschimpfungen übergeht, dann wissen wir im deutschen Spachschatz kaum ein Wort, das kräftig genug wäre, um die handgreifliche Böswilligkeit des Organs der sogenannten „Deutschen Vereinigung" zu kennzeichnen, welche in Nr. 40 vom 11. Oktober der Wahrheit direkt ins Gesicht schlug, indem sie unter der Ueberschrift „Bischöfe und Parteien" der „Allgemeinen Rundschau" vorwarf, der bekannte Artikel „Das Münchener Gewissen" sei nicht von kirchlichen, sondern von politischen Gesichtspunkten ausgegangen. Nach den sonnenklaren Nachweisen des Gegenteils in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" mußte ein solcher Vorwurf in den Augen jedes anständigen Menschen abgetan sein. Aber die sogenannte „Deutsche Wacht" hat sich nicht bemüßigt gefunden, die fünf Spalten lang immer wieder variierte, mit Händen greifbare Verleumdung auch nur mit einer einzigen Silbe zurückzunehmen. Nach dieser Leistung sind die zweideutigen „Ritter" der sogenannten „Deutschen Wacht" in unseren Augen ein für allemal abgetan. Wie das seitherige Wirken dieses „Hetzorgans" der sog. „Deutschen Vereinigung" im Rheinland selbst beurteilt wird, geht aus einer lakonischen Bemerkung hervor, die der „Allgemeinen Rundschau" soeben von einem rheinischen höheren Offizier zugeht: „Ich habe die „Deutsche Wacht" von der ersten Nummer an gelesen und ebensoviel langweiliges wie unreifes Zeug darin gefunden."

Zur Erwerbung eines Nuntiaturgebäudes in München.

Jubiläumsgabe für den Hl. Vater.

Sammelliste der „Allgemeinen Rundschau".

Bisher eingegangen:	Uebertrag:	275 ℳ
Pius-Verein, Dortmund		10 ℳ
Pfarrer J. Fichtner, Hirschhorn		5 ℳ
Kooperator L. Kirschner, Hirschhorn		3 ℳ
Von einem Münchener Universitätsprofessor		50 ℳ
Pfarrer J. Hartl, Langfurth		5 ℳ
Dr. P. Lukaszczyk, Fürstbischöfl. Delegaturssekretär, Berlin		20 ℳ
Pfarrer J. Chr. M., Kleinkemnat		5 ℳ
		373 ℳ

Um weitere Beiträge bittet herzlichst

Verlag der „Allgemeinen Rundschau",
München, Galeriestraße 35a, Gartenbau.

Digitized by Google

Wedekinds „Frühlings Erwachen" auf öffentlicher Bühne.

Von Franz Weigl.

Anfangs 1907 wurde in geschlossenem Kreise Wedekinds „Frühlings Erwachen" in München aufgeführt, literarisch abfällig kritisiert und wegen seiner sittlichen Entgleisungen allseitig aufs schärfste verurteilt. Im heurigen Frühjahr suchte man trotzdem die Zulassung der öffentlichen Aufführung im Münchener Schauspielhause zu erreichen. Dieselbe wurde erst versagt, dann aber ward das Stück auf das Gutachten des neuen Theater-Zensurbeirates hin freigegeben. Der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit legte am 31. Juli Beschwerde ein, die aber erfolglos blieb, sodaß am 14. November die Premiere stattfinden konnte.

Da der Verfasser in diesem Stück bezüglich der heikelsten Erziehungsfrage — „Frühlings Erwachen" bedeutet bekanntlich das Erwachen des Geschlechtstriebes — in Pädagogik macht, folge ich dem Wunsch nach Meinungsäußerung über die Aufführung. Wedekind stellt das Problem der „Sexualpädagogik", der geschlechtlichen Erziehung, auf die Bühne. Das ist an sich schon eine zweifelhafte Sache. Der zarte Hauch, der um Keuschheit, Reinheit und Unberührtheit liegt, das erste wohlüberlegte Rütteln daran bzw. die treue Hütung des Kindheitlandes, dies alles sind Dinge, die in einsamer Elternkammer sorgvoll überlegt, mit einem erfahrenen Seelenkenner in vertrauter Zurückgezogenheit besprochen, an der Seele des werdenden Kindes studiert werden können; es sind aber auch Dinge, denen sofort eine gewisse Roheit, ja Brutalität anhaftet, wenn sie in die Oeffentlichkeit, auf das Rednerpult oder vor die Rampen geschleppt werden. Abgesehen nun davon behandelt Wedekind die schwierigen Probleme in stümperhafter, tendenziöser Weise. Wedekind als Pädagoge! Seine Erotik qualifiziert ihn sicher sehr wenig zum Erzieher. Wer nur geschlechtlich denken kann, paßt — wie Förster einmal so treffend von unseren modernen Schriftstellern auf sexualerzieherischem Gebiete gesagt hat — am wenigsten dazu, Maximen für die Erziehung aufzustellen. Wedekind häuft vor allem die Konflikte, die sich aus der heute üblichen Verheimlichung ergeben sollen, in einer Weise, daß kein Zuschauer ihm glauben kann; er stellt auch falsch dar, wenn er z. B. als Regel hinstellt, daß die Mutter der 14jährigen Tochter das Märchen vom Storch aufrecht erhalten will. Das „Opfer" der Nichtaufklärung, die 14½jährige Wendla, die von einem gleichalterigen Gymnasiasten auf dem Heuboden vor versammeltem Publikum ohne viele Worte in der denkbar schamlosesten Weise durch Demonstration belehrt wird, ist auch nicht das Opfer der mangelnden Aufklärung, sondern der fehlenden Aufsicht. Weiter geht's nimmer! Man sollte meinen, Schauspieler und Bühnenkünstlerinnen müßten gegen solche Prostitution sich wehren. Die „Moral": Laß junge, unerfahrene und leichtsinnige Mädels — vom Schlage Wendlas — nicht so unbeaufsichtigt herumstreunen, ist viel näherliegender als die von Wedekind gewollte der möglichst weitgehenden „Aufklärung". Schließlich ist es doch lächerlich, wenn Wedekind unreife Jungen über die Einführung der Kinder in das Geschlechtsleben Gespräche führen läßt, die ernst genommen sein wollen.

Die schweren Angriffe auf die Autorität der Schule, die geschmacklose Maske, die die Schauspieler für die Gymnasiallehrer wählten, und den nicht minder geschmacklosen Beifallsturm, den die unsagbar tiefstehende Szene der Lehrerratssitzung in der von mir besuchten Aufführung (am 17. Nov.) fand, will ich nur registrieren.

Wichtiger ist die durch das Stück gegebene Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit. Die Zensur hat das Stück zwar freigegeben; es mögen aber dennoch einige Fragen gestattet sein! Was ist verwerflicher: Mangel äußeren Anstandes oder inneren Zartgefühls? Doch jedenfalls der letztere. Die in der Buchausgabe S. 66 ff. wiedergegebene Szene nun, in der uns der Verfasser direkt an einen gewissen Ort führen will, wo das „Oeffnen des Deckels" sogar vom Autor vorgesehen ist, wurde gestrichen, und mit Recht. Gründe der äußeren Reinlichkeit machen das notwendig. Aber Gründe der inneren Reinlichkeit hätten doch auch dazu führen müssen, die Heubodenszene zu streichen und damit eben das ganze Stück abzulehnen. Ich wüßte nicht, wer diese Konsequenz bestreiten könnte.

Mit der Streichung dieser Szene und einiger weiterer anstößiger Stellen, sowie mit der Aenderung des Titels einer von Gymnasiastenhand verfaßten Schrift „Der Beischlaf" in „Die Fortpflanzung" ist zudem gar nichts gedient. Hat der Zensurbeirat auch bedacht, daß er mit der Ermöglichung der Aufführung für das Buch ausgiebige Propaganda macht? Wer nach Anhörung des noch reichlich gespickten Stückes das bißchen weggebliebene Paprika auch noch haben will, braucht sich ja an der Kasse nur das Buch zu erwerben, was erfahrungsgemäß nicht selten geschieht.

Nun könnte man vielleicht auch noch einen Schein von Recht dem „Zensurbeirat" zugestehen, wenn es sich um ein künstlerisch ungemein wertvolles Stück handeln würde, um eine Perle der Literatur, die trotz ihrer Tendenz doch nicht dem Tod geweiht sein sollte. Aber das gerade Gegenteil trifft für das Stück zu. War dem „Beirat" die durchgehends ablehnende Kritik des Buches durch die angesehensten Bühnenrezensenten jeder Parteirichtung unbekannt? Die „Allgemeine Rundschau" hat schon beim ersten Protest eine kleine Blütenlese gegeben. Heute wollen wir nur aus der Aufnahme einiges zitieren, die die jüngste Münchener Aufführung gefunden hat. Der „Bayer. Kurier" (Unterhaltungsbeilage Nr. 320) schreibt: „Das Thema, dem der Autor in seinem Drama angeblich künstlerisch beikommen wollte, ist allerdings tiefernst, aber es erstickt unter der Behandlung eines Spekulanten in brutaler Detailmalerei und in jahrmarktmäßiger Schauerromantik." Und schließlich betont die Besprechung, daß das Stück „nicht nur den moralischen, sondern auch den rein ästhetischen Zersetzungsprozeß in schärfster Weise zum Ausdruck bringt." Die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 320) meint mit beißendem Spott, nachdem sie auf die äußere Kopierung Shakespeares hingewiesen: „Fehlt nur Shakespeares Geist und dramatische Kraft! Und sonst noch mancherlei, was zu einem guten Bühnenstück notwendig wäre, selbst wenn man es als „Kindertragödie" bezeichnet." Und gar die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 262) bezeichnet den Erfolg, den die Erstaufführung dieses Stückes noch notdürftig zu verzeichnen hatte, „als ein Dokument von unserer Zeiten künstlerischer Schande".

Sehr bezeichnend ist auch das Urteil, das die „Münchner Illustrierte Zeitung" (Nr. 34, S. 538) über die Münchener Aufführung fällt: „Wie man es bei den Wedekindschen Geisteserzeugnissen nicht anders gewöhnt ist, bekam man in dem Stück neben dichterischer Schönheit die frivolsten, widerlichsten Dinge zu hören. Die Frage der Aufklärung der Jugend über die Fortpflanzung der Menschen wird hier in einer „Kindertragödie" so behandelt, daß sie, besonders nach dem letzten Akte, berechtigten heftigen Widerspruch erfuhr, dem Freunde des Dichters und eine Anzahl junger Leute durch lebhaften Beifall entgegentraten." Daß „junge Leute", vorwiegend Studenten, Wedekinds eifrigste Schüler sind, weiß die Zensurbehörde so gut wie wir. Der von ihr angeordnete Ausschluß der Nachmittagsvorstellungen ist eine Maßregel, die, wie Figura zeigt, ihren Zweck völlig verfehlte. — Ueber die Pariser Aufführung des Wedekindschen Stückes im Théâtre des Arts meldete ein Privattelegramm der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" aus Paris vom 29. Oktober (Nr. 509) u. a.: „Das Publikum erholte sich darauf von den peinlichen Eindrücken an der derben Komik in Pierre Vebers Farce ‚Monsieur Mesian'." — —

So urteilt einmütig die Presse aller Parteien; der Zensurbeirat der Polizei aber hat einen Verrat an diesem gesunden sittlichen und künstlerischen Fühlen begangen. Daß er die Verantwortung trägt, geht aus dem Bescheid hervor, die dem Interkonfessionellen Münchener Männerverein auf die eingangs erwähnte Beschwerde zukam. Die am 6. August übermittelte Abschrift der Entschließung der K. Regierung von Oberbayern, Kammer des Innern, hat folgenden Wortlaut:

„Die K. Regierung hat anläßlich der Beschwerdevorstellung des Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, welche von der höchsten Stelle zur zuständigen Würdigung herabgeschlossen worden ist, die Verhandlungen geprüft, jedoch keinen hinreichenden Grund wahrgenommen, die Verfügungen der K. Polizeidirektion vom 11. und 20. Mai lfd. Js. aufsichtlich zu beanstanden. Das Drama „Frühlings Erwachen" von Frank Wedekind wurde ausweislich der Akten einer eingehenden Würdigung durch den Zensurbeirat der K. Polizeidirektion unterstellt und auf Grund Begutachtung der überwiegenden Mehrheit dieser Kommission in der Form einer Bühnenbearbeitung, welche verschiedene nicht unbedenkliche Szenen und Sätze der Buchausgabe

Digitized by Google

Digitized by Google

von Preußen aber beglückwünschte den Grafen Zeppelin durch ein in der Presse veröffentlichtes Telegramm zu der Auszeichnung, die ihm „der Kaiser" verliehen habe. Dieser Ausdrucksweise der hohen Frau ist an sich keinerlei Bedeutung beizumessen, sie kennzeichnet nur die Ideenwelt, in der man lebt. Aber anderseits muß betont werden, daß die offiziellen Aktenstücke und auch die amtlichen Bekanntmachungen im „Reichsanzeiger", der zugleich preußischer Staatsanzeiger ist, alle Ordensauszeichnungen stets korrekt auf den König von Preußen zurückführen. Denn der Deutsche Kaiser hat überhaupt keine Orden zu vergeben, es gibt gar keine deutschen Orden. So erlebt man es, daß in den preußischen Zeitungen unter der stehenden Rubrik „Amtliche Nachrichten" ganz korrekt berichtet wird, „der König" habe diesem oder jenem eine Auszeichnung verliehen, während in den selbständigen Ausarbeitungen der Mitarbeiter und der Redaktionen mit absoluter Regelmäßigkeit „der Kaiser" als Spender etwaiger Auszeichnungen erscheint. Die abhängigen amtlichen Stellen sind also durchweg weit korrekter, als die unabhängigen Organe der sog. öffentlichen Meinung. Man wird sagen, das seien Kleinigkeiten und reine Aeußerlichkeiten. Aber an diese kleinen Aeußerlichkeiten kristallisieren sich Begriffe und Vorstellungen an, die in Generationen nicht mehr ganz auszurotten sein werden.

Es wäre sehr ersprießlich, wenn — zumal in den nichtpreußischen Bundesstaaten — schon die Volksschulen sich die Aufgabe setzten, diesen staatsrechtlichen Begriffsverwirrungen zu steuern und den Worten ihre gesetz- und verfassungsmäßige Bedeutung wiederzugeben. Sobald der Zeiger an dieser Uhr wieder richtig gestellt wäre, würde auch die Wurzel mancher anderer Uebel beschnitten sein, und vor allem würde die den deutschen Bundesfürsten vielfach zugemutete Vasallenrolle wieder einem Verhältnis aufrechter Gleichstellung und Selbstschätzung weichen. Dem Kaiser, was dem Kaiser gebührt, aber auch den verbündeten Fürsten, was ihnen gebührt nach Maßgabe der Verträge und der Reichsverfassung!

Der heilige Kampf gegen den Geist der Unzucht.

Von Redakteur J. Rix, Köln.

Ein herzzerreißender Notschrei erklang am 1. Sonntag des neuen Kirchenjahres von allen Kanzeln des größten Teiles des katholischen Deutschland: die erschütternde „Wehe- und Totenklage" der am Grabe des heiligen Bonifazius in Fulda versammelten Bischöfe „über so viele arme Kinder des Volkes, die durch fremde Schuld schon im Frühling ihres Lebens dem unreinen Geist der Unzucht ausgeliefert werden und seine Sklaven bleiben fürs Leben, über so viele Jünglinge und Jungfrauen, denen dieses Laster die Todeswunde beigebracht hat an Leib und Seele, über so vielen zerstörten ehelichen Frieden, soviel gemordetes Glück der Familien, soviel geknickte Lebenskraft und Lebensfreude".

Es ist ein Moment von höchster Tragik, ein ebenso trauriges wie charakteristisches Zeichen der Zeit: Mehr denn 12 Jahrhunderte, nachdem der Apostel der Deutschen sein lange Zeit hindurch so frucht- und segensreiches Christianisierungswerk abgeschlossen — die ganze deutsche Kultur fußt darauf —, erleben wir das Schauspiel, daß die Oberhirten deutscher Katholiken sich um die irdischen Ueberreste ihres geistigen Ahnherrn scharen, um blutenden Herzens dem Begründer und Vater der deutschen Christenheit ihr großes Herzeleid zu klagen: Der Same, den er ausgestreut und der inzwischen Zeit hatte, in Hülle und Fülle aufzugehen und auszureifen, anstatt hundertfältige Frucht zu bringen, scheint er bei zahllosen seiner ungetreuen Söhne und Töchter heutzutage erstorben und verdorrt! Der böse Feind kam bei Nacht — in der schaurigen Geistesnacht moderner Religions- und Sittenlosigkeit — und säte das Unkraut des Unzuchtslasters unter den Weizen; dieses wucherte üppigst auf und ist immer mehr zu einem Riesenschmarotzer ausgewachsen, „der das Lebensmark des Volkes bedroht". Wie zur Zeit des krassesten Heidentums, ist die Unzucht in der heutigen Welt zu einer Art öffentlichen Macht, zu einer Großmacht ersten Ranges geworden, die das ganze moderne Leben nach der physischen und psychischen Seite hin immer mehr verseucht und vergiftet.

Die Aktion der Bischöfe erschöpft sich indes durchaus nicht in pessimistischen Klagen. Nachdem sie in scharfer Diagnose die verheerendste Zeitepidemie, derentwegen „ernstdenkende Männer jeden Glaubens und jeder Richtung besorgt in die Zukunft schauen", nach Qualität und Quantität genau bestimmt haben, rufen sie im Geiste und in der Kraft des heiligen Bonifazius auf zum Kampfe. Man glaubt fast eine flammende Kreuzzugspredigt des Peter von Amiens oder des heiligen Bernhard zu vernehmen, wenn man diesen gewaltigen Weck- und Kampfruf, gleichsam begleitet und verstärkt durch die Posaunenstöße des Weltgerichts, beim Beginn der heiligen Adventszeit in die katholische Welt hinausschallen hört: „Ja, auf zum heiligen Kampf! auf im Namen des Herrn und in der Kraft des Herrn!" In Wahrheit ist es nichts anders als ein großartiger Kreuzzug, der da proklamiert wird, ein erbitterter Geisteskampf, ein furchtbares Ringen der Seelen unter dem Kreuzesbanner gegen das weltbeherrschende Laster des Fleisches. Und die Parole lautet, wie ehedem: Gott will es!

Diesen nunmehr von autoritativster Seite so öffentlich und feierlich erklärten Krieg gegen den Geist der Unzucht, diesen Krieg bis aufs Messer, hat die „Allgemeine Rundschau" — zu ihrer Ehre sei's gesagt! — schon lange aufgenommen und mit bemerkenswerter Schärfe und beispielloser Energie geführt.

Um aber die so weit verbreitete Pest mit nachhaltigem Erfolge bekämpfen zu können, tut eine Radikalkur dringend not, eine Kur, die den Krankheitsherd aushebt. Bisher ist bei der Bekämpfung der Unsittlichkeit vielfach der Fehler gemacht worden, daß man ihren einzelnen Erscheinungsformen, ihren fast zahllosen und verschiedenartigsten Symptomen zu Leibe rückte, ohne auf den Kern der Sache vorzudringen. Es ist das große Verdienst des Hirtenschreibens, den eigentlichen Herd der modernen Unzucht klar und deutlich vor aller Augen aufgedeckt zu haben. „Die Hauptursache des modernen Niederganges liegt", heißt es da, „tiefer als die Nebenursachen: die mißlichen sozialen Verhältnisse, der Alkoholismus und die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Bilder. Der Hauptschuldige ist der religionsfeindliche, ungläubige, unchristliche Geist der Zeit. Man erntet, was man gesät hat. Man glaubte, die Religion und das Christentum als etwas Veraltetes in die Rumpelkammer werfen zu können, machte große Worte von Lebenssteigerung, Lebensbejahung, Lebensbereicherung, die durch die vollste Freiheit der sinnlichen Triebe erreicht werde — und was ist der Erfolg? Schmählichste Unfreiheit des innern Menschen, Krankheit, Fäulnis und Tod. Man huldigte dem Aberglauben, als ob Wissen und Wissensbildung alles sei, und war so stolz auf diese äußere Kultur; jetzt zeigt es sich, daß ihr Bodensatz sittliche Verwilderung ist, und daß ein Geruch der Verwesung aus ihr aufsteigt. Fortschritt in der äußeren Kultur bei gleichzeitigem Rückschritt der Sittlichkeit macht eine Nation nicht groß, sondern krank."

Das gilt in erster Linie von der glaubenslosen Welt. Doch auch die Katholiken trifft ein Teil der Schuld. „Hätten alle gläubigen Christen in allweg ihre Pflicht getan, hätten nicht so manche durch Schlaffsucht, Sorglosigkeit, Untätigkeit, durch Liebäugeln mit dem Zeitgeist dem Uebel Vorschub geleistet, hätten alle von Anfang an mit aller Entschiedenheit den Kampf dagegen aufgenommen, — nie hätte es so weit kommen können."

Der Hirtenbrief hat nur allzu recht. Die materialistische Strömung, die das moderne Leben überflutet, schleuderte ihre Sturzwellen auch unter das katholische Volk. Infolge der übereifrigen Bestrebungen, den Katholizismus um jeden Preis mit der modernen Kultur auszusöhnen, dank der übertriebenen Sucht, möglichst modern und fortschrittlich zu erscheinen, auf der Höhe der Zeit zu stehen, bildete sich allmählich in weiten katholischen Kreisen namentlich nach den Kulturkampfsjahren ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes Liebäugeln mit der Moderne aus. Die Folge davon war ein progressives Abrücken von der idealen, religiösen Seite nach der realen Seite des Lebens mit seinen materiellen Interessen, eine immer stärkere Betonung der Diesseitsbestrebungen unter Vernachlässigung der Jenseitsbestrebungen, worauf nun einmal der Schwerpunkt des katholischen Lebens ruht und nach göttlichem Gebot auch ruhen soll; die schlimmste Folge davon war endlich in gar nicht seltenen Fällen eine maßlose Ueberschätzung der materiellen Kulturgüter

Digitized by Google

auf der einen, eine unverantwortliche Unterschätzung der übernatürlichen Seelengüter auf der anderen Seite und damit Hand in Hand gehend entsprechender Rückgang in der Religiosität und Sittlichkeit, eine erschreckende Ueberhandnahme der Unsittlichkeit und Unzucht. Bei diesem unaufhaltsam fortschreitenden Materialisierungs- und Demoralisierungsprozeß ist es denn leicht erklärlich, daß die Notsignale sich mehren, die vor dem Sturz in den Abgrund warnen; das Erschütterndste, nach Inhalt und Form Bedeutungsvollste dieser Notsignale stellt die gemeinsame Fuldaer Kundgebung des Episkopates dar, wahrlich deutlich genug, um auch dem größten Optimisten die Augen zu öffnen, wohin das Liebäugeln mit der Moderne führt. Wertvolles Illustrationsmaterial für die Richtung, die heutzutage auch unter den Katholiken Deutschlands immer mehr Geltung zu gewinnen droht, bietet der bis zu einer gewissen Grenze und auf einzelnen Gebieten zweifellos berechtigte, aber stellenweise ungesunde und zweckwidrig forcierte Interkonfessionalismus, hinter dem nach den „Historisch-politischen Blättern" die modernen Zeitirrtümer stecken, und der am Mark des deutschen Katholizismus zehrt, bietet ferner die manchmal allzu einseitige Behandlung des Inferioritätsproblems, wenn nämlich die materiellen wirtschaftlichen Interessen vielfach gegen den religiösen Sinn und kirchliche Einrichtungen ausgespielt werden [1]), bietet endlich das überall auch im katholischen Volksteil zu beobachtende enorme Ueberwuchern der materiellen und wirtschaftlichen Tendenzen: alles Erscheinungen, die als Symptome einer sich in der Lebensauffassung des katholischen Volkes (oder sagen wir lieber einer starken Gruppe „moderner" Katholiken) anbahnenden höchst bedenklichen Revision im Sinne der Moderne gewertet werden müssen.

Bei allen Vorzügen, welche die moderne Kultur aufweist (und es sind ihrer wahrlich nicht wenige!) hat sie einen verhängnisvollen Grundfehler: Sie ist zu einseitig, beschränkt sich zumeist auf die äußere, materielle und Verstandeskultur, dagegen der inneren Willenskultur, Persönlichkeitskultur mißt sie kaum Wert bei. Daher denn das Paradoxe, daß der moderne Kulturmensch manchmal sittlich verwildert ist, daß bei so vielen Modernen der Bildungsgrad im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Persönlichkeits- und Sittlichkeitswert steht.

Eine durchgreifende Gesundung der heutigen Volkskrankheit, des grassierenden Unzuchtslasters, ist also nur dann abzusehen, wenn die Wurzel der „nationalen Schwindsucht" ausgerottet wird, wenn mit der äußeren Kultur die innere Kultivierung, wenn mit der Verstandesbildung die Willensbildung, die Persönlichkeitskultur gleichen Schritt hält. Die Persönlichkeitskultur aber hat ihre gediegenste Grundlage und festeste Stütze in der Religion, und zwar vor allem und am vollkommensten in der Religion des katholischen Christentums. Darin besteht also die unfehlbare Radikalkur gegen die überhandnehmende moderne Unzucht, daß die Menschheit wieder gründlich religiös und christlich wird, daß die Katholiken ihre religiösen Ideale über alles hoch und heilig halten. Der Hirtenbrief gibt das Rezept dazu an die Hand: Fort mit allem Leichtsinn und Weltsinn! Fort mit Uebermut und Bildungsdünkel! Zurück zur Religion und zu den religiösen Idealen!

[1]) Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 37, S. 608, auf die Kehrseite der Medaille hingewiesen in einem Artikel: „Noch einmal die Rückständigkeit des katholischen Volksteils" von P. Steinke.

Immaculata.

(Zum 8. Dezember.)

Maria, Meeresstern!
Die Fluten wogen,
Die Ewigkeitenfern'
Kommt naß' gezogen.
Durch Blitz und Donnernacht
Führ' meinen Kahn!
Wo Gottes Sonne wacht,
Da land' ich an.
Straßl' deinen Lichtschein aus,
O glätte die Wogen.
Zum letzten großen Haus
Komm' ich gezogen!
Reich' deine Hand mir her,
O Mutter, führe
Zum Lande mich vom Meer.
Mach auf die Türe,
Die in den Vaterdom
Führt Friedeklose;
Stau' du den Sündenstrom,
O Flickenkose!

Eugen Mack.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die unsichere Weltlage.

Keine Aufklärung des Himmels, sondern vielmehr Verdichtung des Gewölks. Die Spannung zwischen der Türkei und Oesterreich verschärft sich in bedenklicher Weise. Es sieht aus, als ob die jungtürkischen Drahtzieher und ihr Ministerium es geradezu auf die Herausforderung Oesterreichs abgesehen hätten. Mit Bulgarien suchen sie nun sich möglichst gut zu stellen, obschon doch Bulgarien durch den Eisenbahnraub, die Unabhängigkeitserklärung und die Tributverweigerung der Türkei viel mehr Schaden zugefügt als Oesterreich, das nur den Titel des seit 30 Jahren okkupierten Landes geändert hat. Gegen Oesterreich aber geht man rücksichtslos vor, sowohl durch den Boykott der österreichischen Waren und Schiffe, als auch durch die offene Parteinahme für die unmöglichen serbisch-montenegrinischen Landforderungen und durch die Zumutung, die Annexion Bosniens erst noch auf der Konferenz diskutieren zu lassen. Die feindselige Haltung der Türkei ist um so auffallender, als bekanntlich vor etlichen Wochen die Verhandlungen mit Oesterreich einem günstigen Abschlusse nahe waren. Die Pforte hat damals eine plötzliche Schwenkung gemacht, die nur durch Einfluß von außen zu erklären war. Allerdings hat die englische Regierung geleugnet, daß sie eine solche Quertreiberei in Konstantinopel verübt habe. Aber was haben die Worte der englischen Minister in der hohen Politik zu bedeuten? Sir Edward Grey hat ja in der vorletzten Woche noch die wunderschöne Ansprache über die Notwendigkeit einer beschleunigten Konferenz mit einem allseitig annehmbaren Programm gehalten; aber inzwischen hat man nicht den Schatten einer englischen Einwirkung nach dieser Richtung hin gesehen. Das gerade Gegenteil der Greyschen Anregungen ist eingetreten. Rußland, der gelehrige Bundesgenosse Englands, bleibt bei seinem für Oesterreich unannehmbaren Konferenzprogramm und hat auch noch die Türkei zur schroffsten Frontstellung gegen Oesterreich veranlaßt. Die Türkei hat sich zum Vorspann für den russischen Panslawismus machen lassen — auf Kosten ihrer eigenen Interessen. Bei der bekannten Abhängigkeit der Jungtürken von den Westmächten muß man annehmen, daß ein Druck der englischen Hofpolitik dahinter steckt. Damit würde sich auch erklären, warum Frankreich, das sich öffentlich so gern seiner vermittelnden Friedensengelmission rühmt, seine Mitarbeit bei der Beilegung des gefährlichen Boykotts versagt hat. Als die Nachricht auftauchte, daß Oesterreich zur Wahrung seiner Ehre und seiner Handelsinteressen die vom Boykott bedrohten Schiffe durch je ein Kriegsschiff begleiten lassen werde, wurde zugleich als eine Selbstverständlichkeit gemeldet, daß die englische Mittelmeerflotte demgegenüber neue Weisungen erhalten habe.

Sogar unsere „Nordd. Allg. Ztg.", die sonst in der auswärtigen Politik gern den Optimisten spielt, verhehlt jetzt die Besorgnisse nicht. Sie führt aus: Der gesamte Komplex der schwebenden Orientangelegenheit befinde sich jetzt im Zustande völliger Ungeklärtheit; es sei nicht zu bestreiten, daß sich neuerdings Schwierigkeiten eingestellt haben, die den Fortgang der Verhandlungen, von deren Ergebnis die Einberufung der Konferenz abhänge, ernstlich hemmen. Das Gewicht der entstandenen Schwierigkeiten sei im Hinblick auf die beteiligten Faktoren gewiß nicht zu unterschätzen; doch dürfe man die Hoffnung hegen, daß die vermittelnde Haltung der minder beteiligten Mächte sowie das Interesse Europas eine Milderung der verhandenen Gegensätze anbahnen würden.

Natürlich muß man immer noch hoffen. Das Fatale ist nur, daß eine einzige unberechenbare Persönlichkeit das Zünglein an der Wage bildet: König Eduard. An sein persönliches Regiment in der hohen Politik Englands werden wir wiederum erinnert durch die Agitation für weitere Rüstungen gegen Deutschland, die im Gegensatz zu der gegenwärtigen liberalen Regierung zurzeit in England von hoher Stelle aus in Gang gesetzt ist. Lord Roberts, der angesehenste Heerführer, hat im Oberhause den Antrag eingebracht und mit der angeblichen Gefahr einer Invasion von deutschen Truppen begründet: daß zur Sicherung des Landes ein großes Volksheer geschaffen werden müsse. Das Oberhaus hat trotz des Widerstrebens der Regierung den Antrag mit Zweidrittelmehrheit angenommen. Von den jüngsten Friedens- und Freundschaftserklärungen im Deutschen Reichstage, die sogar

Digitized by Google

der Minister des Aeußern sehr dankbar begrüßt hatte, wurde im Oberhause kein Wort gesagt. Wir müssen natürlich den Engländern überlassen, sich soviel Militärlasten aufzuhalsen, als ihnen gefällt. Wir halten es auch nicht für wahrscheinlich, daß die dienstscheue Bevölkerung sich in absehbarer Zeit in das Joch der allgemeinen Militärpflicht stürze — mögen auch die Generäle Roberts und Baden-Powell eine Tournee durch das ganze Land machen. Aber das Unrecht und die Gefahr liegen in der Begründung dieser Forderung. Jeder Sachverständige dort drüben weiß ebensogut wie die Sachverständigen hierzulande, daß die vorgespiegelte Invasion von 200000 deutschen Soldaten ein kompletter Unsinn ist. Bei der Ueberlegenheit der englischen Flotte ist ein solcher abenteuerlicher Vorstoß vollständig ausgeschlossen — abgesehen von der Vorfrage, was denn eigentlich Deutschland veranlassen sollte, einen so außerordentlich gefährlichen Angriff zu versuchen.

In der Tat läuft die ganze Agitation nur darauf hinaus, den Haß der Engländer gegen Deutschland zu verschärfen. Das Volk glaubt, daß Deutschland allein schuld ist an der Erhöhung der Lasten für Heer und Flotte. Auch die Kosten für den Schiffsbau werden fort und fort mit dem Hinweis auf die deutsche Flotte begründet. Die französische und die nordamerikanische Marine übergeht man mit Stillschweigen; dagegen wird immer von neuem der Glaube erweckt, England sei durch den längst bekannten Flottenplan des Deutschen Reiches auf das schrecklichste und böswilligste bedroht; die deutschen Flottenbauten werden unter Fälschung der Zahlen viel größer ausgemalt, als sie wirklich sind, und obendrein wird den Leuten eingeredet, diese Schiffe, die zum Küstenschutz, zum Handelsschutz und zum Kolonienschutz dienen müssen und natürlich für den Fall eines Krieges mit einem kontinentalen Nachbarn gemäß den Erfahrungen früherer Kämpfe ebenfalls notwendig sind, hätten keinen anderen Zweck, als England zu bekämpfen. Es gehört ganz folgerichtig zu dieser Agitation, daß jetzt in einem englischen Blatte wieder der frivole Gedanke auftaucht, den vor einigen Jahren schon ein Seelord ventiliert hatte: einen Präventivkrieg vom Zaune zu brechen und die deutsche Flotte im Keim zu vernichten. Wenn man den Beschluß des englischen Oberhauses und die mannigfachen Erörterungen im Unterhause über den Zweimächtestandard der Flotte zusammenhält und auch die übrigen Erscheinungen (z. B. der von England lancierten Ausbeutung eines angeblichen Interviews des Deutschen Kaisers mit dem Schriftsteller Hale) in Betracht zieht, so muß man leider folgern, daß die Friedlichkeit und Gerechtigkeit in England arg ins Hintertreffen geraten sind, dagegen die Deutschenhetze sich der höchsten Gunst und des üppigsten Wachstums erfreut.

In dasselbe System gehört die Quertreiberei im Südosten Europas. Wenn man Oesterreich schlägt, will man zugleich Deutschland treffen. Nun ist es für das habsburgische Reich und also auch für uns sehr unangenehm, daß gerade jetzt in Prag der Straßenkampf der Tschechen gegen die Deutschen sich so maßlos verschärft und ausdehnt. Handeln die Tschechen auf eigene Faust so, oder stecken dahinter französische Einflüsse? Unangenehm ist es auch, daß die italienischen Studenten für ihre an sich nicht unberechtigte Forderung einer italienischen Universität in Oesterreich eine tumultuöse Demonstration veranstaltet haben, die in dem italienischen Stammlande alle schlummernden irredentistischen Triebe geweckt und den Feinden des Dreibundes Wasser auf die Mühle geliefert hat.

Die Bazillen der Unruhe finden ringsum reiche Nahrung; vielfach sieht man die künstliche Züchtung von Erfolg gekrönt. Das in schwebender Sorge hangende und bangende Europa könnte fast neidisch werden auf den fernen Osten, wo der Thronwechsel im absolutistischen China ohne ernste Störung erfolgt ist und die zeitweilig drohenden Gegensätze zwischen Japan und Nordamerika durch eine friedliche Abmachung vorläufig beigelegt sind. Der Blick auf die gegenwärtige europäische Lage wird für uns Deutsche deshalb besonders unerquicklich, weil wir außer dem Ueberfluß an Feindseligkeit einen argen Mangel an Respekt vor der deutschen Politik wahrnehmen müssen. Fürst Bülow, der so gern von seiner „vollen Verantwortlichkeit" spricht, dieweil sie ungefährlich ist, wird wenigstens vor der Geschichte eine schwere Verantwortlichkeit zu tragen haben für die Vergeudung des moralischen Nachlasses unter seiner Amtsdauer.

Die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers.

Am Mittwoch findet darüber eine Verhandlung im Reichstage statt, die leider für dieses Heft nicht mehr zu verwerten ist. Es sei nur bemerkt, daß der Block aus einer Not in die andere fällt. Die endlich geschlossene allgemeine Besprechung der Finanzreform zeigte schon eine arge Abfallust auf der Linken, und nun gehen in der Frage des Ausbaues der Reichsverfassung erst recht die Ansichten und Interessen auseinander. Aber wird nicht Fürst Bülow renatus mit gewohnter Kunst die Risse zu kitten verstehen? Er denkt gewiß: Ende gut, alles gut — wie am 5. Dezember v. J.!

Der Holzkomment in Oesterreich.

Die Gewalttätigkeiten der Tschechen gegen die Deutschen in Prag sind auf das bitterste zu beklagen: nicht bloß vom Gesichtspunkte der Kultur und der deutsch-nationalen Rechte, sondern auch im Interesse der habsburgischen Monarchie und ihrer gegenwärtig besonders wichtigen, hochpolitischen Aktionskraft. Was als Studentenprügelei anfing, wächst sich bereits zu einer offenen hochverräterischen Demonstration gegen Kaiser und Reich aus; in Prag ertönen jetzt neben Spottversen auf den ehrwürdigen kaiserlichen Jubilar Hochrufe auf Serbien.

Kaiser Franz Josef hat soeben bei dem Empfange der Huldigungsdeputation der aktiven Staatsbeamten sehr schön ausgeführt, der Ausgangspunkt für das Wirken der Beamten müsse das Gesetz sein, nichts als das Gesetz; je reger das Parteileben wäre, desto mehr müßte die Beamtenschaft sich auf parteilose Gesetzlichkeit stützen. Nicht das nationale Gefühl, wohl aber der nationale Widerstreit müßte aus dem Amte verbannt bleiben. In Prag gibt es leider Beamte genug, die das Gegenteil von diesem kaiserlichen Ideal repräsentieren. Die Wurzel des Uebels liegt tiefer und ist weiter verzweigt als der gegenwärtige Konflikt in Prag. Seit Jahren hat die österreichische Beamtenschaft teils aus Schwäche, teils aus Sympathie die Studentenpolitik sich üppig entwickeln lassen. Im Zusammenhang mit dem studentischen Treiben hat sich auch in den anderen Volkskreisen die Sucht entwickelt, auf der Straße selbst zu demonstrieren und die Demonstrationen Andersdenkender mit Hohn und Gewalt zu unterdrücken. Unsere liberale Presse schäumt jetzt über von Entrüstung über die tschechische Roheit und von Mitleid mit den deutschen Märtyrern. Aber wo blieben diese edlen Gefühle, als in Innsbruck, Graz, Wien die katholischen Studenten von ihren liberalen Kommilitonen und deren Anhang schonungslos verprügelt wurden? Es sind jetzt in Prag auch reichsdeutsche Studenten, die zu Gast waren, überfallen, beschmutzt und geschlagen worden. Sehr bedauerlich, aber nicht neu. Die Festgäste der katholischen Korporationen haben in den genannten akademischen Prügelstädten schon mehrfach das gleiche Schicksal gehabt; ja, die Blüte der liberalen „deutschen" Jugend hat sich sogar an Damen vergriffen. Es soll uns freuen, wenn die deutschen Konsuln und Diplomaten jetzt etwas wirksamer für den Schutz der Reichsdeutschen eintreten, als es damals geschah. Und welche schmählichen Gewalttaten haben sich die Teilnehmer am letzten Katholikentag in Böhmen gefallen lassen müssen! Auch die offensichtliche Begünstigung der gewalttätigen Rotten durch das Stadtoberhaupt blieb ungesühnt. Die Beamtenschaft hatte sich längst daran gewöhnt, die Ruhestörer möglichst ungestört zu lassen.

Auf dem Boden der landesüblichen Studentenpolitik ist auch der Konflikt zwischen den italienischen und den deutschen Studenten in Wien erwachsen, der so unliebsam auf die österreichisch-italienischen Beziehungen eingewirkt hat. Aus dem amtlichen Erlaß des Rektors geht klar hervor, daß man es den Studenten nicht übelnimmt, wenn sie in der Hochschule politische Demonstrationen und Prügeleien veranstalten, sondern nur der bedrängten Minderheit den Gebrauch von Revolvern verargt.

Das Schlimmste ist nun, daß die Heldentaten von Studenten und Straßenpublikum sogar den Bestand der Ministerien, das Verhältnis der parlamentarischen Parteien und die ganze Wirksamkeit der Staatsmaschine in Oesterreich entscheidend zu beeinflussen pflegen. Es sollte ein strammes Ordnungsregiment von oben her einsetzen, das unnachsichtlich die Politik von der Gasse verbannt, die aufreizenden Demonstrationen unterdrückt, jeden Gewalttäter ohne Ansehen der Person sofort beim Kragen faßt und vor das Gericht bringt. Man muß sich dort an Deutschland ein Muster nehmen, wo Katholikentage ungestört bleiben, und die Studentenschaft bei aller inneren Gegensätzlichkeit doch die Bänder und Mützen der Andersdenkenden sehen kann, ohne gleich zu faulen Eiern und Knotenstöcken zu greifen. Ordnung und Sicherheit, das ist das erste Erfordernis eines Kulturstaates, — auch außerhalb von Bosnien und der Herzegowina. Die parteilose Gesetzlichkeit mit starker Hand und folgerichtig durchsetzen, bildet eine Grundlage des Friedens.

Digitized by Google

Der Regierungswechsel in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

(Schluß.)

Sofort nach seiner Berufung zum Regierungschef begann Freiherr v. Bienerth mit den Führern jener Parteien zu verhandeln, welche bei Gründung einer Regierungskoalition in Betracht kommen konnten. Es würde viel zu weit führen, wollte ich all die Konferenzen anführen, in welchen Freiherr von Bienerth sich bemühte, die Hindernisse für eine parlamentarische Regierung zu beseitigen. Das Haupthindernis ist das alte Erbübel der konstitutionellen Zeit: der Nationalstreit in Böhmen. Diesen hatte Baron Beck so weit ausarten lassen, daß sich nun beide Parteien, aufgehetzt und gepeitscht von den radikalen Schreiern, in Sackgassen verrannt haben, aus denen sie selbst nicht mehr herauskommen können. Deutschböhmen und Tschechen stellten Forderungen auf, die sich schnurstracks widersprechen, und jeder ihrer Parteiführer verlangte, Freiherr v. Bienerth solle die Erfüllung seiner Wünsche garantieren, bevor seine Partei in die Koalition eintrete. Unmögliches zu verlangen ist noch nie Politik der Vernunft gewesen, und Unmögliches verlangten die Deutschböhmen nicht minder als die Tschechen.

Eine Erschwerung der Bemühungen des Freiherrn v. Bienerth brachten auch die Portefeuilleforderungen der liberalen Parteien auf beiden Seiten. Der Tschechenklub verlangte statt seiner bisherigen zwei Ministersessel deren drei; die Deutschliberalen, welche trotz ihrer numerischen Schwäche und der Unzuverlässlichkeit ihrer Abgeordneten, sogar drei Minister gestellt hatten, waren mit dieser Zahl auch noch nicht zufrieden, und um den Portefeuillehunger dieser beiden liberalen Gruppen befriedigen zu können, mutete man den Christlichsozialen, welche sich als stärkste Partei mit den bisherigen zwei Portefeuilles begnügten, zu, sie sollten mit anderthalb Ministern zufrieden sein: mit einem Ressortminister und einem Minister ohne Portefeuille. Daß die christlichsoziale Partei auf eine solche Zumutung nicht eingehen konnte, war um so selbstverständlicher, als sie in ihren Forderungen sehr bescheiden war und sich an dem Portefeuilleschacher nicht beteiligte.

Diese anerkannte Genügsamkeit seiner Partei ermöglichte es dem Abg. Dr. Lueger, sich als Vermittler anzutragen. Er hatte dabei seine ganze Partei geschlossen hinter sich, denn diese wollte die Bildung einer Beamtenregierung auf alle Fälle verhindern. Hauptsächlich wegen Ungarn. Dort ist die Regierung aus Parlamentariern gebildet, welche rücksichtslos ihre Parteizwecke verfolgen, selbst wenn diese zur Zertrümmerung der Reichseinheit führen müssen. Einer solchen Regierung gegenüber, welche im Parlament durch eine große Mehrheit eine sichere Rückendeckung hat, spielt ein Beamtenministerium eine klägliche Rolle, mag es auch aus den tüchtigsten, pflichteifrigsten und staatstreuesten Männern zusammengesetzt sein. Daraus folgt aber, daß Zisleithanien ein parlamentarisches Ministerium haben muß, solange ein solches in Ungarn die Regierung führt. Der Richtigkeit dieser Auffassung konnten sich die anderen Parteiführer nicht verschließen, ebensowenig den Darlegungen des designierten Ministerpräsidenten, der nachdrücklich darauf hinwies, daß die außerpolitische Lage ein im Innern beruhigtes Reich gebieterisch verlange — aber mit den nationalen Hitzköpfen Böhmens war nichts auszurichten. Freiherr von Bienerth drohte im offiziösen „Fremdenblatt" mit absolutistischer § 14-Regierung und malte die Auflösung des Reichsrates, welche ausschließlich auf Kosten der Deutsch- und Tschechischliberalen gehen würde, an die Wand — es half nichts: die Tschechen und die Deutschböhmen blieben bockbeinig. Da griff Baron Bienerth zum letzten Mittel: er lud die Parteiführer zu einer Konferenz zusammen, welche am Freitag den 13. November geschlagene 18 Stunden dauerte. Dr. Lueger, Dr. Geßmann, Dr. Weiskirchner und die Polen gaben sich alle erdenkliche Mühe, wenigstens einen Waffenstillstand (Prinz Liechtenstein nannte ihn treuga dei) auf sechs Monate zu schließen; man solle Baron Bienerth beauftragen, innerhalb sechs Wochen ein Sprachengesetz vorzulegen, und dieses solle innerhalb sechs Monaten zur Sanktion kommen — alles umsonst: Tschechen und Deutschböhmen, welch letzteren die Alpendeutschen nur unwillig Gefolgschaft leisteten, gaben nicht nach, wichen um kein Jota von ihren Forderungen ab. Um halb 4 Uhr früh ging man unverrichteter Dinge heim.

Die natürliche Folge war, daß an Stelle eines parlamentarischen Koalitionsministeriums nun doch ein Beamtenkabinett trat, dem drei Landsmannminister, ein deutscher, ein polnischer und ein tschechischer, beigegeben wurden, welche einerseits die Regierung in ihren nationalpolitischen Aktionen kontrollieren, anderseits den Verkehr der Regierung mit den Parlamentsparteien vermitteln sollen.

Daß das Ministerium Bienerth nur ein Uebergangsministerium sein soll, geht klar und deutlich aus dem Handschreiben hervor, mit welchem der Kaiser Freiherrn v. Bienerth die Ministerpräsidentschaft überträgt. Darin heißt es — ein Novum in Oesterreich —, daß der Ministerpräsident beauftragt werde, seine Bemühungen, eine regierungsfähige parlamentarische Parteienkoalition zu bilden, mit Eifer fortzusetzen. Der Kaiser selbst hält also für das jetzige Oesterreich eine parlamentarische Regierung für eine Notwendigkeit und akzeptiert damit den von Dr. Lueger vertretenen, aber leider nicht durchgesetzten Standpunkt. Soll aber eine solche Regierung zustande kommen, so muß eine Parteienkoalition ohne die Fehler der Beckschen geschaffen werden. Diese Fehler bestanden hauptsächlich darin, daß die an der Koalition beteiligten Parteien nicht ihrem Kräfteverhältnis entsprechend in der Regierung vertreten waren; so hatten z. B. die kaum ein Dutzend Mann starken Deutschliberalen einen Minister (Marchet), die im Deutschnationalen Verbande vereinigten fünf Dutzend Abgeordneten 2 Minister, während die acht Dutzend Mann starken Christlichsozialen auch nur zwei Minister stellten. Dieses Verhältnis wurde oft noch ein viel ungerechteres, weil die deutschnational-liberalen Abgeordneten bei wichtigen Abstimmungen ihre eigenen Parteiminister im Stiche ließen. Der zweite Hauptfehler bestand in der Programmlosigkeit, welche an dem Nichtzustandekommen des Sprachengesetzes in erster Linie Schuld trägt.

Diese Programmlosigkeit hat auch jene empörenden Skandale mitverschuldet, deren Schauplatz am 23. November die Wiener Universität war. Italienische Studenten demonstrierten mit dem Singen des Garibaldi-Liedes, mit irredentistischen Rufen, mit Verhöhnung der Deutschen für eine italienische Universität in Triest, und als sich die deutschen Studenten gegen solche Provokationen auf dem Boden einer der ältesten deutschen Hochschulen zur Wehr setzten, schossen die Italiener mit Revolvern auf ihre deutschen Kommilitonen, schlugen mit Totschlägern und Schlagringen drein, bis endlich die Polizei Ordnung machen konnte — auf akademischem Boden. Diese italienische Universitätsfrage verdient eine eigene Besprechung, welche ihr demnächst zuteil werden soll; hier sei nur soviel festgestellt, daß sie allem Anscheine nach den Garibaldianern und Irredentisten einen sehr willkommenen Anlaß bot, der österreichischen Regierung in diesen schwierigen Zeiten auch italienischerseits Verlegenheiten zu bereiten. Die jetzt in der italienischen Presse gegen Oesterreich betriebene wüste Hetze gründet sich auf der absichtlichen Wahrheitsschändung, daß die armen italienischen Studenten von den Deutschen überfallen worden seien. Hatte doch am Abend vorher bereits der „Secolo" angekündigt, morgen werde es zu schweren Ausschreitungen zwischen italienischen und deutschen Studenten in Wien kommen. Woher wußte man das im „Secolo", wenn die empörenden Krawalle nicht von Italien aus vorbereitet und ins Werk gesetzt wurden? Es ist selbstverständlich, daß der jetzige provisorische Leiter des Unterrichtswesens eine so schwierige Angelegenheit nicht im Handumdrehen bereinigen kann; wohl aber hätte der Beckschе Unterrichtsminister das längst tun können und sollen, wenn die Herren Marchet und Beck ein bestimmtes Regierungsprogramm gehabt hätten.

Eine neue parlamentarische Koalition muß also folgende Grundlagen haben, wenn sie Bestand haben will: ein bestimmtes Arbeitsprogramm, genau festgelegte Richtlinien für das Zusammenarbeiten der Abgeordneten aus den Sudetenländern und eine gerechte Vertretung der Parteien nach ihrer Stärke in der Regierung. Außerdem wäre es wohl sehr erwünscht, daß die Parteien dem Regierungschef eine Vollmacht zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung garantierten; die Ereignisse in Wien, in Böhmen und Krain müssen einen solchen Wunsch als Zwangsnotwendigkeit erscheinen lassen. Hoffentlich gelingt es dem Ministerpräsidenten noch im alten Jahre, diese Grundlagen einer neuen parlamentarischen Regierung zu schaffen; sie würden auch das schädliche Institut der sog. Landsmannminister entbehrlich machen, ein mehr zur pensionsberechtigten Versorgung von Parteigrößen, als zur fruchtbringenden Arbeit geschaffenes Institut, welches bisher viel mehr nationale Konflikte geschaffen und vergrößert, als gemildert und beigelegt hat. Bei dieser Arbeit begleiten Freiherrn v. Bienerth, an dessen Integrität niemand zweifelt, die Segenswünsche der österreichischen Völker, und wenn es ihm gelingt,

Digitized by Google

die befristeten Regierungsvorlagen (Einverleibung Bosniens, Budgetprovisorium, Handelsverträge mit Serbien und Rumänien) ohne Anwendung des § 14 rechtzeitig im Reichsrate zu erledigen, so wird man ihn auch gerne an der Spitze der neuen parlamentarischen Koalitionsregierung sehen.

Die Reichsfinanzreform.

Von

Regierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

II.[1])

Die erste Beratung der Gesetzentwürfe, welche die Aufgabe haben, die Reform der Reichsfinanzen in die Wege zu leiten, ist im Reichstage beendigt. Grausam wurde das buntfarbige Steuerbukett des Reichsschatzamts von allen Rednern zerpflückt. Mit großem Eifer war Staatssekretär Sydow ins Zeug gegangen, in fast vierstündiger einleitender Rede hatte er versucht, der Volksvertretung seine Vorschläge schmackhaft zu machen. Jeden einzelnen der ersten Redner aus dem Hause suchte er sofort zu widerlegen, mußte aber gar bald das Vergebliche seines Beginnens einsehen, denn mit der Zahl der Redner stieg auch die Entschiedenheit der Absage gegenüber seinen wichtigsten Steuerprojekten. Und so beschied er sich dann im weiteren Verlaufe der Dinge mit der Rolle des stummen Zuhörers, und nur sein Mienenspiel verriet zuweilen, wie wenig ihm das grausame Spiel zusagte. „Fallen seh' ich Zweig auf Zweig", jeder Tag brachte neue Enttäuschungen.

Ein mit den parlamentarischen Verhältnissen weniger Vertrauter mochte wohl aus diesen Verhandlungen den Eindruck gewinnen, daß das Schicksal dieser Reform bereits besiegelt sei. Herr Sydow aber ist kein Neuling auf dem Parkett des Reichstags, deshalb weiß er, daß die Würfel über solche Vorlagen niemals bei der ersten Lesung fallen, daß die Entscheidung vielmehr bei der Kommission liegt, die über die Gesetzentwürfe zu beraten haben wird. Und dieses Bewußtsein mag ihm wohl in den letzten Tagen hinweggeholfen haben über so manche schlimme Stunde. Das Ergebnis der Kommissionsberatung jetzt schon auch nur mit annähernder Sicherheit voraussagen zu wollen, wird wohl niemand versuchen. Immerhin werden aus den Ausführungen der Redner der verschiedenen Parteien doch gewisse Schlüsse gezogen werden können auf das vermutliche Schicksal einzelner Steuervorschläge.

Die Nachlaßsteuer mit der Heranziehung der an Kinder und Ehegatten fallenden Erbschaften sowie auch die Beschränkung des Intestaterbrechts zugunsten des Reichsfiskus auf die nächsten Seitenverwandten dürften wohl keine Aussicht auf Entgegenkommen seitens des Reichstags haben. Gegen die Nachlaßsteuer haben sich mit aller Entschiedenheit die Konservativen und das Zentrum ausgesprochen, aber auch die Freikonservativen, die Wirtschaftliche Vereinigung und die Nationalliberalen haben schwere Bedenken gegen dieselbe geäußert.

Auch die Heranziehung des Branntweins in der Form des vorgeschlagenen Handelsmonopols dürfte als abgetan zu betrachten sein. Sie hat lediglich in den Reihen der Konservativen und bei einem Teil der Nationalliberalen Freunde gefunden. Das Zentrum, die Freikonservativen und der Rest der Nationalliberalen halten die stärkere Heranziehung des Branntweins als Steuerobjekt im Prinzip für möglich und wünschenswert, aber nicht in der Form des Monopols, sondern auf dem Wege einer reinen Fabrikatsteuer, unter Beseitigung der Maischbottichsteuer und der Brennsteuer. Die linksliberalen Parteien und die Sozialdemokraten verwarfen jede Erhöhung der Branntweinsteuer, sie lehnen deshalb auch das Monopol ab und verlangen nur die Abschaffung der sogenannten „Liebesgabe". Wenn nach dieser Haltung der Parteien das Reichsschatzamt noch Wert auf die Heranziehung des Branntweins legt, wird es gut daran tun, so bald wie möglich eine neue Branntweinsteuervorlage auszuarbeiten auf der Grundlage der reinen Verbrauchssteuer.

Auch die Besteuerung von Elektrizität und Gas wird als abgelehnt betrachtet werden können, wenigstens soweit diese als Kraftquellen für Maschinenbetrieb usw. in Betracht kommen. Das Zentrum und die linksliberalen Parteien, aber auch die Sozialdemokraten und ein Teil der Konservativen und der Nationalliberalen lehnen eine solche Besteuerung ab. Es besteht aber in fast allen bürgerlichen Parteien Geneigtheit, Elektrizität und Gas, soweit sie als Lichtquellen Verwendung finden, zur Steuer heranzuziehen; allerdings werden die vorgeschlagenen Steuersätze für Beleuchtungsvorrichtungen dabei wohl noch genau geprüft und zum Teil ermäßigt werden müssen.

Daß der Tabak nicht in der Form der Zigarrenbanderolensteuer wird herangezogen werden, scheint ebenfalls bereits festzustehen. Gegen diese Form der Besteuerung sprachen sich die Konservativen, die Wirtschaftliche Vereinigung, das Zentrum, die Nationalliberalen und die linksliberalen Parteien, selbstverständlich auch die Sozialdemokraten aus. Nur ein Teil der Freikonservativen scheint diesem Steuervorschlag geneigt zu sein. Das Zentrum hat durch seinen Redner erklären lassen, daß es eine höhere Belastung des Tabaks für angängig halte, aber nur in der Form einer allgemeinen Erhöhung der bestehenden Gewichtssteuer und des Eingangszolls unter gleichzeitiger Erhebung eines Wertzuschlags für höherwertigen Tabak. Dieser Gedanke, dessen Durchführung allerdings nicht unerhebliche technische Schwierigkeiten bieten wird, scheint auch Aussicht auf Verwirklichung zu haben.

Die Steuer auf Flaschenweine wird wegen der zu erwartenden schädlichen Rückwirkung auf den ohnehin nicht auf Rosen gebetteten deutschen Winzerstand abgelehnt vom Zentrum, einem Teil der Konservativen und der Nationalliberalen und von der linksliberalen Fraktionsgemeinschaft, ebenso auch von den Sozialdemokraten. Die Aussichten dieses Steuervorschlags stehen also ebenfalls nicht günstig. Eine eventuelle Ablehnung desselben wird aber keine große Bedeutung für das ganze Reformwerk haben, da das Erträgnis mit 20 Millionen wenig ins Gewicht fällt und zudem noch reichlich hoch veranschlagt ist. Die vorgeschlagene Erhöhung der Schaumweinsteuer wird wohl keine Schwierigkeiten haben, aber finanziell ebenfalls nur wenig bedeuten.

Die Inseratensteuer hat in der vorgeschlagenen Form keine Aussicht auf Annahme. Die Vertreter sämtlicher Parteien, auch derjenigen, welche im Prinzip einer Besteuerung der Inserate geneigt wären, haben sich gegen diese Form ausgesprochen. Im Interesse der Freiheit und Unabhängigkeit der Presse ist diese einstimmige Ablehnung nur zu begrüßen. Prinzipiell ablehnend gegen jede Inseratensteuer haben sich die linksliberalen Parteien, die Sozialdemokraten und ein Teil der Nationalliberalen ausgesprochen. Auf welcher Grundlage schließlich hier eine Einigung zu erzielen ist, steht noch dahin. Jedenfalls wird das Zentrum einer Besteuerung der Inserate nur dann zustimmen können, wenn bei derselben im wesentlichen nur die eigentlichen „Inseratenblätter" getroffen werden und die gesamte sogenannte „kleine Presse" freigelassen wird.

Die Besteuerung der Plakate und der Reklamen überhaupt findet im Reichstag viele Sympathien, und an deren Annahme ist wohl nicht zu zweifeln.

Ebenso wird wohl die Erhöhung der Brausteuer trotz des Widerspruchs der Linksliberalen und der Sozialdemokraten eine Mehrheit im Reichstag finden. Allerdings erscheint die vorgeschlagene Staffelung der Steuersätze den kleinen und mittleren Betrieben keinen genügenden Schutz gegen die Konkurrenz der Großbetriebe zu bieten; sie wird, soll dieser Zweck erfüllt werden, wohl nach unten etwas verstärkt werden müssen. Für den Fall der Erhöhung der Brausteuer nach den vorgeschlagenen Sätzen wird für den bayerischen Etat eine Mehrbelastung von etwa 12 Millionen erwachsen, die als Ausgleichungsbetrag an das Reich abzuführen sind.

Als abgelehnt kann schließlich auch noch gelten der Vorschlag, die Matrikularbeiträge nach oben durch Festsetzung einer Höchstgrenze zu binden. Nach den entschiedenen Erklärungen der verschiedenen Parteien wird der Reichstag auch diesmal einer solchen Einschränkung seines Budgetrechts nicht zustimmen.

Nicht sehr ermutigend für den Reichsschatzsekretär ist das Bild, das hier in kurzen Strichen als das Ergebnis der bisherigen Verhandlungen des Reichstags über die Finanzreform entworfen wurde, und die frohe Zuversicht, mit welcher er mit seinen Vorschlägen an die Oeffentlichkeit trat, mag wohl längst zweifelnder Befürchtung gewichen sein. Und wenn nicht alle Anzeigen trügen, wird auch die Kommissionsberatung nicht ohne Enttäuschungen für ihn bleiben.

[1]) Vgl. Nr. 47 S. 783 ff.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Digitized by Google

Moderner Index der Theologie des Freisinns.

Von Martin Probst.

Der frei-protestantische Bremer Pastor Kalthoff schreibt über „Das Zeitalter der Reformation" (Jena 1907; S. 20 ff.): Luther konnte „nicht schnell genug — statt des alten einen neuen Papst aufrichten", und in seiner Kirche glaubt man an seine Pastoren, seine Bibel oder seinen Katechismus, — verehrt seinen Kirchenpapst und Staatspapst, seinen Parteipapst und Hauspapst". Dieser „Parteipapst" des alten, Wittenberger Reformators scheint auch beim modernen Berliner Reformator des Christentums nicht ausgestorben zu sein, welcher Luther vorgeworfen hat: „Er hat nicht reinen Tisch gemacht; er fordert — Unterwerfnng unter das ‚Es steht geschrieben'". Bei den Reformationskirchen „schlich sich ebenfalls unter der Hand der Gedanke ein: Wir — sind die wahre Kirche — weil wir die rechte ‚Lehre' haben" (Harnack, „Das Wesen des Christentums", Leipzig 1900, S. 183 ff.). Dieselbe unbedingte Unterwerfung, zwar nicht unter die rechte Lehre eines kirchlichen Bekenntnisses, aber unter die Diktatur des Meisters der „kritischen Reduktion" des Christentums unter der Flagge „voraussetzungsloser Wissenschaft" fordert Harnacks „freisinnige" Theologenzunft. Zu diesem Zwecke verschmäht sie nicht einmal das „mittelalterliche" Zwangsmittel des index librorum prohibitorum; sie wendet es nur in zeitgemäß verfeinerter Form an, wie man sie den bösen Jesuiten in die Schuhe zu schieben pflegt: durch Ausschluß unbequemer gegnerischer Werke von der literarischen Besprechung.

Wir wollen nicht weiter davon reden, daß an ein solches modernes Indizierungsverfahren von seiten „freisinniger" Theologen gelehrte Jesuiten wie P. Leopold Fonck bereits ganz gewöhnt sind — nicht einmal ordentliche deutsche Hochschulprofessoren sind davor sicher. Der Münchener Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz hat in seinem von Dr. Michael Eberhard in Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau" ds. Js. als „Ein Buch für alle Gebildete" empfohlenen neuesten Werk „Das Evangelium vom Gottessohn" ein das Tageslicht der „Modernen" nicht vertragendes Verbrechen begangen. Er hat jenes „freisinnige Christentum", welches nach Kalthoffs schlagender Kritik (Die Religion der Modernen, Leipzig 1905, S. 290 ff.) „weder Christentum noch freier Sinn" ist, das Christentum ohne Christus, die Freidenkerreligion Harnacks vom gütigen Vatergott, einer vernichtenden Kritik, zumeist aus moderner Gegner Mund, unterzogen. Der Direktor eines Priesterseminars außerhalb Münchens hat, wie wir hören, dem Verfasser vorausverkündigt: Diese Veröffentlichung wird „einschlagen". Sie hat bereits eingeschlagen, und es mußte so kommen; denn Harnacks Schule fordert blinde Unterwerfung unter des Meisters ‚Es steht geschrieben': „Nicht der Sohn, sondern . . . der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein" (Wesen des Christentums, S. 91). In der „wissenschaftlichen" Theologie Harnacks gilt bloß dessen „Bibel" und „Katechismus" zugleich, nämlich sein „Wesen des Christentums". Dessen gründliche Widerlegung durch den Münchener Apologeten hat der „Theologischen Literaturzeitung" einen Schlaganfall mit vollständiger Lähmung verursacht. Sie hat der Herderschen Verlagsbuchhandlung das ihr übersandte Rezensionsexemplar des „Evangeliums vom Gottessohn" zurückgesandt als „zur Besprechung nicht geeignet", natürlich, weil sie sich zur Widerlegung nicht „geeignet" fühlte, und ihr darum kein anderes Mittel übrig blieb, als dasselbe auf den modernen Index der für die „voraussetzungslose Wissenschaft" verbotenen theologischen Bücher zu setzen. Also dekretiert der freisinnige „Parteipapst".

Als seinerzeit Zolas Roman „Rom" vom römischen Papst auf den Index gesetzt wurde, bemerkte hierzu der atheistische Literaturkritiker Sarcey: „Wenn schon meine eigene Kritik in der Literatur vielen Leuten wie eine oberste Entscheidung gilt, warum sollte das gerade am Papst so ungeheuerlich erscheinen? Mein Streben geht dahin, den guten Geschmack in der Literatur zu schützen, des Papstes Streben aber geht dahin, den wahren Glauben zu schützen." — Des Berliner „Parteipapstes" Streben geht weder dahin, den wahren Glauben zu schützen, noch den guten Geschmack in der eigenen Literatur. Es spricht geradezu Hohn dem Prinzip des „Hauspapstes" in der eigenen Theologie, dem „guten Geschmack" jeder persönlich lebendigen, wissenschaftlichen Ueberzeugung vom Standpunkt der „freien Forschung" aus Rechnung zu tragen — und das in der tonangebenden „Theologischen Literaturzeitung"!

Zur Münchener Gemeindewahl.

Von

Oberinspektor Hans Abel.

Nun die Schlacht geschlagen ist, zu deren Eröffnung in der „Allgemeinen Rundschau" kurz Stellung genommen war, dürfte ein Rückblick auf den Verlauf und Ausgang des Wahlkampfes wohl angezeigt erscheinen.

Wie an erwähnter Stelle bereits angedeutet wurde, begegnete die Aufstellung der Kandidatenliste für das Zentrum mancherlei Schwierigkeiten, die nicht zum wenigsten infolge einer eigenartigen Auffassung von den Rechten und Pflichten ausscheidender Gemeindebevollmächtigter gegenüber der Partei bzw. der statutgemäßen Vertretung derselben, nämlich dem Zentralausschuß des „Vereins der Zentrumswähler Münchens", hervorgerufen wurden. Im Interesse der Ordnung und der auf das neue Organisationsstatut und Gemeindewahlprogramm begründeten Einheit und Geschlossenheit innerhalb der Partei durfte diesen Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten nicht aus dem Wege gegangen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß die persönlichen oder durch Bezirksinteressen dazu bestimmten Freunde und Verteidiger der nicht mehr mit einer Kandidatur betrauten bisherigen Gemeindebevollmächtigten Gewehr bei Fuß verharren oder gar in das feindliche Lager abschwenken würden. Es muß leider konstatiert werden, daß die Münchener Zentrumspartei infolge dieser Unstimmigkeiten weder in der Zeit des vorbereitenden Wahlkampfes noch am Tage der Wahl selbst jene Einmütigkeit bekundete, welche zu einem vollen Siege unbedingt erforderlich gewesen wäre.

Der tatsächlich errungene „Achtungserfolg" — von 20 Mandaten erhält die Partei nur 6, während die Liberalen 7, die Sozialdemokraten 6, der Hausbesitzerverein 1 von Hause aus demokratischen Kandidaten durchsetzten — kann und soll indes mit der Disziplinwidrigkeit der offenen und verstekten Gegner innerhalb der Partei keineswegs entschuldigt oder beschönigt werden. Wir müssen tiefer blicken und offen und ehrlich genug sein, um uns selbst die Wahrheit, die vielleicht manchem herb und bitter vorkommen mag, klar vor Augen zu halten.

Dem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht verborgen bleiben, daß immer nur die gleichen Redner — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — in die Schanzen treten mußten, um in den verschiedenen Bezirksversammlungen die unbedingt erforderliche Aufklärung über das neue Wahlgesetz, über das neue Wahlprogramm, über Ziel und Richtung unserer Gemeindepolitik usw. zu geben. Wo waren und blieben unsere Abgeordneten, unsere Gemeindebevollmächtigten, ja selbst die alten und neuen Kandidaten? Wäre es nicht Aufgabe, ja sogar Pflicht und Ehrensache eines jeden von ihnen gewesen, einen der wichtigsten und exponiertesten Posten der Partei im ganzen Lande verteidigen zu helfen? Wo waren und blieben auch während des ganzen Wahlkampfes die besseren und gebildeten Stände? Hatten sie keine Zeit, um in den Versammlungen zu erscheinen, oder verstanden und wußten sie es nicht, worum es sich handelte? Nun, man ist es in München gewöhnt, daß die Arbeit, die mühevolle, sauere und undankbare Arbeit, gerne anderen überlassen wird, wenn nur das Recht der Kritik unangetastet bleibt. In München ist ja auch nichts zu holen, und Mandate gibt es draußen im Lande um geringere Mühen.

Mit der Arbeitsfreudigkeit hält die finanzielle Opferwilligkeit in München gleichen Schritt. Während die Sozialdemokraten sich rühmen konnten, in diesem Wahlfeldzuge 52000 ℳ für die Erwerbung des Bürgerrechts verausgabt zu haben, durften die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" mit Recht auf die beschämende Tatsache aufmerksam machen, daß die Sammlung des führenden Münchener Zentrumsorgans zum Wahlfonds der Partei (neben der allerdings die von der Parteileitung direkt veranstaltete Sammlung einherging) bis zum Wahltage noch nicht einmal die Summe von 50 ℳ erreicht hatte. Und doch hat man auch in unseren Münchener Kreisen gerne eine offene Hand, wenn es sich nicht um Parteizwecke, sondern etwa um glänzend auszustattende Gesellschaftsräume handelt, die an sich gewiß auch zur Hebung unseres Ansehens beitragen können. Aber das eine tun und das andere nicht lassen! Wie haben sich doch in München die Zeiten und die Menschen geändert! Die Nachkommen und Nachfolger jener, die der Partei mutige Führer und opferwillige Förderer waren, glauben das Ererbte dadurch zu erwerben und zu besitzen, daß sie von dem

Digitized by Google

neuen Heim den alten Geist möglichst fernzuhalten suchen. So darf es nicht mehr weitergehen, wenn die Kluft zwischen dem Groß der Partei und denen, welche die geistige Elitetruppe bilden sollten, nicht noch größer und schließlich unüberbrückbar werden soll. Diejenigen haben ein Recht und die Pflicht, dies offen herauszusagen, die den Weg zu gemeinsamer Arbeit angebahnt und geöffnet haben.

Ueber Parteiverhältnisse zu sprechen und dabei die Parteipresse nicht zu erwähnen, ist in München nachgerade zur Unmöglichkeit geworden. Wo findet sich auch eine zweite Stadt, die ähnlich gelagerte Verhältnisse aufzuweisen hätte? Fünf Sechstel der Bevölkerung bekennen sich zu dem katholischen Glauben; sehr viele Tausende sind treue Freunde der Zentrumspartei, und dennoch rangiert die Zentrumspresse ihrer Verbreitung und ihrem Einflusse nach an letzter Stelle in der Reihe der politischen Tageszeitungen. Kein Wunder, wenn die Partei trotz aller Organisation und Agitation in München nicht mehr hochkommen kann; den kleinen und schwachen Verteidigern stehen rücksichtslose Angreifer von mindestens zehnfacher Stärke gegenüber. Auch diese Tatsache muß bei objektiver Würdigung der letzten Wahlergebnisse mit in Betracht gezogen und bei allen Besserungsversuchen und Verbesserungsvorschlägen in erster Linie berücksichtigt werden.

Bei diesen Versuchen und Vorschlägen sollte man aber einmal von der bisherigen Uebung lassen, die Presse nur ob ihrer Gesinnung zu empfehlen. Auch auf dem von dem Katholischen Preßverein eingeschlagenen Wege werden wir nichts erreichen, sondern nur eine weitere Zersplitterung unserer Kräfte herbeiführen. Was hilft es auch, dem Leser ein gutes Buch in die Hand zu geben, aus dem er nur gelegentlich geistige Nahrung oder Erholung schöpfen kann, ihm aber die täglich zweimalige Lektüre eines gegnerischen Blattes zu belassen? Die Tageszeitung ist zudem für allzuviele die einzige Lektüre und Belehrungsquelle. Sollen die Münchener Preßverhältnisse unserer Partei zum besseren gewendet werden, dann ist mehr an den Verstand als an das Gefühl zu appellieren. Ein bei aller Prinzipientreue und Sittenstrenge hochstrebender, im guten Sinne moderner und weitblickender Geist, gepaart mit einem durch keinerlei Nebenrücksichten gehemmten großzügigen Betriebe, walte über der Münchener Zentrumspresse. Ohne eine breitere finanzielle Basis kann allerdings die beste Redaktion und die leistungsfähigste Geschäftsleitung nicht vom Fleck kommen. Alles Räsonieren und Kritisieren über das Münchener Preßelend hilft solange nichts, als nicht endlich das Sprichwort beherzigt wird: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott."

Eine Heimstätte für die christliche Studentin.

Von

Frau Ellen Ammann, München.

Der Notruf über „die Vereinsamung der christlichen Studentin" [1] soll nicht unbeachtet verhallen. Die katholische Frauenbewegung hat in Deutschland eine Organisation ins Leben gerufen, die sich, über die meisten großen Städte ausbreitend, immer klarer und zielbewußter entwickelt. Der Frauenbund sieht in der Studentin eine Hauptstütze, welche in Zukunft die Bewegung wissenschaftlich vertiefen und vervollkommnen soll; gehört sie doch zu den glücklichen, die ihre Kraft nicht in Pionierarbeit erschöpfen müssen, sondern in Ruhe studieren, sich ausbilden können für Spezialgebiete.

Die Studentin kämpft am tapfersten gegen Vorurteile verschiedenster Art, sie leistet die geistige Arbeit, die sie vorbereitet auf einen ernsten, schweren Lebensberuf. Sie wird als Lehrerin unsere Jugend führen, als Aerztin, Nationalökonomin, als Juristin für unser Volk wirken. Darum darf die christliche Studentin nicht vereinsamt ihren schweren Weg gehen. Sie hat Anspruch auf die Mithilfe des Frauenbundes, auf moralischen Rückhalt und praktischen Beistand dieser Organisation.

Darum mögen die Studentinnen Verbindung suchen mit dem Frauenbund. Beide Teile werden durch Gedankenaustausch und freundschaftlichen Verkehr gewinnen. Im Interesse des Frauenbundes liegt es, studierende und studierte Frauen als Mitarbeiterinnen zu finden — im Interesse der Studentinnen, daß die großen Frauenorganisationen hinter ihnen stehen und für sie eintreten, wo es not tut.

[1] „Allgemeine Rundschau" Nr. 48, S. 898.

Aus diesem Gedanken heraus lud der Münchener katholische Frauenbund [2] im Herbste dieses Jahres die Studentinnen ein, sich bei ihm zu vereinigen. Nicht organisieren will er sie — es ist ihre eigene Sache, christliche Studentinnenvereine zu schaffen —, aber ihnen eine Heimstätte bereiten, wo sie mit einander Fühlung nehmen können und in Verbindung bleiben mit „der katholischen Intelligenz". Was er ihnen bietet, ist nur bescheidener Anfang, aber ein warmer, herzlicher Willkommruf. Soviel in seinen Kräften steht, will er ihnen neben Auskunft jeglicher Art beim Aufsuchen eines geeigneten Heims seinen Wohnungsnachweis zur Verfügung stellen, — sie auf Wunsch einführen in alle sozialen und caritativen Einrichtungen und Bestrebungen Münchens, — ihnen sein Lesezimmer öffnen, wo besonders alle Zeitschriften und Fachblätter für in- und ausländische Frauenbewegung zu finden sind, — ihnen den Zutritt gewähren zu all seinen Versammlungen und Vorträgen — und ihnen endlich in bescheidenem Rahmen Familienanschluß und Verkehr mit Gleichgesinnten bieten.

Bleibt der Studentin Zeit zu eigener sozial-caritativer Wirksamkeit, so kann sie je nach Veranlagung ein Feld der Tätigkeit finden im Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, wo keine finanziellen Opfer gefordert werden, nur ein sozial fühlendes Herz, sie kann sich betätigen in der Arbeitsvermittlung des Frauenbundes, in den Patronagen für jugendliche Arbeiterinnen, im Elisabethenverein usw. Anderweitige Anregungen würden sich mit der Zeit naturgemäß ergeben.

Was in München begonnen ist, soll auch in anderen Städten angebahnt werden, damit überall, wo der Frauenbund wirkt, er werde zu „einer Heimstätte für die christliche Studentin".

[2] Sekretariat des Münchener katholischen Frauenbundes, für Studentinnen geöffnet Montag und Freitag von 10–12 Uhr.

Müde vom Spiel.

Es trippeln zwei Beinchen vor der Tür,
Die wollen zu mir herein.
Ein Stimmchen flüstert für und für:
„Hier bin ich, o laß' mich ein!"
Zwei Händchen, ohne Rast und Ruh,
Die pochen und klopfen den Takt dazu.

Ei Gottwillkommen, mein Herzenskind,
Sag schön, wo kommst du her?
Weht draußen im Garten ein kühler Wind?
Freut dich dein Spiel nicht mehr?
Willst du ein Weilchen still und warm
Geborgen ruhen in meinem Arm?

„Ich bin des Singens und Spielens satt,
Die Müdigkeit wurde groß,
Meine Beinchen sind vom Laufen matt,
Will rasten auf deinem Schoß,
Mich an dich schmiegen in guter Ruh —
Erzähle mir Märchen, ich höre zu!

Erzähle mir jetzt von dem Meisterdieb
Und von Rotkäppchens banger Fahrt,
Vom Schneewittchen schön. Schneewittchen lieb
Und vom König Drosselbart!
Erzähl mir vom Rumpelstilzchen klein,
Und wie es sich ausriß sein linkes Bein!"

Und wenn ich dir alles berichtet hab,
Ist's wohl mit der Ruhe vorbei?
Dann springst du von meinem Schoß herab
Und stürmst in den Garten, hophei!
Dort winken der blühendsten Blumen so viel,
Die locken dich alle zu neuem Spiel!

„Wohl pflück ich die Blumen mir alle zum Strauß,
Wohl wind ich mir einen Kranz,
Ich sehe ja dann wie die Königin aus
Und geh zu des Königsohns Tanz!
Doch lief ich auch fort, ich bleibe dir gut,
Mein Herzlein, das ließ ich bei dir in der Hut."

Anna v. Krane.

Digitized by Google

Handel-Mazzettis „Deutsches Recht".

Die neue Fassung des „Volkssanges aus Stadt Steyr".

Von

Johannes Eckardt, Wien.

Inhaltlich mag die klassische Dichtung „Das Deutsche Recht", welche uns die Schöpferin des größten epischen Kunstwerkes unserer Tage, die gestaltungskräftige Meisterin des „Jesse und Maria", im Vorjahre gab, bekannt sein. Der Jubel, mit dem der „Volkssang aus Stadt Steyr" begrüßt wurde, die offene Anerkennung literarisch gebildeter Kreise, die zahlreichen Vorlesungen der Dichtung — Eduard von Possart trägt sie auf seiner Herbsttournee vor — lassen mich dies erhoffen. Es liegt mir nur daran, einleitend zu sagen, daß die beiden Motive des „Deutschen Rechtes" von Handel-Mazzetti aus dem Sagenschatze genommen und auf steyrischem Boden lebend wurden. Das Motiv vom Zauberschlafe lebt in Dornröschens, Schneewittchens, Brunhilds Geschichte, in den Legenden von den sieben Schläfern und kam wohl am tiefsinnigsten und zartesten in einem indischen Märchen zum Ausdrucke: das erzählt von einer Prinzessin, deren Seele am Meeresgrunde ruht; wer das Königskind gewinnen will, muß vorerst die Seele holen. — Und das andere Motiv von der Macht des ledigen, reinen Wesens, durch das Ehegelöbnis ein Todesurteil aufzuheben, ist einer jener herrlich schönen Sätze unseres alten Deutschen Rechtes.

Die neue Fassung der Dichtung wird bis Weihnachten in Druck vorliegen. Der Zweck dieser Zeilen geht dahin, ihre volle Berechtigung durch eine eingehende Analyse darzutun.

Der erste Teil erzählt, wie Wolf Reischko, der Patrizier zu Stadt Steyr, sein Mausekätzchen bereden will, einen Mann zu nehmen; er verspricht ihr einen Ring, der ganz Steyr wert war. Doch das Kind will von den Männern nichts wissen, springt ins Gärtlein, und derweil sie Näglein und Quendel gießt, steigt aus dem Unkraut der Tod, will sich das Meisterstück freien, ruft den Atter und der tötet das Gretelein. Kein Arzt und Bader kann helfen. Im prunknen Totenzug führen sie das bräutlich gewandete Kindlein, geschmückt mit dem kostbaren Ringe, auf den Tabor.

Die neue Fassung des ersten Teiles bringt nur einige metrische Verfeinerungen.

Der zweite Teil berichtet von der Grabesschändung, wie das Mausekätzchen durch einen Kuß zum Leben erweckt wird, ins Vaterhaus kommt, gelabt und gepflegt wird und vom „hlg. Koluman" träumt, der sie auferweckt und geküßt habe.

In der ersten Fassung ist der Bube, den die schneeweiße Braut so bezaubert, einer aus dem Raubgesindel, das im Teufelsgraben haust. Die Dichterin schuf ihn dann zu dem Sohne einer Elbin um, also zu einem Wesen, das keine Seele hat und erst durch die Liebe eines reinen Menschen aus dem Kind der Sünde zum Menschen wird. Dieser märchenhafte Zug vertieft die Seele des Volkssanges; nun rettet das Gretelein den wilden Bänkel durch ihre Liebe nicht nur vom physischen, sondern auch vom seelischen Tode. Durch ihre Liebe wirkt sie das Wunder, daß aus dem Sündenkinde, dem Sohne einer Elbin und eines Menschen, den man mit jenen bösen Riesen der noachitischen Zeit vergleichen möchte, die aus der Umarmung der Kinder Gottes und der Kinder der Welt entsprangen, ein beseeltes Wesen wird. Dieser wunderbare Zug war notwendig. Drängt sich bei der ersten Form denn nicht die Frage auf, ob es dem zarten Kindlein gelingen wird, den wilden Knaben für immer in den Rosenketten ihrer kindlichen Liebe festzuhalten?

Die Szene, wie die beiden Raubgesellen das Grab erbrechen und das Sündenkind die Tote wachküßt, ist viel klarer, einheitlicher und lebendiger geworden. Der Gang zum Vaterhause ist in hellen, warmen, entzückenden Farben gehalten, von herzbezwingender Innigkeit.

Der dritte Teil bringt die Gefangennahme des „Wilden vom Walde". Die erste Fassung ist vielleicht wuchtiger, durch die treffliche Szene im „Schiff" beim Neutor lebendiger, stürmischer; aber die neue Form wirkt einheitlich, organisch und bringt uns die Handlung näher, läßt uns stärker miterleben; und das ist, abgesehen von vielen sprachlichen Verbesserungen, ihr großer Vorzug.

Die Szene vor Gericht schließt den mächtigen Sang. Auch hier: die zweite Fassung ist durchsichtiger, lebendiger, viel mehr verinnerlicht und wirkt persönlicher.

Die Meisterdichtung sollte zu Weihnachten in allen Familien Eingang finden.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Buntes vom Büchertische.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

II.

Selten habe ich eine reinere, stärkere Freude gehabt als die, mit der ich M. Herberts neuesten Gedichtband anzeige. (Lebenslieder. Neue Gedichte. 8°. 204 S. Geb. ℳ 4.—. Köln a. Rh. J. P. Bachem.) Denn wenn man so mit Kopf und Herz einen künstlerischen Entwicklungsgang verfolgt, wie ich es stets bei dem der eben genannten Dichterin tat, dann macht man die Sache des rüstig Aufwärtssteigenden zu fast mehr als seiner eigenen. M. Herberts Lebenslieder bedeuten einen wuchtigen Schritt vorwärts auf dem Exzelsiorwege. Die imponierende Beherrschung der Form, der Sprödе sprachlicher Einkleidung ist erreicht; die Tiefe der Gedanken- und Empfindungswelt tritt unmittelbar, in prachtvoller, künstlerischer Selbstverständlichkeit, zutage. Spielende, in sich selbst genügsame Lyrik findet sich nicht. Alles war ausgereiftes, abgeschlossenes Resultat inneren Lebens, ehe es sich hier offenbarte. Und dennoch die Unmittelbarkeit! Das Geheimnis solcher Möglichkeit liegt dem kongenial Gestimmten offen. Das genial veranlagte Talent kennt Eingebungen, die, ohne eine Spur des Konvulsivischen, sofort zur dichterischen Tat werden: urempfangen in einem Zustande vollkommenen Bereitseins, urgeboren aus einer Kraft, die vom Glanz und von der allen Widerstand niederwerfenden Sieghaftigkeit eines Schöpfungswerde umflammt ist. Die unter dem letzteren hervorgerufenen Kunsterzeugnisse haben sicher ihre Vorgeschichte, jedoch keine eigentliche Entstehungsgeschichte, wohl aber eine — allerdings nur Momente umfassende — Offenbarungsgeschichte. Ihre Zahl ist nicht groß, kann es nicht sein. Ich bin glücklich, nicht wenige der „Lebenslieder" unter sie rechnen zu dürfen. Und das ist das beste Lob, das ich letzteren zu spenden vermag. Schön, nicht selten grandios, sind die aus der verstehenden Liebe zu Natur, Kunst, Heimat, Menschen und Menschheit geschaffenen lyrischen Gedichte, künstlerisch eindrucksmächtig zumeist die epischen, aber weitaus am höchsten stehen die religiösen. Vielleicht daß nicht alle sie begreifen, wie ich sie gleich, unter dem ersten Ansturm, begriff. Denn nicht alle werden durch ähnliche Nöten und Tiefen geführt. Wem dies aber geschah, oder wem je Ahnungen dämmerten, daß solche Kämpfe, Wandlungen, Erkenntnisse und Segnungen uns armen, reichen Menschen beschieden sind, dem wird die Gewißheit aufleuchten: Hier ist nicht nur ethische und dichterische Wahrheit, hier ist Größe, nach beiden Richtungen zugleich, und gesegnet, wer das Eigenste den Brüdern gab, gesegnet, wer es dankend, sich selbst bereichernd, entgegennimmt, um es in echtes Leben für andere umzusetzen. So tragen M. Herberts Lebenslieder ihren Namen mit dreifachem Recht: Vom Leben, zum Leben, ins Leben!

Wir haben es immer zu begrüßen, wenn größere katholische Bestrebungen zur Hebung unserer Literatur, zumal der ins Bereich der Sitte tief einschneidenden Unterhaltungslektüre, zur Tat werden. Der 1865 gegründete Jos. Thumsche Verlag zu Kevelaer hat ein derartiges Unternehmen eingeleitet, das er mit folgenden bezeichnenden Worten ankündigt: „Wir neuzeitlichen Menschen stellen auch an unsere Lektüre Anforderungen, die mit dem Fortschritt auf allen Gebieten gleichen Schritt halten. Das Neue reizt! Das Moderne ist Trumpf! Die äußere Form, der glänzende Stil, das lebhafte menschenwarme Kolorit haben diese Literaturgattung auf den Schild gehoben. Aber die Stoffe, die sie in ihren Extremen angriff, weisen sie wieder zum Untergang. Es ist aber gar wohl möglich, mit den Mitteln des Ausdrucks moderner Schreibweise, von dieser die sonstigen guten und brauchbaren Vorzüge herübernehmend, der deutschen Familie eine dem christlichen Geiste durchaus nicht zuwidere Lektüre zu bieten. Das soll der Zweck meiner neuerrichteten, mit den denkbar günstigsten Voraussetzungen ins Leben gerufenen ‚Bücherhalle' sein." Wir werden selbstverständlich prüfen müssen, was uns vorgelegt wird, aber ein lebhaftes Interesse von unserer Seite sollte von vornherein gewiß sein. — Nanny Lambrecht ist als erste auf den Plan getreten; Anton Schott mit seinem „hochaktuellen Roman aus dem Prager Studentenleben" „Die Asgarden", wird folgen. Angekündigt sind des weiteren Werke von Handel-Mazzetti, Achleitner und, was ja recht „beruhigend" klingt, den Beuroner Benediktinern, A. Jüngst usw.

Nanny Lambrechts Roman „Das Land der Nacht" (8° 295 S., br. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.60), d. i. das Kohlenland der Wallonie, wird nach dem furchtbaren Grubenunglück in Hamm doppeltes Aufsehen erregen. Man lese die Schilderungen aus dem licht- und oft so freudlosen Dasein der „Unterirdischen" unter den Menschen, wie sie S. 46 f., 68 f., 79, 104—106, 157, 250—251, 254 bis 257, 287—295 geboten werden, und das heiße Mitgefühl wird einem in Herz und Schläfen pochen, zugleich die Bewunderung aufstehen für die hier zutage tretende Unmittelbarkeit eines zweifellos starken dichterischen Talentes. Um Nanny Lambrecht streitet man sich bereits jetzt und wird man sich streiten. Ich selbst lobe lange nicht alles an ihr, aber ich anerkenne rückhaltlos ihre glänzende Begabung aufs Kühne und psychologisch Gründliche hin, auch ihr bereits bewiesenes künstlerisches Können, das bei

Digitized by Google

straffer Zügelführung der ästhetischen und ethischen Selbstzucht noch Großes erreichen wird.

Das „Land der Nacht" stellt in den Mittelpunkt einen freien, d. h. anarchistischen „Mineur", den seitens der Genossen das Los trifft, einen „arbeitswilligen" Bergmann zu ermorden. Dieser ist der Vater des von ihm geliebten und ihn liebenden Mädchens. Er warnt letzteres, fleht es an, den Vater jetzt von seinem Berufe zurückzuhalten. Wie der alte Mann allen Vorstellungen trotzt, tut jener das Furchtbare. Und nun beginnt für ihn die lange Kette der immer entsetzlicher sich ausgestaltenden Konsequenzen, der Angst- und Gewissensqualen, der Verbergungs- und Rettungsversuche um jeden Preis. Der Sohn des Gemordeten beargwöhnt ihn, — um den Argwohn von sich abzulenken, heiratet er die auch jetzt noch von ihm Geliebte. Und er wohnt mit ihr in dem Hause, das über der Mordstelle errichtet worden ist, und ringt unaufhörlich, unter schweren Opfern, mit dem zweiten ihn Verdächtigenden, — bis das „Land der Nacht" ihn verschlingt. — Das Grausen schlägt einen in Bann, aber der Zweifel an der künstlerischen Berechtigung mancher Steigerungen des Buches regt sich beim Nachsinnen. Auch die sprachliche Einkleidung bietet des öfteren Anstoß zu derartigen Erwägungen, obgleich sie weniger maniriert erscheint als in der „Statuendame", wie auch die Handlung im „Land der Nacht" sich einheitlicher, geschlossener gibt als dort.

„Vendetta und andere Erzählungen aus Italien" nennt sich ein Buch für die deutsche Jugend von W. Beck-Zell. (Breslau, Verlag von Franz Goerlich. ℳ 1.25, geb. ℳ 1.75.) Außer der Titelerzählung umfaßt der freundliche Band den „Kleinen Pifferaro" und den „Trovatello". Am besten gefällt mir die zweitletzt genannte. Alle drei zeugen von einem anmutigen, wie mir scheint noch jung aufstrebenden Talent, das in klarer, unaufdringlich ethisch vertiefter Darstellung die Jugend durch straffe Abwicklung des epischen Fadens, durch poetisch schöne Landschafts- und Lokalschilderung, durch logisch-anschauliche Charakteristik fesseln und zugleich seelisch fördern wird. Die Sprache gibt sich im ganzen als sorgfältig-gewinnend, durchschnittlich auch als genügend einfach gehalten (just der erste Satz des Buches täuscht in dieser Hinsicht); nur der Dialog ist bisweilen, zumal in der „Vendetta", zu sehr gehoben. Bei einer voraussichtlichen Neuauflage wäre darauf zu achten. Etwas seltsam berührt uns Deutsche die italienische Erbschaftsdisponierung in „Trovatello", doch derartige Kleinigkeiten treten zurück. Ich glaube, daß unsere Jugend zwischen 10 und 14 Jahren an dem Buche ihre helle Freude haben wird.

Energische Förderung in möglichst umfassendem Maße verdient der Volksvereins-Verlag M.-Gladbach mit seinen herrlichen, zielbewußten Bestrebungen zur Sanierung und rechten Aufklärung des Volkswissens- und -gewissens. Ich habe da eine Reihe von Publikationen vor mir, deren jede eine „Tat" bedeutet und eine solche auch ist, wie der Erfolg beweist. Heute seien nur die folgenden genannt: 1. „Die Haushaltungsschule. Ein Lernbüchlein für die Schülerinnen der Haushaltungsschule." Mit vielen Abbildungen. Einzeln 45 Pf., im Hundert 40 Pf., im halben Tausend 35 Pf. 2. „Wegweiser zum häuslichen Glück. Praktischer Leitfaden des Haushaltungsunterrichts für Jungfrauen." Neue Ausgabe. 201.—220. Tausend. Mit vielen Abbildungen. Einzeln 75 Pf., zu zwanzig 70 Pf., im Hundert 65 Pf., im halben Tausend 60 Pf. 3. „Die Gesundheit. Ein Büchlein für Schule und Haus." Mit vielen Abbildungen. 1. bis 3. Tausend. Preis wie oben. 4. „Das häusliche Glück. Ein Büchlein für Frauen und Mütter, mit vollständigem Haushaltungsunterricht." 27. Auflage der neuen Originalausgabe. 6.—50. Tausend. Mit vielen Abbildungen. Gebunden Preis wie oben. 5. „Die Erziehungskunst der Mutter. Ein Leitfaden der Erziehungslehre." 1.—5. Tausend. Gebunden. Preis wie oben. — Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit: Liane Becker, Verfasserin des zuletzt genannten Büchleins, das in seiner schlicht-tiefgründigen, lichtvoll konzentrierten Darstellung den Müttern des Volkes wie der „Gesellschaft" aufs eindringlichste empfohlen werden kann, hat unlängst bei Julius Groos-Heidelberg ein außerordentlich praktisches Lehrbuch der deutschen Sprache für Ausländer (Franzosen, Engländer, Spanier) in 3 Teilen herausgegeben, das zumal unter Anleitung eines weiterschauenden Lehrers in verhältnismäßig kurzer Zeit hervorragende Erfolge wird zeitigen können: a) Nouvelle méthode récréative et pratique pour apprendre la langue allemande; b) Newest method for learning easily the German language; c) Novisimo método ameno para aprender fácilemente la laugua alemana. (à Bd. ℳ 2.—).

Christliche Liebe ist der Grundton des eben jetzt in dritter vermehrter Auflage herauskommenden Büchleins von P. Sebastian von Oer: „Unsere Tugenden" (Herder, Freiburg i. Br. 12° 225 S. ℳ 2.50), eines würdigen Gegenstückes zu des gleichen Autors „Unsere Schwächen". Die Bezeichnung „Plaudereien" deckt sich nicht mit dem Werte des Inhaltes, der tiefe und schöne Gedanken oft Perle an Perle zu köstlicher Schnur reiht. Der trockene Abhandlungston allerdings ist glücklich vermieden; von diesem Gesichtspunkte aus dürfte man also den Untertitel gelten lassen.

Alles andere als hochmütig, aber fest in Wissen und Glauben! Das war der Totaleindruck, den ich von Dr. Phil. Friedrichs „Mariologie des hl. Augustinus" gewann (J. P. Bachem, Köln a. Rh., gr. 8° 275 S. ℳ 3.80). Trotz des angewendeten, weil unentbehrlichen gelehrten Apparats möchte ich das Buch in den Händen vieler Laien, besonders gebildeter Frauen sehen. Wir können betreffs dieses hochwichtigen Themas gar nicht beschlagen genug sein, zumal in unserer Zeit — und wir sind es viel zu wenig. Hier haben wir eine Darstellung, die auch dem Nichttheologen viel Anregendes, wirklich Förderndes bei lichter Faßlichkeit bietet — und der die Kraft zweckbewußter Gründlichkeit und warmer Ueberzeugungsfreudigkeit innewohnt.

Zum Schluß verweise ich kurz auf ein soeben erscheinendes tief religiöses und zugleich echt künstlerisches Buch: „Maria von Magdala, Dichtung in Bildern" von A. Jüngst. 12° 174 S. ℳ 3.— (Münster i. W., Heinrich Schöningh). Es ist ein herzerquickendes, ethisch und ästhetisch gewissenhaft ausgeglichenes Kunstwerk, das ich auf jedem Familien-Weihnachtstische sehen möchte.

Weihnachtbücherschau 1908.

Vom Herausgeber mit Unterstützung fachkundiger Mitarbeiter

III.

Berührte der Roman „Aus unseren Tagen" schon die soziale Not unserer Zeit, wenn auch mehr die geistige Not, so haben wir in einigen hervorragenden Romanen des **Bachemschen Verlages** die sozialen Verhältnisse nach verschiedener Seite untersucht. Den Roman der in tausend Gefahren sittlicher Art arbeitenden Modistin schildert René Bazin in „Aus ganzer Seele" (ℳ 5.—), während Charles de Vitis im „Roman der Arbeiterin" (ℳ 6.—) das Elend der Arbeiterinnen in der Millionenstadt Paris zeichnet, uns darstellt, wie im entnervenden Kampf um das tägliche Brot diese Armen zu heroischem Widerstand sich aufraffen müssen, um nicht zu unterliegen. Es ist ein Vorzug dieser beiden in neuen Auflagen erschienenen Bücher, daß sie bei aller Wahrheit in der Schilderung doch unbedenklich den erwachsenen Töchtern dargeboten werden können. Auch an den großen Roman Gesa Plitt von M. Scharlau (ℳ 6.—) mag hier erinnert werden, der die Schicksale eines unehelichen Kindes in erschütternder, aber schließlich doch versöhnender Weise vor Augen führt. In origineller Weise sucht der bekannte Volksschriftsteller Anton Schott in seinem s. Zt. preisgekrönten Roman „Gottestal" (ℳ 6.—) das Problem der Arbeiterfrage zu lösen. Er zeichnet die Ungerechtigkeit des ausbeutenden Kapitalismus ebenso scharf wie die unehrlichen Machenschaften angeblicher Volksbeglücker. Durch die direkte Beteiligung der Arbeiter am Geschäftsgewinn und -Verlust wurde ein Tal mit großem Hüttenbetriebe zum Gottestal. Schotts Vorzüge als Erzähler, seine Heimatsliebe, seine treuherzige Sprache sind bekannt. Das stattliche Buch ist hübsch illustriert.

An diese Stelle paßt ein Buch, daß beileibe kein Roman ist, wir meinen die hervorragenden Schilderungen Karl Kollbachs seine Wanderungen durch Fabriken, Werkstätten und Handelshäuser Westdeutschlands, dieser „Deutscher Fleiß" nennt. (ℳ 3.80.) Wer kennt nicht den Reiseschilderer Karl Kollbach? Die Art, wie er in leichtfließender Sprache erzählt, wie er mit neuen Lichtern auf bekannte Dinge überraschende Beziehungen wirft, wie sein geschulter Blick da Schönheiten und Merkwürdigkeiten entdeckt, wo andere achtlos vorbeigehen würden, alles das beweist sich auch in dieser vorzüglichen Zusammenstellung. Ton, Töpferei, Achat- und Edelsteingewerbe, Kunsthandwerk, Möbelgroßgewerbe, Steinbrüche, Schokolade, Kölnisches Wasser, Krebserei, Gummi-, Papier-, Seidenindustrie u. v. a. erfahren in dem Buche wunderschöne Schilderungen, über dem ganzen weht als goldener Wimpel „Poesie der Arbeit". Belehrung und — Achtung vor dem deutschen Fleiß, das ist die Frucht der Lektüre dieses eigenartigen Buches.

Als neues, vielversprechendes Talent tritt Amelie von Godin auf den Plan. Außer einem gegenwärtig in der „Köln. Volkszeitung" erscheinenden Roman „Benedetta" bietet sie, wie die „A. R." bereits mitteilte, einen Band Novellen, die unter dem Titel „Sonne des Südens" in einem stattlichen Bande vereint sind. (ℳ 5.—) Bei ihr fesselt zunächst das fremdartige Milieu der österreichisch-italienischen oder orientalischen Gesellschaft. Eigenartige Erfindung der Fabel ist den meisten Novellen nachzurühmen und die anschauliche Naturschilderung, namentlich der Küstenlandschaften des Mittelmeeres gibt der Erzählung ein anziehendes Gepräge. Eine gewisse halbtraurige, etwas sehnsüchtige Grundstimmung, das glänzende und verklärende Licht südlicher Sonne fesselt den Leser. Wir zweifeln nicht, daß sich dieser neue Name bald Achtung erringen wird.

In der österreichischen Adelswelt spielt bekanntlich auch die außerordentlich spannende Handlung des Romans „Das Märchen vom Glück" von Itha von Goldegg (ℳ 8.—), auf den gelegentlich des Erscheinens der 6. Auflage nochmals aufmerksam gemacht sei. Eine in unseren Tagen wieder brennend gewordene Frage, ob Duell und Ehre miteinander etwas zu tun hätten, verneint der gleichnamige, in 3. Auflage vorliegende Roman von

Digitized by Google

Anna von Lilien entschieden und bringt in lebensvoller, oft ans Herz greifender Darstellung ein typisches Beispiel. (Salonband ℳ 6.—.) Mehr romantisch veranlagte Gemüter können sich einen apparten Genuß verschaffen, wenn sie sich die Jubiläumsausgabe des bekannten v. Brackelschen Romans „Die Tochter des Kunstreiters" (Zweifarbiger Druck, Chamoispapier, 9 Einschaltbilder v. Doubeck, Prachtband ℳ 10.—) vom Christkind wünschen. Hier wird reichlich die Freude am künstlerisch ausgestatteten Buche genährt. Eine geistvoll geschriebene Lebensskizze und literarische Würdigung der Dichterin aus der Feder E. M. Hamanns macht diese Prachtausgabe doppelt wertvoll.

Zu den Jugendschriften übergehend, empfehlen wir zunächst Neuauflagen zweier praktischer Büchlein für Mädchen. Klara Rheinau führt in „Ernste Stunden" dem heranwachsenden Mädchen die segensreiche Bedeutung des Tugendlebens vor; Marie von Lindeman will als „Ratende Freundin" (je ℳ 4.—) in allen Lebenslagen der weiblichen Jugend mit ihren freundlichen, ernsten Ratschlägen beistehen.

Als Jugendschriftsteller hat sich in jüngster Zeit Ad. Jos. Cüppers in sehr beachtenswerter Weise hervorgetan. Die Knaben, die im vorigen Jahre einen wertvollen Band „Der Gotenfürst" gelesen haben, werden sich mit Recht auf die neue Gabe des beliebten Erzählers freuen und nicht wenig befriedigt sein, daß es diesmal gleich zwei sind. Die Geschicke einer glaubensstarken Christenschar, die in Lyon unter dem Statthalter Severus den Martertod erleidet, werden uns in dem Bande „Die Märtyrer von Lyon" geschildert. Mit kräftiger Plastik treten uns die einzelnen Personen, besonders die junge schöne Antonie entgegen. Ohne Aufdringlichkeit wird der Sieg des Guten über das Böse dargestellt. „Klodwig der Frankenkönig" (je ℳ 3.—) schildert die Kämpfe dieses Königs mit den Galliern. Was ein Jungenherz in Spannung halten kann, Kampf, Sieg und Treue, das ist hier vereint, und dabei ist der literarische Wert ein beträchtlicher.

In der Serie der Märchenerzählungen (Prachtkaliko ℳ 2.50) erzählt nach dem Englischen die bekannte Schriftstellerin Everilda von Pütz eine hübsche Geschichte unter dem Titel „Winifred". Lebenswahr und folgerichtig entwickelt, oft mit vorzüglichem Humor geschildert, tritt namentlich die kleine Heldin Winifred hervor. Das Buch ist so interessant, daß auch Erwachsene es gern lesen werden. Angelika Harten, die Verfasserin der schon in vielen Tausenden verbreiteten „Wildfang"-Bände, führt uns „Im Waldparadies" in einer Ferienreise zum Spessart; allegorische Märchen, geschichtliche Erinnerungen und Sagen beleben das frisch geschriebene Büchlein. Als Märchenerzählerin trat Angelika Harten bereits früher mit Erfolg hervor, so in „Wichtelborn", „Sonnwendzeit", „Zauberland" (je ℳ 4.—).

Die kleineren Bändchen der Jugenderzählungen (je ℳ 1.20) sind ebenfalls um wertvolle Nummern bereichert. Da haben wir zunächst drei Märchen des immer mehr in die Lesergemeinde eindringenden Klemens Brentano. Wer es noch nicht kennt, das Märlein vom Schulmeister Klopfstock und seinen Söhnen, findet es hier mit seinem ganzen Humor bei dem Myrtenfräulein und dem Murmeltier. Da werden unsere Jungen und Mädel schauen! Zwei weitere Bändchen sind einem neu eingeführten Autor F. Lorenz zu verdanken. Es sind jedesmal ein paar Stücke zusammengefaßt. Das eine heißt „Die hl. drei Könige", das andere „Das Tagebuch des Bruders". Natürliche Schilderungsweise, durchsetzt mit Humor, aus reicher Lebenserfahrung geschöpfte Typen, das sind die Vorzüge, die diese Büchlein von Lorenz bald beliebt machen werden. Unsere Kleinen werden auch an dem hübschen Bilderbuch „Vom lieben Jesuskind" und den einfachen Versen von E. Horster (ℳ 3.—), das im 4. Tausend vorliegt, ihre hellste Freude haben.

Das hübscheste Büchlein für die Jugend, in ganz aparter, fast hätten wir gesagt moderner Ausstattung, haben wir uns für zuletzt aufgespart. Es heißt „Seltsame Abenteuer" und ist von Rosa Rittner (ℳ 4.—), einer Wiener Lehrerin und Dichterin, die, wie wir hören, leider die Herstellung ihres ganz originellen Büchleins nicht mehr erlebt hat. Marie Grengg, eine Schülerin der Verstorbenen, hat die köstlichen Bilder dazu geliefert. Hier haben wir eine schöne, beziehungsreiche Poesie, an der sich alt und jung ergötzen wird. Hier ist unser konservativer Verlag einmal im besten Sinne modern geworden. Ausstattung und Inhalt entsprechen sich.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die allgemein belehrenden Bücher des Verlages Bachem, so erinnern wir noch einmal an die Monographien „Das Gewitter" (Dr. Albert Gockel, ℳ 6.—), ferner „Die Sternenwelten und ihre Bewohner" (Dr. Jos. Pohle, ℳ 10.—), „Der Mond" (Egon Lützeler, ℳ 6.—) und endlich „Aus der Urzeit des Menschen" (Dr. Joh. Bumüller, ℳ 4.50), aus denen der Gebildete reichste Belehrung schöpfen wird. Noch eindringlicher aber möchten wir die vortrefflichen, auch für die Hand der Jugend geeigneten „Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur" ins Gedächtnis rufen (4 Bände, je ℳ 4.50), die von Prof. L. Borgas mit Sorgfalt dem heutigen Stande der Wissenschaft angepaßt wurden und, was ein Beweis ihrer Beliebtheit ist, zum Teil in 12. Auflage vorliegen.

Aus **Ferdinand Schöninghs Verlag, Paderborn** interessieren zunächst die Neuauflagen der Paul Kellerschen Skizzen- und Novellenreihen, vorwiegend aus der Kindeswelt, in die dieser Autor mit divinatorischer Liebe eingedrungen ist. Jeder folgende Band bedeutet einen Fortschritt in der dichterischen Entwicklung des Verfassers, ohne daß dem vorhergehenden dadurch sein besonderer Reiz geraubt würde: „Gold und Myrrhe". Erzählungen und Skizzen, (10.—12. Tausend ℳ 2.40), das bei seinem ersten Erscheinen einen Sturm des Entzückens besonders in der Lehrerwelt erregte; „Gold und Myrrhe." Neue Folge (8.—10. Tausend) ℳ 2.60, in Anlage und Ausgestaltung psychologisch und künstlerisch noch vertiefter (beide Bände in 1 Band ℳ 4.40); „In deiner Kammer", Geschichten (5. und 6. Tausend, ℳ 2.80), das öfter als die beiden vorhergehenden Bücher in das Leben der „Großen", der Erwachsenen herübergreift; „Das Niklasschiff", Neue Erzählungen (2. Auflage ℳ 3.—) getragen von dem köstlichsten Humor ernsten und heiteren Charakters. — Eine zweite Auflage erfuhren: „Geschichten aus dem Emslande" von Emmy von Dincklage (2 Bände à ℳ 2.40. Billige Volksausgabe), in denen die religiös vertiefte Dichterin das Leben ihrer engeren Heimat in gemüt-, kraft- und humorvoller Weise widerspiegelt. — Viele Freunde wird Maria Deutschmanns „Spes unica" finden (ℳ 5.—) ein psychologisch, philosophisch, kultur-, welt- und kirchenhistorisch interessanter Roman, mit dem Leben des hl. Augustinus als bedeutsamem Vorwurf. Die sprachlich gehobene Darstellung fesselt in Anlage wie Ausgestaltung nicht zuletzt durch packende Schilderung, sorgfältige Charakteristik und seelischen Gehalt. — J. K. H. der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern hat Henry Wittmann seinen auf spanischem und kubanischem Boden spielenden Roman „Mariano Torrent" gewidmet (ℳ 4.50). Das Problem der Berufung oder Nichtberufung für den Priesterstand wird hier in edelanziehender Weise ausgetragen und dabei das farbenglühende Leben der Kriegswelt zur Zeit des kubanischen Aufstandes und der gegen die kampfgeschwächten Spanier gerichteten amerikanischen Invasion vor uns aufgerollt. — Klara Rheinau hat in dankenswerter Weise Jean Guetarys zur Zeit des Grafen Carlos von Montmoulin (Karl VI.) spielenden historischen Roman „Die Tochter des Marquis", deutsch übertragen. Die große Lebenstreue in Entwicklung, Schilderung und Personenzeichnung, die dem Buche in Frankreich einen überraschend großen Leserkreis gewann, sichert ihm auch bei uns warme Aufnahme.

Berechtigtes Aufsehen erregte Wigbert Leo Börsings epische Dichtung „Ingebronnen" (ℳ 4.—) aus Armins sagenumwobener Zeit. Das ist in Form und Inhalt goldechte Poesie, die auch dem Geiste nach auf F. W. Webers Wegen wandelt. — Wie das letztgenannte Werk, so gehören in jede häusliche und öffentliche Bibliothek die in zehnter Auflage erschienenen wundervollen „Lieder" Luise Maria Hensels (billige Volksausgabe ℳ 1.40), ein Ewigkeitsgut. — Auf Ewigkeit und Leben zielen Dr. J. Kluges „Lebensfragen". Apologetische Abhandlungen für Studierende und für gebildete Laien (2. Aufl. ℳ 2.60), deren überzeugungskräftige Logik, Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit einen Schutzwall zu bauen bestimmt sind für unsere akademische Jugend wie für die Familie selbst gegen den fressenden Unglauben unserer Zeit. — Zur Hebung des Familiensinnes durch Familiengeschichte und Familienerziehung dient in schöner Weise B. Leuschners „Familien-Genealogie" (3. Aufl., Quartband, 186 S. ℳ 6.—), ein segensvolles Familiengeschenk zu allen Familienfesten.

Eine eigenartige Stellung unter den katholischen Verlagsfirmen nimmt die **Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. in München und Berlin** ein, insofern sie von Massenproduktion absieht, sich dagegen vorzugsweise Unternehmungen größeren Stils widmet. Was diese Verlagswerke vor allem auszeichnet, ist die hervorragende Ausstattung und Illustration von wirklichem Kunstwerte.

Als glänzendste Leistung der katholischen Literatur liegt in neuer Bearbeitung und neuem Gewande vor uns das groß angelegte Prachtwerk der Oesterreichischen Leo-Gesellschaft „Die katholische Kirche und ihre Diener in Wort und Bild." Die Verfasser Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten und Dr. Heinrich Svoboda haben bei der Umarbeitung das Persönliche nach Tunlichkeit ausgemerzt und das Unveränderliche in den Vordergrund gerückt. Der Reichtum des Inhaltes wird durch die kostbare Illustrierung noch wertvoller. Jeder Bibliothek gereicht es zur Zierde, in keiner Vereinsbibliothek sollte es fehlen. Der erste des drei auch einzeln käufliche Bände umfassenden Werkes behandelt Rom, die Regierung und Verwaltung der hl. Kirche (in Originalprachtband ℳ 29.—), der zweite Band: Die katholische Kirche auf dem Erdenrund (in Originalprachtband ℳ 34.—) und der dritte Band die Geschichte der katholischen Kirche (in Originalprachtband ℳ 34.—).

Vor einem Jahre meldeten wir an dieser Stelle die Vollendung eines neuen, großen Werkes dieses Verlages: „Illustrierte Weltgeschichte" von Dr. S. Widmann, Dr. V. Fischer und Dr. W. Felten; heute liegt schon die zweite Auflage vor uns. Diese Tatsache sagt mehr als Worte. Die Bedeutung dieses Geschichtswerkes ruht vor allem in der wissenschaftlichen Behandlung, die eine objektive Darstellung in sich schließt, in der knappen und doch erschöpfenden Durchführung des reichen Stoffes, bei der auch

Digitized by Google

die kulturgeschichtlichen Momente nicht übersehen wurden. Feines Taktgefühl und leichtverständliche Sprache sind neben der vorzüglichen Illustrierung noch weitere empfehlende Vorzüge. Alles in allem ein ebenso nützliches wie lehrreiches Geschenkswerk. (Preis in 4 Orig.-Leinenbänden ℳ 48.—, in 4 Orig.-Halbfrzbänden ℳ 54.— und in 4 Halbleder-Prachtbänden ℳ 56.—.)

Eine Musterleistung ist unbestritten die „Illustrierte Literatur-Geschichte" von Prof. Dr. Salzer, die aber leider noch nicht komplett vorliegt. Mit besonderer Betonung können wir sie als hervorragend charakterisieren sowohl hinsichtlich des inneren Gehalts wie hinsichtlich der Ausstattung und des Reichtums ihres Bilderschmuckes. Mit Schönheit der Sprache und Reinheit des Stils verbindet Salzer durchwegs eine klare, zutreffende Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und der Literaturperioden. Von den 35 Lieferungen à ℳ 1.— sind bis jetzt 27 Lieferungen erschienen.

Im Erscheinen begriffen ist ein neues großes Unternehmen: „Himmel und Erde". Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball, herausgegeben unter Mitwirkung von Fachgenossen von Prof. J. Plaßmann, Prof. Dr. J. Pohle, P. Kreichgauer und L. Waagen (zirka 28 Lieferungen à ℳ 1.—). Dieses Werk, durch die Wärme und Leichtfaßlichkeit der Darstellung ebenso wie durch die sorgfältig ausgestattete Fülle wertvoller künstlerischer Tafel- und Textillustrationen sich auszeichnend, zeigt eine staunenswerte Ueberlegenheit gegenüber anderen Werken dieser Gattung. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Unternehmen vor allem deswegen, weil es bei Berücksichtigung der neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf christlicher Weltanschauung aufgebaut ist. Einen Abonnementsschein über das ganze, 28 Lieferungen à ℳ 1.—, umfassende Werk empfehlen wir als eine wertvolle Weihnachtsgabe.

Einige frühere Werke des Verlages seien wiederholt rühmend hervorgehoben: Ein Buch, das in die Hand unserer Kinder gehört: „Vom göttlichen Heiland." Bilder aus dem Leben Jesu, gemalt von Philipp Schumacher, der Jugend erklärt von Franz Xaver Talhofer (ℳ 4.—). In dem Prachtwerke „Das Leben Jesu" bietet ein sinniger, frommgläubiger Künstler, Philipp Schumacher, eine tiefempfundene Bilderreihe aus dem Leben Jesu. Professor Josef Schlecht hat dazu erläuternde Worte geschrieben. Beide schließen sich dabei eng an den Wortlaut der heiligen Evangelien an. Es ist ein Glanz- und Schmuckstück für kunstliebende und kunstverständige Kreise. (In vornehmem dunkelroten Moleskineinband ℳ 20.—, in besonders reichem Skytogenprunkband mit Goldschnitt ℳ 24.—).

Wer von der Nüchternheit des Alltags sich erheben will, greife zu den Büchern unseres schlesischen Dichters Paul Keller. Ein feinsinniger Kritiker spricht sich zutreffend dahin aus, daß diesem Dichter vor allem die Gabe eigen sei, den Menschen froh zu machen, zu erheben und zu beglücken. Es genügt auf die unerreicht hohen Auflagen der einzelnen Romane hinzuweisen. „Der Sohn der Hagar", 15.—20. Auflage (brosch. ℳ 4.50, geb. ℳ 5.50), „Das letzte Märchen", 10.—12. Auflage (brosch. ℳ 4.50, geb. ℳ 5.50), „Waldwinter", mit Bildern von P. Brockmüller, 16.—18 Auflage (brosch. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—), „Die Heimat", mit Buchschmuck von Phil. Schumacher, 10.—12. Auflage (brosch. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—).

Als der beste Kenner der römischen Katakomben und des Zeitalters der ersten Christen ist Anton de Waal bereits bekannt. In seinem historischen Roman „Judas Ende" tritt seine Meisterschaft, die Zustände im alten Rom mit Anschaulichkeit und Farbenpracht zu schildern, glänzend zutage. Das Buch legt uns der Verlag eben in dritter vermehrter und reich illustrierter Auflage vor. (Preis brosch. ℳ 4.50, geb. ℳ 5.50).

Aus dem Verlage von **Kirchheim & Co. in Mainz** ist an erster Stelle die reichillustrierte „Weltgeschichte in Charakterbildern" hervorzuheben. Wir nennen vor allem Professor G. Schnürers neuerschienene vermehrte Monographie über Franz von Assisi (ℳ 4.—), der kaum ein anderes Franziskusleben an wissenschaftlicher Höhe sowie hinreißender Erzählergabe gleichkommt, Hermann Schells kirchlich approbierte Prachtausgabe „Christus" (ℳ 5.—); ferner „Napoleon I." von Generalleutnant von Landmann (ℳ 4.—), „Prinz Eugen von Savoyen" von dem gleichen Autor (ℳ 4.—), „Beethoven" von Prof. Fritz Volbach (ℳ 4.—). Diese wie die zahlreichen früheren Bände der Sammlung eignen sich ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken für studierte Leute und Gebildete aller Stände.

An die Spitze der belletristischen Erscheinungen stellen wir der genialen Selma Lagerlöf soeben in 2. verbesserter Auflage erschienenen Roman „Wunder des Antichrist" (geb. ℳ 4.—). Die schwedische Meisterin der Neuromantik steht in der vordersten Reihe der Autoren von Weltruf; der eigene Zauber ihrer Sprache, das Gewaltige der Grundidee — Christentum und Sozialismus —, ihre Schilderungen von Land und Leuten Siziliens geben uns ein Werk von wahrhaft klassischer Vollendung. Von ungemeinem Reiz und duftender Poesie sind auch ihre „Legenden und Erzählungen" (ℳ 4.—). Der Däne Johannes Jörgensen ist nicht nur in unserer literarischen, sondern auch in unserer religiös-kulturellen Bewegung ein Faktor, mit dem in zunehmendem Maße zu rechnen sein wird. Von seinen Werken seien genannt: „Lebenslüge und Lebenswahrheit" (ℳ 1.60), „Der jüngste Tag" (ℳ 3.50), ferner „Parabeln„ (ℳ 1.50) und „Eva" (ℳ 3.—), sowie „Das heilige Feuer" (ℳ 3.—). In Paul Bourget, des französischen Akademikers, Roman „Ehescheidung", übersetzt von Eggert-Wendegg (ℳ 4.50), ist den Verteidigern der katholischen untrennbaren Ehe eine ausgezeichnete Waffe in die Hand gegeben, bei der sich Gedankentiefe und treffliche Erzählergabe einen. Auf Konrad von Bolandens Werke, u. a. „Bartholomäusnacht" (ℳ 5.—), „Sünde wider den hl. Geist" (ℳ 4.—), „Minnetreue" (ℳ 3.50), „Otto der Große" (ℳ 5.—) sei ebenfalls gebührend hingewiesen; des weiteren auf Sophie Christs „Haus Hasmonai", Arthur Achleitners Priesterromane, u. a. „Der Eiskaplan", 3. Aufl., „Portiunkula", 2. Aufl. (ℳ 4.50). Gregorius Sturmfried", 3 Bde. (einzeln abgeschlossen je ℳ 5.—). Kunstgebildete Kreise dürften das wiederholt eingehend gewürdigte monumentale Prachtwerk „Die Bibel in der Kunst" (97 Original-Illustrationen moderner Meister mit begleitendem Text von Aug. Arndt, S. J.) (ℳ 30.—) als interessante und wertvolle Zusammenfassung der verschiedenartigsten internationalen modernen Künstlercharaktere willkommen heißen.

Für den Weihnachtstisch wie gemacht sind die lebensfrischen und anmutigen Erzählungen des Jesuitenpaters Finn, der heute als Jugend- bzw. Knabenschriftsteller in zwei Kontinenten einen unbestrittenen Ruf genießt. Wir nennen: Finn, S. J., „Harry Archer", „Tom Playfair" (4. Aufl.), „Percy Wynn" (3. Aufl.), „Paul Springer" (3. Aufl. Jeder dieser Salonbände kostet mit Titelbild ℳ 3.—), „Ada Merton" (3. Aufl., ℳ 2.—), „Kleinere Erzählungen" (2. Aufl., ℳ 2.40); weiter seien lobend erwähnt: Alinda Jacobys „Das Kind aus dem Hexenhaus" (ℳ 2.50), Nütten „Aus Himmel und Erde" (ℳ 1.80), Niederhofer „Beim goldenen Abendsonnenschein" (ℳ 3.—). Ein wahrer Schutzengel für die von so manchen Gefahren bedrohte Jugend ist die jüngst erschienene Publikation von P. Matthias Bremscheid „Der Freund des christlichen Jünglings" (geb. ℳ 2.20), sowie „Die christl. Jungfrau" (ℳ —.80), P. Mucks „Hl. Aloysius" (ℳ 2.20).

Für Theologen erscheint überaus empfehlenswert die jüngst erschienene zweite verbesserte und vermehrte Auflage „Der neue Syllabus Pius' X." von Msgr. Dr. Franz Heiner, (ℳ 5.50; geb. ℳ 6.50), eine Publikation, deren Autor vor kurzem durch Berufung an den höchsten Gerichtshof der Kurie eine besondere Ehrung erfuhr. Gleich aktuell sind Prälat E. Forschners „Kanzelvorträge über Modernismus" (geb. ℳ 1.60), sowie desselben Verfassers „Soziale Briefe" („Fürsorge für die schulentlassene Jugend", „Vorträge für Vereins- und Familienabende", 1. und 2. Zyklus, „Der christliche Gewerkschaftsgedanke", per Band ℳ 1.50). Die trefflichen Predigtsammlungen von P. Matthias v. Bremscheid und P. Agostino da Montefeltro O. S. Fr. und die Werke religiös-aszetischen Charakters von Guéranger („Das Kirchenjahr") von P. Chaignon S. J., Kardinal Manning, Bacuez, Freiin v. Bechtolsheim, Kreuzberg, sowie Rippels unvergängliche Volksausgabe „Die Schönheit der kath. Kirche" können hier nur kurz gestreift werden.

Von wissenschaftlichen Werken erwähnen wir Prof. Gutberlets einen vorzüglichen Ueberblick über die neuzeitlichen philosophischen Probleme bietende Publikation „Der Kampf um die Seele" (2 Bde. ℳ 8.—; geb. ℳ 11), desselben Autors „Psychophysik" (geh. ℳ 9.—; geb. ℳ 11.—). Für Historiker von besonderem Interesse sind Vacandards Biographie des hl. Bernhard von Clairvaux (2 Bände, geb. ℳ 18.—), P. Otto Pfuelfs S. J. Biographie Bischof v. Ketteler's (3 Bde., geb. ℳ 27.50). Einen hervorragenden Beitrag zum Verständnis des neuzeitlichen Katholizismus bietet Prof. Martin Spahns in elegantem Essaystil geschriebene Studie „Leo XIII." (geb. ℳ 5.—). Desselben Autors überaus günstig aufgenommene Sammlungsausgabe „Kultur und Katholizismus" ist 1908 durch Professor Albert Ehrhards großzügige Publikation „Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung" (ℳ 2.50) wertvoll bereichert. Was die Darstellung der düsteren Partien der mittelalterlichen Geschichte anlangt, so könnten auch Historiker aus dem katholischen Lager von E. lernen, wie man heikle Fragen mit Takt behandeln kann, ohne dabei der Objektivität etwas vergeben zu müssen. Die früheren Bändchen: Ehrhard „Kath. Christentum und moderne Kultur" (2. Aufl.), Spahn „Das deutsche Zentrum" (2. Aufl.), Prof. Endres „Martin Deutinger", Prof. Dyroff „Rosmini", Dr. Popp „Steinle", Prof. Seidenberger „O. Willmann", Prof. Kiesl „H. Schell" (2. Aufl.) zu je ℳ 1.50 seien daneben lobend genannt. Im Dezember erscheint in dieser Serie von dem bekannten dänischen Konvertiten Johannes Jörgensen noch eine Darstellung vom Leben und Entwicklungsgang des französischen Romanciers J. K. Huysmans (ℳ 1.50), der als moderner Religionsästhet und Mystiker wie kaum ein Zweiter generell die höchste synthetische Geistigkeit der Neuzeit, allerdings mit dekadentem Einschlag, verkörpern dürfte.

Bedeutungs- und seelenvolle religiöse Lyrik bieten Arno v. Waldens (L. Krapp) herrliche Christusgedichte (ℳ 3.—), Alinda Jacobys „Lied von St. Elisabeth" (ℳ 4.—). Auch Oskar v. Redwitz unvergängliche „Amaranth" (44. Aufl., ℳ 5.60) dürfte sich weiter in Gunst und Geltung erhalten.

Digitized by Google

Der **Verlag von Franz Goerlich in Breslau** bietet eine bemerkenswerte Auswahl von Werken, die sich zu Festgaben ganz besonders eignen. An erster Stelle sei eine neue wertvolle Jugendschrift hervorgehoben: W. Beck-Zell, „Vendetta und andere Erzählungen aus Italien." Für die deutsche Jugend. (Eleg. Ganzleinenband ℳ 1.75.) Die Erzählungen des Buches behandeln das erschütternde Motiv der Blutrache und der sieghaft überwindenden Feindesliebe, das ergreifende Martyrium eines Hirtenknaben und die seltsamen Lebenswege eines Findlings. Nach Inhalt und Darstellung, Aufbau und Stimmungsgehalt sind diese Novellen gleich wertvoll. Das Lokalkolorit ist treu gewahrt. Die Charaktere der Handlung sind plastisch herausgearbeitet. Der Dialog ist fließend und natürlich, die Tendenz in pädagogischem Taktgefühl zurückhaltend. Als besonderer Vorzug der Erzählungen möchten wir die hier und da aufblitzenden Streiflichter bezeichnen, die das kulturgeschichtliche, das nationale und landschaftliche Milieu beleuchten. Das Buch besitzt alle Merkmale einer guten Jugendschrift und sei darum nicht nur zur Anschaffung in Schul- und Jugendvereinsbüchereien, sondern auch als Geschenkwerk für Kinder von 12 Jahren an bestens empfohlen. Als Festgabe auf dem Weihnachtstisch verdient es einen Ehrenplatz.

Ein prächtiges Buch für die Jugend ist auch: Dr. Aug. Chatelaine, Zwölf Meistererzählungen. Autorisierte Uebersetzung für die deutsche Jugend, von Prof. Dr. A. Mühlau. (Mit Dr. Chatelaines Bildnis. Eleg. geb. ℳ 1.50.) Der gemütvolle Verfasser erzählt in ergreifenden Geschichten vom Glück und Leid der Menschheit, von ungestillter Sehnsucht und getäuschter Liebe, von abgeklärter Lebensanschauung und ernsten Fragen nach der Lösung der Daseinsrätsel. Die erziehlichen Tendenzen sind so zart verhüllt, daß wir das Buch in die erste Reihe der besten Jugendschriften stellen müssen. Die Uebersetzung ist vorzüglich gelungen.

Für jede Familien- und Schulbibliothek empfehlen wir wärmstens Paul Friebens „In des Jahres Kreise", ein reich illustriertes Unterhaltungsbuch für die Jugend, bestehend aus Gedichten und Geschichten, Märchen und Sagen, Schilderungen, Festspielen und Rätseln. (Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—.) Die Schönheit und Zweckmäßigkeit in der Natur, die Würde des Menschen und der Wert seiner Arbeit — ein gewaltiges Gebiet überblickt der Leser in diesem groß angelegten Buche. Das ist mehr als „Unterhaltungsbuch": es ist ein Erbauungswerk, ein Lehr- und Lernbuch, ein wertvolles Bilderbuch — nicht nur wegen der reichen Textillustrationen, sondern auch wegen des bunten Wechsels der stilistischen Form.

Karl Klings, der unstreitig bedeutendste unter den gegenwärtig lebenden mundartlichen Liederdichtern der sangesfrohen Schläsing, ist nunmehr unter die Erzähler gegangen. „Im Zwielicht" nennen sich diese 10 Erzählungen und Skizzen aus Oberschlesien. (Eleg. geb. ℳ 2.—.) Die Sagen und Sitten, der Märchen- und Aberglaube des oberschlesischen Volkes, seine Freuden und Sorgen, seine Schwächen und Tugenden: wie meisterhaft weiß Klings all diese Bilder mit flottem Griffel zu zeichnen und selbst über düstere Gemälde aus Volksleben und Kindesschicksal den Goldglanz der echten Poesie auszugießen! Wie die verklungenen Töne der Kindheit, wie Märchenlaute klingt es an unsere Seele, was Klings erzählt und wie er erzählt.

Nachdem der schlesische Dialekt durch eine stattliche Reihe bedeutender Dichter sich fast dasselbe Bürgerrecht in der Literatur erworben hat wie etwa Reuters Idiom, dürfen die herzigen schlesischen Gedichte von Karl Klings, „Dideldumdei" (elegant gebunden ℳ 2.50) auf weite Verbreitung rechnen. Klings beweist, daß auch der schlesische Dialekt für keine Art der Poesie zu herb ist, vom neckischen Liebeslied bis zur schaurigen Ballade, vom Epigramm bis zum Natur- und Stimmungsbilde.

Die beiden Weihnachtslieder „O laufet, ihr Hirten" und „Auf, auf, ihr Hirten" hat der rege Habelschwerdter Seminarmusiklehrer Georg Amst in der Weise für 4- und 5 stimmigen gemischten Chor bearbeitet, (Partitur 75 Pf., Stimmen je 10 Pf.,) daß die oberen Stimmen (Sopran und Alt) im natürlichen 2 stimmigen Satze gehalten sind, während die Unterstimmen (Tenor und Baß) äußerst geschickt und wirkungsvoll kontrapunktieren.

Zur Erwerbung eines Nuntiaturgebäudes in München.

Jubiläumsgabe für den Hl. Vater.

Sammelliste der „Allgemeinen Rundschau".

Bisher eingegangen:	Uebertrag:	373.— ℳ
Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.		15.— ℳ
J. Spieker, Direktor d. Städt. Progymnasiums, Werl		100.— ℳ
Die bayer. Theologen im Theol. Konvikt Innsbruck		61.10 ℳ
Gräfin Hedwig Preysing, geb. Gräfin Waetzerskirchen, Kronwinkl b. Landshut		20.— „
Oberzollinspektor Dr. Bachmair, Reichenhall		20.— „
		589.10 ℳ

Um weitere Beiträge bittet herzlichst

Verlag der „Allgemeinen Rundschau",
München, Galeriestraße 35a, Gartenbau.

Vom Büchertisch.

Wer frommen Christen des Welt- und Ordensstandes eine besonders willkommene Festgabe bescheren will, greife zu dem im Verlage von **Gebr. von Danwitz, Kevelaer,** erschienenen „Gastmahl der Seele", Kommunion- und Gebetbuch mit 37 Kommunionandachten, sowie Belehrungen und Gebeten für Welt- und Ordensleute von P. Heinr. Müller, S. V. D. (384 Seiten mit farbigem Titelbild). Das handliche Büchlein ist in einfacher, feinerer und feinster Ausstattung in Leinwand oder Leder, Rotschnitt oder Goldschnitt zu haben zu 90 Pfg., ℳ 1.20, ℳ 1.50, ℳ 2.—. „Gastmahl der Seele" bietet durch seine 37 gediegenen und zum Herzen sprechenden Kommunionandachten eine vorzügliche Anleitung, reichlich aus dem überaus kostbaren Gnadenborn der hl. Kommunion zu schöpfen. Zweifelsohne ist demnach dieses reichhaltige Büchlein, das mit sehr deutlichem, auch für schwache Augen leicht lesbarem Druck ausgestattet ist, ein wahrhaft wertvolles Geschenk für Welt- und Ordensleute. Außer den 37 Kommunionandachten enthält „Gastmahl der Seele" das päpstliche Dekret über die häufige Kommunion und eingehende Belehrungen über die Vorbereitung und Danksagung. Hieran schließen sich in zweckmäßigster Anordnung tägliche Andachten an Kommuniontagen.

Aus ungedruckten Witzblättern.

Die Ueberfälle auf die deutschen Studenten in Prag.

Die Sonne darf vorher nicht untergeh'n,
Der Böhme muß haben gepöbelt,
Kaum hat er 'ne deutsche Mütze geseh'n,
Ist auch schon der Träger vermöbelt.

Die Sache ist übel, die Tat ist roh,
Auch Ridens bedauert das herzlich:
Nicht mal Hallunken behandelt man so —
Die Prügel sind außerdem schmerzlich.

Doch hat nicht terrorisiert genau
Der Deutsche ganz so in Krawallen?
Und hat er nicht Damen selbst, vom C. V.,
In Bubenmanier überfallen?

Als Lehre wird er, so hoffe ich,
Sein Mütchen halten im Zügel.
Und hat er die Macht, erinn're er sich
Gefälligst der böhmischen Prügel.

Ridens.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele 1909. Mit Allerhöchster Bewilligung finden im nächsten Sommer wieder Festspiele statt. Im Kgl. Residenztheater kommen vom 31. Juli bis 8. August „Figaros Hochzeit" (zweimal), „Don Giovanni" (zweimal) und einmal „Die Entführung" und „Così fan tutte" zur Aufführung. — Im Prinzregententheater werden in der Zeit vom 10. August bis 13. September „Die Meistersinger von Nürnberg", „Tannhäuser", „Tristan und Isolde" und „Der Ring des Nibelungen" je dreimal gegeben.

Münchener Volksoper. Zu dem schon länger gemeldeten Projekt einer Volksoper erläßt nun der „vorbereitende Ausschuß" einen Aufruf, in welchem er „eine wohlwollende Anteilnahme der Bevölkerung und rege Unterstützung der Bestrebungen" erhofft. Das Haus wird sich die Aufgabe stellen, die Spieloper (die alte wie die neue) dem Publikum in guten und vor allem auch billigen Aufführungen darzubieten. Die Preise für die Mehrzahl der Plätze sind zwischen 1 ℳ und 2 ℳ, für den Rest bis zu 4 ℳ steigend gedacht.

Theater am Gärtnerplatz. Nach langjähriger Uebung gastiert im letzten Monat des Jahres Konrad Dreher am Gärtnerplatz. Der beliebte Darsteller komischer Charaktere findet für seine heitere Kunst ein stets dankbares Publikum. Die Wahl der Stücke interessiert hierbei nur in zweiter Linie. „Das Münchner Kindl", das Dreher in Gemeinschaft mit Heinrich Stobitzer verfaßt hat, nennt sich etwas anspruchsvoll eine Münchener Komödie. Das Lokalkolorit liegt ein bißchen an der Oberfläche; denn das mit allen Mitteln den Schein vornehmer Lebensführung zu wahren suchende Beamtentum, welches hier zu freier Künstlerschaft in Kontrast gesetzt ist, ist gerade für München weniger charakteristisch wie für andere Städte. Wenn Dreher nicht auf der Bühne, erlahmt das Interesse, doch erscheint immer zur rechten Zeit der vierfache Hausbesitzer Mayerhofer, der Mann mit den ungehobelten Sitten und dem goldenen Herzen. Diese

Digitized by Google

Biedermänner mit der rauhen Schale liegen Dreher vortrefflich, und so war auch der Beifall, den er fand, wieder von alter Stärke; das übrige Ensemble unterstützte ihn nach besten Kräften.

Aus den Konzertsälen. Die vierte Matinee des Wort- und Tonbundes stand in sanglicher Hinsicht, wohl infolge von Indisposition, unter weniger günstigen Sternen. Das Beste boten wohl die Rezitationen Friederike Umlaufs, von denen mir die Dichtungen Liliencrons und Hoffmannsthals in der Wiedergabe am glücklichsten schienen. Schriftsteller Paul Gutmann leitete die Matinee, welche moderner Dichtung gewidmet war, durch einen Vortrag ein. Ich vermag manchen Poeten nicht so hoch einzuschätzen wie Herr Gutmann dies tut, doch bot er in dem knappen Rahmen doch manch anregende Charakteristik. — Einen reizvollen Abend gab die Bläservereinigung des Hoforchesters in Verbindung mit dem Pianisten Schmid-Lindner, sowie dem Streichquartett der Herren Sieben, Huber, Rauch-eisen und Stoeber und dem Baritonisten B. Ziegler. Die Lieder, welche der junge Münchener Komponist Alfred Stern mit Begleitung für Kammermusik geschrieben hat, liegen auf einem wenig bebauten Felde, das aber wohl geeignet ist, Früchte zu tragen; denn daß bei der Begleitung durch ein großes Orchester die Lyrik oft in ihrer intimen Wirkung an Reiz verliert, ist sicher. Sterns Lieder zu Texten von Hesse, Bierbaum u. a. bieten viel Klangschönes und Stimmungskräftiges, und die Wiedergabe seitens des Sängers war vom besten Geschmacke. Sehr anmutig sind die liebenswürdigen Wiener Tänze für Streich- und Blasinstrumente, die von H. Riemann Beethoven zugeschrieben werden. Mozarts Quintett in Es und Raffs klanglich wirkungsvolle Sinfonietta fanden gleichfalls eine durchaus mustergültige Wiedergabe. Auch der Sonatenabend von Felix Berber und Walter Braunfels hinterließ angenehmste Eindrücke. Bach, C. Franck und Beethoven wurden durch die bekannt vortrefflichen und famos zusammen eingespielten Künstler gediegen interpretiert. — Der Pianist Hermann Klum, dessen hervorragendes Können wir schon öfters würdigten, machte uns mit einer neuaufgefundenen Rhapsodie von Liszt bekannt, die jedenfalls nicht ohne Interesse ist. Gleichfalls fesselte die von A. Stradal für Klavier übertragene Doppelfuge nebst Präludium für Orgel von Friedrich Klose. Sehr erfolgreich erwies sich, einer kleinen Indispositien ungeachtet, Frl. Claire Gräbener an ihrem Liederabend. Ihre treffliche Gesangstechnik und ihr geschmackvoller, empfindungsreicher Vortrag vermittelten wieder angenehme Eindrücke. Beifällige Aufnahme fand der Baritonist Karl Götz mit einem Karl Löwe-Abend, wenn auch Stimme und Vortrag über ein freundliches Durchschnittsmaß nicht hinausgehen.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Neubau der Stuttgarter Hofbühnen wurde endgültg dem Professor Littmann (München) übertragen. — Beifällig aufgenommen wurde in Magdeburg die Uraufführung von Julius Joachims historischem Schauspiel „Moskau", das theatralisch sehr wirksam ist. Den Historiker stört die willkürliche Veränderung geschichtlicher Ereignisse und Charaktere. — „Schneider Fips", ein Singspiel von Viktor Holländer und H. v. Wentzel, gefiel in Weimar. Die hübschen Melodien und das sorgfältig behandelte Orchester werden gerühmt. — Wolzogens Komödie „Der unverstandene Mann", die in Wiesbaden ihre Uraufführung erlebte, wurde von Publikum und Presse wegen schmutziger Zoten und unglaublicher Flachheit abgelehnt. — In Berlin werden in diesem Winter wieder zehn Vorstellungen für Arbeiter im Neuen Kgl. Operntheater auf Befehl des Kaisers stattfinden. Im Vorjahre konnte die Nachfrage nicht entfernt im vollen Umfange befriedigt werden. Der Preis ist auf fünfzig Pfennig angesetzt. — Die erste Mailänder Opernpremière bot „Teß" von L. Illica, Musik von Friedrich v. Erlanger. Der Komponist versuchte die ziemlich uninteressante Handlung durch eine zwischen den Neuitalienern und Massenet schwankende Musik zu illustrieren. Er ist, wie berichtet wird, ein eleganter musikalischer Causeur, der das Orchester trefflich meistert. Leoncavallos weniger tiefe, als effektvolle Oper „Zaza" erlebte in Berlin ihre erfolgreiche deutsche Uraufführung. — Shaws „Arzt am Scheidewege" machte in Berlin wenig Eindruck. Der Verächter jeder geschlossenen Form versuchte hier sentimentale und tragische Wirkungen und versagte. — Didrings „Hohes Spiel" hatte in Berlin wie in München guten Erfolg. — Julius Blabs Drama „Das Blut", welches auch von der Münchener Hofbühne angenommen ist, übte trotz mancher Wunderlichkeit in Stuttgart packende Wirkung aus. — Leo Greiners Renaissancedrama „Herzog Boccaneras Ende", welches in Mannheim seine Urpremière erlebte, fesselte nach Berichten durch die Schönheit der Sprache. — Grabbes „Kaiser Heinrich der Sechste" erschien in sorgfältig vorbereiteter Aufführung im Kgl. Schauspielhause in Berlin. Trotz genialer Ansätze wird die Wiedergabe des historischen Dramas immer nur problematischen Wert haben. — Lilienfeins „Schwarzer Kavalier" hatte in Berlin besseren Erfolg wie in München; dagegen fand in Berlin Wedekinds Sittengemälde „Musik" viel geringeres Interesse wie im Münchener Schauspielhaus. — Max Halbes „Blaue Berge" erzielten bei der Berliner Uraufführung keinen vollen Erfolg. Der Autor ließ sich von vielem anregen und konnte dadurch nichts Einheitliches bieten. — In Stuttgart hatte das lyrische Drama „Misé Brun", nach G. Reybands provencalischem Roman dichterisch gestaltet und in Musik gesetzt von Pierre Maurice, bei seiner Uraufführung einen starken äußeren Erfolg. — In Magdeburg wurde die Urpremière von Max von Oberleithners großer Oper „Abbé Mouret" freundlich aufgenommen. Der zugrunde liegende Zolasche Roman ist für Bühnenbehandlung nicht geeignet. Der Komponist beherrscht die Technik meisterhaft, doch fehlt seiner Musik, die sich durch blendende Instrumentation auszeichnet, nach Berichten, die Kraft innerer Wahrheit. Sie berauscht mehr, als sie erhebt. — „Versiegelt", komische Oper in einem Akte von Richard Batka und Pordes-Milo, Musik von Leo Blech, wurde in Hamburg mit sehr starkem Beifall aufgenommen. Blech verstand, so wird berichtet, einen Sprechgesang zu formen, der natürlich ist, flottes Tempo erlaubt und doch überall aus den Quellen echter Musik gespeist wird. — Hammersteins Manhattanoper in Neuyork hat mit Puccinis „Toska" die Saison mit einem großen Erfolg eröffnet. In Berlin ist die Gründung einer neuen Bühne erfolgt. „Das Moderne Theater" wird im Westen errichtet und soll im Dezember 1909 eröffnet werden.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Geldflüssigkeit, welche in unverminderter Stärke anhält und in einzelnen Pointen sogar erhebliche Besserungen aufzuweisen hat, bleibt der Rettungsanker und Stützpunkt unserer Wirtschaftslage. Die Positionen aller Grossbanken haben sich analog den flüssigen und liquiden Ausweisen der Notenbanken durchgehends gekräftigt. Die Anhäufung von so viel flüssigen Geldern ist jedenfalls auch die Folge einer gesünderen Führung der Kredit- und Beleihungsgeschäfte in allen Ländern. Der momentane Status würde verschwinden, wenn, was nicht ausgeschlossen ist, beispielsweise Amerika den im Vorjahre betätigten Geldbedarf neuerdings zeigen sollte. Ein weiterer Grund des derzeitigen Geldüberflusses und der abnorm billigen Zins- und Diskontraten ist der verhältnismässig geringe Geldbedarf von Handel und Industrie. Auch der fortwährende Rückgang der Preise für Rohprodukte, wozu in letzter Woche der Preisabschlag für Kohlen kam, bewirkt eine Ermässigung der Geldansprüche. Es ist ohne weiteres ersichtlich, dass die Geldabundanz grosse und ausschlaggebende Wirkung auf die Entwicklung der Kurse des Fonds- und Rentenmarktes hat. In der Tat weist das Kursniveau speziell unserer heimischen Staats-, Kommunal- und auch Pfandbriefwerte erstaunliche Avancen auf. Für unsere Kreditbanken, insbesondere für die Reichsbank und andere Noten- und Diskontbanken, bedeutet diese abnorme Reduktion der Zinssätze — auf Scheckkonti vergüten die Berliner Grossbanken derzeit 1½ % — immerhin einen grossen Gewinnausfall. Die Dividenden, speziell der Reichsbank und der übrigen Privatnotenbanken, werden daher für dieses Jahr bedeutend ermässigt — vielleicht 2 bis 2½ % weniger als im Vorjahre — taxiert. Wenn man erwägt, dass wir vor Jahresfrist einen Börsen-Diskontsatz von 7 % hatten, dem jetzt eine Rate von ca. 2½ % gegenübersteht, und dass an den Börsen oft vergeblich Gelder bei 3% offeriert sind, wird man der Weiterentwicklung der Geldmärkte auch bei einigen Schwankungen bis zum Jahresschluss getrost entgegensehen können. — Derartige günstige Einwirkungen sind nicht hoch genug einzuschätzen. — Wenn dieselben nicht wirksam genug zum Ausdruck kamen, ist dies Gründen unangenehmerer Natur zuzuschreiben. Insolvenzen deutscher Bankkreise mit unliebsamen Folgen sind neuerdings zu berichten, wie auch ungünstige Jahresbilanzen einzelner Textilgesellschaften. Die Lage des Montanmarktes bleibt eine gleich ungeklärte, wenn auch am Eisengebiete weitere Ansätze zur Besserung vorliegen. Die seit langem ersehnte Ermässigung der Kohlenpreise wird noch nicht genügen, der Industrie zu einem Aufschwung zu verhelfen. Weitere Preisabschläge werden den Gewinnentgang der Kohlenzechen durch einen erhöhten Konsum ersetzen können. Es ist wahrscheinlich, dass die Preissätze weiterhin reduziert werden müssen. — All diese ungünstigen Momente wurden überragt durch die neuerlichen Vorgänge auf dem Balkan und die teils ernsten Wendungen der Dinge in Serbien, sowie gegenüber der antiösterreichischen Boykottbewegung. Die Abenteurer-Politik der Kleinstaaten am Balkan kann im Hinblik auf den zahlreich angesammelten Konfliktstoff grosse Gefahren bringen. Die Wiener Börse erlebte eine wenn auch kleine Panik bei erheblichen Kursverlusten. Die Beängstigung des österreichischen Kapitalistenpublikums und die Effektenverluste, wozu noch die starke Kursentwertung der Südbahnaktien tritt, sind bemerkenswert. Derartige Wetterzeichen an einzelnen Börsen können oft für andere Plätze gefährlich werden. Vorsicht und Reserve sind den Interessenten an den Börsen und den Kapitalistenkreisen derzeit zu empfehlen, trotz Geldflüssigkeit und scheinbar beruhigterer innerer Politik bei uns. M. Weber.

Prospekte betreffend. Prospekte von sogenannten Versandbuchhandlungen werden grundsätzlich niemals der Buchhandelsauflage beigelegt. Sollte dies versehentlich in einzelnen Fällen vorkommen, so sind die Sortimenter zur Herausnahme derartiger Prospekte berechtigt. Die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" übernimmt selbstredend für den Inhalt von Beilageprospekten den Abonnenten gegenüber nur soweit eine Verant-

Digitized by Google

wortung, als der Charakter der angezeigten Sachen aus dem Prospekt selbst erkennbar ist. Für eine der letzten Nummern war ein Prospekt mit absolut neutralem Inhalt technischer, geschäftlicher und sprachlicher Natur angemeldet. Daß der tatsächliche Prospekt außerdem in den inneren Seiten auch noch Ankündigungen von Büchern usw. enthält, welche dem allbekannten Standpunkt der „Allgemeinen Rundschau" widerstreiten, wurde leider erst nachträglich bemerkt, als es schon zu spät war. Es ist Vorkehrung getroffen, daß der Fall sich nicht wiederholen kann.

Exerzitienhaus zu Feldkirch. Gemeinschaftliche Exerzitien I. Halbjahr 1909. Für Priester: Vom 18. bis 23 Januar, vom 8. bis 12. Februar, vom 1. bis 5. März, vom 26. bis 30. April, vom 24. bis 28. Mai, vom 21. bis 25. Juni; für Herren aus gebildeten Ständen: vom 16. bis 20. Mai, vom 26. bis 30. Juni; für Akademiker: vom 3. bis 7. April; für Männer: vom 13. bis 17. Februar, vom 24. bis 28. März; für Jünglinge: vom 30. Januar bis 3. Februar, vom 18. bis 22. März. Die Exerzitien dauern je vom Abend des ersten bis zum Morgen des zweiten Datums (4 Tage). Anmeldungen bzw. Abmeldungen wolle man frühzeitig richten an P Minister Georg Wirsing, S. J., Feldkirch (Exerzitienhaus), Vorarlberg

Verhütung und operationslose Behandlung des Hämorrhoidalleidens. Von Chefarzt Dr. F. Kuhn-Kassel. Mit vielen Abbildungen. 2 ℳ, eleg. geb. 2.80 ℳ, mit den „Gallensteinleiden" zusammen 3.20 ℳ, geb. 4.— ℳ. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

„Die Schilderung der Entstehung und ihr Zusammenhang mit den Stauungsverhältnissen des Darmes ist ganz vorzüglich. Die Maßregeln zur Verhütung des Leidens gleichfalls klar und anschaulich."

„Straßburger Aerztl. Mitteilungen." „Das Rote Kreuz.

Gewerbehalle des Allgemeinen Gewerbevereins, Färbergraben Nr. 1½. Tel. 944. Permanente Ausstellung u. Verkaufshalle für solide bürgerliche Möbeleinrichtungen in jeder Stilart und Preislage sowie sämtl. gewerbl. Gebrauchsgegenstände. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Weinkennern empfehle meine anerkannt vorzüglichen **Tisch- u. Tafelweine** von 70 ₰ an per Flasche. **Prinzip: Nur beste Qualitäten, billigste Preise.** Spezialhaus für Weine und Spirituosen Jos. Wittmann, München, Christophstr. 9. Tel. 346. Preisliste gratis und franko.

Fröbelspiele, Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert unübertroffen billig Spielefabrik **M. Weiden, Köln,** Richmodstr. 35. — Illustrierte Preisliste auf Verlangen gratis und franko.

Eines der **schönsten** und **seelenvollsten Haus-Instrumente** ist unzweifelhaft das **Harmonium.** Tausende von diesen schönen Instrumenten werden jährlich gekauft, und doch würde noch mancher zur Anschaffung eines solchen übergehen, wenn die **Gewißheit vorhanden** wäre, **daß er spielen lernt.** Diese ist heute für **jedermann** gegeben durch die wunderbare Erfindung der **„Harmonista".** Mit diesem genial konstruierten Harmonium-Spielapparat, dessen Preis mit 250 Vortragsstücken zudem **nur 30 Mark** beträgt, kann **jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig Harmonium spielen.** Ausführliche illustrierte Prospekte versendet **gratis** das bekannte Harmonium-Haus **Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.**

Der unserem heutigen Hefte beiliegende Prospekt der **Verlagsbuchhandlung Franz Goerlich in Breslau** bringt neben vielen neuen auch bewährte früher erschienene Werke, ernste und heitere, literarische und musikalische, für jung und alt.

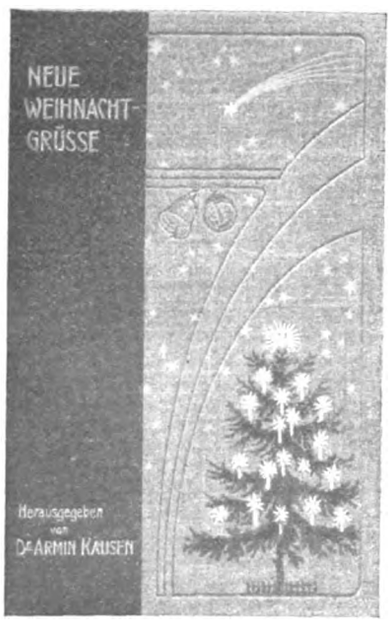
Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Spezial-Vertriebsstelle Herderscher Verlagserzeugnisse, **Hartmann & Postert, Köln a. Rhein,** über Herders neues Konversationslexikon bei. Wir empfehlen genannte Firma als günstige Bezugsquelle.

Außer den vorstehend genannten Beilagen liegen der heutigen Nummer noch Prospekte der **Gesellschaft für christliche Kunst, München C, Karlstraße 6,** und der **Allgemeinen Verlagsgesellschaft München** und **Berlin** bei, auf die wir unsere verehrl. Leser ebenfalls empfehlend aufmerksam machen.

Einer der bedeutendsten Erzähler der Neuzeit ist Maximilian Schmidt. Dieser treffliche Schilderer des bayerischen Landes und Volkes ist auch jenseits der blauweißen Grenzpfähle verhältnismäßig rasch zu allgemein anerkanntem literarischem Rufe gekommen. Er ist ein Meister darin, selbst den kleinen Zügen des Bauernlebens bedeutungsvolle und interessante Momente abzugewinnen. Gesund und unverkünstelt ist seine Darstellung des Landvolkes, reich und ungezwungen seine Erfindungsgabe. Den gesamten Bayerwald mit den angrenzenden Teilen des Böhmerwaldes, das Alpenvorland und das ganze bayerische Gebirge vom Watzmann bis zur Zugspitze hat Schmidt in seinen Dorfgeschichten und Volksstücken landschaftlich und ethnographisch geschildert und manches Stück seines an Schönheiten so reich gesegneten Vaterlandes nicht nur verherrlicht, sondern weiteren Kreisen erst erschlossen. Eine neue illustrierte Gesamtausgabe seiner Schriften wird soeben in einem unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Buchhandlung **Karl Block, Breslau** zu günstigen Bezugsbedingungen angeboten. Wir machen unsere Leser auf diese vorteilhafte Gelegenheit, die Werke Maximilian Schmidts zu erwerben, besonders aufmerksam.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Der Verlag der „Allgemeinen Rundschau" bietet seinen Abonnenten in diesem Jahre als besondere **Weihnachtprämie** den von der Presse glänzend beurteilten, elegant gebundenen Salonband



Neue Weihnachtgrüsse

Herausgegeben von **Dr. Armin Kausen**

unter Mitwirkung von Ad. J. Cüppers, J. von Dirkink†, M. von Ekensteen, Minna Freericks, M. Herbert, Friedr. Koch-Breuberg, M. Ludolff-Huyn, Marg. Mirbach †, Anton Schott.

Kurze Erzählungen, Novellen, Skizzen.

Vorzugspreis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" ℳ 2.— [statt ℳ 3.—]

Da nur noch ein kleiner Teil der Auflage verfügbar ist, empfiehlt sich eine **ungesäumte Bestellung.** — Die Aufträge werden nach der Reihenfolge des Einlaufs erledigt.

Gegen Einsendung von ℳ 2.20 erfolgt Frankozusendung durch die **Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München, Galeriestrasse 35 a, Gartenbau.**

Moderne Ausstattung.

Geschmackvolle Vignetten.

Wirkungsvoller Einband.

Goldgesternter Blauschnitt.

Willkommenes Festgeschenk für Jung und Alt.

Auszug aus nahezu hundert Pressstimmen:

„Literarischer Jahresbericht" und Weihnachtskatalog für gebildete katholische Kreise, Pfr. Dr. Vögele: „Ein ästhetisch und ethisch hochbefriedigendes Buch. Aeusseres und Inneres harmonieren: sehr eleganter Einband und prächtiger Inhalt."

„Literarische Rundschau", Freiburg: „Das vielbehandelte Liebesthema spielt . . . eine nebensächliche Rolle, es treten vielmehr soziale Gesichtspunkte hervor. Die Weihnachtsgrüsse verdienen alle Beachtung."

„Academia": Eine sehr beachtenswerte Festgabe . . . Alle erheben sich über das Niveau der landläufigen Weihnachtsgeschichten."

„Westfälischer Merkur": „Die besten Namen sind vertreten . . . Die Ausstattung ist äusserst geschmackvoll. Ein sinniges Weihnachtsgeschenk."

„Bayerischer Kurier", Dr. M. Schmitt: „Das Urteil lautet übereinstimmend: ein anziehendes, liebenswürdiges in seinem vornehmen äusseren Gewande geradezu entzückendes Buch! Weihnachtsstimmung und Weihnachtsduft ist über das Ganze ausgegossen."

„Anzeiger für die kath. Geistlichkeit Deutschlands": „Dieses prächtige Buch mit seinem sinnigen, stimmungsvollen, reichen Inhalt und seiner wahrhaft vornehmen äusseren Ausstattung."

„Magazin für Pädagogik", J. K. Brechenmacher: „Perlen in der gediegendsten Fassung. Skizzen aus zartester Hand gezogen . . ."

„Büchermarkt", Krefeld: „Eine Sammlung herrlicher Weihnachtserzählungen, zu der eine Anzahl unserer bedeutendsten kathol. Schriftsteller Beiträge geliefert haben . . ."

„Augsburger Postzeitung": Hermann Binder, hebt hervor, dass sämtliche Geschichten auf einen religiösen oder caritativ-sozialen Grundgedanken aufgebaut sind. Das gibt den Skizzen einen starken ethischen Gehalt, um dessentwillen gerade auch die gereiften Personen solche Weihnachtsgrüsse mit Interesse entgegennehmen werden."

„LiterarischerHandweiser": „Eine schöne Weihnachtgabe ist das prächtig ausgestattete Buch „Neue Weihnachtsgrüsse", um welche die Poesie des Weihnachtsfestes und Weihnachtsbaumes gewoben ist."

„Düsseldorfer Tageblatt": „Wir haben lange kein Büchlein mehr zur Hand genommen, das uns in jeder Hinsicht so gefallen hätte."

„Echo der Gegenwart": Dass die sozialen Gedanken und das geistige Ringen der Gegenwart die meisten Geschichten behandelt, ist ein besonderer Vorzug."

„Schlesische Volkszeitung": „Bilder aus der Fülle modernen Lebens geschöpft und in schöner, oft künstlerischer Form dargestellt."

„Freiburger Nachr.", Freiburg (Schweiz), Dr. Fridolin Gschwend: „Den prächtigen Inhalt dieser Novelletten entspricht auch ein glänzender Einband."

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.6., 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandeln. d. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 50. München, 12. Dezember 1908. V. Jahrgang.

Franz Joseph I.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Der Festesjubel, welcher am 2. Dezember, jenem Tage, an dem vor 60 Jahren der achtzehnjährige Erzherzog Franz Joseph den habsburgischen Kaiserthron bestieg, die weiten Lande des katholischen Kaiserreiches an der Donau durchbrauste, ist verklungen. Dieses seltenen Festes soll auch in der „Allgemeinen Rundschau" gedacht werden, welche, in dem uns Oesterreichern so lieben und mit unserem Kaiserhause so innig verbundenen Bayerlande erscheinend, einen Großteil ihres Raumes dazu verwendet, Verständnis und Interesse für die oft so verwickelten Verhältnisse Oesterreich-Ungarns unter den reichsdeutschen Brüdern zu wecken und zu fördern.

Eine Charakteristik der Person und eine Wertung der Regierungstätigkeit — durch 60 volle Jahre! — des Jubelkaisers hätte einen unangemessenen Raum in dieser Revue in Anspruch genommen. Darum glaube ich am besten zu tun, wenn ich den Kaiser selbst hier sprechen lasse. Es sind ungemein charakteristische und wahrhaft goldene Worte, welche Kaiser Franz Joseph in den jüngsten Tagen gesprochen hat, als er auf Huldigungsansprachen erwidern mußte.

Er sah den gesamten Episkopat — nur der Linzer Bischof Dr. Doppelbauer, der schon mit dem Tode rang, und Erzbischof Dr. Theodorovic, der in Rom erkrankt war, fehlten — mit 200 Aebten, Domherren, Mönchen um sich. Die katholische Kirche huldigte durch den Mund des fast neunzigjährigen Wiener Fürsterzbischofs Kardinal Gruscha dem einzigen katholischen Kaiser der Erde. Und dieser „dankt andachtsvoll der göttlichen Vorsehung für die seltene Gabe, daß ihm beschieden war, die sechzigste Wiederkehr des Tages der Thronbesteigung zu feiern. Die heiligsten Güter der Menschheit", so redete er die Geistlichkeit an, „sind in Ihre Hand gelegt. Sie verwalten das, was über alle Wirren der Zeit, ja über alles Zeitliche erhaben ist, das Ewige im Menschen. Durch die treue Erfüllung der Pflichten Ihres geistlichen Amtes leisten Sie aber auch dem Staate und der ganzen Gesellschaft einen großen, ja einen unschätzbaren Dienst. Die Sorge des Tages wird die Menschen immer trennen; Streit und Parteiung sind unvermeidlich; Ihre Sendung aber ist es, die Versöhnung und den Frieden zu künden, den die Welt sich selbst nicht geben kann. Der Glaube ist der sichere Anker, an dem ein jeder in den Stürmen und Kämpfen des Lebens Halt und Stütze findet. Sie können bei der Lehre des Glaubens und der Verwaltung Ihres Amtes stets des Schutzes der Staatsgewalt sicher sein. Ich selbst bin ein treuer Sohn der Kirche, die mich in schweren Stunden Ergebenheit gelehrt, die mir so oft im Unglücke Trost geboten, die mir und meinem Hause eine treue Führerin auf allen Lebenswegen gewesen."

Die Vertreter der Völker Oesterreichs, die Abgeordneten des Reichsrates, nahen sich huldigend dem Throne. Als Präsident Dr. Weiskirchner die Gefühle der Liebe, der Verehrung, der Treue aller Nationen des Habsburger Reiches verdolmetscht hat, antwortete der Kaiser: „Meine Erinnerung führt mich heute zurück in die Zeit, als ich den Entschluß faßte, den Bürgern meines Reiches die politische Selbstbestimmung zu verleihen und ihnen den vollen Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltungskontrolle einzuräumen. In dem Glauben an den hohen Wert wohlangewendeter konstitutioneller Einrichtungen bin ich seither trotz mancher Wirrnisse nicht wankend geworden. Als ich sah, daß meine Völker reif seien für die vorgeschrittenen Formen des Verfassungslebens, genehmigte ich gern die Anträge meiner Regierung, die auf die volle politische Gleichberechtigung der Bürger abzielten und das Abgeordnetenhaus zu einem wahren Volkshause machen sollten." Auf dieses demokratische Volkshaus setzt der Kaiser trotz der unseligen Ereignisse im Norden und Süden der Monarchie die feste Hoffnung, daß es in der „Förderung eines einträchtigen Zusammenlebens der verschiedenen Volksstämme dem Reiche den inneren Frieden bringen" werde.

Wenn aber die Volksvertreter nicht zu diesem einträchtigen Zusammenleben und Zusammenarbeiten gelangen, dann müssen Herrenhaus und Adel mehr in den Vordergrund treten. „Das Herrenhaus ist ja", so antwortete der Kaiser dessen Mitgliedern, „eine Körperschaft, welche den Parteiungen und Leidenschaften möglichst entrückt, unabhängig von den wechselnden Strömungen des Tages, den Blick stets auf das Ganze gerichtet, die dauernden Interessen des Staates und der Gesellschaft wahrzunehmen sucht, eine zuverlässige Stütze meines Hauses, ein gewissenhafter Anwalt des Staatswohles. Und ich bin der Ueberzeugung, daß diese hochangesehene Körperschaft sich nach wie vor als uneigennützigen Berater des Volkes, als Hort eines maßvollen, friedlichen Fortschrittes bewähren wird." Und dem Adel, welchem durch die Abschaffung der Großgrundbesitzerkurie ein parlamentarisches Privilegium entzogen werden mußte, weist der Monarch beim Empfange einer glanzvollen Abordnung eine neue, höchst moderne Aufgabe zu: „Staat und Volk erwarten von Ihnen die berufene Mitarbeit an den Staatsaufgaben und Volksinteressen, und Sie suchen den Aufgaben des Adels gerecht zu werden durch freudige Mitbetätigung an der politischen Selbsterziehung des Volkes, durch reges kulturelles Schaffen mitten unter dem Volke."

Die Beamtenschaft, unter welcher sich infolge der unglaublichen Laxheit der Regierungen Koerber und Beck immer mehr alldeutsche und sozialdemokratische Bestrebungen bemerkbar machen, erhielt ein von staatsmännischer Weisheit und väterlicher Liebe zeugendes Programm aus Kaisermund: „In die Hände der öffentlichen Bediensteten ist Wohl und Wehe der Staatsbürger gelegt. Ihnen bringt der Staatsbürger Vertrauen entgegen. Ihnen räumt die Gesellschaft eine Ehrenstelle ein. Nur der wird ein guter Beamter sein, der die Schwere der Verpflichtungen fühlt, die diesem Vertrauen entspringen. Ihres Wirkens Ausgangs- und Schlußpunkt muß das Gesetz und nichts als das Gesetz sein. Je reger das Parteileben wird, um so fester müssen Sie sich auf die parteilose Gesetzlichkeit stützen; Sie werden darin den stärksten Halt, Sie werden dafür Anerkennung und Dankbarkeit finden. Meine Völker haben eine große Anzahl gemeinsamer Interessen, die nur durch eine gemeinsame Beamtenschaft gefördert werden können. Den Angehörigen jedes meiner Völker steht in gleicher Weise der Eintritt in den öffentlichen Dienst offen. Meine Beamtenschaft muß und soll Söhne aller Nationen umfassen, die, ohne ihre Stammeszugehörigkeit zu vergessen, doch stets eingedenk bleiben, daß sie den gemeinsamen Interessen aller dienen, und daß das Amt niemals Partei sein darf. Nicht das nationale Gefühl, wohl aber der nationale Widerstreit muß aus dem Amte verbannt bleiben."

In all diesen Kaiserworten spiegelt sich die abgeklärte Weltanschauung des Nestors der europäischen Fürsten wieder; ihnen etwas hinzufügen, hieße an ihnen deuteln wollen.

Digitized by Google

Das militärische Schmiergelderunwesen.

Von

Dr. W. Hüllen.

Vor einiger Zeit veröffentlichte die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 27, S. 436) aus Anlaß der Landesverratsaffäre Schiwara einen Artikel „Die dunkle Gefahr", der weite Beachtung fand und stellenweise leidenschaftliche Erörterungen hervorrief. Auf dieselbe Gefahr hatte bereits Generalleutnant z. D. v. Gilsa im „Tag" hingewiesen. Alle Freunde der Armee müßten diesem Offizier, der nicht zu den politischen Generalen gehört, für seine unerschrockene Kritik dankbar sein. Wie kam es dann aber, daß Exzellenz v. Gilsa zur Zeit der Reichstagswahl vor dem Ansturm der Militäranwärter unter Führung des Generalmajors v. Klöden zurückwich? Ist vielleicht auch Herrn v. Gilsa wegen seines offenen Wortes mit dem Damoklesschwert in Form einer ehrengerichtlichen Disziplinierung seitens des Militärkabinetts gedroht worden? Ja, wir glauben sogar zu wissen, daß unsere Annahme den Tatsachen entspricht.

Aber mit dieser vom heutigen preußischen System beliebten kurzsichtigen Vertuschungsmethode soll und darf man nicht Erfolg haben. Dafür muß gesorgt werden. Mögen die maßgebenden Stellen darüber auch noch so ungehalten sein oder die Militäranwärter sich noch so unwirsch gebärden. Ihre Drohungen mit Beleidigungsklagen kann auch Exzellenz v. Gilsa angesichts des in seinen Händen befindlichen Materials unmöglich ernst genommen oder gar gefürchtet haben. Hat er denn die Anwärter beleidigt? Und wer will sie überhaupt beleidigen? Kein Mensch. Die Unteroffiziere, die ihre Hände rein erhalten, sind Männer, die aller Achtung wert sind. Und niemand versagt sie ihnen. Aber diejenigen von ihnen, die ihre dienstliche Stellung ausnützen, um sich schmieren zu lassen, sind Schädlinge, denen ihr gemeingefährliches Handwerk gelegt werden muß.

Wohl die meisten Einjährigen können ein Liedchen von dem Bakschisch singen, den sie während ihrer Dienstzeit zur Befriedigung unteroffizierlicher Ansprüche haben aufwenden müssen. Bei manchen geht er in die Hunderte, bei manchen sogar in die Tausende.[1]) Da man indes den Bekundungen gewesener Einjährigen kein sonderliches Gewicht beizulegen pflegt, berufe ich mich hier zunächst auf das Zeugnis eines königlich preußischen Obersten, der mir schreibt:

„Zu der Bemerkung eines württembergischen Rittmeisters und Divisionsadjutanten, von der ich Ihnen erzählte, folgendes: Gelegentlich äußerte ich mich sehr scharf über das „Sichschmierenlassen" der Unteroffiziere und hob hervor, wie verderblich dieses nicht allein für die Disziplin der Armee, sondern auch für unseren Beamtenstand sei, da die Unteroffiziere nach Abgang vom Militär bei den verschiedensten Verwaltungen als Beamte angestellt werden und dann auch in dieser Stellung von der gewinnbringenden Gewohnheit schwerlich Abstand nehmen würden. Ich belegte dieses mit einzelnen mir bekannten Tatsachen. Der Rittmeister ... erwiderte mir darauf mit ruhigster Miene: „Der Herr Oberst denken wohl zu scharf darüber. Diese kleine Zulage kann man den Wachtmeistern wohl gönnen." Ich: „Ich gönne den Wachtmeistern noch viel größere Zulagen, aber sie müssen ihnen auf rechtmäßigem Wege zugehen und nicht zum Schaden unserer Disziplin und des Beamtenstandes." Da ich dieses sehr bestimmt sagte, wurde das Thema abgebrochen."

Ein Oberstleutnant a. D. äußerst sich brieflich wie folgt: „Ich diente von 1874—75 als Einjährig-Freiwilliger bei einer der 8 Batterien eines in einer Großstadt stehenden Feldartillerie-Regiments. In jeder Batterie dienten etwa 12 Einjährige.

Während der Rekrutenausbildung hatten wir täglich eine Frühstückspause in einem Restaurant neben dem Exerzierplatz, zu der sämtliche Rekrutenunteroffiziere erschienen und freigehalten wurden. Jeder von ihnen konsumierte hierbei an Essen und Getränk für mindestens 0.80 ℳ. Da nach dem Frühstück die Rekrutenunteroffiziere zu verschiedenen Reittouren abtraten, wurden wir von da bis gegen Mittag von den anderen Unteroffizieren der Batterie exerziert, die à conto dessen, wenn es ihnen irgend ihre Zeit erlaubte, auch schon zum Frühstück erschienen und sich freihalten ließen, so daß mit Ausnahme des Wachtmeisters sämtliche Unteroffiziere fast täglich ihr Frühstück ernassauerten. In jenem Restaurant aß ein Teil der Einjährigen auch zu Mittag und erhielt hierbei häufig den Besuch von Unteroffizieren, so daß sich eine Einladung zur Teilnahme am Mittagessen nicht umgehen ließ. Des Abends ging man mit den Unteroffizieren in Restaurants, Theater, Tingeltangels, Freudenhäuser und hielt sie frei. Wer von uns Einjährigen hierbei Zurückhaltung zeigte, dem wurde zum Nachexerzieren verholfen, mochte er seine Sache auch noch so gut gemacht haben. Wer mehr als andere draufgehen ließ, der brauchte nur ab und zu, höchstens zwei Vormittage wöchentlich, zum Dienst zu erscheinen. Nach Beendigung der Rekrutenausbildung gingen wir fast sämtlich während des Restes des Jahres nur noch gelegentlich zum Dienst. Wenn täglich die Hälfte von uns des Vormittags erschien, so wurde das nicht beanstandet. Mit Ausnahme des Wachtmeisters ließen sich sämtliche Unteroffiziere der Batterie freihalten, dieser aber war im Regiment ein Unikum. Da die Batterie zwölf Unteroffiziere hatte, oblag jedem Einjährigen die Unterhaltung eines Unteroffiziers auf die Dauer eines Jahres. Diese hatten dabei eine bessere Lebenshaltung als viele Leutnants. Bei den anderen Batterien herrschten genau dieselben Verhältnisse. Während der einjährigen Dienstzeit habe ich für die Unteroffiziere ebensoviel ausgegeben als für mich selbst und konnte dabei den Eindruck der Filzigkeit nicht vermeiden. Zur Unterdrückung dieses Unwesens ist mir während meiner ganzen Dienstzeit von 1874—1907 keine durchgreifende, geeignete Maßregel seitens der Militärverwaltung bekannt geworden." In einem anderen Briefe des Oberstleutnants findet sich die Bemerkung: „Ich habe als Einjähriger in einer Batterie gedient, im Vergleich mit welcher die in Beyerleins „Jena oder Sedan" geschilderte als Ideal militärischer Ordnung und Gesetzlichkeit angesehen werden kann."[2])

Gegen ungerechte Verallgemeinerung habe ich mich schon eingangs verwahrt. Es mag anderswo da oder dort besser stehen. Aber die vorhandenen Mißstände und Mißbräuche lassen sich nicht wegleugnen, und ich weiß es aus eigener Erfahrung und noch mehrere andere preußische Stabsoffiziere haben mir versichert, daß während ihrer Dienstzeit von 31 bis 36jähriger Dauer nach dem Kriege 1870/71 ihnen in ihrem Korpsbereich keine radikalen Maßregeln zur Unterdrückung des Schmiergelderunwesens bekannt geworden sind. Die Frage ist also immer noch aktuell.

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Der Verfasser hat preußische Verhältnisse und preußische Regimenter im Auge. Es steht fest, daß in Bayern das Trinkgelderverbot nicht bloß auf dem Papier steht, sondern auch mit Nachdruck praktisch gehandhabt wird. Aber es sind Fälle bekannt, welche beweisen, daß auch in preußischen Truppenteilen von schneidigen Vorgesetzten mit Strenge gegen das Schmierunwesen vorgegangen wurde. Ob's etwas geholfen hat? Telegraphischer Widerruf des Weihnachtsurlaubs z. B. ist gewiß eine harte Strafe für Einjährige, die daheim sofort den Koffer packen müssen. Ob auch die schuldigen Unteroffiziere bestraft werden, ist eine weitere Frage. Auch der schneidigste Offizier ist nicht imstande, ein eingefressenes Uebel auszurotten, wenn nicht von oben her die Axt an die Wurzel gelegt wird.

[2]) Die Dreistigkeit mancher Unteroffiziere geht aber auch auf die älteren Mannschaften über, wenigstens auf die besonders frech veranlagten Exemplare. Als ich nach meiner Ausbildungszeit mit einem anderen Einjährigen in die Korporalschaft eingereiht wurde, verübten ältere Leute an uns einen förmlichen Erpressungsversuch. Sie wurden sogar handgreiflich. Das bekam ihnen aber schlecht, denn ich bin sehr stark und mein Kamerad war's ebenfalls. Wir verhauten die drei Kerle auf der Mannschaftsstube mit unseren Koppeln fürchterlich. Wir waren in solcher Wut, daß sich weder der Unteroffizier noch die Leute an uns heranwagten. Bei einem solchen System wird eben die Roheit geweckt. Wer sich nicht wie wir die Frechlinge vom Halse hielt, der mußte schmieren, sonst war er jeder Niederträchtigkeit ausgesetzt: die Sachen wurden ihm gestohlen, er wurde beim Marsch in die Kniekehlen getreten, man urinierte in sein Gewehr usw. Ich war Einjähriger bei einem Infanterie-Regiment. Bei der Artillerie und Kavallerie ist's in dieser Hinsicht manchmal noch schlimmer. Da handelt es sich bei dem Schmieren der Gemeinen nicht etwa bloß um freiwillige kleine Trinkgelder für gelegentliche Stalldienste, sondern um lächerlich hohe Bezahlungen für Pferdeputzen usw. Die betr. Leute verlangen einfach diese Gelder, und der Einjährige muß sie zähneknirschend hergeben, wenn er nicht befürchten will, daß er hinterrücks schikaniert und geschädigt wird.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Italien zwischen dem alten und dem neuen Dreibund.

Hat Freiherr von Aehrenthal den Zeitpunkt für die Annexion Bosniens richtig gewählt? Können die Vorteile, die Oesterreich aus dieser Abänderung des Besitztums erwartet, die Gefahren und Nachteile aufwiegen, die sich aus dem Schritte ergeben? War es besonders klug, die Räumung des Sandschaks sofort auszuführen, statt diese Kompensation noch in der Hand zu behalten? Diese Fragen drängen sich wiederum auf angesichts der viertägigen Verhandlungen über die auswärtige Politik in der italienischen Deputiertenkammer. Der Schlußeffekt sieht ja für den oberflächlichen Beobachter recht nett aus: mit 297 gegen 140 Stimmen, also mit Zweidrittelmehrheit, wurde die äußere Politik der Regierung gebilligt, und diese Regierung Giolitti-Tittoni steht auf dem Boden des Dreibundvertrages. Sieht man genauer zu, so hat die Regierung, um das Vertrauensvotum zu erlangen, doch der antiösterreichischen Strömung im Lande erhebliche Zugeständnisse machen müssen. Im Rahmen des Dreibundvertrages ist man verblieben; aber wo ist der bundesbrüderliche Geist, der lebendig macht? Die italienische Formel lautet: Dreibund und Freundschaften! Die Freundschaften gelten dem russischen Reich, mit dem eine besondere Verständigung über die Balkanangelegenheiten besteht, — der englischen Weltmacht, in deren Schlepptau sich Italien wegen seiner Mittelmeer-Interessen schon länger befindet, — und der französischen Schwesternation, mit der man die Blutsverwandtschaft im neuen Jahrhundert aufgefrischt hat. Italien will den Dreibundvertrag nicht brechen; aber ob es ihn im Ernstfall halten wird, werden wohl nur die Optimisten bejahen. Von Deutschland wurde in den jüngsten römischen Debatten gar nicht gesprochen; dafür wurde Oesterreich um so schärfer kritisiert. Von deutscher Seite wurde eine kleine Probe auf die transalpine Bundesfreundlichkeit gemacht, als der Marokkostreit ausbrach: Italien hat uns damals im Stiche gelassen, weil es seine eigenen Interessen besser bei Delcassé und König Eduard aufgehoben glaubte. Als Oesterreich die Annexion vollzogen hatte, hielt der italienische Minister Tittoni eine Gelegenheitsrede, die recht freundlich klang. Jetzt hat er sein Entgegenkommen vom Ministertische aus wieder hinweginterpretieren müssen: Italien zieht nunmehr nicht am österreichischen, sondern am russischen Strange. Man muß noch froh sein, daß es wenigstens abmahnende und warnende Worte an die tobenden Serben und Montenegriner richtet. Leider wird diese Predigt wohl nicht viel helfen. Die Serben und Montenegriner verlassen sich auf die Gunst Rußlands und auf die Agenten Englands; die letzteren haben ja auch die regierenden Jungtürken in der Hand. In diesen Treibereien von englischer Seite, die bei Rußland unmittelbare und bei Frankreich mittelbare Unterstützung finden, steckt die gegenwärtige Gefahr für den Frieden, und man kann beim besten Willen nicht verkennen, daß Italien diesem antiösterreichischen Dreibund zurzeit in die Hände arbeitet.

An sich kann uns die laue Stimmung Italiens in Sachen des alten Dreibundes weder überraschen noch erschrecken; wir haben seit Jahren schon die Ansicht vertreten, daß auf Italien kein Verlaß sei in der Stunde der Gefahr. Wir brauchen diesen unsicheren Bundesgenossen nicht abzustoßen, so lange er „korrekt" bleibt; wir müssen nur klar darüber sein, daß dieser Schirm höchstens bei trockenem Wetter zu gebrauchen ist.

Der deutsch-österreichisch-italienische Dreibundvertrag ist in seinem vollen Wortlaute nicht veröffentlicht worden. In Deutschland hat man auch bisher gar keine Sehnsucht nach der Enthüllung seiner Paragraphen gehabt, da die deutsche öffentliche Meinung sich an den Kern der Sache hielt: Solidarität in der Erhaltung des Besitzstandes und des Friedens. Durch die italienischen Verhandlungen wird nun etwas Licht geworfen auf ein Balkan-Kapitel im Dreibundvertrag. Anscheinend ist darin vorgesehen, daß Italien eine Kompensation erhalten solle, falls in Mazedonien und Albanien eine Besitzänderung zugunsten Oesterreichs erfolge. Durch gesprächige Exminister ist von dieser Klausel in Italien etwas durchgesickert. Flugs behaupten die Begehrlichen, schon die Umänderung des Titels der „okkupierten" Provinzen Bosnien und Herzegowina in „annektierte" sei eine Gebietserweiterung, die Oesterreich kompensationspflichtig mache. Daran haben die Irredentisten sogar die verwegene Behauptung geknüpft, Oesterreich habe eine Kompensation in — Trentino versprochen. Es ist nun aktenmäßig klargestellt, daß Italien von Vertrags wegen keine Forderung an Oesterreich stellen kann, am allerwenigsten an seiner Nordgrenze; erst wenn die Aufteilung von Mazedonien und Albanien vor sich ginge, würde Italien pari passu mit Oesterreich seinen Happen verlangen können. Uns scheint es bedauerlich, daß man überhaupt mit solchen Eventualitäten den Dreibundvertrag beschwert hat. Vermutlich hat Italien selbst als Preis für die Verlängerung des Vertrages diese Garantie für den Fall einer künftigen Liquidation der europäischen Türkei durchgesetzt. Jetzt bietet die Enthüllung dieser allzu vorsichtigen Klausel den englischen Drahtziehern in Konstantinopel ein neues Hilfsmittel. Inzwischen hat sich nämlich die Konstellation gründlich verändert. England, das noch vor einem Jahre im Verein mit Rußland auf die Aufteilung der Türkei hinarbeitete, hat seit der Verfassungsrevolution sich zum Beschützer der Türkei aufgeworfen, wiederum im Verein mit Rußland.

Die wahre Gesinnung der italienischen Volksvertretung kam weniger bei der formellen Schlußbestimmung zum Ausdruck, als vielmehr in dem Beifallssturm bei einer Rede des früheren Ministerpräsidenten Fortis. Und diese Rede war eine leidenschaftliche Anklage gegen Oesterreich, das angeblich den Frieden fortwährend störe und Italien zu Rüstungen zwinge — zugespitzt zu dem Ultimatum: entweder müsse Oesterreich sich bekehren, oder Italien müsse seine eigenen Wege gehen. Wir wollen keineswegs die neuere Taktik Oesterreichs durch dick und dünn verteidigen; aber Herr Fortis übertreibt doch tendenziös die österreichischen Maßnahmen. Die Sandschakbahn war ein seit 30 Jahren klar verbrieftes Recht Oesterreichs, dessen materielle Begründung sich auch nicht im geringsten anzweifeln ließ. Die Annexion Bosniens war freilich eine Ueberschreitung des formellen, geschriebenen Rechts; aber sie brachte keine sachliche Aenderung der bestehenden Gebietsverteilung. Für die Sandschakbahn konnte Italien sich sofort schadlos halten durch das Eintreten für die Donau-Adria-Bahn, gegen die Oesterreich nichts einzuwenden hatte. Die sachlich belanglose Annexion hätte gewiß nicht so große Aufregung hervorgerufen, wenn nicht die innere Umwälzung in der Türkei vorhergegangen wäre und eine volle Umwälzung der englisch-russischen Balkanpolitik herbeigeführt hätte. Mußte sich deshalb Italien auf die englisch-russische Seite schlagen? Hätte es seine berechtigten Interessen nicht wahren können im Einvernehmen mit Oesterreich, das durch den Verzicht auf den Sandschak Novibasar die Grenze seiner Ansprüche selbst markierte?

Wie die Dinge jetzt liegen, kann man in die Triumphgesänge unserer Offiziösen über die Abstimmung in der italienischen Kammer nicht recht einstimmen.

Die Wiederherstellung der Ordnung in Prag.

Endlich hat die österreichische Regierung die starke Hand walten lassen. Gerade am 2. Dezember, dem Tage des sechzigjährigen Kaiserjubiläums, mußte das Standrecht in Prag verkündet werden. Die scharfe Maßregel war wirksam. Die Todesstrafe hat doch immer noch ihre abschreckende Kraft. Der aufgehetzte Pöbel verschwand von den Straßen. Die tschechisch-radikalen Abgeordneten versuchten freilich im Wiener Reichsrat Racheskandal zu machen, aber es wollte sogar diesen Meistern der Lärmobstruktion bisher nicht recht gelingen. Man hofft sogar trotz der aufregenden Zwischenfälle die Arbeitsfähigkeit des Parlaments zu erhalten. Der Anfang zur Besserung ist also nicht übel. Es bleibt nur zu wünschen, daß einerseits die Regierung fest stehen bleibt auf dem unantastbaren Boden der unbedingten Wahrung der Ordnung und Sicherheit, und daß anderseits die Deutschen in Oesterreich sich durchaus fern halten von jeder Wiedervergeltung oder Herausforderung. In Wien hat man den Abg. Klofatsch als den Hauptschuldigen an den Prager Ausschreitungen aus dem Ratskeller hinauskomplimentiert; solche Revanchestückchen können nichts nützen, aber viel schaden. Auch die deutschen Studenten sollten vernünftig genug sein und der Regierung nicht ihre staatsrettende Aufgabe erschweren durch eigensinniges Festhalten an ihren Couleurparaden. Sehr wichtig ist ferner, daß die reichsdeutschen Studenten und unsere heißblütigen Alldeutschen sich von wörtlicher oder tätlicher Einmischung in die österreichischen Angelegenheiten fern halten. Jeder Eingriff vom Reich aus liefert Wasser auf die Mühlen der Hetzer. Sie werden sagen: Was den Reichsdeutschen recht ist, das ist auch den russischen, serbischen usw. Slowenen und den Franzosen, Italienern, Engländern billig! Gerade die Unterstützung der unruhigen Elemente in Oesterreich vom Auslande her ist für den

Digitized by Google

Bestand der Monarchie so sehr gefährlich. Und deutlicher als je zeigt uns die gegenwärtige Weltlage, daß der Bestand des habsburgischen Reichs und seine enge Verbindung mit Deutschland für den Frieden überhaupt und für die Interessen Deutschlands insbesondere von entscheidender Bedeutung ist. Die Solidarität der beiden Kaiserreiche erfordert eine zarte gegenseitige Rücksichtnahme. Wir können mit Recht fordern, daß die österreichische Regierung unsere dortigen Stammesgenossen und deren friedliche Gäste gegen Ehr- und Körperverletzungen schütze; aber wenn die dortige Regierung ihren guten Willen zeigt, so dürfen wir ihr die dornige Aufgabe in keiner Weise erschweren.

Hoffentlich bleibt die Energie der österreichischen Regierung nicht auf das polizeiliche Gebiet beschränkt, sondern reicht auch zu einem gründlichen kriminalistischen Vorgehen aus. Man sollte doch einmal auf die letzten Wurzeln der Prager Exzesse zurückgehen und vor Gericht klarstellen, wer die Ausschreitungen veranstaltet hat, und welche moralischen und materiellen Hilfsmittel hinter diesen staatsfeindlichen Treibereien stecken.

Der brave Deutsche Reichstag.

Eine gewaltige Angst hatten die Blockpolitiker vor der Verhandlung über die Anträge auf Ministerverantwortlichkeit und auf sonstige Aenderungen der Verfassung und der Geschäftsordnung. Weil die Herren ihrerseits alles vom engherzigen Standpunkt ihrer Parteiinteressen betrachten und behandeln, setzten sie bei der Opposition die schlimme Absicht voraus, den Block mitsamt dem Blockkanzler mit einem großen Krach in die Luft sprengen zu wollen. Die Zentrumspresse hatte freilich stets erklärt und die Fraktion des Zentrums hatte es durch ihr Verhalten bei der sog. Kaiserdebatte deutlich bekundet, daß wir es nur auf sachliche Reformen abgesehen haben und nicht auf eine vorzeitige Sprengung des Blocks. Aber die Angst blieb doch. Auch die gemäßigte Haltung der Sozialdemokratie bei der ersten Debatte reichte nicht zur Beruhigung aus. Man fühlte, daß der Block mit Sprengstoff durchsetzt war, der bei einem kräftigen Schlage sich entzünden könnte.

Und nun hat der ruhige (man könnte sagen: langweilige) Verlauf der Sache die Angstmeier des Blocks in beschämender Weise abgeführt. Es waren Gespenster, vor denen diese Helden sich gegenseitig graulich gemacht haben.

Allerdings hat die Geschicklichkeit der Regierung im Lavieren und Diplomatisieren auch das ihrige zu dem stillen Verlauf beigetragen. Fürst Bülow und sein Generalstab hatte da einen ausgeklügelten Mittelweg eingeschlagen. Die volle Fernhaltung der Regierung von den Beratungen hätte die Stimmung verderben können, namentlich bei den sonst so braven Freisinnigen, die doch in dieser Frage durch das alte Programm und die Wünsche der Wähler engagiert waren. Die aktive Beteiligung an der Debatte konnte anderseits als ein zu weites Entgegenkommen gedeutet werden und die Konservativen auffässig machen. Also nahm man die zwischenliegende Halbheit. Nicht Fürst Bülow selbst, sondern sein erster Stellvertreter von Bethmann-Hollweg erschien; er ergriff das Wort, aber nicht inmitten der Debatte, sondern vor Eintritt in dieselbe. Er lehnte die Anträge nicht ab und nahm sie auch nicht an, sondern sprach das Interesse der Regierung an der im Prinzip bereits stabilisierten Verantwortlichkeit aus, wobei er geschickt die Sache so drehte, daß schon die Beteiligung der Minister als Zuhörer wie eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber dem hohen Hause erschien.

Nach dieser nett gedrechselten Einleitung wurde recht sachlich verhandelt, und das Ergebnis war natürlich die Verweisung der Anträge an eine Kommission. Eine „Beerdigungs-Kommission", sagen die Pessimisten. Freilich bleibt in der Kommission mancher erste Anlauf stecken; aber diese Etappe ist unvermeidlich. Es ist immerhin ein Schritt vorwärts, wenn die Verwirklichung der Verantwortlichkeit endlich einmal zur Ausschußberatung kommt. Sollte der Bericht nicht fertig oder nicht erledigt werden, so hat man doch einen Haken, an den sich in der nächsten Session die Sache wieder anhängig machen läßt. Schneller erledigen lassen sich die Anträge auf Abänderung der Geschäftsordnung, und nach unserer Ansicht würde es schon ein großer Gewinn sein, wenn der Reichstag wenigstens sich selbst die Freiheit gäbe, an Interpellationen eine Beschlußfassung zu knüpfen. Das würde gelegentlich ermöglichen, bei kritischen Angelegenheiten mit Schnelligkeit und in eindrucksvoller Form die Willensmeinung der Volksvertretung in die Wagschale zu werfen. Immerhin ein Mittel, um in den Ministern das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit zu wecken.

Gedanken über den Evangelischen Bund

aus Anlaß der Braunschweiger Tagung.

Von einem deutschen Protestanten.

II. (Schluß.)[1])

Zwar ist die Zurückdämmung der Sozialdemokratie hinsichtlich der Zahl ihrer Vertreter im Reichstag gelungen, die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen aber hat sich um 300000 gemehrt. Inzwischen wurden von dieser Partei allergrößte Fehler gemacht; ob aber nicht die Verteuerung der Lebensmittel und die sehr beträchtliche Erhöhung der Steuern ihr neue Mitläufer wirbt? Da dürfte doch ein Zusammengehen der christusgläubigen Protestanten mit den ihrer Kirche treuen Katholiken angezeigt erscheinen, zumal weder diese noch jene für sich allein im Reichstag die Mehrheit besitzen noch je besitzen werden. Dagegen erhebt der Evangelische Bund den denkbar kräftigsten Einspruch. Daß das nicht zum Glück des Deutschen Reiches geschieht, hat uns bereits Bennigsens Freund ausrechnen lassen. Unser Ergebnis steht noch fester, wenn wir den Jungliberalismus in Ansatz bringen, von welchem jener 1880 noch nichts wußte. Die Jugend hat etwas Träumerisches, Unklares an sich, der Jungliberalismus auch, sofern er, ohne es zu wollen, die Geschäfte der Sozialdemokraten, ja bis zu einem gewissen Grade die der Anarchisten, besorgt. Dies deswegen, weil der Jungliberalismus, soviel ihn von den Sozialdemokraten sonst trennen mag, mit ihnen einig ist in der Ablehnung der Autorität, besonders der religiösen und kirchlichen Autorität. Wie frühere Geschlechter von irgend einem großen Philosophen, so hat das gegenwärtige sich vom Monismus oder dem Positivismus gefangen nehmen lassen; nachdem die nationalliberale Partei ihre Ideale, die wesentlich auf politischem Gebiete gelegen waren, in der Hauptsache verwirklicht hat, stellt der Jungliberalismus neue Ideale auf, die vorwiegend auf dem Gebiet der Bildung und des sozialen Lebens sich befinden; aber auch wenn seine Vertreter bezüglich der zu erreichenden Ziele weder einig noch sich klar sind, gewiß ist, daß unsere moderne Jugend, weil sie die christliche Hoffnung ebenso wie den christlichen Glauben aufgegeben hat, in übertriebener Weise mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden ist. Von diesem Standpunkt aus die Jungliberalen mit den Sozialdemokraten vergleichend, muß man sagen: es ist derselbe Faden, nur eine andere Nummer. Gott behüte unser Vaterland vor Unglück in der äußeren Politik! Die Jungliberalen, welche ja jetzt an der Arbeit sind, die gemäßigt Liberalen an die Wand zu drücken, wären dem Ansturm der äußersten Linken nicht gewachsen. Es entspricht der Wirklichkeit, wenn Sell in seinem Buche sagt: „In der modernen Kultur hat sich eine Emanzipation sowohl der höheren, wie der niederen Kultur (Zivilisation) von allen autoritativen Formen des Christentums vollzogen", aber es ist nun einmal immer so gewesen und wird in Zukunft so bleiben, daß der Zusammenbruch der religiösen Autorität den der politischen und sozialen zur naturnotwendigen Folge hat. Da ist gegen den Evangelischen Bund der schwere Vorwurf zu erheben, daß er der Arbeit des Bauens auf dem Grund der Heiligen Schrift und des christlichen Gemeinglaubens viele und wertvolle Kräfte entzieht. Wo werden wir in den kommenden Jahrzehnten eine hinreichende Anzahl konservativer Wähler herbekommen, wenn wir nach Everling auf eine „tatenfrohe Sammlung der protestantischen Kräfte" angewiesen bleiben?

Das ist eben der Jammer, daß im Evangelischen Bund zu viel Protestantismus und zu wenig Evangelium steckt, daß eine beträchtliche Zahl seiner Mitglieder den Glauben, welcher allein als weltüberwindend bezeichnet werden kann, nicht mehr besitzt. Oder was anders hat denn so und so viele Anhänger des Bundes bei den Wahlen veranlaßt, lieber den Sieg eines kirchenfeindlichen Jungliberalen oder Sozialdemokraten herbeizuführen, als einem konservativen Katholiken ihre Stimme zu geben, wenn nicht blinder Katholikenhaß? Im Blick auf Ostasien sagt Sell: „Es gilt die Pflanzung einer neuen christlichen Kultur." Gewiß wird man den alten Bildungsvölkern dort drüben christliche Kultur bringen müssen, aber doch vorerst das Christentum und mit diesem und durch dieses die christliche Kultur; mit Sells Begeisterung für freien weltlichen Staat, freie weltliche Schule, freie weltliche Geistesbildung, Kunst und Literatur, staatliche soziale Fürsorge ist jenen Völkern herzlich wenig gedient. Und den unteren Klassen

[1]) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 45, S. 748 ff.

Digitized by Google

in unserem Vaterland auch nicht. Man mag die äußeren Verhältnisse bessern, soviel man will, „unser Herz bleibt", wie St. Augustin sagt, „unruhig, bis es ruhet in Gott". Daß ganze Völker wie einzelne Menschen an unbeschränkter Freiheit zugrunde gehen können, diese Lehre der Geschichte wird von unseren Jungliberalen nicht beherzigt. Wenn viele unserer Universitätsprofessoren für die Wissenschaft und ihre Lehre vollste Freiheit von Rücksichtnahme auf religiöse Ueberzeugungen verlangen, und dies aus Anlaß von Lästerungen des allgemeinen christlichen Glaubens, wenn ein Karl Snyder in seinem „Weltbild der modernen Wissenschaft" von dieser rühmen kann, ihre Tendenz sei atheistisch, wenn ein Monist Unold erklärt, unser ganzes modernes Staats- und Kulturleben baue sich auf die Errungenschaften des sogenannten Atheismus, das heißt auf wissenschaftlicher Grundlage auf, dann dürfte es auch für protestantische Eltern, denen am Seelenheil ihrer die Universität besuchenden Söhne gelegen ist, Zeit werden, darüber nachzudenken, ob das Verlangen der Katholiken nach einer katholischen Universität ein so gar unberechtigtes sei, und ob sie selbst nicht die heilige Verpflichtung haben, vom Staate Bürgschaft dafür zu verlangen, daß das Beste, was sie ihren Söhnen auf den Lebensweg mitgegeben haben, nicht in frivoler Weise durch die von ihm besoldeten und teilweise seinen eigenen Bestand untergrabenden Universitätslehrer aus den Herzen der Jugend gerissen werde.

Ist es dem Evangelischen Bund wirklich um die Sache des Evangeliums und unseres Volkes zu tun, so wende er sich einmal in heiligem Zorn gegen solchen Uebermut, der für mindestens ein Menschengeschlecht unheilbaren Schaden anrichtet! Liberale Katholiken können noch an Hochschulen Anstellung finden; Persönlichkeiten aber, die eine konservative Ueberzeugung im Staatsleben nur zu gebührender, nicht zu allein maßgebender Geltung gebracht sehen möchten, dürfen, ob sie protestantisch sind oder katholisch, kaum auf die Gnade der Fakultäten in Süddeutschland rechnen. Wenn der unter den Hochschullehrern herrschende Geist für die Zukunft der konservativen Sache nur Befürchtungen ermöglicht, so steht es bei den Volksschullehrern nicht besser. „Die monatlichen Mitteilungen des Vereins zur Erhaltung der evangelischen Volksschule" beklagen in ihrer Augustnummer, daß auf dem Lehrertag zu Dortmund beide Redner „nichts, gar nichts von dem hohen Wert des Christentums für Jugenderziehung und Volksbildung zu sagen wußten." Im Gegenteil! In der Abweisung alles spezifisch Christlichen erblickten sie eine der Hauptforderungen der Gegenwart für die Schule. Nationale Einheitsschule und Kulturübermittlung waren die beiden Angelpunkte ihrer Ausführungen. Rektor Sommer erklärte: „Alles Einseitige, Dogmatische, die Bevölkerung Trennende und gewissermaßen Desorganisierende muß der Erkenntnis von der Notwendigkeit des geschlossenen Ganzen der Volksbildung weichen." Professor Natorp legte dar: „Wir müssen ringen um die fachliche Aufsicht, die freiere Gestaltung des Religionsunterrichts und um eine mehr wissenschaftliche und damit freiere Lehrervorbildung. Die geistige Zwingherrschaft einer oder weniger Konfessionen kann sich nicht mehr lange behaupten. Aus dem deutschen Katholizismus wird ein neuer, wenn auch anders gearteter Protestantismus entstehen. Wenn der deutsche Katholizismus das römische Joch abgeworfen hat, dann erst haben wir ein Vaterland." Der Herausgeber bemerkt dazu: „Im Namen der nationalen Einheit und im Namen der Kultur soll der christlichen Schule und Kirche der Krieg bis aufs Messer erklärt werden. Die Schule soll zu einer Antikirche erhoben bzw. ausgestaltet werden. ... Sie soll im Gegensatz zu der christlichen Kirche insgesamt, wie zu den einzelnen christlichen Kirchen eine bestimmte Weltanschauung den Kindern einpflanzen, die Weltanschauung des christentumsfeindlichen Zeitgeistes bzw. der Kultur, welch letztere ja überhaupt dazu bestimmt ist (ganz nach sozialdemokratischer Denkweise), an Stelle des Christentums zu treten. ... Und alle Kinder sollen der Schule als der modernen Kirche ausgeliefert, der christlichen Kirche, der sie von Geburt angehören, unvermerkt entzogen werden. ... Wahrlich, wenn die gläubigen Christen und die kirchlichen Behörden und Körperschaften jetzt noch nicht wissen, was die Uhr geschlagen hat, wenn sie jetzt noch nicht wissen, daß der Kirche in brüskester Weise der Fehdehandschuh hingeworfen wird, wenn sie auch nach dem Dortmunder Lehrertag noch fortfahren können zu schlafen und zu träumen, dann ist der deutschen evangelischen Christenheit überhaupt nicht mehr zu helfen. Mag sie denn in der Ferne Mission treiben und die Seelen der Heiden für Christum zu gewinnen suchen, im eigenen Lande überläßt sie das Feld — Kirche und Schule und damit das ganze Volk — dem wider Gott und Christum sich auflehnenden und nach absoluter Herrschaft strebenden, jede andere Geistesrichtung unter die Füße tretenden Zeitgeist. ... Es finden sich in den Natorpschen Ausführungen sozialistische Gedanken genug, deren Verwirklichung in ihrer Konsequenz ganz unausbleiblich die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung über den Haufen werfen wird. Mögen also die Staatslenker, die nicht der sozialistischen Republik in die Hände arbeiten wollen, sondern es mit der Erhaltung der Monarchie und des deutschen Kaiserreiches treu meinen, sich zur Zeit völlig darüber klar werden, wohin die radikale Strömung in der Lehrerwelt führt. Unter dem stürmischen, nicht endenwollenden Beifall seiner Zuhörer wagte es Dr. Natorp, im Hinblick auf die Verwirklichung seiner Anschauungen seinen Vortrag mit den Worten zu schließen: „Das sei unsere Pfingsthoffnung und unser Pfingstgelübde."

Das ist doch ein derber Schlag ins Angesicht für die gläubige Christenheit. Nun, auch solchen Schlag nehmen wir ruhig und gleichmütig hin, nur haben wir kein Recht, uns noch länger Christen zu nennen, wenn wir ihn nicht als das, was er ist, empfinden, und wenn wir uns ihm gegenüber noch länger über den Geist, der in dieser ganzen Schulreformbewegung steckt, täuschen. Es ist der Geist der ausgesprochensten Christentumsfeindschaft, und jedes Paktieren oder Freundlichtun mit ihm stellt uns selbst außerhalb der Zugehörigkeit zu Christo und seinem Reiche." In der Oktobernummer wird dann der Protest des Katholischen Lehrerverbandes gegen Professor Dr. Natorps Aufforderung zur Abschüttelung des römischen Joches mitgeteilt und die Treue der katholischen Lehrer gegen ihre Kirche gerühmt, unter Wahrung des evangelischen Standpunktes die Bundesgenossenschaft aller, welche den auf Vernichtung der christlichen Kirche abzielenden Bestrebungen entgegentreten, begrüßt und über die viel zu geringe Zahl der Mitglieder des Verbandes evangelischer Schul- und Lehrervereine geklagt.

Dem Deutschen Lehrerverein, der Natorp zujubelte, gehören weit über 100 000 Mitglieder an, dem Katholischen Lehrerverband 20 000, dem Evangelischen nur 5000. Wie stellt sich der Evangelische Bund? Er geht mit der liberalen Partei, welche unentwegt die Simultanschule fordert, diese Vorstufe der religionslosen Schule; in seinem Kulturkampfeifer sieht er nicht, daß die verschiedensten antireligiösen und antichristlichen Vereine einen Bund zu dem ausgesprochenen Zweck der Vernichtung des Christentums geschlossen haben; in seiner maßlosen Selbstüberschätzung hat er kein Auge dafür, daß, wenn das Zentrum niedergeworfen wäre, seine eigene Widerstandskraft gegen die ungeheuere Masse der Sozialdemokraten und Linksliberalen bei deren erstem Ansturm gebrochen sein würde. Zwar verwerfen nicht wenige seiner Mitglieder die Simultanschule, aber bei Wahlen geben sie zumeist deren Verteidigern ihre Stimme. Eines hat der Bund durch seine eifrige Arbeit fertig gebracht: durch die von links herkommende Strömung lassen sich seine Anhänger leicht fortreißen, in die Richtung nach rechts sind sie kaum zu bringen. Was heißt das aber bei dem innerhalb des Liberalismus herrschend gewordenen Zug? Man braucht kein Prophet zu sein, um zu wissen, was für ein furchtbares Erwachen es geben wird, wenn die Monisten des Liberalismus und die Atheisten der Sozialdemokratie am Ziel ihres Strebens angelangt sind. Man kann nicht ungestraft im 20. Jahrhundert eine Politik betreiben, die bereits im 17. sich als verfehlt erwies.

Wie von der inneren, so gilt das auch von der äußeren Politik. Der wäre sehr von Vorurteilen eingenommen, welcher leugnen wollte, daß im Kampf der Konfessionen auf beiden Seiten gefehlt wird. Es ist begreiflich, daß alle, welche von der Wahrheit und dem Recht ihrer Konfession überzeugt sind, deren Ausbreitung wünschen. Die Unterstützung der in der Zerstreuung lebenden Glaubensgenossen ist eine selbstverständliche Sache. Anders steht es, wenn ein Verein unter den Angehörigen einer anderen Konfession eine Propaganda betreibt, von der politischen Beigeschmack fernzuhalten ein Ding der Unmöglichkeit ist. Was mit der vom Evangelischen Bund geplanten Fortsetzung und Vollendung des Werkes der Reformation gemeint ist, darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Daß derselbe die evangelischen Gemeinden in Oesterreich zu eifriger Agitation ansporn und nach dem Maß ihres Erfolges mit Unterstützungen bedenkt, liegt eben auf dem Weg zu seinem Ziel. Aber es ist von politischen Gesichtspunkten aus ein höchst gewagtes Unternehmen, das da betrieben wird. Mag ein Redner in Braunschweig mit stärkstem, aber gerade deshalb schlechterdings nicht überzeugendem Ausdruck

Digitized by Google

geleugnet haben, daß die Los-von-Rom-Bewegung die Bedeutung habe Los von Oesterreich, in vielen, ja sehr vielen Fällen ist es doch so. Wenn die dortige Regierung das glaubt, so erinnert sie sich an die Erfahrungen des 16. und 17. Jahrhunderts, so berücksichtigt sie den engen Zusammenhang der gegenwärtigen Bewegung mit den hochverräterischen Plänen der Alldeutschen. Keinem Oesterreicher, der seinem Kaiser treu ist und sein Vaterland liebt und die Art mancher Prediger kennt, wird man ausreden können, daß die Arbeit des Evangelischen Bundes in Oesterreich die Angliederung von dessen westlichen Ländern an das Deutsche Reich vorbereiten soll. Diesem hat sich trotz aller an ihn herantretenden Versuchungen der betagte Kaiser Franz Joseph als zuverlässiger Bundesgenosse erwiesen. Auf allen Seiten von Feinden umgeben, können wir uns den Luxus nicht erlauben, daß der Evangelische Bund und die Haltung von Keim und Genossen weiteres Mißtrauen gegen uns erzeugen und, wie in Braunschweig mit großer Erregung angehört wurde, unseren östlichen Nachbar möglicherweise in die Arme Frankreichs treiben. Dringend wäre zu wünschen, daß die Freunde des Evangelischen Bundes zugleich mit den ihnen nahestehenden Alldeutschen sich einige Mühe geben möchten, nicht nur an das eigene Recht, sondern auch an das anderer Völker zu denken und sich in die Gedanken anderer zu versetzen. Das wäre weder unchristlich noch undeutsch.

Unter den Katholiken wie unter den Protestanten gibt es einseitig entwickelte Charaktere; diese sehen die Wirklichkeit nicht, wie sie ist, sondern so, wie sie sich dieselbe einbilden. Eine rückständige Beurteilung der Zeit nur kann behaupten, es handle sich in der Gegenwart um die Frage, ob Katholizismus oder Protestantismus; nein, ob Christentum oder Antichristentum unser Volksleben beeinflussen, beherrschen soll, darüber wird das 20. Jahrhundert entscheiden. Im Glauben an den Gottmenschen Christus sind die getrennten Glieder einig. Eine christliche Sammelpolitik hat keinen Augenblick „würdelose Umwerbung der machthungrigen ultramontanen Partei" zur Voraussetzung, wohl aber Mitleid mit unserem konfessionell und sozial zerrissenen, von neidischen und rachsüchtigen Feinden umgebenen Vaterland, sie hat zur Voraussetzung das Streben, die staatserhaltenden Kräfte zum Kampfe gegen die kirchen- und staatszerstörenden Parteien zu einen, und die Ueberzeugung, daß nicht in wechselnden Zeitströmungen, sondern in der ewigen, geoffenbarten Wahrheit die Kraft und die Bürgschaft des Sieges liegt.

Volksbühne.

Von Dr. Hermann Dimmler.

Die Berufsbühne, die aus der Volksbühne hervorgegangen ist, hat diese selbst ganz in den Schatten gestellt. Sie hat die Volksbühne nicht vernichten können, denn etwas, das naturhaft aus dem Volksleben hervorwächst, ist den Zufälligkeiten menschlicher Verhältnisse entzogen. Wie enge das Volksleben mit den Theaterspielen verknüpft ist, hat uns die Entwicklung des katholischen Vereinslebens gezeigt. Wo immer diese Entwicklung einsetzte und die zerstreuten Scharen der Streiter für Wahrheit und Recht unter eine gemeinsame Fahne rief, da war es immer das erste, daß man einige Bretter zu einer Bühne zusammenfügte und, so gut es eben ging, Theater spielte. Diese vielen kleinen Ansätze zu einer Volksbühne sollte man nicht länger unbeachtet sich selbst überlassen. Es schlummert hier im Keime eine Macht, welche für das Emporblühen des katholischen Vereinslebens in dem Augenblicke von der größten Bedeutung wird, wo man sich die Mühe nimmt, diesen Sprößlingen den Segen der modernen Organisationstechnik zuzuwenden. Das Ausschlaggebende für den Charakter des Menschen, für seine wirtschaftliche und politische Betätigung ist sein Geistesleben. Dieses Geistesleben ist wie alles Lebendige bedingt durch die Nahrung, die ihm zugeführt wird. Wirtschaftliche und politische Ueberzeugungen ohne das feste Fundament einer gesunden, für die Dauer wirkenden Lebensauffassung sind Dinge, die jeder Zufall wieder hinwegschwemmen kann. Es ist ja sehr begreiflich, daß man in dem furchtbaren Kampf um die Existenz unserer Ideale zunächst nur an das Nächstliegende denkt, an den Stimmzettel, von dem das Los dieser Ideale äußerlich betrachtet abhängig ist. Allein man kann das eine tun und das andere nicht lassen. Man kann das Nächste sehen und das weiter entfernt Liegende ins Auge fassen.

Die Volksbühne ist da. Es steht uns nicht frei, sie anzuerkennen oder nicht anzuerkennen. Sie fordert gebieterisch, daß wir ihr unsere Sorgfalt zuwenden und auf diesem Fundament unsere technischen Bemühungen um die Hebung des Volkslebens aufbauen. Ueber die Art und Weise, wie man es anzustellen hat, kann man verschiedener Meinung sein. Das erste, was zu geschehen hat, ist jedenfalls die Beschaffung einer entsprechenden Literatur. Es wurde zu diesem Zwecke vor Jahresfrist auf Anregung der Zentralstellen katholischer Vereine ein Organ ins Leben gerufen, „Die Volksbühne"[1]) um an die Lösung zunächst der literarischen Aufgabe heranzutreten. Die Erfahrung eines Jahres hat gezeigt, daß es möglich ist, auf diesem Wege die literarischen Ansätze zu einer Volksbühne zu wecken und zur Reife zu bringen. Das Organ bietet auch eine passende Gelegenheit, die Interessenten und Freunde des Volksbühnenwesens geistig zu sammeln und zu gemeinsamer Aktion zu vereinigen. Wir dürfen uns jedoch darüber nicht täuschen, daß dieses Hilfsmittel zur Begründung einer den modernen Ansprüchen entsprechenden Volksbühne nicht ausreicht. Es handelt sich hier um Volkskreise, die für literarische Beeinflussung nicht in dem Maße zugänglich sind, daß es möglich wäre, sie auf literarischem Wege auf wirksame und ausschlaggebende Weise zu organisieren. Es muß die Tat dem geschriebenen Worte folgen: Nur das persönliche Eingreifen berufener Organisatoren vermag auf diesem Gebiete des Volksbühnenwesens diejenige Umgestaltung hervorzubringen, die der Bedeutung des katholischen Vereinslebens entspricht. Es wäre sehr zu bedauern, wenn man den richtigen Augenblick, diese Organisation einzuleiten, nicht benützen würde. Es gibt gewiß viele Kräfte, die gerne auf diesem Gebiete arbeiten, wenn sie nur einmal das Vertrauen gewonnen haben, daß ihre Arbeit in dem Zusammenschluß der Vielen nutzbringend wird. Bei der Frage, von wem die Organisation ausgehen soll, wenden wir unsere Blicke selbstredend zunächst auf die katholische Vereinsorganisation selbst. Sollte es nicht möglich sein, in den Plan dieser Organisation das Volksbühnenwesen aufzunehmen? Es ist allerdings richtig, daß es sich hier um eine ganz neue Aufgabe handelt, deren Inhalt von wirtschaftlichen und politischen Aufgaben durchaus verschieden ist. Die Volksbühne ist etwas, in deren Geist und Struktur wir uns erst hineinleben müssen. Es werden noch manche Enttäuschungen kommen, bis das Richtige wirklich gefunden ist; aber vorübergehen an dieser Aufgabe dürfen wir nicht, und es wäre eine große Tat, wenn die Berufenen sich zu einer gemeinsamen Aktion verbinden würden.

Man darf diese Volksbühnenbewegung nicht verwechseln mit anderen Bestrebungen, die darauf ausgehen, ein literarisches Schauspiel von christlichem Geiste belebt ins Leben zu rufen. Auch diese Bemühungen haben ihre Berechtigungen. Ihre Durchführung ist jedoch mit ganz anderen Schwierigkeiten verbunden. Sie stehen nicht im Dienste der unmittelbaren sozialen und politischen Interessen. Es ist etwas ganz anderes, Kunst für sich zu pflegen, und die Kunst, die sich unmittelbar an das Leben und an das Geselligkeitsbedürfnis des Lebens anschließt, fördern zu wollen. Das Leben ist für rein ideale Interessen schwer zugänglich. Man würde die ganze Volksbühnenbewegung vor ein unüberwindliches Hindernis stellen, wenn man an die Volksbühne diejenigen Ansprüche erheben wollte, welche an das literarische Drama gestellt werden müssen. Es gibt eine Volkskunst, aber sie ist ganz eigenartig. Sie ist kindlicher, naiver, unmittelbarer als die Kunst der oberen Schichten der Geisteswelt. Das Volkslied beweist uns, daß es eine solche Volkskunst geben kann. Auf diese Kunst dürfen wir nicht verzichten. Sie wird ihrer Natur entsprechend von den literarischen Kreisen nicht gepflegt und nicht beachtet. Diese Volkskunst in ihrer Besonderheit erkennen, sie im Anschluß an die bestehenden Ansätze pflegen und fördern, wäre Aufgabe einer Volksbühnenbewegung.

[1]) Monatsschrift für volkstümliche Literatur und Kunstpflege, Verlag München, Lämmerstr. 1. Herausgeber Dr. Hermann Dimmler und Dr. P. Expeditus Schmidt O. S. Fr.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Digitized by Google

Akademische Vinzenzarbeit.

Von

Dr. Sonnenschein, M.-Gladbach.

Das Semester ist im Gange. Unsere große Aufgabe, das Studium, ist wieder voll und ganz in ihr Recht getreten. Die Pflicht, die große ernste Pflicht neigt sich wieder über all die tausend jungen Menschen nieder, die auf ihren stillen Zimmern, im Hörsaal und im Seminar in die Bücher schauen und durch die Bücher hindurch in die weite, weite Welt des Wissens und der Dinge. Wie groß und wie jung und wie herrlich ist nicht die Welt, die wir lernend bewältigen sollen.

Aber dazwischen bleibt Zeit für Lärm und frohes Leben, für farbige Pracht und übermütiges Tollen und Jagen. Junge Menschen reißt es immer wieder in die Freude und ins feiernde Vergnügen. Und der Ueberschwang hat sein Recht, wenn er sich zum Ziele ordnet, wenn ihn der Ausblick zu neuer Arbeit inspiriert, wenn seine Seele sozial ist. Luxus und Freude können Stählung sein zu großer Arbeit. Jubel macht die Seele hell und stark. So aber muß die Erholung gerichtet sein und das Vergnügen, sonst haben wir kein Recht darauf.

Auch keines auf Bildung. Die Tausende, die draußen stehen, die verzichten müssen, machen sie erst möglich. Studium ist nicht das Privatvergnügen des einzelnen, sondern dem unser Herrgott das Studieren gab, dem gab er die Pflicht, es für die anderen zu tun. Denn wir sind untereinander eine große Familie, wir sind Brüder, und eine Solidarität, eine Lebensgemeinschaft umschlingt uns alle. Kein Kind in dieser Familie hat ein Recht darauf, verzogen zu werden, keines hat mehr zu erwarten als das andere, und wenn darum eines studieren darf, so darf es das nur, wenn es verspricht und zusichert, daß die Opfer der anderen an diesen später vergütet werden.

Solchen Geist gilt es zu erhalten und solcher Geist muß, ist er da, früh sich zeigen, nicht erst später, wenn's Studium beendet ist. Auch auf diesem Gebiete heißt es nicht morgen, morgen, sondern heute und jetzt. An den Mitmenschen, die leiden, dürfen wir nicht still vorübergehen, um jene, die ringen und schaffen und denken, nicht sorglos unbekümmert sein. Unsere freien Stunden gehören jetzt schon der Hingabe an die anderen, das ist unsere soziale Pflicht. Unsere, das heißt, der Studenten!

Ich will heute nur von einer Form dieser sozialen Pflichterfüllung sprechen, von der Vinzenzarbeit. Wir dürfen nicht ruhen und rasten, bis unsere Studentenschaft in jeder Universitätsstadt auf diesem Gebiete ihre Pflicht einzusehen und zu erfüllen begonnen hat.

Nicht überall ist ein akademischer Vinzenzverein möglich. Ich nenne den akademischen Vinzenzverein einen solchen, an dem die Nichtstudenten — denn ohne diese geht es nicht, der Ferien wegen, der Finanzen wegen und der sicheren Führung wegen — hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte teilnehmen und mitarbeiten, die Studenten in die Vinzenzarbeit einzuführen. Wir müssen nach diesen Laien und Geistlichen suchen, um welche die akademischen Vinzenzvereine sich gruppieren können. Wo das aber nicht möglich ist, sollen wir uns an die Pfarrkonferenzen anschließen. Es ist ohnehin das wesentliche Ziel der Vinzenzbestrebungen, den Studenten den Anschluß an die Pfarrvereine auf diesem Gebiete zu geben. Dann aber sollen diejenigen, die mittun, sich aus allen Pfarrkonferenzen hie und da im Semester sammeln und in ein paar Besprechungen mit Referat und Diskussion einen wissenschaftlichen Untergrund zu schaffen und den nötigen Elan zu wahren bestrebt sein. Die vinzenztätigen Studenten müssen in irgend einer Form an jeder Universität sich zusammenfinden.[1])

Mir scheint, wenn uns das Wintersemester nur dieses eine bringt, das Wiedererwachen der Vinzenzarbeit an unseren Hochschulen, wir können stolz sagen: es war ein großer Schritt. Kommilitonen auf! Es gilt!

[1]) Zur Agitation für akademische Vinzenzarbeit eignet sich das in jeder beliebigen Anzahl vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit M.-Gladbach, Sandstr. 5, erhältliche Flugblatt Nr. 3: „Akademische Vinzenzarbeit". Die ebenfalls zu Beginn eines jeden Semesters dort erscheinenden „Mitteilungen" geben einen Ueberblick über das bisher auf diesem Gebiete Geleistete und über die Persönlichkeiten, bei denen Anschluß zu praktischer Vinzenzarbeit gefunden werden kann. Nr. 2 ist kürzlich erschienen.

Vereinigung katholischer Studentinnen.

Von einem Universitätsprofessor.

Wenn je eine Darlegung über das Frauenstudium eine Berechtigung hatte, so ist es die von Maria Norbert in Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau". Dieselbe gipfelt in dem Wunsche, daß ein christlicher, d. h. katholischer Verein der Studentinnen entstehen möge. Obschon der betreffende Artikel österreichische Hochschulen im Auge hat, so ist es dennoch nicht unangebracht, die Vereinigung katholischer Studentinnen an reichsdeutschen Universitäten zu erörtern. Wenn man unsere Universitäten betrachtet, so muß man sich wundern, daß diese Frage nicht eher besprochen worden ist. Denn alsbald nach dem Aufblühen des Frauenstudiums an den Universitäten entstand der Studentinnenverein an reichsdeutschen Universitäten ohne jegliche konfessionelle Tendenz. Derselbe erstrebt die Förderung der Interessen der studierenden Frauen und verwirklicht sein Programm mit Geschick und Ausdauer. Er unterhält eine Auskunftstelle, fördert die Geselligkeit der studierenden Damen usw. An eine Hebung des religiösen, vor allem des katholischen Geistes ist natürlich nicht zu denken, zumal da die meisten Mitglieder dem katholischen Bekenntnisse nicht angehören und außerdem satzungsgemäß der Studentinnenverein sich um Religion nicht kümmert. Bei aller Anerkennung der Bemühungen des Studentinnenvereins ist der Schluß, daß er eine Hemmung des religiösen Lebens bei der katholischen Studentin bewirken kann, berechtigt. Wenn z. B. der Verein einen Ausflug unternimmt, der am Samstag nachmittag beginnt und der am Sonntag morgen sich in eine abgelegene Gebirgsgegend erstreckt, wo die Möglichkeit, einer hl. Messe beizuwohnen, gar nicht vorhanden ist, so ist klar, daß die katholische Studentin, die einen solchen Ausflug mitmacht, ihre religiöse Pflicht am Sonntag morgen nicht erfüllt. Ferner scheint der Studentinnenverein zuweilen über jenes Maß weiblicher Zurückhaltung hinausgehen, die auch der Studentin gut ansteht. Vielfach nämlich gefällt es nicht, wenn der Studentinnenverein sich vollständig auf eine Stufe mit den Studentenkorporationen stellt und von diesem Standpunkte aus seine Teilnahme an den akademischen Feierlichkeiten bestimmt. — Daher dürfte es notwendig sein, daß die katholischen Studentinnen sich zu einem Verein zusammenschließen, in dem auch die Förderung der Religion eine Stelle findet. Ein solcher Verein würde auch dem Verbande der katholischen Frauenvereinigungen in irgend einer Form sich anschließen müssen. Wünschenswert ist es, daß unverzüglich in den Universitätsstädten durch die katholischen Frauenvereinigungen eine Auskunftstelle errichtet wird[1]), die katholischen Studentinnen, die die Universität beziehen, zu Gebote steht und die insbesondere über Wohnungsverhältnisse orientiert.

Freistudentenschaft und Weltanschauung.

Von der „Vereinigung katholischer Freistudenten in Freiburg i. B." ging der „Allgemeinen Rundschau" nachstehendes zur Veröffentlichung zu:

Wie der Widerspruch aus freistudentischen Kreisen zeigt, könnte der Artikel des Herrn Universitätsprofessors Dr. Hoberg in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 628), der auch im jüngsten „Studentenheft" (II. erweiterte und vermehrte Auflage) abgedruckt war, unrichtige Anschauungen hervorrufen sowohl über die Freistudentenschaft und die „Vereinigung katholischer Freistudenten in Freiburg i. B.", als auch über das Verhältnis beider. Es seien deshalb folgende Feststellungen gestattet:

1. Es widerspricht dem Wesen der Freistudentenschaft als Organisation, wenn man ihr politische oder religiöse Tendenzen unterschiebt. Sie vertritt nur die allen Akademikern gemeinsamen Interessen (Vertretungsprinzip); daher ihre Pflicht zur strengsten Neutralität in allen persönlichen Angelegenheiten. Jeder freie Student vertritt sich selbst. Zugegeben sei, daß einzelne freistudentische Organisationen sich dieses fundamentalen Satzes nicht immer bewußt waren (z. B. Freiburg). 2. Da also die freistudentische Organisation keine Sonder-

[1]) In München besteht bereits eine solche Auskunftstelle im Sekretariat des Kath. Frauenbundes. Vgl. den Artikel von Frau Ellen Ammann: „Eine Heimstätte für die christliche Studentin" in Nr. 49, S. 899.

Digitized by Google

interessen vertreten darf, diese aber ebenfalls nach Pflege und Vertretung verlangen, schafft sie hierzu besondere Einrichtungen — Abteilungen. Die „Vereinigung katholischer Freistudenten" ist nun eine solche Abteilung. Sie hat sowohl den Zweck, die katholischen Freistudenten zu sammeln und in ihrem Kreise die besonderen katholischen Interessen zu pflegen, als auch im Hinblick auf das allgemeine Bildungsideal der Freistudentenschaft andersdenkenden Kommilitonen die Möglichkeit zu gewähren, sich über katholische Dinge zu unterrichten. 3. Die „V. k. F." ist darum keine „katholische Studentenschaft", sondern nur ein Glied der allgemeinen freistudentischen Organisation, selbständig für ihre besonderen Bestrebungen, eingeordnet dem großen Organismus für die gemeinsamen Bestrebungen. Ein Gegensatz zwischen Freistudentenschaft und „Vereinigung katholischer Freistudenten" ist nur möglich, wenn eine der beiden Organisationen in eine ihr nicht zustehende Interessensphäre eingreift. 4. Mit den katholischen Korporationen hat die „Vereinigung katholischer Freistudenten" gemeinsam ihre katholische Grundlage und die daraus sich ergebenden Verpflichtungen. Als eine freistudentische Organisation verwirft sie aber, weil unakademisch, jeden hermetischen Abschluß gegen alle andersdenkenden Kommilitonen; jeden engherzigen Kastengeist lehnt sie zudem, weil unkatholisch, ab. 5. Entsprechend den tatsächlichen Verhältnissen in unserem deutschen Vaterland erblickt die „Vereinigung katholischer Freistudenten" in der Selbsterziehung des einzelnen mit den Mitteln und im Rahmen der freistudentischen Organisation die beste Gewähr auch für ein späteres ersprießliches Zusammenarbeiten im öffentlichen Leben in gemeinsamen Fragen, was als erstrebenswertes nationales Ideal aufgestellt werden muß und wohl auch erreicht werden kann unter vollster Wahrung der ganzen katholischen Ueberzeugung.

Für die „Vereinigung katholischer Freistudenten" in Freiburg i. B.:

E. Sauer, phil., 1. Vorsitzender.

Neue Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von Dr. O. Doering, Dachau.

Den bisherigen Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, die an dieser Stelle schon wiederholt mit verdientem Beifalle besprochen worden sind, reihen sich neuerdings mehrere an, die in besonderem Maße die Vielseitigkeit des Verlages auf literarischem wie auf künstlerischem Gebiete erweisen.

Im vergangenen Jahre erschien das erste Heft der „Konkurrenzen", die von der Gesellschaft veranlaßt und durchgeführt sind. Sie verfolgt damit den Zweck der Hebung der christlichen Kunst, ihre Befreiuung von den Banden der Handwerksmäßigkeit, sowie die Pflege der Verbindung zwischen den Auftraggebern und der ausführenden Künstlerschaft. Die Interessen der letzteren werden aufs ernstlichste wahrgenommen und überhaupt nur Arbeiten von echter künstlerischer Absicht berücksichtigt. Den praktischen Bedürfnissen der Auftraggeber kommen diese Wettbewerbe energisch helfend entgegen. Doch sind auch bereits solche rein idealer Natur veranstaltet worden; so eine Konkurrenz im Jahre 1905 zur Erlangung einfacher Grabdenkmäler. Von den Ausschreiben der letzten Zeit gibt bereits das erste Heft sehr interessante Anschauungen. Berichtet wird in ihm über Wettbewerbe für einen neuen Hochaltar in Feucht, für neue Kirchen in Sondersfeld, Ingolstadt und Achdorf, sowie für einen Titelkopf der Zeitschrift Monika. Von den Ergebnissen aller dieser Wettbewerbe werden die interessantesten in guter bildlicher Wiedergabe vorgeführt. Von den berücksichtigten Entwürfen kommen je 4 auf Feucht und Sondersfeld, 3 auf Ingolstadt, 16 auf Achdorf und 15 auf die Monika. Diese Entwürfe sind veröffentlicht mit insgesamt 70 Abbildungen. Sehr zu begrüßen ist, daß hierbei neben den altbewährten und bekannten Kräften so mancher jüngere Künstler zur Geltung kommt. Die Gesellschaft bekundet damit eine recht moderne Auffassung, der die guten Erfolge fernerhin nicht fehlen können. Die textlichen Angaben des ersten Heftes sind verhältnismäßig kurz. Ausführlicher bietet sie das zweite Heft, welches 1908 erschienen ist. Dieses enthält 1. die Wettbewerbe für das Grabdenkmal des Erzbischofs Dr. Joseph von Schork im Dom zu Bamberg, 2. den für eine Kirche in Neuwezendorf bei Nürnberg, 3. den für eine Kirche in Hamburg. Das umfängliche Heft bietet Raum, einen jeden dieser Wettbewerbe durch reichliches bildliches Material zu erläutern. Das Grabdenkmal hat 20, die Kirchen haben 47 bzw. 52 Abbildungen erhalten. Die Teilnehmer der Konkurrenzen dürfen gewiß froh darüber sein, daß wenigstens das Wichtigste, was sie anzubieten hatten, auf diese Art in die Oeffentlichkeit gelangt. Alles konnte selbstverständlich nicht herausgegeben werden. Denn für das Grabdenkmal gab es nach Ausweis des beigefügten Berichtes nicht weniger denn 88, für Neuwezendorf 52, für Hamburg 55 eingereichte Entwürfe. Somit bietet auch dies Heft eine Fülle des Interessanten, einen Ueberblick über die wichtigsten Lösungen, die dieselbe Aufgabe seitens verschiedener Individualitäten findet. Denn die Gesellschaft läßt anerkennenswerterweise den Künstlern jederlei Freiheit, und so spiegelt sich in den Konkurrenzen die größte Verschiedenartigkeit der Auffassungen. Vor allem im Interesse des modernen Kirchenbaues müssen diese Wettbewerbe aufs lebhafteste begrüßt werden. Der Text bietet den Wortlaut der Ausschreiben und die Protokolle der Preisgerichte. Das in Zinkdruck gegebene Abbildungsmaterial ist ausgezeichnet ausgeführt.

Nur mit wenigem Bildermaterial tritt eine neue Zeitschrift „Der Pionier, Monatsblätter für christliche Kunst", an die Oeffentlichkeit. Bisher sind zwei Hefte (Oktober und November 1908) erschienen. Zu den vielen bestehenden Kunstzeitschriften noch eine neue herauszugeben, ist ein mutiges Unternehmen und nur zu wagen, wenn man seiner Sache, etwas wirklich Entbehrtes zu bieten, sicher ist. Wer Bescheid weiß, wird dem „Pionier" dies gern zugeben. Ist es doch sein Ziel, durch Aufklärung, speziell der Geistlichkeit, die christliche Kunst zu schützen und zu fördern. Der „Pionier" hat dabei die Kunst vorzugsweise der katholischen Kirche im Sinne. Der protestantischen dürfte man gerne ein gleiches Organ wünschen. Der Geistlichkeit auf beiden Seiten aber, daß sie von solchen Bildungsmitteln auch wirklich bereitwilligen Gebrauch machte. In ihrer Hand liegt in zahllosen Fällen der Schutz alter Kunstdenkmäler, sowie die Entscheidung über die Gestaltung jener Dinge, die unter Umständen für lange Generationen den Maßstab veredelten Geschmackes, oft genug den einzigen künstlerischen Genuß des Lebens, bieten sollen. Der „Pionier", der schon in seinen ersten Nummern ganz vortreffliche Aufsätze bringt, wird vielseitigen Nutzen stiften können. Außer Aufklärungen theoretischer Natur gibt er Spezialbelehrungen über verbreitete Kunsttechniken, bietet kunstgeschichtliche Studien erster Autoren usw.

Die Jahresmappe für 1908 liefert auch heuer eine Auswahl wertvoller Werke der Architektur, Bildhauerei und Malerei. Wichtig und anerkennenswert ist wieder die Heranziehung zahlreicher weniger bekannter Künstler, denen erst der Weg geebnet werden muß. Ebenso wie die Unparteilichkeit den einzelnen Persönlichkeiten gegenüber, die sich hierin zeigt, ist die Vielseitigkeit anzuerkennen, mit der die Gesellschaft jede Richtung berücksichtigt, in der Erkenntnis, daß die Kunst kein Schema haben darf, sondern, wie es in dem schönen Vorwort heißt, „immer lebendig aus der Gegenwart geboren werden will, aus begnadeten Künstlern, die erlebte Religion mit aller künstlerischen Fähigkeit, die aus Anlage und Schulung ihnen geworden, zum Werk gestalten können." Unter den 34 Abbildungen, von denen 23 im Text, 11 auf Kunstdrucktafeln in Folio gegeben sind, und die sich durchweg durch vorzügliche technische Ausführung auszeichnen, sehen wir u. a. Darstellungen aus der Stadtpfarrkirche in Traunstein (A. Bachmann), der Marienkirche in Stift Dissentis (A. Hardegger), den äußerst reichen Renaissance-Hochaltar in Würzburg-Grombühl (J. Angermair). Werke der Bildhauerei sind u. a. außer den schon erwähnten Altären eine tüchtige Kreuzigungsgruppe (J. Bihler), ein Apostel Andreas von M. Heilmaier, zwei ausgezeichnete, recht volkskunstmäßige Reliefs mit St. Rochus und St. Wendelin, denen sich prächtig aufgefaßte und lebenswahr durchgeführte Leute des niederen Volkes nahen (H. Schiestl); ein wunderbarer, realistisch gegebener und dabei aufs edelste erfaßter Kruzifixus von dem Tiroler Cyrillo dell' Antonio gehört der evangelischen Kirche zu Steinkirchen, woraus zu ersehen, daß die Gesellschaft sich bei der Bewertung künstlerischer Schönheit nicht auf einseitig konfessionellen Standpunkt stellt. — Die Malereien machen uns u. a. mit einem charaktervollen St. Bennokopf (J. Albrecht) bekannt, ferner mit einem St. Antonius, der den Fischen predigt (M. Feuerstein), einem poesievollen St. Meinrad (G. Winkler). Zu großem Schmucke gereichen der Mappe zwei St. Franziskus-Bilder von Fritz Kunz, von denen besonders die Vision tiefste Poesie atmet und dabei die dem Künstler eigene technische Vollendung aufweist.

Man darf daher mit besonderem Beifall begrüßen, daß die Gesellschaft eine Reihe von Zeichnungen und Gemälden desselben Künstlers, zu denen H. Federer einen stimmungsvollen begleitenden Text geschrieben hat, in einem geschmackvollen Bande vereinigt, auf den Weihnachtstisch bringt. Wohl kaum eine andere Persönlichkeit des Mittelalters hat sich so sehr dem Ideal höchsten und lautersten Christentums genähert wie St. Franziskus. Künstlerisch ist darum diese Gestalt seit ältesten Zeiten zahllos oft verherrlicht worden. Unter den neueren Werken schildert ihn z. B. ein in der Schleißheimer Galerie befindliches Gemälde von dem Dachauer Dürr. Die jetzigen Bilder von Kunz sind teils schwarz teils farbig. Erstere gemahnen recht an die Art alter kräftiger Holzschnitte, letztere sind überaus sanft, und klingen ohne nachahmerisches Wesen an den Charakter italienischer Malerei des Trecento an. In Sonderheit erinnern beide Arten von Bildern an jene frühen Italiener durch die zart poetische, tief religiöse Empfindung. Die technische Herstellung und Ausstattung des gesamten Werkes, dem eine weite Verbreitung in Familien zu wünschen wäre, ist sehr anerkennenswert.

Digitized by Google

Gottes Sterne.

Verklungen sind die Stimmen,
Die hell den Tag durchhallt;
Die letzten Lichter schwimmen
Verdämmernd hin am Wald.

So sinkt in dunkle Ferne
Ein Tag mit Lust und Leid,
Doch heller glüh'n die Sterne,
Die Mahner der Ewigkeit. — — —

Ein Zagen und ein Sehnen
Kommt meiner Seele an,
Wenn sich die Schatten dehnen
Rings über Feld und Tann.

Da löst in hehrer Weise
Das Dunkel Stern an Stern,
Und jeder schimmert leise:
Vertraue deinem Herrn.

Franz Welf.

Vom Büchertisch.

Nachdrücklich sei hier auf den soeben die Presse verlassenden „Literarischen Ratgeber für die Katholiken Deutschlands 1908" hingewiesen: herausgegeben von Dr. Max Ettlinger, verlegt von der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München (Preis ℳ 1.—). Nach den von mir geprüften 9 ersten Aushängebogen wird das mehr denn 200 Seiten umfassende Ganze als solches Vorzügliches bieten. Der Mitarbeiterstab weist die meisten Namen des vorjährigen auf und einige neu hinzugekommene. Hier das Inhaltsverzeichnis: Klassikerlektüre und ihre Hilfsmittel von Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M.; Belletristik von Franz Herwig; Lyrik und Epos von Laurenz Kiesgen; Kunst von Dr. Joseph Popp; Musik von Dr. Eugen Schmitz; religiöse und apologetische Literatur von Dr. Franz Keller; Heiligenleben von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B.; Geschichte von Universitätsprofessor Dr. M. Spahn; Kirchengeschichte von Universitätsprofessor Dr. J. Sauer; Philosophie von Dr. Max Ettlinger; Naturwissenschaften von Dr. F. J. Völler; Länder- und Völkerkunde von Gymnasialprofessor H. Baur; Soziale Frage von Johannes Mumbauer; Frauenfrage von E. M. Hamann; Jugendschriften von Elisabeth Nieland, Dr. F. X. Thalhofer und Seminaroberlehrer Reinke; aus der allerletzten Ernte; Gesamtverzeichnis.

Selbstverständlich wird nicht jedes Einzelurteil Kritik und Publikum glatt passieren. Ich selbst schätze z. B. betreffs der „Belletristik" Speckmanns ethisch hochstehendes „Goldenes Tor" künstlerisch tiefer als der betr. Rezensent, Zobeltitz' „Tröst-Einsamkeit" dagegen fährt bei mir besser, R. Voß' „Die Liebe Daria Lantes" wiederum schlimmer, desgleichen Helene Böhlaus heiß umstrittenes „Das Haus zur Flamm". Und den Lapidarsatz über Nanny Lambrechts „Statuendame": „Dieses prachtvolle Kunstwerk verrät nirgends mehr die Frauenhand," (!) würde ich schon vom psychologischen Standpunkte aus nicht unterschreiben. — Im Kapitel „Lyrik und Epos" z. B. stößt die Wertung der Agnes Miegelschen Balladen, die berühmte „Autoritäten" über die der Lulu v. Strauß und Torney gestellt haben (worin ich ihnen nicht beipflichte), auf meinen Widerspruch. So werden andere anderes finden, da es ja im tiefsten Grunde nichts Subjektiveres gibt als die Kritik, zumal die dichterischer Ergüsse. Aber solche Einwürfe, die noch gar nicht einen jeweiligen Tadel zu bedeuten brauchen, fallen nicht dem wertvollen Ganzen gegenüber ins Gewicht, das wir einer Unsumme von pflichttreuer, tüchtiger, oft geistvoller Arbeit schulden, wahrlich nicht zuletzt seitens der Redaktion, die hier Außerordentliches geleistet hat. Wir wollen uns dessen dankbar und tatkräftig freuen: durch fleißigen Ankauf und gewissenhafte Benutzung des „Ratgebers", in welchem — das sei besonders bemerkt — eine höchst schätzenswerte Neueinführung stattgefunden hat: das alphabetische Gesamtregister, die Zweiteilung der Bücherliste und buchhändlerische Revision aller Preis- und Verlagsangaben. M. Freimund.

Im Verlag von **C. A. Seyfried & Comp., München** erschien unter dem Titel „**Nützet die Jugendzeit**" ein reizend gebundenes Werkchen. Martha Friede (Baronin Auguste von Pechmann), die ihre Feder mit Vorliebe in den Dienst der weiblichen Jugend stellt, macht den katholischen Töchtern durch diese von idealster Mütterlichkeit diktierten Anregungen ein wertvolles Herzensgeschenk. Jedes Kapitel birgt Goldkörner guter Lehren für unsere jungen Mädchen, welche in einer disharmonischen Zeit heranwachsen. Nicht in strengem Befehlston werden die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst entwickelt, vielmehr beabsichtigt eine edle Frauenseele die Jugend wie an Freundeshand den höchsten Zielen zuzuführen. Was die beste christliche Familienerziehung praktisch von der Tochter fordert, ist hier theoretisch zusammengefaßt. Möchte jede katholische Mutter die Bibliothek des institutentlassenen Mädchens durch dieses gehaltvolle Büchlein bereichern!

Anna de Crignis.

Echo aus dem Leserkreise.

Der Deutsche Kaiser und der König von Preußen.

Aus Celle schreibt ein Leser der „Allgemeinen Rundschau": „Sie berühren in Nr. 49 die Unkenntnis weiter Kreise über die Reichsverfassung und die Verschwommenheit über die einfachsten Begriffe des Verfassungswesens. Ein großes Kapitel, das noch nie genügend, im Zusammenhang mit den Ereignissen der letzten Wochen, obwohl doch sehr naheliegend, meines Wissens überhaupt noch nicht, gewürdigt worden ist. Daß diese Unklarheit selbst bis in die Kreise hochangesehener Beamten der Bundesstaaten reicht, ersehe ich zu meiner größten Verwunderung aus dem Vorworte eines Buches des durch seine Forschungen und Abhandlungen über die Festungsbaukunst bekannten Großh. badischen Ingenieurs Jul. Naeher. (Die Burgenkunde für das südwestdeutsche Gebiet. München 1901). In dem Vorworte dieses Buches heißt es u. a.: „Durch die Gnade unseres Großmächtigen Kaisers von Deutschland wird eine der schönsten Ruinen der Vogesenschlösser, die „Hohkönigsburg", wieder aufgebaut." Einen „Kaiser von Deutschland" gibt es nicht. Das Buch ist dem Großherzog von Baden gewidmet. — Aus Köln wird der „Allgemeinen Rundschau" eine Zeitungsanzeige (vom 3. Dez.) eingesandt, in welcher Th. Sch. in Düsseldorf sich als „Kaiserlicher Hofjuwelier" empfiehlt. Der Mann ist aber, wie das nebenanstehende preußische Wappen beweist, lediglich königlich preußischer Hoflieferant.

Der Schmutzhandel schädigt Deutschlands Ansehen im Auslande.

Aus Singapore, den 30. Okt. 1908 wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „Für Ihre Campagne gegen die überhandnehmende Immoralität wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. Nicht nur Deutschland hat darunter zu leiden, sondern auch wir da draußen. Alle schmutzigen Bilder, die man zu sehen bekommt, stammen aus Deutschland. Wenn man das sieht, muß man zu dem Schluß kommen, daß Deutschland ein großer Unratkasten ist, der zurzeit so überfüllt ist, daß sich der Kot auf andere abladen muß. Kam ich letzthin in ein Haus Eingeborener, da sah ich einige nichts weniger als anständige Bilder von Europäerinnen. Ich sah nach der Herkunft der Bilder: Deutschland ist das Schmutzland. Ich riß sogleich die Bilder herunter und warf sie ins Feuer. Muß man da nicht stolz sein, Deutscher zu heißen?!"

Mehr Selbstbewußtsein und Selbstachtung.

Aus Westfalen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „Ich bin immer hocherfreut durch Ihre entschiedene Haltung und deutliche Sprache gegenüber den konfessionellen Verhetzungen und dem maßlosen Uebermut, den man den Katholiken zu bieten wagt. Schon lange habe ich solche Worte gewünscht, wie sie in der letzten Zeit namentlich in der Rundschau (und auch der „Köln. Volkszeitung") zu lesen waren. Hochnotwendig ist es auch, das Selbstbewußtsein und die Selbstachtung der Katholiken zu schärfen, wie es in der „Allgemeinen Rundschau" geschieht. Wir Katholiken sind stets zu timide und ängstlich. Heutzutage aber wird mehr denn je nach dem Goetheschen Diktum gehandelt: „Nur die Lumpe sind bescheiden." Sollte es nicht von der allzugroßen Bescheidenheit der Katholiken herkommen, daß man sie manchmal behandelt wie — nun, so wie es geschieht? Daher stimme ich dem Artikel „Mangel an katholischem Selbstbewußtsein" von Paul Dellbrück von Herzen zu. Selbst habe ich bemerkt, wie in Düsseldorf am Montag früh der Katholikenversammlung am Bahnhof liberale und farblose Blätter reißend Absatz fanden, aber kein katholisches Blatt zu entdecken war. Dann habe ich auch im Badischen Schwarzwald entdeckt, wie sehr dort die farblose und liberale Presse verbreitet ist. Ein Konfrater erzählt, im Geburtshause Hansjakobs in Haslach sei wohl die „Frankfurter Zeitung", aber kein größeres katholisches Organ gewesen. Ein Pfarrer erzählte mir, in seiner Pfarrei (im Badischen Schwarzwald) legten die Leute ein Zentrumsblatt auf bei seinem Besuche; nach seinem Weggange aber wurde das liberale Blatt obengehängt — aus Menschenfurcht. Solche und schlimmere skandalöse Zustände müssen verschwinden, und daß sie es werden, daran wird Ihre Rundschau sehr verdienstlich mitwirken."

Die „Deutsche Juristen-Zeitung" und das „Freie Wort".

Auf die Ausführungen in Nr. 45 (S. 752 ff.) der „Allgemeinen Rundschau" antwortete der Verlag der „Deutschen Juristen-Zeitung" (Otto Liebermann in Berlin W. 57, Potsdamerstr. 36) u. a.:

Wenn auch selbstverständlich die Beigabe irgend eines Prospektes nicht etwa irgendwie besagen soll und kann, daß die Redaktion eines Blattes auch nur entfernt mit der Tendenz eines dadurch angekündigten Unternehmens sich einverstanden erklärt, und wenn ich auch auf den Inseratenteil meines Blattes bzw. die Beilagen keinen Einfluß habe, weil ich diesen Teil schon seit vielen Jahren an die Inseratenfirma Rudolf Mosse verpachtet habe, die somit allein die Entscheidung über die Aufnahme von Inseraten und Beilagen zu treffen hat, so werde ich mich doch nunmehr veranlaßt sehen, dieser Firma mitzuteilen, daß die weitere Aufnahme eines Prospektes einer so tendenziösen Zeitschrift in der „Deutschen Juristen-

Digitized by Google

Zeitung" nicht mehr erfolgen könne. Denn es ist doch selbstverständlich, daß meine „Deutsche Juristen-Zeitung" als ausschließlich juristisches Fachorgan keinerlei politische Tendenz verfolgt, irgend einer Parteirichtung oder Konfession nicht zu nahe treten will, und daß ich daher auch irgend eine einseitige politische Tendenz zu unterstützen nicht gewillt bin. Ich werde daher von jetzt ab größeres Gewicht darauf legen, daß Inserate und Beilagen über rein politische Unternehmungen, gleichgültig welcher Richtung und Tendenz sie angehören, nicht mehr Aufnahme finden werden."

Schundliteratur und Jugendkriminalität.

Von

Rechtspraktikant Otto Hipp.

Mit wachsender Energie wird der Kampf gegen unsittliche Literatur und „Kunst" geführt. Eines der ausschlaggebendsten Motive dazu ist der „Schutz der Jugend". Allein seit geraumer Zeit macht sich eine Erscheinung geltend, die ebenso bedenklich ist als die Gefahr der Entsittlichung, nämlich die zunehmende Kriminalität der Jugendlichen. Geradezu unheimlich häufen sich die Fälle von kleineren und größeren Diebstählen, leichten Einbrüchen — im technischen Sinn des Strafgesetzbuches genommen — und dergleichen Delikten, begangen in vielen Fällen von Söhnen der besten Familien. Sogar kompliziertes Zusammenarbeiten mehrerer Jungen zur Verübung derartiger unerlaubter Handlungen ist gar nicht so selten; wie sehr sich jedenfalls auch die Zahl der Familiendiebstähle vergrößert hat, entzieht sich naturgemäß der Beurteilung, da solche Vorgänge doch der übergroßen Mehrzahl nach als Internum der betroffenen Familie behandelt werden. Was ist nun die Ursache dieser zunehmenden Kriminalität unter den Kindern? Neben anderen Momenten, die hier ausscheiden sollen, wird man ohne Uebertreibung der massenhaft anwachsenden Detektivliteratur mit die Schuld beilegen müssen. In diesen fast in jeder Buch- und Schreibwarenhandlung feilgebotenen 10 und 20 Pfennigheften werden Verbrechen aller Art bis in die kleinsten Einzelheiten geschildert. Nun wird allerdings kaum ein von Haus aus gut gearteter Junge sich durch solche Lektüre zu schweren Verbrechen verführen lassen, aber kleine Diebstähle, leichte Einbrüche, deren Tatbestand ja wider Vermuten rasch juristisch gegeben sein kann, genügen schon, um das Glück einer ganzen Familie zu zerstören, während die jugendlichen Uebeltäter solche „Streiche" lediglich im Lichte der Romantik ihrer Detektivgeschichten sahen, weitaus in den meisten Fällen überhaupt ohne rechtes Bewußtsein der Rechtswidrigkeit oder gar der weiteren Konsequenzen ihrer unüberlegten Handlungsweise. Den Anreiz dazu aber empfingen sie durch jene bekannten Hefte, die es zu verlockend erscheinen lassen, auch einmal zu probieren, ob man, wenn man etwas anstellt, seine Sache im kleinen nicht besser und schlauer macht als der große Herr Verbrecher, dem Sherlok Holmes auf der letzten Seite des Machwerkes endgültig sein Handwerk legt. Daß diese Erzählungen mit dem Sieg des Guten, d. h. mit dem Erfolg des Detektivs, zu enden pflegen, kann natürlich ihre Gefährlichkeit nicht mindern oder sie gar als moralisch erscheinen lassen. Als Beweis, in welch unheimlicher Masse derartige Schriften auf den Markt geworfen werden, sei aufgezählt, was ich vor einigen Tagen in einem einzigen Schaufenster liegen sah: Nick Carter, Amerikas größter Detektiv; (Nr. 144, Das Schicksal einer Verlorenen!); Nat Pinkerton, der König der Detektive, Nr. 8!; John Wilson, aus dem Geheimbuch des berühmtesten amerikanischen Detektivs, Nr. 36; Aus den Geheimakten des Weltdetektivs (Sherlok Holmes) Nr. 89; Bill Cannon, Amerikas berühmtester Kriminalkommissär, Nr. 15. Das sind fünf Serien in einem Laden! Dazu sind sonst noch verbreitet: Ethel King, ein weiblicher Sherlok Holmes, Nr. 59 (mit Titeln wie: Eine moderne Salome; Die Gattenmörderin usw.); Dumme Jungenstreiche, Rüpeleien, Geheimnisse und Abenteuer unserer Jugend; Moderne Detektivromane, Nr. IX; auf demselben Niveau zu stehen scheint auch die Serie: „Rund um die Welt", die sich noch dadurch auszeichnet, daß auf keinem Titelbild eine sehr „wohlgeformte" Frauensperson fehlt. Daß neben der kriminellen auch in sittlicher Beziehung diese Hefte nichts weniger als einwandfrei sind, beweisen unter anderem schon manche Titel und Titelbilder. Zur näheren Charakteristik will ich ein Heft (Nr. 86) der Sherlok Holmesserie herausgreifen: Der Inhalt ist die Verfolgung eines Knabenlustmörders; Ausdrücke wie „Sadismus", „perverse Neigungen" usw werden im Texte selbst gebraucht! Mehr als reichlich mit Zweideutigem bedacht ist auch der Annoncenteil. „Tagebuch eines Modells", „Buch über die Ehe" (mehrmals), „Interessante Bücher! Buch über Liebe und Ehe, oder das Geschlechtsleben des Menschen", „Aufklärung! Hygienische Artikel", „Das ABC der Ehe (illustriert)" — so geht es fort in schönster Abwechslung! Damit im bittersten Ernst auch der Humor nicht fehle, sei als Kuriosum erwähnt, daß die Sherlok Holmes-Hefte, denen vorstehendes entnommen ist, im „Verlagshaus für Volksliteratur und Kunst (!!) Berlin S.W." erscheinen. Man wird zugeben müssen, daß dieser Literaturzweig ebenso gefährlich ist wie die rein pornographische Produktion. Einmal schon wegen der Verbindung von Verbrechen und Unsittlichkeit, und dann, weil, bis zu einem gewissen Alter wenigstens, das Interesse der Jugend doch weit mehr durch die Abenteuerliteratur in Anspruch genommen wird. Endlich wird sich kaum ein Junge schämen, solche Detektivhefte zu kaufen, während von dem Ankauf unsittlicher Erzeugnisse schon eine gewisse Scheu abhält. Als bekannt kann wohl vorausgesetzt werden, daß tatsächlich jene Verbrechergeschichten zum größten Teil von der Jugend gekauft werden, mindestens zu zwei Dritteln nicht von Erwachsenen. Das wird bei einer Umfrage jeder Geschäftsinhaber bestätigen. Da waren die kleinen Indianerbücher, deren sich so mancher noch aus seiner Schulzeit her erinnert, doch viel, viel harmloser! Sie verschwanden, um nur einem größeren Schund Platz zu machen; daß das Verdrängen also geht, sieht man; sollte es nicht auch im umgekehrten Sinn gemacht werden können? Doch davon später!

Zunächst wollen wir einmal die Folgen dieser so rapid anwachsenden literarischen Produktion näher betrachten! Erwägt man die große Anzahl der einzelnen Serien, die von Woche zu Woche fast noch zunimmt, und betrachtet man die schon erreichten hohen Nummern bei jedenfalls nicht geringer Auflage, so kann man sich ungefähr vorstellen, welch enorme Summen des Nationalvermögens besseren Zwecken dadurch entzogen werden. Bedenklicher, wenigstens empfindlicher für die einzelnen Familien, sind die Folgen an den solchen Schund lesenden Kindern. Das geringste ist noch eine ungesunde Beschäftigung und Aufreizung der Phantasie; schlimmer ist schon zunehmende Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit im Unterricht; werden doch — auch an Gymnasien — während der Klasse selbst solche Hefte gelesen! Nicht selten aber steht mehr auf dem Spiel: es kommt zur Ausführung von Heldenstücken, die den Verüber dann in Konflikt mit dem Strafgesetz und der Polizei bringen. Selbst wenn es in günstigen Fällen zu keiner Strafverfolgung kommt, schon die Berührung mit der Polizei reicht oft aus, das kindliche Gemüt, das trotz der Tat noch unverdorben und harmlos war, zu verdüstern, um so mehr als arge Mißgriffe nicht ausgeschlossen sind; man braucht nur z. B. ein Kind eine Nacht lang auf der Polizei in Gewahrsam in Gemeinschaft mit schon fortgeschritteneren Individuen zu behalten! Kommt es schließlich gar zu einer Verurteilung, was trotz weitgehender Rücksichtnahme auf Jugendliche manchmal nicht zu umgehen ist — welch ein Schaden für das ganze Leben! Dem Unglücklichen haftet ein Makel an von einer Zeit her, in der er kaum zur Verstandesreife gelangt war; die Schule, vor allem die Mittelschule, muß aus disziplinären Gründen gegen ihn einschreiten, unter Umständen wird er dem Elternhaus entzogen, weil Verbringung an eine andere Anstalt notwendig wird — von den Sorgen und schlaflosen Nächten der Eltern gar nicht zu reden! Oeffnet sich endlich im äußersten Fall die Gefängnistür unter dem Zwang des Rechtes für einen Jugendlichen, so ist in erschreckend vielen Fällen ein hoffnungsvolles Leben für die Menschheit verloren.

Die eiserne Konsequenz solcher Erwägungen muß sein: Kampf, rücksichtsloser Kampf gegen die erwähnte Pestliteratur! Hier können alle, aber auch wirklich alle, zusammengehen, das hat mit Religion und Konfession, mit Weltanschauung und Partei und endlich mit Kunst nicht das mindeste zu tun. Zu diesem Kampfe brauchen wir keinen neuen Verein, keine neue Organisation, den soll einfach die Allgemeinheit führen, jeder an seinem Platz, jeder, der ein Interesse an der moralischen Gesundheit der heranwachsenden Jugend hat!

Welche Mittel stehen uns nun in diesem Kampfe zur Verfügung? In nächster Linie natürlich das Elternhaus; Verbot und Wegnahme derartiger Schriften, strenge Kontrolle des Tun und Treibens der Kinder. In vielen Fällen jedoch müssen die Eltern selbst erst aufmerksam gemacht werden auf die Gefahr: Dazu ist vor allem berufen die Presse. Vor kurzem erschien in der „Täglichen Rundschau" in Berlin ein in Nr. 41 unserer „Rundschau" in München bereits erwähnter warnender Artikel, der zum Teil auch in die „Münchner Neueste Nachrichten" überging. Eine sehr beachtenswerte Abhandlung findet sich in Nr. 285 des „Bayerischen Kurier" — aber das genügt nicht! Hier muß systematisch einmal die Gesamtpresse vor diesen Erzeugnissen warnen, womöglich nahezu gleichzeitig! Auch die sozialdemokratischen Organe werden hier nicht beiseite stehen, nachdem gerade unter den Kindern der Arbeiterklasse ein großes Kontingent der Käufer der Detektivgeschichten zu suchen ist. Allein noch mehr: diese Warnung in der Presse muß periodisch immer von neuem wiederholt werden, um wirksam zu sein; hier ist es gerade wie bei der Reklame: steter Tropfen höhlt den Stein.

Zweckdienlich würde es auch sein in Arbeitervereinen die Familienväter auf die ihren Kindern drohende Gefahr hinzuweisen.

Geistliche können ganz gut einmal in der Sonntagspredigt die Eltern an die Pflichten gegen ihre Kinder in bezug auf deren Lektüre erinnern.

Digitized by Google

Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte werden jedenfalls ungeheures Material ansammeln, wenn sie prinzipiell bei jeder Berührung mit Jugendlichen nach der Lektüre des Betreffenden fragen und die Ergebnisse vielleicht in einer Statistik zusammenfassen. Möglich, daß durch erdrückendes Material auch die Gesetzgebung in Gang kommt.

Weitaus den meisten Erfolg hat die Schule zu erwarten: der Lehrer kann warnen, die Schultaschen visitieren usw., darauf ist schon öfters hingewiesen worden; wie wäre es weiter mit einer Gesamtaktion der Volks- und Mittelschulen, etwa unter Leitung eines Gymnasialrektors? Ich denke mir die Sache so: es könnten z. B. zu einem bestimmten Termin die Klaßlehrer aller Volksschulen auf einen Zettel ihre Schüler eine Warnung vor den Detektivheften schreiben lassen — schließlich wären ja 40—50 Stück solcher Zettel in nicht allzu großer Zeit von einem Lehrer selbst geschrieben — und diese Zettel müssen dann den Eltern vorgelegt und von ihnen unterschrieben werden. Das gleiche könnte an den finanziell etwas besser gestellten Mittelschulen durch gedruckte Formulare oder auch durch Eintrag in Zensurbücher, wo solche geführt werden, geschehen. Diese Aktion wäre aber, um wirksam zu sein, immer wieder vorzunehmen, z. B. nach jeden Ferien; Kosten wären dabei fast keine vorhanden, Zeit wird auch nicht viel in Anspruch genommen; ich glaube ein Versuch ließe sich schon machen! Aber wie gesagt: alle Schulen müßten zusammengehen; das ginge ohne alle Direktive von oben, und die Vorstände der Mittel- und Volksschulen könnten sich bei der Gelegenheit einmal nähertreten und manche wertvolle Anregung und Erfahrung austauschen.

Endlich bleibt noch übrig als Kampfmittel der Boykott der betreffenden Läden. Das ist schon oft empfohlen worden. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß der Erfolg nicht ausbleiben würde; denn die große Mehrzahl der Schüler kauft erfahrungsgemäß ihren Schulbedarf in den Geschäften, die der Lehrer empfiehlt.

Also Aussicht wäre schon, etwas zu erreichen. Nur keine kleinlichen Rücksichten: etwa man „ruiniere einen blühenden Geschäftszweig", wie man beim Kampf gegen pornographische Erzeugnisse hier und da entgegengehalten bekommt! Kein Mensch hat ein Recht seinen Erwerb auf Kosten der leiblichen oder geistigen Gesundheit seiner Mitmenschen zu suchen und wäre es auch ein noch so reichlicher Erwerb! Da könnte ein Betrüger und Wucherer auch Schutz seines „blühenden Gewerbebetriebes" verlangen.

Allein mit Anwendung der vorgeschlagenen Mittel ist meines Erachtens noch nicht alles getan. Es muß für das Auszumerzende Ersatz geboten werden. Es wäre verfehlt zu meinen, daß unseren Jungen Märchen, Sagen, geschichtliche Erzählungen oder gar klassische Werke allein genügen würden, überhaupt die von der Schule direkt angeratene Lektüre. So ein rechter Junge sucht sich selber noch weiteren Lesestoff, der seine Phantasie beschäftigt, der ihm Abenteuer erzählt und Heldengestalten bietet, an denen sich sein Knabenherz begeistern kann ohne einen wenn auch noch so leisen Beigeschmack von der Schule. Weiter kommt noch in Betracht, daß ja eine große Anzahl wirklich guter Jugendschriften existiert, auch von der oben geschilderten Art, aber sie sind fast alle zu teuer, wenigstens den normalen Verhältnissen nach. Da bekommt so ein Junge ein oder zwei Zehnerl; dann geht er zum nächsten Laden und kauft sich eine Nummer der Detektivgeschichten; zu warten, bis er 50 Pfennig oder gar mehr beisammen hat, um sich was Gutes zu kaufen, fällt ihm gar nicht ein. Dem komme man entgegen: Ein großer Verlag gebe auch ganz ähnliche Hefte heraus, zum selben billigen Preis, auch mit Titelbildern, die aber künstlerisch und dem Sujet nach besser befriedigen; das „zieht" dann schon unter der Jugend! Von erfahrenen Schulmännern könnten da ganz gut in dieser Heftform abenteuerliche Stoffe, aber, ich betone das nochmals, um ja nicht falsch verstanden zu werden, in pädagogisch einwandfreier Form, wobei auch das belehrende Moment zur Geltung kommen soll, behandelt werden. Stoff gäbe es in Fülle: man denke an den guten alten Lederstrumpf, an die Expeditionen Emin Paschas, Stanleys, an Wißmanns Kämpfe in Ostafrika, an Südwestafrika, an Fahrten unserer Kriegsschiffe usw. Das Ideal einer Lektüre ist das freilich noch nicht, aber hier heißt es eben Verdrängen der Schundliteratur um jeden Preis! Wenn die geeigneten Männer solche Hefte verfassen, dann steht wenigstens nichts direkt Schädliches darin, wohl aber manches Belehrende. Endlich müßte man diese Schriften dann ebenso aufdringlich zur Schau stellen wie die Detektivgeschichten, bis diese verschwunden sind; die Geschäftsleute dürften sie nicht hüsch bescheiden unter dem Ladentisch halten; auch dazu könnte man sie durch entsprechende Mittel veranlassen. Mit der Zeit bliebe der Erfolg nicht aus; denn im allgemeinen richtet sich vielfach das Angebot nicht nach den Bedürfnissen des Käufers, sondern es schafft erst solche Bedürfnisse und benützt sie dann. Das wäre auch bei der Jugendliteratur nicht undenkbar. Das Eingreifen der Gesetzgebung abzuwarten, dürfte sich bitter rächen; das kann lang dauern. Warum sich nicht selbst helfen? Versuchen wir also zunächst einmal alle Mittel der Selbsthilfe, bewahren wir selbst unsere Jugend vor der Gefahr: es muß und wird möglich sein!

Vision aus Shakespeare.

Und Nächte sind, da beugst du schreckensvoll
Das Haupt wie unterm Fluch von bösen Sternen.
Das Land durchfährt ein Sturm mit wildem Grollk,
Und deine Seele taucht in tote Fernen.

Tieftrübe Worte stammelst du dann bang:
„Warum muß Liebe oft am Weg verbluten?
Warum wird Treu' so oft zum toten Klang?
Warum folgt Haß dem Heiligen und Guten?

„Warum muß feiler, niedrer Seelen Troß
Licht, Glaube, Unschuld, Reinheit, Güte schänden?" . . .
Und wie du sinnst, da schaust du hoch im Schloß
Steh'n Lady Macbeth mit den blut'gen Händen,

Da stießt du rasen hin in dumpfer Nacht,
Verwühlt das Haar, in windzerwehtem Kleide,
Traumkönig Lear, verjagt, verfemt, verlacht,
Fluchworte stammelnd auf durchstürmter Heide.

Arno v. Walden.

Weihnachtbücherschau 1908.

Vom Herausgeber mit Unterstützung fachkundiger Mitarbeiter.

IV.

Auch die überaus rührige **Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg** brachte in diesem Jahre viele Neuerscheinungen auf den Markt, von denen wir in erster Linie die reich und ansprechend illustrierte Neuauflage der Schöppnerschen „Charakterbilder" hervorheben möchten. Wenn inmitten der gegenwärtigen Hochflut an literarischen Erzeugnissen auf allen Gebieten ein wissenschaftliches Werk mehrere Auflagen erlebt, so liegt darin allein schon der Beweis, daß es mehr als eine Durchschnittsleistung bietet. Schon zum vierten Male treten Schöppners meisterhafte „Charakterbilder" in die Welt, diesmal in vollständig neuem, schönem Gewande. Dem Inhalte wie der Ausstattung des ersten Bandes (hocheleganter Originaleinband 8.— ℳ) nach verspricht die Neuauflage ein ganz hervorragendes Werk zu werden, das den vielen großen nicht katholischen geschichtlichen Publikationen der Neuzeit gewiß und in jeder Hinsicht als ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Die Verlegenheit, in der so viele seither waren, wenn sie ein geschichtliches Buch als Geschenk für katholische Studenten oder für die Familienbibliothek anschaffen wollten, ist nunmehr in befriedigender Weise beseitigt. Diese anerkannt vorzüglichen Charakterbilder, die durch die ausgezeichnete Neubearbeitung des bekannten Geschichtsforschers Dr. Leo König noch wesentlich verbessert und erweitert wurden, stellen durch ihren hohen inneren Wert ein Werk der lauteren Wahrheit in Wort und Bild dar. Ihr Besitz wird jedem Hause, jeder Bibliothek, jeder Schule von hohem Nutzen sein.

Für die Geschichte der sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf dem Lande, die ja heute weiteste Kreise interessiert, ist das „Dorfleben in seiner geschichtlichen Entwicklung" von Wilibald Herlein (eleg. brosch. ℳ 5.—) eine wertvolle Fundgrube. Nicht bloß Historikern und Volkswirtschaftlern, sondern allen Freunden des Volkes kann das ausgezeichnete Werk Herleins nicht warm genug empfohlen werden. Wie man aus den einfachen Zahlen, Namen und Ereignissen ein Kulturbild entwerfen kann, das zeigt uns Herleins vortreffliches Werk.

Bis zum 23. Bändchen ist die Manzsche Geschichtsbibliothek nun schon gediehen, sicherlich ein glänzender Beweis für die eifrige Tätigkeit des Verlages, welcher verständnisvoll dem derzeit auffallend großen Interesse der Allgemeinheit an geschichtlichen Darstellungen entgegenkommt. Mit warmen, begeisterten Worten schildert Dr. Steinberger das tatenreiche Leben Otto des Großen (eleg. geb. ℳ 1.70). Ein herrliches Denkmal christlicher Kulturarbeit der Mönche stellt die Arbeit des Stiftsbibliothekars P. Gabriel Meier „Das Kloster St. Gallen" (eleg. geb. ℳ 1.70) dar. In Streits prächtigen Schilderungen „Die Portugiesen als Pfadfinder nach Ostindien" (eleg. geb. ℳ 1.70) machen wir jene bedeutungsvolle Entdeckungsreise in anregendster Weise mit. Das 23. Bändchen „Luther und das Luthertum" von Dr. A. Weber (eleg. geb. ℳ 1.70) wird viel zum leichteren Verständnis der traurigsten Geschichtsperiode Deutschlands und der Kirche beitragen. Würdig reihen sich die Bändchen den übrigen, überall als gediegen anerkannten Gliedern dieser zeitgemäßen Sammlung billiger Geschichtswerke an. Zur Einstellung in alle Volks-, Schüler-, Pfarr-, Vereins- ꝛc. Bibliotheken sind die überaus billigen Bändchen ganz hervorragend ge-

Digitized by Google

eignet. Alle Arbeiten sind allgemein verständlich geschrieben, aber auch für gebildete Leser durchgehends sehr empfehlenswert. Zweifelsohne hat der Manz-Verlag mit dieser Sammlung der Volksliteratur eine sehr wertvolle und dankenswerte Bereicherung gebracht.

„Bayerntreue", historische Volkserzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert, von Otto von Schaching, erlebte die zweite, umgearbeitete Auflage. (Mit 3 Kunstbeilagen und vielen Textbildern. Broschiert ℳ 3.60, in hocheleg. Ganzleinen gebunden ℳ 4.60.) Schon zum zweiten Male, jedoch in völlig veränderter Gestalt, tritt das ausgezeichnete Buch seine Wanderung an. Ihm liegen ernste, durch düstere Tragik erschütternde Momente zugrunde; aber es erzählt zugleich auch von den unsterblichen Großtaten der Ahnen, auf welche die nachrückenden Geschlechter Bayerns stets mit Bewunderung schauen werden, um an dem Lichtglanze jener Helden und Edlen die Treue zu Fürst und Vaterland zu nähren. Mit dem Feuereifer eines begeisterten Patrioten hat der Kgl. Wirkl. Rat Dr. Otto Denk (Otto von Schaching) seine Aufgabe erfaßt; aber auch der feinsinnige Hauch des gemütvollen Erzählers, der das Volk in all seinem Tun und Denken, Lieben und Leiden kennt und ergründet hat, weht uns aus dieser reich verschlungenen Erzählung entgegen. Mit den ersten Seiten schon fesselt die Darstellung unser ganzes Interesse. All die hervorragenden Personen jener Zeit, sie ziehen in der reichbewegten Handlung an uns vorüber, bis wir endlich tief erschüttert vor dem Heldengrabe auf dem Kirchhofe zu Sendling stehen. Die Ausstattung durch den Verlag ist eine sehr sorgfältige.

Soeben verließ die Presse ein gleichfalls bei Manz in Regensburg erschienener neuer Roman von Friedrich Koch-Breuberg, der unter dem Titel „Eliud" den reichen Jüngling des neuen Testaments behandelt. (223 Seiten, 2.40 ℳ.) Der Roman wird schon wegen des biblisch-historischen Hintergrundes und der sehr originellen symbolistischen Darstellung jedenfalls von sich reden machen. Der Verfasser führt den reichen Jüngling als einen Neffen des Königs Aretas von Arabien ein, dessen Schwester — ähnlich wie Arete — einen jüdischen Vornehmen geehelicht habe. Vermutlich nach den Visionen der Katharina von Emmerich ist angenommen, Jesus habe vor seinen Lehrjahren die Hofmeisterstelle bei Eliud abgelehnt. Während nun die Mutter den Kampf um eine Krone führt, gibt sich der Sohn philosophischen Grübeleien hin und wird trotz der Abweisung immer wieder durch Jesus beeinflußt. Durch die Beziehungen der Mutter zu Tiberius kommt Eliud auch nach Capri. Man begegnet in dem hochinteressanten Roman einer großen Zahl historischer Persönlichkeiten. Trotz der getreuen Schilderung damaliger Sitten ist darauf Rücksicht genommen, daß der Roman, dem jede Tendenz fernliegt, von alt und jung gelesen werden kann.

Der **Verlag von J. Habbel in Regensburg** hat auch in diesem Jahre wieder vorzügliche Novitäten aufzuweisen. Wir nennen an erster Stelle die historisch-kritische Gesamtausgabe von Jos. v. Eichendorffs Werken, herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. Zuerst erschienen ist der 11. Band: „Tagebücher". Die Faksimilebeilagen und Karikaturen von Eichendorffs Hand, die den Band schmücken, dürften jedem Benutzer der Tagebücher willkommen sein. Die beigegebenen Porträts und Spezialregister bilden die notwendige Ergänzung des Haupttextes und der Anmerkungen. Mit der Herausgabe der Gesamtausgabe von Eichendorffs Werken hat der Verlag es unternommen, eine längst gebotene Ehrenpflicht des katholischen Deutschlands an seinen größten Lyriker seit den Tagen des Mittelalters abzutragen. Der Preis ist bei der prachtvollen Ausstattung sehr wohlfeil. Einzelne Bände in Leinen 4.50 ℳ, bei Subskription auf alle 12 Bände nur 3 ℳ.

Ein vorzügliches Buch ist der soeben erschienene Roman von Joseph Gangl: „Der letzte Baum". (Preis elegant gebunden 3 ℳ). Der Roman enthält viele Motive aus dem Leben der Einschichten des Bergwaldes, wo die Einsamkeit die Menschen bildet, aus dem Leben der Dorfbauern, das für so viel elementare Konflikte Raum hat. Aber das seelische Niveau ist so über den Alltag erhoben, so gepflegt an Geist und Gemüt, so leuchtend dargestellt in prachtvollen Charakteren, daß dem nicht viel Gleichwertiges an die Seite zu setzen ist.

Wer möchte sich nicht freuen, wieder einer neuen Spende unserer beliebten Dichterin M. Herbert zu begegnen. „Volksgeschichten" nennt sie ihre neueste Arbeit. 20 Schilderungen aus dem Volksleben, wie solche eben nur Herbert schreiben kann. Die Volksgeschichten sind das Allerbeste, was Herbert uns je geboten. Der mit künstlerischen Kopfleisten ausgestattete Band kostet gebunden ℳ 3.—.

Ganz außerordentlichen Beifall fanden bei ihrem Erscheinen die Erzählungen und Novellen von Melati von Java. Zu den im vorigen Jahre erschienenen acht Bänden liegen weitere 12 Bände vor. Die Werke Melatis von Java (Marie Sloot) gehören zum Anziehendsten, was die neuere Erzählungsliteratur aufweist. (In hübschen Leinenbänden à ℳ 2.—.)

Auch die Habbelsche Sammlung historischer Romane (jeder Band in Leinen gebunden ℳ 2.—) ist wiederum um einen prächtigen Band erweitert worden. Zu den seither erschienenen Bänden „Ben Hur", „Quo vadis?", „Fabiola", „Der Löwe von Flandern" erschien der weltberühmte Roman von Manzoni: „Die Verlobten", eine Mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert, deutsch von Otto von Schaching. Möge dieser Roman, von dem der berühmte Aesthetiker, der Protestant Carrière schrieb, daß er in der Volksliteratur unter den Meisterwerken der Erzählungsliteratur mit der Weihe der Ewigkeit dastehe, den weitesten Leserkreis finden!

Von Sienkiewicz' Werken erschien als 9. Band der Roman „Auf dem Felde der Ehre". Jeder Band kostet gebunden nur ℳ 2.—. Die vielbesprochenen Romane des gefeierten polnischen Dichters zählen zweifelsohne zu den bedeutendsten Erscheinungen der modernen belletristischen Literatur.

Besonders empfehlen wollen wir den berühmten Priesterroman von Sheehan, Patrik A., „Lukas Delmege". Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von A. Lohr, gebunden in Leinen ℳ 6.—, der in dritter, ungekürzter Auflage erschien.

Gräfin Ida Hahn-Hahns Werke verdienen noch die höchste Beachtung. Sie sind in gewisser Hinsicht unerreicht und bieten neben feinen Gesellschaftsbildern eine Fülle von apologetischem Material. Jeder Roman in zwei Bänden gebunden ℳ 4.—, alle 30 Bände (samt 2 Bänden Gedichte) geb. ℳ 45.—.

P. Colomas Werke (8 Bände) bleiben stets ein hervorragendes Festgeschenk für katholische Familien. In katholischen Bibliotheken können dieselben nicht entbehrt werden. Jeder Band von Coloma ist ein Meisterwerk.

Die früher erschienenen Sammlungen: „Berlepsch Romanbibliothek" in 60 Bänden à ℳ 1.50. „Für Herz und Haus," 40 Bände à ℳ 1.—. Brauns „Roman- und Novellenbibliothek" à ℳ 2.—, bieten gute und billige Lektüre in reicher Auswahl und Abwechslung.

Im ganzen enthält der Habbelsche Verlag nunmehr schon über 200 gediegene Romane von katholischen Autoren. Wir können deshalb unmöglich alle hier aufzählen. Man möge sich den Katalog von der Firma kommen lassen, der jedermann gratis und franko zu Gebote steht.

An empfehlenswerten Jugendschriften finden wir im Habbelschen Verlage die 4 bändige Sammlung von Franz Bonn „Jugendlust und Leid", die je 8 bändigen Sammlungen von Th. Messerer „Aus seliger Jugendzeit", Erzählungen für Knaben und Mädchen, und Joseph Baierlein „Jugendbücherei". Jedes Bändchen dieser Jugendschriften ist illustriert, hübsch gebunden und kostet ℳ 1.20. Alles gesunde, lebensfrische Kost für unsere Jugend. „Schwester M. Paula" kennt man überall als herzige Kinderfreundin. Ihre prächtigen, mit vielen Illustrationen ausgestatteten Märchen: „Für traute Stunden" ℳ 3.—, „Waldchronik" ℳ 3.—, sind die Freunde der Kinderwelt. Für das Weihnachtsfest besonders geschaffen ist: „O du wunderselige Weihnachtszeit" ℳ 3.—. In neuer Auflage erschienen soeben „Märzveilchen", Geschichten, Märchen, Plaudereien ℳ 1.20. „Maiglöckchen und Flieder", Erzählungen für junge Mädchen ℳ 1.20. „Für die lieben Kommunionkinder" 60 Pf.

An nützlichen Hausbüchern bietet der Habbelsche Verlag eine reiche Auswahl von Kochbüchern der Herrschaftsköchin Marie Buchmeier. Ein Anstandsbüchlein für junge Mädchen von Tante Lisbeth (geb. ℳ 1.20) bewährt sich als vortrefflicher Ratgeber. Der Verlag bietet auch eine „Einfache Zuschneidemethode für Damen- und Kinderkleider". Für Schulen und zum Selbstunterricht. Mit 32 Modellzeichnungen (geheftet ℳ 1.50).

Zum Schlusse können wir nicht unterlassen, nochmals auf das von Papst und Bischöfen empfohlene große Prachtwerk „Die vier heiligen Evangelien" von Dr. G. Anton Weber, Geistl. Rat und Lyzealprofessor, hinzuweisen. (Mit 350 Abbildungen nach alten Meisterwerken, Anmerkungen und kunstgeschichtlichem Anhang, Großfolioband in Ganzleinen oder Halbleder mit reicher Goldpressung ℳ 25.—, in rotem echt Saffianlederband mit Goldschnitt ℳ 35.—.)

Der Verlag der **Jos. Köselschen Buchhandlung Kempten und München** stellt eine Anzahl gewichtiger Neuheiten in die Reihe der Weihnachtssaison-Veröffentlichungen ein. Zunächst hat die Sammlung Kösel eine beträchtliche Erweiterung gefunden. Diese hochstehende Serienausgabe (à Einzelband ℳ 1.—) hält durchaus ihr Versprechen, auf „zuverlässige, leicht faßliche und fesselnde Art in die wichtigsten Gebiete des theoretischen Wissens in der praktischen Weltkunde einzuführen." Die Redaktion besorgt ihre Pflicht tadellos: in geschickter Auswahl der Themen und last not least Mitarbeiter, die ihre Stoffe unter „festen und einheitlichen Gesichtspunkten" so konzentriert wie durchsichtig behandeln. Neu hinzugekommen sind folgende Bände: 19. „Geschichte der Dänischen Literatur." Von Johannes Jörgensen. Die geistvolle Darstellung erstreckt sich vom Jahre 300 n. Chr. bis in unsere Tage, von der Runenschrift des Urnordischen und dem Domherrn Saxo bis zu Laurids Bruuns und Svend Leopold. Leider fehlt das Kapitelverzeichnis (nicht ein Namensregister). 20/21. „Der Mensch." Ein anthropologischer Grundriß. Von Dr. Johannes Bumüller. Das (illustrierte) Büchlein leistet an knapper und anregender Gründlichkeit das Menschenmögliche.

Digitized by Google

Ein Namensregister möchten wir ihm wünschen. 22. „Geschichte der mittelalterlichen Philosophie." Von Dr. Joseph Endres. Hier wird mit dem vielfach verbreiteten Wahn, als gäbe es keine für sich abgeschlossene Philosophie des Mittelalters, in den von Alkuin bis Thomas von Kempen reichenden drei Hauptabschnitten der Früh-, Hoch- und Spätscholastik überzeugend aufgeräumt. 23. „Deutsche Physiker und Chemiker." Von Prof. A. Kistner. Ich habe, als Laie, diesen durch 10 künstlerische Porträtwiedergaben geschmückten Band mit außerordentlichem Interesse gelesen und wünsche ihm eine recht weite Verbreitung in fachlichen, häuslichen, pädagogischen und öffentlichen Bibliotheken. 24. „Geschichte der polnischen Literatur." Von Gymnasialprof. M. Switalski. In unserer Zeit des Hakatismus und Antihakatismus darf diese vorzügliche Abspiegelung der Geistesströmungen innerhalb des polnischen nationalliterarischen Lebens auf einen größeren Leserkreis rechnen. 25. „Deutsche Reichsverfassung und Reichsverwaltung." Von Amtsgerichtsrat Coermann. Da haben wir endlich einen handlichen „Führer durch die Einrichtungen des Deutschen Reiches und seine Gesetzgebung", den wir in seiner klaren Zuverlässigkeit dankbarst begrüßen können.

Zum Gebrauch an deutschen Mittelschulen bestimmt und daher, deren Forderungen entsprechend, auf streng paritätischen Boden gestellt haben Max Förderreuther und Friedrich Wörth ihr in den vaterländischen Teilen kerndeutsch geplantes Sammelwerk „Aus der Geschichte der Völker." Autoren alter und neuer, jeweilig und tatsächlich aktueller Zeit finden sich hier einträchtig beisammen. Das auf langjährige Schulpraxis gegründete Ganze ist in erster Linie für den Geschichtslehrer als Hilfsmittel zur reicheren und schärferen Charakterisierung der einzelnen Zeitsäume, in zweiter als Geschenkbuch für reifere Schüler gedacht und soll den für Mittelschulen gebotenen Gesamt-Geschichtsstoff umfassen. Der bemerkenswert ausgestattete I. Band liegt vor unter dem Titel „Altertum" (*M* 7.20). Er zählt 10 Vollbilder (darunter 3 farbige), 141 Textillustrationen und 26 Pläne und Skizzen. Verfasser und Verlag haben ersichtlich ihr Bestes getan und dürfen daher einen Vollerfolg erwarten.

Für Schule und Haus bestimmt ist die Jos. Judsche Sammlung religiöser und ethischer Gedichte „Das neue Seelengärtlein" (*M* 5.—). Unter 31 Hauptkapiteln ist hier eine Fülle von dem zusammengestellt, was unsere deutsche Poesie, nicht zuletzt die neueste und in ihr die katholische, an Köstlichem zur Weckung und Förderung des religiös-ethischen Lebens uns gespendet hat. Auch aus dem entsprechenden fremdländischen Dichtungsschatz ist einiges herübergehoben worden. Den starken schmucken Band beschließt ein Verzeichnis der Dichter (mit Daten) und Gedichte nebst Quellenangabe sowie der Kapitelüberschriften. Möge das neue Seelengärtlein Ungezählten grünen und blühen.

„De profundis" nennt Ernst Thrasolt seine „Geistlichen Gedichte" (*M* 2.50). Er ist noch ein Junger, dieser Dichter, aber alle Schmerzen der Gott suchenden Seele scheint er schon ermessen zu haben. Und wie er sie hinströmt in mitreißende Verse, rührt er unmittelbar an unser Herz. Wer ihn einmal las, wird ihn öfter lesen.

Johannes Jörgensens letztes Werk heißt: „U. L. Frau von Dänemark." Autorisierte Uebersetzung von Johannes Mayrhofer (*M* 4.50). Der geistvolle Konvertit gibt uns hier eine Konversionsgeschichte, wie nur er sie schreiben konnte. Wenn man will: das ganze Buch atmet Tendenz, aber es atmet zugleich Leben, realste Wirklichkeit, die auf Idealstes: auf die Vereinigung mit Gott, hinzielt. Die Anbahnung, Entwicklung, Hemmung und Krönung einer Grundwandlung im Helden, einem jungen dänischen Gelehrten, wird mit den Mitteln feinster Seelenkunde, vollkommener Kenntnis der verschiedenen Strömungen im modernen Geistesleben und geradezu souveräner Belesenheit dargestellt. Für Oberflächliche ist das Buch nicht geschrieben; für tiefer Veranlagte kann es zum Hochgenuß werden.

Ein künstlerisch-liebliches Angebinde für jung und alt, das auf keinem Familienweihnachtstische fehlen sollte, vor dem Kinderlust jauchzt und Erwachsene sich ihrer freuen, ist Johanna Arntzens: „Mit Moritz von Schwind ins Märchenland." Ein Buch für die Jugend und ihre Freunde (II. Aufl. gr. 4° *M* 3.—) Letztere orientiert ein Vorwort über die Absicht der Verfasserin, die sich mit liebevoller Hingabe in die Schwindsche Märchenwelt hineingelebt hat und nun das Resultat in selbstersonnenen Märchen, Gedichten usw. verkörpert oder auch andere Berufene für sich sprechen läßt. Schwinds Porträt und Lebensskizze stehen voran. Die 20 Vollbilder und vielen Textillustrationen sind so herrlich, wie sie eben dieses Meisters Kunst hervorzuzaubern verstand.

Als ein aktuell apologetisches Werk verdient eine von der Tübinger Universität mit dem ersten Preise gekrönte herrliche Schrift des geistvollen Pfarrers von Schönthal in Württemberg, Dr. A. Vögele, in Erinnerung gebracht zu werden: „Das Tragische in der Welt und Kunst und der Pessimismus". In der „Literarischen Rundschau" schrieb Dr. Pfeiffer über das interessante Buch: „In reizvoller Fassung beweist Verfasser, daß erst die christliche Weltanschauung den vollen Wert des Leidens und die denkbar größte Versöhnung in der Tragik erschloß. Er zeigt die Bahn zur Sonnenhöhe des Idealismus fernab dem letzten Wege des konsequenten Pessimismus." In den „Historisch-politischen Blättern" empfahl Dr. Grupp die Arbeit wegen ihrer klaren Darstellung und schönen Sprache der verdienten Beachtung. Die Schrift ist vom Verfasser direkt (siehe oben!) und von der **Frechter'schen Buchhandlung in Stuttgart** (Preis *M* 1.—) zu beziehen.

Der Verlag der Paulinus-Druckerei, G. m. b. H. in Trier, bietet zu Weihnachten die Fortsetzung der „Apologetischen Kanzelvorträge: Die Kirche Christi" von dem leider nur zu früh dahingeschiedenen Domkapitular Professor Dr. Einig. Die gute Aufnahme und gerechte Würdigung, welche der erste Band („Die göttliche Offenbarung") dieser herrlichen Vorträge in geistlichen und erst recht in Laienkreisen fanden, ist auch diesem neuen Werke, das sich gleichsam als Schwanenlied des großen Gelehrten und volkstümlichen Apologeten darstellt, beschieden. Nicht mit Unrecht nennt er selbst diese Vorträge einen „volkstümlichen Kommentar" zu dem hochwichtigen Dekrete „Lamentabili" und der Enzyklika „Pascendi". Die Sprache ist edel und verbindet Klarheit und Knappheit in glücklicher Weise. Die Darstellung ist lebhaft, anschaulich und für jeden verständlich, und wird nicht verfehlen, ihren Reiz auch auf die Gebildeten auszuüben und gerade sie für diese Fragen zu fesseln. (Der Band kostet *M* 3.—, geb. *M* 3.75.)

Neben der Geistesarbeit ist die Willenskultur unbedingt notwendig. Eine sehr empfehlenswerte Anleitung dazu gibt uns das Büchlein: „Der Kampf um das höchste Gut" von Herm. Jaegen, Bankdirektor a. D. und Leutnant a. D. (*M* 1.60, geb. *M* 2.20). Der Verfasser zeigt darin, wie alle nach Vollkommenheit streben müssen, und gibt für die in der Welt Lebenden gute Winke und praktische Ratschläge. Lückenloses Fortschreiten von Stufe zu Stufe, Mäßigung in Anschauung und Forderungen, Klarheit und Einfachheit, endlich Frische und Wärme der Darstellung zeichnen das Buch aus. Bereits war die vierte Auflage notwendig, die wieder ganz überarbeitet und verbessert ist.

Wendet sich „Der Kampf um das höchste Gut", in erster Linie an die Erwachsenen, so will „Des Studenten Ave-Gebet" von Pf. Weiler (60 Pf., geb. 90 Pf.) hauptsächlich zur Jugend, und zwar zur studierenden, reden. Aufrichtige Besorgnis und warme Liebe zu unserer Jugend atmen die Zeilen dieses Büchleins. Nicht der moralisierende Ton greift hier Platz, sondern zwanglose Plaudereien, stimmungsvolle Schilderungen, die wie erfrischender Himmelstau auf die jungen Herzen wirken.

Im gleichen Verlage ist weiter erschienen „Der Kranken Trostquelle" von P. Richter, St. Hedwigsruh bei Dyherrnfurth. (Preis geb. *M* 2.—.) Schon der Titel sagt, daß es zunächst für Kranke bestimmt ist, aber auch Gesunde werden mit Nutzen darin lesen. Stimmungsvolle Gebete sind gleichsam als praktische Anwendung der vorhergehenden Beherzigungen und Erwägungen beigefügt.

Von einem Laien und für Laien geschrieben ist die „Erklärung der Psalmen des Officium parvum B. M. V." von Bernhard Schuler (Preis geb. *M* 2.—). Vers für Vers werden die Psalmen nebst den Lektionen sinngemäß und zweckentsprechend in klarer, fromm-gehobener Sprache erklärt, und so wird die Andacht beim Psalmengebet merklich gefördert. Möge das Büchlein dem Muttergottes-Brevier viele Freunde und Beter gewinnen!

Die Alkoholfrage ist heute so aktuell und brennend, daß jede Aufklärung darüber willkommen sein muß. In dem Büchlein „Eine moderne Gefahr und ihre Abwehr" von Bernhard Für (*M* 1.20) werden uns an 100 vorzüglich ausgewählten Beispielen die Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses drastisch vorgeführt. Dem Prediger und Redner bieten sie vortreffliches Material.

In geschmackvollem Einbande präsentiert sich „Schwarzes Gold", Oberschlesische Geschichten von Paul Nieborowski (*M* 1.50, geb. *M* 2.—) Selbst ein Schlesier, will der Verfasser „die Liebe und das Interesse für das oberschlesische Volk, welches der Verführung des Nationalismus und der Demokratie zu erliegen droht, in weiten Kreisen des deutschen Vaterlandes wecken". Es sind echte oberschlesische Geschichten voll treffender, interessanter Schilderungen ernster, sogar tragischer, mitunter wieder recht heiterer Natur.

Aus dem rührigen und tatkräftigen Verlage von **Buhon & Berckler, Kevelaer (Rheinland)** liegen auch in diesem Jahre wieder beachtenswerte neue Bücher auf dem Weihnachtsbüchertisch. Die bekannte Sammlung Erzählungen, Romane und Novellen „Aus Vergangenheit und Gegenwart" ist wieder um 12 neue Bändchen à 30 Pf. vermehrt und hiermit bis auf Nr. 95 angewachsen. Je 3 Bändchen in Bibliothekband gebunden kosten *M* 1.50, 95 Bändchen in 31 Bibliothekbänden *M* 47.20. Auch erwarb der Verlag die bekannten und beliebten „Münchener Jugendschriften" (25 Bändchen à 20 Pf., je 5 Bändchen in Salonband gebunden *M* 1.75) und „Münchener Volksschriften" (53 Bändchen à 20 Pf., je 5 Bändchen in Salonband gebunden *M* 1.75), welche er weiter ausbaut und fortführt. Die Sammlungen sind flott, spannend und sittlich einwandfrei geschrieben und verdienen bei der Billigkeit und hübschen Ausstattung, ganz besonders aber wegen des löblichen Zieles, der in allen Schichten des Volkes grassierenden Schundliteratur entgegenzukämpfen, allseitige Unterstützung und weiteste Verbreitung.

Digitized by Google

Von diesen drei Sammlungen wurden bereits zirka 2 Millionen Bändchen abgesetzt, was wohl als Beweis der Beliebtheit und Gediegenheit derselben gelten darf. Mögen sich diese beachtenswerten, zeitgemäßen Sammlungen immer weitere Bahnen brechen.

Als praktische Bücher für jede Familie, für Geistliche und Erzieher, empfehlen wir das bereits in 3. Auflage vorliegende Werkchen „Elternpflicht", Beiträge zur Frage der Erziehung der Jugend zur Sittenreinheit; in Salonband gebunden ℳ 3.50. Ferner sei ein prächtiges Buch, das in gemütlichem Plauderton sehr notwendige und von vielen zu wenig beachtete Wahrheiten vorträgt, nochmals nach Verdienst gepriesen: „Haus und Herd". Ein Familienbuch für das deutsche Volk von Fritz Nienkemper. 3. Aufl. Salonband ℳ 3.50.

Als bestes Nikolaus- und Weihnachtsgeschenk für unsere lieben Erstkommunikanten bietet der Verlag ein neues Buch, betitelt: „Bereitet den Weg des Herrn", Erzählungen für Erstkommunikanten, von H. Schwarzmann, Religions- und Oberlehrer, Krefeld. Das Buch zeichnet sich aus durch gediegenen Inhalt und hochfeine Ausstattung. Man schenke es jedem Erstkommunikanten. Der einfache Geschenkband kostet ℳ 2.—, der hochfeine Band mit Goldschnitt ℳ 3.50.

Mit guten, praktischen neuen Gebet- und Erbauungsbüchern ist der Verlag reich ausgestattet. Es geht über den Rahmen der Weihnachtsbücherschau hinaus, über diesen Literaturzweig eingehender zu berichten. Der Verlag versendet an jedermann orientierende Prospekte. Nur eines sei gesagt: Butzon & Bercker bieten auch auf religiösem Gebiete nur Gediegenes in der besten Ausstattung.

Das neueste Heft der „Allgemeinen Rundschau"

ist in nachstehenden **Buchhandlungen** regelmässig im Schaufenster ausgestellt und im Einzelverkaufe erhältlich. Wir bitten unsere Freunde, diese Verkaufsstellen im Auge zu behalten und entsprechend zu unterstützen.

Aachen, Adalbertstr 19. Ig. Schweitzer.
Aschaffenburg, W Walter, Buchhdlg.
Augsburg. Domplatz. Literarisches Institut vorm. Dr. Huttler (M Seitz).
Bamberg, Schmidtsche Buchhandlung (Rich. Alois Burger).
Berlin W 56, Französische Strasse 33a, Herdersche Buchhandlung.
Berlin NW 21, Oldenburgerstr 6. Kathol. Buchhandlung St. Paulus.
Bocholt i. W. J. u. A. Temming, Buch- und Kunsthandlung.
Bonn a. Rh., Sürst 5. P. Hauptmann.
— Ludw. Leopold.
Breslau. H. König.
Cassel. F. W. Schmidt.
— Gräfestr. 2, K. und L. Schminke.
Darmstadt. K. Hees.
Duderstadt. Joh. Haber.
Duisburg. Duisburger Verlagsanstalt.
Düren. Felix Joppke (Neuefelnds Buchhandlung)
Düsseldorf, Oststr. 55. Emil Bierbaum, Buch- und Kunsthandlung.
— J. Holl.
Eschweiler. P. Mathes.
Freiburg i. B. Literarische Anstalt.
— J. Waibel.
Freiburg (Schweiz). Universitäts-Buchhandlung, Otto Gschwend.
Fulda, Friedrichstr. 28, G. Nehrkornsche Buchhandlung
Gelsenkirchen, Th Dahl jr., Buch- und Kunsthandlung.
M.-Gladbach Fritz Kerle, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung.
Graz, Albrechtsgasse 5. Styria, Sortimentsbuchhandlung.
Günzburg, Jos. Seitz.
Hagen i. W., Hochstrasse 94. J. Kroll.
Hamm i. W., Markt 5. Breer & Thiemann.
Hildesheim. Aug. Lax.
— Louis Steffen.
Iserlohn, Wermingstrasse 35. Clemens d'Alquen.
Karlsruhe i. B. Herdersche Buchhandlung.
Kaufbeuren. G. Mayrsche Buchhandl.
Koblenz, Schlossstr. 44. Jakob Erben.
— Am Plan 6. Johannes Schuth
Köln a. Rh., Martinstr. 20. Verlagsanstalt Benziger & Co, A.-G.
— J. & W. Boisserées Buchhandlung, Minoritenstrasse 19 A.
Landshut, Max Kummer.
Leobschütz. G. Kothes Nachfolger (M. Engel).
Lindau. Franz Unterberger.
Marsberg i. W. A. Buddenkotte.
Miltenberg. F. Halbig.
Mergentheim. Carl Ohlinger.
München. Th Ackermann, Bahnhof-Buchhandlung.
— M. Degendorfer, Jägerstr. 2.
— Karl Diepolder, Karlsplatz 7.
— Devotionalienhandlung Götz Schellingstr. 3.
— J. Franzsche Hofbuchhandl., Perusastr. 4.
— Herder & Co., Löwengrube 18.
— Kellerers Hofbuchhandlung, Herzogspitalstr. 1
— J. J. Lentnersche Buchhandl., Dienerstr. 9.
— J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), Kaufingerstr. 29.
— Max Mayer, Schellingstr. 23.
Münster i. W. Fr. Coppenrath.
— Theissingsche Buchhanddlung.
— Heinrich Schöningh.
— H. Wulle, Buchhandlung und Antiquariat.
Neumarkt Opf. J. Boegls Buchhandl.
Neunkirchen, Bez. Trier. Katholische Vereinsbuchhandlung.
Nowawes-Potsdam, Eisenbahnstrasse 1, Hans Möllers Buchhandlung.
Nürnberg. Kath. Vereinsbuchhandlung „Unitas".
Offenburg, Hauptstr. 45. G. Roth.
Osnabrück. G. Pillmeyer.
Passau. Bahnhof-Buchhdlg. M. Gruber.
— Gg. Kleiter.
Rees a. Rh. B. Ressingsche Buchhandlung.
Regensburg. Alfred Coppenraths Sortimentsbuchhandlung.
Saarbrücken-St. Johann. Karl Conrad Nachf. (P. Raueisen).
Speyer a. Rh. Dr. Jägersche Buchhandlung.
Strassburg i. Els. Herdersche Buchhandlung.
Stuttgart, Otto Hager.
Trier, Simeonstrasse. J. B. Grachs Buchhandlung.
— Brotstr. 32. Fr. Lintzsche Buchhandlung
Ulm a. D. Buchhandlung „Ulmer Volksbote", vorm. Carl Wohlhüter.
Viersen. W. H. Molls. Hauptstr. 96.
Wiesbaden, Wilhelmstr. 4. Gisb. Noertershaeuser.
— Mollsberger.
Vilsbiburg. G. Mertel.
Würzburg. Valentin Bauch.
— Ferdinand Schöningh, Domerschulstrasse 13.

Einzelnummer 20 Pf. Quartalsabonnement ℳ 2.40

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Die Komödie „Donna Diana" von Moreto ist wohl dasjenige Bühnenwerk aus der spanischen Glanzperiode des 17. Jahrhunderts, das auf den deutschen Bühnen unserer Tage die unmittelbarste Frische und Wirkung bewahrt hat. Die liebenswürdigen Reize der Dichtung ließen sie wohl geeignet erscheinen, als Libretto für eine „Komische Oper" Verwendung zu finden. Reznicek hat den Versuch unternommen. Als Komponist sagt er uns manches schöne, als Textdichter hatte er minder Glück. Es fehlt der Oper der dramatische Fluß. Die Handlung stockt zu oft, Lieder, ein Ballett und wieder Lieder müssen die Akte ausfüllen helfen. Musikalisch ist sehr reizvolles darunter, gerade in diesen lyrischen Stellen; das reizende Lied Florettas, dasjenige des Narren, sowie das klangschöne Walzerintermezzo sind vielleicht das Ursprünglichste, was die Oper bietet, aber all dies steht mit der Handlung nur in allerlosestem Zusammenhang. Das spanische Lokalkolorit ist in der Partitur vorzüglich getroffen, einige südliche Volksweisen werden geistreich verarbeitet, die Orchestersprache ist oft reizvoll und originell, immer zum wenigsten interessant; man freut sich über Einzelheiten, aber dem Ganzen fehlt es an Einheitlichkeit. Dies empfand das Publikum und so erwärmte es sich trotz der guten Aufführung nur langsam. Die Aufnahme war sehr freundlich, aber die sonst bei Opernpremieren sehr rasch geweckte Begeisterung hielt sich in Grenzen. „Donna Diana" ist bereits 1894 in Prag zum ersten Male über die Bretter gegangen; hier ist sie schon länger zur Aufführung angenommen gewesen. Sie hat wohl Aussicht, sich einige Zeit in unserem Spielplan zu halten. Hofkapellmeister Röhr hat die Oper mit großer Sorgfalt einstudiert, das Orchester bewältigte die schwierige Partitur glänzend, die Chöre waren klangschön und rein. In den Hauptrollen boten Buysson und Frl. Fay Ausgezeichnetes. Letztere sang die Donna Diana sehr reizvoll und spielte überraschend frisch und flott. Buyssons Don Cesar war famos bei Stimme. Den Hofnarr gab Schreiner sanglich und darstellerisch bemerkenswert hübsch. Er erschien hier viel besser am Platze wie im Musikdrama. Von den übrigen, die weniger hervortreten, nenne ich noch die Floretta Frau Kuhn-Brunners. Regisseur Wirk sorgte für farbenprächtige Bühnenbilder. Das Turnier und die Tänze waren voll frohen Lebens.

Theater am Gärtnerplatz. Der längst geplante Umbau des Gärtnerplatztheaters soll im Frühjahre 1910 ausgeführt werden. Der Zuschauerraum wird bedeutend vergrößert und das Repertoire im Einverständnis mit der Generalintendanz des Hoftheaters durch Einführung von Spielopern erweitert werden. Die projektierte „Volksoper" wird also mit einer Konkurrenz rechnen müssen. — Dreher setzte sein Gastspiel in dem „Fidelen Bauer" fort. Der Künstler hat uns die gemütstiefe Titelrolle der Leo Fallschen Operette mit sentimentalem Einschlag bereits im letzten Winter erfolgreich gespielt. Seine schlicht-eindringliche Kunst hat wiederum starke Wirkung erzielt. Auch die übrigen Rollen sind gut besetzt, insbesondere gibt Ludl eine famose komische Gestaltung.

Aus den Konzertsälen. Der Beethovenzyklus der Volkssymphoniekonzerte erfreut sich weiter stärksten Besuches und hinterläßt unter Prills sorgfältiger und temperamentvoller Leitung starke Eindrücke. Auch die historische Konzertserie des Tonkünstlervereines ist nunmehr bei Beethoven angelangt. Die C-moll Symphonie, welche wir in der Tonhalle hörten, erklang zu gleicher Stunde durch den Tonkünstlerverein.

In den Volkssymphoniekonzerten hörten wir in den letzten zwei Wochen noch Liszts „Preludes" und die Euryanthe-ouvertüre in sehr glücklicher Wiedergabe, während das Siegfried-Idyll noch einige dynamische Verfeinerung vertragen hätte. Die fünf von Wagner komponierten Lieder Mathilde Wesendoncks sang Josephine Schaffer mit großem Beifall. Wir lernten in ihr eine Künstlerin von schönen, besonders in der Höhe gut ausgebildeten Mitteln kennen. Die Solisten des Tonkünstlervereinszyklus Marie von Stubenrauch und Ernst Riemann werden uns sehr gerühmt. Wir hatten ja schon oft Gelegenheit, diese ansehnlichen Begabungen zu würdigen. Letzterer erzielte auch in einem eigenen Konzert, in welchem er seine pianistischen Vorzüge bei Brahms und Liszt neuerdings erwies, starken und berechtigten Erfolg. Das neue Siebensche Streichquartett bot im Verein mit dem Pianisten Schmid-Lindner einen interessanten Novitäten-Abend. Thuilles Klavierquintett in G-moll aus dem Jahre 1880 zeigte, daß der frühverstorbene Meister schon mit 19 Jahren Ursprüngliches und Klangschönes zu sagen hatte. Heinrich Schalits Quartett ist etwas breit geraten. Empfindungswärme und melodischer Reiz können diesem Mangel an Konzentration für unser Empfinden nicht völlig aufwiegen. Beer-Walbrunns mit leichten Mitteln arbeitende „Humoreske" fand heitere Aufnahme. Die Wiedergabe der internationalen Neuheiten war durchaus glücklich. Wie im Vorjahre konzertierte das Russische Trio. (Vera Maurina, Michael und Joseph Preß) mit schönstem Erfolge. Aus dem Programm soll das Gösta Berling-Trio von Paul Juon erwähnt werden, das man auf der letzten Tonkünstlerversammlung erstmalig hörte.

Digitized by Google

Verschiedenes aus aller Welt. Die deutsche Uraufführung des in Dänemark so glänzend aufgenommenen Schauspiels, „Revolutionshochzeit" von Sophus Michaelis erzielte in Hamburg keinen unbestrittenen Erfolg. Das 1793 spielende Stück besitzt eine spannende Exposition, versandet jedoch in unglaubwürdigen Situationen. — Trotz aller Proteste Cosima Wagners will das Theater in Buenos-Aires, dem Beispiele Neuyorks folgend, den „Parsival" aufführen. — Stefan Zweigs Tragödie „Thersites", in der eine Vertiefung der homerischen Gestalt angestrebt wird, fand in Dresden und Kassel gute Aufnahme. Die Vorzüge des Werkes liegen jedoch nach Berichten vorzugsweise im lyrischen. — Eichendorffs „Letzter Ritter von Marienburg" wurde in Breslau mit günstigem Erfolg aufgeführt, dagegen blieb Bitterfelds Einakter: „Eichendorff" ohne stärkere Eindrücke. — Der Schwedische Konzertverein veranstaltete in Karlsruhe und Dortmund Konzerte, um Interesse für die Musik seiner Heimat in Deutschland zu erwecken, wo man bisher von der Tonkunst des Nordens hauptsächlich die norwegische und dänische kannte. Die erfolgreiche Reise soll im nächsten Jahre wiederholt und auf weitere Städte ausgedehnt werden. — In Spanien sind Bestrebungen im Gange, ein Nationaltheater zu gründen, indem der Staat das Teatro Espannol in Madrid pachtet, um in ihm nur Originalwerke spanischer Autoren zur Aufführung bringen zu lassen. — Nestroys „Revolution in Krähwinkel" erschien, mit neuen Witzen und üppigen Dekorationen herausgeputzt, im Deutschen Theater in Berlin. Es kann sich nur um einen Augenblickserfolg handeln. Reinhardt verfügt zwar dank seiner großen Honorare über eine große Zahl bedeutender Schauspieler, doch scheint er als Bühnenleiter über interessante Experimente nicht recht hinauszukommen. Das mit dem Schillerpreis gekrönte Hardtsche Drama, „Tantris, der Narr" hatte im Wiener Burgtheater einen großen, gegen Ende etwas abgeschwächten Erfolg, an dem Kainz und Sonnenthal hervorragenden Anteil haben.

München. L. G. Oberlaender.

Die unierten Bulgaren und ihre Bischöfe?

Auch in diesem Jahre ist die Unterzeichnete gerne bereit, für die so bedürftigen katholisch-unierten Bulgaren und ihren Erzbischof in Konstantinopel eine Weihnachtsgabe entgegenzunehmen. Sie hofft in wenigen Wochen in der Lage zu sein, den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" einen genauen Bericht über den Einfluß der heutigen Verhältnisse der Türkei auf das religiöse Leben der unierten Bulgaren erstatten zu können.

Freiin Marie Amelie v. Godin,
München, Rindermarkt 3/2.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Den politischen Besorgnissen gesellen sich fast täglich neue an. Die Schwierigkeiten, die daraus für die allgemeine Wirtschaftslage entstehen, häufen sich in unverminderter Stärke. Neben den Alarmnachrichten aus Serbien sind es besonders die Meldungen von Sperrung der Bahnlinien, Boykottierung der Importwaren aus Oesterreich und sogar solcher deutschen Ursprungs, Truppenverstärkungen an der bosnischen Grenze, Mobilisierungsordres, welche speziell auf die ungünstige Gestaltung der österreichischen Handels- und Industriekreise Einwirkung ausüben. Die Demonstrationen in Italien, der Irredenta in Oesterreich und was der Charakterisierung der innerpolitischen Lage bei unseren Nachbarn die Krone aufsetzte, das wüste Treiben in Prag, das mit der Verkündung des Standrechtes in der Hauptsache änderte, bildeten trübe Streiflichter. In die Festesklänge der Jubiläumfeierlichkeiten mischten sich dadurch grelle Dissonanzen. Handel und Industrie Oesterreichs haben durch die Balkanpolitik empfindsamen Schaden erlitten. Durch die Situation der Exzesse und Demonstrationen im Inland ist die Wirtschaftskonjunktur noch mehr in Verlust gekommen. Alle österreichischen Werte — von Bankaktien bis zu den Renten, welch letztere Fonds bislang infolge des konservativen Sinnes des österreichischen Sparpublikums nur wenig von all den Wirrnissen tangiert wurden — sind gleichfalls heftigen Kursrückgängen unterworfen worden. Die Lage der Wiener Börse übt begreiflicherweise den ungünstigsten Einfluss auf die deutschen Plätze aus, schon um deswillen, weil grosse Mengen Kapitalsanlagewerte sowohl, wie auch Industrieaktien à tout prix nach Deutschland zurückfliessen. — Die Tatsache, dass die Hauptstärke des österreichischen Handels- und Industrieexportes der Absatz nach den Donauländern und dem Balkan bildet, und gerade dieses Gebiet durch die Boykottbewegung fast gänzlich unterminiert ist, gibt zu ernsten Bedenken Anlass. Die österreichische Wirtschaftslage hat einen schweren Rückfall erlitten; man spricht bereits von Krisen und den unliebsamen Begleiterscheinungen derselben in Oesterreich. — Für die deutschen Börsen bleibt aus all diesen Motiven die Entwicklung der geschilderten Verhältnisse tonangebend, und man verfolgt auch weiterhin die Ereignisse in Oesterreich mit gespannter Aufmerksamkeit. Weniger Beachtung fand an den deutschen Börsen die Kundgabe der vertraglich niedergelegten Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten Amerikas und Japan hinsichtlich der Politik in Ostasien. Eine ruhige Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftsmarktes, der gleichfalls eine Hauptrolle und einen grossen Faktor für unsere Börsentendenzen bildet, wird die Folge dieses Abkommens sein. — Die Situation des internationalen Geldmarktes ist in letzter Zeit — vornehmlich durch die Vorbereitungen zur Jahreswende — eine etwas gespannte geworden, und wird voraussichtlich noch vor Jahresbeginn verschärft werden. Weniger gibt die Entwicklung bei unserer Reichsbank zu Bedenken Anlass. — Mehr Schwierigkeiten bieten die Geldzentren in London und Amerika. Die bisher unterbliebene Londoner Diskonterhöhung wird für nächste Woche erwartet. Gefahren oder irgend welche Bedenken sind bei der Menge des unbeschäftigten Kapitals und den grossen Reserven an Bargeld und Gold bei allen Banken jedoch derzeit ausgeschlossen. — Grösseren Einfluss und stärkere Wirkung üben die Meldungen vom Montanmarkte aus. Leider sind die Berichte aus Amerika weniger günstig. Auch bei uns bilden scharfer Wettbewerb und ungenügende Preise den Grund, dass verschiedene Gesellschaften im abgelaufenen Quartal ungünstige Bruttogewinne erzielt haben. Die Bestrebungen nach Neubildungen von Roheisenverbänden werden bei erfolgreichen Resultaten neben der Tatsache von verminderten Beständen an Roheisen bald alimentierend auf die Zukunft des Montanmarktes wirken.

M. Weber.

Die Abschlüsse der Brauereien Münchens zeigen differierende Resultate. Im Gegensatze zu den abermals günstigen Ergebnissen von Löwenbräu, Unionsbrauerei, Bürgerliches Bräuhaus und Paulanerbräu etc. stehen die Bilanzen von Hackerbräu und Eberl Faberbräu. Beide Aktien (Hackerbräu wie im Vorjahre) verteilen keine Dividende. W.

Das einzige Kind und seine Erziehung. Von Dr Eugen Peter-Mannheim. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Baginsky-Berlin. 1.40 M, geb. 2.20 M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.

„Kein Geringerer als Baginsky hat dieser Broschüre das Geleitwort geschrieben, und wir können ihm nur beipflichten, wenn er die Arbeit als verdienstvolles Werk bezeichnet. Möge das wirklich populär geschriebene Heft einen recht großen Leserkreis, besonders bei den Eltern eines „Einzigen" finden." „Allgemeine medizin. Central-Zeitung."

Gewerbehalle des Allgemeinen Gewerbevereins, Färbergraben Nr. 1½. Tel. 944. Permanente Ausstellung u. Verkaufshalle für solide bürgerliche Möbeleinrichtungen in jeder Stilart und Preislage sowie sämtl. gewerbl. Gebrauchsgegenstände. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Weinkennern empfehle meine anerkannt vorzüglichen **Tisch- u. Tafelweine** von 70 ₰ an per Flasche.
Prinzip: Nur beste Qualitäten, billigste Preise.
Spezialhaus für Weine und Spirituosen
Jos. Wittmann, München, Christophstr. 9. Tel. 346.
Preisliste gratis und franko.

Fröbelspiele, Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele
fabriziert und liefert unübertroffen billig Spielefabrik M. Weiden, Köln, Richmodstr. 35. — Illustrierte Preisliste auf Verlangen gratis und franko.

Ueber einen einzig dastehenden Erfolg der „Ostertag"-Kassenschränke wird berichtet: Bei dem großen Feuer, das anfangs August das Städtchen Donaueschingen in Asche legte, wurden die Vorzüge der nach modernen Erfahrungen konstruierten Kassenschränke fast handgreiflich demonstriert. Während die Wertpapiere und Aktenstücke in allen anderen Kassenschränken direkt verkohlt waren, war der Inhalt der sieben in Donaueschingen in Gebrauch befindlichen Ostertagkassenschränke noch sehr gut erhalten. Die Firma Hoflieferant **Albert Diessbach**, Reformkontoreinrichtungen, **München**, die die Münchener Vertretung der Ostertag-Kassenschränke hat, ließ sich einen dieser Schränke, der laut Atten des Bürgermeisteramtes sieben Tage und Nächte in glühendem Schutte begraben lag, nach München kommen und zur Schau ausstellen. Der Kassenschrank hat äußerlich nur sehr wenig durch die immense Glut gelitten: Nur die Lackierung ist arg mitgenommen worden und die Tür des unteren Teiles, der nicht feuersicher geartet ist, weil in ihm keine wertvollen Bücher aufbewahrt werden, ist durch die Glut etwas verbogen worden. Ein in dem feuersicheren Teil des Schrankes aufbewahrtes Hauptbuch ist durch die Riesenglut zwar stark angebräunt, aber jeder Buchstabe ist noch vollkommen deutlich zu erkennen. Diese wertvolle Eigenschaft verdanken die Ostertag-Kassenschränke dem Dreiwandsystem, das die Firma auf Grund 40jähriger Erfahrung bei ihren Schränken zur Anwendung bringt.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer liegen Prospekte bei von der **Administration des „Anthropos"**, St. Gabriel, **Mödling** bei Wien (Oesterreich), von der **Württembergischen Metallwarenfabrik, Geislingen** (Niederlage München, Weinstraße 8) und von der Firma **Kurzius & Severin, Hannover**, Heinrichstraße 57, auf die wir unsere verehrl. Leser empfehlend aufmerksam machen.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Digitized by Google

Wettbewerb.

Zur Erlangung von Entwürfen für den

Neubau eines Polizeigebäudes in München

wird ein öffentlicher Wettbewerb unter den deutschen Architekten veranstaltet.

Die Unterlagen sind gegen Einsendung von 10 M. vom Geheimen Expeditionsamte des K. Staatsministeriums des Innern (Theatinerstrasse 21 in München) zu beziehen. Dieser Betrag wird bei Ablieferung eines Entwurfes zurückerstattet.

Die Entwürfe sind bis zum

15. Mai 1909, abends 6 Uhr

an die vorbezeichnete Adresse postfrei einzusenden.

Als Preise stehen zur Verfügung:

ein **erster** Preis im Betrage von	**12000.—** M
ein **zweiter** Preis im Betrage von . . .	**9000.—** M.
zwei dritte Preise im Betrage von je . .	**6000.—** M.
zwei vierte Preise im Betrage von je . .	**3000.—** M.

Weitere Entwürfe können zum Preise **bis zu je 3000.—** M. erworben werden.

Das Preisgericht besteht aus den Herren:

Coluzzi, Ministerialrat im K. Staatsministerium der Finanzen in München.
Dr. Englert, Ministerialrat im K. Staatsministerium des Innern in München.
Frhr. von der Heydte, K. Regierungs- und Polizeidirektor in München.
von Hildebrand, K. Professor und Bildhauer in München.
Dr. ing. Hoffmann, Geheimer Baurat und Stadtbaurat in Berlin.
Hofmann, Geheimer Oberbaurat, Professor in Darmstadt.
Littmann, K. Professor. Architekt in München.
Ohmann, K. K. Oberbaurat. Professor in Wien.
Reuter, Oberbaurat im K. Staatsministerium des Innern in München.
Schachner, städt. Bauamtmann in München.
Alb. Schmidt, K. Professor. Architekt in München.
Frhr. von Schmidt, K. Professor an der Technischen Hochschule in München.
Schmitz, K. Professor, Architekt in Nürnberg.
Dr. ing. G. von Seidl, K. Professor. Architekt in München.
Dr. Wallot, Geheimer Baurat, Geheimer Hofrat und Professor in Dresden.

München, 3. Dezember 1908.

K. Staatsministerium des Innern und der Finanzen

von Pfaff. **von Brettreich.**

Institut St. Antonie
Horrem bei Köln.
Aufnahme von jungen Mädchen zur Ausbildung im Haushalt, wie Kochen, Backen, Einmachen, praktischen und feineren Handarbeiten. Auf Wunsch Geschichte, Literatur, Rechnen, Musik, Malen, Deutsch, Französ., Engl., Italien. Umgangssprache deutsch, französ. Schöner Wald u. Park. Tennispl. Auskunft d. Florentina Witt,
Villa Quisisana.

Höhere Töchter,
die sich zu Studienzwecken in **Münster i. W.** aufhalten wollen, finden Ostern im vornehmen Familienheim einer kath. Beamtenwitwe vorzügliche Pension zu 750—800 ℳ Prima Referenzen. Herrliche Wohnung nahe allen Lehranstalten. Off. unter **B 100** an die „Allgemeine Rundschau", München.

ZEITUNGS-Nachrichten
in Original-Ausschnitten
über Politik, Handel, Industrie Kunst und Wissenschaft sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das
Nachrichten-Bureau
Adolf Schustermann
Berlin SO. 16, Rungestr. 25-27.
Illustr. Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Die Leser werden freundlichst gebeten, bei allen Anfragen und Bestellungen, die sie auf Grund von Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" machen, sich stets auf die Wochenschrift zu beziehen.

Ein neues Märchenbuch von Jesuitenpater Schupp.

Soeben erschien:
Die Kaiserblume und **Die Königstochter.** Zwei Märchen mit Bildern von P. **A. Schupp,** S. J. 102 Seiten kl. 8°. Illustr. Preis broschiert 1.—M; gebd. in farb. Kaliko 1.60 M.

„Die beiden neuesten Märchen aus der Feder des trefflichen Erzählers bekunden aufs neue Schupps Verständnis für die zartesten Regungen der Kinderseele. Da auch wiederum die bekannten frischen Verschen und artigen Bildchen nicht fehlen, sei das Bändchen für die Kleinen bestens empfohlen.
„Literarischer Handweiser" (Nr. 21. 1908).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

Oberbayerische Zellstoff- und Papierfabriken Aktiengesellschaft München.

Die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft werden hiermit zu der am **29. Dezember ds. Js., vormittags 10 Uhr** in den Amtsräumen des Kgl. Notariats München II (Notar Dennler) in München, Neuhauserstraße 6/II, stattfindenden **4. ordentlichen Generalversammlung** eingeladen.

Tagesordnung:
1. Vorlage des Jahresberichtes, der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1907/1908 und Beschlußfassung hierüber.
2. Erteilung der Entlastung an Vorstand und Aufsichtsrat.
3. Eventuell Wahl eines weiteren Aufsichtsrates.

Die Hinterlegung der Aktien zur Teilnahme an der Generalversammlung hat spätestens bis zum 24. ds. Mts. bei der Gesellschaft München, Liebigstraße 41, oder bei der Pfälzischen Bank in München zu erfolgen und sind die Aktien bis zum Schlusse der Generalversammlung daselbst zu belassen. Die Hinterlegung kann auch bei einem deutschen Notar erfolgen. Statt der Aktie können auch von einer Bank oder Bankfirma ausgestellte Depotscheine hinterlegt werden. Dasselbe gilt für die Interimsquittungen der neuen Aktien.

Die alten Aktien (Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft in Miesbach), welche auf die neue Firma noch nicht umgestempelt sind, wollen zur Vornahme der Umstempelung bei der Pfälzischen Bank in München eingereicht werden.

München, den 4. Dezember 1908.

Der Vorstand:
M. Sanna.

TONHALLE.
Konzertverein München e. V.
Mittwoch, den 9. Dezember, 7½ Uhr:
Volks-Symphonie-Konzert.
(Beethoven-Zyklus, VI. Abend)
Dirigent: Hofkapellmeister **Paul Prill**
Solistin: **Alice Ripper** (Klavier)

PROGRAMM:
Beethoven: Sechste Symphonie („Pastorale")
Liszt: Klavierkonzert Es-dur
Wagner: Vorspiel und Isoldens Liebestod aus „Tristan und Isolde".

Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Parterre).

Montag, den 21. Dezember, 7½ Uhr:
V. Abonnements-Konzert
Dirigent: **Ferdinand Löwe**
Solist: **Fritz Kreisler** (Violine).
Eintrittskarten bei **M. Rieger,** Odeonsplatz 2, im **Billettenkiosk** am Maximiliansplatz und in der **Tonhalle** (Parterre).

Für Kunstliebhaber!
Westf. Hochzeitstruhen (Ausstattungskoffer) aus dem 17. Jahrhundert, mit kunstv. Eisenbeschl., tadellos erhalten und fachgemäss renoviert, preiswert **zu verkaufen.** Photographien zur Verfüg.
A. de Baay, Münster i. W.
Warendorferstrasse 47.

V. staatl. Kellerkontrolleur untersucht.
Weiss- u. Rotwein 70 Pf.
pr. Ltr. u. pr. Flasche mit Glas. Extra schön. Fäss. v. 80 Ltr. Kist. v. 12 Fl. an. Probekiste 6 weiss, 6 rot. Weingut Eduard de Waal & Sohn, Coblenz 194.

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 51. München, 19. Dezember 1908. V. Jahrgang.

Ein Blaubuch zum Schutze öffentlicher Sittlichkeit.

Von J. B. Cowley.

Im April des verflossenen Jahres (1907) wurde vom englischen Parlament ein Ausschuß, bestehend aus Mitgliedern beider Häuser, ernannt, um die Frage zu studieren, ob die Gesetzgebung, die Lotterien und unsittlichen Kunsterzeugnisse betreffend, reformbedürftig sei und eventuell welche Vorschläge zu machen wären. Die Kommission, die im ganzen 26 Zeugen verhörte und schon im Laufe des Jahres wiederholt in der Tagespresse über ihre Tätigkeit berichtete, stellte nun ihre Beobachtungen und Vorschläge in einem Blaubuche zusammen. Der Inhalt desselben ist wohl wert, daß er auch in Deutschland nicht unbeachtet bleibe. Wir folgen der „Times", die schon am 16. Sept. 1908 das hochbedeutsame Aktenstück vollinhaltlich zum Abdruck brachte, wobei wir den ersten Teil, welcher die Lotterien behandelt, ausschalten.

Indezente Literatur und Bilder.

„18. Die Veröffentlichung und der Verkauf von ungeziemenden und obszönen Preßerzeugnissen und Bildern, die Verschickung derartiger Dinge durch die Post und die Zurschaustellung von ungeziemenden und obszönen Annoncen werden gegenwärtig auf verschiedene Weise bald nach dem gemeinen Rechte, bald nach den Bestimmungen partikulärer Statute gerichtlich verfolgt.

19. Nach dem gemeinen Rechte kann man gegen bestimmte Verfehlungen dieser Art einschreiten. Die Veröffentlichung eines obszönen Buches oder Bildes, einer derartigen Photographie, eines gedruckten oder geschriebenen Werkes oder Werkchens ist vor dem gemeinen Rechte ein schuldbares Delikt, welches bei Ueberführung entweder mit Geld oder Gefängnis bestraft wird, aber nicht im summarischen Verfahren abgeurteilt werden kann.

20. Es ist auch ein vor dem gemeinen Rechte auf formelle Anklage strafbares Delikt, obszöne Bücher, Bilder usw. zu erhalten oder sich zum Zwecke des Verkaufes zu verschaffen; aber im Besitze solcher Dinge zu sein behufs Veröffentlichung oder Verkauf derselben scheint vor dem Gesetze nicht strafbar zu sein.

Die speziellen hier in Betracht kommenden Statuten, auf welche die Kommission ihre Aufmerksamkeit richtete, werden in den folgenden Paragraphen aufgeführt:

21. Da ist ein Gesetz vom Jahre 1857 — Obscene Publications Act —, welches bestimmt, „daß ein bezahlter Beamter oder zwei Friedensrichter auf die unter Eid abgegebene Anzeige, daß man Grund zur Annahme habe, in einem Hause, Zimmer oder Platz innerhalb seines oder ihres Bezirkes würden obszöne Bücher oder Bilder verkauft oder verbreitet oder ausgestellt, die Ermächtigung geben können, ein solches Lokal zu betreten und zu untersuchen, ob die Anzeige auf Wahrheit beruhe. Wenn der Beamte findet, daß die beschlagnahmten Gegenstände wirklich obszön seien und zum Verkauf oder zur Verbreitung gehalten würden, darf er sogleich auf deren Vernichtung erkennen, vorbehaltlich jedoch des Rechtes auf Berufung an die Quarter Sessions von seiten der von dem Entscheid Betroffenen."

22. Die Kommission erfährt, daß dieses Gesetz von der Polizei zwar ständig gehandhabt werde und daß sie auch keine Schwierigkeit finde, die nötige Erlaubnis zur Haussuchung zu erhalten, sieht aber nicht ein, warum diese Erlaubnis auf die Tageszeit beschränkt sei, da sich doch die Notwendigkeit herausgestellt habe, daß man zu jeder Zeit derartige Haussuchungen zu veranstalten in der Lage sein müsse.

23. Da sind ferner zwei Gesetze aus den Jahren 1824 und 1838 — die Vagrancy Acts —, welche von dem Vergehen der absichtlichen Schaustellung von obszönen Drucken, Bildern und anderen Gegenständen an Straßen, auf Landwegen und öffentlichen Plätzen handeln.

24. Der Uebertreter wird in diesem Falle als Vagabund bestraft. Die gesetzliche Strafe lautet auf 3 Monate Gefängnis mit harter Arbeit; nach einem späteren Gesetze jedoch (Summary Jurisdiction Act, Sect. 4) vom Jahre 1879 kann statt auf Gefängnis auch auf eine Geldstrafe von 25 Pfd. Sterl. (ℳ 500) erkannt werden.

25. Dem Ausschusse wird berichtet, daß durch genauere Ausführung dieser Gesetzesbestimmungen der Handel mit indezenten oder obszönen Postkarten wesentlich erschwert, wenn nicht gänzlich unmöglich gemacht wurde; anfänglich freilich hatte es manchmal deswegen seine Schwierigkeit, eine Verurteilung herbeizuführen, weil die Ansichten der Behörden selbst, ob etwas indezent oder obszön sei, auseinandergingen.

26. Auf eine ähnliche Schwierigkeit stieß die Polizei bei einer erst in neuester Zeit aufkommenden Veranstaltung. Es gibt nämlich Vergnügungslokale mit freiem Eintritt, in welchen eine Anzahl Stereoskope aufgestellt sind. Für einen Penny oder einen halben Penny können die darin befindlichen Photographien geschaut werden. Dieselben sind ihrer großen Mehrzahl nach moralisch zweifellos ganz harmloser Natur, andere aber sind wenigstens anstößig (objectionable), wenn es auch schwierig sein dürfte, sie im Sinne des Gesetzes, nach dem der Eigentümer belangt werden könnte, als obszön oder auch nur als indezent zu bezeichnen.

27. Die Kommission ist nach dem Gehörten der Ansicht, daß diese Schaustellungen doch darauf berechnet seien, die Scharen von Kindern und jungen Leuten, welche jene Lokale besuchen, zu demoralisieren; sie glauben jedoch, daß, wenn ihre später aufzustellenden Vorschläge zum Gesetz erhoben würden, es der Polizei ein Leichtes sein müßte, derartige Schaustellungen aus der Welt zu schaffen.

28. Ein anderes Gesetz vom Jahre 1847 — Towns Police Clauses Act —, welches durch die Public Health Act vom Jahre 1875 noch eine weitere Ausdehnung erhielt, ordnet an, daß jedermann, der unter Belästigung der Einwohner einer Straße oder der dort Verkehrenden ein gottloses (profane) oder indezentes Buch, Zeitung usw. öffentlich feilbietet oder vertreibt oder ausstellt, mit einer Geldstrafe von 40 Shilling oder mit Gefängnis bis zu 14 Tagen bestraft werden kann. Kraft dieses Gesetzes kann die Polizei jeden Schuldigen ohne weiteren Haftbefehl augenblicklich verhaften.

29. Es gibt dann noch andere statutare Bestimmungen mehr lokaler Natur, welche es der Polizei ermöglichen, gegen verhältnismäßig geringe Vergehungen einzuschreiten und sie abzustellen.

30. Ein Gesetz aus dem Jahre 1888 — Libel Amendment Act — macht es für den Fall, daß der Verleger eines obszönen Buches gerichtlich belangt wird, unnötig, die anstößigen Stellen genau anzugeben. Allein dieses Gesetz trifft nur den Verleger, nicht aber diejenigen, welche ein solches Buch feilbieten. In diesem Falle müssen noch behufs gerichtlicher Verfolgung die anstößigen Stellen voll und ganz ausgehoben werden. Die Kommission wünscht daher eine Erweiterung des Gesetzes im angegebenen Sinne.

Digitized by Google

Hochinteressant sind folgende Paragraphen bzw. Vorschläge, das Postwesen betreffend.

31. Das betreffende Gesetz vom Jahre 1884 — Post Office (Protection) Act — bestimmt, „daß, wer immer irgend einen indezenten oder obszönen Druck, ein Bild, eine Photographie oder Lithographie, einen Stich, ein Buch oder eine Karte oder irgend einen anderen indezenten oder obszönen Gegenstand zur Beförderung der Post übergibt, oder auf dem Pakete oder Umschlag Worte, Zeichen oder Zeichnungen von indezentem oder obszönem oder gröblich unanständigem Charakter anbringt, sich einer Gesetzesübertretung schuldig macht, strafbar mit 10 Pfd. Sterl. (ℳ 200) im summarischen Verfahren oder bei gerichtlicher Verurteilung mit einer Freiheitsstrafe mit oder ohne harte Arbeit bis zu 12 Monaten."

32. Die Kommission hört, daß die Polizei dieses Gesetz häufig in Fällen zur Anwendung bringt, die nicht wichtig genug erscheinen, sie den ordentlichen Gerichten zu überweisen. Da aber diese Artikel von stark obszöner Art meist durch die Auslandspost eingeführt werden, so ist es selbstverständlich außerordentlich schwierig, solche Vergehen zu verfolgen, nicht nur weil es meistens so gut wie unmöglich ist, die Schuldigen zu erreichen, sondern auch weil es dem Generalpostmeister ohne eine vom Minister des Innern erhaltene Bevollmächtigung nicht zusteht, Briefe und überhaupt geschlossene Postsachen zu öffnen. Die Post kann sich also nur mit Postkarten und offenen Postsachen befassen, mit geschlossenen erst dann, wenn der Adressat nicht zu ermitteln ist.

33. Von verschiedenen Seiten wurde nun der Wunsch ausgesprochen, den Generalpostmeister zu ermächtigen, solche Briefe und Pakete aufzumachen, von denen er Grund habe anzunehmen, sie enthielten Artikel indezenter oder obszöner Natur oder Anzeigen derselben. Es wurde auch der Gedanke ausgesprochen, dem Generalpostmeister sollte die Befugnis zustehen, auf die Korrespondenz an Individuen oder Firmen, die im Verdacht ständen, mit derartigen Gegenständen Handel zu treiben, eine Art von Sistierungsbefehl zu legen.

Die Kommission konnte sich aber aus dem Grunde hierzu nicht verstehen, weil es nicht angehe, dem Generalpostmeister so weitgehende Befugnisse einzuräumen.

34. Wie sehr sie nun auch darauf dringen wird, daß der Verkauf und die Verbreitung obszöner und indezenter Gegenstände wirksam verhindert werde, so muß sie doch unter Bedauern eingestehen, kein Heilmittel angeben zu können, um zu verhindern, daß einzelne dergleichen aus dem Ausland beziehen.

35. Sie meint aber, man könnte dem Handel in derlei Dingen auf dem Wege internationaler Vereinbarung beikommen; man möge deshab das Auswärtige Amt ersuchen, die fremden Regierungen darauf zu sondieren, wie etwa auf dem Wege internationaler Abmachungen dem Uebel zu steuern wäre.

Indezente Reklame.

36. Das diesbezügliche Gesetz vom Jahre 1889 — The Indecent Advertisements Act — bestimmt, daß, wer immer affichiert oder schreibt auf ein Haus, ein Gebäude, eine Mauer, einen Stall, eine Türe, einen Zaun, eine Säule, einen Pfosten, ein Brett, einen Baum oder irgend einen anderen Gegenstand, so daß es für die in der Straße Wohnenden, oder die die Straße, den öffentlichen Weg oder den Fußpfad Passierenden sichtbar ist; oder wer affichiert oder schreibt an einer öffentlichen Bedürfnisstelle, oder austeilt oder auszuteilen sucht, oder zur Schau stellt für die in der Straße Wohnenden oder Passanten — — — oder wer an einem Fenster des Hauses oder Ladens zur allgemeinen Besichtigung ausstellt ein Bild, Gedrucktes oder Geschriebenes von unziemender oder obszöner Art, ist nach summarischer Ueberführung — entweder mit einer Geldstrafe bis zu 40 Shilling oder nach Gutbedünken des Gerichtshofes mit einer Freiheitsstrafe mit oder ohne harte Arbeit bis zu 3 Monaten zu belegen. Verschärft wird die Strafe für diejenigen, die sich bei Affichierung der Hilfe anderer bedienen. Indezent seien Dinge, sagt dasselbe Gesetz, welche auf den geschlechtlichen Verkehr Bezug haben.

Nun macht aber die Kommission auf die Lücken im Gesetze aufmerksam:

37. Das Gesetz mache es nicht zu einem Verbrechen, wenn derartige Anpreisungen in den Briefkasten eines Hauses oder Ladens geworfen würden; auch seien Reklamen für Mittel zur Verhinderung der Konzeption, zur Abtreibung der Leibesfrucht usw. nicht als strafbare Handlungen aufgeführt; die Akte erstrecke sich ferner nicht auf Annoncen in Zeitungen und Zeitschriften. Diese Auslassungen müßten aber bei einer künftigen diesbezüglichen Gesetzgebung scharf ins Auge gefaßt werden.

38. 39. Die Kommission ist nach genauem Studium der Frage zur Ueberzeugung gelangt, daß die Behörden leicht zu einer Verurteilung der Schuldigen gelangen in jenen Fällen, die offensichtlich grob obszön sind, daß aber die gerichtliche Verfolgung sehr schwierig werde, sobald der obszöne Charakter der Reklame nicht so klar zutage trete. Denn, wenn auch die vom Lord Oberrichter Cockburn im Falle Reg. v. Hicklin aufgestellte Definition des Obszönen genau und weitreichend sei, so gebe es doch Fälle, auf die sie sich nur schwer anwenden lasse und die dennoch ein Einschreiten der Behörden höchst wünschenswert erscheinen ließen. In solchen Fällen müßten die Exekutivbehörden versagen, weil sie es nicht auf eine gerichtliche Verfolgung mit zweifelhaftem Ausgange ankommen lassen dürften.

40. Die Kommission ist deshalb der Ansicht, daß nicht bloß die Kosten der gerichtlichen Verfolgung bedeutend herabgemindert würden, sondern daß es ein schnelleres und wirksameres Heilmittel gegen ein Uebel, das man als ernst und ständig wachsend ansehen müsse, wäre, wenn in derartigen Fällen die Entscheidung den Behörden überlassen würde.

41. Sie empfehlen daher eine Aenderung des Gesetzes dahin, daß in Zukunft Vergeheu dieser Art summarisch zu bestrafen seien.

Sie empfehlen ferner, daß die bestehende Gesetzgebung, insoferne sie auf die Veröffentlichung, den Verkauf, die Anzeigen von obszöner und unziemender Literatur, Bildern, Reklame Bezug hat, außer Kraft zu setzen sei und daß dafür ein neues Gesetz eingebracht werde, um so eine gleichmäßige Bestrafung der fraglichen Vergehen zu erzielen.

Bestrafung der Schuldigen.

42. In bezug auf die Bestrafung macht die Kommission folgende Vorschläge. Wer immer

1. indezente oder obszöne Bücher, Zeitungen, Schriften, Drucke, Bilder, Zeichnungen oder andere Darstellungen veröffentlicht, oder hält, oder zum Zwecke des Verkaufes sich verschafft, oder besitzt, mit der Absicht, sie zu veröffentlichen oder zu verkaufen; oder wer

2. Bilder oder Gedrucktes oder Geschriebenes indezenter und obszöner Art in Zeitungen oder Zeitschriften oder auf Zirkularen veröffentlicht oder drucken läßt oder öffentlich in einem Fenster oder anderswo am Hause ausstellt oder ausstellen läßt; oder wer solches affichieren oder anschreiben läßt an einem Hause, Gebäude, Mauer, Stall, Tor, Zaun, Säule, Pfosten, Brett, Baum oder einem beliebigen anderen Dinge, so daß es von Einwohnern oder Vorübergehenden von der Straße, der Landstraße oder dem Fußweg aus gesehen werden kann; oder wer solches affichiert oder anschreiben läßt an öffentlichen Bedürfnisanstalten oder abliefert oder ausstellen läßt für die Einwohner oder die eine Straße, oder den öffentlichen Weg oder den Fußpfad Gehenden — — oder wer derartiges in den Briefkasten des Hauses oder eines Ladens werfen läßt; oder wer

3. Bilder, Gedrucktes oder Geschriebenes von indezenter oder obszöner Art behufs Versendung zur Post gibt oder geben läßt, sollte strafbar sein:

a) im Falle einer ersten Uebertretung nach Ueberführung nach den Summary Jurisdiction Acts zu einer Geldstrafe bis zu 30 Pfd. Sterl. (ℳ 600) oder zum Gefängnis bis zu 3 Monaten mit oder ohne harte Arbeit, ohne Wahl einer Geldstrafe, und

b) im Wiederholungsfalle oder wenn der Betreffende bei Begehung der Uebertretung Personen unter 16 Jahren benutzte, nach Ueberführung auf formelle Anklage hin zu einer Geldstrafe bis zu 100 Pfd. Sterl. (ℳ 2000) oder zur Gefängnisstrafe mit oder ohne harte Arbeit bis zu 6 Monaten ohne Wahl einer Geldstrafe — oder nach Verurteilung durch die Summary Jurisdiction Acts zu einer Geldstrafe bis zu 50 Pfd. Sterl. (ℳ 1000) oder einer Freiheitsstrafe mit oder ohne harte Arbeit bis zu 3 Monaten ohne Wahl einer Geldstrafe.

43. Analoge Strafen werden auf unanständige Maueranschläge und andere Bekanntmachungen gesetzt.

44. Die Kommission empfiehlt, daß die Reklame und der Verkauf von Medizinen und Artikeln, von denen man vernünftigerweise annehmen darf, daß sie zur Beförderung von Fehlgeburten, zum Abtreiben der Leibesfrucht oder zur Verhinderung der Konzeption dienen, als gesetzwidrig bezeichnet werden.

45. Die Kommission wünscht aber auch, daß durch eine Klausel die Aerzte und anerkannten Pharmazeuten, so lange

Digitized by Google

sie bona fide handeln, durch dieses Gesetz in ihrem Berufe nicht behindert und belästigt werden sollten.

46. Ebenso sollte, meinte man, eine Klausel zum Schutze literarischer Erzeugnisse von anerkanntem literarischen Werte und eigentlicher Kunstwerke in die Gesetzgebung aufgenommen werden. Da es aber fast unmöglich sei, eine genaue Begriffsbestimmung hierfür aufzustellen, möge man in strittigen Fällen die Entscheidung dem Gutbefinden der Behörde überlassen; eine Magistratsperson würde dann imstande sein, alle Umstände des Falles in Erwägung zu ziehen und nicht ausschließlich nach der Moralität oder Immoralität eines zu ihrer Kenntnis gebrachten literarischen oder künstlerischen Werkes den Entscheid zu treffen wissen.

* * *

Man mag vielleicht darüber verschiedener Ansicht sein, ob die englische Gesetzgebung zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit auch für vielfach anders gelagerte Verhältnisse ausreichend wäre. Es ließe sich ferner die Frage aufwerfen, ob die von dem Gesamtparlament aufgestellte Kommission ihre Wünsche und Vorschläge nicht ab und zu noch genauer hätte präzisieren bzw. auf andere verwandte Gebiete, wie z. B. auf das Theaterwesen in seinem weitesten Umfange, hätte ausdehnen können und sollen. Niemand aber wird in Abrede stellen, daß schon die bloße Tatsache der Ernennung einer Zehner-Kommission zum Studium der Frage für unsere Bestrebungen zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit ein Ereignis allerersten Ranges ist. Das am 15. Sept. 1908 herausgegebene Blaubuch ehrt die Kommission, die sich ihrer Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit und hohem sittlichen Ernst gewidmet hat, ehrt aber auch die gesetzgebenden Faktoren eines Volkes, das in seiner Gesamtheit auf die Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit immer hohen Wert legte. Für die ausländischen Gesetzgebungen aber sind hier die großen Richtlinien gewiesen, wie man dem auch anderwärts auf geradezu Entsetzen erregende Weise überhand nehmenden Niedergang der öffentlichen Sittlichkeit entgegenzutreten habe. Auf der Wahrung der Sittengesetze beruht ja schließlich und letztlich, wie das Heil des Einzelnen, so auch alle Kultur und alles Gedeihen der Völker.

Eine italienische Hochschule in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Oesterreich braucht für die von Italienern bewohnten Gebiete, hauptsächlich Südtirol, Görz und Triest, italienische Beamte, vor allem Juristen. Zu diesem Zwecke fanden lange Jahre hindurch an der Innsbrucker Universität italienische Parallelvorlesungen statt, und dort konnten die italienischen Studenten in ihrer Muttersprache die Staatsprüfungen ablegen. Italiener und Deutsche lebten friedlich zusammen, nicht nur auf der Innsbrucker Hochschule Im Reichsrate waren Deutsche und Italiener als die ältesten Kulturnationen in Oesterreich in freundschaftlichsten Beziehungen. Das Band, welches beide umschlang, war der Liberalismus. Dieser wirtschaftete nach und nach ab und machte dem Nationalismus Platz, der von der liberalen Presse aufgestachelt wurde, um dem entstehenden christlichen Sozialismus das Wasser abzugraben. Der Nationalismus äußerte sich hauptsächlich in Beamtenangelegenheiten. Tschechen, Slowenen, Ruthenen verlangten zur Heranbildung ihres Intelligenznachwuchses nationale Hochschulen. Die Italiener natürlich auch: aus den Innsbrucker Parallelvorlesungen wollten sie eine eigene italienische Hochschule oder wenigstens eine Rechtsfakultät gemacht haben. Der damalige deutschliberale Unterrichtsminister Dr. von Hartl sah die Berechtigung dieses Verlangens ein und verfügte die Errichtung einer italienischen Rechtsfakultät in Wilten, der bekannten Vorstadt Innsbrucks. Daß damit der deutsche Charakter der Hauptstadt des doppelsprachigen Kronlandes ernstlich bedroht war, konnte man wohl nur in national so erregten Zeiten behaupten. Zehn oder fünfzehn Jahre früher hätte man eine solche Gründung in Wilten vielleicht als Säuberung der deutschen Universität von den italienischen Parallelvorlesungen begrüßt. Jetzt aber, wo man auch in Tirol um jeden fußbreit nationalen Boden mit Zähigkeit und Erbitterung stritt, konnte die Wiltener Fakultät nicht bestehen: nach nur eintägigem Leben ging sie in einer wüsten Studentenprügelei zugrunde. Die italienischen Studenten zogen nach Wien, Graz und über die Alpen auf italienische Hochschulen, von denen sie als garibaldianische Irredentisten zurückkehrten.

Die Regierungen bemühten sich zwar, die italienische Hochschulfrage gedeihlich für beide Teile zu lösen. Der Errichtung der Rechtsfakultät in Rovereto widersetzten sich die Italiener schroff; als Standort nach dem Verlangen der Italiener Triest zu wählen, konnte sich die Regierung nicht entschließen, da nicht nur dort das Hauptnest des Irredentismus ist, sondern auch von dort aus eine intensive Italianisierung des Küstenlandes befürchtet wird. Schließlich tauchte der Plan auf, in Wien, auf welches als Reichshauptstadt auch die Italiener Oesterreichs ein Recht hätten, die Fakultät zu errichten, und zwar in dem mit Tschechen stark vermischten Bezirke Favoriten. Die schweren innerpolitischen Wirren und der vielfache Regierungswechsel machten es unmöglich, diesen Plan, den die Italiener verabscheuten, zu verwirklichen oder in dieser Frage einen Schritt nach vorwärts zu tun.

Kaum war nun das Beamtenkabinett Bienerth an die Spitze der Regierung getreten, als die italienischen Studenten an der Wiener Universität (am 24. November d. J.) mit unerhörten Ausschreitungen und Revolverschüssen für die Errichtung einer Universität in Triest demonstrierten. Sie haben mit dieser wohlvorbereiteten Schießerei (der Corriere della Sera kündigte schon am Abend vorher die Rauferei mit deutschen Studenten an) im offenbaren Auftrage der reichsitalienischen Garibaldianer der österreichischen Regierung schwere Verlegenheiten bereiten wollen, und die antiösterreichische Hetze der Presse in Rom, Mailand usw. hat diesem edlen Bemühen weidlich nachgeholfen, aber ihrem eigentlichen Ziele sind sie damit nicht näher gekommen.

Bei den letzten Reichsratswahlen sind nun die meisten italienischen Mandate von Christlichsozialen erobert worden, und bei den Wahlen zum Tiroler Landtag wurden in Welschtirol in großer Mehrheit Christlichsoziale gewählt, also Männer, welche neben dem Nationalismus ihre katholische Ueberzeugung betätigen. Mit ihnen wird eine Vereinbarung eher möglich sein, und wenn die deutschen Christlichsozialen nicht fürchteten, daß durch die Errichtung der italienischen Hochschule in Triest der Irredentismus gefördert und so dieser einzige große Seehafen Oesterreichs gefährdet würde, so hätten sie ihren italienischen Gesinnungsgenossen Triest als Standort zugestanden. Eine Aktion im Herrenhause scheint diesen Wunsch der Italiener fördern zu sollen. Im Namen der liberalen Verfassungspartei haben nämlich Fürst Fürstenberg, (der Donaueschinger Spezialfreund Wilhelms II.), Dr. v. Grabmayr vom Tiroler Großgrundbesitz und der Ex-Unterrichtsminister Dr. Marchet einen Antrag eingebracht, in welchem die Regierung aufgefordert wird, mit tunlichster Beschleunigung einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher die Errichtung einer Rechtsfakultät mit italienischer Unterrichtssprache zum Gegenstande hat. Abgesehen von der Taktlosigkeit, daß Dr. Marchet, der als Unterrichtsminister in dieser Frage nie den Mut aufgebracht hat, Farbe zu bekennen, mit an der Spitze der Antragsteller schreitet, hat dieser Antrag das Bedenkliche, daß er auf Wunsch des Ministers des Aeußern, Baron Aehrenthal, gestellt worden sein soll, der durch die Antragsteller bei der Debatte als Standort tatsächlich Triest empfehlen lassen will, weil er glaubt, damit die antiösterreichische Bewegung in Italien dämpfen zu können. So steht die Sache jetzt. Ob nach Baron Aehrenthals Wunsch der betreffende Gesetzentwurf schon gleich nach Neujahr vorgelegt werden kann, hängt hauptsächlich vom Verlauf der letzten Parlamentswoche des Altjahres ab.

Aphorismen.

Von Johannes Mayrhofer.

Schade, daß bei manchen Menschen die Begriffe „jemand tadeln" und „jemand die Wahrheit sagen" so vollkommen identisch sind! Gerade, als müßte jede Anerkennung erlogen sein und jede Lästerung den Nagel auf den Kopf treffen!

* * *

Prokrustes warf alle die armen Wanderer in sein Folterbett und stutzte sie zu oder reckte sie aus, bis sie das „richtige" Maß hatten. So macht es heutzutage mehr als ein Prokrustes, auf gelehrt nennt man's — Kritik.

* * *

Bei der heutigen Schulbildung behauptet jeder, daß er lesen kann. Die wenigsten wissen, was für eine Kunst das ist. Die, welche am allermeisten lesen, lesen meistens am allerwenigsten.

Digitized by Google

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine „Kamarilla"?

Nach dem 17. November wurde von den Bülowfreunden die Parole ausgegeben: Alles ist nun aufs beste geordnet; der Zwischenfall ist abgetan; Fürst Bülow sitzt fester als je; wer noch vom persönlichen Regiment spricht, ist ein Reichsfeind! — Neuerdings klingt es ganz anders aus diesem Blätterwald: jetzt werden wir graulich gemacht vor einer Hofkamarilla; eine kleine, aber rührige Partei oder Clique solle eifrig am Werke sein, um die Verstimmung des Kaisers gegen Bülow und den Reichstag auszunützen. Eine Art Notschrei wurde erhoben behufs strammer Unterstützung des angeblich bedrohten Kanzlers. Als gefährliches Zeichen der Zeit wurde sogar angeführt, daß Herr Harden hinterlistigerweise öffentlich für den Fürsten Bülow eintrete.

Das Interessanteste an dieser Gespensterseherei ist für uns das Zugeständnis, daß der 17. November eine endgültige Lösung der Schwierigkeiten noch nicht gebracht habe. Unsere Auffassung wird somit nachträglich bestätigt. Ferner ergibt sich, daß die Blockleute haltloses Zeug geredet haben, als sie das Zentrum der Unterminierung der Stellung Bülows beschuldigten. Unter den angeblichen Anzeichen von Kamarillaränken werden konservative und evangelisch-orthodoxe Preßstimmen angeführt, aber der Zentrumspresse oder Angehörigen der Zentrumspartei vermag man nichts nachzusagen, was Teilnahme an dem Spiel verriete. Wir haben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auf die Unzulänglichkeit der verbliebenen Kraft und Autorität des gegenwärtigen Reichskanzlers hingewiesen, aber auch stets betont, daß ein Personenwechsel vor völligem Austrag des Blockexperiments oder gar vor Erledigung der schwebenden Steuervorlagen von unserer Partei nicht gewünscht werden könne.

Das kann uns natürlich nicht veranlassen, jetzt in das Kamarilla-Angstgeschrei unbesehens einzustimmen. Was an faßbaren Tatsachen vorliegt, kommt uns nicht überraschend vor. Während der bezüglichen Reichstagsverhandlungen merkte man schon, daß ein Teil der Konservativen die Absicht hatte, das royalistische Banner zu entfalten. Jeder Versuch einer Einschränkung des persönlichen Regiments muß natürlich auf Widerstand stoßen in jenen Kreisen, wo man nach alter Tradition das Heil in dem Absolutismus sucht. Zu den ideal gesinnten Royalisten gesellen sich in einer Situation, wie sie sich jetzt gebildet hatte, natürlich auch jene Realpolitiker, die aus irgend einem Grunde der gegenwärtigen Regierung das Leben kurz oder wenigstens sauer machen möchten. Solche Leute möchten die augenblickliche Stimmung des Monarchen ausnützen und suchen ihm u. a. Zeitungsartikel oder sonstige Kundgebungen, die seinen Widerwillen und seinen Widerspruch gegen die geforderte „Zurückhaltung" beleben könnten, vor die Augen zu bringen. Das sind altgewohnte Methoden im innerpolitischen Personen- und Interessekampf, die sogar zu Bismarcks Zeiten nicht ungewöhnlich waren. Nicht in diesem Treiben der grundsätzlichen oder praktischen Opposition liegt das Beunruhigende, sondern vielmehr in der Tatsache, daß der Kaiser trotz der vom Fürsten Bülow fein stilisierten Erklärung vom 17. November die Krisis psychologisch noch nicht verwunden hat.

Wir folgern dies nicht aus „Gerüchten", sondern aus dem Hofjournal. Vom 17. November bis zum 7. Dezember hatte der Reichskanzler keinen Vortrag beim Kaiser. Nach dem Vortrag am 7. Dezember trat wieder eine längere Pause im mündlichen Verkehr zwischen dem Monarchen und seinem leitenden Minister ein. Und das in einer Zeit, wo sich die wichtigsten hochpolitischen und innerpolitischen Arbeiten drängen. In Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau" wurde an dieser Stelle ausgeführt: In dem kritischen Kaiserinterview seien Mißkennungen der tatsächlichen und psychologischen Verhältnisse im In- und Ausland enthalten. Die Information des Monarchen habe offenbar nicht auf der Höhe der Zeit gestanden; den Monarchen über die Wirklichkeit gründlich auf dem laufenden zu erhalten, sei nur möglich bei einer fortgesetzten mündlichen Aussprache zwischen Kaiser und Kanzler — ohne längere Lücke und ohne Zeitbeengung. In den verflossenen vier Wochen hat nun leider das erste und notwendigste Symptom einer wirklichen Reform der Regierungsmethode, der ausreichende mündliche Verkehr, sich noch vermissen lassen. So lange das der Fall ist, glauben wir nicht an einen Abschluß der inneren Krisis. Die dem Fürsten Bülow und seinen Blockfreunden unbequemen Stimmungen und Strömungen können nicht durch Preßlärm wegen einer angeblichen „Kamarilla" überwunden werden, sondern nur dadurch, daß der Reichskanzler mit Einsetzung seiner Person voll und ganz die Pflichten und Rechte seines Amtes ausübt.

Die auswärtige Lage.

Am 7. Dezember kam Fürst Bülow endlich zu der lange erwarteten hochpolitischen Rede. Sie war optimistisch gehalten, — offenbar weniger geleitet von der Absicht, der deutschen Zuhörerschaft klaren Wein einzuschenken, als vielmehr von dem Bestreben, beruhigend und mildernd einzuwirken auf die bestehenden Gegensätze und Reibungen. Das Bedeutsamste war die rückhaltlose Verkündigung unserer Solidarität mit Oesterreich-Ungarn. Dem optimistischen Grundton in der Rede haben nun die nachfolgenden Ereignisse insoferne Recht gegeben, als eine gewisse Detente in der hochpolitischen Spannung eingetreten ist. Die Sonderverhandlungen zwischen Oesterreich und der Türkei, die seinerzeit durch englische Quertreiberei unterbrochen wurden, sind wieder in Gang gekommen, und zugleich ist eine Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland über das Konferenzprogramm wieder im Bereich der Möglichkeit erschienen.

Die Milderung der Spannung ist aber nicht etwa durch ersichtliches Einlenken der englischen Politik erreicht, sondern nur durch Nachgiebigkeit von österreichischer Seite. Freiherr von Aehrenthal hat in der Antwort auf die russische Note von dem Veto gegen eine Nachprüfung der vollendeten Tatsache der Annexion etwas abgelassen, indem er allenfalls eine gewisse Erörterung der Sache gestatten will, wenn nur nicht an dem geschaffenen Besitzstand gerüttelt wird. Die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit der Türkei ist dadurch ermöglicht worden, daß Oesterreich auf die vorherige Beendigung des Boykotts verzichtet hat. Den Rückzug in letzterem Punkte maskiert eine offizielle Erklärung der Pforte, sie werde in den Grenzen der ihr gesetzlich zustehenden Befugnisse alles aufbieten, um dem Boykott zu steuern. Diese verklausulierte Erklärung hat natürlich keinen realen Wert; aber schließlich ist es klüger, um eine Mauer, die man nicht einrennen kann, herumzugehen. Wenn Oesterreich zu einer Verständigung mit der Pforte gelangt, darf man ein Abebben der Boykottbewegung erwarten; aber vorher wird die von England aufgeputschte jungtürkische Nebenregierung diese Waffe nicht aus der Hand geben. Den unstreitbaren Echec hätte die österreichische Diplomatie vielleicht vermeiden können, wenn sie die Boykottfrage mit mehr Gelassenheit behandelt und von vornherein hinter die Hauptfrage der Verständigung über die Annexion zurückgestellt hätte. Die bekundete Empfindlichkeit über den Boykott hat (nebenbei bemerkt) auch schon die rumänischen Agrarier veranlaßt, diese Waffe gegen Oesterreich zur Erzwingung von Erleichterungen der Viehausfuhr zu gebrauchen.

Wenn die im Interesse des Friedens notwendige Nachgiebigkeit Oesterreichs ohne größeren Schaden für das Ansehen dieser Großmacht vorübergeht, so ist das wesentlich dem rückhaltlosen Eintreten Deutschlands für seinen Bundesgenossen zu verdanken. Außer dem Opfer an Geduld gegenüber dem Boykott wird freilich Oesterreich-Ungarn noch ein Opfer an Geld bringen müssen. „Nicht zu knapp." Geld regiert im Orient erst recht die Welt. Englisches Geld steckt zweifellos hinter den friedensfeindlichen Treibereien der Jungtürken und der Serben. Oesterreich hat die Zumutung, auf Rechnung Bosniens einen Teil der türkischen Staatsschuld zu übernehmen, glatt abgelehnt, aber sich doch zu „staatsfinanziellen und wirtschaftlichen Zugeständnissen" bereit erklärt. Nach einem englischen Blatte soll es der Türkei 2 Millionen türkische Pfund angeboten haben, was aber für viel zu gering erachtet worden sei. Wir möchten wünschen, daß man in Wien recht freigebig sei. Die Ehre verbietet das Zahlen nicht; die Türken können mit Recht sagen, daß Bosnien mit haftbar sei, wenigstens für jenen Teil der Staatsschulden, der vor der Okkupation schon bestand. Auf dem Namen „Anteil an den Staatsschulden" werden die praktischen Türken wohl nicht bestehen, sondern nur auf die Höhe der Entschädigung sehen. Der europäische Friede ist ja schon etliche Millionen wert, auch Zehner von Millionen. Gelingt es dem mit Gold beladenen Esel, über die Brücke nach Stambul zu kommen, so kann Oesterreich die Konferenz ruhig an sich herankommen lassen: denn wer will gegen eine Annexion protestieren, die von der Türkei selbst gebilligt ist? Im Notfalle geht es dann auch ohne eine Konferenz.

Digitized by Google

Ob es zu einer Verständigung über das Konferenzprogramm kommt, hängt zunächst von Rußland ab. Iswolsky scheint nach dem jüngsten Entgegenkommen Oesterreichs zu einer Verständigung geneigt zu sein; aber ihm erwächst eine scharfe Gegnerschaft in der Duma und in der Presse. Fürst Bülow hat in seiner schönfärbenden Rede versichert, Iswolsky habe ihm den Fortbestand der alten freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland versichert und erklärt, daß keine russisch-englischen Abmachungen, weder offen noch geheim, beständen, die sich gegen deutsche Interessen richten könnten. Tatsächlich befindet sich aber die russische Politik jetzt im Schlepptau der englischen (d. h. der königlich englischen), und wenn unter dem Einfluß Englands Rußland der habsburgischen Monarchie Schwierigkeiten macht, so geht das allerdings gegen die deutschen Interessen.

Trau, schau, wem? In bezug auf Italien hat Fürst Bülow die nötige Vorsicht wenigstens angedeutet, indem er an die Hoffnung auf eine vermittelnde Haltung Italiens in höflicher, aber ernster Form mittels eines Zitats von Graf Nigra die Warnung knüpfte, daß ein Aufgeben des Bündnisses mit Oesterreich sofort zur Feindschaft mit Oesterreich führen müsse.

Nachdem der Casablanca-Fall dem Schiedsgericht überwiesen ist, gefällt unser Verhältnis zu Frankreich dem Reichskanzler sehr. Das freut uns besonders deshalb, weil Frankreich in den orientalischen Wirren bisher eine ruhige, vermittelnde Stellung bewahrt hat. Ob freilich im entscheidenden Augenblick auf eine Emanzipation von König Eduard zu rechnen ist, bleibt zweifelhaft.

Fürst Bülow prägte schließlich das Epigramm: „Die den Frieden stören möchten, sind zu schwach, und die ihn stören könnten, haben keinen Grund, ihn zu stören." König Eduard gehört gewiß nicht zu den Schwachen, und wir möchten nicht garantieren, daß ihm dauernd der „Grund" zu einer Friedensstörung fehle. Die Kontinentalmächte aufeinander zu hetzen, um in erster Linie Oesterreich und Deutschland aus dem näheren Orient auszuschalten und in zweiter Linie die stärkste Militärmacht des Kontinents zu schwächen — das würde durchaus nicht von den Traditionen der englischen Politik abweichen.

Es gibt Politiker, die in einem Abkommen über das Maß der Flottenrüstung die Grundlage zu einer Versöhnung mit England sehen. Ich stimme meines Teils der Ansicht Bülows zu, daß eine Rüstungsbeschränkung an sich sehr wünschenswert ist, daß aber die Sache ungeheure technische Schwierigkeiten und große politische Gefahren hat, namentlich wegen der leicht zu Mißhelligkeiten führenden gegenseitigen Kontrolle. Die letzte Wurzel des Gegensatzes zwischen Deutschland und England liegt weniger im Flottenbau als in dem wirtschaftlichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt, und in diesem Punkte können wir kein Opfer bringen.

Also die hochpolitischen Zukunftssorgen bleiben bestehen, wenn wir auch in den Tagesereignissen einige Milderungen der Spannung begrüßen dürfen.

„Dieser" Reichstag!

Vor der Katastrophe von 1906 konnte die Presse sich nicht genug tun an Tadel und Spott über „diesen" Reichstag, auf dem angeblich das Zentrumsbanner wehte. Nach den Keimschen Wahlen wurde ein gewaltiger Aufschwung des parlamentarischen Lebens proklamiert. Die neue Blockpolitik schiffte mit tausend bewimpelten Masten in den Ozean. Und jetzt, nach zwei kleinen Jahren, sieht man schon auf gerettetem Boot sie vor dem Hafen kläglich umhertreiben. „Dieser" neue Reichstag hat den Nimbus seiner Großartigkeit verweifelt schnell eingebüßt. In allem riecht es nach Zerfahrenheit und Kleinlichkeit. Weder bei der Verhandlung über die Ministerverantwortlichkeit, noch bei der Finanzreformdebatte, noch bei der ersten Besprechung des Etats zeigte sich das renovierte Parlament auf der Höhe der Zeit. Halbheiten und Verschiebungen ringsum. Das einzig Gute, was die Volksvertreter in die Weihnachtsferien mitbringen, ist die Gewerbeordnungsnovelle mit ihrem sozialpolitischen und humanen Fortschritt in der Beschränkung der Frauenarbeit. Gegenüber den Gefahren des Absolutismus und der Kamarilla ruft man allseitig nach einer „festen Mehrheit". Darin liegt das Bekenntnis, daß die vielgepriesene Blockmehrheit nicht fest war und nicht fest zu werden vermag.

Vorankündigung: In den ersten Heften des neuen Jahrganges erscheint: „Ein dunkler Schatten" oder „Dr. Nikolaus Heim" als Hagiograph. Von P. Hildebrand Bihlmeyer O. S. B. (Beuron), Herausgeber des hagiographischen Jahresberichtes.

Bundesrat Joseph Zemp †.

Von Th. Lunke, Rechtsanwalt, Schaffhausen.

Die Schweiz hat am 10. Dezember einen ihrer edelsten Söhne zu Grabe getragen: Bundesrat Zemp. Mit ihm ist eine der markantesten Gestalten der neueren schweizerischen Geschichte von hinnen gegangen, ein Mann, an dessem Grabe nicht nur die katholische Schweiz, sondern das gesamte Vaterland trauert.

Joseph Zemp wurde am 2. September 1834 zu Entlebuch im Kanton Luzern als Sohn einfacher Landleute geboren. Nach Absolvierung der Gemeindeschulen, des Gymnasiums und der philosophischen Studien am kantonalen Lyzeum zu Luzern, zog er nach Heidelberg und widmete sich dem Studium des Rechts. Schon nach 2½ Jahren hatte er sich die Doktorwürde erworben und ließ sich in seinem Heimatorte als Rechtsanwalt nieder. Seine hervorragenden Eigenschaften, die ihn schon als Studenten auszeichneten und die ihm im schweizerischen katholischen Studentenverein eine bleibende Erinnerung sichern, machten ihn auch schon nach kurzer Praxis zu einem der gesuchtesten Anwälte und lenkten die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf ihn. Anno 1863 war er bereits Mitglied des Großen Rates des Kantons Luzern und hat seither den Boden der politischen Arena nicht wieder verlassen. Schon 1871, nachdem ihn seine Charakterfestigkeit, seine Geradheit und die Wucht seines Wortes zum leitenden Führer des neuerstandenen konservativen Regiments in Luzern gemacht hatten, überschritt sein Fuß die Kantonsgrenze und betrat die eidgenössische Politik, indem er als Ständerat nach Bern gewählt wurde. Im folgenden Jahre berief ihn das Volk zum Nationalrat und sofort verflocht sich sein Name in hervorragender Weise in die Debatten um die neue Bundesverfassung. Unvergeßliche Verdienste erwarb er sich im Kampfe gegen den eidgenössischen „Schulvogt", der die Volksschule religionslos machen und sie der kantonalen Hoheit entkleiden sollte, der aber am berühmten Konraditag (29. Nov. 1882) begraben wurde. In der Folge gab es keine wichtige Verhandlung im Rate, bei der er seine Stimme nicht hätte laut werden lassen, und bald war er einer der Führer der katholisch-konservativen Fraktion der Bundesversammlung. Die radikale Partei, die mehrfach mit schroffen Parteiforderungen die eidgenössische Politik in Gesetzgebung und Verwaltung zu vergewaltigen suchte, fand in ihm einen Gegner und Staatsmann mit eiserner Energie und realpolitischem Denken und Handeln. Man nannte ihn „hart wie Eisen" und einen Redner, dessen Worte Hammerschläge bedeuteten. Seine denkwürdige Rede bei der großen Erinnerungsfeier der Sempacher Schlacht im Jahre 1886 brachte ihm die Sympathien auch seiner Gegner, und diese, einsehend, daß die einseitige Ausschließungspolitik gegenüber den Minderheiten nicht länger zu halten war, lenkten ein und suchten in einen engeren Kontakt mit der Opposition zu kommen. Die Frucht dieses Einlenkens war die Wahl Zemps zum Präsidenten des Nationalrates. War das Erheben eines Katholiken zu diesem Ehrenamte schon bedeutungsvoll, so war seine Wahl zum Bundesrate im Jahre 1891 ein wahres geschichtliches Ereignis. Der erste katholische Bundesrat. Als solcher hat er sich ein bleibendes Denkmal geschaffen durch die Verstaatlichung der schweizerischen Eisenbahnen. Er, der den Rückkauf der ehemaligen Zentralbahn bekämpft und zu Fall gebracht, mußte, der besseren Einsicht folgend, das große zentralistische Werk der Eisenbahnverstaatlichung anpacken und durchführen. Und die Art, wie er das Unternehmen in die Hände nahm, zeigte uns Zemp als Riesen der Arbeit und zwang selbst seine Gegner zur Bewunderung. Das Eisenbahndepartement, die Durchführung der Verstaatlichung bezüglich der einzelnen Bahnen und Netze wurde seine Lebensaufgabe, und diese hat seine robuste zähe Entlebucher Natur aufgezehrt. Als er spürte, daß es nicht mehr ging, reichte er im Juni dieses Jahres seine Demission ein. Ungern sah ihn das Volk scheiden. Ihn begleitete das Lob seines politischen Gegners, daß er, obwohl überzeugter Katholik und Minderheitsvertreter, in erster Linie Bundesrat war und über den Parteien stand. Das erwarb ihm den Dank nicht nur seiner Gesinnungsgenossen, sondern seines ganzen Vaterlandes. Wäre seine Gesundheit nicht gebrochen, dann wäre er wohl auf kommendes Neujahr zum dritten Male Bundespräsident geworden, in welcher Eigenschaft er namentlich im Jahre 1902 die Schweiz im Silvestrelli-Handel ehrenvoll vertrat. Wie im politischen, so war er auch im privaten Leben offen, gerade und tiefernst. Stand er auch hie und da nicht in voller Uebereinstimmung mit seinen früheren Fraktionsgenossen, so stand er doch nie neben oder außer seiner angestammten Partei und ihren Grundsätzen. Seine kirchlich treu katholische Gesinnung blieb unwandelbar und als überzeugungsfester Katholik ist er gestorben.

Was der neue Nationalratspräsident Germann bei der Mitteilung vom Tode Bundesrats Zemp im Nationalrat u. a. sprach, ist aus dem Herzen des Schweizer Volkes gesprochen: „Er stand unwandelbar über den Parteien, in treuer Arbeit mit seinen Kollegen nur auf die Förderung der Wohlfahrt des Landes bedacht und mit magistralem Ernst und großer Zähigkeit die Ziele einer weitausschauenden wirtschaftlichen Stärkung der Eidgenossenschaft verfolgend."

Digitized by Google

Germania docet.

Auch ein Wort zur sogenannten „Nacktkultur".

Von Dr. Otto von Erlbach.

Das stolze Wort „Deutschland in der Welt voran" hat heute leider auf keinem Gebiete mehr Geltung als auf dem der Pornographie und Pornokunst und ihrer angeblich so unschuldsvollen Schwester, der „Nacktkultur". Aus den entlegensten Ländern der Zivilisation und Halbzivilisation vernimmt man die Klage, daß die ärgsten Produkte einer obszönen „Kunst" und „Literatur" deutschen Ursprungs seien. Deutsche Händler sind in fast allen Großstädten in diesem unsauberen Gewerbe tätig. Selbst das einst so verrufene Paris rümpft heute die Nase darüber, daß die Händler, die auf den Boulevards den Vorübergehenden die gemeinsten Schmutzartikel aufzudrängen suchen, fast ohne Ausnahme elsässischer und deutscher Herkunft seien. Auch auf dem Gebiete der sog. „Privatdrucke", dem plumpsten Schwindel, mit dem je eine weitherzige Justiz getäuscht wurde, gibt Deutschland heute den Ton an, und es soll sogar „königliche Hofbuchhandlungen" geben, die — von der Justiz unbehelligt — einen sehr einträglichen Handel mit der schamlosesten Pornographie treiben und selbst durch Weihnachtkataloge ihre „bibliophile" Kundschaft zu vermehren trachten.

Ja, Deutschland macht Schule, auch auf dem schlüpfrigen Boden der sogenannten „Nacktkultur", die nicht etwa bloß durch zielbewußte Neuheiden oder sonderbare Schwärmer, sondern vor allem durch spekulative Geschäftsleute als die Wiedergeburt unverfälschtester Keuschheit und Reinheit ausgerufen wird. Jahrelang hat die deutsche Justiz den Unfug der Massenverbreitung sogenannter Aktphotographien groß werden lassen. In zahlreichen Blättern, vor allem auch in der „Jugend", werden fort und fort diese Nacktbilder zur allgemeinen Volkshebung und Volksergötzung öffentlich ausgeboten, und die Photographen und Händler berufen sich in ihren Katalogen und Prospekten unter den schärfsten Ausfällen gegen die Vertreter der „alten Moral" auf kompetente Urteile deutscher Künstler und deutscher Richter, die — ein ungeheuerlicher Trugschluß — ihr künstlerisch oder kühl verstandesmäßig abwägendes, persönliches Empfinden ohne weiteres bei der großen Menge mit ihren Trieben und Leidenschaften oder ihrer naiven Sinnlichkeit voraussetzen.

Jene künstlerischen Sachverständigen und jene deutschen Richter, welche dem Engroshandel mit Nacktbildern die Wege ebneten, werden vielleicht eines Tages noch einsehen, welch furchtbare Verantwortung sie auf sich geladen haben. Auf solche „Autoritäten" gestützt, ist die Nacktkultur vom Bilde zur Wirklichkeit übergegangen und hat auch hier solange behördliche Duldung erfahren, bis endlich die immer lauter werdenden Proteste ein, wie es heißt, allgemeines Verbot für das Königreich Preußen herbeiführten. Wieweit das Verbot geht, weiß man noch nicht. Tatsache ist, daß der kürzlich durch Selbstmord aus dem Leben geschiedene Berliner Bildhauer Magnussen, zwei Jahrzehnte lang persona gratissima bei Hofe, die einflußreichste Stütze der Nacktkulturbewegung und ihrer buchhändlerischen Spekulation gewesen ist.

Diejenigen, welche noch immer in dem Wahne leben oder zu leben vorgeben, daß es sich hier um Manifestationen wahrer „Keuschheit" ohne geschlechtlichen Hintergedanken handle, werden einigermaßen in Verlegenheit geraten, wenn sie wahrnehmen, wie sich die Berliner „Nacktkultur" in ihrer Petersburger Nachahmung ausnimmt. In liberalen Blättern, z. B. in der „Augsburger Abendzeitung" vom 14. Dezember 1908 (Nr. 348) liest man soeben folgenden Bericht aus Petersburg:

„**Petersburg**. Die Berliner „Schönheits-Abende" werden hier durch ähnliche Veranstaltungen bei weitem übertrumpft. Denn erstens sind es hier nicht Berufsschauspielerinnen, die auf der Bühne nackt auftreten, sondern nur Damen der besten Gesellschaft, und zweitens ist hier eine Nacktvorstellung en masse zu verzeichnen. Ein aristokratischer Zirkel kam, angeregt durch das Berliner Beispiel, auf den Gedanken, sich durch ähnliche Veranstaltungen zu zerstreuen. Es fanden sich sehr schnell einige Damen und Herren, die sich für die gute Sache opferten. Die Vorstellungen finden en petite Comité statt. Fürsten und noch Höhere sind die Zuschauer. Aufgeführt wird an jedem Abend ein Stück „Leda", das die Mythologie zum Hintergrund hat. Die Darstellerin der Leda ist eine der bekanntesten Moskauer Schönheiten, Barria N., Tochter eines der Multimillionäre Moskaus. Sie tritt auf als Leda mit dem — Rubin, denn sie ist nur mit einem Rubin von ungeheurer Größe und fabelhaftem Wert bekleidet, sonst hat sie nichts an als ihre Tugend. Die anderen Damen, die bei dem raffinierten Schauspiel mitwirken, sind noch etwas weniger bekleidet. Das zweite Stück, das sie darstellen, heißt „Paradies".

Die Ideen zu ihren „Nacktvorstellungen en masse" scheint die Petersburger „beste Gesellschaft" aus den gerichtlich freigegebenen „Tableaux" (mit 6—10 Personen) jener deutschen (speziell Münchener) Aktphotographen geschöpft zu haben, welche ihr von Künstlern und Richtern geschütztes Gewerbe selbst an 10- bis 15jährigen Kindern „en masse" ausüben und sich sogar darauf berufen dürfen, daß ihre „Aufnahmen angefertigt sind an den bekannten, wegen ihrer Naturschönheit weltberühmten bayerischen Seen mit den majestätischen Hintergründen der gewaltigen bayerischen Berge". Mit der von Künstlern und Richtern geschützten gewerbsmäßigen „Nacktkultur" haben wir es glücklich soweit gebracht, daß ein solcher Händler denen, welche „die Nase rümpfen", mit überlegenem Hohne zurufen kann: „Wenn ihr nur begriffet, wie jämmerlich dumm in erborgtem Kleid der zimperlichen Keuschheit ihr Jammervolk seid!" Wörtlich!

Eduard von Wölfflin †

Ein Wort der Erinnerung. [1])

Von

Prof. Dr. Carl Weyman.

Als ich am letzten Samstag zur Eröffnung meiner Seminarübungen einige Worte über das mit dem vierten Hefte des fünfzehnten Bandes zu Ende gegangene Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik sprach, hatte ich keine Ahnung, daß der hochverdiente Herausgeber dieser Zeitschrift seinem Organe auf dem Fuße folgen, daß Geheimrat Eduard von Wölfflin fast zugleich mit seinem ihm immer am Herzen liegenden Archiv an das letzte Ziel gelangen sollte. Am 27. Oktober ist das Schlußheft ausgegeben worden, am 8. November ist der gefeierte Latinist im 78. Lebensjahre zu Basel, also auf heimatlichem Boden, sanft entschlafen. Mit ihm ist der zweite aus der ehrwürdigen Münchener Philologentrias, die so lange mit treuer Hingebung an der Heranbildung der bayerischen Lehramtskandidaten gearbeitet hat, in die Ewigkeit hinübergegangen. Sie werden es mir als einem Schüler des Verstorbenen nicht verdenken, wenn ich an dieser Stelle, zu der Stunde, in der er selbst so viele Jahre hindurch zu der akademischen Jugend gesprochen hat, seinem Gedächtnis einige Worte widme. Nicht als ob ich es unternehmen wollte, die wissenschaftliche Bedeutung Wölfflins darzulegen und im Detail über seine bis in die jüngste Zeit fortgesetzte literarische Tätigkeit zu reden — dazu wird sich vielleicht an anderem Orte und zu anderer Zeit Gelegenheit bieten —, nein, nur der akademische Lehrer und der ganze Mensch Wölfflin soll uns ein paar Augenblicke beschäftigen und es soll einigen Mißdeutungen seines Wesens und Wirkens entgegengetreten werden, denen er schon bei Lebzeiten ausgesetzt war und möglicherweise auch nach seinem zeitlichen Hinscheiden noch ausgesetzt sein wird. Wölfflin hat es mit seinem Lehrberufe und seinem Lehramte außerordentlich ernst genommen. Für jede Vorlesung und jede Uebung hat er sich auf das gewissenhafteste vorbereitet und sich stets gehütet, Dinge vorzubringen, die nicht zum Thema gehörten, oder von denen er sich sagen mußte, daß sie ganz oder teilweise unverstanden über die Köpfe der Hörerschaft hinweggehen würden. Wie er immer bestrebt war, vollkommen deutlich zu sprechen, so hat er sich auch allezeit bemüht, das Vorgetragene inhaltlich deutlich und verständlich zu machen, und besonders die Anfänger, die sich in anderen Vorlesungen oft recht unbehaglich fühlten, freuten sich, ihm so leicht folgen zu können und ließen sich willig von seiner geschickten Hand auf die Wissenschaftsgebiete führen, die er als Meister beherrschte. Zeigte Wölfflin schon hierin ein bedeutendes pädagogisches Geschick, so war das in noch höherem Grade der Fall bei der Art und Weise, wie er junge Philologen zum selbständigen Arbeiten anzuregen und anzuleiten wußte. Er erweckte den Sinn für die sprachliche Beobachtung, den er selbst in hervorragendem Maße besaß, auch in zahlreichen jugendlichen Köpfen, er brachte den jungen Leuten, die er bisweilen zur Kompagniearbeit organisierte, die Binsenwahrheit bei, daß es in der Wissenschaft eigentlich nichts Unbedeutendes gibt, sondern gerade die anscheinend untergeordnetsten Details zu wichtigen und weittragenden Schlüssen und Folgerungen verwendet werden können, und er wußte sehr wohl, daß derjenige, der einmal die Freude, ja die Süßigkeit eines kleinen wissenschaftlichen Fündleins gekostet, von selbst weiter forschen und weiter kommen werde. Man hat hie und da über die „Wölfflinsche Methode" gespottet, von öder Statistik, geistloser Sammelei, Partikelklauberei usw. gesprochen. Ohne Zweifel haben manche Schüler Wölfflins oder solche, die sich als seine Schüler gerierten, einzelne Mißgriffe gemacht. Aber der Lehrer ist dafür nicht verantwortlich zu machen. Er hat nie einer Sammeltätigkeit das Wort geredet, die sich Selbstzweck ist, und ist nie von der Forderung abgestanden, die gefundenen Einzeltatsachen nach Kräften zu erklären und in einen größeren sprachgeschichtlichen Zusammenhang einzureihen. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hat er die Worte niedergeschrieben: „Daß es mit der trockenen Zahlenstatistik nicht getan ist, hoffen wir in den 15 Bänden (des oben erwähnten Archivs) gezeigt zu haben; eine wenn auch noch so exakte Untersuchung, bei der nichts „herauskommt", ist eben überhaupt nicht Wissenschaft" (Archiv XV S. 602). Aber freilich, dem Schicksale aller Meister, ungeschickt nachgeahmt und bloß in Aeußerlichkeiten kopiert zu werden, ist auch er nicht entgangen.

Auch die Amtspflichten außerhalb des Hörsaales hat Wölfflin auf das gewissenhafteste erfüllt. Er war ein ziemlich strenger, aber durchaus gerechter Examinator, der keine übertriebenen Anforderungen stellte und Fleiß und guten Willen zu würdigen wußte, er zeigte sich als scharfer Beobachter und verständnisvoller Beurteiler von Lehrern und Schülern, wenn er als Ministerialkommissär zur mündlichen Absolutorialprüfung eines humanistischen Gymnasiums entsandt wurde, und bei all den Geschäften, oft sehr heikler und peinlicher Natur, die an einen mit den Fakultätsrechten ausgestatteten Professor herantreten, war er ehrlich bestrebt, die

[1]) Gesprochen am 10. November 1908 zu Beginn der Vorlesung.

Digitized by Google

Interessen sowohl der Wissenschaft und der Universität als der Regierung, die ihn berufen, und des Landes, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, zu wahren. Den geborenen Schweizer hat er niemals verleugnet, weder in der Sprache noch in seinem ganzen Wesen. Er war ein kluger, ja schlauer und berechnender Realpolitiker und hat den Wert irdischen Gutes, mit dem ihn das Geschick reichlich versorgt hatte, nicht zu niedrig veranschlagt. Dennoch war er nichts weniger als ein kalter Verstandesmensch, und das klingende Metall, das so manchem Herz und Sinn verhärtet, hat er oftmals mit freigebiger Hand zu edlen Zwecken gespendet. Nicht bloß die Seinen im engeren Sinne, auch seine Schüler wissen, wie warm er fühlte, und daß der Meister der rechnerisch-statistischen Methode auch des feinen Kunstverständnisses nicht ermangelte, das zeigen seine Beiträge zur Geschichte der Tonmalerei mit ihrer interessanten und erfolgreichen Uebertragung der philologischen Observationsart auf das musikalische Gebiet. Den freiheitlichen Sinn aber, der dem in republikanischer Umgebung und Verfassung aufgewachsenen Manne eignen mußte, hat er in wirklich freiheitlicher, in wahrhaft liberaler Weise betätigt. Er hat in politisch-religiöser Hinsicht auch die Meinungen gelten lassen, die er nicht teilte, er hat keinen um seiner Ueberzeugung willen beeinträchtigt und er ist für eine Sache, die ihm als die gerechte erschien, mit Wort und Schrift energisch eingetreten. Ich selbst verdanke dem Entschlafenen so vieles, ich habe an ihm in ernsten und schwierigen Lebenslagen einen so treuen Freund und Helfer gefunden, daß ich nur eine Gewissenspflicht erfülle, wenn ich meinen tiefgefühlten Dankbarkeit an dieser Stelle öffentlich Ausdruck verleihe. Auch an Sie, meine Herren, die zwar nicht mehr persönliche Schüler Wölfflins waren, aber gleich so und so vielen anderen aus seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit Nutzen ziehen werden, darf ich wohl die Bitte richten, dem verewigten Gelehrten ein pietätvolles Andenken bewahren zu wollen! R. I. P.

Christliche Kunst.

Neue Werke von Gebhard Fugel.

Von Gebhard Fugels Kunst ist in diesen Spalten schon wiederholt die Rede gewesen. Auf ihn zurückzukommen liegt Anlaß vor infolge verschiedener Werke, die das Jahr 1908 zu einem der wichtigsten in seiner bisherigen Entwicklung machen.

Im Glaspalaste stellte Fugel in diesem Sommer eine umfangreiche Darstellung des letzten Abendmahls Christi aus. Bei meiner allgemeinen Besprechung der Jahresausstellung konnte dem Bilde begreiflicherweise nur eine kurze Erwähnung zuteil werden. Heute sei es noch einmal einzeln betrachtet, als eine wesentlichste Erscheinung unter der spärlichen Zahl kirchlicher Werke. Ginge man nach ihrem Prozentsatze innerhalb der ungeheuren Menge der künstlerischen Darbietungen, so käme man zu dem traurigen Ergebnis, daß die kirchliche Kunst heute beinahe unproduktiv geworden wäre. Zum Glück ist das nicht wahr. Man benutze als Maßstab nur die aus dem Besten getroffene Auswahl kirchlicher Werke, die uns in den Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst dargeboten wird. Die Künstler der religiösen Richtung sind zu ihrem Schaden und zu dem ihrer Kunst allzu zurückhaltend. Sie sollten auf die praktische Förderung der hohen Aufgabe, die sie zu erfüllen haben, besser bedacht sein. Es liegt keine Ueberhebung darin, wenn einer seine Vorzüge und was er ehrlich zu bieten hat, auch zur Schau bringt. Zur rechten Würdigung bei breiten Kreisen der Beschauer verhilft da schon der Gegenstand. Es bedarf noch keineswegs so großer malerischer Eigenschaften, wie etwa das Fugelsche Abendmahl aufzuweisen hat. Herrschte bei der Zusammenstellung unserer Kunstausstellungen ein anderer Geist, waltete ein Blick, der sich über die Grenzen des momentan Modernen hinauszusehen bemühte, es käme eine andere Art in das Ganze, die Art feiner und wahrer Kunst und nicht eine nur zu oft fühlbare Verehrung der Mache. Denn ich will gern unwissend gescholten werden, wenn es nicht wahr ist, daß oft das schlichteste Bild, die naivste Schnitzerei in irgend einer Dorfkirche tieferen Eindruck macht als so und so viel hundert jener hübschen Sachen miteinander.

Zu den allzu selten Gesehenen gehört innerhalb der großen Kunstausstellungen auch Gebhard Fugel. Um so erfreulicher ist, daß wir diesmal sein „Abendmahl" dort antreffen. Es gibt dem ganzen Saal, in dem es sich befindet, das Gepräge. Wird es sich einmal an einem wirklich geeigneten Orte befinden, eine Kirche, eine Kapelle, einen Betsaal schmücken, so werden seine Vorzüge, es wird seine ergreifende Wirkung erst voll zur Geltung kommen. Die Komposition ist sehr streng, durchaus abweichend von der des Abendmahls, das Fugel in den 90er Jahren malte, und das in der Mappe der Gesellschaft für christliche Kunst 1897 und in einer größeren farbigen Wiederholung von derselben Gesellschaft 1902 herausgegeben worden ist. Bei dem damaligen Bilde erschien der Heiland vor der Tafel, die Hauptgruppe war auf die linke Seite des Bildes gerückt, zur Rechten sah man drei mit ihr zwar in geistigem, aber nicht in recht festem kompositionellem Zusammenhange befindliche Figuren, während hinter ihnen Judas sich scheu davonschlich. Das Ganze wirkte mehr erzählend, weniger monumental. Das jetzige Bild tut das letztere. Alles richtet sich auf den Mittelpunkt, den natürlich die Figur Christi bildet. Zu jeder Seite des hinter der hufeisenförmigen Tafel aufrecht stehenden Heilandes sieht man sechs Jünger. Christus hält mit segnender Geberde das Brot in der Hand, vor ihm steht der gläserne Kelch mit blinkendem, blutrotem Weine. Speisen und Getränke, die wir auf anderen Abendmahlsbildern, auch bei Lionardo, sehen, zeigt dies Bild feinsinnigerweise nicht. Der Heiland ist weiß gekleidet, lockig, mit kurzem Bart; das schöne, in keiner Weise weichliche Gesicht ernst und schon überirdisch verklärt. Den Fleischton hätte ich wohl ein wenig kräftiger gewünscht. Verschieden, durchweg sehr ausdrucksvoll sind die Gestalten und Angesichter der Jünger. Von ihnen sind zur Linken St. Johannes, zur Rechten St. Petrus am besten erkennbar, der erstere sinnend, der andere, weißhaarige, auflauschend, gespannt. Die übrigen zeigen mannigfaltige und maßvolle Bewegung. Zu jeder Seite Christi hat einer von ihnen sich erhoben, wodurch der pyramidale Aufbau der Gruppe streng und klar betont wird. Vorn, rechts vom Heilande, sitzt Judas, schwarz gekleidet, in lauernder Haltung, vielleicht etwas zu fühlbar realistisch. Alle Figuren geben, in so schönen Gegensätzen sie zueinander stehen, dabei den trefflichsten Zusammenklang. Die Gewänder sind meist grau, ein paar auch farbig. Der Hintergrund, eine Wand mit flachbogiger Nische, ist graugelb. Koloristisches Leben und Lichtwirkung kommt in das Bild durch den Kelch und den hellsonnigen Schein, der von der Mittelfigur ausgeht. Unter den modernen Abendmahlsdarstellungen nimmt Fugels Bild einen hervorragenden Rang ein.

Erfreulich ist, daß derselbe Künstler Gelegenheit gefunden hat, auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst die Leistungsfähigkeit auch der Münchener dekorativen Wandmalerei zu erweisen. Sie betätigt sich sonst wesentlich bei profanen Aufgaben und erfüllt diese keineswegs immer mit besonders tiefer Auffassung. Bei der Besprechung der großen Ausstellung auf der Theresienhöhe ist dieser Umstand von mir bereits gewürdigt worden. Die Malereien erfüllen meist — freilich durchaus nicht immer — ihren dekorativen Zweck, selten aber den der geistigen Vertiefung. Die Malerei tut oft, als hätte sie sich gewöhnt, mit einer Nebenrolle zufrieden zu sein. Oder, wie es auch vorgekommen ist, sie verfällt ins Gegenteil und wirft sich derart zur Alleinherrscherin auf, daß die anderen Künste, die am Gedeihen des Werkes gleichberechtigt mitarbeiten, darüber in den Hintergrund treten müssen. Fugels jetzt vollendeter Kreuzweg in der St. Josephskirche zu München ist einmal wieder ein erfreuliches Beispiel für künstlerischen Takt, der das Einzelwerk dem Ganzen ein- und unterzuordnen, und ihm doch dabei alle berechtigte Selbständigkeit zu wahren versteht. Eine Arbeit, die den Ansprüchen der Dekoration genügt und dabei voll mächtigen Inhaltes ist. Es ergreift uns und hält uns fest.

Neben den Werken, die Fugel im Chor und auf zwei Altären der St. Josephskirche geschaffen hat, und die ehemals an dieser Stelle gewürdigt worden sind, nimmt der Kreuzweg eine durchaus selbständige Stellung ein. Aeußerlich schon dadurch, daß er für den Beschauer von jenen Gemälden ganz getrennt ist. Die Bilder befinden sich in einer leider recht bedeutenden Höhe, so daß ihre Betrachtung in der Nähe erschwert ist. In der Art des Vortrages zeigt sich, mit welcher Sicherheit Fugel allmählich in das Wesen der dekorativen Malerei eingedrungen ist. Nicht alle diese 14 Werke sind künstlerisch gleich. Bei den ersten zeigt sich noch deutlich der Charakter des Tafelgemäldes, der auch bei den zwei Wandbildern des Chores unverkennbar ist. Schritt für Schritt hat sich dann Fugel hiervon losgemacht. Die zwei letzten in diesem Sommer vollendeten Gemälde, die Kreuzabnahme und die Grablegung, sind zur völligen Freiheit der Wandmalerei in Auffassung, Zeichnung und Technik herausgebildet und werden weiterhin als Muster dieser Art betrachtet werden müssen. Trotzdem zeigen alle 11 Werke ganz festen, äußeren und inneren Zusammenklang. In den ersten Bildern überwiegt noch stark die Darstellung der Oertlichkeit, die Architekturen besonders wirken zum Teil etwas schwer. In der Fortsetzung der Reihe beobachtet man zunehmende Vereinfachung. Namentlich die Landschaft ist nur mit ganz wenigen Zügen angedeutet, ein wenig Terrain oder ein paar Silhouetten dunkler Zypressenwipfel, und doch genügt dies völlig und ist ausdrucksvoller als ein genaues Eingehen auf die Nebendinge. Eine führende Rolle ist den Licht- und Luftstimmungen zugewiesen, die eine höchst eindringliche und dabei ganz schlichte Sprache reden. Auch die Gruppierung der Figuren ist im Laufe der Arbeit ruhiger geworden. Doch ist anzuerkennen, daß Fugel hierauf von Anfang an Wert gelegt, und daß nur die Art des Vortrages sich mit der Zeit immer noch mehr abgeklärt hat. Auch schon die frühesten dieser Kreuzwegbilder bedeuten einen großen Fortschritt gegen Darstellungen selber Gegenstände aus Fugels ehemaligen Zeiten. Aus den Ansammlungen vieler heftig bewegter Personen ist eine monumental wirkende kleine Zahl mit abgeklärter Ruhe der Bewegung, aus

Digitized by Google

der perspektivischen Tiefe das schlichte, reliefartig wirkende Flachgemälde geworden. Die Handlung stellt sich in wenigen größten Zügen dar, gegen die alle Einzelheiten des Kostüms und anderer archäologischer Dinge, alle ethnologischen Details zurücktreten, in der allgemeinen Bedeutung des Vorganges sich auflösen. Und doch gehören manche dieser Elemente zu den äußerlichen Bindegliedern, die den Zusammenhang der langen Reihe sichern helfen. So die sorgfältig beobachtete Wiederkehr derselben Gewandungen bei denselben Figuren. Bewunderungswürdig ist dann wieder, wie Fugel die große Einfachheit dieser Szenen mit seiner Phantasie zu beleben, wiederkehrende Situationen zu variieren weiß. So das Fallen unter dem Kreuz, das jedesmal psychologisch wie auch mechanisch aufs feinste erklärt wird. Dazu die zarte und sichere Weise, den deutschen Beschauer mit der Eigenart seiner Nationalität und Sinnesart gewissermaßen persönlich an der Handlung zu beteiligen, etwa durch gelegentliche Anbringung irgend einer schlichten, uns wesensverwandten Person, die er völlig organisch mit dem Ganzen verschmilzt, unbekümmert darum, daß sie zu dem sonstigen orientalischen und antiquarischen Gepräge des Bildes nicht paßt. So z. B. bei der Kreuztragung des Simon von Cyrene die beiden echt deutschen Kinder, die eines Ludwig Richter würdig wären, und die zugleich zu der von Fugel sehr bevorzugten Betonung des starken, dramatischen Kontrastes dienen. Zeichnerisch sind die Bilder, was bei Fugel kaum erwähnt zu werden braucht, hervorragend; einzeln sei dabei auf die Akte hingewiesen. Die Gewandfiguren zeigen edeln, ruhigen und dabei doch stets lebensvollen Fluß der Linien. Die Gesichter zeigen die verschiedensten Abstufungen vom höchsten Adel bis zur niedrigsten Brutalität, ohne doch je ins Affektierte und Süßliche, oder anderseits ins Gemeine zu verfallen. Als Beispiele des niederen Typus seien die Henkersknechte genannt und der zweimal vorkommende nackte Knabe, der die Nägel trägt, und den Fugel aus einem seiner früheren, berühmt gewordenen Gemälde „Weinet nicht über mich" übernommen hat. Nicht zu vergessen ist weiter die Pferdemalerei, endlich die schon gewürdigte Kunst der Landschaft. Die Farbe ertönt bei aller Vielfältigkeit in klaren und milden Akkorden, über deren tiefen Grundtönen die Oberstimme des leitenden Gedankens der Handlung schwebt. Die Figur Christi gibt, wie selbstverständlich, dabei den Ton an, nach dem sich alles richtet.

Die Gemälde, welche bis Ende des vorigen Jahres fertig waren, sind in der Oeffentlichkeit wiederholt besprochen und gewürdigt. Ich begnüge mich daher, nur noch einmal in aller Kürze auf ein paar der schönsten hinzuweisen. Ich rechne dazu die drei Szenen des Niederfallens, Christus und die Mutter, Simons Kreuztragung, Christus und die weinenden Frauen, die Entkleidung. Genauer sprechen möchte ich nur noch von den zwei neuesten (13 u. 14). Bei der Kreuzesabnahme sehen wir die Gruppe zur Rechten aufgestellt, wodurch die Hauptperson aus dem Mittelpunkt gerückt ist. Hier ist der Heiland, dessen Hand St. Magdalena hält, Joseph von Arimathia, weißbärtig, die Mutter des Heilandes, die die Dornenkrone hält, und St. Johannes. Zur Linken eine Gruppe von drei trauernd dasitzenden Frauen. Starr heben sich vom Himmel die über Eck gestellten drei Kreuze ab. Dunkles Gewölk überzieht das Firmament, aber schon beginnt es sich zu teilen, helle Lüfte schimmern, Heil verkündend, hindurch. Die Farben, zwischen denen Josephs brauner und Johannes' roter Mantel starke Wirkung tun, sind ruhig, gedämpft, voll in der Wirkung. — Beim letzten Bilde, der Grablegung, sehen wir die Oertlichkeit angedeutet als eine Felsenkammer, zu der eine gebogene Steintreppe hinunterführt. Goldig leuchtet verheißungsvoll der Himmel, gegen den drei Zypressenwipfel sich dunkel abheben. Vorn sehen wir die Gruppe der Figuren: Christus, dessen Haupt Maria stützt, nach links; der Körper des Heilandes mit einem weißen Laken verhüllt. Um den Leichnam sind in schöner, ganz schlichter Gruppierung außer der Mutter noch Magdalena, Johannes und der römische Hauptmann versammelt. Die farbige Wirkung des Bildes wird durch den roten Mantel des hl. Johannes und den blauen Marias bestimmt, gegen die sich die weiße Hauptfigur beherrschend abhebt.

Es ist nicht die St. Josephskirche allein, die durch den Fugelschen Kreuzweg einen herrlichen Schmuck erhalten hat. Die ganze bayerische Hauptstadt ist es, die sich dieser neuen Schöpfung ihrer Kunst freuen darf. Dem rührigen Meister, der in jahrelanger Arbeit das Werk geschaffen hat, darf man von Herzen Glück dazu wünschen.

Dr. O. Doering, Dachau.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau"

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Echo aus dem Leserkreise.

Jahresabonnement der „Allgem. Rundsch." als Weihnachtgeschenk.

Pfarrer U. in M. in Westfalen schrieb der „A. R." vor kurzem: „In dem Bestreben, die von mir überaus hochgeschätzte „Allgemeine Rundschau" im Kreise meiner Verwandten einzuführen, bin ich auf den Gedanken gekommen, meinen erwachsenen Neffen und verheirateten Nichten, denen ich auch sonst wohl eine literarische Weihnachtsgabe zugehen ließ, statt dessen ein Jahresabonnement auf die „Rundschau" zu schenken. . . . Ihre Zeitschrift in gebildeten Laienkreisen zu verbreiten, halte ich auch vom seelsorgerischen Standpunkt aus für ein besonders gutes Werk. Vielleicht würden auch andere „geistliche Onkel" den gleichen Weg wählen, um unter den Ihrigen gesunden, christlichen Geist zu erhalten und zu verbreiten." Auf die Anfrage des Herrn Pfarrers: „Ich weiß nicht recht, in welche Form ich die Gabe kleiden soll", antwortete die „Allgemeine Rundschau": „Was die äußere Form anbelangt, so läßt sich die Pränumerando-Quittung für ein Jahresabonnement mit Leichtigkeit etwas festlicher und offizieller ausstatten. Vielleicht würde es sich empfehlen, das letzte Heft dieses Jahres (zugleich Weihnachtnummer und Jahresregister) und noch einige andere interessante Hefte nebst der Pränumerando-Quittung pro 1909 in eine sogenannte Sammelmappe zu legen und mit dieser zu versenden. Die Versendung könnte von München aus erfolgen. Das Porto würden wir selbst tragen und die eingelegten Nummern, welche dem neuen Jahrgange noch nicht angehören, ebenso gratis liefern. Sie hätten demnach nur zu zahlen: das Jahresabonnement mit 9.60 ℳ und eine Sammelmappe mit 1.50 ℳ, also zusammen 11.10 ℳ. Auf diese Weise würde das Geschenk auch wirklich einen festlichen Eindruck machen." Herr Pfarrer U. in M. schrieb darauf folgendes: „Die von Ihnen vorgeschlagene Form, die Pränumerando-Quittung zugleich mit einigen Nummern in Sammelmappe als Weihnachtgeschenk zu versenden, gefällt mir sehr. Ich werde rechtzeitig den Betrag von 5 bis 7 Abonnements zugleich mit den Adressen einsenden." Vivant sequentes! Auch komplette Jahrgänge 1908 können (einschließlich Nr. 52) schon ab Dienstag, 22. Dezember, also rechtzeitig vor Weihnachten, geliefert werden.

Schmiergelderunwesen beim Militär.

Von der Saar schreibt ein treuer Abonnent der „Allgemeinen Rundschau": „Gestatten Sie mir einige Reminiszenzen zu Ihrem sehr zeitgemäßen Artikel über das militärische Schmiergelderunwesen. Einsender diente vom 1. April 1882 bis 31. März 1883 bei einem bayerischen Jägerbataillon. Unser Kursus, auf vier Kompagnien verteilt, zählte 14 Einjährige. Unsere Ausbildung im Exerzieren lag in der Hand eines aus Preußisch-Schlesien stammenden Sergeanten; zuweilen kam auch der für uns bestimmte Leutnant nachsehen. Es war nun in unserem Bataillon hergebrachte Sitte, daß der Sergeant oder Oberjäger von den Einjährigen freigehalten wurde. Nach zweistündlichem Exerzieren brachten wir die viertelstündige Ruhepause in der Kantine des Bataillons zu, wo wir uns durch einen Imbiß mit Bier stärkten. Was der Unteroffizier verzehrte, und es war oft viel, wurde von uns Einjährigen bezahlt. Einer von uns verteilte die Gesamtauslage auf Umlagen für die einzelnen, die wir pro Monat zu entrichten hatten. Wir taten es selbstverständlich gerne und hatten unser Vergnügen, wenn der Sergeant für sich lange Pause machte; je länger die Pause bei ihm dauerte, desto besser hatten wir es in den zwei letzten Dienststunden des Vormittags. Sehr oft konnten wir uns dann für uns beschäftigen, mit privatem Turnen, Springen, Gewehrgriffen, Plaudern, Witzemachen usw. Im Sommerhalbjahr waren wir nur ausnahmsweise in der Kompagnie, meistens zusammen mit dem älteren Kursus der Einjährig-Freiwilligen mit Exerzieren oder kleineren Felddienstübungen beschäftigt. Die Hauptleute konnten deshalb die ihrer Kompagnie zugeteilten Einjährigen kaum kennen. Auch das Manöver bot hierzu wenig Gelegenheit, indem die jüngeren Einjährigen in Reih und Glied steckten. Die Vorschläge zum Avancement nach dem Manöver werden also hauptsächlich auf das Gutachten des Sergeanten hin gemacht worden sein. Darauf schien uns auch die Tatsache hinzudeuten, daß gerade diejenigen von unserem Kursus Gefreite wurden, die als flotte Zecher bekannt waren, während tüchtige Dienstthuer übergangen wurden. Wir sprachen damals oft davon, daß vielleicht unser Kassierer „vergessen" habe, zu geeigneter Stunde Erwähnung von unserem Umlageverfahren zu tun. „Damals" hat uns diese unterschiedliche Behandlung wehe getan, jetzt verursacht es nur mehr ein mitleidiges Lächeln. Erwähnen will ich noch, daß unsere 3. Kompagnie einen Vizefeldwebel hatte, der in jeder Beziehung ein Musterssoldat war, tüchtig, pünktlich, selbstlos und gerecht, ein edler Charakter, an den ich mich auch nach 26 Jahren noch oft und gerne erinnere. Wie ich später hörte, ist unser Bataillon mittlerweile aufgelöst und dann noch später wieder hergestellt worden. Ich bin aber weit entfernt, das neue mit dem alten auf dieselbe Stufe zu stellen."

Digitized by Google

Weihnachtbücherschau 1908.

Vom Herausgeber mit Unterstützung fachkundiger Mitarbeiter.

V. (Schluß.)

Der **Verlag Friedrich Pustet in Regensburg,** bei dem auch die vornehme, unter der Chefredaktion des Kgl. Wirkl. Rats Dr. Denk (Otto von Schaching) illustrativ und inhaltlich vorzüglich sich ausbauende Familienzeitschrift „Deutscher Hausschatz" erscheint, tritt mit einem imponierend ausgestatteten (212 Bilder!) Prachtwerk hervor: Pius X. Ein Lebensbild nach der italienischen Originalausgabe von Dr. Luigi Daelli. Uebersetzt und fortgeführt von Prof. Dr. Gottfr. Brunner 1908 (Gr. 4°. Preis geb. ℳ 8.—). Wir können nur das Urteil des HH. Bischofs Antonius von Regensburg unterstreichen: daß dieses Buch einen wirklich edlen seelischen Genuß bereite in seiner Naturtreue und Frische der Darstellung, in seiner unaufdringlichen, unüberschwänglichen, lebenswahren und -warmen Art. — Von gleicher Stelle liegen Ansgar Albings (Monsignore Dr. von Mathies') geistvoll- und gemütsinnig-eindringliche „Erwägungen über den Geist des Christentums im 20. Jahrhundert" vor: „Nimm und lies" (1908. 12°. 367 S. Preis geb. ℳ 3.—), die nicht bloß flüchtig gelesen, sondern im Sinne der Meditation gewissenhaft durchdacht werden wollen, um bleibenden Segen zu stiften.

Heinrich Schöninghs Verlag, Münster i. Westfalen, dessen interessanter und reichhaltiger literarischer Jahresbericht und Weihnachtskatalog im XVIII. Jahrgang herauskam, veröffentlichte soeben Antonie Jüngsts neueste literarische Gabe: „Maria von Magdala", Dichtung in Bildern. Mit einer Darstellung der Heldin von Carlo Dolci (8° 179 S. ℳ 3.—). E. M. Hamann hat an anderer Stelle bereits auf dies hervorragende, fein abgetönte Kunstwerk hingewiesen, das in „ergreifenden Selbstgesprächen" die Seelenwandlung zur Vollkommenheit vorschreitender Läuterung der großen Büßerin aufrollt. — Der gleiche Verlag bietet von D. E. L. Brockhoffs beliebter, mit 20 Farbendrucktafeln versehener Geschichte der religiösen Orden: „Die Kloster-Orden der hl. katholischen Kirche" (kl. 4°. 870 S. ℳ 10.—), schon die 5. Auflage — eine Empfehlung des Werkes an sich. Letzteres, das man mit Recht als „ein Buch für das christliche Volk" bezeichnet hat, wurde von dem Adolph Russelschen Verlage-Münster i. W. übernommen, dem wir die auf katholischem Boden stehende, bemerkenswerte Allgemeine Literaturgeschichte (Geschichte der Literaturen aller Völker) verdanken: von Prof. Dr. Norrenberg erstmals herausgegeben, von Prof. Dr. Macke neu besorgt und „für die Gegenwart vollständig brauchbar gemacht" zur Benutzung in Familie und Studierzimmer, nicht zuletzt zum Gebrauch seitens der studierenden Jugend (2. Aufl. Gr. 8°. 3 starke Bände. Geb. ℳ 20.—).

Der Verlag von Heinrich Schöningh, Münster i. W. veröffentlicht ferner: Johanna Kinkel. Nach ihren Briefen und Erinnerungsblättern von J. F. Schulte (gr. 8°. 135 S. M. 2.—). Das zu dem 50. Todestage der Gattin Gottfried Kinkels, dem 15. Nov. 1908 geschriebene Buch faßt seine Heldin weniger in ihrer dichterischen als rein menschlichen Bedeutung und bietet tatsächlich wohl die erste ausführliche biographische Würdigung dieses interessanten, wenn auch teilweise brüchigen Lebens. — Im gleichen Verlage erscheint die mit vielem Beifalle aufgenommene Sammlung Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben durch U.-Prof. Dr. Schwering, von der vier weitere Hefte vorliegen: VII. Die Entstehung der Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten-Anzeigen vom Jahre 1772. Von Dr. Otto P. Trieloff (gr. 8°. 140 S. ℳ 2.80); VIII. Zur Geschichte des Spanischen Schelmenromans in Deutschland von Dr. phil. Hubert Rausse (gr. 8°. 118 S. ℳ 2.40); IX. Oskar von Redwitz als Dichter des „Amaranth" von Dr. Bernhard Lips (gr. 8°. 137 S. ℳ 2.80).

B. Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach ist eine mit Recht beliebte Bezugsquelle für Festgeschenke jeglicher Art, namentlich auch für Weihnachtsgaben. Der wohlbegründete Ruf dieses Kunstverlages hält sich auf der alten Höhe. In der Auswahl der reproduzierten Kunstwerke zeigt sich ein ausgeprägt konservativer Zug. Um so eifriger verwendet B. Kühlens Kunstverlag alle Hilfsmittel der modernen Reproduktionstechnik und erzielt auf allen ihren Gebieten, ganz speziell auch im Farbendruck, geradezu vollendete Leistungen, die sich kaum mehr übertreffen lassen. Dabei zeichnen sich die Kühlenschen Kunstblätter, auch die umfangreicheren, durch äußerst mäßige Preise aus. Wir können unseren Lesern nur dringend empfehlen, sich aus M.-Gladbach den reich illustrierten Katalog über „Festgeschenke und Neuheiten für Weihnachten 1908" kommen zu lassen, der an jedermann gratis versandt wird. Wir ersehen aus dem Katalog, daß die Preise einiger sehr wertvoller Kunstmappen und prächtiger Werke eine nicht unwesentliche Ermäßigung erfahren haben. Ueberaus reich ist die Auswahl von Glückwunschkarten für Weihnachten, Neujahr und andere Zwecke. Die im Kühlenschen Verlage erschienenen Albums und Kunstprachtwerke sind in diesen Blättern schon oft rühmend hervorgehoben worden. Wir brauchen nur an „Marienleben", „Geistliche Rose", „Ave Maria", „Biblischer Totentanz", Moderner Totentanz", „Sammlung Boisserée" und „Leben Jesu", „Hl. Dominikus in der Kunst" zu erinnern. Diesen herrlichen Werken hat sich eine neue Kunstmappe zugesellt, welche die Genoveva-Legende in 15 Blättern nach den Radierungen von Joseph Ritter von Führich darstellt. Der Haupttitel des prachtvoll ausgestatteten Werkes lautet: „Genoveva". Führichs Kompositionen zeigen auf jedem Blatte die vielbewunderten Vorzüge des Meisters: Edelste Linienführung, ergreifende Formensprache, tiefen, geistigen Gehalt. Man kann sich an diesen Blättern nicht satt sehen. Der erläuternde Text ist Ludwig Tiecks Tragödie „Leben und Tod der hl. Genoveva" entnommen. Diese Tragödie war es ja auch, die Joseph von Führich zu seiner Arbeit begeisterte. Hans Nolden schrieb das Begleitwort, das in gründlicher und anschaulicher Weise in die Materie einführt. Von der Mappe sind zwei Ausgaben erschienen: Eine Kupferstichausgabe (Radierungen vom Meister selbst) in Mappe ℳ 18.—, und eine Ausführung in feiner Phototypie, elegant gebunden in Leinwand ℳ 12.—. In Kühlens Sammlung „Illustrierte Andachtsbüchlein" erschien als neues Bändchen „Des Kindes geheiligtes Jahr" von Josephine Baehren, 206 Seiten mit einfarbigen Einschaltbildern und 8 Illustrationen. Für Kinder läßt sich nicht leicht ein sinnreicheres Weihegeschenk religiöser Dichtkunst denken als dieses auch im äußeren prächtig ausgestattete Büchlein, das in weißem Leinenband mit zweifarbiger Reliefprägung, mit Goldschnitt ℳ 1.80 und in einfacherem hübschem Einband ℳ 1.20 kostet.

Die außerordentlich reiche Auswahl von künstlerisch ausgeführten Bildern in allen Größen, vom kleinsten Buchformat bis zum wirkungsvollsten Wandschmuck läßt jeden Geschmack und jedes Bedürfnis auf seine Rechnung kommen. Eine ganze Galerie der verschiedensten Madonnen und anderer religiöser Darstellungen alter und neuer Meister werden uns hier in einer Ausführung und zu Preisen geboten, die man früher für unmöglich gehalten hat. Die wirkungsvollen Bilder werden auch in geschmackvollen Rahmen geliefert. Im Jubiläumsjahr Pius' X. hat Kühlens Kunstverlag auch ein gut ausgeführtes Papstbild mit Widmungsdiplom herstellen lassen, dessen billiger Preis (75 Pfg.) jedem die Anschaffung ermöglicht. Verschiedene Spezialitäten des Verlages, wie Votiv-Altärchen (à 15 Pfg.), Mäppchen religiöser Bilder der klassischen Kunst, zahlreiche Weihnachtserien können hier nur gestreift werden.

Der **Verlag der Junfermannschen Buchhandlung (Albert Pape) Paderborn** übermittelt uns eine ansehnliche Reihe zur Weihnachtbücherschau. Zunächst vier prosaepische Bände, die alle auch von der reiferen Jugend gelesen werden können. 1. A. v. Liliens. Aus Dorf und Stadt (8°. 250 S. ℳ 3.50), das die Erzählung „Vom Wittekindshofe" und den Roman „Seelenwandlungen" umschließt. Die Verfasserin des bekannten und mit Recht verbreiteten „Duell und Ehre" zeigt sich auch hier als gute Psychologin nicht nur ihrer eigenen Kreise, zugleich als geschickte Stofferfinderin und -bearbeiterin; 2. Leonie. Familienroman, mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen (8°. 188 S. ℳ 3.25) — eine Art Brücke zwischen Kindererzählung und Darstellung für reife Menschen; 3. Aus Heimat und Fremde. Novellen (8° 286 S. ℳ 4.—), beide Bände von Emma von Brandis-Zelion, beide in 2. Auflage, ein Zeichen, daß unsere Jungdamenwelt diese ethisch gehobene Unterhaltungslektüre bevorzugt; 4. Stephanie. Roman von René Bazin. Aus dem Französischen übertragen von J. Hengesbach. Bazins Name bürgt für das künstlerische Gepräge dieser seiner Erstlingsnovelle, in der er, der damals Junge, zu den Jungen, besonders der weiblichen Lesewelt, zart und spannend, von Herz zu Herzen, spricht. — L. v. Heemstede hat uns abermals ein interessantes Bühnenwerk geschenkt, Catharina von Siena, Drama in 5 Aufzügen (1908, 8°. 118 S. ℳ 2.60), wie immer bei diesem Autor von klassischer Sprachschönheit und plastischer Charakterzeichnung, in welcher die der großen „politischen Heiligen" sowie der Päpste Gregor III. und Urban VI. als Hauptträger der dramatisch beseelten Handlung uns in erster Linie anspricht, zum Teil auch besonders hinsichtlich der Heldin — nicht bloß vorübergehend beeindruckt und ergreift.

Von dem auch für gebildete Laien, zunächst aber selbstverständlich für Priester und Theologiestudierende bestimmten großen allgemeinen Handbuch der Marienverehrung „Summa Mariana", herausgegeben von Rektor J. H. Schütz, ist jetzt der 2. Band erschienen mit 2 Zugaben: 1. Uebersetzung der Schrift des heiligen Ambrosius: De institutione virginis et J. Mariae virginitate perpetua, 2. Sermones magistrales des Caecarius von Heisterbach. Das ganze Werk (I. Bd. gr. 8° 566 S. ℳ 7.50, II. Bd. gr. 8°. 898 S. ℳ 12.—) birgt eine Unsumme von Studium, Sammelfleiß, gewissenhafter Einordnung und Ausarbeitung des

Digitized by Google

immensen Materials. Es sei darum lebhaft empfohlen: als belebendes Förderungsmittel der hier und da quasi vernachlässigten Marienverehrung und nicht zuletzt als Fundgrube von Predigtthemen. — Empfehlend genannt seien ferner noch: „Der studierende Jüngling in seinem Wandel und Gebet" von P. Joseph Frey S. J. (16. Aufl. M 2.25 bis M 5.—). „Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus" nach den vier Evangelien von Joh. Bapt. Lohmann S. J. (Volksausgabe M 1.55), „Die Litanei vom süßen Namen Jesu in Betrachtungen" dem christlichen Volke erklärt von Dr. Fr. Frank (M 3.—) und „Die Nachahmung des heiligsten Herzens Jesu" in vier Büchern von P. Pr. Arnold S. J., aus dem lateinischen Original übersetzt von P. St. Dosenbach S. J.

Der Verlag der **Bonifatius-Druckerei in Paderborn** bietet uns verschiedene Neuheiten und Neuauflagen. Unter ersteren allerlei anziehende und geschmackvoll ausgestattete Belletristika: „Des Freiherrn Traum". Dem französischen Originale des Louis de Châtillon nacherzählt (12°. 124 S. M 1.40), liebenswürdig erfunden, liebenswürdig erzählt, mit straff geschürztem epischen Faden; „Die Erbin von Trégonec". Dem französischen Originale der Mme. d'Ethampes nacherzählt von Wilma Wera (7. Aufl. 12°. 272 S. M 2.80), eine „Komödie der Irrungen" in ernstem Sinne, eine Verwechslungs- und Umwandlungsgeschichte von ethischem Reize; Die Kaiserblume und Die Königstochter. Zwei Märchen mit (10 allerliebsten) Bildern von P. Ambros Schupp S. J. (12°. 120 S. M 1.60). Dies Büchlein wird voraussichtlich viel Anklang bei der Jugend und ihren Freunden finden. Seine so einfache wie poetisch-sinnige Darstellung verdient das zweifellos; Zwei Erzählungen für Volk und Jugend vom gleichen Verfasser. Mit vielen (ebenfalls vortrefflichen Bildern (12°. 304 S. M 3.80). Auch dieser Band verdient, wie der vorgenannte, kräftiges, und zwar ähnliches Lob, nur daß hier der Vortrag in der aktuellen Wirklichkeit festen Fuß faßt. Beide Bände sollten in allen Jugend- und Volksbüchereien eingestellt werden.

Von den Neuauflagen desselben Verlags nennen wir: die geistvollen und herzenswarmen Goldkörner. Eine Sammlung kleiner Ratschläge zur Vervollkommnung und Beglückung des Lebens. Im Anschlusse an das französische Original bearbeitet von Gräfin E. Holnstein 7. Aufl. kl. 12°. 308 S. M 1.40—2.40); Lourdes und seine Wunder nach eigener Anschauung und authentischen Berichten nebst einem Anhange über Paray-le-Monial von Dr. Friedrich Hense (4. Aufl. Illustriert. 8°. 480 S. M 4.20). Diese in Form einer frisch und lebendig gehaltenen Reisebeschreibung verfaßte Originalarbeit gilt als eines der empfehlenswertesten unter den vielen und weit verbreiteten Lourdesbüchern — was die mehrfach wiederholte Auflage beweist. Die christliche Krankenstube. Ein Lehr-, Gebet- und Erbauungsbuch für Kranke. Herausgegeben von Reinhold Albers (2. Aufl. Gr. 8° 574 S. M 4.20). Dieser stattliche Band mit vielen guten Vollbildern und großem, dem Auge wohltuenden Druck ist bereits in viele Krankenstuben und -säle eingedrungen, wohin es geistige Anregung, Förderung, Ermutigung, Tröstung bringt. Die neue verbesserte Auflage wird zugleich neue Zielwege finden.

Den bekannten, von Joh. Jakob Hansen bearbeiteten und herausgegebenen vier Bänden der Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts hat sich soeben ein fünfter zugesellt (8°. VIII. u. 344 S. M 5.—), der sich seinen durchweg als gediegen anerkannten Vorgängern würdig anreiht — wie jene eine treffliche Apologie und Beweisführung für die Geist und Gemüt stärkende Kraft der katholischen Kirche.

Die Verlagsanstalt **Benziger & Co., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh.**, legt drei prosa-epische Neuheiten vor: den Roman „Stern des Niedergangs" von der durch Naturfrische und künstlerische Schulung bewährten Erzählerin Margarete von Oertzen (8°. 545 S. brosch. M 5.—, geb. M 6.—); „Um die sechste Stunde" und andere Novellen von Karl Linzen (8°. 384 S. brosch. M. 3.60, geb. M 4.40) und „Der Treubecher", Eine Kamingeschichte. Nebst weiteren Geschichten (8°. 384 S. brosch. M 3.60, geb. M 4.40) von demselben Autor, der sich dort wie hier durch seelisch vertiefte und zugleich plastische Wiedergabe des dem Leben und der Geschichte Abgelauschten auszeichnet. — Marianne Maidorf hat zur illustrierten Bücherei für erwachsene Töchter „Wildrosenzeit" einen beachtenswerten dritten Band gestellt: „Auf der Sonnenseite des Lebens" (8°. 256 S. geb. M 3,—). — Erwähnt sei die Sammlung „Ernst und Scherz fürs Kindesherz" mit ihren bis jetzt 16 Heften à 20 u. 30 Pf., sowie „Christkindchens Kalender für die Kleinen 1909". — Eine neuzeitliche religiöse Familienbibliothek soll die in acht illustrierten handlichen Bändchen zu erscheinende Sammlung „Durchs Leben zum Leben" von dem weitbekannten P. Cölestin Muff O. S. B. bilden. Das erste Bändchen benennt sich „Das nächste Ziel" (8°. 272 S. M 1.60). — Populäre Fassung hat die Broschüre „Was ist Modernismus?" von Univ.-Prof. Dr. L. Atzberger: Separatabdruck der Apologetischen Rundschau, herausgegeben von Dr. Kaufmann-Köln (12 Hefte: M 3.—). — Ein vortrefflicher religiöser Wegweiser durch Mittel- und Hochschulen ist „Der katholische Student" von P. Emmeran Glaschröder O. Cap.

Im Verlage der Buchhandlung **Ludwig Auer, Donauwörth** hat das „Hausbrot", Märchen und Sagen, Ritter- und Räuber-, Hexen- und Wildschützen-Geschichten, Familienerzählungen und Lebensbilder, Lieder, Sprüche, Sitten und Gebräuche, vom Volke ersonnen, gesammelt und dem Volke unverfälscht zurückgegeben von Onkel Ludwig in Verbindung mit Dr. Richard von Kralik — zwei Namen, die für sich selbst zeugen —, weitere Fortsetzung in 5 Bändchen (Nr. 7—12 à M. 1.—) gefunden: VII. Die Hexe von Klausenberg. — Hans von Wellenmeier. — Das vierte Gebot: drei Volkssagen; VIII. Der Guckkastenmann. — Drei Hexengeschichten: Zwei Volkserzählungen; IX. Liese von Dinkelsbühl. — Sage von Riedenburg. — Zwei Sagen von Randeck im Altmühltale. — Die zwei goldenen Herzen: vier Volkssagen; X. Der schneidige Jägerfritz. — Der letzte Falkensteiner. — Der alte Hamster. — Die silbernen Hände: vier Volkssagen; XI. Die Hexe vom Blocksberg. — Der Wandersg'sell. — Der schwarze Jäger. — Die Sage von der Kirche Habsberg bei Neumarkt in der Oberpfalz: vier Volkssagen; XII. Die Königstochter, die nicht lachen wollte. — Der falsche Eid. — Die Geschichte vom Otterbauern im Bayerischen Wald. — Die Wichtele im Dirlitzenberg. — Sage vom Schwarzenbergerhof zwischen Wörnitzstein und Bissingen. — Sage von Trachtelfingen: sechs Volkssagen.

Ein Jahrhundert zurück deuten zwei im Verlage **Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz** erschienene interessante Bücher: 1. „Andreas Hofer und das Jahr 1809." Ein Geschichtsbild für Jugend und Volk, erzählt von Alois Menghin (M 1.80): reich und trefflich illustriert, von lebhaft fesselndem, gründlich basiertem Vortrage, und 2. „Vor hundert Jahren." Erlebnisse eines Wiener Freiwilligen im Kriegsjahre 1809, von Karl Bienenstein (M 1.80): eine flott und warm geschriebene, prosaepische Darstellung mit vierzehn Abbildungen, die den vom Helden erlebten großartigen Stoff der Freiheitskämpfe bei Ebelsberg, Aspern und Wagram usw. künstlerisch beleuchten. — Wie das eben genannte Buch, gehört die Jul. M. Thettersche Erzählung „Der Küfer-Friedl" (M 1.80, 5 Bilder), welche unter anregender historischer und kulturgeschichtlicher Bezugnahme den Werdegang eines braven Küfersohnes zum einflußreichen Fabrikherrn schildert, der nach Inhalt und Ausstattung warm zu empfehlenden Ulrich Moserschen „Grünen Sammlung für Jugend und Volk" an. (Bis jetzt XVI. Bände).

Einen Treffer hat der rührige Verlag von **C. J. Oehninger in Graz** mit M. Buols dichterisch wertvoller Erzählung aus den Tagen des Tiroler Freiheitskampfes getan: „Die Gamswirtin" (8°. 308 S. geh. M 3.—, geb. M 4,—), das Bild einer echten, mutigen Christin alter Zeit in den Rahmen gewaltiger, oft tragischer Ereignisse gestellt. — Im gleichen Verlage kam die anziehende deutsche Bearbeitung eines im Urtexte bereits stark verbreiteten Erzählwerkes der mit Recht beliebten Frances Maitland heraus: „In der alten Heimat." Berechtigte Uebertragung von A. Brandt (8°. 472 S. geh. M 4.—, geb. M 5.—).

Der Verlag von **Friedrich Alber, Ravensburg** legt erfreulicherweise von dem in der „Allgemeinen Rundschau" ausführlicher und höchst lobend besprochenen M. Herbertschen „Lebensbild aus der Zeit der Hochrenaissance" Vittoria Colonna (8°. 164 S. Geb. M 3.—) bereits das 3. und 4. Tausend vor. Es müssen deren noch viel mehr werden, aber auch der Stift des Korrektors sollte dann noch energischer verfahren, als es bis jetzt geschah. — R. Fabri de Fabris veröffentlicht einen sehr gehaltreichen Erzählband, der hier später eingehendere Rezensierung finden wird: „Von stillen Leuten" (8°. 163 S. Geb. M 3.—). — Wilhelm Oehls formsicherer, eigenartiger, gedanken- und empfindungstiefer Gedichtband „Almende" (8°. 91 S. Geb. M 3.—) verdient baldige und fortgesetzte Neuauflagen. Aehnliches gilt von Sebastian Wiesers „ausgewählten Gedichten" In Lied und Leid (8°. 140 S. Geb. M 3.—) und den gemütsinnigen „Liedern aus dem Klosterfrieden" Fink und Nachtigall von P. Thimotheus Kranich O. S. B. (12°. 96 S. Brosch. M 1.40, geb. M 1.80). — Helene Mosts gottgetragene Gedichte Mein Lied dem Herrn (12°. 168 S. Brosch. M 1.80, geb. M 2.40) wurden schon früher an dieser Stelle empfohlen. — Genannt sei noch die populäre Sammlung Für Geist und Herz, von der das 1. Bändchen erschien unter dem Titel: Thomas Rotts Traum, Geschichte eines Vaters von Pankraz Schuk (12°. 171 S. Brosch. M 1.20).

F. W. Cordier, Heiligenstadt (Eichsfeld) bringt zunächst neue Auflagen zweier altbekannter Autoren: Friedrich Wilhelm Grimmes letzte Novelle „Auf Trümmern neues Leben" (8°. 364 S. brosch. M 2.50, geb. M 3.50, 2. Aufl.) und Conrad von Bolandens „Zeitspiegel" Satan bei der Arbeit (8°. 215 S. brosch. M 1.50, geb. M 2.50, 3. Aufl.). — Die fünfte Auflage hat Emanuel Bimsteins ergötzliches, „nach alten Handschriften zusammengestelltes moralisches akademisches Epos"

Digitized by Google

„Gottfried der Student“ zu verzeichnen (16°. 219 S. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—). Klara Rheinau beschenkt ihre vielen Freundinnen und Anhängerinnen mit der freien Bearbeitung zweier fremdsprachlicher Romane „Liebe und Pflicht“, nach dem Englischen (8°. 202 S. brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—) und „Dem Lichte entgegen“, nach dem Original der Mmlle. la Mix de Moussac (8°. 327 S. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50). — Das 8. und 9. Tausend liegt von Hermann Ifekes oft genannter Poetisierung vor: „Des gottseligen Thomas von Kempen Nachfolge Christi in deutschen Reimen“ (12°. 440 S. geb. ℳ 4.50).

Der Verlag **B. Wehberg, Osnabrück**, veröffentlicht von zwei weltbekannten ausländischen Autoren je ein Werk: „Der Bauernkrieg.“ Historisches Gemälde aus dem 18. Jahrhundert von Heinrich Conscience (8°. 248 S. ℳ 1.—) und „Schloß Grantley“. Roman von Lady Georgina Fullerton (2. Aufl. 8°. 456 S. geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50).

Der Verlag von **H. Pillmeyers Buchhandlung (Jul. Jonscher), Osnabrück**, bietet einen schon vielfach empfohlenen „Beitrag“ zur Literaturgeschichte, auf den hier später noch Bezug genommen werden soll: „Der moderne Roman“ von Karl Schmitt. Mit 63 Textillustrationen (8°. 276 S. Geh. ℳ 4.20, geb. ℳ 5.—), ferner des berühmten Konvertiten Ansgar Albings „aus dem Papierkorbe geretteten Briefe“ Epistulae redivivae (8°. 310 S. Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.), gewissermaßen eine in bunten Farben kultureller Bildung blitzende Widerspiegelung der Konversationsgeschichte des Autors und ihrer Folgen.

Der Verlag von **Albert Jacobi & Co., Aachen**, hat außer der 6. vermehrten Auflage der Gedichte „Sursum corda“ (12°. 124 S. brosch. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.—) ein Lebensbild der Mutter Maria vom göttlichen Herzen, Droste zu Vischering, von Dr. Joseph Drammer herausgegeben (8°. 83 S. brosch. 80 Pf., geb. ℳ 1.50), für das weniger P. Sattlers als Abbé L. Chaslés einschlägiges Werk benutzt wurde.

* * *

An Einzelveröffentlichungen haben wir noch zu nennen: „Wartburgfahrten.“ Wanderbücher aus Innen- und Außenwelt von A. Meyenberg (8°. 456 S. illustriert, brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.50. Luzern 1908, Verlag von Räber & Co.). Warum sollten Meyenbergs großzügige Gedankengänge, formuliert mit einer grandiosen Plastik, einer ungebrochenen Farbenglut der Empfindung, mit der kraftvollen, bergluftatmenden Sprache des Schweizers, nicht genau so gut Protestanten fesseln wie Katholiken? Diese Frage stellte Avenarius im „Kunstwart“ und kennzeichnete damit die ragende künstlerische Höhe und die mannigfache Geistestiefe obigen Buches, dessen Inhalt das Wort des Verfassers in schönster Weise bewahrheitet: Echtes Reisen ist zugleich Fahrt in die äußere und innere Welt! „Die Bayern im Kriege 1800—1871.“ Kriegserlebnisse und Kämpfe bayer. Soldaten. Für Volk und Jugend zusammengestellt von Ludwig Bencker. Mit Bildern von Joseph Sailer (8°. 240 S. Bd. 1 der „Bayernbücher“, Verlag der Jugendblätter, Carl Schnell, München, ℳ 1.50). Von deutscher Sitt' und Art. Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten. (Im Kreislauf des Jahres dargestellt.) Mit einem Anhang über Friedhöfe und Freskomalerei. Von F. J. Bronner. Buchschmuck von Fritz Quidenus und 11 Autotypien (gr. 8°. 360 S. Geb. ℳ 5.—, Verlag von Max Kellerers Hofbuchhandlung in München). „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“! Gedichte und Sagen von Fritz Claus. 1. und 2. Bd. (Dritte, mit Buchschmuck versehene, vermehrte Auflage (8°. 283 S. geb. ℳ 5.—). „Auf heißem Boden“ von Heinrich Tiaden (8°. 402 S. Ferdinand Schöningh, Paderborn. Ein Roman, in dem der (katholische) Verfasser ein wahrheitsgetreues Bild der Lage an den Ostgrenzen Deutschlands zeichnet und den Weg zur Milderung der schroffen Gegensätze zwischen Deutschtum und Polentum zu zeigen sucht. „Fundgold am Wege zum Frieden.“ Disticha von B. A. Betzinger (Albumformat 96 S. karton. ℳ 1.20, Peter Weber in Baden-Baden), ein Büchlein, das seinen Namen mit Recht trägt. Endlich das eindringlich zu empfehlende Joseph Frasinettische Werk: „Das Evangelium dem Volke erklärt.“ Ins Deutsche übertragen von P. Leo Schlegel. 1. Bd.: Vom Advent bis zu den Vorfasten. 2. Bd.: Von den Vorfasten bis Ostern; die weiteren zwei Bände erscheinen 1909. (8°. 366 und 338 S. Karl Aug. Seyfried & Co., München. à Bd. geb. ℳ 1.70).

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau“.

Steter Tropfen höhlt den Stein!

Vorbei.

Den Augenblick, den hältst du nicht,
Vorbei zog's wie ein Traum. —
Ich selber, Aermster, weiß es nicht,
Ich ahn' es kaum.

Vorbei, vorbei die selge Zeit,
Wo Glüten mir gelacht.
Vorüber — ach — vorüber weit,
Nie hatt' ich dran gedacht. —

Jetzt aber, da sie mir entschwebt,
Sehn' ich sie mir zurück. —
Doch als ich einstens sie verlebt,
Träumt' ich vom Glück.

Albert Graf Preysing.

Wartburg-Weihnacht.[1])

Ein jüngerer schwäbischer Geistlicher, der auch auf diesen Blättern schon manche Probe seiner dichterischen Begabung in Poesie und Prosa gegeben, hat es gewagt, die erhabene Gestalt der hl. Elisabeth von Thüringen in „einem dramatischen Wartburgbild in fünf Akten“ uns vorzuführen. Kein ganz leichtes Unternehmen, aber, falls gelungen, sehr dankbar. Die Feier ihres 700. Geburtsjahres wurde vor wenigen Monden allseits mit inniger Begeisterung begangen. Die im deutschen Gemüt immer lebende stille, aber tiefe Liebe zu dieser herrlichen deutschen Frau lohte zu lauten freudigen Kundgebungen ringsum auf. Was wunder, daß man die schönsten Züge aus ihrem Leben verkörpert und gestaltet vor sich sehen möchte! Ein Versuch dazu und — sagen wir es gleich heraus — ein durchaus gelungener — ist die vorliegende, schön ausgestattete „Wartburg-Weihnacht“ von Eugen Mack. Wir glauben es ihm gern, wenn er in der eigentlich mehr als Prospekt gedachten Vorrede und sachlichen Einführung sein Elisabeth-Spiel als „dramatisches Wartburgbild“, nicht als Drama im eigentlichen Sinne aufgefaßt sehen will. Das letztere wäre ungleich schwieriger, aber vielleicht nicht einmal so poetisch fruchtbar und in der Wirkung dankbar geworden. Die Lichtgestalt Elisabeths soll uns erscheinen als die Sonne, die das ganze Wartburgleben bescheint, als eine gottinnige Frau, die einen unwiderstehlichen heiligen Zauber ausübt. Dies zeigt schon die frommfröhliche Szene in der Spinnstube, mit der das Stück anhebt. Wir sehen die Burgfrau der Wartburg in geschäftiger Zurüstung auf Weihnachten. Für die Armen soll die Doppelfeier eine Weihnacht der vom Licht des Erbarmens erwärmten gebenden Liebe, für die Burgfamilie eine Weihnacht der in freudigem Frieden sich sonnenden Liebe sein. Diese erbarmende, gebende und sich hingebende Liebe an alle ohne Unterschied der Person läßt schon in ihrer Tiefe das Motiv der Entsagung leise anklingen, das im Erscheinen und durch die Predigt des Franziskaners, der ihr den letzten Gruß und den Mantel des hl. Franziskus gebracht, mählich anschwillt, bis es im 5. Akt Tatsache wird in der herzwilligen Bereiterklärung, das franziskanische Ideal im vollen Sinn und in seiner ganzen erschütternden Tragweite zu erwählen.

Die szenische und textliche Entwicklung schreitet ebenso natürlich wie kunstgerecht voran; es sind beileibe nicht bloß lebende Bilder mit begleitendem Text, sondern dieser selbst in seiner stark poetischen Färbung — der Verfasser hat sich schon ein reiches Sprachgewand angetan, auch in der älteren deutschen Sprache (aus jener Zeit) sich umgesehen — schafft die Szenen und die Bilder, deren Einzelheiten mitunter geradezu entzückend und unmittelbar ergreifend wirken müssen. Lieblich sind die Kinderszenen, frisch ist das Leben in der Spinnstube gezeichnet, ganz idyllisch schaut sich Elisabeth auf der Wiese und am Brunnen an; das Rosenwunder kommt vor als ruhig berichtende Antwort Elisabeths auf eine Frage der sympathischen Eisentrud, der ersten Kammerfrau der Fürstin. Der Verfasser versteht es, Vorbereitung und Auswirkung, Spannung und Abspannung hervorzubringen; er verschmäht es, ungleich andern Vorbildern, durchaus, Personen plötzlich auftreten oder ebenso plötzlich — und dann gleich auf Nimmerwiedersehen — verschwinden zu lassen; er motiviert gut, bereitet das Auftreten einer Person oder das Eintreten irgend eines Ereignisses andeutend oder durch den Mund anderer vor, so daß der Zuhörer nie unangenehm überrumpelt wird. Raummangels wegen müssen wir es uns versagen, Proben seiner klingenden Fünffüßer zu bringen (kleinere Ausstellungen haben wir uns zur brieflichen

[1]) Im Verlag von Friedrich Alber, Ravensburg 1908: 82 Seiten elegant gebunden ℳ 2.—

Digitized by Google

Uebermittlung angemerkt); nur das Nachtgebet der zwei Kinder der Fürstin sei erwähnt:

Sophie und Hermann.

„Vor wir's Auge schließen
„Wie ein Blümlein rein,
„Wollen wir dich grüßen,
„Himmelsmütterlein.
„Breite deine Hände
„Schützend übers Haus!
„Viele Englein sende
„Uns zur Wache aus!

Mit den Schilden decken
Laß sie unser Bett,
Uns am Morgen wecken
Wieder zum Gebet!
Sternlein sollen loben
In der goldnen Pracht,
Dich am Himmel droben.
Lieber Gott, gut' Nacht!"

Dieses „Wartburg-Weihnachtsbild" wird, wo es gegeben werden mag, gewiß eine erhebende und tiefe Wirkung ausüben; die Aufführung ist nicht schwer; die szenischen Angaben sind durch frühere Darstellungen (bei der vorjährigen Elisabethenfeier in Tübingen) erprobt. Möge der Verfasser durch den zu erhoffenden Erfolg zu weiteren, noch besseren Leistungen auf diesem Gebiete ermuntert werden! Hermann Binder.

Neue Rosen werden blüh'n.

Klag' nicht ob der toten Triebe,
Die nun in dem Wald verglüh'n!
Wenn's auch lang nur Hoffnung bliebe,
Neue Rosen werden blüh'n.

Unter weißer Winterdecke
Lugt hervor das Immergrün,
Ist auch kahl und grau die Hecke,
Neue Rosen werden blüh'n.

Die Geduld allein wird siegen,
Nimmer hilft dir eitles Müh'n;
Selbst wenn tot die Knospen liegen,
Neue Rosen werden blüh'n.

Dann erwacht ein frohes Leben,
Süßes Duften, Farbensprüh'n.
Willst du dich dem Leid ergeben? —
Neue Rosen werden blüh'n.

Wilhelm Gries.

Eine Stichprobe, die Bände spricht,

veröffentlichte „Der Zeitungs-Verlag" in Nr. 43 (S. 1125):

Einheitlichkeit im Charakter des Anzeigenteils. Auf Einheitlichkeit im Charakter des Anzeigenteils ist die Berliner „Zeit am Montag" bedacht, wie aus nachstehender Registrierung des Inhalts einer Anzeigenseite ihrer Nr. 40 vom 5. Oktober 1908 hervorgeht. Die Inserate betreffen:

1. Anzüge und Paletots
2. Frauen, es ist erreicht
3. Veraltete Haut-, Harn-, Frauenleiden, Schwächezustände usw.
4. Geschlechts- usw. Leiden
5. Heilverfahren ohne Quecksilber und Einspritzungen
6. Männerkrankheiten
7. Geschlechtskrankheiten
8. „Sandows Buch frei"
9. Beinkranke
10. Frauen nehmen bei Störungen
11. Haut- und Geschlechtskrankheiten
12. Eheglück, kleine Familie
13. Berliner Kunstausstellung
14. Hygienische Gummiartikel, Gummiwaren
15. Geschlechtskrankheiten, Behandlung ohne Quecksilber
16. Geschlechtskrankheiten
17. Heilapparat „Erektor"
18. Wichtige Bedarfsgegenstände
19. Geschlechtskrankheiten
20. Maßanzüge
21. Rinosalbe
22. Hygienische Gummiwaren
23. Geheimnisse des Eheglücks
24. Das Buch über Störungen
25. Für jede Frau
26. Institut für Beinleiden
27. Liebe und Ehe ohne Kinder
28. Alle Frauen nehmen bei Störungen
29. Herren- und Knabengarderobe
30. Auskunft für Stotterer
31. Spezialarzt für Haut- und Harnleiden
32. Schwächezustände der Männer
33. Frauen, wenn alle Mittel versagen, dann versuchen Sie bei Störungen
34. Grundstücke
35. Haut-, Harn- und Geschlechtskranke
36. Kaufhaus für Monatsgarderobe
37. Problem-Zigaretten
38. Technikum
39. Alle Frauen nehmen bei Störungen
40. Frauen, wenn alle Mittel versagen
41. Sorgenfrei sind Eheleute
42. Haut-, Harn- und Geschlechtskrankheiten.

Wenn der Anzeigenmetteur für die Zusammenstellung dieser Seiten noch eine Anleihe auf der folgenden gemacht hätte, so wäre eine vollkommen ungestörte Harmonie zustande gekommen. Das Thema „Gummiartikel, Frauenstörungen, Geschlechtsleiden" wird auch in den Anzeigen dieser Seite ergiebig ventiliert."

„Der Zeitungs-Verlag" ergänzte diese Stichprobe in Nr. 44 noch durch folgende Feststellung:

„In Nr. 266 der „Berliner Allgemeinen Zeitung" vom 27. September finden wir auf einer Seite nicht weniger als 66 Anzeigen betr. Mittel gegen Periodenstörung usw. Die „Berliner Allgemeine Zeitung", früher das „Deutsche Blatt", schlägt also noch den Rekord in der Skrupellosigkeit, den die „Zeit am Montag" aufgestellt hat."

Diese „Komposition" des Inseratenteils steht leider in der deutschen Presse nicht vereinzelt da. Ungezählte verwandte Seelen machen sich mit der „Zeit am Montag" um die Wette um das Wohl des Volkes „verdient".

Vom Büchertisch.

M. Herbert, Volksgeschichten, 8°. 317 S., geb. ℳ 3.—, Regensburg, J. Habbel. — Zwanzig Geschichten aus dem Volk, nicht just für das „Volk", obwohl auch dieses sie lesen darf und soll, aber in allererster Linie für die Freunde des „Volkes", für alle, die an diesem ein wahres Interesse nehmen — und für die, denen man solches Interesse erregen möchte. Als ich das Buch aufschlug, merkte ich bald, daß der Inhalt mir schon aus verstreuter Feuilletonlektüre vertraut sei; als ich mich dann ein wenig hineingelesen hatte, legte ich still den „Merkstift" beiseite und freute mich auf ein rückhalt- und kritikloses Genießen. Ich habe ihn freilich nachher doch ein paarmal wieder herzugeholt, aber nur selten. Hie und da ist für meinen Geschmack eine hohe oder tiefe Saite gar zu straff angespannt, hie und da ist das Rot in der Farbenskala gar zu grell aufgesetzt worden. Aber was will das besagen gegen den hier gebotenen Reichtum an Kunstleistung! Man muß immer wieder staunen ob der Fülle der Motive und Charakteristiken, der Natur- und Lokalbeobachtungen, die M. Herbert nur so ausstreut: ein glücklicher Finder, dem Mutter Natur ein Paar starker, kühner, scharf und tief eindringender Entdeckeraugen gab. Sie selbst hat dann die empfangene Sehkraft auf geradezu überraschende Weise geschult. Und daß ihr das Resultat so gut gelang, danken wir ihrem auf Gott zielenden Willen, der aus einem für Menschheit und Menschen liebeglühenden Herzen steigt.

Wenn einmal der unerbittliche Zeitstrom des Vergessens auch an einem großen Teil der M. Herbertschen Werke vorüberrauscht, wird er wahrscheinlich ihre (inzwischen zu feilende!) Vittoria Colonna und gewiß eine Perlenschnur ihrer Gedichte, zumal ihrer „Lebenslieder", sowie eine beträchtliche Anzahl ihrer Darstellungen aus dem Volke unberührt lassen — wenn die Nachwelt halbwegs Gerechtigkeit übt.

Schon die „Oberpfälzer Geschichten" und „Ein Skizzenbuch" brachten Kleinode von Erzählungen aus Regensburger Stadt und Land. Die „Volksgeschichten" führen die Reihe in energisch aufwärts strebender Linie weiter. Dieser Frau muß eine prachtvolle Intuition und Divination zuteil geworden sein, sonst könnte sie sich unmöglich derart in die letzten Winkel der Volksseele hineinleben. Und was sie uns heraushebt, steht plastisch, steht lebenatmend vor uns. Wir schauen und hören nicht nur, wir erleben — mit ganz wenigen Ausnahmen; auch dort, wo sie nur mit einigen wuchtigen Strichen künstlerische Konturen hinwirft, erst recht dort, wo sie in fast zärtlicher Feinmalerei das psychologische Dämmern und Weben bis zur Reife der Ausgestaltung übermittelt. Dabei meidet sie beides: das Aesthätisieren und das Stilisieren. Sie sieht die Gebrechen, Fehler, Versuchungen, Sünden, Leidenschaften und Laster, wie sie die Kräfte und Vorzüge, das Heroische, die Tugenden sieht. Nur daß sie besonders nach der letzten Richtung mehr erschaut als die meisten anderen Menschen. Nicht in Selbsttäuschung: sie ahnt und entdeckt eben das Verborgene. Und dies Verborgene enthüllt sie dann uns, hilft dadurch unseren Blick schärfen, weiten und vertiefen. Ich will hier nicht weiter auf einzelnes der Volksgeschichten hinweisen. Man lese selbst, um überreichen Gewinn zu haben. — Sehr dankbar müssen wir der Verlagshandlung sein, die uns einen derartigen Schatz in schmucker Fassung für Weniges darbietet. M. Freimund.

Gnade und Natur. Ihre innere Harmonie im Weltlauf und Menschheitsleben. Eine apologetische Studie von Dr. theol. A. Rademacher. Volksvereinsverlag. M.-Gladbach 1908. Preis 1.25 ℳ. — Wir haben nicht gerade Ueberfluß an theologischen Schriften, die auch für gebildete Laien passen. Die theologischen Fachschriften, selbst die apologetischen, sind dem Laien meist zu schwer und zu schulmäßig, als daß er sich mit Freuden in sie vertiefen könnte. Die populären religiösen Schriften hinwiederum sind oft zu populär, d. h. zu wenig in die Tiefe gehend, als daß sie die Ansprüche der Höhergebildeten befriedigen könnten. Die rechte Mitte zwischen theologischen Fachschriften und religiösen Volksschriften dürften die „Apologetischen Tagesfragen" innehalten, die der Volksverein in M.-Gladbach herausgibt. Eine wertvolle Bereicherung der Sammlung bildet das neueste 7. Heft von Dr. A. Rademacher, Direktor am Leoninum in Bonn: „Gnade und Natur. Ihre innere Harmonie im Weltlauf und Menschheitsleben." Der Verfasser hat in seinem Buche: „Die übernatürliche Lebensordnung nach der Paulinischen und Johanneischen Theologie"[1]) die wissenschaftlichen Vorstudien veröffentlicht, die ihn befähigten, an die schwierige Aufgabe heranzutreten, das Verhältnis von Gnade und Natur in allen ihren Beziehungen zu prüfen. Nach einem bekannten theologischen Grundsatze setzt die Gnade die Natur voraus und tritt zu der Natur hinzu nicht als etwas Fremdes, sondern als etwas Verwandtes, als etwas, was die Natur erhöht und vervollkommnet, wie das Pfropfreis den Wildling veredelt. Es besteht also kein Widerstreit zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem, sondern eine sanfte Harmonie. Dieser Grundsatz, der leicht einleuchtet, wenn man bedenkt, daß die übernatürliche sowohl als die natürliche Ordnung gleichmäßig von Gott stammen, be-

[1]) Freiburg, Herder 1903.

Digitized by Google

gegnet doch in der Anwendung auf einzelne Gebiete nicht geringen Schwierigkeiten. Wie ist eine göttliche Weltregierung, in der Wunder vorkommen, mit dem einmal festgesetzten Naturlauf vereinbar; wo bleibt die Freiheit, wenn die Gnade den Willen bewegt; wie kann in Christus Göttliches und Menschliches vereinigt gedacht werden; was soll ein übernatürliches Sittengesetz neben dem natürlichen; wie stellen sich ein übernatürlich gegründeter Gottesstaat und ein durch natürliche Entwicklung entstandener Staat zueinander? Diese und viele andere Fragen waren hier zu erörtern. Der Verfasser hat die Fragen in der modernen Formulierung vorgelegt und mit Ruhe untersucht. Er schreibt im Geiste Mausbachs, der sich über einzelne einschlägige Fragen in Vorträgen und Aufsätzen verbreitet hat; ein irenischer Ton beherrscht die Untersuchung, die Wirkung ist eine befreiende und beruhigende, wenn auch einzelne dunkle Punkte, wie nicht anders zu erwarten ist, übrigbleiben; die Schrift ist eine wirklich apologetische, d. h. eine Schrift, die überzeugt und Zweifel löst. Allen Wahrheitssuchern sei sie empfohlen.

Köln. Dr. H. Weertz.

Das Kinderbilderbuch spielt im geistigen Leben des Volkes eine weit wichtigere Rolle, als viele glauben. Wie oft wird dadurch gefehlt, daß gedankenlos und ziellos Bilderbücher mit möglichst schreienden Farben und möglichst alltäglichen Figuren und Gestalten aus dem Schaufenster eines Ladens heraus ausgewählt werden. In der jüngsten Zeit hat sich die Bilderbuchfabrikation zu einem Kunst- und Literaturzweig entwickelt, und selbst hervorragende Künstler wenden dem Bilderbuch ihre Aufmerksamkeit zu. Man braucht nur an das prächtige ABC-Buch von Prof. Hans Thoma zu erinnern, das im Verlag von Jos. Scholz in Mainz erschien. Derselbe Verlag bietet neuerdings eine große Auswahl deutscher Bilderbücher, und zwar Märchen und Sagen, Humoristisches und Allerlei. Künstler vom Rufe eines Diez, Urban, Münzer, Schmidhammer, Ernst Liebermann, F. Kunz, Hans Schrödter haben diese meisterhaften Bilder geschaffen und dadurch der Kunst im Leben des Kindes eine trauliche Heimstätte bereitet. Bilder von solcher Plastik, Natürlichkeit und Formensprache, von solch feinem und doch kräftigem Ausdruck in der Farbe und Komposition prägen sich dem Vorstellungsvermögen des Kindes unauslöschlich ein und bilden den Geschmack leichter und besser als die umständlichsten Belehrungen. Wir vermissen in diesen Bilderbüchern nur eines: Das überirdische Element, das der empfänglichen Kindesseele so nahe liegt, könnte neben der realen Wirklichkeit etwas häufiger herangezogen, und wo es bereits behandelt ist, den religiösen Vorstellungen etwas würdiger angepaßt werden. Patriotismus ist am rechten Orte gewiß eine schöne Sache; aber wenn man dem Kinde den Himmel zeigt, braucht es zum Beispiel kein ausschließlicher „Preußenhimmel" (nur mit dem „Alten Fritz", Bismarck und Moltke) zu sein. A. Rolf.

Herzenswinter.

O Tage des Glückes, da ich als Kind
An Vaters Hand gegangen
Durch weite Fluren, jung erwacht
In Lenzes fröhlichem Prangen.

Wie durft' ich bei der Lerche Sang
Dann seinem Spruche lauschen,
Vom Bache, der des Winters Eis
Durchbrach mit Jubelrauschen;

Vom Vater, der dort oben wohnt,
In ewig seligen Fernen,
Der uns den herrlichsten Lenz erschuf
Weit über Wolken und Sternen. — —

Der Führer mir und Lehrer war,
Schläft unter der stillen Scholle,
Die Tage des Glückes hat längst verweht
Der Winter, der trauervolle.

Der schlug in seinen harten Bann
All frohe Lust auf Erden.
Wird auch aus dieses Winters Nacht
Es einmal Frühling werden? — —

Joseph Floitgraf.

Ein sensationeller Bilderfälschungsprozeß.

Von

Kunz Hartung.

Wenn je eine Gerichtsverhandlung eine kulturelle Mission erfüllt hat, so ist es der jetzt in München vor der vierten Strafkammer des Landgerichts nach zweieinhalbwöchiger Verhandlung zu Ende geführte Bilderfälscherprozeß. Es war wieder einmal etwas, was man eine forensische Sensation nennt. Bereits im November vor. Js., als die Nachricht von Verhaftungen durchsickerte, welche mit Verfälschung von Bildern und mit dem Verschleiß solcher verdächtiger Kunstwerke zusammenhingen, bemächtigte sich die breiteste Oeffentlichkeit mit willigem Behagen des willkommenen Leckerbissens. Wußte man in München auch die Persönlichkeiten zu werten, die in die Straftat verwickelt waren, so blieb man doch in Unkenntnis über die Ausdehnung der strafbaren Handlungen und ihre Tragweite. Je weiter aber vom Schuß, desto geschäftiger war Frau Fama — zumal in Städten, die München seinen Ruhm als Kunststadt neideten — Mythen und Sagen zu weben. Es war doch auch ein erhebendes Gefühl, sich auf die Brust schlagen und sagen zu können: Herr Gott, wir danken dir, daß es bei uns nicht ist wie „da drunten". Tüchtige Kunstmaler, so munkelte man, haben sich mit einer ganzen Reihe von Kunsthändlern zusammengetan zur fabrikationsmäßigen Herstellung und zum Vertrieb gefälschter Bilder. Da muß ja die Kunst auf den Hund kommen! Bilder Münchener Provenienz, wenn sie nicht aus erster Hand kamen, verloren ihre alte Zugkraft, und dem Münchener Kunsthändler ging man lieber aus dem Wege. Man kann nicht wissen!

Die eingehende öffentliche Verhandlung hat jetzt Licht in die Sache gebracht, die übertriebenen Gerüchte auf ihren wahren Wert reduziert und erschöpfend dargetan, daß Kunst und Kunsthandel in München ihr Haupt noch ebenso hoch erheben dürfen wie vordem. Die sechs armseligen Schächer auf der Anklagebank haben damit nichts zu tun. Nur zwei von ihnen sind geeignet, mäßiges Interesse zu erwecken; der eine wegen seiner den Intellekt der anderen beherrschenden Schlauheit, der andere wegen eines strafwürdigen Gegenteils. Der einzige „Kunstmaler", der freilich im Urteil als Buchbinder bezeichnet wird, und der einzige Kunsthändler, der, wenn auch nicht dem Umsatz, so doch der Klasse nach ein Geschäft dritten oder vierten Ranges betreibt. Die übrigen vier sind Agenten und Bilderhausierer des gewandten „Kunstmalers" Thiege, des geistigen Führers und Verführers der anderen. Dieser fand an dem Buchbinderhandwerk, das er in seiner Heimat Straßburg erlernt, keinen Gefallen; er wurde Atelierdiener eines Kunstmalers. Die Kunst des Herrichtens der Farbe und die Technik, sie auf die Leinwand zu zaubern, fesselten ihn so, daß er bald selbst anfing, den Pinsel auf die Palette, statt in den Kleistertopf zu tauchen. Aber nicht der Trieb zur Kunst führte ihn dazu, sondern der Hang zum Verbrechen. Er hatte bereits früher zwischendurch die Münzfälschung betrieben, was ihm schon zu einer längeren Freiheitsstrafe verholfen hatte; jetzt wurde er zum Bilderfälscher. Mit scharfem Blick erkannte er die Zeichen der Zeit im Bereiche der Kunst: den Namens- und Personenkult. Darum verwandte er das, was er im Atelier abgelauscht hatte, dazu, Bilder unbekannter Größen, die billig zu haben sind, nach der Manier bekannter Meister zu frisieren, begnügte sich auch damit, ihnen nur den Namenszug großer Künstler aufzusetzen eine Kunst, der er ein eigenes Studium widmete, — und der Lenbach, Menzel, Kaulbach, Böcklin usw. war fertig. Zum Absatz dieser Meister benötigte er möglichst vieler Helfershelfer; denn ihm ging es flott von der Hand. So fanden sich die schönen Seelen zusammen. Der eine dieser fliegenden Kunsthändler, Wohlfahrt, ist Elektromonteur. Nach Erstehung einer Strafe wurde er lungenkrank. Mit Freuden griff er zu, als ihm Thiege die Hand zu mühelosem Erwerb bot. Einem anderen, Schaefer, einem gelernten Metzger, war auch die Gefängnisluft nicht bekommen. Er verbrachte längere Zeit im Krankenhause, und als er herauskam, herrschte im Anstreichergewerbe, dem er sich später zugewandt hatte, Streik. Auch ihm war die Beschäftigung bei Thiege willkommen. Der dritte, der Italiener de Mattia, ist Tischler. Er zog gleichfalls den leichten Verdienst, den ihm Thiege gewährte, der ehrlichen Hantierung in seinem Berufe vor. Der vierte, Politzer, ist Kaufmann. Ursprünglich in einer Bank beschäftigt, ging er später nach Amerika schauspielern. Nach seiner Rückkehr widmete er sich ebenfalls der Kolportage Thiegescher Kunstwerke. Dieser erteilte allen die zu dieser Art Kunsthandel erforderlichen Instruktionen und setzte sie auf die richtigen Fährten. Mit seinem verbrecherischen Instinkte witterte er schon von weitem, wo er seine Bilder an den Mann bringen konnte: naive Kunstfreunde, aber beileibe keine Kunstkenner, waren sein Publikum. Wenn es daran in keiner Stadt, selbst in München nicht, fehlt, suchte er doch außerdem seinen ausgedehnten Betrieb dadurch etwas zu vereinfachen, daß er einen Händler, der naturgemäß mehr Bedarf hat als ein Privatmann, als ständigen Abnehmer zu gewinnen trachtete. Als solcher konnte für Thiege nur einer in München in Betracht kommen: Windhager. Der Mann ist bei harmlosen Kunstfreunden

Digitized by Google

nicht unbeliebt, hat einen Laden in der Maximilianstraße mit einem Jahresumschlag von 80—100,000 ℳ. Außerdem ist er, was bei Thiege am meisten zu seinen Gunsten ins Gewicht fiel, von einer alle Bedenken sieghaft aus dem Felde schlagenden Naivität. Ihm konnte Thiege, selbst und durch seine Unterhändler, Bilder aufhalsen, die das Hintragen nicht wert waren. Ein Kunsthändler. Nicht immer war er's. Keiner ehrlichen Arbeit ging er aus dem Wege wie die anderen. Als Totengräber brachte er eine Zeitlang seine Familie durch. Später kam er nach München; als Dienstmann. Ein junger Kunstmaler übergab ihm eines Tages ein Bild zum Verkauf. Windhager brachte es besser an, als sein Auftraggeber erhofft. Von jetzt an vertrieb er alle Bilder des Künstlers; auch dessen Freunde verwandten ihn mit Erfolg dazu und rieten ihm schließlich, vielleicht im Scherz, er solle doch gleich eine Kunsthandlung aufmachen; für Bilder würden sie schon sorgen. So wurde Windhager Kunsthändler. Ein Künstlerulk. Trotzdem er mit Sprache und Schrift auf denkbar feindlichem Fuße stand und seine ganze Buchführung aus einem Schulheft von mäßigem Umfang besteht, in dessen geheimnisvollen Runen nur er allein sich auskennt, hob sich das Geschäft. Dann brach das Verderben über ihn herein. Durch die jahrelange Beschäftigung mit Bildern entwickelte sich in ihm die Wahnvorstellung, er verstehe etwas von Bildern. Diese fixe Idee verleitete ihn dazu, wahllos von fremder Hand Bilder zu kaufen. Das war der Mann, den Thiege brauchte. Er wurde von diesem in einer Masse von Fällen hereingelegt, hat sich indes nach der Ueberzeugung des Gerichts auch selbst in drei Fällen strafbar gemacht, indem er Bilder, die er in gutem Glauben an ihre Echtheit erworben, als echten Lenbach, Menzel und Kaulbach weiter verkaufte, obwohl ihm von Kunstkennern, deren Rat er einholte, bedeutet wurde, die Bilder seien nicht echt. Aus ähnlichen Gründen mußte auch den Unterhändlern Thieges der gute Glaube abgesprochen werden. Sie erhielten Gefängnisstrafen von 1 Jahr 3 Monaten bis herab zu 6 Monaten, Windhager eine solche von 9 Monaten und Thiege 3 Jahr 6 Monate Zuchthaus. Die Anklage in diesem Sensationsprozeß vertrat mit großer Umsicht Staatsanwalt Lingg.

Kunst und Kunsthandel in München haben mit diesem Bilderfälscherprozeß nichts zu schaffen. Der Prozeß hat aber gelehrt, daß beide von einer ganz anderen Seite bedroht werden, und zwar nicht bloß in München: von dem kritiklosen Namens- und Personenkultus des Bilder kaufenden Publikums. Namen wie Böcklin, Lenbach, Menzel, Kaulbach, Defregger, Piloty u. a. sind in aller Munde. Jeder kann aber nicht vier- und fünfstellige Zahlen für ein Bild der Meister anlegen, möchte aber um alles in der Welt gern sich des Besitzes eines solchen rühmen können. So verfiel man darauf, auf die bisher wenig beachteten Jugendsünden der Meister Jagd zu machen und ans Licht zu ziehen, wessen diese selbst auf der Höhe ihres Ruhmes sich vielfach schämten. Aber immerhin, es waren echte Meister, und sie wurden lebhafter begehrt und besser gezahlt als manches bessere Bild eines Unbekannten. Die große Masse der Kunstliebhaber, die sich von wahrem Kunstverständnis unberührt hält, achtet ein Bild von guten Qualitäten von der Hand eines Künstlers, der sich noch keinen Namen erworben hat, geringer als unbedeutende Anfängerarbeiten von Meistern, die diese oft selbst kaum und nicht mit sonderlichem Stolze als ihre Kinder wiedererkennen. Die Kunstverbildung des großen Publikums trägt die Mitschuld an den Raubzügen eines Thiege und Genossen. Der Verbrecher wächst aus seinem Milieu heraus. So viele Böcklin, Leibl usw. aus den Anfängen ihres Schaffens können von Speichern und Tändlerläden gar nicht zusammengesucht werden, als die Nachfrage des kunstliebenden, darum aber noch lange nicht kunstverständigen Publikums begehrt. Was liegt näher, als daß da Leute vom Schlage des Thiege etwas nachhelfen, dies Sehnen zu stillen. Man geht in Galerien und kopiert — das Signum des Meisters, das man dann auf irgend einem Schmarrn anbringt, und der Meister ist fertig. Sieht's ihm auch nicht gleich und erinnert nichts an seine künstlerische Individualität, dann wird's halt ein Jugendwerk sein. Jeder Mensch fängt einmal an, und in den Versuchen des Werdenden spiegeln sich selten schon die markanten Züge des Meisterwerks auf der Höhe der Schaffenskraft. Kein Sachverständiger vermag mit absoluter Bestimmtheit die Herkunft des Bildes zu bestimmen, wenn der Meister selbst nicht sicher ist, ob er nicht doch vielleicht vor 30, 40 Jahren sich daran versündigt hat. Die Möglichkeit des vorliegenden Prozesses ist ein Zeichen der Zeit. Wenn er die Wirkung hat, die Kunstfreunde aufzurütteln und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß der Bilderkauf als Kapitalsanlage, der Kauf des Namens, bei dem das Bild nur Dreingabe ist, eine krasse Verirrung des Kunstverständnisses ist, dann hat er eine wichtige Mission erfüllt, und Kunst und Kunsthandel können wieder aufrechten Mutes in die Zukunft schauen.

Quartalsabonnement M 2.40
Einmonatsabonnement M 0.80

Ausstellung französischer Gemälde.

In der Galerie Heinemann in München (Maximiliansplatz) ist zurzeit eine Ausstellung eröffnet, deren Interesse weit über das vieler anderer Darbietungen derselben Galerie hinausgeht. Das will viel sagen, wie jeder zugeben wird, der dort Bescheid weiß. Seit den 70er Jahren ist die klassische französische Malerei des 19. Jahrhunderts in München nicht in solcher Fülle und solchen überwiegend ausgezeichneten Beispielen vereinigt gewesen wie diesmal. Die französische Kunst der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gipfelt in den Leistungen der Meister von Fontainebleau. Bei Heinemann hat man zwar den geläufig gewordenen Ausdruck „Barbizon-Schule" an der Saalwand angebracht, aber der Name des kleinen Ortes deckt sich keineswegs mit dem Begriff und Inhalte dessen, was jene Gruppe genialer Künstler vorstellt, und somit auch nicht mit der hier vereinigten Auswahl. Sie ist sehr geschickt getroffen und hat nur einen Fehler, freilich einen bedeutenden, nämlich daß Millet fehlt. Im übrigen dürfen wir alle Mitglieder der kleinen, so weit hin einflußreichen Gruppe begrüßen: Camille Corot, Charles Daubigny, Narcisse Diaz, Jules Dupré, Théodore Rousseau, Constantin Troyon. Zu ihnen kommt dann noch eine Anzahl anderer, darunter Harpignies, Daumier, Isabey, Fromentin, die wir dankbar begrüßen, wenn sie auch zur „Gruppe" von Barbizon nicht unmittelbar gehören. Denn von einer „Schule" kann bei jenen Meistern gewiß nicht die Rede sein. Die Ausstellung bietet den Beweis recht augenfällig, wie jeder ganz nur er selbst gewesen, wie jeder aus dem Fleck Natur, aus dem Walde von Fontainebleau, das herausfand, was seiner einzig dastehenden Art entsprach, die mit der der anderen nur die Intimität der Naturbeobachtung, die Tiefe der Auffassung, die von aller Herkömmlichkeit abweichende Weise der Wiedergabe gemein hatte. Im übrigen gingen ihre Naturen und Anlagen weit auseinander. Von Corot finden wir aus seinen Anfangszeiten mehrere Stücke, die noch auf italienischen Anregungen beruhen, darunter eine sehr feine Wiedergabe des Kolosseums. Das meiste gehört der späteren Zeit an, der Periode der graugrünen Landschaften mit ihrer unendlichen Weichheit und Großzügigkeit. Ich erwähne davon als Musterbeispiele den „Fischer an einem Teich", „Das Liebespaar im Walde" und den „Reiter im Wald". Daubignys mannigfaltige geniale Landschaftsmalerei, die Feinheit seiner Stimmungen erglänzt in nicht weniger denn zehn Werken verschiedener Zeit, von denen hier „Die Seine bei Conflans" besonders hervorgehoben sei. Diaz de la Peña entzückt durch wunderbar leuchtende Farben und durch eine Auffassung, die in den figürlichen Stücken oft einen Anflug von der Heiterkeit des Rokoko zeigt und doch auch wieder ganz verschieden davon ist, wie in dem poetischen Stücke „Die Verlassene". Von den anderen Werken gedenke ich der wundervoll goldigen „Meute auf der Jagd" von 1848. Duprés schwermütige Art ist u. a. durch das in silberigem Ton schimmernde, herrliche Pastell „Tränkende Kühe" und durch eine „Landschaft mit bewegtem Himmel" vertreten. Zu den wundervollsten Darbietungen der Ausstellung gehören die zwei Rousseauschen Gemälde. Keiner hat wie er die Individualität der Natur verstanden, keiner sie uns so nahegeführt. Es sind ein Paar herrliche Stücke, dieses tieffarbige „Waldinnere" und das köstlich graugoldene „Auf der Jagd". Endlich Troyon, der in einer bis heute nicht wieder erreichten Art das Tier als Geschöpf der Landschaft zu schildern wußte. Nichts Vollendeteres kann man sehen als etwa den „Schäfer mit Schafherde im Walde". Die Besprechung der schon zuvor erwähnten übrigen Meister kann sich hier, mit Rücksicht auf den Raum, nur auf eine rühmende Anerkennung im allgemeinen beschränken. Die gesamte Ausstellung umfaßt über hundert Werke.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „— — — so ich dir!", Schauspiel von Paul Lindau. Wenn jemand von einer nichtsatisfaktionsfähigen Person einen Schlag ins Gesicht erhält und den Angreifer nicht sofort niederschlägt, so ist er für die Gesellschaft tot. Diese These, welche heute nur noch in den Hütern starrer Traditionen ihre Verfechter findet, behandelt Lindau wie ein ehernes Sittengesetz an zwei Beispielen. Von dem jungen Leutnant, der im trunkenen Zustande den Tanzmeister eines üblen Ballokales reizt, bis dieser nach ihm schlägt, wird uns lang und breit erzählt. Am Ende des Schauspieles erreicht den Großindustriellen und Reserveoffizier Fredrichs das ähnliche Schicksal. Er hat seinem Sekretär die Braut abspenstig gemacht und das Mädchen in leichtsinnige Gesellschaft gebracht. Da erscheint der Betrogene und schlägt seinen Chef vor dessen Freunden. Fredrichs weiß, was „sich gehört". Er befreit die Kavaliere (und deren zweifelhafte Dämchen) von seiner Gegenwart. Als Offizier, alter Herr einer schlagenden Verbindung und Konsul ist er unmöglich. (Großindustrieller wird

Digitized by Google

er ja wohl bleiben dürfen.) Können wir das Schicksal dieses eitlen Millionärs tragisch empfinden, daß er um seine Ehrenchargen kommt? Lindau glaubte es, aber das Publikum blieb kalt. Der Autor zeigt sich im Aufbau des Stückes immerhin als gewiegter Szenenführer. Damen, welche zwischen Theater- und Halbwelt stehen, und ihre leichtfertigen Kavaliere, eine naiv kupplerische Mutter, ein aus den galanten Beziehungen seiner Schwester Vorteil ziehender Journalist und das frechmäulige Dienstmädchen sind lebensecht gezeichnet, so widerwärtig sie uns auch sein mögen. Diese Wahrheit bezieht sich freilich auf die Oberfläche lediglich; genauerer Prüfung halten Personen und Geschehnisse nicht stand. Besonders obenhin charakterisiert ist die Tochter aus verarmtem, gutem Hause, die sich so rasch überreden läßt, ein bißchen Lebensfreude bei einem Souper mit „vornehmen" Herren zu suchen. Ihr verabschiedeter Bräutigam, der krüppelhafte, verbitterte Sekretär, bleibt so unsympathisch, daß wir auch mit seinen Schmerzen nicht fühlen können. „— — — so ich dir" ist auswärts schon vor Jahren gegeben worden. Man hatte das Schauspiel mit den drei Gedankenstrichen hier wohl auf den marktgängigen Namen: Lindau hin akzeptiert und später mit der Einstudierung gezögert, als man sah, daß hiermit kein großer Erfolg zu holen war. Trotzdem wurde das Stück unter Basils Regie ausgezeichnet gegeben; neben den Damen Dandler, Loffen, Schwartz und Swoboda boten besonders Steinrück, Höfer und Leßmann eindringliche Gestaltungen. Bei der Premiere blieb die Aufnahme des Schauspiels nicht unwidersprochen, in den Reprisen zeigt das Publikum eine reservierte Haltung.

Theater am Gärtnerplatz. „Der Bazar" von Rauchenegger und Dreher ist eine Posse, die recht angenehm über ein paar Abendstunden hinwegtäuscht, zumal Konrad Dreher in der Rolle des Obersekretärs Diegelmann eine gar ergötzliche Gestalt schuf. Die satirischen Stoffe, welche im Getriebe unserer Wohltätigkeitsbasare liegen, haben die Verfasser nicht ausgeschöpft. Ihre Absicht ging lediglich dahin, harmlose Lustigkeit zu verbreiten, und dies ihr nicht gerade hochgestecktes Ziel haben sie voll erreicht.

Das Münchener Marionettentheater feierte in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Jubiläum. Während dieses halben Jahrhunderts wurde die Puppenbühne von dem bei jung und alt beliebten „Papa" Schmid geleitet, der das Unternehmen auch in schweren Zeiten immer auf dem Niveau echter, ursprünglicher Volkskunst zu halten vermochte. Heute wendet sich ja der literarische Zeitgeschmack wieder dem Spiel der Marionetten zu, ein artistisches Vergnügen von wohl vergänglicher Bedeutung, während diese humorvolle Märchenwelt sicherlich noch vielen Generationen der Jugend Freude bringen wird. Vor allem sind es die Schöpfungen des Grafen Pocci, die auf der kleinen Bühne ihre unverwüstliche Frische bewahrt haben. Das Münchener Marionettentheater ist das einzige in Deutschland, das ein eigenes Haus und einen regelmäßigen Spielplan besitzt. — Dem verdienstvollen Leiter wurden zu seinem Ehrentage reiche Ehrungen zuteil.

Aus den Konzertsälen. Neu für München waren H. G. Norens „Kaleidoskop"-Variationen, welche der Konzertverein unter Löwes packender Direktion bot. Es ist ein Werk, das uns hier erhebt und dort befremdet, aber das kaum einen gleichgültig lassen kann. Wie schon der Titel kündet, bringt es wechselreiche Impressionen, in denen das Thema in oft verblüffenden Einkleidungen wiederkehrt. Die zwei Themen von Richard Strauß, welche Noren zur Huldigung für den Meister verwendet, haben zu einem Rechtsstreit der Verleger geführt, in welchem jedoch das Gericht eine Verletzung des geistigen Eigentums als nicht gegeben ansah. Die Kunstkritik urteilt ebenso. Technisch zeigt Noren ganz eminentes Können. Weniger fesselte die zweite Neuheit des Abends: Dohnanyis Konzertstück für Violoncello, dessen Solopart Prof. Grümmer (Wien) trefflich meisterte. Schumanns C-dur-Symphonie schloß den Abend, der Ferdinand Löwe wieder rauschenden Beifall eintrug. — Im Zeichen der Märchen und des Weihnachtsfestes stand die Sonntagsmatinee im Schauspielhause. Fraglos das Eindrucksvollste bot Marie Möhl-Knabl mit Cornelius' Weihnachtsliedern, gesanglich, wie im naiven Gefühlsausdruck gleich hervorragend. Volkstümliche alte Weisen sang das Vokalquartett der Hofoper schlicht und klangschön. Märchen lasen W. Rath und Friederike Umlauft mit gutem Glücke, wenn auch vielleicht manche beiläufige ironische Wendung verstärkte Wirkung erhielt. — Lamond hat auf seinem Klavierabend außer Beethoven, zu dessen berufensten Interpreten er gehört, Chopin und Schumann in großer Meisterschaft gespielt. Die Stimmung des Publikums war wieder begeistert. — Auch J. Pembaur jr. erweist sich immer mehr als Pianist von technischer und geistiger Größe. Die Lisztschen Franziskuslegenden hinterließen u. a. starke Eindrücke. — Schönsten Erfolg erzielte auch der Klavierabend von Alice Ripper, deren Vorzüge wir schon wiederholt würdigten. Auch Ed. Bach weiß zu fesseln. Er besitzt sehr stattliche Technik und klaren Vortrag. — Ein „Thema mit neun Umspielungen" von Pauline von Erdmannsdörfer, welches Friedheim und Schmidt-Lindner brillant spielten, zeigt ansehnliche Begabung, ebenso einige Lieder der Genannten, die neben anderen von Otti Hey und Frz. Bergen sehr schön gesungen wurden. — Opernsänger enttäuschen meist im Konzertsaal. Das war aber bei Paul Bender nicht der Fall. Der Bassist unserer Hofbühne bot durch seinen geschmackvollen Vortrag und seine schöne Stimme erfreuliche Eindrücke. — Den Glanz von Felix Senius' Stimme genossen wir heuer bereits in der „Tonhalle". Auch auf seinem eigenen Liederabend entzückte er durch sein prächtiges Organ. Neben ihm kam seine Gattin bestens zur Geltung. Ein Kinderlied von Courvoisier wußte sie besonders fesselnd zu singen. — Gewohnten großen Erfolg hatte wieder Tilly Koenen, deren Sangeskunst und vertieften Vortrag wir oftmals schon gepriesen haben. — Die „Böhmen" brachten als Neuheit ein Quartett von S. Taneïew, ein technisch gut gebautes Stück, das auch eigene Züge der Erfindung aufweist. — Heyde und Maas vom Orchester des Konzertvereins haben sich mit dem Pianisten Ruoff zu einem Trio vereinigt, das mit schönem Glücke debütierte. Das Zusammenspiel war gut und die Wiedergabe der Werke temperamentvoll.

Ueber Ibsen sprach im Münchener Journalistenverein der bekannte Literaturhistoriker Dr. Pater Expeditus Schmidt. Die geistvollen Ausführungen fanden stürmischen Applaus. Nachdem er dem Künstler in Ibsen eine warmherzige Würdigung hatte zuteil werden lassen, beschäftigte er sich mit dem Ethiker, der als Anreger sicherlich eine Sendung zu erfüllen hatte. In der Schlußszene von „Klein Eyolf", in welcher Rita und Allmers sich in Werken der Nächstenliebe wiederfinden, sieht P. Schmidt mit Recht eine Aufwärtsentwicklung. Wenn Ibsen nur „Heimstätten für Menschen" habe bauen wollen, und das Ueberirdische nahezu darüber vergessen habe, so liegt dies nach des Redners Meinung daran, daß Ibsen das Christentum wohl nur in engherzigen Vertretern kennen gelernt habe. . . .

Verschiedenes aus aller Welt. Max Schillings wurde zum Generalmusikdirektor ernannt und tritt hiermit dauernd an die Spitze der Stuttgarter Hofbühne. — Friedrich Kloses Oper „Ilsebill" hatte in Leipzig einen starken künstlerischen Erfolg. — Albert Geigers biblisches Spiel „Das Weib des Uria" ward in Karlsruhe gut aufgenommen. Die Kritik findet, daß das Werk trotz Farbenpracht kalt lasse. — „Die verflixten Frauenzimmer" nennt sich eine Einakterserie von Max Burkhard, dem ehemaligen Direktor des Burgtheaters. Die Stücke, welche mit moderner Moral kokettieren, wurden im Deutschen Volkstheater in Wien freundlich aufgenommen. Ihr literarischer Wert wird nicht hoch bemessen. — Das Luftschiff wird in G. Hochstetters „Starrem System" erstmalig als Lustspielstoff verwendet. Der Erfolg der Mannheimer Uraufführung war jedoch nur ein lokaler. — Ein kraß veristisches Musikdrama „Habanera" von Raoul Laparra wurde in Berlin und Frankfurt am Main gegeben. In der Reichshauptstadt stieß die Oper auf kräftigen Widerspruch. — In der Comédie Française enttäuschte das Lustspiel „Le Foyer" von Mirbeau und Nathanson. Die Geschichte des Ehemannes, der vom Liebhaber seiner Frau vor dem Ruin gerettet wird, ist abgedroschen genug. Ein konservativer Senator, ein Mitglied der Akademie und ein katholischer Geistlicher werden so gehässig charakterisiert, daß es bei der zweiten Aufführung zu lärmenden Kundgebungen kam, wodurch eine Viertelstunde nicht weiter gespielt werden konnte. Es wurden mehrere Personen von der Polizei in Gewahrsam genommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Signatur an den Börsen ist unverändert. Für die Tendenz an den internationalen Handelszentren blieb die Gestaltung der politischen Lage massgebend. Mit der Erleichterung des Druckes, welcher auf allen Börsen lastete — Zuspitzung der Balkanwirren und Situation in Oesterreich — erhielt die Entwicklung denselben ein entschieden festeres Gepräge. Der politische Horizont hellt sich anscheinend wieder auf. Den industriellen und kommerziellen Interessenten kommt die Befreiung von den drückenden politischen Sorgen zunutze. — Die Flüssigkeit des Geldmarktes bleibt wie seit langer Zeit eine nicht zu unterschätzende Stütze dieser gekräftigten Situation. Ohne die anhaltende Geldabundanz wären die Kurse aller Börsengebiete unter Beeinflussung der vielen politischen und finanziellen Hiobsbotschaften sicherlich erheblich deroutiert worden. — Aber auch für Handel und Industrie muss der leichte Geldstand — der den zum Jahresende stärkeren Ansprüchen leicht widerstehen kann — den erwarteten befruchtenden Einfluss bringen. Derzeit geniessen der Fonds- und Anlagenmarkt den Löwenanteil des Geldüberflusses, und die Kursavancen dieser Effektenkategorien, insbesondere unserer heimischen Rentenwerte, zeigen erfreuliche Fortschritte. Die Auslandsbörsen können sich nur zum Teil ähnlicher günstiger Geldverhältnisse erfreuen. Ungarn sowohl wie Italien und Russland appellieren in Bälde mit Hundert-Millionen-Anleihen an die in Betracht kommenden Finanzgruppen. — Amerika kann, was an dieser Stelle schon betont wurde, unter Umständen der Störenfried dieser Idylle am Geldmarkt sein. Die letzten Vorgänge am eng-

Digitized by Google

lisch-amerikanischen Devisenmarkt und die auf Spekulation beruhenden grossen Goldexporte von Amerika nach Europa sind geeignet, Beunruhigung hervorzurufen. Eine Erhöhung der englischen Bankrate hängt nach wie vor von diesen Manipulationen ab. — Weiteren Grund für eine besondere Gestaltung der Börsenverhältnisse bei uns gibt die günstige Tendenz, die derzeit vorwiegend den New-Yorker Effektenmarkt beherrscht. Vor allem sind die Meldungen vom heimischen Industriemarkt geeignet, dem kommenden Jahresbeginn freudiger und mit grösseren Erwartungen entgegenzusehen. Unser Bankaktienmarkt, insbesondere die Werte der führenden Grossbanken zeichneten sich durch Festigkeit und Kursbesserungen aus. Diese gebesserte Disposition ist vor allem den günstigeren Dividendeaussichten der Bankaktien zuzuschreiben, nicht zuletzt der scharfen Aufwärtsbewegung unserer sogenannten Kassawerte, vornehmlich der Industrieaktien. — Die Meldungen aus unseren Kolonialgebieten von Diamantfunden zeitigten, wie früher bei ähnlichen „Kolonialentdeckungen", lebhaftes Interesse für Kolonialwerte. Seriösen Kapitalistenkreisen kann jedoch zu solchen Anlagewerten aus verschiedenen Gründen noch nicht vorbehaltlos geraten werden. — Die Lage des Eisenmarktes und die Beschäftigung des Montangebietes ist noch nicht die beste. Die Befestigung des Roheisenmarktes und erhöhte Verkaufsbetätigung ist jedoch unverkennbar. Ein Zusammenschluss der vor kurzem aufgelösten Roheisenverbände, der ebenfalls zur Beruhigung der Marktlage dienen wird, ist zu erwarten. — Falls die hohe Auslandspolitik nicht eine neue Beunruhigung bringt, was leicht möglich sein kann, wäre einer langsamen Besserung aller Gebiete des Wirtschaftsmarktes genügendes Feld geebnet. Der Jahresabschluss könnte einigermassen gut machen, was des Jahres Verlauf besonders für Deutschlands Handel und Wandel zerstört hat. Kaleidoskopartig abwechselnd waren die oft unangenehm und störend wirkenden Ereignisse des Jahres 1908. Das kommende Jahr steht unter besseren Auspizien, und hoffentlich zeigen sich diese Erwartungen nicht als trügerisch. Das Kapitalistenpublikum ist jedoch von den vielen Enttäuschungen noch zu sehr irritiert, um das alte Vertrauen in unverminderter Stärke den gebesserten Börsenverhältnissen schenken zu können.

M. Weber.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französischestraße 33a, Teleph. Ia 8239.

Die andauernde, gewohnheitsmässige Stuhlverstopfung.

(Chronische Obstipation.) Gemeinverständliche Darstellung von Dr. med. A. Bofinger, Badearzt in Bad Mergentheim. Preis 1.20 M, geb. 2 M.

„Die chronische Verstopfung mit all ihren bösen Folgen wird viel zu wenig beachtet; es war hohe Zeit, daß eine so vorteilhafte Darstellung für weiteste Kreise erschien." „Aerztliche Zentralztg."

Gewerbehalle des Allgemeinen Gewerbevereins, Färbergraben Nr. 1½. Tel. 944. Permanente Ausstellung u. Verkaufshalle für solide bürgerliche Möbeleinrichtungen in jeder Stilart und Preislage sowie sämtl. gewerbl. Gebrauchsgegenstände. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Weinkennern empfehle meine anerkannt vorzüglichen **Tisch- u. Tafelweine** von 70 ₰ an per Flasche.
Prinzip: Nur beste Qualitäten, billigste Preise.
Spezialhaus für Weine und Spirituosen
Jos. Wittmann, München, Christophstr. 9. Tel. 346.
Preisliste gratis und franko.

Fröbelspiele, Beschäftigungs- und Gesellschaftsspiele
fabriziert und liefert unübertroffen billig Spielefabrik **M. Weiden, Köln,** Richmodstr. 35. — Illustrierte Preisliste auf Verlangen gratis und franko.

Emmy Giehrl, **„Zum großen Ehrentag".** Preis M 1.30. Verlag Jos. Thum, Kevelaer (Rhpr.)

Wer kennt nicht die liebe Tante Emmy und ihre wahrhaft apostolische Tätigkeit? Neuerdings bietet Giehrl den **Erstkommunikanten** ein Geschenkbuch, empfunden mit dem Kindergemüt und geschrieben für das Kindergemüt. Wenn sie Unterweisungen gibt, so spricht ein erfahrungsreiches Herz: wenn sie Beispiele erzählt, so redet eine weise Frau, die seit Jahren die Welt beobachtet hat und das Schönste nun der Jugend schenkt. So schreibt nur Tante Emmy.

Ihr Eltern, leset den Kindern, wenn sie sich zum großen Tage vorbereiten, aus diesem Buche vor, oder erzählet ihnen daraus. Das ist erziehlich im besten Sinne.

P. G. Brunneck.

YES-OUI-SI ist die Sprachmethode, welche sich immer mehr und mehr der Beliebtheit der Sprachbeflissenen erfreut. In München benutzen zurzeit zwei öffentliche Anstalten, wo sehr gut besuchte Kurse für Sprachstudium nach der Methode YES-OUI-SI stattfinden, gleichwie in Nürnberg und anderen Städten. Auch für den Selbstunterricht ist YES-OUI-SI unübertroffen. Der Preis jeder der drei Ausgaben, Englisch, Französisch und Italienisch, beträgt komplett in eleganter Mappe M 9.—. Probelektion versendet gegen Einsendung von 30 Pf. in Briefmarken der Internationale Verlag YES-OUI-SI, München, Augustenstraße 77.

Julius Dollhopf
München, Karlsplatz 17

Loden
-Pelerinen
-Joppen
-Mäntel
-Stoffe usw.

Bozener Mäntel

Sweater : Mützen : Gamaschen : Rucksäcke : Strümpfe usw. für Ski-, Rodel-, Jagd- und Bergsport.

Herren-Garderobe.

Braune Rabattmarken!

Vorhänge
Moderne Mull- und Leinenvorhänge, Stores, Rouleaux

∴ **Brise-bise** etc. ∴
Billigste Preise. — Grösste Auswahl.

Gardinen-Spezial-Geschäft
Conrad Müller, München, Rindermarkt 6.

Als Weihnachtsgeschenk empfiehlt
Moselwein
zum Preise von 80 Pfennig bis zu 2 Mark fass- und flaschenweise.
Spezialität: Kinheimer. — Versand an Unbekannte gegen Nachnahme.
Peter Joseph Pohl, Weingutsbesitzer, Kinheim (Mosel).

Digitized by Google

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, i. Buchhandel u. d. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei. Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 52. München, Weihnachten 1908. V. Jahrgang.

Nur die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements sichert den ununterbrochenen Fortbezug. Der abtrennbare Bestellzettel befindet sich auf Inseratseite 907. Die „Allgemeine Rundschau" ist auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Durch Mitteilung genauer Adressen, an welche mit einiger Aussicht Gratis-Probehefte versandt werden können, bereitet man dem Herausgeber die liebste Weihnachtsfreude.

Im Interesse der Raumersparnis erscheint der Inseratenteil ab 1. Januar 1909 fünfmal gespalten (Grundschrift: Nonpareille).

Weihnacht.

Von

Dr. A. Vögele-Schönthal.

Jakob Burckhardt, der berühmte Kunstkritiker, charakterisierte einmal in einer akademischen Vorlesung bei Erklärung der Statue des Hermes, den die Griechen als Gott des Windes und als Seelenführer (Psychopompos) verehrten, die Götter Griechenlands also, indem er auf den schmerzvoll melancholischen Ausdruck der Götterstatue hinwies: „Ist es nicht, als ob das Bild zu sprechen begänne und zu uns sagte: ‚Ihr wundert euch, daß ich so traurig bin, ich einer der seligen Olympier, die in ewiger Heiterkeit und unvergänglicher Lebenslust genießen und schauen. Wir hatten alles: Glanz himmlischer Götterschönheit, ewige Jugend, unzerstörbaren Frohsinn; aber wir waren nicht glücklich, denn wir waren nicht gut. Wir konnten nicht gut sein, weil wir nur ästhetische Ideale und keine ethischen Potenzen waren. Schaut Antigone, die edelste Tochter und Schwester; sie ging jämmerlich zugrunde, weil sie an uns glaubte und unsere Gebote heilig hielt. Schaut die trostlose Niobe! Wir haben ihre schuldlosen Kinder erschlagen; nur um der stolzen Mutter unsagbar wehtun zu können. So ist unser Handeln allezeit gewesen. Wir haben nur um uns selbst gelebt und allen anderen Schmerz bereitet. Wir waren nicht gut und darum mußten wir untergehen.'"

Unser Christengott erschien als armes demütiges Kind in einem weltverlorenen Winkel; aber dieses Gotteskind lächelt zufrieden und glücklich bei all seiner Armut und Entsagung. Es ist nicht bloß ein ästhetisches Ideal, durch wunderbare Körper- und Seelenschönheit ausgezeichnet, sondern auch eine ethische Potenz, eine religiös-sittliche Macht und Hoheit ersten Ranges.

Dieser Messias lebte nicht für sich wie die heidnischen Olympier. Er verließ nur deshalb seine himmlische Herrlichkeit, sein in der allerheiligsten Dreifaltigkeit überglückliches Leben, und kam auf die Erde um den Menschen ihre Sünden und Leiden zu nehmen, um ihnen Frieden und Freuden zu bringen.

Was tut nun aber die Menschheit, um deren willen Christus Mensch geworden ist, litt und starb? Was tut sie vielfach? Sie leugnet seine Gottheit und erklärt ihm den Krieg. In Frankreich, von wo die Mode und die Revolution kommt, ist auch der Unglaube und der Christushaß ausgegangen. Die Blutmänner der Französischen Revolution haben Gott von den Altären gestoßen und darauf eine frivole Dirne gesetzt. An dem prickelnd geschriebenen Christus-Roman des Franzosen Renan hat der deutsche Gottesleugner David Strauß sich zur Abfassung seines „Leben Jesu" begeistert und angetrieben gefühlt. Wie viele haben seit Renan und Strauß bis zu Frenssens Hilligenlei, Haeckels Welträtsel und Roseggers verwässertem Christus den göttlichen Strahlenmantel dem Gotteskinde zu nehmen versucht! —

Das ist der erste große Frevel in unserer neuen Zeit: diese Entgöttlichung Christi, diese Herabwürdigung (Degradation) des Gottessohnes zum bloßen Menschen. —

Wie mag man so blind und blöde die Gottheit Christi leugnen, obgleich bei seiner Geburt und seinem Tode außerordentliche Zeichen am Himmel geschahen, und obgleich sein Leben, Leiden und Sterben eine so bewundernswerte sittliche Reinheit und Heiligkeit offenbart, daß es vom rein menschlichen Standpunkt aus einfach unerklärlich ist.

Die alten heidnischen Magier glaubten, als sie vor der Geburt Christi am Himmel, in der Sternenwelt etwas Außerordentliches vor sich gehen sahen (eine Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, worauf der Astronom Kepler hingewiesen hat); viele der modernen Christen glauben nicht, trotz aller Himmelszeichen und Wunder im Evangelium und sind zu Heiden geworden, die schlimmer sind als die alten Heiden. —

Gott setzt man ab und sich selbst setzt man auf Gottes Thron. Papst Pius X. bezeichnete schon in seiner ersten Enzyklika als „ungeheuerlichen und verabscheuungswürdigen Frevel unserer Zeit" die „Selbsterhebung des Menschen als Gott". Diese Selbstvergötterung ist der zweite große Frevel unserer Zeit. Der Philosoph Nietzsche zeichnet gelegentlich einmal das lächerliche Bild der sich selbst überhebenden Menschen und damit unbewußt sein eigenes Konterfei. Er schreibt in seinem Nachlasse: „In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der Weltgeschichte. — Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn und die klugen Tiere mußten sterben". Dann fährt Nietzsche fort: „wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt." „Es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben." Und doch gebärde sich der Besitzer des menschlichen Intellektes, „als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehten". „Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, daß auch sie mit diesem Pathos durch die Luft schwimmt und in sich das fliegende Zentrum dieser Welt fühlt." In der Tat ohne eine Beziehung zu Gott und zur Ewigkeit wäre die Erde, wie der ungläubige und tief unglückliche Nietzsche andeutet, nichts als ein vorüberfliegendes Gestirn, das nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrt. Ohne Beziehung zu Gott und zur Ewigkeit wären die Menschen nichts anderes als kluge Tiere, die bald sterben müssen.

Wozu erhebt sich denn aber der Mensch so frech und will sich zu Gott machen, wenn er doch nichts weiter ist — nach einem Vertreter dieser ungläubigen Philosophie — als eine mit Pathos durch die Luft summende Fleischmücke? —

Digitized by Google

Das in der Weihnacht herabgekommene Gotteskind hat dem Planeten Erde und dem darauf wohnenden Menschen erst seinen besonderen Wert und Ewigkeitsstempel aufgedrückt. Es hat den Stern, auf dem der Fluch der Sünde ruhte, wieder entsühnt, geweiht und geheiligt. Jesus Christus ist der große Seelenführer (Psychopompos), der die Seelen aus dem Diesseits ins Jenseits, aus der unvollkommenen Erde auf der diamantenen Brücke der Kirche ins wundervolle Paradies der ewigen Jugend und Schönheit geleitet. — Der Mensch, welcher Jesu Christo, diesem himmlischen Seelenführer, nicht folgt, der in stolzer Autonomie (Selbstherrlichkeit) seine eigenen Wege geht oder gar sich selbst zu Gott machen will, der wird jene schmerzlich melancholischen Züge bekommen, wie jene Götterstatue des Hermes; ein solcher wird am Ende seines Lebens bekennen müssen: Ich sah eine herrliche äußere Kultur, nahm Teil an den glänzendsten Fortschritten der Technik und Industrie, an allen möglichen Verfeinerungen der Sinne und Lebensmittel — und doch war ich nicht glücklich, weil ich nicht sittlich gut war, weil ich den frommen Christenglauben über Bord geworfen habe. Ja es kann ihm, der das ewige Licht verwirft, ergehen, wie Nietzsche, der in geistiger Umnachtung stirbt, oder daß ihn ewige Nacht umfängt.

Weihnachtgebet.

Die heil'ge Nacht legt ihren stillen Frieden
Mit sanften Mutterhänden auf die Welt,
Und alles, was noch glaubt und hofft hienieden,
Das blickt empor zum hehren Sternenzelt.
Heut ist die Nacht, da Christus ward geboren,
Der Gottessohn, der für uns Sünder büßt,
Zu Brüdern hat er heute uns erkoren —
O, teures Jesuskindlein, sei gegrüßt!

Sei uns willkommen, sieh, mit hellen Kerzen
Empfängt dich unsres Weihnachtbaumes Strahl,
O zünde auch dein Licht in allen Herzen,
Vermehre deiner Treuen kleine Zahl!
Berufe alle, die sich in der Welt verirrten,
Entgegentaumelnd Gottes Strafgericht,
Laß sie erkennen ihren guten Hirten —
O Jesuskindlein, führe sie zum Licht!

Und alle, die verlassen heute weilen,
Wo ihnen strahlt kein lieber Weihnachtbaum,
Die nicht mit teuern Freunden Gaben teilen,
Gib ihrem Sehnsuchtswunsch das Glück im Traum!
Laß sie im Schlafe wieder fröhlich werden,
Zu ihren Lieben führe sie zurück —
Für alle, die allein sind heut auf Erden,
O Jesuskindlein, gib ein wenig Glück!

Und jene andern, die in frohen Kreisen
Von Glück und Liebe heut umgeben sind,
Bring sie zu Armen, Kranken, Witwen, Waisen
Und mache sie barmherzig, Jesuskind!
Zeig ihnen, wie du lagst im rauhen Stalle,
Im kalten Winter, hilflos, arm und klein!
Die frohgemuten Reichen, Satten alle —
O Jesuskindlein, kehre gütig ein!

Dann blicke segnend auch auf uns hernieder,
Nimm an die Huldigung, die dir geweiht!
Verschmähe nicht der Treue schlichte Lieder
Und bleibe bei uns, jetzt und allezeit!
Sieh, schon erlischt des Baumes Lichtgefunkel,
Des Festes frohe Feier ist vollbracht,
Bald herrscht auf Erden nur noch Schlaf und Dunkel —
O Jesuskindlein, halte du die Wacht!

Anna von Krane.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die beglückwünschte Türkei.

Am 17. November ist in Stambul das unfertige Parlament nach allen Regeln des konstitutionellen Zeremoniells eröffnet worden. Unter großem Jubel der Bevölkerung, die sich einbildet, der neue Apparat werde eine neue Aera der Freiheit und Glückseligkeit hervorzaubern. Die Ueberschwänglichkeit der Gefühle muß reiche Nahrung saugen aus der Flut von geschwollenen Gratulationen, die der Draht den Türken zugeführt hat. Fast alle Souveräne und Parlamente der zivilisierten Welt haben sich beeilt, der jungen Türkei so warm als möglich ihre Sympathien und Glückwünsche auszudrücken. Abgesehen von dem skeptischen alten Sultan werden wohl die angeprosten Türken zu einem politischen Wunderglauben verleitet werden. Zugleich wird das ottomanische Selbstbewußtsein einer Treibhauskultur ausgesetzt. Vor wenigen Monaten noch wurde in Reval und sonstwo in bitterstem Ernst verhandelt über die Aufteilung des angeblich in die europäische Staatenfamilie nicht passenden Ueberbleibsels aus den Tagen des osmanischen Waffenglücks, und jetzt umschmeicheln die angehenden Liquidatoren von damals das verurteilte Staatswesen, als ob es über Nacht eine Zierde Europas und ein Prachtexemplar der Kulturblüte geworden sei! Bei der Eröffnung des Fez-Parlaments sind nicht weniger als 350 Glückwunschdepeschen eingelaufen. Wie billig kommt die Türkei zu solchen Ehren! An greifbarer Reformarbeit ist noch gar nichts geleistet; die jungtürkische Tatkraft hat sich zunächst auf den Boykott gegen Oesterreich konzentriert. Allerdings eine sehr moderne Art von Tätigkeit, die den Enthusiasmus der betriebsamen Engländer wenigstens begreiflich macht. Die Thronrede des Sultans verrät viel politische Heuchelei, aber auch viel türkisches Selbstbewußtsein. Die diplomatische Schwindelkunst feiert ihren Triumph in dem „historischen" Rückblick auf den früheren Verfassungsbruch desselben Sultans und in dem Loblied auf die türkischen Schulen, die „alle Klassen der Bevölkerung" auf die „kulturelle Höhe" gebracht haben sollen. Das Gegenteil von Bescheidenheit atmet die Kritik des bulgarischen und österreichischen Vorgehens. Auffallend ist namentlich der Umstand, daß der Protest gegen die Rechtsverletzungen gegen Bulgarien eine bedeutend größere Schärfe sich erlaubt als gegen Oesterreich. In dieser Hinsicht ist offenbar in der allerletzten Zeit ein Umschwung eingetreten; denn bis dahin war man in Stambul gegen Bulgarien weit nachsichtiger und freundlicher. Jetzt wird dem eitlen Zaren Ferdinand unter die Nase gerieben, daß er von Rechts wegen „Wali von Ostrumelien", einer von den türkischen Oberpräsidenten sei! An dem sanfteren Protest gegen Oesterreich ist im Grunde nichts weiter zu beanstanden als die falsche Behauptung, daß der Berliner Vertrag dem habsburgischen Reiche die „vorläufige" Besetzung von Bosnien anvertraut habe. Von einer Zeitbegrenzung für das österreichische Mandat steht nichts geschrieben, weder in den Kongreßakten noch in den Köpfen der vernünftigen Zeitgenossen. Hoffentlich hat die kräftige Ausdrucksweise der Thronrede keinen anderen Zweck als die Unterstützung der diplomatischen Anstrengungen, möglichst viel klingende Entschädigung herauszuschlagen.

In der Regel müssen die jungen Volksvertretungen gegen die absolutistischen Gelüste am Hofe und in der Bureaukratie sich wappnen; in diesem Kampfe ist z. B. die russische Duma schon zweimal der Auflösung verfallen. In der Türkei aber ist die sog. Reaktion von „oben" jetzt ganz in den Hintergrund getreten. Die Herrschaft ist in den Händen des jungtürkischen Komitees, das eine Ueberregierung im schärfsten Sinne des Wortes darstellt. Wahrscheinlich wird nun von beiden Seiten (vom Serail und vom Komitee) eine Sammlung von Anhängern unter den parlamentarischen Neophyten und eine Art von Blockbildung versucht werden. Der schlaue Abdul Hamid hat gewiß das Bestreben, das Joch abzuschütteln, das ihm der jungtürkische Geheimbund auferlegt hat, und ein Mittel dazu könnte die Bildung eines „parlamentarischen Ministeriums" werden, dem die reaktionären, alttürkischen Elemente den Vorzug vor der Diktatur der Revolutionäre geben würden. Interessante Ränkespiele wird es wohl geben, vielleicht auch bei der politischen Durchseuchung der Armee innere Kämpfe; aber die Wohlfahrt des Volkes wird trotz aller Glückwünsche sich weiter in Geduld fassen müssen.

Digitized by Google

Dualismus oder Trialismus des habsburgischen Reiches?

Bei der Beratung der Annexionsverträge im österreichischen Abgeordnetenhause sprach der Ministerpräsident Frhr. v. Bienerth sowohl über die hochpolitische als über die innerpolitische, staatsrechtliche Seite dieser Angelegenheit. Die Aussichten auf eine Verständigung mit der Türkei konnte er unter der Autorität des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten als „nicht ungünstig" bezeichnen. Für die innere Politik ergaben sich Schwierigkeiten aus der Frage, welcher Reichshälfte die annektierten Provinzen zugeschlagen werden sollen. Die Magyaren, die bekanntlich nicht an Bescheidenheit laborieren, führen historische Gründe an, um ihren Anspruch auf Gebietszuwachs zu rechtfertigen; sie haben sich auch schon eine abweichende Fassung des Gesetzentwurfs geleistet. Die zisleithanische Reichshälfte, welche die Kulturarbeit in Bosnien seit 30 Jahren auf ihren Schultern hatte, will teils aus politischen, teils aus nationalen Gründen die Landesteile nicht den Magyaren ausliefern. Frhr. v. Bienerth suchte natürlich erst das Annexionsgesetz durchzusetzen und den Streit um die Beute hinauszuschieben. Es werde der späteren Regelung in keiner Weise vorgegriffen; die Parität des österreichischen Rechtstitels sei zweifellos. Einen greifbaren „Vorschlag zur Güte" hatte inzwischen der christlichsoziale Führer Prinz Liechtenstein gemacht: weder hüben noch drüben anzugliedern, sondern einen neuen autonomen Teil des habsburgischen Reiches zu bilden. Also eine Dreigliederung: 1. Zisleithanien, 2. Ungarn, 3. Serbo-kroatisches Kronland. Bei der Vormachtstellung der Christlichsozialen im Parlament und ihrer Fühlung mit dem Thronfolger findet der Gedanke ernste Beachtung. Der Ausweg scheint auch manche Vorteile zu bieten. Das neue Reichsglied wird als slawisches Staatswesen sich eher auf die zisleithanische als auf die magyarische Seite schlagen. In wirtschaftlicher Beziehung ist es von großem Werte, daß im Jahre 1917, wenn Ungarn sich aus der Zolleinheit löst, die österreichischen Länder das bosnisch-herzegowinische Absatzgebiet sich wahren können.

Interessant ist die Stellungnahme der alldeutschen Blätter im Reich gegenüber diesem Plane. Einige Heißsporne meinen, der „deutsche" Reichsteil müsse sich die annektierten Länder angliedern, um sie zu germanisieren. In der besonneneren Presse aber gesteht man zu, daß die Länder slawisch bleiben werden, und daß es also im Interesse des Deutschtums in Oesterreich besser sei, wenn sie auf eigenen Füßen stünden, als wenn sie das Gewicht des Slawentums in Zisleithanien noch vermehrten.

Das verschwindende Kamarillagespenst.

Laudabiliter se subjecit die hochkonservative „Kreuzztg". Unter der konzentrischen Verdächtigung seitens der Bülow- und Blockpresse wurde der „Kreuzztg." unheimlich; ihr Leiter nahm den Zylinder und machte dem Reichskanzler einen Huldigungs- und Versöhnungsbesuch. Als „treue Monarchisten" drückten sich die Herrschaften die Hände, und Fürst Bülow hatte die Gnade, auf die Ergebenheitsansprache zu erwidern, er sei weit entfernt, in dem Eintreten für den Kaiser eine politisch gegen ihn gerichtete Spitze zu finden, und gestatte die Veröffentlichung dieser Erklärung. Ein hämisches Blockblatt meint, die Gedanken des Fürsten Bülow würden sich hierin wohl nicht erschöpft haben, aber es liege doch ein nützlicher Erfolg der öffentlichen Kritik an dem Verhalten der „Kreuzztg." vor. Der Zweck der Uebung wird hier deutlich eingestanden: man schlug so großen Lärm wegen der „Kamarilla", um den rechten Flügel der Konservativen einzuschüchtern und unter die stramme Blockzucht zurückzubringen. Nachdem der Zweck erreicht ist, wird die Meute zurückgepfiffen. In der offiziösen „Südd. Reichskorrespondenz" heißt es nun mit einem Male, die Grundlosigkeit des Geredes über eine politische Kamarilla am Kaiserhofe sei für jeden Einsichtigen offenkundig gewesen. Es wird hinzugefügt: „Die Leute, die auf einen Kanzlerwechsel hindrängen, während sie öffentlich beteuern, kein Interesse daran zu haben, befinden sich nicht in der Umgebung des Kaisers." Warum haben die Offiziösen das nicht früher gesagt?

Recht bezeichnend ist der Schlußsatz des offiziösen Artikels: Nicht durch vermeintliche Kamarillen werde unser politisches Leben gefährdet, sondern durch das Ueberwuchern des Personalklatsches, dessen üble Folgen der sachlichen Arbeit Zeit und Kräfte entzögen. So ist es; aber dieser „Personalklatsch" ist gerade in der gepriesenen Blockära emporgewuchert; er bildet ein Stück von der rastlosen „Taktik", die alle sachlichen Gesichtspunkte zurückdrängt hinter das eine Streben: den Blockkanzler Fürst Bülow als Hort der Blockherrlichkeit zu erhalten. Am verflossenen Samstag hatte der Kanzler endlich wieder einmal das Glück, vom Kaiser zum Vortrag empfangen zu werden.

Ein leuchtendes Vorbild echter Toleranz.

Von

Paulus Wieden.

Der apostolische Vikar von Norwegen, Bischof Fallize, berichtet in den „Kath. Missionen", Jahrg. 37, Nr. 3, S. 60, 61, einen Fall wahrhaft edler, religiöser Duldung, wie sie zurzeit in unserem lieben deutschen Vaterlande schier unmöglich wäre.

In Drammen, dem Hauptplatze des norwegischen Holzhandels (1900 über 23,000 E.), ward 1899 eine katholische Kirche nach altnordischer Bauart gebaut. Gleichzeitig mit dem Missionar ließen sich in der Stadt einige Josephsschwestern nieder. 1903 errichteten sie in einem gemieteten Holzhause ein kleines Spital. Bei der allgemeinen Beliebtheit, deren die Schwestern in weiten Kreisen der protestantischen Bevölkerung sich erfreuten, füllte es sich bald mit Kranken; auch Protestanten unterstützten die Schwestern gern. Um ihr Wirken lahmzulegen, beschloß eine kleine, aber einflußreiche Partei die Gründung einer „freien Klinik". Aber selbst die protestantischen Aerzte erklärten, neben dem städtischen Krankenhaus genüge das katholische Spital vollkommen, zudem würde man nie bessere Krankenpflegerinnen finden als die katholischen Schwestern. Bald darauf erwarben diese ein neben der kath. Kirche gelegenes Steinhaus, das in ein allen Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Krankenhaus umgewandelt und 1907 vom Bischof eingeweiht wurde. Jetzt wandten sich die Gegner der Schwestern an den Stadtrat mit dem Ersuchen, ihnen unentgeltlich einen Platz zu überlassen zur Gründung einer „Privatklinik". Ehe dieser Antrag beraten wurde, bekämpften ihn die protestantischen Zeitungen, an ihrer Spitze das liberale Buskeruder Amtsblatt. Sie wiesen darauf hin, daß das katholische Krankenhaus allen Anforderungen genüge; die geplante Privatklinik würde den Schwestern, die als Krankenwärterinnen in der ganzen Welt nicht ihresgleichen fänden, nur unlautere Konkurrenz machen; als ein zweites Spital notwendig gewesen, da hätte man die jetzigen Eiferer vergebens gesucht; plötzlich hätten sie gefunden, daß die Ehre Gottes und des Lutheranismus eine Privatklinik dringend erheischen. Am Vorabend der Gemeinderatssitzung schrieb eine Zeitung: „Die morgige Entscheidung wird der Welt kundtun, welchen Rang in der Zivilisation Drammen einnimmt."

In der entscheidenden Sitzung bemühten sich ein Arzt und zwei Damen sehr, ihrem Antrage die Mehrheit zu sichern; als sie sahen, daß diese Hoffnung vergeblich sei, wollten sie den Antrag von der Tagesordnung abgesetzt wissen; aber der Gemeinderat wollte Klarheit und ließ deshalb über denselben abstimmen. Das Resultat war: mit 34 gegen 17 Stimmen ward er verworfen. Besonders erfreulich war der warme Ton, mit dem die Mehrheit die Sache der Schwestern verfocht. Sie wollten nicht ihre Hand dazu bieten, ein unter den schwersten Opfern entstandenes Werk vernichten zu helfen. Am interessantesten sind die Worte, mit denen der Vorsitzende seine ablehnende Stellung begründete: „Man hat behauptet, das Werk der Schwestern sei seiner Natur nach, auch ohne daß man es beabsichtige, Proselytismus. Ich will nicht in Abrede stellen, daß ihr Liebeswerk einen Einfluß zugunsten des Katholizismus ausüben kann. Wenn aber die Schwestern durch Betätigung der Nächstenliebe in der Gesellschaft Proselyten machen, und wenn ihre Hingebung ihnen Freunde wirbt, wer möchte das wohl eine unbefugte Propaganda nennen? Und wenn die eine oder andere unruhige Seele in der kath. Kirche ihren Frieden finden kann, wer von uns möchte ihr das nicht gönnen?"

Man möchte das glückliche Land beneiden, wo solch eine Rede gehalten werden kann, ohne daß der Redner zu befürchten braucht, nunmehr als Verräter von seinen einstigen Freunden gebrandmarkt zu werden. Ich möchte das Indianergeheul nicht miterleben, das auch von Tausenden unserer Gebildeten angestimmt würde, wenn ein als Liberaler gewählter Abgeordneter in ähnlicher Weise katholische Interessen begünstigen würde; der verschwände bei der nächsten Wahl in den Orkus. In Norwegen aber kann ein Liberaler sich ruhig nach seinem Gewissen richten, es wird ihm kein Haar gekrümmt. Auch in anderen Städten Norwegens begegnet man den Schwestern mit derselben Noblesse.

Wehmut beschleicht das Herz, wenn man wahrnehmen muß, wie fast einzig unser deutsches Vaterland von wahrer, echter Toleranz noch himmelweit entfernt ist. Die nordischen Reiche, sowie Holland, England, Nordamerika haben die Streitaxt begraben;

Digitized by Google

dort leben im allgemeinen die Konfessionen friedlich nebeneinander und sie fühlen sich wohl dabei. Es ist noch in aller Erinnerung, wie der Präsident Roosevelt einen übereifrigen Zeloten nach dem Wahlkampf öffentlich zurechtgewiesen hat.

Ist es nicht traurig zu sehen, wie „liberale" Stadtverwaltungen, so in letzter Zeit noch Greifswald, selbst krankenpflegenden Orden die Existenzberechtigung in ihren Städten verweigern! Und dabei ist nicht zu vergessen, daß viele liberale Stadtparlamente nur dem sonderbaren Wahlrecht ihr Dasein verdanken; würde die Macht des Geldbeutels, die ja nach der Andeutung des Apostes: „Non multi potentes, non multi nobiles" nicht bei uns zu finden ist, endgültig beseitigt, dann hörte mit einem Schlage auch die unnatürliche Erscheinung auf, daß die überwiegende Mehrheit der Bewohner von einer kleinen Minderheit regiert würde. Geschähe das nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der wohlwollenden Liebe, dann könnte man sich mit dieser traurigen Erscheinung eher aussöhnen. Nun aber gibt es wohl kaum einen größeren Hohn auf das Wort „liberal", als wenn Leute es sich beilegen, die in der Praxis (und darauf kommt es doch schließlich allein an) der größten Intoleranz sich schuldig machen. Ich käme an kein Ende, wollte ich all die Fälle von Unduldsamkeit, die in den letzten Jahren vorgekommen sind, hier aufzählen. Wer sich dafür interessiert, möge die beiden letzten Jahrgänge des „Leo" nachsehen; da findet er die Beweise in Hülle und Fülle.

Am bittersten müssen wir die Behandlung unserer Lehrorden empfinden. Wenn katholische Schwestern in irgend einer Stadt ein Pensionat errichten wollen, dann wird entweder die Bedürfnisfrage verneint (Hamm), oder der besorgte Stadtrat bewilligt eine weitere „paritätische" Schule (Kreuznach). Und dabei hat der Staat seine Hand gelegt auf die Leitung der katholischen Schwesternschulen in einer Weise, die einmal öffentlich besprochen werden muß. Nicht genug damit, daß fast jedes Pensionat sich weltliche Oberlehrer gefallen lassen mußte, soll man jetzt mit dem Plane umgehen, noch mehr weltliche Lehrer und Lehrerinnen den Schwestern aufzudrängen. Daß man ihnen damit ihre Lehrtätigkeit verleiden will, wer möchte das behaupten? Das wird aber die Folge sein. Wollen die Schwestern ihrem Berufe treu bleiben, dann wird es für sie schließlich das Klügste sein, gleich so vielen anderen ihre Pensionate an der holländischen oder belgischen Grenze aufzuschlagen. Da können sie den katholischen Eltern bieten, was diese für ihre Kinder suchen: eine auf echter Religiosität aufgebaute Erziehung ihrer Kinder. Man sollte meinen, in einer Zeit wie der unserigen, wo der Glaube und die gute Sitte immer mehr schwinden, sollte man es in den maßgebenden Kreisen dankbar begrüßen, wenn noch viele auf christliche Erziehung besonderes Gewicht legen. Es sollte dem Staat genügen, dafür zu sorgen, daß die in Schwesternpensionaten vorgebildeten Zöglinge seinen wissenschaftlichen Anforderungen entsprächen. Er hat es doch in der Hand, jeden zurückzuweisen, der das vorgeschriebene Maß von Wissen nicht besitzt; bei dem Examen kann er ja, wie er das bisher redlich besorgt hat, strenge prüfen; nur möge die Gerechtigkeit nie außer acht gelassen werden. Man kann den Eltern, gleichviel welcher Konfession sie angehören, das Recht nicht bestreiten, ihre Kinder nach den Grundsätzen ihres Glaubens erziehen zu lassen. Und trotz aller Schwierigkeiten, die man ihnen bereitet, werden viele die Mehrkosten nicht scheuen und ihr Liebstes auf Erden in ausländische Pensionate schicken. So kommt eine Masse deutschen Geldes, das der Vater Staat so gut gebrauchen könnte, nach Belgien und Holland. Die dortigen Staatsmänner sind klug genug, solch eine Geldquelle durch kleinliche Schikanen sich nicht zu verstopfen. Der deutsche Michel muß zahlen, immer wieder zahlen, unsere Nachbarn streichen vergnügt das Geld ein, das so leicht bei etwas freiheitlicherer Gesinnung dem Staate erhalten bleiben könnte. Ich will schweigen von den schweren Bedingungen, von denen man die Errichtung nicht bloß katholischer Pensionate, sondern sogar der krankenpflegenden Orden abhängig macht. Wenn ich las, daß ein neues Krankenhaus nur mit Genehmigung des Ministers errichtet werden könnte, dann dachte ich oft mit Schmerz und Entrüstung an die Worte des Dichters: „Kärglich uns die Luft zu messen, seid ihr krämerhaft geschäftig; Doch die breite Brust des Sachsen, atmen will sie frei und kräftig." Möchte doch mal ein allgemeiner Aufschrei der Volksseele diesen bureaukratischen Geist endgültig hinwegfegen! Wie sagte doch neulich der Berliner Bürgermeister Reicke vor Sr. Majestät? „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen."

Die Sozialdemokratie und die Dienstbotenbewegung.

Von

Dr. M. Wagner, Berlin.

Hatte sich die Sozialdemokratie in ihrer Agitation bis in die letzten Jahre hauptsächlich beschränkt auf die eigentliche Arbeiterklasse, so sucht sie neuerdings namentlich in Verbindung mit den sogenannten „freien" in der Tat sozialdemokratischen Gewerkschaften ihren Einfluß auf Bevölkerungsklassen, die sie in den Bereich ihrer Agitation ziehen will, weiter auszudehnen. Namentlich versucht sie hierbei, einen maßgebenden Einfluß auf die Dienstbotenbewegung zu erlangen. Wie immer, so ist auch auf diesem Gebiete die Agitation der Sozialdemokratie sehr rührig gewesen, wenn sie auch bis jetzt nicht von besonderen Erfolgen in der Dienstbotenbewegung reden kann, weil hier die Verhältnisse ganz eigentümlich liegen und weil namentlich die Zentrumspartei frühe eingesehen hat, wie wichtig es ist, beizeiten zu verhüten, daß die Dienstbotenbewegung in ein rein sozialdemokratisches Fahrwasser hineingerät. So muß der dem diesjährigen Parteitag erstattete Bericht des Parteivorstandes bekennen, daß die Dienstbotenbewegung nur dort Aussicht auf Erfolg verspreche, wo die allgemeine sozialistische Bewegung bereits eine bestimmte Höhe erreicht habe und die sozialistische Frauenbewegung in geschulten Genossinnen die systematisch tätigen Kräfte für die nötige agitatorische und organisatorische Arbeit stelle. Welche Wege die sozialdemokratische Frauenbewegung einzuschlagen gedenkt, das hat mit erfreulicher Offenheit die bekannte sozialdemokratische Frauenrechtlerin Zietz auf dem Gewerkschaftskongreß in Hamburg ausgesprochen. „Die Dienstbotenbewegung ist geboren aus dem Gedanken der Solidarität, um die Arbeiterkategorie, die rechtlich, sozial und wirtschaftlich auf tiefster Stufe steht, zu heben. Von ihr soll auch die allgemeine Arbeiterbewegung Vorteile haben. Denn die Dienstboten werden später die Frauen der Arbeiter, und Sie alle wissen, wie außerordentlich schädlich indifferente und feindlich gesinnte Frauen und Mütter der Arbeiterbewegung und wie außerordentlich nützlich auch die nicht erwerbstätigen Frauen sind, die den Geist der Solidarität erfaßt haben." Es wird hier also klipp und klar ausgesprochen, daß die Sozialdemokratie es als ihre Hauptaufgabe in der Dienstbotenbewegung betrachtet, die Verhetzung in das friedliche Familienleben hineinzutragen. Mit welchem Machtbewußtsein die Sozialdemokratie bereits an die „Lösung" der Dienstbotenfrage herangeht, beweist der Umstand, daß als der springende Punkt der ganzen Bewegung immer wieder bezeichnet wird, die Dienstbotenorganisation müsse die Stellenvermittlung selbst in die Hand nehmen, denn sie erweise sich als das Rückgrat der Bewegung. Und zwar wird von der Sozialdemokratie der Arbeitsnachweis als wirksames Agitationsmittel gewürdigt, der geeignet sei, der Organisation zahlreiche Anhängerinnen zu gewinnen. Die Sozialdemokratie ist auch dazu übergegangen, ein eigenes Organ zu gründen, und hat auf der Dienstbotenkonferenz es als besonders wünschenswert bezeichnet, „die Mädchen auch über ihre Berufsinteressen hinaus über die moderne Arbeiterbewegung aufzuklären, weil die meisten von ihnen doch Arbeiterfrauen werden, welche Verständnis für den wirtschaftlichen und politischen Klassenkampf des Proletariats besitzen sollen". So hat die obenerwähnte sozialdemokratische Frauenrechtlerin auf dem Hamburger Gewerkschaftskongreß immer wieder darauf hingewiesen, aus der Dienstbotenbewegung solle die ganze Arbeiterbewegung Vorteile haben; denn die Dienstboten würden später die Frauen der Arbeiter und man wisse in Genossenkreisen wohl zu würdigen, wie hindernd für die Arbeiterbewegung unwissende oder gar ihr feindlich gesinnte Frauen seien, wie außerordentlich fördernd für die Dienstbotenbewegung Frauen seien, die von dem Gedanken der Solidarität durchdrungen seien.

Es muß zugegeben werden, daß das Arbeitsnachweiswesen im Dienstbotenberuf sehr im argen liegt, wie überhaupt die gewerbliche Stellenvermittlung ein Schaden für die ganze Volkswirtschaft ist. Ein Arbeitsnachweis, der das Gesetz von Angebot und Nachfrage objektiv regeln will, darf nicht in die Hände von gewerbsmäßigen Stellenvermittlern gelegt werden, die lediglich ihr eigenes Interesse im Auge haben. Da in der Regel nur die Herrschaften eine Vermittlungsgebühr zu bezahlen haben, so hat der gewerbsmäßige Stellenvermittler ein ganz besonderes

Digitized by Google

Interesse daran, daß die Dienstmädchen ihre Stellung möglichst häufig wechseln. Außerdem fordert sein eigenes Interesse, daß er bei der Auswahl der Dienstmädchen nicht wählerisch sein kann, und der Fall, daß ein Stellenvermittler ein Dienstmädchen nicht mit hohen Lobpreisungen empfiehlt, dürfte recht selten sein. Daß alle diese Schäden der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung mit einem Schlage beseitigt würden, wenn es der Sozialdemokratie gelingen sollte, das Gros der Dienstboten zu organisieren und den Arbeitsnachweis in ihre Hände zu bekommen, sondern daß dann der Arbeitsnachweis weiter nichts würde als eine verkappte sozialdemokratische Agitationsstätte und ein Kontrollmaßregelungsbureau für mißliebige Hausfrauen, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung. Wenn auf dem Gebiete der gewerbsmäßigen Stellenvermittlung gerade für den Dienstbotenberuf irgend etwas geschehen kann und muß, so muß dahingestrebt werden, daß der Staat einen größeren Einfluß auf die Stellenvermittlung erhält. Gewiß sind alle möglichen einschränkenden Polizeivorschriften zur Kontrolle des geschäftlichen Verfahrens der gewerblichen Stellenvermittlung erlassen worden; diese reichen jedoch alle nicht aus, um die vorhandenen Schäden voll und ganz zu beseitigen.

Auch die sonstigen von der Sozialdemokratie gegen die heutigen Zustände im Dienstbotenberufe erhobenen Vorwürfe schießen weit über das Ziel hinaus. In einer ganzen Reihe von Städten haben die Dienstboten sich infolge des geringen Angebots in einer sehr vorteilhaften Lage befunden, wenigstens in der Zeit der aufsteigenden Konjunktur. Wenn von sozialdemokratischer Seite immer mit dem Einwand operiert wird, die Dienstboten seien von früh morgens bis spät abends ständig mit schweren Arbeiten beschäftigt, so ist dies eine offensichtliche Entstellung der Tatsachen. In einzelnen Fällen mag eine außerordentliche Ueberbürdung in Frage kommen. In den meisten Fällen handelt es sich nicht um eine durchgehende Arbeitszeit, vielmehr um eine Arbeitsbereitschaft. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß unter den weiblichen Berufen gerade die Dienstmädchen am meisten Gelegenheit finden, sich einzuarbeiten in die häuslichen Pflichten der späteren Hausfrau. Ein Arbeiter, der ein Dienstmädchen heiratet, ist sicherlich besser daran als ein solcher, der sich mit einer Fabrikarbeiterin verheiratet, die vom Haushalt so gut wie nichts versteht, während ein Dienstmädchen reichlich Gelegenheit hatte, sich die erforderlichen Kenntnisse nach jeder Richtung hin anzueignen und im Gegensatz zur Fabrikarbeiterin meist Gelegenheit findet, sich eine kleine Summe zurückzulegen.

Man darf den Einfluß, den die sozialdemokratische Partei bereits auf die Dienstboten gewonnen hat, durchaus nicht unterschätzen. In einer ganzen Reihe von Städten hat die sozialdemokratische Dienstbotenorganisation erhebliche Fortschritte gemacht. In Hamburg setzte die Agitation erst vor anderthalb Jahren ein, und auf dem letzten Gewerkschaftskongreß konnte mitgeteilt werden, daß bereits 3000 Mitglieder zu dem Hamburger Dienstbotenverein gehören. In dem Bericht heißt es, daß der errichtete eigene Stellennachweis frequentiert würde, und daß die Vereinsvorsteher nur wünschten, so viele Mädchen zur Verfügung zu haben, wie gesucht würden. Es ist die höchste Zeit, daß sich auch hier die Frauen selbst mehr um diese Frage bekümmern. Regierungsrat Leo hat kürzlich in der „Sozialen Praxis" sehr richtig darauf hingewiesen, daß, während in allen anderen Berufen sich Organisationen bildeten, unter den Hausfrauen bis jetzt so gut wie gar keine Neigung zur Bildung einer Gegenorganisation vorhanden sei. Es kann daher nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, wie außerordentlich wichtig es ist, daß auch die Hausfrauen sich zu einer Organisation zusammenschließen, die es sich nicht zur Aufgabe macht, die Dienstbotenbewegung überhaupt zu bekämpfen, sondern lediglich den übertriebenen Forderungen der sozialdemokratischen Dienstbotenbewegung entgegenzutreten. Beide Organisationen sollen sich nicht als Kampforganisationen gegenüberstehen, sondern sie sollen durch friedliche Verhandlungen versuchen, daß durch die Dienstbotenbewegung die Verhetzung nicht in die Familie, den eigentlichen Hort des Friedens, hineingetragen wird. Die ganze Angelegenheit darf unter keinen Umständen oberflächlich behandelt werden, sondern muß von allen Gegnern der Sozialdemokratie ernstlich ins Auge gefaßt werden.[1])

[1]) Anmerkung des Herausgebers: In mehreren Städten haben die Hausfrauen die Notwendigkeit des Zusammenschlusses erkannt. Auf Veranlassung größerer Frauenvereine wurden Hausfrauenvereinigungen in Hannover, Wiesbaden, Berlin und München gegründet.

„Kämpfe von heute."

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Vor uns liegen zwei Bändchen einer Sammlung, die den Titel führt: „Reformkatholische Schriften" (Jena 1908, Diederichs). Das erste Bändchen ist die „Antwort der französischen Katholiken an den Papst" (auf das Rundschreiben gegen den Modernismus); das andere ist das „Programm der italienischen Modernisten". Jenes ist durch einen Herrn René Prévôt ins Deutsche übersetzt, dieses ist besorgt von der „Krausgesellschaft" in München. Der Verlag kündigt weiter an: „George Tyrell, Zwischen Skylla und Charybdis, oder alte und neue Theologie" (aus dem Englischen übertragen durch Dr. Emil Wolf). Verleger und Uebersetzer hoffen wohl, mit modernistischen Waren in Deutschland Geschäfte machen zu können. Schade wäre es freilich um jeden Pfennig, den ein Katholik an die Sachen wenden wollte. An anderer Stelle[1]) haben wir über die „Antwort" und das „Programm" zu bemerken uns erlaubt, wie folgt:

. . . Diese beiden Elaborate, deren Deutsch auf der Höhe des modern französischen und modern italienischen Gedankens steht, gehören zu den armseligsten Machwerken, die je von der Scheinheiligkeit theologischer Eiferer, von der Aufgeblasenheit des Gelehrtendünkels, von der Unwissenheit schülerhafter Leserei, die je von der Rachsucht und Verbissenheit des Apostatentums ans Licht gefördert worden sind. Das Beweisverfahren der romanischen Modernisten ist ein überaus einfaches. Obersatz: Wir Modernisten sind die „großmütigsten, die gebildetsten, die liebevollsten Söhne der Kirche", „die wissenschaftlich und philosophisch geschulten Köpfe", „die intelligentesten, geistig lebendigsten und einflußreichsten Mitglieder des Laien-, Priester- und Ordensstandes", allesamt „durchweht vom Odem wahrhaftigen Christentums, vor Liebe zur Wahrheit und zur Kirche brennend". Untersatz: Alle nichtmodernistischen Katholiken, vom Papste bis zum ältesten Weiblein, mit Ausnahme „vielleicht von 30 oder 40" unter den 1200—1300 Bischöfen, sind blinde, blöde „Dummköpfe", weil gekettet und sich kettend an das Dogma und all den „Plunder", den dieses „mit sich schleppt". Schlußsatz (selbstverständlich).

Zum Nebenbeweis für den Untersatz wird hingedeutet auf das Wort von der „Cara nostra Germania", das Pius X. einmal gewagt haben soll, der Mann mit der „ländlich schlichten, ganz und gar praktischen Gläubigkeit", den „Deutschlands Wille zum Nachfolger Leos XIII. erhob", der „Dorfvikar" mit seiner „stolzen und gelassenen Unkenntnis der höheren Studien", der „heute stolz die schlichte Plebejerstirn hebt", der „die Kirche Frankreichs wider ihren Willen in alle möglichen Schwierigkeiten und Notstände gebracht hat" usw. Daß die „Krausgesellschaft" in München diese Ausgeburten gallischer und galliger Weisheit — die ihre theologischen Gründe aus dem Phrasenmagazin des Chauvinismus und der literarischen Gamins entlehnt — dem deutschen Vaterlande zur Erleuchtung vorsetzen hilft, ist ebenso lobwürdig wie ihr eigenes Unternehmen. Von Italien aus nämlich will man unter dem Schlachtrufe: „Was sterben soll, sterbe; was ausgerottet werden soll, werde ausgerottet, und" — den Nachsatz zu Zach. 11, 9 lassen die menschenfreundlichen Kämpen weg; dafür zitieren die allermodernsten Schriftkenner „Jes. CIV 2", während die veraltete Exegese nur 66 Kapitel von Isaias kennt — „von den übrigen verzehre jeder das Fleisch seines Nächsten!" — von Italien aus will man einen Kreuz- und Siegeszug all der Krieger zustande bringen, die erkannt haben, daß „das ganze reiche Erbe der katholischen religiösen Erfahrung mit den vornehmsten Anschauungen des zeitgenössischen Geistes in Einklang gebracht werden kann", und die sich anschicken, dem Katholizismus, „so wie er in ihrem Geiste Gestalt gewonnen" (!!), den Erdkreis zu erobern. . .

Der neue Verlag von Hermann J. Frenken in Köln-Weiden will ein Unternehmen beginnen, das, äußerlich wenigstens, mit dem Jenenser Werk verglichen werden kann. Es soll „das Lebendigste aus dem in- und ausländischen neuen Streben", zumal aus den „hoch- und niedergehenden Kämpfen" bei den „romanischen Katholiken", den deutschen Katholiken dargeboten werden. Den Anfang bildet ein sehr schön ausgestattetes Bändchen: „Romolo Murri, Kämpfe von heute" — mit dem Untertitel: „Das christliche Leben zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts" (autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen. XI u. 279 S. M 5.—).

Neunzehn Aufsätze mit der Schlußabhandlung „Eine geistige Krisis im Katholizismus" sind in Buchform zusammengestellt, nachdem sie zuvor „rasch nacheinander in einer Periode intensivster Propaganda- und Organisationstätigkeit der italienischen christlichen Demokratie, und zwar zunächst für die Cultura sociale, niedergeschrieben" waren. Die erste italienische Buchausgabe fällt in den Anfang des Jahres 1901. Murri handelt u. a. über die Themata: Modernes Leben; Der Weg der Dekadenz; Etwas über

[1]) Siehe: Jesus Christus. Vorträge auf dem Hochschulkurs zu Freiburg i. B. 1908, gehalten von Braig, Hoberg, Krieg und Weber in Freiburg, sowie von Dr. Gerhard Esser, Professor in Bonn (Freiburg 1908, Herder. 440 S.). Das obige Zitat ist eine Anmerkung in dem Buche, S. 412 f.

Digitized by Google

religiöse Psychologie; Klosterleben; Natur und Gnade; Die Volksfrömmigkeit; Der äußere Kult; Die religiöse Wirksamkeit im öffentlichen Leben; Sozialismus und Religion; Die religiöse Frage im Süden Italiens.

Was wollen nun die Abhandlungen in deutscher Gewandung?

Romolo Murri wird eingeführt als ein „bei uns fast unbekannter, großer Denker, der, ein Reformer und doch kein Modernist, ein Moderner und doch ein Thomist, in seiner geistigen Entwicklung als ein Riese im heutigen Italien dasteht". Wir wissen wohl, was derlei Charakterisierungen sollen; und einiges ist uns über Romolo Murri schon zu Ohren gekommen. So beginnen wir, halb verstimmt und halb neugierig, in dem Buche zu blättern. Wir lesen, und indem wir voranschreiten, wächst nicht unsere Neugier, sondern Enttäuschung stellt sich ein und fast will sie sich zur Empörung steigern. Einen Augenblick flammt auch die Entrüstung auf. Es geschieht, als wir an die Stelle kommen, wo wir (S. 215 ff.) belehrt werden sollen, daß Harnacks Buch „Das Wesen des Christentums" zwar ein „häretisches Buch" sei, „das ex professo ketzerische Theorien entwickelt" usw.; aber das Buch eines Mannes sei es doch, „der von den Zerstörungen eines halben Jahrhunderts zur Wahrheit zurückkehrt (!), eines Mannes, der in der Auflösung des Protestantismus etwas zu retten, jenen etwas zu bieten versucht, die, von der zerstörenden Kritik weggerissen, die göttliche Gestalt Jesu aus den Augen verlieren, einen festen Punkt zu bieten, von dem aus sie ihn betrachten und verstehen (!) können". Verteidigt doch Harnack „mit der ganzen Kompetenz des Kritikers und modernen und berühmten Forschers" einen, „wenn auch kleinen Teil Christentum", und zwar „in wunderbarer Weise"! Daher könnte das Buch „den verirrten Schäflein, die im Begriffe sind, im Materialismus zu versinken", den „zweifelhaften (!) Geistern" u. a. „nützen und Gutes tun". Allein der Autor soll nicht gelesen werden, darf kein „Imprimatur" haben nach den streng Orthodoxen, „weil er wohl das Christentum aufbauen will, aber weil er es auf seine Art und Weise aufbaut" usf.

Nun ist es genug! Das eine Beispiel zeigt, welche Urteilskraft Romolo Murri an die deutsche Literatur wendet. Adolf Harnack soll den „katholischen Schäflein" in Italien, „welche in der Hürde zu sein scheinen, in Wirklichkeit aber den Wölfen entgegengehen und mit ihrem Unglauben ins seelische Verderben geraten", ratend und rettend beispringen! Harnack und andere „hervorragende Spiritualisten" — „auch wenn sie nicht auf den Index gesetzt sind" — sollen gelesen werden! Was sollen wir denn sonst „den jungen Katholiken zu lesen geben"? Freilich muß man der „Kritik" mit der „Logik" auf den Grund gehen usf.

Was soll man dazu sagen, daß ein katholischer Geistlicher in Italien heute noch nicht weiß, daß Harnacks „Wesen des Christentums" und verwandte Schriften die giftigsten Nährquellen des häretischen Aberglaubens neuester Färbung sind? Uebersetze den deutschen Liberalismus ins Französische und Italienische, dann hast du den romanischen Modernismus! Harnack soll nicht bloß ratlosen Protestanten, sondern auch kranken „katholischen Schäflein" den festen Punkt bieten, von dem aus sie die „göttliche Gestalt Jesu" betrachten nnd „verstehen" können! Harnack, der glatteste und zäheste Christusleugner der Gegenwart, der „kompetente Kritiker und Forscher", der mit christlichen Worten schnödeste Falschmünzerei treibt, der Schreiber, der für seine sentimentalen, modern pietistischen Redensarten als einzigen Grund die leere Willkür seines „Empfindens" und „Erlebens" hat, Harnack „verteidigt" „in wunderbarer Weise" einen Teil Christentum, modern-italienischem Riesenscharfsinn zufolge! Und wie? Harnack zeigt beispielsweise, daß die Kritik, die dem hl. Lukas seine Schriften abgestritten, in die Irre gegangen, und daß die Tradition, die Lukas für den Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte hält — bei Matthäus und Markus ist es auch so, wie die Tradition sagt; Johannes dagegen ist nach Harnack ungeschichtlich —, daß die Tradition im Recht ist, was für Kundige ja nicht neu ist. Und Harnack zeigt — allerdings nicht objektiv, sondern er „beweist" weiterhin nur für „kranke Schafe", daß Matthäus, Markus, Lukas, Paulus, deren Schriften echt sind, in gutem Glauben sinnige oder widersinnige — Mären und Märchen berichten, wenn sie von der Gottheit des Weltheilandes — eines „guten Menschen" in „göttlicher Gestalt"! — wenn sie von den Wundern, von der Auferstehung des Gekreuzigten u. ä. reden. Da tritt nun die Meinung in Italien hervor, glaubenskranke Katholiken des Sonnenlandes könnten Nutzen und Vorteil haben, wenn sie den Taumelwein des deutschen Rationalismus tränken! Ist nicht frisches Quellwasser doch gesünder als der süßeste Gifttrank, der, um Lieblingsphrasen der Schule Harnacks zu gebrauchen, angenehmstes „Empfinden", erhebendste „Erlebnisse" schafft?

Es fehlt nur noch, daß auch Gustav Frenssens Buch „Hilligenlei" mit seiner tiefen Unsittlichkeit und phrasenverbrämten Christuswidrigkeit — Frenssen ist der „Dichter" der Harnackschen Schule — der „kranken Gesellschaft" Italiens als „das Pharmakon der Gesundheit" angepriesen wird.

Wir sehen von weiterer Beurteilung der „Kämpfe von heute" ab. Romolo Murri hegt selber die Befürchtung, daß sein Buch „ein allzu exklusiv italienisches Buch" sein möchte. Gut! Gebrauchen wir ein Bild! Murri will Feueralarm geblasen haben, da er meinte, in der einen oder anderen der Kathedralen Italiens drohten Brände auszubrechen. Wer die Gefahr des Feuers sieht, hat die Pflicht, zu rufen, Schlafende mit allen Mitteln des Lärmens aufzuschrecken. Allein der Feuerruf, besonders wenn so unheimlich falsche Noten dazwischen gellen, sagt nicht schon, wie ein Brand zu löschen ist. Noch weniger verrät das Schreien, wie, nach welchem Maß, Gesetz und Plan abgebrannte Wunderwerke wieder aufzubauen wären.

Und noch eins! Italienische Alarmrufe können für sich einen prächtigen Klang haben! Wie nehmen sie sich aber in fremder Sprache aus? Die vorliegende Uebersetzung eines Bandes von Romolo Murris Battaglie d'oggi läßt ab und zu den Wohllaut der italienischen Perioden ahnen. Das Deutsch indessen scheint von einem Italiener herzurühren, der eine deutsche Grammatik gelesen hat und ein italienisch-deutsches Wörterbuch aufzuschlagen weiß. Die Uebersetzung ist sicher für die Mehrzahl der Deutschen unverständlich. Die sie verstehen, werden sie im ganzen ungenießbar finden.

Vox clamantis.

Ob ihr mit reiner Hand die goldenen Grale, draus Jesus glänzet in die Seelen, zeigt — ob eure Stirn bekrönt vom Demantstrahle, und eurer Majestät die Welt sich neigt — ob vor dem Tabernakel euer Beten im Psalmenchor wie Weihrauch aufwärts steigt — ob Lehr-, Straf-, Warnungs-, Kosereden die Lippe formet oder ernsthaft schweigt — ob ihr Gerechtigkeit, ob Balsam spendet — ob eure Hand Geräte Kräfte schafft, ob sie die Pflugschar oders Dampfrad wendet, sich kindlich ballt, im letzten Kampf erschlafft — euch allen, die ihr seid und die ihr werdet, Granit seid oder schon am Wachs zerschellt, euch einfalts- oder klugheitsreich geberdet, Genossen unsrer und der bessren Welt — euch allen, die's verzehret, zu gelangen in reinsten Glückes wunschlos-sel'gen Port, wo Friedenspalmen siegreich euch umfangen — euch allen gilt dies Wort:

War't nie ihr noch recht von euch selbst besessen? vom Ich, dem vielgeliebten Ich gehetzt? Nicht wahr? es schien der Mittelpunkt des Alls, und jedes andre Wesen diente ihm, nur seinem Ruhm, seiner Verherrlichung! Im eignen Herzen kniet's vor seinem Thron und betete voll Lust sich selber an. Es wußte alles, wußte alles besser, und seine Weisheit war ein Babelturm, der in den Wolken droben sich verlor. Empfindlich-eitel war es, das Idol, und wer ihm kam mit gütig mildem Tadel und sprach zu ihm: „Was bist du, winzig Ding? 's steht Einer über dir, der dich erschuf! Nach dessen Geist und Lehre sollst du leben!" — da zuckte auf das ungeberd'ge Ich und wandte sich und ließ den Mahner stehn und bläht' sich fort und fort. Bis zu dem Tag, da äußrer oder innrer Sturm es zwang, Einkehr zu halten und zu sehn, wie schwach und nichtig doch es sei. — Es krümmte sich zuerst in Zorn und unfruchtbarer Wut. Doch als es ruhiger ward, besann es sich: Ja, in der Tat! ein Hauch, ein Widerwort, ein Wurm, ein Nichts — vermag in einem Nu mein herrscherliches Wähnen zu vernichten! Wo klammr' ich mich? wo faß' ich Fuß? wo quillt mir Trost? Wo wächst das Heilkraut meinen Wunden?

Nun ging's ihm auf, lodernder Flamme gleich: 's steht Einer über dir, der dich erschuf! Nach dessen Geist und Lehre sollst du leben!

So kroch das kleine Ich zu seinem Gott, und den's mißachtet, müht' sich's jetzt zu suchen. Schon war Er da, als kaum es ihn gesucht, und beugte sich ihm dar, zog's in die Arme und an die liebe-, liebevolle Gottesbrust. Sanft lag's, ein Kind, allda geschloss'nen Auges und atmete beruhigt in sel'ger Schwäche und gab sich, gern und willig, Ihm dahin. Er lehrte es von neuem wieder leben und stehen, schreiten, wirken, nach und nach, und hüllte es in seinen heil'gen Schutz. Da ward aus Ich bewußtsein Gottbewußtsein, und Selbstbewußtsein — mit und in dem Herrn!

Nun war das Ich echt und wahrhaft geadelt, ein Königssohn und Erbe eines Königs, so reich und mächtig, wie's sonst keinen gibt, und seine Brüder waren Königskinder, — das Weltall und das Leben ihr Exil, des Höchsten Himmelspracht ihr Ahnenschloß! — dem Stammbaum in der Taufe eingegliedert und königsbürtig durch die heil'ge Kirche, die als Familie Er auf Erden

Digitized by Google

hat. — Jetzt frag' ich „welche?" noch, und allsogleich, so wie ich selbst, so jubelt ihr mit mir: „Die Kirche, die einst Christus hat gegründet und die katholisch ihres Ursprungs ist und ihres Ziels!"

So zeiget euch als ihre rechten Sippen, und seid es ganz, und seid es durch und durch! „Katholisch sein", die Losung, „echt katholisch! katholisch bis zum letzten Atemzug!"—

Euch allen, die's verzehret, zu gelangen in reinsten Glückes wunschlos-sel'gen Port, wo Friedenspalmen siegreich euch umfangen — euch allen, allen, allen gilt dies Wort! — Ein armes Wort nur . . .

J. v. Solm.

Nachlese der Weihnachtbücherschau.

Der Verlag von Gebrüder Steffen, Limburg a. d. Lahn, veröffentlicht Dr. theol. et phil. Albert Sleumers berechtigte Uebersetzung nach der achtzehnten Auflage der berühmten französischen Ausgabe von Joseph Vianeys Leben und Wirken des seligen Johannes Baptiste Vianney, Pfarrers von Ars (1786—1859). Die durchaus dankenswerte Verdeutschung (8°. 215 S. Geh. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.40) ist als Jubiläumsausgabe zum 4. August 1909 gedacht, dem 50. Gedenktage des Todes dieses neuzeitlichen Heiligen, dessen Statuette, wie es das Titelbild zeigt, den Schreibtisch des Hl. Vaters Pius' X. schmückt. — Vom selben Verlag und vom selben Uebersetzer liegt Longfellows umfangreichste und tiefste Dichtung vor: Der Sang von Hiawatha. Aus der englischen Urschrift in deutsche Verse übertragen. Mit dem Bilde und der Lebensbeschreibung Longfellows. 8°. 191 S. Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50, mit Goldschn. ℳ 3.— Die Uebertragung liest sich flüssig und dichterisch-sinngetreu. „Vorrede" und „Leben und Wirken Longfellows" dienen zur vortrefflichen Einführung in das großartige Werk selbst, dem des Dichters eigene Anmerkungen verdeutscht beigegeben sind.

In die altgermanische Vergangenheit führt die deutsche Jugend Al. Frietingers An der grünen Isar. Bilder aus der alten Zeit, erschienen im Verlage der Jugendblätter (Karl Schnell) München. Gr. 8°. 32 S. Preis 50 Pf. Der mit sehr wirksamen Illustrationen im Federzeichnungsstil geschmückte Text stellt unserer Vorväter kampffrohes Leben, in das schon ein Strahl des Christentums fällt, mit kräftigen, ansprechenden Strichen vor uns hin; die Sprache ist von schöner, poetischer Einfachheit.

Der Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff)-Münster i. W. bringt zwei interessante Novitäten: 1. Der Traum des heiligen Johannes. Von Jacinto Verdaguer. Deutsch von Clara Commer. Autorisierte Uebersetzung. 1909. Gr. 12°. 76 S. geb. ℳ 2.—. Dr. P. Expeditus Schmidt, der auf Bitte dieser bewährten Kraft auf dem Gebiete der übertragenden Nachdichtung dem Buche „Ein Wort der Einführung" mitgegeben hat, nennt das Werk die hervorragendste Herz Jesu-Dichtung der Weltliteratur, die am besten geeignet sein dürfte, die so vielfach mißverstandene Andacht zum heiligen Herzen im rechten Lichte zu zeigen: durch das Mittel „kernigen theologischen Gehaltes, der das gläubige Gemüt entzückt", und „künstlerischer Form voll südlichen Glanzes". 2. Enrica von Handel-Mazzetti. Die Persönlichkeit und ihr Dichterwerk von Eduard Korrodt. 1909. 8°. 177 S. ℳ 2.50. Die erste Monographie über diese große Dichterin, warmblütig, jungfrisch geschrieben, sprühend von verständnisfreudiger Anteilnahme.

Eine liebevolle, kongenial durchempfundene Dichterstudie bietet uns auch Johannes Eckardt in: Paul Keller. Ein Lebensbild. Ravensburg. Verlag von Friedrich Alber. 1908. 12°. 40 S. geb. ℳ 1.—. Enrica von Handel-Mazzetti schreibt in einem längeren Referate über Eckardts Studien: Ein schmuckes Bändchen aus der Feder des hochbegabten jungen Wiener Literaten Johannes Eckardt, dessen scharfsinniges Urteil und glanzreiche Diktion wir schon im Feuilleton verschiedener Tagesblätter und Revuen zu bewundern Gelegenheit hatten. Schlagkraft des Urteils, Adel der Darstellung und jene mitreißende Begeisterung, die das Schönste an einer jugendlichen Genialität ist, zeichnen das reizende Buch aus, und ein Hauch zarter Romantik schwebt darüber, wie über den Büchern Paul Kellers.

Grüße aus der Kemenate nennt Anna de Crignis ihre jüngste, als „Mutterlieder" bezeichnete Gedichtsammlung, die der Kathol. Lehrerinnenverein in Bayern herausgibt im Verlage von Val. Höfling-München (ℳ 1.20, geb. ℳ 1.50). Wir können das Büchlein, dessen herzfrische Innigkeit von schöner, künstlerischer Form gehalten wird, nur aufs dringlichste empfehlen, besonders den christlichen Müttern und allen anderen mütterlich gesinnten Frauen, die an dieser „poetischen Verklärung idealen Familienlebens" ihre helle Freude haben werden.

Stille Nacht, heilige Nacht.

Wie Silbersterne fallen Flocken
Mit weißen Schleiern durch die Nacht,
In weiter Ferne Friedensstille —
Nur ferne Glocken hehr und sacht.

Auf allen Halden liegen Lieder,
Wie Hirtenlieder innig, warm.
Es harrt das Glück auf allen Schwellen,
Es wandelt Haß und Leid und Harm.

Was deine Seele lang verloren,
Es kehrt zurück, ein Engel licht,
Und küßt von sorgenbleichen Wangen
Die Träne, die das Sehnen bricht.

O stille Weihnacht, Lichterstunden,
Ihr tragt den Himmel erdenwärts;
Und was im Sturme war vergessen,
Ihr legt's zum Trost ins Menschenherz.

Hans Gesold.

Echo aus dem Leserkreise.

Der „Reichskanzler" und die preußische Städteordnung.

Ein freisinniger Münchener Leser schreibt der „Allgemeinen Rundschau": Der eindringliche Artikel „Der Deutsche Kaiser und der König von Preußen" (vom Herausgeber) in Nr. 49 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 821 ff.) hat in weiten Kreisen, auch in Norddeutschland, starken Eindruck gemacht, wenn auch fast die ganze Presse im Gefühle ihrer Mitschuld denselben totschwieg. Im Reichstage hat kurz nachher der Abgeordnete Erzberger nicht ohne Geschick dasselbe Thema angeschnitten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, wie tief das in der „Allgemeinen Rundschau" rücksichtslos bloßgelegte Uebel eingefressen ist. Der Staatssekretär versuchte den von ihm ganz allgemein gebrauchten Ausdruck von der „kaiserlichen Regierung" durch Ausflüchte zu verteidigen, die durchaus unstichhaltig sind. Im Frankfurter Vertrag steht keine Silbe von einer „kaiserlichen Regierung". Geradezu tolle Blüten treibt die in der „Allgemeinen Rundschau" gegeißelte Begriffsverwirrung fort und fort in der „nationalen" und „liberalen" Presse. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in Nr. 590 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 17. Dezember über das Jubiläum der preußischen Städteordnung in der Form einer Polemik gegen „klerikale Blätter" das Folgende liest: „Selbstverständlich war der Kaiser damit einverstanden, daß der Reichskanzler bei der Feier im Berliner Rathause ihm den Text jener Ansprache öffentlich überreichte." Was hat der Reichskanzler mit der preußischen Städteordnung zu tun? Gewisse Blätter scheinen völlig zu vergessen, daß Fürst Bülow nicht bloß Reichskanzler, sondern auch verantwortlicher preußischer Ministerpräsident ist. Nur in dieser Eigenschaft konnte er dem Könige von Preußen, der den Namen Deutscher Kaiser führt, die bewußte Rede überreichen. Der „Reichskanzler" hat mit der preußischen Städteordnung überhaupt nichts zu tun.

Zur Frage der Nachlaßsteuer.

Ein Kölner Leser schreibt der „Allgemeinen Rundschau": In der „Rundschau" wurde jüngst sehr zutreffend auf die Lockerung der Familienbande hingewiesen, welche die vorgeschlagene Nachlaßsteuer in sich birgt. Auch in der imposanten Protestkundgebung, die am 16. Dezember in Köln stattfand, wurde diese Gefahr hervorgehoben. Aber noch nirgendwo fand ich bisher die nachstehende Erwägung betont: Es ist vielfach üblich, daß ein Ehemann seiner Frau über die ihr gesetzlich zustehende Quote hinaus alles das vermacht, was gesetzlich zulässig ist, also ein gewisses Mehr. (Die Kinder werden auf den Pflichtteil gesetzt.) Künftig muß also die Frau von dem Mehr Nachlaßsteuer zahlen. Wäre das Mehr direkt an die Kinder gefallen, so hätten diese ebenfalls Nachlaßsteuer zahlen müssen. Stirbt die Frau, so fällt das Mehr an die Kinder. Nun muß von demselben Mehr zum zweiten Male Nachlaßsteuer gezahlt werden. Also dafür, daß ich meine Frau sicherstelle und die Familienbande befestige, werden meine Erben durch zweimalige Steuerzahlung gestraft.

Beim Besuch von Restaurants, Hotels, Cafés und auf Bahnhöfen verlange man die „Allgemeine Rundschau".
Steter Tropfen höhlt den Stein!

Digitized by Google

Weihenacht.

Mitten hinein in des Winters Schnee
Pflanz' die unsterbliche Fichte!
Mitten hinein in des Alltags Weh
Lies mir die süße Geschichte.

Die süße Geschichte vom Kindelein,
Das Engel und Hirten besangen.
O trage es mir ins Herze hinein,
Goldlockig mit rosigen Wangen.

Das Kindlein der Unschuld vom Himmel hoch,
Das alle Völker ersehnen.
Den großen Befreier vom schweren Joch,
Den Stiller der menschlichen Tränen.

O laß es kommen, mit göttlicher Huld
In Sünderarmen zu liegen,
O laß es kommen, ob aller Schuld
Mit seligem Lächeln zu siegen.

Daß meine dunkele Erdennacht
Versinke vor seinen Sonnen,
Laß es kommen mit Liebesmacht,
Das Kindlein der ewigen Wonnen.

Mitten hinein in des Winters Schnee
Pflanz' die unsterbliche Fichte!
Mitten hinein in des Alltags Weh
Lies mir die süße Geschichte.

M. Herbert.

Die katholische Mission und das Schulwesen in Japan.

Von Dr. J. Weig, Akita.

Eine oft gehörte, immer noch wiederholte Anklage geht dahin, daß die katholischen Missionare in Japan das Schul- und Unterrichtswesen vernachlässigt und dadurch den Einfluß der katholischen Kirche auf dieses so energisch und zielbewußt vorwärts strebende Volk verloren hätten. Derselbe Grund wird gewöhnlich auch angeführt, um den geringen Fortschritt, welchen das katholische Missionswerk in diesem Lande macht, zu erklären. Mein Aufenthalt in Japan hat mich eines anderen belehrt, und nachstehende Zeilen mögen dazu dienen, das obengenannte weitverbreitete Urteil zu korrigieren.

Die Zeitverhältnisse, unter welchen die katholische Missionstätigkeit im Lande „der aufgehenden Sonne" wieder aufgenommen wurde, waren sehr schwierige. Es waren die Jahre heftigster politischer Gärung, unmittelbar vor der sogenannten „Restauration", in denen der Fremdenhaß Orgien feierte. In den Straßen der Städte waren noch die offiziellen strengen Verbote, sich zur christlichen Religion zu bekennen, angeschlagen. Die Missionare hielten sich in den Vertragshäfen auf, waren aber, damit sie keine Missionstätigkeit ausübten, von der Polizei strenge überwacht. Und nachdem P. Petitjean in Nagasaki im Jahre 1865 scheinbar durch Zufall die in nächster Nähe der Stadt wohnenden sogenannten „Altchristen" entdeckt hatte, welche einen gewissen Schatz von Glaubenswahrheiten, einige christliche Gewohnheiten und die Taufe beibehalten hatten, erschienen sofort die Verbannungsdekrete, welche auch strenge ausgeführt wurden. Die Christen, welche ihrem Glauben treu bleiben, wurden an verschiedene Orte der Hauptinsel verschickt und genossen die Leiden der Verbannung in reichster Fülle bis zum Jehre 1873. Erst in diesem Jahre wurde die Religionsfreiheit dem Lande geschenkt. Bis dahin konnte die Mission also in bezug auf Schulwesen einfach nichts machen.

Aber auch späterhin standen riesige Schwierigkeiten entgegen. Das politisch geeinte Reich schritt im schnellsten Tempo vorwärts. Neben dem Heere war es besonders das Schul- und Erziehungswesen, das den leitenden Männern am Herzen lag. Bis zum Jahre 1873, als die Mission die gesetzliche Freiheit erhielt, war das Schulwesen schon zum größten Teile geregelt und ganz unter staatliche Aufsicht gestellt. Die ohnehin durch die Seelsorge schon überschwer belasteten Missionare konnten diesen Vorsprung der staatlichen Schulen niemals mehr einholen. Ueberdies hatte die japanische Regierung sich die religionslosen Schulen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Vorbild, das sie treu nachkopierte, genommen: der Religionsunterricht war und ist auch heute noch strengstens in den Schulen verboten, auch in den Privatschulen.

Man muß aber anderseits durchaus anerkennen, daß die katholische Mission für das Schulwesen getan hat, was sie tun konnte. Auf dem Gebiete des Volksschulwesens war nichts zu machen. In Japan herrscht Schulzwang (vorläufig noch für Kinder von 6 bis 10 Jahren). In den Elementarschulen darf über Religion nicht gesprochen werden, es geschieht auch tatsächlich nicht. Es wäre also im allgemeinen überflüssig, solche Schulen zu gründen, und zwar um so weniger, da dieselben ganz enorme Geldmittel verlangen würden; man denke nur an die Gebäude, an die innere Einrichtung und an den Gehalt der Lehrer. Uebrigens hat die Mission die Sorge für die Kinder keineswegs, soweit es not tut, vergessen. In den Waisenhäusern wird der Schulunterricht von geprüften Lehrern und Lehrerinnen genau nach dem von der Regierung vorgeschriebenen Schulplan erteilt. Der religiösen Erziehung dienen die Sonntags- und Abendschulen.

Was den höheren Unterricht angeht, so hat die Mission blühende Anstalten. Nachstehend will ich einige Zahlen anführen.

1. Diözese Nagasaki. Die Diözese zählt 43 709 Katholiken. Im Jahre 1906/07 wurden getauft: 381 erwachsene Heiden, 1603 Kinder christlicher Eltern, 721 Heidenkinder, im ganzen 2705. Die katholische Bevölkerung verteilt sich auf 145 Gemeinden. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 1 Bischof, 34 europäischen Missionaren, 26 japanischen Priestern, 8 Klerikern (die im Seminare studieren), 25 Katechisten resp. Katechistinnen, die an der Bekehrung der Heiden arbeiten, und 200 japanischen Lehrern und Lehrerinnen, die in den christlichen Gemeinden sich der religiösen Erziehung widmen; ferner aus 21 Schulbrüdern (Marianniten), davon sind 4 Priester und 7 Japaner, 19 Schwestern vom Kinde Jesu (davon 3 Japanerinnen), 14 Franziskanerinnen Missionärinnen, 5 Schwestern von St. Paul de Chartres. Der Unterricht liegt in den Händen der Brüder und Schwestern.

Die Schulbrüder haben: 1. eine Handelsschule, die von 358 Schülern besucht wird; 2. eine Fortbildungsschule mit 49 Zöglingen; 3. eine Schule für europäische Kinder mit 18; 4. eine Abendschule mit 130 Schülern. In der Stadt Kumamoto erteilen 3 Brüder 60 Schülern Unterricht im Englischen und Französischen und stehen im Begriffe, ein Gymnasium zu errichten. In Urakami, der blühenden alten Christengemeinde (6492 Katholiken) vor den Toren der Stadt Nagasaki, haben die Brüder ein großes Grundstück erworben (ca. 21000 qm), um eine Katechistenschule zu gründen.

2. Diözese Osaka: Sie zählt eine katholische Bevölkerung von 3748. Hier wirken 1 Bischof, 27 Missionare, 4 einheimische Priester, 36 Katechisten, 6 Schulbrüder und 23 Schwestern. Die Zahl der Schüler, welche die Missionsschulen besuchen, beträgt 1620; dazu kommen noch 209 Waisenkinder und 812 Kinder, welche in den Handwerker- und Arbeitsschulen unterrichtet werden. — Auch hier haben die Schulbrüder eine überaus blühende Handelsschule, die von 600 Studenten besucht wird und sich eines ganz ausgezeichneten Rufes und größter Beliebtheit bei der heidnischen Bevölkerung erfreut.

3. Erzdiözese Tokio. Leider habe ich keine genaueren Angaben zur Hand. Doch was ich in Tokio gesehen habe, hat mich in Erstaunen versetzt. Die Zahl der Schüler, welche die Missionsanstalten besuchen, beläuft sich auf ca. 2000. In den Waisenhäusern werden 629 Kinder erzogen, und in 4 Arbeitsschulen 86 Kinder ausgebildet. Die Schulbrüder haben in Tokio eine Abendschule (für fremde Sprachen), welche von reichlich 200 Schülern besucht wird; ferner eine Mittelschule (Gymnasium) mit über 700 Schülern. Diese Schule ist staatlich anerkannt, ihre Zeugnisse gelten vor der Regierung; unter den Schülern finden sich Kinder aus den höchsten Klassen, selbst Kinder von Ministern. Die Schule muß wahrlich trefflich eingerichtet und gebaut sein, um das erreichen zu können in dem an Schulen aller Art überreichen Tokio. — In Yokohama haben dieselben Schulbrüder ein Kolleg für ausschließlich europäische Kinder, dasselbe zählt 120 Schüler. Die Schwestern von St. Paul haben in Tokio ein Pensionat und ein Externat, das, ähnlich wie das Kolleg der Schulbrüder, von den Töchtern der ersten Familien des Landes mit Vorliebe aufgesucht wird.

Digitized by Google

4. Am schlechtesten ist es in der Diözese Hakodate bestellt. In der Stadt Hakodate selbst befand sich eine schöne, blühende Anstalt (Pensionat und Externat) der Schwestern von St. Paul, die leider im August 1907 dem großen Brande zum Opfer fiel, der über die Hälfte der großen Handelsstadt einäscherte. Die Zahl der Schülerinnen aller Missionsanstalten dieser Diözese belief sich im August 1907 auf 949, in 3 Waisenhäusern (Niigata, Monoka, Hakodate) wurden 197 Kinder erzogen. Für Knaben und Jünglinge gab es bis jetzt keine eigenen Schulen. Msgr. Berlioz, der wahrhaft katholisch fühlende Mann, hat, um diesem Uebelstande abzuhelfen, sowohl die Franziskaner für die Insel Jesso (Hokkaido) gerufen — sie haben eine Sprachenschule in Sapporo eröffnet, die von über 40 Schülern besucht wird — als auch die Steyler Missionsgesellschaft, welche in Akita (an der Nordwestküste) eine kleine Sprachenschule unterhält (etwa 30 Schüler: deutsch, englisch, französisch, chinesisch).

Diese kurze Uebersicht dürfte wohl geeignet sein, das weitverbreitete Vorurteil zu berichtigen, daß die katholischen Missionare das so wichtige Unterrichtswesen vernachlässigt hätten. Das wäre ein unbilliger Vorwurf. Gewiß haben einzelne chinesische Missionen blühende Schulen. Aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Missionare in Japan viel energischere Anstrengungen gemacht haben. In China, wo die Mission zahlreiche Anhänger zählt und große Gemeinden hat, wo das moderne Unterrichtswesen erst im Anfange steckt, ist es unendlich leichter, auf diesem Felde erfolgreich zu arbeiten als in Japan, wo das Schulwesen mustergültig geregelt ist und betrieben wird, wo es äußerst schwer ist, gegen die reichen, aufs beste eingerichteten staatlichen Schulen sich zu behaupten. Wohl hat die katholische Mission kein marktschreierisches Unwesen mit ihren Schulen getrieben, aber sie hat stille, ernste, von guten Erfolgen gekrönte Arbeit geleistet. Sie hat geleistet, was sie leisten konnte. Sie hätte gerne mehr geleistet, aber woher sollte sie die enormen Mittel nehmen, sie, die unbestritten ärmste Mission, die an chronischem Geldmangel leidet? Möchten diese Zeilen auch dazu beitragen, die katholische Mildtätigkeit für dieses Werk anzuregen. Ein starker Aufschwung des Katholizismus in Japan wird von größter Bedeutung sein für die katholische Missionstätigkeit in ganz Ostasien. China, Korea und zum Teil Indien schauen wie hypnotisiert auf das im Siegesglanze dastehende, zielbewußt immer vorwärts strebende Japan.

Vom Büchertisch.

Eliud. Roman aus der Zeit Christi von Friedrich Koch-Breuberg. 8°. 228 S. Regensburg 1909. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. ℳ 2.40. — Das Buch ist schon in der Weihnachtbücherschau der „Allgemeinen Rundschau" gewürdigt und warm empfohlen worden. Hier möchte ich nachdrücklich auf seinen ethischen Wert hinweisen, der in erster Linie durch die Charakteristik der Hauptpersonen zur Auslösung kommt. Eliud, der reiche Jüngling des Evangeliums; der gallische Fürstensohn Drausus, durch Kriegsgefangennahme Eliuds Sklave, in Wirklichkeit sein aufopfernd geliebter Freund; die stolze Tarquinierin Drusella, Drausus spätere Braut, ursprünglich von Pontius Pilatus zur Gattin Eliuds bestimmt; sogar auch Mariamne, Eliuds Mutter, „groß" im Hassen wie im Lieben: sie alle sind vom Verfasser auf die Läuterungsentwicklung hin angelegt und zu dem Zweck mit vielen feinen, vertieften Zügen ausgestattet. Aber auch die Zeichnung der übrigen Personen dient, ohne Tendenzunterstreichung, dem ethischen Zweck. Das negative Element der Schwäche, des Fehls, der Sünde kommt besonders in Herodes Antipater, Tiberius, Caligula, Ennia Näva und Sara, Ahasvers Tochter, zur Geltung. Dabei ist hier wie dort mehr die Zurückhaltung andeutender, leicht entschleiernder als die Wucht kräftig charakterisierender oder gar rückhaltlos enthüllender Psychologie gewahrt. Besondere Anerkennung verdient der künstlerisch sittliche Takt, der in der lebendigen Widerspiegelung römischer und orientalischer Lebewelt jeden Schmutz fernzuhalten wußte. Darum eignet sich das Buch nicht zuletzt für die vorgeschrittenere Jugend, die daraus in der Form edlen Unterhaltungsgenusses nicht nur Belehrung, sondern auch wirkliche Handhabe zur Förderung in der Charakterbildung zieht. — Für eine Neuauflage würde ich raten, den Heiland, dessen Gestalt an und für sich mit zarter Diskretion eingeführt ist, handelnd nicht mehr auftreten zu lassen; der Verfasser hat ja schon in einzelnen Teilen des Buches gezeigt, daß er die Nachwirkung eines vom Leser nicht unmittelbar „gesehenen" wichtigen Vorganges vortrefflich darzustellen versteht. — „Eliud" gehört zu den Büchern, die empfänglichen Gemütern die Richtung aufs Gute, aufs Ideale hin verstärken helfen können. Und das ist ein Lob, das manches andere, von der Welt höher geschätzte, aufwiegt.

E. M. Hamann.

The Catholic Boys Brigade.

Von

Kaplan Drißen, Münster i. W.

Wie man in London und anderen englischen Großstädten für die katholischen Arbeiterjungen neuestens wirksam sorgt, soll in folgendem kurz zur Darstellung kommen.

Bekanntlich gibt es in den Arbeitervierteln der englischen Großstädte für die Jugend keinen anderen Erholungsort als die Straße. Die Wohnungen sind dumpf und klein, zwei enge Räume müssen in den meisten Fällen allen Ansprüchen einer zahlreichen Familie genügen. Kein Wunder also, daß der von harter Tagesarbeit heimkehrende Junge sich zu Hause nicht behaglich fühlt und es vorzieht, mit gleichalterigen Kameraden sich auf Straßen und Plätzen zu amüsieren. Daheim entbehrt man ihn ja nicht, und wenn man ihn entbehrt, ist es bloß deshalb, weil er bei den Hausarbeiten helfen oder seine kleinen Geschwister hüten soll. Dazu verspürt aber ein Junge nach des Tages Last und Mühe wenig Lust, er fühlt sich frei und will auch seine Freiheit genießen. Daß nun solche arme Jungen auf der Straße nicht viel Gutes lernen, im Gegenteil bald alle Arbeiten und Opfer einer sorgfältigen Schulerziehung zunichte machen, liegt auf der Hand.

Von katholischer Seite hat man die verschiedensten Mittel angewendet, diesem Uebel zu steuern, doch mit relativ sehr geringem Erfolg. Unterrichtskurse, Sportklubs, Unterhaltungsabende, Kongregationen vermochten nur solche Jungen zu fesseln, die auch ohnehin brav geblieben wären. Da kam man auf den glücklichen Gedanken, der Sache einen militärischen Anstrich zu geben, die Jungen militärisch zu organisieren und zu schulen. Man sagte sich: in jedem normalen Jungen steckt ein Stück Soldat. Das muß man benutzen zu seiner körperlichen und geistigen Ausbildung, zur Hebung des Ehrgefühls und wahrhaft männlichen Sinnes, nicht zuletzt zur Heranbildung eines mutigen und überzeugungstreuen Glaubenslebens.

Der rührige Father Segesser (Bishops House, Southwark, London S. E.) setzte diesen Gedanken zuerst in die Praxis um und gründete in London die erste derartige katholische Jugendvereinigung, die er The Catholic Boys Brigade nannte. Wie alles Große unter Schmerzen geboren wird, so hatte auch Father Segesser anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber heute sind diese Brigaden schon über ganz England verbreitet und zu einem großen wohlorganisierten Verbande geeinigt. Die Kompagnien der einzelnen Pfarreien tun sich zusammen zu den Bataillonen der einzelnen Diözesen. Den Generalvorsitz führt der Erzbischof von Westminster, während sämtliche übrigen englischen Bischöfe sowie einige hervorragende Laien die Vizepräsidentschaft übernommen haben. Ein Zentralkommitee ordnet die Vereinsveranstaltungen im allgemeinen, ein Bezirkskomitee trifft die besonderen Anordnungen für die einzelnen Distrikte. Jugendfreunde aus dem Lehrerstande sowie aus den Kreisen vornehmer Laien übernehmen um Gotteslohn die Stellen als Hauptleute und Offiziere, Geistliche fungieren als Feldkapläne.

Die Catholic Boys Brigade pflegt also hauptsächlich militärischen Drill, soldatische Organisation und Disziplin. Dadurch wird eine fein durchgeführte Kontrolle und Beaufsichtigung möglich, der Gehorsam gegen die Auktorität, rechter Korpsgeist und männlicher Sinn bei den Jungen wird geschärft. Während die jungen Wildfänge in den Kongregationen bald säumige Mitglieder werden, sind sie in den Brigaden, mit denen übrigens stets eine Bruderschaft verbunden ist, durch die schmucke Uniform, militärischen Schliff, gymnastische Uebungen und Wettspiele angelockt, gerade die eifrigsten Mitglieder und auch willig, sich in Wissen und Tugend weiterbilden zu lassen.

Mit jeder Brigade steht ein sog. Social Club in Verbindung, in dem bei Spiel und Gesang und angenehmer Lektüre Geselligkeit und Frohsinn gepflegt werden; einmal im Monat gibt's auch einen Lichtbildervortrag.

Die beste Methode, die Einrichtung der Catholic Boys Brigade näher kennen zu lernen, ist eine kurze Uebersicht über ihre gesamte Tätigkeit. Wir nehmen da die Brigade des verdienten Gründers Father Segesser an der St. Georgs Kathedrale des Bischofs Amigo, Southwark, London S. E. zum Vorbild, weil dessen Bezirk unstreitig einer der für Jugendfürsorge schwierigsten und interessantesten Distrikte auf der Welt ist.

Die dortige Brigade hat 5 Wochenabende belegt. Dienstag und Donnerstag ist Drill, Einüben von Signalen und Musik-

Digitized by Google

chören, Mittwochs wird geturnt, Samstags und Sonntags tagt der Social Club, daneben werden Unterrichtskurse erteilt.

Rekruten werden an jedem Drillabend aufgenommen. Sie müssen katholisch sein und das Alter von 12 Jahren erreicht haben. 10mal muß der Junge kommen, dann erhält er den ersten Teil seiner Uniform, bestehend aus Segeltuchhut, Tornister und Armbrust. Als Eintrittsgeld hat er 1 Schilling zu zahlen, wofür allerdings oft genug der Feldkaplan aufkommen muß. Hat der Offizier seine Rekruten hinreichend ausgebildet, und haben sich dieselben durch gutes Betragen würdig gemacht, dann wird die Montur vervollständigt. Die Uniform ist von dauerhaftem Stoff in schöner Farbe, die militärischen Grade und Auszeichnungen sind durch Streifen, Tressen, Knöpfe, Schnüre ꝛc. kenntlich gemacht. Jeder Junge trägt eine Kokarde mit der päpstlichen Tiara und der Unschrift: Ne cede malis! Für die Benützung der Uniform sind 5 Schilling zu hinterlegen.

Monatlich ist gemeinschaftlicher Paradekirchgang in voller Uniform mit Musik und Fahne. Gemeinschaftlich sind auch einzelne heilige Kommunionen. Alle Brigaden des Londoner Bezirks versammeln sich vierteljährig zu einer Church Parade in einer der Hauptkirchen Londons. Natürlich gibt es da reservierte Plätze im Hauptschiff, feierlichen Festgottesdienst mit Standespredigt. Zum Schluß wird stehend die Papsthymne gesungen, und dann defilieren die Brigaden an der Presbytery (Pfarrhaus) vorbei, wo sich die Feldkapläne und andere Geistliche versammelt haben.

Zu Ostern und Pfingsten werden Ausflüge von einem Tag unternommen, die dank der mustergültigen Organisation und straffen Disziplin stets ohne jede Störung verlaufen. Hunderte von Jungen nehmen daran teil.

Die schönste Einrichtung ist indes der Summer Camp, das Sommerfeldlager, das ganze 8 Tage in Anspruch nimmt. Da bekommen die armen Jungen, die das ganze Jahr im Lärm und Staub und Nebel Londons zubringen müssen, eine geradezu für sie königliche Erholung in der freien Gottesnatur zu kosten. Eine Einrichtung, die nicht genug gelobt werden kann.

An einem Sommersamstag, sobald die Jungen ihren half holiday (obligaten freien Nachmittag) begonnen haben, geht's mit klingendem Spiel und Fahnen und frischfrohem Gesang mit der Eisenbahn zu dem für eine Woche gemieteten Camp inmitten der schönen großen Parks auf dem Lande oder am Meere. Ein Zeltlager für 600 Jungen ist bald errichtet. In langen wohlgeordneten Reihen stehen die Rundzelte da für die Boys und ihre Offiziere. Eine Riesenkantine wird gebaut, damit die Jungen auch bei schlechtem Wetter angenehmen Verbleib haben, und sogar eine Feldkapelle, in der die diensttuenden Feldkapläne morgens und abends Gottesdienst halten. Bald flackern lustige Wachtfeuer und geben der hügeligen Landschaft mit ihren einzelstehenden Eichen einen zauberhaften Charakter. Es wird abgekocht und ein Riesenappetit entwickelt, muntere Lieder erschallen durch den linden Abend. Dann wird das Nachtgebet gesprochen mit einer Andacht und Sammlung, die erhebt und erbaut, es ertönen die Signale, und alles begibt sich in bester Ordnung zur Ruhe. Welch eine herrliche Ruhe für diese Jungen auf den Strohsäcken inmitten der kostbarsten Land- oder Seeluft!

Jeder Tag hat sein eigenes Programm, das strengstens eingehalten wird. Zur festgesetzten Zeit ertönt das Signal zum Aufstehen, zu gemeinschaftlichem Mahl und zum Gebet. Dann wechseln Spaziergänge mit Kriegsspielen, Musterungen der Zelte und Uniformen mit solennen Paraden vor hochgestellten Gästen und Wohltätern, die in großer Zahl sich einfinden. In der Kantine sorgen junge Stewards in weißer Kellnertracht, Mitglieder der Westminster-Brigade, für etwa gewünschte Erfrischungen. Zivile Preise, prompte Bedienung sind Prinzip. Auf Lesetischchen findet man illustrierte Zeitschriften mit farbenfrohen Bildern, an Spieltischen übt man sich bei Schach und Ping-Pong usw., man schickt die neuesten Ansichtskarten aus dem Feldlager an die Lieben zu Haus. Offiziere und Feldkapläne gehen zwischen den munteren Gruppen umher und freuen sich mit. Ein Tag ist für Besuchsempfang seitens der Jungen festgesetzt. Da kommen sie dann zu Hunderten aus der City und den Suburbs herbeigefahren, die Gäste, um zu sehen, wie Jim und Charlie ihre Ferien genießen. Das Visitorsbook weist vornehme Namen auf, und in der aufgestellten Box for the boys ist manches Goldstück und mancher Silberling geborgen. An einem andern Tag gibt's Wettspiele — Fußball, Kricket, Bole setzen kostbare Preise ab, bestehend aus guten Büchern und kleinen Gegenständen. Dann wird einmal ein größerer Ausflug unternommen mit einem feudalen Picknick im Wald. Doch die Hauptsache ist und bleibt im Summer Camp das Manövrieren und die militärischen und gymnastischen Uebungen, bei denen die Jungen geradezu Vollkommenes leisten. Natürlich werden im Camp auch Auszeichnungen verliehen und Verdienstorden verabreicht, alles mit möglichster Feierlichkeit. Daß die Vorgesetzten darüber nicht nützliche Unterweisung und Mahnung vergessen, versteht sich von selbst. Kennzeichnend ist, daß im Summer Camp niemals die geringste Ungehörigkeit vorkommt! Am letzten Abend findet eine Serenade statt, Musik- und Gesangvorträge wechseln mit Deklamationen und Reden in bunter Reihenfolge. Zum Schluß flammt ein Feuerwerk auf, das vielleicht an Kostbarkeit hinter anderen zurücksteht, aber die dankbarsten Zuschauer und Bewunderer hat. Dann wird noch einmal eine Nacht im Feldlager zugebracht, und Samstags früh nach einem opulenten Breakfast werden die Zelte abgebrochen und expediert, und die muntere Schar tritt mit leuchtenden Augen und tatsächlich schon gebräunten Wangen wohlgemut die Heimfahrt an nach dusty misty London, um ein ganzes Jahr von der erlebten Freude zu zehren und — erfolgreichste Propaganda für die Brigaden zu machen.

Aber wer trägt denn die Unkosten für solche Unternehmen? 600 Jungen gingen mit, das erfordert doch eine horrende Summe! Gemach, lieber Leser. Jeder Junge zahlt für den Summer Camp 5 Schilling, 20 sind aber, die Nebenkosten eingerechnet, nötig pro Kopf, die restierenden 15 Schilling und andere für die Brigaden notwendigen Gelder werden von wohltätiger Hand gespendet und dankbarst angenommen, wovon sich jeder überzeugt, der an Rev. Father Segesser, Bishops House, Southwark, London S. E., der Schatzmeister aller Brigaden ist, einen Beitrag einsendet.

Bei den Oplatki.

Weihnachtsskizze aus Galizien.

Von W. Beck-Zell.

Wo der Beskiden Felsenhäupter stolz zum Himmel ragen, liegt in weitem Kar der Edelsitz des polnischen Freiherrn Siegmund Ziemblewsky. Die Schatten der Nacht begannen zu weichen. Die Morgendämmerung des 24. Dezember brach herein.

Im hohen Speisesaal des Schlosses brannte der mächtige Kronleuchter. Auf der langen Tafel, mit blütenweißem Linnen überkleidet, ruhten zahlreiche Gedecke. Dazwischen waren zierliche Stechpalmzweige gestreut.

Die Mitte aber krönte ein kunstvoller Aufsatz, mit den geweihten Oplatki angefüllt. Klar und deutlich waren die Geburt und die Kreuzigung Christi auf den großen, viereckigen Hostien ausgeprägt. Jetzt ertönte die Hausglocke.

Der Freiherr betrat den Saal. Ihm folgten in langer Reihe die Untergebenen, vom Verwalter angefangen bis hinab zur letzten Dienerin. Heute am Weihefest der Liebe durften alle vereint am Tische der Herrschaft erscheinen.

Freilich, die Gebieterin fehlte heute. Düster glitt Ziemblewskys Blick über ihren verwaisten Stuhl, während man Platz nahm.

Hart preßte er die Lippen aufeinander, indes die Augen zornig funkelten. Das heilige, unauflösliche Familienband, das die Kirche um beide geschlungen, hatte sie schnöde zerrissen.

Die Untreue, deren man sie bezichtigte, hatte sie nicht in Abrede gestellt. Sie wußte eben keine Rechtfertigung vorzubringen. Also war sie wirklich schuldig. Und dieses Bewußtsein fraß an seiner Seele.

Unwillkürlich weilten in diesem Momente die Gedanken sämtlicher Anwesenden bei Panna Ziemblewska. Fromm und gütig stand ihr Bild im Geiste vor ihnen. Gleich einer Mutter hatte sie alle mit Wohlwollen umspannt.

Gewaltsam drückte Ziemblewsky seine Erregung nieder. Er kannte seine Pflicht als Herr den Unterstellten gegenüber.

Ruhigen Angesichts erhob er sich jetzt von seinem Wappenstuhl. Ehrfurchtgebietend sah er aus. Der dunkelgrüne, pelzverbrämte Tuchrock umschloß vornehm seine stramme Gestalt.

Ernst und feierlich begann er, während die Umgebung in gehobener Stimmung lauschte.

„Wir begehen die Gedächtnisfeier der ewigen Liebe, die des Allerhöchsten Sohn bewog, die gebrechliche Hülle des Menschen anzunehmen. Das war der Weg zu unserer Erlösung. Als

Digitized by Google

Bruder wollte er unter den Sündern wandeln, um dieselben durch sein hehres Beispiel, seine göttliche Lehre, seine Heilseinrichtungen von ihrer Wildheit zu befreien. Als höchster Martyrer dann wollte er den Kreuzestod erleiden, um sein Werk zu vollenden und uns den Himmel zu sichern. Solche Liebe, solche Opfer heischen Gegenliebe, Gegengabe. Das angenehmste Weihegeschenk aber ist ihm allzeit unser Herz. Doch rein muß dasselbe sein, frei von unordentlichem Hang, frei von Groll."

Ziemblewsky hielt unvermutet inne. „Frei von Groll!" klang es in ihm. „Ganz muß ich ihr vergeben. Was ich von anderen fordere, muß ich zuerst selbst vollbringen."

Achtlos schweiften seine Blicke über die Anwesenden hinweg, zum Fenster hinüber, als suchten sie etwas.

Täuschten ihn seine Augen? Fuhr nicht ein Schlitten am Portale vor? Wie leises Schellengeklingel drang es an sein Ohr.

„Drum prüfen wir uns!" nahm er die Rede wieder auf. „Entsagen wir von neuem jeder sündhaften Neigung. Und dann genießen wir das Weihnachtsbrot im Andenken an den Meister der reinen, hingebenden, allumfassenden Liebe, an Christus, dessen Geburt wir heute feiern."

Er verteilte die geweihten Oplatki an die Umsitzenden. Eine blieb überzählig auf der Schale zurück. Der Mesner des nahen Pfarrdorfes hatte die gleiche Anzahl gebracht wie im Vorjahre, da Panna Ziemblewska noch auf dem Gute weilte.

Der Freiherr ergriff seine geweihte Hostie, brach ein Stückchen ab und reichte es dem Verwalter. So fuhr er fort, bis er die letzte Dienerin mit einer Parzelle bedacht hatte.

Dann kam der Verwalter an die Reihe. Er bot zuerst dem Schloßherrn ein Teilchen seiner Oblate und hierauf den Uebrigen. Jedes mußte den Tischgenossen von seinem geweihten Brote spenden und wiederum von jedem einen Anteil empfangen. So erheischte es die altüberkommene Sitte.

Als der Verwalter seinen Rundgang beendet hatte, öffnete sich jäh die Türe der Speisehalle und Panna Ziemblewska trat ein. Sie war es, die im Schlitten angekommen. Rasch hatte sie sich im Vorraum der Reisehüllen entledigt.

Schwebenden Schrittes nahte sie ihrem Platze, allerwärts holden Gruß nickend. Ein leichtes Beben bewegte die Oberlippe. Sonst waren ihre edelgeschnittenen Züge unverändert.

Sah je die Schuld so aus?

Ihr Blick umfing gespannt die Schale und entdeckte mit Genugtuung die Oblate, welche sie eilig erfaßte.

Ein Stückchen ihrem Gatten darbietend, sprach sie sanft: „Ich reiche dir das Weihnachtsbrot in der Liebe des Herrn Jesu Christ, der am heutigen Tag für uns geboren ward, um uns einst durch den Kreuzestod zu erlösen."

Ueberrascht hatte er sie kommen sehen. Zögernd und schweigend nahm er die Parzelle entgegen.

Jetzt beschenkte Panna Ziemblewska die anderen mit ihrer Oblate, überall freundliche Rede tauschend. Und alle gaben ihr vom eigenen Brote zurück bis auf den Gatten.

Fragend und traurig sah sie ihn an. Doch er wich ihrem Blick aus und ließ den Rest seiner Hoste anscheinend gleichgültig zur Seite liegen. Der Vorgang blieb von den Anwesenden keineswegs unbeachtet. Sie fragten sich im stillen: „Warum enthält er die Oblate der Herrin vor?"

Eine bedrückte, schwüle Stimmung griff um sich.

Die Untergebenen atmeten förmlich auf, als der Freiherr nach Einnahme des üblichen Gerichtes das Zeichen zum Aufbruch erteilte. Den Gebietern die Hand ehrfürchtig küssend, entfernten sich alle.

„Siegmund, weshalb reichst du mir nicht von deinem Weihnachtsbrote?" frug Panna Ziemblewska, die Augen von Tränen umschleiert.

„Du sollst zuvor dein Geständnis ablegen," klang es ernst und knapp zurück. „Die Unwahrheit hast du nie gesagt. Du wirst mir also nichts verhehlen."

„Ja, die Lüge war mir stets verhaßt. Und es ist die lautere Wahrheit, wenn ich dir erkläre: ich habe nichts zu bekennen. Schuldlos stehe ich vor dir."

„Gott sei gedankt!" brach es beinahe jubelnd von seinen Lippen. „Dann war alles Verleumdung? Doch warum entgegnetest du damals nichts zu deiner Verteidigung?"

„Weil es mich empörte, daß du den lügenschweren Zungen Gehör schenktest und dem Mißtrauen gegen mich allzuleicht Raum gabst. Meine Frauenwürde, die ich so hoch halte, hattest du aufs tiefste verletzt."

„Es ist unleugbar . . . ich fehlte," räumte der Freiherr zögernd ein." Aber einen Vorhalt kann ich dir nicht sparen. Du hättest die Stätte nicht verlassen sollen, an welche dich die Pflichten knüpfen."

Demütig senkte sie das Haupt und erklärte: „Das war es auch, was mich quälte Tag für Tag im Hause der Mutter. Wo du bist, da will ich auch sein. Mit Sehnsucht harrte ich dem heutigen Morgen entgegen. Bei den Oplatki, dachte ich, müssen sich ja unsere Herzen wieder zusammenfinden."

„Ja, sie haben sich wieder gefunden," bestätigte Ziemblewsky versöhnt und bot ihr die bereitgelegte Parzelle. „Gepriesen sei der fromme Brauch unserer Väter, denn er hat uns wiedervereint für immer!"

Da sich nach Sonnenuntergang die Gutsleute neuerdings am Herrschaftstische einfanden, beherrschte alle lebhafte Freude. Sie überzeugten sich hoch befriedigt von dem guten Einvernehmen unter dem freiherrlichen Paare. Nach der strengen Enthaltung von Speisen während des ganzen Tages genoß man jetzt die herkömmlichen neunerlei Fastengerichte mit Wein. Die Dienerschaft sang abwechselnd polnische Weihnachtslieder.

Panna Ziemblewska las die Festevangelien und schlichte Gebete. Bei Anbruch der zwölften Stunde aber zogen die Versammelten zur Pfarrkirche, um dort echte Weihnacht zu halten. Sie nahmen den Heiland auf in die Krippe ihres Herzens, vom Freiherrn angefangen bis hinab zur letzten Dienerin.

Christnacht.

Von Otto Eltermann.

Es ist heiliger Abend. Der Schnee liegt hoch auf den Gassen der Stadt. Noch fortwährend wirbeln die Flocken hernieder, und der kalte Nordwind treibt sie in wirrem Spiel gegen die erleuchteten Fenster. Unstet flackert das Licht der Straßenlaternen, flüchtige Schatten auf den blinkenden Schnee zeichnend.

Dort hinter jenem Dachfenster glüht matter Schein. Ein armer Student weilt droben beim trüben Kerzenlicht. Kahl und ärmlich ist das Kämmerlein mit seinen weißgetünchten Wänden und spärlichen Möbeln. Am tannenen Tische sitzt der Student, groß und hager, mit schmalem, blaßem Gesicht. Die dunklen, forschenden Augen, die hohe Stirn, das lebhafte Mienenspiel zeugen von dem regen, tätigen Geiste des Einsamen. Vor ihm ausgebreitet liegt die Weihnachtssendung aus dem fernen Heimatdorfe: duftende rotwangige Aepfel, ohne Flecken und Fehl, wie die sorgende Mutterhand sie ausgewählt, daneben altväterliches Weihnachtsbackwerk und Nüsse; weiter Winterhandschuhe, ein Halstuch und wärmende Socken.

Zwischen diesen Siebensachen hervor zieht der Student einen unbeholfen gefalteten Brief und beginnt ihn zu lesen, den Kopf auf die Hände gestützt. Es sind die Festesgrüße seiner einfachen Eltern, die daheim in Einschränkung und harter Arbeit leben, um dem einzigen, hochbegabten Kinde den Besuch der Hochschule zu ermöglichen. Dann und wann zuckt es um die Mundwinkel des Lesenden wie aufkeimende Rührung; aber schnell ist es wieder vorüber.

Der Student hat zu Ende gelesen, seine Augen gleiten über den Brief hinweg und starren in die ruhelos hin- und herzüngelnde Flamme der Kerze. Ruhelos, wie diese Flamme, jagen sich seine Gedanken und Gefühle. Er gedenkt seiner fernen Eltern, wie sie nach des Tages Last im ärmlichen Stüblein von ihrem Einzigen, ihrem Stolze plaudern, den sie zufrieden und glücklich glauben, er gedenkt seiner Armut, seiner an Lebensfreuden so kargen Jugend, er erinnert sich so mancher gescheiterten Hoffnung, so manchen vergeblichen Ringens, er bedenkt, wie so mancher, weit weniger begabte, aber mehr mit Glücksgütern gesegnete Altersgenosse glücklicher und zufriedener lebt.

Eine Bitterkeit, die er mit selbstquälerischem Behagen steigen und wachsen fühlt, überkommt ihn und verdrängt die Weihnachtsstimmung, die, von den heimatlichen Zeilen angeregt, leise wie ein Weihnachtslied in seinem Gemüte zu tönen begonnen.

So sitzt er sinnend und grübelnd; Müdigkeit senkt sich auf seine Augenlider, die Phantasie beginnt ihre Flügel zu regen. Die Flamme der Kerze wächst vor seinen Augen, wächst und dehnt sich. Leichter, sich kräuselnder Rauch steigt zur Decke empor. Aus ihm hernieder schwebt ein feenhaftes weibliches Wesen, um die Stirne ein schmales silbernes Diadem, um die Schultern einen weiten dunklen, mit Sternen besäten Mantel. Liebreich breitet die Gestalt diesen Mantel um den Einsamen und winkt ihm, zu folgen.

Das Kämmerlein weicht, sie sind drunten auf dem Marktplatze, auf dem alljährlich der Christmarkt abgehalten wird. Eine Menge von Käufern und Schauenden wogt auf und ab. Helles

Digitized by Google

Licht dringt aus den Kram- und Bäckerbuden, beleuchtet die ausgebreiteten Herrlichkeiten und die Gestalten der Kaufenden. Von der Kälte lieblich gerötete Kindergesichter bewundern die mannigfachen Sachen, und manches Händchen weist verlangend nach den bunten Reitern aus Zuckerwerk, nach den Pferden mit goldenen Sätteln und Korinthenaugen.

Ein Wald von geschlagenen Tannenbäumen aller Größen ragt empor, und inmitten dieses Waldes thront als Wächter und Hüter mit Schild und Speer der steinerne Roland hoch oben auf dem Brunnen. Alles dieses ist umkränzt von hohen alten Häusern mit dunklem Schnitzwerk, hellerleuchteten Erkern und spitzen Giebeln. Das aus den Buden flutende Licht spielt um die altersgraue Gestalt Ritter Rolands und beleuchtet die strengen Züge seines verwitterten Gesichtes. Verlangend blickt der Student hinauf zu den Fenstern, hinter denen schon die Kerzen der Weihnachtsbäume leuchten. Doch sanft entführt ihn seine Begleiterin. — Das Geräusch des Christmarktes verklingt hinter ihnen; sie stehen in einer matterleuchteten, stillen Straße vor einem hohen Hause, wie einst unsere Großeltern sie bauten, ohne vielen äußeren Schmuck, einfach und gediegen.

Vom Mantel seiner Begleiterin geschützt, tritt der Student ungesehen in ein hell erleuchtetes, geräumiges Zimmer; angenehme Wärme strahlt ihm entgegen. Alles in diesem Zimmer ist sauber und anheimelnd; die tiefen Fensternischen mit den quastgezierten Vorhängen, die altmodischen Möbel mit den ausgeschweiften Füßen und die hellen gestreiften Tapeten. An den Wänden hängen Silhouetten in runden Goldrahmen und Pastellbilder von Damen in kurzen, weißen Atlastaillen und zierlichen Löckchen auf der Stirne; daneben Herren mit Spitzenjabots und hohen Kragen. Unter dem Wandspiegel steht ein Marmortischchen, das mit allerlei Nippsachen bevölkert ist. Inmitten derselben ragt eine große chinesische Potpourrivase empor, der ein angenehmer, würziger Duft von Lawendel und anderen Kräutern entströmt. An der Wand, der Türe gegenüber, befindet sich ein hochbeiniges, hellfarbenes Spinett. Auf den Deckel ist eine Landschaft gemalt mit Alleen künstlich geschnittener Bäume, mit Springbrunnen und Steinbildern, zwischen denen eine bunte Menge geputzter Damen und Herren in altmodischen Trachten, von Windspielen umsprungen, lustwandelt.

Inmitten des Zimmers steht auf sauber gedecktem Tische ein kleiner Christbaum im Glanze seiner Kerzen. Geschmackvoll ist er behangen mit schimmernden und blitzenden Ketten und zierlichen Glasprismen, in denen sich das Licht strahlend bricht. Unter ihm hantiert geschäftig eine alte Dame, mancherlei Geschenke ausbreitend. Ihre leicht gebeugte Gestalt paßt vortrefflich zu diesem Zimmer. Sie trägt ein altmodisches, weites Kleid mit aufgebauschten Aermeln. Das frische, ausdrucksvolle Gesicht strahlt vor Eifer; die Wangen sind gerötet, um den Mund mit seinen Grübchen spielt dann und wann ein stilles, zufriedenes Lächeln. Ueber der Stirne trägt die alte Dame ein schmales, schwarzes Sammetband, mit einem funkelnden Stein in der Mitte. Das Haar wird von einer Spitzenhaube bedeckt, unter welcher an den Schläfen weiße Locken hervorlugen.

Jetzt hört man die Haustüre sich öffnen und schließen, feste Tritte tönen die Treppe hinan und machen auf dem Vorplatze Halt. Bescheiden klopft es, und hereintritt ein alter Herr. Das kurze, noch kräftige weiße Haar steht dem Alten vortrefflich zu dem frischen, von der Kälte leicht gerötеten Gesichte mit der feinen, gebogenen Nase und den freundlichen blauen Augen. Seine dunkelblaue Kleidung ist nach altem Schnitte, über seine Hände fallen Spitzenmanschetten. Der alte Herr macht mit komischem Ernste eine tiefe Verbeugung, welche die Dame mit einem zierlichen Knixe belohnt. Dann faßt sie ihn an der Hand und geleitet ihn zum Weihnachtsbaum. Fröhlich plaudernd betrachtet das alte Paar den Baum und die ausgebreiteten Geschenke; der Schein der vielen Kerzen beleuchtet ihre zufriedenen Gesichter und läßt den Stein auf der Stirne der Dame erglänzen wie ein funkelnd Kleinod.

Jetzt reicht der Greis ihr den Arm und führt sie zum Lehnstuhl. Der Herr setzt sich ans Spinett, und bald erschallen die alten und immer neuen Weisen eines Weihnachtsliedes. — Langsam verklingt es. — Sinnend lehnt sich der Alte zurück und blickt hinauf zu den Bildern an den Wänden, die ernst und unverwandt ihre Augen auf ihn richten; in längst entschwundenen Zeiten weilen seine Gedanken. — Dann gleiten die Hände wieder über die Tasten. Gar seltsame alte Weisen entlockt er dem Spinett; seine Augen leuchten, dunkler färben sich seine Wangen. Sein Blick ruht auf der alten Dame, die lauschend im Lehnstuhl sitzt; grüßend nickt er ihr zu.

Und die Kerzen des Tannenbaumes glühen, die Ketten und Prismen, die Kugeln und Sterne schimmern und funkeln. Der hohe Spiegel verdoppelt all diesen Glanz. Der feine aromatische Duft aus der Potpourrivase durchströmt das Zimmer.

Der arme Student hat sein ödes Kämmerlein vergessen; ein Gefühl, das seinem Herzen lange fremd war, beschleicht ihn beim Anblick dieser glücklichen Alten. — Da legt ihm seine schweigsame Begleiterin den Mantel um die Schultern, und entschwunden ist alles; weit fort wird er geleitet.

Kalte Winterluft umweht ihn. Sie wandern durch einen verschneiten Forst. Tiefe, weihevolle Stille ruht über der Landschaft. Nur der Nachtwind fährt leise seufzend durch die kahlen Kronen der Bäume. Freundlich leuchtet der Mond vom sternbesäten Himmel auf die stillen Pfade und malt die Schatten der Bäume auf den leuchtenden Schnee, dessen Kristalle, von seinem Strahle getroffen, glitzern und blinken. Dann und wann kracht ein morscher Ast unter der Last des Schnees, und weit verhallend schallt der Ton durch den stillen Forst. Ein einsames Reh schreitet langsam, mit gespitzten Ohren in die Nacht hinaushorchend, den schmalen Pfad hinunter. — Ein Gefühl von Ehrfurcht und stiller Andacht durchzieht das Gemüt des armen Studenten inmitten dieser feierlichen, stillen Gottesnatur.

Wieder umflattert ihn der Mantel seiner Begleiterin. Es ist ihm, als schwebe er weit fort über Berg und Tal und über die brandende See.

Dann wird es hell um ihn, und er befindet sich in einer großen Halle mit dunkler, getäfelter Holzdecke, von der ein runder Kronleuchter herniederhängt. An einer hufeisenförmigen Tafel ist eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Ueber einem offenen Marmorkamin hängt das Bild eines Ritters in voller Rüstung. Die Wände zieren Reihen von Ahnenbildern, Herren in Rüstungen und Sammetkleidern, Damen in Brokattaillen und Reifröcken. Zwischen den Bildern hängen Waffentrophäen. Alles ist bekränzt mit den roten Beeren und dem immergrünen Laube der Stechpalme und den Zweigen der geheimnisvollen Mistel. An der Wand steht ein dunkler, spiegelglatter Schenktisch, auf dem eine Pracht von Silberzeug, der Familienschatz, ausgebreitet ist: Krüge, Kannen, Humpen, Schüsseln, Becken, Pokale, Becher und Teller. Das Ganze strahlt und blitzt im Glanze zahlreicher Kerzen, die auf silbernen Armleuchtern inmitten des Ganzen stehen. Im Kamin prasselt ein Holzfeuer, in dessen Mitte nach gutem alten Weihnachtsbrauch der Julblock glüht.

Auf der Tafel dampft eine vortreffliche Weihnachtsbowle. Die Gesellschaft, die Herren in dunkler Festtracht, die Damen in farbenreichen Roben, ist in froher Weihnachtsstimmung. Aus seinem wappengezierten Lehnstuhl erhebt sich der Hausherr, und das dampfende Punschglas hebend, begrüßt er die Sprossen des Geschlechtes, die von nah und fern herbeigeeilt, um nach alter Vätersitte in der Halle des Stammsitzes Weihnachten zu feiern unter den Zweigen der Mistel, beim Glühen des Julblocks. Dann hebt er sein Glas zum Bilde des gewappneten Ritters über dem Kamin und leert es im Andenken an des Geschlechtes Stammherrn, und die Tafelrunde folgt seinem Beispiel.

Darauf erhebt sich ein junger Blondkopf und singt mit anmutiger Stimme alte Weihnachtslieder zur Gitarre:

„A man might than behold
At Christmas in each hall,
Good fires to curb the cold,
And meat for great and small.
The neighbours were friendly bidden,
And all had welcome true,
The poor from the gates were not chidden,
When this old cap was new. —

Come, bring with a noise,
My merrie, merrie boyes,
The Christmas log to the firing:
While my good dame, she
Bids ye all be free,
And drink to your hearts' desiring. —"

Reicher Beifall lohnt den Sänger. Die Gesellschaft erhebt sich, und man trinkt sich gegenseitig Gesundheit zu. Die Lichtstrahlen des Kronleuchters fluten herab auf der Herren dunkle Tracht, auf der Damen schimmernde Roben und blitzendes Geschmeide. — Der arme Student betrachtet die lebensfrohe Gesellschaft an der Tafel, die Reihen ihrer Ahnen an den Wänden, den glühenden Julblock, das blitzende Silbergeschirr und die Zweige der Mistel. Wie shakespearesche Dichtung umfängt's ihn. Und nur zu früh winkt ihn seine Begleiterin fort von dieser Stätte.

Wieder schweben sie im Dunkeln; weiter, immer weiter wird er geführt. — Da sieht der Spähende unter sich matten Schein, ein unabsehbares Schneefeld dehnt sich unter ihm aus. Dumpfes Rauschen dringt an sein Ohr. Ein breiter Fluß, mit flachen, sumpfigen Ufern, durchschneidet die Ebene. Gurgelnd wälzen sich seine trüben Fluten dahin, grünliche Eisschollen mit sich führend, die krachend und knirschend aufeinanderstoßen. Düstere, qualmende Feuer glühen an seinen Ufern, von dunklen Gestalten umlagert. Bärtige Männer mit Bärenmützen und zerfetzten Mänteln sind beschäftigt, eine Brücke zu schlagen. Die Fackeln und Feuer beleuchten ihre wachsbleichen, abgemagerten Gesichter. Mit [illegible] haft und Fieberkraft rammen sie die Pfähle, setzen sie die [illegible]

Gar manche Brücke schlugen die bärtigen Männer in [illegible] und Süd und Ost und West, und hinüber mit eilende[illegible] zogen ihre Kameraden zu Sieg und Ruhm. Jetzt aber [illegible] die Ihren zu retten vor Tod und Verderben, und beim [illegible] Scheine brennenden Fichtenholzes setzen sie ihre letzten [illegible] gegen Strom, Eis und Kälte. Kaum ist das Werk [illegible] drängen sich Scharen von Fliehenden hinüber in [illegible] sehbaren Zuge; elende Gestalten, eingehüllt in [illegible] alle ohne Wehr und Waffen. Hier und dort [illegible] den Schnee, mit letzter Kraft sich klammernd an [illegible] den Kameraden; doch erbarmungslos werden sie [illegible]

Digitized by Google

Rastlos geht es weiter, fort dem Westen zu. Zum Schutze der Fliehenden stehen dunkle Reihen von Kriegern. Auch sie sind matt und abgezehrt, aber noch führen sie ihre Waffen und gehorchen der Stimme ihres Führers. Zur Seite der Infanteristen hat sich ein Häuflein Reiter, in weißen Mänteln und glänzenden Helmen, gesammelt. Weit vor der Front hält der Feldherr in Pelzmantel und tief ins Gesicht gedrücktem Federhut. Heulend jagt der Sturmwind durch die Reihen, den Schnee aufwühlend und die Mähnen der Rosse zerzausend.

Da verdunkelt sich der Horizont, auf dem weiten Schneefelde wird es lebendig. Behende Reiter in hohen Mützen und dunklen Pelzen, bewaffnet mit langen Lanzen, wogen in dichten Scharen heran. Der Feldherr ist in die Reihen der Seinen zurück gesprengt, laut und scharf erschallen seine Befehle im Tosen des Sturmes. Wie eine feurige Schlange zuckt es die Front entlang, und krachend entladet sich Salve auf Salve. Die feindlichen Reiter stutzen; viele von ihnen wälzen sich im wirren Knäuel mit ihren Pferden am Boden. Da regt es sich im Häuflein der weißen Reiter; noch einmal müssen die müden Rosse traben. Die breiten Pallasche leuchten im Mondschein, und hinein geht es unverzagt in die dunkle Masse der Feinde. Bald wenden die flinken Steppenvölker ihre kleinen Pferde und jagen davon. Doch neue Kolonnen des Feindes mit zahlreichem Geschütz rücken heran. Vor ihrer Front blitzt es krachend auf, zischend fährt ein Geschoß in den Strom. Noch einmal blitzt es auf, wieder und wieder. Heulend kommen die Geschosse geflogen, und das Wehgeschrei der Fliehenden verkündet, wo sie verderbenbringend eingeschlagen. Schrecklich wird das Gedränge auf der schwankenden Brücke. Jeder will zuerst hinüber. Die Planken krachen, die Bohlen brechen, und viele der Unglücklichen stürzen in die eisigen Fluten. Fort und fort hallt der Kanonendonner in die Nacht hinaus.

„O, welch traurige, blutige Weihnacht," tönt es von den Lippen des Schauenden, und erschüttert wendet er sich ab. — Langsam schwebt er mit seiner Begleiterin von dannen. — Da, ein dröhnender, lang verhallender Ton; erschrocken fährt der Student empor. — — — Er starrt in die Flamme seiner niedergebrannten Kerze; einsam sitzt er am tannenen Tische in seinem Kämmerlein, entschwunden ist, was er geschaut. Feierliches, tiefes Glockengeläute, dessen erste Schläge den Träumenden weckten, schallt herab vom hohen Münsterturme, die Gläubigen zur Christmette rufend. — Still tritt der Einsame ans Fenster und blickt auf die schneebedeckten Dächer, hinab in die verschneiten Gärten und friedlichen Höfe. In seiner Seele klingt es nach von dem, was er geschaut: Das einsame Reh im stillen Forst, die glücklichen Alten, der glühende Julblock und die düsteren Fichtenfeuer. Eine Menge von Gefühlen wird rege in seiner Brust. Der arme Student hüllt sich in seinen Mantel und eilt die knarrenden Stiegen hinab. Er schreitet über den Markt zum nahen Münster und kniet an einem bescheidenen Plätzchen nieder. Die Kirche erstrahlt in einem Lichtermeere, brausend ertönt die Orgel, jeden Winkel des weiten Baues erfüllend mit ihren Harmonien. Auch in der Seele des Studenten klingen sie wieder, und im Verein mit all dem, was er im Geiste geschaut, sprengen sie siegend die Fesseln, in welche Bitterkeit, Mutlosigkeit und Verdrossenheit Herz und Gemüt des von Gott mit geistigen Gaben reich Bedachten geschlagen hatten. Der Einsame gelobt sich, zu schaffen und zu wuchern mit den reichen Schätzen, die der Herr ihm gelegt in Herz und Verstand. All die mannigfachen Bilder und Empfindungen in seinem Innern vereinigen sich versöhnend zu einem harmonischen Ganzen, zu Friede und frommer stiller Weihnachtsfreude.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Schiffbruch", ein Einakter von August Trinius, fand eine freundliche Aufnahme. Der Verfasser ist hauptsächlich bekannt durch frische Naturschilderungen aus Thüringen, welche von den Reisehandbüchern gerne zitiert werden. Man sagt, daß bereits Herr von Possart das dramatische Novelettchen, das an der Wasserkante spielt, einmal zur Aufführung angenommen habe. Unter Basils sorgfältiger Regie wurde dieses Versprechen nun eingelöst. Trinius' Schifferleute reden die „gebildete" Sprache der Familienblätter, und die sentimental-romantische Geschichte von Ellen, die dem Verschollenen lange Jahre die Treue hält und sich just im Augenblick seiner plötzlichen Rückkehr einem anderen verlobt, erscheint reichlich konstruiert. Der Andere ist der Bruder, ein warmblütiger Held im schlichten Fischerwams. Auf dem Höhepunkte der Handlung rettet er mit Einsetzung des eigenen Lebens einen Schiffbrüchigen, der sich, was der Zuschauer längst ahnt, als der Verschollene entpuppt. Held Harro, dessen Vater auf dem Meeresgrunde ruht, folgt seiner angeborenen Sehnsucht und wird Seemann. Die sehr geschickte und naturwahre Inszenierung und Darstellung verlieh der einfachen Handlung Leben und Bewegung und löste einige Male starke Wirkungen aus, die sich im spärlich versammelten Publikum sogar zu Tränen verdichteten.

Münchener Künstlertheater. Im Einvernehmen mit dem Stadtmagistrat hat der Verein Ausstellungspark mit dem Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, Max Reinhardt, einen Vertrag abgeschlossen, nach dem dieser Bühnenleiter im Sommer 1909 während der Monate Juni, Juli und August Festvorstellungen im Münchener Künstlertheater abhalten wird. Die Generalintendanz der hiesigen Hofbühne hatte sich außer stande erklärt, mehr als etwa 25 Vorstellungen geben zu können, worauf die Verhandlungen mit Reinhardt angeknüpft wurden. Der Entschließung unseres Hoftheaters muß man beipflichten, eine jährlich wiederkehrende Zersplitterung der Kräfte und Aufgaben würde sich, wie wir schon früher einmal ausführten, für die stetige Fortentwicklung unseres Hofschauspiels nicht günstig erweisen. Die Gestaltung der Szene und die Kostüme werden nach den Prinzipien des Münchener Künstlertheaters von Münchener Künstlern entworfen. Reinhardt, der damit begonnen hatte, die Ausstattung im Geschmacke der Meininger bis in ihre letzten naturalistischen Konsequenzen auszuarbeiten, wandte sich bereits in den letzten Jahren mehr und mehr einer lediglich andeutenden Szenengestaltung zu. Max Reinhardts Charakterbild schwankt noch in der Theatergeschichte, viele preisen ihn als Genie, andere schätzen ihn lediglich als ein für die Zeitströmungen mit feinster Witterung begabtes Talent, das, gestützt auf den gewaltigen Geldbeutel seiner Kapitalisten, die begabtesten Schauspielkräfte „ankauft" und einen großen Stab von Dramaturgen nach „neuen" Ideen fahnden läßt. Daß Reinhardt ein Organisator ungewöhnlicher Art ist und zurzeit den Berliner Bühnen die meisten „Anregungen" gibt, ist zweifellos. Er scheint sich hier eine ziemlich souveräne Stellung gesichert zu haben.

Aus den Konzertsälen. Zu Beethovens Geburtstag stand das 8. Volkssymphoniekonzert ganz im Zeichen des Gewaltigen. Nach der siebenten Symphonie, welche das Orchester unter Prills Leitung mit hervorragendem Gelingen zur Aufführung brachte, wurde die Musik zu Goethes „Egmont" mit verbindendem Text von Michael Bernays geboten. Man kann der Anschauung sein, daß die Töne allein mehr sagen wie diese größtenteils referierenden Worte. Die Tatsache, daß sie jedoch unser früherer vielbeliebter Egmontdarsteller Sturv sprach, der sich der Aufgabe mit vornehmem Geschmack hingab, hatte eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt. Der Saal war total ausverkauft. Die Klärchenlieder sang Marie Möhl-Knabl, deren schöne Stimme und inniger Vortrag sich wieder rühmenswert erwies. Im vorhergehenden Konzert hörten wir als Solistin die Pianistin Alice Ripper mit Liszts glanzvoll gespieltem Es-Dur-Konzert. Die Pastorale wurde auch in dem Parallelzyklus des Tonkünstlerorchesters unter Lassalle eindrucksvoll zu Gehör gebracht; durch eine sehr sorgfältige Wiedergabe des G-Dur-Quartetts op. 18 machten sich die Herren Snoeck, Schoenemacker, van Praag und Niedermayr sehr verdient. — Die „Münchner" hatten an ihrem zweiten Kammermusikabend durch ihr mustergültiges Zusammenspiel wieder den größten Erfolg. In Brahms Streichsextett in B-Dur gesellten sich zu den Herren Kilian, Knauer, Vollnhals und Kiefer die Herren Meister und Döbereiner. Es folgte Beethovens op. 132 in eindrucksvollster Wiedergabe. — Gute Eindrücke bot das Konzert, welches Anna Alt mit ihrer Gesangsschule veranstaltete. In Liedern von Schubert und Brahms hinterließ Frau Alt ansehnliche Wirkung. Von ihren Schülern muß in erster Linie Theodor Dick genannt werden; er besitzt einen sehr schönen Baß, der auch die Tiefe mühelos erreicht. Zweifellos bedeutet Dick, ein junger Jurist, als Sänger eine Hoffnung. Ueber schönes stimmliches Material verfügen Luise Lehmann und Marie Damboer. Freundlichen Beifall erzielten auch die Damen Riegele und Dasler.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner Singakademie beging durch eine eindrucksvolle Gedenkfeier den 150. Geburtstag ihres einstigen Organisators und Leiters Karl Friedrich Zelter. Als schaffender Künstler ist er von geringerer Bedeutung gewesen wie als Lehrer und Dirigent. Einige Kompositionen zu Goetheschen Lyrik sind noch heute von unmittelbarer Wirkung. Der vertraute Briefwechsel mit Goethe, der sich auf einen Zeitraum von dreißig Jahren erstreckt, dokumentiert die bedeutende und vielseitige Persönlichkeit des Mannes, der als — Maurerlehrling seine Laufbahn begonnen hatte. — Der König von Württemberg ernannte den Hoftheaterintendanten Baron Putlitz zum Generalintendanten mit dem Prädikat Exzellenz. Die Stuttgarter Uraufführung von Otto Ernsts Schwank: „Tartüff, der Patriot" fand beim Publikum eine glänzende Aufnahme. Die Kritik urteilt nüchterner. Der dankbare Stoff, die Schilderung eines Gesinnungslumpen, wird in harmlos belustigender Weise behandelt. Burleske Späßchen gefielen dem allgemeinen Geschmack.

München. L. G. Oberlaender.

Die „Allgemeine Rundschau" ist außer im Abonnement ständig auch einzeln sofort nach Ausgabe regelmäßig erhältlich in der Herderschen Buchhandlung, Berlin W., Französische Straße 33a, Teleph. Ia 8239.

Digitized by Google

Aus ungedruckten Witzblättern.

Das schlechte Gewissen als Spekulationsobjekt.

Der Ruhm des Hauptmanns von Köpenick
Ließ Peter Ganter nicht schlafen.
Er operiert — kein schlechter Trick —
Mit Hasen, Böcken und Schafen.

Vierhunderttausend Bücher hieß
Der Wackere fleißig drucken,
Vierhunderttausend Seelen ließ
Er Warnungsbriefe schlucken.

Wer Dreck am Stecken hatt', sucht'
Das Buch sich schnell zu verschaffen,
Wenn er auch hinterher verflucht
Den Bluff und sich selbst als Laffen.

Die Polizei, sonst viel verhöhnt,
War diesmal sehr gerissen,
Der Schwindler „sitzt", und zürnend dröhnt
Die Rache der — — schlechten Gewissen.

Rigoletto.

Bundesgenosse Italiano.

Die Freundschaft bringt ihm kein Profit,
Drum macht der Signor nicht mehr mit,
Der Bruder Italiano,
Der traurige cumpano.

Die Treue schätzt er minimo:
Er übt sie nie, er red't bloß so;
Sie gilt dem Lazzaroni
Wie 'n Handvoll Makkaroni.

Er möchte ville, ville mehr!
Das ganz Tirolo muß ihm her.
Auch das langt nicht zum Ruhme:
Triest fehlt und Fiume.

Studenti, rabiati Depps,
Schrei'n unisoni mit der Plebs:
Wir wollen alles han, o,
Was parla italiano!

Mit gleichi furor mörderik
Ging's einst auf Negus Menelik:
Am Abbessyn'schen Hügel
Gab's ville, ville Prügel.

O, laßt der Austria ihr Teil,
Dann bleiben eure Knochen heil!
Tut lieber Dudlsack pfiffa
Und alte Messer schliffa!

Und muß was hin sein absolut,
Die großen frasi macht kaput!
Kaut Tobak, eßt Polenta
Und laßt das irridenta!

Ridens.

Aus einer süddeutschen Professoren-Gewerkschaft.

Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Juristen, Philosophen, Historiker und Mediziner genießen eo ipso größere Ellenbogenfreiheit als Theologen, denn jene sind in der Regel „voraussetzungslos", diese nicht. Die Zulässigkeit persönlicher Anzapfungen hängt zunächst von der Weltanschauung des Angreifers und des Widersachers ab. Den „Ultramontanen" ist der persönliche Angriff unbedingt verboten, gegen „Ultramontane" ebenso unbedingt erlaubt. Unter „Voraussetzungslosen" entscheidet lediglich die größere Schneid, und ob man's sich schweigend gefallen läßt. Von einer großen süddeutschen Universität erzählt man sich die drolligsten Geschichten, die den Vorzug haben, wahr zu sein. Ein Halbgott, der hoch über Völkern und Königen thront und „persönliche" Kritik aus dem Munde von „ultramontanen" Kollegen scharf verurteilt, ergeht sich vom Katheder herab in „Formen der Kritik", die etwa so ausschauen: „Fachkollege X hat auch ein Büchlein über Handelsrecht geschrieben; dieses ist aber mehr für Kommis und Handelsgehilfen geeignet als für Juristen." Oder mit einem scharfen Hieb gegen den Kollegen Y: „Es gibt Dozenten, die, obwohl nur romanistisch vorgeschult, auch germanistische Gebiete behandeln. Ich beschränke mich auf mein germanistisches Gebiet." X und Y lassen sich diese kaustisch-persönliche Kritik ruhig gefallen. Anders Kollege Z., der sich über gewisse Steckenpferde des Halbgottes vor versammeltem Kriegsvolk lustig macht. Solche „persönliche" Scherze tun natürlich der „Würde" der Universität und der Solidarität der „voraussetzungslosen" Professoren-Gewerkschaft keinen Abbruch. Käme es auf die „Gewerkschaft" allein an, so wären alle jene „Fremdkörper", die über der Wissenschaft noch ein Höheres anerkennen, längst von den Lehrstühlen ausgeschlossen. Aber es gibt auch noch Regierungen und Volksvertretungen, ja es gibt sogar höfische Titel, an die selbst das „voraussetzungsloseste" Herz sich hängt. Man dünkt sich erhaben über die Minister. Aber den „Ritter von" und den „Geheimrat" nimmt man aus ihrer Hand gerne entgegen.

Amarus.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Den vielen herben Enttäuschungen und trüben Ereignissen, denen das nunmehr zu Ende gehende Jahr in wirtschaftlicher und kommerzieller Hinsicht überall und nicht zuletzt bei uns ausgesetzt war, gleicht das Finale der letzten Dezemberhälfte. Man hofft allgemein in deutschen Kreisen, dass erst das kommende Jahr von den Massnahmen profitiert, die im Jahre 1908 an Erleichterungen sowohl von Staats- und Gesetzes wegen, wie auch durch private und usancielle Vorkehrungen zugunsten von Handel und industriellem Verkehr getroffen wurden. Den ersten und daher besten Nutzen hat ja bereits unser Geldmarkt von solchen Erwägungen gezogen. Das gewährte Scheckgesetz, die Banknotenumlauffrage und ferner die von den Grossbanken im Interesse der Gelderleichterung getroffenen Massnahmen erhöhen die derzeitige Fülle der monetären Situation. Man muss auf lange Zeit zurückgreifen, um analoge Geldsätze und Zinsraten in Deutschland bei Jahresschluss zu finden. — Nicht unerwähnt bleibt hier der Umstand, dass die Krisenzeiten des Vorjahres säuberlich mit vielen Misständen aufräumten. Diese Reinigung des Wirtschaftslebens wäre zweifellos wirkungsvoller gewesen, wenn nicht die Auslandspolitik und die innerpolitischen Verhältnisse sowohl bei uns als auch in Oesterreich Stoff zur Beunruhigung gegeben hätten. Momentan dürften diese Hauptsorgen — und es waren keineswegs geringe — als grösstenteils überwunden betrachtet werden. Diesem Kalkul wird offensichtlich von der Finanzwelt gehuldigt; denn die in Vorbereitung befindlichen grossen Auslandsanleihen, insbesondere die russische, würden sonst ad acta gelegt sein. — An den Börsen ist man ungeachtet verschiedentlicher günstiger Momente trotzdem eher zurückhaltend, was auch angesichts der Feiertage und des bevorstehenden Jahreswechsels nicht besonders befremdet. Im Zusammenhang damit steht eine neuerdings nervösere Marktentwicklung der Neuyorker Börse. Die etwas zuversichtlichen Meldungen vom Montangebiete, insbesonders über seriöse Bestrebungen zur Neubildung der alten Roheisen-Kartelle und -Verbände, verpufften wirkungslos. Ein Hauptinteresse wird trotz Fehlens irgendwelcher positiver Grundlagen neuerdings den deutschen Kolonialwerten zugewandt. Einführungen an den Börsen sind geplant und teilweise bereits genehmigt; ein offizieller Handel hierin soll etabliert werden. Ein besonderer reeller Wert, gestützt auf irgendwelche wirtschaftlichen Erfolge, ist diesen Effekten derzeit nicht beizumessen. Lediglich als Spekulations- und Spielobjekte, also ungeeignet für das Klein- und Sparpublikum, verdienen dieselben eine besondere allgemeine Interessenahme keineswegs. Weit interessanter ist die Wahrnehmung, dass die wichtigsten Schiffahrtsaktien, voraussichtlich in diesem Jahre ohne Verzinsung — dividendenlos — bleiben werden. Die gemeldete Unterstützung der Industrie durch den preussischen Bahnfiskus mittels vorzeitiger Vergebung von grossem Materialbedarf an Eisen hat viele ungünstige Tatsachen paralysiert.

M. Weber.

Die Nervenkrankheiten (Neurasthenie, Alkoholismus, Hysterie, Schlaflosigkeit usw.) von Dozent Dr. Johs. Finckh, 1. Assist.-Arzt der Psychiatr. Klinik in Tübingen. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. 1.20 M., eleg. geb. 2 M. Mit „Geisteskrank." zus. 3, geb. 4 M. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München.
„Diese vortreffliche Arbeit verdient die weiteste Verbreitung, und der belehrende Einfluß, den sie auf Kranke und Gesunde auszuüben geeignet ist, wird sehr wesentlich zur Einschränkung der Nervenkrankheiten beitragen."
„Blätter f. Volksgesundheitspflege". „Württemb. ärztl. Korr.-Blatt".
„Frankfurter Zeitung".

Weinkennern empfehle meine anerkannt vorzüglichen Tisch- u. Tafelweine von 70 ₰ an per Flasche.
Prinzip: Nur beste Qualitäten, billigste Preise.
Spezialhaus für Weine und Spirituosen
Jos. Wittmann, München, Christophstr. 9. Tel. 346.
Preisliste gratis und franko.

Gewerbehalle des Allgemeinen Gewerbevereins, Färbergraben Nr. 1½. Tel. 944. Permanente Ausstellung u. Verkaufshalle für solide bürgerliche Möbeleinrichtungen in jeder Stilart und Preislage sowie sämtl. gewerbl. Gebrauchsgegenstände. Besichtigung ohne Kaufzwang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 05602 7132

Digitized by Google